Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
LIBRARIES

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 045 072 190

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

23. Jahrgang

1917

Berlin-Schöneberg

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 23. Jahrgangs der „Hilfe“ 1917

Schriftleitung: Wilhelm Heile und Dr. Gertrud Bäumer

Mitarbeiter-Verzeichnis

Bab, Julius 28
Barteis, Dr. Gerhard 232
Bäumer, Dr. Gertrud . . . 42, 379
Bech, Hugo 364, 445
Beyer, Oskar 364
Boehm, Dr. M. H. 26, 155
Bratter, C. A. 549
Brockhausen, Prof. Dr. Karl, Regierungsrat 21
Bröger, Karl 233
Broßmer, Prof. Karl 326
Buck, Ludwig, Regierungsrat . . . 511
Putz, Fritz 691
Charmatz, Dr. Richard . . 5, 408, 688
Dietrich, Rudolf . . . 313, 396, 727
Diz, Arthur 313
Dominicus, Oberbürgermeister Alexander 7
Doormann, Prof. Dr. Karl, M. d. R. 125, 193, 279
Döring, Gertrud 488
Duensing, Berta 129
Eisenstein, Karl von 365
Engel, Rechtsanwalt Dr. 669
Eßlen, Prof. Dr. Joseph Bergfried 208, 226
Fallenberg, Generalsekretär 235. 157
Findeisen, Kurt Arnold 130
Fischer, Johannes, Parteisekretär, Landtagsabg. 702
Franke, Hans 31
Gallwitz, G. D. 212, 496, 514, 618, 654, 726
Gothein, Georg, M. d. R. 54, 121, 289, 390, 686, 748
Göhre, Paul, M. d. R. 372
Goetz, Prof. Dr. Walter, Geh. Hofrat 628
Haebler, Rolf Gustaf 362
Hahn, Leonhardt . . . 248, 350, 669
Hallier, Rechtsanwalt Dr. Eduard . 62
Haese, Direktor 414, 444
Hashagen, Prof. Dr. Justus . . 482
Haupt, Prof. Dr. Hermann, Geh. Hofrat 643
Heile, Wilhelm 72, 88, 104, 153, 168, 189, 221, 241, 321, 336, 370, 495, 436, 577, 602, 612, 635, 652, 676, 733
Hein, Alfred 44
Heine, Helene 263
Hermann, Alexander 111
Herz, Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig 109, 126, 717
Heuß, Dr. Theodor 166, 281, 392, 630
Hickmann, Gymnasial-Oberlehrer Hugo 195
Hoff, Ferdinand, M. d. R. u. d. A. 138, 205
Holdermann, Dekan Fr. . . . 597
Israel, Gertrud 513, 526
Joachimi-Dege, Frau Dr. 617, 644, 667
Junguickel, Max 113, 481
Karstädt, Dr. Otto 470
Kleels, Arbeitersekretär Fr. . . . 360
Koch, Oberlehrer Prof. Otto, M. d. L. 677
Kötschke, Pastor a. D. Hermann . . 357
Kunze, Dr. M. A. 148
Lachmann, Dr. jur. Eduard 692, 711, 719
Lauterberg, A. 92
Lehmann, Pfarrer Dr. E. . . 296, 522
Lewin, Bruno 361
Leyen, Wirkl. Geh. Rat A. v. d. . . 171
Luebeck, Dr. Julius 527
Mahr, Hauptmann Peter . . 177, 197
Maier, Gerichtsassessor Dr. Hans 243, 483
Mangoldt, Dr. K. v. 90
May, R. E. 393, 412, 424
Meinecke, Prof. Dr. Friedr., Geh. Reg.-Rat 700
Meißner, Dr. E. 442
Meyer-Benfey, Dr. Heinrich . . 60
Migge, Leberecht, Architekt . . . 328
Mil, F. 727
Miles 96, 178, 347
Mombert, Prof. Dr. Paul 310, 323, 420, 440
Moering, Pfarrer Ernst . . . 459
Moser, Dr. Hans Joachim 114
Müllenhoff, Emma 348
Müller, Pfarrer Hans 524
Mutheflius, Karl, Schulrat, Seminardirektor 61
Nathan, Dr. Paul 547
Naumann, Dr. Friedrich, M. d. R. 4, 20, 28, 35, 52, 69, 120, 136, 152, 205, 223, 239, 240, 288, 304, 320, 338, 341, 356, 453, 468, 480, 520, 537, 544, 560, 576, 589, 600, 603, 613, 631, 637, 641, 653, 660, 665, 684, 716, 724, 732, 747
Obst, Prof. Dr. Erich 454
Oppenheimer, Prof. Dr. Franz . 718
Ostwald, Hans 175, 381, 500
Pachnicke, Dr. Hermann, M. d. R. . 74
Pannonicus 36, 577
Piper, Anna 231, 473
Potthoff, Dr. Heinz 12, 157, 293, 453, 521, 563, 676
Rein, Dr. Adolf 601
Rick, Karl 214, 305, 529
Riedel, Generalsekretär Oswald 427, 710
Riegelsberger, Prof. J. 506
Rieth, Rudolf 487
Ritter, Aemil 98
Rohrbach, Dr. Paul 190, 204, 256, 376, 388, 407, 438, 496, 504, 582, 703, 707, 725, 750
Rotermund, Kreisschulinspektor H. 245
Rothbarth, Dr. Margarete 474, 550, 566
Ruseler, Rektor Georg 545
Schaefer, Oberlehrer Dr. A. W. . . 395
Schairer, Dr. Erich . . . 261, 497, 590
Schloßmann, Prof. Dr. 13
Schmidt, Axel 192
Schotte, Dr. Walter 23, 40, 78, 147, 258, 339, 410, 472, 485, 564, 679
Schremmer, Lehrer Wilhelm . . 262
Schubring, Prof. Dr. Paul 160, 176, 345, 380, 690
Schultz, Wolfgang Max . . 56, 58, 79
Schulze-Gaevernitz, Geh. Rat Prof. Dr. v. 243
Smissen, Leutnant Gilbert von der 238
Spranger, Prof. Dr. Eduard 126, 144, 159
Stern, Fritz 662
Stolze, Alfred 528
Sutter, Dipl.-Ing. Otto Ernst 248, 309, 484
Teutenberg, Adolf 43
Tönnies, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ferd. 661
Tränckner, Oberlehrer Chr. . . . 161
Traub, Dr. Gottfried, M. d. A. 14, 31, 45, 63, 83, 97, 114, 131, 146, 161, 180, 198, 214, 230, 233, 249, 266, 283, 298, 314, 331, 350, 366, 383, 397, 415, 446, 460, 475, 487, 499, 515, 530, 553, 570, 622, 669
Turel, Cand. phil. Adrian 615
Vegesack, D. von 456
Vogt, Prof. Dr. Ernst 457
Voigt-Diederichs, Helene 93, 568, 579, 591, 606, 620, 737
Wallemath, Kuno 228, 538
Walter, Robert 306
Weber, Prof. Dr. Max . . . 272, 709
Wilbrandt, Prof. Dr. Robert 141, 584, 640
Wirminghaus, Else 488
Zimmer, Lehrer Fritz Alfred . . . 580

Digitized by Google

The University of Iowa

Sach-Register

Auswärtige Politik

Kriegschronik und Heimatchronik.
Von Naumann und Gertrud Bäumer.
In jeder Nummer.

Aufsätze zum Kriege

Krieg und Friede und die deutsche Politik.
Warum wird weitergekämpft (Naumann) . . . 20
Das Kriegsziel (Brockhausen) 21
Mitteleuropa und deutsche Weltpolitik (Naumann) 28
Die Schicksalsstunde (Heile) 88
Ostseegedanken (Naumann) 120
Die Friedensformel (Naumann) . . . 320
Die Friedenspolitik der Sozialdemokratie (Heile und Göhre) 370
Auf dem Wege zum Frieden (Heile) . 405
Die Demokratie als Friedensziel (Heile) 436
Die Friedensformel (Naumann) . . . 480
Die Ostsee und das nordische Problem im Weltkriege (Rohrbach) 496
Zur Friedensfrage (Naumann) . . . 537
Der Wirtschaftsfriede (Naumann) 544, 560
An einen alten Nationalsozialen (Naumann) 576
Die Hetze gegen den Reichstag (Heile) 577
Offener Brief an den Herausgeber der „Hilfe“ (Rein) 601
Vom deutschen Frieden (Heile) . . . 602
Fürs Vaterland (Heile) 612
Der Reichstag und der Friede (Goetz) 628
Regierung und Reichstag (Heile) . . 636
Die Aussichten des U-Boot-Krieges (Gothein) 686
Vaterlandspartei und deutsche Politik (Meinecke) 700
Unsere Gegenrechnung (Fischer) . . . 702
Jerusalem (Naumann) 732
Prinz Max (Naumann) 747
Unser russisches Spiel (Rohrbach) . . 750
Protestantische Sorgen (Gothein) . . 748

Weltfriedensfragen

Weltfriedenspläne (Naumann) 69
Weltfriede und Pazifismus (Schotte) . 339
Die volkswirtschaftlichen Grundlagen der Friedensbewegung (Gothein) . 390
Völkerrechtsgeist (Potthoff) 453
Das Selbstbestimmungsrecht der Völker und das Mehrheitsprinzip (Herz) . 717

Mitteleuropa

Der Ministerwechsel in der Habsburger Monarchie (R. Charmatz-Wien) . . 5
Mitteleuropa und deutsche Weltpolitik, Allgemeine Leitsätze (Naumann) . 28
Zur ungarischen Königsfrage (Pannonicus) 36
Die wirtschaftliche Annäherung der Mittelmächte (Schotte) 40
Ein größeres Oesterreich (Schotte) . . 73
Polnische Schwierigkeiten (Naumann) 136
Polnisches Tagebuch (Naumann) 205, 223
Der Notschrei Flanderns (v. Schulze-Gaevernitz) 243
Zollverein oder „Heimatpolitik“ (Schotte) 258
Mitteleuropäische Wasserstraßenpolitik (Sutter) 309
Beamtentum und Familie in Bulgarien (Diz) 313
Mitteleuropa und die ungarische Krise (Pannonicus) 377
Oesterreichische und ungarische Politik (Charmatz) 408
Polen, ein Nationalstaat oder ein Nationalitätenstaat? (Schotte) . . 410
Die österreichisch-polnische Lösung (Naumann) 684
Die deutsch-österreichische Sozialdemokratie (Charmatz) 688

Krieg und Friede und die Entente

a) Die Westmächte

Französische Trugbilder (Naumann) . . 4
Das Kriegsziel (Brockhausen) . . . 21
Wilsons Kriegserklärung (Naumann) . 239
Griechenland (Rohrbach) 407
Monroelehre und Imperialismus (J. Hashagen) 482
Die Kriegsziele der Entente (Rohrbach) 504
Die Stellung Japans im Weltkriege (J. Riegelsberger) 506
Wilsons Antwort (Rohrbach) 562
England in französischer Schätzung (Tönnies) 661

b) Rußland

Maximalisten-Friede (Rohrbach) . . . 725
Die deutsche Sozialdemokratie und Rußland (Rohrbach) 388
Sonderfriede? (Rohrbach) 438
Politisch-geographische Bemerkungen über einen Frieden mit Rußland (Obst) 454
Rückenfreiheit nach Osten (Rohrbach) 707

Die inneren Kämpfe in Rußland

„Deutsche Umtriebe“ in Rußland (Lauerberg) 92
Rußlands ergiebigste Kraftquelle (Hermann) 111
Die Krisis im Osten (Rohrbach) . . . 190
Die russische Revolution (Schmidt) . . 192
Die Lage in Rußland (Rohrbach) . . 204
Die Entwicklung der Dinge in Rußland (Rohrbach) 256
Rußlands Uebergang zur Scheindemokratie (Weber) 272
Schewtschenko, der Erwecker der Ukraine (Rohrbach) 376
Die agrarpolitischen Folgen der russischen Revolution (von Vegesack) . 456

Begleiterscheinungen des Krieges

Freiheit und Gefahr im Völkerleben (Schotte) 23
Chinesentum, Europäismus und Weltkrieg (Boehm) 26
Stellung und Zukunft des deutschen Elements in Amerika (Schultz) 33, 58, 79
Maeterlincks Kriegsbuch (Meyer-Benfey) 69
Vom Wechseleinfluß der kriegführenden Völker (Boehm) 155
Welthungersnot (Gothein) 289
Der Redekampf im Weltkrieg (E. Lehmann) 522
Die Wirtschaftslage und Lebensmittelteuerung des Auslandes (J. Luebeck) 527
Der Prozeß Hone und die Unterdrückung der Freiheit in England (Bratter) 543
Der Freiheitsmaulkorb (Nathan) . . . 547

Wiederaufbau des Wirtschaftslebens nach dem Kriege

Die Tilgung der Kriegsschuld (Gothein) 54
Unsere Fettversorgung in und nach dem Kriege (Herz) 109
Am Tage der Heimkehr (Wilbrandt) 141
Reichsunterstützung für den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte (Waltemath) 528
Ein Produktionsprogramm für den Tag der Heimkehr (Wilbrandt) . . 584
Die deutsche Volkswirtschaft nach dem Kriege (Wilbrandt) 640

Digitized by Google

Innere Politik

Verfassungsreform

Der deutsche Volksstaat (Naumann) . . 52
Preußische Politik (Bachnicke) 74
Neuorientierung (Herz) 126
Volkspolitik (Naumann) 152
Preußisches oder Deutsches Reich? (Heile) 168
Der Kanzler und das deutsche Volk (Heile) 189
Auf dem Wege zum neuen Deutschland (Heile) 221
Das deutsche Volk und die Freiheit (Waltemath) 228
Ostern in Preußen (Naumann) . . . 240
Der deutsche Volksstaat (Heile) . . . 241
Preußische Verfassungsfragen (Naumann) 288
Neuorientierung und Arbeitsrecht (Potthoff) 293
Die Verfassungsarbeit des Reichstages (Heile) 321
Auf dem Wege zum Parlamentarismus (Heile) 336
Ein politisches Volk (Naumann) . . . 304
Innere Politik (Naumann) 341
Die Monarchie im Kriege (Naumann) . 356
Die Neuorientierung und die Frauen (Bäumer) 379
Demokratie als Friedensziel (Heile) . . 436
Reichstagsmehrheit (Naumann) . . . 453
Armenunterstützungen und Wahlrecht (H. Maier) 483
Gespräch mit einem politischen Einsiedler (Ruseler) 545
Die Hetze gegen den Reichstag (Heile) 577
Fürs Vaterland (Heile) 612
Parlamentarisierung und staatsbürgerliche Einzelverantwortlichkeit (Turel) 615
Reichstag und Bundesrat (Heuß) . . . 630
Regierung und Reichstag (Heile) . . . 636
Reichstagsrede (Naumann) 637
Das Zweiparteiensystem (Naumann) . 660
Die neue Regierung (Heile) 676
Zur Reform der sächsischen Ersten Kammer (Koch) 677
Der deutsche Volksstaat (Schotte) . . 679
Vaterlandspartei und deutsche Politik (Meinecke) 700
Das Reichstagswahlrecht für Preußen (Weber) 709
Das alte Preußen und das neue Deutschland (Heile) 733
Ist der Bundesrat Rat oder Regierung? (Rosenstock) 735
Die Ueberklugen (Naumann) 724

Allgemeines, Parteipolitisches und Persönliches

Kommunalpolitik im Kriege (Dominicus) 7
Neue Frauenfeindschaft (Bab) 28
Unsere Väter (Naumann) 35
Geist aus dem Krieg (Bäumer) . . . 42
Vaterländische Hilfsdienstpflicht der Jugend (Hallier) 62
Von der Sekte zur Volkspartei (Heile) . 72
Abschied von Marx (Heuß) 106
Der vaterländische Hilfsdienst (Gothein) 121
Gedanken über Organisation (Spranger) 128, 144, 159
Die neue Richtung der Beamtenpolitik (Falkenberg) 157
Der Kanzler und das deutsche Volk (Heile) 189
Zum Gedächtnis von Caspar René Gregory (Lehmann) 298
Volkstum und Heimat als Grundlagen der Wehrerziehung (Broßmer) . . 326
Rudolf Sohm (Naumann) 338
Payer (Heuß) 392
Der Preußentag der Fortschrittlichen Volkspartei 397
v. Bethmann Hollweg (Naumann) . . 468
Der neue Reichskanzler (Michaelis) (Naumann) 520
Reichstagsrede (Naumann) 637
Die Sozialdemokratie auf neuen Wegen. Und wir? (Heile) 652
Vaterlandspartei und deutsche Politik (Meinecke) 700
Zum Gedächtnis Adolph Wagners (Rohrbach) 709
Der Friedenskanzler (Hertling) (Naumann) 716
Zur Soziologie der Zensur (Oppenheimer) 718
Volksbund für Freiheit und Vaterland

Finanz- und Wirtschaftspolitisches

Die Tilgung der Kriegsschuld (Gothein) 54
Der Pflichtteil des Reiches (Heile) . . 104
Die silbernen Kugeln (Heile) 153
Eisenbahnsteuern und Reichsbahngedanke (Doormann) 125
Die Reichseisenbahnfrage (v. d. Leyen) 171
Kein Bruch mit unserer Goldwährung (Doormann) 193
Mit Verlaub, Herr Nachbar (Sutter) . 248
Gemeinwirtschaft im Anzeigenwesen (Schairer) 261
Geldgewinn und Gemeinwirtschaft (Schairer) 497
Kriegsanleihe und Kriegssteuer (H. Potthoff) 521
Der Gedanke der Gemeinwirtschaft in der deutschen Vergangenheit (Schotte) 564
Die „Ala" (Schairer) 590

Volksernährung im Kriege

Unsere Fettversorgung in und nach dem Kriege (Herz) 109
Der Ausgleich zwischen den Preisen der tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel (Hoff) 138
Die Grundlagen unserer Volksernährungspolitik im Kriege (Eßlen) . 208, 226
Sind wir allein die Schuldigen? (Rotermund) 245
Stadt und Land (Schremmer) 262
Kann die erhöhte Fleischration dauernd gegeben werden? (Hoff) 305
Verteilungs- und Erzeugungszwang in der französischen Revolution (O. Karstädt) 470
Die Grundlage der Kriegsernährung in Deutschland und England (May) 393, 412, 424
Volksernährung und Nährdienstpflicht (Potthoff) 563

Sozialpolitisches

Und hätte der Liebe nicht (Potthoff) . 12
Die Lues des Wirtschaftslebens (Potthoff) 157
Die Neuorganisation des Handwerks (Kleis) 360
Ein Weg zur Lösung des Arbeitslosenproblems (Lewin) 361
Arbeitsrecht (O. Riebel) 427
Angestelltenversicherung und Invalidenversicherung (G. Israel) . . . 513, 526
Die sozialpolitische Bedeutung des Taylorsystems (Stern) 662
Der Zusammenschluß der Privatangestellten (Potthoff) 678
Arbeitskammern (Riebel) 710

Wohnungsfürsorge

Der preußische Wohnungsgesetzentwurf (v. Mangoldt) 90
Kein Häfsung (Ritter) 98
Die Krankenkassen und das Kleinwohnungswesen (Ostwald) 175
Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute (Maier) 248
Unser Kriegsgarten (Ostwald) 381
Zwei wichtige Kleingartenbaufragen (O. E. Sutter) 481
Wohnungseinrichtung für Kriegsgetraute (E. Wirminghaus) 488
Kriegsinvaliden als Siedler (Ostwald) 500
Bevölkerungspolitik und Wohnungsfürsorge (Kötschke) 357

Kirche und Schule

Der deutsche Protestantismus und die Aufhebung des Jesuitengesetzes (F. Holdermann) 507
Akademische Zukunftssorgen (E. Vogt) 457
Der Reichskirchengedanke (H. Mülter) 524
Aufstieg der Tüchtigsten oder —? (Joachimi-Dege) . . . 617, 644, 667

Bevölkerungspolitik

Der Kernpunkt des Heilplans gegen den Geburtenrückgang (Schloßmann) 13
Die Bevölkerungsbewegung in Deutschland während des Weltkrieges (Doormann) 279
Ein Vorschlag zur Bevölkerungspolitik (H. F.) 294
Eheschließungen und Volkswachstum (Mombert) 310, 323
Bevölkerungspolitik und Wohnungsfürsorge (Kötschke) 357
Staat, Krieg und Volkswachstum in Geschichte und Gegenwart (P. Mombert) 420, 440
Kinderprivileg und Erbschaftssteuer (P. Buck) 511
Eine neue Form der Geburtsurkunde? (Engel) 689

Soziale Bewegung

Allgemeines

Hilfsausschüsse zur Pflege sozialer Gesinnung 15
Ein denkwürdiger Tag 15
Verdiente Anerkennung 32
Bravo, Schwerindustrie 32
Die kaufmännische Stellenvermittlung . 47
Gewerkschaften und durchgehende Arbeitszeit 84
Die Zerreißung der Sozialdemokratie . 115
Sie leben noch immer 131
Erfahrungen mit dem Sparzwang für Jugendliche 132
Vertrauen gegen Vertrauen 147
Keine Aenderung des preußischen Gesinderechts 162
Zwangsanordnung der durchgehenden Arbeitszeit 162
Reichskanzler und Arbeiterschaft . . . 215
Eine Probe aufs Exempel 234

Digitized by Google

Die Arbeitskämpfe im Deutschen Reiche 1916 250
Der Ausbau des öffentlichen Arbeitsnachweiswesens 283
Alte Arbeiter 314
Fortführung der Sozialpolitik . . . 314
Vom Sparzwang für Jugendliche . . 314
Kriegspreise für Lebensmittel . . . 332
Namensänderung 332
Erhöhung der Einkommensgrenze in der Krankenversicherung 399
Nachtarbeit in den Bäckereien . . . 431
Ein sozialpolitisches Preisausschreiben . 431
Eine zeitgemäße Kundgebung . . . 446
Eine Lücke im Hilfsdienstgesetz . . . 447
Militärverwaltung und Sozialpolitik . 462
Löhne der Kriegsgefangenen in Deutschland 476
Die deutschen Sparkassen im Jahre 1916 . 462
Der Kaiser und die sozialdemokratische Arbeiterschaft 490
Es geht vorwärts 491
Der neue Reichskanzler und die Sozialpolitik 516
Gegner der Tarifbewegung 530
Gemeinnützige Vermögensanlage . . 530
Sozialpolitik als deutsches Werbemittel im Kriege 540
Die Gewerkschaftspresse zum Rücktritt des Generalleutnants Groener vom Kriegsamt 571
Eine Streikwarnung 571
Zusammenschluß der Interessenverbände 571
Arbeiterbildungsbestrebungen im Weltkriege! 580
Die Offensive der Rückschrittler . . . 592
Die Lohnkämpfe des Jahres 1916 . . 607
„Sardienst" 607
Ueber rationelle Ausnutzung der Arbeitskraft 622
Verständige Arbeitsnachweispolitik . . 647
Der erste Arbeitervertreter im Preußischen Herrenhaus 680
Wachsende Arbeiterpolitik 694
Notwendige Lohnerhöhungen 695
Graf Hertling und die Arbeiterwünsche 701
Heilwerkstätten für Arbeiterinvaliden . 712
Dr. Arthur Schulz † 720
Nach Schwanders Rücktritt 723
Rücksichtslich in jedem Betracht . . . 728

Gewerkschaftsbewegung

Der neue Gewerkschaftsgeist 39
Die parlamentarische Vertretung der deutschen Gewerkvereine 131
Kriegsleistungen der Arbeiterorganisationen 148
Die Geschlossenheit aller Arbeiterorganisationen 180
Die Gewerkschaftsverbände und der preußische Landwirtschaftsminister . 180
Die deutschen Gewerkschaften im Kriege 131
Der neue Geist im deutschen Gewerkschaftsleben 162
Die Zurücksetzung der Gelben 199
Der politische Wille der deutschen Gewerkvereine 215
Gewerkschaftliche Zersplitterungsversuche 283
Munitionsarbeiterstreik und Gewerkschaftsorganisationen 351
Christliche Gewerkschaftsbestrebungen . 351
Ein internationaler Gewerkschaftskongreß im Weltkriege 367
Internationaler Gewerkschaftskongreß und bürgerliche Sozialreform . . . 383
Karl Grünberg † 383
Der internationale Gewerkschaftskongreß in Stockholm geplatzt 399
Der Verband der deutschen Gewerkvereine 417
Die Spaltungsgefahr in den sozialdemokratischen Gewerkschaftsverbänden 475
Ueber 60 Millionen Mark gewerkschaftliche Unterstützungen 490
Eine bedeutsame Gewerkschaftsstimme zur neuen Reichspolitik 500
Die Gewerkschaften und der Kanzlerwechsel 515
Das Krafttheaterunwesen der gelben Gewerkschaften 598
Die Gewerkschaften im Kriege . . . 646
Die deutschen Gewerkvereine gegen die „Deutsche Vaterlandspartei" . . . 669
Gewerkschaftliche Zersplitterungsarbeit . 669
Der mißlungene internationale Gewerkschaftskongreß 609
Die deutschen Gewerkschaften im dritten Kriegsjahr 670
Die „wirtschaftsfriedlichen" Arbeitervereine 694
Gewerkschaftliche Einheitsfront . . . 743

Arbeitsrecht

Sozialpolitische Vorbereitung der Neuorientierung 64
Vom Reichsamt für Sozialpolitik . . . 131
Beseitigung des § 153 der Gewerbeordnung 350
Der Erpressungsparagraph im Wirtschaftskampfe 490
Auf dem Wege zum Reichseinigungsamt 491
Wo bleibt das deutsche Arbeitsrecht . . 516
Das neue Reichsamt für Sozialpolitik 540
Obligatorische Arbeiterausschüsse und Schlichtungsstellen nach dem Kriege 571
Notwendiger Arbeiterschutz 623
Fortschrittl. Volkspartei und Arbeitskammergesetz 712
Ein neuer Arbeitskammergesetzentwurf 251
Arbeitskammern u. Kaufmannskammern 743

Kriegsfürsorge

Kriegsleistungen der Arbeiterorganisationen 148
Kriegsfürsorgemaßnahmen der Ortskrankenkassen 163
Das Recht reklamierter Arbeiterkrieger 180
Kriegshilfe der Krankenkassen 234
Fürsorge für kinderreiche Familien . . 234
Ein Verband wirtschaftlicher Vereinigungen Kriegsbeschädigter für das Deutsche Reich 299
Ein Bund der Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigten 399
Soziale Fürsorge im Kriege 417
Darlehen für Kriegsbeschädigte . . . 646
Eine wesentliche Erhöhung der Familienunterstützung 670

Uebergangswirtschaft und Sozialpolitik nach dem Kriege

Gewerkschaftliche Forderungen für die Uebergangswirtschaft 267
Gesichertes Existenzminimum für Arbeiter nach dem Kriege 399
Gewerkschaftswünsche für die künftige Friedenswirtschaft 462
Reichsregierung und künftige Sozialpolitik 630
Wiederaufbau des kriegsbeschädigten Mittelstandes 670
Konsumvereine und Uebergangswirtschaft 694

Wohnungsfürsorge

Fürsorge für Kleinwohnungsbau . . . 32
Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien 84
Neue Aufgaben der Wohnungsreform 332
Schutz der Mieter 384
Kräftige Förderung der Wohnungsreform 447
Mieteinigungsämter mit gesetzlichen Befugnissen 530
Sparsamkeitsbestrebung im Siedelungsbauwesen 531
Eine Riesenfundgrube für Wohnungsreform 669
Eine Auskunftsstelle für Ansiedelungswesen 695

Konsumvereins- und Genossenschaftswesen

Die deutschen Genossenschaften im Kriege 98
Förderung des Genossenschaftswesens . 181
Beamtenkonsumvereine im Kriege . . 181
Landwirtschaftliches Genossenschaftswesen in Deutschland 234
Wachsende Eigenerzeugung der Konsumvereine 399
Krieg und Konsumvereine 447
Großhandel und Genossenschaften . . 462
Konsumgenossenschaftlicher Aufschwung 571
Das Genossenschaftswesen im Kriege . 593
Ein Normalstatut für Konsumvereine . 622
Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen 646
Konsumvereine und Uebergangswirtschaft 694

Mittelstandsfragen

Die privaten Handelsschulen 162
7-Uhr-Ladenschluß während der Sommerzeit 299
Mehr Verständnis für die Lage des Kleinhandels 314
Die Zukunft des Handwerks 315
Gegen einen dauernden 7-Uhr-Ladenschluß 350
Neue Bedingungen kaufmännischer Lehrlingsausbildung 554
Wiederaufbau des kriegsgeschädigten Mittelstandes 670

Die Arbeitgeber

Die deutschen Arbeitgeberverbände . . 45
Arbeitgeber und Hilfsdienstgesetz . . 45
Kapitalkräftigeres Unternehmertum, geschwächte Arbeiterschaft 46
Veraltete Unternehmertaktik 99
Arbeitgeber und Gelbe 99
Der Staat als Arbeitgeber im Kriege . 99
Vorbildliche Zusammenarbeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern . . 132
Fachlicher Arbeitgeberkurs 332
Arbeitgeberzusammenschluß 383

Die Privatangestellten

Kaufmännische Angestellte und Hilfsdienstgesetz 45
Angestellte und Arbeiter 46
Trost für Handlungsgehilfen 64
Vorbildliche Angestelltenfürsorge . . . 163
Privatangestellte und Teuerungszulagen 234
Privatangestellte und vaterländisches Hilfsdienstgesetz 250
Privatangestelltenwünsche 283
Verschmelzung der Technikerverbände . 431
Gehaltsbewegung der Bankbeamten . 580
Die Freizügigkeit der Bankbeamten . 670

Landarbeiter

Landarbeiterfragen nach dem Kriege . 215
Eine gemeinsame Tagung der Landarbeiterverbände 491
Erweiterung der Landarbeiterrechte nach dem Kriege 622

Beamte und Staatsarbeiter

Eine Arbeitsgemeinschaft der mittleren Beamten 45
Beamtenkonsumvereine im Kriege . . 181
Beamten- und Staatsarbeiterrechte . 351
Ein Erfolg der Eisenbahnerorganisation 490
Krankenversicherung der Beamten und Lehrer 554
Der Organisationstrieb und die Beamten 647
Beamtenfürsorge im Krieg 670
Organisationskraft bei den Staatsarbeitern 712

Die Frau in der Berufsarbeit

Die jüngste weibliche Gewerkschaft . . 46
Der erste Streik weiblicher Ersatzkräfte 64
Organisationsabneigung der Frauen . 234
Eine Frau als Regierungsvertreterin . 251
Warnung vor Neugründung von sozialen Frauenschulen 267
Zunahme der gewerblichen Frauenarbeit 267
Eine Organisation der Eisenbahnerinnen 314
Arbeitszunahme und Verdienst der Frauen und Jugendlichen 350
Die Frau in der gewerkschaftlichen Organisation 490
Die weiblichen Angestellten nach Friedensschluß 491
Anerkennung der Frauenarbeit . . . 555
Eine Frau als Professor für Sozialpolitik 695

Literarischer Teil

Geschichte, Ethik, Religion u. a.

Geist aus dem Krieg (Bäumer) . . . 42
Die Thermopylen und Salamis (Schubring) 176
Die tiefste Kraft des deutschen Aufstiegs (Mahr) 177, 197
Samarra (Schubring) 380
Menschenmaterial (Schaefer) 395
Krieg und Volkskunde (Rothbarth) 550, 566
Das Wartburgfest vom 18. und 19. Oktober 1817 (Haupt). 643
Alexander (Schubring) 690
Die Freiheit Luthers (Naumann) 589, 600, 613, 631, 641, 653, 665
Religion weither (Gallwitz) 726
Weihnachtliche Mächte (Bäumer) . . 736

Musik und Literatur

Friedrich Kayßler (Schotte) 147
Falsche Volkstümlichkeit (Gallwitz) . . 212
Gundolfs Goethe (Heuß) 281
Busoni und Pfitzner (Gallwitz) 498, 514
Theodor Storm (Zimmer) 580
Theodor Storm in der Gegenwart (Gallwitz) 618
Luthers Musica (Gallwitz) 654

Bildende Kunst

Die Walhalla bei Regensburg (Schubring) 160
Gedanken zur Kriegskunst (Heine) . . 263
Die Vorbildung unserer Künstler (Schubring) 345
Erinnerung an Steinhausen (Beyer) . 364
Individualismus und Stilbildung in der neudeutschen angewandten Kunst (Meißner) 442
Max Liebermann (Schotte) 472
Käthe Kollwitz (Schotte) 485

Erzählungen, Skizzen usw.

Von der Kindesseele (Mutheſius) . . 81
Die Uhr (Voigt-Diederichs) 93
Kriegskinder (Duensing) 129
Neuer Totenkult (Migge) 328
Ueber Raum und Zeit (Rick) 365
Der Dorfjunge in den Flegeljahren (Haese) 414, 444
Glockensagen und Glockenbrauch (M. Rothbarth) 474
Die Schwiegertochter (Voigt-Diederichs) 568 579, 591, 606, 620
Die ferne nahe Heimat (Butz) . . . 691
Im fünften Krieg (Voigt-Dietrichs) . . 737

Kriegserlebnisse und ähnliches

Ein flämisches Kriegstagebuch (Teutenberg) 43
Ueber die Erhaltung des Alten (Miles) 96
Mein Bursche (Miles) 178
Leuchten (Miles) 347
Kriegsanleihe auf dem Dorf (Piper) . 231
Aus der Sommeschlacht (Bartels) . . 232
Bezschoote (von der Smissen gefallen 15. 5. 1915) 233
Bei der Bagage (Bech) 364
Brief aus dem Felde (H. Bech) . . . 445
Was wir in russischer Gefangenschaft vom Kriege wußten (E. Moering) . 459
Gefangenenzug (R. Rieth) 487
Auf Posten in der Munitionsfabrik (A. Stolze) 528
Gottesdienst im Hauptquartier . . . 529
Besuch an der Front (Naumann) . . 603
Rumänische Streife (Lachmann) 692, 711, 719, 739

Gedichte

Der Sterbende (Franke) 31
Soldatentod (Hein) 44
Bei uns daheim (Jungnickel) 113
„Vom Durchhalten" (Moser) 114
Gold und Silber hätt' ich gern (Findeisen) 130
Der Tempel (Kuntze) 146
Deutscher Glaube (Tränckner) 161
Amor fati (Hickmann) 195
Huldigung (Rick) 214
Kinderhaar (Bröger) 233
Der Führer (Hahn) 248
Im Vorstadtfriedhof (Dietrich) . . . 313
Die eiserne Lerche (Haebler) 362
Ginsterblüten (Müllenhoff) 348
Die jungen Krieger (Hahn) 350
Dem Frühling zu (v. Eisenstein) . . 365
Polnische Volkslieder (Walter) . . . 366
Felderweg (Dietrich) 396
Der Frühlingssoldat (M. Jungnickel) . 461
Warum? (A. Piper) 473
Kämpfer (G. Döring) 488
Der verlassene Graben (K. Rick) . . 529
Der Sonnenuntergang des Zeitalters (Rabindranath Tagore) 553
Soldaten (Hahn) 669
Wintermärchen (Dietrich) 727
Bitte (Mil) 727
Hirtenlied (Beate Bonus) 742
Denn die Donner wecken (Sternberg) . 742

Traubs Andachten

Lieber Friede 14
Die Schaffnerin 31
Die Stefanskrone 45
Die Qual 63
Stufen 83
Die Entscheidung 97
Ausdruck 114
Schutz 131
Flügel 146
Frau Kupfer 161
Zeppelin 180
Die höchste Höhe 198
Ein leerer Tag 214
Christentum und Krieg 230
Osterkraft 233
Gutes Rezept 249
Arras 266
Schwäche 283
Kinderstube 298
Maienfahrt 314
Geschichtschreiber 331
Ein Juwel 350
Glück 366
Selbstgefühl 383
Jugend 397
Verhängnis 415
Menschenkenntnis 446
Standhaftigkeit 460
Das Eine 475
Jugend 487
Ins vierte Kriegsjahr 499
Kriegsgefangen 515
Die Glut 530
Tränen 553
Alte Sitte 570
Scheiding 622
Luther 639

Digitized by Google

Digitized by Google

4. Januar 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., am Zeitungsschalter der Postämter 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Einzelheft 30 Pfg.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 1

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Französische Trugbilder. — **Dr. Richard Charmatz-Wien:** Der Ministerwechsel in der Habsburgermonarchie. — **Oberbürgermeister Dominicus:** Kommunalpolitik im Kriege. — **Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.:** ... Und hätte der Liebe nicht . . .! — **Stabsarzt Prof. Dr. Arthur Schloßmann:** Der Kernpunkt des Heilplanes gegen den Geburtenrückgang. — **Gottfried Traub:** Lieber Friede. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Freitag, 22. Dezember.

Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow hat sich einige Tage in Berlin aufgehalten. Er sagte über die rumänischen Vorräte: Wir Bulgaren brauchen aus Rumänien nur Salz, Petroleum, Benzin und Benzol, aber keinerlei Lebensmittel, so daß wir in diesem Punkte unsere Bundesgenossen bezüglich der rumänischen Vorräte entlasten können. Ueber den Deutschen Kaiser bemerkte er: Zu wiederholten Malen hatte ich den Vorzug, den Deutschen Kaiser zu sehen und seine Frische zu bewundern. Sein Aussehen fand ich diesmal ausgezeichnet und seine Stimmung voller Zuversicht. Deutschlands Treue für seine Verbündeten ist ebenso echt, wie Deutschlands Macht für seine Feinde verhängnisvoll ist.

In Italien beklagt man sich, daß seit etwa drei Wochen so gut wie keine Kohlen mehr nach Genua ankommen. Selbst für die eigentliche Kriegsindustrie fangen die Kohlenvorräte an knapp zu werden.

Der dänische Reichstag hat den vor mehreren Monaten sehr strittigen Verkauf der westindischen Inseln an die Vereinigten Staaten mit starker Mehrheit genehmigt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten an der Insel St. Thomas einen großen Flottenstützpunkt anlegen werden, der die Zufahrt zum Panamakanal bewacht.

Aus den Vereinigten Staaten kommt die Nachricht, daß Präsident Wilson an die Regierungen der kriegführenden Staaten und an die Neutralen eine Kundgebung gerichtet hat, daß der Friede in diesem Kriege durch allseitige Aeußerungen über Kriegsziele vorbereitet werden könne und dabei gleichzeitig ein zukünftiger Weltfriede ins Auge gefaßt werden müsse.

Sonnabend, 23. Dezember.

Der Wortlaut der amerikanischen Note des Präsidenten Wilson wird vom Berliner Auswärtigen Amt veröffentlicht. Die Friedensanregungen des Präsidenten Wilson sind nicht als Fortsetzung des deutschen Friedensvorschlages aufzufassen, sondern waren schon beabsichtigt, ehe dieser erschien. Der Präsident regt an, daß baldigst Gelegenheit genommen werde, von allen jetzt kriegführenden Staaten ihre Ansichten über die Bedingungen zu erfahren, unter denen der Krieg zum Abschluß gebracht werden könnte, und über die Vorkehrungen, die gegen die Wiederholung des Krieges oder die Entfachung irgendeines ähnlichen Konfliktes in der Zukunft zufriedenstellende Bürgschaften leisten könnten. Der Präsident ist gern bereit, zur Erreichung dieser Zwecke in jeder annehmbaren Weise seinerseits dienlich zu sein. Er entnimmt den seitherigen Kundgebungen, daß beide Parteien in Zukunft die Rechte und Freiheiten schwacher Völker und kleiner Staaten gesichert sehen wollen, ebenso wie die Rechte und Freiheiten der großen und mächtigen Staaten. Alle wünschen die Wiederkehr eines solchen Krieges, wie der gegenwärtige, zu vermeiden. Jeder will die Bildung einer Liga von Nationen in Erwägung ziehen, die den Frieden und die Gerechtigkeit in der ganzen Welt gewährleistet. Es handelt sich um einen Meinungsaustausch und nicht um bereits formulierte Vorschläge. Bisher, so sagt Wilson, haben die verantwortlichen Wortführer auf beiden Seiten noch kein einziges Mal die genauen Ziele angegeben, die, wenn sie erreicht würden, sie und ihre Völker so zufriedenstellten, daß der Krieg nun auch wirklich zu Ende gefochten wäre. Vielleicht könnte ein Meinungsaustausch wenigstens den Weg zu einer Konferenz ebnen.

Das Ministerium des Grafen Clam-Martinic in Oesterreich ist noch nicht in allen seinen Gliedern festgestellt. Inzwischen aber ändern sich auch die gemeinsamen österreichisch-ungarischen Ministerien, indem der bisherige gemeinsame Minister des Auswärtigen, Burian, die Verwaltung der gemeinsamen Finanzen übernimmt, die er schon in früheren Jahren zu allgemeiner Zufriedenheit geführt hat. Als Minister des Aeußeren ist der seitherige Gesandte in Bukarest, Graf Czernin, bestimmt worden. Prinz Hohenlohe, der eine kurze Zeit lang gemeinsamer Finanzminister gewesen ist, wurde dieses Amtes in Gnaden enthoben, unter Vorbehaltung der Wiederverwendung im Dienst. Es ist also die Verwaltung der Auswärtigen Aemter fast in allen kämpfenden Großstaaten während des Krieges eine andere geworden.

Einem Aufsatze von Dr. Feldmann im „Berliner Tageblatt" entnehmen wir, daß die türkische Aufstellung an der Front von Suez durchaus nicht als erledigt anzusehen ist. Die eingeborene Bevölkerung des Wüstengebietes nördlich der Sinai-Halbinsel steht treu zu den Türken und ist sehr erbittert auf die Engländer, weil diese wiederholt die Lagerstätten der Wüstenstämme bombardiert haben. Die Straße von Jerusalem bis zur Suez-Front läßt sich mit Autos befahren. Kranke oder Verwundete werden in Körben von Kamelen getragen. Deutsche Techniker und deutsche Krankenpflegerinnen fördern die Arbeit.

Sonntag, 24. Dezember.

Alle Zeitungen bringen Aufsätze über das Weihnachtsfest und den Weltfrieden. Soviel man heute sagen kann, ist die Aufnahme der Wilsonschen Anregung in allen neutralen Ländern eine außerordentlich warme und freundliche, und die Regierungen der Neutralen bemühen sich, schleunigst in irgendeiner Form ihre Zustimmung auszudrücken. Nicht ebenso günstig ist die Aufnahme in den kriegführenden Ländern, und zwar dürfte der Unterschied folgender sein: In England und Frankreich ist man einverstanden mit dem zweiten Teile der Wilsonschen Vorschläge, nämlich mit der Vorbereitung einer späteren Weltfriedensgarantie, will aber im ganzen noch wenig wissen vom ersten Teile, der Beendigung des gegenwärtigen Krieges. Umgekehrt scheint die Sache in Deutschland zu liegen. Bei uns ist Volk und Regierung ziemlich einmütig bereit, einen ehrlichen und erträglichen Abschluß des

Digitized by Google

jetzigen Weltkrieges zu finden; aber wir sind nicht ohne Sorge, daß unter den Plänen künftiger Friedensgarantien eine dauernde Unterordnung Deutschlands unter eine amerikanisch-englische Vormundschaft verborgen sein könne. Es war ja doch kein Zufall, daß Deutschland bei früheren Friedenskonferenzen am häufigsten genötigt war zu widersprechen, weil auf diesen Konferenzen stets eine Mehrheit das Wort führte, die jeder berechtigten Erweiterung des deutschen Einflusses Hemmnisse in den Weg legte. So viel scheint aber schon heute einigermaßen festzustehen, daß eine Beendigung des Krieges nur mit Aufrichtung irgendwelcher Zukunftsgarantien für den Frieden herstellbar sein wird. Der deutsche Reichskanzler hat seine Bereitwilligkeit, in die Aussprache über derartige Plän einzutreten, bereits früher gundsätzlich kundgegeben. Es wird jetzt alles darauf ankommen, ob es möglich ist, eine Weltfriedensidee zu formulieren, die nicht als Vergewaltigung der Minderheiten wirkt.

In raschen Vorstößen haben die Bulgaren die russischen Nachhutstellungen in der Dobrudscha überrannt und die Stadt Tulcea besetzt. Die Donauschiffahrt ist dadurch für die Russen unmöglich geworden. Die noch auf der Dobrudscha vorhandenen russischen Truppenverbände sind in die äußerste Nordwestecke gedrängt.

Montag, 25. Dezember.

In den Kirchen und in den Häusern wird von der Weihnachtsfeier unserer kämpfenden Soldaten gesprochen. Es konnten dieses Jahr nicht mehr so viele Pakete an die Front gesendet werden, weil im allgemeinen die Front mehr zu essen hat als die Heimat. Die Bewunderung vor der körperlichen und geistigen Ausdauer der Kämpfenden wird mit jedem Jahre größer. Nachrichten von der Front besagen, daß das deutsche Friedensangebot dort großen Eindruck gemacht hat. Wenn die Feinde darauf nicht eingehen, so werden wir die entschlossenste Truppe haben, die es jemals gab.

Das Tagesgespräch sind die Friedensanfragen von Nordamerika und der Schweiz. Es soll in den nächsten Zeiten eine ähnliche Anregung von Schweden aus an die Kämpfenden ergehen. Ueberhaupt verdient es Beachtung, wie sehr bei allen Neutralen in Europa und auch in Südamerika der Wunsch zum Frieden wächst. Während nämlich bis vor kurzem im allgemeinen nur die besonderen Kreise der Pazifisten und Idealisten etwas für den Frieden zu tun versuchten, so scheinen jetzt in den skandinavischen Staaten, in Holland und in der Schweiz und wohl auch in Brasilien und Argentinien auch die Geschäftsleute ein Ende des Krieges herbeizuwünschen. Die Gründe dieser Stimmungsänderung liegen einesteils in der viel größeren Verschärfung der englischen Blockade gegenüber Mitteleuropa, andererseits in der über das erträgliche Maß hinaus gesteigerten Preishöhe aller gewöhnlichen Bedarfsartikel. Dazu kommen die Schikanen, die mit dem Bezug überseeischer Waren verbunden sind. Die Zeit des größten Verdienstes der neutralen Länder ist wohl vorbei. Man darf auch folgendes nicht vergessen: Gewisse Handels- und Speditionsfirmen der neutralen Gebiete machen zwar fabelhafte Kriegsgewinne, der größte Teil der Bevölkerung bleibt aber am Kriegsgewinn fast völlig unbeteiligt und leidet unter der Verteuerung. Es gibt in den neutralen Staaten das nicht, was bei den Kriegführenden die Auszahlungen an die Familien der Kämpfenden sind. — So werden viele materielle und ideelle Beweggründe zusammenkommen müssen, um denjenigen Stärkegrad des Friedenswillens zu erzeugen, der hinreichend ist, die Kriegswut und Kriegslüge zu zerstören.

Dienstag, 26. Dezember.

Ein Gespräch über die Frage, ob durch den Krieg die Völker an Religion zunehmen oder abnehmen. Es sind sehr verschiedene Meinungen darüber vertreten. Auf katholischem Gebiet wird eine gewisse Stärkung der Kirche als sicher angenommen, auf evangelischem Gebiet ein Hervortreten einzelner religiöser Persönlichkeiten, die im Kriegserleben ihre besondere innere Prägung erhalten haben. Von den Schwierigkeiten und der Wichtigkeit des Amtes der Feldgeistlichen bei längerem Kriege.

Aus dem neuen Königreich Warschau kommen allerlei unerfreuliche Nachrichten. Es scheint, als ob die weitverbreitete nationaldemokratische Partei sich den mitteleuropäischen Anerbietungen gegenüber sehr ablehnend verhält.

Mittwoch, 27. Dezember.

Nachdem man fast drei Tage lang ohne Zeitung gewesen ist, fühlt man es doch, wie sehr jeder Mensch nach den täglichen Mitteilungen von der Front begierig ist. Während der Weihnachtszeit sind kleinere Angriffe in der Nähe von Ypern und La Bassée im Westen und zeitweilig im Ludowa- und Kirlibaba-Abschnitt im Osten zu melden gewesen. Unaufhaltsam aber geht die Verfolgung der Feinde in Rumänien weiter. Von der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen wird berichtet: Die 9. Armee hat in fünftägigem Ringen die starken, aus mehreren verdrahteten Linien bestehenden, zäh verteidigten Stellungen der Russen an mehreren Punkten durchbrochen. Südwestlich von Rimnicul Sarat sind sie in einer Breite von siebzehn Kilometern völlig genommen. Auch die Donauarmee brach durch Wegnahme stark verschanzter Dörfer in die Front des Feindes ein und zwang ihn zum Zurückgehen in weiter nördlich vorbereitete Stellungen. Die Kämpfe waren erbittert; der Erfolg ist der Tatkraft der Führung und vollster Hingabe der Truppe zu danken. Die blutigen Verluste des Gegners sind sehr groß. Er ließ außerdem seit dem 22. Dezember insgesamt 7600 Gefangene, 27 Maschinengewehre und zwei Minenwerfer in der Hand der 9. Armee. Die Gefangenenzahl bei der Donauarmee beträgt über 1300.

In der Dobrudscha wurde Isaccea, eine Stadt in den Donausümpfen, genommen, und gleichzeitig begann der Angriff auf den Brückenkopf Macin, wo es eine Uebergangsstelle in Richtung auf Braila gibt. Die Russen und Rumänen sind also auf den allernördlichsten Zipfel der Dobrudscha zurückgedrängt und bemühen sich jedenfalls, bei Galati oder Reni das jenseitige Ufer zu gewinnen.

Die deutsche Regierung teilt dem Präsidenten der Vereinigten Staaten mit, daß sie seine Anregung, Grundlagen für die Herstellung eines dauernden Friedens zu schaffen, in dem freundschaftlichen Geiste aufgenommen hat, aus dem sie stammt. Der deutschen Regierung erscheint ein unmittelbarer Gedankenaustausch als der geeignetste Weg, um zu dem gewünschten Ergebnis zu gelangen. Sie schlägt den baldigen Zusammentritt von Delegierten der kriegführenden Staaten an einem neutralen Orte vor.

Donnerstag, 28. Dezember.

In Beantwortung der Friedensnote der Schweizer Regierung sagt das deutsche Auswärtige Amt: Wenn die Schweiz, die sich, treu den edlen Ueberlieferungen des Landes, bei der Linderung der Leiden des jetzigen Krieges unvergängliche Verdienste erworben hat, auch ihrerseits zu der Sicherung des Weltfriedens beitragen will, so wird dies dem deutschen Volk und der deutschen Regierung hochwillkommen sein. — In ähnlichem Sinne antwortet auch die österreichisch-ungarische Regierung.

Der Deutsche Reichskanzler und der neue Minister des Aeußern in Oesterreich-Ungarn, Graf Czernin, wechseln Begrüßungstelegramme, in denen das mitteleuropäische Bündnis als Grundpfeiler unserer auswärtigen Politik und feste und unverrückbare Grundlage bezeichnet wird.

Der französische Generalissimus Joffre wird zum Marschall von Frankreich ernannt. Diese Ernennung hat fast den Wert eines Abschiedsgeschenkes.

Der heutige Kriegsbericht vervollständigt die erfreuliche Nachricht über den Sieg der Armee Falkenhayn in der Schlacht bei Rimnicul Sarat. Die Zahl der Gefangenen ist bis auf 10 200 gestiegen. Es scheint, daß mit diesem Siege die Oeffnung der Moldau vollständig geworden ist und daß die russisch-rumänische Armee nicht mehr auf dem rechten Ufer des unteren Sereth wird stehenbleiben können. Gegenüber den Behauptungen der Auslandspresse, daß das deutsche Friedensangebot ein Zeichen der Schwäche sei, wirkt der erneute Erfolg sehr wohltätig.

Digitized by Google

Freitag, 29. Dezember.

Auf dem Wege über Amsterdam erfährt die „Vossische Ztg.", daß in Portugal ein Generalstreik droht. In den Hafenstädten sind unter verschärftem Belagerungszustand anarchische Zustände. Viele vornehme Familien siedeln nach Spanien über. Die Munitionserzeugung für die Verbündeten ist auf Grund der unsicheren Verhältnisse wieder eingestellt worden. Die von der französischen Presse gemachten Angaben über die portugiesische Beteiligung am Kriege sind stark übertrieben. Seit September befinden sich zwei Regimenter in Frankreich; im November sind 1100 Mann nach Saloniki transportiert worden; Anfang Dezember sind noch 4000 nach Frankreich gegangen, und bis zum Frühjahr wird Portugal höchstens 18 000—20 000 Mann aufgebracht haben. Die Soldaten desertieren zu Tausenden nach Spanien und überseeischen Ländern.

„Daily Telegraph" erfährt, daß die Antwort der Verbündeten auf die deutsche Note in Paris verfaßt und von allen beteiligten Regierungen gebilligt worden ist. Sowohl die kriegführenden wie die neutralen Staaten würden erkennen, daß keine Hoffnung besteht, die Alliierten jemals zu bestimmen, auf die Möglichkeit ihres Sieges zu verzichten. Rußlands Antwort sei schon Anfang der Woche in Paris angelangt. Sie enthalte die absolute Weigerung, zu einem Zeitpunkte zu unterhandeln, der von Deutschland ausersehen worden sei, weil er für dieses Land günstig scheine. Rußlands Kriegsziele umfassen Konstantinopel, Dardanellen und vollkommene Herstellung eines polnischen Staates, zu dem auch Galizien, Posen und Westpreußen gehören.

Gertrud Bäumer Heimatchronik

Donnerstag, 21. Dezember.

Der preußische Landwirtschaftsminister hat sich bei den letzten Landtagsverhandlungen sehr mit dem Widerstand der Landwirte gegen die Rationierung der Selbstversorger identifiziert. Die Regierung müsse damit rechnen, daß der Landwirt die Produktionsfreudigkeit verliere, wenn er durch reichlichere Erzeugung nicht auch besser für den eigenen Magen sorgen könne. Darauf müsse man Rücksicht nehmen. Sonst sei für den Landwirt die Versuchung, die Hände in den Schoß zu legen, zu groß. Er sage: „Was nützt mir alle Erzeugung? Ich muß ja doch alles abliefern." Dazu ist zu sagen, daß man dann gerade so gut dem städtischen Arbeiter das Recht zugestehen könnte, die Hände in den Schoß zu legen und zu sagen: „Was hilft mir alle Arbeit, ich kann mir ja doch nicht mehr Essen kaufen." Die Sache liegt doch für ihn nicht um einen Deut anders. Die Fettabgabe ist aber trotz dieses Standpunktes in den meisten Bundesstaaten schon richtig organisiert. In Württemberg und Hessen müssen von jedem zur Hausschlachtung gelangenden Schwein bestimmte Fettmengen abgeliefert werden.

Freitag, 22. Dezember.

Die Zuckerrübenbewirtschaftung ist schon für die nächste Kampagne geregelt, vor allem durch eine Preisnormierung, die die Zuckerrübe konkurrenzfähig mit der Futterrübe erhält. Es ist auch eine Art Produktionszwang eingeführt, sofern die Rübenbauer verpflichtet sind, den Zuckerfabriken für das Jahr 1917 Rüben von einer gleich großen Anbaufläche zu liefern wie die des Jahres 1916.

Die Kartoffelversorgung der Großstädte steht jetzt meist auf 5 Pfund für die Woche, an manchen Orten noch weniger. Steckrübenzusatz wird durch Trocknungen in großen Mengen für die kommenden Monate gesichert.

Das alles hindert aber im ganzen nicht die festlichen Weihnachtsvorbereitungen. Irgend etwas bringt die Hausfrau aus lange Ersparten — „Vorräte" ist ein zu stolzes Wort für die kleinen Rücklagen von Wochen — doch noch zustande. Und die Stadt als sorgliche und doch für Festfreuden verständnisvolle Mutter bewilligt jedem ihrer Bürger für die Weihnachtswoche ein Plus von ganzen 30 Gramm Schmalz, die 14 Pfennig kosten. Diese kleine Extraspende an 800 000 einzelne Menschen — „um den guten Willen zu zeigen" — hat eigentlich organisatorisch und vom Gemütsstandpunkt etwas Rührendes.

Der Fünfzehner-Ausschuß des Reichstags, der die Ausführungsbestimmungen zum Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst zu begutachten hat, hielt seine erste Sitzung. Es wurde im wesentlichen die Organisation der Zentralstelle und der Unterzentralstellen sowie der Ausschüsse besprochen. Zur Durchführung des Gesetzes wurde mitgeteilt, daß an eine Stillegung von Betrieben zunächst nicht gedacht ist. Im Eisenbahnverkehr sollen die Personenzüge eingeschränkt werden, statt dessen soll die Binnenschiffahrt mehr als bisher ausgenutzt werden.

Zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion ist ein neuer Achtmänner-Ausschuß aus Sachverständigen eingesetzt.

Es wurde besonders betont, daß freiwillige Meldungen zum Hilfsdienst jetzt keinen Zweck haben und nur überflüssige Arbeit verursachen.

Sonnabend, 23. Dezember.

Die stellvertretenden Generalkommandos sind angewiesen, die Organisation des Hilfsdienstes sofort in die Wege zu leiten. Allgemeine Aufrufe sollen nicht erlassen werden.

Statt der dem Gesetz entsprechenden Ausschüsse, die über Streitfälle beim Austritt des Hilfsdienstpflichtigen aus einer Arbeitsstelle zu entscheiden haben, können bis zum 1. Februar Notausschüsse eingesetzt werden. Es scheint danach, als ob Arbeitsaustritte schon ziemlich an der Tagesordnung sind — nicht weiter verwunderlich! Es wird eine Weile dauern, bis man sich an den Zwang gewöhnt hat, der unter Umständen auch einmal für Beibehaltung einer unangenehmen Arbeit angewendet werden kann.

Sonntag, 24. Dezember.

Ein seltsames Weihnachtsfest. So durchzogen von Friedensgedanken und bitterer Entschlossenheit. Alles, was sich in uns nach Frieden sehnt, und alles, was sich für weitere schwerste Proben rüstet, ist in gleicher Weise aufgewühlt und erhebt seine Stimme beim Lesen der Zeitungen, die Wilsons Friedensnote neben den verhetzten Kundgebungen der Entente bringen. Der allgemeinen Gesinnung nach scheint es, als ob die Welt von Jahr zu Jahr unfähiger werde, ein Friedensfest zu feiern.

Das kleine Mädchen, dem wir einen Puppenjungen zu Weihnachten schenken, sagt auf die Frage, wie er heißen soll, prompt: „Paul wie Hindenburg und mein Bruder an der Somme" . . .

Montag, 25. Dezember, Dienstag, 26. Dezember.

Im wirbelnden Schnee, der aber bald wieder vergeht, ziehen die beiden Tage ohne Zeitungen in Stille dahin. Wir brauchen die Zeitungen nicht, um deren draußen zu denken und im Geist bei denen zu sein, die Weihnachten im Unterstand feiern können, und bei den anderen in Rumänien, die sich dazu keine Ruhe gönnen dürfen. Daheim aber sind diese Tage doch ein Einschnitt in dieser zeitlosen Zeit, die Arbeit und Spannung ohne Rhythmus und Ruhe ist. Wie nahe man an ein paar stillen Tagen der Empfindung für den Frieden, für ein Leben kommen kann, in dem man sich wieder Raum schaffen kann für Innerliches und Sammlung. Zugleich mit dem Zauber dieser stillen, dunklen Tage zwischen dem alten und dem neuen Jahr fühlt man es aber schmerzlich, wie sehr man aus dem seelischen Boden des Friedenslebens entwurzelt ist.

Mittwoch, 27. Dezember.

Merkwürdig wenig ist bisher in allen Kundgebungen zum Hilfsdienst der Verbindung mit den Arbeitsnachweisen gedacht. Die Stellvertretenden Generalkommandos haben ihre Kräfte durch Aufrufe gesammelt, die sich unmittelbar an das Publikum wenden. Ob sie damit Erfolg haben, dürfte zweifelhaft sein.

Der Präsident des Kriegsernährungsamtes warnt dringend vor Ueberspannung der Viehhaltung auf Kosten der Nahrungsmittel, die — wie Kartoffeln — der menschlichen Ernährung direkt

Digitized by Google

dienen müssen. „Wer gesunde Kartoffeln verfüttert, versündigt sich am Vaterland." Die Abnahmestellen der Reichsfleischstelle müssen auch schlachtunreifes Vieh, das nicht durchgefüttert werden kann, zu angemessenen Preisen abnehmen und haben im Interesse der Milchversorgung für rasche Abnahme der nicht zur Aufzucht zucht gelangenden Kälber zu sorgen.

Donnerstag, 28. Dezember.

Zur Regelung der Lebensmittelversorgung im nächsten Wirtschaftsjahr hat das Kriegsernährungsamt ein Anschreiben an sämtliche Bundesregierungen gerichtet. Als Ergebnis der bisherigen Erfahrungen wird festgestellt: 1. Die Förderung der Erzeugung hat ihre sehr engen Grenzen; 2. Höchstpreisfestsetzungen ohne gleichzeitige öffentliche Bewirtschaftung der Ware sind ein Fehlschlag. 3. Die öffentliche Bewirtschaftung ist bei leicht verderblichen Waren sehr schwierig, muß aber doch ausgebaut und noch besser durchgeführt werden. 4. Den Gemeinden wird Anregung der Produktion durch Verträge mit Erzeugerorganisationen empfohlen, und zwar sowohl für Vieh, vor allem Schweine und Geflügel, wie für Frühkartoffeln, Gemüse, Kohl, Obst, auch Milch. Es sollen für diese Aufgaben Beratungsstellen für die Gemeinden geschaffen werden.

Friedrich Naumann / Französische Trugbilder

Vielen Deutschen scheint es sehr einfach zu sein, die Franzosen für einen verständigen Frieden willig zu machen, da ja die französische Nation bei weiterer Dauer des Krieges doch nichts mehr zu gewinnen habe, sondern nur immer tiefer in englische Abhängigkeit hineingerate. Manchen unserer Landsleute war es deshalb eine schmerzliche Ueberraschung, aus vielen Kundgebungen herauszuhören, daß die leitenden Kreise unseres Nachbarvolkes noch immer kriegseifrig und hoffnungstrunken sind und nicht aufhören wollen, an den Tag der Rache und des Triumphes zu glauben. Wie sehr sie aber toll gemacht worden sind, ist nur denen bekannt, die während des Krieges französische Literatur gelesen haben. Von einem Stücke dieser französischen Literatur wollen wir jetzt reden:

Der kürzlich verstorbene alte Sekretär der „volkswirtschaftlichen Gesellschaft" **A. Delaire**, hat ein Buch hinterlassen, das den Titel trägt: „Am Tage nach dem Siege" (Au lendemain de la victoire) oder „**Das neue europäische Gleichgewicht**" (Paris 1916; 3,50 Fr.). Die Arbeit umfaßt über 370 Seiten, wird etwas umständlich und feierlich vorgetragen, ist aber gerade deshalb ernst zu nehmen und wird von dem Mitglied der Akademie **Maurice Barrès** mit Vorwort herausgegeben; ein Werk nationalistischer Richtung wie etwa bei uns die Schriften der alldeutschen Gruppe, aber man wird nicht irre gehen, wenn man die Hauptgedanken des Buches der klerikal-militärischen Auffassungsweise überhaupt zuschreibt.

Also was wollen die Herren Barrès und Delaire?

Sie haben eine unerschütterliche Ueberzeugung von der deutschen Schuld. Deutschland ist ein Machtapparat ohne Moral. Deutschland will herrschen, Frankreich aber ist entschlossen, nicht zu gehorchen. Die Deutschen haben versucht, durch Schrecken ihre Nachbarn in Stumpfheit zu versetzen. Barrès sagt: ergreifen wir gegen diese gescheiten und wilden Menschen alle Vorsichtsmaßregeln, um sie unschädlich zu machen!

Damit Frankreich in Zukunft sicher sei, **muß der deutsche Imperialismus vernichtet werden** — das Deutsche Reich muß in seine Teile aufgelöst, ganz Mitteleuropa muß zerschnitten, parzelliert, pulverisiert werden, damit nur ja kein Machtstreben jemals wieder auf dieser Stelle der Erdoberfläche erwachsen kann. Dieser Zerlegungsvorgang aber soll mit historischer Methode bearbeitet werden, so daß überall frühere Zustände, die vor der Preußenherrschaft liegen, wieder hervorkommen: das alte Deutschland der zerfetzten Kleinstaatereien und der partikularistischen Spießbürgereien soll im Namen der Menschlichkeit wieder zum Leben erhoben werden. Gespenster sollen wieder wandern, Geschichte soll gelöscht werden.

Die **Zergliederung Preußens** beginnt nach Herrn Delaire mit der Auflösung des Frankfurter Friedens von 1871, schreitet weiter zur Beseitigung des Prager Friedens von 1866, hebt den Wiener Vertrag von 1815 auf, ebenso wie die Teilungen Polens und den Hubertusburger Frieden und so weiter bis zum Westfälischen Frieden. Das Verfahren ist einfach: man nimmt die Geschichtskarte „Wachstum des Deutschen Reiches" und liest sie rückwärts. Dabei ergibt sich ein sehr merkwürdiges altväterisches Deutschland. Das Königreich Sachsen erhält 7 Millionen Einwohner, Bayern 6 Millionen, das Königreich Brandenburg 5 Millionen, das Großherzogtum oder Königreich Mecklenburg 3 Millionen, ebenso die Königreiche Hannover und Westfalen. Dabei kommen Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien an Polen, das linke Rheinufer an Frankreich und Belgien, Schleswig-Holstein an Dänemark. Jeder Volksstamm wird wie eine „Nationalität" behandelt, und jede Nationalität wird „befreit". Ist es auch Unsinn, hat es doch Methode!

Der Unsinn liegt darin, daß die preußisch-deutsche Reichsbildung wie etwas Zufälliges betrachtet wird, das wie ein großer Diebstahl durch Gerichtserkenntnisse wieder aus der Welt gebracht werden kann. Herr Delaire will den wiederhergestellten deutschen Kleinstaaten auf alle absehbare Zeit verbieten, untereinander Bündnisse einzugehen, nur damit keine neue Macht entsteht. Er fürchtet, daß die alte Schlange ihr Haupt wieder erhebt, wenn sie nicht beständig in Ketten liegt.

Ist aber das preußisch-deutsche Reich in seine Bestandteile zerlegt, dann **wird dieselbe Operation an Oesterreich-Ungarn vorgenommen**. Es entsteht ein Königreich Deutsch-Oesterreich mit 12 Millionen Einwohnern, Böhmen mit 10, Ungarn mit 10, ein vergrößertes Rumänien mit 11, Serbien mit 9, Bulgarien mit 5 usw. Dabei wird in der zukünftigen Behandlung ein Unterschied gemacht zwischen den Staaten, die unter Strafe stehen und den anderen. Für die deutschen (auch deutsch-österreichischen) Gebiete gilt eine völlige Entwaffnung, die restlose Unterdrückung jeder Armee zu Land und Wasser. Nur Polizei wird erlaubt, sonst gibt es keine Rekrutierung mehr, keine Kaserne. Die Eisenbahnen bleiben in den Händen der Verbündeten.

Der romantische Sinn des Herrn Delaire hat die Vorstellung, daß das alte Deutschland (Les Allemagnes) friedlich war und nur durch den Ehrgeiz des habsburgischen Hauses und durch den zügellosen Erwerbssinn Preußens gestört wurde. Damit aber in Zukunft alles ganz sicher friedlich zugehe, so wird das Friedensgericht im Haag als Entscheidungsinstanz für alle deutschen Staatsfragen eingerichtet. Jeder deutsche Zollverein wird untersagt. Ungeheure Kriegskosten werden eingetrieben.

Wenn man das alles liest, so sagt man bei sich: dumme

Digitized by Google

Träumereien eines alten Herrn! Aber .... fast ganz Frankreich ist ein derartiger alter Herr geworden. Auch bei uns gibt es zwar eine sinnlose und gefährliche Schriftstellerei, die über fremde Gebiete verfügt wie über Obst, das niemandem gehört, aber sie wird doch noch mehr vom gesunden praktischen Geiste der Volksmehrheit innerhalb gewisser Grenzen der Spekulation gehalten. In Frankreich haben die Kriegsnot und die über alles Maß hinausgehenden Anspannungen und Erregungen einen seelischen Zustand geschaffen, der mit ehrlichem Bedauern festgestellt werden muß, an dem man aber nicht gut achtlos vorübergehen kann, weil in ihm Hauptgründe für Kriegsverlängerung enthalten sind. Der Groll gegen die Deutschen wird zur phantastischen Religion: „Vor dem einmütigen und unauflöslichen Wollen der christlichen Völker ist die Vernichtung der Barbaren unentrinnbar. Der Sieg ist sicher. Gott wird die Siegesstunde bestimmen."

Was sollen wir tun? Ruhig und fest weiterkämpfen, immer durch Tatsachen reden, dabei aber uns hüten, irgendwie in dieselbe Krankheit zu verfallen. Zu irgendeiner Zeit ermattet jede überspannte Einbildung. Dann tritt die Müdigkeit ein, die hoffentlich dem einfachen Menschenverstande zugänglicher ist.

Wenn der große Krieg nur ein materieller Kampf wäre, so hätte er längst sein Ende gefunden. Er ist ein Kampf von Ansprüchen, Ideen und Träumen geworden, ein Kampf der Geister in der Luft, die unfaßbar sind und mit denen menschlich zu reden unsäglich schwer ist.

Richard Charmatz-Wien / Der Ministerwechsel in der Habsburgermonarchie

Kaiser Karl will nicht nur Herrscher sein, sondern wirklich herrschen. Noch sieht man nicht, welche Pläne ihn beschäftigen, welchen Zielen er nachstrebt. Aber eine Hand, die kräftig zugreift, wird bereits fühlbar. Der Kaiser hat sich in der letzten Zeit mit neuen Männern umgeben, mit Persönlichkeiten, die sein Vertrauen schon lange besessen und ihm als Ratgeber nahegestanden haben. Daß sie nun zu verantwortlichen Ministern ernannt wurden und dadurch allgemein sichtbar in den Vordergrund traten, ist menschlich genommen das Wesen des Umschwungs. Ueber seine politische Bedeutung werden erst die nächsten Jahre vollen Aufschluß geben. Der rasche Personenwechsel, die Plötzlichkeit der Verschiebungen hat zunächst fremdartig berührt. Unter Kaiser Franz Joseph war in den letzten Jahrzehnten eine gewisse Beständigkeit eingetreten, soweit nicht zwingende äußere Anlässe schnelle Entscheidungen bedingten. Auch wurde stets darauf Wert gelegt, die Vorschläge der scheidenden Persönlichkeiten über ihre geeigneten Nachfolger entgegenzunehmen. Das blieb nicht nur eine Aeußerlichkeit, ein Akt der Höflichkeit. Soweit wir unterrichtet sind, wurden die Ratschläge immer berücksichtigt.

Es ist gewiß kein erfreuliches Gefühl, daß eine der stärksten staatsmännischen Begabungen, über die Oesterreich verfügt, daß Dr. von Körber sich kaum sechs Wochen als Ministerpräsident zu behaupten vermochte, daß eine Persönlichkeit vom Range Franz Kleins nicht ganz eineinhalb Monate Justizminister sein konnte. Auch die Verurteilung ernster Staatsmänner zur ruhelosen Wanderschaft hat sicherlich bedeutende Nachteile. Prinz Hohenlohe war in den letzten zwei Jahren Statthalter in Triest, Präsident des Obersten Rechnungshofes in Wien, Minister des Innern und nachher Reichsfinanzminister, während seine künftige Verwendung noch unbestimmt ist. Aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, so steht für die nächste Zeit im großen und ganzen mehr Beharrlichkeit bevor. Mag sein, daß sich noch Veränderungen im einzelnen vollziehen werden, die führenden Männer haben jedoch ihre Plätze bezogen, und zwar dauernd, wie es zunächst scheint.

Oesterreichisch-ungarischer Minister des Aeußern ist jetzt Graf Ottokar Czernin, österreichischer Ministerpräsident Graf Heinrich Clam-Martinitz. Mehrere Umstände treffen bei beiden Staatsmännern zu. Sie gehören zum böhmischen Adel, wenngleich der eine in der Vergangenheit auf Seite der Deutschen, der andere auf Seite der Tschechen zu finden war. Beide haben schon das Vertrauen des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand besessen, ja Graf Czernin war wohl dessen vertrautester Berater. In Böhmen hat Kaiser Karl als Erzherzog und junger Offizier schöne Jahre verlebt, und von dorther sind nun seine maßgebenden Minister geholt worden. Graf Czernin und Graf Clam-Martinitz stehen im rüstigsten Mannesalter; der erstere zählt vierundvierzig, der andere dreiundfünfzig Jahre. Beide Persönlichkeiten haben bisher einen starken Willen gezeigt, lebhaft in Rede und Schrift ihre Auffassungen vertreten und gerade deshalb bei der einen oder anderen Seite bisweilen Anstoß erregt. Aber sowohl Graf Czernin als Graf Clam-Martinitz wollen heute nicht nach dem, was hinter uns liegt, sondern nach dem, was die Zukunft bringen wird, beurteilt sein. Der eine wie der andere behauptet, während des Weltkrieges umgelernt zu haben. Besonders nachdrücklich hat der Minister des Aeußern bei seinem Amtsantritte betont, „daß er selbstverständlich voll und ganz auf dem Standpunkte des 67er Ausgleiches stehe und die strengste Gleichheit zwischen Oesterreich und Ungarn als die Grundlage seiner Tätigkeit betrachte". Doch das Natürliche ist nicht in allen Fällen so selbstverständlich, wie man meint. Es gab eine Zeit, in der Graf Czernin in Ungarn als Großösterreicher verdächtig war. Desto nachdrücklicher wird nun betont, daß er heute — wie ein Budapester Blatt formuliert — dem ungarischen Staate anders gegenübersteht als vorher. Ebenso ist unter dem Eindrucke des Weltkrieges der österreichische Ministerpräsident von einem tschechisch-feudalen Politiker zu einem Staatsmanne geworden, der sich vor allem als Oesterreicher fühlt und der im Zusammenstehen und nicht in staatsrechtlichen Trennungsversuchen das Heil erblickt. Wer sich von Irrtümern loslöst, verdient Anerkennung. Doch es gibt in Oesterreich-Ungarn nicht wenige Persönlichkeiten, die in den letzten zwei Jahren ihr politisches Glaubensbekenntnis nicht umzuwandeln brauchten, die lernend, ganz durchdrungen von der Wucht der Ereignisse, dennoch sich gleich bleiben konnten . . .

Baron Burian liebt es, sang- und klanglos zu kommen und zu gehen. Nicht etwa aus Bescheidenheit; er hat vielmehr von sich selbst die höchste Meinung. Allein seinem Wesen ist es nicht gegeben, der Oeffentlichkeit den Tribut der nach außen wirkenden Achtung zu zollen. Am wohlsten fühlt er sich innerhalb der vier Wände seines Arbeitszimmers, und dort muß es ganz stille sein. Baron Burian war schon einmal Reichsfinanzminister; dieses Amt ist ihm nun wieder zugefallen. Wie wird die Geschichte über die Tätigkeit während der letzten zwei Jahre urteilen, die er auf dem Wiener Ballplatze verbrachte. Burian hat innerhalb dieser Zeit keine einzige Rede gehalten, keine Erklärung öffentlich abgegeben.

Digitized by Google

Man ist deshalb völlig unorientiert. Dennoch kann es sich ereignen, daß man ihm einst, wenn die Archive sprechen werden, Dank wissen wird. Der Abfall Italiens und Rumäniens war — davon sind wir überzeugt — nicht zu verhindern. Aber die Siege der verbündeten Heere haben in Burian das Verständnis für den Segen des Friedens nicht unterdrückt, ihn niemals vergessen lassen, daß der Diplomat die Fäden verknüpfen soll, die die Schwerter zerrissen haben. Nach der Darstellung, die Graf Stephan Tisza im ungarischen Parlamente gab, war Baron Burian der eigentliche Schöpfer der Friedensnote, die am 12. Dezember in Wien, Berlin, Sofia und Konstantinopel überreicht wurde, und die zum ersten Male zeigte, daß aus dem furchtbaren Kriege ein Weg in eine friedvolle Zukunft führe. Wie immer sprach Graf Stephan Tisza auch bei dem wichtigen Anlasse der Friedenskundgebung der Sieger auf den Schlachtfeldern für den Minister des Aeußern. Uebrigens hieß es allgemein, daß Baron Burian als Vertrauensmann des starken ungarischen Ministerpräsidenten in der alten Wiener Staatskanzlei sitze.

Graf Ottokar Czernin ist Oesterreicher, und er hat an Kaiser Karl eine feste Stütze. Als junge, tatenfrohe Kraft wird er wohl geeigneter sein als sein Vorgänger, an der größten diplomatischen Arbeit aller Zeiten, an der Wiederaufrichtung des Friedens mitzuwirken. Ursprünglich wählte er die diplomatische Laufbahn, um nachher in der inneren Politik Oesterreichs als böhmischer Landtagsabgeordneter und hierauf auch als Mitglied des Herrenhauses hervorzutreten. Im Oktober 1913 erfolgte ziemlich plötzlich seine Entsendung nach Bukarest. Dort sollte er die Freundschaft zwischen der Habsburgermonarchie und dem Nachbarkönigreiche festigen. Er war dazu besonders geeignet, weil er sich vorher sehr warm der ungarischen Rumänen angenommen hatte. Die Tätigkeit, die Graf Czernin als Gesandter entfaltete, wurde nach der Kriegserklärung Rumäniens im Budapester Parlamente heftig angegriffen. Damals deckte Graf Tisza den Diplomaten mit seiner ganzen Autorität. Seither ist aber ein Rotbuch erschienen, das noch eindrucksvoller, als dies der ungarische Ministerpräsident tat, für die Geschicklichkeit und für den sicheren Vorausblick des nunmehrigen Ministers des Aeußern Zeugnis ablegt. An den Grundlagen der äußeren Politik, so wie sie der Krieg erhärtet oder geschaffen hat, wird Graf Czernin nichts ändern. Das Bündnis vom Oktober 1879 und seine Erweiterung durch die Waffenbrüderschaft mit der Türkei und Bulgarien bleibt der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Also kein Systemwechsel, nur eine Personalveränderung!

Kann man dies auch von der neuen österreichischen Regierung behaupten? Liest man ihr Programm noch so aufmerksam, es findet sich darin nichts, was nicht ein Ministerium Körber hätte decken können. Doch nicht auf die Worte, sondern auf die Taten wird es ankommen, nicht auf die Absichten, sondern auf das Vollbringen. Auch die Regierung des Grafen Clam-Martinitz will den Reichsrat heranziehen, wenngleich sie es unterläßt, ihre verfassungstreue Gesinnung, ihren unwandelbaren Respekt vor dem Mitbestimmungsrechte der Bevölkerung in den Mittelpunkt zu rücken. Als die nächste Aufgabe gilt der Abschluß des wirtschaftlichen und finanziellen Ausgleiches zwischen Oesterreich und Ungarn, allerdings vorerst bloß als Vereinbarung von Ministerium zu Ministerium. Auf diesem Wege soll auch — wie es in dem Regierungsprogramm wörtlich heißt — „die Anbahnung engerer wirtschaftlicher Beziehungen zum Deutschen Reiche“ versucht werden. Der ganze Komplex von Abmachungen wird „seinerzeit“ dem Reichsrate zur Genehmigung vorliegen. Beachtenswert erscheint die Hervorhebung der zoll- und handelspolitischen Gemeinschaft mit Deutschland als ein Ziel, das nicht nur aufs innigste zu wünschen, sondern mit Ernst anzustreben ist. Der Gedanke Mitteleuropa hat seinen Einzug in das Programm des österreichischen Ministeriums gehalten.

Oesterreich will sich erneuern, will in die Friedenszeit mit geordneten Verhältnissen in seinem Innern hineintreten. Dieses Verlangen macht eine Reihe von einschneidenden Maßnahmen notwendig, unter denen die Sonderstellung Galiziens den ersten Rang einnimmt. Ihre Durchführung müßte die Machtverhältnisse im Reichsrate verschieben und die Stellung der Deutschen wesentlich beeinflussen, denn diese würden im engeren Oesterreich zum Mehrheitsvolke. Kaiser Franz Joseph hat bereits den Anstoß zur Umgestaltung des staatsrechtlichen Verhältnisses von Galizien zum Reiche angeordnet; allein, es ist noch nicht bestimmt, welche Bahn eingeschlagen und welcher Zeitpunkt gewählt werden soll. Ebenso erheischt die böhmische Frage endlich eine Lösung, die nicht bedrückend, sondern befreiend wirkt, die Reibungsflächen beseitigt, ohne neue zu schaffen. Auch der Staatsgedanke, der im Kriege an Kraft gewonnen hat, soll zur stärkeren Geltung gelangen. Die Einführung der deutschen Verkehrssprache bildet den lebhaften Wunsch vieler Deutscher. Ebenso darf die Verwaltungsreform nicht vergessen werden, denn eine schlechte Verwaltung kann viele gute Gesetze und Ansätze in ihren Folgen hemmen.

Die Erneuerung Oesterreichs bedingt also ein hohes Maß von Arbeit, Umsicht und Einsicht, von Unparteilichkeit und Kraft. Hat die Regierung Clam-Martinitz die Eignungen, die sie zum Vollbringen einer so schwierigen Aufgabe befähigen? Warten wir ab, was die Zeit lehrt! Vielleicht erweist sich der Graf Clam-Martinitz von heute als klüger denn der Clam-Martinitz von gestern und die Clam-Martinitze — vor allem der Onkel — von ehedem. Die jetzige österreichische Regierung stellt ein Koalitionsministerium in jeder Hinsicht dar. Deutsche, Polen und Tschechen sind vereinigt, Beamte und Politiker haben sich zusammengefunden. Zwei deutsche Parteimänner, der verdienstvolle Dr. Baernreither und Dr. Urban — beide Politiker aus der böhmischen Schule —, gehören dem Kabinett an; Dr. v. Spitzmüller, der Ministerpräsident hätte werden sollen, ist nun zu seiner eigenen Freude Finanzminister; Baron Handel steht dem Ministerium des Innern vor. Daneben gibt es Männer, die bereits in der Regierung Stürgkh oder Körber tätig waren. Graf Clam-Martinitz hat die Leitung des Ackerbauministeriums beibehalten, zu der ihn sein Vorgänger in der Ministerpräsidentschaft berief. Ein völlig neuer Mann ist nur der Justizminister Freiherr von Schenk, zugleich Deutscher und Pole, oder richtiger beides in gleichem Umfange.

Eine frische Besatzung findet sich auf dem alten Staatsschiffe. Neue Kräfte greifen in schwieriger Zeit zu. Hoch gehen die Wellen, höher werden sie vielleicht noch steigen. Felix Austria, glückliches Oesterreich, trotze den Wogen wie immer!

Digitized by Google

Oberbürgermeister Dominicus / Kommunalpolitik im Kriege

Ein Vortrag.

Wenn ich heute über das Thema: „Kommunalpolitik im Kriege" spreche, so darf ich das zunächst einmal etwas begrenzen; ich spreche nämlich nur von der Politik eines Teiles der Kommunalverbände und möchte diejenigen Kommunalverbände ausschalten, die mir ferner stehen, also die Kreise und die Provinzen, und mich beschränken auf die Kommunalverbände, wie sie uns in der Form der städtischen Verwaltungen am nächsten stehen.

Wenn man unter Politik im allgemeinen die Richtlinien und Aufgaben verstehen will, denen die Verwaltung zustrebt, so kann man unter der Kommunalpolitik im Frieden die Förderung der Kultur in dem beschränkten, lokalen Rahmen der Stadt verstehen — der Kultur sowohl nach der geistigen wie nach der materiellen Seite. Demgegenüber ist die Kommunalpolitik im Kriege etwas völlig anderes. Ihr Zweck und ihr Ziel ist die möglichste Förderung und Stärkung des Kriegszwecks der Nation. Riesenhaft ist die Umdrehung des Schwungrades, die das in der öffentlichen Verwaltung bedeutet. Genau so wie es für den einzelnen Kriegsteilnehmer die merkwürdigste psychologische Erfahrung darstellt, den grundstürzenden Wechsel des Inhalts seines persönlichen Daseins zu sehen, die Beschränkung der Bedürfnisse auf das Allernotwendigste, beinahe auf die Frage: wie schlafe ich heute und wie esse ich morgen —, wie auf der anderen Seite aber der Wille täglich und stündlich Gelegenheit hat, sich an ungewöhnlichen Aufgaben zu erproben, genau wie für den einzelnen diese Umstellung des Daseins im Kriege eine fundamentale ist, so ist es auch für die Gemeinden. Alles, was bisher ihre Aufgabe gewesen ist, hat jetzt seinen alten Wert verloren und muß seinen Wert und Zweck erst wieder erwerben unter dem Gesichtswinkel, wie es hineinpaßt in den Kriegszweck. Solch ein einheitliches Ziel für eine große Verwaltung hat etwas Faszinierendes und Bezauberndes für jeden, der darin arbeitet. Die Neuartigkeit der Aufgaben, die Plötzlichkeit der Anforderungen, der ständige schnelle Wechsel der Situation stellen so ungeheure, mannigfaltige und interessante Probleme, daß für einen frischen und energischen Menschen in der Verwaltung der Städte im Kriege diese Zeit an und für sich voll des größten Interesses, voll der größten Befriedigung sein kann. — Lassen Sie mich heute Ihnen diese Aufgaben der Kommunalpolitik im Kriege an der Hand eines kleinen Beispiels schildern, das mir am nächsten liegt, nämlich an der Hand des Wechsels der Kriegspolitik in meiner Gemeinde, und lassen Sie mich als äußeren Maßstab Ihnen zunächst einmal den zahlenmäßigen Unterschied in der Veränderung des äußeren Werkzeuges vorführen, mit dem die Kommunalverwaltung arbeitet — ich meine ihres Beamtenkörpers. Da möchte ich Ihnen ein paar Zahlen nennen, und ich darf Ihnen zum Trost sagen, daß das wohl die einzigen sein werden, mit denen ich Sie heute behelligen möchte. Am 1. August 1914 hatten wir in der Schöneberger Stadtverwaltung 556 Beamte; am 1. Oktober 1916 hatten wir deren 870; in diesen 870 sind nicht enthalten diejenigen früheren städtischen Beamten, die jetzt noch im Beamtenverhältnis stehen, die aber draußen im Felde sind und infolgedessen uns hier nicht zur Verfügung stehen. Trotzdem also diese doch auch noch städtische Beamte sind und als solche bezahlt werden, hat sich eine Vermehrung des Beamtenkörpers um 55 v. H. seit diesen 2¼ Jahren herausgestellt, und in der Zwischenzeit, in den letzten Monaten, ist diese Vermehrung weiter fortgeschritten. Damals, im Anfange des Krieges, waren fast die sämtlichen 556 Beamten und Angestellten der Stadt fest angestellte Personen, ein eingearbeitetes, langjähriges Personal. Nur 40 unter ihnen waren Hilfskräfte. Heute sind von den 870 Angestellten 521, d. s. 60 v. H., Hilfskräfte. Am 1. August 1914 waren unter den städtischen Beamten 18 v. H. weibliche Kräfte, heute sind es deren 42 v, H., wobei wir die ehrenamtlich tätigen weiblichen Kräfte überhaupt außer Betracht gelassen haben. Die paar Zahlen zeigen schon ohne weiteres, in welch völlig veränderten äußeren Bahnen, mit welch ganz anderen Schwierigkeiten heute die Kommunalverwaltung zu führen ist.

Wenn wir uns nun dem Gegenstand der Kommunalverwaltung im Kriege selbst zuwenden, so können wir ihn gliedern je nach der Art, wie er direkt oder indirekt dem großen, beherrschenden Kriegszwecke dient. Direkt hat die Kommunalverwaltung mit dem Kriege wenig zu tun, weil das natürlich in erster Linie Sache der Militärverwaltung ist. Aber auch wir haben z. B. mit der Unterstützung bei der Aushebung von Menschen und Tieren und bei der Einquartierung der Ersatzmannschaften umfängliche und wichtige, direkt militärische Aufgaben zu erfüllen. Von der Schwierigkeit und von der Bedeutung dieser Einquartierungslast macht man sich in der Bürgerschaft außerordentlich wenig Vorstellungen; in meiner Gemeinde haben wir bis jetzt beinahe 2 Mill. Mark, die wir nicht erstattet bekommen, aufgewandt für die Unterbringung der Ersatztruppen, für die Formationen, die in unserer Gemeinde beherbergt werden. Die Speisung durchreisender Truppen, die Führung von Lazarettzügen, die Verwundetenfürsorge im Krankenhaus, die Liebesgabensammlung, die Wollsammlung, die Kleidersammlung usw., die Mitarbeit im Roten Kreuz, die Sammlung von Rohstoffen für Heeresbedarf, Metall und Zink und Gold, all das sind Aufgaben, von denen man sagen kann, daß sie mehr oder weniger direkt dem Kriegsziele der Nation dienen.

Aber sehr viel umfänglicher ist die indirekte Unterstützung der Kriegsaufgaben durch die Gemeinden. Das erste ist natürlich die Fürsorge für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer. Sie wissen alle, wie da das Reich gewisse Normen festgesetzt hat für die Unterstützung der Familien, Normen, deren Verteilung und Auszahlung auf Rechnung der Gemeinden vom Reiche den Kommunalverbänden überlassen worden ist, und jetzt erst nach 2¼ Jahren geht das Reich daran, wenigstens einen Teil dieser verauslagten Summen den Gemeinden zu erstatten.

Die Gemeinden haben sich aber damit nicht begnügt, sondern sie haben von Anfang an es als notwendig erachtet, über diese reichsgesetzlichen Mindestsätze hinauszugehen und erhebliche Zuschläge freiwillig allgemein zu bewilligen; in den Groß-Berliner Gemeinden ist dieser Unterstützungssatz bekanntlich von vornherein auf 100 v. H. der Reichssätze bemessen worden. Aber auch das hat den Städten nicht genügt, sondern neben dieser mehr oder weniger schematisch für alle Kriegsteilnehmer ziemlich gleichmäßigen Regelung der Unterstützung hat jede Stadt eine Art der freiwilligen Kriegshilfe ins Leben gerufen. Aufgabe dieser freiwilligen Kriegshilfe im Gegensatz zur gesetzlichen ist die Individualisierung der Kriegshilfe, je nach der Not und Bedürftigkeit des Einzelfalles. Dafür gilt es dann die Geldmittel zu sammeln, und so ist die Organisation, z. B. für die Volksspende, die wöchentlich von der Bürgerschaft die Beiträge in kleineren und größeren Beträgen erhebt, eine ziemlich wichtige und umfängliche Verwaltungsaufgabe. Die Einzelheiten der Aufgaben der freiwilligen Kriegshilfe brauche ich nicht auseinanderzusetzen; ich will nur aufmerksam machen z. B. auf den Zweig der Kriegskinderhorte und der Kriegskinderspeisung, die von einer ganz besonderen Bedeutung sind. Ein wichtiger Teil der Unterstützungen für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer sind die Mietunterstützungen; ein Teil, der deshalb so besonders viel bedeutet, weil er nicht nur finanziell außerordentlich zu Buche schlägt, sondern gleichzeitig auch noch eine Unterstützung der Hauseigentümer darstellt. Und in der Tat, man muß anerkennen, daß, je länger der Krieg dauert, die Last, die auf dem Hauseigentümer ruht, eine um so schwierigere und größere Bürde wird. Die Frage dieser Bemessung der Mietunterstützungen ist von den einzelnen Gemeinden ganz verschieden geregelt worden. Wir haben dabei vor allen Dingen das Prinzip vorangestellt, und das scheint mir außerordentlich wichtig, daß durch den Beitrag der Stadt, durch die Zahlung der unterstützten Familie selbst und durch einen gewissen Nachlaß des Hauseigentümers die Mietschuld selbst lückenlos gedeckt wird, auf daß der Vater der Familie bei der Heimkehr aus dem Felde sich nicht irgendeiner drückenden und angeschwollenen Mietlast gegenübersieht. Eine direkte Unterstützung der Familien der Angehörigen von Kriegsteilnehmern ist endlich auch noch die Arbeitsbeschaffung,

Digitized by Google

wie wir sie in unseren Näh- und Strickstuben usw. organisiert sehen.

Das führt zur Hilfe gegen die Arbeitslosigkeit im allgemeinen auch für denjenigen Teil der Bevölkerung, der nicht unmittelbar Angehörige von Kriegsteilnehmern umfaßt. In dieser Beziehung haben wir die merkwürdigsten Wandlungen erlebt. Zuerst in den Monaten August und September 1914 die bekannte tödliche Lähmung des Wirtschaftslebens, die in einer großen Arbeitslosigkeit zum Ausdruck kam, und die dann die Befürchtung erweckte, daß es notwendig werden würde, mit den größten öffentlichen Mitteln eine Arbeitslosenunterstützung einzuführen. Wie sehr man sich in dieser Beziehung getäuscht hat, sei an einem Beispiele erläutert. Die Provinz Brandenburg hatte im Frühjahr 1914 ihrem Provinziallandtag ein sehr umfängliches Projekt der Gründung einer Hebammen-Anstalt in Neukölln vorgelegt, und dieses Projekt war in einer eingehenden Kommissionsberatung als sehr reformbedürftig in dem Sinne erkannt worden, daß es von der überwiegenden Mehrzahl der Abgeordneten als viel zu kostspielig beurteilt wurde. Infolgedessen war die Beratung dieses Projekts um ein Jahr zurückgestellt worden. Vier oder fünf Monate nach diesem Beschluß brach der Krieg aus, und alsbald trat der Provinziallandtag zusammen und bewilligte Mittel zur Steuerung der Arbeitslosigkeit. Daraufhin wurde alsbald der Vorschlag gemacht, als erstes praktisches Projekt zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit diesen wichtigen, bereits fertig projektierten Bau zur Ausführung zu bringen, und so bewilligte man in diesem Sturm und Drang sofort die ganze große Summe, die vier Monate vorher als viel zu hoch erschienen war. Die Zeiten haben sich inzwischen gründlich geändert. Es ist dann, ebenfalls von der Provinz Brandenburg aus zusammen mit den einzelnen Kommunalverbänden organisiert worden eine besondere Arbeitslosenunterstützung für die durch den Krieg arbeitslos gewordenen Arbeiter und Arbeiterinnen mit Zuschüssen der Provinz. Später ist dann, als die wesentliche Einschränkung in der Textilindustrie verfügt wurde, eine besondere Arbeitslosen-Unterstützung für die Textilarbeiter eingerichtet worden. Heute haben wir das genau umgekehrte Problem. Heute ist, jedenfalls auf dem männlichen Arbeitsmarkt, irgendein Ueberfluß an Arbeitskräften nicht mehr vorhanden, im Gegenteil; und auch bei den Frauen werden wir vielleicht in absehbarer Zeit zu dem gleichen Zustande gelangen.

Von der Hilfe für die Arbeitslosigkeit kommen wir zur Hilfe für die Kriegsbeschädigten im engeren und weiteren Sinne. Im engsten Sinne sind es natürlich die Invaliden, und daß da die Aufgabe der Städte daraufhin geht, diesen Kriegsinvaliden, den Kriegsbeschädigten im engeren Sinne, nach jeder Möglichkeit zu helfen, ist klar. Fürsorge- und Beratungsstellen, Belehrungskurse, Arbeitsnachweise usw. sind allenthalben in Deutschland unter der Leitung und Führung des Deutschen Reichsausschusses für die Kriegsbeschädigten eingerichtet worden. Von allen Städten sind ferner Fürsorgestellen für Kriegswitwen und -waisen geschaffen worden. Das ist eine Aufgabe der städtischen Verwaltung, die an und für sich recht wenig hineinpaßt in den bürokratischen Gang der Organisation; denn sie verlangt trotz der großen Masse der Arbeit, die zu leisten ist, Individualisierung, das heißt eine Paarung des menschlichen Interesses mit einer Uebersicht über die positiven Beschäftigungsmöglichkeiten, und über die Gestaltung des Wirtschaftslebens für jeden einzelnen Fall. Kriegsgeschädigte sind vielfach auch die kleinen Gewerbetreibenden, deren Kredit in hohem Maße beeinträchtigt ist, und für die die Städte überall Kriegsdarlehnskassen eingerichtet haben.

Die größte Aufgabe aber, die den Kommunalverwaltungen im Kriege geworden ist, liegt auf dem indirekten Gebiete der Kriegshilfe, ist die Lebensmittelversorgung. Ursprünglich schien es so zu sein, daß es die Aufgabe der einzelnen Städte sein sollte und könnte, die Nahrungsdecke, den Nahrungsmittelvorrat, der ihrer Bevölkerung zur Verfügung stehen könnte, möglichst zu verstärken und zu vergrößern und selbst die Vorräte zu beschaffen. Heute ist davon sehr wenig übriggeblieben. Man hat gesehen, daß man als einzelne Stadt doch nur ein winziges Glied in dem Riesenorganismus dieses Weltkrieges ist, und daß es für die einzelne Stadt und für das Gemeinwohl nur schädlich sein würde, wenn die Städte sich in Experimenten mit der Beschaffung von Lebensmitteln versuchen wollten. Heute sind diese Experimente beschränkt auf ganz wenige kleine Einzelgebiete, z. B. auf Gebiete, auf denen die Städte selbst noch Produzenten sind: wenn wir z. B. auf unserem Rieselgute uns eine Schweinemast einrichten, eine paar Ställe bauen, und ein paar hundert Ferkel dort heranziehen, so ist das noch ein kleines Beispiel einer positiven Lebensmittelpolitik. Aber im allgemeinen ist die Aufgabe der Städte auf dem Gebiete der Lebensmittelpolitik ganz anders geworden; sie müssen sich darauf beschränken, das, was vorhanden ist, und was ihnen von der Zentrale zugewiesen wird, gleichmäßig und billig zu verteilen. Und auch das ist eine Aufgabe, die bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, bei der Knappheit der vorhandenen Vorräte, bei der Dringlichkeit des Bedarfes, bei der Fülle der Interessen, die einander entgegenstehen, eine Fülle von Schwierigkeiten mit sich bringt. Jeder einzelne Artikel in diesem Nahrungsmittelgeschäft verlangt seine besondere Fachkunde. Ich will mich hier auf drei Beispiele beschränken. Zunächst einmal ein Beispiel aus der Fleischversorgung. Beim Fleisch ist ja ganz ohne weiteres einleuchtend, daß es keine so leicht faßbare und vertretbare Ware ist, wie z. B. das Getreide, oder Zucker. Es ist ganz außerordentlich schwer, die Rationierung der Bevölkerung auf 250 Gramm Fleisch mit dem Kundenlisten-System wirklich so durchzuführen, daß jeder Fleischer in der Lage ist, tatsächlich jedem bei ihm eingeschriebenen Kunden die 250 Gramm wöchentlich zu liefern. Aber von welch unvorhergesehenen Fällen man da stehen kann, das möchte ich an einem Beispiele erzählen. Es wurde da um 6 Uhr abends bei mir antelephoniert und es wurde mir gesagt, es sei unmöglich, die Fleischration dieser Woche, die am vorhergehenden Sonnabend auf 250 Gramm für die laufende Woche angesetzt war, aufrecht zu erhalten, sie müßte auf 200 Gramm herabgesetzt werden. Diese Meldung kam vom Landesfleischamt; infolgedessen blieb mir nichts anderes übrig, als an die Ausführung zu gehen. Nun stelle man sich die Schwierigkeit dieser Aufgabe vor. Wir haben Hunderte von Fleischern in unserer Gemeinde. So und so viele von unseren Einwohnern hatten ihre Fleischkarten für diese Woche bereits eingelöst und hatten ihre 250 Gramm schon bekommen, die anderen aber nicht. Für die Fleischer mußte natürlich sofort die Mitteilung hinausgehen, damit diese sie schon am nächsten Morgen in den Händen hatten. Die Sache mußte also an dem Abend noch gemacht werden, und dabei mußte man sich sagen, daß ein weiterer, ganz außerordentlicher Schaden mit einer derartigen Aenderung mitten in der Woche unvermeidlich verbunden sein würde, nämlich der des Schwindens des Vertrauens im Publikum. Denn wenn das Publikum einmal erlebt hat, daß die Leute in den ersten 3 Tagen je 250 Gramm bekommen haben, während die anderen in der zweiten Wochenhälfte nur noch 200 Gramm erhalten, dann schwindet jegliches Vertrauen; und ein noch so schön ausgeklügeltes Kundensystem kann in der darauf folgenden Woche die Polonäsen vor den Fleischerläden nicht mehr verhindern. Glücklicherweise, nachdem alles schon eingerichtet war, die Rohrpostbriefe waren schon kouvertiert und sollten gerade schon weggeschickt werden — da kam die telephonische Mitteilung, daß durch den Oberkommandierenden der Marken im letzten Augenblick durch Militärsonderzüge dem Uebelstand für diese halbe Woche abgeholfen worden sei. Ich erzähle das als Beispiel für die Plötzlichkeit der Verwaltungsaufgaben auf diesem Gebiete.

Ein anderes Beispiel aus dem Gebiete der Butter- und Milchversorgung. Es ist bekannt, daß die Gewährung von Vollmilch eingeschränkt ist auf Kinder und Kranke. Wer nun aber krank ist in dem Sinne, daß er Milch braucht, das ist eine stark umstrittene Frage. Darüber gibt es die wunderbarsten ärztlichen Entscheidungen, und darüber können sich die Aerzte gegenseitig kräftig in die Haare geraten. Infolgedessen hat man einfach festgesetzt: Krank in dem Sinne, daß sie Vollmilch bedürfen, sollen nicht mehr sein als 2 v. H. der Bevölkerung. Eine höchst einfache Methode, die Leute krank und gesund werden zu lassen. Hier in Berlin ist die Praxis nun dahin gegangen, daß trotz aller Einschränkungen, trotz aller Revisionen der ärztlichen Atteste immer noch 4 v. H. der

Digitized by Google

Bevölkerung mit Vollmilchkarten ausgestattet sind. Da kommt nun die Landesfettstelle, die die Verwaltung von Butter und Milch führt, und droht uns an: Von der nächsten Woche ab vielleicht machen wir euch in der Beziehung haftbar, und zwar so, daß wir euch einfach um einen entsprechenden Prozentsatz eurer Fettportion kürzen, d. h. für je ein Liter zuviel überwiesener Milch werden euch 20 Gramm Fett abgezogen. Nun sind wir mit unseren zusammen 90 Gramm Butter und Margarine an und für sich schon ziemlich knapp bestellt; man sieht also, wie durch eine nicht ganz außerordentlich strenge und gerechte Verwaltung und vor allem durch ein zu begehrliches Publikum unter Umständen eine wesentliche Schädigung der Allgemeinheit eintreten kann. Ich erzähle gerade diesen Fall, weil ich daran illustrieren möchte, von welcher Bedeutung doch auch der Geist der Bevölkerung ist, und daß jeder, der einen derartigen Anspruch auf Vollmilch z. B. erhebt, bei sich, bevor er den Apparat der Behörden mit der ärztlichen Kontrolle in Bewegung setzt, doppelt und dreifach nachprüfen sollte, ob das wirklich notwendig ist, weil er sich sagen muß, daß, wenn er zu Unrecht dieses Privilegium bekommt, andere darunter leiden müssen.

Ein weiteres Kapitel aus der Lebensmittelversorgung betrifft die Kartoffel. Als ich im vorigen Winter zum ersten Male mit meinem Kartoffeldezernenten, einem gewiegten Landwirt, über diese Frage sprach, sagte er mir: „Geben Sie mal acht, von der Kartoffel kann man graue Haare bekommen." Und in der Tat, eine solche Fülle von wechselnden Problemen, wie sie in der Beschaffung und in der Lagerung einer so leicht verderblichen Ware und einer so begehrten Ware liegt, — das ist ein ganz ungeheuer schwieriges Kapitel. Auf diese paar Beispiele aus der Lebensmittelversorgung will ich mich beschränken und nur noch beiläufig darauf hinweisen, wie neben der Versorgung mit Lebensmitteln für die Bevölkerung auch die Beschaffung und Verteilung von Futtermitteln für die Pferde und für die Tiere überhaupt eine Aufgabe der städtischen Verwaltung geworden ist.

Eine so wichtige Aufgabe, wie die Ernährung unserer Bevölkerung, kann und darf nun von der Stadt nicht bloß so angefaßt und durchgeführt werden, daß sie sich darauf beschränkt, dem einzelnen den Zugang zu den vorhandenen Lebensmitteln in möglichst gleicher und billiger Weise zu ermöglichen, sondern wir müssen auch darauf ausgehen, daß wir die Zubereitung und Speisung für eine große Zahl unserer Mitbürger selbst zu übernehmen suchen. So ist die Massenspeisung eine neue und immer dringlicher gewordene Aufgabe der städtischen Verwaltung geworden. Aber auch hier muß man leider sagen, daß man die Grenzen des menschlichen Könnens nur zu leicht erreichen kann. Denn wenn wir z. B. in Schöneberg bis jetzt auf eine tägliche Speisungsmöglichkeit für ungefähr 10 v. H. der Bevölkerung gelangt sind, so haben wir doch die Empfindung, daß das nicht ausreicht, daß vielmehr im Frühjahr bittere Monate kommen können, in denen das Publikum sich noch ganz anders zu den Massenspeisungen drängen wird, als es jetzt der Fall ist. Da haben wir uns nun überlegt, wie wir den Umfang der täglichen Speisung von 10 auf 20 v. H. ausdehnen könnten. Wir haben Pläne hergerichtet für den Bau großer Wirtschafts-Baracken, wir haben auch mit dem Bau angefangen, wobei man auf das Geld, wie in dieser Zeit überhaupt, nicht sieht. Aber auf andere Sachen muß man dabei sehen, und andere Schwierigkeiten türmen sich auf, an die man im Frieden nie gedacht hat. Da ist z. B. die Schwierigkeit der Beschaffung von Kesseln, die jetzt überall und zu gleicher Zeit von allen Städten bei den Fabriken bestellt werden; und wenn das auch Kriegsarbeit ist und vom Kriegsamt als solche anerkannt wird, so geht doch diese plötzliche Produktion von Hunderten von großen Kesseln über die Leistungsfähigkeit der Fabriken nur zu leicht hinaus. Dazu kommt ein weiteres: Das einfache Aufschlagen dieser paar Baracken scheitert plötzlich, oder die Möglichkeit der Durchführung ist wenigstens auf das Schwerste bedroht durch den Arbeitermangel. Kriegsgefangene gibt's nicht mehr; die werden überall vom Kriegsamt selbst beschäftigt, und wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, tropfenweise hier mal 10, oder dort ein Dutzend Soldaten zu bekommen, so würde an dem völligen Mangel an solchen gelernten Arbeitern, wie Zimmerleuten, Maurern usw. das geringe Projekt der Errichtung von 4 solchen Baracken einfach scheitern. So sind heute der ganzen städtischen Verwaltung Aufgaben der dringendsten Natur sehr leicht gestellt, aber ihre Durchführbarkeit ist ganz anderen Schwierigkeiten unterworfen, als wir sie im Frieden haben ahnen können.

Die Durchführung der Volksbewirtschaftung erstreckt sich nun weiter auch auf eine Reihe von anderen Stoffen des Wirtschaftslebens. Nicht bloß die Nahrungsmittel sind der Rationierung verfallen. Sie alle wissen und denken an die Bekleidungsstellen, die wir haben einrichten müssen. Sie wissen, daß das Sohlenleder in besonderen Raten den Städten überwiesen wird, um es in diejenigen Kanäle zu leiten, wo der größte Bedarf ist; Sie kennen die Petroleumnot, die dazu geführt hat, daß in jeder Stadt eine besondere Petroleumstelle für die Ausgabe von Petroleum an die Heimarbeiter eingerichtet wurde. Hierzu kommen weitere Aufgaben, bei denen es sich darum handelt, nach Möglichkeit schädliche Wirkungen des Krieges zu vermeiden. Eine Fülle solcher Folgen, nicht bloß im Wirtschaftsleben, sondern auch im Geistesleben der Nation sind durch den Krieg doch mehr oder weniger in bedauerlicher Weise schon eingetreten. Hier steht in vorderster Linie natürlich die Aufgabe, diese schädlichen Folgen von unserer Jugend fernzuhalten. Ich nenne auf diesem Gebiete bloß die Durchführung des Sparzwanges für die jugendlichen Arbeiter — eine Verordnung, die sicherlich ausgezeichnet gemeint gewesen ist, die aber ebenso klar eine Fülle von Schwierigkeiten bei ihrer Durchführung mit sich gebracht hat. Glücklicherweise können wir sagen, daß es hier in Groß-Berlin gelungen ist, diese Schwierigkeiten zu überwinden. In meiner Gemeinde allein ist der Bestand der Spareinlagen, die nicht wieder zurückgezogen worden sind, um Anschaffungen vorzunehmen für den Jungen, jetzt schon auf ungefähr 60 000 bis 70 000 Mark angewachsen.

Eine weitere wichtige Aufgabe, die sich im Kriege herausgestellt hat, ist die Verwaltung feindlichen Grundbesitzes, und das kann unter Umständen je nach dem einzelnen Landesteile eine außerordentlich wichtige Aufgabe sein. Ich erinnere mich an meine Vaterstadt Straßburg, in der Hunderte von Häusern, die Eigentum von Franzosen gewesen sind, jetzt in der Verwaltung der Stadt sich befinden, wodurch eine Riesenarbeit für die städtische Verwaltung entstanden ist. Hier in Groß-Berlin haben wir ein sehr interessantes Gegenstück dazu, in der bevorstehenden Liquidation der englischen Gasanstalt, eine Aufgabe, die doch auch mit der allergrößten Sorgfalt und Gründlichkeit erledigt werden muß, da es sich dabei um ein Kapital handelt, das die Engländer selbst auf 160 Millionen beziffert haben und um eine Aufgabe, deren Wirkungen gar nicht zu übersehen sind. Das deutsche Vermögen in England ist ja leider erheblich größer als das englische in Deutschland, und jede Art der Durchführung, die nicht den Stempel der Billigkeit an sich trägt, ist geeignet, viele deutsche Staatsangehörige in vielleicht vervielfachtem Umfange zu schädigen.

Neben diesen neuen Aufgaben, die der Krieg den städtischen Verwaltungen gebracht hat, läuft natürlich die Fortführung ihrer alten Friedensarbeit, und da darf ich einmal an ein paar Beispielen aus unserer Stadtverwaltung erzählen, wie auch da alles umgedreht und umgestempelt worden ist unter den neuen Gesichtspunkten des Krieges.

Auf dem Grundstücksmarkt z. B. ist hier in unseren Berliner Vororten der Wechsel ganz besonders klar zutage getreten. Kein Grundstück wird mehr verkauft, kein Bau wird mehr errichtet, keine Umsatzsteuer, keine Wertzuwachssteuer geht mehr ein, und in die Hunderttausende geht der Ausfall an solchen Steuern pro Jahr. Und dabei muß man weiter denken an die Nachwirkungen, die das nach dem Kriege haben kann. Jetzt ist der Bodenwert gesunken, auf der anderen Seite belasten die Zinsen des hineingesteckten Kapitals die Grundstückswerte ganz enorm. Wie nach dem Kriege eine Gesundung aller dieser Werte von Hunderten von Millionen erfolgen soll, das ist heute noch jedermann ein Rätsel.

Von dem Grundstücksgeschäft kommt man auf den Bau, auf die Bauverwaltung. Auch da stockt zunächst einmal alles.

Digitized by Google

In den ersten Jahren des Krieges rühmten wir uns noch, daß wir unsere öffentlichen Bauten fortsetzten, und ab und zu erschien in den Berliner Zeitungen ein Lobeshymnus auf unsere Gründlichkeit und Tüchtigkeit, die uns z. B. die Fortführung der Untergrundbahn mitten durch die Friedrichstraße im Laufe des Krieges ermöglichte. Heute ist ja das Bild auch ein viel ernsteres geworden. Heute steht die Militärkommission an der Ecke jeder Nebenstraße in der Friedrichstraße und sagt: Nun aber auch wirklich einmal Halt, jetzt muß bei jedem Spatenstich geprüft werden, ob er wirklich noch nötig ist, und bei jeder Ramme muß geprüft werden, ob sie noch nötig ist, um den Einsturz zu verhindern, und darüber hinaus muß selbstverständlich jeder Weiterbau eingestellt werden. So stockt in Schöneberg z. B. der wichtige Bau des Gemeinschaftsbahnhofes auf dem Nollendorfplatz, der am 1. Oktober des Jahres 1916 vertragsgemäß fertiggestellt werden sollte, vollkommen. Das bedeutet eine Verlängerung der Bauzeit um mindestens 2 Jahre. Wenn wir heute überhaupt noch bauen können, so beschränken wir die Bauprojekte auf Kriegswirtschaftsaufgaben, also z. B. auf den Bau von Schweineställen, oder auf die Errichtung von Speisehallen und Baracken. Das einzige, wo wir in der Bauverwaltung noch von einer Frische sprechen können, ja, wo sich sogar die Aufgaben der Verwaltung noch weiter verstärkt haben, das ist die landwirtschaftliche Verwaltung auf den Rieselgütern, denn da kommt's natürlich darauf an, daß man trotz der verringerten Arbeitskräfte, trotz des Fehlens der Kraftfuttermittel und trotz aller Erschwerungen der Produktion diese doch noch zu steigern versucht, soweit das überhaupt nur menschenmöglich ist.

In der Schulverwaltung sehen wir denselben Stillstand. Bei den Volksschulen ist das Bild der Einschränkung ihres Betriebes im großen und ganzen sehr betrübend, denn Tausende von Schulstunden sind ausgefallen, und eine Fülle von sozialen Einrichtungen, die wir in mühevoller Arbeit und Gewöhnung eingerichtet, die wir unserer Stadtverwaltung allmählich abgewonnen haben, um sozial zu nützen, die sind wie weggeblasen, aus dem Gesichtspunkt der Ersparnis und wegen des Fehlens der Lehrkräfte. Ich erinnere an die Turn- und Jugendspiele im Sommer, die orthopädischen Turnkurse, die Unterbringung unserer Hilfsschulklassen in besonders geeignete auswärtige Räume mit Gartenbetrieb, die Schulbäder, die Absehkurse für Schwerhörige; all diese freiwillige Ausgestaltung unserer Volksschularbeit in sozialer Beziehung ist ohne weiteres weggelöscht und hat schon für 2½ Schulgenerationen seine Bedeutung verloren. Daneben ist die Stärke der Volksschulklassen trotz verringerten Unterrichts erheblich gestiegen; sie beträgt jetzt annähernd 45 gegenüber rund 40 vor fünf Jahren.

Nur einige wenige Lichtpunkte haben sich unter der Einwirkung des Krieges ergeben. Ich möchte da ganz besonders hervorheben die Einführung des Unterrichts in der Säuglingspflege, die wir während des Krieges vorgenommen haben. Bei den höheren Schulen ist das Bild ein ähnliches. Auch da sind, insbesondere in den höheren Klassen, außerordentlich viele Kombinationen eingetreten. Unser Lehrermaterial hat gerade an den höheren Schulen ganz besonders stark gelitten, weil da der Schule die Vertretungskräfte, die uns bei den Volksschulen in den Lehrerinnen so reichlich zur Verfügung standen, nicht zur Verfügung stehen. Am schlimmsten sind aber durch den Krieg die Fortbildungsschulen betroffen worden, bei denen die Jünglinge nur zu sehr durch die Arbeit vom Schulbesuch abgezogen worden sind, und bei denen die Schulstunden auf zwei Drittel, ja sogar ein Drittel der an und für sich so kurz bemessenen Zeit eingeschränkt worden sind.

Im Armen-Etat auf der anderen Seite sehen wir ein äußerlich erstaunliches Bild, nämlich das Bild einer merkwürdigen Abnahme der Ausgaben für Unterstützungen. Aber das ist natürlich ein trügerisches Bild, weil die Mehrzahl der Bevölkerung, die sonst an die Armenpflege herangetreten wäre, jetzt eben in der Form der Kriegsunterstützung an die öffentliche Wohltätigkeit herantritt und auf diese Weise ihre Unterstützung erhält, eine Art und Weise, die für die Stadt an und für sich sehr verführerisch erscheint, die aber für eine vernünftige Wirtschaft eine große Gefahr in sich birgt, insofern sie nämlich die Ausgaben nicht dem laufenden Jahre zur Last legt, sondern alles auf die Kriegsschuld abbürdet.

Im Krankenhauswesen sehen wir die Abteilung der Verwundetenpflege einerseits, und andererseits die außerordentliche Steigerung der Ausgaben, die uns genötigt hat, hier in Groß-Berlin den bitteren Schritt einer Steigerung der Geldverpflegungssätze von 3 auf 4 Mark täglich zu tun.

In der Wohlfahrtspflege haben wir eine zweite erfreuliche Einrichtung dem Kriege zu verdanken, nämlich die Reichswochenhilfe, und das merkwürdigste ist, daß durch sie nicht eine Entlastung, sondern eine weitere Belastung der städtischen Ausgaben für die Säuglingspflege eingetreten ist. Es ist nämlich dadurch ein so großer Prozentsatz unserer Bevölkerung neu für die Säuglingspflege interessiert und für die Bedeutung und Ernsthaftigkeit dieser öffentlichen Fürsorge gewonnen worden, daß die Beteiligten auch nach dem Aufhören der gesetzlichen Reichsunterstützung in der Fürsorge der Stadt geblieben sind, was dann natürlich mit sehr erheblichen weiteren Ausgaben verknüpft ist. Schmerzlich ist die Einstellung der Wohnungspflege, die gerade vor dem Kriege hier in Groß-Berlin einen kümmerlichen Anfang genommen hatte und die jetzt unter der Last des Krieges ohne weiteres zusammenbrach.

Bedeutungsvoll ist die Einschränkung auch unserer Volks-Bade-Anstalten, die unter dem Mangel an Seife und gelernten Heizern zu leiden haben.

Umfänglich und interessant sind die Aufgaben des Arbeitsamtes. Das Arbeitsamt ist ja in gewisser Beziehung der getreueste Spiegel des Wirtschaftslebens; hier spiegeln sich die ständigen Veränderungen in unserem Wirtschaftsleben am allerschnellsten und merkbarsten ab, und so kehren hier im Arbeitsamt die Wandlungen auf dem Arbeitsmarkte für die männlichen und weiblichen Arbeiter jeglicher Kategorien alsbald wieder; für die jugendlichen Lehrlinge, die heute bloß noch in den paar Maschinen-Fabriken zu finden sind, und die auch da schon fortzulaufen drohen, wenn sie nicht alsbald ähnlich den ungelernten Arbeitern bezahlt werden.

Eine erfreuliche Seite unserer Verwaltung ist die Zunahme der Stiftungen. Fast überall in den großen deutschen Städten sieht man, wie der Krieg einsam gewordene Menschen dazu veranlaßt, an das Gemeinwohl in stärkerem Maße zu denken, als sie dazu vielleicht im Frieden geneigt gewesen wären.

Auf dem Gebiete unseres Marktwesens sieht ja ein jeder, sieht jede Hausfrau beim Vorübergehen die Verödung der Marktstände, die für die Kommunalverwaltungen zugleich einen empfindlichen Ausfall einer wichtigen Einnahmequelle bedeutet. In unserem Seefischverkauf haben wir z. B. gesehen, wie da auch die Lage des Wirtschaftsmarktes im Kriege erstaunlich wechselte, wie der Bedarf nach solchen Nahrungsmitteln emporschnellte zu ungeahnter Ausdehnung, bis jetzt auf einmal infolge der Abschneidung der Zufuhr all dieser Bedarf kaum noch im entferntesten gedeckt werden kann.

Das äußere Bild unserer Stadt hat eine Einschränkung erfahren und wird sie in den nächsten Tagen noch mehr erfahren durch die erhebliche Beschränkung der öffentlichen Beleuchtung. In unserem Verkehrswesen sehen wir die Folgen der Einschränkung der Pferde und aller möglichen anderen Verkehrsmöglichkeiten, und nur mit einer gewissen Ironie kann man in diesem Zusammenhange daran denken, welch eine Fülle von Arbeit und Zeit und Kraft und Zwistigkeiten die Groß-Berliner Gemeinden in dieser Zeit haben aufwenden können für einen Verkehrsstreit um die Straßenbahn.

In unseren Friedhöfen endlich sehen wir, wie auch da der Krieg sich einprägt und wie man versucht, auf jedem noch so bescheidenen städtischen Friedhofe irgendeinen Ehrenfriedhof für die Soldaten zu schaffen.

Am bemerkbarsten sind natürlich die Folgen des Krieges in der städtischen Finanzwirtschaft. Die schwebende Schuld der Städte hat eine erstaunliche Höhe erreicht. Wenn man

Digitized by Google

das in Friedenszeiten gedacht hätte, daß man eine solche Schuldenlast zu einer alten dazunimmt, ohne im entferntesten an eine Tilgung heranzugehen und ohne sie in feste, konsolidierte Hände zu geben, so würde einem jeden Stadtvater davor gegraust haben. Die Verteuerung unserer Verwaltung sehen wir an der Notwendigkeit der Teuerungszulagen für die Beamten, sehen wir an der starken Steigerung der Steuern, die hier in Groß-Berlin in den 3 Jahren von 100 auf 170 v. H. in die Höhe geschnellt sind. Eine Ausnahme unter diesen Steuern — die einzige, die dem städtischen Finanzmann ein erfreuliches Bild bietet, das ist die Hundesteuer und dann das segensreiche Kino. Ein einziger Betrieb neben dem landwirtschaftlichen hat in der städtischen Verwaltung sonderbarerweise Ueberschüsse abzuwerfen, und das sind die Sparkassen. Das ist eines der merkwürdigsten Probleme. Zunächst haben sich hier die Sparkassen auch überall in den Dienst des Kriegszweckes gestellt, indem sie die Kriegsanleihen in einer sehr erheblichen Weise gefördert haben. Schulsparkassen sind, wo sie noch fehlten, überall gegründet worden, und in jeder Weise hat man die Kriegsanleihe-Zeichnungen dadurch begünstigt, daß man auf die Einhaltung der Kündigungsfrist seitens der Sparkassen verzichtet hat. Obwohl auf diese Weise ganz erstaunliche Summen von den Sparern aufgebracht worden sind, ist die Summe der Einlagen in den Sparkassen nicht heruntergegangen. Wir haben z. B. jetzt in der Schöneberger Sparkasse einen Bestand von 74 Millionen erreicht, das ist mehr als der höchste Stand je im Frieden gewesen ist, obwohl 39 Millionen von den früheren Einlagen abgeholt und eingezahlt worden sind auf Kriegsanleihen. Dabei hat die Sparkasse natürlich auch etwas verdient; durch die Vermittlungsgebühren bei den Zeichnungen der Kriegsanleihe hat sie ein bescheidenes Geschäft gemacht; ich erzähle das, um auch einmal die Lichtseiten in der Verwaltung während des Krieges hervorzuheben.

Das sind die Aufgaben der Kommunalverwaltung *während* des Krieges. Aber das ist noch nicht das Ende, denn eine weitere Aufgabe ist, jetzt schon vorauszuschauen in die *Zeit nach dem Kriege*. Denn auch da kündet sich eine ganze Menge von Aufgaben an, die in Vorbereitung genommen werden müssen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß auch in der ersten Zeit nach dem Kriege die bisherigen Bemühungen in der Lebensmittelversorgung und -verteilung sowie in der Massenspeisung der Bevölkerung fortgesetzt werden müssen. Wir müssen uns klar sein, daß die Arbeit auf dem Gebiete der Fürsorge, für die Kriegerwitwen und -waisen fortgesetzt werden muß. Aber auch ganz neue und wichtige Aufgaben stehen uns nach dem Kriege bevor. Ich denke da ganz besonders an die *Fürsorge für die Wohnungen* und vor allem für die *Kleinwohnungen*. Die jetzige Zählung der leerstehenden Wohnungen, die der Krieg — Gott sei Dank — dem Hader der Groß-Berliner Gemeinden zum ersten Male abgerungen hat, hat einen Prozentsatz von nur 2,6 v. H. leere Kleinwohnungen ergeben. Das ist erheblich geringer als die Norm. Wir müssen uns klarmachen, daß, wenn jetzt schon dieser Prozentsatz so gering ist, wenn der Krieg noch weiter dauert, und wenn infolgedessen die Neubauten noch weiter hinausgeschoben werden, wenn dann die Millionen von Menschen zurückkehren, die vielfach verheiratet sind und nun erst an die Gründung des eigenen Hausstandes herangehen, wenn dann der weitere ungeheuer schwere und große Steuerdruck anhebt und die Bevölkerung noch weiter aus den teuren Wohnungen herabdrückt in die kleineren, daß dann eine größere Not an leeren kleinen Wohnungen unvermeidbar ist. Deshalb ist es eine Pflicht der Kommunalverwaltung, dafür zu sorgen, jetzt schon, auf dem Papier wenigstens, alles für Neubauten vorzubereiten, was zwar jetzt nicht in die Tat umgesetzt werden kann, was aber dann ohne irgendwelchen Zeitverlust alsbald zur Ausführung gebracht werden muß.

Eine weitere erfreuliche Seite unserer Verwaltung ist die, daß wir uns in der späteren Friedenszeit vor eine weitere wichtige Aufgabe gestellt sehen, nämlich die *Schulfürsorge für die Begabten* unter unserem Nachwuchs. Immer weiter verbreitet sich die Ueberzeugung, daß der furchtbare Aderlaß, der doch gerade die Besten und Kräftigsten unseres Volkes betroffen hat, sobald wie möglich wieder ausgeglichen werden muß, und daß insbesondere in der Fürsorge für die Heranbildung der Besten und Begabtesten unseres Nachwuchses gar nicht genug getan werden kann. Auch in dieser Beziehung sind Kräfte am Werke, die alles mögliche für die Friedensarbeit vorzubereiten bestrebt sind.

Aber über diese Aufgaben nach dem Krieg wollen wir jetzt und hier nicht weiter reden, denn darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren, wenn es uns gelingt, in diesem schwersten aller Kriege unser Dasein als Volk zu behaupten, wenn es uns gelungen ist, diese gewaltige Fähigkeitsprobe zu bestehen, dann werden wir mit einer unerschütterten Energie an die neuen Arbeiten und Aufgaben des Friedens herangehen und werden uns freuen, solchen zivilisatorischen und kulturellen Aufgaben wieder dienen zu können.

Und nun mögen mir noch ein paar *allgemeine Betrachtungen* gestattet sein. Ausgehen möchte ich dabei von einem hübschen Worte, das der Graf Posadowsky in diesen Tagen gesprochen hat: „Je länger der Kampf dauert, je erbitterter um die Entscheidung gekämpft wird, je mehr müssen Leben- und Rechtskreis des einzelnen zurücktreten hinter der großen, unsterblichen Persönlichkeit des ganzen Volkes.“ In der Tat, der Wert der einzelnen Persönlichkeit tritt, je länger der Krieg dauert, um so mehr zurück, aber er tritt auch um so mehr hervor. Nie werden solche Möglichkeiten für den einzelnen, in jedem Rahmen, in dem er stehen mag, zur Betätigung und zur Leistung von Ungewöhnlichem gegeben, wie es während der Kriegszeit der Fall ist, und die Gemeinwirtschaft der Stadt wird immer inniger verflochten in diesem langen Kriege mit der Einzelwirtschaft ihrer Bürger. Das Rathaus wird, das ist unsere Empfindung, der Mittelpunkt der Bürgerschaft mehr als es je im Frieden, besonders hier in Groß-Berlin, gewesen ist. Und da sind die Bürger unserer Stadt Schöneberg in der ganz besonders glücklichen Lage, daß wir gerade vor dem Kriege unser neues Rathaus fertiggestellt haben. Man kann sich kaum vorstellen, wie es möglich gewesen wäre, all diese vielfältigen neuen Verwaltungsaufgaben unterzubringen und einheitlich zu leiten, wenn wir das nicht in dem einheitlichen großen Rathaus hätten tun können. Die Stadt aber nimmt auch in dieser Fürsorgearbeit eine merkwürdige interessante Mittelstellung ein; sie steht in der Mitte zwischen dem allmächtigen Staate und dem flügellahmen und verscheuchten einzelnen Individuum. Sie steht nicht unmittelbar dem Individuum gegenüber als bloß befehlende Organisation, sondern sie versucht, die Fürsorge auszuüben in der Beratung jedes einzelnen ihrer Mitbürger. Und deshalb halte ich auch bei der Fülle von Aufgaben, die die Städte bekommen haben, das Gestöhne für so schädlich und so unnütz, das so manchesmal in den Zeitungen sich erhebt von seiten der Kommunalverwaltungen; nur zu oft liest man die Klagen darüber, was für eine Fülle von neuen Aufgaben die Kommunalverwaltungen bedrängt in dieser Zeit. Ich habe die Empfindung, wir sollten uns eigentlich freuen, daß wir einmal diese Probe machen müssen, und daß wir einmal unserer Bevölkerung so nahe gerückt werden. Und wenn man das Urteil über die deutschen Städte-Verwaltungen zusammenzufassen versucht in dieser Zeit, so habe ich doch die Empfindung, daß wir im großen und ganzen unsere Probe bestehen werden. Vor dem Kriege, wenn wir im Auslande reisten, auf den Städtetagen und zu den Konferenzen der mannigfachsten Art, da hatten wir schon als Deutsche das Gefühl, daß in der Art der Verwaltung unserer großen Städte wir doch wohl den anderen Kulturnationen ziemlich voraus seien. Und ich glaube in der Tat: wenn man hineinschaut in die Schwierigkeiten der heutigen Verwaltung, kann man wohl sagen, daß die Unbestechlichkeit und Billigkeit, die Gerechtigkeit und Schnelligkeit in der Erfüllung dieser mannigfaltigen und wechselnden Aufgaben doch wohl kaum in irgendeinem anderen Kulturlande von den Selbstverwaltungsorganen so gelöst worden sind, wie es bei uns glücklicherweise der Fall gewesen ist.

Aber wir müssen uns weiter darüber klar sein, daß wir noch nicht am Ende sind. Wir müssen uns klar sein, daß wir — wenn der Krieg noch länger dauert — der eigentlich schlimmen Zeit in den Kommunalverwaltungen erst entgegengehen. So wie der einzelne seine Kriegserlebnisse zu Anfang des Krieges und jetzt messen mag und dann kaum vergleichen kann: die ersten Erlebnisse in den Nächten des warmen August 1914, als man bei dem Biwak

Digitized by Google

sich fröstelnd sagte: wie das unter Umständen werden könnte bei einem Winterfeldzug; und wenn man damit die Schauer der heutigen Kämpfe in dem St.-Pierre-Vaast-Walde vergleicht, von denen mir ein junger Beamter, der gerade dorther zurückgekehrt ist, erzählt, wie er selbst miterlebt hat, daß einzelne junge Kameraden seiner Kompagnie aus diesen tagelangen Kämpfen mit schlohweißen Haaren herausgekommen sind, — so, wie diese Kriegsnot des Mitkämpfers eine andere und eine schwerere Not geworden ist, so wird das jetzt allmählich auch bei uns hier im Lande immer schwieriger. Aber wie das draußen im Felde die wirkliche Not ist, so müssen wir uns doch hier in der Heimat immer klarer darüber werden, daß wir im Vergleich dazu wirklich nicht in der Zeit der Bedrängnis leben, und — die Empfindung habe ich immer — das müßte die Ueberzeugung sein, die gerade die Gebildeten unter uns immer wieder nicht nur sich selbst, sondern dem ganzen Volke klar vor Augen führen sollten.

Unsere gebildete männliche Jugend hat sich draußen während des Krieges glänzend bewährt. Noch jetzt drängen die Primaner mit demselben Ungestüm beinahe nach dem Felde hinaus, als wenn sie noch nicht die langen Listen der getöteten und verstümmelten älteren Mitschüler gesehen hätten, die sie selbst noch gekannt haben. Dieser Geist — des bin ich sicher — lebt auch in den gebildeten Frauen und Mädchen, die wir in diesem Geiste auffordern, uns in der Kommunalverwaltung zu helfen, damit wir unsere Kommunalpolitik im Kriege so, wie ich sie darzustellen bemüht war, auch in Zukunft pflichtgemäß betreiben und erfüllen können.

Heinz Potthoff / ... Und hätte der Liebe nicht ...!

Ueber dem unerquicklichen Streite um den „Fall Förster" soll man eines nicht vergessen: daß in allen Veröffentlichungen des Münchener Lehrers über Kriegsfragen (vgl. besonders: Fr. W. Förster „Die deutsche Jugend und der Weltkrieg", Leipzig 1916) ein Ton durchklingt, der unbedingt richtig und hell ist; der gehört werden muß, wenn aus den furchtbaren Anstrengungen und Opfern dieses Krieges ein dauernder Segen für deutsche Zukunft entsprießen soll. Nicht nur zur Erlangung des Friedens, den wir alle wünschen, sondern auch zur Fruchtbarmachung des Sieges, den wir alle erhoffen, gehört eine Gesinnung, wie sie vor dem Kriege nur in einer Minderheit herrschte und wie sie durch die Kampfesleidenschaft eher ertötet als erstarkt zu werden droht. Das „Umlernen" bezieht sich mindestens ebensosehr auf das Sittliche wie auf das Intellektuelle. Wir müssen auch anders fühlen lernen: uns selbst, dem Staate, der Volksgemeinschaft, der Menschheit — und den Feinden gegenüber. Auch dem Frieden; denn man höre doch endlich damit auf, innere und äußere Politik als getrennte Dinge zu betrachten. Eins wirkt auf das andere zurück. Und solange wir nach außen nicht die „friedliche Gesinnung", den Rechtsgedanken an Stelle des reinen Machtgedankens anerkennen, werden wir auch nie im Innern den sozialen Frieden gewinnen, den alle guten Deutschen erstreben und den wir im Kriege gewonnen zu haben vermeinen. (Vgl. Potthoff „Volk oder Staat?" Bonn 1915.) Man täusche sich nicht darüber, daß nach dem Frieden erbitterte Klassen- und Parteikämpfe unser Volk zerreißen werden, wenn nicht . . . ja wenn nicht eine Gesinnungswandlung eintritt, für die auch der Nichtchrist keinen schöneren Ausdruck finden wird als das Pauluswort von der Liebe.

Trotz aller sozialen Fürsorge haben wir vor dem Kriege scharfe soziale Gegensätze gehabt, die in der Hauptsache auf dem Mangel an Liebe im weitesten Sinne, auf Mangel an innerer Gemeinschaft, gegenseitiger Anteilnahme, ehrlicher Anerkennung und gesellschaftlicher Gleichberechtigung, beruhten. Diese Gegensätze sind durch den Krieg überbrückt; aber sind sie überwunden worden? Wer an die häßlichen Erscheinungen im Wirtschaftsleben, an die krassen Fälle der Ichsucht, der gegenseitigen Uebervorteilung, des gänzlichen Mangels von Staatsgesinnung, von Gemeinschaftsgefühl denkt; wer nicht nur die erfreulichen, sondern auch die unerfreulichen Dinge im Heere und der inneren Verwaltung kennt; wer hinter die Kulissen mancher Wohlfahrtsanstalten geschaut hat, der wird diese Frage nicht bejahen können. Von der Antwort aber hängt unendlich viel ab, fast so viel, wie von dem Erfolge unserer Waffen. Denn die Jahre nach den großen Siegen der Vorzeit sind sehr trübe Jahre gewesen. Nach den Freiheitskriegen die Zeit der übelsten Reaktion. Und nach der Reichsgründung der Tiefstand deutscher Kultur mit ödestem Protzen- und Banausentum, wüstester Spekulation und gegenseitiger Ausbeutung. Das kann auch aus den blutigen Siegen dieses Weltkrieges erwachsen, wenn nicht noch während der Kampfesdauer hinter der Front der Friede vorbereitet wird.

Die glänzende „Organisation" darf uns nicht beruhigen; denn sie ist zunächst rein äußerlich und hilft uns nicht, wenn sie nicht noch ganz anders als bisher innerlich vertieft wird. Die Probleme des Innenlebens im neuen Deutschland sind bisher fast vergessen. Und auch wer in politischen und religiösen Fragen von ganz anderen Ueberzeugungen ausgeht als Förster, wird ihm dafür Dank wissen, daß er mit solchem Freimut und solcher Entschiedenheit immer wieder auf diesen Mangel, auf diese Aufgabe hingewiesen hat. Das altbiblische Beispiel vom Turmbau zu Babel hat seinen modernsten, tiefsten Sinn. Auch im Deutschen Reiche gab es trotz aller äußeren Einheit zwei getrennte Nationen, die einander nicht verstanden, obgleich sie beide anscheinend die gleiche Sprache gebrauchten, die aneinander vorbeiredeten, weil sie den gleichen Worten verschiedenen Sinn unterlegten, weil sie gegensätzlich fühlten und weil jenes Innerliche fehlte, das den Worten erst den guten Sinn gibt: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich all meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze und wäre ihnen nichts nütze! (Vgl. Potthoff: „Soziale Rechte und Pflichten." Jena, Verlag Eugen Diederichs, 1911.)

Im Kriegslärm verstanden alle Deutschen sich, weil ein einziger Klang alles überwältigend dröhnte. Im Frieden werden wir dieses Verstehen nur dann erhalten, wenn ein anderer Klang mit gleicher Kraft durch das ganze Volk hallt. Mag man ihn das Soziale nennen oder die Liebe — Gefühl ist alles! Und dieses Gefühl rechtzeitig zu wecken und zu stärken, ist eine Aufgabe, bei der alle zusammen wirken sollten, die von der Dringlichkeit der sittlichen und staatlichen Erneuerung des deutschen Volkes überzeugt sind.

Digitized by Google

Arthur Schloßmann / Der Kernpunkt des Heilplanes gegen den Geburtenrückgang

Nicht seit heute und gestern, wie so viele der lauten Rufer im Streite, sondern seit vielen Jahren habe ich in Schrift und Wort auf die Gefahren des Geburtenrückganges hingewiesen. Schon zu Zeiten, da man gern von den Allzuvielen sprach und da man nichts von Sorge über zu geringer, wohl aber von Bedenken über zu starke Volksvermehrung hörte, habe ich, wie so viele aus dem „Hilfe"-Kreise in dem zahlenmäßigen Wachsen unseres Volkes eine nationale, eine politische und eine wirtschaftliche Notwendigkeit gesehen. Als um die Jahrhundertwende der Geburtenrückgang langsam einsetzte und vom Jahre 1908 ab einen katastrophalen Verlauf annahm, habe ich den inneren Grund hierfür zu finden gesucht. Er liegt — meine Meinung darüber hat sich immer mehr gefestigt — in der Gegensätzlichkeit der Interessen zwischen dem Staate und dem einzelnen Staatsbürger, der für eine große Kinderschar zu sorgen hat. Der Kernpunkt des Heilplanes, mit dem man den Geburtenrückgang bekämpfen soll, liegt, im allgemeinen gesprochen, darin, daß man die Gegenläufigkeit dieser Interessen in gemeinsame Bahnen lenken muß, und Voraussetzung hierfür wieder ist, daß wir manche unserer Grundgedanken umwerten müssen. Im Aufziehen von Kindern haben wir eine Leistung für die Allgemeinheit zu sehen, der völlig entsprechende Gegenleistungen vor dieser gegenüberzustellen sind. Nicht mit diesem oder jenem gelegentlich angewandten Mittel, sondern nur mit einer Umformung unseres Denkens über diese ganze Frage kommen wir ans Ziel. In großen allgemeinen Zügen habe ich schließlich vor einem Jahre „im neuen Deutschland" die Wege angedeutet die mir hierbei gangbar erscheinen.

Meine Ausführungen sind nun an verschiedenen Stellen auf Widerspruch gestoßen; so heißt es z. B. in der „Hilfe" (Nr. 40, Seite 659): „Unter den mannigfachen Vorschlägen zur Bekämpfung des Geburtenrückganges wird zurzeit lebhaft ein vom Prof. Schloßmann ausgehender Vorschlag erörtert, der dahin geht, den ledigen Arbeitern nur einen Teil ihres verdienten Lohnes auszuzahlen und den Rest in Form von Kinderzulagen den verheirateten Arbeitern zugute kommen zu lassen."

Hier, wie an vielen anderen Stellen liegt ein völliges Verkennen meiner Vorschläge und des tragenden Gedankens vor, der in ihnen ruht. Zunächst scheint mir jede Maßnahme anfechtbar, die ohne zwingenden Grund einen einzelnen Stand zum Gegenstand gesetzgeberischer Arbeit macht. Nicht nur dem Arbeiter will ich die Aufzucht seiner Kinder erleichtern, nicht ihm etwa, herausgegriffen aus der Gesamtheit der Staatsbürger, einen Ausgleich gewähren für das, was er für unsere Zukunft durch das Heranziehen neuer Volksgenossen tut, sondern den Angehörigen aller Stände. Wie ich zur Grundlage der Besteuerung ganz allgemein nicht das Einkommen an und für sich machen will, das der einzelne bezieht, sondern den Kopfanteil, der auf jeden von allen denen kommt, die von diesem Einkommen leben müssen, so will ich auch im weiten Maße das Einkommen selbst mit dem Kinderreichtum fallen und steigen lassen. Ich habe dabei betont, daß dieser Grundsatz sich am leichtesten bei den Festbesoldeten in die Tat umsetzen ließe, also bei allen Beamtenarten, daß aber auch bei den Bahnarbeitern die Bevorzugung der kinderreichen, wenn auch mit etwas größeren Umständlichkeiten, ermöglicht werden kann. Ebenso soll der Grundsatz, daß mit der Kinderzahl das Einkommen zu steigen hat, für die sogenannten freien Berufe durchgeführt werden. Ihnen allen will ich durch eine umfassende staatliche Versicherung Kinderzulagen gewähren, die von der Gesamtheit der Berufsgenossen aufgebracht und entsprechend dem Einkommen der zu Bedenkenden abgestuft werden sollen.

Also von einem „Ausnahmegesetz", das nur die Arbeiter treffen soll, ist bei meinen Vorschlägen, auf die ich ja sonst hier nicht ausführlich wieder zurückkommen kann, nicht die Rede gewesen. Noch viel weniger habe ich daran gedacht, nur dem Ledigen einen Teil seines Einkommens einzubehalten, sondern gerade im Gegensatz hierzu gemeint, daß Teilbeträge vom Verdienst jeden Arbeiters in den Ausgleichsfonds fließen müssen, aus dem wieder jedem, entsprechend der Kopfzahl, die er zu ernähren hat und entsprechend seinem Durchschnittsverdienst sein Anteil zukommen würde. Ich habe ferner nachdrücklich betont, daß derjenige, der mehr leistet und infolgedessen auch mehr verdient, auch Anspruch auf entsprechend höhere Kopfzuschläge haben soll. Ich glaube, daß die Sache so doch wesentlich anders aussieht, als sie nach den Ausführungen in der „Hilfe" erscheinen könnte.

Daß sich auch Organisationen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gegen meine Vorschläge ausgesprochen haben, will nichts besagen. Der Gedanke des Entgeltes nach der Leistung ist zu einem dogmatischen erstarrt; obwohl er unendlich oft durchbrochen ist, hält man an ihm gern grundsätzlich fest. Wenn der Arbeiter zehn Stunden im Betriebe arbeitet und zieht außerdem eine Schar von Kindern groß, so ist das für mich eine Gesamtleistung, die als solche zu werten ist. Wie das Produkt, an dem seine Hand gearbeitet hat, für uns volkswirtschaftlich wertvoll ist, so sind Körper und Seele seiner Kinder, die er neben seiner anderen Arbeit großzieht, nicht nur vom nationalökonomischen, sondern auch vom nationalen Standpunkt aus bedeutungsvoll, und darum soll dieser Mann nicht schlechter leben und sich nicht mit einem geringeren Ausmaße an den Freuden des Daseins und an kulturellen Genüssen begnügen müssen, wie sein lediger oder kinderarmer Arbeitsgenosse.

Mit wie wenig Sachkenntnis von mancher Seite an die Beurteilung derartiger Fragen und an die Kritik meiner Vorschläge herangetreten worden ist, zeigen mir die Ausführungen eines Arbeitnehmers. Dort war folgende Milchmädchenrechnung aufgestellt: Der Durchschnittsverdienst aller in der Industrie beschäftigten Arbeiter über 20 Jahre wird mit 1200 Mark angenommen. Es wird mit neun Millionen Arbeitenden und mit neun Millionen Kindern gerechnet. Danach müssen gemäß den Ausführungen meines Kritikers, die er aber mir unterschiebt, erhalten:

Ledige ohne Kinder	600 M.	pro Jahr
Verheiratete mit 1 Kind	1200 M.	„ „
„ „ 2 Kindern . . .	1800 M.	„ „
„ „ 3 Kindern . . .	2400 M.	„ „

für jedes weitere Kind immer 600 M. mehr.

„Ein solcher Vorschlag," heißt es dann weiter, „wie ihn Professor Schloßmann macht, ist ernstlich von vornherein gar nicht diskutabel." Das gebe ich meinem Kritiker gern zu, nur möge er gelegentlich einmal lesen, was ich gesagt habe, und dann wird er finden, daß ich solchen hirnverbrannten Unsinn niemals geredet oder geschrieben habe.

Auch die Beamten setzen sich gegen den Gedanken zur Wehr, daß bevölkerungspolitische Bestrebungen in ihre Be-

Digitized by Google

soldungen hineingetragen werden. Freilich betont die „Deutsche Postzeitung“ (Nr. 29/30), der ich das Folgende entnehme, daß die Berufsfreudigkeit der Beamten durch eine einseitige Regelung der Gehälter vom Gesichtspunkte des Kinderreichtums aus gemindert würde, solange nicht allgemein und für alle Berufsklassen eine Ausgleichung der Familienlasten stattfindet. Soweit gehe ich gern mit den Darstellungen der „Postzeitung“ einen gemeinsamen Weg. Nicht verstehen kann ich es aber, wenn es dort weiter heißt: „Wo wäre wohl der Beamte, der es verstehen und verwinden könnte, seinem Mitarbeiter unter gleichen Dienstverhältnissen und bei gleichen Leistungen oder vielleicht gar ungeachtet besserer eigener Leistungen in der Entlohnung nachstehen zu müssen, weil der Himmel diesem gewährt, was ihm vorenthalten ist: Eheglück oder Elternfreude?“

Hier heißt es eben umdenken lernen. Es kommt ja gar nicht auf die Höhe des Gehaltes an, das am Monatsersten ausgezahlt wird, sondern auf das, was man sich für dieses ausgezahlte Gehalt leisten kann. Wenn zwei Kollegen im gleichen Dienstverhältnis die gleiche Summe erhalten, so wird der eine von ihnen, der die gerade im Beamtenkreise so verbreitete Kindereinschränkung grundsätzlich und mit Erfolg durchgeführt hat und der nur Frau und ein Kind ernähren muß, mit seinem Gehalte in sein Heim wandern, das in einer guten Straße und in einem freundlichen Garten liegt, und er wird in der Lage sein, nicht nur jetzt behaglich zu leben, sondern auch noch für das Alter etwas zurückzulegen. Sein Kollege hat eine Schar tüchtiger Kinder großgezogen, die Bürgen für die Zukunft unseres Volkes sind. Für ihn heißt es vorliebnehmen mit einer unzulänglichen Wohnung in einem unangenehmen Massenmiethause; für ihn heißt es nach der Dienstzeit sich um die Schulaufgaben der Kinder kümmern, sich da und dort einschränken und sich nach der Decke strecken, die aber trotz allem zu kurz ist. Und sollte dieser Beamte es nicht auch „schwer verstehen und verwinden können“, daß ihm, „der unter gleichen Verhältnissen dienstlich arbeitet“, das Leben so viel bürdereicher dahinfließt, als dem Kollegen, der kinderlos oder kinderarm ist.

Im übrigen kommt es meines Erachtens gar nicht so darauf an, auf welchem Wege wir die Gegensätzlichkeit zwischen den Interessen der Allgemeinheit und denen des kinderreichen einzelnen aus dem Wege schaffen, als vielmehr auf den Entschluß, hier unter allen Umständen eine Brücke zu schlagen. Ich bin bereit jedem zu folgen, der bessere oder ebenso wirkungsvolle Vorschläge bringt wie die meinigen; aber der Kernpunkt scheint mir eben zu sein, daß wir alle Maßnahmen bei der Neuordnung unserer inneren Verhältnisse unter dem Gesichtswinkel zu betrachten haben: Das Aufziehen von Kindern ist eine Leistung des einzelnen für die Zukunft, der entsprechende Gegenleistungen der Gesamtheit in der Gegenwart gegenüberstehen müssen.

Gottfried Traub / Lieber Friede

Umb Wahrheit ich ficht,
niemand mich abricht;
Es brech oder gang,
Gots Geist mich bezwang.
Ulrich von Hutten.

Lieber Frieden! Hunderttausende sprechen heute mit dir; so darf ich es auch tun. Dein Kommen hatte ich mir anders vorgestellt. Freilich weiß ich ja gar nicht, ob du kommst. Aber du scheinst mir unterwegs zu sein. Da besinnt sich jeder rechte Mann, wie er dich grüße und was er von dir erwarte. Du weißt, wie von Herzen lieb ich dich habe. Eben darum möchte ich dich so rein und so stark leuchtend haben, wie nur ein Himmelsbild aussehen kann. Du sollst kein Handelsgeschäft werden. Wir Deutschen sind keine Krämer. Wir wissen, daß Schicksalsentscheidungen größer sind als sich's der Geldwechsler träumen läßt. Blut wiegt schwerer als Gold, und Schwert fliegt nicht wie eine Banknote. Auf dem Schlachtfeld sollst du geboren werden, wie der heilige Geist in Sturm und Not. Und unsere Sache mit unseren Feinden wollen wir selbst und allein zu Ende bringen. Keiner, der nicht ebenso wie wir das Blut seiner Besten geopfert hat, hat ein Recht dreinzureden. Gerade weil wir Partei sind und uns diese Not bis ans Herz gestiegen ist, wissen wir allein, wie es uns zumut ist und welche Verantwortung wir tragen. Ein Gruß aus tiefster Seele klingt dir nur von denen entgegen, die deine Kostbarkeit an Gräbern kennengelernt haben. Alle Not und Beschwer unbeteiligter Völker bleibt ein Nichts gegen unser Wagnis. Du aber, lieber Frieden, offenbarst dich ganz aus dem Wagenden. So horche nicht auf das, was dir von vielen Seiten her zugeflüstert wird. Schöpfer des Friedens zu sein hat keiner das Recht außer denen, die des Krieges Last und Hitze getragen haben.

Wir im deutschen Land haben ein Recht auf dich. Nie hielten wir geheime Zwiesprach, daß wir dich leid wären. Keiner hat dich aus dem Land gejagt. Wenn sich die Feinde gegen dich verschworen haben, so sollen sie bitten, daß du ihnen wieder gnädig seist und sie segnest. Das gehört zu deiner Gerechtigkeit. Und ich weiß, daß dir nirgends wohl ist, wo es ungerecht zugeht. Ich kenne deine stahlblanken Augen, mit denen du falschen Freunden auf den Grund ihrer Seele schaust und gelassen zu ihnen sprichst: „Ihr wollt mich ja nur, um im Frieden Krieg zu führen, weit häßlicheren und gemeineren, als der Kugelregen ist. Ihr Heuchler, die ihr ruhig eurem Bruder den Hals umdrehen und im Geschäftsleben über Leichen gehen könnt. Mit euch habe ich nichts zu schaffen.“ Ja, das weiß ich, daß du es lieber mit dem offenen Krieg hältst, als mit dem geheimen Menschenabschlachten. Darum freue ich mich, wie ein Kind auf Weihnachten, wenn du kommst, aber so, wie der echte, wahre Frieden, der der Gefallenen draußen und der Krüppel zu Hause wert und würdig ist. Du willst nicht, daß sich Witwen und Waisen entsetzen und schreien: „Um solchen Friedens willen mußten wir das Liebste verlieren?“ Du willst Recht schaffen unter den Völkern und Gerechtigkeit gegen Rechtsbruch. Ein heiliges Gericht ist Gottesfrieden, in welchem dem Frevler nie wohl sein kann. Reines Gewissens kommen wir zu dir und bitten dich, daß du so zu uns kommen mögest mit heilsamer Kraft und uns die Stärke und die Macht verleihen, die uns gebührt um deinetwillen. Dann wollen wir dich hüten, wie die Drachen ihren Schatz und mit neuer Wehr und Waffen dich schützen über Land und Meer. Dem Sieger gehört der echte Frieden. So wollen wir siegen, damit du Einkehr bei uns halten mögest! Hindenburg und seine Waffen sind dein bestes Ehrengeleit!

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Ein denkwürdiger Tag. Der Verlauf der großen Berliner Arbeiterversammlung über den vaterländischen Hilfsdienst findet in der Gewerkschaftspresse überall anerkennende Würdigung. Im Hirsch-Dunckerschen „Gewerkverein" wird der Bericht eingeleitet mit folgenden Worten: „Am 12. Dezember 1916 und zu derselben Stunde, da der Reichskanzler der deutschen Volksvertretung Mitteilung machte von dem Friedensangebot der verbündeten Zentralmächte, tagte in Berlin in den Germaniasälen eine Versammlung, wie sie noch niemals irgendwo stattgefunden hat. Die großen Organisationen der Arbeiter und Angestellten hatten sich vereinigt, um öffentlich ihre Bereitwilligkeit darzutun, das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst zu einer erfolgreichen Durchführung zu bringen. Alle ihre Führer und Vertrauensleute aus den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches hatten sich zusammengefunden, um diese Kundgebung möglichst eindrucksvoll zu gestalten. Von all den schweren Kämpfen, die zwischen den verschiedenen Richtungen sowohl innerhalb der Arbeiter- wie der Angestelltenkreise vor dem Kriege getobt hatten, spürte man nichts mehr. Der einmütige Wille, zum Segen des Vaterlandes das Gesetz so durchzuführen, daß unsern kämpfenden Brüdern alle erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden können, ließ keine anderen Gedanken aufkommen. Aber nicht allein das Zusammenwirken der verschiedenen Richtungen gab dieser Versammlung ihr einzigartiges Gepräge, noch bemerkenswerter vielleicht ist die Tatsache, daß zu der Versammlung die höchsten Zivil- und Militärbehörden ihre Vertreter entsandt hatten und unzweideutig durch deren Mund zum Ausdruck bringen ließen, daß sie fest entschlossen seien, in dieser wichtigen Angelegenheit mit den Organisationen der Arbeiter und Angestellten zusammenzugehen."

Der „Regulator", das Organ der H.-D. Maschinenbauer, nimmt in seinem Neujahrsartikel auf die gleiche Versammlung Bezug mit den Sätzen: „Der Krieg hat die große Bedeutung des Arbeiterstandes für den Staat voll zur Geltung gebracht. Eine Tatsache, die erst in späterer Zeit ganz gewürdigt werden wird. Alle Arbeiterorganisationen stehen in dieser schweren Zeit einmütig zusammen im Dienst fürs Vaterland. Eine Konferenz vereinigte sie. Ein General und ein Staatsminister sprachen zu den Vertretern der Arbeiter. Das Eis der Verneinung der Arbeiterorganisationen ist geschmolzen vor der Größe der Aufgabe des Vaterlandes. Das ist eine Saat inmitten dieses furchtbaren Krieges, die sicher aufgehen wird."

Aus der großen Zahl der freigewerkschaftlichen (sozialdemokratischen) Stimmen sei hier als Beispiel nur der „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker", ein führendes Organ der deutschen Gewerkschaften, zitiert, mit folgenden Ausführungen: „Der 12. Dezember 1916, der durch das millionenfach begrüßte Friedensangebot Deutschlands und seiner Bundesgenossen zu außerordentlicher Bedeutung emporgehoben ist, der gleichzeitig eine allgemeine Vertretung der organisierten Arbeiter und Angestellten aussprechen ließ, daß man der vielen Feinde unbändigen Trutz durch die denkbar stärkste kriegstechnische und kriegswirtschaftliche Rüstung zu brechen gewillt ist, er will auch gewertet sein nach der Absage an die Werkzeuge der Unternehmerorganisationen, die von der Versammlung ausgeschlossenen „Gelben". Der Gewerkschaftsgedanke hat am 12. Dezember nicht nur eine Vertiefung erfahren, wofür erst die Folgezeit einen Gradmesser liefern kann, sondern fand auch Läuterung, indem, für alle Oeffentlichkeit erkennbar, die übrigen Richtungen ebenfalls von den gerade neuerdings wieder so gravierend als Unternehmerschutztruppen erkannten Wirtschaftsfriedlichen abrückten. Für die Groß- und Schwerindustrie ein schwarzer Tag, für uns aber eine Morgendämmerung, der eine neue Gewerkschaftsepoche folgen kann, die zwar nicht dem vom Reichskanzler gehabten Traum eines wolkenlosen, azurblauen Gewerkschaftshimmels entsprechen wird, aber den Erfolg der Kulturarbeit der Organisation erhöhen dürfte. Materiell wie ideell! Die Richtpfähle dazu sind nun geschlagen."

Das Organ der bürgerlichen Sozialreformer, die „Soziale Praxis", gibt ihrer Genugtuung über die neueste Entwicklung unverholen Ausdruck, indem sie u. a. sagt: „Es war das erstemal, daß ein deutscher aktiver General in einer Arbeiterversammlung sprach, und auch kein aktiver Staatssekretär oder Minister hatte bisher auf einer Tagung das Wort ergriffen, die zur reichlichen Hälfte aus Sozialdemokraten bestand. Wir freuen uns dieser Entwicklung. Von dem Ministerbesuch im Berliner Gewerkschaftshaus am Engelufer im November 1914 und der ersten Teilnahme preußischer Offiziere an Schneiderversammlungen bis zu den Ansprachen Helfferichs und Gröners in der vom sozialdemokratischen Abgeordneten Legien geleiteten Vertreterkonferenz der 4 000 000 Mitglieder umfassenden Arbeitnehmerverbände ist ein weiter und nicht immer ganz geradliniger Weg gewesen. Es hatte mitunter, zumal seit Delbrücks Rücktritt, geschienen, als fehle es an sehr wichtiger Stelle an dem warmen Herzen und der geschickten Hand, ohne die es keine wirklich erfolgreiche Sozialpolitik, die auch das volle Vertrauen der Arbeiter gewinnen will, gibt. Die amtlichen Ansprachen vor den Teilnehmern der Hilfsdiensttagung seien als Zeichen guten Willens gewertet; daß darüber hinaus die schlichten soldatischen Worte Gröners einen wirklich herzlichen Widerhall fanden, mag dem Leiter des Kriegsamts die Gewähr dafür geben, daß das einstige Vorurteil des Arbeiters gegenüber dem Offizier völlig geschwunden ist und daß man mit gesunder Frische und unbureaukratischer Entschlußfreudigkeit, mit Achtung vor dem Arbeiter, seiner Arbeit und seinen Organisationen bei der gerecht denkenden, pflichtbewußten deutschen Arbeiterschaft leichter als mit der vorungunstlichen Weise fährt. Es mag manchem hohen Militär etwas sonderbar erscheinen, daß die militärischen Organisationsleistungen kaum irgendwo freundlicher anerkannt werden als bei der Arbeiterschaft, und mancher alte Arbeiterführer sieht nicht ohne Staunen, daß die Macht im Staate, die ihm früher als volksfeindlichste erscheinen mochte, wegen des gesunden Menschenverstandes, mit dem sie an die soziale Frage herangeht, sich eine gänzlich unerwartete Volkstümlichkeit zu schaffen im Begriffe steht. Dem Vaterländischen Hilfsdienstgesetz aber wird diese Entwicklung in hohem Maße zugute kommen, und wir zweifeln nicht, daß sie auch weit darüber hinaus ihre Früchte tragen wird . . ."

Hilfsausschüsse zur Pflege sozialer Gesinnung. Der Stellv. Kommandierende General des 7. Armeekorps, Frhr. v. Geyl, fordert in einem packenden Aufruf zum einmütigen Zusammenstehen aller bis zum endgültigen Siege auf. Er führt darin aus: Was dem einzelnen als Pflicht des Tages obliegt, ist nicht so bekannt und kann auch nicht so bekannt sein, da unsere gesamte Volkswirtschaft im Kriege vollständig umgestellt worden ist. Fortwährend kommen neue Verordnungen, um die Maschine in Gang zu halten. Was heute richtig ist, trifft morgen schon nicht mehr zu. Zudem hat der Teufel jetzt leichtes Spiel. Auf der einen Seite gibt es ungezählte Möglichkeiten, auf unlautere Weise viel Geld zu verdienen oder sich unerlaubte Vorteile zu verschaffen, und auf der andern Seite geben Mangel und Sorgen gewissenlosen Einflüsterungen williges Gehör. Da gilt es also aufzuklären, zu raten und zu helfen, und zwar muß diese Arbeit nicht nur hier und da, sondern sie muß ganz allgemein und andauernd geleistet werden. Sie muß in die entfernteste Hütte, in jede Werkstatt, in alle Kreise, ob hoch oder niedrig, reich oder arm, gebracht werden. Sie muß den Geist völliger Selbstlosigkeit verbreiten, die Freudigkeit stärken, der maßlosen Kritik steuern, den Glauben an die beste Absicht der Behörden erhalten, vor allem aber jedem sagen, der es nicht weiß, was er an seinem Teil zu tun und zu lassen hat und wie ihm zu helfen ist. Ich fordere daher dazu auf, in jeder Kommune und in jeder größeren Gemeinde des Korpsbezirks ungesäumt freiwillige Hilfsausschüsse zu bilden, die sich dieser großen Aufgabe unterziehen und die kleineren Gemeinden entsprechend angliedern. Ich hoffe dabei die lebhafte Unterstützung der königlichen, der geistlichen, der Provinzial- und Kommunalbehörden, der Presse, der Korporationen und Vereine zu finden, mögen sie einer Richtung angehören, welcher sie wollen und noch so verschiedene Aufgaben haben. Ich rechne auf die Unterstützung der ganzen Bevölkerung, Männer und Frauen, unbekümmert um Stand, Rang, Konfession oder Partei und wünsche, daß sich auch alle in den einzelnen Gemeinden schon bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen dieser allgemeinen Hilfsarbeit angliedern und in demselben Sinne wirken. Dann wird es gelingen, alle wirkliche Not zu mildern, allem unlautern und selbstsüchtigen Treiben Einhalt zu tun, alle Entfremdung der einzelnen Berufsklassen und Anschauungsweisen fernzuhalten und dem Vaterlande einen großen Dienst in dieser großen und für lange Jahrzehnte entscheidenden Zeit zu leisten. — Man wird mit Spannung abwarten müssen, welchen Erfolg der Aufruf zeitigt. Daß eine Aufklärungs- und Erziehungsarbeit im weitesten Maße schon längst nötig war und heute nötiger denn je ist, kann nicht wohl bezweifelt werden. Viel kommt dabei auf die persönliche Leitung der Arbeit und auf die mit ihr verbundene selbstlose soziale Gesinnung an. Wenn diese beiden Voraussetzungen glücklich gelöst sind, dann sollten Ausschüsse, wie sie Frhr. v. Geyl wünscht, nicht nur für die Kriegszeit, sondern für dauernde Aufklärungstätigkeit gebildet werden. Die Pflege sozialer Gesinnung wird nach dem Kriege noch notwendiger als während desselben sein.

Büchertisch

„Der Volksfeind". Vier zeitpolitische Aufsätze von Per Hallström. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos, Bruckmann.

Ibsens Dr. Stockmann verkündet am Ende des Stücks: „Der Einsame ist der Stärkste", der schwedische Schriftsteller und Politiker Hallström dreht das Wort um: „Der Starke ist einsam" mit dem Zusatz „wenigstens, wenn er dazu groß ist", und sucht sich damit Deutschlands Lage als „Volksfeind" auf der großen Weltbühne psychologisch zu erklären. Es ist die so oft gestellte Frage: woher die bis zur Feindschaft gesteigerte allgemeine Abneigung gegen

Digitized by Google

uns? Natürlich gibt es auf sie nicht nur eine Antwort. Ein wichtiges Moment ist ohne Zweifel die unbestimmte Furcht vor unserer Stärke, die man sich so gar nicht ohne Mißbrauch denken kann, aber dies käme auch gegen andere Mächte in Betracht. Ein anderes liegt in dem „Bessersein". Wir wollen es doch ohne Chauvinismus, aber auch ohne Scheu aussprechen, zumal von neutraler Seite wiederholt darauf hingewiesen worden ist. Erfolg, wenn auch in ehrlicher Arbeit erreicht, erregt beim Durchschnitt stets ein gewisses Gefühl des Neides; sogleich wird er und sein Träger kritisiert, verkleinert, heruntergerissen. Ein drittes endlich ist das „Andersein". Wer nicht mitmacht, ist von vornherein verdächtig, das zeigt sich schon bei Bagatellen des geselligen Verkehrs. Ein Landsmann Hallströms, der scharfsinnige und geistreiche Historiker in Upsala, Kjellén, hat vom Kampf des Westens und des Ostens gegen uns als von der Interessengemeinschaft der Thesis und Antithesis gegenüber der Synthese gesprochen. Die eigenartige Variante unseres monarchisch-konstitutionellen politischen Lebens erscheint ihm als die Versöhnung zweier Gegensätze in einer höheren, besseren Form des Seins. „Deutschland ist den Geboten der Mode nicht gefolgt, es hat gewagt, sich ohne Parlamentarismus wohl zu befinden, es hat reformiert und gebessert, ohne sein Schicksal demutsvoll in die Hände derer zu legen, die Patentmedizinen annonziert hatten", sagt Hallström. „Ja, dieser Aristokrat und Volksfeind hat in dem heiligsten Quell der Demokratie Mikroben entdeckt und hat kalt und entschlossen sanitäre Maßregeln getroffen", sagt Hallström, der der entschiedenen Linken im schwedischen Parlament angehört. Er erkennt auch, was leicht bei uns selbst vergessen wird, daß wir unter dem Drucke einer historisch-politischen Notwendigkeit gerade zu einer solchen Gestaltung unserer staatlichen Zustände gelangen mußten. Ein Engländer war es, der den Satz lehrte, daß das Maß von politischer Freiheit innerhalb eines Staates in umgekehrt proportionalem Verhältnis zu dem auf den Grenzen lastenden militärisch-politischen Druck stehen müsse, falls der Staat sich in dem Rivalitätskampfe behaupten wolle. Hallström erkennt diese Wahrheit an, wenn er auch für die Zukunft hofft: „Für die Freiheit wird die Luft mit dem Nachlassen des äußeren Drucks leichter werden". Er sieht mit warmer Teilnahme den Heroismus eines kämpfenden Volkes, das „seinen Platz mit dem höchsten Recht verteidigt, dem Recht der großen Vergangenheit und der großen verheißungsvollen Zukunft". Jener großen Vergangenheit ist der Aufsatz über „Friedrich den Großen und den deutschen Heroismus" gewidmet, der sich mit Thomas Manns jüngster Schrift über den König auseinandersetzt. Mann hatte die Begriffe Kultur und Zivilisation als schärfste Gegensätze gefaßt und damit den Unterschied in der Wesensart Deutschlands und seiner Gegner zu kennzeichnen gesucht. Hallström sieht keinen so scharfen Gegensatz, wie ihn auch unsere Feinde höhnisch zwischen „civilisation, humanité" und der „Kultur" mit „k" aufstellen, findet vielmehr den Quell des deutschen Heroismus in einer im Augenblick der Not sich offenbarenden Kraft pflichtgemäßen Handelns, die in tieferen Gründen noch ihre Wurzel hat als der Begriff Kultur, soweit man ihn auch spannt. Wohl liegt in ihr mystische Größe, aber nichts Dämonisches und Geniales, wie Mann es von der „Kultur" aussagt, sondern schlichtes Opfern ohne Glanz und in einfacher Menschlichkeit. Dieselbe Einschränkung macht der schwedische Beurteiler nun auch gegenüber dem Bilde, das Thomas Mann mit „etwas manierierter Künstlerneigung" von dem Preußenkönige als der typischen Erscheinung jenes nationalen Heroismus gegben hat. Er lehnt das allzu „effektvolle Spiel von Licht und Schatten", wobei die letzteren so dunkel und so phantastisch kompliziert wie möglich gemacht worden, als „Fehlzeichnung" ab, ohne daß ihm dadurch die Persönlichkeit des Monarchen weniger groß erschiene. Und hier findet er sich in Uebereinstimmung mit der gegenwärtigen historischen Forschung, die ebenfalls gegenüber den Versuchen, den König als politischen Dämon und Uebermenschen hinzustellen (Max Lehmann, Delbrück), zu der schlichten, im Rahmen der Menschlichkeit bleibenden Zeichnung zurückgekehrt ist, die sein bester Biograph, Reinhold Koser, entworfen hat.

Die beiden anderen in dem Bändchen vereinigten Aufsätze bilden gleichsam das verneinende Gegenstück zu dem bisherigen. „Die englische Verfinsterung" gilt nicht, wie man vielleicht erwarten könnte, jenem Grundsatze: to give all men within its bounds an English mind, wie ihn vor einigen Jahren ein britischer Schriftsteller (Cramb) für sein Vaterland aufgestellt hat, sondern es ist die nationale „Verfinsterung" gemeint, die sich über das Mutterland selbst „in blindem Vorurteil und wahnsinnigem Haß" gebreitet hat, und es wird dem englischen Volke „eine baldige Besserung von der intellektuellen und moralischen Krankheit" gewünscht, die jetzt „seine Züge verändert — und wahrlich nicht verschönt — hat". „Der Liebling" endlich behandelt Frankreich, das von aller Welt — nicht auch noch in diesem Kriege von uns? — verwöhnte und dementsprechend verzogene Kind der europäischen Staatengesellschaft.

Die Bilanz der Dankesschuld des Erdteils an die französische Nation wird gezogen und ihr übertriebener Anspruch auf das richtige Maß zurückgeführt, die Revancheidee als leer und unfruchtbar abgelehnt. Hier fällt ein Wort über unser Vaterland, das sich nie solcher Rücksichten wie Frankreich erfreuen konnte, aber von Hallström als „schlechterdings unentbehrlich" für Europa empfunden wird: „Nähme man es weg, dann wäre der Frühling aus dem Jahre fort". Vor dem Kriege war es, da sah ein Japaner Frankreich am Abend seines Lebens stehen, Deutschland aber in der elften Stunde des Vormittags! —

Das Bändchen des schwedischen Freundes sei warm empfohlen; seine Lektüre wird dem deutschen Gemüt wohltun, das durch so viel giftigen Unflat, wie er uns von außen angeworfen wird, gegen die Umwelt fast verbittert worden ist.

Heinz Otto Reisner.

Heimatkalender 1917. Herausgegeben vom Dresdner Lehrerverein, bearbeitet von dessen Jugendschriften-Ausschuß. Buchschmuck von Emil Lohse. Verlag Arwed Strauch, Leipzig. Preis 15 Pf., in reicherer Ausstattung 60 Pf. — Der Kalender bietet eine Reihe fesselnder Kriegsberichte voll anschaulichen Lebens aus der Feder des Kapitäns Grafen zu Dohna, des U-Boot-Führers Frhrn. v. Spiegel u. a. Besonders wertvoll wird der kleine Kalender durch 17 eigens dafür geschaffene Schattenrisse von Emil Lohse. Der Künstler steht seit Anfang des Krieges im Felde, und sein reiches Erleben spiegelt sich deutlich in seinen Schöpfungen wieder. Der Kalender eignet sich bei seinem billigen Preise sehr gut zu Massenbescherungen.

Briefkasten

Wir erhalten folgende Zuschrift, die wir gern wiedergeben mit dem Bemerken, daß es sich dabei um einen wirklichen Druckfehler gehandelt hat:

Hochverehrter Herr Traub!

Bezugnehmend auf Ihre Briefkastennotiz in Nr. 50 der „Hilfe", kann ich doch nicht umhin, festzustellen, daß das Hölderlinsche Zitat noch immer nicht richtig wiedergegeben ist. Es heißt nicht „Mit ihrem heil'gen Wellenschlage", sondern „Mit ihrem heil'gen Wellenschlage". Vielleicht berichtigen Sie auch dies noch, da die Unterlassung sonst gewiß Herrn Oberleutnant Haering, in dem ich mit Freuden einen Mitverehrer Hölderlins begrüße, das Herz abdrücken würde.

In größter Hochachtung
Wilh. Gittermann
(zwar nicht im Schützengraben, aber in der Reichsgetreidestelle).

Das Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1916 wird für die Leser aus diesem Jahre der heutigen Nummer beigelegt. Wenn es zufällig irgendwo fehlen sollte, bitten wir, es von der liefernden Buchhandlung oder vom Verlage kostenlos nachzufordern.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der Feld-„Hilfe": Je 1 M.: Ulfz. K. im Felde, Pfr. M. in U.-R., Vizef. J. im Felde, W. u. S. in St., W. in B., **1,75 M.:** Ldstm. B. im Felde, **je 2 M.:** Lt. W. im Felde, Lt. W. in S., B. in O., **3 M.:** Dir. W. in M., **4,55 M.:** Frl. F. in M., **je 7 M.:** Frau T. in H., Dr. H. in H., **10 M.:** Dr. A. H. in H.

Bücher für Armee und Marine: Frau B. in Mannheim: ein Paket ältere Hilfe-Nrn., Frau H. W. in Köln: 19 fremdsprachliche Bücher (auch Wörterbücher), P. M. in St.: eine größere Anzahl „Bausteine des Neuen Deutschland" von Peter Mahr, K. S. in Neumünster: 10 fremdsprachliche Lehr- und Uebungsbücher.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Beteiligung der privaten Versicherungsgesellschaften an den fünf ersten Kriegsanleihen. Wie die reichsgesetzlichen Träger der sozialen Massenversicherung, so sind auch unsere privaten Versicherungsgesellschaften außerordentlich kapitalkräftige Gebilde. Das zeigt ihre starke finanzielle Teilnahme bei den Zeichnungen auf die bisherigen Kriegsanleihen. Ihre Kapitalkraft hat ihnen ermöglicht, auf die fünf ersten Kriegsanleihen insgesamt 903 Millionen Mark zu zeichnen. Diese riesige Ziffer offenbart mehr als jede theoretische Betrachtung die Bedeutung der privaten Versicherungsgesellschaften für die deutsche Volks- und Finanzwirtschaft. Es würde zu weit führen, die Zeichnungssummen der 45 deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im einzelnen hier mitzuteilen. Nur einige seien namhaft gemacht. Der „Allgemeine Deutsche Versicherungsverein a. G. in Stuttgart" zeichnete auf die erste Kriegsanleihe 2 300 000, auf die zweite 7 000 000, auf die dritte 8 000 000, auf die vierte 6 000 000 und auf die fünfte 10 500 000, insgesamt also über 33 Millionen Mark. Die „Mecklenburgische" beteiligte sich mit 15 500 000, die „Germania" mit 40 000 000, der „Preuß. Beamtenverein" mit 13 010 000, die „Friedrich Wilhelm" mit 95 000 000, die „Viktoria" mit 97 000 000, und die „Concordia" mit 24 000 000 M. Die privaten Versicherungsgesellschaften zusammen zeichneten auf die erste Kriegsanleihe 138 230 000, auf die zweite 188 892 400, auf die dritte 165 750 000, auf die vierte 201 617 200 und auf die fünfte 208 721 600 M. Diese rege Beteiligung der deutschen Privatversicherung an den Kriegsanleihen zeigt, daß sie als bedeutende Träger in unserer Finanz- und Volkswirtschaft an der Seite von Handel und Industrie durchhalten will bis zum endgültigen Sieg und das Vaterland mit allen Mitteln ihrer Kapitalkraft im Kampf um die Sicherheit seiner Zukunft unterstützen wird.

Digitized by Google

11. Januar 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., am Zeitungsschalter der Postämter 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Einzelheft 30 Pfg.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 2

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 40 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Warum wird weitergekämpft? — **Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Brockhausen:** Das Kriegsziel. — **Dr. Walther Schotte:** Freiheit und Gefahr im Völkerleben. — **Dr. Max Hildebert Boehm-Straßburg:** Chinesentum, Europäismus und Weltkrieg. — **Friedrich Naumann:** Mitteleuropa und deutsche Weltpolitik, Allgemeine Leitsätze. — **Julius Bab:** Neue Frauenfeindschaft. — **Hans Franck:** Der Sterbende (Gedicht). — **Gottfried Traub:** Die Schaffnerin. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonnabend, 30. Dezember.

Im Monat November sind nach dem Bericht des Admiralstabes 138 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 314 500 Brutto-Registertonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte verlorengegangen; davon sind 244 500 To. englisch. Außerdem sind 53 neutrale Handelsfahrzeuge mit 94 000 Brutto-Reg.-To. wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt worden. Seit Kriegsbeginn sind damit durch Kriegstaten der Mittelmächte 3 600 000 To. feindlichen Handelsschiffsraumes in Verlust geraten; davon sind 2 800 000 englisch. — Um sich von der Bedeutung der letztgenannten Ziffern eine Vorstellung zu machen, bemerken wir, daß der Tonneninhalt der deutschen Handelsmarine 3,3 Millionen enthält, wobei allerdings kleinere Schiffstypen fehlen. Man darf also wohl sagen, daß der Gesamtverlust der Gegner mindestens die Höhe der deutschen Handelsmarine erreicht hat. Da die Handelsmarine des britischen Reiches 13,8 Millionen beträgt, so sind die mitgeteilten Verluste auch vom Standpunkt des englischen Weltverkehrs aus keineswegs unbeträchtlich. Auch zugegeben, daß während des Krieges in England, besonders aber in Nordamerika und Kanada, fleißig gebaut worden ist, so entsteht eine immer größere Lücke in den Verkehrsmitteln der Menschheit für die Zeit nach dem Kriege. Der ganze großenglische Schiffsbau hat im Jahre 1912 nur 1,6 Mill. Reg.-To. in Form mittlerer und größerer Dampfschiffe gebaut. Daran ist einigermaßen zu berechnen, wie viele Jahre es dauern kann, bis außer dem regelmäßig notwendigen Ersatz abgebrauchter Schiffe der Kriegsverlust an Verkehrswerkzeugen wieder ausgeglichen sein wird.

Nachdem am 15. Dezember den Franzosen leider bei Verdun ein Ausfall bis nach Bezonvaux (nordwestlich von Douaumont) geglückt ist, haben sie über diesen großen Sieg so viel geredet, daß es zur Feststellung der Sachlage nützlich ist, daß auf der anderen Seite der Maas am früher vielgenannten Toten Mann ein erfolgreicher deutscher Vorstoß mit über 200 Gefangenen gemeldet werden kann.

In Budapest wurde die Krönung König Karls IV. mit feierlichem Zeremoniell begangen.

Sonntag, 31. Dezember.

Die drei skandinavischen Staaten haben gemeinsam eine Note bei den kriegführenden Regierungen abgegeben, die sich an die Kundgebung Wilsons anschließt. Das Kopenhagener Blatt „Politiken" bemerkt: Diese Noten sind der Ausdruck des starken, unbedingten Friedenswillens, der in allen drei nordischen Ländern herrscht. Die Interessen der neutralen Staaten sind so eng miteinander verwachsen, daß sie nicht voneinander unterschieden werden können.

Die Antwort der Verbandsmächte auf die deutsche Friedensanfrage wurde gestern abend erwartet, ist aber offiziell bis heute nicht eingegangen. Da heute und morgen keine Zeitungen erscheinen, wird die Oeffentlichkeit also noch zwei Tage Geduld haben müssen. Alles, was auf verschiedenen Wegen bisher zu uns gedrungen ist, erlaubt keine sehr großen Erwartungen.

Der Ernst des Jahresschlusses ist überall bemerkbar. Wir alle werden uns im kommenden Jahre noch mehr anstrengen müssen, und jeder einzelne Mensch hat die Aufgabe, unnötige Belastungen und Störungen von sich abzutun. Das trifft alle Söhne des Volkes, vom ersten Sohne des Kaisers an bis zum letzten Sohne des letzten Hirten oder Landarbeiters. Man gönnt auch in schwerer und blutiger Zeit jedem einzelnen Kämpfer und Nichtkämpfer so viel Freude und Erholung, wie er gerechterweise bedarf, um leben zu können. Darüber hinaus sind aber gewisse Grenzen gezogen, die durch freiwillige Selbstentscheidung innegehalten werden sollen. Wenn beispielsweise von französischen Dirnen erzählt wird, die in deutscher Umgebung gesehen worden sind, so gehört etwas Derartiges überhaupt nicht und unter keinen Umständen in das Bild der gegenwärtigen Zeitlage. Das ganze Volk will einen großen Ernst und verlangt ihn. So gehen wir über die Schwelle des neuen Jahres.

Montag, 1. Januar.

In einem noch gestern ausgegebenen Armeebefehl des Kaisers an Heer und Marine heißt es: „Der jüngste Siegeszug durch Rumänien hat durch Gottes Fügung wiederum unverwelkliche Lorbeeren an eure Fahnen geheftet. Die größte Seeschlacht dieses Krieges, der Sieg am Skagerrak, und die kühnen Unternehmungen der U-Boote haben meiner Marine Ruhm und Bewunderung für alle Zeiten gesichert. Mit unerschütterlichem Vertrauen und stolzer Zuversicht blickt das dankbare Vaterland auf euch." Dieser Ton ist richtig in Erwartung der Ablehnung des deutschen Friedensangebotes.

Dienstag, 2. Januar.

Der Kampf der 9. Armee zwischen Rimnicul und Focsani ist auch während des westeuropäischen Jahreswechsels weitergegangen, während zwischen Buzau und der Donau der Gegner noch immer seinen Brückenkopf hält. Auf dem rechten Donauufer haben erneut starke Gefechte bei Macin stattgefunden. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Schlachten zwischen Buzau und Rimnicul Sarat zu den wahrhaft großen Kriegstaten unserer verbündeten Armeen gehören. Die Russen hatten mit ungeheurem Aufgebot von Arbeitskräften ihre Grabenringe hergerichtet, um hier der Eroberung Rumäniens Einhalt zu gebieten. Auf freiem Gelände mußten wohlvorbereitete Stellungen mit dichter Besatzung im Sturm genommen werden.

Die spanische Regierung dankt Präsident Wilson für die Einladung, sich an seiner Note zu beteiligen, hat aber, nachdem die Nutzlosigkeit dieses Schrittes bereits ziemlich erkennbar sei, bei

aller Achtung für die edlen Triebfedern des Vorgehens des Präsidenten, die Absicht, ihre Aktion für einen Augenblick aufzusparen, wo man sich eine bessere Wirksamkeit versprechen könnte als jetzt.

Die Ablehnung unseres Friedensangebots ist noch immer nicht im genauen Wortlaut bei uns veröffentlicht, weil erst gestern abend die offizielle Uebergabe der Antwort der Verbandsmächte erfolgt ist und weil der Wortlaut noch nicht an allen Stellen zweifellos feststeht. Aus Pariser Mitteilungen ergibt sich indessen folgendes: Der Ministerpräsident Briand hat im Auftrage der Regierungen von Belgien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, Montenegro, Portugal, Rumänien, Rußland und Serbien, die vereinigt sind zur Verteidigung der Freiheit der Völker und die Verpflichtung übernommen haben, nicht vereinzelt die Waffen niederzulegen, eine gemeinsame Antwort in die Hände des Botschafters der Vereinigten Staaten gelangen lassen, damit sie den mitteleuropäischen Mächten zugestellt werden könne. Die zahlreichen Verbündeten sind von den zentraleuropäischen Mächten angegriffen worden und ertragen seit dreißig Monaten einen Krieg, zu dessen Vermeidung sie alles getan haben. Nachdem Deutschland seine Verpflichtungen verletzt hat, kann der von ihm gebrochene Friede nicht auf sein Wort gegründet werden. Eine Anregung ohne Bedingungen für Eröffnung der Verhandlungen ist auch kein Friedensangebot. Dieser angebliche Vorschlag, der, jeden greifbaren Inhaltes und jeder Genauigkeit entbehrend, durch die kaiserliche Regierung in Umlauf gesetzt wurde, erscheint weniger als ein Friedensangebot, denn als ein Kriegsmanöver. Er beruht auf der systematischen Verkennung des Charakters des Streites in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft. In Wirklichkeit ist die durch die Zentralmächte gemachte Eröffnung weiter nichts als ein wohlberechneter Versuch, auf die Entwicklung des Krieges einzuwirken und zum Schluß einen deutschen Frieden aufzunötigen. Sie beabsichtigt, die öffentliche Meinung in den Vierverbandsländern zu verwirren. In voller Erkenntnis der Schwere, aber auch der Notwendigkeiten der Stunde lehnen es die alliierten Regierungen, die unter sich eng verbunden und in voller Uebereinstimmung mit ihren Völkern sind, ab, sich mit einem Vorschlag ohne Aufrichtigkeit und ohne Bedeutung zu befassen. — Wenn der endgültige Wortlaut der Note auch nur ungefähr der bisherigen Inhaltsangabe entspricht, so genügt das ja, um das absolute Nichtwollen der englisch-französisch-russischen Mächte festzustellen.

Mittwoch, 3. Januar.

In der Nähe von Malta wurde das französische Linienschiff Vérité (14 800 Tonnen) von einem deutschen Unterseeboot torpediert.

Schon während der Krönungstage in Budapest wurde davon geredet, daß die Stellung des Grafen Tisza nicht unerschüttert sei, und mit Aufmerksamkeit bemerkten die Zeitungen, welche hervorragenden Personen der miteinander ringenden ungarischen Parteien vom neuen König empfangen wurden. Uns scheinen bestimmte Vermutungen vorläufig müßig; in Personalfragen findet eben jede neue Herrschaft ein weites, nicht abzuschätzendes Feld. Graf Tisza hat mit seinem gewohnten Freimut bei seiner Neujahrsansprache einige Aeußerungen über Oesterreich gemacht, die dort nicht ohne Empfindlichkeiten aufgenommen worden sind. Er sagte: Gott sei Dank war Oesterreich viel stärker, als es unter seinen Freunden viele, unter seinen Feinden jedoch alle dachten. Oh, wäre es noch stärker gewesen; denn die Schwäche Oesterreichs vergrößert stets nur unsere Aufgabe, vermehrt die Größe der Opfer, die die ungarische Nation bringen muß.

Der fast sagenhaft vielbesprochene sogenannte Mönch Rasputin, der Privatprophet des Zaren, ist ermordet aufgefunden worden. Ein Fürst Jassapond gilt bisher als Täter.

Donnerstag, 4. Januar.

Ein englisches Kohlenausfuhrverbot macht in Norwegen große Schwierigkeiten. Es scheint eine rein politische Maßregel zu sein, um auch diesen kleinen Staat zur Mitbeteiligung am Kriege zu zwingen. Die englische Kohle wird von den norwegischen Erzfahrern als Rückfracht verwendet, und es fragt sich, ob vom Standpunkt des Schiffsunternehmers aus die Verfrachtung schwedischer Erze nach England unter den jetzt gegebenen Bedingungen überhaupt noch einen Zweck hat.

Der Kampf in Rumänien drängt sich immer mehr um Braila und Galatz zusammen. Beide sind die Hauptplätze der rumänischen Getreideausfuhr, beide sind militärisch befestigt. Der heutige Bericht meldet, daß deutsche und bulgarische Regimenter die hartnäckig verteidigten Orte Macin und Jijila gestürmt und dabei 1000 Gefangene eingebracht haben. Mit dem Fall von Macin wird zweifellos das linke Ufer der unteren Donau den Unsrigen gehören.

Freitag, 5. Januar.

Ein englischer Bericht aus Ostafrika läßt erkennen, daß unsere ostafrikanische Verteidigung noch immer gut auf dem Plan ist, denn wiederholt wird von beträchtlichen oder starken feindlichen Streitkräften gesprochen. Der Kampf sammelt sich nördlich und südlich des Rufidschitales und scheint eine Einkreisung werden zu sollen. Ob außerdem noch deutsche militärische Kräfte im weiteren Inland, etwa in der Gegend von Tabora, vorhanden sind, läßt sich aus dem englischen Bericht nicht ersehen.

Griechenland wird immer geheimnisvoller. Der Athener Korrespondent des „Daily Telegraph" sagt, daß die diplomatischen Beziehungen der Entente mit Griechenland so gut wie abgebrochen sind. Mit Ausnahme der italienischen sind alle Gesandtschaften der Verbündeten, auch die rumänische und die serbische, geschlossen. Die Gesandten befinden sich an Bord der Kriegsschiffe. Man wechselt lange Schriftstücke, in denen es sich unter anderem um die straflose Befreiung gefangener Venizelisten handelt, die in die Hände der königlichen Armee geraten sind. Der mit griechischen Verhältnissen gut vertraute Baron Schenk zu Schweinsburg teilt einem Vertreter der „Vossischen Zeitung" mit, daß die Griechen ihre Hoffnungen auf den Schutz der Vereinigten Staaten setzen, da sie doch sozusagen auch ein kleiner und ein neutraler Staat sind: der amerikanische Kongreß wird dafür sorgen, daß die Frage nach den Rechten der Neutralen nicht mehr von der Tagesordnung verschwindet. Spielt die Entente gegen Wilson den Trumpf Belgien aus, so hat es der in Washington tagende Kongreß in der Hand, den weit wirksameren Gegentrumpf Griechenland gegen die Vierverbandsmächte auszuspielen. — Wahrscheinlich sind auch die griechischen Angelegenheiten ein Grund der diplomatischen Zusammenkunft in Rom, zu der sich Lloyd George und mehrere französische Minister begeben.

Der König der Bulgaren besuchte am 2. Januar den Deutschen Kaiser im Großen Hauptquartier.

Sonnabend, 6. Januar.

Die Antwortnote der feindlichen Regierungen ist nunmehr im genauen Wortlaut eingetroffen, der aber nichts Neues zu der grundsätzlichen Ablehnung hinzufügt. Als Erwiderung erscheint ein Armeebefehl des Kaisers an Heer und Marine: Im Verein mit den Mir verbündeten Herrschern hatte Ich unseren Feinden vorgeschlagen, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten. Die Feinde haben Meinen Vorschlag abgelehnt. Ihr Machthunger will Deutschland vernichten. Der Krieg nimmt seinen Fortgang. Vor Gott und der Menschheit fällt den feindlichen Regierungen allein die schwere Verantwortung für alle weiteren furchtbaren Opfer zu, die mein Wille Euch hat ersparen wollen. In der gerechten Empörung über der Feinde anmaßenden Frevel, in dem Willen, unsere heiligsten Güter zu verteidigen und dem Vaterlande eine glückliche Zukunft zu sichern, werdet Ihr zu Stahl werden. Unsere Feinde haben die von Mir angebotene Verständigung nicht gewollt, mit Gottes Hilfe werden unsere Waffen sie dazu zwingen! — Es ist ein gutes und nötiges Wort: Ihr werdet zu Stahl werden!

Braila ist genommen und die Dobrudscha vollständig vom Feinde gesäubert. Jetzt wendet sich der Angriff auf Galatz

Digitized by Google

und den Einfluß des Sereth in die Donau. Von der siebenbürgischen Ostwand her vermehrt sich an verschiedenen Stellen der österreichisch-deutsche Druck, während die Russen weiter nördlich bei Dorna Watra immer von neuem versuchen, den Kampf in das Gebiet der Bistritz hineinzutragen. Bedenkt man den rumänischen Feldzug vom 28. August bis jetzt, so gehört er zu den größten Leistungen der Kriegsgeschichte und würde auch jetzt einen noch größeren Eindruck machen, wenn die Welt nicht bereits zwei unerhörte Kriegsjahre hinter sich hätte. Durch die bisherigen Erfolge in Rumänien ist auch die Armee in Saloniki fast zwecklos geworden, da sie ja eine Verbindung mit den aus der Dobrudscha hervorbrechenden Russen suchen sollte. So wie die Dinge heute liegen, haben eigentlich nur noch die Italiener ein wirklich praktisches Interesse am Vorhandensein der Saloniki-Armee, denn für sie hängt die Besetzung der ganzen Linie Valona—Monastir—Saloniki mit der Aufrechterhaltung des letzteren Punktes zusammen. England und Frankreich haben höchstens noch den Wunsch, nicht ein zweites Mal den Vorgang von Gallipoli wiederholen zu müssen. Es gibt ausländische Stimmen, die der Ansicht sind, daß ein englischer Angriff an einer Stelle der Asiatischen Türkei nicht unwahrscheinlich sei.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Freitag, 29. Dezember.

Ist die Wolke, die schwer und dunkel über der Jahreswende hängt, noch einmal wieder mit schweren Blitzen geladen, oder wird sie — endlich! — sich in befreiendem Regen lösen? Mit dem dumpfen Gefühl, daß die Welt unter einem Schicksal steht, dessen niemand mehr Herr ist, geht man dem Jahresende zu, das weniger als je ein Einschnitt ist, weil wir selbst nur von einem Tag zum andern leben und tun, was vor uns liegt. Je mehr Arbeit man hat, um so besser. Nur dabei hat man noch das Gefühl, etwas zu beherrschen. Feier und Ruhe gibt es wohl fast nur bei denen, die sich betäuben und vergessen können.

Sonnabend, 30. Dezember.

Wir gehen einmal nach St. Pauli hinunter, um den Bismarck zu sehen. In dem gewaltigen Umriß, der fremd und wie aus einer anderen Welt über den kleinlichen Häusern und Verkehrsbetrieben aufragt, liegt etwas wie eine Befreiung: so ein unmittelbares Innewerden eines höheren Sinnes, der das Chaos des Geschehens beherrscht, großer Form, von der wir heute nur so viel sehen wie ein kleines Stückchen aus einem Riesenmuster.

Der Bericht der Hamburger Handelskammer gibt das Bild einer riesigen Steigerung der Tätigkeit durch den Krieg. Gegen 5000 durch das Eingangsbuch gegangene Sachen im Jahr 1913 zählte das Jahr 1916 30 000. Diese Steigerung ist gewiß nur typisch für die Kriegswirtschaftsleistung als solche. Wie unbeschreiblich angespannt haben die meisten Menschen in diesen 2½ Jahren arbeiten müssen!

Die Handelskammer hat beim deutschen Handelstag den Antrag auf ein „Reichswirtschaftsamt" eingebracht (und seine Zustimmung erlangt) mit einem aus Vertretern von Handel, Industrie und Schiffahrt gebildeten Beirat.

Sonntag, 31. Dezember.

Ein Neujahrserlaß des Kaisers an Heer und Marine steht heute in der Zeitung. „Ihr seid siegreich auf allen Kriegsschauplätzen zu Lande wie zu Wasser. Mit unerschütterlichem Vertrauen und stolzer Zuversicht blickt das dankbare Vaterland auf Euch."

Die Worte gehen einem durch den Sinn, während um Mitternacht die Glocken aus der Stadt herüberschwingen. Daß, während wir zum drittenmal im Kriege eine neue Jahreszahl schreiben, die Lage einen solchen Ausspruch rechtfertigt, ist ein so großes und über alle Berechenbarkeit [illegible] reichendes Zeugnis für unsere Kraft, daß wir nicht dankbar und ehrfürchtig genug sein können. Der letzte Gedanke im Jahre 1916 soll davon erfüllt sein. Für die Zukunft aber hoffen wir noch, daß sie Europa einen Weg führt an dem Gemetzel vorbei, das die scheinbar von der Entente gewollte äußerste Kraftprobe im Frühjahr bringen muß.

Montag, 1. Januar.

Auf der Bahn Gedränge um die Urlauberzüge, die wieder zur Front fahren. Von allen Kriegsbildern, die wir zu Hause aufbewahren, wird dies das unvergeßlichste sein. Die geduldigen Gesichter der Frauen, die ängstlich bedrückten der Kinder, und dieser beherrschte und wie absichtlich gleichgültige Ausdruck des Mannes, der sich mit den Kameraden aus dem Wagenfenster beugt, zu seinem Stückchen der lebendigen Mauer, die davor aufgebaut ist.

Es scheint allenthalben ziemlich lebhaft Silvester begangen zu sein. Man muß sich der Spannkraft der Menschen, ihrer Fähigkeit, sich innerlich einmal ganz zu entlasten, freuen. Sie brauchen dies Vermögen schließlich auch, um jetzt „durchzuhalten". Zu den Kriegserfahrungen, die wir gemacht haben, gehört die Bestätigung des Wortes aus dem Tasso: „Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht den holden Leichtsinn die Natur verliehn". Die meisten Menschen sind darin menschlicher. als wir dachten. Und während wir erst enttäuscht und abgestoßen waren, müssen wir jetzt wohl zugestehen, daß auch dies eine Hilfe ist.

Dienstag, 2. Januar.

Die Ablehnung der Entente ist keine Ueberraschung mehr. Daß sie diesen widerwärtigen und untergeordneten Ton hat, den die Zeitungsstimmen der Entente noch unterstreichen, kann man im Namen der Geschichte Europas bedauern. Für uns ist es eher gut, daß diese platte Heuchelei jedem das Blut ins Gesicht treibt. Trotzdem ist es schauerlich, daß in diesem beinahe leichtfertigen Ton von den ungeheuerlichen Opfern gesprochen wird, die eine neue Kraftprobe fordern muß. Das Furchtbarste und Unheimlichste ist diese Erkrankung des Tatsachensinns, dem jedes Maß für das Verhältnis von Opfer und Gewinn verlorengegangen ist.

Demnächst ist die Neuwahl in Liebknechts Wahlkreis. Die in Aussicht stehende Kandidatur Mehrings kann von den bürgerlichen Parteien nicht als Vertretung der Fraktion und als Grundlage für burgfriedlichen Austrag der Wahl angesehen werden. Andererseits wäre ein Wahlkampf jetzt und in diesem Kreis höchst widerwärtig.

Mittwoch, 3. Januar.

Die Fahrt im Morgendunkel zu einer neu übernommenen Tätigkeit bei der Kriegsamtstelle Altona bringt die besonderen Eindrücke morgendlichen Arbeitslebens. Es ist etwas Schönes und Belebendes: dieser Strom von Energie, der sich der Trostlosigkeit eines stockfinsteren regnerischen Januarmorgens entgegenwirft. Unvergeßlich das Bild von vier kleinen Volksschulmädchen in Regenkragen, denen der Sturm die Kapuzen von den blonden Köpfen geweht hat, die in Reih und Glied in festem Trab zur Schule ziehen und sich für den öden Tag mit dem Marschlied stärken: „O Deutschland hoch in Ehren".

Von meinem Arbeitszimmer sieht man den breiten Lauf der Elbe bis rückwärts nach Hamburg. Die Sirenen der Schiffe tönen herauf, am Deich gegenüber sieht man die Flut steigen, und fern am Horizont das Gezack von Kränen und Eisengerüsten. Dann und wann steckt die Sonne einen goldenen Zirkel durch den Spalt der Wolken, der in schneller Bewegung über Land und Fluß hinfährt und dreimal hintereinander die Windungen aufflammen läßt um die immer kleineren Rümpfe der Schiffe.

Donnerstag, 4. Januar.

Es scheint, daß der Kampf um die Schweine wieder neu aufflammt. Herr v. Wangenheim protestiert in der „Deutschen Tageszeitung" heftig gegen Vorschläge, wegen des Kartoffelmangels die Viehbestände zu verringern, und meint: „Wer seine Viehbestände nicht durchhalten kann, der wird sich ohne unerbetene Belehrung, ohne unangebrachten Zwang derselben entäußern; aber das werden

die selteneren Stellen sein, in der Hauptsache werden wir trotz ungenügenden Kraftfutters, trotz fehlender Kartoffeln sehr wohl in der Lage sein, unser Vieh durchzuhalten." Wozu man nur sagen kann: „Gott geb's!"

Ein Erlaß des preußischen Handelsministers gegen die Preissteigerung der Kohlen weist darauf hin, daß die Erhöhung des Erzeugerpreises um 1 M. für die Tonne nur einen Aufschlag von 5 Pf. für den Zentner notwendig macht und daß größere Preissteigerungen daher auf ihre Berechtigung geprüft werden müssen.

Freitag, 5. Januar.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung war eine sehr lehrreiche Auseinandersetzung über die Versorgungsfragen.

Sie dreht sich um den Widerspruch, daß durch das Kriegsernährungsamt einerseits alles Heil in den Lieferungsverträgen der Gemeinden gesucht werde, während anderseits diese Lieferungsverträge faktisch eine Sysiphusarbeit sind, weil die Zentralisation beider Reichsstellen, Z. E. G. und Viehhandelsverbände, ihnen nur einen sehr geringen Spielraum läßt und sie oft genug vereitelt. Die Reichsstellen wiederum, z. B. die Reichsfettstelle, seien mit ihren Bemühungen um ausreichende Belieferung der Städte zum Teil nicht durchgedrungen. Die Stadtverwaltung wendet sich auch energisch gegen das Prinzip, die „Produktionsfreudigkeit" durch Preiserhöhungen und Erhöhung des Selbstverbrauchs zu steigern. Es sei nicht anzunehmen, daß man damit zum Ziel komme. Die Ansprüche — das hat die Erfahrung gezeigt — wachsen eben mit den Zugeständnissen. Die freiwilligen Fettabgaben als Folge des Hindenburgbriefes haben den Nachteil, die Versorgungsregelung wiederum zu durchbrechen und unübersichtlich zu machen.

Schwierigkeiten entstehen auch aus der Bewilligung der Ernährungszuschüsse an die Munitionsarbeiter. Es gibt Arbeiten in der Munitionsindustrie, die leichter sind als viele in anderen Arbeitszweigen, für welche kaum Zuschüsse gegeben werden. — — — Die ganze Unlösbarkeit des Problems, gerechte Verteilung und Bemessung, tritt einem aus diesen Verhandlungen wieder entgegen!

Sonnabend, 6. Januar.

Unser Speisezettel für die nächste Woche: Brot 1500 Gr., Kartoffeln 3½ Pfd., Butter 60 Gr., Margarine 30 Gr., Weichkäse 30 Gr., Zucker 200 Gr., 1 Ei (gilt für 3 Wochen!), Fleisch 200 Gr., Seife 250 Gr. Pulver und 50 Gr. Feinseife (gilt für einen Monat), 75 Gr. Graupen und 50 Gr. Grieß, ⅛ Pfd. Milchkaffee.

Der Beirat des Kriegsernährungsamts wird sich in seiner nächsten Sitzung mit dem Satz des Batockischen Rundschreibens befassen, der die Bedarfsgemeinden auffordert, „unter weitgehender Heranziehung der sachkundigen Mitarbeit des Handels Lieferungsverträge abzuschließen". Von manchen Seiten wird darin die Ankündigung eines Systemwechsels gesehen — ob mit Recht, das muß sich zeigen, ob zu wünschen, ist fraglich. Vielleicht sind einzelne Mißstände noch weniger bedenklich als das Schwanken im Kurs.

Naumann / Warum wird weitergekämpft?

Es muß also weitergekämpft werden! Die Gegner wollen es, und weil es nötig ist, können wir es auch.

Warum aber wollen die zehn verbündeten Staaten den Kampf fortsetzen? Warum sollen weitere Hunderttausende von Menschen geopfert werden? Warum und wozu?

Die einzige praktische Antwort, die gegeben werden kann, ist, daß der Zehnstaatenverein glaubt, bei einem späteren Frieden bessere Erfolge zu haben, als er jetzt auf Grund der Kriegskarte zu Land und Wasser haben könnte.

Wenn jetzt, so überlegt sich der Zehnverband, die Friedensverhandlungen eröffnet werden, so können wir unsere Völker nicht wieder von neuem in den Krieg hineintreiben, auch wenn die Verhandlungen für uns ungünstig verlaufen. Wir werden dann zwar an den Tischen des Kongresses mit Wiederaufnahme der Feindseligkeiten drohen, aber niemand wird sich vor dieser seelisch fast unmöglichen Drohung fürchten. Darum, so denken die Gegner, sei jetzt der Friede sehr bedenklich und schließe sicherlich mit einem **gewissen Uebergewicht der mitteleuropäischen Mächte**, die viel mehr fremdes Land besetzt halten, als es umgekehrt der Fall ist.

Noch immer kann man auch hören, daß die zehn Staaten sagen, sie seien von Mitteleuropa angegriffen worden. Wenn dieser tolle Gedanke irgendwie wahr wäre, so könnten sie zufrieden sein, daß die unglaubliche Absicht Deutschlands, so viele Staaten zu vernichten, nicht in Erfüllung gegangen ist, und könnten den heutigen Zustand für einen gewissen Sieg ansehen. Da sie aber keineswegs nur Verteidigungsabsichten hatten, sondern die aufsteigende deutsch-mitteleuropäische Weltmacht überhaupt hindern und zurückwerfen wollten, so fühlen sie sich unbefriedigt vom bisherigen Verlauf und **glauben als Besiegte dastehen zu müssen**, wenn jetzt die Bilanz des Krieges festgestellt wird.

Beide Gefühle unserer Gegner sind sachlich richtig: der Krieg hat ein gewisses mitteleuropäisches Uebergewicht hergestellt und hat im ganzen einen deutschen Sieg gebracht. Bei diesem Ergebnis aber wollen sie sich nicht beruhigen und erwarten von der Zukunft noch eine entscheidende Besserung ihrer militärisch-politischen Lage. Diese Zuversicht ist es, warum weitergekämpft werden muß.

Die **Zuversicht des Zehnverbandes** ist ihrem Wesen nach keine einfache Erscheinung, denn die gewöhnliche **Logik der Tatsachen** führt vielmehr zu dem Schlusse, daß die bisherige Kräfteprobe genügt, um zu beweisen, daß Mitteleuropa nicht niedergerungen werden kann. Gerade die zwei Haupterlebnisse des vergangenen Jahres, die Kämpfe in Nordfrankreich einerseits und in Rumänien andererseits sprechen nicht für die Aussichten der verbündeten Gegner, bei Fortsetzung des Kampfes etwas Wesentliches zu gewinnen. Man darf auch ohne weiteres annehmen, daß die obersten Führer des Zehnerverbandes sich dieser Logik nicht ganz entziehen, da sie ja bei jedem Versuch, einen besseren Kriegsplan aufzustellen, den wirklichen Schwierigkeiten ins Gesicht sehen müssen. Mag in der Masse der feindlichen Völker viel falsche Illusion über eigene Kraft und mitteleuropäische Gebrechlichkeit mitspielen, so sind doch die Kriegsämter selbst und die diplomatischen Oberköpfe sicherlich und notwendigerweise viel freier von derartigen Nebeln und wissen ungefähr, wie die Dinge stehen. Ganz genau kann zwar kein irdischer Verstand abschätzen, welche Möglichkeiten von Munitions- und Truppenleistungen auf beiden Seiten noch denkbar sind, aber es ist nach zwei Jahren Krieg in allen leitenden Stellen weit mehr kritische Erfahrung vorhanden als am Anfang. Die Kriegszuversicht der Gegner kann deshalb nicht als ein unmittelbares Erkennen von vorhandenen wirklichen Möglichkeiten angesehen werden, sondern enthält neben der Ansetzung der greifbaren Elemente auch **starke Bestandteile übersinnlicher, moralisch-mystischer Natur.**

Obwohl schon verschiedentlich von uns und anderen auf diesen seelischen Charakter der gesteigerten Gegnerschaft hingewiesen worden ist, scheint es wichtig, daß davon in Deutschland noch öfter geredet wird, weil wir im allgemeinen etwas

Digitized by Google

zu sehr geneigt sind, die geistige Art der Gegner nach der unserigen zu beurteilen und dadurch Fehler zu machen. Wir pflegen die großen Worte der Franzosen und Engländer (denn um diese handelt es sich hierbei) nur zu leicht als Phrasen, Reklame und Heuchelei zu beurteilen, während sie selber an ihre Reden von Menschheit, Gerechtigkeit, Verbrechen, Sühne, Ausgleich viel mehr glauben, als wir ihnen zutrauen, daß sie es tun. Professor v. Schulze-Gävernitz, der ein guter Kenner der Westmächte ist, hatte recht, als er sagte: wollte Gott, es wäre Heuchelei, so würde es leichter überwunden! Uns Deutschen ist es unverständlich, wie zäh und leidenschaftlich die Westvölker an gewissen Vorstellungen hängen, die sie sich im Laufe längerer Zeiten selber erst künstlich zurechtgemacht haben, als ob sie von vornherein einen anderen göttlichen oder weltgeschichtlichen Auftrag besäßen als alle anderen Nationen. Jede der zwei westlichen Nationen glaubt, daß sie die Zivilisation sei oder die Freiheit, und daß ein Versuch, sie mit demselben Maße zu messen wie andere Völker, schon von Anfang an ein Antasten geheiligter Vorrechte ist. Werden nun die französische Zivilisationsidee und die englische Weltherrschaftsidee zusammengegossen, wie es im Weltkriege geschehen ist, so sind alle großen Gifte und Kräfte beieinander, und es entsteht ein Zaubertrank, dessen Wirkungen auf die Hilfsvölker sichtbar vor Augen liegt. In diesem Sinne ist der Krieg für die Zehnverbandsvölker ein geistiges Erlebnis ersten Grades geworden, das in allen englischen Kolonien und selbst bei den Resten der vom Zehnverband aufgeopferten Kleinstaaten nachempfunden wird. Wir unsererseits stehen kritisch und ablehnend zu den Grundlagen dieser französisch-englischen Weltgesinnung, denn wir sind sozusagen weltgeschichtliche Demokraten, halten unser Volk und andere Völker für gleichberechtigt und leugnen das Erstgeburtsrecht der älteren Nationen. Wir stehen auf dem Boden der von den großen Geistern unseres Volkes, von Kant, Fichte, Herder ausgesprochenen freien, nicht lateinischen und nicht englischen Menschlichkeit, darum sind wir kritisch bis auf den Grund unserer Seele gegen das Weltbild der uns umdrängenden Gegnerschaft, aber wir sollen dabei wissen, daß es sich um einen Kampf der Geister handelt und nicht bloß der Leiber, um ein Ringen nicht nur der militärischen Wirklichkeiten, sondern auch der unsichtbaren Ansprüche und Ideen, ohne solches Wissen und Verstehen bleibt uns die Spannkraft verborgen, mit der wir es zu tun haben.

Auch Ideen werden in militärischer Form ausgekämpft. So war es einst bei den Religionsideen, und so ist es heute bei den Menschheitsideen. Es gibt sozusagen einen westeuropäischen und einen mitteleuropäischen Internationalismus, die verschieden in ihren Voraussetzungen nun ihren Waffengang gehen. Wäre der Krieg nur ein materialistisches Rechenexempel, so würde er jetzt zu Ende sein, aber leider ist er mehr als das. Er hat die Zähigkeit der alten Religionskämpfe gewonnen. Wir haben das nicht gewollt und gesucht, aber die alles durchschüttelnde Gewalt des Krieges hat es so zutage gebracht, und die ablehnende Antwort der Gegner auf das mitteleuropäische Friedensangebot hat den formellen Ausdruck dafür gebracht. Die Gegner wollen Sühne, weil sie nach ihrer Meinung gegen Sünde kämpfen. Und unsere Sünde soll sein, daß wir außerhalb ihres Weltbildes leben wollen. Sie zwingen uns, um Leib und Seele zu kämpfen. Wir werden es tun.

Es liegt eine schwere Tragik in der Innerlichkeit des feindlichen Kriegswillens. Völker verzehren sich für Ideen, die niemals einen reinen Sieg erlangen werden, weil sie selbst erst im Werden in dem Maße sich ändern, als sie sich verwirklichen. Um es deutlicher zu sagen: das französische Volk opfert seine letzten und allerletzten Kräfte für den Traum einer Zivilisation, die um so mehr zerbricht, je länger der Krieg dauert. Die ältere Idee, daß Frankreich für sich allein mit seinen Gedanken von der großen Revolution das Herz der Menschheit sei, ist schon übergegangen in die vereinigte Idee der französisch-englischen Weltbeeinflussung. Auch diese verliert sofort an Glaubhaftigkeit, sobald Rußland als notwendige dritte Größe hinzugedacht werden muß. Eine französisch-englisch-russische Weltkultur, was ist das, was kann das sein? Ist das ein ideeller Wert von so überragender und einzigartiger Bedeutung, daß um seiner Verwirklichung willen das Deutschtum in Blut ertränkt werden muß? Oder womit sonst rechtfertigt es sich vor Geist und Gewissen der Westvölker, daß sie Europa schwächen, nur um Deutschland zu vernichten? Und wie kommen sie dazu, diese Vernichtung für ein so heiliges Wert anzusehen, daß sie um deswillen mit Kreuzfahrergesinnung in den Tod gehen? Es wogt der Wahn. Wann wird er enden?

Jetzt brauchen wir Tapferkeit und geistige Nüchternheit. Wir müssen klaren Kopf behalten inmitten einer fiebernden Welt. Unsere militärischen Führer müssen unerbittlich ruhige Militärtechniker bleiben, wie sie es sind, unsere Staatsmänner müssen das deutsche Ideal von der Gleichberechtigung der Nationen aufrechterhalten, wir dürfen den etwa vorhandenen Zuckungen der Nerven nicht nachgeben, um auch Phantasten zu werden. Wir verteidigen uns und unsere Bundesgenossen und damit die Menschheit. Indem wir unserer vom Zehnverband beschlossenen Vernichtung widerstehen, geben wir das Beispiel, daß eine Weltkultur der Vergewaltigung ein Unding ist. Jeder Schlag, den Hindenburg führt, ist eine Gesundung der menschlichen Gesamtheit.

Der Kaiser hat recht: ihr müßt Stahl werden! Er und wir, wir alle!

Karl Brockhausen / Das Kriegsziel

Das von der Entente gewollte Kriegsziel, sowohl das von ihr ausdrücklich erklärte wie das von ihr vorgeschobene, ist eigentlich schon an sich eine Anklage gegen seine Urheber.

1. Oesterreich-Ungarn soll große Ländermassen an Kulturstaaten wie Montenegro, Serbien, Rußland und Rumänien verlieren, ja nach italienischer Auffassung direkt vernichtet werden. Oesterreich-Ungarn ist der eigentlich internationale Staat Europas; er repräsentiert, mehr noch als die Schweiz, das Zusammenleben verschiedener Nationen in einem Staatswesen, er ist das Vorbild des künftigen friedlichen Neben- und Miteinander der europäischen Völkerfamilie. Eine tausendjährige Geschichte hat Teile aller europäischen Völker hier zusammengedrängt, durch- und ineinandergeschoben. Es ist eine Schweiz im großen, ein Nordamerika im kleinen.

Dieses Reich, für dessen Erhaltung alle seine Völker mit Ausnahme weniger Verräter so zäh kämpfen, hat seit jeher den Schutzwall des westlichen Europa gegen die Ueberflutung durch östliche Barbarei gebildet und ist heute notwendiger als je, um Europas Russifizierung zu verhindern; es bildet die kulturelle Brücke zwischen dem Westen und dem kulturärmeren Osten, ist die Stütze jener Slaven, die westlicher Kultur zustreben, und dieser internationale

Digitized by Google

Staat soll geopfert werden! Weshalb? Etwa weil das Heil der Menschheit in der streng nationalen Absonderung ruht?

Da erhebt sich die Frage, sind die Mächte der Entente wirklich die Verfechter des reinen Nationalstaates ohne Rücksicht auf historische Zusammenhänge? Wollen die Ententemächte die Schweiz auflösen? Empfindet England den Besitz von Gibraltar und Malta als ein Unrecht? Ist Erlösung Unerlöster wirklich das Kriegsziel? Wird also England Irland freigeben, Frankreich Savoyen und Korsika an Italien abtreten, Rußland zugeben, daß Finnland, Polen und die Ukraine sich als selbständige Staaten konstituieren? Im Gegenteil: Rußland verlangt deutsche, polnische und ruthenische Gebiete und dazu — als Hauptkriegsziel — Konstantinopel, Frankreich fordert das deutsche Elsaß und sogar das deutsche Rheingebiet, Italien will Albanier, Slowenen, Deutsche und Kroaten sich einverleiben, aber Oesterreich-Ungarn soll geopfert werden. Und gerade hier kann keine noch so ausgeklügelte Scheidung auch nur die Grenzen der unteren Bezirke völlig nationalrein trennen: kein Messer des Anatomen kann die nationale Scheidung vollziehen, ohne daß der Körper verbluten müßte. Das österreichisch-ungarische Staatsgebiet national aufteilen, bedeutet überall geknechtete nationale Minderheiten schaffen; zehn trostlose Irenvölker würden dieses schönste Land Europas als Stätte der Verzweiflung bewohnen.

Dieses erste Kriegsziel verurteilt sich selbst — es ist nackter Raub, Raub in schlimmstem Sinne des Wortes.

2. Auch Deutschland soll verkleinert werden. Nationale Gründe können hier nur bezüglich eines ganz kleinen Teiles französischer Lothringer angeführt werden. Aber das Kriegsziel der Entente geht weiter: Frankreich sowohl wie Rußland verlangen reindeutsche Gebiete; auch den Neutralen sollen Teile des Reiches als Lockspeise hingeworfen werden. Also wiederum Landraub, der zur Wiedervergeltung Anreiz gibt und den Unfrieden in Ewigkeit erklärt. Indem England diesen Plan unterstützt, hegt es den teuflischen Gedanken, ewige Zankäpfel für Europa zu schaffen, zu dessen dauernder Ausblutung.

3. Aber Landraub erschöpft nicht das Kriegsziel unserer Feinde; sie haben ganz andere Ziele aufgestellt: Deutschlands innere staatliche Verfassung soll durch äußeren Willen geändert, seine Wehrkraft geschwächt, seine Verkehrs- und Handelsfreiheit eingeschränkt werden. Dieses „Vernichtungsprogramm" will den Gegner dauernd wehrlos machen, so daß er auch in absehbarer Zukunft kampflos gehorchen muß; er soll so arm werden, daß er nicht mehr zu Kraft und Wohlstand kommen kann; er soll so tief gebeugt werden, daß er sich überhaupt nicht wieder erheben kann; er soll so erniedrigt werden, daß er aus der Reihe der aktiven Faktoren der Weltgeschichte verschwindet, und deshalb soll er sein freies Menschentum, sein Selbstbestimmungsrecht verlieren.

Solche Ziele werden ausgesprochen und verfolgt im Namen der Zivilisation, der Kultur, des Friedens und der Menschlichkeit.

Nehmen wir einen Augenblick an, sie gelängen. Der Russe Turgenieff hat anläßlich der Betrachtung der ersten Weltausstellung von seinem Vaterlande gesagt: Wenn plötzlich das ganze heilige Rußland mit allem, was es zum Wohl der Menschheit geschaffen und erfunden hat, wie mit einem Zauberschlage von der Erde verschwände, so würde auf dieser ganzen Weltausstellung dennoch kein Nagel sich von seinem Platze rühren!

Und nun vergleiche man damit das Verschwinden der deutschen Kultur von der Erde. Welcher Zusammensturz, welcher Rückschritt, welche Verödung auf allen Gebieten. Kann die Menschheit sich so selbst verstümmeln wollen? Darf die weiße Rasse eines ihrer edelsten Glieder so außer Funktion setzen?

Zum Glück ist dieses sonderbare Kriegsziel des Boykottes und des Bannfluches einfach absurd. Keine Nation, auch die kleinste nicht, ist vertilgbar, selbst die Juden wurden nicht ausgerottet, Polen hat nicht sein Ende gefunden, und selbst die geknechteten Iren hat Englands Joch nicht zu vernichten vermocht, nicht in Jahrhunderten, und auch sie werden sich wieder aufrichten.

Ein Siebzigmillionenvolk vollends läßt sich nicht umbringen, nicht wirklich und nicht figürlich. Das äußerste, was erreicht werden könnte, ist, daß es wie eine gefesselte Naturkraft immer wieder seine Peiniger in Angst versetzt. Und nun gar dieses deutsche Volk, das bereit ist, eher in Hungerqualen zu sterben, als unter englischer Kontrolle zu leben! Also auch der Vernichtungsgedanke weist nicht den Weg zum Dauerfrieden; wer ihn ausspricht, will den Dauerkrieg.

Neben den greifbaren haben unsere Gegner noch ihre „idealen" Kriegsziele, die zwar weniger faßlich, aber für die Menschheit nicht minder gefährlich sind. Sie behaupten, daß sie gewisse hohe Ideale realisieren wollen, aber sobald man diese Ideale näher betrachtet, verflüchtigen sie in Schauer oder verwandeln sich in ihr Gegenteil.

Zuerst hieß das hohe Ideal: Schutz der Neutralen, als ausschließlich von Belgien die Rede war. Sobald es sich um andere Neutrale handelte, wurde die hohe Idee in den Hintergrund geschoben; so hieß es plötzlich, es sei eine sittliche Pflicht der Neutralen mitzuwirken; durch heftige Agitationen wurde Zwiespalt in das Volk getragen und gleichzeitig auf die Regierungen ein Druck ausgeübt, damit sie ihre Neutralität aufgeben. Der Durchzug der Deutschen durch Belgien war selbstverständlich ein Verbrechen; aber der Durchzug der Entente durch Griechenland ebenso selbstverständlich ein international gesetzmäßiges, natürliches und göttliches Recht.

Ein anderes Ideal dieser Art lautet Schutz der Schwachen, aber niemals wurde die Schwäche der Schwachen so sehr ausgenützt im Dienste der Starken, wie eben jetzt, und was das ärgerlichste ist, wenn die Schwachen in Not geraten, bedauert man sie, statt sie zu schützen. Belgien, Serbien, Montenegro und Rumänien wissen davon ein Lied zu singen. Hilfe hat man ihnen versprochen, an militärische Hilfe glaubten sie, aber als „politische Hilfe" war es gemeint.

Ein drittes Ideal heißt Befreiung der in einem fremden Staatsverbande „schmachtenden" Nationen, also Aufrichtung des Nationalstaates: Da wird der völkerverbindende über- und internationale Staat als verabscheuungswürdige Mißgeburt hingestellt, der zerstört werden muß, und demgegenüber der nationale Einheitsstaat als Ideal aufgestellt — freilich nur, wenn es sich um französische Lothringer handelt, und schleunigst wieder zurückgestellt, wenn von deutschen Elsässern oder von den Italienern in Nizza, Savoyen, Korsika und Malta oder den Deutschen in Südtirol und den Slawen in Dalmatien die Rede ist. Die Serben in Oesterreich sollen befreit werden, die Iren in England, die Flamen in Belgien kommen natürlich weniger in Betracht.

Insbesondere die Italiener, welche die „Erlösung der Unerlösten" als ihr höchstes Ideal auf die Fahne schrieben, begehren dennoch fremde Nationen sich einzuverleiben, weil diese einen guten Hafen oder Küstenschutz, Handelsvorteile oder dergleichen abgeben.

Ein viertes Ideal ist das Selbstbestimmungsrecht der Völker; aber bezüglich der Deutschen wird es grundsätzlich verneint, und bezüglich der Polen wird die Lebensfrage, ob sie einen eigenen Staat bilden werden oder nicht, einmal bejaht, das andere Mal verneint, je nachdem die Heere der Mittelmächte oder jene der Russen im Besitze des Landes sind. Eine Mörderdynastie in Serbien nach Verdienst davonjagen, das widerspricht natürlich dem Selbstbestimmungsrechte des Volkes; aber dem deutschen Volke darf man sein Kaisertum nehmen, und Griechenlands pflichtbewußter Monarch darf dem ihm getreuen Volke entrissen werden.

Erhaltung bestehender Staaten ist eine hohe Menschheitsidee bei — Montenegro, aber keineswegs bei Oesterreich-Ungarn.

Eroberungen sind überhaupt Verbrechen, wenn die Mittelmächte solche beabsichtigen sollten, aber sie sind Selbstverständlichkeiten, wenn Japan, England, Rußland, Italien, Frankreich, Serbien oder Rumänien der zugreifende Teil ist.

Der Militarismus zu Lande ist ein Verbrechen an der Menschheit — bei den Deutschen, der gleiche Gedanke zur See eine Tugend — bei den Engländern. Freiheit des Glaubensbekenntnisses ist eine Kulturforderung, aber Zwangsbekehrungen durch die russischen Orthodoxen stören diese Forderung nicht, da gilt der mittelalterliche Satz noch immer: Wes das Land, der bestimmt die Religion.

Kurz, die hohen Ideale, um derentwillen angeblich gekämpft wird, wechseln wie Theaterkulissen, und die Zahl der falschen

Digitized by Google

Götzen, die man je nach Bedarf den glaubenseifrigen Völkern vorhält oder in den Hintergrund schiebt, ist größer als der Raum sie zu besprechen.

Ziele werden aufgestellt, für die noch nie ein Krieg geführt wurde: ja, wenn man unseren Gegnern Glauben schenkt, so führen sie den Krieg zum Teil als einen pädagogischen zu unserer Besserung und Belehrung. Man könnte dieses seltsame Gedankenspiel ruhig denen überlassen, die Vergnügen daran finden; das Unglück ist nur, daß es täglich das Leben Tausender kostet, und deshalb ist die Anklage berechtigt, daß dieses Spiel mit hohen Ideen ein frevelhaftes Treiben ist.

Schlußfolgerung:

Es war ein leichtes, jede Anklage, welche die Ententemächte gegen uns erheben, mit einer Gegenklage zu beantworten, jedem Schreckensbilde, das sie von uns entwerfen, ein Gegenbild gegenüberzustellen. Wo Recht, wo Unrecht zu finden ist, möge jeder Unparteiische selbst überlegen, denn seit Trojas Tagen hat noch jeder Kriegsgegner den anderen der Schuld am Kriege geziehen.

Wenn auch wir von der Gerechtigkeit unserer guten Sache in tiefster Seele überzeugt sind, mögen die anderen von sich dasselbe glauben, damit ihre Seele nicht ob der übergroßen Blutschuld in Verzweiflung verfällt. Aber wie engverschlungen, unentwirrbar Schuld und Unschuld im Streite nebeneinanderstehen, hat uns Schiller in den Brüdern von Messina gelehrt, und der Friede wird nie kommen, wenn er die Entscheidung der Schuld und Unschuld abwarten muß. Daher betrachten wir alle jene Worte von Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Zivilisation und Kultur einfach als Narkotika, mit denen schuldbewußte Staatsmänner das Friedensbedürfnis ihrer Völker einschläfern wollen.

Soviel ist sicher, was unsere Feinde als ihr ideales Kriegsziel verkünden, wollen sie selbst nicht, sobald es sich gegen sie richtet; hingegen jenes Kriegsziel, welches sie wirklich wollen, bedeutet den größten Dauerkampf der Erde.

Wenn England seine Seeherrschaft, Rußland seine Landherrschaft durchsetzt, dann bedeutet dies die Unfreiheit nicht bloß der Mittelmächte, sondern ebensosehr, daß weder wir noch Frankreich, noch Italien, noch Holland oder Belgien oder die Nordstaaten ein Schiff über den Ozean senden, das nicht von England die Genehmigung dazu erhalten hat, und das gleiche gilt für Amerika: ein Weltverkehr von Englands Gnaden. Rußlands Landsieg aber würde den Untergang der Balkan-, die Bedrohung der Nordstaaten, die Beherrschung der Adria bedeuten. Doch auch für dieses Opfer wäre der Dauerfriede nicht erkauft, denn die Weltherrschaft dieses Trustes der Engländer und Russen müßte den Verzweiflungskampf aller zur Folge haben, die sich nicht mit Hungerlöhnen abspeisen lassen.

Anders sind die Friedensziele der Mittelmächte: eine Weltherrschaft haben sie nie angestrebt. Deshalb muß das friedliche Zusammenleben der Menschen ihr selbstverständliches unumstößliches Streben sein; dem englischen Wunsche: die Welt muß immer englischer werden, steht der Grundsatz gegenüber: Platz an der Sonne für alle. Der Gedankenwelt eines Krämers, der den Handelsboykott handhabt, entsprang der Gedanke des Völkerboykottes, der heute uns, morgen andere treffen kann. Der gegenteilige Gedanke, für den wir notgedrungen kämpfen, lautet: Raum für alle hat die Erde. Der phönizischen Kaufmannsidee der Engländer: die Verarmung der anderen macht sie reicher, setzen wir den Grundsatz der im friedlichen Wettbewerbe erfolgenden Bereicherung aller gegenüber; statt wechselseitiger Schädigung vertreten wir das Prinzip wechselseitiger Hilfe. Nicht Einkreisung eines Teiles der Menschen durch die anderen, sondern Zusammenwirken aller ist unsere naturgegebene Richtlinie.

Wir erblicken keinen Vorteil in der dauernden Schwächung unserer Nachbarn, deren Schäden in letzter Linie auch unsere Schäden sind; wir wünschen Frankreichs Wohlstand ebenso wie Rußlands Aufblühen; Italiens Aufschwung bildete einen Programmpunkt unserer äußeren Politik. Nirgends auf der ganzen Welt gibt es ein Volk, ob groß, ob klein, dessen materielle und geistige Hebung von Mitteleuropa anders als mit Wohlwollen begrüßt würde. Wir haben sofort erkannt, daß, von allen Blutopfern abgesehen, die Kosten dieses Krieges so groß seien, daß die Summe genügen würde, um die Wüsten Afrikas in ein Paradies zu verwandeln, von dessen Früchten die Völker Europas leben könnten; aber England will diese Kosten so weit erhöhen, daß Europa eine Wüste wird, auf der afrikanische Wilde sich als Sieger tummeln können.

Deshalb haben wir — vom ersten Kriegstage angefangen — niemals prinzipiell den Friedensgedanken abgelehnt, ganz gleichgültig, ob die Würfel des Schlachtfeldes günstig oder ungünstig fielen: England hingegen hat unbekümmert um die steigende Not seiner dienenden Genossen zum Dauerkriege gehetzt: sein Friedensideal ist der geschwächte Kontinent.

Wir dürfen — auch hinter der Zurückweisung der deutschen Note — solche Friedensworte in den Mund nehmen, unbekümmert um die hämische Auslegung, die sie finden, weil wir, wie gesagt, eher bereit sind in Freiheit zu sterben, als unter englischem Joche zu leben.

Walther Schotte / Freiheit und Gefahr im Völkerleben

Die großen wilden Katzen leben in Einsamkeit und unbegrenzter Freiheit. Ohne Furcht kann der Tiger durch die Endlosigkeiten der grüngoldenen Dschungelwildnis Indiens streifen oder über die Felseinöden des Himalaya und durch die sibirischen Steppen. Der Boden, den sein Schritt berührt, wird zum Reich seiner Herrschaft. Aber in der Gefahr der Angriffe, die von ihm und seinesgleichen drohen, lebt furchtsam die Gazelle, der Affe und der Papagei. Sie wagen sich nicht einzeln in das Leben hinaus, sie hocken zusammen, sie schlafen aneinandergeschmiegt und suchen gemeinsam ihr Futter. Der Fürwitz, sich weiter entfernt von der übrigen Herde ein saftigeres Gras, eine süßere Frucht zu pflücken, wird allzu grausam mit dem Tode zwischen den Zähnen des Panthers bestraft. Die Ziege des Herrn Séguin, die, wie uns Daudet so reizend erzählt, für die Freiheit der Sommerberge ihren kleinen warmen Stall und das Grasfleckchen vor ihrer Türe eintauschte, fraß der Wolf. Tauben und Hühner beneiden die Freiheit des Adlers. Das Leben ist schlimm und kostet so viele Verzichte.

In der Tierwelt finden wir ein Gesetz der Natur wieder, das auch die Geschichte der Staaten und Völker zu beherrschen scheint und das Seeley, der Historiker des englischen Imperialismus, in den Satz zusammenfaßte:

„Das Maß von Freiheit in den Staaten muß normalerweise umgekehrt proportional sein dem militärisch-politischen Druck, der auf ihren Grenzen lastet."

In diesem Verhältnis sieht Seeley den Grund für das größere Maß an Freiheit, das dem vom Meer behüteten England in seiner parlamentarisch konstitutionellen Verfassung eignet gegenüber Deutschland, das an drei Grenzen von z. T. politisch angriffslustigen, in ihrer Kraft- und Machtentfaltung überquellenden Militärstaaten bedroht wird und das sich unter diesem Druck nur eine monarchisch-konstitutionelle Verfassung erlauben kann, mit strafferer Gestaltung der Machtmittel für die den Staat bei Gefahren vertretenden ausübenden Gewalten, mit Verminderung der Bewegungsfreiheit der einzelnen durch die allgemeine Dienstpflicht. In dieser Vergegenständlichung wurde der Satz des englischen Politikers auch von der deutschen Wissenschaft eingesehen und zumal im Kriege zu breiterer Geltung gebracht. Schien doch der Krieg seine grundsätzliche Richtigkeit durch neue Tatsachen zu bestätigen: Auch England mußte die

Digitized by Google

Freiheit in seinem Staate einschränken, als mit wachsender Verwicklung in den Weltkrieg die Gefahr wuchs und die Not an die Wurzeln seines Seins rührte. England wurde „militarisiert" und erlebte das deutsche Schicksal: es führte die allgemeine Wehrpflicht ein, die Beschränkung der Arbeitsfreiheit für Kriegszwecke, die staatliche Regelung der Lebensweise, es ersehnt den Lebensmitteldiktator; neben das Kabinett stellt sich ein machtvollkommener oberster Kriegsrat, und der englische Ministerpräsident Lloyd George rüstet sich, den Weg des Lordprotektor in Englands dritter Revolution zu gehen.

Wer übrigens ist denn dieser Lloyd George? Der Sohn eines Dorfschullehrers in Wales. An der Küste von Carnavon ist der kleine David barfuß über die Steine am Strand und über die Regenlachen in den Gassen des kleinen Fischerdorfes gesprungen. In der Hütte seines Oheims, der ihn nach des Vaters frühem Tode großzog, wohnte er mit der Armut zusammen. Lloyd George, der sein Volk jetzt das Hungern lehren will, hat es in seiner Jugend selbst erlernt. An Fleisch hat er sich wohl erst später gewöhnt. Und auch heute scheint der großmächtig Gewordene noch nicht alle Ansprüche eines standesgemäßen Lebens verstanden zu haben: er begnügt sich als Ministerpräsident mit 2000 Pfd. St. Gehalt gegenüber 10 000 bis 12 000 Pfd. St. so mancher seiner Ministerkollegen. Niemand von ihnen bezieht weniger oder so wenig wie er. Lloyd George hat keine höhere Schule besucht, ist in Advokatenkanzleien vom Lehrling zum Solicitor hochgestiegen. In seiner Heimat griff er die Politik auf, als Wortführer im Kampf gegen die Staatskirche, der die Waliser als Dissenters nicht angehörten und sich darum weigerten, Zehnten zu zahlen. 1890 steht er im Unterhaus, 27 Jahre alt. Und wen greift der Neuling nach kurzem Abwarten und Umsehen an? Lord Randolph Churchill, Joe Chamberlain, ja Gladstone, den „großen alten Mann", selbst. Schlimme und gefährliche Gegner beseitigt alte englische Regierungsweisheit dadurch, daß sie sie zu positiver Mitarbeit einlädt. Als mit Campbell-Bannerman die Liberalen wieder ans Ruder des Staatsschiffes kamen, wurde Lloyd George Handelsminister. Und wofür ging auch jetzt der Kampf? Gegen die „Gesellschaft", gegen die Satten, gegen privilegierte Rechte, gegen kapitalistische Interessen, für sozialistische Ideale. Lloyd George brachte, als er unter Asquith Schatzsekretär geworden war, ein Budget ein, das als „Strafbudget" berühmt geworden ist, das eine völlig neue und gerechtere Verteilung der Steuerlasten darstellte, er legte mit seiner sozialpolitischen Gesetzgebung eine neue Last auf die Schultern der Besitzenden. „Ich möchte", ruft er mit hinreißender Beredsamkeit von der Tribüne des Unterhauses aufstachelnd zu den von Nachtsitzungen ermüdeten politischen Kämpfern, „ich möchte die Parlamente zu so vielen Leuchtturmfeuern machen, um in all die dunklen Stellen hinab zu leuchten, um jede Unterdrückung, jedes Elend und jedes Unrecht aus seinen Winkeln zu drängen. Denn der gegenwärtige Stand der Dinge kann nicht lange mehr ertragen werden! Der Gegensatz zwischen Reichtum und Luxus der einen Klasse, Verwahrlosung und Degradation der anderen ist zu groß. Der eine arbeitet zu viel und muß dennoch hungern, der andere bummelt durchs Leben und feiert dennoch Feste. Das kann nicht so weitergehen. So sicher Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ewige Elemente in der Regierung der Welt sind, so sicher ist ein System, das die Straße des Luxus für die wenigen mit den Herzen der Massen pflastert, dem Untergang geweiht!" Seine Feinde nannten ihn einen Dieb und politischen Straßenräuber; das waren die Ehrentitel, die sie zu dem des „little Engländer" fügten, als der er ihnen galt, weil er gegen das kapitalistische Verbrechen des Burenkrieges und gegen das Rüstungsfieber gepredigt hatte. Die Masse aber glaubte an ihn. Er hatte den Mut für alle, aber auch die Kraft und die Ausdauer. Es ist eine Mischung von derber Ursprünglichkeit — nennen wir es ruhig: Roheit — und Feinnervigkeit in diesem Menschen. Er ist immer auf Wacht, am Sprunge und ist unverletzlich. Und nun trug ihn als den Fähigsten der Krieg auf die Spitze: Als Munitionsminister sozialisierte er England, als Kriegsminister organisierte er den Krieg, heut ist er Ministerpräsident. Er will der Retter Englands sein. Wer weiß. Jedenfalls ist er unser gefährlichster Feind. Aber nicht darum schweifte ich ab und erzählte von dem unvergleichlichen Aufstieg, den der barfüßige Dorfjunge David Lloyd George bis zum Herrscher der englischen Welt in der Stunde ihrer größten Gefahr mit Willen des englischen Volkes genommen hat. In seinem Kabinett sitzen Bonar Law, der als der Sohn eines Schuhmachers in Glasgow geboren ist, und Henderson, der selbst Arbeiter war. John Burns hat dem Ministerium Asquith angehört, er kam aus der schlimmsten Armut des Arbeiterviertels in Battersea, einer südlichen Vorstadt Londons, und ist durch alle Grade des Elends und frohnender Arbeit, wie durch ein Fegefeuer, zu Geltung und Wirkung emporgestiegen. Wir aber buchen bescheiden, daß mit Zimmermann der erste Staatssekretär bürgerlicher Herkunft in das Auswärtige Amt eingezogen ist, der erste, solange Preußen und das Reich bestehen. Und das Wort unseres Kanzlers: Freie Bahn dem Tüchtigen, erscheint als der Inbegriff der versprochenen Neuorientierung. Wo ist die Gesellschaft, die regiert? In England, das seinen fähigsten, energischsten und mit dem denkbar größten Vertrauen von der Nation bedachten Mann an die Spitze seines Staates gestellt hat, trotz der Feindschaft, die die „Gesellschaft" gegen ihn hegte, oder bei uns, wo die Masse des Volkes sich machtlos um den einen Staatsmann schart, den gerade ein gütiges Geschick als den rechten Mann zur rechten Zeit ihm beschert hat, und den es mühsam gegen die Angriffe einer mächtigen Gesellschaftsgruppe verteidigt? Wo ist Freiheit? Bei dem parlamentarischen System Englands oder bei unserem Reichstagswahlrecht, das doch allgemeiner ist als das Englands. Inwiefern wird sie denn nun wirklich durch die Militarisierung des Staates berührt und durch den Druck der Kriegsgefahr auf seinen Grenzen.

Ich weiß nicht, ob es ähnliche Beobachtungen und Vergleiche gewesen sind, die den liberalen Politiker und Rechtshistoriker Hugo Preuß veranlaßt haben, die Richtigkeit des Seeleyschen Satzes historisch nachzuprüfen. (Hugo Preuß: „Obrigkeitsstaat und großdeutscher Gedanke" bei Eugen Diederichs, 1916, 57 S., geh. M. 1,20.) Jedenfalls ist Preuß voll Sorge, daß die Theorie Seeley zur Begründung einer Politik genommen werden könnte, die den Ausbau der parlamentarischen Rechte des Volkes verwehrt. So ist er glücklich, eine geschichtliche Nachweisung zu bringen, daß der Seeleysche Gedanke Unsinn sei. Die Fülle des Materials kann hier nicht im einzelnen vorgeführt, auch die Behandlung nicht nachgeprüft werden. Für Preuß ergibt sich, daß die militärisch-politische Widerstandskraft der Staaten häufig genug trotz größter Ausstattung der staatlichen Autoritäten gegenüber dem einzelnen, trotz Anhäufung der Machtmittel verschwindend gering war, umgekehrt, Staaten von freiheitlicher Grundlage starke politische Macht bewährten. Er

Digitized by Google

stellt also dem Preußen von Leuthen das Preußen von Jena gegenüber, dem unglücklichen Polen den Heldenkampf der siegreichen Niederlande. Mit einer solchen Beweisführung wird aber Seeley unrecht getan, selbst wenn die genannten Beispiele in sich richtig verstanden sind. Ich halte den Satz von Seeley immer noch für anfechtbar. Nur muß man sich mit Seeley verständigen, was er unter Freiheit versteht, und das hat Preuß vergessen zu tun.

Was ist Freiheit? Offenbar sind darüber heute weder die Völker einer Meinung noch hat die Wissenschaft diesen Begriff genügend geklärt, soviel auf deutscher Seite, zumal in der Gegenwart, tief und wahr über Freiheit gedacht worden ist. Hintze, Meinecke und Troeltsch haben den Begriff hin und her gewendet. Man wird historisch vorgehen müssen, um zu begreifen, was sich die Menschheit unter Freiheit vorgestellt hat. Im Kampf zwischen Staat und Kirche erwacht im Mittelalter der Mensch zum Gefühl seiner selbst, seines Wertes, seiner Macht. Die Titanen, Kaiser und Papst, ringen um seine Seele als Verbündeten. Diese Zweiheit der weltlichen und geistlichen Gewalten im Abendlande ist die Voraussetzung, ohne die die moderne Kultur nicht möglich gewesen wäre, nicht denkbar ist; denn nur im Kampf der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalten fand die Persönlichkeit den Antrieb, den Mut und die Kraft zu individualistischer Entwicklung. Auf den Wertbeziehungen der Persönlichkeit beruht die moderne Kultur gegenüber den orientalischen Kulturen, die in der Einheit der höchsten weltlichen und geistlichen Macht: im Sultanat, das zugleich Kalifat ist, im Zartum erwachsen sind und dieser Einheit die Wertung der Persönlichkeit geopfert haben. Von der starken Persönlichkeit geht schließlich im Abendlande der Kampf aus, der die Fesseln des Staats und der Kirche von der sich regenden Seele streift, vom Glauben und Denken des einzelnen. Der Mensch schiebt das Recht dieser übergeordneten Gewalten zurück und erobert einen freien Raum, in dem er sich unbeobachtet, straflos bewegen kann, in Freiheit: Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit, Denkfreiheit. Hier gilt nur sein eigen Gesetz. Freiheit ist ihm Befreiung von obrigkeitlichen Gewalten, Herrschaft des eigenen Rechts seiner Seele, seiner Vernunft. Weitere Kreise des Lebens werden in das Bedürfnis nach Freiheit einbezogen; man will auch die Arbeit des Tages, ihren Gewinn, das Lebenslos der Seinen und die ganze Gestaltung des Lebens von den staatlichen und sozialen Banden befreien. Es wird Sturm gelaufen für Aufhebung der sozialen Abhängigkeiten: gegen die Privilegien des Adels, gegen die Institution der Erbuntertänigkeit, gegen die Unfreiheiten im Güterverkehr; Bürger und Bauer verlangen über die Verwendung der durch ihre Arbeit erwirtschafteten Steuern gehört zu werden. Der Schrei nach dem Parlament wird laut, nicht aber aus Freude an der durch dieses gewährleisteten Möglichkeit politischer Arbeit, sondern aus Angst vor den Mächtigen, die den Staat allein regierten, aus Haß gegen sie, aus Sorge ohne parlamentarische Mitarbeit wieder der kleinen und doch so notwendigen Freiheiten des Seins beraubt zu werden. Anfangs ist es der dritte Stand, dann der vierte, die Arbeiter, das Proletariat, die nach parlamentarischen Rechten rufen, um ihre Freiheit besser wahren zu können. Auch heute ist diese Entwicklung noch überall in Fluß, in England sind noch immer nicht alle Bürger des Staates wahlberechtigt. Und dann dehnt sich noch fast in der ganzen Welt das unabsehbar wogende Heer der Frauen, die ohne den Schutz eines die Interessen der Familie vertretenden Mannes heute mitten in dem Lärm des Lebens stehen, ohne Möglichkeit, selbst irgendwie an der Befreiung oder Freiheit ihres Seins helfen zu können.

Diese Auffassung von der Freiheit, die geboren ist aus einem Werk der Befreiung des einzelnen, aus einer Kampfstellung gegen Staat und Kirche, gegen öffentliche und private Obrigkeiten aller Art, gegen Rechte und Macht privilegierter Stände, soziale und wirtschaftliche Gebundenheit, ist also durchaus vom einzelnen her: individualistisch gedacht. Sie gipfelt bei Ausgang des 18. Jahrhunderts in der Lehre vom Staate, die dessen Zweck im größtmöglichen Glück aller einzelnen sieht und behauptet, daß der Staat für alle einzelnen da ist, nicht diese für den Staat. Der Staat ist ein notwendiges Uebel, kein Gut, das um seiner selbst willen gepflegt werden muß. Immer wieder muß seine Allgewalt beschnitten werden, die die Freiheit des einzelnen überwuchern will. Es ist charakteristisch, daß der junge Wilhelm von Humboldt, der von der Ueberzeugung ausging, daß die Welt in den Werten der Persönlichkeit wie in ihren Angeln hing, daß er es ist, der den klassischen Versuch unternimmt, „die Grenzen der Staatswirksamkeit zu bestimmen".

Aber gerade in den Tagen des reifen Humboldt treten wir in die zweite Epoche der Weltgeschichte des Freiheitsgefühls. Zwar erlebt die alte Linie seiner Entwicklung, die in der Zurückdämmung des Staates den Freiheitsraum erobern will, im England Adam Smith' und Cobdens noch ihre Vollendung. Daß der Staat sich auch in die Wirtschaft nicht einmischen dürfe, wenn diese sich zu seinem eigenen Besten zur vollen Blüte entwickeln solle, wird zum Glaubensgesetz des Freihandels. In der Luft des Freihandels wächst auch das persönliche Freiheitsgefühl der Engländer. „Mein Haus ist mein Schloß", die feste bewehrte Burg, in die der Eindringling Staat ebensowenig herein darf wie sonst jemand. Dazu kommt hier die ganz einzigartige freie Lage des Landes: England betrat die Welt ohne Widerstand zu finden, es wurde vom Meere gehegt und hatte keine Gefahr zu fürchten. Da brauchte der Staat keine anderen Ansprüche an seine Bürger zu stellen als Steuern; keine militärische Dienstpflicht bedrohte die Freiheit der Lebensgestaltung des einzelnen. Ihm, dem in England Geborenen, stand die Welt offen wie keinem Menschen auf dem Kontinent. Es galt nur immer weiter noch die Rechte des Staates und der Regierenden einzudämmen. Dazu die Kämpfe gegen das Oberhaus und für die Wahlreform.

Nun hat Seeley zweifellos recht, daß ein solches Maß an Freiheit vom Staate, Freiheit mit fast unbegrenztem Spielraum für den einzelnen, Freiheit des einzelnen gegenüber den möglichst eng gezogenen, weit zurückgeschobenen Grenzen der Staatswirksamkeit und Staatsmacht, nur möglich ist, bei verhältnismäßig geringem militärisch-politischen Druck von außen, bei Fehlen großer außen-politischer Gefahren für die Existenz des Staates. Auch England kennt in gewissen Zonen seines Weltreiches eine Beschränkung dieser individuellen Freiheit, z. B. in Indien, wo Gefahren von außen und innen drohen, und hat, wie wir anfangs ausführten, die Pflöcke des obrigkeitlichen Machtgebietes während des Krieges weit in den Lebensraum des einzelnen vorgerückt. Der alte und heut englische Freiheitsbegriff war für Seeley der Freiheitsbegriff schlechthin.

Auch ist er nicht tot, er lebt und hat noch eine große Zukunft. Wie niemand sich einfallen lassen wird, das Gut der Denk- und Gewissensfreiheit aufzugeben und dazu die Welt zurückschalten zu wollen, so kann im Gegenteil mit dem wachsenden Lebensreichtum Freiland neuerobert werden. Nicht nur Wacht gegen den Staat, der sich heut auch mächtig

Digitized by Google

in allen Gliedern reckt und ausgreift, ist vonnöten; immer weiter wird die Lebensbühne und damit ernster die Pflicht, das Verhältnis von Freiheit und Gebundenheit, wie es uns überkommen ist, nicht zu verkümmern und neu zu bestimmen.

Welches ist denn aber nun die neue Freiheit, von der wir behaupteten, daß sie in den Tagen Wilhelm v. Humboldts zum erstenmal voll in Erscheinung trete, wenigstens in Deutschland. Als Stein, Humboldt und Scharnhorst nach der Niederlage des preußischen Heeres bei Jena daran gingen, den Staat zu reformieren, indem sie die alten Fesseln des Lebens zerbrachen und Bürgern und Bauern politische und wirtschaftliche Freiheit schenkten, taten sie es in erster Linie um des Staates wegen. Das Große und Neue ihrer Leistung floß aus einem großen und neuen Erlebnis, aus dem Erlebnis des Staates. Diese Männer eroberten der Seele einen neuen Bezirk des Wirkens und Leidens, sie stellten die lebendigen Kräfte der Menschen, die bisher in seinen persönlichen Angelegenheiten geistiger und materieller Natur sich allein betätigt hatten, in dies neue Erleben ein und führten dem Staat dadurch ungeheuere Macht zu. Unsere Reformer wollten den einzelnen nicht weiter befreien, sondern ihn enger verbinden mit dem Staate. Dazu freilich mußte der einzelne aus den kleinlichen Banden des bisherigen Lebens herausgehoben werden, aus Hörigkeit und Zunftzwang; der wirtschaftliche Verkehr mußte frei sein und endlich mußte der einzelne in den Zusammenhang des Ganzen gestellt werden durch tätige Mitwirkung im Staate; dazu belebte Stein das ständische Leben, dazu schufen Scharnhorst, Gneisenau und Boyen die allgemeine Wehrpflicht, die doch im Grunde den Staat dem Bürger als sein höchstes Gut schenkt, für welches er freilich moralisch verpflichtet ist zu kämpfen und, wenn es sein muß, zu sterben. Diese Freiheit besteht in Rechten *am* Staat, in Pflichten *für* den Staat, die miteinander in Verhältnis stehen sollen.

Für diese Freiheit gilt der Satz Seeleys nicht mehr. Er bezieht sich aber auch nicht auf sie, und Preuß darf nicht gegen Seeley ausspielen, daß durch die Freiheit, die die Möglichkeit gewährt zu politischer Arbeit um ihrer selbst willen, Wert und Würde des Staates steigen und damit seine Macht gegen außen. Die neue Freiheit, die durch jene größten Männer unserer Geschichte ins Leben geführt wurde, hat die Schranke übersprungen, die zwischen Freiheit in der persönlichen Lebensgestaltung und der Anforderung des Staates aufgerichtet war. Sie wächst in den Staat hinein, während die alte Freiheit ihn vor sich her zurücktreibt. Und nun ergibt sich das Gegenseitige: In der neuen Freiheit finden sich beide bereichert, Mensch und Staat, dieser, indem er statt des Zwanges über seine Bürger sich ihres freien Willens bedienen kann, der Mensch, indem er ein neues Stück des Lebens in seine Seele aufgenommen hat. Der Staat und alles soziale Wesen wird Material auch der Persönlichkeitsgestaltung, Leben, an dem sich die Persönlichkeit ebenso bilden kann wie an religiösen und wirtschaftlichen Kämpfen der Zeit. Auch diese neue Freiheit trägt dem Individualismus Rechnung.

Freilich sind wir noch weit davon entfernt, der neuen Freiheit zu ihrem vollen Siege verholfen zu haben. Auch ist das nicht nur eine deutsche Sache, sondern Sache der Welt. Unser Staat, der gewiß die Machtvollkommenheit gegen außen nötig hat wie das liebe Brot, verläßt sich leider nicht allein auf den Willen des Volkes, sondern auch noch auf Institutionen einer älteren Zeit, die an den politischen Willen der Bürger nicht glaubte. Vielleicht sind wir heute schon freier und stärker in unserem politischen Willen als England, obschon dies mit Riesenschritten die Zeit einholt und die neue Freiheit zu begreifen anfängt. Wer hätte vor dem Kriege gedacht, daß England sich zur allgemeinen Wehrpflicht entschließen würde! In einem aber ist jedenfalls wieder England besser gestellt als wir: dort sind, wenn auch von anderen Voraussetzungen her, Einrichtungen gefallen, die bei uns die volle Möglichkeit der Bildung des Volkswillens, den Aufstieg des politischen Genies behindern. Man denke an Lloyd George! Heute ist die Stunde, wo die ganze Welt einen neuen Bau des politischen Lebens aufrichten will. Das Ideal der Freiheit ist absolut, nicht national. Wir dürfen nicht deutsche Freiheit gegen englische ausspielen. Auch auf unsere sozialpolitische Gesetzgebung dürfen wir uns England gegenüber nicht berufen. England wird die Gesinnung dieser Gesetzgebung, die die der neuen Freiheit ist, ergreifen müssen oder es wird untergehen. Bei gleicher Gefahr aber werden wir im Geist der vielleicht von uns entdeckten Freiheit arbeiten müssen an unseren verfassungspolitischen Einrichtungen. Dabei kann sehr fraglich sein, ob das parlamentarische System Englands noch vorbildlich sein wird. Veraltet ist jedenfalls *die* Form des monarchisch-konstitutionellen Systems, deren Schwierigkeiten wir jetzt bei uns deutlicher als je empfinden. In der Freiheit, die wir wollen, wächst der Staat, wächst der Lebensspielraum des einzelnen und breitet sich mächtig das Leben, in dem ursprünglich feindliche Gewalten: Staat und Mensch, zu lebendiger Einheit zusammengeschweißt werden. Unser Schlachtruf heiße nicht Freiheit *vom* Staate, sondern Freiheit des Volkes *im* staatlichen Leben, freier Wille *zum* Staat. Dann fürchten wir keine Gefahr. Wir wissen, daß Freiheit sie zwingt und bannt.

Max Hildebert Boehm-Straßburg / Chinesentum, Europäismus und Weltkrieg

Der mittelländisch-europäische Kulturkreis, der in so stolzem Selbstbewußtsein seine Geschichte geradezu zur Weltgeschichte erhob, ist seit einigen Jahrzehnten einer fortlaufenden Folge von Demütigungen ausgesetzt. Während er mit gläubiger Zuversicht sich des jüngsten Standes seines zivilisatorisch-technischen Fortschritts freut und in naher Zukunft phantastische Naturbeherrschungspläne zur Wirklichkeit reifen sieht, tritt an verschiedenen Punkten der Erde der angemaßte Anspruch auf, das dem Verfalle entgegeneilende Europa zu erlösen und ihm so das Heil zu bringen, das es aus seinem eigenen Schoße nicht mehr gebären könne. Staunend erlebte das selbstgewisse Europäertum solche Prätentionen am Rande seines eigenen kulturellen Einflusses. Amerika sandte uns nicht nur die Ueberkunst der Kinos und Grammophone und in letzter Stunde vor dem Krieg noch die verruchte Orgiastik dekadenter Tänze, sondern es bringt uns das Heil auch in Gestalt religiöser Sekten, die auf der Trümmerstätte des vermorschenden Kirchentums wuchern. Zum zahmen Westen gesellt sich der wilde Osten. Man muß die Schriften Dostojewskis oder seiner slawophilen Freunde lesen, um die Welteroberungs- und Welterlösungsträume zu ermessen, in denen sich der schweifende russische Geist berauscht. Daß sie sich in sehr aktive Energien umsetzen lassen, hat dieser Krieg über Erwarten dargetan. Nun der große europäische Bruderkrieg den führenden Weltteil in fürchterliche Wirrnisse verstrickt hat, sehen die Fremden erst recht ihre Meinung vom europäischen Verfall bestätigt. Und so ist es neuestens China, das uns als Ausweg aus dem Weltkrieg das Allheilmittel seines romantischen Nationalismus, die Chinesisierung, anbietet.

Digitized by Google

Für jeden „guten Europäer", der dabei durchaus ein treuer Nationalist seines eigenen Volkstums sein kann und sein sollte, ist es von vornherein selbstverständlich, daß Europa den Ausweg aus seiner tragischen Selbstzerfleischung selbst finden muß und ihn so oder so auch selbst finden wird. Niemand wird ernsthaft den Gedanken auch nur durchdiskutieren, das greise urtümliche Chinesentum, dessen Traditionen im eigenen Mutterlande brüchig geworden sind, könne nun für uns eine Möglichkeit unserer europäischen Zukunft bedeuten. Wenn wir uns trotzdem mit Ku Hung-Ming, diesem seltsamen Künder einer chinesischen Weltbeglückungssendung, vor einem breiteren deutschen Publikum beschäftigen, so geschieht das nicht in Mißachtung der europäischen Würde, sondern weil Person wie Sache des Verfassers immerhin ein Aufmerken rechtfertigen.

Bereits vor Jahren führte sich Ku Hung-Ming in Deutschland durch eine Sammlung von Aufsätzen ein, die bei Eugen Diederichs (Jena 1911) unter dem Titel Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen erschien. Ku Hung-Ming, der gegenwärtig etwa 60 Jahre zählt, kam sechzehnjährig als Student nach Edinburg und hielt sich nach Abschluß seiner Studien auch noch einige Semester in Deutschland auf. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland stand er längere Zeit im Dienste eines Vizekönigs, der einer überaus interessanten Richtung angehörte. In einem längeren, außerordentlich lesenswerten Aufsatz setzt Ku Hung-Ming diese Bewegung in Parallelen zu der jungkatholischen Oxfordbewegung in England. Es ging in ihr um einen Protest des wurzelhaften Chinesentums gegen den eindringenden Geist der modernen europäischen Zivilisation. Wie alle solche Bewegungen, z. B. auch die der Slawophilen in Rußland, trug diese Strömung sichtlich romantischen Charakter. Auch Ku Hung-Ming, der vollkommen durch sie bestimmt ist, ist durch und durch Romantiker. Nun ist aber das bodenständige Kultursystem, dessen Rettung und Wiederbelebung ihm am Herzen liegt, der konfuzianische Moralismus. Und so sehen wir in Ku Hung-Ming das für europäische Augen verblüffende Schauspiel eines Romantikers der Aufklärung.

Die genannte Abhandlung Ku Hung-Mings ist geschrieben, als die Bewegung vollkommen gescheitert war. Auf ihre äußerst interessanten Einzeldaten, die über Persönlichkeiten wie Li Hung-Tschang, die Kaiserin-Witwe, Yuanschikai wertvollen Aufschluß geben, kann ich hier nicht eingehen. Bemerkenswert ist sie vor allem dadurch, daß hier ein europäisch durchgebildeter Chinese in europäischen Begriffen die Sache seiner einheimischen Kultur gegen den eindringenden modernen Technizismus verteidigt. Eine eigene Darstellung dessen, was Ku Hung-Ming als ursprunghaftes Chinesentum anerkennt, bietet uns sein soeben wiederum als Uebersetzung aus dem Englischen erschienenes Buch „Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg" (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1916). Das Evangelium, das der hier erstaunlich überhebliche Nationalist verkündet, ist die Religion des guten Bürgers. Sie zeigt uns den echten Chinesen als ein „zahmes Geschöpf", als ein „Haustier", das sich durch Sympathie und Intelligenz auszeichne und mit dem Kopf eines Erwachsenen das Herz eines Kindes vereinige. Dies Beieinander ist so reibungslos, daß China gar keiner Religion bedürfe. So sei der Konfuzianismus auch keine solche, sondern ein guter Ersatz dafür, nämlich ein System der sozialen Ethik, die an Stelle des europäischen Ideals des guten Menschen das des guten Bürgers predige. Sein Kodex von Ehre und Pflicht ist auf das Prinzip der Treue gegen den Kaiser, der kindlichen Liebe in der Ahnenverehrung, der Unverletzlichkeit der Ehe bei unbedingter Unterwerfung des Weibes und offiziell anerkannter und gerechtfertigter Polygamie des Mannes aufgebaut.

Das Ideal, das Ku Hung-Ming hier mit dem Pathos des doktrinären Weltverbesserers predigt, ist in der Tat dasselbe, das Kung Fu-Tse (Konfuzius) und sein bedeutendster Nachfolger Mong-Dsi (Menzius) bereits vor mehr als zwei Jahrtausenden verkündigt haben. (In seiner dankenswerten Sammlung „Die Religion und Philosophie Chinas" hat Eugen Diederichs nunmehr dessen Schriften herausgebracht (Jena 1916). Die Ausgabe ist mit ungemeiner Gründlichkeit von D. Richard Wilhelm in Tsingtau besorgt. Besonders wertvoll sind die eingehenden Anmerkungen, die die ausgiebige uns so unzugängliche chinesische Fachliteratur verwerten.) Auch bei ihnen finden wir diese milde Humanitätsmoral, die sich gewiß in einzelnen Punkten mit dem Evangelium Jesu trifft, der aber alle Härte und Mannhaftigkeit fehlt, die das Christentum durch seine Legierung mit dem germanischen Geist in sich aufgenommen hat. Da wir nun darüber hinaus in diesem flachen Moralismus den spekulativen Gehalt vermissen, den wir ebenfalls im Christentum als Erbe des griechischen Geistes überkommen haben, so ergibt sich als unbefriedigender Gesamteindruck die uns Europäern so ungemäße zahme Sanftmut und matte Abgeklärtheit, die uns Modernen seit der Romantik auch den Geschmack an der Aufklärung so gründlich verdorben hat. In der Tat bedeutet diese Epoche die größte Annäherung, die der europäische Geist gegenüber diesem Chinesentum vollzogen hat. Nicht umsonst drängen sich daher dem Kommentator dieser klassischen chinesischen Moralisten die Analogien zur kantischen Moralphilosophie auf, ohne Hinblick freilich auf den Tiefsinn, der etwa in den ersten Kapiteln der Spätschrift Kants von der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft mit dem Positivismus des größten Aufklärers ringt. Es ist sehr bedeutsam, daß Ku Hung-Ming sich in häufigen Zitaten auf die beiden genannten Moralisten der chinesischen Geistesgeschichte bezieht, dagegen nirgends des außerordentlichen metaphysischen Tiefsinns Erwähnung tut, der im Taoteking des gewaltigen Mystikers Lao-Tse verborgen ist.

Wie verständnislos Ku Hung-Ming trotz seiner europäischen Oberflächenbildung den tiefsten Antrieben des europäischen Geistes gegenübersteht, zeigt wohl nichts deutlicher als seine Ausführungen über die chinesische Frau, die ihm Gelegenheit geben, mit seiner Meinung über die heiligsten Ideale des Europäismus hervorzukommen. Indem er den von ihm gerühmten Haustiercharakter des Chinesen hier ins Weibliche übersetzt, ergeht er sich in distanzloser Ironie über das alteuropäische Frauenideal der Musen und der Madonna folgendermaßen: „Es (nämlich das semitische und chinesische Ideal der Frau als besseres Arbeitstier) ist natürlich nicht so ätherisch wie die Madonna und die Musen, die weiblichen Ideale der indo-europäischen Rasse. Diese sind allerdings nur dazu geeignet, als Bilder in den Zimmern zu hängen, gibt man aber den Musen einen Besen in die Hand oder schickt die Madonna in die Küche, so kann man sicher sein, die Zimmer unaufgeräumt zu finden und wird wahrscheinlich des Morgens überhaupt kein Frühstück erhalten." Wenn wir dann erfahren, daß das chinesische Schriftzeichen für ein Weib aus den Wurzeln „Frau" und „Besen" besteht, dann darf sich Herr Ku Hung-Ming nicht wundern, wenn wir uns mit Widerwillen abwenden und uns daran erinnern, daß „Frau" im Deutschen „Herrin" bedeutet und damit dem Weibe durchaus das „Selbst" zuerkennt, daß ihm die chinesische Auffassung abspricht.

Den Ursprung des Krieges sieht Ku Hung-Ming, dem es an Scharfsinn keineswegs gebricht, in der „Pöbelverehrung" Westeuropas, die sich auch auf Rußland ausgedehnt habe, den unmittelbaren Anlaß aber — natürlich! — im deutschen Militarismus, der „Machtverehrung" des deutschen Volkes. Zu welch grotesken Anschauungen den doktrinären Chinesen seine Bonhomie führt, soll ebenfalls ein Zitat verdeutlichen: „Es wird berichtet, daß der Kaiser von Rußland gesagt hat, ehe er den Befehl für die Mobilmachung des russischen Heeres unterzeichnete: „Wir haben das sieben Jahre ertragen, nun muß es aufhören!" Diese leidenschaftlichen Worte des russischen Kaisers zeigen, wie sehr er und die russische Nation unter der deutschen Machtverehrung gelitten haben müssen . . . Die Machtverehrung der Deutschen ließ ihn seine Kaltblütigkeit verlieren, was ihn dazu trieb, mit dem Pöbel für den Krieg zu sein." Sapienti sat!

Demgegenüber verschlägt es wenig, daß der gegen die Europäisierung seines Vaterlandes eifernde Romantiker gegenüber dem China kolonisierenden Bulgärenländer eine überaus scharfe Kritik findet. Sie richtet sich doch im Grunde gegen eine Ausdehnungsbewegung Europas, in der der moderne Deutsche mit dem modernen Engländer dem Kern der Sache nach solidarisch ist, wie ja auch der Aufstand der „braven Boxerburschen" zuerst einem

Digitized by Google

deutschen Gesandten das Leben kostete. Wir Europäer, die dem zivilisatorischen Nivellement der Gegenwart mit sehr gemischten Gefühlen gegenüberstehen, können für den erschütternden Widerstand des geistigen Chinesentums gegen seine Ueberflutung mit der neuen Weltzivilisation sehr wohl Verständnis und Sympathie aufbringen. Die Gegenwirkung gegen die verderblichen Folgen dieses Fortschrittes im Aeußeren erwarten wir aber durchaus nicht von einer Restauration des Aufklärungsgeistes, am wenigsten in der Form einer Ueberschwemmung Europas mit dem schalen Moralismus Chinas. In der „Machtverehrung", die Ku Hung-Ming als das schlechthin Böse erscheint, sehen wir vielmehr bildsame und lenkbare Kräfte lebendig, die dem germanischen Geist eine große Zukunft auch innerhalb der geistigen, sittlichen, metaphysischen Heimat gewährleisten, die durch seine urtümlichen Wesensantriebe und Blickrichtungen bestimmt ist.

Friedrich Naumann / Mitteleuropa und deutsche Weltpolitik, Allgemeine Leitsätze

1. Die militärische, politische und wirtschaftliche Annäherung der beiden mitteleuropäischen Reiche ist die Grundlage der künftigen Sicherheit des Erdteils, eine Notwendigkeit für alle Staaten, die weder zum russischen noch zum englischen Staatenverbande gehören können oder wollen.

2. Die wirtschaftliche Zusammengehörigkeit Mitteleuropas ist eine Folge der militärischen Zusammengehörigkeit, denn Militärgemeinschaft erfordert eine gewisse gegenseitige Haftbarkeit für Vorratswirtschaft, Produktivität und Finanzkraft.

3. Es liegt im Begriff der politischen Bundesgenossenschaft, daß alle Kreise des Deutschen Reiches das allergrößte Interesse an dem wirtschaftlichen Aufsteigen der mit uns verbündeten Staaten haben.

4. Welche Formen die wirtschaftliche Annäherung in Verkehr, Handels- und Gewerberecht, Valutafragen und Handelspolitik finden wird, steht heute in allen Einzelheiten noch nicht auf der Tagesordnung, muß aber vorbereitend überlegt werden.

5. Deutschland und Oesterreich-Ungarn müssen nicht nur bei der Herstellung des Weltfriedens, sondern auch in der Vorbereitung der Uebergangswirtschaft und in der Anbahnung einer zukünftigen Handelspolitik durchaus gemeinsam vorgehen. Dasselbe gilt von ihnen beiden zusammen mit Bulgarien und Türkei.

6. Der allgemeine Wirtschaftscharakter der ersten Jahre nach dem Kriege wird voll von Ueberraschungen und Unberechenbarkeiten sein. Für diese Zeit wird die endgültige Form der Gemeinschaft noch nicht verwirklicht werden können, muß aber bei jedem einzelnen Schritte als Zukunftsziel im Auge behalten werden.

7. Am Schlusse der Uebergangswirtschaft ist der friedliche Eintritt Mitteleuropas in die neu entstehende Weltwirtschaft zu erstreben, da Mitteleuropa auch bei Neugewinnung seiner Kolonien niemals den Gedanken einer abgeschlossenen Eigenwirtschaft durchführen kann.

8. Durch die Zusammenlegung der reichsdeutschen und österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbestände wird infolge der erweiterten Marktverhältnisse die gemeinsame Kraft bei Kauf und Verkauf erhöht, ohne daß auswärtige Mächte merkbar geschädigt werden. Gemeinsame Handelsverträge werden leichter herzustellen sein als getrennte.

9. Rußlands Interesse am Absatz seiner Naturerzeugnisse wird (mit oder ohne Kongreßpolen) auf jeden Fall ein erneutes Austauschverhältnis mit Mitteleuropa herbeiführen.

10. Der überseeische Verkehr der vereinigten mitteleuropäischen Häfen hängt von der zukünftigen Gestaltung des Laderaumes und der englischen Zollpolitik ab, wird aber keinesfalls durch mitteleuropäische Wirtschaftsannäherung erschwert.

Julius Bab / Neue Frauenfeindschaft

Die voraussichtliche Wirkung des Krieges auf die Stellung der Frau innerhalb der Gesellschaft wird merkwürdig verschieden beurteilt. Es gibt da (vom Standpunkt der Frauenbewegung aus gesehen) Optimisten, die eine wesentlich erhöhte Geltung der Frau nach dem Kriege prophezeien. Denn, so argumentieren sie, die Frau hat jetzt in hundert Berufen, in die sie notgedrungen einrückte, unerwartet glänzende Befähigungsnachweise geliefert. Und wer nicht um der Gleichheit, sondern gerade um des Unterschieds willen eine verstärkte Geltung des weiblichen Elements wünscht, der argumentiert als Optimist, daß die Welt von der Entfaltung spezifisch männlicher Kräfte in diesem Kriege mehr als übersättigt, nun leidenschaftlich sich dem weiblichen Wesen zuwenden wird. Umgekehrt folgert der Pessimist, daß jeder Gleichheitsanspruch nun fundamental widerlegt sein werde, weil das Kriegsgeschäft, zu dem die Frau nicht tauge, über Nacht wieder das wichtigste der Welt geworden sei, und weil die auf Kampf gestellte Welt auf lange hinaus keine anderen als die spezifisch männlichen Kräfte werde gelten lassen. Ich möchte, meine private Meinung im Herzen bergend, mich in den Streit der Propheten nicht mischen, aber ich möchte feststellen, daß eine Wirkung bereits da ist, und daß diese Gegenwart zu optimistischer Beurteilung der Zukunft nicht gerade Anlaß gibt. — Im großen und ganzen hat ja der Krieg, hier wie überall, viel weniger das Wesen und die Anschauung der Menschen als ihre Ausdrucksart berührt. Die Tatsache, daß die Frauen in Stellvertretung der Männer jetzt so vieles leisten, wird zwar von den alten Anhängern und den alten Gegnern der Frauenbewegung mit Genugtuung festgestellt; aber wer genau hinhört, vernimmt, daß sie beide dabei sagen: na also! Denn die einen folgern, daß nun die stets behauptete, viel mannigfachere Verwendbarkeit der Frau erhelle; die anderen folgern im Gegenteil, daß jetzt nach klargestelltem Unterschied zum Männlichen, der weibliche Typus jetzt seine erfreuliche Eigenart wieder entfalten könne, wesentlich im Charitativen, und wo es darüber hinausgehe doch nur, weil man bewußt als Ersatz, als dankbare Aushilfe für die Männer und nicht mit Rivalitätsanspruch die Arbeit aufnehme. Insoweit also ist nun alles beim alten geblieben; aber bedeutsamer ist, daß sich eine neue Art von Frauenfeindschaft bereits jetzt sehr sichtbar herausarbeitet. Doch ist „Frauenfeindschaft" eigentlich schon zu viel gesagt. Diese durchaus geistige Art von Polemik stammt nicht aus der schlichten Konkurrenzfurcht, auch nicht aus dem gedankenlosen festen Abscheu altväterischer Moral, und auch nicht aus jener tiefen erotischen Ueberspannung, deren großartiges Beispiel Strindberg ist. Sie geht vielmehr von einer Grundanschauung, die ich teile, von der Erkenntnis der polaren Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Prinzips zu grundsätzlichen Folgerungen über, die ich für falsch halte, und sie richtet sich damit weniger gegen Wesen und Wert der Frau als gegen die Frauenbewegung, soweit sie nicht rein wirtschaftlicher Natur ist. Man bekämpft den „Feminismus", wie man das nennt, und meint damit besonders jene verächtlichen Männer, die nicht von der unbedingt und alleinseligmachenden Natur des männlichen Weltprinzips überzeugt sind.

Diese Gesinnung zieht nun aus dieser Zeit auf zwei merkwürdig entgegengesetzten Wegen neue Nahrung. Auf der einen

Digitized by Google

Seite stehen die, die den Krieg für das große rettende Glück unserer Kultur halten, für die alles reinigende und klärende Erfrischung, und sie verkündeten sofort und mit steigendem Nachdruck, „der Krieg hat die Frauenfrage gelöst". Er hat die gebührende Alleinherrschaft des Mannes im öffentlichen Leben wiederhergestellt, denn der Mann allein ist es, der kämpft, und die Frau darf höchstens Wunden heilen. Die Gesellschaft der Krieger ist wieder eine rein männliche geworden und wird die Schmach der Verweiblichung von sich abtun. Dieser Standpunkt scheint mir in sich logisch und leicht zu verstehen. Viel merkwürdiger ist, daß man von dem entgegengesetzten Standpunkt zu derselben Folgerung kommen kann. Unter denen nämlich, die den Krieg für den großen moralischen Bankerott der europäischen Gesellschaft halten, in ihm nicht das natürliche Stahlbad, sondern die tiefe Ohnmacht unserer Kultur erkennen, wird gefolgert, daß ein Triumph des Geistes, eine innerlich mächtigere Kultur nur durch reine Männerbünde, also wiederum durch Ausschaltung des verweichlichenden weiblichen Prinzips, zu erreichen sei. — Es wäre leicht genug, diese beiden Folgerungen aneinander zu widerlegen; denn ist dieser Krieg ein Gut, so hat ihn der bisherige weibliche Anteil am öffentlichen Leben jedenfalls nicht hindern können, und ist dieser doch jedenfalls sehr männliche Krieg ein Uebel, wie hofft man ihn künftig durch weitere Zurückdrängung des weiblichen Elements zu vermeiden? — Aber wichtiger als solche logischen Fechtstücke scheint es zu sein, diese sich neubildende Gegnerschaft in ihrer geistigen Grundgesinnung ernsthaft zu erkennen. Das Wort, daß diese Männer, die sich immer wieder verwahren, die Frau als Naturgeschöpf gering zu schätzen oder ihren wirtschaftlichen Existenzkampf mißbilligen zu wollen, immer wieder im Munde führen, ist das alte „mulier taceat in ecclesia". Und dieser Grundsatz, der die Frau von jedem Anteil am öffentlichen Leben ausschließt, ist nicht ohne Grund ein katholischer. Denn katholisch ist das Prinzip, daß Geist und Natur zu einer irdisch ewigen, erst im Jenseits tilgbaren Feindschaft auseinanderreißt; katholisch ist es überhaupt, alle Gegensätze ins Reine Absolute zu treiben, und dadurch das Leben, eigentlich zu einer unlösbaren, auf jenseitige Vermittlung angewiesenen Sache zu machen. Die geistige Großartigkeit des Katholizismus geschieht auf Kosten des Individuums, das überall, wo es sich frei entfalten darf, die lebendige Vermittlung der prinzipiellen Gegensätze zu irdischer Fruchtbarkeit vernimmt. Da nun ein zweifellos gegründetes Gefühl dazu geführt hat, den geistig aktiven Pol der Seelenkraft, den kulturschöpferischen, nach dem männlichen, den naturhaft ruhenden, gefühlsmäßig vermittelnden nach dem weiblichen Geschlecht zu nennen, so folgert die katholische Kirche daraus die unbedingte Minderwertigkeit aller Weiber für jedes geistig öffentliche Geschäft. Dabei war aber die Tatsache des Menschen, des Individuums, das immer von einem Mann und von einem Weibe abstammt und (obwohl allermeist durch eine Polnähe charakterisiert) *stets* nur eine Mischung männlicher und weiblicher Kräfte darstellt, völlig unterschlagen. Die ungeheure Tatsache des *Menschen* wiederentdeckt zu haben, das macht die über alles Trennende hinweg tief gemeinsame Richtung von Renaissance und Reformation aus. Der aus dem Dogma, aus den nie vereinbaren Prinzipien entlassene und damit irdisch lebensfähige, der persönliche Mensch, er ist die ungeheure Tat der großen Weltwende. Jede Art von Emanzipationsbewegung, die politische, die soziale, die sexuelle, geht deshalb auf den Protestantismus zurück, und jede Reaktion ist im tiefsten Sinne katholisch, weil sie nicht die Entfaltung des (immer individuellen) Lebens, sondern die Reinheit der großen geistigen Gegensätze will. Deshalb darf, obwohl jedes geniale Individuum ein Beieinander männlicher und weiblicher Kräfte aufs deutlichste vorlebt, für solche Augen das Weib in der geistigen Gesellschaft nichts als ein störender Fremdkörper sein, und jeder Mann, der dies nicht einsieht, ein aller Mannheit bares Geschöpf, ein „Feminist". Seit die Grenzen des Liberalismus aufgefunden sind, seit man die oft übersehene Gebundenheit des Individuums im Sozialen wieder zugibt, haben die Neukatholiken wieder Oberwasser. Und obschon eine Welt-Idee durch Einsicht in die Schranken, innerhalb deren ihre Realisierung allein möglich ist, gewiß nicht entwertet wird, so sind doch heute hundert superkluge Jünglinge dabei mit jener Großartigkeit, die der bloße Logiker dem „bloßen" Realisten gegenüber so leicht aufbringt, die ganze Arbeit des Protestantismus, des Liberalismus, der Revolution für eine bedauerliche Dummheit, eine leidige Sackgasse der menschlichen Geschichte zu erklären. Tatsächlich hat aber alle, ausschließlich alle sozialen und geistigen Bedingungen, von denen die heutige Menschheit (die Herren Neukatholiken nicht ausgeschlossen!) lebt, der protestantische, revolutionäre Liberalismus geschaffen. *Sein oberster Grundsatz aber war, höher als die Scheidung der Prinzipien im Ewigen ihre irdisch fruchtbare Kreuzung im Individuum zu achten!* Der im Geistesgrunde katholische, prinzipienfeste, willenleugnende Marxismus kommt nur vermöge des in seinem Unterbewußtsein versteckten und mit genialer Unlogik durchbrechenden Liberalismus zu einer revolutionären Bewegung und auch zur Frauenbewegung. Durchaus logisch dagegen ist Feindschaft gegen die Frauenbefreiung dort, wo eine, im tiefen gegen die Arbeit der letzten dreihundert Jahre gerichtete „reaktionäre" Gesinnung herrscht.

Von dieser Art ist zum Beispiel die Stimmung, von der ein so ernster und edler Kopf wie der Kunst- und Kulturkritiker *Karl Scheffler* sich mehr und mehr beherrscht zeigt. Das snobistische Vergnügen, mit großartiger Geste gegen den Strom zu schwimmen, das so viele der vorher erwähnten Neukatholiken treibt, kommt als Motiv für einen Mann von seiner geistigen Reinlichkeit nicht in Betracht. Vielmehr handelt es sich um einen leidenschaftlichen, gut norddeutschen Sinn für Ordnung und Klarheit, der das unsichere Tasten der neuen Lebenskräfte so peinlich empfand, daß ihm die Ordnung schließlich wichtiger wurde als das Leben. Er mag die Reife der neuen Formen nicht mehr erwarten, er lehrt die Einfügung, die Prinzipienklarheit um jeden Preis und achtet nicht, daß in die alten Formen, die allein er zu bieten hat, das neue Leben nur unter Aufopferung köstlicher Kräfte (durch deren Befreiung es eben so formlos unruhig wurde!) zurückgezwungen werden könnte. So begrüßt Scheffler den Krieg, der ja freilich vielfach die grimmig klaren Unterscheidungen alter Zeiten wiederherstellt, den neuen Unsicherheiten gegenüber wie ein Kulturglück, so verkündet er auch, die Frauenfrage sei gelöst, Mann und Frau „mit mächtigem Ruck wieder an den Platz gestellt, wohin sie ihrer Anlage nach gehören". In welcher Art und in welchem Grade er dies meint, zeigt vielleicht eindringlicher als prinzipielle Aeußerungen ein Aufsatz, in dem er vor einiger Zeit das „Männertheater" verkündete. Scheffler hat in Lille einer Vorstellung der „Iphigenie" vor Soldatenpublikum beigewohnt und unter diesen einmal einzigen Bedingungen, wie man ihm wohl glauben darf, einen ungeheuer tiefen Eindruck empfangen. Er folgert daraus, daß das Theater mit rein männlichem Publikum das einzig wahre sei, und daß die künstlerisch ernsthafte Schaubühne in Deutschland nur durchzusetzen sein werde durch Ausschluß der weiblichen Zuschauerschaft. Schon die praktische Seite dieser Vorstellung ist von einer belächelnswerten Unwirklichkeit. Wenn man die im Scheffler'schen Sinne als echtes Publikum eines geistigen Theaters in Betracht kommenden Männer aus ganz Deutschland auf einen Fleck sammeln *könnte*, so wäre immer noch nicht Menschenmaterial genug da, um eine der vierhundert deutschen Schaubühnen am Leben zu erhalten. Von der Verführung, der Mitläuferschaft, der Mode (die, selbst kein geistiger Wert, für die Verbreitung auch geistiger Werte doch ein unentbehrliches Mittel der Kulturgeschichte ist!) lebt unsere Schaubühne und hat in Wahrheit wohl jede auf Massenanteil gestellte kulturelle Einrichtung immer gelebt. Das Publikum von Athen war von einer älteren und stärkeren Mode sicherer geführt; die wirklich geistigen Individuen sind in ihm bestimmt nicht zahlreicher gewesen als in dem heutigen Publikum. Daß aber die Frau auch zu allem Guten leichter verführbar und deshalb als „Publikum", als Modeträgerin ganz unentbehrlich ist, das wird auch vom antifeministischen Standpunkt aus nicht zu bestreiten sein. Wichtiger aber ist es, von der geistigen, der prinzipiellen Seite her das Recht der Scheffler'schen Vorstellung zu prüfen. Ist wirklich in dem idealen geistigen Publikum, das mit reiner Hingebung überpersönlichen

Digitized by Google

Kunstwerken folgt, kein Platz für die Frau?? Man braucht den polaren Unterschied männlichen und weiblichen Wesens, und die Tatsache, daß die freie geistige Schöpfertat der Frau nur in seltenen Ausnahmen und wohl nie ganz rein gelingt, keineswegs zu verschleiern und kann doch die Behauptung, daß die Frau ein weniger vollkommener Zuschauer reinster künstlerischer Schöpfung sei als der Mann, für völlig verkehrt halten. Ich möchte geradezu umgekehrt folgern, daß jene Veranlagung, die die Frau am künstlerischen Schaffen hindert, jenes Gesamtgefühl, das ihr die für den Künstler unerläßliche Konzentrierung auf einen einzelnen sinnlichen Naturausschnitt so schwer macht, daß diese Kraft sie zu einem prachtvollen künstlerischen Publikum macht, — wenn auch nicht zu guten Kritikern. Denn wenn sie vielleicht auch das Werden einer künstlerischen Wirkung nicht immer richtig auffaßt, so weist sie ihr Gesamtgefühl doch leichter als den durchschnittlichen Mann zu dem letzten Ziel, auf das es dem Künstler ankommt, zu jenem Gesamtgefühl, jenem religiösen Sinn, jenem Welterfassen, das aus dem gebotenen Weltausschnitt zu vermitteln der letzte symbolische Wille all und jeder Kunst ist. Das Kleben am Stoff, das Ablenken der künstlerischen Wirkung in einen privaten oder doch nur sozial praktischen Sinn wird bei einem ästherisch minderbegabten Mann (und freilich auch bei gewissen männlich verbildeten Frauentypen der letzten Jahrzehnte!) ebenso häufig wie bei der rechten und reinen Frau selten sein. Auf dieser besonderen Zuschauereigenschaft der Frau beruht es ja, daß sie allein in der zwischen Aufnahme und Schöpfung gelagerten Schwellenkunst des Theaters, in der Schauspielerei, Außerordentliches, den besten Männern Ebenbürtiges geleistet hat. Und damit kommen wir zu einem Punkt, wo Schefflers eigenes Beispiel sich prachtvoll gegen seine Folgerung wendet. Wie ist es mit der Iphigenie? Soll sie durch einen Mann dargestellt werden? Oder wie sollte ein Geschlecht, das sich nicht einmal zum Anhören einer Kunst eignet, imstande sein, nachschöpferisch in ihr zu wirken? Und will ein Kunstkenner wie Scheffler behaupten, daß in ein Werk, das ihn so tief ergreift, nur zufällig und bedeutungslos die Frau mit einer solchen Rolle gestellt sei? Wird er nicht vielmehr zugeben, daß ein Werk, das aus einem so tiefen Gefühl weiblichen Wertes geflossen sein muß, auch eine weibliche Darstellung und damit am Ende auch eine weibliche Zuhörerschaft haben soll? Man müßte dann schon ein wenig konsequenter sein und diese ganze weibische Dichtung mitsamt dem Feministen Goethe, der hier eine Frau zur Trägerin des höchsten geistigen Prinzips macht, ablehnen.

Von dieser schier imposanten Konsequenz ist denn in der Tat Hans Blüher, den wir als Vertreter jener revolutionären Jungen betrachten wollen, die vom entgegengesetzten Ende her zu gleichem Ziel wie der konservative Scheffler kommen. Blüher gehörte dem Kreise des „Aufbruch" an und hat auch an Hillers „Aufruf zum tätigen Geist" in dem Bande „Das Ziel" mitgewirkt. Er gehört also zu jenen, die im Kriege eine Schande der europäischen Menschheit sehen, die durch die Herrschaft des reinen Geistes gesühnt werden müsse. Dieser reine Geist kann aber nach Blüher nur erzeugt werden in Männerbünden, die alle Frauen aufs strengste ausschließen. Diese entschiedene Wendung des scheinbaren Revolutionärs gegen die eine Hälfte des Menschengeschlechts erklärt sich nur dadurch, daß Menschen wie Blüher nicht von einer Ehrfurcht und Liebe des wirksam zu entfaltenden Lebens geleitet sind, sondern daß sie im Grunde eine theoretische Leidenschaft treibt, ein starres Dogma, die Verehrung unbedingter (nur den gerade herrschenden, entgegengesetzten) Prinzipien. Solche Revolutionäre werden im Augenblick, wo sie die Macht erhalten, als die schlimmsten, lebensfeindlichsten Tyrannen offenbar, die sie in Wahrheit sind! Maximilian Robespierre war von dieser Art. Wenn auch wenig Grund zur Befürchtung ist, daß Hans Blüher in der deutschen Geschichte eine ähnliche Rolle spielen könnte, so wird es immerhin lohnend sein, unter diesem Gesichtspunkt seinen „geistigen Antifeminismus" zu betrachten. So nennt Hans Blüher nämlich seinen Standpunkt im Gegensatz zu dem „bürgerlichen Antifeminismus", wie er im „Deutschen Bunde gegen die Frauenemanzipation" vertreten ist. Daß sich dieser geistige Revolutionär mit seinen Sätzen von jenen groben Philistern eigentlich nur im Punkte der „freien Liebe" unterscheidet, sollte ihn eigentlich etwas mißtrauisch gegen sich selber machen. Und von diesem Mißtrauen ist denn wohl auch die Broschüre diktiert, die Blüher unter dem Titel: „Der bürgerliche und der geistige Antifeminismus" veröffentlicht hat. Dies ist indessen ein so unübersichtliches, mit anspruchsvollen Unbewiesenheiten von Nietzsche, Weininger, Freud und Fließ überschwemmtes Produkt, es wirrt mit so naiver Distanzlosigkeit die großen Dinge der Weltgeschichte und ernste, aber sehr bescheidene Versuche der Gegenwart, wie Wandervogel und Freie Schulgemeinde, durcheinander, daß es mir nicht diskutabel erscheint. Ernsthafter und besser geformt war ein Aufsatz von Blüher im „Aufbruch": „Was ist Antifeminismus?" Und dieser Aufsatz ist es, der nicht der Absicht, aber meinem Gefühl nach, seinen Höhepunkt in dem Satze hat, der die Iphigenie des „Feministen Goethe" mit ihren „unwahren priesterlichen Umwegen" ablehnt. Dies ist auch wirklich nur konsequent für einen Menschen, der den Frauen keine andere Wirkung als durch den Eros zugesteht und die Behauptung aufstellt, daß die ganze Entwicklung des Geistes Schöpfung reiner Männerbünde sei. Für jene, wie ich glaube, recht zahlreichen Deutschen, die in dem außererotischen Seelensieg der Iphigenie, in ihrer alle Gebrechen sühnenden reinen Menschlichkeit, in ihrer weiblichen Priesterschaft des Geistes den einstweilen hellsten und höchsten Punkt unserer Kultur erblicken — für diese folgt ebenso unbedingt, daß sie Blühers Meinung von der Frau ablehnen müssen, daß sie aus der ihr tatsächlich fehlenden, elementar schöpferischen Qualität noch lange nicht ihre Unfähigkeit folgern, in der Breite des Kulturlebens Träger des Geistes zu sein. Denn um bei dem sehr günstigen Bilde Blühers zu bleiben, die Religion wird vom Propheten geschaffen, aber sie wird von Priestern getragen und erhalten, und der wahre Priester ist für die Menschheit eine weniger glänzende, aber ebenso wichtige und fast ebenso seltene Erscheinung wie der Prophet. Zur Priesterin in diesem Sinne ist aber die Frau besonders berufen — aus ganz ähnlichen Gründen wie zur Priesterin Thaliens und zur Zuschauerin. Nicht die entzündende Zusammendrängung des reinen Geistes in einmalig große Zeichen, aber die Hut und Pflege solcher Symbole, die Ausgießung des umfassenden Weltgefühls ins Alltagsgetriebe ist Werk der wahren Frau —, die in der Wahrheit nicht seltener ist, als der wahre Mann! Die Dogmatiker folgern aus der größeren Polnähe des Mannes zum geistigen Prinzip sofort, daß nun das Weib überhaupt nichts mit dem Geist, nur mit der Natur zu tun hat, daß es nur für die Familie, nie für den Staat Sinn haben könne (Blüher). Dabei wird wieder die entscheidende Tatsache des Menschen unterschlagen, des lebendigen Menschen, der stets an Mann und Weib, an Geist und Natur Anteil hat, der in verschiedener Art doch stets der letzten Endes einen Lebensidee dient und der deshalb Anspruch auf jene unveräußerliche letzte Achtung hat, die jedem menschlichen Geschöpfe zuteil wird. Von diesem Standpunkt aus erhebt seit vierhundert Jahren die liberale Idee die Forderung einer nie anders als durch das Mindestmaß sozialer Notdurft zu beschränkenden Selbstbestimmung; erhebt sie auch für die Frau und predigt immer vorbei an den Ohren der Dogmatiker, die nur Geist und Natur, Herrscher und Untertan, Männer und Frauen, aber nie die große Mitte aller dieser Gegensätze, das Leben und den Menschen kennen. Die neue Frauenfeindschaft beruft sich mit Vorliebe auf die hellenische Kultur, die erst in ihrer höchsten Reife und Ueberreife mit nahezu reinen Männerbünden auskam. (In denen immerhin noch für eine Aspasia Platz war.) Tatsächlich kann und darf aber diese antike Kultur nicht die unserige sein; vielmehr ist sie, wie das orientalisch-katholische Christentum, eine der großen Aufgaben, die zu bewältigen, in eigenem neuen Geist aufzuarbeiten das Ziel, die Aufgabe der neuen germanischen Völker war und ist. Die große romanisch-germanische Kulturarbeit aber, die nun immerhin auch schon bald zweitausend Jahre alt ist, kennt den Ausschluß des Weibes aus der geistigen Gemeinschaft durchaus nicht: in der altgermanischen Heldenzeit, in der französischen Ritterzeit, in der italienischen Renaissance und wiederum im deutschen Weimar finden wir Frauen als einen überaus wesentlichen, höchst geehrten und sehr bestimmenden Teil jener Gesellschaft, die die jeweilig neuen

Digitized by Google

Formen geistigen Lebens ausprägt. Gewiß sind es nicht die Frauen, die die neuen Formen schaffen, aber sie schaffen die Atmosphäre, die das Blut der schöpferischen Männer nährt, und in der die neuen Schöpfungen wachsen und Wirkung haben. Ihre Gegenwart nährt gerade in den schaffenden Männern jene weibliche Grundkraft, jenes einende, ruhende Gesamtgefühl der Welt, ohne das der ganze, der vollkommene, der im höchsten Sinne schöpferische Mensch nicht besteht. Goethe hat wohl gewußt, warum er die am tiefsten versöhnende, die reinste und reinigendste Kraft seines Werkes mit einem Frauennamen nannte, und die letzten Zeilen des „Faust" sind aus unserer Kultur so wenig wie das Werk und wie der Mann, der es geschaffen hat, zu tilgen. Der reine Männerbund ist an allen großen Taten der neuen Kultur tatsächlich unbeteiligt, er ist ein Phantom von Theoretikern, die sich vor der Ganzheit des Lebens fürchten und lieber saubere Schubladen voll Puppen als einen unklassifizierbaren Lebendigen haben möchten. Walter von der Vogelweide hat es genau so gut gewußt wie Dante und wieder Goethe, was unsere Kultur an veredelnder Zucht weiblichem Wesen verdankt, und gerade im Sinne dieser jüngsten geistigen Revolutionäre sollte es nicht gegen die Frau sprechen, daß das ganze großartig grausige Wesen des Krieges allerdings nur als das Werk einer „reinen Männergesellschaft" vorzustellen ist. Das Weibliche aus der Oeffentlichkeit eliminieren, hieße einen der Pfeiler durchsägen, die den ganzen Boden unserer Kultur tragen. (Wie entsetzlich bald würde Schefflers Theater nur für Männer das abscheulichste Ding von der Welt: ein Theater „nur für Herren" werden!) Dem weiblichen Wesen aber — und zwar sowohl in Männern wie in Frauen! — in der von beiden gebildeten menschlichen Gesellschaft die Entfaltung und den Einfluß sichern, zu dem es berufen und fähig ist, das heißt der Welt den rechten Arzt verschreiben, der die furchtbaren Wunden zu heilen vermag, aus der sie jetzt blutet, und der vielleicht auch künftigen neuen Krankheiten vorbeugen kann. Denn das bindende, vereinende, alle notwendigen Sonderungen der Natur immer wieder überbrückende und somit eigentlich religiöse Element heißt uns deshalb das weibliche, weil die Frau zu seiner Erhaltung, zu seiner unerschöpflichen Erneuerung in der Welt eingesetzt scheint.

Hans Franke / Der Sterbende

Blut rinnt aus meinem Aermelfetzen.
Sie stürmen noch . . . Ich liege hier . . .
Ich kann nicht weiter . . alles schwer.
Und die Gedanken kreisen . . leer . . .
Es ist wie Neubeginn so wirr.
Und ist wie Wunder aus der Tiefe.
Und doch: riecht es nicht wie daheim?!
Nach Erde . . feucht und herb und warm?
Daheim! So gut wie nur daheim — —

Sie reichen mir die Medizin:
der Arzt ist da . . die Frau . . wie schön.
Laßt mich nur liegen . . Heute war es heiß . .
Ich hab das Feld nur umgepflügt.
Nun bin ich müde — ach, so müd.
Seht nach den Pferden: ihrer Schenkel Kraft
hat Erdeschollen dampfend aufgerafft;
sind müd wie ich . . Ich pflüge doch zu gern:
denn alles riecht nach Erde . . .
So feucht . . so schwer . .
Die Pferde?
Was . .? Sie trinken? Gut . .
Sie trinken Wasser . . Ach! Ich . . Blut . .

Gottfried Traub / Die Schaffnerin

Sei nur stark und danke Gott für alles, was uns geworden ist, ohne über das zu klagen und zu trauern, was du anders wünschen möchtest.
Bismarck.

Ich mußte über Land fahren mit der Elektrischen. Der Wind pfiff an der Haltestelle vorbei, und der Regen klatschte. Die Wagen kamen. Soweit man sehen konnte, standen Arbeiter entlang der Gleise und warteten. Ein Signal, und die Menge stürzte hinein. Ich erlebte einen Augenblick, in dem ich geschoben und gehoben hinschwebte und mich dann in einer Ecke des Wagens wiederfand, eingeklemmt zwischen lauter Männern. Eigentlich ging es ganz geordnet zu; denn kein Sitz und kein Raum war leer; insofern herrschte gute Ordnung. Keiner vermochte sich zu rühren. Durch diese lebendige Mauer drängte sich nun die Schaffnerin. Ich bewunderte sie, wie sie sich durchkämpfte, und mit welcher entgegenkommenden Gelassenheit jeder schließlich noch die paar Kubikzentimeter erübrigte, die für ihre Arbeit nötig war. Es war eine angenehme, derbe Gestalt mit gesunden, roten Backen. Sie war dies Gewühl offenbar gewöhnt. Es war so, wie wenn nach manchen nutzlosen Kämpfen stillschweigend ein Waffenstillstand geschlossen worden wäre; so kam sie gut voran, öffnete vorn die Tür und fertigte auch das gute Dutzend, das noch außen stand, ab. Der Sturm warf ihr Spritzer um Spritzer um die Ohren. Gemächlich wurden trotzdem die Karten geknipst; dann trat sie wieder zurück und schob sich den gleichen Füllweg durch den Wagen wieder zurück.

Warum ich das erzähle? Ich besann mich, wie es wohl im Herzen dieser Frau aussehen mußte. Sie war nicht unzufrieden. Es schien fast so, als ob sie eine gewisse Genugtuung empfinde, daß sie das auch kann, was man sonst nur Männern zutraut. Arbeit ist Arbeit. Aber ich hätte gern erfahren, was in ihr vorgeht. Was macht der Krieg aus unseren Frauen! Ob eine solche Frau später wieder Freude hat am Kochen zu Hause, an der kleinen Wohnung, in der Kinder schreien, an dem Mancherlei, was Haushaltung an Sorgen und Freuden mit sich bringt? Oder hat sie diese frische Luft zu stark geschmeckt und dieses Messen mit dem Mannsvolk, daß ihr der gewöhnliche Lauf des eignen Hauses langweilig wird? Oder sehnt sie sich umgekehrt im stillen wieder nach Ruhe und ist enttäuscht über diese „Freiheit", wie die kleinen Kinder, deren höchster Wunsch ist, Kraftfahrer zu werden? In später Nacht traf ich auf gleicher Strecke eine andere Schaffnerin, in deren Zügen etwas Wild-Gleichgültiges lag, todmüde an den Kurbelkasten gelehnt. Menschenschicksale fahren hier auf der Elektrischen und gewinnen Geleise, die bald ins Leben hinein, bald in die Einsamkeit zurückführen. Wir werden Monate statt Wochen brauchen, bis nach dem Kriege manches Menschenkind wieder sein richtiges Geleise findet.

Die Schaffnerin hätte mir zweifelsohne ungläubig zugehört, wenn ich ihr die obige Rede gehalten hätte, die Bismarck seiner Braut hält. Freilich hätte das auch Bismarcks Braut getan, wenn ihr Geliebter ihr damit nur eine Rede hätte halten wollen. Die ernste, wahre Wirklichkeit des Lebens steckt aber in diesen Worten, und jeder Mensch beugt sich zuletzt gern unter die Lebensnotwendigkeiten. So danke ich innerlich diesen Arbeitern, die mich halb zerdrücken; denn sie drehen Granaten und gießen Stahl; ich danke diesem Weib, das manches verloren und manches gewonnen hat in diesem ungewohnten Beruf. Ihre ruhige Haltung zeigt, daß

sie selbst sich als ein Stück der Staatsnotwendigkeit betrachtet. Auch sie möchte sich manches anders wünschen; aber klagen und trauern hilft nichts. Einzige Hilfe liegt in der Stärke. Man umgibt sich mit einem Panzer, wie das zarte Mark der Linde mit ihrer trotzigen Rinde, und lebt. Schließlich ist doch alles uns geworden, was wir dachten: wir fahren auf eigenem Boden in unverwüstetem Land und essen das eigene Brot und haben es noch tausendmal besser als Millionen unserer Feinde. Ob die Gedanken hier aus dieser Elektrischen wirklich immer den Weg so in die Ferne finden oder ob sie sich aufsaugen im kleinen Hader des Alltags? Sie sollen noch in goldene Zukunft fliegen.

Sei stark und danke Gott trotz alledem für alles, was uns geworden ist!

Soziale Bewegung

Fürsorge für Kleinwohnungsbau. Der Verwaltungsrat der Angestelltenversicherung hat dem Direktorium der Reichsversicherungsanstalt empfohlen, soweit möglich, durch Hingabe von Darlehen, Hypotheken, die Kleinwohnungsherstellung zu fördern. Es soll damit die nach dem Kriege drohende Kleinwohnungsnot (Wohnungsmangel und -teuerung) gemindert und in Verbindung damit den durch ungesundes Wohnen drohenden Schädigungen an Gesundheit und Arbeitskraft der Versicherten entgegengewirkt werden. Neben privaten Bauunternehmern sollen grundsätzlich solche Körperschaften (Gemeinden, Stiftungen, Bauvereinigungen) mit solchen Darlehen berücksichtigt werden, die 1. die Kleinwohnungsbeschaffung auf gemeinnütziger Grundlage betreiben oder unser Wohnungs- und Siedelungswesen durch den Flachbau (Gartenheimsiedlungen) fördern und 2. ihre Siedelungen gegen spekulative Veräußerungen sichergestellt haben. Ferner wurde dem Direktorium empfohlen, bei Stundung von Zinsen oder Fälligkeit von Hypotheken den Grundbesitzern tunlichst entgegenzukommen. — Wie notwendig solche und andere Maßnahmen für Förderung des Kleinwohnungsbaues sind, ergibt die Erhebung über leerstehende Wohnungen in Groß-Berlin vom Mai 1916. In der Stadt Berlin ist danach seit dem Jahre 1910, in welchem die letzte Zählung stattfand, zwar eine absolute und prozentuale Zunahme der leerstehenden Wohnungen festgestellt: ihre Zahl stieg von 5,2 Prozent aller vorhandenen Wohnungen auf 6 Prozent. In den Vororten dagegen sank sie von 7,9 auf 3,6 Prozent. Die Zunahme in Berlin beschränkt sich aber ausschließlich auf die mittleren und großen Wohnungen; der Anteil der leerstehenden Kleinwohnungen (Wohnungen von nicht mehr als zwei Zimmern) betrug bei beiden Aufnahmen gleichmäßig 5,3 Prozent. Die Abnahme in den Vororten erstreckt sich auf sämtliche Größenklassen; sie war am stärksten bei den Kleinwohnungen. Während hier 1910 noch 7,6 Prozent leerstanden, waren es 1916 nur mehr 2,6 Prozent. Natürlich ist das Groß-Berliner Ergebnis nur eine Stichprobe. Aber verschiedene Nachrichten aus dem Reiche bezeugen, daß es in den übrigen deutschen Großstädten ganz ähnlich aussieht. Die Lage des Wohnungsmarktes ist danach schon jetzt, während des Krieges, was die Kleinwohnungen anbetrifft, namentlich in den Vororten, sehr ungünstig. Es wird also mit Sicherheit darauf zu rechnen sein, daß nach dem Kriege bei dem Zurückströmen der Kriegsteilnehmer und der großen Zahl der neuen Haushaltsgründungen (Kriegsgetraute), ferner bei dem Herabsteigen vieler Haushaltungen von größeren zu kleineren Wohnungen und aus sonstigen durch die Wirtschaftslage bedingten Gründen ein erheblicher Mangel an Kleinwohnungen eintreten wird. Ihm beizeiten vorzubeugen, ist vaterländische Pflicht.

Verdiente Anerkennung. Die deutschen Gewerkschaften aller Richtungen und die Angestelltenorganisationen halten getreu, was sie auf der großen, gemeinsamen Kundgebung am 12. Dezember 1916 versprochen haben: sie unterstützen die Behörden mit allen Kräften in der Durchführung des vaterländischen Hilfsdienstes. Durch Versammlungen und durch die Gewerkschaftsblätter, durch Flugblätter und Broschüren, durch gemeinsame Aufrufe und durch gemeinsame Konferenzen suchen sie ihre Anhänger willig und freudig zur Uebernahme der neuen, vaterländischen Verpflichtungen zu machen. Diese rührige und nach vielen Richtungen hin so erfreuliche Werbearbeit für das Vaterland verdient aufmerksame, allgemeine Beachtung und dauernden Dank. Auch die Behörden verschließen sich dieser Pflicht nicht. In der halbamtlichen „Nordd. Allg. Ztg." fand sich kürzlich folgende Anerkennung: „Allerdings nicht die Führer und Leiter allein können das Verdienst dieser ungeheuren Leistung (bei Umstellung der Industrie) für sich in Anspruch nehmen. Die besten Offiziere vermögen nur zu siegen, wenn sie die tüchtigsten und tapfersten Soldaten hinter sich haben. Die deutschen Industrieleiter führen eine Arbeiterarmee, die an technischem Können, an Bildung und Geschicklichkeit, wie an Pflichtbewußtsein und Vaterlandstreue die jedes anderen Landes übertrifft. Die Größe ihres Schaffens soll und darf hinter dem, was die organisierenden Kräfte der Industrie geleistet haben, nicht zurücktreten. Eine Umschaltung größten Stils, wie wir sie vorgenommen haben, verlangt Arbeiter, die sich ganz neuen Aufgaben rasch gewachsen zeigen; die Anspannung der Kräfte, die enorme Steigerung der Erzeugungsmenge, zu der wir gezwungen waren und die wir vollbracht haben, fordert eine Hingabe, die nur ernstestes vaterländisches Pflichtgefühl dauernd aufzubringen vermag. Der Hilfsdienst ist eine neue Probe auf dieses Pflichtgefühl. Er bringt Beschränkungen und Verzichte, an deren Möglichkeit noch vor wenigen Monaten niemand gedacht hat; er stellt die Arbeitskraft jedes einzelnen unter die Verfügungsgewalt der Allgemeinheit. Allein die deutsche Arbeiterschaft hat sofort und allgemein begriffen, daß diese neuen Opfer für das Vaterland und seine Zukunft nötig sind, und hat sie ohne Zögern frei und freudig auf sich genommen. Arbeiter- und Angestelltenverbände, die zusammen 4 Millionen Arbeitnehmer vertreten, haben sich in diesen Tagen in Berlin versammelt, um ihren festen Willen zur Mitwirkung an der Durchführung der Hilfsdienstpflicht zu bekunden und über die Form dieser Mitwirkung zu beraten. Sie sind damit nur folgerichtig auf dem Wege weitergegangen, den die deutsche Arbeiterschaft von Kriegsbeginn an eingeschlagen hat und von dem sie dann während der ganzen Jahre des Kampfes niemals abgewichen ist." — Solche Worte verdienen dauernd aufbewahrt zu werden. Es könnte die Zeit kommen, wo man gerne an sie erinnern möchte.

Bravo, Schwerindustrie. Nach Erhebungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller unter seinen Mitgliedern sind im zweiten Kriegsjahre von 256 Werken mit über 500 000 Arbeitern mehr als 92 Mill. Mark an freiwilligen Unterstützungen ausgezahlt worden. Dieser Betrag ist in durchschnittlich etwa 125 000 Arbeiterfamilien zur Verteilung gekommen. Es entfiel demnach im zweiten Kriegsjahr auf jede Familie ein durchschnittlicher Unterstützungssatz von rund 500 M., den diese Familien neben den ihnen nach dem Gesetze zustehenden staatlichen und Gemeindeunterstützungen erhielten. In den beiden ersten Kriegsjahren sind von den Werken der Eisen- und Stahlindustrie zusammengenommen über 140 Mill. M. an baren Unterstützungen aufgewendet worden.

Briefkasten

Empfangsbestätigungen über 1 M.-Beträge aus dem Felde können wir bei den Tausenden unserer Bezieher auch auf Wunsch nicht versenden. Geldsendungen als Postanweisung oder Postscheck erreichen uns stets. Briefliche Zahlungen bitten wir zu vermeiden, da manchmal Verluste vorkommen.

Deutscher Kriegs- und Friedenswille. Zur Verbreitung dieser drei Reden von Naumann, Weber und Heile sind uns aus dem Leserkreise freiwillige Gaben übersandt worden. Es stehen also eine Anzahl Hefte zur kostenlosen Abgabe ins Feld und an Lazarette zur Verfügung. Wir bitten um Angabe entsprechender Wünsche.

Verlag der „Hilfe".

Zum Hölderlin-Zitat. W. Gittermann schreibt: „Es scheint absolut unmöglich zu sein, das Hölderlin-Zitat in der „Hilfe" richtig wiederzugeben!" Leider, leider! Was der Druckfehlerteufel in seinen Klauen hat, läßt er nicht wieder los, auch den armen Hölderlin nicht, trotz so vieler Verehrer, zu denen sich der Bücherschauer der „Hilfe", der die Korrektur las, in erster Linie rechnet. Also nun mit Stoßgebet! Es heißt:

„Mit ihrem heil'gen Wetterschlage"

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Hilfe-Versendung ins Feld: 0,75 M.: R. N. im Felde, **je 1 M.:** Pastor W. in W.-B., Ufz. L. im Felde, Feldlaz.-Insp. D. im Felde, Frau M. G. in H, Ufz. D. im Felde, **1,50 M.:** G. N. in J., **je 2 M.:** Feldw. N. im Felde, Lt. Z. im Felde. **10 M.:** Dr. G. in J., **12 M.:** San.-Vizefeldw. L. im Felde, **100 M.:** Prof. M.-L. in B.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

18. Januar 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8653.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 3

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1.50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Unsere Väter. — **Pannonicus:** Zur ungarischen Königsfrage. — **Wolfgang Max Schultz:** Stellung und Zukunft des deutschen Elementes in Amerika. — **Dr. Walther Schotte:** Die wirtschaftliche Annäherung der Mittelmächte. — **Gertrud Bäumer:** Geist aus dem Krieg. — **Adolf Teutenberg:** Ein flämisches Kriegstagebuch. — **Gottfried Traub:** Die Stefanskrone. — Soziale Bewegung. — Büchertisch (**Rektor Samuleit:** Kriegsschriften für die Jugend). — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 7. Januar.

Schon seit einigen Tagen werden russische Angriffe in der Nähe von Riga gemeldet. Oestlich der Aa an der Straße von Mitau nach Riga drangen die Russen über gefrorenen Sumpf in Bataillonsbreite in unsere Stellung. An anderen Punkten wurden die Angriffe abgewiesen. Kleinere russische Verbände gingen an verschiedenen Stellen der Dünafront bis hin zum Miadziol-See ohne Erfolg vor.

In schwerem Einzelkampf wird südlich von Kirlibaba an der rumänischen Grenze gestritten. Die rumänischen Verteidigungsanlagen südlich des Trotosulpasses wurden erobert. Am Casinului-Berg und bei Soreja Fortschritte und Gefangene. Der Hauptkampf bleibt in der Umgegend von Focsani und am unteren Sereth in der Richtung auf Galatz.

Zur Begrüßung des von Amerika heimgekehrten Botschafters Gerard hat Staatssekretär Helfferich eine Rede gehalten, in der er sagte: Die Erfahrungen, die wir in diesem Kriege mit der geschäftlichen Treue des großen Vermittlers im Weltverkehr (England) gemacht haben, lassen erwarten, daß der Verkehr zwischen unseren Ländern (Amerika und Deutschland) nach dem Kriege sich enger und unmittelbarer gestalten wird als bisher. Die kurz vor dem Kriege in den Vereinigten Staaten durchgeführte Bankreform, die gesunde Grundsätze verwirklicht, wird die unmittelbare Anknüpfung und Abwicklung der deutsch-amerikanischen Geschäfte stark begünstigen unter Ausschaltung von Zwischengliedern, die sich als unmöglich erwiesen haben..... Mögen die friedlichen Schiffe des Kaufmanns bald wieder zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten das jetzt gefesselte, künftighin freie Meer befahren! — Botschafter Gerard dankte für die Ehrungen, die ihm zuteil geworden seien, und schilderte, wie die Stimmung in den Vereinigten Staaten zugunsten Deutschlands sich kurz vor seiner Abreise noch bemerkbar gemacht habe. Die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland seien seit der Begründung des Deutschen Reiches niemals besser gewesen als heute.

Montag, 8. Januar.

Der englische Minister Henderson, ein Vertreter der gewerkschaftlichen Arbeiter, hielt eine Kriegsrede, in der er ausführte: Die einfache Rückkehr zu den politischen Zuständen, die vor dem Kriege gewesen sind, sei nicht mehr möglich, da inzwischen Deutschland, wie er sich ausdrückt, seine eigenen Bundesgenossen erobert habe. Mitteleuropa sei eine politische Wirklichkeit geworden, und England könne nicht dulden, daß eine so starke Militärmacht, wie sie Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei zusammen darstellen, unter der Kontrolle Deutschlands verbleibe.

Die Kämpfe bei Riga setzen sich fort, und den Russen ist es leider gelungen, am Aa-Fluß ihren Geländegewinn noch um ein Stück zu erweitern.

In großer erfolgreicher Schlacht wurde Focsani mit seiner ganzen Umgebung eingenommen. Auch die hinter Focsani angelegte zweite Verteidigungsstellung der Russen und Rumänen wurde durchbrochen. 3900 Gefangene. Der Unterlauf des Sereth erscheint zurzeit als Grenze zwischen Mitteleuropa und Rußland.

Dienstag, 9. Januar.

Wie es scheint, war die Angabe vom 3. Januar insofern nicht ganz richtig, als nicht das französische Linienschiff „Verité", sondern „Gaulois" (11 300 To.) durch Torpedoschuß versenkt wurde. Dasselbe U-Boot, dem dieser Schuß gelang, versenkte im Mittelmeer am 1. Januar einen Truppentransportdampfer „Ivernia" (14 300 To.) und am 3. Januar einen bewaffneten Transportdampfer (6000 To.). Auch bei La Rochelle sind Verluste an französischer Handelsflotte vorgekommen.

Der Kriegsrat in Rom, zu dem auch General Sarrail von Saloniki aus herbeigeholt worden war, ist mit festlichem, siegesfreudigem Essen beschlossen worden. Was der Inhalt der Beratungen war, bleibt natürlich vorläufig unbekannt.

Mittwoch, 10. Januar.

Die Unterbrechung der englischen Kohlenlieferung für Norwegen beschäftigt die skandinavische Presse. „Verdens Gang" schlägt vor, daß Norwegen seine Fisch- und Schwefelkiesausfuhr nach England und den übrigen mit England verbündeten Ländern unterbrechen und ein Verbot von Bunkerkohle für alle in Norwegen liegenden, nach England bestimmten Schiffe erlassen solle. Dies würde die Verhandlungen mit England, die sonst kein Ende finden, am ehesten zu einem befriedigenden Ergebnis führen. — Der deutsche neue Unterstaatssekretär Freiherr von dem Busche hat zum Vertreter von „Aftenposten" in einer Unterredung gesagt: Wir sehen, wie in einem uns kulturell nahestehenden, bisher neutralen Staat England durch Anwendung von Mitteln, die sich der Hungerblockade Griechenlands vergleichen, den Versuch macht, diesen Staat von seiner Selbständigkeit und Neutralität abzudrängen. Jeder kleine neutrale Staat, soweit er nicht bereits ganz der englisch-französischen Willkür überliefert ist, fühlt sich unsicher und bedroht.

Als erstes Ergebnis der Kriegskonferenz in Rom erscheint ein Ultimatum an Griechenland, in dem dieses aufgefordert wird, binnen 48 Stunden die Forderungen der Entente zu bewilligen. Es handelt sich dabei um den Abtransport der Truppen nach dem Peloponnes, die Freilassung der gefangenen Venizelisten und die Wiederherstellung der Kontrolle der Entente-Mächte in Athen. Es verlautet, daß die griechische Regierung ihrerseits formelle Garantien gegen die Ausdehnung der revolutionären Bewegung verlangt und die Zurücknahme der Venizelistischen Truppen von den Cykladen-Inseln fordern wird.

In Petersburg ist schon wieder einmal Ministerwechsel. Der Ministerpräsident Trepow und sein Unterrichtsminister Graf Ignatiew sind in den Ruhestand versetzt worden. Senator und Mitglied des Reichsrates Fürst Golizyn ist zum Ministerpräsidenten ernannt worden, Senator Kultschitsky zum Unterrichtsminister. Im allgemeinen erscheint dieser Wechsel als ein gewisser Sieg des parlamentarischen Liberalismus. Was aber sonst in Rußland jetzt vorgeht, läßt sich aus den unzusammenhängenden Andeutungen neutraler Nachrichten durchaus nicht erkennen. Der englische Botschafter Buchanan gilt als Inhaber einer Nebenregierung.

Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Mackensen geht unermüdlich weiter vor und hat zwischen Focsani und Fundeni die Russen gezwungen, ihre Stellungen hinter der Putna aufzugeben und sich bis hinter den Sereth zurückzuziehen. Die Stadt Galatz soll an verschiedenen Stellen in Brand stehen.

Donnerstag, 11. Januar.

Wie sich aus einer offiziösen Mitteilung des „Petit Parisien" ergibt, hat man auf der Kriegskonferenz in Rom die Fortführung der Saloniki-Expedition beschlossen. General Sarrail verlangte neue erhebliche Verstärkungen nach der Saloniki-Front, falls seine Angriffe Aussicht auf Erfolg haben sollten. Der Kriegsrat bewilligte einstimmig die Verstärkungen, die hauptsächlich aus Russen bestehen werden. — An diese letztere, etwas auffällige Bemerkung wird folgender Satz angehängt: Da gegenwärtig die Transportverhältnisse recht schwierig sind, wird die Ueberführung erst in einiger Zeit beginnen. Ob damit Russen gemeint sind, die sich zurzeit in Frankreich befinden, oder neue Sendungen auf dem weiten Umweg über Wladiwostock, wird nicht gesagt.

In Warschau ist der polnische Staatsrat ernannt worden. Er besteht aus fünfzehn polnischen Herren des deutschen und zehn Herren des österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiets. Besonders bekannt sind bei uns: v. Dzierzbicki, Prinz Radziwill, Natanson Kazimierz, v. Lempicki, v. Sokolowski. Als Regierungsvertreter werden in den Staatsrat entsendet, von deutscher Seite: der bayrische Oberregierungsrat Graf Lerchenfeld-Köfering, Graf Hutten-Czapski und Landschaftsrat v. Zychlinski, von österreichischer Seite: Freiherr v. Konopka, Hofrat Resner und Ritter v. Iszkowski. Als Kronmarschall ist Dr. Dzierzbicki in Aussicht genommen. — Mit der tatsächlichen Aufrichtung des polnischen Staatsrates beginnt in ihren ersten Anfängen die Existenz eines eigenen polnischen Staates. Die Ernennungen sind vom Gouverneur erfolgt, weil es zurzeit keine andere Möglichkeit der Wahl gibt. Sie sind aber mit denjenigen Parteien vereinbart worden, die sich überhaupt an der Aufrichtung des Warschauer Königtums beteiligen wollen. Leider verhalten sich große Teile der Bevölkerung zurzeit noch sehr abwartend.

Freitag, 12. Januar.

Von der deutschen Regierung wird den Vertretern der neutralen Staaten eine Kundgebung zugestellt, die eine Art Antwort auf die ablehnende Note der gegnerischen Mächte enthält. Es heißt darin: Deutschland und seine Verbündeten, die zur Verteidigung ihrer Freiheit und ihres Daseins zu den Waffen greifen mußten, betrachten dieses ihr Kriegsziel als erreicht. Dagegen haben die feindlichen Mächte sich immer weiter von der Verwirklichung ihrer Pläne entfernt, die nach der Erklärung ihrer verantwortlichen Staatsmänner u. a. auf die Eroberung Elsaß-Lothringens und mehrerer preußischer Provinzen, die Erniedrigung und Verminderung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Aufteilung der Türkei und die Verstümmelung Bulgariens gerichtet sind. Angesichts solcher Kriegsziele wirkt das Verlangen nach Sühne, Wiedergutmachung und Bürgschaft im Munde der Gegner überraschend.

Das große italienische Linienschiff „Regina Margherita" ist vor Valona durch Mine oder Torpedo untergegangen. 600 Mann von der Besatzung sollen umgekommen sein.

Ein englischer amtlicher Bericht meldet aus Aegypten, daß die englischen Truppen 30 Meilen östlich von el Arisch eine feindliche Stellung, die Rafa, mit sechs Hauptschanzen und sechs Linien von Schützengräben erobert haben. Es wurden 1600 unverwundete Gefangene gemacht und vier Gebirgsgeschütze erbeutet. 600 feindliche Tote und Verwundete blieben in englischen Händen. Eine zu Hilfe kommende weitere Abteilung wurde vollständig vernichtet. — Da el Arisch an der Südgrenze des palästinensischen Gebietes liegt, so scheint sich leider aus dieser Nachricht zu ergeben, daß der türkische Zug nach dem Suezkanal keinen Erfolg gehabt hat.

Sonnabend, 13. Januar.

Es vergeht fast kein Tag ohne eine Erklärung zum Frieden oder Unfrieden. Jetzt haben die Mächte des Zehnverbandes ihre Antwort an Präsident Wilson veröffentlicht und darin noch deutlicher wiederholt, daß sie außer der Wiederherstellung Belgiens, Serbiens und Montenegros die Zurückgabe von Elsaß-Lothringen verlangen, dazu die Befreiung der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken von der Fremdherrschaft, die Befreiung der unterworfenen Völker in der Türkei und die Entfernung des osmanischen Reiches aus Europa. Dabei versichern sie: Wenn die Alliierten Europa der brutalen Begierde des preußischen Militarismus entreißen wollen, so war es selbstverständlich niemals ihre Absicht, die Vernichtung der deutschen Völker und ihr politisches Verschwinden anzustreben. — Damit ist die Friedensunterhaltung voraussichtlich für eine gewisse Zeit erledigt. Der Deutsche Kaiser sagt in einem Aufruf an das deutsche Volk: „Ihr Ziel ist die Niederwerfung Deutschlands, die Zerstückelung der mit uns verbündeten Mächte und die Knechtung der Freiheit Europas und der Meere unter dasselbe Joch, das zähneknirschend jetzt Griechenland trägt. Aber was sie in dreißig Monaten des blutigsten Kampfes und des gewissenlosesten Wirtschaftskrieges nicht erreichen konnten, das werden sie auch in aller Zukunft nicht vollbringen."

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 7. Januar.

Ein Aufruf des Kriegsamts enthält allerlei Mahnungen, die jedem, der ein wenig Vereins- und insbesondere Kriegsarbeit kennt, sehr verständlich sind. „Bedingte Bereitschaft, versteckter Eigennutz, falsche Geschäftigkeit betrügen sich selbst." „In jedem Fall ist guter Rat billiger als gute Tat." „Es ist Willigkeit niederen Grades, wenn jemand ohne Vorkenntnisse, ohne Geübtheit, ohne geeignete Betriebseinrichtung sich dennoch stürmisch zu der ihm bequemsten Tätigkeit anbietet. . . . Die Willigkeit höheren Grades bescheidet sich in Geduld, überprüft mit Vernunft ihre Eignung und meldet sich im Rahmen des Gesamtplans zur rechtzeitigen Verwendung an." Die Erfahrungen, die diesen Mahnungen zugrunde liegen, sind uns allen sehr vertraut: die Bereitwilligkeit der großen Worte, des geräuschvollen Dilettantismus, der bloßen geschäftigen Wichtigtuerei. — Alles das hat der Aufruf zum Hilfsdienst noch einmal wieder an die Oberfläche gerufen — neben allem ehrlich guten Willen. Wer von uns kennt nicht die Leute, die sich in der großartigsten Weise anbieten „zu jeder Arbeit", nur nicht gerade zu der, die man ihnen vorzuschlagen hat! oder die anderen, die auf die Frage, was sie denn können, zu antworten pflegen „ich möchte einen Vertrauensposten bekleiden" — was immer der Ausdruck für das Nichtvorhandensein greifbarer Fähigkeiten ist.

Montag, 8. Januar.

Allmählich macht man sich klar, was die Ablehnung des Friedensangebots bedeutet. In den kommenden Monaten, so sagt man sich, wird von uns eine Zusammenfassung der Kräfte, ein Einsatz des Willens, eine Sammlung aller Energien gefordert wie

Digitized by Google

vielleicht noch kaum je von einem Volk in der Geschichte. Möchten alle so ernst, so gesammelt und stark sein können, wie unsere Pflicht ist! Auf langen Fahrten zur Arbeitsstelle durch arme und wohlhabende Straßen, Geschäfts- und Soldatengegenden sieht man sich die ab und zu gehenden Frauen und Männer an und fragt sich: werden sie es aushalten? Und gewinnt doch aus jeder einzelnen Aeußerung wieder die Gewißheit, daß alle ahnen, worauf es ankommt.

Beruhigend und tröstend ist so eine Bahn voll Schuljungens, die so unternehmend und abenteuerlustig sind wie je —, trotz Hunger, Zeugknappheit und Ledermangel die Spuren der ergiebigsten Schneebalgerei schon früh morgens an den langen Beinen und den zertragenen Lodenkragen mithereinbringen und das Leben selbst an diesem dunklen Morgen immer noch schön finden — außer dem einen, der mit zugestopften Ohren und zusammengekniffenen Augen eiligst noch den dritten Artikel lernt: „Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, Gemeinschaft der Sünden — — nee, verdammt noch mal! — — Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden — —"

Dienstag, 9. Januar.

Ueber unsere Ernährung gewinnt man aus den letzten Mitteilungen des Kriegsernährungsamtes folgendes Bild: Kartoffelernte 21 Mill. Tonnen, statt 50 Millionen im Vorjahr — zur menschlichen Ernährung etwa 280 Millionen Doppelzentner gegen 800 im Vorjahr. Dem steht ein Mehrertrag der Getreideernte gegenüber, und zwar um 4½ Mill. Tonnen, der, da der Nährwert des Getreides etwa viermal so groß ist, wie der der Kartoffel, einen großen Teil des Kartoffelausfalls decken muß. Das übrige müssen die Kohlrübenbeigaben leisten, mit denen ja allenthalben schon begonnen ist, auf Grund der Beschlagnahme der Kohlrübenernte. Die Kohlrübe ist das Ernährungssymbol des dritten Kriegswinters, und wir lernen sie essen, — trotz des alten Kochbuchverses: Rüben, Rüben, Rüben, die haben mich vertrieben. Hätte meine Mutter Fleisch gekocht, wär' ich daheim geblieben. Man hofft aber, daß die Mieten im Frühjahr doch noch etwas mehr Kartoffeln herauslassen werden, als man jetzt in ihnen geschätzt hat. Auf alle Fälle sind Getreidevorräte für die Bereitung von Grieß, Graupen und Teigwaren in erheblichen Mengen reserviert, im ganzen sollen etwa ¾ Millionen Tonnen davon hergestellt werden. Das Braugerstekontingent ist auf 25 v. H. des Friedensverbrauchs herabgesetzt, und nur Bayern hat noch 35 v. H. Warum man noch so viel freiläßt, wenn die Dinge doch so ernsthaft liegen, ist schlechthin unverständlich!

In der Fleisch- und Fettfrage scheint Herr v. Batocki etwas anders zu stehen, als der preußische Landwirtschaftsminister. Es scheint, daß im Februar eine Vermehrung der Schlachtungen stattfinden wird, teils zur Schonung der Futtermittel, teils zur Erhöhung der Fleischration. Eine Herabsetzung der Preise — besonders der Rinderpreise — scheint aber nicht erreichbar.

Die wenig kräftige Ernährung macht sich besonders bei den Frauen bemerkbar, die schwere körperliche Arbeit tun sollen. Man muß sehen, den Begriff der „Schwerarbeiter" noch weiter zu differenzieren und dementsprechend die Versorgung dieser Schichten.

Mittwoch, 10. Januar.

Der Krieg hat dem Trödelhandel den Todesstoß gegeben, nachdem die Bundesratsverordnung für die Bewirtschaftung getragener Kleidungsstücke und Schuhwaren den Kommunalverbänden das Einkaufs- und Verkaufsrecht für diese Dinge vorbehalten hat. Gleichzeitig sind Schuhe bezugsscheinpflichtig gemacht. Durch Abgabe gebrauchsfähiger getragener Schuhe kann man sich das Recht auf den bezugsscheinfreien Erwerb von ein paar Luxusschuhen sichern.

Der deutsche Landwirtschaftsrat hat beim preußischen Kultusminister angeregt, die gesamte Schuljugend mobil zu machen für die Beseitigung des Unkrautes aus den Feldern, das von der ohnehin verminderten Kraft des Bodens zehrt. Die Schwierigkeit wird in der richtigen Organisation dieser Kolonnen liegen.

Donnerstag, 11. Januar.

„Endstation Ottensener Kirche." — In die tägliche Arbeitsreise hinein taucht — doppelt verträumt unter der Schneedecke — dies Stückchen 18. Jahrhundert. Wenn der Schnee die feinen Rokokolinien der roten Kirche nachzieht, wird ihre beschaidene Zierlichkeit noch eindrucksvoller. Aus dem beschneiten Efeu erhebt sich der Grabstein Klopstocks: „Saat, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen", und während von ringsumher die Sirenen von Schiffen und Fabriken über diesem Grabe zusammentönen, wird man sich mit immer neuem tiefen Staunen des ungeheuren Abstandes bewußt, der nahezu alle Lebensinteressen von heute, ja das innerste Wesen der Kultur selbst von damals trennt.

Ueber Lohnsteigerungen im Kriege gibt der amtliche Nachweis der Bergarbeiterlöhne in Preußen für das dritte Vierteljahr 1916 wieder einen bezeichnenden Beweis. Danach beträgt der Durchschnittslohn der Hauer im Ruhrrevier jetzt 8,50 M. pro Tag, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß der Prozentsatz der Höchstentlohnten in der Zusammensetzung der Arbeiterschaft jetzt relativ gering ist. Etwa 20 v. H. der gesamten Hauer verdienen einen Schichtlohn von 9,50 M. und mehr. Die Lohnsteigerung für die gesamte Belegschaft beträgt im Ruhrgebiet von Kriegsbeginn an etwa 26 v. H.

Freitag, 12. Januar.

Die Veröffentlichung der Entente-Note erlebe ich in Berlin. Nach der ersten Verblüffung über die Verkennung der Situation sagt man sich, daß, wenn sie nicht Frieden machen wollen, es von ihrem Standpunkt aus der einzige Weg ist, so zu tun, als glaubten sie noch felsenfest an diese Ziele, und daß man die Sprache und den Inhalt dieser Note so verstehen muß. Aber mit Grauen denkt man an den Frühling 1917, den sich Europa bereitet!

Die Züge sind noch immer so voll, daß es nicht so scheint, als ob die Mahnung des Kriegsamtes „niemand soll zur Erfüllung seiner Einzelwünsche unnütz reisen, reden, und schreiben" in ihrem ersten Teil Gehör findet. (Im zweiten und dritten ist die Hoffnung auf Selbstbeschränkung so wie so schwach).

Sonnabend, 13. Januar.

Eine neue bedeutsame Organisation: Provinziale Kriegswirtschaftsämter, die dem Kriegsernährungsamt sozusagen als Apparat und ausführende Glieder dienen und zugleich den Kriegsamtstellen nebengeordnet sind, um sie in den Versorgungsfragen zu unterstützen.

Der Kaiser hat sich in einem Erlaß an das deutsche Volk zu den Kriegszielen der Entente ausgesprochen und auf die Bedeutung unsres Widerstandes in dieser schwersten Probe kurz und eindringlich hingewiesen: „Unsere glorreichen Siege und die eherne Willenskraft, mit der unser Volk, vor dem Feind und daheim, jedwede Mühsal und Not des Krieges getragen hat, bürgen dafür, daß unser geliebtes Vaterland auch fernerhin nichts zu befürchten hat. Hellflammende Entrüstung und heiliger Zorn werden jedes deutschen Mannes und Weibes Kraft verdoppeln, gleichviel, ob sie dem Kampf, der Arbeit oder dem opferbereiten Dulden geweiht ist."

Uns kommt es vor, als gehe der letzte schauerliche Sinn des Krieges uns erst jetzt ganz und gar auf! Es wird uns klar, daß es sich nicht mehr um ein Durchhalten *wollen*, sondern um ein *Müssen* handelt!

Naumann / Unsere Väter

Wenn unsere Väter sehen könnten, was wir erleben!

Ich stelle mir meine Vorfahren vor Augen, und jeder Leser mag an die seinigen denken, wenn er genug von ihnen weiß — da ist irgendwo im *Anfang des 18. Jahrhunderts* ein Schullehrer, von dem mir fast nichts weiter bekannt ist, als daß er ein ordentlicher Mann gewesen sein soll, der seinen Sohn zum Chirurg und Stadtbader erziehen

ließ. Er lebte lange vor dem Siebenjährigen Kriege, vor der Erweckung des deutschen Nationalsinnes und vor aller bürgerlichen Beteiligung an großen Staatsangelegenheiten. Ohne es genauer zu wissen, nehme ich an, daß er ein kräftiges, angestammtes Luthertum und etwas herangewehte neue Aufklärung in seinem Kopfe trug und im übrigen nichts Höheres kannte, als die italienischen Meister, die damals in Dresden bauten, malten oder sangen. Als Glied eines unpolitischen, biederen, fleißigen Menschengeschlechtes erzog er eine Jugend, die den Grund zu den Arbeiten legte, auf denen das spätere Deutschland beruht, das jetzt von aller Welt umkämpft wird.

Es war dann aber einer seiner Nachkommen, der 1812 mit der großen Armee Napoleons nach Rußland zog und auf dem Rückmarsch an der Beresina elendig umkam, ein älterer Bruder meines Großvaters. Als er im Schnee starb, glaubten die Seinigen in der Heimat, sein bleiches Gesicht zu sehen. Er und viele andere waren Opfer der Fremdherrschaft. An ihrem Tode entzündete sich das vaterländische Gefühl, denn die Weiterlebenden fragten sich, welchen Sinn es habe, für ausländischen Ruhm so gutes Blut hinzugeben. Noch war zwar in der Menge des Volkes kein klares Erkennen der deutschen Weltaufgabe vorhanden, und ich bezweifle, daß damals Fichtes Reden an die deutsche Nation bis in die Stube meiner Vorväter gelangt sind, aber der alte lange Schlaf war doch nun vorbei, und die Jugend von damals bewahrte ein gewisses heiliges Feuer bis zur Aufrichtung des Deutschen Reiches.

Als das Jahr 1848 die Gemüter bewegte, war das Geschlecht meines Vaters jung und voll von Hoffnungen und Zweifeln. Oft lag vor ihnen die Zerrissenheit Deutschlands so schwer und unheilbar, daß sie kaum noch an spätere Größe ihres Volkes zu glauben wagten. Die Deutschen seien, so hieß es, eine unpolitische Nation, brauchbar für allerlei Bildung und Arbeit, aber nicht fähig, sich in die Reihe der Weltvölker zu stellen, denn sie besitzen zwar Ideen, aber keine wirklichen Kräfte. Viele Menschen jener Tage blieben Partikularisten, weil ihnen die Nation in ihrer Größe ein unerreichbares Heiligtum in den Wolken zu sein schien. Diese vom Jahre 1848 Bewegten sind die letzten einer alten Zeit und die ersten einer neuen Periode gewesen.

Die Männer und Frauen der alten Zeit ruhen in ihren Gräbern, und ohne sie würden die heutigen Kriegsmänner und Kriegsfrauen nicht existieren, aber das, was heute der Inhalt des Kampfes ist, geht meist über ihr Ahnen hinaus. Sie dachten nur wenig in Weltgeschichte und blieben bescheiden und einfach im Zutrauen zu ihrem Volke. Gerade aber in ihrer Schlichtheit wurden sie die Erbauer der volkstümlichen Seele, und erst nach ihrem Tode erwuchs die ganze Frucht ihrer Treue.

Die Männer und Frauen aber, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Hände dem neuen Deutschen Reiche entgegenstreckten und die dann als Bismarcks Zeitgenossen seine Reichsgründung erlebten, wurden mit einem Schlage viel politischer, aber sie hatten oft noch kein Gleichgewicht, noch kein sicheres Maß dessen, was die Deutschen in der Welt können oder nicht können. Bismarck selbst besaß es, aber die anderen unterschätzten oder überschätzten das Erreichte. Daher war die erste Zeit des neuen Reiches noch so voll von innerpolitischen Gegensätzlichkeiten. Das reicht bis in meine eigene Jugend hinein. Da hörte man noch die Worte Reichsfreund und Reichsfeind, und erst allmählich wurde es allen selbstverständlich, daß das hohe Ziel tatsächlich erreicht war — es gibt nach außen hin nur ein einheitliches Deutschtum! Gleichzeitig aber mit dieser Erkenntnis erwuchs erst dämmernd und dann immer klarer die Pflicht, das neugewonnene Reich gegen alle Anfechtungen der Umwelt zu verteidigen. Der Aufstieg brachte erhöhte Gefahren und Aufgaben. Wir sollten und müßten viel mehr für den Staat leben und leisten, als es unsere Väter je gedacht und getan hatten!

Und doch wie klein sind damals alle unsere Gedanken über vaterländische Notwendigkeiten gewesen gegenüber den Erfordernissen dieses jetzigen Krieges! So viele Tote für das Vaterland hat keine frühere Zeit für möglich gehalten, so große Anspannung des ganzen Lebens!

Ich versuche noch einmal, mir das häusliche und private Leben der Vorväter vor die Seele zu malen. Es war in zwei Jahrhunderten sparsam und einfach, aber in seiner Art behaglich und sicher. So wird es von sehr vielen Familien gesagt werden können. Es wechselten reichere und ärmere Zeiten, aber die Kämpfe der Staaten griffen nie so tief ins Einzeldasein, wie heute. Eher noch hätten die Vorfahren um der Religion willen Mangel ertragen, als für den Staat. Langsam nur wuchs von Geschlecht zu Geschlecht der Geist der staatlichen Zugehörigkeit. Man fühlt es bei der Vertiefung in die Vorgeschichte, wie der Saft der Politik mühsam in den Seelen emporsteigt. Aus Untertanen wurden Bürger. Und heute steht nun das Ergebnis dieser Entwicklung vor uns in unserem Volke, das sich einheitlich verteidigt und das ohne diesen aufgewachsenen Bürgersinn verloren sein würde.

Wenn die Väter dieses Volk sehen könnten! Es würde ihnen dieser eine Blick der Lohn ihrer Mühe sein, eine überwältigende Erfüllung ihrer Ahnungen.

Wir aber danken mitten im Krieg den Vätern und Müttern.

Pannonicus / Zur ungarischen Königsfrage

Bei der großen Bedeutung, welche Ungarn als heute in sich geschlossenster Bestandteil der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht bloß während der Dauer des Weltkrieges und vom Standpunkt des derzeitigen Bündnisses mit dem Deutschen Reiche für die Politik des letzteren besitzt, sondern auch bei einem künftigen Ausbau Mitteleuropas in der Zukunft in noch erhöhterem Maße besitzen dürfte, kann an einem Ereignis nicht achtlos vorübergegangen werden, das, wie die Königskrönung, alle Seelen und Geister des Magyarentums in lebhafte Schwingungen versetzt hat und im Anschluß an den Thronwechsel als Ausgangspunkt einer neuen Aera gefeiert wird. Die glanzvollen romantischen Aeußerlichkeiten der Krönungszeremonie, die für kurze Tage ein farbenprächtiges Bild in die von Kriegssorge erfüllte graue Gegenwart gezaubert haben, die vom neuen König auf hohem Rosse vom Krönungshügel nach den vier Himmelsrichtungen geführten symbolischen vier Schwertstreiche, der unter Gottes freiem Himmel geleistete Krönungsschwur, sind schon an sich geeignet, das Interesse auch eines außerungarischen Publikums zu erwecken, selbst wenn es kein volles Verständnis für die überschwengliche Begeisterung aufzubringen vermag, mit der das gesamte Magyarentum, in erster Linie die Bevölkerung der Hauptstadt, jede Einzelheit des genau vorgezeichneten staatsrechtlichen Aktes begleitet hat. Unleugbar liegt im zielbewußten Festhalten an uralten traditionellen Formen und Gebräuchen mit ein Element der politischen Kraft, die das Magyarentum fast immer, wenn auch manchmal in falscher Richtung, zu betätigen verstanden hat. Allerdings kommt diesmal ein gutes

Digitized by Google

Stück der gehobenen Stimmung, in der vielfach nur instinktiv die breiten Schichten der Bevölkerung, aber um so zielbewußter die politischen Kreise und die Organe der magyarischen Presse schwelgen, auf Rechnung der unendlich rasch entwickelten Volkstümlichkeit des jungen Herrscherpaares, die sich auf eine Anzahl glücklich gewählter Aussprüche, auf die sorgfältige Achtung der ungarischen Selbständigkeits- und Staatsbewußtseinsregungen, selbst auf freundliche Duldung und Berücksichtigung nationaler Schwächen und vor allem auch auf den ausdrücklich betonten und ernstlich betätigten Friedenswillen Kaiser Karls und auf den persönlichen Zauber seiner Gemahlin gründet.

In die Mystik der verfassungsmäßigen Bedeutung der heiligen ungarischen Krone tiefer einzudringen, wird trotz der eifrigen Bemühungen sehr tüchtiger und berufener Glossatoren, die Sache dem modernen Verständnis näherzubringen, auch den Lesern ihrer Ausführungen kaum gelungen sein. Aber die politischen Folgerungen, welche an den Krönungsakt von den verschiedenen Parteien geknüpft werden, berühren nicht bloß die künftige Ausgestaltung der inneren Verhältnisse Ungarns, sondern auch die Beziehungen zur Dynastie, zu Oesterreich und zum verbündeten Deutschen Reich, und sind darum von allgemeinerem Interesse. Die mittelalterlich-ständische Auffassung, daß die Krönung dem Herrscher Rechte verleiht, die er durch eidlich bekräftigte Versprechungen bezahlen muß, ist auch diesmal, und zwar stärker als im Jahre 1867, zutage getreten, wo die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung und Staatlichkeit eben doch dem Kaiser Franz Joseph zu verdanken war und beide erst auf feste Grundlagen gestellt werden mußten. Seinem jungen Nachfolger tritt bereits ein stark ausgebildetes Staatsbewußtsein entgegen und macht die Rechte der Volkssouveränität geltend, die in der heiligen Krone in soweit ihren Ausdruck findet, als sie eine gemeinsame Funktion von König und Nation, praktisch genommen des sie repräsentierenden Reichstages ist. Die seit Jahren in den verschiedensten Formen zutage getretenen „nationalen Forderungen" sollten diesmal in das Inauguraldiplom geschmuggelt werden, dessen Inhalt dann als durch den Krönungseid beschworen gilt. Es ist ein dynastisches Interesse, daß dieser Inhalt kein solcher sein darf, daß der Kaiser von Oesterreich durch seine als König von Ungarn übernommene Verpflichtung in eine falsche Position gegenüber seinen Erbländern geraten könnte, wie dies bei Einführung des dualistischen Systems vielfach nicht ohne Grund befürchtet worden ist. Die Spitze ist diesem Bestreben aber vornehmlich dadurch abgebrochen worden, daß für den Fall der Aufnahme staatsrechtlicher Veränderungen, sogenannter Verfassungsgarantien, in das Inauguraldiplom der radikale Flügel der Opposition politisch fortschrittliche Ergänzungsvorschläge unterbreiten wollte. Da fand es Ministerpräsident Tisza und seine Parlamentsmajorität doch für geraten, die alte Formulierung unverändert beizubehalten, die ja auch der Dynastie genehmer war.

Ist nun König Karl auch der Gefahr entgangen, durch den Krönungseid unbewußt die Keime künftiger Konflikte auszustreuen, so bleiben doch die Forderungen bestehen, welche in vorsichtigen Ausdrücken eine klarere Trennung von Oesterreich bezwecken und lauter politische Fallen sind, die der Möglichkeit einheitlicher Großmachtsbetätigung gelegt werden. Diese Betätigung möchten nun nicht bloß die Anhänger der Unabhängigkeitspartei, sondern auch namhafte Partisane der Regierungsmehrheit zunächst namentlich in wirtschaftlicher Beziehung einschränken und vor allem keinen langfristigen Ausgleich mit Oesterreich und kein engeres zollpolitisches Verhältnis zum Deutschen Reiche zulassen. Ausgesprochen ist dies zwar auch in dem Inauguraldiplomsentwurf der Karolypartei nicht. Aber die Forderung der magyarischen Dienst- und Kommandosprache in den ungarländischen Regimentern, der Anstellung ausschließlich ungarländischer Offiziere, der ausschließlichen Verwendung der ungarischen Fahne und der Ausübung der kriegsherrlichen Rechte durch das ungarische verantwortliche Ministerium und unter Gegenzeichnung desselben, bedeutet die Negation der Gemeinsamkeit auch auf dem wichtigsten Gebiete der Pragmatischen Sanktion. Da konnten die dem politischen Genius des Magyarentums immer etwas fern liegenden wirtschaftlichen Fragen um so mehr unberührt bleiben, als ja der 1867er Ausgleich Ungarn diesbezüglich ganz freie Hand gibt. Wie schwer da trotz aller Krönungsbegeisterung und waffenbrüderlichen Kameradschaft eine Einigung zwischen den beiden Staaten der Monarchie zu erzielen ist, zeigt ja die Kurzlebigkeit des Ministeriums Körber, das es nicht über sich bringen konnte, die wirtschaftlichen Vereinbarungen zwischen Tisza und Stürgkh in dieser Form zum Ausgleichsgesetz zu erheben. Die Teilnahme der Mitglieder des österreichischen Reichsrats und der Vertreter der Hauptstadt Wien an der Krönungsfeier hat die noch immer bestehenden Gegensätze, deren Austragung Graf Apponyi in seiner Neujahrsrede nur der Kompetenz eines nächsten Reichstages unterbreitet wissen will, durchaus nicht gemildert. Und auch Graf Tisza hat sich trotz der starken Beeinflussung Kaiser Karls, um derentwillen er offenbar seinen Anspruch auf die Teilnahme an der Aufsetzung der Krone gegenüber dem heftigsten Widerstande der Opposition und der volkstümlichen Kandidatur Erzherzog Josefs ziemlich gewalttätig durchgesetzt hat, nicht enthalten können, in seiner Neujahrsrede in der Form einer zum Teil wörtlichen Wiederholung seiner ein Jahr und zwei Jahre früher bei derselben Gelegenheit gemachten Ausfälle gegen den Zentralismus von vornherein den Versuchen entgegenzutreten, eine lebensvolle Organisation des Verhältnisses zwischen Ungarn und Oesterreich herbeizuführen, wie dies bekanntlich die feste Absicht des ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand gewesen war. Die ganz unvermutet gekommene Ernennung des Grafen Clam Martinic zum österreichischen Ministerpräsidenten und des Grafen Czernin zum Minister des Aeußern, hat trotz der Versicherungen, daß der alte Kurs auch vom neuen Kabinett fortgesetzt werden wird, in den Kreisen der Arbeitspartei starke Befürchtungen für den ungeschmälerten Fortbestand ihrer nunmehr auch durch formelle Kündigung des parlamentarischen Gottesfriedens bedrohten monopolistischen Herrschaft geweckt. Denn Politiker, die das Gras wachsen hören, wollen auch in der Eile, mit der Kaiser Karl seine Krönung betrieb, und die als Zeichen konstitutioneller Gesinnung allerseits hoch gepriesen wurde, neben der Absicht, durch diesen feierlichen Akt auf das feindliche Ausland zu wirken, doch in erster Linie das Bestreben wittern, so rasch als möglich vor jedem störenden Zwischenfall in den vollen Besitz der königlichen Gewalt zu bekommen, die in bezug auf das Recht, Gesetze zu sanktionieren, erst nach der Krönung ausgeübt werden kann. Franz Ferdinand hätte jedenfalls — in Friedenszeiten — die gesetzmäßige Frist von sechs Monaten eingehalten, um vor der Krönung noch verschiedene politische Notwendigkeiten betreffs festerer Fügung der Monarchie ins reine zu bringen. Charakteristisch für die am dritten Tage nach der Krönung in der Arbeitspartei herrschende Stimmung ist der Ausruf des Sprechers der Partei bei der Neujahrsbegrüßung Tiszas: „Ein Landesverräter ist, wer Tisza im Stiche läßt!"

Zweifellos beginnt mit der Krönung ein neuer Abschnitt in den Beziehungen nicht bloß zwischen Ungarn und Oesterreich, sondern auch zwischen der Monarchie und dem Deutschen Reiche. Die auf ein enges bundesfreundliches Verhältnis zwischen beiden gerichtete Tendenz Franz Ferdinands ist von seinem Neffen ohne die sehr begreiflichen, oft musterhaft bekämpften Erinnerungen Kaiser Franz Josephs an 1866 voll und ganz übernommen worden, und bei aller Achtung vor dem Prinzip des Dualismus, wie er 1867 gedacht war, wird Kaiser Karl weitergehende Strömungen, wie sie sich gegen Ende des verflossenen halben Jahrhunderts wiederholt mit Erfolg geltend gemacht haben, gewiß nicht aufkommen lassen. Mögen auch die politischen Schichten, welche die Krönung benützen wollten, um dem neuen Herrscher weitere staatsrechtliche Fesseln anzulegen, durch die künftige Haltung Kaiser Karls enttäuscht werden, von dem Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gegen alle Volkselemente seines Reiches und Bekämpfung aller gegen einheitliche Kraft- und Willensbetätigung desselben gerichteten Bestrebungen erwartet werden darf. Auf die breiten Volksmassen, die ihm bei der Krönung ohne Hintergedanken zugejubelt haben, wird er sicher zählen dürfen.

Digitized by Google

Wolfgang Max Schultz / Stellung und Zukunft des deutschen Elementes in Amerika

Was immer unsere Ansichten und Gefühle Amerika und seinen Ansprüchen gegenüber sein mögen, es wäre töricht, zu leugnen, daß die heute wieder einmal brennend gewordene Frage des Amerikanismus nicht von tiefstem Interesse für die ganze Welt ist. Amerika ist Weltfaktor geworden, und seine Schicksale müssen die Physiognomie unserer ganzen Völkergemeinschaft verändern.

Es war selbstverständlich, daß ein Weltkrieg die eigentümlichen Probleme, die Amerika für die Menschheit zu lösen übernommen hatte und die es selbst längst befriedigend gelöst glaubte, von neuem in Fluß bringen mußte. Streng genommen ist der Krieg sogar die erste Probe auf das amerikanische Staatsexempel. Erst der heutige erbitterte Nationalitätengegensatz prüft den Amerikanismus darauf, ob er wirklich eine homogene Weltnation geschaffen, ob er eine höhere Form von Menschenzusammenleben, als die Nationen der alten Welt sie repräsentieren, gefunden hat oder nicht. Behauptet hat das Amerika ja lange und laut genug. Nachdem nun aber mittlerweile die ganze Frage nach dem wahren Amerikanismus zum Feldgeschrei der politischen Parteien im Präsidentenwahlkampf geworden ist, läßt sich verstehen, daß es nahezu hoffnungslos ist, eine klärende Antwort aus der amerikanischen Diskussion selbst herauszuschälen. Wie Kampagnen hierzulande nun einmal geführt werden, ist es verständlich, daß aus der Parole „Amerikanismus" ein Sandsack geworden ist, mit dem man dem Gegner bei jeder Gelegenheit über den Kopf schlägt. So ist denn jeder Seite jede Opposition gleichbedeutend mit Landesverrat, disloyalty und Un-Amerikanismus geworden. Und ein Deutscher wird bedauern, zugestehen zu müssen, daß das deutsche Element in diesem Kampf der Verleumdung und Verdächtigung keine Ausnahme macht. Um sich gegen bissiges Gekläff wie bombastische Selbstverherrlichung auf allen Seiten eine eigene Meinung zu wahren, muß man zunächst einmal nach allen Seiten schroff Front machen und allein sich auf eine historisch biologische Prüfung und Ableitung der Tageserscheinungen verlassen. Wir wollen daher versuchen, in diesem Sinne zu einem Verständnis der Stellung und zukünftigen Bedeutung des deutschen Elements für den Amerikanismus zu kommen.

Es hat wenig Zweck, in dickleibigen Bänden deutsche Namen und Taten herzuzählen, um die Bedeutung der Deutschen für Amerika zu erbringen; es handelt sich vielmehr eher darum, unbefangen abzuwägen, wo vorwiegend zu jeder Zeit die Führung gelegen hat, heute liegt und voraussichtlich in Zukunft liegen dürfte. Es handelt sich darum, zu entscheiden, wer als König, wer als Bauer zu buchen ist, auch in Amerika. Mit den kleinen Eitelkeiten und großen Deklamationen vom „sovereign American citizen" und seinen Freiheiten und Herrlichkeiten befassen wir uns einstweilen nicht, sie mögen berechtigt sein oder nicht; zunächst wollen wir uns eben dieses Volk wie andere Völker, d. h. als Menschen ähnlich anderen Menschen, nicht als angestrebte Ideale betrachten. Eine wissenschaftliche, biologisch-psychologische Forschung hat es mit Fleisch und Blut, mit greifbaren Dingen und feststellbaren Gesetzen zu tun und nicht mit Illusionen von Menschen über sich selbst. Erst wenn wir festen Boden unter den Füßen haben, können wir in Erwägung ziehen, inwieweit selbst ein irrtümlicher Illusionismus konkrete Bedeutung hat, denn ohne Frage ist selbst ein nationaler Wahn ein realer Machtfaktor.

Wir wollen zu ihrer Ehre annehmen, daß die amerikanische Unabhängigkeitserklärung nur im staatspolitischen Sinne alle Menschen als „free and equal" geboren erklärt, und das mag man als Glaubensdekret hingehen lassen. In biologischem Sinne müssen wir aber gerade das Gegenteil zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen nehmen. In jedem Abschnitt der menschlichen Entwicklungsgeschichte ist das Problem mit jenem Goethewort umschrieben:

„Diesem Amboß vergleich ich das Land, dem Hammer den Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt."

Hammer und Blech, Herrscher und Volk gibt es trotz allem Gerede von „government of and by and for the people" in Amerika ebenso wie anderswo.

Es wird natürlich keine so schöne, so romantische Geschichte, die dabei herauskommt, wenn man die Vorgeschichten der Völker so nach rein dynamischen Gesichtspunkten rekonstruiert, aber sie hat den Vorzug nicht nur wahrscheinlicher zu sein und die Vergangenheit etwas natürlicher und verständlicher mit der Gegenwart zu verknüpfen, sondern sie läßt uns auch ein wenig mehr eigenen Selbstrespekt, denn sie wird uns nicht in jeder Beziehung mit dem erdrückenden Uebergewicht eines unwiderbringlichen besseren Zeitalters ständig unsere eigene epigonenhafte Jämmerlichkeit vor Augen halten. Es ist ja nur natürlich, daß in jedem Rückblick die weite Ferne sich in blauem Dunst der Unwissenheit herrlich verklärt; Gott sei Dank, daß dem so ist, daß der Mensch diese beglückende Dichtergabe besitzt. Es ist aber denn doch wichtig, daß Dichtung und Wahrheit, wenn nötig, trennbar bleiben, damit heute nicht etwa diesem die Butter zum Brot um eines schönen Märchens willen vorenthalten wird und jener mit einem anderen Märchen über den Jammer seines Alltages getröstet werde. Natürlich ist das dennoch bei allen Völkern mehr oder weniger der Fall. Die ganze menschliche Gesellschaftsordnung ruht auf geschickt erfundenen Fabeln, und die Kaste der Priester und Medizinmänner ist auch heute noch keineswegs ausgestorben, ebensowenig ist den Massen der mundaufsperrende Kinderglaube abhanden gekommen. So ist denn auch die jüngste große Nation, „common sense America", das sozusagen noch unmittelbar unter den Augen der Neuzeit entstanden ist, aus allerhand Mythen und Zauberformeln herausgewachsen, und am Ende sind seine Ammenmärchen noch phantastischer als die der Urzeiten der alten Völker. Da haben wir die unübertrefflich weisen Väter der Konstitution, die obligaten guten Feen an der Wiege des Prinzeßchens, da haben wir die wundervolle Mythe von Amerika, dem Freihafen der ganzen Welt, die vom Lande der Verheißung für alle von Tyrannen jeder Art gedrückte Menschheit, dem „Lande der religiösen, politischen, sozialen, ökonomischen Freiheit, dem Land „of the brave and the free", dem Land der unbegrenzten Möglichlichkeiten, dem Lande des „square deal, America the spirit of humanity, the golden heart of mankind" und wie sie alle heißen, die bunten Märchenmittel.

Es ist ja nun wohl richtig, daß wir Menschen diese Mythen und schönen Legenden eigentlich zum Leben brauchen, daß erst sie das Leben schön und lebenswert gestalten, daß wir sie wollen, selbst wollen, wenn wir ihren luftigen Ursprung ahnen, und daß sie die Triebfedern alles menschlichen Aufwärtsstrebens sind, indem sie uns gute alte Zeiten und rosige Zukunft malen, zu denen wir uns immer wieder aus der Gegenwart flüchten, um uns aus ihnen neuen Lebensmut und neue Ideen zu holen.

Trotz des eminenten praktischen Lebenswertes unserer Illusionen ist es anderseits dennoch das Zeichen eines höheren Menschentums, daß man den Illusionscharakter dieser Dinge erkennt — und dann doch in vollem Bewußtsein dieser Erkenntnis fortfährt, sie in ihrer Art zu verehren. Wir wären töricht, die Amerikaner in ihrem Illusionismus lächerlich zu finden oder mit ihnen zu rechten, es steht uns aber frei, die wahre Natur ihrer Ideen festzustellen und ihnen gegenüber auf die Tatsachen der Wirklichkeit hinzuweisen. Wir mögen wie sie, in ihren Illusionismus eigensinnig verliebt, an unseren eigenen Lebensillusionen festhalten, und können uns doch herausnehmen, andere zu kritisieren, wie zu unserem Unbehagen sie es mit uns tun, denn heimlich ziehen wir denn doch aus den Fehlern der anderen unsere eigenen Lehren. Und daß wir uns selbst dabei ein wenig schonen und anderen ein wenig unrecht tun, ist menschlich, und was tut's?

Nun ist von allen amerikanischen Märchen biologisch für uns vor allem jenes berühmteste vom Völkerschmelztiegel Amerika interessant. Ein wundervolles Märchen, so schön und verheißungsvoll, es sollte wahr sein. Man denke nur, welch eine Quintessenz von Nation entstehen müßte, wenn wirklich alle Zonen ihr Bestes, die für ihre heimatlichen Mißstände Zuguten, nach diesem Lande gesandt hätten und dieses Beste der Welt in dem großen Wunderkessel Amerika herrlich verschmölze. Warum nicht? Aber hat

Digitized by Google

Amerika das geleistet? Prüfen wir nur einmal, was uns am nächsten liegt, den Anteil, den die deutsche Rasse zu dieser Schmelze beigesteuert und den Einfluß, den er auf das Produkt derselben gehabt hat.

Zunächst die früheste Geschichte der deutschen Einwanderung. Welch eine grobe Verfälschung der Wahrheit hat sich da über jene Zeiten und Zustände breitgemacht. Gewiß, es hat auch Idealisten gegeben, religiöse Fanatiker, die wähnten, ein armes geplagtes Volk in das gelobte Land zu führen, politische Idealisten, die von einer neuen Freiheit träumten. Sieht man sich aber die Propaganda jener Zeiten, das Werben der Auswanderer an, dann verschwinden die romantischen Züge, und die ganze Bewegung nimmt einen erschreckend rohen materialistischen Ausdruck an. Unzweifelhaft haben religiöse Verfolgung und Kriegselend im westlichen Deutschland damals der Auswanderung den Boden vorbereitet und religiöse Schwärmerei sie in Gang gesetzt, aber von allem Anfang ist Landspekulation und Hoffnung auf fabelhaften Gewinn die eigentliche bewegende Kraft gewesen. Selbst die ersten Auswanderungen der Quäker und Pietisten waren nur ermöglicht durch den Landkauf der Frankfurter Gesellschaft, von deren Mitgliedern bezeichnenderweise selbst keiner mitging. Aber schon von allem Anfang ist zu erkennen, wie Agenten Englands und der Kolonien, wie solche von Landspekulanten und Schiffahrtsgesellschaften lediglich sich dieser religiösen Bewegung wie anderer Stimmungen im Volke als bequemer Handhabe, Kolonisten anzuwerben, bedienten. Und gerade für das Gros der Auswanderer trifft es zu, daß sie die Opfer einer immer offener geschäftsmäßig gehandhabten Propaganda wurden, daß mit ihnen ein geradezu niederträchtiges Gewerbe, das schließlich zum offenen weißen Sklavenhandel herabsank, betrieben wurde. Erst im Jahre 1820 hörte der Verkauf von „redemptioners“ auf, wie die hießen, die sich für die Unkosten der Reise, die sie nicht erschwingen konnten, oft nur, weil sie einfach vollständig ausgeraubt worden waren, für Jahre auf dem Arbeitsmarkt der Kolonie verkaufen ließen. Angesichts so fürchterlicher Tatsachen ist es unmöglich, an den ethischen Wert jener Auswanderung in das gelobte Land der Freiheit zu glauben. Es ist zu offenbar, daß die ganze Bewegung im Grunde eine rein ökonomische war. Die Leute suchten bessere Erwerbsmöglichkeiten, wie auch heute noch, und darum gingen sie. Mit Ausnahme ganz beschränkter Perioden, in denen andere mächtige Faktoren fördernd wirkten, war der Grund der Auswanderung ein rein materieller, und der beste Beweis dafür ist der Charakter der Propaganda selbst, die offenbar notwendig gefunden wurde, um Auswanderer zu gewinnen, und jene Propaganda kann sich getrost neben den glänzendsten „wild cat schemes“ unseres gerissenen Jahrhunderts der Reklame sehen lassen. Aber die große schöne Historie hält sich natürlich lieber an die sentimentalen Charaktere, an die politischen und religiösen Flüchtlinge jener Einzelperioden.

Nun ist es aber wichtig, die wirklichen Gründe festzustellen, die jene Auswanderung bewegten, denn sie entscheiden über den Charakter jener Emigranten und verraten uns, was es für Leute waren, im besonderen, was als Repräsentanten der deutschen Rasse nach Amerika ging und zum Baumaterial der neuen Nation wurde.

Daß es Völker des westlichen Europas waren, die die Entdecker und frühesten Kolonisatoren Amerikas waren, ist, wie wir heute verstehen, durchaus kein Zufall gewesen, auch hat diese Tatsache, weil sie Hunderte von Jahren zurücklieg., darum noch nicht an Bedeutung verloren. Daß jene Völker damals schon kolonisatorisch tätig sein konnten, dankten sie nicht nur äußeren Umständen, sondern hatte selbstverständlich seine gewichtigen inneren Gründe. Denn diese Tatsache bedeutete, daß sie schon damals eine Höhe der politischen Entwicklung erreicht hatten, von der sie nach neuen Reichen ausschauten, daß sie zur Weltmachtidee erwacht waren und Kräfte im Ueberschuß hatten, die sich außernationalen Aufgaben widmen konnten. Und das bedeutete, daß sie in die neue Welt Entdecker, Eroberer, Organisatoren und Verwalter, anstatt Arbeiter und Bauern und Untertanen schickten, daß sie die Herren und Besitzer und die Führer in politischer wie kultureller Hinsicht wurden. Ob Verdienst oder Sache glücklicher Umstände, ist ja für die Tatsachen der Entwicklungsgeschichte ganz gleichgültig, es war nun einmal so, daß die westlichen Völker die Unternehmer und die Deutschen und andere die Angeworbenen, die Gedungenen, wenn nicht gar Gekauften, das Material für die Kolonisation Amerikas wurden.

Nun denn, wen konnte wohl solches Werben gewinnen? — Bauern und Handwerker, kleine Leute, ein paar Pastoren und Schwärmer als Leithammel und Reklamemuster, und das war natürlich. Man warb auch, was man brauchte, und die Agenten hatten ihre Anweisungen. Nicht das Schicksal besorgte die Auslese des Materials, aus dem sich die letzte und wunderreichste Nation der Erde bilden sollte, sondern Gouverneure, Landspekulanten und Ausbeuter aller Art, und zu Tausenden sind ihre Opfer in den Geburtswehen dieser neuen Nation elend zugrunde gegangen. Man verfolge die Geschichte der Palatines oder die der deutschen Siedler in Neuengland oder im einzelnen das Los der zahllosen Verkauften und halte auch dann noch fest an der Legende vom Freihafen Amerika, von der Geburt einer Nation aus den Freiesten, denen, die das Joch fremder Tyrannen abgeschüttelt hatten. Mit allen Mitteln, fair or foul, hatte man dies vertrauensselige Volk herübergelockt, man hatte sie verpackt, verschickt, verkauft und behandelt wie Vieh und ärger, man hatte sie als Kulturdünger für den neuen Kontinent gebraucht, vergessen wir das nicht; man hat sie herübergeschleppt, weil man sie brauchte, und sie haben blutig bezahlt für das, was sie trotz allem für sich selbst zu erringen wußten. Sie standen, weiß Gott, bei niemand in Schuld für das Vorrecht, Amerikaner geworden zu sein. Anderseits müssen wir im biologischen Geiste alle jene Gemeinheiten und Verbrechen, die in jenen ungeheuren ökonomischen Prozeß der Kolonisation Amerikas hineinspielten, übersehen, die Biologie muß mit menschlichen Gemeinheiten ebenso wie mit Dummen und Betrogenen, mit Bauern und Königen rechnen, das ist nun mal Menschennatur, die sich auch in Amerika nicht verleugnet. Ebensowenig wie Privilegien können sich Vorwürfe aus jenen Vorgängen ableiten. Es handelt sich für uns einfach, festzustellen, was in den Kämpfen jenes frühen Chaos sich durchsetzte, wer Treiber, wer Getriebener war, wer Hammer und wer Blech war, wer die geistige Energie und wer die mechanische Arbeit zu leisten hatte. Und da können wir nur die kalte Tatsache verzeichnen, daß die deutschen Einwanderer jener Zeit nur erlitten, was zu erwarten war, um nicht zu sagen, was sie verdienten. In der Entwicklungsgeschichte ist fromme Duldung keine Tugend. So war auch nur zu erwarten, daß der Angelsachse im Sattel blieb. Von Tyrannei oder Vergewaltigung seinerseits kann, streng im biologischen Sinne wenigstens, keine Rede sein. Ebensowenig kann man jenen Deutschen Vorwürfe machen oder auf sie mit Mißachtung herabsehen. Sie waren eben einfaches Volk, bescheiden, das ist keine Schande, und aus ihnen konnten selbst unter der Inspiration Amerikas nicht im Handumdrehen den anderen ebenbürtige Bürger werden. Es konnte höchstens die Frage sein, ob sie in ihren Lenden das Zeug zu einer Höherentwicklung mitherübergebracht hatten und ob sie sich mit der Zeit gegen die anderen Rassen würden behaupten können. Gewiß, der Deutsche hat mit berechtigtem Stolz auf eine stattliche Reihe von berühmten deutschen Namen zu weisen: Peter Minuit, Leisler, Pastorius, Zenger, Mühlenberg, Herkimer und viele andere, die auf Amerikas Schicksal entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, aber die Masse der Deutschen blieb doch am Boden kleben. Sie strebten nach Wohlstand und erreichten ihn, aber sie gingen auf in ihrem behaglich bescheidenen Leben. Sie wurden sprichwörtlich gute, ordentliche Bürger, düngten ihr Land besser als andere, hatten kinderreichere Familien und erfüllten durchaus die Erwartungen, die ihre Importeure auf sie gesetzt hatten. Es war ein guter Schlag und der Angelsachse ein geschickter Kolonisator. So war es später denn auch nichts wie selbstverständlich, daß fast ausschließlich englische Köpfe die neue Staatsform schufen. Nicht daß der Deutsche gleichgültig war, durchaus nicht, er war mit Herz und Seele dabei, kämpfte und starb für seine Ueberzeugung, er gab sein Bestes, aber die geistige Führung, die hat er eigentlich nie gehabt. Das Beste, was man vielleicht von ihm sagen kann, wäre, daß er immer das Beste, das sich bot, kräftig unterstützte; wir glau-

ben, daß das im großen ganzen der Fall gewesen ist, und unzweifelhaft hat sich der Deutsche damit schon allein die größten Verdienste um Amerika erworben. Diese schöne Tatsache darf aber nicht jene biologisch wichtige andere verschleiern, daß der Angelsachse bis auf den heutigen Tag die öffentliche Meinung beherrscht, politisch und kulturell den Ton angegeben hat und Amerika den angelsächsischen Charakter offiziell erhalten hat. Wie absolut die Deutschen sich haben ins Schlepptau nehmen lassen, geht allein aus der immens wichtigen Tatsache hervor, daß die deutsche Sprache sich keine gleichwertige offizielle Stellung hat erringen können, daß die englische die einzige Landessprache hat bleiben können. War es denn so selbstverständlich, etwa eine wesentliche Bedingung des Amerikanismus, daß er eine Sprache sprechen mußte? Man bestand ja doch nicht auf einer Staatskirche. Aber daß es trotzdem so gekommen ist, ist biologisch allerdings sehr begreiflich, und nur wenn Amerika als die höchste Synthese menschlichen Nationallebens gerühmt wird, wenn es darauf Anspruch macht, Repräsentant aller Völker der Welt unter einem höheren Prinzip zu sein, dann dürfen wir fragen, wie das stimmen soll, wenn erst das Wertvollste fremder Kulturen, ihre Sprache, zur Verkümmerung gebracht worden ist.

Uebersehen wir noch einmal im ganzen die Bedingungen, welche die Auswanderung der Deutschen nach Amerika beherrschten, dann müssen wir wohl zusammenfassend entscheiden, daß infolge seiner dadurch bestimmten Selektion der Beitrag der deutschen Rasse ein wesentlich physisch materieller, aber kein geistig kultureller gewesen ist.

Wir wollen uns selbst die hauptsächlichsten beiden Einwände machen, die man gegen eine solche Behauptung erheben kann. Einmal könnte man einwenden, daß immerhin deutsche Volkssubstanz beigesteuert wurde und daß die sich unter allen Umständen mit der Zeit hätte in ihrer Eigenart hervortun müssen. Besonders mag dieser Glaube mit Bezug auf das deutsche Volk berechtigt erscheinen, denn gerade bei ihm hat sich das breite Volk immer noch erstaunlich reproduktiv erwiesen. Immer wieder sind aus seinen Tiefen die bedeutendsten Geister emporgestiegen. Die deutsche Rasse ist jung geblieben bis in die Wurzel, seine Kultur ist auch heute noch nicht zu einer traditionellen, aristokratischen geworden. Dem steht heute aber die Tatsache gegenüber, daß das deutsche Element in Amerika keine auch nur der der anderen Rassen gleichwertige Kultur aufweist und daß es nicht einmal mit der Kultur im alten Stammlande Schritt gehalten hat. Das deutsche Element hat auf amerikanischem Boden nichts von jenen der deutschen Rasse innewohnenden Wunderkräften verraten. Was die Geschichte des Deutschtums hier an Namen nennt, sind fast ausschließlich deutschgeborene Männer, und von einer bodenständigen amerikanisch-deutschen Geisteskultur ist kaum in einem Einzelfalle die Rede. Hat der deutsche Genius hier versagt?

Wie könnte man das wohl behaupten? Man bedenke doch, was man mit solchen Erwartungen in Wirklichkeit fordert und von welchem Material. Daß die deutschen Auswanderer überwiegend aus einfachen Leuten, Arbeitern und Bauern bestanden, das war sicherlich an sich keine Beeinträchtigung der Möglichkeiten, sie hätten auch hier die Voreltern eines Kant, eines Luther sein können. Denken wir aber noch einmal an jene Auswanderungsselektion. Was waren es für Leute dem Charakter nach, die jenen Lockungen eines fremden Landes zuerst Folge leisten würden: Die Antwort, die einem darauf naheliegt, ist, daß das Leute selbständigen Denkens und Handelns gewesen sein müssen; stolze, die unwillens waren, länger menschenunwürdige Behandlung zu ertragen, Idealisten. Wir sind gerne ein bißchen edeldenkend romantisch in solchen Dingen, und auch der Verfasser hat sich lange mit dieser instinktiven Auffassung zufriedengegeben. Fraglos, eine mehr wie gewöhnliche Entschlußkraft gehörte schon dazu, besonders damals, eine solche Wanderung ins Blaue anzutreten. Aber ist das alles, spricht diese Beweglichkeit auch schon für mehr als Durchschnittsintelligenz oder gar für einen höheren ethischen Charakter? Die Auswanderung als Antwort auf jene tolle verlogene Propaganda aufgefaßt, könnte sie jene Leute auch zu einfältigen Gimpeln stempeln oder zu Geld- und Besitzgierigen, sie würde auch den chronisch Unzufriedenen, den ruhelosen Abenteurer ebenso wie den idealistischen Schwärmer mitreißen, nicht zu erwähnen den, dem der heimatliche Boden aus dunklen Gründen zu heiß geworden ist; vielerlei buntes fahrendes Volk! Zur Ergänzung dieses Charakterbildes frage man sich einmal, wer wohl zu Hause bleiben würde, wer solcher lockenden Propaganda widerstehen würde, und wäge dann ab, ob der bessere Teil ging oder blieb. Gewiß, der Mut- und Willenlose, der Schlaffe und Geistigdumpfe ging freiwillig nicht, aber auch der tiefer Gebildete, der ruhig Denkende, der seiner selbst und seiner Fähigkeiten sich Bewußte ging nicht; die kamen auch daheim fort. Auch die, die weltliche Güter nicht in erster Linie zu ihrem Glück benötigten, die geistig Reichen, Dichter und Denker, die, die ihre Heimat über alles liebten, die, die festes Vertrauen in den Genius und die Zukunft ihres Volkes hatten, denen Traditionen teuer waren, dann auch die von wahrer Humanität Beseelten, die von starkem Gemeinschaftssinn getragen aushielten bei ihren Brüdern und Leidensgenossen, die den Kampf für bessere Zustände nicht aufgaben — die hatten doch mehr Mut, mehr Treue als jene, die die Hoffnung aufgaben, nicht wahr? Wenn vieles Minderwertige naturgemäß nicht auswanderte, ebenso naturgemäß blieb das beste, das stärkste, das treueste, das deutscheste, das fähigste, das stolzeste Geschlecht daheim. So war, was herüberging, naturnotwendig tief unter dem Durchschnitt, vor allem ethisch. Es war vorwiegend materialistisch gerichtet, was immer sonst seine Vorzüge waren. Es war rationalistisch, soweit es intelligent war, radikal und stark egoistisch. Es war das Material, das an der Oberfläche des deutschen Staatskörpers haftete, das die gesteigerte Zentrifugalkraft des Weltgeschehens naturgemäß zuerst abschleuderte, weil seine Wurzeln nicht tief genug, nicht in das Herz des deutschen Wesens gingen.

Diese Charakterisierung mag abfällig klingen, es sei aber darauf hingewiesen, daß sie im streng biologischen Sinne kein absolutes Urteil bedeutet. Es war unvermeidlich, zur Hervorhebung der Unterschiede Ausdrücke zu gebrauchen, die natürlich nur in einem einseitig deutschen Sinne gelten können. Als Menschen überhaupt, als Material für ein neues, anderes Volk war vielleicht dieser Anteil gerade der brauchbarste. Vielleicht konnten gerade nur die, die unter jenen Bedingungen dem Rufe Folge leisteten, gute Amerikaner werden, und wie man sagt, sind die Deutschen hier mit die besten amerikanischen Bürger geworden. Und wenn nun heute die Welt den Amerikaner als einen führenden Menschentypus anerkennen will, dann waren wohl jene Auswanderer das Beste, was Deutschland seinerzeit zu geben hatte; man sieht, daß, wenn man vom rein biologischen Standpunkt abweicht, man je nach dem nationalen Standpunkt, den man einnimmt, zu ganz verschiedenen Urteilen kommen kann, und gewiß, man wird dem Verfasser unter solchem Vorbehalt seinen deutschen Standpunkt nicht verdenken, zumal ja jede nationale Ansicht im Grunde, nicht wahr, gleichgültig und ein Privatvergnügen ist. (Schluß folgt.)

Walther Schotte / Die wirtschaftliche Annäherung der Mittelmächte

Wir haben drei Jahre zusammen gekämpft, wir sind mit- und füreinander gestorben, wir wollen mit- und füreinander leben; denn Blut bindet. So ist die Stimmung.

Also wollen wir auch zusehen, daß jeder, der Deutsche, der Oesterreicher, der Ungar, der Bulgare, der Türke, daß wir alle wieder zu Kräften kommen. Indem unsere Länder aneinander grenzen, ergeben sich so viele Fragen über die Entwicklung unserer wirtschaftlichen Kräfte, die völlig nur durch gemeinschaftliche Arbeit gelöst werden können: Alle Fragen der Verkehrspolitik, der Regulierung der Donau, ihrer Verbindung mit dem deutschen Stromnetz, zumal durch den Donau-Oder-Kanal, der Wasserstraßen- und Eisenbahn-Tarifpolitik usw. Ueberall in Mitteleuropa ist man sich einig, daß diese gemeinsame Arbeit geleistet werden muß. Jeder wird nämlich von ihrer Vollendung seinen Vorteil haben: der eine

Digitized by Google

einen größeren, der andere einen kleineren, aber Vorteil jedenfalls. Und so hält sich die Stimmung!

Alle diese Arbeit bewegt sich in der Richtung, die Verhältnisse einheitlicher zu gestalten, die verbündeten Länder wirtschaftlich auf einen mitteleuropäischen Nenner zu bringen. Im Hintergrunde der Gedanken schimmert ein Ideal ferner Zukunft: das Ideal eines mitteleuropäischen Wirtschaftsgebietes von weltwirtschaftlicher Bedeutung, die es den weltwirtschaftlichen Kreisen Englands und Amerikas ebenbürtig an die Seite stellen würde, eines Mitteleuropa, in dem alle historischen Entwickelungsunterschiede ausgeglichen wären zu einheitlicher, höchst gesteigerter Wirtschaftskraft. In einem solchen Mitteleuropa würde es keine besonderen Interessen Deutschlands, Oesterreichs oder Ungarns mehr geben, die einander entgegenstehen und gar vor das Interesse des Ganzen gestellt werden müßten. Zollschranken inmitten Mitteleuropas wären Unsinn. Es entsteht der Gedanke des Zollverbands!

„Wenn wir ein großes, einheitliches Zollreich neu bilden könnten, in dem wir die ganze Industrie von neuem aufbauen wollten, so würde ich ohne weiteres für dieses eine große Zollreich sein.... Es fragt sich nun, ist es wahrscheinlich oder auch nur anzunehmen, daß wir aus staatsrechtlichen Gründen zu einem solchen neuen Aufbau von „Mitteleuropa" kommen können? Darauf wird wohl einheitlich geantwortet werden: Nein! Wir können nun einmal nicht rationell vorgehen, weil wir historische Bedingungen schützen müssen; vor allem aber aus finanziellen Gründen: Oesterreich-Ungarn kann die Grundlage seiner Einnahmen, die Industrie.... nicht aufheben." (Franz Eulenburg in der Aussprache des Vereins für Sozialpolitik vom 6. April 1916; vergl. die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten. 3. Teil S. 48 f [Duncker u. Humblot, München und Leipzig 1916, 127 S.])

Soll wirklich die Geschichte immer der Vernunft im Wege stehen? Und wo bleibt unsere mitteleuropäische Stimmung?

Ehrlich gesagt: ich halte die Berufung auf die Geschichte nur für einen Vorwand. Gewiß, in der Geschichte ruhen die wirtschaftlichen Unterschiede, die die Sonderinteressen der verschiedenen Wirtschaftsgebiete bestimmen. Aber alle Geschichte ist mindestens ebenso abhängig vom menschlichen Willen wie von den gegebenen, den historischen und natürlichen Verhältnissen. Der Wille kann diese zwingen! Natürlich aber darf sich der Wille nicht von der Kurzsichtigkeit lokaler oder sozialer Interessen leiten lassen, sondern muß weitausschauende Vernunft zur Führung wählen.

Was aber diktiert denn die Vernunft? Wirklich den Zollverband? Und wenn, warum?

Man stelle sich vor: das Deutsche Reich wäre heute ein loserer Staatenbund, als es ist, es gäbe keine Reichszollpolitik, sondern innerhalb des Reiches einzelstaatliche Zollpolitik, die den zweifellos vorhandenen wirtschaftlichen Gegensätzen und Interessen Rechnung trüge: der agrarische Osten schützte seine sich entwickelnde Industrie gegen den Westen, Bayern wäre gesperrt gegen Preußen und zumal gegen das Rheinland, und jeder Staat hätte eigene Außenzölle. Wir alle sind überzeugt, daß nicht nur die deutsche Gesamtwirtschaft heute schwächer wäre, sondern auch die politische Macht Deutschlands; seine militärisch-politische Kraft vor und im Kriege wäre durch die mangelnde Handlungsfreiheit, durch die Ungleichheiten und Gegensätze der Interessen und Bedingungen unterbunden. Es ist der Zustand, den wir heute in Mitteleuropa empfinden! Der Zollverein war nicht nur für Deutschland, er ist auch für Mitteleuropa die Voraussetzung zur Entfaltung der wirtschaftlichen und militärisch-politischen Kräfte. Er bahnt die Ausgleichung aller Gegensätze an, bis das von allen als Ideal erträumte auch innerlich einheitliche wirtschaftliche Weltreich entsteht.

Hinter dem Deutschen Zollverein, aus dem das Deutsche Reich entstand, war von Anfang an ein Wille lebendig, der Wille zu einer deutschen Lebensgemeinschaft. Gibt es den Willen zur mitteleuropäischen Lebensgemeinschaft?

Es ist natürlich, daß jeder für sich leben will. Das war auch im alten Deutschen Bund nicht anders. Die Mittelstaaten hatten ihre reine Freude am preußisch-österreichischen Gegensatz. In dieser Spannung konnten sie als eigene politische Figuren bestehen, auf die Rücksicht genommen werden mußte. Bis die Gefahr an sie herantrat, die vom französischen Ausdehnungsdrange rührte. Da endlich schlossen sie sich zur deutschen Lebensgemeinschaft auf Sieg und Tod zusammen. Auch in Mitteleuropa will jeder für sich leben. Das geht nicht, sagt Friedrich Naumann. Gegen den englisch-russischen Druck ist jeder allein zu schwach. Nun aber gibt es wirklich in Oesterreich-Ungarn Leute, die Naumanns Behauptung in sich zwar nicht bestreiten, wohl aber die Voraussetzung der Fortdauer des russischen Druckes für Oesterreich. In der Wiener Finanzwelt und bei dem radikalen Flügel der ungarischen Opposition sitzen diese merkwürdigen Politiker, die sagen: „Es läßt sich, der Krieg mag günstig oder ungünstig enden, recht wohl denken, daß die Reibungsflächen zwischen Oesterreich und Rußland verkleinert werden. Dann hätte Oesterreich seine Hände frei und könnte auch den Anschluß an die Westmächte ins Auge fassen, da zwischen ihm und diesen gar keine wirtschaftlichen Interessengegensätze bestehen. (Hainisch a. a. O. S. 103.) Hinter dieser Konstruktion liegt die Idee: Wir geben Konstantinopel und den östlichen Balkan, vielleicht auch Galizien den Russen preis und orientieren uns westbalkanisch-adriatisch. Naivitäten, deren realpolitische Verwirklichung unmöglich ist! Der russische Druck würde auch dann fortdauern und nicht eher aufhören, als bis Oesterreich-Ungarn eine slawische Satrapie wäre, die Rußlands Geschäfte am Mittelmeer und im Norden gegen Deutschland besorgte.

Viel leichter würde uns Reichsdeutschen eine Politik der Verständigung mit Rußland. Freilich auch wir haben das russische Drängen zur Nordsee abzuwehren. Aber die Nordsee ist noch ein fernes Ziel für Rußland. Vorläufig braucht uns Rußland wirtschaftlich, hat keinen Grund zur Eifersucht, ist sogar froh, wenn wir uns überseewirtschaftlich im Kampf mit England dehnen. Wir müßten ihm allerdings den nahen Orient ausliefern. Unsere Zukunft wäre unsicher, die nahe Gegenwart erträglich; selbst im Kriege würden wir zurzeit nicht sehr viel schwächer allein sein. Trotzdem! Naumann hat unzweifelhaft recht: in die Zukunft können wir nicht allein gehen. Setzen wir nur den Fall, daß in einem künftigen Weltkriege auch Oesterreich-Ungarn unser Feind wäre! Der Fall ist nicht undenkbar. Sollte Polen in irgendeine Verbindung mit der habsburgischen Monarchie gebracht werden, so lebt an unserer langen fürchterlich gestalteten Grenze ein Siebenzig-Millionenvolk, von dem nur der siebente Teil deutscher Nationalität ist; die Slawen sind in der Mehrheit. Wer will für ausgeschlossen erklären, daß sie einmal die Politik der habsburgischen Staaten in nationaler Verblendung an die Seite des großen russischen Bruders rücken. Das ist nicht ausgeschlossen, wenn die Lebensgemeinschaft nicht zustandekommt. Es ist auch selbstverständlich, daß diese Gemeinschaft in erster Linie von den Deutschen Oesterreichs gehalten werden würde, nur daß diese andererseits ohne Lebensgemeinschaft mit den Deutschen im Reich allen Gefahren der Minorität ausgesetzt sind. Alle Debattanten jener Sitzung des Vereins für Sozialpolitik geben ohne weiteres zu: daß bei einer österreichischen Lösung der polnischen Frage die mitteleuropäische Lebensgemeinschaft auf der Grundlage der Wirtschaftsgemeinschaft eine wirtschaftliche und politische Notwendigkeit wird. Prof. A. Spiethoff-Prag geht noch weiter: Auch ohne Polen liegen die Verhältnisse der Habsburgischen Monarchie schon so, daß ihre Deutschen verloren sind, wenn die Lebensgemeinschaft nicht zustande kommt. So dachten fast alle Oesterreicher, Spann, Hartmann, Hainisch. Und was bedeutet das vom reichsdeutschen Standpunkt? Hören wir Spiethoff („Die wirtschaftliche Annäherung" usw., III. Teil, S. 126):

„Wollen die Reichsdeutschen die Deutschen Oesterreich-Ungarns dem Weg der Holländer, Vlamen, Schweizer aussetzen, oder soll ein Verhältnis wie zwischen Süd- und Norddeutschen herbeigeführt werden. Die Vollendung liegt im Schoß einer längeren Entwicklung, die Entscheidung fällt jetzt. Zu Beginn des Krieges erwartete man in Deutschland: Der amerikanisch-japanische Gegensatz werde die Union auf Deutschlands Seite führen. Namentlich des Vorkämpfers der weißen Rasse, Roosevelt, glaubte man sicher zu

Digitized by Google

sein. Die Amerikaner sind Engländer und fühlen englisch, und dem kann Deutschland schlechterdings nichts entgegenstellen. Die Welt bietet für Deutschland nur einen ähnlichen Stützpunkt: die Deutschen in Oesterreich-Ungarn! . . . Ein völkischer Gewinn und eine weltgeschichtliche Entwickelung steht in Frage, für die selbst handelspolitische Gegenwartsopfer kein zu teurer Einsatz wären."

Die unbedingt zwingenden Gründe für die Lebensgemeinschaft liegen also auf politischem Gebiet. Die Lebensgemeinschaft wird aber erst wirklich, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse hüben und drüben ineinander überfließen, wenn durch gemeinsame Handelspolitik, durch gemeinsamen Ein- und Verkauf, durch Münzeinheit und Gemeinschaft der Notenbanken, durch Eisenbahngemeinschaft, durch Militärkonvention, die den gemeinsamen Mobilmachungsplan und die künftige Kriegswirtschaft regelt, die verbündeten Länder so ineinander verschränkt sind, daß keine einander feindliche oder mißtrauische Stimmung hochkommen kann, kein Zaudern in entscheidender Stunde, kein Alleinhandeln möglich ist. Verkehrs- und tarifpolitische Annäherung allein schafft die Voraussetzungen hierfür nicht. Dazu gehört der Zollverband, ob er nun durch die veränderte Kriegs- und Friedenswirtschaft mit der Notwendigkeit der Valutaregelung sofort durchgeführt wird oder mit Abbau und Präferenzen vorzubereiten ist.

Freilich, auch die Gegner der Annäherung rechtfertigen sich durch politische Gründe, gerade auch im Interesse des Bündnisses. Sie meinen, gewiß sei das gemeinsame Zollreich ein ideales Ziel, aufs innigste zu wünschen, aber vorläufig undurchführbar. Oesterreich-Ungarns Industrie wird durch die deutsche Konkurrenz zugrunde gehen! Es käme ja aber gerade für unser Bündnis darauf an, Oesterreich wirtschaftlich zu stärken, und das sei nur durch eine Schutzzollpolitik zugunsten der dortigen Industrie möglich, durch eine eigene, nicht mitteleuropäische Wirtschaftspolitik.

Man setzt also politische Gegenwartsinteressen so weit voran, daß ein End- und Grundziel damit unmöglich wird. Denn das bedeutet es, wenn jetzt mit dem Ausbau einzelstaatlicher Wirtschaftspolitik begonnen wird.

Uebrigens sind diese sonderbaren Schwärmer für eine industrielle Schutzzollpolitik Oesterreichs nicht dort, sondern bei uns zu finden! Freilich muß man dazu erwähnen: Eben diese Volkswirtschaftler bangen andererseits um den Abschluß unserer Handelsverträge, daß unsere Freiheit, etwa mit Rußland abzuschließen, durch das mitteleuropäische Bleigewicht belastet werden könnte!

Es sind wahrhaftig „handelspolitische Gegenwartsopfer" allein, die man sich einer weltgeschichtlichen Forderung zu bringen scheut!

Und wäre wirklich große Gefahr für die Industrie und damit für die ganze Volkswirtschaft Oesterreich-Ungarns, muß nicht dann vielmehr nachgedacht werden, wie diese Gefahr zu verringern ist, ohne das politische Endziel aufzuschieben oder gar aufzugeben, anstatt, daß man gleich das Kind mit dem Bade ausschüttet? Dazu liegen alle diese Streitigkeiten so, daß man Behauptung gegen Behauptung stellt, ein bündiger Beweis aber unmöglich ist. Während Prof. Eulenburg die Lebensfähigkeit der österreichisch-ungarischen Industrie im Zollverbande bestreitet, wird sie von vielen der führenden Industriellen Oesterreichs selbst bejaht; ähnlich liegt es auf dem nächstumstrittenen Gebiete: der gemeinsamen Handelspolitik. Und endlich ist mit Recht gesagt worden: Viel leichter würde die Wiederaufnahme der alten deutsch-österreichisch-ungarischen Handelsvertragspolitik nach dem Kriege auch nicht sein. Auch die ist heute ein dunkles Gebiet geworden und würde zwischen den Verbündeten Schwierigkeiten genug aufhäufen.

Professor Max Weber und Professor Spiethoff, die m. E. in diesen interessanten Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik das Allerklügste gesagt haben, betonen mit Recht: daß die Wissenschaft nicht durch ihre Zweifel ein notwendiges politisches Werk untergraben dürfe, sondern seine Schwierigkeiten nur herauszuarbeiten habe, um sie leichter überwinden zu können. Vor allem aber sollten Wissenschaftler sich freimachen von Stimmungen, wie sie in dem harten egoistischen Machtkampf der Wirtschaftsgruppen hochkommen. Ihre politische Leidenschaft soll sich vom Interesse des Ganzen her bestimmen und ihre wissenschaftliche Arbeit nur so weit beeinflussen, als sie ihr Aufgaben stellt. Niemals aber darf sie die Methode selbst angreifen.

Gertrud Bäumer / Geist aus dem Krieg

In den deutschen Bibliotheken füllten sich in diesen letzten Jahren Säle mit Kriegsliteratur. Diese Tausende von Büchern und Heften haben — im Unterschied von anderen Zeiten — mit sehr wenigen Ausnahmen das eine Gemeinsame, daß sie nicht Taten, sondern nur Zeugnisse und Widerhall von Taten sind. Die Ereignisse herrschen, und die Worte folgen ihnen. Mehr als jemals sind sie nur die Schatten, die von den Wirklichkeiten geworfen werden, weniger als je steigt aus ihnen eigene Wirklichkeit auf. Wie viele von diesen Tausenden von neuen Katalognummern bezeichnen einen lebendigen Anstoß zum Geschehen, bedeuten führende Gestaltung der Wirklichkeit, aktive geschichtliche Kräfte? Sie würden nicht eine einzige Reihe der bis oben hin bedeckten Wände füllen. Gewiß, daneben sind eine gute Zahl anderer, die den Worten stärker, klarer und fester Menschen an schwächere und schwankendere gleichen, die den Sinn der Ereignisse und des eigenen Erlebnisses bestimmter zu fassen und packender auszusprechen verstehen und dadurch im Gefolge des Schicksals es tragen und durchführen helfen. Im ganzen aber war es doch auch wieder mehr die Tat als das Wort, von der die Kraft des Mitreißens und Mittragens ausging. Wir haben an einer Handlung einfacher todesmutiger Tapferkeit im Schützengraben oder auf dem Meer, an einem Beispiel gelassener zäher Pflichttreue in der Heimat mehr vom Sinn der Zeit gespürt und mehr Kraft und Erbauung empfangen als von zehn vaterländischen Reden oder Leitartikeln. Die Leistung hat das Wort in den Hintergrund geschoben.

Aber diese Leistung lebt aus dem Boden von Gesinnungen und Idealen, der lange zuvor bereitet sein mußte. Sie ist, so handgreiflich und einfach, so tatsächlich und unreflektiert sie sich darstellen mag, ihrem Wesen nach Geist, Ergebnis einer geistigen Bildung, Frucht eines inneren Besitzstandes, die in Jahrhunderten auf den verschiedensten Wegen erworben sind. Und sofern die Kriegsliteratur (im weitesten Sinne) Rechenschaft darüber gibt, aus welchen geistigen Quellen sich jeder stählt, im Namen welcher Ideale das Unmögliche getan, das Unüberwindliche überwunden wird, wird sie doch wieder, wenn auch nicht eine schöpferische, so doch eine klärende geschichtliche Macht.

Im ersten Kriegsjahr war der Krieg sozusagen sich selbst genug. Alles war neu und groß: das bedrohte Vaterland, der Abschied und Ausmarsch, der erste Sieg, der Kampf, der Tod; Grauen und Tränen, Triumph und Schmerzen, Kameradschaft und Führerschaft. Ein mächtig, unerschöpflich scheinender Quell stieg die Kriegslyrik empor, in der die bis ins tiefste erschütterte und aufgewühlte Seele Deutschlands sich befreiend auszusprechen versuchte. In diesen Strom löste sich alles auf, was an Geistigkeit und Idealismus da war, welcher Herkunft und Farbe es auch sein mochte. Das Große, dem man sich hingab, stand da lebendig und greifbar, nicht als Prinzip oder Idee, sondern als wahrhaftige Wirklichkeit. Ideen und Grundsätze einigen ihre Bekenner, aber zum Zweck der Trennung von den anderen und der Grenzsetzung. Nun rief ein lebendiger Gott, dessen Stimme sie alle vernahmen, dessen Befehl sich von selbst in jede Weltanschauung übersetzte und dem jedes einzelnen Menschen innerste und mächtigste Seelenkräfte in ihrer Sprache antworteten. Das ist das unwiederbringlich Große aller Kundgebungen der ersten Zeit. Ein Funkensturm, der aufstob unter dem ersten Anprall von Stein und Stahl, so sind die Lieder und Reden des Jahres 1914. Sie haben alle etwas vom „Außer-sich-sein" — in Rhythmus und Sprache, in Bewegung und Bild. Sie füllen sich mit dem Geist der Psalmen oder des alten Kirchenliedes, werden härter und inniger, treuer und ernster, als was die moderne Seele zuvor bewegte, als Blut und Tod bloße Bilder waren. Die Lieder z. B. des Michael Schwert-

Digitized by Google

los (Albrecht Schäffer, Inselverlag) sind in ihrer steifen Kraft, ihrer aus Innigkeit und Fülle ungelenken Leidenschaft ein überraschender Durchbruch alten deutschen Wesens in die geglättete, formsichere Gegenwartssprache. An Lersch, Bröger und manche anderen braucht nur erinnert zu werden.

Solche Zeugnisse gibt es jetzt nicht mehr. Das Erleben des Krieges hat andere Formen angenommen, mußte sie annehmen nach seelischen Gesetzen, die uns beherrschen. Was zuerst ganz unmittelbarer Ausfluß eines stimmunghaft einheitlichen Willens war, sank mehr und mehr in die Sphäre der Pflicht, die nicht mehr selbst Quell der Kraft ist, die sie fordert. Um diese Pflicht erfüllen zu können — Monate und Jahre hindurch — bedurfte man neuer Hilfe. Die Einheit aller Mächte, die uns das Leben lebenswert machen, mit der Forderung des Tages ist irgendwie zerrissen, das täglich Notwendige füllt nicht mehr von selbst die Seele mit Kraft — im Gegenteil, es wendet sich mit immer härterer, dringenderer Forderung an Lebensquellen außerhalb seiner selbst. Jetzt beginnt erst die Probe für die geistige Widerstandsfähigkeit, die Probe auf alles, was ein Volk an inneren Reserven besitzt, ein Generalappell an alle schicksalüberwindenden Mächte.

Uns wird gegen Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Kriegsjahres eine andere Gattung von Kriegsschriften beschert. Ein Beispiel dafür ist das kleine Buch oder die Briefe aus dem Felde über antike Kunst von André Jolles (Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung). Diese Schriften sind eine Rückkehr zum Friedensbesitz, zu allem, was außerhalb des Krieges liegt, oder richtiger: oberhalb seiner als unberührbarer, beharrender Wert. Der Krieg, dessen Leben uns alle zuerst ganz einspann, wird uns selbst zur vorübergehenden Durchbrechung, über die hinweg wir Vergangenheit und Zukunft unseres normalen Lebens zu verknüpfen versuchen. Es ist seltsam und ergreifend, wie immer mehr Fäden sich über diesen Abgrund spinnen, von dem, was war, zu dem, was sein wird. Kunst, Religion, Gedanken, Erkenntnis, soziale und politische Ideale, alles wird aus verschütteten Brunnen heraufgeholt, ein alter Besitz von neuer Kraft. Denn das ist das Bezeichnende: sind es alte Güter, so tragen sie doch neuen Sinn; kraftvolleren, zarteren, schwereren, heiligeren. Ein ungeheures Schicksal schmolz die Schlacken aus dem Erz, und wer überhaupt einen Sinn hat für Wesentliches und für den Gegensatz von Flachheit und Tiefe, in wem auch nur der Keim jenes Maßgefühls ist, das die Phrase (in Wort und Bild!) vom Kern- und Seinhaften zu trennen weiß, der hat jetzt eine Sichtung vorgenommen — ganz unbewußt —, die ihm vieles unerträglich macht, was er bisher duldete, und die ihn mit tieferem und bewegterem Ernst umfassen läßt, was das heilige Zeichen der Ewigkeit trägt.

„Ist es ein Zufall," so heißt es in den Briefen aus dem Felde über antike Kunst, „daß sich in diesen Tagen so viele Gemüter den Göttern von neuem zugewandt haben — sie mögen Jesus, Athene oder Jehova heißen? Ist es ein Zufall, daß zwischen uns der Name Aeschylos gefallen ist? Wir haben ihn in den fünfzehn Jahren unserer Freundschaft nur selten ausgesprochen — und dann gleichgültig."

Das ist so bezeichnend. Wenn alles Flache sich heute so unbarmherzig schnell abnutzt — auch der flache Patriotismus! —, so gewinnt das Große an Leuchtkraft und wird von erschütterten und tausendfach geprüften Seelen inbrünstiger gesucht und heißer geliebt.

Man spürt dieses neue Verhältnis auch in solchen Büchern, die nicht an der Front entstanden sind und nicht unmittelbar im Erlebnis des Krieges wurzeln. Wenn Ricarda Huch über „Luthers Glaube" (Inselverlag) schreibt, oder Friedrich Gundolf über Goethe, so ist es, als wenn ihre Hände die Kleinodien, denen sie eine neue Fassung geben, ehrfürchtiger und bewegter berühren. Wir sind alle in das Dunkel des Bibelwortes geführt von der Seligkeit der Armen oder — wenn der heidnische Gedanke näher liegt — wir erleben in uns den Eros, der nach dem Mythos ein Kind der Armut ist: „hart und rauh und barfuß — der Bedürftigkeit Genoß." Viele Kriegsbücher sind von diesem Eros beseelt, den die Härte des Schützengrabens, die Rauheit der blutigen Pflicht, die Blöße eines tausendfach verarmten Lebens erzeugte, eine edelste Blüte des langen Krieges.

Ein Buch, „Worte eines Idealisten" von Walter Köhler (nach dem Tode des Gefallenen herausgegeben bei Curtius, Berlin), zeigt in einem besonders reinen und klaren Geist die Verwurzelung dieser aus dem Kriege wiedergeborenen Liebe in der Gesinnung, mit der die Jugend in den Krieg hineinging. Im Kriegsjahr erschien die erste größere philosophische Arbeit von ihm: „Geist und Freiheit" — eine „allgemeine Kritik des Gesetzesbegriffs in Natur- und Geisteswissenschaft" (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen). Wer dieses Buch, eines der Dokumente aus der neuen Weiterbildung des alten philosophischen Idealismus, kennt und liebt, wird es vielleicht bedauern, in den „Worten eines Idealisten" einzelne Sentenzen daraus gesammelt zu sehen, die zwar die dahinterstehende Persönlichkeit eindrucksvoll spiegeln, aber doch die letzte philosophische Absicht dieses tiefen Buches nicht mehr erkennen lassen. Aber sicher bieten diese aus verschiedenen Schriften gesammelten „Worte" einem weiteren Kreis solcher Menschen etwas, die keine Philosophen sind, aber nach geistiger Aufrichtung und Anfeuerung dürsten. Hier finden sie Geist und Gesinnung in edelster deutscher Form: feurig und still, schwungvoll und gezügelt — im innigsten Sinne des Wortes fromm. Wer aus dem Fatalismus, der jetzt oft das Wesen unseres die Zähne zusammenbeißenden Durchhaltens ist, in das Reich der inneren Freiheit sich zu erheben sehnt, dem kann dies Buch dazu helfen. Es zeigt eine Verschmelzung von Geist und Politik, die in ihrem Wesen den geistigen Führern von 1813 durchaus verwandt ist. „Selig und zum höchsten Glück berufen, wer das Siegel seines Blutes auf den Pakt unserer Liebe und unserer Arbeit, auf die gewisse Hoffnung unserer, Deutschlands, Zukunft drücken darf. Ich dulde es nicht, daß man mich von dem ausschließe, was sonst an jeden von uns als die Gnade des Himmels kommt. Der Tod hat keine Gewalt über mich. Es ist das Siegel, über das Ich Herr bin und das Ich gebe." Diese Worte, mit denen der junge Philosoph seinen Entschluß zum Heeresdienst ausspricht, empfangen ihren besonderen Hintergrund durch andere, die, alldeutscher Selbstbespiegelung weltenfern, den Glauben an eine besondere Mission Deutschlands auf dem Wege der geistigen Vollendung der Menschheit bezeugen. „Wer sollte die Welt vorwärts bringen, wer das Neue und nie Erschaute freudig schöpfen und wirken, wenn nicht der Deutsche? Gott hat niemanden, auf den Er sich mehr verlassen könnte, niemanden, der im Grunde seines Wesens so auf Ihr vertraute." Es ist wohltuend und stärkend, durch solche Worte daran erinnert zu werden, daß hinter dem grausigen Geschehen der reine Wille einer nach vielen Tausenden zählenden deutschen Jugend steht, die ihr Leben für ein aus edelstem Geist geborenes Ideal hinzugeben bereit war. Das ist Trost und Verpflichtung zugleich. Trost, weil solche Opfer an sich eine geschichtlich bewegende und fortwirkende Kraft von unzerstörbarer Dauer sein müssen. Verpflichtung, weil jeder helfen muß, heute und jeden Tag, daß die äußere Wirklichkeit ein Abbild dieses reinen Jugendgeistes werde, der sich in sie ergossen hat.

Adolf Teutenberg / Ein flämisches Kriegstagebuch

Es ist ein merkwürdiges Faktum, daß auf belgischer Seite bisher noch kein geistig mündiger Mann aufgestanden ist, der als Augenzeuge von den deutschen „Greueln" einen irgendwie zuverlässigen Bericht gegeben hätte. Wenn diese „Greuel" wirklich Allgemeinerscheinung waren, müssen sie doch das Auge von Persönlichkeiten gehabt haben, die in dem belgischen Chaos Sehvermögen und Urteil bewahrten. Das Belgien vor dem Kriege war doch nicht arm an geistig überlegenen Persönlichkeiten. Und es wäre eine Beleidigung insbesondere der sachlicher denkenden und mit einer gewissen Wirklichkeitstreue begabten Intellektuellen Flanderns, wollte man verallgemeinernd sagen, daß auch sie ohne Unterschied von einem Wahnsinn befallen worden seien, wie er in der Sprache

Digitized by Google

eines Verhaeren und Maeterlinck in grellsten Flammen aufleuchtete. . . Untersuchungskommissionen unter französischer Beteiligung und Leitung haben aus furchtkranken, verwirrten und vom Kriege mitgenommenen Seelen allerlei „Tatsachen" herausgeholt, die von geschickten Advokaten zu Anklagen gegen das deutsche Heer verdichtet worden sind. Kann irgendein Richter, der in der Psychologie der Zeugenaussagen bewandert ist und der die Leidenschaften der aufgewühlten Zeit in Rechnung zieht, dergleichen Machwerken irgendwelche tiefere Bedeutung beimessen? Sogar Deutschland abgeneigte Neutrale haben Methode und Technik solcher Feststellungen bemängelt. Außerdem sind die Ergebnisse von deutscher Seite widerlegt und als nichtig erkannt worden. Und kein Sehender und Gerechter aus dem Volke der Belgier hat, wie gesagt, die moralische Minderwertigkeit des deutschen Soldaten auf Grund persönlicher (wenn auch beschränkter) Wahrnehmungen bestätigen können. Wohl aber ist noch in guter Erinnerung, daß der flämische Dichter Steyn Streuvels in einem Kriegstagebuch Eindrücke zum besten gab, die der albernen „Barbaren"-Phrase primitiver Feindesseelen einen unbeeifert-schlichten Abschied gab. Wird man endlich dazu übergehen, auch den Deutschen wieder als Menschen gelten zu lassen?

Ein neues Kriegstagebuch von belgischer (oder belgisch-flämischer) Seite, das soeben in deutscher Uebersetzung erscheint und nur direkt vom Rembrandt-Verlag in Oberweimar (Thür.) zum Preise von 2,00 M. zu beziehen ist, könnte Billigdenkende dazu veranlassen. Der Schreiber ist J. D. Domela Nieuwenhuis-Nyegaard, Pfarrer an der evangelischen Gemeinde in Gent. Nicht etwa ein deutscher Pfarrer, wie gleich bemerkt sei, sondern ein Mann von holländisch-dänischer Abstammung, der lange in England gelebt und gewirkt hat, seine Neigung für die gesamte angelsächsisch-germanische Rasse nicht verleugnet und übrigens als Geistlicher und Vorsteher einer sehr gemischtnationalen Kirchengemeinde über den Nationen steht. Dieser Mann kommt bei Ausbruch des Krieges nach einer etwas ungewöhnlichen Reise über See von Holland, wo er auf Urlaub weilt, nach Gent zurück, und schon jagt Wut und Wahnsinn durch die Stadt, flammt der Krieg blutigrot durchs Land. Nieuwenhuis tut, was seines Amtes ist: er beruhigt die aufgeregte Menge, nimmt sich womöglich der verfolgten Deutschen an und heischt Zutritt zu den Kranken- und Sterbelagern der Hingemähten. Der wird ihm nirgends geweigert, und so kommt der Pfarrer auf seinem überall hinlaufenden Fahrrade weit herum, ja er gerät nahe und zwischen die Schlachten. Immer wieder nach Gent zurückkehrend, schreibt er, unter dem frischen Eindruck des Erlebten, in sein Tagebuch, was er gehört und gesehen hat. Ohne literarischen Ehrgeiz, ja ohne einen Gedanken an spätere Veröffentlichungen tut er das: Nieuwenhuis hat sich, hat seiner Familie zu dauernder Erinnerung bewahren wollen, was er in jenen denkwürdigen Tagen erlebt. Erst später sind Teile des so entstandenen Kriegstagebuches in holländische Zeitschriften gekommen. Dann ist ein holländisches Buch daraus geworden, und aus dem holländischen, durch die Uebersetzerarbeit Wolf von Wülfings, ein deutsches.

Der deutsche Leser wird, nachdem die Legende von den „Greueln" eine so wild geführte Kriegswaffe geworden ist — die immer noch mit unverminderter Wut geführt wird! —, zunächst fragen, was ein flamisches Kriegstagebuch in diesem Betracht vorzubringen weiß. Der Verfasser hat vieles und sehr Beachtenswertes zu diesem Thema zu sagen, aber man erwarte nicht, daß er zum perorierenden Verteidiger wird. Es ist, glücklicherweise, nicht die Art des Tagebuchschreibers, zu meditieren und zu raisonnieren: er erzählt, er zeichnet auf, was er gehört und gesehen hat, und so stehen wir denn vor einer Fülle von Einzelbeobachtungen, die Verallgemeinerungen nicht zulassen. Aber allerdings: wo immer Nieuwenhuis mit deutschen Soldaten zusammentrifft — und nicht nur in den Lazaretten —, da weiß er nur Lobenswertes von ihnen zu berichten, oft auch aus anderer Munde. Natürlich gelangen auch blutrünstigste Greuelgeschichten an sein Ohr: Kinder, die gespießt oder erschossen sind; eine „abgehauene Hand in einer Hosentasche"; ein Metzger, der „erstochen in seinem Laden an einem Fleischhaken aufgehängt ist" usw. usw. Aber merkwürdig: sooft der willig hinhörende Pfarrer, dem diese und andere Geschichten vorgetragen werden, die nicht ganz sinnlose Frage stellt: „Habt ihr es selbst gesehen?" — lautet die Antwort: „Nein, wir haben es nur gehört — aber es ist doch wahr." Und nun anderseits! Jedesmal, wenn von dem forschenden Geistlichen den in den Kriegslazaretten hinsterbenden deutschen Soldaten, denen ein Bekenntnis doch nur Erleichterung bringen könnte, die Gewissensfrage nach etwa begangenen Greueltaten gestellt wird, antwortet ihm ein psychologisch recht aufschlußreiches Gefühl: „Sobald ich mit meinen deutschen Verwundeten über die ihnen angedichteten Greuel sprach, waren sie jedesmal tief entrüstet." ... Pflegen Mörder auf dem Totenbette über forschende Fragen eines Beichtigers entrüstet zu sein?

Es wäre falsch, zu glauben, daß die hier vorangestellten Dinge in Nieuwenhuis Kriegstagebuch unterstrichen würden. Sie scheinen mir, da die „Greuel"-Frage von den Staatsanwälten der Entente einmal zu einem Hauptanklagepunkt gebauscht worden sind, nur ein Wesentliches des sehr mannigfaltigen Berichtinhaltes zu sein. Der Leser, der ein Bild von dem belgischen Kriegschaos gewinnen will, wird andere Schilderungen des Tagebuchschreibers vielleicht mit mehr Anteilnahme vernehmen, als die Wahrheitszeugnisse über das Verhalten unserer Soldaten. Zum Beispiel jene rührende Geschichte von dem deutschen Hauptmann Ehrhardt, der in den ersten Kriegstagen an der flandrischen Küste Feststellungen über vermutete Landungen englischer Streitkräfte zu machen hatte, ergriffen und zum Tode verurteilt wurde; Nieuwenhuis, der sich vergebens für den heldenhaften Mann beim Belgierkönig und dessen Stellvertretern einzusetzen bemühte, hat den Verurteilten auf seinen letzten Gang vorbereitet und gibt von den letzten Stunden dieses deutschen Helden eine ergreifend schlichte Schilderung. Nur wenigen bekannt dürfte auch die spannende Erzählung einer Begebenheit sein, durch die die Universitätsstadt Gent hart an den Rand des Vernichtungsschicksals geführt wurde. Und ganz besonders verdient vermerkt zu werden die Aussage eines deutschen Theologie Studierenden über die vielberedeten Ereignisse in Loewen: eine Aussage eines urteilsbegabten Beteiligten, abgegeben nur wenige Tage nach dem Vorfall der Geschehnisse. Alle diese und andere Einzelheiten muß man bei Nieuwenhuis im Zusammenhang nachlesen, nur so sprechen die Begebenheiten in ihrer schlichten Vermeidung ihre stärkste Sprache.

Der Dank, den wir Deutsche Nieuwenhuis für die Veröffentlichung seiner Erlebnisse schulden, steigert sich zu hoher Achtung, wenn wir weiter wahrnehmen, wie rücksichtslos dieser Flame und Belgier Wahrnehmungen preisgibt, die Belgien geradezu anklagen. Belgiens Franktireurverbrechen, Belgiens demoralisierte Soldateska, Belgiens pflichtvergessene Beamtenschaft, Belgiens hetzerische und verlogene Presse — das alles wird dem Leser zu erhärteten Begriffen. Es gehörte Mut dazu, um Belgien solchermaßen preiszugeben. Indessen ist Nieuwenhuis inzwischen ja einer von jenen vorwärtsblickenden Flamen geworden, für die es kein Belgien mehr gibt, sondern nur noch ein Flandern. Möge die Zeit nicht mehr ferne sein, da sich diese Flamen eines neuen, eigenen und freien Vaterlandes unter dem starken Schutz des deutschen Brudervolkes in reichlichstem Ausmaß erfreuen dürfen!

Alfred Hein / Soldatentod

Wenn ich nur wüßt, ob du, ob der Tod
jetzt hinter mir steht und mich grüßt.
und sehn mich nach einem lieben Mund, so rot!
und seh'n mich nach einem lieben Mund, so rot!
Wenn ich's nur wüßt —

Wenn ich's nur wüßt, ob der Tod, ob du,
sich jetzt über mich beugt und ach, küßt.
Zwei brennende Augen leuchten mir zu.
Warum werd ich so lächelnd selig müd voll Ruh?
Wenn — ich's — nur — wüßt —

Gottfried Traub / Die Stefanskrone

Wir Menschen in unserer Bedürftigkeit können keinen Stern vom Himmel herunterreißen, um ihn auf die Standarte zu nageln. Wir müssen das an sich Wertlose stempeln und ihm einen Wert beilegen, wir müssen den Staub über den Staub erheben, bis wir wieder vor dem stehen, der nicht Könige und Bettler, sondern nur Gute und Böse kennt.
Hebbel.

Die schwärmerische Verehrung, welche das ungarische Volk seiner Stefanskrone entgegenträgt, ist dem nüchternen Politiker eine fremde Ueberraschung. Anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten las man bis ins Einzelste gehende Beschreibungen der alten Bräuche und Kronzeichen. Manche mögen diese überschwengliche Romantik mit dem stolzen und herrischen Zug der ungarischen Volksart in Verbindung bringen und sie im übrigen lächelnd ablehnen. Andere erinnern sich an ähnliche Vorliebe für Ueberlieferung, heilige Zeichen und ehrwürdige Sitten in anderen Völkern. Wenn aus alter ungarischer Sage König Emerich auftaucht, der die aufrührerischen Banden seines Bruders nicht überwältigen kann, rasch entschlossen seine Waffen ergreift, sich die Krone des heiligen Stefan aufs Haupt setzt und dadurch die Feinde entwaffnet, so werden wir aus der „biblischen Geschichte" an ähnliche Machterweise der heiligen Lade des jüdischen Volks erinnert, und überall schafft die anschauliche Volkserzählung aus ihrer Ehrfurcht vor dem Recken gleich anschauliche Bilder. Unsere Freude übersteigt diese bloß wissenschaftliche Befriedigung vergleichender Forschung. Glücklich das Volk, das in Gold, Perlen und Edelgestein seiner Königskrone das leuchtende Bild eigener Geschichte sieht! Aus viel Not heraus ist sie gerettet worden. Weil Volksnot und Volkswille aus ihren Diamanten leuchtet, wurde sie zum Sinnbild des eigenen Werdens. Die Stefanskrone war entführt, vergraben, verschleppt, verschwunden, wiedererstanden; sie war für unheilig erklärt, und köstlichere Kronen wurden angefertigt, um sie und ihre Rechte zu vernichten. Umsonst! Wie ein lebendiges Wesen kämpfte sie um ihr Dasein und Recht und setzte sich durch. Als Kaiser Josef II. die Krone aus der Wiener Schatzkammer nach Buda überführen ließ, jubelte die ungarische Bevölkerung. Man drängte sich an den Wagen, der sie trug, um ihn im Vorbeifahren zu berühren. Tausende von Lichtern grüßten die verehrte Macht. „Kraft unseres Gesetzes" nennt sie das Volk. Die „Unversehrtheit der Freiheit" war in ihr verbürgt. Sie brachte „Heilung der Wunden", „Ende der Klagen", „Morgenrot unseres Tages". Mag man sagen, was man will: ein Volk, das in solch stolzer Ehrfurcht mit seiner Krone lebt, besitzt einen Schatz, um den ihn manche beneiden können. Die Jahrhunderte sind mehr als Staub, und die Sinnbilder sind ebensoviel wert, als du dir selbst und dein Volk seiner Zukunft wert sein will. In dieser Krone wächst ein Volk über sich selbst hinaus, indem es sich mit den alten Chroniken und Sagen verbündet und sich von daher die Gewißheit eigener Unüberwindlichkeit und verpflichtender Unverletzlichkeit holt.

Lächle ruhig über altertümliche Gewänder, Zepter, Schwerter und Kreuze. Ich sehe einstweilen die Kämpfe und Opfer, von denen sie umwölkt sind. Ich schaue die Macht des Rechts und den Sieg der Stärke. Daran freue ich mich. Ob es die fünfhundertjährige Eiche auf dem Bauernhof oder das Wappen eines Rittergeschlechts ist — einerlei! Schuld und Freiheit, Kraft und Segen von Geschlechtern umhüllen dich, und du selbst wirst wieder ein Glied in der Kette, und die Jahrhunderte bringen es zutage, was Diamant und was Spreu war. Wir sind von heute und können nicht sein, wie die vor tausend Jahren. Aber Gesetz, Tapferkeit, Staat, Güte und Treue leuchten über alle Zeiten hinweg und auch über unsere. Ihr Sinnbild ist eine heilige Sache.

Soziale Bewegung

Arbeitgeber und Hilfsdienstgesetz. Wie die deutsche Arbeiterwelt, so haben auch die deutschen Arbeitgeber das Hilfsdienstgesetz im ganzen zustimmend aufgenommen. Es scheint freilich, als ob in ihren Kreisen mehr Besorgnisse über die Durchführung und die Folgen des Gesetzes zum Ausdruck kämen, als bei den Arbeitern. Wo der Stein des Anstoßes liegt, verrät u. a. das Fachorgan des Schutzverbands Deutscher Steindruckereibesitzer, das „Deutsche Steindruckgewerbe" mit folgender Klage: „Leider hat der Reichstag dem Drängen der Gewerkschaftsvertreter nachgegeben und gewerkschaftliche Grundsätze in das Gesetz hineingearbeitet, gegen welche die deutsche Industrie wie seit Jahren so auch noch in der zwölften Stunde ihre warnende Stimme erhoben hat. Die Arbeitgeber müssen sich damit abfinden, ohne damit ihre grundsätzliche Stellung aufzugeben. Die Regierung hätte wohl Veranlassung gehabt, die Privatbetriebe nicht anders zu behandeln als die Eisenbahnbetriebe, die doch schließlich auch Erwerbsbetriebe sind und doch nicht den sozialpolitischen Bestimmungen des Gesetzes unterworfen sein sollten."

Kaufmännische Angestellte und Hilfsdienstgesetz. In einer Untersuchung über die Wirkung des Hilfsdienstgesetzes auf die Angestellten schreibt das Gehilfenorgan, der „Handelsstand", u. a.: „Die kaufmännischen Angestellten sind in einer anderen Lage dem Gesetze gegenüber wie die Arbeiter. Hier handelt es sich nicht um Massen, sondern nur um einzelne. Vielfach ist der Handel infolge der Kriegswirtschaft ausgeschaltet. Andere Handelsbetriebe arbeiten nur in beschränktem Umfange, vielfach überhaupt nur, um sich über den Krieg hinwegzuschleppen. Da, wo die Angestellten in Industriebetrieben beschäftigt sind, sind die Gehälter nicht prozentual in demselben Umfange gestiegen, wie bei der Arbeiterschaft. Der Bedarf an kaufmännischen Angestellten in den vergrößerten Kriegsbetrieben oder den neu zu schaffenden Betrieben ist gewiß nicht gering. Der Wettbewerb von außen aber ist so groß, daß auch dadurch nicht eine erhebliche Steigerung der Gehälter zwingend erscheint. Es kommt ferner, und das ist das Ausschlaggebende, hinzu, daß der Arbeiter ohne große Schwierigkeiten immer sein Auskommen finden wird, auch wenn er die Arbeitsstelle wechseln muß. Bei den Angestellten ist dies nicht der Fall, gerade insbesondere nicht für diejenigen, die jetzt noch in der Heimat geblieben sind. Es sind vielfach die älteren Leute, die sich mühsam zu einer gewissen Einkommensstufe emporgearbeitet haben; diese haben sie auch nur innerhalb ihres bisherigen Betriebes erreichen können, und ein zwangsweiser Wechsel bedeutet zweifellos vielfach die Aufgabe des bisher errungenen Einkommens, ohne die Aussicht, daß beim Wiedereintritt normaler Verhältnisse eine gleichwertige Stellung sofort oder überhaupt erlangt werden kann. Trotz dieser Beurteilung unterstützt auch das genannte Fachorgan die Bemühungen der Angestelltenverbände aufs lebhafteste, das Hilfsdienstgesetz restlos zur Wirksamkeit zu bringen.

Eine Arbeitsgemeinschaft der mittleren Beamten ist nach dem Vorgang anderer Berufsvertretungen nunmehr auch für die Interessenvertretung der Besoldungsklassen 14 bis 20 in Preußen und der diesen gleichstehenden Klassen im Reich begründet worden. In einer kürzlich in Berlin abgehaltenen Vertreterversammlung wurde das Aufgabengebiet der neugegründeten Arbeitsgemeinschaft festgelegt; es erstreckt sich auf drei Hauptpunkte: Besoldungsfrage, Wohnungsgeldzuschußfrage und Standesfragen. Es soll u. a. hingewirkt werden auf Verminderung der Besoldungsklassen. Ferner soll den Bestrebungen anderer Beamtenklassen, soweit sie eine Benachteiligung der Beamten der Besoldungsklassen 14 bis 20 zum Ziele haben, begegnet werden. Auf dem Gebiete der Standesfragen wird der Wegfall der Standesbezeichnungen in der mittleren Beamtenklasse gewünscht.

Die deutschen Arbeitgeberverbände. Das „Reichsarbeitsblatt" veröffentlicht in seinem dreizehnten Sonderheft eine Uebersicht über Stand und Entwicklung der Arbeitgeberverbände im Jahre 1914, dessen letzte fünf Monate im Zeichen des Weltkrieges standen. Die Statistik wurde so spät veröffentlicht, weil die Umfrage erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1915 vorgenommen wurde, und weil die Auskünfte sehr langsam eingingen und doch schließlich noch als unvollständig angesehen werden müssen. Durch die späte Umfrage wurden natürlicherweise auch Verhältnisse der Entwicklung berührt, die die Kriegswirtschaft hervorgerufen und die eigentlich nicht mehr zum Jahre 1914 zu rechnen sind. Nach der amtlichen Erhebung gab es 1915 insgesamt 3683 Verbände gegen 3679 im Jahre 1914 und 2592 im ersten Erhebungsjahr 1909. Die Arbeitgeberverbände hatten nach allerdings lückenhaften Angaben 156 938 Mitglieder und beschäftigten 4 281 477 Arbeiter. Im Baugewerbe waren die meisten Unternehmer organisiert, ungefähr 45 000. Die nächstgrößte Anzahl verzeichnet das Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe, nämlich 13 000. Fast ebenso viele zeigt die Metallverarbeitung, während das Bekleidungsgewerbe mit 12 300 dicht darauf folgt. Die Landwirtschaft umfaßt 9100 und das Holzgewerbe 8900 Organisierte. Die Macht der einzelnen Organisationen kommt jedoch besser zum Ausdruck, wenn wir uns die Zahl der beschäftigten Arbeiter ansehen, die in den Gewerben in Betracht kommen. So

verzeichnen die Unternehmerverbände in der Metallverarbeitung 750 000 beschäftigte Arbeiter, der Bergbau 642 000, das Spinnstoffgewerbe 440 000. Neben weiteren statistischen Angaben erwähnt der Bericht auch noch die Maßnahmen der Arbeitgeberverbände hinsichtlich der Kriegsunterstützungen an Arbeiter und Angestellte, die jedoch in der Erhebung sich auf das erste volle Kriegsjahr beziehen. Auch hier kann sicher nicht von einem vollständigen bzw. übersichtlichen Material gesprochen werden. 54 Verbände, 2 Verbandsbüros und 17 Einzelfirmen haben Erhebungen angestellt und nennen eine Gesamtunterstützungssumme von 152 Mill. M. Nach einer Stichprobe des Kriegsausschusses der deutschen Industrie sollen dagegen die deutschen Unternehmer in den ersten 14 Kriegsmonaten ungefähr 320 Mill. M. an Unterstützungen aufgewendet haben.

Die jüngste weibliche Gewerkschaft, ein „Deutscher Verband der Sozialbeamtinnen", ist kürzlich auf Anregung der „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" in Berlin begründet worden. Der Verband bezweckt den Zusammenschluß der sozialen Berufsarbeiterinnen in Deutschland, deren Lage auf diesem neuen und täglich wachsenden Arbeitsgebiet dringend des Ausbaues und der Klärung bedarf. Aehnlich anderen Berufsorganisationen wird der Verband versuchen, durch Rat und Auskunfterteilung an seine Mitglieder, durch Mitwirkung bei der Stellenvermittlung, durch Förderung des Ausbildungswesens für Berufsangehörige seine Zwecke zu erfüllen. Veranstaltung von Erhebungen, Einwirkung auf die Gesetzgebung, auf soziale Organisationen, Behörden und die gesamte Oeffentlichkeit gehören zu seinen weiteren Aufgaben. Die Mitgliedschaft kann von jeder Sozialbeamtin erworben werden, die als Angestellte in festem Arbeitsverhältnis steht.

Kapitalkräftigeres Unternehmertum, geschwächte Arbeiterschaft! So wird es dem „Regulator", dem Organ der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer zufolge, nach dem Kriege in Deutschland aussehen. Und das in der Zeit, wo die hohen Lebensmittelpreise und der dann einsetzende Druck auf die Löhne erst recht eine kraftvolle Vertretung der Arbeiterinteressen erfordern werden! „Zwei Jahre und länger", schreibt das Fachblatt, „sind die Mitglieder der Arbeiterorganisationen, der Angestelltenverbände, der Mieter- und Bau- und Sparvereine, der Konsum- und Genossenschaftsbewegung im Felde. Wie werden sie zurückkehren? Mit welcher Gesinnung? Das rauhe Kriegerleben kann manche Gesinnungsänderung hervorbringen. Werden alle diese Kämpfer ihren Vereinigungen wieder beitreten, werden sie von der großen Macht der militärischen Organisation etwas auf ihre freiwilligen Vereinigungen übertragen? Das sind Fragen, die alle die bewegen, denen die Leitung solcher Vereinigungen in der schweren Kriegszeit anvertraut ist. Alle Mitglieder der verschiedenartigen Vereinigungen, soweit sie noch zu Hause sind, tun gut, sich die kommende Gestaltung unserer wirtschaftlichen Lage vor Augen zu führen. Die Entscheidung kann ihnen nicht schwer fallen. Trotz langer Arbeitszeit und dem starken Druck des langen Krieges muß sich bei allen die Einsicht durchringen, es bleibt uns nur eines übrig, die Vereinigungen der Arbeiter müssen hochgehalten werden; die Mitarbeit darf nicht erlahmen. Viel zu viel steht auf dem Spiel. Reibungen der verschiedenen Richtungen sind zu vermeiden. Wenn das befolgt wird und Arbeiter, Angestellte und Beamte in ihren Vereinigungen näher zusammenrücken, dann kann die wirtschaftliche Schwäche aller dieser Vereinigungen ausgeglichen werden. Darum muß neben die kapitalkräftigen, einigen Unternehmerorganisationen eine verständig zusammenarbeitende Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenbewegung treten."

Angestellte und Arbeiter arbeiten gelegentlich der Durchführung des Hilfsdienstgesetzes mit erfreulicher Einmütigkeit an der Förderung des großen vaterländischen Werkes. Aber die Erfahrungen, die bei dieser gemeinsamen Tätigkeit gesammelt werden, ermutigen die Angestellten doch keineswegs zu einem Aufgehen in der Arbeiterbewegung. Das Organ der 1858er Hamburger Handlungskommis, der „Handelsstand", urteilt darüber folgendermaßen: „Bei den Beratungen mit der Arbeiterschaft und ihren Vertretern hat sich zum erstenmal auch für diejenigen, die bisher anderer Auffassung waren, die Tatsache bemerkbar gemacht, daß wir von der organisierten Arbeiterschaft, um es volkstümlich auszudrücken, nicht für voll angesehen werden. Es ist eben so, wie wir es schon früher unzählige Male ausgeführt haben, daß die Angestellten von der Arbeiterschaft nicht berücksichtigt werden, weil auf jener Seite die Ueberzeugung herrscht, daß sie schon infolge ihrer größeren Zahl berechtigt sei, alle ihre Ansprüche durchzusetzen. Wir sind überzeugt, daß die praktische Lehre, die aus dieser ersten gemeinsamen Arbeit auch für die sogenannten gewerkschaftlichen Verbände sich ergeben hat, nicht ohne Einfluß bleiben kann. Organisieren wir uns innerhalb der Arbeiterschaft, so sind wir verloren. Wir können nur Einfluß und Macht gewinnen, wenn wir uns in eigenen Organisationen zusammenfinden und unsere eigenen Wege gehen. Dabei soll gewiß nicht von vornherein und grundsätzlich ein Zusammenarbeiten von Fall zu Fall mit der Arbeiterschaft ausgeschlossen sein. Wir müssen uns aber wohl überlegen, wenn ein [illegible] getreten ist, ob es uns selber dient, dann gemeinsam zu verhandeln. Dabei soll nicht verkannt werden, daß in Einzelfällen auch bei diesem Gesetz die führenden Gewerkschaftler das nötige Verständnis für unsere Wünsche gezeigt haben. Da aber, wo wir mit den Unterorganisationen zu verkehren hatten, war es sehr schwer, die Berücksichtigung unserer Wünsche zu erreichen."

Büchertisch

Paul Samuleit / Kriegsschriften für die Jugend

Auch unsere Jugend will jetzt naturgemäß vom Kriege lesen, von dem Kriege, der mit allen seinen Erscheinungen ihr Sein und Fühlen nicht weniger berührt, als das unsrige. Ist's doch der eigne Vater oder Bruder, der draußen den entsetzlichen Kampf kämpft, der vielleicht schwer verletzt auf dem Schmerzenslager liegt oder schon längst in blutgetränkter Erde schlummert, ist's doch die eigene Mutter, die jetzt daheim Kriegs- und Mannesarbeit tun muß, der eigene Körper, der die Nöte unserer Kriegswirtschaft mitempfindet. Und unser deutsches Büchertum hat auch den Kriegsbüchertisch der Jugend schon überreich gedeckt.

Der allergrößte Teil der Kriegs-Jugendschriften wendet sich naturgemäß an ein reiferes Alter, etwa vom 12. Lebensjahre an, und scheidet sich in die beiden Gruppen solcher Bücher, die sachlich berichtend ein Bild der großen Vorgänge draußen zeichnen wollen, und solcher, die in frei erfundenen Erzählungen mit den Mitteln des Dichters arbeiten. Als ein Vertreter der ersten Gruppe sei Steins „Geschichte des Weltkriegs" (Verlag H. Montanus) genannt, die sich schon durch ihren Umfang und ihre vornehme Ausstattung (u. a. mit sehr guten Bildnissen unserer Heerführer) aus der Menge ähnlicher Darstellungen heraushebt. Aber auch sie leidet an den Mängeln, die sich naturgemäß ergeben müssen bei dem Versuch, ein ungeheures Geschehen gestalten zu wollen, während es noch mitten im Fluß ist, solange jedes Abstandnehmen, wie es der Beobachtende seinem Gegenstand gegenüber nötig hat, unmöglich ist; ganz abgesehen von den Hemmnissen, die die gegebene Zensur bedeutet und jetzt bedeuten muß. So ist Befriedigendes heute nur von guten Einzelschilderungen derer zu erwarten, die mit eigenen Augen schauten und mit eigenen Nerven fühlten, was da draußen Ungeheuerliches geschieht. Es gibt schon eine lange Reihe von Bänden, die Zeitungsberichte, amtliche Darstellungen, Feldpostbriefe u. dergl. sammeln, sichten und gerade der Jugend darbieten. Aber auch hier bewahrheitet sich wieder mal der alte Satz, daß die besten Jugendschriften nicht für die Jugend geschrieben und bestimmt wurden. Gerade das Beste, was wir überhaupt bis jetzt an Einzeldarstellungen von Selbstgeschautem und Selbsterlebtem haben, ist auch bei weitem das Beste, was wir jetzt unserer heranwachsenden Jugend etwa vom 12. bis 14. Jahre an in die Hand geben können. Es ist erstaunlich und hoch erfreulich, wie die überwältigende Größe des Gegenstandes die meisten Darsteller scheinbar von selbst zu einer schlichten Sachlichkeit nötigt, die ihren Schriften die echte Jugend- und Volkstümlichkeit verleiht. Bücher, wie die Feldpostausgaben von Sven Hedins „Volk in Waffen" und „Nach Osten" (Verlag Brockhaus), die wundervoll einfachen Schilderungen v. Mückes in seiner „Emden" und „Ayesha" (Verlag Scherl), v. Forstners „Als U-Boots-Kommandant nach England" (Verlag Ullstein), Spiegels „Kriegstagebuch U 202", das jetzt auch von Knaben wohl begehrteste aller Bücher, Paul Königs „Fahrt der ‚Deutschland", ja selbst Kellermanns „Krieg im Westen" (Verlag S. Fischer) und J. v. Michaelsburgs Tagebuchblätter „Im belagerten Przemysl" (Verlag Amelang) werden jetzt von jedem deutschen Knaben und gewiß nicht viel weniger auch von unseren deutschen Mädchen verschlungen werden. Sprechen doch hier zum Teil ihre vergötterten Helden selbst zu ihnen, sehen sie sich doch hier den großen Ereignissen greif- und fühlbar nahe gerückt. Unter den besonders für die Jugend berechneten Sammlungen müssen dann auch hier wieder die schon wiederholt bei

Digitized by Google

anderen Gelegenheiten empfohlenen „Grünen Bändchen" (Verlag Schaffstein) hervorgehoben werden.

Ihre nicht minder empfehlenswerten Geschwister, die „Blauen Bändchen", führen uns nun zum Gebiet der „Jugendschrift" im engeren Sinne, der frei erfundenen Erzählung, die uns hier natürlich nur so weit beschäftigt, wie sie Kriegsstoffe behandelt. Und da fällt uns auch schon gleich das ganze alte „Elend der Jugendliteratur" wieder ein. Man sollte wohl meinen, daß nur der große echte Dichter den Mut in sich finden könnte, seine Gestaltungskraft an den übermenschlichen Gegenständen und Erlebnissen dieses Krieges zu erproben. Wir erleben statt dessen aber schaudernd die — dem Kundigen freilich gar nicht erstaunliche — Tatsache, daß die Dichter (es handelt sich hier natürlich nicht um die Lyriker, sondern um die Erzähler und Dramatiker) zumeist heute noch ergriffen schweigen, während die federflinken Allesbeschmierer schon ein Meer von Tinte am Weltkriege verarbeiteten. Das ganze große Kapitel von der Kriegsschundliteratur im engern Sinne, von den scheußlichen Kriegsgroschenheften, gehört ja hierher. Ein Teil unserer stellvertretenden Generalkommandos hat sich dieser gemeingefährlichen Art von Kriegsindustrie und Kriegswucherei ja unterdessen liebevoll angenommen. Aber nur ein Teil hat's getan, und auch die erfreulichen Verbote dieses Teils betreffen zumeist nur eine Auswahl des schlimmsten Schundes; die widerlichen Bändchen des „Verlagshauses für Volksliteratur und Kunst" (!) mit dem schönen Titel „Krieg und Liebe" z. B. dürfen mit allerlei gleichwertigen Geschwistern noch heute ungehindert in fast allen Teilen Deutschlands vertrieben werden und werden da massenhaft vertrieben.

Aber auch in weniger grober und deutlicher Form läuft durch die deutschen Lande schon jetzt eine unübersehbare Menge von Kriegsschund, vor dem Bücher für ihre Kinder suchende Eltern und Verwandte nicht eindringlich genug gewarnt werden können. Es sei hier besonders auf eine bestimmte Abart aufmerksam gemacht. Schon seit dem ersten Kriegswinter türmen sich insbesondere in allen deutschen Warenhäusern ganze Berge von Kriegsliteratur für die Jugend auf, die reißenden Absatz findet, weil sie geschickt alle Möglichkeiten ausnützt, den Blick des schnell und oberflächlich Suchenden zu fesseln. Dicke Bände, zu einem Preise angeboten, der in der Zeit der angeblichen Papiernot durch seine Niedrigkeit verblüfft. Zwar, wenn man hineinsieht, merkt man, daß die Seitenzahl nur etwa die Hälfte dessen beträgt, was man von außen schätzte — der alte Kniff der Verwendung dicken Holzpapiers. Aber da besticht ein anderes! Auf dem Umschlag, vor dem Titel und zwischen den Seiten eine Anzahl farbiger Bilder, die z. T. wirklich gut sind, zum mindesten aber ein technisches Können des Malers aufweisen, das man bei der übrigen Ausstattung des Buches nicht erwartet hätte; die Bilder tragen dann auch Namen wie Willy Stöwer, C. Röchling, Georg Koch, Hans Rud. Schulze, selbst Angelo Jank u. a. Und dann, um den letzten Zweifel zu beseitigen, steht da nicht auf dem Titelblatt: „Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften und Bücher, E. V., Berlin, Ehrenpräsidium Reichskanzler Fürst v. Bülow"? Ja, so steht's auf vielen dieser Bände. Ist da noch ein Zweifel an der Güte ihres Inhalts möglich? Ist's bei solchen Lockmitteln zu verwundern, daß diese guten Jugendschriften in allen deutschen Warenhäusern in ungezählten Mengen gekauft werden? Hat ein urteilsfähiger Vater aber auch nur eines davon einmal gelesen? Wenn er's getan hat, dann wird er erschrocken sein ob dem unglaublichen Wust von oberflächlichster Mache, dem stilistisch unmöglichen Durcheinander von Erzählung, amtlichen Berichten, Feldpostbriefen, Zeitungsausschnitten, der Stümperhaftigkeit in der Charakterzeichnung der erfundenen Gestalten, der Verwendung von absichtlich Zurechtgebogenem, Halbrichtigem und Ganzfalschem in bezug auf die tatsächlichen Verhältnisse und Ereignisse, der unverfrorensten Mißachtung der einfachsten Gesetze der deutschen Sprache in diesen „Erzählungen aus dem Völkerkriege 1914 — 1914/15 — 1914/16". Er wird ja die Möglichkeit solch unfaßbarer Sudelei leichter begreifen, wenn er bei näherem Suchen feststellt, daß nicht weniger als ein volles Dutzend dieser meist 220—230 Seiten umfassenden „Erzählungen" denselben Verfassernamen Georg Gellert trägt. Er wird sich vielleicht in Achtung vor solcher Federfixigkeit beugen, aber er wird erstaunt fragen: Wie kann und darf sich solche Mache mit dem Schutzmantel einer so ehrenwerten „Deutschen Gesellschaft" decken, die sich eines Schutzherrn rühmt, dessen Sinn für künstlerische Form allgemein bekannt ist? Auch uns bleibt nichts als diese erstaunte Frage angesichts der erstaunlichen Tatsachen. — Zugegeben muß werden, daß das, was sich rings um die Haufen dieser abgestempelt „guten Jugendschriften und Bücher" sonst noch antürmt auf den Warenhaustischen und Fußböden, in Inhalt und Erscheinungsform oft genug noch um einige Grade tiefer steht, ohne darum wesentlich weniger Liebhaber zu finden. Es ist eben für alle, die sich seit Jahrzehnten darum mühen, der deutschen Jugendschrift die Anerkennung der ihr zukommenden erziehlichen und literarischen Bedeutung zu erwirken, recht betrüblich, zu sehen, wie Kitsch und Mache unverändert weiter die Massen anlocken und offenbar auch — befriedigen; wie daran leider auch die ernsten Erfahrungen dieses Krieges nichts zu ändern vermochten. Noch immer harren eben wichtigste Volkserziehungsfragen nicht nur der Lösung, sondern auch der ernsten Inangriffnahme. Aber man sollte meinen, daß unter dem Gesetz vom unlauteren Wettbewerb die deutsche gutgläubige Käuferschaft wenigstens vor schlimmer Irreführung geschützt sei.

Wer mit Erkenntnis des Notwendigen nach guten Kriegserzählungen für seine Kinder sucht, der wird freilich bald feststellen, daß es deren bis jetzt noch recht wenige gibt. Die „Blauen Bändchen" wurden schon genannt. Manches von dem, was für Erwachsene geschrieben wurde, mag auch schon den Vierzehnjährigen in die Hand gegeben werden, wie W. v. Molos Kriegsgeschichten (Dichter-Gedächtnis-Stiftung) oder A. Schiebers „Heimat" (Verl. Salzer). Aber auch da werden wir warten müssen, bis die Dichter häufiger sprechen. Und wir können ja auch ruhig warten; die oben genannten Darstellungen von tatsächlich Erlebtem (und ihre Reihe läßt sich natürlich noch weit verlängern) bieten vorerst vollen Ersatz.

Sprechsaal

Die kaufmännische Stellenvermittlung

Bei rein theoretischer Betrachtung der kaufmännischen Stellenvermittlung wird gemeinhin der Fehler gemacht, sie nach gleichen Gesichtspunkten zu behandeln, wie den gewerblichen Arbeitsnachweis. Auch Erich Schairer entgeht in seinem Aufsatze in Nr. 48 der „Hilfe" (1916) diesem Schicksal nicht. Er übersieht, daß allein die Unterschiede im Arbeitsvertrage der Arbeiter und Angestellten von grundsätzlicher Bedeutung für die Form der Arbeitsbeschaffung sind. Der Arbeitsvertrag der Arbeiter ist meist unpersönlich; Entlohnung, Arbeitsdauer u. a. ist vorwiegend tariflich geregelt. Die Kündigungsfristen sind zum großen Teile eintägig oder achttägig, seltener vierzehntägig. Daraus folgt, daß die Arbeiter, die den Arbeitsnachweis aufsuchen, fast stets arbeitslos sind und daß die Arbeitgeber, die den Arbeitsnachweis in Anspruch nehmen, ebenfalls sofortigen Antritt verlangen. Es handelt sich also überwiegend um Befriedigung eines sofortigen Bedarfs. —

Anders bei den kaufmännischen Angestellten. Ihr Dienstvertrag ist meist Individualvertrag. Gehalt, Arbeitsart, Urlaub u. a. wird in jedem einzelnen Falle vereinbart. Die Kündigungsfristen sind im H.G.B. geregelt; Kündigung sechs Wochen vor Vierteljahrsschluß ist die Regel, monatliche, die gesetzlich zugelassene, Mindestkündigungsfrist. Daraus folgt, daß Prinzipale und Angestellte mindestens einen Monat vorher wissen, wann sie neue Arbeitskräfte bzw. neue Stellung brauchen. Im Gegensatze zum gewerblichen Arbeitsnachweis hat die kaufmännische Stellenvermittlung also überwiegend einen zukünftigen Bedarf zu befriedigen. Nur ein Drittel der Bewerber pflegt überhaupt stellenlos zu sein, bei gut geleiteten Stellenvermittlungen, z. B. beim Verband Deutscher Handlungsgehilfen, sind es sogar nur 22,5 v. H. Ein weiteres Drittel ist in gekündigter Stellung, und ein weiteres starkes Drittel ist in ungekündigter Stellung und benutzt die Stellenvermittlung nur, um das Einkommen zu verbessern. Diese Verhältnisse haben zur Folge, daß die kaufmännische Stellenvermittlung sich vorwiegend des schriftlichen Verkehrs bedienen muß, weil

ja auch die Prinzipale Wert darauf legen, die schriftliche Gewandtheit des Angestellten kennen zu lernen, bildet sie doch in den meisten Fällen einen wichtigen Teil der Arbeitsweise und Beschäftigung des Angestellten. Dazu kommen noch die kaufmännischen Gepflogenheiten, die eine genaue Kenntnis beim Stellenvermittler voraussetzen und es begreiflich erscheinen lassen, daß die Handlungsgehilfenverbände es vorziehen, diesen wichtigen Teil ihrer Standesarbeit in eigener Hand zu behalten, statt sie behördlicher und damit bürokratischer Handhabung zu überantworten. Daß die Verbände und insbesondere die „Gemeinnützige kaufmännische Stellenvermittlung der Verbände" nur einen kleinen Teil des kaufmännischen Arbeitsmarktes erfassen, ist ebenso unzutreffend, wie die absprechenden Urteile Schairers über einzelne Verbände, insbesondere den Verband Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig. In der Zeit des Burgfriedens wollen wir nicht näher darauf eingehen. Bei einem Kostenaufwand von etwa 150 000 M. jährlich für die Stellenvermittlung kann man wohl kaum von „Verbandsegoismus" reden.

*

Zum Beweise, daß die Verbände nur „einen verhältnsmäßig kleinen Ausschnitt" des Arbeitsmarktes erfassen, benutzt Schairer die Zahlen des „Reichsarbeitsblattes" und knüpft daran die Folgerung, daß es schätzungsweise 20 v. H. des gesamten kaufmännischen Arbeitsmarktes seien. Man darf fragen, was Schairer den „gesamten" Arbeitsmarkt nennt, wie er seine Zahlen gefunden und den Satz 20 v. H. errechnet hat. Er wird um Antwort sehr verlegen sein, denn jeder Statistiker wird ihm sagen, daß die Methode, nach der jene 20 v. H. gewonnen wurden, statistisch nicht haltbar ist. Wendet man die gleiche Methode auf den gewerblichen Arbeitsnachweis an, so erfassen sämtliche gewerblichen Arbeitsnachweise Deutschlands nur 5½ v. H. des gewerblichen Arbeitsmarktes. Man sollte doch solche Zahlen, deren Haltlosigkeit schon so oft erwiesen worden ist, nicht immer wieder aufs neue vorbringen. Beweiskräftiger werden sie durch öftere Wiederholung doch nicht. Ebensowenig beweiskräftig ist der Hinweis auf die kaufmännischen Stellennachweise Köln und Wiesbaden. Bei letzterem nennt Schairer die absoluten Zahlen vorsichtigerweise nicht; sie sind auch zu unbedeutend: nur 495 Vermittlungen im Jahr. Und bei Köln gibt er einseitig den Prozentsatz der besetzten offenen Stellen an, ohne auch nur mit einem Wort anzudeuten, daß der Prozentsatz der in Stellung gebrachten Bewerber ganz erheblich hinter dem der Verbände zurückbleibt. So hat im Jahre 1912/13, das Schairer anführt, der Stellennachweis Köln nur 967 Gehilfenstellen = 48 v. H. vermittelt, während der Leipziger Verband 7003 Gehilfenstellen = 56,3 v. H. vermittelte. Während dieser Verband im Kriegsjahr 1915 den Hundertsatz auf 62,5 steigern konnte, fiel er beim Stellennachweis Köln auf 32 v. H., obwohl unter den Vermittlungen sich sehr viele Stellen nichtkaufmännischer Art befunden haben. Er vermochte eben infolge seiner örtlichen Gebundenheit nicht, den zweckmäßigen Ausgleich von Angebot und Nachfrage herbeizuführen, während es den Verbänden infolge ihrer zentralen Organisation und größeren Bewegungsfreiheit gelungen ist.

Von gleicher Anfechtbarkeit sind die Ausführungen über die Zeitungsanzeigen. Ganz abgesehen davon, daß Schairer bei einer Reihe von Zeitungen („Leipz." und „Münch. Neuesten Nachr.", „Bresl. General-Anz.", „Morgenpost", „Lokal-Anzeiger", „Volks-Zeitung") u. a. die Arbeitsmarktanzeigen aller Art (also auch der gewerblichen Arbeiter, Dienstboten usw.) als Beweis für den Umfang der kaufmännischen Arbeitsmarktanzeigen anführt, bedürfen doch auch die Zahlen, die tatsächlich kaufmännische Gesuche enthalten, einer starken Einschränkung. Schairer übersieht vollkommen, daß regelmäßig dieselbe Anzeige in mehreren Zeitungen gleichzeitig erscheint und in der Mehrzahl auch in öfterer Wiederholung. Die Zahl der in den Zeitungen ausgeschriebenen Stellen entspricht also bei weitem nicht der Zahl der wirklich vorhandenen Stellen. Führt man die angegebenen Zahlen auf ihren wahren Wert zurück, so kommt man zu ganz anderen Schlüssen als Schairer.

*

Wir haben gezeigt, daß es völlig unbewiesen ist, daß die Stellenvermittelung der kaufmännischen Verbände nur „geringe Erfolge" aufzuweisen hat. Wenn es wirklich so wäre, so hätten zu Beginn des Krieges die kaufmännischen Angestellten zu Tausenden stellenlos gewesen sein müssen. Daß nach den Ausweisen des „Reichsarbeitsblattes" die Stellenlosigkeit der kaufmännischen Angestellten in den ersten Kriegsmonaten nur ganz unwesentlich gestiegen war und bald wieder vorüberging, wäre doch wohl nicht möglich gewesen, wenn die Stellenvermittlung der Verbände wirklich so minderwertig wäre, wie Schairer behauptet. Im Gegenteil! Der Krieg hat gezeigt, wie beweglich und anpassungsfähig die kaufmännischen Stellenvermittlungen sind, hat doch z. B. die Stellenvermittlung des Leipziger Verbandes über 90 v. H. der stellenlosen Bewerber wieder in neue Stellung gebracht. Damit kann der Stellennachweis Köln gar nicht verglichen werden, denn bei ihm blieben 3206 stellenlose Bewerber stellenlos, und die [illegible] Vermittlungen bei der „Gemeinnützigen Kaufmännischen Stellenvermittlung" nur eine untergeordnete Rolle. Auch qualitativ halten die Vermittlungen des Stellennachweises Köln den Vergleich mit den Vermittlungen der Verbände nicht aus, weil er Stellen mit so niedrigen Gehältern vermittelt, deren Bedienung die Verbände einfach ablehnen.

Gewiß wird die Zeitungsanzeige immer einen gewissen Raum auf dem Arbeitsmarkt einnehmen, besonders wenn es sich um dringenden und spezialisierten Bedarf handelt. Auch Reklamegründe (bei Ladengeschäften, Kaufhäusern usw.) sprechen dabei mit. Ebenso gewiß ist, daß man diesen Teil des Arbeitsmarktes statistisch nicht erfassen kann, ebensowenig wie man den Teil des Arbeitsmarktes statistisch erfassen kann, der sich ohne jede Mitwirkung der Arbeitsnachweise vollzieht. Und das ist doch der übergroße Teil des Arbeitswechsels überhaupt. Ziel und Zweck der Arbeitsnachweise ist zunächst die Arbeitsvermittlung, die Statistik kommt als getreue Helferin erst in zweiter Linie. Es scheint aber beinahe, als wenn manchen Kreisen die Statistik der eigentliche Zweck der Arbeitsnachweise sei, dem zuliebe sie den ganzen Arbeitsnachweis in einen mechanisch-schematischen Rahmen spannen und jeder freien Bewegung berauben wollen. Welch einen umfangreichen bureaukratischen Apparat würde doch der von Schairer vorgeschlagene Arbeitsmarkt-Anzeiger erfordern, ein Apparat, der sicherlich mehr Verwaltungskosten erforderte, als die Arbeitsmarkt-Anzeigen in den Tageszeitungen Kosten verursachen. Geht man aber so weit, ein Anzeigenmonopol — gegen Bezahlung der Anzeigen — zu statuieren, dann läuft man Gefahr, den Arbeitsmarkt auf die Schleichwege zu treiben, die auch während des Krieges schon vielfach beschritten wurden.

Also nicht Zwang, sondern Bewegungsfreiheit tut not. Nicht Lebensfähiges soll beseitigt werden, ganz gewiß. Aber eine in Jahrzehnten so erprobte, von Prinzipalen und Angestellten gleich geschätzte Einrichtung, wie die kaufmännische Stellenvermittlung, darf in ihrer Entwicklung nicht gehemmt werden. Kein Beruf kann sich rühmen, eine so gut ausgebaute Stellenvermittlung zu besitzen, wie sie den kaufmännischen Angestellten in der „Gemeinnützigen kaufmännischen Stellenvermittlung der Verbände" zur Verfügung steht. Wenn die 600 000 kaufmännischen Angestellten, die jetzt im Felde stehen, nach Friedensschluß zurückkehren, werden sie bei der Aufsuchung neuer Stellungen die gleiche erfolgreiche Unterstützung finden, wie in den ersten Monaten des Krieges.

Gustav Schneider.

Briefkasten

An die Leser: Unser Heft „Deutscher Kriegs- und Friedenswille" ist in 32 000 Exemplaren bestellt und verbreitet worden. Es kann aber noch weit mehr geschehen, wenn alle Leser sich an der Verbreitung beteiligen. 10 Exemplare mit Porto kosten 2 Mark. Der Inhalt dieses Heftes (Naumanns Reichstagsrede, Max Webers Aufsatz über Deutschland unter den europäischen Weltmächten und Heiles Aufruf zum deutschen Siegeswillen) ist jetzt so nötig und wichtig, wie jemals. Aus den Schützengräben wird uns geschrieben, wie gern dort diese Sendung aufgenommen wird. Bald bestellen!

Die ersten Nummern der „Hilfe" sind in verschiedenen Orten verspätet eingetroffen. Wir bitten die Leser, die rechtzeitig, d. h. noch in den letzten Dezemberwochen, die Zeitschriftenbestellung erneuert haben, alle Beschwerden an die zuständigen Lieferungsstellen zu richten. Wer erst im Januar bestellt hat, ist selbst an der Verzögerung schuld. —

An die „Hilfe"-Leser, die unser Blatt unter Kreuzband beziehen, gehen die Sendungen regelmäßig am Mittwoch nachmittag hier ab. Verspätungen fallen den Postboten oder Postämtern zur Last, die allerdings jetzt sehr über Personalmangel klagen.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 35 Pf.: Kam. D. im Felde, **je 1 M.:** Frl. S. in S., Lt. d. R. M. im Felde, Vizef. P. in D., **1,70 M.:** M. in St., **3 M.:** Lt L. im Felde, **5 M.:** Dr. G. in N., **8 M.:** Feldhilfsarzt G. im Felde, **10 M.:** Else K. in B., **15,40 M.:** Stabsarzt Dr. R. in G., **17 M.:** R. in M., **80,25 M.:** G. in Basel.

Bücher für Armee und Marine: Reg. Baum. B. in Kiel: 2 Bücher und verschiedene Zeitschriften, Lehrer F. in L.: 8 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Digitized by Google

Verantwortlich für den politischen Teil [illegible] Heile, Berlin-Schöneberg

25. Januar 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 4

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der deutsche Volksstaat. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Die Tilgung der Kriegsschuld. — **Dr. Wolfgang Max Schultz:** Stellung und Zukunft des deutschen Elementes in Amerika. — **Dr. Heinrich Meyer-Benfey:** Maeterlincks Kriegsbuch. — **Eduard Hallier:** Vaterländische Hilfsdienstpflicht der Jugend. — **Gottfried Traub:** Die Qual. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 14. Januar.

Ein Vortrag von Professor Herkner beschäftigt sich mit der Frage, wie weit England imstande sein könnte, den deutschen Außenhandel nach dem Kriege zu stören. Er nimmt die Beschlüsse der Pariser Konferenz ernster auf, als es vielfach bei uns geschieht, da tatsächlich der Einkauf der Nationen sich nicht nur nach rechnungsmäßigen Gesichtspunkten regelt. Deutschland braucht nach dem Kriege einen großen Auslandsabsatz, da wir auch bei näherer Heranziehung der türkischen Volkswirtschaft nicht auf überseeische Wolle und Baumwolle verzichten können. Auch bleiben wir, wie bisher, in Höhe von einer Milliarde Mark in Futtermitteln vom Auslande abhängig. Wie weit Ersatzstoffe für Kupfer und Kautschuk unsere Abhängigkeit vom Weltmarkt zu vermindern geeignet sind, läßt sich noch nicht völlig beurteilen.

Eine von der griechischen Regierung an Präsident Wilson gerichtete Note besagt: Es gibt kein Land, das unter dem Kriege so gelitten hat wie Griechenland, obgleich es ihm fernblieb. In diesem Augenblick ist unser Land seiner Flotte beraubt und fast vollständig entwaffnet, von einer künstlichen Revolte verheert, die sich die fremde Besatzung zunutze macht, von einer Blockade eingeengt, die eine friedliche Bevölkerung dem Hunger aussetzt. Trotzdem ist Griechenland bemüht, durch alle möglichen Mittel neutral zu bleiben. Die griechische Regierung würde sich beeilt haben, dem edlen Schritte des Präsidenten Wilson ihre Mithilfe zuteil werden zu lassen, wenn sie ihrerseits imstande wäre, sich mit den Kriegführenden zu verständigen.

Der kürzlich gemeldete Untergang des italienischen Schiffes „Regina Margherita" wird offiziell bestätigt, ist aber schon im Lauf des Dezember geschehen.

Montag, 15. Januar.

Auf dem rumänischen Kriegsschauplatz dringen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen von Siebenbürgen her nach dem Tale der Bistritz vor, die sich in den Sereth ergießt. Gleichzeitig werden Fortschritte im Tale des Nebenflusses Oitoz gemacht, der aus dem Bereczkgebirge nach der Moldauebene fließt. Auch beim Einfluß des Sereth in die Donau wird erfolgreich weiter gefochten. Türkische Truppen haben Mihalea und deutsche Truppen haben Vadeni im Sturm genommen. Damit rückt der Angriff unmittelbar an Galatz heran. In französischen Blättern wird mitgeteilt, daß die Rumänen bei Beginn ihres Krieges 600 000 Mann unter Waffen gehabt haben. Davon seien etwa 200 000 tot, verwundet und vermißt, während sich 100 000 in deutscher Gefangenschaft befinden. Die rumänische Armee soll in ihren übriggebliebenen Bestandteilen nach der russischen Grenze geschafft worden sein, um dort eine neue Ausrüstung zu erhalten. Der Kampf in Rumänien wird fast durchgängig von russischen Soldaten geführt.

Das Kopenhagener Blatt „Politiken" meldet, daß die Mitglieder der englischen Kolonie in Athen, insgesamt 700 Männer und Frauen, nach längerer beschwerlicher Reise in London angekommen sind, unter ihnen viele bekannte Geschäftsleute des nahen Orients. Die Engländer haben ihr gesamtes Eigentum in Athen hinterlassen. Sie berichten, daß infolge der Blockade im ganzen Lande Lebensmittelkarten ausgestellt wurden. Die Griechen hätten noch einen Vorrat an Lebensmitteln für drei bis vier Monate. An einem früheren Zeitpunkt des Krieges hätte König Konstantin den festen Glauben ausgedrückt, daß Deutschland siegen werde; aber auch später, als er zu der Annahme neigte, daß der Deutsche Kaiser nicht die gesteckten Ziele erreichen werde, sei er trotzdem stets überzeugt gewesen, daß der deutsche Einfluß auf dem Balkan fortbestehen werde. Wenn König Konstantin die Verbündeten zwinge, Griechenland den Krieg zu erklären, wolle er Athen seinem Schicksal überlassen und sich mit seinem vermutlich 60 000—80 000 Mann zählenden Heere in das Innere des Landes nach Larissa zurückziehen. Dies würde dann eine Bedrohung der Armee des Generals Sarrail bedeuten.

Dienstag, 16. Januar.

Zwischen dem deutschen Auswärtigen Amt und den Vertretern des osmanischen Reiches sind eine Anzahl von Rechtsverträgen abgeschlossen worden, um die bürgerlichen Angelegenheiten der in der Türkei ansässigen deutschen Staatsbürger zu regeln. Gleichzeitig ist der künftige Abschluß eines Handelsvertrages in vorbereitende Arbeit genommen worden. Der Kern der neuen Verträge ist die endgültige Beseitigung der früheren sogenannten Kapitulationen, durch welche die Mitglieder abendländischer Staaten in der Türkei Ausnahmerechte genossen, die sich mit dem Charakter des selbständig gewordenen modernisierten türkischen Staates nicht mehr vertragen.

In der „Vossischen Zeitung" warnt der Berichterstatter Behrmann vor irrigen Sensationsnachrichten über die Zustände in Rußland. Alle Nachrichten über revolutionäre Vorgänge seien mit allergrößten Vorsicht aufzunehmen. Wer wollte es ableugnen, daß im zeitgenössischen Rußland sich manches vorbereitet, was vielleicht mittelbar auch auf Rußlands Kriegführung von großer, gar entscheidender Einwirkung sein könnte? Der Kampf zwischen Regierung und Volksvertretung nimmt seinen Fortgang. Nebenregierer und Machtlüsterne sind dort an der Arbeit, und selbst derjenige, der das Urinnerste des Zarenreiches recht gut zu kennen glaubt, kann nicht sagen, was der morgige Tag dem aufgeregten und zerklüfteten Rußland bringen wird; aber man gaukle unseren Kämpfenden und Sorgenden keinerlei Lügengebilde vor!

Der unermüdlich wütende französische Kampftreiber Clémenceau ruft aus: „Der Boche ist nicht intelligent!" Dazu bemerkt der „Temps" etwas schmerzlich: „Wenn also der Boche nicht

intelligent ist, und wir haben ihn immer noch nicht geschlagen, was sollen wir dann von unserer Organisationstätigkeit und von unserer Schlagkraft halten?" Ueberhaupt bemüht sich der „Temps", den Franzosen den Ernst ihrer Lage deutlich zu machen: Das Jahr 1916 habe den Verbündeten mit den Kämpfen bei Verdun und im Trentino zwar in defensiver Hinsicht gute Erfolge gebracht; bezüglich der Offensive sei die Bilanz magerer. Die Somme-Schlacht habe nur sehr beschränkte und nur taktische Früchte getragen. Die Brussilowsche Offensive habe die strategische Lage auf der Ostfront nicht verändern können. Der dunkle Punkt im Jahre 1916 sei der Balkan, wo die Alliierten die Bedingungen und Folgen ihrer Handlungen ständig verkannten. Rumänien habe im Augenblick angegriffen, als die russischen Kräfte erschöpft waren. Die Saloniki-Expedition habe nur ein geringes Ergebnis gezeigt. Die Verantwortlichkeiten der einzelnen Alliierten würden später festgelegt werden, aber schon heute stehe fest, daß die Uebereinstimmung in ihren Bemühungen weit unter dem Wünschenswerten und Erreichbaren bliebe. Bisher hätten die zahlreichen Zusammenkünfte der Oberhäupter der verbündeten Regierungen in der Hauptsache Salonunterhaltungen geglichen, es sei aber unumgänglich notwendig, eine Arbeitsmethode und ein Arbeitszentrum zu schaffen. Die Bestrebungen unserer verbündeten Gegner, eine einheitliche Kriegsleitung herzustellen, sind so alt wie der Krieg selbst. Die Schwierigkeit liegt darin, daß jede der beteiligten Nationen ihre eigenen Kriegsziele hat, so daß beispielsweise die Italiener sich nicht von den Franzosen wollen vorschreiben lassen, an welchen Stellen Europas sie aufzutreten haben. Auch die Franzosen selbst würden kaum geneigt sein, sich von England aus über die Behandlung ihrer Front Vorschriften machen zu lassen. Noch mehr trifft das bei den Russen zu.

Mittwoch, 17. Januar.

Der Schweizer Bundesrat hat nach zeitweiliger Verminderung seiner mobilisierten Truppenbestände eine Vermehrung der einberufenen Divisionen angeordnet. Oeffentlich wird dazu erklärt, der Bundesrat sei nach wie vor davon überzeugt, daß jede absichtliche Neutralitätsverletzung ausgeschlossen sei. Da aber die Möglichkeit bestehe, daß militärische Unternehmungen näher an die Schweizer Grenze rücken, sei ein starkes Aufgebot von Truppen notwendig. — Soviel wir wissen, handelt es sich mehr um französische als um deutsche Truppenverschiebungen, und zwar sollen sich südlich von Belfort größere Ansammlungen befinden.

Für die wachsende Knappheit der Lebensmittel und Brennstoffe in England spricht die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der Vorräte, die von auslaufenden neutralen Schiffen an Bord mitgenommen werden.

Norwegische Zeitungsstimmen stellen den Engländern vor Augen, daß Norwegen bei weiterem Ausfuhrverbot englischer Kohlen gezwungen sein könnte, seine Ausfuhr dorthin zu leiten, von wo es hoffen kann, Kohlen zu erhalten, oder auch diejenigen Eisenbahnlinien stark einzuschränken, die bedeutende Kohlenmengen erfordern. Darunter würde dann auch die Bahn nach Bergen sein, die den skandinavischen Verkehr mit England vermittelt. — Es ist nicht ganz klar, ob das englische Kohlenausfuhrverbot eine besondere Maßregel zur Erziehung Norwegens ist, oder einer allgemeinen englischen Kohlenknappheit entspringt. Auch von Frankreich her wird über Mangel englischer Kohlen geklagt.

Die Thronrede des schwedischen Königs enthält eine Mahnung, die Augen nicht vor der ernsten Lage zu schließen und Freiheit und Selbstbestimmungsrecht des schwedischen Reiches zu sichern. Dabei wird mit deutlichen Worten auf die Frage der Alandsinseln hingewiesen, über die Rußland bis heute eine befriedigende Antwort nicht gegeben hat.

Donnerstag, 18. Januar.

Die argentinische Regierung hat eine Ausfuhrsteuer auf Weizen in Höhe von 40 Centavos auf 100 Kg. festgesetzt. Damit tritt im Wirtschaftsleben eine längst begrabene Besteuerungsform von neuem auf, von der man nicht weiß, welche Bedeutung sie in den ersten Jahren nach dem Kriege haben kann. Vom Standpunkt der kolonialen Ausfuhrländer liegt es in gewissem Sinne nahe, den gesteigerten Bedarf Europas zur Bereicherung ihrer Staatskassen zu benutzen. Die Ernteberichte aus dem südlichen Teil Argentiniens sind ungünstig, was die Besorgnisse in England vermehrt.

Der neue polnische Staatsrat hat einen Aufruf zur Begründung einer polnischen Armee erlassen, in dem die Mitwirkung der Nation erbeten wird. Es heißt: „Zu dieser Mitwirkung fordern wir auf, indem wir gleichzeitig bemerken, daß wir nicht eine beliebige politische Organisation sind, die dieser oder jener Lösung dient, sondern daß wir das polnische Staatswesen vertreten und eine mit Regierungsbefugnissen ausgestattete Körperschaft bilden, die alle Staatsbürger gleich behandeln und von allen auch gleiches Gehör für sich beanspruchen wird." Man ersieht aus diesen Worten, daß der neue Staatsrat zunächst seinen eigenen Landsleuten gegenüber seine Existenzberechtigung feststellen muß. Hoffen wir, daß es ihm gelingt.

Der österreichische Ministerpräsident Clam-Martinic und der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza sind gleichzeitig in Begleitung der Vertreter ihrer Landwirtschaftsministerien und ihrer Ernährungsämter in Berlin eingetroffen. Da bisher alle Verhandlungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn nur durch den gemeinsamen Minister des Auswärtigen gingen, wird diesem Doppelbesuche eine gewisse staatsrechtliche Bedeutung zugesprochen. Es entspricht dem österreichisch-ungarischen Ausgleich vom Jahre 1867, daß die Regelung der Ernährungsfragen nicht als gemeinsame Angelegenheit beider Reichshälften aufgefaßt wird. Wenn also zwischen dem Deutschen Reiche und der Doppelmonarchie Abmachungen über Ernährungsfragen getroffen werden sollen, so ist es verfassungsmäßig korrekt, wenn Deutschland mit jedem der beiden Staaten für sich verkehrt.

Gerüchte über Unsicherheit der Stellung des amerikanischen Staatssekretärs Lansing. Gewisse Optimisten glauben, daß darin eine deutschfreundliche Wendung des Präsidenten Wilson angedeutet sei. Recht unsicher.

Freitag, 19. Januar.

Irgendwo auf dem Atlantischen Ozean muß wieder ein deutsches Kaperschiff nach Art der „Möwe" aufgetaucht sein. Zehn oder elf englische und französische Dampfer mit über 55 000 Tonnen gelten als verloren.

Die Franzosen haben Schwierigkeiten mit einem Streik in ihren Munitionsfabriken. Es handelt sich um Mindestlohnsätze und obligatorische Schiedsgerichte. Die Vermittlung liegt in den Händen des Munitionsministers Thomas.

Die Jenaer Ortsgruppe des Unabhängigkeits-Ausschusses für einen deutschen Frieden verlangt, daß unter allen Umständen verhindert wird, daß Belgien nach dem Kriege ein Vorposten Englands sei. Wenn zu dem Zwecke auch eine völlige Einverleibung nicht gerade empfehlenswert erscheint, so ist doch die Selbständigkeit Belgiens in militärischer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung so zu beschneiden, daß Belgien in Zukunft keine deutschfeindliche Haltung mehr einnehmen kann. Wie die völker- und staatsrechtlichen Formen auszugestalten wären, ist eine Frage zweiter Ordnung. Die Hauptsache ist, daß wir die nötigen Machtmittel, die uns das künftige Wohlverhalten Belgiens gewährleisten, fest in der Hand behalten. Dazu rechnen wir insbesondere den Besitz der flandrischen Küste und der Maßlinie. Daneben muß der vlämische Volksteil dem Einfluß des wallonischen entzogen werden. Aehnliche Resolutionen werden an verschiedenen Orten gefaßt. Es würde zweckdienlich sein, wenn die Verfasser eine genauere Darlegung des staatsrechtlichen Verhältnisses geben wollten, denn hier liegt, wie es scheint, die Unmöglichkeit.

Der englische Minister des Aeußeren, Balfour, hat ein lange Depesche nach Amerika gesendet, in der er die Abtretung Elsaß-Lothringens, die Zerteilung der österreichisch-ungarischen Nationalitäten und die Beseitigung der Türkei aus Europa als sichere Grundlage eines künftigen Friedens anpreist. Alle Welt will den künftigen Frieden dadurch sichern, daß man neue Verletzungen herbeiführt.

Digitized by Google

Eiserne Blätter

Pfui!

Gewürm kriecht über den deutschen Boden, dessen man sich schämt. Es arbeitet im Dunkeln, untergräbt den Staat und hilft dem Feind. Das ist der Haufe derer, die den Krieg zu ihrer eigenen Bereicherung benützen. Aus dem Blut der Kameraden machen sie ein Geschäft, ohne zu erröten. Das ist eine widerliche Gesellschaft. Man spricht nicht gerne davon, keiner freut sich der paar Dreckspritzer auf dem blanken Schild der deutschen Ehre. Aber Schweigen ist Feigheit. Die gemeinen Seelen sollen wissen, daß man mit ihnen abrechnen wird.

Das landläufige Schimpfen auf die Kriegswucherer haben wir zwar nicht mitgemacht. Wir hörten viele den Mund voll von sittlicher Entrüstung nehmen; aber ihr Herz war nur neidisch, daß der Gewinn ihre eigenen Taschen nicht füllte. Andere griffen gierig nach schmachvollen Einzelvergehen, um den „Klassenhaß" wieder zu schüren; sie lebten ja nur vom Hetzen und es ging ihnen schlecht, als man das Wort vom „Klassenkampf" anfing, zu begraben. Auch sie handeln nicht aus Liebe zur Gerechtigkeit, sondern aus Freude an der Mißgunst. Dazu kommt, daß der Unbeteiligte die Grenze zwischen berechtigtem Gewinn und wucherischer Gier schwer ziehen kann. Der Beamte, der vom bescheidenen, aber festen Gehalt lebt, besitzt nicht ohne weiteres die Gabe, die Sorgen und Gefahren nachzufühlen, welchen die erwerbenden Berufe ausgesetzt sind, aber auch der Handel muß begreifen, daß er im Krieg kein Recht auf gleichmäßigen Gewinn besitzt, wo hunderttausende im Volk leiden. Es gehört Lebenskenntnis dazu, um hier gerecht zu urteilen. Auch uns brennt die Scham über die häßlichen Vorgänge, aber fast noch mehr über die Menschen, die sie wohlgefällig vor aller Welt breittreten. Wir wollen nicht, daß sich ein Zerrbild deutschen Lebens festsetze in unsern Köpfen und in der Welt draußen, die kein Haar besser ist. Schlimm genug, daß unsere Braven an der Front von der Heimat oft nur die Vorstellung eines einzigen Hauses voll Wucherer haben. Wäre es so, dann wäre ihre Wut gerecht. Leider haben sie der Anlässe genug; es gibt verächtliche Seelen, denen jeder Sinn für die Größe dieser Zeit abgeht, weil sie nur vom Profit leben. Man muß wirklich von einer Seuche reden, welche alle Kreise unseres Volkes anzustecken beginnt. Wir entschuldigen nichts. Manche überstürzte Anordnung und mancher Fehler in unserer volkswirtschaftlichen Gesetzgebung mag sich rächen. Trotzdem bleibt der Ekel über die wucherische Gesinnung, die sich breit macht. Aber wir haben auch ein Recht, ja wir haben die Pflicht, an die Millionen zu erinnern, die sich frei von solchem Treiben halten. Auch heute noch lebt der Anstand. Das Gesunde ist ebenso da, wenn es sich auch nicht so aufdringlich gebärdet, wie das Faule. Wir *glauben* nicht nur an diese innerlich vornehmen Menschen in jedem Stand, wir *sehen* sie. Um ihretwillen geht der Kampf. Sie tragen die Ehre Deutschlands in ihrer Hand. Ihre und ihrer Kinder Kraft hält die Wurzeln der deutschen Eiche gesund. Aus einfacher Liebe zur Wahrheit heraus erinnern wir an die stillen, geduldigen, anständigen Menschen landauf, landab, die du wohl kennst und liebst, und die du nicht vergessen darfst, wenn du dein Bild von Deutschland zeichnest.

Eins muß unserer Arbeit Ziel werden: dem Geist des rücksichtslosen Profits gelte der Kampf bis aufs Messer! Unser altes gutes Wort „handeln" ist heillos verschandelt worden. Ursprünglich bedeutet es die frohgemute Tat, das weitausschauende Unternehmen. Statt dessen wurde es zum Deckmantel schamloser Übervorteilung. Der Geist unseres Volkes darf nicht erschlaffen im öden Geschäftsgewinn. Man lebt nicht vom Brot allein, sondern auch von jeder gesunden geistigen Nahrung, die der Seele ihre Speise gibt. Treue, Zucht, Zuverlässigkeit, Wahrhaftigkeit, Anstand waren von jeher die Pfeiler jedes echten Geschäfts. Heute haben sich diese Kräfte wieder erprobt. Unser Volksgewissen ist empfindlicher geworden. Das Volksvermögen steht in erster Linie, dann erst kommt dein Anteil daran. Was der einzelne gewinnt, soll dazu beitragen, ihm die Freude an seiner Arbeit zu stärken, es darf aber kein Raub sein am gemeinsamen Gut. Der Krieg hat uns alle erzogen, die einen willig, die andern widerwillig. Danken wir ihm! Die Toten und die Krüppel möchten künftig reiner deutscher Luft sich freuen; dafür gaben sie ihre Kraft, ihr Leben. Drum übertreibe nicht, aber kämpfe gegen den Erbfeind der Menschheit, die Habsucht!

Digitized by Google

Digitized by Google

In Rußland finden beständig weitere Ministerwechsel statt. Der neue Kriegsminister heißt Beljajew.

Im preußischen Abgeordnetenhaus hat es leider eine sehr unangenehme Aussprache über die politischen Verhältnisse der preußischen Polen gegeben. Abgeordneter Korfanty redete im radikalsten Tone vom Mißtrauen der polnischen Fraktion gegen die Politik der preußischen Regierung, und der Minister des Innern v. Loebell antwortete ihm genau mit derselben kalten Schärfe, die er vor der Polenproklamation gehabt haben würde. Unsere Meinung ist, daß trotz der schweren Ungeschicklichkeiten der Rede des Herrn Korfanty die preußische Regierung in Ton und Haltung sich dem Vorgehen der verbündeten mitteleuropäischen Reiche anzuschließen hat. Sie hatte selbstverständlich Recht und Möglichkeit bis vor der Zweikaiser-Proklamation, einen Widerspruch gegen die beabsichtigte Aufrichtung des Staates Polen geltend zu machen. Nun aber, nachdem die Würfel gefallen sind, muß die Anerkennung der geschichtlichen Existenz der polnischen Nation von allen Teilen der verbündeten Regierungen in gleicher Weise durchgehalten werden, weil sonst die schon genügend verwickelten polnischen Angelegenheiten noch viel undurchsichtiger werden müssen.

Sonnabend, 20. Januar.

Die vereinigten Verbände der Arbeiter-Gewerkschaften und Angestellten haben unter Führung des Abgeordneten Legien eine politische Kundgebung an den Reichskanzler gerichtet, in der sie sagen: „Die Antwort der Entente behebt jeden Zweifel darüber, daß Deutschland sich in einem Verteidigungskriege befindet. In der vollen Erkenntnis, daß es sich um die Existenz unseres Landes und seiner Bevölkerung handelt, werden wir alle Kräfte des arbeitenden Volkes zur äußersten Kraftentfaltung anregen." Der Reichskanzler antwortete: „Ich danke von Herzen für die kraftvolle Kundgebung Ihres entschlossenen vaterländischen Willens. Daß in unserem schweren Kampfe die deutsche Arbeiterschaft treu und fest zum Vaterlande steht, ist mir eine feste Bürgschaft für unseren endlichen Sieg und für eine Zukunft Deutschlands, in der alle seine Söhne ihr Glück finden sollen." — Damit ist ausgesprochen, daß die Entschlüsse vom 4. August 1914 jetzt nach Ablehnung des deutschen Friedensangebotes auf seiten der deutschen Arbeiterschaft festgehalten werden. Eine Minderheit von Parteipolitikern, die sich dieser Logik der Kriegsentwicklung entzieht, scheidet in diesen Tagen auch formell aus der sozialdemokratischen Partei aus. Demokratie und Kaisertum gehen in der Verteidigung des Vaterlandes zusammen.

In England ist man offenbar unruhig und verwundert, daß die englische Kriegsflotte immer noch nicht imstande gewesen ist, das neue deutsche Kaperschiff auf dem Ozean zu finden. Es wird jetzt bekannt, daß am 31. Dezember der englische Dampfer „Yarrowdale" als Prise in den Hafen von Swinemünde eingebracht wurde. Der Dampfer hatte ein deutsches Prisenkommando in Stärke von 16 Mann und 469 Gefangene, nämlich die Besatzungen von einem norwegischen und sieben englischen Schiffen, an Bord, die von dem noch unbekannten deutschen Hilfskreuzer im Atlantischen Ozean aufgebracht waren. Die Ladung der aufgebrachten Schiffe bestand vorwiegend aus Kriegsmaterial, das aus Amerika kam und für unsere Feinde bestimmt war, und aus Lebensmitteln, darunter 6000 Tonnen Weizen und 2000 Tonnen Mehl. Was inzwischen das deutsche Kaperschiff noch getan oder erlebt hat, wird man erst nach und nach erfahren.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 15. Januar.

An Mauern und Wänden ist der Erlaß des Kaisers an das deutsche Volk angebracht. In einer stillen Straße steht eine Frau unter der Laterne vor dem Anschlag, und indem ich vorbeigehe, schließt sie sich mir vollen Herzens und mit Tränen in den Augen an, läuft einfach so mit, weil sie jemanden haben muß. Sie liest für gewöhnlich keine Zeitung und scheint erst aus diesem Aufruf erfahren zu haben, daß die Feinde keinen Frieden geben wollen. Außerdem aber ist sie bewegt und erhoben von dem Ernst und der Wärme der Worte. Das alles kann sie nicht richtig ausdrücken, und sagt nur ein paarmal hintereinander hilflos: „Wenn man so etwas liest — — wenn man so etwas liest" mit einem unterdrückten Schluchzen in der Stimme. Und nach einer Weile: „Aber die Wucherpreise. Der Klippfisch — ich esse ja keinen, aber mein Mann — hat heute zwei Mark sechzig kosten sollen, das muß doch Betrug sein." Ich erkläre ihr ein bißchen, wie das wahrscheinlich kommt, und dann sagt sie mit dieser einfachen Geduld, die einem immer wieder als die zuverlässigste Kraft in unserem Heimatkampf erscheint: „Man will ja alles gern tun; bloß betrügen brauchen sie einen nich." Ich erzähle ihr, während wir durch den nassen Schnee an den dunklen Gärten entlang gehen, von dem Schreiben des Kaisers an den Kanzler, das heute früh in den Zeitungen gestanden hat, und sie läuft neben mir her und verwendet kein Auge von mir, bis ich in die Straßenbahn steigen muß.

Welche Kraft gehört dazu, diese Zeit zu ertragen, ohne sie zu verstehen, mit lauter undeutlichen „Warums" im Herzen! Könnte man nicht noch ganz andere Wege versuchen, um all diesen Menschen ihre stummen Fragen zu beantworten? Z. B. öfter solche Anschläge, die ähnlich den Heeresberichten und das wichtigste von ihnen zusammenfassend, zugleich knappe Mitteilungen über auswärtige und innere Fragen, die allerwesentlichsten und einfachsten, brächten? Sehr geschickte Menschen müßten das machen. Für einfachste Auffassungsvermögen berechnet.

In Hamburg ist zum erstenmal ein Senator gewählt, der der fortschrittlichen Volkspartei angehört: J. H. Garrels. Die Sozialdemokraten haben sich zum erstenmal an der Wahl beteiligt.

Dienstag, 16. Januar.

Zu Füßen des Bismarckdenkmals brodelt das schwarze Gewimmel unzählbarer Schulkinder, die an jeder kleinsten Spur eines Abhangs ihre Rodelschlitten herunterjagen oder — manchmal auf allen Vieren — heraufschleppen. Die ragende Gestalt mit dem Schwert bekommt etwas vom getreuen Eckart, man sieht auf einmal, daß er nicht nur ein Monument der starren Großartigkeit ist, sondern ein Mensch von unserem Fleisch und Blut. Der Umriß des mächtigen Kopfes bekommt etwas Väterliches und Gutes — man muß daran denken, wie unseren Vorfahren Wodan als Sturmgott und Weltgeist und zugleich auch als Weihnachtsmann und Vater erschien. Und das Bild wird einem zum Symbol: des gepanzerten Deutschland, das seine Jugend schützt und für sie weit hinausschaut in die Welt, aus der die Bedrohung ihres Daseins und ihrer fröhlichen Entwicklung kommt.

Alle großen Verbände, Körperschaften, bundesstaatlichen Regierungen antworten auf den Erlaß des Kaisers an das deutsche Volk mit Versicherungen der unbedingten Entschlossenheit. Der Hansabund verlangt „energische Anwendung aller Kampfmittel" als Antwort auf die Absicht der Entente, Deutschland zu zerstückeln.

Die Zeitungen und die öffentliche Meinung raten noch immer daran herum, ob Batockis letzte Aeußerungen zur Ernährungspolitik einen Systemwechsel ankündigen, der dem freien Handel für leicht verderbliche und darum schwer bureaukratisch zu bewirtschaftende Lebensmittel wieder größeren Spielraum gibt. Es schien doch, als sei der Ausgangspunkt von Batockis Arbeit der Gedanke, daß die Zentrale Bewirtschaftung, wenn sie einmal eingeführt wird, wenigstens alle hauptsächlichen Nahrungsstoffe einbeziehen wird.

Ein vaterländischer Abend in einer kleinen Stadt bei Hamburg. Man tastet sich bei sparsamer Straßenbeleuchtung durch eine Dorfstraße mit einstöckigen Häusern, hinter deren niedrigen Fenstern das Familienleben sich noch ohne die ängstliche Exklusivität des Großstädters, in einer vertraulicheren Nähe zu dem bißchen Straßenleben abspielt. Wie viele solcher Ansprachen, die der Stärkung der geistigen Gemeinschaft dienen sollen, haben

Digitized by Google

wir alle schon miterlebt; und immer wieder fühlt man doch dieses Feuer des Volksgeistes noch wieder erglühen.

Mittwoch, 17. Januar.

Ueber die zu gründenden Kriegswirtschaftsämter in Preußen gelangen etwas ausführlichere Nachrichten in die Presse. Sie sollen — vom preußischen Staatsministerium beschlossen — den Provinzialbehörden angegliedert werden und unter dem Vorsitz eines Offiziers mit landwirtschaftlicher Sachkenntnis stehen. Außerdem sollen zwei höhere Verwaltungsbeamte, ein Vertreter der Eisenbahndirektion, sechs Landwirte und ein Veterinär dem Amt angehören. In den Kreisen werden unter dem Vorsitz der Landräte entsprechende Kriegswirtschaftsstellen gegründet. Die Aufgabe der ganzen Organisation ist die Förderung der landwirtschaftlichen Produktion durch Beschaffung von Arbeitskräften, Maschinen, Pferden, Betriebsmitteln.

Donnerstag, 18. Januar.

Bei einem Vortrag über Marie v. Ebner-Eschenbach wird einem die furchtbare Verzerrung aller Verhältnisse heute im Gegenbild eines menschlich weichen, zugleich ruhigen und innerlich bewegten Lebens deutlich. Wann werden wir wieder das einfach Innige, reine Verhältnis zu allen geistigen Lebensmächten gewinnen, das dieses Leben kennzeichnet? Und wann werden wir überhaupt die innere Ruhe und das Gleichmaß wieder erlangen, die die Voraussetzung eines so klaren Lebensstils sind?

Verhandlungen im preußischen Landtag über den Etat. Eine Rede Heydebrands, die — zum erstenmal — sehr energisch auch von den Pflichten der Landbevölkerung spricht: „Sie hat es gewiß schwer bei dem Mangel an Arbeitskräften und angesichts der Tatsache, daß zweifellos manche Verordnung nicht das Richtige trifft. Trotzdem muß die Landbevölkerung mehr leisten als bisher. Die Landwirtschaft muß selbst den Beweis liefern, daß sie leisten kann, was sie versprochen hat, als sie Schutz und Förderung von den anderen Ständen verlangte."

Freitag, 19. Januar.

Eine straffere Regelung der Einfuhr. Die Bewilligung zur Einfuhr muß vom Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligung erbeten werden. Ganz verboten ist die Einfuhr von Edelsteinen, echten Perlen und Kunstsachen.

Eine neue Reichsstelle ist ferner der Reichskommissar für die Stickstoffbewirtschaftung, der dem Kriegsamt untersteht und Anordnungen für Herstellung, Verbrauch und Vertrieb von Stickstoff geben kann.

Im preußischen Landtag Programmreden zum Etat, die sich durch Zurückhaltung in allen Fragen der äußeren Politik und allen strittigen Angelegenheiten der inneren auszeichnen. Der Vizepräsident des Staatsministeriums verweist die Forderung der Verschärfung des U-Boot-Krieges an die Kompetenz des Reichs, mahnt die bundesstaatlichen Volksvertretungen zu einheitlicher Unterstützung der Reichspolitik und sagt über die preußische Wahlrechtsfrage folgendes: „Erhalten wir, was uns hochgehoben hat, bauen wir auf, was veränderungsbedürftig ist. Wenn Regierung und Landtag in diesem Sinne an die Reform der Gesetzgebung gehen, wenn alle geistigen Mitarbeiter an den großen Friedenswerken volle Gleichberechtigung erhalten, dann werden die furchtbaren Folgen des Weltkrieges gemildert werden."

Sonnabend, 20. Januar.

Von meinem Arbeitsplatz sieht man im blitzenden klaren Wintersonnenschein den stolzen Eisgang auf der Elbe. Dunkle Schollen mit Schneebrausen um den Rand, die sich an den Ufern hinschieben, die breite dunkle Mitte noch freilassend.

Eine Erklärung der Gewerkschaften und Angestelltenorganisationen zum Friedensangebot und seine Zurückweisung bekundet das unerschütterliche Zusammenstehen des ganzen deutschen Volkes in dem Willen zum Sieg. Die Erklärung lautet in ihren wesentlichen Sätzen:

„In der Antwort der Entente auf diese Friedensnote werden Kriegsziele aufgestellt, die nur nach der völligen Niederwerfung Deutschlands und seiner Verbündeten zu erreichen sind. Ihre Erfüllung müßte den wirtschaftlichen Ruin Deutschlands und die Vernichtung der Existenz vieler Hunderttausende von Arbeitern und deren Familien herbeiführen. Die unsinnigen Forderungen der Entente können nur unter der Annahme aufgestellt sein, daß die militärische und wirtschaftliche Kraft Deutschlands bereits gebrochen sei. Daß die militärische Kraft des deutschen Volkes nicht gebrochen ist, bedarf angesichts der Kampfesfronten keiner Erörterung. Auch seine wirtschaftliche Kraft ist keinesfalls erschöpft. Wir verkennen nicht, daß die Absperrung Deutschlands vom Weltmarkte und die unzureichende Regelung der Verteilung der in Deutschland vorhandenen Nahrungsmittel weite Schichten der arbeitenden Bevölkerung in eine Notlage gebracht haben. Angesichts der Zukunft, die dem deutschen Volke nach den Kriegszielen der Entente droht, ist dringend geboten, eine gerechte Verteilung der vorhandenen Ernährungsmittel zu sichern. Dann wird die Not ertragen werden, um so leichter, wenn das Bewußtsein vorhanden ist, daß sie alle Schichten des deutschen Volkes in gleicher Weise trifft. Die Antwort der Entente behebt jeden Zweifel darüber, daß sich Deutschland in einem Verteidigungskampfe befindet. In voller Erkenntnis, daß es sich um die Existenz unseres Landes und seiner Bevölkerung handelt, werden wir alle Kräfte des arbeitenden Volkes zur äußersten Kraftentfaltung anregen. Am 12. Dezember 1916 ist von den Regierungen Deutschlands und seiner Verbündeten der Vorschlag gemacht worden, dem ungeheuren Blutvergießen durch Friedensverhandlungen ein Ende zu bereiten. Sie erklärten, „daß ihre eigenen Rechte und begründeten Ansprüche in keinem Widerspruch zu den Rechten der anderen Nationen stehen." Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit der Völker sollen gesichert und dadurch die Grundlage für einen dauernden Frieden geschaffen werden. Die Gegner Deutschlands lehnen Friedensverhandlungen auf dieser Grundlage ab. Sie zwingen die den Frieden herbeisehnenden Völker, die Verwüstung von Menschenleben und Kulturgütern fortzusetzen. In dieser Lage erklären wir, daß es die heiligste Verpflichtung für uns ist, in verstärktem Maße unsere Kräfte in dem Kampfe um die Existenz unseres Landes einzusetzen."

Friedrich Naumann / Der deutsche Volksstaat

Das Wort „Volksstaat" entstammt dem sozialdemokratischen Sprachgebrauche und bezeichnet ein Zukunftsideal, das dem einst viel besprochenen „Zukunftsstaat" verwandt ist, aber sich nicht ohne weiteres mit ihm deckt. Während nämlich beim Worte Zukunftsstaat alles Gewicht darauf gelegt wird, daß er anders eingerichtet sein soll als der Gegenwartsstaat, liegt beim Volksstaat der Hauptnachdruck darauf, daß „das Volk" der Träger des Staatsgedankens und Staatswillens zu sein habe. Ob dann das Volk aus seinem Staate einen Zukunftsstaat machen kann und will, ist seine Sache, falls es nur erst überhaupt einmal bis zur Ausübung seines Willens gelangt. Anders ausgesprochen: während im Zukunftsstaat mehr das sozialistische Ziel enthalten ist, ist der Volksstaat etwas grundsätzlich Demokratisches. Daß beides nicht ein und dasselbe ist, sieht man an kleinbäuerlichen demokratischen Ländern wie Schweiz und Norwegen, in denen der Gedanke Volksstaat weitgehend verwirklicht ist, ohne daß besonders viel Sozialismus dabei zutage trat. Man kann ruhig zugeben, daß Deutschland dem sozialistischen Zukunftsstaat schon vor dem Kriege näher war, als diese demokratischen Staaten, obwohl wir sicherlich vom Volksstaat weiter entfernt sind.

Niemand wird nun bezweifeln, daß der Krieg sowohl in Hinsicht auf den Zukunftsstaat wie auf den Volksstaat neue Anschauungen hervorbringt. Um zunächst vom Zukunftsstaat zu reden, so kann die Kriegswirtschaft geradezu als eine Generalprobe dazu aufgefaßt werden. Mit der Kriegswirtschaft tritt zwar nicht eine Herrschaft der sozialen Demokratie ein, aber eine welt-

gehende Ausschaltung der bürgerlichen Interessenpolitik. Die Wirtschaftsfragen werden nach militärisch-bürokratischem Schema erledigt und stehen unter Diktatur. Dabei kämpft eine starke Neigung zu Staatssozialismus mit den natürlichen Widerständen der vorhandenen privatkapitalistischen Gesellschaft. Es ist unter Kriegszwang ein Entwicklungsstadium eingetreten, das nach sozialdemokratischer Meinung irgendwann unter demokratischem Drucke notwendig werden sollte. Begreiflicherweise ist mit diesem militärischen Kriegscharakter alles viel autoritätsmäßiger und amtlicher geworden, als es sich die sozialdemokratischen Propheten dachten, aber andererseits sind damit von vornherein viele Widerstände gebrochen, gegen die eine demokratische Entwicklung vielleicht vergeblich hätte kämpfen müssen. Man sieht eine „Regelung der Produktion" vor sich, wie sie Bebel in seinen jungen Jahren kaum stärker verkünden konnte. Die „Anarchie der privatkapitalistischen Konkurrenz" ist sehr beschnitten, und die Profite sind unter eine Kriegssteuer gestellt, die zwar noch keineswegs „Expropriierung" ist, aber doch grundsätzlich die seitherige Steuerlinie merkbar überschreitet. Das „Privateigentum" an Ernährungsstoffen und Arbeitsmaterialien hat seine herkömmliche Heiligkeit während des Krieges eingebüßt, und für flüssiges Kapital ist kaum etwas anderes übriggeblieben, als es dem Staate in der Form von Anleihe anzubieten. Auch wird von den ernstesten Männern heute eine teilweise Enteignung zur Deckung der Kriegskosten in Erwägung gezogen, die früher als wirtschaftliche Tempelschändung erschienen wäre. Gleichzeitig steigt das System der öffentlichen Arbeitsvermittlung für Männer und Frauen, die behördliche Erledigung von Lohnstreitigkeiten und die Beachtung der Konsumenten bei der Preisbildung. Das alles vollzieht sich in den Rechtsformen der Vorläufigkeit und des Ausnahmezustandes, aber niemand kann ohne Bedenken versichern, daß später einmal alles wieder so sein werde, wie es vorher war, da ja der Krieg nicht an einem Tage aufhört und da die Wiedergewinnung des Friedenszustandes ein verwickelter Prozeß ist. Der Zukunftsstaat steht tatsächlich zur Debatte. Er verliert durch die Kriegswirtschaft an ideellem Glanze, aber er gewinnt an tatsächlicher Gegenwärtigkeit. Wie vieles und was von der staatssozialistischen Kriegswirtschaft als Dauereinrichtung übrigbleiben wird, wer weiß es? Je länger der Krieg dauert, desto mehr!

Wie aber ist es gleichzeitig mit dem Volksstaat? Die demokratische Entwicklung hat während des Krieges durchaus keine Generalprobe abhalten können, soweit es sich um Wahlrechte und parlamentarische Abstimmungen handelt, denn der Ausmarsch von Millionen von Staatsbürgern zur Armee genügt auch ohne besondere Belagerungsgesetze, um den Apparat des politisch tätigen Volkswillens stillzustellen. Dazu kommt der monarchische Charakter, der allem militärischen Vorgehen in allen Verfassungen eigen ist. Die alten Grunderfordernisse des demokratischen Wesens, die Versammlungsfreiheit und die Preßfreiheit, haben notwendigerweise, und vielleicht zeitweise über das Notwendige hinaus, durch den Krieg gelitten. Die Oeffentlichkeit des Parlamentarismus wurde eingeschränkt, und oft wurden statt gegensätzlicher Aussprachen gemeinsame Erklärungen formuliert. Wer darum den Kern des demokratischen Lebens nur in seinen normalen Betätigungsformen erblickt, der kann leicht zu der Ansicht gelangen, daß uns der Krieg ein weniger politisch selbständiges, entdemokratisiertes Volk hinterlassen wird. Und es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß derartige Besorgnisse auf der linken Seite verbreitet sind.

Vermehrt werden diese Besorgnisse durch das Verhalten der Regierung gegenüber dem Gedanken der „Neuorientierung". Während nämlich das erste Kriegsjahr voll ist von allgemein gehaltenen Versprechungen des Reichskanzlers und des damaligen Staatssekretärs Dr. Delbrück, daß nach dem Kriege der Geist des 4. August 1914 einen staatsrechtlichen Ausdruck finden müsse, so hat die freiwillige Erneuerung dieser Versprechungen seit dem Rücktritt Delbrücks völlig aufgehört, und es sieht aus, als sei nichts Greifbares zugesagt worden. Die Regierenden entschließen sich nicht, während des Krieges bei Unmöglichkeit einer Neuwahl die preußische Wahlrechtsfrage zur Entscheidung zu bringen und hüten sich für eine Zeit, die noch in unberechenbarer Entfernung liegt, bindende Zusicherungen zu machen. Wir unsererseits bedauern, daß nicht sofort 1914 ein klares Königswort gesprochen wurde, halten es auch heute noch für möglich und nützlich, daß es nachträglich ausgesprochen wird, geben aber zu, daß schwere verfassungsrechtliche Gesetzgebungsarbeit während des Krieges kaum geleistet werden kann. Zur Stunde ist rein staatsrechtlich noch alles so wie vor dem Kriege.

Man soll aber gerade auf diesem Gebiete nicht nur das ansehen, was sich in Paragraphen ausdrücken läßt. Wer den Gang der politischen Dinge zu betrachten Gelegenheit hat, wird in der Praxis sehr beachtliche Veränderungen gegen früher finden. Als solche sind anzuführen:

1. Die öffentliche Anerkennung der Arbeiterbewegung in allen ihren Formen ist eine sich beständig wiederholende Erscheinung. Von dem offiziellen Besuche der Exzellenzen in den sozialdemokratischen Konsum- und Gewerkschaftsräumen bis zum Besuch der Gewerkschaften durch Staatssekretär Helfferich ist eine regelrechte Zusammenarbeit der staatlichen und der demokratischen Verwaltungsmaschinerie in Gang. Das wird in verschiedenen Aufsätzen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" unzweideutig ausgesprochen: „die deutsche Arbeiterarmee übertrifft an technischem Können, an Bildung und Geschicklichkeit wie an Pflichtbewußtsein und Vaterlandstreue die jedes anderen Landes". Der Unterschied besonderer nationaler und nichtnationaler Parteien ist nach einem Ausspruche des Reichskanzlers tatsächlich nicht mehr vorhanden.

2. Die wirkliche Bedeutung der Volksvertretung ist nicht nach den öffentlichen Aussprachen zu bemessen, sondern nach der Arbeit in der erweiterten Haushaltkommission, die zurzeit das eigentliche Organ des parlamentarischen Wirkens ist. In ihr sind die schwersten Fragen der Kriegführung über das hinaus erörtert worden, was rein verfassungsmäßig zur Befugnis des Reichstages gehört, und gerade die Parteien auf der rechten Seite verlangen aus Gründen ihrer besonderen politischen Auffassung noch weitere Ausdehnung der parlamentarischen Befugnisse, indem sie sowohl die Polenproklamation wie das Friedensangebot nicht nur nachträglich begutachten, sondern während des Entstehens mitberaten wollten. Wer nicht auf dem engen Standpunkte steht, daß nur solche demokratischen Fortschritte beachtlich sind, die von links her gefordert werden, wird in diesen Forderungen weitere Versuche in Richtung auf den Volksstaat hin entdecken. Die Forderung der Entscheidung des Volkes über Krieg und Frieden ist ein altes Hauptstück der demokratischen Programme und bleibt es auch dann, wenn im Wechsel der politischen Gestaltungen es gerade einmal die Nichtdemokraten sind, die den Programm-

Digitized by Google

satz emporheben. Man vergesse nicht, daß schon im Jahre 1911 die sogenannte Marokkokommission, die ein erster Versuch war, große Politik ernsthaft parlamentarisch zu behandeln, mehr von der rechten Seite her beantragt war als von der linken.

3. Da sich mit der Dauer des Krieges die allerschwersten Finanzfragen auftürmen und da zu allen Zeiten Finanzerörterungen zu steigendem Parlamentarismus geführt haben, so bedarf es keines großen Ahnungsvermögens, um vorherzusagen, daß sofort nach Kriegsschluß eine hochparlamentarische Zeit anbrechen wird, in der es keine Regierung wagen wird, sich von vornherein einen Teil der Volksvertreter zu Gegnern zu machen, weil sie alle braucht, um ein erträgliches Resultat zustande zu bringen. —

Das alles heißt mit anderen Worten: auch wenn von der „Neuorientierung" aus begreiflichen Gründen weniger gesprochen wird als früher, so beginnt die tatsächliche Neuorientierung sich von selber einzusetzen. Das Ziel dieser Neuorientierung ist die größere Volkstümlichkeit des Staates.

Im alten sozialdemokratischen Worte „Volksstaat" lagerten sehr unmögliche doktrinäre und sehr wirklichkeitsfähige Elemente nahe beieinander. Bisweilen ward es rein republikanisch-kleinbürgerlich aufgefaßt, als sei Deutschland ein Schweizer Kanton mit übersichtlicher Selbstregierung bei begrenzten Weltverhältnissen. Diesen Nebenklang wird das Wort durch den Krieg bei uns verlieren, denn von der Größe eines zentralisierten Staatsbetriebes und von der Notwendigkeit einheitlicher militärischer und diplomatischer Führung wird jetzt fast jeder überzeugt sein. Das Leitungssystem aller Großbetriebe hat etwas Monarchisches in sich und behält es in jeder Art von Verfassung. Wir können nicht rückwärts gehen wollen zu weniger leistungsfähigen Verwaltungsformen. Deshalb ist der alte demokratische Kampf gegen die Zentralisation des Staates an sich im Kriege schwächer geworden. Fast jedes Gespräch mit Soldaten, die aus dem Kriegsgebiet kommen, enthält eine gewisse grundsätzliche Anerkennung der Notwendigkeit militärischer Disziplin. Aber diese erhöhte Anerkennung der staatsbildenden Kraft und Autorität muß begleitet sein von der rückhaltlosen Zustimmung zum allgemeinen Staatsbürgertum. Das, was wir früher in den Ausdruck „Demokratie und Kaisertum" zusammengefaßt haben, ist weitverbreitete Kriegsgesinnung geworden. Der Patriotismus der Masse ist als das Urelement des Sieges und der Staatserhaltung in wunderbarer Weise zur Erscheinung gekommen. Die Masse kann in der großen Gefahr nicht als untertänig behandelt werden, sondern Kaiser und Heerführer und Staatsmänner können gar nichts anderes tun, als sich an ihren todesbereiten guten Willen zu wenden: das Volk erhält den Staat!

Das Volk ist keine einförmige Menge, aber in einem Punkte muß bei allen sonstigen Verschiedenheiten volle Einheitlichkeit und Einmütigkeit bestehen, in dem Heimatrechte innerhalb der Staatsverwaltung. Es darf keine Bürger zweiter und dritter Klasse geben. Das ist der praktische Sinn des Wortes Volksstaat, wie er aus der Kriegsnot herauswächst. Nicht Klassenstaat, sondern Volksstaat, Nationalstaat, Bürgerstaat!

Georg Gothein / Die Tilgung der Kriegsschuld

Zu Kriegsbeginn hat der witzige Direktor einer Berliner Großbank gemeint: „In diesem Kriege wird der Sieger bleiben, der einen Monat später bankerott wird als der andere." Der Krieg zieht sich derart in die Länge, die Kriegskosten wachsen ständig so an, daß man befürchten muß, der pessimistische Prophet könne recht behalten. Haben doch nach dem „Manchester Guardian" Englands Kriegsausgaben in der letzten Novemberwoche den ungeheuren Betrag von 90,5 Millionen Pfd. St. = rund 1820 Mill M. Gold erreicht. Würde sich diese Ausgabe in gleicher Höhe allwöchentlich wiederholen, so würde das im Jahr rund 95 Milliarden Mark Gold betragen, eine Summe, bei der auch das reiche England bald vor dem Bankerott stehen dürfte.

In den „Daily News" hat denn auch Gardiner bei Erörterung der deutschen Aufforderung zu Friedensverhandlungen ausgeführt, daß Geldgründe wohl die Alliierten niederwerfen könnten, nicht aber Deutschland. Das könne bankerott werden, aber es könne den Krieg fortsetzen, solange es wirtschaftlich geschlossen sei. Aber für England und seine Verbündeten sei der Bankerott gleichzeitig der Untergang, weil sie zu große Summen für Getreide und Futtermittel, Fleisch, Wolle, Leder, Kupfer usw. bezahlen müßten. Besonders Rußland sei ohne die Bezüge von Amerika und Japan, die beide von den Alliierten bezahlt werden müßten, hilflos gegenüber der deutschen Artillerie."

Die Passivität der englischen Handelsbilanz dürfte im letzten Jahr 20 Milliarden Mark Gold bereits überschritten haben, die der französischen hatte in 11 Monaten 13 Milliarden Frank erreicht. Mit den schlechten eigenen Ernten, mit der dadurch bedingten Notwendigkeit, in steigendem Maße Lebensmittel einzuführen, mit deren rapider Steigerung auf den Weltmärkten muß sich dieses für unsere Feinde ungünstige Verhältnis noch weiter verschlechtern. Und Amerika ist nicht mehr so willig wie bisher, den Alliierten Anleihen zu gewähren, zumal die Pfandunterlagen für solche immer knapper werden. Bonar Law hat vor einiger Zeit im Unterhaus erklärt, „daß die englische Fähigkeit, die Alliierten mit Geld zu versorgen, versagen könne, wenn Deutschland das kommende und das übernächste Jahr noch durchhalte." Nach der Eroberung von Walachei und Dobrudscha ist unsere Ernährung nun in Zukunft gesichert, während die Englands, Frankreichs und Italiens ernstlich gefährdet ist.

Wenn also der Krieg bis zur völligen Erschöpfung weitergehen soll, so brauchen wir nicht zu befürchten, daß Gardiner mit seiner Behauptung, „daß Deutschland dem Abgrund, in den alle stürzen, noch näher stünde als England" recht behält.

Freilich, auch unsere Finanzen verschlechtern sich ständig, und ihre Ordnung nach Friedensschluß stellt sich immer schwieriger, je länger der Krieg dauert. All die Berechnungen, die vor anderthalb oder einem Jahr aufgemacht worden sind, wie nach Friedensschluß die Lasten getragen werden sollen, die der Krieg uns hinterläßt, sind hinfällig geworden. Denn nicht nur die Schuldenlast des Reiches erhöht sich mit jedem weiteren Monat um 2 Milliarden Mark — und mit der verstärkten Waffen- und Munitionsherstellung und der Durchführung des vaterländischen Hilfsdienstes werden diese Kosten noch wachsen —, sondern auch die Renten an Hinterbliebene Gefallener wie an Kriegsbeschädigte steigen täglich mit deren zunehmender Zahl. Die allgemeine Teuerung, die zudem mit Kriegsende nicht gleich verschwinden wird, nötigt Reich wie Einzelstaaten und Gemeinden zu Teuerungszulagen an die Beamten. Dazu kommt, daß die Eisenbahnen nach Friedensschluß sehr beträchtliche Aufwendungen für Ersatz abgenutzten liegenden wie rollenden Materials machen müssen; denn dessen Inanspruchnahme während des Krieges ist ganz außergewöhnlich, und an Reparaturarbeiten wird jetzt nur das gemacht, was unaufschiebbar ist. Einzelstaaten wie Gemeinden sind während des Krieges

schließlich ebenfalls genötigt, Geld zu borgen, und je länger der Krieg dauert, um so mehr.

Mit Friedensschluß muß die Anleihewirtschaft ein Ende nehmen, müssen Zinsen und Tilgung aus Tausenden Einnahmen bestritten werden, und diese müssen durch direkte und indirekte Steuern, Verkehrsabgaben und Zölle vom Volk aufgebracht werden. Reichsmonopole — deren Erträge übrigens ganz enorm überschätzt werden — sind letzten Endes auch indirekte Steuern.

Nun sind unsere Produktionsanlagen im wesentlichen unversehrt geblieben, dürften es aller Voraussicht nach auch während des Restes des Krieges bleiben. Und bei dem allgemeinen Warenhunger, der sich gerade nach hochwertigen Industrieerzeugnissen je länger der Krieg dauert, um so schärfer geltend macht, dürfte es der deutschen Industrie während der ersten Friedensjahre an lohnender Beschäftigung nicht fehlen. Freilich wird sie zunächst beträchtliche Summen für die Beschaffung von Rohstoffen ans Ausland abgeben müssen, die zum größten Teil für den Inlandsbedarf, zum anderen für die Wiederausfuhr in verarbeitetem Zustand dienen. Jedenfalls dürfte nach verhältnismäßig kurzer Zeit unsere Handels- wie unsere Zahlungsbilanz wieder in normale Bahnen einlenken. Wir sind, da es uns während des Krieges nicht möglich war, in nennenswertem Maß Schulden im Ausland aufzunehmen, darin nach dem Kriege erheblich günstiger daran, als unsere Feinde, deren Zahlungsbilanz sich dann recht unvorteilhaft entwickeln dürfte.

Anderseits dürfen wir uns nicht verhehlen, daß unsere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit durch den Krieg eine außerordentlich starke Abnahme erfährt; vor allen Dingen durch den Fortfall der vielen Hunderttausende von Gefallenen, der weiteren Hunderttausende von Kriegsbeschädigten, die teils gänzlich arbeitsunfähig geworden sind, teils in ihrer Arbeitsfähigkeit mehr oder minder beschränkt sind. Aber auch die Arbeitsleistung der in ihrer Gesundheit nicht Geschädigten ist durch die jahrelange Entwöhnung von der Arbeit beeinträchtigt. Dazu kommt, daß die Produktionskosten durch die erhöhten Steuern aller Art wesentlich gesteigert werden. Wird das bei allen Kriegführenden der Fall sein, so doch nicht bei den Neutralen. Es ist nicht zu verkennen, daß deren Wettbewerbsfähigkeit zunimmt, je länger der Krieg dauert. Sie industrialisieren sich, brauchen daher nach dem Kriege weniger Industrieartikel einzuführen, ja sind vielleicht in vielen ausfuhrfähig geworden. Haben die Vereinigten Staaten von Amerika über der Massenherstellung von Kriegsmaterial ihre Ausfuhr von Friedensartikeln sogar eingeschränkt, so wird die nach dem Kriege einsetzende Umstellung der Kriegsmaterialwerkstätten auf Friedensarbeit doch zu einer vermehrten Tätigkeit dafür und zu gesteigerter Ausfuhr führen. Japan hat den Krieg benützt, um seine industrielle Produktion wie seine Ausfuhr auch in Friedensartikeln namentlich auf dem ostasiatischen, indischen und australischen Markt wesentlich zu steigern. Geht das in erster Linie auf Kosten des englischen Exports, so werden doch auch wir in Mitleidenschaft gezogen; und wenn die Minderwertigkeit der japanischen Industrieerzeugnisse uns den Wettbewerb zwar durchaus aussichtsvoll erscheinen läßt, so ist doch nicht zu verkennen, daß der japanische Arbeiter sich in seinen Leistungen vervollkommnet.

Auch Spanien, die Niederlande und die skandinavischen Staaten haben während des Krieges ihre industrielle Leistungsfähigkeit stark erhöht, und die großen Kriegsgewinne schützen sie vor Steuererhöhungen. Umgekehrt geht die industrielle Leistungsfähigkeit Frankreichs wie Belgiens geschwächt aus dem Kriege hervor. Es wird in Deutschland eine dringende Aufgabe sein, die Steuern so zu gestalten, daß dadurch nicht unsere industrielle Leistungsfähigkeit und unsere Wettbewerbsfähigkeit auf den Auslandsmärkten beeinträchtigt werden. Denn ohne großzügige Wiederaufnahme unserer Ausfuhr können wir nicht hoffen, nach dem Krieg der finanziellen Schwierigkeiten Herr zu werden.

Freilich ohne eine Steuer auf Kohle und sonstige Kraftquellen werden wir nicht auskommen; sie wird um so eher zu ertragen sein, als sie auch auf die von uns ausgeführte Kohle gelegt werden dürfte und als England wegen seiner Finanznot ebenfalls darum nicht herumkommen wird.

Eine Kartellsteuer, — die, um einträglich zu sein, Zwangskartelle für Rohstoffe und Halbfabrikate und deren Schutz durch erhöhte Zölle zur Voraussetzung haben würde — vermöchte zwar von den kartellierten Betrieben sehr wohl getragen zu werden, wird von diesen sogar geradezu empfohlen, würde von ihnen aber auf die Abnehmer, d. h. auf die weiterverarbeitende Industrie abgewälzt werden. Deren Erzeugnisse spielen nun für unsere Ausfuhr eine weit größere Rolle als die der Schwerindustrie, die Kartellsteuer würde diese Ausfuhr um so mehr belasten, als sich eine Kartellierung der meisten Fertigfabrikate als unmöglich erweist. 1913 entfielen 63 Proz. unserer Ausfuhr auf Fertigfabrikate, 15 Proz. auf Rohstoffe und 11,3 Proz. auf Halbfabrikate.

Eine starke Belastung von Vermögen und Einkommen zugunsten des Reichs ist unabweisbar, und sie muß um so stärker werden, je länger der Krieg dauert; doch auch sie hat ihre Grenzen; man kann mit der Progression nicht ins Ungemessene gehen, soll nicht die notwendige Kapitalneubildung verhindert werden; letztere ist aber unerläßlich, um die Erweiterung und Neuanlage von Produktionsstätten vorzunehmen. Auch wenn man erwägt, daß diese schon infolge der großen Einbuße an Arbeitskräften in dem ersten Friedensjahrzehnt beträchtlich hinter der vor dem Kriege zurückbleiben wird, bleiben doch noch so große und wichtige Aufgaben übrig, daß eine umfangreiche Kapitalbildung ein zwingendes Bedürfnis bleibt.

Es ist nun zu erwägen, ob die Heranziehung des Vermögens zu den Kriegslasten nicht besser in einer einmaligen großen Abgabe — einer Vermögenskonfiskation — statt in einer laufenden Vermögenssteuer erfolgen würde. Der Vorschlag einer Beschränkung solcher Konfiskation auf die Kriegsanleihen muß von vornherein abgewiesen werden, einerlei, ob sie in einer Reduktion des geschuldeten Kapitals oder des Zinsfußes bestünde. Das würde ein schweres Unrecht gegen die sein, welche im Vertrauen auf das vom Reich verpfändete Wort ihm ihr Geld — bisweilen auch ihren Kredit — zur Verfügung gestellt haben; eine Prämie aber für die, welche, statt diese Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen, ihr Vermögen in andere Anlagen gesteckt haben. Einen solchen Staatsbankerott wird sich das Deutsche Reich nie zuschulden kommen lassen. Der Gedanke an ihn ist auch in Bundesratskreisen von vornherein auf das entschiedenste abgewiesen worden und hat auch im Reichstag nur ganz wenige Anhänger.

Weit beachtlicher ist dagegen der Gedanke einer einmaligen starken Konfiskation des Vermögens jeder Art, wobei man die allerkleinsten Vermögen freilassen und in gestaffelter Abgabe die allergrößten bis zu 25 v. H. erfassen könnte. Rechnet man das solchergestalt erfaßbare Vermögen zu 300 Milliarden Mark und den durchschnittlichen Steuersatz zu 15 v. H. — wobei man die Vermögen schon von 1000 M. an mit 5 v. H. heranziehen würde, so ergäbe das eine Summe von 45 Milliarden Mark. Natürlich ist eine solche Steuerleistung in barem Geld völlig ausgeschlossen; sie müßte im wesentlichen in Reichsanleihen geleistet werden — wobei, um deren Kurs günstig zu gestalten — wie bei der Kriegsgewinnsteuer die 5prozentigen Kriegsanleihen zum Nennwert angerechnet werden müßten. Das Reich würde dann an Verzinsung und Tilgung von vornherein 2,5 Milliarden im Jahr weniger aufzubringen haben. Erweist es sich sodann möglich, durch internationale Verständigung über die Rüstungsausgaben diese um 500—800 Mill. M. einzuschränken, so würden die dauernden Mehrausgaben des Reichs für Verzinsung und Tilgung der Restschulden, für Hinterbliebenen- und Kriegsbeschädigtenrenten nicht mehr unerschwinglich erscheinen. Und da diese Renten mit der ständigen Abnahme der Berechtigten sich regelmäßig verringern, da schließlich auch der Kriegsschuldendienst, wenn man nicht die ganzen durch die fortschreitende Tilgung ersparten Zinsen, sondern nur deren Hälfte oder drei Viertel zur weiteren Tilgung verwendet, von Jahr zu Jahr geringere Aus-

Digitized by Google

gaben erforderte, so würde sich die anfängliche Steuerbelastung verhältnismäßig rasch erniedrigen. Das um so mehr, als eine so starke Verringerung der Reichsschuld die Möglichkeit gewähren würde, schon von 1924 ab mit der Konversion auf 4 v. H. herabzugehen.

Volkswirtschaftlich würde die einmalige Konfiskation unleugbare Vorzüge vor einer dauernden steuerlichen Ueberlastung besitzen. Das in den Kriegsanleihen angelegte Vermögen ist kein produktives, Werte schaffendes, sondern nur ein zehrendes. Freilich ein erheblicher Teil der Zinsen und Tilgungsbeträge würde zur Schaffung produktiven Vermögens Verwendung finden. Auch würde es möglich sein, durch Unterbringung größerer Posten von Kriegsanleihen im Ausland von dort Kapital als Gegenwert zu erhalten, das der heimischen Volkswirtschaft nutzbar gemacht werden könnte. Aber bei dem ungünstigen Stand der deutschen Valuta, die sich zwar schon bei Friedensschluß wesentlich bessern, aber doch erst nach Jahren wieder vollwertig werden dürfte, würde sich das auf diese Weise beschaffte Kapital sehr teuer stellen. Man würde es weit vorteilhafter durch eine Valutaanleihe in der Währung desjenigen Landes beschaffen, in dem sie aufgelegt wird. Auch würde für diese ein um so besserer Kurs zu erzielen sein, je mehr Deutschland von seinen Kriegsanleihen vorweg zu tilgen entschlossen wäre. Schließlich würde immer noch mehr von den letzteren übrigbleiben, als das Ausland aufzunehmen willig und fähig sein würde. Aber selbst dann würden Kurs und Valuta um so günstiger sein, je geringer die zu verzinsende Schuldenlast des Deutschen Reiches wäre.

Es ist nicht anzunehmen, daß Deutschland für solche Riesensummen wie 40 und mehr Milliarden Mark alsbald nach dem Kriege wirtschaftliche Verwendung haben würde. Allerdings brauchen wir bald nach Friedensschluß einige Milliarden zur Ergänzung unserer Rohstoffvorräte. Immerhin wird deren Einfuhr im ersten Jahr 5 Milliarden Mark und einschließlich der Halbfabrikate, Fertigwaren, Nahrungs- und Genußmittel und lebenden Tiere 10 Milliarden Mark nicht übersteigen. Allerdings hat unsere Gesamteinfuhr im letzten Friedensjahr 10,77 Milliarden erreicht, und damals war das Preisniveau erheblich niedriger und unsere Valuta vollwertig. Aber trotz der Erschöpfung unserer Rohstoffvorräte, die nach Friedensschluß in hohem Maß vorhanden sein wird, kann dann Deutschland gar nicht so viel Ware aufnehmen, weil die Ueberführung unserer Werkstätten aus der Kriegs- in die Friedensarbeit nicht im Handumdrehen zu bewerkstelligen ist, es vielmehr wohl ein halbes Jahr dauern wird, ehe diese Umstellung völlig vollzogen ist. Sodann sind große Posten Rohstoffe schon vor oder während des Krieges im Ausland für Deutschland erworben und bezahlt. Bei anderen wichtigen, z. B. Salpeter, wird sich die Einfuhr erübrigen, weil durch die deutschen Stickstoffwerke, wenn der jetzige Riesenbedarf der Heeres- und Marineverwaltung in Fortfall kommt, der Friedensbedarf überreich gedeckt ist. Sodann aber steht doch der Einfuhr eine starke Ausfuhr gegenüber, die in einer ganzen Reihe von wichtigen Artikeln sofort einsetzen wird, so in Kalisalzen aller Arten, in Farben, Chemikalien und pharmazeutischen Artikeln, in Steinkohlen, Walzeisen, Zink, Steinkohlen und Koks, Maschinen, Zucker, Porzellan, Glas und wenn auch in verminderten Mengen in einer großen Zahl anderer Fertigwaren. Für diese werden aber bei dem großen Hunger, der danach im Ausland besteht, wesentlich günstigere Preise als vor dem Krieg und bei der Geldfülle, die in zahlreichen neutralen Staaten herrscht, auch ungleich günstigere Zahlungsbedingungen zu erlangen sein. Es kommt weiter hinzu, daß mit Friedensschluß sehr erhebliche Bestände amerikanischer, südafrikanischer und sonstiger Werte frei werden, die bei englischen Banken oder englischen Filialen deutscher Banken liegen und daß zu diesen die aufgelaufenen Zinsen und Dividenden mehrerer Jahre treten. All diese Werte lassen sich im Auslande entweder versilbern oder lombardieren. Man dürfte deshalb auch im ersten Jahr nach Friedensschluß mit 3—4 Milliarden Mark für Begleichung der Mehreinfuhr auskommen.

Ob man einen Betrag für Ueberführung [illegible] dustrie aus der Kriegs- in die Friedenswirtschaft frei einstellen muß, mag fraglich sein. Die meisten Werke, die sich auf die Kriegswirtschaft umgestellt haben, haben an den Kriegslieferungen so stattlich verdient und so starke Rücklage für die Zurückführung in die Friedensarbeit gemacht, daß es bei ihnen nicht notwendig ist, dafür noch einen besonderen Betrag vorzusehen. Weit eher würde das für die Werke erforderlich sein, die infolge des Krieges zum Stillstand oder doch zu weitgehenden Betriebseinschränkungen gekommen sind. Das gilt besonders von der Seeschiffahrt, der Textilindustrie, der keramischen und der Glasindustrie. Immerhin dürfte der Kapitalbedarf für die Ueberführung in die Friedenswirtschaft weit hinter 1 Milliarde zurückbleiben.

Beträchtlich werden die Aufwendungen der Eisenbahnen sein. Aber auch hier muß erwogen werden, daß mit Friedensschluß das Gebiet, für das sie den Betrieb zu führen, für das sie das rollende Material zu stellen, in dem sie für die Unterhaltung der Bahnanlagen zu sorgen haben, eine sehr erhebliche Einschränkung erfährt. Die Wiederherstellungs- und Erneuerungsarbeiten lassen sich aber auch nur allmählich vornehmen, verteilen sich also über längere Jahre.

Das gleiche gilt hinsichtlich der sonstigen Wegeanlagen (Pflasterstraßen, Kunststraßen), deren Erneuerung während des Krieges hinausgeschoben worden ist.

Die Bautätigkeit dürfte noch längere Jahre stark eingeschränkt bleiben. Der starke Rückgang der Geburtenziffer während des Krieges, ihr Zurückbleiben auch nach seiner Beendigung infolge der stark verminderten Zahl der Ehen, machen zunächst den Bau neuer Schulen nicht notwendig. Die gleichen Umstände wirken aber auch auf den Bau von Wohnhäusern, Fabriken, neuen Straßenanlagen und Erweiterung kommunaler Betriebe (Kanalisation, Wasser-, Gas- und Elektrizitätsversorgung) einschränkend. Umgekehrt werden die zurückgestellten Reparaturen nicht nur bei Wohnungen, sondern auch in sehr zahlreichen Betrieben — u. a. auch in den landwirtschaftlichen — zahlreiche Arbeitskräfte und nicht unbeträchtlichen Material- wie Kapitalaufwand in Anspruch nehmen, ebenso der Ersatz verbrauchter Gebrauchsgegenstände.

Diese Momente verlangen Berücksichtigung bei der Prüfung der Frage, ob die Volkswirtschaft oder die einzelnen Betriebszweige oder wirtschaftenden Personen eine so starke Vermögensentziehung nach Friedensschluß vertragen können. In ihrer Totalität wird diese Frage mit Ja, bei den einzelnen wirtschaftlichen Existenzen oder Unternehmungen indessen verschieden zu beantworten sein.

Unzweifelhaft werden alle die Unternehmungen und Personen, welche während des Krieges ihren Besitz erheblich vermehrt haben, in der Lage sein, eine derartige Vermögenskürzung ohne schwere Einbuße zu ertragen; für die meisten von ihnen würde sie einer dauernden hohen Steuer vorzuziehen sein. Aber auch bei zahlreichen solchen, die nicht in der Lage wären, diese Abgabe aus ihren Vermögensreserven zu entrichten, die vielmehr gezwungen wären, dafür Kredit in Anspruch zu nehmen, würde sich dieser verhältnismäßig leicht durch Darlehnskassen beschaffen lassen; dabei könnte die ratenmäßige Abtragung und Verzinsung und die Einziehung dieser Beträge mit den Steuern erfolgen. Freilich müßte der Zinsfuß für die rückständigen Beträge hoch gegriffen werden, um den Anreiz zur Abtragung zu erhöhen. Wo diese Abgabe vom Grundbesitz zu tragen wäre und z. T. gestundet werden müßte, würde eine hypothekarische Eintragung geboten erscheinen, die aber erst hinter den anderen Hypotheken erfolgen dürfte. Diese dürfen in ihrer Sicherheit nicht beeinträchtigt werden; hat doch auch der Hypothekengläubiger von dem Wert der Hypothek die Abgabe zu entrichten. Wenn er die Abgabe nicht in bar oder Reichsanleihe abführen kann, so würde der Schuldner zu verpflichten sein, die darauf zu leistenden Ratenzahlungen an die Steuerverwaltung bzw. Darlehnskasse abzuführen.

Digitized by Google

Man wird sich freilich nicht verhehlen dürfen, daß die Ver-

mögensveranlagung für diese konfiskatorische Abgabe eine ungemein schwierige sein wird. Allerdings hat sie in der Veranlagung für die Besitzsteuer bereits eine gute Grundlage. Aber, je stärker der Eingriff des Reichs in das Vermögen des einzelnen ist, um so erbitternder wirken Ungleichheiten der Veranlagung. Und daß diese — zumal sie in den Händen der einzelstaatlichen Behörden liegt — immer noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, hat mich vor dieser Abbürdung der Kriegslasten des Reiches so lange zurückschrecken lassen, als deren Höhe noch die Hoffnung ließ, sie auf anderem Wege vorzunehmen.

Ganz besondere Schwierigkeiten der Veranlagung bieten der ländliche wie der städtische Grundbesitz, der Gewerbebetrieb und schließlich die Hypotheken und sonstigen Schuldforderungen.

Bezüglich des ersteren geht die allgemeine Meinung, und wohl mit Recht, dahin, daß dessen Einschätzung hinter dem wirklichen Wert durchschnittlich weit zurückbleibt. Dessen Ermittlung ist äußerst schwierig, denn der Grundbesitz ist keine Ware, die jederzeit veräußert werden kann; der Erlös, den ein gleichartiger Besitz beim Verkauf erzielt, kann demnach nicht ohne weiteres als Wertmaßstab angenommen werden. Anderseits ist die Ermittlung des Ertragswerts ebenfalls eine sehr unsichere, um so mehr, als von den Erträgen zum guten Teil die für die Verbesserung des Besitzes gemachten Aufwendungen zu Unrecht in Abzug gebracht werden. Auch findet die Anrechnung der im eigenen Haushalt verbrauchten Wirtschaftserzeugnisse vielfach nur in ganz ungenügender Weise statt und wird von den lokalen Einschätzungsbehörden, in denen die Berufsgenossen der Einzuschätzenden meist die Mehrheit bilden, vielerorts sehr nachsichtig verfahren. Ohne eine ausgiebige Kontrolle dieser Einschätzungen von seiten der Reichsfinanzverwaltung wird hier wenig Besserung zu erwarten sein. Es müßte aber auch Vorsorge getroffen werden, daß Mehrerlöse, die bei dem Verkauf oder der Erbschaftsübernahme erzielt werden, soweit sie nicht nachweislich auf inzwischen vorgenommene Meliorationen zurückzuführen sind, nachträglich noch zur Reichsvermögensabgabe herangezogen werden.

Bei Bauland ist die richtige Einschätzung noch weit schwieriger. Speziell in den Berliner Vororten ist es in ganz außerordentlich übertriebener Weise von den kommunalen Steuerbehörden bewertet worden; es werden schon jetzt dafür Steuern erhoben, die vielfach zum Ruin der Besitzer solcher Terrains führen. Weil ein einzelnes Grundstück beim Verkauf einen hohen Preis erzielt hat, wird dieser meist allen anderen in gleicher Lage liegenden Grundstücken zugrunde gelegt, obgleich es ein besonderer Glücksfall ist, ob dieser Preis auch nur nach 10 Jahren für ein weiteres Teilstück erzielt werden kann. Auch die früher gezahlten Preise können hier meist nicht maßgebend sein, da sie vielfach auf falscher Spekulation beruhten und mit der ungünstigen Entwickelung, welche die Terrainbewertung infolge der riesigen Menschenverluste und des gewaltigen Geburtenrückganges nehmen muß, in absehbarer Zeit gar nicht wieder zu erreichen sein werden. Auch hier wird man nur den Weg der nachträglichen Vermögensabgabe bei späterer gewinnbringender Veräußerung einschlagen können und die bisher geltenden Bewertungen einer sorgsamen Revision unterziehen müssen.

Nicht weniger schwierig wird sich die Wertermittlung beim städtischen Hausbesitz gestalten. Er hat unter dem Krieg unsagbar schwer gelitten. In gewaltigem Umfange hat er nicht nur Kriegerfamilien, sondern auch anderen durch den Krieg in eine wirtschaftliche Notlage Geratenen Mietnachlässe und Stundungen gewähren müssen, während er die Zinsen der Hypotheken in alter Höhe, ja bei inzwischen fällig gewordenen oft in gesteigerter zu zahlen hatte. Die notwendigen Reparaturen konnten vielfach teils aus Mangel an Mitteln, teils der fehlenden Arbeitskräfte wegen nicht bewirkt werden, und wo es geschah, nur zu stark gestiegenen Kosten. Nicht rechtzeitig vorgenommene Reparaturen erweisen sich hinterher als sehr kostspielig. Wo in der Miete die Heizung miteingeschlossen ist, hat diese dem Vermieter während des Krieges sehr viel mehr gekostet; das dürfte auch nach dem Krieg der Fall sein. Ob er aber nach Ablauf des Mietvertrages in der Lage ist, die Miete zu erhöhen, ist mehr als zweifelhaft, da die Nachfrage nach Wohnungen infolge der Menschenverluste, der gefallenen Geburtenziffer und der Verarmung weiter Schichten weit weniger groß als vor dem Kriege sein dürfte. Namentlich dürfte sie nach Wohnungen für den besseren Mittelstand abnehmen.

Das bisherige Verfahren, den Mietpreis für die leerstehenden Wohnungen in den Ertragswert hineinzurechnen, erweist sich als eine nicht zu rechtfertigende Härte. Unerträglich würde sie bei einer so konfiskatorischen Vermögensabgabe wirken. Man würde deshalb hier zu einer völlig neuen Veranlagung kommen müssen, bei der all die vorstehenden Momente berücksichtigt werden müßten. Wird es doch wahrscheinlich gar nicht möglich sein, ohne öffentliche Mittel einen schweren Zusammenbruch auf dem Grundstücksmarkt zu verhüten. Ist doch auch zu bedenken, daß mit steigenden Hypothekenzinsen der Ertragswert der Miethäuser sinkt.

Selbst viele Hypotheken werden durch all diese Vorgänge entwertet, zum Teil direkt wertlos. Bei Zwangsversteigerungen fallen erfahrungsmäßig letztstellige Hypotheken sehr häufig aus oder das Gundstück wird vom Hypothekengläubiger ersteigert, um seine Hypothek zu retten, ohne daß es ihm gelingt, hinterher auch nur deren Zinsen herauszuwirtschaften. Bei einer konfiskatorischen Abgabe wird man daher auch nicht verlangen dürfen, daß die Hypothek stets mit dem Nennwert des Kapitals veranlagt wird.

Auch auf dem Gebiet des gewerblichen Unternehmens erweist sich eine zutreffende Vermögenseinschätzung als sehr schwierig. Immerhin wird man anerkennen können, daß hier das Verlangen nach geordneter Buchführung und Bilanzierung im Verein mit einer eindringenden Prüfung durch die Steuerbehörden im großen und ganzen ziemlich befriedigende Verhältnisse geschaffen hat. Freilich, was bei einer sich auf wenige Prozente des Gewinnes und noch geringere des Vermögens betragenden Steuer als ausreichend erwiesen hat, braucht es noch nicht bei einer derart hohen zu sein. Schon die Frage nach der Güte einer Buchforderung kann höchst zweifelhaft sein; gerade der solide Geschäftsmann wird es für notwendig halten, hier Abschreibungen vorzusehen. Allerdings ist im Kriege meist gegen bar verkauft worden. Dafür spielen aber die Abschreibung auf Maschinen und sonstige Einrichtungen, die zur Erledigung von Aufträgen für Kriegsbedarf angeschafft wurden, und die Ueberführung in die Friedensarbeit eine um so größere Rolle. Immerhin, diese Schwierigkeiten dürften nicht unüberwindlich sein. Und sie dürften in einer kräftigen steuerlichen Heranziehung des späteren Vermögenszuwachses — soweit er nicht auf Erbschaft beruht — ihr Korrektiv finden.

Jede Vermögenssteuer muß vor der Gesellschaftsreform haltmachen, da bei dieser den Vermögenswerten in den Aktien oder Anteilen der Aktionäre oder Gesellschafter entsprechende Verpflichtungen (Passiva) gegenüberstehen. Die Vermögenssteuer würde eine unzulässige Doppelbesteuerung des Vermögens der Aktionäre oder Teilhaber bedeuten. Die Erwerbsgesellschaft kann allenfalls mit ihren Gewinnen zur Steuer herangezogen werden — obgleich auch darin schon eine Doppelbesteuerung liegt —, nicht aber mit einem fingierten Vermögen. Die Steuergesetzgebung hat denn auch stets diesen richtigen Standpunkt eingenommen. Die Gesellschaft kann ihren Gesellschaftern (Aktionären) die Entrichtung ihrer hohen Vermögenssteuer dadurch erleichtern, daß sie — wo sie dazu in der Lage ist — ihnen einen Bonus in Gestalt von Reichskriegsanleihe zukommen läßt.

Die Fideikommisse müßten selbstverständlich die Abgabe ebenso tragen wie privates Vermögen. Ob man das Vermögen der toten Hand dazu heranzieht, lasse ich mit Rücksicht auf die mit ihm verbundenen Wohltätigkeitsaufgaben dahingestellt. Insoweit die tote Hand solche nicht erfüllt — man denke an die säkularisierten Domstifter Brandenburg und Merseburg und die aus seinem Vermögen gezahlten Domherrnpfründen (an den Klosterfonds in Mecklenburg), an gewisse Familienstiftungen usw. — würde es nur billig sein, sie ebenfalls heranzuziehen. Hat sie doch in solchen Fällen schon zu Zeiten steuern müssen, als man allgemeine Einkommens- und Vermögens-

steuern noch gar nicht kannte. Erwägenswert ist weiter die Frage, ob das Vermögen der Einzelstaaten, soweit es die Staatsschulden überschreitet, nicht auch der Reichsabgabe zu unterwerfen ist. Der ausgleichenden Gerechtigkeit würde das wohl entsprechen; freilich darf man den Widerstand, namentlich Preußens, dabei nicht unterschätzen. Auch ließe sich der gleiche Zweck mit einer Reichs-Eisenbahnabgabe, die nach den Reinerträgnissen zu berechnen wäre, erreichen, wie denn auch eine Reichssteuer auf die Steinkohlenförderung ebenso wie eine solche auf den Besitz an Bergwerksfeldern nicht vor dem Staatsbesitz haltmachen dürfte.

Es wird sorgfältiger Prüfung bedürfen, ob die Veranlagungsschwierigkeiten einer solchen konfiskatorischen Reichsvermögenssteuer so groß sind, daß man auf sie verzichten muß. Trotz allergewaltigen Bedenken, die dagegen sprechen, scheint mir die einmalige Liquidierung des größeren Teils des Verlustes, den das deutsche Volk durch den Krieg erlitten hat, dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen zu sein, den die laufende riesige Steuerbelastung darstellen würde. Wahrscheinlich würden sich unsere wirtschaftlichen Verhältnisse dann gesünder entwickeln, würde unsere Valuta rascher wieder vollwertig werden, als ohne diese Maßnahme. Schließlich ist es doch das deutsche Volk, das die ungeheure Schuldenlast zu tragen hat, und sie muß entsprechend der Leistungsfähigkeit verteilt werden. Diese aber spricht sich — wenigstens da, wo es sich um die Abtragung einer Schuld handelt — in erster Linie im Vermögen aus, denn die Schuld ist negatives Vermögen. Im übrigen würden auch dann die Lasten so groß bleiben, daß eine sehr starke Heranziehung anderer Steuerquellen notwendig wird. Der Billigkeit würde es entsprechen, das Vermögen, insoweit es der konfiskatorischen Abgabe unterworfen worden ist, für eine längere Reihe von Jahren von jeder weiteren Vermögensbesteuerung zu befreien und nur den Vermögenszuwachs einer solchen zu unterwerfen.

Jedenfalls ist es dringend notwendig, sich beizeiten darüber klar zu werden, daß es ohne ganz außerordentlich starke Heranziehung des Vermögens für die Zwecke des Reichsschuldendienstes nicht abgehen kann.

Wolfgang Max Schultz / Stellung und Zukunft des deutschen Elementes in Amerika

(Fortsetzung.)

War nun, wenigstens vom deutschen Standpunkt aus, das Ausgangsmaterial für die Beteiligung der deutschen Rasse in Amerika kein besonders günstiges, so war damit des Unglücks noch nicht genug geschehen. Man bedenke, auf welche ungeheuren Schwierigkeiten eine an und für sich schon nicht besonders wurzelfeste Kultur in einem Lande stoßen mußte, in dem man nicht nur eine fremde Sprache sprach, sondern in dem auch die wirtschaftlichen Mächte in den Händen der fremden Rasse lagen. Nicht genug, daß der Einwanderer der Anregung und des Kontaktes mit seiner eigenen Geistessphäre entbehren mußte, sondern der Kampf um seine Existenz zwingt ihn direkt, die fremde Kultur anzunehmen, und in ihr muß er naturgemäß auf die unterste Stufe hinabsteigen. In den meisten Fällen ist dazu sein eigener Besitz an heimatlicher Kultur auch noch zu bescheiden, ihm ein freies Urteil dem Neuen gegenüber zu ermöglichen, und so verfällt er der anderen Kultur bald auf Gnade und Ungnade. Es ist recht oberflächlich, einfach zu sagen, der Deutsche sei schon von Natur seiner Art und Rasse nicht treu. Denn hier liegen vielmehr Umstände vor und sind biologische Kräfte im Spiel, denen der besondere Deutsche, der ausgewanderte, nicht anders als in den meisten Fällen hoffnungslos erliegen konnte.

So ist denn der Deutsche viel vollständiger amerikanisiert worden und dem Deutschtum verlorengegangen, als heute eine niederträchtig hetzende Gegnerschaft sehen und zugestehen will, und, was bemerkenswert ist, als der Deutsch-Amerikaner selbst es ahnt. Seine Amerikanisierung ist sogar so weit gegangen, daß es Tatsache zu sein scheint, daß wo immer heute deutsche Kultur in Amerika eindringt, sie eher durch das Medium der anglo-amerikanischen Intelligenz als durch deutsch-amerikanische Vermittlung übertragen wird. Aber auch wenn intellektuelle Deutsche selbst herüberkommen, gelingt es ihnen nicht, Dauerndes zur Hebung deutscher Kultur in Amerika beizutragen, weil sie keinen dankbaren Boden finden, wo man ihn am allererſten erwarten sollte. Im Gegenteil, das Unerwartete geschieht, der gebildete Deutsche wird viel stärker von den anglo-amerikanischen Kreisen angezogen, und bei längerem Verweilen geht er in ihnen unter. Der deutsche Kulturträger erlebt nämlich eine ganz eigenartige Ueberraschung. Wenn er sich einbildete, daß er als Stärkerer, als Lehrer und Apostel einer stolzeren Kultur in eine niedere Sphäre eintrete, daß er wohl viel zu geben, aber kaum zu lernen haben werde, dann dürfte er wohl sein blaues Wunder erleben, vorausgesetzt, daß das Leben an ihm noch Wunder zu wirken vermag. Er findet nämlich sowohl, daß er nicht in eine inferiore Kultur, die er vernachlässigen kann, tritt, sondern er findet sogar eine so eigenartige andere Kulturatmosphäre vor, daß, ob niedriger, ob höher, sie ihn sofort interessiert. Und je bildungsfähiger er selbst noch, desto tiefere Wirkung wird die neue Atmosphäre auf ihn ausüben, so daß, bevor er es sich versieht, aus dem Lehrer ein faszinierter Schüler, aus dem zum Geben Bereiten, ein willig Empfangender wird.

Ja, hat denn Amerika schon eine Kultur, fragt man, und gerade die Amerikaner selbst scheinen sich am allermeisten den Kopf darüber zu zerbrechen. Es ist sogar Mode unter den intellektuellen Preziösen hier, Amerika bisher möglichst alle Kultur erbarmungslos abzusprechen. Aber das ist denn doch in besonderer Weise zu verstehen. Man ist ja so anspruchsvoll, kann auch für Amerika gar nicht anspruchsvoll genug sein; alle persönlichen Begriffe von einer Kultur, wie allein sie Amerika würdig wäre, sind so hohe, daß das, was andere uns vielleicht heute schon bereit sind zuzugestehen, uns nichts gelten kann. Amerika muß das Höchste an menschlicher Kultur aufzuweisen haben, oder es macht auf Kultur überhaupt keinen Anspruch; so ist's gemeint. Welche prächtige Gelegenheit, das eigene persönliche Verständnis für das, was amerikanische Kultur sein sollte, an den Tag zu legen, zu beweisen, daß in vielen einzelnen, wenn auch nur einigen Erlesenen, diese würdige Kultur bereits als Vision schlummert. Man ist ja gerne Moses vor allem Volk und schlägt lieber auf neue tote Felsen, als daß man den vorhandenen, wenn auch bescheidenen Quellen nachgeht. Amerika mag keine Kultur haben in dem Sinne, daß es noch auf keine weltanerkannte Kunst, Philosophie und Wissenschaft eigener Färbung zurückblicken kann, obgleich auch da schon mancherlei Ausnahmen zu machen wären. Aber Amerika besitzt trotzdem schon lange in seinem geistigen Alltagsleben eine so eigene geistige Atmosphäre von so wertvollen Charakterzügen, daß man entschieden von einer interessanten Kultur sprechen darf. Der Fremde, der lange genug diese amerikanische Luft geatmet und sich ihrer Belebung willig hingegeben hat, wird gerne anerkennen, daß Amerika ihn als Menschen in ungeahnter Weise gefördert hat. Es ist nur natürlich, daß die Amerikaner selbst am allerwenigsten sich ihrer spezifischen Vorzüge bewußt sind, und daß sie vielmehr lieber die krampfhaftesten und oft genug unglücklichsten Anstrengungen machen, nach anderen Richtungen sich hervorragende Eigenschaften anzudichten oder anzuwünschen.

Man pflegt das Eigentümliche der amerikanischen Kultur kurzweg als demokratischen Geist zu erledigen. Es ist unzweifelhaft wahr, daß ihr besonderer Geist sich unter dem Einfluß der eigentümlichen demokratischen Institutionen und Ansichten in seiner Art gestaltet hat. Wie ich ausführlicher an anderer Stelle nachzuweisen versucht habe, verdient heute dieser demokratische Geist aber bereits eine selbständige Betrachtung als eigenartige und wertvolle Denk- und Lebensweise. Vor allem ist die amerikanische Atmo-

Digitized by Google

sphäre liebenswürdiger und glücklicher, und gerade darum mag sie, ohne selbst besonders Gediegenes und Inhaltsvolles zu bieten, den Fremden bestricken. Die Amerikaner haben Lebensgrazie. Das ist hauptsächlich der Grund, warum auch der tüchtig gebildete, der wissensreiche und scharfdenkende Deutsche entwaffnet wird und der amerikanischen Kultur so leicht erliegt, daß er zu lehren aufhört und zu lernen anfängt, bevor er es gewahr wird. Gerade der Deutsche, der mit seiner soliden, strammen Bildung herüberkommt, ist hungrig nach dem, was Amerika ihm bietet. Es ist weniger Hochdruck und geistige Spannung in dieser Luft, man atmet leichter und fühlt sich wie auf Ferien. Und nun sollte der Deutsche hier nicht mit einem verständnislosen „Nun ja eben" einfallen. „Zu schade, daß du da draußen verbauern mußt, so ohne wirkliche Anregung leben", hat man mir geschrieben. Welch ein Irrtum! Man muß allerdings verstehen, seinen Nutzen aus dem amerikanischen Milieu zu ziehen. Denn hält man dem lebendigen Geiste dieses Landes nur seine Poren offen, dann wird man finden, vielleicht nicht so sehr direkt, vielleicht gerade unter beständigem Widerstreben und Kritisieren, daß auch unsere spezifisch deutschen Ideen hier vielseitig belebt und beleuchtet werden, daß wir, fern davon, sie zu verlieren, im Gegenteil in ihnen einen tieferen, breiteren und lebenswahreren Sinn entdecken. Man stelle sich nur einmal vor, was es für uns Deutsche bedeuten würde, könnte uns zu unseren anerkannten Vorzügen so etwas wie der amerikanische Geist der „good fellowship" zuteil werden, diese amerikanische Offenherzigkeit von Mann zu Mann, diese herzliche Teilnahme eines an des anderen Interessen. Immer wieder ist es mir, auch unter ausgezeichneten Deutschen, aufgefallen, wie sie doch recht eigentlich immer nur für sich selbst reden und ihnen die andere Meinung nur mehr ein lästiges Uebel ist, zu dem man eine mehr oder weniger gelungene süßsaure Miene macht, nicht unhöflich, aber nicht liebenswürdig zuhörend, wie es der Amerikaner versteht. Aber man wird doch wohl einsehen, daß dies „Auch mal den anderen reden lassen" nicht nur seine gesellschaftliche Annehmlichkeit, sondern auch seinen intellektuellen Wert besitzt. So wenig wir einen radikalen Tausch der Methode machen sollten, denn ein Zuviel dieses allzu willigen Kompromißgeistes bringt vielleicht noch schwerere Schäden mit sich als wir so in den Kauf nehmen, führt zur Verflachung, geistiger Sudelei und Schlamperei, in der aller Charakter sich verwischt und alles im Grunde gleichgültig wird, weil es so, aber auch ganz anders sein kann, so ermöglicht doch dieser Geist des liebenswürdigen Anhörens eine Nutzbarmachung fremder Individualität und eine Korrektur persönlicher Beschränkung, die uns auf dem Wege zur idealen Universalkultur gewaltig fördern muß. Kann der Deutsche seine Gründlichkeit und tiefe Liebe zur Sache mit einer solchen liebenswürdigen, geistigen Bescheidenheit paaren, dann ist zu erwarten, daß der Deutsche, von seinen mancherlei schweren Hemmungen befreit, einer neuen, ungeahnten Kulturblüte entgegengeht. Heute sind wir geistig zu scharf, nicht so sehr im gewöhnlichen Sinne unliebenswürdig, wie man uns vorwirft, als vielmehr intellektuell unverbindlich oder zu agressiv, zu eifrig, und es hilft uns nichts, das als das kleinere Uebel leicht zu nehmen und zu behaupten, die anderen beneiden uns nur. Derweilen wird der Deutsche draußen wegen solcher Kleinigkeiten kaltgestellt.

So ist es auch gar kein Wunder, wenn in Amerika die zweite Generation der Deutschen der anglo-amerikanischen Kultursphäre absolut hoffnungslos verfällt, und gerade da, wo die Eltern den Kindern eine bessere Erziehung zuteil werden lassen. Ich weiß von mehreren solchen „Deutschen", Söhnen eingewanderter Väter, die dem Deutschtum so total verlorengegangen sind, daß sie selbst in ihren Kriegssympathien offen auf der anderen Seite stehen. Das ist eine geradezu erschreckende Erscheinung und doch ein völlig zu erklärendes biologisches Phänomen. Dergleichen sollte zum Nachdenken anregen, beweist es doch, daß auch in einer Kultur, die wir vielleicht nicht ohne Berechtigung als der deutschen nicht ebenbürtig ansehen, Werte und Anziehungskräfte liegen, die sich mit vollem Erfolg neben unserer Kultur behaupten und uns sogar eigene Blutsbrüder abspenstig machen.

Natürlich ist jede eigenartige Kultur eine wünschenswerte Ergänzung einer menschlichen Totalkultur; eine Kultur braucht nicht immer Höchstwerte darzustellen, um unsere Beachtung zu verdienen. Das ist der Fehler der Deutschen, daß sie da nicht genügend sympathisieren und auch das Anspruchslosere anerkennen. Aus demselben Grunde besteht auch in Amerika zwischen den zahlreichen hochgebildeten aber verstreuten Deutschen und der Masse ihrer Stammesgenossen kein Zusammenhang und selbst heute keine Neigung zusammenzuarbeiten. Die einfachen Leute sprechen von den anderen zwar als den „feinen", aber Dünkel ist's bei jenen wohl weniger als wie gesagt Mangel an geistigem Gemeinschaftssinn und eine übersensitive Eigenbrödelei. Daher findet man wohl hier und da überraschend feingeistige deutsche Kulturkolonien, aber Hoffnungen darf man auf sie kaum setzen, sie sind Inseln, die über kurz oder lang von der brandenden Flut des sie umgebenden Milieus doch aufgezehrt werden. Und selbst auf dem Wege durch die amerikanische Universität findet diese deutsche Kultur keinen Weg ins Volk, denn darin versagt die amerikanische Universität überhaupt einstweilen, weil ihr die breite Masse der Gebildeten, wie sie Deutschland das ganze öffentliche Leben durchsetzend besitzt, als Resonanzboden fehlt. Zu unserem Leidwesen werden wir auch noch zugeben müssen, daß selbst im Sinne einer amerikanischen Durchschnittsbildung das deutsche Element hinter dem angelsächsischen zurücksteht. Nicht nur dünkt sich der Angelsachse etwas Besseres als „the German", sondern dies eitle Bewußtsein wirkt tatsächlich so auf ihn zurück, daß er wirklich mehr auf sich und seine Lebensführung acht gibt als der „gemütliche" Deutsche, der die Afferei nicht mitmacht, und in Sphären, wo es sich nur erst um primitive Kultur handelt, macht das tatsächlich schon einen merklichen Unterschied. Aus allen diesen Gründen ist meiner Ansicht nach die Zukunft der deutschen Kultur in Amerika ziemlich hoffnungslos, und selbst von außen her ist wenig zu machen, denn wir haben eben keine Angriffsfläche für kulturelle Missionen. Ich will gerne hinzufügen, daß andere Beobachter darin heute gerade viel optimistischer urteilen, daß sie alle möglichen Andeutungen eines kommenden Aufschwunges deutscher Kultur in Amerika sehen zu können glauben. Wenn nur erst der Krieg vorbei ist, heißt es da, dann wirst du einen Umschwung sondergleichen in der Achtung vor allem Deutschen erleben. Ja, erwartet man von einem Siege Deutschlands, daß der Deutsch-Amerikaner mit einemmal der leitende amerikanische Bürger werden wird? Das wäre für Amerika ein großes Unglück. Was der Deutsch-Amerikaner heute nicht ist, das wird er in Jahr und Tag, weil Deutschland Sieger ist, auch nicht sein. Nein, der Deutsche hat gar nicht gewaltiger aufgerüttelt werden können als heute, und gerade weil das alles ist, wozu er sich heute hier aufgeschwungen hat, und das, geben auch die optimistischen zu, ist nicht viel, darum erscheint seine Zukunft so niederschmetternd hoffnungslos. Ist erst einmal der Friede da und die Hetze vorbei, dann wird der Deutsche auch wieder „gemütlich" werden und wieder Amerikas „best and most orderly citizen" sein. Er ist hoffnungslos, denn trotz aller herzlichen Sympathien mit dem alten Vaterlande kann ein Sieg des deutschen Elementes in Amerika nur ein Sieg einer höheren Kultur sein, ein Sieg von Ideen. Die lassen sich aber nicht einfach vom alten Vaterlande importieren, sie müssen auf amerikanischem Boden wiedergeboren werden. Und hat das hiesige Deutschtum dazu das Zeug? Die Frage erledigt die Antwort. Hat das Deutschtum dem Amerikanismus aber nichts geistig Bedeutendes zu bieten, dann hat es eigentlich auch überhaupt keine separate Existenzberechtigung.

Man läßt sich immer wieder durch die Ueberlegung täuschen, daß numerisch die großartigsten Möglichkeiten gegeben sein sollten. Wäre es nicht eine Kleinigkeit, unter 15 Millionen Deutschen ein vollständiges deutsches Schulsystem mit Gymnasien und wenigstens einer deutschen Universität einzurichten, und dann, gleich, was der heutige Bildungsstand ist, von Grund aus um- und aufzubauen? Und doch erscheint das nach den gemachten Erfahrungen einfach ausgeschlossen. Wenn sich eine konstituierende Versammlung für einen Verband zu gemeinsamer Kulturarbeit in deutschem Geiste schließlich — weil der Abend ein bissel warm ist, in eine — gemütliche Maibowlensitzung auflöst und anstatt seines wohlvorbereiteten Vortrages der Herr Professor Thomasche Schrullen vorlesen muß,

und solche Erfahrungen, ergötzlich variiert, einem von vielen Seiten bestätigt werden, und wenn das in den besten deutschen Kreisen passiert, ja dann glaub' einer noch an den geistigen Aufschwung des Deutschtums in Amerika. Es geht ihnen ja gut, sie wollen ja gar nichts weiter, man laß sie doch in Ruh. Sie haben ja schon und so viel für die Unterstützungskassen gegeben, Eiserne Kreuze genagelt, Bazare besucht und weiß Gott was nicht alles für das Vaterland getan. Aber haben wir denn auch ein Recht, dem Landsmann drüben mit unseren Kulturideen zu kommen, stellen wir nicht etwa unbillige Anforderungen an ihn? Es ist unser eigener deutscher Begriff vom Wert geistigen Lebens, unsere eigene Forderung, daß geistige Kultur höher steht als materielle Lebenskultur, von der wir ausgehen. Der Amerikaner urteilt darüber in gewissem Sinne anders. Es ist nicht angebracht, daß wir ihm da in gröbster Weise immer wieder den „almighty dollar" vorwerfen, denn schließlich wissen wir recht gut, daß eine materielle Prosperität ein Mittel zum selben Zweck ist, das nicht zu verachten ist. Die ästhetische Lebenskultur, die sich aus der Wohlhabenheit ganz von selbst entwickelt, ist schließlich, wie wenig sie geistiges Verdienst ist, doch von unverkennbarem Wert und vermag sich progressiv erstaunlich zu verfeinern, **auch ohne bewußte Tendenz**. Und in Amerika finden wir tatsächlich viel solche ästhetische Lebenskultur: Geschmack in Kleidung, Körperpflege, Umgangsformen, Hausleben, Wohnungsbau, vieles natürliche Schöne in Sport, Leben im Freien, im Verkehr zwischen Eltern und Kindern, zwischen jungen Leuten beider Geschlechter, manches Feine in Sprache, Konversation, in leichter Literatur, Malerei; kurzweg, es ist vielerlei sinnliche Lebenskultur vorhanden, selbst wenn erstere intellektuelle Kultur im argen liegt. Dazu ist die geistige Stimmung freudig enthusiastisch, und das hilft einem über mancherlei Unzulängliches hinweg.

Es kann nun sehr wohl zur Streitfrage gemacht werden, welche Art der Kultur für den Menschen in erster Linie wünschenswert ist. Der Deutsche wird ohne Zögern der rein geistigen Kultur den Vorzug geben, der Amerikaner wird aber ebensowenig zögern zu behaupten, daß das erste Erfordernis eines menschenwürdigen Lebens sinnliche Lebenskultur sein muß. Natürlich handelt es sich um die richtige Mischung beider. Deutschland und Amerika scheinen einfach relativ nach entgegengesetzten Seiten zu gravitieren, das ist wohl der Kern des ganzen Gegensatzes. Jedenfalls aber mögen wir sicher sein, daß Amerika durchaus nicht so erpicht ist auf unsere deutsche Kultur, wie wir uns einzubilden pflegten, daß es sein sollte. Persönlich stehe ich sowieso nicht auf dem Standpunkt, daß es eine Aufgabe Deutschlands ist, andere Kulturen zu befruchten. Dazu hat Deutschland noch viel zu viel mit sich selbst zu tun. Man kann wohl auch annehmen, daß diese Dinge so sicher im Weltplan gegründet liegen, daß, wenn nur ein jedes Volk das für sich Beste tut, es auch seine Mission in der Welt am besten erfüllt. So müssen wir auch Amerika und den Deutsch-Amerikaner ihrem Schicksal überlassen. Höchstens können wir auf dem heutigen Standpunkt noch fragen, was wohl die Aussichten des deutschen Elementes sind, sich, wenn es einstweilen nicht anders geht, sozusagen mit roher physischer Gewalt, d. h. durch ihr „vote" gegen die ihm innerlich und äußerlich fremde und feindselige Entwicklungsströmung zu erhalten. Wir werden verstehen, daß solches physische Durchhalten im Grunde ethisch ohne Berechtigung ist, ohne Verdienst; immerhin würde es wenigstens die Möglichkeit einer Umkehr, im Falle das deutsche Element doch noch zu einer wirklichen eigenen Kultur erwachen sollte, offenerhalten. Es ist ja gar keine Frage, daß das deutsch-amerikanische Element tiefe und starke elementare Sympathien für das alte Vaterland hegt, und daß es auch ein gewisses Rassekulturempfinden besitzt, aus welchem Untergrunde vielleicht doch noch einmal ein überraschender neuer Wuchs hervorbrechen könnte. So ist es denn immerhin eine wichtige Frage, ob es möglich ist, wenigstens einstweilen noch diese Rudimente deutscher Kultur in Amerika zu retten, damit vielleicht eine spätere Blüte den heutigen Gebrauch rein politischer Gewalt rechtfertige.

Man muß sich nicht irremachen lassen durch die gegenwärtige Hetze gegen den „hyphen"; das sind nur taktische Kniffe, die den wahren Sachverhalt verschleiern sollen. Nur im oberflächlichsten Sinne ist die amerikanische Nation in ihre Rassen gespalten. Tatsache ist vielmehr und gerade in bezug auf den deutschen Bestandteil, daß der Amerikanismus einen vollständigen Sieg über das Rassenproblem errungen hat, der Deutsche ist, wie gesagt, viel vollständiger amerikanisiert als er selbst ahnt. Es ist auch nur schlechtes Gewissen und die quälende Ungewißheit, wie stark in Wirklichkeit die sich drohend gebärdende deutsche Opposition ist, die das ganze Geschrei von „german propaganda" und Verrat ins Leben gerufen hat. Auf alle Fälle haben die Alliiertenfreunde aber ihren Zweck vollkommen erreicht. Ob tatsächlich pro-deutsch oder wirklich nur echt pro-amerikanisch, die Alliiertentaktik hat jede deutsche Bewegung, wie sie für eine Weile im Gange zu sein schien, in die Knie geschlagen. Man hat einfach Onkel Sams Hut auf die Stange gesteckt und dem Deutschen zugerufen: hier „dutchy", grüß' den Hut — und der Deutsche hat dem Wilson-Geßler-Hut den Respekt erwiesen. Es war lächerlich einfach. Eine wohldirigierte Hetzpresse inszenierte eine Kampagne der Verleumdung und verdächtigte die Loyalität des Deutschen, und der Deutsche hatte nichts Eiligeres zu tun, als auf diese niederträchtige grundlose Anzapfung mit den feierlichsten, aber auch banalsten Erklärungen zu antworten. Daß sie aber glaubten, nicht anders handeln zu können, als diese Erklärung ihrer Loyalität abzugeben, lag nicht sowohl daran, daß sie tatsächlich „disloyalty" unter sich fürchteten, sondern weil es ihnen intellektuell selbst an einer höheren Auffassung von Amerikanismus fehlte, weil tatsächlich jene Hetzer ihnen die höchste Formel ihres eigenen Amerikanismus vorgelegt hatten und sie darauf schwören mußten oder ihr eigenes Programm verleugnen. Dieses Bekenntnis ihm einmal abgezwungen, wird dem Deutschen heute immer wieder der alte Revers vor die Augen gehalten, ernannt er sich einmal, unliebsame Dinge zur Sprache zu bringen. Der Deutsche ist geknebelt. Und wird er einmal rabiat, dann wird einfach wieder die Werbetrommel gerührt. Bruder Deutscher, marschierst du, heißt es dann? Und natürlich, er marschiert. Dann halt das Maul und „fall in line", Hurra für Amerika. Es ist traurig, was für simple durchsichtige Manöver genügen, um den Deutschen unterzukriegen. Aber der ganze Jammer ist, daß eben das deutsche Element selbst keine höhere Parole auszugeben weiß als diesen krudesten Nationalismus, der nur durch einen höheren edleren Amerikanismus hätte bekämpft werden können.

Schluß folgt

Heinrich Meyer-Benfey / Maeterlincks Kriegsbuch

Nach Verhaeren, der leider unversöhnt dahingegangen ist, hat nun auch Maeterlinck, jetzt der unbestrittene Vertreter Belgiens in der Weltliteratur, seine Aeußerungen zum Kriege in der dauernden Form des Buches gesammelt. (Les Débris de la Guerre. Paris, Charpentier, 1916. 274 pp.) Dies Buch macht nun freilich einen wesentlich unerfreulicheren Eindruck und ist menschlich viel belastender als das Verhaerens (vgl. darüber Nr. 36 vom 9. September 1915). Aus diesem sprach eine blinde, in unbegreiflicher Weise irregeleitete, aber in ihrem Motiv reine Leidenschaft und ein großes, glühendes Herz. All sein wilder Haß gegen Deutschland gründet sich auf vermeintliche Tatsachen, die, wenn sie zu Recht beständen, ihn allerdings rechtfertigen würden, und die in erdrückender Fülle vor uns ausgebreitet wurden mitsamt den angeblichen Beglaubigungen. Dies fehlt bei Maeterlinck. Natürlich sind auch für ihn die Greuel und Verwüstungen der deutschen Kriegführung in Belgien feststehende Tatsachen und die selbstverständliche Voraussetzung seines fanatischen Hasses, aber sie werden eben als feststehend und allgemein bekannt vorausgesetzt, ohne daß jemals ihre Wahrheit geprüft oder auch nur die Frage aufgeworfen wird, worauf die Gewißheit ruht, und sie werden nur im allgemeinen angeführt, so daß sie als rhetorische Phrase wirken. Ja, die Art, wie Maeterlinck spricht, scheint zuweilen geradezu von schlechtem Gewissen zu zeugen. Er verlangt, daß

Digitized by Google

man schon jetzt (d. h. im September 1914), in der Siedehitze der ersten Leidenschaft, „dans la grande clarté de l'horreur", das Urteil über Deutschland fälle, und erklärt im voraus alles für falsch, was man später dagegen sagen wird (S. 7). Und diese geheime Angst vor der Wahrheit fühlt man immer wieder hinter den lauten Wutschreien.

Es ist einem Deutschen kaum begreiflich, bis zu welchem Grade der Wahrheitssinn bei Maeterlinck ausgeschaltet ist. Selbst wenn wir es ihm nachsehen, daß er an die deutschen Grausamkeiten gegen Frauen und Kinder glaubt, so stehen wir doch ratlos vor der Behauptung, daß alle historisch denkwürdigen Städte von den Deutschen systematisch zerstört sind. Dendermonde, Dinant, Rousselaere, Charleroi, Mons, Namur, Thielt, Löwen, Mecheln, Dixmuyden sind zerstört, vernichtet, dem Erdboden gleichgemacht, so schreibt er am 31. Oktober 1914, jetzt sind Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge, Ypern, Bourne an der Reihe. So schrieb er im Oktober 1914, und das läßt er jetzt, im Herbst 1916, abermals drucken, mit allen daraus gezogenen Folgerungen, ohne ein Wort der Berichtigung. Davon hätte er sich doch inzwischen überzeugen können, daß die belgischen Städte noch stehen und von uns nach Kräften geschont werden. Aber er druckt alles unverändert ab, auch die prahlerischen Fanfaronaden, die schon im Herbst 1914 den Sieg gewonnen, Belgien von den Barbaren befreit, Deutschland selbst in den letzten Zügen liegen und der Gnade der Feinde preisgegeben sehen. Er braucht offenbar nicht zu fürchten, sich dadurch vor seinem Publikum lächerlich zu machen. Und wie er durch dies Buch seinen Ruf vor der Geschichte belastet, daran denkt er nicht.

Noch in anderer Hinsicht unterscheidet sich Maeterlinck von Verhaeren nicht zu seinem Vorteil: in der Maßlosigkeit seines Hasses und Vernichtungswillens. Verhaeren hat doch immerhin ein gewisses Bewußtsein von deutscher Kultur und eine gewisse Achtung und Schonung dafür, wenn er sie auch möglichst herabzusetzen sucht. Bei Maeterlinck kein Wort davon. Ihm ist das deutsche Volk nur das Subjekt dieses Krieges und seiner Greuel, und dafür ist das ganze 70-Millionen-Volk verantwortlich, selbst wenn es wider seinen Willen von seinem wahnsinnigen Kaiser in den Krieg gestoßen ist. Darin offenbart sich der unbewußte Urgrund seines Wesens, und — dies Unbewußte oder Unterbewußte bleibt sich immer gleich, entwickelt sich niemals (S. 10). Damit gibt Maeterlinck ein wichtiges, unentbehrliches Stück seiner religiösen Ueberzeugungen preis. Da gibt es nur ein Mittel: die völlige Vernichtung Deutschlands, und nun beschwört er aufs herzbeweglichste unsere Feinde, sich ja nicht durch Mitleid, Großmut oder Schwäche bewegen zu lassen, der Bestie irgendeinen Ausweg, eine Hoffnung, zu lassen. (S. 97.) Keinen Augenblick kommt ihm der Gedanke, daß, selbst wenn alle diese ungeheuerlichen Anklagen gegen Deutschland den Tatsachen entsprächen, sie doch nicht belastender wären, als was England in Irland und neuerdings im Burenkriege, was Belgien im Kongostaate verübt haben, von Rußland ganz zu schweigen, und daß, wenn derartige Ausschreitungen hinreichender Grund wären, um eine große Nation zu vernichten, von der Menschheit überhaupt nur ein paar harmlose und ohnmächtige Kleinvölker bestehen bleiben dürften. Das kennzeichnet das moralische Niveau, auf das Maeterlinck herabgesunken ist. Auch das mag erwähnt sein, daß er die Forderung stellt, als Vergeltung für die Verwüstung der flämischen Städte je eine der größten und schönsten Städte Deutschlands zu zerstören: Berlin, Hamburg, München, Nürnberg, wenigstens dies als Drohung festzusetzen. Hier, wie überall, wird der Sieg bereits als errungen behandelt, mit derselben Unbekümmertheit um Wirklichkeiten, wie sie angesichts der „deutschen Verbrechen" zutage tritt. Ist doch schon der erste Aufsatz vom September 1914 überschrieben: „Nach dem Siegel"

Die Entwicklung der beiden großen belgischen Dichter weist eine bemerkenswerte Parallele auf. Beide beginnen als französische Dichter mit der müden, morbiden Dekadenz jener Zeit. In beiden aber schält sich, in dem Maße, wie sie reifen, selbständiger, eigner werden, aus der romanischen Hülle der echt germanische Kern ihres Wesens, auf den schon der Name hindeutet. Das ist bei Maeterlinck noch augenfälliger als bei Verhaeren. Sein eigentliches Lebenswerk, zumal seine religiösen Bücher, fällt noch viel entschiedener aus der Richtung und dem Rahmen der französischen Kultur. Es zeigt sich ja auch in dem äußeren Umstande, daß die Geister, die seine Entwicklung bestimmend beeinflußt haben, und für die er sich selbst mit Essays und Uebersetzungen eingesetzt hat, ausschließlich Germanen sind: Ruysbroeck, Novalis, Emerson, Shakespeare, Ibsen. Wo gäbe es auch ihresgleichen innerhalb der französischen Geisteswelt! Und bei beiden ist dieser germanische Charakter durch den Krieg völlig weggeblasen, bei Maeterlinck noch gründlicher als bei Verhaeren. Wenigstens aus diesem Buche spricht ein Vollblutromanne; man könnte es geradezu als Schulbeispiel verwenden, um daran den Unterschied germanischer und romanischer Art zu veranschaulichen. Echt romanisch ist, wovon wir ausgingen, der radikale Mangel an Wirklichkeitssinn und Wahrheitsgewissen, und ebenso echt romanisch die Kehrseite davon: das Schwelgen in grundlosen Konstruktionen, in tönenden Phrasen, in pomphafter Rhetorik. Echt romanisch ist die unglaubliche Enge des Gesichtskreises, die sich bei beiden in gleicher Weise findet. Auch Maeterlinck sieht den Weltkrieg ganz ausschließlich als belgische Angelegenheit, als einen Kampf um Belgien und damit um das Recht der Völker und die Heiligkeit der Verträge zwischen dem bösen, brutalen Deutschland und dem das Recht und die Unterdrückten schützenden England. Von Frankreich ist weniger die Rede; es wird zumeist stillschweigend zu Belgien hinzugerechnet. Es war gleichermaßen bedroht und betroffen, steht aber für den Belgier in zweiter Reihe. Und da gilt nun auch für Maeterlinck mit naiver Selbstverständlichkeit die Fiktion: Deutschland (oder der deutsche Kaiser) hat eines Tages, ohne Gründe, dem bösen Triebe bestialischer Zerstörungssucht folgend, die der Urgrund seines Wesens ist, Belgien (und Frankreich) überfallen und dort alle Greuel einer barbarischen Kriegführung gegen eine friedliche, schuldlose Bevölkerung entfesselt. Belgien hätte sich Sicherheit erkaufen können durch Preisgabe seiner Ehre, aber es hat ohne Besinnen, den sicheren Untergang vor Augen, das Gebot der heroischen Pflicht erfüllt. Und ebenso hat England nicht gezögert, in Erfüllung seiner Vertragspflichten ihm zu Hilfe zu eilen. Wohl weiß Maeterlinck zwischendurch, daß der Kampf zwischen England und Deutschland aus allgemeinen, weltgeschichtlichen Gründen unvermeidlich war. (S. 91 ff. Weil Deutschland die Gunst der Stunde ergreifen mußte, zwischen dem Niedergange der englischen Weltmacht und dem Aufstiege des noch nicht erwachten Rußland selbst die Weltherrschaft zu gewinnen! Ob sich wohl die Engländer sehr über diese Auffassung freuen werden?) Aber diese Einsicht bleibt vereinzelt, das stört im ganzen nicht die Fiktion, als ob England nur zum Schutze Belgiens in den Krieg gezogen sei. Das hinderte ihn nicht, anderswo (S. 172, in einer in London gehaltenen Rede!) England zu rühmen, es habe gerade so selbstlos und erhaben gehandelt wie Belgien, denn es sei nicht aus Interesse, sondern nur für seine Ehre in den Kampf gezogen, dem es hätte fern bleiben können. — Darüber hinaus sieht Maeterlinck niemals. Daß der Krieg nicht nur um Belgien geht, daß an ihm auch Oesterreich, Rußland, Serbien, der Balkan, Japan beteiligt sind, daß er von Serbien — Rußland ausgegangen, scheint ihm gänzlich unbekannt. — Echt romanisch ist endlich die eitle Selbstbewunderung, die beständig mit einem Auge in den Spiegel schaut und mit dem anderen auf das applaudierende Publikum, ja, die an dem Beifall der Erde noch nicht genug hat und schließlich den Krieg als Schauspiel für Wesen anderer Welten frisiert (S. 243).

Maeterlinck gibt sich hier durchaus als Romane — und will es auch. Er erklärt — in Mailand — die „lateinische Zivilisation" für die einzige, in der die Mehrzahl der Menschen leben will und kann (sind die Engländer eingerechnet?), und stellt das Verdienst Belgiens, das diese gegen den Ansturm der Barbaren mit Selbstaufopferung gerettet hat, neben das Griechenlands, das die Mutter dieser Kultur gegen die asiatische Invasion verteidigte (S. 32). Die das heutige Belgien kennen, werden wohl etwas anders darüber denken. Jedenfalls hatten die Verteidiger der Thermopylen nicht eine gewaltige zahlenmäßige Uebermacht und die Hilfsmittel der ganzen Welt hinter sich.

Der Band umfaßt 24 Aufsätze und Reden vom September

Digitized by Google

1914 bis in den Sommer 1916, mit Einschluß zweier älterer Stücke. Wie natürlich, herrschen die pathetischen, racheschnaubenden Brandreden im Anfange, während späterhin der Inhalt mannigfacher und wertvoller wird. Hier will ich zunächst drei Stücke herausgreifen, die als Dokumente von höchstem Interesse sind. Es gehört zum Unheimlichsten an diesem grauenvollsten aller Kriege, daß er bei unseren Feinden in einem kaum zuvor erlebten Grade vom Volkswillen und Volkshasse getragen wird, von einer Wut, die doch nicht spontan ist und nicht zureichende Gründe hat, sondern künstlich erregt und geschürt mit einer diabolischen Meisterschaft in der Lüge, die noch niemals in diesem Umfange ihre weltverwüstende Kraft offenbart hat. Wer einen Blick in die Technik dieser Volksverhetzung tun will, der lese hier die Skizze „In Italien", in der ein Beteiligter ein sehr lebendiges Bild von dem Auftreten zweier belgischer Agitatoren entwirft und von ihrer Wirkung auf die leichtentzündliche und unbeherrschte Leidenschaft des Südländers, der ja nicht nur geographisch, sondern auch nach seinem seelischen Klima zwischen dem Germanen und dem Neger wohnt. — Mitten zwischen den neuesten Schriften Maeterlincks lesen wir dann überraschend seinen allerältesten Versuch „Le Massacre des Innocents", eine kleine Erzählung aus dem Jahre 1886, die damals in einer kurzlebigen, verschollenen Zeitschrift erschien und nur wenigen bekannt ist. Sie schildert, angeblich im Anschlusse an ein flämisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert, eine Szene aus dem niederländischen Freiheitskriege, wie spanische Soldaten in einem belgischen Dorfe, nach biblischem Vorbilde, alle Kinder im Alter bis zu zwei Jahren hervorsuchen und abschlachten, während sie die Eltern nur, wenn sie Widerstand versuchen, umbringen. Maeterlinck meint, die Ereignisse hätten den bescheideneren Versuch in eine symbolische Vision verwandelt. Ich bekenne, daß mir sogleich, als zuerst von den deutschen Greueln die Rede war, diese Skizze in den Sinn kam, als Beleg, wie nahe solche Vorstellungen der belgischen Phantasie liegen und wie gern sie darin schwelgt; aber eine natürliche Scheu hielt mich ab, sie in diesem Sinne zu verwerten. Nun hat sie der Verfasser selbst hervorgezogen, aber — das gibt der Sache erst ihre Münze: er druckt sie nicht vollständig ab, sondern er „unterdrückt die ersten Absätze als unnütze Retardation der Erzählung". In Wahrheit wird diese dadurch einfach unverständlich; denn die überlegte, planvoll und kaltblütig durchgeführte Grausamkeit der Spanier muß doch schließlich einen Grund haben, und sie hat ihn: sie ist die Rache dafür, daß die Bauern des Dorfes versprengte Soldaten derselben Truppe aus dem Hinterhalt abgefangen und umgebracht haben (soviel ich mich entsinne, denn ich habe den Urtext nicht zur Hand). Also diesen recht wesentlichen Teil, den einzigen, der sich wirklich als prophetisch erwiesen hat, unterdrückt Maeterlinck, indem er tut, als käme auf ihn nichts an, und sich darauf verläßt, daß seine Leser nicht nachprüfen können. Er scheut sich nicht, an seiner eigenen Dichtung zum Fälscher zu werden, um sie im Dienste seines Hasses mißbrauchen zu können. — Aus anderem Grunde ist der vorletzte Aufsatz interessant: „Für Polen". Er besteht nämlich fast nur aus Zensurlücken (die uns hier begegnen); die wenigen, stehengebliebenen Sätze ergeben keinen verständlichen Sinn, deuten nur auf einen gegenteiligen Inhalt hin — für Polen einzutreten, ist in Frankreich selbst einem so fanatischen Deutschenhasser nicht erlaubt.

Allerdings fehlt es auch nicht an Aufsätzen von allgemeinem Gedankengehalt, in denen wir den früheren Maeterlinck wieder finden. Diese, in denen der zeitlose Wert des Buches liegt, können hier nur flüchtig gestreift werden. Gut ist, was er über das Heldentum sagt (S. 49 ff.), wenn wir auch meinen, daß ein anderes Heer als das belgische noch vollwichtigere Beweise dafür geliefert hat. Das muß man wenigstens diesem Kriege nachsagen, er hat in vollem Maße bewiesen, daß der Fortschritt der Zivilisation die Menschheit nicht verweichlicht, Mannhaftigkeit und die alten unentbehrlichen kriegerischen Tugenden nicht erschlafft hat. — Anderes hängt mit den eigentlichen Studien Maeterlincks vor und während des Krieges, mit seinem letzten und seinem nächsten Buche zusammen. Es ist begreiflich, daß er sich jetzt über das Fortleben nach dem Tode zuversichtlicher ausspricht, als in dem Buche „Vom Tode", ohne daß er neue Gründe für die Sache beibringen kann. (La Flamme immortelle, S. 183 ff.) Und einen kleinen Vorgeschmack von einem Buche, das beim Ausbruch des Krieges schon unter der Presse war, geben die beiden Studien: Communications anormales (über die Möglichkeit des Fernsehens, der Distanz- und selbst der Zukunftsvision, wofür im Verlaufe des Krieges Beobachtungen gemacht sind), und: Les Prophéties (kritische Prüfung der Vorhersagungen dieses Krieges). Maeterlinck zeigt sich hier im einzelnen durchweg als der besonnen prüfende Forscher, im ganzen vertritt er die Anschauung, daß es prinzipiell möglich sein muß, die Zukunft im voraus zu erkennen, da sie ebenso wirklich, ebenso definitiv ist, ebensoviel Festigkeit und Relief hat, wie die Vergangenheit, und wundert sich, daß wir sie nicht öfter und leichter erkennen, daß selbst ein so ungeheures Ereignis wie der Weltkrieg keinen dickeren Schatten zurückgeworfen hat. Ich glaube, daß diese ganze Betrachtungsweise auf einer falschen Voraussetzung ruht, daß es verkehrt, ein Rest uralter mythologischer Denkweise ist, in der Zukunft ein irgendwie fixiertes, präexistentes Sein zu suchen anstatt ein fließendes, unbeschränkt bildsames Werden. Aber selbstverständlich wird niemand diese Aufsätze lesen, ohne aufs stärkste gefesselt und bewegt zu werden.

Bei Verhaeren durften wir hoffen, daß er sich selbst wieder finden würde, wenn der Sturm der Leidenschaft verbraust wäre, und ein Brief von ihm, der kürzlich durch die Zeitungen ging, zeigt, daß dies in gewissem Maße schon eingetreten war. Ist bei Maeterlinck dieselbe Hoffnung erlaubt? Sie ist jedenfalls viel geringer, da er in seiner Feindschaft viel bewußter, kaltblütiger, raffinierter und skrupelloser ist und sich viel unbedingter der Lüge verschrieben hat. Immerhin läßt der Epilog eine gewisse Selbstbesinnung erkennen: der Haß ist ruhiger geworden und läßt der Bewunderung für die Leistungen des deutschen Heeres Raum. Die Stimmen aus den französischen Schützengräben sind nicht wirkungslos geblieben. Aber noch trägt die Lüge den Sieg davon. Ob es ihm gelingen wird, dies Gift auszuscheiden, davon wird es abhängen, wie sein Gesicht der Zukunft erscheinen wird. Es ist unmöglich, ein wahrhaft großer Mann zu sein ohne Liebe zur Wahrheit.

Eduard Hallier / Vaterländische Hilfsdienstpflicht der Jugend

Das Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst ist angenommen und hat in weitesten Kreisen Anerkennung und Befriedigung ausgelöst, da es jedem vaterländisch Gesinnten am Herzen liegt, dem Vaterland in der Stunde der Not mit allen Mitteln zu helfen. Nun wird schon seit geraumer Zeit mitgeteilt, daß es vor allem auch in den höheren Schulen Anwendung finden solle, und daß unsere Jugend durch tüchtige körperliche Arbeit (einige träumen sogar von Munitionsarbeit) mit dazu beitragen müsse, und daß die weitere Ausbildung in der Schule in Fortfall komme. Es ist wohl selbstverständlich, daß eine Fülle junger Menschen diesem Neuen als etwas Angenehmem und Interessantem entgegensehen, daß sie — begeistert durch die großen Taten unserer Heere — nichts sehnlicher wünschen, als auch ihrerseits zu helfen, und daß sie dabei vielleicht teilweise mit einem gewissen Vergnügen der Lösung des Schulzwanges entgegensehen. Trotzdem würde es sehr bedauerlich sein, wenn man daran denken würde, diese Absicht in obigem Umfange zu verwirklichen. Es würde der Zukunft ein schwerer Schade erwachsen, der schwerlich schnell wieder gutgemacht werden könnte.

„Unsere Zukunft liegt in der Jugend!" Wir müssen nach dem Kriege einen wirtschaftlichen Kampf von gewaltiger Ausdehnung kämpfen nach allen Fronten, mit allen Mitteln, des sind wir sicher. Nicht nur die jetzigen Feinde, auch manche der Neutralen, neiden uns unsere wirtschaftliche Existenz. Wir können unseren Platz an der Sonne nur behalten, wenn wir fortfahren, wissenschaftlich und praktisch an erster Stelle zu stehen und in der

Digitized by Google

günstigen geistigen Weiterentwicklung fortfahren, wie sie bis vor dem Kriege und vor allem im Kriege in die Erscheinung getreten ist. Voraussetzung zu einer solchen wissenschaftlichen Fortbildung ist aber eine heranwachsende Jugend, die möglichst schnell als Nachwuchs bereitsteht, um diesen verantwortungsvollen Kampf ums Dasein mit allen Kräften aufzunehmen. Dazu gehört aber weiter, daß dieser Nachwuchs schnell geschaffen wird, und weiter, daß baldigst frische Kräfte gefunden werden, die kontinuierlich in der Fortbildung geblieben sind. Jede Unterbrechung der Bildungsvorbereitung ist ein Verlust, der nicht schwer genug eingeschätzt werden kann. Wir wissen, daß zahllose wertvolle Persönlichkeiten durch den Krieg aus ihrem regelmäßigen Bildungsgang herausgerissen wurden, daß sie eine lange Unterbrechung in ihrer Ausbildung erfahren haben und sich mit schwerer Mühe und gesteigerter Arbeitskraft wieder in ihre alte Beschäftigung zurückfinden müssen. Wir wissen, daß viele wertvolle Naturen durch den Krieg in neue, andere Berufe hineingerissen sind und der Wissenschaft für immer entfremdet wurden. Wir wissen, daß die Fortbildung und Beendigung der Studien der draußen Kämpfenden wahrscheinlich in abgekürzter Form geschehen muß, und daß daneben nicht die Zeit bleiben wird, um die ganze wissenschaftliche Grundlage, insoweit sie während der langen Zeit verlorengegangen ist, wieder von neuem aufzubauen. Um so wertvoller sind die wenigen, in ihrer Ausbildung gleichmäßig fortschreitenden Jungen, die — mit dem ganzen geistigen Rüstzeug deutscher Wissenschaft versehen — in den Daseinskampf eintreten können. Selbst wenn ihre Ausbildungszeit, wie zu hoffen ist, wesentlich verkürzt wird, so wird sich doch in ihnen ein wichtiger, aussichtsreicher Grundstamm für die Zukunft schnell entwickeln. Aus diesem Grunde sollte man tunlichst an die Jugend, insoweit sie nicht zum Heeresdienst zwingend gebraucht wird, möglichst wenig herantreten und dieses Gesetz möglichst wenig oder gar nicht auf sie anwenden.

Es kommt noch ein weiteres hinzu: Zu schweren Arbeiten ist der im Lernberuf voranschreitende Jüngling in der Regel zunächst wenig zu verwerten. Mag sein, daß er schnell körperlich erstarkt, aber zunächst wird seine Arbeitstätigkeit nur einen verhältnismäßig geringen Nutzen schaffen. Die Kraft wird nicht ausreichen, um schwere körperliche Tätigkeit in befriedigender Weise zu verrichten. Es wäre doch zu erwägen, ob gerade für derartige Arbeiten nicht die „Alten" sehr viel brauchbarer sind. Die Armee hat die bei Kriegsausbruch mehr als 45jährigen bisher nicht herangezogen. Wir alle wissen, daß eine sehr große Zahl körperlich rüstiger Personen in diesen Jahresklassen vorhanden ist und daß diese zum großen Teil, wenn es gefordert wird, mit der gleichen Begeisterung und Tatkraft wie die Jungen ihre Kraft dem Heere zur Verfügung stellen werden. Sollte es nicht richtig sein, im weitesten Maße gerade die Älteren zum Zivildienst heranzuziehen und die Jugend zu schonen? Ihrem Bildungsgang, selbst ihrer geschäftlichen Stellung wird nicht annähernd ein solcher Schaden getan, als wenn dem Reich die genügende Vorbildung des Nachwuchses entzogen wird. Nur dann sollte die Jugend herangezogen werden, wenn alle anderen Hilfsmittel versagen und harte Notwendigkeit dazu zwingt. Verschont die Jugend nicht in ihrem Interesse, aber unterbrecht nicht den Bildungsgang, denn die Zukunft liegt in der Jugend, und holt die Alten statt ihrer hervor.

Gottfried Traub / Die Qual

Der Teufel ist ein gemeiner Kerl ohne alle Großmut; gerade mit dem leidenden Menschen bindet er am liebsten an und plagt ihn mit seinen Aufhetzereien. Lenau.

Es hatte einer Not, Seelennot. Er wußte nicht mehr, wohin der Weg führt und wußte doch, daß er keinen falschen gehen wollte. Das kleine Wörtchen „Weh" hat mehr als seine drei Buchstaben. Mit einem Schlag tut man sich selbst weh und dem andern, den man gar nicht treffen wollte, und einem dritten, den man quält, weil man sich selber quält, und einem vierten, der einem in den Weg läuft, und so verliert man selbst das Maß und weiß nicht mehr, ob man sich noch trauen kann oder nicht. Schwere Knoten kann man nicht leicht lösen; auch zum Durchhauen gehört immer ein Alexander. So machen sie Not, und die herbste Not ist, jemandem weh zu tun, dem man in Ewigkeit nicht weh tun wollte. Warum es so manches Herzeleid auf Erden gibt? Die Oberflächlichen sagen: aus Schuld und Sünde und Lieblosigkeit und Verbrechen. Unser Krieg zeigt es uns in Weltenmaßstäben. Aber das bleibt immer nur eine Seite. Die soll zwar nie beiseite geschoben werden. Die Welt und das Einzelschicksal gleicht sich aus in Gutem und Bösem, in Strafe und Lohn. Heute schwingt der Pendel nach hier und morgen nach dort, genau entsprechend. Die Weltgeschichte bleibt das Weltgericht, und die Fülle des Einzellebens in seinem Glück bringt irgendwo den Becher voll Unglück, aus dem man trinken muß. Aber ich werde mir zuletzt doch nicht klar. Wäre alles nur solch zahlenmäßiges Abwägen von Gutem und Bösem, so bliebe eben die Gerechtigkeit zu Recht bestehen, und jenes Gefühl aus der Jugendzeit stiege wieder in uns auf: „Hier hast du was Schlechtes getan; hier kommt die Strafe." Dann aber glich sich beides ineinander, und man war sich gegenseitig quitt. Schlimmer war, wenn die Strafe nicht kam, wenn nur leise ein bitterer Rest übrigblieb, den man als Bodensatz wohl merkte, der aber nicht ausgetrunken wurde. Das war unheimlicher, weil immer eine neue Bedrohung möglich war. Und als man älter wurde, merkte man: die Art des Bösen trägt ein Doppelangesicht. Das eine heißt: „Ich bin schlecht, und ich mache schlecht. Das ist wahr. Aber wie das Gift verlange ich von dir deine Gegengifte. Ich komme zu dir, um dich zuletzt zu befreien, nicht um dich zu töten. Du sollst auch aus mir deinen Segen ziehen und mich ins Licht verkehren." Denn alles Schlechte sehnt sich insgeheim nach dem Guten, wie die Erde von jenem Uranbeginn an von der Sehnsucht nach dem ersten Morgenstrahl getrieben wurde. Aber nun kommt der „Teufel". Er entläßt das Böse nicht aus seinen Grenzen. Er will es fest in Händen halten. Es soll sich nicht hineinwagen dürfen in die Herrschaft des segensreichen Guten. Zehren soll es, fressen soll es, hetzen soll es, quälen soll es, verdammt soll es sein, damit es andere verdamme. Dagegen sträubt sich des Menschen Seele. Sie bleibt zum Licht geschaffen. Aus Nacht und Qual streckt sie sich zum Licht. Das ist ihre Natur; nein, das ist ihr Gnadengeschenk, das ihr als der menschlichen Urkraft die Gottheit gab. Darum meidet der Teufel die Seele. Er will um seinen Erfolg nicht betrogen sein. Zäh will er das Reich des Bösen festhalten, bis zum Ende, während das Leben zuletzt nur dem Guten gehört und sich in ihm erprobt. Der Mensch ist dieser zweier Welten Schlachtgebiet; aber seiner Seele Licht schafft Böses in läuterndem Segen.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Sozialpolitische Vorbereitung der Neuorientierung. Eine ernste Mahnung richtet das Organ der Hirsch-Dunckerschen Metallarbeiter an die Leitungen der Arbeiter- und Angestelltenverbände. An einzelnen Stellen, so liest man dort, bestehen seit Monaten sogenannte Arbeitsgemeinschaften, wo die Mitglieder des Gewerkvereins der Maschinenbau- und Metallarbeiter, des freien und christlichen Metallarbeiterverbandes gemeinsam arbeiten. Das geschieht mit anerkannt gutem Erfolg für die Arbeiter und ohne Nachteil für die einzelnen Organisationen. Die Mitglieder der Hauptleitungen tagten schon oft in diesen langen Kriegsmonaten gemeinsam zusammen in Fragen der Kriegsverletztenfürsorge, des Arbeitsnachweises, der Einführung von Kriegsausschüssen usw. Das geschah bisher durch Einladung und unter Leitung seitens staatlicher oder militärischer Behörden. Wäre das so schwer, wenn einmal eine Zentralstelle in der Arbeiterbewegung eine Einladung erließe und „die besten Leute" der Organisationsrichtungen einmal gemeinsam tagten, aus eigenem Willen, unter eigener Leitung? Die Zeit schreitet, trotz ihrer Schwere, unaufhaltsam vorwärts, und eines Tages werden in deutschen Landen die Friedensglocken läuten und die Arbeiter- und Angestelltenbewegung wird vor riesenhafte Aufgaben gestellt sein. Wird sie dann bestehen, wenn in den grundlegendsten Fragen kein einheitliches Vorgehen vorbereitet ist? Die Leitungen der Organisationen geben sich gegenwärtig übermenschliche Mühe, die so notwendige Kleinarbeit der Mitglieder zu fördern; angesichts der Teuerung und bei der Schwierigkeit, mit der das jetzt verbunden ist, sind die Lokalbeamten der Organisationen bald Tag und Nacht tätig, den Arbeitern Lohnerhöhungen oder Teuerungszulagen zu verschaffen, hier wird die alleräußerste Kraft angewandt. Das ist notwendig und muß sein. Aber wie unendlich bedeutungsvoller wäre eine Verständigung der gesamten Arbeiter- und Angestelltenbewegung, sie erst würde diese unendlich mühevolle Kleinarbeit krönen. Der Erfolg der Zukunft hängt von gemeinsamer Zusammenarbeit ab, wo aber bleibt die Tat?

Der erste Streik weiblicher Ersatzkräfte. In Magdeburg haben die weiblichen Schaffner bei der elektrischen Straßenbahn bis auf einige die Arbeit eingestellt, um Lohnforderungen durchzusetzen. Die Direktion wollte schließlich den Stundenlohn von 35 auf 40 Pf. erhöhen, verlangte aber nun acht- bzw. neun Stunden Arbeitszeit, also Verlängerung um eine Stunde. Das lehnten die Schaffnerinnen ab, da sie fast sämtlich Familie haben. Der den Schlossern der Betriebswerkstätte zugemutete Rausreißerdienst wurde einmütig abgelehnt, so daß kein anderer Weg übrig blieb, als — zum ersten Male! — mit der Gewerkschaftsorganisation zu verhandeln, der zwar bis jetzt nur der kleinere Teil angehört, in der aber alle 500 Schaffnerinnen ihre Interessenvertretung erblicken. Achtstündige Arbeitszeit und 40 Pf. Stundenlohn nebst Beseitigung der Härten in der Diensteinteilung sind die erreichten Zugeständnisse.

So wurde der Streik, in dem die öffentliche Meinung Magdeburgs deutlich auf Seite der Schaffnerinnen stand, erfolgreich beendet.

Trost für Handlungsgehilfen. In dem Organ des 1858er Handlungsgehilfenverbandes wird die Lage dieser Berufsgruppe nach Beendigung des Weltkrieges untersucht. Da heißt es denn: Die im Felde befindlichen Gehilfen befürchten, daß es nach ihrer Rückkehr allein schon deshalb schwer sein werde, eine Stellung wiederzufinden, weil die Zahl der weiblichen Angestellten zu sehr gestiegen sei, und daß man diese wegen ihrer Billigkeit nicht wieder gehen ließe. Zum mindesten würden sie aber auf die Gehälter der männlichen Gehilfen einen starken Druck ausüben. Die kaufmännischen Verbände haben sich mit diesen Verhältnissen schon seit langer Zeit beschäftigt und sind schließlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Frauenarbeit am besten dadurch in ihre frühere Bahn zurückgedrängt wird, daß ein Gesetz zustande kommt, das den Kriegsteilnehmern die zuletzt von ihnen bekleidete Stellung wieder zur Verfügung stellt. Die kaufmännischen Verbände haben deshalb dem Reichsamte des Innern und dem Reichsjustizamte Grundlinien für ein Notgesetz zur Aufrechterhaltung des Dienstverhältnisses der dem Handelsgesetzbuche unterliegenden Angestellten während ihrer militärischen Dienstzeit überreicht. Das Notgesetz würde natürlich für beide Teile bindend sein. Die Nichtanwendung des Gesetzes soll jedoch zulässig sein, wenn hierfür ein gegenseitiges Uebereinkommen erzielt wird. Sollte ein Gesetz erlassen werden, so würden die Frauen gezwungen sein, den Männern Platz zu machen. „Wer hilft aber mir?" werden manche fragen, die genau wissen, daß sie ihre Stellung nicht wieder einnehmen können, weil sie nur ein Aushilfsposten war, weil der Betrieb geschlossen oder verkleinert worden ist oder weil ihnen bekannt wurde, daß der frühere, vor ihnen eingezogene Inhaber der Stellung darauf Anspruch erhebt. Diesen Vaterlandsverteidigern glauben wir zu ihrer Beruhigung sagen zu können, daß auch für sie noch Platz vorhanden sein wird. Es darf nicht vergessen werden, daß die Kriegsteilnehmer nicht auf einmal zur Entlassung kommen. Es wird beabsichtigt, zunächst diejenigen aus dem Heeresdienste zu entlassen, die den Nachweis einer Beschäftigung erbringen können. Bei der Entlassung der dann noch Verbleibenden wird man mit den ältesten Jahrgängen beginnen und ganz allmählich abrüsten. Wenn man ferner berücksichtigt, daß die jüngsten Jahrgänge wohl noch längere Zeit unter der Fahne gehalten werden, daß viele, die hinauszogen, der grüne Rasen deckt, daß bei Kriegsende noch zahlreiche Mittämpfer verwundet und krank sein werden und aus diesem Grunde noch keine Stellung wieder bekleiden können, daß ferner die Kriegsindustrie noch längere Zeit nach dem Kriege mit Aufträgen überhäuft sein wird und daher Arbeitskräfte nötig hat, so wird man zugeben müssen, daß von den als stellenlos zurückkehrenden Gehilfen noch manche einen Posten offen finden werden. Durch die Grundlinien für ein zu schaffendes Notgesetz werden nicht nur die weiblichen Angestellten, sondern auch die männlichen, nicht zur Fahne eingezogenen Gehilfen getroffen. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese den Kriegsteilnehmern, die unter Umständen mehrere Jahre nichts verdient, das Vaterland geschützt und Unsagbares erduldet haben, ihre Stellung räumen müssen. Aber auch diese Kollegen dürften nicht lange und in großer Zahl stellenlos bleiben, denn gleich nach dem Kriege werden Handel und Industrie mächtig wieder aufleben, weil alles verbraucht ist und alle Warenlager leer sind. Gewiß wird es an Rohstoffen fehlen, so daß viele Fabriken ihren Betrieb nicht sofort wieder aufnehmen können. Hierunter werden aber wohl mehr die Arbeiter als die Angestellten zu leiden haben. Die Handlungsgehilfentätigkeit muß schon vor Eröffnung des Fabrikbetriebes beginnen.

Büchertisch

Historisch-politisch-geographische Literatur:

Amerika. Nach den gleichen Methoden seines Buches über England hat Prof. Dr. **Emil Deckert: Die Länder Nordamerikas in ihrer wirtschaftsgeographischen Ausrüstung** bearbeitet (mit 20 wirtschaftsgeographischen Uebersichtskarten und Lageplänen, ebenda Frankfurt a. M. 1916. 251 S., geh. M. 10). Vielleicht, daß dieser Band noch schwerer an Gehalt ist, reicher an wirtschaftsstatistischem Material und seiner Verwertung. Auch ist die Anlage insofern eine andere, als die geographischen Umrisse des Erdteils die Einheit des Buches ausmachen, also Kanada und auch die westindischen Kolonien Englands abermals einbezogen sind. Das erlaubt wichtige Vergleiche zwischen der Union und Kanada hinsichtlich ihrer wirtschaftspolitischen Zukunft. Das Buch ist um so nützlicher bei der Armut an neuer brauchbarer deutscher Literatur über Amerika.

Geschichte, Volkstum und vor allem die politischen Verhältnisse Amerikas trägt in sehr verdichteter Form **Bratter** vor: **Von Washington bis Wilson** (Ullstein u. Co., Berlin, 1916, in der Sammlung „Männer und Völker", kart. M. 1,—). Ich kenne frühere Arbeiten von Bratter, z. B. über Armenien, die nicht eben glücklich waren. Dies Büchlein des offenbar sehr genau aus langer gründlicher Anschauung unterrichteten Journalisten verdient indessen höchstes Lob. Ohne die Details nachprüfen zu können, scheint mir i. g. Zuverlässiges geboten zu sein und vor allen Dingen auch das eigentlich Wichtige. Auch beherrscht der Autor die Literatur, zumal die amerikanische selbst. Die Kapitel: „Parteien" und „Wahlen" finde ich besonders gelungen. Bratter leistet mit einem solchen gut geschriebenen Buche sehr wertvolle Aufklärungsarbeit.

Dr. W. Schotte.

Briefkasten

Deutscher Kriegs- und Friedenswille. Zur Verbreitung dieser drei jetzt besonders wichtigen Reden von Naumann, Weber und Heile sind uns aus dem Leserkreise freiwillige Gaben übersandt worden. Es stehen also eine Anzahl Hefte zur kostenlosen Abgabe ins Feld und an Lazarette zur Verfügung. Wir bitten um Angabe entsprechender Wünsche.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"versendung ins Feld: 1 M.: Vizef. W. im Felde, **2 M.:** Frl. H. in W., **3 M.:** Lt. d. R. V. im Felde, **3,34 M.:** Pfr. D. in R., **5 M.:** Masch.-M. d. R. Sch. zur See, **8 M.:** Lt. H. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Frau B. in Zittau: ein Paket Hilfe-Nummern.

Zur Versendung der Naumann-Weber-Heile-Reden ins Feld: 5 M.: Unteroff. Sch. im Felde, **50 M.:** A. G. in Charlottenburg.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Digitized by Google

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

1. Februar 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 5

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Weltfriedenspläne. — **Wilhelm Heile:** Von der Sekte zur Volkspartei. — **Dr. Hermann Pachnicke, M. d. A.:** Preußische Politik. — **Dr. Walther Schotte:** Ein größeres Oesterreich. — **Dr. Wolfgang Max Schultz:** Stellung und Zukunft des deutschen Elementes in Amerika. — **Schulrat Professor Dr. Karl Muthesius:** Von der Kindesseele. — **Gottfried Traub:** Stufen. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 21. Januar.

Bei starker klarer Kälte gedenken wir der Truppen, die besonders an der russischen Seite alle Folgen des Winters durchzumachen haben. Auch in Rumänien ist nasses, kaltes, ungünstiges Wetter. Vielleicht ist der zeitweilige scheinbare Stillstand der dortigen Kriegsunternehmung eine Wetterfolge. Ebenso wahrscheinlich ist, daß die Ueberladung der eingleisigen Eisenbahnen stark mitspricht. Die Rumänen haben fast ihr ganzes Eisenbahnmaterial mit sich zurückgenommen und besitzen nun auf den wenigen Linien der Moldau eine Menge Lokomotiven und Wagen, die ihnen selbst zum Hindernis werden. Die ganze lange Frontlinie wird von vielen Leuten mit und ohne militärisches Verständnis daraufhin nachgeprüft, wo etwa noch neue Angriffspunkte sein könnten. Am meisten scheinen derartige Gedanken die Umwohner der Schweiz zu beschäftigen. Ein für uns unkontrollierbares Gerücht besagt, daß die Stadt Como am Comosee im Auftrage der italienischen Militärleitung geräumt sei. Wenn an diesem Gerücht etwas Wahres sein sollte, so würde es sich um eine gewisse Bedrohung der Schweizer Selbständigkeit handeln.

Der Ministerwechsel in Rußland geht weiter. Es hat keinen Zweck, sich die täglich anders werdenden Namen zu merken. Die Ausfuhr russischer Zeitungen, Zeitschriften und Bücher nach dem Ausland ist verboten, damit wir auf dem Wege über die Neutralen weniger als bisher erfahren sollen. Ein bekannter militärischer Mitarbeiter des „Morgenbladet" in Christiania hatte eine Besprechung mit einem durchreisenden russischen Journalisten: Die Lage sei selbst für die russische Regierung unübersichtlich und mit Stoff für Ueberraschungen überladen. Es sei unmöglich zu sagen, wohin das Staatsschiff treibe. Bei den heutigen Verhältnissen sei ein Ministerium Miljukow ebenso denkbar wie ein solches aus den „Schwarzen Hundert". Fast ganz Rußland verlange die Fortsetzung des Krieges bis zum Siege; aber das jetzige System habe sich außerstande gezeigt, den Krieg einem glücklichen Ende zuzuführen.

Montag, 22. Januar.

Die rumänische Grenzfestung Galatz ist im Norden und Osten stark mit Verteidigungsanlagen versehen, weil sie zum Schutze gegen russische Eingriffe angelegt wurde. Jetzt wird sie von den Russen gegen die Mitteleuropäer verteidigt. Die Einschließung scheint so weit gediehen zu sein, daß nur noch die eine Bahnlinie in nördlicher Richtung nach Barlad übriggeblieben ist. Durch die Armee Mackensen wird schweres Geschütz herbeigeschafft. Weiter nördlich am Sereth in der Nähe von Fundeni ist der befestigte Stromübergang bei Nanesti von stürmenden Pommern, Altmärkern und Westpreußen genommen worden. Die über die Serethbrücke zurückflutenden Russen wurden von unseren Batterien und Maschinengewehren von der Seite gefaßt und erlitten schwere Verluste.

Das „Berner Tageblatt" schreibt im Anschluß an die letzte Note des englischen Ministers Balfour: Die Engländer wollen nicht ein Europa, in dem auf Grund der Gleichberechtigung und auf Grund internationaler Verträge jedes Land die ihm gebührende Rolle im Dienste der Zivilisation spielt, sondern sie wollen die Ausschaltung Deutschlands und Oesterreichs. Das neue Europa soll russisch-englisches Europa sein mit einigen französischen, italienischen und anderen Anhängseln. Lebt noch ein Neutraler, der nicht sieht, wohin wir alle steuern, wenn sich die englischen Pläne je erfüllen könnten? Glücklicherweise kämpfen die Zentralmächte, indem sie ihre Freiheit verteidigen, auch für die Freiheit Europas.

Auf Einladung des deutschen Reichstagspräsidenten Kaempf haben sich die Parlamentspräsidenten unserer Verbündeten in Berlin versammelt als ein Zeugnis dafür, daß nicht nur die monarchischen Regierungen, sondern auch die Volksvertretungen in engster Gemeinschaft miteinander kämpfen und arbeiten wollen. Bei dieser Gelegenheit hat sich der österreichische Reichsratspräsident Dr. Sylvester über die Aufgaben der neuen österreichischen Regierung ausgesprochen. In erster Linie ist es notwendig, daß in den Verhältnissen in Böhmen endgültig Ordnung geschaffen wird, damit die beiden Volksstämme, die das Land bewohnen, ohne weitere Reibung miteinander leben können. Die Reibungsflächen müssen in den Formen der Verwaltung vollständig behoben werden, auch muß in den gemischten Bezirken bezüglich der Verwaltung und der Schulen Ordnung gemacht werden. Das jetzige Ministerium, das man kurzweg als „böhmisches Ministerium" bezeichnen kann, setzt sich aus Mitgliedern zusammen, die mit den böhmischen Verhältnissen auf das genaueste vertraut sind und daher geeignet, die neue Ordnung herbeizuführen.

Dienstag, 23. Januar.

Der Präsident der Vereinigten Staaten erläßt eine Kundgebung an den Senat, die gleichzeitig durch die amerikanischen Botschafter in Europa den Regierungen mitgeteilt wird. In dieser Note wird das Programm des zukünftigen Friedens entwickelt. Amerika will in die Friedensverhandlungen der europäischen Mächte nicht unmittelbar eingreifen, behält sich aber die Erwägung vor, ob der Friede, den die Nächstbeteiligten schließen, wert sein wird, von einem zukünftigen Weltfriedensbund (universal covenant) endgültig garantiert zu werden. Der neue Weltfriedensbund wird als Gemeinschaft der Nationen betrachtet, vor der alle völkerrechtlichen Streitfragen erledigt werden müssen. Wer sich den Entscheidungen oder Warnungen des Weltbundes entzieht, wird die Kräfte aller anderen Nationen gegen sich haben. Die Rechtsprechung des Weltfriedensbundes erfolgt, ohne Rücksicht darauf, ob die Staaten groß oder klein sind, nicht nach Erwägungen der Macht, sondern nach Grundsätzen der Gerechtigkeit. Für einen Frieden, der nichts anderes ist als ein Kompromiß (balance of power), werden die amerika-

Bibliothek Kaempf

nischen Völker keine Garantie zu übernehmen bereit sein. Um einen wirklichen, dauerhaften Frieden zu ermöglichen, ist Voraussetzung, daß ein „Friede ohne Sieg" geschlossen werden muß. Nur ein Friede zwischen gleich und gleich geschlossen, kann dauern. Ein dauernder Friede ist ferner nur möglich, wenn die Regierungen alle ihre gerechte Macht nur von der Zustimmung der Regierten erhalten und es nirgendwo ein Recht gibt, Völker von einem Potentaten dem anderen auszuhändigen, als ob sie Eigentum wären. Als Beispiel wird ein geeintes, unabhängiges und autonomes Polen angegeben. Wird die nationale Selbständigkeit nicht gefunden, so wird der gärende Geist der Bevölkerungen findig und beständig dafür kämpfen, und die ganze Welt wird darin mit ihm sympathisieren. Eine Stabilität kann nicht existieren, wo rebellischer Wille bleibt, wo nicht Ruhe des Geistes, Gerechtigkeitsgefühl, Freiheit und Recht vorhanden sind. Jedem Volk soll ein direkter Zugang zu den großen Verkehrsstraßen des Meeres zugebilligt werden, und die Wege der See müßten gleicherweise in Gesetz und Praxis stets frei sein. Die Freiheit der See ist die Vorbedingung des Friedens, der Gleichheit und der gemeinsamen Arbeit. Dieses Problem ist eng verknüpft mit der Begrenzung der maritimen Rüstungen und ebenfalls mit der Frage der Einschränkung der Landheere. Das Gefühl der Sicherheit und Gleichheit zwischen den Nationen kann nicht währen, wenn große, übergewichtige Rüstungen fortgesetzt werden. Wilson ist überzeugt, daß er für das Volk der Vereinigten Staaten spricht und ebenso für die Freisinnigen und Menschheitsfreunde unter allen Nationen. Er will sich auch dem Glauben hingeben, daß er im Sinne der stummen Masse der Menschheit aller Orten spreche, die noch keine Stelle und keine Gelegenheit gehabt hat, ihre wirklichen Gefühle über das Hinsterben und den Ruin zum Ausdruck zu bringen. Wilson schlägt vor, es mögen sich die Völker einmütig die Doktrin des Präsidenten Monroe als Doktrin der Welt zu eigen machen, daß kein Volk danach streben solle, seine Regierungsform auf irgendein anderes Volk oder eine andere Nation zu erstrecken. Es mögen in Zukunft alle Völker unterlassen, sich in Bündnisse zu verwickeln, die sie in den Wettbewerb um die Macht hineintreiben. Dieses sind amerikanische Grundsätze, so schließt er, für andere können wir nicht eintreten. Es sind die Grundsätze der Menschheit, und sie müssen zur Geltung gelangen.

Mittwoch, 24. Januar.

In den Zeitungen und im Privatgespräch wird das Wilsonsche Friedensprogramm erörtert. Der Haupteindruck ist, daß ein großer Fortschritt im Sinne pazifistischer Welt- und Geschichtsauffassung darin erreicht ist, daß das politische Oberhaupt des stärksten neutralen Staates den Pazifismus zum Regierungsgrundsatz erhebt. Die Probe darauf, ob Präsident Wilson die von ihm verkündigten Prinzipien aufrechterhalten kann, wenn sich etwa in Zukunft die Gegensätze zwischen Amerikanern und Ostasiaten verschärfen, läßt sich natürlich zurzeit nicht machen. Wilson ist in der sehr günstigen und angenehmen Lage, daß alle Kriegführenden seine Gunst suchen und darum bemüht sind, auf seinen internationalen amerikanischen Gedanken soweit wie möglich einzugehen. Das völkerrechtlich Technische an seinem Vorschlag wird im Laufe der nächsten Zeiten einer vielseitigen Nachprüfung unterworfen werden. Aber selbst, wenn die künftige Menschheitsorganisation in dem von Wilson vorgeschlagenen Sinne nicht zustande kommen sollte, so bedeutet im gegenwärtigen Zeitpunkt die Aufwerfung eines großen Friedensprogrammes den Zwang für alle kriegführenden Staaten, sich ernsthafter als bisher mit den gegenwärtigen Friedensmöglichkeiten zu beschäftigen. Das ist zweifellos das Gute an Wilsons Vorgehen. Die Friedensanregung des Deutschen Kaisers und seiner Verbündeten wird von Amerika aus in großzügiger Weise unterstützt. Natürlich müssen unsere Vertreter bei dieser, wie bei jeder anderen Friedensverhandlung vorsichtig sein, damit die Grundsätze der internationalen Gerechtigkeit nicht einseitig zu unserem Schaden ausgelegt werden.

In der Nähe der holländischen Küste hat sich ein Kampf zwischen englischen und deutschen Torpedobooten abgespielt, bei dem das deutsche Führerfahrzeug „V 69" einen Volltreffer in die Kommandobrücke erhielt. Dieser Treffer tötete den Korvettenkapitän Max Schultz, sowie weitere zwei Offiziere und einige Mannschaften. „V 69" ist in schwer beschädigtem Zustande in den niederländischen Hafen Ymuiden eingelaufen. Ein anderes deutsches Boot versenkte durch Torpedoschuß auf nächste Entfernung einen großen feindlichen Zerstörer. Angesichts der ihm gegenüberstehenden Uebermacht brach das Boot das Gefecht ab und erreichte wohlbehalten den Hafen.

Donnerstag, 25. Januar.

Der englische Bericht aus Ostafrika meldet, daß die Einkreisungsbewegung am unteren Rufidji beträchtliche Fortschritte mache. Die Deutschen ließen ein Lazarett im Stich, in dem sich 16 Weiße und 200 Eingeborene befanden, die meist verwundet waren.

Der schon seit längerer Zeit fast fertiggestellte Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn ist durch Beratungen des Grafen Tisza mit Graf Clam-Martinitz zur Vollendung gebracht und wird in den nächsten Tagen von den Regierungsvertretern unterschrieben werden. Der nächste Zweck dieses auf zwanzig Jahre beabsichtigten Ausgleichs ist, eine Grundlage für die wirtschaftlichen Verhandlungen mit dem Deutschen Reiche zu bilden. Von dem Verlaufe dieser Verhandlungen wird es abhängen, ob die Vereinbarungen zwischen Oesterreich und Ungarn in unveränderter Form aufrechterhalten oder ob sie, entsprechend den Abmachungen mit Deutschland und den anderen Verbündeten, in einzelnen Punkten eine Abänderung erfahren werden. — Der Ausgleich hat bei dem österreichischen Ministerwechsel der letzten Zeit eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt. Er gilt in seinem Kern als ein Werk des ermordeten Grafen Stürgkh und insbesondere des jetzigen Finanzministers von Spitzmüller. Als von Koerber Ministerpräsident wurde, verweigerte er die Unterzeichnung des Vertrages. Sein jetziger Nachfolger hat sich offenbar in der Hauptsache wieder auf den Standpunkt des Ministers von Spitzmüller gestellt. Die strittigen Einzelpunkte liegen teils auf dem Gebiete der österreichisch-ungarischen Finanzen und teils in der Festlegung eines agrarischen Tarifes, der möglicherweise spätere Verhandlungen mit den Balkanstaaten erschweren kann.

Auf gefrorenen Sümpfen wird beiderseits der Aa nördlich von Mitau gefochten. Der letzte deutsche Bericht meldet einen deutschen Erfolg mit 1700 Gefangenen und 13 Maschinengewehren. Starke russische Gegenstöße konnten unsere Fortschritte nicht hindern.

Alle Zeitungen sind noch immer voll von Meinungsäußerungen zur Wilsonschen Kundgebung. In den neutralen Staaten wird sie im allgemeinen wärmer begrüßt als bei den Mächten des Zehnverbandes. Dort muß man offiziell die Legende aufrechterhalten, als seien die mitteleuropäischen Mächte überhaupt kein vertragsfähiger Faktor. Die Idee, daß erst Sühnung der deutschen Verbrechen erfolgen müsse, ehe vom Frieden geredet werden könne, beherrscht das phrasenreiche Geschwätz. In Holland wird von einzelnen Stimmen hervorgehoben, daß der Bund der Neutralen recht gefährlich werden kann für diejenigen Neutralen, die dem Kampfgebiet am nächsten sind.

Freitag, 26. Januar.

In Frankreich kommen die Widerstände gegen das Ministerium Briand nicht zur Ruhe. Man beschuldigt u. a. Briand, daß er die Gedankenfreiheit verhindere und jede Friedensäußerung unterdrücke. Die Kammer hat sich auf Wunsch Briands mit 289 gegen 187 Stimmen für die Abhaltung einer Geheimsitzung entschieden, in der die Ereignisse in Griechenland erörtert werden sollen. — Griechenland macht im gegenwärtigen Augenblick den Eindruck großer materieller und moralischer Gebrochenheit. Es bittet wegen früherer Vorkommnisse offiziell bei den Westmächten um Verzeihung und verspricht alles, was diese von ihm haben wollen. Das aber befriedigt die Eiferer in Paris immer noch nicht, denn diese halten für möglich, daß die Griechen eines Tages ihre Demut wieder von sich werfen.

Der englische Arbeitsminister Hodge, der frühere Führer der

Digitized by Google

Gewerkschaft der Eisengießer, hat sich sehr energisch für Hochschutzzölle gegen Deutschland ausgesprochen. Er sagte: „Früher kamen 3 Millionen Tonnen Stahl von Deutschland nach England. Ich werde dafür sorgen, daß dieses Loch verstopft wird. Solange es einen unbeschäftigten Hochofen in England geben wird, werde ich darauf sehen, daß kein deutscher Stahl nach England kommt. Wie dumm waren wir, daß wir in der Vergangenheit eine offene Tür einer geschlossenen entgegensetzten!" Es ist anzunehmen, daß Hodge ein so unzweideutiges Bekenntnis zum Hochschutzzoll nicht ablegen würde, wenn er nicht das Gesamtministerium mit dem ehemals freihändlerischen Lloyd George hinter sich wüßte. Ein besonderer Grund für den Uebergang zum Schutzzoll wird darin liegen, daß jetzt während des Krieges in England außerordentlich viele Eisenverarbeitungsindustrien künstlich hervorgerufen werden, die dann später weiterleben wollen. Die Neuanlagen dieser Industrien werden durch Kriegsgewinne abgeschrieben. Den Arbeitern sollen hohe Löhne gewährt werden, damit sie in den Schutzzoll willigen. Es ist ein Nationalbund der Arbeitgeber und Arbeitnehmer gegründet worden, auf dessen erster Versammlung in Birmingham Chamberlain, der Sohn des bekannten früheren Tarifreformers, für Minimallöhne zur Ermöglichung von Schutzzöllen eingetreten ist. Der „Vorwärts" bemerkt zu diesen Mitteilungen: Der sich vorbereitende Umschwung in der englischen Handelspolitik, die Solidarisierung der englischen Arbeiter und Unternehmer, wird auch das deutsche Proletariat vor neue Probleme stellen.

Sonnabend, 27. Januar.

Der Kaisergeburtstag gibt Veranlassung zu einem Besuch des Reichskanzlers und Staatssekretärs Zimmermann im Hauptquartier.

Von deutschen Seestreitkräften wurde Southwold bei Lowestoft ungehindert beschossen.

Am Westufer der Maas wurden auf Höhe 304 in 1600 Meter Breite französische Gräben erstürmt, die schon früher Gegenstand heftigsten Streites gewesen sind.

Eine große Versammlung polnischer Männer und Frauen hat in Neuyork eine Resolution über die Unabhängigkeit Polens angenommen. Die Erklärung erhebt Einspruch dagegen, daß in der Note des Zehnstaatenverbandes davon die Rede sei, Polen an Rußland zurückzugeben und seine Zukunft von den Launen desselben Zaren abhängig zu machen, der vor einigen Jahren Polen mit Galgen übersät und Zehntausende der Bevölkerung nach Sibirien verbannt hat.

Nach Mitteilungen des „Pester Lloyd" hat der Landeskommandant von Bosnien gesagt, es sei jetzt eine völlig klare Darstellung der Ereignisse in Sarajewo vom Juni 1914 zu erlangen. Danach ist die Schuld der serbischen Regierung an dem Mord von Sarajewo erwiesen. Es sitzt jetzt dort im Gefängnis ein Mann, der auf Befehl eines serbischen Offiziers den Attentätern Obdach gegeben und ihre Mordwerkzeuge bei sich verborgen gehalten hat. — Sobald der Nachweis der Schuld der serbischen Regierung am Mord des Thronfolgers Franz Ferdinand einwandfrei geführt werden kann, soll man alles dazugehörige Material veröffentlichen, weil noch immer in der übrigen Welt dieser Mord, mit dem der Krieg beginnt, als eine Art von Privatangelegenheit betrachtet wird.

Die österreichischen Zeitungsstimmen über die Wilsonsche Note sind im allgemeinen etwas ablehnender als die reichsdeutschen, weil offenbar durch die Wilsonschen Erklärungen zur Nationalitätenfrage der Zusammenhalt der Doppelmonarchie stärker berührt wird.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 21. Januar.

Von den Möglichkeiten, die Fettlieferungen der Landwirtschaft zu steigern, gibt eine Notiz der Pillkaller Grenzzeitung ein gutes Bild. Im Oktober lieferte der Kreis Pillkallen (der durch den Russeneinfall zu Beginn des Krieges schwer gelitten hat) 13 Zentner Butter, im November 20 Zentner, im Dezember 250 Zentner Butter. Im November wurden 3700 Eier, im Dezember 27 000 Eier abgeliefert. Man wird dieses Beispiel nicht unbedingt verallgemeinern dürfen; es zeigt aber doch aus einem nicht einmal besonders günstig gestellten Kreis, was erreichbar ist, sobald die Leute einmal wirklich wollen. Um diesen Willen anzuregen, werden Abgesandte der Schwereisengebiete in die landwirtschaftlichen Kreise geschickt, um ihnen Arbeit und Leistungen der Schwerarbeiter zu zeigen, umgekehrt sollen Vertreter des Landes in die Industriegebiete geschickt werden, um sich dort von Arbeits- und Ernährungsverhältnissen zu überzeugen. Uebrigens ist es bezeichnend, daß gerade Ostpreußen bis jetzt am meisten Fett abgeliefert hat. Die wissen eben, was Krieg ist.

Am 15. Februar wird eine neue Bestandsaufnahme für Getreide angeordnet.

Montag, 22. Januar.

Das Kriegsamt muß eine sehr energische Mahnung an die Arbeiter und Arbeitgeber richten, um einerseits der Unruhe und der Neigung zum Arbeitswechsel bei den Arbeitern, anderseits den Sünden der Arbeitgeber gegen das 10. Gebot (Du sollst nicht begehren deines Nächsten Knecht) entgegenzuwirken. Es scheint, daß die Unstetigkeit, die natürliche Begleiterscheinung solcher Neuregelungen, schwer überwindbar ist.

Das Preußische Abgeordnetenhaus hat einen Antrag, daß durch eine Aenderung der Städteordnung Frauen für städtische Deputationen als stimmberechtigte Mitglieder wählbar sein sollen, der verstärkten Gemeindekommission wohlwollend überwiesen. Der Antrag wurde von der Fortschrittlichen Volkspartei gestellt und hat seine Vorgeschichte in einem Beschluß der Berliner Stadtverordnetenversammlung, Frauen in eine Reihe von städtischen Deputationen stimmberechtigt aufzunehmen. Daß alle Parteien — auch die Konservativen, trotzdem sie sich grundsätzlich gegen eine „politische Betätigung" der Frauen aussprechen, — sich zu dem Antrag wohlwollend stellten, darf wohl als ein Dank und eine Anerkennung für die von den Frauen geleistete Kriegsarbeit in Verbindung mit den städtischen Verwaltungen gelten. Wir Frauen können über einen moralischen Sieg die Fahnen hissen, wollen aber lieber warten, bis der Antrag aus der verstärkten Gemeindekommission herauskommt.

Die Scheidung in der Sozialdemokratie ist vollzogen. Am 18. Januar hat der Parteiausschuß den Beschluß gefaßt, daß „die Schaffung der Sonderorganisation und die Zugehörigkeit zu ihr unvereinbar sei mit der Mitgliedschaft in der Gesamtpartei". „Daher ist es nun Aufgabe aller treu zur Partei stehenden Organisationen, dem unehrlichen Doppelspiel aller Parteizerstörer ein Ende zu machen und die durch die Abspaltung der Sonderorganisationen erforderlichen organisatorischen Maßnahmen zu ergreifen." Die näheren Ausführungen des Parteivorstandes zu diesem Beschluß stellen die Notwendigkeit einer vollkommen einheitlichen Partei für die Lösung aller kommenden Friedensaufgaben in den Vordergrund und betonen unter diesem Gesichtspunkt die Pflicht zur klaren Scheidung. „Es muß jetzt Farbe bekannt werden. Die Genossen und Organisationen, die sich mit den Beschlüssen der Reichskonferenz der oppositionellen Gruppe solidarisch erklären, können nicht gleichzeitig Mitglied der sozialdemokratischen Partei sein oder bleiben. Das eine schließt das andere aus."

Dienstag, 23. Januar.

Eine Zusammenstellung über die Tätigkeit und Erfolge der deutschen Großbanken im Jahre 1916 in der „Kölnischen Zeitung" hebt als charakteristisch die starke Steigerung der fremden Gelder und die weitere Abnahme der Industriekredite hervor. Die den Aktionären in Aussicht gestellten Dividenden sind bei der Deutschen Bank 12½ v. H., der Diskontogesellschaft 8½ v. H., der Dresdener Bank voraussichtlich ebenso viel, der Darmstädter Bank 5 v. H. (vielleicht Erhöhung), der Kommerz- und Diskontobank voraussichtlich mehr als die 4½ v. H. des Jahres 1915, vielleicht der Friedenssatz von 6 v. H.

In der Sitzung des Beirats beim Kriegsernährungsamt erklärte der Präsident über den Stand der Versorgung folgendes:

Digitized by Google

„Ein Wechsel des Systems im neuen Wirtschaftsjahr solle nicht eintreten, auch wenn vor Beginn desselben Friede geschlossen sein sollte, deshalb wird für die folgende schwierige Uebergangszeit keine Aenderung eintreten können. Die Versorgungsschwierigkeiten dieses Jahres haben ihren Grund in der schlechten Kartoffelernte. Auch die Transportverhältnisse wirkten sehr ungünstig ein. Die Schätzungen über die Getreideernte gehen so weit auseinander, daß am 15. Februar 1917 eine neue Bestandsaufnahme nötig wird. Die Kartoffelvorräte werden sich genau erst feststellen lassen, wenn die Mieten geöffnet und das Saatgut ausgelesen ist. Trotz der günstigen Kornernte stehen wir infolge der Kartoffelmißernte bezüglich der gesamten verfügbaren Nährwerte an Getreide und Kartoffeln schlechter als im Vorjahr. Ein Ausgleich ist nur durch immer sorgfältigere und gerechtere Verteilung der verfügbaren Gesamtmenge und durch Einschränkung des Gesamtverbrauchs zu erreichen. Eine Sparpolitik müsse jetzt eingeleitet werden, damit bis zum Schluß des Wirtschaftsjahrs auch für den ungünstigsten Fall genügende Mittel zur Verfügung stehen. Die in Rumänien vorgefundenen Vorräte sind recht erheblich. Schwierigkeiten bilden jedoch die Transportfragen. Die Mittel, die uns bis zum Schluß des Erntejahres zur Verfügung stehen, sind knapp, und es bedarf einer straffen Organisation bei der Erfassung und Verteilung des Vorhandenen. Die Errichtung eines Kriegsamtes ist als Fortschritt auch für die Volksernährung zu begrüßen, da es dadurch gelingen wird, alle von der Militärgewalt abhängigen Faktoren zur Betriebaufrechterhaltung zusammenzufassen und die Interessen der Wirtschaft und die Erfordernisse der Front gegeneinander abzuwägen. Trotz der schweren Verhältnisse können wir die feste Zuversicht haben, daß wir unbedingt durchhalten werden, wenn die Bevölkerung — Erzeuger wie Verbraucher — dem Ernst der Zeit Rechnung trägt. Erschwert wird die Arbeit der Behörden durch Widerstände, die ein großer Teil der Bevölkerung den Anordnungen entgegenbringt. Es gilt nicht als unehrenhaft und vaterlandsschädigend, sondern als zulässig, wenn Leute, die dazu in der Lage sind, sich zu Phantasiepreisen Waren verschaffen, die ihnen nicht zustehen. Das steigert die Preise und erschwert die Möglichkeit, diese Waren in die öffentliche Hand zu bekommen."

Das letzte ist sehr beherzigenswert gegenüber der Verwahrlosung der Gewissen auf diesem Punkt.

Mittwoch, 24. Januar.

Die Botschaft Wilsons an den Senat wirft in uns allen — abgesehen von ihrer praktisch-politischen Bedeutung — die letzten Fragen nach Sieg und Frieden, nationaler Selbstbehauptung und menschheitlicher Solidarität, Gleichgewicht der Kräfte und allgemeiner Vereinheitlichung auf. Ideale, deren Recht und deren Grenzen man tausendmal während des Krieges erwogen und durchprüft hat, verlangen von neuem, durchdacht zu werden. Wenn unsere praktische Stellung auch absolut geboten ist, so wird sich doch keiner dem Zwang entziehen, über die Form der künftigen Beziehungen der Menschheit, wie Wilson sie sieht, nachzudenken. Vorläufig widerspricht freilich alles, was in den Vereinigten Staaten tatsächlich geschieht, diesem Ideal so durchaus, daß es schon durch diesen Widerspruch eine merkwürdig utopische Färbung bekommt.

Die Hibernia-Vorlage ist im Abgeordnetenhaus angenommen.

In geringem Umfang wird in den kommenden Monaten eine Steigerung der Viehabschlachtungen bevorstehen. Die Massenspeisungen nehmen an Besuchern stark zu. Allein die eigentlichen Kriegsküchen speisen jetzt in Hamburg 200 000 Menschen. Dazu kommen dann noch Kantinen, Kriegsmittagstische und ähnliche Einrichtungen.

Donnerstag, 25. Januar.

Ein Schuljunge, so recht im Eßalter von zwölf Jahren, erzählt dem Kameraden, mit dem er zur Schule trabt: „Sonntags darf ich mich immer satt an Brot essen, soviel ich will, Du?" „Nee," sagt der andere, „bei uns is das nich, aber" —— leider ging der Trumpf, den er ausspielen wollte, durch das Rollen der Straßenbahn verloren. Wie bescheiden die armen Kerls geworden sind!

Der Vorstand des Deutschen Städtetages hat an das Kriegsernährungsamt die folgende Bitte gerichtet:

„Mit Rücksicht darauf, daß im Frühjahr eine gesteigerte Erzeugung von Vollmilch zu erwarten ist, weiter mit Rücksicht darauf, daß nach den Erklärungen der Herren Vertreter des Kriegsernährungsamtes in der Beiratssitzung vom 19. Januar d. J. mit Maßregeln zur kräftigeren Erfassung der im Lande vorhandenen Milchmengen zu rechnen, bitten wir auf Grund eines Beschlusses in unserer Vollsitzung vom 20. d. M. so bald wie irgend möglich eine Verbesserung der Milchversorgung in den Städten herbeizuführen. Als notwendigste Maßregel erscheint uns die Bereitstellung von Milch auch für die Kinder von sieben bis zwölf Jahren. Der jetzige Zustand, wonach wohl die meisten Städte für diese Kinder überhaupt keine Milch haben, die anderen Städte aber die notwendige Milch nur unter Anrechnung auf die Fettmenge den Kindern zuführen können, ist auf langere Dauer nach den Erfahrungen und Beobachtungen in den Städten unhaltbar. Die Kinder von sieben bis zwölf Jahren sind zurzeit dadurch besonders benachteiligt, daß ihnen irgendwelche Zusatzmengen überhaupt nicht zukommen, während die Kinder bis zu sechs Jahren Vollmilch haben und die Kinder über zwölf Jahre Brotzusatzkarten erhalten. Wir gestatten uns deshalb den Antrag, die Kinder bis zum zwölften Lebensjahre als vollmilchbezugsberechtigt anzuerkennen."

Freitag, 26. Januar.

Der Zapfenstreich mit Fackeln zur Vorfeier von Kaisers Geburtstag gibt an den Alsterufern ein schönes Bild. Hüben und drüben sieht man den gelben Lichterzug, den die glatte Eisfläche in mattem Abbild wiederholt, und die Kapellen schicken die Klänge ihrer Marschlieder herüber, die miteinander verschmelzen. Auf dem Markt sind vor vieltausendköpfiger Menge die Fackeln verbrannt zu den Klängen der Nationalhymne.

Sonnabend, 27. Januar.

Kaisers Geburtstag wird in diesem dritten Jahr mit einem noch lebendigeren und entschlosseneren Bewußtsein von der Notwendigkeit des Zusammenstehens der ganzen Nation erlebt. Das kommt in allen offiziellen und inoffiziellen Feiern zum Ausdruck. Die bunten Fahnen im dünnen Schleier fallenden Schnees, die Straßen und Ufer und Plätze mit warmen, roten Lichtern übergießen, rufen für die kommenden Monate alle tiefsten Kräfte der Standhaftigkeit und Treue von neuem auf.

Die Mitteilungen des Kriegsernährungsamtes bringen — zur Ergänzung der Tagesberichte der Zeitungen — über den Stand der Versorgung noch folgende Einzelheiten:

Kartoffeln. Daß es nicht gelungen ist, die Städte mit ausreichendem Wintervorrat zu versehen, lag an den Transportschwierigkeiten, hauptsächlich auf dem Lande bei der Ueberführung bis zur Bahn. Bei Stockungen der Versorgung soll durch Mehlzuweisung geholfen werden.

Fleisch. Die Folge der bisherigen Sparsamkeit ist eine Steigerung des Viehbestandes, allerdings wesentlich natürlich durch Jungvieh, während die Milchkühe noch nicht wieder auf dem alten Stand sind. Daher muß Sparsamkeit fortgesetzt werden, auch wenn Erhöhung der Fleischrationen fast allgemein eingetreten ist.

Milch. Der Milchertrag ist bei Heu- und Strohfütterung der Kühe naturgemäß gering. Die Festsetzung einheitlicher Vollmilchpreise steht bevor.

Nährmittel. Vom Februar ab wird regelmäßig eine größere Menge von Nährmitteln (Teigwaren) zur Ausgabe gelangen.

Gemüse und Obst. Es ist beabsichtigt, daß die einzelnen Bedarfsverbände direkte Lieferungsverträge nach einem von der Reichsstelle entworfenen Vertragsformular mit dem Produzenten abschließen. Daneben wird die Reichsstelle selbst möglichst zahlreiche gleichartige Verträge abschließen. Diese sollten den Bedarfsverbänden zugewiesen werden, welchen der direkte Abschluß mit Produzenten in genügender Weise nicht gelungen sei. Die Mitwirkung der Reichsstelle solle verhüten, daß einzelne Bedarfsverbände sich zu reichlich eindecken, während andere Mangel leiden. Weiter ist die Mitwirkung der Reichsstelle notwendig, um eine zweckmäßige Regelung der Preisfrage sicherzustellen.

Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung. Es soll kein bisher unbestelltes Land bestellt, vielmehr Saatgut, Arbeitskräfte, Betriebsmittel, Dünger, für das schon bebaute möglichst rationell verwendet werden.

Digitized by Google

Friedrich Naumann / Weltfriedenspläne

Es muß völlig auseinandergehalten werden, welche politische Behandlung wir für den Weltfriedensvorschlag des Präsidenten Wilson empfehlen, und welche Meinungen wir über die Dauerhaftigkeit eines Menschheitsfriedens selber haben, denn auch dann, wenn wir dem Gelingen des Menschheitsfriedens an sich noch zweifelnd gegenüberstehen, müssen wir jetzt versuchen, aus diesem scheinbar endlosen Riesenkriege herauszukommen; und jeder, der dazu helfen will, soll uns willkommen sein.

Es wird aber gefragt, ob Präsident Wilson überhaupt ernstlich den gegenwärtigen Krieg beendigen will, da er Friedensvorschläge macht, die für uns verhängnisvoll werden können und die wir in der von ihm dargebotenen Form ohne weitere Klärungen nicht einfach annehmen können. Es ist aber falsch, ihm ungünstige Nebenabsichten zuzutrauen. Wir müssen seinen guten Willen ohne weiteres als feststehende Tatsache anerkennen und müssen versuchen, uns in seinen Gedankengang hineinzudenken, ehe wir die Stellen bezeichnen, an denen er unserem Volke und unserer Lage voraussichtlich nicht gerecht wird.

Präsident Wilson vertritt zurzeit die größte nicht durch den Krieg geschädigte Macht, und es ist wahrscheinlich, daß die Mehrheit der Amerikaner ungefähr seine Meinungen teilt. Mit der elementaren Einfachheit, mit der die Amerikaner große Fragen sich handlich zu machen pflegen, überlegt er das Menschheitsfriedensproblem und kommt dabei zu etwa folgendem Ergebnis:

1. Zuerst muß der gegenwärtige Krieg beendet werden, ehe ein allgemeiner Friedensbund die Erhaltung des Friedens zu seiner Aufgabe machen kann. Die künftigen Mitglieder des Friedensbundes und in erster Linie die Vereinigten Staaten von Amerika müssen aber schon jetzt Mitteilungen darüber ausgehen lassen, welche Art von Friedensschluß von ihnen für wertvoll genug gehalten wird, um sich an seiner späteren Garantie beteiligen zu wollen. In solcher indirekten Weise sind sie bei dem bevorstehenden Friedenswerke mitbeschäftigt. Auf diesem Wege gewinnt Wilson für sich und seine Regierung eine starke Oberzensur über alle späteren Einzelbeschlüsse. Ihm als künftigen Vorsitzenden des Friedensbundes (Universal Covenant) fällt ein Genehmigungsrecht zu, denn welche Macht wird einen Frieden schließen, den er später nicht garantieren will?

2. Der Friede, dem Wilson seine Zustimmung geben wird, soll „ein gerechter und sicherer Friede" sein, nicht bloß ein Gleichgewicht der Kräfte. Der neue Friede soll ein „ruhiges Europa" schaffen, eine Organisation der Gemeinschaft. Darum darf es keine Sieger und Unterlegene geben, keine Demütigungen.

3. Die Grundlage des Friedens ist die Gleichheit des Rechts unter allen Staaten, mögen sie groß oder klein sein. Die bürgerliche Forderung der Rechtsgleichheit muß zum Völkerrechtsprinzip erhoben werden. Mit anderen Worten: vor dem Tribunal des weltrichtenden Friedensbundes ist Großbritannien nichts anderes als Portugal, und Deutschland nichts anderes als Serbien. Die Entscheidungen sind Rechtsfragen juristischer Art und nicht Machtfragen.

4. Als Staaten im Sinne des Friedensbundes können nur solche Staaten anerkannt werden, deren Regierungen „alle ihre gerechte Macht von der Zustimmung der Regierten ableiten." Völker dürfen nicht von Machthaber zu Machthaber abgetreten werden, als ob sie Eigentum waren. Wenn also beispielsweise die Polen weder dem russischen Zaren, noch dem preußischen König, noch dem österreichischen Kaiser ihre Zustimmung geben, so gilt als ausgemacht, daß es ein einiges, unabhängiges, selbständiges Polen geben soll. Leider sagt Wilson nicht, ob er denselben Grundsatz auch auf Finnen, Armenier, Iren, Indier, Marokkaner anwenden will. Soll nur Polen nach dem Prinzip der Volkssouveränität behandelt werden oder soll auf der ganzen Erdoberfläche ein Tag der Volksabstimmungen über ihre Herrscher angesetzt werden?

5. Alle Nationen sollen die Sicherheit des Lebens, des Gottesdienstes, der individuellen und sozialen Entwicklung erhalten, sofern sie bisher unter der Macht von Regierungen gelebt haben, die einem Glauben und einem Zwecke gewidmet sind, der ihrem eigenen feindlich ist. Diese Freiheit der Nationalitäten, die in Amerika üblich ist, hat als Rechtsgrundlage für alle Minderheiten in allen Staaten zu gelten. Nicht gesprochen wird von der Sprachenfrage, weil für sie auch in den Vereinigten Staaten eine befriedigende Lösung im Sinne aller verstreuten Minderheiten nicht gefunden werden konnte.

6. Die Freiheit der Meere soll darin bestehen, daß jedes große Volk einen direkten Ausgang zu den großen Heerstraßen der See gesichert erhält; sei es durch Gebietsabtretungen oder durch Neutralisierung von Wasserstraßen. Die Benutzung der Meere muß den Menschen unter allen Umständen gewährleistet werden, so bedeutend auch die radikale Umarbeitung des bisherigen Rechtszustandes sein mag. Der ununterbrochene, freie und unbedrohte Verkehr von Volk zu Volk ist ein wesentlicher Teil des Friedens und des Entwicklungsprozesses. Leider ist nicht ersichtlich, ob dabei außer an die Dardanellenstraße auch an Gibraltar und Suez gedacht wurde, ob auch an Panama und vor allem an den Kanal bei Dover.

7. Das Problem der freien Meere hängt mit der Begrenzung der maritimen Rüstungen zusammen. Wilson geht nicht näher auf die Fragen der Seepolizei, Kohlenstationen und Kabel ein. Eine prozentuale Flottenverminderung für sich allein ändert an den seitherigen Seeherrschaftsverhältnissen wenig.

8. Die Frage der Rüstungen zu Wasser und zu Lande wird als hochbedeutend bezeichnet, ohne daß ein bestimmter Abrüstungsvorschlag vorgetragen wird. Der Geist der Ruhe und Sicherheit wird niemals unter den Völkern heimisch werden, wenn große schwerwiegende Rüstungsmaßnahmen da und dort auch in Zukunft Platz greifen und fortgesetzt werden sollten. Die Staatsmänner der Welt müssen für den Frieden arbeiten, und die Völker müssen ihre Politik diesem Gesichtspunkte anpassen.

9. Wilson schlägt vor, es mögen in Zukunft alle Völker unterlassen, sich in Bündnisse zu verwickeln, die sie in den Wettbewerb um die Macht hineintreiben. „In einem Konzert der Mächte gibt es keine verwickelnden Allianzen."

*

Wenn es möglich wäre, daß dieses alles mit zwingender Allgemeingültigkeit in die Erscheinung träte, so würden wir Deutschen gern darüber reden können. Denn dann würden die von uns verlangten Opfer nicht größer sein als diejenigen unserer Gegner. Wenn also tatsächlich ein unparteiisches Weltgericht auf Erden möglich wäre, wenn in allen Staaten alle unterdrückten Nationalitäten befreit würden, wenn wirklich zu allen Zeiten alle Meere und Wasserstraßen für unsere Schiffe fahrbar wären, wenn keine Einkreisungsbündnisse mehr vorkommen könnten, so würde das unserer Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit einen weiten und unveränderlichen Spiel-

Digitized by Google

raum gewähren und wir würden den Verlust an Selbständigkeit zu ertragen wissen, weil es gleichzeitig ein Verlust und ein Gewinn aller Völker werden könnte. Als reine Idee also ist der Plan Wilsons gut.

Aber so verfährt die Weltgeschichte nicht, daß sie ein großes Jubeljahr theoretischer Weltbefriedigung ansetzt. Der bis ans Ende durchgedachte Plan Wilsons verlangt nämlich, daß außer den durch den Krieg aufgeworfenen Streitfragen noch weitere neue auf die Tagesordnung gestellt werden. Beispielsweise ist eine Abstimmung der Buren zu veranstalten, ob sie Engländer sind, eine freie Kundgebung der Tataren, Kirgisen und Tungusen, ob sie Russen sein wollen. Es müssen alle Indier ihre Stimme erheben dürfen. Das alles ohne Regierungsdruck unter Garantie eines Weltfriedensbundes, in dessen Vorstand alle die Mächte sitzen, über die abgestimmt werden soll. Wer glaubt, daß so etwas geschehen wird? In Wirklichkeit will man nur die Zwietracht nach Mitteleuropa und in die Türkei tragen, will preußische und österreichische Polen, Tschechen, Slowaken, Kroaten, Slowenen zur Selbständigkeit rufen und auf solche Weise unter den Klängen einer internationalen Menschheitshymne Deutschland verkleinern und Oesterreich-Ungarn zerstören. So wenigstens scheint es gehen zu sollen. Wir wollen nicht sagen, daß Wilson eine derartige Absicht habe, aber seine Vorsicht gegenüber England ist ein merkbarer Charakterzug seines ganzen Schriftstückes. Will er unsere deutsche Zustimmung zu seinem Plane gewinnen, so wird er noch deutlicher über Nationalitätenfragen in allen Ländern reden müssen als bisher.

Es bleibt aber auch dabei eine etwas dunkle Angelegenheit, was eigentlich eine Nation ist. Das ist nicht Schuld Wilsons, sondern liegt in der Natur der Sache. Wenn nämlich beispielsweise ein Tscheche nach Amerika auswandert, so wird er drüben ohne weiteres empfangen: Du bist Amerikaner! Er kann gar nicht daran denken, auf tschechisch mit Behörde und Post verkehren zu wollen. Keine Nationalität darf sich drüben als solche aufrichten. Das hat vom amerikanischen Standpunkt aus sein Gutes, aber wie kommt der Präsident eines Staates der Entnationalisierung dazu, in den alten Heimaten eine Schärfung der Nationalisierungen zu verlangen? Er wird zwar sagen, das sei nicht seine Absicht, denn er fordere ja überall in der Welt amerikanische Duldung. So viel aber weiß er doch auch von den Zuständen Mitteleuropas, um genau zu fühlen, daß seine Sätze hier staatsauflösend wirken. Sie unterstützen mit oder ohne Absicht den Parzellierungsplan der Ententemächte.

Präsident Wilson bezeichnet die Frage der Rüstungen zu Wasser und zu Lande als die wichtigste für die künftigen Geschicke der Völker. Das ist sicherlich wahr und wurde niemals mehr von der Menschheit empfunden als jetzt. Aber es gelingt Wilson nicht, zu diesem alten, oft erörterten Lebensproblem etwas technisch Neues zu sagen. Auch das ist kein Vorwurf, denn wie soll man von ihm etwas verlangen, was so viele andere Denker und Politiker auch nicht leisten konnten? Er bezeichnet einfach das Problem als solches. An dieser Stelle aber hängt geradezu alles von den Ausführungsvorschriften ab. Schon vor dem Kriege war Deutschland bereit, sich mit England auf ein gewisses Prozentverhältnis der Flottenstärken festzulegen, aber die Besprechungen haben zu keinem Ergebnis geführt, weil es fast unmöglich ist, den Maßstab der beiderseitigen Berechnungen zu finden. Vielleicht kommt man noch am weitesten mit gegenseitiger Begrenzung der Heeresausgaben, aber auch das setzt starke Einmischungen in den inneren Betrieb eines fremden Staates voraus. Nach dem Kriege werden voraussichtlich alle jetzt kriegführenden Mächte für mögliche Ersparnisse ein offenes Ohr haben, alle Parlamente werden dem Rüstungsproblem unter neuen Verhältnissen neu entgegengehen, aber ob es gelingen kann, schon im Friedensschlusse etwas Ausführbares zu vereinbaren, ist beim heutigen Zustande der Abrüstungsdebatte sehr zweifelhaft. Es fehlt hier nicht am guten Willen, sondern an der staatlichen Technik. Dazu kommt die Schwierigkeit der Stimmung am Kriegsende.

Während wir nämlich einerseits mit gesteigerten Friedenswünschen aus dem Kriege herauskommen, ist anderseits natürlich auch das Mißtrauen gewachsen. Die mitteleuropäischen Mächte sind sich ihrer absoluten Friedfertigkeit so sehr bewußt, daß sie den schreckhaften Eindruck des Einkreisungsüberfalles auf lange Zeit unverlöschlich im Gedächtnis behalten. Selbst angenommen, daß der Mord des österreichisch-ungarischen Thronfolgers nur ein serbischer und kein russischer Akt gewesen sei, so war er doch eine so unerhörte Durchbrechung des Völkerrechts, daß Völker, die das erlebt haben, auf vieles Weitere innerlich vorbereitet sind. Die Außenwelt redet viel von der Durchbrechung des alten belgischen Vertrages, wir aber wurden Opfer eines italienischen und eines rumänischen Vertragsbruches. Ist es nicht viel verlangt, sich in der militärischen Ausbildung unserer Volksjugend zu begrenzen, während wir als Gegengabe für nicht aufgestellte Divisionen nur Vertragsversicherungen bekommen? So mag wohl von beiden Seiten her überlegt werden, aber Wilson soll nicht übersehen, daß er starke Garantien des Friedens geben muß, wenn er uns zur teilweisen Abrüstung veranlassen will.

Und damit kommen wir zum Kernpunkt des ganzen Planes, zum Weltfriedensbund (Universal Covenant). Dieser Bund ist nicht ein militärischer Angriffs- oder Verteidigungsbund, sondern ist eine Art Völkerrechtsgericht mit Exekutivgewalt. Das letztere bezeugt Wilson ausdrücklich, indem er von „Gewicht und Macht" spricht, die Amerika dem Gewichte und der Kraft anderer Nationen hinzufügen werde, um Frieden und Recht auf der ganzen Welt zu sichern. Es soll eine Kraft geschaffen werden, weit größer als diejenige irgendeiner der jetzt in Mitleidenschaft gezogenen Nationen oder irgendeines bisher gebildeten oder geplanten Bündnisses, so daß keine Nation und keine wahrscheinliche Vereinigung von Nationen ihr die Stirn bieten oder ihr widerstehen könnte.

Der Friedensbund ist demnach wohl nicht als Inhaber eines eigenen Heeres gedacht, sondern als Militärbund, dem die auch nach der teilweisen Abrüstung noch vorhandenen Flotten und Heere seiner Teilnehmer zur Verfügung stehen. Die oberste Militärhoheit wird auf die Bundesleitung übertragen. Wer sich bei einem Urteil dieser obersten Instanz nicht beruhigen will, unterliegt der Kriegserklärung der Gesamtheit.

Ueber die innere Konstruktion des Friedensbundes ist zurzeit noch nichts gesagt, aber gerade in ihr sind die allergrößten Schwierigkeiten enthalten. Der Idee nach ist die Bundesleitung uninteressiert und gerecht im Sinne eines hohen richterlichen Kollegiums. Sie findet zunächst kein fertiges Völkerrecht vor, bildet aber von Fall zu Fall durch ihre Entscheidungen einen Rechtskodex aus, der bei ihren eigenen späteren Handlungen als Grundlage dient. Ihre Entscheidungen müssen im Zweifelsfalle durch Mehrheitsfeststellungen erfolgen. In welcher Weise die Mehrheiten gezählt werden, ob es dabei den Unterschied

großer und kleiner Staaten gibt oder nicht, das ist alles ganz offen gelassen, sicher scheint nur, daß es eine endgültige Majorisierung gibt. Das entspricht an sich dem amerikanischen Denken und liegt im Aufbau des beabsichtigten Bundes.

Kann es nun ein Mehrheitsverfahren ohne Interessenvertretung, Gruppenbildung, Intrigen und Parteiungen geben? Man sehe sich alle vorhandenen Parlamente, Kongresse, Bundesrate oder Verwaltungsgerichte an, so wird man den Optimismus nicht gewinnen, daß hier zum ersten Male in der Welt eine Idee sich ohne Nebenwirkungen verkörpern könne. Wird nicht die Gefahr vorliegen, daß die jetzigen Ententemächte, der Verband der zehn Staaten, von vornherein eine Niederhaltungsmehrheit gegenüber Deutschland sein werden, um so mehr, da diese Mächte schon bisher die Gewohnheit haben, ihre Interessen als „die Gerechtigkeit" zu bezeichnen? Wir Deutschen sind etwas empfindlich geworden gegen die interessierte und zur Schau getragene Weltmoral der englischen Staatengruppe. Wir möchten nicht leicht dieses Menschheitsgericht als unsere irdische Vorsehung betrachten.

Der Friedensbund wird neutral sein in dem Sinne wie die Vereinigten Staaten jetzt im Weltkriege neutral sind. Es ist das die formale Neutralität Wilsons, deren Wirkungen wir am eigenen Leibe schmerzlich erfahren. Sie ist juristisch betrachtet eine korrekte Neutralität, denn sie versendet nach beiden Seiten hin die gleichen Vorschriften über den Gebrauch der Unterseeboote und über die Ausfuhr von Kriegswerkzeugen. Auch insofern ist diese Neutralität korrekt, als sie sich an frühere völkerrechtliche Gebräuche anschließt. Daß nun in Wirklichkeit diese Neutralität höchst ungleich wirkt, macht für den Gedankengang Wilsons nichts aus — es geschieht die Gerechtigkeit!

Wilson wird uns antworten, es sei zufällig unser Unglück, wenn dieses Mal die formale Korrektheit zu unserem Nachteile ausgehe, und wird uns damit trösten, daß vielleicht ein anderes Mal dasselbe System zu unserem Vorteil ausschlagen werde. Das ist wohl möglich, aber um welche Lappalie wird es sich dann vielleicht handeln? Jetzt, wo um unser Leben, um alle deutsche Zukunft gewürfelt wird, wo wir von allen Seiten bissig angegriffen werden, gerade jetzt zieht Wilson den tadellosen schwarzen Rock der kältesten Korrektheit an und hilft damit sachlich unseren Gegnern.

So viel weiß heute das ganze deutsche Volk, daß wir ohne Amerika unsere Verteidigung schon gut vollbracht hätten. In dieser Lage ist es schwierig, unseren Mitbürgern sehr warm vom Universal Covenant zu reden, — tatsächlich schwierig!

*

Sehr eigentümlich ist aber unser Verhältnis zu den demokratischen Forderungen des Wilsonschen Programms. Er wünscht als Bestandteil des Friedenstraktates, daß die Regierungen ihre Macht von der Zustimmung der Regierten ableiten. Das ist wohl zunächst von Nationalitätsteilen in fremder Umgebung gesagt, gilt aber natürlich von der Volksmehrheit noch sicherer als von den in sie hineingestreuten Minderheiten. Der Gedankengang ist, daß der Weltfriedensbund es überall mit Mehrheiten zu tun haben will. Er erträgt Fürsten, wenn sie von der Mehrheit ertragen werden, will aber mit keinen mehrheitslosen Landesherren zu tun haben. Man kann zwar gegen diese Auslegung der Wilsonschen Worte anführen, daß Wilson in seinem Schlußabsatze sagt, daß es jedem Volke, einem kleinen sowohl wie einem großen und mächtigen, freistehen solle, „seine Regierungsform und seinen Entwicklungsgang unbehindert, unbedroht und unerschrocken selbst zu bestimmen", aber offenbar nimmt der Amerikaner von vornherein an, daß die Völker sich nicht zu monarchischen Einrichtungen drängen werden. Er weiß nicht, welche starke geschichtliche Bedeutung die Monarchie in Mitteleuropa hat und besonders, wie sehr die Einheit der Donaumonarchie auf der habsburgischen Herrschaft beruht. Eine grundsätzliche Leugnung des monarchischen Systems würde für Deutschland eine Schwächung und für Oesterreich-Ungarn ein Aufhören des Staates bedeuten.

Wenn nun die demokratischen Parteien Deutschlands in den vergangenen Zeiten oft genug sich gegen die Beamten der Monarchie zu wehren hatten, wenn der deutsche bürgerliche Liberalismus früher und die deutsche Arbeiterbewegung später sich bei jedem Schritt ihrer politischen Bewegung mühsam aus den Händen der vorhandenen Gewalten herausarbeiten mußten, so verstehen wir aus eigenem schweren Erleben heraus die demokratische Grundstimmung der Wilsonschen Ausführungen und wünschen uns und aller Menschheit mehr volkstümliche Gleichheit und Freiheit, wünschen den Russen ebenso wie uns selbst eine volle Neugeburt der vaterländischen Selbstverwaltung, durch die erst die gesamte Volkskraft verwertet und belebt werden kann, aber — das muß unsere eigene Sache sein, das geht keinen Fremden, auch keinen Weltfriedensbund etwas an. Alle innere Politik muß Privateigentum unserer Nation bleiben.

Auch werden wir den Wunsch Wilsons, keine Bündnisse zu schließen, erst dann in ernsthafte Erwägung ziehen können, wenn vorher das endgültige Gemeinschaftsverhältnis zwischen uns und Oesterreich-Ungarn gefunden ist. Hier naht sich ein vielhundertjähriger Prozeß zu einem glücklichen Ende, hier erfüllen sich alte Wünsche und Hoffnungen, hier arbeitet die Weltgeschichte selbst an einem ihrer schwersten, aber besten Kunstwerke. Diese Entwicklung kann und darf nicht fallen gelassen werden, weil es den Gegnern gefällt, diese friedlichste aller denkbaren Verbindungen als einen Angriffsbund zu bezeichnen. Niemals hat der Bismarckische Zweibund den Frieden des Erdteiles gestört, nie wird er die Friedensentwicklung der Menschheit hindern. Darin sind sich Deutsche, Oesterreicher und Ungarn einig, daß in ihrer Gemeinschaftlichkeit zurzeit mehr wahre Friedensbürgschaft liegt als in jeder anderen zukünftigen Konstruktion. Man zerbreche die mitteleuropäische Einheit, und kein Wilson wird hindern können, daß auf der balkanischen Fläche neue Kämpfe ausbrechen.

*

Damit haben wir nach Möglichkeit die Gedanken Wilsons dargestellt, aber auch die Stellen bezeichnet, an denen deutsche Bedenken sich melden. Was soll nun in Wirklichkeit geschehen? Was erwarten wir von den verbündeten mitteleuropäischen Regierungen?

Wir erwarten von ihnen, daß sie ihre Bereitwilligkeit, über den Wilsonschen Weltfriedensplan zu verhandeln, deutlich aussprechen, ohne sich damit für Einzelvorschläge zu binden. Das Weltfriedensproblem muß von Deutschland aus mit allem ernsten Eifer in Angriff genommen werden, weil es sonst ohne uns und über uns hinweg zu einer Lösung geführt wird, die nur den Kriegszielen des Zehnstaatenverbandes entspricht. Niemand soll denken, daß durch unsere Nichtbeachtung der ameri-

Digitized by Google

kanische Weltorganisationswille ausgelöscht werden könne. Nachdem Amerika infolge des europäischen Krieges fabelhaft gestiegen ist, sucht es nach einer Form, seine neue Lage zu formulieren. Damit sollen und müssen wir rechnen.

Ebenso müssen wir anerkennen, daß im Wilsonschen Gedankengange ein tatsächlicher Versuch vorliegt, den jetzigen ungeheuren Krieg zu einem Ende zu bringen. Ob später sich seine Hoffnungen verwirklichen, ob der Weltfriedensbund wirklich funktionieren wird, ob die Vorsehung Gottes sich in der Person des amerikanischen Präsidenten und seiner Amtsnachfolger zu verkörpern gesonnen ist, das alles sind Zukunftsfragen. Vielleicht braucht man so weitgehende Hoffnungen, um die moralische Entschlossenheit aufzubringen, die zum Friedensschlusse nötig ist. Wir könnten glauben, daß Wilson mehr Psychologist als Prophet. Er fühlt mit der Sicherheit des großen überseeischen Geschäftsmannes, wie stark die Motive sein müssen, mit denen man so viele Millionen von feindseligen Menschen zu einer Einheitsbewegung bringt. Daß dazu der Gedanke eines neuen provisorischen Gleichgewichts nicht ausreicht, darin fühlt er ganz richtig.

Als Hilfsmittel zur Herbeiführung einer Friedensstimmung ist die Wilsonsche Kundgebung ein großer Wurf. Als solche will und soll sie gewertet werden.

Wilhelm Heile / Von der Sekte zur Volkspartei

Als wir hinauszogen im August 1914, und in all den Monaten, die dann folgten, war es eine große Quelle der immer neuen Auffrischung und Belebung des Opferwillens und der Siegesfreudigkeit, glauben zu können, nein, zu wissen, daß das deutsche Volk unter dem Eindruck der großen Stunde gemeinsamer Not hinausgehoben war aus der Dumpfheit des Gegeneinander und mißtrauischen Nebeneinander zum freien vertrauensvollen Miteinander aller seiner Schichten und Glieder. Als Bekenntnis ist dieser Geist geblieben. Die Wirklichkeit hat freilich manchen Rückfall erlebt. Und weder in den Taten der Regierungen noch in der Gestaltung des Parteilebens hat bisher der neue Geist Gebilde von dauernder Größe hervorgebracht. Die Verheißungen von der Neuorientierung der inneren deutschen Politik sind bisher immer noch nur Worte geblieben. Und das buntscheckige Bild des deutschen Parteilebens, das augenfälligste Zeichen seiner politischen Unfertigkeit, ist im Kriege nicht einfacher geworden. Konservative und Liberale sind noch immer nur in der Gedankenwelt zwei große politische Strömungen; neben ihnen steht nach wie vor in aller Abgeschlossenheit der Zentrumsturm. Partikularistische und sonstige Parteisplitter haben nirgends den Weg zur Einordnung in ein größeres Gebilde gefunden, und die größte deutsche Partei, die Sozialdemokratie, ist nach langen und erbitterten inneren Kämpfen nun auch noch, allem Anschein nach endgültig, in zwei Parteien zerfallen.

Wie hat man früher die Politiker geschmäht, die den Glauben an den guten deutschen Geist des Volkes auch und gerade in den breitesten Schichten sich durch nichts rauben ließen, weder durch doktrinäre Verstiegenheiten noch durch agitatorische Uebertreibungen! Wie hat man uns verfolgt und verhöhnt, die wir die Sozialdemokraten nicht als vaterlandslos ansehen und behandeln, sie nicht zurückstoßen [illegible], sondern zur Mitarbeit ermuntern und heranziehen! An der gehässigen Einschätzung der Sozialdemokratie war freilich, diese selbst gewiß nicht ganz ohne Schuld. Wie anders aber ist das jetzt! Doch wird nun auch wirklich solch verblendete, haßerfüllte Ablehnung ein für allemal vorbei sein, nachdem die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit, und zwar die sozialdemokratische in gleicher Weise wie die übrige, die erhebendsten Proben vaterländischen Pflichtgefühls und Opfersinns gegeben hat?

Es gibt leider auch jetzt noch Politiker und politische Gruppen, die noch immer nicht einsehen, wie ungerecht und zugleich kurzsichtig ihre Stellung zu den Sozialdemokraten war, und die, sobald erst der Krieg vorbei ist, wieder den wahren Patriotismus für sich allein in Anspruch nehmen werden. Solchen Verderbern des politischen und nationalen Lebens gilt es, beizeiten das gefährliche Handwerk zu legen.

Einen wichtigen Schritt hierzu hat soeben die sozialdemokratische Partei getan, indem sie den sich revolutionär gebärdenden Schrittmachern der Reaktion in ihren eigenen Reihen den Stuhl vor die Tür gesetzt hat. Das Verhalten derer um Liebknecht, Haase und Ledebour kann nun auch durch die verbissenste Demagogie nicht mehr der sozialdemokratischen Partei zur Last gelegt werden. Den feierlich bekundeten Entschluß zur Parteispaltung, die sonst dem geschichtlich denkenden, ruhig abwägenden Politiker, auch dem Gegner der Sozialdemokratie, immer bedauerlich scheinen würde, kann man aus diesem Gesichtspunkt heraus für die deutsche innere Entwicklung nur als ein wahres Glück betrachten. Diese Spaltung können wir nicht bedauern, wir können sie nur freudig begrüßen. Sie ist ja lediglich die Anerkennung eines unabänderlich vorhandenen Tatbestandes. In der äußeren Form wird zwar die Buntscheckigkeit des deutschen Parteiwesens noch weiter verstärkt werden; in Wirklichkeit aber jetzt eine Sachlage geschaffen wird, in der vielleicht die Vorbedingungen zu größerer Vereinfachung unseres politischen Lebens, für ein Zusammenarbeiten ganzer großer Gruppen in weiterem Rahmen keimen können.

Der sozialdemokratische Parteivorstand freilich hat nur getan, was er tun mußte, um den völligen Zerfall der Partei zu verhindern. Der letzte entscheidende Entschluß war für ihn nur innere Parteipolitik. Aber ähnlich, wie das deutsche Volk im Kriege oft und schmerzlich genug erfahren hat, wie sehr die innere Politik die äußere erleichtern oder erschweren kann, so kann es, wenn das auch nicht die Absicht ist, doch die Wirkung des Ausschlusses derer um Haase sein, daß die sozialdemokratische Partei für die folgerichtige Beteiligung an künftiger Mehrheitsbildung und Mitübernahme staatlicher Verantwortung fortan nicht bloß im eigenen Lager die nötige Kraft und Geschlossenheit aufbringt, sondern auch nach außen hin die ebenso nötige Gegenliebe findet.

Voraussetzung dafür ist im Hinblick auf alles, was früher war, volle Klarheit über das Verhältnis zu denen, deren engherziger Doktrinarismus stärker ist als ihr vaterländischer Gemeinsinn. Diese Klarheit ist jetzt da. Denn es handelt sich nicht mehr um das Auseinanderlaufen der Abgeordneten in zwei Fraktionen, sondern um den völligen Ausschluß der Opposition und ihres geplanten Anhanges aus der Partei. „Die Genossen und Organisationen," so heißt es in dem im Vorwärts veröffentlichten Aufruf des Parteivorstandes, „die sich mit den Beschlüssen der Reichs-Sonderkonferenz der oppositionellen Gruppen solidarisch erklären, können nicht gleichzeitig Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei sein oder bleiben. Das eine schließt das andere aus." Diese Sprache ist deutlich. Auch wenn unter den Verhältnissen des Krieges der Parteitag nicht zusammenberufen wer-

den kann, um die entschlossene Handlungsweise des Vorstandes zu bestätigen, so können doch die Folgen nicht ausbleiben.

Niemand kann heute sagen, wie groß die Zahl und Gefolgschaft der Ausgeschlossenen ist. Solange die besten Kräfte draußen an den Fronten sind, wird ja eine Feststellung des Stärkeverhältnisses überhaupt nicht möglich sein. Doch man darf wohl annehmen, daß der Parteivorstand, auf dessen Seite auch die Führer der freien Gewerkschaften sind, schon weiß, was er tut, wenn er sich zu solchem Schritt entschlossen hat.

Der Form nach ist die fortdauernde Disziplinlosigkeit der verschiedenen oppositionellen Gruppen der Grund zu ihrer Ausschließung. Sie haben es in der Tat arg getrieben. Keine andere Partei hätte so lange so viel Duldung für Ruhestörer und Quertreiber gehabt. Dem Vorstand einer demokratischen Partei war es vollends unmöglich, es sich noch länger gefallen zu lassen, wie eine Gruppe von doktrinären Eiferern mit der Geste von Gralshütern der reinen Lehre tobsüchtig das ganze Parteihaus zerstört, weil die Mehrheit sich der Minderheit nicht fügen will.

Der eigentliche Grund zur Parteispaltung ist aber doch jene abgrundtiefe Verschiedenheit des Denkens und Empfindens, die das Gefühl des Verbundenseins mit dem ganzen deutschen Volke in dem schwersten Schicksalskampf seiner Geschichte die einen aus verbohrter Rechthaberei und Rechtgläubigkeit ablehnen, die anderen aus vollem Herzen bejahen läßt. Diese Verschiedenheit ist es, die der Opposition erst den Antrieb zu ihrer planmäßigen Untergrabung aller Ordnung in der Partei gegeben hat.

Was wir immer geglaubt und vertreten haben, das erleben wir jetzt in großer Stunde, im entscheidenden Augenblick. Auch draußen in der Welt bei den Feinden wie den Neutralen horcht man auf. Die Hoffensseligen, die bei jedem törichten Worte eines Liebknecht lauschten, ob sich da nicht Vorboten einer deutschen Revolution ankünden, haben eine heilsame Lehre erhalten. An eine ernsthafte Hilfe für ihre Pläne aus Deutschland selbst können auch die Verblendetsten unter den haßerfüllten Vernichtungsphantasten nun wirklich nicht mehr glauben, denn die Mehrheit der Partei, auf die sie hofften, das ist also fortan ohne jede Einschränkung die Partei, hat durch die Ausschließung der Parteizerstörer ihr Bekenntnis vom 4. August 1914 in der denkbar eindrucksvollsten und folgenschwersten Form erneuert und bekräftigt. Das soll ihr unvergessen sein.

Die innere Entwicklung der Sozialdemokratie ist ihren sicheren Weg gegangen, von der Sekte zur Partei. Welch ein Weg! Wir brauchen gar nicht so weit rückwärts zu gehen. Man denke nur an die Spanne vom Jungbrunnen zu Dresden 1903 bis zur Billigung des Zusammengehens mit den entschiedenen Liberalen durch Stichwahlabkommen und Dämpfung in Chemnitz 1912! Damit war die wesentliche Entscheidung schon gefallen. Von der Zustimmung des Parteitages zur Bewilligung von Mitteln für das Reich, auch für militärische Zwecke, in Jena 1913 bis zur Bewilligung aller Kriegsnotwendigkeiten von den ersten Julitagen 1914 an war es dann nur noch ein Schritt. Und nun wird auch der letzte Schritt getan, der noch getan werden muß, wenn die Partei sich nicht mehr durch Philister und Fanatiker hemmen lassen will, dem Vaterlande im ganzen und der Arbeiterschaft im besonderen in ihrem Sinne zu dienen.

Für den Gegner sozialen Geistes und demokratischer Staatsauffassung beginnt vielleicht die Sozialdemokratie jetzt erst wirklich gefährlich zu werden. Denn eine Millionenpartei, die in ihrer Politik mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Tatsachen steht und die Notwendigkeiten der staatlichen und nationalen Gemeinschaft anerkennt, hat natürlich ganz andere Möglichkeiten, ihren Geist zur Geltung zu bringen, als eine Partei der sektenhaften Absonderung und deshalb praktisch-politischen Abstinenz.

Wir anderen fürchten diese Entwicklung nicht. Wir haben auf sie gehofft, und nun, wo sie zu reifen beginnt, erfüllt sie uns mit neuem Glauben. Wie die Reichsregierung während des Krieges gelernt hat, mit den Arbeiterführern, auch den sozialdemokratischen, ebenso zusammenzuarbeiten wie mit den Führern aller anderen großen Gruppen, und wie sie dabei erfahren hat, daß das in jeder Hinsicht, praktisch sowohl wie in seiner moralischen Wirkung, wohlgetan war, so wird auch beim Neuaufbau des inneren staatlichen Lebens nach dem Kriege die gemeinsame Arbeit und wechselseitige Beeinflussung aller Schichten und Parteien erst den rechten Geist ergeben. Das kann dann kein einheitlicher Geist sein, so etwa, wie wir jetzt nach außen ein Volk und ein Wille sind. Aber so viel wie irgend möglich soll doch von diesem Kriegsgeist mithineingetragen werden in die politisch aufbauende Arbeit des Friedens.

Schon jetzt läßt sich deutlich erkennen, wie sich hinter dem Kriege der Aufmarsch der Parteien vollziehen wird, wenn die Not des Vaterlandes die Gegensätze nicht mehr überbrückt. Nicht um diese oder jene Einzelfrage wird es dann gehen, selbst nicht — so wichtig und tief eingreifend das auch ist — um die Art der Deckung des über alle Begriffe hinaus ins Riesenhafte gewachsenen Staatsbedarfs. Für oder wider die Neueinstellung der gesamten inneren Politik wird die Losung sein: der Geist des Vertrauens zum Volk und der Gleichberechtigung hüben, der Geist ängstlichen Mißtrauens, der Klassenabsonderung, des abgestuften Rechtes drüben. Das gibt eine Scheidung in zwei Lager, die ja im Grunde immer schon vorhanden war. Aber das Erlebnis dieses Krieges hat doch manchem die Augen geöffnet und das Herz ihm weit gemacht.

So dürfen wir denn hoffen, daß hinter dem Kriege die Voraussetzungen für parlamentarisch fruchtbare Mehrheitsbildungen nicht bloß vorhanden sein werden, sondern daß man sie auch nutzen wird. Ueberall in der Welt hat ja die Not der Zeit dazu geführt, daß Ministerien der nationalen Sammlung gebildet worden sind, in denen der alte Parteihader seinen Platz verlor und die Forderung des Tages ihr Recht gewann. Nur bei uns hat man trotz aller Worte des Dankes für den großen und guten Geist des Volkes in allen seinen Schichten auch jetzt noch keinem seiner Führer und gewählten Vertreter entscheidenden Anteil an der Regierung gegeben. Wie kommt das? Das ist nicht bloß Mangel an gutem Willen oder Folge eines Mangels an Entschlußkraft der Verantwortlichen. Es ist zum größten Teil die Folge unserer politischen und parlamentarischen Geschichte. Wo es keine klare Mehrheit gibt, gibt es auch keine klar abgegrenzte Verantwortung. Und wer die Verantwortung nicht tragen kann oder gar will, wer sich nicht freudig danach sehnt sie zu übernehmen, der kann die Führung nicht verlangen.

Wird das immer bei uns so bleiben? Werden wir keine verantwortungsbewußte und wirklich verantwortliche Vertretung des Volkes in der Leitung der Staatsgeschäfte bekommen? Bloß weil unsere Vergangenheit uns diesen gesunden Weg der Entwicklung so unendlich schwer gemacht hat? Wird wirklich, wie auch immer der Krieg enden möge, im Innern alles so bleiben, wie es bisher war? Keineswegs. Die Ein-

Digitized by Google

stellung des Reichssteuers kann nicht und wird nicht unberührt bleiben von dem Geist des Einsseins von Land und Volk und Staat. Die Neuorientierung kommt. Sie kommt von oben und von unten. Und wenn die Verantwortlichen von heute, die in den Regierungen und die in den Parteien, nicht den Mut haben sollten, das wirklich zu tun, was sie richtig gedacht, so wird der Geist der neuen Zeit über sie hinweggehen wie Sturmeswehen, und dann wird es sein wie mit den Blumen des Feldes: sie sind bald nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

Wenn wir so sprechen, so ist nicht bloß der Wunsch der Vater des Gedankens. Es kann ja nicht anders sein. Wenn Früchte reif sind, so müssen sie gepflückt werden, oder sie fallen von selber ab.

Hermann Pachnicke, M. d. A. / Preußische Politik

Rede im Preußischen Abgeordnetenhause.

Lassen Sie mich mit dem beginnen, was uns heute vor allem bewegt: mit der Friedensfrage. Beides, — ich ziehe den Kreis hier weiter als Herr v. Heydebrand, der nur von dem kaiserlichen Aufruf nach Ablehnung des Friedensvorschlages sprach. — Beides, der Vorschlag, in Friedensverhandlungen einzutreten, wie der kaiserliche Aufruf nach Ablehnung dieses Vorschlages, entsprach der Lage der Dinge und der Stimmung des Volkes. Der Widerhall im Lande zeigt es. Auch hier im Parlament ist keine Stimme laut geworden, die die Zweckmäßigkeit in Zweifel zog. Nur draußen an ganz vereinzelten Stellen traten Zweifel hervor. Schon deshalb erscheint es uns nicht überflüssig, auch von unserer Seite zu betonen, daß wir es für notwendig und für richtig hielten, der Welt zu sagen, daß wir zu einem Frieden bereit sind, der Ehre, Dasein und Entwicklungsfähigkeit sichert. In ihrem Gewissen fühlten sich der Kaiser und sein verantwortlicher Berater gedrungen, soweit es an ihnen liegt, die Verwüstungen des Krieges zu beenden, den Zusammenbruch Europas zu verhüten. Dafür dankt ihnen die Nation aus innerstem Herzen. Es auszusprechen, war richtig mit Rücksicht auf das eigene Land. Die da draußen ihr Blut und Leben einsetzen, die zu Hause die Mühsal des Krieges tragen, die konnten sich alle dadurch von neuem überzeugen, wen sie zur Rechenschaft zu ziehen haben für die Not der Zeit. Und es war richtig gegenüber den Neutralen. An Sympathien haben wir dadurch im neutralen Auslande, in dem wirklich neutralen, gewonnen. Wenn draußen die Frage nach der Schuld am Beginn des Krieges — eine Frage, die nach unserer felsenfesten Ueberzeugung schon jetzt vor der Geschichte gelöst ist — wenn draußen diese Frage noch umstritten wird — die Schuld an der Fortsetzung des Krieges kann allein den Feinden zugeschoben werden. Wir selbst sind bis an die Grenze der Friedfertigkeit gegangen. Meine Herren, ebenso richtig war es gegenüber den Feinden. Wenngleich man die Friedenshand zurückgestoßen hat, — eine Wirkung auf die Völker übt es doch. Es kann die Stunde kommen, wo die Achiver es müde werden, die Sünde der Regierenden zu büßen, und wo sie gegen die Regierenden die flammende Anklage schleudern: warum habt ihr euch damals nicht an den Verhandlungstisch gesetzt?! Und endlich war es richtig nach Zeit und Form. Der Zeitpunkt war so gewählt, daß uns die Führung in der Aktion gesichert blieb. Die Form war einwandfrei; man hielt sich ebenso fern von Ueberhebung wie von Schwäche.

Es ist darüber gestritten worden zwischen zweien der Herren Vorredner, ob der Reichstag recht daran getan hat, in jener Stunde eine Erörterung über das Friedensangebot auszuschließen. Herr Kollege Dr. Friedberg meinte: wie kann der Reichstag darauf verzichten, in einer solchen Frage mitzusprechen? Herr Kollege Dr. Friedberg, das war nicht der Kern des Streites. Die Debatte sollte stattfinden, und sie wird stattfinden. Sie ist nur vertagt worden. Da stimme ich Herrn v. Kardorff bei, in dessen Rede ich auch sonst einen erfreulich frischen Ton begrüßte.

Es war richtig von der Reichstagsmehrheit, damals in eine Erörterung nicht einzutreten, denn es hatte niemand in der Hand, zu verhindern, daß sich allerlei parteimäßige Kommentare an diese Maßregel knüpften, daß Mißdeutungsmöglichkeiten für das Ausland geschaffen würden. Das alles hat man vermieden, mußte man vermeiden, und damit war dem Auslande jeder Vorwand für seine Ablehnung genommen.

Nun steht die Ablehnung als nacktes Unrecht vor uns. Unser Herr Präsident hat die Ablehnungsnote unverschämt genannt. Das ist sie. Aber sie ist noch mehr: sie ist zugleich die törichtste diplomatische Note, die seit langer Zeit geschrieben wurde, die törichtste und die tollste. Man bekannte sich zu Eroberungsplänen, die alles Lügen strafen, was bis dahin über bloße Verteidigungsabsichten behauptet worden war, zu Eroberungsplänen, deren Enthüllung bei uns nur heiligen Zorn und den grimmigen Entschluß wecken konnte, die letzte Kraft daran zu setzen, um dieselben zu vereiteln, Pläne, deren Bekanntgabe unsere Bundesgenossen nur noch fester an uns schmieden mußte. Denn nun wissen sie, was ihnen droht.

Eine Empfindung beherrschte und beherrscht das ganze Volk — das wird bis in die entlegenste Hütte verstanden —: übel ist die Kriegsverlängerung, ein unsagbar viel schlimmeres Uebel aber wäre die Niederlage. Um diese zu verhindern, haben wir aus uns herauszuholen, was an Energie nur irgend vorhanden ist, bringen wir jedes Opfer, nehmen wir jede Entbehrung auf uns.

Da hat es mich außerordentlich sympathisch berührt, was Herr v. Heydebrand den ihm besonders nahestehenden Landwirten gesagt hat. Wir unterschreiben auch das, was er den Städtern sagte. Ein treffendes Wort, dem wir uns nur anschließen können. Wir haben unsere Friedensbereitschaft erklärt aus Menschlichkeit, um zu verhüten, daß der modernen Kultur zu tiefe Wunden geschlagen werden, nicht deshalb, weil wir den Frieden mehr als andere nötig hätten. Wir laufen niemandem nach. Die Feinde sollen sehen, daß sie sich getäuscht haben, wenn sie auf unsere Erschöpfung rechnen. Auf Stahl sollen sie stoßen. Den Kampf sollen sie haben, den Kampf zu Wasser und zu Lande, den Kampf, bis das Ziel erreicht ist. Und dieses Ziel — da gebrauche ich Worte unserer Gegner — kann nur sein: eine Sühne für den Ueberfall, eine Wiedergutmachung der Verletzungen des Völkerrechts, der Mißhandlungen der Gefangenen, der Verheerung Ostpreußens, eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr so ungeheurer Frevel. Erforderlich ist eine bessere Sicherung unserer Grenzen und innerhalb der gebesserten und gesicherten Grenzen die Freiheit zur Entwicklung der gesamten Volkskraft. Ueber diese allgemeine Begrenzung des Kriegsziels gehe ich heute nicht hinaus. Herr v. Heydebrand hat es auch nicht getan. Das war klug von ihm und nach seiner früheren Aeußerung notwendig. Herr v. Kardorff hat bereits darauf Bezug genommen, daß der Führer der deutsch-konservativen Partei, von einem Provinzialblatte nach dem Kriegsziel gefragt, erklärt hat — und weil diese Erklärung so richtig ist, möchte ich sie Ihnen wörtlich in die Erinnerung zurückrufen —:

> Da scheint mir nun der Zeitpunkt, da alles auf der Schneide des Schwertes steht, da alles von unseren militärischen Erfolgen der nächsten Zeit abhängt, wie gerade jetzt, für eine allgemeine Kriegszielbetrachtung wenig günstig. Denn der Gang jener Entwicklung bietet die naturgemäße Grundlage jedes sonstigen Kriegsziels.

Ich habe mich selten so gefreut, wie damals, als ich diese Worte las. Und wenn ich etwas zu bedauern hätte, Herr v. Heydebrand, so war es nur dies, daß Sie das so spät verkündet haben. Würden Sie mit dieser Ihrer so richtigen Ansicht früher an die Oeffentlichkeit getreten sein, Sie hätten manches Uebel verhüten können, das inzwischen angerichtet ist. Sie hätten so z. B. mit Ihrer Autorität sicherlich verhütet, daß ein Leipziger Professor auftrat und erklärte: Willst Kanzler du Vertrauen, so sage erst deine Kriegsziele; sonst kannst du auf Vertrauen keinen Anspruch machen. Das Wort ist damals in den Volksversammlungen sehr bejubelt worden, und es

Digitized by Google

war doch so unrichtig wie nur möglich. Jedenfalls hat unser Standpunkt, den wir in dieser Hinsicht stets so genommen haben, wie Herr v. Heydebrand es jetzt tut, dadurch eine wesentliche Stütze erfahren, und wir begrüßen dies. Und schließlich: gute Dinge kommen nie zu spät. Auch Herr v. Kardorff hat Erörterungen über Kriegsziele, soweit sie ins einzelne gehen, mit Recht für bedenklich, ja für gefährlich erklärt, wenn nicht das Vertrauen zur Heeresleitung bestände, daß diese nicht über die Grenze des Erreichbaren hinausgehen werde. Ganz unsere Meinung! Es trifft völlig mit dem zusammen, was wir von je gedacht und ausgesprochen haben. Meine Herren, daß wir den Krieg zu einem glücklichen Ende führen werden, dafür spricht sein bisheriger Verlauf. Unsere Truppen schritten mit einem Heldenmut, der alles überwindet, von Sieg zu Sieg. Unsere Tauchboote vollbrachten mit jedem Monat steigende Leistungen und zeigten damit, daß die Vertreter unserer Fraktion im Reichstage, die schon seit 1908 in dem dortigen Haushaltsausschuß für den beschleunigten Bau der Unterseeboote eingetreten sind, zu einer Zeit, wo andere die Bedeutung und den Wert dieser Waffe noch nicht voll erkannten, auf dem richtigen Wege waren. Das ist uns auch durch den jetzigen Chef des Reichsmarineamts in dieser Kommission ausdrücklich bestätigt worden.

Für die Anwendung der Kampfmittel, auch des Tauchboots, ist, soweit die militärische Seite in Betracht kommt, und soweit sich politische Folgen daran knüpfen können, die politische Leitung zuständig. Mit der Entscheidung beider Stellen — der militärischen und der politischen, ich wiederhole es — ist die Verantwortung verbunden. Eine Verschiebung der Verantwortlichkeiten wäre nach keiner Seite ratsam. Meine Herren, wir haben nun einmal kein parlamentarisches System, das eine engere Verbindung zwischen Regierung und Volksvertretung brächte. Der einzelne Parlamentarier kennt kaum vom Hörensagen die Botschafterberichte, die Akten des Auswärtigen Amts und die Akten des Reichsmarineamts. Aus Reisen, aus Büchern, aus gesellschaftlichen Verbindungen, aus Zeitungen muß er sich sein Urteil bilden. In intimere Vorgänge wird er nicht eingeweiht, amtliche Informationsquellen erschließen sich erst spät und auch dann noch unvollständig. Selbst im engeren und engsten Kreise pflegen nur Erwägungsgründe und Ergebnisse mitgeteilt, nicht aber Akten vorgelegt zu werden. Deshalb kann eine einzelne Partei unmöglich für sich eine Verantwortung übernehmen, noch weniger eine Volksversammlung. Gemütsstimmungen genügen hier nicht. Es muß die volle Sachkenntnis vorhanden sein. Den entscheidenden Entschluß können nur die berufenen Stellen fassen, die alle in Betracht kommenden Umstände übersehen, in deren Händen alle Fäden zusammenlaufen. Wir vertrauen darauf, daß die führenden Männer diese Entscheidung im vollen Bewußtsein ihrer Tragweite treffen.

Damit bleiben wir auf der Linie, die wir von jeher eingehalten haben. Wir haben stets erklärt: entwinden lassen wir uns diese Waffe nicht; ob und wann sie anzuwenden ist, das bestimmen diejenigen, die die ganze Lage übersehen. Führt aber ein sorgfältiges und gewissenhaftes Abwägen aller militärischen, politischen und wirtschaftlichen Momente zu bestimmten Entschlüssen, dann tritt ein Volk, das der Besonnenheit der Führer traut, hinter die Regierung, dann ist Volk und Regierung eins. Schon darum brauchen wir Vertrauen zu der Führung. — Ich komme darauf noch zurück.

Wir hätten gewünscht, daß andere die gleiche Vorsicht und die gleiche Zurückhaltung übten. Das ist leider nicht geschehen. Die U-Boot-Agitation hat vielfach das sachliche Gebiet verlassen, hat sich persönlich zugespitzt, ist zu einem Kampf gegen den Kanzler geworden. . . . Hier komme ich auf das, was der Herr Vertreter des Staatsministeriums in seiner Rede eindringlich und eindrucksvoll gesagt hat: wer das Ansehen der leitenden Staatsmänner nach außen hin erschüttert, der trägt vor sich und vor dem Volke schwere Verantwortung. Wir selbst — lassen Sie mich ein Wort über unsere Stellung zum Kanzler und zum Ministerpräsidenten sprechen —, wir sind nicht eingeschworen auf Personen. Für uns ist die politische Grundauffassung maßgebend; was ihr gemäß ist, unterstützen wir, was ihr zuwiderläuft, bekämpfen wir. (Zuruf.) Ja, dann auch nicht in solchen Formen. Solange der leitende Staatsmann eine Politik treibt, die, gemessen an unserer Grundanschauung, uns die richtige erscheint, so lange stehen wir an seiner Seite. (Zurufe.) Und, meine Herren, lassen Sie mich auf diesen Zwischenruf eine Bemerkung machen. In der Rede des Herrn v. Kardorff, aber auch in anderen Reden wurde darauf hingewiesen, daß der Geist der Verträglichkeit unter den Parteien, daß die Achtung vor der gegnerischen Ueberzeugung die künftige öffentliche Diskussion beherrschen möge und hoffentlich beherrschen werde. Und schon jetzt, in dieser ernsten Stunde, kommen aus der Reihe der Konservativen Zwischenrufe, die die Lauterkeit unserer Motive in Zweifel ziehen, die es fraglich machen sollen, ob das wohl aus Patriotismus geschehe. Ja, aus welchem anderen Beweggrunde soll es dann geschehen, wenn nicht aus Vaterlandsliebe? Wir verbitten uns solche Unterstellungen! Meine Herren, ich sage: solange uns von unserem Standpunkte die Politik des Kanzlers das Richtige zu treffen scheint, so lange unterstützen wir sie. Um nur eins zu nennen, was auch bestritten wird, — und eben deshalb hebe ich es heraus —: wir erkennen es als ein Verdienst des Reichskanzlers an, daß er in dieser Zeit mit der Arbeiterschaft Fühlung suchte, mit der Arbeiterschaft aller Richtungen, daß er sich um ihre Mitarbeit bemüht hat. Diese Bemühungen haben sich wahrhaftig gelohnt. Wie hätte das Hilfsdienstgesetz ohne engeres Zusammenarbeiten mit der Arbeiterschaft — ich sage: aller Richtungen — ins Leben treten können, wie hätte es seinen Zweck erfüllen sollen und kann es seinen Zweck auch künftig erfüllen, wenn dieses Zusammenarbeiten nicht wäre? Was Massenstimmung bedeutet, hat dieser Krieg gelehrt. In den feindlichen Staaten werden Koalitionsministerien gebildet, um die Arbeiter bei der Stange zu halten, um alle Schichten an der weiteren Durchführung des Krieges zu beteiligen. Dazu hat es ja bei uns noch gute Wege. Aber dann soll wenigstens ein gutes Verhältnis zu den breiten Massen herrschen. Es ist gesucht und ist gefunden worden. Freuen wir uns darüber, daß heute aus der Arbeiterpresse Stimmen kommen wie die: „Jedes Wort, das jetzt den Willen zum Widerstande schwächen würde, wäre ein Verbrechen am deutschen Volke". Freuen wir uns, daß Stimmen kommen, aus denen hervorgeht, daß sich der deutsche Arbeiter als Deutscher fühlt, sich deutscher Siege freut. Wenn neben prächtigen und wuchtigen Worten, die der Kanzler prägte, im ersten Anprall der Ereignisse ein Wort gefallen ist, das besser nicht gesprochen wäre, nun, meine Herren, so soll man es doch nicht bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit immer von neuem vorrücken, nicht auch dann vorhalten, wenn nur das Ausland daran Freude hat und daraus Nutzen zieht. Nach allem, was inzwischen bekannt geworden ist, wird jetzt niemand mehr von einem deutschen Unrecht gegen Belgien sprechen. Eines vergesse man nicht: wir haben ein Interesse an der Stetigkeit der Leitung. Um uns herum sinken die Minister wie Halme unter der Sense des Schnitters, in demokratischen wie in absolutistischen Staaten. Die deutsche Leitung stand fest; sie hat alle Stürme überdauert. Ohne Not soll man ihre Stellung nicht erschüttern, ihre Autorität nicht untergraben. Das gebietet das einfache politische Pflichtgefühl. Wir brauchen die Autorität noch für die weitere Kriegsführung; wir brauchen sie bei den Friedensverhandlungen. Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Gesamthaltung ist ein wesentlicher Aktivposten in der politischen Rechnung.

*

Meine Herren, ich komme zum Etat. Er zeichnet sich durch eine Verbesserung seiner Sprache aus. Der Staatshaushaltsplan ist, soweit es jetzt schon möglich war, verdeutscht, und das ist zu begrüßen. Ich möchte darauf verzichten, in den Streit zwischen dem Herrn Finanzminister und Herrn Dr. Friedberg einzugreifen. Grundsätzliche Erörterungen haben im gegenwärtigen Augenblicke, wo noch völlig ungeordnete Verhältnisse vorliegen, wo alle Ziffern auf Schätzung beruhen, wo niemand auf irgendeine Sicherheit verweisen kann, keinen rechten Zweck. Wir können sie vertagen, bis wir wieder eine feste Grundlage unter den Füßen haben.

. . . . Meine Herren, vom Polenstaate war die Rede. Ich halte die Zeit, um diese Frage öffentlich zu erörtern, noch nicht

Digitized by Google

für gekommen. Herr Dr. Friedberg war heute der gleichen Meinung; er sagte, im Augenblick sei eine Erörterung der Polenfrage nicht angezeigt. Ich möchte diese Meinung unterstützen. Aber ich möchte sie erst recht für einen früheren Zeitpunkt gelten lassen: auch damals war eine Debatte über den Polenstaat nicht angezeigt, als sie von den Herren Deutschkonservativen bis zur nationalliberalen Partei beliebt und durch ihren Antrag erzwungen wurde. Ich glaube, der nationalen Sache haben die Herren damit keinen Dienst geleistet. Man hätte die Einsicht haben sollen, daß derartige Verhandlungen in so kritischen Momenten, wenn man sie durchaus führen will, in den Ausschuß und nicht in das Plenum gehören. Nun, meine Herren, komme ich zur **Neuorientierung**, zur **Neuordnung im Innern**. Herr v. Heydebrand findet innerpolitische Erörterungen jetzt nicht am Platze, abgesehen natürlich von dem Fideikommißgesetz. Er sagt, niemand könne wissen, was die Zukunft bringe. Ich stelle mit Genugtuung fest, daß ihm der Vertreter des Preußischen Staatsministeriums, Herr Minister v. Breitenbach, darin nicht beigetreten ist. Herr v. Breitenbach erblickt im Gegensatz zu Herrn v. Heydebrand darin, daß das Volk sich Ziele stecke, welche nicht unmittelbar mit dem Kriege zusammenhängen, nicht ein Zeichen innerer Unruhe, vielmehr einen Ausdruck des Vertrauens auf eine glücklichere Zukunft, einen Beweis von Optimismus, der nur angenehm wirken könne. Er fügte hinzu: „Diese gewaltige Zeit kann am Ausbau unseres Staatswesens nicht spurlos vorübergehen." Ich glaube, Herr v. Breitenbach hat recht, nicht Herr v. Heydebrand. Herr v. Heydebrand möge doch bedenken, der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Die Stimmung ist wichtig für die Organisierung der nationalen Landesverteidigung, und diese Stimmung kann nur gehoben werden, wenn man in die Lage kommt, den Blick aus einer schweren Gegenwart heraus auf eine bessere Zukunft zu richten. Nicht auf alle Einzelheiten will ich in diesem Zusammenhange eingehen, sondern mich auf allgemeine Bemerkungen beschränken. Vor einem Jahr sprach die Thronrede davon, daß der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens im Frieden fortwirken und lebendigen Ausdruck finden solle in der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes in den **gesetzgebenden Körperschaften**. Nach jedem großen Kriege der neueren Geschichte hat eine volkstümliche Politik eingesetzt. Nach den napoleonischen Wirren kam die Stein-Hardenbergische Reform, und ein Mann von der Bedeutung Gneisenaus schrieb im Jahre 1814: „Preußen muß fortan durch Liberalität der Grundsätze eine moralische Anziehungskraft auf das übrige Deutschland üben." Nach den Ereignissen der 60er Jahre beugte sich Fürst Bismarck dem demokratischen Gedanken und zeigte seine staatsmännische Größe im Begreifen dessen, was not tat. Das ist nur natürlich. Denn in der Kriegszeit lernt man die Hingebung eines Volkes an seinen Staat, lernt man die Entfaltung und die Einsetzung aller in ihm vorhandenen Kräfte schätzen und fühlt sich besonders bewogen, solche Werte auch für die Zukunft nutzbar zu machen. Was jetzt geschieht, übertrifft an Wucht und Größe alles, was im Werdegang der Menschheit je vorgekommen ist. Wir haben noch keinen Maßstab dafür, wir suchen erst danach. Die Parteien sind des Lobes voll für die Leistungen des Volkes; die Regierungen beteuern immer von neuem ihr Vertrauen zum Volke. Nun denn, so lasse man den Worten die **Tat** folgen, so **beweise man Vertrauen**. Nicht zur Belohnung! Den Gedanken weisen wir zurück, sondern als Lehre aus der Kriegserfahrung, als angewandte Geschichtswissenschaft betrachten wir es. Wenn wir die Offenbarungen des Weltkrieges beherzigen, wenn wir die Vorbedingungen schaffen wollen für den Anbruch einer neuen Zeit, so tun wir das, damit unser Volk kommende Prüfungen, die nicht ausbleiben werden, noch besser bestehen kann, damit der Geist, der zu Beginn des Krieges geherrscht hat, am Ende des Krieges nicht verloren geht. Herr von Zedlitz schrieb einmal in allgemeiner Zustimmung zu diesem Grundgedanken: Wir müssen den Volksacker tiefer pflügen, damit er mehr aus sich herausgibt. Einverstanden! Man pflüge recht tief, die Ergiebigkeit wird sich um so mehr steigern, je kräftiger man die Pflugschar ansetzt.

Es scheint ja in der freikonservativen Partei eine gewisse Geneigtheit zur **inneren Erneuerung** vorhanden zu sein. Ich verweise mit Freuden darauf. Herr Graf Moltke bemüht sich um Neuorientierung bei seinen Freunden. Er sagte von seiner Partei — und es ist interessant, sich das zu vergegenwärtigen —:

> Sollen wir in der größten Zeit deutscher Entwicklung wie bisher als bescheidene Mauerblümchen an der Wand sitzen und warten, bis uns ein Verspäteter freundlichst trotz unserer vielleicht etwas verblichenen Reize engagiert?

Als Beginn des Fortschritts ist diese Selbsterkenntnis immerhin bemerkenswert. Er sagte ferner:

> Die Zukunft klopt auch an unsere Tür. Geben wir ihr Eintritt, machen wir die Tore weit offen!

Herr Graf Moltke scheut nicht einen Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten, wenn die Auskunftgebenden und Auskunftnehmenden Diskretion und Takt besitzen. Er fürchtet dadurch, meine Herren Deutschkonservativen, keine parlamentarische Nebenregierung, und ich glaube, er hat darin völlig recht. Bilden wir diese Ansätze weiter aus, vielleicht kommen ertragreiche Fruchttriebe heraus.

Ich habe Anklänge an eine innere Erneuerung auch auf der Rechten, in der Kreuzzeitung, dem führenden Organ der Deutschkonservativen, gefunden. Da sagte ein Mitarbeiter:

> Es ist ein Vorsprung für eine Nation, wenn sie durch lange Gewöhnung in das Verständnis des Staatslebens hineinwächst! Ist das Ihre Ueberzeugung, so werden wir damit einen Berührungspunkt gewinnen für die Bestrebungen, den Einfluß des Parlaments zu erhöhen und andere Reformen durchzuführen. Oder hat sich dieser Artikel nur zufällig in die Kreuzzeitung verirrt? Jedenfalls sind solche Reformen für das innere Leben nötig, und sie sind auch nach außen zweckmäßig. Der **Ruf der politischen Rückständigkeit hat uns manche Sympathien in der Welt gekostet**. Vor allen Dingen wird es nötig sein — ich wiederhole es —, daß der Einfluß und die Bedeutung der Parlamente sich erhöht. Die Konservativen haben ja selbst nach einer größeren Mitwirkung des Reichstags und Landtags nicht nur in Zeitungsartikeln, sondern auch durch ihre Redner gerufen. Ich erinnere daran, daß Herr v. Graefe in einer sehr temperamentvollen Rede den Ausspruch tat: Geben Sie dem Volk ein Mitbestimmungsrecht für seine Zukunft. Ganz einverstanden, aber nicht nur für den Einzelfall und Einzelzweck, sondern für die gesamte Politik! Nicht allein im Reichstag erklang dieser Ton, nein, auch hier im preußischen Landtag. Herr v. der Osten sprach am 23. Febr. 1916 im Abgeordnetenhause ein Wort, das ich Ihnen heute gleichfalls entgegenhalte:
>
> > Das Volk will heute nicht mehr hinter spanischen Wänden gehalten werden, es will seinen Teil der Verantwortung mittragen; es ist unerträglich, die Ereignisse über uns hinwegstürmen zu lassen, ohne daß jeder einzelne das Gefühl hat, sein entscheidendes Teil dabei mitzuwirken.
>
> Gehen Sie zur Tat über, und Sie werden uns an Ihrer Seite finden. Wir fürchten auch nicht für die Monarchie. Der monarchische Gedanke wurzelt nach unserer Auffassung viel zu tief im deutschen und im preußischen Volke, als daß er dadurch erschüttert werden könnte. Auch die Herren von der **nationalliberalen** Partei könnte ich hier zu Bundesgenossen aufrufen. Einer Ihrer Redner hat — sicherlich nicht für sich allein, sondern für die Reichstagsfraktion, und ich kann mir nicht denken, daß ein Unterschied zwischen Reichstags- und Landtagsfraktion zu machen wäre — festgestellt, daß die bisherigen Bedenken gegen eine weitere Parlamentarisierung in seiner Fraktion zurückgestellt worden sind und angesichts der Erfahrungen, die man mit der Demokratie in den verschiedensten Ländern der Welt gemacht habe, zurückgestellt werden mußten. Gut, so können wir gemeinsam Schritte auf dem Wege zur Parlamentarisierung machen. Wir brauchen uns nicht den Befürchtungen anzuschließen, die in der Kreuzzeitung geäußert worden sind, — es sind da also verschiedene Geister tätig. Nach diesem Blatte würde in der Einführung der kleinen Anfragen, in der Niedersetzung des Fünfzehner-Ausschusses für das Hilfsdienstgesetz, in der Befugnis des Haushaltsausschusses, auch außerhalb der Tagung zusammenzutreten und Erörterungen zu pflegen über auswärtige Politik und noch in einer Reihe anderer Einrichtungen eine „parlamentarische Siegesallee" zu erblicken sein. Der Bundes-

rat wurde mit dem Blinddarm verglichen, dessen Operation nahe bevorstehe. Ich hoffe, daß das nicht Ihre Meinung ist, sondern daß Sie hinter Herrn v. d. Osten treten und dafür sorgen, daß nun das Volk nicht bloß in der Frage des U-Boot-Krieges, sondern in allen Lebensfragen, in kleinen und in großen, das Recht erhält, mitzusprechen.

Freilich, Fortschritte auf diesem Gebiete lassen sich nicht mit Paragraphen machen. Das gehört zu den Dingen, welche werden und wachsen, wenn die entsprechenden Vorbedingungen gegeben sind. Eine der Hauptbedingungen ist aber die, daß das Parlament den Mehrheitswillen des Volkes wirklich widerspiegelt, daß es nicht unter der Anklage steht, nur einen einzelnen Volksteil, nicht das Volk zu vertreten. Das Wahlrecht, das die Grundlage dafür bildet, darf nicht so gestaltet sein, daß es ganzen Klassen der Bevölkerung die Vertretungsmöglichkeit beschränkt oder gar entzieht. Das aber tut das preußische Wahlrecht. Es hält mehr als 80 v. H. der Bevölkerung politisch nieder. Darum muß es abgeändert, gründlich abgeändert werden. Das ist die Hauptforderung, welche wir für Preußen stellen. Die Abänderung darf nur in dem Sinne erfolgen, daß die breiten Schichten der Gesellschaft den Staat als den Verband betrachten lernen, der auch zu ihrem Nutzen da ist, der auch ihren Wohlstand fördert, ihren Bildungsstand erhöht, daß die breiten Schichten nicht abseits stehen, grollend und mißtrauisch, sondern daß sie zugreifen, Freude am Vaterland empfinden, und darum Opfer für das Vaterland bringen. Das muß der leitende Gesichtspunkt sein, und diesem Grundgedanken entspricht nach unserer Ueberzeugung allein das Reichstagswahlrecht. Das Reichstagswahlrecht hat in diesen schweren Zeiten seine Feuerprobe bestanden, und was für 68 Millionen gut war und gut bleibt, das ist es auch für 40 Millionen. Es handelt sich hier nicht um ein kleines Gemeinwesen, es handelt sich um einen Großstaat, der nach großstaatlichen Verhältnissen behandelt sein will.

Herr v. Kardorff hat geäußert, er und seine Partei wollten sich an einer Wahlreform beteiligen. Er hat zugegeben, daß der Besitz allein nicht den Maßstab für das Stimmrecht bilden dürfte. Welches der andere Maßstab sein soll, hat er nicht gesagt. Aber eines will er nicht: er will keinen Kampf um das Wahlrecht; er will einen gütlichen Ausgleich. Er will offenbar eine Auflösung der preußischen Volksvertretung verhüten. — Er gibt es mir zu. Aber wenn sich die Regierung in dieser Schicksalsfrage einmal engagiert hat, dann erwarten wir von ihr, daß sie Kraft daransetzt und auch vor dem Aeußersten nicht zurückschreckt, sobald der Gang der Dinge dies gebietet. Es wurde vom Herrenhaus gesprochen. Herr v. Kardorff fürchtet eine rasche Fahrt bergab, wenn man zuviel verlangte, und erblickt im Herrenhause nicht den Hemmschuh, der kräftig genug wäre, das Hinabgleiten zu hindern. Nun, ich finde den Hemmschuh recht kräftig, zu kräftig. Unüberwindlich dürfen die Hemmungen nicht werden. Die Forderung sollte Herr v. Kardorff nicht stellen, daß das Herrenhaus auf einen numerus clausus gesetzt werde. Die Möglichkeit, äußerstenfalls durch Pairsschub den Widerstand zu brechen, müssen Sie der Regierung in der Hand lassen, wenn sie eine gewichtige Reform verfolgen und durchsetzen soll.

Meine Herren, der Zeitpunkt der Reform, wie er nach unserer Meinung sich als zweckmäßig darstellt, ist von uns bereits im vorigen Jahre — ich selbst habe diese Aeußerung im Auftrage meiner Freunde tun müssen und aus eigenster Ueberzeugung getan — bezeichnet worden. Wir verlangen die Reform vor der nächsten allgemeinen Neuwahl. Wenn es nötig ist, durch den Lauf der Dinge, die Legislaturperiode des Abgeordnetenhauses zu verlängern, so nehme ich an, wird die Regierung diesen Entschluß fassen. Wie andere Parlamente, so wird eben dann auch das Preußische Abgeordnetenhaus behandelt werden; man muß in jedem Falle die nötige Zeit finden, um eine solche Reform vor der nächsten allgemeinen Neuwahl durchzusetzen. Nicht diese Reform allein ist es, die uns am Herzen liegt; wir verlangen auch eine Veränderung der Wahlkreiseinteilung; sie hat ebenfalls eine ganz gewaltige Bedeutung für den Ausfall der Wahl und für den Zweck, der mit der Wahl verfolgt wird, nämlich ein getreues Spiegelbild der Volksstimmung zu bieten. Dann, meine Herren, gehört es nach unserer Meinung zu einem wahrhaft konstitutionellen Leben, daß bei der Besetzung der Staatsämter nicht einseitig verfahren wird, wie das bisher geschehen ist. Hier kann ich das, was der Herr Abgeordnete Friedberg ausgeführt hat, nur nach jeder Richtung unterstützen. Wir haben bisher von einer Absicht, diese Einseitigkeit bei der Aemterbesetzung fallen zu lassen, nichts verspürt. Die letzten Berufungen waren wie die ersten immer wieder die Bevorzugung des konservativ-agrarischen Elements, die Bevorzugung einer dünnen aristokratischen und plutokratischen Oberschicht und eine empfindliche Zurücksetzung der übrigen Arbeitsparteien. Das hat sich als ein Fehlgriff erwiesen in der Diplomatie, das hat sich als ein Fehlgriff erwiesen in der inneren Verwaltung. Hier muß eine Korrektur erfolgen, und zwar nicht erst etwa nach dem Kriege, sondern schon während des Krieges. In der Exekutive liegt der Einfluß, und diese einflußreichen Stellen kann man nicht einer privilegierten Klasse vorbehalten. Es darf in unserem Vaterlande keine Schicht geben, die als solche von vornherein zur Herrschaft berufen erscheint. Was soll das Wort von der freien Bahn für alle Tüchtigen, wenn es nicht zur Anwendung gelangt, wenn wir immer von neuem erfahren müssen, daß es verletzt wird! Tüchtige gibt es überall; das preußische und das deutsche Volk sind nicht arm an Talenten. Man suche nur danach, man wird sie finden. Man frage nicht: was war der Vater? Man frage: was ist der Sohn; was kann er? Und nach seinem Können soll man ihn verwenden. Nicht die Aristokratie der Geburt soll es sein, die uns führt, sondern die Aristokratie des Geistes. Zu ihr wird das Volk das erforderliche Zutrauen haben.

Nun, meine Herren, ein Wort über Ausnahmegesetze und, was ebenso wichtig ist, über Ausnahmebehandlung. Auch da verstummen die Beschwerden nicht. Der Herr stellvertretende Ministerpräsident hat eine volle Gleichberechtigung für alle geistigen Mitarbeiter an dem Friedenswerk in Aussicht gestellt. Dieser Gedanke der Gleichberechtigung muß sich allerdings Bahn brechen durch alle konfessionellen und alle gesellschaftlichen Vorurteile hindurch. Im Reichsgesetze steht es ja: die Befähigung zur Bekleidung öffentlicher Aemter soll vom „religiösen Bekenntnis unabhängig sein". Wir fordern nur Achtung vor dem Gesetz. Wir fordern sie von allen Verwaltungen, auch von der Heeresverwaltung. Wir brauchen eine innere Geschlossenheit. Der Krieg, der gleiche Pflichten brachte, muß gleiche Rechte bringen. An die Staatsregierung richten wir die Mahnung, mit der vollen Gleichberechtigung, wie sie in der Rede des Herrn stellvertretenden Ministerpräsidenten versprochen wurde, Ernst zu machen und schon jetzt danach in jedem einzelnen Falle zu verfahren. Vom konfessionellen Frieden hat Herr v. Kardorff in diesem Zusammenhange gesprochen. Darin trete ich ihm bei. Versuchen wir es, unser öffentliches Leben von solchen Gegensätzen zu entlasten! Versuchen wir es allen Bekenntnissen, auch den Dissidenten gegenüber! Es wird für unser Vaterland ein Segen sein. Meine Herren, noch eins in diesem Zusammenhang, das ich nicht unerwähnt lassen will, auch das ist ein wesentlicher Punkt der Neuorientierung. Die gesetzgeberische Behandlung der Arbeiterfragen wird in mancher Hinsicht eine andere werden müssen. Im Frieden konnten Arbeiterverbände und Unternehmerverbände nicht zueinander kommen; die Kluft war viel zu tief. Auch zwischen den Arbeiterverbänden und der Staatsgewalt bestanden wenig Berührungspunkte. Im Kriege hat man sich genähert; im Kriege ist ein Zusammenwirken auch mit den Organen der Staatsgewalt erfolgt, und dieses Zusammenwirken wird hoffentlich auch später stattfinden. Daraus werden ersprießliche Folgen für alle Beteiligten erwachsen. Eine kleine Fessel ist bereits gelöst durch die Novelle zum Vereinsgesetz. In Zukunft wird mehr geschehen müssen. Die bloß geduldete Koalitionsfreiheit ist zu einem staatsbürgerlichen Grundrecht zu erheben. Die §§ 152/153 der Gewerbeordnung sind zu streichen. Ich hoffe, daß die preußischen Stimmen im Bundesrat dahin instruiert werden, daß sie ihre Unterstützung diesen Bestrebungen, die in Zukunft besonders hervortreten werden, leihen und sich auch bemühen, die verpflichtende Kraft von Tarifverträgen besser als bisher zu sichern.

Dann die Selbstverwaltung! Ich versage mir, nach-

Digitized by Google

dem der Kollege von der nationalliberalen Partei die Einzelheiten hervorgehoben hat, ein näheres Eingehen. Er hat darüber das Erforderliche gesagt. Ich möchte nur darauf verweisen, daß der Selbstverwaltung von der Regierung ein volles Lob gespendet worden ist. Erst im vorigen Jahre, im März 1916, lasen wir den Erlaß des preußischen Ministers des Innern, der von dem stärkenden Bewußtsein der eigenen Verantwortung, von vorbildlichen Leistungen der Gemeinden sprach, der die Aufsichtsbehörden anwies, den Geist der Aufsicht dem Geist der Selbstverwaltung anzupassen. Die theoretische Anerkennung in Ehren. Aber leider sieht die Praxis anders aus. In der Praxis fällt man der kommunalen Selbstverwaltung noch immer in den Arm, und sogar bei unseren gesetzgeberischen Arbeiten müssen wir es erleben, daß ein wertvolles Recht der Kommunen in Frage gestellt wird, daß im Wohnungsgesetz bei der Feststellung von Baufluchtlinien Befugnisse gestrichen werden sollen, die bisher zum Nutzen der Kommune ausgeübt worden sind. Es ließe sich auch noch an andere Einzelheiten erinnern. Im übrigen, wenn die kommunale Selbstverwaltung so stolze Leistungen aufzuweisen hat, so lag das nicht an der Güte der Institutionen, sondern an der Tüchtigkeit der Personen. Die Einrichtungen bedürfen der Verbesserung. Die Kommunalverwaltung muß eine größte Bewegungsfreiheit erhalten auf den verschiedensten Gebieten. Auch das Recht der Bestätigung bedarf einer Aenderung. Wir müssen das Recht der Bestätigung an genau bestimmte Voraussetzungen knüpfen; nur dann ist es erträglich. In der Schulverwaltung soll es nicht so bleiben, daß die Gemeinden zu bezahlen, die Aufsichtsbehörden aber zu regieren haben. Wir werden auf Reformen hinarbeiten müssen, auch nachdem die Immediatkommission für Verwaltungsreform selig entschlafen ist. Zuletzt einen Blick auf das Reich! Der Reichsgedanke soll aus diesem Kriege gestärkt hervorgehen. Wächst eine Aufgabe über den Bereich des Einzelstaats hinaus, so müssen in bundesfreundlichen Formen Organe geschaffen werden, die geeignet sind, solche Aufgaben zu lösen.

So sehr wir gute Preußen sind, so wenig wollen wir von einem preußischen Partikularismus wissen, genau so wenig wie von einem bayrischen oder einem sonstigen Partikularismus. Es sollen nicht innere Schützengräben aufgeworfen werden, nachdem die äußeren verlassen sind. Darauf haben wir alle unser Augenmerk zu richten. Der Reichsverfassungsbau muß immer fester gefügt werden. Das ist ein Wunsch, den wir gleichfalls hegen, und den wir hier zur Sprache bringen wollen. Meine Herren, daß dies die Früchte aus der großen Zeit sein werden, daß ein neues Preußen, ein neues Deutschland ersteht, nach außen stark, im Innern frei, ausgerüstet mit der Macht, die nötig ist zur Selbstbehauptung und gewillt, unter dem Schutze dieser Macht friedliche Kulturarbeit zu leisten, das ist die Hoffnung, das ist das Ziel. Dazu wird jetzt der Grund gelegt. Wir holen aus zu den letzten entscheidenden Schlägen; wir harren aus bis zum vollen Siege!

Walther Schotte / Ein größeres Oesterreich

Cecil Rhodes hat als erster das Nahen einer weltgeschichtlichen Entwicklung erkannt und zum Bewußtsein gebracht: „Er dachte in Erdteilen."

Eine ältere europäische Epoche der Weltgeschichte war geschlossen. Mit der Bildung des Deutschen Reiches und des italienischen Staates war das Ringen der großen europäischen Völker zur Ruhe gekommen, und die mehr oder weniger national geschlossenen Staatskörper wuchsen über die europäischen Grenzen in die Welt hinaus, kämpften im größeren politischen Raum um politische und wirtschaftliche Macht. Selbst die jüngeren europäischen Kleinvölker, Serben, Bulgaren, Griechen trugen in ihre zu spät kommenden Bestrebungen um nationalstaatliche Einigung eine übernationale, eine weltpolitische Idee; jedes dieser Völker dachte an Balkanherrschaft, an europäische Orientvorherrschaft, es wollte großes Mittelmeervolk werden. Der schwedische Historiker Kjellén hat bereits vor dem Kriege die Gestaltung weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Machtbereiche, das Hochkommen von Weltmächten als ein biologisches Gesetz der geschichtlichen Entwickelung bezeichnet, der Krieg hat seine Auffassung bestätigt. Nicht in den Interessen der Nationalitäten, sondern in den weltpolitischen Ansprüchen liegen überall die Ursachen des Krieges.

Die amerikanischen Ideen der Monroe- und Dragodoktrinen, die panslawistischen Hoffnungen der Russen, der Anspruch Japans auf die Herrschaft der gelben Rasse im Stillen Ozean, der Imperialismus Englands, gerichtet auf ein „größeres Britannien", das Mutterland und Kolonien zu einem mächtigen Reich zusammenschließen soll, französische Afrikapläne, Italiens Mittelmeerträume, sie alle arbeiten als bestimmende Kräfte am Schicksal der Welt. Deutschland mischte sich in dieses Spiel der Kräfte, widerstehend, indem es zu seinem und der kleineren Völker Wohle für die Freiheit der Welt kämpfte, die „offene Tür", gegen die Vernichtung selbständiger Teile, ihre Auffaugung durch die Weltstaaten, ihren Abschluß und Sperrung gegen alle anderen, endlich aber auch mitbestimmend durch die mitteleuropäisch-orientalische Idee.

Wo aber blieb Oesterreich? Die habsburgische Monarchie hatte sich seit Jahrzehnten zur Defensive verurteilt. Als Graf Aehrenthal 1908 für die Annexion Bosniens und der Herzegowina Oesterreichs Ansprüche auf den Sandschak Novibazar aufgab, waren damit die Aegäischen Möglichkeiten Oesterreich-Ungarns vertan; 1913, auf der Londoner Konferenz, ging die Monarchie auch mit ihrer selbstverständlichen Adriastellung in die schlichte Verteidigung über, um endlich 1914 bei der Kriegserklärung an Serbien ausdrücklich zu erklären, daß sie von allen Gebietsverschiebungen absehen wolle. Oesterreich-Ungarn sei gesättigt. In Wirklichkeit nahmen seine innerstaatlichen Verhältnisse alle Kraft in Anspruch. Diese Lebensverhältnisse waren nicht der Boden, auf dem ein imperialistisches Programm aufblühen konnte.

Mitten im Kriege aber, der die Völker Oesterreich-Ungarns, Polen, Bulgaren und Türken zu Bundesgenossen einte, in dem die Fronten der verbündeten Heere an die Grenzen eines großen, natürlich zusammenhängenden Raumes einschließlich Serbiens und Rumäniens vorgeschoben wurden, steht ein leidenschaftlicher Oesterreicher auf und verkündet das große Oesterreich, ein „größeres Oesterreich" (Prof. Dr. Erwin Hanslik: „Oesterreich, Erde und Geist"; Wien 1917; Verlag des Instituts für Kulturforschung, 166 S., M. 4).

Dachte Cecil Rhodes in Erdteilen, Erwin Hanslik denkt außerdem in Jahrhunderten. Sein Werk ist das Buch eines weltgeschichtlichen Träumers, in dem der Wille an Unmögliches greift, der ewige Wahrheiten suchende und auch findende Geist die Bedingungen des Tages übersieht. Dennoch, das Buch ist gut, ohne solche Träume kann ein Volk nicht leben, keine Lust zu seiner Zukunft haben. Wer aber nur realpolitisch denkt, wird sich an diesem Buche ärgern. Das werden viele sein: Deutsche, Ungarn, Bulgaren.

Natürlich geht Prof. Hanslik von der biologischen Notwendigkeit aus, die heute zur Bildung von Weltreichen führt. Dazu fügt er geographische Voraussetzungen. Nach beidem umfaßt der als Fünfeck gebildete Raum zwischen Ostsee, Adria, Mittelmeer und Schwarzem Meer, der etwa durch die Punkte Königsberg, Triest, Valona, Konstantinopel, Odessa bestimmt wird, die äußersten möglichen Grenzen des künftigen Oesterreich. Westlich davon leben die Völker, deren Staatsraum durch die Meer- und Gebirgsgrenzen der Inseln und Halbinseln, die sie erfüllen, umrissen ist, östlich ist die große Ebene des Ostens, wo die 80 Millionen Großrussen und die 40 Millionen Ukrainer sich finden sollen. Im Ostreich aber werden die Zwanzig- und Zehnmillionenvölker zusammen leben müssen. Das Relief seines Raumes entscheidet über ihre Verteilung und ihre staatlichen Möglichkeiten, der Charakter seiner Grenzen über ihre Geschichte und ihre Zukunft. Von Riga bis Odessa liegt dieser Raum offen gegen den großen Osten; er bildet mit dem Korridor zwischen Karpathen im Norden, Karst und Rhodope im Süden die Brücke zum Orient, er ist völlig verzahnt mit dem Westen. Das Westgebirge der Alpen schiebt sich tief in das Ostreich hinein, seine böhmisch-mährische Ebene springt in den

Digitized by Google

Westen vor. Auf diesen Wegen verflechten sich Deutsche und Slawen und ihre Kulturkreise. So war das Ostreich Schild des Westens; die Rolle des Bewahrers westlicher Kultur soll ihm verbleiben, die Rolle des Vermittlers zwischen West und Ost, des Völkerverbinders soll es erobern.

Schon hier setzt der Widerspruch ein. Die Bulgaren bedanken sich, Glied eines Ostreiches zu sein. Wir Deutschen fordern die Brüder Kurlands an unsere Seite. Aber Hanslik zeichnet ein Ideal. Die Wirklichkeit, in der sich Völker und Staaten „hart im Raume stoßen", wird die Korrektur bringen. Auch sagt Hanslik kein Wort von den völker- und staatsrechtlichen Bedingungen des Zusammenlebens aller dieser Völker. Ueber diese allein könnte man streiten.

Schwerer wird der Protest der österreichisch-ungarischen Völker selbst gegen Hanslik wiegen. Natürlich ist Hanslik Zentralist, wenn auch nicht im alten Sinne; der staatsrechtliche Streit von heute zwischen Oesterreichern und Ungarn ist ihm gleichgültig. Er sieht eine große gemeinsame Zukunft aller donauländischen Nationen in einem Ostreiche. Aber schon daß er dieses „Oesterreich" nennt, wird den Ungarn empören. Dabei denkt Hanslik natürlich gar nicht an das alte Oesterreich, wenn er vom neuen Oesterreich und dem „Oesterreicher" spricht; er bekämpft den übertriebenen Provinzialismus, der heute überall in Oesterreich-Ungarn blüht, er fordert, daß Deutsche, Tschechen, Mähren, Polen, Ungarn, Kroaten „mehr sein" sollen, als eben nur Ungarn, Kroaten, Polen und Deutsche, daß sie sich als Brüder einer großen gemeinsamen Zukunft, als Bürger des Ostreiches, als Oesterreicher fühlen. Mit dieser ganz berechtigten Forderung schlägt aber Hanslik aller hergebrachten Terminologie so ins Gesicht, daß er überall mißverstanden werden wird. Prüft man sein Verhältnis zu den Nationalitäten genauer, so zeigt sich das Entgegengesetzte der Behauptungen seiner Gegner, die ihn des Verrats an der Nation zeihen. Gerade Hanslik verurteilt die „Entwurzelten", alle Bildung fängt bei ihm mit der Kenntnis der engeren Heimat, der Volkssprache an; aber dabei soll sie nicht stehenbleiben, sondern auf ihrer Grundlage soll die Weltbildung aufgebaut werden, die allein zum Verstehen und Dulden des anderen im Nationalitätenreich befähigt und Oesterreich instand setzt, seine welthistorische Mission des großen Vermittlers zu erfüllen.

Die Deutschen in Oesterreich werfen Hanslik außerdem vor, daß er durch die Forderung seines Oesterreichertums ihren „Zusammenhang mit dem deutschen Gesamtvolke" zerreißen wolle. Mir scheint das ein Streit um Worte. Denn Hanslik feiert als idealen Oesterreicher z. B. Grillparzer, der doch gewiß in engster Geistesberührung mit Deutschland groß geworden ist. Ferner ist Hanslik treuester Anhänger der Bundesgemeinschaft mit dem Deutschen Reich. Wenn er auch den Begriff „Mitteleuropa" aus geographisch-politischen Theorien ablehnt, so doch niemals die Sache. „Wer heut in Deutschland oder Oesterreich glaubt, auf deutscher oder österreichischer Sonderwelt wie auf einem Stern im Weltenraum sich einrichten zu können, der lebt nach den Gesetzen des Gestern."

Zudem sind doch Unterschiede zwischen den Deutschen im Reich und denen in Oesterreich nicht zu leugnen; sie sind erklärlich, notwendig und sogar eine Forderung. Mögen auch die Stammesunterschiede zwischen Niederdeutschen und Bayern größer sein, als zwischen Bayern und Oesterreichern, so sind diese doch von den Reichsdeutschen als Einheit sehr verschieden. Die Jahrhunderte einer eigenen Geschichte, Kampf und Einigung mit slawischen und madjarischen Völkern, neben und mit denen sie leben, das gibt den Deutschen Oesterreichs ihren Charakter. Es ist logisch, daß Hanslik vom Erlebnis eines kommenden Oesterreich eine neue innere Wandlung, das neue Oesterreichertum von den Deutschen der Monarchie fordert.

Indem aber die Bundesgenossenschaft bleibt, hält auch das geistige Band zum großen Muttervolke. Gerade Hanslik will die Gemeinschaft nicht nur materiell, er will sie von Mensch zu Mensch geknüpft sehen: „Hinter Waffen und Waren, die in den letzten Menschenaltern den Ausblick rundum versperrt haben, taucht blutumströmt das ergreifende Antlitz des Menschen überall auf." „Es geht nicht allein um die deutschen und österreichischen Geschäfts- und Machtinteressen." „Der deutsche und der österreichische Mensch müssen zusammenkommen."

Hanslik selbst kommt aus deutscher Ideenwelt. Schillers Glaube an den Menschen ist der warm leuchtende Hintergrund seines Zukunftsbildes. Der deutsche Idealismus ist die bewegende Kraft seiner österreichischen Phantasien, ihn schätzt er als ewig sprudelnde Quelle alles künftigen Lebens im Osten: „Die Deutschen werden Mühe haben, genug Größe zu entwickeln, um dem Bedarf nach Idealen zu genügen, den der Osten besitzt." Nicht die Gewalt soll das Ostreich schaffen, sondern die Menschlichkeit, so, wie sie unsere Väter verstanden.

Vielleicht ist Hanslik ein zu früh geborener Prophet, vielleicht sind immer alle Wirklichkeiten zu hart, auch nur einem Teile seiner Phantasien gerecht zu werden. In diesem „Vielleicht" liegen auch alle Gefahren des Buches beschlossen, das dennoch wirkt. Denn es redet mit einer starken Gewalt der Sprache, oft dunkel und mißverständlich, immer aber berückend und manchmal in vollendet schönen und starken Worten.

Wolfgang Max Schultz / Stellung und Zukunft des deutschen Elementes in Amerika

Schluß.

Ohne Frage haben die Deutschen den reinsten Willen gehabt, den Amerikanismus auf eine höhere Basis zu heben, denn trotz aller Sympathie für das alte Vaterland ist der Deutsch-Amerikaner in ernster Treue seinem Amerika ergeben. In ihrer wirklich ehrlich guten Absicht haben sie versagt, weil eben trotz des besten Willens ein Volksteil, der so lange selbstzufrieden eine bescheidene untergeordnete Rolle im Leben der Nation gespielt hat, nicht im Handumdrehen die geistige Führung zu übernehmen vermag. Bevor das geschehen kann, müßte er selbst innerlich kulturell so gewachsen sein, daß er auch in Friedenszeiten an erster Stelle zu finden ist, und dazu kann ihm wie gesagt nicht der glorreichste Sieg Deutschlands verhelfen, das muß er selbst erringen, aus sich selbst heraus schaffen. Vorbedingung für ein solches Unternehmen wäre, erst einmal die bitterste, schonungsloseste Selbstkritik an sich zu üben.

Was hat denn der Deutsche Besonderes geleistet, das ihm ein Anrecht auf besondere Berücksichtigung in nationalen Fragen geben sollte? Charles Nagel, früheres Kabinettsmitglied und ein sehr besonnener Politiker, hat einmal in tiefem Ernst dem Deutschen vorgehalten, daß er sich mit seiner deutschen Empfindlichkeit und mit seinen lauten Vorwürfen und Sonderansprüchen doch eigentlich auf recht dünnes Eis wage. Was hat der Deutsche denn selbst zur Hebung der amerikanischen Politik beigetragen, daß er sie heute der Korruption und Parteilichkeit zeihen kann? Ist er nicht selbst immer einer der schlimmsten „ward-politicians" gewesen. Was hat er selbst in der kommunalen Verwaltung, die doch nach dem großartigen deutschen Muster eigentlich hätte sein Spezialfeld werden müssen, sich für besondere Verdienste um Amerika erworben? Das sind unendlich bittere Fragen, denn sie verurteilen den Deutschen zum Mundhalten, und daß dem so ist, das ist der wahre Grund, warum er heute mit blutendem Herzen hinter dem Banner stumm dahermarschieren muß — auch gegen Deutschland. Heute zahlt er für die Jahre des bequemen Wohllebens, der faulen stumpfsinnigen Sorglichkeit, die zufrieden war, den anderen Politik und geistige Kulturpflege für ein gutes Gericht und ein Glas Bier zu überlassen. Kein Wunder, er hat immer als „the splendid good citizen, the peaceful, frugal, orderly people" gegolten, die denkbar größte Ironie im Munde der anderen angesichts der heutigen Behandlung. Der Deutsche ist das bequeme Haustier gewesen, das man gerne gut füttert, weil man es auch wieder melken kann. Der Deutsche ist ein guter Kunde. Der Angelsachse hat politisch allen Grund, mit dem deutschen Element zufrieden zu sein, in jeder Hinsicht ist es praktisch gleichgültig geworden.

Was ist denn schließlich nun vom Amerikanismus selbst und

Digitized by Google

seinen Idealen zu erhoffen? Scheint es doch, als könnte keine Nation auf die Dauer einen so hochgespannten Illusionismus wie der amerikanische gegen die nüchternen Tatsachen der realen Welt durchhalten und als müßten sich seine Schroffen im engeren Kontakt mit den anderen Nationen abschleifen. Sollte in dieser biologischen Wahrscheinlichkeit nicht vielleicht doch das Versprechen einer Annäherung Amerikas an deutsche Ideale liegen?

Wir haben ja bisher nur versucht in rein dynamischer Wertung und im Prinzip ohne Rücksicht auf irgendeine ethische Deutung von Ereignissen und Charakteren, menschlichen Materialien und Kräften in der biologischen Entwicklung Amerikas zu sprechen, schließlich darf man aber denn doch die Frage stellen, wie sich denn die idealen Forderungen des Amerikanismus in der tatsächlichen Gestaltung der Verhältnisse durchgesetzt und gerechtfertigt haben. Es ist das um so interessanter, als gerade der Amerikanismus von Forderungen ausgeht, die sich offenbar in den denkbar stärksten Gegensatz zu der Dynamik der natürlichen biologischen Entwicklung setzen, wodurch sie sich eben den Ruf eines ganz besonders sublimen Idealismus gesichert haben. Der Amerikanismus zeigt gewissermaßen eine großartige Verachtung für das Historische und das, was wir sonst für normal biologische Entwicklungsgesetzlichkeit halten, er schreibt der rohen Natur sein rücksichtsloses ideales Zivilisationsgesetz vor, er geht von dem Menschen wie er sein soll aus, nicht wie er ist. Merkwürdig ist nun, wie er sich mit dem Kontrast zwischen Forderung und Tatsächlichkeit abfindet. Und was wir da finden, wäre höchst ergötzlich, wäre es nicht so folgenschwer.

Wir stießen schon bei der Betrachtung der frühesten Einwanderungsgeschichte auf die furchtbarsten Gegensätze zwischen wirklichem Geschehen und dem Märchen von dem Freihafen der Welt. Schon damals hat der Einwanderer den Amerikanismus in seiner ganzen Illusion an seinem eigenen Leibe zu spüren bekommen, und wie hat sich seitdem das Verhältnis für den Immigranten geändert? Damals schleppte man ihn förmlich mit Gewalt herüber, heute fallen einem um so stärker Ellis Island und die Ausschlußbestimmungen in die Augen. Fast eine chinesische Mauer hat man heute gegen ihn errichtet, und weswegen wohl? Die Gründe für Ellis Island, gute Gründe geben wir gern zu, sind ja so begreiflich, daß man darüber kein Wort weiter zu verlieren braucht, aber man kann wohl hinzufügen, daß, wenn der Amerikanismus sich so wesentlich von wirtschaftlichen Rücksichten bestimmen läßt, wenn er sich die Unliebsamen, die Schwierigen vom Halse hält, dann soll er auch die großen Allüren ablegen, sich zu einem gesunden Egoismus bekennen und nicht ewig von seinem Idealismus reden. Der Amerikanismus ist in Wahrheit durchaus nicht gewillt, all die schwierigsten Probleme der Menschheit selbst anzugreifen, obwohl er nicht müde wird, den alten Nationen ihre Verfehlungen in solchen Punkten erbarmungslos vorzuhalten. Amerika ist alles andere, aber kein Freihafen der Welt, Amerika sucht sich aus, was es braucht, heute wie damals, und heute ist das hauptsächlich billige ungeschulte Arbeit für seine Hüttenwerke. Amerika hat einen Schutzwall gegen den Einwanderer zur künstlichen Erleichterung seines eigenen Wirtschaftslebens errichtet, man sehe im besonderen das Gesetz gegen Zulassung von Kontraktarbeitern. Amerika hat keine Freizügigkeit. Die Weltprobleme führt Amerika nur im Munde, betreiben tut es gerade wie alle anderen Nationen nur die krasseste Realpolitik eines nationalen Egoismus. Wenn man bedenkt, daß Amerika mit seiner Einwanderungssperre sich in der alleinigen, wohl kaum sehr wohlanständigen Gesellschaft von Rußland und China befindet, kann man ermessen, über was für merkwürdige Tatsachen der amerikanische Idealismus sich hinwegzusetzen vermag. Muß man da nicht wirklich doch von einem Illusionismus sprechen? Es verlangt ja niemand von Amerika, daß es sich in „social welfare work" für die ganze Welt stürzen solle, im Gegenteil, die übrige Welt glaubt, daß sie ihre allgemein menschlichen Aufgaben mindestens ebensogut wie Amerika lösen kann, wenn nur Amerika nicht immer den armen Vettern drüben es unter die Nase reiben würde, wie es alles hier so viel menschenwürdiger anfasse. Amerika hat ja noch immer seinen natürlichen Reichtum, und man wird nicht verlangen, daß es nicht daraus seinen Vorteil ziehen sollte und des Gute möglichst für sich behalten, wenngleich andere vielleicht sagen dürften: Reichtum verpflichtet; aber dann sollte der glückliche Onkel Sam doch auch die hohen Töne gegenüber den armen Vettern lassen. Nur wer erst selber einmal der Menschheit ganzen Jammer am eigenen Leibe verspürt hat, wer sich selbst an den schwersten Problemen versucht hat, kann es wagen, für die ganze Menschheit zu sprechen und ihr seine Erfahrungen anzubieten. Was ist Amerika nicht einstweilen noch alles erspart geblieben von den Schwierigkeiten, unter denen Europa seit Jahrhunderten geächzt und geblutet hat. Und doch glaubt Amerika heute über Europa zu Gericht sitzen zu dürfen.

Und auch in jenem anderen Sinne ist es schwer zuzugeben, daß Amerika eine höherentwickelte Form einer Nation, eine Art Weltmusterstaat ist, nämlich auch nicht in dem Sinne, daß Amerika in seinem „melting process" die besten Eigenschaften aus allen Völkern der Erde in sich verschmolzen hat und nun an der Spitze der Menschheit als ein freieres Geschlecht marschiert, als „a people with a greater vision, of a better common sense, with a greater sense of justice and fairness towards other men", und wie sonst der Amerikaner nie müde wird sich selbst anderen Nationen gegenüber zu charakterisieren. Wir haben schon gesehen, daß wenigstens in bezug auf die deutsche Rasse es nicht stimmt, daß Amerika auch nur einen Durchschnittsbeitrag von ihr erhalten hat. Das dürfte im allgemeinen auch für die anderen nichtenglischen Völker gelten. Aber nicht genug, daß es nichts Außergewöhnliches an Menschenmaterial erhielt, hat Amerika noch nicht einmal Sorge getragen, daß das, was es erhielt, sich in seinen vollen Möglichkeiten entwickelte. Außer der englischen Kultur ist jede andere Nationalkultur einfach an der englischen Sprache erstickt. Eine Nation, die Anspruch machen will, eine Allerweltsnation zu sein, eine Synthese aller Kulturen vorzustellen, hätte in erster Linie vielsprachig bleiben müssen. Auch darin hat Amerika sich sozusagen das Leben zu leicht gemacht. Auch heute lebt es noch in einer wahren Todesangst vor jeder Regung einer nationalen Sonderkultur. So kann es ja gar nicht wahr sein, daß die amerikanische Kultur die Quintessenz aus allen Nationalkulturen jemals werden kann. Eine Nationalkultur hört auf, sich fortzuentwickeln mit dem lebendigen Gebrauch ihrer Sprache. Ja, Amerika hat Angst vor einem Problem, das die Schweiz und Oesterreich nicht ohne Erfolg gelöst haben.

Natürlich, daß in ihrer praktischen Politik die Vereinigten Staaten sich erst recht von nationalen Nützlichkeitsrücksichten leiten lassen! haben eine sehr praktische Politik verfolgt, erstens mal eine „business"politik, und im übrigen haben sie sich krampfhaft an jeden brauchbaren Fetzen bestehenden Rechts in technischer Auslegung gehalten und sich geweigert, ihre angeblichen höheren humanitären Ideale — einstweilen — während des Krieges — in praktische Entschlüsse umzusetzen, das soll erst noch kommen. Selbst angesichts der Zertrümmerung der letzten Reste internationalen Rechts wollen sie kühl konservativ bleiben. Unzweifelhaft wieder der bequemste, der vernünftigste Kurs, aber geradezu lächerlich als Gegenstück zu den großen Phrasen über die Dienste, die Amerika behauptet der Menschheit leisten zu wollen. O ja, Amerika ist „the spirit of mankind", aber das Fleisch scheint auch in seinem Falle erbärmlich schwach zu sein, und Amerika besitzt heute das „golden heart", von dem Herr Wilson spricht, weil sich dies *gute* Herz mit so viel schwerem Gold hat bestechen lassen. Es wäre auch in der Tat eine arg romantische Politik geworden, gleich, nach welcher Seite sie sich gerichtet hätte, wäre sie „ihrem guten Herzen und seinen Idealen wirklich gefolgt". Sie wäre entschieden ein Unglück für Amerika geworden. Aber wenn es nicht bereit ist, im Dienst der Menschheit etwas zu riskieren, dann sollte Amerika auch die großen Reden lassen. Jeder Idealismus ist ein Martyrium, und das ist wohl das letzte, wozu „prosperous America" im Ernst bereit ist.

Alles in allem bestätigt das heutige Amerika den *Geist seiner* früheren Entwicklungsgeschichte. Sein Idealismus ist nichts als ein starker aber nackter Rationalismus, und seine Kultur *wesentlich* eine, wenn heute auch ästhetisch verfeinert, materialistische. Ohne wurzeltiefe geistige Kultur, wie könnte es auch anders sein. Wenn sich heute der größte Teil der Welt anscheinend die stolzen Selbstverherrlichungen Amerikas aus Herrn Wilsons und anderer Munde

gefallen läßt, so hat das seine sehr guten Gründe; nach Tische wird man's aber anders lesen, und gerade im Lager der lieben Alliierten.

Wieweit sich aber der kühne Illusionismus Amerikas einer kritischen Welt gegenüber wird durchhalten können, das bleibt eine der interessantesten Fragen der zukünftigen Weltentwicklung.

Karl Muthesius / Von der Kindesseele

Wir mühen uns ab, in ihre Geheimnisse einzudringen, wir erfinden Maschinen und Apparate, um ihr ihre Rätsel zu entlocken, wir tasten den Körper ab, wir messen und wägen, um zu ergründen, wie die sichtbare Welt sich in ihr spiegele. Lernen wir sie dadurch kennen? Kennen in ihrem Wesen und in ihrer Tiefe?

Die experimentelle Psychologie hat sich ehrlich abgemüht, durch Schaffung von geeigneten Methoden und durch Herstellung von mechanischen Hilfsmitteln der verschiedensten Art das kindliche Seelenleben zu erforschen. Sie hat mit erstaunlicher Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit Versuchsreihen aufgestellt, hat Fehlerquellen aufzudecken und zu beseitigen versucht, um ihren Ergebnissen einen höheren Grad von Sicherheit zu verleihen, sie hat Tabellen über Tabellen zusammengestellt, hat Summen und Durchschnitte, Quotienten und Exponenten berechnet.

Ist sie damit dem Wesen der Kindesseele näher gekommen? Hat sie uns einen Einblick gewährt in das geheimnisvolle Weben und Wirken des geistigen Lebens? Ja, hat sie uns auch nur einen gangbaren Weg eröffnet, um den Schleier zu lüften?

Ich bin weit davon entfernt, die bisherigen Erfolge der experimentellen Kinderpsychologie zu verkleinern. Aber weiter als bis zu der äußersten Pforte des Geistigen hat sie nicht vorzudringen vermocht. Zugänglich ist ihr jenes Grenzgebiet von Seelischem und Körperlichem, jene Vorgänge, da Sinneseindrücke sich umsetzen ins Geistige. Auf diesem Gebiet hat sie zweifellos mit Erfolg gearbeitet, wir verdanken ihr hier wertvolle Aufschlüsse, deren Bedeutung für Erziehung und Unterricht gewiß nicht verkannt werden soll.

Aber eben weil sie nur bis an den äußersten Umkreis des seelischen Lebens herankommen kann, sind ihre Ergebnisse begrenzt, und da keine Aussicht besteht, in das Innere experimentell vorzudringen, werden sie begrenzt bleiben, in ihrer Tatsächlichkeit wie in ihrer pädagogischen Verwertbarkeit. Wofür der Lehrer und Erzieher hier Richtlinien erhalten kann, das ist die Einübung der gewiß für die weitere Bildung wichtigen, aber doch ihrer Natur nach mehr äußeren Fertigkeiten, wie Schreiben, Lesen und Rechnen. Aber selbst da sind die Ergebnisse keineswegs eindeutig, und es ist, um nur ein Beispiel anzuführen, der experimentellen Psychologie bisher noch nicht gelungen, einwandfrei nachzuweisen, ob für die Erlernung des Lesens die lateinische oder die deutsche Druckschrift geeigneter sei. Und ganz abgesehen davon drängt sich die Frage auf, ob es sich wirklich verlohne, an derartige Dinge so viel Arbeit zu verwenden. Man hat oft den Eindruck, daß die experimentelle Didaktik sich hier in Kleinigkeiten verliere und damit in den Fehler des früheren Schulmeistertums zurückverfalle. Die Erfahrung lehrt, daß begabte Kinder, namentlich wenn sie in Gemeinschaft mit älteren Geschwistern und Spielgenossen aufwachsen, schon vor dem Eintritt in die Schule das Lesen, Schreiben und die Anfänge des Rechnens spielend, gleichsam von selbst lernen. Jedenfalls liegen die rechtverstandenen Fragen und Aufgaben schon des Anfangsunterrichts tiefer, nämlich darin, wie diese Fertigkeiten für die Geistesbildung fruchtbar gemacht werden können. Darüber vermag uns aber die experimentelle Psychologie wenig zu sagen, ja, es besteht die Gefahr, daß sie die Aufmerksamkeit von jenen tieferen Fragen ablenkt, da das, was lediglich als Mittel zum Zweck Wert hat, mit einem Uebergewicht und einer Ausschließlichkeit behandelt wird, als ob es selbst Zweck wäre. Diese Gefahr ist namentlich für den Anfänger der pädagogischen Wissenschaft und Kunst nicht gering anzuschlagen, denn jene Behandlungsart setzt ihn von vornherein in ein falsches Verhältnis zu seinen Berufsaufgaben, indem sie seinen Blick für das Wesentliche trübt. Es ist für die Begründung einer gesunden pädagogischen Bildung von ausschlaggebender Wichtigkeit, daß gleich von allem Anfang an Zweck und Mittel aller erziehlichen und unterrichtlichen Tätigkeit in das rechte Verhältnis gesetzt, daß alle Aufgaben von vornherein in ihrem tieferen Sinn und ihrem Zusammenhange mit den höchsten und letzten Zielen, kurz in ihrer ethischen Begründung, gesehen werden. Nur dadurch kann die rechte pädagogische Gesinnung angebahnt werden, die mehr ist als Technik, das wahre pädagogische Gewissen, das höher steht als Wissen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man sagen, daß die eigentlichen, tieferen pädagogischen Aufgaben erst da beginnen, wo die experimentelle Psychologie aufhört.

Kaum anders können die neuerdings mit besonderem Nachdruck betriebenen Forschungen und experimentellen Untersuchungen über das Begabungsproblem beurteilt werden. Für die Intelligenzprüfung sind neue Methoden erarbeitet und umfangreiche Versuchsreihen aufgestellt worden. Ist man damit der Lösung der Aufgabe, die Begabung in ihrer Höhenlage und in ihrer Sonderung und Verzweigung schon mit einiger Sicherheit in den Jugendjahren zu erkennen, näher gekommen?

Begabung zeigt sich in Leistungen, das ist so in der Schule wie im Leben. Zugegeben, daß die Schule in ihrem gegenwärtigen Aufbau und in der landläufigen Art ihrer Arbeit zuweilen die Begabung nicht in der rechten Weise entwickelt, zugegeben, daß sie mit ihrem Massenunterricht überhaupt mehr der Durchschnittsbegabung entspricht und sich Eigenart und höhere Anlagen in ihr nicht immer entfalten können. Aber diese Uebelstände, die offen zugestanden werden müssen, haben viel mehr ihren Grund in unseren Schuleinrichtungen als in mangelhafter Einsicht in die Begabung selbst. Es erscheint aber sehr zweifelhaft, ob man durch noch so fein durchgebildete Methoden ihr Wesen erkennen kann. Denn sie ist etwas ungeheuer Verwickeltes und Zusammengesetztes, und — was noch schwerer wiegt — ihre Entwicklung geht bei den wenigsten Kindern geradlinig und in gleichmäßigem Zeitmaß vor sich. Es gibt kaum ein Kind, bei dem nicht physiologisch oder psychologisch verursachte Schwankungen in der Entwicklungsrhythmik vorkämen, häufig tritt für kürzere oder längere Zeit ein Stillstand ein, zuweilen sogar eine rückläufige Bewegung. Bei dem einen zeigt sich die Begabung schon in früheren Jahren, bei dem andern erst viel später, ja, die Lebensgeschichte großer Männer lehrt, daß sie unter Umständen überhaupt erst nach der Kinderzeit erwacht. Je nach dem Zeitpunkt, in dem sie vorgenommen wird, wird also die Begabungsprüfung zu ganz verschiedenen, zuweilen zu geradezu entgegengesetzten Ergebnissen kommen, und es könnte zu verhängnisvollen Folgen führen, wenn man auf solche Ergebnisse pädagogische Maßregeln gründen wollte. Und dazu kommt noch ein

Digitized by Google

anderer Umstand. Die Intelligenzprüfungen treffen, wie schon ihr Name sagt, nur eine Seite der Begabung. Nun ist ja die Intelligenz ein ungemein wichtiger Bestandteil der Begabung, vielleicht der wichtigste; aber keinesfalls erschöpft sich die Begabung in ihr, und der Gesamtwert der Begabung ist durchaus davon abhängig, in welches Verhältnis die Intelligenz zu den vielen anderen Aeußerungen und Betätigungen der Seele tritt. Wenn nun aber die experimentelle Psychologie, eben weil ihr andere Gebiete schwer zugänglich sind, sich auf die Prüfung der Intelligenz beschränkt, so liegt wiederum die Gefahr der Blickverengung und damit der Verschiebung des Werturteils vor.

Dieser in dem Begabungsproblem liegenden Schwierigkeiten vermag die experimentelle Psychologie kaum Herr zu werden. Sie mag noch so fein durchdachte „Tastserien" zusammenstellen und sie mit Kindern durchexperimentieren — es wird schließlich doch ein Punkt kommen, wo sie gestehen muß, daß sich trotz Ergograph und Tasterzirkel Unmeßbares nicht messen, Unwägbares nicht wiegen, Unberechenbares nicht berechnen läßt.

Aber noch andere Bedenken erheben sich. Gewiß hat die Wissenschaft als solche das Recht und die Pflicht, ohne Rücksicht darauf, was aus dem Forschungsobjekt wird, ihre Untersuchungen anzustellen. Sie experimentiert am lebenden Tierkörper, und der höhere Zweck, den sie damit verfolgt, drängt das rein menschliche Bedenken in den Hintergrund, daß das Tier Schmerzen erduldet und Schaden erleidet. Im echten Forscher bleibt auch in solchen Fällen jene Ehrfurcht wach vor der Natur und dem Leben, vor der Größe und Erhabenheit der Schöpfung, die sich in jedem Lebewesen offenbart. Kant erzählt von der andachtsvollen Stimmung, in die Leibniz durch die Beobachtung eines Insekts versetzt worden war: „Gewinnt doch ein Naturbeobachter Gegenstände, die seinen Sinnen anfangs anstößig sind, unendlich lieb, wenn er die große Zweckmäßigkeit ihrer Organisation daran entdeckt und seine Vernunft an ihrer Betrachtung weidet, und Leibniz brachte ein Insekt, welches er durchs Mikroskop sorgfältig betrachtet hatte, schonend wiederum auf sein Blatt zurück, weil er sich durch seinen Anblick belehrt gefunden und von ihm gleichsam eine Wohltat genossen hatte." (Kritik der praktischen Vernunft, Ausgabe A. Kirchmann, S. 192.) Aber schon gegen die Vivisektion am Körper des Menschen sträubt sich Gefühl und Gewissen, und alle etwa in dieser Richtung hervorgetretenen Versuche sind der unbedingten Verurteilung anheimgefallen.

In solchem Zusammenhange gesehen, bedarf es an sich schon der Ueberwindung eines natürlichen Gefühles, die Kindesseele zum Gegenstand des Experimentes zu machen. Ich wiederhole, der ernste Forscher wird auch hier die Unverletzlichkeit des „Objektes" wahren. Aber Bedenken ernster Art steigen auf, wenn man etwa in Lehrer- und Lehrerinnenseminaren den psychologischen Unterricht durchaus experimentell gestalten wollte. Denn die Gefahr läge nahe, daß dadurch von allem Anfang an die künftigen Lehrer und Erzieher Unheil an dem anrichteten, was ihnen als etwas Heiliges erscheinen sollte, und daß sie selbst in ein falsches Verhältnis zum Kinde gesetzt würden. Die kostbarste Eigenschaft der Kindesseele ist ihre Herzenseinfalt, die sich harmlos und ohne bewußte Ueberlegung hingibt. An den Kindern geht jenes schöne Wort in Erfüllung: Sie sollen haben als hätten sie nicht. Dieser zarte Hauch der kindlichen Unbefangenheit wird leicht zerstört, wenn sich das Kind als Gegenstand anhaltender Versuche und Beobachtungen erkennt, ganz abgesehen davon, daß unter der Hand ungeübter Experimentatoren, wie es Anfänger eben immer sein werden, die Kinder bald merken, „worauf es ankommt", und so „reagieren", wie es der Experimentator will, also das Ergebnis des Versuches fälschen. Aber der angehende Lehrer soll überhaupt nicht zuerst das Kind betrachten lernen als „ein Bündel von psychologischen Funktionen, die der Analyse warten", nicht zunächst als einen Gegenstand der methodischen Beobachtung und Forschung, sondern vor allen Dingen als ein werdendes menschliches Wesen, das auf Teilnahme und hingebende Liebe rechnet; das Gefühl, für das Gedeihen, für das Seelenheil des Kindes mit verantwortlich zu sein, muß Ausgangs- und Endpunkt seiner pädagogischen Bildung sein. Es ist von grundsätzlicher Wichtigkeit, diese pädagogische Grundstimmung von allem Anfang an dem künftigen Lehrer einzupflanzen und im weiteren Verlaufe seiner Ausbildung alles zu vermeiden, was sie gefährden könnte. Der Juvenalische Satz „maxima debetur puero reverentia" muß dem angehenden Lehrer unverlierbar eingeprägt werden; denn nur daraus kann jene liebevolle Hinneigung zur Kinderwelt erwachsen, in der das Geheimnis aller tieferen unterrichtlichen und erziehlichen Erfolge beruht. „Man lernt nur von dem, den man liebt", mit diesem einfachen und doch so tiefen Wort hat Goethe die Grundvoraussetzung aller erfolgreichen pädagogischen Arbeit gekennzeichnet; sie kann durch nichts ersetzt werden, weder durch noch so weit reichende theoretische Kenntnis des Seelenlebens, noch durch irgendwelche Meisterschaft in der Beherrschung experimenteller Technik. „Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde" — das ist ein anderes Bekenntnis desselben großen Kinderfreundes, das Gegenstück zu jenem. Kann es der Lehrer zu dem seinigen machen, so ist ihm Berufsglück und Berufserfolg gesichert.

Die Liebe zur Kinderwelt lernt er aber nicht durch Experimentieren an der Kindesseele, sondern, wenn nur sonst sein Inneres darauf abgestimmt ist, durch lebendigen Umgang mit Kindern. Und in diesem Umgang gewinnt er Einblick in alle Regungen und Strebungen des kindlichen Seelenlebens, er wird ihm zur Fundgrube fruchtbarster kinderpsychologischer Kenntnisse. Wie sich in einem solchen Verhältnis gegenseitiger Teilnahme und Liebe die Kindesseele öffnet, so schaut der Beobachter hinein mit den Augen der Liebe, und was sich ihm in solchen Blicken offenbart, liegt weit ab von aller theoretischen Kälte und Unfruchtbarkeit, sondern ist lebenswarm und triebkräftig.

Allerdings, der Blick muß geschult sein, geschult sein für Wesen und Wert seelischer Erscheinungen. So bleibt eine Einführung in die Lehren der Psychologie unentbehrlich. Es erübrigt sich hier, auf die besondere, rein fachliche Frage näher einzugehen, wie diese Einführung am zweckmäßigsten zu gestalten sei. An dieser Stelle soll nur auf ein Hilfsmittel hingewiesen werden, das in vorzüglichem Maße geeignet ist, sie zu unterstützen; auf ein Buch, das in großer Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit Beispiele von Darstellungen kindlichen Seelenlebens vorführt.

Für pädagogisch gestimmte Leser — und zu ihnen gehören nicht nur berufsmäßige Lehrer, sondern auch alle Eltern — sind Selbstlebensbeschreibungen eine genußreiche Quelle; sie bieten ihnen neben dem literarischen Genuß erzieherische Anregungen mannigfachster Art. Und ist der Erzähler zugleich ein Dichter, so wächst naturgemäß der Reiz. Denn des Dichters Eigenart ist es, das Erlebte und

Digitized by Google

Geschaute in eine höhere Sphäre zu heben und dem Leser in den Einzelerlebnissen das Allgemeingültige und Bedeutungsvolle nahezubringen, nicht durch begriffliche Zergliederung und logische Folgerung, sondern durch unmittelbare Anregung des Gefühls. Darum haben Goethes „Dichtung und Wahrheit" und Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" neben ihrer allgemeinen künstlerisch-literarischen Bedeutung einen so ungemein hohen pädagogisch-psychologischen Wert. Und ferner hat es den Dichter von den ältesten Zeiten her gereizt, die Menschheit in ihrem Keim- und Knospenzustande, die Kindheit, auch außerhalb der eigenen Kindheitserinnerungen zu poetisch-künstlerischer Darstellung zu wählen, diesen Zustand, für dessen Zauber und dessen Lieblichkeit die Bibel den Ausdruck paradiesisch gefunden hat. Dem Dichter ist vergönnt, zu schauen, was in den Anfängen und Tiefen der Natur sich regt, was dort webt und waltet. Und er ist fähig, das in Worte zu fassen, was anderen unaussprechbar bleibt.

Her durch Wände und geschlossene Türen
Schwebt ein Spiel von leisen, weichen Händen,
Oft so zart — ich weiß nicht: ist's des Weltalls
Tönend Schweigen oder ist es Klingen?
Ist es Klingen?

Kann das Geheimnisvoll-Rätselhafte des aufdämmernden Seelenlebens inniger und treffender angedeutet werden?

Man hat zuweilen versucht, dichterischen Darstellungen der Kindheit den psychologischen Wert abzusprechen, man hat in ihnen die Scheidung von Dichtung und Wahrheit vermißt. Wer so urteilt, verkennt sowohl das wahre Wesen des Dichters, wie das wahre Wesen der Kindheit. In dem kindlichen Seelenleben selbst mischt sich eben noch durchaus Dichtung und Wahrheit, darum aber schaut es der echte Dichter weit wahrer als der „wissenschaftliche" Beobachter und Experimentator, ganz ähnlich wie der echte Künstler der Kunst innerlich näher steht als der Kunstwissenschaftler. Freilich nur der echte, der berufene Dichter, der allein der Künder poetischer Wahrheit ist, die uns oft tiefere Geheimnisse enthüllt als die wissenschaftliche Wahrheit. Die wahre Kindheit ist selbst Poesie, Dichtung und Kindheit und Dichtung, Kind und Dichter sind wesensverwandt. Jener Einwand hat also ebensowenig Berechtigung, als wenn man etwa behaupten wollte, Shakespeare habe im „Macbeth" oder Schiller habe im „Wallenstein" Willensvorgänge dargestellt, die der psychologischen Analyse nicht standhielten. Gesetzt, es käme ein Psychologe zu einem solchen Ergebnis, so würde er nicht Schiller und Shakespeare, sondern sich selbst das Urteil sprechen.

Unsere Literatur enthält einen kaum übersehbaren Reichtum von Darstellungen aus dem Seelenleben des Kindes: in Selbstlebensbeschreibungen bedeutender Männer und Frauen, in poetischer Gestaltung der eigenen Kindheit von Dichtern und in freien poetischen Schöpfungen. Aus diesem Reichtum haben Gertrud Bäumer und Lili Dröscher mit feinem Sinn und geschickter Hand eine Auswahl getroffen und allen Erziehern, d. h. allen Lehrern und Eltern damit eine wertvolle und erfreuliche Gabe dargeboten. (Von der Kindesseele. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, Preis 6 M., geb. 7 M.) Nach dem Dargelegten erübrigt es sich, zur Kennzeichnung des Buches weiteres zu sagen. Möge es seinen Zweck erfüllen: „In allen durch Lehramt oder Elternschaft berufenen Erziehern eine gesteigerte Liebe, ein wärmeres, reicheres Interesse für das

Gottfried Traub / Stufen

Von allen guten Schwingen,
zu brechen durch die Zeit,
die mächtigste im Ringen,
das ist ein rechtes Leid.
Eichendorff.

Schüler und Meister proben sich in der Antwort auf die Frage: was heißt Leid? Mitten im Krieg muß man sich manchmal wundern, wie gering der Sinn für die Größe wirklichen Leids entwickelt ist. Da zankten sie sich darum, wer ein Schwerarbeiter sei und darum mehr Recht auf Zusatzkarten besitze. Menschlich ist die Frage nach der Selbsteinschätzung sicher zu begreifen, und jedem mag's gegönnt sein, der „mehr" bekommen kann. Aber wie rasch steht man nicht nur an der Grenze des häßlichen Neids, sondern schon drüben! Kameraden streiten sich über den Anteil an der Volksernährung, während die Kameraden draußen, die kein Geld verdienen und ihr Leben noch dazu in die Schanze schlagen, in Marsch und Schlacht nicht vergleichen können, wieviel die eine Truppe zu essen bekommt und wieviel die andere. Miß dein Glück nicht am anderen! Wir müssen und wollen der Zänkereien Herr werden. Die Obrigkeit muß Durchschnitte ziehen, und jeder Durchschnitt wirkt irgendwo ungerecht. Das muß so sein. Sobald man das klar erkennt, wird man nicht mehr widerstreiten. Nein, hier auf diesem Gebiet kann Leid entstehen. Aber zunächst verschwindet dieses Leid gegenüber anderen Stufen. Reden wir nicht davon.

Leid ist, wo eine Familie einen oder zwei oder mehrere begraben mußte. Familien sind ausgestorben. Ihr Name verlöscht. Begabungen sind vernichtet. Edle sind gefallen. Zukunft verschüttet. Hier weine! Da hat das Leid sein Recht. Wahrhaftig! Die einzelnen Schicksale dieses Weltenkrieges auch nur in einem einzelnen Land sind für den Beobachter unausgleichbar. Und die Toten haben es gut; sie schlafen. Aber mancher, der zitternd und mit Zehntel-Kraft durch Jahrzehnte gehen wird, den nachher das graue Leben des scharfen Wettbewerbs auf die Seite schleudert, empfindet noch lebend das Leid, empfindet es doppelt. Hier weine! Da hat das Leid sein Recht. Und trotz alledem geht mit den Trauernden und mit den Verkürzten das Leben. So unverständlich es klingt, jede aufgehende Sonne grüßt sie doch, und jeder Frühling klopft doch an ihre Tür, und des Lebens Strom reißt nicht nur in der Mitte im vollen Lauf die Wellen mit, sondern treibt auch am Ufer die zurückbleibenden, daß sie sich der Flut anschließen. Auch dieses Leides Stufe ist nicht die höchste. Sie kann überschritten und überwunden werden.

Die höchste wäre da, wo dein Volk unterginge. Untergehen heißt nicht verlöschen, sondern heißt durch ein Jahrhundert Sklave werden. Solche Sklaverei besteht heute nicht in Ketten und aufgebrannten Brandmalen, aber sie ist noch schlimmer, weil sie unausweichlicher wäre. Sie würde uns ein Jahrhundert Frondienst bringen. Die Schulden der Weltvölker dürften wir bezahlen. Die Werkzeuge unserer Arbeit würden sie uns nehmen. Den Raum unseres Volkes würden sie beschränken auf einen Käfig. Wir Aeltere könnten die Schmach noch vielleicht tragen, weil wir weggehen, wenn, wenn unsere Kinder nicht wären! Aber daß geschlechterlang die Not über uns hinge wie bleierner Regentag, das wäre unausstehlich. Das wäre das Leid. Und wir wären dann in unseren Schwingen gebrochen. Denn die Not der Jahrzehnte könnten wir nicht wettmachen. Wer heute solches Volksleid nicht zeichnet, tut manchem leichtsinnigen Toren und oberflächlichen Flaumacher keinen Dienst. Er soll wissen,

Digitized by Google

wohin sein Weg führt. Der Herrgott hätte ein Recht, solches Leid zu senden; denn er schickt dann auch die Heilande, die in solchem Ringen übermächtig groß werden. Wir aber haben kein Recht, mit solchem Leid zu spielen und es uns zuzumuten. Wir gehen unseren tapferen Weg, um uns zu erlösen von solchem Uebel, nachdem wir den Leidenskelch getrunken haben. Wir wollen siegen!

Soziale Bewegung

Gewerkschaften und durchgehende Arbeitszeit. Um eine teilweise Erleichterung der durch die Verkehrsbeschränkung entstehenden Störungen und zugleich eine weitere Lichterersparnis zu erzielen, wird von halbamtlicher Seite die Einführung der durchgehenden Arbeitszeit empfohlen und folgendes zur Begründung angeführt: Jetzt wird, namentlich in der Großstadt, der wesentlichste Teil der 1½- oder 2stündigen Mittagspause durch die Fahrt von und zu der Arbeitsstätte in Anspruch genommen. Ein Ausbau der bereits vielfach vorhandenen Volks- und Kriegsküchen, oder auch nur die Bereitstellung von Aufwärmegelegenheit für das mitgebrachte Essen würde eine Verkürzung der Mittagspause auf ½ oder ¼ Stunden ohne weiteres ermöglichen, zugleich aber auch eine wichtige Entlastung des Straßenbahn- und Vorortverkehrs mit sich bringen. Mit der durchgehenden Arbeitszeit aber wird sich vor allem eine tatsächlich ins Gewicht fallende Ersparnis an Licht und Kraft erreichen lassen. Jetzt stehen Hunderttausende von Betrieben zwei Stunden hindurch in einer Zeit still, in der noch Tageslicht zur Verfügung steht, die Heizung der Räume aber, die Feuerung der Kessel usw. muß fortgesetzt werden. Ein allgemeiner Arbeitsschluß der Bureaus und Werkstätten um 4 Uhr würde auch den schwersten Teil der Schädigungen beseitigen, die jetzt die Ladengeschäfte, Warenhäuser usw. durch den 7 Uhr-Schluß erlitten haben. Durch behördliche Maßnahmen wird sich die Einführung der durchgehenden Arbeitszeit nicht regeln lassen, denn dazu liegen heute die Verhältnisse noch zu verschiedenartig. Wohl aber ließe sich zunächst wenigstens ein sehr wesentlicher Teil des gewerblichen Lebens auf die durchgehende Arbeitszeit zuschneiden, namentlich dann, wenn mit Hilfe der Kommunalbehörden, der Handels- und Handwerkskammer usw. für bestimmte Gewerbezweige Vereinbarungen getroffen werden könnten. — Während die durchgehende Arbeitszeit mit kurzer Mittagspause für Bureaus und Großhandelsbetriebe bei einem 7- bis 8stündigen Arbeitstag sicherlich manche Vorteile hat, werden in Gewerkschaftskreisen schwere Bedenken dagegen laut, die durchgehende Arbeitszeit auf die Arbeiterschaft zu übertragen, falls die jetzt übliche Arbeitszeit von 9 und 10 Stunden, die womöglich noch durch Ueberstunden verlängert ist, beibehalten werden soll. Bei 10- und mehrstündiger Areitszeit sei der Wegfall der Pause bis auf die eine kurze Mittagspause von ½ bis ¾ Stunden völlig unmöglich. Die längere Mittagspause, sowie die kürzeren Frühstücks- und Vesperpausen sind nicht nur zur Einnahme der Mahlzeiten, sondern auch zum Ausruhen der Arbeiter unbedingt notwendig. Durch einen Wegfall der Pausen würde infolge der größeren Ermüdung die Unfallgefahr erhöht. Die Frage könne also sozialpolitisch und gewerkschaftlich nur erörtert werden, wenn in der gegenwärtigen Zeit die Herabsetzung der Arbeitszeit mit der „Umschaltung" verbunden werden kann. Ist das nicht möglich, sollte man lieber die Lösung der Frage verschieben, bis nach beendetem Kriege der jetzige Arbeitermangel behoben sein wird. Dann freilich wird die offiziöse Anregung sehr wertvoll werden können. Die dann ohne weiteres mögliche kürzere Arbeitszeit würde die Gefahren, die eine kürzere Arbeitspause hervorruft, leicht ausgleichen.

Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien. Der Wohnungsausschuß der Vereinigung für Familienwohl im Regierungsbezirk Düsseldorf hat sich eingehend mit der Lage der kinderreichen Familien befaßt und folgende Erklärung abgegeben: „... Die größte Not der kinderreichen Familie ist die Beschaffung und Erhaltung einer menschenwürdigen Wohnung. Für sie wird die Sorge um die Wohnung mit jedem Kinde vermehrt. Die beste Lösung der Wohnungsfrage für die kinderreiche Familie ist das Einfamilienhaus auf dem Lande, mit einem für die Erzeugung der pflanzlichen Lebensmittel und für die Kleintierzucht ausreichenden Stück Land. Die Nachforschung der Vereinigung für Familienwohl hat ergeben, daß für die ländliche Familie, die in einem eigenen oder [illegible] sitzt, die Kinder [illegible] — etwa von sieben Jahren ab — eine bedeutend geringere Belastung und eine Hilfe sind, während sie für den Arbeiter in der Stadt in der Regel bis über das schulpflichtige Alter hinaus eine wirtschaftliche Last bedeuten. Ebenso ist festgestellt, daß die kinderreiche Familie viel lieber außerhalb der Stadt wohnt, als andere Familien. Zur Beschaffung von Wohnungs- und Siedlungsgelegenheiten sind geeignete Organisationen einzurichten (Fürsorgestellen oder Fürsorgevereine für kinderreiche Familien, Bau- und Siedlungsgesellschaften und ähnliches). Ganz besonders wichtig scheint die Gründung von Genossenschaften, die durch ein besonderes Wohnungsgesetz für kinderreiche Familien mit besonderen Vorrechten auszustatten wären. Insbesondere müßte der Gemeinde zum Zwecke der Bodenbeschaffung für diese Genossenschaften das Enteignungsrecht gegeben werden. Träger dieser Genossenschaften müßten vorwiegend die kinderreichen Familien selbst sein. Gleicherweise sind die Bestrebungen der Gemeinden, gemeinnützigen Bauvereine und Arbeitgeber, kinderreiche Familien mit Wohnungen zu versehen, zu unterstützen. Privaten Wohnungsunternehmern, die Häuser für kinderreiche Familien errichten oder bereitstellen ist weitgehende Unterstützung zu gewähren, solange und soweit sie die dem Zwecke der Unterstützung entsprechenden Bedingungen erfüllen." Die Vereinigung hat diese Beschlüsse den Behörden in Reich und Staat zur Kenntnis gebracht und dafür viel Zustimmung erhalten.

Büchertisch

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre, ein Novellenkranz, nach dem ursprünglichen Plan herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Wolff. Buchausstattung von Prof. E. R. Weiß. Geh. 4,50 M., in Pappband 5,50 M., in Halbleder 7 M. Verlag der literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1916. 323 S.

Prof. Wolff hat den Goethefreunden und Forschern eine ganz reizende Gabe gebracht: Sein durch eine vorzügliche Einleitung gerechtfertigter Versuch, den ursprünglichen Plan der Wanderjahre, der lediglich auf einen künstlerischen Novellenkranz ging, wiederherzustellen, scheint uns sehr gelungen. Das auch hübsch gedruckte Bändchen wird jede Goethe-Bibliothek bereichern. Sch.

Briefkasten

An die Leser: Der auf dem Umschlag angekündigte Beitrag von Helene Vogt-Diederichs ist in letzter Stunde zurückgestellt worden, weil wir unsere Absicht, die Rede des Abgeordneten Dr. Pachnicke um ihrer grundsätzlichen Bedeutung willen im Wortlaut des amtlichen Stenogramms zu bringen, sonst nicht hätten durchführen können.

Die Schriftleitung.

Zwei Feldleser bitten um etwas neugriechische Literatur (Volks- und Schriftsprache), sowie um ein spanisches Wörterbuch und ein Lehrbuch der spanischen Sprache.

Wegen der Verkehrsstauungen auf dem Post- und Frachtwege wird das verspätete Eintreffen der „Hilfe" in der nächsten Zeit nicht zu vermeiden sein. Wir bitten die Leser um Geduld; unsererseits geschieht alles, um Verzögerungen zu vermeiden.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung von Feld-„Hilfen": 60 Pf.: Oberamtsr. Pf. in T., 1 M.: Pfarrer T. in B., je 2 M.: Unterarzt E. im Felde, Gefr. D. in A, Vfw. K. in M., 3 M.: San. Ufr. E. im Felde, 5 M.: Frl. G. R. in Zw., 17,40 M.: H. E. in Fr. 20 M.: Oberlt. K. in D.

Geldspende für Feldbücher: 5 M.: Frau Pfarrer L., Schöneberg.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

8. Februar 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 6

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Die Schicksalsstunde. — **Dr. Karl von Mangoldt:** Der preußische Wohnungsgesetzentwurf. — **A. Lauterberg:** „Deutsche Umtriebe" in Rußland. — **Helene Voigt-Diederichs:** Die Uhr. — **Miles:** Ueber die Erhaltung des Alten. — **Gottfried Traub:** Die Entscheidung. — **Leml Ritter:** Kein Hüsung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal. — Briefkasten.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 28. Januar.

Da Naumann für einige Wochen außerhalb der Reichsgrenzen weilt, wird die Chronik inzwischen wieder einmal von Heile fortgeführt.

An allen Fronten geht es zurzeit verhältnismäßig ruhig her. Es ist aber nur wie die Ruhe vor dem Sturm. Man fühlt, wie die Feldherren beider Parteien ihre Heeresmacht in gespannter Wachsamkeit halten, um plötzlichen Vorstößen der Gegner sicher gewachsen zu sein, wann und wo auch immer es sei. Namentlich auf der Westfront, von Ypern bis an die schweizerische Grenze, sieht es so aus, als ob täglich bald hier, bald da von beiden Seiten tastend und auch kräftig zufassend gefühlt werde, wo etwa die geeignete Stelle zu größerem Unternehmen oder wo ein Ansturm der Gegner zu befürchten sei. So haben sich die Engländer südwestlich von Le Transloy, nördlich der Somme, in einem kleinen Teil unserer vordersten Linie einzunisten vermocht, während die Franzosen sich vergeblich bemüht haben, unseren Erfolg auf Höhe 304 bei Verdun durch immer neue Angriffe wieder rückgängig zu machen. Ebenso nutzlos sind russische Versuche geblieben, durch Einsatz großer Truppenmassen und unter Auslassung gewaltiger Gaswolken an der Aa bei Riga das Verlorene wiederzugewinnen.

Unsere Unterseeboote vollbringen immer neue Taten, die von der Kühnheit und Geschicklichkeit unserer Seeleute ebenso rühmendes Zeugnis ablegen, wie von der Leistungsfähigkeit der deutschen Schiffbaukunst. Ein einziges unserer Tauchboote hat im Mittelmeer zwischen dem 9. und 25. Januar zwei große bewaffnete feindliche Frachtdampfer versenkt und außerdem noch einen vollbesetzten Truppentransportdampfer, obwohl dieser von Torpedobooten begleitet wurde.

Die Kohlennot, deren Ursache der Schiffsraummangel ist, weckt in Italien und neuerdings besonders auch in Frankreich immer stärkere Besorgnis. England, das die nötige Vergrößerung und ständige Ergänzung seines Heeres längst nicht mehr durchführen kann, ohne den Mangel an Männern in Bergwerken, Fabriken, Eisenbahnwesen und Landwirtschaft immer empfindlicher zu spüren, scheint sich deshalb zur Einrichtung des nationalen Hilfsdienstes nach deutschem Vorbild entschließen zu wollen, oder vielmehr zu müssen, wenn anders es die Bundesgenossen auch nur annähernd ausreichend mit dem Notwendigsten, namentlich an Kohle, versorgen will.

In der Pariser Kammer ist es Briand noch einmal gelungen, die wachsende Auflehnung gegen seine Politik zu beschwichtigen. Er hat sogar ein Vertrauensvotum erhalten; aber das Anschwellen der entschlossen gegnerischen Stimmen wird ihm doch wohl zu denken geben. Zwar war immer noch die große Mehrheit von 313 gegen 135 Stimmen auf seiner Seite; aber die Bedeutung dieses Mehrheitsverhältnisses erfährt doch eine eigenartige Beleuchtung durch ausdrückliche Erklärungen hervorragender Mitglieder der Mehrheit, daß sie ihr „Vertrauen nur um des Ansehens Frankreichs willen aussprechen und aus Rücksicht auf die Zusammengehörigkeit der Entente".

Montag, 29. Januar.

Auch heute wieder an den altbekannten Brennpunkten englische, französische und auch deutsche Vorstöße. Die Engländer sind überall, besonders verlustreich bei Armentières durch bayerische Truppen, ohne jeden Erfolg für sie zurückgeschlagen worden. Die Franzosen haben sich noch nicht bei dem Verlust der Gräben auf Höhe 304 beruhigt. Mit immer neu einsetzendem furchtbaren Trommelfeuer haben sie viermal die Stellungen sturmreif zu machen gesucht, und ebensooft haben sie mit sehr hohem Einsatz von Menschen gestürmt; es ist ihnen aber nicht gelungen, den tapferen Westfalen und Badenern auch nur einen Fußbreit wieder abzunehmen. — In den Vogesen sind von unserer Seite kleine glückliche Vorstöße unternommen worden. Man hört dabei wieder einmal etwas vom einst so heiß umstrittenen Hartmannsweilerkopf, auf dessen Höhe württembergische Landwehrtruppen mit glücklichem Ausgang französische Gräben säuberten und mit vielen Gefangenen und einem Maschinengewehr als Beute in ihre Gräben heimkehrten.

An der irischen Küste ist der 15 000 Tonnen große englische Hilfskreuzer „Laurentic" durch ein deutsches Tauchboot versenkt worden. Drei andere Tauchboote haben in kurzer Frist auf einer Reise 11, 8 und 13 feindliche Fahrzeuge in den Grund gebohrt.

Dienstag, 30. Januar.

Nachdem unsere Gegner eben erst in Rom den Versuch gemacht haben, durch eine Konferenz der führenden Staatsmänner und Generale die Geschlossenheit ihrer Kriegsmaßnahmen zu fördern, ist jetzt schon wieder eine neue Konferenz nach Petersburg einberufen worden. Wenn man den Zeitungsstimmen glauben dürfte, so versprechen sich unsere Feinde von dieser Konferenz den endlichen Erfolg. Es klingt aber auch aus allem die Besorgnis von den wachsenden inneren Schwierigkeiten Rußlands heraus, die in dem fortgesetzten Ministerwechsel ihren weithin sichtbaren Ausdruck finden.

An allen Fronten ein verhältnismäßig ruhiger Tag! Im Artois mehrfach Erkundungsgefechte, zwischen Ancre und Somme zeitweilig starker Artilleriekampf. Die Franzosen haben wieder vergeblich die Höhe 304 berannt.

Eines unserer Tauchboote hat einen englischen Zerstörer vernichtet.

In den Vereinigten Staaten findet die Botschaft Wilsons neben begeisterter Anerkennung auch manchen Widerspruch. Die demokratische Partei scheint ganz hinter ihm zu

Digitized by Google

stehen. Von führenden Republikanern haben u. a. der ehemalige Präsident Taft und der frühere Staatssekretär Root ihm volle Sympathie zum Ausdruck gebracht. Andere, zu deren Wortführer sich der Senator Borah gemacht hat, sehen in Wilsons Botschaft eine Einmischung in die Streitigkeiten Europas und damit ein Abweichen von der Politik Washingtons und der Monroe-Doktrin. Amerika dürfe sich nicht in die Gefahr bringen, „sein Geld, seine Schiffe und seine Soldaten auf den Ruf irgendeines Tribunals oder Bundes zur Verfügung stellen zu müssen".

Mittwoch, 31. Januar.

Die deutsche Regierung hat der amerikanischen und der spanischen Botschaft zur Uebermittelung an die britische und französische Regierung eine Denkschrift über den Mißbrauch feindlicher Lazarettschiffe gegeben. Es ist wiederholt festgestellt worden, daß die Feinde solche Schiffe nicht nur zur Hilfeleistung für Verwundete, Kranke und Schiffbrüchige, sondern zu militärischen Zwecken, insbesondere zu Truppen- und Munitionstransporten benutzt haben. Hierzu kommt, daß die Engländer offenbar absichtlich nicht bestimmte Schiffe ein für allemal zu Lazarettschiffen gemacht haben, sondern auffallend häufig wechseln, die Schiffe bald auf die Liste setzen, bald wieder streichen, so daß Unklarheit über den Charakter der Schiffe entstehen muß. Diesen Mißbrauch des Roten Kreuzes kann und will sich die deutsche Regierung nicht mehr gefallen lassen. Sie erklärt daher, daß sie fortan kein feindliches Lazarettschiff zwischen den Linien Flamborough Head und Terschelling einerseits und Quessant und Landsend andererseits dulden wird. Der Weg vom westlichen und südlichen Frankreich nach dem Westen Englands bleibt frei, so daß der Transport verwundeter Engländer uneingeschränkt weitererfolgen kann. — Man muß natürlich wieder mit heuchlerischem Gerede über deutsche Barbarei rechnen; wir dürfen aber ein gutes Gewissen haben. Wir handeln nicht nur in Notwehr und mit gutem Recht, sondern gegenüber solcher Gemeinheit des Mißbrauches menschlich edler Einrichtungen wird Härte und Rücksichtslosigkeit geradezu zur sittlichen Pflicht.

Präsident Wilson hat auf seine Botschaft ein Echo gefunden, an das er vielleicht doch nicht gedacht hat. Namhafte persische Parlamentarier, die Führer der ägyptischen Nationalpartei, führende indische Persönlichkeiten und schließlich der provisorische polnische Staatsrat haben, jeder von sich aus, telegraphische Kundgebungen an Wilson gesandt, in denen sie ihre freudige Zustimmung zu den idealen Forderungen seiner Botschaft zum Ausdruck bringen und insbesondere die Forderung der freien Selbstbestimmung der Nationen auch für sich und ihr Volk in Anspruch nehmen. Die Irländer und die vielen Fremdvölker Rußlands haben oft genug bekundet, wie dankbar sie wären, wenn sie Amerikas Hilfe für ihre Befreiung vom Joch ihrer englischen und russischen Zwingherren finden würden. Die Nationen unter dem habsburgischen Zepter dagegen, die in voller Freiheit und Gleichberechtigung nebeneinander und miteinander im Donau-Doppelstaate leben, wünschen nichts weniger als Loslösung von Habsburg, die für sie alles andere eher als Befreiung bedeuten würde. Die österreichischen Italiener und die ungarischen Rumänen haben das im Hinblick auf die Botschaft Wilsons einmal wieder ausdrücklich festgestellt. Vielleicht verwünscht man noch einmal im Ententelager die schöne Phrase von der Freiheit der Nationen, deren Spitze sich gegen uns und namentlich Oesterreich-Ungarn kehren sollte: Die Geister, die man rief, die wird man nun vielleicht nimmer wieder los.

Eines unserer Tauchboote hat in einer Woche einen Zerstörer und 17 feindliche Handelsschiffe versenkt. Im ganzen haben unsere Tauchboote vom Kriegsbeginn bis zum Schluß des Jahres 1916, einschließlich der durch andere Kriegsmaßnahmen zugefügten Verluste, über 4 Millionen Tonnen feindlichen und über eine halbe Million Tonnen neutralen Handelsschiffsraums vernichtet. Allein im Dezember sind unseren Feinden 152 Handelsfahrzeuge von rund 330 000 Tonnen durch deutsche Tauchboote usw. zerstört worden; dazu kommen 65 neutrale Handelsfahrzeuge mit 86 500 Tonnen. Der „Manchester Guardian", [illegible] Zeitungen unter Asquith und Grey vielleicht das führende liberale Blatt, schreibt zu einer Zusammenstellung der seitherigen Handelsschiffsverluste: „Wenn England in jedem der nächsten zwölf Monate ebenso viele Schiffe verlieren würde wie im Dezember, so würde es nach einem Jahr die Hälfte der Handelsflotte, die im Außenhandel tätig ist, verloren haben."

Am Ostufer der Aa bei Riga haben unsere Truppen russische Waldstellungen gestürmt und dabei an 1000 Gefangene gemacht.

Der heutige Tag hat ein Ereignis von allergrößter Tragweite gebracht. Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg hat im Hauptausschuß des Reichstages Mitteilung davon gemacht, daß die deutsche Regierung sich entschlossen habe, jetzt unverzüglich den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu beginnen. Das Meer rings um England und Frankreich und der größte Teil des Mittelmeeres sei als Sperrgebiet erklärt worden. In seiner Rede wies der Reichskanzler darauf hin, daß die Schuldfrage für die Fortsetzung des Krieges durch die Ablehnung des deutschen Friedensangebotes vor aller Welt klar entschieden sei. Ueber die Bedingungen des Feindes können wir nicht diskutieren. Dagegen begegnen sich viele der Grundsätze, die vom Präsidenten Wilson in seiner Botschaft an den Senat aufgestellt worden sind, mit unseren Zielen: Freiheit der Meere, Beseitigung des Systems der balance of power, Gleichberechtigung der Nationen, offene Tür! Der Reichskanzler legte besonderes Gewicht auf die Feststellung, daß er nie grundsätzlicher Gegner des uneingeschränkten U-Boot-Krieges gewesen sei, sondern nur auf Grund der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Gesamtlage den rechten Zeitpunkt abgewartet habe. Er erinnerte an eine frühere Aeußerung: „Sobald ich in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung zu der Ueberzeugung komme, daß uns der rücksichtslose U-Boot-Krieg dem siegreichen Frieden nähert, dann wird der U-Boot-Krieg gemacht werden." Dieser Zeitpunkt sei jetzt gekommen, weil 1. die Zahl unserer U-Boote sehr wesentlich vermehrt sei, 2. die schlechte Weltgetreideernte England, Frankreich und Italien schon jetzt vor ernste Schwierigkeiten stelle, so daß wir hoffen könnten, diese Schwierigkeit zur Unerträglichkeit zu steigern. Hinzu komme 3. die Kohlennot, die für Frankreich und Italien bereits kritisch sei, 4. die Abhängigkeit Englands von der Zufuhr von Erzen für Munitionsfabrikation und von Holz für den Kohlenbergbau, und 5. die Zunahme der feindlichen Frachtraumnot. Anderseits seien die Gefahren, die uns aus dem U-Boot-Krieg erwachsen, seit den früheren Auseinandersetzungen über das Für und Wider wesentlich gesunken. Zudem lasse nach den Erklärungen Hindenburgs unsere militärische Gesamtlage es zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Boot-Krieg nach sich ziehen könnte. — Allen neutralen Ländern ist für den Verkehr untereinander eine freie Bahn gelassen. Amerika und auch anderen Neutralen wird für den Personenverkehr nach und von England für bestimmte Tage und Routen unter Beobachtung ganz genauer Vorschriften ein Weg offen gelassen.

So sind also die Würfel gefallen. Das deutsche Volk steht geschlossen hinter der Entscheidung der Regierung. Die Stunde ist gut gewählt. Was unsere Tauchbootwaffe leistet, ist in jüngster Zeit deutlich genug in die Erscheinung getreten. Die Neutralen müssen einsehen, daß nach der Ablehnung des deutschen Friedensangebots für das deutsche Volk der Augenblick gekommen ist, wo es, um Sein oder Nichtsein kämpfend, von den Neutralen verlangen muß, daß sie nicht bloß Rücksicht für die eigenen Interessen erwarten, sondern auch die Lebensnotwendigkeiten der Kriegführenden berücksichtigen und lebendiges Recht höher schätzen als papierene Scheingerechtigkeit. Es geht aus den Darlegungen des Kanzlers hervor, daß man in solche Einsicht der neutralen Regierungen einiges Vertrauen setzen kann. So mag denn das Schicksal seinen Gang gehen; wir hoffen und glauben mit Gewißheit: den Gang zum sieghaften Ende.

An die Regierung der Vereinigten Staaten, die von der Botschaft Wilsons offiziell Mitteilung gemacht haben, ist eine Note gesandt worden, in der außer den oben mitgeteilten Gedanken der Rede des Reichskanzlers und der Ankündigung des

Digitized by Google

U-Boot-Krieges noch besonders Bezug auf Belgien genommen wird, dessen Einverleibung niemals in der deutschen Absicht gelegen habe. Deutschland wolle „lediglich Vorsorge dafür treffen, daß dieses Land, mit dem die Kaiserliche Regierung in guten nachbarlichen Verhältnissen zu leben wünsche, von den Gegnern nicht zur Förderung feindlicher Anschläge ausgenutzt werden könne". — Auch den übrigen neutralen Staaten ist eine Note zur Ankündigung und Begründung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges gesandt worden.

Donnerstag, 1. Februar.

Die ersten Folgen des U-Boot-Krieges haben sich schon gezeigt. Die holländische Regierung hat allen einheimischen Fahrzeugen das Auslaufen verboten und die fremden vorm Verlassen der Häfen gewarnt. Die deutsche und die österreichisch-ungarische Presse steht einmütig hinter dem Entschluß der verbündeten Regierungen.

Freitag, 2. Februar.

In Holland nimmt man den deutschen Entschluß mit ziemlicher Ruhe hin. Presse und führende Schiffsreeder scheinen Verständnis dafür zu haben, daß Deutschland jetzt nicht mehr anders handeln konnte. Der schweizerische Bundesrat hat in einer Sitzung festgestellt, daß durch die deutsche Ankündigung der Seesperre für die Schweiz kein Grund zur Beunruhigung entstanden sei. In Dänemark und ebenso in Norwegen ist man dem holländischen Beispiel gefolgt, indem — wenigstens einstweilen — alle Schiffe zurückgehalten worden sind. Aus der dänischen und, wie zu erwarten, besonders aus der schwedischen Presse klingt viel Verständnis für den folgenschweren deutschen Schritt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 29. Januar.

Wir sind in Berlin zur ersten Sitzung des „Nationalen Ausschusses für Frauenarbeit im Kriege", der beim Kriegsamt begründet wird. Er besteht aus den großen Frauen- und Fürsorgeverbänden, deren Mitarbeit bei der stärkeren Mobilisierung der Frauenkräfte für die Kriegswirtschaft notwendig wird — vor allem, um solche Fürsorgemaßnahmen in die Wege zu leiten, die den Frauen gestatten, Arbeit anzunehmen und ohne Schädigung ihrer Gesundheit oder ihrer Familienpflichten durchzuführen.

Beim Kriegsamt sind für diese Zwecke zwei Instanzen geschaffen: das Referat „Frauen" und die „Frauenarbeitszentrale", von denen die erste die Gewinnung von Kräften (Arbeitsnachweis usw.), die zweite die Vermittlung der Fürsorge zur Aufgabe hat. Bei den Kriegsamtstellen liegen diese beiden Aufgaben in der Hand einer Referentin. In der Aussprache wird einem die Fülle und Schwierigkeit dessen deutlich, was bei der Verschiedenheit der Verhältnisse in landwirtschaftlichen und industriellen Gebieten diesen Stellen und den mit ihnen arbeitenden Verbänden obliegt.

Dabei geht es einem flüchtig durch den Kopf, wie gelassen von allen Beteiligten schon diese großen neuen Organisationsaufgaben angesehen und in Angriff genommen werden — gegenüber der Erregung, mit der anfangs dies alles aufgenommen wurde. Das Außergewöhnlichste ist Erwartung und Gewohnheit geworden.

Zugleich scheint es, als fehlte noch das befreiende Wort in den breiteren Kreisen, das alle vorhandene Bereitschaft unter der schwer gewordenen Decke des Alltagsbewußtseins löste und richtig zusammenfaßte.

Dieser Winter wird uns mit seinen Bildern in der Seele bleiben. Es war lange kein so richtiger Winter, und die Lücken in Wagenverkehr und Straßenreinigung lassen ihm seinen Charakter auch in den belebtesten Großstadtstraßen. Man geht im leise fallenden Schnee durch die Leipziger Straße, und durch die Gegenwart hindurch steigt flüchtig die Erinnerung an zahllose Wege, die man hier gemacht hat mitten in der allgemeinen ahnungslosen Geschäftigkeit des Friedenslebens. Wird man je diese ungetrübte Sicherheit wiedergewinnen?

Dienstag, 30. Januar.

Die Züge sind weniger überfüllt als sonst. Ob die Mahnung des Kriegsamtes oder die gestiegene Unbequemlichkeit des Reisens die Leute zu Hause hält?

Die Hindenburgspende der Landwirte hat bisher 12 Millionen Kilogramm Schmalz, Speck und Fleischwaren für die Rüstungsarbeiter erbracht.

Die sozialdemokratische Mehrheit hat im Liebknechtschen Wahlkreis einen Gegenkandidaten gegen Mehring aufgestellt.

Aus den Verhandlungen über den Kultusetat im preußischen Abgeordnetenhaus: Es sind bis jetzt fast 11 000 Volksschullehrer gefallen! Bei einer solchen einzelnen Zahl, die zugleich ein bestimmtes vorstellbares Stück nationaler Leistung ausdrückt, werden einem die Opfer, die gebracht worden sind, deutlicher als sonst. Und die Tatsache, daß alle Völker Europas schon lange über den Wert des nur irgend denkbaren Gewinns hinaus ihr Dasein selbst einsetzen! Akademischen Kriegsteilnehmern sollen Erleichterungen für Dienstaltersanrechnung und Studienzeit gewährt werden. Medizinern und Schülern technischer Hochschulen wird bis zu einem Semester Studienzeit angerechnet. Den Juristen und Philologen wird der Kriegsdienst bis zu einem Jahr auf die praktische Ausbildungszeit angerechnet. Allgemein wird der gesamte Kriegsdienst auf das Dienstalter angerechnet.

Zur Ersparung von Licht und Heizung hört heute die Schaufensterbeleuchtung auf. Alle Schankwirtschaften, Vergnügungslokale usw. dürfen nur halbe Beleuchtung haben.

Mittwoch, 31. Januar.

Eine Kriegsfrucht ist eine offizielle Denkschrift über die Förderung der Auslandsstudien mit folgendem Programm: wissenschaftliche Auslandsstudien, praktische Schulung von Beamten oder Privaten, die ins Ausland wollen, Weckung des außenpolitischen Interesses.

Heute tritt der Reichshaushaltausschuß zusammen; die Zeitungen deuten an, daß der Reichskanzler neue wichtige Entschlüsse mitteilen werde. In allen pocht die Erwartung.

Der Präsident des Kriegsernährungsamtes hat in verschiedenen Verbänden über den Stand der Ernährung gesprochen und rückhaltlos die Tatsache dargelegt, daß wir schlechter stehen als im Vorjahr, weil bei Heranziehung des Vorschusses der Körnerernte zur Deckung des Ausfalls an Kartoffeln uns immer noch etwa 2 Millionen Tonnen Getreide fehlen. Deshalb ist genaueste Verteilung und denkbar beste Ausnutzung notwendig. Jetzt müssen statt Kartoffeln möglichst Steckrüben gegessen werden, die sich nur bis zum März halten, damit nachher noch Kartoffeln da sind.

Donnerstag, 1. Februar.

Dienstfahrt nach Schwerin. An dem strahlend sonnigen Tag flimmern die Schneedecken der weiten Felder so, daß davon das Gezweig der vereinzelten Bäume zittert wie ein Lufthauch eines Feuers. Die Spannung der letzten Tage löst sich: verschärfter U-Boot-Krieg. Ich habe gewiß ein Dutzend Leute gehört, die in Bahn und Halle und Wartesaal sich auf diese Zeitungsnachricht anredeten — keinen, der nicht ein „Gott sei Dank" oder etwas Aehnliches hinzufügte, trotz aller möglichen Folgen für uns.

Bei drei Stunden Aufenthalt in der mittäglichen Stille eines kleinen Bahnhofs hat man Zeit, in Gedanken vorwegzunehmen, was nun kommt: Geschrei, — „ich kenne die Weise, ich kenne den Text — vielleicht Schlimmeres. Jedenfalls bei uns einmütige Entschlossenheit, zu verantworten und zu ertragen.

In diesem gesegneten Lande gibt es erst von morgen ab eine Kartoffelkarte.

Freitag, 2. Februar.

Das Gewimmel der Schulkinder auf dem See, den die Häuser in schönem Bogen umringen, ist wieder so ein Winterbild, das durch alle Gedanken, mit denen man es heute betrachtet, seine besondere Schönheit, Tröstlichkeit und Frische bekommt.

Digitized by Google

Von den 15 000 Lehrern der höheren Schulen in Preußen stehen 8000 im Felde. Gefallen sind etwa 1200. Es arbeiten jetzt aushilfsweise 484 Frauen an höheren Knabenschulen.

Sonnabend, 3. Februar.

Es folgt ein klarer, klirrender Frosttag dem anderen. Sonst konnte man — mit dem jungen Goethe! — „in der streichenden Februarluft den Frühling spüren"; jetzt ist unerbittlicher Winter, trotz aller stillen Wünsche nach der alles erleichternden Wärme.

Eine sozial sehr bedeutsame und lehrreiche Statistik über die Ernährung ist in Breslau gemacht an 151 Familien mit einem Einkommen von 54—350 M. monatlich. In 106 von diesen Familien waren die Väter zu Hause, die übrigen sind als Krieger- oder Witwenfamilien vaterlos. Von den ersten konnten 45 ihre Karten für Lebensmittel voll ausnutzen, 41 die Eierkarten, 15 die Fleisch- und 11 die Karten auf andere Nahrungsmittel nicht oder nur teilweise. Von den vaterlosen Familien konnte nur eine alle Karten ausnutzen. Diese Ergebnisse sprechen vor allem für noch weitere Ausbreitung — und Ausnutzung! — der Massenspeisung. Es wird nur auf dem Wege eine rationelle Ernährung auch der untersten Schicht möglich sein.

Wilhelm Heile / Die Schicksalsstunde

Es ist wie in den ersten Tagen des Krieges. Wir sind wieder ganz ein Volk und ein Wille. Kein Mann von Belang, der jetzt nicht hinter dem großen, schicksalsschweren Entschluß stände, den die verantwortlichen Träger der politischen und militärischen Macht im Einvernehmen mit unseren Bundesgenossen gefaßt und der aufhorchenden Welt verkündet haben. Wie der Krieg begann, als ein uns aufgedrungener Kampf zur Verteidigung unseres Daseins gegen planmäßig vorbereiteten Ueberfall, so ist auch der Eintritt in den neuen und hoffentlich letzten Abschnitt des großen Krieges durch den erklärten Vernichtungswillen unserer Feinde erzwungen worden. Und wenn es die Folge der Entscheidung für die neue See- und Unterseekriegführung sein sollte, daß der europäische Brand zum Weltbrand wird, so muß jetzt die ganze nicht voreingenommene Menschheit wissen, so weiß sie, wenn sie nur wissen will, daß es England und seine Verbündeten sind und nur sie, die für die völlige Entfesselung der Feuersbrunst die Verantwortung zu tragen haben.

Der Streit der Meinungen, der mitten im alle Kräfte beanspruchenden Kriege die Köpfe so oft erhitzt und die Einheitlichkeit des deutschen Kriegswillens so schwer gefährdet hat, er ist zu Ende. Nutzlos und sinnlos wäre es, jetzt noch sich darüber zu ereifern, wer recht gehabt. Mögen diese oder jene Liebhaber kriegerisch kräftiger Sprache am friedlich grünen Tisch sich jetzt in die Brust werfen: sie hätten es ja immer gesagt, daß der rücksichtslose Unterseekrieg der einzige und sichere Weg zum schnellen Siege über England sei! Wir beneiden sie jetzt so wenig wie früher um die Kühnheit ihrer — Selbsteinschätzung. Zum triumphierenden Frohlocken ist wahrhaftig kein Anlaß gegeben. Weder zum Jubeln noch zum Verzagen gibt es einen Grund, der ernsthafter Ueberlegung standhalten könnte. Die Stunde ist nicht dazu angetan, den verantwortlichen Männern mit Lob oder Tadel das Gefühl ihrer Verantwortung leichter oder schwerer zu machen.

Wenn der Kanzler in der Rede, in der er den Reichstagsabgeordneten den Entschluß der verbündeten Regierungen verkündete, nicht in Ruhmredigkeit verfiel, sondern bei aller Festigkeit des Entschlusses daran erinnerte, daß „niemand vor dem Ernst des Schrittes, den wir tun, die Augen verschließen könne", so hat er damit so gesprochen, wie es dem entschlossenen und opferfreudigen Sinn der Mehrheit des Volkes entspricht. Jedermann in Deutschland weiß, daß der Kanzler und die leitenden Männer an der Spitze von Heer und Flotte vor ihrer Entscheidung alle Möglichkeiten für und wider gründlich und sorglich geprüft haben. Wir sind, ebenso wie das der Kanzler auch von sich sagt, nie grundsätzliche Gegner des U-Boot-Krieges gewesen; aber wir haben die Auffassung vertreten, und wir vertreten sie auch jetzt, daß allein die Männer, die volle Kenntnis aller diplomatischen, wirtschaftlichen und militärischen Tatsachen besitzen, die Möglichkeit haben, über die Aussichten und über den rechten Augenblick so folgenschwerer Entschlüsse verantwortlich zu urteilen. Wenn nun derselbe Kanzler, dem so oft allzu große Ueberlegsamkeit vorgeworfen worden ist, jetzt den rechten Zeitpunkt für gekommen erachtet; wenn für die oberste Heeresleitung Hindenburg mit dem ganzen Gewicht seines Namens die „militärische Gesamtlage" für so gut erklärt, daß sie es „zulasse, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Boot-Krieg nach sich ziehen könnte"; wenn Admiralstab und Hochseeflotte die Ueberzeugung kundgeben, daß „England durch die Waffe zum Frieden gebracht werden wird", — dann darf das ganze Volk durchdrungen sein von der Gewißheit, daß der folgenschwere Entschluß kein Schritt der Nervosität ist, daß er weder durch inneres Drängen erzwungen, noch im Zweifel an dem glücklichen Ausgang unserer anderen Kriegsmaßnahmen ersonnen, sondern lediglich getragen ist von dem festen und wohlbegründeten Glauben an den Erfolg.

Was ist es, was den rücksichtslosen Unterseekrieg jetzt auch uns als geboten erscheinen läßt, die wir die schwerwiegenden Bedenken der Reichsregierung bei den bisherigen Auseinandersetzungen für oder wider diese Art der Kriegführung geteilt haben? Niemand, weder uns noch dem Reichskanzler, noch irgendeinem, der ihm oder seiner Politik zustimmt, ist es jemals eingefallen, aus Rücksicht auf England und seine Verbündeten, oder auf die Neutralen, oder auf eine blasse Rechtstheorie auf ein Kampfmittel zu verzichten, das unsere Verteidigung oder gar unseren Sieg zu fördern geeignet sein könnte. Die Gründe, die unsere Haltung bestimmten, lagen lediglich in der Abwägung dessen, was an günstigen oder ungünstigen Folgen eintreten würde. Wir wollten nur nichts tun, was uns, wie die Verhältnisse damals lagen, mehr schaden als nutzen könnte. Die Fragen, deren Beantwortung mit Ja oder Nein die Entscheidung für oder wider den nun beschlossenen Unterseekrieg bedeutete, lagen schon immer für jeden einsichtigen Menschen klar zutage:

1. Welchen Teil der Lebensmittel-, Erz-, Munitions- und Waffenzufuhr Englands, welchen Teil der Truppen-, Munitions-, Proviant-, Kohlentransporte usw. zwischen und nach den feindlichen Ländern und zwischen ihren verschiedenen Kriegsschauplätzen werden wir verhindern können? Also: Welchen Einfluß auf Kriegführung und Lebenshaltung der Feinde und damit welchen Vorteil für uns wird der U-Boot-Krieg im günstigsten Falle haben? Und zwar unter Berücksichtigung der schlechten Weltgetreideernte, des Schiffsraummangels der Feinde und der Kohlennot der Italiener und Franzosen?

2. Welche nachteiligen Folgen können eintreten? Etwa wenn die Neutralen in ihrer Gesamtheit oder der eine oder andere neutrale Staat sich zu stärkerer moralischer und wirt-

Digitized by Google

schaftlicher Unterstützung der Gegner oder gar zu kriegerischem Anschluß an sie fortreißen ließe?

Je günstiger die erste Frage in all ihren Verzweigungen beantwortet werden kann, desto leichter können wir unangenehme Folgen in Kauf nehmen. Aber selbst bei noch so günstiger Einschätzung dessen, was erreicht werden kann, wäre es doch unverantwortlich, die Möglichkeit nachteiliger Folgen leicht zu nehmen oder gar ohne dringende Not noch von sich aus zu vermehren.

So sehr wir Deutschen geneigt sind, Fragen des Rechts und der Billigkeit schwerer wiegen zu lassen als unseren eigenen Vorteil: wo es um Sein oder Nichtsein geht, da gilt unter allen Umständen das viel angefochtene Wort, das einst der Kanzler sprach, „Not kennt kein Gebot". Es gibt kein höheres sittliches Gesetz, das dem Rechte dessen entgegensteht, der in der Notwehr um sein Leben kämpft. In diesem Sinne ist das sachliche und sittliche Recht immer auf unserer Seite gewesen, auch wenn irgendeine längst innerlich unwahr und haltlos gewordene Diplomatensatzung des formalen geltenden Rechts zu unseren Ungunsten sprach. Ueber eines aber mußten wir uns klar sein: ein gutes Gewissen ist zwar ein sanftes Ruhekissen, es gibt sicher auch dem Kämpfer ein starkes Rückgrat; doch die Kraft hat es nicht, denen, die im Rechte sind und sich im Rechte fühlen, ihr Recht auch wirklich zu verschaffen. Wenn die Neutralen, ganz gleichgültig, ob sie durch ihr Rechtsgefühl oder ihren Vorteil bestimmt waren, wegen deutscher Notwehrmaßnahmen ins Lager unserer Feinde zu gehen drohten, so nutzte uns unser Rechtsgefühl nichts, so mußten vielmehr unsere verantwortlichen Führer den Versuch machen, die anderen von unserem Rechte zu überzeugen, und unter keinen Umständen durften sie solche Drohungen leichtherzig übersehen.

Es gibt eine bekannte Art von Politikern, die sich in machiavellistischer Pose gefallen und den Einfluß von Rechtsgefühl und moralischen Erwägungen auf Entschlüsse der Staatsleiter — insbesondere natürlich immer bei den anderen — sehr niedrig einschätzen, wenn nicht gar völlig ableugnen. Sie haben jeden Versuch, die Neutralen, besonders Amerika, von unserem Rechte zu überzeugen, immer nur für unnützen Zeitverlust gehalten. Sie werden auch jetzt, ob sie es offen sagen oder nur denken, bei ihrer Meinung verharren, daß die von uns geübte Rücksicht auf Rechte oder Rechtsansprüche der Neutralen uns nutzlos viele gute Zeit gekostet habe. Wir anderen aber können uns dem Eindruck nicht verschließen, daß es ein großer Erfolg war, den unsere Regierung durch ihre Politik erzielt hat, wenn es bisher wenigstens immer noch gelungen ist, den schwersten noch möglichen Zusammenstoß im Widerstreit der Interessen zu vermeiden. Diese Politik des wohlwollenden Entgegenkommens gegen die Neutralen, des unbeirrten Festhaltens an dem Verteidigungscharakter, den der Krieg für uns hat, und der Bereitschaft zu einem Frieden, der mitten im kriegerischen Erfolg nicht ehrgeizigen Projekten nachjagt, sondern Daseinssicherungen erstrebt, diese Politik entsprach ebensosehr dem Wunsche und der Denkart des deutschen Volkes in seiner großen Mehrheit, wie der innersten Ueberzeugung des Kanzlers und des Kaisers und seiner nächsten Berater. Das deutsche Friedensangebot war ernst gemeint und von keinen Nebenabsichten getragen. Es nimmt ihm nichts von seiner Bedeutung und seinem Inhalt, wenn es sich trotz der Ablehnung durch die Feinde zugleich auch als politisch klug erweisen sollte. Um so nachdrücklicher aber glauben wir betonen zu dürfen, daß der Kanzler es nicht zuletzt seiner viel angefochtenen Politik zuschreiben darf, wenn er jetzt erklären konnte, daß „die Gefahren, die uns aus dem U-Boot-Krieg erwachsen, seit jener Zeit (das ist der Zeit der letzten inneren Kämpfe um den U-Boot-Krieg) gesunken" sind.

Der Kanzler sagt wohl nicht ohne sorgfältige Ueberlegung „gesunken" und nicht „gebannt". So vermessen war er nicht. So vermessen wird erst recht nicht sein wollen, wer nicht Einblick haben kann in alle Geheimberichte der Diplomatie, selbst wenn er der Ueberzeugung ist, daß der Abbruch der Beziehungen, den die Vereinigten Staaten ankündigen im Augenblick, in dem diese Zeilen in Satz und Druck gegeben werden, nicht notwendig den Krieg nach sich ziehen muß. Wir können nicht wissen, ob der Kanzler bei seinem Wort vom Sinken der Gefahren Amerika im Auge gehabt hat oder mehr die anderen neutralen Länder. Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen, auch Spanien und die Schweiz haben in der Tat einstweilen — und hoffentlich bleibt es dabei — im Gegensatz zu Amerika mit ihren ersten Maßnahmen gezeigt, daß sie die deutsche Ankündigung nicht nur für das halten, was sie ist: ernst und unwiderruflich, sondern auch für berechtigt oder doch mindestens begreiflich und in den Grenzen dessen gehalten, was sich Anrainer des Krieges von Kriegführenden notgedrungen gefallen lassen müssen und auch in Ehren gefallen lassen dürfen.

Präsident Wilson aber scheint trotz aller hohen Ideale, von denen seine Botschaft durchdrungen ist, nicht praktischen Idealismus und Gerechtigkeit genug zu besitzen, um auch uns das Recht des Daseins zu gestatten, das zu sichern er den Weltbund der Völker begründen möchte. Immerhin, Abbruch der Beziehungen heißt noch nicht Krieg. Es wäre auch schlechterdings nicht zu begreifen, worauf eine Kriegserklärung gestützt werden sollte, wenn anders die Friedensbotschaft Wilsons nicht als Heuchelei und leeres Gerede gewürdigt sein will. Wenn Deutschland den Engländern und ihren Verbündeten alle Zufuhr abschneiden will, so heißt das die Erklärung der Blockade. Das Recht der Blockade aber, auch das der nicht völlig „effektiven", das Wilson bei den Engländern anerkannt hat, kann er uns nicht bestreiten. An sich freilich ist es bei fehlender „Effektivität" der Blockade nur anerkanntes Völkerrecht, die Zufuhr von Konterbande abzuschneiden. Die Engländer aber waren es, die in diesem Kriege zuerst den Begriff der Konterbande auf Lebensmittel für die friedliche Bevölkerung ausgedehnt haben, und die Amerikaner haben nichts getan, um diesen unerhörten und in der Grausamkeit des Gedankens und der Kriegführung unerreichten und unerreichbaren Völkerrechtsbruch zu verhindern oder auch nur zu erschweren. Die Engländer waren es, die zuerst die ganze Nordsee zum Kriegsgebiet erklärt haben. Und Amerika hat es geduldet. Nun, wo wir Deutschen die Folgen daraus ziehen, auch unsererseits Lebensmittel und alle sonstige Zufuhr für unsere Feinde als Konterbande behandeln und die Gewässer rings um die Küsten unserer Feinde zum Kriegsgebiet erklären, nun soll das nicht recht sein, was den Feinden billig ist! Und das, obwohl wir nur in Notwehr mit unseren Machtmitteln erwidern, was — wenn wir von den Siegeshoffnungen der Feinde absehen — ganz ohne Not von ihnen an uns seit langem verübt worden ist, von Amerika ungestört!

Wir Deutschen haben ganz gewiß nicht die Absicht, Leben und Eigentum amerikanischer Bürger zu gefährden. Das weiß Präsident Wilson so gut wie wir. Und der pathetischen Worte, die er in seiner Note über den Abbruch der Beziehungen in dieser Richtung braucht, bedurfte es wirklich nicht. Das aber muß er sich gesagt sein lassen, daß es uns

Digitized by Google

mit unserem Entschluß bitter Ernst ist. Wenn trotz aller Warnungen Amerikaner sich auf feindlichen oder neutralen Schiffen ins erklärte Kriegsgebiet wagen, so haben sie sich die Folgen wirklich nur selbst zuzuschreiben. Wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt auch nicht darin um. Deutschland hat natürlich den Wunsch, Konflikte, wie sie sich früher aus solchen Fällen ergeben haben, nach Möglichkeit zu vermeiden. Und einstweilen sind wir auch noch trotz der Haltung der Vereinigten Staaten des Glaubens, daß auch deren Regierung ein lebhaftes Interesse daran hätte, alles zu tun, was sie tun kann, um zu verhindern, daß ihr Land und Volk durch Leichtsinn oder Gewissenlosigkeit irgendwelcher Bürger in eine schwierige Lage gebracht wird.

Sollte es aber anders kommen, sollte es so gehen, wie England es so sehnlich wünscht, so wird das deutsche Volk sich dadurch in seiner Festigkeit nicht erschüttern lassen. Dann mag das Schicksal seinen Lauf nehmen. Wir alle, vom Höchsten bis zum Letzten, sind überzeugt, daß das Recht auf unserer Seite ist und daß der Entschluß der Regierung das Ergebnis gewissenhaftester Ueberlegung ist. Wir wissen, daß Hindenburg nicht leicht hinspricht, wenn er das Wort von der Bereitschaft gegenüber allen Möglichkeiten braucht. Und wir glauben und vertrauen, daß die Leiter der Flotte wissen, was sie tun, wenn sie uns sagen, wir haben jetzt die Macht, mit der neuen Kampfesweise England zum Frieden zu bringen. Wir haben solches Vertrauen, und der bisherige Verlauf des Krieges hat immer aufs neue wieder bewiesen, daß das deutsche Volk allen Grund hat, in solchem Vertrauen zu verharren. Nun aber sollen auch die Männer, die als Führer des Volkes in seinem Schicksalskampf die Verantwortung für folgenschwerste Entscheidungen tragen, das stärkende Bewußtsein haben, daß in dem, was sie jetzt beschlossen haben, das Volk in seiner Gesamtheit wie ein Mann hinter ihnen steht. Die Würfel sind gefallen. Der Entschluß ist gefaßt. Nun bleibe er auch gefaßt. Nun darf es kein Schwanken mehr geben, kein Fragen und kein bedenkliches Sorgen, kein Wenn und kein Aber. Das Ja ist gesagt, und hinter dem Ja, da gibt es nur ein Also, ein klares, hartes, unbeugsames Also. Wir wollten den Frieden. Die Feinde haben ihn verschmäht. Nun wollen wir, komme was da wolle, den Sieg. Nun gibt es kein Drittes mehr. Nur Sieg oder Untergang. Und wir glauben, nein wir wissen: was auch immer sich uns noch entgegenstellen möge, der Sieg wird unser sein.

Karl v. Mangoldt / Der preußische Wohnungsgesetzentwurf

Der preußische Staat galt bisher im allgemeinen als ziemlich rückständig in der Wohnungsfrage. Jetzt scheint dies nun mit einem Schlage anders werden zu sollen und Preußen in die vorderste Reihe der Reformatoren auf dem Gebiete des Wohnungswesens zu treten. Es scheint, daß, nachdem die Wohnungsreformorganisationen eine jahrzehntelange Vorarbeit geleistet haben, nunmehr die Einflüsse des Krieges dem Reformgedanken zum Durchbruch verhelfen. Das lang geforderte und lang entbehrte Gesetz über die staatliche Regelung des Grundstücksschätzungswesens ist vor kurzem vom Abgeordnetenhause verabschiedet worden, ebenso das sogenannte Stadtschaftsgesetz; ferner ist eine Reform der Bauordnungen und Bebauungspläne von der Regierung eingeleitet, und nun ist im vergangenen Dezember dem Abgeordnetenhause auch der Entwurf eines Wohnungsgesetzes und zugleich der eines Gesetzes über die staatliche Verbürgung zweiter Hypotheken für die gemeinnützige Bautätigkeit vorgelegt worden. Dieser Wohnungsgesetzentwurf ist allerdings nicht neu. Schon 1904 hat die preußische Regierung einen Wohnungsgesetzentwurf veröffentlicht, ihn aber damals infolge scharfer Kritik, die von den verschiedensten Seiten an ihm geübt wurde, nicht an den Landtag gelangen lassen. Dann wurde Ende 1913 dem Abgeordnetenhause ein neuer Wohnungsgesetzentwurf vorgelegt, der aber infolge des Krieges nicht mehr zur endgültigen Erledigung gekommen ist. Der jetzige Entwurf gleicht diesem Entwurf weitgehend, doch ist ein großer Teil der damaligen Kommissionsbeschlüsse berücksichtigt, und auch einige andere Aenderungen und Ergänzungen sind vorhanden.

Was bringt nun der Wohnungsgesetzentwurf nebst dem sogenannten Bürgschaftssicherungsgesetz? Wir wollen nur das Wichtigste kurz erwähnen. Er bringt zunächst einmal Bestimmungen zur Reform der Bauordnungen und Bebauungspläne. Bauordnung und Bebauungsplan bilden zusammen bekanntlich das Grundgesetz für die bauliche Entfaltung der einzelnen Orte, sie bestimmen die Gestaltung des Straßennetzes, die Platz- und Parkanlagen, die Gebäudehöhe, die Hofräume und die bauliche Ausführung der einzelnen Häuser u. dgl. m. Zur Verbesserung der Bebauungspläne nun sieht der Wohnungsgesetzentwurf vor, daß in Zukunft nicht nur die bisher im Vordergrunde stehenden Rücksichten auf den Verkehr, die Feuersicherheit und die öffentliche Gesundheit, sondern auch die Rücksicht auf das „Wohnungsbedürfnis", d. h. auf die wirtschaftlich und sozial richtige Gestaltung der Wohnungsverhältnisse zu wahren sind, und er gibt zu diesem Zweck insbesondere auch den teils unmittelbar staatlichen, teils doch unter staatlicher Führung stehenden Ortspolizeibehörden gewisse Rechte in dieser Richtung. Ferner wird die sehr wichtige und nützliche Unterscheidung zwischen den verschiedenen Arten von Straßen, den Verkehrsstraßen und Wohnstraßen, und die Schaffung besonderer Wohnlagen vorgeschrieben. Auch für die Verbesserung der Bauordnungen werden verschiedene fruchtbare Gedanken des modernen Städtebaues nunmehr gesetzlich festgelegt: Abstufung der baulichen Ausnutzbarkeit der Grundstücke, z. B. nach der Größe des betreffenden Ortes, Ausscheidung besonderer Fabrikviertel, Unterscheidung der Straßen in Hauptverkehrsstraßen, Nebenverkehrsstraßen, Wohnstraßen und Wohnwege, erleichterte Vorschriften für die bauliche Herstellung der kleineren Häuser, z. B. etwa betreffend Mauerstärken, Treppenanlagen u. dgl. All das zielt darauf ab, uns von dem Elend, überall an lärmerfüllten Verkehrsstraßen wohnen zu müssen, zu erlösen, uns ruhige, bescheidenere und billigere Wohnanlagen wiederzugeben und dem Unsinn ein Ende zu machen, daß das ganze Heer der vielleicht für die große Mietkaserne notwendigen Vorschriften und Lasten auch auf das Kleinhaus übertragen wird und dieses verteuert und konkurrenzunfähig macht.

Ein viel umstrittenes Gebiet betritt der Gesetzentwurf mit der von ihm vorgesehenen Milderung des sogenannten kommunalen Bauverbots. Auf Grund von § 12 des preußischen Fluchtliniengesetzes von 1875 haben die preußischen Gemeinden das Recht, durch Ortsstatut das Bauen von Wohngebäuden an noch nicht ganz fertiggestellten Straßen zu verbieten. Man wollte damit ursprünglich das sogenannte wilde Bauen verhindern, die tatsächliche Entwicklung hat aber dahin geführt, daß auf Grund dieser Ortsstatute in den Neubaubezirken das Bauen über-

haupt großenteils unmöglich geworden ist ohne besondere Erlaubnis der Gemeinde für jeden Einzelfall, weil eben in diesen Bezirken an den Straßen sehr häufig noch irgend etwas fehlt. Diese Gemeindeerlaubnis wird aber in der Regel von allerhand Bedingungen, besonders finanzieller Art, abhängig gemacht. Diese Gestaltung der Dinge hat äußerst nachteilige Folgen. Bauluft und Bautätigkeit werden, namentlich für das Kleinhaus, schwer geschädigt; die im Grundsatz durch unsere Gesetze gegebene Baufreiheit ist in weitem Umfange aufgehoben, die Preise des Grund und Bodens werden außerordentlich in die Höhe getrieben: teils unmittelbar durch die hohen Anforderungen der Gemeinden für den Straßenbau usw., teils mittelbar durch die außerordentliche Einschränkung der Konkurrenz in Bauland und durch die große Vermehrung der Schwierigkeiten und Lasten der Landaufschließung, wodurch dann die große kapitalistische Terrainunternehmung, der Zwischenhandel, geradezu mit Gewalt notwendig gemacht wird, weil nur sie diesen Schwierigkeiten und Lasten gewachsen ist. Dazu kommt die ganz anormale, sonst in der preußischen Verwaltung kaum wieder vorkommende, fast absolutistische Rechtsstellung der Gemeinde in diesem Falle, da es gegen das kommunale Bauverbot kein wirksames Rechtsmittel gibt. Auf der andereu Seite dient das kommunale Bauverbot aber doch zugleich auch zum Schutze wichtiger und berechtigter kommunaler Finanzinteressen und zur Verwirklichung sehr wünschenswerter städtebaulicher Fortschritte. Es muß also auf diesem Gebiete ein Ausgleich gefunden werden, der nach Möglichkeit die jetzigen schweren Schäden des kommunalen Bauverbots beseitigt, zugleich aber doch die eben erwähnten wichtigen berechtigten Interessen wahrt. Ein solcher Ausgleich ist nun freilich ein viel zu schwieriges und umfassendes Werk, als daß es im Rahmen des vorliegenden Wohnungsgesetzentwurfes geleistet werden könnte, dazu ist vielmehr eine umfassende grundsätzliche Neuordnung des Bau- und Ansiedlungsrechts in Preußen notwendig. Die Regierungsvorlage begnügt sich denn auch mit einer mäßigen Milderung des Bauverbots, indem dem Bezirksausschuß das Recht erteilt werden soll, unter gewissen Voraussetzungen von dem Bauverbot zu dispensieren. Das ist nicht viel, aber immerhin etwas.

Weitere Fortschritte bringt der Entwurf, indem er den Gemeinden das Enteignungsrecht gegenüber den sogenannten Baumasken verleihen will, d. h. gegenüber Grundstücken, die, nach ihrer Gestalt selber unbebaubar, doch den Zugang zu den dahinterliegenden Grundstücken, damit deren Bebauung hindern und die oft zu ungebührlichen Forderungen ausgenutzt werden. Ebenso ist zu begrüßen, daß der Entwurf die Einführung der sogenannten Lex Adickes in den einzelnen Orten, die bisher jedesmal eines Spezialgesetzes bedurfte, erleichtern will. Durch die zuerst für Frankfurt a. M. geschaffene Lex Adickes wird bekanntlich ein sogenanntes Umlegungsverfahren für Grundstücke gegeben und dadurch bei zersplittertem Grundbesitz die Aufschließung und Bebauung sehr erleichtert, oft überhaupt erst ermöglicht.

Alten wohnungsreformerischen Forderungen endlich kommt der Entwurf entgegen durch die Einführung von Wohnungsordnungen und Wohnungsaufsicht für Kleinwohnungen. Wohnungsordnungen, in denen z. B. Bestimmung zu treffen wäre über die bauliche Beschaffenheit und Instandhaltung der Wohnungen, über die zulässige Höchstbelegung u. dgl. m., sollen in Zukunft für Orte über 10 000 Einwohner obligatorisch sein, in kleineren können sie eingeführt werden. Zur Sicherung der Durchführung der Wohnungsordnungen, wie zur Hebung des Wohnungswesens überhaupt soll dann die Wohnungsaufsicht dienen. Sie liegt nach dem Entwurf im allgemeinen dem Gemeindevorstande ob. In den Großstädten über 100 000 Einwohner sollen besondere Wohnungsämter errichtet werden, in den Gemeinden von 10 000—100 000 Einwohnern kann teils die Errichtung eines Wohnungsamtes, teils wenigstens die Anstellung besonderer Wohnungsaufseher vorgeschrieben werden. Die Wohnungsaufsicht soll im allgemeinen keinen polizeilichen Charakter tragen, nur im Notfalle soll Zwangseingreifen erfolgen. Der Wert von Wohnungsordnung und Wohnungsaufsicht wird nicht nur in ihrer unmittelbaren Wirkung zu erblicken sein, sondern vor allem auch darin, daß sie die Verpflichtung der Behörden begründen, sich dauernd um das Wohnungswesen zu bekümmern, und daß sachverständige amtliche Organe geschaffen werden, die sich dauernd und berufsmäßig mit der Wohnungsreform zu befassen haben. Recht wertvoll ist endlich noch der Vorschlag des Regierungsentwurfs, in den einzelnen Regierungsbezirken Bezirks-Wohnungsaufsichtsbeamte anzustellen, die den Regierungspräsidenten als sachverständige Berater und Helfer bei den Aufgaben des Wohnungswesens im Bezirke dienen sollen. Da es der preußischen Staatsverwaltung an solchen örtlichen sachverständigen Organen bisher fast ganz fehlt, wäre diese Einrichtung in der Tat von hohem Nutzen.

Eine sehr bedeutsame Neuerung endlich bringt der Entwurf auf finanziellem Gebiet. Bisher hat es der preußische Staat im allgemeinen abgelehnt, mit eigenen finanziellen Mitteln für die allgemeine Wohnungsreform einzutreten, er gab Geld her nur als Arbeitgeber für das Wohnungswesen seiner eigenen Arbeiter und Angestellten. Jetzt soll das anders werden. Nach der offiziellen Begründung des Wohnungsgesetzentwurfes „erkennt die Königliche Staatsregierung nach den schweren Verlusten, die der Krieg unserem Volke gebracht hat, es als ihre Aufgabe an, die Herstellung von Kleinwohnungen allgemein und ohne Begrenzung auf einen bestimmten Personenkreis zu fördern" — und zwar zu fördern mit eigenen finanziellen Mitteln. Vorgesehen werden hierfür zunächst einmal im Wohnungsgesetz 20 Millionen Mark, mit denen der Staat sich mit Stammeinlagen bei der Gründung großer gemeinnütziger Bauvereinigungen beteiligen will. Es sollen das, scheint es, große gemeinnützige Gesellschaften sein, die vom Staat, den Kommunalverbänden usw. gemeinsam getragen werden und die gewissermaßen ein städtisches Seitenstück zu den großen gemeinnützigen Landgesellschaften der inneren Kolonisation darstellen würden. Die Verwirklichung dieses Gedankens wäre ein ganz außerordentlicher Fortschritt. Wir brauchen dringend solche großen, leistungsfähigen, gemeinnützigen Organe, aber nicht nur auf dem Gebiet des Bauwesens, sondern vor allem auch auf dem der städtischen Bodenfrage. Bei ihr ganz besonders sind die großen, nach Lösung geradezu schreienden Aufgaben weder durch die bisherige privatkapitalistische Bodenbeschaffung, noch durch das rein staatliche oder rein kommunale Vorgehen wirklich zu lösen, während ein Vorgehen durch große gemeinnützige, von Staat und Gemeinden getragene Boden- und Baugesellschaften sehr gute Aussichten böte. Die zweite finanzielle Maßnahme des preußischen Staates bietet dann das soge-

nannte Bürgschaftssicherungsgesetz, das als Ergänzung des Wohnungsgesetzes ebenfalls dem Abgeordnetenhause vorgelegt worden ist. Sein wesentlicher Inhalt besteht darin, daß der preußische Staat ermächtigt werden soll, Bürgschaften für zweite Hypotheken, die von anderer Seite — sagen wir etwa z. B. von Stiftungen oder auch vom Privatkapital — an die gemeinnützige Bautätigkeit gegeben werden, zu übernehmen. Für diesen Zweck soll ein staatlicher Sicherungsfonds von 10 Millionen Mark ausgeworfen werden, mit dem nach dem Regierungsvorschlage bis zu 100 Millionen Mark zweite Hypotheken verbürgt werden könnten. Das Ziel dieses ganzen Gesetzes läuft also darauf hinaus, der gemeinnützigen Bautätigkeit jetzt, namentlich aber wohl nach dem Krieg, die Beschaffung zweiter Hypotheken wesentlich zu erleichtern.

Wohnungsgesetz und Bürgschaftsgesetz haben zwar im allgemeinen eine günstige Aufnahme gefunden, auch im Abgeordnetenhause, aber es fehlt doch auch nicht an gewichtiger Kritik. Der preußische Städtetag hat zwar den materiell-rechtlichen Inhalt des Gesetzentwurfs begrüßt, aber er wehrt sich auf das lebhafteste gegen die in dem Wohnungsgesetzentwurfe vorgesehene Erweiterung der polizeilichen Befugnisse den Gemeinden gegenüber und gegen die Abschwächung des kommunalen Bauverbots. In den Kreisen des Schutzverbandes für deutschen Grundbesitz, der großen Interessenorganisation der Terrainunternehmer, Hypothekenbanken, Hausbesitzer usw., wendet man sich gegen die Bewilligung von Staatsmitteln und Staatsbürgschaft für die gemeinnützige Bautätigkeit und wünscht andererseits anscheinend einen viel stärkeren Ausbau des Baurechtes der einzelnen Grundeigentümer. In den wohnungsreformerischen Kreisen herrscht natürlich im allgemeinen lebhafte Befriedigung, jedoch haben auch sie Abänderungs- und Ergänzungswünsche. So wünscht man die Ausdehnung der Wohnungsordnungen und der Wohnungsaufsicht auch auf das platte Land, denn vor dieser agrarischen Domäne läßt der Wohnungsgesetzentwurf die Wohnungsaufsicht haltmachen. Die Hauptabänderungswünsche aber beziehen sich auf das Bürgschaftsgesetz. Dort findet man den vorgesehenen Tilgungssatz von 1½ v. H. viel zu hoch und befürchtet eine ungenügende Berücksichtigung der bisher bei der staatlichen Darlehnsgewährung an die gemeinnützige Bautätigkeit im Vordergrunde stehenden sozialen Gesichtspunkte. Man wünscht deshalb auch, daß die Handhabung des Bürgschaftsgesetzes nicht, wie die Regierungsvorlage vorschlägt, der Zentralgenossenschaftskasse und dem Finanzministerium, sondern dem Ministerium des Innern übertragen wird. Vor allem aber macht man — und sicher mit vollem Recht — darauf aufmerksam, daß mit der Bürgschaft für zweite Hypotheken und der Beteiligung des Staates mit Stammeinlagen bei neuen gemeinnützigen Bauvereinigungen das außerordentliche Geldbedürfnis für den Bau kleinerer Wohnungen nach dem Kriege schlechterdings nicht befriedigt ist, sondern daß es hierfür der direkten Hergabe von Barmitteln durch den Staat in erheblichem Umfange bedarf. Endlich betrachtet man — und wiederum mit vollem Recht — das ganze jetzige Vorgehen als einen Anfang der überhaupt notwendigen Maßnahmen und wünscht, daß dementsprechend das Abgeordnetenhaus in Entschließungen der Regierung weitere Reformen ans Herz legt, namentlich eine allgemeine grundsätzliche Reform des Bau- und Ansiedelungsrechtes in Preußen, sowie die Errichtung eines Landeswohnungsamtes, die der bisherigen außerordentlich schädlichen Zersplitterung der einschlägigen Befugnisse in Preußen auf vier verschiedenen Ministerien ein Ende macht.

So fehlt es nicht an Bedenken, Einwänden, Abänderungs- und Ergänzungswünschen. Aber über all dem darf wohl auf keinen Fall in den Hintergrund treten, daß doch auch das, was bereits jetzt vorliegt, ein überaus bedeutsames Reformwerk darstellt, das diesesmal unter keinen Umständen wieder scheitern darf.

A. Lauterberg / „Deutsche Umtriebe" in Rußland

Als 1905 die Arbeiterunruhen in Rußland immer drohendere Dimensionen annahmen, suchte die russische Regierung ihnen dadurch entgegenzuwirken, daß sie die Nachricht verbreiten ließ, die Unruhen würden durch japanische und englische Agenten organisiert und mit japanischem Gelde unterstützt. Das ganze „gebildete" und „freisinnige" Rußland wies damals diese Behauptung entrüstet zurück.

Inzwischen haben die Zeiten sich geändert, und nicht mehr die russische Regierung, sondern die regierungsfeindliche liberale russische Gesellschaft sucht die wachsende Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung dadurch zu bekämpfen, daß sie alle Friedensbestrebungen, alle Zweifel an der Ehrlichkeit der Bundesgenossen Rußlands durchweg als „deutsche Umtriebe" bezeichnet. Und worüber man vor zehn Jahren empört war, das glaubt man jetzt ohne weiteres. Denn der Gedanke, daß ein Sieg Deutschlands unbedingt auch einen Sieg der Reaktion in Rußland bedeuten müsse, sitzt in allen liberalen Köpfen Rußlands so fest, daß er schlechterdings nicht mehr aus ihnen hinauszutreiben ist.

„Der Germanismus ist nicht nur in die Gebiete eingedrungen, die der Ministerpräsident in seiner Deklaration erwähnte," sagte im Reichsrat der Zentrumsabgeordnete Karpow, „nicht nur Rußlands Industrie, Wissenschaft und Kunst sind von deutschen Eindringlingen in Besitz genommen worden; dieselbe Vergewaltigung, denselben schädlichen Einfluß finden wir auch auf anderen Gebieten des Volkslebens, selbst in den Regierungsinstitutionen. Die Behörden, vor allem das Ministerium des Auswärtigen, müssen die Personen deutscher Abstammung von sich abstoßen, die keine Vertreter wahrhaft russischer Interessen und keine Träger des russischen nationalen Gedankens sein können."

„Wir wissen, daß eine Verstärkung des deutschen Einflusses gleichbedeutend ist mit materieller und geistiger Vergewaltigung, Unterdrückung der Freiheit und Kultur, dem Triumph einer Weltanschauung niedrigster Art," heißt es in der Ansprache, mit der der liberale Bürgermeister von Moskau dem englischen Botschafter Buchanan das Ehrenbürgerdiplom überreichte.

Diese Reden zeigen, daß der Kampf „nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen das Deutschtum", den seinerzeit der Ministerpräsident Goremykin proklamierte, heute nicht nur von der russischen Regierung — die würde gern Frieden schließen, um der drohenden Revolution Herr zu werden —, sondern von der gesamten „intelligenten" russischen Gesellschaft geführt wird. Aber es ist ein Verzweiflungskampf. Man hat den Boden unter den Füßen verloren und will nicht zugeben, daß man selbst ganz allein daran schuld ist. Daher das hysterische Schnüffeln nach „deutschen Umtrieben", wie es sich u. a. in den „Enthüllungen" über die „deutschfreundlichen" Salons hochgestellter russischer Damen in Paris und Petersburg äußerte, die der Abgeordnete Miljukow in seiner großen Anklagerede gegen Stürmer vorbrachte; daher auch der blinde Englandkultus, der in der Verhimmelung des Botschafters Buchanan die lächerlichsten Formen annimmt; daher der Verzicht auf alles logische Denken, wie er sich z. B. in der Forderung zeigt, nicht eher Frieden zu schließen, als bis Konstantinopel russisch geworden sei und — Deutschland auf alle „Eroberungspläne" verzichtet habe.

Besonders interessant ist die Rede des konservativen Abgeord-

Digitized by Google

neten Purischkewitsch nach der Deklaration des neuen Ministerpräsidenten Trepow. Bis zum Kriege war Purischkewitsch der Hanswurst der Duma, dessen „Spezialität" darin bestand, die liberalen Abgeordneten durch rüpelhafte Zwischenrufe aus der Fassung zu bringen. Nach Kriegsausbruch wurde das plötzlich anders. Purischkewitsch schloß mit den Liberalen einen „Burgfrieden", und er und sein einstiger bitterster Feind Miljukow begannen nun, sich gegenseitig immer wieder ihrer höchsten Wertschätzung zu versichern. Purischkewitsch hörte auch mit seinen Judenhetzereien und -schimpfereien auf, „da der Streit der Nationalitäten im Kriege zu schweigen habe", — an Stelle der Juden traten fortan die russischen Untertanen deutscher Abstammung. So führte er in seiner Rede u. a. aus: „Während im Hauptquartier der Feldzugsplan ausgearbeitet wird, sehen wir im Innern des Landes eine ganze Partei mit unbegreiflichen deutschfreundlichen Umtrieben beschäftigt. Die Desorganisation hinter der Front ist ein Werk der mit bewundernswerter Konsequenz und Unermüdlichkeit arbeitenden deutschen Clique, der der Abschaum der russischen Gesellschaft Handlangerdienste leistet. Ueberall sehen wir einen bösen Willen am Werke. Archangelsk ist der einzige Punkt für die Versorgung unserer Armee mit allem, was nicht im Lande hergestellt werden kann, — und eine Unmenge deutscher Gefangener wird ausgerechnet dorthin geschickt. Die Folge war die Explosion im Hafen. Oder denken Sie an die Unruhen in Turkestan, wohin man ebenfalls eine ganze Horde Deutscher geschickt hatte, die dort als „Instruktoren" wirkten und die Bevölkerung aufwiegelten."

Weiter beklagte sich Purischkewitsch über die russischen Gouverneure, die nicht energisch genug bei der Liquidation des deutschen Grundbesitzes vorgehen, über die Behörden, die „allem entgegenarbeiten, was eine richtige Darstellung des Wirkens unserer Bundesgenossen bezweckt", und z. B. Vorlesungen über Frankreichs Rolle in diesem Kriege verbieten. Und endlich — „in Handelsgeschäften und Fabriken stößt man noch immer an allen Ecken und Enden auf Deutsche".

Das berührt sich schon mit der klassischen Behauptung eines Bauerndeputierten (Gorodilow), der auch für die Lebensmittelnot in Rußland die Deutschen verantwortlich machte. „Setzt die Gouverneure und höheren Eisenbahnbeamten deutscher Abstammung ab, — und es gibt in Petersburg keine Butter- und Fleischpolonäsen mehr. Werft die deutschen Werkmeister und Ingenieure aus den Fabriken — und alle Streiks hören von selbst auf."

Purischkewitschs Vorwurf mangelnder Energie der Gouverneure in Sachen der Liquidation des deutschen Kolonistenstandes ist dadurch noch besonders interessant, daß Purischkewitsch seinerzeit überhaupt nur in die Duma gewählt wurde, weil die deutschen Bauern des Gouvernements für ihn stimmten, in der Meinung, er sei als „kleineres Uebel" dem sozialdemokratischen Kandidaten immer noch vorzuziehen. Und noch 1907, als die deutschen Balten keinen Vertreter in der Duma hatten, wandte sich Purischkewitsch an den Vorstand der baltischen konstitutionellen Partei mit dem Anerbieten, die Interessen der „ritterlichen Nation der Deutschen" im russischen Parlament zu vertreten. Die Balten waren klug genug, das Anerbieten dankend abzulehnen, — vielleicht ist das der eigentliche Grund, warum Purischkewitsch seine Meinung über die Deutschen so gänzlich geändert hat!

Uebrigens ging Purischkewitsch in seiner Deutschfeindlichkeit diesmal sogar für seinen liberalen Freund Miljukow zu weit. Dieser brachte als Antwort auf Purischkewitschs Rede ein paar haarsträubende Episoden aus der Praxis der „Liquidatoren deutschen Grundbesitzes" vor, die, wie er sagte, den Beifall nur „jenes kleinen Häufleins von Schreiern, das immer wieder nach Menschenopfern verlange", finden könnten.

Es wäre aber falsch, angesichts dieser Erklärung des liberalen Parteiführers von „dämmerndet Erkenntnis" zu reden. Unzweifelhaft „dämmert" es hier und da in Rußland, aber die geistigen Führer der Nation sehen darin vorläufig nur „deutsche Umtriebe", — täten sie es nicht, so müßten sie ja ihr ganzes bisheriges Wirken verneinen. Daher sind sie sich alle, ohne Unterschied der Partei, darin einig, daß diese „Umtriebe" bekämpft werden müssen, — die Meinungen scheiden sich bloß in der Bewertung der zu verwendenden Kampfmittel. Wo die „echtrussischen Leute" alten Schlages Knute und Knüppel für das Geeignetste halten, wollen die englandfreundlichen „Verteidiger der Wahrheit und des Rechtes" mehr oder weniger „parlamentarisch" zu Werke gehen. Bis dann einmal doch der Tag kommt, wo sie erkennnen, daß Deutschland und die russischen Deutschen mit den „Umtrieben" nichts zu tun haben. Und dann erleben wir vielleicht einen verblüffenden Umschwung der öffentlichen Meinung in Rußland.

Helene Voigt-Diederichs / Die Uhr

Der Vater kommt, mit dem Unkrautbündel über der Schulter, heim von der Arbeit auf den Gutshof. Er öffnet die hölzerne Pforte, stampft herein in den mittagsstillen Kartoffelgarten mit den Rabatten voll von Feuerlilien, Riechkraut und Sellerie. Hinter dem weißen Strohdachhaus, das über dem Abhang klebt, blaut mit Schaumstreifen und flutenden Inseln von Seetang das weite Salzwasser, grad noch lassen sich drüben auf der Halbinsel die gelben und grünen Felder und die ersten aufgestellten Hockenreihen erkennen.

Der Vater wendet sich seitwärts zum Stall, drängt mit den Knien das angrunzende Ferkel zurück, wirft einen Teil seiner Bürde in die Zementkrippe; die Hälfte soll zur Nacht für die Ziege bleiben.

Er bückt sich auf dem Holzplatz, wo die Leine gezogen ist, unter den blauen steifgetrockneten Hemden durch, wuchtet mit seinen gelassenen Schritten von der Wasserseite her in die Küche hinein. Niemand ist da. Nanu? Er sieht den Topf auf dem Dreibein. Die Kartoffeln kochen.

Er hängt die Leinenjacke an den Nagel, drückt auf die Klinke der Stubentür. Drinnen, auf dem Stuhl am Fenster vor der weißblauen Wand und dem Kaktus mit den roten, faulig überblühten Blüten, sitzt mit breitem, blassen Gesicht die Mutter. Sie steht auf, will etwas sagen, aber bei dem ersten Ton bricht ihr die Stimme. Hilflos ergeben bewegen sich ihre Hände dem Mann entgegen.

Er versteht nicht, fragt mit einem verwunderten Hustenlaut. Sie preßt die Augen tief hinein in den Winkel des Ellbogens; dann läßt sie den Arm sinken, steht mit offenem Gesicht. Schwindel kreist in ihrem Blick.

„Tot!" sagt sie, beinah hart. „Unser Karl." Dann, weinender: „Ich hab's immer gedacht."

Der Vater hört, aber er faßt nicht. Vor fünf Wochen war der Sohn auf Urlaub, gesund nach dreimal Verwundung. Wer durch so vieles durchgekommen ist, von dem muß man ja wohl annehmen, daß er auch in Zukunft heil bleibt.

„Hat er selbst geschrieben?" will er sagen, aber dann fällt ihm ein, daß man so nicht fragen kann.

Ratlos steht er; da nimmt die Mutter ihn am Arm, führt ihn gegen den Tisch, nimmt zwischen den offenen, in ihre Umschläge zurückgesteckten Briefen eine Karte auf.

Sie liest, beide zusammen lesen, mit den Schultern aneinander gedrückt. Da steht das Wort: Feldlazarett. Und dann dies: „Ich habe einen Granatsplitter durch beide Beine und im Rücken. Liebe Eltern, macht euch keine Sorge, es geht ja soweit noch gut. Euer treuer Sohn Karl."

„Ich hab' es gleich geseh'n, er hat's schon nicht mehr selbst geschrieben!" klagt die Mutter. Scheu vor dem Unheil, das sie so gern schlummern ließe und doch dem Vater beweisen muß, zupft sie an einem der Briefe. Traurige

Digitized by Google

Pflicht, Beileid und Heldentod, unterzeichnet vom Major des Alexander-Regiments in Berlin. Ein anderes Blatt ist da, durcheinander in zweierlei Schrift beschrieben. Zuerst fällt es heraus, deutlich wie gedruckt: Gardekorps . . . Verwundung durch . . . trotz aller ärztlichen Hilfe . . . mit militärischen Ehren . . . Zwischen diese blauen Sätze sind gleichsam zur Antwort kleine schwarze Tintenworte eingekeilt, die weniger schnell zu lesen sind und doch das Wirklichste bedeutend. Sohn Karl Reimers . . . Granatsplitter . . . Lunge und Oberschenkel . . . Friedhof zu Omencourt. Und noch ein dritter Brief liegt da, ein paar Bleistiftworte vom Zugführer — er drückt die Hand und bittet, den großen Schmerz ruhig zu tragen.

Alles auf einmal. Das ist zuviel. Es prallt ab. Amtlich Geschriebenes, das bedeutet niemals Gutes. Was will denn nun noch das Pappkästchen? Der Vater hebt es auf, hört drin ein leises Rasseln.

Die Mutter lockert die Schleifen, als ob sie die gefalteten Hände nimmt von einem Grab. Nun sieht man, was geklappert hat. Eine Uhr mit Kette liegt da, ein Brustbeutel, blank gescheuert und geschwitzt, und dann dies Neue, feurig Erschreckende, das man nie gekannt hat, und doch weiß man gleich, was es ist. Das Eiserne Kreuz. Silber, Schwarz und Weiß, mit Eichenlaub und Jahreszahl. Die Mutter muß an den Kaiser denken und an Deutschland, und an so viele Mütter, die weinen wie sie.

Der Vater findet sich nicht so schnell zurecht. Vor einer halben Stunde, als er von der Feldarbeit nach Hause kam, hat er noch gedacht: acht Jahre dient nun schon der Junge bei demselben Bauern. Das kann nicht jeder von seinem Sohn sagen. Und nun soll mit einemmal all das nie wiederkommen? Nach den schlimmen Briefen da muß man das ja wohl annehmen. Nur glauben tut man's nicht.

Indessen, der Vater ist doch ernst geworden. Aller Sinn ist zugedeckt. Da ist nur das eine noch, das man offen sieht. Man kann nicht hinein, und etwas treibt doch, daß es einmal wird sein müssen.

„Wenn das in Wahrheit so ist, so muß es wohl seine Richtigkeit haben ..." Die Worte des schweren, schweigsamen Mannes nehmen voraus, was er selber noch nicht begreift. Aber das Essen will nicht wie sonst die Kehle herunter, und es ist nicht schön, zu sehen, wie der Mutter die Tränen auf die Gabel tropfen. Und in der Ecke von der Stube steht das Bett, darin schläft keiner, nur der Sohn schlief darin, wenn er auf Urlaub kam, und früher, wenn er Sonnabends spät mit seinem roten geknoteten Wäschebündel in die Stube trat und Guten Abend sagte und über Sonntag bleiben konnte ...

Vom Dorfkirchturm schlägt es, kündigt den Schluß der Mittagzeit. Die Wanduhr mit ihren Rosen und Engeln zwischen den Zeigern ist schon um eine Viertelstunde voraus.

Der Vater steht zum Abschied am Tisch, schielt über die Briefe weg, nimmt keinen auf. Sie verwirren eher, als daß sie das Leben deutlicher machen.

Etwas ist, das hält ihn an seinem Platz.

Er fühlt nach der Westentasche. Ach so, das Ding ist nicht da. Der Fischmann hat es zum Uhrmacher in die Stadt genommen. Nur die angeröstete Kette schlottert im Knopfloch.

Da sie nun doch einmal da ist und nichts mehr zu ändern, könnte man Karls Uhr mitnehmen. Der Vater öffnet den Kasten mit seinen Händen, die schwarz sind vom Saft der Milchdisteln. An dem Eisernen Kreuz tastet er vorbei, greift nach der Uhr; das ist nicht die, die Karl vor dem Ausrücken gekauft hat. Zwölf Mark funfzig und Garantie. Die ist ihm verloren oder gestohlen. Diese hier, die hat er bei seinem letzten Urlaub zum erstenmal gezeigt und erzählt, wie sein Feldwebel sie ihm geschenkt hat und ihn seinen Lebensretter genannt. Irgend so ein besoffener Schwarzer hat schon das Messer in der Hand gehabt; grad zur rechten Zeit hat Karl den noch abgemurkst, und darum ist er nun Lebensretter.

Viertel nach sechs ist sie stehn geblieben. Der Vater zieht die Uhr auf, schüttelt und horcht. Sie läuft. Die kleine Beule da, die hat also nichts geschadet. Nun paßt es sich gut, nun kann er die Uhr gleich mit aufs Feld nehmen. Da hinten im Moorgrund, ganz abseits von aller anderen Arbeit, sagt ihm doch keiner Bescheid, wenn's Feierabend ist.

Der Vater steht am Fenster, will die Uhr von der Kette losknipsen, aber dann hat er plötzlich keine Lust, die beiden Teile voneinander zu trennen. Er hängt, ohne die eigene Kette zu benutzen, die Uhr ein wie sie ist.

Der Mutter ist es leid, daß die Uhr so von den toten Sachen weg verschwindet. Aber sie findet es ganz recht, daß der Vater sie nimmt, wenn er keine hat und sie doch braucht bei der Arbeit.

Sie begleitet ihn mit ihrem stummen erloschenen Schritt durch den Garten hinaus an die Pforte. Nun sind sie wieder allein miteinander, für alle Zeit. „Wir haben doch bloß den einen — und wenn er nicht so gut gewesen wäre!" klagt sie. Die Tränen tropfen nicht, sie fließen in sanften Rinnen über ihr Gesicht. Sie ist müde von all dem Denken, schwer und verwirrt, aber die Nähe des Mannes hat sie erlöst, so daß sie weinen kann.

Nachdenklich schweigend zieht der Vater in den heißen hellen Mittag hinaus. Das Grün des Kartoffelackers leuchtet, hinter dem Gitter brüllen des Küsters Kühe. Dann ist der Sandweg da mit den ausgefahrenen Rillen und dem schmalen Knickschatten.

Der alte Tagelöhner braucht nicht erst zum allgemeinen Arbeitsanfang auf den Hof hinauf. Man traut ihm schon zu, daß er lieber zu früh als zu spät an seinem Posten ist. Er läßt die langen Dächer und die Eschenallee linker Hand liegen, biegt auf die Dauerweide hinaus. Unten im Moorgrund ist ein Graben zum Wasserabzug, den hat das Jungvieh vertrampelt; Reth und gelbe Disteln wuchern unordentlich drin herum.

Blinkend zwischen den schwarzen Erdstreifen liegt das ausgehobene Grabenstück vom Vormittag. Der Vater wirft die Jacke ab, deckt sie über Brot und Trinkflasche, zieht dann die Flasche wieder heraus. Wenn die Sonne auf das Glas scheint, so kann es sein, daß sie den Kaffee warm hält.

Er sticht den Spaten ein, hebt den grünbewachsenen Bulten. Das Wasser schmatzt und schülpt, dann versinkt aufs neue das blanke Eisen im schwarzen Moorschlamm. Die Arbeit ist vor Tagen begonnen, wochenlang läuft sie noch; da kann man nicht über Anfang und Ende nachsinnen. Man steht, sticht und gräbt; sachte, sachte weckt das körperliche Hin und Her das schwere Blut und die Gedanken auf.

Was das denn so alles gibt. Ob man das Ziegenlamm behält und die Alte verkauft, oder umgekehrt. Wie das nun werden wird mit dem Schrot dieses Jahr, sie sagen ja, daß es wieder nichts geben soll. Ob diese Wolken da über der Kiesbyer Windmühle Regen bedeuten? Die Sonne sticht, hat ein ganz weißes Licht, und auf der Hand sitzen angeklebt die blinden Fliegen und saugen Blut. Kann auch Ge-

Digitized by Google

witter geben. Ueber der Ostsee donnern die Kanonen. Scharfschießen, eine Viertelstunde lang. Das geht jetzt jeden Nachmittag so. Man muß an den Krieg denken, und an den Sohn, und wie das so ist in der Welt.

Da schweigt das böse Bellen. Der Vater zieht die Uhr, sieht die kleine Beule, ist ganz allein mit ihr hier unter dem großen wolkigen Sonnenhimmel. Wie ist denn nur die kleine Beule in die Uhr gekommen?

Der Sohn ist tot. Das ist ein leeres Wort, fällt wie Sand zwischen den Fingern durch, und immer wieder doch muß man es hochheben und in der Hand halten und sehen, ob es nicht Augen hat, die man kennt, eine Stimme, die ins Herz will.

Der Vater stemmt den Spaten fest, tastet nach der Westentasche. Blank von der Sonne liegt die Uhr auf der flachen Hand, hat außer dem großen Zeigerwerk, da wo die Sechszahl fehlt, ein kleines, das sich geschwind im Kreis dreht. Wo ist nun der, dem die Uhr so viele Tage gehört hat? Friedhof zu Omencourt, hat die schwarze Tinte hingeschrieben. Es ist was nicht richtig dran, daß die kleine Uhr nun lebt und Karl soll tot sein. Ob sie die Beule gekriegt hat, ganz zuletzt noch, eine Schlacht war's ja wohl. Oder stand er auf Posten, nachts, wie oft hat man sowas im Blatt gelesen. Der Lungenschuß, der muß es gemacht haben. Vom Schuß durch die Beine stirbt doch keiner? Aber das ist wahr, Verbluten gibt's auch. Das Kalb neulich, das im Stacheldraht festsaß. Wenn sie dem nicht das Bein abgebunden hätten! Karl hätte nur wiederkommen sollen, und wär's auch mit zwei Holzfüßen, wenn er bloß wiedergekommen wär'. Den ganzen Tag hätte er in der Stube bleiben können, sie wollten ihn wohl durchgekriegt haben.

Was das nur ist mit der Uhr. Ueber Mittag, da hat man das kleine Ticktack nur gehört, wenn man das Ohr drangelegt hat. Nun steckt es in der Tasche und spricht doch so laut — hat all die schlimmen Briefe gelesen und erzählt sie wieder, Wort für Wort, ganz lebendig, und ganz tot.

Unter dem ungeheuren Himmel steht der Vater, gräbt und gräbt. Da wird nicht weniger, da wird eher mehr gearbeitet als sonst. Aber was man denkt und schafft, das gilt nichts vor dem sanften Herzschlag in der Westentasche, der nach all dem Erzählen nun zu fragen anfängt und bitterlich weh zu tun. Warum? Warum?

Es streicht etwas durch das harte Gras, ist schon heran, als der Vater aus dem Graben hochfährt.

Der Inspektor ist es mit seinem roten Gesicht und der Zigarre und dem Hund, der mit der Nase im Klee locker um seinen Herrn herumspürt.

„Na, das schafft ja gut!" ruft der Ankommende mit ungewohnter Freundlichkeit. Er blickt um sich, mißt mit dem Handstock in die Tiefe des Grabens hinab, steht befriedigt und streckt dann plötzlich bedauernd die Hand aus.

„Sie haben schlechte Nachrichten gehabt? Das hat mir leid getan, wahrhaftig. Ja, das sind schlimme Zeiten. Da bleibt so leicht keiner verschont ... aber Sie können stolz sein. Wie mancher sieht seinen Sohn auf Abwege geraten, da ist dies nicht das schlimmste ... Und nun das Eiserne Kreuz, das haben Sie als Vater sozusagen auch verdient. Daß Sie dem Kaiser so einen Soldaten erzogen haben ... da gibt's auch Unterschiede, das können Sie glauben. Ich hab' da manches gesehn ... Das alte Lied: immer die besten ..."

Der Vater steht mit dem Spaten in der Hand, blickt dem Vorgesetzten wortlos ins Gesicht. Der weiß, was er sagt, ist selber ein paar Monat draußen gewesen.

„Immer die besten — das mögen Sie sagen. Acht Jahr' auf einer Stelle. Und grad' wenn man zu denken anfängt, man soll ein bißchen Stütze von seinen Kindern haben, nun dies!"

Der Vater findet nichts in sich als diese wenigen harten und armen Worte, die er gar nicht denkt; aber sie sind das einzige, was er sagen kann. Stütze im Alter — er hat niemals drauf gerechnet, hat immer gewußt: zehn oder zwanzig Jahre schafft er's selber noch, unterdes hat der Sohn seine eigene Familie, und die Groschen werden dort anders nottun als bei den alten Eltern. Gott weiß, wie dem Vater nun so diese allgemeinen Worte über die Lippen gegangen sind. Sie liegen fertig, sind leicht auszusprechen; andere Menschen haben sie auch gesagt. Und was man ganz tief in sich selber meint, wie soll man das je wissen oder für einen anderen ausdrücken können.

Der Inspektor wendet sich, grüßt, das tut er niemals sonst. Seine Augen sind eine Sekunde lang kein bißchen schneidig, nur ganz einfach Menschenaugen. Im Weggehn dreht er sich noch einmal zurück. „Was ich sagen wollte, gehn Sie man eine Stunde früher nach Haus heut. Den Graben, den kriegen wir wohl noch, der läuft uns nicht weg ..."

Der Vater ist wieder allein. Und doch lange nicht mehr so allein, wie er am Mittag gekommen ist.

Die Uhr neben seinem Herzen tickt und tickt, wird eins mit den Gedanken an den toten Sohn. Wird zum Sohn selber — ist er nicht hier und atmet um den Vater herum, ganz still im weiten friedlichen Land? Der Boden, den er gräbt, der Himmel, der scheint, die Gewitterwolken und die flitzenden Schwalben, das ferne Jungvieh, auf der Erde weidend wie die Wolken hoch in der Luft — alles wird durchsichtig, ist nichts für sich allein mehr; man sieht und sieht und erkennt dahinter den lebendigen Sohn.

Und der ist nun tot und soll nie mehr wiederkommen.

Der Vater stemmt, schaufelt und sticht. Manchmal, wenn er den Spaten einsetzen will, steht Karl da, und man muß warten, bis er weggetreten ist. Lebensretter, und hat sich doch sein eigenes Leben nicht retten können. Viertel nach sechs ist sie stehn geblieben, ob das am Abend oder am Morgen war? Ach, das hat Karl auch nicht gedacht gehabt, als er das letzte Mal da war. Von den Läusen hat er erzählt, und wie's so viele gab, daß sie ihnen aus den Knopflöchern gekrochen sind. Jeder weiße Verband schwarz von Fliegen .... nun hat er gleich selber eine im Auge. Der Finger, der sie herausdrücken will, findet nichts, ist nur blank und naß geworden. Wovon? Nun, von Schweiß oder von Augensaft, anderes gibt's doch nicht.

Mit einmal fällt dem Vater ein, wie zu Haus die Alte sitzt und weint. Er zieht die Uhr, immer wieder die Uhr, die so recht keine Zeit, nur ein wunderliches Wehtun anzeigt. Wie lange kann man noch rechnen bis Feierabend?

Der Inspektor hat gesagt, er soll eine Stunde früher nach Haus gehen. Das ist gegen alle Ordnung, gern tut's der Vater nicht. Aber in seiner Tasche lebt und weint es, und zu Hause sitzt die Frau mit all den traurigen Briefen. Da läßt sich ja wohl eine Ausnahme machen.

Genau eine Stunde früher als sonst verbirgt der Vater Spaten und Schaufel im schilfigen Kraut. Die Zeit fürs Futterschneiden, die nimmt er nicht von des Herrn Zeit, die nimmt er von seiner eigenen Stunde weg. Und hat es doch eiliger als sonst, nach Haus zu kommen. Sitzt nicht neben der weinenden Mutter wartend der tote Sohn?

Digitized by Google

Frankreich, die ferne Erde, die man nicht kennt und sich nicht vorstellen kann, wird nah und deutlich. Ist auch nicht viel anders als hier, braun mit grünem Gras und Bäumen. Und in den Häusern wohnen Kinder und Menschen, und Schwalben fliegen in der Luft, und, wie hier über der Ostsee, brummen die Kanonen. Auf den Kirchhöfen blühen die Blumen und wachsen die Kreuze, alles wie hier. Das eine mit dem Namen Karl, das ist neu dazu gekommen.

Heimwärts strebt der Vater durch das trockne rote Gras. In der Rechten schultert er die Forke, an der das blühende Unkrautbündel hängt. In der Linken trägt er, ganz tot und ganz lebendig, die sonnenwarme Uhr. Er denkt nicht viel, aber stumm und schützend umfaßt er sie, trägt sie vor sich her — eine Kindeshand, die den Vater von der Arbeit holt.

Miles / Ueber die Erhaltung des Alten

Als ich kürzlich auf Urlaub durch das Märchenreich Deutschland fuhr, kam ich auch durch Westfalen. Zuerst ging es an Stätten der Arbeit vorbei, an denen die Hochöfen thronten, Schornsteine dampften und auf der Höhe zierlicher Fördertürme das große Rad der Arbeit sein ewiges Lied spielte. Einen Augenblick krampfte es mir das Herz, als ich daran dachte, daß es hier Kinder gebe, die noch nie einen blühenden Apfelbaum gesehen haben mochten. Dann aber stand Fosse deux vor mir, in der wir unsere Reservestellung haben, wo kein Rad mehr surrt, kein Rauch aufsteigt, kein Hammer das herrliche Lied vom Schaffen, vom Vorwärtskommen in seinem großartig ernsten Baß ertönen läßt, wo die Schornsteine zerborsten sind und die Schächte und Stollen gesprengt, weil sonst der Feind sich durchbohren könnte. Da erkannte ich, daß unser Vaterland noch seinen gesunden Kreislauf hat, daß das frisch Pulsierende, das Röhrenhafte, ihm noch eigen ist, daß die guten Säfte und Kräfte noch überallhin treiben können, überall befruchtend und Leben wachrufend. Und da bedurfte es nicht der freundlichen Osnabrückschen Wiesenebene, um mich froh und zuversichtlich zu stimmen.

„Ich atme immer auf, wenn ich aus der häßlichen Fabrikgegend heraus bin und nach Osnabrück komme", sagte eine in meinem Abteil sitzende Dame. „Ja, ja, das ist wohl eine alte Stadt", sagte ich wie im Traum. „Und eine schöne Stadt! Wir tun aber auch alles, um das Alte zu erhalten. Das Haus meiner Eltern ist 700 Jahre alt. Die Fassade ist eine Sehenswürdigkeit. Aber Mühe macht es, sie zu erhalten. Und Kosten! Sie sollte schon oft abgerissen werden, aber da hat der Magistrat immer Einspruch erhoben. Er gibt auch regelmäßig etwas dazu, damit sie erhalten bleiben kann."

Dreimal kam der Klang aus einer fremden Welt zu mir: erhalten. Was denn erhalten? Junges Leben? Manneskraft? Volkstüchtigkeit? Nein, eine 700 Jahre alte Fassade. Und da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: der Krieg hat uns, die wir 26 Monate draußen standen, den Respekt genommen, den Respekt vor dem Alten. Mit der Gründlichkeit des Deutschen untersuchen wir uns; aber wir mögen uns durchwühlen, wie wir wollen, es ist kein leerer Raum in uns entstanden, wir vermissen nichts, und darum bedauern wir auch nicht, daß wir die Ehrfurcht vorm Alten verloren haben.

Denn jetzt können wir ehrlich sein, auch genieren wir uns nicht mehr: das Alte war oft nur Ballast. Der Krieg mußte kommen, daß wir ihn abzuwerfen wagten. Wir wagten es, weil wir mußten. Das haben wir ebenso gelernt im Kriege. Manche kühne Tat wird durch den Zwang der Verhältnisse geboren. Und wer schwere Märsche machen, wer über Gräben und Sumpf springen, wer in einem engen Unterstand hausen, wer all seine Habe immer mit sich auf dem Rücken herumschleppen muß, der wirft halt ab, was entbehrlich ist. Wenn ihr einmal in einem zerfallenen Schützengraben der Champagne oder in den Trichtern der Somme-Landschaft suchen wollt, da werdet ihr viel Ausrüstungsstücke, Waffen, Munition, verschimmelte Brote und bleichende Knochen finden. Vielleicht findet ihr dort auch den Respekt vorm Alten. Haltet euch aber nicht auf dabei, sondern bereitet den deutschen und französischen Soldaten, die dort liegen, das Grab. Wir konnten das damals nicht, weil jede Sekunde vom Leben, vom Tätigsein mit Beschlag belegt war.

Denn das ist es ja gerade: im Krieg ist alles auf das wirkliche Leben gerichtet. Dein bester Kamerad ist schwer verwundet, du mußt ihn den Sanitätern überlassen, weil die liebende Fürsorge, die ihm helfen möchte, unerbittlich von der Not, bereit zu sein, beiseite geschoben wird. Was nicht mehr ganz kampftüchtig ist, hat keine Bedeutung mehr. Was gelten will, muß wirken und muß dienen. Denk an dein Weib, an deine Kinder — — der Engländer denkt nicht daran, und schon hast du eins mit dem Totschläger auf den Kopf. Bewundere nur die nächtliche Pracht der Geschützblitze, der Leuchtraketen, der Scheinwerfer, der smaragdenen Feuerperlen, die den Flieger suchen — — du vergißt, das rote Leuchtsignal weiterzugeben, und vorn verderben vier Kompagnien. Das Unmittelbare erfassen, sofort das nächst Notwendige daranreichen und dann wieder auf das Leuchtzeichen achten, so verlangt es der Krieg. Du hast es ja auch leidlich gelernt in den zwei Jahren, aber dafür hast du keinen Sinn mehr für die alte Fassade.

Ob du ihn je wiedergewinnen wirst, ist fraglich. So viele Jünglinge sahst du erbleichen, dieses Bild kann nichts aus deiner Seele wegwischen. So viele Männer, die auf der Höhe des Lebens standen und schon Kinder hatten, in denen sie die Summe ihres Strebens aufgehen, in denen sie das Herrlichste, die Weiterentwicklung, sich entfalten sahen, sahst du zusammenbrechen wie die starken Eichen unter Granaten, überall fiel das Leben um dich herum zusammen, und da sollte dich je wieder die Erhaltung des Alten, das längst in die Rumpelkammer gehört, kümmern? Du wirst nicht die Hände sinken lassen, du wirst neu aufbauen nach dem Kriege, du wirst ein neues Werk schaffen und ihm das Gepräge deines Geistes und deiner Zeit geben.

Ja, gewiß wirst du das wagen. Wer ein Rathaus baut, soll nicht lange fragen, ob es sich dem Stil seiner Umgebung anpaßt. Die Umgebung ist alt, laßt sie einfallen, tragt sie ab, und sie soll neu erstehen und sich nach dem Stil, den der Meister seinem neuen Werke gab, richten. Das nenne ich bauen.

Wer Knaben erzieht, erzähle ihnen nicht die langweiligen — und dabei doch sicher falschen — Geschichten von den spartanischen Jünglingen und lege den ersten Staub um ihr Herz. Sondern er lehre sie, wie man eine Handgranate wirft und wie man mit einer halben Tafel Schokolade und einem Schluck kalten Kaffee drei Tage sein Leben weiter führt.

Zu lange haben wir in übertriebener Gewissenhaftigkeit immer nach der Tradition gefragt. Wer nicht weiß, wie

ein Ding entstanden ist, was alles zusammengewirkt hat dabei, wie lange das alles gedauert hat, der weiß nichts, dachten wir. Ach, meine Freunde, wie wohlig war es mir auf meinem Urlaub, als ich auf dem Rhein fuhr, und wie gleichgültig waren mir all die Dutzende Nebenflüsse und Quellen, aus denen er entstand. Übrigens: ging es uns nicht schon einmal ähnlich in der Schule? Da mußten wir die Nebenflüsse auswendig lernen und wären doch so gern im herrlichen, großen Strom geschwommen!

Darum hinweg mit der ewigen Angst, ihr könntet eine Sache nicht „verstehen". Kümmert euch doch nicht um die vielen Drum und Dran ihrer Entstehung, sondern laßt das Auge sich freuen an dem Ding, wie es strahlt und glänzt und lebt. Und wenn es nicht mehr leben kann, dann laßt es halt einstürzen.

Aber um Gottes willen, so realistisch, so pietätlos! sagt ihr. Ich erwidere euch: seid pietätvoll gegen das Lebende, fördert es, wo ihr könnt. Aufhalten könnt ihr es ja doch nicht. In Jena haben sie eine neue Universität gebaut, im Stil eines alten Klosters. Denn das Traulichwinkelige, das Kuschelige, das „Romantische" muß der alten Musenstadt bewahrt bleiben. Hört ihr nicht, wie über dem ewigen „O alte Burschenherrlichkeit" die Fabriksirenen von Zeiß schrillen?

Gewiß: schon geht ein frischer Zug durch das Leben. Das Leben schreitet vorwärts. Wer sich umdreht, bleibt stehen. Noch nie mögen Jünglinge so schnell ernst geworden sein. Die Jahre, in denen in weltumspannenden Träumen das Herz sich weitete, sind manchem im Schützengraben in ganz anderem Kleide erstanden als uns älteren. Hat aber die sofort gefestigte Hand dieser Jünglinge unserem Vaterland nicht mehr genützt als die vielen Schwärmereien? Und sind diese Jahre verloren? Nein, wohl aber wurde manchem das Ziel eher abgesteckt, als er es sonst gefunden hätte. Und hat nicht mancher, der eigentlich schon längst Mann hätte sein sollen, sich jetzt im Kriege erst von den Träumen seiner Jugend gerettet, die ihm doch nur süßes Gift waren?

Nicht so viel zurückdenken, sondern zupacken, das ist die Losung. Was gefallen ist, zerfallen, das kann nicht mehr mittun. Wir, die wir der Tat gehören, müssen es liegen lassen. „Weiter machen!" hört man in der Front die Offiziere oft rufen. Das ist ein recht einfacher, gewaltiger Befehl. Wer ihn vernimmt, beklagt nicht den schönen, „ehrwürdigen" alten Nußbaum, der fallen muß, weil sein Holz Gewehrschäfte liefern soll. Fragt es sich nicht, ob er jetzt Gescheidteres tut als in all den Jahren, wo er die Sünden der Liebespaare deckte?

Tausende von „noch ganz neuen" Häusern hat der Krieg zerfressen. Sie werden wieder aufgebaut. Tausende von alten Buden hat er umgeblasen, und ehrfürchtig behütetes altes Gerät, das von Urgroßmutter geerbt war, liegt unter ihm in Scherben. Trauert ihr ihm allzulange nach, so zeigt ihr, daß dieses ewige Sammeln und Aufstapeln, dieses ängstliche Bewahren und Erhalten euere Seelen klein gemacht hat. Und sie sollten doch jetzt, gerade jetzt, der größten Leidenschaft fähig sein. Vielleicht braucht ihr euch nur einen Stoß zu geben; macht euch frei, werft den alten Plunder weg! Ihr werdet sehen, es geht auch so!

Reißt ein, damit das Alte euch nicht Luft und Sicht versperrt. Euer Blick im neu erkämpften Deutschland muß groß, muß weit sein. Darum: hinweg mit der alten Fassade!

Gottfried Traub / Die Entscheidung

Das neue Jahr hat kalte, harte Augen,
Hart wie das Schicksal, und das Schicksal spricht:
„Leben denen, die zum starken Leben taugen,
Für den Schwächling wächst das Leben nicht."
v. Wildenbruch.

„Der Befehl unserer Regierung: U-Boote heraus! ist von der Bergarbeiterschaft, mit der ich als Aufsichtsbeamter täglich Umgang habe, mit hellem Jubel aufgenommen worden. Man sagt mir, das war das Vernünftigste, was die Regierung machen konnte." So schreibt mir ein Bergbeamter unseres rheinisch-westfälischen Industriebezirks. Was solchen Widerhall in schwer arbeitender Bevölkerung erweckt, muß richtig sein. Der Volksinstinkt hat ebenso sein Recht, wie die gelehrten Einzelüberlegungen. So begrüßen wir die neue Wendung mit stolzem Ernst. Wir wissen, was alles kommen kann. Das Große aber wirkt, daß man mit einem Volk, das alles wagt, alles gewinnen kann. Mit einer Masse, welche von dem Grundsatz lebt: „Es geht auch so", erkämpft man keine Weltentscheidungen. Die Gefahren sehen und ihnen trotzen, das verlangt der Krieg. Es klingt lächerlich, aber es gab immer noch Menschen, die das Wort „Krieg" in seinem unheimlichen Entscheidungsernst nicht erschöpften. Der Krieg ist ihnen „schrecklich" oder „gräßlich", er gilt ihnen als „unvermeidlich" oder als „möglich", von den schlimmen Geistern der Ehrsucht und Gewinngier zu schweigen, die sich an dem Krieg nähren wie Hyänen am Aas, — aber daß Entwicklungsknoten im Leben des Volkes kommen, die eine Entscheidung auf Geschlechter hinaus bringen, bleibt ihnen verschlossen. Sie wollen verdienen, aber sich nicht verdient machen. Sie wollen sich an der Geschichte wärmen, aber das Feuer der Geschichte nicht in ihren Seelen brennen lassen. Sie überlassen die Verantwortung lieber den anderen und wollen zwar gern die Siege teilen, aber nicht die Gefahren. Weg mit solchen! Das war. Jetzt schlägt die Entscheidungsstunde unseres Volkes. Das ist ähnlich, wie wenn die Mitternachtsstunde langsam und feierlich ein neues Jahr ankündet. Wem es da nicht kalt und heiß über den Rücken laufen kann, voll Ernst und voll Jubel, der ist kein schaffender Mensch. Das Schicksal hat kalte Augen und sieht geradlinig. Man muß ihm ins Gesicht sehen können; dann wird man stark. Wer nie mit einem Mächtigen gerungen hat, weiß nichts von seinem Griff. Aus Büchern oder Zahlen lernt sich so etwas nicht. Ringen muß man, vor dem Abgrund muß man sich stellen lassen können, um dann zu wollen und bis zum letzten alles dranzusetzen. Des Krieges letztes Gesicht enthüllt sich uns. Das ist die Bedeutung dieser letzten Wochen, die so entscheidungsschwanger über unserem Volke lagen. Nicht aus dem Geist der Verzweiflung heraus betraten wir diese neuen Wege. Wer den Krieg beenden will, handelt nicht aus Verzweiflung, sondern aus Anstand. Wo die Kriegsverlängerer sitzen, weiß heute jedes Kind. So liegt unsere Zukunft auf der See. Die Meere lieben den Kühnen. Um ihre Liebe werben wir.

Wir sind still und ruhig. Die Welt brandet; desto unbeweglicher sei unsere Seele. Jetzt, wo wir unsere volle Pflicht erfüllen und um unserer Zukunft willen alles aufs Spiel setzen, sind wir dem Letzten, dem Unmittelbaren so nah, daß wir, in seinem Schoß geborgen, zuversichtlich unserer Zukunft warten. Diese Ruhe macht nicht lässig. Sie ist die gesammelte Kraft, die nach einem einzigen Punkt hin strömt und von einem einzigen Anker gehalten wird. Gott will es, so wolle auch du, meine Seele! Das ist der einfache Ring, in dem sich Wollen und Vollbringen, Recht und Ge-

Digitized by Google

walt schließen. So fahrt und siegt, so zeigt, daß ihr wahr geredet, ihr Tapfersten der Schiffe! Es wird euch gelingen, und wir danken euch für euere Höllenarbeit in Nervenangst und Ungewitter; ihr wollt dem deutschen Volk blauen Himmel bringen. Wir vergessen's euch nicht! Glückauf!

Aemil Ritter / Kein Hüsung

Die Ursachen, welche im verflossenen Jahrhundert die Auswanderung so vieler Deutschen nach Amerika veranlaßten, werden in den verschiedenen deutschen Ländern verschiedene gewesen sein. Ohne im allgemeinen die Charakterisierung und die Beurteilung derselben, welche Wolfgang Max Schultz in seinem sehr beachtenswerten Aufsatz in der „Hilfe" „Ueber die Stellung und Zukunft des deutschen Elements in Amerika" gibt, anfechten zu wollen, regt dieser Artikel doch zu einer Beschreibung des Vorganges der Auswanderung in Mecklenburg an.

Hier bestand keine Freizügigkeit; die Arbeiter mußten in dem Dorfe, in dem Gute, in welchem sie geboren waren, bis an ihr seliges Ende bleiben, wenn sich nicht eine andere Ortsobrigkeit fand, welche die Niederlassung gnädigst erlaubte. Bei der extensiven Landwirtschaft und bei dem Fehlen jeglicher Industrie war dies jedoch eine seltene Ausnahme. Es kam hinzu, daß auch niemand ohne den Konsens einer hohen Obrigkeit heiraten durfte. Dieser wurde nur erteilt, wenn eine Wohnung durch den Tod eines Arbeiters frei wurde. Aber auch dann zog der Gutsherr es vielfach vor, dieselbe nicht wieder zu besetzen, wenn er es für vorteilhafter hielt, ledige Knechte zu halten oder Tagelöhner aus den Bauerndörfern zur Aushilfe heranzuziehen. Aber auch die Bauern — so bezeichnet man ausschließlich die Hufenbesitzer mit Ausschluß der Arbeiter usw. — führten meistens ihre Wirtschaften mit Ledigen — Unverheirateten. So fanden die wenigen verheirateten Arbeiter in den Bauerndörfern meistens auch noch nicht genügend Arbeitsgelegenheit und suchten deshalb Arbeit in den Hofwirtschaften, wo die Katen — Arbeiterwohnungen — leer standen. Trotz der geringen Bevölkerung war auf diese Weise Ueberfluß an Arbeitern, und zwar nicht bloß an ledigen, sondern auch an verheirateten. Die allgemeine Ansicht auf dem Lande war, es gäbe zu viele Menschen, es müsse zur Verringerung mal wieder ein Krieg kommen.

Da kam das Jahr 1848 und erweiterte den Gesichtskreis der Bevölkerung. Weniger waren es freiheitliche, staatspolitische Wünsche als agrarisch-wirtschaftliche. Die Arbeiter verlangten Acker, Heiratskonsense und Freizügigkeit, schließlich auch bessere Löhne. Im großherzoglichen Gebiete — dem Domanium — wurden den vorhandenen Arbeitern auch kleine „Ackerkompetenzen" bewilligt, und für die Hoftagelöhner, d. h. für die Arbeiter der Großgüter, wurden Mindestlöhne — dies sogar für die Rittergüter — festgesetzt. Es blieb aber der Mangel an Freizügigkeit und der Heiratskonsens. Bei der allgemeinen Ueberzeugung einer bestehenden Uebervölkerung wurden dann die verschiedenen Ursachen der Unzufriedenheit nicht nur von den Agenten der Hamburger Passagierschiffsgesellschaften, sondern auch von den Gutsherrschaften benutzt, um Leute zur Auswanderung zu bewegen. Was man jetzt kaum begreifen kann, war damals nichts Seltenes. Die Gutsbesitzer und Pächter gaben Familien, welchen es an Mitteln fehlte, Zuschüsse, um die Ueberfahrt zu bezahlen. Inzwischen schrieben Ausgewanderte an ihre zurückgebliebenen Verwandten, daß es ihnen recht gut gehe, und später schickten manche sogar Geld, um das Nachkommen zurückgebliebener Verwandten zu ermöglichen. Da war an Halten nicht mehr zu denken. Es war jetzt meistens vergeblich, wenn einsichtige Gutsherren Auswanderungslustige zu halten suchten. Es wurde besonders darüber geklagt, daß vielfach gerade die besten — die intelligenten und fleißigen — Arbeiter und solche, die etwas Vermögen besaßen, am häufigsten auswanderten. Der einmal in Fluß gekommene Strom war auch nicht mehr zu hemmen, als die intensiver betriebene Landwirtschaft mehr Arbeitskräfte verlangte, als aus Schweden und aus dem Osten nicht nur Saisonarbeiter, sondern auch Dienstboten eingeführt werden mußten.

Der Hauptbeweggrund fast aller Auswanderer war allerdings — darin muß man M. Schultz zustimmen — materieller Art — sie wünschten und hofften eine bessere Lebenshaltung zu bekommen. Sie waren in ihren geistigen Ansprüchen und freiheitlichen Bestrebungen, den Amerikanern nicht überlegen. Sie waren also nicht geeignet, den Englisch-Amerikanern zu imponieren, ebenso wenig dem deutschen Geiste mehr Geltung und Beachtung zu verschaffen.

Soziale Bewegung

Die deutschen Genossenschaften im Kriege. Wie die harte und lange Probe des Krieges fast das gesamte deutsche Wirtschaftsleben als recht fest begründet gezeigt hat, so hat in den letzten 2½ Jahren auch das deutsche Genossenschaftsleben die Feuerprobe bestanden. Abgesehen von den Mitgliedern, die unter die Fahnen einberufen worden sind, haben die Genossenschaften in ihren verschiedenen Verzweigungen wohl kaum Mitglieder in bemerkenswerter Zahl verloren, viele haben sogar noch einen mehr oder weniger großen Mitgliederzuwachs zu verzeichnen, und es ist auch eine ganze Anzahl neuer Genossenschaften entstanden. Ihre wirtschaftliche Wichtigkeit hat sich auch bei der Unterbringung der Kriegsanleihen gezeigt. Mehr als drei Milliarden Mark sind durch die Vermittlung der deutschen Genossenschaften gezeichnet worden, außerdem haben sie auch in großem Umfange, namentlich bei den kleineren Zeichnern, agitatorisch für die Kriegsanleihen gewirkt. Im einzelnen war der Einfluß des Krieges verschieden, je nach den einzelnen Arten der Genossenschaften. Was zunächst die Konsumgenossenschaften betrifft, so lassen sich hier zwei Zeitabschnitte unterscheiden. Im ersten Abschnitt waren unter dem Eindruck, daß der Krieg nicht lange dauern werde, noch leicht Waren zu beschaffen. Höchstens Transportschwierigkeiten brachten zeitweilig leichte Verlegenheiten hervor. Dazu kam, daß zunächst noch die Lager gefüllt waren und daß der Nahrungsmittelhandel noch nicht allzusehr durch behördliche Bestimmungen eingeengt war. In diesem Zeitabschnitt war auch der Mangel an Personal noch nicht allzudrückend. Je mehr aber dann die Grenzen abgesperrt wurden, je weniger dann auch aus dem neutralen Auslande eingeführt werden konnte und je stärker die aufgespeicherten Vorräte abnahmen, desto schwieriger wurde der Geschäftsverkehr auch für die Konsumgenossenschaften, um so mehr, als nun bei oft sprunghaft steigenden Preisen, bei Wegfallen vieler Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände auch immer wieder neue Vorschriften über den Handel im allgemeinen oder mit einzelnen Artikeln erschienen. Weiter wurde das geschäftliche Leben immer wieder sehr stark beeinflußt durch Einberufung der alten eingearbeiteten Angestellten, durch den Mangel an Gespannen usw. Die Einberufung so vieler Mitglieder zu den Fahnen hat zwar die Zahl der einkaufenden Mitglieder vielfach wesentlich herabgemindert, andererseits strömten ihnen aber auch viele neue Mitglieder zu. Wenn der Umsatz der Konsumgenossenschaften im allgemeinen die gleiche Höhe wie in den Jahren vor dem Kriege erreicht und ihn sogar noch überschritten hat, so ist dies jedoch nur auf die wesentliche Verteuerung aller Lebensmittel und Gebrauchsartikel zurückzuführen; denn bei dem Ausfall so vieler Gegenstände und bei der Rationierung des Verbrauches ist der Umsatz in bezug auf die Menge der Waren weit geringer geworden. Im allgemeinen haben sich jedoch die Konsumgenossenschaften immer noch ganz gut gehalten, und da mancherlei Hemmungen nicht wieder zum Vorschein kommen werden, die vor dem Kriege hervortraten, dürften diese Genossenschaften bei Wiederherstellung des Friedens die hervorgetretenen Schädigungen bald wieder überwunden haben. — Ungünstiger stehen die Baugenossenschaften da. Alle durch den Krieg verursachten Schädigungen, über die die Hausbesitzer Klage führen, Verteuerung der Hypotheken, große Mietausfälle, Bevölkerungsverschiebungen, leerstehende Läden und Wohnungen, die Kostensteigerung bei Reparaturen usw. treffen auch die Baugenossenschaften. Und manchmal werden sie daran noch stärker getroffen, weil es meist ärmere Volksschichten sind, die in den Genossenschaftshäusern wohnen. Voraussichtlich werden diese Genossenschaften mit größeren Verlusten aus diesem Kriege hervorgehen als alle anderen, und es wird von der künftigen Gestaltung des Wirtschaftslebens und des Wohnungsmarktes abhängen, ob die Schäden schneller oder langsamer ausgeglichen werden können. Eins aber dürfte für lange Zeit einwirken: die wesentliche Steigerung des Zinsfußes bei der Aufnahme der Hypotheken und die Schwierigkeit ihrer Beschaffung. In dieser Hinsicht ist die finanzielle Unterstützung der Genossenschaften durch Staatsmittel, wie sie das preußische Wohnungsgesetz vorsieht, sehr zu begrüßen. — Recht günstig haben sich während

der Kriegszeit die landwirtschaftlichen Genossenschaften entwickelt. Im ganzen betrachtet, haben die deutschen Genossenschaften gezeigt, daß sie fest im Wirtschaftsleben verankert sind, und die mancherlei Erfahrungen, die gerade während der Kriegszeit gemacht worden sind, werden dazu beitragen, daß sie sich in der kommenden Friedenszeit weiter kräftig entwickeln werden.

Arbeitgeber und Gelbe. Bis in die letzte Zeit hinein und gerade bei der Durchführung der neuen Hilfsdienstorganisationen ist der alte Streit zwischen freigewerkschaftlichen und gelben Arbeiterorganisationen. Die Gelben werden nach wie vor nicht für Vertreter wahrer Arbeiterinteressen angesehen, weil sie zu stark von den Arbeitgebern abhängig sind. Daß dieses zutrifft, beweist ein kürzlich ans Licht gekommenes Rundschreiben der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, das zur Zahlung von Unterstützungsgeldern für die „wirtschaftsfriedliche" Arbeiterbewegung auffordert. Es wird auf die Fortschritte dieser Richtung und ihre große Bedeutung für die Unternehmer hingewiesen und dann gesagt: „In dieser Erkenntnis hat die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände sich die Förderung der wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung angelegen sein lassen und es gern übernommen, sich dem Hauptausschuß nationaler Arbeiter- und Berufsverbände als der Spitze der wirtschaftsfriedlichen Organisationen beratend und unterstützend zur Seite zu stellen. Die Förderung muß sich auch auf das finanzielle Gebiet erstrecken, da die wirtschaftsfriedlichen Verbände heute noch nicht in der Lage sind, aus den Beiträgen ihrer Mitglieder die finanziellen Lasten in vollem Umfang allein zu tragen und ihren Mitgliedern angemessene materielle Vorteile zu sichern. Die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände ist deshalb beauftragt worden, in den der Bewegung freundlich gesinnten Kreisen eine Sammlung einzuleiten, die eingehenden Gelder zu verwalten und dem Hauptausschuß nationaler Arbeiter- und Berufsverbände nach Bedarf zur Verfügung zu stellen. Die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände hat selbst einen namhaften Zuschuß bewilligt, andere Verbände und Einzelpersonen haben gleichfalls größere Beträge in Aussicht gestellt." Mit Recht sagt das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften" zu diesem Vorgehen: „Damit ist die eigentliche Leitung und Verwaltung der wirtschaftsfriedlichen Vereine tatsächlich in die Hand der Unternehmer übergegangen. Die Gelder zur Unterhaltung dieser Bewegung werden von Unternehmern aufgebracht, verwaltet und „nach Bedarf" den einzelnen Vereinen überwiesen. Das enge Verhältnis zwischen Unternehmertum und wirtschaftsfriedlicher Bewegung ist zwar schon früher bekannt gewesen, aber noch niemals von beteiligter Seite in so plastischer Weise bestätigt worden."

Veraltete Unternehmertaktik. In neuerer Zeit mehren sich leider die Anzeichen aus dem unsozialen Teil der Unternehmerwelt, daß dort trotz des Weltkrieges nichts vergessen und nichts hinzugelernt worden ist. Sogar die berüchtigten schwarzen Listen gegen Arbeiter kehren wieder. Eben erst wird ein vertrauliches Rundscheiben des Verbandes Thüringer Metallindustrieller in Erfurt vom 11. Oktober v. J. an alle Mitglieder bekannt, in dem es heißt: „Wir beehren uns, Ihnen mitzuteilen, daß bei der Firma (folgt Name und Ort) eine Arbeiterbewegung stattgefunden hat, die am 9. d. M. durch die in ..... bestehende Lohnkonferenz beigelegt wurde, insofern, als seitens dieser Konferenz die von der Firma gezahlten Löhne als durchaus auskömmlich und den ortsüblichen Verhältnissen entsprechend anerkannt wurden. Lediglich die nachfolgenden sieben Mann blieben auf ihren Forderungen bestehen und hielten ihre ungerechte Kündigung aufrecht." Es folgen die Namen der sieben Arbeiter unter Angabe der Branche, in der sie beschäftigt gewesen, ferner Geburtstag, -jahr und -ort! Der Schluß des Zirkulars lautet: „Wir bitten Sie, von einer Einstellung der genannten Arbeiter, von denen (folgt Name) nach Angabe der Firma der Rädelsführer sein soll, absehen zu wollen, zumal ihnen seitens der Firma der Kriegsschein verweigert werden muß."

Der neue Gewerkschaftsgeist. Eine Arbeitsgemeinschaft der Arbeitgeber und Angestellten im deutschen Buchhandel erstrebt die allgemeine Vereinigung deutscher Buchhandlungsgehilfen, die vor dem Kriege in der „Buchhändlerwarte" überwiegend eine scharfe gewerkschaftliche Note anklingen ließ. In einem öffentlichen Aufruf, der sich besonders an die führenden Buchhandlungsfirmen richtet, wird eine gleichseitig zusammengesetzte Berufszentrale für den gesamten deutschen Buchhandel warm empfohlen. Der Aufruf geht von der Erschütterung des Arbeitsmarktes im Buchhandel und dem nach Friedensschluß drohenden Durcheinander von heimkehrenden Kriegern und Ersatzkräften aus, das nur durch eine gut organisierte gleichseitige Stellenvermittlung verhütet werden kann, die zugleich auch die Unterbringung der Kriegsbeschädigten erfolgreich betreiben könne. Alle Ortsvereinigungen der Buchhändler müßten mit den Ortsvertretern der Gehilfenverbände zusammenarbeiten und in Leipzig eine oberste Arbeitsgemeinschaftsstelle errichten. Diese hätte sich insbesondere auch mit der schwierigen Frage der rechten Bezahlung [illegible] ohne Rücksicht auf die Rente und mit der [illegible] buchhändlerischen Nachwuchs im Interesse der [illegible] zu befassen und sich dabei der Mitarbeit gerade auch der Gehilfenvereinigungen zu vergewissern. Alle vorhandenen Kräfte, insbesondere die in den Organisationen zu solidarischer Arbeit längst gesammelten und geschulten Kräfte müßten angesetzt werden, um die schwere Zukunft des Buchhandelsberufs gesundend zu beeinflussen. Der Aufruf schließt mit der Hoffnung, daß seine Leitgedanken angesichts des Ernstes der Zeit bei den Geschäftsinhabern des Buchhandels freundliche Aufnahme finden möchten.

Der Staat als Arbeitgeber im Kriege. Man muß zugeben, daß Reich und Bundesstaaten trotz schwerster Kriegsbelastung ihre Pflichten als Arbeitgeber nicht aus den Augen verlieren. Daß bei den Riesenheeren verschiedenartigster Beamten- und Arbeitergruppen immer noch Klagen über Härten und über ungenügende soziale Fürsorge laut werden, kann dabei als selbstverständlich und unvermeidlich ruhig zugegeben werden. Wir wollen aber doch ein Beispiel der preußischen Eisenbahnbehörde festhalten, was während des Krieges allein auf finanziellem Gebiet an gutem Arbeitgeberwillen des Staates bisher gezeigt worden ist. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat wiederholte Teuerungszulagen angeordnet. Die am 1. Februar zu zahlende einmalige außerordentliche Zulage soll für verheiratete Arbeiter ohne Kinder unter 14 Jahren sowie für verheiratete Arbeiter mit 1 bis 5 Kindern 40 M. betragen, für verheiratete Arbeiter mit 6 Kindern 50 M. usw., für jedes weitere Kind 10 M. mehr. Bezugsberechtigt sind alle vollbeschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen, die am 1. Februar, ohne daß ein Kündigungszustand vorliegt, mindestens einen Monat im Dienste der Staatseisenbahnverwaltung stehen. Bezugsberechtigt sind also auch Arbeiter mit Ausnahmelöhnen, die vorübergehend beschäftigten sowie solche Arbeiter, die am 1. Februar wegen Krankheit und dergleichen an der Arbeitsausübung behindert sind. Die Zulage ist auch solchen bezugsberechtigten Arbeitern zu gewähren, die vor der Auszahlung zum Heeresdienst einberufen oder zu den Zivilkolonnen im Eisenbahndienst abgeordnet sind. Die gemeinsame Eingabe der beiden großen Staatsarbeiter-Verbände an den Landtag wegen einer 25 v. H. betragenden Lohnerhöhung ist noch nicht erledigt. Sie wird erst bei den demnächstigen Beratungen des Eisenbahnetats zur Verhandlung kommen.

Büchertisch

Die Ostseeprovinzen Est-, Liv-, Kurland. Ihre Vergangenheit, Kultur und politische Bedeutung. Von A. v. Wolffen. 158. Flugschrift des Dürerbundes. 64 S. München, G. Callwey.

Ein in Berlin lebender Gelehrter, der dem Kreis der „Hilfe"-Leser nahesteht, verbirgt sich hinter diesem Pseudonym. Er ist selbst Balte und gehört zu jener Rasse scharfsinniger, hochgestimmter und tiefgebildeter Menschen die uns im Reich immer wieder davon überzeugen, was für eine eigenartige, wertvolle, für uns unentbehrliche Rand- und Kolonialkultur in jenen Ostseeprovinzen entwickelt worden ist, deren Schicksal sich durch diesen Krieg endgültig gestalten muß. Der Verfasser führt uns die lange, 700 Jahre umspannende Werdezeit und das Wachstum dieser Baltenwelt vor Augen, die Zähigkeit des Widerstandes in unendlichen Kämpfen, nicht nur denen, die mit dem Schwerte entschieden wurden, sondern auch jenen schweren, wo Schweigen, Ausharren, Leiden und Hoffen die einzigen Waffen sind. Er führt uns die lange Reihe jener seltenen Männer vor, die, in Dorpat geschult, entweder dort in der Heimat oder im Reich für Staatskunst, Heer, Wissenschaft und Kunst erlauchte Vorkämpfer geworden sind; die Schicksale der Russifizierung, des Baltenaufstandes, die Aufhebung der jahrhundertealten Privilegien, das stille Walten in den „Zirkeln", der Sturz der Landschaftsverfassung — alles das tritt uns noch einmal vor die Seele, erschütternd und doch erhebend, weil Mannesmut und Heimatliebe, Charakter und Klugheit sich hier bis zum Aeußersten gewehrt haben. Ein kurzer Abschnitt (Seite 47 bis 51) ist von einem Balten geschrieben, der 1½ Kriegsjahre dort oben miterlebt hat und die Gefühle der Balten in jetziger Zeit ergreifend schildert. Dann aber wendet sich der Verfasser der Zukunft zu. Die baltische Frage ist eine weltpolitische Frage. Nur durch die Befreiung dieser Ostseeprovinzen vom russischen Joch kann ein dauernder Frieden mit Rußland erzielt werden. Nur wenn Riga und Reval nicht in russischer Hand bleiben, wird dem Uebergreifen des englischen Handels nach Rußland über diese Häfen entgegengearbeitet werden. Das Dominium maris baltici, die Herrschaft über die Ostsee hängt an diesem Besitz; das Schicksal des Nordostseekanals und Kiels Bedeutung werden damit entschieden. Diesen Gedanken hat Haller (Tübingen) auch schon ausgesprochen, Rohrbach hat ihn leidenschaftlich vertreten; aber nie habe ich die Größe der Gefahr, die Wucht der im entwickelten Rußland (Agrarreform, Schulzwang!) gegen Deutschland immer zäher erstarkenden Kräfte so empfunden wie in Wolffens Schrift. Schließt dieser Weltkrieg ohne die Befreiung der Ostseeprovinzen, so ist ihr Schicksal besiegelt. Eine 700jährige Kulturarbeit wäre dann vergeblich gewesen. Aber nicht um der Balten willen, um seiner selbst

wissen muß Deutschland sich alle Vorteile der geographischen Lage sichern, will es dem Wachstum des russischen Riesenreiches gegenüber sich seine politische, nationale und wirtschaftliche Selbständigkeit sichern. Man lese nur die Ein- und Ausfuhrzahlen der baltischen Häfen (S. 58 f.) nach, was Riga, Libau und Reval im deutschen und englischen Handel mit Rußland bedeuten, um zu merken, was hier auf dem Spiele steht. Die Gefahr der schnelleren Bevölkerungszunahme Rußlands (2 335 000 Menschen pro Jahr gegen 850 000 Deutsche und 420 000 Oesterreicher und Ungarn) wird durch die Abtrennung Polens (10—12 Millionen) allein nicht gebannt. Es bedarf einer großzügigen Kolonisation im Osten, die durch den Zuzug der Rückwanderer nach dem Krieg, vor allem der deutschen Bauern in Wolhynien, Beßarabien und den Wolgakolonien und der aus Amerika heimkehrenden zur unabweisbaren Pflicht wird. Der Blick nach Südosten darf uns nicht den Nordosten vergessen lassen. Wer dies ergreifende und erschütternde Buch von Wolffen gelesen hat, wird überzeugt, daß an der Befreiung der Ostseeprovinzen das Schicksal der Ostsee hängt. Professor Paul Schubring.

Der Drahtverhau. Kriegsgedichte von Franz Grundner im Schützengraben. Verlag und Druck Joseph Geismar, Colmar i. E. 1916. 1 M. Dies sind die Lieder des Redakteurs vom Drahtverhau, der lustigen Schützengrabenzeitung aus vorderster Linie in den Vogesen.

Dr. A. Mollberg, Heimat und Charakterbildung. (57. Beiheft der Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule". 1916. 71 Seiten, 1,35 M. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Leipzig.)

Von warmer Begeisterung durchglüht, singt hier der Weimarer Schulrat das hohe Lied von der Heimat als dem Nährboden aller echten Erziehung zu Erkenntnis- und Charakterbildung, auf dem alle Arbeit in deutschen Schulen von der Dorfschule bis zum Gymnasium, insbesondere auch in der ländlichen und städtischen Fortbildungsschule, noch viel sicherer als bisher aufgebaut werden müssen. Und das ist gewiß, daß das Mühen um eine Vertiefung und Verbesserung unserer Schularbeit nach den Erfahrungen des Weltkrieges wieder an die alte, scheinbar so einfache und doch noch nie verwirklichte Pestalozziforderung anknüpfen muß: von der Anschauung zur Erkenntnis! Und daß wir dabei wirklich erst einmal Ernst machen müssen damit, die unerschöpflichen Bildungswerte der Heimat zu erschließen und zu nützen. Wie das im einzelnen gemacht werden kann, wie ernst verstandene Heimatkunde auf allen Stufen die Schularbeit zu einem auch das Gemüts- und Willensleben des Zöglings erfassenden und ausfüllenden Schulleben werden kann und muß, das wird mit viel Geschick, das sich auf reinste persönliche Erfahrung gründet, hier dargestellt. Das Heft gibt dem praktischen Schulmanne wie dem warmherzigen Jugend- und Volksfreund zahlreiche Anregungen, denen lebendige Verwirklichung zu wünschen wäre.

Shamba, Myori und Bahari. Ostafrikanische Momentbilder von Gerh. v. Byern. Mit zahlreichen Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig. Brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M. 124 S. Diese amüsant erzählten Erlebnisse eines Deutschen aus vieljährigem ostafrikanischen Farmerleben, zumal die hübschen Bilder von der Jagd zu Land und zu See, verdienen viele Leser.

Sprechsaal

Nochmals: Die kaufmännische Stellenvermittlung.

Herrn Gustav Schneider, der in Nr. 3 der „Hilfe" gegen meinen in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs erschienenen Aufsatz „Die kaufmännische Arbeitsvermittlung" auftritt, möchte ich in aller Kürze folgendes erwidern:

Meine Behauptung, daß die gesamte Arbeitsvermittlung der kaufmännischen Verbände nur einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt des kaufmännischen Arbeitsmarkts erfasse, muß ich bis zum Beweis des Gegenteils aufrechterhalten. Sie stützt sich nicht auf die Zahlen des Reichsarbeitsblattes, sondern auf fachmännische Schätzungen. Die Denkschrift, die der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband 1915 dem Bundesrat überreicht hat, legt dar, daß die Verbände sogar höchstens 15 vom Hundert des kaufmännischen Arbeitsmarkts beherrschen, und auf dem deutschen Handlungsgehilfentag in Frankfurt a. M. hat Max Habermann — den Schneider doch gewiß als Sachverständigen gelten lassen wird — festgestellt, „daß die kaufmännischen Vereine tatsächlich nur einen ganz geringen Bruchteil des kaufmännischen Stellenmarktes erfassen", daß dagegen „Tages- und Fachpresse den weitaus größten Teil der Stellen-Angebote und -Gesuche auf dem kaufmännischen Arbeitsmarkt zusammenführt". Ich glaube also mit meiner Schätzung von 20 vom Hundert keineswegs übertrieben zu haben.

Was die „unbedeutende" Zahl der Vermittlungen des öffentlichen Stellennachweises der Stadt Wiesbaden anbelangt, die ich wegen ihrer Geringfügigkeit wohlweislich unterschlagen haben soll, so muß ich erwidern: 495 Stellenbesetzungen an einem Platz wie Wiesbaden scheint mir ein keineswegs unbedeutendes Ergebnis. Es wäre interessant zu erfahren, wie viele Stellenbesetzungen die Verbände während derselben Zeit in Wiesbaden erzielt haben. Und wenn in Köln vom dortigen Nachweis in einem Jahr 967 Stellen besetzt werden konnten, so ist daneben die Zahl von 7003 Vermittlungen des Leipziger Verbands im ganzen Reich recht bescheiden.

Schneider sagt, ich hätte bei meinen Ausführungen über die Zeitungsanzeigen Anzeigen aller Art als Beweis für den Umfang der kaufmännischen Arbeitsmarktanzeigen angeführt. Mit Verlaub: ich habe ausdrücklich geschrieben „nehmen wir an, daß auch nur ein Fünftel davon auf den kaufmännischen Arbeitsmarkt entfalle". Diese Schätzung erfolgte auf Grund von zahlenmäßig angefügten Stichproben. Im übrigen ist oft genug darauf hingewiesen worden, und jeder kann sich selbst davon überzeugen, daß neben den Hausbediensteten in erster Linie die kaufmännischen Angestellten es sind, die in den Arbeitsmarktspalten der Zeitungen auftreten. Der Industriearbeiter z. B. spielt dort eine ganz verschwindende Rolle.

Die verhältnismäßig günstige Konjunktur auf dem kaufmännischen Arbeitsmarkt nach Kriegsausbruch, die sich mehr und mehr zu einer förmlichen Hochkonjunktur entwickelt hat, auf die Stellenvermittlung der Verbände zurückzuführen, halte ich für schief. Die Leistungen dieser Stellenvermittlung auf den Bruchteil des ihr zufallenden Marktgebiets will ich gewiß nicht herunterſetzen; übrigens weiß jeder, daß die Verbände auch kräftig Propaganda mit diesen Leistungen machen. Mit Recht. Aber wenn ein Verband auf seine eigene Vermittlungstätigkeit zugunsten eines Zusammenschlusses verzichten soll und dieses Opfer ablehnt, so halte ich mich für berechtigt, hier von „Vereinsegoismus" zu sprechen.

Schon mehrfach habe ich in Aufsätzen über die Organisation des Arbeitsmarktes erklärt, daß diese zweckmäßigerweise von unten nach oben, nicht umgekehrt, erfolgen sollte; daß erst nach vollendeter Durchorganisierung des örtlichen Marktes die Zeit gekommen ist, die zwischenörtliche Vermittlung auszubauen. Schließlich führt ja auch der entgegengesetzte Weg zum Ziel; aber ich halte ihn für nicht ungefährlich. Ich verweise hier statt weiterer Ausführungen auf meinen am 21. Aug. 1916 in der „Städtezeitung" veröffentlichten Aufsatz „Der städtische Arbeitsmarktanzeiger", in dem ich auch nachgewiesen habe, daß gerade die Organisation des örtlichen Arbeitsmarktes ohne einen öffentlichen Arbeitsmarktanzeiger unmöglich ist.

Dr. Erich Schairer.

Briefkasten

Unsere Feldleser werden gebeten, die zum 15. Febr. kommenden **Adressenänderungen recht bald** anzugeben, damit die „Hilfe" ohne Unterbrechung verschickt werden kann.

Aus Gmünd, Postamt 2, ist eine Zahlung ohne Postanweisungsabschnitt eingegangen. Wer ist der Absender?

Verlag der „Hilfe".

Referendar Hans Walter Hirschberg, Unteroffizier, im Felde:

1. Die bei Teubner erschienenen beiden Schriften von Richard Charmatz über die innere Politik Oesterreichs und über die Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns werden wohl noch im Laufe dieses Jahres in neuen Auflagen herauskommen. Diese sollen, wie uns Freund Charmatz schreibt, bis zum Ausbruche des Weltkrieges fortgeführt sein. Eine Ergänzung der gegenwärtig vorhandenen Auflagen durch Aufsätze in der „Hilfe" geht aus technischen und redaktionellen Gründen nicht gut an.

2. Der von Charmatz in seinem Buche genannte ehemalige Führer der Jungtschechen ist mit dem Verurteilten identisch.

3. Ihre Besorgnisse können sicherlich als unbegründet bezeichnet werden. Es sind in der Vergangenheit viele Fehler geschehen, die nun klar zutage liegen. Vermeidet man sie in der Zukunft, dann ist die Wiederkehr einiger Entgleisungen nicht zu fürchten. Immer muß man sich vor Augen halten, daß eine innere Kraft die Teile zusammenhält — die Kraft des Interesses ebenso wie die der geographischen Verhältnisse und auch der weltpolitischen Zusammenhänge. Deshalb könnten Absplitterungsbestrebungen, selbst da, wo sie vorhanden wären, kaum zur ernsten Gefahr werden. Also nur Zuversicht. Ueber diese Dinge in aller Offenherzigkeit und unter Beibringung alles Materials zu sprechen, ist jetzt wohl nicht die richtige Zeit. In ruhigeren Tagen wollen wir uns über das von Ihnen angeschnittene Problem noch recht eingehend und recht rückhaltlos unterhalten. Die Schriftleitung.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

15. Februar 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., Heim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 7

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Der Pflichtteil des Reiches. — **Dr. Theodor Heuß:** Abschied von Marx. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Unsere Fettversorgung in und nach dem Kriege. — **Alexander Hermann:** Rußlands ergiebigste Kraftquelle. — **Max Jungnickel:** Bei uns daheim. — **Hans Joachim Moser:** „Vom Durchhalten" (Gedicht). — **Gottfried Traub:** Ausdruck. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonnabend, 3. Februar.

Die englische Presse antwortet auf die Erklärung des uneingeschränkten Unterseekrieges mit häßlichen Wutausbrüchen. Wir sind ja längst an einen recht niedrigen Schimpfton bei unseren Feinden gewöhnt. Aber gerade in solchem Augenblick will es uns nicht gerade als ein Zeichen von selbstbewußter Kraft erscheinen, wenn man den Gegner als ehrlos und verbrecherisch zu brandmarken versucht. Findet man in England wirklich so viel Trost in dem Bewußtsein, später einmal nur der Gemeinheit des Feindes und nicht seiner Stärke und der eigenen Schwäche die Schuld am ungünstigen Verlauf zuschieben zu dürfen? Mit der üblichen Heuchelei verquickt die englische Presse die deutsche Note über die Gegenmaßregeln gegen den Mißbrauch des Roten Kreuzes durch englische „Hospitalschiffe" mit der Note über den Unterseebootkrieg. Einige Blätter verlangen als Antwort auf Vernichtung wehrloser Hospitalschiffe die Erschießung gefangener deutscher Offiziere. — Alles in allem: man erhält den Eindruck, daß der deutsche Entschluß in England allergrößte Besorgnis weckt.

Aus der Schweiz, dem Asyl flüchtiger Patrioten unterdrückter Völker, hat Präsident Wilson drei Telegramme erhalten, die ihm nahelegen, den Gedanken von der Freiheit der Nationen wirklich ernsthaft und unvoreingenommen zu durchdenken und auch zu Ende zu denken. Es sind die Führer der Komitees der algerischen, tunesischen und marokkanischen Patrioten, die von Wilson auf Grund seiner Botschaft die Unterstützung in ihrem Kampfe für die Befreiung vom französischen Eroberungsjoch fordern.

Sonntag, 4. Februar.

Der heutige Sonntag bringt die Nachricht, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abgebrochen hat. In der Botschaft, in der Wilson dem Kongreß davon Mitteilung macht, heißt es: „. . . Angesichts dieser Erklärung (über den Unterseekrieg), die plötzlich und ohne vorherige Andeutung irgendwelcher Art vorsätzlich die feierlichen Versicherungen, die in der deutschen Note vom 4. Mai gegeben wurden, zurückzieht, bleibt der Regierung der Vereinigten Staaten keine andere Wahl, die sich mit der Würde und der Ehre der Vereinigten Staaten vereinbaren ließe, als den Weg einzuschlagen, den sie in ihrer Note vom 8. April für den Fall ankündigte, daß Deutschland seine U-Boot-Methoden nicht aufgeben wollte. Ich beauftragte deshalb Lansing, Bernstorff mitzuteilen, daß die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen sind, daß der amerikanische Botschafter in Berlin sofort abberufen werde, und daß Bernstorff die Pässe ausgehändigt werden. Trotz dieses unerwarteten Vorgehens der deutschen Regierung und dieses plötzlichen tiefbedauerlichen Widerrufs ihrer unserer Regierung gegebenen Versicherungen, in einem Augenblick der kritischen Spannung in den zwischen den beiden Regierungen bestehenden Beziehungen, weigere ich mich zu glauben, daß die deutschen Behörden tatsächlich das zu tun beabsichtigen, wozu sie sich, wie sie uns bekanntgegeben haben, berechtigt halten. Wenn mein eingewurzeltes Vertrauen in ihre Besonnenheit und ihre kluge Umsicht sich unglücklicherweise als unbegründet herausstellen sollte, wenn amerikanische Schiffe oder Menschenleben in achtloser Uebertretung des Völkerrechts und der Gebote der Menschlichkeit geopfert werden sollten, so werde ich den Kongreß um die Ermächtigung ersuchen, die Mittel anwenden zu können, die notwendig sind, um unsere Seeleute und Bürger bei der Verfolgung ihrer friedlichen und legitimen Unternehmungen auf dem offenen Meere zu schützen. Ich kann nicht weniger tun. Ich nehme es als ausgemacht an, daß alle neutralen Regierungen denselben Weg einschlagen werden . . ."

Die Sprache, die hier vom Präsidenten Wilson geführt wird, ist für deutsche Art zu denken einfach unverständlich. Die Behauptung, daß Deutschland „vorsätzlich" sein der amerikanischen Regierung gegebenes Versprechen über die Handhabung des Unterseekrieges gebrochen habe, ist ebenso anmaßend im Ton wie unrichtig in der Sache. In der deutschen Note vom 4. Mai war ausdrücklich gesagt, die deutsche Regierung gehe bei ihrem Entgegenkommen von der Erwartung aus, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nunmehr von der großbritannischen Regierung Beseitigung der von ihr ausgeübten groben Verstöße gegen das Völkerrecht mit allem Nachdruck verlangen und durchsetzen werde. „Sollten die Schritte der Regierung der Vereinigten Staaten nicht zu dem gewollten Erfolge führen, den Gesetzen der Menschlichkeit bei allen kriegführenden Nationen Geltung zu verschaffen, so würde die deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenübersehen, für die sie sich die volle Freiheit der Entschließung vorbehalten muß." Was aber hat Wilson seither getan, um England zur Wahrung des Völkerrechtes anzuhalten? Nichts. Er nimmt jeden Völkerrechtsbruch Englands ohne Widerspruch hin, Deutschlands dadurch erzwungene Abwehrmaßnahmen aber geben ihm einen Vorwand zu schroffstem Vorgehen. Wie man dabei noch an die Aufrichtigkeit seiner Friedensbotschaft glauben soll, das hat er sich wohl selbst schon vergebens gefragt. Gleichwohl gebraucht er die kühne Wendung: „Ich nehme es als ausgemacht an, daß alle neutralen Regierungen denselben Weg einschlagen werden." Das dürfte ein Irrtum sein. Unsere Nachbarstaaten haben bislang eine ehrliche Neutralität gewahrt, ganz anders wie die Vereinigten Staaten, deren einseitige Begünstigung unserer Feinde alles andere eher war als einwandfrei neutral. Außerdem wissen unsere Nachbarn aus ihrer größeren Nähe heraus besser, was Krieg ist, als man es in Amerika weiß. Für sie hat Hindenburgs Wort, „Die militärische Lage läßt es zu, alle Folgen auf sich zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Boot-Krieg nach sich ziehen könnte", einen eigenen Klang.

Digitized by Google

Montag, 5. Februar.

Lloyd George hat wieder einmal eine Rede gehalten, an der nichts bemerkenswert ist als der Ton, den in England ein Ministerpräsident anzuschlagen für nötig und nützlich hält, um Besorgnisse zu zerstreuen und die Kriegsstimmung zu beleben. Mit Bezug auf „die wachsende Bedrohung durch Deutschlands seeräuberische Pläne" sagte er, er wünsche, daß die Nation sich klar werde, was dieser jüngste Schritt Deutschands wirklich bedeute. Es sei ein Fortschreiten auf dem Wege vollkommener Barbarei; das Abwerfen der letzten Hülle der Zivilisation. Jetzt zeige sich der Barbar in seiner angeborenen Wildheit. Jetzt müsse er auch vor den nachsichtigsten Neutralen enthüllt dastehen. Von nun ab werde er keine Flagge achten als die schwarze Flagge. Der Feind habe der großen Republik des Westens das liebenswürdige Angebot gemacht zu gestatten, daß Personendampfer einmal wöchentlich nach England fahren dürften. Habe es jemals eine solche Unverschämtheit gegeben? Dies grenze fast an Wahnsinn, aber „wir werden damit fertig werden. Die Gefahr ist groß, kann aber durch große Energie, Mut und Entschlossenheit überwunden werden. Der Feind hat den Schritt getan, weil er der Verzweiflung nahe ist. Er weiß, daß die Hilfsmittel der Alliierten so sind, daß sie einen völligen Sieg zu Lande bedingen."

Dienstag, 6. Februar.

Während die gespannte Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die Wirkung des neuen Unterseekrieges gerichtet ist und auf die Folgen, die der Abbruch der Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland haben wird, geht der Kampf an den langen Fronten des Westens, Ostens und Südens unbeeinflußt weiter. Vom Westen werden aus der Gegend von Beaucourt heftige Kämpfe gemeldet, bei denen die Engländer anfangs einen kleinen Erfolg erzielten, im Gegenstoß aber unter Verlust von rund 100 Gefangenen zurückgetrieben wurden. Versuche der Engländer, durch wiederholte heftige Angriffe den anfänglichen Vorteil wiederzugewinnen, sind gescheitert.

Mittwoch, 7. Februar.

Die Schweiz hat Wilsons Aufforderung zum Anschluß an die Vereinigten Staaten abgelehnt, und aus den Stimmen der holländischen und skandinavischen Presse ist mit erfreulicher Klarheit zu ersehen, daß auch diese nächstbeteiligten Neutralen gar nicht daran denken, um fremder Interessen willen ihre Neutralität aufzugeben und sich in das sichere Elend zu stürzen. Abgesehen davon, daß man in diesen germanischen Ländern zu gerecht denkt, denkt man eben auch praktisch nüchtern. Das Schicksal Rumäniens ist wirklich kein verlockendes Beispiel.

Donnerstag, 8. Februar.

In Frankreich und England zerbricht man sich darüber die Köpfe, ob die Vereinigten Staaten sich im Falle der Kriegserklärung „den Alliierten anschließen", das soll wohl insbesondere heißen: sich gleich ihnen verpflichten würden, keinen Sonderfrieden zu schließen. Diese Sorgen sind doch recht bezeichnend. — In Amerika trifft man inzwischen militärische und finanzielle Vorbereitungen für den Krieg. Es heißt, daß die Parlamente fast aller Einzelstaaten beschlossen haben, Wilson zu unterstützen. Ueber die Stimmung in der deutsch- und irisch-amerikanischen Bevölkerung meldet Reuter natürlich nichts. — Eine Nachricht, daß die deutschen Schiffe in amerikanischen Häfen beschlagnahmt seien, wird wohl nur den englischen Wunsch als Quelle haben. Denn solche Beschlagnahme wäre bereits eine Kriegsmaßnahme, die über den Abbruch der Beziehungen weit hinausgeht.

Es kann schon jetzt als sicher angesehen werden, daß keiner der neutralen Staaten sich durch Wilson verleiten läßt, seine Neutralität aufzugeben. Die holländische Regierung hat dem amerikanischen Geschäftsträger mitgeteilt, es bestehe für Holland kein Grund, sich den amerikanischen Maßnahmen anzuschließen, weil diese auf Grund früherer Verhandlungen mit Berlin erfolgt seien, an denen Holland nicht beteiligt war.

Wie die holländische hat auch die norwegische Regierung die Aufforderung Wilsons höflich aber bestimmt abgelehnt. Sie fügte dem die Mitteilung hinzu, daß zwischen den drei skandinavischen Staaten Verhandlungen über eine gemeinsame Stellungnahme im Gange seien. Da die norwegische Regierung von allen drei Nordstaaten immer am meisten zur Entente geneigt hat, kann man das Ergebnis dieser Verhandlungen mit einiger Gewißheit schon jetzt voraussehen. Während der amerikanische Präsident Ideale, die uns etwas Heiliges sind, zum politischen Kartenspiel mißbraucht und diese Karten mischt wie nur irgendein Engländer oder Italiener oder gar Rumäne, erleben wir bei den Völkern, denen schon immer unsere — oft nicht erwiderte — Sympathie gegolten hat, einen klugen, nüchtern abwägenden Tatsachensinn, ein ungebrochenes Rechtsbewußtsein und ein sicheres Gefühl für eigene Würde. Nicht weil es uns günstig ist, sondern weil man sich freut, auch außerhalb unserer eigenen Reihen noch Menschen zu finden, deren Verstand und Rechtssinn in der englischen Phrase noch nicht ertrunken ist, lesen wir mit Genugtuung, wie die kleinen Staaten sich auf sich selbst besinnen. Das Kopenhagener „Extrabladet" schreibt zur Wilsonnote u. a.: „Es ist nicht unbekannt, daß der Weltkrieg jetzt 2½ Jahre gedauert hat, ohne daß es Wilson jemals eingefallen ist, als Beschützer der neutralen Staaten aufzutreten. In dieser Zeit hat Amerika an dem Kriege auf seiten Englands für gute Bezahlung teilgenommen. Wenn wir angeben sollten, wie viele tausend Tote und Verwundete Amerika auf seinem Gewissen hat, so würden wir ganz gewiß zu einer hohen Zahl gelangen. Amerika hat England Geld geliehen und unzählige Millionen Granaten und Patronen und unzählige Mengen Geschütze, Gewehre und anderes Kriegsmaterial an England und Rußland geliefert. Ist es nicht eigentlich eine Verzerrung des Begriffes „neutral", die Vereinigten Staaten eine neutrale Macht zu nennen? Wenn Amerika im August 1914 alle Ausfuhr von Kriegsmaterial verboten hätte, so wie es Dänemark getan hat, dann hätte man in Verbindung mit der Republik Wilsons von Neutralität sprechen können, aber Amerika hat förmlich die ganze Industrie umgestellt, um für eine Partei dieses Weltkrieges Waffen zu schmieden, und die Republik tat es im Schutze der Neutralität. In dieser ganzen Zeit war die Lage der kleinen neutralen Staaten Europas nicht angenehm, aber Herr Wilson kam uns nicht zu Hilfe, er rührte sich nicht eher, als bis ein paar amerikanische Schiffe angegriffen und einige amerikanische Bürger getroffen wurden. Da stand plötzlich die ganze Welt in Flammen, und als die deutsche Seesperrenote erschien und jetzt endlich der amerikanischen Waffenausfuhr ein Ende gemacht werden sollte, da zeigte sich plötzlich das Interesse Wilsons für die kleinen Staaten so lebhaft, daß er sie einlud, das Schicksal Serbiens, Montenegros und Rumäniens zu teilen. Ist das nicht ein großartiger Gedanke? Amerika erklärt Deutschland den Krieg in einer Weise, daß Dänemark, Norwegen, Schweden, Holland, die Schweiz und Spanien die Arbeit und Gefahr übernehmen. Das Wort, daß die Einladung Wilsons an die neutralen Staaten ein verhängnisvoller diplomatischer Fehlgriff gewesen sei, wird bestehen bleiben. Man ist versucht, die Einladung, sich zu Ehren der verspäteten amerikanischen Friedensbestrebungen schlachten zu lassen, eine Dummheit oder Frechheit zu nennen. Wir wollen uns aber mit „Fehlgriff" begnügen, denn die Meinung ist ja doch die gleiche."

Freitag, 9. Februar.

Nachdem die Uebergangsfrist, die den noch nicht benachrichtigten, auf See befindlichen Schiffen der neutralen Länder von der deutschen Regierung bewilligt war, sich ihrem Ende zuneigt, laufen seit einigen Tagen Nachrichten über die Erfolge unserer Unterseeboote ein, die selbst sehr hoch gespannte Erwartungen in Schatten stellen. Die Londoner Presse gibt sogar zu, daß die Zahl der Versenkungen einen überaus bedrohlichen Umfang angenommen habe; allein in den letzten vierundzwanzig Stunden seien mehr als 50 000 Tonnen vernichtet worden. Wenn man sich daneben noch vergegenwärtigt,

wieviel Schiffe aus Furcht vor den Tauchbooten jetzt daheim im sicheren Hafen geblieben sein mögen, erhält man ein Bild von der wirklichen Bedeutung der Seesperre.

Die schwedische Regierung hat dem Präsidenten Wilson eine ablehnende Antwort gegeben, die bei aller Höflichkeit der Form an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Sie erinnert daran, daß Wilson schwedische Aufforderungen zu gemeinsamem Vorgehen der Neutralen wiederholt abgelehnt habe, weil die Interessen der Vereinigten Staaten es nicht erlaubten. „Der Vorschlag, der den Gegenstand des gegenwärtigen Briefwechsels bildet, gibt als Ziel die Abkürzung des Kriegsübels an. Aber die Regierung der Vereinigten Staaten wählte als Mittel, zu diesem Zweck zu kommen, ein Verfahren, das durchaus im Gegensatz zu den Grundsätzen steht, die bis zur gegenwärtigen Stunde die Politik der königlichen Regierung geleitet haben."

Wilson hat übrigens mit seinem Aufruf nicht einmal in Amerika Erfolg. „Reuter" mußte gestern aus Buenos Aires melden, daß die Antworten der argentinischen und der brasilianischen Regierung dem holländischen Beispiel folgen; sie protestieren zwar gegen die deutsche Sperrgebietserklärung, lehnen es aber ab, sich dem Vorgehen der Vereinigten Staaten anzuschließen. Es heißt, daß auch Chile, wo von jeher deutsche Sympathien vorhanden waren, in ähnlichem Sinne antworten werde. Man kann also ohne Uebertreibung und ohne besonderen Optimismus schon jetzt getrost behaupten, daß Wilson eine schwere diplomatische Niederlage erlitten hat. Im eigenen Lande freilich hat Wilson sich mit seiner Haltung durchgesetzt; der Senat hat mit 78 gegen 5 Stimmen den Abbruch der Beziehungen mit Deutschland gebilligt und bestätigt. Daneben aber geht der Streit fort, ob die Schiffsreeder ihre Schiffe bewaffnen, in die verbotene Zone fahren lassen und gegebenenfalls auch von ihrer Waffe Gebrauch machen sollen oder nicht. Die Reeder haben die ganz naheliegende Auffassung, daß sie von der Regierung bestimmte Weisungen verlangen müßten, da sie solche Handlungen, die unter Umständen zum Kriege führen, nicht auf eigene Verantwortung wagen könnten. Wilson kann anscheinend noch immer nicht zu einem Entschluß kommen; so wartet z. B. der überseeische Postdampfer „Saint Louis" schon lange auf Entscheidung, ob er Geschütze an Bord nehmen und dazu von Kriegsschiffen begleitet werden soll.

Die Engländer beschäftigen sich, während sie voll Sorge den Fortgang des deutschen Unterseekrieges beobachten, inzwischen zum Troste mit dem angenehmeren Geschäft, das Fell des Löwen zu verteilen, noch ehe sie ihn erlegt haben. Die Erklärung des Kolonialministers, daß Deutschland seine Kolonien nicht zurückbekommen werde, findet ein recht unkritisches Echo der Zustimmung. Abgesehen davon, daß Deutsch-Ostafrika sich trotz der völligen Abschließung von aller Welt noch immer tapfer und mit Erfolg gegen die erdrückende Uebermacht wehrt, haben wir ja noch Land genug in Besitz, das wir nicht räumen werden, wenn unsere Gegner nicht auch gleichzeitig unsere Kolonien herausgeben. Im Einklang mit der Erklärung des britischen Kolonialministers hat der japanische Minister des Aeußern sich kürzlich dahin ausgelassen, daß Japan über das Schicksal der deutschen Kolonien „von den übrigen Alliierten bindende Zusicherungen erhalten habe". Und „Manchester Guardian" spricht davon, daß Deutsch-Südwest an Britisch-Südafrika fallen solle. Also man hat die Welt bereits verteilt; aber man hat die Rechnung dabei ohne den Wirt gemacht.

Sonnabend, 10. Februar.

Der Unterseebootsschrecken wirkt weiter mit einer sehr eindringlichen Sprache von Versenkungsziffern. Aus dem Durcheinander der Verlustmeldungen, die aus London, Paris und Rom über die neutralen Länder zu uns kommen, geht das ebenso deutlich hervor wie aus den Berichten unserer Unterseebootskapitäne. Wir lesen die lange Liste von Namen großer und kleiner Schiffe, die nun auf dem Meeresboden liegen. Das eine oder andere Schiff ist uns noch von früher her in lebhafter Erinnerung; wenn man solch Bild vor Augen hat, dann wird einem erst so recht klar, was das heißt: torpediert, gesunken, vollständig verloren! Ein italienisches Blatt meldet aus London, in den letzten drei Tagen seien hunderttausend Tonnen vernichtet. Wenn das so stimmt — und warum sollten unsere Feinde ihre Verluste zu hoch angeben! —, so muß sich die Wirkung auf die Kohlenversorgung Frankreichs und Italiens, auf die Verpflegung und Kriegsausrüstung und Mannschaftsergänzung der englischen Armee in Frankreich und überhaupt der feindlichen Truppen über See bald furchtbar geltend machen. In Frankreich scheint man bereits nervös zu werden. Der Minister für „Transport, Zivil- und Militärverpflegung", Herriot, hat sich gegen heftige Angriffe im Pariser Senat mit Gründen verteidigt, deren Bedeutung gar nicht zu hoch veranschlagt werden kann. Er sagte: Frankreich müsse jährlich 44 Millionen Tonnen Kohlen einführen. Das sei jetzt sehr schwer, da England auch mit der Kohlenversorgung Italiens belastet sei. Infolgedessen würden von England statt der versprochenen 2 Millionen nur 400 000 Tonnen geliefert. Lloyd George, den er persönlich um Hilfe gebeten habe, habe sich außerstande erklärt, Frankreich besser zu versorgen, und zwar wegen der Frachtraumkrise. Die Kohlennot sei tatsächlich ernst. Der Betrieb der Kriegsindustrien sei in Frage gestellt. „Ich bin in einer außerordentlich schwierigen Lage und in voller Sorge um England. Wir müssen dem Lande die Wahrheit sagen. Ernste Zeiten kommen, aber wir werden sie überwinden." — Auch in Italien ist die Industrie, wie aus der Mailänder Presse hervorgeht, durch die Kohlennot ernstlich gefährdet. Es wird schon ganz offen erörtert, daß von der Not auch die Fabriken betroffen sind, die für den Heeresbedarf, insbesondere für die Munitionsversorgung, arbeiten.

Nun ist auch die spanische Antwort auf die deutsche Sperrgebietserklärung eingetroffen. Auch diese Antwort enthält einen Protest gegen die angebliche Verletzung des Völkerrechts, gleichzeitig aber ein neues Bekenntnis zur unbedingten Neutralität und nichts von einem Abbruch der Beziehungen. Der Ring ist also geschlossen. Holland, die drei Nordstaaten, die Schweiz, Spanien, die südamerikanischen Republiken: sie alle denken nicht daran, sich Wilson anzuschließen; sie wollen sich nicht in den Strudel des Weltkrieges mithineinziehen lassen. Niemand hat Lust, Amerika Vorspanndienste zu leisten und zur höheren Ehre Englands und seiner Vasallen durch Teilnahme am Kampfe gegen Deutschland und seine Verbündeten dem sicheren Untergang entgegenzugehen.

Gertrud Bäumer Heimatchronik

Sonntag, 4. Februar.

Während man in den paar Sonntagsstunden in eine geistige Welt einzieht, aus der ein letzter und geheimster Quell seelischer Kraft sich wieder speist, steigt einem immer wieder die Frage auf, wie nur die Menschen diese Zeit ertragen, die nicht gewöhnt sind, aus einer geistigen Welt zu leben, die auch bei dem Versiegen aller äußeren Freuden und Güter bestehen bleibt, ja, sich dann erst ganz erschließt, die auch noch dem Ueberlasteten und Müden etwas zu geben vermag — gegen alle Gesetze der Natur. Das haben die Menschen nicht, die aus zu großer Härte oder zu großer Bequemlichkeit ihres Lebens nie dazu gekommen sind, sich den Weg zu einem innersten Heiligtum zu bahnen, in dem „alle Dinge zum Besten dienen", — wie kommen sie nur durch diese Zeit der äußeren und inneren Entbehrung?

Montag, 5. Februar.

Man wacht jeden Morgen auf mit der Hoffnung auf milderes Wetter, und jeden Morgen schimmert die gefrorene Straße ebenso hart und hell herauf, und am weißlich dämmernden Winterhimmel flimmern frostklar ein paar grüne Sterne. Die Sonne tritt ohne ihren Lichtschleier, wie ein scharf geschliffener Schild, aus den ziehenden Frostnebeln über der Elbe heraus, und die Straßenbah-

Digitized by Google

ist voller Gespräche über Kälte und Kohlen. Die Art, wie die Menschen, die am meisten darunter zu leiden haben, sich damit abfinden, ist immer wieder erschütternd. Diese selbstverständliche Ergebung in die Tatsache, daß das Schicksal nun einmal hart ist, daß es Mächte gibt, gegen die man sich nicht auflehnen kann — auf was für einen Lebenshintergrund läßt sie schließen! Man ist der Meinung, daß Krieg und Kälte zusammengehören, jeder weiß davon zu erzählen, daß es immer so war, 1864 konnte man mit Frachtwagen über die Elbe fahren und 1870 war es ebenso. Eine Frau, die mit einem dünnen Mantel und rotgefrorenen Händen neben mir sitzt, faßt die Tatsachen und die innere Stellung dazu in die Worte zusammen: „Ja, die Welt hat sich sehr verändert."

Unter diesen einfachen Menschen spielt die Erklärung Wilsons heute keine Rolle. Sie können sich nicht viel dabei denken, und die naheliegende, unmittelbare Not, daß man friert, ist lebendiger als „der Abbruch der diplomatischen Beziehungen". Für uns andere enthüllt Wilsons — beinahe naive — Aufforderung an die Neutralen, sich seiner Stellungnahme gegen uns anzuschließen, noch deutlicher, als wir es vorher wußten, daß der Begriff der „Menschheit" in seinen Manifestationen durchaus nicht weiter reicht als bis zur Entente.

Dienstag, 6. Februar.

Die öffentliche und private Bewirtschaftung der Steckrüben ist jetzt das aktuelle Ernährungsproblem. Es muß alles aufgegessen, gedörrt, eingelegt werden bis Ende März, wenn die Rüben unbrauchbar werden. Kartoffeln gibt es in dieser Woche in Hamburg nicht, dafür wird mehr Brot und Mehl ausgegeben. Wir essen in der Kriegsamtstelle Altona bei durchgehender Arbeitszeit aus der Kriegsküche — Offiziere, Zivilreferenten und Bürohilfen, alle gleichmäßig mit einem Handwerkszeug von einem Teller und einem Löffel! Es gibt beinahe jeden Tag Steckrüben, die nur jedesmal in einem anderen Element schwimmen, und jeder lernt, sich seine letzten Reste von Materialismus abzugewöhnen. Aber man hat zugleich ein ganz reines Gewissen, insofern man weiß, daß das, was man selbst bekommt, auch jeder andere bekommen kann. Der Zudrang zu den Massenspeisungen ist in der letzten Zeit sehr angestiegen. Es wird sich bald das Ideal, daß jeder aus dem gemeinsamen Topf gespeist wird, annähernd von selbst verwirklichen.

Mittwoch, 7. Februar.

Der Verband der preußischen Landkreise hat eine Tagung gehabt, in der über die vom Kriegsernährungsamt empfohlenen Lieferungsverträge mit den Bedarfsgemeinden gesprochen worden ist. Der Plan wurde in bezug auf die Gemüselieferung durchaus zweckmäßig gefunden.

Eine neue Milchverteilung in Hamburg gibt den Kindern zwischen 7 und 14 Jahren künftig nur noch Magermilchvorzugskarten; für die Kinder zwischen 2 und 6 Jahren wird die Vollmilchration wahrscheinlich herabgesetzt werden müssen. Dafür wird allgemein das Kundensystem eingeführt und auch der Magermilchbezug geregelt. Diese Neuregelung macht eine Verordnung von 69 Paragraphen notwendig, um wirklich alle Einzelheiten zu erfassen. Die Milch ist ein anspruchsvolles und schwieriges Objekt für bureaukratische Verwaltung.

Ueber die Gewinne Amerikas als Kriegslieferant die folgende Zusammenstellung: Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr betrug im Jahre 1913 691 Millionen Dollar, im Jahre 1915 1772 Millionen Dollar und ist seitdem noch gestiegen. Die United States Steel Comp. war bei Kriegsausbruch genötigt, die Dividendenzahlung einzustellen und zahlt heute 9¾ v. H., während der Wert ihrer Aktien von 45 auf 125 v. H. stieg. Die Bethlehem Steel Comp. hat ihre Aktien von 30 v. H. im Anfang des Krieges auf 635 v. H. erhöht. Pulver- und Munitionsfabriken hatten 65 bis 95 v. H. Reingewinne. Die Utah-Kupfermine hat (1916) 156 Millionen Pfund Kupfer erzeugt gegen 68 Millionen vor dem Kriege. Das sind nur Einzelziffern, die aber ein Bild davon geben, mit welchen wirtschaftlichen Interessen Amerika an der Seite der Entente liegt.

Donnerstag, 8. Februar.

Ueber die Möglichkeit einer Vermehrung der landwirtschaftlichen Produktion findet eine ziemlich lebhafte Aussprache statt. Der Präsident des Kriegsernährungsamtes ist der Meinung, daß man sich darauf beschränken müsse, Saatgut, Arbeitskräfte und Düngemittel für die schon jetzt bebaute Fläche zu verwenden. Andere, z. B. der Bürgermeister von Ulm (das durch seine guten und wirksamen Versorgungsmaßnahmen bekannt ist) meinen, daß sich eine starke Beteiligung der Städte an Viehzucht und Gemüsebau sehr wohl ermöglichen lasse. Jedenfalls hat man den Eindruck, als wenn die städtische Abfallverwertung noch keineswegs auf die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gebracht sei. Nur freilich: auch hier setzen die Transportschwierigkeiten ihre meist unüberwindlichen Hemmnisse entgegen.

Der Mondwechsel hat noch keinen Wetterumschlag gebracht, trotz eines hoffnungsvollen Steigens der Temperatur. Wenn nicht knappe Ernährung und Kohlennot wären, die einen nicht loslassen — wie könnte man diese Winterstimmung genießen. Des Morgens Rauhreif. Weiße Birken vor der tiefgelben Fassade eines schönen Biedermeierhauses. Die feine Backsteinkirche von Ottensen mit der weißen feingegliederten Silhouette der Bäume auf ihrem roten Grunde. Und des Abends der blaue Mond über dem Eis der Alster.

Freitag, 9. Februar.

Das Kriegsernährungsamt wird in steigendem Umfange Kommissare für örtliche Revisionen einzelner Gebiete des Ernährungswesens ernennen. Solche sachkundigen Kommissare wirken schon jetzt in ziemlich großer Zahl in der Reichsfettstelle, der Reichsfleischstelle und der Reichskartoffelstelle.

Besprechungen über die Frage, wie man den arbeitenden Frauen die Lebensmittelversorgung erleichtern kann. Sie ist in einer großen Stadt organisatorisch sehr schwer lösbar. Wenn das Kundensystem eingeführt ist, kann man sehr schwer eine Zuteilung in besonderen Läden eintreten lassen, die für die arbeitenden Frauen zu bestimmten Stunden offen gehalten werden. Eine andere Möglichkeit ist die Offenhaltung einiger Kriegsküchen für eine Abendausgabe von Essen. Unmöglich ist nichts, und es muß irgendein Weg gefunden werden, um die unerhörte Doppelbelastung der Frauen zu verhindern, die nach der Arbeit noch stundenlang nach ihrem Essen herumstehen müssen.

Sonnabend, 10. Februar.

Es taut. Auf den Gartenwegen kommt unter dem Schnee die braune Erde heraus und auf den Beeten der grüne Rasen. Es trieft von allen Dächern und Bäumen. Man geht durch Schmutz und schmelzenden Schnee und genießt den Duft von Erde und Frühling in der Luft. Die Straßenbahnen sind auf der Plattform voller als drinnen, die Kinder planschen durch die Pfützen, singen „Ich hatt' einen Kameraden" und wischen den Schmutz von den kostbaren Stiefeln an den nicht minder kostbaren Strümpfen ab. Noch niemals hat man ein lumpiges Tauwetter so innerlich genossen.

Wilhelm Heile / Der Pflichtteil des Reiches

Der unseren Lesern aus manchem trefflichen Beitrag wohlbekannte Leiter des statistischen Amtes der Stadt Berlin-Schöneberg, Dr. Kuczynski, macht in Gemeinschaft mit einem Dr. Mansfeld (ein Pseudonym?) in einer soeben bei Julius Springer erschienenen kleinen Schrift einen sehr einleuchtenden Vorschlag zu praktischer Bevölkerungspolitik.

Schon vor dem Kriege hat der Rückgang des Geburtenüberschusses die sorgliche Beachtung aller ernsten Politiker auf sich gelenkt. Der Gedanke war längst Allgemeingut geworden, daß steuerliche Begünstigung kinderreicher Familien

lediglich eine selbstverständliche Forderung der Gerechtigkeit sei, aber keineswegs ausreiche, den gesunden Zustand herzustellen, in dem Kinder nicht als oft übergroße Belastung, sondern in einem möglichst wenig durch den Daseinskampf beeinträchtigten Maße als Glückbringer erscheinen. Im Kriege hat nun die Sorge, daß Deutschland auf den abschüssigen Weg geraten könne, den Frankreich mit seiner Kinderarmut immer tiefer hinabgeglitten ist, naturgemäß ein viel ernsteres Gesicht bekommen, so daß wirklich Grund vorhanden ist, so wohldurchdachte Vorschläge, wie sie hier vorliegen, auf ihre Verwirklichungsmöglichkeit zu prüfen. Es handelt sich nicht nur darum, daß die Zahl der jährlichen Sterbefälle, die vor dem Kriege rund 1 Million betrug, im Kriege noch um die lange, lange Reihe derer vermehrt worden ist, die das feindliche Geschoß verursacht hat. Der Krieg hat vielmehr auch noch eine Verminderung der Geburtenziffer mit sich gebracht; und auch hinterher wird sich das Fehlen so vieler Männer des besten Lebensalters noch lange geltend machen. Die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit ist, wie Kuczynski es treffend ausdrückt, „wesentlich älter und weiblicher" geworden. Falls der Krieg noch im Frühjahr 1917 zu Ende gehen sollte, so würde der Zuwachs an Sterbefällen und der Ausfall an Geburten zusammen etwa 3½ Millionen betragen, und zwar allein für das männliche Geschlecht etwa 2½ Millionen. Das bedeutet eine so gewaltige Verschiebung in der Zusammensetzung der Bevölkerung, daß es wirklich an der Zeit ist, auf Maßnahmen zu sinnen, die das Uebel, wenn nicht beseitigen, so doch verringern.

Alle Politik, die hier helfend und bessernd eingreifen will, steht vor zwei Richtungen des Tuns: sie muß zugleich auf Verminderung der Sterbefälle und auf Vermehrung der Geburtenziffer bedacht sein. Die Verminderung der Sterbefälle ist schon lange nicht mehr ein frommer Wunsch. Was die allgemeinen Maßnahmen der Gesundheitspflege, was insbesondere der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit zur Hebung unseres Volkswachstums beigetragen haben, das wird einem erst so recht deutlich, wenn man daneben an das verschwenderisch „arbeitende" Rußland denkt, das zwar Menschen in ungeheuren Mengen hervorbringt, aber auch in ähnlicher Massenhaftigkeit verbraucht. Wenn es auch unmöglich erscheint und jedenfalls gänzlich unwahrscheinlich ist, daß unsere Geburtenziffer jemals wieder auf den russischen Stand hinaufschnellt, so ist es doch keineswegs hoffnungslos, daß unsere Geburtenziffer sich wieder ebenso hebt, wie die Sterbeziffer gesunken ist. Um der Zukunft unseres Volkes willen darf kein Mittel unversucht bleiben, das hier helfen könnte.

Niemand wird dabei im Zweifel darüber sein, daß keine äußere Förderung sittliche Kräfte ersetzen kann. Aber an ihnen fehlt es in Deutschland nicht! Sie sind da. Was sie vermögen, das beweist die deutsche Geschichte von den ältesten Tagen bis in unsere Zeit hinein immer aufs neue, und das Erlebnis dieses Krieges lehrt es uns mit eindringlicher Wucht. Wir haben wirklich allen Grund darauf zu vertrauen, daß diese sittlichen Kräfte sich auch beim Aufbau neuen Lebens bewähren werden. Die Allgemeinheit sollte nur erst einmal die schlimmsten Hindernisse aus dem Wege geräumt haben, und man würde sehen, wie kräftig und klar der Quell des Lebens noch fließt. Wenn es gelingt, die äußeren Sorgen zu erleichtern, die jetzt mit wachsender Kinderzahl in oft bedrückender Weise verbunden sind, so wird die natürliche Freude am Kind von selbst das Ihre tun. Zwar: es wieder dahin zu bringen, daß Kinder für die Eltern auch ein wirtschaftlicher Gewinn sind, das scheint wohl ausgeschlossen. Aber wenn man wohlhabende Junggesellen, kinderlose und kinderarme Familien nach dem Maße ihres Wohlstandes zugunsten der minderbemittelten kinderreichen Familien belastet, so ist es sehr wohl möglich, daß das nicht bloß eine Maßnahme ausgleichender Gerechtigkeit bleibt und ein Zeichen staatlicher Anerkennung des Kindersegens als Erfüllung vaterländischer Pflicht; es kann darüber hinaus eine wirksame Maßnahme der Erhaltung und Vermehrung der Volkskraft werden.

Aus diesem Gedankengang heraus empfehlen Kuczynski und Mansfeld, dem Reich den Pflichtteil eines Kindes einzuräumen, wenn ein vermögender Erblasser nicht wenigstens drei Kinder oder Nachkommen von drei Kindern hinterläßt. Kleine Vermögen bis zu 20 000 M. oder bei Vorhandensein von zwei Kindern bis zu 30 000 M. sollen ausgenommen sein. Söhne, die im Kriege gefallen sind, sollen auch weiter als Hinterbliebene gezählt, während sonst nur lebende Nachkommen berücksichtigt werden. Unter diesen Voraussetzungen würde das Reich nach dem Vorschlag von Kuczynski erhalten:

die Hälfte des Nachlasses der ohne Hinterlassung von Eltern, Ehegatten oder Kindern Verstorbenen;

ein Viertel des Nachlasses der unter Hinterlassung von Eltern oder Ehegatten oder einem Kind Verstorbenen;

ein Sechstel des Nachlasses der verheirateten, unter Hinterlassung von Eltern oder einem Kind Verstorbenen, und der verwitweten unter Hinterlassung von zwei Kindern Verstorbenen;

ein Achtel des Nachlasses der verheirateten Verstorbenen mit zwei Kindern.

Das sind Vorschläge, die zweifellos einen tiefen Eingriff in das geltende Recht und für viele auch in ihre bisherigen Rechtsanschauungen bedeuten. Wer nicht mindestens drei Kinder hinterläßt, der hat ja kein freies Verfügungsrecht über sein Vermögen mehr. Doch was verschlägt solche Einschränkung privaten Rechts gegenüber dem Gedanken, daß durch verhältnismäßig geringe und jedenfalls leicht erträgliche Opfer derer, denen das eigene Leben wenig Opfer auferlegt hat, die Erhaltung und Aufwärtsentwicklung des Volkstums sichergestellt werden soll!

Der Nachlaß von Personen, die drei Kinder oder mehr hinterlassen, soll überhaupt nicht angetastet werden. Wer aber unverheiratet oder kinderlos geblieben ist oder nur ein oder zwei Kinder hinterläßt, der hat — einerlei, ob freiwillig oder unfreiwillig — seine vaterländische Pflicht nicht oder doch nicht ausreichend erfüllt. Ihm wird die sicher erwünschte Gelegenheit gegeben, nun doch auf andere Weise für die Erhaltung und Stärkung des Volkstums zu sorgen, indem er gehalten ist, das Reich an Kindes Statt als seinen Erben anzunehmen. Dabei wird mit einer gewissen Milde verfahren; denn dieser aufgenötigte Erbe ist nur auf Pflichtteil gesetzt. Das heißt: er hat nicht etwa volles gesetzliches Erbrecht, hat auch nicht bei der Regelung oder Verwaltung des Nachlasses mitzureden und hat nur einen vermögensrechtlichen Anspruch auf die Hälfte des gesetzlichen Erbteils. Auch ferne Verwandte verlieren also ihr Erbrecht nicht ganz.

Die beiden Verfasser haben sich die Mühe nicht verdrießen lassen, ihren Gedanken bis in die Einzelheiten der Ausführung hinein zu verfolgen und zur Erzielung völliger Klarheit ihre Vorschläge als Gesetzentwurf (Abänderung und Zusätze zum Bürgerlichen Gesetzbuch) zu formulieren. Mit diesen Einzelheiten sich zu beschäftigen, lohnt sich durchaus.

Das ist aber nicht der Zweck dieser Ausführungen, die nur auf den guten Gedanken an sich die öffentliche Aufmerksamkeit lenken wollen. Es möge der Hinweis genügen, daß für die Zahlungsbedingungen bei ländlichem und städtischem Grundbesitz mancherlei gewiß notwendige Erleichterungen vorgesehen sind, und daß bei Anerbenrecht, Fideikommißrecht usw. das Reich als Pflichtberechtigter nicht günstiger gestellt werden soll als diejenigen Kinder, denen in der Vermögensnachfolge keine besonderen Vorrechte zustehen.

Wichtiger aber als die Ausführungsbestimmungen, über deren Einzelheiten sich streiten läßt, ist für uns die Frage, was wohl für das Reich herausspringen mag, wenn der Vorschlag Gesetz werden sollte. Die Verfasser berechnen den Gesamtertrag aus den Pflichtteilen auf jährlich mindestens 720 Millionen Mark. Nach Abzug der Erhebungskosten, der Verringerung des Ertrages der Reichserbschaftssteuer und der Besitzzuwachssteuer, der Erbschaftssteuern, die für die Pflichtteile an die Bundesstaaten gezahlt werden müssen, sowie der Entschädigungen, die an Bundesstaaten und Gemeinden für den Ausfall an Einkommensteuer zu zahlen wären, würde noch immer ein Reinertrag von rund 665 Millionen Mark verbleiben. Von dieser Summe wollen die Verfasser 500 Millionen dem Reiche für seine allgemeinen Zwecke zuwenden, so daß 165 Millionen, ein Viertel des ganzen Betrages, zur freien Verwendung für bevölkerungspolitische Zwecke bestimmt werden können. Man versuche einmal, für einen Augenblick die Milliardenklänge nicht zu hören, an die sich unser Ohr im Kriege gewöhnt hat. Und dann mache man sich klar: Hundertfünfundsechzig Millionen. Wenn eine so große Summe den Gemeinden für Zwecke der Bevölkerungspolitik überwiesen wird, insbesondere zur Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien, so wären wir damit in der Tat um einen verheißungsvollen Schritt vorwärts gekommen auf dem Wege der ausgleichenden Gerechtigkeit in dem Aufbau unseres staatlichen Lebens und zugleich der Gesunderhaltung, wenn nicht gar Erstarkung unseres zukunftsfrohen Volkstums.

Theodor Heuß / Abschied von Marx

Als Marx den „utopischen" durch den „wissenschaftlichen" Sozialismus überwand, war es seine unvergängliche Leistung, rationalistische Wunschgedanken durch geschichtliche Betrachtung und Kritik zu ersetzen. Er besaß den vielseitigsten Tatsachensinn, aber für ihn, den Sohn seiner Zeit und den Schüler Hegels, verwandelt sich die Anschauung in die Erkenntnis von Gesetzmäßigkeiten. Er entwirft den Ablauf der Geschichte als eine Folge von Klassenkämpfen, deren Hebel die Aenderungen der wirtschaftlichen Organisationsform und die Wandlung der Technik sind. Die Geistesgeschichte ist nur der ideologische Reflex oder der Spiegel materiellen Wechsels. Man mag die Unbedingtheit seiner Aussagen, wie sie klassisch etwa im „Kommunistischen Manifest" ausgesprochen ist, eine großartige Vergewaltigung der Geschichte nennen, seine Grundthesen wie seine mannigfachen Beobachtungen und Behauptungen über die ökonomischen Tendenzen sind für die sozialwissenschaftliche Erkenntnisarbeit höchst fruchtbar geworden.

Das marxsche System hat aber einen Janouskopf. Das eine Gesicht zeigt passiv-fatalistische Züge; es ist der Vergangenheit zugewandt und sieht ein des Menschen freien Willen verneinendes Muß, alles Werden ist mehr oder weniger materiell, mechanistisch bedingte Notwendigkeit. Sie führte bis zu Maschine und Kapitalismus und zwingt nun die Welt unausweichlich weiter zur international solidaren sozialistischen Produktion und Verteilung. Die Wissenschaft erteilt der Zukunft nicht gerade Befehle, durchdringt sie aber mit der erschreckenden und rücksichtslosen Helligkeit des Scheinwerfers. Es gibt nur diesen einen Weg.

Das andere Gesicht ist voll Spannung und Leidenschaft. Es ruft in die Gesetze der Wandlung einen Willen: die Stunde des Proletariers, des Ausgebeuteten, des Mehrwerterzeugers kommt. Der Klassenkampf ist aus der dumpfen Unbewußtheit der Geschichte zu einer bewußten Bewegung geworden, eben, indem er zur Angelegenheit des modernen Industriearbeiters wurde. Aller Fatalismus fällt ab, und an seine Stelle tritt Kampflust, Zähigkeit, Arbeit, durchgebildet wie das Reglement eines jungen Militärstaats, der sich auf Eroberung vorbereitet. Die immanenten Gesetze des geschichtlichen Dramas sind in die Hände einer Partei, in die Verwaltung von Rednern, Journalisten und Zahlabenden gegeben.

Dieser innere Widerspruch, verankert vielleicht in Marx' Doppelnatur, einem Gemisch von skeptisch klarer, unsentimentaler Verständigkeit und leidenschaftlich kämpferischem Naturell, ist natürlich nicht ohne die deutlichsten Folgen geblieben. Die marxistischen Theoretiker pflegten zwar zu sagen, er sei eine „bürgerliche" Entdeckung, ein Zeichen der hoffnungslosen Unfähigkeit, in die Marxsche Dialektik einzudringen; aber offenbar sind alle jene wiederholten Versuche von Revisionismus und Reformismus innerhalb der Sozialdemokratie eben die Auswirkungen dieses Dilemmas, Strebungen, einen Weg ins Freie zu finden und auf einer anders unterbauten Basis politische Handlungsfreiheit zu gewinnen.

Wir erinnern uns jener Streite, wer den rechten Marx (oder Engels) besitze; beide Gruppen klammerten sich an ihn, gleichviel, ob sie ihn schützen und sichern oder ob sie ihn „entwickeln" wollten. Mit einer geradezu leidenschaftlichen und fast alexandrinischen Philologie wurde sein Werk durchforscht, erläutert, geklärt, verdunkelt, und da er nun ein wachsender Mensch gewesen, schwankten natürlich in manchen Einzelfragen seine Meinungen und Formeln, so daß oft genug Marx gegen Marx stand. Heute erscheint uns diese so aufgeregte und mühselige Dialektik nicht ohne leise Komik, und manchem der Streiter wird es ebenso gehen. Ist der alte Brauch nun für ganz abgetan? Im Augenblick gibt es keine „Marxfrage"; denn bei dem schweren Konflikt innerhalb der Sozialdemokratie war nur in den Präludien, die vorangingen, die Theorie aus ihrer Höhe herabbeschworen worden; späterhin drehte es sich fast nur um taktische, organisatorische Streitfragen, deren reinlich klare Deutung durch die persönliche Färbung des Konfliktes immer schwieriger wurde. Doch sagte man sich, in Parlament und Presse: „Ihr habt einen anderen Geist." Das geistige Band, das, wenn auch reichlich zerdehnt, die Köpfe und Temperamente zusammenhielt, ist zerrissen; wird man den Versuch machen können, es irgendeinmal wieder zu flicken? Das mag die spätere Sorge der Beteiligten sein; dem historisch-politischen Zuschauer jedoch legt sich die Frage nahe, ob wohl beim gedanklichen Neuaufbau des sozialistischen Parteiwesens, der kommen wird, Marx seine frühere Stellung bewahren kann oder ob seine Lehre nicht durch die Tatsachen des Weltkriegs so zerbeult wurde, daß man sie besser, meinethalben als Kriegsopfer, in das Museum der deutschen Geistesgeschichte stelle.

Digitized by Google

Marx selber soll es, halb Ernst, halb Scherz, abgelehnt haben, „Marxist" zu sein. Er selber hatte zu viel Autoritäten aus dem Sattel gehoben, um sich restlos der eigenen Autorität zu unterwerfen; bei allem scharf ausgeprägten Selbstgefühl und geistigen Herrschbedürfnis hielt die schaffende Unruhe seines Wesens die Skepsis und eine gewisse Unbefangenheit wach. Erst eigentlich wohl durch Wilhelm Liebknecht und dann durch Kautskys Scholastik wurden die Züge des „Unbedingten" gegen jede Möglichkeit des Widerspruchs ausgebildet. Der Zeitabstand ist jetzt aber groß genug, Marx selber marxistisch zu betrachten, an der Methode des historischen Materialismus zu messen, seine Lehre als den zeitlich gebundenen ideologischen Reflex des jungen Kapitalismus um die letzte Jahrhundertmitte zu begreifen. Sein eigener Vorgang gibt das Recht und ermuntert, ihn „historisch" zu nehmen. Die Leistung seiner Denktat wird dadurch nicht gekränkt, aber der Anspruch ihrer Wirkung begrenzt. Nicht, daß man mit der Statistik von Sparkasseneinlagen den Gedanken von der „Verelendung" widerlegen will, ist wichtig, noch die Feststellung aus den Akten der Steuerveranlagung, daß trotz aller „Akkumulation" des Kapitals die Ziffer der reichen Zensiten ins Breite wächst — das könnten ja nur Augentäuschungen über das Tempo der Entwicklung sein. Nimmt man den Marxschen Gedankengang in seiner kompakten Gruppierung als Zeitsymptom, so wird man sagen müssen, daß er wirtschaftliche und soziale Strebungen früher, schärfer, geistreicher gesehen als die anderen, daß er für die Psychologie des jungen, rührigen, rücksichtslosen Bourgeois ebensoviel zutreffendes Material beigebracht als für die Beeinflussung und Erweckung eines noch dumpfen Proletariats geleistet — aber dann wird irgendwo ein Strich gemacht. Dort, wo diese „Wissenschaft" die Führung in der Politik beansprucht.

Die deutsche Sozialdemokratie (wie auch die der anderen Länder) hat sich keinen Deut um Marx gekümmert, als sie die Politik des 4. August machte und damit sich zu einer weltgeschichtlichen Verantwortung und Entscheidung bekannte, neben der die theoretischen Streitereien belangloseste Lappalien sind. Durch die Tat wird der geschichtliche Weg festgelegt, nicht durch den Gedanken über das Werden. Die Tat ist es auch, die, in der politischen Geschichte, den Gedanken verpflichtet. Wird es aber nun nicht zum Zwang der Klärung, den Schnitt auch geistig zu führen? Welchem Protestanten sind Luthers Persönlichkeit und Leistung weniger teuer geworden, der in manchen seiner Aussagen und Formulierungen das sechzehnte Jahrhundert spürt und diese ablehnt? Welcher Liberale mag sich etwa, um ein näheres Beispiel zu nehmen, zu der antistaatlichen Gesinnung bekennen, wie sie klassisch durch den jungen Wilhelm v. Humboldt formuliert worden, und trotzdem begreifen wir sie in ihrer Zeit als einen notwendigen Ausdruck des durchbrechenden Individualismus, ohne uns ihrer schämen oder sie schelten zu wollen. Söhne und Enkel müssen die innere Freiheit haben, sich von den Vätern losagen zu können, und man ehrt vielleicht die Männer am meisten, von deren Art und Gedanken der Abschied am schwersten.

Es mag freilich recht naiv aussehen, daß in harmloser Freundschaftlichkeit der Sozialdemokratie empfohlen wird, sich einen schönen Rahmen um das Bildnis von Karl Marx machen zu lassen und es in einer Ahnengalerie aufzuhängen. Immerhin: über dem Hochaltar einer Parteikirche sollte es nicht mehr stehen, denn die Wunderkraft möchte versagen, wo Zweifler und Ungläubige nahen. Wer aber will noch gläubig sein?

Die Marxsche Wissenschaft resümiert den geschichtlichen Gang von Jahrhunderten, sie verarbeitet in ihren Formeln Diplomatien und Kriege wie Kunstepochen, Philosophien und Religionsbewegungen — sie muß auch für diesen Krieg sozusagen ihre Astrologie besitzen. Sie kann durch ihn nicht verblüfft werden. Ein Teil der sozialdemokratischen Publizistik ist denn auch bereits dabei, ihn in das gegebene Schema zu pressen, und auch ein so unbefangen gewordener Betrachter wie Paul Lensch (der sachlich Vernichtendes über die weltpolitische Auffassung des offiziellen Marxismus sagt) kann die überkommene Sprachgewöhnung wenigstens nicht ganz verlassen, indem er diesen Weltkrieg, in übrigens anregenden und geistreichen Deduktionen, als die „deutsche Revolution" beschreibt. Einstweilen sind das rückschauende Vergnügungen; sie sind es nicht mehr, wenn die Frage entsteht, ob und wie der parteipolitisch organisierte Sozialismus sich theoretisch neu einrichtet. Wieviel kann er von Marx über die Kriegstatsachen hinübernehmen?

Zweifellos erleidet die kapitalistische Entwicklung in vielen Gewerben durch den Krieg keinerlei Unterbrechung, ja eine rasende Intensierung — aber offenbar hält sie sich nicht an das Programm der Marxschen Lehre. Denn sie entbehrt des Anreizes der Konkurrenz, da sie nur den einen großen Abnehmer hat, und die Profitverteilung folgte mehr dem Rohstoffproblem als der technischen Ueberlegenheit oder der vollen Ausnutzung des „Mehrwerts". Der Kapitalismus wächst, aber er schließt sich nicht zur Pyramide, sondern stärkt Betriebe, die vorher vielleicht reif für die Akkumulation gewesen waren. Er steigt empor auf der technischen Verfeinerung, er nutzt die Erfindungen — aber an anderen Stellen wird er wieder, aus Not, ganz primitiv, technisch rückständig, lebt von alten, längst verlassenen Gewohnheiten und kommt doch voran. Das ganze Problem des Preises der Ware „Arbeit", auf der im wesentlichen durch die „Mehrwert"-Produktion des Proletariers die kapitalistische Profitgestaltung sich aufbaut, ist durch die Militarisierung des Arbeitsmarktes im „Vaterländischen Hilfsdienst" verschoben. Daß die orthodoxen Marxisten sich dagegen wehrten, war logisch ganz richtig — aber nun ist sie wider alle Voraussetzung Tatsache geworden und muß auch theoretisch ertragen werden. Denn sie ist Geschichte, und damit in ihrem Lebensrecht ursprünglicher als alle Aussage über das „Richtige". Daß es sich nur um eine Kriegsmaßnahme handelt, tut dem keinen Eintrag, nachdem sie ihre sachliche Möglichkeit innerhalb der kapitalistischen Nationalwirtschaft erwiesen.

Nun haben ja die Notwendigkeiten der inneren Regelung und Ordnung von dem Wort „Sozialismus" die Schrecken abgestreift, mit denen es vorher behangen. Die Kriegswirtschaft ist weitgehend „sozialistisch", d. h. sie begrenzt die individuelle Wirtschaftssphäre zugunsten der Erhaltung der Gesamtgesellschaft. Ansätze dazu enthielt ja auch unsere friedensmäßige Sozialpolitik, nur hat die Zuständigkeit der gesellschaftlichen, der öffentlichen, der staatlichen Regelung eine unabsehbare Kompetenzerweiterung erhalten. An diesen Erfahrungen mag sich noch lange die publizistische Unterhaltung das Feuer für die Fehde holen, ob diese Zeiten für oder gegen die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Sozialismus sprechen — darum handelt es sich für uns nicht. Sondern nur um den Hinweis, daß all dies mit der historischen Prägung des Marxismus nichts zu tun hat. Denn dieser „Kriegssozialismus" ist keine aus technischen und organisatorischen Fortschritten sich entwickelnde Frucht des Kapitalismus, sondern eine Kette von Verwaltungsmaßnahmen der Behörden, nicht der Produktion sich zuwendend, sondern der

Digitized by Google

Verteilung, sei es bei den gewerblichen Rohstoffen, sei es bei den Lebensmitteln. Daß ein Teil der Sozialdemokratie in diesem ganzen System die, wenn auch ungenügende, Erfüllung eigener alter Wünsche und Forderungen sieht und so zu der Formel kommt, daß der Sozialismus in der Stunde der Gefahr das Reich gerettet habe, das ist durchaus begreiflich; es beweist aber im wesentlichen, daß bei diesen Beurteilern das spezifisch marxistische Denken schon stark erweicht war. Wenn man für diesen Verwaltungssozialismus nach geistigen Vätern sucht, muß man schon zu den „utopischen Sozialisten" gehen; zu ihnen mag denn auch J. G. Fichte gerechnet werden. Sie haben die Wirklichkeit gespeist, nicht der Marxsche „Realismus". Das klärt auch schon den Ausblick auf mögliche „sozialistische" Bindungen der Wirtschaft, die den Krieg überdauern oder ihm folgen mögen, in der Uebergangswirtschaft, in Monopolbildungen. Sie dienen nicht dem Gedanken der gesellschaftlichen Regelung der Produktion um ihrer selbst, um einer höheren Form des menschlichen Gemeinschaftslebens willen; zum einen ist ihr Ziel, die privatkapitalistische Wirtschaft, deren man bei den weltwirtschaftlichen Pionieraufgaben bedarf, mit möglichster Schonung des Nationalreichtums wieder einzurichten, zum anderen ist es ein „Sozialismus" von Gnaden der Reichsschuld, von den Finanzen, vom Staat aus gesehen.

Der Staatsgedanke wächst; er hat im ganzen Volk tiefere Wurzel geschlagen. Auch innerhalb der sozialdemokratischen Publizistik wird die Frage nach dem Staat tiefer und positiver behandelt. Daß hier eine Leere war, hatte man sich früher schon nicht verhehlen können. Ich erinnere mich gerne eines Gesprächs mit Ludwig Frank, das sich an einen der Streite um die Budgetbewilligung anknüpfte, seiner Klage, daß Marx die sozialistische Lehre ohne einen festen Staatsbegriff gelassen und daß man auch nie über Lassalles Steuergedanken grundsätzlich hinausgearbeitet habe. Jetzt wendet man sich zum „Staat" — Lensch, Cunow, Heine, auf verschiedenen Wegen, wollen die reine Idee des Staates, sein Wesen und sein Ethos, im sozialistischen Bewußtsein tiefer verankern. Der Staat ist aber grundsätzlich der gleiche geblieben, oder ist es nicht mehr der „Klassenstaat"?

Das unterliegt wohl keinem Mißverständnis, daß es sich hier nicht um eine irgendwie parteipolitische Bewertung des vorhandenen Staatsgebildes mit seinen von der Geschichte gefurchten Zügen handelt oder um eine Erörterung von Reformwünschen — sondern nur um die Frage, ob die Sozialdemokratie mit grundsätzlichem Marxismus den überlieferten Staat als eine Klassenschöpfung betrachtet, der sie so lange feindlich gegenübersteht, bis die „Diktatur des Proletariats" den Wandel aller Dinge bringt. Die Praxis der Parteimehrheit hat gegen die überkommene Auffassung entschieden, und wir dürfen hoffen, daß die gute Tat fortzeugend Gutes wird gebären, bis sie vielleicht auch zu einer weiteren Reinigung des Sprachschatzes kommt.

An dem Begriff „Klassenkampf" hält man fest, wohl weil man ihn als die Stütze von Marx' Geschichtsbetrachtung nicht fallen lassen darf; sonst gerät der ganze wissenschaftliche Bau der historischen Erkenntnis in Gefahr. Nur ist man bemüht, sein Wesen von beschränkter Philisterangst frei zu halten, von dem bürgerlichen Miß- und Unverstand, der in diesem Wort leicht moralische Gehässigkeit wittert. Diese Verharmlosung ist taktisch wohl ganz richtig, doch führt sie nicht weiter zur Sachklärung. Man kann sich die Sache ja verhältnismäßig bequem machen und die Gegensätze zwischen Berufen, Wirtschaftskörpern, Produktionsformen als den nicht zu tilgenden Inhalt uralter und ewiger Kämpfe beschreiben; aber für diese Banalität bedarf es keines Systems. Auch nicht der Aussage, was bisher dumpfer Triebvorgang, sei nun bewußte Erkenntnis, und dies sei das neue, auch des Sieges sichere Wesen des proletarischen Emanzipationskampfes. Der Marxsche Gedanke reicht weit über Interessengegensätze, Lohnstreite, Reibungen innerhalb der Produktion: er sieht die internationale Solidarität des klassenkämpfenden Proletariats (und seines vom wertschaffenden Besitz ausgeschlossenen Anhangs) gegen die Inhaber der Produktionsmittel. Mißt man diese These (und wenn sie eine Wahrheit ist, so durfte sie nicht durch einen geschichtlichen Zwischenfall zerbrochen werden) an den Erscheinungen des Weltkriegs, so wird sie im Sturm des Granatenfeuers zerrissen.

Wir reden nicht vom „Versagen" der Internationale beim Kriegsbeginn und lehnen auch die Meinung ab, der Krieg sei für die Durchbildung dieser Organisation zu früh gekommen, habe ihre Führung unvorbereitet angetroffen. Sachlich und theoretisch war der Gedankenkreis dieser Bildung bis zum letzten durchgearbeitet — aber es blieb der Internationalen in der Tat gar nichts anderes übrig, als zu versagen. Denn sie war keine Wirklichkeit, sondern, marxistisch gesprochen, eine Ideologie, die sich über der immer innigeren ökonomischen Verflechtung der einzelnen Völker spannte, politisch gesehen eine Illusion. Die Klassensolidarität des internationalen Proletariats hatte und hat es nie gegeben, und wenn Philipp Scheidemann neulich einem amerikanischen Journalisten erzählte, wenn sie sich wieder auf sich besänne, so wäre der Krieg aus, so klingt das zwar ein bißchen großartig und bedenklich, ist aber im Wesenskern eine harmlose Koketterie mit abgelegten Träumen.

Gewiß ist die „reine" Wissenschaft international, aber nicht jene, die mit Geschichte, Politik und Wille durchsetzt wird. Daß diese politische Wissenschaft von der Internationalen selber international werden und wirken konnte, liegt an ihren Schöpfern, die, Deutsche von Geburt, in Paris und London lebten, in allen drei Kultursprachen schrieben und in allen ein Vokabularium, ein Lexikon von Begriffen schufen, das den Weg zum Zusammendenken gab. Der „Jargon" der sozialistischen Publizistik, ihr Formelwesen wie ihre Polemik, war überall, mit geringer Abtönung, gleich und bezog sich auf Marx und Engels zurück. So kam es, daß man in der Internationalen gewissermaßen die gleiche, die eine Sprache handhabte: das Esperanto war da, ehe es zum Sport einiger gutgläubiger Rationalisten wurde. Da man sich überall in den gleichen Denkbahnen bewegte, glaubte man eine Einheit zu sein, und wo diese Einheit zu straucheln begann, griff man nach hölzernen Resolutionen, um einen zuverlässigen Wanderstab in die Zukunft zu besitzen.

Welche Kette großartiger Täuschungen, welches Ernstnehmen von Reden (etwa Hervés oder Ledebours), welche Bescheidenheit auch nur in der arithmetischen Berechnung, die x-beliebigen Parteivertretern irgendeines Staates Stimme und Wucht gab für zentrale Fragen der westeuropäischen Staatenwelt! Wirklich Ernst hat mit dem solidaren Internationalismus nur die deutsche Gruppe gemacht; sie hat ihn idealistisch und materialistisch bis an die Grenze gepflegt. Hunderttausende als Streikunterstützung etwa ins Ausland gesandt, sie fühlte sich als verpflichtete Führerin und hat diesen ihren Beruf so moralisch verstanden, als dies eben nur eine deutsche Gruppe tun wird.

Nun soll man nicht bloß den billigen Einwand machen: Dank hat sie keinen geerntet. Sie hatte keinen zu erwarten. Die moralische Spekulation, wenn es eine war, ging de-

Digitized by Google

neben, denn die internationale Klassenkampfsolidarität war nur eine dialektische Formel, keine Wirklichkeit mit Schwergewicht. Die mannigfachen Versuche, die Internationale wenn auch nur als Schema am Leben zu erhalten, sind während des Krieges an der Unmöglichkeit ihrer psychologischen Voraussetzung gescheitert; sie werden auch nachher sehr trübe Bedingungen haben, und die Sachwalter der Bemühungen sollen sich nur rechtzeitig vor dem Selbstbetrug sichern: daß irgendein formaler Akt, das Genügen einer Gruppe theoretischer Rechthaber, politisch ernsthaften Sachwert besitze. Auch über die gewerkschaftliche Internationale, deren Wiederkehr auch von nüchternen Beurteilern angezeigt wird, soll man keine falschen „Hoffnungen" haben (denn der Deutsche „hofft" hier) — das internationale Bedürfnis der englischen Gewerkschaften war schon vor dem Krieg minimal, und ihr, bewußtes oder unbewußtes, Klassenkampfideal, repräsentiert durch Henderson und Barnes, wendet sich nicht gegen Englands kapitalistische Bourgeoisie, sondern in gemeinsamer Front mit dieser gegen den Ausdehnungsbereich der deutschen Arbeit.

Sind diese Leute Abtrünnige geworden oder fehlte es ihnen nur an einer genügend tüchtigen und dauerhaften marxistischen Schulung? Als ob sich an solche Bildungsmängel geschichtliche Entscheidungen hängen könnten — dagegen nützt auch nichts, wenn man Marx und Kautsky wie seinen Katechismus memoriert. Der internationale Klassenkampfgedanke war auf einem brüchigen Boden konstruiert, er hatte keine Grundmauern, keine planierte Ebene. Daß er zusammenbrach, war unausbleiblich — ja, zur Katastrophe hätte es vielleicht des Krieges nicht bedurft. Denn das Scheindasein wäre wohl irgendeinmal an Blutarmut eingegangen. Denn in die geschichtliche Anlage des Marxismus hat hier ein zwar schwungvoller, aber banaler Wunsch-Rationalismus ein System hineinkorrigiert, zu dem die Voraussetzungen fehlten. Das war der Trugschluß, daß der Kapitalismus überall ein ähnliches Tempo, ähnliche Formen, eine gleiche Wirkung auf die verschiedenen Volkstemperamente habe, daß er selber von Natur „international" sei und deshalb seine Sklaven auch international mache — dabei blieb unbeachtet, wie überall der Kapitalismus, trotz der internationalen Durchbildung seiner Technik, durchaus im verschiedenen Rahmen der verschiedenen Nationalwirtschaften und Ueberlieferungen sich mannigfaltig genug ausgestaltete und daß, tausendmal geleugnet, das arbeitende Industrievolk nicht in eine internationale Elendssolidarität gestoßen wurde, sondern mit dem nationalen Kapitalismus, an ihn gebunden und ihn tragend, emporstieg. Nicht nur die deutsche Industrie wuchs im Wettbewerb mit der englischen zur ebenbürtigen und überlegenen Partnerin, mit ihr der ehemals von drüben wenig geschätzte deutsche Arbeiter über seinen britischen „Kollegen". Die theoretischen Aussagen über den internationalen Klassenkampf des Lohnproletariats sind nicht nur psychologische Täuschungen, sie entbehren, indem sie Entwicklungsstufen und geschichtliche Gebundenheiten vernachlässigen, der historischen wie der ökonomisch-materialistischen Wahrheit — sie sind rationalistisch, d. h. utopisch.

*

Ein leerer Raum ist vorhanden. Eine neue Theorie muß gefunden werden, wenn der politische Sozialismus auf die geistige Orientierung sonderer Art nicht verzichten will. Wo aber ist sie zu finden, wer wird sie schaffen? Wird sie auch wieder „Wissenschaft" sein wollen und sich damit von vornherein mit dem Schwergewicht eines Mißverständnisses behängen, daß die Wissenschaft, die Funktion der Erkenntnis, unter anderen Gesetzen steht als die Politik, die eine Sache des Willens ist? Paul Lensch hat wohl den Versuch gemacht, der künftigen Theorie Wege zu weisen, und hat seine Gedanken um das Problem der „Organisation" gruppiert. Die zweckvolle Organisation, die das Einzelstreben und -vermögen unter den höheren Gesichtspunkt der Gesellschaft, der Gemeinschaft ordnet, ist ihm Sozialismus. Wohl — aber offensichtlich gibt der Begriff Organisation nur eine Form, deren Inhalt vielausdeutbar bleibt, und er entbehrt jenes seelischen Gehalts, der innere Bedingungen schafft. Eine Zeitlang hat man das Wort als „deutsches Geheimnis" nur mit einem Ausrufezeichen gesprochen, geschrieben, gedruckt, doch es reicht auf die Dauer nicht aus, weil es in Nüchternheiten erbleicht.

Die Entscheidung muß kommen von der Entwicklung der Gewerkschaften, von der Versachlichung ihrer Methoden ohne Einbuße des Weltanschauungsgedankens der Solidarität. Die Solidarität nicht als internationales Klassenkampfidol, sondern als berufliches und soziales Verantwortungsgefühl. Das gibt auch die Unterlagen für eine neue gefühlsmäßige und gedankliche Stellung der sozialistischen Massen zum Staat. Eben weil ihre Staatsvorstellungen bisher nur negativ waren oder rationalistische Systematik, blieb ihre politische Auswirkung vielfach so armselig, ihre Beeinflussung des Staates so vereinzelt. Das kann in dem Augenblick anders werden, wo die staatliche Verantwortung ein Kernstück sozialistischen Denkens und Fühlens wird. Man sollte meinen, daß dies nicht zu schwer wäre. Aber es muß vorher viel Schutt weggetragen werden, der bis zum Krieg aus Marx' abbröckelnder Erbschaft über der sozialistischen Gedankenwelt lag — der Krieg würde Befreiung (und von vielen auch innerlich so empfunden), die Zukunft muß Sicherung und Festigung der neuen Ziele werden.

Ludwig Herz / Unsere Fettversorgung in und nach dem Kriege

Im Hochsommer vergangenen Jahres traf ich zufällig in einem abgelegenen Viertel einer norddeutschen Hafenstadt drei Damen mit Paketen schwer beladen, sie zeigten strahlenden Angesichts 2 Pfund ausländischer Margarine (Margarine, nicht Pflanzenfett!), die dort kartenfrei abgegeben werden durfte. Sie hatten eine einstündige Reise aus einer Sommerfrische unternommen, um das kostbare Gut zu ergattern. Eine der Käuferinnen gehörte jenen Kreisen an, die vor einem Vierteljahrhundert einen Vernichtungskrieg gegen dies Butter-Surrogat versucht und sogar verlangt hatten, daß es blau gefärbt werde, um der Bevölkerung die neue Erfindung, die ihren eigenen Produkten Konkurrenz machen sollte, zu verekeln. Aber auch die beiden anderen verachteten bis zu dieser Zeit der Fettnot das nicht standesgemäße Erzeugnis, waren der festen Ueberzeugung gewesen, daß sie es aus jeder Speise sofort herausschmecken würden und wären wahrscheinlich sehr entsetzt gewesen, wenn sie geahnt hätten, daß in den von ihnen im Frieden besuchten Palast-Hotels in der Schweiz, genau wie überall dort in der Reisezeit, mit Pflanzenfett gekocht werden muß.

Das kleine Erlebnis hat den Vorzug aller Anekdoten, einen Zustand sinnfällig darzustellen. Der Mangel an „Fettigkeiten", wie man hierzulande sehr bezeichnend sagt, beeinträchtigt unsere Lebenshaltung, physiologisch noch mehr als psychologisch, am empfindlichsten, und um so schwerer, je mehr wir uns den nördlichen Küstengebieten nähern. So mancher von uns Gehirnarbeitern

trennt noch heute den Fettrand, der vielleicht an seinem Stückchen Fleisch sitzt, sorgfältig ab, aber nicht mehr, um ihn als zu schwer verdaulich für seine sitzende Lebensweise beiseite zu schieben, sondern um ihn restlos auf einer Kartoffelhälfte zu verzehren. Auf keinem Gebiet macht sich der Schleichhandel aller Art so breit, wie gerade im Verkehr mit Butter. Und die Hoffnung auf reichliches Schmalz treibt nicht nur die Reichen, für eine Gans einen Preis anzulegen, für den man früher gelgentlich fast ein Schwein erstehen konnte. Was uns als Seifenersatz geboten wird, hat nur noch eine entfernte Aehnlichkeit mit jenem Erzeugnis, an dessen Verbrauchsmengen sich die Kultur eines Volkes messen lassen soll, und unsere armen überanstrengten Maschinen knirschen unter dem Kriegsöl, das ihre Glieder geschmeidig erhalten soll.

Wenn auch der Grund des Notstandes, die Ausschaltung des Landes aus dem Weltverkehr, bekannt ist, so sind sich doch nur die wenigsten darüber klar, wie sehr wir gerade für unseren Friedensbedarf an Fetten von der Einfuhr abhängen. An Butter und Käse stand im Jahre 1913 (nach den Berechnungen von Dr. Schulte im Hofe, die Welterzeugung von Lebensmitteln und Rohstoffen) allerdings einer Binnenerzeugung von 5,2 Millionen Doppelzentnern nur ein Einfuhrüberschuß von 760 tausend Doppelzentnern gegenüber. An Oelsaaten aber führten wir, einschließlich Oelkuchens und Oelkuchenmehls, 22,3 Millionen Doppelzentner, von denen je $^9/_{10}$ für menschliche Nahrung und Viehfutter, $^1/_{10}$ für technische Zwecke verbraucht wurden, mehr ein, als aus, erzeugten aber im Inlande nur 530 tausend Doppelzentner. Unser Einfuhrüberschuß an Schmalz, Talg usw. betrug 1,8 Millionen Doppelzentner; wieviel wir im Inlande erzeugten, läßt sich auch nicht annähernd schätzen. Sicher ist nur, daß diese Inlandserzeugung jetzt ebenso wie die von Butter und Milch erheblich hinter der Friedenserzeugung zurückbleibt. Das Ausbleiben der russischen Futtergerste hat die Verminderung des Schweinebestandes erzwungen, und viel Futter ist unzweckmäßig verbraucht worden, weil, wie wieder jetzt im Herbst, mehr Ferkel zu mästen versucht wurden als der Futtervorrat erlaubte und daher eine große Anzahl, namentlich der sogenannten Pensionsschweine, unreif geschlachtet werden mußten. Nicht nur die Zahl der Milchkühe ist merklich zurückgegangen, auch die Milchergiebigkeit der Kühe und der Fettgehalt der Milch ist, da das Kraftfutter knapp war, sehr erheblich gesunken. Auf eine nennenswerte Verbesserung ist während des Krieges nicht zu hoffen. Es wird allerdings empfohlen, die Anbaufläche für Oelfrüchte zu vergrößern. Solange aber der Weg nicht gefunden ist, Landwirtschaft in mehreren Stockwerken zu betreiben, kann eine solche Vergrößerung nur auf Kosten anderer Produkte erfolgen, an denen wir auch keinen Ueberfluß haben. Die Decke ist zu kurz; bedeckt man die Beine, so friert die Brust, hüllt man den Oberkörper ein, so bekommt man kalte Füße.

Aber auch nach Beendigung des Krieges wird es nicht möglich sein, die 837 000 Kühe gegenüber dem Stand von 1913 mehr einzustellen, d. h. um etwa 16 v. H. zu erhöhen, um unseren ganzen Bedarf an Milch, Rahm und Butter im Inlande selbst zu erzeugen. Ebensowenig werden wir die 2½ Millionen Hektar, d. h. eine Fläche, die die Anbaufläche von Weizen um fast 20 v. H. übersteigt, finden, um eine Einfuhr an Oelfrüchten überflüssig zu machen. Allerhöchstens die 235 000 Hektar, auf denen der Ausfuhrzucker gewonnen wurde, ständen zur Verfügung, ohne andere unentbehrliche Kulturen zu unterdrücken.

Wird es nun nach dem Kriege erforderlich sein, den Anbau von Oelfrüchten, der nur auf Kosten anderer Erzeugung erfolgen kann, zu vermehren? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst prüfen, wie sich der Fettverbrauch voraussichtlich nach Friedensschluß entwickeln wird. Schon vor dem Kriege steigerte sich infolge der Entwicklung der Pflanzenfettindustrie der Verbrauch pflanzlicher Fette stärker als derjenige tierischer Fette. Diese Verschiebung wird sich verstärken. Zunächst, weil die Erfahrungen des Krieges das Mißtrauen vieler Kreise gegen Pflanzenfette zerstreut haben und Sparsamkeit nach dem Kriege aufgezwungene Pflicht sein wird, dann aber, weil die Erzeugung tierischer Fette immer weniger im Verhältnis zum Bedarf stehen wird. Die Milch wird bei dem erfreulich hohen Verbrauche in Deutschland immer weniger zur Verarbeitung in Butter und Käse dienen können; der Fleischbedarf wird immer mehr durch Schweinefleisch gedeckt werden müssen. Es wird daher für den Mäster vorteilhafter werden, Schweine auf Fleisch und nicht auf Fett zu mästen. Das bedeutet, daß die Schweine, wie es bereits jetzt in Hannover geschieht, schon bei einem Gewichte um 200 Pfund herum abgeschlachtet werden und daher verhältnismäßig wenig Fett liefern können.

Diese Entwicklung bedingt eine gegen früher noch steigende Einfuhr von Oelfrüchten. Da wir auf die eine oder die andere Art immer auf starke Zufuhren von Lebensmitteln und Rohstoffen angewiesen sind und angewiesen bleiben werden, so scheint es zunächst gleichgültig, welche Urprodukte wir einführen, solange die Agrarländer gewillt sind, uns diese Erzeugnisse zu denselben Bedingungen zu liefern wie andere Nationen.

Nun will bekanntlich der Zehnverband die Mittelmächte von seinen Urerzeugnissen ausschließen. Wenngleich nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht wird, und die Verflechtung der einzelnen Länder in die Weltwirtschaft so engmaschig ist, daß eine Teilung der Welt in zwei abgeschlossenen Wirtschaftsgebieten undurchführbar ist, darf die Möglichkeit und die Gefahr eines Handelskrieges nach dem Friedensschlusse nicht so unterschätzt werden, wie es vielfach bei uns geschieht. Namentlich darf nicht aus den Augen verloren werden, daß die Kriegserlebnisse dem Chamberlainschen Plan eines größeren Britanniens greifbare Aussicht auf Erfolg gegeben haben und daß in England die schutzzöllnerische Bewegung überraschend viel Boden gewonnen hat. Schon ein System der Bevorzugung zwischen Mutterland und Kolonien würde unsere Fetterzeugung bedrohen, zum mindesten die unerwünschte Folge haben, daß wir statt der Oelfrüchte fertigfabrizierte Pflanzenfette einführen müssen. Der geplante Ausfuhrzoll von 40 M. für Palmkerne würde z. B. unsere Industrie, die dieses Erzeugnis verarbeitet, wahrscheinlich lahmlegen.

Inwieweit sind wir nun für unsere Einfuhr von Oelfrüchten von unseren jetzigen Feinden abhängig? Die Ziffern sind nicht ermutigend.

Von den 650 Millionen Mark, die wir im Jahre 1913 für Oelfrüchte an das Ausland zahlten, gingen 300 Millionen an uns feindliche Staaten, und wenn wir Amerika dazu rechnen, sogar 350 Millionen. Wenn wir annehmen, daß die Notwendigkeiten der geographischen Lage Rußland und Rumänien von dem Wahnsinn der Handelsfeindschaft nach dem Kriege heilen werden, und daß die Vereinigten Staaten sich kaum durch Beitritt zu den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz den britischen Interessen ausliefern werden, so bekommen wir für die einzelnen Früchte folgendes Bild: Das feindliche Ausland deckte unseren Bedarf an Palmkernen, Raps und Rübsen, Baumwollsamen, Erdnüssen fast ganz, den an Kopra zur Hälfte, den an Leinsamen zu einem Viertel; nur für Oelkuchen und die wenig ins Gewicht fallenden Sojabohnen und Sesam waren wir von ihnen unabhängig. Halten wir dagegen, daß die Vereinigten Staaten, Rußland, Rumänien und neutrale Staaten fast unsere gesamte Einfuhr an Weizen, Futtergerste, Mais und tierischen Fetten liefern, so scheint es auf den ersten Augenblick nötig und vorteilhaft, unsere Wirtschaft auf einen vielfach verstärkten Anbau von Oelfrüchten umzustellen. Nun ist aber dieser Anbau in Deutschland in den letzten Jahrzehnten selbstverständlich nur um deswillen so stark zurückgegangen, weil der Anbau anderer Pflanzen höheren Ertrag versprach. Um zur Veränderung der Kulturen anzureizen, müßten die Preise für Oelfrüchte künstlich emporgeschraubt werden. Das hieße das Pferd am Schwanz aufzäumen. Die Preiserhöhung müßte sehr erheblich sein, um Erfolg zu haben; eine solche Preiserhöhung würde Viehzucht, Oelindustrie und Verbraucher unerträglich belasten.

Ein Friedensschluß, der unsere Entwicklungsfähigkeit sichert, muß die geplante Abschnürung unserer Fettversorgung verhindern. Um uns wenigstens die erforderlichen Einfuhren an Baumwollsamen, Palmkernen und Kopra zu sichern, muß Aegypten aus der englischen Herrschaft entfesselt und im tropischen Westafrika ein geschlossenes Kolonialgebiet erworben werden. Wenn auch dies Ge-

biet nicht groß genug sein sollte, um unseren ganzen Bedarf herüber zu senden, so wäre die Außenseite und Erzeugung dieser Kolonien groß genug, um einen antideutschen Trust, in den uns unentbehrlichen Rohstoffen zur Fettbereitung wirkungslos zu machen.

Alexander Hermann / Rußlands ergiebigste Kraftquelle.

Die Ereignisse seit der Unabhängigkeitserklärung Polens lenken unsere Aufmerksamkeit erneut auf das Verhältnis des russischen Gesamtreichs zu den sogen. „Fremdvölkern", die einen sehr erheblichen, in vielen Gebieten weit überwiegenden Teil der Bevölkerung Rußlands bilden. Die bisherige russische Regierungspolitik hat aus einem, durch gewaltige Eroberungen im Laufe von Jahrhunderten entstandenen Nationalitätenstaat mit brutalen Gewaltmaßregeln einen einheitlichen Nationalstaat formen wollen — und noch dazu unter besonders ungünstigen Umständen. Nur dann kann das herrschende Volk den andersstämmigen Untertanen seinen nationalen Stempel dauernd und unauslöschlich einprägen, wenn es ihnen zahlenmäßig und kulturell weit überlegen ist. Das ist aber bekanntlich in Rußland nicht der Fall. Dadurch erklärt sich der stille, zähe und erbitterte Kampf, der sich auf Rußlands Boden bis zum Kriegsausbruch zwischen den russischen Beherrschern und den unterdrückten Nicht-Russen abgespielt hat. Die kurze Kampfpause während der ersten Kriegszeit bedeutete gleichsam nur ein tiefes Atemholen der Regierung, denn darauf folgte der furchtbarste Schlag gegen die Fremdvölker Westrußlands: die Zwangsevakuation aus den vom Feinde bedrohten Gebieten. Niemand kann mehr daran zweifeln, daß es sich bei dieser unerhört grausamen Maßregel darum handelte, die „unbequemen" d. h. der Russifizierung widerstrebenden Polen, Juden, Litauer, Letten und Balten teils im Elend verkommen, teils durch zerstreute Ansiedelung in Zentralrußland und Russisch-Asien vom Russentum aufsaugen zu lassen. Welche Stimmung seitdem in diesen Kreisen herrscht, beweist das bekannte Stockholmer Telegramm der „Liga der Fremdvölker Rußlands" an den Präsidenten Wilson (9. Mai 1916) und vielleicht noch mehr der Julikongreß in Lausanne, der auf ententefreundlichem neutralen Boden von Ententevertretern inszeniert und von einem Belgier geleitet wurde, trotz alledem aber von den leidenschaftlichsten Anklagen gegen die Fremdvölkerpolitik Rußlands widerhallte. Wenn aus Rußland selbst andere Stimmen zu uns herübertönen, wenn selbst in den von uns besetzten Gebieten hin und wieder eine russenfreundliche Stimmung hervorzutreten scheint, so dürfen wir daraus keine falschen Schlüsse ziehen. Wer noch auf russischem Boden lebt, ist in russischer Gewalt und darf daher seine wahre Meinung nicht äußern. Und auch die Bewohner der besetzten Gebiete fühlen sich noch gebunden, solange ihre nächsten Verwandten im russischen Heere kämpfen. Auch raffen ihre seit langem hoffnungslosen Seelen sich nur schwer zum Glauben an die endgültige Niederlage Rußlands, an ihre Befreiung, auf. Sie fürchten die Racheakte eines endlich doch triumphierenden Rußland. Nur die in neutralen Ländern lebenden, innerlich und äußerlich freien Vertreter jener Völker sind die berufenen Wortführer der wirklichen Volksstimmung, und sie haben es in ihren Kundgebungen an Deutlichkeit gewiß nicht fehlen lassen!

Wenn überhaupt, so sind durch die von der Entente erzwungene Fortsetzung dieses siegreichen Krieges gegen Rußland die Vorbedingungen für die Abtrennung fremdstämmiger Westgebiete vom russischen Staatsorganismus gegeben, und wir müssen deshalb klar ins Auge fassen, welche kulturelle und wirtschaftliche Einbuße Rußland durch diesen Verlust erleiden würde. Zunächst können wir noch davon absehen, ob und in welcher Form die einzelnen Landesgebiete den Mittelmächten angegliedert oder einverleibt werden sollten. Nur die Tatsache der Loslösung und ihre Bedeutung für Rußland soll uns hier beschäftigen.

In den acht großen Industriebezirken Rußlands betrug im Jahre 1910/11 die gewerbliche Produktion:

1. Petersburg (und Jaroslaw)	593	Mill. M.
2. Mittelrußland (Moskau)	2435	„ „
3. Uralbezirk	244	„ „
4. Südrußland	1082	„ „
5. Kaukasusbezirk	324	„ „
6. Kleinrußland (Ukraine)	318	„ „
7. Polen (und Grodno)	1113	„ „
8. Baltische Provinzen	313	„ „

Von diesen acht Industriebezirken liegen die drei letztgenannten im fremdstämmigen Westgebiet. Die Ukraine ist das Zentrum der Zuckererzeugung Rußlands; von den oben verzeichneten 318 Mill. M. entfallen allein 218 Mill. M. auf die Zuckerindustrie, d. h. 58 v. H. der Gesamtzuckererzeugung Rußlands (dazu kommen noch 48 Mill. M. = 13 v. H. in Polen, also zusammen 71 v. H.). An anderen Industriezweigen sind die baltischen Provinzen und Polen-Litauen mit einem erheblichen Prozentsatz beteiligt. So entfallen von der Gesamterzeugung Rußlands (mit Asien, aber ohne Finnland) in beiden Gebieten zusammen: auf die Textilindustrie 24 v. H., Metallverarbeitung 18 v. H., Kohlenförderung 21 v. H., Holzverarbeitung 24 v. H., Papierindustrie 26 v. H., keramische Industrie 23 v. H., Verarbeitung von Tierzuchtprodukten 19 v. H., chemische Industrie 24 v. H. Von allen diesen Waren wird nur ein ganz geringer Bruchteil exportiert. Die Hauptmasse der Produktion, die den Selbstverbrauch des Westgebietes bedeutend übersteigt, wird im Innern des russischen Reiches abgesetzt. Der Ausfall dieses Erzeugungsgebietes wird daher in Rußland sehr schmerzlich empfunden werden und könnte zunächst nur durch gesteigerte Einfuhr, also eine Verschlechterung der Handelsbilanz, ersetzt werden.

Noch wichtiger aber ist die Rolle, die das Westgebiet als Lehrmeister der jungen russischen Industrie spielt. In Polen und den baltischen Provinzen zeigt die Industrie ein vorwiegend westeuropäisches Gepräge. In Lodz z. B. waren nach der letzten Statistik vor dem Kriege (Week: „Das Deutschtum im Auslande", 2. Auflage 1916) in den Händen von:

1. Deutschen
   332 Betriebe mit einer Produktion von rund 150 Mill. Rubel
2. Juden
   585 Betriebe mit einer Produktion von rund 19 Mill. Rubel
3. Polen
   111 Betriebe mit einer Produktion von rund 19 Mill. Rubel
4. anderen Unternehmern
   15 Betriebe mit einer Produktion von rund 31 Mill. Rubel.

Hieraus ist ersichtlich, in welchem Umfange die Deutschen den dortigen Großbetrieb beherrschen, während die Juden und Polen mehr in den mittleren und kleinen Betrieben vertreten sind; nur in der letzten Rubrik sind einige russische Firmen enthalten. Während Lodz, nahe an der deutschen Grenze gelegen, geradezu als eine wirtschaftliche Filiale Deutschlands auf russischem Boden betrachtet werden kann, stützt sich die Industrie Rigas vorwiegend auf die deutschen Balten, die in dieser uralten deutschen Kolonie — als russische Untertanen, aber in ständigem wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhange mit dem deutschen Mutterlande — eine für Rußland vorbildliche Industrie geschaffen und die dortige Urbevölkerung, die Letten und Esten, zu leistungsfähigen Arbeitern nach westeuropäischem Zuschnitt herangebildet haben. Aber auch reichsdeutsches Kapital ist dort nicht unerheblich vertreten: z. B. einer der größten Rigaer Betriebe ist die Eisengießerei und Maschinenfabrik vormals Felser u. Co., von deren Aktienkapital 51 v. H. sich im Besitz der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G. befinden, und unter den Leitern und höheren Angestellten in vielen Rigaer Fabriken tritt das reichsdeutsche Element stark hervor.

Da nun der echte Russe wegen seiner Unbildung, Trägheit und Unzuverlässigkeit im allgemeinen für die industrielle Tätigkeit wenig geeignet ist, findet ein regelmäßiger Abfluß von Arbeitern des Westgebiets nach Innenrußland statt,

Digitized by Google

wo ihre Arbeit als Qualitätsleistung gut besoldet wird und der Aufstieg in höhere Posten verhältnismäßig leicht erfolgt; auch Werkmeister, Verwaltungsbeamte und Betriebsleiter aus dem Westgebiet werden dort hoch geschätzt. Am stärksten ist dieser Einfluß in Petersburg zu spüren. Deutsche, Polen, Letten, Esten und Finnländer bilden dort 10 v. H. der zugewanderten Arbeiterschaft, die Besitzer oder Hauptaktionäre der größten Privatfabriken sind zum großen Teil Nichtrussen, und unter den technischen und kaufmännischen Leitern, wie überhaupt den höheren Angestellten der großen Betriebe findet man baltische, polnische und jüdische Namen sehr stark vertreten. Auch ausländisches, besonders reichsdeutsches Kapital hat dort großartige Unternehmungen ins Leben gerufen und zieht zur Mitarbeit mit Vorliebe einheimische Kräfte aus dem Westgebiet heran. So ist z. B. das größte Elektrizitätswerk Rußlands eine Gründung der deutschen Firma Siemens u. Halske und vereinigt in Petersburg 30 000, in Moskau 40 000 und in Lodz 20 000 P.S. in seinen Riesenbetrieben. Deutsche Gründungen sind ferner die weltberühmte Gummimanufaktur „Treugolnik", mit ihrem Tochterunternehmen, der „Mechanischen Schuhfabrik" — Musterbetriebe von gewaltigen Dimensionen, die auch auf dem in Rußland noch wenig bearbeiteten Felde der Arbeiterfürsorge Vorbildliches leisten —, die großen Petersburger Brauereien, „Kalinkin" (Jahresproduktion rund ½ Mill. Hektoliter) und „Bavaria". Schon die Namen der Besitzer vieler Großbetriebe bezeugen ihren nichtrussischen Ursprung: wir nennen beispielsweise die Eisengießereien von San-Galli und Ofoling, die Maschinenfabriken von Nobel u. Leßner, die Zuckerraffinadefabrik von König, die großen Schokolade- und Konfektfabriken von Bormann (1500 Arbeiter), Conradi, Kraft und Landrin. Alle diese Unternehmen arbeiten hauptsächlich mit westrussischem, fremdstämmigem Arbeitermaterial. Es gibt sicherlich keine andere Großstadt Europas, in deren Industrie die Stammbevölkerung so sehr hinter den zugewanderten fremden Elementen zurücktritt, wie gerade in Petersburg. Aber auch in Moskau, diesem Zentrum der echtrussischen Industrie, ist der fremde Einfluß stärker, als gemeinhin angenommen wird. In den meisten übrigen Industrierayons liegen die Verhältnisse ähnlich wie in Petersburg: So nimmt z. B. in der gewaltigen Naphthaindustrie des Kaukasus die schwedische Firma Nobel eine beherrschende Stellung ein. — Natürlich soll nicht behauptet werden, daß alle in der Industrie Rußlands tätigen nichtrussischen Kräfte aus dem Ausland und dem russischen Westgebiet stammen; auch sind viele schon seit Generationen auf russischem Boden ansässig. Aber immerhin bietet das Westgebiet ein reiches und ständig fließendes Reservoir tüchtiger Arbeitselemente für die russische Industrie, und wenn diese Kraftquelle dauernd verstopft wird, wird man jedenfalls mit einer schleichenden industriellen Krisis rechnen müssen.

Einen guten Maßstab für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Westgebiets bietet auch die Höhe der Gewerbesteuer, die in Rußland 56 v. H. der gesamten direkten Steuern ausmacht. Nach der Statistik von 1911 (vgl. Engelhardt: Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, S. 235) ergab der Prozentsatz der Bevölkerung zu dem Prozentsatz der Gewerbesteuer folgende Verhältniszahlen:

Groß-Rußland	1 : 0,96
Polen	1 : 1,19
Baltische Provinzen	1 : 2,36

Die stärkere Steuerkraft des Westgebiets steht aber im umgekehrten Verhältnis zu den Aufwendungen der russischen Staatsregierung für diese Provinzen. Bei Ausgaben für die „fremdstämmigen Untertanen", selbst wenn es sich um dringende kulturelle und wirtschaftliche Maßnahmen handelt, wird von der russischen Zentralleitung aus stets die größte Zurückhaltung beobachtet und das meiste der „örtlichen Initiative" und der Ausführung mit „örtlichen Mitteln" überlassen. Unter diesen Umständen liefert das Westgebiet einen unberechtigt hohen Ueberschuß in den russischen Staatssäckel und steuert dadurch einen erheblichen Beitrag für jenen gewaltigen Posten bei, der im russischen Staatshaushalt unter dem Titel „Landesverteidigung" fungiert, tatsächlich aber die Waffen für die unersättliche Eroberungsgier des russischen Reichs schmiedet. Beispielsweise sind aus Polen i. J. 1910 210,6 Mill. Rubel in die russische Staatskasse geflossen. (O. Hötzsch: Rußland. Berlin 1913. S. 486.)

Zusammenfassend können wir feststellen, daß die rußländischen Fremdvölker bisher durch ihre Intelligenz, Arbeits- und Steuerkraft wesentlich zur Stärkung und Machterweiterung des Staates beigetragen haben, von dem sie rücksichtslos vergewaltigt werden. Durch ihre geschichtliche Entwicklung, ihre Kultur und Religion vom halbasiatischen Moskowitertum geschieden, würden alle diese Völker den Wiederanschluß an die westeuropäische Kulturwelt als eine heiß ersehnte Wohltat begrüßen. Demgegenüber wird aber bei uns immer wieder die Behauptung aufgestellt, Deutschland dürfte trotz alledem auf der Abtrennung des Westgebietes nicht bestehen, weil Rußland diese Provinzen „dringend" brauche und daher das verlorene Gebiet durch einen baldigen neuen Krieg wiederzugewinnen trachten würde. Genau mit demselben Rechte könnte man aber sagen, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn mit Rücksicht auf ihren gefährlichen östlichen Nachbar Ost- und Westpreußen, Posen, Galizien und die Bukowina abtreten und ihm freie Hand auf dem Balkan geben müßten, weil Rußland dieser Gebiete zur Abrundung seiner Reichsgrenzen so „dringend" bedarf, daß es sich deswegen in diesen furchtbar blutigen Krieg gestürzt hat! . . . Wir dürfen überhaupt nicht danach fragen, was unser Feind braucht, um seiner Kraftentfaltung sicher zu sein, sondern was wir brauchen, um uns vor der baldigen Wiederkehr räuberischer Ueberfälle zu schützen. Geht Rußland mit dem ungeschmälerten Besitz seines früheren Landgebietes aus diesem Kriege hervor, so wird es rascher und mit mehr Aussicht auf Erfolg wieder seinen alten Zielen zusteuern. Wird ihm aber durch diesen Krieg eine seiner ergiebigsten Kraftquellen abgegraben, so braucht es einen längeren Zeitraum, um sich von dem Schlage zu erholen, und dadurch erhält Deutschland einen entsprechenden Vorsprung. Bringt der russische Verlust zugleich eine Vergrößerung des deutschen Gebietes, so wird das Kräftegewicht natürlich noch stärker zu unseren Gunsten verschoben. So steht die Rechnung zwischen Deutschland und Rußland. Wir können uns die Sachlage noch klarer machen, wenn wir — rein theoretisch — mit einem vollständigen Siege der Ententemächte rechnen. Dann würde sich Rußland zunächst wohl mit den oben skizzierten Landerwerbungen auf Kosten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns begnügen, aber sicher die nächste Gelegenheit benutzen, um dem geschwächten deutschen Nachbar noch ein Stück der Nordseeküste abzugewinnen: erst dann hätte es sein Endziel, den Zugang zum gänzlich offenen Meer, erreicht, denn sowohl das Mittelmeer als die Ostsee sind Binnenmeere. Schon vor über vier Jahrzehnten schrieb Viktor Hehn, der ausgezeichnete Kenner Rußlands, in sein Tagebuch die prophetischen Worte: „Die Masse der Slawen ist ungeheuer, sie umfassen jetzt schon Europa mit zwei gewaltigen Armen . . . Die Mongolen, die tiefer von Osten kamen, blieben in Schlesien stecken; die Slawen können leicht erst am Atlantischen Ozean haltmachen."

Natürlich darf man ein großes Volk nicht erdrosseln, indem man ihm alle seine Existenzmöglichkeiten abschneidet und es dadurch zu Verzweiflungstaten treibt. Das ist aber bei dem vorgesehenen Verlust der rußländischen Westgebiete keineswegs der Fall. Das russische Stammvolk bliebe von dieser Amputation völlig unberührt und käme endlich in die Lage, sich auf sich selbst zu besinnen und seine Energien statt auf Rüstung zu Eroberungskriegen auf wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung zu konzentrieren. Bisher hat Rußland riesige Ländermassen verschlungen, ohne sie richtig verdauen zu können, es hat vergeblich versucht, höherstehende und ihm wesensfremde Völkerschaften sich zu assimilieren und, als ihm das mißlang, sie auszurotten beschlossen. Unter diese rohe Entwicklungsepoche des expansiven Moskowitertums muß ein für allemal der letzte abschließende Strich gezogen werden, zur Sicherheit der ganzen westeuropäischen Kultur. In seine natürlichen Grenzen, d. h. in das Gebiet seines Stammvolkes zurückgedrängt, stände Rußland vor der volks-

Digitized by Google

erzieherisch äußerst wichtigen Aufgabe, die bisher großenteils ungenutzten Bodenschätze seines riesigen Landbesitzes rationell auszubeuten und sein in Unbildung noch tief verstricktes Volk auf eine höhere Entwicklungsstufe emporzuheben. Mit einem solchen Rußland, das sich nur der Lösung seiner inneren Kulturprobleme widmet und auf eine europäische Eroberungspolitik endgültig verzichtet, wird Deutschland — gebend und nehmend, in friedlichem Güter- und Gedankenaustausch — die besten freundnachbarlichen Beziehungen pflegen können, auf die Rußland zu seinem Aufstieg nicht verzichten kann.

Max Jungnickel / Bei uns daheim

Steht unten, im Hofe, eine heckenrosenübersponnene Bank.

Und auf der Bank liegt eine blaue Küchenschürze.

Und auf der blauen Küchenschürze schläft ein Kranz aus Osterblumen.

Hat ihn eine Prinzessin dort hingelegt oder ein Bettelmädchen dort verloren?

Wer weiß es denn?

Und am Gartenzaun hängen zwei Strümpfe.

Und am Gartenzaun hängen auch Heckenrosen.

Und hinterm Zaun, da singt ein Bach sein wirres Wanderlied.

Und oben, in der giebeldachigen Gasse, im Hause Numero 19, da wohnen wir.

Bei den Schwalben, bei den Sperlingen, beim Wind und bei den Sternen.

*

Eines Tages werden wir unser liebes Sparkassenbuch nehmen und werden die sechsundachtzig Mark abheben, die in dem Buche sind.

Wir kaufen uns einen Vogelbauer für drei Mark.

Einen Finken sperr' ich hinein.

Und den Finken fange ich selber.

Und dann kaufe ich einen Farbentopf mit blauer Farbe und einen Pinsel dazu.

Das kostet zusammen zwei Mark.

Da streiche ich unser Dachfensterchen ganz himmelblau an.

Und wenn du ein Kind kriegst, dann kaufen wir eine Wiege, die muß uns der Tischler machen, die kostet mindestens zehn Mark.

Und die streiche ich auch ganz himmelblau an.

Und dann muß ich noch rote Farbe haben.

Die kostet nur eine Mark.

Und mit der roten Farbe male ich zwei rote Herzen an die Wiege.

Dann lasse ich mir von meiner Großmutter die alte, langweilige Uhr schicken.

Da brauchen wir nicht viel Geld dazu.

Nur zwanzig Pfennige für den Briefträger.

Und ein Bilderbuch für fünfzig Pfennige.

Und ein Pferdchen mit einem Wagen, das kostet auch fünfzig Pfennige.

Und dann einen Kasper, der so lustig ist und bunt ist.

Der kostet mindestens eine Mark.

Und ein Bildchen vom lieben Ludwig Richter.

Das brauchen wir ganz bestimmt.

„Brautzug im Frühling."

Der ist ja so wunderschön.

Er kommt direkt durch die Himmelstür gesungen.

Und der Brautzug wird mindestens drei Mark machen.

Wieviel haben wir denn jetzt?

Vogelbauer: drei Mark.

Blaue Farbe mit Pinsel: zwei Mark.

Wiege: zehn Mark.

Rote Farbe: eine Mark.

Briefträger: zwanzig Pfennige.

Bilderbuch: fünfzig Pfennige.

Pferdchen mit Wagen: fünfzig Pfennige.

Der Kasper: eine Mark.

Brautzug im Frühling: drei Mark.

Das macht zusammen einundzwanzig Mark und fünfzig Pfennige.

Und noch ein Blumenkrug für fünfzig Pfennige.

Und ein Singeheft, das ist schon ganz alt und das liegt schon lange Tage beim Buchhändler.

Und der gibt mir's.

Ich habe es schon lange bestellt.

Es sind lauter Wiegenlieder darin über blaue Augen und Kinderbäckchen, die sich ganz rot geschlafen haben. Ich bezahle nur dreißig Pfennige dafür.

Und eine Blumenpresse für fünf Mark.

Und dann ein richtiges Notenblättchen von Franz Schubert.

Ein paar Akkorde sind drauf vom „Heidenröslein".

Und der Name Franz Schubert ist so schön geschrieben drauf.

Es ist so wundersam, das Notenblättchen.

Wenn man's lange ansieht, dann fühlt man richtig, wie das Schubert-Franz-Herz in den Himmel gehüpft ist.

Ich lege es in mein Bibelbuch, das Notenblättchen.

Das macht die frommen Sprüche ganz lustig.

Tanzen und singen möchten die frommen Sprüche.

Ich muß das Notenblättchen haben.

Es ist ja sehr teuer.

Es kostet richtig dreißig Mark.

Aber der Buchhändler läßt mir's schon für zwanzig Mark.

So; wieviel hatten wir denn nun?

Vorhin waren's einundzwanzig Mark fünfzig Pfennige.

Und nun der Blumenkrug für fünfzig Pfennige.

Das Singeheft macht dreißig Pfennige.

Das Notenblättchen, das wunderschöne Notenblättchen von Franz Schubert kostet zwanzig Mark.

Und die Blumenpresse fünf Mark.

Macht zusammen fünfundzwanzig Mark achtzig Pfennige. Dazu einundzwanzig Mark fünfzig Pfennige ist siebenundvierzig Mark dreißig Pfennnige.

Eigentlich mußt du ein Paar Schuhe haben und ich ein Paar zum Besohlen.

Aber das lassen wir.

Ich mache alle Tage schöne Lieder und dann vergehen die Tage.

Und wir haben dann gar keine Zeit mehr, rauszugehen.

Ich kaufe dir lieber ein kleines, silbernes Kettchen.

Das habe ich gesehen.

Eine kleine, liebe Plakette hängt unten dran; auch aus Silber.

Der Bildhauer, der das Kettchen und die Plakette gemacht hat, heißt Hans Lindl.

Und vorn, auf der Plakette, ist ein dicker, nackter Engel mit einem großen, großen Blumenstrauß in beiden Händen.

Und auf der Rückseite ist ein wunderschöner Blumenkorb.

Das Kettchen mit der Plakette ist so herzig und viel, viel besser, als wenn wir uns jeder ein Paar neue Schuhe dafür kaufen.

Sie kostet fünfzehn Mark.

Und dann kriegst du noch eine Laute; eine heimliche, verschwiegene Laute.

Paß auf: Wenn du die in der Hand hälst, dann weiß man nicht, ob du ein Heiligenbild bist oder ein Gänsemädchen.

Und wenn wir erst ein Kind haben, und das liegt in der Wiege, und ich streiche die Wiege ganz himmelblau an, und du spielst auf der Laute, dann wird wohl irgendwer einen Blumenstrauß in unsere Kammer schmeißen.

Es gibt ja Leute, die so hoch schmeißen können.

Und die Laute kostet ja höchstens dreiundzwanzig Mark.

Und wieviel haben wir dann noch?

Noch ganze siebzig Pfennige.

Und dann noch einen Blumenstrauß.

Der kostet fünfzig Pfennige.

Und nun noch zwanzig Pfennige.

Da kaufe ich ein Fähnchen dafür.

Ein lustiges Fähnchen, schwarz, weiß, rot.

Und das hängen wir zum Fenster hinaus.

Digitized by Google

Und das ruft auf die Gassen: — „Hei!“ — „Du!“ — „Hier oben!“ — „Hei!“ — „Du!“

Und wir gucken beide lange das Sparkassenbuch an.

Sechsundachzig Mark.

Aber dann steht noch drin, daß das Geld einen Monat vorher zu kündigen ist.

Und ich laufe schnell die Treppen hinunter, auf die Sparkasse. Die Leute gucken mich alle so groß an, weil ich so schnell laufe und abgetragene Absätze habe.

Aber das Sparkassenbuch liegt an meiner Brust und macht mein Herz so warm.

*

Ach, wenn ich erst wieder daheim bin — —
— — Vielleicht wird's bald Frieden.
Wenn ich erst wieder daheim bin!

Hans Joachim Moser / „Vom Durchhalten“

„Wer ist der Tapfern Tapferster, sagt an,
wer ist der beste Held vor tausend Helden —?“
So sang der spanischen Eroberer Schar,
und Cortez lächelte . . . Er sah im Traum
am See die Tempelstätte Mexikos,
die eines Königs goldnen Schatz verbarg.
Ob auch Westindiens kupferfarbne Söhne
mit gift'ger Pfeile tückschem Hagelsturm
das kleine Heer der Fremdlinge umschwirrten —
gefeit schien Cortez, der Conquisator,
und seine Söldner drangen raubend fürder.

Doch eines Tages schleiften sie als Beute
vor ihren Feldherrn einen Kriegsgefangenen,
den sie in einem Seitental erjagt.
Sie rissen ihm den Federschmuck vom Haupte
und aus dem Ohr die Ringe. Cortez stand
und spielte mit der Toledanerschneide . . .
„Wer ist der Tapfern Tapferster, du Hund —?“
Doch der Gefangene sah gelassen auf:
„Ich bin kein Mexikaner, Herr, ich bin
von einem Bergstamm, der in Todesfeindschaft
mit jenem Volk des Priesterkönigs lebt.
Ein Menschenalter währt nun schon der Streit,
Sie konnten uns auf keine Art bezwingen.
Da schnitten sie den Weg zum Meer uns ab —
Und diese List ward fast uns zum Verderben:
Bedenket, Herr, seitdem fehlt uns das S a l z!
Du kräuselst, Herr, verachtungsvoll die Lippen,
daß ich dies Etwas, dieses Nichts erwähne?
O Herr, dies Nichts, bald ward es riesengroß,
ward eine Gier, ein Schmerz, ein Wahnsinnrasen —
Von Bergesgipfeln sah'n wir fern, ganz fern
der heil'gen Salzflut lichten Spiegel blicken,
und durften dennoch unf'rer Gier nicht fröhnen . . .“

Hier unterbrachen des Gefangenen Rede
die Spanier und schlugen ihn und schrien:
„Wer ist der Held vor tausend Helden, Hund —?“
„Ich will euch Antwort geben“, sprach der Mann.
„E i n Wort der Demut würde uns den Weg,
e i n bittend Wort schon würd' ihn uns eröffnen —
doch unsre Freiheit gilt uns mehr denn Salz
und unser Stolz mehr als des Leibes Qualen.
Wer ist der Tapfern Tapferster, o Herr,
wer ist der beste Held vor tausend Helden —?“

Da nagte Cortez stumm sich an der Lippe
und wandte sich, indem er murrend sprach:
„Den Mann laßt laufen . . . Nun zu Pferd, Señores!“

Vor Dünaburg, im Jahre des Kriegsbrotes.

Gottfried Traub / Ausdruck

Sei Herr des Stoffs, dann kommt der Ausdruck von selbst. Cato.

Der kerngesunde, schlichte Cato haßte die griechische Beredsamkeit, in der er nur ein Spiel mit Worten erblickte. „Beim Griechen stammt das Wort aus dem Mund, beim Römer aus Hirn und Herz“, konnte er bitter sagen, und er hatte das Recht dazu, weil er seine eigenen Volksgenossen ebenso unbarmherzig schalt, wenn sie den Forderungen seiner Gewissenhaftigkeit nicht entsprachen. Als Meister des treffenden Ausdrucks gab er die kurze Regel für jeden, der über etwas sprechen will: „Sei Herr des Stoffs, dann kommt der Ausdruck von selbst!“ Daran erinnerte ich mich, als man kürzlich über die Treffsicherheit militärischer Befehle sprach und die klassische Ausdrucksweise mancher Bekanntmachungen unserer Heerführer als Muster deutscher Sprache für unsere Lesebücher empfahl. Geradezu erquickend wirkt so mancher knappe, frische Ausdruck, den man heute hört. Man sagt, was man will, und redet nichts drum herum. Aber man ermüdet auch nicht mit überflüssigen Reden, aus denen man sich nicht herausfindet. Und das Geheimnis dieser wohltuenden Klarheit? Diese Männer beherrschen ihre Aufgabe. Sie greifen manchmal fehl, haben aber den Mut, einen Fehler zu machen, während die anderen vor Angst über das Nächstliegende stolpern. Klar wissen, was man will, ordnet von selbst die Dinge, Wege und Menschen, die man braucht. Licht scheidet und stellt die Verhältnisse deutlich heraus. Jeder kann die Probe machen: wenn man etwas gründlich versteht, kann man es auch ausdrücken; wo man aber nicht bis zum Grund ging oder selbst noch zweifelt, da stellt sich der Schwarm der Worte ein und summt und geigt und tanzt, und man weiß nicht, wozu und warum, und wird müde statt froh.

Wir sind alle sachlicher geworden. Es geht um die letzten Notwendigkeiten. Da prüft man das Echte und weiß, daß nur Stand hält, wer in der Sache selbst wurzelt. Menschen, die nie die eine Seite ruhig betrachten können, sondern die zugleich immer nach der anderen Seite schielen, beherrschen keinen Stoff, sondern schwanken hin und her. Geistreichtum stammt nicht aus der Fülle, sondern aus der Tiefe. Alles Gewachsene erzählt von langer Geschichte, von verzweigten Wurzeln, von überstandenem Sturm und genossenem Sonnenschein: all das muß man erwogen haben, will man es kennen, darüber urteilen und sprechen. Kennt man sich aber aus, so ist's eine Freude, das auszudrücken. Im Ausdruck wächst man mit dem Erlebnis oder Ereignis zusammen, und dieses gewinnt neue Farbe, ja es wird größer, weil es sein Licht und sein Merkmal erhält. Der Krieg hat uns alle erzogen. Aus der Breite wuchsen wir in die Tiefe und in die Höhe. Marktworte verloren ihren Klang. Merkwürdig, wie bald man herausbekommt, ob ein Mensch dem anderen wirklich etwas zu sagen hat, oder ob er nur schwätzt! Er hat etwas zu sagen, wenn der Stoff, die Not, der Zwang, das Schicksal, die Freude ihn übermannt und sie aus ihm ihr Echo gestalten. Er schwätzt, wenn nur e r redet und nichts hinter und über ihm. Das Qualvollste für den Schriftsteller sind die Augenblicke, in denen er etwas ausdrückt und er h a t nichts, was nach Ausdruck begehrt; so handelt er nur mit ausgequetschten Zitronenschalen, statt saftige Birnen zu bieten. Der Krieg wurde ein Lehrmeister auch der Beredsamkeit. Er hat weithin mit der Phrase aufgeräumt. Sie hat es nicht mehr so bequem. Je mehr sie schwindet, desto wohler wird

Digitized by Google

es unserem Volk. Dann reden die Taten, die gekannten und die stillen, und in ihnen schafft sich ein neues Geschlecht seinen starken Ausdruck.

Soziale Bewegung

Die Zerreißung der Sozialdemokratie.

Etappen auf dem Wege zur Spaltung.

Zusammengestellt von **Carl Kundel.**

1914.

4. August. Der Vorsitzende der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion Haase gibt im Reichstag, obgleich er damit nicht einverstanden ist, die Fraktionserklärung ab: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich". Die Fraktion stimmt dem Kriegskredit von 5 Milliarden zu, auch Dr. Liebknecht.

2. Dezember. Dr. Liebknecht stimmt entgegen dem Fraktionsbeschluß allein gegen den Kriegskredit von 5 Milliarden. Der Fraktionsvorstand rügt diesen Disziplinbruch.

1915.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion verurteilt aufs schärfste Liebknechts Disziplinbruch vom 2. Dezember 1914.

7. März. Der sozialdemokratische Parteiausschuß vertritt die Auffassung, daß die Bewilligung des Reichsbudgets in diesem Jahr mit den Parteitagsbeschlüssen über grundsätzliche Budgetverweigerung nicht im Widerspruch steht.

9. März. Die sozialdemokratische Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus stimmt gegen den Etat.

20. März. Im Reichstag erklärt Abg. Scheidemann im Namen des Fraktionsvorstandes, daß Ledebour, der durch eine Kritik von Maßnahmen der Obersten Heeresleitung einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen hatte, das für seine Person allein gesagt und allein zu verantworten habe. — Die Reichstagsfraktion stimmt dem Etat mit einem Kriegskredit von 10 Milliarden zu, nur die Abgg. Liebknecht und Rühle stimmen dagegen. Die Fraktion verurteilt ihren Disziplinbruch „aufs entschiedenste". Der Fraktionsvorsitzende Haase hatte sich vor der Abstimmung über den Etat aus dem Reichstagssaal entfernt.

19. Juni. Der Vorsitzende der Reichstagsfraktion Haase veröffentlicht mit Eduard Bernstein und Karl Kautzky in der „Leipziger Volkszeitung" einen Aufruf „Das Gebot der Stunde", worin eine Aenderung der bisherigen Haltung der Sozialdemokratie während des Krieges gefordert wird.

22. Juni. Mitglieder des Vorstandes der Partei und der Reichstagsfraktion erklären, daß Haase weder im Parteivorstand noch in der Fraktion „in keiner der beiden Körperschaften Anträge oder irgendeine Mitteilung von der Absicht seines Vorgehens gemacht hat". — Mit dem Datum 9. Juli wird ein auch von 12 Reichstagsabgeordneten unterzeichneter Aufruf verbreitet, worin der Parteivorstand und der Fraktionsvorstand aufgefordert werden, die mit dem 4. August eingeschlagene Politik der Partei zu ändern.

26. Juni. Verbot des „Vorwärts" wegen Veröffentlichung eines Aufrufs des Parteivorstandes „Sozialdemokratie und Frieden". — Die Generalkommission der Gewerkschaften veröffentlicht einen Protest gegen den Aufruf „Das Gebot der Stunde". Durch diesen Aufruf sei „von Genossen, denen die höchsten Ehrenstellen in der Organisation . . . übertragen wurden, alles über den Haufen geworfen, was bisher in der Arbeiterbewegung Deutschlands als unantastbar galt."

30. Juni. Der Parteivorstand bezeichnet in einer Mahnung „Gegen Parteizerrüttung" jede Drohung mit Parteispaltung als ein Verbrechen an Partei und Arbeiterbewegung. Der Parteiausschuß billigt die Haltung des Parteivorstandes und der Fraktionsmehrheit und erklärt, daß die Veröffentlichung des Aufrufs „Das Gebot der Stunde" durch Haase nicht in Einklang steht mit den Pflichten eines Vorsitzenden der Partei.

22. Juli. Die radikalen Sozialdemokraten Westmeyer, Engelhardt und Hoschka bilden in der württembergischen Kammer eine Sonderfraktion.

20. August. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion stimmt dem Kriegskredit von 10 Milliarden Mark zu. Liebknecht stimmte dagegen. 32 Sozialdemokraten verließen den Saal. — Neue Fraktionsrüge für Dr. Liebknecht, weil er ohne Benachrichtigung des Parteivorstandes kleine Anfragen eingebracht hat.

5. bis 8. September. Ledebour und Adolf Hoffmann nehmen an einer internationalen Konferenz radikaler Sozialdemokraten in Zimmerwald teil.

21. Dezember. Ein Kriegskredit von 10 Milliarden wird angenommen, nachdem der Sozialdemokrat Ebert dafür und der Sozialdemokrat Geyer im Namen von 19 Fraktionskollegen dagegen gesprochen. Bei der Abstimmung blieben 20 Sozialdemokraten, unter ihnen der Fraktionsvorsitzende Haase, sitzen. 22 andere hatten den Saal verlassen. — Fraktionsrüge für die zwanzig Kriegskredit-Verweigerer.

1916.

7. Januar. Der Parteiausschuß verurteilt die Durchkreuzung der Politik der Reichstagsfraktion durch die zwanzig Kriegskreditverweigerer, insbesondere verdiene Haase schärfste Mißbilligung, weil er aufs neue gegen seine Pflichten als Vorsitzender der Partei verstoßen habe. Der Parteiausschuß stellt fest, daß der „Vorwärts" seine Pflicht als Zentralorgan der Partei nicht erfüllt.

12. Januar. Abg. Ebert wird zum Vorsitzenden der Reichstagsfraktion gewählt an Stelle von Haase, der am 20. Dezember den Fraktionsvorsitz niedergelegt hatte. — Die Reichstagsfraktion spricht dem Abg. Liebknecht die Rechte, die aus der Fraktionszugehörigkeit entspringen, ab. — Dr. Liebknecht und Rühle zeigen ihren Austritt aus der Reichstagsfraktion an.

17. Januar. Die preußische Landtagsfraktion gibt im Abgeordnetenhaus eine Erklärung ab, von der die sozialdemokratische Landeskommission für Preußen vorhergesagt hatte, daß sie geeignet sei, die Politik der Reichstagsfraktion zu durchkreuzen.

24. März. Spaltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, nachdem Abg. Haase, ohne den Fraktionsvorstand zu benachrichtigen, erklärt hatte, daß er und seine Freunde gegen den Notetat stimmen. Die Reichstagsfraktion erklärt mit 58 gegen 33 Stimmen bei vier Stimmenthaltungen, daß Haases Disziplinbruch zum Treubruch wird, weil er vorher auch nicht die leiseste Andeutung gemacht habe, daß er gegen die Fraktionsbeschlüsse zum Notetat vorgehen werde. Haase und diejenigen Fraktionsmitglieder, welche die gemeinsam gefaßten Beschlüsse gröblich mißachten und öffentlich durchkreuzen, hätten dadurch die aus der Fraktionszugehörigkeit entspringenden Rechte verwirkt.

Achtzehn sozialdemokratische Reichstagsabg. Bernstein, Bock, Büchner, Cohn, Dittmann, Geyer, Haase, Henke, Herzfeld, Horn, Kuhnert, Ledebour, Schwarz-Lübeck, Stadthagen, Stolle, Voigtherr, Wurm, Zubeil bilden eine besondere Fraktion der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft. Vorsitzender sind Haase, Ledebour und Dittmann. 14 Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, die in der Fraktion bleiben, sprechen der Fraktionsmehrheit das Recht ab, ein Fraktionsmitglied von der Fraktionsgemeinschaft auszuschließen.

25. März. Abg. Haase legt sein Amt auch als Vorsitzender der Partei nieder.

29. März. Der Parteiausschuß rügt das Vorgehen der 18 in der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft.

30. März. Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft erklärt im „Vorwärts": „Wir bleiben Vertreter der Partei . . . Unser Auftreten ist kein Disziplin- und Treubruch, sondern ein Gebot der Treue gegen die Parteigrundsätze.

1. April. Die Redaktion des „Vorwärts" wird vom Parteivorstand unter Parteizensur gestellt. Die Setzerei wird angewiesen, den Anordnungen eines Parteivorstandsmitgliedes nachzukommen, wenn dieser die Aufnahme irgendeiner von der Redaktion zur Veröffentlichung bestimmten Notiz verbietet.

1. Mai. Der Armierungssoldat Dr. Liebknecht wird auf dem Potsdamer Platz in Berlin verhaftet bei dem Ruf: „Nieder mit dem Krieg, nieder mit der Regierung!" Er wird am 28. Juni zu zwei Jahren, sechs Monaten, drei Tagen Zuchthaus und Entfernung aus dem Heere verurteilt; in zweiter Instanz, am 23. August, zu vier Jahren und einem Monat Zuchthaus, Entfernung aus dem Heere und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte für sechs Jahre.

6. Juni. Die beiden sozialdemokratischen Reichstagsfraktionen stimmen gegen den Etat. — Ein Kriegskredit von 12 Milliarden wird von der alten Fraktion bewilligt, aus der sich 22 Mitglieder aus dem Saal entfernen. Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft stimmt gegen den Kriegskredit.

18. Juni. Im Wahlverein für Teltow-Beeskow-Storkow wird der zu Scheidemann haltende Vorstand Thurow u. Gen. des Amtes entsetzt.

25. Juni. Der sozialdemokratische Verband Groß-Berlin besetzt alle Vorstandsämter mit radikalen Elementen. Zum Vorsitzenden wird an Stelle von Eugen Ernst Landtagsabg. Adolf Hoffmann gewählt.

21. bis 23. September. Eine sozialdemokratische Reichskonferenz in Berlin lehnt mit 275 gegen 168 Stimmen einen Antrag Haase ab, der der Konferenz das Recht zur Beschlußfassung über sachliche Anträge absprechen will. Die radikalen Gruppen lehnen darauf eine weitere Beteiligung an Abstimmungen ab. Die Reichskonferenz billigt die Bewilligung der Kriegskredite und tadelt das Vorgehen der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft.

8. Oktober. Verbot des „Vorwärts".

18. Oktober. Wiedererscheinen des „Vorwärts" mit einer Erklärung des Parteivorstandes, wonach, um die Aufhebung des Verbotes zu ermöglichen, das Mitglied des Parteivorstandes, Reichstagsabg. Hermann Müller, in die Redaktion eingetreten ist mit der Vollmacht, über den Inhalt des Blattes zu entscheiden.

22. Oktober. Der Wahlverein für Teltow-Beeskow-Charlotten-

burg spricht sich für Sperrung der Mitgliederbeiträge gegenüber dem Parteivorstand aus.

27. Oktober. Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft stimmt gegen den 7. Kriegskredit (12 Milliarden).

29. Oktober. Der sozialdemokratische Verband Groß-Berlin brandmarkt einstimmig das Vorgehen des Parteivorstandes gegen den „Vorwärts" als ehrlose Handlung im Sinne des Parteistatuts, das für diesen Fall die Voraussetzungen für den Ausschluß für gegeben ansieht. Keinem Teilnehmer am Vorwärtsraub dürfe eine Ehrenstellung in der Partei übertragen werden.

10. November. Die drei „Vorwärts"-Redakteure Leid, Stadthagen und Ströbel werden wegen systematischen Wirkens gegen Boykottierung des „Vorwärts" entlassen.

1917.

7. Januar. Eine Reichskonferenz der sozialdemokratischen Opposition beschließt eine Erklärung, wonach Organisationen, deren Mehrheit die Auffassung der Opposition teilt, in stete enge Fühlung zueinander zu treten haben, und daß dort, wo die oppositionellen Genossen nicht die Mehrheit haben, in geeigneter Weise ein Zusammenschluß herbeigeführt wird.

18. Januar. Der sozialdemokratische Parteiausschuß erklärt mit 29 gegen 10 Stimmen zu dem Beschluß der Reichskonferenz der Opposition: „Die Schaffung dieser Sonderorganisation und die Zugehörigkeit zu ihr ist unvereinbar mit der Mitgliedschaft in der Gesamtpartei. „Alle treu zur Partei stehenden Organisationen werden aufgefordert, die durch die Absplitterung der Sonderorganisationen erforderlichen organisatorischen Maßnahmen zu ergreifen."

4. Februar. In Berlin wird ein „sozialdemokratischer Wahlverein Berlin (Sozialdemokratische Partei Deutschlands)" von Anhängern der alten Reichstagsfraktion gegründet.

Büchertisch

Johann Plenge, **1789 und 1914.** Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes. Berlin 1916. Springer.

Der Verfasser hat in seiner Schrift „Der Krieg und die Volkswirtschaft" (1915) die Ideen von 1914 den Ideen von 1789 „zuerst als solche bewußt gegenübergestellt"; nachdem sich dann der schwedische Staatsrechtslehrer Kjellén unter ausdrücklicher Berufung auf jenes Buch mit den „Ideen von 1914" als „einer weltgeschichtlichen Perspektive" beschäftigt hat, widmet Plenge nunmehr dem Gegenstande eine ausführliche Untersuchung, die zugleich eine Abwehr gegen den Weihnachtsleitartikel der Frankfurter Zeitung von 1905 enthält. Historisch-politisch betrachtet, handelt es sich um die Frage: Wie steht das Individuum im staatlichen Ganzen? (S. 55.) Plenge antwortet: 1789 als selbständiges Willensatom, 1914 als eingegliedertes Teil-Ich. Das ist in der Philosophie der Gegensatz: Kant—Hegel. Des Grundgesetz der praktischen Vernunft besagt: bestimme dich durch dich selbst, handle autonom. Insofern ist Kant wie Leibniz ausgesprochener Individualist. Der Fortschritt bis und durch Hegel liegt darin, daß „die Versenkung in die letzten Tatsachen der Bewußtseinsbildung die Wahrheit lehrt: jedes Ich ist nur ein Teil-Ich und kann sich, wenn es sich innerlich seiner Wirklichkeit gemäß erleben will, nur als Teil-Ich erleben. Darum ist das Ich schlechterdings nicht für sich allein autonom und bekommt nur durch Eingliederung in das Ganze, in dem es steht, sein wirkliches Tun unter der Herrschaft der eigenen bewußten Entscheidung. Damit ist auf dem eigensten Boden der Philosophie die Erkenntnis gewonnen, daß die tiefste Erfassung der Bewußtseinsbildung des Menschen über den reinen Individualismus hinausgeht. Die Stellung Kants ist also überwunden". (S. 101.) Angewandt auf die empirische Welt bedeutet das, die Ideen von 1789: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, als deren philosophischer Vertreter Kant erscheint, die Forderungen des atomisierten Individuums gegenüber der Gesellschaft sind überwunden durch die Ideen von 1914, die das Individuum je nach seinen Fähigkeiten in die großen Aufgaben der Gesamtheit eingliedert. „Überwunden", nicht in dem Sinne einer völligen Vernichtung oder einer Ersetzung durch die konträren Gegenbegriffe der Ordnung, Gerechtigkeit und Kindschaft in einem Vaterhause, wie Kjellén (S. 33) es will, sondern auf dem Wege eines Entwicklungsgegensatzes, in Form jener Fichte-Hegelschen Synthese, die These und Antithese in sich enthält. Also: „Freiheit — in der Organisation, Gleichheit — in der Organisation! Brüderlichkeit — in der Organisation! Oder wie wir . . jeden Doppelklang mit einem einzigen Anschlag haben ansprechen lassen: Schaffe mit! Gliedre dich ein! Lebe im Ganzen!" (S. 141, vgl. auch S. 90.)

Dieser „Imperativ der organisatorischen Vernunft" überwindet zugleich den „der isolierten Einzelvernunft Kants", weil er „keine leere formale Regel" ist wie dieser, bei dem „das Subjekt nicht aus seinem leeren Ich herauskann, sondern (inhaltreich), materiell bestimmt in der Struktur des Inhalts) der Ausdruck einer festen Einwurzelung des einzelnen in der objektiven wirklichen Welt" (S. 138), in der es mit eigener Lust und Freude wirkt (S. 89). Zwei schwache Punkte der Kantischen Ethik: ihr Formalismus und ihr gefühlsmäßiger Rigorismus sind hiermit ausgeschieden. Diese Idee der bewußten Organisation soll nicht nur als eine „Maxime" den einzelnen erfüllen, sondern „sie muß auch dazu treiben, eine Wirklichkeit auszubauen, die ihr gemäß ist: Staat, Wirtschaft und Staatensystem; Wissen und Unterricht von Staat und Wirtschaft; Menschen, die beides schaffen und tragen können". Infolge dieser Dreiheit von Folgerungen redet Plenge „von den Ideen von 1914, nicht nur von der einen Grundidee der Organisation" (S. 138). Anders ausgedrückt handelt es sich um die Vereinigung vom Individual- und Sozialprinzip (56), denn „Organisation ist Sozialismus" (18).

Mit der Bloßlegung dieses Kernes der oft nicht ganz einfach sich erschließenden, ideengeschichtlichen Untersuchung Plenges muß ich mich an dieser Stelle begnügen. Wenigstens erwähnt sei, daß der Verfasser über die Geschichte der Organisationsidee, die zugleich eine solche des „Sozialismus" ist, über ihr Verhältnis zur äußeren und inneren Politik, über „die geschichtliche Wahrscheinlichkeit einer großen Ideenbildung zu Beginn des 20. Jahrhunderts" (im Anschluß an sein früheres Buch) und so über manche andere einschlägige Fragen Wertvolles zu sagen hat.

Charlottenburg H. E. Meisner.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Freiversendung an Soldaten: 65 Pf.: Gren. R. im Felde, **1,30 M.:** Oberlehrerin P. in H., **2 M.:** Staatsanw. Dr. L. in O., **je 3 M.:** Frau Oberl. J. in A., Ass.-Arzt Dr. D. im Felde, Zahlmstr. B. im Felde, **5,80 M.:** Pf. A. in B., **6 M.:** Frau K. in N., **14 M.:** Gefr. St. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Oberlehrer W. in Duisburg: 1 spanisches Wörterbuch, Lin. K. im Felde 20 M.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Briefkasten

Nr. 4 der „Hilfe" dürfte bei einigen Buchhandelsbeziehern verspätet eingegangen sein. An der Verzögerung ist die Post schuld, die eine unserer Paket-Sendungen nach Leipzig nicht rechtzeitig befördert hat.

Für Soldatenheime und Lazarette können wir „Hilfe" und „Kriegs- und Heimatchronik" kostenfrei senden. Wer sagt uns, wo unsere Blätter noch fehlen? Wir nehmen jede Mitteilung mit Dank an. — Für unbemittelte Krieger stehen aus den Stiftungen der „Hilfe"-Freunde auch noch eine Anzahl Freiexemplare der „Hilfe" zur Verfügung. Adressenangaben erbeten.

Verlag der „Hilfe".

Mitteilung für Vereine der Fortschrittlichen Volkspartei. Die in Nr. 5 der „Hilfe" bereits im amtlichen Wortlaut veröffentlichte Etatsrede des Abg. Dr. Pachnicke im Preußischen Abgeordnetenhause vom 18. Januar 1917 über die Stellungnahme der Fortschrittlichen Volkspartei zu den Friedensfragen, dem U-Boot-Krieg, dem Kampf gegen den Reichskanzler und zur Neuorientierung ist soeben in Broschürenform erschienen und wird an die Organisationen der Fortschrittlichen Volkspartei unentgeltlich abgegeben. Das 24 Seiten umfassende Schriftchen eignet sich besonders zur Verteilung in öffentlichen und Vereinsversammlungen und dergleichen. Bestellungen sind zu richten an das Zentralbüro der Fortschrittlichen Volkspartei, Berlin SW. 68, Zimmerstraße 6.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

22. Februar 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 8

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Ostseegedanken. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Der vaterländische Hilfsdienst. — **Prof. Dr. Karl Doormann, M. d. R.:** Eisenbahnsteuern und Reichsbahngedanke. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Neuorientierung. — **Univ.-Prof. Dr. Spranger:** Gedanken über Organisation. — **Berta Duensing:** Kriegskinder. — **Amt Arnold Findeisen:** Gold und Silber hätt' ich gern — (Gedicht). — **Gottfried Traub:** Schutz. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 11. Februar.

Auf der Rückkehr von Christiania übernehme ich wieder die gewohnte Pflicht der Berichterstattung in der Kriegschronik.

Es ist sehr interessant und belehrend, den Beginn des Unterseebootkrieges in Norwegen zu erleben. Ich spreche heute in Bergen, der westlichen Hafenstadt Norwegens, in der englische Beziehungen und Neigungen stets reichlich vorhanden waren. Wenn es mir trotzdem gestattet ist, vor einer vollgedrängten Versammlung über „die deutsche Sache" zu reden, so wie ich es vor einigen Tagen vor der Studentenschaft Christianias getan habe, so beweist dies, wie sehr die hiesige Bevölkerung mit der Neutralität Ernst macht. Natürlich werden die einzelnen Versenkungen norwegischer Schiffe hier besonders empfunden. Im ganzen ist die Aufnahme der neuen Kriegsperiode eine ruhige. Gespräche über das englische Angebot, die norwegische Handelsflotte zu kaufen. England bietet pro Tonne 30 Pfd. St., was bei besseren Schiffen zu niedrig erscheint. Will man sich ausdenken, daß wirklich der größere Teil der norwegischen Schiffe verkauft werden sollte, so würde das eine Summe ausmachen, die nicht unter einer halben Milliarde von Mark oder auch von Kronen zu schätzen ist. Die Frage, in welcher Weise eine derartige Summe bezahlt werden kann, gehört mit zu den notwendigen norwegischen Erwägungen. Eine bloße Anweisung auf spätere Zahlung durch die Bank von England würde den Norwegern wenig helfen, da sie dann zwar ihre Schiffe verloren hätten, das Geld aber nicht frei in ihren Händen wäre. Es scheint jedoch sehr wenig Aussicht zu sein, auf das englische Angebot einzugehen. Auch Zeitungen, die im allgemeinen der englischen Richtung folgen, weisen den Verkaufsgedanken von sich.

Montag, 12. Februar.

Amerikanische Telegramme berichten, daß Wilson eine Kriegserklärung zunächst nicht zu geben beabsichtige, sondern nur eine Ermächtigung verlange, die Mittel zum Schutze amerikanischen Eigentums und amerikanischer Bürger herzustellen. Bei der Versenkung des Schiffes „Torino" soll ein amerikanischer Neger, der den bedeutsamen Namen George Washington führt, getötet worden sein. Deutschamerikaner sollen teilweise aus ihren amtlichen Stellungen in den Vereinigten Staaten schon jetzt entfernt worden sein, besonders in den Kriegshäfen und im Transportwesen.

Es gilt in Christiania als Erleichterung, daß die von Amerika nach Skandinavien oder Holland fahrenden Schiffe nicht mehr gezwungen sein sollen, den englischen Kriegshafen Kirkwall anzulaufen, sondern sich zur Visitation an den Bermudas-Inseln in Halifax melden können.

Es verlautet, daß in England alle Holzvorräte von der Regierung mit Beschlag belegt worden seien und daß Holzausfuhr verboten ist.

Dienstag, 13. Februar.

Es ist unmöglich, die verschiedenen Nachrichten über Wirkungen des U-Boot-Krieges auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu prüfen. Infolge Kohlenmangels sollen die mechanischen Webereien in Calais ihre Arbeit eingestellt haben. Die Eröffnung der Messe von Lyon wurde verschoben. In vielen Teilen Frankreichs entsteht Salzmangel, weil von den Hauptplätzen der Salzgewinnung, Besançon und Montpellier, die nötigen Eisenbahnzüge aus allgemeinem Waggon- oder Heizungsmangel nicht abgehen können. — In London macht sich Papiermangel geltend, so daß die Blätter entweder in kleinerem Format erscheinen oder ihren Verkauf einschränken.

Der bisherige amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard, ist über die Schweiz abgereist und hat bei der Deutschen Bank etwa 400 000 Mark hinterlegt, die deutschen Kriegswitwen und ihren Kindern zugute kommen sollen.

Der englische Schatzkanzler Bonar Law bringt eine neue Kreditvorlage von 550 Millionen Pfund Sterling ein (11 Milliarden Mark), wobei er bemerkt, daß die gesamten Kreditbewilligungen für das laufende Finanzjahr 1950 Millionen Pfund (39 Milliarden Mark) betragen. Dieses sei eine Ueberschreitung des Voranschlages, die daher komme, daß die Ausgaben für Munition sowie die Vorschüsse an die Verbündeten und an die Kolonien gewachsen seien. Seit Beginn des Krieges seien 3732 Millionen Pfund zu bewilligen gewesen. Das Unterhaus nahm die neue Kreditvorlage einstimmig an.

Mittwoch, 14. Februar.

Während ich über die Ostsee heimfahre, lese ich, daß fast die ganze Fischerflotte Norwegens wegen mangelnder Kohle nicht in See gegangen ist. Das bedeutet auch für unsere Versorgung mit Fischnahrung eine gewisse Störung, obgleich nach den zurzeit bestehenden Verträgen mit England nur 15 v. H. des Fischereiertrages an Deutschland verkauft werden dürfen.

Die „Times" erfahren aus Washington, es bestehe eine schwache Absicht, die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten zu vermeiden. In jedem Falle werde der Präsident Wilson, bevor er sich in neue Unterhandlungen einläßt, verlangen, daß Deutschland augenscheinliche und fühlbare Beweise dafür gibt, daß es die amerikanischen Schiffe schonen will. Er wolle den Verlust amerikanischer Menschenleben abwarten, ehe er entscheidende Handlungen unternimmt. Er wolle auch zunächst außerhalb des Krieges bleiben und wünsche, daß, wenn der Krieg ihm auferlegt wird, die ganze Nation hinter ihm stehe, was in einer Demokratie nicht leicht sei. Die Pazifisten arbeiten in Amerika Tag und Nacht, indem sie sagen, es sei richtiger, ein kleines Uebel auf sich zu nehmen, als die Schrecken eines Krieges.

Digitized by Google

Um allerlei falschen Nachrichten entgegenzutreten, als ob die deutsche Regierung irgendwie an dem neu begonnenen Unterseebootkrieg irre geworden sei, wird öffentlich erklärt, daß der uneingeschränkte Krieg gegen den gesamten Seeverkehr in den Sperrgebieten jetzt in vollem Gange ist und unter keinen Umständen zurückgezogen wird. Die allgemeine Meinung ist sicherlich, daß nun, nachdem man sich zu diesem Unterseebootkrieg entschlossen hat, er auch mit allen Mitteln durchgeführt werden muß.

Der Deutsche Kaiser hat in Wien dem österreichischen Kaiser einen Besuch gemacht und ist von allen Kreisen der Bevölkerung überaus warm und herzlich empfangen worden. Oesterreich-Ungarn steht in der gegenwärtigen schweren Krisis treu auf der Seite der deutschen Regierung und beteiligt sich im Mittelländischen Meere mit seinen Seestreitkräften an der Hinderung der Versorgung Italiens. Vielleicht wird Italien derjenige Staat sein, der die Folgen des Unterseebootkrieges am ersten und stärksten fühlt, weil schon bisher die Vorräte an Kohlen, Rohstoffen und Munitionsmaterialien dort am knappesten gewesen sind.

Donnerstag, 15. Februar.

Während vom Landkrieg nur kleine Vorkommnisse an einzelnen Stellen, insbesondere ein erfolgreicher deutscher Vorstoß in der Champagne, gemeldet werden, gilt alles Interesse dem Seekrieg und der amerikanischen Frage. Jeden Tag werden viele neue Versenkungen berichtet, ohne daß ein übersichtliches Ergebnis vorhanden sein könnte. Zunächst liegen noch keine Berichte der deutschen Unterseeboote vor, und auch diese Berichte können ihrer Natur nach nur unvollständig sein, weil wir aus Erfahrung wissen, daß der Erfolg des einzelnen Schusses von dem auf und nieder tauchenden Boote nicht immer sicher erfaßt werden konnte. Gar nicht statistisch greifbar sind die indirekten Erfolge der von unseren Unterseebooten ausgestreuten Minen. Da es nun außerdem im Interesse der deutschen Kriegführung liegt, bestimmte Angaben über die Zahl der Unterseeboote zu vermeiden, so wird auch in nächster Zukunft wahrscheinlich von deutscher Seite eine Vollständigkeit der Kriegsdarstellung nicht zu erwarten sein. Ebensowenig aber ist anzunehmen, daß aus den Veröffentlichungen der Engländer, Franzosen und Italiener ein ausreichendes Bild herzustellen ist; denn einerseits sind unseren Gegnern nicht alle Versenkungen bekannt und andererseits können sie unter Umständen ein Interesse daran haben, die schreckenhafte Wirkung zu vermindern. Bisher scheint das letztere noch nicht der Fall zu sein, da man im Gegenteil sowohl in England wie in Frankreich den Schrecken der neuen Methode braucht, um staatssozialistische Wirtschaftseinrichtungen durchsetzen zu können. Es handelt sich dabei um sehr ungewohnte Eingriffe in das Privatrecht der Kohlenbesitzer, Holzbesitzer und Getreidehändler, wohl auch um Vorbereitung von Einschränkung der Ernährung. Die täglichen Berichte des „Bureau Lloyds" machen bis jetzt den Eindruck, daß keine gemeldeten Schiffsverluste absichtlich unberücksichtigt bleiben. Bis zum 8. Februar waren bei „Lloyds" Meldungen über den Verlust von 146 Schiffen eingelaufen, die seit dem 1. Februar versenkt oder verunglückt sind.

In Stockholm, Kopenhagen und Christiania wurde eine gleichlautende Note der drei skandinavischen Staaten übergeben, in der gegen den deutschen Unterseebootkrieg protestiert wird. Es laufen jeden Tag Proteste von beteiligten und unbeteiligten Regierungen ein, ohne daß dieses bei uns besonders tragisch aufgenommen wird. Selbst das arme, bedrückte Griechenland hat protestieren müssen.

Die „Morning Post" läßt sich aus Washington telegraphieren: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind augenblicklich in zwei Lager gespalten, das eine ist für den Frieden, das andere für den Krieg. Die Kriegsanhänger sind keine Jingos, denken nicht an Eroberungen oder militärischen Ruhm, sind sich auch klar über die Opfer, die der Krieg kosten muß, halten ihn aber trotzdem für den einzigen Ausweg, die nationale Selbstachtung wiederherzustellen und das amerikanische Reich in den Augen der Welt zu rehabilitieren. — Es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß Präsident Wilson durch seine einseitigen theoretischen Forderungen den amerikanischen Staat in eine gewisse Zwangslage gebracht hat, ein merkwürdiger Beweis dafür, wie wenig auch bei der republikanischen Verfassung die Masse selbst in der Lage ist, den Gang der großen Politik zu bestimmen.

Freitag, 16. Februar.

Das deutsche Marineamt läßt mitteilen, daß von einem deutschen U-Boot in der ersten Hälfte des Februar 35 000 Brutto-Register-Tonnen versenkt wurden. Rotterdamer Nachrichten besagen, daß in den letzten drei Tagen 41 Schiffe mit 75 000 Tonnen zum Sinken gebracht wurden. In den meisten Fällen wurde dabei die Besatzung gerettet. Jede Lebensmittelzufuhr für England aus Holland und Skandinavien habe seit acht Tagen völlig aufgehört.

Der Gedanke, daß England alle verfügbaren Schiffe Europas aufkaufen werde, greift weiter um sich, ohne daß von hier aus kontrolliert werden kann, ob diese Absicht in vollem Umfange vorhanden ist und welche Aussichten sie haben kann. Spanische Schiffsbesitzer sollen zurzeit über Abtretung ihrer Schiffe an England verhandeln. Wenn der große Plan des allgemeinen Schiffsankaufes durchgeführt wird, so ist er die letzte Folge der Seeherrschaft. England umgibt sich mit allen Schiffen des Kontinentes und sucht durch ihre Menge den U-Boot-Krieg zu überwinden. Es fragt sich nur, wer im einzelnen Fall die Besatzung dieser Schiffe zu leisten hat. Soweit möglich, wird man sicherlich farbige Engländer und Franzosen dazu verwenden.

Von einer in Petersburg abgehaltenen Kriegskonferenz der Entente erfährt man durch Stockholmer Berichterstatter, daß England die Lieferung von Geld an Rußland von schweren Bedingungen abhängig gemacht habe, nämlich Kontrolle der Verwendung des Geldes durch englische Agenten, Aenderung der inneren Politik Rußlands nach englischen Wünschen und Besetzung der russischen maßgebenden Regierungsstellen durch solche Männer, die der englischen Regierung genehm sind. Wenn Rußland sich das gefallen läßt, so hat es in diesem Kriege mehr verloren, als es je wieder gewinnen kann.

Sonnabend, 17. Februar.

Der deutsche Marinebericht besagt, daß von einem unserer Unterseeboote neuerdings innerhalb 24 Stunden etwa 50 000 Tonnen versenkt worden sind, nämlich ein Hilfskreuzer von 20 000 Brutto-Register-Tonnen, zwei Hilfskreuzer oder Transportdampfer von je 13 600 und ein Transportdampfer von 4500 Tonnen. Mit allen den versenkten Schiffen verschwindet Weizen oder anderer Nahrungsstoff in die Tiefe. Während wir um unsere Volksernährung ringen, tut es uns leid, so viele gute Menschennahrung versenken zu müssen, weil wir jetzt doppelt scharfes Gefühl für den Wert aller Nahrungsmittel haben. Es bleibt aber nach der harten Logik des Krieges nichts anderes übrig, als den, der uns mit Hunger vernichten will, auf dieselbe Weise nach Möglichkeit zu strafen. Vor Alexandrien sind Ende Januar zwei große englische Weizendampfer von Unterseebooten versenkt worden.

Infolge der Absperrung können, wie der „Avanti" schreibt, manche Munitionsfabriken in Italien nur noch zwei Tage in der Woche arbeiten. Es sollen französische Eisenbahnzüge mit Munition in Italien angekommen sein; aber sie werden keine Fortsetzung erhalten, weil Frankreich seine Munition selbst braucht. Englische und französische Blätter verlangen von den Amerikanern, daß sie Munitionslieferungen durch Kriegsschiffe nach Italien begleiten lassen. Zunächst aber hat es den Anschein, als ob die amerikanische Marineverwaltung nur an den Schutz ihrer eigenen Häfen und Schiffsbauanstalten denke. Sie soll damit begonnen haben, vor allen amerikanischen Häfen Minenfelder anzulegen und Patrouillendienste einzuführen.

Die Kämpfe in der Champagne haben einen schönen Erfolg gezeitigt. Es wurden vier feindliche Linien in 2600 Meter Breite und 800 Meter Tiefe genommen. 860 Gefangene, 20 Maschinengewehre.

Der bisherige österreichische Armeeoberkomman-

Digitized by Google

dank Erzherzog Friedrich ist seiner Stelle in Gnaden enthoben worden, weil der junge Kaiser selbst den Oberbefehl in eigener Hand behalten will.

Gertrud Bäumer Heimatchronik

Sonntag, 11. Februar.

Dienstreise nach Neumünster zu einer Konferenz mit den Geschäftsführern der Arbeitsnachweise von Schleswig-Holstein. Unter milder Sonne liegen die tauenden dunkelgrünen Wiesen mit schwindenden Schneestreifen. An den kleinen Haltestellen sonntägliches Leben; wenn die Tür offen steht, weht von den sich weithin breitenden Feldern ein Wind herein, der voll Schneeschmelze, Sonne und Erde ist. Die Ueberfüllung der seltener gewordenen Züge wird mit bereitwilliger Gelassenheit getragen. Man steht eben, das ist kein Unglück.

Montag, 12. Februar.

Zur Brotstreckung sind jetzt auch die Rüben ausdrücklich zugelassen, sie geschah bisher meist durch Gerstenmehl und Weizenschrot. Die Kartoffelrationen sind durch das Kriegsernährungsamt weiter heruntergesetzt. Der Kartoffelerzeuger darf künftig nur höchstens 1 Pfund täglich bekommen, die übrige Bevölkerung höchstens ¾ Pfund, die Schwerarbeiterzulage darf höchstens ¾ Pfund betragen. Zugleich ist ein allgemeines und unbedingtes Verfütterungsverbot erlassen; den Kommunalbehörden ist das Recht gegeben, die Erlaubnis zur Verfütterung unbrauchbarer Kartoffeln zu erteilen. Außerdem ist festgestellt, daß bei Mangel die in Privathaushalten vorhandenen Mengen enteignet werden dürfen.

Kommt noch dazu als Entschädigung für alle Einschränkungen die Erhöhung der Fleischmenge um 100 g für die Woche.

Der Präsident des Kriegsernährungsamtes hat in einem Rundschreiben die Bundesregierungen aufgefordert, gegen den zum Teil noch bestehenden Trinkzwang in Gastwirtschaften einzuschreiten.

Dienstag, 13. Februar.

Es wäre schön, wenn die Frau, die heute bei mir erschien, ein allgemeiner verbreiteter Typus wäre: eine derbe, kräftige Frau, Ende der Zwanzig, mit so richtig knallblauen Augen in dem frischen Gesicht, bepackt mit einem schweren Kind von dem animalischen Gleichmut gesunder gut versorgter Kinder dieser Rasse — wo es saß, saß es und blickte geruhsam in die Welt. Sie wollte so gern wieder aufs Land. Vor sieben Jahren nach der Stadt verheiratet, die ihr aber gar nichts angehabt hatte, und nun war der Mann tot, und wenn sie bloß eine Stelle auf dem Land kriegen könnte. Sie war doch vier Jahre bei demselben Bauern in der Wilster Marsch gewesen. Und melken täte sie doch „schu gern". Und jetzt wär schon Februar, nun ginge es ja doch bald wieder los. Sie wollte ja wohl auch in der Stadt arbeiten, bloß nicht die drei Kinder weggeben, das könnte sie ja doch nicht. — Sie wußte gar nicht, was für ein Prachtexemplar sie war. Wenn es nur mehr davon gäbe!

Mittwoch, 13. Februar.

Die Kriegsküchen reichen zurzeit hier nicht für den Andrang; es hat sich eingebürgert, daß auch sehr viele mittelbürgerliche Haushalte sich aus der Kriegsküche versorgen; jetzt wird aufgefordert, damit eine gewisse Zurückhaltung zu üben, bis das stärkere Bedürfnis der Minderbemittelten befriedigt ist.

Ein leichter Kälterückfall, aber es ist nicht schlimm, und man glaubt nicht recht daran, die Sonne hat schon so viel Macht, daß es mittags doch taut. Im Eisgang der Elbe — den vor seinem Arbeitsplatz zu haben ein andauerndes Geschenk ist — sieht man doch breitere und freiere Wasserbahnen. Trotzdem wird weiter gespart. Die höheren Schulen werden im hiesigen Armeekorpsbezirk mit Ende dieser Woche zunächst geschlossen, die Volksschulen setzen den Unterricht fort. Die Kinder müssen aber auch in den höheren Schulen jeden Tag morgens im ungeheizten Schulgebäude erscheinen, um Aufgaben zu bekommen. Sie können auch zu gemeinsamen Spaziergängen oder ähnlichem vereinigt werden. Eine schöne Aufgabe für einen fähigen Lehrer, diese Zeit, die den Unterricht aus den vier Wänden ins Freie drückt zu einem sehr intensiven Versuch mit der Wirklichkeitseroberung, dem Lernen durch Sehen, zu benutzen.

Im Preußischen Landtag ist der 200-Millionen-Kredit für die Erleichterung der Kriegswohlfahrtsausgaben der Gemeinden bewilligt.

Donnerstag, 15. Februar.

Der Reichstag soll am 22. Februar wieder zusammentreten. Es sollen ihm drei Finanzvorlagen zugehen, die mit einem Gesamtertrag von 1200 Mill. M. der Deckung der Zinsenschuld dienen sollen.

Im preußischen Landtag programmatische Reden zum Etat. Der Minister des Innern versichert, daß die Reform des preußischen Wahlrechts zwar nicht während des Krieges, aber nach dem Kriege kommen werde.

Die Postkriegshilfe im Oberpostdirektionsbezirk Hamburg hat im ganzen 876 500 M. aufgebracht. Das ist — von Beamtengehältern abgespart — eine sehr erhebliche Leistung.

Außer den Schulen werden vom 17. Februar ab auch Theater, Lichtspielhäuser, Konzert- und Versammlungssäle geschlossen. Die Polizei kann die Polizeistunde bis auf 8 Uhr und die Verkaufszeiten der Ladengeschäfte bis 5 oder 6 Uhr herabsetzen. Das alles ist natürlich ungeheuer einschneidend, sowohl wirtschaftlich wie seelisch!

Freitag, 16. Februar.

Eine außerordentlich lehrreiche Aussprache — vor Toresschluß, d. h. vor Schluß aller Versammlungsräume — im Bund für Erziehung und Unterricht über die Frage Beruf und Erzieher. Vertreter großer Berufsgruppen, z. B. Ingenieure, Architekten, Buchhandel, Optik, sprachen über ihre Eindrücke von der Leistung der Schule als Vorbereitung für den Beruf. Dabei kam eigentlich übereinstimmend zum Ausdruck: nicht ein Vorwegnehmen der praktischen Berufsbildung durch die Schule, sondern Schulung der Fähigkeit zur Lebensorientierung, der Beobachtung, Entschlußkraft und des Willens zur Verantwortung.

Ein preußischer Staatskommissar für die Ernährungsfragen wird ernannt werden.

Die Schließung von Theatern und Lichtspielhäusern ist wieder zurückgezogen. Sie dürfen aber nur schon geliefertes Brennmaterial verbrauchen. Der Grund der Zurückziehung ist wohl einmal die wirtschaftliche Schädigung so vieler Existenzen, dann aber doch wohl auch der Gedanke, daß die Kinos zugleich Wärmehallen darstellen.

Sonnabend, 17. Februar.

Wanderungen über Land zur Prüfung der Unterbringung von Arbeiterinnen größerer Industriebetriebe. Die weite Heide sieht aus, als blühe sie weiß, der Rauhreif hängt wie in kleinen Glocken an den Spitzen der braunen Zweige. Man geht über gefrorenes Wasser, unter dem grünes Moos frühlingshaft verheißungsvoll hindurchschimmert.

Eindrücke: die ungeheure Anspannung der Arbeitskraft unserer Industrieleiter und ihrer Hilfskräfte. Was ist das für eine Leistung, wenn so andauernd noch die letzte mögliche Kraft der Arbeit gehört! Und etwas anderes: es ist bedrückend, daß die Arbeiterinnen, die so Wichtiges leisten, im wörtlichsten Sinne den Krieg gewinnen helfen, das nicht bewußter, mit lebendigerem Gefühl des Dienstes, den sie leisten, mit mehr Stolz und beruflicher Selbstachtung tun. Ob es nicht möglich wäre, sie innerlich mehr zu beteiligen am Sinn ihrer Arbeit?

Digitized by Google

Naumann / Ostseegedanken

Nachdem ich fast zwei Wochen in Norwegen zugebracht habe, fahre ich von Trelleborg nach Saßnitz und lasse vielerlei Gesehenes und Gehörtes an meinem Geiste vorüberziehen. Dabei rauscht die Ostsee, und schwimmende Felder leichten Treibeises erwecken die Vorstellung, als ob der hohe Norden selbst mitreden wollte.

Es ist jetzt ein eigenes Gefühl, über See zu fahren, denn auch auf dem sicheren schwedischen Schiffe in der zurzeit und seit lange ungefährdeten Mitte der Ostsee denkt man an die Schiffahrt der anderen Meere und stellt sich vor, wie es wäre, wenn man irgendwo zwischen Spanien und Norwegen auf dem Wasser schwämme. Das Recht, auf dem Meere fahren zu dürfen, ohne unvermutet abgeschossen zu werden, erscheint wie ein Naturrecht, und man begreift den Unwillen aller seefahrenden Nationen, aller Schiffsbesitzer und Mannschaften über die Existenz von Unterseebooten überhaupt. Indem unser Auge über die dunkle Ostseefläche gleitet, bis dorthin, wo im halben Dunst ein helles Eisfeld beginnt, sagt uns die Ueberlegung: da hinten brauchte jetzt ein kleines, dunkles Köpfchen sich aus dem Wasser zu heben und zu verschwinden, und es wäre das der Stoß ins Leben des Schiffes! Wie oft habe ich in den letzten Wochen menschenfreundliche Erwägungen und Mahnungen über den rücksichtslosen U-Boot-Krieg anhören müssen! So etwas läßt sich nicht einfach aus dem Gedächtnis streichen.

Das Menschenrecht der freien Seefahrt, das ist der richtige Kern an den Vorschlägen und Gedanken des amerikanischen Präsidenten Wilson. Um dieses Grundgedankens willen haben die früheren Kundgebungen Wilsons in den skandinavischen Ländern so viele Zustimmung gefunden. Und auch wir, würden wir Deutschen nicht jeden Tag alle U-Boote zurückziehen, wenn wir damit für uns Freiheit der Meere erlangen könnten? Wir würden es! Unser U-Boot-Krieg ist Notwehr gegen verletztes Menschenrecht.

Uns hat man die Meere verschlossen, nur hier die gute alte Ostsee ist uns offen geblieben. Ueberall sonst in der Welt ist das deutsche Handels- und Transportschiff verjagt, völlig verscheucht wie eine Tiergattung, die man von allen weiten Ebenen hinweg in ihre Klüfte zurückgetrieben hat. Ueber zwei Jahre sind wir nun ohne das Menschenrecht der Meere gewesen. Wir wissen, was dieses Recht bedeuten könnte, wenn es herstellbar wäre; wir von allen lebenden Menschen wissen es am meisten, denn erst der Gefangene weiß, was Freiheit bedeutet. Was noch keinem großen Volke geschehen ist, geschieht heute den Mitteleuropäern: Abschließung vom Weltverkehr. Die große englische Seepolizei hat ohne Grund diese Abschließungsstrafe über uns verhängt. Wenn wir uns das ruhig gefallen lassen, wenn wir die Türen dieses Gefängnisses nicht zu brechen suchen, dann wird in Zukunft derselbe Zwang über jedes Volk verhängt werden können. Ein England, dem diese Abschließung geglückt ist, kann daraufhin alles wagen, alles!

Daß die Amerikaner sich in dieser Sache zu Helfern und Schützern Englands machen, ist sehr schwer für uns. Ich mag die Oberflächlichkeiten nicht hören, mit denen man unserem Volke die amerikanischen Vorgänge als unbeachtlich hinstellen möchte. Wir sollen ruhig anerkennen, daß die amerikanischen Entscheidungen für uns von allerhöchster Wichtigkeit sind. Mit vollem, ernstem Gefühl für die ungeheure Last, die wir dabei zu tragen haben, soll unser Volk in diesen Zerbrechungsversuch der Seegefangenschaft eintreten. Es ehrt den Deutschen Reichskanzler und seine Mitarbeiter, daß sie sich nicht gescheut haben, ihre Bedenken gegen dieses letzte Hilfsmittel offen mit dem ganzen Volke durchzudenken. Nun aber, nachdem die Würfel gefallen sind, nun muß alles für den Sieg getan werden, jetzt wird das Unterseeboot zur Freiheitswaffe, es fegt die Wasser frei von fremder Tyrannei. Wo wir nicht fahren dürfen, soll nun niemand fahren, bis wir alle wieder gemeinsam fahren können.

Es war früh morgens am 1. Februar in der Gegend von Göteborg, als wir auf der Eisenbahn die Nachricht vom neuen deutschen Seekrieg erfuhren. Dadurch, daß wir auf neutralem Boden weilten, bekam die telegraphische Kunde sofort ihre eigene besondere Farbe. Man fragte sich: wie werden die Skandinavier das aufnehmen? Wie wird es im seefahrenden Norwegen wirken? Wird man hier theoretisch oder praktisch über die Sache denken? — Langsam erst konnte die Antwort auf diese Frage gegeben werden, denn der Umfang der deutschen Ankündigung wurde auch den Beteiligten nur allmählich klar. Zu Anfang wurde noch nicht überall an den wirklichen Ernst der Deutschen geglaubt. Man sagte: sie drohen ja nur, denn eine solche Schreckensherrschaft über die westeuropäischen Meere werden sie nicht verhängen wollen! Aber in einigen Tagen verschwanden die letzten Zweifel, und der rücksichtslose Unterseebootkrieg war also Tatsache. Er war Tatsache! Das wurde begriffen, ebenso als Kriegsschrecknis hingenommen, wie so vieles andere. Die Zeitungen waren fast ausnahmslos ruhig und nüchtern in Beurteilung der neuen Wendung. Räsonieren hilft nichts und ist unter Umständen gefährlich.

Gleichzeitig mit der Ankündigung des rücksichtslosen U-Boot-Krieges wirkte die englische Kohlensperre, und da wir gerade sehr kalte Tage hatten, so lenkte die Sehnsucht nach Heizkraft und Wärme viele Blicke auf Deutschland, ob dort nicht Kohlenwagen freigemacht werden könnten. Man wußte zwar, daß in Deutschland auch gefroren wurde und daß die Deutschen sicher keine Kohlen ohne Gegengabe an Tran oder Fischen liefern würden, aber der Zwang der Kohlennot ist etwas Starkes, denn wie soll man Fischdampfer ausfahren lassen, wenn man keine Heizmaterialien besitzt? Wenn der U-Boot-Krieg imstande ist, künftige Kohlenlieferungen Englands unmöglich zu machen, dann tritt allein dadurch eine Verschiebung der wirtschaftlichen und politischen Beziehungen ein.

Noch weiß ich nicht, wie die Haltung der nordischen Schiffsreeder sein wird, und niemand kann darüber zur Stunde etwas Endgültiges sagen. Vorhin redete ein Mann mit mir über Gärungen in den dänischen Schiffsbesatzungen, die sich den erhöhten Gefahren nicht aussetzen wollen. Diese Leute haben von ihrem Standpunkt aus recht, aber was wird dann aus der Volkswirtschaft? Wie werden es die vielen skandinavischen Seeleute machen, die draußen zwischen England, Frankreich und Amerika fahren? Sie wollen gern neutral sein, leben aber mitten drin im Krieg. Unglaubliche Verwirrungen!

Bei dieser peinlichen Sachlage erscheint ein englisches Angebot, nordische Schiffe nach Taxwert zu kaufen oder bis nach Krieg zu mieten, fast als Lösung aus allerlei Not: Verkauft die Schiffe, so vermindert ihr die Reibungsfläche! Ja, wenn man nur wüßte, was dafür bezahlt wird, denn es handelt sich um Hunderte von Millionen, und so vieles Bargeld kann es im Krieg nicht geben. England wird mit Anweisungen auf die Bank von England zahlen

Digitized by Google

und damit die Verkäufer in der Hand behalten. Ob ihnen das dann wirklich nützt?

So wichtig aber auch die Schiffsfragen sind, so erschöpft sich in ihnen keineswegs die Sorge der Ostseestaaten. Ihre politische Haltung im ganzen wird mit jedem Tage schwieriger. Durch die Abbrechung des diplomatischen Verkehrs zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland ist der Begriff der Neutralität auf der ganzen Erdoberfläche erschüttert. Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß die skandinavischen Staaten gar keinen anderen Wunsch haben als völlig und ehrlich neutral zu sein, ihr Friedenswille ist absolut, und sie vermeiden nach Möglichkeit jeden Anlaß zur Verflechtung in den Krieg, aber wovon werden sie leben, wenn etwa Amerika auch kriegführende Macht sein wird? Wird dann die Brotkarte auch in Norwegen einziehen müssen? Wer wird ihre Neutralität schützen, wenn Amerika Partei geworden ist? Wer hilft, falls England an ein nördliches Saloniki denkt?

Während ich so überlege, sind wir in eins der weißen Eisschollenfelder hineingefahren. Die großen Schiffswände treiben die Schollen zur Seite, werfen sie über- und untereinander und schieben die einen zur Rechten und die anderen zur Linken. So fährt der Krieg, der gewaltige, durch die Menschenwelt. Es liegt eine harte, kalte Luft auf den Wassern.

Ich werde gefragt: Welche Stimmung haben Sie da droben im Norden gefunden? Das Wort Stimmung paßt aber nicht ganz für den Zustand der Erwartung, der vorhanden ist. Alle Einzelmenschen fühlen sich dem Schicksal gegenüber so wehrlos, daß sie selbst wenig eigenen Willen haben können. Man will ehrlich und möglichst unberührt bleiben. Die Teilnahme für die Leiden aller Kämpfenden ist vorhanden und verbindet sich ohne weiteres mit etwas Sorge für die eigenen kommenden Tage. Die Sonne kann nicht recht durchdringen durch den kalten Nebel. Es ist unmöglich, sich in die Lage der Ostseestaaten zu versetzen, ohne ihnen zu wünschen, daß Europa bald den Frieden finde, ihnen und uns.

Inzwischen aber steigen die Kalkwände der Insel Rügen aus der See heraus. Da beginnt wieder Deutschland, das Land der Opfer und der tapferen Hoffnung. Hier entscheiden sich die Fragen, hier muß die Freiheit der Meere und Länder neu gewonnen werden.

Georg Gothein, M. d. R. / Der vaterländische Hilfsdienst

In diesem Riesenkampf einer Welt gegen Deutschland und seine Verbündeten bedarf es, wenn wir siegreich bestehen wollen, des Aufgebotes aller Kräfte. Das Mißverhältnis der Menschenziffern zwischen unseren Feinden und uns ist ungeheuer. Jene zählen — einschließlich der Kolonien, deren Bevölkerung ja mit im Kriege gegen uns steht — 753 Millionen Menschen, wir mit unseren Verbündeten und Kolonien nur 150 Millionen. Einer gegen fünf! Da heißt es sparsam mit den Menschenkräften umgehen, sie dort einzusetzen, wo sie am besten zu verwerten sind. Das ist um so notwendiger, als sich der Krieg immer mehr zum Krieg der Maschinen gegen die Menschen, zum maschinellen Großbetrieb der Menschenvernichtung entwickelt. Die feindliche Offensive an der Somme dankte ihre freilich rein lokalen Erfolge neben der Ueberlegenheit an Menschenmassen vor allem dem überlegenen Masseneinsatz von Flugzeugen, Geschützen, Maschinengewehren und Munition.

In bewundernswürdiger Weise hatte England während des Krieges seine Rüstungsindustrie organisiert. Der englische Munitionsminister konnte sich im Sommer letzten Jahres im Unterhaus rühmen, daß im Juni 1916 die Monatserzeugung schwerer Geschütze sechsmal so groß wie im Juni 1915 gewesen sei. Dabei hat England mit seiner riesigen Flotte, die doch ganz vorwiegend schwere Geschütze verwendet, von jeher eine ganz ungewöhnlich große Produktion von solchen. Gleichzeitig war die monatliche Erzeugung von Maschinengewehren auf das Achtzehnfache gestiegen, und England stand im Juni 1915 bereits im elften Monat im Krieg. Der wöchentliche Verbrauch von Explosivgeschossen betrug im Juni 1916 zehntausendmal soviel, wie im September 1914 in England überhaupt hergestellt wurden. Die Granatenfabrikation war im Mai 1916 dreiunddreißigmal größer als im Mai 1915. Im Juni 1916 waren im Vereinigten Königreich bereits 2¼ Millionen Menschen mit der Munitionsherstellung beschäftigt, darunter 400 000 Frauen.

Auch in Frankreich, in Rußland, in Italien hat die Munitions- und Waffenherstellung gewaltige Steigerungen erfahren. Und die im Felde gegen uns stehenden Feinde sind damit nicht auf sich selbst angewiesen. Die Vereinigten Staaten von Amerika, Japan, selbst Spanien liefern ihnen Waffen und Munition, Flugzeuge und Automobile, Leder, Tuche und Ausrüstungsgegenstände; Chile versorgt sie mit Salpeter, die ganze Welt mit Ausnahme von Rußland und Rumänien steht ihnen zur Verfügung mit Getreide und Lebensmitteln offen. Wir aber sind von allem abgesperrt, müssen alles im Inland selbst erzeugen, sogar den Salpeter uns aus der Luft holen. Wir müssen nicht nur uns selbst, sondern zum guten Teil auch unsere Verbündeten mit dem zur Kriegführung Notwendigen versorgen. Und wir müssen unserem heimischen Boden und den besetzten Gebieten die Früchte abgewinnen, die unsere Ernährung sichern. Das sind so riesenhafte Aufgaben, daß einst die Geschichte bewundernd und staunend vor dieser gewaltigen Leistung stehen wird.

Je mehr unsere Feinde bedacht sind, die notgedrungene Winterpause zur Vorbereitung ihrer großen Frühjahrsoffensive auszunützen, um so mehr müssen auch wir bemüht sein, unsere Abwehrrüstung so stark wie möglich zu gestalten. Jedes Geschütz, jedes Maschinengewehr, jedes Flugzeug, jedes Unterseeboot, die vermehrte Munition, die wir im Inland fertigen und an geeigneter Stelle einsetzen, ersparen uns Mannschaften an der Front, sparen uns Tote, Verwundete und Gefangene, lassen uns hoffen, daß der vergebliche Ansturm die Feinde schließlich zum Frieden geneigt macht.

Da gilt es alle Kräfte zweckmäßig zu verteilen. Glaubte man anfangs, daß jeder Kriegsverwendungsfähige an die Front gehöre, so gilt es jetzt die Facharbeiter aus ihr herauszuziehen, sie dort zu beschäftigen, wo ihre Kraft dem Vaterland den größten Nutzen schafft. Die Ingenieure, Hüttenleute, Maschinenbauer, Eisenbahnwagenbau-Arbeiter, die Werkmeister, Chemiker, Binnenschiffer usw. werden aus der Front, aus der Etappe, aus der Garnison herausgezogen und in ihrem Beruf beschäftigt. Aber die Front darf nicht geschwächt werden; Ersatz für die aus ihr Herausgezogenen muß aus der Etappe und in diese aus der Garnison nachrücken. Gibt es doch überall dort noch viele Kriegsverwendungsfähige, die an ihrem Platz durch andere Kräfte ersetzt werden können. Die vielen unnötigen Schildwachen, Ordonnanzen und Burschen, die zahllosen kriegstauglichen Schreiber in den Büros, die Soldaten, die im Lazarett, im Kasino, in der Kaserne mit Kochen, Kartoffelschälen usw. beschäftigt sind, sie lassen sich ersetzen zum großen Teil durch weibliche Hilfskräfte. Sie alle, wenn frontdienstfähig, müssen aus ihren bisherigen Stellen ausgekämmt werden; sie müssen an die Front, in die Etappe.

Aber nicht nur in den Militärbüros, ebenso in den Zivilbüros, bei den Behörden gibt es gar manchen Kriegsverwendungsfähigen, der sich anderweit ersetzen ließe. So namentlich

Digitized by Google

bei den Betriebsverwaltungen, Post und Eisenbahn, an den Postschaltern, als Post- und Telegraphenboten, als Bahnsteigschaffner und Schaffner in den D-Zügen, an den Fahrkartenschaltern, bei den elektrischen Bahnen auch als Wagenführer, ja selbst als Kutscher der Postwagen können weibliche Kräfte die männlichen sehr wohl ersetzen und diese für die Front oder für Arbeiten frei machen, denen die Frau nicht gewachsen ist. Natürlich ist nicht jeder kriegsverwendungsfähige Beamte zu ersetzen. Man hat die eingearbeiteten, geschäftsgewandten, mit den Verhältnissen ihres Dienstbezirkes aufs innigste vertrauten Beamten gerade in den schwierigen Zeiten des Krieges doppelt nötig, wenn nicht Unordnung entstehen soll. Aber es gibt immer noch genug, die sich ersetzen lassen. Dieses „Auskämmen", wie es General Gröner, der Chef des Kriegsamtes, nennt, ist eine von dessen wichtigsten Aufgaben; aber sie ist nur zu lösen Hand in Hand mit dem Vaterländischen Hilfsdienst, der aus den nicht Kriegsdienstpflichtigen die erforderlichen Ersatzkräfte heranzieht.

Was ist dieser Hilfsdienst? Die Antwort gibt § 2 des Gesetzes.

„Als im vaterländischen Hilfsdienst tätig gelten alle Personen, die bei Behörden, behördlichen Einrichtungen, in der Kriegsindustrie, in der Land- und Forstwirtschaft, in der Krankenpflege, in kriegswirtschaftlichen Organisationen jeder Art oder in sonstigen Berufen oder Betrieben, die für Zwecke der Kriegführung oder der Volksversorgung unmittelbar oder mittelbar Bedeutung haben, beschäftigt sind, soweit die Zahl dieser Personen das Bedürfnis nicht übersteigt."

Also Hilfsdienst ist nicht nur, was der Kriegführung, sondern auch das, was der Volksversorgung dient. Unter diese fällt nicht die Versorgung mit Luxusartikeln, nicht die Tätigkeit in der Blumengärtnerei, nicht die in der Juwelierarbeit, im musikalischen Instrumentenbau, in der Glasschleiferei, in der Herstellung dekorierten Porzellans und in sonstigen Zweigen kunstgewerblicher Tätigkeit; nicht die Herstellung von Spitzen, Stickereien, Gardinen, Posamenten, feinen Möbelstoffen usw.

Aber auch diese Tätigkeit kann mit weiblichen Arbeitskräften und solchen, die ihrem Alter oder ihrer Gesundheit nach nicht zivildienstpflichtig sind, fortgeführt werden. Man wird ihr sogar Zivildienstpflichtige belassen, sofern ihre Erzeugnisse ins Ausland abgesetzt werden, wo sie jetzt sehr hohe Preise erzielen. Damit bezahlen wir zum Teil das, was wir an Rohstoffen und Nahrungsmitteln notwendig vom Ausland beziehen müssen und verhindern ein weiteres Sinken unserer Valuta.

Zur Volksversorgung gehört auch die mit geistigen Gütern: Vor allem die Presse, die im Kriege noch mehr als im Frieden eine unbedingte Notwendigkeit ist. Gehört auch Theater und Musik. Die zur Erholung aus den Schützengräben Zurückkehrenden, die Verwundeten und Rekonvaleszenten brauchen die geistige Ablenkung, die Erheiterung nach all dem Schweren, was sie erlebt haben. Ernst von Wolzogen hat neulich anschaulich geschildert, wie er, aus dem Schützengraben beurlaubt, zwar für Ibsen nicht empfänglich gewesen sei, um so mehr aber für heitere, anspruchslose Vorstellungen und für schöne Musik. Und auch die Zurückgebliebenen brauchen das; sie können nicht unaufhörlich dem Schweren und Traurigen nachhängen, das der Krieg bringt, wenn die zum Durchhalten und zur Arbeitsfreudigkeit erforderliche Stimmung nicht durch die verschönende, versöhnende, namentlich auch durch die erheiternde Kunst belebt wird.

Selbstverständlich gehört zur geistigen Volksversorgung auch der geistliche Beruf, gehört die Rechtsversorgung durch Richter und Anwälte.

Zur materiellen Volksversorgung gehören u. a. die meisten Handwerke — soweit sie nicht dem Luxusbedürfnis dienen —, aber selbst das Haarschneiden ist kein solches. Es gehören dazu die Reparaturarbeiten, die im Krieg oft um so nötiger sind, als man Neuanschaffungen nicht machen kann. Natürlich gehört dahin auch der Groß- und Kleinhandel mit Lebensmitteln und allen Gebrauchsgegenständen, sowie die Konsumvereine. Es gehört dahin das gesamte Bankgewerbe, das schon für die Kriegsanleihen, für die sonstigen Steuern und für den geordneten Zahlungsverkehr unerläßlich ist. Es gehört hierher das gesamte Genossenschaftswesen, die Gewerkschaften und Gewerkvereine der Beamten und Arbeiter, ohne deren verständnisinnige und bereitwillige Mitarbeit — wie General Gröner ausdrücklich erklärte — die Durchführung des Hilfsdienstgesetzes gar nicht möglich wäre. Zur Volksversorgung gehören weiter die mit der Linderung der Kriegsnot beschäftigten Organisationen wie Rotes Kreuz, Nationaler Frauendienst, Vaterländischer Frauenverein usw.

Ist so das Gebiet des Vaterländischen Hilfsdienstes außerordentlich weit begrenzt, so hat doch keineswegs jeder darin Tätige die Gewißheit, in seiner Tätigkeit zu bleiben. Nur „soweit die Zahl dieser Personen das Bedürfnis nicht übersteigt", werden sie darin belassen, und über die Bedürfnisfrage entscheiden nach § 4 des Gesetzes „bei Behörden die zuständige Reichs- oder Landeszentralbehörde im Einvernehmen mit dem Kriegsamt", im übrigen bei privaten Betrieben und Organisationen darüber, „ob diese als zum vaterländischen Hilfsdienst gehörig anzusehen sind und ob die darin tätigen Personen das Bedürfnis übersteigen. Ausschüsse, die für den Bezirk jedes stellvertretenden Generalkommandos oder für Teile des Bezirks gebildet werden."

Die Ausschüsse, denen diese überaus wichtige, für die Fortführung der Betriebe maßgebende Entscheidung obliegt, bestehen aus einem Offizier als Vorsitzendem, zwei höheren Staatsbeamten, von denen einer der Gewerbeaufsicht anzugehören hat, und je zwei Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Diese werden ebenso wie der Vorsitzende vom Kriegsamt bestellt. Das hat sich dabei an die von den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemachten Vorschläge zu halten. Und zwar sind nach Bedarf Stellvertreter zu bestellen, so daß zum Beispiel, wenn es sich um Betriebe der Textilindustrie handelt, die Beisitzer aus dieser genommen werden, handelt es sich um Betriebe der Tischlerei, so wird man deren Vertreter zuziehen, um immer Sachverständige im Ausschuß zu haben. Gegen die Entscheidungen dieser Ausschüsse gibt es eine Berufung an die beim Kriegsamt zu errichtende Zentralstelle.

Das Gesetz sieht keine zwangsweise Stillegung oder Zusammenlegung von Betrieben vor. Aber durch das Mittel, einem Betrieb die zivildienstpflichtigen Arbeiter zu entziehen, durch das noch weit stärkere, ihm von den beschlagnahmten Rohstoffen nichts zur Weiterverarbeitung zu lassen, schließlich durch Sperrung von Kohlen oder überhaupt der Transporte kann ein absoluter Zwang auf jeden Betrieb zur Stillegung oder zur Zusammenlegung ausgeübt werden.

Das ist ungemein hart, aber es ist notwendig, wenn man das Ziel erreichen will, die Arbeitskräfte da zu verwenden, wo man sie am nötigsten braucht. Vorher galt es, die Arbeit zu strecken, damit möglichst vielen Arbeitswilligen die Gelegenheit zur Arbeit gegeben wurde. Da durfte in den Textil- wie in den lederindustriellen Betrieben nur 3 Tage in der Woche gearbeitet werden; für die arbeitsfreien Tage wurde Arbeitslosenunterstützung gewährt. Damals hieß es Arbeitskräfte unterbringen; jetzt heißt es sie für andere Tätigkeit frei machen, heißt es die Arbeit intensivieren statt sie zu strecken. Das Unternehmen braucht die gleiche Anzahl von kaufmännischem, technischem und Aufsichtspersonal, die Kesselheizer und Maschinenwärter sind die gleichen, ob es 3 oder 6 Tage in der Woche betrieben wird. Aber es wird nahezu die ganze Beamten- und Arbeiterschaft gespart, wenn die Arbeit von einer anderen Fabrik übernommen wird. Und der Mangel an Rohstoffen nötigt ohnehin zu immer weitergehender Betriebseinschränkung. Nachdem Deutschland über 2½ Jahre von der Einfuhr von Textil-

Digitized by Google

rohstoffen abgesperrt ist und im Inland weder Baumwolle, noch Jute, und Hanf und Wolle doch nur in sehr bescheidenem Umfang, gewonnen werden, kann sowieso nicht mehr an eine Beschäftigung auch nur eines größeren Bruchteils der Betriebe gedacht werden.

Das ist für diese sehr bitter, besonders dann, wenn sie noch etwas Rohstoff haben und dieser ihnen beschlagnahmt wird. Der Neid der stillgelegten Unternehmer gegen die glücklichen, denen nun vermehrte Beschäftigung zugewiesen wird, ist natürlich und durchaus begreiflich. Freilich wird dafür gesorgt, daß diese daraus keinen direkten Gewinn ziehen, daß sie nur ihre Selbstkosten vergütet erhalten, und daß aller überschießende Gewinn zur Entschädigung der stillgelegten verwendet wird. Aber freilich schon der Umstand, sich den eigenen Arbeiterstamm erhalten zu können, ist ein großer Vorteil, der für die spätere Friedenswirtschaft sehr erheblich ins Gewicht fällt.

Die Verständigung über die Still- und Zusammenlegung sollen die beteiligten Betriebe unter sich selbst herbeiführen. Natürlich ist es aber eine Unmöglichkeit, 2000—3000 Betriebe der Baumwollindustrie zu einer Sitzung nach Berlin zusammenzuberufen und sie zur Einigung zu bringen. Sie müssen regional oder nach Spezialbranchen getrennt sich dafür Vertreter wählen, und durch Fragebogen müssen statistische Erhebungen angestellt werden, die für die zu fassenden Beschlüsse die Unterlagen schaffen. Wenn aber solche Fragebogen an einem Tag ausgesandt und bereits am nächsten Tag vom Kriegsausschuß der deutschen Industrie die Still- und Zusammenlegungsbeschlüsse ohne alle solche Unterlagen gefaßt werden, ohne daß die nicht in ihm sitzenden Industriellen auch nur die Möglichkeit haben, sich zu äußern, so muß ein solches Verfahren aufs entschiedenste verworfen werden.

Der vom Reichstag niedergesetzte Ausschuß für den vaterländischen Hilfsdienst hat denn auch verlangt, daß vor endgültiger Beschlußfassung über Stillegungen und Zusammenlegungen ganzer Erwerbsgruppen seine Meinungsäußerung unter Vorlegung des Materials einzuholen und daß vor solchen Maßnahmen die Vertreter der in Betracht kommenden Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen gehört werden.

Der Chef des Kriegsamts General Gröner hat sich nicht nur hierzu bereiterklärt, sondern auch den übereilten Beschluß des Kriegsausschusses aufgehoben.

Wesentlich leichter liegen die Verhältnisse in anderen Industrien. So im Kalibergbau, der schon im Frieden seine Produktionsfähigkeit nicht entfernt auszunutzen vermag. So im Brauereigewerbe, das jetzt im Krieg auf 25 v. H. seines Friedensmalzverbrauchs eingeschränkt worden ist. Hier wird man die Produktion auf einige wenige voll beschäftigte Betriebe konzentrieren können und die Produzenten werden damit durchaus zufrieden sein, wenn ihnen nur die Versorgung ihrer Kundschaft mit eigenen Bahnwagen und Gespannen belassen bleibt und der Betrieb, der für sie das Bier braut, in den Verkehr zwischen Brauerei und Kunden keinen Einblick erhält. In ganz Oberschlesien ließe sich damit die Bierproduktion auf einen Betrieb einschränken, ohne daß ein berechtigtes Interesse verletzt würde, und es würde an leistungsfähigen Arbeitskräften sowie an Betriebsmaterial und Frachten ganz außerordentlich gespart werden.

Denn auf die Ersparung an Betriebsmaterial — vor allem an Kohle — kommt es dabei ganz besonders an. Werden viele Hunderte von Brauereien, werden vielleicht fünfzig Kaliwerke während des Krieges stillgelegt, wird ihre Produktion von anderen übernommen, so brauchen die Kessel und die Sudpfannen nicht geheizt zu werden, braucht man die Kühlmaschinen nicht in Gang zu halten, brauchen auf den Gruben weder Förder- noch Ventilationsmaschinen betrieben zu werden, brauchen die Lokomotiven dort nicht Tag für Tag Wagen zu bringen und zu holen. Und wer Kohle spart, spart Frachten, spart Kohlenbergleute, spart an Eisenbahnwagen und Lokomotiven, spart an Eisenbahnpersonal. Und das alles brauchen wir jetzt dringend nötig.

„Vor Erlaß der Entscheidung, ob ein Beruf oder Betrieb als vaterländischer Hilfsdienst anzusehen ist, sowie darüber, ob und in welchem Umfang die Zahl der darin tätigen Personen das Bedürfnis übersteigt, hat der Ausschuß die Gemeindebehörde und nach Lage des Falles die zuständige Handels-, Handwerks- oder Landwirtschaftskammer zu hören; in geeigneten Fällen sollen auch Fachvereine gehört werden." Damit ist Vorsorge getroffen, daß über die in Frage kommenden Interessen nicht vom grünen Tisch entschieden wird. Freilich wird damit der Unzufriedenheit nicht vorgebeugt werden können. Wo es sich um so tiefe Eingriffe in materielle Interessen handelt, ist diese nun einmal nicht zu vermeiden.

Den Vorteil von der Stillegung von Betrieben, von der Entziehung von Arbeitern haben die Betriebe, welchen sie zugewiesen werden. Bei der Zusammenlegung gleichartiger Betriebe sollen sie — wie wir vorher dargelegt — keinen Vorteil davon ziehen. Aber den eigentlichen Rüstungsbetrieben kann man solche Vorteile nicht kürzen; sie können nur entsprechend zur Kriegsgewinnsteuer herangezogen werden. Den Vorschlag, sie in den Reichsbetrieb überzuführen, hat der Reichstag mit Recht abgelehnt. Die Erfahrungen mit der bürokratischen Organisation der Ernährung sind wahrhaftig nicht so verlockend, daß man sich in so kritischer Situation zu so gewagten Experimenten entschließen könnte. Wir haben aber auch alle Ursache, für die Leistungen der Privatrüstungsindustrie gerade auf dem Gebiet der Waffen- und Munitionsbeschaffung, für ihre Anpassungsfähigkeit, ihre Produktionssteigerung, für die technischen Fortschritte während des Krieges dankbar zu sein. Und wenn nicht alles geleistet worden ist, was nötig gewesen wäre, so hat die Schuld weniger an der Industrie als an der Erteilung der Aufträge gelegen. Uebertriebene Kriegsgewinne aber wären vielfach vermieden worden, wenn an den die Lieferungen vergebenden Stellen immer das erforderliche Sachverständnis geherrscht hätte und man nicht oft recht zweifelhafte Zwischenmänner vor dem Fachhandel und der Fachindustrie bevorzugt hätte.

Man hat im Reichstag lange darüber debattiert, ob man nicht denjenigen, der durch die Zivilhilfsdienstpflicht aus seinem Beruf herausgerissen und damit wirtschaftlich geschädigt wird, sowie den, der dies durch die Entziehung von Arbeitern oder Stillegung seines Betriebes wird, von Reichswegen entschädigen solle. Die größte Neigung hierzu herrschte auf allen Seiten, und doch hat man schließlich allseitig davon Abstand genommen. Man sagte sich: Erkennt man hier eine wirtschaftliche Entschädigungspflicht an, so muß man sie in noch weit höherem Maße denen zubilligen, die in Erfüllung ihrer militärischen Dienstpflicht seit Jahren aus ihrem Beruf herausgerissen sind, deren wirtschaftliche Existenz dadurch großenteils vernichtet ist, die Tag für Tag Leben und Gesundheit in die Schanze schlagen, den Familien, die ihren Ernährer verloren haben. Das erweist sich aber leider unmöglich, weil es die finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichs, die ohnehin aufs ärgste angespannt wird, weit übersteigen dürfte. Dann aber kann man auch die nicht entschädigen, die im letzten Akt des Krieges durch die Maßnahmen des vaterländischen Hilfsdienstes wirtschaftlichen Schaden erleiden.

Zweifellos hat gerade der gewerbliche Mittelstand, wenn er zum Heer eingezogen ist, die schwersten Verluste erlitten; seine Existenz ist vielfach ruiniert. Es wird eine der wichtigsten Aufgaben nach Friedensschluß sein, ihm durch langfristige, in den ersten Jahren unverzinsliche Darlehen die Daseinsbedingungen wieder zu schaffen. Aber im Rahmen dieses Gesetzes läßt sich das nicht machen. Für diesen Zweck wird man einen Teil des Aufkommens der Kriegsgewinnsteuer verwenden können.

Während keine Behörde, kein noch so unzweifelhaft unter den vaterländischen Hilfsdienst fallender Betrieb die Sicherheit hat, alle von ihnen Beschäftigten zu behalten, ist die Landwirtschaft hinsichtlich aller von ihr vor dem 1. August 1916 Be-

Digitized by Google

schäftigten gesichert. Bei dem großen Mangel an Arbeitskräften und Betriebsleitern, der gerade bei ihr herrscht, und bei der ungemeinen Wichtigkeit der Sicherung der Ernährung wird man gegen diese Sonderstellung wenig einwenden können.

Hilfsdienstpflichtig sind alle männlichen Personen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 60. Lebensjahr. Die Grenze ist nach oben weit gesteckt, aber in Frankreich geht schon die Heerespflicht bis zum vollendeten 55. Lebensjahr. Im übrigen endet die Hilfsdienstpflicht mit der Vollendung des 60. Jahres. Ob man die Grenze nach unten nicht hätte weiter fassen können, ist strittig. Vielleicht kommt man noch dazu, sie auf die keinen Schulunterricht mehr genießende männliche Jugend zu erstrecken; freilich dürfte sie — bis auf wenige Ausnahmen — schon tätig sein.

In Kreisen der Frauenbewegung hat es verstimmt, daß man das Gesetz nicht auch auf die weibliche Bevölkerung ausgedehnt hat. Aber hier genügte vollkommen die Freiwilligkeit; haben wir doch noch ein starkes Ueberangebot weiblicher Arbeitskräfte. Auf 100 offene Stellen kommen 135 Arbeitsuchende. Und durch die Zusammenlegung und Stillegung von Betrieben wird ihr Angebot noch erheblich steigen.

Das Kriegsamt rechnet auch bei der männlichen Bevölkerung durchaus auf die Freiwilligkeit; der gesetzliche Zwang soll nur als moralisches Druckmittel, als ultima ratio dahinter stehen, ein stimulus für die freiwillige Meldung sein.

„Bei der Ueberweisung zur Beschäftigung ist auf das Lebensalter, die Familienverhältnisse, den Wohnort und die Gesundheit sowie auf die bisherige Tätigkeit des Hilfsdienstpflichtigen nach Möglichkeit Rücksicht zu nehmen." (§ 8) Man wird also den weltfremden Gelehrten nicht mit Granatenabdrehen, den Juristen nicht am Walzwerk beschäftigen. Mit ungeschickten oder unlustigen Arbeitern ist niemandem gedient. Es gibt eine Menge Stellen, in denen heut noch Heerespflichtige beschäftigt sind, wo Kopfarbeit gebraucht wird. Freilich ist nicht zu verkennen, daß der Andrang nach „leitenden Stellen" verhältnismäßig größer ist, als nach solchen mit Handarbeit. Auch sind viele der Meinung, daß, wenn sie sich nicht bald zu einer Stellung melden, sie hinterher mit mechanischen Arbeiten beschäftigt würden. Sie übersehen dabei, daß sich die Stellen nicht alle sofort schaffen lassen. Die jeweils zu besetzenden Stellen werden von den zuständigen militärischen Stellen ausgeschrieben; erst dann hat die Meldung einen Zweck. Wer in hilfsdienstpflichtiger Beschäftigung ist, soll sich überhaupt nicht melden, soll warten, ob er zu einer anderen aufgefordert wird.

Eine der notwendigsten Maßnahmen, die geeigneten Kräfte an die richtigen Arbeitsstätten zu bringen, ist der Arbeitsnachweis. Man hat hier an die vorhandenen angeknüpft, sie alle erhalten und sie zu einer gemeinsamen Zentralorganisation zusammengefaßt. Das ist überhaupt das Große in dieser Zeit, daß alle die Arbeiter-, kaufmännischen oder Techniker-Organisationen, die vor dem Krieg in heftiger Fehde miteinander lebten, sich im Krieg zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden haben. Auch die Organisationen der weiblichen Angestellten und Arbeiter wirken hierbei einträchtig mit. Die Parteigegensätze sind überall zurückgestellt.

Wenn auch das Wesen des vaterländischen Hilfsdienstes die Freiwilligkeit ist, so steht doch dahinter der Zwang; die eventuelle zwangsweise Ueberweisung an einen privaten oder staatlichen Betrieb, also ein starker Eingriff in die persönliche Freiheit. Deshalb konnte der Reichstag nicht auf den ersten ihm vorgelegten Gesetzentwurf, der alles dem Bundesrat oder dem Kriegsamt überließ, der diesem eine Blankovollmacht gewährte, eingehen. Er sorgte vielmehr im Gesetz selbst für eine Rechtssicherung und für eine Wahrung der Interessen der solchergestalt in ein Arbeits- oder Angestelltenverhältnis Ueberführten.

Das geschah einmal durch einen geordneten Instanzenzug. Schon gegen die Ueberweisung zu einer Beschäftigung steht dem Ueberwiesenen die Beschwerde an den beim Stellvertretenden Generalkommando gebildeten Ausschuß (§ 4, Abs. 2) zu, gegen dessen Entscheidung die an die beim Kriegsamt errichtete Zentralstelle.

Niemand soll in einer Stelle zu bleiben genötigt sein, wenn er einen wichtigen Grund zum Ausscheiden hat. Ein solcher ist schon dann anzuerkennen, wenn er in einem anderen hilfsdienstpflichtigen Betrieb eine angemessene Verbesserung seiner Arbeitsbedingungen erfährt. Als solche gilt auch eine Lohnverbesserung, das Zusammenwohnen mit seiner Familie usw. Verweigert ihm in solchem Fall der Arbeitgeber den Abkehrschein, ohne den er eine andere Stelle nicht erhält, so hat ein im Bezirk jeder Ersatzkommission gebildeter paritätisch zusammengesetzter Ausschuß den Fall zu untersuchen und ihm gegebenenfalls den Abkehrschein zu erteilen. Für die Berufung der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeisitzer in diese Ausschüsse sind durch das Kriegsamt Vorschlagslisten der wirtschaftlichen Organisationen beider Gruppen einzuholen. Der Reichstagsausschuß hat dazu noch ausdrücklich seine Meinung dahin geäußert, daß „nur solche Männer in die Ausschüsse zu berufen sind, die das Vertrauen ihrer Berufsgenossen unbedingt in Anspruch nehmen können". Diese Resolution richtete sich gegen gewisse, in einzelnen Berufen oder Großbetrieben den Arbeitern von den Arbeitgebern aufgenötigte Organisationen.

In allen für den vaterländischen Hilfsdienst tätigen Betrieben, für die Titel VII der Gewerbeordnung gilt und die in der Regel 50 Arbeiter beschäftigen, müssen ständige Arbeiterausschüsse bestehen, die von den volljährigen Arbeitern des Betriebs aus ihrer Mitte in unmittelbarer und geheimer Wahl nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gewählt werden. Leider hat man die nach § 134 h der GO. oder nach den Berggesetzen bestehenden ständigen Ausschüsse diesen Ausschüssen gleichgestellt, obgleich sie in sehr vielen Fällen keineswegs den Anforderungen entsprechen, die man billig an Arbeiterausschüsse stellen muß.

Von diesen unerfreulichen Ausnahmen abgesehen, bedeuten die so zu wählenden Arbeiterausschüsse einen gewaltigen Fortschritt. In den großen Montanbezirken gab es bisher überhaupt keine Arbeiterausschüsse; sie müssen nunmehr eingeführt werden; und sind sie es einmal, so kann man sicher sein, daß sie nie wieder verschwinden. Einzelne findige Arbeitgeber ohne soziales Verständnis haben rasch noch den Versuch gemacht, dem auf Grund der geheimen, direkten und Verhältniswahl zu wählenden Ausschusse durch die Bildung von Ausschüssen nach § 134 h der GO. zuvorzukommen. Das widerspricht aber dem Gesetz.

Für die Landwirtschaftsbetriebe sind solche Ausschüsse nicht vorgesehen. Die Zahl dieser Betriebe, die regelmäßig mindestens 50 Arbeiter beschäftigen, dürfte übrigens verschwindend sein.

Für die dem Titel VII der GO. unterstehenden gewerblichen Betriebe mit mehr als 50 versicherungspflichtigen Angestellten sind in gleicher Weise Beamtenausschüsse zu bilden.

Für die Eisenbahnen und ihre Werkstätten hat das Gesetz solche Ausschüsse nicht vorgesehen, doch hat der preußische Eisenbahnminister Ausschüsse ähnlicher Art zugesagt.

Für die industriellen Betriebe der Heeres- und Marineverwaltung haben die zuständigen Dienststellen die Wahl solcher Ausschüsse zu veranlassen. Etwa in ihnen bereits bestehende Arbeiterausschüsse können sie nicht ersetzen, da diese Betriebe nicht dem Titel VII der GO. unterstehen, also auch nicht Ausschüsse nach § 134 h bilden können, wie der Reichstagsausschuß mit 13 gegen 2 Stimmen ausdrücklich festgestellt hat.

Die Vorteile des Gesetzes genießen auch die Arbeitnehmer,

Digitized by Google

welche zwar heerespflichtig sind, aber zur Beschäftigung in Betrieben des vaterländischen Hilfsdienstes zeitweilig aus dem Heeresdienst entlassen sind. Jedoch mit einer Ausnahme: Ist ihre Entlassung zu dem ausgesprochenen Zwecke erfolgt, in Betrieben gewisser Art für die Kriegführung besonders dringende Arbeiten zu verrichten, so steht ihnen nicht das Recht zu, eine andere Arbeit im vaterländischen Hilfsdienst zu übernehmen, auch wenn sie „wichtige Gründe" für solchen Wechsel haben. Ein Facharbeiter, der zum Bau von Unterseebooten aus dem Feld nach der Danziger Werft beurlaubt ist, kann z. B. nicht in einer Werkzeugmaschinenfabrik eine Stellung annehmen, auch wenn er dort besser entlohnt wird oder seine Familie dort wohnt. Aber er muß beispielsweise auf sein Verlangen nach Berlin, Kiel usw. entlassen werden wenn er in einem dortigen Betrieb die gleiche Arbeit verrichtet. Man wird sich mit dieser Anwendung einverstanden erklären können, denn der Heerespflichtige wird von der Front eben nur zu bestimmten Arbeiten im Heeresinteresse beurlaubt. Im übrigen scheidet er damit aus dem Heeresverbande bis zur etwaigen Wiedereinziehung aus; seine Familie erhält keine Familienunterstützung, er selbst keine Soldatenlöhnung, sondern den seiner Arbeitsleistung angemessenen Lohn, der — wenn er nicht am Wohnort seiner Familie beschäftigt wird — so bemessen sein muß, daß er die Kosten des doppelten Haushalts bestreiten kann.

Ausdrücklich hat der Reichstag den Hilfsdienstpflichtigen das Vereins- und Versammlungsrecht gesichert und die der Landwirtschaft überwiesenen gewerblichen Arbeiter den Gesindeordnungen nicht unterstellt.

Hilfsdienstpflichtig ist nur, wer nicht als kriegsverwendungsfähig (kv.), garnisonverwendungsfähig (gv.) oder arbeitsverwendungsfähig (av.) der Einziehung zum Heere unterliegt. Es wird nun darüber geklagt, daß neuerdings Männer im wehrpflichtigen Alter einfach eingezogen und in derselben Weise wie bisher in Staats- oder Militärbetrieben beschäftigt werden; nur daß sie nunmehr für diese Tätigkeit Soldatenlöhnung und Beköstigung statt ihres vorher bezogenen guten Lohnes erhalten. Es wird ferner geklagt, daß völlig dienstuntaugliche Männer, die zu Handarbeiten — geschweige schweren — ohne bedenkliche Gefährdung ihrer Gesundheit gar nicht verwendet werden können, einfach ausgehoben und mit solchen beschäftigt werden. Der Reichstagsausschuß hat in derartigen, auf Uebereifer untergeordneter Organe zurückzuführenden Maßnahmen eine Umgehung des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst erblickt, und der Chef des Kriegsamts hat zugesagt, beim Kriegsministerium auf schleunige Abhilfe zu dringen.

Wenn der Reichstag es sich auch hat angelegen sein lassen, soweit wie möglich den Schutz der Hilfsdienstpflichtigen in das Gesetz hineinzuarbeiten, so war er sich doch klar darüber, daß auch dann noch das Gesetz ein Rahmengesetz sein werde, das seinen wesentlichen Inhalt erst durch die Ausführungsbestimmungen des Bundesrats und durch seine Handhabung seitens des Kriegsamts erhalten werde. Das Gesetz selbst ist eine lex imperfecta. Hätte die Zeit nicht so gedrängt, so hätte man in mehrmonatiger Arbeit ein umfangreiches, die Materie einigermaßen erschöpfendes Gesetz machen können. Das ging während des Krieges nicht. Nach den unerfreulichen Erfahrungen mit der Organisation der Kriegsernährung und dem Versagen des Ernährungsbeirats mußte man aber auch Bedenken tragen, dem Bundesrat und dem Kriegsamt alles Weitere zu überlassen. Da kam man auf den Ausweg, einem vom Reichstag zu wählenden Ausschuß ad hoc die gesetzgeberischen Befugnisse zu übertragen. Die vom Bundesrat zur Ausführung des Gesetzes erlassenen allgemeinen Verordnungen bedürfen seiner Zustimmung. Außerdem ist das Kriegsamt verpflichtet, ihn über alle wichtigen Vorgänge auf dem laufenden zu halten, ihm auf Verlangen Auskunft zu geben, seine Vorschläge entgegenzunehmen und vor Erlaß wichtiger Anordnungen allgemeiner Art seine Meinungsäußerung einzuholen. Dieser 15er Ausschuß hat inzwischen eifrig gearbeitet, erfolgreich und im besten Einvernehmen mit dem Kriegsamt. Man wird freilich nicht allzu große Erwartungen an seine Tätigkeit knüpfen dürfen. Er kann raten, an den Verordnungen ändern, über sie beschließen, Wünsche äußern, Beschwerden vorbringen und auf ihre Abstellung hinwirken, aber er kann nicht organisieren, das kann im wesentlichen nur das Kriegsamt. Von ihm, von der an seiner Spitze stehenden Persönlichkeit hängt es letzten Endes ab, ob sich die an dieses Gesetz geknüpften Hoffnungen erfüllen. Wer das Vergnügen hat, mit dem General Gröner zusammenzuarbeiten, wird das Vertrauen haben, daß er, der sich als Chef des Feldeisenbahnwesens so glänzend bewährt hat, auch an dieser Stelle das Menschenmögliche leisten wird. Gelingt es ihm, alle mit der Ausführung des Gesetzes beauftragten Stellen mit seinem Geist zu erfüllen, und erfüllt sich die zivildienstpflichtige Bevölkerung auch hier mit dem Geist opferwilliger Hingabe ans Vaterland, so wird der Erfolg nicht ausbleiben.

Karl Doormann, M. d. R. / Eisenbahnsteuern und Reichsbahngedanke

Neben einer allgemeinen Erhöhung der Tarife für den Personen- und Güterverkehr wird noch unter allen Umständen eine Reichsverkehrssteuer kommen. Wie der Eisenbahnminister im Haushaltsausschuß des Abgeordnetenhauses erklärte, ist erstere infolge der Steigerung der sächlichen und persönlichen Kosten unerläßlich geworden. Die Steuer haben wir zu denken als einen Teil des großen Deckungsplans, den der ungeheuer gestiegene Einnahmebedarf des Reiches nach dem Kriege aller Voraussicht nach erforderlich macht.

Steuern auf den Transportverkehr, der hier gemeint ist, bilden nur eine Gruppe der sehr mannigfachen Verkehrssteuern. Von allen Verkehrssteuern ohne Ausnahme hat aber ein geistvoller Nationalökonom, der sich um ihre Lehre besondere Verdienste erworben hat, geurteilt, es sei überhaupt unmöglich, sie rationell zu begründen, man müsse stets den Satz vorausschicken, daß sie an und für sich falsch seien. Nun wird ja mancher geneigt sein, es angesichts des großen Steuerbedarfs weniger genau mit der theoretischen Haltbarkeit der einen oder der anderen Steuerart zu nehmen. Die Hauptsache ist, so wird man meinen, daß sie etwas Tüchtiges abwirft. Wir sind nicht dieser Ansicht. Ohnehin werden wir notgedrungen so manchesmal gegen die herkömmlichen und anerkannten Gesetze einer vernünftigen Steuerpolitik verstoßen müssen, weil es nicht anders geht, daß wir es uns gerade bei der Steuer auf den Transportverkehr doppelt überlegen sollten, ob nicht der finanzielle Zweck auf anderem Wege zu erreichen ist.

Unsere großen staatlichen Verkehrseinrichtungen müssen helfen, die Lasten aufzubringen, die uns nach Abschluß des Krieges erwarten, das versteht sich von selbst. Die herkömmliche Auffassung lehrt uns freilich, daß es richtiger ist, durch billig dargebotene Verkehrsmittel das wirtschaftliche Leben, den Erwerb und das Einkommen der Staatsangehörigen zu steigern und so die Steuerkraft in viel nachhaltigerer Weise zu heben. Es wird ihr hart ankommen, das Prinzip der größtmöglichen Billigkeit aufzugeben, allein sie wird sich damit abfinden müssen. Vorher bleibt aber noch die Frage zu erledigen, ob bereits alles geschieht, was dazu dient, durch Verminderung der Ausgabeseite den Reinertrag dieser Unternehmungen zu steigern.

Digitized by Google

Nach der Darstellung des Ministers sind die Betriebskosten so gewaltig gewachsen, daß eine Tariferhöhung folgen muß. Es handelt sich demnach um eine dauernde Belastung der Ausgabeseite. Wo und wie kann da von Ersparungen die Rede sein?

Die Antwort kann nur lauten: Unser Eisenbahnwesen muß vereinfacht werden. Wahrscheinlich wird dies schon aus anderen Gründen nicht zu umgehen sein, nämlich um den Betrieb zu entlasten. Um so besser, wenn er gleichzeitig weniger kostspielig wird. Sachverständige nehmen in der Tat an, daß sich dabei eine erhebliche Kostenverminderung und damit der gleiche finanzielle Effekt ergeben werde, den man durch die Tariferhöhung und die Verkehrssteuer erreichen will.

Die Sache ist nicht einfach zu entscheiden, und Laien tun gut, sich eines endgültigen Urteils aus eigenem zu enthalten. Aber da jeder von ihnen an dem Ausgang interessiert ist, so können sie verlangen, auch Fachleute zu hören, die augenblicklich nicht mehr an maßgeblicher Stelle stehen. Man tritt Herrn v. Breitenbach und den Leitern der anderen sechs Eisenbahnverwaltungen doch nicht zu nahe, wenn man es für möglich hält, daß bereits nach wenigen Jahren auf ihren Plätzen Männer stehen, die anders als sie und wiederum so denken, wie schon andere vor ihnen gedacht haben. Wir können uns in Zukunft nicht den Luxus leisten, dem Herkommen und geschichtlich Gewordenen zuliebe an umständlichen Organisationsformen festzuhalten, die, mögen sie um anderer Gründe willen bis heute bevorzugt werden, jedenfalls in den Anforderungen des Verkehrs keine Rechtfertigung finden.

Und nichts als Luxus ist es, wenn man sich immer noch gegen die volle deutsche Eisenbahngemeinschaft sperrt, obwohl sich bereits an dem Stückwerk der Güterwagengemeinschaft und auch sonst der Nutzen der Vereinigung verwaltungstechnisch und finanziell einwandfrei erwiesen hat. Wir denken nicht an den Uebergang sämtlicher Eisenbahnen auf das Reich, sondern nur an die einheitliche Leitung durch das Reich für Rechnung der beteiligten Staaten, die dem Reich für seine Leistung eine Entschädigung zahlen. Es ist nicht richtig, wenn man den finanziellen Effekt dieser Maßregel lediglich in der Ersparung einer Anzahl Beamtenstellen sehen will. Das spielt keine Rolle. Jene Vereinheitlichung der Verwaltung ist mehr noch die Vorbedingung gründlicher und kostensparender Reformen, als selbst eine Reform. Sie würde mit einem Schlage eine Menge von Umständlichkeiten und Hemmnissen beseitigen, die sich stets vordrängen oder vorgeschoben werden, sobald an irgendeiner Stelle ein unbequemer Wunsch laut wird.

Der bekannte Geheimrat Kirchhoff, seinerzeit einer der Mitarbeiter des weitblickenden Ministers Maybach bei der Schaffung des preußischen Staatseisenbahnsystems, hat die Ersparnisse, die sich durch Betriebsvereinfachungen erzielen lassen, auf mehrere hundert Millionen Mark jährlich veranschlagt. Es ist nur eine Schätzung, und ihr Ergebnis mag sich bei der Schwierigkeit, gegenüber so unsicheren Faktoren finanzielle Wirkungen vorauszusehen, von der Wirklichkeit weiter entfernen als der Autor selbst, trotz aller Vorbehalte, annimmt. Aber eine Nachprüfung müßte sich doch lohnen, auch wenn sie einen großen fachmännischen Rechenapparat in Bewegung setzen sollte. Jedenfalls darf man sich mit der Ablehnung durch den preußischen Eisenbahnminister nicht ohne weiteres zufrieden geben.

Denn, wer ruhig das Für und Wider prüft, die Argumente und Gegenargumente abwägt — und bis Ausbruch des Krieges war das Ganze doch nur eine akademische Frage —, der muß sagen: durchschlagend und überzeugend war das nicht, was der Minister früher sagte, und ebensowenig ist es überzeugend, was er jetzt sagt. Man kann ihm das Bedenken nachfühlen, einem großen wohlgegliederten Organismus neue Elemente einfügen, sie sich assimilieren, einen Riesenbetrieb, wie das preußische Staatseisenbahnwesen, noch weiter ausdehnen zu sollen. Niemand wird die Schwierigkeiten einer solchen Verschmelzung besser beurteilen können als er. Aber man wird den Eindruck nicht los, als ob die Verknüpfung unserer Eisenbahnüberschüsse mit dem preußischen Staatsbudget, über die der Finanzminister im Frühjahr vorigen Jahres so interessante und offenherzige Ausführungen gemacht, das Haupthindernis einer neuen Ordnung der Dinge ist.

„Unsere ganze Staatswirtschaft", so sagte er am 10. März 1916, „ist darauf aufgebaut, daß wir mit steigenden Einnahmen in der Eisenbahn zu rechnen haben. Unser ganzer Staatshaushalt würde in seinem Fundament erschüttert, wenn ihm eine steigende Einnahmequelle fortgenommen würde, ohne eine Vergütung auch für die regelmäßige Steigerung." Das war nicht etwa gesagt zur Abwehr des Reichseisenbahngedankens oder in Ablehnung der Betriebsgemeinschaft, sondern in einem anderen Zusammenhang. Wer sich aber auf einen solchen Standpunkt stellt, wird selbstverständlich wenig geneigt sein, zugunsten des Reiches auf die selbständige Bewirtschaftung einer so überaus wertvollen Einnahmequelle zu verzichten. Im Gegenteil, er wird sich aufs kräftigste zur Wehr setzen.

Nun ist es ja freilich richtig, daß nicht der preußische Eisenbahnminister und sein Kollege aus dem Finanzministerium allein widerstreben. Auch andere Eisenbahnverwaltungen tun es. Damit kann aber die Sache nicht ihr Bewenden behalten. Letzten Endes muß die wirtschaftliche und finanzielle Zukunft des Reiches entscheiden.

Ludwig Herz / Neuorientierung

In konservativen Kreisen wird häufig behauptet, die Linksliberalen unterstützen die auswärtige Politik des Reichskanzlers in der Hoffnung, daß er die Rechnung einlösen würde, die sie nach Friedensschluß für ihr Wohlverhalten im Kriege vorzeigen wollen. Es soll hier nicht untersucht werden, wieweit hier jemand hinter einem Busch etwas sucht, hinter dem er selbst gesessen hat, und welchen Einfluß innerpolitische Beklemmungen zum mindesten auch auf Drahtzieher und Geldgeber der Kanzlerfronde ausüben; jedenfalls muß von unserer Seite aus jenen Verdächtigungen entschieden widersprochen werden.

Belohnungen von der Regierung verlangen, hieße die demokratische Staatsauffassung verneinen, hieße das konservative Prinzip einer über den Regierten stehenden Regierung anerkennen, die aus dem Gesichtswinkel der „Staatsräson" heraus strafen und lohnen darf. Es hieße auf den vormärzlichen Standpunkt zurücktreten, wonach Kriegführen Angelegenheit der Kabinette ist, nicht Daseinsfrage des Volkes selbst, das in Blut und Wunden nicht sich selbst, sondern die Macht seiner Fürsten schützt. Wenn wir „Neuorientierung" fordern, so tun wir es, weil in den Zeiten der demokratischsten Einrichtung, die erdacht werden kann, den Zeiten der allgemeinen Wehrpflicht, eine nicht demokratische Staatsverfassung ein Widerspruch in sich ist, weil die Erlebnisse des Krieges bewiesen haben, daß nicht nur die demokratisch

Digitized by Google

regierten Staaten aus höchster Staatsbürgerpflicht der Landesverteidigung gewachsen sind, sondern auch, daß das deutsche Volk für die demokratische Staatsverfassung reif geworden ist und sie verlangen kann, verlangen muß und verlangen wird.

Daß diese grundstürzende Umwälzung von Bethmann-Hollweg versucht werden könnte, erwarten wir nicht. Wir schätzen in ihm in allererster Linie seine Ehrlichkeit. Er hat aber niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er in seinen politischen Grundanschauungen konservativ ist. Können wir daher glauben, daß er das verleugnen kann, was der sichere Boden seiner Weltanschauung ist? Es kann nach seinen Reden — und den Reden seiner „Nachgeordneten" — nicht zweifelhaft sein, daß er Reformen, und zwar erhebliche Reformen für nötig hält. Aber was er als Konservativer als letztes Ziel sich setzen kann, wird demokratischen Forderungen erst ein Anfang scheinen. Denn es kann uns nicht genügen, so wünschenswert und nötig wir es auch halten, daß einige liberale oder liberalisierende Gesetze gemacht werden, daß Bräuche verschwinden, von denen der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung. Unsere Forderungen zielen in eine andere Richtung, in die Verwandlung der Obrigkeitsregierung in die Selbstregierung der Nation.

Um den grundsätzlichen Unterschied zu beleuchten, mögen zunächst einige dringende Forderungen genannt werden: Reform des Strafrechts und des Strafprozesses, Reform der Wahlrechte, nicht nur für den preußischen Landtag, sondern auch für die preußischen Kommunalvertretungen aller Art, eine der Verfassung entsprechende Wahlkreiseinteilung in Preußen, soziale Gesetzgebung für das Wohnungs- und Siedlungswesen. Die Lösung solcher Aufgaben im liberalen Sinne kann gefunden werden — und ist in einer kurzen Zeitspanne nach Gründung des Reiches im liberalen Sinne gefunden worden —, ohne daß im Gefüge des Regierungsprinzips das geringste sich ändert. Es genügt, daß die ohne Beziehung zur Volksvertretung ernannten Beamten die Dinge in liberaler Beleuchtung sehen. Daß fürderhin der Staat bei der Anstellung der Beamten nicht mehr nach Herkunft und Abstammung fragt, sondern tatsächlich jedem Tüchtigen die Bahn frei steht, ist eine Selbstverständlichkeit, die bereits in den Verfassungen verbürgt ist. Das Staatswohl wird die Befolgung dieser Gesetze um so mehr verlangen, als zum Wiederaufbau der zerstörten Welt jedwede Kraft nötig sein wird. Anders liegt es mit der demokratischen Forderung der Selbstregierung. Zum Beispiel: Aenderung des Vereins- und Versammlungsrechtes durch Abschaffung der die Staatsaufsicht begründenden Paragraphen, Aufhebung des staatlichen Bestätigungsrechtes für die gewählten Beamten der Selbstverwaltungskörper (hierfür wären nach dem Fall Kapp jetzt vielleicht auch die Konservativen zu haben), Uebertragung der Ausführung der Reichsgesetze auf das Reich, Schaffung verantwortlicher Ministerämter im Reich an Stelle des allein verantwortlichen Reichskanzleramts, Uebertragung der Verantwortlichkeit für die Regierungshandlungen von dem beamteten Ministerium auf das ganze Volk, organisiert in seiner Volksvertretung, durch deren Mitwirkung bei den Regierungshandlungen.

Ich erwähne in vollem Bewußtsein das Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit, die „alte Seeschlange", wie Theodor Barth sie nannte, nicht — es ist eine stumpfe, zwecklos an der Wand hängende Waffe —, und vermeide die Worte „parlamentarisches System". Nicht weil ich den üblen Geruch fürchte, in dem dieser Ausdruck vielerorts steht oder wenigstens stand, bis etwa vor einem Jahr, sondern weil das, was technisch so genannt wird, nämlich die Ernennung der Minister aus der Zahl der Abgeordneten, nur eine Form demokratischer Selbstregierung des Volkes zu sein braucht, und erst die Entwicklung beweisen muß, ob diese auf anderem historischen Boden gewachsene Form auf unsere Verhältnisse umgepflanzt werden und sich dort lebend entwickeln kann, oder ob nicht für einen Staat, dessen Gefüge durch eine weitverästelte Beamtenschaft zusammengehalten wird, nicht Wege gefunden werden müssen, die — praktisch gesprochen — nicht die jetzt bestehende Dauerherrschaft einer Partei lediglich durch einen Wechsel der Parteiherrschaften ersetzen. Will man die Frage prüfen, muß man französische, nicht etwa englische Verhältnisse zum Vergleich heranziehen.

Ob die jetzt den Reichstagsausschüssen zugebilligten Befugnisse bereits „eine Siegesallee auf dem Wege zur Parlamentsherrschaft" sind, wie die „Kreuzzeitung" fürchtet, wird die Zeit lehren. Dem Außenstehenden scheint es mehr so, als ob dadurch der Volksvertretung ein Teil der Verantwortung aufgebürdet werde, während ihr ein Mitbestimmungsrecht versagt bleibt.

Der Unterschied dieser zweiten Gruppe der Forderungen von der ersten drängt sich sofort auf. Es genügt nicht mehr, den Inhalt von Gesetzen nach anderen Grundsätzen zu formen, es heißt Kern und Wesen der Staatsauffassung vollständig umwerten. Wenn auch die ersten Staffeln im Wege der Gesetzgebung zurückgelegt werden können, das Endziel kann in Paragraphen nicht niedergeschrieben werden, es ist erst dann erreicht, wenn seine Erfüllung allgemein als selbstverständlicher und natürlicher Zustand angesehen und ein Versuch, gegen den Willen der Volksvertretung zu regieren, als revolutionär empfunden werden wird. Tatsächlich enthält wohl keine Verfassung eine gesetzlich festgelegte Gewähr dafür, daß die Opposition nichts anderes ist, als die Anwartschaft zur Regierung für den Augenblick, in dem der Volkswille ihr die Mehrheit gibt. (Mit der einzigen Ausnahme vielleicht von Kanada, wo meines Wissens der Führer der Opposition dasselbe Gehalt bezieht wie der Minister.)

Schon aus der Unmöglichkeit der gesetzlichen Festlegung folgt, daß nicht ein einzelner den Kurs neu orientieren wird, daß dies nur durch den allgemeinen Willen des Volkes geschehen kann. Daß die seit Menschenaltern im Besitz der Macht befindliche Schicht, noch weniger aber die herrschende Bürokratie, nicht gewillt sein wird, freiwillig zu verzichten, ist selbstverständlich. Wo geht nun der Weg zum Erfolge?

Der Weg, der in anderen Ländern zum Ziele geführt hat, die Macht des Parlaments zu vermehren: die Ablehnung von Militärforderungen, ist nicht gangbar. Nicht mehr gangbar und in Deutschland überhaupt nicht gangbar. Nicht weil der erste Versuch in Preußen auf dem Schlachtfeld von Königgrätz zusammengebrochen ist, sondern zunächst weil ihn in einem Reiche, das jahrhundertelang das Kampfgebiet aller fremden Nationen war und das sein Dasein jetzt wieder auf allen Fronten verteidigen muß, das Volk nicht beschreiten will, sodann, weil heute Soldaten nicht mehr Fürsten bewilligt werden, die für ihre Hausmacht Kriege führen wollen, sondern zum Schutz des Volkes selber. Viel kann schon erreicht werden, wenn ein beweglicher Faktor im Budget geschaffen wird. Daraus wird aber erst dann eine wirksame Waffe, wenn nicht nur im Parlament eine Mehrheit vorhanden ist, die den Konflikt nicht scheut und bereit ist, durch eine Blockbildung für künftige Wahlen nach der Auflösung ihre Stärke zu erhalten, sondern wenn auch der Wille

Digitized by Google

des Volkes — und das ist noch wesentlicher — so stark dem neuen Ziele zustrebt, daß die Folgen des Konfliktes nicht schrecken.

Es ist leider nur allzu wahr, daß unsere heutigen Parteiverhältnisse, unter denen so viele demokratisch gesinnte Elemente im Zentrum und in den Parteien der Nationalitätensplitter versickern, solche Mehrheitsbildungen nicht begünstigen, zumal da nun auch noch die proletarische Demokratie in sich zerfallen ist; ob die Millionen Wähler, die jetzt in den Schützengräben liegen, mit dem erforderlichen politischen Willen zurückkehren werden, muß die Zeit lehren. Aufgabe der Fortschrittlichen Volkspartei muß es sein, diese Forderungen immer wieder zu erheben, damit sie der Kern des zukünftigen demokratischen Blockes werden kann.

Spranger / Gedanken über Organisation

Es ist eine der merkwürdigsten Umbildungen im deutschen Volke, daß bei ihm nicht mehr, wie im 19. Jahrhundert, die Ideenentwicklung der Tat voranzugehen scheint. Vielleicht liegt es auch in der Natur der Dinge, daß sich der Liberalismus und die nationale Einheitsbewegung vom Lande der Gedanken aus allmählich die Wirklichkeit eroberte, während wir heute in einer Epoche des schärfsten politischen Realismus leben. Die gewaltigen soziologischen Neuschöpfungen, die die letzten Jahre gebracht haben, sind jedenfalls ohne die mindeste Mitwirkung der wissenschaftlichen Soziologie entstanden. Bis heute zweifelt man bei uns, daß diese Wissenschaft überhaupt ein eigenes Problem habe, und an den deutschen Universitäten ist sie nicht einmal durch Nebenprofessuren vertreten. Dieser Zustand wäre unbegreiflich und unmöglich, wenn nicht das praktisch wichtigste Gebiet der Soziologie, die Lehre von den nach außen souveränen und nach innen rechtssetzenden Gesellschaftsformen, sich unter den Namen Politik und Rechtswissenschaft seit uralten Zeiten verselbständigt hätte. Einen wesentlichen Teil der nichtrechtssetzenden Gesellschaften, die Theorie der Wirtschaftsgemeinschaft, hat die Nationalökonomie übernommen, und Männer wie Schmoller oder Bücher sind ihren Interessen und Arbeiten nach mindestens so sehr als Soziologen wie als Wirtschaftstheoretiker zu bezeichnen. Der Rest ist, wie immer, der Philosophie verblieben, die ihn in dieser unorganischen Vereinzelung natürlich nicht zu bewältigen vermag. Inzwischen treten in der wirklichen Gesellschaft die interessantesten Neubildungen zutage, und es ist gar kein Zweifel, daß von dem eigenartigen Phänomen der bewußt geschaffenen modernen Zweckverbände aus sehr bald auch die Soziologie als Wissenschaft fruchtbare Antriebe erhalten wird.

Organisation ist, wie uns allgemein und nicht nur von Kjellén versichert wird, das Zeichen der Zeit. Organisation ist die neue Idee, die das Jahr 1914 an Stelle der Freiheit und Gleichheit von 1789 gesetzt hat. Worin aber Organisation besteht, davon ist bisher wenig die Rede gewesen.

Offenbar handelt es sich hier um eine spezifisch soziologische Erscheinung, die weder der Politik noch der Rechtswissenschaft noch der Volkswirtschaftslehre ausschließlich zugerechnet werden kann. Denn ihre Bedeutung greift über alle die Gebiete hinaus, die durch die genannten Wissenschaften bezeichnet sind. Organisationen stehen zwar immer irgendwie unter dem Einfluß der tatsächlichen Staatsmacht und der von ihr gesetzten und garantierten Rechtsordnung. Sie sind aber selbst nicht notwendig Produkte des Staates und der Verwaltung, haben auch nicht immer direkten Rechtscharakter. Ebensowenig ist das, was organisiert wird, immer ein wirtschaftlicher Prozeß. Vielmehr kann man Wissenschaft und religiöses Leben, Geselligkeit und künstlerische Produktion, ja selbst den Diebstahl und die Faulenzerei organisieren. Dies alles beweist, daß der Gegenstand unseres Problems eine allgemeinste gesellschaftliche **Form** ist, die sich relativ unabhängig von dem besonderen Zweckinhalt studieren läßt. Der wissenschaftliche Ort aber für solche Untersuchungen ist die **Soziologie**, von der wir nur Anfänge haben.

Im weitesten Sinne ist jede Gesellschaft organisiert, die gegliedert ist; im engeren Sinne nur die, deren Zwecktätigkeit unter bewußt gesetzten und befolgten Regeln vor sich geht. Die bisherige Soziologie war vielfach geneigt, von dem Begriff des Naturorganismus her die gesellschaftliche Organisation zu verstehen. Vielleicht ist es zweckmäßiger, nicht mit den unbewußt gewachsenen sozialen Erscheinungen zu beginnen, sondern mit solchen, die das Ergebnis bewußter Zweckschöpfung sind. Jedenfalls wollen wir im folgenden von Organisation zunächst in dem Sinne reden, daß ihr ein Organisieren und eine organisatorische Tätigkeit entspricht.

Es scheint eine Eigentümlichkeit der modernen Kultur, daß sie immer umfassendere Zwecke auf dem Wege der rationalisierten kollektiven Arbeit erreicht. Die Gestalt des gegenwärtigen Lebens, seine durchaus neuen Bedürfnisse wie seine ungeahnten Hilfsmittel auf dem Gebiete des Verkehrs, der Technik und des Geistigen gehen weder unmittelbar aus der Natur des einzelnen hervor noch können sie unmittelbar seinem Genuß zugeführt werden. Zwischen den einzelnen und diese objektive Güterwelt schiebt sich ein verwickelter Apparat, der die Aufgabe der Vermittlung zu erfüllen hat. Nur auf dem Wege des Verbandslebens läßt sich der schwerfällige Koloß unserer historisch belasteten und künstlich gesteigerten Kultur noch bewegen. Immer wenn sich ein neues Bedürfnis geistiger oder materieller Art zeigt, pflegt es sogleich ganze Massen zu ergreifen. Ganze Massen müssen aber auch zusammenwirken, um es zu befriedigen. So ist das erste in allen absichtlich geschaffenen Organisationen der eingesehene **Zweck**. Bisweilen besteht er in einem scharf umrissenen Gut oder Zustand, bisweilen in einem ganzen Komplex, der fast an die Totalität des Lebens heranreicht, wie beim Staat und den meisten öffentlich-rechtlichen Verbänden. Von der Art des Zweckes aus muß die besondere Struktur der einzelnen Organisation begriffen werden. Der Zweck aber ist bereits **Inhalt** des Verbandes. Es muß darüber hinaus Merkmale geben, die sich ausschließlich auf die **Form** des Zweckverbandes überhaupt beziehen. In der Regel hat man sie aus der Psychologie von Verstand, Gefühl und Wille abzuleiten gesucht. Diese primitiven Funktionsformen aber genügen nicht, um das geistige Leben in seiner überindividuellen Objektivität zu begreifen. Dazu bedarf es vielmehr der Zurückführung auf gewisse einfache Grundbeziehungen, die die Eigenschaft haben, ein Band zwischen der objektiven Welt und dem lebendigen Einzel-Ich zu bezeichnen. In mannigfacher Verflechtung, wie wandelbare Leitmotive, durchziehen sie die ganze Kultur. Sie haben übergreifende Bedeutung und stellen einen **interindividuellen** Zusammenhang her. Diese Merkmale nun in bezug auf das Wesen der Organisation, ganz unabhängig von ihrem spezifischen Zweckinhalt, sind **Herrschaft, Gemeinschaft** und **Regelung**.

1. Zur Organisation gehört ein leitender Kopf: der Or-

Digitized by Google

ganisator. In manchen Fällen ist er derselbe, der den inhaltlichen Zweckgedanken und das Wegesystem zuerst gesehen hat und der den Zusammenschluß der anderen bewirkt. Bisweilen aber ist auch die gemeinsame Empfindung eines bestimmten Bedürfnisses das Frühere, und es springt erst im Laufe der Verhandlungen die entscheidende Persönlichkeit heraus, die „das Ganze in die Hand nimmt". Denn das kollektive Denken vieler mag gut sein, einen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten; zur Tat führt es in der Regel nicht. Zweckbewußtes Handeln bedarf einheitlicher Leitung; nirgends ist das genossenschaftliche Motiv in der Gesellschaft allein wirksam. Vielmehr ist überall ein herrschaftliches Moment hineingemischt. Wo aber Herrschaft ist, da gilt das Gesetz der kleinen Zahl. Und auch unter den wenigen führt schließlich einer die Zügel. So ist es selbst unter demokratischen Verhältnissen, nur daß hier der Prozeß der Zwecksetzung und der Willensbildung umständlicher ist als bei aristokratisch und monarchisch gefärbten Gesellschaftsformen. Dieser eine nun, in dem alle Linien nach einem noch so verworrenen Lauf zusammentreffen, bedarf als Organisator einer bestimmten geistigen Ausstattung. Er muß zu herrschen verstehen — das ist das erste und Selbstverständliche. Es fragt sich nur, worin das Geheimnis dieser Herrschaft besteht. Sie hat zur Voraussetzung Sachkenntnis und Menschenkenntnis, die in eigentümlicher Form aneinander gebunden sind. Er braucht nämlich kein Alleswisser zu sein: doch muß er das Sachgebiet überschauend kennen, das den besonderen Zweckinhalt seiner Organisation bildet. Und er muß Menschenkenner sein; aber wieder nicht bis in die letzten Tiefen, sondern zunächst nur so weit, um den Punkt zu finden, wo jene bestimmte Sache mit der inneren Natur der eingegliederten Menschen verflochten ist. Er muß gleichsam die Stärke der Motive berechnen können, die sie an die Sache kettet. Der Leiter eines kaufmännischen Unternehmens pflegt selten ein Herzenskundiger im zartesten Sinne zu sein; er muß aber wissen, unter welchen Umständen das Privatinteresse seiner Angestellten mit dem Gesamtinteresse des Unternehmens am vorteilhaftesten in Verbindung gesetzt wird. Der Direktor eines wissenschaftlichen Instituts kann nur Menschen brauchen, in denen das wissenschaftliche Motiv schon entwickelt ist. Er muß aber darüber hinaus ein menschliches Band schlingen, das die Kraft dieses einen beherrschenden Motivs unterstützt und mindestens verhindert, daß andere menschliche Seiten sich in das Zusammenwirken zweckstörend eindrängen.

Die Meinung ist verbreitet, daß es geborene Organisatoren gebe, die an jeder Stelle Glänzendes leisten würden, weil sie die Technik der Menschenbehandlung und eine allgemeine Geschäftspraxis mit glücklichem Griff handhaben. Der Satz ist aber falsch. Denn niemand kann eine Sache organisieren, die er nicht versteht; nicht einmal ein Jurist. So wenig es ein absolut allgemeines Gedächtnis gibt, so wenig gibt es ein ganz allgemeines Organisationstalent. Erst aus der Vermählung der Sachkenntnis und der Personenkenntnis folgt der sichere Blick im konkreten Falle. Unter der Voraussetzung aber, daß die ausreichende Vertrautheit mit der Sache da ist, handelt es sich darum, die schmale Mittelzone zwischen einer zu persönlichen und einer zu unpersönlichen Art zu finden. Frauen sind deshalb bisweilen so gute Organisatoren, weil sie stark individualisieren und niemanden als Nummer betrachten; bisweilen bringen sie alles in Unordnung, weil sie in persönliche Seiten hinübergreifen, die ganz außerhalb des Organisationsbezirkes liegen.

Endlich aber gehört zum Organisator ein Auge für das einfache technische Wie, gleichsam für die kürzeste Linie, die zum Ziele führt, und für gewisse Kunstgriffe, die aus dem Prinzip der Kraftökonomie und der Funktionssicherheit folgen. Davon mehr unter dem Gesichtspunkt der Regelung.

Alles in allem: dem organisatorischen Geist muß das allgemeine Was, das persönliche und das sachliche Wie aufgegangen sein. Seine Ausstattung ist teils eine politische, insofern er Einfluß auf Menschen haben muß, teils eine theoretische, insofern er Menschen und Dinge kennen muß, teils eine technisch-praktische, insofern er das System der Mittel in Bewegung zu setzen hat. (Schluß folgt.

Berta Duensing / Kriegskinder

Es ist eine große Knabenklasse, in der ich — vorübergehend — beschäftigt bin.

Eine wohlgezählte halbe Kompagnie, wegen mangelnder Führung so zusammengeschweißt; ich ihr Hauptmann, dem die Wahl der Mittel, diese Truppe zu bändigen, überlassen bleibt. Wohl hat man Vorschriften . . . Vorgesetzte . . .? Aber der Zar ist weit — häufig selbst im Krieg — und unser Reich ist groß, und reich, Gott sei Dank! — sein Kindersegen! Schau, wie du durchkommst.

Indes, diese Jungens, so klein sie sind, sind angehende Preußen, und so ist kein Zweifel, daß ihnen ein Verständnis für Organisation im Blute liegt. Besonders erfolgreich ist's, wenn man sie sich aus dieser talentvollen Jugend demokratisch modern selbst entwickeln läßt.

„Jungens! Es ist nun mal nicht anders . . . denkt an unsere Soldaten — draußen! Order parieren, oder Schlacht verlieren. Macht's militärisch: 1, 2, 3!" Jawoll! Und nun geht's mit einem Gebums und Gestoß — als wenn sämtliche Kanonen, Maschinengewehre, Protzwagen, die ganze Artillerie aufgefahren würde — aber dann ist's eine Zeitlang ganz still. Die Belehrung geht ersprießlich weiter. Bis irgendwo eine unterirdische Salve kracht, da, wo der kriegerische Geist unter der Bank am Penal oder Tornister seine weitere Betätigung und Fortsetzung findet. Und immer heißt es mit Humor und Takt, aber fester, sicherer Hand weiterlavieren das schwankende Schifflein auf bewegter See. Denn es ist nicht anders: Ihm ist unsere Jugend von heute vergleichbar.

Und wer möchte dieser tapferen, jungen Schar — ich rede von der Volksschule — die daheim mitzugreift, da, wo große Hände fehlen, unverdrossen aushilft, oft über Kinderverstand hinaus — ehrlich sich mit durchhungert, anders kommen. Umstände verändern eben die Sache.

„Besonders nehmen Sie sich des Xmüllers und des Xmeiers an!" — so wurde es mir gleich zu Anfang mit vielsagendem Blicke mitgeteilt. Für viele heißt das: Da diese die gewiegtesten Ruhestörer und größten Raufbolde der Klasse sind, so spare den Stock nicht.

Ich sehe mir die beiden an.

Sie haben in schöner Uebereinstimmung beide ihre Schularbeiten nicht gemacht. Ich frage nach dem Grunde, der mir mit einigem Trotz mitgeteilt wird.

Sie haben beide, der lange Müller und der kleinere Meier, Heu miteingebracht, ein ganzes Fuder. — Und ich überzeuge mich: ihre Hände, grobe, robuste Knaben-, aber immer noch Kinderhände, sie sind hart, dunkelbraun, verbrannt von der Sonnenglut; und sie haben nur Kaffee, dünnen Kaffee, gehabt und Brot, wie ich erfahre; „Schmiere" gab's nicht im Taglohn. Der Meier hat dann hinterher den

Digitized by Google

Müllers noch geholfen und der Müller den Meiers auf dem eigenen kleinen Felde beim Kartoffelhäufeln, und dabei hat's vermutlich noch Katzenköpfe gesetzt von der Müllerin und Meierin, wenn sie grad mal gedahmelt haben, wie Kinder tun, denn die Weiber haben's schwer und haben auch Nerven, und Geduld hat keiner mehr mit den Kindern.

Nur der Schulmeister, wenn er anders ein Pädagoge ist, sollte sie haben.

Die gemeinsame Existenznot — beide Väter sind im Krieg — hat den Müller und Meier so eng zusammengeschmiedet, ihr Los ist typisch für das so vieler Kinder heute. Sie haben bloße Füße und nackte Beine, weil das Leder und das Hosenzeug knapp ist, und sitzen auf einer Bank, weil immer nur einer von ihnen gerade „das Buch" hat, und keiner jemals mehr ein Heft. Dies letzte wird ihnen nun von mir gegeben. Erst dem Müller, der nimmt's. „Da wünschst du wohl für deinen Freund auch eins?"

Der lange Junge stutzt, sieht mich an und dann nach dem Meier, der drüben mit aufgepflanzten Armen der Begebenheit zusieht. Eine leise Röte des Begreifens, ein ritterlicher Zug fliegt über das verschmitzte Gesicht des ersten. „Ja — für — Meier — auch eins." „Gib es ihm." Er — verbeugt sich. — Wahrhaftig, hätt' ich's nicht gesehen, glaubt' ich's nicht. Er, Müller, der Rüpelhafteste der Klasse, verbeugt sich — ein bißchen steif und ungewohnt das, aber er tut's. Er zieht den dünnen, so dünnen Leib noch mehr ein, macht einen steifen Rücken — geht ab, und dann bringt er Meier das Buch. Der nimmt's, und nun sitzen sie eine kurze Weile ganz still, und die ganze Gegend umher hat Ruhe.

Von nun ab sind Müller und Meier offiziell anerkannt als „Freunde" in der Klasse. Freundschaft pflegen ist eine Männertugend, und sie fühlen sich erhaben und geehrt, und Noblesse verpflichtet. Zu Ostern werden sie todsicher beide sitzen bleiben, aber sie tragen ihr Los gemeinsam, und man kann sagen, mit Würde, d. h. ohne durch besondere Unart den Glücklicheren den Aufstieg, der ihnen versagt ist, je zu erschweren. Und woher sollen sie beide Zeit und Kraft zum Vorwärts nehmen, wenn sie noch nicht mal Papier haben, drauf zu schreiben, keinen Stuhl, drauf zu sitzen, in Ruh und Frieden.

Wahrlich, sie haben's nicht leicht, die da kommen sollen — und manchem möchte die Lust dazu vorher vergehen.

Noch bedenklicher ist's mit den Mädchen. Im kleinen Haus zu ebener Erde mit den niederen Fenstern, hinter denen die Häuslerin M. wohnt, die mit sieben Kindern noch Aufwartungen hat, muß Erna, das große, aufgeschossene Mädchen, das schon zweimal sitzen blieb, vor der Schule noch die Kinder waschen, kämmen, den Kaffee von gestern aufkochen und — wenn das Urlaubsgesuch, das jetzt in Kriegszeit noch öfters als früher, d. h. ein um den andern Tag, der Lehrerin aufs Katheder hingeschoben wird — ein abgerissener Zeitungsfetzen, von da oben oder unten, wo kein Druck mehr ist — bewilligt wird . . . da muß Erna „Kartoffeln stehen".

Man macht einen Aufsatz. „Bist du wirklich mal da — Erna?" Also — einen Aufsatz aus dem Leben. „Worüber schreibst du, Erna? Zeig!" „Vom Kartoffelstehen."

„Laß sehen!"

Und da dieses Schriftstück mir wieder ein typischer Fall erscheint, so laß ich es im Wortlaut, wie es vor mir liegt, mit unbedeutenden Besserungen folgen:

Es ist jetzt rare Zeit — ich muß Kartoffeln stehn, denn selbst hat man das Geld, so kann man noch nichts kriegen. Ich stand und stand und war schon müde, weil ich so viel gelaufen war, den Tag. Da fiel mir ein — ich hatte keinen Korb. Da ging ich hin nach Hause. Da sagte meine Mutter — das kann nur dir passiern — geh, lauf, oder ich — — da lief ich. Ich stand nun wieder — da war ich schon die vierte und kam bald an. Da fiel mir ein: ich hatte meine Butterkarte — liegen lassen aus Angst. Da dachte ich, was tust du nun —? Gehst du nach Hause, so schlägt dich Mutter, und wenn du nich gehst, schimpft dich Vater, der auf Urlaub is. — So stand ich noch 'ne Stunde, das war'n im ganzen 6! Und als es dunkel ward, da ging ich doch — und holte meine Karte, da wo sie lag und weil ich es so eilig hatte, sah meine Mutter nur zu. Und sagte nichts. Da stand ich noch zwei Stunden, denn ich kam hintenan, und viele Leute auch — und keiner sagte was, und ich war auch ganz still. Und als ich da ankam, da hieß es: Ausverkauft! Da ging ich ganz langsam wieder hin nach Hause. Und als mich meine Mutter sah — da gab sie mir einen Stuhl und sagte: „Ach du Unglückskind — und weiter nichts."

Weißt du Erna, warum?

Weil ihr Herz trotz allem das Herz einer Mutter war und weil es überschwoll von dem Gedanken an die gemeinsame Not; und daß auch die Kinder daran mittragen.

Schon die Kinder!

Kurt Arnold Findeisen / Gold und Silber hätt' ich gern —

Gold und Silber hätt' ich gerne,
Könnt' es auch gebrauchen.
Wünsche mir ein ganzes Meer,
Mich hineinzutauchen.
's braucht ja nicht gemünzt zu sein
Hab's auch so ganz gerne,
Sei's des Mondes Silberschein,
Sei's das Gold der Sterne.
(Soldatenlied.)

Gold und Silber hätt' ich gern —,
Hast du oft gesungen.
Nun du in das Feld gerückt,
Ist dein Lied zerklungen:
Blei kam durch die Luft gerannt,
Kupfern fiel ein Regen,
Eisen war aus Rand und Band,
Stahlblau glomm der Degen.
Aller Enden Zank und Zorn,
Wüten von Metallen:
Gold und Silber nur am Dorn,
Wenn ein Tau gefallen.
Gold und Silber hätt' ich gern —
Hör' noch deine Stimme!
Nun hat dich so früh gefällt
Erz in Groll und Grimme.
Ueber dir nun Sonnengold
Der verhaßten Ferne
Fremden Mondes Silbersold,
Kalter Glanz der Sterne. —
Gold und Silber hätt' ich gern —,
Singen noch die Preußen.
Ueber dir die Huld des Herrn
Und das Kreuz von Eisen!

Digitized by Google

Gottfried Traub / Schutz

Glauben heißt: Schützen.
Luther.

Spärlich erleuchtet war der Jungfernstieg in Hamburg. Von dem Eis der zugefrorenen Alster stieg die Kälte in die Höhe. Die Menschen hielten sich nicht länger als notwendig auf dem Wege auf. Aber da, mitten auf dem Bürgersteig, blieben einige Dutzend stehen. Ich dachte an die Verteilung einer besonderen Neuigkeit und hörte statt dessen eine ungelenke, aber reine Stimme singen. Von weitem klang es fast wie der Sang einer „Moritat" auf der Volksfestwiese. Aber es war etwas ganz anderes. Ein armes Weib sang ein geistliches Lied. Verwundert standen die Menschen umher. Die Frau wollte verdienen, das war klar, und manches Geldstück glitt in ihre Hand. Daß aber hier am frostkalten Abend mitten am Weg unter den Steinpalästen ein frommes Lied wie ein scheuer Vogel nach seinem Nest sucht, das hielt den hastigen Schritt zurück. Man besann sich und erquickte sich. Wärme kam aus diesem Wort der gläubigen Sehnsucht. Würden Hunderte es nachahmen und sich solche Erwerbsquelle suchen, wäre das Seltsame vorbei und die Wirkung verloren. Dieses eine Weib mit seiner Schwermut und seinem Glauben gab zu denken. Noch jetzt höre ich die gezogenen Weisen und sehe die in ihrer Einfachheit doch saubere Frau, und die Töne begleiten mich in die Ferne.

Glauben heißt schützen. Wer heute glaubt, tut einen Vaterlandsdienst. Ungläubig alles bezweifeln, kleingläubig alles herunterzerren, macht uns innerlich erfrieren. Erquickend wirkt das schlichteste Wort felsenfesten Vertrauens. Wer sich schützen will, umgebe sich mit solchem Mantel. Die Zuversicht auf ewige Kraft macht Helden in der Zeit. Wer glaubt, schafft das, was er glaubt; der Ungläubige und Kleingläubige kommt keinen Schritt vorwärts. Ich rede nicht für einen Glauben an bestimmte einzelne menschliche Lehren. Glauben als Kraft heißt mit dem Quell der Kraft im Bunde sein; solcher Quell strömt nicht aus Menschen, sondern durch Menschen, die gefaßt sind von der Gewalt ewigen Seins. Im einfachsten Lied des Gottvertrauens liegt diese trotzende Kraft ebenso, wie in der wortlosen Stille, mit welcher man sich dem Schicksal anvertraut und es zum Segen zwingt. Am Glauben und Unglauben scheiden sich die Zeitalter; denn beide sind nicht Menschensatzungen, sondern Willensmächte, die einen vertrauend, bauend, schaffend, helfend, die anderen zweifelnd, störend, hemmend, freudlos. Als Luther von der Wartburg ritt, einsam auf seinem Pferd, in Kaisers Acht und Papstes Bann das sichere Wohnhaus auf bergiger Höhe verließ und sich dem Getümmel der Feinde entgegenwarf, schützte ihn kein Kurfürst noch Geleitbrief, kein Panzer noch Kamerad, sondern einzig sein gutes Gewissen, das in Gott gewiß war. In solchen Augenblicken erfährt man, was Glauben heißt: es ist eine Wolke, die sich um den Menschen legt und ihn alle Kleinigkeiten übersehen läßt. Wie der Flieger in der Luft ein unbeschreibliches Empfinden der Freiheit genießt, so der, der zuversichtlich und innerlich gewiß der Sonne entgegenfliegt trotz aller Schatten, Fehler, Sünden, Not. Glauben heißt schützen. Wer den Kleinglauben zertritt, ist der beste Helfer. Wehe den Menschen, die heute voll zehrenden Mißtrauens in unsere Kraft, unser Recht, unseren Sieg Tausenden die innere Widerstandskraft lähmen! Sie schützen den Feind und nehmen uns den Atem. Wir gehen getrost, und in unzerstörbarer Gewißheit ziehen wir den festen Wall um unsere deutschen Brüder und Schwestern, der unübersteiglich ist. Zuversicht ist der beste Schutz. Hunderte haben ihn erprobt. Die großen Führer unseres Volkes in allen Zeiten bieten ihn an. Nimm ihn dir!

Soziale Bewegung

Die parlamentarische Vertretung der deutschen Gewerkvereine. Der Abgeordnete Weinhausen, seit vielen Jahren regelmäßiger Mitarbeiter der „Hilfe" in den Fragen der sozialen Bewegung, hat auf Wunsch der deutschen Gewerkvereine jetzt ehrenamtlich die Stellung eines parlamentarischen Beraters beim Verband übernommen. Das Organ der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer veröffentlicht diese Tatsache mit folgenden Sätzen: „Mit Macht hat sich in den letzten Jahren innerhalb der deutschen Gewerkvereine der Gedanke durchgerungen, daß die Gewerkvereine eine parlamentarische Vertretung haben müssen. Der letzte Verbandstag hat sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt und nach eingehender Aussprache dem Zentralrat den Auftrag gegeben, eine solche Vertretung herbeizuführen. Das ist jetzt geschehen. Nach mehrfachen Verhandlungen ist es gelungen, den Herrn Reichs- und Landtagsabgeordneten Weinhausen für die Stellung eines parlamentarischen Syndikus der deutschen Gewerkvereine zu gewinnen. Wir freuen uns dessen und sind überzeugt, daß dadurch der Sache der deutschen Gewerkvereine ein großer Dienst geleistet ist. Herr Weinhausen, ein angesehener Parlamentarier, bemüht sich schon lange Zeit ganz besonders mit den Fragen der Arbeiter und Angestellten in den Parlamenten und wird so den Gewerkvereinen manchen Fingerzeig geben und manchen wichtigen Dienst leisten können. Herr Weinhausen war es auch, der kürzlich bei seinem Vortrag über das Zivildienstgesetz vor den Hauptvorständen und den Zentralratsmitgliedern die Teilnehmer ermahnte, keine Anstrengungen und keine Opfer zu scheuen, um eine eigene parlamentarische Vertretung durch Führer der Gewerkvereine zu erreichen, weil das eine Lebensnotwendigkeit der Gewerkvereinsorganisation sei. Nach dem Kriege werden derart umwälzende Aenderungen auf dem wirtschaftspolitischen und politischen Gebiet erfolgen, daß bei allen diesen parlamentarischen Verhandlungen der Arbeiterstandpunkt am besten dadurch gewahrt werden kann, wenn Arbeiterführer selbst die Sache der Arbeiter vertreten können. Die Arbeiterfragen von unserem freiheitlich-nationalen Standpunkt aus zu beleuchten geschieht am besten durch die Führer der Gewerkvereine selbst. Bis es uns gelungen sein wird diesen Gedanken zu verwirklichen, soll uns die Mitwirkung des Herrn Weinhausen eine wertvolle und hochgeschätzte Hilfe sein. Aber auch dann, wenn einer oder mehrere unserer Führer parlamentarische Mandate hätten, würde die parlamentarische Erfahrung des Herrn Weinhausen der Sache der Gewerkvereine nur nützlich sein."

Sie leben immer noch, die Feinde jeden größeren sozialpolitischen Fortschritts. In der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" leitartikeln sie in der Neujahrsbetrachtung gegen das drohende Massenregiment und seine Gefahren für die persönliche Freiheit: „Im Zeichen des Burgfriedens ist es nicht angebracht, die Ursachen zu prüfen, die der Sozialdemokratie, die überhaupt den demokratischen Parteien, den Vertretern der großen Masse, ein so entschiedenes Uebergewicht verschafft haben. Mit der Tatsache aber müssen wir rechnen, daß heute ein Massenregiment droht. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß uns neue Beweise dargebracht werden für den wachsenden Einfluß derjenigen Parteigruppen, die sich auf das „Volk" als solches zu stützen vorgeben, die der Parole „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" huldigen. Die Staatsgewalt bezeugt dieser Richtung das größte Entgegenkommen, mit dem natürlichen Erfolge, daß das Selbstbewußtsein dieser Herrschaften ins Ungemessene wächst, und im alltäglichen Leben, in allen praktischen und gewerblichen Fragen spürt man bereits die Wirkungen, die eine solche Politik notwendig ausüben muß. Hier aber droht ebenfalls der Freiheit, der staatlichen und persönlichen Freiheit, die schwerste Gefahr! Wiederholt haben wir schon nachgewiesen, daß in Wahrheit Freiheit und Gleichheit unvereinbare Gegensätze sind. Wo, wie unsere Demokratie will, Gleichheit herrschen soll, da ist es ein für allemal aus mit der Freiheit, mag es sich um hohe Politik oder um wirtschaftliche Maßnahmen oder auch nur um die Leitung eines Fabrikbetriebes handeln! Mit der Herrschaft der dem Gleichheitsgedanken ergebenen Demokratie muß jede eigentliche Freiheit und Selbständigkeit naturgemäß zugrunde gehen, und wenn wir fortfahren, wie es jetzt Mode geworden ist, das demokratische Ideal allgemeiner Vereinheitlichkeit und Gleichmacherei zu verherrlichen, so sind wir auch hiermit auf dem besten Weg, alles zu vernichten, was uns im übrigen die bewundernswerte Tüchtigkeit unsres Volkes und seiner Führer erhalten und erkämpft hat. So werden wir des weiteren zu wünschen haben, daß uns die Zukunft dazu verhilft, die natürliche Rang- und Gesellschaftsordnung aufrechtzuerhalten, eine Ordnung, in der nach Treitschkes Wort, das Edle über das Gemeine herrscht", in der sich jeder einzelne durch tüchtige

Leistungen seinen Platz erwirbt, ohne durch herrschsüchtige, parteipolitische Organisationen vergewaltigt zu werden. Nicht allein dem Arbeitgebertum, sondern auch der Arbeiterschaft selbst erwächst ja aus der Herrschaft dieser Demokraten und Demagogen die schlimmste Beeinträchtigung ihrer wirklichen Rechte."

Erfahrungen mit dem Sparzwang für Jugendliche. Die Berichte über die Erfolge mit dem Sparzwang lauten widersprechend. Im Bereich des 10. und 11. Armeekorps ist er wenigstens teilweise wiederaufgehoben worden. Das Oberkommando in den Marken behauptet, gute Erfahrungen gemacht zu haben. Das „Zentralblatt für Berufsvormundschaft" führt Mißerfolge in anderen Bezirken auf Mangel des zur Anwendung gebrachten Systems zurück. Mehrfach aber wird gemeldet, daß sich eine starke Abwanderung der Jugendlichen bemerkbar macht, die sich auf solche Weise dem Sparzwange zu entziehen suchen. Das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften" hebt hervor, daß die Klage über Abwanderung der Jugendlichen aus den mit Sparzwang belegten Gebieten in sparzwangfreie Landesteile mit der Behauptung günstiger Wirkungen des Sparzwanges in unlösbarem Widerspruche stehe. Einen wie bedenklichen Umfang die Abwanderung der Jugendlichen bereits angenommen haben muß, geht daraus hervor, daß Arbeitgeber, in der Furcht, ihre jugendlichen Arbeitskräfte zu verlieren, von dem Oberkommando in den Marken Maßnahmen gegen deren Abwanderung verlangen. Das preußische Kriegsministerium will sein Entgegenkommen durch Ausdehnung des Sparzwanges auf das ganze Reich beweisen und so überall gleichwertige Verhältnisse schaffen. Es hat nach dem „Korrespondenzblatt der Gewerkschaften" bei sämtlichen Generalkommandos die allgemeine Einführung des Sparzwanges für das Reich angeregt. Das Organ der Gewerkschaften bezweifelt, daß mit der allgemeinen Einführung des Sparzwanges der gewollte Zweck erreicht wird. Die zu Ausschweifungen neigenden Elemente unter den Jugendlichen würden dadurch kaum getroffen und zu vernünftiger Lebensweise geführt. Eher sei zu befürchten, daß sie sich die zur Befriedigung ihrer Neigungen erforderlichen Mittel auf andere und wenig einwandfreie Art verschaffen. Ueberdies müsse das Empfinden der einen ordentlichen Lebenswandel führenden Jugendlichen verletzt werden, wenn sie durch den Sparzwang unter eine Art Vormundschafft gestellt werden. Inzwischen scheinen sich aber die maßgebenden Stellen doch davon überzeugt zu haben, daß die Nachteile des Jugendsparzwangs seine Vorteile überwiegen. Das Kriegsministerium hat nämlich nach Mitteilung der „Arbeiterjugend" neuerdings auf eine Eingabe der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands geantwortet, „daß unter dem 15. November 1916 eine ergänzende Verfügung an die stellvertretenden Generalkommandos ergangen ist, wonach die Maßnahme des Sparzwanges nur auf solche Jugendliche angewendet werden soll, deren Lebenswandel eine zwangsweise Einwirkung notwendig macht". In bezug auf die übrigen Jugendlichen heißt es in der Antwort, daß diese Bestimmungen „nicht genereller Natur sind, sondern von den Herren stellvertretenden kommandierenden Generalen nur an den Orten und in dem Umfang angeordnet worden sind, wo und wie die Verhältnisse es für geboten erscheinen ließen. Hierin eine Aenderung eintreten zu lassen, liegt für das Kriegsamt keine Veranlassung vor". Die Kritik in der Presse und in den Gewerkschaftsversammlungen an diesen Zwangserlassen ist somit nicht vergeblich gewesen.

Vorbildliche Zusammenarbeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Am stärksten durch den Krieg geschädigt ist wohl das Baugewerbe und die dazu gehörigen Nebengewerbe. War es anfangs des Krieges die Arbeitslosigkeit, so später die Sorge um die vielen Kriegsbeschädigten und sonstige gemeinsame Aufgaben, die die Ursachen zur Gründung der sogenannten Arbeitsgemeinschaften gaben. Nachdem schon im April 1916 die Organisationen des Holzgewerbes vorangegangen waren, nahmen Ende 1916 auf Veranlassung des Verbandes der Maler, Lackierer und Anstreicher die Organisationen des Malergewerbes auf einer Konferenz in Berlin Stellung zur gemeinsamen Gewerbeförderung. Die Arbeit, die auf dieser Tagung geleistet wurde, ist von erheblicher Bedeutung, namentlich für die Zukunft, und die beschlossenen Richtlinien zeigen, daß sich trotz des vorhandenen Gegensatzes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer viele gemeinsame Berührungspunkte finden, die im beiderseitigen Interesse liegen. Die Richtlinien sind in den Grundzügen die folgenden: 1. Sicherung und Ausbildung eines körperlich und beruflich leistungsfähigen gewerblichen Nachwuchses durch Ueberwachung des Lehrlingswesens und durch eine den bestehenden Verhältnissen angemessene Entschädigung. 2. Hebung der fachlichen Leistungsfähigkeit der Lehrlinge und Gehilfen im Malergewerbe. 3. Förderung des Bedürfnisses nach gediegener Arbeit und größeren kunstgewerblichen Ansprüchen an das Malergewerbe. 4. Rechtzeitiges Wirken bei den zuständigen Behörden und in Betracht kommenden Fabrikanten und Händlerkreisen für die Beschaffung der erforderlichen Rohstoffe durch Aufhebung von Beschlagnahmen und genügende Einfuhr. 5. Förderung des Wiederauflebens der Geschäftstätigkeit und die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit nach Kriegsabschluß. 6. Pünktliche Verteilung der vorliegenden Arbeiten auf alle Zeiten des Jahres. 7. Beschaffung etwa notwendiger Arbeitskräfte und deren Verteilung auf die verschiedenen Teile des Reiches unter Berücksichtigung der Verhältnisse im Ausland. 8. Ausbau und Verallgemeinerung einer geregelten Arbeitsvermittlung durch Förderung unparteiisch tätiger Nachweise, die unter dem notwendigen Einflusse der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände stehen. 9. Bekämpfung der Preisunterbietung und Förderung einer Preisgestaltung, die Meistern und Gehilfen eine angemessene Lebenshaltung sichert. — Zur Durchführung der vorstehenden Vereinbarungen erklärten die beteiligten Meister- und Gehilfenverbände es für eine zwingende Pflicht, daß jeder Meister und Gehilfe einem dieser Verbände als Mitglied angehört. Ueber die endgültige Regelung und die Annahme dieser weitgehenden Sätze werden die in Betracht kommenden Organisationen erst noch befinden.

Büchertisch

Paul Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten, Band 7—9. Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. (1.—3. Teil.) Herausgegeben vom „Kunstwart". Callwey, München. Brosch. 6 M., geb. 7,50 M. pro Band.

Schultze-Naumburg läßt nach einer Pause von seinen vortrefflichen Kulturarbeiten drei neue Bände erscheinen, die die Tätigkeit des Menschen an der Umgestaltung der Erdoberfläche auf ihre wirtschaftlichen und allgemein ethischen Werte untersuchen. Er behandelt im 1. Teil Wege und Straßen und die Pflanzenwelt, im 2. den geologischen Aufbau und die Nutzbarmachung der Mineralien und die Wasserwirtschaft, im 3. Teil, der in kurzer Zeit erscheinen soll, Industrie und Siedlungen. Da die Art des Buches aus den bisherigen 6 Bänden bekannt ist, geht man mit bestimmten Erwartungen an die Lektüre, die auch erfüllt werden. Zwar gibt es einzelne Stellen, an denen ich dem Autor nicht zustimmen kann, so die Erklärung des Bildes Nr. 20 auf Seite 31. Indessen, Einzelheiten tun nichts zur Sache. Die Hauptsache ist und bleibt seine Gabe, mit ein paar Worten oft in zwei Zeilen ein Bild zu erklären, an guten und schlechten Beispielen zu zeigen: „Das ist schön, das ist häßlich; das ist der Ausdruck einer reinen Lebensauffassung, das ist der Ausdruck einer Gesinnung, der nur das gilt, was in Geld umzusetzen ist." Besonders gelungen sind die Erklärungen der Bilder 27, 49, 53 im 8. Band; und die Stellen, wo er von der Schönheit der alten Werkkanäle, oder des Steinbruchs, oder des Solitärs spricht. Doch höher zu werten als die reiche Fülle gelungener Einzelbemerkungen ist der Geist, dessen Wirken ich auf jeder Seite spüre: der Geist eines Mannes, der ehrlich und herzlich bemüht ist, die Menschen von heute zu unersetzlichen Werten, die ihnen in der Hast und Unruhe der Uebergangszeit verlorengegangen sind, wieder zurückzuführen. Selbstverständlich ist es ihm, darauf hinzuweisen, wie die anscheinend rein ästhetischen Fragen aufs innigste mit ethischen Problemen verknüpft sind, die für unsere ganze Kultur entscheidend sind.

Franz Oswald.

Zwei Brüder. 2 Bändchen: Leutnant d. R. Heinz von Rohden. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1916. 212 Seiten. Brosch. 2 M.

Feldpostbriefe zeigen einen Aufstieg aus begeistertem Kunstgenuß und Wissenschaftsbetrieb und edelster Geselligkeit heraus zum einsamen Höhenweg der freien Tat und des pflichtmäßigen Gehorsams und des demütigen Glaubens. Am Beispiel der Entwicklung des Theologiestudenten Heinz von Rohden, der als Leutnant in Galizien fällt, erkennen wir die Kräfte, die in der deutschen akademischen Jugend lebendig wirksam sind. F. O.

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung der Naumann-Weber-Heile-Reden ins Feld: 75 Pfg.: Gefreiter B. im Felde, **3,50 M.:** Oberlehrer Sch. in H., **6 M.:** Fabrikbesitzer F. in H., **12 M.:** Fräulein E. D. in E.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg; für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Feldauflage der heutigen Nummer liegt das dritte Flugblatt des Verlages **Hermann A. Wiechmann in München** „Zur Kampf gegen den Unfug auf dem Gebiete der Postkarte" bei. Wir bitten um eingehende Durchsicht des Prospektes.

1. März 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 9

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Polnische Schwierigkeiten. — **Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A.:** Der Ausgleich zwischen den Preisen der tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel. — **Univ.-Prof. Dr. Robert Wilbrandt:** Am Tage der Heimkehr. — **Univ.-Prof. Dr. Spranger:** Gedanken über Organisation. — **Gottfried Traub:** Flügel. — **Dr. Walther Schotte:** Friedrich Katzler. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 18. Februar.

Soweit man aus dem dunklen Gewirr von Nachrichten, die von Amerika zu uns gelangen, sich ein Bild machen kann, so scheint die Entwicklung langsam aber sicher einer Kriegserklärung entgegenzugehen. Nachdem einmal das amerikanische Wirtschaftsleben die Störungen des Seeverkehrs zu erleben angefangen hat, wächst die Nervosität im allgemeinen und wird von den englisch beeinflußten Blättern in starker Absichtlichkeit vermehrt. Was bis heute die Kriegserklärung aufhält, ist, wie es scheint, erstens der Mangel eines geeigneten grellen Versenkungsfalles, über den man ein Indianergeheul anstimmen kann, zweitens aber der unfertige Zustand der eigenen amerikanischen Hafenbewachung und Kriegsflotte. Die Kriegsflotte muß erst aus verschiedenen Teilen der Welt zusammengeholt werden. Darüber hinaus aber ist es offenbar noch ganz unsicher, was die amerikanische Regierung als Krieg verstehen wird, wenn sie ihn einmal erklärt. Es heben sich verschiedene Möglichkeiten voneinander ab. Die amerikanische Regierung kann sich darauf beschränken, amerikanische Handelsschiffe zu bewaffnen und durch Panzerkreuzer nach England und Frankreich begleiten zu lassen, wobei Zusammenstöße mit deutschen Unterseebooten nicht vermieden werden würden; oder die amerikanische Regierung kann einen Schritt weiter gehen und kann ihre Staatswerkstätten und ihre Staatsfinanzen in den Dienst der englischen Kriegführung stellen, es zugleich auch ihren Bürgern erlauben, sich freiwillig in die englische Armee aufnehmen zu lassen; oder die amerikanische Regierung geht noch einen Schritt weiter und bereitet selbst ein großes Heer vor, für dessen Ausrüstung und Munition sie mit eigenen Mitteln sorgt. Der letztere Fall bringt für die Entente-Mächte gewisse Schwierigkeiten mit sich, weil während der Zeit, in der die amerikanische Armee auf die Beine gestellt wird, die Lieferung von Munition, Fahrzeugen und Maschinen, wohl auch von verarbeiteter Wolle und Leder unterbrochen oder wenigstens verkürzt werden müßte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Amerikaner, wenn sie wollen, einen Krieg großen Stiles führen können, aber daß sie dazu etwa ein Jahr Vorbereitungszeit brauchen. Die Frage der Ententemächte ist, ob sie im Vertrauen auf die späteren großen Leistungen der Amerikaner dieses eine Jahr werden warten können und wollen. Der Washingtoner Vertreter des „Petit Parisien" kommt zu dem Ergebnis, die amerikanische Regierung werde zwar ihre künftigen Verbündeten stärker mit Munition, Lebensmitteln und Geld unterstützen, aber keine Soldaten nach Europa senden.

Natürlich beschäftigen sich auch die Japaner mit dem Aufsteigen des militärischen Imperialismus in Amerika. Wenn nämlich Amerika aus Anlaß des jetzigen europäischen Krieges sich zu einem Militärstaat erster Klasse entwickelt, dann hat das ohne weiteres in der Zukunft auch Folgen auf der anderen Seite des Erdteils. Es ist sehr wahrscheinlich, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt eine Verschärfung der Gegensätze zwischen Japan und Amerika durch Englands Vermittlung vermieden wird, und diejenigen Beurteiler dürften nicht recht haben, die von einem Austreten Japans aus dem Zehnstaatenverband sprechen. Vor solchen falschen Hoffnungen kann nur gewarnt werden. Immerhin ist nicht undenkbar, daß der Umfang der amerikanischen Rüstungen einigermaßen durch heimliche Abmachungen mit England und Japan begrenzt wird.

Deutschland hat den spanischen Frachtschiffen freie Durchfahrt nach dem französischen Hafen Cette gestattet, was in Spanien mit Befriedigung aufgenommen wird.

Montag, 19. Februar.

Staatssekretär Lansing hat Erklärungen über den alten Vertrag zwischen Amerika und Deutschland vom Jahre 1799 gegeben, die für den Fall eines Krieges wertvoll und interessant sind. Da jener alte Vertrag enthält, daß im Kriegsfall die beiderseitigen Bürger wie Einwohner neutraler Länder behandelt werden sollen, soweit ihre persönliche Freiheit und ihr Eigentum in Frage kommen, und daß sie auch während des Krieges im feindlichen Lande verbleiben können, solange sie wünschen, so will das amerikanische Staatsdepartement auch jetzt im Kriegsfall weder deutsche Schiffe noch sonstiges deutsches Privateigentum beschlagnahmen noch für sich brauchen, unter der Voraussetzung, daß man auf deutscher Seite dasselbe Verfahren einhält. Wenn es wirklich gelingt, einen Krieg mit dieser korrekten Unterscheidung zwischen öffentlichem und privatem Eigentum zu führen, so würde das für die Geschichte menschlicher Gesittung ein bedeutsamer Vorgang sein. Man kann überhaupt mit einer gewissen Spannung darauf blicken, wie sich die humane republikanische Theorie der Amerikaner mit den harten Notwendigkeiten des Krieges auseinandersetzt. Meist steht in solchen Fällen die Theorie am Anfang und die entgegengesetzte Praxis am Ende.

Die französischen Kriegsanleihen betragen seit Anfang des Krieges etwas über 80 Milliarden Frank, von denen 58 Milliarden reine militärische Ausgaben sind. Auf den einzelnen Monat kommen jetzt 3 Milliarden. Der Ausfall an Steuern macht etwa 1/6 des gewöhnlichen Staatseinkommens aus. Die zurzeit in Umlauf befindlichen Staatsschatzscheine erreichen 13 Milliarden. Der Finanzminister Ribot sagt, es sei nicht ohne Gefahr, wenn man von dem Auslande sowohl für Nahrungsmittel wie für Kriegsmaterial so abhängig sei, wie augenblicklich Frankreich. — Hält man sich diesen französischen Finanzbericht vor Augen, so ist man fast geneigt dafür dankbar zu werden, daß wir ein viel abgeschlosseneres wirtschaftliches Dasein im Kriege führen können. Natürlich werden auch wir bei Kriegsschluß eine bedeutende Verschuldung an das Ausland herstellen müssen, um unsere schmal gewordenen Vorräte wiederaufzufüllen; aber der Grad der Ab-

Digitized by Google

hängigkeit vom Ausland, in den Frankreich gerät, werden wir selbst bei ungünstiger Entwicklung voraussichtlich nicht erreichen.

Dienstag, 20. Februar.

Die Kämpfe an der französischen Front, die trotz winterlichen Nebelwetters an der Ancre und in der Champagne fortgesetzt werden, sind sicherlich nicht weniger ernst und anstrengend als sonst; noch aber ist alle Aufmerksamkeit auf die Vorgänge des Seekampfes gerichtet.

Im Sperrgebiet des Mittelmeeres wurden in den letzten Tagen durch Unterseeboote eine größere Anzahl wertvoller feindlicher Schiffe versenkt, darunter ein vollbesetzter großer italienischer Truppentransportdampfer, zwei bewaffnete Dampfer von 3000 und 4500 Tonnen mit wichtiger Ladung für Saloniki, ein italienischer Dampfer von 4200, ein französischer von 3200 Tonnen usw. Derartige Berichte kommen beständig aus den verschiedensten Gebieten der Seesperre; sie im einzelnen nachzuprüfen, ist wahrscheinlich kaum für die Marinebehörden möglich, sicher nicht für uns andere Leute. Wie groß der Einfluß des Unterseebootes auf den Schiffsverkehr im allgemeinen ist, läßt sich auch deshalb nicht feststellen, weil hier offenbar mit verschleierten Ziffern gearbeitet wird. Aus Frankreich wird gemeldet, daß die Schiffseingänge um 18 oder 20 v. H. geringer geworden seien als in der Periode vor dem neuen deutschen Unterseebootkrieg. Ob dabei aber die Einfahrten jedes kleinen Fischerkahnes mitgezählt sind, wird nicht bemerkt.

Der Passagierdienst zwischen Norwegen und Amerika ist bis auf weiteres eingestellt. Die Engländer haben die Kohlensperre gegenüber Norwegen grundsätzlich aufgehoben, haben aber die Lieferung von Kohlen an die Bedingung geknüpft, daß die betreffenden norwegischen Schiffe in irgendeiner Weise der englischen Zufuhr dienstbar sein müssen. Großen praktischen Wert wird die Aufhebung der Kohlensperre voraussichtlich nicht haben, da zurzeit die Mannschaften sich weigern, das Blockadegebiet durchfahren zu wollen.

Mittwoch, 21. Februar.

Nach langer Zeit erfährt man wieder einiges vom Kampfgebiet in Mesopotamien. Die Engländer verkündigten Anfang Februar, daß sie die Türken vollständig eingeschlossen hätten und vor sich hertrieben. Jetzt teilen die Türken selbst mit, daß sie durch Wechsel des Flußufers, der ohne jede Behinderung im richtigen Augenblick erfolgte, sich den Engländern entwunden haben und ihrerseits imstande waren, die Engländer zu zwingen, sich um 10 Kilometer zurückzuziehen. Soviel wir sehen, haben die Türken südlich von Kut el Amara einiges Gebiet aufgegeben, besitzen aber noch heute den Ort. Die Engländer haben sich eine schmalspurige Eisenbahn vom Meer bis an ihre Kampfstellungen gebaut.

Während die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika beendigt sind, ist bis heute der diplomatische Verkehr zwischen Amerika und Oesterreich-Ungarn noch vorhanden, obwohl die österreichischen Unterseeboote im Mittelländischen Meer genau dasselbe tun, was unsere Unterseeboote im Atlantischen Ozean vollführen. Der amerikanische Botschafter in Wien, Penfield, verkehrt noch mit dem Minister des Auswärtigen Grafen Czernin. Es findet zwischen beiden Regierungen ein Notenwechsel statt.

In der Haushaltskommission des Deutschen Reichstags berichten die Staatssekretäre Zimmermann, von Capelle und Helfferich über die politische Lage. Der Vertreter des Marineamts v. Capelle sagt, daß die Erwartungen, die die Marine auf den uneingeschränkten U-Boot-Krieg gesetzt habe, nicht nur erfüllt, sondern übertroffen worden seien. Mit bestimmten Zahlen hervorzutreten, sei unmöglich, da viele unserer U-Boote noch nicht heimgekehrt sind. Die englische Nachricht vom Untergang mehrerer deutscher Unterseeboote ist bis heute in keiner Weise bestätigt.

In privaten Besprechungen wird vielfach erörtert, daß es ein widersinniger Zustand ist, wenn zurzeit an der langen Grenze zwischen Oesterreich und dem Deutschen Reiche, vom Bodensee bis hinein ins polnische Okkupationsgebiet, die beiderseitigen Zollwächter bestehen bleiben. Praktisch hat die Zollerhebung zwischen Deutschland und Oesterreich während des Krieges gar keinen Zweck mehr, da alle Hauptartikel beschlagnahmt sind oder unter öffentlicher Kontrolle stehen. Während man auf Grund des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst den Privatbetrieben oft sehr notwendige Arbeitskräfte entzieht, werden viele Tausende von kriegstüchtigen Männern durch eine fast vollständig unnütz gewordene Tätigkeit von der Kriegsleistung abgehalten.

Donnerstag, 22. Februar.

Nachdem die griechische Regierung sich vor dem Regiment der fremden Gesandten hat beugen müssen, setzte ein Teil der Zeitungen den Kampf gegen die Erdrücker der Neutralität fort. Jetzt haben nun die Gesandten die Aufmerksamkeit der Regierung darauf gelenkt, daß die Presse sich keine Uebergriffe erlauben dürfe. Die Blockade ist noch nicht aufgehoben. Die tägliche Brotration ist auf 125 Gramm schlechter Qualität herabgesetzt. Auf den Inseln, die sich zu Venizelos halten, wurde Mehl verteilt. So belohnt man die sogenannte gute Gesinnung.

Eine Munitionsexplosion in Archangelsk am 27. Januar soll eine furchtbare Katastrophe gewesen sein, die Tausende von Menschenopfern forderte. Das Munitionslager, das in die Luft gesprengt wurde, war nach dem Bericht der dänischen Zeitung „Politiken" zwei Kilometer lang und einen Kilometer breit. Die Explosion erfolgte in einzelnen Stößen. Der Materialschaden wird auf mehrere hundert Millionen Rubel veranschlagt. Ursache unbekannt.

Es wird von Verhandlungen gesprochen, die unter englischer Vermittlung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten stattfinden. Die Japaner würden, soviel man erfährt, bereit sein, während eines amerikanisch-deutschen Krieges ruhig zu bleiben, wenn die Vereinigten Staaten grundsätzlich auf Besitzansprüche im Großen Ozean und an der asiatischen Küste verzichten wollen. Neben der Monroedoktrin der Amerikaner müsse eine ähnliche Formel für die Asiaten gefunden werden.

Freitag, 23. Februar.

Jeder Tag bringt irgendeine neue Verordnung Englands über die Untersuchung und Kohlenversorgung neutraler Schiffe. Jedes neutrale Schiff, welches unter Umgehung Englands einen neutralen Hafen zu erreichen sucht, gilt ohne weiteres als feindlich. In England liegende holländische Schiffe werden nur dann zur Ausfahrt zugelassen, wenn andere holländische Schiffe eingetroffen sind, damit es den Holländern nicht möglich ist, ihre Handelsflotte aus der englischen Gewalt zurückzuziehen.

Zwischen den deutschen Regierungen und der Schweiz finden Erörterungen statt über die Wiedereröffnung der Schiffahrt auf dem Rhein zwischen Mannheim und Basel. Die Schweiz wünscht sehr, diese Schiffahrtsstraße zu erhalten. Privatnachrichten eines Freundes zufolge, der vor kurzem die Schweiz bereist hat, sind dort zurzeit die Ernährungsverhältnisse viel besser, als man bei uns im allgemeinen geglaubt hat.

Auch im bayrischen Abgeordnetenhaus wird über Wasserfragen verhandelt. Man will möglichst die Pläne der zukünftigen Kanalverbindung zwischen Rhein und Donau fertig haben, wenn hinter dem Kriege die Arbeitskräfte heimkehren. Die Durchführung des Großschiffahrtsweges von Mainz über Aschaffenburg und Bamberg nach Passau ist in vollem Sinne des Wortes eine mitteleuropäische Angelegenheit. Als solche wurde sie ebenso vom Verkehrsminister v. Seidlein wie vom Abgeordneten Professor Günther behandelt.

Im norwegischen Abgeordnetenhaus spricht sich der Kammerpräsident Mowinckel über den Druck aus, den gerade Norwegen von englischer Seite erfahren hat. Die Sperrung der Zufuhr des elektrolytischen Kupfers aus dem neutralen Amerika sei benutzt worden, um das Abkommen über Schwefelkies zu erzwingen. Das englische Kohlenverbot sei als „Strafe" unbillig

streng, besonders im Hinblick auf die unschätzbaren Dienste, die die norwegische Handelsflotte England leiste. „Dagbladet" schreibt, die unbilligen englischen Bedingungen für Lieferung von Bunkerkohle müßten auf den großen Schwierigkeiten Englands beruhen, seine versprochenen Lieferungen an Frankreich auszuführen; deshalb sollten jetzt norwegische Schiffe zu den Kohlentransporten nach den Kanalhäfen gezwungen werden.

Für Holland bedeutet die neue englische Kohlenverordnung einen monatlichen Verlust von etwa 220 000 Tonnen Kohle, falls die holländischen Schiffe sich nicht verpflichten, im englischen Dienste zu fahren. Derartige englische Zwangsmaßregeln werden als völkerrechtlich zulässig angesehen, weil das bisherige sogenannte Völkerrecht nicht auf die Idee gekommen ist, daß eine Nation einer anderen derartige peinliche und demütigende Bedingungen stellen könnte.

Sonnabend, 24. Februar.

Im Deutschen Reichstag sind gestern weitere 15 Milliarden Kriegskredite von allen Parteien, außer der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, bewilligt worden. Damit haben die Kriegsbewilligungen die Höhe von 79 Milliarden erreicht. Bei der Begründung dieser erneuten hohen Finanzforderung wurden vom Reichsschatzsekretär Graf Roedern folgende Ausführungen gemacht: Im Durchschnitt der Monate Oktober bis Januar haben bei uns die nachgewiesenen außerordentlichen Ausgaben im ganzen 2,6 Milliarden Mark betragen. Die Kriegsausgaben der Erde haben im gegenwärtigen Zeitpunkt schon 300 Milliarden überschritten, wovon auf uns und unsere Bundesgenossen nicht mehr als 100, auf die Entente aber 200 entfallen. Die Anspannung der Kriegskosten wird in den nächsten Monaten nicht nachlassen. Wir werden im nächsten Monat wieder mit einer Anleihe an den Markt herantreten müssen. Ich hoffe, der Reichstag wird durch seine Stellungnahme zu den Steuervorlagen dartun, daß er mit dem Bundesrat gewillt ist, den Anleihezeichnern Sicherheit dafür zu gewähren, daß sie auf pünktliche Verzinsung des von ihnen gegebenen Geldes aus den laufenden Einnahmen des Reiches rechnen können. Wir werden uns bemühen, in der Uebergangszeit nach dem Kriege die Flüssigmachung der in Anleihen fest angelegten Beträge zu erleichtern. Ich schöpfe das Vertrauen in unsere wirtschaftliche Zukunft aus der ungebrochenen Kapitalkraft unseres Volkes, aus der rapiden technischen Fortentwicklung, wie wir sie gerade im Kriege beobachten können, und aus dem festen Willen aller produktiven Kreise, das, was in diesem Kriege eingerissen ist, in gemeinsamer Arbeit wieder aufzubauen. Für die Kapitalkraft dienen als Beweis die Zunahme der Sparkasseneinlagen, die im Jahre 1916 die dritte Milliarde überstiegen haben, ferner die Erhöhung der Depositengelder bei unseren Banken und schließlich die Uebersicht über die Ergebnisse der Aktiengesellschaften. — Vor der Abstimmung über die neuen Kriegskredite erklärt Abgeordneter Ebert im Namen der sozialdemokratischen Mehrheit, daß die „deutsche Sozialdemokratie" in fester Entschlossenheit ausharren will bis zur Erreichung eines die Lebensinteressen des deutschen Volkes sichernden Friedens.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 18. Februar.

Ich fahre zur Einleitung der Arbeit einer Frauenmeldestelle und Fürsorgevermittlung im Anschluß an die Hilfsdienstmeldestelle nach Lübeck. Es ist wieder winterlich. Schnee draußen, und in den ungeheizten Wagen diese eingeschlossene Frostigkeit, die es einem kälter erscheinen läßt, als es wirklich ist. Um so ermutigender ist es zu sehen, wie immer noch wieder die Menschen mit frischer Tatkraft und elastisch trotz aller Ueberlastung neue notwendige Aufgaben anfassen. Der Wille und die Energie, die aufgeboten werden, sind um so staunenswerter, als ihnen gar keine körperliche Unterstützung zu Hilfe kommt. Für die meisten, die zu [illegible] verantwortlicher Stelle stehen, sind die drei Weihnachtstage die längsten Ferien des Jahres 1916 gewesen, und trotzdem fühlt man: diese Spannkraft wird allem Notwendigen standhalten, ruhig, einfach und pflichtbewußt.

Montag, 19. Februar.

Verhandlungen in fachkundigem Kreise über die Möglichkeit, gelernte Arbeit durch ungelernte zu ersetzen. Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit der technischen Hilfsmittel, durch welche man den Arbeitsprozeß der Natur den vorhandenen Kräften angepaßt hat. Man hat einen starken Eindruck davon, wie sehr die Entwicklung der Technik den äußeren Bedingungen, als unausgesetzter Anpassungsvorgang, folgt.

Der 7-Uhr-Ladenschluß bewirkt hier eine vollkommene Stille der Straßen schon um 8 Uhr. Es ist so ausgestorben wie sonst um Mitternacht.

In Berlin beginnt die landwirtschaftliche Woche. Helfferich hat in seiner Begrüßung mit starken Worten von der Weltschicksalswende der nächsten Monate gesprochen, Worte, die vielleicht manchem helfen werden, wieder ganz und wahrhaft zu erfassen, daß Festhalten oder Versagen der nächsten Zeit für Jahrhunderte hinaus der Geschichte die Richtung geben wird. Wie macht man es, daß dies Bewußtsein allenthalben diese gewisse Abstumpfung durchdringt und mindestens allen denen ganz die Seele füllt, die ihrer Bildung nach imstande wären, die Verantwortung jedes einzelnen vor der Geschichte zu ermessen. Wie oft geht auch ihnen dies Gefühl verloren in dem Näheren, Alltäglicheren, was jede Stunde bringt.

Dienstag, 20. Februar.

Im Preußischen Abgeordnetenhaus kommen beim Baueat zwei wichtige handels- und industriepolitische Zukunftsfragen zur Sprache: Verstaatlichung der Elektrizitätserzeugung und Ausbau der Wasserstraßen. In der Frage des Elektrizitätsmonopols deuteten die Worte des Ministers, daß wir nach dem Kriege möglichst bald in der Lage sein müßten, die in der Elektrizität vorhandene Quelle wirtschaftlicher Kraft in reichstem Maße zur Verfügung zu stellen, erkennbar die Richtung, in der man gehen wird: Vereinfachung und Vereinheitlichung der Erzeugung durch staatliches Eingreifen unter möglichster Schonung vorhandener Interessen, insbesondere der Kommunen. Hinsichtlich des Güterverkehrs wurde übereinstimmend ein großzügiger Ausbau der Wasserstraßen gefordert. Es gibt ja auch kaum eine drastischere Widerlegung aller Kanalgegner als die gegenwärtigen Zustände. Wir können gar nicht genug Bewegungsmöglichkeiten für Menschen und Güter haben!

In Hamburg sind nun die Annahmestellen für getragene Kleidung eingerichtet: „Bewirtschaftung getragener Kleidung". Man wird ermahnt, auch getreulich abzuliefern. Der Kohlenverkauf ist so geregelt, daß bei den Verkäufen ab Lagerplatz, Bahnhof oder Schule nicht mehr als 50 Liter oder 75 Briketts geholt werden dürfen.

Mittwoch, 21. Februar.

Ein Telegrammwechsel zwischen dem Vorsitzenden der amerikanischen Gewerkschaftsverbände und dem deutschen Gewerkschaftsführer Legien wird jetzt veröffentlicht. Legien hat in der Nacht vom 8. zum 9. Februar folgendes Telegramm bekommen:

„Legien, Berlin. Können Sie nicht auf die deutsche Regierung einwirken, daß ein Bruch mit den Vereinigten Staaten vermieden und hierdurch ein allgemeiner Konflikt verhindert wird?"

Am 9. Februar ist die folgende Antwort auf das Telegramm an Gompers abgegangen:

„Gompers Afel Washington.

Die deutsche Arbeiterklasse hat seit Kriegsbeginn für den Frieden gewirkt und ist gegen jede Kriegserweiterung. Die Ablehnung des deutschen aufrichtigen Angebots sofortiger Friedensverhandlungen, die Fortsetzung des grausamen Aushungerungskrieges gegen unsere Frauen, Kinder und Greise, des Feindes offen eingestandene, auf Deutschlands Vernichtung gerichtete Kriegsziele haben die Verschärfung des Krieges herausgefordert. Eine Einwirkung meinerseits auf die Regierung ist nur erfolgversprechend

wenn Amerika England zur Einstellung des völkerrechtswidrigen Aushungerungskrieges veranlaßt. Ich appelliere an die amerikanische Arbeiterschaft, sich nicht als Werkzeug der Kriegshetzer gebrauchen zu lassen und nicht durch Befahren der Kriegszone den Krieg zu erweitern. Die internationale Arbeiterschaft muß unerschütterlich für sofortigen Frieden wirken. Karl Legien."

Danach ist aber nichts weiter geschehen!

Die sächsische Regierung will zur Beschaffung von Wohnungseinrichtungen für 10 000 kriegsgetraute Paare Schritte tun und hat die Handelskammern deswegen befragt. Die Vorschläge gehen auf Darlehen, die mit Staatshilfe von den Gemeinden oder von Genossenschaften solchen Paaren gegeben werden sollen, die selbst eine Anzahlung geben können. Dabei taucht ein Plan, der Sozialpolitiker schon oft beschäftigt hat, wieder auf: der Plan einer gemeinnützigen Abzahlungsorganisation.

Donnerstag, 22. Februar.

Wir sehen die Troerinnen des Euripides in Werfels Bearbeitung. Seltsam, wie einem das Kunstwerk doch manchmal noch mächtiger als das stärkste, gewaltigste Leben eine seelische Tatsache vermitteln kann: hier die ungeheure Trostlosigkeit des Besiegten, der Furchtbarkeit der Niederlage, des Erliegens. Man fühlt — es gibt kein Hinwegkommen über dies moralische Zertretenwerden. Den wundervollen Sieg unzerstörbarer Menschenwürde, den Werfel in der Hekuba feiert, versteht man besser im Lesen als im Sehen; da erlebt man das andere, die Demütigung, zu stark mit, als daß man der Erhebung ganz folgen könnte.

Die Befugnisse des neuen preußischen Staatskommissars für die Ernährung werden so umschrieben daß das Wort „Diktator" auf ihn mehr anwendbar erscheint wie auf Herrn v. Batocki. Er wird seinen Sitz im Finanzministerium haben und möglichst einen besonderen Beamtenapparat, auf dem einfachsten Wege in enger Anlehnung an das Kriegsernährungsamt und in einer gewissen losen Verbindung mit dem Ressortminister, die durch Kommissare wahrgenommen wird, seine Entscheidungen treffen. Die Tätigkeit Dr. Michaelis' wird im wesentlichen in der Wahrnehmung einer schnellen und durch keinerlei bureaukratische Rücksichten komplizierten oder gehemmten Exekutive auf dem Gebiete des Volksernährungswesens bestehen. Den Beschlüssen des Gesamtministeriums ist er untergeordnet, hat jedoch das Recht, in allen Exekutivangelegenheiten unter Ausschaltung der Minister des Innern, des Handels und Gewerbes und der Landwirtschaft, auch der Kompetenz der Oberpräsidenten, der Regierungspräsidenten und der Landräte vorzugehen. Durch Eintritt des Dr. Michaelis in das Kriegsernährungsamt und die Uebertragung der Reichsgetreidestelle an ihn hofft man, Einigkeit im Vorgehen der Reichs- und der einzelnen Staatsbehörden zu erzielen.

Die Regierungsvorlagen über die neuen Steuern sind dem Reichstag zugegangen. Das lebhafteste Für und Wider wird voraussichtlich die Kohlensteuer hervorrufen, die sich steuertechnisch dadurch empfiehlt, daß ihre Erhebung (bei etwa 500 Produzenten) sehr einfach ist. Sie soll 500 Millionen erbringen. Aber auch die Verkehrssteuern werden Gegner auf den Plan rufen. Auch sie scheinen vom Gesichtspunkt möglichst einfacher Erhebungsmöglichkeit diktiert.

Ein neuer Kredit von 15 Milliarden wird beantragt.

Freitag, 23. Februar.

Ich bin in Berlin, wo es kälter ist und noch ganz ordentlich Schnee liegt. Die Schulkinder sind zur Straßenreinigung herangezogen und machen ihre Sache so über Erwarten verständig, wie die Jugend immer tut, wenn man ihr eine Verantwortung gibt. Mit einem Trupp Größerer, die mit viel Geschick die schwere eiserne Karre handhaben, trabt ein vorschulpflichtiger Knirps mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf und seinem Kinderschippchen über der Schulter. „Kriegst du auch 35 Pf.?" „Nee," sagen die Großen ernsthaft, „der ist ein Freiwilliger."

Im Reichstag Rede des Staatssekretärs zum 15-Milliarden-Kredit, der am Schluß gegen die Stimmen der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft bewilligt wird — ein Ausdruck der unbedingten Bereitschaft, den die noch nicht dagewesene Höhe des Kredits verstärkt.

Der Gesamtertrag der neuen Steuern soll 1¼ Milliarden ergeben.

Sonnabend, 24. Februar.

Bei der Rückfahrt nach Hamburg in noch stichdunkler Morgenfrühe fällt ein gesegneter Regen: Vorstellungen von freier Binnenschiffahrt, Kohlenzufuhr, milderem Wetter — — — Frühling ziehen einem durch den Sinn, während man — zu Fuß, weil noch keine Straßenbahnen unterwegs sind — im Nebel seinen Weg sucht. Und indem es ganz wenig zu dämmern anfängt, zwitschern auch richtig aus dem Efeu einer Häuserwand schon ein paar Vögel.

Im Preußischen Abgeordnetenhaus ist die Junggesellensteuer und die Steuererleichterung für kinderreiche Familien vom Finanzminister angekündigt.

Die Bestimmungen über unsere Wochenration, die Sonnabends in der Zeitung stehen, sind eine ganze Spalte lang und so kompliziert, daß sie ein ganzes Studium erfordern. Sehr schwer zu tragen ist der volle Ausfall der Kartoffeln und die Permanenz der Steckrübe bei gleichzeitiger, wenn auch geringer Herabsetzung der Brotration. Allerdings Erhöhung des Fleischanteils auf 350 Gramm. Unsereins kann die tägliche Steckrübenmahlzeit ohne Schwierigkeit aushalten, denn wir haben Lebensinhalte, die uns das Essen gleichgültig machen, und wir haben nicht körperlich schwer zu arbeiten. Aber wo die gute Mahlzeit eines der Glücksgüter darstellt und die Kräfte angespannt werden, ist das alles viel schwerer zu ertragen.

Naumann / Polnische Schwierigkeiten

Es scheint zurzeit nicht besonders angebracht, über die Einzelvorkommnisse der politischen Entwicklung im künftigen Königreich Warschau zu schreiben, da offenbar längst nicht alle dortigen Vorgänge und Stimmungen bei uns erkennbar sind und man in Gefahr bleibt, auf zufällige Aeußerungen allzuviel Wert zu legen. So viel aber kann gesagt werden, daß eine große Anzahl von Polen es sich noch immer sehr überlegen, ob sie die mitteleuropäische Hand ergreifen sollen oder nicht. Es gibt viele Passivisten, das heißt Leute, die zwar wegen der militärischen Besetzung und aus anderen Gründen von allen gegnerischen Handlungen absehen, oft auch gar nicht gegnerisch sind, die aber doch ihre eigene Person und Zukunft nicht mit der deutsch-österreichischen Neugründung in Verbindung bringen wollen. Für sie ist der geschichtliche Zeitpunkt des Aufstehens jetzt noch nicht gekommen. Sie warten ab, und durch ihr Warten verhindern sie den Erfolg der Aktivisten, von denen ein festeres Ergreifen der angebotenen Möglichkeit als das einzig richtige angesehen wird.

Man kann es menschlich begreifen, daß es Passivisten gibt, denn Polen hat schon mancherlei erlebt, und der Krieg ist noch nicht am Ende. Viele Polen besitzen Verwandte im russischen Heere, haben unter den Schrecken des bisherigen Krieges gelitten, halten eine russische Rückkehr nicht für unmöglich, empfinden keine besondere Vorliebe für die preußische Okkupation. Auch darf man sich bei weitem nicht alle Polen als politische Enthusiasten vorstellen, die nur ans Vaterland und nicht an ihr eigenes Gehöft oder Geschäft denken. Der todeseifrige polnische Patriot lebt sicherlich noch in der polnischen Legion fort, aber die Legende vom alten polnischen Freiheitshelden ist wohl mehr Vergangenheit als Gegenwart. Polen steht im Anfang einer modernen wirtschaftlichen Entfaltung, die sowohl beim Landmann wie bei

den Industriellen die Nützlichkeitsfragen in den Vordergrund schiebt. Solange nun der Zwang zum eigenen politischen und militärischen Handeln fehlt, läßt man den Dingen ihren Lauf: mag erst das große Gewitter sich austoben, so werden wir dann sehen, wie wir uns zurechtfinden!

Dazu kommt, daß einem Volke, das so lange Zeit hindurch von Rußland regiert wurde, die eigenen anerkannten Führer fehlen müssen. Woher sollen sie mit einem Male vorhanden sein? Es ist möglich, sogar sehr wahrscheinlich, daß Führertalente in der Bevölkerung schlummern, aber die Okkupationszeit ist wenig geeignet, daß sie sich kämpfend vor aller Augen emporarbeiten. Man besitzt also Notabilitäten, das will sagen: Männer, die durch Leistungen, Besitz und Familie etwas bedeuten, aber doch nur wenige, die fertige ausgeprägte politische Charaktere sind. Damit ist alle staatliche Willensbildung sehr gehemmt. Selbst die katholische Kirche tritt offenbar mit Absicht nicht als politische Macht auf. Auch sie wartet.

Wenn nun dieser passivistischen Stimmung ein vollkommenes ideales Ziel vorgehalten werden könnte, so wäre es sicher möglich, viele Unentschlossene zu wecken. Als ideales Ziel gilt der nationalen Bewegung hier wie überall der Zusammenschluß aller Volksgenossen zu einem einzigen, unbedingt souveränen Staate. Da wir Deutschen selbst eine Werdezeit des Nationalitätsgeistes hinter uns haben, so muß jeder geschichtskundige Deutsche für diesen *vollen Nationalitätsgedanken* an sich ein gewisses Verständnis haben. Wie man bei uns einst sang „das ganze Deutschland soll es sein", so tönt es nun ebenso auf polnisch: ein ganzes ungeteiltes Polen! Wir haben aber inzwischen in der Bismarckischen Zeit gelernt, daß die nationalen Staatsideale sich nur stückweise und nie ganz vollkommen verwirklichen, dieses geschichtliche Lernen fehlt jedoch bis heute vielen Polen. Sie stehen noch vielfach auf dem Standpunkt „alles oder nichts!" Das sieht sehr zielbewußt und radikal aus, verhindert aber oft jeden Erfolg überhaupt. Wenn die deutschen Patrioten dieses als ihre höchste Weisheit gehabt hätten, so würde heute das Deutschtum noch immer politisches Geröll in der Mitte des Erdteiles sein. Es war das Verdienst unseres größten politischen Führers, daß er uns die Kunst des Möglichen lehrte. Wer wird jetzt aufstehen können, um den Polen denselben Dienst zu tun? Kann jetzt ein *Meister der Praxis* auftreten, ohne von vornherein als ein Halber und Kleiner verschrien zu werden?

Die *Mischung von Passivismus mit Radikalismus* kommt auch sonst in der politischen Welt vor. Wir haben sie früher beim linken Flügel der bürgerlichen Demokratie und neuerdings auf der linken Seite der Sozialdemokratie gefunden. Man tut nichts, weil der wahrhaft große Tag noch immer nicht angebrochen ist, und klagt mehr die übrige Welt an als sich selbst. Dieser theoretisch umkleideten Passivität entgegenzuarbeiten ist in allen solchen Fällen die schwere, dornenvolle Aufgabe der Aktivisten, die dann als Opportunisten, Kompromißnaturen, Eintagspolitiker erscheinen, in denen aber trotz aller ihrer menschlichen Schwächen mehr Tapferkeit und Schöpfergeist zu sein pflegt als in den bloßen Verneinern.

Es ist sicher wahr, daß die gegenwärtigen Anfänge der Aufrichtung eines Königtums Warschau nicht von blendendem Glanze umgossen sind. Das müssen auch diejenigen zugeben, die den Erfolg des begonnenen Werkes wünschen. *Das geschichtlich notwendige Festhalten der beiden mitteleuropäischen Reiche an ihren seitherigen polnischen Bestandteilen* muß vom polnischen Nationalstandpunkt aus als eine starke Lücke ihres neuen Staates angesehen werden. Das wissen wir Reichsdeutschen sehr genau, denn wir haben zu den Deutschen in Oesterreich und anderen Grenzländern fast ebenso gestanden. Wir haben aber auch begriffen, daß es so sein mußte, wenn nicht die Auflösung Oesterreich-Ungarns und damit die Balkanisierung der Mitte des Erdteils eintreten sollte. Auch unsere deutschen Brüder in Oesterreich haben, wenngleich früher bisweilen mit Seufzen, begriffen, daß sie im vielsprachigen Oesterreich bleiben mußten, weil man Deutschland stärkte, wenn man Oesterreich kräftigte und umgekehrt. Polen kann nicht von Rußland freigemacht werden, indem gleichzeitig mit Nationalitätszerlegung in Mitteleuropa begonnen wird. Was eine fernere Zukunft bringen wird, ist uns allen verborgen, jetzt aber im Weltkrieg kann es keinen größeren Schritt zur Ablösung Polens von Rußland geben, als die Abtrennung des Königtums Warschau vom Osten und seine Angliederung an die Mitte. Wem das zu wenig ist, der wird Polen auf den Zustand des Wiener Kongresses zurückwerfen. Dann mag er sich bei Gott und aller Welt beklagen, aber er soll in seiner Anklage seinen eigenen Passivismus nicht vergessen.

Wenn ich es als feststehende Tatsache annehme, daß Preußen und Oesterreich ihre polnischen Bestände nicht an das noch ungewordene und unerprobte Königtum Warschau abgeben werden, so denke ich doch dabei nicht daran, *die Ausführungen des preußischen Ministers des Innern v. Loebell im Abgeordnetenhause* irgendwie unterschreiben zu wollen. Im Gegenteil bedauere ich diese Aeußerungen auf das lebhafteste und halte sie für unvereinbar mit der Politik der verbündeten mitteleuropäischen Regierungen. Die Proklamierung eines künftigen Königtums Warschau hat nur einen Sinn, wenn die Nationalität der Polen anerkannt wird. Aus welchem anderen Grunde trennen die beiden Kaiser das Gouvernement Warschau von Rußland ab, als um an dieser Stelle der polnischen Nation Gelegenheit zu geben, ihre eigene staatsbildende Kraft zu betätigen? Gegen einen solchen Plan konnte selbstverständlich der preußische Minister des Innern seine Stimme abgeben, solange es noch ein Plan war. Von da an aber, wo eine fertige Regierungshandlung vorlag, durfte und mußte man eine Einheitlichkeit der Regierenden erwarten. Es kann den Glauben an den Willen des Deutschen Kaisers und Reichskanzlers nur schwächen, wenn der Eindruck erweckt wird, als seien sie ihrer eigenen Ministerien nicht sicher. Auch die offenbaren großen Mängel der polnischen Redner können so wenig für das Peinliche des im Abgeordnetenhause erlebten Vorganges eine genügende Entschuldigung bieten, wie die abmildernden Bemerkungen der zweiten Polenrede des Herrn v. Loebell imstande sind, den bösen Eindruck der ersten Rede ganz zu verwischen.

Es versteht sich für jeden historisch denkenden Menschen von selbst, daß mit der Aufrichtung des Königtums Warschau eine *neue Einstellung des Verhältnisses zwischen Deutschen und Polen* in ganz Mitteleuropa erfolgen muß, wenn der Zweck des Entschlusses der zwei Kaiser nicht verfehlt werden soll. Bleibt das aus, dann behält der mit Radikalismus verbundene Passivismus in Warschau die Oberhand, dann wird die polnische Geschichte um ein neues Kapitel der Enttäuschungen bereichert, Europa aber behält eine offene Wunde.

Und man soll nicht glauben, daß eine polnische Ent-

Digitized by Google

täuschung nur in Polen fühlbar sein wird. Die Polen sind das stärkste westslawische Volk überhaupt. Wenn die mitteleuropäischen Mächte es nicht fertigbringen, jetzt in der Zeit so großer Umwandlungen mit den Polen eine völlig neue Rechnung anzufangen, so werden auch die anderen Westslawen keine Zuversichtlichkeit zu ihrer künftigen Bürgerstellung in Mitteleuropa gewinnen. Was das bedeutet, ist vielen Reichsdeutschen noch niemals recht zum Bewußtsein gekommen, wiewohl der Krieg Anlaß genug zum Nachdenken über diese Dinge gibt. Der Krieg begann wegen der serbischen Frage: Oesterreich-Ungarn will seine Serbokroaten behalten! Um dieser Frage willen ist unglaublich viel Blut vergossen worden. Sobald es uns gleichgültig war, was aus den Serben wurde, konnten wir uns den Krieg zurzeit wenigstens sparen. Wir verteidigten aber als Bundesgenossen die slawischen Bestandteile Oesterreich-Ungarns. Darin lag und liegt eine Stellungnahme zum westslawischen Problem. Zu demselben Problem gehört auch die polnische Frage. Jetzt steht es auf der Tagesordnung, ob wir die Westslawen mit unserer Zukunft verbinden können oder ob sie wieder Panslawisten werden. Keine leichte Sache! Die zwei Kaiser haben zu dieser Sache klug und groß gesprochen, aber noch nicht alle haben sie verstanden oder verstehen wollen.

Der Deutsche ist aus anderen Gründen für die Aufrichtung des Königtums Warschau als der Pole. Das liegt in der Natur der Dinge. Es gibt sowohl Deutsche wie Polen, die von der Aufrichtung noch nichts wissen wollen. Auch das ist nicht verwunderlich. Immerhin aber kann man sagen, daß die Aktivisten beider Nationen eine geschichtliche Aufgabe erkannt haben, die alles ihres Eifers und aller ihrer Anstrengungen wert ist. Es handelt sich um die endgültige Grenze Rußlands nach Westen.

Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A. / Der Ausgleich zwischen den Preisen der tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel

Unsere Kriegsernährungspolitik litt bisher an einem bedauerlichen Mangel an Folgerichtigkeit. Man erließ Verfütterungsverbote und Verfütterungsbeschränkungen in bezug auf Brotgetreide, Kartoffeln, Gerste, Hafer, Wruken, Hülsenfrüchte usw., richtete mehr oder minder eindringliche Mahnungen an die Landwirtschaft, diese Bestimmungen gewissenhaft zu beachten, da hiervon unser Durchhalten abhängig sei, ließ daneben aber Preise für Schlachtvieh, insbesondere für Rinder und Schweine, bestehen, die außerordentlich stark zur Uebertretung dieser Verbote anreizten, da bei der Verfütterung vielfach ein doppelt so hoher Ertrag für die in Frage kommenden Produkte zu erzielen war, als bei der Ablieferung und dem Verkauf zu den gesetzlichen Höchstpreisen.

Unter diesem Mangel an Folgerichtigkeit hat unsere Volksernährung bis jetzt außerordentlich stark gelitten, ja sie bildete und bildet auch jetzt noch die eigentliche Gefahr für unser Durchhalten! — Immer und immer wieder ist insbesondere von seiten der Fortschrittlichen Volkspartei im Reichstag wie auch in der Presse darauf hingewiesen worden, daß die Ernte, selbst eine mäßige Ernte, durchaus genügt, um das Volk ausreichend zu ernähren und vor Not und schlimmen Entbehrungen zu schützen, wenn man folgerichtig und entschlossen die menschliche Ernährung an die erste Stelle rückt, wenn man aus dem Ernteergebnis die für die menschliche Ernährung unbedingt erforderlichen pflanzlichen Nahrungsmittel: Kartoffeln, Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse usw. herausnimmt und die Tierhaltung so bemißt, daß sie mit den dann noch im Lande vorhandenen Futtermitteln in einem angemessenen Verhältnis steht. — Verbote, gute Ratschläge usw. versagen erfahrungsmäßig auf diesem Gebiete; auch der zwangsweise Eingriff in die Tierbestände ist unzulänglich und bedenklich, da dieser Eingriff mit Notwendigkeit zu spät kommen und außerdem immer mechanisch wirken muß. Das Unglück, d. h. die Verfütterung notwendiger Nahrungsmittel, ist dann in der Regel bereits geschehen. Bei dem mechanischen Eingriff aber werden oft Tiere dort weggenommen, wo sie sehr wohl noch mit Nutzen weiter gehalten werden könnten, während auf der anderen Seite den Landwirten wieder Tiere belassen werden, für die eigentlich kein Futter mehr zur Verfügung steht.

Das einzig geeignete und wirksame Mittel zur Regelung dieser Verhältnisse ist bei richtiger Abstufung zwischen den pflanzlichen und tierischen Produkten eine angemessene Preisgestaltung, die besondere Verfütterungsprämien vermeidet und die Ablieferung von Getreide, Kartoffeln usw. mindestens finanziell ebenso günstig erscheinen läßt, wie die Verfütterung an das Vieh. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

Wäre nach diesem volkswirtschaftlich eigentlich selbstverständlichen Grundsatz verfahren, so hätte das Volk eigentliche Not nicht zu ertragen brauchen, dann hätten wir Brot, Kartoffeln, Gemüse in reichlichem Maße für die Volksernährung zur Verfügung gehabt und an Fleisch, Fett, Milch usw. so viel, wie unsere Volkswirtschaft eben zu leisten vermag. Niemand braucht zu fürchten, daß in diesem Fall nicht genug Tiere gehalten und wirklich vorhandene Futtermengen nicht voll ausgenutzt würden. Denn das ist ja gerade das Bedenkliche an dem bisherigen System, daß die hohen Viehpreise zu einer übermäßigen Viehhaltung, zu einer übermäßigen Aufzucht anreizen, so daß die Befütterung der Tiere trotz des Uebergriffs auf die für die menschliche Ernährung unbedingt notwendigen Erzeugnisse ungenügend und unrationell ist, daß sie für menschliche Ernährung nur außerordentlich geringe Erträge liefert und daß der größte Teil des Futters als „Unterhaltungsfutter" verwendet und damit im Hinblick auf die Volksernährung vergeudet wurde. Nicht auf die Zahl der Tiere, sondern auf ihre ausreichende Befütterung kommt es an, da diese nur dann einen Ertrag an Fleisch und Fett geben, wenn außer dem Unterhaltungsfutter ein „Ueberschußfutter" gegeben wird.

Daß der Ertrag des deutschen Bodens, auch bei mäßiger Ernte, durchaus ausreicht, um das Volk zu ernähren, kann füglich nicht bezweifelt werden. Herr Oekonomierat und Kommerzienrat Rabbethge, Vorsitzender des Viehhandelsverbandes der Provinz Sachsen, dessen Broschüren außerordentlich viel zur Klärung der schwierigen Kriegsernährungsfragen beigetragen haben, gibt den Gesamtstärkewert der Nährstoffe, die uns vor dem Kriege aus Ernte und Einfuhr zur Verfügung standen, auf 70 Mill. Tonnen an. Von diesen aber wurden für die menschliche Ernährung nur 15 Mill. Tonnen verwandt, während 55 Mill. Tonnen auf die Tierhaltung entfielen.

Schon diese Ziffern, die meines Wissens nicht beanstandet sind, zeigen, daß unter allen Umständen und bei jeder Ernte die für die menschliche Ernährung erforderlichen Nahrungsmittel vorhanden sein müssen, wenn sie uns nicht infolge einer verkehrten Preispolitik gewissermaßen unter den Händen verschwinden. — Das aber ist, wie auch Herr Rabbethge überzeugend nachweist, bisher leider in sehr großem Umfange geschehen, sowohl in den ersten Kriegsjahren wie auch in dem laufenden. Es geschieht auch heute noch; denn bei der schlechten Kartoffelernte ist es völlig ausgeschlossen, daß die am 1. Dezember 1916 gezählten 21 Millionen Rinder und 17 Millionen Schweine mit denjenigen Futtermitteln erhalten werden können, die tatsächlich für die Verfütterung freigegeben sind. — Im Frieden werden etwa 2 Millionen Tonnen Brotgetreide mehr eingeführt als ausgeführt. Dabei haben wir aber, nach einer von der Reichsregierung im Haushaltsausschuß des Reichstages gemachten Mitteilung, etwa 3 Millionen Tonnen Roggen verfüttert. — Uns müßte daher, auch

Digitized by Google

bei einer geringeren als der Friedensernte, ungefähr die gleiche Brotmenge zur Verfütterung gestellt werden können wie im Frieden, wenn das Verfütterungsverbot für Brotgetreide wirklich überall durchgeführt worden wäre. Statt dessen aber erhalten wir nicht viel mehr als die Hälfte und leben dabei noch fortwährend in Angst und Sorge, ob diese knappe Ration auch tatsächlich bis zum Schluß des Erntejahres gegeben werden kann. Alles übrige wandert in den Futtertrog. Und wie bei Brotgetreide, so geht es auch bei Kartoffeln, Gerste, Hafer usw. — Selbst unsere diesjährige knappe Kartoffelernte von 23 bis 24 Millionen Tonnen wäre völlig ausreichend, um die für die menschliche Ernährung notwendigen 13 oder 14 Millionen Tonnen zur Verfügung zu stellen, wenn eben nicht die übermächtige Konkurrenz der Tiere, insbesondere der Schweine, vorhanden wäre, die von Verfügungen und Ratschlägen bekanntlich nicht leben können.

Die eigentliche Ursache aller dieser Gefahren und Notstände aber liegt in der falschen Preisgestaltung, die die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der Friedenszeit einfach auf den Kopf stellt. Diese unglückliche Preisgestaltung hat sich im Laufe des Krieges sozusagen historisch entwickelt. Man glaubte zunächst, mit der Festsetzung von Höchstpreisen und mit einem Verfütterungsverbot für Brotgetreide auskommen zu können und ließ die Preise für Fleisch, Fett, Butter usw. zunächst ins Ungemessene hinaufklettern. Als man sich dann später dennoch zur Festsetzung von Höchstpreisen entschließen mußte, wurden diese so hoch festgesetzt, daß dadurch das besprochene Mißverhältnis zu den Preisen der pflanzlichen Produkte amtlich festgelegt wurde. Neben der Rücksicht auf die Preise, die sich auf dem freien Markte herausgebildet hatten, spielten dabei agrarische Gesichtspunkte mit. Man wollte das Brot auf einer mäßigen Preishöhe lassen und der Landwirtschaft Gelegenheit geben, aus dem Verkauf tierischer Produkte einen erhöhten Gewinn einzuziehen. Das ist denn auch, und zwar in überreichlichem Maße, geschehen, wobei man sich vielleicht der Gefahren nicht ganz bewußt wurde, die diese, allen volkswirtschaftlichen Grundsätzen zuwiderlaufende Preisgestaltung für unsere gesamte Volksernährung, insbesondere für ihre pflanzliche Grundlage, haben mußte.

Diese ganze Preisgestaltung vollzog sich, das muß der Gerechtigkeit wegen hervorgehoben werden, vor der Errichtung des Kriegsernährungsamtes. Den Haupteinfluß darauf übte das preußische Landwirtschaftsministerium aus, unterstützt von gewissen agrarischen Kreisen und Interessenvertretungen und später auch von den vom Landwirtschaftsminister ins Leben gerufenen Viehhandelsverbänden. Diese Kreise sind es denn auch, welche sich bis jetzt einer vernünftigen Preisgestaltung unter dem Schlagwort: „Förderung der Produktion" erfolgreich entgegengestemmt haben. Ich habe Grund zu der Annahme, daß man im Kriegsernährungsamt das Bedenkliche dieser Preisgestaltung schon länger erkannt hat. Allein, zu einer entscheidenden Wendung ist es bis jetzt nicht gekommen. Wir werden uns daher wohl oder übel im laufenden Erntejahr im wesentlichen mit den nachteiligen Wirkungen dieser Politik abzufinden haben, hoffentlich ohne allzu ernste Folgeerscheinungen.

Dagegen scheint man entschlossen zu sein, wenigstens für das kommende Erntejahr eine entscheidende Wendung in dieser so wichtigen Frage eintreten zu lassen. Es war wohl kein Zufall, daß eine Anzahl von Professoren, Vertreter für „landwirtschaftliche Betriebslehre", vor kurzem zusammengetreten ist, um über eine zweckdienliche künftige Gestaltung der Nahrungsmittelpreise zu beraten. Die Vorschläge dieser Sachverständigenkonferenz sind inzwischen der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Sie werden sicher für die zu erwartenden entscheidenden Beschlüsse eine besondere Bedeutung haben, wenn sie nicht gar die Unterlage für sie bieten. Es wird daher notwendig sein, sich mit diesen Vorschlägen der Professorenkonferenz eingehender zu befassen.

Diese stellen sich im allgemeinen auf den Boden eines volkswirtschaftlich verständigen Ausgleichs der Preise zwischen den tierischen und pflanzlichen Produkten und damit auf den Boden der Anträge, die die Fortschrittliche Volkspartei immer wieder, zuletzt im Herbst 1916, im Reichstage gestellt hat. Diese Anträge gingen allerdings von der Annahme aus, daß die Preise für Brotgetreide beizubehalten seien und daß der notwendige Preisausgleich durch eine entsprechende Herabsetzung der Preise der tierischen Produkte bewirkt werden müsse. Diese Auffassung muß auch heute noch als sachlich berechtigt bezeichnet werden. Die Großhandelspreise für Roggen stellten sich nach dem Durchschnitt der vier letzten Friedensjahre 1910—1913 auf 167 M. für die Tonne, diejenigen für Weizen auf 208 M. — Für Futtergerste wurden 1913 160 M., für Braugerste 180 M., für Hafer 165 M. für die Tonne gezahlt. — Die Erzeugerpreise für Roggen und Weizen, die nicht ohne weiteres mit den oben genannten „Großhandelspreisen" gleichgesetzt werden können, da in diesen bereits Transportkosten und Spesen enthalten sind, sind um 53 M. bzw. 52 M. höher als die Friedenspreise. Das erscheint auch für die Kriegszeit durchaus angemessen, ganz abgesehen davon, daß in Gestalt von Frühdruschprämien für einen Teil des Getreides noch höhere Preise gezahlt werden. Von Gerste und Hafer gar nicht zu reden.

Die Vorschläge der Professoren bezeichnen für die kommende Ernte einen Preis von 260 M. für Roggen, Hafer und Futtergerste, einen solchen von 270 M. für Heereshafer und andere Gerste und einen Preis von 300 M. für Weizen als angemessen. Sie gehen offenbar von der Erwägung aus, daß der Preisausgleich nicht einseitig durch Herabsetzung der Viehpreise, sondern durch gegenseitige Annäherung zu erreichen sei. — Die in diesen Vorschlägen enthaltene Erhöhung der Preise für Brotgetreide, die eine Erhöhung der Brotpreise zur Folge haben müßte, wenn nicht etwa durch eine höhere Bemessung der Preise für den Brotgetreidebedarf des Heeres ein Ausgleich nach unten geschaffen werden sollte, halte ich, wie schon gesagt, sachlich für nicht erforderlich.

Andrerseits bleibt aber zu bedenken, daß die jetzigen Preise bereits drei Jahre, für die Ernten von 1914, 1915 und 1916 bestehen, und daß inzwischen eine erhebliche Verteuerung und, infolge des fehlenden Düngers, auch eine Herabsetzung der Produktion auf derselben Fläche eingetreten ist; auch darf man sich nicht verhehlen, daß ein einseitiges Herbeiführen des Preisausgleichs durch entsprechend größere Herabsetzung der Viehpreise auf schwer zu überwindende Schwierigkeiten stoßen würde.

Das Brotgetreide soll nach den erwähnten Vorschlägen um 40 M. für die Tonne oder 2 M. für den Zentner erhöht werden. Nach der bestehenden Brotkarte entfällt auf den Kopf der Bevölkerung eine Mehlmenge von 200 Gr. oder, bei 80 v. H. Ausmahlung, eine Körnermenge von 250 Gr. täglich. — Das macht monatlich 7½ Kg. oder im Jahre etwa 90 Kg. aus, wozu allerdings die Zulagen für Jugendliche und Schwerarbeiter noch hinzutreten. — Nimmt man an, daß die Kopfration sich im Durchschnitt auf 100 Kg. oder zwei Zentner stellt, so würde die Erhöhung der Brotgetreidepreise in dem vorgeschlagenen Sinne sich auf 4 M. pro Kopf und Jahr belaufen. Tritt infolge der Reform, was bestimmt zu erwarten ist, eine Erhöhung der Brotration ein, so würde die Aufwendung allerdings entsprechend höher werden; aber gerade diese würde von der gesamten Bevölkerung gewiß gern getragen werden. — Für Kartoffeln wird ein Preis von 100 M. für die Tonne in Vorschlag gebracht; bei einem Verbrauch von 5 Zentnern pro Kopf eine Mehraufwendung von 5 M. im Jahr. Es ergibt sich demnach für Brotgetreide und Kartoffeln ein jährlicher Mehraufwand von 9 bis 10 M. pro Kopf der Bevölkerung. Bei einer zu versorgenden Bevölkerung — mit Einschluß des Heeres — von etwa 60 Millionen allerdings die stattliche Summe von 600 Mill. M., die den Brotgetreide- und Kartoffelerzeugern mehr zugewandt würden. —

Demgegenüber würde — verglichen mit den gegenwärtigen Verhältnissen — eine gewisse Erleichterung bei Gerste und Hafer und den aus diesen hergestellten Nährmitteln

Digitized by Google

eintreten, die allerdings ziffermäßig nicht annähernd an die obige Summe heranreicht. Die Heeresverwaltung würde beim Einkauf von Hafer gegen jetzt und vor allen Dingen gegen das Vorjahr, wo 360 M. gezahlt wurden, erhebliche Ersparnisse machen, wofür sie vielleicht durch eine höhere Bezahlung des von ihr benötigten Brotgetreides eine gewisse Erleichterung für die Zivilbevölkerung eintreten lassen könnte. Der für den Heereshafer vorgeschlogene höhere Preis von 10 M. für die Tonne verfolgt offenbar den berechtigten Zweck, dem Heere in der Belieferung mit Hafer einen gewissen Vorsprung zu sichern. — Glücklich ist jedenfalls die starke Angleichung der Preise zwischen Futtergerste und anderer Gerste (Brau- und Nährmittelgerste) mit 260 bzw. 270 M. — Die bisherige, weit stärkere Spannung hat in der Tat zu schweren Unzuträglichkeiten geführt, die auch in Preisen der Nährmittel aus Gerste ihren unangenehmen Ausdruck fanden.

Ich persönlich wäre daher, trotz der dargelegten Bedenken, grundsätzlich bereit, mich auf den Boden dieses Teiles der Professorenvorschläge zu stellen, wenn mir der Nachweis erbracht wird, daß die Preise der tierischen Produkte, insbesondere des Schlachtviehs, so gestaltet werden, daß der verfolgte große und meines Erachtens absolut notwendige Zweck auch tatsächlich erreicht wird.

Dafür aber scheint mir in dem übrigen Teile der Professorenvorschläge — die Gemüse- und Kohlrüben-, sowie Zuckerrübenpreise übergehe ich — eine volle Sicherheit nicht gegeben zu sein. Ich verweise darauf, daß Herr Rabbethge, den ich schon mehrfach erwähnte, meines Erachtens durchaus richtig verlangt, daß nicht nur ein notdürftiger Ausgleich der Preise zwischen den tierischen und pflanzlichen Produkten erzielt werden müßte, sondern daß zur vollen Erreichung der Schonung der für die menschliche Ernährung notwendigen pflanzlichen Produkte die Preise der tierischen Produkte verhältnismäßig unter dem Preise der pflanzlichen stehen müßten, damit die Landwirte ein persönliches Interesse daran haben, diese zu den Höchstpreisen abzuliefern, statt sie durch den Tiermagen gehen zu lassen.

Dieses Ziel scheint mir aber bei den vorgeschlagenen Preisen von Schlachtrindern und Schlachtschweinen nicht voll erreicht zu sein. Bei den ersteren wird statt des gegenwärtigen mittleren Höchstpreises von 195 M. für den Doppelzentner Lebendgewicht ein solcher von 165 M. vorgeschlagen. — Im Frieden wurden für Rinder allerbester Qualität, wie sie etwa in den schleswig-holsteinischen Marschen erzeugt werden, die gegenwärtig mit 230 M. bezahlt werden, höchstens 90 bis 100 M. gezahlt. — Bei einem Abschlag von 30 M. für den Doppelzentner bliebe für diese Rindergruppe immer noch ein Preis von 200 Mark, also der doppelte Friedenspreis, bestehen. Bei den geringen Qualitäten dürfte sich das Verhältnis ähnlich gestalten. Zu so hohen Preisen aber liegt gerade bei den Rindern eine sachliche Veranlassung nicht vor, auch wenn man zugeben wollte, daß „durch den Wegfall eiweißreicher Futtermittel eine starke Verminderung und Verteuerung der Erzeugung eingetreten ist", wie die Professoren in der Begründung ihrer Vorschläge hervorheben. — Diese letzte Bemerkung trifft jedenfalls für die bevorstehende Weidemast nicht zu. Wir haben im Reichstage einen Rinderpreis von 160 M. für beste Qualität mit entsprechender Abstufung für die geringeren Qualitäten, also einen um 40 M. niedrigeren Preis vorgeschlagen. Und ich weiß, daß auch zahlreiche Landwirte diesen Preis für völlig ausreichend halten, da er noch 60 v. H. über dem Friedenspreis steht. — Wenn auch zugegeben werden kann, daß die Rinder keine so starken Konkurrenten für die menschlichen Nahrungsstoffe sind, wie die Schweine, so liegt m. E. doch kein Grund vor, die Preise auf der vorgeschlagenen gewaltigen Höhe zu lassen. — Die jetzigen hohen Rinderpreise haben, wie amtlich zugegeben wird, zu einer ungesunden Förderung der Aufzucht geführt, wodurch besonders die Voll- und Magermilch viel stärker in Anspruch genommen ist, als es mit der Milch-, Butter- und Käseversorgung der Bevölkerung vereinbar erscheint. — Dazu kommt, daß wir in weit stärkerem Maße als im Frieden auf den Verbrauch von Rindfleisch angewiesen sind. Gerade die Herabsetzung der Rinder- und damit der Rindfleischpreise soll daher den dringend notwendigen Ausgleich für die erhöhten Ausgaben für Brot und Kartoffeln bieten. Die Preise von Schlachtrindern, die — wie zugegeben wird — auch einen starken Einfluß auf die Preise des Zucht- und Mastviehs ausüben, werden daher unbedingt bedeutend stärker herabgesetzt werden müssen, als es in den Vorschlägen der Professoren vorgesehen ist.

Etwas gründlicher und ausgiebiger scheinen mir die Professorenvorschläge bei den Schweinepreisen vorzugehen, wobei bemerkt sein mag, daß ich Ausführungen über die Rinderpreise auch auf die Preise für Schlachtschafe angewandt wissen möchte. Die Schweinepreise sollen bei Tieren unter 80 Kg. um 20 v. H., bei solchen über 80 Kg. um 25 v. H. herabgesetzt werden. — Dabei ist nichts davon gesagt, ob man die bisherige starke und umfangreiche Abstufung der Preise von 10 zu 10 Kg. und von 20 zu 20 Kg. beibehalten will, die sich z. B. für Berlin von 160 auf 250 M. für 100 Kg. Lebendgewicht erstreckt. Eine Verminderung der noch vorhandenen sieben Gruppen und eine bedeutende Herabsetzung der Spannung der Preise innerhalb dieser Gruppen scheint mir nach den Vorschlägen Rabbethges durchaus erwägenswert zu sein. — Gerade die schweren Fettschweine, so wünschenswert sie an sich sein mögen, sind ohne starke Körnernahrung in der Regel nicht aufzuziehen. Bei der großen gegenwärtigen Spannung der Preise aber ist hier die Gefahr einer unberechtigten Verwendung von Brotgetreide und beschlagnahmter Gerste besonders groß. Eine Beschränkung der Preisspannung auf etwa 4 Gruppen und eine bedeutende Herabsetzung dieser Spannung — Rabbethge schlägt statt 20 M. 3 M. vor — scheint mir durchaus notwendig zu sein.

Setzt man dies voraus, so würde bei den leichteren Schweinen bis 80 Kg. eine Herabsetzung der Preise von 160 auf 128 M., bei den schwereren im Mittel eine solche von 200 M. auf 150 M. eintreten. — Ob das ausreichen wird, um den ins Auge gefaßten Zweck zu erreichen, will ich nicht entscheiden; alle Zweifel aber scheinen auch hier nicht behoben zu sein. — Vor allen Dingen aber muß betont werden, daß die Herabsetzung der Preise für die Schlachtschweine allein keineswegs genügt. Hinzutreten muß unter allen Umständen eine andere Regelung der Hausschlachtungen, die wenigstens die schlimmsten Auswüchse beseitigt.

Was endlich die von den Professoren noch berührte Frage der Milch- und Butterpreise anlangt, so will ich darauf in diesem Zusammenhang nicht näher eingehen. Diese ganze Frage wird auch durch die Preise der Schlachtrinder in sehr starker Weise berührt. Werden diese, was unbedingt notwendig ist, erheblich stärker herabgesetzt, so gewinnt auch die Milch- und Butterversorgung ein anderes Gesicht.

Im ganzen muß gesagt werden, daß die Vorschläge der Professoren als ein ernsthafter Versuch angesehen werden müssen, den für unser Durchhalten dringend notwendigen Ausgleich der Preise zwischen den pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln, gleichviel, ob Krieg oder Frieden ist, herbeizuführen. Gelingt es auf dieser Grundlage unter Berücksichtigung der hier vorgeschlagenen Gesichtspunkte, in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Tat zu gelangen, so können wir m. E. von der nächsten Ernte ab mit völliger Ruhe auf unser weiteres wirtschaftliches Durchhalten blicken. Auch für das laufende Erntejahr werden bei rechtzeitiger Bekanntgabe der neuen Bestimmungen namhafte Erleichterungen eintreten. Daher gilt es jetzt: Das Ziel fest ins Auge zu fassen und vor den Mitteln nicht zurückzuschrecken, um die völlig auf den Kopf gestellten volkswirtschaftlichen Preisverhältnisse wieder auf gesunde Füße zu bringen, ehe es zu spät ist!

Digitized by Google

Robert Wilbrandt / Am Tage der Heimkehr

Ist es jetzt schon Zeit, an den Tag der Heimkehr zu denken? Nein und ja!

Nein: weil der letzte Kampf — und wer weiß, wie lange — noch auszukämpfen ist. Und ja: weil früh damit angefangen werden muß, die Heimkehr vorzubereiten.

Es ist vielleicht zu der Vorbereitung bereits zu spät. Denn wenn der U-Boot-Krieg Erfolg hat, so ist in einigen Monaten der Punkt erreicht, wo allerhand Nöte dahin zusammenwirken, unseren Gegnern den Friedensschluß plötzlich näher zu bringen. Ob dann noch ein „Waffenstillstand" folgt (wie können die Waffen der Blockade ruhen? Die Sperre öffnend, so daß der Gegner sich neu verproviantiert?) oder ob neben dem Kampf der Friedensschluß einhergeht in irgendwie vermittelten Vereinbarungen; ob noch „okkupiert" und allmählich erst abgerüstet oder ob (vielleicht durch den Friedensvertrag sogar ausgemacht) die finanziell erwünschte schnelle Reduzierung der Heere auf Friedensstand folgt: auf jeden Fall kommt der Tag der Heimkehr im laufenden oder doch im nächsten Jahr so bald, daß es kaum noch möglich ist, das damit verbundene Problem zu lösen. Ist doch jetzt in allen Büros die Arbeit verlangsamt durch die Ueberbürdung des stark verminderten und durch die Kriegswirtschaft doppelt belasteten Personals, ist doch kaum überhaupt Gehör zu finden für Sorgen, die nicht der Augenblick aufzwingt, geschweige denn, daß die Not des Tages für die Arbeiten Zeit läßt, die ein solches Vorbereitungswerk erfordert.

Und bringt der U-Boot-Krieg noch nicht den Frieden, wird mit Hilfe amerikanischen Geldes weitergekämpft, noch jahrelang, unabsehbar — so ist in einigen Jahren oder meinethalben Jahrzehnten (für die Schwarzseher auch dies noch zugegeben) der Tag der Heimkehr doch zu erwarten: kann es zu früh sein, ihn vorzubereiten? Ist nicht die Mobilmachung des Heeres, der Eisenbahnen und der Finanzen gerade deshalb so glänzend gelungen, weil sie jahre-, ja sogar jahrzehntelang vorbereitet war? Und war sie nicht gleichfalls für unbekannte Lagen, für alle Fälle also, bereitzuhalten?

Wir brauchen noch nicht Girlanden zu winden. Aber wir müssen verhüten, daß der Friede uns wirtschaftlich so unvorbereitet trifft wie der Krieg. Die Folgen des Mangels an Vorbereitung sind bekannt. Wenn auch oft verkannt: man verwirft die Organisation, statt deren mangelnde Vorbereitung als die Wurzel des Uebels zu erkennen. Vorher nicht überlegt, ja gar nicht für jemals in Frage kommend erachtet, ist die Organisation (Ernährungsfrage!) viel zu spät, dann oft überstürzt und entsprechend mangelhaft im Ergebnis vor uns getreten. Nicht die Organisation ist das Falsche, sondern daß sie improvisiert werden mußte; und das war die verhängnisvolle Folge geringer Vorsorge und Voraussicht.

Alle Voraussetzungen, alle Prophezeiungen der heute noch in diesen Dingen maßgebenden Instanzen — ich erinnere an die Aeußerungen Helfferichs vor dem Kriege —, alle diese scheinbar so praktischen Uebertragungen haben Schiffbruch gelitten, und die graue Theorie, die Frau Sorge, die vor dem Kriege schon warnte — ich erinnere an Ballods unbeachtet gebliebene Warnung —, hat recht behalten.

Und wie ist es jetzt? Es wiederholt sich dieselbe Erscheinung: statt vorzubereiten, ein weise erscheinendes sozialpolitisches Nichtstun, das die Vorbereitung der Heimkehr verwirft, weil ja der Krieg erst noch vorzubereiten, weil zu mobilisieren — Zivildienstpflicht! —, also noch nicht zu demobilisieren Zeit sei. Als ob das eine im mindesten das andere ausschließt! Als wenn nicht gerade die neu geschaffene Lage dazu zwänge, für einen um so größeren Kreis von Personen, die man mobilisiert hat, auch die Demobilisierung vorzubereiten! Hat nicht der Staat, dessen Eingriff jetzt alles löste und band, um so mehr die Verantwortung für das, was nach dem Kriege sein wird?

Gewiß: die verschiedensten Aemter und Verbände beschäftigen sich mit Fragen der Demobilisation. Der Reichskommissar für Uebergangswirtschaft, das Kriegsministerium, die Vertretungen der einzelnen Berufsgruppen sind mit der einen oder anderen Seite der Sache befaßt. Doch eine Stelle, die das Problem der Heimkehr in einem seiner würdigen Stile anpackt, die gibt es nicht.

Ich zweifle zwar nicht, daß die Lücke äußerlich ausgefüllt wird. Die „Arbeiterfrage", von Helfferich neben den Fragen der Rohstoffbeschaffung und des Kredits als ein Problem der Uebergangswirtschaft erwähnt, wird ihre Stelle finden. Die Beschaffung von Arbeitskräften — für die Unternehmer so wichtig wie die Beschaffung von Rohstoff und Kredit — wird in die Hand genommen werden. Ob aber außer dieser für die Arbeitgeber wichtigen „Arbeiterfrage" noch eine andere anerkannt wird, muß die Erfahrung lehren.

Bisher ist die Stärke noch niemals überschätzt worden, die den Interessenvertretungen der Privatinteressen besitzender und durch Tradition bevorzugter Volkskreise innewohnt. Wir dürfen sie als die treibenden — oder hindernden — Kräfte auch jetzt vermuten. Für die Oeffentlichkeit schweigend, im stillen mit wenig Worten erreichend, was das Privatinteresse fordert.

Ist dem gegenüber die Interessenvertretung der großen Masse auf dem Posten? Hat Sozialdemokratie und Gewerkschaft, hat die ehrliche Vertretung von Interessen der Arbeiterklasse in Liberalismus und Zentrum erfaßt, um was es sich handelt? Das Naumannsche Programm der regierungsfähigen Linken ist jetzt verwirklicht; hat diese Linke ihren Einfluß in dieser Frage schon geltend gemacht?

Es handelt sich um die Frage, ob die Einheit des Volkes Wahrheit oder nur ein Wort ist, ob die bedingungslos und restlos dargebrachte Hingebung der deutschen Arbeiterklasse in diesem Kriege am Tag der Heimkehr ihren Dank oder aber Undank vom Vaterland empfängt, ob die Heimgekehrten keins der gebrachten Opfer zu groß finden werden für unser Deutsches Reich, oder ob der Radikalismus sie an der Schulter packt mit der Erkenntnis: jetzt ist das Kanonenfutter wieder da, nun wird es wieder zu Hause verbraucht, und wo es nicht gebraucht wird, da mag es betteln.

Die Belohnung der Treue, die gab, auch ohne zu empfangen, würde die Erkenntnis sein, daß das Vaterland zu verteidigen alle verpflichtet, an dem Verteidigten Anteil zu nehmen, nicht alle berechtigt sind. Sie haben es verteidigt, sie mögen nun gehen und sehen, ob jemand sie wünscht, um mit ihrer Arbeit sein Kapital zu verzinsen.

Es ist nicht nötig und nicht beabsichtigt, die Wirkung dieser Erkenntnis auszumalen. Die nationale Wirkung liegt auf der Hand in Rückfall in bitter bestätigten Radikalismus, wenn nicht mehr.

Es ist aber durchaus genügend, daran zu erinnern, wie während des ganzen Krieges empfunden worden ist: eine

Digitized by Google

Dankesschuld liegt auf dem Vaterland gegenüber denen, die ihm halfen, ohne erst zu fragen, ob es ihnen helfen werde, wenn sie seiner bedürfen. Dieser Augenblick steht nun bevor. Die Heimgekehrten werden des Vaterlandes bedürfen. Sie haben ein Anrecht darauf, daß es ihrer gedenkt. Von platonischer Anerkennung dieser Sätze zu ihrer Umsetzung in die Tat ist ein weiter Weg. Dazwischen liegt die zu überwindende Unsicherheit und Unklarheit der Lage. Beängstigend optimistisch wird von Vertretern der Industrie, die das Ohr der maßgebenden Personen haben, die Lage angesehen. Bereitliegende Schiffe voll bestellten Rohstoffes harren, so heißt es, des Friedensschlusses, um sofort den Betrieb in Gang zu setzen, der dann zur Befriedigung angesammelten Bedarfes mehr Arbeitskräfte braucht, als da sein werden. Wozu also alle Sorge? Daneben wird angekündigt: es sei ja alles viel zu ungewiß, alles im Werden; darum sei noch keinerlei Vorbereitung möglich.

Wieder andere meinen, die Frage sei durch die inzwischen erreichte Verbesserung des Arbeitsnachweises erledigt. Doch auch, wenn die Zentralisation vollendet wäre, was sie nicht ist, wäre doch kein Arbeitsnachweis der Welt imstande, Stellen zu schaffen, die nicht da sind. Er kann nur vermitteln, nicht Arbeit geben.

Es bleibt nichts übrig, als die höchst verwickelte Lage, so gut es geht, zu klären, und der Unsicherheit, die bleibt, ein Programm entgegenzustellen, das auch dann hilft, ja gerade für den Fall gedacht ist, daß die Ungunst der Lage es aufs äußerste erschweren wird, Arbeit zu finden. Gerade für diesen — wie wir hoffen, nicht ganz so werdenden — Fall ist vorzusorgen. Ist die Lage dann besser, so ist vergebliche Mühe aufgewandt. Sie wiegt federleicht, verglichen mit der, die getragen werden müßte, wenn die Lage schlechter, die Vorbereitung jedoch nur auf eine günstige zugeschnitten wäre.

Maßgebend für die Ausgestaltung dieses Programms ist die volkswirtschaftliche Problem-Forderung, daß keine Arbeitskraft ungenutzt bleibe für die Wiederherstellung des Nationalwohlstandes. Finanziell ergibt sich die Doppelaufgabe: an Mitteln — trotz aller ohnehin verbrauchten Milliarden — nicht zu sparen, wo es gilt, die Arbeitskräfte und die Natur nicht ungenutzt, den Bedarf nicht unbefriedigt zu lassen; dabei jedoch so zu verfahren, wie die Finanzlage es erfordert, also Ausgaben nur noch zuzulassen, wenn sie die Wiedererstattung und mehr als das in sich tragen.

Was kann getan werden, um den — sich hier ergebenden — Forderungen sozialer und nationaler Politik, sowie denen der Volkswirtschaft und der Finanzen gerecht zu werden?

Zunächst: das System des Anforderns (Reklamierens) von Arbeitskräften seitens der Arbeitgeber kann, wie jetzt im Kriege, so auch im voraus für den Frieden angewandt werden. Durch die Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern und sonstige Verbände der Arbeitgeber ist festzustellen, wieviel und welche Arbeitskräfte, an welchem Ort und zu welcher Zeit, nach Friedensschluß benötigt werden. Sozusagen — um sich Arbeitskräfte zu sichern — eine Vorausbestellung, auf Termin. Damit ist die Grundlage dafür gegeben, wer zunächst (die volkswirtschaftliche Dringlichkeit der Anforderungen gegeneinander abgewogen) zur Entlassung kommen kann, vor anderen, mit der Sicherheit des Arbeitsvertrags — für den Augenblick wenigstens — in der Tasche. So ist ein Ueberblick erreichbar, der die eine Seite der Sache zeigt. Dieser Ueberblick kann die Grundlage des Entlassungsplans bilden.

Die Militärbehörden vermögen — und nur sie allein vermögen das — die Gegenrechnung aufzustellen: wie viele und welche Arten von Arbeitskräften (ungefähr!) zurückkehren werden.

Und nun beginnt die Arbeiterfrage im anderen Sinne: wenn nicht die Nachfrage über das Angebot hinausgeht, sondern ungenügend ist, um die Arbeitsuchenden alle zu beschäftigen — was dann? Aus dem Schützengraben in die Arbeitslosigkeit — soll das der Weg sein?

Es bestehen drei Gefahren, die es nahelegen, daß mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit der unverschuldeten Massenarbeitslosigkeit von Kriegsteilnehmern zu rechnen ist. Die drei Gefahren sind: Rohstoffmangel, Absatzmangel, Kapitalmangel.

Zunächst der Rohstoffmangel: wie jetzt im Kriege, so wird der erforderliche Rohstoff auch nach Friedensschluß in einer Reihe von Industrien noch fehlen. Viele jetzt stark eingeschränkte oder stillgelegte Betriebe (vor allem in Textilindustrie, Schuhfabrikation, Konfektion) werden auch die Heimgekehrten feiern lassen müssen. Zwar werden militärisch beschlagnahmte und in Reserve gehaltene Rohstoffe dann freigegeben werden können. Auch erfolgt dann allmählich die Zufuhr; obwohl bei eingeschränktem und rationiertem Schiffsraum und Ankauf (Valuta!) nur langsam, so doch im Lauf von Monaten und Jahren in solchem Umfang, daß dieses Problem sich allmählich der Lösung nähert. Doch ist zunächst die Arbeitslosigkeit in diesen Industrien kaum vermeidbar; sofern nicht die Rückkehr so allmählich erfolgt (wie Optimisten meinen), daß man diese sonst Arbeitslosen noch bei den Fahnen halten und andere, bei denen es besser steht, voraus entlassen kann.

Immerhin ist dies das am wenigsten gefährliche Problem. Es löst sich allmählich; ja es ist vielleicht sogar für die erste Zeit durch die Reihenfolge der Entlassungen oder durch ein Anlernen für andere Arbeit, bei der es an Arbeitern fehlt, zur Erledigung zu bringen.

Gerade umgekehrt liegt es beim Absatzmangel. Er ist für den Tag der Heimkehr kaum zu befürchten. Der angesammelte Bedarf ist in der deutschen Volkswirtschaft so groß, daß er zunächst den Auslandsbedarf entbehrlich macht. Wegen Absatzmangels wird daher nur in seltenen Fällen von vornherein mit Arbeitslosigkeit zu rechnen sein. Vielmehr werden sich die Arbeitgeber um die Arbeitskräfte reißen, um sofort, noch zu hohen Preisen, den dringendsten Bedarf befriedigen zu können, der während des Krieges infolge Mangels an Arbeitskräften unbefriedigt blieb. Wiederherstellung und Neubeschaffung wird in solchem Umfang dringlich sein, daß in den ersten Wochen, Monaten, ja vielleicht noch länger, der Zustand des Aufschwungs vorliegen wird, soweit nicht ganz besondere Gründe (den des Rohstoffmangels lernten wir schon kennen) eine Ausnahme schaffen werden.

Doch wird der Zustand nicht von Dauer sein. Nach kürzerer oder längerer Zeit wird der dringendste Bedarf befriedigt, ja über ihn hinaus produziert worden sein. Der Export wird dann wieder Bedürfnis. Seine Grundlage aber ist zweifelhaft geworden! Die lange Kriegszeit ist von England und anderen Konkurrenten, wie Japan, Amerika usw., ausgenutzt worden, um an der Stelle der deutschen Geschäftsbeziehungen die eigenen zu pflegen. Der Handelskrieg nach dem Kriege, schon aus den Gefühlsgründen, die ihn fördern werden, nicht ganz leicht zu nehmen, wird auf einer Reihe von Absatzmärkten seine Wirkung tun. Nach deutschen Waren ausgehungert, in bestimmten Spezialleistungen auf

Digitized by Google

Deutschland angewiesen, wird doch die Welt uns nicht so offen stehen wie vorher. Wieweit sie sich durch Zölle direkt verschließen wird, steht noch dahin. Auf jeden Fall ist mit Exporterschwerungen zu rechnen. Sie mögen im Lauf von Jahrzehnten überwunden werden. Sobald aber die zu allererst wirksame Nachfrage aus dem Inlandsmarkt nicht mehr ausreicht, die Ergänzung durch Export jedoch auch nicht, muß auf Jahre hinaus eine Depression die Folge, ja die unmittelbare (von England gewollte) Wirkung des Krieges für Deutschland sein. Damit nicht zu rechnen, wäre Leichtsinn, der so bitter sich rächen würde wie der, dessen Folgen wir in unserer Kriegswirtschaft tragen. Und es handelt sich hier, im Gegensatz zu der Gefahr des Rohstoffmangels, nicht um eine bald vorübergehende Anfangszeit, sondern um einen erst allmählich eintretenden, dann aber wahrscheinlich länger dauernden Zustand.

Die größte Gefahr ist jedoch die dritte, die in dem Wort Kapitalmangel liegt: Die Gefahr, daß Mangel an Baugeld und darum zu hoher Zinsfuß das Baugewerbe vom Bauen abschreckt, obwohl kein Rohstoff fehlt und der Bedarf dringend, ja eine Kleinwohnungsnot zu beheben sein wird, die man für den Tag der Heimkehr voraussieht. Es ist zu befürchten, daß die Bauarbeiter (samt all den vom Baugewerbe mitabhängenden Gewerben, im ganzen etwa zwei Millionen Menschen, zu denen die Familienangehörigen noch hinzuzurechnen sind) am Tage der Heimkehr zwar Mangel an Wohnungen und erhöhte Mieten vorfinden werden, zugleich aber Brotlosigkeit, weil dieser Wohnungsnot abzuhelfen bei dem hohen Zinsfuß für das Baugewerbe nicht rentabel genug ist. Auf der einen Seite Not als Konsument, auf der anderen als Produzent derselben Ware Wohnung — das sonderbarste Phänomen, gleichwohl nicht nur zu befürchten, ja wahrscheinlich, sondern auch schwer einem praktischen Ausweg zuzuführen; sofern nicht mit großen Mitteln eingegriffen wird. Dies ist die dritte, die größte und unmittelbarste Gefahr; bedenklich vor allem durch die massenhafte Arbeiterschaft, die davon bedroht wird. Deren Mangel an Erwerb und infolgedessen an Kaufkraft würde genügen, um schon von sich aus eine allgemeine Krise zu erzeugen. Und wie 1871, aus Mangel des Milliardenüberflusses in ganz anderem Umfang, sind Szenen zu befürchten, die nicht nur den heimgekehrten enttäuschten, weil gesteigerten oder gänzlich ohne Wohnung bleibenden Mieter betreffen, sondern auch den Arbeitslosen als Massenerscheinung.

Wobei die Lage im ganzen noch weit mehr erschwert wird durch die drei Kategorien von Ersatzpersonen in der Heimat: die massenhaft eingestellten Arbeiterinnen, die Zivildienst- und sonstigen Aushilfskräfte und ganz besonders die bis jetzt versorgten Kriegsinvaliden, deren Verdrängung durch heimkehrende Gesunde wahrscheinlich ist.

Ist gegenüber alledem der Gedanke durchführbar, das Militär habe jeden erst dann zu entlassen, wenn er angefordert wird? Das Militär als Versorgung der Arbeitslosen? Zwangsweise festgehalten, obwohl nach soundso viel Kriegsjahren endlich heimzukommen verlangend, keiner produktiven Arbeit zugeführt, wie die Wiederherstellung der deutschen Volkswirtschaft sie so dringend nötig haben wird, sondern nur gefüttert, und das auf Kosten des Reichs, das Milliarden von neuen Schulden nicht nur, sondern schon von Schuldzinsen allein alljährlich wird aufzubringen haben! Ist es denkbar, dieses System auf längere Zeiträume auszudehnen? Und wenn es durchführbar wäre, vermöchte es die Ersatzpersonen, die wieder verdrängten Kriegsinvaliden vor allem, zu versorgen?

Und wäre etwa volkswirtschaftlich oder für die Reichsfinanzen etwas gewonnen, wenn eine Arbeitslosenversicherung — der erste Gedanke der Arbeitervertreter — die Arbeitslosen zwar zu der Familie zurück, aber nicht zur Arbeit, sondern wieder nur zur gesicherten Existenz gelangen ließe, auf Reichskosten, die in diesem Falle noch weit höhere wären! Von der Armenpflege ganz zu schweigen.

Nur Arbeit kann — nach den ersten Wochen — die Lösung der Frage sein.

Es gilt, sie zu beschaffen. Und dafür, daß es nicht im letzten Augenblick zu den berüchtigten „Notstandsarbeiten" kommt, die viel verbrauchen und wenig liefern, ist Vorsorge nötig. Sobald als irgend möglich muß ausgearbeitet werden, was für den Eintritt der geschilderten Gefahren, die uns drohen, bereit sein muß an Plänen, um die verfügbaren Kräfte so produktiv als möglich zu verwerten.

Das erste, was dafür geschehen kann, ist die Erweiterung der oben besprochenen Umfrage: über die privaten Auftraggeber hinaus auf die öffentlichen (Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden), um auch von ihnen „Vorausbestellungen" einzusammeln, die mit denen der privaten Arbeitgeber zusammen die nötige Nachfrage nach Arbeitskraft ergeben mögen. Besonders wenn darauf hingewiesen wird, wie wichtig es sozialpolitisch und volkswirtschaftlich ist, die Pläne auszuarbeiten, etwa zurückgestellte Aufträge wieder bereitzuhalten, um im Augenblick der Not sofort mit einer wichtigen und wohldurchdachten Arbeit beginnen lassen zu können. Finanzielle Bedenken erledigen sich durch den einfachen Hinweis: es ist billiger, auch im Sinn der gemeinen Gelderspamis, wenn Menschen, trotz hohen Zinsstandes, produktiv beschäftigt, als wenn sie nur gefüttert werden — und daß sie verhungern, wird nicht die Absicht sein.

Wie aber, wenn auch unter Hinzunahme des öffentlichen Bedarfs der Auftragsbestand nicht genügt? Wenn die Zusammenfassung alles Arbeitsbedarfs noch eine Lücke läßt — vielleicht ein „Ungewiß" in der Antwort vieler Arbeitgeber, bei denen die Lage von der Möglichkeit der Ausfuhr abhängt, über die wir bisher nichts Sicheres wissen —? Wie, wenn auf Jahre hinaus die deutsche Volkswirtschaft umorganisiert werden muß, von der Ausfuhr zur Selbstversorgung? Wie, wenn ein Daniederliegen des Baugewerbes durch die öffentlichen Aufträge nicht ausgeglichen wird?

Hier beginnt das Problem, seine ganze Größe zu enthüllen.

Es sei einem zweiten Aufsatz vorbehalten, seine Lösung zu versuchen oder wenigstens Lösungsmöglichkeiten anzudeuten. Hier muß genügen, gezeigt zu haben, zu welchen Fragen der Tag der Heimkehr Anlaß gibt.

Es ist für den Sozialpolitiker ein erfreulicher Gedanke, daß die vorurteilslose und energische Art des Militärs ihm helfen kann, dieser Aufgabe Herr zu werden. Jahrzehntelang vergeblich gepredigte Lehren der Sozialpolitiker sind von den Militärbehörden während des Krieges im Handumdrehen verwirklicht worden. Was maßgebende Stellen als niemals für einen Staatsmann möglich bezeichnet hatten, das haben Generalkommandos und Kriegsministerium einfach gemacht. So wendet sich unser Vertrauen auch hier zunächst an die militärischen Stellen.

Doch zeigen meine Ausführungen, daß die volkswirtschaftliche und finanzielle Seite der Sache einen weiteren Kreis von Mitarbeitern fordert. Nicht im Stil eines „Beirats", der dekorativ oder als Vermittlung guter Resonanz

Digitized by Google

in den großen Verbänden breiter Schichten wirkt, noch als die Unterbringung von guten Bekannten, sondern als eine große nationale Angelegenheit muß die Organisation betrieben werden, die uns — so bald wie möglich — ein Zusammenwirken der ersten Sachkenner und der besten Köpfe für diese große Frage zu sichern hat.

Tief pessimistisch gestimmt durch die Erfahrungen mit mancher im Kriege erlebten „Organisation" von Stellen und Aemtern und ihrer Besetzung, wird das deutsche Volk das Vertrauen zu der sonst so heilig gehaltenen Ordnung und Obrigkeit wiederfinden, wenn diesmal und in dieser Sache zu rechter Zeit das Rechte getan wird.

Spranger / Gedanken über Organisation

(Fortsetzung.)

2. Zu dem herrschaftlichen Motiv gehört unvermeidlich auch ein genossenschaftliches. Wie kein Staat durch die bloße Macht der Regierung zusammengehalten werden kann, sondern auch auf dem Zusammengehörigkeitsgefühl seiner Glieder beruht, so ist es bei jeder Organisation: ohne einigendes Band zwischen den Organisierten hat sie keinen Halt. Zwischen den beiden gesellschaftlichen Grundmotiven besteht ein eigentümliches Wechselverhältnis, das wir schon andeuteten: Ist ein Verband ursprünglich aus herrschaftlichem Geiste hervorgegangen, so muß das genossenschaftliche Band nachträglich geschaffen werden; ist er aus einem anfänglichen Gemeinschaftsgefühl erwachsen, so muß der Machtfaktor zur Geltung kommen. Worauf aber beruht nun der Gemeingeist, der in jeder Organisation leben muß? Da wir sie hier nur als bewußte Zweckschöpfung ansehen, so ist die Frage relativ leicht zu beantworten: auf dem irgendwie gemeinsamen Zweckbewußtsein. Dabei ist der einfachste Fall, daß in allen Organisierten ein und derselbe sachliche Zweck oder Wert als bewußt verbindendes Motiv wirksam ist. Wir reden dann von einer Zweckgemeinschaft oder Solidarität. Häufiger aber ist der Fall der Zweckverwebung, der darin besteht, daß durch natürliche oder künstliche Verkettung derjenige, der seine eigenen Zwecke verfolgt, damit zugleich auch fremde Zwecke verwirklicht. Ein Beispiel für natürliche Zweckverwebung ist etwa die freiwillige Feuerwehr, nach dem alten Satz: Tua res agitur, paries dum proximus ardet. Künstliche Zweckverwebung liegt vor bei jedem Lohnsystem, beim Vertrag auf Gegenseitigkeit, und im negativen Sinne beim Zwang, insofern das verbindende Motiv hier die Vermeidung von Strafen und Nachteilen ist.

Fragen wir, zunächst unter Verzicht auf jeden ethischen Maßstab, nach dem psychologisch stärksten Band, so ist es offenbar die reine Zweckgemeinschaft, da sie gleichzeitig auf voller Einsicht und voller Freiwilligkeit aller Beteiligten beruht. Die Gefahr liegt jedoch hier unter Umständen in dem Uebermaß von Selbständigkeit, das der einzelne beansprucht, eben weil er zu innerlich und zu leidenschaftlich beteiligt ist. Alle wissenschaftlichen Organisationen sind deshalb schwach, weil sie nur auf dieser Grundlage ruhen können, weil aber jeder Gelehrte in dem gemeinsamen Streben nach Wahrheit sein ganz individuelles Gewissen vor Gott und der Welt hat, mit dem er steht und fällt. Künstlerische Organisationen sind aus anderem Grunde bis zur Unmöglichkeit schwer; denn die Kunst besitzt (was auch die philosophische Aesthetik dagegen sage) nur die kollektive Allgemeingültigkeit, die aus der Gemeinsamkeit des Erlebens folgt; nicht die strenge ideale Allgemeingültigkeit der Wissenschaft. Und wohin religiöse Organisationen führen, die vorwiegend auf dem genossenschaftlichen Prinzip ruhen, das zeigt ein Blick auf die Schwäche der reformierten Kirchen im Verhältnis zur katholischen.

Auf wirtschaftlichem Gebiet hingegen besteht eine relative Vergleichbarkeit und Austauschbarkeit der Werte. Hier ist die Zweckgemeinschaft seltener, die Zweckverwebung die Regel. Der absolute Staat des 18. Jahrhunderts (nächst dem römischen Imperium und der römischen Kirche der beste Organisator, den die Welt gesehen hat), hat in der Erziehung seines Beamtentums Wege gewiesen, wie man zunächst widerstrebende Individualitäten an einen überindividuellen Zweckzusammenhang binden kann. Er hat durch die weitestgehende wirtschaftliche Sicherstellung verhindert, daß der Durchschnitt aus Not oder Habsucht von der Bahn abbiegt. Er hat durch Rangstufen, Titel und Orden ein System der Achtung und Geltung geschaffen, das dem politischen und gesellschaftlichen Ehrgeiz des Durchschnitts ebenfalls genügt. Für gewisse Klassen hat die Uniform helfen müssen, das Zusammengehörigkeitsgefühl von außen her zu stärken. Der Amtseid bringt eine religiöse Weihe hinzu. Das Prüfungs- und Berechtigungswesen gibt eine allgemeine Eichung der Intellekte: in der Tat — ein meisterhafter Bau der Organisation! Nur ist er durchaus herrschaftlich gedacht, und in einer Zeit, in der der Staat schon auf ein entgegenkommendes genossenschaftliches Bewußtsein im Volke rechnen darf, ist vielleicht manches dieser Hilfsmittel veraltet.

Eins aber darf nicht vergessen werden: in jedem starken Zusammengehörigkeitsgefühl, das nicht auf Identität der Zwecke mit der Organisation, sondern auf Zweckverwebung beruht (wie z. B. bei dem staatlichen Beamtentum des 18. Jahrhunderts), liegt immer die Gefahr einer Fronde, die Gefahr, daß die Organisation zur Zweispitzigkeit gelangt und so entartet. Es muß also das Abhängigkeitsgefühl gegenüber der Stelle, die die Initiative hat, aufrechterhalten werden. Das folgt schon aus der Reziprozität, die im herrschaftlichen System unvermeidlich ist: wo befohlen wird, muß auch gehorcht werden. Die Mittel dieser Herrschaft sind so zahlreich, wie die Formen der Ueberlegenheit überhaupt: Physische, wirtschaftliche und rein politische (d. h. rechtlich noch nicht fixierte) Gewalt sind mehr äußerlicher Natur. Von innen wirken unter einfacheren Verhältnissen die religiöse Sanktion und die sich unterordnende Liebe, die dann Treue heißt. Auf diesen Pfeilern ruht jedes patriarchalische System. Am festesten aber verbindet diejenige Ueberlegenheit des Geistes, in der sich sicheres Wissen mit dem Können vereint, das auf dem betreffenden Organisationsgebiet entscheidend ist.

Und endlich ein letztes, das zu dem Moment der Regelung hinüberführt: Naturen, die sich überhaupt unterordnen können und sollen, brauchen feste Regeln. Nichts ist — übrigens auch für den höher stehenden Geist — unmöglicher, als Gehorchensollen, d. h. die Macht und Freiheit des eigenen Tuns sich einschränken lassen, ohne daß diese Einschränkung auf dauernde Regeln des Verhaltens gebracht wäre. Willkür schafft nie und nimmer eine Organisation, mag sie auch tatsächliche Abhängigkeitsverhältnisse begründen. Wollen im organisatorischen Sinne heißt immer nach Regeln wollen. Darin aber liegt vielleicht das wichtigste Merkmal der Organisation.

3. Durch das herrschaftliche und das genossenschaftliche Prinzip entsteht eine gegliederte Gemeinschaft. Wie aber Naturerkenntnis nur möglich ist dadurch, daß Elemente gesetzt werden, deren Beziehungen zueinander gleichsam auf Spielregeln gebracht werden können (sonst wäre die Natur ein Chaos), so ist auch Organisation nur denkbar auf der Grundlage fester Normen, die die Sphären des Befehlens und Gehorchens, der Wahl und des mechanischen Funktionierens gegeneinander abstecken. Diese Bindung trifft zunächst die herrschaftliche Stelle. Angenommen, daß keine tatsächliche Macht über ihr stehe, daß sie „souverän" sei, so ist selbst dann keine Ordnung des Wirkens möglich, wenn nicht Regeln und Satzungen aufgestellt werden. Gehen sie allein von der Leitung aus, so tragen sie den Charakter einer bloß moralischen Selbstbindung; sprechen auch die eingeordneten Glieder maßgebend mit, so unterliegt die oberste Stelle des Verbandes einer Fremdbindung, die gleichsam verfassungsmäßige Garantien schafft.

Die Quellen dieser Regeln sind mannigfach, vor allem aber diese zwei: das Gesetz des Sachgebietes, sein naturgemäßer Zusammenhang, schreibt den einen Teil vor; das Gesetz der seelischen Beziehungen (die psychologisch unvermeidlichen sozialen Reaktionen) den anderen. So wirkt der Zweck selbst organisierend, und die freie Wahl der Gebietenden ist dadurch weit eingeschränkt. Ein ökonomischer Produktionsprozeß, der in gesellschaftlicher Form erfolgt, steht einesteils unter den physikalisch-chemischen Gesetzen der Technik, anderseits unter den Bedingungen des menschlichen Arbeitswillens und der Arbeitskraft, deren Lenkung man im Gegensatz zu jener physikalischen Technik als psychologisch-soziale Technik bezeichnen mag. Mutatis mutandis wiederholen sich diese beiden Faktoren in jeder Organisation, welches auch ihr Zweck sei. Je nach dem Charakter des betreffenden Verbandes geben das religiöse Leben, die Kunst, die Wissenschaft usw. von sich aus Normen, gegen die kein Herrscherwille aufkommt; Sachverhalt und menschliche Natur sind Kräfte von selbständiger Wirkungsweise, die in die Rechnung eingesetzt werden müssen.

Sollte dies alles jeweils neu erfunden werden, so käme keine Organisation zum Ziel. Es liegt aber z. T. bereit, und zwar in den Einsichten der Wissenschaft und in den gewohnheitsmäßigen, durch Tradition vererbten Regeln des Verhaltens, die durch Sozial- und Rechtswissenschaft ihrerseits wieder auf eine Theorie gebracht werden können. Schon darin äußert sich ein erkenntnismäßiges Moment; denn Regeln des Sollens können immer nur auf den erkannten Regeln des tatsächlichen Verhaltens aufgebaut werden. Nur darf es bei dieser rückwärtsblickenden Erfahrung nicht bleiben, sonst fehlte der Organisation das Schöpferische. Dies aber beruht auf einem zweiten Erkenntnisfaktor: der Vorausschau, die künftige Bedürfnisse rechtzeitig erkennt und ein Netz von Einrichtungen schafft, um den vorausgeschauten Zweck einzufangen. Auch bei diesem Vorausschauen mischt sich die Einsicht in die Regelmäßigkeit des Geschehens eigenartig mit der Aufstellung von Regeln des Verhaltens. Man kann mit Kant und dem deutschen Idealismus sagen: jede solche soziale Regelgebung schaffe eine zweite Natur, nämlich einen Zusammenhang von gesetzlichen Normen über der erkannten Gesetzlichkeit der nichtmenschlichen Natur. Oder in der philosophischen Symbolik des 18. Jahrhunderts: derselbe göttliche Geist, der der Natur mathematische Regeln des Verhaltens vorschrieb, schuf auch die Grundgesetze des menschlichen Zusammenlebens; wer da organisiert, ist ein Schöpfer im kleinen und muß in denselben beiden Reichen geistig zu Hause sein. Aber von dem Reich der Natur unterscheidet sich das des Willens (oder der Gnade) dadurch, daß die Zwecksetzung einen schöpferischen Charakter trägt und den an sich gleichgültig kausalen Verlauf in wertbestimmtem Sinne beeinflußt. Um diesen Zweck kristallisiert sich das soziale Geschehen und hat in ihm den einheitlichen Mittelpunkt, von dem aus das Gesetz des Ganzen verstanden werden muß.

Diese Regelhaftigkeit findet in der Rechtsordnung unverkennbar ihre höchste Ausprägung. Denn hinter den geltenden Rechtsnormen steht ein real oder ideell verbindlicher Zwang, der ihnen die besondere Festigkeit gibt. Alle übrigen sozialen Regeln haben diese unbedingte Verbindlichkeit, die aus der souveränen Macht des Staates folgt, nicht. Oder anders ausgedrückt: allen übrigen Verbänden kann man sich durch Austritt entziehen; nur dem Staate nicht. Man hat die außerrechtlichen sozialen Normen auch Konventionalregeln genannt. Doch ist der Name zu eng; denn nicht alle beruhen auf Konvention; viele nur auf Instinkt, Gewohnheit und Sitte. Aber in einem Punkte ist jede Organisation mit der Rechtsordnung verwandt: sie neigt zur Verfestigung und Verselbständigung der einmal gegebenen Regeln und zur Betonung ihrer Ausnahmslosigkeit. Auch dies hat seinen guten Sinn: Nur diese Unverbrüchlichkeit gibt Sicherheit. Wenn man dem Recht seinen Formalismus vorwirft, so wirft man ihm damit seine Tugend vor. Denn die Gerechtigkeit des positiven Rechts liegt zum wesentlichen Teil darin, daß es nicht individualisiert. Dies mag in vielen Fällen schmerzlich sein. Es folgt aber aus der Natur des Rechtes, daß es nicht zu stark gedehnt werden darf, wenn es nicht reißen soll. Die Ungerechtigkeiten im individualisierend-sittlichen Sinne, die daraus folgen, hat man mit Recht als notwendige Kehrseite der Rechtsordnung bezeichnet: Besser, daß der Maßstab im Einzelfalle hart und roh sei, als daß es überhaupt keine Ordnung gebe. Darin aber liegt die erste Größe und Höhe des Rechtsgedankens, daß überhaupt eine Ordnung sei. Für die Rechtsprechung ergeben sich daraus die bekannten Erscheinungen des Formalismus, für die Verwaltung der vielgeschmähte Bürokratismus. Beide sind nur die Schwächen einer Stärke; beide sind Schutzwehren gegen die Willkür. Es liegt in der Natur des Allgemeingeltenden, daß es nicht mit individualisierender Rücksicht funktionieren kann. —

Wie die ganze Rechtsordnung auf die untergeordneten freien Organisationen unvermeidlich abfärbt, so zeigen sich auch bei ihnen diese beiden Tendenzen einer fortschreitenden Verholzung und schablonisierenden Geschäftsführung. In den meisten Bureaus, in denen nicht gelüftet wird, gilt eine Maßregel vielfach schon als gerechtfertigt, weil man für sie den Satz geltend machen kann: So ist es immer gehalten worden. Die großen Gesichtspunkte, die die Schablone der Rechtsordnung rechtfertigen, treffen hier aber fast nie zu. Der Zweck des Rechtes liegt zum großen Teil darin, daß es eine allgemeine Gesetzgebung sei. Diese große, für das ganze Volksleben arbeitende Maschine läßt sich nur schwer umstellen. Die freien Zweckverbände hingegen sollen sich wechselnden Situationen, bisweilen sogar wechselnden Endzwecken anpassen. Bei ihnen muß also ein gewisses Maß von Beweglichkeit bleiben. Sobald sie den Charakter eines unveränderlichen Mechanismus tragen, ist ihre Wirkungsweise auf ein engeres Gebiet beschränkt. Die Menschen, die dabei mitwirken, sind zuletzt wie abgerichtet. Unter ganz stabilen Verhältnissen mag dadurch ein Höchstmaß von spezifischen Leistungen erzielt werden. Eine

Druckerei mit ihrem Personal stellt dann in wenigen Stunden den kompliziertesten Zeitungssatz her; soll ein Buch gedruckt werden, fehlt es an Maschinen, Einrichtungen und Menschen.

Das große Beispiel der Umstellung unserer ganzen Industrie auf die Bedürfnisse der Kriegswirtschaft hat uns gelehrt, von wie hohem Werte eine Organisationsform ist, die Spielraum läßt. Nehmen wir die Erscheinung in ihrer allgemeinen Bedeutung, so ist damit das Problem der beweglichen Organisation aufgerollt. Es läßt sich aussprechen als die Aufgabe, das nötige Maß von Regelhaftigkeit und Ordnung mit Beweglichkeit und Anpassung zu verbinden. Nun kann diese wechselnde Einstellung nur von den Menschen ausgehen, die innerhalb einer Organisation tätig sind. Denn die Gesetze der Natur und ihr Zwang auf die Technik ändern sich nicht. Wohl aber können sich die Zwecke und die dem Zweck gemäßen Wege durch fortschreitende Einsicht und Erfahrung ändern. Der Blick für dieses Neue und Notwendige setzt Menschen voraus, die mehr als Mechanismen sind, Menschen von allgemeinerer Bildung, vorausschauendem Blick und wandelbarer Arbeitseinstellung.

Hier liegt die interessanteste Erscheinung der organisierten Verbände. Jede durch Gemeinschaft vollzogene Arbeit beruht auf den Kunstgriffen der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung. Bücher hat uns in seinem Buch über die „Entstehung der Volkswirtschaft" die zahlreichen Möglichkeiten aufgezählt, in die sich diese beiden Richtungen weiter differenzieren. Die ältere Form der Technik hatte ihren Triumph in der höchsten Spezialisierung des Könnens bei streng zentralistischer Leitung. Als unvermeidlicher Erfolg trat eine Mechanisierung der menschlichen Arbeitskraft ein, die vom ethischen Gesichtspunkte der Humanität beklagt werden mag, vom spezifischen Zweckgesichtspunkte aus aber einen hohen Wert darstellte. Eine solche Organisation können wir ein mechanisches Kunstwerk nennen. Das Leben, die geistige Initiative, geht hier von e i n e m Punkte aus, der jedoch außerhalb des Ganzen gelegen ist.

Schluß folgt.

Marie Anne Kuntze / Der Tempel

Als ihr der Krieg die schweren Stunden brachte, —
Die langen schwarzen Nächte ohne Schlafen, .
Wo jeder Herzschlag zuckend sprach „sie trafen",
Wenn ferne der Kanonen Donner krachte —

Da war's der Seele, als wenn jedes Beben
Im Tempel, den sie heimlich sich errichtet,
Der Mauern Halt erschütterte. — Vernichtet
Barg sie das Haupt, den Sturz nicht zu erleben.

Doch da sie's wieder hob in Todesschauern,
Welch Glanz im alten Heiligtum! Statt Mauern
Stolz ragen Säulen. Nur der Vorhang schwand.

Und still durchwandelte sie hehre Hallen
Und sah erschauernd jenen Lichtglanz fallen
Vom Allerheiligsten — dem Vaterland.

Gottfried Traub / Flügel

Sol, die Sunne man mich heissen sol,
der mittelst planet bin ich wol.
Ich bin glucklich, edel und fein,
also sind auch die kinder mein.
Das mittelalterliche Hausbuch.

Wie warm schien die Sonne einige Mittage! Ein Raunen ging über die Wiesen. Zu Hause mußte man das Fenster einmal öffnen und riechen, ob der Frühling schon unterwegs sei. Das Blut rollt schneller, und der Atem wird freier. Das macht der Sonne erwünschtes Gesicht. Man kommt nicht los von dem Wunderbuch „Natur". Ein Greis an Jahren gemessen mit unserem Alter, ein Kind gemessen an unserer Jugend; denn sie ist voll rauschender Wunderkraft. Ein Büchlein liegt vor mir, das eine Forscherin in der Tierwelt geschrieben hat. Jetzt mitten im Krieg hat sie es vollendet. Es handelt von den Nerven und Sinneswerkzeugen der Flügel unserer Insekten. Staunend besehe ich mir die Tafeln voll pünktlicher Zeichnungen, die all die Hunderte von Verästelungen wiedergeben, und sage mir immer vor: das sind also Nerven eines Bienenflügels. Ich höre fremde Worte wie Achsenfaden, Stiftkörper, Sinneskuppeln, Sinneshaare, Chitinringe und wandere in einer fremden Welt. Und diese Welt lebt ebenso, wie unsere U-Boote, und die Insekten fliegen hier und im Schützengraben; hier sitzt ein Mensch, der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die winzigsten Lebens- und Bewegungsvorgänge in unendlich kleinen Zellenschläuchen durch Monate hindurch angestrengt beobachtet, und dort steht ein Mann, der die Handgranate wirft, damit jener andere ruhig studieren kann. Und über beiden leuchtet jetzt die Sonne, macht beiden ihr Blut warm und senkt in ihre Herzen die gleiche Hoffnung: Frühling. Ach, wie unglaublich verwirrt ist diese Welt und wie einfach zugleich!

Alles hängt ineinander. Oberflächliche und Raschfertige mögen schelten, daß jetzt eine solche Arbeit von einer gelehrten Frau gemacht wird. Sie arbeitet übrigens auch in Kriegswohlfahrtspflege und in ihrem Amt. Aber wer will sagen, ob nicht diese zuverlässigen Nachzeichnungen der Werkzeuge eines Insekts später einmal Tausenden von Menschen das Leben retten kann? Unsere Wissenschaft hat sich jetzt im Krieg als die mannigfaltigste Hüterin jeder Kraft und Schöpferin neuen Lebens bewiesen. Von der Biene wird hier erzählt, daß sie in den Spannungszuständen eines bestimmten kleinen Organs vielleicht die Fähigkeit besitze, immer über die jeweilige Stellung ihrer Flügel sicher zu werden. Von unseren Fliegern, welche heute todesmutig den Feind erkunden, wird sich mit der Zeit ebenso erzählen lassen, daß sich die einen besonders dafür eignen, mit ihren Flügeln so in eins zusammenzuwachsen, daß sie unbewußt das Richtige tun, während andere das nie erlernen. Wenn ich das alles so überlege, schwindelt mir. Aber ich freue mich der Einheit aller Gesetze, die immer durchbricht wie Sonnenstrahl durch Nebelwand. Eine unbeschreibliche Sicherheit liegt in dieser Gewißheit. Die Zuversicht des einen Willens, der mit denselben Stoffen und Kräften die Welt und die Geschichte baut und beherrscht. Komm, du liebe Sonne, du bist mir immer ein vertrauter Führer, der nicht täuscht. Auch du bist ja nur der Mantel. Herrlich muß dein König sein, der dich um seine Schultern trägt. Ihm lege ich mein Leben und meines Volkes Schicksal getrost in den Schoß. Aus diesem Ruhepunkt strömt unerschöpfliche Kraft. Wir strecken uns alle nach dem Frühling!

Digitized by

Walther Schotte / Friedrich Kayßler

Es ist nicht Gepflogenheit der „Hilfe", Berliner Kunstereignisse zu verzeichnen; wenn uns aber mitgeteilt wird, daß die Neue Freie Volksbühne einem Mann wie Friedrich Kayßler die künstlerische Leitung ihres Hauses, des Theaters am Bülowplatz, übertragen hat, dann wollen wir nicht schweigen. Dies Ereignis bleibt außerdem keine innere Angelegenheit des Berliner Kunstlebens, es greift in menschliche und soziale Bezirke hinüber.

Mit einem Interim wurde das Theater am Bülowplatz eröffnet, das sich die Neue Freie Volksbühne gebaut hatte, als dauernde Stätte ihrer dem Volke gewidmeten Kunst. Durch den Vertrag mit Max Reinhardt war das Theater zur Filiale seines Großbetriebs geworden; als Provisorium war das künstlerisch unbedenklich, für die Dauer war der Zustand dem Ideale einer sozial organisierten, aus bestimmten menschlichen und künstlerischen Hoffnungen gegründeten Bildungsstätte so fern wie möglich. Nun hat die Dauer des Krieges bewirkt, daß noch vor seinem Ende die endgültige Lösung geschaffen wurde.

Der Direktor mußte ein Mann sein, selbstverständlich von langjähriger Bühnenerfahrung, natürlich eine intellektuelle und moralische Autorität, auch ein organisatorisches Talent; solche Männer gibt es schon. Aber er mußte mehr sein. Er muß Dichtung und Theater mit der sittlichen Begeisterung umfassen, die auch die Triebkraft zur Gründung der Volksbühne gewesen ist, er darf nicht der einseitige Vertreter eines literarischen Programms werden und besonders auch vor jenem Leben sein Herz nicht verschließen, das wie ein Frühling des Auges die Welt der Dichtung durch die neuen Gesichte des sogenannten Naturalismus bereichert hat, und der Mann, dem die Sektenzugehörigkeit verboten ist, muß umgekehrt von dem Drange erfüllt sein, nicht Theater für die Aristokratie des Verstandes spielen zu wollen, sondern die große und dumpfe Masse zu erschüttern, nicht Erholung, sondern Befreiung, nicht Genuß, sondern Erlebnis, nicht Täuschung, sondern Vertiefung erzwingen zu wollen. Der Mensch, der lebt und arbeitet, der tief verstrickt ist in alle Not und alle Hoffnungen seiner Zeit, der ist sein Richter, und das große gute Volk, das deutsche Volk ist sein Gewinn. Nicht das Geschäft! Diese Aufgabe hat eine Bedeutung über die Grenzen des Weichbildes von Berlin hinaus, sie ist eine künstlerische, eine moralische, eine soziale Angelegenheit der Nation. Daß sie mitten im Kriege aufgegriffen wurde, sei unser Stolz.

Merkwürdig, wie in der wachsenden Organisierung unseres Lebens der gegensätzliche Wert der freien Persönlichkeit mit in die Höhe steigt! Wir erleben das in großen Maßstäben am organisierten Krieg ebenso, wie beschränkter in den Bezirken der organisierten Kunst. Ich lese in den Tageszeitungen, daß viele ungefragte und unaufgeforderte Bewerber sich für die Leitung der Volksbühne gemeldet haben, aber man verschloß dort den Anträgen die Ohren, um alle Sinne für die stille Umschau um so offener zu halten. Und siehe da, ohne Ausschreiben wird der geeignete Mann gefunden: Friedrich Kayßler.

Und mit seltener Einmütigkeit wird diese Wahl gutgeheißen. Kayßler ist der Mann, den schweren Bedingungen, die wir skizzierten, zu genügen. Zwanzig Jahre Berliner Bühnenlebens liegen hinter ihm, er kam von Brahm, er ging mit Reinhardt, und er wurde er selbst am Theater in der Königgrätzer Straße. Wir haben ihn in vielen Rollen gesehen. Das Gefühl, einen der ersten Schauspieler unserer Zeit vor uns zu haben, wurde fest in uns gegenüber seiner Darstellung des Götz, des Advokaten in Strindbergs Traumspiel, des Paul Lange von Björnson. Kayßler ist als Schauspieler kein einfacher Künstler; er gehört weder zu den naiven, die nur sich selbst spielen, noch zu den intellektuellen, die jede Rolle spielen können; er ist ein schwer arbeitender Mensch und ist selbst als Schauspieler das, was man einen Charakter nennt: groß, aber in seine Grenzen gebannt und auch im Temperament von verhaltener Glut. Als Künstler und Mensch ist er wahrscheinlich im ganzen stärker als in seinen Elementen. Jedesmal ist die geistige Leistung bewundernswert, aber sie ist nie rein verstandesmäßig. Der freie Intellekt kommt dem Geschaffenen kaum nach; die geistige Durchdringung etwa der Gestalt des Advokaten im Traumspiel war so stark, daß vom Erlebnis dieser Schöpfung eine ganze Welt sich auftat; vielleicht weiß Kayßler kritisch kaum abzuschätzen, was ihm damals gelungen ist. Umgekehrt würde nüchterne Kritik Kayßler, den Dichter, zuzeiten abweisen, gewiß nicht im ganzen, denn wir wollen auch den Dichter Kayßler nicht missen, in dem so vieles rein und eigen sich ausspricht, was ihn im Empfinden und Denken in die Reihe der besten Deutschen stellt, ihn verknüpft mit den Kräften der Romantik, ihrer Märchenlust, Verträumtheit, Besinnlichkeit und Humor, von den Tagen Achim v. Arnims bis zu Wilhelm Busch.

Im Künstler, im Schauspieler, im Dichter, überall lebt der warme, begeisterte Mensch, der gute Mensch, der als Jüngling die heftigen Fehden seines Hauptmann Brahm mitstritt, und der als reifer Mensch aus den Tiefen des Lebens heraus gestalten und schenken will, vollendete Kunst. Der Mensch, der es sich, Gott sei Dank, nicht leicht macht. Er wird der Richtige sein; wir wünschen ihm Glück auf seine Bahn, von der ihm die Volksbühne alles Kleinliche fortgeräumt hat; Kayßler hat volle Freiheit, darf auch sein eigener Schauspieler sein.

Soziale Bewegung

Vertrauen gegen Vertrauen! In dem Fachblatt der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer wird das vertrauensvolle Zusammenwirken von Wissenschaft und Praxis in der deutschen Sozialpolitik gefeiert. Dabei wird auch der selbstlosen, unvermeidlichen Arbeit der Gesellschaft für Sozialreform mit hoher Anerkennung gedacht. Der Leitartikel geht aus von der Zeit um 1820 herum, wo ein preußischer General im rheinischen Industriegebiet, veranlaßt durch die schlechten Rekrutierungsverhältnisse, es anregte, daß den Schulkindern die Fabrikarbeit verboten wurde. Er blickt dann auf den Tag (12. Dezember 1916), wo in den Germaniasälen in Berlin hohe Staatsvertreter und ein aktiver General vor 800 Angestellten der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen sprachen, und er stellt die gewaltige Aenderung in der Auffassung über die Notwendigkeit sozialer Maßnahmen fest. „Den aus dem Arbeitsverhältnis hervorgegangenen Führern der Arbeiterorganisationen, die sich mühsam in die höheren Formen der sozialen Notwendigkeiten hineinarbeiteten, kam es doch oft zum Bewußtsein, wie sehr ihnen eine geregelte höhere Bildung in der Jugendzeit fehlte. Da war es ein geradezu glücklicher Gedanke, die praktische Erfahrung dieser Männer der Arbeit und das Wissen gebildeter Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuspannen, um durch gegenseitige Ergänzung der Sache der Sozialpolitik am meisten zu dienen. Das geschah in der Gesellschaft für Soziale Reform. Hier saßen seit langen Jahren Männer der Wissenschaft und Führer der Arbeiterorganisationen bei gemeinsamer Arbeit, und beide Teile haben sich bei dieser gemeinsamen Arbeit bewährt. Es kann den Leitern der Gesellschaft für Soziale Reform nicht hoch genug angerechnet werden, daß sie sich bei diesem Vorgehen nie irremachen ließen. Sie erkannten frühzeitig die Notwendigkeit der Arbeiterorganisation und der sozialen Reformarbeit. Wenn auch lange Zeit von einflußreichen Kreisen heftig befeindet und als Kathedersozialisten verschrien und obwohl die Vertreter der stärksten Arbeiterorganisationen ihre Mitarbeit versagten, die Leitung der Gesellschaft für Soziale Reform wußte, ihre Zeit müsse doch kommen, und sie kam. Die lange Zeit beobachtete objektiv freundliche Haltung der Gesellschaft für Soziale Reform auch den freien Gewerkschaften gegenüber, hat den Führern dieser Richtung den Anschluß wesentlich erleichtert. Heute vereinigt die Gesellschaft für Soziale Reform wissenschaftlich gebildete Männer der verschiedensten Kreise und leitende Personen aller Arbeiter- und Angestelltenorganisationen in gemeinsamer Arbeit. Diese Tatsache verleiht der Arbeit dieser Gesellschaft einen starken Resonanzboden. Der Krieg und ganz besonders das Hilfsdienstgesetz hat die Arbeiter- und Angestelltenorganisationen näher zusammengebracht, auch das ist ein Schritt, der nicht hoch genug gewertet werden kann. Das erste Zusammenarbeiten zwischen Wissenschaft und Praxis mag zögernd und tastend gewesen sein, aber Faden um Faden schlang sich um diese gemeinsame Arbeit, die jetzt so fest verknüpft ist, daß von dieser Stelle aus große Vorarbeit für die kommenden großen sozialen Aufgaben mit Recht erwartet werden kann. Hohe Staatsvertreter, ein aktiver General haben vor einer Versammlung von Arbeiterorganisations-Beamten gesprochen; zum erstenmal sind im Hilfsdienstgesetz den Arbeiterorganisationen offizielle Funktionen übertragen worden; Arbeiterausschüsse müssen überall, wo 50 und mehr Arbeiter beschäftigt sind, durch freie Wahl der Arbeiter eingeführt werden. Auch in den Werken der Großindustrie, wo es bisher nicht möglich war, werden diese Ausschüsse ihren Einzug halten. Das sind Tatsachen, die man vor dem Kriege noch für unmöglich gehalten hätte. Diese Dinge gelten vorläufig für die Dauer der Kriegszeit. Die Staatsregierung und das Kriegsamt werden sicher einen schweren Stand gehabt haben, in ihrer Stellung zu den Arbeitgeberorganisationen und zu der Einführung der Arbeiterausschüsse den Widerstand der Großindustrie zu überwinden. Er ist überwunden! Nur für die Kriegszeit? Wir glauben das nicht. Das Notwendige bricht sich Bahn. Große Teile der Bevölkerung standen vor dem Kriege dem Staatsgedanken fremd gegenüber. Der Krieg hat den Begriff des Staatsgedankens vertieft, und das ganze Volk steht heute hinter diesem Staatsgedanken. Das war nur dadurch möglich, daß der Staat sein Mißtrauen den Arbeitern gegenüber überwunden hat. Vertrauen gegen Vertrauen, so steht die Sachlage. Sollte die Staatsregierung nach dem Kriege diese kostbare Zusammenarbeit wieder vernichten wollen, nur wegen des Widerstands der Großindustrie? Das halten wir für ausgeschlossen!"

Förderung des Genossenschaftswesens. In den Vorlesungen des Dozenten Dr. Mayr an der Mannheimer Handelshochschule über Genossenschaftswesen hat sich eine Anzahl Hörer zusammen-

gefunden, die den Plan faßte, einen Genossenschafter aller Richtungen umfassenden „Neutralen Verein zur Förderung des Genossenschaftswesens" zu gründen. Es wurde zur Gründung eines Bureaus geschritten, in das Dr. Mayr (Dozent der Handelshochschule Mannheim) als Vorsitzender, und von der Praxis aus verschiedenen Lagern die Herren Hyrenbach (Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine, Abteilung Mannheim), Direktor Kinkel der Gewerbebank Mannheim (Schulze-Delitzschsche Richtung), Handwerkskammersekretär Haußer (Mannheim) als Freund des Genossenschaftswesens, als Vertreter der Baugenossenschaften Herr Stadtbaumeister Sternlieb (Ludwigshafen) und Herr Oberrevisor Josten (Ludwigshafen, Raiffeisen-Organisation), zu Beisitzern gewählt wurden. Dieses Bureau wurde beauftragt, als Komitee die weiteren Schritte für die zu gründende Vereinigung, die als Verein eingetragen werden soll, zu unternehmen. Ein Blick auf die Zusammensetzung dieses Ausschusses ergibt, daß alle Zweige des Genossenschaftswesens durch die neue Gründung Förderung erfahren sollen. In der Gründungsversammlung führte Oberlehrer Stadtrat Hoffmann-Ludwigshafen aus, es habe sich ihm im Kriege im Genossenschaftswesen eine neue Welt erschlossen. Bisher sei er ein Vertreter der Mittelstandsidee gewesen, die sich daraufhin richte, die Genossenschaften feindlich zu betrachten in der Auffassung, sie wollten den kleinen Mann bekämpfen, dessen Existenz erhalten werden müsse. Nun habe er aber im Kriege als Mitglied der Lebensmittelkommission Ludwigshafens die Wahrnehmung gemacht, daß man sich auf diesen Kreis in schweren Zeiten gar nicht stützen könne, daß man in diesen Kreisen selbst für einen Zusammenhalt innerhalb des eigenen Geschäftszweiges noch gar nicht reif ist. — Die Erfahrungen des Ludwigshafener Stadtrats über den Kleinhandel mögen einseitig sein und keine Verallgemeinerung verdienen. Aber die Würdigung der Konsumgenossenschaften durch einen früheren Gegner bleibt trotzdem recht bemerkenswert.

Kriegsleistungen der Arbeiterorganisationen. Der Verband der Deutschen Buchdrucker veröffentlicht das Ergebnis seiner 12. Rundfrage im Kriege über die Lage der Verbandsgenossen. Es ergibt sich daraus, daß 58,92 v. H. aller Buchdrucker am Schluß von 1916 einberufen wurden. Unter ihnen waren 51,1 v. H. Verheiratete. Die Familienunterstützung hatte Ende 1916 die Summe von 1 893 940 M. erreicht, worin die aus der Verbandskasse den Gauen geleisteten Zuschüsse eingerechnet sind. Es ist außerordentlich erfreulich, daß ungeachtet der im vergangenen Jahr erfolgten weiteren 11 393 Einberufungen die Unterstützung der Kriegerfamilien keineswegs zurückgegangen ist, sondern mit 883 605 M. eine ansehnliche Leistung aufzuweisen hat. Trotz der unhemmbar fortschreitenden Verteuerung des Lebensunterhaltes gewiß ein schönes Zeichen der Opferwilligkeit, die gern noch teilt mit den Hilfebedürftigeren. Mit 28 807 Mitgliedern repräsentiert sich gegenwärtig die gewerbliche Heimatarmee der Buchdrucker fast vollständig.

Büchertisch

Victor Cambon: **Ein Franzose über Frankreich.** Frankreichs wirtschaftliche Kriegsziele. Sonderabdruck aus der „Kolonialen Rundschau". Dietrich Reimer. Berlin 1916. 32 S. 80 Pf.

Dieser von Professor Dr. H. Großmann übersetzte Vortrag ist vor der Société des Ingenieurs civils de France faktisch nicht gehalten worden. Das Verbot der französischen Regierung erreichte den Redner kurz vor Beginn der Sitzung und hindert ihn nun überhaupt, in Frankreich seine Ideen zu Gehör zu bringen. Der Verfasser stellt sich zwar auf den Boden des französischen Siegesglaubens. Aber selbst die Zukunft, die er einem siegreichen Volke schildert, ist niederschmetternd. In welchem Grade übrigens die deutsche Industrie und der deutsche Handel den Franzosen in ihrem eigenen Lande die Initiative weggenommen hatten, ist in der Tat erstaunlich. Ein grotesker Fall beleuchtet blitzartig dies Verhältnis: Da das Anschlagswesen in den Händen einer deutschen Gesellschaft war, so wäre auf natürlichem Wege das Mobilmachungsedikt der französischen Regierung auch durch diese deutsche Gesellschaft zur Verteilung und Anschlagung gekommen, wenn man nicht dies Faktum im letzten Augenblick entdeckt hätte. Die Initiative will Cambon seinen Landsleuten wiedergeben, indem er sie beschwört, die „Methode" der Deutschen nachzuahmen. Aber auch dann bleibt er von jener Hoffnung weit entfernt, „welche phantasievolle Geister gepredigt haben, daß es uns gelingen werde, an die Stelle der Deutschen zu treten". Die Erschöpfung an Menschen und Kapital gegenüber den vergrößerten Anforderungen, die die Wiederherstellung von Tausenden an Gebäuden und Fabriken im Kriegsgebiet, die Wiederaufnahme zerstörter Geschäfte und Gewerbe fordern wird, die ungeheure Belastung des Staatshaushalts durch die Kriegsschuld, die Pensionen, die durch keine Kriegsentschädigung erleichtert werden kann, da ein halbbesiegtes Deutschland eine solche zu zahlen sich weigern, ein zerschmettertes dazu außerstande sein würde, aus alledem werden der französischen Wirtschaft Krisen entstehen, die mit höchster Anstrengung nur eben gerade durchgehalten werden können. Und nun zeigt Cambon, was in Deutschland nachzuahmen sei: in der Errichtung industrieller Fachschulen, akademischer und mittlerer Natur, nicht von seiten des Staates, der nur Leute zu züchten weiß, die als Beamte bezahlt sein wollen, durch Schulen zur Berufsausbildung der Kriegsbeschädigten, durch Modernisierung der industriellen Betriebe in technischer, wissenschaftlicher, handelspolitischer Hinsicht, worin augenblicklich nur die französische Automobilindustrie genüge; durch eine vollständige Aenderung der französischen Geldwirtschaft, die bisher nur das Interesse der kleinen Sparer und der Banken im Auge hatte, bei der Gewährung großer hochverzinster Darlehen ans Ausland; welches Geld schließlich der deutschen Industrie zugute kam, die vom Ausland die Aufträge bekam und aus der französischen Anleihe bezahlt wurde. Nunmehr sollen die französischen Banken die allerdings schwierigere Aufgabe lösen, an französische Unternehmer Geld zu leihen. Der ernsteste Appell Cambons richtet sich gegen das französische Nationallaster, die Trunksucht, der nach dem statistischen Beweise schlimmer gefront als irgendwo sonst. Szenen, die Cambon aus eigener Anschauung und während des Krieges berichtet, sind in der Tat grauenvoll. Was z. B. aus einem Lande werden soll, wie der Bretagne, wo 40 Prozent der zum Militärdienst Ausgehobenen als untauglich, traurige Opfer des Alkoholismus ihrer Eltern, zurückgeschickt werden mußten, die ganze gesunde Mannschaft nun aber im Felde steht und zur Hälfte verblutet ist, oder zu Krüppeln geschlagen, das ist eine furchtbare Frage für den französischen Patrioten, zumal angesichts des allgemeinen Geburtenrückganges. Auch die Presse wird der Trägheit und Gedankenlosigkeit und der völligen sachlichen Unbildung ebenso wie die Gesellschaft der heute regierenden Politiker beschuldigt, in starker Gegenüberstellung gegen den erzieherischen und informatorischen Charakter der stets gut unterrichteten deutschen Presse. Cambon, der seit Jahren Deutschland bereist — vielleicht ohne uns innerlich zu verstehen, doch mit hellen Augen für unsere Leistungen und über Deutschland vorzüglich orientierende Bücher veröffentlicht hat, brachte im März 1914 eine Schrift: „Die letzten Fortschritte Deutschlands" nach Hause. Den Redakteur einer der großen Pariser Tageszeitungen machte er auf eine Stelle seiner Schrift aufmerksam, in der von dem viergleisigen Ausbau der Eisenbahnstrecke Berlin—Elberfeld, Cöln und ihrer Bedeutung für den deutschen Aufmarsch die Rede war. Angeknüpft waren Bemerkungen über die Unterlegenheit der französischen Linien im Osten, besondere und allgemeine Schlußfolgerungen, betreffend die französische Mobilmachung, und das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit. „Diese Fragen", sagte der Redakteur, „interessieren unser Publikum nicht. Wenn Sie besonderen Wert darauf legen, daß wir von Ihrem Buche reden, so kostet das 15 Frcs. pro Zeile." Paris stand im Zeichen des Prozesses gegen Madame Caillaux. Schotte.

Weltwirtschaftliches Archiv. Zeitschrift für Allgemeine und Spezielle Weltwirtschaftslehre. Herausgegeben von Dr. s. c. pol. Bernhard Harms, o. ö. Prof. a. d. Univ. Kiel. 7 Bd. Heft 1. Januar 1916. Verlag Gustav Fischer, Jena.

Inhalt: Zur Theorie von Freihandel und Schutzzoll von Dr. Ed. Kellenberger, Zollikon-Zürich. Zur Analyse von Handelsstatistiken (der österreichisch-ungarische Außenhandel 1900—1912), von Dr.-Ing. Fritz Kerner, Berlin. Die Kapitalskraft Frankreichs, von Prof. Dr. Paul Arndt, Frankfurt a. M. Gewerbliche Schutzrechte während des Krieges, von Reg.-Rat Dr. Rathenau, Berlin. Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Türkei, von N. Honig, Jerusalem. Ueber die örtliche Verteilung der Juden in ihrer Bedeutung für die Weltwirtschaft und deren deutscher Anteil von Davis-Triesch, Berlin. Literatur, Chronik und Archivalien.

Freiwillige Gaben:

Spenden für Feldbücher: 10 M.: A. B. in Colmar i. Els.

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Freiversendungen an Soldaten: 5 M.: Dir. L. in Camberg.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

8. März 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 10

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Volkspolitik. — **Wilhelm Heile:** Die silbernen Kugeln. — **Dr. Max Hildebert Boehm:** Vom Wechseleinfluß der kriegführenden Völker. — **Dr. Heinz Potthoff:** Die Lues des Wirtschaftslebens. — **Albert Falkenberg:** Neue Richtung der Beamtenpolitik. — **Prof. Dr. Spranger:** Gedanken über Organisation. — **Prof. Paul Schubring:** Die Walhalla bei Regensburg. — **Gottfried Traub:** Frau Kupfer. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 25. Februar.

Gestern abend wurde die Nachricht verbreitet, daß im Monat Januar vor Beginn des neuen verstärkten U-Boot-Krieges 450 000 Brutto-Schiffstonnen versenkt worden sind. Das ist gegenüber dem vorhergehenden Monat eine weitere Steigerung. Darüber, wie hoch sich die Februarziffer belaufen wird, wird natürlich von vielen Menschen gesprochen, ohne daß dieses Sprechen einen besonderen Wert hat. Die Holländer hatten bei der deutschen Regierung gebeten, eine größere Zahl von Getreideschiffen auch nach Ablauf der Schonfrist noch von England aus an die holländischen Häfen gelangen zu lassen. Die deutsche Regierung hatte ihnen mitgeteilt, die Schiffe könnten entweder mit voller Sicherheit am 17. März oder mit nur relativer Sicherheit am 22. Februar auf einem bestimmten Weg heimwärts fahren. Acht Schiffe haben den 22. Februar benutzt; von ihnen soll eins an der englischen Küste auf Minen gelaufen, die andern sieben am Nachmittag des 22. Februar auf der verabredeten Kurslinie versenkt worden sein. Die deutsche Regiernug versichert amtlich, daß sie den Reedern dieser Schiffe nochmals ausdrücklich mitgeteilt hat, daß eine unbedingte Sicherheit nicht gewährleistet werden kann. Natürlich ist die Aufregung in Amsterdam und Rotterdam ziemlich groß. Ein Teil der Besatzungen ist gerettet.

In den Räumen des preußischen Abgeordnetenhauses haben Professor Dopsch und Justizminister a. D. Klein aus Wien Vorträge über österreichische Geschichte, Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik gehalten. Die Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung ist in erfolgreicher Weise bemüht, die beiderseitigen Kenntnisse und Beziehungen zu vermehren.

Auf der Tagung des Zentralausschusses der Fortschrittlichen Volkspartei spricht Müller-Meiningen über die politische Lage und beweist mit juristischen Gründen, daß der deutsche Unterseebootkrieg nicht völkerrechtswidrig ist. Im bisherigen Völkerrecht ist die jetzige Sachlage zwar nicht vorhergesehen, aber darum auch nicht mit Rechtssatzungen belastet. Wenn die Kollegienhefte von Professor Wilson noch nichts von den Folgen des U-Boot-Krieges enthalten, so bedeutet das nicht, daß sie etwa nicht in der Welt sind.

Montag, 26. Februar.

Der englische Ministerpräsident Lloyd George hat vor einigen Tagen eine Rede gehalten, aus der zu ersehen ist, wie ernst er den deutschen Unterseebootkrieg auffaßt. Die Landwirte sollen veranlaßt werden, Getreide anzubauen, deshalb wird die Regierung erhöhte Weizenpreise bis 1920 garantieren, für die Arbeiter Mindestlöhne festsetzen und die Erhöhung der Pachtgelder verbieten. Die Papiereinfuhr müsse um die Hälfte vermindert werden. Die Einfuhr aller wesentlichen Nahrungsmittel würde von seiten der englischen Regierung natürlich nicht eingeschränkt werden; aber gewisse Luxusfrüchte, Mineralwässer, Kaffee, Kakao, Tee müßten sich einige Einschränkungen gefallen lassen, damit der vorhandene Schiffsraum für die unbedingt notwendigen Erzeugnisse verwendet werde. Die Regierung hofft, durch derartige Beschränkungen über 900 000 Tonnen jährliche Einfuhr zu ersparen. Durch Einschränkung der Biererzeugung würden 600 000 Tonnen jährlich frei werden. Wenn das ganze Einschränkungsprogramm durchgeführt werde, so versichert Lloyd George, könne England auch den schlimmsten Eventualitäten ruhig entgegensehen. — „Times" und andere Blätter machen dem englischen Ministerpräsidenten den Vorwurf, er habe durch seine allzu offenen Ausführungen den Mut der Gegner erhöht. „Daily News" sagen, schlimmer als der Mangel an Schiffsraum sei der Mangel an Arbeitskräften, ohne die die einheimische Landwirtschaft nicht über ihren bisherigen Stand emporgehoben werden könne. Auch in England ist Kartoffelmangel und Streit über die Kartoffelverteilung, wobei allerdings zu bedenken ist, daß Kartoffeln für die Engländer nicht dasselbe bedeuten wie für die Deutschen.

Die Berichte über die Folgen des Unterseebootkrieges auch aus Frankreich werden fortgesetzt. In Paris werden bald keine Weine mehr aufzutreiben sein, da die Weinzufuhr aus Algerien infolge der Unterseebootgefahr eingestellt wurde. Die Butterzufuhr der großen Pariser Markthallen ist auf die Hälfte zurückgegangen. Verschiedene Abgeordnete verlangen erneut die Beurlaubung aller bäuerlichen Mitglieder des Heeres, weil sonst die Aecker nicht bestellt werden könnten. Der Munitionsminister Thomas lehnt aber ab, aus der Arbeiterschaft der Munitionsfabriken bäuerliche Beurlaubungen vorzunehmen.

Dienstag, 27. Februar.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie die von Lloyd George angekündigten englischen Einfuhrbeschränkungen auf die Bundesgenossen wirken. Aus Frankreich und aus Italien wird dagegen protestiert, daß künftig Weine, Seide, Obst nicht mehr nach England geschafft werden dürfen. Wenn Frankreich und Italien ihre Finanzen einigermaßen in Ordnung halten wollen, so müssen sie an der Ausfuhr verdienen. Da sie nun in notwendigen Nahrungsmitteln selbst einfuhrbedürftig sind, so haben sie gar keine andere Möglichkeit, ihre Wirtschaft aufrechtzuerhalten, als gerade die Ausfuhr von solchen Dingen, die von jetzt ab in England für unnötig erklärt werden. Man verlangt von den Franzosen, daß sie das Holz ihrer nicht übermäßig zahlreichen Wälder für die englischen Bergwerke und Schiffe hergäben und verweigert dann dem Weinertrag des französischen Südens die Aufnahme.

Mit Bedauern hören wir, daß sich die Türken in Kut el Amara nicht haben halten können.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Februar stießen Teile

Digitized by Google

unserer deutschen Torpedobootsstreitkräfte in den englischen Kanal bis über die Linie Dover—Calais und in die Themse-Mündung vor. Die im Kanal aufgestellten englischen Zerstörer wurden nach heftigem Artilleriegefecht zersprengt, mehrere von ihnen durch Treffer beschädigt. Unsere Boote erlitten keine Verluste. Von einer anderen Abteilung unserer Torpedoboote wurden Küstenanlagen bei Margate beschossen.

In Petersburg findet eine Konferenz von Abgesandten des Zehnstaatenverbandes statt, die schon deshalb auf längere Dauer eingerichtet ist, weil die Herren zurzeit nur sehr schwer in ihre Heimaten zurückkehren können. Es scheinen aber auch noch innere Gründe vorhanden zu sein, um einen schnellen Abschluß der Verhandlungen unmöglich zu machen. Nach Stockholmer Meldungen wird noch immer darum gestritten, ob und in welcher Weise England für die von ihm gelieferten Gelder eine künftige Kontrolle des russischen Verkehrswesens und der Bergwerke erhalten soll. Zunächst wird eine Inspektionsfahrt der Konferenzmitglieder nach russischen Industrieplätzen veranstaltet, wahrscheinlich, um dabei über die Grundsätze der künftigen Ueberwachung verhandeln zu können.

Mittwoch, 28. Februar.

Der Deutsche Reichskanzler verteidigt in einer Reichstagsrede sein Verhalten gegenüber der Friedensanfrage des Präsidenten Wilson: „Ich kann von meiner Seite aus nicht Versprechungen machen oder ins Einzelne gehende Formulierungen unserer Bedingungen aufstellen. Das wäre unfruchtbar. Die feindlichen Machthaber haben es reichlich getan. Sie haben sich untereinander ausschweifende Zusicherungen gemacht, aber doch nichts weiter damit erreicht, als daß sie sich und ihre Völker immer tiefer in den Krieg hinein verstrickt haben. Ihr Beispiel lockt mich nicht. Wir wollen dem Kriege ein Ende machen durch einen dauerhaften Frieden, der uns Entschädigung gewährt für alle erlittene Unbill und der einem starken Deutschland ein gesichertes Dasein und eine gesicherte Zukunft bietet." — Ueber die innere Neuorientierung sagt der Kanzler: „Eine neue Zeit mit einem erneuerten Volke ist da. Ein Geschlecht, das durch so ungeheures Erleben bis in die letzten Fasern seiner Empfindungen erschüttert ist, von dem ein ergreifendes Wort eines feldgrauen Dichters sagen konnte, daß sein ärmster Sohn auch sein treuester war, das sind lebende Kräfte, die sich von keinem Parteiprogramm weder von rechts noch von links einschränken und aus ihrer Bahn werfen lassen. Es handelt sich nur darum, den richtigen politischen und staatlichen Ausdruck für das zu finden, was dieses Volk ist. — Die Briand und Lloyd George wollen die Welt glauben machen, ihr Ziel sei, Deutschland vom preußischen Militarismus zu befreien und das deutsche Volk von sich aus mit demokratischen Einrichtungen zu beschenken. Nun, meine Herren, wo wir von etwas zu befreien sind, da werden wir es selbst besorgen."

Präsident Wilson fordert vom Kongreß der Vereinigten Staaten Vollmachten für den Kriegsbeginn, sagt aber, daß der Krieg nur durch mutwillige Angriffstaten verursacht werden könne. Es kommt also jetzt alles darauf an, ob bei einer Versenkung die nötige Zahl von Amerikanern mitbetroffen wird. Beim Untergang des Schiffes „Laconia" von der Cunard-Linie sollen zwei Amerikanerinnen erfroren sein.

Donnerstag, 1. März.

Wir hatten gestern im Reichstag eine private Unterredung über die Art und Weise, wie man die Franzosen und Russen zwingen kann, die deutschen Gefangenen besser zu behandeln. Dabei werden uns Zwangsmaßregeln auf deutscher Seite erzählt, die sehr hart sind. Ob es wirklich richtig ist, daß zwei kämpfende Nationen sich dadurch in der Gefangenenbehandlung bessern, daß sie zunächst sich in Unfreundlichkeiten überbieten, ist sehr zweifelhaft. So sicher es ist, daß an vielen Stellen Frankreichs teils das Militär und teils die Bevölkerung die deutschen Gefangenen verhöhnt und schlecht behandelt, so fehlt es doch keineswegs an Beispielen einer befriedigenden Handlungsweise. Der kontrollierende Dienst neutraler Schweizer hat auf diesem Gebiet mehr Nutzen geschafft als die Steigerung der Widerwärtigkeiten.

In Budapest muß aus Papiermangel der Umfang der Zeitungen eingeschränkt werden. Dabei ärgern sich die Ungarn, daß die österreichischen Zeitungen noch im früheren Umfang erscheinen dürfen. Es scheint, daß die Oesterreicher in Papier etwa dasselbe tun, was die Ungarn in Nahrungsmitteln machen.

Zu den Folgen des Unterseebootkrieges gehört es auch, daß in England die Prediger anfangen, die Sonntagsarbeit auf den Aeckern für notwendig und Gott wohlgefällig zu erklären. Wenn man weiß, wieviel für die englische Sitte die Sonntagsruhe bedeutet, kann man hieraus ermessen, wie tiefgehend die Sorgen sein müssen.

Freitag, 2. März.

Erst etwas spät und in zurückhaltender Weise wird durch den deutschen Kriegsbericht ein wohlvorbereitetes freiwilliges Zurückgehen an beiden Ancre-Ufern, also in der Nähe von Bapaume mitgeteilt. Es heißt: Dem Gegner blieb unsere Bewegung verborgen. Umsichtig handelnde Nachhutposten verhinderten seine nur zögernd vorfühlenden Truppen an kampfloser Besitznahme des von uns aufgegebenen zerschossenen Geländestreifens. Bei überlegenem Angriff befehlsgemäß ausweichend, fügten diese schwachen Abteilungen dem Feinde erhebliche blutige Verluste zu, nahmen ihm bis jetzt 11 Offiziere, 174 Mann als Gefangene und vier Maschinengewehre ab und beherrschen noch heute das Vorfeld unserer Stellungen. — Es ist kein Geheimnis mehr, daß ein derartiges Zurückgehen tatsächlich beabsichtigt und vorbereitet wurde. Man kann zurzeit nicht alles darüber sagen, was man denkt. Es muß für die Franzosen immerhin lehrreich sein zu erfahren, in welchem Zustande Frankreich übrigbleibt, wenn es von den Engländern befreit worden ist. Noch heute spielen die befreiten Dörfer an der Somme und Ancre in der englischen Presse eine bedeutende Rolle; in Wirklichkeit aber gibt es nichts als ein unglaublich zerstörtes und mit Eisenhagel durchsetztes, nutzlos gewordenes Gebiet.

Im deutschen Reichstag spricht Kriegsminister v. Stein über das Schicksal der gefangenen deutschen Soldaten. Während sich in England und Rußland die Lage der deutschen Gefangenen im allgemeinen gebessert hat, sind leider Frankreich gegenüber noch starke Zwangsmaßregeln notwendig.

Das von den Vereinigten Staaten nach Frankreich gesendete Probeschiff „Rochester" ist glücklich in Bordeaux angekommen. Es hat unterwegs sehr wenig Seeverkehr gefunden. — Die diplomatische Verbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Oesterreich-Ungarn scheint täglich schwieriger zu werden, da sich die Oesterreicher grundsätzlich dem deutschen Vorgehen anschließen. Amerikanische Pazifisten hoffen noch immer, daß die Erklärung des Krieges vermieden werden könne, setzen dabei aber im allgemeinen voraus, daß Deutschland amerikanische Schiffe auch in den englischen Gewässern stillschweigend gewähren lassen solle. Das letztere ist eine sachliche Unmöglichkeit, denn wenn wir einmal den Nordamerikanern gewisse Ausnahmerechte zugestehen, so werden binnen kürzester Frist auch alle Südamerikaner und europäischen Neutralen denselben Vorzug beanspruchen, was einer vorzeitigen Beendigung der Unterseeblockade gleichkäme. Ueber den Gesamterfolg der bisherigen deutschen Torpedierungen sind sehr gute Nachrichten verbreitet, ohne daß es möglich ist, ganz bestimmte Ziffern öffentlich anzugeben.

Sonnabend, 3. März.

Durch irgendwelche Zwischenstellen ist es zur Kenntnis der Nordamerikaner gekommen, daß die deutsche Regierung sich Mitte Januar durch den kaiserlichen Gesandten in Mexiko mit der gegenwärtigen mexikanischen Regierung darüber in Verbindung gesetzt hat, was diese tun wird, wenn die Vereinigten Staaten den Krieg an Deutschland erklären sollten. Uns erscheint es nur recht, daß diese Anfrage an den mexikanischen Staat gerichtet wurde. Ebenfalls soll auf dem Wege über Mexiko eine deutsche Anfrage nach Japan gerichtet worden sein. Eine amtliche Mitteilung aus Washington erklärt, Japan werde einer Einladung von deutscher

Seite kein Gehör schenken. Die Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten seien gegründet auf tiefe Freundschaft, auf Aufrichtigkeit und Herzlichkeit. Offenbar wird in den Vereinigten Staaten das sogenannte deutsch-mexikanische Komplott als ein Zeichen deutscher Hinterlist und Untreue behandelt, um auf diese Weise den erwünschten Kriegsgrund zu finden oder wenigstens einen Druck auf die parlamentarischen Entschließungen auszuüben. Das amerikanische Repräsentantenhaus hat mit 403 gegen 13 Stimmen einen Gesetzentwurf angenommen, der den Präsidenten ermächtigt, Handelsschiffe zu bewaffnen, aber ihm nicht das Recht gibt, andere Mittel in Anwendung zu bringen. Der Senat wird voraussichtlich auch die anderen Mittel bewilligen, worunter offenbar Heer und Artillerie gemeint sind.

Durch den österreichischen Kaiser ist Freiherr Conrad von Hoetzendorf unter sehr herzlichem Ausdrucke des Dankes seiner Stelle als Chef des Generalstabes der gesamten österreichischen Macht enthoben worden. Als sein Nachfolger wird der General der Infanterie von Arz berufen. Man nimmt an, daß Conrad von Hoetzendorf sich der Führung der Armee an der italienischen Front widmen wird. Die Italiener vermuten offenbar einen bald kommenden österreichisch-ungarischen Angriff von zwei Seiten und behaupten ihrerseits, daß sie ihm zuvorkommen wollen. Die bisherige Verlangsamung ihres Vorgehens ist wohl nicht nur Folge der besonderen Wetterverhältnisse dieses Jahres, sondern auch der Unterbrechungen ihrer Munitionsbeschaffung durch Kohlenmangel.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 25. Februar.

Infolge neuer Bundesratsverfügungen zum Hilfsdienstgesetz wird jetzt eine Stammrolle der Hilfsdienstpflichtigen durch die Ortsbehörden aufgenommen. Dadurch wird erst der Hilfsdienst zu einer eigentlichen Wehrpflicht. Was für eine Schulung ist der Krieg im Improvisieren von ganz neuen großen und schwierigen Verwaltungsmaßnahmen; jeden Tag stellt er die Menschen von neuem vor Organisationsaufgaben, zu denen sie keine Vorübung mitbringen. Eine Gymnastik des Sichzurechtfindens, raschen Ueberblicks und schnell arbeitender Umsicht, die denen, von denen sie verlangt wird, die Rückkehr in das so fabelhaft einfache Geleis der Friedenstätigkeit sehr merkwürdig machen wird.

Man denkt so oft nach über die Summe dieser seelischen Wirkungen des Krieges. Unmittelbar nachher wird eine Zeit allgemeinen Ruhebedürfnisses kommen, stille Blüte des jetzt vollkommen erstickten oder abgeschnittenen Privatlebens. Und wie die Menschen nach dieser Rekonvaleszenz Vergangenheit und Zukunft betrachten werden, das kann man gewiß gar nicht vorher berechnen. Welche Gesamtwirkung auf die Lebensanschauungen und Stimmungen wird die unausdenkbare Summe von überstandenen und fortdauernden Schmerzen, Mühseligkeiten, Erschütterungen haben? Welche Nachwirkung die Anarchie der Profitgier? Das Gute, Einigende, Versöhnende muß mit ganz neuen — mit Riesenkräften kommen, um das zu tragen und zu überwinden!

Montag, 26. Februar.

In Fach- und Tageszeitungen sehr lebhafte Erörterungen über einen Plan für die Preispolitik der Ernährung, der von den Lehrern der landwirtschaftlichen Hochschulen aufgestellt ist. Er beruht auf folgenden Grundsätzen: Ernährung der Tiere hat Sicherstellung menschlicher Ernährung nach zustehen; Arbeitsvieh geht vor Schlachtvieh; Anpassung der Tierhaltung an vorhandene Futtermenge, d. h. so viel Rindvieh und Schafe, als zur Ausnutzung der für Menschen nicht verwendbaren Bodenerzeugnisse nötig sind, Verringerung der Schweinehaltung. Die praktische Befolgung dieser Grundsätze ist nicht durch Zwang und Aufsicht, sondern durch eine richtige Preispolitik zu erreichen. Auf dem Boden einer Preisbemessung, die noch genügende, d. h. betriebserhaltende Renten für den ungünstig gestellten landwirtschaftlichen Betrieb abwirft, ist im einzelnen zu fordern: Erhöhung der Getreidepreise (insofern die Roggen- und Weizenpreise den Hafer- und Gerstenpreisen angepaßt werden), nämlich Roggen 260, Weizen 300, Gerste 260—270, Hafer 260—270 M. pro Tonne; Anpassung des Zuckerrübenpreises an den Roggenpreis (damit der Roggenbau nicht den Zuckerrübenbau zurückdrängt) durch Erhöhung auf 50 M. pro Tonne; Erhöhung des Kartoffelpreises, der als ungenügend zur Aufrechterhaltung der Erzeugung angesehen wird, auf 100 M. pro Tonne als Mindestpreis für Deutschland und Berechtigung der Landeszentralbehörden zu Erhöhungen in Gegenden mit hohen Friedenspreisen und zur Festsetzung der Frühkartoffelpreise. Höchstpreise für Futterrüben und Kohlrüben von 25—40 M. pro Tonne; mäßige Preise (ev. mit Reichszuschüssen) für käufliche Kraftfuttermittel. Senkung der Viehpreise, und zwar für Rinder von 195 auf 165 M. pro Doppelzentner, Schafe auf 165 M., Schweine um 20—25 v. H. Erhöhung der Milchpreise vom Winter ab, um die bessere Rentabilität der Butter zu verhüten und die Frischmilchlieferung vorteilhaft zu machen.

Daß diese Vorschläge grundsätzlich richtig sind, ist keine Frage. Sie durchzusetzen wäre leichter gewesen, wenn sie die Regelung früher beherrscht hätten; jetzt wehren sich natürlich die Verbraucher gegen die Erhöhungen und die Erzeuger gegen die Senkungen!

Dienstag, 27. Februar.

Berliner Arbeitsmarktziffern für den Monat Januar: auf 100 offene Stellen 79 Männer und 94 Frauen. Krankenkassenmitglieder am 1. Februar 1917 11 591 Männer und 16 700 Frauen. Interessant ist auch folgendes: In der weiblichen Abteilung des Zentralarbeitsnachweises kamen 6469 offene Stellen zur Meldung, im Vorjahre 3777. Auf 100 offene Stellen entfielen 134 arbeitsuchende Personen, im Vorjahre 240 und im Vormonat 102. Wenn der Januar des Vorjahres im Zeichen der Arbeitsbeschränkung stand, so setzte im Berichtsmonat eine bedeutende Nachfrage nach Metallarbeiterinnen ein. In der chemischen Industrie wurden die männlichen Arbeitskräfte durch weibliche ersetzt. Aber auch ungelernte Arbeiterinnen wurden reichlicher als im Vorjahre verlangt. Einen Rückgang zeigt nur die Heeresnäherei, die nur den zehnten Teil der im Vorjahre begehrten Arbeitskräfte verlangte. Der Durchschnittslohn betrug 22,13 M. gegen 16,21 M. im Vorjahre. Das Angebot von Dienstmädchen ging wesentlich zurück, was auf die lohnende Beschäftigung in den Fabriken zurückzuführen sein dürfte. Man erkennt schon die Durchführung des Hindenburgprogramms: steigender Ersatz der männlichen durch weibliche Kräfte.

Mittwoch, 28. Februar.

Die Mitteilungen des Kriegsernährungsamtes bringen einen Ueberblick über die Heeresverpflegung, der die Anforderungen an die Kriegswirtschaft so eindringlich beleuchtet, daß es lohnt, ihn in den Hauptziffern wiederzugeben.

Im ersten Kriegsjahre, also vom 1. August 1914 bis Ende Juli 1915 wurden ins Feld gesandt: 388 539 To. Backmehl, im zweiten Kriegsjahr, von Anfang August 1915 bis Ende Juli 1916, dagegen 795 006 To. Das Speisemehl ist dabei nicht einbegriffen. Dazu kommen noch in den beiden ersten Kriegsjahren 40 375 To. Zwieback, die aus der Heimat nachgeführt wurden. Fleisch und Fleischkonserven, ausschließlich lebenden Viehs, und Fischkonserven wurden nachgeführt im ersten Kriegsjahre 94 965 To. (im zweiten Kriegsjahre 159 170 To.), Salzheringe 107 To. (18 685 To.). Dazu kommen noch große Mengen frische Salz- und Räucherfische. Reis 17 168 To. (28 881 To.), Graupen 8116 To. (16 598 To.), Grütze 3892 To. (11 177 To.), Grieß 3872 To. (10 620 To.), Erbsen und Bohnen 33 028 To. (49 107 To.), Nudeln 8153 To. (21 839 To.), Backobst 8139 To. (16 627 To.), Sauerkohl 15 555 To. (20 146 To.), Gemüse (frisches, Konserven, Schnittbohnen) 31 803 To. (45 865 To.), Kartoffeln, ausschließlich Kartoffelflocken und Dörrkartoffeln 39 657 To. (246 120 To.), Käse 22 239 To. (35 664 To.), Butter und Schmalz 26 658 To. (31 906 To.), Marmelade 5731 To. (66 410 To.), Kaffee, Tee und Kakao 28 742 To. (54 431 To.), Zucker 19 586 To. (51 117 To.), Gewürz (Salz, Pfeffer, Kümmel, Senf usw.) 28 022 To. (60 687 To.). Daneben wurden noch große Mengen Linsen, Hafer- und Gerstenmehl

flocken, Grünkern, Sago, Hirse, Wurstkonserven usw. für das Feldheer benötigt. Im ersten Jahre gingen allein an Zigarren 1 461 578 000 (im zweiten Kriegsjahre 2 767 850 000) und an Zigaretten 1 418 386 000 (2 740 778 000) also insgesamt in den beiden ersten Jahren beinahe 8½ Milliarden Zigarren und Zigaretten an die Front. Dazu kommen in den beiden ersten Jahren rund 9000 To. Rauch-, Kau- und Schnupftabak. Daneben bekam unser Feldheer an Getränken (Wein, Fruchtsäfte, Mineralwasser, Rum, Kognak) 668 472 Hektoliter im gleichen Zeitraum aus der Heimat. Das Bier ist in diese Zahl nicht eingerechnet. Außerdem wurden 930 934 Rinder, 573 321 Hammel und 1 035 159 Schweine dem Feldheer aus der Heimat zur Verfügung gestellt.

An Rind- und Schweinefleisch benötigt Heer und Marine im ersten Vierteljahr 1917 ⅔ der Gesamtmenge, die insgesamt der versorgungsberechtigten Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden konnten. Weiter bezieht das Heer etwa 30 v. H. des Brotgetreides, das insgesamt der versorgungsberechtigten Bevölkerung verabfolgt werden kann. Dazu kommt noch in den beiden ersten Jahren ein Nachschub von über 3 Mill. To. Hafer und beinahe 2 Mill. To. Ersatzfuttermittel und Stroh.

Zum Transport der gesamten Mengen (ohne das lebende Vieh und die 8½ Milliarden Zigarren und Zigaretten) waren allein 800000 Eisenbahnwaggons notwendig. Dazu kommt dann der Transport von Geschützen, Geschossen, Eisen, Holz, Stacheldraht, Ausrüstungsgegenständen, das Auswechseln von Truppen, das Abtransportieren der Kranken und Verwundeten, der Nachschub neuer Truppen in einem Gebiet von etwa 1 Million Quadratkilometer, das wir besetzt halten.

Man soll aus diesen Ziffern die Unvermeidbarkeit der Transportschwierigkeiten im Inland ablesen!

Donnerstag, 1. März.

Das 50jährige Gründungsjubiläum der nationalliberalen Partei ruft in den burgfriedlichen Zustand Erinnerungen, von denen man fühlt, daß sie heute ein anderes Gesicht haben, als sie im Frieden trugen. Der Krieg hat wieder die geschichtlichen Wertungen verschoben — vor allem die Wertung des Reichstags als der demokratischen Reichseinheit noch von ganz anderer Seite her — als des Trägers des deutschen Volkswillens zur Selbstbehauptung nach außen hin — ungemein gestützt. Man denke sich hierhin, heute, eine Körperschaft, die nicht auf dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht beruhte — und es wäre überhaupt unmöglich, die Volkseinheit nach außen darzustellen. — Die nationalliberale Partei beging ihr Jubiläum im Reichstag mit einer kräftigen Opposition gegen das Fideikommißgesetz, dessen Einbringung in dieser Zeit ein moralischer Anachronismus ist.

Freitag, 2. März.

Ein Exempel statuiert der Landrat an fünf pflichtvergessenen Gemeinden in der Mark, weil sie ihrer Verpflichtung zur Butterlieferung trotz wiederholter Warnung nicht nachkamen. Sämtliche Zentrifugen und Buttermaschinen wurden ihnen versiegelt und es wurde ihnen eine Mehrlieferung von Milch auferlegt. Hilft es nichts, so werden sie von der Belieferung mit Zucker, Beleuchtungs- und Futtermitteln ausgeschlossen.

Die Frauen auf der Straße unterhalten sich über die Versenkungen durch die U-Boote. Ihnen schaudert bei dem Gedanken der Vernichtung von so viel Nahrungsmitteln. Man kann das gut nachempfinden. Wir sind so in der Ehrfurcht vor dem Brot erzogen, dessen Vergeudung wir als Frevel und Gotteslästerung empfinden gelernt haben, — etwas von dem Kindergefühl, das uns bei der Sage von der nordischen Stadt, die Korn ins Meer schüttete, durchschauerte, wird lebendig, wenn wir diese Rechenschaftsberichte einer grimmigen Notwendigkeit lesen: 3300 Tonnen Getreide, 15 000 Tonnen Kohle, 4500 Tonnen Heu usw.

Der deutsche Städtetag hat eine Eingabe zu den Steuervorlagen gemacht, in der er bittet, die Verkehrssteuern nicht auf den binnenstädtischen Verkehr anzuwenden. Ganz mit Recht: wir könnten in der so dringenden Entstadtlichung für lange Zeit aufgehalten werden, wenn jetzt durch Verkehrsverteuerung das Draußenwohnen erschwert würde.

Sonnabend, 3. März.

Der deutsche Landwirtschaftsrat hat zu dem neuen Bewirtschaftungsplan der Professoren für Betriebslehre an den landwirtschaftlichen Hochschulen Stellung genommen. Seine wichtigsten Forderungen sind folgende:

Es ist dahin zu streben, daß die Bewirtschaftung mehr den einzelnen Gemeinden und ihren wirtschaftlichen Organisationen überlassen wird, die am besten in der Lage sind, einerseits die auf die Gemeinde entfallende Gesamtmenge auf die einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe nach ihrer Leistungsfähigkeit umzulegen, andererseits die Ware billiger zu erfassen. Zu diesem Zwecke ist in jeder Gemeinde ein Ausschuß aus landwirtschaftlichen Besitzern zu bilden.

Die bisherige Höchstpreispolitik hat vielfach versagt, weil sie im Gegensatz zu der Preispolitik unserer Feinde häufig nicht nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten mit Rücksicht auf die Erzeugung, sondern lediglich nach sozialen Rücksichten auf eine möglichst billige Ernährung der Bevölkerung eingestellt war. Vor allem trifft dies für Brotgetreide, Kartoffeln und Zuckerrüben zu.

Es würde deshalb für die Getreideerzeugung geradezu verhängnisvoll sein, wenn die Preise für Futtergetreide auf die jetzigen Höchstpreise für Roggen gesenkt werden sollten. Nur eine angemessene Erhöhung des Roggenpreises kann zu dem Ziele führen, daß der Anbau dieser im Kriege wichtigsten und für die Volksernährung ausschlaggebendsten Brotfrucht die im vaterländischen Interesse unbedingt notwendige Ausdehnung behält.

Der Preis für Kartoffeln ist erheblich höher und so zu bemessen, daß eine Differenzierung zwischen den verschiedenen Erzeugungsarbeiten möglich bleibt. Um den Kartoffelanbau nicht zu gefährden, muß der Höchstpreis für Kohlrüben entsprechend bemessen werden.

Als Zuckerrübenpreis ist mindestens 2,50 M. für den Zentner festzusetzen.

An den bisherigen Höchstpreisen für Schlachtvieh ist festzuhalten, um die Mästung der für die Ernährung der Bevölkerung unbedingt erforderlichen Tiere sicherzustellen. (!)

Naumann / Volkspolitik

Die Politik nach dem Kriege wird in viel höherem Grade Volkspolitik sein, als es jemals vorher der Fall gewesen ist, denn der Krieg schafft, wie der Reichskanzler richtig sagt, ein neues Volk. Dieses neue Volk entsteht noch mehr im Männerlager der Schützengräben als hier in der Heimat. Dort wird eine neue deutsche Politik geboren, deren Haupteigenschaft gerade die ist, daß sie nicht fertig ist. Natürlich bleiben viele Leute auch trotz Krieg und Schützengraben politisch unfähig, aber wo Begabungen vorhanden sind, werden sie jetzt geweckt. Dazu tritt, daß sich sehr wesentliche Veränderungen der Volkszusammensetzung vollziehen. Um ein Beispiel zu benennen, so werden die Volksschullehrer, die mit dem Eisernen Kreuz und als Reserveoffiziere heimkehren, dem gnädigen Herrn auch auf östlichen Dörfern etwas anders gegenüberstehen als bisher. Dasselbe gilt vom sozialen Aufsteigen vieler Kleinunternehmer, Techniker, Kaufleute. Die Abgeschlossenheit der alten Oberschicht bekommt Risse. Die Kämpfer verlangen ihre Bürgerrechte. Sie werden es als unerträglich empfinden, daß kriegsuntüchtige Erwerbstalente politisch mehr bedeuten sollen als sie. Mit ihnen und für sie müssen wir verlangen, daß es kein politisches Bürgerrecht gibt, das nicht ohne weiteres auch für jeden Mitkämpfer gilt.

Es wird für die bestehenden Parteiorganisationen keine ganz einfache Zeit anbrechen, wenn nach Friedensschluß die Kämpfer heimkehren, denn der neue politische Trieb wird sich nicht einfach in den gewohnten Bahnen der Parteien bewegen. Jedenfalls werden die verschiedensten Versuche entstehen, neue Gruppen zu bilden, da man es satt hat, in neu gewordener Zeit die alten Parteikatechismen vorlesen zu hören. Wir müssen uns auf manche erregte Stunde und manche wolkenhafte Rede gefaßt machen, erwarten aber auch viel neue Antriebe und eine heilsame Lockerung unserer innerpolitischen Steifheit. Eins freilich glauben

wir nicht, nämlich daß die neuen Gebilde die alten Parteikörper überwinden werden. Die bestehende Organisation hat durch ihre Beziehungen in allen Landesteilen und ihren arbeitsgewohnten Apparat eine größere Stärke als die besten neuen Versuche. Es handelt sich also nicht darum, die alten Parteien zu beseitigen, sondern sie mitten hineinzustellen in den aufquellenden Geist des kommenden Zeitalters. Dabei wird es nützlich sein, wenn benachbarte und gesinnungsverwandte Parteien sich enger aneinander anschließen, um die unnötige Vielheit zu vermindern.

Was aber wird es sein, das das heimwärtsflutende Heer mit nach Hause bringt? Zunächst ein viel größeres Interesse für auswärtige Politik als es bisher bei uns verbreitet war. Gerade bei den Parteien der linken Seite war es häufig so, daß $^5/_6$ des Interesses den inneren Fragen galt und nur $^1/_6$ den Angelegenheiten der Staatsbündnisse und der Internationalität. Jetzt aber weiß jeder Musketier und jeder Artillerist, daß sein Schicksal von der Kunst und Kraft der Staatsdiplomatie abhängt. Je nach Temperament und sonstiger Anlage wird diese Erkenntnis bei dem einen mehr eine militärische und bei dem anderen mehr eine pazifistische Färbung tragen, aber so viel ist sicher, daß eine einfache Teilnahmlosigkeit und gehorsame Ergebung in höhere Leitung sehr vermindert sein wird. Das Volk wird von seinen Vertretern verlangen, daß sie an der Entstehung und Aufrechterhaltung der Staatsbündnisse und Verträge beteiligt sind, denn es hat sich gezeigt, daß die bloß monarchischen Verträge mit Italien und Rumänien nicht haltbar waren.

Die Frage der Monarchie selbst steht dabei nicht auf der geschichtlichen Tagesordnung, denn der Krieg hat deutlich gezeigt, daß auch republikanische oder halbrepublikanische Nationen im Kriege diktatorisch geführt wurden, und zwar oft mehr als wir. Die Monarchie ist für uns ein historisches Erbe, das als solches geachtet werden muß, und es stört die Monarchie nicht im geringsten, wenn die Teilnahme des Volkes an der Politik wächst. Welcher Herrscher möchte heute im Weltkrieg noch absoluter Herr alten Stils sein? Nötig aber ist, daß die Monarchie Sinn bekommt oder bezeigt für die Unvermeidlichkeit der weiteren Demokratisierung. Noch nie war ein Krieg in solchem Maße der Krieg der Massen. Die Feldherren haben sie zwar geführt, und ohne tüchtige Führer sind alle Massenheere zur Niederlage verurteilt, aber die eigentliche Leistung des unendlichen Stellungskrieges ist doch die tägliche und nächtliche Arbeit der Millionen kleinen Leute, dieser Träger des Staates. Ihnen künftighin politische Rechte zu verweigern, ist Unsinn. Das neue Volk weiß, was es selber getan hat.

Wir hören hundertmal, daß die Engländer und Franzosen unser Volk befreien wollen. Das beruht auf dem Irrtum, als sei die persönliche politische Freiheit des Einzelmenschen in Frankreich oder auch in England viel größer als in Deutschland. Das glaube ich wenigstens hinsichtlich der französischen Einrichtungen nicht, da der kleine Bürger in der französischen Provinz sehr wenig zu sagen und zu bedeuten hat, und auch in England ist zwar der Parlamentarismus größer als bei uns, im Parlamentarismus aber die Bewegungsmöglichkeit des einzelnen Abgeordneten geringer. Doch sei dem so oder so, wir verbitten uns jede fremde Einmischung: „Das machen wir selber!“ Aber, und darin hat der Reichskanzler recht, wir müssen es auch wirklich selber tun! Wir müssen hinter dem Krieg ein Vaterland haben, auf dessen Freiheiten jeder Bürger ohne weiteres stolz sein kann. Die Losung heißt: „Freivaterland“.

Als am 4. August 1914 die deutsche Sozialdemokratie sich zur Verteidigung des Vaterlandes in Reih' und Glied einstellte, wäre es richtig gewesen, sofort einen großen Tag der Freiheiten anzusetzen, an dem überflüssig gewordene Zwangsrechte und Ausnahmegesetze auf dem Altar der Gemeinsamkeit niedergelegt wurden. Das ist nicht geschehen, und diese Versäumnis bleibt ein dauernder Schade. Aber noch kann man denken, daß die Aufrichtung von Freivaterland zur rechten Stunde erscheint, wenn nach dem Kriegsende die Heimkehr nicht ohne Enttäuschungen möglich sein wird. Wenn dann die tapferen Krieger zu Hause oft zerbrochene Betriebe finden, wenn die Materialien zur Arbeit noch fehlen, wenn die Ausschüttung der Milliarden aufhört und die Menge der Steuern beginnt, dann ist es nötig, dem Volke zu zeigen, daß der blutige, lange Krieg nicht ohne aufrichtende Wirkung für den einzelnen verlaufen ist. In diesem Zeitpunkte muß der Klassenegoismus der Herrschenden zurücktreten. Das ist nicht bloß eine moralische Forderung, sondern eine politische Notwendigkeit. Und kleine Abschlagszahlungen haben in diesem Zeitpunkt wenig Zweck.

Vor kurzem las ich zu meiner eigenen Stärkung die vortreffliche neunte Rede aus Fichtes Reden an die deutsche Nation. Da fand ich statt des Ausdruckes „Neuorientierung“ die bessere und tiefere Bezeichnung „gänzliche Umschaffung“ des Menschengeschlechtes. Es war eine Zeit tiefer und fast verzweifelter Not, in der Fichte diesen herrlichen Glauben hatte, der weit über Konfessionen und Stände hinaus ein neues Volk erwartete. Nicht alles traf ein, was er wünschte, aber zeitiger als er selbst es erhoffte, ergänzte der Tag der Befreiung. Jetzt erleben wir den größten Freiheitskrieg der Menschengeschichte. Wir erleben ihn, unser Geschlecht. Ob wir dieses Freiheitskrieges wert sind? Der Kanzler hat gesagt, daß das neue Volk vorhanden ist. Möge es zeigen, daß es da ist!

Wilhelm Heile / Die silbernen Kugeln

Der Krieg hat — Freund und Feind zusammengenommen — bis Ende Februar bereits über 300 Milliarden Mark verschlungen, und zwar ohne Einrechnung der Kosten des Wiederaufbaues zerstörter Dörfer und Städte und der Wiederherstellung dessen, was die Wut und die lange Dauer des Krieges sonst vernichtet hat, und ohne die noch unübersehbaren Summen, die für Schadenersatz, Renten usw. nötig sein werden. Riesenziffern muß man sich vor Augen halten, und man wird ihren Sinn erst recht würdigen, wenn man versucht, die Höhe solcher Summen zu begreifen, mit denen wir im Kriege zu rechnen gewohnt worden sind. Man überlege: dreihundert Milliarden! Das ist mehr als das ganze französische Nationalvermögen. Auf uns und unsere Verbündeten entfallen davon etwa 100 Milliarden, auf unsere Feinde das Doppelte: rund 200 Milliarden Mark! Wenn man also will, so kann man eine angenehme Herzstärkung darin finden, daß die finanzielle Kriegslast unsere Gegner so viel stärker drückt als uns. Aber immerhin: 100 000 Millionen sind auch für ein Siebzig-Millionen-Volk mit seinem — vor dem Kriege — fast viermal so großen Vermögen keine Kleinigkeit. Und die Schadenfreude über die doppelte Last der anderen findet doch auch ein Gegenstück in der Erwägung, daß die Zahlungsfähigkeit der Feinde für den günstigen Fall der Möglichkeit, ihnen eine Kriegsentschädigung aufzuerlegen, durch die Höhe der Kriegslasten von Tag zu Tag mehr erschüttert wird.

Im Anfang des Krieges hatte man vielfach den Eindruck, als ob die Engländer unter der entschlossenen Führung des damaligen Schatzkanzlers Lloyd George uns an Solidität der Finanzierung des

Krieges überbieten wollten. Was Lloyd George an Vermehrung und — im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit — an Veredelung der Steuern aus seinem Volke herausgeholt hat, verdient unsere rückhaltlose Anerkennung und sogar Bewunderung. Aber die Kosten eines solchen Krieges zu so wesentlichem Teile durch Steuern decken zu wollen, daß der kämpfenden Generation neben den Leistungen, Leiden und Entbehrungen des Krieges auch noch die ganze große Last des Zahlens aufgebürdet wird, das wäre doch weder gerecht noch zweckmäßig. Die kommenden Geschlechter werden an den Erfolgen unseres Kämpfens und Leidens den Löwenanteil haben; es entspricht also nur dem einfachsten Gefühl der Gerechtigkeit, daß sie auch ihren Anteil an den Lasten erhalten. Es ist deshalb nicht nur einwandfrei, sondern sittlich berechtigt, ja geradezu notwendig, Kriegsausgaben auf dem Wege der Anleihe zu decken und die Tilgung der Schuld auf lange Zeit zu verteilen.

Läßt man freilich die moralische Seite der Sache hinter rein finanztechnische Erwägungen zurücktreten, so läßt sich nicht leugnen, daß man um so gesunder wirtschaftet, je schneller man tilgt. Wenn auch der Aufschwung hinter dem Siege von 1870/71 ein gewisses Recht zu der Auffassung gibt, daß man bei glücklichem Ausgang eines Krieges die Kriegsausgaben in sehr weitgefaßtem Sinne des Wortes als produktive Ausgaben, die Kriegsschulden also als werbende Anleihen, als wirtschaftliche Kapitalanlage betrachten darf, so würde doch ein Fortschleppen der Schuldenlast durch Jahrzehnte unseren Reichs-, Staats- und Gemeindefinanzen ein gut Teil der notwendigen Kraft und Anpassungsfähigkeit für ständig entstehende neue Bedürfnisse vorwegnehmen und wie ein Alpdruck auf unserer Volkswirtschaft lasten. Wir werden deshalb, wenn wir nicht imstande sein sollten, ganz ungeheuere Summen als Kriegsentschädigung von unseren Feinden zu verlangen, nicht darum herumkommen, die Steuern zum Zwecke schneller Schuldentilgung auf eine geradezu schwindelerregende Höhe zu bringen. Die halbe Milliarde vom vorigen Jahr, die 1¼ Milliarden, die jetzt von uns neu gefordert werden, dienen ja nur der Verzinsung, bei weitem nicht der Tilgung bisheriger oder Vermeidung neuer Schulden.

Schon bis jetzt hat das Reich sich von seinen Bürgern 47,2 Milliarden geliehen, und wenn über kurz oder lang der vom Reichstag bewilligte Kredit ganz in Anspruch genommen sein wird, so wird das Reich rund 70 Milliarden Schulden zu verzinsen, daß heißt jährlich 3½ Milliarden Steuern aufzubringen haben, ohne daß damit auch nur ein Pfennig für die Forderungen des Tages gewonnen wäre.

Nun wird freilich hinter dem Kriege eine Einnahmequelle wieder fließen, die jetzt fast völlig verstopft ist: die Zölle, die jetzt so gut wie nichts bringen, und die indirekten Steuern auf alkoholische Getränke, deren Ertrag jetzt unerheblich ist. Anderseits aber werden auch hinterher erst die Ausgaben für Unterstützung von Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen und für Wiederaufbau des Zerstörten in ihrer ganzen Größe zur Geltung kommen. Demgegenüber wird die Wiederbelebung alter und die Erschließung neuer Einnahmequellen in den Abmessungen der vorjährigen und der gegenwärtig im Reichstag verhandelten Steuergesetzgebung auch nicht annähernd ausreichen. Denn wir werden auch bei noch so günstigem Ausgange des Krieges wohl damit rechnen müssen, daß wir künftig vielleicht 6 oder 7 Milliarden mehr Reichssteuern aufzubringen haben als vor dem Kriege.

Für solche Summen reicht das bisherige Steuersystem des Reiches einfach nicht aus. Gewiß gibt es auch im alten Rahmen noch ganz ergiebige Quellen. Die 1¼ Milliarden, die jetzt durch Kohlensteuer (500 Millionen), Verkehrssteuer (250 Millionen), Erhöhung der Kriegsgewinnsteuer um ein Fünftel (400 bis 500 Millionen), Kriegsabgaben der Reichsbank in Höhe von 100 Millionen Mark aufgebracht werden sollen, erweisen das ja recht eindrucksvoll. Es bleibt aber doch zu bedenken, daß das Reich des gleichen Wahlrechts und der allgemeinen Wehrpflicht gerade bei der Verteilung der Kriegslasten unmöglich auf gerechte Abstufung nach der Leistungsfähigkeit verzichten kann. Wir müssen — und das ist kein bloßer Wunsch mehr, sondern die Verhältnisse schreien geradezu danach — wir müssen, wenn es geht, noch während des Krieges, sonst aber auf alle Fälle noch bei der Deckung der Kriegskosten, zur Reichs-Vermögens- und -Einkommensteuer übergehen. Um der Gerechtigkeit willen. Und um der Gesundheit der Reichsfinanzen willen. Das Reich war und ist der eigentliche Träger der Verteidigung des nationalen Lebens in seinem schweren Daseinskampf. Es darf nicht länger sein, daß das Reich immer bescheiden hinter den Einzelstaaten zurückstehen muß.

Aber: Geben wir uns einmal der Hoffnung hin, daß es im Zusammenhang mit der allgemeinen „Neuorientierung" gelingt, den finanziellen Aufbau des Reiches auf zugleich tragfähige und seiner würdige Grundlagen zu stellen, so bleibt doch immer noch die Frage, ob die Steuerkraft dazu ausreicht, außer der Deckung der regelmäßigen Ausgaben und der Verzinsung der Schuldenlast auch noch deren rasche Tilgung zu ermöglichen. Das deutsche Volksvermögen wurde vor dem Kriege auf 375 Milliarden Mark geschätzt (das englische auf 345, das französische auf 245 Milliarden Mark!). Unser jährliches Einkommen veranschlagte man auf 43 Milliarden. Davon gingen nach Helfferich rund 10 Milliarden, nach Steinmann-Bucher gar 12 bis 14 Milliarden als jährlicher Zuwachs ins Volksvermögen über. Vor dem Kriege hat mancher solche Schätzungen für allzu rosig gehalten. Es wollte eben noch gar nicht glaubhaft erscheinen, daß die Arbeit der letzten Jahrzehnte uns zum reichsten Volk der Welt gemacht hat. Mit welcher Bewunderung pflegte man früher von der Unerschöpflichkeit der Schätze Albions und vom ungeheueren alten Reichtum Frankreichs zu sprechen! Im Verlauf des Krieges aber stellt es sich doch mit immer noch zunehmender Deutlichkeit heraus, wie recht die Volkswirtschaftler hatten, die uns unsere wirtschaftliche Kraft so hoch zu bewerten gelehrt haben! Und wenn wir nun in unserer Schicksalsstunde diese Riesenziffern des nationalen Habens vergleichen mit dem gewiß gewaltigen Steuersoll, das unser harrt, dann wissen wir: wir müssen nicht bloß bisher Unerhörtes leisten, wir können es auch.

Mit um so größerer Ruhe können wir aber auch die Häufung der Schuldenlast ansehen, die wir zur vorläufigen Bestreitung des Notwendigen und zur gerechteren Verteilung auf längere Zeit nun einmal nicht vermeiden können. Und da ist es nun besonders erfreulich zu sehen, wie diese Ruhe, deren Voraussetzung ein starkes Vertrauen zur kriegerischen und wirtschaftlichen Kraft des Reiches ist, nicht bloß bei Wirtschaftspolitikern und Finanzleuten, sondern im ganzen Volke, auch und gerade in seinen breitesten Schichten, ganz allgemein vorhanden ist. In nichts zeigt sich das deutlicher als in der Zahl derer, die sich an den bisherigen Kriegsanleihen beteiligt haben. Im Gegensatz zu den Bankanleihen der Engländer und Franzosen können wir Deutschen von wahren Volksanleihen sprechen. Bei der ersten Anleihe hat es bei uns 1,2 Millionen Zeichnungen gegeben, bei der vierten sogar über 5 Millionen; insgesamt sind 34¼ Millionen Stücke ausgegeben, wobei die Beträge unter 2000 M. einen besonders breiten Raum einnehmen!

Wie ganz anders bei unseren Gegnern! Dort fehlen zwar genauere Angaben über die Gliederung der Zeichnungen; aber gerade das läßt ja schon tief blicken. Zudem wissen wir auch, wie in England bei der ersten Anleihe von den Banken im letzten Augenblick 2 Milliarden auf eigene Rechnung übernommen wurden, damit nur ja der deutsche Anleiheerfolg übertrumpft wurde. Und noch deutlicher ist diese Sprache: bei der zweiten englischen Anleihe haben bei den Postanstalten, die für die kleinen Beträge zuständig sind, 574 000 Zeichner rund 300 Millionen Mark zusammengebracht. Etwa die gleiche Zahl der Zeichner, ganze 570 000, teilten sich in den Riesenrest der Anleihe von 11,6 Milliarden Mark; auf sie entfiel also ein Durchschnittsbetrag von 20 000 M.!

Dieser gleiche Eindruck einer breiteren Unterbauung unserer Kriegsfinanzierung durch das Vertrauen und die Opferwilligkeit des ganzen Volkes kehrt immer wieder bei jeder Stichprobe, bei jedem Vergleich zwischen unserem deutschen Verfahren und dem unserer Feinde. So sind bei uns drei Viertel sämtlicher Anleihen auf lange Frist untergebracht. Frankreich und Rußland, beide mit je 18 von rund 60 Milliarden, und bisher ebenso England mit 19 von rund 77 Milliarden, haben nur für je etwa ein Viertel ihrer Kriegsschuld das Vertrauen ihrer Völker auf lange Zeit in Anspruch zu nehmen

gewagt. Sie müssen also immer wieder sich nach neuen Mitteln umsehen, um damit die älteren Schuldner zu bezahlen. Das erzeugt naturgemäß eine allgemeine Unruhe und Unsicherheit, die den Staatsleitern ebensoviel Sorgen macht, wie es dem Wirtschaftsleben Schwierigkeiten bereitet.

Wie gefährlich solche Finanzierungsart ist, das hat sich bei unseren Feinden schon bedrohlich genug fühlbar gemacht. Und England hat deswegen auch mit seiner dritten Anleihe versucht, den Uebergang zu dem Verfahren zu finden, das wir Deutschen von Anbeginn an für allein richtig gehalten und mit großem Erfolg durchgeführt haben. Mit einer selbst für englische Begriffe riesigen Agitation hat man für diese Anleihe Stimmung gemacht, die teils bei einem Ausgabekurs von 95 v. H. und einer Verzinsung von 5 v. H., teils bei einem Ausgabekurs von 100 v. H. mit einer Verzinsung von 4 v. H. und dem beispiellosen Vorzug der Steuerfreiheit doch wirklich günstig genug war, zumal, da der englische Staat in Friedenszeiten nur 2½ v. H. Zinsen zu zahlen gewohnt war und selbst die erste Kriegsanleihe nur mit 3½ v. H. zu verzinsen für nötig gehalten hat. Der ungeheuren Agitation und dem lockenden Angebot hat der Schatzkanzler Bonar Law noch die Drohung hinzugefügt, daß man zu einer Zwangsanleihe mit ungünstigen Bedingungen schreiten werde, wenn der Appell an die Freiwilligkeit trotz der günstigen Bedingungen nicht den nötigen Erfolg habe. Und nun ist die Anleihe abgeschlossen; hat sie wirklich das verkündete Ergebnis gehabt, daß sie mit einem Schlage die englischen Finanzen auf feste Grundlagen stellt?

Bonar Law hat von einem Gesamtergebnis von rund 20 Milliarden Mark gesprochen. Davon sind aber reichlich 2½ Milliarden konvertierte Schatzscheine, und wie viele Milliarden dabei durch Umtausch der Stücke aus zweiter Anleihe aufgebracht sind, davon hat Herr Law nichts erzählt. Das aber hätte er nicht verschweigen dürfen, wenn er seinem Volke wirklich klarmachen wollte, wie viel neues Geld die englische Regierung durch die neue Anleihe in die Hand bekommen hat. England hat, wie übrigens auch Frankreich, von Anfang an statt Barzahlung alle Staatspapiere in Austausch genommen, später sogar die Stücke der früheren Anleihen eingetauscht. Und für die neue Anleihe hatten nur 4½ Milliarden Mark der ersten Anleihe kein Umtauschrecht, während die reichlich 4 Milliarden alter Konsols, die schon früher in die zweite Anleihe eingetauscht worden sind, sowie die 17 bis 18 Milliarden der zweiten Anleihe und die 32 Milliarden 6prozentiger kurzfristiger Schatzscheine und Schatzwechsel, alles zusammen also mehr als 50 Milliarden Mark umtauschfähig waren. Es wäre infolgedessen möglich gewesen, daß die englische Regierung bis zu 50 Milliarden Mark geliehen und doch keinen Pfennig neues Geld bekommen hätte.

Wenn man die Dinge so nüchtern prüfen würde, so müßte man selbst in England einsehen, daß der Riesenerfolg, den man jubelnd der ganzen Welt verkündet, in Wahrheit ein äußerst peinlicher und bedrohlicher Mißerfolg ist. Trotzdem es seit zwanzig Monaten die erste innere Anleihe ist, trotz Scheinzahlung durch Papiertausch, trotz Zinslockung und Steuerfreiheit und Androhung von Zwang: ganze 20 Milliarden Mark! Die Summe scheint riesengroß, und doch ist es ganz offenbar nicht einmal annähernd erreicht, daß Herr Bonar Law von der Sorge der kurzfristigen Anleihen befreit worden ist. Da er das Umtauschergebnis nicht bekanntgegeben hat, weiß man auch nicht, ob und wie viel wirklich neues Geld die englische Regierung für die Kriegführung erhalten hat. Nur eines ist jetzt schon klar ersichtlich: die Erzeugung der silbernen Kugeln, mit denen Lloyd George den Krieg gewinnen wollte, hinkt ganz erheblich hinter dem täglich wachsenden Bedarf hinterdrein.

Zu alledem kommt hinzu, daß im Gegensatz zu uns Deutschen, die wir alle Anleihen im eigenen Lande untergebracht haben, die Engländer sich bereits viermal an Amerika haben um Hilfe wenden müssen. Neben ungezählten Schulden bei amerikanischen Kriegslieferanten hat England nun schon in Amerika eine Verschuldung von 4½ Milliarden Mark, die bei einem Zinssatz von 5½ v. H. obendrein noch auf kurze Frist abgeschlossen werden mußte. Dabei hat England bei der zweiten, dritten und vierten Anleihe die demütigende Bedingung eingehen müssen, als Sicherheit ausländische Wertpapiere zu hinterlegen. Und auch hier wieder zeigt sich, wie gering nicht bloß das Vertrauen der Amerikaner, sondern der Engländer selbst ist: die englische Regierung trägt sich bereits offenkundig mit dem Gedanken, den Besitz ausländischer Wertpapiere zwangsweise zu enteignen, weil diese dem Staat freiwillig nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung gestellt werden.

So bleibt, wohin wir auch prüfend und vergleichend sehen, überall der starke Eindruck, daß unsere Kriegsfinanzierung viel fester auf den Füßen steht als die aller unserer Gegner. Es ist ja auch nicht ohne Grund so, daß der Kurs unserer Anleihen fest geblieben ist, während der Kurs der ersten englischen Anleihe um 10 v. H., derjenige der zweiten um 5 v. H. gesunken ist. Die berühmte französische Siegesanleihe, die mit dem unerhört niedrigen Kurs von 88 v. H. zu einem Zinssatz von 5 v. H. ausgegeben wurde, ist sogar bereits auf 80 v. H. gesunken.

Was folgt aus alledem? Wenn wir jetzt, rückwärtsblickend nach fast 2¾ Jahren, die finanziellen Leistungen Deutschlands und seiner Feinde vergleichen, so zeigt sich uns das gleiche Bild wie auf dem militärischen, dem kriegstechnischen und dem wirtschaftlichen Gebiete: eine Ueberlegenheit in Methode und Kraftentfaltung, die uns die Gewißheit gibt, wie sie uns längst das Vertrauen gegeben hat, daß der Sieg uns sicher ist. Der Alte Fritz hat einst das kluge Wort gesprochen, das heute noch mehr zu gelten scheint als schon zu seiner Zeit: „Mit Bajonetten kann man Schlachten gewinnen; über das Resultat des Krieges entscheidet die Oekonomie." Unsere Truppen haben mit den Waffen schon manche Schlacht gewonnen. Daß wir mit der überlegenen „Oekonomie" auch den Krieg gewinnen werden, das wird aufs neue das Ergebnis der Kriegsanleihe bestätigen, zu deren Zeichnung wir eben jetzt von unserer Regierung aufgefordert werden. Jedermann weiß, daß wir nur notgedrungen einen Krieg der Verteidigung führen. Es weiß also jedermann, daß wir das Geld aufbringen müssen. Und niemand zweifelt daran, daß die Beteiligung an der Kriegsanleihe nicht bloß Pflicht ist, sondern darüber hinaus auch gute und — dank der Tapferkeit unserer Truppen und der Ueberlegenheit ihrer Führer — zugleich auch sichere Kapitalanlage. Das deutsche Volk wird deshalb, das ist gewiß, auch dem neuen Aufruf wieder folgen wie bisher, in gleichem Vertrauen und mit gleichem Willen zur Erfüllung vaterländischer Pflicht.

Max Hildebert Boehm / Vom Wechseleinfluß der kriegführenden Völker

Unsere Feinde jenseits des Kanals stöhnen, daß ihnen der Krieg die verdammten Methoden des preußischen Militarismus aufgezwungen habe. Manch ein freiheitsstolzer Gentleman, der durch den sanften Zwang der neuen Wehrpflicht auf den Kasernenhof geführt wurde, bekommt ihn aufs peinlichste am eigenen Leibe zu spüren. Und anderseits: wir bemühen uns, im mitteleuropäischen Zusammenschluß die englische Losung des Wirtschaftskrieges zu parieren und auch in seiner Taktik von den Feinden zu lernen. Dieses Beispiel, das sich durch beliebige weitere ergänzen ließe, möge hier genügen, um eine merkwürdige Erscheinung zu veranschaulichen: daß nämlich mitten im Kriege — und zwar nicht einmal trotz des Kampfes, sondern scheinbar gerade aus dem Wesen des Kampfes heraus — ein Austausch der politischen und militärischen Ideen, der Einrichtungen und staatlichen Formen sich anzubahnen sucht.

Dem ersten Blick weist diese unverkennbare Tatsache eine Tragik eigener Art. Es ist sicher, daß dem kriegerischen Willen der Sinn innewohnt, die Entfaltung oder doch die Behauptung der eigenen Art auf dem Wege der Waffengewalt durchzusetzen. Wir erleben es alle, wie der nationale Eigenwille sich im Krieg, teilweise bis in einen überhitzten Chauvinismus hinein, bei allen beteiligten Völkern straft, wie

nach der Epoche eines mehr und mehr verwaschenen Friedenszustandes das nationale Leben der Einzelstaaten an Farbe und Leuchtkraft zugenommen hat. Ganz besonders war die Stimmung des Aufbruchs dadurch gekennzeichnet. Nun scheint es der Rückschlag des Dauerkrieges, daß der gehoffte Gewinn an nationaler Selbstbesinnung zunichte und in der Form dieser merkwürdigen wechselseitigen Anpassung der nationale Eigenwille um sein Ziel betrogen werde. Den Teufel, der an der Gartentüre rüttelte, wollte man vertreiben, und Beelzebub kriegt man dafür als Einquartierung ins eigene Haus.

Man sollte dieser niederdrückenden Betrachtung, die in gewissem Umfange zu Recht besteht, nicht zu lange nachhängen, sondern sich darauf besinnen, daß es gerade aufbauende und nicht zersetzende Wirkungen des Krieges sind, die in dieser Erscheinung in die geschichtliche Wirklichkeit durchbrechen. Es erweist sich hier deutlich, daß auch der Krieg eine Ausdrucksform der Völkergemeinschaft ist. Ob es angenehme, ja auch ob es ethisch wertvolle Daseinsformen sind, die ein Volk hier gezwungenermaßen in der harten Schule des Krieges vom Feinde lernt, steht allerdings dahin. In jedem Fall aber übertragen sich neue historische Werte, zeitgemäße Tüchtigkeitsformen und damit wirksame Mittel politischer Machtentfaltung auf diese Weise von Gegner zu Gegner. Der einzelstaatliche Egoismus gedenkt sie nur für sich zu nutzen, und daß er das Geheimnis seines Erfolges nach Möglichkeit zu wahren sucht, ist und bleibt sein gutes Recht. Die List der weltgeschichtlichen Vernunft aber ist dieser nationalen Selbstbeschränkung feind. So macht sie im kriegerischen Erfolg auch dessen Mittel offenbar und liefert sie damit zum guten Teil von Gegner zu Gegner aus. Was die eine Partei hergibt, kann sich bei gleichen Kräften gegen das heben, was sie auf demselben Wege lernt. Dem überlegenen Sieger freilich ist die Großmut aufgezwungen, mehr zu schenken als zu nehmen.

So ist dafür gesorgt, daß im Kampf, dieser Orgie der verneinenden Instinkte, auch die gegenseitige Bejahung zu ihrem Recht kommt. Dem Völkerhaß wird das Gift entzogen, indem sich gegen ihn die Achtung rein sachlicher Art durchsetzt, die den Blick für die positiven Kräfte des Gegners öffnet. Ressentiment beim Unterlegenen, Brutalität beim Sieger werden diese kühle und im schönsten Sinne männliche Haltung immer gefährden. Darum ist es gut, daß der innere Sinn des Krieges, der eben doch Machterfolg um jeden Preis ist, durch seine eigenen Wesensgesetze diese Achtung erzwingt. Die nüchterne Sachlichkeit siegt hier über die leidenschaftlichen Wallungen der Gefühle, und darin liegt neben allem Furchtbaren, das dem Gang der Weltgeschichte nun einmal eigen ist, eben doch auch etwas Großartiges und in seiner Art Versöhnendes. Zugleich behauptet sich darin der Wesenskern der ritterlichen Haltung, die dem Romantiker so schwer durch die moderne Entwicklung der Kriegsführung gefährdet erscheint.

Vor allem aber dient dies Gesetz des Wechseleinflusses der Kriegführenden dem, was man allen Einwendungen zum Trotz doch wohl als geschichtlichen Fortschritt, zum mindesten als Weitergang und Selbstbereicherung des historischen Lebens anerkennen muß. In der Tiefe ist dieses getrieben vom Willen zur Macht. Macht ist nur möglich innerhalb der Völkergemeinschaft. Abschluß und Verkapselung eines Volkes ist undenkbar, wo Geschichte gewollt und bejaht wird. Machtabgrenzung bedeutet aber immer auch Machtabgrenzung. Solange Leben in den Staaten ist und diese noch nicht in die Starre des Todes versunken sind, wird sich diese Machtabgrenzung im Kampfe vollziehen, der sich in mannigfache Formen kleidet. Wirtschaftlicher Wettbewerb bestand auch vor diesem Kriege zwischen uns und England. Diesem Staat schien es opportun, den unbequemen Konkurrenten dadurch mattzusetzen, daß es den Kampf auf das militärische Gebiet hinüberspielte, um uns durch die lieben Ententegenossen schlagen und vernichten zu lassen. Da England dies Experiment mißglückt sieht, sucht es schon jetzt den Kampf in eine neue wirtschaftlich-diplomatische Mischform umzubiegen und ihn so über den „Frieden" hinaus fortzuführen. So wechseln die Formen des Machtausgleiches, der Kampf selber beharrt. Immer aber sucht ein Gegner in den Mitteln des Erfolges vom anderen zu lernen.

Dies scheint auf das Nivellement hinzusteuern, das ohnehin in so weitem Maße das Kennzeichen der modernen Zivilisation ist. Trotzdem aber erzwingt gerade dies Gesetz des Wechseleinflusses den übertrumpfenden Fortschritt an einer Stelle und damit die Ungleichheit. Denn eben der Austausch macht ein Kampf- und Machtmittel auf die Dauer untauglich. Es kommt nicht darauf an, überhaupt 42-cm-Kanonen zu haben, sondern es ist erforderlich, größere oder weiter tragende oder mehr Geschütze zu haben als der Feind. Welch ein gewaltiger Antrieb für den erfinderischen Geist ein Krieg heute ist, das haben wir alle mit Staunen erlebt. Die Politisierung der Zivilisation wird zweifellos nach dem Kriege dazu führen, daß die internationale Ausbreitung technischer Fortschritte, die wir so sorglos betrieben haben, im Interesse des wohlberechtigten staatlichen Egoismus hintangehalten wird. Dieser im Sinne des Kampfes verankerte Geist der einzelstaatlichen Selbstbehauptung hat also alles Interesse daran, das Nivellement im Fortschritt aufzuhalten, für das der gleichmacherische Pazifismus schwärmt. So bleibt die Spannung erhalten; indem aber der kriegerische Wechseleinfluß den jeweiligen Stand der Machtmittel zu entwerten strebt, ist zugleich dafür gesorgt, daß der Fortschritt des Einzelvolkes sich zum Menschheitsfortschritt ausweitet und daß der unfreiwillig Schenkende neue Wege der Tüchtigkeit sucht.

Man hat es schon des öfteren behauptet und aus der Geschichte belegt, daß der Krieg die Völker miteinander bekannt macht und auch so in den Dienst der Völkergemeinschaft tritt. Auf mannigfache Weise bewährt er diese seine Fähigkeit auch in unseren Tagen. In ihren Rahmen fällt, wenn man ihn weit genug spannt, auch der hier bemerkte Austausch von politisch-zivilisatorischen Ideen und Machtmitteln. Auch in ihm freilich gelangen die Völker an einen Punkt, wo ihnen das Bewußtsein der letztlich unübertragbaren völkischen Sonderart des Gegners aufgeht. Der Versuch, sich seine Machtmittel zu eigen zu machen, ist gewissermaßen ein Experiment, in welchem Maße diese mit der Sonderart des Feindes unablöslich verbunden sind. Denn daran findet eben ihre Uebertragbarkeit eine Grenze. Zugleich zeigt sich hier eine Bedenklichkeit dieses Prinzips. Ist die Uebernahme nur möglich, indem gewissermaßen fremder völkischer Geist wie die anhängenden Erdklumpen an den Wurzeln eines heimgebrachten Waldgewächses mit in das eigene Volkstum verpflanzt werden muß, so entsteht die Gefahr, daß durch den Austausch von Einrichtungen und Mitteln der eigene völkische Geist, die spezifische nationale Entwicklung aus der Bahn gebracht werde. Hier wurzelt denn auch die tiefe Scheu, die sich bei den Völkern dem Wechseleinfluß im Kriege entgegenstemmt. Aber dieses Widerstreben bedeutet auch wiederum ein Korrektiv. Und indem gerade die Einrichtungen vorzugsweise vom Gegner übernommen und damit bald geschichtlich

Digitized by Google

überwunden werden, die am wenigsten eng mit der eigenen Volksart verwachsen waren, bleiben um so eher die anderen erhalten, in denen der Nationalgeist die ihm gemäßeste Form ausgeprägt hat. Auch hier erweist sich letztlich, daß auch dies Prinzip des Wechseleinflusses im Kriege in den Dienst des eigentlichen kriegerischen Grundprinzips, der Erhaltung und Entfaltung einzelstaatlicher Sonderart, durch den Sinn der Geschichte allen Widerständen zum Trotz hineingezwungen wird.

Heinz Potthoff / Die Lues des Wirtschaftslebens

Als Kommandeur einer Sanitätskompagnie im Felde bin ich monatelang fast ausschließlich auf den Verkehr mit Sanitätsoffizieren angewiesen, höre den ärztlichen Gesprächen zu, frage manches, lausche, wenn die jungen Unterärzte zum Zwecke der Ausbildung oder mehr im Scherze „examiniert" werden ... und mit immer grausigerer Deutlichkeit stellt sich auch dem Laienauge die Bedeutung der Völkergeißel Syphilis oder Lues klar. Es gibt kaum eine Krankheit, vor allem kaum ein schweres, tödliches Leiden, dessen Ursache nicht eine frühere Geschlechtskrankheit sein kann — und leider auch allzuhäufig ist. Zu den wichtigsten Hilfen der Diagnose gehört die Umänderung eines bekannten lateinischen Merkspruches: Quidquis ages, prudenter agas, et respice luem. Die Kulturmenschheit ist durchseucht von dieser furchtbaren, fernwirkenden Krankheit, welche die Sünden der Eltern heimsuchet an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied ...

Dem Volkswirte aber muß sofort ein Vergleich einfallen. Auch unser Wirtschaftsleben ist durchseucht von einer geistigen, sittlichen Krankheit, die an allen Ecken und Enden durchbricht, die viele gutgemeinte und ökonomisch richtig gedachte Maßnahmen zur Volksversorgung fruchtlos macht und die Widerstandsfähigkeit unserer Volkswirtschaft gegen feindliche Aushungerungspläne genau so schwächt wie eine Seuche die Schlagkraft des Heeres mindert. Die Wirtschaftskrankheit heißt Selbstsucht, Ueberwiegen des Eigennutzes über die Rücksicht auf Mitmenschen und Volksgesamtheit. Sie hat in der Kriegszeit sich verschärft zur Wucherform und sich zugleich so ausgebreitet, daß der Wucher als Verkehrssitte gilt. Das ist das Bedauerliche und Gefährliche: die „anständigsten" Landwirte, Fabrikanten und Kaufleute machen heute Geschäfte, die sie vor vier Jahren nicht gemacht hätten, weil sie sich ihrer geschämt hätten. Die Wirtschaftsmoral ist in den Monaten höchster nationaler und sozialer Anspannung bedenklich verschlechtert.

Und das ist der Unterschied in der Stellung von Staat und Gesellschaft zu den beiden Epidemien: Die Geschlechtskrankheit war lange erkannt und genug bekannt; mit dem Kriegsausbruche setzte eine starke und deswegen erfolgreiche Abwehr gegen ihre Gefahren ein. Man darf sagen, daß die besondere Kriegsgefahr aus der Lues überwunden ist. Man geht jetzt mit der gleichen Tatkraft daran, der Friedensgefahr vorzubeugen, das heißt den Schädigungen, die bei der Heimkehr der Feldgrauen aus Erkrankungen der Kämpfer und der Daheimgebliebenen erwachsen können. An solcher rechtzeitigen Erkennung und energischen Bekämpfung der Kriegswucherkrankheit hat es leider gemangelt. Unsere Wirtschaft war zu lange und zu stark auf den Privatprofit, auf das Eigeninteresse des einzelnen ohne Rücksicht auf Schädigung der anderen gegründet, als daß man sofort und in vollem Umfange die absolute Unvereinbarkeit dieser Grundlage mit einem Volkskriege begriff. Und es waren zu viele und zu starke Interessen tätig, als daß die wachsende Erkenntnis sofort zu kräftigen, zu rücksichtslosen Maßnahmen führen konnte. Jetzt, da für einen, zum Glück nicht allzugroßen, Teil des Volkes die wirtschaftliche Verlegenheit zur Not werden will, jetzt kann nicht mit einem Male Einhalt geboten werden. Es ist genau wie mit einer Seuche, deren Ausrottung unendlich viel mehr Mühe und Opfer kostet als rechtzeitige Vorbeugung. Der Krieg wird im Zeichen des Kriegswuchers zu Ende gehen. Aber desto dringender ist die Vorsorge, daß nicht auch der künftige Frieden unter dieser Geißel steht. Die Millionen Soldaten kommen aus der Atmosphäre des Sozialen; sie sind gewohnt, sich ganz einzusetzen für die Allgemeinheit. Sie kommen mit der Sorge vor der deutschen Atmosphäre, in der giftige Schwaden ihnen die Heimatluft zu verderben drohen. Sorgen wir, daß sie in seuchenfreier Luft atmen können und den freudigen Stolz behalten, daß sie dieses Land und Volk mit ihrem Blute verteidigt und groß gemacht. Denn auch auf sozialem Gebiete werden die Sünden der Eltern heimgesucht an den Kindern — um derentwillen Deutschland doch diesen Kampf auf sich genommen hat.

Albert Falkenberg / Neue Richtung der Beamtenpolitik

Auch die Beamtenbewegung wird eine neue Richtung einschlagen müssen, nachdem der Weltkrieg frühere Ziele der Allgemeinpolitik dem Volksganzen näher gerückt und die Gewinnung neuer Ziele als Staatsnotwendigkeit hingestellt hat. Eins aber hat auch der Krieg nicht ändern können: die folgerichtige Beamtenpolitik bleibt liberal. Nicht im Sinne irgendeiner liberalen Parteidoktrin, sondern lediglich im Zeichen allgemeinfortschrittlicher Tendenzen. Auch heute noch mag es Parteipolitiker — in welchem Lager sie immer stehen mögen — geben, die glauben, wie vor dem Kriege in der alten Weise auch jetzt wieder Beamtenpolitik in parteigewollter Einseitigkeit betreiben zu können. Sehr bald werden sie einsehen lernen, daß ihre Methode sie nicht mehr lange als Beamtenfreunde gelten lassen kann, weil die seit Kriegsausbruch auch im Beamtenkörper fühlbaren Erschütterungen die Standespolitik der Beamten zur Abkehr von jeder — nicht etwa nur der eigenen — egoistischen Sonderpolitik zwingen werden.

Damit ist keineswegs erwiesen, daß nun schon eine einheitliche Marschrichtung für alle Beamtenverbände geschaffen wäre, so daß man von einer fertigen neuzeitlichen Beamtenbewegung reden könnte. Schon die vielfach abgestuften Schattierungen der Fachverbandspolitik lassen die Hoffnung auf eine am Anfang der neudeutschen Beamtenbewegung stehende Einheitlichkeit in Gesinnung und Handlung nicht aufkommen. Es gilt vielmehr, den Erziehungsprozeß zu fördern, dessen Anfänge in die Zeit vor dem Kriege zurückreichen.

Das beschleunigte Tempo dieses Prozesses entstand aus der wachsenden Erkenntnis, daß sich die alte Bahn der Nurbesoldungspolitik ohne Schädigung des Beamtenkörpers nicht länger einhalten ließe und daß darum die Beamtenbewegung dringend der wirtschaftspolitischen Färbung bedürfte. Allerdings haben vielfach gerade die starken Verbände an der Ueberlieferung mit Zähigkeit festgehalten, bis der Krieg in seinen Wirkungen auch ihnen die Unzulänglichkeit einseitiger Besoldungspolitik geoffenbart hat. Nun ist denen ein Helfer im Kriege erstanden, die aus der immerfort sinkenden Kaufkraft des Geldes den unaufhaltsam fortschreitenden wirtschaftlichen und sozialen Niedergang der Beamtenschichten längst glaubten folgern zu sollen, und die meinten, nicht oft und laut genug die Forderung baldiger Aenderung der Besoldungssysteme sowie gründlicher wirtschaftspolitischer Orientierung erheben zu können.

Im Verlaufe des Krieges ist die schon vorher erkannte Wahrheit unwiderlegbar geworden, daß der Staat nicht mehr in der Lage ist, die vordem in jedem Streitfalle von ihm selber für sich in Anspruch genommene Alimentierungspflicht seinen Beamten gegenüber zu erfüllen oder doch ihr auf dem bisherigen Wege unsystematischer Besoldungsreformen nachzukommen. Verbesserungsvorschläge, die u. a. von dem verstorbenen Wirkl. Geh. Rat Danneel (automatische Besoldungsrevisionen von fünf zu fünf Jahren in Anpassung an den steigenden Volkswohlstand, d. h. unter Berücksichtigung der sinkenden Kaufkraft des

Geldes), sowie von dem Staatsanwalt Zeiler (laufende jährliche etwa einprozentige Gehaltssteigerung) gemacht wurden, sind bisher von den maßgebenden Stellen unbeachtet geblieben. Dagegen hat man sich unter dem Druck steigender Kriegsteuerung dem System der Teuerungszulagen zugewandt, ohne jedoch verhindern zu können, daß mit der weiteren Kriegsdauer auch die wirtschaftlichen Nöte im Beamtentum wachsen. Die Kriegsteuerungszulagen können eben niemals als ein durchgreifendes Heilmittel für die grundsätzlichen Schäden der Beamtenbesoldung angesehen werden. Sie mildern die augenblickliche Notlage — das ist schon viel, wenn man erwägt, wie rücksichtslos und geradezu zerstörend die allgemeine Preissteigerung in das Budget der Festbesoldeten eingreift. Die Tatsache, daß das im Jahre 1915 aus den amtlichen Post-, Spar- und Darlehnsvereinen abgehobene Guthaben 16 Millionen Mark mehr betrug als im Jahre 1913, rechtfertigt die Annahme steigenden wirtschaftlichen Niedergangs der Beamtenschaft vollauf. Von verschiedenen Seiten (Interessengemeinschaft deutscher Reichs- und Staats-Beamtenverbände, Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen) angestellte statistische Erhebungen ergaben für das Jahr 1916 für eine vierköpfige Familie den Durchschnittsfehlbetrag von 600—700 M. Daß bei Betrachtung der Einzeletats besonders der unteren Beamtenklassen (Durchschnittsgehälter von 1500 M.) das Wirtschaftsbild nicht günstiger wird, braucht nicht erst betont zu werden. Immerhin wird das Teuerungszulagensystem — mögen ihm noch allerlei Unebenheiten anhaften — als Linderungsmittel von den Beamten dankbar begrüßt, und ihr Wunsch, die zur Gewährung der Teuerungszulagen aufgestellten neuen Grundsätze (Trennung in Ledige und Verheiratete, Berücksichtigung der Kinderzahl) nach dem Kriege in das Besoldungssystem überführt zu sehen, läßt sich wohl verstehen. Leider wird die in Aussicht stehende Erfüllung dieses Wunsches auch nicht annähernd die Gewähr dafür bieten, daß die öffentlichen Beamten die nach dem Kriege zweifellos teilweise bestehen bleibende Teuerung mit ihren Gehältern überwinden können, auch wenn diese allgemein um einen bescheidenen Prozentsatz erhöht werden sollten. Nur die grundlegende Umbildung des geltenden Besoldungssystems in ein sozial gerechtes läßt das Verschwinden der unerfreulichen Kämpfe der Beamten um ihre Besoldung erhoffen.

Bis zur Erreichung dieses Ziels wird noch mancherlei Klärungsarbeit geleistet werden müssen. Die Pflichten, welche die neue Zeit den Beamten zuweist, dulden kein längeres Zuwarten mehr. Sie müssen aus sich heraus den Weg finden, der zur Selbstbehauptung führt: den lange genug allzu ängstlich gemiedenen Weg der wirtschaftlichen Selbsthilfe. Die hier zu leistende Arbeit scheidet sich in Theorie und Praxis. Weil es sich nicht um egoistische, in enge Grenzen gebannte Praxis handeln darf, muß zugleich die theoretische Klärung der im deutschen Wirtschaftsleben einander bedingenden Zusammenhänge einsetzen. Mit Wirtschaftskursen für die in der Beamtenbewegung führenden Kräfte könnten günstige Wirkungen erzielt werden. Mit der Weitergabe der gewonnenen Erkenntnisse ließe sich wenigstens für einen Teil der Allgemeinheit die Linie wirtschaftlichen Denkens erreichen. Mehr ist für den Anfang nicht zu erwarten, dieser Erfolg würde aber auch genügen, um von vornherein eine höhere Stufe der Praxis zu gewinnen.

Der Genossenschaftsgedanke ist dort, wo er in der Praxis von den Beamten aufgenommen wurde, fast überall angesehen als die Möglichkeit zu wirtschaftlichen Erfolgen bescheidenster Art. Die Tatsache, daß der Genossenschaftsgedanke wegen seines tiefen ethischen Gehalts zahlreiche Möglichkeiten zur Förderung sozialen und kulturellen Aufstiegs bietet, ja, daß eigentlich die gesamte Beamtenbewegung, richtig erfaßt, nichts anderes als einen im Rahmen des Volksganzen wirkenden Genossenschaftsbau darstellt, wird immer noch übersehen. Darum hat sich die Verwirklichung des Genossenschaftsgedankens bisher meistens in der Schaffung von Wohnungs- und Bauvereinen oder Beamtenkonsumvereinen erschöpft. Wenn die Beamtenschaft durch Förderung des Genossenschaftsgedankens gewinnen will, dann kann es sich für sie nicht um Abschließung von den gleichartigen Bestrebungen anderer Berufsschichten, sondern um möglichst engen Anschluß handeln. Nicht dringend genug mag daher vor der Schaffung von Beamtenkonsumvereinen um jeden Preis gewarnt werden. In der Hauptsache wird die Betätigung in den bereits bestehenden Vereinigungen konsumgenossenschaftlicher oder wirtschaftlicher Art oder der Anschluß vorhandener Beamtenkonsumvereine an die großen genossenschaftlichen Zentralorganisationen in Frage kommen. Im ganzen muß auf möglichste Vereinheitlichung beamtengenossenschaftlicher Tätigkeit hingearbeitet werden, sowohl um die notwendige Vervielfachung der eingesetzten Kraft zu erreichen als auch um die erstrebenswerte restlose Ausnutzung des Genossenschaftsgedankens sicherzustellen.

Zweifellos wird die stärkere Betätigung der Beamten auf wirtschaftspolitischem Gebiete zunächst eine Verschärfung der Kämpfe mit den unmittelbar interessierten nichtbeamteten Kreisen hervorrufen, in denen trotz aller Gegenwartswirkungen immer noch die Meinung von der sicheren Stellung des Beamten im Staatsschoße vorherrschend ist. Dieser Kampf wird gewiß nicht leicht zu führen sein, schon heute aber zeigt sich, daß den Beamten von Staats wegen Hilfe zuteil werden wird. Bisher hat man regierungsseitig jede wirtschaftspolitische Betätigung der Beamten im Interesse der Produzenten- und Handelskreise wenn nicht bekämpft, so doch abgelehnt. Vor kurzem erst sind die bisher gültigen Bestimmungen für den gemeinsamen Warenbezug der Beamten wesentlich gemildert, und schon im zweiten Kriegsjahre ist das Verbot der Zugehörigkeit zu Konsumgenossenschaften, denen auch Sozialdemokraten angeschlossen sind, aufgehoben worden.

Wenn diese Linie auch nach dem Kriege folgerichtig eingehalten wird, dann bleibt die systematische Ausgestaltung der Beamtenwirtschaftspolitik in erster Linie den Beamten selbst überlassen. Es ist selbstverständlich, daß die neudeutsche Beamtenbewegung auf diese neugeschaffenen Zustände eingestellt werden muß. Auch die endgültige Formulierung des zeitgemäßen Beamtenrechts, das der im Jahre 1913 gegründete „Arbeitsausschuß zur Herbeiführung einer zeitgemäßen Regelung des Beamtenrechts" zu bearbeiten bereits begonnen hatte, kann erst vorgenommen werden, wenn die organisatorischen Grundlagen der Beamtenbewegung erneuert sind.

Grundlegend für die erfolgreiche Ausführung dieser Arbeiten bleibt die Erfüllung der seit jeher erhobenen Forderung einer Zentralisierung der Beamtenverbände. Auch sie ist durch den Krieg, noch während er weiter tobt, am 5. Februar 1916 durch die Schaffung der „Interessengemeinschaft deutscher Reichs- und Staatsbeamtenverbände" erreicht. Mitte Februar 1917 gehörten ihr bereits 17 Verbände mit rund 300 000 Mitgliedern an, die den finanziellen Unterbau der neuen Gemeinschaft sicherstellten. Bemerkenswerte Richtlinien für die künftige Arbeit der Interessengemeinschaft enthält ein in Nr. 5 der „Beamten-Korrespondenz", den offiziellen Mitteilungen der Zentralorganisation, veröffentlichter Aufruf, in welchem es u. a. heißt:

> „Die bisher seitens der Beamtenschaft einer systematischen Bearbeitung nicht gewürdigten Aufgabengebiete sind: Beamtenrecht — Beamtenbesoldung — Beamtenwirtschaftsfragen. Wer auch nur ein Teilgebiet dieser Fragengruppen kennt, weiß, daß eine befriedigende Lösung der Einzelfragen nur erzielt werden kann, wenn sie auf der Grundlage zeitgemäßen Verstehens und unter Heranziehung aller Beamtenkategorien angestrebt wird. Keine Klasse hat in Zukunft ein besonderes Anrecht auf Schaffung von Ausnahmezuständen, die gerade ihrem Fortkommen dienlich sein könnten. Es gibt nur eine deutsche Beamtenschaft!"

Hierzu wird die große Linie erstrebt, die allein die Möglichkeit einer Umformung der Beamtenbewegung aus der Klassensonderbewegung zur Standesbewegung im Rahmen des Volksganzen und damit die Indienststellung der im Organisationswege disziplinierten Kräfte des Beamtentums für die Lösung der deutschen Zukunftsaufgaben gewährleistet. Das ist das durch den Krieg geschaffene Endziel, es liegen viele Etappen auf dem Weg dahin. Nur dann lassen sie sich überwinden, wenn Regierung und Verwaltung der Beamtenschaft ein größeres Maß an Vertrauen als bisher entgegenbringen. Die Beamten sind fähig und bereit, sich unter weitestgehender Berücksichtigung des Staatsinteresses verantwort-

sich zu fühlen für ihre eigene Bewegung. Sie meinen, daß die Zeit übertriebener Staatsabhängigkeiten der Vergangenheit angehören sollte, und daß die im neuen Deutschland in den Vordergrund gerückten Staatsnotwendigkeiten allein Richtschnur sein dürfen für alle großen Berufsverbände, auch für die der Beamten.

Spranger / Gedanken über Organisation

(Schluß.)

Mindestens für einige Zwecke aber steht diejenige Organisation höher, die in sich beweglich bleibt, die in allen ihren Teilen lebendig ist und daher ein organisches und beseeltes Wesen genannt werden kann. Die einheitliche Leitung wird dadurch nicht entbehrlich; aber ihre Aufgabe wird komplizierter. Es gehört dann zur vorausschauenden Regelgebung, daß „der rechte Mann an die rechte Stelle komme", eine Aufgabe, die man geradezu als das beherrschende soziale Problem unserer Zeit bezeichnet hat. Der einzelne Arbeiter oder Beauftragte wird hier nicht als Nummer eingesetzt, sondern als lebendige Seele. Der Unterschied ist vergleichbar etwa dem, ob man eine Gleichung mit konstanten oder mit variablen Unbekannten zu behandeln hat. Die große Frage unserer Zeit ist eine Art von sozialer Infinitesimalrechnung. Was geschieht, wenn ich diese Kraft, deren Wirkungsgröße vorausgesehenermaßen zwischen den Werten n_a und n_z schwankt, in den gesamten Betrieb einstelle?

Wir kommen mit diesem Problem auf Gedanken zurück, die in utopischer Form den französischen Sozialisten Fourier beschäftigt haben. Im allgemeinen geht die sozialistische Theorie von der Fiktion der allgemeinen Gleichheit aus. Sie empfängt dadurch einen mechanisch-seelenlosen Charakter. Fourier hingegen hat den höchsten Grad von Festigkeit und Leistungsfähigkeit der sozialistisch organisierten Produktionsverbände dadurch erreichen wollen, daß er ungleiche Glieder in der richtigen harmonischen Abpassung einsetzte. Seine phantastische Lehre von den séries passionnées (Leidenschaftsserien) nimmt in einer sehr vereinfachten Psychologie das große Problem unserer Tage vorweg: zu organisieren auf der Grundlage nicht nur der Anerkennung, sondern der zweckmäßigen Verwertung der Individualität.

Der ökonomische Zweckverband liefert wieder die einfachsten Beispiele. Aus dem Heer der Lehrlinge und der aufsteigenden Angestellten gehen die mannigfachsten Talente trotz relativ gleicher Ausbildung hervor. Das Prinzip der Anciennität wäre das schlechteste, um den sehr verschiedenen Anforderungen der oberen Stellen zu genügen. Der eine paßt zum Reisenden, der andere ins Büreau, der dritte zum Personalchef, der vierte hinter den Ladentisch. Ueber allen muß, wie beim Schachspiel, der leitende Kopf wachen, der die Spielregeln kennt, nach denen er die einzelnen bewegen kann. Bei anderen Brettspielen haben die Steine keine Individualität; sie heißen mit Recht „Steine" und folgen alle den gleichen Bewegungsgesetzen. Beim Schach gibt es individuelle Abstufungen der Bewegungsfreiheit; man redet von „Figuren". Auch der Mensch im organisierten Verband ist eine Figur, deren Spielraumgesetz man kennen muß. Läßt man sie ganz frei, gibt es Anarchie. Behandelt man sie alle gleich, entsteht die unfruchtbarste Schablone. —

Hier mag es an der Zeit sein, zu den alten Bildern zurückzukehren, die das Wort Organisation geschaffen haben. Es bedeutet zunächst Organbildung, d. h. Werkzeugbildung. Nun aber gibt es zwei Arten von Werkzeugen: solche, die außerhalb des lebendigen Menschen stehen und gänzlich unwirksam sind, wenn nicht eine Hand oder ein Fuß sie auf irgendwelche Art in Bewegung setzt. Zu ihnen gehören die einfachsten Geräte wie die verwickeltsten elektrischen Maschinen. Werkzeuge aber kann man auch Teile des menschlichen Körpers selbst nennen: Arme und Beine, Sinnesapparate, ja selbst das Gehirn sind solche lebendigen Instrumente. Sie gehören dem Werkzeugsystem im prägnantesten Sinne: dem „Organismus" an. Durch sie strömt gleichsam die Seele hindurch, während die mechanischen Werkzeuge sich ihre Seele erst leihen müssen. Das Verbandsleben kann von diesen Analogien aus nie und nimmer ganz verstanden werden. Daß man aber die soziale Organisation ursprünglich als etwas Beseeltes, nicht als etwas Mechanisches angesehen habe, das lehrt schon der Name, der an „Organismus" anklingt.

Und vielleicht hat die Analogie noch größeren heuristischen Wert, wenn wir jetzt die Spezialisierung fallen lassen, von der wir ausgingen; wenn wir uns nicht auf die bewußt geschaffenen, aus der klaren ratio des Zweckes hervorgegangenen Organisationen beschränken. Es gibt Vorgänge der Zielstrebigkeit und der Anpassung bei allen Lebewesen, die zweckmäßig wirken, ohne daß dieser Zweck ganz ins Bewußtsein träte. Instinkte und Triebe regeln ein weites Feld auch in der Menschenwelt, und sie übertreffen (wie schon Rousseau behauptet hat) an Funktionssicherheit sehr oft die rechnende Vernunft. So sind auch die frühesten Organisationen das Werk grundlegender Instinkte und Triebe, in denen eine Zielstrebigkeit der Natur auf rätselhafte Weise sichtbar wird. Die Verteilung der Funktionen auf die Geschlechter und die Lebensalter ist erfolgt, ohne die Einsicht: „so ist es zweckmäßig"; die Familie, wie sie sich auch entwickelt habe, die Geschlechterverfassung und die primitiven Staatsbildungen sind organisierte Gesellschaften ohne erheblichen Anteil rationeller Erwägung, die sich die Mittel und Wege vorher überlegt. Noch heute beobachten wir bei ganz einfachen Leistungen einen Organisationsinstinkt, der mit Sicherheit das Rechte trifft. Ist ein Wagen auf der Straße steckengeblieben, so greifen vier Mann in die Speichen der Räder, einer zieht das Pferd, andere schieben von hinten — die Arbeit ist organisiert, ohne daß sie einer organisiert hätte, und die Organisation löst sich auf, im Augenblick nachdem der Zweck erreicht ist. Aber die Löscharbeiten bei einer Feuersbrunst machen sich schon nicht so von selbst; da muß vorausschauend vieles eingerichtet sein, und an Ort und Stelle darf der lenkende Wille nicht fehlen.

Darin jedoch stimmen die zweckbewußten Verbände und die unmerklich gewachsenen Organisationen überein, daß in ihnen ein herrschaftliches Moment, ein genossenschaftliches und ein wissenschaftlich-technisches (die Regelgebung) miteinander verflochten sind.

Ja, wir können von hier aus unseren Gesichtskreis noch mehr erweitern: So groß der Bedeutungsunterschied zwischen der souveränen Rechtsordnung und den hier und dort flüchtig emporschießenden Organisationen ist: das Grundphänomen ist dasselbe. Nach dem Typus des Rechtes sind die Gemeinschaften und Satzungen geschaffen, die den Sonderzwecken innerhalb der Gesellschaft dienen sollen. Auch die Rechtsordnung, von der Stufe des Gewohnheitsrechtes bis zur gelehrten Kodifikation, ist philosophisch-soziologisch zu begreifen als Verwebung dieser drei geistigen

Digitized by Google

Grundmotive, deren Bedeutung ich anderwärts abgeleitet habe („Lebensformen", Halle, Niemeyer, 1914): das Recht bedeutet eine Abgrenzung der Sphären des Herrschens und Gehorchens (Freiheit und Beschränkung), eine Form des Gemeinschaftsgeistes und eine allgemeine Regelgebung. Es bewegt sich gleichsam in Beziehung auf die drei Koordinaten, deren äußerste Punkte sind: Freiheit und Knechtschaft, Liebe und Haß, Allgemeines und Besonderes. Der Inhalt, der durch diese sozialen Formen bestimmt wird, kann allen Geistesgebieten angehören, die überhaupt zu unterscheiden sind: dem politischen und sozialen, dem wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, dem künstlerischen und religiösen. Sofern aber diese Inhalte in Rechtsformen gefaßt werden, treten sie unter die drei Gesichtspunkte der Macht, der Gemeinschaft und der Regelung.

Das gleiche gilt von den untergeordneten Zweckverbänden und Organisationen. Jede einzelne von ihnen muß wissenschaftlich nach drei Richtungen untersucht werden: erstens auf ihr Abhängigkeitsverhältnis von dem Staat und dem positiven Recht, dem sie eingeordnet sind; ferner auf die Mischung von herrschaftlichem, genossenschaftlichem und regelgebendem Geist, die ihre besondere Form bestimmt; und endlich auf den Inhalt, der mit dem besonderen Zweck der Organisation gegeben ist. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, diese allgemeinen Gesichtspunkte an einigen wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, pädagogischen und religiösen Organisationen der Gegenwart durchzuführen und die besonderen Erscheinungen zu beobachten, die sich aus der Aufnahme konkretisierender Momente in das allgemeine Schema ergeben.

Paul Schubring / Die Walhalla bei Regensburg

Bei Regensburg liegt hoch über der Donau, auf steilen Terrassen königlich erhoben, jener Parthenontempel, den der für die Antike und das Griechentum so warm begeisterte Bayernkönig Ludwig I. „zu Ehren der rühmlichst ausgezeichneten Teutschen" errichtet hat. Schon als Kronprinz faßte er 1807 den Plan; 1821 begann sein Architekt Leo v. Klenze den Bau vorzubereiten, 1830 wurde am 17. Jahrestag der Leipziger Schlacht der Grundstein gelegt, und 12 Jahre später war der Marmorbau vollendet. Diese Stätte höchster Ehrungen, deren Bauherr sich durch seine mannigfachen, von reiner Idealität erfüllten Monumentalbauten ein so lebendiges und reines Andenken im Bayerlande gesichert hat, ist für uns Heutige dadurch wieder besonders wichtig geworden, daß sie gewissermaßen das süddeutsche Gegenbeispiel zu dem Leipziger Völkerschlachtsdenkmal bildet und über den Unterschied nachdenken läßt, weshalb ein über bescheidene Mittel verfügender Fürst um 1830 Größeres und Stimmungsvolleres zustande bringen konnte, als das vom deutschen Volk 1913 mit unbeschränkten Mitteln errichtete Riesenmonument.

Früher pflegte man über Ludwigs I. Kunstbestrebungen ein wenig zu lächeln, weil seine allzu naive Verpflanzung von Hellas an die Isar und Donau zu Bauten geführt hatte, die auf der deutschen Scholle wie Fremdlinge zu stehen schienen. Sind aber die Propyläen, die Glyptothek und die Basilika Münchens wirklich Fremdlinge? Wo gibt es wieder solch einen herrlichen Festplatz in deutschen Landen, als jenen von den drei Tempelbauten umstellten Münchener „Ehrensaal", in dem gerade jetzt im Krieg wieder so eindrucksvolle Volksfeiern stattgefunden haben? Wer geht nicht gerührten und dankbaren Herzens durch die Arkaden des Münchener Hofgartens und steht nicht sehnsuchtsvoll vor den melancholisch schönen Landschaftsbildern aus Italien, von Trient bis Syrakus, wo jedes Bild einen Takt aus dem Andante maestoso vorträgt, das Italiens Natur und Ruinen dem Wanderer auf goldener Harfe singen? So ist mir auch die Walhalla beim letzten Besuch ganz verständlich gewesen; königlicher Idealismus, die Verehrung eines deutschen Herrschers für all die Großen der deutschen Vergangenheit hat hier ein Werk geschaffen, das dauernder bleiben wird als alle Schlösser Ludwigs II. und in seiner edlen, persönlichen Prägung spätere Prunkbauten tief beschämt.

Wenn man's so hört, ein Parthenon aus dem deutschen Wald herausragend, könnte man wohl zweifeln. Gewiß, es ist prinzipiell verfehlt. Aber wenn man die hohen Treppen heraufgestiegen und in die Säulen des Peripteros eingetreten ist, dann bannt uns Feierlichkeit, Reinheit und Erhabenheit. Wir treten zum Beten in diese Marmorhalle, deren farbige Steinwände die Büsten all der Deutschen tragen, die Unsterbliches wirkten. Der ganze Bau ist mit Einschluß der Terrassen 55 Meter hoch, der Tempel allein 18 Meter hoch, 67 Meter lang und 32 Meter breit. Die dorischen Säulen des Umgangs sind 9 Meter hoch, mit einem Durchmesser von 1.78 Meter. Der Innenbau, die Cella, hat 48,5 Meter Länge und 14,6 Meter Breite. In diesem Ruhmessaal sind bis heute 145 Männer und 9 Frauen durch Büsten oder Inschrifttafeln in den Katalog der Unsterblichen aufgenommen worden: 10 Kaiser, 23 Könige und Kurfürsten, 19 Fürsten, 27 Heerführer, 17 Bischöfe, 3 Glaubensstreiter, 6 Staatsmänner, 7 Historiker, 7 Gelehrte, 10 Künstler, 11 Dichter, 5 Tonkünstler, 3 Astronomen, 3 Aerzte, 3 Erfinder, 2 Baumeister, 6 Fürstinnen, 1 Aebtissin, 1 Dichterin, 1 Seherin. 65 der Geehrten sind aus königlichem oder fürstlichem Geblüt, 46 Adelgeborene und 54 aus bürgerlichem Hause. 96 sind Katholiken, 51 Protestanten, 7 „Altgermanen", 1 ist griechisch-katholisch. Außer dem Architekten Leo v. Klenze sind die Bildhauer Schwanthaler (für die Giebel), Rauch (vor allem für die schönen Viktorien, aber auch für viele Büsten), Tieck, Schadow, Lossow, Rietschel, Dannecker, Wredow, E. Mayer, P. Kauffmann, H. M. Imhof, Th. Wagner, Bandel, Wichmann, Schaller und noch manche andere zu nennen. Die Arbeiten halten sich alle auf einer mehr als anständigen Höhe. Die letzte Büste ist die von Johann Sebastian Bach, die Fritz Behn gemacht hat; sie wurde 1916 aufgestellt.

Und nun die Auswahl. Gewiß, wir würden heute anders wählen, und manche Büste entlockt ein kleines Lächeln, namentlich bei mittelalterlichen Namen, die etwa nach Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiser im Mittelalter" ausgesucht sind. Gern würden wir manchen Unwichtigeren durch Männer ersetzen, deren Fehlen uns empfindlich berührt. Die Orientierung auf Süddeutschland ist nicht zu beklagen, wenn auch dadurch mancher dem Preußen besonders teure Name fehlt. Die Zeit um 1830 hat den Männern der Technik und Naturwissenschaft naturgemäß weniger Konsolen eingeräumt, als wir es heute tun würden.

Um eine Vorstellung aus der Auswahl zu geben, greife ich die Gruppe der Dichter und Schriftsteller heraus. Tafeln erhielten: Ulphilas, Beda, Paul Warnefried, Alcuin, Eginhard, Rhabanus Maurus, Rozwitha von Gandersheim, Lamprecht von Aschaffenburg, „der Dichter des Nibelungenliedes", Walter v. der Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach und Albertus Magnus. Büsten: Lessing, Bürger, Klopstock, Heine, Joh. Müller (Regiomontanus), Reuchlin, U. v. Hutten, Herder, Kant, Schiller, Johann v. Müller, Wieland, Thurmayr († 1534), Erasmus, Paracelsus, Kopernikus, Luther, Goethe, Schelling, A. v. Tschudi, Kepler, Leibnitz, O. v. Guericke, Winckelmann. Es wäre ein leichtes, verklungene Namen durch bekanntere zu ersetzen. Anziehender ist es, sich gerade in den Ruhm der Unbekannteren zurückzudenken. Unter den Malern und Musikern sind mit Büsten vertreten: Jan van Eyck, Gluck, Mozart, Memling, Dürer, Haydn, P. Vischer, Holbein, Beethoven, Wagner, Rubens, van Dyck, Snyders (!), Händel, Bach, Raffael, Mengs. Das schöne ist, daß hier wirklich einmal der Dichter mit dem König geht, daß der Staatsmann ebenbürtig neben dem Musiker steht, daß in der Fülle erlauchter Namen die verschiedensten Gebiete des menschlichen Seelenlebens gleichwertig um ihre besten Deuter und Vertreter befragt werden. Jeder Be-

Digitized by Google

sucher kann hier zu den Männern wallfahren, die er besonders verehrt; die Erinnerung an seine glückvollsten Stunden erster innerster Erregung wird ihm lebendig, wie wir sie alle aus der Zeit kennen, als sich die Silhouette eines Großen uns zuerst einprägte. Auch der schlichte Mann aus dem Volke wird seinem Sohn gern zeigen wie Luther, Gustav Wolf und Zinzendorf aussahen. Sehr schade ist es natürlich, daß die Aufstellung der Büsten nach dem Tode Ludwigs I. so gut wie aufgehört hat; es werden nur die empfindlichsten Lücken (wie jetzt z. B. Bach) gestopft. Infolgedessen fehlen gerade die Männer des 19. Jahrhunderts, die z. T. Ludwigs II. gelebt haben, bis auf wenige. Der Reiz eines solchen Ehrensaales besteht doch darin, daß die Büsten eine persönliche Adresse für besondere Huldigungen gestatten. Wir Deutschen tun nicht allzuviel, um das Andenken unserer Großen lebendigzuhalten. Andere Nationen, Italiener und Franzosen, treiben da einen ganz anderen Kultus. Das ist nicht Eitelkeit, sondern ein echter Patriotismus. Der Zusammenhang mit der Vergangenheit weckt Ehrfurcht, Bescheidenheit und warnt vor einer Ueberschätzung der Gegenwart und ihrer Werte. Ich meine, solche Mahnungen können wir heute recht gut brauchen. Eine Ergänzung der Walhallabüsten ließe sich sehr leicht durchführen, wenn die deutschen Städte, die einen großen, dort unvertretenen Sohn haben, die betreffende Büste stifteten. Meine Heimatstadt Bonn würde z. B. mit Freuden ihren Ernst Moritz Arndt aufstellen. Vor der Häufung der Büsten braucht man nicht bange zu sein. Natürlich müßte eine Gruppe von Männern, die Urteil haben, das Recht haben, abzulehnen und aufzufordern. Dann müssen nach dem Krieg die Schulen in billigen Fahrten an die Donau geführt werden; der Lehrer bereitet zu Hause darauf vor, und dann suchen die Burschen ihre Lieblinge. Und den Parthenonbau wird auch kein Gymnasiast je vergessen! Zu den Füßen der Treppen, Säulen und Büsten aber rauscht die Donau, der Strom des Nibelungenliedes und Mitteleuropas!

Chr. Tränckner / Deutscher Glaube

Chor der Toten:

Nun zieht der Herbstrauch, es sinkt das Laub,
Herbstmoderkräfte wallen.
Wir müssen, Leib über Leib, zu Staub
In dunkler Grube zerfallen.
Wir starben für des Friedens Tag,
Doch jenseits noch lauert's verderblich:
Den Sieger allein, der den Sieg übermag,
Ein heiliges Volk ist unsterblich.

Chor der Lebendigen:

O Herzeleid in der Winternacht!
Rinnt, rinnt, ihr brennenden Tränen!
Der Toten keiner, keiner erwacht,
Ewig nur wacht unser Sehnen!
Doch bleibt ihr Erbe ein heiliges Gut
Den Vätern, den Kindern, den Weibern:
Es steigt ein heil'ges Geschlecht aus dem Blut,
Frühling aus Heldenleibern.

Chor der Ungeborenen:

Wir warten, gedrängt an des Lebens Tor,
Unahnend noch und quallos;
Der Riegel springt, wir quellen hervor,
Wie Tau an den Halmen zahllos.
Wir schwingen auf Frühlingsglockenbahn
Uns leicht empor zum Lichte:
Dein seligster Sommer, Deutschland, brach an,
Dein Mittsommertag der Geschichte!

Gottfried Traub / Frau Kupfer

Welche Irrwege hat der arme Deutsche gehen müssen, aber nun kommt die Zeit, daß wir als Deutsche recht anfangen zu leben fürs Ganze. Hildebrand.

Es stinkt in diesem Wucherprozeß, der sich um den Namen der Frau Kupfer dreht. Man schämt sich, daß so etwas in dem gleichen Deutschland möglich ist, das um sein Leben kämpft. Ja, wenn es nur ein paar einzelne wären! Aber es sind ihrer so viele und aus allen Gesellschaftskreisen und jeden Glaubens. Am meisten kamen die, die grundsätzlich das Leben im Geldverdienen aufgehen lassen, einerlei, ob draußen die Kanonen donnern oder nicht. Mitleiden verdient keiner und keine von ihnen. Diese Männer und Frauen waren nicht verführt. Nackteste Spielsucht hat sie getrieben. Die Erkenntnis solchen Sachverhalts macht wirklich traurig. Mammonsgeist hat sich recht breit und heimisch bei uns eingerichtet. Wir sind teilweise sehr gelehrige Schüler des Händlergeistes geworden, den wir über dem Kanal bekämpfen. Diese Frau Kupfer war ja nur das Hirn, das von dem Blutumlauf der Hunderte anderer genährt wurde. Man spricht wenig davon in den Zeitungen; denn man wäscht seine schwarze Wäsche lieber nicht in der Oeffentlichkeit, am wenigsten vor dem Feinde. Freilich, wenn man andere Beweggründe mitsprechen ließe, wäre es schlimm. Wenn irgendwo eine Arbeiterfrau bei einem Bauern Ei oder Speck zu höherem Preise holt, ist das nicht so schlimm, als solche Schiebungen. Denn dort hat's ein Kind vielleicht nötig, hier aber wahrhaftig niemand! Hier redet die reine Gier des Gewinns auf Kosten vieler Tausende. Alte Predigten über Geiz und Habsucht liest man wenig; die altertümelnde Sprache von dem Teufel und den bösen Geistern belächelt man. Einstweilen spielen diese gleichen Teufel ihr Spiel und lachen über Menschen, die stets die alten geblieben sind am Euphrat und Mississippi wie an der Spree oder an der Seine. Was kümmert sie das Volk?, was geht sie die Not an? Es lebe „das Gold"! Es lebe „mein Gold"! Der „internationale" Mensch ist oft der größte Egoist.

„Solchen Krebsschäden siehst du ins Gesicht und hast doch noch den Mut, an das deutsche Volk und seine Weltzukunft und Weltaufgabe zu glauben? Das ist vermessen." Ja, wenn unser Glaube an die Kraft unseres Volkes auf einem sicheren Abwägen von Guten und Schlechten beruhen würde, hättest du recht. Wenn wir auf Grund einer Tugendzählung oder Verbrechenaufnahme unter den Völkern der Erde dazu kommen wollten, das deutsche als das sittenreinste und engelhafteste auszulosen, dann hättest du mit deinem triumphierenden Einwand recht. Aber ich antworte dir: du verstehest die Art des Glaubens nicht. Der Glaube verschmäht jede Rechnung. Er schafft das, was er nicht sieht. Er zieht in ein Land, das niemand schaut, und verläßt alles, was ihm bekannt ist. Er ist vermessen, ach, mehr als vermessen. Narrheit vor Menschen ist Torheit vor den Klüglingen. Wie soll ein König sich auf dem Feld ausweisen vor dem Tagedieb? Der letztere versteht's vielleicht besser, sich handgreiflich zu offenbaren. Trotzdem bleibt der König König. Des Glaubens Kraft ruht auf Gottes Wohl und Kraft, nicht auf unserer Tugend und Weisheit. Die Weltgeschichte ruft. Wenn sie dich ruft, so ist es ihre Sache. Und sie weiß besser, was sie will. Du magst wohl einen Augenblick zaudern und sagen wie einstens Mose: „Sende einen anderen!", aber dann sollst du gehen und das werden, was das Schicksal von dir will. Nein, unser Glaube an das deutsche Volk wird nicht

umgestoßen durch eine Madame Kupfer. Dazu liegt sein Schloß zu hoch und seine Grundmauern zu tief. Wir glauben an unser Volk und wissen, daß der arme Deutsche sein Ziel erreichen wird unter den Völkern, so er nur ernstlich will und wirklich festiglich glaubt.

Soziale Bewegung

Die privaten Handelsschulen, die während des Krieges wie Pilze aus der Erde schießen und um schnöden Gewinnes willen zahllose jugendliche Kräfte mit ganz unzureichender, flüchtiger Bildung für den Handelsstand versorgen, werden von den kaufmännischen Organisationen aller Richtungen als Schädlinge des Berufs bekämpft. Der Handels- und Gewerbeausschuß des Preußischen Abgeordnetenhauses beschäftigte sich kürzlich mit einer entsprechenden Eingabe gegen die Ueberfüllung des kaufmännischen Berufs durch junge Männer und Mädchen, die ganz oberflächlich in privaten Handelsschulen ausgebildet würden und die dann den heimkehrenden Kriegern unlauteren Wettbewerb machen. Der Vertreter der Regierung erklärte, daß sie diese privaten Schulen soweit als möglich beaufsichtige, auf der anderen Seite bestehe aber auch das Bedürfnis sehr vieler kaufmännischer Unternehmungen und Kriegsgesellschaften nach jungen Arbeitskräften, die wenigstens Kurzschrift und Schreibmaschine beherrschen. Dieses Bedürfnis sei so stark hervorgetreten, daß der Minister sich veranlaßt gesehen habe, am 8. Februar 1917 einen Erlaß herauszugeben, der seinen früheren Erlaß in dem schärfere Bestimmungen für die Privatschulen aufgestellt wurden, etwas mildere. Die Eingabe soll der Staatsregierung als Material überwiesen werden, damit sie die darin vorgetragenen Beschwerden zu geeigneter Zeit zu beachten in der Lage sei. Auch im Münchener Rathaus wurde das Unwesen und die Ausbeutung auf vielen Privathandelsschulen jüngst einer sehr scharfen Kritik unterzogen. Nach der „Sozialen Praxis" handelt es sich bei den „Handelspressen", die in verkürzten Kursen durch oft minderwertige Lehrkräfte „kaufmännische Arbeitskräfte" heranzüchten, in der Tat um ernste Mißstände, und die frühere Verfügung des Handelsministers, der diesen Auswüchsen schärfer auf die Finger gesehen wissen und ihre gewissenlose Ausnutzung der „Konjunktur" einschränken wollte, ist nicht nur in den Fachschulkreisen, sondern auch von vielen Arbeitgebern, die mit den eingestellten Schülern dieser Presse hernach ihre liebe Not hatten und kostbare Zeit mit ihnen vergeuden mußten, als eine Notwendigkeit betrachtet worden. Um so bedenklicher ist jetzt der Widerruf dieses Erlasses, denn eine gutgeschulte Kraft ist für die Kriegswirtschaft mehr wert, als drei schlechte. Dazu die drohende Gefahr der künftigen Zerrüttung des Arbeitsmarktes durch zahllose Lohndrücker, die aus diesem Heer der Unbrauchbaren, Halbgeschulten hervorgehen werden. Auch die Wirksamkeit des bedeutsamen Erlasses des preußischen Handelsministers vom 8. April 1916, der das Handelsschulwesen überhaupt auf eine feste, gesunde Grundlage stellen und einer freieren und zugleich höheren Entwicklung entgegenführen wollte, ist durch den jetzigen Rückzug des Handelsministers auf lange Zeit in Frage gestellt.

Der neue Geist im deutschen Gewerkschaftsleben. In einer Versammlung, die Abg. Legien kürzlich in Bremen abhielt, führte der bekannte sozialdemokratische Gewerkschaftsführer gegenüber den Vorwürfen von Anhängern der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, der Spartakusgruppe usw. gegen die Gewerkschaften aus: „Man wirft uns vor, daß wir den Klassenkampf aufgegeben hätten. Können wir das? Solange entgegengesetzte Interessen, solange die kapitalistische Produktionsweise besteht, besteht auch der Klassenkampf. Wir haben stets den Klassen*haß* verworfen. Die Maßnahmen der kapitalistischen Parteien und Regierungen, wie das Sozialistengesetz, die Umsturzvorlage, die kleinlichen Chikanen der Vereins- und anderer Gesetze, sind schuld, wenn der Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern, zwischen der Staatsgewalt und den Arbeiterorganisationen besonders bei uns so scharf hervortraten. Auch während des Krieges ruht der Kampf nicht, wenn er auch durch den Burgfrieden gemildert ist. Der Kampf muß nicht unbedingt in dieser Form, er *kann auch anders* geführt werden. Aber das liegt nicht an uns, das liegt bei den bürgerlichen Mehrheitsparteien und der Regierung. Wenn die Regierung die wirtschaftlich schwächeren Arbeiter nicht schützen will, sondern den stärkeren Unternehmer, so bleibt uns nichts anderes übrig, als der Kampf wie bisher. Das mindeste, was wir verlangen, ist, daß die Staatsgewalt sich neutral verhält." Denselben Gedankenfaden spinnt die Chemnitzer „Volksstimme" in einem Leitaufsatze, der den inneren Gegensatz zwischen der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft und der sozialdemokratischen Mehrheitspartei bis in seine Wurzeln zu verfolgen sucht, weiter aus mit einer besonderen Drehung nach der Seite *positiver Reformpolitik* hin. Die Arbeitsgemeinschaft lebt nach der Ansicht der „Volksstimme" in der veralteten, früher in der Sozialdemokratie allein herrschenden Anschauung, für die der Klassenkampf und die Aufstachelung der Leidenschaften, nicht aber der positive Erfolg für die Arbeiter das wichtigste ist. Die große Mehrheit der sozialdemokratischen Partei aber hat seit Anfang der 90er Jahre, auch unter dem Einfluß der prachtvollen Entwicklung von Gewerkschaften und Genossenschaften, diese überlebte Revolutions- und Katastrophentheorie, den blinden Klassenkampffanatismus und die Mißachtung der täglichen Reformarbeit immer mehr über Bord geworfen und sieht heute ihre Hauptaufgabe darin, alle Kraft dafür einzusetzen, daß die gegenwärtige Lebenslage des arbeitenden Volkes soweit wie irgend möglich vor Schaden bewahrt und verbessert wird. Nicht weil 5 Pfennig Lohnerhöhung oder eine halbe Stunde Arbeitszeitverkürzung unser Ideal wären, sondern weil wir keinen anderen Weg zur Befreiung der Arbeiterschaft aus den Fesseln des Kapitalismus sehen, als die allmähliche Ansammlung von Millionen kleiner und kleinster Tageserfolge in allen öffentlichen Körperschaften und allen selbständigen Organisationen der Arbeiterklasse. Das *praktische Wirken* ist in den Mittelpunkt unseres Denkens gerückt, weil wir von ihm die Wegbereitung zum Endziel erwarten." In dieser Abkehr vom unfruchtbaren Klassenkampf um seiner selbst willen zur praktischen Förderung der Arbeiterklasse berührt sich, wie die „Söz. Praxis" mit Recht feststellt, die sozialdemokratische Mehrheitspolitik und die Politik der nicht sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, die die Gleichberechtigung der Arbeiterinteressen mit denen der anderen Klassen ebenfalls immer entschiedener verficht und vom Staat eine wohlwollende Neutralität bei diesem Entwicklungprozeß und ausgleichende Gerechtigkeit zugunsten der Schwachen verlangt.

Zwangsanordnung der durchgehenden Arbeitszeit ist in dieser licht- und kohlenarmen Zeit dem Reichsamte des Innern in zahlreichen Anregungen nahegelegt worden. Die günstigen Erfahrungen mit der ununterbrochenen Arbeitszeit wurden natürlich dabei sehr gerühmt. Die Reichsregierung hat jedoch den Gedanken einer gesetzlichen Regelung dieser Frage nicht aufgenommen. Bei nicht geringer Bewertung der Vorteile darf man in der Tat nicht die Nachteile übersehen, die hier aus einer Schablonisierung auf dem Zwangsweg erwachsen würden. Zahlreiche Stimmen aus der Praxis erklären sich mit derselben Entschiedenheit gegen die durchgehende Arbeitsweise, wie andere dafür. So hat kürzlich erst die Handelskammer zu Köln festgestellt, daß in der Rheinmetropole einzelne Betriebe in Friedenszeiten mit der ungeteilten Arbeitszeit keine ungünstigen Erfahrungen gemacht haben. Die Handelskammer hat aber mit Rücksicht auf die erschwerten Verkehrs- und Transportverhältnisse, sowie die bestehenden Schwierigkeiten in der Ernährungsfrage, die Einführung der durchgehenden Arbeitszeit als eine Unmöglichkeit bezeichnet. Für die Kriegsindustrie kommt die durchgehende Arbeitszeit nicht in Frage. Der Großhandel, der Saisongroßhandel und der Lebensmittelgroßhandel steht der durchgehenden Arbeitszeit ablehnend gegenüber. Ebenso hält auch der Kleinhandel in seiner überwiegenden Mehrheit die Anregung für undurchführbar.

Auch die Arbeiter- und Angestelltenverbände warnen vor einer schematischen Zwangsregelung. Der Deutsche Bankbeamtenverein hat auf Grund einer umfangreichen Umfrage festgestellt, daß eine allgemeine Regelung, wie die Dinge gegenwärtig liegen, nicht nur nicht durchführbar ist, sondern auch schon deshalb nicht befürwortet werden kann, weil sich die Bankbeamten in den kleinen Orten der Einrichtung durchweg ablehnend gegenüber verhalten. Selbst in verschiedenen großen Städten ist, wie die Erhebungen erwiesen haben, zurzeit unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse wenig Neigung für eine Aenderung der bisherigen Arbeitszeit vorhanden. Allerdings sind die Gründe in den großen Städten andere als in den Kleinstädten. Diese Verschiedenheit der Wünsche wird aber wohl dazu führen, daß es den einzelnen Ortsorganisationen überlassen bleiben muß, ihrerseits, wo es zweckmäßig erscheint, Eingaben an die einzelnen Banken und Bankfirmen um Einführung der durchgehenden Arbeitszeit zu richten.

Keine Aenderung des preußischen Gesinderechts. Der Eingabenausschuß des Preußischen Landtags hat sich im Januar gegen die Aufhebung der aus dem Jahre 1810 stammenden Gesindeordnung ausgesprochen, aber die Aenderung dieser veralteten Bestimmungen empfohlen. Ein Vertreter des Ministeriums des Innern erklärte: „Eine Neuregelung der Rechtsverhältnisse des Gesindes kann zurzeit nicht in Aussicht gestellt werden. Die Geschäftslage gestattet es jetzt nicht, dem Gedanken einer Vereinheitlichung des Gesinderechts in Preußen näherzutreten, dessen Verwirklichung eine erhebliche gesetzgeberische Vorarbeit in sich schließen müßte. Die Prüfung der Angelegenheit muß vielmehr normalen Zeiten vorbehalten bleiben." Treffend bemerkt dazu die „Soziale Praxis": Es ist verständlich, daß in einer Zeit, wo gerade nur mit Mühe für den Ausbau der Fideikommißgesetzgebung die nötige Zeit erübrigt werden kann, solche Fragen, wie die Reform der Gesindeordnung, nicht noch erledigt werden können. Nur bei der Organisation der Erntehilfe zu Beginn des Krieges und beim Hilfsdienstgesetz, wo man die städtischen Arbeiter brauchte, hat sich die einfache Außerkraftsetzung des veralteten Gesinderechts im Handumdrehen machen lassen.

Kriegsfürsorgemaßnahmen der Ortskrankenkassen. Der Hauptverband deutscher Ortskrankenkassen ruft die ihm angeschlossenen Kassen auf, ihre Einrichtungen den Erschwerungen der Kriegsverhältnisse anzupassen: „Die kommenden Wochen und Monate werden Entscheidung des großen Völkerringens bringen. Die Krankenkassen können an ihrem Teile zum deutschen Siege beitragen, wenn sie alles, was in ihren Kräften steht, daran setzen, um die, namentlich in den letzten Monaten vor der neuen Ernte sich verschärfenden Ernährungsschwierigkeiten abzumildern. Zu diesem Zwecke müssen auch die Mittel eingesetzt werden, die manche Kassen dank der günstigen Gestaltung des Arbeitsmarktes, des Gesundheitszustandes und einer weisen Bemessung der Beiträge während des Krieges erübrigen konnten. Gewiß sollen diese Mittel ein Grundstock für die zu erwartenden großen Lasten nach Friedensschluß sein. Aber vor dem Frieden muß der Sieg stehen!“ Als wichtigste Kriegsmaßnahme wird eine den Teuerungsverhältnissen angepaßte Erhöhung der Leistungen empfohlen, doch soll, wo irgend angängig, nicht das Krankengeld erhöht, sondern es sollen mehr Sachleistungen (Krankenkost, Nährmittel) geboten werden. Nur wo solche Sachleistungen nicht durchführbar sind, müßte eine Erhöhung des Krankengeldes stattfinden. Diese Erhöhung sollte aber nicht schematisch eintreten, sondern eine Abstufung nach anderen Grundsätzen versucht werden, z. B. in Form bestimmter Zuflüsse für jedes zu unterhaltende Kind und einen erwerbsbeschränkten Ehegatten. Als Beispiel für die Gewährung von ergänzenden Sachleistungen kann die Allg. Ortskrankenkasse der Stadt Berlin angeführt werden. Dort wird von den Aerzten Mittagessen in den Massenspeisungsanstalten als Stärkungsmittel verordnet, und die Gemeinden Groß-Berlins haben sich bereiterklärt, die Anweisungen der Kassen in Zahlung zu nehmen. Auch die Gewährung von Teuerungszulagen an die Angestellten der Kassen wird vom Hauptverband empfohlen unter Abstufung sowohl nach der Höhe des Gehalts (bei höherem Gehalt niedrigere Verhältnissätze der Zulage), wie nach der Zahl der schulpflichtigen Kinder. Einige größere Kassen in Frankfurt a. M., Dresden, Schöneberg usw. haben die Teuerungszulagen bereits nach diesen Grundsätzen geregelt.

Vorbildliche Angestelltenfürsorge wird von einer großen Berliner Verlagsanstalt betrieben. Da es bei der Lebensmittelknappheit immer schwieriger wurde, durch Gehaltsaufbesserung mit dem steigenden Bedürfnis Schritt zu halten, hat die Verlagsanstalt in diesen Tagen ein ganzes Gut angekauft und will die Lebensmittelversorgung ihrer etwa 500 Angestellten auf diese Weise unterstützen. Das Gut heißt Lieberberg (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gut des Fürsten Eulenburg) und liegt im Löcknitztal bei Fürstenwalde. Die dort geernteten Landesprodukte werden den Angestellten der genannten Firma zum Selbstkostenpreise zur Verfügung gestellt; sollte sich wider Erwarten ein Ueberschuß herausstellen, so wird dieser an die Teilnehmer der Versorgung verteilt, so daß diese also die Rechte der Mitglieder eines Konsumvereins genießen. Da das eine halbe Million werte Gut auch an Wiesen, Wasser, Wald und sonstigen landschaftlichen Schönheiten sehr reich ist, wird es im Sommer auch als Ferienaufenthalt und Erholungsheim benutzt werden. Das Herrenhaus des Gutes wird für diese Zwecke eingerichtet.

Büchertisch

Hermann Kötschke: Unser Reichskanzler. Sein Leben und Wirken. (Verlagsanstalt Augustin u. Co. Curt Hamel, Berlin-Charlottenburg, ohne Jahr. 165 S.)

Kötschkes Buch ist die erste ausführlichere, volkstümliche Biographie des Kanzlers. Ihr besonderer Wert liegt darin, daß sie für ganze Partien des Bethmannschen Lebens auf intimerer Anschauung beruht. Das Büchlein ist warmherzig geschrieben, dabei in gewissem Sinne kritisch, indem Verfasser seinen liberalen Parteistandpunkt zur Geltung bringt. Konnten uns aber die „niedlichen“ Geschichten vom „kleinen Theobald“ und seiner Reinlichkeit usw. wirklich nicht erspart werden? Eine wissenschaftliche Arbeit, tiefere psychologische Forschung ist die Schrift also nicht. Doch wäre dazu Zeit und Situation ungeeignet. Wir alle stehen außen und innen im Kampf, der Kanzler selbst ist eine der umstrittensten Figuren. Kötschke glaubt an ihn, an seinen Mut und seine Kraft für die weltgeschichtliche Stunde des deutschen Volkes. Im Kampf um Bethmann Hollweg steht er daher in den Reihen seiner ehrlichsten und eifrigsten Verteidiger.

Schotte.

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Berlin. Erster Band. Etwa 30 Bogen großen Formats (444 Seiten) mit 5 farbigen Kriegskarten. Geheftet 11,50, in Ganzleinen gebunden 14, in Halbfranz gebunden 16 Mark.

Es handelt sich bei dem vorliegenden ersten Bande des auf 3 bis 4 Bände berechneten Werkes um eine groß angelegte und gut, zum Teil glänzend geschriebene Geschichte des europäischen Krieges bis Mitte September 1914. Der Schweizer Hermann Stegemann, vor dem Kriege als literarischer Redakteur an der Zeitung „Der Bund“ in Bern tätig, und einem größeren Kreise nur als Dichter bekannt, hat sich durch seine stets gut unterrichteten, unabhängigen kritischen Aufsätze, mit denen er — wohl vorbereitet durch langjährige kriegsgeschichtliche Studien — von Anfang an die Kriegsereignisse im „Bund“ begleitete, zu einem Militärschriftsteller von europäischem Rufe ausgewachsen. Seine Kritiken haben infolge der Sicherheit und Schärfe des strategischen Urteils und der Zuverlässigkeit, bildhaften Klarheit und Unparteilichkeit der Darstellung in beiden Lagern und bei den Neutralen die allgemeinste ernste Beachtung gefunden, und diese zusammenfassende Geschichte, die alle Vorzüge der Aufsätze aus dem „Bund“ in erhöhtem Maße aufweist, wird sicher — den Anspruch darf sie ganz außer Frage erheben — einen noch größeren Leserkreis finden. — Was Stegemann zur Vorgeschichte des Krieges sagt, gehört zum Besten, was aus neutralem Munde, ja, man kann getrost behaupten, was überhaupt zu diesem schwierigsten Stück Weltgeschichte gesagt worden ist. Die Darstellung der ersten anderthalb Kriegsmonate, insbesondere der großen Gruppe von Kämpfen und strategischen Truppenbewegungen, die als Schlacht an der Marne in der Geschichte fortleben werden, ist schlechthin meisterhaft. Man merkt es an jeder Zeile, daß Stegemann sich auf ein ebenso umfangreiches wie zuverlässiges Quellenmaterial stützt, das er mit Sachkunde und Objektivität verarbeitet hat. Soweit es überhaupt möglich ist, ein zutreffendes Gesamtbild so riesenhafter militärischer Vorgänge zu entwerfen, noch mitten im Kriege, noch ehe die Archive der Generalstäbe sich geöffnet haben, so weit ist es Stegemann gelungen. Auf neutralem Boden entstanden, sucht das Werk, wie der Verfasser in seiner Vorrede sagt, die geschichtliche Wahrheit zu erkennen, wie er sie sieht, vielleicht subjektiv im Ergebnis, aber objektiv im Bestreben. Ob er überall die geschichtliche Wahrheit ganz gefunden hat, das kann unter uns Mitkämpfern und Mitlebenden niemand mit Bestimmtheit sagen. Eines aber scheint uns gewiß: daß die Darstellung Stegemanns der Wahrheit mindestens sehr nahe kommt.

W. H.

50 Jahre Nationalliberale Partei, 1867 bis 1917. Von Erich Brandenburg. Verlag Schriftenvertriebsstelle der Nationalliberalen Partei Deutschlands, Berlin W. 35. — 32 Seiten, 75 Pf.

Eine knappe und lebendige Geschichte der Nationalliberalen Partei, die der Leipziger Historiker, der Verfasser der „Geschichte der Reichsgründung“ (2 Bände, bei Quelle und Meyer, Leipzig, 1916) zum Parteijubiläum vom 28. Februar geschrieben hat. In der Gesamtstimmung dieser kleinen Schrift kommen vielfach „altliberale“ Neigungen besonders stark zur Geltung, und der linke Flügel des Liberalismus wird infolgedessen hier und da mit einer Einseitigkeit beurteilt, die uns aus Wahlkämpfen mehr als hinlänglich bekannt ist, die wir aber bei einem Universitätslehrer der Geschichte nicht gesucht hätten. Wir empfinden das vielleicht deshalb so lebhaft, weil wir in dem Gedanken leben, daß es im Grunde nur einen Liberalismus gibt und also trotz aller Zersplitterung und Befehdung der Untergruppen auch nur eine Geschichte des Liberalismus. Gerade jetzt, wo mit den großen Umwälzungen, die der Krieg gebracht hat, die Neuorientierung unserer inneren Politik vor allem in den grundsätzlich bedeutenden Fragen des Staatsaufbaues kommen soll und muß, gerade jetzt bricht für den Liberalismus eine große Stunde an. Auch wer, wie wir, Brandenburgs Darstellung nicht immer als objektiv ansehen kann, wird deshalb diese im übrigen treffliche kleine Schrift mit Genuß und Nutzen lesen.

W. H.

Nationalliberale Parlamentarier des Reichstags und der Einzellandtage 1867—1917. Beiträge zur Parteigeschichte, herausgegeben aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Nationalliberalen Partei Deutschlands von Generalsekretär Hermann Kalkoff, mit einleitenden Betrachtungen für Reichstag und Landtage von Dr. Hugo Böttger, M. d. R., Dr. Walter Lohmann, M. d. A., Dr. Friedr. Goldschmidt, Dr. Gustav Stresemann, M. d. R., Professor Carl Hölder, Chefredakteur Paul Friedrich Schröder, Generalsekretär Rose u. a., mit 24 Bildertafeln. 480 Seiten, gebunden 5 Mark. Verlag der Schriftenvertriebsstelle der Nationalliberalen Partei Deutschlands, Hermann Kalkoff, Berlin W. 35.

Das Buch enthält Verzeichnisse sämtlicher nationalliberalen Mitglieder der deutschen Parlamente seit 1867 mit den wichtigsten Angaben über Persönliches, sowie Wahlkreis und Zeit parlamentarischer Betätigung; ferner die grundlegenden Kundgebungen der Partei und der Fraktionen sowie Tabellen, die über Legislaturperioden, Wahlvereine, Besetzung der Präsidien, Berufsgliederung der Abgeordneten, Verteilung der Stimmen auf die Parteien, Bundesstaaten und Landesteile usw. Aufschluß geben. Das Ganze stellt ein geschichtlich-parlamentarisches Handbuch der Nationalliberalen Partei dar und will eine Ergänzung des politischen Handbuches sein.

Sprechsaal

Wie die Eisenbahn Zeit und Bargeld sparen könnte

Verkehren weniger Züge, so ist der Andrang zu jedem, der noch fährt, um so größer. Hat die Eisenbahn überdies weniger Beamte zur Verfügung, so daß weniger Schalter geöffnet werden können, so staut sich vor jedem Schalter das Publikum um so mehr. Sind die Beamten endlich nicht die alten, eingearbeiteten, sondern

neuerdings eingestellte Hilfskräfte, so hat jeder — oder jede — eine doppelte Arbeitslast zu bewältigen. Es ist sehr erfreulich und anerkennenswert, daß die Sache „noch so geht". Aber was geschehen kann, um den Betrieb zu erleichtern, sollte geschehen.

„Das Fahrgeld ist abgezählt bereitzuhalten." Wer richtet sich danach? Man kann es auch wirklich nicht immer, und die Beamten wechseln oft große Beträge, meist mit bewunderungswürdiger Geduld. Aber wieviel Zeit geht dadurch verloren! Wer eine Fahrkarte erster oder zweiter Klasse verlangt, die 19,80 M. oder 14,60 M. kostet, dem käme es wirklich nicht darauf an, statt dessen 20 oder 15 M. zu bezahlen, und oft würde er lieber die Zeit gewinnen, die das Wechseln braucht, und zum Zuge eilen, statt zu warten, bis er seine 20 oder 40 Pf. herausgezahlt bekommen hat. Es entspricht deutschen Zuständen, daß die Schalterbeamten es als beleidigend empfinden würden, wenn man die paar Groschen liegen ließe, scheinbar ihnen liegen ließe. Aber ihre Rechtlichkeit wird übel durch die Zeitvergeudung gestraft, zu der das ganze System mit Notwendigkeit führt. Es handelt sich ja nicht bloß um die Reisenden erster und zweiter Klasse. Auch für Fahrkarten dritter Klasse gibt es Preisfestsetzungen, die seltsam sind. Berlin—Hamburg dritter Klasse Schnellzug kostet 9,90 M. Sagt man einem Ausländer, daß die Reise zwischen den beiden größten Städten des Reiches diesen Betrag kostet, bei dem mit Sicherheit ein Groschen, ein Prozent des hingegebenen Betrags, zurückgezahlt werden muß (denn wer kann neun Mark neunzig Pfennige „bereit halten"?), so lächelt er. Hätte sich je jemand beklagt, wenn es 10 M. kostete? Aber so genau sind wir Deutschen. Berlin—Königsberg dritter Klasse Schnellzug kostet 19,40 M., Leipzig—Nürnberg dritter Klasse Personenzug 9,90 M. Berlin—München dritter Klasse Personenzug 20,20 M., Leipzig—Breslau desgl. 11,10 M. Wäre es nicht verständiger, dafür 20 bzw. 10 M. zu fordern?

Ob bei uns Zonentarif in dem Sinne einzuführen sei, daß für weitere Strecken die Fahrt entsprechend billiger wird, diese Frage scheidet vorläufig aus. Der Staat braucht Geld; von Ermäßigung der Fahrpreise ist keine Rede. Abrundung der Beträge bei kleineren Summen für kürzere Strecken scheint mir auch gar nicht wünschenswert: es ist für den kleinen Geschäftsmann, der um seines Berufes willen oft nach einer benachbarten Stadt fährt, hart, wenn er statt 40 regelmäßig 50 Pf. bezahlen soll; auch ob man 1,30 M. oder 1,50 M. bezahlt, ist nicht gleichgültig. Aber schon wenn die Fahrkarte von Berlin nach Freienwalde dritter Klasse 2,05 M. kostet, fragt man, wäre es nicht besser, hier nur 2 M. zu fordern und ebenso bei Strecken, die bisher 1,90 M. kosten? Dafür kann und wird die Eisenbahn schon sorgen, daß, wenn sie einige Preise nach unten abrunden soll, sie dafür genug andere nach oben abrunden kann, um den Ausfall reichlich zu decken. Bei Beträgen zwischen 5 und 10 M. aber ist nicht einzusehen, warum nicht jedesmal auf halbe Mark abgerundet werden soll, bei solchen über 10 M. entsprechend auf ganze Mark; bei höheren Beträgen mag man ruhig auf noch weitere Abstände kommen: wer 45 M. für eine Fahrkarte bezahlen kann, bezahlt auch 50 M.; aber das bleibt uns hoffentlich erspart, daß bei einer neuen Fahrpreisregelung eine Strecke, die bisher 43,80 M. kostete, nun 47,70 M. kostet, oder was dergleichen schöne Beträge mehr sind.

Natürlich kann man solche Reform nicht von heute auf morgen machen. Aber wenn denn doch einmal bei uns die Verkehrsbesteuerung neu geregelt, also die Fahrkartenpreise wieder anders werden sollen, dann richte man die Dinge möglichst kaufmännisch ein. Gibt es Einheitspreise der genannten Art, so braucht die Eisenbahn nicht so unzählig viel verschiedene Fahrkarten zu drucken; ihre Beamten bekommen es schon dadurch leichter; wichtiger ist, daß sehr viel Zeit gespart wird, und endlich, worauf es in der Gegenwart sehr ankommt: es wird weniger Bargeld gebraucht, vor allem weniger Nickel. M.

Briefkasten

Lt. d. R. Krummel. Eine bestimmte Universität für Ihr versicherungswissenschaftliches Studium heute schon zu empfehlen, wäre mitten im Kriege voreilig. Personalien u. Arbeitsgebiete sind zu starken Änderungen unterworfen. Sie werden sich aber später leicht selbst orientieren können auf Grund des Vorlesungsverzeichnisses sämtlicher deutscher Universitäten, das vor jedem Semester im Akademischen Verlag, München, erscheint.

Zum nächsten Vierteljahr bitten wir die „Hilfe" schon bald zu bestellen! Die Postämter und Buchhandlungen nehmen bereits die Bezugserneuerungen an.

Bücherwünsche aus dem Felde: Sprachbücher für Englisch, Französisch (keine Schulbücher, am liebsten Toussaint-Langenscheidt, weil diese Hefte sich bis in die vorderste Stellung mitnehmen lassen), ein vlämisch-deutsches Wörterbuch, neugriechische Literatur.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung der Naumann-Weber-Heile-Reden ins Feld: 15 M.: Unteroff. H. im Felde, 1,15 M.: Frl. Fl. in M.

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Feld"-Hilfe: 65 Pf.: Dr. R. in D., je 1 M.: Vet. d. Res. B. im Felde, Vizefw. S. im Felde, Pf. T. in B., je 2 M.: Frau H. in B., Lt. d. Res. G. im Felde, Vizef. Sch. in St., Unteroff. Sch. im Felde, 3 M.: Zahlmstr. B. im Felde, 4 M.: San.-Vizef. B. im Felde, je 5 M.: Unteroff. M. im Felde, dankbare Leser in Dresden, Unteroff. H. S. im Felde, je 6 M.: Feldgeistl. F. im Felde, Oberstabsarzt Dr. M. im Felde, 20 M.: Lt. d. R. M. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: H. C. in Dahme: 7 Bücher, v. Sch. in Magdeburg: eine span. Konv.-Grammatik.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe".

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt der **Sächsischen Hauptbibelgesellschaft Dresden** bei, den wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser ganz besonders empfehlen.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Max Warneck Berlin** bei. Wieder bringt der Verlag eine Reihe sehr zeitgemäßer Neuigkeiten heraus. Genannt seien in erster Linie die beiden trefflichen Schriften von Herrn Geheimrat D. Conrad „Wir alle wollen Streiter sein" und Herrn Pfarrer Priebe „Durchhalten bis zum Siege", die beide sich an das deutsche Volk wenden und zum Durchhalten auffordern. Eine Massenverteilung dieser Schriften in Stadt und Land ist dringend zu wünschen.

Eine Anzahl guter Konfirmationsliteratur zeigt der Verlag an sowie bereits eine neue Auflage der herrlichen Briefe von Karl und Marie von Clausewitz. Daß dieses Buch schon nach einem Vierteljahr im 4.—6. Tausend erscheinen konnte, ist sehr zu begrüßen. Auf die Bücher von Frau von Oertzen sei noch besonders aufmerksam gemacht.

Städt. Handels-Hochschule Cöln. Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Sommer-Semester 1917 (Beginn 24. April) ist soeben erschienen. Es umfaßt 121 Vorlesungen und Übungen in 211 Wochenstunden. Auf die Volkswirtschaftslehre entfallen 25 Vorlesungen u. Übungen in 40 Wochenstunden, auf die Privatwirtschaftslehre 16 in 31 Stunden, auf die Rechtslehre 9 in 17, Geographie, Naturwissenschaften u. Technik 14 in 36, Versicherungs- u. Genossenschaftslehre 6 in 7, Sprachen 21 in 50, Ausbildung der Handelslehrer und Handelslehrerinnen 6 in 8 und endlich auf die allgemeinen Geisteswissenschaften 18 in 22 Stunden. Die 23 abendlichen öffentlichen Vorlesungen bieten weiteren Kreisen reiche Gelegenheit zur Erweiterung und Vertiefung ihrer Allgemeinbildung.

Hochschule für kommunale u. soziale Verwaltung, Cöln. Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Sommer-Semester 1917 ist erschienen. Auch in dem 6. Kriegssemester werden die wichtigsten Vorlesungen in vollem Umfange gehalten. Übungen und Seminare finden wie sonst statt. Nur die Vorträge einiger nebenamtlicher Dozenten fallen fort. Der Lehrplan umfaßt auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre 17 Vorlesungen und Übungen in 29 Stunden; auf dem Gebiete der Wirtschaftslehre und Kulturpflege 19 Vorlesungen und Übungen in 28 Stunden; auf dem Gebiete der Statistik 3 Vorlesungen in 9 Stunden; auf dem Gebiete der Versicherungslehre 5 Vorlesungen in 7 Stunden. Neu hinzukommt eine Vorlesung über das Wohnbedürfnis und seine Befriedigung, die Praxis der Reichsunfallversicherung, das Rechtsleben des Haushalts, politische und soziale Ethik, und über die Psychologie der intellektuellen Funktionen. Es können die immatrikulierten Studierenden der Verwaltungs-Hochschule die Vorlesungen an der Handels-Hochschule unentgeltlich belegen.

Die Vorlesungen und Übungen beginnen am 24. April.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg; für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Vermischtes

Aeltere Dame (Professorswitwe) in einer süddeutschen Universitätsstadt wünscht

kriegsverletzten od. hilfsbedürftigen Akademiker

in ihr Haus aufzunehmen. Mit Lebensabriß versehene Angebote unter **N. E. N. 533** an die Anzeigenstelle dieses Blattes.

Gebildetes älteres Mädchen

zuverlässig und kinderlieb, das gut schneidert und kocht, auch gern Hausarbeit übernimmt, sucht zum 1. März 17 Stellung als Stütze. Empfohlen durch Frau D. Naumann, Berlin-Schöneberg und Herrn Pfarrer Rithack-Stahn, Berlin W., Achenbachstraße 18.

Anfertigung

von Berufskleidern, Straßenkleidern, Blusen, Röcken und Wanderkleidung

Agnes Pietermann, Berlin SW., Großbeerenstr. 20

Digitized by Google

15. März 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatpostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 11

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Preußisches oder deutsches Reich? — **Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. A. v. d. Leyen, Exzellenz:** Die Reichseisenbahnfrage. — **Hans Ostwald:** Die Krankenkassen und das Kleinwohnungswesen. — **Prof. Paul Schubring:** Die Thermopylen und Salamis. — **Peter Mahr:** Die tiefste Kraft des deutschen Aufstiegs. — **Miles:** Mein Bursche. — **Gottfried Traub:** Zeppelin. — Soziale Bewegung.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 4. März.

Naumann weilt zurzeit im Königreich Polen. Die Kriegschronik wird solange wieder, wie schon öfter in ähnlichen Fällen, von Heile fortgeführt.

Der Reichskanzler hat gestern eine Abordnung des Rates für Flandern empfangen. Dieser Rat ist am 4. Februar dieses Jahres in einer Versammlung aller aktiven flämischen Gruppen gewählt worden; er vertritt das Programm der Selbstverwaltung Flanderns auf der Grundlage der niederländischen Sprache und Kultur. Der Reichskanzler begrüßte die Abordnung als die „Vertreter eines durch Blut und Sprache verwandten Volkes, mit dem in den Zeiten der reichsten Blüte germanischer Kultur uns politisch, kulturell und wirtschaftlich enge Beziehungen einten." Er erwiderte dem Sprecher der Abordnung mit überaus herzlichen Worten der Sympathie, aus denen sich ergab, daß die Pläne der Reichsleitung sich mit dem Programm des Rates für Flandern decken. Er verkündete dann in aller Form und Entschiedenheit, im Namen des Kaisers, daß der Grundstein für die künftige Selbstverwaltung Flanderns schon jetzt gelegt werden solle, noch während des Krieges und der Okkupation. Die Sprachengrenze, die Flamen und Wallonen scheidet, soll so bald wie möglich zur Grenzscheide zweier, unter dem Befehl des Generalgouverneurs geeinter, aber sonst getrennter Verwaltungsgebiete werden. Die Durchführung dieses Planes soll in gemeinsamer Arbeit der deutschen Behörden und der Vertreter des flämischen Volkes bewirkt werden. Diese Erklärungen des Kanzlers bedeuten nicht die Proklamation eines selbständigen Staates Flandern; ein Gegenstück zur Proklamation des Königreichs Polen ist nicht erfolgt und auch nicht angekündigt. Von der staatsrechtlichen Stellung Belgiens ist überhaupt nicht die Rede, es handelt sich — wenigstens zunächst — nur um Maßnahmen der inneren Verwaltung. Der Kanzler hat aber, ohne sich und die Regierung auf Einzelheiten festzulegen, im Namen des Kaisers das feierliche Versprechen abgegeben, daß „das Deutsche Reich bei den Friedensverhandlungen und über den Frieden hinaus alles tun wird, was dazu dienen kann, die freie Entwicklung des flämischen Stammes zu fördern und sicherzustellen". Wir freuen uns dieses Versprechens aufrichtig und hoffen, daß der Ausgang des Krieges uns Deutschen die Gelegenheit geben und erhalten wird, diese dem deutschen Volke aus der Seele gesprochenen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen. Flanderns Leid soll fortan deutsches Leid, Flanderns Hoffnung deutsche Hoffnung sein.

Montag, 5. März.

Während an der Ancre die planmäßige Frontveränderung in Vorfeldkämpfen fortwirkt, die den Engländern das Nachrücken und Einrichten in neuen Stellungen sehr erschweren, haben unsere Truppen auf dem Ostufer der Maas am Caurièreswald bei Verdun in 1500 Mtr. Breite die französischen Stellungen im Sturm genommen und gegen nächtliche Gegenangriffe fest behauptet. An 600 Gefangene und reiche Beute an Maschinen- und Schnelladegewehren kennzeichnen die Größe des Erfolges. — Die Feinde sind noch immer nicht aus dem Staunen über unsere Frontverlegung an der Ancre herausgekommen. Nach anfänglichem Versuch, die Besetzung längst geräumter und zur Freude unserer Soldaten sinnlos betrommelter Gräben als Sieg aufzuputzen, überwiegt in der ernsthaften englischen und zum Teil auch französischen Presse jetzt die Frage: Was mögen die Deutschen wohl im Schilde führen? Eine besonders lebhafte Erkundungstätigkeit der Flieger ist die natürliche Folge solcher Unsicherheit. Es kommt dabei zu vielfachen Luftkämpfen, bei denen die Deutschen sich zurzeit wieder als sehr überlegen zeigen. Gestern haben die Gegner allein 13 Flugzeuge im Luftkampf, eins durch Abschuß von der Erde, verloren. Auf unserer Seite stehen dem nur vier Verluste gegenüber.

Die Engländer setzen ihre Politik des Druckes auf die Neutralen in immer schärferen Maßnahmen fort. Schon seit langem haben sie allen Schiffen die Kohlen verweigert, die nicht für englische Interessen fahren wollen, jetzt aber setzen sie solcher Politik des „Wohlwollens für die Neutralen" die Krone auf, indem sie den norwegischen Reedern sogar verbieten, aus Amerika Kohlen nach Norwegen zu holen. Diese Maßnahme ist um so empfindlicher für Norwegen, als nicht bloß die norwegische Amerikalinie und der Reederverein, sondern auch der Staat selbst bedeutende Mengen von Kohlen in Amerika aufgekauft und sich den nötigen Schiffsraum dafür bereits gesichert hat. So etwas finden die Amerikaner natürlich durchaus in der Ordnung.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich ist jetzt fertig ausgearbeitet. Die Ministerpräsidenten Graf Clam-Martinitz und Graf Tisza haben damit das Werk vollendet, das der ermordete Graf Stürgkh eingeleitet hatte, und das dann in der damals vorliegenden Form von Koerber nicht fortgeführt wurde, weil dieser glaubte, daß die österreichischen und insbesondere auch deutsch-österreichischen Interessen nicht genügend berücksichtigt seien. Koerber ist darüber aus seinem Amte geschieden. Aber der Koerbersche Gedanke hat dennoch fortgewirkt. Und wenn der neue Ausgleich auch die Spuren des Kompromisses nicht verbergen kann, so sind doch Grundlagen geschaffen, auf denen sich die wirtschaftliche Zukunft Oesterreichs und Ungarns wohl aufbauen läßt, und die auch die Vorbedingungen für das künftige Handelsvertragssystem von Mitteleuropa sichern. Der Gewinn, der am meisten ins Gewicht fällt, ist der Sieg der Langfristigkeit. Der frühere, immer nur auf zehn Jahre bemessene Ausgleich ließ die wirtschaftliche Entwicklung nie zu ruhiger Stetigkeit kommen. Die Festlegung auf zwanzig Jahre bedeutet eine weitere Festigung der österreichisch-ungarischen Zusammengehörigkeit, die im Kriege so manche trefflichen Proben

Digitized by Google

ihrer Kraft gegeben hat. Sie bedeutet darüber hinaus einen günstigen Auftakt für alle Verhandlungen, die das Verhältnis zum Deutschen Reich und den Völkerbund Mitteleuropas zum Gegenstand haben.

Im glücklichen Einklang zur Nachricht vom Abschluß dieses Ausgleichs steht eine Rede, die der türkische Finanzminister Dschawid Bei bei der Beratung des Haushalts in der türkischen Kammer gehalten hat. Er sprach von der finanziellen Unterstützung, die Deutschland der Türkei leiste, und von dem großen Entgegenkommen, das Deutschland für die Zinszahlung gewähre. Bei Ausführungen über die zukünftige Handelspolitik sagte er, daß nach dem Kriege die Waren der Verbündeten bei der Einfuhr in die Türkei begünstigt werden sollten. — Man sieht: der Wirtschaftsbund Mitteleuropas ist auf dem Marsche.

Im Reichshaushaltsausschuß hat Staatssekretär Zimmermann eine Erklärung über das Angebot an Mexiko abgegeben, in der er mit vollem Recht es als „natürliche und berechtigte Vorsorge" bezeichnete, daß wir uns für den Fall des Krieges mit Amerika nach Bundesgenossen umsehen. Er bedauere es auch nicht, daß durch die amerikanische Veröffentlichung die Instruktion für den deutschen Gesandten auch in Japan bekannt geworden sei.

Dienstag, 6. März.

Unsere Feinde bemühen sich, jetzt auch noch China in ihren Bund hineinzuziehen. Sie haben der chinesischen Regierung den vorläufigen Verzicht auf die Entschädigungen aus dem Boxeraufstand, sowie die Zustimmung zu einer Erhöhung der Zölle versprochen, wenn China die Beziehungen zu Deutschland abbrechen würde. Das Kabinett soll, nach amerikanischen Meldungen, dafür sein, der Präsident Lijüanhung aber weigert sich standhaft. — Die deutsche Regierung hat China übrigens schon lange die Zahlung der Entschädigungen gestundet, und das, obwohl doch von einer Gegenleistung jetzt gar keine Rede sein kann. Hier wie überall also das gleiche Bild: auf deutscher Seite Vornehmheit auf Grund sicheren Kraftgefühls, auf der Seite der Gegner eine Politik, deren sachliche Anrüchigkeit nur übertroffen wird durch den Gestank der moralischen Phrase, mit der sie sich als Hüter aller menschlich edlen Tugenden gegen deutsche Roheit und Tücke hinstellen.

Der 15 500 Tonnen große russische Panzerkreuzer „Rurik" ist im Finnischen Meerbusen auf eine Mine gelaufen und schwer beschädigt worden.

In Schweden laufen die Anhänger der Entente Sturm gegen die streng neutrale Regierung Hammarskjölds. Nachdem sie bei der gemeinsamen Abstimmung beider Kammern des Reichstags mit knapper Mehrheit die Kreditforderungen der Regierung für die Wahrung der Neutralität auf einen Bruchteil zu streichen beschlossen haben, haben sämtliche Mitglieder des Ministerrats dem König ihr Rücktrittsgesuch eingereicht. Dieser hat aber geantwortet: „Ich verstehe die Schwierigkeiten, die das Rücktrittsgesuch veranlaßt haben. Ich habe indessen volles Vertrauen zu meinen jetzigen Ratgebern . . . Ein Regierungswechsel unter den jetzigen Umständen . . . . . könnte so aufgefaßt oder gedeutet werden, als sei er vorbedeutend mit einer Abweichung in einer oder der anderen Richtung von der bisher konsequent durchgeführten unparteiischen Neutralitätspolitik, an der festzuhalten ich fest entschlossen bin. Aus diesem Grunde glaube ich mit Rücksicht auf die Verantwortlichkeit meiner Stellung in Ihr Gesuch gegenwärtig nicht einwilligen zu dürfen."

Mittwoch, 7. März.

Wilson hat aus Anlaß des Beginnes seiner zweiten Präsidentschaft eine neue Botschaft an die Amerikaner gerichtet, in der er mit den Worten, der Krieg habe die Amerikaner aus Provinzlern zu Weltbürgern gemacht, praktisch den Bruch mit der bisher für heilig erklärten Monroe-Doktrin vollzieht. Er spricht auch in folgerichtiger Fortsetzung seiner bisherigen Politik davon, daß die Union möglicherweise zu einer unmittelbaren Teilnahme an dem großen Kampfe selbst veranlaßt werden könne. Womit er zugibt, daß die Union sich mittelbar längst beteiligt hat. Was für uns ja nichts Neues ist. Und was uns auch nicht erst durch die Bewaffnung der amerikanischen Handelsschiffe bewiesen zu werden braucht. Wilson formuliert dann gleich die amerikanischen Kriegsziele: Das wichtigste Ziel des Friedens sei wirkliche Gleichheit der Völker in allen Rechtsfragen; die Regierungen müßten alle gerechte Macht von der Zustimmung der Regierten ableiten; die Meere sollten gleich frei und sicher für alle Völker sein nach Gesetzen, die auf gemeinsamem Abkommen beruhen; die Rüstungen der Völker sollten beschränkt werden auf die innere Ordnung und häusliche Sicherheit; es sei die Pflicht jedes Volkes, darauf zu achten, daß jeder Versuch, in anderen Ländern einer Revolution beizustehen, streng und wirksam unterdrückt und verhindert werde.

Als Ueberschrift könnte man über diese Programmforderungen setzen: Wilson gegen Wilson. Denn so viele Sätze, so viele Verurteilungen der Politik Amerikas. Wenn Wilson nach seinen eigenen Forderungen hätte handeln wollen, so hätte er von Anbeginn des Weltbrandes, der doch durch russisches Anschüren der großserbischen Verschwörer- und Revolutionspolitik entfacht wurde, seinen Platz handelnd auf unserer Seite nehmen müssen, zumal, da er nur auf dieser Seite für Freiheit der Meere und die anderen schönen Programmsätze kämpfen könnte. Aber freilich, daran lag und liegt ihm wohl im Ernste so wenig, wie daran, daß Rüstungen nur für innere Ordnung dienen dürfen. Oder gehören seine mexikanischen Abenteuer zu den häuslichen Angelegenheiten der Vereinigten Staaten?

Die englische Presse ist voll von besorgten Aeußerungen über die Wirkungen des deutschen Tauchbootkrieges. Im „Daily Telegraph" erklärt Hurd, daß der Ausgang des Krieges im nächsten Halbjahr entschieden werde. Er zitiert einen Ausspruch des leitenden Admirals Jellicoe, daß England ohne Handelsflotte überhaupt nicht existieren könne; wenn diese unter eine bestimmte, leicht zu bezeichnende Stärke sinke, so sei das Heer verloren, um Englands Meerherrschaft sei es geschehen, und das Volk könne nicht mehr leben.

Donnerstag, 8. März.

Es ist von eignem Reiz, zu beobachten, wie sich in den Vereinigten Staaten der Kampf Wilsons gegen die Friedensfreunde und Widersacher seiner geradeswegs in den Krieg führenden Politik abspielt.

Nach der geltenden Geschäftsordnung des Senats können Stone und seine Freunde nicht mundtot gemacht werden; und ehe sie das nicht sind, kann Wilson seine außerordentlichen Vollmachten nicht bekommen. Was tun? Wilson verlangt einfach eine Aenderung der Geschäftsordnung. Und mit welcher Begründung? Er läßt durch seine Freunde verkünden, daß „eine alte Gesetzgebung, die sich auf veraltete Zustände beziehe, nicht einer Politik im Wege stehen dürfe, die mit ganz neuen Verhältnissen zu rechnen hat." — Als Deutschland im Kampf auf Leben und Tod diesen gleichen Satz anführte für die völkerrechtliche Zulässigkeit des uneingeschränkten Unterseekrieges in der Gegenwehr gegen den englischen Aushungerungskrieg, da kannte Wilson diese selbstverständliche Forderung der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes noch nicht. Soll man sich darüber wundern?

Graf Zeppelin ist heute in einem Berliner Sanatorium an einer Lungenentzündung gestorben. Das deutsche Volk steht in stiller Wehmut und mit dankbar stolzem Gedanken an der Bahre dieses Tapferen, Ausdauernden, dessen durch keinen Spott und keine Enttäuschung beirrtem, zähem Festhalten an seinem weitschauenden Gedanken wir das lenkbare Luftschiff verdanken, das uns in diesem Kriege schon so manchen trefflichen Dienst getan hat und das sicher noch zu großen Dingen im Frieden berufen sein wird, uns und mit uns der gesamten Menschheit zum Segen.

Freitag, 9. März.

Die irische Frage macht der englischen Regierung größere Sorgen denn je. Lloyd George hat sich viel Mühe darum gegeben, einen Ausgleich zu finden, der den Iren die Selbstverwaltung ohne wirkliche Selbständigkeit bringt. Die Iren aber wollen sich

Digitized by Google

nicht mehr mit Halbheiten vertrösten lassen. Sie haben nun im Unterhause einen Antrag auf sofortige Einführung von Homerule gebracht und sich dabei geschickt darauf berufen, daß dadurch „die Stellung der Entente in ihrer Forderung nach Anerkennung der gleichen Rechte kleiner Nationen gestärkt" werde. Lloyd George mußte zur Abwehr dieses gefährlichen Streiches den Widerstand der Provinz Ulster. Er erklärte zunächst mit scheinbarem Entgegenkommen, daß die Regierung bereit sei, allen Teilen von Irland, die es unzweideutig verlangen, Selbstregierung zu gewähren. Dann aber ließ er den Nachsatz folgen, daß keine Partei die Forderung unterstützen werde, Ulster zur Annahme eines solchen Abkommens zu zwingen. Darauf verließen Redmond und sein Anhang unter Protest das Haus. Schon seit einigen Monaten haben die irischen Abgeordneten immer gegen die Regierung gestimmt. Die „Times" sind daher der Meinung, daß der Auszug der 60 Iren nur den formellen Uebertritt zur Opposition einleite.

Nach dänischen Zeitungen schätzt man in Kopenhagen die Beute der deutschen Tauchboote im Februar auf 820 000 Tonnen. „Solche Riesenziffern", so heißt es in einem Kopenhagener Bericht, „hatte man bei der bedeutenden Verminderung der neutralen Schiffahrt und dem erst mit dem 8. Februar voll eröffneten U-Boot-Krieg nicht für möglich gehalten. Das U-Boot beherrscht hier alle Gespräche, mehr noch als Wilson."

In der Pariser Universität, der „Sorbonne", hat unter dem Vorsitz des Kammerpräsidenten Deschanel eine nationale Feier stattgefunden, bei der auch Poincaré und Viviani zugegen waren. Viviani leistete sich im Namen der Regierung eine Rede, in der er behauptete, daß Frankreich sich nach 30 Kriegsmonaten dem Siege genähert habe, der ihm Entschädigungen bringen werde, unter denen Elsaß-Lothringen obenan stehe. Briand, der nicht anwesend war, hat einem amerikanischen Journalisten gegenüber seine Zustimmung zu dieser Kundgebung ausgedrückt; er sei voller Siegeszuversicht; ein Friede ohne Wiedererlangung von Elsaß-Lothringen sei unmöglich. — Es muß schon ziemlich wacklig mit der französischen Volksstimmung stehen, wenn man wieder einmal den Mund so voll zu nehmen für nötig hält.

In der Champagne und an der Maas lebhafte Kämpfe. Die Franzosen haben vergeblich versucht, die Schlappen, die sie dort jüngst erlitten haben, wieder gutzumachen. Nur in die Champagne Ferme sind sie wieder eingedrungen. — Unsere Truppen haben bei Wytschaete, an der Somme und im Walde von Avocourt bei Verdun mit kleinen Unternehmungen gute Erfolge erzielt.

An der südöstlichen Front haben unsere Truppen zwischen Trotus- und Uz-Tal den Höhenkamm des Magyaros und die benachbarten stark verschanzten Stellungen der Russen erstürmt. Ueber 1000 Gefangene, reiche Beute an Maschinengewehren, Minenwerfern usw.

Die Heeresleitung veröffentlicht heut eine Zusammenstellung der Flugzeugverluste im Februar. Wir haben 24 Flugzeuge verloren; unsere Gegner haben im Westen, Osten und auf dem Balkan 91 Flugzeuge eingebüßt, von denen 37 in unserem Besitz sind.

Die Engländer berichten aus Mesopotamien, daß ihre Kavallerie auf der Verfolgung der türkischen Truppen wenig Widerstand gefunden habe, bereits durch Ktesiphon geritten und jetzt nur noch 14 Meilen vom Südrand Bagdads entfernt sei. — Danach scheint man annehmen zu müssen, daß die Türken Bagdad kampflos zu räumen gedenken.

Sonnabend, 10. März.

Die irische Partei veröffentlicht ein Manifest, worin sie Lloyd George Treubruch gegen die irische Partei und das irische Volk vorwirft. Dieser Treubruch müsse die revolutionäre Bewegung in Irland verstärken. Die irische Partei werde zwar weiter alle Kräfte anstrengen, um den Krieg zu einem guten Ende bringen zu helfen, sie halte es aber für ihre Pflicht, sich mit allen Mitteln der Regierung zu widersetzen.

Die englische Regierung hat auf dem Umweg über die Regierung der Vereinigten Staaten bei Mexiko Beschwerde eingelegt, weil die mexikanische Regierung angeblich deutschen Tauchbooten Unterstützung gewährt habe. Die Mexikaner haben darauf den Engländern eine recht hübsche Abfuhr erteilt. In ihrer Antwort empfehlen sie den Herren in Washington, „Großbritannien gegenüber anzuregen, wie nützlich es sein würde, wenn die englische Flotte die deutschen Unterseeboote verhinderte, aus ihrer heimatlichen Basis auszufahren".

„Reuter" meldet aus Washington, daß Präsident Wilson die Bewaffnung der amerikanischen Handelsschiffe verfügt habe. Die Schiffe sollen Anweisung erhalten haben, Reisen nach allen Häfen der Welt zu unternehmen, ohne sich um das deutsche Sperrgebiet oder andere Hindernisse zu kümmern. Der Präsident habe erklärt, er habe das Recht, diese Anordnungen ohne Einwilligung des Kongresses zu treffen. — Wenn „Reuter" die Wahrheit berichtet, so erhalten wir wieder eine neue Beleuchtung zu Wilsons sonst so gut gespieltem Rechtsfanatismus. Wenn es ihm nicht paßt, so geht er über geltendes Recht einfach zur Tagesordnung über. Da ihm der Kongreß, dessen Zustimmung er zunächst einholen wollte, Schwierigkeiten macht, tut er, was er will, eben ohne Kongreß.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 4. März.

In diesem Jahre lernen wir auf den Frühling warten, wie wir nie gewußt haben, daß man sich danach sehnen könnte. Einmal wird der Tag kommen, wo man nicht mehr „frierende Frauen sieht, die nach Kohlen stehen"! Man sagt es sich jeden Morgen, wenn die Erde wieder frosthart und staubhell ist und die zu frühen Schneeglöckchen mit gekrümmten Stengeln wie frierende Kinder dastehen. Und man sagt es sich abends, wenn der Mond blank und kalt am grünen Himmel steht und der Ostwind das kahle Gesträuch knatternd peitscht. Dann sieht man die vielen gefrorenen Fensterscheiben der kleinen Häuser vor sich, an denen man täglich mit der Stadtbahn vorbeifährt — jedes einzelne eine kleine Bürde, die einem auf die Seele sinkt! Aber es kann ja nicht mehr lange dauern.

Ueber die grimmige Härte dieses Durchhaltens der grimmige Trost der Zeitungsüberschrift: „Wieder 91 000 To. versenkt."

Montag, 5. März.

Im Preußischen Landtage werden Schulfragen besprochen. Man kann das geflügelte Wort aus dem Feldzug 1870/71 darüber setzen: „Nichts Neues vor Paris."

Die sechste deutsche Kriegsanleihe wird angekündigt.

Bezeichnende Anpreisung zu einem Konzertprogramm: „Der Saal ist angenehm warm." Das muß man freilich heute hinzufügen, damit die Leute es wagen!

Ein dringender Erlaß des preußischen Ministeriums des Innern zur Schonung des Brotgetreides:

„Das völlige durch den Frost bedingte Aufhören der Kartoffelsendung macht in zahlreichen großen Städten eine Verteilung von Ersatzmehl erforderlich, durch die unsere nur noch schwachen greifbaren Getreidevorräte aufs äußerste angespannt werden. Um einigermaßen Deckung zu erlangen, hat bereits die Ablieferung von Hafer ausgesetzt werden müssen. Aller Voraussicht nach wird die endgültige Erschöpfung unserer Kartoffelvorräte gewisse Zeit vor Einbringung der neuen Ernte eintreten. Dann muß wieder mit Brotgetreide durchgeholfen werden. Jede Verfütterung von Brotgetreide bedeutet unter diesen Umständen eine schwere Gefahr für die Allgemeinheit."

„Wie die aus den verschiedenen Landesteilen eingehenden Berichte und sonstigen Nachrichten erkennen lassen, ist die Organisation für die Erfassung der landwirtschaftlichen Produkte bei dem Erzeuger und deren Weiterleitung in manchen Kreisen, Bezirken und Provinzen noch nicht so durchgebildet, daß die Lieferung aller nicht für die Ernährung der ländlichen Bevölkerungskreise selbst unbedingt erforderlichen Nahrungsmittel in die Bedarfsgemeinden gewährleistet ist . . . . Kein noch so einsam gelegener Hofbesitzer

darf vor seinem Gewissen die Entschuldigung haben, es habe ihm an der Möglichkeit der Ablieferung gefehlt oder er habe sie nicht gekannt."

Dienstag, 6. März.

11 Grad Kälte! Die Hochbahnstation im fegenden Ostwind wurde heute zu einem seltsam starken Eindruck. Man sieht nichts als zwei blanke Schienenstränge über graue Erde tief zwischen zwei schnurgeraden grauen Dämmen bis zum Bau der nächsten Haltestelle gezogen. In der Mitte das strenge Viereck einer Brücke: gerade Mauern von dieser toten Betonfarbe und — wie ein Lineal darübergeführt die Straße. Ein feldgrauer Zug schiebt sich, gegen den Wind kämpfend, hinüber. Sonst nur Horizont. Man sieht es wie ein Bild von Gogh.

Im Preußischen Landtag ist von allen Parteien außer der Sozialdemokratie ein Antrag eingebracht, der fragt, was bei der gegenwärtigen Lage die Z. E. G. zur Hebung der Binnenversorgung tun werde. Der Antrag ist nur Vehikel des allgemeinen Unwillens insbesondere der Stadtgemeinden über die Störung ihrer Versorgungsbemühungen durch die Z. E. G.

Im übigen ist es bezeichnend, daß der Kommissionsbericht über den Landwirtschaftsetat vor fast leerem Hause gegeben wird und die Verhandlungen im Grunde nur eine Wiederholung oft geäußerter Wünsche, Kritiken und Behauptungen.

Im Reichstag das mitteleuropäische Projekt einer Großschiffahrtsstraße Aschaffenburg bis Passau!

Mittwoch, 7. März.

Der neue Wirtschaftsplan ist im Beirat des Kriegsernährungsamtes besprochen. Es ist eine Neuerung, daß es schon jetzt, vor der Frühjahrbestellung geschieht, in den vorigen Jahren wurde der Plan erst kurz vor Erntebeginn fertig. Zugrunde gelegt ist der Preisausgleichsplan der Hochschullehrer, dem Männer wie der bayerische Bauernführer Heim zugestimmt haben. Grundsatz: Erhöhung der Preise für direkt abzuliefernde Bodenerzeugnisse, Senkung der Viehpreise als unerläßliche Bedingung für die Sicherung der Brot- und Kartoffelversorgung.

Daß es wieder ein wenig wärmer wird und der Ostwind umschlägt, ist beinahe das eindringlichste Tagesereignis. Der niedrige Wasserstand als Folge des Ostwinds beeinträchtigte die Kohlenzufuhr noch mehr. Die fast trockenen Flete stecken von Kohlenschuten voll, die auf Grund geraten sind.

Donnerstag, 8. März.

Die Ernährungserörterungen im Preußischen Landtag sind aus dem ruhigen Fahrwasser der ersten Tage in stürmischeres geraten. Der Landwirtschaftsminister hat seinen Gegensatz gegen die Reichsregelung und ihre Instanzen sehr offen — fast im Sinne einer Flucht in die Oeffentlichkeit zur Sprache gebracht und sich außer Verantwortung erklärt, wenn ihm durch die Einengung seiner Machtbefugnisse durch die Reichsstellen der Ueberblick über die zu seinem Ressort gehörenden Aufgaben und Verhältnisse erschwert werde. Im übrigen stimmt es nicht sehr gut zusammen, wenn im Vordersatz die Produktionssteigerung immer nur durch das Mittel der Preiserhöhung für möglich erklärt und im Nachsatz die Verbraucher ermahnt werden, nicht das hervorzuheben, was uns trennt, sondern das, was uns eint.

Sachlich wichtiger als die erneute scharfe Betonung dieses Gegensatzes, über den wir scheint's, nicht wegkommen, waren die ernsten Ausführungen des neuen Staatskommissars. Er ist sehr unverblümt der allgemeinen Vertrauensseligkeit über die Brotgetreidebestände entgegengetreten, in deren Folge die Kontrollen schwächer und die Mißbräuche größer geworden sind: sowohl in der Verfütterung wie in der Abgabe von Brot an die Verbraucher. Widerrechtlicher Gebrauch von Brotmarken, Verkauf ohne Karten u. dgl. scheint sich im Laufe der Zeit stärker eingebürgert zu haben. Die Selbstbewirtschaftung hat sich n i c h t bewährt, insofern es manchen Gemeinden an Verantwortungsbewußtsein gefehlt hat, und wird hier und da entzogen werden müssen. Der neue Staatskommissar betonte, daß er vor schärfsten Maßnahmen nicht zurückschrecken werde, wenn sie nötig werden. Seine Rede wurde durch ihren sittlichen Ernst zu einer „Rede an die deutsche Nation", und es wäre nur zu wünschen, daß sie so wirkte.

Freitag, 9. März.

Kälteabnahme mit riesigen Schneefällen. Man liest mit Vergnügen in den Berliner Zeitungen den Erlaß des Oberkommandos in den Marken an die Bevölkerung — Männer, Frauen, Kinder — sie müsse so schnell wie möglich den Schnee selbst fortschaffen. Die Arbeit der Schulkinder, Jungen und Mädchen aller Stände, bei der Straßenreinigung ist mustergültig. In dieser frischen Selbsthilfe weht die Luft ungehemmter Unternehmungslust und praktischer Energie, von der wir noch reichliche Reserven brauchen werden.

Im Preußischen Landtag hat der Landwirtschaftsminister sich noch einmal außerordentlich scharf verteidigt — ungerechtfertigt scharf, denn sachlicher und burgfriedlicher als durch Abgeordneten Oeser hätten die Fragen gar nicht besprochen werden können. Leider wurde dann die Sitzung geschlossen, so daß eine Klärung der erhobenen Vorwürfe erst bei der dritten Lesung erfolgen kann.

Der Tod des Grafen Zeppelin wird überall mit dem Herzen erlebt. Wir denken an das Erlebnis des ersten Luftschiffes, das wir sahen, diesen tiefen, fröhlichen und stolzen Eindruck, in dem wir bei Sonne und blauem Himmel zum Sausen der Motoren gleichsam mit Besitz nahmen von dem neuen Element und den Sieg des Erfinders über Unglauben, Alltagsklugheit und billige Besserwisserei mitfeierten. Der Charakter, die moralische Kraft, die es auch auf die Gefahr der Demütigung hin wagt, sie waren es noch mehr als das technische Können, was uns erhob und beglückte. Ein Held auch in diesem sittlichen Sinne — so wird Zeppelin fortleben.

Sonnabend, 10. März.

Starke Eindrücke aus Kiel bei leichtem Tauwetter, das aber das Schneebild noch nicht zerstört. Der stolze — fast elegante Bau der Werften über dem stahlgrauen Wasser, den weißen Ufern und dem grauen Himmel. Der schwarze Zug der Arbeitermassen in den schmalen Straßen zur Fähre. Und weiter hinaus die im Nebel sich verlierende Wasserfläche mit den Schatten ferner Schiffsrümpfe und Schornsteine. Leider hat man zu viel zu tun, um sich dem Beschauen hinzugeben.

Wilhelm Heile / Preußisches oder deutsches Reich?

Wie oft mag wohl in dieser sturmbewegten Zeit der Schwur vom Rütli den Menschen geholfen haben, einen Ausdruck für das zu finden, was ihre Seele erfüllte! Wo immer Deutsche an der Front oder in der Heimat versammelt waren, zur Tat oder zur Beratung, hat ausgesprochen oder unausgesprochen über ihnen das Schillerwort vom einigen Volk von Brüdern geschwebt, die sich nicht trennen wollen, in keiner Not und Gefahr. Und wenn Heißsporne und unverbesserliche Sonderbündler bei Adlon oder sonstwo sich regten — eines anderen Geistes voll, so hat das den Glauben und den Willen und die Kraft des Volkes nicht weiter zu stören vermocht. Es blieb nichts davon zurück als der heitere Spott vom kreißenden Berg, der ein lächerlich Mäuslein gebar.

Die letzte Woche aber hat uns ein Erlebnis gebracht, das den deutschen Reichsbürger tief traurig stimmen müßte, wenn nicht der deutsche Gedanke so fest im Volke verankert wäre, daß man wohl wagen darf, sich aus der Offenkundigkeit des Widerstandes nur den Anstoß zu entschlossenerem Vorwärtsdrängen zu versprechen. Wie war doch der Weg des deutschen Volkes zur Einheit so steil und voll von Beschwerden und Gefahr! Und doch sind wir zur Einheit gekommen.

Und so wenig, wie äußere Widerstände die äußere Einigung hindern konnten, so wenig werden die Widerstände Erfolg haben, die sich auch jetzt noch dem deutschen Reichsgedanken von innen heraus entgegenstemmen. Der Reichskanzler hat gelegentlich in ähnlichem Zusammenhang den Ausdruck gebraucht: die Entwicklung steht nicht still. Er hätte hinzufügen können: Ist eine Bewegung von Gott, so könnet ihr sie nicht dämpfen.

Dennoch wird das Auftreten des preußischen Landwirtschaftsministers und der Anklang, den er im Abgeordnetenhause fand, noch auf lange hinaus als überaus trübe Erfahrung im Gedächtnis haften bleiben. Es steigt dabei die Erinnerung auf an programmatische Reden und Kundgebungen, durch die — es war nur wenige Monate vor Kriegsausbruch — die echt preußischen Männer im Herrenhause und, wo sonst sich die Gelegenheit bieten wollte, einen Sturm zu entfachen suchten gegen das Anwachsen der Reichsmacht, in dem sie eine bedrohliche Gefährdung der Selbständigkeit Preußens sahen. Ihnen genügte es nicht, daß Preußen in Deutschland führt. Sie verlangten, daß es herrsche. Und nicht bloß Preußen sollte herrschen, sondern der Geist, den sie die preußische Eigenart nennen. In Preußen selbst aber sollte es bleiben, wie es war und ist: ein Aufbau des Staates, der die Bürger nach Klassen verschiedenen Wertes von Geldsacks Gnaden scheidet, und der alten Herrenschicht ihre überlieferte Stellung für Gegenwart und Zukunft sicher verbürgt. Solange es so bleibt, mag es hingehen; dann in Gottes Namen: Deutschland über alles. Kommt es anders, dann hole der Teufel das Reich.

So ungefähr war die Stimmung, aus der heraus noch zu Anfang des Jahres 1914 die Führer des preußisch-konservativen Partikularismus im Herrenhause der deutschen Reichsregierung ihr finster entschlossenes „Bis hierher und nicht weiter" zuriefen. Dann kam der Krieg und mit ihm jene Welle nationalen Hochgefühls, die alles von Grund auf hinwegzuspülen schien, was an solchen Stimmungen und Verstimmungen aus alter Zeit in unsere Tage hineinragte. Wir sagen: schien, und dürfen nicht anders sagen. Denn daß wirklich nicht alles hinweggespült worden ist, das mußte man ja eben erst wieder mit Staunen und Unwillen erkennen, als im Herrenhause derselbe Graf Yorck v. Wartenburg, der auch 1914 dort der Wortführer der echten Preußen war, dem Reichsgedanken aufs neue Fehde ansagte. Und Herr v. Schorlemer, der einzige Minister, der zugegen war, hörte es, schwieg und stimmte also zu, als hier Graf Yorck die Gelegenheit vom Zaune brach, um seine und seiner Freunde grundsätzliche Abneigung gegen jenen Geist zu bekunden, der im Reichstag und überhaupt in der Reichspolitik jetzt mehr als je mächtig sei. Während das deutsche Volk — und der preußische Teil nicht weniger als jeder andere — aus so manchem warmherzigen Wort des Reichskanzlers die Hoffnung schöpft, daß das große Erlebnis des Krieges an Staat und Reich nicht spurlos vorübergehen kann, setzt jene an Zahl so kleine, an Macht so überaus starke Gruppe ihren altgefestigten Einfluß dafür ein, daß hinter 1914 bis 1917 wieder kommen wird, was hinter 1813 bis 1815 kam. So heißblütig auch die erlauchten und edlen Herren und nicht zuletzt ihr Sprecher, Graf Yorck zu Wartenburg, ihren Willen zu erkennen geben, so weht doch aus ihren Reden ein eisiger Wind, der alles frische Leben, das sich im preußischen Staate regen möchte, mit dem erstarrenden Hauch des Todes überzieht. Auch mancher frei und deutsch empfindende Mann hat freilich bei aller Gegnerschaft in der Sache seine ästhetische Freude an der kraftvollen Entschlossenheit, mit der die hochgeborenen Herren ihr Ziel verfolgen. Und man kann nicht leugnen: ein kalter Wind treibt frisches Rot in die Wangen, und der Reif auf Busch und Baum, der unser Auge entzückt, trägt keineswegs immer, nur bei unrechter Zeit, den Keim des Todes in sich.

So fürchten wir denn auch den Widerstand der echten Preußen gegen den Sieg des Reichsgedankens nicht allzu sehr. Hinter Eis und Schnee kommt immer der Frühling. Kein Yorck, kein Heydebrand, kein Kardorff und kein Schorlemer können es noch hindern, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit deutsch empfindet, schlechthin deutsch; wohl sind sie ihrer besonderen Stammesart froh, die Preußen wie die Bayern, die Sachsen wie die Schwaben, die Alemannen wie die Friesen und Niedersachsen. Aber über diesem Stammesstolz steht ihnen allen die deutsche, nichts als deutsche Vaterlandsliebe. Die andere Art zu denken und zu fühlen kennen sie wohl, und sie freuen sich ihrer, wie man auf alten Kupferdächern die grüne Patina liebt. Aber im Ernste kennen sie doch und bekennen sie nur ein Volk und ein Reich.

Und inmitten solcher Volksstimmung, nach nun bald drei Jahren fester Verbundenheit im gemeinsamen Kampf auf Leben und Tod, inmitten der entscheidungsvollsten Ereignisse, während draußen und daheim unser Schicksal auf die gewissenhafteste Befolgung der Erkenntnis gestellt ist, daß alle für einen und ein jeder für alle nie müde werden dürfen zu handeln und zu leiden: wie fremd mutet es da an, wenn ein preußischer Minister sich zum Vertreter von Sonderinteressen aufwirft und um dieser Sonderinteressen willen selbst den Konflikt mit der Reichsleitung nicht scheut. Herr v. Schorlemer hat freilich den Versuch gemacht, sich als Vertreter des Volksganzen hinzustellen, der in seinem Bestreben, die landwirtschaftliche Erzeugung zu fördern, leider durch die Ernährungsmaßnahmen der Reichsbehörden in schädlicher Weise gestört werde. Aber so kindlich einfältig und harmlos ist das deutsche Volk denn doch nicht, daß es sich durch solch einfaches Umdrehen des Spießes über die Schäden hinwegtäuschen ließe, deren Beseitigung zur Lebensfrage der Nation in ihrem Daseinskampfe geworden ist. Niemand in Deutschland ist so töricht, zu wünschen, daß irgend etwas unterlassen würde, was die Landwirtschaft fördern und ihre Erzeugung vermehren könnte. Und auch den Satz, daß man die Henne nicht schlachtet, die die goldenen Eier legt, braucht man keinem mehr zu beweisen. Aber der offenkundigen Tatsache, daß das Massenvolk der Städte und Industriegebiete in unvergleichlich viel härterer Weise die Not des Krieges zu tragen hat als das Landvolk, dürfte auch ein Landwirtschaftsminister nicht mit kaltem Herzen gegenüberstehen. Gewiß ist es ganz natürlich, daß in solchen Zeiten der Landmann besser dran ist als der Städter. Kein vernünftiger Städter wird den Landmann darum scheel ansehen. Aber daß ein stärkerer und besserer Ausgleich möglich wäre, das ist doch nicht zu bestreiten. Herr v. Schorlemer zog sich in seiner Verteidigung hinter die bequeme Schutzmauer der Zuständigkeiten zurück. Er ist aber nicht Berufsvertreter, sondern Staatsminister und hat die landwirtschaftlichen Angelegenheiten nur im Rahmen des Ganzen zu fördern. Drum ist es seines Amtes, alles zu tun, was überhaupt geschehen kann, um unter den hartgesottenen Egoisten, die es doch auch in der Landwirtschaft gibt, das Gefühl für ihre Verantwortung dem Volksganzen gegenüber zu wecken. Statt dessen aber hat er schon immer und auch jetzt wieder

Digitized by Google

sich den heimlich schmunzelnden Beifall derer verdient, die in ihm den starken Schützer ihres Eigennutzes sehen. Der großen Mehrzahl der Landwirte, deren Gemeinsinn hinter keinem anderen zurücksteht, hat damit der Landwirtschaftsminister einen wahren Bärendienst getan. Und während er kraft seines Amtes der berufene Mann wäre, die Einsicht von der Zusammengehörigkeit von Stadt und Land zu pflegen, hat er dem tiefen Mißtrauen, das in dem Gefühl einer einseitigen Bevorzugung der Landwirtschaft wurzelt, nur allzuviel neue Nahrung gegeben.

Zugegeben, daß er ein gewisses Recht hat, in diesem oder jenem Fall zu sagen: da bin ich ja gar nicht zuständig. Aber das ist es gerade, was die Bitterkeit der Erfahrung so schmerzlich macht, daß neben gewollter Vertretung von Sonderinteressen auch der enge Geist des Ressortpartikularismus in solcher Zeit sein Unwesen treiben kann. Statt daß alle die, denen das große Glück einer hohen Verantwortung gegeben ist, einander Hand in Hand arbeiten, um dem Volke beim schweren Heimatkrieg des Durchhaltens zu helfen, erleben wir vielmehr ein Hand in Hand derer, die selbst in diesem Zusammenhang dem entschlossenen Durchgreifen der Reichsbehörden Schwierigkeiten machen, weil sie darin einen Uebergriff in die Selbständigkeit der einzelstaatlichen Verwaltung sehen. Es ist ja nicht bloß der Landwirtschaftsminister, der sich durch die Reichspolitik bedrängt fühlt. Auch der Minister des Innern geht seine eigenen Wege. Und in der Verwaltung der Finanzen und der Eisenbahnen herrscht vielfach der gleiche Geist.

Das ist es, was den Zusammenstoß des Landwirtschaftsministers mit den nichtkonservativen Mitgliedern des Abgeordnetenhauses zu einem Vorgang von grundsätzlicher Bedeutung erhebt. Das erfreulich frisch zupackende Auftreten des neuen Staatskommissars für Volksernährung, Dr. Michaelis, war zwar danach angetan, dem Volke noch einmal wieder den schwindenden Glauben zurückzugeben, daß die Behörden, denen die Fürsorge für das wirtschaftliche Durchhalten von Reichs wegen anvertraut ist, ihre Entschlüsse auch im Kampfe gegen egoistische und partikularistische Widerstände durchzusetzen entschlossen sind. Aber es ist doch schon ein höchst bedenkliches und jedenfalls ungeheuer eindrucksvolles Zeichen der tatsächlich herrschenden Zustände, wenn der Staatskommissar sich genötigt sah, unmittelbar hinter der Rede des Herrn v. Schorlemer zu erklären: „Ich übernehme kein Amt ohne scharfes Schwert, und ich behalte kein Amt, wenn mir das Schwert stumpf gemacht wird. Mich beirrt niemand. Meinem Amte kommt die Exekutive zu. Da gibt es keinen Widerstreit der Ressorts. Wer sollte mir in den Arm fallen, wer könnte es mit Erfolg, wenn ich meine Pflicht tue?!"

Das sind Worte, wie man sie von dieser Stelle aus schon längst zu hören gewünscht hätte, und bei denen sich nur leise der Zweifel meldet, ob wohl dieser neue Mann, der mit allem guten Willen sein Amt antritt, imstande sein wird, diesen Willen in die Tat umzusetzen, oder ob auch er, wie Herr v. Batocki, seine Kräfte im Kampf mit Widerständen zu verzehren genötigt sein wird. Und so erscheint denn dieser Zwischenfall im Landtage wie der Vorbote größerer Kämpfe. Hinter dem Vorspiel der Auseinandersetzung über bessere und gerechtere Verteilung der Lebensmittel sieht man im Hintergrund den Kampf um die innere Neugestaltung Deutschlands. Es führt kein Weg an diesem Kampf vorbei. Die große Stunde der Freiwilligkeit, von der im Reichstag Naumann sprach, die werden wir wohl nicht erleben. Wenn die erste Begeisterung nicht ausreichte, aus dem Einheitswillen und dem Gefühl nationaler Verbundenheit die Kraft zu praktischen Folgerungen zu erzeugen, so wird jetzt, wo der Wille der Widerstrebenden wieder zur alten Wucht und Entschlossenheit angewachsen ist, der sehnende Wunsch des Volkes noch weniger mächtig sein. Und auch der Kanzler, der über den Geist des neuen Deutschland so manches schöne, wahre Wort gesprochen hat, das zum Herzen des Volkes drang, wird sich der Einsicht nicht mehr verschließen können, daß er jetzt dem Volke Klarheit geben muß, ob er nur *gesprochen* hat von dem, was nach seinem Wunsch und Willen kommen müßte, oder ob er *versprochen* hat zu *tun*, was zur Erfüllung führt.

Der Kanzler ist *Reichskanzler* und nicht bloß preußischer Ministerpräsident. Das ist eine Doppelstellung, ohne die dem Reichsbau die Geschlossenheit und Festigkeit fehlen würde. Sie ist nicht zu entbehren. Aber wie die Dinge liegen, ist sie bei der vollkommenen Gegensätzlichkeit zwischen dem Aufbau des Deutschen Reiches und des preußischen Staates die Ursache eines Verbrauchs an moralischer und physischer Kraft, die schlechterdings nicht länger erträglich ist.

Das mindeste, was hier geändert werden muß, ist die Stellung, die der Ministerpräsident in Preußen hat. Da er nur der erste eines Kollegiums gleichberechtigter Minister ist, hat er nicht die Macht, einfach anzuordnen; er kann seinen Willen nur dann in die Tat umsetzen, wenn er die Mehrheit der Minister für sich hat. Ist das nicht der Fall, so muß er sich bescheiden, oder den König um die Entlassung seiner Widersacher oder um seine eigene bitten. Das ist ein Zustand, der nicht so bleiben kann, wenn auch nur innerhalb der preußischen Staatsregierung ein einheitlicher Wille herrschen soll.

Diese Schwäche der Stellung des Ministerpräsidenten ist aber doppelt bedenklich, weil die Minister für ihren Widerstand gerade dann einen ganz sicheren Rückhalt haben, wenn sie grundsätzlich andere Wege gehen wollen, als ihr von Reichsluft umwehter Präsident sie gehen will. Sie können sich in fast allen Fällen auf einen Landtag stützen, dessen überwältigende Mehrheiten in Herrenhaus und Abgeordnetenhaus innerlich in einer ganz anderen Welt leben als die Mehrheit des mit gleichem Wahlrecht gewählten Reichstags. Solange das Abgeordnetenhaus nach so völlig entgegengesetzten Grundsätzen gewählt wird, können Reichstag und preußischer Landtag niemals von *einem* Geist und Willen beseelt sein. Wie aber ist ein Staatsmann denkbar, der mit ungebrochenem Rückgrat seine Gedanken und Entschlüsse heute mit dem Geist des freien Reichswahlrechts, morgen mit dem des preußischen Klassenunrechts nährt! Darum stehen die preußischen Minister fast immer fester als ihr Präsident, weil sie nur *einen* Boden, und dazu einen ganz festen Boden, unter den Füßen haben, während der Reichskanzler gezwungen ist, ob er will oder nicht, eine Politik des doppelten Bodens zu treiben. Eine solche für einen aufrechten Charakter unerhört peinliche Zwangslage ist immer und muß immer eine Quelle der Unsicherheit, Halbheit und Schwäche sein; und das ist für Preußen so nachteilig wie fürs Reich.

Hinzu kommt noch, daß seit Bismarcks Tagen die Beamtenschaft des preußischen Verwaltungsapparates von den höchsten Spitzen bis hinunter zu den letzten Hilfsstellen ganz „homogen" zusammengesetzt ist. Die Einheitlichkeit, die weder in den Reichsämtern noch selbst im preußischen Staatsministerium je ganz erreicht worden ist, ist im preußischen Verwaltungsbeamtentum in unheimlicher Geschlossen-

Digitized by Google

heit vorhanden. Es ist schon so, wie Gothein einmal im Reichstag erzählt hat: Ein hoher Reichsbeamter habe ihm gegenüber die Undurchführbarkeit einer liberalen Politik mit den Worten begründet: „Seit Ende der siebziger Jahre ist in Preußen kein Oberpräsident, kein Regierungspräsident, kein Regierungsrat, kein Landrat, kein Amtsvorsteher ernannt, kaum ein Gemeindevorsteher bestätigt worden, der nicht konservativ bis in die Knochen war. Wir befinden uns in einem eisernen Netz konservativer Verwaltung und Selbstverwaltung, und es bedurfte einer ganz ungewöhnlichen staatsmännischen Kraft, um es zu zerreißen."

Wohin es führt, daß das alles so ist, das haben wir in diesen schweren Tagen des Krieges in einer so grellen Beleuchtung gesehen, daß jetzt niemand, auch der Lässigste nicht, seine Augen vor der ungeheuren Gefahr verschließen kann, die darin für Gegenwart und Zukunft unseres Volkes liegt. So wie es ist, so kann es jedenfalls nicht bleiben. Entweder muß das Reich „preußisch" werden oder Preußen muß seinem Wesen und Aufbau nach im Reiche aufgehen. Der Kanzler hat in seinen Kriegsreden keinen Zweifel daran gelassen, wie sehr er überzeugt ist, daß der Geist vom August 1914, der uns bisher geholfen und dem Siege nahegebracht hat, der Geist des neuen Deutschland ist, der im Reichsgedanken wurzelt und nie und nimmermehr in dem, was mit so völligem Unrecht als „preußische Eigenart" bezeichnet wird. Nun aber ist die Stunde gekommen, in der es nicht mehr genügt zu bekennen, in der gehandelt werden muß. Es geht um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes. Da darf nicht mit halbem und noch dazu gebrochenem Willen an Maßnahmen gegangen werden, die zum Durchhalten nötig und deswegen Vorbedingung des Sieges sind.

In dieser Stunde liegt uns ganz gewiß jeder Gedanke eitlen Frohlockens fern, wenngleich die um Naumann ein gewisses Recht zum Stolz hätten, als alte Träger der jetzt zur Geltung gekommenen Gedankenwelt von Demokratie und Kaisertum, d. i. der Verbindung von straffer Staatsgewalt mit dem Geist der Freiheit und ausgleichenden Gerechtigkeit. Wir wollen nicht triumphieren, und nichts liegt uns daran, recht gehabt und behalten zu haben. Uns liegt nur daran, daß jetzt bei der großen Entscheidung die Kräfte des Volkes ganz und rückhaltlos und mit der alles überwindenden Wucht bewußter Vaterlandsliebe sich vertrauensvoll hinter die Regierung stellen. Wer aber solches Vertrauen will, muß auch Vertrauen beweisen. Nie zuvor hat ein Staatsleiter das Glück gehabt, sich in schicksalsschwerer Stunde so auf sein Volk verlassen zu können, wie jetzt der Kaiser und der Kanzler auf unser festes, entschlossenes, opferbereites und bis in den Tod getreues Volk. Nun aber sorge man auch, daß das Vertrauen des Volkes nicht länger auf eine unnötig, ja gefährlich harte Probe gestellt wird. Beweise man, daß die Regierung entschlossen ist, dem Volke — in jeder Hinsicht — zu geben, was des Volkes ist; dann wird das Volk auch ohne Murren, mit frohem, gläubigem Vertrauen — buchstäblich und bildlich — dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Eins aber ist vor allem not: wir wollen, ja, wir müssen endlich nicht bloß in den militärischen Dingen, sondern in allen Angelegenheiten des Krieges, eine feste Hand verspüren. Nur so können wir und so werden wir siegen: ein Reich, ein Volk, ein Wille.

A. v. d. Leyen / Die Reichseisenbahnfrage

I.

Der Reichseisenbahnplan, d. h. der Plan, das Deutsche Reich in den Besitz eines großen Netzes von Eisenbahnen zu setzen, ist angeregt worden vom Fürsten Bismarck. Dieser hat in den Jahren 1875 und 1876, in denen die allgemeine Begeisterung für den nationalen Gedanken einen Höhepunkt erreicht hat, den Plan zunächst in der Presse zur öffentlichen Erörterung gestellt und, nachdem die allgemeine Stimmung genügend vorbereitet war, den ersten Schritt zu seiner Verwirklichung getan. Seinem nachdrücklichen Eintreten vornehmlich ist das Zustandekommen des preußischen Gesetzes vom 4. Juni 1876 zu verdanken, das die Regierung ermächtigte, die preußischen Staatsbahnen und alle Rechte Preußens an Eisenbahnen gegen Entschädigung an das Reich abzutreten. Dieses Gesetz steht noch heute in Kraft, es ist aber niemals ausgeführt worden. Bismarck hat sich noch einige Jahre bemüht, die Verhandlungen zwischen den preußischen Ressortministern und den Reichsämtern über Feststellung eines Erwerbspreises der preußischen Bahnen zu fördern. Er hat dies aufgegeben, nachdem er auch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sein Plan in den größeren, Eisenbahnen besitzenden deutschen Mittelstaaten einer wachsenden Abneigung begegnete, so daß keine Aussicht einer freundlichen Verständigung mit ihnen vorhanden war. Auf die Probe, diesen Widerstand durch einen Mehrheitsbeschluß des Bundesrats zu brechen, wollte es der Kanzler nicht ankommen lassen. Er ist seitdem in der Oeffentlichkeit auf den Reichseisenbahngedanken niemals wieder zurückgekommen, und verbürgte private Aeußerungen darüber sind nicht bekannt geworden. (Ueber die hier kurz skizzierten und die weiter zu erwähnenden tatsächlichen Vorgänge verweise ich auf mein Buch „Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck". Berlin, Springer 1914.)

Seit einigen Jahren wird nun die Reichseisenbahnfrage, oder auch, wie man sagt, die Frage einer weiteren Vereinheitlichung der deutschen Eisenbahnen, in Flugschriften, in der Tagespresse, in den Parlamenten wieder lebhafter erörtert. (Einer der Hauptmacher ist der frühere Ministerialdirektor Kirchhoff, der seit 1911 vier Flugschriften veröffentlicht hat, die letzte unter dem Titel: „Die Reichsbahn, ein offenes Wort über die Eisenbahn-, Staats- und Reichsfinanz". Stuttgart 1917, Greiner u. Pfeiffer. Die Titel der früheren Flugschriften sind auf dem Umschlag angegeben.) Das Wort „Reichsbahnen" hat für viele national denkende Personen einen verlockenden Klang. Wenn nun gar noch gesagt wird, es handle sich um ein Vermächtnis unseres großen Nationalhelden, so stimmen manche in den Ruf nach Reichsbahnen ein, die davon wenig mehr als das Wort kennen. Will man heute zu dieser Frage Stellung nehmen, so muß man sich vor allen Dingen vergegenwärtigen, welche Umstände den Fürsten Bismarck zu dem Reichsbahngedanken geführt haben und aus welchen Gründen er diesen, lange mit Leidenschaft verfolgten Plan endlich doch aufgegeben hat. Und darüber möchte ich heute einiges bemerken. Ich darf mich hierzu vielleicht auch aus dem Grunde für berechtigt halten, weil ich in den Jahren 1875 und 1876 in amtlicher Stellung in der Reichseisenbahnfrage mitgearbeitet und mit Begeisterung und aus voller Ueberzeugung gerade dieser Tätigkeit obgelegen habe, während ich heute, unter den völlig veränderten

Digitized by Google

denke und insbesondere mit der Art und Weise, wie jetzt für die Reichsbahnen agitiert wird, nicht einverstanden bin.

II.

Fürst Bismarck hat seit seinem ersten öffentlichen Auftreten im Jahre 1847 im Vereinigten Landtag ein hohes Verständnis für die Bedeutung der Eisenbahnen bekundet. Als Landtagsabgeordneter, als preußischer Vertreter beim Bundestag in Frankfurt a. M., als Gesandter in Petersburg und in Paris, als preußischer Minister hat er oft Gelegenheit genommen, bei einzelnen Eisenbahnfragen erfolgreich einzugreifen und mitzuwirken. Er hat die Aufnahme grundlegender Bestimmungen über das Eisenbahnwesen, die denen der Frankfurter Entwürfe von 1849 nachgebildet sind, in die Verfassung des Norddeutschen Bundes angeordnet und sie dann in die Verfassung des Deutschen Reiches übernommen. Dem Reiche wird hierdurch die Aufsicht über die Eisenbahnen im Interesse der Landesverteidigung und des allgemeinen Verkehrs übertragen. Die Verantwortung für die Ausführung dieser Bestimmungen trug der Reichskanzler. Bismarck hatte damit die gesetzlichen Unterlagen für ein selbständiges Eingreifen in die Eisenbahnpolitik erhalten, und er nahm es mit seiner Verantwortung sehr ernst. Schon vor der Gründung des Reiches hatte er den Erlaß eines übereinstimmenden Betriebsreglements und Bahnpolizeireglements veranlaßt. Sobald es dann die Verhältnisse, nach Abschluß des Frankfurter Friedens, gestatteten, stellte er sich die große Aufgabe, Ordnung in das gesamte ungeordnete und zersplitterte Eisenbahnwesen zu bringen. Und er begegnete dabei der vollen Sympathie der nationalen Volksvertretung. Wie sah es um jene Zeit mit den deutschen Eisenbahnen aus? Die deutschen Eisenbahnen hatten (im Jahre 1876) eine Länge von 29 212 Km. (Zuverlässige Zahlen aus den früheren Jahren liegen für alle deutschen Bahnen nicht vor. Zwischen 1873 und 1876 hat sich das deutsche Eisenbahnnetz nicht unerheblich vergrößert, aber das Verhältnis zwischen Staats- und Privatbahnen nicht wesentlich geändert.) An Staatsbahnen besaß Preußen 4683 Km., die übrigen deutschen Staaten 9208 Km., Privatbahnen unter Staatsverwaltung waren in Preußen 2927 Km., in den übrigen deutschen Staaten 331 Km. vorhanden. Der Länge der selbständigen Privatbahnen betrug in Preußen 9814 Km., in den übrigen deutschen Staaten 2249 Km. Die Eisenbahnpolitik der preußischen Regierung war nur unter dem Handelsminister von der Heydt (1849 bis 1862) eine zum Staatsbahnsystem hinneigende gewesen, wobei sich der entschieden staatsbahnfreundliche Minister nicht durchweg des Beifalls der Volksvertretung erfreute. Seitdem herrschte das sog. gemischte System, Staatsbahnen und Privatbahnen nebeneinander; die Privatbahnen waren an Ausdehnung und wirtschaftlicher Bedeutung den Staatsbahnen weit überlegen. In den deutschen Mittelstaaten (Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden usw.) war das Staatsbahnsystem teils ausschließlich durchgeführt, teils waren die Staatsbahnen den Privatbahnen mindestens ebenbürtig, zum Teil überlegen. Jedes Eisenbahnnetz wurde selbständig nach eigenen Grundsätzen verwaltet und betrieben, hatte seine eigenen Tarife, richtete seine Fahrpläne wesentlich nach den Bedürfnissen des eigenen Netzes ein. Neben den eigenen Tarifen bestanden Verbandstarife für geschlossene Gebiete. Die Tarifsysteme, die Fahr- und Frachtgebühren wichen voneinander ab, waren oft auf derselben Strecke verschieden. Bei Konzessionierung und Bau der Eisenbahnen wurde ohne bestimmte Grundsätze verfahren. Zwischen den Staats- und Privatbahnen und den Staatsbahnen untereinander herrschte ein oft wilder Wettbewerb. Das einzige, damals sehr lose Band, das die deutschen mit einem Teil der übrigen mitteleuropäischen Eisenbahnen zusammenschloß, war der Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen.

Daß unter einem solchen Chaos die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens in Deutschland litt, darüber war man sich einig. Und die Zustände waren noch verschlimmert worden, da nach Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges die durch den Krieg hart mitgenommenen Bauten und die Betriebsmittel viel zu wünschen übrigließen. Hier die bessernde Hand anzulegen und Wandel zu schaffen, die Eisenbahnen zu Dienern und Förderern von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft zu machen, das war das Ziel, das Bismarck sich steckte. Mit welchen Mitteln suchte er es zu erreichen?

Bismarck hat eine Art eisenbahnpolitisches Programm entwickelt in einem Schreiben vom 1. März 1873 (abgedruckt in meinem oben angezogenen Buch S. 164 ff.) an den damaligen Präsidenten des Staatsministeriums Grafen Roon. Hiernach bekannte er sich als Anhänger des gemischten Eisenbahnsystems, allerdings mit Uebergewicht der Staatsbahnen. Er fordert Trennung von Verwaltung und Aufsicht und Uebertragung der Aufsicht im Wege des Gesetzes an das Reich. Ein Reichseisenbahngesetz, das zugleich die Verfassungsartikel umzugestalten habe, war auch vom Reichstage gewünscht. Der erste Schritt hierzu war die Errichtung des Reichseisenbahnamts durch Gesetz vom 27. Juni 1873, dem die Wahrnehmung der Aufsichtsrechte und gleichzeitig die Aufgabe zugewiesen wurde, ein Reichseisenbahngesetz zu entwerfen. Drei Entwürfe sind ausgearbeitet. Sie sind nicht einmal an den Bundesrat, geschweige denn an den Reichstag gelangt. Bei ihnen setzte zum erstenmal ein heftiger Widerstand der deutschen Mittelstaaten gegen Bismarcks Reichseisenbahnpolitik ein. Denselben Widerstand begegnete in den folgenden Jahren die Schaffung eines einheitlichen deutschen Gütertarifsystems, und später, im Jahre 1879, der Erlaß eines Reichstarifgesetzes. Fürst Bismarck, der die Zügel der Eisenbahnpolitik selbst in den Händen hielt, gewann aus dem Verhalten der Mittelstaaten, dem sich die großen Privatbahnen eifrig anschlossen, die Ueberzeugung, daß auf diesem Wege nicht weiter zu kommen, daß es aussichtslos war, ein brauchbares deutsches Eisenbahngesetz zustande zu bringen. Der starke Widerstand der mächtigen deutschen Privatbahnen, denen der Kanzler bisher durchaus nicht unfreundlich gesinnt gewesen war, verstimmte ihn besonders. Diese Widerstände zu brechen gab es ein wirksames Mittel, der Erwerb der — damals allein in Frage kommenden — preußischen Privatbahnen durch den Staat. Und damit lenkte Bismarck ein in die Wege der Staatsbahnpolitik. Besaß Preußen die in seinem Gebiet belegenen Privatbahnen, so würde seine Stellung im Eisenbahnwesen noch weiter gehoben. Das war für die Entwickelung einer Reichseisenbahnpolitik nicht erwünscht. Bismarck wollte aber doch das Reich zum Träger des Eisenbahnwesens machen; das Reich sollte Ordnung schaffen in den verworrenen Verhältnissen, dadurch würde das Reich nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch gestärkt und gefestigt. Dieses Ziel könne erreicht werden, wenn Preußen seine Eisenbahnen an das Reich abgebe und dieses dann die

Digitized by Google

erforderlichen Privatbahnen erwerbe. (Dieser Gedanke wird in glänzender Weise ausführlich begründet in Bismarcks Votum vom 8. Januar 1876. Abgedruckt in meinem Buch S. 191 ff.) Ein auf diesen Grundgedanken beruhender Gesetzentwurf wurde am 24. März 1876 dem preußischen Abgeordnetenhaus vorgelegt, aus ihm ist — nach heftigen Kämpfen — das eingangs erwähnte Gesetz vom 4. Juni 1876 geworden.

Auch gegen diesen Plan erhoben die Mittelstaaten, an der Spitze Bayern, Sachsen und Württemberg, den heftigsten Widerspruch. Nicht allein gegen den Erwerb ihrer Bahnen durch das Reich — von dem in den dem Gesetz vorangehenden öffentlichen Erörterungen auch die Rede war — sondern auch gegen die Abtretung der preußischen Bahnen allein. Auf der Seite der Regierungen standen auch die überwiegenden Mehrheiten der Volksvertreter. Bismarck sah davon ab, den sich immer wieder, bei jedem seiner Vorschläge, regenden Widerstand der verbündeten Regierungen gewaltsam zu brechen. Er ließ, wie eingangs bemerkt, den Reichseisenbahngedanken fallen.

III.

Drei Ziele schwebten Bismarck bei seiner Eisenbahnpolitik im Jahre 1876 vor: Ordnung des deutschen Eisenbahnwesens, Beseitigung der großen Privatbahnen, Kräftigung des nationalen Gedankens durch Uebertragung von Preußens Machtstellung auf das Reich. Das letztere Ziel war nicht zu erreichen. Aber darum brauchten die beiden anderen nicht aufgegeben zu werden. Das war in der Begründung des Gesetzentwurfs vom 24. März 1876 ausdrücklich ausgesprochen. Wenn die Bestrebungen scheiterten, die die preußische Regierung mit dem Entwurfe verfolgte, „so könne es nicht zweifelhaft sein, daß alsdann Preußen selbst an die Lösung der gedachten Aufgaben mit voller Energie heranzutreten und vor allem die Erweiterung und Konsolidation seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das Ziel seiner Eisenbahnpolitik zu betrachen haben würde." Hiernach ist unter Führung des Ministers Maybach seit 1879 verfahren worden. Alle tüchtigen, in Preußen und den Nachbargebieten gelegenen Privatbahnen sind für den Staat erworben. Besonders bedeutsam, auch vom eisenbahnpolitischen Standpunkt, war der Erwerb der hessischen Ludwigsbahn durch Preußen und Hessen zusammen, und die Bildung der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft, in die später die Main-Neckar-Bahn eintrat. Die hiermit gegebene Machtstellung Preußens ist noch dadurch erweitert, daß, und zwar auf Bismarcks Vorschlag, der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten, der Chef der Verwaltung der reichsländischen Bahnen geworden ist. Das Staatsbahnsystem ist ferner nach und nach vollständig durchgeführt in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Mecklenburg und Oldenburg. In diesem geschlossenen Staatsbahnnetz können die kleinen, überall verstreuten Privatbahnen keinen störenden Einfluß mehr ausüben. Ihr Widerstand gegen eine Neuordnung in Deutschlands Eisenbahnwesen nach gemeinwirtschaftlichen Gedanken, gegen Ausrottung der von Bismarck in seinen Erlassen und Reden — NB. in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — mit Recht beklagten Mißstände, war endgültig gebrochen. Bei dieser Ordnung ist aber nicht in preußisch-partikularistischem sondern in echt deutsch-nationalem Sinne verfahren worden; Preußen hat seine tatsächlich übermächtige Stellung niemals zur Schädigung der Bundesgenossen mißbraucht. Wir haben heute in Deutschland ein einheitliches Recht, einen einheitlichen Tarif für Personen, Güter und Tiere, mit, wenn auch nicht ganz gleichen, so doch nur wenig verschiedenen Tarifsätzen. Für die Fortbildung des Tarifs bestehen deutsche organische Einrichtungen, die Tarifpolitik wird nach einheitlichen Grundsätzen im Einklang mit der Zollpolitik geleitet. Bei Einführung von Ausnahmetarifen, die über das Gebiet eines Staates hinaus wirken, nahmen die Regierungen stets Fühlung miteinander. Ein Wettbewerb auf diesem Gebiet findet nicht mehr statt, nachdem insbesondere die Regierungen sich über feste Grundsätze bei der Leitung des Verkehrs verständigt haben. Den ausländischen Bahnen gegenüber treten die deutschen als eine geschlossene Einheit auf, hauptsächlich zu diesem Zwecke ist im Jahre 1909 die deutsche Eisenbahngemeinschaft gebildet worden. Die Eisenbahnstatistik und die Güterbewegungsstatistik werden einheitlich bearbeitet. Die Fahrpläne für die großen durchgehenden Züge werden gemeinsam beraten und festgestellt, der Betrieb der Personenzüge ist ein einheitlicher, soweit das technisch möglich und wirtschaftlich nötig oder erwünscht ist, mit durchgehendem Zugbegleitpersonal, Wagen und Lokomotiven. Die Landesgrenze scheidet bei der Regelung dieses Verkehrs fast vollständig aus. Für den Güterverkehr war der nach langen und schwierigen Verhandlungen zustandegekommene deutsche Staatsbahnwagenverband von höchster Bedeutung. Durch ihn ist zum Nutzen des Verkehrs und der Finanzen die volle Freizügigkeit der Güterwagen und seine einheitlichen Grundsätze über die Reparatur der Güterwagen festgestellt. Die allgemeine Verwaltung ist natürlich für jeden Staat besonders organisiert, aber die Verwaltungsordnungen stimmen in allen wesentlichen Punkten überein. Diese Aufzählung der heute bestehenden einheitlichen deutschen Einrichtungen machen auf erschöpfende Vollständigkeit keinen Anspruch, es ist nur das Wesentlichste herausgehoben. Von ganz besonders grundsätzlicher Wichtigkeit ist es, daß über alle wichtigen Eisenbahnangelegenheiten, über Fortbildung, Ergänzung oder Aenderung bestehender Verhältnisse, ferner bei Meinungsverschiedenheiten, regelmäßig Vertreter der Eisenbahnstaaten zu gemeinsamen Beratungen zusammentreten, die durchweg erfreuliche Ergebnisse haben. Kurz, an die Stelle der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beklagten Zersplitterung ist tatsächlich eine Einheitlichkeit der deutschen Eisenbahnstaaten getreten, die deutschen Eisenbahnen werden in weit größerem Maße, als Art. 42 der Verfassung dies wünschen konnte, als ein einheitliches Netz betrieben. Reden, mit denen Fürst Bismarck seinerzeit die deutschen Eisenbahnen gegeißelt hat, sind heute nicht mehr denkbar.

Diese echt nationale Entwicklung des deutschen Eisenbahnwesens hat begonnen, solange Fürst Bismarck an der Spitze des Reiches stand. Sein machtvolles Auftreten hat den Anstoß zu dieser Bewegung gegeben, er ist mit der nationalen Politik des Ministers Maybach durchaus einverstanden gewesen. Dieselbe Politik ist nach dem Rücktritt Bismarcks unter den Nachfolgern des Ministers Maybach fortgeführt worden.

IV.

Liegt bei dieser Sachlage ein sei es wirtschaftliches, sei es politisches wirkliches Bedürfnis vor, den Faden wieder aufzunehmen, den Bismarck Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat fallen lassen? Unzweifelhaft lebt der Gedanke der Reichsbahnen in großen Kreisen unseres

Volkes fort. Nur macht man sich selten klar, welche Fortschritte von der Uebertragung der Eisenbahnen auf das Reich erzielt werden können. Der Verfasser der eingangs erwähnten Flugschriften verspricht sich große finanzielle und wirtschaftliche Vorteile von einer weiteren Vereinheitlichung der deutschen Eisenbahnen. Zunächst dachte er dabei an eine Vereinheitlichung auf föderativer Grundlage etwa in Form der Ausdehnung der preußisch-hessischen Gemeinschaft auf alle deutschen Bahnen. In seiner neuesten Schrift haben seine Pläne eine mehr zentralistische Richtung genommen. Er hat sich eine Organisation ausgedacht — eine Art Reichsgeneraldirektion, unter der einzelstaatliche Direktionen und Aemter arbeiten sollen, die alles andere ist, nur nicht ausführbar. Sie ist betrieblich und staatsrechtlich ein Monstrum. Mit dieser Organisation und den von ihr zu schaffenden Verbesserungen in Bau, Betrieb und Verkehr sollen geradezu glänzende finanzielle Ergebnisse erzielt werden, jährliche Mehreinnahmen von rund vier Milliarden Mark, in die sich Reich und Einzelstaaten teilen können. Nur vergißt oder verschweigt Kirchhoff, daß alles das, was seine Reichsbahn verbessern oder vereinfachen soll, bereits längst verbessert ist. Es gehört zu seinen Liebhabereien, die Eisenbahnverhältnisse so zu schildern, wie sie vor einem Menschenalter waren, oder umgekehrt, seinen Vorschlägen die Zustände zugrunde zu legen, die sich unter dem Druck des Krieges herausgebildet haben. Nur mit einem, allerdings auch nicht neuen Vorschlag sucht er jetzt wieder seine Leser zu fangen. Er will das Vierklassensystem unserer Personenzüge durch ein zweiklassiges, eine Holz- und eine Polsterklasse, ersetzen, und, wie er in seiner letzten Schrift sagt, bei der Holzklasse einen Preis von 2 Pf. für das Personenkilometer, d. h. den Preis der jetzigen 4. Klasse, erheben. Hiermit und mit den daraus folgenden Vereinfachungen und Verbesserungen im Bau und Betrieb der Bahnen will er eine Mehreinnahme von mehreren hundert Millionen Mark jährlich erzielen. Nun ist zunächst die Gegenüberstellung unrichtig. Wir haben zwar vier Klassen, aber unsere Züge fahren tatsächlich nur noch mit zwei oder drei Klassen, ich glaube, es gibt im ganzen Deutschen Reich keinen einzigen Zug mehr, der Wagen aller vier Klassen führt. Aber davon abgesehen stellt Kirchhoff geradezu abenteuerliche Rechnungen über die finanzielle Wirkung seines Vorschlags auf. Ein einfaches Rechenexempel ergibt, daß bei Einführung von zwei Klassen mit Sätzen von 2 und 4 Pf. für das Personenkilometer (denn höher als 4 Pf. könnte der Preis der Polsterklasse nicht angesetzt werden) sich ein Ausfall von mindestens 200 Millionen Mark ergibt. (Einnahmen der III. Klasse auf den deutschen Bahnen im Jahre 1913 rund 435 Mill. Davon ⅔ [Herabsetzung des Einheitspreises von 3 auf 2 Pf.] rund 290 Mill., also Ausfall 145 Mill. Dazu Verminderung des Preises der jetzigen II. Klasse von 4,5 auf 4 Pf., desgl. der I. Klasse von 7 auf 4 Pf., Wegfall der Schnellzugszuschläge, zusammen mindestens 55 Mill.) Kirchhoff nimmt ohne Begründung für die preußischen Eisenbahnen einen Ausfall von nur 22 Millionen an, das würde für die deutschen rund etwa 35—40 Millionen machen. Und diesen Ausfall will er durch Vereinfachung und Verbesserung des Betriebes, Verbilligung der Herstellung der Betriebsmittel usw. nicht nur ausgleichen, sondern er will eine Mehreinnahme von mehreren hundert Millionen Mark erzielen. Desgleichen soll eine Mehreinnahme oder, was dasselbe ist, eine Ersparnis von jährlich mehreren hundert Millionen Mark durch Einführung der kaufmännischen Buchführung und 250 Millionen Mark durch Einschränkung der Abschreibungen erzielt werden. Alles in allem schätzt er die finanziellen Erfolge seiner Vorschläge auf eine Verbesserung des Jahreseinkommens der deutschen Bahnen um 800 bis 900 Millionen Mark, die dann, damit es besser aussieht, auf eine Milliarde aufgerundet werden. Alle diese Zahlen entbehren jeglicher tatsächlichen Unterlage, und es sind Phantasiegebilde, wie das auch jeder Nichtfachmann ohne weiteres einsehen wird. Und dazu kommt, daß sich Kirchhoff immer selbst übertrumpft. In seiner ersten Broschüre schätzte er die finanzielle Verbesserung der Vereinheitlichung auf 30 Mill. Mark (nach sachverständigem Urteil viel zu hoch!), in einer späteren Flugschrift wurden es mehrere hundert Millionen Mark, und jetzt ist es glücklich eine Milliarde geworden.

Die Leser dieser Zeitschrift werden keinen Wert legen auf eine Beleuchtung der sonstigen, fast Seite für Seite nachzuweisenden Unrichtigkeiten, Uebertreibungen und Verdrehungen dieses Schriftstellers. Schämte er sich doch nicht einmal, auf S. 79 ein Zitat aus einer Rede Bismarcks falsch wiederzugeben! Nach meiner von fast allen Sachkennern geteilten Ueberzeugung sind durch eine Vereinheitlichung der deutschen Eisenbahnen, sei es auf föderalistischer, sei es auf zentralistischer Grundlage, wirtschaftliche, betriebliche und finanzielle Vorteile von irgendwelchem Belang überhaupt nicht zu erzielen.

Und nun noch einige Worte über die politische Seite. Bismarck hat den Reichsbahngedanken als damals nicht ausführbar, aus höheren staatspolitischen Gründen, fallen lassen. Haben sich die politischen Verhältnisse in den letzten 40 Jahren so geändert, daß das, was Bismarck nicht erreichen konnte, heute erreichbar ist? Ich möchte eher das Gegenteil annehmen. Schon die Verhandlungen über den Preis der Bahnen würden bei allem guten Willen der Beteiligten auf ernste Schwierigkeiten stoßen, zumal heute die Eisenbahnen in den Haushalten der beteiligten Bundesregierungen eine ganz andere Rolle spielen, als damals. Wie die Bundesregierungen und Volksvertretungen der Einzelstaaten über die Uebertragung der Eisenbahnen an das Reich denken, das wissen wir so ungefähr. Neben vielen Freunden gibt es eine große Anzahl von Gegnern des Reichsbahngedankens in fast allen deutschen Staaten. Wir Deutschen sind alle so glücklich, daß wir uns in diesen furchtbar ernsten Zeiten aufs neue zusammengefunden, daß wir über so viele politische und wirtschaftliche Meinungsverschiedenheiten zur Tagesordnung übergegangen sind, und alle deutschen Fürsten stehen heute fester als je nebeneinander. Würde es da politisch klug sein, wenn eine Regierung, sei es die preußische, sei es eine andere, einen solchen Erisapfel zwischen das deutsche Volk würfe? Wir haben während des Krieges und werden nach Friedensschluß noch lange, lange Jahre gemeinsam zu arbeiten haben, um unser Wirtschaftsleben wieder einigermaßen auf dieselbe Höhe zu bringen, auf der es vor dem Kriege gestanden hat. Sollen wir da, ohne daß ernste sachliche Gründe vorliegen, uns vor neue, außerordentlich heikle Aufgaben stellen, die bei ernster Inanspruchnahme schwere Erschütterungen des ganzen Staatskörpers zur Folge haben müßten? Ich glaube, die Frage so stellen, heißt sie verneinen. Wenn wirklich einmal die Zeit heranreifen sollte, wo das ganze Volk und alle Regierungen einmütig erklärten, wir halten es nun für geboten, einerlei, welche Opfer es kostet, das Deutsche Reich zum alleinigen Träger der Eisenbahnhoheit zu machen, dann aber fort mit solchem unbrauchbaren Flickwerk, wie es uns in den angeführten Flugschriften vorgesetzt wird! Dem Reich müßten dann alle deutschen Bahnen sich anlehnen und ihr Eigentum

Digitized by Google

abtreten, sie müßten von ihm als Reichsanstalten verwaltet und betrieben werden, wie die Schwesterverkehrsanstalt, die Reichspost. Ich werde die Verwirklichung eines solchen Reichseisenbahnplans, für den ich in meiner Jugend gekämpft habe, wohl nicht mehr erleben.

* * *

Die Schriftleitung der „Hilfe" kann es sich dem gegenüber nicht versagen, einem größeren Optimismus Ausdruck zu geben. Wir wünschen die Reichsbahn um des Reiches willen. Und wir hoffen, daß der Reichsgedanke im Kriege und durch ihn so an lebendiger Kraft gewinnt, daß alle Widerstände bundesstaatlichen Sondergeistes doch noch überwunden werden.

Hans Ostwald / Die Krankenkassen und das Kleinwohnungswesen

Auch die Krankenkassen und ihre Hauptvertreter, die Ortskrankenkassen, begnügen sich nicht mehr mit der ärztlichen Behandlung ihrer erkrankten Mitglieder. Sie verweilen nicht mehr bei dem einseitigen System der Heilung. Auch sie beteiligen sich energisch an der Diskussion: wie ist ein möglichst gesundes Volk zu schaffen? Nach bestimmten Richtungen betätigen sie sich schon an Vorbeugungsmaßregeln. Und auf ihrer letzten großen Tagung in Dresden behandelten sie eingehend die Wohnungsfrage, deren gelungene Lösung ja eine grundlegende Bedingung für ein gesundes Volkstum ist.

In welcher Richtung könnten und müßten sich nun die Krankenkassen im besonderen der Lösung der Kleinwohnungsfrage widmen? Es kann gar kein Zweifel darüber herrschen, daß für sie hauptsächlich das Siedlungswesen in Frage kommt. Sie haben eine große Anzahl von Dauerkranken, denen nur dann gründlich zu helfen ist, wenn sie wirklich verpflanzt werden. Wenn es irgend geht, müssen sie aus ihrem Beruf herausgenommen werden. Denn gerade der Beruf hält sie an ihrem Leiden fest und macht sie gewissermaßen zu Rentnern der Krankenkassen. Das Verpflanzen in einen anderen Beruf wird nun jedoch in den seltensten Fällen möglich sein. So bleibt dann eigentlich nur das Verpflanzen in ganz andere Lebensgewohnheiten, in möglichst gesunde Lebenshaltung übrig. Vor allem wird ein Systemwechsel in der Wohnweise vorzunehmen sein. Die Mehrzahl der Krankenkassenmitglieder lebt in dürftigen Wohnungen. Besonders die Erkrankten ziehen in die billigsten und in die schlechtesten Räume. Das wird auch vielfach bei den Kriegsbeschädigten der Fall sein. Aus diesem Grunde sollten die Krankenkassen sich ernsthaft für die Ansiedlung ihrer Mitglieder einsetzen. Ansiedlung in jener Form, die der Familie des Angesiedelten möglichst ein stärkendes Leben in frischer Luft bietet und die zugleich der Familie alles das bringt, was sie an Obst, Gemüse und Kartoffeln sowie an Eiern und sonstigen Kleinvieherzeugnissen braucht.

Es ist also auf das Rentengutsverfahren einzugehen, das eine Ansiedlung in kleinbäuerlicher oder gärtnerischer Form erlaubt und wobei durch die großen Siedlungsgesellschaften sowie durch Städte und Kommunalverbände jegliche Gewähr für gesunde Bauweise, ausreichende Landausstattung usw. zu geben ist.

Die Krankenkassen könnten sich nun in der Weise betätigen, daß sie die Garantie für die Rentenspitzen zwischen 75 und 90 v. H. in den Fällen übernehmen, wo die Rentenbank oder die Kgl. Generalkommissionen dies verlangen. Es würde sich also nicht um die Hergabe von Kapitalien, sondern nur um ganz unbedeutende Sicherheiten handeln.

Da die Kleinsiedler durchschnittlich nur 200—250 M. jährlich zu verrenten haben, also meist weniger, als sie bisher Wohnungsmiete zahlten, würde nur der sechste Teil dieser Summe garantiert werden brauchen, nämlich höchstens 40 M. pro Jahr. Auch diese Summe wird nur ganz selten zu zahlen sein. Erfahrungsgemäß zahlen die Kleinsiedler pünktlich ihre Grundstücksrenten an die Kgl. Rentenbank. In Notfällen kann ihnen auch die Rente zwei Jahre gestundet werden. Liegt kein Notfall vor, sondern Böswilligkeit, wird die Krankenkasse, die eine Zinsgarantie übernommen hat, bald im Einverständnis mit den zuständigen Behörden eine Regelung zum Bessern herbeiführen können und an die Stelle des böswilligen Siedlers einen ordentlichen Siedler bekommen.

Das Siedlungsverfahren kommt natürlich nicht nur für Kriegsinvalide in Betracht, sondern für dauernd Erwerbsbeschränkte und sonstige Personen, die den Krankenkassen zur Last liegen. An einigen Beispielen, die auf Erfahrung beruhen, kann ich das erhärten, und zwar über vier von mir angesiedelte Tuberkulose:

Der eine wurde im Herbst 1912 angesiedelt. Er war von Beruf Metallschleifer und lange Zeit in Berlin arbeitslos, weil er wegen seiner Krankheit arbeitsunfähig war. Auf seinem Grundstück erholte er sich bald. Leider aber war er, trotzdem er wirtschaftlich gut auskommen konnte, nicht mit dem Verdienst in der Kleinstadt zufrieden, sondern ging wieder nach Berlin als Metallschleifer und kam krank wieder zurück. Seine Frau hat ihn dann längere Zeit wieder pflegen müssen. Er ist auch wieder auf seinem Grundstück gesund geworden und hat dann Arbeit in einer Eisenfirma genommen, bei der er als Nieter nur im Frieden zu arbeiten brauchte. Diese Arbeit konnte er vertragen, da er immer wieder sich auf seinem Rentengute erholen konnte.

Im Spätherbst 1913 wurde von mir ein Gärtner angesiedelt, der durch einen schweren Unfall tuberkulös geworden war. Nach mehreren Monaten, die er auf seinem Gundstück verlebt hatte, konnte er gesund geschrieben werden. Er arbeitet seitdem als Bahnarbeiter und kann diese schwere Arbeit gut durchführen.

Ein lungenkranker Kriegsinvalide, ein ehemaliger Bureaubeamter, wurde im Juli 1915 angesiedelt. Er war vollkommen erwerbsunfähig und wurde im Herbst 1915 bedenklich krank. Dies war jedoch auf Aufregungen mehr familiärer Natur zurückzuführen. Er hat sich zum Frühjahr gänzlich erholt.

Ein schwer lungenkranker Kriegsinvalide, ein ehemaliger Straßenkehrer, wurde im Mai 1915 angesiedelt. Er ist inzwischen gestorben. Hätte er mit seiner Familie in einer Mietwohnung hausen müssen, wäre sie sicher angesteckt worden. So aber blieben wenigstens die Angehörigen gesund.

Meiner Meinung sind die drei ersten nur am Leben geblieben, weil sie aus den engen Großstadtwohnungen herausgenommen wurden, geräumigere Wohnungen erhielten und in ihrem Garten sich frei betätigen konnten.

Hier spielt nicht nur die Luft eine wertvolle Rolle, sondern außer der Luft ist zu berücksichtigen, daß die Ansiedler sich Ziegen halten können und also immer mit frischer Ziegenmilch gepflegt werden können. Außerdem halten sie Hühner, haben also auch immer frische Eier, und dann bietet ihnen ihr Grundstück die Gelegenheit, jede Stunde, in der sie sich wohlfühlen und in der ihre Kraft wieder erwacht, sofort zu nützen, was ihrem seelischen und körperlichen Befinden außerordentlich zu Hilfe kommt und es in bester Weise fördert. Auch der Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose tritt für die Ansiedlung dauernd Unfähiger ein.

Die Krankenkassen könnten ein gutes Werk an der Volksgesundheit tun, wenn sie die Siedlungsbewegung unterstützen würden durch die folgende Weise:

I. Unterstützung der Propaganda durch: a) Aushang von Plakaten, b) Auslage von Flugschriften, c) mündlichen Hinweis; II. Gewährung von Zinsgarantien (Rentengarantien); III. Gewährung von Beihilfen an Siedlungsunternehmungen; IV. Gewährung von Beihilfen an Angesiedelte.

Sie würden zweifellos Vorteile gewinnen, besonders durch Gesundheitsbesserung der Dauerkranken, die sonst jahrelang, ja oft jahrzehntelang den Kassen zur Last liegen.

Auf diese Weise könnten aber auch sie im gemeinsamen Wirken mit den Siedlungsgesellschaften und anderen Siedlungsunternehmungen dazu beitragen, daß unsere Volksgesundheit gestärkt und gefestigt wird.

Digitized by Google

Paul Schubring / Die Thermopylen und Salamis

Der große Kampf um den Osten, den wir in diesem Kriege führen, hat seine Vorstufen seit Jahrtausenden! Man kann die ganze Weltgeschichte eine Auseinandersetzung zwischen Orient und Okzident nennen. Der erste Zusammenprall der Gegensätze entlud sich in den Perserkriegen, der Rückstoß des Okzidents hieß damals Alexander der Große. Dann meldet sich im jungen Mittelalter der unerschöpfliche Osten wieder im Islam, und wir antworten mit den Kreuzzügen. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bedroht uns die Gefahr des vordringenden Ostens, und die „Türkenzelte" in unseren Museen erzählen von den Kämpfen des Prinzen Eugen und seinem Sieg über Mustapha II. bei Zenta im Jahre 1687. Seitdem drängte es nun wieder von West nach Ost, und die Linie Berlin—Bagdad durchläuft zum Teil älteste Straßen des Krieges und des Handels, der Wanderungen und Zusammenstöße.

So dürfen die Historiker von heute genau das gleiche Problem formulieren, das schon der alte Herodot an den Anfang seines Geschichtswerkes gestellt hat, nämlich die Frage, warum Orient und Okzident in ewigem Sichfassen und Sichfliehen, in Liebe und Haß, in Kampf und Flucht sich suchen und lassen müssen. Auch er fragt, wie wir heutzutage, ob nicht Raum sei für beide Menschengruppen, ob nicht schiedlich-friedlich jeder Teil seinen Kreis sich abstecken könne. Was damals Aegäisches Meer hieß, heißt heute Ostsee und „nasses Dreieck". Darius und Xerxes haben auch eine Dampfwalze nach Westen geführt und hofften, den an Zahl unendlich unterlegenen Gegner zu zermalmen. Die Worte Thermopylä und Salamis glänzen noch heute, wie im spätesten Jahrhunderte die Worte Dixmuiden und Skager Rak glänzen werden, und den 300 Lakedämoniern im Engpaß haben wir leider, leider nur allzuviel Todesbundesbrüder an die Seite zu stellen. Den rechten Weg zum definitiven Siege zu finden, wurde den Athenern ebenso schwer gemacht wie uns, die wir uns erst nach langem Bedenken zum heutigen U-Boot-Krieg entschlossen haben. Herodot berichtet es so: In ihrer Not sandten die Athener nach Delphi Boten, um des Gottes Rat zu erkunden. Die Pythia, mit Namen Aristonike, gab folgenden Spruch:

„Arme, warum doch sitzet ihr hier? Ans Ende der Erde
Flieh dein Haus, o fliehe der Stadt hochragende Felsen!
Denn nicht das Haupt entgeht, nicht der Leib dem grausen Verderben,
Unten nicht bleiben die Füß' und die Hände nicht, nichts in der Mitte
Unverletzt, nein alles erliegt dem verzehrenden Feuer
Oder des Ares' Wut, der auf syrischem Wagen daherfährt.
Doch die deine nicht bloß, viel andere Burgen zerstört er,
Viele Tempel ergreifet die Wut der verzehrenden Flamme.
Triefend vom Schweiße stehen bereits die unsterblichen Götter,
Zitternd und bebend vor Furcht; von den obersten Zinnen der Tempel
Fließt ein schwarzes Blut, Wahrzeichen des kommenden Unglücks.
Aber hinweg aus meinem Gemach und wappnet mit Mut euch."

Die Athener waren durch solchen Spruch natürlich sehr bekümmert. Da riet ihnen ein angesehener Delphier, Timon, der Sohn des Androbulos, sie sollten Oelzweige nehmen und wieder in den Tempel gehen als Schützlinge und neue Weissagung erflehen. So bitten sie durch die Pythia Apollo aufs neue: „Herr, gib uns einen besseren Spruch über unser Vaterland und ehre den Oelzweig, mit dem wir zu dir kommen, oder wir gehen nicht aus dem Heiligtum, sondern bleiben hier, bis daß wir sterben." Da nun sagte die Pythia ihren zweiten berühmten Spruch:

„Pallas Athene vermag den Olympier nicht zu erbitten,
Wie sie ihm auch anliegt mit Flehn und verständigem Rate.
Doch dir sag' ich ein anderes Wort, wie Eisen und Stahl fest:
Wenn das übrige alles den Feinden erlieget, was Kekrops'
Berg einschließt und die Schlucht des heiligen Berges Kithäron,
Bleibt die hölzerne Mauer allein der Tritogeneia
Unbezwungen, die dich samt deinen Kindern errettet.
Doch erwarte du nicht der reisigen Schar und des Fußvolks
Ruhig auf festem Land, entweiche dem drohenden Angriff,
Wende den Rücken ihm zu; einst wirst du die Stirne ihm bieten.
Salamis, göttliches Land! Die Söhne der Weiber vertilgst du,
Wenn der Demeter Korn zerstreut wird oder gesammelt."

Die Athener hören beglückt den milderen, Rettung in Aussicht stellenden Spruch, der aber wie jedes Orakel vieldeutig ist. Denn was meint der Gott mit der „hölzernen Mauer"? Die einen dachten an das alte Pfahlwerk, das einst die Akropolis umzog; andere aber sagten: „Der Gott deutete auf die Schiffe und befehle, die sollten sie instand setzen und alles andere lassen." Was aber besagten die letzten zwei Reihen des Spruches? Den Zweifelnden sprach Themistokles, der Sohn des Neokles, Mut zu: Das Wort „göttliche Salamis" verheiße Sieg und Errettung, sonst hieße es: „Schändliche Salamis." So entschlossen sich die Athener, Athen aufzugeben und der Flotte die Entscheidung zuzuweisen.

Mit ungeheuren Scharen wälzte sich das Heer des Xerxes heran. Herodot meldet, vor Thermopylae seien zusammengekommen: 5 280 000 und 3220 Mann. „Wieviel aber an Köchinnen und Kebsweibern und Verschnittenen gewesen, kann niemand mit Gewißheit sagen; auch des Zugviehs und der übrigen Lasttiere und der indischen Hunde Zahl kann niemand angeben, so viele waren es."

Beim Engpaß der Thermopylen traten 4000 Peloponesier, darüber das kleine Häuflein der 300 Spartaner unter Leonidas, diesem gewaltigen Heer entgegen, um den Einbruch der Barbaren eine kleine Weile zu verzögern und Attika Zeit zur Verteidigung zu geben. Vielleicht wäre es in der Tat den Todesmutigen gelungen, hier einen Riegel vorzuschieben, wenn sich nicht ein hellenischer Verräter gefunden hätte, Ephialtes, der dem Xerxes einen Fußweg nach den Thermopylen zeigte.

Die Todestapferkeit der Spartaner beruhte wieder auf einem pythischen Spruch. Apollo hatte den Lakedämoniern vor Ausbruch des Krieges sagen lassen:

„Euch, o ihr Bewohner der räumigen Stadt Lakedämon
Wird entweder die Stadt, die hochgepriesene, fallen
Durch das persische Volk; wo nicht, so beweint Lakedämon
Eines Königs Tod, entsprossen von Herakles' Stamme.
Jenem kann der Stiere Gewalt nicht oder der Löwen
Widersteh'n, er ist mächtig wie Zeus, und eher fürwahr nicht
Endet er, bis er sich selbst der Könige einen dahinnimmt."

Auf Grund solcher Weissagung opferte sich König Leonidas mit seinen Dreihundert, um dadurch Sparta zu retten. Erschütternd sind die Einzelheiten des Kampfes, den Herodot (Buch VII, 223 ff.) nun schildert.

Kühn ziehen am Morgen des Entscheidungstages die Verteidiger des Engpasses in die breitere Vorstellung; die nur zögernd angreifenden Perser werden von ihren Hauptleuten mit Geißelhieben (Knuten) vorgepeitscht, aber sie alle werden zertreten oder kommen im Meer um. Erst als die Spartaner alle ihre Lanzen verloren haben und nur noch mit den Schwertern kämpften, fällt Leonidas, fallen die Dreihundert mit ihm. Herodot nennt die Namen jedes dieser dreihundert Helden. Die Amphiktyonen haben an ihrem

Digitized by Google

Grab drei Inschriften errichtet. Die erste Stele gilt allen hier gefallenen Griechen:

„Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpften einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesiervolk."

Für die Spartaner allein meldet der Stein:

„Fremdling, melde dem Volk Lakedämons, daß wir allhier ruhen,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt."

Eine dritte Stele ist dem Wahrsager Megintias errichtet, der, obwohl er des sicheren Todes gewiß war, nicht floh, sondern nur seinen Sohn heimkehren hieß.

Der alte Bericht glänzt heute in einer neuen schimmernden Gegenwart. Todesbereitschaft bis zum äußersten, damit die Stellung gehalten, „die befohlene Linie erreicht wird", wie oft hat sie sich in diesem Kriege bezeugt! Werden auch unsere Helden von Dixmuiden den Herold ihrer Taten finden, der ihren Heldentod so zu berichten weiß, daß noch nach 2300 Jahren die Nachfahren erschüttert seine Worte nachlesen? Gott helfe auch uns und unseren hölzernen Mauern, die freilich aus Erz und Stahl sind und unter Wasser fahren; daß der Seesieg den Landsieg kröne.

Peter Mahr / Die tiefste Kraft des deutschen Aufstiegs

An einem Herbstmorgen besuchte ich einen Freund in einer Heilanstalt, dessen Geist der Krieg verstört hatte. Ich hatte schon öfter Besuche in Irrenhäusern gemacht, und jedesmal war es mir ein unbehaglicher Aufenthalt gewesen. Heute nun spürte ich gleich, wie der Kranke, so wirr er redete, für mein Kommen dankbar war.

Wir hatten uns lange nicht gesehen und doch war ein Vertrauen zwischen uns, als ob wir Brüder wären. Ich fühlte ihn mir nah, wie es nur möglich ist, als den lieben ehrlichen Kerl, der er immer gewesen war. Der Geist war ihm gestört, sein Wesen aber sprach aus ihm genau wie ehedem und zwang, ihm gut zu sein.

Ich durfte mit ihm in den Garten gehen. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel, im Herbstesglanze lag das Land. Es herrschte Sonntagsstille, Herbstesfrieden.

Ich bin kein Freund von äußerlich gezeigter Wärme. Aber hier hatte ich das Bedürfnis, den Armen, wie es nur ging, fühlen zu lassen, wie lieb er mir sei. Und so nahm ich seinen Arm und hängte ihn bei mir ein und drückte ihm die Hand und strich ihm übers Haar. Er ließ sich führen wie ein Kind und lächelte manchmal. Er spürte es, wie sehr ich ihm von Herzen zugetan. So wanderten wir lange zusammen.

Da war es mir in dem stillen, sonnenüberstrahlten Garten mit dem geistig schon beinah Gestorbenen am Arm wie in einem Friedhof.

Ich liebe unsere deutschen Friedhöfe mit ihren Blumen. Sie atmen die Gottesliebe so besonders leid- und schmerzenlösend; sie gaben mir immer ein Gefühl von Glück. Genau so ging es mir hier.

Ich habe selten Stunden solchen Glücks erlebt, wie mit dem Irrgewordenen, und noch nie war ich so dankbar, einem Menschen etwas sein zu können.

Ich wünschte unwillkürlich, daß meine Liebe so stark strahlen möchte, daß sie ihm Heilung brächte. Sollte dies nicht möglich sein, sie nicht Reste der gesunden Kraft im Kranken wecken und in gesundende Bewegung setzen können? Ueben doch der Liebe Strahlen auf kranke Herzen eine einzige Wirkung aus. Auch Nervenärzte sprechen von der psychischen Behandlung. Die Liebe, schien mir, war allein das Licht, das solche Nacht zerstreuen konnte, die das Entsetzen schuf.

Ich stelle nun die Frage, ob unsere Liebe so wachsen kann, daß sie Erlösungskraft erlangt?

Die Liebe hat die Kraft dazu. Es fragt sich nur, wieviel von dieser Gotteswunderkraft wir Menschen aufzunehmen fähig sind.

Die Liebe ist die Aufkraft, sie ist des Lebens Born, der Gott entströmt. Ihr Kampf ist die Entwicklung in der Welt, die zu der Liebe Herrschaft führen soll. Es ist der Kampf des Geistes mit dem Stoffe, das Ringen Gottes um den Sieg in unserem Menschenwesen. Die Liebe ist das Leben; wo sie herrscht, da blühen wir und unsere Werke, da regen sich lebendige Kräfte und schaffen Lebensglieder der Entwicklung. Wo sie nicht wirkt, da ist Stillstand, Welken, Tod. Es ist nicht Zufall, daß wir in der Liebe der Geschlechter den Hauch der Ewigkeit am stärksten spüren.

So ist die Liebe: Gottes Liebe zur Entwicklung, die unser Wesen immer höher führt, die immer stärker alles Wesenlose überwindend, in uns, durch uns die Welt erfüllen will. Sie ist das Ziel, um das im Vaterunser wir Gott bitten:

„Dein Wille geschehe, Dein Reich komme."

Dem Menschen, der Gottes Ziele tief ergreift, sich unterordnend den Gesetzen, die er in seine Seele schrieb, dem öffnet sich der Liebe Wunderbronnen. Er lebt aus tiefer, innerer Kraft. Ihn hebt die Liebe über alles Erdenleid, denn über das aus Gott in uns hat niemand Macht.

Doch ist das Ziel gar weit. Und nur allmählich wird die Menschheit dafür reif. Bis dahin setzt es immer neuen Kampf, in dem der minder Lebensstarke unterliegt, zufolge dem Gesetz, daß alles Starke zu um so größerer Liebe fähig ist. Und die in jenen Kämpfen sich erhalten, sind immer reifer für das Ziel, die Herrschaft Gottes in der Welt, das Reich, in dem die Liebe herrscht.

So ist die Liebe nicht nur Liebe, sie ist der Grund der Lebenskraft an sich, dem alle Tüchtigkeit entspringt. Sie ist die Kraft, die die Bewegung schafft, die Hände rührt, die gern sich rühren, sie setzt dem Willen stolze Ziele, entwickelt Leben überall. Sie läßt den Menschen nimmer rasten, die Energien des Alls sich zu gewinnen. Sie treibt den Denker, aus den Sternen den Sinn der Welt, des Daseins Grund herauszulesen.

Dort scheint am stärksten sie zu keimen, wo Menschen „ganz" das tun, was ihr Beruf. Die Sachlichkeit ist eine Aeußerung von Kraft zur Liebe. Die deutsche Liebe zu der Sache, der Fleiß, die uns zu eigen sind, sind eine starke Hoffnung für die Zukunft.

Es ist ein tief Geheimnis, dieses Wechselspiel von Kraft und Liebe, das mehr erfühlt, als klar bewiesen werden kann. Die Liebe ist ein edles Erz, das anderen Erzen ist verbunden; und mählich nur im Laufe der Geschichte, da früher, später dort, vermag sie rein sich loszulösen und mag zu wirken ohne die Verbindung mit Streben nach Gewinn, nach Ehren, Macht. Doch ist sie das, was jenen anderen Kräften die Tiefe ihrer Kraft verleiht. Wo der Entwicklung höchste Möglichkeit vorhanden, der Trieb zur Liebe, schlummernd oder schon geweckt, am stärksten in der Tiefe ruht, da ist die Kraft, sich zu behaupten auch am größten. Es ist kein Zufall, daß die Menschen starker Liebe tapfer sind. Das Vaterland und Freiheit, kommende Geschlechter, das Ziel der Menschheit, nicht das eigene Glück erfüllen ihre Seele. Sie können kämpfen, leiden, für die Sache sterben. Die materielle Macht, die Tüchtigkeit geschaffen, Gemüt und Geist der Völker schlagen ihre Schlachten. Die Zukunft ist der Preis der Völker stärkster innerer Kraft, der Preis der Stärke ihrer Liebe, die keimhaft sie in ihrem Wesen bergen.

Aus dem Gemüte springen unsere tiefsten Kräfte. Es ist die Sonne unseres Seelenlebens, gesammelt fruchtbar tiefe Liebe, der braunen Erde satter Kraft vergleichbar. Es ist die Quelle von Humor und Freude, der Deutschen Nibelungenschatz. Mit dem Gemüte überwinden wir des Schicksals Schläge, und im Gemüte liegt das tiefste Glück. Drum ist es von gewaltiger Bedeutung, dem Volke dieses Pfund zu sichern, das uns die Großstadt rauben will. Gemüt sind Schätze, die gesammelt sind in Ruhe, in Generationen von den Geschlechtern ländlich stillen starken Lebens. Gemüt ist Widerschein der Seele, das Leuchten der Erlebnisse, die unserer Seele Sieg geadelt hat. Allein das Land birgt jenes Gold, das in des deutschen Volkes Seele liegt.

Wir wußten nicht, was Liebe ist. Nicht Weichheit ist sie, son-

Digitized by Google

dern Kraft. Wir müssen sie an Großen lernen, wie Hindenburg, dem großen König, Stein, an Goethe, Kant. Gerade Friedrich, den nur scheinbar kalten, ihn machte seine reiche Liebe mit jeder Faser seines Wesens zum Diener seines Staats. Die Sache war ihm oberstes Gesetz. Und wenn die Sache es gebot, dann scheute er nicht Krieg und Härten.

Die Sachlichkeit ist ein Geheimnis aller Stärke. Sie ist der Quell genialer Art und lenkt das Denken und das Fühlen ungebrochen auf das Ziel, erhellt es tief, wo die geteilte Kraft der anderen im Dunkeln und Gewohnten bleibt. Die Sachlichkeit ist selbstlos; sie ist offensiv und handelt, ohne rechts und links zu sehen. —

Die Liebe flutet unaufhörlich in das Leben und kehrt stets von neuem ihre Wellen an die Menschenherzen, der Meeresbrandung gleich.

Sie rührt das Leben an, behütet vor Erstarrung, befruchtet, lindert, rettet, kost und tröstet, ermüdet nie und schafft und trägt, beglückt und dient, entzückt und leidet, begeistert, spannt die Kraft zu Riesenstärke, verbindet uns durch Werke und Gefühl. Doch wo der Selbstsucht enge Gier sich ihr entgegenstemmt, wo satte Ruhe, Heuchelei und Lüge ihren Fluß eindämmen, da wird sie zum empörten Element, das jeden Widerstand zerbricht. Da fährt sie durch im heiligen Zorn.

Die Liebe ist das Meer der Ewigkeit. Das Leid gleicht Schiffen, die in ihm versinken. Das Wasser schließt sich über sie zusammen, und weiter geht das stete Wogen seiner Wellen, das Ewigkeit verkündet und den Frieden bringt.

„Die Liebe höret nimmer auf".

Sie ist des Vaters Arm, der immer neu die Welt umfängt.

Die Liebe ist die Gotteskraft, die hintersinnlich in der Menschheit wühlt, sie ist der Urgrund aller Menschheitswehen.

Schluß folgt.

Miles / Mein Bursche

Bei Kriegsbeginn mußte man unter den alten Landwehrleuten lange herumfragen, bis sich einer bequemte, das Amt eines Burschen anzunehmen. Jeder hatte sich draußen im Leben durchgesetzt, stellte in Staat und Gemeinde etwas vor, hatte schon dreimal zum Reichstag gewählt und war König und Patriarch in seiner Familie. Vor dem militärischen Gehorsam scheute sich keiner, aber Bursche sein — nein. Diener sein, niedrigste Arbeiten verrichten, hierhin und dorthin geschickt werden, nicht Persönlichkeit, sondern immer nur Schatten einer anderen Person sein, das ging den stolzen alten Kerlen gegen den Strich. Dem Hauptmann, überhaupt jedem militärischen Vorgesetzten gehorchen — gewiß, denn das muß sein und hat Sinn; Dienstboten abgeben — um keinen Preis in der Welt!

Gestern hörte ich meinen Burschen erzählen: „Jetzt sind es gerade neunundzwanzig Monate, daß er zu mir sagte: „Sie werden bei mir Bursche sein". Da habe ich mich elend gefuchst, später aber haben wir uns zusammengebissen, und jetzt geht es gar nicht mehr anders."

Er hat recht, Becker: es geht nicht mehr anders. Wir beide gehören zusammen wie die Pelle zur Wurst. Einmal sollte Becker Urlaub bekommen. Er fragte mich, wann ich wohl führe? Nun, in drei Monaten? Da ließ er sich auf der Liste zurückstellen und wartete. Das wollte ich natürlich nicht. Es sei schon besser, belehrte er mich. Auf der langen Bahnfahrt sei doch auch vielleicht mancherlei zu helfen. Na, und dann seien auch die Stiefel und das ganze Lederzeug und die Pistole ... wenn er zurückkomme und ein anderer habe vierzehn Tage lang daran herumgefummelt, das könne was Schönes geben. Jeder meine, er könne so ein paar Stiefel auch ohne weiteres putzen, aber — na, er wolle weiter nichts sagen ...

So wartete mein Bursche drei Wochen und fuhr mit mir.

Draußen ist er Steinsetzer. Draußen, das ist all das, was mit Heimat und Frieden zu tun hat. Kein besseres Dokument kann es geben, daß wir durch und durch Kriegsvolk, Nation in Waffen geworden sind, als diese Umkehrung des Sprachgebrauchs. Er hat schön verdient in seiner Profession, wie er mir einmal erzählte. Aber das mußte er auch; denn er hat Frau und sechs Kinder. Die werden immer satt. Aber eine Freude sei es doch, zu sehen, wie es ihnen allen so schmecke. Immer habe er, wenn wieder eins geboren wurde, Schluß machen wollen; aber so ein Pepo sei da — ganz auf einmal. So wurden es eben sechs. Schad' nichts. Seine Frau sagte immer, sie habe kleine Kinder so gern. Na, und er mache gerne Taufe, da gebe es immer „fett'ge Sachen". Was die Aelteste sei, die gehe nun schon bald ans Verdienen. Wie lange wird's dauern, da ist immer wieder eins so weit und helfe mit wirtschaften. Gesund seien sie alle, und die Jungen müßten auch Steinsetzer werden. Straßen und Brücken müssen immer gebaut werden, und das bringe Geld. Wenn nur die Kleine erst aus dem Gröbsten heraus sei. Das sei ein Kriegskind, aber ganz, ganz zart. Und die Frau sei auch immer leidend seit ihrer letzten „Geschichte". Na ja, die lange Trennung und die vielen Sorgen ..., wenn eine Frau das alles allein tragen müsse ... Und das kleine Hannchen sei so zart, ach Gott, das wäre doch schrecklich, wenn ...

So erzählt mein Bursche. Um seine Würde zur Geltung zu bringen, nennt er sich manchmal meinen „Silberdiener". Und so heißt er nun schon über zwei Jahre bei den Kameraden. Damit ist seine Ausnahmestellung gegeben. Sein ganzes Tun und Trachten geht dahin, der Kompagnie den „Alten" zu pflegen. Er sieht die Stöße der Schriftstücke und Karten auf meinem Tisch, er hört das ewige Telephon und läßt Tag und Nacht Meldungen ein- und ausgehen. Er atmet die Verantwortlichkeit der Kompagnieführerstellung, und da wir ja immer alle so eng aufeinanderhocken, muß ich manchmal Gespräche mitanhören: „Ihr gloobt nich, wie der alles genau nimmt; wie der sich sorgt, daß er jedem gerecht wird." So macht mein Bursche in sozialer Vermittlung. Freilich beginnt der vernünftige Mensch für ihn erst bei dem Verheirateten. „Er ist Junggeselle, da müßt ihr ihm eben manche Mucke zugute rechnen." Also nicht nur die alten Jungfern, sondern auch ältere Knaben ohne Ehestellen ..., das ist ja recht erbaulich!

Mein Bursche ist mein Herr. Er bestimmt, wann ich esse, welchen Rock, welche Stiefel ich heute anziehe, ob ich eine Zigarre rauche, einen Kognak trinke, und als ich einmal am Nachmittag ein bißchen für mich lesen wollte, sagte mein Bursche: „Und nu mechten mer lieber schlafen, die Nacht missen mer ja doch wach sein." Da löschte er das Unterstandslicht aus.

Es gibt oft Kämpfe zwischen uns. Zwar hat sich Becker im September 1914 das Eiserne Kreuz verdient, und zwar auf eine Weise, die keinerlei Schematisches enthält. Aber ein Offizier, so meint er, sei nicht für Schleichpatrouillen und derartige Kinkerlitzchen da, sondern für seine Leute. Becker macht ein Gesicht wie eine Frau, der der Mann den neuen Hut abgeschlagen hat, wenn ich sage: „Revolver nachsehen, ich gehe heute nacht auf Patrouille." Die Patrouille ist jedenfalls lange nicht so unbequem wie Beckers Verhalten, bis ich

Digitized by Google

hinaussteige. Verlange ich erst noch einen Happen zu essen, so setzt er mir den Teller hin wie ein Trumpfaß. Dann ist Spannung zwischen uns beiden. Er folgt mir schweigend bis an den Ausstieg, und hier steht er noch, wenn wir wieder hereinkommen. Dann atmet er einmal tief auf, wie einer, der eine schwere Last niedergesetzt hat, und brummt dann: „Un warmer Kaffe is ooch fert'g." Ich komme in meinen Unterstand. Da ist der Tisch gedeckt wie zu einem Geburtstag, und Becker hat in drei Stößen die Post aufgebaut: Päckchen, Briefe und Zeitungen. Während er mir einschenkt, gibt er mir noch einen Verweis: daß ich doch das mit dem Patrouillengehen nicht lassen könne, die drüben würden mich schon noch einmal haschen .... und immer geht er um mich herum; denn er muß sich zu tun machen um mich, er muß sorgen um mich, nachdem er für mich gefürchtet hat.

Wie Becker sich sein Eisernes Kreuz erwarb, muß ich doch noch erzählen. Ein Birkenwäldchen mußte durchsucht werden, ob der Feind darin sei. Becker ging mit vorgestrecktem Gewehr in der Schwärmlinie, da überkam ihn auf einmal ein Gefühl, das ihm gebieterisch vorschrieb, Krieg Krieg sein zu lassen, seinen Oberkörper einen halben Meter herabzusenken, dabei in Kniebeuge zu gehen und den Herbstwind durch die innere Seite seiner Hose pfeifen zu lassen. Eine friedlichere Sache kann man sich doch nicht denken. Die fünf Franzosen aber, welche just auf den diese befreiende Tätigkeit Verrichtenden stießen, schienen ganz Entsetzliches zu ahnen: sie erschraken furchtbar, und Becker beherrschte die Situation. Das machte er so, daß er ruhig weiterhocken blieb, sein Gewehr anlegte und zweimal in die Kerle hineinschoß. Einer fiel um, und die anderen vier hoben die Hände hoch. Nachdem Becker nun sein Geschäft erledigt hatte, ging er auf die viere los, ersuchte sie, immer hübsch vor ihm herzugehen, weil er sonst bum bum machen müßte, und lieferte sie beim Hauptmann ab. Als er die näheren „Umstände" erzählte, hub allenthalben ein gewaltiges Lachen an, und Becker bekam das Eiserne Kreuz, weil der Anschlag in jener Hockstellung doch nicht leicht war. Er kam aus dem Staunen nicht heraus. Als er von seinem ersten Urlaub zurückkam, erzählte er, wie sich daheim alle über sein Eisernes gefreut hätten. Das kleine Hannchen aber habe immer danach mit den Händchen gezappelt. Er habe sich über ihren Korb biegen müssen, dann baumelte das Eiserne herab, und Hannchen habe immer danach gehascht. Ach, sie sei so drollig, aber zart, zart ....

Mein Bursche bekommt jeden Tag eine Postkarte, die Kinder wechseln sich ab. Sie erzählen gewissenhaft all ihre großen und kleinen Erlebnisse. Emil geht noch nicht in die Schule, beherrscht die Kunst des Schreibens noch nicht, aber die Aelteren führen ihm die Hand. So müsse es sein, sagte mein Bursche einmal zu mir: Aeltere müssen Jüngeren immer die Hand führen. (Er philosophiert ab und zu einmal.) Die Aelteste aber, die bald ans Verdienen geht, schreibt auf der Adresse stets gewichtig: „Herrn ...., Ritter p. p."

Die Weltanschauung meines Burschen hat keinerlei Weichliches. Er ist Steinsetzer. Auf dem Thron sitzt die Ordnung. Nun sei das ja allenthalben verschieden, bei den einen heißen sie Republik, bei anderen Monarchie, bei ihm daheim „der Vater". Weiter möchte er noch sein Programm entwickeln. Aber wenn sein „bei mir daheim" dazwischen kommt, so ist es meistens aus. Das hält ihn dann fest. Hannchens Fingerchen zerknüllen Philosophie und Weltanschauung.

Uebrigens sei das nicht richtig, wenn die Reichen immer meinen, bei den Sozialisten werde nicht pariert. Und ob! Ohne Gehorsam geht es eben nirgends. Der Krieg sei doch eigentlich großartig, wie da jeder sofort den Befehl ausführen müsse. Und es auch immer täte, ohne im Innern zu fragen. Ordnung, Autorität! Allerdings, zu weit dürfe diese auch nicht gehen. Ein großer Denker habe ein Buch geschrieben, wie einmal alles eingerichtet werden solle. Danach sollen auch die Kinder gemeinsam erzogen werden, von Staats wegen und nicht von den Eltern. Nein, das gehe zu weit. Kinder gehören zu den Eltern. Er sich seine Kinder nehmen lassen? Das mit der Erziehung, das könne er selber am besten. Denn dazu gehöre Liebe. Und wer könne ein Kind so liebhaben, wie die eigenen Eltern ...?

Ueber den Krieg denkt mein Bursche sehr einfach. Daß wir siegen, steht für ihn fest. Denn wenn wir je zu besiegen wären, hätte es den Feinden jetzt gelingen müssen an der Somme. So etwas brächten sie doch nicht wieder auf. Auch seien ihrer ja zu wenig, weil die Franzosen das Kinderkriegen nicht mit dem nötigen Ernst betrieben hätten. Bei uns dagegen quelle überall der junge Sproß. Und nun ist er wieder daheim. Politik, Weltanschauung, Schützengraben, Fourier ... alles mündet bei der Mutter und den Sechsen. Was vermag der alte Fourier gegen Hannchen?!

Der Krieg dauere lange, das sei wahr. Aber es sei auch ganz gut, daß er gekommen sei. Früher habe man alte Tapeten mit Brot abgerieben, das werde es nach dem Kriege nicht mehr geben. Jetzt sähe man einmal, daß Geld allein es auch nicht mache, wenn nicht zu essen da sei.

Und nun kommt er auf ein Thema, bei dem sogar Hannchen im Hintergrund verschwindet. Die öffentlichen Mädchen seien allgemein verachtet; aber noch viel gemeiner seien die Kriegswucherer. Und die stehen gerade oft in hohem Ansehen. Solchen Lumpen sei das Betrügen so sehr zur zweiten Natur geworden, daß sie gar nicht mehr daran dächten, etwas Schändliches zu tun. Jeder Dieb wisse doch wenigstens, daß er stehle. Wenn wir wieder einmal Uebungswerfen mit scharfen Handgranaten veranstalteten, möchte er, daß ein paar Schock solcher Gauner als Ziele aufgestellt würden.

Ich konnte mich durchwühlen, wie ich wollte, ob dieser Steinsetzermoral: mein Bursche hatte nicht so unrecht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese Nacht ging ich durch den Graben. An der Schulterwehr vor meinem Unterstand blieb ich stehen. Ein Licht brannte drinnen, und durch die Türritze sah ich Becker sitzen. Er saß da, auf einem Schemel, die Arme hingen herab, nichtstuend. War das mein Bursche oder ein ganz anderer? Noch nie hatte ich sein Gesicht so gesehen, dieses Gesicht. Ein Fremder saß in meinem Unterstand.

Da — jetzt hatte ich's. Das Gesicht, das mein Bursche mir sonst immer gezeigt hatte, war ein militärisches, ein dienstliches gewesen. Seine Züge waren gegeben gewesen durch die Forderungen des Tages. Jetzt ruhte er aus, und da trat der wahre Becker hervor. Wie viele Falten der doch hatte! Eine jede war wohl schon vor Jahren durch irgendeine schwere Sorge hineingemeißelt worden. Das Kommen der Kinder, die Angst um die „Mutter", Sorgen um das tägliche Brot, Kummer und Mühen, Kämpfen um Geltung in der Welt, Krankheit und Tod, und nun schon neunundzwanzig Monate fern von allen, von der „Mutter", von Lenchen, von Max, von Fritzen, von Anna, von Emil, von — — —, jetzt huscht ein Sonnenschein über das runzelige Gesicht; Hannchens Fingerchen wischen alle Falten weg.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Zeppelin

Dein Glaube hat dir geholfen.
Jesus.

In einem Alter, in dem andere mit Recht der Ruhe pflegen, fing Zeppelin sein Werk an. Hinter ihm lagen schon Leistungen, Rang, Lorbeer, Volkstümlichkeit. Er aber setzte alles aufs Spiel und ging als bejahrter Mann unter die Erfinder. Einen Narren ließ er sich schelten. Seinen Besitz gab er hin. Die ersten Versuche waren eine Reihe von Enttäuschungen. Kein Glaube kam ihm entgegen. Wie grausam ist das große Volk der Gebildeten und Ungebildeten, solange es keinen Erfolg sieht! Einige Treue im Süden und in westfälischen Bergen — der württembergische König voran —, harrten bei ihm aus und ließen sich durch nichts draus bringen. Die alte Geschichte von dem Meister und den paar Jüngern wiederholt sich, solange die Welt steht. Unbeschreiblich groß bleiben die ersten Tritte voll Mißerfolgs, Tastens, Versuchung, welche doch den festen Glauben an die Sache nicht überwältigen. Es ist gar nicht wahr, daß der Mensch unglücklich ist, wenn er leidet, wenn er verspottet wird, wenn der Erfolg an seinem Haus vorbeigeht; solange der Glaube in ihm brennt als heiliges Herdfeuer, ist er mit höherer Macht im Bund. Im Gegenteil! Nachher können es die anderen auch; aber vorher in dem Riesenringen mit Zahl und Stoff, mit Wind und Wetter, mit Zufall und Unzulänglichkeit nicht unterliegen, das sind die Stunden, da ein Held geboren wird. Seine Mutter, die ihn im Schoß trägt, heißt Geduld, und sein Vater, der ihn zeugte, heißt Glaube. Unverwundbar sind solche Menschen. Sie müssen ans Ziel gelangen. Ihr Stern führt sie. Und er leuchtet für sie in finstrer Nacht. Wer keine Schrecknisse und Furchtsamkeiten auf sich nehmen kann, ist nicht geschickt zum Bahnbrecher. Ein Tag, wie der bei Echterdingen, konnte auch Helden knicken. Damals sprang der Funke durch das ganze deutsche Volk: es erkannte seinen deutschen Liebling im Sturm mit den Wellen. Es war eine Stunde, in der auch ein Petrus untersinken konnte, trotz alles Glaubens. Da klang's von Nord und Süd, von Ost und West: „Kein Sturm darf dich verschlingen. Deine Sache ist unsere Sache. Wir glauben an dich." Zeppelin hatte zum erstenmal wieder das deutsche Volk zu seinem einheitlichen Nationalgefühl erweckt. Der 1. August 1914 wurde zu Echterdingen geboren!

Und nun war es ein herzerquickendes Arbeiten. Viele Fährlichkeiten kamen und kommen. Aber das Eis war gebrochen; der Frühling war da. Die Zukunft stand sicher. Das Volk trat hinter seinen Meister und hielt ihm nun die Treue und wird sie ihm halten, solange deutsche Zunge spricht. Der Luftgraf reitet mit Wotan über die Nebel, grüßt ehrerbietig seinen alten Kaiser und Bismarck und geht zu Luther und singt mit ihm zusammen: „Ein' feste Burg ist unser Gott", und der Himmel horcht auf. Das Lied des Glaubens klingt wie Donnergrollen über die Erde hin, und seine Klänge fliegen vor den deutschen Heeren her wie Sturmvögel. Der Herrgott aber spricht: „Dein Glaube hat dir geholfen!"

Deutsches Volk, du hast viel verloren. Ja, was geht in diesem Krieg von uns fort und kommt niemals wieder! Eins bleibt unser Stecken und Stab: Glauben können, glauben wollen! Glauben ist Urkraft. Der Glaube an den Sieg wird uns von niemand ausgeredet. Er liegt in unserem Blut, geht mit uns von Morgenröte bis zum Abendsonnenschein und erinnert uns an unsere Führer und Herolde. Man muß auch Narr sein können, wenn man sich eins weiß mit der Geschichte und mit Gottes Willen.

Soziale Bewegung

Die Geschlossenheit aller Arbeiterorganisationen wird neuerdings in einem besonderen Aufsatz des Hauptorgans der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine („Der Gewerkverein") durch seinen neuen Vorsitzenden Hartmann nachdrücklich gefordert. Es sei wünschenswert, wenn der „Burgfriede", der jetzt zwischen den Arbeiterorganisationen verschiedener Richtung bestehe, in die Friedenszeit mithinübergenommen würde. Dieser schon in einer Entschließung des Zentralrats der Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften vom 14. Mai 1915 ausgedrückte Wunsch habe nach der gemeinsamen Tagung aller deutschen Arbeiter- und Angestelltenverbände am 12. Dezember 1916 in Berlin eine neue Bekräftigung erfahren. Heute schon seien die ungeheuren Aufgaben zu erkennen, die den Organisationen bevorstehen, wenn der Frieden einkehrt. „Schon jetzt können und müssen die Vorbereitungen für die Gemeinschaftsarbeit im Frieden getroffen werden. Die Männer, die bisher auf so vielen Gebieten zusammen beraten haben, sie müssen auch in der Folgezeit öfter zusammentreten, wenn es Fragen zu lösen gibt, die allgemeine Arbeiterinteressen betreffen. Die Organisationen sollten sich entschließen, einige ihrer Führer zu beauftragen, mit den Vertretern anderer Richtungen in dauernder Verbindung zu bleiben. Auf diese Weise ließe sich eine Art Zentralinstanz schaffen zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten. Die Forderungen der Arbeiter würden dadurch ein ganz besonderes Gewicht erhalten. Auch der Gesetzgebung gegenüber würde ihr Einfluß größer, da viel mehr politische Parteien über die Wünsche der Arbeiter unterrichtet und für sie interessiert werden könnten. Selbst auf das gegenseitige Verhältnis zwischen den Organisationen würde ein solches Zusammenarbeiten eine bessernde Wirkung ausüben. Vorteil davon hätten alle Richtungen und nicht in letzter Linie die gesamte deutsche Arbeiterschaft." Die gute Aufnahme, die dieser neue Appell an die Einheit und Geschlossenheit der deutschen Gewerkschaftsverbände in ihrer Fachpresse findet, scheint eine baldige Durchführung der erfreulichen Anregung zu verbürgen.

Das Recht reklamierter Arbeiterkrieger. In den Arbeiterkreisen herrscht immer noch nicht genügend Klarheit darüber, welche Rechte den reklamierten Arbeitern zustehen. Die Gewerkschaftspresse bemüht sich deshalb eifrig um Aufklärung in dieser für zahlreiche Arbeiter wichtigen Frage. So schreibt der „Regulator" der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer: Es ist notwendig, sich darüber klar zu sein, zu welchem Zweck die Heeresleitung Soldaten aus der Front zurücknimmt und zur Arbeit kommandiert. An den Fronten haben wir bei den vielen Feinden nie zu viel Soldaten. Wenn sich dennoch die Heeresleitung entschließt, Soldaten aus der Front wegzunehmen, dann deshalb, weil sie weiß, daß diese Soldaten als Facharbeiter in dem Betrieb, wohin sie kommandiert werden, noch notwendiger sind. Hört der so kommandierte Soldat in diesem Betrieb auf zu arbeiten, dann fällt der Zweck, weswegen er aus der Front genommen wurde, weg, und er kommt wieder an die Front, wo er notwendig ist, wie vorher. Das ist ein logischer Vorgang und hat mit dem Schützengraben als Strafandrohung nichts zu tun. Diese abkommandierten Soldaten sind aber nicht schutzlos dem Arbeitgeber ausgeliefert, denn sie stehen ja jetzt unter dem Hilfsdienstgesetz. Hat also ein in einen Betrieb kommandierter Soldat Veranlassung zu Beschwerden, sei es wegen der Bezahlung, der Behandlung oder anderer Dinge, dann wendet er sich an die in dem Hilfsdienstgesetz vorgesehenen Instanzen, die genau so für ihn eintreten, wie für jeden anderen Arbeiter. Die ganze Beschränkung des abkommandierten Soldaten besteht darin, daß er ohne vorherige Anrufung dieser Instanzen und ohne Abwarten deren Entscheidung die Arbeit nicht verlassen darf. Sind die unteren Instanzen erschöpft und hat der kommandierte Arbeiter nach seiner Ansicht sein Recht nicht erhalten, dann wendet er sich an seine Organisation, und diese kann sich, nach Prüfung des Sachverhalts, dann beschwerdeführend an das Kriegsamt wenden. Ungerechtigkeiten können also auch bei kommandierten Soldaten beseitigt werden. Einschränkungen aller Art bringt die Kriegszeit eben mit sich, davon werden nicht nur die Arbeiterkreise betroffen.

Die Gewerkschaftsverbände und der preußische Landwirtschaftsminister. Im Preußischen Abgeordnetenhause hat Minister von Schorlemer-Lieser heftige Angriffe gegen eine Eingabe aller großen Gewerkschaftsverbände an das Kriegsernährungsamt gerichtet, weil sie eine scharfe Kritik gegen den Landwirtschaftsminister enthält. Die beanstandete Stelle lautet: „Die im Kriegsernährungsamt konzentrierte Staatsgewalt ist nicht imstande, die aufgezählten Verbrechen an der Nation wirksam zu verhindern, weil einzelne bundesstaatliche Regierungen jeden tieferen Eingriff in die landwirtschaftliche Ernährungswirtschaft verhindern. Vor allem ist es das preußische Landwirtschaftsministerium, das sich schützend vor die privatwirtschaftlichen Ansprüche der Landwirte stellt und diesen eine Ausnützung der Lebensmittelnot des deutschen Volkes sichert, die das Reich in die größten Gefahren bringen muß. Es muß ausgesprochen werden, daß der preußische Landwirtschaftsminister als der Mittelpunkt aller Wider-

stände in der Lebensmittelversorgung betrachtet werden muß, dessen Walten mit einer gesunden, ausgleichenden Regelung der Volksernährung im Kriege absolut unvereinbar ist. Bundesstaatliche Schranken, Rücksichtnahme auf die Erzeuger und Scheu vor schärferen Kontrollmaßregeln müssen dazu dienen, die Wege offenzuhalten, auf denen die Durchführung unserer Ernährungswirtschaft vereitelt und ihr Ansehen in allen Volksschichten zum Gespött gemacht wird. Die Arbeiter und Angestellten, die allezeit ihre Kräfte in den Dienst der Landeswohlfahrt und Kriegswirtschaft gestellt haben und deren Vertretungen über die Stimmungen unseres Volkes wohlunterrichtet sind, müssen gegen die Fortdauer dieser Zustände lebhaften Einspruch erheben und eine Neuordnung der Ernährungsverhältnisse verlangen, die für eine gerechte, aber auch strenge Durchführung der Verteilung der zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel bürgt." — Wegen dieser Stelle in der langen, mit zahlreichen praktischen Vorschlägen zur Abänderung tatsächlicher Mißstände reichlich versehenen Eingabe hat der Minister das ganze Schreiben verächtlich ein „Machwerk" genannt. Dagegen hat schon der Zentrumsabg. Giesberts protestiert, obwohl ein Teil seiner Parteifreunde dem Minister recht gegeben hatte. Die Gewerkschaftsverbände aller Richtungen, die diese Eingabe unterzeichnet und auch gleichzeitig eine ähnliche an den Reichskanzler gerichtet hatten, werden die Antwort dem preußischen Landwirtschaftsminister nicht schuldig bleiben.

Vom Reichsamt für Sozialpolitik. Im Hauptausschuß des Reichstages kam bei der Beratung eines Antrages auf Anstellung eines weiteren Unterstaatssekretärs auch die Frage zur Erörterung, ob es nicht zweckmäßig sei, das Reichsamt des Innern in zwei Aemter zu zerlegen, von denen das eine die rein wirtschaftlichen, das andere die sozialpolitischen Angelegenheiten zu regeln hätte. Bei dieser Gelegenheit schilderte der Staatssekretär Dr. Helfferich eingehend, wie der Krieg trotz der Schaffung des Kriegsamtes dem Reichsamt des Innern eine enorme Mehrbelastung gebracht hat. Die Arbeiten werden auch beim Uebergang in die Friedenswirtschaft nicht geringer werden. Die Demobilisierung der Wirtschaft bietet ungeheuer umfassende und schwierige Aufgaben. Die Reichsstelle für Uebergangswirtschaft steht in engem Zusammenhang mit dem Reichsamt des Innern. Dazu kommen die organisatorischen Aufgaben. Vielfach müssen neue Formen gefunden werden. Viele der jetzt hinzugekommenen Aufgaben werden dauernd sein. Das Verhältnis zum Ausland, insbesondere zu den Verbündeten erfordert viel Arbeit. Der Geschäftskreis des Reichsamtes des Innern ist schon in normaler Zeit sehr groß gewesen. Manche Dinge stehen nur in lockerem Zusammenhang mit den ursprünglichen Aufgaben dieses Reichsamtes. Im Laufe der Zeit ist manches Neue hinzugekommen. Der gegenwärtige Zustand der Geschäftsverteilung ist nicht rein systematisch durchgebildet, sondern erklärt sich aus der historischen Entwicklung. Im Frieden wird eine Reform unumgänglich sein. Trotz des Umfanges der Geschäfte lassen sie sich alle von einer Stelle aus übersehen, eine Teilung in zwei Staatssekretariate ist nicht notwendig; die Nachteile einer solchen würden die Vorteile überwiegen. Die Abzweigung eines besonderen Handelsamtes würde nur zu Reibungen führen, zusammengehörige Dinge würden auseinandergerissen werden. Die wirtschaftlichen Angelegenheiten stehen in engem Zusammenhang mit den sozialpolitischen, sie im Zusammenhang zu behandeln und diesen aufrechtzuerhalten, ist die wichtigste Aufgabe des Staatssekretärs, der sehr wohl den ganzen Geschäftskreis übersehen kann. Jedes große Unternehmen muß letzten Endes von einer Stelle aus geleitet werden. Die Unterstaatssekretäre können mehr selbständig sein, als dies bei Ministerialdirektoren möglich ist. Dadurch wird der Staatssekretär entlastet. Auch der Reichskanzler habe als Staatssekretär des Innern sich überzeugt, daß eine Teilung des Amtes nicht zweckmäßig sei. Ein festes Programm für die Demobilisierung und die Arbeitsbeschaffung läßt sich heute nicht aufstellen. Das hängt von zu vielen noch nicht übersehbaren Faktoren ab. Die Arbeitsnachweise allein werden für die zurückkehrenden Arbeiter nicht genügen. Unter Umständen müssen Notstandsarbeiten in Angriff genommen werden. Den sozialpolitischen Fragen werde im Reichsamt des Innern die allergrößte Aufmerksamkeit zugewandt; die erforderlichen Vorarbeiten seien bereits im Gange. Auch würden dort, wo Arbeiterfragen zur Verhandlung stehen, Arbeitervertreter zugezogen werden.

Beamtenkonsumvereine im Kriege. Zu den Angriffen, denen der Minister der öffentlichen Arbeiten infolge des gemeinsamen Warenbezuges der Eisenbahnbeamten ausgesetzt gewesen ist, hat er sich folgendermaßen geäußert: „Der von mir zum Schutz des gewerblichen Mittelstandes und des Kleinhandels in Friedenszeiten vertretene Standpunkt, daß der gemeinsame Warenbezug durch Eisenbahnbedienstete von der Verwaltung nicht zu begünstigen sei, hat sich bei der im Verlaufe des Krieges eingetretenen Knappheit und Verteuerung der Lebensmittel nicht aufrechterhalten lassen. Die Unmöglichkeit, zu einigermaßen angemessenen Preisen Lebensmittel im Kleinhandel zu erwerben, zwang die Bediensteten an vielen Orten, sich zum gemeinsamen Einkauf von Nahrungsmitteln der einen oder der anderen Art zusammenzuschließen. Angesichts der außerordentlichen Anforderungen, die in immer steigendem Maße an die Eisenbahnverwaltung und ihr Personal gestellt werden, war es zwingende Notwendigkeit, den Bestrebungen des Personals nicht nur nicht entgegenzutreten, sondern sie zum Wohle der Allgemeinheit zu fördern. Die Beamten und Arbeiter können mit Recht erwarten, daß die Eisenbahnverwaltung ihre Lebenshaltung mit allen Kräften erleichtert. Wenn zu diesem Zwecke gestattet worden ist, daß den Eisenbahnvereinen und Wirtschaftsausschüssen für deren Lebensmittelbezug Räume zur Verfügung gestellt und daß von den Bediensteten die mit dem An- und Verkauf verbundenen Geschäfte in den Dienststunden vorgenommen werden, so sind dies Maßnahmen, die in der breiten Oeffentlichkeit jedenfalls volles Verständnis finden und als durchaus gerechtfertigt anerkannt werden. Wie eine Schädigung des gewerblichen Mittelstandes hiermit keineswegs beabsichtigt ist, wird hiervon schon um deswillen nicht die Rede sein können, weil es sich nur um verhältnismäßig kleinere Mengen und im wesentlichen um Waren handelt, die im Kleinhandel überhaupt nicht oder nicht zu angemessenen Preisen erhältlich sind. Tatsächlich ist der Verwaltung auch nicht bekanntgeworden, daß Angehörigen des gewerblichen Mittelstandes, die Lebensmittel zu angemessenen Preisen angeboten hätten, ein Nachteil zugefügt sei. Unter diesen Umständen bedaure ich, eine Rückgängigmachung der getroffenen Anordnungen bei allem Wohlwollen dem gewerblichen Mittelstand gegenüber nicht in Aussicht stellen zu können."

Die deutschen Gewerkschaften im Kriege. Von einem berufenen Führer und genauen Kenner der deutschen Gewerkschaftsorganisationen, von August Winnig, ist soeben im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt eine eingehende Darstellung des Verhaltens und der Stimmung der deutschen Gewerkschaften während des Weltkrieges veröffentlicht worden, die aufmerksame Beachtung verdient. Die als 87. Heft der Jäckhschen Schriftensammlung „Der Deutsche Krieg" erschienene Broschüre (Preis 50 Pf.) schildert zunächst, welch bedeutende Macht die deutschen Gewerkschaften allein schon durch die Zahl ihrer Mitglieder, dann aber durch ihre großartige Organisation und Disziplin darstellen. Sie verschweigt nicht das stark auf „Hochspannung" angelangte Verhältnis, in dem die Gewerkschaften noch im Frühjahr 1914 zur Regierung und zu den Arbeitgebern standen, und weist dann nach, daß trotzdem das patriotische Bekenntnis, das die Gewerkschaften am 4. August 1914 und am 2. Dezember 1916 durch Wort und Tat ablegten, keinen Bruch mit ihrer Vergangenheit darstellt, daß es aber auch nicht einfach eine Selbstverständlichkeit war. Winnig zeigt, wie die Gewerkschaften, indem sie unausgesetzt die materielle Besserstellung der Arbeiter verlangten und förderten, es diesen ermöglichten, sich allmählich allgemeineren Interessen und geistiger Bereicherung des Lebens zuzuwenden. Damit war aber die Grundlage geschaffen, einerseits für ein kulturelles Gemeinsamkeitsgefühl, das die Arbeiter nach den zerklüftenden Einwirkungen des Klassenkampfes die geistigen Güter der Nation klarer und freudiger erkennen ließ, andererseits für die nationalökonomische Einsicht, daß eine blühende deutsche Industrie Lebensbedingung für die Wohlfahrt auch des „vierten Standes" ist, daß also Arbeitgeber und Arbeitnehmer sehr weitgehende gemeinsame Interessen haben. In der Linie dieser Entwicklung liegt die Stellung, die die Gewerkschaften in der Zeit des Weltkrieges eingenommen haben und die in Friedenstagen sicher noch schöne Früchte zeitigen wird.

Briefkasten

Alle Leser, die durch die Post oder eine Buchhandlung die „Hilfe" beziehen, werden an die erforderliche Neubestellung hierdurch erinnert. Die Kreuzband- und Feldleier finden ihre Rechnung in dieser Nummer.

B. N. in G. Die Vorträge, die Naumann Anfang Februar in Christiania gehalten hat, erscheinen als Broschüre in den nächsten Tagen im Verlage von Georg Reimer, Berlin. Für beide Vorträge „Die deutsche Seele" und „Die deutsche Sache" ist vor allem eine weite Verbreitung im neutralen Ausland erwünscht. Die richtigen Wege dazu zu finden, ist aber nicht leicht, vielleicht können Sie Vorschläge machen! Besten Dank im voraus.

Aus Gmünd und Karlsruhe sind uns Beträge von je 2.— M. ohne Angabe des Absenders und des Verwendungszweckes zugegangen.

Georg Sch., Landwehr-Regt. 111, Gefreiter Wilhelm B., 2. Landsturm-Inf.-Btl. Es freut uns, daß Ihnen die Zusendung der „Hilfe" so willkommen ist. Bestellt ist das Blatt für Sie und viele andere Parteifreunde durch die Fortschrittliche Volkspartei in Baden.

Aus Charlottenburg, Hölderlinstraße 11 ist uns eine Bestellung auf „Hilfe"-Nummern 1914—1916 zugegangen. Der Brief hatte keine Unterschrift.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Sechste Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe.
4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen,

auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Donnerstag, den 15. März, bis Montag, den 16. April 1917, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1917, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1918 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1918, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Es werden jeweils so viele Gruppen ausgelost, als dies dem planmäßig zu tilgenden Betrage von Schatzanweisungen entspricht.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4%ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½%ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf

Digitized by Google

Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110%, 115% oder 120%) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden . . . . . 98,— Mark,
„ „ 5% „ wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. April 1918 beantragt wird . . . . . 97,80 Mark,
„ „ 4½% Reichsschatzanweisungen . . . . . 98,— Mark

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 31. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 31. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 27. April d. J.,
20% „ „ „ „ „ 24. Mai „ „
25% „ „ „ „ „ 21. Juni „ „
25% „ „ „ „ „ 18. Juli „ „

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 90 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½% Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen der früheren Kriegsanleihen in neue 4½% Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 24. Mai 1917 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5% Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der ersten Kriegsanleihe erhalten eine Vergütung von M. 1,50, die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe eine Vergütung von M. 0,50 für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½% Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben M. 3,— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 2. Januar 1918 fällig sind, die mit April-Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. Oktober 1917 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Juli 1917, so daß die Einlieferer von April-Oktober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW 68, Oranienstraße 92—94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 20. April d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 24. Mai 1917 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

*) Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Berlin, im März 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Geschäftliche Mitteilungen

Unsere Leser verweisen wir besonders auf die diesem Hefte beigefügte Drucksache „Vierundfünfzig Briefe" an den Autor Otto Ernst über „Semper der Mann", welche im Verlag von L. Staakmann, Leipzig, erschienen ist.

LECIN

Appetitanregend

Blutbildend Nervenstärkend

in Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover

Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren

Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Luther

wie er lebte und wirkte für das deutsche Volk.

Dargestellt in Bildern von Hugo L. Braune, mit begleitendem Text von Kirchenrat Hesse.

Prachtausgabe in Leinenband 8 Mark.
Volksausgabe in Pappband 4 Mark.

Dieses Luther-Buch bringt auf über 100 Seiten in großem Quartformat neben dem begleitenden Text und reichem Buchschmuck 20 **mehrfarbig gedruckte Vollbilder.** — Als schönes Konfirmations-Geschenk, besonders in diesem „Luther-Jahr", sei das vornehm u. gediegen ausgestattete, aber dabei doch preiswerte Prachtwerk bestens empfohlen; die beiden Ausgaben unterscheiden sich nur im Einband, der Inhalt ist der gleiche, insbesondere enthält auch die Volksausgabe alle 20 Vollbilder.

Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Leipzig

Verlag der M. du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung Köln a. Rh.

Die Grundfrage der Ethik

Von **Dr. Erich Becher**
Professor a. d. Universität Münster

Preis brosch. M. 3.50, gebund. M. 4.50

Inhalt:

I. Die Grundfrage der Ethik. II. Untersuchung der Begriffe des Handelns und des Sollens. III. Der Wille der Mitmenschen als Grundlage des Sollens. IV. Die Gewissensethik. V. Das innerste, wohlüberlegte Wollen des Gewissens. VI. Die Förderung der Glückseligkeit als Grundforderung des rationalisierten Gewissens. VII. Erörterung und Verteidigung der Grundforderung. VIII. Die Erfüllung der Grundforderung. Die Tugenden. IX. Die ethische Beurteilung und die Strafe.

Heimatbücher deutscher Landschaften

zur Pflege des Heimatsinns

Die Nordmark. Von J. Schmarje u. J. Henningsen. Buchschmuck von C. Schröder. In Künstlerband 3 Mark.

Unsere märkische Heimat. Von Richard Nordhausen. Mit zahlreich. Abbildung. In Künstlerband 4 Mark.

Die rote Erde. Von Wilhelm Uhlmann-Bixterheide. Mit 5 Kunstbeil. u. Zeichng. v. Frida Teubler. In Künstlerband 3.50 Mark.

Niedersachsen. Von Bernhard Riemes. Buchschmuck von Erich Fricke. In Künstlerband 3.50 Mark.

Die Rheinlande. Von Karl d'Ester. Buchschmuck von Karl Bärenfänger. In Künstlerband 4 Mark.

Die Sammlung will festhalten, was heimische Dichter und Schriftsteller in charakteristischen Strichen und Linien von heimatlicher Erde und heimischer Art erzählen. → Ausführliches Werbeblatt vom

Verlag Friedrich Brandstetter in Leipzig

Aeltere Dame (Professorswittwe) in einer süddeutschen Universitätsstadt wünscht

kriegsverletzten od. hilfsbedürftigen Akademiker

in ihr Haus aufzunehmen. Mit Lebenslauf versehene Angebote unter **N. E. N. 533** an die Anzeigenstelle dieses Blattes.

Benno Erdmann
Professor an der Universität Berlin.

Wissenschaftliche Hypothesen über Leib und Seele.

Geb. M. 5.—, geh. M. 4.—, in Leder M. 5.50.

Dieses Buch ist entstanden aus einem Zyklus von Vorträgen, die der Verfasser vor einem zahlreichen Publikum in Köln gehalten hat. Über die Lehren des Materialismus, Spiritualismus, über das Seelenleben der Tiere und Pflanzen, über die Bewußtseinsvorgänge in den Menschen usw. wird eine klare und allgemein verständliche Darstellung gegeben. In der Ausbildung der psychophysischparallelistischen Weltanschauung, der herrschenden Hypothese, gipfelt das Werk.

Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung, Köln a. Rh.

Ich zahle 5 M.

jeden Monat und **bestelle** bei der Firma **E. H. Otto & Co., Berlin-Lichterfelde, Händelplatz 4, Verlagsbuchhandlung, für nur**

64 Mark

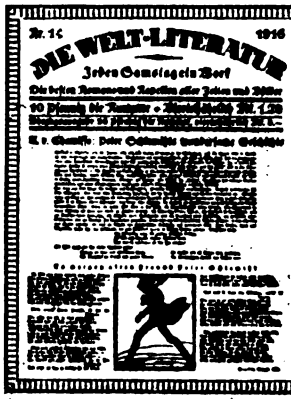
Gustav Freytags Ges. Werke

Serie I: 8 eleg. Bände M. 32.—, Serie II: 8 eleg. Bände M. 32.—. **Jede Serie auch einzeln gegen Monatsraten von 8 Mark.** (Jeder Band 20½ cm hoch, 13½ cm breit und ca. 600 Seiten stark.) Die sämtlichen Einzelausgaben dieses Dichters haben früher etwa 130 M. gekostet, es ist dies die **neue wohlfeile Gesamtausgabe.**

Inserat bei Bestellung einsenden.

Beste Musik-

Instrumente (Violinen, Zithern, Mandolinen, Gitarren, Lauten, Flöten, Trommeln, Trompeten etc.) direkt vom Fabrikationsorte. **Wilhelm Herwig,** Musikhaus in **Markneukirchen i. Sa.** Welches Instrum. verlangt wird, bitte anzug. Garant. f. Güte. Illustr. Preisl. frei.



Haben Sie schon Ihr Abonnement auf „Die Welt-Literatur"?

erneuert?

Diese umfangreiche und erstaunlich billige Sammlung der besten **Romane** und **Novellen** sollte in keiner Familie fehlen.

Zu beziehen durch jede Postanstalt, Buchhandlung oder direkt vom Verlag

„Die Welt-Literatur"
München 2.
Postscheck-Konto 5864.

Probenummer 10 Pf.

Bitte, berücksichtigen Sie die Inserate in der „Hilfe"

Strick-Wolle

ohne Bezugsschein lief. an Private (Muster postfrei, umsonst)

Erfurter Garnfabrik
Hoflieferant in Erfurt C. 31

R. RITTER & Co., Weingutsbesitzer
Ober-Ingelheim a. Rhein

Rheinweine von M. **2.—, 2.20—6.—,**
Ober-Ingelheimer Rotwein von M. **2.50, 2.75—6.—,** v. 12 Fl. an **ohne** Verp.
Cognac Weinbrand, vorzügliche Qualität, die Flasche M. **12.—.**

Preisliste gern zu Diensten. — Erste Auszeichnungen

Direkter Verkehr **Keine Reisenden**

Digitized by Google

22. März 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Blütige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 5683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 12

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Helle:** Der Kanzler und das deutsche Volk. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Krisis im Osten. — **Axel Schmidt** (früher: Riga): Die russische Revolution. — **Prof. Dr. Karl Doormann, M. d. R.:** Kein Bruch mit unserer Goldwährung. — **Hugo Hickmann:** Amor fati. — **Peter Mahr:** Die tiefste Kraft des deutschen Aufstiegs. — **Gottfried Traub:** Die höchste Höhe. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 11. März.

Frankreich und Italien haben mindestens die gleichen Nahrungsschwierigkeiten wie wir. In der französischen Kammer hat diese Tatsache wieder einmal in lebhaften Auseinandersetzungen einen Ausdruck gefunden, der nachher auch noch in Abstimmungen Bestätigung fand. Eine Tagesordnung des Abgeordneten David wollte die Regierung wegen ihres Versagens in der Lebensmittel- und Transportkrisis tadeln und hat 178 Stimmen auf sich vereinigt. Es ist dann freilich Herrn Briand doch noch gelungen, sich ein Vertrauensvotum geben zu lassen; 296 Abgeordnete fanden sich dazu bereit, das Vertrauen noch einmal zu bekunden, die 178 verließen derweil den Saal. — Auch in der italienischen Kammer trägt die Opposition ihr Haupt höher. Der Abgeordnete Duponi besprach unter heftigen Anklagen gegen die Regierung die wirtschaftliche Notlage des Landes. Es fehle an Rohstoffen und an Kohle. Das in Amerika bereits gekaufte Getreide werde von den deutschen U-Booten nicht hereingelassen. Dabei stehe eine schlimme Mißernte bevor. Die Latifundienbesitzer der Campagna nützten ihr Riesenland ungestraft und unbehelligt lediglich als Weideland. Die einzige Produktion, die in Italien gedeihe, sei die der schönen Phrasen. — Man kann nicht bestreiten, daß Herr Duponi damit so ziemlich recht hat. Nur kommt die Einsicht etwas spät.

Montag, 12. März.

Die Engländer haben Bagdad besetzt. Das ist ein Erfolg, der den Engländern gerade jetzt sehr gelegen kommt, weil der Name Bagdad seit Harun al Raschids Tagen einen zauberhaften Klang hat. Die Nachricht vom Fall der alten Kalifenstadt ist nicht bloß überaus gut zu verwerten für die Wühlerei unter den Arabern; sie ist auch in den Ländern der Entente höchst nützlich für die Belebung der Siegeshoffnungen. Und niemand kann leugnen, daß die Engländer Grund haben, sich ihres Erfolges zu freuen; ihr Waffenruhm im Orient, der durch Kut el Amara arg gelitten hatte, ist nun wieder hergestellt. Man soll sich aber durch das Triumphgeschrei der Feinde nicht allzusehr beirren lassen. Bagdad hat nicht mehr die Bedeutung von einst; sie ist eine Stadt, deren Zauber und Bedeutung in der Erinnerung liegt. Die Türken haben nach dem Verlust von Kut el Amara gar nicht anders handeln können, als sie es taten. Sie haben aus dem Mißgeschick die Konsequenz gezogen, die verhinderte, daß aus dem taktischen Mißgeschick ein strategisches wurde. Sie hätten gewiß Bagdad noch verteidigen können, wären aber leicht Gefahr gelaufen, zu einer Schlacht unter ungünstigen Bedingungen gezwungen zu werden: vor sich die Engländer und im Rücken die über Hamadan aus Persien vordringenden Russen! Durch den schnellen Rückzug sind die Türken der Gefahr der Umklammerung entgangen. Jetzt werden sie etwa bei Samarra Stellung nehmen, bis sie genug Kräfte zusammengezogen haben, um die Lage wiederherzustellen. Daß sie Bagdad dauernd den Engländern lassen werden, daran ist nicht zu denken.

Die offiziöse französische „Agence Havas" schreibt heute: „Die Westfront scheint aus ihrer Erstarrung heraustreten zu wollen. Die Anzeichen von Tätigkeit mehren sich und kündigen Ereignisse an, die man mit größtem Vertrauen erwartet." Die deutsche Frontverlegung an der Ancre hat den Franzosen offenbar sehr nachhaltig zu denken gegeben. Aus ihrer Presse merkte man schon länger, daß sie Offensivpläne haben, deren Durchkreuzung durch irgendwelche große deutsche Maßnahmen ihnen höchst unangenehm wäre. Sie wissen aus Erfahrung, wie sehr die Engländer, die im Stellungskrieg ihren Mann stehen, zu versagen pflegen, naturgemäß versagen müssen, sobald mit dem Wiederbeginn des Bewegungskrieges größere Anforderung an militärische Erfahrung und Schulung der Unterführer und Mannschaften gestellt werden. — Daß wir Deutschen die angekündigten Ereignisse erst recht „mit größtem Vertrauen erwarten", das braucht nicht besonders betont zu werden.

In Petersburg und Moskau gibt es infolge der schlechten Lebensmittelzufuhr blutige Straßenkrawalle. Das Militär hat Befehl bekommen, von der Waffe, selbst von den Maschinengewehren, Gebrauch zu machen.

Dienstag, 13. März.

Im Westen, an den alten Kampfstellen, lebhafte Gefechtstätigkeit. Französische Angriffe in der Champagne südlich von Ripont im wesentlichen vergeblich.

In Petersburg haben die Hungerkrawalle Formen angenommen, die darauf schließen lassen, daß die Aufrührer unter einheitlicher Leitung planmäßig vorgehen. Fast hat es den Anschein, als ob die Unruhen nicht bloß durch die Nahrungsnot verursacht sind, sondern politischen Triebkräften entspringen.

Mittwoch, 14. März.

Der Reichskanzler hat heute im preußischen Abgeordnetenhause ein so klares, unumwundenes Bekenntnis zur Neueinstellung der inneren Politik abgelegt wie noch in keiner seiner früheren Reden. Herausgefordert durch die reichsfeindlichen Reden der „echten Preußen" im Herrenhause, hatten die beiden liberalen Fraktionen, die Sozialdemokraten und das Zentrum und — bis zu einem gewissen Grad — selbst die Freikonservativen die Ablehnung der Freifahrt der Abgeordneten und der Neuregelung ihrer Diäten durch das Herrenhaus zum Anlaß einer grundsätzlichen Aussprache genommen. Die Reden von Friedberg, Porsch und Pachnicke spiegelten die Volksstimmung mit so großer und so eindrucksvoller Klarheit wider, daß die Abgabe einer Erklärung durch den stellvertretenden Ministerpräsidenten Breitenbach nicht mehr genügt hätte. Der Kanzler

Digitized by Google

mußte selber kommen, wenn er sich das Vertrauen des Volkes nicht verscherzen wollte. So erschien er denn auch, während Pachnicke sprach und nahm gleich hinter ihm das Wort zu einer Rede, die — ganz von dem Geiste der Zeit getragen und durchweht vom lebenweckenden Hauch freien und frohen deutschen Zukunftswillens — mehr war als eine glückliche Rede: durch die Rückhaltlosigkeit, Kraft und Entschlossenheit des Bekennens wurde sie zur politischen Tat. Und zwar nicht bloß zu einer Tat von innerpolitischen Folgen, sondern zu einer Tat, deren Wirkungen auch jetzt im Kriege schon nach außen hin sichtbar zur Geltung kommen werden. Der Kanzler traf den Kern der Sache, als er sagte: „... Eine solche Politik der Stärke, und eine solche innere und äußere Politik, können wir nur führen, wenn die politischen Rechte der Gesamtheit des Volkes in allen seinen Schichten, auch in seinen breiten Massen, voll berechtigte und freudige Mitwirkung an der staatlichen Arbeit ermöglichen." Und wenn der Kanzler dann erklärte: „... Ich will diese Gedanken, und ich werde sie durchführen", so hat er damit manchen lähmenden Zweifel hinweggeräumt. Es bleibt dabei unverständlich, wieso diese Zeit geeignet sein soll, durch Neuaufpolierung des Fideikommißgesetzes die „Erhaltung des Glanzes der alten Familien" zu sichern, während die Ausführung jener „Politik der Stärke" innere Kämpfe bringen soll, die wir jetzt nicht ertragen könnten. Uns will scheinen, daß aus solchem zweierlei Maß ein großes Vertrauen zum Patriotismus der Linken spricht, von dem angenommen wird, daß er unter keinen Umständen versagt, und ein äußerst geringes Vertrauen zur Vaterlandsliebe der Konservativen, die einer erheblichen Belastungsprobe nicht standhält. Indem wir das feststellen, wollen wir die Bedeutung der Kanzlerrede gewiß nicht verkleinern; wie die Dinge nun einmal liegen, ist sie eine Tat von dauernder geschichtlicher Bedeutung, sowohl als Kampfansage und Aufnahme des feudalen Fehdehandschuhs, wie als endgültige und rückhaltlose Festlegung auf eine nach außen starke, nach innen freiheitliche Politik der ausgleichenden Gerechtigkeit und straffen Staatsgewalt. Der Kanzler hat seinen guten Willen zu erkennen gegeben; nun ist es Sache der politischen und insbesondere parlamentarischen Führer des Volkes, durch zielbewußtes Zusammenarbeiten die Vorbedingungen zu schaffen für die Umsetzung des Willens in die Tat. Wenn Gesamtliberalismus, Zentrum und vaterländische Sozialdemokratie jetzt Herz und Hirn auf dem rechten Fleck haben, dann kann es nicht mehr fehlgehen. Die Stunde ist da; nun sorge man auch, daß sie nicht ungenutzt vorübergeht.

Während sich so in Deutschland der Ausblick auf eine Evolution von einschneidender Bedeutung eröffnet, sieht man in Rußland, wohin ein Land treibt, in dem die Regierung ohne Fühlung mit dem Volke arbeitet. Die Straßenkämpfe in Petersburg haben so zugenommen, daß das Militär ihrer nicht mehr Herr werden kann. Anscheinend sympathisieren die Soldaten mit dem Volke; es heißt, daß sie sich vielfach weigern, auf die Bevölkerung zu schießen. Die Newa-Brücke, die das russische Eisenbahnnetz mit dem finnländischen verbindet, ist von den Revolutionären gesprengt worden.

An der Narajowka haben deutsche Stoßtrupps Teile der russischen Stellungen erstürmt und nach Zerstörung der Gräben und ausgedehnten Minenanlagen rund 260 Gefangene und mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer als Beute heimgebracht. — Bei Monastir sind französische Vorstoßversuche blutig gescheitert. — Im Westen haben sich die Engländer nach wütendem Trommelfeuer auf das verlassene Gelände westlich von Bapaume etwas weiter vorgetastet. Sie sind anscheinend immer noch im unklaren, wie unsere neuen Linien verlaufen, sind aber ehrlich genug, die Zusammenstöße mit unseren sich kämpfend zurückziehenden Vorposten, bei denen sie fortdauernd Gefangene in unseren Händen lassen, nicht mehr als Siege auszuposaunen, wie am ersten Tage der großen Ueberraschung.

Donnerstag, 15. März.

Revolution in Rußland! Wir haben immer für die Nachrichten über revolutionäre Erschütterung des russischen Staatswesens nur ein vorsichtig kühles Abwarten gehabt. Es ist immer besser, sich lediglich auf die eigene Kraft zu verlassen, als auf Schwächen oder gar mögliche Schwächungen des Gegners. Nun ist die Revolution in Rußland zur vollen Tatsache geworden. Petersburg ist in Händen der Revolutionäre, die Garnison hat sich ihnen angeschlossen, sämtliche Minister sind ins Gefängnis gesperrt, ein Ausschuß von 12 Dumaabgeordneten hat die vorläufige Regierung übernommen. Das sind zweifellos Vorgänge von ganz gewaltiger Tragweite. Zunächst aber doch im wesentlichen nur für Rußland selbst. Aus der Nachricht, daß der Dumapräsident Rodzianko Vorsitzender des Ausschusses ist, ergibt sich, daß die Revolution politischen Ursprungs ist und die Ernährungskrawalle der hungrigen Großstadtbevölkerung nur mit großem Geschick und Erfolg für ihre Zwecke ausgenutzt hat. Miljukoff und mit ihm der englische Botschafter Buchanan werden die Seele der Bewegung sein. In den Abendstunden wird noch die Nachricht verbreitet, daß Moskau, Odessa und andere Großstädte sich der Revolution bereits angeschlossen hätten. Wenn sich das bewahrheitet — und man wird es glauben dürfen —, ist mit verhältnismäßig wenig Blut der Umsturz der Regierungsgewalt vollkommen gelungen. Es bleibt dann aber die Frage: wo steckt der Zar, was wird er tun, und — vor allen Dingen — was wird das Frontheer machen? Bleibt das Heer dem Zaren treu und behält der Zar den Kopf oben, so gibt es schwere innere Kämpfe, die Rußland für eine wirksame Kriegführung kaum noch die nötige Kraft lassen können. Geht aber das Frontheer, wie allem Anschein nach die Heimatgarnisonen es tun, mit der Revolution, so wird dem Zaren nichts anderes übrigbleiben, als sich zu fügen oder abzudanken, falls man nicht anders, altrussisch, mit ihm verfährt. In diesem Falle würden wir einem noch entschlosseneren Kriegswillen gegenüberstehen als bisher. Aber wenn dann die neue Regierung nicht imstande sein wird, die Verkehrsschwierigkeiten und vor allem die Hungersnot der Städte zu beseitigen, so werden neue Unruhen den jetzigen folgen. Der Kriegswille mag durch den Umsturz in Rußland gewachsen sein, die Kriegskraft ist es nicht.

Freitag, 16. März.

Ueber London kommt heute die Nachricht, daß der Zar dem Thron entsagt habe. Nach allem, was gestern und heute bekanntgeworden ist, klingt diese Nachricht gar nicht mehr unwahrscheinlich. Und doch tut man gut, noch zuverlässige Meldungen abzuwarten, ehe man sich sein Urteil über die Lage in Rußland und deren Folgen für uns bildet. Im englischen Unterhause hat Bonar Law die Nachricht von der Thronentsagung mitgeteilt, indem er es dabei „als eine wirkliche Erleichterung für England" bezeichnete, daß die Revolution nicht auf den Frieden ziele, sondern sich im Gegenteil gegen die Regierung richte, die den Krieg nicht mit genügender Energie geführt habe. Daß die Engländer bei den Petersburger Ereignissen ihre Hände im Spiel gehabt haben, das ist wohl kaum zu bezweifeln. Aber es scheint, als ob ihnen die Ereignisse schließlich doch zu stark geworden und über dem Kopf zusammengeschlagen sind. Sir Buchanan hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um einen Kabinettswechsel, etwa mit Sasonow als Ministerpräsidenten und Miljukoff als Auslandsminister, herbeizuführen. Auch ein Fortschritt oder gar ein völliger Uebergang zum parlamentarischen System wäre ihnen wegen des Machtzuwachses der englandfreundlichen Dumamehrheit sehr willkommen gewesen, zumal, da dann das Bündnis mit dem reaktionären Rußland weniger bloßstellend für das englische Phrasensystem wäre. Aber eine solche Erschütterung der Schlagkraft des russischen Staates, wie sie durch die freiwillig-unfreiwillige Entthronung des Zaren eintreten muß, ist sicher nicht nach ihrem Sinn. — Es geht das Gerücht, daß der Bruder des Zaren, Großfürst Michael Alexandrowitsch, die vorläufige Regentschaft übernommen habe. Ist das wahr, so beabsichtigt man also, dem unmündigen Sohne des Zaren die Thronfolge zu lassen. — Inzwischen hat der „Vollzugsausschuß der Duma" bereits sein Kabinett gebildet. Ministerpräsident und Minister des Innern ist Fürst Lwow, der Präsident des Semstwoverbandes; Miljukoff ist Minister des Aeußeren geworden. Auffallend ist, daß kein Sozialdemokrat im Kabinett vertreten ist.

Digitized by Google

In Frankreich ist man seit einiger Zeit besonders unglücklich darüber, daß die Deutschen im Luftkampf sich in letzter Zeit als sehr überlegen erwiesen haben. Man sucht, wie immer in Frankreich, nach einem Sündenbock. Diesmal ist es der Kriegsminister General Lyautey, der in die Wüste geschickt wird, nachdem man ihn erst vor kurzem aus Marokko, der Stätte seiner etwas billigen Lorbeeren, geholt hat. An seine Stelle soll der Admiral Lacaze treten.

Sonnabend, 17. März.

Die Nachrichten über das Schicksal des Zaren widersprechen sich. Hieß es eben noch der Zar hat abgedankt, so wird das jetzt schon wieder bestritten. Bonar Law erklärt im Unterhause, daß die frühere Meldung „nicht ganz genau zu sein scheine". Die Abdankung des Zaren und die Ernennung des Regenten seien noch nicht ausgeführt, obwohl der Vollziehungsausschuß einen dahingehenden Beschluß gefaßt haben. Der Aufenthaltsort des Zaren sei unbekannt. — In später Abendstunde wird aber wieder eine neue Nachricht verbreitet, wonach der Zar in einem Manifest erklärt, er lege in Uebereinstimmung mit der Duma die Krone nieder und übertrage sie, um sich nicht von seinem Sohne trennen zu müssen, seinem Bruder, dem Großfürsten Michael Alexandrowitsch. Ist das nun die Wahrheit oder wird auch diese Meldung in den nächsten Stunden als unglaubwürdig erklärt werden? Wie dem auch sei, eins geht aus dem Hin und Her der Nachrichten sicher hervor, daß nämlich Sir Buchanan seine Regierung nicht zuverlässig unterrichten kann, weil die Dinge in Petersburg sich in Wirklichkeit nicht so großartig programmäßig abrollen, wie ein gestellter Film.

Im Westen nirgends größere Kämpfe, aber von der Ancre bis hin zur Champagne und ebenso in der Gegend von Verdun beiderseits Unternehmungen tapferer Stoßtrupps, die durchweg zu unserem Vorteil verlaufen. Man hat das starke Gefühl, daß die Franzosen recht haben, wenn sie neulich ankündigten, die erstarrte Westfront werde bald in Bewegung kommen. Sollten, wie Stegemann im Berner „Bund" schon seit einiger Zeit andeutet, in der Tat ähnliche Maßnahmen, wie die Frontverlegung an der Ancre, in großem Maßstabe bevorstehen? Das könnte vielleicht den Uebergang zum Bewegungskrieg bringen, in dem die deutsche kriegerische Tüchtigkeit und Durchbildung sich erst recht zu zeigen vermag. Auf alle Fälle scheinen — noch unklar, ob von uns oder von unseren Gegnern aus — im Westen große Ereignisse bevorzustehen.

Reuter meldet einen deutschen Luftschiffangriff auf Südost-England.

Der deutsche Admiralstab veröffentlicht heute das Gesamtergebnis des ersten Monats der Seesperre. Danach sind im Monat Februar 368 Handelsschiffe mit 781 500 Brutto-Registertonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte vernichtet worden. Davon sind 292 feindliche Schiffe mit 644 000 und 76 neutrale Schiffe mit 137 500 Tonnen. Von den neutralen Schiffen sind 61 Schiffe, also 16,5 v. H. des Gesamtergebnisses durch U-Boote versenkt worden, gegenüber 29 v. H. im Durchschnitt der letzten 4 Monate. Das läßt auf einen starken Rückgang der neutralen Schiffahrt schließen. Berücksichtigt man, daß in der ersten Hälfte Februar noch „Schonzeit" war, so wird man sich sagen dürfen, daß die Erwartungen derer, die nicht sinnlose Phantasieprojekte zu wälzen gewohnt sind, in hohem Maße ihre Erfüllung gefunden haben. Unsere Feinde haben wirklich alle Ursache, der weiteren Entwicklung dieses Kampfes mit Sorgen entgegenzusehen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 11. März.

Im Preußischen Abgeordnetenhaus beim Eisenbahnetat Rechtfertigung des Ministers gegen Vorwürfe wegen der gegenwärtigen Transportschwierigkeiten. Es sind im Jahre 1915 nicht weniger als 1700 Lokomotiven gebaut und im Jahre 1917 mit ½ Milliarde Mark der Weltrekord der Fahrzeugbeschaffung erreicht. Dabei wird der Kirchhoffsche Reichseisenbahnplan wieder besprochen und von Verkehrs- und Finanzminister abgelehnt.

Die Senkung der Viehpreise wird, jedoch noch nicht mit Bestimmtheit, in Aussicht gestellt für den 1. Mai für Schweine und den 1. Juni für Rindvieh. Die Bewirtschaftung des ganzen Getreides und aller Hülsenfrüchte wird der Reichsgetreidestelle übertragen werden.

Die Kältewelle, mit der ein unbarmherziges Schicksal uns wieder heimgesucht hat — 20 Grad im Osten Deutschlands — hat die Kartoffelzufuhr von neuem gestört und natürlich auch manche Transporte, die unterwegs waren, beschädigt.

Während ich diese Tatsachen hinschreibe, läuten die Sonntagsglocken über die kahlen Gärten herüber. Es geht einem durch den Sinn „sorget nicht für den kommenden Tag" — und: „sehet die Vögel unter dem Himmel an" . . . Wie fern sind wir heute dieser schönen, heiteren Freiheit! Es kommt einem zum Bewußtsein, daß noch niemals ein Volk in der Weltgeschichte Ähnliches erlebt hat: eine mit ganz sehenden Augen, mit voller Ueberschaubarkeit und Klarheit, ohne Hoffnung auf Wunder und Glückszufälle — durchgemachte Ernährungsnot.

Montag, 12. März.

Im Gewerbemuseum in Basel findet zurzeit eine Ausstellung des Deutschen Werkbundes statt. Bruno Paul, Peter Behrens, Pankok u. a. Es ist schön, daß man das im Krieg fertig bekommen hat.

In Ostpreußen, und man sagt, sogar in Pommern, sind russische Wölfe erschienen, die von Krieg und Kälte vertrieben, jenseits der Grenzen Zuflucht gesucht haben. Ein schauerliches Zeichen der bitteren Zeit.

Der Fall Bagdads! — — In der Bahn tauschen auch die einfachen Leute ihre Meinungen darüber aus. Bagdad ist allen eine deutlichere Vorstellung als vieles andere „drunten weit in der Türkei".

Im Preußischen Abgeordnetenhause ist ein nationalliberaler Antrag eingebracht:

„Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, die königliche Staatsregierung zu ersuchen, einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den eine Veränderung in der Zusammensetzung des Herrenhauses in der Art herbeigeführt wird, daß unter Beseitigung aller Familien- und Standesrechte, die bisher die Mitgliedschaft zum Herrenhause begründen, allen größeren Kommunalverbänden sowie für das wirtschaftliche und kulturelle Leben wichtigen Berufskreisen eine aus Wahlen hervorgehende, ihrer Bedeutung entsprechende Vertretung im Herrenhause gewährt wird."

Uebergang zu freiheitlicher Offensive angesichts der vorauguftlichen Versuche der letzten Zeit, Fideikommiß und Ablehnung der Diätenvorlage.

Die Bedingungen der sechsten Kriegsanleihe werden angezeigt. Die 4½prozentigen Schatzanweisungen sollen mit 110 und später 126 v. H. auslosbar sein. Die Aussicht auf diese möglichen Gewinne wird aber zweifellos der schwächere Druck sein gegenüber dem Verständnis dafür, daß es um den Endkampf geht, der den Einsatz des letzten Pfennigs fordert.

Dienstag, 13. März.

Es wird eine große Organisation geschaffen, um Stadtkinder im Sommer aufs Land zu bringen — eine Erweiterung und Zusammenfassung alles dessen, was bisher geschehen ist. Sie ist gut und notwendig, aber die Mütter tun einem so leid dabei. Wie wird ihr Leben entleert, wenn der Mann im Feld und die Kinder auf dem Land sind, wofür sind sie denn eigentlich noch da, und

was füllt ihre Seele in dieser kargen Zeit? Man muß versuchen, wenigstens solche, die für die Landwirtschaft brauchbar sind, mit ihren Kindern herauszubringen. Eine Verbindung dieser Sommerpflege mit der Werbetätigkeit für landwirtschaftliche weibliche Arbeitskräfte muß unbedingt gefunden werden.

Eine Ueberzeugung, die sich einem im Verkehr mit den zum „Hilfsdienst" sich meldenden Frauen festigt, ist die von der Notwendigkeit der Fortbildungsschule für die Mädchen. Man ist immer wieder erstaunt über den Mangel an allgemeiner Lebenskenntnis, die kindischen Vorstellungen und Maßstäbe, die sie mitbringen, das vollkommene Fehlen des Berufsbewußtseins.

Mittwoch, 14. März.

Es ist wieder einmal etwas milder; die Elbe, soweit sie von unseren kriegsamtlichen Arbeitsplätzen übersehen werden kann, ist merkwürdig schnell eisfrei geworden. Die Kanäle aber sind noch nicht offen. Von ferne winkt die Möglichkeit, daß man weniger Kohlen nötig hat und mehr bekommen kann.

Nach einem Aufsatz der „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft" hat die Zahl der Hausschlachtungen von Schweinen geradezu ungeheuerlich zugenommen. Im Frieden, so wird da mitgeteilt, betrugen die Hausschlachtungen den vierten Teil, heute betragen die anderen Schlachtungen nur etwa 22 v. H. der Gesamtzahl. Das erscheint allerdings, trotz der aber Tausende von Pensions- und Privatschweinen, kaum möglich!

Donnerstag, 15. März.

Ein großer Tag des Preußischen Abgeordnetenhauses durch das Auftreten des Reichskanzlers, der unerwartet erscheint und sich mit dem Herrenhaus auseinandersetzt. Dabei gibt er — aus dem Gegensatz zum Herrenhaus heraus entschiedener noch als sonst — eine neue Erklärung zur künftigen inneren Politik.

„Wir werden nach dem Kriege vor die gewaltigsten Aufgaben gestellt werden, die wohl je einem Volke beschieden gewesen sind, vor Aufgaben, die so gewaltig sind, daß das ganze Volk in allen seinen Schichten, jeder Mann im Volke mit Hand anlegen muß, wenn wir uns überhaupt herantrauen wollen. Und eine starke, auswärtige Politik wird uns nach dem Frieden notwendig sein. Wir werden von Feinden umgeben sein, denen wir nicht gegenübertreten sollen mit großen Worten, mit Renommistereien, mit Sichindiebrustwerfen, sondern mit der inneren Stärke des Volkes. Eine solche Politik können wir nur treiben, wenn das staatliche, das vaterländische Bewußtsein, welches in diesem Kriege doch in ganz neuer und bisher unbekannter Form zur wunderbaren Wirklichkeit geworden ist, rein erhalten und gestärkt wird. Eine solche Politik der Stärke, eine solche innere und eine solche äußere Politik können wir nur durchführen, wenn die politischen Rechte der Gesamtheit des Volkes in allen seinen Schichten. auch in seinen breiten Massen voll berechtigte und freie Mitwirkung an der staatlichen Arbeit ermöglichen.

Meine Herren! Das erfordert unsere Zukunft, nicht um theoretischer Probleme willen, sondern damit wir leben können. Ich will nicht differenzieren, in diesem Kriege gibt jeder Sohn des Volkes in todesmutigem Wetteifer sein Bestes und sein Letztes her, arm und reich, hoch und niedrig, niemand kann beanspruchen, daß er etwas Höheres, etwas Besseres täte, als der andere, aber wenn ein Glied des Ganzen versagt, können wir dann den Krieg gewinnen? Und können wir nach diesem Kriege leben, wenn im Frieden ein Glied des Volkskörpers versagt? Auch da sage ich nein.

Vor dem Kriege sind die Interessen der Arbeiterschaft häufig in einen angeblich unversöhnlichen Gegensatz zu den staatlichen Interessen und zu den Interessen der Arbeitgeber gestellt worden. Ich hoffe, dieser Krieg kuriert uns endgültig von diesem Irrwahn. Denn täte er es nicht, wären wir nicht entschlossen, für die Folgerungen, die sich aus dem Erleben dieses Krieges ergeben, Entschlüsse zu ziehen in allen Fragen unseres politischen Lebens, in der Regelung des Arbeiterrechts. in der Regelung des preußischen Wahlrechts, bei der Ordnung des Landtages im ganzen — die Herren sprechen ja vom Herrenhause, ich will auf Einzelheiten nicht eingehen —; wenn wir nicht entschlossen sind, diese Folgerung zu ziehen, vorbehaltlos zu ziehen, und ich sage für meine Person, mit dem Vertrauen, das mir in diesem Kriege angewachsen ist, zu allen Söhnen des Vaterlandes, wenn wir das nicht tun, dann gehen wir Erschütterungen entgegen, deren Tragweite kein Mensch übersehen kann.

Ich werde diese Schuld nicht auf mich laden."

Der Eindruck war sehr stark. Selbst der konservative Führer hat sich mit der Form, in der die Ablehnung des Herrenhauses erfolgte, nicht identifiziert.

Freitag, 16. März.

Die Abdankung des Zaren! Das Wort fällt heute in der Hochbahn. Alle Köpfe fahren nach dem Sprecher herum, der daraufhin stumm das Extrablatt in die Höhe hält, so daß jeder lesen kann. Da steht denn eine neue ferne große geschichtliche Entscheidung mitten im Kreise dieser Menschen, die in ihrem kleinen Tageslauf begriffen sind — merkwürdig lebendig und gegenwärtig neben all diesem kleinen handgreiflichen Alltagsdasein.

An dem Echo der Presse sieht man, wie glücklich das einfache starke Bekenntnis des Kanzlers gewirkt hat. „Kreuzzeitung" und „Deutsche Tageszeitung" rücken von der Sprache des Herrenhauses ab.

Sonnabend, 17. März.

Eine Ziffer über die Zunahme der Erwerbstätigkeit der Frauen: sie beträgt nach einem Bericht der „Jugendfürsorge" in Groß-Berlin allein monatlich 5000.

Es wird einem schwer, sich über den heutigen Regentag zu freuen; man muß es pflichtgemäß, weil diese rieselnde Verschmelzung von Himmel und Erde jedenfalls das Eis am schnellsten auftaut.

In den Gemüseläden werden Rezepte verteilt, wie man gefrorene Kartoffeln behandeln muß, damit sie nicht süß schmecken. Uebrigens werden in dieser Woche wieder keine verteilt. Dafür bringen die Rhabarberstauden als erste Frühjahrserzeugnisse eine etwas fröhlichere Farbe in die Leere der Schaufenster, in denen die Zitronen — als einzig reichliches „Genußmittel" — Lückenbüßer für alles sein müssen.

Wilhelm Heile / Der Kanzler und das deutsche Volk

Das deutsche Volk hat eine große Stunde erlebt. Es hat, als der Zweifel schon überhandnehmen wollte, als der Widerstand sich bis zu offener Drohung zu steigern begann, neue Bürgschaft dafür erhalten, daß der Geist der Einheit von Regierung und Volk, der Gleichbedeutung von Volk und Staat, der Geist der Freiheit im Innern und der Stärke nach außen, eben der Geist vom Sommer 1914 die leitende Kraft der deutschen Politik bleiben soll, jetzt im Kriege, hinterher beim Aufbau des neuen Lebens und überhaupt für alle Zeit.

Die Umstände, unter denen der Reichskanzler das Versprechen der „Neuorientierung" erneuert hat, und die Form, in der er es tat, gestatten auch dem ärgsten Schwarzseher keinen Zweifel mehr. Der Kanzler konnte gar nicht eindringlicher sprechen. Seine Erklärungen sind von Grund auf ehrlich; sie kommen aus dem Herzen. Er *will*. Und er steht und fällt mit seinem festen Entschluß.

Wir haben nie daran gezweifelt, daß es dem Kanzler wirklich Ernst ist. Auch dann nicht, wenn wir uns veranlaßt sahen, ihn aufzufordern, nun endlich aus Wunsch und Willen die Tat zu machen. Es war ja ganz gewiß nicht bloße Ungeduld, was uns noch vor acht Tagen trieb, diese Mahnung mit aller Leidenschaftlichkeit des besorgten Patrioten auszusprechen. Es war wirklich Gefahr im Verzuge. Der Widerstand derer, die sonst die Uneigennützigkeit und Bedingungslosigkeit ihrer Vaterlandsliebe nicht grell genug beleuchten zu können glauben, war nachgerade von heimlicher Wühlerei fortgeschritten zur offenen Kampfansage. Und das ist nichts Kleines; der Einfluß der feudalen Schichten alten und neuen Stils ist so groß, daß man deren Fehdebrief nicht achtlos beiseite legen kann. Hätte der Kanzler noch länger geschwiegen auf das reichs- und volksfeindliche Treiben, auch

Digitized by Google

jetzt noch, als es mit den Reden des Herrenhauses zwar nicht seinen höchsten Gipfel erstieg, aber einen besonders weithin sichtbaren Ausdruck fand, dann hätte keine Ewigkeit mehr zurückbringen können, was er dem Augenblicke ausgeschlagen.

Es ist ein großes Glück, daß der Kanzler die Bedeutung und den Ernst der Stunde richtig gewürdigt hat. Nicht für ihn selbst; wenigstens nicht für seine Bequemlichkeit; denn er geht nun sicher schweren Zeiten entgegen. Und wer wollte sich wundern, wenn er in diesem Lutherjahr bei der Fahrt ins Abgeordnetenhaus an den schweren Gang jenes Mönchleins gedacht hätte, dem der rauhe Kriegsheld Frundsberg so ehrliche Bewunderung zollte. Aber mögen die inneren Kämpfe, die nun unausbleiblich geworden sind, noch so erbittert werden: fürs Vaterland ist es doch ein Glück, daß das Volk in Waffen weiter mit Freude und Hoffnung an den Tag der Heimkehr denken kann.

Was soll denn nun werden? Welche Umgestaltungen des innerpolitischen Lebens sind es, die der Reichskanzler unter allen Umständen durchzuführen versprochen hat? Er sprach von der Regelung des Arbeiterrechts, von der Regelung des preußischen Wahlrechts, von der „Ordnung des Landtags im ganzen", einschließlich des Herrenhauses. Und er sprach von diesen Reformen mit warmen Worten, aus denen hervorging, daß er ihre Durchführung betreiben will nicht aus politischer Taktik, sondern aus dem ganz klaren und festen Gefühl, daß wir, wie er sich ausdrückte, „ohne ein Höchstmaß innerer Freiheit überhaupt nicht mehr werden leben und existieren können". Damit hat er in der Tat den Nagel auf den Kopf getroffen: Die Neuorientierung muß kommen und kommt, nicht aus Dankbarkeit für die Taten und Leiden des Volkes, sondern um der nationalen Selbsterhaltung willen, weil die innere Freiheit unentbehrlich ist als einzig sichere und starke Grundlage staatlicher Kraftentfaltung. Wer sich ihr entgegenstemmt, versündigt sich am Vaterland. Wie die Zeit der Kämpfe um die Einigung der getrennten deutschen Stämme, so hat nun auch unsere Zeit ihre „deutsche Frage". Damals mußte in inneren und äußeren Kämpfen der äußere Zusammenschluß erstritten werden. Heute müssen wir die innere Einheitlichkeit des Staatsaufbaues sicherstellen; der führende Staat soll vom gleichen Geiste geleitet und beseelt werden wie das Reich in seiner Gesamtheit. Preußen muß auch als Staat deutsch werden, wenn Deutschland siegen und über den Sieg hinaus leben und gedeihen und einer großen und glücklichen Zukunft entgegenwachsen soll.

Das kann nicht oft und nicht eindringlich genug gesagt werden. Drum danken wir es dem Kanzler, daß er sich aufs neue mit einer bis dahin an seinem Platze unbekannten Deutlichkeit zu diesem deutschen Gedanken bekannt hat. Aber sind es nicht doch wieder bloß Worte gewesen, was wir von ihm gehört haben? Gewiß, es waren nur Worte. Aber Worte, die mehr sind als ein schnell verhallender Klang, Worte von bindender Kraft. Der Kanzler hat zwar nichts von den Einzelheiten der Vorlage gesagt, die die beiden Häuser des Preußischen Landtags durch frischen Reichswind lüften soll. Und wir wissen ja auch so, und aus einigen Bemerkungen über die Erschwerung seiner Absichten durch — nach seiner Meinung — allzu radikale Forderungen ging es wieder zum Ueberfluß deutlich hervor, daß er an das Reichswahlrecht für Preußen nicht denkt. Aber er hat sich doch die Ablehnung dieser natürlichsten und reinlichsten Lösung der deutschen Frage denkbar schwer gemacht, als er dem Reichstag das Zeugnis ausstellte, daß er „in den jetzt bald drei Jahren dieses Krieges dem Vaterlande und dem deutschen Volke Dienste geleistet hat, wie noch kein Parlament der ganzen Welt".

Dieses Wort bedeutet mehr als eine noch so eingehende Begründung der Reformbedürftigkeit des preußischen Wahlrechts. Es wird fortan neben dem Worte Bismarcks stehen, das dem Dreiklassenunrecht den Stempel des elendesten aller Wahlsysteme gab und damit das Todesurteil sprach, dessen Vollstreckung nun nicht länger mehr hinausgezögert werden darf. Auch für Preußen ist das Beste gerade gut genug. Und das Recht, das dem Reiche das Beste aller Parlamente gegeben hat, wird auch für Preußen das beste Wahlrecht sein.

Hat der Kanzler auch noch keine Vorlagen eingebracht, so hat er sie doch angekündigt. Und hat er sich auch noch nicht auf Einzelheiten festgelegt, so halten wir uns an die Gesinnung, aus der heraus er gehandelt hat. Die Paragraphen allein tun es nicht, darin hat der Kanzler recht, es kommt auf den Geist an, der aus ihnen spricht. Durch seine feste Willenserklärung hat der Reichskanzler das Seine getan, um zunächst wenigstens den Zustand der Ungewißheit zu beseitigen und den Gefühlen der Benachteiligten des geltenden Unrechts — gerade jetzt im Kriege — den schlimmsten Stachel zu nehmen. Das erkennen wir gern und dankbar an. Dennoch fragen wir uns vergeblich, warum er auf halbem Wege stehenbleibt. Die Feindschaft der Reformgegner ist ihm auch so sicher. Die Schwierigkeiten aber wachsen — von rechts und von links — je mehr er zaudert, von Tag zu Tag.

Je mehr aber der Kanzler zögert, um so weniger dürfen die Vertreter des Volkes die Hände in den Schoß legen und in Geduld oder Ungeduld lässig abwarten, was der Segen von oben bringen wird. Der Protest der preußischen Fraktionen der Linken und des Zentrums gegen den im Herrenhause herrschenden volksfremden und reichsfeindlichen Geist kann im Zusammenhang mit der tapferen und glücklichen Rede des Kanzlers als ein guter Anfang gedeutet werden, um so mehr, als es der rechtsnationalliberale Führer Friedberg war, der dem Abwehrstoß durch einen Antrag auf Reform des Herrenhauses dauernde Bedeutung zu geben suchte. Ein erster vielverheißender Schritt ist getan, aber es darf nicht dabei sein Bewenden haben. Sollte es wirklich nicht möglich sein, daß die Parteien, die den Kurs des Reichsschiffes neu einstellen wollen, zur Verwirklichung dieses nur dem Vaterlande dienenden Zieles enger miteinander Fühlung nehmen? Es muß möglich sein; denn es ist nötig. Wenn die Parteiorganisationen und ihre alten Führer die Zeichen der Zeit nicht erkennen, so werden sich schließlich die Massen derer, die sich bisher von ihnen führen ließen, voll Unwillen und Unlust von ihnen abwenden. Nur jetzt keine Parteipolitik. Wir brauchen d e u t s c h e Politik! Wer an dem großen Feuer nur sein ärmliches Parteisüppchen wärmen will, läuft leicht Gefahr, sich gehörig die Finger zu verbrennen. Was verschlägt es, wer es ist, der nach außen hin oder der Nachwelt als Träger der Entwicklung erscheint! Nicht w e r es tut, w e r das Verdienst hat, sondern d a ß es geschieht, darauf kommt es an. Fort also mit taktischen Erwägungen und Klügeleien, und erst recht fort mit Sorgen des Parteigeistes oder gar persönlichen Ehrgeizes! Wer das Ziel will, muß auch den Weg wollen, der zum Ziele führt. Solange die Parteien der Neuorientierung nur, eine jede für sich, Bekenntnisse ablegen und Katechismen voll guter Grundsätze deklamieren, werden sie die Macht nicht haben, den geschlossenen und wetterharten Willen der rückwärts Orientierten zu brechen. Sie müssen eine breite Grundlage

Digitized by Google

schaffen, einen festen Boden, auf dem ein Staatsmann, der den Kurs des Reichsschiffes vorwärts stellen will, mit beiden Füßen sicher stehen kann.

Wer außer den Zünftigen vermag denn eigentlich zu sagen, wo man aufhört, nationalliberal und anfängt, linksliberal zu sein! Gewiß! Von Friedberg bis zu Naumann oder Gothein ist eine weite Spanne. Aber es liegt im Wesen des Liberalismus, daß es innerhalb seiner Grenzen viele Wege gibt. Und was den Gesamtliberalismus hindern könnte, auch jetzt noch, mit denen um Scheidemann, Heine, David und Südekum, jenen Block der Linken, als feste Arbeitsgemeinschaft zu schließen, den vorher weder Bebel noch Bassermann wollten, das wird außer eingefahrenen Parteidoktrinären niemand begreifen. Es genügt nicht, daß man sich von Zeit zu Zeit auf dem gemeinsamen Wege trifft. Wenn man schon getrennt marschiert, so muß man um so genauere Abrede treffen, um vereint schlagen zu können.

Und dann: mag auch sonst der Gegensatz zwischen Liberalismus und Zentrum noch so groß erscheinen, so braucht man sich nur an manche treffliche Rede Fehrenbachs erinnern oder an das tapfere Auftreten von Porsch in der Herrenhausdebatte des Preußischen Abgeordnetenhauses, um zu dem Schluß zu kommen, daß in Verfassungsfragen ein gemeinsames Arbeiten mit dem Zentrum nicht zu den Unmöglichkeiten gehört.

Da gibt es freilich unfruchtbare Pessimisten, die einen an das Verhalten von Zentrum und Nationalliberalen bei den letzten Wahlrechtsverhandlungen des Preußischen Landtags erinnern, wenn man solche Gedanken äußert. Nun ja, das war nicht erfreulich. Und so kurz ist unser Gedächtnis nicht, daß wir das nicht auch wüßten. Wozu aber alte Dinge ausgraben, statt sich unter neuen Verhältnissen mit neuen Hoffnungen an den neuen Geist zu wenden, der doch an diesen Parteien des grundsätzlichen Bekenntnisses zur Neuorientierung nicht spurlos vorübergegangen sein kann!

Die Stunde des Handelns ist gekommen. Sie darf nicht ungenutzt vorüberstreichen. Man lasse sich nicht einlullen mit dem Wort vom Burgfrieden. Der Burgfriede darf nicht zum Geßlerhute werden, dem man seine Reverenz erweist. Die reden am meisten davon, die ihn innerlich am wenigsten achten.

Bei dem, wovon wir reden, handelt es sich nicht um Parteihader, dessen Austrag man vertagen kann. Es handelt sich überhaupt nicht um eine Parteifrage. Es handelt sich um nicht weniger als um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes. Wir können die gesammelte Kraft, die wir im Kampf gegen unsere Feinde so dringend nötig brauchen, nicht aufbringen, nun nicht und nimmermehr, wenn nicht das Volk in seiner Gesamtheit und gerade auch in den breiten Massen alle Kräfte freudig in den Dienst des Ganzen stellt. Ein Blick nach dem Osten lehrt ja deutlich genug, was dabei herauskommt, wenn ein Volk lediglich als Objekt der Gesetzgebung behandelt wird. Soll wirklich unser Volk, das an Geist und Bildung, Tüchtigkeit und treuer Pflichterfüllung höchste unter allen Völkern der Welt, soll es wirklich das einzige bleiben, das von oben herunter regiert wird, während selbst das russische Volk die Fesseln abgestreift hat, die es an freier Entfaltung seiner Kräfte hinderten! Der deutsche Bürger — und der Preuße ist als Preuße kein schlechterer Bürger als er es im Reich ist — braucht keinen Vormund, weder beim Wählen, noch sonst bei öffentlichem Tun. Ein Volk wie das deutsche gängelt man nicht, das kann nur geführt werden. Es ist nicht wahr, daß der Zusammenhalt lockerer wird, wenn man die Gängelleinen abschneidet. Nur auf fertigen, wohlgeebneten Wegen kann man im Gleichschritt gehen. Der Schauplatz des deutschen Schicksalkampfes aber ist kein Paradefeld. Steile und schwierige Pfade sind es, jetzt im Kriege und vielleicht später noch viel mehr, die unser Volk erklimmen muß. Soll es hinauf auf die Höhe, so muß es die Freiheit der Bewegung haben.

Der Kanzler hat für die Richtigkeit und Notwendigkeit solcher Gedanken manch überzeugendes und erwärmendes Wort gefunden. Wir warten jetzt auf die Erfüllung, aber nicht zweifelnd, sondern voll Vertrauen. Er hat zu einem guten Teile dessen, was geschehen muß, seine Schuldigkeit getan. Nun, Führer und Vertreter des Volkes in Preußen und im Reich, tut ihr die eure.

Paul Rohrbach / Die Krisis im Osten

Das ungeheure Kriegsdrama beginnt nun endlich mit rascheren Schritten vorwärts zu schreiten. Der U-Boot-Krieg fegt die Meere um England, und in Rußland ist nach langwierigen, allmählich zur Katastrophe sich steigernden Zuckungen die gewaltsame Umwälzung Wirklichkeit geworden, die von den Kundigen erwartet wurde.

Gehen wir zurück auf die Wurzel der russischen Ereignisse, so liegt sie, soweit die äußeren Kriegshandlungen in Frage kommen, ganz wesentlich in dem Scheitern des Unternehmens der Entente gegen die Dardanellen. In England ist jetzt der dem Parlament versprochene Bericht darüber herausgekommen, wo die Schuld an dem Zusammenbruch des Angriffs auf die Meerengen liege. Ein eigentümliches Geschick hat es so gefügt, daß hier ein großer Toter über einen anderen großen Toten urteilt: Lord Cromer über Lord Kitchener! Lord Cromer, der frühere englische Kommissar in Aegypten, ist vor wenigen Wochen gestorben. Unter seiner Verantwortung wurde der Bericht der Dardanellenkommission redigiert. Er enthält der Form nach Lobeserhebungen für Kitchener, verurteilt ihn aber im Grunde als den Schuldigen am Mißerfolg, denn es wird festgestellt, daß die Truppen, die die Entscheidung zugunsten der Entente hätten herbeiführen können, abfahrtbereit zur Verfügung standen, Kitchener aber sich geweigert hat, den Befehl zu geben. Ueber die Kämpfe an den Dardanellen verrät man ja heute kein Geheimnis mehr, wenn man sagt, daß die Dinge dort zeitweilig kritisch standen. Ein stärkerer Einsatz englischer Streitkräfte hätte in der Tat die Entente hier zum Siege führen können. Es ist aber nicht nur Kitcheners Unlust gegen die Hergabe von Truppen für den östlichen Kriegsschauplatz gewesen, die das Scheitern verursachte, sondern es war auch noch ein anderer Grund dafür vorhanden, daß die Dardanellen türkisch blieben: die deutsche Flotte. Ebensowenig wie Kitchener sich entschließen konnte, so viel von den Landstreitkräften zu schicken, daß auf den Erfolg gerechnet werden konnte, ebensowenig wagte man, die englische Flotte durch rücksichtsloses Einsetzen und Forcieren der Meerenge um jeden Preis zu schwächen. Es ist bekannt, daß nach den schweren Schiffsverlusten beim Angriff zur See am 18. März 1915 auf diese Methode, die Festungswerke an der Meerenge zu bezwingen, verzichtet wurde. Hätten die Verbündeten, und namentlich die Engländer, sich entschließen können, mehr Schiffe zu opfern und namentlich die modernen großen Schlachteinheiten mit ihrer überwältigenden Artillerie aufs Spiel zu setzen, so wäre

Digitized by Google

der Ausgang vielleicht anders gewesen. Den rücksichtslosen Entschluß zum Durchbruch mit der Flotte, koste es was wolle, verbot aber der Gedanke an die deutsche Seemacht. Hätte eine schwächere deutsche Schlachtflotte der englischen in der Nordsee gegenübergelegen, so hätte vielleicht nichts die Meerengen und Konstantinopel retten können. Insofern hat unsere Flotte indirekt auch an derjenigen Stelle, wo bisher die wichtigste Entscheidung im Weltkrieg gefallen ist, so wirksam wie nur möglich mitgeholfen.

Die wichtigste Entscheidung im Weltkrieg — das war ohne Zweifel die Ententeniederlage an den Dardanellen, denn wäre ein Durchbruch gelungen, so wäre nicht nur die Türkei in Europa und Asien verloren gewesen, sondern auch Rußland hätte seine aktive Kampf- und Stoßkraft für den Krieg in ganz anderem Maße bewahrt, als es ihm in seiner verkehrspolitischen Abschnürung von den Bundesgenossen möglich geworden ist. Die russische Revolution ist nicht zuletzt, ja sie ist sogar hauptsächlich eine Folge davon, daß durch die Isolierung Rußlands, durch den Zwang, allen Verkehr mit der übrigen Welt über den hohen Norden und die weit entlegene Küste des Stillen Ozeans zu führen, schließlich eine nicht mehr erträgliche Erschwerung und Stockung des Verkehrs im Innern eintrat. Sogar wir haben unsere Verkehrsschwierigkeiten, wenn sie auch nicht gefährlich sind, und in Rußland, das von jeher schwächer in der Organisation gewesen ist, mußten sie sich auch ohne die große Absperrung zu einem erheblichen Grade entwickeln, aber war der Weg durch die Dardanellen und den Bosporus frei, konnte die Zufuhr nicht nur von Munition, sondern auch von Eisenbahnmaterial, Maschinen usw. von dorther schlankweg erfolgen, die Riesenaufgabe der Versorgung des Heeres, der Städte und der übrigen Bevölkerung von Süden, vom Schwarzen Meere her mit Hilfe der Alliierten erleichtert werden, so hätte der Revolution stets das entscheidende Mittel gefehlt: die Not und die Erregung der Massen. Erst hierdurch war der Sieg über die Regierung zu erringen. Verfolgt man die Zusammenhänge nach rückwärts, so zeigt sich also, welch eine Wirkung auf scheinbar Entlegenes auch von unserer Flotte, von ihrem bloßen Dasein und ihrer fesselnden Kraft auf den Feind, ausgegangen ist.

Was nun die russische Revolution selber angeht, so sollte man sich hüten, sie ohne weiteres in dem Sinne zu verstehen, als ob dadurch sofort und entscheidend eine Schwächung Rußlands für den Krieg ausgehen müßte. Die Revolution hat gezeigt, wie grundfalsch das Urteil über Rußland war, zu dem unsere offiziellen und offiziösen Kreise, unsere Geschäftswelt und alle die Leute hinneigten, die man jetzt in Rußland als die deutsche Neo-Russophilie, die neue Russenliebe, bezeichnet. Diese Stellen konnten sich nicht von dem Glauben an die innere Stärke der russischen Regierung losmachen und von der Vorstellung, die regierenden Kreise in Rußland, der Zar, der Hof, die Minister, die Bürokratie oder wen man sonst hier nennen will, besäßen die Kraft und die Autorität, eine eigene Politik gegen den Willen der mit England intim verbündeten patriotisch-liberalen Kriegspartei zu machen. Sie wären wahrscheinlich imstande gewesen, dadurch, daß sie in der Kriegsfrage mit der Kriegspartei gingen, sich selber und damit die absolutistische Regierungsform, an der ihnen lag, zu erhalten, wenigstens bis auf weiteres — wenn es möglich gewesen wäre, die Massen, namentlich in den großen Städten, vor Hunger, Frost und sonstiger Not zu bewahren. Das aber glückte nicht, einesteils wegen der großen organisatorischen Schwierigkeiten, unter denen Rußland an sich leidet, anderenteils und hauptsächlich nicht wegen der vollständigen Abschneidung des Verkehrs mit dem Auslande auf dem südlichen Seewege!

Die russische Revolution, hört man jetzt mitunter sagen, sei in England gemacht worden und diene dem Nutzen Englands. Darin ist ein Stück Wahrheit, aber doch nur ein Stück. Die englische Politik, die dauernd und besser als wir über die russischen Zustände unterrichtet war, begriff, daß die Katastrophe kommen würde, das heißt, daß der Zar und die Regierung sich gegenüber der Unzufriedenheit der Liberalen mit dem herrschenden politischen System und gegenüber der Gärung, die die Not unter den Massen hervorrief, nicht würden halten können. Auch daß diese Regierung den Verkehrswirrwarr nicht würde lösen können, der die russische Kriegführung hinderte, sah man in England ein. Das Erwünschte wäre gewesen, und darauf arbeitete die englische Botschaft mit den liberalen russischen Parteiführern zusammen hin, einen Systemwechsel ohne gewaltsame Umwälzung, eine unblutige Revolution ohne die Massen im Sinne der englischen von 1688, herbeizuführen, womöglich mit dem gegenwärtigen Zaren, nur mit liberalen Ministern, durchgreifenden Aenderungen in der inneren Politik, Heranziehung aller freiwilligen Kräfte des Landes, der Semstwos, der Wirtschaftsverbände usw.: zum Zweck der Entwirrung der Verkehrsnot, Beseitigung des Hungers in den Städten und Neuorganisation aller Dinge für den Krieg. Wäre dies Programm durchführbar gewesen, so hätte in der Tat eine reine Stärkung der Kriegskraft Rußlands im Sinne der Entente die Folge sein können. Offenbar aber sind die Dinge doch ganz und gar anders gelaufen, als England wünschte. Sowohl England als auch der progressive Block, die Mehrheit der Duma, wären es sehr zufrieden gewesen, wenn die Radikalen mit ihren Führern Kerensky und Tschcheidse, da sie nun einmal auf der Straße nicht zu entbehren waren, wenigstens aus der neuen Regierung hätten ausgeschaltet werden können. Diesen Leuten liegt am Kriege teils wenig, teils nichts, dagegen liegt ihnen alles an grundlegenden inneren Reformen in ihrem Sinn. Nachdem sie aber ihre Macht erprobt haben und man sie mit in die Regierung hat nehmen müssen, denken sie nicht daran, sich an die Wand drücken zu lassen.

Es wäre also vorschnell, zu glauben, daß Rußland durch die Revolution unmittelbar für den Frieden reif geworden ist, und auch mit einer Ermattung der russischen Kriegsenergie an der Front sollte man zunächst lieber nicht rechnen. Wohl aber ist anzunehmen, daß, wenn die Reibungen und Krisen im Innern überhaupt zeitweilig aufhören, sie sich nach einiger Zeit wiederholen und ebenso, daß es den neuen Männern und dem neuen System schwerlich gelingen wird, der Verkehrsnot und der Hungersnot abzuhelfen. Nicht dem Frieden mit Rußland, sondern der Besiegung Rußlands, die einem erfolgreichen Frieden vorhergehen muß, wird also die Revolution dienen, sobald ihre Folgen Zeit gehabt haben werden, zu wirken.

Digitized by Google

Axel Schmidt / Die russische Revolution.

Wer die Vorgänge in Rußland verstehen will, muß auf die Revolution von 1905 zurückgreifen. Als die liberale Bourgeoisie sich mit den revolutionären Arbeitermassen zum großen Streik vereinigt hatte, mußte 1905 der russische Absolutismus kapitulieren. Sobald aber damals die politischen Rechte, wenn auch in beschränktem Maße erkämpft waren, wollten die Liberalen die weitere politische Tätigkeit auf parlamentarischem Boden fortsetzen. Das aber sagte den breiten Arbeitermassen nicht zu, weil für sie, trotzdem die Hauptlast des Kampfes auf ihren Schultern gelegen hatte, noch nichts erreicht war. Sie versuchten daher durch den zweiten Streik soziale Forderungen (Achtstundenarbeitstag, höhere Löhne, Arbeiterversicherung u. a. m.) zu erstreiten. Das liberale Bürgertum, das beim ersten Streik den Arbeitern ihre Löhne weitergezahlt hatte, weil es sich mit ihnen bei Erkämpfung der politischen Rechte solidarisch fühlte, schwenkte schleunigst zur Regierung ab. Als dann noch die Bauern den Gutsbesitzern ihre Häuser über dem Kopfe anzündeten, bildeten die Vertreter des städtischen und ländlichen Besitzes, die Parteien der Oktobristen und Nationalisten, die Stolypins Stützen im Kampfe gegen die radikalen Elemente wurden. Durch die Agrarreform, die einen Teil der Bauern von der äußersten Linken absprengte, und die Entfesselung des Nationalismus, der das Interesse für expansive auswärtige Politik wieder belebte, wurde der Radikalismus so geschwächt, daß Stolypin den Staatsstreich wagen konnte, den die bisherige Dumamehrheit (Kadetten und Arbeitsgruppe) zur Minderheit verurteilte. Die Parteien der Oktobristen und Nationalisten traten an ihre Stelle und seitdem herrschte die nationale Phrase, die jeden innerpolitischen Reformversuch glatt zu Boden schlug. Von da an ist der Graben nicht nur zwischen der Groß-Bourgeoisie (Oktobristen und Progressistenpartei) zur Sozialdemokratie vertieft worden, sondern auch zwischen den Kadetten (Bildungsschicht) und breiten Volksmassen immer breiter geworden. Die Kadetten entwickelten sich unter Miljukows Einfluß immer mehr von einer pazifistischen Demokratie zu ausgesprochenen Imperialisten, die am eifrigsten an der Popularisierung des Gedankens einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Deutschland und Oesterreich arbeiteten. Wie mit dem Schlagwort: „Rußland eine Kolonie Deutschlands" gegen eine Fortsetzung der deutsch-russischen Handelspolitik gewettert wurde, so hetzte man mit dem Satze „die deutsche Türkenpolitik eine Ohrfeige für Rußland" gegen Deutschlands Orientpolitik. Diese Kriegspolitik der Kadetten verschärfte den Gegensatz zur äußersten Linken noch mehr, da diese von Weltpolitik und Weltkrieg um so weniger etwas wissen wollte, als sie nicht mit Unrecht von einem Kriege eine Verschärfung der innerpolitischen Reaktion befürchtete. Die deutschen Hoffnungen auf eine Revolution in Rußland beruhten deshalb auf einer völlig verfehlten Spekulation.

Bis ganz vor kurzem war denn auch der Gegensatz zwischen Dumablock (Bourgeoisie und Intelligenz) und Sozialdemokratie noch sehr scharf. Die Sozialdemokratie warf dem Dumablock nicht ganz mit Unrecht vor, daß sein Kampf gegen die Regierung nur ein Scheinkampf sei, weil er sich im Grunde seines Herzens nur für imperialistische Ziele interessiere. Dieser Gegensatz wurde aber sofort überbrückt, als die Liberalen erkannten, daß die innerpolitische Lage so verworren sei, daß Rußland wirtschaftlich vor einem Zusammenbruch stehe, und die breiten Massen, durch den Hunger gedrängt, drauf und dran seien, die innerpolitische Auseinandersetzung zu erzwingen. Da stellte sich der Dumablock, unterstützt von den Botschaftern der Entente, entschlossen an die Spitze der Volksmassen. Beide bezweckten damit, der Bewegung die Spitze gegen den Krieg, den eine Revolution der breiten Massen allein bald bekommen hätte, abzubrechen. Für den Augenblick ist ihnen das auch gelungen. Die Frage ist jedoch nur, ob der Dumablock seine Politik mit Erfolg lange fortsetzen kann. Die wirtschaftliche Lage nämlich ist in Rußland so verfahren, daß auch der beste Wille der „besten Männer" nicht imstande sein wird, die trostlosen Verhältnisse mit einem Schlage zu ändern. Dann wird der Zeitpunkt eintreten, wo die Arbeiterschaft wieder mit ihrer Forderung hervortreten wird, den für das Volk unerträglichen Krieg zu liquidieren. Meldet der Draht doch jetzt schon von unbequemen Forderungen der äußersten Linken, die nicht, wie bei der vorigen Revolution, um die Früchte ihrer Arbeit betrogen werden wollen. Höchst charakteristisch für den beginnenden Gegensatz ist es, daß im Zwölferausschuß der Duma, der die Revolution durchführte, der Sozialdemokrat Tschcheidse als Stellvertreter des Vorsitzenden Rodzianko eine bedeutende Rolle spielte, das Kabinett dagegen aber keinen Sozialdemokraten aufweist. Neben fünf Kadetten und drei Oktobristen sitzt im Kabinett nur der Führer der Arbeitsgruppe Kerenski als Vertreter einer der Sozialdemokratie engverbündeten Partei.

Auf die Frage, wie die Ereignisse in Rußland auf den Krieg zurückwirken werden, möchte ich meine Ansicht in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Der Kriegswille ist durch den Umschwung unzweifelhaft gestärkt. An die Stelle der in der Kriegsfrage schwankenden zarischen Regierung tritt die entschlossenste Kriegspartei.

2. Die Kriegsstärke aber hat nicht nur nicht zugenommen, sondern wird sogar geschwächt sein, da zum mindesten große Teile des Offizierkorps nicht mit der Revolution sympathisieren dürften; zudem ist das Interesse im Volke völlig vom Kriege auf die innerpolitischen Verhältnisse abgelenkt. Auf lange hinaus dürfte die regelmäßige Fabriktätigkeit ins Stocken geraten sein. Da die Arbeiter politisch viel zu erregt sind, um zehn Stunden ruhig hinter dem Schraubstock zu stehen.

3. Auch ein vollständiger Wechsel des Systems wird die wirtschaftliche Lage nicht mit einem Schlage umgestalten können. Dazu kommt, daß seit Aufhebung des Branntweinmonopols die russischen Bauern sich viel besser nähren. Die großen Requisitionen für das Heer haben daher trotz des Fortfalls der Ausfuhr unter den Getreidevorräten derartig aufgeräumt, daß jetzt die Vorräte viel geringer sind, als man gemeiniglich angenommen hatte.

4. Die innere Schwäche der Hofpartei, deren Kraft von Prof. Hoetzsch und Bernhard überschätzt wurde, ist nicht mehr zu bestreiten. Protopopow, welcher noch bis vor wenigen Tagen von einzelnen Blättern als der „starke Mann" gepriesen wurde, ist ebenso lautlos im Gefängnis verschwunden, wie die übrigen Minister. Die Hoffnung einiger deutscher Blätter, die aus Englandhaß einem deutsch-russischen Sonderfrieden das Wort redeten, müssen jetzt zu ihrem Schmerze erkennen, daß Protopopow und Stürmer, die trotz ihrer Geheimpolizei nicht imstande

Digitized by Google

waren, die Hauptstadt für den Zaren auch nur einen Tag zu erhalten, dafür nicht mehr in Betracht kommen.

5. Fest steht nur, daß mit der Abdankung Nikolais II. das absolutistische Rußland zu Grabe getragen ist. Ob daraus eine beschränkte Monarchie entstehen oder noch weitere Erschütterungen erfolgen werden, ist noch nicht bestimmt zu erkennen, wenngleich die Wahrscheinlichkeit für eine Fortdauer der revolutionären Bewegung spricht.

Karl Doormann, M. d. R. / Kein Bruch mit unserer Goldwährung

In der Geldverfassung Deutschlands besteht eine feste Verbindung zwischen dem Wert des Geldes und dem Wert des Metalles Gold. Dies ist der Zustand, den man als Goldwährung bezeichnet. Er wurde nach dem endgültigen Scheitern der großen Bewegung zugunsten des Silbers, die 1879 einsetzte und mit vorübergehenden Unterbrechungen bis 1896 dauerte, auch von den Anhängern der Doppelwährung nicht weiter angefochten, gelangte jedoch erst am 1. Oktober 1908 durch die Außerkurssetzung des Talers tatsächlich zum vollen Abschluß. Jetzt ist Gold allein frei ausprägbar, Goldmünzen sind ausschließlich Kurantgeld — seit dem 1. Juni 1909 besitzen daneben auch die Reichsbanknoten gesetzliche Zahlungskraft —, Silber wird nur zur Herstellung von Scheidemünzen gemäß dem Bedarf des Verkehrs verwendet. Nach einer langen Zeit zum Teil leidenschaftlicher Kämpfe schieden damit die Währungsfragen aus dem Kreis öffentlicher Erörterungen aus.

Die Erfahrungen der Kriegszeit haben neue Gegner auf den Plan gerufen, denen die Entwicklung zur reinen Goldwährung nicht weit genug geht. Die Teuerung, das Sinken der Valuta, die Goldanhäufungen in der Reichsbank, die Sorge um die Deckung des angeschwollenen Notenumlaufes, die Notwendigkeit, den bargeldlosen Zahlungsverkehr mit allen Kräften zu fördern, alles das sind Dinge, die zwar die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, aber nicht etwa der Goldwährung mit besonderem Nachdruck zur Last gelegt werden. Sie haben jedoch die Frage angeregt, ob es sich lohnt, eine Geldverfassung aufrechtzuerhalten, die bereits in Friedenszeit durch die oben erwähnte Verleihung der Zahlungskraft an die Reichsbanknoten durchlöchert war und bald nach Beginn des Krieges preisgegeben werden mußte. Denn tatsächlich haben wir heute reinen Papierumlauf mit verstärkter Goldanhäufung in der Reichsbank, eine „Goldkernwährung", wie man sie genannt hat.

Der Wiedereintritt in die Friedenswirtschaft wird unter den zahllosen Aufgaben, die sich naturgemäß mit ihm einstellen, als eine der wichtigsten die Herstellung der Geldverfassung bringen. Sie ist zugleich eine der schwersten. Nach einer Schätzung, deren Urheber allerdings im Lager der Goldwährungsgegner steht, die wir aber an sich nicht anzweifeln wollen, müßte Deutschland, um den freien Goldumlauf wiederherstellen zu können, zu dem vorhandenen Vorrat noch 1500 bis 1700 Millionen Mark Gold neu einführen. Dies in einer Zeit, wo die Einfuhr von Lebensmitteln und Industrierohstoffen aller Art aus naheliegenden Gründen zunächst an der Reihe ist und unsere Handelsbilanz ungünstig gestaltet, und wo zugleich die wahrscheinlich noch unterwertige Valuta die Zahlungsbilanz stark zu unseren Ungunsten beeinflußt. Dem steht gegenüber die bestenfalls nur langsam abschwellende Nachfrage des heimischen Wirtschaftslebens nach Umlaufsmitteln, wenn überhaupt so bald darauf zu rechnen ist.

Diese Erwägungen haben verschiedene Geldtheoretiker und auch vereinzelte Männer der Bankwelt veranlaßt, mit großer Lebhaftigkeit die Rückkehr zum Goldumlauf vollständig zu verwerfen und eine Papierwährung mit Goldkern oder auch ohne einen solchen zu empfehlen. Der Gedanke einer Loslösung der Währung von der metallischen Grundlage ist nicht neu. Bei einem vom Staat zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärten uneinlösbaren Papiergeld ist die Wertbildung auf der Geldseite eine vollständig freie und hat keinerlei Zusammenhang mit dem Wert des Goldes. Da hier der Wert als Geld völlig losgelöst ist von dem Wert als Stoff, das Papiergeld zu nichts anderem zu gebrauchen ist als zur Verrichtung der Geldfunktionen, eine Vermischung von gewöhnlichem Gebrauchsgut und Tauschmittel nicht besteht, so erscheint es als das Ideal, zu dem in langer geschichtlicher Entwicklung als der letzten Stufe das Münzwesen folgerichtig fortschreitet.

Die Beispiele einer reinen Papierwirtschaft sind in der Geschichte sehr zahlreich. Sie endeten zuerst in der Regel mit einer völligen Entwertung der papiernen Umlaufsmittel, also mit einem völligen Zusammenbruch des Systems. Erst als die Finanzkraft und die Fähigkeit des Staates, den Geldumlauf zu regeln, genügend erstarkt waren, gelang es, die papiernen Geldzeichen längere Zeit hindurch vor diesem Schicksal zu bewahren und schließlich den gesunkenen Wert wieder bis auf den ursprünglichen Stand der entsprechenden Metallmünzen zu heben. So hatte Preußen 1806—1824 uneinlösbares Papiergeld in den vom Staat ausgegebenen Tresorscheinen, deren Wert im Juni 1813 bis auf 24 v. H., also unter ein Viertel des Normalbetrages gesunken war, aber bereits 1815 die Parität mit dem Metallgelde nahezu wieder erreichte. Ferner hat Oesterreich seit dem Jahre 1892 bis zum Ausbruch des Krieges gezeigt, daß es auch bei dem modernen Stande des Wirtschaftslebens möglich ist, das Papiergeld auf der ihm beigelegten Goldparität zu erhalten.

Nun geht der extremste Vorschlag weit hierüber hinaus. Ihm erscheint das Gold nicht nur als Umlaufsmittel, sondern auch als Deckung und Sicherheit für das Staatspapiergeld überflüssig. Da die Kriegsanleihen in vielfach höherem Betrage ohne eine derartige Deckung als sicher gelten, bedürfe es einer solchen auch nicht in diesem Falle. Statt in der Einlösbarkeit in Gold bestehe die Sicherheit in Staatsleistungen und in der Bereitschaft des Staats, Papiergeld gegen verzinsliche Anleihen umzutauschen. Letztere Möglichkeit reiche aus, um die Menge der Umlaufsmittel jederzeit mit dem Bedarf in genauem Einklang zu halten und damit die Wertbeständigung des Geldes vollkommener zu sichern, als es die Goldwährung tue. Gleichzeitig spare man die nicht unbeträchtlichen Kosten der Metallwährung, was angesichts des in Aussicht stehenden ungeheuren Finanzbedarfs des Reiches ins Gewicht falle.

Der Hauptvorzug einer idealen Währung wie der reinen Papierwährung wird in der Möglichkeit gesehen, die Menge der Umlaufsmittel durch die regulierende Hand des Staats den Schwankungen des Bedarfs jederzeit genau anzupassen und dadurch den Geldwert stabil zu erhalten. Beim Gold, dessen Wert abhängig ist von der Gewinnung und der Nachfrage für sonstige Verwendungszwecke, ist, so sagen die Gegner, diese Regulierung nicht möglich. Dazu ist zweierlei zu bemerken.

Digitized by Google

Die erste Anforderung, die man an das Geld stellen muß, ist allerdings seine Wertbeständigkeit. Die Schwankungen in dem Verhältnis von Geldvorrat und Geldbedarf schädigen das Wirtschaftsleben in hohem Maße durch Verschiebung der Zinssätze für kurzfristigen Kredit, insbesondere der Wechseldiskontsätze. Doch dies ist nur eine Begleiterscheinung und läßt sich in gewissem Sinne ausgleichen durch eine größere oder geringere Ausnutzung des Geldes mit Hilfe des Kreditverkehrs. Reicht aber dieses Mittel nicht mehr aus, so tritt die Einwirkung auf die Warenpreise ein, bis das Gleichgewicht wiederhergestellt ist. Einerlei nun, ob es sich um ein Steigen oder Sinken des Geldwertes handelt, der eine Teil der am Wirtschaftsleben teilnehmenden Personen erleidet Nachteile, der andere erlangt Vorteile. Um nur eins anzuführen: die Geldwertsteigerung setzt die Preise herab, nicht überall im gleichen Maße, aber am frühesten da, wo das Wirtschaftsleben besonders empfindlich ist. Und diese Empfindlichkeit hat mit der Verfeinerung der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge zugenommen. Umgekehrt setzt die Geldentwertung die Warenpreise herauf und schädigt die auf festes Einkommen und Arbeitslohn angewiesenen Personen. Dauernde Verschiebungen begünstigen entweder Gläubiger oder Schuldner. Der wirtschaftlich Starke kann schädliche Folgen abwehren, unter Umständen aus den Schwankungen des Geldwertes Nutzen ziehen, der wirtschaftlich Schwache kann weder das eine noch das andere. Aber auch die Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit spürt die Wirkungen, bald wird die Spekulation zu ungesunden Unternehmungen angereizt, die zu Ueberproduktion und Absatzkrisen führen, bald wird die Geschäftstätigkeit und der Unternehmungsgeist gelähmt. Die Wertbeständigkeit des Geldes ist eine Grundbedingung für die Gerechtigkeit und Stetigkeit des Wirtschaftslebens.

Ist nun beim Goldgeld die Anpassung des Vorrats an den Bedarf durch das Eingreifen des Staats ausgeschlossen? Keineswegs. Früher bestand allerdings die Sorge, die Golddecke reiche nicht aus und werde immer knapper und knapper werden. Die Entwicklung der Goldgewinnung seit Anfang der neunziger Jahre hat sie jedoch gründlich verscheucht. Eine Wertverminderung durch Ueberangebot wird aber durch die Bestimmung im Bankgesetz vom 14. März 1875 verhindert, die der Reichsbank die Verpflichtung auferlegt, Barrengold zum Satze von 1392 Mark für das Pfund fein gegen Noten umzutauschen. Wollen Private ihr Gold an den Münzstätten ausprägen lassen, wozu sie berechtigt sind, so erhalten sie nach Abzug der Prägegebühr den gleichen Betrag in Goldmünzen, erleiden aber einen Zinsenverlust, weil sie auf die Ausführung der Prägung warten müssen. Aus diesem Grunde erfolgen die Privatprägungen ausschließlich durch Vermittlung der Reichsbank. Damit ist es ganz in die Hand des Staates gegeben, wieviel Gold er in Umlauf setzen will.

Immerhin muß das Gold beschafft werden, und Deutschland muß es sich im Auslande beschaffen. Eine Papierwährung würde zweifellos die Aufgabe erleichtern, die wünschenswerte Menge von Umlaufsmitteln herzustellen. Die Schwierigkeit des Problems liegt aber überhaupt nicht an dieser Stelle, sondern in der tatsächlichen Unmöglichkeit, jederzeit festzustellen, ob die umlaufende Geldmenge den Bedarf übersteigt, oder ob sie vermehrt werden muß. Das Getriebe des Wirtschaftslebens ist viel zu mannigfaltig und zu verwickelt, unsere praktische Einsicht in die Zusammenhänge viel zu lückenhaft, langsam und unsicher, um eine zuverlässige Grundlage für die Beurteilung abzugeben. Es fehlt an zureichenden Kriterien für die Erkennung des Geldbedarfs. Denn die Veränderungen der Preise und des Diskonts, die einzigen Anhaltspunkte, auf die man angewiesen ist, haben in der Regel ihre Ursachen mehr und häufiger auf der Warenseite, in Schwankungen der wirtschaftlichen Konjunktur, als auf der Geldseite. Die vielfach angetroffene Gewohnheit, bei steigenden Preisen von einer verminderten Kaufkraft des Geldes zu sprechen und ähnlich im umgekehrten Falle, führt irre. Jedes Fehlgreifen in der Beurteilung dessen, was zweckmäßigerweise zu geschehen hat, kann aber die an sich unvermeidlichen Störungen und Unstetigkeiten des Wirtschaftslebens nur verstärken.

Und noch ein weiteres. Selbst wenn man einer geordneten Staatsleitung den Willen und die Kraft zutraut, in allen Fällen ausschließlich nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und den Forderungen des allgemeinen Interesses entsprechend zu entscheiden, und jeden Gedanken an Mißbrauch aus den Erwägungen ausschließt: es würde unerträglich sein, wenn zu den vielfachen Kämpfen verschiedener Interessengruppen, unter denen wir leiden, auch noch der Kampf um den Geldwert hinzukäme. Und dieser Kampf würde nicht ausbleiben. Die unerquicklichen Vorgänge, die uns aus dem Ansturm des Agrariertums gegen die Goldwährung um die Mitte der 90er Jahre noch allzu gut in der Erinnerung sind, würden zu einem dauernden Bestandteil unseres öffentlichen Lebens werden. Die Wertbildung des Geldes darf unter keinen Umständen dem Einfluß wirtschaftlicher Parteien ausgesetzt sein, sie muß vielmehr auf das peinlichste von ihm ferngehalten werden. Denn wenn schon nach einem bekannten Wort in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört, so würde, falls einem solchen Einfluß nicht mit allen Mitteln der Weg versperrt bliebe, an ihre Stelle eine Zerrüttung und Demoralisation des wirtschaftlichen Lebens treten, die entsetzlich wäre.

Die Unvollkommenheiten, die unserer Geldverfassung anhaften, braucht niemand zu leugnen, allein sie stellen unter den heutigen Verhältnissen das Mindestmaß dessen dar, was in den Kauf genommen werden muß. Möglich, daß die Gefahren einer Papierwährung heute nicht mehr die gleichen sind wie früher, allein wir können uns nicht überzeugen, daß sie von ihren wirklichen oder möglichen Vorteilen überwogen werden. Dies könnte erst ein Versuch entscheiden, und dafür ist die Situation, in der wir uns jetzt befinden oder nach dem Friedensschluß befinden werden, so ungeeignet wie nur möglich. Sicher scheint uns nur das eine: schlägt er fehl, so würde die dann hereinbrechende Katastrophe den durch den Krieg ohnehin ungeheuer geschwächten Wirtschaftsorganismus zum völligen Erliegen bringen.

Zum Glück besteht keinerlei Gefahr, Deutschland könne jemals beabsichtigen, dieses Experiment zu wagen. Und nicht um einer solchen Besorgnis willen haben wir vorstehende Ausführungen gemacht. Aber es scheint uns schon bedenklich, aus theoretischer Liebhaberei Gedanken in die öffentliche Diskussion zu werfen, die, richtig oder falsch aufgefaßt, in jedem Falle, und in letzterem noch mehr als in ersterem, die vorhandene Nervosität vergrößern müssen. Sind einigermaßen stabile und übersehbare Verhältnisse in unserem Wirtschaftsleben wiedergekehrt, so mag die an sich interessante Erörterung ihren Fortgang nehmen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen und voraussichtlich noch für eine geraume Zeit ist sie nicht am Platz.

Digitized by Google

Hugo Hickmann / Amor fati

„Heute erlaubt sich jedermann, seinen Wunsch und liebsten Gedanken auszusprechen: Nun, so will auch ich sagen, was ich mir heute von mir selber wünschte, und welcher Gedanke mir dieses Jahr zuerst über das Herz lief, welcher Gedanke mir Grund, Bürgschaft und Süßigkeit alles weiteren Lebens sein soll! Ich will immer mehr lernen, das Notwendige an den Dingen als das Schöne sehen: so werde ich einer von denen sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe. Ich will keinen Krieg gegen das Häßliche führen. Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen sei meine einzige Verneinung! Und alles in allem und großem: Ich will irgendwann einmal nur noch ein Jasagender sein". Amor fati gelobt sich Nietzsche zum neuen Jahr. Der Tapfere spricht zu dem Schicksal: Ja!

Das Fatum war den Alten der allmächtige, schöpferische Götterspruch, der unwiderruflich zwingt und zerschmettert. Schwer hat der Schicksalsglaube auf einer hoffnungslosen Menschheit gelastet, die sich erbarmungslosen Mächten nur in dumpfer Ergebung beugen kann. Wo die Sterne als Schicksalsgötter angebetet werden, ist der Mensch in den kosmischen Mechanismus hilflos eingeschmiedet. Daher hat der Fatalismus seine Heimat auf dem Boden der Astralreligionen, wie auch der Islam im arabischen Heidentum wurzelt und in der Kaaba noch ein Denkmal alten Sternenglaubens verehrt. Aber die neue Weltanschauung hat die alten Stimmungen wieder erweckt. „Nach ehernen, ewig großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden." Dieser neue Determinismus hat den Charakter unseres Geisteslebens nachhaltig bestimmt. Gleichviel, ob er spinozistisch oder naturalistisch begründet ist, aus ihm steigt jenes dunkle Gefühl der Abhängigkeit hervor, das den trotzigen Willen lähmt, der die klirrenden Ketten eherner Notwendigkeit zu zerbrechen sucht.

Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Da ward Nietzsche vielen ein neuer Befreier. Das Gesetz der Notwendigkeit erkennt der Denker der neuen Zeit rückhaltlos an. Aber das Bekenntnis zum Glauben an das Fatum gewinnt bei ihm neuen Klang: „Du mußt an das Fatum glauben, dazu kann die Wissenschaft dich zwingen. Was dann aus diesem Glauben bei dir herauswächst — Feigheit, Ergebung, oder Großartigkeit und Freimut — das legt Zeugnis von dem Erdreich ab, in welches jenes Samenkorn gestreut wurde, nicht aber vom Samenkorn selbst, denn aus ihm kann alles und jedes werden". Auf dem Boden eines tapferen Willens, der mit zäher Kraft und unbeugsamem Trotz das Leben bejaht, entsteht ein heroischer Fatalismus, der jauchzend das Schicksal als Retter und Vollender grüßt.

In dieser positiven Stellung zum Schicksal erreicht Nietzsches erbitterter Kampf gegen den Pessimismus seines Zeitalters die stolze Höhe. Den Nihilisten, die die dumpfige Wahrheit predigen: Alles ist eitel! soll das Maul verbunden werden. „Zerbrecht, zerbrecht mir die Tafeln der Nimmerfrohen, zerbrecht mir die Sprüche der Weltverleumder." Den Lachenden wirft er die Krone zu. „So lernt mir doch meine Weisheit ab: Auch das schlimmste Ding hat zwei gute Kehrseiten. So verlernt mir doch Trübsalblasen und alle Pöbeltraurigkeit. Das Lachen sprach ich heilig; ihr höheren Menschen, lernt mir — lachen!"

Der ungeheuer kräftige Lebenstrieb wittert überall im Chaos des Daseins verborgene Werte und wird geradezu zum romantischen Poeten, dem die wunderbare Märchenwelt, wo sich alle glücklich finden, staunend erkennen, wo freundlicher Zufall alles schlichtet, jeden Jammer stillt und alle Rätsel löst, — die Wirklichkeit ist. Während Schopenhauer den Optimismus als eine ruchlose Weltanschauung verdammt, weil er dem Schmerz sich mitleidlos verschließt, geißelt Nietzsche mit bitterem Spott die Verlogenheit des Pessimismus, der in das Leben verliebt ist, während seine betrübte Miene heuchelt, es sei nicht mehr auszuhalten. Ueberall schaut der neue Optimist die wunderbare Harmonie der Ereignisse, die mit eindringlicher Gewalt beinah zum Glauben an eine fürsorgende Vernunft einer himmlischen Güte zwingt. „Der Gedanke an eine persönliche Providenz hat den besten Fürsprecher, den Augenschein, für sich, jetzt, wo wir mit Händen greifen, daß uns alle, alle Dinge, die uns treffen, fortwährend zum Besten gereichen. Das Leben jedes Tages und jeder Stunde scheint nichts mehr zu wollen, als immer nur diesen Satz neu beweisen: Sei es, was es sei, böses wie gutes Wetter, der Verlust eines Freundes, eine Krankheit, eine Verleumdung, das Ausbleiben eines Briefes, die Verstauchung eines Fußes, ein Blick in einen Verkaufsladen, ein Gegenargument, das Aufschlagen eines Buches, ein Traum, ein Betrug: es erweist sich sofort, oder sehr bald nachher als ein Ding, das nicht fehlen durfte — es ist voll tiefen Sinnes und Nutzens grade für uns." Novalis' kindliche Zuversicht zu einer vollendeten poetischen Weisheit in den Schicksalen unseres Lebens erweist sich so als Ertrag der reifen Lebenserfahrung.

Amor fati! Die Liebe sieht immer das Ideal in der Wirklichkeit. Auch die Liebe muß man lernen. Für unseren guten Willen und unsere Geduld werden wir belohnt, „indem das Fremde langsam seinen Schleier abwirft und sich als neue unsägliche Schönheit darstellt". Diese hohe Kunst des Lebens ist bei Nietzsche die heroische Leistung eines gequälten Mannes, die man in Ergriffenheit und Ehrfurcht bewundern muß. „In media vita! — Nein, das Leben hat mich nicht enttäuscht! Von Jahr zu Jahr finde ich es vielmehr reicher, begehrenswerter und geheimnisvoller — nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängnis! — eine Welt der Gefahren und Siege, in der auch die heroischen Gefühle ihre Tanz- und Tummelplätze haben. — Mit diesem Grundsatze im Herzen kann man nicht nur tapfer, sondern sogar fröhlich leben und fröhlich lachen! Und wer verstünde überhaupt gut zu lachen und zu leben, der sich nicht vorerst auf Krieg und Sieg verstünde?" Nun stürzt sich jauchzende Lebensfreude auch in die tosende Flut der Schmerzen und ruft ein dekadentes Geschlecht herbei zum Stahlbad harter Willenskraft, schäumender Lebenslust. „In unserer Macht steht die Zurechtlegung des Leidens zum Segen." So erglüht in diesem Edlen der Wille zum Leiden. Zarathustra, jenseits von Gut und Böse, steht auch jenseits von Glück und Unglück. Der die Tafeln der alten Moral zerbrach, vollzieht die Umwertung aller Lebenswerte.

„Bin ich ein Wahrsager? ein Träumender? Trunkener? Ein Traumdeuter? Eine Mitternachtsglocke? — Hört ihr's nicht? Riecht ihr's nicht? Eben ward meine Welt vollkommen, Mitternacht ist auch Mittag, Schmerz ist auch eine Lust, Fluch ist auch ein Segen, Nacht ist auch eine Sonne. — Sagtet ihr jemals Ja zu einer Lust? Oh, meine Freunde, so sagtet ihr

Digitized by Google

Ja auch zu allem Wehe. Alle Dinge sind verkettet, verfädelt, verliebt. — Alles von neuem, alles ewig, alles verkettet, verfädelt, verliebt, oh, so liebtet ihr die Welt — ihr Ewigen liebt sie ewig und allezeit: Und auch zum Weh sprecht ihr: „Vergeh, aber komm zurück!“ Nun singt die Liebe zum Leben das neue Lied, des Name ist „noch einmal“, des Sinn ist, „in alle Ewigkeit“. In dem Gedanken der ewigen Wiederkunft vollendet sich die Liebe zum Schicksal. War das — das Leben? — will ich zum Tode sprechen — Wohlan! noch einmal. Wenn die letzten Klänge der Lebenssymphonie verhallen, ruft brausender Beifall: da capo. Das Schicksal soll sich noch einmal, nein, in unendlicher Wiederholung in wechselloser Gleichförmigkeit abrollen, wie wenn eine Sanduhr immer wieder umgedreht wird und immer wieder ausläuft. Jeder Schmerz und jede Lust, jeder Gedanke und jeder Seufzer, alles unsäglich Kleine und Große des Lebens soll wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge. Eine überwältigende Erkenntnis glänzt hiermit auf, die den Schwächling erdrückt, aber den höheren Menschen Verwandlung und Genesung bringt, die Lust am Leben zu dionysischer Wonne steigert. Seltsam wird von Nietzsche begründet, was Novalis behauptet hat: „Die Fortsetzung des Fluges, den wir in diesem Leben begonnen haben, hängt einzig und allein von unserem freien Willen ab!“ Aber das größte Schwergewicht, eine ungeheure Last der Verantwortlichkeit wird auf das Handeln gelegt, wenn so das Leben sub specie aeternitatis geführt wird. Amor fati wird so durch die Lehre von der ewigen Wiederkehr für alle, die nach der Ewigkeit, nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe brünstig sind, ein Erzieher zum Leben von erhabener Majestät.

Diese Philosophie bietet keine Theodizee; denn kein Gott trägt für die Welt Verantwortung, aber das ganze Dasein steht gerechtfertigt da, und im Glanze hoher Vollkommenheit erstrahlt der Kosmos, in dem alles zum Besten wirkt. Und eine großartige Lebenspraxis ist gewonnen, die unbedingt das Ganze des Daseins und jedes einzelne Ereignis restlos bejaht. Aber wie ist diese Stellung zum Leben, wie diese tapfere Liebe möglich? Wer vermag dem heroischen Befehl des Willensmächtigen zu gehorchen? Kein Befehl, kein Entschluß kann Liebe schaffen zu der fremden Schicksalsmacht, die nicht selten feindselig und gewalttätig das Leben und seine Güter bedroht und zerschlägt.

Novalis kennt den echten Liebhaber des Schicksals, der entschiedenen Respekt hat für alles, was geschehen ist, der historisch-religiös ist. Er hält sein Schicksal für das beste und das ihm absolut eigentümliche, genau wie man seine angetraute Frau für die beste und einzige zu halten verpflichtet ist. Im „Zarathustra“ lauschen wir dem Gespräche der Liebenden: „Da antwortete mir das Leben also: O Zarathustra, klatsche doch nicht so fürchterlich mit deiner Peitsche! — eben kommen mir so zärtliche Gedanken. — Wir sind beide zwei rechte Tunichtgute und Tunichtböse. Jenseits von Gut und Böse fanden wir unser Eiland, unsere grüne Wiese — wir zwei allein. Darum müssen wir schon einander gut sein! — Und lieben wir uns nicht von Grund aus —, muß man sich denn gram sein, wenn man sich nicht von Grund aus liebt? Und daß ich dir gut bin und oft zu gut, das weißt du. — Darauf blickte das Leben nachdenklich hinter sich und um sich und sagte leise: O Zarathustra, du bist mir nicht treu genug! Du liebst mich lange nicht so sehr, wie du redest. — Und wir sahen uns an und blickten auf die grüne Wiese, über welche eben der kühle Abend lief, und weinten miteinander. — Damals aber war mir das Leben lieber als je alle meine Weisheit.“ Hier ist die Höhe des Lebensgefühls erreicht, wo sich nicht mehr Trotz gegen das Schicksal auflehnt, keine Angst mehr zittert, keine Ergebung verstummt, sondern wo heiße Liebe das Schicksal umarmt. Aber hier bricht auch die schäumende Kraft ursprünglichen Gefühls hervor, die nicht nur aus der reifen Ehrfurcht vor dem Wirklichen stammen kann. Ist es leidenschaftliche Gier, wenn der heiße Lebensdurst in vollen Zügen die Schale leert und nicht fragt, wie der Trank gemischt ist? Oder quillt die unwiderstehliche Anziehungskraft zwischen Schicksal und Seele aus tieferem, verborgenem Grund? Streckt sich hier der Wille sehnsuchtsvoll der erlösenden Macht entgegen, die ihn vollenden soll?

Ist Schicksal alles, was uns begrenzt, so ist es die Macht, die die Persönlichkeit gestaltet. Der Prophet einer heroischen Persönlichkeitskultur, der das Gesetz verkündet: werdet hart! muß das Unerbittliche preisen, das mit seinem zermalmenden Hammer jene Härte schmiedet, die blitzen, scheiden und zerschneiden kann. Aber die Liebe zur höchsten Kunst ist nicht Liebe zum strengen Meister, der uns quält, und der wonnevolle Ausblick auf das ersehnte Ziel nicht Freude am rauhen Wege, der zu ihm leitet. Und nur Lüge und Gemeinheit spricht zum Mittel der Lust: Ich liebe dich! — Die tiefe, reine Liebe, die die Geliebte fast in Ehrfurcht anbetet, gilt dem Schicksal selbst. Wird es nicht um seines Zweckes willen geliebt, so vielleicht um des Ursprungs willen, der Art und Wesen bestimmt? Wie wir ein Kind lieben, weil Vater und Mutter uns innig befreundet waren. Wie jeder am meisten sein eignes Kind liebt?

„Der Türkenfatalismus hat den Grundfehler, daß er den Menschen und das Fatum als zwei verschiedene Dinge einander gegenüberstellt. In Wahrheit ist jeder Mensch selber ein Stück Fatum. Die Torheiten des Menschen sind ebenso ein Stück Fatum wie seine Klugheiten. Auch jene Angst vor dem Glauben an das Fatum ist Fatum. Du bist Segen oder Fluch, und jedenfalls die Fessel, in welcher der Stärkste gebunden liegt. In dir ist alle Zukunft der Menschenwelt vorherbestimmt, es hilft dir nichts, wenn dir vor dir selber graut.“ Mein Schicksal, ein Stück von mir — wie wäre das zu denken? Es drängt uns weiter zu fragen; und wenn uns Nietzsche keine Antwort mehr gibt, so dürfen wir vielleicht aus der romantischen Quelle seiner Ansichten und Ahnungen schöpfen.

Durch die antike Tragödie schreitet das Schicksal als unnahbare, unwiderstehliche Gewalt, die den trotzigen Willen zermalmt. In der klassischen Tragödie ist das Schicksal Tat, das Erzeugnis menschlicher Leidenschaft, die nun vernichtend auf den Helden zurückfällt. *Ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων.* In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne! In der modernen Tragödie schwebt das eherne Gesetz einer verborgenen Notwendigkeit über allem Geschehen, und das Schicksal schleicht leise heran, von fern und doch immer nah, dunkel und doch geahnt, fremd und doch verwandt. — Immer inniger vereint erscheinen Schicksal und Seele. Wie der hl. Franziskus Not und Krankheit seine Schwestern, den Leib und den Tod seine Brüder nannte.

Schicksal und Seele bilden eine Einheit wie Leib und Seele, Außen und Innen. Das Schicksal liegt im Geheimnis des Wesens selbst beschlossen. Wie die Welt Universaltropus des Geistes, ist es die äußere Gestalt des Gemüts. Daher der wunderbare Einklang der Lebensgestalt und des menschlichen Gemüts.

Novalis spricht von einer Kunst allmächtig zu werden, unseren Willen total zu realisieren. Wie die Seele soll der

Digitized by Google

Körper sein allfähiges Organ werden, das die Welt gestaltet. Der alte Glaube, der Berge versetzt, feiert seine Auferstehung in dem Jünger Fichtes. Das Schicksal ist ihm nicht die Tat einer verhängnisvollen Leidenschaft, vielmehr das Werk des schöpferischen Willens. Daher die Harmonie, die Trines plumpe Lehre durch methodische Schulung des Willens herzustellen anweist, indem er ins Gebiet bewußten Wollens und Denkens überträgt, was verborgen im Urgrund des Wesens vorgeht, um hiermit echt amerikanisch den Idealismus praktisch auszubeuten.

Oder ist das Schicksal nicht mehr Eigenschaft als Tat? Dem Dichter, sagt Novalis, ist der Glaube an die menschliche Regierung des Schicksals unentbehrlich, aber er ist ihm eine heitere Gewißheit und frei von ängstlicher Ungewißheit und blinder Furcht des Aberglaubens. Und doch erzeugt er mehr das Gefühl vollständiger Abhängigkeit als der Allgewalt. Und die moderne Romantik läßt wie im Traume jene Menschen vor uns wandeln, deren Leben die dunklen Instinkte leiten, die mehr gelebt werden, als ihr Leben bilden, die wohl das nahende Schicksal ahnen und vor ihm zittern, und es doch in stiller Wonne mit weichen Armen umfangen, weil es ihre tiefste Sehnsucht stillt.

Nur zwei Möglichkeiten scheint es zu geben, wenn wir zum letzten Grund des Amor fati hinabsteigen wollen und die rätselvolle Verwandtschaft von Seele und Schicksal deuten, die sich so oft überraschend offenbart, öfter schweigend empfunden wird.

Wäre es Wahrheit, daß menschlicher Wille eine verborgene weittragende Macht hat, wie manche träumen, daß er Natur und Geschichte gestalten kann und jedes Ereignis die Erfüllung seiner geheimen Wünsche bringt, wenn auch das dunkle Begehren wohl kaum die Schwellen der Bewußtheit erreicht? Oder wäre es so, daß das nahende Schicksal sich schon fern und früh ankündigt in dunklen Ahnungen und Gefühlen, die unser Wesen fort und fort bilden, vielleicht sogar bestimmten, ehe es zum Bewußtsein erwachte?

Oder liegt der Ursprung des Geheimnisses nicht doch noch weiter in der Lebensentwicklung zurück, wo Schicksal und Seele noch nicht aufeinander wirken können? Gehen nicht beide aus dem göttlichen Urgrund des Alls aus, mein Wesen wie mein Leben, zueinander geschaffen von dem einen unendlichen Willen, in dessen Schoße sie mit allem ruhen, was entsteht und vergeht? Muß so nicht beides, Wesen und Leben, Gemüt und Schicksal sich suchen, finden, lieben? In einen mystischen Determinismus strömen dann unsere Gedanken ein, die fragend in den letzten Sinn des Amor fati eindringen, und aus einer ursprünglichen Harmonie quillt das seltsame Gefühl einer rätselvollen Einheit. Von Ihm, zu Ihm, in Ihm sind alle Dinge. Wenn du Gott liebst in deinem Nächsten, der dir fremd ist, wie solltest du ihn nicht lieben in deinem Schicksal, das dein eigen ist? Doch wer hat sich selbst erkannt und wer kann die Tiefe der Gottheit ausmessen? Weil der Weltgrund nicht Vernunft ist, sondern verborgener Wille, vermag die Liebe nicht immer mit klaren Blicken die dunklen Hüllen des Schicksals zu durchdringen, und kann sie sich nur mit dem trotzigen Dennoch des tapferen Willens behaupten:

Du hälst es nicht mehr aus,
Dein herrisches Schicksal?
Liebe es, es bleibt dir keine Wahl!

Peter Mahr / Die tiefste Kraft des deutschen Aufstiegs

(Schluß.)

Wir ringen um die deutsche Seele, um eine höhere deutsche Art. Aus Liebe soll ein neues Deutschland werden. Und dieser Kampf ist Gotteskampf. Wir sehen, unsere Wege münden in jene unseres Herrgotts ein. Das Deutschtum soll der Menschheit neuen Tag erringen, der Träger der Entwicklung sein.

Das scheint der tiefe Grund der großen Stunde dieses Kriegs.

Die Völker stärkster Liebe sind die auserwählten.

Doch nimmer kann das neue Werden, der Gewinn des Lebens, zusammengehen mit dem Tod. Die Völker, welche physisch welken, sind ausgeschlossen aus dem Reich der Zukunft. Ein Volk, das die Entwicklung trägt, muß blühen und muß fruchtbar sein.

So sei die Liebe unseres Staates tiefste Kraft. Sie schaffe uns von innen alles neu, erfülle, was lebendig ist, und stürze, was aus fremdem Geist. Sie stelle uns auf neuen Grund. Sie sei der Geist der Kirchen und Gemeinden, der Geist der Schulen und Gesetze. Die Liebe nur bringt der Gesellschaft Frieden, die Liebe nur vernarbt soziale Wunden. — Nur Liebe-Leerheit, die verdirbt uns unsere Zukunft!

Freilich ist die Kraft der Liebe noch nicht so groß, die äußere Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft, der Staaten und Wirtschaftsverbände, noch nicht so weit, daß wir die Triebkräfte des Ansehens, Ehrgeizes, des Gewinnes und der Macht entbehren könnten. Doch ist ihr Wert begrenzt. Je sachlicher sie sind, je mehr sie der Gemeinschaft dienen, desto weniger tritt das Zersetzende hervor, das der ihnen beigemischten Selbstsucht eigen ist. Aber es scheint die Zeit nahe, wo der Liebe das Uebergewicht in den treibenden Kräften werden muß. Was uns vordem groß und stark gemacht hat, wird uns dann Verderben. Alle Triebkräfte außer der Liebe erschöpfen sich; ihre Fruchtbarkeit ist begrenzt. Die Liebe allein weist immer neue und höhere Ziele. Ich wiederhole, die in den Völkern ruhende Kraft ist mehr oder weniger große Anlage zur Liebe, die sich auf den unteren Stufen der Entwicklung als primitive Kraft äußert und auf den höheren Stufen eine immer umfassendere Entfaltung der Anlagen herbeiführt. Freilich veredeln sich auch die primitiven Triebkräfte, je mehr sie sich im Laufe der Entwicklung mit Gemeinschafts- und Menschheitsaufgaben verbinden. Einmal aber kommt der Augenblick, wo sie restlos im Dienste der letzten Ziele aufgehen müssen. Sie müssen mit immer neuer und reinerer Liebe erfüllt werden, um schließlich alles Selbstische von sich zu streifen. Das Verpassen solcher Neubefruchtung und sittlichen Erneuerung, solchen Höhersteigens und Abstreifens, wirkt katastrophal. Wer höher will, muß sich von alten Freunden, die beharren, trennen.

Hier liegt eine große Verantwortung für die Regierenden und oberen Klassen. Die Ziele, die den Völkern gesteckt werden, bestimmen ihr Schicksal. Ziele wecken Kräfte. Regieren wird von jetzt ab vor allem sittlich höher führen heißen.

Die Völker müssen heute noch geführt und können erzogen werden. Nur wie man sie leiten muß, hat sich geändert.

Die Liebe muß aus Kraft geboren sein, sonst ist sie Schwäche und bringt keinen Segen. Das müssen sich die Staatenlenker und die Eltern und Erzieher merken.

Also geht es nicht ohne jeden Zwang. Die Selbstsucht ist noch groß. Hier gilt es Entscheidungsschlachten um die Zukunft zu schlagen. Oft muß man auch zuerst die Formen schaffen und dann die Menschen sie erfüllen lehren. Eine solche aus dem Geist der Liebe geborene Form war unsere soziale Gesetzgebung. Die Entwicklung stößt später die Form ab, gleichwie der entwickelte Schmetterling die Puppe von sich streift.

„Liebe aus Kraft", sie hält den Blick gerichtet auf die Zukunft, das Auge ungetrübt vom Streit des Tags. Sie weiß den Wert des Maßes einzuschätzen und hebt der Väter Weisheit für die En

Digitized by Google

kel, die sie durch Zucht zur Freiheit führt. Sie stellt das Volk, den Staat hoch über jeden und fügt als Glieder uns ihm ein. Sie gibt uns Freiheit, unsere Gaben zu entfalten, zu ganzer Kraft uns zu entwickeln. Den „ganzen Mann" stellt sie dann in den Dienst der Sache, erschöpfend so die Kräfte der Nation für ihren Zweck. Befreiend kettet sie uns enger an der Gemeinschaft lebensvollen Körper. Sie liebt die Tat und haßt die hohlen Worte, die Menschen täuschen und die Selbstsucht nur verdecken. In Worten nicht allein, im Leben müssen wir uns finden.

Die Liebe macht uns frei. Als göttliches Gebot erhebt sie über äußeren Zwang und adelt alles Tun. Sie wird zur tiefen Quelle unseres Lebens und unerschöpflicher Beruf. Sie weist den einen auf den anderen, uns alle aufeinander an, gemeinsam unsere Last zu tragen. Und wo die Menschen nicht zur Liebe reif, da ruft sie ihre strenge Tochter Pflicht und läßt die Pflicht die Menschen leiten, bis für die Liebe sie geöffnet sind. Sie läßt den Puls der Welt im Kleinsten widerhallen und auch der Kleinste ist bestellt, am Gottesdom der Menschheit mitzubauen. Am Dom des Vaterlands zunächst. In diesem Dienste macht sie alle gleich, wenn sie nur tief ergreifen, was sie sollen. Der Großen und der Kleinen Wert ist gleich an Tiefgang, verschieden nur dem Umfang nach. Die Liebe macht den Menschen erst. Sie gibt dem Volk die richtige Schichtung, enthüllt, was uns gemeinsam ist, den Gottesfunken tief in jedem. Entzünde diesen Funken nur, so wirst du reich an Brüdern sein.

Die Liebe ist des Scheines Tod. Sie dringt zum Kerne aller Dinge. Sie öffnet uns der Wahrheit und der Schönheit Reich, und jäh stürzt sie die schalen Götzen, die uns berückt und irregeführt. Was glänzt, ist Schein und für den Augenblick geboren, das Echte nur hat Lebenswert.

So weckt die Liebe unseren Genius und zieht den Schleier von dem Wunder dieser Welt. Das Göttliche in uns, im ärmsten Bettler, hat Spürsinn für das Göttliche des Alls. Wie neugeboren stehen wir in der Welt. Wir lebten drin und waren blind. Da werden Menschen uns lebendig, die Wälder und die Fluren fangen an zu reden, aus Quellen, Wolken, Winden und aus dem Lärm der Arbeit spricht uns Gott. Das Blühen und das Reifen greift uns an die Seele, ein Feld kann uns Erlebnis sein. Das Ewige in uns fängt an zu treiben, wir fühlen uns als Gotteskinder, in denen seine Stimme lebt. Ihr zu gehorchen, das ist Lieben, und lieben heißt ein Werkzeug Gottes sein. Im Lieben finden wir das Glück. Vielleicht in Not und schwerem Los. Es ist kein äußeres Glück, es ist Erfüllung der tiefen Stimme unserer Brust. Es ist die Krönung alles Erdenseins im Siegen über Erdenschwere; Menschwerdung ist es, und das ist das Ziel.

Die Welt braucht Menschen und sie schafft die Liebe.

Die Liebe ist die heilige Flamme unseres Lebens. Sie ist der Zukunft Feuerzeichen, das den erkorenen Völkern strahlt. Sie macht den Menschengeist zur stärksten Kraft der Erde, zum Arme der Unendlichkeit. Drum lasset ihre Flamme lohen, wegschmelzen alles Kleine, Enge, verbrennen unsere Lebensgötzen, bis wir ihr reines Becken sind, bis sie Erlösungskraft erlangt von allem Uebel dieser Welt, das Menschenselbstsucht schafft in Staat und Leben, bis Menschenliebe Irre heilen, Gelähmte gehen machen kann.

Oh, könnten wir der Macht der Liebe glauben und streifen ab des Zweifels Fesseln. Es führt kein anderer Weg zur steilen Höhe. Die Liebe ist der einzige Weg.

Dann schaffen wir der Menschheit einen neuen Tag, soweit es unserer Stufe ist beschieden, und nicht vergebens haben wir gelebt. Ein neues Glied ist dann gefügt im Kampf des Geistes mit dem Stoffe, ein Sieg erkämpft auf Gottes Weg. Und näher ist gerückt die letzte Stunde, wo Mensch sein heißt, das Wesen Gottes leben, wo sich das Sein erfüllt, ein Hirt wird sein und eine Herde.

Gottfried Traub / Die höchste Höhe

Wenn über schroffen Fichtenhöhen
der Adler ausgebreitet schwebt,
und über Flächen, über Seen
der Kranich nach der Heimat strebt.
Goethe.

Das Bleibende ist das Vollkommene. Aber wie gelange ich zu diesem Bleibenden, Höchsten und Tiefsten? Es gibt Augenblicke, in denen alles um uns her auseinanderbricht wie die Kulissen eines Theaters, einerlei, ob Komödie oder ergreifendste Tragödie darauf gespielt, ob das Einzelleben oder ein Völkerschicksal darüber hinzieht. Ein unersättlicher Durst füllt die Seele. Von Stufe zu Stufe will sie höher, höher steigen. Wollte sie das nicht, wäre sie nicht Seele. Was sie erlebt in jauchzender Freude und erschauerndem Schrecken, bleibt zuletzt immer ein Abgegrenztes. Was steckt hinter dieser Grenze? Wo ist das Land, aus dem alle diese Boten, schreckliche und holde, zu uns kommen? Daß es diese unnennbare Sehnsucht nach dem alles Erfüllenden gibt, das ist das Wunder. Oberflächliche Menschen nennen sie Unzufriedenheit; damit hat sie gar nichts zu tun. Im Gegenteil; sie schätzt alles einzelne und erkennt seinen Wert und wird leidenschaftlich davon erfaßt. Aber gerade, weil man von einer Größe zur anderen steigen, weil man von einer Tiefe zur anderen durchdringen kann, steigt desto unwiderstehlicher die Ahnung jenes Letzten in die Höhe, aus dem und zu dem und von dem alles kommt. Wenn man einmal nicht mehr nötig hätte, sich immer etwas darzustellen und zu denken; wenn alle Träume schwiegen, weil sie trotz aller scheinbaren Weite doch ihre Flügel im Raume stoßen; wenn die Zunge versagte und der Lauf der rasenden Elemente einen Augenblick still hielte, wenn ein Riß quer durch das ganze Weltall durchginge, daß man das Grenzenlose, umhegt von der letzten Erfüllung, schaute, wenn alles, alles um uns schwiege und nur das eine hervorträte, wenn alle Rätsel wie Schatten vergingen und wir das Urbild eine Sekunde lang erblickten — das wäre das Glück! Die Erkenntnisse ordneten sich wie die Sprossen an der Jakobsleiter und stießen mit ihrer Spitze in Himmelsgewölbe. Die Weisheit der Ewigkeit enthüllte ihr Haupt.

Einstweilen bist du dem Adler gleich, der zur Sonne fliegt und sie nicht erreicht. Unser Glück ist zwar beengt, aber doch voll Seligkeit: denn obgleich nur Eintagsfliegen dieser Erdkugel, vermögen wir doch die Unendlichkeit nicht nur zu denken, sondern zu empfinden. Das ist unsagbarer Vorzug. Unsere Seele zieht die Kreise des Adlerfluges mit, sinkt mit ihm und steigt mit ihm, horstet des Nachts auf nacktem Fels und breitet die Flügel aus, wenn die Sonne über den Rand der Gebirge blinzelt, und das tagaus, tagein, aber sie wird nicht müde in diesem Spiel, darin sie selber reift. Sie lernt dabei den Takt der Weltenuhr in sich aufnehmen, und in den Schwingungen ihres Weltenpendels lernt sie den Atem nicht verlieren, bis einst auch diese Uhr stille gestellt wird und das Dauernde sich selbst offenbart. Nein, nein: wir Menschenkinder sind nicht unglücklich. Reich gesegnet hat uns die Schöpfung, als sie uns die „Ahnung" schenkte, die, durch alles hindurchschreitend, ohne das einzelne zu verletzen oder zu verachten, sich mit dem Höchsten allein verwandt weiß und im Aug noch einen Schimmer der goldenen Heimat trägt, aus der sie selber stammt. Wir schreiten die Stufen des Tempels langsam in die Höhe. Jede Stufe weitet den Blick. Aber jede ist nur Vorstufe zum Allerheiligsten.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Die Zurücksetzung der Gelben. In der deutschen Gewerkschaftswelt ist durch die Folgewirkungen des Krieges ein versöhnlicher Geist heimisch geworden. Die Führer der vier großen Gewerkschaftsrichtungen, der sozialdemokratischen, christlichen, Hirsch-Dunckerschen und polnischen Verbände gehen in allen wichtigen Arbeiterfragen einmütig zusammen. Dabei erleben sie mit jedem Tage aufs neue, wie Eintracht stärkt. Erfolge, die früher wegen der inneren Zerrissenheit der gewerkschaftlichen Bewegung unerreichbar waren, fallen den geeinten Verbandsvertretern reichlich in den Schoß. So gewinnt auch der Gedanke dauernder Beibehaltung einheitlicher Taktik für die spätere Friedenszeit ständig an Boden. Nur ein einziger Gegensatz kann durch alle Not des Krieges nicht überbrückt werden: der zwischen den genannten vier Hauptströmungen und zwischen den gelben oder wirtschaftsfriedlichen Arbeiterorganisationen. Weil diese, wie sich vor kurzem aktenmäßig hat erweisen lassen, mit dem Geld und den Machtmitteln der Arbeitgeber ausgerüstet werden, traut man ihnen keine rückhaltlose und selbstlose Vertretung der Arbeiterinteressen zu. Dieser Gegensatz ist bei der Besetzung der zahlreichen Ausschüsse, die das Hilfsdienstgesetz vorsieht, praktisch zum Austrag gekommen. Die großen Gewerkschaftsverbände aller Richtungen haben sich einmütig geweigert, Vertreter der Gelben in den Ausschüssen als gleichberechtigte Mitglieder zuzulassen und anzuerkennen. Vergebens wurde das Kriegsamt von den Gelben zu Hilfe gerufen. Man hat ihnen einige wenige umständige Ausschußmitglieder nach § 9 des Hilfsdienstgesetzes zugestanden, im übrigen aber kein Entgegenkommen bewiesen. Auf wiederholte Beschwerde hat das Kriegsamt erklärt, es müsse mit dem Reichstagsausschuß für das Hilfsdienstgesetz rechnen und dort sei eine Anerkennung der gelben Arbeitervertreter nicht durchzusetzen. Das ist in der Tat richtig: die Arbeiterabgeordneten des Reichstagsausschusses stehen sämtlich auf dem Standpunkt, daß ein Ausschuß, der aus 3 Arbeitgebern und 3 Arbeitnehmern bestehe, unter denen sich ein gelber befindet, mit 4 gegen 2 Stimmen in strittigen Arbeiterangelegenheiten entscheiden werde. So bleibt den Gelben eine bestimmende Mitwirkung bei dem Hilfsdienstgesetz versagt. Auch einige Splitter der Arbeiterbewegung, die man sonst nicht zu den Gelben zu rechnen pflegt, die aber keinen Anschluß an die großen Verbände haben, wie die Deutsche Staatshandwerker- und Arbeitergemeinschaft und die Fachabteilungen der katholischen Arbeitervereine können keine Berücksichtigung finden, weil es für das Kriegsamt unmöglich ist, mit Einzelorganisationen zu verhandeln. So klafft ein Zwiespalt, der für die Zeit nach dem Frieden noch breiter und tiefer zu werden verspricht als gegenwärtig. Die Gelben geben freilich die Hoffnung auf bessere Zeiten noch nicht auf. Sie nehmen jetzt des Reichskanzlers innerpolitische Rede im Abgeordnetenhaus zum Anlaß, um Herrn v. Bethmann telegraphisch zu versichern, daß sein Zukunftsideal vom Absterben des Irrwahns, als ob unüberwindliche Gegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern beständen, längst durch die wirtschaftsfriedliche Arbeiterbewegung angestrebt und teilweise schon erfüllt sei. Aber der Reichskanzler hat seine Worte gewiß anders gemeint und von den Gewerkschaftlern werden sie auch gewiß anders aufgefaßt. In welcher Weise, das braucht an dieser Stelle heute nicht erörtert zu werden, denn hier kommt es nur darauf an, die Tatsache der Zurücksetzung der Gelben aufzudecken. Sie besteht und wird trotz der letzten Reichskanzlerrede höchstwahrscheinlich weiterbestehen, wenn sich die Wirtschaftsfriedlichen nicht völlig frei von Arbeitgebereinflüssen zu machen verstehen.

Büchertisch

Karl Hans Strobl — Die drei Gesellen. Ein heiterer Roman. Verlag L. Staackmann, Leipzig. 1914. 358 Seiten. Brosch. 4 M., geb. 5 M.

Paul Schreckenbach — Der deutsche Herzog. Verlag L. Staackmann, Leipzig. 1915. 352 Seiten. Brosch. 4 M., geb. 5 M.

Rudolf Heubner — Das Wunder des Alten Fritz. Verlag L. Staackmann, Leipzig. 1915. 317 Seiten. Brosch. 4 M., geb. 5 M.

Diedrich Speckmann — Der Anerbe. Verlag Martin Warneck, Berlin. 1914. 410 Seiten. Geb. 4,50 M.

Wilhelm Speck — Ursula. Verlag Martin Warneck. 240 Seiten. Brosch. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Man kann und soll nicht nur Kriegsliteratur und Tagesartikel lesen! Geist und Nerven verlangen gebieterisch nach zeitweiliger Ausspannung. Gerade die stark mit der Kriegslage Beschäftigten, zu denen die Hilfeleser wohl alle irgendwie gehören, bedürfen auch solcher Geistesnahrung, die nichts bezweckt, als Beruhigung und Freude. Unter Umständen auch: Zerstreuung und Lachen! Das tut das lustige Buch Strobls Die drei Gesellen, deren Schwänke und Abenteuer in der Zeit nach dem 30jährigen Krieg spielen, als man dabei war: „das heilige römische Reich mit Restripten, Dekreten und kaiserlichen Verordnungen wieder einzurenken". Manchmal ein bißchen grotesk, aber immer heiter und geistreich, wie man es von Strobl gewöhnt ist.

Im großen Kriege selbst spielt Der deutsche Herzog v. Schreckenbach. Aus welchem Grunde der Verlag es „das Buch für unsere Zeit" nennt, bleibt unverständlich. Der deutsche Herzog ist Bernhard von Weimar, der zum Geisteserben Gustav Adolfs gestempelt und mit einer leuchtenden Gloriole von Frömmigkeit und selbstlosem Idealismus geschmückt wird. Diese völlige Schattenlosigkeit des Bildes berührt sehr unwirklich; man denkt an die kräftige Zeichnung, die Riccarda Huch von ihm entwirft, und nach welcher Gustav Adolf ihn keineswegs in liebender Bewunderung zu seinem Nachfolger ersah — „er kam dem König vor wie ein trotziger Knabe, der gezogen werden müsse". Und bei allem Recht der freien Dichtung stehen die von Edelmut und Großherzigkeit tönenden Szenen des Buches, z. B. an der Leiche des Königs, doch in zu schroffem Gegensatz zur geschichtlichen Wahrheit. Auch ist unsere Zeit zu ernst, um mit den abgegriffenen Worten von „welscher Tücke" und der ausnahmslosen Bezeichnung der Franzosen als „welsche Lügner, Heuchler, Schmeichler" zu spielen. Wir sind empfindlich oder besser gesagt, feinfühlig geworden für alles, was irgend nach Schimpfen auf den Feind, besonders die Franzosen, schmeckt.

Ganz bedeutend erfreulicher ist das Wunder des Alten Fritz. Der Roman nennt sich fröhlich-ernst und ist es auch, denn auf dem bitterernsten Hintergrunde des Siebenjährigen Krieges hebt sich das wunderliche Liebesschicksal des braven Kandidaten Lindenschmidt, der sich in keine geringere, als die Kaiserin Maria Theresia erstmalig verliebt, humorvoll ab. Etwas breit erzählt. Aber so ehrlich arbeitet sich der biedere Held aus seinem kleinen persönlichen Leben zur Teilnahme an der großen Geschichte seiner Tage und seines Volkes empor, daß das Buch in bestem Sinne ein zeitgemäßes und deutsches genannt werden darf. „Während die Diplomatie ihr verschlagenes Spiel trieb und sich alle großen Mächte des Festlandes als Verschworene und Verbündete insgeheim rüsteten, um zu Beginn des nächsten Jahres den kleinen, kräftigen Staat zu erdrücken, stieg dort etwas Riesiges und Lebendiges auf — die deutsche Welt zu erneuern" — das war das Wunder des Alten Fritz; aus Kampf und Not wuchs die Kraft Preußens heraus und schuf ganze Männer, auch aus liebesseligen Träumern! Wir Heutigen erleben ein ähnliches Wunder und wollen und werden es weiter erleben.

Es kostet vielleicht etwas Ueberwindung, aus dem stark bewegten Leben der Gegenwart sich in das friedliche Dasein eines holsteinischen Bienenzüchters zu versetzen! Doch lohnt die Lektüre dieses ländlichen Idylls — der Anerbe von Speckmann —, und man legt das Buch mit dem dankbaren Gefühl beiseite, daß es das noch vor kurzer Zeit in unserem Vaterlande gab! Und hoffentlich bald wieder geben wird! Die Fährlichkeiten, die der etwas schläfrige Held als Erbe eines großen Bauernhofes durchmacht, ehe er ein tüchtiger Mensch und Bauer wird, sind typisch-ländlich, ganz und gar aus der Landschaft und ihrer Bevölkerung erwachsen. Den feinen Klang, den Speckmann in all seinen Büchern so hübsch anzuschlagen weiß, trägt der alte, verwachsene Imkerohm hinein, eine lautere, innigreligiöse Seele, die den Dingen und Menschen mit klaren Augen auf den Grund sieht und allen, übrigens etwas romantischen Intrigen der Stiefmutter die Spitze abbricht. „Der Anerbe" ist eigentlich ein hohes Loblied auf die Bienenzucht und gerade darum sehr reizvoll zu lesen, durchweht wie es ist von Naturliebe.

Das gilt auch und in noch weit höherem Maße von Specks Ursula. In dem stillen, wunderschönen kleinen Buch ist eine Fülle innigster Naturstimmung! Dazu die Schilderung einer Mädchenseele, in so zarten, reinen Farben, wie sie nur eines großen Künstlers Hand entwerfen kann. Dies Mädchen, deren sittliches Empfinden durch Not und Schmutz nur erhöht und geläutert wurde, und das die Möglichkeit eines selbstverschuldeten Fleckens schon als eine Schuld empfand, von der sie nur tiefe Reue befreit, das bleibt jedem Leser rührend und unvergeßlich. Und bei diesem Kunstwerk sagt man auch aus tiefster Seele, „Gott sei Dank, daß es solche deutsche Künstler gibt, die solch starkes, reines Empfinden im Frauenherzen schauen und schildern". Es ist nicht zu sagen, wie wunderbar wohl solche stillen Bücher tun in der Unruhe der Zeit! Bertha Göring.

Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Von Emil Ermatinger. Bd. 2. Briefe und Tagebücher 1850—1861. Mit einem Bildnis und fünf Federzeichnungen Kellers im Text. Cottasche Verlagsbuchhandlung. Stuttgart und Berlin 1916. Geh. 16 M.

Herausgeber und Verleger haben recht schnell gearbeitet. Dem ersten, die Biographie enthaltenden Bande, der auch schon die zweite Auflage erlebt hat, ist jetzt der zweite gefolgt, der die Briefe und Tagebücher bis zu dem Zeitpunkt enthält, wo mit Kellers Eintritt in das Amt des Staatsschreibers von Zürich ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Es ist die Zeit seines Werdens, die Zeit des Grünen Heinrichs und des ersten Bandes der Leute von Seldwyla, aber auch die Zeit eines starken Rückschlags in der Produktion, voller unausgeführter Pläne und unbefriedigender Unfähigkeit. Immer wieder spricht er von den Galatee Novellen, die nun in allernächster Zeit vollendet werden sollen, und die erst 1881 unter dem Titel „Sinngedichte" erschienen. In einem Briefe an Ferdinand Freiligrath vom April 1860 ist die Idee der Sieben Legenden entwickelt — auch sie wurden

erst in den letzten Jahren der Staatsschreibertätigkeit vollendet. Die Nöte, in die Gottfried Keller durch seine Entschlußlosigkeit gestürzt wurde — beim Grünen Heinrich sind sie ja schon arg genug —, geben den Briefen häufig etwas Schmerzliches. Aber immer wieder triumphiert seine unverwüstliche Kraft über sie. Keller war kein Briefplauderer etwa von der unvergleichlichen Virtuosität Theodor Fontanes. Seine Briefe sind meist gründlich und umfangreich, namentlich die an Hermann Hettner wachsen sich zu sehr wertvollen ästhetischen Auseinandersetzungen aus. Er verfügt über alle Töne, ergreifende Leidenschaft, wie in dem nie abgesandten Abschiedsbrief an Johanna Kapp (S. 212), heftigen Zorn und witzige Satire, wie in manchen Äußerungen über seine Berliner Zeitgenossen, von denen er sich doch fünf Jahre lang nicht trennen konnte. Von besonderem menschlichen Interesse sind seine Briefe an Lina Duncker, deren Schwester er einst — wie immer unglücklich — geliebt hatte, und an die sonst so viel geschmähte Ludmilla Assing, die hier doch in einem weit günstigeren Licht erscheint. Eyck.

Andreas Schreiber: **Das ewige Bankett.** Novellen. Georg Müller. München 1916. 202 S.

Das erste Werk eines Künstlers, der wie der Verleger ankündigt, erst in reiferen Jahren zur Literatur kommt. Dadurch erschwert sich das Urteil. Geschmack, Sprachkultur, Temperament und die Kunst der Komposition sind dem Verfasser dieser in der romanischen Kultur Frankreichs, Spaniens und Italiens während der Renaissance und dem ancien régime spielenden Geschichten sicherlich eigen. Auch ist das Gefühl für Kultur und Zeit nicht durch gelehrte Sammlung entstanden, sondern künstlerisch eingeboren. Die Gestalten sind so echt, daß das kulturhistorische Beiwerk eben nicht Stimmungfüllsel, sondern die naturgegebene, leichtumrissene Form des innerlich bestimmten Lebens ist. Sie sind nicht alle gleich, diese Novellen, „Der Bischof von Valencia" ist noch etwas grobstofflich, aber vollendet ist schon die „pathetische Komödie". Danach ist zu hoffen, daß die Entwicklung des Künstlers noch im Fluß ist. Endgültiges über ihn wird erst zu sagen sein, wenn ein Werk größeren Vorwurfs veröffentlicht wird. Denn diese Dinge haben als etwas artistisch noch nicht die Notwendigkeit großer Künstlerschaft. Schotte.

Königl. Landes-Gewerbe-Museum Stuttgart, Bericht über die Jahre 1914/15.

Für die Allgemeinheit als Dokument deutscher Kultur festzuhalten, wie während und trotz des Krieges die wissenschaftliche Tätigkeit unserer Museumsverwaltungen und ihrer Beamten, gefördert durch Staat und Private, unbeirrt fortschreitet, auch das Interesse des Publikums, wie die steigenden Besuchsziffern beweisen, trotz Krieg und Not für die Arbeiten unserer kulturellen und künstlerischen Vergangenheit wiederkehrt. Der Fachmann freut sich mit dem Museum über die Neuerwerbungen, die man aus ausgezeichneten Abbildungen kennen lernt. Hervorragend ist die farbige Reproduktion einer Porzellanlaterne mit dem Brustbild Kaiser Karls VI. — Wien um 1725 —, welches selten schöne und kostbare Stück als das Hauptgeschenk des Vereins der Museumsfreunde aus der Sammlung Pringsheim, Breslau, für das Museum erworben wurde.

Schotte.

Lodzer Kriegsbüchlein. Von Gouv.-Pfarrer Liz. Althaus. Göttingen, Ruprecht. 103 S., 1 M. — Frische, anziehende Sonntagsbetrachtungen aus der deutschen „Lodzer Zeitung" mit einleitenden Aufsätzen über das Deutschtum in Polen, seine Geschichte, seine Bedeutung und — seine Schwächen. M.

Sprechsaal

Respekt — auch vor dem Alten

Den Beitrag in Heft 6: „Miles: Ueber die Erhaltung des Alten", kann ich nicht unwidersprochen lassen. Es gibt doch noch sehr viele Kameraden die anders denken, — vielleicht dürfte Miles mit seiner Auffassung sogar ziemlich allein dastehen.

„Was denn erhalten?" fragt Miles und antwortet selbst: „Eine 700 Jahre alte Fassade". Um die geht es hier aber gar nicht. Es geht um mehr! Wir sind doch in diesen Krieg gezogen, um zu erhalten. Natürlich nicht nur die 700 Jahre alte Fassade, sondern unser ganzes Deutschland, zu dem aber auch die 700 Jahre alte Fassade und manches Aehnliche gehört. Das ist für uns doch der Sinn des Krieges. Und ich sage: Der Krieg hat uns den Respekt vor dem Alten nicht genommen. Gewiß, wir wünschen noch sehnlicher als vordem, daß unser alter deutscher Eichbaum neue Zweige treiben möge, da uns die alte Krone schon zu eng geworden ist. Deshalb dürfen wir aber den Stamm nicht von seinen Wurzeln trennen. Und zu diesen Wurzeln gehören auch die alten Zeugnisse unseres Volkstums, 700jährige Fassaden und Aehnliches. Die laßt uns erhalten. Wir haben viel welkes Laub, das laßt uns lieber beseitigen. Wo das Alte wirklich nur Ballast war — hinweg damit. Doch pflegt das welke Laub meist jünger zu sein, als die knorrigen Wurzeln. So auch hier. Es gibt ja leider in unserem Vaterlande genug Orte, in denen man zwar viel neue, aber wenig schöne Fassaden findet. Wollen wir das nicht zuerst ändern?

Du mußt deinen verwundeten Kameraden den Sanitätern überlassen; aber — die holen ihn schon und flicken ihn aus. Was jetzt nicht mehr ganz kampftüchtig ist, kann's vielleicht bald wieder werden. Deshalb soll und darf in seiner Pflege nichts versäumt werden. Anderseits: Auch 10 Reimser Kathedralen und 20 Städte wie Löwen sind uns nicht die Knochen eines einzigen deutschen Musketiers wert. Aber sie fallen nur, weil's nicht anders geht, wie auch der alte Nußbaum fallen muß, um uns das Holz für Gewehrschäfte zu liefern. Zu beklagen ist auch dieser Verlust, denn der alte Nußbaum dürfte in all den Jahren seines Lebens wirklich Gescheiteres getan haben, als nur „die Sünden der Liebespaare" decken!

„Wer ein Rathaus baut, soll nicht lange fragen, ob es sich dem Stil seiner Umgebung anpaßt", sagt Miles. Das ist — nicht neu. Wer ein wirklich schönes Rathaus baut, braucht nicht nach dem Stil zu fragen. Beweis: Viele alte Bauwerke, in denen mancherlei Stile vereint sind. Solche Werke gelingen aber nur einem wirklichen Meister. Wer nicht die Kraft dazu hat, der tut sicher besser, wenn er seinen neuen Bau der Umgebung anpaßt. Es ist zwar nichts deshalb schon schön, weil es alt ist — es ist aber ebensowenig etwas schön, weil es nur neu ist.

Wir haben vieles zu erneuern und zu verbessern, und wir werden nach dem Kriege beherzter ans Werk gehen, als vorher. Aber auch dann: Respekt vor allem Wertvollen, wenn's auch etwas Altes ist. Und sei es auch eine 700jährige Fassade. „Kein Blüh'n am alten Stamme, dem ihr die Wurzeln raubt!"

Im Felde, den 21. Februar 1917. F. Zuther.

Briefkasten

Unteroffizier W. O.: Ueber die Geschichte der Vereinigten Staaten unterrichten Sie sich recht gut aus der kleinen Schrift von E. Daenell in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, geb. 1,50 M., oder dem wesentlich umfangreicheren Buch von Prof. Paul Darmstaedter in der Sammlung „Bibliothek der Geschichtswissenschaft" im Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig, 1909, geb. 4.— M.

Geldsendungen erbitten wir durch Postscheckzahlung oder Postanweisung, auch aus dem Felde. Briefe mit Geld- oder Markeneinlage gehen bei den jetzigen Postverhältnissen leider häufig verloren.

Berichtigung: In dem Aufsatz des Wirkl. Geh. Rats v. d. Leyen über die **Reichseisenbahnfrage** sind leider einige sinnentstellende Druckfehler stehengeblieben. Es muß heißen:

Seite 172, Spalte 2, Zeile 29 von oben auszugestalten (nicht umzugestalten). Seite 173, Spalte 1, Zeile 24 von unten wichtigen (nicht tüchtigen). Seite 174, Spalte 1, Zeile 18 von oben eine Milliarde (nicht vier Milliarden).

Frau Direktor M. in Beuel. Wunschgemäß haben wir Ihrem Herrn Sohn ein Freiexemplar der „Hilfe" aus der Spendensammlung überwiesen.

Frühzeitige Erneuerung der „Hilfe"-Bestellung zum Vierteljahrswechsel bietet die Gewähr für ungestörten Fortbezug. Bei verspäteter Bestellung bleiben gewöhnlich die ersten Nummern des neuen Quartals lange aus. Adressenänderungen wollen von den Postlesern an das Postamt, von Kreuzband- und Feldbeziehern an den Verlag mitgeteilt werden.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung von Freiexemplaren der „Hilfe" ins Feld: 50 Pf.: Lt. Ph. in B., **je 2 M.:** Hptm. E. im Felde, Prof. B. in L., **2,25 M.:** Frau Dr. S. in T., **4 M.:** Lt. H. im Felde, **20 M.:** Frl. R. in J.

Bücher für Armee und Marine. Prof. M.-L. in Berlin: eine Anzahl Hilfe-Nummern, Werbeanwalt B in Berlin: 21 Bücher und viele Zeitschriften, T. in Straßburg: 4 Bücher und zahlreiche Hefte „Hilfe" und „Dokumente des Fortschritts".

Für erblindete Krieger: N. B., Saaralben, **2 M.**

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

29. März 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 13

Anzeigen kosten: die 10mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Lage in Rußland. — **Friedrich Naumann:** Polnisches Tagebuch. — **Hochsch.-Prof. Dr. Joseph Bergfried Eßlen:** Die Grundlagen unserer Volksernährungspolitik im Kriege. — **S. D. Gallwitz:** Falsche Vollsümlichkeit. — **Gottfried Traub:** Ein leerer Tag. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 18. März.

Großfürst Michael, der Bruder des Zaren, soll nun an seine Stelle treten. Man wußte in Deutschland bisher nichts von ihm, als daß er wegen einer Liebesehe mit einer bürgerlichen Frau bei seinem Bruder in Ungnade gefallen war. Es ist möglich, daß ihm gerade sein Verhalten in dieser persönlichsten Angelegenheit im Volke Sympathien verschafft hat, die sich jetzt geltend machen. Die Proklamation, mit der er sich gestern an das russische Volk gewandt hat, ist natürlich nicht geeignet, das Bild über den neuen oder kommenden Herrscher klarer zu machen. Denn die ist sicher eine Arbeit von Miljukoff, die der Großfürst nur unterzeichnet hat. Dennoch ist diese Proklamation außerordentlich interessant: sie beseitigt die Monarchie von Gottes Gnaden und setzt an ihre Stelle eine Monarchie, die ihre Legitimation von einer mit allgemeinem, gleichem, geheimem und direktem Wahlrecht zu wählenden Nationalversammlung erhält. Großfürst Michael erklärt durch seine Unterschrift, daß er die Zarenwürde nur unter der Bedingung annehme, daß der so unzweifelhaft festgestellte Wille des Volkes es verlange. — Niemand kann heute sagen, ob dieser Wandel der Dinge in Rußland endgültig ist. Schon melden sich von links her die Kräfte, denen das alles nur als halbe Arbeit erscheint, die gleich den Uebergang zur Republik fordern; und daß die Anhänger des Alten sich auf die Dauer ohne ernsthaften Widerstand mit dem neuen Zustand abfinden, das ist doch nicht allzu wahrscheinlich; dazu ist der Sprung zu jäh und unvermittelt.

Montag, 19. März.

Der heutige Tag steht unter dem Zeichen einer großen Zurückverlegung der deutschen Front im Westen zwischen Arras und Aisne. Seit der Frontveränderung an der Ancre, die den Engländern so überraschend kam und so viel noch heute nicht überwundene Schwierigkeiten gemacht hat, war es jedem aufmerksamen Beobachter klar, daß hier größere Ereignisse zu erwarten seien. Die Franzosen waren auch offenherzig genug, in der „Agence Havas" zu verkünden, daß die erstarrte Westfront sich zu bewegen beginne. Aber trotzdem sie auf große Dinge gefaßt waren, trotzdem sie ihre Flieger in bisher nicht gekanntem Maße zur Erkundung ausschickten, sind Franzosen und Engländer so gründlich über Art und Umfang der deutschen Maßnahmen im unklaren geblieben, daß die Loslösung der deutschen Truppen vom Feinde ganz unbemerkt und völlig ohne Verluste vor sich gegangen ist. Ein Meisterstück des Planens und der Ausführung ist hier vollbracht worden, durch das die Verhältnisse im Westen auf gänzlich neue Grundlagen gestellt worden sind. Noch ist die wesentlich verkürzte neue Linie nicht klar zu erkennen. Engländer und Franzosen rücken durch das vollkommen verwüstete Kampfgebiet und die verlassenen und zerstörten Ortschaften jetzt langsam nach, und ihre vorsichtig vortastenden Patrouillen werden immer wieder durch deutsche Nachhuten aufgehalten und daran verhindert, zu erkunden, wo eigentlich die Deutschen geblieben sind. Hinter den Feinden ist nun weglose Wüste und Schlamm; ihre Offensivvorbereitungen sind wertlos geworden. Wenn sie ihre ganz auf die Verhältnisse des Schützengrabenkrieges eingestellten und nur am alten Platze brauchbaren Pläne doch noch ausführen wollen, müssen sie noch einmal von neuem anfangen, ihre Geschütze aufzustellen und einzuschießen, ihre Munition sicher und handlich zu stapeln, ein System von Hinterfront-Wegen und -Bahnen, -Feldbahnen, -Laufgräben zu schaffen, und dazu als erstes die neuen Stellungsgräben mit Deckungen aller Art. Unsere Truppen dagegen finden fertig vorbereitete, wohl ausgebaute Stellungen vor, und hinter ihrer Front ein Land mit guten Verkehrswegen und Ortschaften, die ihnen ein ganz ungewohnt gewordenes gutes Ruhequartier sichern. Wie viele Truppen durch die Frontverkürzung freigeworden sind, das auszurechnen mag Sorge unserer Feinde sein. Wir fragen uns aber gleich ihnen: wird diese glänzend durchgeführte Unternehmung unseres Westheeres nur zur Wiederaufnahme des Stellungskrieges unter ganz unvergleichlich günstigeren Bedingungen dienen, oder werden wir in ihr den Wiederbeginn des Bewegungskrieges zu sehen haben? In einem wie im anderen Falle wird die Einleitung des neuen Kriegsabschnittes als deutscher Gewinn zu buchen sein.

Am Osthang der Höhe 304 bei Verdun und im Südostteil des Waldes von Malancourt haben unsere Truppen in 500 und 800 Meter Breite mehrere französische Grabenlinien erstürmt und dabei rund 500 Gefangene gemacht; nächtliche Gegenangriffe der Franzosen hatten keinen Erfolg.

Die Fliegerkämpfe im Westen sind im Zusammenhang mit der Frontverlegung andauernd besonders lebhaft. Gestern sind wieder 22 feindliche Flugzeuge abgeschossen worden.

Aus London wird gemeldet, daß im deutschen Sperrgebiet drei amerikanische Dampfer versenkt worden seien.

In Frankreich sind die Schwierigkeiten, die Briand seit Wochen hat, jetzt so angewachsen, daß das Kabinett sich nicht mehr halten kann. Mit dem Wechsel im Kriegsministerium ist die Ruhe nicht mehr herzustellen, aber es scheint sogar, daß auch eine weitgehende Umbildung des Kabinetts nicht ausreicht, um ihm das Vertrauen einer festen Parlamentsmehrheit zu sichern. Man wird also mit dem Rücktritt Briands rechnen können. Es heißt, daß Ribot den Versuch der Bildung eines „Kabinetts der patriotischen Vereinigung" machen werde.

Dienstag, 20. März.

In Rußland beginnt bereits jetzt der vorausgesehene Gegensatz zwischen der radikalen Arbeiterbewegung und der neuen Regierung sich geltend zu machen. Die Arbeiterführer verlangen sofortige Neuwahlen. Rodsjanko und die provisorische Regierung sträuben sich aber dagegen, weil das Ergebnis zu

Digitized by Google

unsicher ist und neue Unruhen zu befürchten sind. Sie wollen die Wahlen bis nach Friedensschluß vertagen. Man kann den Arbeiterführern nicht Unrecht geben, wenn sie finden, daß die neue Regierung schon ganz die Methoden der alten zu üben beginnt. — Inzwischen dehnt sich die Revolution weiter aus. Ueber die Schweiz wird gemeldet, daß Odessa, Tiflis, Jekaterinoslaw und fast ganz Sibirien sich der neuen Regierung angeschlossen hätten. In Finnland verläuft die Ausbreitung der Revolution besonders blutig. Die Marinesoldaten in Helsingfors haben mehrere Admirale und viele Marineoffiziere erschossen. Daß dadurch die Schlagkraft der russischen Flotte wesentlich erhöht wird, werden auch die kühnsten englischen Phantasten nicht zu behaupten wagen.

Ein eigenes Licht auf die Unsicherheit der gesamten Verhältnisse wirft es, daß Miljukoff für die Depesche, in der er den russischen Gesandten die notwendigen Anweisungen gibt, zweierlei Fassungen gewählt hat, eine für die Vertreter bei den Ententemächten und eine für die Gesandten bei den Neutralen. Bei dem Text, der in Kopenhagen und in Bern ausgegeben wurde, fehlt nämlich gerade ein Abschnitt, der in Paris und London besondere Genugtuung weckt: der Abschnitt, der in keiner richtigen Ententenote fehlen kann, von der Schmach der Herrschaft des preußischen Militarismus, von dem Eroberergeist der räuberischen und blutdürstigen deutschen Rasse, vom Recht der Nationalität, vom Völkerfrieden, der nur durch völlige Niederkämpfung Deutschlands gesichert werden könne, vom Kampf ohne Unterlaß bis zum siegreichen Ende. Man möchte glauben, daß man diesen Passus pflichtschuldigst für Paris, Rom und London zurecht gemacht hat, ihn für die Neutralen nicht für sonderlich geeignet hält, vor allem aber ihn nicht in Rußland selbst zu veröffentlichen wagt, weil diejenigen, die der Revolution am allermeisten zum Siege verholfen haben, die Arbeitermassen und kleinen Bauern, von der neuen Regierung Worte der Friedensliebe hören wollen und nicht die Ankündigung einer endlosen Fortsetzung des Krieges.

Eines unserer Unterseeboote hat im westlichen Mittelmeer das durch Zerstörer gesicherte französische Großkampfschiff „Danton" durch Torpedoschuß versenkt. — Den Franzosen ist es endlich gelungen, ein U-Boot in den Grund zu bohren; bloß schade, daß es ein französisches war, das ein französisches Torpedoboot für ein deutsches gehalten hatte.

Ribot hat nun wirklich das neue französische Ministerium gebildet. Viviani, Thomas, Malvy, Léon Bourgeois sind wieder dabei; auch sonst keine neuen oder gar großen Namen. Der bereits ziemlich hochbetagte Ribot hat neben dem Vorsitz auch das Ministerium des Aeußern übernommen. Mit Briand sind u. a. der Ernährungs- und Verkehrsminister Herriot und der Kolonialminister Doumergue verschwunden; von den Gegnern Briands, die seinen Sturz herbeigeführt haben, sind Painlevé als Kriegsminister und David als Ackerbauminister in das neue Ministerium eingetreten. Von den nächsten Freunden des Ministerschrecks Clemenceau ist keiner dabei. Auch Delcassé ist nicht wieder aus der Versenkung aufgetaucht. Der Wandel der Dinge ist also ziemlich unerheblich, und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß die alten Schwierigkeiten bald von neuem einsetzen werden.

Mittwoch, 21. März.

Die neue russische Regierung ist jetzt mit einem wortreichen Manifest an die Oeffentlichkeit getreten. Sie behauptet darin, daß sie es „als ihre erste Pflicht angesehen habe, dem Volke den Ausdruck seines Willens hinsichtlich der politischen Regierungsform zu erleichtern". Sie werde „sobald wie möglich eine konstituierende Versammlung auf Grund des allgemeinen Wahlrechts berufen, wobei sie den tapferen Vaterlandsverteidigern ihren Anteil an den Wahlen zum Parlament sichern wird. Die konstituierende Versammlung wird auch das Grundgesetz veröffentlichen, welches dem Lande die unantastbaren Rechte der Freiheit und Gleichheit sichern wird". Freiheit und Gleichheit in Rußland: Klingt das nicht wie ein Widerspruch in sich selbst! Man denkt unwillkürlich an das Wort, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei. Ob auch des Reichswahlrechts in Preußen? Noch ist ja nicht aller Tage Abend.

Die Pariser Presse gibt sich den Anschein, als ob sie die deutsche Frontverkürzung für einen großen französisch-englischen Sieg halte. Mit vielem Wortgepränge wird von dem leiderprobten Stück Vaterland gesprochen, daß die Tapferkeit der französischen Heldensöhne befreit habe. Zwischendurch klingt aber doch hier und da eine Stimme des bangen Zweifels, ob wohl Anlaß zu solchem Jubel sei, und was eigentlich die Deutschen im Schilde führen. Denn daß so gar keine Gefangene gemacht und keine Geschütze erbeutet werden, und daß nur von Geplänkeln zwischen Spitzen und Nachhuten berichtet werden kann, das macht doch stutzig. — Der Schweizer Militärkritiker Stegemann urteilt im „Berner Bund": „Hindenburg und Ludendorff sind die einzigen, die in diesem Stadium des Krieges und unter so gespannten politischen und strategischen Verhältnissen in voller Freiheit einen Entschluß von solcher Rücksichtslosigkeit fassen und — getragen vom Vertrauen ihrer Armeen — ausführen können. Sie bedürfen dazu aber auch des Vertrauens ihres ganzen Volkes und der Verbündeten Deutschlands. Deshalb betrachte ich diese Tat . . . als das Schwerste und Größte, was bisher an Entschlüssen von einem Feldherrn in diesem Kriege gefordert worden ist . . . . . Der primäre Entschluß wurzelt in der seelischen Kraft des Feldherrn, das Höchste zu wagen, das scheinbar Anfechtbarste zu tun, die rücksichtsloseste aller „Aushilfen" zu suchen, um das Heer wieder als beseeltes Instrument in die Hand zu bekommen und nach einer insgeheim vollzogenen, glänzend geglückten Umgruppierung aufs neue anzusetzen . . . . . Diese Bewegungen sind das Vorspiel zu neuen unerhörten Kämpfen . . ."

Donnerstag, 22. März.

Präsident Wilson hat eine außerordentliche Sitzung des Kongresses für den 2. April einberufen. Es ist nicht unmöglich, daß Reuter recht hat, wenn er diese frühzeitige Einberufung mit der Versenkung mehrerer amerikanischer Schiffe in Verbindung bringt. Alle Nachrichten aus Washington stehen ja schon längst unter dem Zeichen eifriger Kriegsrüstungen.

Die Franzosen beginnen, die Vorgänge an der Westfront allmählich doch nüchterner zu betrachten. Senator Humbert schreibt: „Dank ihrer unerschöpflichen Kriegsmittel bleiben die Hindenburgischen Streitkräfte für Defensive wie Offensive furchtbare Gegner. Nur keine Träume, nur keine Täuschungen." Auch der „Temps" warnt jetzt davor, sich durch die Zahl der wieder französisch gewordenen Ortschaften „über die wahre Tragweite der von Hindenburg mustergültig durchgeführten Frontverkürzung hinwegtäuschen zu lassen".

Die „Möwe" ist von ihrem Kommandanten Burggrafen zu Dohna-Schlodien wieder glücklich heimgeführt worden. Auf mehrmonatiger Kreuzfahrt im Atlantischen Ozean hat das glückhafte Schiff mit seiner kühnen Besatzung 22 Dampfer und 5 Segler mit 123 100 Tonnen aufgebracht (darunter 21 feindliche, und zwar 8 bewaffnete zum Teil im Dienste der englischen Admiralität fahrende Dampfer!). Von diesen Prisen hat der englische Dampfer „Yarrowdale" mit 469 Gefangenen einen deutschen Hafen, der japanische Dampfer „Hudson Maru" mit den Besatzungen von 6 Schiffen den Hafen von Pernambuco erreicht; die übrigen Schiffe wurden versenkt; die Möwe selbst hat noch 593 Gefangene mitgebracht. — Das ganze deutsche Volk hört diese Nachricht mit den Gefühlen der Bewunderung, des Stolzes und der Dankbarkeit. Solche Seeleute sollen uns die anderen erst einmal nachmachen, ehe sie wieder prahlen, unsere Flotte „wie Ratten aus den Löchern ausgraben" zu wollen.

Freitag, 23. März.

Ribot hat sich mit seinem ersten Auftreten als Ministerpräsident von der französischen Kammer trotz mehrfachen heftigen Widerspruchs während seiner Rede ein einstimmiges Vertrauensvotum geholt. Er erklärte, daß Frankreich kein Raubstaat sei. Es

verlange nur die verlorenen Provinzen zurück, sowie materielle und moralische Garantien. Er beglückwünschte Rußland zur Revolution, war aber gleichzeitig vorsichtig genug, auch dem abgesetzten Zaren als aufrichtigem Freunde Frankreichs warme Worte zu widmen. Er dachte wohl: man kann nie wissen, was kommt; in Rußland ist jetzt kein Ding unmöglich. — Bonar Law hat übrigens im englischen Unterhause gestern die gleiche doppelzüngige Taktik angewandt.

Die Armeeführer scheinen sich sehr klug mit den gegebenen Tatsachen abzufinden. Alle bekanntgegebenen Aeußerungen enthalten eine gewisse zurückhaltende Anerkennung der neuen Regierung, unter Betonung der militärischen Aufgabe, das Heer für die Landesverteidigung intakt zu halten; keine der Antworten an die Petersburger Regierung ist so gefaßt, daß damit die Brücken nach rückwärts — zum alten Regime — abgebrochen wären. Die Generale und die provisorische Regierung richten beide für sich Aufrufe an die Truppen, Ruhe und Ordnung und Disziplin zu bewahren und das Vaterland bis zum siegreichen Abschlusse des Krieges zu verteidigen. Ob es damit wirklich gelingt, das Heer auf die Dauer frei zu halten von dem unruhigen Geist, der daheim das Volk ergriffen hat, das bleibt doch noch abzuwarten. Die noch immer anhaltenden Unruhen in der Flotte lassen darauf schließen, daß es nicht leicht sein wird, trotz aller Härte der militärischen Disziplin, die Disziplin selbst aufrechtzuerhalten. Nicht umsonst werden den Soldaten große Dinge versprochen, und kleine, scheinbar unwichtige, in Wirklichkeit aber sehr eindrucksvolle Zugeständnisse schon jetzt gemacht, wie Anrede der Führer ohne Titel, einfach mit „Herr" General usw., Anrede der Soldaten mit „Sie".

Der Zar und die Zarin sind jetzt als Gefangene in Zarskoje Sjelo.

Der amerikanische Dampfer Healdton, der mit 6000 Tonnen Petroleum unterwegs war, ist im deutschen Sperrgebiet bei der Doggerbank torpediert worden. Von der 41 Mann starken Besatzung sollen 21 ertrunken sein.

Sonnabend, 24. März.

Bei der Frontverlegung im Westen hat es seit vorgestern an einzelnen Stellen heftige Zusammenstöße gegeben, bei denen die Franzosen blutige Verluste erlitten und einige hundert Gefangene verloren haben. Im ganzen fühlen die feindlichen Truppen nur langsam vor; stellenweise sind sie sogar schon dazu übergegangen sich einzugraben. Von der für den März geplanten einheitlichen Frühjahrsoffensive der Entente ist vorläufig nur die auf dem Balkan übriggeblieben. Noch haben die Franzosen bei Monastir nicht aufgehört, sich in fortgesetzten vergeblichen blutigen Angriffen aufzuopfern. — An der Beresina sind deutsche Truppen bis in die zweite Linie der Russen vorgestoßen und mit mehreren hundert Gefangenen und reicher Beute an Grabenkanonen, Maschinengewehren und Minenwerfern zurückgekehrt.

Ueber die Lage in Rußland meldet der „Times"-Korrespondent seinem Blatte, daß „noch eine doppelte Regierung besteht, eine der Ordnung unter Fürst Lwow, eine des Chaos unter Tscheidse" (dem Führer der Arbeiter).

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 18. März.

Aus den Mitteilungen des Kriegsernährungsamtes ein Beispiel guter Verteilungsorganisation in Berlin-Friedenau. Dabei ist wirklich einmal richtig der Umstand eingeschätzt, daß die erlassenen Bestimmungen, Verteilungsplan usw. dem Publikum genügend bekanntgemacht werden müssen. In vielen Städten begnügt man sich damit, die Wochenrationen und die dazugehörigen Bezugsbedingungen in den Zeitungen zu veröffentlichen. Die Frauen lesen aber zum großen Teil jetzt keine Zeitungen, wissen sehr oft nicht, was sie bekommen und wo, versäumen die richtigen Schritte oder tun sehr viele vergebliche. Man sieht ja allenthalben diese Direktionslosigkeit; sie folgen jeder Auskunft, die ihnen irgendwer irgendwo gibt, machen ungezählte vergebliche Gänge — z. B. wer weiß wie oft nach der Kriegsamtstelle —, und wenn man sie fragt, wer sie hingewiesen hat, heißt es: da war ein Mann, der sagte, wir sollten man dahin gehen. Nicht herauszubekommen, wer der Mann war. In Friedenau gibt die Gemeinde ein besonderes Nachrichtenblatt für die Lebensmittelversorgung heraus, das in jedem Lebensmittelgeschäft unentgeltlich abgegeben wird. Das sollte — in volksverständlichem Deutsch — überall geschehen. Niemand macht sich aber klar, daß die zahllosen Bestimmungen, die an sich schon an die Gehirne übernormale Anforderungen stellen, von den meisten auch noch lückenhaft und zufällig erfahren werden. Die geistigen Strapazen sind gewiß für viele noch ermüdender als die körperlichen.

Montag, 19. März.

Fahrt nach Berlin. In der Luft und über den Feldern ist einmal wieder der so oft schon trügerische Hauch von Frühling und Tauwetter.

Während man die Nachrichten aus Rußland liest, geht einem durch den Sinn, wie wenig man innerlich imstande ist, die furchtbare Tragödie des Zarenhauses mitzuerleben, überhaupt die Ereignisse dort nach ihrem eigenen historischen Sinn aufzufassen. Man kann nicht anders, als nur die Wirkung auf den Krieg empfinden. Wir Zeitgenossen dieser ungeheuren Dinge erleben sie weniger in ihrem vollen Sinne als möglicherweise spätere Geschlechter. Uns erscheint das am größten, was uns am stärksten berührt, und über diese Betrachtung kommt man heute nicht hinaus.

Gestern ist in Berlin ein deutsch-russischer Wirtschaftsausschuß für die zukünftige Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland begründet. Er entstand durch Zusammenschluß des seit 1899 bestehenden Vereins zur Pflege und Förderung der gegenseitigen Handelsbeziehungen und des Vereins deutscher Fabrikanten und Exporteure für den Handel mit Rußland (1906).

Dienstag, 20. März.

Besprechung über vaterländischen Hilfsdienst und Jugendfürsorge in der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge.

Dabei verstärkt sich der Eindruck, den die eigene Arbeit einem täglich bringt: von dem seelischen Raubbau der Kriegsarbeit. Mütter, denen ihre Kinder neben der Erwerbsarbeit zur Nebensache werden müssen; junge Mädchen, die, zu Hunderten entwurzelt, an einer Arbeitsstätte außerhalb der Heimat zusammengeführt werden, allen Zufällen im Spiel der moralischen Kräfte bei einem solchen führungslosen Miteinander preisgegeben! Die Opfer vom seelischen Kapital, die dabei gebracht werden, kann man nicht hoch genug schätzen! Der Umfang und die Bedeutung der Frauenaufgaben innerhalb der Organisation des Kriegsamtes werden einem immer klarer.

Heut war ein sonniger Tag mit brauner, weicher Erde. In den Zeitungen steht der obligate Datumsaufsatz über die „Abkehr des Winters". Dafür rächt sich das Schicksal dadurch, daß abends wieder der Winter über den hartgefrorenen Boden einen frostig flimmernden Himmel spannt. Aber in Berlin haben die Menschen Kohlen, während wir in Hamburg ausprobieren, bei wieviel Grad Zimmertemperatur man noch geistig arbeiten kann, und es dabei zu ganz überraschend „günstigen" Erfahrungen bringen. Man kann merkwürdig viel aushalten, sogar bei Steckrüben.

Mittwoch, 21. März.

Es schneit, und die Zeitungen stellen „eine neue Kältewelle" fest.

Die Landtagsersatzwahl für Liebknecht brachte einen vollen Sieg für den Kandidaten der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft Mehring, der in der Reichstagsersatzwahl vom sozialdemokratischen Mehrheitskandidaten mit überwältigender Stimmenmehrheit geschlagen ist. Ein seltsames, aber sehr lehrreiches Beispiel für die Wirkung des preußischen Wahlrechts einerseits, des Reichstagswahlrechts andererseits.

Digitized by Google

Donnerstag, 22. März.

Etatsrede Helfferichs im Reichstag. Ueberblick über Arbeitsmarkt und allgemeine Wirtschaftslage. Ausblick auf die Uebergangswirtschaft und ihre Pläne. Dabei wird zugestanden, daß ein Stück vom Kapital an Volksgesundheit geopfert werden muß. Die Säuglingssterblichkeit ist allerdings weiter zurückgegangen. Sie beträgt für das Jahr 1916 13,3 v. H. Eine Art von Frauenarbeitszwang für die Landwirtschaft wird wohl allgemein durchgeführt werden, in der Form, daß unter Berücksichtigung der häuslichen Verhältnisse und der Arbeitsfähigkeit solche Frauen, die Arbeit ablehnen, trotzdem sie dazu imstande sind, keine Familienunterstützung bekommen, während umgekehrt die Unterstützung weitergezahlt wird, wenn die Frauen nebenher arbeiten. Diese Regelung liegt freilich tatsächlich takher arbeiten. Diese Regelung liegt freilich taktisch klarer als rechtlich. Die Kriegsforderungen an die Eisenbahn erklären das Stocken der Binnentransporte. Die Eisenbahnen haben im Jahre 1916 2333 Millionen Güterverkehrsneben den militärischen Anforderungen einen stärkeren Güterverkehr bewältigt als im Frieden. Die Kriegsgesellschaften werden gegen die Vorwürfe zu teurer Wirtschaft und zu hoher Gehälter verteidigt, aber zugegeben, daß die Gehälter „gelegentlich die Grenze überschritten hätten". Der Satz, „wenn man tüchtige Kräfte nicht billiger bekommt, muß man sie eben teuerer bezahlen", wirft allerdings auf den Vaterlandssinn dieser nur mit Geld für den Kriegsdienst zu gewinnenden Kräfte nicht das vorteilhafteste Licht.

Der Ausbau der Wasserstraßen und die Förderung des Schiffsbaues durch Baudarlehen wird in Aussicht gestellt.

Freitag, 23. März.

Die Rückkehr der „Möwe" mit 593 Gefangenen und nach Versenkung von 123 100 Tonnen ist eine frische Fanfare in die Spannung dieser Zeit großer Vorbereitungen und unabsehbarer Umwälzung.

Daneben frieren wir weiter bei drei und vier Grad Nachttemperatur und Ostwind. So ein ungeheizter Personenzug, in dem nicht alle Menschen Platz haben und diese peinliche Mischung von Frostigkeit und schlechter Luft entsteht, ist keine Freude.

Dabei ist die Gelassenheit und gegenseitige Freundlichkeit, mit der sich die Menschen über alle diese kleinen Leiden hinwegbringen, immer wieder etwas so Hübsches und Tröstliches. Das ist auch etwas, das den Menschen bleibt, wenn andere moralische Leistungen, z. B. die Gewissenhaftigkeit gegenüber der Ernährungsregelung, abbröckeln.

Sonnabend, 24. März.

Die Reichsgetreidestelle teilt mit, daß mit Rücksicht auf das Ergebnis der am 15. Februar ausgeführten Getreidebestandsaufnahme, das erheblich niedriger als erwartet wurde, ausgefallen ist, bis die Zahlen der angeordneten Nachprüfung endgültig feststehen, zu einer Einschränkung des Brotgetreideverbrauchs geschritten werden muß. Demgemäß hat das Kuratorium der Reichsgetreidestelle in der Sitzung vom 23. März mit der Zustimmung des Direktoriums mit Wirkung vom 15. April 1917 beschlossen: 1. die Herabsetzung der täglichen Mehlration von 200 Gramm auf 170 Gramm, 2. die Herabsetzung der von den Selbstversorgern zu verbrauchenden Getreidemenge von 9 Kg. auf 6¼ Kg. monatlich, 3. die Kürzung der den Kommunalverbänden für Schwer- und Schwerstarbeiterzulagen zugewiesenen Mehlmengen um 25 Proz., 4. Streichung der Jugendlichenzulagen. — Es ist Vorsorge getroffen, daß, wenn diese Einschränkungen Platz greifen, die Kartoffelzufuhr wieder völlig den Vorschriften entsprechend geregelt ist, nach denen auf Kopf und Tag ¾ Pfund und für die an der Reichskartoffelstelle festgesetzte Zahl von Schwerarbeitern weitere ¼ Pfund den Gemeinden zur Verteilung überwiesen werden. Soweit sich wider Erwarten in einzelnen Fällen gleichwohl noch Stockungen zeigen sollten, werden zum Ausgleich für fehlende Kartoffeln wie bisher besondere Mehlzuweisungen stattfinden. Im übrigen wird wiederholt darauf hingewiesen, daß, wenn die Verringerung der Brotzuteilung in Kraft tritt, ½ Pfund Fleisch pro Kopf und Woche mehr gewährt wird, und zwar infolge des zu erwartenden Reichszuschusses zu einem Preise, daß auch die minderbemittelte Bevölkerung der erhöhten Fleischzuweisung teilhaftig werden kann.

Die Bestandsaufnahme für Kartoffeln hat ein günstigeres Ergebnis gezeitigt, als nach der Ernte zu erwarten war.

Aber die Zeit bis zur neuen Ernte wird nicht leicht sein.

Paul Rohrbach / Die Lage in Rußland

Bei der Beurteilung der russischen Revolution in unserer Presse und bei den Versuchen, die Vorgänge zu deuten, zeigt sich durchweg, wie wenig Mühe man früher darauf verwandt hat, Rußland zu studieren. Es gibt kein brauchbares, d. h. objektives und kenntnisreiches deutsches Buch über die Revolution von 1905, die Vorgängerin der jetzigen Ereignisse, und über die innerrussische Entwicklung seit dem Zusammentritt der ersten Duma. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie notwendig eine solche Arbeit gewesen wäre, nehme man einmal Hallers jüngst erschienene Kritik an Hötzschs „Rußland" zur Hand („Die russische Gefahr im deutschen Hause". Stuttgart, Engelhorn, 1917). Man sieht daran, daß eigentlich noch alles zu tun ist. Die Hallersche Schrift ist sehr wertvoll für das Verständnis, wie sich aus der Revolution 1905 das politische Parteiwesen Rußlands gebildet hat, das jetzt in der ungleich größeren Umwälzung sich zu erproben hat, und sie wirft auch auf die Vorgänge vor zwölf Jahren ein gutes Licht. Dasselbe gilt von der Arbeit: „Die Geheimprotokolle des Zaren", die ebenfalls bei Engelhorn 1916 erschienen ist. Sie enthält das politische Charakterbild des gestürzten Zaren und seiner mehr oder weniger unfähig-reaktionären Umgebung nach dem Protokoll der Peterhofer Beratungen vom Juli 1905 über die geplante russische Verfassung unter Nikolaus' II. persönlichem Vorsitz. Ich darf die beiden Hefte den Lesern der „Hilfe" empfehlen, obwohl ich selber der Herausgeber der Sammlung „Die russische Gefahr" bin, in der sie erschienen sind. Die Notwendigkeit, Material zur Kenntnis Rußlands zu verbreiten, habe ich von jeher dringlich empfunden, und mit den bisher veröffentlichten sechs Heften das Meinige während des Krieges zu tun versucht; es müssen aber noch viele mitarbeiten.

Die russische Duma hat sich während des Krieges in drei Parteigruppen gesondert: die äußerste Rechte, den „progressiven Block" und die äußerste Linke. Der Block ist zahlenmäßig am stärksten, er enthält, von links nach rechts, die Kadetten (konstitutionellen Demokraten), die Progressisten, die linken Oktobristen, die rechten (Semstwo-) Oktobristen, das Zentrum und die fortschrittlichen Nationalisten, die schon einigermaßen reaktionäre Anwandlungen haben. Ganz im Groben und nur zur ungefähren Verdeutlichung kann man sagen, daß diese sechs Gruppen sich in ihrem innerpolitischen Standpunkt etwa so ordnen, wie bei uns die Parteien von den Fortschrittlern bis zu den Freikonservativen einschließlich. Daraus folgt schon, daß sie kein einheitliches allgemeines Programm besitzen können, sondern nur ein für besondere politische Ziele geschlossenes zeitweiliges Kartell bilden, eben den Block, aus dem übrigens die Progressisten um agrarpolitischer Vorteile willen, die ihnen die Regierung bot (Getreidepreise), vor einiger Zeit austraten.

Das Ziel, für das der Block nach den Niederlagen von 1915 sich bildete, lautet: Organisation aller Kräfte Rußlands

Digitized by Google

für den Krieg — wenn möglich mit der Regierung, wenn nicht, dann gegen die Regierung! Die Stellungnahme gegen die Regierung war von Anfang an scharf kritisch, denn der Block warf der Regierung vor, daß sie durch ihre organisatorische Unfähigkeit die Niederlagen verschulde und es nicht zum Siege kommen ließe. Unfähigkeit und reaktionäres System, d. h. Korruption, Fernhaltung der Tüchtigen um ihrer politischen Gesinnung willen, war die Anklage des Blocks gegen den Zarismus. Es vereinigten sich also in der Opposition das politisch-liberale, auf Selbstverwaltung und „Entbindung" der russischen Kräfte hinzielende mit dem kriegsentschlossenen, patriotisch-wirtschaftlichen Motiv: Für die Dardanellen und gegen die Handelsvertrags-„Abhängigkeit" von Deutschland.

Rechts vom Block stand das schlechthin reaktionäre, zaristisch-regierungsfreundliche Lager. Die äußerste Rechte in der Duma enthielt oder enthält in sich die grundsätzlichen Konservativen, die Leute, die mit dem Grafen Dohna oder der alten „Kreuzzeitungs"-Partei, natürlich ins Russische übersetzt, vergleichbar sind, zugleich aber auch die extremen Nationalisten, die „Schwarzen Hundert", die Pogromfreunde und die dunklen Geschäftemacher, die von den Schwächen jedes Absolutismus, namentlich aber des russischen, zu leben verstehen. Dazu kamen die „Sphären", die Hofkreise, wo Minister, Günstlinge, Sinekuren, Rasputins und gewinnbringende Korruption jeder Art gemacht wurden. Dies Stück mit dem Zarismus eng verbundenen russischen Lebens wurde von dem Dumablock besonders scharf bekämpft; hier suchten viele — und mit Recht — eine Hauptwurzel aller Uebel.

Endlich die radikale Linke. Links von den Kadetten, den linken Flügelmannen des Blocks, stehen die Trudowiki und die Sozialdemokraten. Sie unterscheiden sich (wenn auch mit Ausnahmen) von den Blockparteien zunächst dadurch, daß sie nicht aus Grundsatz oder Stimmung nationalistisch sind. Haller hat in dem Heft über die „russische Gefahr im deutschen Hause" mit vollkommener Klarheit gezeigt — das ist eines der Hauptverdienste seiner wertvollen Schrift —, daß an der Frage des Nationalismus sich die wichtigsten Parteien des bisherigen Blocksystems gebildet oder geschieden haben: Kadetten und Oktobristen. Im ursprünglichen russischen Parlamentarismus schwenkten die Oktobristen, Vertreter des gemäßigten konstitutionellen (nicht des parlamentarischen) Systems, gleich anfangs zum Nationalismus ab, gegen die Fremdvölker, Polen, Deutsche, Finnländer, Kaukasier, Juden usw., und trennten sich hierüber von den Kadetten. Auch diese aber haben sich schon vor dem Kriege dem Nationalismus, d. h. vor allem der Deutschenfeindschaft um Konstantinopels willen, ergeben. Die eigentlich linken Parteien dagegen, Trudowiki und Sozialdemokraten, haben bisher, wenn auch mit Ausnahme einiger großrussischer Sozialdemokraten, Plechanow, Burzew und anderer, dem nationalistischen Prinzip Widerstand geleistet. Wenn sie jetzt doch dazu gebracht werden sollten, daß sie für den Krieg eintreten, so wird es vor allen Dingen unter der Parole geschehen: Preußen-Deutschland ist nun als letzter „Hort der Reaktion" übriggeblieben — Wilhelm II. würde uns Nikolaus II. wiederbringen!

Derjenige Teil der radikalen Linken, den es bei uns nicht gibt, sind die Trudowiki, die „Mühseligen und Beladenen" (irrtümlich bei uns meist mit „Arbeitsgruppe" übersetzt). In der gegenwärtigen Duma bilden sie nur eine kleine Gruppe von Abgeordneten, aber das ist eine Folge des durch Stolypins Staatsstreich von 1907 geänderten Wahlrechts. Die Trudowiki waren in der ersten und zweiten Duma, 1906 und 1907, die stärkste aller Parteien, denn hinter ihnen steht die Mehrheit der Bevölkerung, die meisten Bauern, die Kleinbürger, alle diejenigen Schichten des russischen Volkes, von denen das Wort gilt, daß sie nicht genug Geld haben, um sich durch Bestechung von Polizei und sonstiger Obrigkeit das Leben im heiligen Rußland zu erleichtern, die den russischen Staat nicht „tragen", sondern „ertragen". Um den Radikalismus in der Duma zu beseitigen, änderte Stolypin das Wahlrecht; wird es wiederhergestellt oder gegen früher noch erweitert, wie die Trudowiki und die Sozialdemokraten wollen, so schrumpft die Zahl der Abgeordneten des bisherigen Blocks in der Duma sicher auf eine Minderheit, vermutlich sogar eine schwache, zusammen. Die Blockmehrheit beruht ganz auf dem Stolypinschen Wahlrecht, das den Besitzenden und Gebildeten das absolute Uebergewicht in der Wählerschaft verleiht. Es versteht sich von selbst, daß davon nichts übrigbleibt, wenn allgemeines und gleiches Wahlrecht eingeführt wird. Bei einem solchen muß in Rußland das platte Land, die Bauernschaft, die 80 v. H. der Bevölkerung bildet, das Uebergewicht über die Städte, allerdings auch über die Sozialdemokratie erhalten. Die Bauernstimmen aber werden denjenigen zufallen, die das meiste Land versprechen. Mit den Domänen wird dabei niemand geizen, aber die Bauern werden wieder wie 1905 auch das Gutsbesitzerland fordern. Der Großgrundbesitz ist, von der äußersten Rechten abgesehen, bei den Oktobristen und Progressisten besonders vertreten. Hier würde die Enteignung furchtbar wirken — und es scheint, daß sie tatsächlich kommen soll.

Das sind die Faktoren der Lage in Rußland, was die Parteien der Duma angeht. Natürlich sind außerdem noch viele Kräfte am Werk; die Freunde des alten Systems, die versuchen werden, einen Teil der Bauern zu gewinnen; die Geistlichkeit, von der aber der gewöhnliche Dorfklerus den radikalen Strömungen kaum viel Widerstand leisten wird, weil er zu arm und zu ungebildet ist; die Pogromisten, die daran denken werden, auf dem Wege über die Judenverfolgung zum Zarismus zurückzulenken; die Gebildeten, für die jetzt in Rußland eine geistig und materiell gleich schwere Zeit hereingebrochen ist — und die Vertreter der Entente! Diese werden jetzt, Engländer wie Franzosen, mit allen Mitteln versuchen, die Radikalen von solchen Schritten abzuhalten, die Anarchie und Bürgerkrieg über Rußland heraufführen müßten; sie werden sich bemühen, Geld zu beschaffen (gegen Sicherheiten — aber was ist im kommenden Rußland noch „sicher"?); sie werden eine wirksame Verwaltungs-, Rechnungs-, Verkehrs- und Fabrikationskontrolle anstreben und werden vor allen Dingen die Predigt ertönen lassen: Rettet die Freiheit gegen die deutsche Reaktion und den preußischen Militarismus! Es kann also recht „interessant" im neuen Rußland werden — interessant und für uns nützlich.

Friedrich Naumann / Polnisches Tagebuch

Naumanns Tagebuch seiner polnischen Reise im März d. J. erscheint demnächst als Buch bei Georg Reimer, Berlin. Wir bringen hier seine in Warschau niedergeschriebenen Gedanken über „Neue Staatsprobleme".

Ich muß hier oft an Bulgarien denken. Obwohl ich mir bewußt bin, wie verschieden die Bevölkerungsmengen und die Geschichtsverhältnisse sind und an wie vielen Stellen der Vergleich nicht paßt, so ist doch das Problem der Neu-

Entstehung eines untergegangenen Staates in beiden Fällen vorliegend. Polen ist nicht so lange Jahrhunderte in der politischen Totenkammer gewesen wie Bulgarien, es hatte stets mehr politisches Eigenbewußtsein und hat fast in jedem Menschenalter einmal versucht, die Fremdherrschaft abzuschütteln, aber ein Staat muß hier wie dort aus Trümmern, Erinnerungen und Hoffnungen unter mancherlei Verzicht und Druck mit unvorbereiteter Beamtenschaft gestaltet werden — diesem Prozeß wenden wir unsere Aufmerksamkeit zu.

Es handelt sich nicht um Selbstbefreiung eines gebundenen Volkes, wie denn eine solche überhaupt etwas sehr Seltenes ist (Schweiz, Niederlande). Es handelt sich nicht um eine Revolution, wie sie 1830 versucht wurde. Die Verwickeltheit wird dadurch größer, daß die Befreiung durch fremde Macht herbeigeführt wird, und zwar sozusagen im Vorbeigehen. Die fremde Macht hat ihre eigenen über die Staatsherstellung hinausgehenden Aufgaben und Ziele, die für sie zunächst das Wichtigste sind. Als Rußland Bulgarien befreite, sah es dieses Land als Station auf dem Wege nach Konstantinopel an. So betrachtet die deutsche Heeresleitung Polen als Kriegsgebiet gegenüber Rußland und muß in erster Linie die gesamte Okkupation unter Kriegsgesichtspunkte stellen. Damit ist von vornherein durch die Macht der Tatsachen ein Doppelbegriff entstanden, der das ist, was man wissenschaftlich als contradictio in adjecto bezeichnet, nämlich die gebundene Befreiung oder der okkupierte Bundesgenosse.

Es möchte nun bei derartiger Sachlage als das Geeignetste erscheinen, den Ausbau des neuen Staates völlig zu verschieben, bis durch einen Frieden die Okkupation beendet ist. Bei kurzem Kriege hat dieser Vorschlag in der Tat viel für sich, aber bei längerem Kriege mehren sich die Nachteile, da eine reine Okkupationsverwaltung nur geringe landesväterliche Interessen haben wird und es für ein zukünftiges Bündnis nur störend wirken kann, wenn die eigene Tätigkeit der Befreiten in der Zwischenzeit gar nicht hervortreten darf. Man entschließt sich also trotz unverkennbarer Bedenken dazu, vorläufig einen Staat ohne eigene Souveränität und ohne eigene Kasse unter dem Panzer der Okkupation mitleben zu lassen, den bleichen Vorläufer eines Staates, der noch keine festen Grenzen besitzt und täglich dem Okkupationsstaate aus dem Wege gehen muß, wenn dieser sich regen will.

Zwischen dem Okkupationsstaate und dem Zukunftsstaate ist genaue Abgrenzung der Befugnisse eine Unmöglichkeit, es liegt aber im Geiste des ganzen Planes, daß der kleine Zukunftsstaat wachsen soll: wachsen unter Kontrolle. Dabei wird der Zukunftsstaat beständig verlangen oder bitten: laß mich meine Sachen selber ausführen, während ihm der Okkupationsstaat ebenso regelmäßig antwortet: du kannst es nicht, denn du hast ja noch keinen Apparat! Das neue Wesen soll erst Organe bekommen, im Winkel aber wachsen die Staatsorgane nicht. Das ist geradezu tragisch für die Nächstbeteiligten und kann verhängnisvoll für das ganze Werk werden. Wer dieses Verhältnis erfaßt hat, der ahnt etwas vom Dasein des polnischen Staatsrates, der heute noch mehr eine Weisfagung ist als eine Erfüllung.

* * *

Das bloße Vorhandensein eines Staatsrates oder eines provisorischen Ministeriums besagt an sich noch sehr wenig für den neuen Staat, solange man nicht erproben kann, wie große politische Talente in ihm sich auswirken oder später betätigen werden, denn es ist eine sehr richtige Bemerkung, die mir gegenüber ein Staatsratsmitglied machte, daß in einem wohldisziplinierten Staate wie Preußen viel eher ein mittelmäßiger Minister ertragen werden kann als in einem Zukunftsstaate wie Polen. Nie ist das Gewicht des Persönlichen größer als in der Anfangsperiode. Das Gebet eines erst werdenden Volkes muß heißen: Gott schenke uns starke Kerle!

Um dasselbe noch auf eine andere Weise zu sagen, so wäre vielleicht der bulgarische Nationalstaat überhaupt nicht zustande gekommen, wenn er in den kritischsten Zeiten den einen Mann Stambulow nicht gehabt hätte. Ob nun aber die Polen gerade einen Stambulow finden werden oder welche Wege sich hier der Volksgeist sucht, das kann man nicht vorher wissen. Noch ist der Politiker des polnischen Volksgeistes nicht sichtbar. Er ist vielleicht da, aber noch wandelt er verborgen. Es gibt zwar eine ganze Reihe anerkannter Namen und vortrefflicher Männer, aber noch hat das Kollegium etwas Farbloses. Das ist keinerlei Vorwurf, gehört aber zur geschichtlichen Erkenntnis der Situation.

Es hat bis vor kurzem in Polen fast gar keine Gelegenheiten gegeben, ein politischer Charakter zu werden. Ein Revolutionär zu sein war möglich, ein Parteiführer schon etwas schwerer, ein verantwortlicher Staatsmann überhaupt nicht. Darum sitzen neue Leute beieinander, die sich erst ihren gemeinsamen Amtsgeist und Ideenschatz schaffen müssen, ehe sie die hohen Träger des Staatsgeistes für ein ganzes neugeborenes Volk werden können. Es gibt Regierende, aber noch nichts, was den Namen „die Regierung" verdient. Jeder Tag läßt zwar die Einheit besser reifen, aber — keine Tradition fällt vom Himmel.

* * *

Als Bulgarien aus der staatslosen Zeit herauskam, war ihm seine Verfassung ohne weiteres klar, denn ein Volk ohne Adel und ohne Großgrundbesitz und damals fast ohne kapitalistische Unternehmer konnte kaum etwas anderes sein wollen als eine kleinbäuerliche Demokratie mit einem König an der Spitze. Polen aber ist sozial viel gegliederter, hat alten Hochadel und Kleinadel, Kapitalisten, Intellektuelle, Kleriker, Handwerker, Bauern, Arbeiter, Händler. Es hat ein Hauptvolk und Nebenvölker; Katholiken, Juden, auch Evangelische, eine sehr bunte und schwierige Gesellschaft, bei der zwar im allgemeinen bürgerlicher Demokratismus vorausgesetzt werden darf, die aber an die Probleme der Staatsbürgerrechte nicht so naiv herangeht wie ein Kleinbauernstaat. Mit anderen Worten: es existieren ausgesprochene und unausgesprochene politische Parteien, schon ehe der Staat oder ein Parlament da ist.

Parteiungen gab es übrigens in Polen immer, sowohl in der Heimat wie bei den Emigranten in Paris und in der Schweiz. Auch heute muß man zu den Einflüssen der Anwesenden die der Abwesenden hinzuzählen. Wer sagt, welche Talente gerade jetzt nicht zu Hause sein können? Und alles dieses Parteiwesen hat durch die lange Vergangenheit einen halb unterirdischen Charakter erhalten. Es wird sehr vieles geflüstert, angedeutet, heimlich verbreitet. Dagegen ist heute der Okkupationsstaat fast hilflos, aber dagegen wird auch der Zukunftsstaat zu kämpfen haben.

Die Macht, welche am ehesten in dieses gärende Werden eine mächtige Einheitsmeinung werfen könnte, ist die katholische Kirche, aber es sieht nicht so aus, als ob sie politisch auftreten wolle. Von Anfang der Okkupation bis jetzt hat sich die einheimische Geistlichkeit so gehalten, daß sie auch bei der Rückkehr der Russen in ihrer Stellung bleiben kann. Es mag sein, daß die persönlichen Beziehungen zur

deutschen Oberleitung sich verbessert haben, aber eine offene Kundgebung für den Beselerschen Plan ist nicht erfolgt. Man kann annehmen, daß die Politik des Warschauer Erzbistums der Aufrichtung eines nationalen Polenstaates freundlich gegenübersteht, aber aus welchen Händen Polen seine Selbständigkeit empfängt, ist ihr gleich. Auf solche Weise schaltet sie sich selbst mehr oder weniger aus und schwächt in der entscheidenden ersten Werdezeit den neuen Staat. Gerade in Warschau sollte eigentlich der Katholizismus nach seiner eigenen Vergangenheit mitteleuropäische, antirussische Farbe bekennen. Warum tut er es nicht? Man ist auf Vermutungen angewiesen: da der Papst als Friedensstifter am Schlusse des Weltkrieges auftreten will, vermeidet er alles, was wie Parteinahme aussehen könnte. Die polnische Geistlichkeit hat sich an dem großen Volksumzug im Mai 1916 beteiligt, macht keine Schwierigkeiten, fehlt aber als staatschaffender Faktor.

* * *

Was ist das Innenleben des werdenden Staates?

Die Nationalidee selber ist stark vorhanden und steigt täglich und zieht auch die Aengstlichen heran. Man wird voraussichtlich nie vergeblich an sie appellieren, und Opfer, die man dem Okkupationsstaat nur höchst widerwillig gibt, werden gern und freiwillig dargebracht werden, wenn sie als nationalpolnische Gaben gefordert werden. Trotz des Mangels an festen parteipolitischen und sozialen Grundlagen besitzt der Zukunftsstaat schon heute einen festen Gesinnungsunterbau. Wenn die Nationalidee nicht befriedigt wird, kann sie sehr leicht eines Tages revolutionär auftreten wollen, sobald die militärischen Zeitverhältnisse es zu gestatten scheinen. Warschau wird sich nach meinem Eindruck lieber zerstören, als freiwillig in neue Untertänigkeit hineingehen. An dieser Stelle hört das Nützlichkeitsdenken auf, und alte Flammen steigen aus dem Boden. Es ist hier noch manche Ueberraschung möglich. In einem Verzweiflungskampfe würden Aristokraten und Sozialisten sich die Hände reichen, und viele Teile der durch Okkupation und Requisition verärgerten bürgerlichen Schicht würden ihre sonstige Vorsichtigkeit verlieren. Dieser Zustand der hochgespannten Nationalidee ist für den Okkupationsstaat nicht gefährlich, solange dieser die militärischen Machtmittel in der Hand hat, aber für den Zukunftsstaat, der gar zu große elektrische Spannungen noch nicht aushält. Was sollen die Vertreter des Zukunftsstaates machen, wenn ein ungeduldig gewordener nationaler Radikalismus an ihre Pforten klopft? Es kann dem Leser scheinen, als spräche ich schon zu viel aus, indem ich derartige Verwicklungen andeutend berühre, aber da eben in diesen Wochen die gewaltige Krisis Rußlands beginnt, so ist es unvermeidlich, daß auch in Warschau über allerlei revolutionäre Möglichkeiten gesprochen wird.

Alle russischen Vorgänge werden hier natürlich unmittelbarer empfunden als in Deutschland. Wäre jetzt nicht die deutsche Okkupation in Polen, so würde das Land im großen Strome der russischen Bewegung schwimmen. Die Liberalisierung Rußlands gehört zu den tiefsten Wünschen des Polentums. Soweit und weil die Ententemächte sich an dieser Liberalisierung beteiligen, sind sie hoch geschätzt. Man hat in diesen Tagen der russischen Revolution hier in Warschau das Gefühl, daß die Telegramme in beiden Lagern mit völlig verschiedenen Wünschen in Empfang genommen werden: die Deutschen wünschen Vermehrung des Chaos in Rußland, die Mehrheit der Polen aber wünscht ein Gelingen des Programms der Duma.

Für unsere Betrachtung ist dabei zunächst wichtig, daß es sich in Polen um keine einfache Aktenaufgabe dreht, die man beliebig Stück für Stück hinausschieben oder erledigen kann. Es kocht im Kessel. Die aufsteigende Nationalidee will bald etwas erleben, sei es gut oder schlecht.

In einem solchen Zeitpunkt ist die polnische Heeresfrage eine hochpolitische Angelegenheit. Man muß bei ihr die deutsch-österreichisch-ungarischen Schwierigkeiten einerseits und die innerpolnischen Vorkommnisse anderseits unterscheiden, obwohl beides unter sich zusammenhängt. Da wir später von den deutsch-österreichischen Verhandlungen noch besonders reden wollen, so soll zunächst nur vom polnischen Heer zwischen Okkupationsstaat und Zukunftsstaat gesprochen werden.

Dem Geschichtskundigen ist es nicht unbekannt, daß in früheren Jahrhunderten gar nicht selten im besetzten feindlichen Gebiet rekrutiert worden ist, wie es beispielsweise König Friedrich II. in Kursachsen tat. Er nahm sogar unterhalb des Lilienfeins einfach sächsische Gefangene und zog ihnen preußische Uniformen an. Das ging bei den alten Söldner- und Konskriptionsheeren, ist aber völkerrechtlich und tatsächlich in der Gegenwart ausgeschlossen, denn Soldat zu sein ist jetzt eine bürgerliche Eigenschaft und eine politische Pflichterfüllung. Wenn also die deutsche Heeresleitung polnische Soldaten heranziehen will, so muß sie auf den Bündnisgedanken eingehen und eine polnische Armee herzustellen helfen. Ob der Bündnisgedanke an sich möglich ist, liegt außerhalb der rein militärischen Befugnisse und ist Sache der auswärtigen Politik. Nachdem aber die auswärtige Politik Deutschlands (und Oesterreich-Ungarns) die Umwandlung des Okkupationsverhältnisses in ein Bündnisverhältnis grundsätzlich gebilligt und öffentlich verkündigt hat, ist auch für unsere Militärs die polnische Armee eine unmittelbare Aufgabe geworden.

Es versteht sich von selbst, daß wir bei Darlegung dieser Dinge nicht in Einzelheiten gehen dürfen. Wir unterlassen jede Ziffernangabe und reden nur theoretisch über das, was jedermann wissen kann.

Sicher ist, daß es in Polen noch sehr viele militärtüchtige Männer gibt. Wir haben in ganz Mitteleuropa kein anderes Gebiet, dessen menschliche Kräfte bisher im Kriege so geschont worden sind. Während wir in Deutschland den letzten Mann aus seiner Werkstatt holen, liegen hier zahlreiche gesunde Leute arbeitslos oder halbbeschäftigt herum. Das Material zu einem polnischen Heere ist da.

Der Versuch, dieses Material durch freiwillige Werbung auf den Namen des deutschen und österreichischen Kaisers zu den Fahnen zu rufen, ist im allgemeinen nicht geglückt und konnte nicht glücken, denn freiwillig wird der Pole nur in eine polnische Armee eintreten. Er will polnische Werbung, polnische Uniform, polnische Feldzeichen, kurz eine vergrößerte polnische Legion auf dem Hintergrunde des Zukunftsstaates. Daß dabei die polnischen Truppen von deutschen Instruktoren ausgebildet und dem deutschen Oberbefehl unterstellt werden, ist beiderseits sicher, aber sie wollen ihre eigene polnische Heeresgeschichte erleben. Das ist auch kaum anders von ihnen zu erwarten, da sie nur so als Bundesgenossen auftreten können. Sie wollen nicht beliebig unter deutsche und österreichische Truppen verstreut werden. Deshalb wollen sie auch einen besonderen Eid schwören, für den nur leider zur Stunde der persönliche Vertreter fehlt.

Ob bei dieser Sachlage eine freiwillige oder eine Zwangswerbung sich als nächster Schritt empfiehlt, wird viel dis-

kutiert. Jedes Verfahren hat Vorteile und Nachteile. Bei der freiwilligen Werbung wird eine Staatsnotwendigkeit vom Privatentschlusse der Einzelpersonen abhängig gemacht, was notwendig zu vielen öffentlichen und geheimen Erörterungen Anlaß gibt. Gerade diese Erörterungen nun werden von einem Teile der Nationalpolen als das beste an der freiwilligen Werbung bezeichnet, weil durch sie erst der neue Staatsgedanke agitatorisch in alle Teile der Bevölkerung getragen werden könne. Sie glauben, daß in ihnen ein rauschender, fortreißender Patriotismus sich zeigen werde: die Geburt der neuen nationalen militärischen Demokratie. Aller Widerspruch werde ohne Polizei vor der Einmütigkeit der Menge von selbst verschwinden. Ob aber der Verlauf so oder anders sein wird, steht dahin, denn wie unendlich leicht ist es, vom Standpunkt gerade des nationalen Radikalismus aus immer neue Bedingungen zu finden, die erst erfüllt sein sollen, ehe das Heer als wahrhaft polnisch gelten kann.

Der volkstümlichste Vertreter einer freiwilligen polnischen Armee ist der Brigadier Pilsudski, der Schöpfer der bisherigen auf österreichischem Boden entstandenen Legion. Als einstiger sozialistischer Führer ging er zum militärischen Nationalismus über und bewies einen volkstümlichen politischen Instinkt, indem er an den Weltkrieg glaubte und für ihn mit Unterstützung der österreichischen Armeeleitung Vorbereitungen traf, während noch Europa im ganzen an den herannahenden Ernst der großen Auseinandersetzung nicht recht dachte. Seine Ideale liegen bei der französischen Revolutionsarmee von 1794, bei den Freischärlern der preußischen und Tiroler Freiheitskriege und bei ähnlichen militärisch-romantischen Bewegungen. Das entspricht der Denkweise eines erst werdenden Staates, ist psychologisch äußerst wirksam, nur verträgt es sich nicht ganz mit der technischen Großbetriebsauffassung, die unsere deutschen Offiziere vom Heerwesen haben.

Der militärische Fachmann ist im allgemeinen kein Freund von romantischen Freiwilligkeiten und pflegt selbst über die einzelnen Heldenkorps der deutschen Freiheitskriege kritisch zu denken. Außerdem sagt er sich praktisch, daß beim Freiwilligkeitssystem zuerst eine Schicht sehr tüchtiger Intellektueller und Patrioten, dann aber bei weiterer Fortsetzung eine nächste Schicht von viel weniger brauchbaren Arbeitslosen und Deklassierten sich melden wird, während der normale mittlere Mensch, der Bauer und Handwerker, auf diese Weise nicht zu erfassen ist.

Von den Bauern wird berichtet, daß sie gegen die Russen kämpfen wollen, sobald sie von ihrem König den Befehl erhalten und sobald auch der Nachbar demselben Zwange folgen muß. Im Bauern sei ein merkwürdig zähes legitimistisches Zutrauen zum Königtum übriggeblieben, das sofort in Kraft treten würde, wenn nur eben erst ein polnischer König die Krone trage. Wer dieser König ist, sei weniger bedeutsam, wenn er nur überhaupt existiere. Die Königslegende ist voll von bauernfreundlichen Zügen, da in der altpolnischen Zeit gute Könige bei ihren Bauern gegen den Adel Schutz suchten. Ist nun aber für die Rekrutierung ein König leider noch nicht zu beschaffen, so würden wenigstens sichtbare polnische Träger der Gewalt, Direktoren, Gouverneure, Generalkommissare oder wie man sie nennen will, zur Beteuerung des Staatsdaseins unentbehrlich sein. Ein Zwang ohne polnische Unterschrift sei ein leeres Blatt Papier.

Das Problem des Okkupationsstaates und Zukunftsstaates findet hier seine schärfste Zuspitzung. Es soll und muß in irgendeiner Form politische Militärhoheit konstruiert werden, die sich mit der übergeordneten Militärhoheit des kämpfenden Heeres und der Okkupationsleitung verträgt. Das wird wohl nie ganz logisch vollzogen werden, aber die Sache selbst ist unmittelbar drängend: durch das Eintreten der polnischen Armee kann der Krieg verkürzt werden, die mitteleuropäisch-polnische Bundesgenossenschaft kann ihre Bluttaufe empfangen, der neue Staat kann mit einem Rucke etwas Lebendiges, Greifbares und Wertvolles sein.

* * *

Es wird auf deutscher Seite gefragt, ob die künftige polnische Armee zuverlässig sein werde. Nach meinen Eindrücken liegt es so, daß sie in dem Maße für uns zuverlässig ist, als sie polnisch national ist. Der Pole an sich ist ein guter Soldat, er tut seine Pflicht, aber er unterliegt leicht einer Suggestion, einer Stimmungswelle. Man kann sich einen liberalisierten Panslawismus denken, der lockend jenseits des Grabens steht und der auch geheime Agenten im Lande unterhält. Gegen ihn reicht ein bloßer Gestellungsbefehl mit Kriegsartikeln nicht aus, was aber unter allen Umständen ausreicht, ist das eigene staatliche Nationalgefühl. Man steht also vor der Alternative: Verzicht auf polnische Armee oder wirklicher Anfang des polnischen Staates.

Das wissen die Polen sehr genau und wollen ihre militärische Hilfe nicht allzu billig gewähren. Politisch wird man ihnen daraus keinen Vorwurf machen dürfen, nur sollen sie selber nicht vergessen, daß für die deutsche Armee ein absoluter Zwang zur polnischen Massenrekrutierung nicht behstet. Es wird auch ohne die Polen gesiegt werden, wenn es nicht anders geht. Für Polen aber ist es von unvergleichlicher und einzigartiger Wichtigkeit, einen militärischen Anfang ihrer neuen Staatsgeschichte zu haben. Man nehme an, daß so lange verhandelt wird, bis der Krieg zu Ende ist. Dann hat Polen dabei das meiste verloren, denn dann ist es keine Macht. (Fortsetzung folgt.)

Joseph Bergfried Eßlen / Die Grundlagen unserer Volksernährungspolitik im Kriege

Angesichts der alle anfänglichen Erwartungen weitaus übersteigenden Dauer des Krieges und der damit langsam, aber stetig zunehmenden Schwierigkeiten der Ernährung unseres Volkes dürfte es wohl am Platze sein, einmal die allgemein volkswirtschaftlichen Grundsätze, die den von der Regierung getroffenen Maßnahmen bewußt oder unbewußt zugrunde liegen, zu prüfen. Die Absicht dabei ist die, zunächst festzustellen, ob diese Grundsätze richtig sind, daneben aber, weitergehend, zu untersuchen, ob auch alle aus diesen Obersätzen sich ergebenden Folgerungen gezogen seien oder ob nicht vielleicht manche Mängel, die fast allgemein beklagt werden, sich darauf zurückführen lassen, daß man sich gescheut hat, das einmal für richtig Erkannte nun auch bis in seine letzten Konsequenzen anzuwenden. Daß es sich hierbei nicht nur um rein akademische Erörterungen handelt, beweist der Umstand, daß der Streit der Ansichten über die Regelung unserer Volksernährung während des Krieges in der Oeffentlichkeit nicht verstummen will, vielmehr immer heftiger wird, wie namentlich die Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses dartun.

Die Grundbetrachtungen unserer Volksernährungspolitik im Kriege sind: Preisbeschränkung nach oben und Begrenzung der dem einzelnen zukommenden Menge an den wichtigsten Lebensmitteln — beides auf Grund staatlicher Vorschrift. Bekanntlich hat man mit diesen Maßnahmen zunächst beim Brote begonnen und sie dann,

Digitized by Google

als sie sich dort zu bewähren und andererseits die Not dazu zu drängen schien, auf eine Reihe weiterer Nahrungsmittel ausgedehnt. Dabei pflegte die Verbrauchsregelung der Höchstpreisfestsetzung mehr oder minder nachzuhinken, wie auch heute noch für einige Waren zwar Höchstpreise bestehen (entweder unmittelbar oder in der Form der Bestrafung von Kriegswucher und Kettenhandel), ohne daß die Menge, die der einzelne davon kaufen darf, beschränkt wäre.

Ein Urteil über die Zweckmäßigkeit dieser Maßnahmen läßt sich am einfachsten gewinnen, indem man sich klarmacht, was ohne sie eingetreten wäre. Ueber die Folgen, die das Nichteingreifen der Regierung auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung mit sich gebracht hätte, herrscht allerdings keine Einstimmigkeit. Vielmehr wird von manchen die Ansicht vertreten, es wäre zweckmäßiger gewesen, die Preisentwicklung den ungehemmten Kräften des Marktes zu überlassen und die selbsttätige Regelung des Verbrauches den so zustande gekommenen Preisen. Derartigen Aeußerungen begegnete man anfänglich im privaten Gespräch mit einzelnen Persönlichkeiten der in Betracht kommenden Reichsämter; es mag sich aus diesen dort teilweise herrschenden Ueberzeugungen in gewissen Fällen das verspätete Eingreifen und vielleicht mehr noch die Halbheit mancher der verspätet getroffenen Maßregeln erklären. In der Oeffentlichkeit sind meines Wissens solche Stimmen erst in den letzten Monaten laut geworden; es sei auf die Ausführungen von Bendixen (im „Bankarchiv" vom 1. November 1916), mehr aber noch von Schiele (Volksversorgung durch Zwang oder durch Freiheit; König Nothart und sein Volk, ein wirtschaftliches Märchen mit Nutzanwendung: Die Fehler des gegenwärtigen Systems der Volksversorgung, und verschiedene andere Aufsätze) hingewiesen. Bei der Kritik will ich die zu widerlegenden Ansichten in der denkbar vollendetsten Form darstellen, ohne mich im einzelnen an eine der Darlegungen, die sie gefunden haben, zu binden.

Es seien drei Vorteile — so ließe sich vielleicht behaupten —, welche die freie Preisbildung für Lebensmittel im Gegensatz zu dem jetzt befolgten System während des Krieges für die Allgemeinheit gebracht hätte:

1. größere Sparsamkeit des Verbrauches, besseres Haushalten mit den vorhandenen Vorräten;

2. Anreiz für die Erzeuger, auch jene Lebensmittel in größerer Menge zu Markte zu bringen, die nicht auf einmal, vielmehr nur allmählich gewonnen werden, und die darum nur schwer erfaßt werden können und sich einer zentralen Bewirtschaftung mit mehr oder weniger Erfolg zu entziehen vermögen. Es sei verwiesen auf Milch, Butter, Käse, Obst, Gemüse, Eier, Wild, Süßwasserfische u. a. m.; endlich

3. stärkerer Anreiz zur Erzeugung größerer Mengen von Nahrungsmitteln aller Art durch die Aussicht auf höhere Preise.

Der Versuch einer Begründung für diese Behauptungen kann im einzelnen verschieden gestaltet werden. Es läßt sich auch nicht vermeiden, daß sie in dem einen Fall, um überzeugend zu wirken, eine Form annehmen muß, die die andere angebliche günstige Wirkung mehr oder minder ausschließt. Darum tritt in der Beweisführung bald der eine, bald der andere Gesichtspunkt in den Vordergrund. Allgemein aber wird — abgesehen von Bendixen — das Schwergewicht auf die durch höhere Preise angeblich gewährleistete größere Erzeugung gelegt, obschon sich die Unhaltbarkeit dieser Behauptungen am leichtesten nachweisen läßt. Sie wird auch von solchen aufgestellt, die zwar höhere Preise wünschen, aber keine grundsätzlichen Einwände gegen unsere Kriegsernährungspolitik erheben.

Was zunächst die mit der zurückgehenden Einfuhr notwendig gewordene Einschränkung des Verbrauches an den wichtigsten Nahrungsmitteln anlangt, so könnte man versucht sein, anzunehmen, es genüge zur Widerlegung der grundsätzlichen Gegner unserer Kriegsernährungspolitik der Hinweis darauf, daß durch die Einführung der Lebensmittelkarten dieses Ziel auf eine einigermaßen befriedigende, wenn auch keineswegs vollkommene Weise erreicht sei. Sie würden jedoch entgegnen, daß hier zum mindesten viel Mühe in überflüssiger Weise aufgewendet worden sei und noch täglich aufgewendet werde; bei einer durch obrigkeitliches Eingreifen ungehinderten Preisbildung wäre derselbe Erfolg ganz von selbst, und zwar viel besser erzielt worden.

Diese Ansicht ist nicht neu: kann sie sich doch auf keinen Geringeren als Adam Smith berufen. Im fünften Kapitel seines immer noch lesenswerten vierten Buches untersucht er nämlich die Wirkungen, die vom Getreidehandel ausgehen. Er behauptet, der Vorwurf des Wuchers, der den Getreidehändlern in Zeiten des Mangels damals gemacht wurde, sei ungerechtfertigt; vielmehr stimmten der Vorteil des Händlers und der Vorteil des ganzen Volkes in der schönsten Weise überein. In solchen Zeiten habe nämlich die Gesamtheit das größte Interesse daran, daß mit dem vorhandenen Getreide sparsam gewirtschaftet werde, so daß es bis zur nächsten Ernte ausreiche. Das werde aber durch höhere Preise bewirkt. Die richtige Preishöhe, die dies verbürge, stelle sich durch den verständigen Eigennutz des Händlers von selbst ein, ohne jedes Eingreifen der Staatsverwaltung. Werde nämlich durch zu hohe Preise der Verbrauch zu sehr eingeschränkt, so daß die Vorräte größer würden als der Verbrauch und noch einige Zeit vorhielten, nachdem schon die nächste Ernte eingebracht sei, so laufe der Händler Gefahr, seinen Ueberschuß zu einem niedrigeren Preise, als er einige Monate früher dafür hätte bekommen können, losschlagen zu müssen. Werde hingegen durch zu niedrige Preise der Verbrauch so wenig eingeschränkt, daß die Vorräte des Jahres den Verbrauch nicht deckten, so entgehe dem Händler ein Teil des Gewinnes, den er sonst hätte machen können. Es liege im Interesse des Volkes, daß sein täglicher, wöchentlicher und monatlicher Verbrauch mit dem Vorrate des Jahres in möglichst genauem Verhältnis stehe; das Interesse des Händlers sei aber das nämliche. Versorge er das Volk in diesem Verhältnis, so könne er hoffen, all sein Getreide zu dem höchsten Preise und mit dem höchsten Gewinn zu verkaufen; seine Kenntnis vom Ausfall der Ernte lasse ihn daher mit der größten Sicherheit den richtigen Preis treffen.

Es erhebt sich somit die Frage, ob die Voraussetzungen, von denen Adam Smith an dieser Stelle ausging, unter unseren heutigen Verhältnissen vorliegen. Daß die durch den Mangel notwendig gewordene Verbrauchseinschränkung hauptsächlich oder fast ausschließlich die minderbemittelten Volksschichten treffe, wird auch von Adam Smith betont. Aber man könnte wohl nicht mit Unrecht einwenden, daß dies nicht minder unter dem gegenwärtigen System der Fall sei, da bei dem Umfang, wie die Vorschriften fast allgemein übertreten werden, der Wohlhabende und Reiche immer Wege finde, sich einen mehr als verhältnismäßigen Anteil an der gesamten vorhandenen Nahrungsmittelmenge zu sichern. Die Frage kann daher nur lauten, ob bei völlig ungehemmter Preisbildung die Nachteile für die Minderbemittelten nicht noch größer gewesen wären. Die Antwort, zu der wir gelangen, fällt zunächst scheinbar in verneinendem Sinne aus. Sehen wir zu!

Nach den allgemeinen Gesetzen der Preisbildung ist der Preis, den ein jeder der Nachfragenden im schlimmsten Falle für eine Ware zu zahlen bereit ist, um so höher, je dringlicher sein Bedürfnis nach dem betreffenden Gute und je größer seine Zahlungsfähigkeit. Und zwar ist von diesen beiden Faktoren zweifelsohne eine hohe Zahlungsfähigkeit weitaus der wichtigere: sie erklärt die phantastischen Preise, die manchmal für Luxusgüter bezahlt werden, wenn andere, ebenso zahlungsfähige Personen mitbieten, während auch das dringendste Bedürfnis ohne hinreichende Unterstützung durch Zahlungsfähigkeit notwendigerweise unbefriedigt bleibt; ob trotzdem unsere Wirtschaftsordnung die bestmögliche aller derer sei, die Wirklichkeit werden können, steht hier nicht in Frage.

Nun ist gewiß das Bedürfnis nach genügender Ernährung ein sehr dringendes. Wie verhält es sich dagegen mit der Zahlungsfähigkeit? Nach der Statistik der preußischen Einkommensteuer betrug im Jahre 1914 der Anteil der nicht zu derselben veranlagten Personen nebst Angehörigen nicht weniger als 44,6 v. H. der Bevölkerung; sie hatten entweder ein Einkommen von weniger als

Digitized by Google

900 Mark oder befanden sich aus sonstigen Gründen in einer wirtschaftlichen Lage, daß der Staat auf ihre Heranziehung zur Steuer verzichten zu sollen glaubte. Sie geben schon in gewöhnlichen Zeiten den allergrößten Teil ihres Einkommens für Nahrung aus. Jedoch auch unter den Steuerpflichtigen waren die stark Zahlungsfähigen nur wenig zahlreich vertreten: einschließlich ihrer Angehörigen betrugen die zu einem Einkommen von mehr als 3000 Mark Veranlagten nur 6,9 v. H. der Bevölkerung; diejenigen mit einem Einkommen von 900 bis 3000 Mark dagegen 48,5 v. H. Auch bei den Letztgenannten betrugen schon in gewöhnlichen Zeiten die Ausgaben für Nahrungsmittel im Durchschnitt zweifelsohne mindestens die Hälfte ihres gesamten Aufwandes. Von der übrigbleibenden kleineren Hälfte ist ein großer Teil (Wohnung, Kleidung, Bildung, Versicherung) durch Vertrag oder Herkommen gebunden und kann nicht ohne weiteres für Ernährungszwecke freigemacht werden. Bleiben nur die mäßig Wohlhabenden und die Reichen, die überhaupt imstande gewesen wären, das Doppelte oder das Mehrfache ihres früheren Aufwandes für Nahrungsmittel zu verwenden. Aber auch unter ihnen ist die Zahl derjenigen, die für ihr oberstes Preisgebot kaum eine Grenze kennen würden, sehr beschränkt.

Was ergibt sich nun aus diesen Tatsachen für die Preisbildung der Lebensmittel unter den gegenwärtigen Verhältnissen? Nehmen wir an, die von der preußischen Einkommensteuerstatistik nachgewiesenen Tatsachen träfen zu für den Durchschnitt des ganzen Reiches. Setzen wir ferner voraus, sie hätten sich während des Krieges nicht allzusehr geändert. Tatsächlich hat die Zahl der zu mehr als 3000 Mark Veranlagten im Jahre 1915 abgenommen; sie ist jedoch seitdem wieder gestiegen. Nehmen wir endlich noch an, die Wohlhabenden und Reichen hätten sich zu keinerlei Einschränkung ihrer Ernährung verstanden, sondern wären bereit gewesen, höhere Preise zu zahlen, um sich die von früher her gewohnte Menge unter allen Umständen zu sichern. Wie hoch wären die Preise gestiegen? Zweifelsohne im Durchschnitt nicht auf das Doppelte. Das ergibt sich aus der folgenden Ueberlegung.

Vor dem Kriege kam ungefähr ein Sechstel unserer Lebens- und Genußmittel aus dem Ausland. Diese Einfuhr hat nun nicht ganz aufgehört, wohl aber ist die inländische Erzeugung zurückgegangen. Nehmen wir an, die Einfuhr aus dem neutralen Ausland und den besetzten Gebieten gleiche den Rückgang der heimischen Erzeugung aus. Selbst wenn nun in Friedenszeiten die Wohlhabenden und Reichen im Durchschnitt auf den Kopf anderthalbmal soviel wie die Minderbemittelten und Armen an Nahrungsmitteln verzehrt hätten und ihr Verbrauch gar nicht zurückgegangen wäre, selbst dann hätten sie bloß $6{,}9 \cdot 1{,}5 \cdot 6 : 5 = 12{,}42$ v. H. der vorhandenen verminderten Nahrungsmittelmenge für sich verbraucht. 87,58 v. H. wären für die geringer bemittelten Schichten übriggeblieben und hätten keineswegs abgesetzt werden können, wenn die Preise auch nur auf das Doppelte der früheren gestiegen wären. Denn zu ihrem Erwerb zum doppelten Preise hätte die Zahlungsfähigkeit dieser Schichten unter der Voraussetzung gleichgebliebener Einkommensverhältnisse nicht ausgereicht, und die Erzeuger hätten sich — so könnte man sagen — mit einem das Doppelte nicht erreichenden Preise begnügen müssen, um nicht ihre Vorräte als unverkäuflich zu behalten. Auch hätte sich der Verbrauch der Minderbemittelten bei absolut gleichbleibendem Verbrauch der Wohlhabenden und Reichen nur auf $(10{,}35 \cdot 87 \cdot 65 \cdot 80) : (12{,}35 \cdot 100) = 76{,}65$ v. H. der früheren — also rund drei Viertel — verringern müssen: ein immerhin noch erträgliches Verhältnis!

Zu einem mit diesem übereinstimmenden Ergebnis führt noch eine andere Ueberlegung. Seit etwa zweihundertzwanzig Jahren kennt die Volkswirtschaftslehre die Kingsche Regel, so genannt nach dem englischen Statistiker King, in einer von dessen Schriften sie sich zum ersten Male ausgesprochen findet. Es handelt sich um ein empirisches Gesetz über den Zusammenhang zwischen Erntemenge und Höhe des Getreidepreises. King machte nämlich die Beobachtung, daß bei einer Verringerung der Ernte der Getreidepreis in einem stärkeren Verhältnis steige, als der vorhandene Vorrat abgenommen habe. Er nahm an, daß

ein Ausfall der Ernte		über den Durchschnittspreis
um $^1/_{10}$		um $^3/_{10}$
„ $^2/_{10}$	den Preis	„ $^8/_{10}$
„ $^3/_{10}$		„ $^{16}/_{10}$
„ $^4/_{10}$	erhöhe	„ $^{28}/_{10}$
„ $^5/_{10}$		„ $^{43}/_{10}$

Wenn nun auch manches dagegen spricht (veränderte Ernährungsgewohnheiten: Kartoffeln in Verbindung mit mehr Fleisch an Stelle von Brot), daß dieses aus den englischen Aufzeichnungen vor zweihundert Jahren abgeleitete Gesetz für das Getreide allein heute noch zutreffe, so ist doch kaum ein Grund einzusehen, der seine angenäherte Geltung für den Durchschnitt der wichtigeren Nahrungsmittel (nach gewogenen Mitteln, d. h. unter Berücksichtigung der verhältnismäßig abgesetzten Mengen) könnte aufgehoben haben. Seine wichtigste Voraussetzung, die Unmöglichkeit größerer Zufuhr von außen, trifft gerade für unsere Kriegswirtschaft genau so zu, wie sie damals angesichts der noch unentwickelten Verkehrsverhältnisse verwirklicht war. Welche durchschnittliche Preishöhe der Nahrungsmittel ergäbe sich unter den angenommenen Verhältnissen aus diesem Gesetz?

Das Gesetz läßt sich ganz allgemein in der folgenden Formel ausdrücken:

$$y = \frac{(x - 0{,}12)^2}{0{,}824} - 0{,}06,$$

wenn y dem Preis im Vergleich zum Preis bei einer Durchschnittsernte und x der Ernte ebenfalls in der Durchschnittsernte als Einheit entspricht. — Vergl. Brentano, Die Entwicklung der Wertlehre, München 1908, S. 29. Wir finden unter Benutzung dieser Formel bei Verringerung der zur Verfügung stehenden Menge um ein Sechstel eine Preissteigerung von 1,0 auf etwas mehr als 1,6.

Demnach wäre also in zweifacher, sich gegenseitig auf das schönste bestätigender Beweisführung dargetan, daß die grundsätzlichen Gegner unserer ganzen zwangsmäßigen — oder, wie man oft sagt: staatssozialistischen — Volksernährungspolitik im Rechte wären! War doch bekanntlich der Roggenpreis in Berlin vor der Festsetzung von Höchstpreisen durch Bundesratsverordnung vom 28. Oktober 1914 auf nicht mehr als etwa 230 Mark gestiegen; das entspricht gar nur dem 1,3fachen des Friedenshöchstpreises der sieben Jahre 1907—1913! Gemach! Die Behauptung trifft trotzdem nicht zu.

Zwar würden die Vertreter der hier zu bekämpfenden Ansicht den Hinweis auf die oft schwindelnd hohen Preise, die gegenwärtig im Schleichhandel bei unter Umgehung der obrigkeitlichen Vorschriften verkauften Lebensmitteln bezahlt werden, nicht als Widerlegung gelten lassen, und zwar mit Recht. Denn diese Waren werden meist von besonders zahlungsfähigen Käufern erworben, denen es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt, wenn sie sich nur die begehrte Ware verschaffen können, während auf seiten der Verkäufer die Möglichkeit der Entdeckung und die damit verbundene Gefahr der empfindlichen Bestrafung die Preisforderung in die Höhe treibt.

Ernster ist schon ein anderer Einwand, nämlich der, daß, während die überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes sich hinsichtlich ihrer Ernährung unter allen Umständen bedeutende Einschränkungen auferlegen muß, trotz der verminderten Gesamtmenge ein immerhin recht beträchtlicher Teil derselben zur Erhaltung seiner Leistungsfähigkeit im Durchschnitt besser ernährt werden muß, als er dies in Friedenszeiten vermochte: ich meine all die zahlreichen minderbemittelten Reservisten, Landwehr- und Landsturmmänner, die sich im Frieden eine so gehaltreiche Kost, wie ihnen jetzt zuteil wird, nicht verschaffen konnten, aber auch, weil sie weniger angestrengt tätig waren, nicht zu beschaffen brauchten. Nach der angeführten Kingschen Regel steigt aber, falls der zur Verfügung stehende Lebensmittelvorrat nur von 0,8 auf 0,7 des gewöhnlichen sinkt, der Preis von 1,7 auf 2,4 des normalen Preises. Das wäre denn doch schon eine Preishöhe, die die breite Masse der Minderbemittelten auf das allerempfindlichste berühren müßte. Sie würde

Digitized by Google

ihnen die Beschaffung auch des allernotwendigsten Lebensbedarfes zum großen Teil unmöglich machen, und sie wäre eingetreten nicht erst, nachdem der Krieg schon mehr als zweieinhalb Jahre dauert, sondern sehr bald, nachdem sich herausgestellt hatte, daß er nicht in einem halben Jahre beendet werden konnte. Die Ernährungsverhältnisse, unter denen unsere gewerbstätige und städtische Zivilbevölkerung nun etwa seit einem Jahre leidet, hätten sich für die große Masse der Minderbemittelten zweifelsohne schon ein Jahr eher — im Frühjahr 1915 — entwickelt. An der Ernährung des Heeres hätte auch dann nicht gespart werden dürfen; das Reich hätte sich, wenn nötig auf dem Wege der Zwangsbeitreibung, den Heeresbedarf verschafft unter Zahlung der herrschenden Marktpreise. Die Kosten der Kriegführung wären schon viel früher beträchtlich gestiegen.

Doch auch dies ist noch nicht der gewichtigste Einwand gegen die Befürworter einer von obrigkeitlichen Eingriffen ungehemmten Preisbildung. All die bisherigen Ueberlegungen gehen von der Voraussetzung aus, daß man in absehbarer Zeit mit der Wiederkehr normaler Verhältnisse rechnen könne. Die Kingsche Regel will etwas aussagen über die Preisentwicklung von einer Ernte zur anderen. Daß auf eine erste Mißernte eine zweite folge, kommt vor und sogar häufiger, als den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung entspricht, da die Witterung über längere Zeiträume hin ihren Charakter beizubehalten pflegt. Aber auch eine dritte, und zwar noch ausgesprochenere Mißernte als die beiden vorhergehenden schlechten Ernten erwartet man im allgemeinen nicht. Nun ist aber die Lage unseres Lebensmittelmarktes gegenwärtig so, daß jede Ernte als Mißernte wirkt, auch wenn sie unter gewöhnlichen Verhältnissen als recht befriedigend angesehen werden müßte, da uns unter allen Umständen die Einfuhr fehlt, die wir früher als zur ausreichenden Ernährung für unentbehrlich ansahen. Tatsächlich aber geht aus Gründen, die später dargelegt werden sollen, die Erzeugungsfähigkeit unserer heimischen Landwirtschaft von Jahr zu Jahr im Kriege notwendigerweise zurück. Was wäre die Folge bei ungehemmter Preisbildung am Markt?

Gieriger als der bitterste Hunger ist die Angst vor der Möglichkeit des Hungers in der Zukunft. Denn während der wirkliche Hunger gestillt werden kann, ist die Angst vor dem vielleicht kommenden Hunger unersättlich. Wäre also, wie verlangt wird, die Preisbildung der Nahrungsmittel freigegeben worden, so wäre die Angst unter die Bestimmungsgründe der Preise miteingegangen. Die Dringlichkeit des Bedürfnisses wäre ins unendliche gewachsen und hätte, wenn durch genügende Zahlungsfähigkeit unterstützt, bei einzelnen trotz noch so großer bereits für ihren Verbrauch angehäufter Vorräte nicht abgenommen.

Außer ihrer Unersättlichkeit hat diese Angst aber noch eine weitere Eigenschaft: sie wird von dem einen Menschen auf andere bisher davon freie übertragen und wirkt wiederum verstärkend auf den Seelenzustand dessen zurück, von dem sie zuerst ausgegangen war. Hätte man nicht mit obrigkeitlicher Regelung eingegriffen, so wäre das, was vereinzelt in den wenigen Tagen kurz vor und nach dem Kriegsausbruch hinsichtlich des Goldgeldes, der Bankguthaben, auch der Nahrungsmittel sich zeigte, damals aber durch helle Vaterlandsliebe in Schranken gehalten und gebändigt angesichts der Wucht des hereinbrechenden ungeheuren Geschehens — ich sage: dies wäre, nachdem der Krieg einmal ein halbes Jahr und länger gedauert hatte, des anfänglichen Bannes befreit, in viel größerem Umfange zum Ausbruch gekommen.

Sofort hätte sich auch die Spekulation eingestellt, getrieben von der Hoffnung, aus künftigen Preissteigerungen Gewinn zu ziehen. Wer aber je einmal längere Zeit hindurch die Preisbildung im großen Wertpapier- und Warenhandel beobachtet hat, der weiß, daß diese noch viel mehr unter dem Einfluß des psychologischen Kontrastgesetzes und der Gefühlsübertragung steht, kurz gesagt, von allgemeinen Stimmungen beherrscht wird, als die große Masse der Menschen, schon weil diese niemals in solchen Mengen in so enger Berührung miteinander stehen, wie dies durch die Börse und die Nachrichtenübermittelung im Anschluß an dieselbe verwirklicht ist. Wie oft kauft der Spekulant nicht aus bestimmter bewußter Absicht, sondern bloß, weil er andere kaufen sieht; dasselbe ist beim Verkauf der Fall. Dadurch können Preisschwankungen hervorgerufen werden, die viel größer sind als die tatsächlich entweder bei den Erzeugern oder den Verbrauchern des betreffenden Gutes eingetretenen Veränderungen. Zu gewöhnlichen Zeiten freilich erwächst aus den Preisschwankungen selbst eine Gegenwirkung. Ein wahrhaft großer Spekulant ist nicht, wer sich von der vorhandenen „Marktmeinung" treiben läßt, sondern wer sofort jede durch die Tatsachen nicht gerechtfertigte Preisausschreitung nach oben oder unten richtig bemerkt und dementsprechend seine Maßnahmen trifft. Er ist es auch, der die großen Gewinne einstreicht, während der bloße Mitläufer niemals über bescheidene Einnahmen hinauskommt. So entsteht an der Börse wie in jedem Großhandel aus der Hausse heraus eine Baissepartei und umgekehrt; sie wächst an und beseitigt im Laufe der Zeit jede Preisausschreitung. Zu gewöhnlichen Zeiten werden daher durch die Tätigkeit der Spekulation die Preisschwankungen nicht größer, sondern geringer, es entsteht ganz leichtes Wellengekräusel an der Stelle, wo ohne Spekulation sich der heftigste Wogenschwall fände. Das ist die wichtige Aufgabe der Spekulation in der Volkswirtschaft der Gegenwart.

Voraussetzung dieser Wirksamkeit der Spekulation ist ein möglichst großer Markt. Der fehlt aber gerade unter unseren Verhältnissen der Gegenwart. Man hat das ganze Deutsche Reich mit einer belagerten Festung verglichen. Wenn nun auch vom strategisch-militärischen Standpunkt sich mancherlei dagegen mag einwenden lassen: von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus trifft der Vergleich jedenfalls zu. Wer seit Kriegsbeginn auf dauernd weitere Steigerung der Lebensmittelpreise gerechnet hätte, hätte sich jedenfalls nicht verspekuliert. Und selbst wenn noch im Laufe dieses Jahres der ersehnte Friede wiederkehren sollte: so wie die Aussichten des Lebensmittelmarktes der Welt gegenwärtig sind, hätte der Spekulant kaum einen ernstlichen Rückgang der Preise zu befürchten. Zweifelsohne hätte demnach die Spekulation, wenn man sie hätte gewähren lassen, bedeutende Lebensmittelvorräte aufgespeichert in Erwartung weiterer Preissteigerung. Sie wären der Volksernährung entzogen worden, und schon das hätte den Anlaß zu Preiserhöhungen geboten. Denn es hätte jede weitere Kriegserklärung, jedes Gerücht von diplomatischen Verwicklungen, jeder strategische Rückzug, ja, jede Grabenbesetzung sich auf dem Lebensmittelmarkte widergespiegelt, ihn beunruhigt, namentlich zu weiterer Aufstapelung von Vorräten geführt.

Nehmen wir selbst an, daß es der obrigkeitlichen Regelung unserer Volksernährung nicht gelungen sei, den Verbrauch der Reichen nennenswert einzuschränken, da sie verstünden, auf geraden oder krummen Wegen sich trotzdem einen bedeutend mehr als verhältnismäßigen Anteil an der vorhandenen Gesamtmenge zu verschaffen: selbst dann wäre die günstige Wirkung des behördlichen Eingreifens nicht hoch genug zu veranschlagen. Denn es sichert den Minderbemittelten und Armen wenigstens eine bestimmte Mindestmenge und hindert die Ansammlung von Vorräten von seiten des Handels. Alles, was man über Hamsterlager hört, die jetzt von einzelnen gehalten werden, ist ein Kinderspiel gegen den Umfang des Hamsterns, das eingetreten wäre, wenn man sich der staatlichen Eingriffe enthalten hätte. Selbst der ärgste private Hamster kann heute damit rechnen, daß ihm in der Woche eine gewisse Mindestmenge an den wichtigsten Lebensmitteln zuteil werde; wenn er Vorräte ansammelt, so handelt er bloß in der Absicht, sich einen Zuschuß zu sichern. Im anderen Falle wäre dagegen sein Bestreben dahingegangen, für ein Jahr oder länger seinen gesamten Bedarf im voraus anzuhäufen. Während ferner heute das Zusammenkaufen von Lebensmitteln, abgesehen davon, daß es schwierig, zeitraubend und zum Teil auch gefährlich ist, eine Grenze an den nur beschränkten Mitteln findet, die den meisten Privatwirtschaften zur Verfügung stehen, wäre im anderen Fall der Lebensmittelzusammenkauf durch die praktisch unbegrenzten Kapitalien unserer Banken unterstützt worden.

Es wird nun oft, und zwar von solchen, welche die ungehemmte Preisentwicklung wegen ihrer angeblich anregenden Wirkung auf

Digitized by Google

die Lebensmittelabgabe von seiten der Landwirte oder auf die Produktion verlangen, behauptet, man hätte die ungünstigen Einflüsse des Nichteingreifens auf die Versorgung der Minderbemittelten durch recht reichlich bemessene Staatsbeihilfen und Unterstützungen ausgleichen können. Gegen diesen Vorschlag ist zunächst einzuwenden, daß unsere schweren und für sich ausreichenden Kriegslasten dadurch noch gewaltig gesteigert worden wären; da die späteren Steuererhöhungen zur Verzinsung und Tilgung der Kriegsschulden an den Minderbemittelten keineswegs vorbeigehen können, so hätte dies bloß eine Verschiebung der Belastung aus der Gegenwart in die Zukunft bedeutet. Ferner wäre bei ungehemmter Preissteigerung die Umschichtung der Vermögen, die der Krieg so wie so mit sich bringt, bedeutend verstärkt worden. Endlich aber übersieht der ganze Vorschlag, daß eine auch noch so reichliche Bemessung der Beihilfen und eine noch so weite Ausdehnung des Kreises der unterstützten Familien vielleicht ihre Machtstellung etwas verstärkt, aber keineswegs dazu ausgereicht hätte, ihnen ein Uebergewicht über die mit reichlichen Kapitalien arbeitende Spekulation zu geben. Im Gegenteil! Es wären nur noch stärkere Preissteigerungen die Folge dieser Art Hilfe für die Minderbemittelten gewesen.

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die behördliche Regelung unserer Lebensmittelversorgung nicht nur ein Gebot der Staatsklugheit war, hervorgerufen durch die Absicht, die für die längere Kriegführung unentbehrliche Stimmung der Daheimgebliebenen in günstigem Sinne zu beeinflussen, sondern auch eine Tat, die dem sozialen Empfinden unserer Zeit entspricht. Es ist dadurch gelungen, die Lage der minderbemittelten Schichten, die sonst von der wirtschaftlichen Last zweifelsohne erdrückt worden wären, immerhin noch erträglich zu gestalten, allerdings, ohne die Lage der Wohlhabenden und Reichen entsprechend zu verschlechtern; im Gegenteil, auch sie haben im allgemeinen noch Vorteile davongetragen. Wer sich auf den Standpunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit stellt, mag das bedauern; aber es ist sehr die Frage, ob derartige sittliche Grundsätze jemals von irgendwelchem Staate verwirklicht werden können. Zur Rechtfertigung des befolgten Systems der Volksernährungspolitik muß genügen, daß wir es ihm zu verdanken haben, wenn wir mit einigem Rechte sagen können, es sei seit Kriegsbeginn im Deutschen Reiche kaum ein Mensch an Hunger und Entbehrungen allein zugrunde gegangen. Es ist zweifellos, daß die Befürworter der völlig ungehemmten Preisentwicklung denselben Erfolg für das von ihnen geforderte System nicht hätten verbürgen können.

Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß unsere Volksernährungspolitik an schweren praktischen Fehlern leidet; doch liegt diese darzutun außerhalb der hier gestellten Aufgabe. Bloß einige grundsätzliche Mängel müssen hier besprochen werden; auch dieses kann zum größten Teil erst später geschehen. Nur einer kann jetzt schon seine Erledigung finden; er ist allerdings gegenwärtig so gut wie völlig behoben.

Es ergibt nämlich eine einfache Ueberlegung, daß eine Beschränkung der Preissteigerung durch Festsetzung von Höchstpreisen notwendigerweise ihre Ergänzung finden mußte in einer obrigkeitlichen Begrenzung des Verbrauches. Läßt man die Preise beliebig steigen, so tritt der dem verminderten Angebot entsprechende Rückgang des Verbrauches von selbst ein. Allerdings trifft er dann so gut wie ausschließlich die minderbemittelten Klassen. Niedrigere Preise, als sie der Marktlage entsprechen, ermöglichen dagegen einen so hohen Verbrauch, daß er die vorhandenen Vorräte vorzeitig aufzehrt. Es ist nun ein Vorwurf, der unserer Versorgungspolitik nicht erspart werden kann, daß man die Folgerungen, die sich aus diesem klar vorliegenden Tatsachenzusammenhang ergeben, viel zu spät und zögernd erst gezogen hat. Das traf namentlich für jenes Nahrungsmittel zu, wo die Notwendigkeit einer Verbrauchseinschränkung am frühesten vorlag: beim Getreide. Wenn einmal die Geschichte unserer Getreideversorgung im Kriege veröffentlicht werden sollte, wird sich zeigen, welche Widerstände zu überwinden waren, bevor dieser Grundsatz sich Geltung verschaffen konnte; noch nachträglich packt einen Grausen und Entsetzen beim Ueberdenken der Folgen, die sich eingestellt hätten, wenn es nicht schließlich gelungen wäre, dieser Widerstände Herr zu werden. Die schlechte Getreideernte des Jahres 1915 hätte unsere Volksernährung nicht halb so unheilvoll beeinflußt, wären diese Maßnahmen, als sie im November 1914 in der Oeffentlichkeit verlangt wurden, auch sofort durchgeführt worden. Nur bei Nahrungsmitteln, die von Tag zu Tag oder Woche zu Woche neugewonnen werden, wie Milch, Butter, Eier, ist die Regelung des Verbrauches nicht mit Rücksicht auf die Streckung der Vorräte geboten, da sich hier die Anpassung des Verzehrs an die Erzeugung ganz von selbst einstellt. Doch läßt sie sich hier durch den Hinweis darauf rechtfertigen, daß dadurch die Ueberschreitung der Höchstpreise zum mindesten erschwert wird. Ob dieses Ziel tatsächlich erreicht worden sei, kann allerdings in guten Treuen bezweifelt werden. Die Gründe des Versagens der Verbrauchsregelung in diesem Falle werden wir bald kennenlernen.

Wenn einmal Höchstpreise für eine Ware festgesetzt sind, so genügt es nicht, daß der Verbrauch jener, die sie zu kaufen genötigt sind, auf eine dem wahrscheinlichen Vorrat entsprechende Menge eingeschränkt werde: es muß vielmehr dafür Sorge getragen werden, daß dasselbe auch von seiten ihrer Erzeuger geschehe. Dazu sind aber Vorschriften, die dies einfach gebieten, keineswegs ausreichend, wenn nicht Sicherungen geschaffen werden, daß die Vorschriften auch tatsächlich ausgeführt werden. Am besten geschieht das durch Einrichtungen, die bewirken, daß die Verordnungen gar nicht übertreten werden können. Das führt hinüber zur Erörterung eines zweiten grundsätzlichen Einwandes, der von den Befürwortern des Nichteingreifens gegen unsere Kriegsernährungspolitik erhoben wird, und zur Aufdeckung von weiteren grundsätzlichen Mängeln, an denen sie auch nach der hier vertretenen Ansicht leidet. Die Widerlegung dieses ferneren Einwandes wird sich sehr viel einfacher gestalten als die ersteren. (Ein zweiter Aufsatz folgt.)

S. D. Gallwitz / Falsche Volkstümlichkeit

Es ist uns heute etwas Selbstverständliches, daß alle Hingabe an die Fragen des kulturellen Lebens zurückzustehen habe hinter der Forderung des Krieges an jeden; die heißt: Arbeiten, wo das Vaterland und wo die Stunde dich braucht! Für diese Arbeit können nicht die feinen Verästelungen unserer Kultur in Frage kommen, es gilt in der Gegenwart ihre Fundamente zu schützen und zu stützen, die Basis unserer geistigen Volksexistenz, auf die es abgesehen ist, zusammen mit dem Kampf gegen unser vitales Leben. Das Handanlegen im zwingenden Dienst der Stunde ist der Segen, von dem die beste Kraft zum Tagewerk kommt: ganz neu und tief wird heute das Carlylewort vom Arbeiten und Nichtverzweifeln verstanden. Wie aus einem Instinkt heraus lassen wir die Eindrücke der Außenwelt, so weit sie nicht unmittelbar mit dem Kriege Zusammenhänge haben, nurmehr an die Oberfläche unserer Auffassung kommen; immer ist da eine Stimme in uns, die sagt: es ist jetzt nicht die Zeit dafür, es geht ums Ganze . . . Aber das Leben geht weiter, auch wenn wir seiner nicht achten, und verändert sich im Dunkeln und im Hellen. Unser Volk arbeitet nicht nur, es drängt auch aus tiefen Notwendigkeiten heraus, drängt leidenschaftlicher als in Friedenszeiten zur Entspannung, zu Abwechselung und leichten, frohen Eindrücken. Diesem vermehrten, oft halt- und wahllosen Hunger nach geistigem Genuß in irgendeiner Form gegenüber ist die Bedeutung dessen, was geboten wird, größer denn je; sind doch fast alle Wege, auf welchen wir im Hause unsere geistigen Interessen und Liebhabereien pflegten, in der Gegenwart schwer gangbar geworden. Musik und Theater in allen ihren Abwandlungen sind es, die heute dem Verlangen der Menge nach einem Aufatmen jenseits der Wirklichkeit und des heißen oder

grauen Alltags sich darbieten. Weniger denn je sind diese Institute jetzt in der Lage, einen Idealismus der leeren Häuser betätigen zu können; mehr denn je sind sie abhängig von der Gunst der zahlenden Masse, und klarer denn je werfen sie deshalb das Spiegelbild der geistigen und seelischen Verfassung des Volkes zurück. Diese Dinge gehören in das Gebiet: die Volkspsyche und der Krieg, das wir erst weit hinter uns gelassen haben müssen, damit wir es übersehen können; aber es kann kommen, daß unmittelbar ein besonders starker Eindruck von dort sich zu uns drängt und es herausschreit, daß sie nichts von ihrer schwerwiegenden, dauernden Wichtigkeit verloren haben um des Umstandes willen, daß es gewaltigere Dinge sind, die den Tag beherrschen. Wäre alles Leben außer dem Kriege jetzt in Nichts versunken, dann möchten wir sagen: wir fangen später da wieder an, wo wir im August 1914 aufhörten. Aber so ist es nicht; das Geistige wuchs weiter, neue Beziehungen und Verhältnisse entwickelten sich hin und her zwischen ihm und dem Volk; diese Jahre waren lang genug, um eine Macht groß werden und erstarken zu lassen in unserem Kulturleben, so oder so, positiv oder negativ; sie wird es sein, die uns am Ausgangstor des Krieges empfängt.

Die Theaterrepertoire sind Symptom. Sicherlich war es eine aus trockener Theorie geborene Voraussetzung, daß man annahm, die erschütternde Größe unserer Volkserlebnisse würde ihren sofortigen Widerhall in einer sofortigen Abkehr von allem Platten finden. Sehr bald, offenbart durch die unfehlbar sicher zählenden und wägenden Kassenreporte aller der Stellen, wo das, was über die Notdurft des Lebens hinausgeht, zu haben ist, wurde klar, daß in Wirklichkeit gerade das Nichtige und Oberflächliche in die Höhe wuchs. Es steht alles auf derselben Linie: die kriegerischen Nippes auf dem Wandbrett, der Sturmangriff zu Lande oder zu Wasser auf dem gepreßten Sammet des Rückenkissens, die sonntägliche Kriegsnovelle an der Spitze der Unterhaltungsbeilage der Lokalzeitung und die Theaterstücke: „Unsere blauen Jungens“, oder „Immer feste druff“ oder derartiges. Als Gegenstück zu dem Kriege nach außen hin, der uns mit allen unseren Kräften die prachtvollen Siege gerade unserer Art bringt, ging ein geistiges Ringen im Volk vor sich zwischen Niveau und Erhebung, zwischen Größe und Plattheit. Das Ergebnis stellt sich heute so dar, daß das Niveau in dieser Zeit nicht, auch nicht um Linienbreite höher geworden ist; wohl sind Beziehungen hin und her gegangen zwischen ihm und der Größe, aber verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß man ihr näher zu kommen suchte, indem man sie, die Größe, zu sich herunterholte, hineinzog in den platten Alltag, auf Du und Du sich mit ihr stellte.

Diese in den Fußtapfen des Krieges auftretende Entwicklungslinie tritt ganz auffällig zutage in der Erscheinung eines Bühnenwerkes wie das „Dreimäderlhaus“ (nur um dieses Umstandes willen ist es wert, daß ernsthaft davon die Rede ist) und in der Aufnahme, die es allenthalben bei uns gefunden hat. Wenn das Theaterjahr um sein wird, wird es zutage kommen, daß diese Operette d a s Stück der Spielzeit des Kriegswinters 1916/17 gewesen ist; aus seinen materiellen Erfolgen schöpften die Direktionen Mut zu den sich nicht bezahlt machenden ernsthaft künstlerischen Leistungen. So ist nach dieser Richtung hin das Dreimäderlhaus, wie oftmals seinesgleichen auf der Bühne, ein Teil jener Böses wollenden und Gutes schaffen müssenden Kraft. Aber als Selbstzweck? Als Symptom?

Franz Schubert steht im Mittelpunkt des Werkes, seine Person und seine Musik; man sieht also, und, mehr noch, man hört da allerlei Gutes. Dieses Moment ist es, welches Leute und Kreise zu sich heranlockt, die sonst, und jetzt in der Kriegszeit mehr noch als sonst, jeder leichten Oberflächenkunst fern bleiben. Als Argument kommt heraus: man lerne hier doch Schubert so intim kennen und sicher sei auch dem großen Erfolg dieser Schubertoperette ein kunsterzieherischer Wert nicht abzusprechen, da seine Musik dadurch ja populär werde. Wie wenig Ahnung von der unheimlichen Macht des Platten spricht aus solchem wohlgemeinten Optimismus! Schubert und die Schubertmusik sind heute in der Tat zu einer gewissen Sorte von Schätzung gekommen, sind beliebt geworden, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern als Bestandteil der effektvollen Operettenneuheit „Dreimäderlhaus“. Ein erschreckendes Mißverstehen über die Art und Weise, wie das Große volkstümlich zu machen ist, kommt hier zum Ausdruck. Der Zeit der schrankenlosen Kinoherrschaft ist es vorbehalten geblieben, das Geistige einschließlich der Phantasie so niedrig zu werten, daß man meint, mit dem Grobsinnfälligen der nachgeahmten Erscheinung eines Künstlers den Künstler selbst näherbringen zu können, und nur aus einer argen Rationalisierung der Auffassung vom Kunstwerk heraus kann man der Meinung Raum geben, als bleibe das Kunstwerk es selbst, wohin immer man es auch stecke (wie ein Zwanzigmarkstück an jedem Platz an seinem Platz ist). Die Verfasser des „Dreimäderlhauses“ haben Schuberts Musik totgemacht, indem sie sie zerstückelt in eine Operette zusammenzwängten. Ist etwa das Lied, das zu Beginn des ersten Aktes aus der komischen Situation der Handlung heraus in buffoner Aufmachung mit Instrumentalimitationen durch Singstimmen und allerlei auf Lacherfolg hinzielendem Beiwerk, noch das luftig zartbeschwingte Ständchen: „Horch, horch, die Lerch . . .“?! Wird die lyrische Seele des Liebesliedes: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein . . .“ lebendig, wenn sie in einer gespielten Theaterszene steht? Ist der auf allerfeinste rhythmische Masse und Bewegungen zugeschnittene Marsch noch derselbe, wenn er zur Unterlage eines Operettenabganges dient und demnach herausgebracht wird? Sind alle die herausgerissenen Fetzen von Musik, die melodischen oder symphonischen Stückchen von diesem und jenem, zu welchen auf der Bühne gelacht oder geweint oder sonst irgend etwas gemimt wird, was sich breit und wichtig in den Vordergrund stellt, — sind sie noch Schubert?!

Wie mit dem Tondichter, so ist man auch mit dem Menschen Schubert umgegangen. Unsere großen Geister beleben, zu der am unmittelbarst lebendigen und sinnfälligsten Art der Bühne beleben, muß ein verpflichtendes Vorrecht bleiben; ohne ein gewisses Maß von Kongenialität wird etwas Gemeingefährliches daraus. Shakespeare durfte die Hand an alle Titanen der Zeit und Vorzeit legen, Herbert Eulenberg hatte die Berechtigung, uns Friedrich den Großen in den Mittelpunkt einer dramatischen Skizze zu stellen ... aber dürfen Herr Dr. Willner, Herr Reichert und Herr Berté Franz Schubert verarbeiten? ... Eine Frage, in welcher es um Innerliches, um Kultur geht ... Gute Absichten der Genannten sind sicherlich am Werk gewesen, aber die Operetteninstinkte waren die stärkeren, und so kam ein ganz unerträglicher Franz Schubert dabei zutage. Man läßt uns allerhand historische und anekdotische Dinge und Züge von ihm erleben; was er für ein gutes Herz hatte und wie er die längste Zeit auf Borg gelebt hat, und besonders, wie grausam sein Liebespech war! Bei den Mädchen wurde er von jedem Dutzendherrchen beiseite gedrängt, weil er so häß-

Digitized by Google

lich war und so unbeholfen und es gar nicht verstand, sich einzubringen. Als bei der Aufführung diese Dinge gerade im schönsten Zuge waren, sagte neben mir eine Publikumstimme: Gott, der arme Kerl! ... Wenn das nicht ein Beweis einer erstarkten Volkstümlichkeit Schuberts ist?! Man sagt schon: der arme Kerl, wenn man von ihm spricht.

Es gab nur eine Rettung von diesen Dreimäderlhaus-Eindrücken: man mußte zu Schubert selbst gehen: zu seiner Musik im Hören und Selbstsingen und Spielen. Auch im Lesen einer sachlichen Biographie; nichts weiter ist notwendig, um diesen Genius vor uns wieder auf seine volle Höhe zu heben. Wohl bleibt, wenn wir seiner Lebensgeschichte nahetreten, auch da die Erscheinung des äußerlich und innerlich ungeschickten Menschen bestehen, der schon beiseite geht, wenn es gilt, durch Persönlichkeit und Auftreten zu wirken. Aber die Erscheinung hat die Größe des Tragischen; wie eingefangen in einem engen, nüchternen Philisterstübchen war die starke, strömende Schönheit dieses Genius in seiner eigenen Wesenshülle. Das war Schubert, so sehen, so fühlen wir ihn, wenn man uns mit ihm allein läßt. Was niemand, nicht seine Zeitgenossen und noch weniger wir, die Nachfahren, zu sehen vermögen, ist das Tiefste und Eigentliche seines Wesens: das Glück des schaffenden Genius, der hoch über aller Erdenschwere im Licht atmet. Das ist es, was uns, sein Volk, ihm nachzieht, was aber auch zugleich eine Schranke bildet, die durch Plattheiten unüberbrückbar gemacht wird.

Die böse Tat gebiert fortzeugend Böses: das „Dreimäderlhaus" macht Schule. Schon wissen die Zeitungen von dem blendenden Erfolg eines Singspiels ähnlicher Art, zurechtgeschnitten aus Robert und Klara Schumann, zu erzählen. Es ist also wohl alle Aussicht vorhanden, daß man uns mit der Zeit auch den guten Papa Haydn, den lustigen Mozart ... wer weiß? ... vielleicht auch noch den interessanten Beethoven solcher Art versuchen wird näherzubringen, sie „volkstümlich" zu machen.

Es ist die Gefahr dieser Zeit, daß die Plattheit verkannt wird, weil sie unbedenklich sich an die Größe, von der die Zeit erfüllt ist, heranmacht. Aber seien wir wenigstens ehrlich, indem wir diese Dinge bei ihrem rechten Namen nennen; nur in der Erkenntnis davon liegt die Möglichkeit der Abkehr.

Karl Rick / Huldigung

Kaiser und Kanzler, und du Paladin,
ehrwürdig groß vor allen, wir in Waffen
huldigen euch in Treue, wir, geschaffen,
die Dornenbahn des langen Kriegs zu ziehn.
Nun ist die Zeit erfüllt, da alle Müh'n
zum höchsten Aufgebot empor sich raffen,
zum schwersten Sturmlauf sich die Muskeln straffen,
zum letzten Stoßgebet wir niederknien.
So tief war nie der Zukunft Finsternis:
doch nie getroster setzten wir Soldaten
des Glaubens Stecken über ihre Schwelle.
Des eignen Morgen sind wir ungewiß —
doch wo ihr führt, da geht der Weg ins Helle.
Wir, die sie tun, wir warten eurer Taten!

Gottfried Traub / Ein leerer Tag

Gute Werke haben keinen Namen.
Luther.

Morgens fing es schon so an. Die Post brachte lauter Kleinigkeiten, die aber doch erledigt sein mußten. Dann kam das Telephon. Man bestellte sich zu einer Besprechung, lief in die Stadt, verfehlte sich, und zwei Stunden waren weg. Es kommt jemand, um Rat zu holen; er hat an der verkehrten Stelle gefragt. Nun ordnet man alte Papiere, die sich aufgehäuft haben, und arbeitet sich in einen ordentlichen Zorn hinein; denn einstweilen ist es Abend geworden. Nichts hat man getan und ärgert sich doppelt in dieser Kriegszeit um eines solch leeren Tages willen. Da schlage ich zum Schluß Luthers Tischreden auf und finde dieses erquickende Wort: Gute Werke haben keinen Namen. Ich meine, es müßte für Hunderttausende wie eine Erlösung wirken.

Wir stehen unter dem Bann, daß nur gewisse Tätigkeiten Arbeiten, und nur gewisse Arbeiten wirkliche gute Werke seien. „Man muß es ihnen ansehen; sie sollen es wenigstens gleich verraten, daß sie gut sind." Solange wir so denken, sind wir auf dem Holzweg. Die Weltgeschichte und die Lebensgeschichte beansprucht es als ihr eigenes Recht, zu bestimmen, welche Taten Früchte bringen und welche nicht. Das höchste Glück bereitet uns ein Gutes, das wir getan, ohne es zu wissen, ja ohne es absichtlich zu wollen. Solche Begegnungen zeigen uns, daß wir auf rechtem Wege sind, daß wir leben, einig mit dem allumfassenden Lebenswillen. Das Gute will entdeckt sein; das ist seine Art. Warum will man damit rechten? Vielleicht wäre es bequemer, wenn die guten Werke ihren Stempel bei sich trügen. Aber wer bürgte uns dann dafür, daß der Täter zu ihnen aus Güte greift oder aus anderen und schlechten Gründen? Denn das Gute erträgt nur einen einzigen Grund. Das Gute verbirgt sich, weil es gesucht sein will. So wird ein namenloses Werk gut, wenn du gut bist; und das klingendste gute Werk mit dem sichtbarsten Namen darauf ist schlecht, wenn du schlecht bist. Diese Erkenntnis wirkt wie Frühlingszauber. Auch die leeren Stellen deines Lebensbuchs erhalten Licht. Die Müden und Abgehetzten, die Menschen, die „nichts getan haben und doch todmatt" wurden, finden ihren Trost in der Gewißheit, daß der Mensch über das Werk entscheidet und nicht das Werk über den Menschen. Tage kommen zum Verzweifeln, weil nichts vorangehen will, und Tage, an denen alles spielend läuft. Beide gehören zusammen. Niemand kann sagen, welche wertvoller gewesen sind. Vielleicht waren jene Stunden voll Qual und Aerger und scheinbaren Zeitverlustes keineswegs verloren. Man erstaunt, wo man „gewirkt" und wo man „versagt" hat. Oft hatte man seine „guten Werke" vollständig falsch eingeschätzt und merkt erst nachher dankbar, wie manches Samenkorn Frucht trug, von dem man ganz vergaß, daß man es selbst ausgestreut hatte.

Gute Werke haben keine Namen. Auch Gott ist namenlos.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Reichskanzler und Arbeiterschaft. Die großzügige Rede des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg über die Neuorientierung, die er am 14. März im Preußischen Abgeordnetenhause hielt, wird vor allem wegen der bemerkenswerten Stellen über die Neugestaltung des Arbeiterrechts und des Verhältnisses von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in den Kreisen der sozialpolitisch interessierten Volksgenossen viel besprochen. In der „Sozialen Praxis" widmet ihr der verdiente Herausgeber, Professor E. Francke, einen eingehenden Artikel, aus dem wir uns folgende Sätze zu eigen machen möchten. Das sind, heißt es da, nicht bloß Worte und Verheißungen, sondern die Rede selbst ist eine Tat, der weitere Taten folgen müssen. In ihr lebt der Geist, der schon im Arbeitererlaß Wilhelms II. vom 4. Februar 1890 eine neue Zeit ankündigte mit der Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter. In dem seither bis zum Ausbruch des Weltkrieges verflossenen Vierteljahrhundert ist dies Ziel nicht erreicht worden. Wir haben manche wichtige sozialpolitische Reformen im Ausbau des Arbeiterschutzes und der Sozialversicherung errungen. Aber wichtiger als all diese Einzelmaßnahmen ist die Durchsetzung der Gleichberechtigung der Arbeiter — nicht nur im Arbeitsvertrag, sondern in unserm ganzen politischen, wirtschaftlichen, sozialen Leben. Dieser Krieg hat für den Kampf ums Vaterland, um unser Dasein als Volk und Reich, diese Gleichberechtigung in der Erfüllung höchster Pflichten gebracht. Draußen an den Fronten mit den Waffen, in der Heimat im Schaffen, Helfen, Tragen. Es wäre ein gar nicht auszudenkendes Elend, wenn dem Siege nicht auch die Gleichberechtigung in der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte folgen sollte. Wie das ganze Volk einig war in der Rettung Deutschlands vor dem äußeren Feinde, so muß es auch einig den Aufbau des neuen Reichs vollenden. Wir brauchen für diese Riesenaufgabe alle Köpfe und alle Hände. Wahrlich nicht zum wenigsten auch Verstand und Kraft der Arbeitermassen. Vor etwa zehn Jahren hat der Reichskanzler, damals noch Staatssekretär des Innern, auf einem Kongreß erklärt, die Eingliederung der Arbeiterbewegung in das Staatsleben sei eins der wichtigsten Probleme. Der Krieg hat es gelöst, der Friede muß diese Lösung erhalten und vertiefen. — Es war ein verhängnisvoller Irrwahn, zu glauben, daß die Interessen der Arbeiterschaft in einem unversöhnlichen Gegensatz zu den staatlichen Interessen und den Interessen der Arbeitgeberstänben. Der Krieg hat diesen Wahn zerstört, Arbeiter und Arbeitgeber sind gleichberechtigt und gleichverpflichtet dem Staate gegenüber. Aber in ihrer Beziehung zueinander haben allerdings Arbeitgeber und Arbeiter Gegensätze, die in der Natur der Sache liegen. Man schafft sie nicht aus der Welt, wenn man sie vertuscht und verklebt, wie es die sogenannte „wirtschaftsfriedliche" Bewegung zu tun vorgibt. So eng die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter verknüpft sind im Blühen und Gedeihen des Wirtschaftslebens, in der Kraft und Sicherheit des Staates, in der Erhaltung des Friedens und der Kulturentwicklung, so stark gehen sie auseinander in der Regelung der Arbeitsbedingungen. Das ist stets so gewesen und das wird auch so bleiben, weil es eben in der Natur der Dinge liegt. Aber je klarer diese Gegensätze herausgestellt werden, desto eher ist auch ihr Ausgleich durch Vertrag möglich. Verträge aber können auf die Dauer nur geschlossen und gehalten werden, wenn sie auf der Gleichberechtigung der Parteien beruhen. Dies sind die Ziele des Arbeiterrechts, und wir Sozialpolitiker setzen auf unserem Sondergebiet die Reform des Arbeiterrechts an die erste Stelle. Darum begrüßen wir es mit hoher Freude, daß der Reichskanzler ausdrücklich auch die „Regelung des Arbeitsrechts" als Staatsnotwendigkeit bezeichnet hat. Nicht nur freies Vereins- und Versammlungsrecht, sondern auch allgemeines, freies und sicheres Koalitionsrecht für die Arbeiter ebenso wie für die Arbeitgeber, Anerkennung der Gewerkschaften nicht minder als der Arbeitgeberverbände als unentbehrliche Glieder im Wirtschaftsleben, daneben aber Einführung und Durchbildung aller jener Einrichtungen, die einen Ausgleich der natürlichen Gegensätze ermöglichen: Arbeiterausschüsse, Einigungs- und Schlichtungsinstanzen bis hinauf zum Reichseinigungsamt, Arbeitskammern, Rechtsgestaltung des Tarifvertrags — in allen Stücken, unter voller Wahrung der Gleichberechtigung der Arbeiter im Arbeitsvertrage. . . Dem Reichskanzler danken wir, daß er so klar den innersten Kern der Sozialreform, die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft, ans Licht gestellt hat.

Der politische Wille der deutschen Gewerkvereine. Im Verbandsorgan der deutschen Gewerkvereine wird jetzt zum ersten Male eine Quittung über die für den parlamentarischen Fonds eingesandten Gelder veröffentlicht. Diese Sammlung dient bekanntlich dem Zwecke, den Eintritt von Gewerksvereinsführern in die Parlamente zu ermöglichen oder doch zu erleichtern. Die bisher eingegangene Summe von 1029,20 M. setzt sich aus kleinen und kleinsten Beträgen der arbeitenden Gewerkvereinler zusammen und darf daher als ein greifbarer Beweis für das Interesse gewertet werden, daß in diesen bisher überneutralen Kreisen mit Recht dieser Frage entgegengebracht wird. Es kann und muß, sagt das Gewerkvereinsorgan dazu, aber noch weit mehr geschehen. Mit schönen Redensarten und dem immer wiederholten Wunsche: „Wir wollen Gewerkvereiner in der Volksvertretung haben" ist es nicht getan. Es muß auch etwas dafür geleistet werden. Deshalb darf wohl erwartet werden, daß recht bald eine weitere und umfangreichere Gabenliste veröffentlicht werden kann.

Landarbeiterfragen nach dem Kriege. Bei einer Besprechung der Landarbeiterfrage nach dem Kriege schreibt der großherzoglich mecklenburgische Amtsverwalter v. Gadow in den „Mitteilungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft": „In der Verwaltung, welcher ich anzugehören die Ehre habe, wird aufs sorgfältigste darauf Bedacht genommen, daß die Arbeiterwohnungen allen berechtigten Ansprüchen der Wohnlichkeit und Hygiene genügen. Und das wird in anderen Bundesstaaten ebenso sein. Anders liegt es aber leider nicht selten auf den Rittergütern. Es ist den Arbeitern wirklich oft nicht zu verdenken, wenn sie die vernachlässigten, mit Steinfußböden, schlechten Oefen und Kochmaschinen versehenen, feuchten und zugigen Wohnungen, die ihnen leider immer noch hier und da angeboten werden, mit den sauberen Kleinstadtwohnungen vertauschen." Und an einer anderen Stelle des Aufsatzes heißt es: „In Friedenszeiten hat der beruhigende Gedanke, sich mit ausländischen Arbeitern im Notfalle immer aushelfen zu können, viele Sünden gegen den einheimischen Arbeiterstand zur Folge gehabt. Dieser Vorwurf trifft natürlich nicht überall zu, aber doch sicher an vielen Stellen." Das sagt ein Mann, dem nach seiner ganzen Stellung ein fachmännisches Urteil kaum abgesprochen werden kann und der auch sonst seinen Berufskollegen als einwandfrei gelten dürfte. Er gibt treffende Gründe für die Landflucht der Arbeiter an, damit aber auch gleichzeitig die Mittel, wie ihr abgeholfen werden kann. Seine Betrachtungen sind ein Beleg mehr dafür, daß die Sozialpolitik künftig der Landarbeiterfrage, die für unsere gesamte Volks- und Siedlungswirtschaft nach dem Kriege von noch größerer Bedeutung werden wird, ungleich schärfere Aufmerksamkeit als bisher widmen muß.

Büchertisch

Franz Kuypers: **Spanien unter Kreuz und Halbmond.** Eine Wanderfahrt durch seine Kulturen. (Bei Klinkhardt und Biermann. Leipzig 1917. Mit zahlreichen Photographien und Federzeichnungen nach spanischen Meistern von Ferdinand Thomas. 479 Seiten. 9 M., geb. 10 M.)

Rudolf Lothar: **Die Seele Spaniens.** (Herausgegeben von der Deutsch-Spanischen Vereinigung München, bei Georg Müller. München 1916. Mit 59 Bilderbeigaben, 354 Seiten.)

Prof. Dr. Carl Haag: **Osterferien in Andalusien.** (Stuttgart bei K. Ad. Emil Müller. o. J. Mit 28 Zeichnungen des Verfassers. 71 Seiten.)

Das Interesse für Spanien ist seit Kriegsausbruch bei uns ständig gewachsen. Dabei stellen wir übereinstimmend fest, wie wenig wir von diesem Lande in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht wissen. Der Anfang ist gemacht, aber es wird noch viel zu tun bleiben, ehe die allgemeine Kenntnis der Verhältnisse jenes Landes erreicht wird, die der öffentlichen Meinung gestattet, auch nur mit einiger Sicherheit Spanien als politischen Faktor werten zu können. Die anfangs des Krieges erschienene Schrift von Prof. Dr. Paul Herre, Leipzig, verfiel leider der Beschlagnahme. Sie war von wirklicher Kenntnis der Geschichte des Landes getragen und verhielt sich der Gegenwart gegenüber nüchterner und skeptischer als die Stimmung in Deutschland im allgemeinen Spanien gegenüber war. Wir haben von Spanien eine Neutralität erfahren, die wohltuend absticht gegenüber dem Verhalten so mancher anderer, angeblich neutraler Länder, vor allem Amerika. Wir haben besonders erfreut begrüßt die warmherzigen Erklärungen der spanischen Intellektuellen, der Gelehrten und Künstler, der Geistlichkeit, die ein Verständnis für deutsche Wesensart und ein Gefühl für die Leistungen der deutschen Kultur bewiesen haben, welche beide durch die Entstellungen unserer Feinde nicht erschüttert werden konnten. Daraufhin haben sich in Deutschland Verbände begründet, die sich die Pflege der deutsch-spanischen Beziehungen besonders angelegen sein lassen. Es setzte eine Propaganda ein, Spanien als künftiges Reiseziel zu nehmen und damit sowohl Spanien wirtschaftlich zu helfen, wie andererseits unsere persönlichen Beziehungen und die anschauungsweise Kenntnis Spaniens zu stärken und zu vermehren. Man kann diese Bestrebungen verstehen und ihnen im ganzen wohlwollend gegenüberstehen. Dennoch ist einige Zurückhaltung zu raten, denn wir übersehen von hier aus im gegenwärtigen Augenblick allzu leicht die Abstände und Widerstände, die notwendigerweise zwischen deutschem und spanischem Wesen bestehen bleiben. Spanien ist aus seiner wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit von England noch nicht gelöst. Spanien gehört in Rasse, Sprache und Kultur zum romanischen Lebenskreis, und es gibt dort — auch diese Stimmen waren vernehmbar —

zweifellos politische Schichten, die mit den politischen Idealen oder auch Schlagworten, sicherlich mit dem politischen System der Westmächte sympathisieren. Der deutsche Kaufmann hat in Spanien einen guten Ruf, ebenso die deutsche Industrie. Gehen wir darauf aus, ohne uns menschlich und politisch aufzudrängen, zunächst einmal die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Spaniens in ihren eigenen Interessen enger mit uns zu verbinden.

Die obengenannten neuen Werke beschäftigen sich überwiegend mit nichtpolitischen, nichtwirtschaftlichen Dingen. Diese Einschränkung gilt am wenigsten von dem Buche von Kuypers. In ihm steckt nicht nur gründliche durch fleißige und selbständige Beobachtung erworbene Kenntnis von Land und Leuten, in jeder Beziehung, kulturell wie wirtschaftlich, sondern auch wissenschaftliche Verarbeitung, die die vorhandenen Quellen des spanischen Lebens und die Literatur über Spanien umsichtig herangezogen hat. Es entsteht ein lebhaft bewegtes Bild spanischer Vergangenheit, spanischer Zustände, Lebensformen und Menschen, ein Bild, das durch die sehr gelungenen Federzeichnungen von Thomas angenehm bereichert wird; das Buch ist auch erfreulich zu lesen. Aber so reich die Belehrung im einzelnen ausfallen mag, es fehlt — das ist nur ein bedingter Vorwurf gegen den Verfasser, weil die Forderung heute noch kaum erfüllbar ist — es fehlt also systematische Fragestellung und damit die nur systematisch zu erledigende Lösung mancher entscheidender Probleme, z. B. eine Darstellung der privat- und staatswirtschaftlichen finanziellen Wirklichkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten Spaniens. Literaturangaben und ein gutgearbeitetes Register gleichen den Mangel an Systematik in etwas aus.

Das Buch von Lothr betitelt sich etwas prätentiös: Die Seele Spaniens. Es ist doch nur eine freilich sehr amüsante und mitunter beziehungsreichere Plauderei über Theater, Kunst und Mode, Lebensformen und Leidenschaften, aber keine Analyse der historisch tief verankerten religiösen und geistigen Kräfte, ihrer Leistungen und ihres Willens.

Ganz anspruchslos tritt ein Büchlein auf, das in der Hilfe längst hätte besprochen sein sollen, wenn nicht der Unstern wechselnder Redaktionen und wechselnder Setzer über der versprochenen und angezeigten Besprechung geschwebt hätte. Ich freue mich aufrichtig, unsere Leser auf die Schrift von Prof. Haag: Osterferien in Andalusien, aufmerksam machen zu können. Diese Erinnerungen einer 1907 unternommenen Reise in die junge Sommerherrlichkeit der südlichen Provinzen Spaniens bieten geradezu ein Musterbeispiel dafür, wie gereist werden soll. Haag kommt nach Spanien mit den genauesten, intensiv erarbeiteten Vorstellungen dessen, was er vom Standpunkt seiner besonderen Interessen dort in Wirklichkeit erleben soll. Indessen eine solche Vorbereitung der Reise hat ihn nirgendwo unfrei gemacht, sondern nur die innere Sehnsucht bis zur äußersten Erfüllungsnotwendigkeit wachsen lassen. Er reist bescheiden, aufnahmefähig bis zum äußersten, einsam und hingegeben, so wie es unsere großen Reisenden, Wilhelm und Alexander Humboldt getan haben. Dabei behält Haag, wie sich schon von der ersten Seite vom Ueberschreiten der französischen Grenze ab zeigt, die ganze Nüchternheit und Kritikfähigkeit einer großen allgemeinen Bildung. Erstaunlich, wie seine Beobachtungen einzelner, weniger Züge des französischen Nationalcharakters, hier und da aufgefangene Gespräche, ihn schon 1907 die ganze Richtung und den Zusammenhang der französischen, westeuropäischen Politik und Zukunft enthüllen. Von Andalusien selbst bekommt man einen sehr starken Eindruck, von Landschaft, von Menschen, Kulturzuständen und vor allen Dingen von den Denkmälern der Kunst, in denen Geschichte und Gegenwart, die ganze Tragik des spanischen Lebens lebendig wird. Ueberraschend — der Verfasser möge mir deswegen nicht böse sein — berührte mich die Sprache. Sie ist ganz natürlich und besitzt dennoch trotz des Unterschiedes der Generationen eine eigentümliche, mich stark fesselnde Beziehung zur rhythmischen Bewegtheit und Gefühlsintensität allerjüngster Literatur.

Dr. W. Schotte.

Briefkasten

Teutoburger Wald. Auf Ihren Wunsch nennen wir Ihnen nachstehend einige Lazarette, in denen Lesestoff sehr erwünscht wäre: Ingolstadt, Res.-Laz. II, prot. Pfarrer E. Rohmer; Etappen-Seuchen-Lazarett, Feldpoststation 690, Schwester Christine; auch Herr Prediger a. D. Kieserndorf, Jerusalem, bittet sehr um Lesestoff aller Art für Lazarette und Soldatenheime, die mit vielen deutschen Kriegern besetzt sind. Weitere Adressen geben wir, wenn erwünscht, noch an.

Wer stiftet Lesestoff für deutsche Gefangene? Geheftet, nicht zu umfangreich, unpolitisch, vor 1914 erschienen. Auf Wunsch nennen wir einige Adressen.

Naumann-Weber-Heile, drei Reden (deutscher Kriegs- und Friedensw lle) sind zu kostenloser Abgabe ins Feld noch zu haben. Adressenangabe wird erbeten.

Verlag der „Hilfe".

Bargeld zu Hause

anzusammeln und liegen zu lassen

ist töricht wegen der Gefahr des Abhandenkommens und wegen des Zinsverlustes,

zwecklos weil in 2½jähriger Kriegsdauer der untrügliche Beweis erbracht ist, daß man im Bedarfsfalle gegen Kriegsanleihe immer Geld haben kann,

schädlich für die Allgemeinheit, weil unsre Feinde aus der Verzagtheit Schwachmütiger stets von neuem die Hoffnung schöpfen, uns unterzukriegen.

Was folgt daraus?

Klug, vorsichtig und nützlich handelt nur, wer sein ganzes Geld in Kriegsanleihe anlegt.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: je 1 M.: San.-Hundf. M. im Felde, Lt. F. in D., Frl. G. in A., Ass.-Arzt d. R. P. im Felde, St. in O., **je 2 M.:** A. F. in H., Offstellv. D. im Felde, **10 M.:** Frau Dr. K. in G, **100 M.:** F. K. in B.-W.

Bücher für Armee und Marine: Frl. A. H. in Lüdenscheid: Ein Paket Hilfe-Nummern, Dr. S. in Heidelberg: 1 Lehrgang Englisch, Unteroff. E. in Berlin: 10 Bücher.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Unsere Leser verweisen wir besonders auf die diesem Hefte beigelegte Drucksache „**Vierundfünfzig Briefe**" an den Autor Otto Ernst über „Semper der Mann", welche im Verlage von **L. Staatmann, Leipzig,** erschienen ist.

„Kreuz und Krieg". Unter diesem Gesichtspunkt hat der unseren Lesern gut bekannte Furche Verlag in Berlin NW. 7 ein Bücherverzeichnis zusammengestellt, das der vorigen Nummer unseres Blattes beigelegen hat. Es enthält eine Auswahl guter seelsorgerisch-erbaulicher, religionswissenschaftlicher und allgemein aus christlichem Geist geborener Bücher, Schriften und Kunstmappen, von denen jedes auf seine Art der Verkündigung des Heils dienen will.

Wir empfehlen dieses Bücherverzeichnis der besonderen Beachtung unserer Leser. Der Hinweis konnte leider erst heute erfolgen, da die Prospekte sehr spät hier eintrafen. Für Weitergabe an Angehörige und Bekannte gibt der Furche-Verlag gern weitere Verzeichnisse kostenlos und portofrei ab.

5. April 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 14

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht.

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Auf dem Wege zum neuen Deutschland. — **Friedrich Naumann:** Polnisches Tagebuch. — **Hochsch.-Prof. Dr. Joseph Bergfried Eßlen:** Die Grundlagen unserer Volksernährungspolitik im Kriege. — **Kuno Waltemath:** Das deutsche Volk und die Freiheit. — **Gottfried Traub:** Christentum und Krieg. — **Anne Piper:** Kriegsanleihe auf dem Dorf. — **Gerhard Bartels:** Aus der Sommeschlacht. — Gedicht: **Vixschoote.** — **Gottfried Traub:** Osterkraft. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 25. März.

Von Polen heimgekehrt, übernehme ich wieder das Aufzeichnen der Kriegschronik. — Wenn man in Warschau auch begreiflicherweise keinerlei andere Nachrichten über den Verlauf der russischen Revolution hat als in Berlin, so besteht doch ein gewisser Unterschied darin, daß in Warschau die Zahl der Personen größer ist, die mit russischen politischen Verhältnissen nahe vertraut sind. Ich werde gefragt, welche Stimmung gegenüber der russischen Revolution ich jetzt dort gefunden habe. Meine Antwort ist, daß ich ja nur auf die Auskünfte der verhältnismäßig wenigen Männer angewiesen bin, mit denen ich in deutscher Sprache über diese Dinge reden kann. Daß im polnischen Volke ein lebhaftes Interesse an den Erschütterungen des russischen Staates vorhanden ist, wird als selbstverständlich angesehen werden müssen. Irgendwelche praktischen Folgen sind aber nicht daraus zu ziehen; denn zwischen dem Lande der großen Revolution und dem künftigen Königreich Polen liegt unverändert und fest die Schützengrabenlinie, an der zwar keine großen Schlachten stattfinden, die aber auf deutscher Seite mit beständiger Treue und Wachsamkeit aufrechterhalten wird. Diese Schützengrabenlinie wirkt als tatsächliche Abschließung des polnischen Gebietes von den russischen Zusammenhängen. Was nun die Beurteilung der jetzt im Vordergrunde stehenden russischen Persönlichkeiten anlangt, so höre ich über Miljukoff mehrere recht scharfe und absprechende Urteile. Er wird für einen Mann des Redens gehalten, nicht aber für fähig erachtet, die auswärtige Politik aus eigener, persönlicher Kraft zu führen.

Die chinesische Regierung hat durch ihren Berliner Gesandten unserem Auswärtigen Amt mitteilen lassen, daß sie den diplomatischen Verkehr mit Deutschland abzubrechen genötigt ist, weil durch den U-Boot-Krieg bereits jetzt schwerer Schaden an chinesischem Leben und Gut angerichtet sei und die neue Form des deutschen U-Boot-Krieges die Schäden sehr vergrößern werde. Gleichzeitig damit trifft die Nachricht ein, daß die deutsche Niederlassung in Hankau vor einigen Tagen von den Chinesen besetzt wurde. Auf dem deutschen Konsulat in Schanghai weht die holländische Fahne. Der deutsche Gesandte sei auf der Abreise begriffen. — Daß beim Unterseebootkrieg auch eine Anzahl Chinesen mitversenkt werden, ist unvermeidlich, solange die Chinesen als Arbeitskräfte oder Bedienungsmannschaft auf feindlichen Schiffen sich anwerben lassen. Daß wir unsererseits bei jedem einzelnen Schiff vorher anfragen, ob ein Chinese darauf ist, erscheint als ausgeschlossen. Darum werden wir wohl die Erklärung der chinesischen Regierung mit Ruhe ertragen müssen. Aus Neuyork wird telegraphiert, daß China aktiv erst dann am Kriege teilnehmen werde, wenn die von der Entente angebotenen Bedingungen so einladend wären, daß sie den chinesischen Widerstand überwinden würden. Das heißt mit anderen Worten: China tut in dieser Sache nur genau das, wozu es von den Amerikänern gezwungen wird.

Interessantes Gespräch mit einem aus den Vereinigten Staaten heimgekehrten Herrn. Er ist überzeugt, daß Wilson den Krieg im Grunde nicht will, sondern gedrängt wird.

Montag, 26. März.

Um die bedeutsamen französischen Sorgen über das Schicksal der an Rußland geliehenen Milliarden etwas zu beruhigen, erklärt die Petersburger provisorische Regierung, daß sie allen von der alten Regierung übernommenen Geldverpflichtungen gewissenhaft und ohne Abweichungen nachkommen wird, nämlich der Zahlung der Zinsen und Tilgungsbeträge der Staatsschulden, der Erfüllung der Verträge mit Handels- und Industriekreisen, der Bezahlung der Gehälter und lebenslänglichen Renten der Beamten, usw. Gleichzeitig wird bekanntgemacht, daß alle bisherigen Steuern und Zölle weitererhoben werden sollen. — Ich erinnere mich dabei, daß Miljukoff vor etwa zehn Jahren bei einem Besuch in Berlin ein Wort des verstorbenen deutschen Volkswirtschaftlers Roscher zitierte: Der Staatsbankrott könne unter Umständen eine patriotische Handlung sein. Im gegenwärtigen Zeitpunkt dürfte ihm dieses Zitat weniger angebracht erscheinen. Wer aber kann gerade auf finanziellem Gebiet die Folgen der Revolution voraussehen?

Der Generalgouverneur von Belgien verordnet, daß in Belgien zwei verschiedene Verwaltungsgebiete gebildet werden, ein flandrisches mit Regierungssitz in Brüssel, ein wallonisches mit Sitz in Namur. Die Oberleitung bleibt nach wie vor beim Generalgouvernement. Damit sind ältere Abtrennungswünsche der flämischen Bevölkerung soweit erfüllt, wie es unter heutigen Verhältnissen möglich ist, und vielleicht ist auch eine gewisse Vorarbeit für Zustände nach dem Kriege damit geleistet.

An der Westfront finden täglich Zusammenstöße auf dem verwüsteten Rückzugsgebiet statt. Nachdem man jetzt auf den Kriegskarten den Umfang des zerstörten Gebietes genauer betrachten kann, ergibt sich, daß die größte Ausdehnung bei Noyon und Chauny liegt. Dort handelt es sich um einen Landstrich von ungefähr 30 Km. Breite. Dieser Strich kann den Franzosen zeigen, wie ihr Land aussehen wird, wenn sie einen Krieg der langsamen Zurückdrängung weiterführen wollen. Sie können für ihr unglückliches Land gar nichts Verhängnisvolleres tun, als in der bisherigen Weise den Kampf fortzusetzen. Man darf wohl annehmen, daß die Eindrücke des neuen Hindenburgischen Rückzuges in den Seelen der Franzosen viel stärker wirken, als es aus den Zeitungen ersichtlich ist, da die Zeitungen angewiesen sind, das Nachrücken als Sieg zu feiern.

Dienstag, 27. März.

Die russische Armee hat den Eid auf die neue Regierung abgelegt. Was das in Wirklichkeit bedeutet, läßt sich von uns aus nicht abschätzen. Es besagt nur, daß vorläufig die bisherigen Heer-

Digitized by Google

führer auf ihrem Posten zu bleiben gedenken. Auf Anregung des neuen Kriegsministers Gutschkow ist eine Vorlage zur Reform der Heeresleitung nach französischem Muster ausgearbeitet worden. Die Leitung des Heeres wird in die Hände eines Kriegsausschusses gelegt, der aus einer Anzahl von Ministern und Vertretern von Reichsämtern besteht. Dieser Ausschuß ist die oberste Gewalt, und nur in den strategischen Fragen ist die freie Entscheidung dem Höchstkommandierenden überlassen. Wer nun eigentlich die Führung der Armee in der Hand hat, wird sich erst in der Praxis zeigen müssen. Aus verschiedenen Mitteilungen ist zu entnehmen, daß die Sozialisten in der Armee eine starke Agitation für den Frieden betreiben. Gewalttaten gegen Offiziere sind in den letzten zwei Wochen offenbar nicht selten gewesen. Der englische Botschafter Buchanan, der sich anscheinend noch bei guter Gesundheit befindet, machte mit den Vertretern Frankreichs und Italiens den russischen Ministern einen Besuch und tauschte mit ihnen Erklärungen über Kampf und Sieg. Gleichzeitig soll Buchanan von der provisorischen Regierung umfassende Maßnahmen für die Sicherheit des Zaren und seiner Familie verlangt haben, weil man in England die endgültige Beseitigung der Dynastie Romanow nicht wünscht, sondern sich vorbehält, bei größerem Radikalismus der Revolutionsregierung auch mit den alten Regierenden noch weiterspielen zu können. Die provisorische Regierung hat allen Mitgliedern des Kaiserhauses verboten, ihren Wohnort zu verlassen.

Mittwoch, 28. März.

Der Unterseebootkrieg wird täglich fortgesetzt. Die Lage der neutralen Schiffahrt verschlechtert sich beständig. Neuerdings soll England die holländischen Schiffe wiederum zwingen wollen, den im Gefahrengebiet liegenden Hafen Kirkwall anzulaufen. Im englischen Unterhause werden Vorschläge gemacht, um die Einfuhr von Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark so einzuschränken, daß diese Länder durchaus nichts an Deutschland abgeben können. Das würde die denkbar härteste Verletzung der Neutralität sein. Was aber können die bedrängten neutralen Staaten tun? Die verteuernden Wirkungen des Unterseebootkrieges scheinen sich in England und Frankreich langsam aber sicher zu steigern, während Italien nach allem Anschein schon in sehr starke Ernährungsschwierigkeiten hineingeraten ist. So entsteht durch den Krieg auf beiden Seiten der Schützengräben ein hungerndes Europa. Wann werden die Regierungen des Zehnstaatenverbandes von ihren eigenen Bevölkerungen gezwungen werden, in ernsthafte Friedensverhandlungen einzutreten? Auf deutscher Seite ist die Bereitwilligkeit zu Friedensbesprechungen offen genug erklärt worden. Mehr können wir jetzt nicht tun, um weiteres Unheil vom ganzen Erdteil abzuwenden.

Als mächtigster Mann in Rußland wird zurzeit der Justizminister Kerenski bezeichnet, ein 36jähriger Rechtsanwalt, der bisher als Dumaabgeordneter radikale Bauern vertrat. Er befand sich an der Stelle, wo Patriotismus und Radikalismus zusammentreffen. Dadurch wird er das persönliche Verbindungsglied zwischen dem bürgerlichen Liberalismus der Miljukoff, Rodzianko und Genossen auf der einen Seite und den Sozialdemokraten Tscheidse und Genossen auf der anderen Seite. Als falsch erscheinen die bisherigen Meldungen über den Uebergang des heiligen Synod und der gesamten russischen Kirche zur Revolution. Da nach einer sachkundigen Darlegung von Max Behrmann in der Vossischen Zeitung der heilige Synod nur fünf stimmfähige Mitglieder hat, von denen die zwei Metropoliten von Petersburg und Moskau zurzeit abgesetzt worden sind, während sich der Metropolit von Kiew fern von den Hauptstätten aufhält, so ist irgendein gültiger Beschluß der obersten Kirchenleitung unmöglich.

Donnerstag, 29. März.

Im Preußischen Herrenhause spricht Fürst Radziwill den beiden mitteleuropäischen Kaisern Dank aus für das Manifest über die Aufrichtung des polnischen Staates. Das ist der erste Ausdruck der Zustimmung, der öffentlich von seiten der preußischen Polen vernommen wird. Als Vertreter des Staatsministeriums antwortete ihm der Verkehrsminister v. Breitenbach: die Regierung ist bereits in Erwägungen über die Aufhebung des Enteignungsgesetzes sowie über Erleichterungen im Gebrauch ihrer Muttersprache für die preußischen Polen eingetreten, auch sind Erwägungen über Gewährung finanzieller Staatsbeihilfen an polnische Staatsbürger, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich in ihrer Heimatprovinz anzusiedeln. Ich hoffe, daß nach dem Abschluß dieser Verhandlungen eine Zeit gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Wirkens unserer preußischen und polnischen Landsleute herannahen wird."

Das „Allgemeen Handelsblad" in Amsterdam meldet aus Petersburg, daß der Sonderausschuß des Kriegsministeriums für Heeresreform folgende drei Punkte als Grundzüge künftiger Heeresgestaltung angenommen hat: Abschaffung des Rechts der Anciennität für Ernennungen beim Oberkommando und im Generalstab; freie Wahl subalterner Offiziere durch ihre unmittelbaren Vorgesetzten; Verantwortlichkeit der Vorgesetzten für die von ihnen gewährten Subalternen. Das erinnert einigermaßen an Zustände, wie wir sie im Militärwesen vor und nach den Napoleonskriegen gehabt haben und unterscheidet sich wesentlich von der revolutionären Dumaforderung, daß die Truppen selbst ihre Offiziere zu wählen haben. — Im Amtseid der neuen russischen Minister heißt es: Ich schwöre, in allen meinen Taten und Befehlen die Sache der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit vollkommen und gleichmäßig zu fördern und mich bei allen Maßnahmen, die mir aufgetragen werden, jedes Versuchs zu enthalten, direkt oder indirekt zur Wiederherstellung des alten Regimes beizutragen. Ich schwöre, meine Kraft gänzlich einzusetzen, um alle Verpflichtungen zu erfüllen, die die vorläufige Regierung vor den Augen der Völker auf sich genommen hat. Ich schwöre, alle Maßregeln zu treffen, damit in kürzester Zeit eine konstituierende Versammlung einberufen werden könne auf Grund des direkten, gleichen und geheimen Wahlrechtes, in die Hände dieser Versammlung alle Rechte zu legen und mich vor dem Willen des Volkes zu beugen, der in der Versammlung ausgedrückt sein wird.

Freitag, 30. März.

In der gestrigen Sitzung des Deutschen Reichstages hat sich der Reichskanzler von Bethmann Hollweg über das Verhältnis der preußisch-deutschen Politik zum russischen Kaiser Nikolaus ausgesprochen: Seit langer Zeit waren Deutschland und Rußland durch traditionell gewordene Freundschaft verbunden; aber im russischen Herrscherhaus war der letzte Träger der alten, guten Beziehungen eigentlich schon mit Kaiser Alexander II. gestorben. Uneingedenk der Bande, die die benachbarten Reiche durch ein Jahrhundert verknüpft hatten, glitt Zar Nikolaus in das Fahrwasser der Ententepolitik und ließ in den Schicksalstagen von 1914 den Appell des Deutschen Kaisers an die alte Freundschaft ungehört verhallen. Eine bei unseren Gegnern von jeher beliebte Legende ist es, daß die deutsche Regierung das reaktionäre autokratische Regime in Rußland gegen jede freiheitliche Bewegung unterstützt habe. Das genaue Gegenteil ist wahr, denn der Deutsche Kaiser hat dem Zaren dringend geraten, sich den berechtigten Reformwünschen seines Volkes nicht länger zu widersetzen. Wir werden auch weiterhin den Grundsatz verfolgen, uns in die inneren Verhältnisse Rußlands nicht einzumischen. Von mißwollender Seite wird in der Welt verbreitet, Deutschland wolle die Herrschaft des Zaren über die geknechteten Untertanen wiederherstellen. Die Ausstreuungen sind eitel Lüge und Verleumdung, was ich hiermit ausdrücklich feststelle. Wie sich das russische Volk sein Haus einrichtet, ist ausschließlich seine eigene Angelegenheit. Das einzige, was wir wünschen, ist, daß sich in Rußland Zustände entwickeln möchten, die es zu einem festen und gesicherten Bollwerk des Friedens machen. — Ueber die militärische Lage sagte der Reichskanzler: An unserer Ostfront kommen größere Operationen zurzeit nicht in Frage. Schon die Jahreszeit und die grundlosen Wege würden eine größere Offensive verhindern. An der Westfront verlaufen die ausweichenden Bewegungen planmäßig und führen zu einer täglich wachsenden Operationsfreiheit. Alle anderen Fronten halten wir mit unverminderter Zähigkeit.

Digitized by Google

Der U-Boot-Krieg hat sich im März ebenso günstig entwickelt wie im Februar.

Das Hauptinteresse der Reichstagsverhandlung hatte die Neuorientierung in der inneren Politik. So sehr nun auch die Einzelheiten der Wahlrechtsfrage nur in die Heimatchronik gehören, so darf doch auch die Kriegschronik an der Tatsache nicht vorübergehen, daß infolge der russischen Revolution Preußen der einzige größere Staat ist, in dem noch veraltete Volksvertretungsformen übriggeblieben sind. Es erleichtert uns unsere Stellung unter den Völkern keineswegs, diese unnötige Eigentümlichkeit weiterhin aufrechtzuerhalten.

Alle kriegführenden Länder berichten gegenseitig voneinander, daß sie die größten Nahrungsschwierigkeiten haben. Da wir nun wissen, daß in den Auslandsberichten über Deutschland sich Wahrheit und Irrtum mischen, so werden wir auch die entsprechenden Berichte, die aus Frankreich und noch mehr aus Italien zu uns kommen, mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen haben. Immerhin ist es sehr wahrscheinlich, daß in Italien eine wirtschaftliche Krisis nahe bevorsteht.

Gespräch mit einem rumänischen Herrn über die künftige Stellung des Königreichs Rumänien, das aus militärischen und geographischen Gründen nicht in der Lage ist, eine vollständige Souveränität aufrechtzuerhalten und sich darum von vornherein entweder an Mitteleuropa oder an Rußland anschließen muß. Der Anschluß an Mitteleuropa wird einigermaßen dadurch erschwert, daß zwischen Ungarn und Rumänien ein vertrauensvolles Verhältnis nur schwer hergestellt werden kann.

Sonnabend, 31. März.

Unter der Ueberschrift „Türkischer Sieg am Sinai" wird ein Bericht veröffentlicht, der von einem Kampfe in der Umgegend von Gaza redet, bei dem die Engländer schwere Verluste erlitten. Leider ist für uns die Tatsache, daß man bei Gaza kämpft, viel wichtiger, als die Verluste, die die Engländer an einem bestimmten einzelnen Tage gehabt haben. Der Weltkrieg rückt nahe an die alte heilige Stadt Jerusalem heran. Wie es zurzeit in Mekka steht, ist unbekannt.

In Schweden ist das überwiegend konservative Ministerium Hammarskjöld zurückgetreten und hat einem rein konservativen Ministerium Swartz seinen Platz überlassen. Obwohl noch vor kurzem Hammarskjöld eine große Adresse mit über 700 000 Unterschriften erwachsener Personen erhalten hat, so demissionierte er doch, denn der Zwiespalt der Parteien in Fragen der auswärtigen Politik hatte sein gemischtes Ministerium zu stark unterhöhlt. Da die Sozialdemokratie unter Führung von Branting in der Gefolgschaft des Engländertums verharrt und da viele bürgerliche Unternehmer am englisch-russischen Durchfahrtsverkehr ein großes Interesse haben, so wird gleichzeitig um ideelle und um materielle Dinge gestritten. Die Neutralität Schwedens steht außer allem Zweifel und wird von dem neuen Ministerium erst recht aufrechterhalten werden.

In verschiedenen Teilen Spaniens sollen lebhafte Unruhen ausgebrochen sein. Die Arbeiter hätten den Generalstreik beschlossen, um die regierenden Klassen zu grundlegenden Aenderungen zu zwingen. Die Regierung aber werde Maßregeln zur Abhilfe der Teuerung und der Arbeitslosigkeit treffen, die Aufrechterhaltung der Ordnung sichern und keinerlei Vorbereitungen zum Generalstreik dulden. Der spanische Handelsminister erklärt ausdrücklich, daß die Streikdrohungen der Arbeiter durch die wirtschaftliche Lage nicht gerechtfertigt sind. Unter den Neutralen sei Spanien dasjenige Land, dessen wirtschaftliche Lage durch den Krieg am wenigsten berührt worden sei.

Es werden fast täglich neue Schiffsversenkungen gemeldet. In der Nacht vom 28. zum 29. März haben Teile der deutschen Seestreitkräfte das Sperrgebiet vor der Südostküste Englands abgestreift und so gut wie keine feindlichen Streitkräfte oder Handelsschiffe vorgefunden.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 25. März.

Die Arbeiten und Gedanken der Woche überspinnen den ganzen Sonntag. Man kommt niemals mehr ganz los, auch nicht für Stunden.

Im Reichstag ist beschlossen: eine neue Subvention von 160 000 M. an den Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge, eine Erhöhung der Familienunterstützung der Kriegsteilnehmer, die Erhöhung der Reichsunterstützung für die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, die Erhöhung und Ausdehnung der Reichswochenhilfe. Man muß bei diesem kleinen Strauß von Bewilligungen für Lebenspflege und Zukunftsfürsorge an die Schneeglöckchentrupps denken, die sich jetzt schon aus der gefrorenen Erde herauswagen.

Gefrorene Erde. Immer noch weichen im Garten nur des Mittags die Wege auf. Aber der Rasen ist noch frosthart. Man hat noch niemals so gewartet.

Montag, 26. März.

Nach den Mitteilungen des Eisenbahnministers werden die Transportverhältnisse schon besser. Der Zugpark erholt sich von den Frostschäden, d. h. die Reparaturwerkstätten holen die Wirkungen der langen Frostperiode auf die Maschinen allmählich ein. Die Wasserstraßen werden frei. Rhein, Rhein-Herne-Kanal, Dortmund-Ems-Kanal werden schon im vollen Umfang fahrbar, auf Elbe und Oder ist die Schiffahrt wieder im Werden. Auf der Oder treibt das Eis langsam ab, auf der Elbe sieht man von unserem Beobachtungsstand hier oben nichts mehr.

Eine neue ganz genaue Bestandsaufnahme für Web- und Wirkwaren. Die Mütter müssen an den Kinderstrümpfen das Unmögliche möglich machen lernen!

Weitere Erörterungen über die Landtagsrede des Reichskanzlers. Herr v. Zedlitz sagt im „Tag", daß eine Reform des Herrenhauses und die Zügelung des staatszerstörenden Pseudokonservatismus des Grafen York notwendig sei.

Die „Dortmunder Arbeiterzeitung" befürchtet, daß die deutsch-österreichische Wirtschaftsgemeinschaft und die damit gegebene Erweiterung des Arbeitsmarktes das Hereinfluten südöstlicher Arbeitskräfte begünstige! Diese Befürchtung wird leider kaum recht behalten.

Eine zeitgemäße Heiratsanzeige: „Ein älterer Beamter usw. usw. sucht eine Lebensgefährtin. Kriegsland und zwei Schweine vorhanden." Das Kriegsschwein als Brautwerber.

Dienstag, 27. März.

Das Temperament, mit dem für die Kriegsanleihe gearbeitet wird, die Wärme und der Nachdruck aller werbenden Aufrufe und Aufsätze ist eine gute Stichprobe immer noch unverbrauchter Schwungkraft. Man hat einen ganz sicheren Eindruck, daß die Leistungen dem Feuer der Werbung entsprechen werden.

Ein bekannter Wetterprognostiker sagt eine neue „sehr empfindliche" Kältewelle für den Anfang April voraus! Das ist gerade keine Ermutigung. Aber irgendwann einmal muß es doch warm werden.

Ein Erlaß des preußischen Ministers des Innern befürwortet die Errichtung von Wohlfahrtsämtern in Kreisen und städtischen Gemeinden zur zweckvollen Zusammenfassung der Wohlfahrtspflege. Wenn nur nicht das sachlich unbedingt Richtige zugleich diese enorme Gefahr der Bürokratisierung aller frischen Freiwilligkeit brächte. Was man jetzt schon allenthalben sehen kann: die Initiative wird wegorganisiert.

Mittwoch, 28. März.

Eine sehr strenge neue Anordnung über die Beschlagnahme von Getreide und Hülsenfrüchten. Es werden die noch in Händen der Erzeuger befindlichen Vorräte an Brotgetreide, Gerste, Hafer und Hülsenfrüchten, allein oder mit anderen Früchten gemengt,

Digitized by Google

desgleichen auch Schrot (Graupe und Grütze) und Mehl, das aus diesen Früchten hergestellt ist, für die Ernährung des Volkes in Anspruch genommen.

Von der Beschlagnahme frei bleiben nur gewisse Mengen, die zur Ernährung des Unternehmers des landwirtschaftlichen Betriebes und der Angehörigen seiner Wirtschaft (Selbstversorger), für die Fütterung der in den landwirtschaftlichen Betrieben gehaltenen Tiere und für Saatzwecke unbedingt notwendig sind und außerdem die Mengen, die auf Grund eines bestimmten Kontingents den Nährmittelbetrieben überlassen sind.

Durch diese Bekanntmachung wird die Nachprüfung der befriedigend ausgefallenen Getreidebestandsaufnahme vom 15. Februar 1917 und die dort angegebene Requisition der Vorräte gesetzlich angeordnet. Es werden beschleunigt Ausschüsse gebildet, die unter Zuziehung von Militärpersonen die Nachschau bei den Landwirten durchzuführen haben. In jeder Gemeinde soll der Gemeindevorsteher als Auskunftsperson beteiligt werden. Die aus den einzelnen Betrieben abzuliefernden Mengen sollen möglichst sofort entnommen und in einem von der Gemeinde zu stellenden Lager aufbewahrt werden. Soweit Getreide und Hülsenfrüchte auch jetzt noch nicht ausgedroschen sind, soll eine möglichst sorgfältige Schätzung der Körnermengen erfolgen, und es werden auch Vorbereitungen getroffen, die erforderlichen Dreschsätze und Kohlen durch Vermittelung der Kriegsamtsstellen zu beschaffen und Arbeitskräfte bereitzustellen, damit der Ausdrusch möglichst bald überall zu Ende geführt werden kann.

Vorräte, die nicht freiwillig abgeliefert werden, werden den Eigentümern durch die Ausschüsse weggenommen, solche, die verheimlicht oder absichtlich verschwiegen werden, verfallen ohne Entschädigung dem Kommunalverbande.

Bei der den Landwirten zu gewährenden Entschädigung wird von den jeweils geltenden Höchstpreisen ausgegangen: falls die Ware nicht vollwertig ist, wird ein entsprechend niedrigerer Preis bezahlt. Die zurzeit geltenden Höchstpreise für Brotgetreide der Ernte 1916 (in Berlin für Roggen 220 M., für Weizen 260 M.) bleiben bestehen.

Aus der Verfügung sieht einen der Geist der kommenden harten beiden Monate an, und man begreift, daß trotz aller amtlichen Fehler und Irrtümer und aller privaten Mißbräuche es doch etwas Gewaltiges ist — etwas Einzigartiges —, daß wir solche Methoden mit Aussicht auf Erfolg anwenden können, während man in England sich nicht zu rationieren getraut und Rußland sich auflöst. Die staatliche Maschine muß ihre äußerste Kraft hergeben, aber sie wird es leisten.

In Berlin eine große Zirkus-Busch-Kundgebung zur Kriegsanleihe — das Ceterum censeo jeder Stunde und jedes Unternehmens: Zeichne die Kriegsanleihe! Hilf den schweren Wagen noch das letzte steilste Stück des Berges hinaufwuchten.

Donnerstag, 29. März.

Es schneit und stürmt. Die Elbe ist dunkelstahlgrau unter sausenden Schneewolken. Und der Sand des Ufers ist die einzige Farbe in dem winterlichen Bild und drängt sein unwirtliches Gelb triumphierend heraus. Heute standen wieder die Frauen mit den Kinderwagen beim Kohlenholen in zugigen Höfen, und der Wind faßte ihre Tücher und Röcke und zerwehte ihre Haare. Und man redet sich jeden Tag wieder vor: dies m u ß ja aufhören, in längstens zwei Wochen oder schlimmstenfalls noch ein bißchen länger. Einmal m u ß ja alles leichter werden durch Sonne und Frühling.

Im Reichstag werden die Steuervorlagen behandelt. Zunächst Zuschlag zur Kriegssteuer.

Angenommen werden die Entschließungen des Ausschusses, die eine Statistik nach den verschiedenen Erwerbsgruppen und Berufsständen verlangen, aus der hervorgeht, in welchem Maße die Vermögen der Einzelpersonen durchschnittlich innerhalb dreier Jahre gestiegen sind. Weiter soll festgestellt werden, in welchem Maße die verschiedenen Erwerbsgruppen am Wehrbeitrag, an der Besitzsteuer und der Kriegssteuer beteiligt sind. Bei künftigen Steuervorlagen soll der Familienstand berücksichtigt werden.

Das Gesetz über die Sicherung der Kriegssteuer, wonach 60 v. H. des Gewinns der Erwerbsgesellschaften zur Sicherung der Kriegsgewinnsteuer zurückgestellt werden sollen, wird ohne Aussprache angenommen. Dann folgt die Beratung der Verkehrssteuer, in der die Meinungen weiter auseinandergehen.

Im Herrenhaus Rückzugsgefechte. Eine Erklärung der Rechten, daß sie „nach wie vor gewillt sei, alles Trennende zu vermeiden und die Einigung aller Kräfte anzustreben". Und eine humorvolle Erklärung des Oberbürgermeisters von Berlin, die Form, in der die Diätenvorlage abgelehnt sei, müsse die Annahme bestärken, daß das Herrenhaus in seiner Mehrheit der Fortentwickelung des Verfassungslebens entsprechend den Bedürfnissen der Gegenwart entzogen sei. Die Zusammensetzung des Herrenhauses müsse durch weitblickende Berücksichtigung der erwerbstätigen Stände verändert und den breiten Schichten des Volkes Anteil an der Bestimmung der Geschicke des Staates gegeben werden. — —

Es ist eines der größten und trostvollsten Erlebnisse, zu sehen, wie ganz von selbst jede schwere Leistung, jede brennende Wunde und bittere Träne dieser Zeit zu einem stillen stetigen Machtzuwachs des Gedankens der verantwortlichen Mitwirkung aller im Staat wird. Der Weg dieses, die Menschen überwältigenden moralischen Sieges, der selbsterrungenen Freiheit, ist einer der deutlichsten Züge im wirren Bilde dieser Tage. Möchte nur rechtzeitig die Tat diesem inneren Vorgang Ausdruck geben!

Die Verkehrssteuer ist im Reichstag angenommen, mit Zusatzantrag von Liz. Mumm, die Fahrkarten unter 35 Pf. steuerfrei zu lassen. Angenommen wurde auch die Kohlensteuer. Dabei wurde die Bestimmung, daß von Preßkohlen statt 20 nur 15 % des Wertes besteuert werden sollen, gestrichen. Sehr lebhaft waren die Debatten im Vergleich zu der üblichen Friedensaufregung über diese Dinge wieder nicht.

Freitag, 30. März.

Große Tage des Reichstages. Kanzlerrede zum Wahlrecht, die etwas innerlich Unzeitgemäßes, Lahmes und Unheroisches hat, das einen ungeduldig macht. Gewiß — die innere Einheit k a n n durch ein Balancieren der vorhandenen Gegensätze gewahrt werden, sie kann aber auch sozusagen auf produktivem Wege geschaffen werden, indem die Verwirklichung des geschichtlich Notwendigen die Zögernden mitreißt und die Widerstrebenden abstößt; ein Mehrheitswille, in den eine solche unausdenkbare und unübersehbare Fülle von Leistungen, Leiden, Hoffnungen in diesen blutigen drei Jahren eingebettet wurde, hat ein geschichtliches — man kann sagen, ein göttliches Recht, von dem anders gesprochen werden muß als mit solchen Obs und Wenns und „nüchternen Abwägungen".

Von der Fortschrittlichen Volkspartei und den Nationalliberalen sind zwei Anträge eingebracht: Die Fortschrittliche Volkspartei fordert, der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, unverzüglich dahin zu wirken, daß in allen deutschen Bundesstaaten eine konstitutionelle Verfassung geschaffen werde, mit einer Volksvertretung, die auf allgemeinem, direktem und geheimem Wahlrecht beruht.

Die Nationalliberalen Bassermann und Genossen fordern den Reichstag auf, einen besonderen Ausschuß von 28 Mitgliedern (Verfassungsausschuß) zu bilden für die Prüfung verfassungsrechtlicher Fragen, insbesondere der Zusammensetzung der Volksvertretung und ihres Verhältnisses zur Regierung.

Sonnabend, 31. März.

Der Reichstag geht zu Ende mit der Annahme des nationalliberalen Antrags, auf den sich alle Parteien mit Ausnahme der Konservativen geeinigt hatten. Danach soll also ein aus 28 Mitgliedern bestehender Verfassungsausschuß eingesetzt werden, dem alle einschlägigen Anträge überwiesen werden. Damit ist ein Einfluß des Reichstages auf die Verfassungsform der Bundesstaaten positiv eingeleitet, ein Schritt von so großer Tragweite, daß sich die gesamte Linke darauf einigen konnte. Annahme gegen 33 Stimmen.

Digitized by Google

Das Kriegsamt richtet eine dringende Mahnung an die Landbevölkerung:

„Im Einvernehmen mit dem Preuß. Staatskommissar für Volksernährung, Exz. Michaelis, ordne ich an, daß die Kriegswirtschaftsämter sich sofort mit den ihnen unterstellten Kriegswirtschaftsstellen in Verbindung setzen, um in weitesten Kreisen der Landbevölkerung in allen Teilen des Landes auf die außerordentlich schwierige Lage hinzuweisen, in der sich die städtische Bevölkerung und die der Industrie, besonders der Rüstungsindustrie, befindet. Die Kriegswirtschaftsstellen müssen durch ihre landwirtschaftlichen Mitglieder und andere geeignete Persönlichkeiten jedem Landwirt dies klarmachen. Es nützt nichts, wenn schriftliche Anordnungen erlassen werden, auch größere Versammlungen allein haben keinen Zweck; nur das von Mund zu Mund gesprochene Wort kann hier helfen. Lehrer und Geistliche müssen herangezogen werden. Es muß jedem Landwirt zum Bewußtsein kommen, daß jedes Pfund Korn, das er über das unbedingt notwendige Maß in seiner Wirtschaft verbraucht, ein Unrecht gegen die Gesamtheit ist und unseren Feinden nützt. Jede Kartoffel und Kohlrübe, die noch irgend zur menschlichen Nahrung gebraucht werden kann, muß der städtischen Bevölkerung zugeführt werden. Können die Kohlrüben nicht sofort jetzt verwendet werden, so sind sie einer Trocknungsanstalt schleunigst zuzuführen, damit sie nicht verderben. Auf eine restlose Abführung von Molkereiprodukten ist immer wieder hinzuweisen. Kein gesunder Erwachsener sollte auf dem Lande Vollmilch trinken. Vollmilch ist nur für Kinder und Kranke und zur Bereitung von Butter. Es dürfen nur zur Zucht geeignete Kälber aufgezogen und diese nur in den ersten Wochen mit Vollmilch gefüttert werden.

Es muß in diesen Besprechungen darauf hingewiesen werden, daß es keinen Zweck hat, sich über Maßnahmen, die bisher getroffen sind, zu unterhalten und sonstige rückwärtige Betrachtungen zu machen, sondern nur mit allem Nachdruck muß gefordert werden, daß alle Nahrungsmittel restlos den zuständigen Stellen zugeführt werden. Ich erwarte, daß die Kriegswirtschaftsämter und die Kriegswirtschaftsstellen sich des Ernstes der Lage bewußt werden, und daß die Leiter der Kriegswirtschaftsämter sich persönlich davon überzeugen, daß in allen Kreisen mit allem Nachdruck darauf hingearbeitet wird, alle Lebensmittel den städtischen und Industriearbeitern zuzuführen."

Wilhelm Heile / Auf dem Wege zum neuen Deutschland

Für wen führen wir Krieg? Für uns selber, für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, nicht für einzelne Teile und für niemanden sonst.

Warum führen wir Krieg, für was? Für die deutsche Freiheit. Um sie gegen jede Verkleinerung und jede Beschränkung ihres Wachstums zu verteidigen.

Das ist eigentlich selbstverständlich. Und doch muß es immer wieder gesagt werden. Es zwingt dazu nicht bloß die feindliche Verleumdung, daß wir einen Krieg der Eroberung führen. Es gibt auch Fragen und Zweifel genug im eigenen Volke, und nicht zuletzt in seinem wehrhaften Teile, die dazu nötigen. Wenn alle Völker, mit denen wir im Kampfe stehen, und jetzt selbst die Russen ein höheres Maß von Freiheit und Staatsbürgerrecht haben als wir Deutschen: können wir dann noch an Freiheit verlieren? Würden wir nicht selbst im Falle völliger staatlicher Vernichtung als Einzelmenschen die Aussicht auf höhere persönliche Freiheit haben? Und wenn es so ist: warum wollen wir denn nicht einfach auf die staatliche Selbständigkeit, die dann für den einzelnen Bürger bei uns doch nur ein Name ist, ein schönes Wort, zugunsten eines Weltstaates verzichten, in dem der Mensch seinem persönlichen Lebensbedürfnis genau so gut leben kann, in dem er Deutscher bleibt, weil man ihm seine Eigenart ja nicht nehmen kann, und in dem er ein Weltbürgerrecht gewinnt, ohne an Staatsbürgerrechten zu verlieren?

Das ist kein Gedankenspiel, am Schreibtisch erklügelt oder ersonnen. Das sind Fragen, die einem aus dem Munde des schlichten Bürgers oft genug entgegentönen, und die noch öfter aus Briefen sprechen, die im Angesicht des Feindes geschrieben sind. Keiner von denen, die durch solche Fragen beunruhigt werden, denkt daran, in seiner inneren Festigkeit gegenüber den Pflichten der Volkssolidarität zu ermatten. Aber diese Pflichterfüllung, die ihm ein ganz ursprüngliches, in der Tiefe seines Wesens wurzelndes Lebensbedürfnis war und jetzt mehr als je sein sollte, ist dem Zweifelnden zu einer Aufgabe, zu einem in Treue, aber nicht mehr leicht und freudig getragenen M u ß geworden. Hier ist unsere wunde Stelle.

Es ist nicht unser persönliches Leben, nicht unsere persönliche Freiheit, was wir verteidigen. Wir kämpfen und dulden, weil wir Glieder eines Ganzen sind, das um Dasein und Freiheit ringt. Und wir kämpfen mit um so größerer Kraft, dulden mit um so festerer Ausdauer, je inniger die Verbundenheit von Haupt und Gliedern das e i n e große Ganze umschließt und beseelt.

Wir würden das Vaterland auch dann gegen jeden Angriff von außen verteidigen, wenn sein Innenaufbau es uns schwermachen würde, das Wort Vaterland ohne Bitterkeit in den Mund zu nehmen. Was der Kanzler als deutschen Gedanken den Russen zugerufen hat, das nehmen wir auch gegenüber aller Welt für uns in Anspruch: Wie ein Volk sich im eigenen Hause einrichtet, das geht niemanden sonst etwas an. Gibt es bei uns etwas zu verbessern, so soll das unsere eigene Sorge sein.

Wieviel leichter aber würde es für einen jeden sein, sich in der Welt und in sich selber zurechtzufinden, wenn Vaterlandsliebe und Volksbewußtsein nicht von innen her auf schwere Proben gestellt würden, wenn er mit der Freiheit des Vaterlandes in jedem Sinne auch die eigene verteidigt, wenn der Nationalstolz nicht blindes Gefühl ist, sondern die notwendige Folge eines wohl begründeten Glaubens an die nationale Ueberlegenheit. Je größer das Maß an Bürgerrecht und Freiheit ist, das der einzelne im Staate genießt, desto natürlicher und darum fester gegründet wird die Ueberzeugung sein, daß man die Freiheit des Staates verteidigen muß, weil man sonst Gefahr läuft, die eigene, persönliche Freiheit zu verlieren.

Wer mit dem ganzen Rüstzeug geschichtlicher Bildung an die Dinge des staatlichen Lebens und des Weltgeschehens herantritt, der sieht das, was ist, nicht bloß in den äußeren Formen der Erscheinung. Er sieht nicht bloß deren Vorzüge und Mängel; er sieht auch, wie das alles und warum es so geworden ist, und welche Kräfte der Vergangenheit in den Strömungen und Zuständen der Gegenwart fortwirken. Ihm ist es nicht schwer, sich mit den Tatsachen abzufinden, auch wenn sie verwunderlich oder gar betrüblich sind.

Der nicht so gebildete Mensch aber — und bis zu einer gewissen Grenze darf man wohl cum grano salis sagen: der unverbildete Mensch — denkt bei allem, was ist und was er sieht, zunächst immer an das, was sein soll. Bei uns sieht er nun, daß wir, das Volk der innerlich freiesten Menschen der Welt, unter allen Kultur- und selbst Halbkulturstaaten in Preußen — und infolge der Verwickeltheit der Bundesverfassung auch indirekt im Reiche — die unfreiesten Verhältnisse der staatlichen Verfassung haben. Und er fragt sich vergeblich, warum gerade wir die Freiheit und staatsbürgerliche Rechtsgleichheit nicht haben, die wir mehr als jedes andere Volk beanspruchen können und müssen.

In immer neuen Wendungen, oft herzbewegend und fortreißend, hat der Reichskanzler bekannt, daß er ein Gefühl

Digitized by Google

für solch schrillen Mißklang hat, daß er den neuen deutschen Geist, die deutsche Wiedergeburt um ihrer selbst willen fördern will, daß er aus innerer Ueberzeugung dem Volke zu seinem Recht verhelfen möchte, auch wenn nicht der Druck von außen zur Entfesselung aller vorhandenen Kräfte zwingen würde. Fast ein Jahrzehnt ist ins Land gegangen, seit der preußische König einen Teil der deutschen Wiedergeburt, und zwar einen sehr wesentlichen, die Reform des preußischen Wahlrechts, als die dringlichste Aufgabe der Gegenwart bezeichnete. Inzwischen ist der Krieg gekommen. Das preußische Volk hat auf allen Schlachtfeldern und daheim bewiesen, daß es ganz gewiß hinter keinem anderen deutschen Stamm, hinter keinem Volke der Welt zurückzustehen braucht. Die dringlichste Aufgabe aber ist noch immer ungelöst.

Selbst das russische Volk hat sein altes Joch abgeschüttelt und ist in jähem Wechsel vom rückständigsten zum fortgeschrittensten aller Staatssysteme übergegangen und saugt nun aus dem neuen Glauben an sich selbst einen neuen Lebenswillen, der uns gefährlich werden würde, wenn das alte Regiment weniger verworfen und rückständig gewesen wäre und nicht solche fürchterliche Unordnung hinterlassen hätte. Ist es da ein Wunder, wenn sich der unverbildete, schlichte Staatsbürger fragt, ob denn die Freiheit, unfrei zu sein, so viel wert ist, daß es sich lohnt, um ihretwillen noch weiter unbegrenzte Opfer zu bringen? Es ist so — und darüber sollten sich die leitenden Männer der deutschen Politik nicht täuschen —, daß die russischen Vorgänge das Gefühl für die Unwürdigkeit unserer preußischen Verfassung ganz außerordentlich verschärft haben. Hinter den Russen zurück: das ist der ärgste Schimpf, den man dem deutschen Bürgerstolz antun kann. Das verträgt man nicht. Und wenn nicht bald Ernst gemacht wird mit der Erfüllung der Versprechungen, die von den Tagen der Freiheitskriege an dem preußischen Volke gemacht worden sind, so könnte es dahin kommen, daß das Dichterwort einen ganz eigenen Klang erhält: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!

Der Kanzler sagt, er müsse dem Zweck, den Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen, sowohl sein Handeln wie sein Unterlassen unterstellen. Das bestreitet ihm niemand. Das ist es vielmehr, was gerade die von ihm fordern, die mit der Neueinstellung der inneren deutschen Politik nicht länger warten wollen. Jeder Tag, jede Stunde des Hinauszögerns wichtiger Reformen erschwert, ja gefährdet den vollen Sieg über unsere äußeren Feinde. Es ist schon so, wie Uhland sagt:

Und will der Mensch im Leibe leben,
so brauchet er sein täglich Brot.
Doch soll er sich im Geist erheben,
so tut ihm seine Freiheit not.

Wieviel mehr aber tut dem Geist zu seiner Erhebung unter schwersten Verhältnissen zu höchsten Höhen seine Freiheit not, wenn der Leib sein tägliches Brot nur in kargen Zumessungen erhalten kann!

Als der Kanzler das Wort des sozialdemokratischen Dichters vom ärmsten Sohn des Vaterlandes, der auch der treueste war, mit Zustimmung zitierte, ist er sich sicher dessen bewußt gewesen, welchen Dank wir alle der glänzenden vaterländischen Haltung der Arbeiterschaft und nicht zuletzt ihrer gewerkschaftlichen und politischen Führer schulden. „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.“ So sangen sie im Frieden, und da war es falsch. Jetzt könnten sie es wahrmachen, jetzt, wo es auf jeden Arm ankommt. Und jetzt tun sie es nicht, weil sie die Arme derer, die da draußen in Feindesland stehen, nicht unbewehrt lassen wollen. Wir können gar nicht genug dankbar dafür sein, daß es so ist, daß sie alle daheim sich durch keinen Mangel beirren und verbittern lassen und treu ihre Pflicht erfüllen. Aber wir dürfen über dem Gefühl der Dankbarkeit und freudigen Stolzes nicht vergessen, daß sich Entbehrungen besser ertragen, Opfer der Tat und des Duldens leichter bringen lassen, wenn statt Bitterkeit und Zweifel die Hoffnung im Herzen lebt. Bismarck meinte einst, man brauche das deutsche Volk nur in den Sattel zu setzen; reiten werde es schon können. Das war ein wahres Wort. Man gebe dem deutschen Volke mit der vollen Selbstverwaltung die Möglichkeit, sein Schicksal sich selber zu schmieden, so wird der Glaube an die eigene Kraft das Seine tun. Aus alter Zeit klingt in die Gegenwart hinein das heilige Wort vom Glauben, der Berge versetzen kann. So ist es. Das deutsche Volk wird alles überwinden, wenn es nur den Glauben hat, daß der Sieg über die Feinde der Anfang ist zu einer inneren Freiheit, die mehr ist als Abwesenheit von äußerem Druck und Zwang, die eine Bürgschaft ist für freie Betätigung aller guten und lebensfrohen Kräfte, die vielfach noch schlummernd jetzt ihrer Entfesselung harren. Für diesen Glauben aber ist die Einführung des Reichswahlrechts für Preußen und die Reform des Herrenhauses die notwendige Voraussetzung. Mit diesen Reformen allein ist es zwar nicht getan. Auch im Reiche selbst fehlt es der Volksvertretung an dem ihr gebührenden Einfluß. Doch die Wahlrechtsreform ist mit Recht nachgerade zum Wahrzeichen des Ganzen geworden. Ohne sie haben alle noch so schönen Gedanken und Bekenntnisse des Reichskanzlers nicht die Kraft, das Volk zu überzeugen, daß das Morgenrot, das er uns am Himmel zeigt, nun auch wirklich den Tag der Freiheit heraufführt.

Der Kanzler freilich hat für sich ein gutes Gewissen. Er hat sein Wort verpfändet. Und niemand hat ein Recht zu zweifeln, daß er es einzulösen fest entschlossen ist. Aber nicht daran zweifelt jemand, daß er es ehrlich meint. Wohl aber daran, daß er bei allem guten Willen das Vollbringen des Guten finden wird. Er sagt: nur jetzt nicht, nicht in unserer schwersten Stunde, in der wir volle Einigkeit brauchen. Wir aber fragen zurück, ob er denn nicht sieht, daß die Einigkeit viel mehr als durch Berücksichtigung gestört wird durch Nichtberücksichtigung des Willens der ganz überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes. Was verschlägt es denn, wenn die Tausende oder — schlimmsten Falles — Zehntausende, die sich mit dem Gedanken der vollen staatsbürgerlichen Gleichberechtigung aller Volksgenossen trotz der eindringlichen Mahnung des Kriegserlebnisses nicht zu befreunden vermögen, sich durch ihren Groll in ihrer politischen Freudigkeit beeinträchtigen lassen! Man könnte ihnen entgegenhalten, daß sie es sonst waren, die anderen, rechtlich Benachteiligten, wegen ihrer Mißvergnügtheit den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit zu machen pflegten, und die sich selbst stets für die wahren Patrioten doch wohl nicht bloß erklärt, sondern auch aufrichtig gehalten haben. Nicht gleichgültig aber ist es, ob die Millionen und aber Millionen, die früher teilnahmlos und zum Teil trotzig abseits standen, und die im Krieg und durch den Krieg den Weg zur freudigen, selbstlos aufbauenden Mitarbeit am Staatswohl gefunden haben, nun wieder in ihrem Glauben irre werden, daß der Krieg, den wir führen, ein deutscher Freiheitskrieg ist, auch in seiner Wirkung nach innen. Wenn ihnen der Glaube genommen wird, daß fortan Staat und Volk eins sind, so ist die deutsche

Digitized by Google

Einigkeit schon jetzt, gerade jetzt, in schwerer Gefahr. Nie war der altrömische Mahnruf an die verantwortlichen Staatsleiter dringlicher und mehr angebracht, als just jetzt bei uns. Scheidemann hat recht, wenn er sagt, die Uhr zeige fünf Minuten vor zwölf. Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat!

Ein Glück, daß wir einen Reichstag haben. Man stelle sich vor, wir hätten jetzt nur ein Parlament, wie den Preußischen Landtag, mit dem niederen Hause der erst-, zweit- und drittklassigen Preußen und dem Oberhause der erlauchten, edlen und geehrten Herren! Ein Kanzler, der dann so zu sprechen wagte, wie Bethmann Hollweg so oft gesprochen hat, wäre längst nicht mehr. Und wenn es keinen Reichstag gäbe, und der leitende Staatsmann hätte die Absicht, so zu handeln, wie Bethmann Hollweg zu handeln versprochen hat, so würde er nie Gelegenheit haben, seine Absicht auszuführen; denn die Füße derer, die ihn hinaustragen würden, ständen dann schon vor der Tür. Aber Gott sei Dank, es gibt einen Reichstag. Und am Donnerstag und Freitag voriger Woche hat es sich mit eindrucksvoller Klarheit gezeigt, wie groß die Mehrheit derer ist, die die Neugestaltung des Staatsbaues der Deutschen nicht länger hinausschieben wollen. Ganze 33 Stimmen haben sich gefunden, die mit dem Antrag auf Einsetzung eines besonderen Verfassungsausschusses auch den sofortigen Beginn der „Neuorientierung" abgelehnt haben. Wenn auch nicht alle die, die für diesen Verfassungsausschuß eingetreten sind, dem — diesem Ausschusse überwiesenen — fortschrittlichen Antrage auf Einführung des Reichswahlrechtes für alle Bundesstaaten zustimmen mögen, so ist doch eines sicher: der Reichstag will vorwärts, will eine volkstümliche, deutsche Politik als notwendige Grundlage einer kräftigen Außenpolitik. Der Kanzler hat also eine starke und feste Mehrheit, auf die er sich stützen kann, wenn er vom Bekenntnis zur Tat übergehen will. Warum also noch warten? Die Widerstände, die sich ihm entgegenstemmen, werden nicht geringer werden; nicht im Kriege, denn neue Wahlen, die ihm ein anderes Abgeordnetenhaus in Preußen bringen könnten, sind inzwischen nicht möglich, und erst recht nicht nach dem Kriege, denn alle Rücksichten auf die Lage des Vaterlandes, denen sich jetzt auch der härteste Konservative nicht entziehen kann, werden dann von den „Herren" noch mehr beiseite gestellt werden. Nie wird der Kanzler es leichter haben, sein Werk zu vollbringen, als jetzt. Er sagt freilich, er könne sich nicht davon überzeugen, ob es den Interessen des Landes dienen würde, wenn er die Reform unmittelbar in Angriff nähme. Er fügt aber hinzu, er könne es nur „bis zur Stunde" nicht. Das läßt darauf schließen, daß es nicht unmöglich ist, ihn doch noch davon zu überzeugen.

Da kommt nun alles darauf an, wie die 28 Mitglieder des Verfassungsausschusses ihre Aufgabe anfassen werden. Auf ihren Schultern ruht eine schwere, aber auch große und schöne Verantwortung. Wenn sie sich damit begnügen, eingelaufene Anträge und Entschließungen zu beraten und zur Erwägung oder Berücksichtigung zu empfehlen, so kann der Ausschuß den Weg vieler Ausschüsse gehen, die nicht mehr waren, als ein prunkvolles Begräbnis für die Dinge, die sie fördern sollten. Wenn es aber tatkräftige und verantwortungsfrohe Männer sind, die sich mit festem Willen und klarem Ziel an ihre Aufgabe machen, so wird ihre Arbeit nicht darauf beschränkt bleiben, nach dem Muster des Frankfurter Bundestags Aktenberge dem Staube zu überliefern; sie hat dann die Kraft und muß den Erfolg haben, der freieren Entwicklung im Deutschen Reiche den Weg zu ebnen. Das deutsche und insbesondere das preußische Volk blickt voll Erwartung und Hoffnung auf den Reichstag und seinen Ausschuß. Wenn der Reichstag hilft, so kann es und wird es erreicht werden, daß Preußen auch an Gesundheit und lebenweckender Kraft seines staatlichen Aufbaues an der Spitze der deutschen Staaten marschiert. Und wenn erst Preußen aus einem gewiß gutgeleiteten Obrigkeitsstaat zum bestgeleiteten Volksstaat geworden sein wird, so braucht uns um die deutsche Zukunft nicht bange zu sein. Geht Preußen, das alte, starke Preußen in Deutschland, so geht Deutschland in der Welt voran.

Friedrich Naumann / Polnisches Tagebuch

Schluß.

Gleichzeitig mit den Verhandlungen über das polnische Heer finden Vorbesprechungen über die allmähliche Ausdehnung des Zukunftsstaates in der inneren Verwaltung statt. Am meisten wird über Schule und Justiz gesprochen. Die polnische Meinung pflegt zu sein, daß diese zwei Gebiete ohne Schaden vom Okkupationsstaate an den Zukunftsstaat abgetreten werden können, während die deutsche Verwaltung erst gewisse Vorbedingungen festsetzen will.

Was die Justizverwaltung anlangt, so gab es in russischer Zeit keine polnischen Richter, sondern nur polnische Rechtsanwälte. Von diesen haben sich sofort nach Abzug der Russen eine Anzahl für staatlichen Dienst zur Verfügung gestellt. Ob aber ein Justizwesen für Polen herstellbar ist, selbst wenn alle Rechtsanwälte zu Richtern werden, wird bezweifelt. Und wer ist dann Rechtsanwalt? Man muß erst Personal heranziehen, ehe man die deutschen Kräfte ganz entbehren kann. Aber allerdings ist der polnische Wunsch, nach Möglichkeit in die betreffenden Stellen einzurücken, sicherlich nicht unberechtigt und wird auch von deutscher Seite anerkannt.

Doch selbst wenn alle Personalfragen befriedigend gelöst sind, bleiben innerhalb der Okkupationszeit sachliche Verwickeltheiten übrig, die im Nebeneinander der Militärgerichte und Zivilgerichte beruhen. Ich bin zu wenig Fachmann, um näher auf diesen Stoff einzugehen, will nur bemerkt haben, daß es hier Aufgaben gibt, die mit dem Grundproblem zusammenhängen.

Der neue Staat Polen muß in kurzer Zeit eine Menge von Oberbeamten, Mittelbeamten, Unterbeamten, Richtern, Referendaren, Verkehrsleitern, Bauinspektoren, Polizisten, Bürgermeistern, Stadträten und Parlamentariern liefern. Dafür sind zwei Wege vorhanden: man nimmt jeden halbwegs brauchbaren Mann und besoldet ihn so, daß er lieber im Staatsdienst bleiben will, als in Privaterwerb zurückkehren, oder man bildet schnell eine verwendungsfähige gebildete Jugend für Staatsberufe aus. Beide Wege werden jedenfalls gleichzeitig beschritten werden. Es entsteht ein Staatsapparat mit neuen Elementen, was einerseits sehr interessant, andererseits aber etwas riskiert ist. Denn die zwei Gefahren heißen: Erwerbspolitiker und Experimentierer. Das aber sind notwendige Jugenderscheinungen, die an Bedenklichkeit verlieren, wenn sie von vornherein offen erkannt werden. Um dem Staatsbedarf an geschulten Personen einigermaßen zu genügen, werden jetzt unter Mithilfe reichsdeutscher und österreichischer Verwaltungsbeamter Lehrkurse veranstaltet, wie denn überhaupt die Okkupations-

Digitized by Google

verwaltung der Zukunftsverwaltung gegenüber freundschaftliche Patengefühle besitzt.

* * *

Alle östlichen Grenzländer Mitteleuropas sind voll von Schulfragen. Das erste, was die Deutschen nach der Okkupation in Warschau taten, war die Errichtung einer polnischen Universität, die gute Arbeit leistet. Von da an warfen sich die Schulmänner der Okkupationsverwaltung mit Hingebung auf die neue pädagogische Provinz an der Weichsel und arbeiteten an der Volkserziehung, als ob sie immer hier bleiben sollten. Das wird sicher in der Zukunft seine guten Früchte tragen, zunächst aber erwächst mit diesem vortrefflichen deutschen Fleiße eine gewisse polnische Rivalität. Der Zukunftsstaat sagt zum Okkupationsstaat: warum müßt ihr uns denn auch dieses Stück unseres Lebens aus den Händen nehmen? Warum? Fast möchte ich antworten: weil diese Arbeit die pädagogischen Deutschen so interessiert, daß sie froh sind, mitten im Krieg in Uniform irgendwo Schulen dirigieren zu können. Aber das ist kein politischer Grund.

Was die Schule politisch für eine werdende Nationalität bedeutet, können wir heutigen Deutschen, die wir mit Schulen umpflanzt sind, nur dann ahnen, wenn wir uns in die Literatur unserer eigenen Vergangenheit zurückversetzen. Als Deutschland nahe daran war, das Schicksal Polens zu erleiden und seine politische Existenz zu verlieren, noch ehe man etwas vom Sturze Napoleons ahnen konnte, sprach Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation von nichts so genau als von den nationalen Schulen, die die Neuschaffung der Menschen bewirken sollen. Schulen sollen erste Heimaten der späteren Kräfte sein, für die die Väter ihr letztes hergeben. Von der Schule wird eine Ueberwindung des Parteigeistes erwartet, eine Hebung der Landwirtschaft, eine Erhöhung der Rentabilitäten, eine Lösung der Judenfrage, eine Einreihung in die Versammlung der alten Kulturnationen. Schule gilt als Zaubertrank des kommenden Tages. Darin mag etliches etwas zu hoffnungsfreudig sein, aber sicher ist, nächst dem Heere wird in der nächsten Periode nichts in Polen so geliebt und gepflegt werden wie die Schule.

Dabei ist auf diesem Gebiete von antideutscher Stimmung kaum zu reden, weil hier die Vorbildlichkeit der Deutschen überall und gern anerkannt wird. Man will auch von den Deutschen lernen, aber man will es selber machen. — Was also hindert, den Zukunftsstaat heute oder morgen zum Schulstaat werden zu lassen?

Nichts hindert als die Schwierigkeit, die Nationalitätenfragen im künftigen Königreich schon jetzt zu formulieren. Ihnen müssen wir uns darum zuwenden.

* * *

Die Deutschen in Polen haben eine alte ehrenvolle und leidvolle Geschichte, die sehr dem ähnelt, was auch von den Deutschen in Galizien und Ungarn gesagt werden kann. In größeren und kleineren Gruppen sind im Laufe der Jahrhunderte deutsche Handwerker: Tuchmacher, Schmiede und Waffenschmiede, Müller, Bäcker, Weber und Bergarbeiter entweder von selbst erschienen oder herangezogen worden. Alte Ortsnamen geben Zeugnis davon, daß die Ansiedelung dörferweise vor sich gegangen ist. Auch gibt es kaum einen deutschen Stamm von Ostpreußen bis Baden, der hier nicht irgendwie in seinen Abkömmlingen vertreten wäre. Bei der russischen Volkszählung von 1897 wurden in Polen 407 000 Deutsche gezählt, aber diese Angabe gilt als viel zu niedrig. Man spricht von 600 000. Die Mehrzahl dieser Deutschen ist evangelisch und hat in den vergangenen Zeiten von den Polen nicht immer nur Freundschaftsbeweise erfahren. Besonders lebhaft wurden die Gegensätze während der polnischen Revolutionen von 1830 und 1863, weil der Deutsche im allgemeinen die Revolution nicht mitmachte und sich dem polnischen Staatsideale entzog. Er war loyaler russischer Untertan und ließ sich wohl auch gelegentlich von den Russen gegen die Polen benützen. Die Folge ist, daß heute die deutschen Gemeinden den polnischen Staat nicht ohne Sorge kommen sehen. So wenigstens wird mir die Denkweise alter treuer evangelischer Landgemeinden geschildert und auch städtische Deutsche, mit denen ich Aussprache haben konnte, waren voll ähnlicher Sorgen. Die Deutschen bitten dringend, daß der Okkupationsstaat nicht das Land verlassen solle ohne ihnen zuverlässige Garantien ihrer Schulen, Kirchen und Gemeinden zu hinterlassen. Diese Bitte wird in Deutschland von allen denen unterstützt, die sich um die Auslandsdeutschen bekümmern. Man hört die Frage: soll der deutsche Sieg unser Unglück werden?

Hat man nun Gelegenheit, mit gebildeten Polen über dieselbe Sache zu reden, so versichern sie, daß alle derartigen Besorgnisse unnötig sind, denn der aus dem russischen Druck herauskommende Polenstaat werde grundsätzlich liberal sein — liberaler als die Preußen in Posen waren. An die Ehrlichkeit dieser Absicht glaube ich, aber wer kann vorher wissen, bis zu welchem Grade von nationalistischem Eifer sich die polnische Gesinnung steigern wird, wenn später Agitation und Parlamentarismus in Betrieb sind? Die Polen haben in dieser Hinsicht zweifellos vieles mit den Magyaren gemeinsam, einen scharf ausgeprägten nationalen Herrschersinn. Das hat seine sehr guten Seiten für die Energie des Staates, aber die Schatten in den Hütten der Minderheiten können nicht ganz ausbleiben. Deutschland als Ganzes befindet sich nun hier wie anderswo in der etwas peinlichen Zwangslage, einerseits den Nationalsinn der Verbündeten als mitwirkende Kraft sehr zu schätzen, anderseits aber den deutschen Sprachinseln und Schulgemeinden Lebenssicherungen geben zu müssen. Unterbleibt letzteres, so erschwert sich die innerdeutsche Behandlung der polnischen Staatsfrage um ein beträchtliches.

Am liebsten würde ich hören, daß der polnische Staatsrat von sich aus ein Grundgesetz mit Minoritätenschutz als polnischen Entwurf hervorbringt, damit die unvermeidlichen Bestimmungen als eigener polnischer liberaler Wille erscheinen und nicht als Zwang des deutschen Okkupationsstaates.

* * *

Weit dunkler aber als die Minoritätsrechte für die deutschen Gemeinden sind die politischen Rechte der Juden. Um über sie auch nur mitdenken zu können, muß man die hiesigen Juden in ihrem besonderen Dasein gesehen haben. Die gewöhnlichen west- und mitteleuropäischen Vorstellungen reichen nicht aus.

Unter Führung meines Freundes, des jüdischen Abgeordneten Rechtsanwalt Dr. Haas aus Karlsruhe, der hier bei der deutschen Verwaltung die jüdischen Dinge bearbeitet, bin ich in ziemlich vielen jüdischen Wohnungen, Schulen und Synagogen gewesen, was mir geradezu neue Einblicke in mittelalterliches Dasein gegeben hat, denn das Altjudentum in Polen ist Mittelalter. Wir nennen es orientalisch, weil wir derartiges Volksleben sonst nur noch auf türkischem oder

Digitized by Google

wohl auch auf indischem Boden zu finden pflegen. Alle unsere gewöhnlichen abendländischen Begriffe passen hier nicht. Diese Juden sind keine Nationalität, auch keine Konfession, sondern etwa das, was wir im Orient mit dem Wort Kaste bezeichnen, eine altgebundene Lebensgemeinschaft ohne eigentliche staatliche Eigenschaften, aber mit ganz festen sozialen und moralischen Gewohnheiten, zu denen eine Religion gehört, die keineswegs mit dem Begriff Glaubensgemeinschaft erschöpfend dargestellt wird, da in ihr das Tun jedes Tages verankert ist.

In deutscher, polnischer und (hebräisch geschriebener) jiddischer Sprache liegt vor mir „Verordnung die Organisation der jüdischen Religionsgesellschaft im Generalgouvernement Warschau betreffend". Darin heißt es: Die **jüdische Gemeinde** hat unbeschadet der Rechte und Pflichten des Staates und seiner Selbstverwaltungskörper folgende Aufgaben zu erfüllen:

Die Pflege des religiösen Lebens,
die Erziehung der Jugend,
Armenpflege und soziale Fürsorge,
die Verwaltung des Gemeindevermögens,
die Aufsicht über Synagogen, Ritualbäder, Friedhöfe und rituelle Fleischbeschaffung.

Es liegt der Gemeinde ob, solange nicht dem Bedürfnis anderweit genügend Rechnung getragen ist, durch Gründung von Schulen für die Bildung der Jugend Sorge zu tragen. Als Schulen gelten auch Religionsschulen (Chederschulen), soweit sie ein genügendes Maß von Elementarunterricht erteilen.

Die jüdischen Gemeinden bilden unter sich ein zusammenhängendes Netz von Rabbinatsbezirken, Kreisgemeinden und erhalten einen „obersten Rat der Juden".

Diese vom Generalgouverneur v. Beseler unterzeichneten Verordnungen sind ein Versuch, das Lebewesen der jüdischen Gemeinschaft in modernen Worten auszusprechen. Beim Anschauen der Gemeinschaften aber merkt man sofort, daß die Regeln nur ein schwacher Schatten einer engverflochtenen tatsächlichen Zusammengehörigkeit sind. Das soll nicht heißen, daß es keine Unterschiede gibt. Im Gegenteil, es wimmelt von Untergruppen und streitenden Schulen, aber jede von ihnen hat diesen Charakter der Mittelalterlichkeit. Aus dieser alten Welt erheben sich dann die gebildeteren Juden und werden stufenweise Individualisten, das heißt, bloße Nationaljuden oder Konfessionsjuden oder Assimilationsjuden. Je weiter sie sich vom kastenartigen Urgrund entfernen, desto mehr gleichen sie modernen Staatsbürgern und werden Polen oder auch Deutsche. Dieser Prozeß des individualistischen Aufsteigens vollzieht sich fortwährend, ebenso dauernd wird aber auch die Massengrundlage neu geboren.

Nach der russischen Zählung von 1897 gab es in Polen etwa 1 800 000 Israeliten, das ist 14 v. H. der Bevölkerung. Wahrscheinlich sind auch hier die angegebenen Ziffern etwas zu gering.

Wie nun soll der neue Staat diese jüdische Lebensgemeinschaft in sich aufnehmen? Als einen Staat im Staate oder als einzelne Bürger? Soll und kann er alle jüdischen Kinder, die oft gar nicht polnisch zu sprechen vermögen, in polnische Normalschulen hineinzwingen, oder soll er besondere jiddische Schulen entweder verordnen oder zulassen? Soll er den Prozeß der Loslösung vom Urgrund befördern oder verlangsamen? Soll er Stadtverwaltungen von Städten, in denen 50 v. H. oder 80 v. H. Juden leben, einfach einer jüdischen Mehrheit überlassen oder soll er eine Grenze für jüdische Magistratsmitglieder, Beamte und sonstige Vertreter festsetzen? Soll er die freien Berufe völlig in jüdische Hände übergehen lassen oder auch die Gymnasialbildung begrenzen? Ich habe keinen Polen und keinen Juden gefunden, der eine restlose Lösung dieser Fragen zu geben in der Lage war.

Was die Juden selbst betrifft, so sind unter ihnen sehr entgegengesetzte Meinungen vertreten. Es gibt Juden, die aus Selbsterhaltungstrieb eine besondere Nation oder Volksgruppe bleiben wollen und ihr eigenes Minoritätsrecht verlangen: Kuriensystem auf Grund des Katasters der jüdischen Gemeinden mit möglichst großer (jiddischer) Selbstverwaltung, und es gibt andererseits Juden, die das Sonderleben je schneller, desto besser aufgeben und Polen werden wollen. Die entsprechende doppelte Auffassung findet sich dann mit gewissen Unterschieden in der Begründung bei den Polen.

Diejenigen polnischen Herren, mit denen ich über diese Sache geredet habe, wünschen alle keinen Antisemitismus, aber sie fürchten, daß entweder die eine oder die andere Methode zu Antisemitismus führen könne. Ein Vorschlag geht dahin, es durch Statut den Juden selbst zu überlassen, ob und wie lange sie sich zur Judenkurie zählen wollen. Wer Pole sein will, könne es werden. Das scheint gewisse Vorzüge zu haben, gibt aber Anlaß zu dauernden Gegensätzen zwischen Altjuden und Assimilationsjuden.

Es würde für Polen und Juden eine Erleichterung der Staatsgründung sein, wenn in Uebereinstimmung von deutscher Verwaltung und Staatsrat eine grundsätzliche Regelung eintreten könnte, ehe die Wahlen zum ersten gesetzgebenden Parlament ausgeschrieben werden. Es würde auch das internationale Auftreten des neuen Staates befördern, wenn er nicht sofort mit Judendebatten seine Bürgerrechte formulieren könnte. Noch aber ist die Form nicht gefunden. Polen will in keiner Weise ein zweites Rumänien sein, will liberal arbeiten, weiß nur noch nicht recht, wie es staatstechnisch zu machen ist.

* * *

Um inmitten der Vielheit eine Einheit werden zu können, braucht Polen eine **Monarchie**. Ebenso wie Bulgarien ohne König Ferdinand nie zur Staatsfestigkeit gelangt wäre, wird Polen einen ähnlichen Mittelpunkt brauchen, weil es sonst an seinen eigenen inneren Gegensätzen ein zweitesmal zugrunde geht. Auch solche Glieder des polnischen Volkes, die ihrer politischen Theorie nach Republikaner sein möchten, werden sich dieser praktischen Einsicht nicht verschließen.

Man darf sich nicht vorstellen, daß die künftige parlamentarische Politik dieses Landes ohne Leidenschaften sein wird. Die Parteien werden sich gegenseitig bekämpfen und abwechselnd stürzen. Das gehört zum dialektischen Prozesse des Fortschritts, zur Ausbalancierung der vorhandenen Bestrebungen. Mag es im einzelnen peinlich und störend sein, so ist es doch eben unvermeidlich und notwendig. Aber eine Stelle muß gefunden werden, die ein ruhiges, letztes Wort zu sprechen in der Lage ist und die über allen Parteienwechsel hinweg die Politik nach außen hin vertritt, Staatsverträge schließt und garantiert. Ja, man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß die schmerzlichen historischen Erfahrungen, die Polen in den vergangenen Jahrhunderten mit seinen Wahlkönigen gemacht hat, eine heilsame Lehre für den neuen Staat bleiben werden. Mit einem bloßen schattenhaften Scheinkönigtum ist hier nicht geholfen; das ist vielleicht etwas für wohlgeordnete, altbefestigte Staaten, deren Betrieb sich nach erworbenen Traditionen regelt, aber

Digitized by Google

nichts für Gründungszeiten. Dabei kommt es weniger darauf an, welche Sätze über die monarchische Macht in der geschriebenen Verfassung stehen, als darauf, daß bei aller Freiheit der Volksvertretung tatsächlich ein unveränderlicher Zentralpunkt aufgerichtet wird, das Bleibende in der Erscheinungen Flucht. Polen braucht eine Dynastie auf konstitutioneller Grundlage.

Wer wird König werden? Eine Lebensfrage!

Fast alle Polen, mit denen ich über diesen Punkt geredet habe, sagen, daß es leider kein Pole werden kann, weil es kein Geschlecht gibt, daß offensichtlich für diese Aufgabe geboren ist. Man braucht einen Mann, der Katholik ist, der fürstliche Beziehungen mitbringt, der bereit ist, den Polen ein Pole zu werden und den die Großmächte anerkennen. Wenn einmal die Okkupation schließt, soll der König da sein. Dann hält er seinen Umzug durch dies weite Land, und die Vertreter der Dörfer küssen ihm die Hand, die neuen Eide werden geschworen, und das Staatsschiff fährt unter dem neuen Kapitän hinaus ins bewegte Meer der künftigen Weltgeschichte.

Joseph Bergfried Eßlen / Die Grundlagen unserer Volksernährungspolitik im Kriege

II.

Wie im ersten Teile dieser Untersuchung schon dargelegt, wird zugunsten höherer Preise der Lebensmittel in der gegenwärtigen Zeit geltend gemacht, daß nur sie die Erzeuger veranlassen könnten, auch jene Produkte in größerer Menge zu Markte zu bringen, die sich nicht längere Zeit aufheben lassen, sondern in frischem Zustande verzehrt werden müssen, oder die nicht auf einmal (wie etwa das Getreide und die Kartoffeln), vielmehr nur allmählich gewonnen werden, und die darum nur schwer erfaßt werden können und sich einer zentralen Bewirtschaftung mit mehr oder weniger Erfolg entziehen. Es ist leicht darzutun, daß höhere Preise eher das Gegenteil von dem bewirken, als was ihre Befürworter ihnen nachrühmen, d. h. daß sie zur Zurückhaltung der genannten Lebensmittel in den landwirtschaftlichen Betrieben den Anreiz bieten, zu einem größeren eigenen Verbrauch und nicht zu einer stärkeren Beschickung des Marktes. Steigen nämlich die Preise, sagen wir einmal auf das Dreifache, so genügt es, ein Drittel der früher zu Markt gebrachten Mengen zu verkaufen, um denselben Gelderlös zu erzielen wie vorher. Verkauft der Landwirt die Hälfte der früher verkauften Mengen, so hat er in diesem Fall schon das Anderthalbfache seiner früheren Geldeinnahmen. Sein Bedarf an Bargeld hat sich aber nicht in demselben Verhältnis erhöht, wie die Preise seiner Erzeugnisse gestiegen sind. Bargeld wendet er auf zur Zahlung von Steuern und Schuldzinsen, ferner zum Ankauf von Kolonialwaren und gewerblichen Erzeugnissen, künstlichen Düngemitteln, Kraftfutter, Gerätschaften und Maschinen. Der Betrag, den er für Steuern und Schuldzinsen braucht, ist sich gleich geblieben; die übrigen Waren, zu deren Ankauf er früher baren Geldes bedurfte, sind zum Teil überhaupt nicht mehr zu haben, zum Teil nur noch in sehr beschränkten Mengen, zum Teil — wie bei Gerätschaften und Maschinen — kann er sie gegenwärtig gar nicht gebrauchen, da die vorhandenen bei dem Mangel an Arbeitern und Gespannen völlig ausreichen. Wenn nun gleichzeitig sein Verbrauch an den früheren Hauptnahrungsmitteln Brot und Fleisch durch behördliche Vorschriften und Beschlagnahmen eingeschränkt wird, was liegt da näher, als daß er den Ausfall durch vermehrten eigenen Verbrauch der ihm noch zur Verfügung stehenden Lebensmittel ausgleicht, um so mehr, als er ja auch bei geringerem Verkauf vermehrte Einnahmen daraus erzielt und als er in Friedenszeiten vielleicht genötigt war, nur wegen des Geldes mehr davon zu verkaufen, weniger selbst zu verzehren, als seinen Wünschen entsprach.

Das hier Ausgeführte gilt zweifelsohne für alle Inhaber kleinerer und mittlerer bäuerlicher Betriebe. Es trifft aber auch für den landwirtschaftlichen Großbetrieb zu; nur daß hier die Rücksicht auf die Beschaffung und Erhaltung von Arbeitskräften den Ausschlag gibt, nicht so sehr der vermehrte eigene Verbrauch. Diese Arbeiter können nur angezogen und festgehalten werden durch eine Verpflegung, die nicht allzu weit zurücksteht hinter jener, die ihnen in den bäuerlichen Betrieben zuteil würde. Es fragt sich nun, ob es für den Inhaber des Großbetriebes nicht vorteilhafter sei, in diesem Punkte entgegenzukommen, als mit Schwierigkeiten hinsichtlich der Beschaffung und der Erhaltung williger Arbeiter zu kämpfen zu haben. Auch die Kriegsgefangenen dürften besser arbeiten, wenn sie gut, als wenn sie mangelhaft ernährt werden. Dies sind die Ursachen der auch von dem neuernannten preußischen Staatskommissar für Volksernährung betonten Tatsache, daß gerade die genannten Lebensmittel auf dem Lande in großen Mengen zur Verfügung stehen, während sie in den Städten am meisten fehlen.

Ein Ausweg aus diesen Schwierigkeiten kann demnach nicht in der Gewährung höherer Preise gefunden werden. Es wäre im Gegenteil dieses Mittel geeignet, die Fehler zu verstärken, die es angeblich beheben soll. Ein Ausweg bietet sich vielmehr nur in der Richtung, daß man die Grundsätze, die auf die Regelung der Verteilung und des Verbrauches der Lebensmittel angewendet wurden, auch gegenüber ihren Erzeugern zur Anwendung bringt. Das braucht nicht der unmittelbare Produktionszwang zu sein, gegen den sich die Vertreter der landwirtschaftlichen Interessen so lebhaft zur Wehr setzen. Mittelbar wird er sich allerdings nicht umgehen lassen, wenn man die Schwierigkeiten, mit denen die Ernährung der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung je länger, je mehr zu kämpfen hat, in wirklich ernsthafter Weise beseitigen will, soweit dies die Verhältnisse überhaupt gestatten. So wie die Dinge jetzt liegen und wie unsere Lebensmittelversorgung gegenwärtig geregelt ist, zehren wir auch hier an einem Vorrat, der im Laufe der Zeit mit Notwendigkeit ausgeschöpft werden muß. Dieser Vorrat kann aber nicht ebenso wie unsere Rohstofflager schnell nach dem Friedensschluß wieder auf seinen alten Bestand gebracht werden. Es handelt sich um das Ansehen, mit dem unser Volk die bestehenden Gewalten bis jetzt in vielleicht nur allzu großem Maße betrachtet, um die Achtung, mit denen es alle behördlichen Vorschriften früher befolgt hat. Daß die Anordnungen betreffend die Lebensmittelversorgung in ganz erschreckendem Umfange übertreten werden, ist allbekannt. Es gibt genügend Scherzworte, die die Geistesverfassung derjenigen zu kennzeichnen sich bemühen, die sich an die Verordnungen halten. Hier liegt nun eine große Gefahr für die Zukunft. Wenn auch gewiß nicht anzunehmen ist, daß die Gelassenheit, mit der, sagen wir einmal, nur um ein Beispiel zu haben, ein vortragender Rat oder ein Regierungspräsident die Lebensmittelverordnungen übertritt oder zuläßt, daß sie zu seinem Vorteil übertreten werden, sich bei ihm auch gegenüber der Nichtbeachtung anderer obrigkeitlicher Vorschriften entwickeln wird, so kann man vom Volke in seiner breiten Masse ein derartig feines Unterscheidungsvermögen nicht erwarten. Der Krieg hat schon sowieso eine starke Lockerung aller sittlichen und staatlichen Bande im Gefolge; nach der Ansicht aller erfahrenen Kriminalisten werden wir für die Zeit nach dem Friedensschluß eine bedeutende Vermehrung der Vergehen und Verbrechen zu erwarten haben. Selbst in dem Falle, daß unser gegenwärtiges System der Volksversorgungspolitik, gemildert, wie es ist, durch allgemein verbreitete Nichtachtung der Vorschriften, befriedigende Ergebnisse zur Folge hätte — eine Annahme, die jedoch ganz und gar nicht zutrifft —, selbst dann wäre aus dem angegebenen Grunde eine Vervollkommnung desselben zu erstreben, und zwar in der Richtung, daß es nicht zu Uebertretungen förmlich herausforderte. Der Anreiz dazu wäre aber bedeutend geringer, wenn jedermann wüßte, daß der Mangel in Stadt und Land gleich groß wäre, während jetzt die Entbehrungen in den Städten und Industriebezirken hart

Digitized by Google

an die Grenze des gerade noch Erträglichen heranreichen und auf dem Lande, wenn auch nicht allgemeiner Ueberfluß, so doch weitverbreitet behagliche Fülle herrscht. Es wäre dies auch für das künftige politische Verhältnis zwischen Stadt und Land recht erwünscht.

Wenn wir nun tatsächlich, namentlich in Preußen, jene bewegliche, sich allgemeinsten Vertrauens erfreuende Lokalverwaltung hätten, deren wir uns manchmal nur allzu laut gegenüber anderen Ländern rühmen, ließe sich der Ausweg nicht allzu schwer finden und beschreiten. Es müßten für alle wichtigen Nahrungsmittel Lieferungsverbände geschaffen werden — namentlich auch für Milch, Butter, Käse, Eier und die sonstigen Lebensmittel dieser Art, die heute der Städter, wenn überhaupt, kaum mehr anders als auf dem Wege des Schleichhandels zu Gesicht bekommt. Diese Verbände müßten zur regelmäßigen Ablieferung einer bestimmten Menge Milch, Butter, Käse, Eier verpflichtet werden, in der entsprechenden Jahreszeit auch von Obst und Gemüse, und zwar — das ist sehr wichtig! — unter Gesamthaft ihrer Mitglieder. Ein Schlüssel für die erste Umlegung auf größere Gebietsteile ließe sich nicht allzu schwer finden; er könnte nach Bedarf abgeändert werden, auch schwanken, je nach der Jahreszeit. Nur dürften die angeforderten Mengen nicht zu gering sein. Innerhalb des Gebietsteils bliebe es dann den Beteiligten selbst überlassen, die Lieferungen weiter auf die Kreise, die Gemeinden und zuletzt auf die einzelnen Landwirte umzulegen. Wenn man dieses System von Anfang an angewendet hätte, wäre manches Unerfreuliche vermieden worden, was sich inzwischen ausgebildet hat. Hätte man gleichzeitig auf die hohe vaterländische Bedeutung der so geschaffenen Organisation hingewiesen und die Preise bezahlt, die inzwischen doch als Höchstpreise festgesetzt worden sind, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die obrigkeitliche Regelung unserer Lebensmittelversorgung in der geistigen Eigenart unserer landwirtschaftlichen Bevölkerung eine Stütze gefunden hätte, statt daß ihr heute daraus Schwierigkeiten erwachsen. Die nicht zu niedrig bemessene Lieferungspflicht in Verbindung mit der Solidarhaft des ganzen Dorfes für die angeforderten Mengen hätte das oft allzu entwickelte Selbstinteresse der landwirtschaftlichen Bevölkerung angetrieben, darauf zu achten, daß ja keine Bestimmung etwa vom Nachbarn übertreten werde, während sich heute daraus nur der Anreiz zur Umgehung der Verordnungen ableitet unter freundnachbarlicher Duldung von seiten der Genossen.

Aus diesem Grunde scheint mir auch der vom preußischen Staatskommissar in Aussicht genommene Weg zur besseren Versorgung unserer städtischen und gewerbetätigen Bevölkerung gerade mit den in Rede stehenden Nahrungsmitteln wenig aussichtsvoll. Der offenkundige Mißerfolg der sogenannten Hindenburgspende spricht für meine Behauptung. Sie hat im ganzen 38 000 Zentner Fleisch und Speck eingebracht, d. h. soviel, daß 100 000 Arbeitern knapp dreiviertel Jahr lang eine Zulage von einem Pfund in der Woche zuteil werden kann. Hier ist den Landwirten die Abgabe von Fleisch und Speck gegen Bezahlung so leicht gemacht worden, wie irgend möglich. Trotzdem dieses klägliche Ergebnis! Was nun hier nicht einmal die Berufung auf die Bitte unseres Volkshelden vermochte, wird der Wunsch des preußischen Staatskommissars auch nicht zuwege bringen. Ebensowenig wie für die Ergänzung unseres Heeres und für die Beschaffung des finanziellen Staatsbedarfes der Aufruf des freien Willens hinreicht, ebensowenig genügt er unter den außergewöhnlichen Verhältnissen dieser außergewöhnlichen Zeit für die Sicherung unserer Volksernährung — ganz abgesehen von den schweren moralischen und politischen Schädigungen, die das befolgte System auf die Dauer notwendigerweise nach sich zieht. Der einzige Entschuldigungsgrund für die Nichtanwendung des vorgeschlagenen Zwanges wäre, daß dieses Mittel die Kraft unserer Lokalverwaltung überstiege. Dann wäre sie also doch nicht so vollkommen, wie oft behauptet wird — —!

Am schnellsten ist der letzte Vorteil zu erledigen, der höheren Preisen der Lebensmittel nachgerühmt wird: sie regten zu vermehrter Erzeugung an. Trotzdem diese Behauptung unter allen Einwänden gegen die heutige Regelung weitaus am häufigsten wiederkehrt, trifft sie nicht mehr zu als die übrigen. Zwar bin ich der letzte, der abzustreiten wagte, daß von einem gewissen Punkte an in der Landwirtschaft ein steigender Ertrag sich nur unter Aufwendung verhältnismäßig höherer Kosten für die Mengeneinheit erzielen läßt; diese Tatsache ist der Volkswirtschaftslehre schon seit langem unter dem Namen des Bodenertraggesetzes bekannt. Ist doch ein gut Teil meiner eigenen wissenschaftlichen Arbeiten bisher dem Nachweis und der Begründung dieses Gesetzes und der sich daraus ergebenden Folgerungen gegenüber den Ableugnungsversuchen der Vertreter landwirtschaftlicher Sonderinteressen gewidmet gewesen. Aber die unumgänglich notwendige Voraussetzung jeder Steigerung des Bodenertrages unter vermehrtem Kostenaufwand auf die Flächeneinheit ist doch, daß sich die dazu notwendigen Produktionsmittel der Landwirtschaft in größeren Mengen beschaffen lassen. Ist dies nicht möglich, so kann auch die stärkste Preissteigerung nicht zu erhöhter Erzeugung den Anlaß geben; sie führt dann bloß zu einer Steigerung des Reinertrages im landwirtschaftlichen Betriebe, der sogenannten Grundrente. Es ist nun allgemein bekannt, daß die der Landwirtschaft zur Verfügung stehenden Produktionsmittel durch den Krieg eine Verminderung erfahren haben und noch täglich weiter erfahren. Es fehlt an Arbeitskräften, es mangelt an Gespannen, die künstlichen Düngemittel sind knapp. Selbst bei höchsten Preisgeboten dafür kann die der deutschen Landwirtschaft zur Verfügung stehende Gesamtmenge der Produktionsmittel nicht vermehrt werden. Darum müßten höhere Preise der Erzeugnisse ohne jeden Einfluß auf die erzeugte Menge bleiben. Wir können zufrieden sein, wenn der Rückgang nicht allzu stark wird. Doch kann das durch keine Preissteigerung verhindert werden.

Dagegen gilt ein anderes Gesetz für die landwirtschaftliche wie für jede andere Art der Güterherstellung: ein Produktionsmittel, das mehreren Verwendungsarten technisch gleich gut zu dienen geeignet ist, wird immer jene aufsuchen, in der es am vorteilhaftesten benutzt werden kann, mit anderen Worten, in der es sich am höchsten bezahlt macht. Das trifft auch zu für solche Güter, die sowohl nach Wahl entweder unmittelbar verbraucht oder zum Zwecke weiterer Güterherstellung benutzt werden können. Unter den landwirtschaftlichen Erzeugnissen kommen hier Brotgetreide, Milch und Kartoffeln in Betracht. Sie können sowohl unmittelbar der menschlichen Ernährung dienen, wie auch als Viehfutter Verwendung finden. Es ist nun ein Vorwurf, den man unserer Kriegsernährungspolitik schon seit langem macht, daß die Preise der tierischen Erzeugnisse namentlich mit Rücksicht auf den hohen Preis mancher Futtermittel so hoch festgesetzt worden seien, daß es vorteilhafter für den Landwirt sei, die genannten Nahrungsmittel an sein Vieh zu verfüttern, statt sie so, wie sie sind, zu den Höchstpreisen zu verkaufen. Ferner veranlassen die hohen Viehpreise die Ausdehnung des Anbaues von Futtermitteln auf Kosten des Brotgetreidebaues. Neuerdings ist durch die Kundgebung der zwölf Professoren der Landwirtschaftswissenschaft auch die breitere Oeffentlichkeit auf diese Zusammenhänge aufmerksam gemacht worden. Es ist dies auch die tiefere Erklärung für jene allbekannte Tatsache, daß manche Lebensmittel sofort vom Markte verschwinden, sobald Höchstpreise für sie festgesetzt werden. Sie strömen entweder Verwendungsarten zu, wo eine derartige Preiseinschränkung nicht besteht (namentlich der Herstellung von Dauerwaren) oder sie werden auf dem Wege des Schleichhandels unter Umgehung der obrigkeitlichen Preisfestsetzung (etwa als ausländisches Erzeugnis) abgesetzt; in gewissen Fällen mag auch der Landwirt vorziehen, sie selbst zu verzehren und dafür andere Erzeugnisse, die einen besseren Preis erzielen, zu verkaufen. Die dem Reichstag vorgelegte Denkschrift über wirtschaftliche Maßnahmen der Regierung aus Anlaß des Krieges enthält jedesmal zahllose Beispiele der Wirksamkeit dieses Gesetzes. Man hat gut, die Verfütterung von Brotgetreide zu verbieten, von Milch und Kartoffeln zu beschränken; so lange ein Gewinn von 100 v. H. zur Uebertretung dieser Vorschriften lockt, würden sie selbst dann nicht von allen beachtet, wenn man einen Schutzmann neben jeden Futtertrog stellen könnte.

Die Erklärung für diese fortwährenden Mißgriffe unserer Verwaltungsbeamten dürfte nicht zum wenigsten darin zu sehen sein, daß es der sog. jüngeren historischen Schule der deutschen

Digitized by Google

Nationalökonomie, die mindestens ein Menschenalter lang die Lehrstühle namentlich an den preußischen Universitäten beherrschte, zwar gelungen ist, den Glauben an die überkommenen Lehren der klassischen Schule zu vernichten, ohne aber ihrerseits fähig zu sein, etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Statt dessen lehrte man mehr oder minder unverhüllt die Allmacht der Staatsvorschriften gegenüber dem Wirtschaftsleben. In diesem Sinne aufgefaßt, ist das harte Wort richtig, das man jetzt öfter hören kann: wir haben keine Nationalökonomie. Zwar hätte der volkswirtschaftlich geschulte Verwaltungsbeamte von sich aus nicht bessere Anordnungen, z. B. hinsichtlich der Höchstpreisfestsetzung, treffen können. Aber er hätte die Zusammenhänge überblickt und sich von den landwirtschaftlichen Sachverständigen Rat geholt.

Noch scheint es mir zum Eingreifen nicht zu spät, denn selbst, wenn uns dieses Jahr den Frieden brächte, kehrt eine leichtere Lebensmittelversorgung nicht sofort wieder. Aber eine bedeutende Besserung ließe sich erzielen durch zweckmäßige Preisabstufung und konsequentere Anwendung der Grundsätze, von denen man bei der Regelung ausgegangen ist. Dies wäre: Bildung von sich selbst verwaltenden Lieferungsverbänden mit Pflicht zur Lieferung und Solidarhaft der Mitglieder für die aufzubringenden Mengen. Nur auf diese Weise läßt sich der Produktionszwang auf die Dauer vermeiden.

Kuno Waltemath / Das deutsche Volk und die Freiheit

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Glaube, wir seien ein für die Segnungen der politischen Freiheit unempfängliches Volk, uns vielleicht am meisten in der Gunst des Auslandes geschadet hat. Der Glaube ist uralt. Es ist außerordentlich sprechend, daß Benjamin Franklin, der doch durchaus nicht ungünstig den Deutschen gesinnt, der sogar, ein bei einem Amerikaner ungewöhnliches Geschehnis, Deutsch sprach, von uns sagen durfte: „Da sie in ihrem Leben nie an Freiheit gewöhnt waren, so wissen sie keinen noch so bescheidenen Gebrauch von ihr zu machen." Aus diesem Glauben zieht jetzt Frankreich den größten Nutzen. Es produziert sich der Welt als Bringer und Verkünder der politischen Freiheit, und die von ihm in Szene gesetzte Propaganda läßt alle Minen springen, jenen Glauben zu vertiefen. Die Art, wie Naumann in seiner Antwort auf die Angriffe des französischen Professors Verrier in der norwegischen Zeitschrift „Ukens Revue" und neuerdings in seinen norwegischen Reden dagegen Front macht, anstatt den Neutralen mit der bei diesen natürlicherweise wirkungslos bleibenden sittlichen Entrüstung über die Schlechtigkeit unserer Feinde zu kommen oder gar mit Lobreden auf Deutschlands geistige Höhe und seinen Beruf, Führer der Menschheit zu sein, hat uns die Bahn gezeigt, die uns am sichersten zu den Herzen der Neutralen führt.

Nach Verrier blieb das deutsche Volk stets gegen alle Freiheitsbestrebungen gleichgültig, niemals fochten Deutsche für die Freiheit der Welt und bluteten dafür. Frankreichs Söhne dagegen litten und starben für sie. Die ganze französische Revolution war ein Bluten Frankreichs im Dienste der Freiheit der Menschheit. Napoleons Kriege waren Kriege der europäischen Fürsten und des europäischen Adels gegen die Freiheit. Napoleon brachte die Freiheit nach Deutschland. So herrlich stand damals der von Napoleon annektierte Teil von Preußen da, daß der nicht annektierte sich sehnte, unter die französische Herrschaft zu kommen.

Also sonnen sich die Franzosen im Ruhme ihrer großen Revolution. Eine wahre Legende hat sich um sie gesponnen, zum Schaden und zur Unehre des deutschen Namens. Es wird Zeit, sich dagegen zu wehren. Es war das eigenste Interesse der Franzosen, daß sie ihre große Revolution machten, und zwar ihrer eigenen Befreiung halber. Wenn sie durch ihre Revolution und die sich daran knüpfenden Kriege und Annektionen in Deutschland viel zur Befreiung der Welt, zur Reformierung der deutschen Zustände mitwirkten, so war das lediglich Begleiterscheinung ihrer Politik, nicht Selbstzweck. Niemals hat Napoleon daran gedacht, den Deutschen als politischer Befreier zu kommen, im Gegenteil, er empfahl sich den deutschen Fürsten als Erwürger der Revolution, als Schirm wider die Freiheitsbestrebungen im deutschen Volke. Er denunzierte die preußischen Freiheitskämpfer den Fürsten als republikanische Jakobiner. Preußen war in seinen Augen und in den Augen der französischen und englischen Diplomaten ein Hort demokratisch-revolutionärer Absichten, nicht ein Hort des Despotismus und der Knechtschaft, wie die französische Legende kühnlich sagt. Frankreich stand in den Augen der Deutschen, wegen seines furchtbaren Polizeisystems, wegen seiner Unterdrückung aller nationalen und freien Regungen, nicht als Freiheitsbringer da, nein, als brutaler Bedränger der Freiheit. Die noch unabhängigen Preußen beneideten nicht, wie weiter die französische Legende annimmt, die von Napoleon verschluckten Volksgenossen, sondern sie beklagten sie. Was sie über deren Los dachten, hat Gentz 1813 in einem Flugblatt gesagt. Er rief den deutschen Fürsten zu: „Die besten und hellsten unter den Köpfen eurer Untertanen müßt ihr nun selbst in den Bann legen, und mit empörender Gewalt Wahrheit und Vaterlandsliebe unterdrücken oder gewärtigen, daß fremde Schergen diejenigen vor euren Augen erschießen, die etwa zu laut zu seufzen gewagt haben .... Keine Zeile wird in euren Staaten gedruckt, ohne daß fremde Gewissensangst sie deutet .... Französische dotierte Generale, französische Zöllner und französische Beamte aller Art erpressen und verprassen den Schweiß der Deutschen und verspotten die Unglücklichen."

Wie wäre auch sonst das Emporflammen des Franzosenhasses und der allgemeinen Begeisterung möglich gewesen! Wie wäre auch sonst ein Freiheitskrieg wie der von 1813 möglich gewesen. Das Volk war es, daß den zaudernden Preußenkönig vorwärts in den Krieg gegen Frankreich trieb, und zwar besonders das liberal denkende Volk. Die Minister Hardenberg und Scharnhorst, die zum Kriege drängten, wurden bitter vom Adel gehaßt und dadurch sehr behindert. Ausdrücklich schreibt der General v. Boyen in seinen Denkwürdigkeiten: „Ein großer Teil des Adels war zwar nicht gegen den Krieg, wohl aber waren sie dem Staatskanzler und Scharnhorst abgeneigt, die sie als die Hauptförderer liberaler Ideen und namentlich der Verleihung bäuerlichen erblichen Eigentums haßten." Die Hauptgegner der Reformen waren auch die maßgebenden Anhänger der franzosenfreundlichen Partei in Preußen. Der englische Diplomat Ompteda schrieb Ende 1813 an seine Regierung: „Wenn der König länger zaudert, so sehe ich die Revolution als unvermeidlich an." Dem Eindruck, daß es das Volk war, daß den Befreiungskrieg wollte, entzogen sich selbst die Franzosen nicht. So teilt der französische General Labaume in seinen „Erinnerungen" mit: „Wir sahen oft Abteilungen ungeschlachter Bauern, die sich nach Schlesien begaben, durch unsere Bataillone marschieren — ohne Ordnung, ohne Waffen und ohne Führer. Sie stießen Freudenschreie aus und betrachteten mit drohenden Blicken unsere erstaunten Soldaten. Eine solche Begeisterung, wie sie die Liebe zum Vaterland einflößt, ist der passiven Resistenz überlegen, die oft nur widerwillig der Gewalt gehorcht, die sie beherrscht."

Auch die Deutschen, die direkt oder indirekt unter französischer Herrschaft standen, haßten diese Augenzeugen, und die überall, in Sachsen, am Rhein, in Hessen, in Westfalen, in Niedersachsen, aufflackernden Aufstände und Volksaufläufe bezeugen es. Von der Liebe zum Franzosentum, von der die französische Legende fabelt, insbesondere von der Dankbarkeit für die reformatorischen Einwirkungen der Revolution und der Franzosenherrschaft, keine oder nur geringe Spur! Uebrigens jene reformatorischen Einwirkungen sind bei weitem nicht so groß gewesen, als die französische Revolutionslegende behauptet. Wie recht hat nicht jener Historiker, der da gesagt hat, daß viele der politischen Reformen, „welche die Halbbildung heutzutage als Ideen von 1789 zu feiern pflegt", in Preußen wie in Oesterreich längst bewirkt worden waren. Moderne Verwaltung und Justiz, ein modernes Steuersystem, eine Wirtschaftspolitik, die nicht nur den Nutzen der königlichen Privatkasse im Auge hatte, Schutz der Bauern, allgemeines Schulwesen waren in Preußen schon lange vor 1789 nicht nur in

Digitized by Google

den Anfängen vorhanden. In Oesterreich reformierte die Regierung von Maria Theresia gleichfalls den Staat, schützte vornehmlich die Bauern. Unter Josef II. erfolgte eine wahre Revolution von oben her, die das mittelalterliche Wesen völlig zertrümmerte und 1781 die Leibeigenschaft abschaffte, also bereits acht Jahre vor der großen Revolution. In den meisten größeren Staaten war man gleichfalls vom Drange erfüllt, mit alten Mißständen aufzuräumen, bald mehr, bald weniger.

In Preußen herrschte der Geist des Staatsmanns Suarez, des Erziehers Friedrich Wilhelms III. Nach Suarez mußte der weise Regent seine Untertanen nicht als Maschinen, sondern als freie Bürger behandeln und dafür sorgen, daß jeder unter ihnen seine Kräfte und Fähigkeiten nach eigener Einsicht und Neigung zur Beförderung seiner Glückseligkeit frei gebrauchen könne. Ludwigs XIV. Wort: „Der Staat bin ich", galt nicht, der Fürst war lediglich „der erste Diener des Staates". Ein einheitliches Gesetzbuch ward geschaffen, die Unabsetzbarkeit der Richter proklamiert, der Kabinettsjustiz Schranken geboten, die Bauernbefreiung in Angriff genommen. Alle Bauern auf den Krongütern, 50 000 an der Zahl, wurden frei, und zwar schon vor Jena und Auerstädt.

Eins hatte Deutschland schon vor der Revolution vor Frankreich und England: es trieb Bauernschutzpolitik und verstopfte dadurch die Quellen der meisten Unzufriedenheit. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen, die niedersächsischen Welfenfürsten, die Wettiner usw. gingen auf das schärfste gegen das Bauernlegen vor. Viele deutsche Fürsten — hier gingen die Welfenfürsten, die Wettiner, die Wittelsbacher, auch einige katholische Bischöfe voran — ließen es sich angelegen sein, die grundherrlichen Abgaben gesetzmäßig zu regulieren, der Willkür des Adels zu steuern. Auch war in Deutschland die Abhängigkeit der Bauern vom Adel, im Gegensatz zu Frankreich, in erträglichen Schranken gehalten worden. In vielen deutschen Gauen, so in den Flußmarschen, in Dithmarschen, in den friesischen Gauen, im Schwarzwald, am Niederrhein, im Rheingau, in sehr vielen Dörfern Ost- und Westpreußens und der Mark Brandenburg und sonst zerstreut in den anderen Gauen saßen freie, keinem Grundherrn untertänige Bauern. In Ost- und Westpreußen waren es die 30 000—40 000 mit dem Kulmer Freisassenrecht ausgestatteten Freibauern, hier und sonst in Ostelbien die von den Hohenzollern angesetzten bäuerlichen Kolonisten, wie die Salzburger, die Dessauer, die Anhalter, die Pfälzer, die Holländer, die Schwaben, die Magdeburger, die Böhmen usw. Fast 60 000 freie Bauern siedelte allein der alte Fritz an. In anderen Gegenden, wie in Niedersachsen, in der Altmark, in Lauenburg war der Bauer persönlich frei, eine Art Erbpächter. Anderswo war die grundherrliche Untertänigkeit nur dem Namen nach vorhanden, der Bauer konnte mit seinem Hofe machen, was er wollte, er sah seine Abgaben gesetzmäßig genau reguliert, er fand bei allen Klagen gegen den Adel ein offenes Ohr bei Gerichten. So war es im südlichen Niedersachsen, in Niederschlesien, in Sachsen usw.

So hat es also das deutsche Volk in der Hauptsache sich selbst zu verdanken, wenn es zu modernen Zuständen emporgehoben worden ist. Der in ihm wohnende sittliche Ernst, die nie in ihm erstorbene Menschenwürde führte die Regierungen von selbst auf die Bahnen des Fortschritts. Die französische Revolution zeugt wahrlich nicht für eine größere Freiheitsliebe der Franzosen, im Gegenteil für eine geringere. Wenn die Franzosen nicht so nachgiebig gegen jeden Druck von oben gewesen wären, niemals hätte ein so schrankenloser Absolutismus orientalischer Art, wie der Ludwigs XIV., sich einnisten können, niemals hätten so schändliche Wirtschaften wie die der Bourbonen das Volk quälen dürfen. Das verderbliche französische Beispiel hat auch in Deutschland manche Fürsten verführt, den französischen Königen es gleichtun zu wollen. Aber sie scheiterten gewöhnlich, wie in Württemberg. Die absolutistischen Neigungen der Herzöge riefen hier den erbitterten Widerstand der Stände hervor, die schließlich obsiegten. Der Absolutismus konnte eben im Angesichte des freien festen Geistes, der im deutschen Volke lebte, nur siegen, wenn er reformatorisch auftrat. Niemals hat das deutsche Volk sich so zertreten lassen, wie das französische vor der Revolution. Also brauchte es auch nicht so aufzubegehren wie das westliche Nachbarvolk. Wo in Deutschland die Stände ihre Macht behaupteten, hielten sie die Macht der Fürsten in Schranken, waren sie das ganze 18. Jahrhundert hindurch der Schauplatz erbitterter parlamentarischer Kämpfe. So in Niedersachsen, Württemberg, den Bistümern. Der altgermanische Freiheitsdrang war noch nicht erloschen, fand nur wegen der Zerrissenheit des Vaterlandes in diesem keinen Spielraum.

Um so mehr aber betätigte er sich in der Fremde. In Amerika half er die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten zu erringen. Der Kern der amerikanischen Unabhängigkeitsheere war deutsch, Washingtons Leibgarde ganz deutsch. Die Franzosen preisen ihren Lafayette, vergessen aber Steuben, Mühlenberg, Kalb, die über den Ozean eilten, um für Amerikas Freiheit zu kämpfen. Selbst die von einigen deutschen Fürsten den Engländern zur Hilfe geschickten Truppen fingen bald an mit den Amerikanern zu sympathisieren, liefen über und fochten für Amerika. Aufs schärfste haben deutsche Zeitgenossen der amerikanischen Revolution jene Fürsten gebrandmarkt, allen voran der Alte Fritz. Im amerikanischen Bürgerkriege stritten Hunderttausende von Deutschen für die Erhaltung der Republik, wider die Sklaverei. Ohne sie hätte niemals der Norden gesiegt. Also hat General Lee, der Heerführer des Südens, gesiegt. Auch sonst hat das deutsche Volk immer auf seiten der Unterdrückten gestanden. Obwohl in politisches Elend versunken, vergaß es über seinen Jammer nicht den Jammer der anderen. Es hielt nie mit seinem Tadel zurück, wenn seine eigenen Regierungen hier versagten. Der Unabhängigkeitskrieg Polens von 1830 entzückte ganz Deutschland, ebenso der ungarische Unabhängigkeitskampf von 1848. Deutsche fochten mit als Streiter für die ungarische Unabhängigkeit und starben für sie. Unter den 22 Soldaten und Politikern, die den Henkerstod nach der Niederwerfung des Aufstandes erlitten, waren die deutschen Generale Aulich, Lahner, Schweidl, Pölt v. Pöltenberg, Graf v. Leiningen und Knezich. Ebenso trieb der Freiheitskampf von Hellas eine Woge voll Begeisterung für die Griechen durch Deutschland. Die Freiheitslieder von Müller und anderen, die zum Preise der Hellenen erklangen, fanden stärksten Widerhall. Das griechenfeindliche Verhalten der österreichischen Regierung rief Entrüstung hervor. Eine Philhellenenschar deutscher Freiwilliger eilte den Griechen zur Hilfe; diese Kämpfer starben meistens für Hellas. Unter ihnen ihr Führer, der württembergische General Normann, der in Missolunghi an einer erlittenen Verwundung starb. Herrliche Taten voll Heldenmut verrichtete diese deutsche Philhellenenschar.

So steht das deutsche Volk als ein freiheitsliebendes da. Wie könnte es auch anders sein? Ist Deutschland doch die Heimat der englischen und amerikanischen Freiheit, deren Anblick erst Frankreich zur Revolution anregte. Von Deutschland trugen die Angelsachsen die Gemeindefreiheit, die Selbstverwaltung, das Geschworenengericht nach England und ihre Nachfahren nach Amerika. Aus der englischen, aus Deutschland stammenden Gemeindefreiheit entwickelte sich die neuenglische Stadtgemeinde, aus der die amerikanische Freiheit allmählich emporstieg. In Deutschland lebten alle diese Dinge von den ältesten Zeiten an, soweit die Erinnerung reicht, bis zum Ausgange des Mittelalters. Ueberall sprach im damaligen Deutschland das Volk selbst mit Justiz auf den Gerichten, auf den oberen durch Schöffen und Achtensleute, erwählt aus der Mitte des Bauernvolkes. Ueberall war der Sinn für Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit rege. Selbst die sonst unfreien Bauern besorgten in ihren Dörfern ihre Gemeindeangelegenheiten und niedere Justiz selbst. Ueberall bestanden Verfassungen, die die Macht der Fürsten häufig aufs äußerste beschränkten, mehr als in England. Erst die mit dem Eindringen des römischen Rechtes zugleich sich einnistende Gedankenwelt des kaiserlichen Roms, wie sie sich in der Anbetung der Idee des Selbstherrentums eines einzigen, in dem Glauben an die Allmacht des Staates und der Bürokratie, in der Verachtung des ungelehrten Volkes zeigt, erstickten diese Freiheiten. In engster Anknüpfung, in Erinnerung an sie wurde die Steinsche Städteordnung geschaffen, nicht in Anknüpfung an die Ideen der französischen Re-

Digitized by Google

volution, wie man so häufig fälschlich glaubt. Ein amerikanischer Geschichtschreiber fängt die Geschichte seines Landes mit den Worten an: In Deutschlands Urwäldern wurde die amerikanische Freiheit geboren. Möge dieses Wort Gemeingut der Welt werden.

Gottfried Traub / Christentum und Krieg

Aus der im Preußischen Abgeordnetenhause gehaltenen Rede.

Die Fragen, die die philosophische Forschung in allererster Linie behandelt, stehen heute viel mehr im Mittelpunkt des allgemeinen Bedürfnisses, als man ahnt. Denn Fragen wie „Politik und Ethik", Fragen wie die nach der „Selbständigkeit des Geisteslebens", Fragen wie die von „Staat und Moral", „Christentum und Staat", von Nationalismus, Nationalkultur und Weltkultur stehen nicht nur im heißen Wettbewerb der verschiedenen geistigen Gruppen, sondern im Mittelpunkt des unmittelbarsten, innersten Lebensinteresses. Wenn wir die Briefe aus den Schützengräben bekommen, so sind es diese Fragen, um die sich heute das innerliche Interesse draußen dreht, und wenn man da keine Führung hat und wenn in dieser Richtung nicht von den berufensten Vertretern unserer Universitäten mit aller Kraft gearbeitet wird, etwa so, wie Geheimrat Tröltsch in Berlin es tut, dann soll man sich nicht wundern, wenn viele Gebildete so hilflos werden, daß sie sich in den gegenwärtigen geistigen Wirren überhaupt nicht mehr zurechtfinden.

Von diesem Gesichtspunkt der Wirkung des wissenschaftlichen Geistes aus erlaube ich mir, auf den von mir gestellten Antrag einzugehen: „In den nächsten Haushaltsplan sollen 20 000 M. zur Unterstützung von Veröffentlichungen und Forschungen aus dem Gebiet der Reformation und Gegenreformation eingestellt und mit dieser Aufgabe eine Kommission protestantischer und katholischer Forscher betraut werden." Ich habe ihn selbstverständlich gestellt mit Rücksicht auf die Reformationsfeier. Was von meinen Vorrednern gestern und heute gesagt worden ist, unterschreibe ich. Im Jahre 1883 bei der letzten Lutherfeier hat unsere preußische Akademie der Wissenschaften einen Mann wie Mommsen damit beauftragt, die Festrede auf Luther zu halten. Wir Protestanten haben auch in diesem Jahre ein volles Recht dazu, eine solche Reformationsfeier abzuhalten. Ich gehöre nicht zu denen, die davon irgendwelche Beeinträchtigung des konfessionellen Friedens erwarten. Das Recht zu dieser Feier soll den protestantischen Kreisen nicht bloß zugestanden werden. Das nehmen sie sich selbst. Ihre Geschichte gibt es ihnen und die Geschichte des deutschen Volkes. Denn das deutsche und preußische Volk in seiner Gesamtheit, gerade wie es jetzt draußen in den Schützengräben zusammengewachsen ist, hat ein gutes Verständnis für den Lutherzorn der deutschen Rede und für die Lutherzuversicht, die durch nichts geknechtet werden kann, und dafür, daß in den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche steht, daß die Obrigkeit das gottgegebene Recht hat, Kriege zu führen. Das sind Punkte, in denen das ganze Volk einem solchen Führer der Nation immer seinen Dank aussprechen wird und aussprechen soll. Deshalb betrachte ich es gewissermaßen als eine Fügung der Weltgeschichte, daß gerade mitten in der Kriegszeit, wo wir uns unter den verschiedenen Konfessionen kennen und schätzen gelernt haben, wir dieses Fest feiern und in diesem Fest vor allem das herausheben, was die positiven Früchte und die bleibenden Grundgedanken der Reformation sind.

Von solchen allgemeinen Erwägungen aus habe ich mich selbstverständlich mit den Quellen der Reformationsgeschichte beschäftigt und fand am Wege ein ausgezeichnetes Buch, das uns der Verlag Perthes gegeben hat — der Verlag, der uns auch sonst in diesem Kriege so vorzügliche Bücher auf den Tisch gelegt —, die „Quellenkunde zur Reformationsgeschichte" von Professor Wolf in Freiburg. Als ich den Abschnitt über die Geschichtsschreibung der Reformationszeit in den verschiedenen Jahrhunderten gelesen hatte, kam ich an den Schlußsatz, in welchem dieser treffliche Historiker seine Erlebnisse dahin zusammenfaßt: „So erhebt sich die verheißungsvolle Zukunftsaussicht auf eine von konfessionellen Vorurteilen freiere reformationsgeschichtliche Betrachtung." In diesem Zusammenhang kam ich auf den Vorschlag, den ich den Parteien des Hauses unterbreitet habe. Gegen Mißverständnisse führe ich das Folgende an. Ich habe an den Gedanken einer Kommissionsbildung aus protestantischen und katholischen Forschern trotz der Bedenken des Herrn Dr. Heß festgehalten. Meine Ansicht geht nicht dahin, irgendeine zwangsweise Einigung zwischen katholischen und evangelischen Forschern herbeiführen zu wollen. Ich stehe in der Beziehung auf dem Standpunkt, man soll keine Ehe zwischen Leuten schließen, die verschiedener Weltanschauung und verschiedener kirchlicher Auffassung sind, und wo beide auf ihrem Rechte bestehen. Ich halte deshalb wenig von verstiegenen und übertriebenen Erwartungen irgendwelcher konfessioneller Einigungsträume. Nach meiner Meinung ist es besser, wenn die beiden Kirchen jede in ihrer Art ihre eigensten Kräfte und ihre Tüchtigkeit bewähren. (Sehr richtig!) Ebenso lag mir der Gedanke einer staatlichen Kontrolle fern. Ich vermute, daß das vielleicht den Widerspruch des Herrn Kollegen Dr. Heß erregt hat, die Furcht, als ob ich auf dem Umwege einer solchen Kommission, die aus katholischen und evangelischen Forschern zusammengesetzt ist, eine staatliche Kontrolle der künftigen Geschichtsforschung der Reformationszeit gewinnen wollte. Das liegt mir fern. Ich teile seinen Gedankengang. Ich wußte, daß Herr Professor Greving in Münster das Corpus Catholicorum herausgibt und außerordentlich tüchtig wie immer an seiner Arbeit ist. Ich wußte davon durch Probst Geh. Rat Kaweran, den hochverdienten Vorsitzenden des Vereins für evangelische Reformationsgeschichte. Nun wird mein Vorschlag ganz klar. Ich wünsche, daß diese beiden Herren, der Vorsitzende des Vereins für evangelische Reformationsgeschichte und der Vorsitzende dieser außerordentlich weitschichtigen Arbeit an den Urkunden der Gegenreformation, als leitende Forscher in dieser Kommission zusammenkommen und sich gegenseitig auch über die wissenschaftliche Behandlung der Stoffe klar werden. Ich sage: über die wissenschaftliche Behandlung, denn eine solche ist möglich und wird mir gerade bestätigt aus Verhandlungen, die bisher schon von diesen beiden Männern geführt worden sind. Ich freue mich, gerade in der Zeit dieser Kriegsreformationsfeier es als einen gewissen Markstein betrachten zu können, daß es nun bei der 400jährigen Jubiläumsfeier möglich sein kann, auf wissenschaftlicher Grundlage von beiden Seiten aus dasjenige auszumerzen, was rein gehässiger Polemik dient, und dem allein zu dienen, was der rein wissenschaftlichen Forschung zugute kommt. (Sehr gut!) Von diesen Grundgedanken ausgehend, ohne jeden Hintergedanken habe ich diesen Antrag eingebracht und würde mich freuen, wenn der Herr Kultusminister unserem Antrage zustimmen könnte. Alle Parteien außer Zentrum, Polen und sozialdemokratischer Arbeitsgemeinschaft hatten unterzeichnet.

In diesem Zusammenhange aber und im Zusammenhang mit den Angriffen, die gestern von Herrn Adolph Hoffmann gegen unsere evangelischen Fakultäten und die ganze christliche Erziehung unseres Volkes gerichtet worden sind, erlaube ich mir einiges zu erwidern. Ich freue mich, daß unsere Fakultäten, sowohl die evangelischen wie die katholischen, tatsächlich unser Volk in dem Sinn und Geist erzogen haben, daß es keinen innerlichen Riß oder Zwiespalt erkennt zwischen Christentum und der Pflicht, in diesem Kriege auszuhalten und ihn bis zum Siege durchzukämpfen. (Bravo!) Ich würde es geradezu bekämpfen mit aller Entschlossenheit, die mir zur Verfügung steht, wenn wir andere Wege gehen würden. (Wiederholtes Bravo!) Es ist gesagt worden, es hänge mit der staatspolitischen Abhängigkeit der evangelischen preußischen Kirche zusammen, daß sie sich nicht das Recht nehme und nicht den christlichen Mut finde, jetzt in diesen Kriegszeiten alle die Erwägungen zu betonen, die man gefühlsmäßig teilen kann, die aber doch im Augenblick jetzt nur in billiger Weise benutzt werden, die ganze politische Stellung unseres deutschen Volkes nach außen hin zu untergraben. (Sehr richtig!) Ich antworte, das hat mit der staatspolitischen „Abhängigkeit" der evangelischen Kirche nichts zu tun. Die Evangelischen reformierter

Richtung haben sich von jeher gegen staatspolitische Abhängigkeit ihrer Kirche erklärt. Aber die ganze Geschichte der reformierten Kirchen zeigt wiederholt, daß gerade sie sogar Kriege geführt haben für die Sache der Religion oder des Staates — denken sie an Cromwell oder die Hugenotten! —, während die lutherische Kirche, der man um ihrer Abhängigkeit von der Staatsgewalt willen Vorwürfe macht, in Religionssachen das Schwert stets in der Scheide gelassen hat, nicht immer zu ihrem Vorteil. Es ist darum eine schiefe Auffassung, als ob die staatspolitische „Abhängigkeit" der Kirche über Kriegslust oder Kriegsunlust der evangelischen Kirchen ein entscheidendes Wort zu sagen gehabt hätte.

Aber ich möchte weiter fragen, wie denn eigentlich die Sache für Herrn Hoffmann stände, wenn wir heute statt eines Krieges eine Revolution hätten? Wenn wir eine Revolution erlebten, dann glaube ich, daß Herr Adolph Hoffmann auf das Blut, das in dieser Revolution vergossen werden würde, selbst ein Wort wie das vom „Gottesdienste" ohne jedes Gewissensbedenken anwenden würde. Aber wenn jetzt das Blut fließt innerhalb eines nationalen Krieges, da soll auf einmal als ungehörig gebrandmarkt werden dürfen, wenn jemand voll Ernst und innerem Grauen es ausspricht, daß auch dieses Blut wirklich fließt unter den Augen der göttlichen Weltregierung? (Lebhaftes Bravo und Sehr gut!) Gerade von dem Boden der marxistischen Geschichtsbetrachtung selber aus, welche nach altem Muster den Krieg als die größte Revolution hinstellt, hat Herr Hoffmann unrecht. Jener bequeme und billige Vergleich in seiner rohen unvermittelten Zusammenstellung, daß im Krieg Blut fließt, und daß man daneben die Gottheit stelle, ist vollständig deplaciert. (Bravo!)

Aber ich will noch weiter gehen, und weil mich die Ausführungen von Herrn Hoffmann gestern wirklich innerlich empört haben, einmal ganz kurz die Grundsätze des Christentums hier klarlegen, wie ich sie verstehe.

Das Christentum stellt den Krieg niemals höher als den Frieden. Es hat noch niemals Freude am Kriege gehabt, es hat aber ebensowenig Freude gehabt an irgendwelchem faulen Frieden; denn der Friede als solcher ist ihm kein absolutes Gut, ebensowenig wie nach christlicher Auffassung der Krieg ein absoluter Schaden wäre. Das Christentum will seinen Anhängern ein gutes Gewissen vor Gott schaffen, das kein Friede lähmen und kein Krieg töten kann. Wenn nun das 5. Gebot: „Du sollst nicht töten!" uns entgegengeworfen und gefragt wurde: „Warum verkündet die Kirche das heute nicht?" dann möchte ich die Herren, die das gesagt und in ihren Zwischenrufen bestätigt haben, daran erinnern, daß dies Wort im Alten Testament steht und daß dasselbe Alte Testament erfüllt ist von lauter Kriegen. Nirgendwo habe ich dort gelesen, daß irgendein Prophet des Alten Testaments bei den vielen Kriegen seines Volkes etwa seinen Kriegern dieses Gebot: „Du sollst nicht töten!" — zwischen die Füße geworfen hätte. (Sehr gut!) Es klang manchmal gestern beinahe so, als ob unsere Soldaten draußen unter dieses fünfte Gebot fallen würden und die christlichen Kirchen eine Schuld daran hätten, weil sie nicht protestierten gegen den Krieg. Da muß ich doch sagen: wenn ein Feldgrauer das gehört hätte und er wäre hier hereingekommen, er hätte sich das handfest verbeten (sehr gut und Bravo!), daß er auch nur von ferne irgendwie mit einem Mörder verglichen werden soll. (Erneutes Bravo!) Und wenn man gestern gefragt hat, was denn eigentlich „christlich" und „unchristlich" sei, dann möchte ich antworten: unchristlich ist der, der sich in solchen Zeiten der Not nicht in erster Linie an die Seite seines eigenen Volkes Schulter an Schulter mit ihm stellt (lebhaftes Bravo!); unchristlich ist der, der in Zeiten der Not die Klassen der Bevölkerung gegeneinander hetzt und dann gleichzeitig das Wort von der „Menschheit" und von der „Menschenliebe" in den Mund nimmt (erneutes lebhaftes Bravo!); unchristlich ist es, „Frieden, Frieden und noch einmal Frieden zu rufen da, wo kein Friede ist" — Zitat aus dem Buch Jesaja — und wo man unserem Volk seinen verdienten Frieden am allerschlechtesten und am allerfaulsten bringen würde, wenn man ihn zur unrechten Zeit schließen wollte. (Sehr richtig!) Unchristlich ist es, wenn man schließlich verlangt, daß man über die innersten Gründe und die letzten Tiefen der christlichen Religion sich dort Rats hole, von wo aus uns gestern Ratschläge über das wahre Wesen des Christentums gegeben worden sind. (Lebhaftes Bravo!) Wenn ich wissen will, wie Christentum in diesem Kriege ist und wirken soll, dann gehe ich nicht zu Herrn Adolph Hoffmann, sondern dann gehe ich zu dem, der Christ und Kriegsmann in einer Gestalt ist, dann gehe ich zu unserem Hindenburg.

Anne Pieper / Kriegsanleihe auf dem Dorf

In schönen, jetzt so fern liegenden Friedenszeiten ließ die Dorfwirtin wohl gelegentlich zu Bockbierfest, Kirmes oder anderen Festtagen des vogtländischen Dorfes „Komiker" aus der benachbarten Großstadt kommen, und diese Bereicherung des Festprogramms wurde von alt und jung mit Entzücken begrüßt. Und daß man „Drob'n der Pfarr" nach den städtischen Gästen kein Verlangen zeigte, war mindestens sehr erstaunlich; ihre neuesten Lieder und Witze waren doch zu schön! Nein, wir machten uns nichts aus diesem Kirmesbesuch, nur — ankommen sahen wir sie gern. Stolz fuhren sie auf einem an die Station geschickten „Geschirr" ins Dorf, mit allerlei merkwürdig geformten Instrumentenkisten und geheimnisvollen Koffern beladen, angestaunt und heimlich bewundert von jedermann und dementsprechend voll Würde.

Gestern hielt ein Schlitten vor der „Pfarr" — Mitte März auch für vogtländische Winter etwas Außergewöhnliches. Aber kein stolzer „Rennschlitten", wie er uns sonst wohl zur Stadt führt, nein, ein „Kastenschlitten", auf Schlittenkufen ein kistenartiger Aufbau, in den man hineinturnen muß; zwei Bretter sind quer drübergenagelt und bedeuten Kutscherſitz und Platz für die Passagiere. Innen ist der Kasten schön warm mit Stroh ausgefüllt, hinein kommen Fußsäcke und Decken, es werden aus dem Haus auch allerhand geheimnisvolle Kasten und Koffer gebracht und hineinverstaut, dann steigt oder turnt das pelzvermummte pfarrherrliche Paar ein. „Weißt du noch, wie die Komiker aus P. kamen?" sag ich zu meinem Mann, und die ersten Minuten der Fahrt vergehen in schmunzelnder Erinnerung an die schönen Zeiten der Bockbierfeste, Kirmessen, Komiker, Gänsbauch- und Karpfenschmäuse.

„Wie werden wir heute durch den Schnee kommen?" fragt mein Mann den Bauern und Schlittenbesitzer. „Wird schon gehen, hü, Lotte!" Und die Lotte trabt tapfer bergan, dem Filialdorf zu, wo heut ein Lichtbilderabend sein soll mit dem Zweck, die etwas zähen Bauern zum Zeichnen von Kriegsanleihe zu begeistern. Stärker geht's bergan, und die Kälte wird trotz Pelzmantels fühlbar. Die Lotte trabt schon lang nicht mehr, tief muß sie in die „Schneewehen" hinein. Am Tag zuvor waren wir ins Nachbardorf im Wagen gefahren, und die Straßen waren fast schneefrei; eine Nacht und ein halber Tag Schneetreiben hat sie so verweht, daß die Lotte jetzt stillsteht, sie schafft es nicht mehr. Ihr Herr steigt ab und „hü, Lotte!" geht es durch und über den Graben, hart am Umkippen vorbei, auf die Felder, auf denen der Schnee gleichmäßiger liegt. Bis an den Bauch mußte die Lotte in den Schnee, und das nimmt sie übel, nach ein paar wilden Sprüngen versucht sie ins Tal hinunterzusausen. dem heimatlichen Stall zu — was geht sie Kriegsanleihe und Lichtbilder an! Ihr Herr bringt sie aber zur Vernunft, und nun geht sie, zwar etwas unwillig schnaufend, aber sonst artig am Weg entlang übers Feld, als die Höhe erreicht ist, wieder über den Graben. Ein Stück Straße ist fahrbar, dann aber müssen Lotte, Schlitten, Kisten und Koffer wieder über den Graben; wir sind diesmal ausgestiegen und haben vorsichtshalber unser empfindlichstes Gepäckstück, den Koffer mit den Platten, mitgenommen. Hopp! müssen auch wir über den Graben und stampfen durch die Dämmerung das letzte Stück querfeldein bis zum Ziel.

Im Dorfwirtshaus wird ausgepackt, und als ich merkte, wie die Dorfjugend unseren Einzug und das Auspacken der geheimnisvollen Kasten und Koffer bestaunt, kommt mir wieder der Gedanke „Komiker aus P!" Der „Familienabend" soll im Tanzsaal des Wirtshauses sein, aber da oben stehen die Fenster auf, und draußen sind

Digitized by Google

10° C unter Null! „Wir haben gedacht, 's könnt' drunt'n in der Stub sein," sagt der Wirt, „da ist's schön warm." Also los! Unheimlich voll und heiß wird's ja werden, aber lieber Hitze als 2 Stunden Arbeit bei — 10°. Es werden mit großer Schnelligkeit die Tische aus der Stube geräumt, Bänke und Stühle in Reihen gestellt, und den bestaunten Koffern entsteigen Lichtbilderapparat, Leinwand, Gestell und Gasentwickler. Die Wirtin bringt heißen Kaffee (es ist noch richtiger), von uns jetzt Kaffee-Kaffee genannt im Vergleich zum Malz-Korn-Rüben-Kriegskaffe; wie der schön durchwärmt! Der Herr Kantor erscheint mit den Schulkindern, die Stube füllt sich, und mit einigem Drängen und Drücken ist bald der letzte Platz besetzt, die Fensterbänke sind die Logen, und die Knie der Burschen — honny soit qui mal y pense — geben Sitzplätze für den schönen Teil der Dorfjugend. Die Schulkinder kommen vor die Leinwand auf den Fußboden zu sitzen, um Stühle zu „strecken".

Bald nach 8 Uhr kann's anfangen. Einige Hausmütter, denen daheim keine sorgliche Großmutter die Kleinen betreut, bringen das 3—4jährige Jung-Deutschland auf dem Arm mit; mit großen Augen bestaunt es die ungewohnte Umgebung und schläft bald ein. Als nun der etwas gellende Gesang der Schulkinder anhebt, versteht so ein Knirps das falsch und bricht in ein lautes Angstgebrüll aus; die etwas beschämte und ärgerliche Mutter muß ihn heimschaffen. Dem Gesang folgen Gedichte — wir verstehen nicht alles, viel zu schnell und monoton wird es heruntergeleiert, die umsitzenden Mütter sind aber anscheinend stolz auf die Leistungen und das „gute Gemerk" ihrer Kinder.

„Bitte Dunkel machen." Der Wirt drängt mit einem Stuhl durch die Menge, hebt die einzige Petroleumlampe ab und verschwindet damit. Und nun spricht mein Mann eindringlich und sicher für alle verständlich über Deutschlands Finanzkraft, und was an Zahlen und Worten etwa verlorengeht, wird durch sehr anschauliche Lichtbilder erklärt, die die Reichsbank hat herstellen lassen. Dabei ergibt sich auch eine Gelegenheit, wieder einmal von dem in Bauerntruhen und -schränken verschwundenen Gold und Silber zu reden und zur Herausgabe zu mahnen. Ich sehe auf vom Apparat — unbeweglich schauen die Gesichter um mich, ohne jedes Interesse anscheinend. So leicht läßt sich der Bauer nichts anmerken! Und doch wird scharf aufgepaßt. In Friedenszeiten haben wir zuerst Lichtbilderabende veranstaltet: Märchen, Bilder aus dem Ausland, Luthers Leben, wie sich gerade die Gelegenheit ergab. Beim ersten fehlte niemand, der zweite war weniger besucht, und immer mehr nahm's ab — zuletzt waren die Schulkinder da und etwa zehn Erwachsene. Ein Bauer gab uns des Rätsels Lösung: „Die Leut' wissen jetzt, wie es mit dem Bilderkasten zugeht, da tragen sie die 20 Pfennige Eintritt lieber ins Wirtshaus." Seit Kriegsbeginn haben aber die Abende wieder Zugkraft; die Leute sehen gern, wie es „draußen" zugeht, und nun sind sie den „Kasten" so gewöhnt, daß sie auf die Bilder achten. Als zum Schluß dieser Bilderreihe unseres Feldmarschalls schöner, energischer Kopf riesengroß auf der Leinwand erscheint und jeden einzelnen mit den klugen, so guten Augen ansieht, da geht ein Aufatmen durch die Stube. Vielleicht ist doch einigen von den vielen eine Ahnung aufgestiegen von der großen Zeit und ihren Anforderungen an den einzelnen. Möge der Blick Hindenburgs nachwirken in den nächsten Wochen, wenn der alte Kantor und mein Mann jedes Haus besuchen werden, um zur Kriegsanleihe zu werben.

Noch einmal singen die Schulkinder, dann erscheinen in rascher Folge farbige Bilder: U-Boote, Kreuzer, Schlachtschiffe und ihre Fahrten. Nie hört man ein Wort des Beifalls, nur ab und zu ein Aufseufzen zeigt, daß die Größe des Geschehens da draußen auf den Meeren verstanden wird. Als dann aber unser deutsches Kampf- und Trutzlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" in großen Buchstaben aufleuchtet und mein Mann den ersten Ton anstimmt, klingt der Gesang so mächtig durch die Stube, daß mir's ist, als habe in den äußerlich so Unbeweglichen doch ein Funke gezündet.

Rasch leert sich die Stube, hilfreiche Hände helfen den Apparat einpacken und verladen und das Pferd einschirren, man bringt noch eine Laterne, und unser Fuhrmann bekommt guten Rat: „Gleich hinter dem Dorf aufs Feld fahren, immer rechts bis zur Flurgrenze, beraab wird's dann schon auf der Straße gehen." Von dem gut vogtländischen Wunsch: „Wohl nach Haus" begleitet, fuhren wir in die Nacht hinaus. Einen Augenblick will es mir unheimlich werden, aber die Lotte trabt so tapfer, die Laterne, die mit ausgestrecktem Arm hinausgehalten wird, gibt so tröstlichen Schein, und oben funkeln die Sterne so wunderbar — da kommen Mut und Humor wieder. Noch einmal müssen wir aussteigen, noch einmal muß ein Graben übersprungen werden. Die Lotte ist es schon gewohnt, ich sinke mit einem leisen Schrei knietief ein und muß von dem Pfarrherrn herausgeholt werden. Aber dann geht es flott bergab, bald sehen wir die Lichter des Heimatdorfes, und dann kommt der behagliche Augenblick, wo in warmer heller Stube trockenes Zeug und ein Glühwein alle Anstrengung vergessen lassen.

Und morgen geht's wieder hinaus, zum vierten und letzten Abend in dieser Woche. Mögen die Bilder, Luthers Schutz- und Trutzlied und Hindenburgs mahnender Blick nun nachwirken!

Gerhard Bartels / Aus der Sommeschlacht

Regenschwer und dunkel, voll Schauern schreiten die Tage der Schlacht über uns her . .

Fern sind die Bilder, die sonst die Erlebnisse des Weltenwebens in schonender Umhüllung offenbarend mir gestaltet haben. Im ehernen Vorüberschreiten des Schlachterlebens sieht mich die Wirklichkeit selber an.

Verzehrend sind diese hüllenlosen Blitze der Augen der Wirklichkeit.

Und wohin das eigene Auge sieht, überall nur nackte, fassungslose Wirklichkeit.

Wie ein Kind, das sich verlaufen hat, durchläuft die Phantasie den Kreis ihrer Gestaltungskraft und sucht für das furchtbare Erleben nach mütterlich bergenden Bildern . . .

Aber kein Bild, kein Zeichen will sich finden lassen. Meeresriesen werden zu verdurstenden Teichen, wenn sie zum Bild der Leidensgröße dieser Tage dienen wollen. Gewittersturm auf einsamem Alpenkamm ist wie ein Hauch gegen das Grausen dieser Tage der Maschinenschlacht. Und nichts Gedachtes, nicht Perlen und kein Edelstein kann so demütig als dienendes Bild sein, daß es das schier schreckhafte Leuchten der Treue der Männer der Schlacht in seinem Glanze euch deuten möchte:

Und müde gehetzt bricht die geängstete Phantasie zusammen vor den Wirklichkeiten der Schlacht.

* * *

Da kamst du, junger Kamerad, in unseren Kreis — und dein Kommen war wie der Morgenruf nach qualdurchwachter Nacht.

Denn du bist wie der junge Baum, der säftefroh und wurzelfest dem Sturm entgegenjauchzt, der seine Zweige sucht;

wie der junge Baum, der versonnen in Mittagsstille jeden Sonnenstrahl liebend erfassen möchte;

wie der junge Baum, bei dem im Frühlingsmondschein blonde Träume von Zweig zu Zweig rasch wechselnd spielen.

So war uns dein Kommen Lichtstrahl und Freude.

Dein strahlendes Auge, dein jungfrisches, fröhliches Gesicht, dein lachender Mund, dein in dir selbst ruhendes Wesen, das sich wiegte im Gleichgewicht der Fröhlichkeit eines tapferen kindlichen Gemütes —, alles das brach dir und uns die Feuerstrahlen der Wirklichkeit des Tages zu wundervollem, mildem Glühen.

Dein klingendes Wesen brachte die Harmonie in die ungebärdigen Klangwellen der Schlacht.

So wurdest du unsere Freude, unser Trost und unsere Liebe, wir nehmen dich als ein Geschenk, und in der Tiefe des Gemütes bildet sich fester das Fundament aller Menschenwürde: der Glaube, der seinen Ausdruck mitten im Kampfe findet in dem schlichten Flehen:

Gott erhalte dich, du liebes, junges deutsches Blut!

An der Somme im März 1917.

Digitized by Google

Vixschoote

Vorfrühlingsabend liegt auf Flanderns Flur;
Ins grelle Licht der letzten Sonnenstrahlen,
Die heißes Gold auf seine Trümmer malen,
Reckt sich der Kirchturm wie ein wilder Schwur.

Hier haben Beter einst das Knie gebeugt,
Durch hohe Räume Weihrauchwolken schwebten
Und schmerzentzückte Menschenherzen bebten
Vor Gottes Liebe, die im Sohn bezeugt.

Gestürzt ist nun die Wölbung und das Tor,
Der Heil'gen Bilder sind zerfetzt, zerschossen,
Und wo der Schrein den Leib des Herrn umschlossen,
Starrt die Verwüstung aus entweihtem Chor.

Doch dort an breiter Wand geschrieben ist,
— Das Auge kann nicht von der Stelle weichen —
In neuem Glanz fast und in großen Zeichen
„In Ewigkeit gelobt sei Jesus Christ!"

Was willst du, Friedensfürst, an diesem Ort,
Was soll dein Bild uns Erdgeborne quälen?
Verkauft in Schuld und Streit sind unsre Seelen;
Herr, deine Menschheit rast im Völkermord!

— — Ein schlichtes Holzkreuz an der Kirchenwand.
Ein deutscher Mann hat hier sein junges Leben
Still und getreu dem Vaterland gegeben.
Sein Nam' ist halbverwischt und unbekannt.

Stolz flicht sich meinem Volk die Dornenkron'.
Das ist dein Geist, du opfernd Liebender,
Das ist dein Geist, du sterbend Siegender.
Nun lobt mein' Seel' dich — ewiger Menschensohn.

Leutnant Gilbert van der Smissen, gefallen bei Steenstraete, den 15. Mai 1915.

Karl Bröger / Kinderhaar

Als ich fort in den Krieg gezogen war,
träumte ich viel von goldenem Kinderhaar.

Oft hat Wind, der über die Erde geht,
mir eine schimmernde Strähne vor die Augen geweht.

Haschte ich dann die Luft mit spielender Hand,
griff ich letzte Sommerfäden aus dem Land ...

Du liegst vor mir, mein Kind, wie ich dich geträumt,
ganz den kleinen Kopf von blonden Haaren umsäumt.

Streif ich über dein Haar, mein Kind,
spür ich wieder die Fäden im lauen Sommerwind.

Und ich weiß: Was da in Lüften fliegt,
tauumsponnen auf fernen Hügelgräbern liegt,

Es ist Kinderhaar aus einer fernen Stadt,
das der tote Vater nicht mehr gesehen hat. ...

Morgen muß ich wieder fort in den Krieg:
Flieg, Strähne, flieg!

Gottfried Traub / Osterkraft

Wir wollen nicht mit dem Schicksal rechten, daß jeder Schritt uns schwer gemacht wird. Alles Erarbeitete hat desto festeren Bestand, je mehr Schweiß daran hängt. Mommsen.

Ostern erträgt keine bloßen Worte; es ist Geist und Kraft. In diesem Jahr, dem dritten eines ins Ungeheure ausholenden Weltkrieges, hat jeder solches Ostern doppelt nötig. Ostern will nur zu dem kommen, der zu ihm gehen will. Nichts Großes bietet sich an; es will umworben, will erkämpft sein. Osterfreude besteht darin, daß sie mit Schweiß und Blut getränkt war und sich trotzdem durchsetzte. Die Erziehung dieses Krieges hat es unvergeßlich eingeschärft, daß jeder Schritt zu bleibendem Erfolg darum kostbar ist, weil er kostet.

Kleinmütige Seelen hängen sich nur an den Weg und schauen das Ziel nicht. Sie werden blind, ehe sie die Sonne sehen. Ihre Spannkraft erlahmt, und andere werden dadurch gelähmt. In dieser Gefahr stehen wir heute. Karfreitag will man feiern; aber den Schritt zu Ostern wagt man nicht. Man möchte alles leichter haben. Solche Sehnsucht ist mehr als verständlich, wo solche Opfer verlangt werden, wie jetzt. Aber Gott verlangt sie; also führt er zu dem Ziel, das er kennt. Nur das Ziellose macht müde. Die Spanne zum Ziel mißt allein der ewige Wille. Wenn wir diese Zeiten der Passion später hinter uns haben, werden wir die neue Zeit nur verstehen, wenn wir jene ganz durchgekostet. Rechten wir doch nicht mit dem Schicksal, daß es uns jeden Schritt so schwer macht! Keiner wagt, die Gesetze der Natur in ihrer Weisheit und Tiefe zu bestreiten und zu belächeln. Aber man wagt es gleichzeitig nicht, die Menschheitsgeschichte ebenso in den Rahmen dieser Gesetzlichkeit einzuspannen und meint, die Weltvernunft habe hier Schiffbruch gelitten. Wäre die Welt glücklicher ohne Golgatha? Wären wir glücklicher ohne den Krieg von 1870? Wären wir reicher ohne den Tod der Weddigen, Spee, Bölcke? Wie kleinlich ist unser gewöhnlicher Maßstab! Wir sprechen zum Tod nicht: „segne mich!", als ob er uns nicht ebenso reichlich segnen könnte, wie das Leben. Mancher Fels wird gesprengt, ehe man zur Erzader im Schacht vordringen kann. Nachher, ja nachher stellt sich alles anders dar. Es gibt aber kein „Nachher" ohne das „Vorher". Beides gehört zusammen, und zu beidem muß man gehen, damit man selbst mit sich und seinem Volk des Lebenssinns habhaft werde.

Heute ist Ostern. Seine Sonne soll uns leuchten bis zum nächsten Karfreitag. So lautet sein Wille. Wir wollen ihn erfüllen, und auferwecken, was in uns und um uns tot geworden, eingeschlafen, vergessen ist. Viel, viel haben wir vergessen aus diesem Krieg selbst. Wir wollen danken. Wir werden nie wieder so viel erleben, dessen wir zu danken haben. Jede überstandene Not, jeder zurückgelegte Tag, jede frohe Kunde von draußen, jedes stillfrohe Gesicht daheim ist ein Osterbote. Wenn du ihn nicht siehst, bist du daran schuld. Er ist da. Vielleicht hast du gerade vorbeigesehen, als er dich grüßte. Dann schilt nicht auf die Weltordnung. Sie kennt keinen bloßen Tod, sie kennt nur neu-verjüngende, umwandelnde, lebendige Kraft. Sie schafft schweigend. Werden wir ihr gleich und freuen uns, daß es wieder Ostern geworden. Mancher meinte, diesmal würde er es nicht erleben. Nun ist's doch da. Die Zeit ist weit nachsichtiger, als wir selbst. So legen wir uns in ihren Willen. Sie will, daß wir leben und kämpfen. So wollen wir kämpfen und leben!

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Organisationsabneigung der Frauen. Wenn man die zahlenmäßig noch nicht genau festgestellte, aber tatsächlich außerordentlich starke Zunahme der Frauenarbeit während dieses Krieges mit dem Rückgang der Ziffer der gewerkschaftlich organisierten Frauen vergleicht, so stößt man auf eine unerklärliche Organisationsabneigung bei den Arbeiterinnen. Am 30. Juni 1914 hatten 33 Verbände zusammen 221 071 weibliche Mitglieder, und am 30. Juni 1916 hatten die gleichen Verbände nur 182 256 weibliche Mitglieder; das bedeutet eine Abnahme von 38 815! In Wirklichkeit beträgt der Verlust an weiblichen Mitgliedern 46 814, weil 11 Organisationen noch 7999 Frauen gewinnen konnten. Auf 22 Verbände verteilt sich der genannte Verlust. Die Organisationen, in deren Beruf infolge des Krieges eine gute Beschäftigung vorherrscht, hatten den weiblichen Zugang, der aber sehr niedrig ist, denn trotz des riesigen Zustroms von weiblichen Arbeitskräften in der Munitionsindustrie vermochte z. B. der Metallarbeiterverband nur 3964 weibliche Mitglieder zu gewinnen. Diese Erfahrungstatsache erfüllt die Gewerkschaften, die bisher dem Eindringen der Frauen in die Männerberufe keine Schwierigkeiten entgegensetzten, mit großer Sorge für die Zukunft. Die Beteiligung der weiblichen Arbeitskräfte am Gewerkschaftsleben schien ihnen ein weiteres Mittel zu sein, die Lohnunterbietung und damit die Erschwerung der Arbeitsgelegenheit für den männlichen Arbeiter zu verhindern. Wenn dieses Mittel seither versagte, so muß von nun an planmäßiger daran gearbeitet werden, daß die Frauen nicht eine Gefahr für die Gewerkschaften und damit für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterschaft werden. Nach Schluß des Krieges wird in einer Zusammen- und Gegenüberstellung der Lohnverhältnisse der Frauen und Männer in den Berufen bewiesen werden können, daß die Gegensätzlichkeit der Bewertung verhältnismäßig hoch ist.

Fürsorge für kinderreiche Familien. Der Polizeipräsident von Köln hat eine Verordnung ergehen lassen, in der es heißt: „Es ist häufig darüber Klage geführt worden, daß die Eigentümer von Häusern mit Mietwohnungen oder deren Stellvertreter Wohnungsuchenden die Vermietung von Wohnungen abgeschlagen haben, mit der Begründung, daß sie Familien mit Kindern nicht in ihre Häuser aufnähmen. Ein derartiges unsoziales Verhalten verdient den schärfsten Tadel. Insbesondere in der gegenwärtigen Zeit, wo der Krieg so viele Lücken in unser Volk gerissen hat, bedeutet eine solche Handlungsweise eine Schädigung der wichtigsten vaterländischen Lebensinteressen. Soll das deutsche Volk auch fernerhin seinen Platz gegenüber seinen Feinden und Neidern behaupten, so ist das erste Erfordernis die Heranziehung einer starken und wehrhaften Jugend. Wer den Eltern diese wichtigste Aufgabe erschwert, versündigt sich am Vaterlande. Zu dem bevorstehenden Wohnungswechsel richte ich die vorstehende Mahnung an alle Hausbesitzer. Sollte sie unwirksam sein, so werde ich die Namen der aus Selbstsucht oder Eigennutz handelnden Vermieter öffentlich an den Pranger stellen." Die harten Worte des Polizeipräsidenten sind durchaus berechtigt. Leider gibt es solche Hausbesitzer, wie sie hier geschildert werden, nicht allein in Köln, sondern auch wohl an allen anderen großen Orten. Dagegen helfen derartige Erlasse allein nur wenig; es bedarf vielmehr einer durchgreifenden Reform der Wohnungsverhältnisse überhaupt, um drohende Schäden abzuwenden.

Kriegshilfe der Krankenkassen. In neuerer Zeit suchen die Kassen den Einwirkungen der Ernährungsschwierigkeiten auf die Kranken nach Kräften zu begegnen. Teils geschieht dies durch Erhöhung der Barleistungen, teils durch Gewährung von Krankenkost und weitherzige Gewährung anderer Erleichterungen. So gewährt z. B. die Allgemeine Ortskrankenkasse Leipzig jedem erwerbsunfähigen Kranken und jeder Wöchnerin, gleichviel in welcher Lohnklasse sie sich befinden, eine wöchentliche Zulage von 2 M., die Allgemeine Ortskrankenkasse Halle eine solche von 25 Pf. für jeden Tag. Die Allgemeine Ortskrankenkasse Königsberg führte einen prozentualen Zuschuß zum Krankengeld ein usw. Die Ernährungsschwierigkeiten können die Krankenkassen auf zwei Wegen bekämpfen: durch Gewährung von Stärkungsmitteln, die aber immer den Charakter von Heilmitteln haben müssen, und durch Bereitstellung von Krankenkost. Zu den Stärkungsmitteln gehört vor allem die Lieferung von Milch und künstlichen Heilmitteln, wie Malztropon und ähnlichen Dingen. Die Aerzte haben hier in der Verordnung einen sehr großen Spielraum. Die Gewährung von Krankenkost ist eine Mehrleistung und setzt eine entsprechende Bestimmung der Krankensatzung voraus. So gewährt z. B. die Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin an blutarme und bleichsüchtige Kranke, soweit der Kassenarzt es für notwendig hält, Mittagessen aus den städtischen Speiseanstalten. Andere Kassen, wie Dortmund usw., sind dem Vorgehen schon gefolgt. Sowohl für die Gewährung von Nährmitteln als auch der Krankenkost dürfen Abzüge am Krankengelde nicht gemacht werden.

Privatangestellte und Teuerungszulagen. Da die Arbeitgeber die Vorstellungen zwecks Gewährung von Teuerungszulagen vielfach unbeachtet gelassen haben, werden die staatlichen und kommunalen Behörden durch eine Eingabe von 23 Reichsverbänden der Privatangestellten in Handel und Technik, Bureau- und Versicherungswesen, Musik und Bühnenwelt mit zusammen 900 000 Mitgliedern mit Unterstützung der Gesellschaft für Soziale Reform ersucht: 1. Bei Vergebung von Aufträgen des Staates, der Militärbehörden und der Gemeinden den Unternehmern durch Vertragsklausel aufzuerlegen, daß den kaufmännischen, technischen, Bureau- und sonstigen Angestellten Teuerungszulagen von mindestens 25 Proz. auf die zuletzt gezahlten Gehälter gewährt werden; 2. bei der Feststellung dessen, was als angemessene Gehaltszahlung gegenwärtig zu gelten hat, die beruflichen Fachverbände der Angestellten neben den Vertretern der Unternehmer gutachtlich zu hören.

Eine Probe aufs Exempel. Mitte März haben bei der Firma Krupp in Essen Arbeiterausschußwahlen stattgefunden. Mit Interesse wurde weit über die Grenze Essens hinaus dem Ergebnis entgegengesehen, handelte es sich doch hier um einen Wahlkampf zwischen den vereinigten Metallarbeiter-Organisationen und den Wirtschaftsfriedlichen, also den Gelben. Der Wahlkampf wurde von letzteren in einer Form geführt, die von Gehässigkeit strotzte. Die bösen Gewerkschaften machte man in einem Flugblatt für den — Mangel an Kartoffeln und das zahlreiche Abschlachten der Schweine verantwortlich! Auch die Gewerkschaftsführer wurden persönlich angegriffen und ihnen der Vorwurf gemacht, daß sie nichts Weiteres täten, als sich in den Gewerkschaftshäusern die Füße zu wärmen. Die Arbeiterschaft gab den Herrschaften am Tage der Wahl die gebührende Antwort. Von 47 250 abgegebenen Stimmen entfielen auf die vereinigten Gewerkschaften 42 904, auf den Werkverein (Gelbe) 4193 Stimmen. Es erhalten somit die vereinigten Gewerkschaften 14 Ausschußmitglieder und die Gelben einen Beisitzer.

Landwirtschaftliches Genossenschaftswesen in Deutschland. Am 1. Januar 1917 bestanden im Deutschen Reiche 28 967 landwirtschaftliche Genossenschaften, gegen 28 651 am 1. Januar 1916. Es haben im verflossenen Jahr insgesamt 419 Neugründungen und 103 Auflösungen stattgefunden. Von den zu Beginn dieses Jahres bestehenden Genossenschaften sind 97 Zentralgenossenschaften, 17 866 Spar- und Darlehnskassen, 2909 Bezugs- und Absatzgenossenschaften, 3390 Molkereigenossenschaften, 205 Milchverwertungsgenossenschaften und 450 andere Genossenschaften. Der größte Teil der ländlichen Genossenschaften ist im Reichsverbande der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften organisiert, der 19 045 = 65,7 v. H. aller Vereine umfaßt. Erwähnenswert ist noch, daß sich die landwirtschaftlichen Kreditorganisationen bis zum Beginne dieses Jahres an den Kriegsanleihen mit einem Betrage von 1761 Mill. M. beteiligt hatten. Die genossenschaftliche Organisation der Landwirte hat demnach während des Krieges erhebliche Fortschritte gemacht.

Kriegstagung des evang.-sozialen Kongresses

Donnerstag, 12 April, 9½ Uhr vorm. Prof. D. Titius-Göttingen: Zur gegenwärtigen Krisis von Kultur und Christentum. — Freie Aussprache.

4½ Uhr nachm. Pfarrer D. Koch-Langd in Oberhessen: Stadt und Land — Stadtrat Dr. Hans Luther-Berlin, Geschäftsführer des deutschen Städtetages: Erzeuger, Händler und Verbraucher.

Die Tagung ist im Preußischen Abgeordnetenhause in Berlin, Prinz-Albrecht-Straße. Mitglieder und eingeführte Gäste sind willkommen.

Mitteilung an die Leser:

Der auf dem Umschlag angekündigte Aufsatz von Kreisschulinspektor Rotermund: „Sind wir allein die Schuldigen?" mußte im letzten Augenblick für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

Die Schriftleitung.

Büchertisch

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Proff. DD. O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel und W. Heitmüller, Pastor Liz. Dr. G. Hollmann, Proff. DD. A. Jülicher und R. Knopf, Pastor D. F. Koehler, Pastor Liz. W. Lueken und weil. Prof. D. Joh. Weiß. In erster und zweiter Auflage herausgegeben von weil. Prof. D. Joh. Weiß, in dritter Auflage herausgegeben von Proff. DD. W. Bousset und W. Heitmüller.

Als ich 1908 die erste Auflage in der „Hilfe", Nr. 51, anzeigte, wurde in den liberalen Parteien über die Stellung zu Religion und Kirche verhandelt, eine positivere Stellung wurde vielfach gewünscht und hat sich durchgesetzt. Der Krieg hat diese Entwicklung verstärkt; erkennt doch heute auch der Sozialdemokrat Haenisch in gewissem Umfang die Bedeutung der Religion und des Christentums an. Und im Augenblick lenken die Verhandlungen über die Dissidentenkinder unsere Aufmerksamkeit wieder stark auf die Frage nach dem rechten Inhalt des Religionsunterrichts; „religionsgeschichtlich" heißt die Losung. Dazu kommt, daß wir das Jubiläum der Reformation feiern, deren Wurzel und deren schönste Blüte Bibelstudium und Bibelübersetzung war; so muß auch die Reformationsfeier zum biblischen Schrifttum hinführen. Luther würde nicht zufrieden sein, wenn man viel über ihn redet und liest und die Bibel beiseite läßt. Aber wie er selbst die Bibel mit anderen Augen lesen lernte als die vorangegangenen Geschlechter, so auch wir. Diese neue Art ist gekennzeichnet durch die Worte: ästhetisches und religionsgeschichtliches Verständnis. Als Führer bietet sich dies Werk an; in seiner dritten Auflage ist es vielfach stark umgearbeitet, nicht nur neue religionsgeschichtliche Erkenntnisse sind hineingearbeitet, sondern auch die Beziehungen zur Gegenwart, die religiöse Bedeutung für uns noch stärker betont. Pfarrer, Studenten und Lehrer, aber ebenso auch gebildete Laien werden das Buch entweder durcharbeiten oder bald diesen, bald jenen Abschnitt lesen; daß es den Bedürfnissen weiter Kreise gerecht wird, ergibt sich aus dem bisherigen glänzenden Erfolg; bei einem so großen Werke, dessen Vorzugspreis zurzeit 18 M. beträgt, will es doch etwas bedeuten, daß bisher 20 000 verbreitet sind! Von der neuen Auflage sind bisher drei Halbbände erschienen, die fünf anderen sind noch in diesem Jahre zu erwarten; die vier Bände sind auch einzeln zu 4 bis 6,80 M. zu haben.

Wilhelm Schubring.

Der Smaragd des Scheichs. Eine Erzählung aus dem Erwachen der Türkei. Von Else Marquardsen-Kamphövener. Verlag von Georg Müller, München 1916. Gebunden 4,— M.

„Langsam ertötet die neue Zeit, deren Licht grell über die Türkei aufgegangen ist, den sanften, schönen Dämmerzauber, der alles Geschehen im Orient wie mit einem goldigen Schleier umgab." „Die alte Zeit aber, deren goldene Schleppe mit geheimem, süßem Rauschen durch die Worte dieses Buches streicht, erstrahle noch einmal im Licht des Zauber-Diadems, das ihre Stirne mit Majestät und Schönheit schmückt, ehe sie hinsinkt in Vergessenheit, besiegt von der Gewalt des Kommenden!"

Mit diesen Worten beginnt und beendet Else Marquardsen das Vorwort zu ihrem merkwürdigen Buch, das wir hiermit anzeigen. Wir hören es beim ersten Klang solcher Sätze: hier redet und erzählt eine enthusiastische Freundin der Türkei, ein Geist, der erfüllt ist von einer fast schwärmerischen Liebe und Verehrung für türkisches Wesen und türkische Kultur, und von einer wehmütigen Besorgnis, daß dieses Wesen durch die Annäherung an den Westen, durch die „Europäisierung", dem Untergang geweiht sei. Wir müssen gerade einer Persönlichkeit wie Frau Marquardsen das Recht geben, die Dinge so zu sehen und zu beurteilen: denn es gibt wohl kaum eine zweite deutsche Frau, die so lange und so tief mit eigenen Augen hat hineinsehen können. Als Tochter von Kamphövener Paschas, dem das Buch gewidmet ist, hat sie ihre ganze Jugend in der Türkei verlebt, und der Orient ist ihr in Wirklichkeit zur zweiten Heimat geworden, wie dem jungen deutschen Gelehrten Dr. Harlandt, der eine der Hauptfiguren ihrer Erzählung bildet. Man spürt es deutlich, daß ein gewisses Heimweh ihr die Feder geführt hat, sie vielleicht veranlaßt hat, die Umrisse des Geschilderten etwas weicher und duftiger zu malen, als die Wirklichkeit ist, sie wohl auch bestimmt, von der Einwirkung des modernen rationalistischen Geistes etwas zu viel für den Fortbestand der orientalischen Kultur zu befürchten. Aber gerade die pessimistische Stimmung dem Untergang der „guten alten Zeit" gegenüber, wie sie aus den angeführten Sätzen herausklingt, mag zum Nachdenken anregen und dem heutigen Enthusiasmus der zu „erschließenden" Türkei gegenüber in besonderer Weise als Warnung dienen. Denn es ist in der Tat kein Kleines und leicht zu nehmen — das Menschheitsproblem, das in der Verschmelzung von Orient und Okzident als in einem Beispiel von größter geschichtlicher Dimension wieder einmal feste Gestalt annimmt: das alte Problem des aufzulösenden Zwiespalts zwischen Wissen und Glauben, Verstand und Phantasie, Weltlichkeit und Frömmigkeit, oder wie wir es ausdrücken wollen.

Es hätte vielleicht den Reiz der Erzählung erhöht, wenn Frau Marquardsen ihrer Hauptperson, dem Türken Ali Hassan, der das Idealbild des Türken vom alten Schlag mit all seinen liebenswürdigen, ja Verehrung heischenden Zügen ist, einen weniger flüchtig skizzierten und fast karikierten Vertreter des Europäertums als den Engländer Simpson gegenübergestellt hätte. Man wird überhaupt an dieses außerordentlich frisch und leidenschaftlich geschriebene Buch als Ganzes keinen strengen literarisch-künstlerischen Maßstab legen dürfen. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht viele Einzelheiten auch in der Form von höchster Vollendung sind — nämlich immer da, wo eigenes persönliches Erleben von Stimmungen und Vorgängen hindurchschimmert: bei den Schilderungen des Hofs, des Harems und der Person Abdul Hamids II., jenes rätselhaften Sultans zwischen Genie und Wahnsinn, und bei manchen wundersam lyrisch abgetönten Durchblicken in das Leben des alten Stambul und seines Volkes, wie z. B. bei einer der nächtlichen Feuerszenen, wo unter rasendem Hundegebell der Ruf des Bekdschi und das dumpfe Aufstampfen seines Stockes die Schläfer weckt und die Tolumbadschis lautlos wie Gespenster vorüberjagen.

Manche, die Else Marquardsen aus ihren Aufsätzen und ihrem Vademekum für Orientfahrer (kostenlos zu beziehen von der Deutsch-türkischen Vereinigung, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 36a) kennen, werden auch aus dem „Smaragd des Scheich" neue Anregung zu stillem Besinnen und reichen innerlichen Gewinn davontragen.

Erich Schairer.

Sonntagsfrieden in eherner Zeit. Von Pastor D. Meinecke. Hamburg, Otto Meißner. 301 S. — **Vom Feld fürs Feld.** Von Div.-Pfr. Liz. Pott. Marburg, Elwert. 96 S., 1,50 M. — **Zwölf Feldpredigten.** Von Div.-Pfr. Eisenberg. Marburg, Elwert. 48 S., 50 Pf. — Meinecke bietet den ganzen Jahrgang seiner im ersten Kriegsjahr in der Heimat gehaltenen Predigten; solch umfassender Abdruck ist von Interesse für die Geschichte der Predigt, und für die homburgische Gemeinde des Pf. — Pott gibt z. T., Eisenberg ausschließlich wirkliche Feldpredigten; ersterer ist mit ostpreußischen Truppen von Tannenberg aus nach Rußland hineingezogen, letzterer stand mit Hessen lange zwischen Maas und Mosel. Bei P. ist die nationale Leidenschaft stark, E. predigt schlicht altgläubig und vorbildlich kurz.

M.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 75 Pf.: R. N. im Felde, **je 1 M.:** Uffz. B. im Felde. Uffz. K. im Felde, Pfr M. in U.-R., W. u. S. in K., Uffz. Kö. im Felde, **je 2 M.:** Lt. d. R. Sch. im Felde, Feldw. R. im Felde, Uffz. Sch im Felde, **2,75 M.:** Füs. B. im Felde, **je 3 M.:** Lt. d. R. B. im Felde, Frau K. in Z. **5 M.:** Uffz. P. M. im Felde, **9 M.:** Frau Dr. St. in A., **10 M.:** M. H. in B.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Briefkasten

Zur Nachahmung empfohlen. Zur Unterstützung der Kriegsanleihe-Werbung hat der bekannte Stuttgarter Industrielle Robert Bosch gleichzeitig mit der letzten Lohn- und Gehaltszahlung unter die sämtlichen Angestellten und Arbeiter seiner ausgedehnten Werke Werbezettel verteilen lassen, von denen uns einige von befreundeter Seite zugeschickt werden. Nach einem Hinweis auf die Ausgabe von kleinen Anteilscheinen zu 10 Mark, 20 Mark und 50 Mark durch die Württemb. Sparkasse und zu 5 Mark, 10 Mark, 20 Mark und 50 Mark durch die Städtische Sparkasse in Stuttgart heißt es: „Zur Bequemlichkeit für die Angehörigen meiner Firma habe ich in meinen Werken verschiedene Ausgabestellen für solche von diesen Sparkassen unterschriebenen Anteilscheine eingerichtet, die bis zum 30. April d. J. offen bleiben. Die Scheine werden dort gegen Bezahlung sofort ausgehändigt. Ich werde mich freuen, wenn recht viele Scheine gekauft werden, **denn diesmal gilt's wirklich.** — Uns will scheinen, daß dieses Verfahren zur Nachahmung dringend zu empfehlen sei. Auf Anteilscheine, die in den Büros meiner Werke gekauft werden, gewähre ich allen meinen Arbeitern und Arbeiterinnen, sowie allen Angestellten mit nicht mehr als 200 Mark Monatsgehalt — bis zum Höchstbetrag von 50 Mark für den einzelnen — **einen Nachlaß von 10 %.** Natürlich wird dieser Nachlaß nur Angehörigen meiner Firma gewährt, auf deren Namen die Scheine ausgestellt werden.

Walter Roth, Leipzig: Wir empfehlen Ihnen die Schrift des Leipziger Professors Salomon „Der britische Imperialismus". Sie ist im vorigen Jahre im Verlag von Teubner erschienen.

Geldsendungen aus dem Felde gehen noch täglich in Briefen ein, die zum Teil sehr beschädigt und halb offen ankommen. Wir bitten wiederholt, durch Anweisung oder Postkarte zu zahlen, weil häufig Verluste bei der Beförderung eintreten. Wir sind gern bereit, die militärischerseits vorgeschriebenen Zahltage abzuwarten.

Aus Sennelager (Kr. Paderborn) ist uns eine Postscheckzahlung von 1 M. ohne Namen zugegangen; wer ist der Absender?

Nürnberg. Von einem Rechtsanwalt (Namensstempel unleserlich) haben wir 7 M. durch Postscheck erhalten. Wofür sind sie bestimmt, wie heißt der Absender?

Musk. A. H. im Felde. Wir würden gern Ihrem Wunsche entsprechen und Ihnen eine Bücherſendung zuschicken, haben aber leider zurzeit gar keinen Vorrat an Spenden mehr. Sobald wieder Gaben aus unserem Leserkreise eintreffen, sollen auch Sie berücksichtigt werden. Wir können uns aber bei der Menge der eingehenden Wünsche nur nach der Reihenfolge des Eingangs richten.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg; für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt des Verlages **Der neue Orient, Berlin W. 50** über die Halbmonatsschrift **„Der neue Orient"** bei. Die Zeitschrift beginnt Anfang April zu erscheinen und wird sich eingehend mit Politik, Wirtschaft und Geistesleben des Orients befassen. Wir erbitten die Aufmerksamkeit unserer Leser für den anliegenden Prospekt.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Beste Musik-Instrumente (Violinen, Zithern, Mandolinen, Gitarren, Lauten, Flöten, Trommeln, Trompeten etc.) direkt vom Fabrikationsorte. **Wilhelm Herwig,** Musikhaus in **Markneukirchen i. Sa.** Welches Instrum. verlangt wird, bitte anzug. Garant. f. Güte. Illustr. Preisl. frei.

Emser Wasser

Musikinstrumente
Preisl. Nr. 213 umsonst
Edmund Paulus
Markneukirchen
Nr 213. Welches Instrument interessiert?

Der
schönste Wandschmuck
ist die
farb. Künstlersteinzeichnung
Künstlerisch vollwertig, anderen Graphik überlegen u. ganz wohlfeil. 600 Bilder von 60 Pfg. bis 6.— M. Alles Nähere im
Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks
146 Seiten mit etwa 500 Abbild. gegen 60 Pfennig und Katalog „Das gute Bild", 250 Abbild. oval und rund gerahmter Bilder gegen 50 Pfg. (auch in Marken).
R. Voigtländers Verlag in Leipzig 6

❖ ❖ Vermischtes ❖ ❖

Hilfe Nr. 4, 1913
wird in einigen Exemplaren von einem Leser gesucht. Ang. gefl. an den Verlag.

Ältere Dame (Professorswitwe) in einer süddeutschen Universitätsstadt wünscht
kriegsverletzten od. hilfsbedürftigen Akademiker
in ihr Haus aufzunehmen. Mit Lebensabriß versehene Angebote unter **N. E. N. 533** an die Anzeigenstelle dieses Blattes.

Helft uns siegen!

zeichnet die Kriegsanleihe

Werbeschrift für die Kriegsanleihe.
Durchhalten bis zum Siege!
Ein Weckruf in ernster Stunde an die Zuhausegebliebenen
von Hermann Priebe.
Mit ein. Geleitwort von Generalfeldmarschall v. Hindenburg
151.—200. Tausend. 10 Pf. 100 Exemplare M. 8.—.
— Zur Massenverbreitung dringend empfohlen. —
Berlin W. 9. **Martin Warneck, Verlag.**

Digitized by Google

12. April 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 15

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 10 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Wilsons Kriegserklärung. — **Friedrich Naumann:** Ostern in Preußen. — **Wilhelm Heile:** Der deutsche Volksstaat. — **Geh. Hofrat Prof. Dr. Gerhard v. Schulze-Gaevernitz, M. d. R.:** Der Notschrei Flanderns. — **Kreisschulinspektor H. Rotermund:** Sind wir allein die Schuldigen? — **Dr. Hans Maier:** Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute. — Gedichte. — **Gottfried Traub:** Gutes Rezept. — **Gerhard Schultze-Pfaelzer:** Betrachtungen über Kriegsgraphik. — Soziale Bewegung. — **Büchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 1. April.

Graf Dohna, der Führer der erfolgreichen, hochberühmten „Möwe", berichtet u. a.: Die Mannschaften der englischen Schiffe, die von der „Möwe" zur Versenkung angehalten wurden, waren meist so schlecht, daß sie ihre eigenen Boote nicht bedienen konnten. Die erste Frage aller Kapitäne war stets: Wann ist der Krieg zu Ende? Wenn ich ihnen dann antwortete: Fragen Sie doch bei Ihrer Regierung an!, dann erhob sich mit Promptheit sofort ein lebhaftes Geschimpf auf die eigene Regierung. Ein Schiff mit 7000 Tonnen Kohle lief mir in die Hände und tat mir zur Auffüllung meiner eigenen Kohlenvorräte sehr gute Dienste. Ich richtete es als Hilfskreuzer aus, gab ihm den Funkenapparat von einem anderen Dampfer und zwei kleine Geschütze. Später mußte ich das Schiff an der südamerikanischen Küste doch versenken, da seine Maschinen und Kessel zu stark abgenutzt waren. Während der ganzen Jagd im Atlantik war ich in funkentelegraphischer Verbindung mit den verschiedenen Stationen, fing alle Depeschen auf, hatte den ganzen Zeitungsdienst und erhielt auch Befehle aus der Heimat. In der Richtung auf Kapstadt fand ich zu meinem großen Erstaunen den Verkehr sehr gering. Der Grund scheint mir darin zu liegen, daß in Südafrika starke Kohlennot herrscht. Ich gelangte auf die Höhe von Buenos Aires und hatte Glück, sehr schnell die Route der englischen Frachtschiffe zu finden. Acht Stunden lang verfolgte mich ein englischer Hilfskreuzer, der schneller war als die „Möwe" und auch stärker bewaffnet. Zum Glück verwechselte er unser Schiff mit einem entgegenkommenden englischen Handelsdampfer und beschoß diesen.

Natürlich ist Sonntagsgespräch die russische Revolution. Man wird schon heute sie als dritte große Revolution Europas bezeichnen dürfen. (England 1648, Frankreich 1789.) Ueberlegungen darüber, warum wir in Deutschland eine wirkliche große Revolution nicht gehabt haben und auch nicht zu haben brauchen.

Montag, 2. April.

Die neue russische Regierung erklärt, daß alle Einschränkungen der Freiheit Finnlands, die von den Regierungen der letzten dreißig Jahre veranlaßt wurden, aufgehoben sind. Der finnische Landtag wird auf 4. April einberufen, um eine Entscheidung über die Regierungsform des Landes zu treffen. — Auf der Tagesordnung der nächsten Sitzung des Ministeriums steht die vollständige Aufhebung aller Einschränkungen der bürgerlichen Rechte in nationaler oder konfessioneller Hinsicht für ganz Rußland. Die Stadtverwaltungen sollen eine Anfrage beantworten, ob sie das allgemeine Wahlrecht einführen wollen.

Auf dem Wege über die dänische Sozialdemokratie beglückwünscht die deutsche Sozialdemokratie das russische Proletariat zu den Erfolgen auf dem Wege zur politischen Freiheit und spricht den dringenden Wunsch aus, daß die Fortschritte des russischen Volkes dazu beitragen mögen, der Welt bald den Frieden zu sichern, für den die deutsche Sozialdemokratie seit Ausbruch des Krieges gekämpft habe. — Es ist sehr wohl möglich, daß die Sozialdemokratie an der Herstellung des notwendigen Friedens bedeutsam mitarbeiten wird.

Dienstag, 3. April.

An der Ostfront wird, abgesehen vom Uztal, Ruhe gehalten, was einesteils im nassen Zustand aller Wege, anderenteils aber im Abwarten der russischen Revolution seinen Grund haben mag. Etwas lebhafter, aber auch nicht sehr bedeutend, sind die Kämpfe bei Saloniki. An der italienischen Front wird beiderseits behauptet, daß große Dinge in Vorbereitung seien. Zunächst aber untersagt die Lawinengefahr jedes Vorgehen im Gebirge. An der Westfront finden unausgesetzt Kämpfe auf dem von der deutschen Armee verlassenen Gebiete statt. Die französischen Zeitungen sind voll von Klagen über den Zustand, in dem die verlassenen Landesteile vorgefunden werden. Alle Welt im In- und Ausland zerbricht sich den Kopf darüber, was der Plan Hindenburgs sei.

Aus Petersburg erfährt die Agentur „Radio", daß die ganze Umgebung des Zarenpaares von Zarskoje Selo nach der Peter-Pauls-Festung gebracht wurde. Zar und Zarin seien vollständig isoliert und ihre Bewachung verschärft worden. Dreimal täglich werde festgestellt, daß sie sich noch im Palast befinden. Einer der Großfürsten soll einen vergeblichen Versuch gemacht haben, den Nikolaus Nikolajewitsch zum Zaren auszurufen.

Das österreichische Kaiserpaar besucht im Hauptquartier den deutschen Kaiser und die Kaiserin. Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Graf Czernin, und der deutsche Reichskanzler sind hinzugezogen worden.

Im sozialdemokratischen „Vorwärts" wird gegenüber ausländischen Angriffen die Stärke der Monarchie in Deutschland hervorgehoben und dabei gesagt: Sobald die Monarchie die Wünsche des Volkes erfüllt, ist aller republikanischen Agitation der Boden unter den Füßen weggezogen. Die Frage, ob Monarchie oder Republik, würde dann noch viel weniger Diskussionsthema sein, als sie es jetzt schon ist. Und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es so kommt. Wenn auch noch Schwierigkeiten zu überwinden sind, so werden sie — voraussichtlich sogar schon in kürzester Zeit — überwunden werden, ohne eine Spur von gewaltsamem Umsturz und ohne Sturz der Monarchie.

Mittwoch, 4. April.

Der amerikanische Präsident Wilson richtet an Kongreß und Senat eine Ansprache, deren Zweck ist, die Erklärung des Kriegszustandes gegen Deutschland von der parlamentarischen Mehr-

Digitized by Google

heit zu erlangen. Dabei verspricht er den Ententemächten liberale Finanzkredite, Lieferung von Kriegsmitteln, Ausrüstung der Flotte, besonders zur Ueberwindung der deutschen U-Boote, und eine Heeresvermehrung um mindestens 500 000 Mann. Er schließt: Wir stehen jetzt im Begriff, den Kampf mit den natürlichen Feinden der Freiheit aufzunehmen und werden nötigenfalls die ganze Kraft der Nation aufwenden, um seine Machtansprüche zu vereiteln. Wir beabsichtigen keine Eroberungen. Wir sind nur einer der Vorkämpfer der Menschenrechte und werden zufrieden sein, wenn diese Rechte gesichert sind. Es wäre besser gewesen, wenn der amerikanische Präsident die Menschenrechte ebenso den Engländern gegenüber verteidigt hätte. Niemand bei uns wird sich verhehlen, daß durch das Eingreifen Amerikas die Kriegslage für uns schwerer wird. Es ist aber möglich, daß der bulgarische Gesandte Rizow recht behält, wenn er sagt: Nicht Amerika entscheidet über den Ausgang dieses Krieges, sondern Rußland. Sobald dieses mächtige Reich ins Wanken gerät, beginnt es in allen Fugen der Entente zu krachen.

In Rußland sind zahlreiche englische Eisenbahnbeamte eifrig beschäftigt, das Verkehrswesen in Ordnung zu bringen, nachdem sie in den vergangenen Monaten etwas Aehnliches in kleinerem Maßstabe schon in Frankreich vollbracht haben. Englische und französische Offiziere wohnen den Komiteesitzungen des Arbeiter- und Soldatenverbandes in Petersburg bei, um die Soldaten von der Notwendigkeit eines disziplinierten Zusammengehens mit der derzeitigen Regierung zu überzeugen. Dadurch aber wird nicht verhindert, daß nach Stockholmer Meldungen am 22. März eine Versammlung stattfand, die den Beschluß faßte, bei der Regierung dahin vorstellig zu werden, daß Militärangehörige, die sich zum Anarchismus bekennen, vom weiteren Militärdienst befreit werden! Sämtliche polnischen Mitglieder sind aus dem russischen Reichsrat und der Reichsduma mit der Begründung ausgetreten, daß Polen als selbständiger Staat nunmehr von Rußland geschieden sei. Englische Arbeitervertreter fahren nach Petersburg, um den russischen Arbeitern in ihrem Sinne zuzureden.

Donnerstag, 5. April.

Präsident Wilson teilte im Kongreß mit: Der Bestand des amerikanischen Staatsschatzes betrage zurzeit über 3 Milliarden Dollar (etwa 12,2 Milliarden Mark), die größte Kapitalansammlung der Weltgeschichte. Der frühere Präsident Roosevelt will an der Spitze einer Division sich an die Front nach Frankreich begeben.

Die Wahlen für die konstituierende Versammlung in Rußland sollen spätestens im Frühsommer stattfinden.

Eine große Anzahl wissenschaftlicher Vereine Wiens, darunter anthropologische, geographische, juristische, historische Gesellschaft, Verein für Volkskunde, Gesellschaft der Volkswirte, Aerzte, erklären, daß es ein Frevel an der österreichisch-ungarischen Völkerfamilie sein würde, wenn durch einen erzwungenen Friedensschluß die heute in der Monarchie lebende Völkergemeinschaft durch Abtrennung einzelner Teile verstümmelt würde.

Der neue englische Nahrungsmitteldiktator beginnt seine Tätigkeit damit, daß er Vorschriften für die Mahlzeiten in Hotels, Pensionaten und Restaurants veröffentlicht: Dienstag ist fleischloser Tag für London, Mittwoch für die übrigen Orte. Kartoffeln werden nur an fleischlosen Tagen dargeboten. Die Menge von Fleisch und Brot wird geregelt, doch können wir die in Unzen gemachten Angaben nicht ohne weiteres auf Kilogramm übertragen.

Freitag, 6. April.

Am Karfreitag denken wir, was für entsetzliche und unerhörte Qualen einzelnen Menschen durch den Krieg zugemutet werden. Insbesondere denken wir an die Leiden unserer Kriegsgefangenen im Ausland. Wenn jetzt die Nahrungsmenge der kämpfenden Menschheit auf allen Seiten immer geringer wird, sind diese Gefangenen sehr gefährdet. Vorläufig erhalten sie unseres Wissens im allgemeinen ihr vorschriftsmäßiges Quantum, weil von deutscher Seite gedroht werden kann, daß man mit Gegenmaßregeln antwortet.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wendet sich gegen die Versuche des amerikanischen Präsidenten Wilson, zwischen Volk und Monarchie einen Gegensatz hervorzurufen, und versichert, der Deutsche Kaiser habe niemals seine Aufmerksamkeit von den Fragen der inneren Neuordnung abgewandt. Wenn kürzlich im Reichstag gute Worte vom sozialen Königtum gesprochen sind, so waren auch sie ein Zeichen dafür, daß Vertrauen zwischen Volk und Kaiser ist. Nicht den Autokratismus, wie Wilson meint, sondern das Volkskönigtum der Hohenzollern fest in deutscher Erde zu verwurzeln, dahin geht der gemeinsame Weg für Kaiser und Volk, dazu wuchs uns im Sturm die Kraft. — Es hätte nichts geschadet, wenn von seiten des deutschen Kaisertums diese notwendigen und richtigen Anschauungen schon vor der Kriegserklärung Wilsons mit größerer Deutlichkeit verkündet und in die Tat umgesetzt worden wären. Das Programm: Demokratie und Kaisertum kommt etwas spät, aber es kommt.

Sonnabend, 7. April.

Der stille Samstag vor Ostern bringt mancherlei Meldungen. Die bedeutendste davon ist, daß das amerikanische Repräsentantenhaus mit 373 gegen 50 Stimmen die Kriegsresolution der Regierung angenommen hat. Der Vorsitzende des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten, Flood, erklärte: „Wir sollten entschlossen unseren Platz an der Seite der Entente nehmen, die den Kampf der Menschheit führt. Unsere Macht soll so verwendet werden, daß ein völliger Sieg ihre Anstrengungen krönt. Der preußische Militarismus soll zerschmettert werden."

Der österreichisch-ungarische Botschafter in Washington, Graf Tarnowski, ist angewiesen worden, die diplomatischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika abzubrechen.

Nach Mitteilungen des Neuyorker Vertreters des „Daily Chronicle" sehen die Pläne Wilsons etwas anders aus, als in den bisherigen Darstellungen. Der Präsident wird schnellstens einen Gesetzentwurf über die allgemeine Dienstpflicht vorlegen. Zugleich sollen Pläne ausgearbeitet werden für eine Armee von zwei Millionen Mann. Amerika wird nicht mit seinen Schiffen an der Blockade teilnehmen, vielmehr diese Aufgabe der bewährten Flotte Englands überlassen. Amerika verlangt eine Aenderung in der Schwarze-Listen-Politik. Einige tausend Mann und Offiziere des stehenden Heeres sollen nach Frankreich geschickt werden, um an der Front während einiger Monate praktische Ausbildung zu erhalten, damit sie dann zu Haus als Instruktionstruppe für die Rekruten dienen. — Alles macht den Eindruck, daß sich die Amerikaner auf einen langen und großen Krieg vorbereiten.

An verschiedenen Stellen der östlichen Front sind Artilleriekämpfe gewesen. Eine bedeutende Schlacht fand am Brückenkopf von Tobolz am Stochod statt, wobei 130 Offiziere, über 9500 Mann, 15 Geschütze und etwa 150 Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet wurden.

Der Unterseebootertrag der letzten Woche wird auf 134 000 versenkte Tonnen angegeben.

In Petersburg wurde eine große Begräbnisfeier für die Opfer der Revolution abgehalten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 1. April.

Eine neue Bekleidungsregelung. Einen Bezugsschein auf neue Sachen bekommt jetzt nur noch, wer nachweist, daß er eine gewisse Mindestausstattung nicht besitzt. Ein weibliches Wesen darf z. B. nur haben: zwei Alltagskleider, ein Sonntagskleid, einen Rock, zwei Blusen, einen Mantel oder Umhang — entsprechend Mindestbedarf an Wäsche, über diesen Bestand hinaus sollen keine Bezugsscheine gegeben werden. Es ist anzunehmen, daß diese Bestimmung

Digitized by Google

die Abgabe von alten Sachen sehr fördern wird, an denen trotz aller Mahnungen und Bitten gerade Frauen, die viele Kleider haben, oft sinnlos festhalten. Dabei wundert man sich immer darüber, daß bis jetzt den Frauen aller Schichten irgendeine Einengung ihrer Neuanschaffungen äußerlich gar nicht anzusehen ist. Nur die Stiefel des deutschen Volkes sind nicht mehr ganz auf der Höhe: geflickte Schuhe sind weiter hinauf als sonst zugelassen.

Der erste Aprilsonntag nimmt einen kleinen, schüchternen Anlauf zum Frühlinghaften, wenn auch mit Regen.

Montag, 2. April.

Heute aber ist wirklich ein Frühlingstag mit Sonne, Tauwind und Erdgeruch. Die Damen gehen Sommerhüte kaufen.

In Bayern dürfen nichthilfsdienstpflichtige Personen (also vor allem Frauen) nach einer neuen Verfügung des Kriegsministeriums als häusliche Dienstboten oder für gewerbliche Betriebe nicht angenommen werden, wenn sie nicht während der letzten 12 Monate mindestens 6 Wochen in der Landwirtschaft gearbeitet haben. Damit ist doch im Grunde eine Erweiterung der Hilfsdienstpflicht auf die Frauen ausgesprochen. Wie und durch wen diese Kontrolle durchgeführt werden kann, ist einem freilich nicht sehr deutlich, und ebenso weiß man nicht recht, was die 6 Wochen nützen sollen — die mittelbare Wirkung der Erschwerung anderer als landwirtschaftlicher Arbeit wird jedenfalls in diesem Erlaß mehr bedeuten als die Sechswochen-Dienstleistung an sich. Eine allgemeine Rechtsfrage taucht einem dabei auf: was bedeutet eigentlich das ganze Hilfsdienstgesetz mit all seinen Kautelen, wenn von militärischer Seite doch beliebige Erweiterungen vorgenommen werden können?

Was übrigens die Landarbeit angeht, so ist nach unseren bisherigen kriegsamtlichen Eindrücken die Bereitschaft der städtischen Frauen, hinauszugehen, größer als die der Landwirtschaft, sie zu verwenden. Vielleicht wird es noch anders, wenn nun wirklich die Arbeit beginnen kann. Auf der Alster waren die ersten Ruderboote zu sehen.

Aus den Kreisen des rechtsorientierten Nationalliberalismus des Industriegebiets erheben sich Stimmen gegen die Stellung der Reichstagsfraktion zu dem Wahlrechtsantrag.

Eine sehr erhebliche Erhöhung der Kriegsbeihilfen für die Beamten haben die Bundesstaaten übereinstimmend beschlossen.

Dienstag, 3. April.

Referentinnensitzung im Kriegsamt in Berlin. Die nahe und notwendige Arbeit, die uns dort zusammenführt, schwächt den Eindruck der amerikanischen Entscheidungen, die man mit den Zeitungen in den Sitzungssaal trägt, unwillkürlich ab. Auch die Konferenz im Hauptquartier, die den heutigen Tag zu einem politischen erster Ordnung macht, muß im Hintergrund der Gedanken bleiben, so sehr man die Spannung im Menschengedränge des Potsdamer Platzes fühlt.

Der „Vorwärts" antwortet auf eine angebliche Aeußerung des russischen Sozialistenführers, die den deutschen Sozialdemokraten die Abschaffung der Dynastie Hohenzollern zu einer Art Freundschaftsbedingung macht, daß das deutsche Volk seine eignen Angelegenheiten allein regeln müsse, im übrigen nicht antimonarchisch, sondern demokratisch sei. Bei Gewährung des allgemeinen Wahlrechts würde der republikanischen Agitation in Deutschland der Boden entzogen sein.

Mittwoch, 4. April.

In Bremen. Die Züge sind jetzt vor Ostern, da keine Sonderzüge für den Osterverkehr eingeschoben werden, unbeschreiblich überfüllt. In Bremen ist die Ernährungsregelung besonders gut, dank einer schon seit langem vorbereitenden Versorgungswirtschaft.

Die Kältewelle, die noch einmal wieder angekündigt wurde, scheint zu kommen. Jedenfalls lag einmal wieder Schnee über der Heide.

Donnerstag, 5. April.

Ein Bewirtschaftungsplan für Obst und Gemüse ist erlassen. Beides soll nur im freien Verkehr abgegeben werden, aber mit Höchstpreisfestsetzung für den Erzeuger von der Reichsstelle, für Groß- und Kleinhandel durch die Kommunalbehörden. Mit Hilfe des Schlußscheins soll der Gang der Ware vom Erzeuger durch den Handel kontrolliert werden. Alle Lieferungsverträge müssen schriftlich geschlossen und durch die Reichsstelle genehmigt werden. Das alles scheint einmal wieder theoretisch richtig — ob es praktisch arbeitet, muß man abwarten.

Es wird sehr zum Mairüben-Anbau geraten, weil die Mairübe das einzige halbwegs ergiebige Frühgemüse ist, das als Kartoffelersatz in Betracht kommt. Die Organisation der Butter- und Eier-Sammelstellen ist schon sehr weit ausgebreitet: in Preußen sind 18 000 Stellen für Butter und etwa 2400 für Eier.

Die Munitionsarbeiter werden diesmal zwei Osterfeiertage bekommen, die Landwirtschaft wird ermahnt, durchzuarbeiten, und die Möglichkeit der Bestellung auszunutzen, sobald sie da ist.

Freitag, 6. April.

Am sehr frühen Morgen des Karfreitag Rückfahrt nach Hamburg im fabelhaft überfüllten Kölner Nachtschnellzug. Man steht zusammengepreßt in den Korridoren. Das Land ist wie im Januar. Im Schnee, der Tannen und Heidekraut zudeckt, gleißen die Wassertümpel wie Messing, und dies Weiß und Gelb sind weithin die einzigen Farben unter dem runden roten Schild einer winterlichen Sonne.

Man hört den Gesprächen der Urlauber zu, kluge, aufrechte, kritische Holsten, Matrosen und Feldgraue, die sehr genau die Zeitungen verfolgen und eine deutliche und stolze Sprache über die Notwendigkeit eines neuen Wahlrechts führen. Man bekommt einen sehr klaren Eindruck, daß hier eine Grundbedingung weiteren guten Willens liegt, die erfüllt werden m u ß, und zwar bald.

Naumann / Wilsons Kriegserklärung

Wir haben bisher noch jedem neuen Feinde widerstehen können und wollen darum auch der nordamerikanischen Kriegserklärung gegenüber den Mut nicht verlieren. Ob es dem ewigen Gott, der im Verborgenen der Geschichte waltet, gefällt, gerade Herrn Wilson zum Erzengel seiner Gerichte und zu seinem Stellvertreter auf Erden zu erwählen, das steht noch lange nicht fest. Es gibt noch viel Unbekanntes, was geschehen kann. Uns bleibt auch unter den neuen Verhältnissen nichts übrig, als weiterhin tapfer und treu u n s e r e P f l i c h t z u t u n, an den Fronten, auf den Wassern und in der Heimat.

Dabei würde es allerdings gut sein, wenn alle deutschen Zeitungen den amerikanischen Krieg so e r n s t a u f f a s s e n wollten, wie er tatsächlich ist und sein wird. Vorläufig findet man viele leichtsinnige Oberflächlichkeit, als ob man sich mit Worten beruhigen wollte. Auch Leute, die in Amerika gewesen sind, halten sich von solcher verfehlten Betrachtungsweise nicht frei, ja, es kommt vor, daß gerade sie die Träger der Sorglosigkeiten sind, weil sie behaupten, die Amerikaner als unmilitärisch, kriegsfeindlich und undisziplinierd zu kennen. Sie höhnen über die Idee eines nordamerikanischen Krieges, so wie man bei uns im August 1914 über die Engländer gelacht hat. Damals hieß es, die Engländer könnten gar keine kontinentale Armee aufstellen, und was dergleichen mehr war. Wir haben inzwischen gesehen, wie sehr sich die Engländer in jeder Hinsicht im Kriege verändert haben, und genau dasselbe erwarten wir von den Amerikanern. Für sie bedeuten die gegenwärtigen Tage etwas Ungeheures, nämlich die G e b u r t d e s w e l t -

Digitized by Google

mokratisch wird, werden die Vereinigten Staten imperialistisch. Und hat diese neue Richtung, die seit langem vorbereitet wurde, jetzt den Sieg in den Vereinigten Staaten erlangt, so treibt dieses Ereignis die Menschen weiter zu großen Veränderungen und Opfern. Daraus, daß die Amerikaner den Krieg mit Mexiko schlecht und fast würdelos geführt haben, ergibt sich nicht, daß sie es nicht anders können, wenn sie in der Tiefe erfaßt sind. Und ich fürchte, daß sie in der Tat eine tiefe Umgestaltung durchmachen.

Wie man in einer ferneren Zukunft den unbeschränkten U-Boot-Krieg beurteilen wird, ist heute uns allen unbekannt. Möglich ist, daß die in diesem Kriege von der deutschen Marine gewählte Methode später einmal von denselben Nationen nachgeahmt wird, die uns jetzt deswegen mit den schwersten Bannflüchen belegen. Aber selbst dann bleibt übrig, daß es in unserer gegenwärtigen Zeit den Engländern gelang, für jetzt diese Methode als die Weltsünde hinzustellen und dadurch auch den größten und reichsten neutralen Staat gegen uns aufzuregen. Daß ihnen das wahrscheinlich gelingen würde, war vorauszusehen und ist eingerechnet worden. Ob aber die volle moralische Wirkung richtig in Rechnung gesetzt wurde, das eben wird erst die Zukunft beurteilen. Was wir heute schon bemerken, ist die großartige Handbewegung, mit der Wilson einen selbstlosen Krieg für das Menschenrecht einleitet. Nichts ist leichter, als diese Bewegung von Deutschland aus als eine schäbige Heuchelei zu erklären, aber damit hindern wir nicht, daß sie von sehr vielen Millionen in allen Staaten geglaubt wird. Es wird ein Weltglaube gegen uns fertiggemacht, wie er noch kaum gegen irgendein Volk aufgehäuft worden ist. Diesem uns nun von allen Seiten umgebenden Weltglauben müssen und wollen wir trotzen, aber um das zu können, müssen wir ihn in seiner unglaublichen Wucht und Zähigkeit ahnen und erkennen. Wir richten uns auf und machen Kopf und Rücken steif und stemmen uns mit allen Kräften dagegen, daß wir um unserer notwendigen Verteidigung willen als Uebeltäter geachtet werden. Mag ein Welturteil vorhanden sein, so protestieren wir und appellieren von der Mehrheit der Nationen an die Vernunft und von der Tradition der Angelsachsen an die sachliche Gerechtigkeit.

Es werden unsere Waffen und unsere Seelen zugleich geprüft, ob wir das deutsche Selbstbewußtsein auch in dieser Lage aufrechterhalten können. Wir werden durch diese Tage noch mehr als bisher ein Fremdling unter den Völkern. Wir und unsere Bundesgenossen stehen wie auf einer Insel: auf Tod und Leben! Es gibt Klänge in den Kampfespsalmen des alten Testamentes, die für uns passen: es ist, als ob die Berge mitten ins Meer sinken, aber — noch ist Herr Wilson nicht Weltregent!

Ob und welche Wege die Vorsehung hat, uns und unseren Bundesgenossen zu helfen, bleibt ihr überlassen, denn ihr dienen ebenso die Stürme des Ostens wie die Wogen des Westens, wir nur müssen alle auf unserem Posten bleiben, damit es nicht an uns liegt, wenn Versäumnisse gemacht werden. Die Treue und Hingabe unseres Volkes ist so groß, daß ihm das Unmögliche möglich wird.

Als Antwort auf die nordamerikanische Kriegserklärung sollte sofort erfolgen der feste beiderseits befriedigende Zusammenschluß der mitteleuropäischen Mächte und eine Erklärung der bürgerlichen Gleichberechtigung in Preußen. Das würde uns stark machen gegenüber einer Welt von Feinden.

Friedrich Naumann / Ostern in Preußen

Der Kaiser und König verkündigt, daß ihm „die Befreiung unseres gesamten innerpolitischen Lebens" von der Frage der Umbildung des preußischen Landtags besonders am Herzen liegt. Er beauftragt den Reichskanzler in seiner Eigenschaft als ersten Minister in Preußen, ihm bestimmte „Vorschläge des Staatsministeriums vorzulegen, damit bei der Rückkehr unserer Krieger diese für die innere Gestaltung Preußens grundlegende Arbeit schnell im Wege der Gesetzgebung durchgeführt werde." „Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach meiner Ueberzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr. Der Gesetzentwurf wird ferner unmittelbare und geheime Wahl der Abgeordneten vorzusehen haben." „Das Herrenhaus wird den Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden können, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfange als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt."

Eine wahrhaft gute Osterbotschaft!

Der König von Preußen kehrt zu den großen Ueberlieferungen der preußischen Reformzeit zurück. Er hat seine Stellung wieder auf Seite der Volksmenge genommen.

Der König von Preußen übernimmt die persönliche Garantie für das, was bisher in viel unsichereren Worten der Reichskanzler in Aussicht gestellt hat. Also würde selbst ein Ministerwechsel nicht mehr zu altpreußischen Zuständen zurückführen.

Der König von Preußen weiß, daß ihm und seiner Regierung innere Kämpfe bevorstehen, aber er will in ihnen standhalten und die Masse wird ihm dabei folgen.

Der König von Preußen will mit Bewußtsein eine neue Zeit herbeiführen und macht dem Auslande klar, daß wir keinerlei fremde Befreiungen nötig haben.

*

Den preußischen Konservativen ist noch die Möglichkeit gegeben, durch einen Akt der Freiwilligkeit den Streit zwischen sich und dem Könige zu vermeiden.

Das preußische Staatsministerium und die höheren politischen Beamten haben sich von jetzt an zur Vertretung des königlichen Reformwillens bereitzuhalten.

Das preußische Herrenhaus kann seine weitere Existenz sichern, wenn es dem Willen des Königs entgegenkommt.

*

Der Umstand, daß in der königlichen Kundgebung zwar das Klassenwahlrecht verworfen, noch aber das gleiche Wahlrecht nicht angekündigt wird, braucht kein Mißtrauen zu wecken, denn hier werden die weiteren Verhandlungen zeigen, wie schwer es nach einem ungeheuren Volkskriege ist, undemokratische Pluralwahlrechte einzuführen.

Die ganze Linke soll jetzt einig sein!

Digitized by Google

Wilhelm Heile / Der deutsche Volksstaat

Durch die offene Einreihung der Vereinigten Staaten von Amerika in den geschlossenen Ring unserer Feinde hat sich für die nächste Zeit in den äußeren Tatsachen wenig geändert. Die Politik Wilsons war ja schon längst gegen uns gerichtet und tat unter dem Schutze der neutralen Maske, was nur irgend gefahrlos gegen uns getan werden konnte. Die innere Verfassung unserer Gegner hat aber eine sehr wesentliche Wandlung erfahren. Der Glaube an die Unerschöpflichkeit der Vereinigten Staaten an Geld und technischen Hilfsmitteln und wohlgenährtem, noch unverbrauchtem Menschenmaterial ist so groß und so fest gegründet, daß die Widerstandskraft derer, die dem Erlahmen nahe waren, nun aufs neue wieder lebendig geworden ist.

Und noch eines ist hinzugekommen, was nicht übersehen darf, wer nicht nach Straußenart den Kopf in den Sand zu stecken geneigt ist. Die Weltlegende vom Kampf der freien Völker gegen deutsche Herrschsucht und militaristische Tyrannei, so verlogen sie ist und so blutleer dieser Schemen zu sein scheint, hat neue Kraft gewonnen. Man ist in Deutschland immer bereit, in ein schallendes, befreiendes Gelächter einzustimmen, wenn die Vasallen der englischen Welteroberer und Bundesgenossen des russischen Zarismus sich als friedliebende Freiheitbringer hinstellen. Und doch wäre es nur ein Zeichen von Kurzsichtigkeit, wenn man nichts als Spott übrig hätte für Wilsons idealistisch aufgemachte Kriegsbegründung und für solche Reden, wie sie soeben, hinter der russischen Revolution, im Anschluß an Wilsons Kriegsbotschaft, die Ribot, Asquith und Lloyd George gehalten haben. Die sprechen von der Sache des Rechts und der Freiheit, der die Vereinigten Staaten sich nun auch angeschlossen hätten, lediglich um der Menschheit willen, ohne irgendwelche Absichten der Eroberung oder Belohnung: „.... Wenn die Welt noch den geringsten Zweifel hätte haben können über den tiefen Sinn des Krieges, in den wir verwickelt sind, dann würde die Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten jeden Zweifel zerstört haben.... Deshalb muß diese Botschaft bis in das Innerste aller Herzen wie eine Botschaft der Befreiung wirken, die der Welt zuteil wird...."

Gewiß. Das sind Worte, nichts als Worte. Und weder Wilson noch Ribot oder Lloyd George sind so töricht, daß sie nicht wüßten, wie sehr sie die Wahrheit fälschen mit ihrer Behauptung, die Freiheit der Welt gegen deutschen Angriff zu verteidigen. Aber für die Völker, die hinter ihnen stehen, sind solche Worte mehr als Schall und Rauch. Sie sind ihnen auch mehr als ein Mittel der Gewissensberuhigung und ruhmrediger Selbsttäuschung. Sie glauben an diese Botschaft der Freiheit, weil sie daran glauben wollen, und weil es so wohl tut, an sie glauben zu können. Und wie im Mittelalter die Kreuzfahrer mit dem Rufe „Gott will es" zum Kampfe gegen die Ungläubigen gen Palästina fuhren, so führen sie den Krieg gegen Deutschland in dem wunderbar erhebenden Gefühl, daß all ihre Opfer und Mühsal — um mit Wilson zu sprechen — für eine höhere Ordnung im Leben der Menschheit, für den Grundsatz der Gerechtigkeit, für den Frieden der Welt und die Freiheit der Völker gebracht werden.

Es hilft nichts, über solchen Unsinn zu spotten oder sich darüber zu entrüsten. Die Tatsache ist nicht zu leugnen, daß der Unsinn geglaubt wird. Und wenn wir nicht das Schicksal Talbots teilen wollen: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehen", so müssen wir den Kraftquellen dieses gefährlichen Glaubens nachspüren und die Axt an seine Wurzeln legen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" oder ihre offiziösen Hintermänner machen es sich ein wenig bequem, wenn sie „in den Wilsonschen Freiheitsworten nichts als den Versuch" sehen, „das feste Band zwischen Volk und Fürsten in Deutschland zu lockern, damit wir eine leichtere Beute unserer Feinde würden". Das ist ja gewiß richtig, erklärt aber doch nur eine, und nicht die wesentlichste Seite des feindlichen Gedankenganges. Die Hauptsache ist Herrn Wilson sowohl wie den anderen Staatsleitern und sonstigen Wortführern unserer Gegner die Entfachung und Schürung der rechten Kriegsleidenschaft in den Köpfen und Herzen ihrer eigenen Landsleute. Und daß ihnen das überhaupt je gelingen konnte und immer wieder gelingt, das liegt doch nicht bloß an der Geschicklichkeit ihrer fälschenden und färbenden Wortkunst, sondern zum keineswegs unwesentlichen Teil auch daran, daß wir ihnen durch Mängel, Fehler und Ungeschicklichkeiten selber die Waffen liefern, die sie zu ihrem Verleumdungsfeldzug brauchen.

Es ist doch nun einmal wahr, daß jetzt, nachdem Rußland sein altes absolutistisches Gewand abgestreift hat, nur noch wir Deutschen und — in etwas geringerem Maße — unsere österreichischen Bundesgenossen einen Obrigkeitsstaat haben, während die ganze übrige zivilisierte Menschheit, die mit nur wenigen Ausnahmen gegen uns in Waffen steht, ihre Staaten als Volksstaaten eingerichtet hat. Daß es sich dabei zum Teil bloß um eine Verblendfassade handelt, die nur den schlechten Beobachter zu täuschen vermag, das ändert an der Sache wenig oder nichts. Denn wenn es auch vielfach nur Schein ist, so erfreut doch dieser Schein so sehr, daß so mancher innere Mangel darüber vergessen oder weniger empfunden wird. In den Ländern, in denen das parlamentarische Regierungssystem besteht, ist es zwar auch nicht so, daß Regierungs- und Volkswille unter allen Umständen gleichbedeutend sind. Aber die Regierung kann um ihrer Selbstbehauptung willen doch gar nicht anders handeln als so, daß sie das Gefühl hat, Vollstrecker des Volkswillens zu sein; das Volk steht anderseits der Regierung nicht mit den Gefühlen des Schülers gegenüber, der im Lehrer den geborenen Feind sieht; der Staat erscheint ihm nicht, wie es bei uns vorkommt, als der „Racker Staat"; ihm sind die Minister die Vertrauensmänner der Volksmehrheit, die in deren Auftrag den Volksstaat leiten. Welch eine Quelle der Kraft den Staaten aus solchem Verhältnis zwischen Regierung und Volk fließt, das haben wir in diesem Kriege deutlich genug kennengelernt. Keiner unserer Feinde verfügt über eine staatliche Organisation, die sich vor dem Kriege mit der deutschen hätte messen können. Wer, der je im Auslande gereist ist, erinnert sich nicht des aufatmenden Gottseidank, mit dem er die Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Sauberkeit aller öffentlichen Dienste — besonders in Post und Eisenbahn — nach der Rückkehr wieder genossen hat! Und dennoch Leistungen, wie im England des Lloyd George, und gar Beweise unerhörter Opferwilligkeit, wie ganz besonders in Frankreich, die unsere bewundernde Anerkennung verdienen!

Gewiß, unsere Leistungen und unsere Opferwilligkeit sind keineswegs geringer. Aber wenn die Feinde trotz ihres ursprünglich viel schlechteren staatlichen Apparates überhaupt Aehnliches leisten wie wir, so ist das nur möglich, weil ihre Unterlegenheit in allen Einzelheiten des Baues ausgeglichen wird durch die Ueberlegenheit in der Anordnung

ihres staatlichen Grundrisses. Wenn wir siegen, ganz und gründlich siegen wollen, so dürfen wir nicht davor zurückschrecken, von unseren Gegnern zu lernen, wie ja auch diese während des Krieges so manches von uns übernommen haben. Die Feinde sprachen und sprechen davon, daß sie den preußischen Militarismus vernichten wollen. Gleichwohl sind sie eifrig bemüht, uns unsere straffe militärische Organisation und die Zwangläufigkeit unserer bürgerlichen Staatsmaschine nach Möglichkeit nachzumachen. Wir unsererseits haben nie mit dem Gedanken gespielt, den freiheitlichen Staatsaufbau unserer Feinde bekämpfen zu müssen. Die gewaltige Mehrheit unseres Volkes hat vielmehr von jeher ähnliche Einrichtungen für unseren Staat angestrebt. Wieviel leichter ist es uns also gemacht, da von den Gegnern lernen und annehmen zu können, wo sie uns voraus sind!

Wenn wir vom Feinde lernen wollen, so wollen wir das ganz gewiß nicht ihm zuliebe. Die Verteidiger des alten Obrigkeitsstaates glauben wohl, dem Vaterlande zu dienen, indem sie uns unsere „Eigenart" erhalten wollen. In Wirklichkeit aber hat Deutschland unter allen seinen Feinden keinen, der ihm so gefährlich wäre, so viel Kräfte zu binden und lahmzulegen vermöchte, wie die „kleine, aber mächtige Partei" derer, die durch ihre Engherzigkeit und Selbstsucht dem Volke die Freudigkeit und den Zukunftsglauben schmälern. — „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" — das ist eine Formel, die verständlich sein mag für bedrückte Untertanen eines harten Erobererjoches, aber nicht für Menschen unserer Zeit, die freie Bürger sein wollen im freien Staate.

Im Preußischen Herrenhause ist freilich das Wort gefallen, daß man in Preußen jede Freiheit habe, nur nicht die, zu rauben, zu morden und sonstiges Unrecht zu tun. Gegenüber einem Engländer, Amerikaner oder Franzosen, der sich mit der gewohnten Heuchelei und Unkenntnis über unsere inneren Verhältnisse abfällig äußert, möchte solche Antwort gar nicht so unangebracht sein. Denn unsere Unfreiheit ist nicht von der Art, die man in Rußland und auch in Irland viel besser studieren könnte als bei uns. Unsere Unfreiheit ist nicht fehlende Freiheit von Zwang — unsere Ordnung ist uns ja keine Last, sondern unser Stolz —, unsere Unfreiheit ist das Fehlen der Freiheit, im Staate den Willen des Volkes zur Geltung zu bringen auch dann, wenn er dem Willen der jeweiligen Regierung nicht genehm ist. Was uns fehlt, das ist eine Regierung, die nicht bloß ihrem Gewissen und dem König, sondern dem Volke und seiner Vertretung verantwortlich ist.

Minister heißt Diener. In Preußen sind die Minister die Diener des Königs und nur insoweit Diener des Volkes, als sich der König als erster Diener des Staates fühlt. Im Reiche aber haben wir überhaupt kein Ministerium, sondern nur einen Minister, den Reichskanzler, und auch dessen ministerielle Existenz und Verantwortlichkeit schwebt verfassungsrechtlich noch sehr in der Luft. Ursprünglich von Bismarck nicht als das alles überragende Amt, sondern als eine Art preußisches Staatsministerium für Reichsangelegenheiten gedacht, ist das Reichskanzleramt durch Bismarck selbst allmählich zu einem wirklichen Reichsministerium geworden, bei dem aber die rechtlichen und politischen Unterlagen seiner Stellung völlig unfertig und unklar geblieben sind. Denn wie bislang die Dinge liegen, ist der Kanzler in Wirklichkeit nur abhängig vom preußischen König, durch dessen Vertrauen er preußischer Ministerpräsident und — tatsächlich, nicht rechtlich — damit auch Deutscher Reichskanzler geworden ist. Das deutsche Volk aber hält das Reich für einen Staat, für den eigentlichen deutschen Staat. Und in der Tat sind glücklicherweise die lebendigen Kräfte soviel stärker gewesen wie die papierenen des buchstäblichen Rechts, daß das Reich in immer höherem, auch im Kriege noch gewachsenem Maße Staatscharakter erhalten hat und zum fast ausschließlichen Träger der deutschen Souveränitätsrechte geworden ist. Noch aber haben wir weder klare rechtliche noch wirkliche Verhältnisse. Das Reich kann Gesetze schaffen, kann sie aber nur mit Hilfe der bundesstaatlichen Verwaltung zur Geltung bringen. Wie schwer wir darunter leiden, hat sich ja — ein Beispiel für viele — mit eindringlicher Deutlichkeit bei den Schwierigkeiten gezeigt, auf die das Kriegsernährungsamt bei der Durchführung seiner Maßnahmen gestoßen ist.

Wir haben also ein Reich, das wohl nach außen hin Deutschland vertritt, den Einzelstaaten aber nicht übergeordnet, sondern eher untergeordnet ist. Das deutsche Volk aber glaubt an ein Reich — und wir brauchen es, es tut uns wirklich bitter not — das in jedem Sinne des Wortes ein deutscher, der deutsche Volksstaat ist. Dazu gehört eine Volksvertretung — im Reich wie in den Einzelstaaten —, die wirklich vom Volke bei gleichem Rechte aller gewählt worden ist. Und dazu gehört eine Regierung, die nicht bloß vom Kaiser, sondern auch vom Reichstag abhängig ist, gegen seinen Willen weder ernannt noch sich halten, noch entlassen werden kann.

In einem späteren Aufsatze soll davon ausführlich gesprochen werden. Im Zusammenhang dieser Darstellungen sei nur noch einmal ausdrücklich betont, daß wir den deutschen Volksstaat und die deutsche Volksregierung nicht bloß fordern, um den Feinden ein wirksames Werbewort zu entreißen, sondern um unserer eigenen Lebenserhaltung und Zukunftsmöglichkeiten willen. Und wenn wir die dazu nötigen Reformen schon jetzt fordern, so tun wir das, weil ihre Durchführung für die Feinde eine verlorene Schlacht wäre, für uns aber eine Quelle neuer, sich stets unerschöpflich ergänzender und vermehrender Kraft, die uns jetzt den Sieg bringen und für alle Zeiten unbesiegbar machen würde.

*

Während diese Zeilen längst in Satz und Druck gegeben sind, erhalten wir Kenntnis von der Osterbotschaft des Königs über die Reform des preußischen Landtags im Aufbau des Herrenhauses und Wahlrecht zum Abgeordnetenhause. Dies Königswort bringt uns einen großen Schritt vorwärts; seine Bedeutung kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Noch freilich handelt es sich nur um ein neues Versprechen, aber um ein Versprechen, das endgültig und unwiderruflich fest verpflichtet. Noch wird auch nur die preußische Reform angekündigt; aber durch diese Reform ist, sobald sie nur erst feste Gestalt gewonnen hat, zugleich die sichere Grundlage geschaffen für den Ausbau des Reiches zum deutschen Volksstaat. Nun müssen Reichsregierung und Verfassungsausschuß des Reichstags Hand in Hand arbeiten. Und die deutsche Linke muß zeigen, daß sie der großen Stunde gewachsen ist.

Digitized by Google

Gerhard v. Schulze-Gaevernitz, M. d. R. / Der Notschrei Flanderns

Schon im Jahre 1915 ist von dem Volksbunde „Jung-Flandern" dem Deutschen Reichstag eine Bittschrift zugegangen, deren Hauptsätze also lauten:

„1. Verschwinden muß der Staat und auch der Name Belgien. Bliebe ein solcher Staat bestehen, so würde er, selbst als deutsche Provinz, wegen des starken französischen Einflusses stets deutschfeindlich bleiben. Dies läßt sich nur durch dauernde und vollkommene Trennung von Walen und Flamen vermeiden.

2. Neu zu schaffen wäre ein Königreich Flandern, das wirtschaftlich und militärisch mit Deutschland verbunden wäre, und dessen Grenze im Süden mit der Sprachgrenze zusammenfiele.

3. Die herrschende Sprache in diesem Staate werde ausschließlich die niederländische Sprache für Regierung, Gericht, Schule (untere, mittlere, hohe) und alle öffentlichen Aemter und Akte. Als erste folgende Sprache gelte die deutsche.

4. Die allgemeine Schulpflicht vom 6. bis 14. Lebensjahr und obligatorischer Fortbildungsunterricht nach dem 14. Lebensjahr werde eingeführt, unter tunlichst baldiger Entfernung aller nicht diplomierten oder unfähigen Lehrkräfte. Gesetzlich werde jede Erziehung der Kinder in Frankreich verboten.

5. Die allgemeine Wehrpflicht werde eingeführt und unter deutschen Instruktoren ein flamisches Heer gebildet, in dem die niederländische Sprache die Kommando- und Instruktionssprache sei.

6. Die Beamten des neuen Flandern würden aus den eigenen flämischen Bürgern zu entnehmen sein."

Diese Petition war von 15 todesmutigen Männern aus intellektuellen Kreisen unterzeichnet. Die Zahl derer, welche heute offen für dasselbe Ziel eintreten, hat sich seitdem verzehnfacht, ja verhundertfacht. Aus demselben jungflämischen Kreise ging mir eine Zuschrift von der Hand eines mir persönlich bekannten, angesehenen Flaminganten zu. Ich selbst enthalte mich jeder Bemerkung, da ich die Erörterung der Kriegsziele gerade nach dem Westen hin auch heute noch für verfrüht halte. Aber wir müssen wissen, was die Vertreter der höchsten Intelligenz und der besten Bildung des flämischen Volkes in diesen umstürzenden Zeitläuften denken und wollen. Ihr Mut gibt ihnen eine Bedeutung, die über ihre Zahl weit hinausreicht. Um ihres Volkes willen trotzen sie der „Balle aux traitres", welche die „Havre"-Presse ihnen ankündigt — sie sind die Wortführer der verschütteten Seele der Mutter Flandern, Erwecker ihrer Zukunft. Darum lasse ich auch den flämischen Sprachklang der Zuschrift unverändert.

1. Flanderns Elend.

Weshalb steht das flämische Volk mit vier Millionen Seelen so hilflos da in einem Staate von nur sieben Millionen Einwohnern? Weshalb kein ungehemmtes Emporblühen der eigenen Selbständigkeit wie bei den anderen freien Völkern, wie Dänemark, Norwegen usw.? Weil wir, auf dem Kreuzpunkt Westeuropas wohnhaft, unser Schicksal stets den Ereignissen der Weltpolitik untergeordnet finden. Wir müssen uns bewußt sein, daß unsere Selbständigkeit stets diesem Weltschicksal untergeordnet bleibt, und als Realpolitiker müssen wir nachprüfen, was unter diesen Umständen die Kunst des Erreichbaren ist.

Wir haben bis jetzt im Zeichen des französischen Herrschaftsstrebens gestanden. Der belgische Staat war die letzte Hervorbringung des französischen Angriffsgeistes. Seit Jahrhunderten strebt dieser Geist nach Angliederung aller germanischen Länder diesseits des Rheins. Dementsprechend war der belgische Staat auch auf die Ausrottung des germanischen Elements in seinem Innern eingerichtet.

Der Staat ist anderwärts die Fleisch gewordene nationale Idee. Bei uns verzichtete der Staat auf diese seine Aufgabe. Die flämische Kultur entfaltet sich nicht im Rahmen einer staatlichen Organisation — im Gegenteil, die Staatsorganisation wirkte hemmend, vernichtend. Das Erziehungswesen ist volksfeindlich. Alles, was aus dem Mutterschoße des flämischen Volkes emporkommt, wird stets dem flämischen Geiste entfremdet. Der Offensivgeist aus dem Süden arbeitete in unserem Lande stets dreister und frecher — unterstützt durch französisches Geld und eine weitverzweigte französische Organisation. Dagegen hat Deutschland nichts getan, um dieser französischen Propaganda entgegenzutreten.

Und das Ergebnis? Die flämische Volksseele ist nur im schauenden Leben, in der Kunst, zum Ausdruck gekommen. Auch hier will man den flämischen Geist ermorden, indem das offizielle Belgien nur eine „belgische Kunst" gelten lassen will. Auf allen anderen Feldern der kulturschaffenden Arbeit ist unser Ertrag gering geblieben. Wir sind ein elendes Volk, in sich zerfallen, weil Armut und Bildungslosigkeit herrschen und jede Zusammengehörigkeit zwischen höheren und niederen Ständen aufgehoben ist; ein elendes Volk, welches den Kampf um das Dasein nur fechten kann mit niedrigen Löhnen, langen Arbeitsstunden und unter vollkommenem Mangel an sozialer Fürsorge, während anderseits die ganze wirtschaftliche Politik des belgischen Staates seit 1830 darauf berechnet war, der Industrie des Wallonenlandes emporzuhelfen. Man bedenke schließlich, daß durch die Tätigkeit der französischen Banken in Belgien so oft die finanziellen Hilfsquellen dem nationalen Nutzen entzogen und dem Interesse der französischen Politik zugeleitet wurden.

Da kam die Entscheidungsstunde. Als Deutschland mit seinem Ultimatum an Belgien herantrat, hieß es letzten Endes: Mit uns oder gegen uns! Die Wahl des belgischen Staates war von vornherein in flamenfeindlichem Sinne entschieden. Unter dem Gesange des flämischen Volksliedes zogen die flämischen Jungen in den Krieg, um für den Sieg der auf ihre Vernichtung arbeitenden Idee zu fechten! Deutschlands eiserne Zeit war Flanderns tragische Zeit.

Die großen Stunden der Geschichte haben einen entscheidenden Einfluß auf das zukünftige Leben der Völker. Siegt der Angriffsgeist aus dem Süden, was soll da aus uns, den Hilflosen, werden? Der Vernichtung gehen wir entgegen. Die Verlockung einer Aufnahme in das französische Wirtschaftssystem ist nur trügerischer Schein. Wir sind uns bewußt, daß wir — Flamen — dann auf immer die Kulis von Westeuropa bleiben werden. 70 v. H. der belgischen Soldaten, welche für Frankreich kämpfen, sind flämischen Blutes, und dabei sagen die Wallonenführer, unsere Herren, mit offenem Hohn: „Das zukünftige Belgien wird französisch sein, oder es wird nicht sein!" Also, es verschwinde! Nothung, das deutsche Schwert, zerhaue es! Das flämische Volk kann nicht mehr in einer Ehe leben, wo man es erwürgen will. Die Feinde des belgischen Staates sind unsere Freunde. Sie bringen uns die Rettung.

2. Deutschlands Aufgabe.

Indem das Schicksal der Welt heute auf das Schwert gestellt ist, steht zur Entscheidung: Wer setzt sich auf dem strategischen Kreuzpunkt Westeuropas fest? Auf unserem Boden wird Deutschlands Weltstellung für die Zukunft festgestellt. Der Aufbau der deutschen Macht in Flandern darf zweierlei nicht außer acht lassen: Deutschlands Interesse und Deutschlands Ehre. Deutschlands Machtzuwachs nach Westen soll nicht unterdrücken, sondern befreien und sich erheben auf der starknackigen Grundlage eines freien Flamenvolkes. Säbelpolitik wäre eine Ursache der Schwäche. Sodann: Deutschland, als Hort aller germanischen Völker, kann das einzige germanische Volk, welches im Elend steht, nicht preisgeben. Im Hasse gegen alles Germanische ist das flämische Volk als Vorposten der germanischen Welt unterdrückt worden. Die Ehre zwingt ein siegreiches Deutschland, Flandern zu befreien.

Jede äußere Machtentwicklung erfolgt aus einer inneren treibenden Kraft. Der jetzige Krieg ist der Kampf zwischen zwei leitenden Weltgedanken. Die englisch-französische Weltstellung ist aufgebaut auf trügerischem Schein der englischen Lüge. Der westeuropäische Freiheitsgedanke, welcher aus der englischen Lebensanschauung des 18. Jahrhunderts in die französische Revolution hineingeführt und dort zur demagogischen Glaubenssache erhoben, sodann als manchesterliche Wirtschaftslehre im sozialen Leben des

Digitized by Google

19. Jahrhunderts zum Triumph geführt wurde, bedeutet nichts anderes, als das Recht für den Rücksichtslosen, den Schwachen mit dem Zauber eines hohlen Wortes zu ersticken. Gerade alle belgischen Freiheiten, so liebevoll in unserer Verfassung von 1831 niedergeschrieben, haben uns Flamen so elend gemacht!

Deutschlands Aufgabe, als Träger einer neuen Geisteskraft in Europa, besteht darin, den Glauben an Worte zu vernichten und durch die Wahrheit der Tatsachen zu ersetzen. Das hat das Preußen von 1807 bis 1814 vorbereitet. Dazu hat Bismarck die weitere Grundlage geschaffen mit seiner Schutzzollpolitik und seiner sozialen Gesetzgebung. Auf dem festen Prinzip dieser Tatsachen soll der innere Bau Europas weitergeführt werden. Hierzu bedarf Deutschland eines reinen Gewissens gegenüber den anderen germanischen Völkern, damit der Glaube dieser an Deutschlands Führerschaft gerechtfertigt werde. Verkauft Deutschland ein germanisches Volk in Europa etwa gegen den Genuß des Kolonialreiches, dann heißt das Verzicht auf sein innerstes Wesen; dann tritt es das Erbe der englischen Lüge an; dann versetzt es sich in die Lage der dummen Riesen, welche für rotes Gold das Auge der Holda preisgaben. Alberichs Fluch haftet am Golde; aber Holdas Auge leuchtet an der flämischen Küste.

3. Die verschiedenen Lösungen.

Wie versteht Deutschland seine Aufgabe? Berücksichtigte es nur sein strategisches Interesse, oder nimmt es auch seine moralischen Pflichten in Anerkennung?

Im ersten Falle ist die einfachste Lösung: Deutschland läßt Belgien in seiner alten Struktur bestehen, besetzt das Land militärisch, leitet seine auswärtige Politik, macht es auf dem einen oder anderen Wege tributpflichtig. Also, Belgien kommt Deutschland gegenüber in eine Stellung, wie Aegypten gegenüber England. Das wäre für beide sehr unvernünftig. Deutschland bekäme hier niemals Ruhe, indem wir ein unbotmäßiger Vasallenstaat würden und Flandern, in seinem Elend der Verwälschung durch das neue Elend der Verhochdeutschung gestachelt, sich auf alle Ewigkeit zu gemeinschaftlichem Widerstand mit den Wallonen gegenüber Deutschland verbände. Also hat Deutschland im eigensten Interesse die Wünsche Flanderns zu berücksichtigen. Da heißt es zunächst: staatliche Trennung von den Wallonen als Grundprinzip aller flämischen Forderungen. Nur eine vollständige Trennung von den Wallonen kann das Volk aus dem belgischen Staatsgedanken losreißen, den flämischen Gedanken sichtbar verkörpern und das flämische Bewußtsein zum germanischen Bewußtsein überführen. Das belgische Staatsschiff ist am Versinken. Da rettet in höchster Not ein jeder sich selbst. Mit den Wallonen haben wir nur Elend gehabt; sie haben auf uns nie Rücksicht genommen; sie mögen ihres Weges gehen. Nach demselben Prinzip, welches uns als germanischem Volksstamm in dem Rahmen des Deutschen Reiches unseren Platz bestimmt, sollten die Wallonen ihrer Nationalität nach zu Frankreich gehen. Deutschland soll entscheiden, inwiefern die Aufgabe der Sicherung seiner Reichsgrenzen nach Westen diese Lösung zuläßt.

4. Flandern als Bundesstaat.

Der flämische Teil Belgiens wird zu einem neuen, selbständigen Staate ausgebildet und als Bundesstaat dem Deutschen Reiche angegliedert. Warum ein Bundesstaat? Indem wir Flamen die Schicksalsnot, welche uns am strategischen Kreuzpunkt Westeuropas ein vollständig autonomes Leben unmöglich macht, begreifen, werden wir uns einer allgemeinen Ordnung fügen, wollen dabei aber das Maximum der Selbstverwaltung besitzen. Werden wir, in welcher Form auch immer, außer der bundesstaatlichen, dem Deutschen Reiche angegliedert, also untergeordnet, dann werden wir ein Vasallenstaat; wir bekommen Pflichten, aber keine Rechte. Nur Gleichberechtigung mit den anderen Bundesstaaten gibt uns die Befugnis zur Mitbestimmung an den gesamten deutschen Dingen, wahrt unser Interesse und unsere Würde.

Hierzu kommt: diejenigen Fragen, welche in der deutschen Reichsverfassung den Bundesstaaten überlassen werden, sind gerade diejenigen, welche unsere kulturelle Selbständigkeit anlangen. Diese Lösung sichert uns in Sprach-, Schul- und Kirchenfragen. Die dem Reiche zugewiesenen Fragen sind eben die, in welchen wir, alleinstehend und hilflos, den neuen Zeitanforderungen entgegensehen. Hier bedeutet die Reichsordnung für uns die alleinige Rettung. Nur die Reichsgewalt kann uns aus der Ohnmacht der Autonomie in auswärtigen und wirtschaftlichen Dingen heraushelfen und uns das Vortrefflichste, was an sozialpolitischer Gesetzgebung in der Welt besteht, schenken.

Endlich: die Bundesstaatsform ist eine definitive Form. Jede andere Lösung wäre eine vorläufige und bringt uns in die Gefahr, eines Tages unklaren oder unverständigen politischen Nebenzwecken aufgeopfert zu werden. Die Bundesstaatsform sichert unsere Zukunft endgültig. Ebenso ist es für Deutschland ein Vorteil, aller Reibereien, welche einer unklaren provisorischen Lösung der Frage ankleben, los zu sein.

Also: alles, was zur Sicherung und nötigen Einheit des Deutschen Reiches erforderlich ist, geht vor. Aber die Angliederung Flanderns an das Deutsche Reich soll nicht über diese Notwendigkeit hinausgehen. Es darf keine Rede davon sein, uns durch Verhochdeutschung unserem eigenen Charakter zu entfremden, nachdem wir aus dem Elend der Verwälschung herausgekommen sind. Im Rahmen des Deutschen Reiches soll der flämische Staat mit dem höchst möglichen flämischen Charakter ausgebildet werden. Aber das flämische Volk soll, bei voller Wahrung seiner eigenen Kultur, und gerade zum Zwecke ihrer Erweiterung und Vertiefung, sich an die hochdeutsche Kultur anlehnen, indem ein kleines Volk mittels der Sprache eines großen und nächstverwandten Volkes an dem Weltleben teilnimmt.

Daher bekomme die flämische Sprache in Flandern den herrschenden Platz. Sie lebt bisher im Schoße des flämischen Volkes, im Familienkreise; sie trete nunmehr gebieterisch hervor in allen Fragen des öffentlichen und des ökonomischen Lebens. Der Staat als höchste Organisation des Volkslebens sichere der flämischen Sprache die herrschende Gewalt. Die frühere „Freiheit der Sprachen" werde aus unserer Gesetzgebung verbannt. Alle Lebenserscheinungen unseres Staates seien flämisch! Die flämische Sprache werde Amtssprache für alle inneren Angelegenheiten: in Gesetzgebung, Regierung, Verwaltung, Rechtspflege. Die Schule sei rein flämisch in allen Stufen des Unterrichts, von der Volks- bis zur Hochschule. Die hochdeutsche Sprache als Bindeglied zum Reich und zur Weltkultur werde als zweite Sprache auf den Mittelschulen gelehrt.

Wird das Heerwesen im idealen Sinne als erzieherische Gewalt angesehen, so braucht auch Flandern im Rahmen des Reiches, wie andere Bundesstaaten, seine eigene Armee mit flämischer Bildungskraft. Allerdings kann diese für die Sicherung des Reiches sehr delikate Frage zu unseren Gunsten erst gelöst werden, wenn das Reich völlig beruhigt ist über die Reichstreue des neuen Bundesstaates. Es trete also eine vorläufige Lösung dieser Frage ein, aber der Endzweck sei in unserer Verfassung von Anfang an niedergeschrieben, und die Reichsgewalt entscheide lediglich, wann der Augenblick für ein flämisches Heerwesen gekommen ist.

Auch das Religionsleben soll rein flämisch sein. Der flämische Staat könnte der katholischen Kirche eine Stellung einräumen, wie sie solche in Bayern besitzt, sorge aber im Einverständnis mit Rom, daß eine neue kirchliche Diözesan-Einteilung eintritt, entsprechend der neuen politischen Grenze, mit flämischen Oberhirten.

Der flämische Staat bedeute zugleich die Einführung eines neuen Geistes ins öffentliche Leben: Trennung der Regierung und des Beamtentums von der Volksvertretung und Kontrolle der Regierung durch die Volksvertretung. So ist es jetzt in Deutschland und soll auch bei uns so werden, damit wir aus dem Strudel herauskommen, wo alles sich nach der Parteipolitik richtet.

Hierzu trete die Reform unseres Schulwesens, vor allem technischer Unterricht, Frauenunterricht und Hochschulunterricht, nach den Anforderungen der neuen Zeit und nach dem Muster der deutschen Tüchtigkeit.

Wir verlangen Förderung der traditionellen flämischen Industrien (Landwirtschaft, Textilindustrie), sowie Förderung solcher Industrien, welche im Lande zu Hause sind, jedoch vernachlässigt

Digitized by Google

wurden (Schiffsbau, Seefischerei). Durch Entwicklung des Kempischen Kohlenbeckens entsteht ein industrie-wirtschaftliches Zentrum in der Nähe von Antwerpens Hafen. Die Bedeutung Antwerpens wächst gewaltig, indem es mit dem mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiete, welches sein Hinterland bildet, durch Zollverein, Eisenbahn- und Kanalbauten verbunden wird. Unser Kreditsystem soll in ganz andere Bahnen gelenkt und die Tätigkeit der französischen Banken in Brüssel, welche das belgische Kapital aufpumpen, um es den Zwecken der französischen Finanz- und Staatspolitik dienstbar zu machen, durch ein neues Börsengesetz nach deutschem Muster ausgeschaltet werden.

Der flämische Staat ordnet sich dem Reich unter genau wie die anderen Bundesstaaten. Der flämische Staat gebraucht in seinen Beziehungen zum Reiche die hochdeutsche Sprache. Flandern erhält mit dem Reiche gemeinsam: a) das bürgerliche Recht, b) die soziale Gesetzgebung, c) einen Teil des Steuerwesens, d) die Währung, e) den Zollverein, f) vielleicht das Verkehrs-(Eisenbahn-)Wesen, g) die Aufgabe der Reichsverteidigung.

5. Die Uebergangszeit.

Zwei Aufgaben stehen der Uebergangszeit bevor: Liquidation des belgischen Staates und progressiver Aufbau des neuen Staates.

Zunächst: Aufteilung des Landes nach der Sprachgrenze; Regelung der Staatsangehörigkeit der neuen Bürger; Verteilung der Aktiva und Passiva des belgischen Staates zwischen seine Erben; Liquidation aller Unternehmungen, welche als Verkörperung des belgischen Einheitsstrebens mit diesem Staate sterben müssen. Hierzu gehören die Nationale Bank von Belgien, die Eisenbahnen, ferner Bankgruppen, wie die Société générale de Belgique; endlich Kohlenbergwerke, welche, im Wallonenlande ansässig, in den Kempen neue Niederlassungen gründeten. Diese Gesellschaften werden durch neue ersetzt, welche ihre Tätigkeit auf den neuen flämischen Staat beschränken.

Progessiver Aufbau des flämischen Staates: Der Kaiser verleihe dem richtigen Manne eine diktatorische Gewalt für zehn Jahre. Diese diktatorische Gewalt bezwecke den Aufbau des neuen Staates unter baldigster und möglichster Heranziehung der einheimischen Bevölkerung. Die Verbindung zum Reiche wird hergestellt durch Neuordnung der Verhältnisse, wo die Reichseinheit eintreten soll: Währung, bürgerliches Recht, Steuerwesen usw. Hierzu tritt die baldigste Neubildung unseres Schulwesens und die Schaffung der flämischen Universitäten, die möglichst schnelle Einführung der Reichsgesetzgebung für soziale Fürsorge.

6. Wer vertritt in diesem Augenblick den Willen Flanderns?

Bei dem dornigen belgischen Problem muß die deutsche Politik den Willen des flämischen Volkes kennen. Die Bekundung dieses Willens wird sicher die Entscheidung beeinflussen. Wer vertritt denn diesen Willen? Die verwälschte Bourgeoisie, die Oberschicht im flämischen Lande? Diese soll ja eben gebrochen, durch die neue Lebenseinrichtung in den flämischen Geist zurückgezwungen werden. Flanderns innerer Wille soll *gegen* sie emporkommen. Sie sind Flanderns Wille nicht.

Dann kommt die große, unbewußte, rassenreine Masse. Sie kann nicht denken. Auf sie könnte man das Wort Tolstois übertragen: „Der Zar denkt für sie." Dann kommen die Halbbewußten. Wir möchten sie die „relativen Flaminganten" nennen. Zu ihnen gehört jener Teil der flämischen Intellektuellen, welche in ihrem täglichen Leben auf französisch-belgische Staats- und Lebensorganisation Rücksicht nehmen. Zu ihnen gehören die parteipolitischen Opportunisten, welche entweder aus mangelhafter Ueberzeugung, aus politischer Klugheit, oder aus parteipolitischer Verdorbenheit der Urteilskraft, der flämischen Sache mit lauten Worten zugetan, aber dem belgischen Staate als solchem und seinem Schicksal verkettet sind.

Zuletzt „die wenigen, die etwas davon erkannt": die konsequent denkenden Flaminganten. Diese alle stehen auf dem deutsch-flämischen Standpunkte. Sie allein vertreten jetzten Endes den flämischen Willen und die flämische Zukunft. Sie mögen sich das Recht aneignen, in Flanderns Namen zu versichern, daß Flandern in der Zukunft noch einmal eine feste Burg des Germanentums werden wird.

Die erste Gruppe, die flämischfeindliche, französisch gesinnte Ueberschicht soll lahmgelegt, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, im wirtschaftlichen Leben zur Rücksicht auf die flämische Einheit gezwungen werden. Ihr Deutschen- und Flämenhaß sterbe mit ihnen. Die zweite Gruppe, die große Masse, wird in dreißig Jahren werden, was man aus ihr macht. Die wirtschaftliche und sozialpolitische Hebung wird hier eine entscheidende Rolle spielen. Der dritten Gruppe gelte, was Wotan der Fricka vorwirft: „Nichts hast du gelernt, möcht' ich dich lehren!" Sie brauchen nur die *Tat* in ihrer vollen Erscheinung zu erblicken. Dann werden auch sie die „Sentimentalität verlernen" und umfallen.

Die wenigen, welchen der Mut zur Wahrheit den Weg zeigt, haben für Flandern gelitten und gestritten. Sie kennen das harte Elend der Verleumdung, des Hasses und des Unrechts seit 80 Jahren. Um die Treue zu wahren, das reine Gewissen dem Ideal gegenüber zu behaupten, haben sie bittere Not am eigenen Leibe spüren müssen. Die große, tragische Zeit ist ihre Zeit! Jetzt ist Flanderns Stunde da. Welche heiß ersehnte, nie gehoffte Zukunft! Unter der Erziehung des tüchtigsten aller Meister zur nationalen Selbstbestimmung emporgehoben zu werden, welches Glück! Hörst du, Deutschland? Das ist Flanderns Stimme.

Ich enthalte mich jeder zusätzlichen Bemerkung, da es mir darauf ankam, den Leser in den Stimmungsgehalt der „jungflämischen" Bewegung einzuführen. Ich warne auch ausdrücklich vor Ueberschätzung der „jungflämischen" Kräfte, was ja der Verfasser am Schlusse vorstehender Ausführungen selbst tut. Noch steht die breite Masse des flämischen Volkes, soweit es überhaupt politisch denkt, auf dem Standpunkt der Autonomie eines flämischen Staatswesens innerhalb eines belgischen Staatsdualismus. Aber so viel sollte die deutsche Okkupationsregierung wie das deutsche Volk sich klarmachen: wir sind in Flandern, wo uns solche Stimmungen, wie die angeführten, entgegenwachsen, nicht in „erobertem Feindesland". Die erste Folgerung wäre die, die Stadt Gent und das zugehörige Landgebiet, „das Herz Flanderns", aus der rein militärischen Verwaltung der Etappe freizugeben und dem Generalgouvernement anzugliedern, wo die Wünsche der Flämen nach Selbständigkeit in zielbewußter, dabei maßvoll schrittweiser Politik verwirklicht werden. Auch die vielen Tausende flämischer Arbeiter, welche auf Grund freiwilliger Arbeitsverträge sich heute in Deutschland befinden, sollten als Freunde behandelt und versorgt werden, um als unsere Freunde Deutschland einmal zu verlassen: sie sind in Bälde Wähler des kommenden flämischen Staatswesens.

H. Rotermund / Sind wir allein die Schuldigen?

Ein Wort über die Erschlaffung der Gewissen gegenüber den Ernährungsvorschriften.

In seiner ernsten Antrittsrede klagt der Unterstaatssekretär Michaelis das deutsche Volk an, daß sein Gewissen erschlafft und die Achtung vor den staatlichen Verordnungen in weitesten Kreisen unseres Volkes geschwunden sei. Er hat unbedingt recht. Man mag suchen wo und in welchen Kreisen man will, man würde Not haben, unter 10 000 auch nur einen Gerechten zu finden. Bürgermeister und Senator, Landrat und Gendarm, Landwirt und Kaufmann, Fabrikherr und Arbeiter, Richter und Steuerbeamter, Geistlicher und Lehrer, sie alle zögern nicht einen Augenblick, einen Vorteil in Ernährungsfragen, wenn er sich bietet, unbekümmert um die

Digitized by Google

staatlichen Verordnungen und das Wohl des Ganzen, rücksichtslos auszunutzen. Es ist erschütternd zu sehen, wie weit diese Entsittlichung unseres Volkes geht. Ich habe Pfarrer in weißem Haar gesehen, denen ein langes Leben hindurch Gottes Wort die unbedingte Richtschnur ihres Handelns gewesen ist, die sich jetzt unbedenklich über das Wort: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit" hinwegsetzen und ihre Gemeindeglieder verteidigen, wenn sie den beschlagnahmten Hafer verfüttern. Das Verantwortlichkeitsgefühl des deutschen Volkes hat in allen den Fragen, in denen es sich um die Ernährung handelt, nachgelassen — ganz gewiß —, und in dieser allgemeinen Demoralisierung zeigt sich eine der düstersten Seiten des Krieges.

Es muß aber auch gesagt werden, daß ungezählte Tausende diesen Zerstörungsvorgang nur mit Grauen und im tiefsten erschüttert miterlebt haben, wie er langsam einsetzte, dann, da er keine Gegenwirkung fand, unglaublich schnell um sich griff, die lautersten Charaktere erfaßte, bis auch sie sich seinen Wirkungen nicht mehr entziehen konnten und mit in den allgemeinen Strudel hineingezogen wurden, daß viele Tausende, denen der Staatswille das unerschütterlich Feste war und die Achtung vor dem Staatswillen und die unbedingte Durchsetzung dieses Willens als die Grundlage des Staates und ihrer ganzen eigenen Arbeit erschien, diese allgemeine Uebertretung des Staatswillens wie ein sehr folgenschweres nationales Unglück beklagt haben.

Was war es denn, das diesen Zustand herbeigeführt, das auch die Besten unseres Volkes dahin gebracht hat, sich über diesen Staatswillen hinwegzusetzen?

Als der Krieg ausbrach, da fing das Aufspeichern der Vorräte an. Viele, die die Mittel hatten, kauften Lebensmittel auf, zentnerweise, und legten sich Vorratskammern an, in denen sich Sack an Sack, Räucherware an Räucherware reihte und Börter voller Konserven Vorräte für Jahre hinaus bargen. Eine zweijährige Belagerung — so versicherte mir kürzlich ein Freund, der eine solche Vorratskammer besichtigt hatte —, könnten seine Verwandten auch ohne Zufuhr von Lebensmitteln ruhig aushalten. „Sie haben neulich den Speck vom Schwein 1915 angefangen."

Es waren zunächst einzelne, die so vorgingen. Die größere Mehrzahl unserer Volksgenossen verurteilte solches Tun. Wie ohne Standesunterschiede, gleichgültig, ob arm oder reich, unsere waffenfähigen Männer hinausgingen, um Brust an Brust den Heimatboden zu schützen und die Feinde zu schlagen, so wollte man auch in der Heimat ein einig Volk von Brüdern sein, in keiner Not sich trennen, gemeinsam tragen, was der Krieg uns Schweres auferlegte. Der Geist unseres Volkes war gesund. Die Begeisterung vom Sommer 1914 trug viele, viele über die Gefahren der Selbstsucht hinweg.

Doch die Begeisterung schwand, mußte mit der Dauer des Krieges schwinden. Das eherne „Du sollst" trat an ihre Stelle. Je länger, desto mehr wurde die Lebensmittelknappheit drückend. Schwer und schwerer ward es, die Seinen ausreichend zu ernähren. „Mutter, ich hab' solchen Hunger", das ward die immer häufiger wiederkehrende Bitte der Kinder. Nun trat der Gegensatz zwischen denen, die sich versorgt hatten, und den Gewissenhaften scharf zutage. Dort alles im Ueberfluß, die Kinder rotbäckig und frisch, und hier ein kümmerliches Sichdurchschlagen, voller Sorgen.

Bei den Kindern vor allem fing es an. Darf man es Elternliebe verargen, daß es sie erbitterte, wenn sie jene Kinder so wohlgenährt sahen und ihren eigenen Kindern so wenig zukommen lassen konnten? Da kam dann die Frage: Ist es recht, daß es jenen so gut geht, darf der Staat das dulden? Hat er nicht die Machtmittel, hat er nicht die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Lebensmittel gleichmäßig verteilt werden? Und mit der Frage war dann auch sofort die Antwort da: „Nun wohl, wenn der Staat das zuläßt, dann sollen meine Kinder auch nicht hungern. Ich wäre ja ein Tor, ja, es wäre unrecht von mir, wollte ich meine Beziehungen zum Lande nicht ausnutzen und heranschaffen, was es irgendwie zu ergattern gibt." Da griff das Unheil weiter. Viele Kreise fingen nun an, sich zu versorgen. So hat das selbstsüchtige Verhalten einzelner unser Volk vergiftet.

Aber noch unheilvoller wurde ein anderer Umstand. Das Volk sah, daß der Staat wohl zahlreiche Verordnungen über die Ernährung erließ, aber so gut wie nichts tat, um die Durchführung dieser Bestimmungen nun auch zu überwachen und nötigenfalls zu erzwingen. Er überließ alles dem guten Willen der einzelnen und vertraute, wo er nicht vertrauen durfte.

Es kamen die Bestandsaufnahmen. Nun weiß ja jeder, der ländliche Verhältnisse kennt, daß, so uneinig ein Dorf sonst auch sein mag, die Einigkeit sofort da ist, wenn es gegen einen Dritten geht, insbesondere gegen den Staat, und diese Einigkeit kann je nach der Art der Männer, die die geistigen Leiter des Dorfes sind, günstige, aber auch recht schlimme Folgen haben. Wenn eine solche stillschweigende Uebereinkunft getroffen ist, dann wird sie meist auch unverbrüchlich gehalten, und es gehört zu den seltenen Fällen, daß einer ausseits steht und irgendwie Anzeige erstattet. Darin liegt etwas Gutes, aber auch etwas Gefährliches. Es liegt darin an vielen Orten die Gefahr, daß die Bestände nicht angegeben werden, die tatsächlich vorhanden sind. Damit mußte der Staat rechnen. Er tat es aber nicht. Wenn da in einem Kirchdorf bei der Zuckerbestandsaufnahme nur drei Gemeindeglieder (Pfarrer und Lehrer eingeschlossen) einen Bestand von mehr als 20 Pfd. Zucker anmelden, wo doch jeder Hof auch im Frieden in der Regel einen größeren Vorrat aufzuweisen haben wird, so mußte auf der Hand liegen, daß die Angaben ganz unzuverlässig waren. Es geschah aber nichts, um durch einwandfreie Feststellungen die wirklich vorhandenen Vorräte zu ermitteln und durch wirksames Eingreifen die Schuldigen vor einer Wiederholung solcher unrichtigen Angaben zu warnen. Das wirkte verheerend. Die Bevölkerung sah, daß sie ganz ungestraft ihre Vorräte zurückhalten und der Beschlagnahme entziehen konnte, und sie handelte dann auch weiter danach. Es steht außer Frage, daß, wie auf dem Lande, so auch in der Stadt sehr viele zur Angabe Verpflichtete ihre Bestände nicht anmeldeten. Wiederum waren es die Ehrlichen, die geschädigt wurden, denn so gingen nicht nur diese verheimlichten Vorräte der Gesamtheit verloren, sondern, indem auch die, die ihre Vorräte nicht angemeldet hatten, bei der Verteilung der Lebensmittel berücksichtigt werden mußten, wurde die auf den Kopf des einzelnen kommende Menge vermindert.

Nach den Bestandsaufnahmen kamen die Beschlagnahmungen. Sie gaben dasselbe Bild: Verordnungen, hinter denen nicht der Entschluß oder die Möglichkeit stand, sie wirklich durchzuführen. Ich entsinne mich der Tage der Beschlagnahme des Obstes. Was ist da für Obst, reifes und unreifes, fortgeschleppt worden! Mit Schließkörben, Säcken und was nur zum Tragen dienen konnte, zogen sie aufs Land hinaus, und abends waren die Züge brechend voll, und alles trug, schleppte, keuchte, um sich selbst so viel wie möglich zu

Digitized by Google

sichern. Ein unwürdiges Bild! Mag man über die Beschlagnahmung denken, wie man will. Sie war ausgesprochen, und deshalb mußte sie bis zu ihrer Aufhebung durchgeführt werden. Und ihre Durchführung war so leicht möglich! Es geschah aber nichts, und die Bevölkerung nahm wiederum Kenntnis davon, daß der Staat gar nicht die Absicht hatte, seine Verordnungen streng durchzuführen. Es ist selbstverständlich, daß solche Erfahrungen die Moral verderben und in weiten Kreisen eine völlige Gleichgültigkeit gegen alle Verordnungen des Staates hervorrufen mußte.

Diese Gleichgültigkeit zeigte sich dann auch bei jeder Gelegenheit. Bezüglich der Schweineschlachtungen besteht die Vorschrift, daß nach dem Gewichte der Schweine die Glücklichen, die schlachten dürfen, die Berechtigung, auf Fleischkarte Fleisch zu beziehen, auf längere oder kürzere Zeit verlieren. Was sind da für Angaben über das Gewicht der Schweine gemacht worden! In den mir bekannten ländlichen Kreisen ist sicher das Gewicht im Durchschnitt um viele, viele Prozent zu gering angegeben und damit diese Menge der Gesamtheit entzogen worden. Dies Verfahren ist hier überall üblich. Es geschieht nichts dagegen, ja, es hat fast den Anschein, als ob es unter der stillschweigenden Duldung der zur Durchführung des Gesetzes Berufenen geschieht. Muß da nicht das Gewissen des Volkes erschlaffen? Darf man sich da wundern, daß die Gewissenlosigkeit schließlich vor nichts mehr haltmacht, daß auch die Kornbestände verfüttert werden?

Zwei kleine Höfe, jeder zu 50 Morgen, in gleicher Lage, unter gleichen klimatischen Verhältnissen, mit gleich viel Roggenland liefern nach Weihnachten Roggen ab. Der eine Besitzer bringt 40 Zentner, der andere 10. Was sagt der letztere? „Es ist nicht mehr gewachsen, schlechte Witterung!“ Was geschieht ihm? Nichts! Man weise ihm nach, daß er unrechtmäßig sein Korn verbacken, verfüttert oder verkauft hat — unmöglich, und ohne Nachweis keine gerichtliche Verurteilung. Muß solche Erfahrung bei dem ehrlichen Nachbarn nicht die bittersten Empfindungen wachrufen? Wird er nicht bei der nächsten Ernte völligen Mißwachs haben und Ausfall durch alle möglichen widrigen Verhältnisse? Und deren gibt es ja in der Landwirtschaft unzählige.

Man könnte diese Beispiele mühelos vermehren. Der Staat gab Verordnungen und hatte nicht die Kraft und zeigte vielfach auch nicht den ernsten Willen, sie durchzusetzen. Er vertraute auf den vaterländischen Sinn der Bevölkerung in einem Umfange, in dem er nicht vertrauen durfte. Deshalb mußte das Gewissen des Volkes erschlaffen und die Ueberschreitung der Verordnungen des Staates zu einer allgemeinen Selbstverständlichkeit werden.

Man sei gerecht, insbesondere auch gegen unsere Landbevölkerung. Sie kam in eine schwierige Lage. Verordnungen wurden erlassen, die sie nicht verstand, die ihr im höchsten Maße ungerecht erscheinen mußten, da sie den Zusammenhang des Ganzen, in dem sie ihre Berechtigung erhielten, naturgemäß nicht einsehen konnte. Ihre Wirtschaftsführung wurde ihr aufs äußerste erschwert. Sie hörte von den müheloſen Gewinnen, die in den Städten gemacht wurden, und von den hohen Löhnen der Industriearbeiter, und es ward ihr so leicht gemacht, ohne daß ihr etwas nachgewiesen werden konnte, durch Uebertretung der Vorschriften große Vorteile zu gewinnen. Die Versuchung war ungeheuerlich groß. Man frage einmal, wie viele Stadtleute in gleicher Lage ihr wohl widerstanden hätten.

Man hat immer und immer wieder versucht, durch Ermahnungen und Hinweise auf das hohe Ziel, auf die Pflicht durchzuhalten, die Landbevölkerung zur Erfüllung ihrer vaterländischen Pflichten anzuhalten. Aber gehört dazu nicht eine Weite des Blicks und eine Tiefe der Auffassung, die wir nicht bei allen Landleuten voraussetzen dürfen? Wenn wir in zahllosen städtischen gebildeten Familien den Egoismus über den vaterländischen Sinn siegen sehen, dürfen wir uns da wundern, daß bei den kleinen und kleinsten Besitzern der Hinblick auf den vorhandenen Vorteil durchaus in den Vordergrund tritt und sich stärker erweist als alle vaterländischen Erwägungen? Noch dazu, wo der Landmann von seiten des Staates gar keinen Ernst sah, diese Verordnungen durchzuführen. Er brauchte eine viel ernstere Stütze, wenn er die Verordnungen halten sollte. Der Staat hat sie ihm nicht gegeben, konnte sie ihm aber vielleicht auch nicht geben, da seine Beamten und Selbstverwaltungkörperschaften derart mit Arbeiten überlastet sind, daß eine Ueberwachung nicht erfolgen kann.

Mit schweren Sorgen haben wir im Lande Gebliebenen den nächsten Monaten entgegengesehen. Nicht die militärische Lage machte uns Gedanken, nicht die Lage unserer Industrie und unserer Finanzwirtschaft. Ein Bangen aber befiel uns, wenn wir sahen, wie überall im Lande die Gewissen schwach wurden, der unheiligste Egoismus siegte, und wie dieser Egoismus sich anschickte, sich zu einer unheimlich düsteren Gewitterwolke zusammenzuballen. Wenn wir durch das Land kamen und diese angeblich 160pfündigen Schweine sahen, wenn uns die Gespanne begegneten, deren Pferde angeblich nur durch das im letzten Jahre besonders nährwerthaltige Heu diese Rundung erhalten hatten, wenn wir in den Häusern der Freunde vom Lande zu Tische saßen und uns unter den gebotenen Gerichten vorkamen, als seien wir plötzlich in eine andere Welt versetzt, dann wollte die sorgenvolle Frage sich nicht zurückdrängen lassen: „Wie wird's werden, wenn die Kartoffel zu Ende geht und unser Volk von dem leben muß, was die Landwirtschaft für diese Zeit zur Verfügung haben soll? Wird dann der Roggen, die Gerste, der Hafer da sein, hat der Staat Sicherungen getroffen, wirksame Sicherungen, daß die benötigten Mengen wirklich da sind?“ Krank und elend hat uns diese Sorge gemacht, und sie war nur zu begründet. Michaelis' ernste Rede hat die letzten Zweifel beseitigt. Wir gehen einer sehr schweren Zeit entgegen, denn ein großer Teil der Vorräte ist nicht mehr da.

Ja, unsere Gewissen sind schwach geworden, in Stadt und Land. Wir wollen es nicht ableugnen. Aber sind wir allein schuld? Darauf können wir mit einem entschiedenen „Nein“ antworten. Auch die Besten wurden Uebertreter, da der Staat das Recht nicht schützen und seine Verordnungen nicht durchsetzen konnte. Das Schlechte mußte siegen. Wer da sah, wie alles in verkehrte Bahnen ging und die Lage der Aufrechten immer unsicherer und gefährdeter wurde, der griff schließlich zur Selbsthilfe, zumal, wenn er seine Kinder Not leiden sah, und verschaffte sich die Nahrungsmittel, deren er zur Sicherung seines und der Seinen Leben jetzt und möglichst auch für die nächste Zukunft bedurfte.

Warum, so haben wir immer wieder gefragt, warum wird keine strengere Aufsicht geführt? Warum wurde das eine Wort, das da Rettung schaffen konnte, nicht längst gesprochen, nein, nicht gesprochen, der Volksseele eingehämmert mit allen unerbittlichen Folgen, die es einschließt, das eine Wort: „Vergehen gegen die Ernährungsvorschriften sind Landesverrat und werden als

Digitized by Google

solche bestraft." Daß sie Landesverrat darstellen, steht außer Frage. Wir stehen hier im Lande genau so vor dem Feinde, wie die da draußen, wir stehen im Kampfe gegen das englische Aushungerungsgespenst, und wer hier dem Feinde entgegenarbeitet, übt Verrat — wie an der Front, wer dem Feinde helfen wollte. An der Front steht meines Wissens die Todesstrafe auf Verrat. Was sollen hier im Lande die läppischen Strafen, mit denen solche Vergehen geahndet werden? Uebertretung der Nahrungsmittelverordnungen ist Landesverrat, und wer sie begeht, den trifft die schwerste Strafe. — — — Das allein in Verbindung mit einer schärferen, rüsichtsloseren Aufsicht wäre der Stab gewesen, der dem Volksgewissen den nötigen Rückhalt gegeben hätte. Niemals würde es dann dahin gekommen sein, wo wir jetzt stehen.

Der Staatssekretär will diesen Weg jetzt anscheinend gehen. Er will das scharfe Schwert, das ihm in die Hände gelegt ist, rücksichtslos gebrauchen. Wir begrüßen dankbar seinen Entschluß. Er mag noch manches retten und uns über die schwere nächste Zeit hinwegführen. Der Verlust an moralischem Gut unseres Volkes wird freilich jetzt kaum noch wieder gutzumachen sein. Dazu kommt dieser Entschluß zu spät.

Hans Maier / Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute

In der Heimatchronik vom 21. 2. 1917 erwähnt Gertrud Bäumer die Absicht der sächsischen Regierung, bei der Beschaffung von Wohnungseinrichtungen für kriegsgetraute junge Paare helfend einzugreifen. In Frankfurt a. Main ist eine gemeinnützige Verkaufsstelle seit Anfang d. M. eröffnet. Die Grundsätze für die Herstellung des dort zum Verkauf gelangenden Hausgeräts sowie die Kaufbedingungen können als allgemeine Richtlinie solcher Einrichtungen in Betracht kommen, so daß sie für weitere Kreise von Interesse sein dürften. Die Herstellung der Möbel erfolgt auf genossenschaftlicher Grundlage durch Angehörige der Schreiner- und Tapezierergenossenschaften, denen seitens der Hessen-Nassauischen Zentralgenossenschaftskasse ein Sonderkredit eingeräumt wurde. Auf solche Weise wird mit dem gemeinnützigen Verkaufszweck ein Stück Mittelstandsfürsorge verbunden. Die bei Beendigung des Krieges zweifellos sehr zahlreichen Aufträge werden dem Handwerk zugeführt. Bei dem Arbeiter- und Materialmangel ist es z. Zt. im wesentlichen nur möglich, die Aufträge von Kriegsbeschädigten zu erfüllen. Die Erfahrungen der Kriegszeit kommen aber den gesteigerten Anforderungen künftiger Friedenstage zugute. Die Entwürfe der Möbel entstammen der Werkstatt des Leiters der Offenbacher Kunstgewerbeschule, Professor Eberhard, so daß Gewähr für die Lieferung künstlerisch einwandfreier Möbel gegeben ist. Außer Möbeln sind noch Porzellan-, Glas- und Kücheneinrichtungen zum Verkauf aufgestellt, die von Frankfurter Werkbundfirmen geliefert sind. An Bildern sind Voigtländer und Teubnerdrucke in einfachen Rahmen ausgehängt. Für den Verkauf gelten als Regeln: Von den jungen Paaren ist eine kleine Anzahlung zu leisten, der Rest des Kaufpreises wird zur Hälfte von der in städtischer Verwaltung befindlichen Hilfskasse geliehen, zur anderen Hälfte von den Genossenschaften gestundet, denen gegenüber die städtische Hilfskasse Bürgschaft übernimmt. Von den Käufern sind wöchentliche oder monatliche Abzahlungen zu leisten. Die Möbel gehen in das Eigentum der Stadt über, bis der Kaufpreis voll bezahlt ist. Die Käufer genießen die Vorzüge der Abzahlungsgeschäfte, ohne von deren schweren wirtschaftlichen und sozialen Schäden bedroht zu werden. Die Preise der Möbel sind nicht höher als in Abzahlungsgeschäften, obwohl nur erstklassiges Material bei bester handwerklicher Arbeit geliefert wird. Die Risikoprämie kann fehlen, da die Stadt die Garantie übernommen hat. Die Spesen sind äußerst gering. Auf die reinen Herstellungskosten schlagen die Genossenschaften zur Deckung der Spesen und als kleinen Gewinn nur 10 v. H. auf. Die Preise einer Wohnungseinrichtung von Küche und zwei Zimmern betragen je nach der Zahl und Art der Möbel 1600 M. bis 2300 M. Bei unverschuldeter Zahlungssäumnis wird natürlich eine städtische gemeinnützige Anstalt nicht in der unnachsichtlichen Weise der Abzahlungsgeschäfte vorgehen. Der gleichfalls von Gertrud Bäumer erwähnte Plan einer gemeinnützigen Abzahlungsorganisation ist somit in die Wirklichkeit übergeführt. Das Frankfurter Unternehmen stellt eine Vereinigung von Mittelstandshilfe und Kriegswohlfahrtsmaßnahme dar, die zugleich in der Erziehung zur Freude an einem künstlerisch einwandfreien Hausrat mithilft.

Otto Ernst Sutter / Mit Verlaub, Herr Nachbar

Seid gegrüßt, Herr Nachbar! Und mit Verlaub
Halt ich euch fest eine kurze Weil':
Ihr schaut erstaunt. Habt große Eil'?
Gleich geb ich euch frei. Ihr versäumt keine Zeit.
Eine Frage nur hätt' ich gerne gestellt.
Drum grad heraus denn: Es geht ums Geld!
Vergeßt des Reiches Anleih' nicht!
Denn, wem es nicht am Nöt'gen gebricht,
Darf nicht in den Zeichnungslisten fehlen,
Auf ihn will das Vaterland sicher zählen ....
Doch merk' ich wohl: ihr wißt selber Bescheid.
Nun, es kann nichts schaden, fragt man so herum,
Daß ich euch stellte, nichts für ungut drum!
Ich empfehl' mich, Herr Nachbar, mit Verlaub.

Leonhardt Hahn / Der Führer

Gib mir deine Rechte,
Bruder, hör' mich an:
Nicht, daß ich dich knechte,
Führe ich dich an.

Wenn ich dich auch schlage,
Bruder, zürne nicht!
Bruder, sieh, ich trage
Schwer an meiner Pflicht.

Führ' ich dich zum Leide,
Führ' ich dich zum Tod —
Bruder, ach uns beide
Führt die heil'ge Not.

Gott will sich gebären
Wahre Weltgestalt,
Bruder, laß uns wehren
Teufels Luggewalt.

Bruder, aus uns beiden,
Niedrig oder groß,
Ringt in Schöpferleiden
Gott sich los.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Gutes Rezept

Kann ich den Stein aus dem Weg tun, so tu ich's; ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum.
Frau Rat Goethe.

Die Zeit verlangt Unbeschreibliches von uns. Desto empfindlicher werden unsere Nerven. Da kommt so ein erquickend behaglicher Spruch der alten Frau Rat gut zupaß. Man muß nicht meinen, daß man allein alle Schwierigkeiten lösen müsse. Sind sie zu schwer, dann lasse man sie liegen. Aber man *gehe* seinen Weg. Das tut nämlich die Frau Rat. Sie dreht keine Däumchen, bleibt auch nicht sitzen und läßt die anderen schaffen. Was sie ändern und bessern kann, wird mit frischer Kraft angefaßt. Nur wo sich die Knoten zu verwickelt schürzen, da geht sie lieber einen Umweg, aber sie geht und ruht auch hier nicht. So lacht uns aus ihrem klugen, freundlichen Gesicht etwas entgegen, das wir so gern, ach so gern besäßen. Wir sind nur manchmal zu unsicher und wagen es nicht, so harmlos einfach zu sein, meinen gar, es sei unrecht, und erstaunen, wie stark sich's beten läßt, wenn nur jeder in seiner Art nach jener Regel handelte.

Wir finden heute der Steine genug auf unserem Weg. Also werfen wir uns nicht noch neue herein! Zu Hause muß unsere Bahn eben und rein sein. Liegen da Blöcke, die wir nicht gleich heben können, so laß sie liegen. Jetzt heißt es den Garten hüten vor all den Steinen, die uns die Feinde hereinwerfen. Das ist unsere einzigste Aufgabe. Landesschutz von denen draußen, eben darum Einigkeit zu Hause. Wer da noch eine Freude hätte, dem Kameraden Steine in den Weg zu werfen, den soll man des Wegs weisen; er gehört nicht zu uns. Dazu sind die Zeiten zu ernst. Kein Nerv darf angespannt werden, der nicht den Sieg wollte. Alles andere ist Frage zweiter und dritter Ordnung. Ich fürchte, wir nehmen den Ernst noch nicht ernst genug und leisten uns zu Hause Verärgerung, Mißtrauen, Verhetzung, Bekämpfung, darob sie in London und Paris nur lachen. Einstweilen ist die Welt aufgeboten, um uns zu *besiegen*. Nichts anderes ist ihr entschlossener Wille. Ihm treten wir nur entgegen mit dem gleichen, ungeteilten Willen, alles auf Sieg einzustellen. Die Steine, die hier auf dem Weg liegen, wollen wir uns gegenseitig ausräumen. Aber bei Gott! keine neuen in den Weg werfen; dazu ist später wieder Zeit; jetzt darf man sich's nicht leisten.

Jeder einzelne hat vor sich seinen Tag und die Last dieses Tages. Damit wollen wir fertig werden. Nur nicht mehr dazu laden, als nötig! Wir selbst packen uns oft mehr auf, und andere machen sich noch ein Vergnügen daraus, etwas dazuzustecken. Das muß aufhören. Mit der Not, die uns zugeteilt ist, wollen wir's schon wagen. Aber übertriebene, eingebildete, eingeredete, zugeschwatzte Not gehört uns nicht. Sie gehört niemand. Ins Leere soll sie fallen, denn aus dem Leeren ist sie genommen. Als wieder Schnee fiel, wollte das arme Herz am Frühling verzagen. „Er kommt ja nie mehr!" Und heute ist's ein leuchtend warmer Tag und so frühlingsicher, daß wir's nicht vergessen wollen. Nein, nein! Wir haben reichlich viel zu leiden, zu klagen, zu tragen. Wir können alles gar nicht so beschreiben. Aber jeder einzelne scheide doch auf seinem eigenen Weg das wirkliche Leid von dem Gespenst. Mit Gespenstern kämpfen wir nicht; sie sind Träume. Sehen wir die leibhaftige Gefahr; sie ist groß genug. Aber mit ihr wollen wir's gewinnen und im Ringen mit ihr größer werden. Dann heben wir alle Steine auf dem Weg auf, die wir können, und wo sie uns zu schwer werden, da gehen wir um sie herum. Aber wir gehen und gehen vorwärts!

Gerhard Schultze Pfaelzer / Betrachtungen über Kriegsgraphik

Nicht die Farbe ist das Merkmal, das die zeichnenden Künste von der Malerei scheidet; es spricht sich in beiden vielmehr ein gegensätzlicher Kunstwille aus, durch dessen Hervorkehrung das Wesen der Graphik am besten klargelegt werden kann. Der Maler will einen vollkommenen, allgemeingültigen Sinneneindruck erzwingen, den unser Auge an der Umwelt als wirklichkeitsecht nachprüfen kann. Die Stimmung wird aus den Erfahrungsvorlagen geholt, die Natur und Menschenantlitz darbieten, Formen und Farben sind unablösbare Bestandteile dieser sinnesunmittelbaren Inhalte. Der Zeichner hingegen steht seinem Stoff sehr viel willkürlicher gegenüber, weil er nur mit bestimmten, beschränkten Kunstmitteln eine ganz persönliche Abspiegelnug seiner Vorlagen erreichen will. Nicht auf den natürlichen Eindruck der Fläche und des Körpers in ihrer vollen Bildhaftigkeit ist sein Augenmerk gerichtet, sondern nur auf deren Begrenzung durch die Linie. Der Zeichner unterliegt weit mehr als den Gesetzen der Form und kann es also nur innerhalb dieser zu einer vollendeten Illusion bringen, denn der wirkliche Baum enthält ja weder die Farben des Rötels noch der Kohle noch der Radierplatte als Hauptbestandteile des Sinneneindrucks. Worin die außerordentlichen Schwierigkeiten des künstlerischen Zeichnens liegen, wird sich nach dieser Gegenüberstellung unschwer dartun lassen. Der innere Unterschied von Farbe und Form als zwei Grundrichtungen aller Bildkunst ist ja bereits angedeutet, darüber hinaus kann behauptet werden, daß von der Farbe, worunter Licht und Schatten einbegriffen sind, vornehmlich der Gefühlston, von der Form diejenigen Vorstellungsverbindungen im Eindruck abhängen, die sich auf den Sinn der Figuren und das Gedankliche des Bildes beziehen. Im allgemeinen muß daher die Zeichnung vernunftkälter sein als das Bild des Malers.

Indessen darf und kann die Graphik auf das Kunstmittel der Stimmung, auf die unmittelbare Wärme des Eindrucks. mit einem Wort, auf das Impressionistische, keinesfalls überhaupt verzichten. Nur darf sie diese Wirkungen nicht erkaufen mit einem Verzicht auf strenge Formbestimmung unter Vernachlässigung des harmonischen, in sich geschlossenen Aufbaues der Linie und Gruppen, kurz, sie darf die Erhebung ihres Vorwurfs ins Monumentale niemals vergessen. Nun geht schon aus allem vorher Gesagten hervor, daß die Gefahr eines zu geringen Stimmungsgehalts für den Zeichner bei seinem Schaffen größer ist als das Fehlen des Schwunges und des Zusammenstimmens in der Behandlung von Linien und Formen. Alle Zeichnung drängt zum Monumentalismus, sie will sich in sich selbst abrunden und damit vereinfachen. Für das Uebertreiben dieser Steigerung ins Geschlossene, Vereinfachte haben wir den Ausdruck „stilisieren" geprägt, der auch höchst bezeichnend ist. Wie dieses Stilisieren in unseren Zeichenkünsten besonders in den letzten Jahren vor dem Kriege um sich griff, haben wir alle feststellen können, insbesondere in der angewandten Graphik, in Buchkunst, Ornamentkunst, Kunstgewerbe war es weit verbreitet!

Es ist eine alte Erfahrung, wo zu viel Stil da ist, fehlt die Seele. Indessen der Zeichner, der alles auf die innere Stimmung stellte, mußte den Gesetzen seiner eigenen Kunst untreu werden. Wer den Griffel wie den Pinsel führt, um Lichter und Tönungen vorzutäuschen, die nur der Malerei erreichbar sind, verletzt die Zweckgesetzlichkeit des graphischen Striches, denn in der Zeichnung soll jede Linie, jeder Einzelstrich seinen Sinn und seine Notwendigkeit haben; ein zuchtloses Hin und Her von Strichen zum Zwecke impressionistischer Wirkungen verwirrt. Man erhält den Eindruck, als sei hier mit unzulänglichen Ausdrucksmitteln gemalt, als sei das Ganze nur ein Rohentwurf, an dem der Künstler seine Arbeit beginnen sollte.

Digitized by Google

An diesen beiden, sich in den Gegensätzen bewegenden Mängeln hatte unsere Graphik gekrankt; gewiß hoben sich diese Mißstände gelegentlich in großen, reifen Leistungen zuweilen durch geschickte Ausgleichung auf, das war etwa bei Klinger, Thoma, auch bei Orlik der Fall, aber es war nicht die Regel. Wenn nun hier ausgesprochen werden soll, daß unsere neue Kriegsgraphik eine Wendung zum Besseren anzubahnen scheint, so sei das nicht so verstanden, als wenn plötzlich ein neues Künstlergeschlecht die Kraft gefunden hätte, die graphische Stileinheit aus sich heraus zu erschaffen. Wenn unsere Beobachtung zutrifft — und dafür lassen sich in der Tat eine stattliche Reihe von Beispielen vorweisen —, so muß das wohl zunächst in einem anderen stofflichen, inhaltlichen Umstand seinen Grund haben. Bei keinem Stoffe ist die innere Symbolik des Stimmungsgehalts so unmittelbar gegeben, wie in den Bildern des Kriegslebens. Der Gefallene auf abenddunklem Schlachtfeld, der einsame Posten in schauriger Gebirgslandschaft, die zum Sturm antretende Kolonne, der eine ausreitende Krieger, das Aufblitzen eines Geschützes, der eine zerschossene Kirchturm, das alles sind ja für unser Gefühl keine einmaligen, zufälligen Situationen, wir wissen, daß die Welt stündlich unter solchen Geschehnissen bebt, daß sich über die einmalige Gleichgültigkeit dieses Erlebnisses ein Zeitlos-Unvergängliches erhebt. Das menschlich Einfachste wird zum Symbol für menschlich Größtes. Daraus folgt, daß sich der Gefühlsgehalt bei solchen Bildern ohne weiteres einstellt, alle impressionistischen Zutaten erscheinen überflüssig. Freilich muß auch diese stoffliche Assoziation erst in eine künstlerische Assoziation umgewandelt werden, das heißt, eine künstlerisch zwingende Formung muß den reinen Gemütsstoff unter seine beherrschende Führung nehmen. Das geschieht natürlich vorwiegend dadurch, daß dieser eine wichtige stimmungssymbolische Gegenstand in seiner monumentalen Bedeutsamkeit richtig erfaßt und für sich herausgehoben wird aus allem Unwesentlichen. Daß zu dieser Aufgabe vornehmlich die Graphik und nicht die Malerei berufen ist, ergibt sich daraus, daß die Malerei ohne ein gewisses Drum und Dran nicht auskommt, sie bedarf des ganzen impressionistischen Apparats, muß allerlei ablenkende Einzelheiten geben, die wir in diesem Zusammenhang als höchst ablenkend und überflüssig empfinden. Man könnte auch sagen, in der Kriegsgraphik hat das Stilisieren an Gefährlichkeit verloren. Dieser Hang zu monumentaler Vereinfachung ist selbst bei Zeichnern zu spüren, die auf die Zuerkennung der Künstlerschaft keinen Anspruch erheben dürfen. Unter den Künstlern von Rang kann man nur äußerst wenige entdecken, die den großen malerischen Illusionen des überlieferten Schlachtenbildes treu bleiben, wie es uns von Rubens bis Röchling immer wieder vor die Augen gezaubert ist. Aber wenn etwa Angelo Jank einen Reitertrupp zeichnet, so haben wir doch wieder den Eindruck des impressionistischen Gemäldes oder wenigstens denken an einen Karton zu einem solchen. Hingegen findet sich in den bekanntgewordenen Sammlungen graphischer Kriegsblätter der Eindruck von dem monumentalen Charakter einer auf die schlichteste Formel gebrachten Darstellung vollkommen bestätigt. Denken wir da an die Originalholzschnittsammlung „Der Krieg", herausgegeben vom Verband der Schülerschaft am Berliner Kunstgewerbemuseum. Da sieht man etwa ein paar Gräber am Weg, mit wenigen Strichen auf das Blatt gebracht, aber jeder Strich sitzt, das Ganze wirkt stilisiert und doch ungemein gefühlsstark. Nicht anders ergeht es uns beim Betrachten der Blätter der Zeitschrift für Kriegsgraphik „Wieland", oder bei den Schnitten von Walter Klemm in Borkowskis „Unser heiliger Krieg". Gewiß, zuweilen wirkt das frei symbolisierende Spiel der Linien doch noch ein wenig verzerrt und gesucht, aber es liegt Wucht darin und ein Ansatz zu einer hohen, wahrhaft zeitlos dramatischen Gestaltung des Kriegserlebnisses. Wie im Fieber sind die rohen Kohlenstriche in Erich Büttners „Kriegsfurie" auf das Papier gerissen, aber das Stück ist einheitlich geschlossen und ideal in dem nicht verblaßten Sinne des Wortes. Den stärksten und neuartigsten Eindruck hinterläßt aber doch wohl der ehemalige „Symbolist" Fritz Erler. Gewiß, die Kunstkritik hatte sehr viel an ihm auszusetzen, als seine Kriegsbilder im vergangenen Winter bei Schulte gezeigt wurden, aber es hilft nichts, er hat den Krieg wohl am ausgesprochensten auf seine eigene Weise gesehen. Obwohl er durchweg mit Farben arbeitet, ist er doch ein Zeichner und kein Maler. Die Farbe ist ihm nur ein untergeordnetes Mittel, die Annäherung an die exakte Wirklichkeit gilt ihm nichts, wenn höhere Kunstzwecke auf dem Spiele stehen, und diesen höheren Kunstzweck sieht er in der Heraushebung seines Gegenstandes aus der einmaligen örtlichen Zufälligkeit; selbst die Perspektive flößt ihm keine Ehrfurcht ein, wenn er das Ungeheuerliche des Pflichtgedankens oder des Leidens der Kreatur sinnenfällig machen will. Sein mit Ferdinand Spiegel zusammen herausgegebenes Mappenwerk ist eine wahre Fundgrube für den Aesthetiker dieser neuen Graphik.

Allzu viele Beispiele ermüden, wenn es sich um verallgemeinernde Feststellungen handelt. Ob diese neue graphische Gesinnung sich auch an anderen Stoffen bewähren wird? Diese Frage muß heute noch offengelassen werden. Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit mag aber hoffnungsvoll zugestanden sein, denn auch außerhalb des Krieges schlummern Kräfte, die sich auf einfachste, monumentale Formeln bringen lassen.

Soziale Bewegung

Die Arbeitskämpfe im Deutschen Reiche 1916 werden im „Reichs-Arbeitsblatt" in vorläufigen Jahressummen dargestellt, aus denen eine erhebliche Zunahme der Kämpfe gegenüber dem Vorjahr hervorgeht. Es werden 239 Streiks gezählt (1915: 137), die sich auf 436 (178) Betriebe mit 420 818 (47 010) Beschäftigten erstreckten, von denen 71 (33) zeitweise ganz stillgelegt wurden. Die Höchstzahl der gleichzeitig Streikenden betrug 124 123 (11 639), die der gezwungen Feiernden 4693 (2372) Personen. Ueber den Erfolg wird gesagt, er sei in 27 (24) Fällen vollkommen gewesen, während 129 (37) Streiks mit Teilerfolgen und 83 (76) ohne allen Erfolg geendet hätten. Aussperrungen verzeichnet die amtliche Statistik überhaupt nicht (1915: 4). Die Zunahme der Streiks erklärt sich aus dem Bedürfnis größerer Arbeitergruppen, die für sie ungewöhnlich günstige Konjunktur zur Erlangung derjenigen Lohnhöhe auszunutzen, die ihnen angesichts der Teuerung als notwendig erscheint. Sie ist also eine aus der wirtschaftlichen Lage ohne weiteres verständliche Erscheinung, die freilich im nationalen Interesse bedauert werden muß. Freilich sind, wie die „Soz. Praxis" erneut feststellt, die amtlichen Ziffern nicht völlig verläßlich. Auch zählt die Reichsstatistik die Streiks mechanisch zusammen, ohne Rücksicht auf die Länge des Ausstandes, die oft wenige Stunden betragen hat, und ohne Unterscheidung zwischen organisiertem und wildem Streik. Endlich gewinnen die absoluten Ziffern der Streiks erst die rechte Beleuchtung durch den Vergleich mit den kampflosen („trockenen") Bewegungen. Es ist anzunehmen, daß diese im vergangenen Jahre einen ganz außergewöhnlichen Umfang hatten, dessen Bedeutung die der Arbeitseinstellungen bei weitem übertreffen dürfte. Natürlich darf bei der Zunahme der Kämpfe auch nicht übersehen werden, daß in der heutigen Arbeiterschaft das Element der undisziplinierten und unorganisierten Arbeiterinnen eine weit größere Rolle spielt als selbst noch vor einem Jahre. Nimmt man hinzu, daß wohl auch die Ernährungsverhältnisse bisweilen das Bedürfnis nach Ausspannung und dadurch eine gewisse Streikneigung hervorgerufen zu haben scheinen, so kann die Zahl der Streiks und der Streikenden noch immer nicht als zu hoch angesehen werden, daß man daraus der Arbeiterschaft im ganzen den Vorwurf mangelnder Rücksicht auf die Lage des Vaterlandes machen könnte. Was das völlige Fehlen von Aussperrungen anlangt, so erklärt sich dieses natürlich ebenso wie die Zunahme der Streiks aus der wirtschaftlichen Lage, insbesondere dem Mangel an gelernten Arbeitern.

Privatangestellte und vaterländisches Hilfsdienstgesetz. Auf der Kriegstagung des Privatangestellten-Ausschusses der Gesellschaft für Soziale Reform, der 23 Reichsverbände der Angestelltenschaft aus allen Wirtschaftsgebieten mit rund 900 000 Mitgliedern umfaßt, wurde vor einigen Wochen die Wirkung des vaterländischen Hilfsdienstgesetzes auf die Privatangestellten eingehend besprochen. Auf Grund dieser Verhandlungen und angesichts der inzwischen bekanntgewordenen Ausführungsmaßnahmen im Bereiche des Hilfsdienstes hat die Gesellschaft für Soziale Reform im Verein mit den 23 Angestelltenverbänden an den Reichskanzler, die Kriegsministerien (Kriegsamt) und den zuständigen Reichstagsausschuß eine Eingabe gerichtet, in der folgende Verbesserungsvorschläge und Forderungen vorgetragen sind:

„1. Vertretung der Privatangestellten in dem ständigen Ausschuß

für die Zusammenlegung der Betriebe. 2. Vermeidung von Härten bei der Einziehung zum vaterländischen Hilfsdienst. 3. Ausgestaltung des Arbeitsnachweises. 4. Regelung der Gehaltsverhältnisse. 5. Beseitigung der geheimen Konkurrenzklausel. 6. Aenderung der Vorschriften über die Bildung von Betriebsausschüssen und Entscheidung über die Betriebsausschüsse in den städtischen Betrieben. 7. Aenderung der Bestimmungen über die Reklamierten. 8. Belassung der notwendigen Zahl von Arbeitskräften an die Angestelltenverbände." Der Eingabe ist eine ausführliche Begründung beigegeben.

Eine Frau als Regierungsvertreterin. Kürzlich ist Fräulein Elisabeth Lüders, die der Frauenzentrale im Kriegsamte vorsteht, auf Wunsch in der Reichstagskommission für Bevölkerungspolitik erschienen, um an einer Beratung über Arbeiterinnenfragen teilzunehmen. Sie wurde vom Vorsitzenden besonders begrüßt und beteiligte sich lebhaft und mit sehr beachtenswerten Darlegungen ihrer langjährigen praktischen Erfahrungen auf dem Gebiet sozialer Fürsorge an der Debatte. In Deutschland ist das der erste Fall, daß eine Frau in solcher Eigenschaft wirkt und von einem parlamentarischen Ausschusse zur Mitarbeit herangezogen wird.

Ein neuer Arbeitskammergesetzentwurf. Im Reichstag sind interfraktionelle Bestrebungen an der Arbeit, um noch während des Krieges eine erneute Vorlage eines Arbeitskammergesetzentwurfs durchzusetzen. Anfang Dezember 1910 wurde zum letztenmal ein solcher Gesetzentwurf im Reichstage bis zur zweiten Lesung gebracht. Die dritte Lesung unterblieb. Das Gesetz war also bis zur Verabschiedung fertig. Es scheiterte damals daran, daß die Reichsregierung den Arbeiter- und Gewerkschaftssekretären nicht die Vertretungsmöglichkeit in den Arbeitskammern gewähren wollte. Außerdem macht die Stellung der Staatsarbeiter zu den Arbeitskammern Schwierigkeiten. Es wird angenommen, daß nach den Erfahrungen dieses Krieges beide Anstöße jetzt als beseitigt gelten können. Falls die Reichsregierung nicht selbst den neuen Schritt anregt, werden die Parteien einen Initiativantrag gleich nach Ostern einbringen.

Büchertisch

Folgende neu eingegangene Schriften werden zur Beachtung warm empfohlen:

Die Inselbücherei eröffnet mit einer Serie flämischer Bändchen ein großes flämisches Programm, dessen Verwirklichung von segensreichem Einfluß auf die Entwickelung der geistigen Beziehungen zwischen Flamland und Deutschland werden muß:

Nr. 206: Jan van Ruisbroek: **„Das Buch von den zwölf Beghinen."** Uebersetzung durch Fr. Marcus Hübner. (Ruisbroek, geb. 1293, Augustiner Ordensprior, Lehrer Thomas A. Kempis, Johannes Taulers und Gerhard Grootes; sprach- und denkgewaltiger Mystiker, Schöpfer der flämischen Prosa.)

Nr. 207: Schwester Hadewich: „Visionen." Uebersetzung durch Fr. M. Hübner. (Verfasserin der mystischen Visionen lebte um 1300; sie sind in kunstlosem Brabanter Dietsch geschrieben.)

Nr. 208: **„Das Spiel von Lanzelot"**, Fürsten von Dänemark und der schönen Sanderein. Uebersetzung durch Hübner. (Das Lanzelot-Drama ist vermutlich die Schöpfung eines flämischen Dichters späten Mittelalters.)

Nr. 209: **„Alte flämische Lieder."** Im Urtext mit den Melodien, herausgegeben von Joh. Bolte. (Das flämische „Wunderhorn!")

Nr. 210: Henrik Conscience: **„Der Rekrut"**, Erzählung. Uebertragung durch Herbert Alberti.

Nr. 211: Anton Bergmann: „Das Ziegelhaus". Uebertragung aus dem Flämischen durch Anton Kippenberg. (Anfang des Romans: „Advokat Ernst Staas", erschien 1874 kurz vor dem Tod des 1835 geb. Dichters, der Führer der flämischen Bewegung war. Der Inselverlag brachte eine vollständige deutsche Ausgabe des Romans.)

Nr. 212: Charles de Coster: **„Jan Halewijn"**. Uebersetzung durch Wesselski.

Nr. 213: Guido Gezelle: **Gedichte.** Aus dem Flämischen von R. Alex. Schröder. (Gezelle 1830—1899, gest. als Leiter des engl. Damenklosters in Brügge, der „größte" der flämischen Führer.)

Nr. 214: Stijn Streuvels: **„Die Ernte"**, Erzählung. Berechtigte Uebertragung von Rud. Alex. Schröder.

Nr. 215: Derselbe: **„Der Arbeiter"**, Erzählung. Uebertragung von Anton Kippenberg.

Nr. 216: Georges Eekhoud: **„Buch Mitsu"**, Novelle. Uebertragung aus dem Französischen von Jean Paul von Ardeschah.

Nr. 217: Hermann Teirlink: **„Johann Doza"**, Szenen aus dem Leben eines Brabanter Gotikers. Uebertragung durch R. Alex. Schröder. (Die letzten Dichter sind Zeitgenossen und z. T. noch in ihrem menschlichen und künstlerischen Aufstieg.)

Jedes dieser schön gedruckten reizvollen Pappbändchen kostet nur 50 Pf., wie alle übrigen Veröffentlichungen der von uns oft empfohlenen Bücherei! Dem flämischen Programm des Inselverlags dient und auch seine von Prof. Dr. Anton Kippenberg ganz vorzüglich redigierte Monatsschrift: **„Der Belfried"** (für Gegenwart und Geschichte der Belgischen Lande), deren 9. Heft vorliegt. (Einzelheft 1 M. Preis des Jahrgangs 10 M.) Schotte.

Paul Deussen: **Vedânta, Platon und Kant.** 87 S. 2. Band der Uraniabücherei. Wien 1917, Verlag des Volksbildungshauses Wiener Urania. Kartoniert 1,30 Kr., gleich 1 M.

Das Büchlein enthält zwei sehr gehaltvolle Vorträge des bekannten Kieler Gelehrten über „Vedânta, Platon und Kant" und die „Kultur und Weisheit der alten Inder". Es ist das zweite Bändchen der Uraniabücherei, in der das Volksbildungshaus „Wiener Urania" seine Vorträge sammelt. Wir hoffen und wünschen, daß sich die folgenden Bände diesem würdig anschließen. D.

Erich Marcks: **Vom Erbe Bismarcks.** Eine Kriegsrede. Quelle und Meyer, Leipzig 1916. 54 Seiten. 1 M.

Die außergewöhnlich wertvolle Schrift, die einen in München, Bremen und Barmen gehaltenen Vortrag wiedergibt, versucht, in historisch-psychologischer, nicht praktisch-politischer Untersuchung „den Gründer und Genius unseres Reiches in die gegenwärtigste Gegenwart und sie in ihn lebendig einzuordnen". Ausgezeichnet und klar ist das Problem erfaßt. Zuerst wird auf dem Gebiete der inneren Politik gezeigt, wie Bismarck trotz allem dafür vorgewirkt hat, den vierten Stand ins Reich einzufügen, ihn für den Staat zu erziehen; wie die Entwicklung hier über ihn und seinen Willen hinausging, aber in einer Richtung, die doch er zuerst eingeschlagen hatte. Dasselbe Resultat ergibt die Betrachtung der äußeren Politik. Was Mitteleuropa angeht, so kennt man Bismarcks Hinneigung zu Rußland und Abneigung gegen Oesterreich-Ungarn; „aber doch ist er es gewesen, der den Wagen unseres Schicksals auf das mitteleuropäische Geleise hinübergehoben hat". Ebenso steht es mit seiner Weltpolitik: „Auch da blieb Bismarck auf dem Boden der Vergangenheit, und auch da vollzog er dennoch den ersten Uebergang zur Zukunft. Seine Kolonialpolitik, seine Weltpolitik waren anders geführt, anders begrenzt, anders empfunden als die nach 1890 und 1895. Aber sicher ist es: auch da hat er den Wagen hinübergehoben auf neue Bahnen . . . Ueber bloße Sättigung und Festigung schritt er selber noch hinaus; die Folgen sind über ihn und seinen Willen hinweg weitergeströmt, sowie es die Geschichte will; er wünschte an einem Punkt haltzumachen, die Welt ging weiter; sie hat sich seit 1890 gewandelt . . . Bismarcks Werk und Wirkung haben das neue Zeitalter des Imperialismus, der Weltgegensätze notwendig gemacht."

Es liegt nahe, einen vergleichenden Blick auf die früher erschienene Schrift Hans Delbrücks über Bismarcks Erbe zu werfen. In der Grundauffassung des Problems stimmt er mit Marcks überein: „Bismarcks Gründung erweist wie jede echte Schöpfung ihre Größe darin, daß sie nicht nur den Schöpfer überlebt, sondern auch Früchte und Folgerungen treibt über das hinaus, was er selber gewollt und beabsichtigt hat . . . . . Hinausgegangen ist unsere Epoche über Bismarck vermöge unseres Ueberganges von der Kontinental- zur Weltpolitik; sie hat sich damit von Bismarck entfernt. Hat sie sich aber damit auch in Widerspruch zu ihm gesetzt? Das deutsche Volk wird heute einmütig antworten: es ist kein Widerspruch, es ist die Erfüllung."

Ich hebe diesen Gedankengang hervor, weil doch diese Erkenntnis eine grundsätzliche und als solche von größter Wichtigkeit ist und weil dadurch den krankhaften, verfehlten Versuchen ein Ende gemacht werden soll, die Manen Bismarcks als Kronzeugen für alles mögliche und unmögliche aufzurufen.

So sehr die beiden Forscher in der Grundauffassung übereinstimmen, so sehr weichen sie in der Ausführung voneinander ab. Während Delbrück eine ganz eigenartige, bisher noch nirgends so bewußt durchgeführte, mächtige Darstellung von Bismarcks Politik gibt, indem er vor allem die Hemmungen und Widerstände, die zu überwinden waren, schildert und daran — das Problem keineswegs erschöpfend — einen sehr gescheiten Exkurs über Kolonial- und vorderasiatische Politik hängt, liegt der Hauptwert von Marcks' Arbeit in der entschiedenen theoretischen Herausarbeitung des Problems und dessen Nachweisung am Entwicklungsgang der inneren und äußeren Politik. Daneben erfreuen bei Marcks ein paar Bemerkungen von grundsätzlicher Bedeutung über Bismarcks Deutschtum und dessen elementare Art, über seine staatliche Einseitigkeit, über seinen Trieb zur Macht und anderes mehr. Delbrück (in den Preußischen Jahrbüchern, April 1916) hat, nachdem er die eindringende Forschung, die psychologische Vertiefung und die feinstilisierte Darstellung von Marcks Bismarckarbeiten gerühmt hat, den Unterschied zwischen seiner Auffassung und der Marcks' dahin gefaßt, daß Marcks nichts als Unglück sehe, wo er Tragik sehe. Wenn ich auch das nicht zugeben kann, so ist doch richtig, daß bei Delbrück das Eckige und Kantige in Bismarcks Wesen besser herauskommt, daß die Darstellung Marcks' dagegen milder, weicher ist. Doch hat Marcks Vorzüge, die Delbrück fehlen. Einen Vorrang des einen vor dem anderen festzustellen, wäre müßig. Freuen wir uns lieber, daß uns auf die Frage nach dem Erbe Bismarcks zwei so bedeutende Forscher Antwort gegeben haben.

Franz Oswald.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Hilfe-Versendung ins Feld: je 1 M.: Lt. d. R. F. in B., Uffz. d. R. R. im Felde, Schlosser T. im Felde, Lt. K. in St., Gefr. J. im Felde, Vizef. F. im Felde, 1,50 M.: Oberlehrerin C. in Gr.-F., je 2 M.: Vizef. Sch. im Felde, Lt. d. R. Z. im Felde, Oberjäger D. im Felde, 4 M.: Lt. d. R. P. im Felde, 5 M.: Frau S. in D., 7 M.: Dr. A. H. in H.

Bücher für Armee und Marine: Verbeamwalt W. in Berlin: 12 Bücher und verschiedene Zeitschriften, Frl. H. Z. in Leipzig: 6 Bücher.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe".

Auf Dich kommt es an!

Sage nicht: Andere haben mehr Geld und verdienen mehr als ich; die sollen Kriegsanleihe zeichnen!

Sage auch nicht: Was machen meine paar hundert oder paar tausend Mark aus, da doch Milliarden gebraucht werden!

Und sage noch weniger: Ich habe schon bei früheren Anleihen gezeichnet und damit meine Pflicht getan!

Auf jede Mark kommt es an!

Es ist wie bei der Nagelung unserer Kriegswahrzeichen; jeder einzelne der vielen tausend eisernen Nägel ist winzig. Aber in ihrer Gesamtheit umfangen sie das Gebilde mit einem ehernen Panzer. So muß auch unser deutsches Vaterland geschützt und gesichert werden durch das freudige Geldopfer der großen und der kleinen Sparer. Jetzt, in der Stunde der Entscheidung, darf **keiner** zögern und **keiner** fehlen!

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhe[illegible] Heile, Berlin-Schöneberg für den literarischen Teil: Dr. Ge[illegible]umer, Hamburg.

Briefkasten

Aus Gmünd und Karlsruhe sind uns Beträge von je 2.— M. ohne Angabe des Absenders und des Verwendungszweckes zugegangen, desgl. 3,12 M. aus Berlin W. 9.

Aus Charlottenburg, Hölderlinstraße 11 ist eine Bestellung auf „Hilfe"-Nummern 1914—1916 hier eingetroffen. Der Brief hatte keine Unterschrift und kann daher nicht erledigt werden.

Stabsarzt Dr. Oechelhaeuser früher in Brackenheim: Brief an Militäradresse ist mit dem Vermerk „unbekannt" zurückgekommen.

Unter den Büchern für Armee und Marine, die leider in letzter Zeit nur spärlich hier eingegangen sind, befinden sich je ein deutsch-italienisches, italienisch-deutsches, spanisch-italienisches, italienisch-englisches und deutsch-polnisches Wörterbuch, ferner je ein polnisch-deutsches und italienisch-deutsches Gesprächsbüchlein, eine spanische Konversationsgrammatik in deutscher Sprache, ein spanisches Unterrichtsbuch in französischer und ein italienisches in englischer Sprache. Außerdem sind einige Bücher unterhaltenden Inhalts in italienischer, spanischer und englischer Sprache vorhanden, sowie mehrere Unterrichtsbücher für Französisch und Englisch, allerdings zumeist aus Mittel- und Anfangs-Schulklassen stammend. — „Hilfe"-Lesern im Felde stehen die Werke, die von Heimatlesern geschenkt worden sind, kostenlos zur Verfügung.

Verlag der „Hilfe".

Geschäftliche Mitteilungen

Die **Blumenmappe „Vom Blütengarten der Zukunft"** ist als neuer Band in der Reihe der „Liebesgaben deutscher Hochschüler" dieser Tage herausgekommen. Der Furche-Verlag, Berlin NW. 7, hat dieser Nummer unseres Blattes ein mit Bildern aus der neuen Mappe geschmücktes Verzeichnis der bisher in der Reihe der „Liebesgaben deutscher Hochschüler" erschienenen Veröffentlichungen beigelegt, für das wir die Beachtung unserer Leser erbitten. Als literarische Gaben für die Angehörigen im Felde und in den Lazaretten, für die Bücherei der deutschen Familie werden die „Liebesgaben deutscher Hochschüler" ihres reichen Inhaltes, der gediegenen Ausstattung und des niedrigen Preises halber in der Presse und in Äußerungen der Käufer der bisher herausgekommenen Bände nachdrücklich empfohlen.

An der **Handels-Hochschule Mannheim** waren im abgelaufenen Winter-Semester 200 **Studierende**, darunter 152 Kriegsteilnehmer und 12 Frauen, eingeschrieben, gegen 190 im Sommerhalbjahr 1916. Ferner waren vorhanden **Hospitanten** 384 (im vorigen Semester 246), darunter 46 **Kriegsbeschädigte**; hierzu kommen 150 (40) **Hörer** und die Besucher von 2 öffentlichen Vorlesungen mit 86 und 10 Abendvorträgen mit durchschnittlich 90 zahlenden Personen. Die Gesamtbesucherzahl des Winter-Semesters 16/17 beträgt somit 910 (854). Unter den Hospitanten und Hörern befanden sich in den letzten 2 Semestern 289 Frauen. Im letzten Friedensjahre nur 85. Neu aufgenommen wurden 30 Studierende. Auf dem Felde der Ehre gefallen sind seit Kriegsbeginn 26 Angehörige der Hochschule. Als Gefangen oder vermißt sind 13 Studierende gemeldet.

LECIN

Appetitanregend

Blutbildend Nervenstärkend

In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover

Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren

Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Ein sonniges Buch!

Soeben erschien im 100. Tausend

Heidjers Heimkehr

Erzählung von Diedrich Speckmann

Geb. 3.60 M.

Insgesamt erschienen Speckmanns Erzählungen in einer Auflage **von 283000 Exemplaren**

Titel: **Heidjers Heimkehr** geb. 3.60 M., **Heidehof Lohe** geb. 4.50 M., **Herzensheilige** geb. 4.50 M., **Geschwister Rosenbrock** geb. 5.— M., **Erich Heydenreichs Dorf** geb. 5— M., **Das goldene Tor** geb. 4.50 M., **Der Anerbe** geb. 5.— M..

Diese Bücher gehören in **alle Bibliotheken, in jede Hausbücherei, i. d. Lazarett- u. Feldbibliotheken.** Es sind wirklich Perlen unserer deutschen Literatur.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W. 9.

Digitized by Google

19. April 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 9506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 16

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1.50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Entwicklung der Dinge in Rußland. — **Dr. Walther Schotte:** Zollverein oder „Heimatpolitik". — **Dr. Erich Schairer:** Gemeinwirtschaft im Anzeigenwesen. — **Wilhelm Schremmer:** Stadt und Land. — **Helene Heine:** Gedanken zur Kriegskunst. — **Gottfried Traub:** Arras. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 8. April.

Wie schon die Osterzeit des vergangenen Jahres unter dem Eindruck amerikanischer Vorgänge stand, so ist auch diesmal und in viel höherem Maße Amerika der Inhalt unserer Gedanken. Die Meinungen der Beurteiler darüber, mit welcher Energie und mit welchem Aufwand von Mitteln Amerika diesen Krieg betreiben wird, gehen nach wie vor sehr auseinander. Ich höre einen Reichsdeutschen, der sehr lange Zeit im Westen der Vereinigten Staaten gelebt hat, darüber reden, daß man etwa zwei Wochen einen großen Kriegslärm erheben, dann aber den üblichen Geschäften nachgehen werde. Leider kann ich selbst nicht ganz glauben, daß diese Auffassung richtig ist, denn durch die großen Regierungsbestellungen und durch die laute Rekrutenwerbung wird die Kriegsstimmung wohl auch weiterhin aufrechterhalten werden. Die Uebermittlung einer Kriegserklärung an Deutschland liegt nicht vor. Das ändert aber kaum noch etwas an der Sachlage. Einzelne Versenkungen amerikanischer Schiffe kommen beständig vor und sind auch gar nicht mehr zu vermeiden.

Eine Osterfreude, die auch auf das Gebiet der äußeren Politik hinüberwirkt, hat der Kaiser der überwiegenden Mehrheit des preußischen und deutschen Volkes gemacht, indem er für die Veränderung des Wahlrechtes im preußischen Abgeordnetenhaus und für die Umgestaltung des preußischen Herrenhauses eine feierliche Erklärung abgegeben hat. Nachdem einmal die Revolution in Rußland die staatsrechtlichen Grundfragen in einer solchen Schärfe aufgeworfen hat, daß jeder einfachste Mensch davon mitbewegt ist, war es nicht gut möglich, die preußischen Staatsbürger in dem Gefühl eines Wählers dritter Klasse zu belassen. Es ist auch die kaiserliche Kundgebung eine zwar etwas spät gekommene aber gute Antwort auf die Hoffart englischer und amerikanischer Wohltäter, die uns erst die Freiheit nach Deutschland bringen wollen. Was wir an Reformen brauchen, wird bei uns selber gemacht. Das geht die Ausländer nichts an.

Montag, 9. April.

Wir sprechen darüber, daß es höchlichst an der Zeit ist, den grundlegenden Staatsvertrag zwischen Deutschland, Oesterreich und Ungarn in feste Formen zu bringen. Die Zeit des allgemeinen Redens sollte nun vorbei sein, und die beiderseitigen Regierungen sollten mit ernstem Pflichtgefühl den notwendigen Staatsvertrag und die ebenso notwendige Militärkonvention festsetzen und den Bevölkerungen bekanntgeben. Der gegenwärtige Zustand der Entwicklung im Königreich Polen zeigt allein schon, wie notwendig eine endgültige Beseitigung des unfertigen Schwankens ist. Auch dürfte es an der Zeit sein, daß über das Balkanverhältnis zwischen Ungarn und Bulgaren Beratungen beginnen, damit später die Diplomaten von Wien und Berlin einen von den Nächstbeteiligten bearbeiteten Entwurf vorfinden. Man kann bei der Länge des Krieges und bei der Größe der Opfer nicht alle werdenden Dinge in der Schwebe bleiben lassen wollen.

Dr. Rohrbach und Axel Schmidt sprechen aus ihren russischen Erfahrungen heraus darüber, daß zwischen dem Beamtentum und der Bevölkerung in Rußland niemals ein altpatriarchalisches Vertrauensverhältnis bestanden hat, daß darum der ganze Gedanke von der Zarentreue des russischen Volkes eine abendländische Legende war.

Dienstag, 10. April.

Die Morgenblätter bringen den Kriegsbericht der Osterfeiertage und dabei vor allem die Nachricht über die große Schlacht bei Arras. Die zwei Telegramme des 9. April lauten: Seit heute Vormittag ist nach mehrstündigem, stärkstem Trommelfeuer die Schlacht bei Arras im Gange. . . . Beiderseits von Arras ist den Tag über schwer gekämpft worden. Der Gegner ist in Teile unserer Stellungen eingedrungen. An der Aisne- und Champagnefront zeitweilig starker Artilleriekampf. — Das sieht fast so aus, als ob der erwartete große Kampf im Westen nun beginnen sollte. Aus den bis jetzt vorliegenden deutschen Telegrammen läßt sich nicht ersehen, wer in diesem Fall Angreifer ist; wahrscheinlich aber sind es die Engländer, weil sich sonst schwer erklären würde, daß sie in Teile unserer Stellungen eingedrungen sind. Natürlich denken viele Familien jetzt mit besonderer Sorge an diese Teile der Front. Auch an anderen Stellen hat es während der Feiertage gewisse Vorstöße gegeben.

Während im vergangenen Jahre häufig darüber geklagt wurde, daß die Einrichtungen der französischen und englischen Flieger den entsprechenden deutschen Veranstaltungen überlegen seien, scheint sich, auch nach Zugeständnissen der Gegner, neuerdings eine gewisse deutsche Ueberlegenheit zu zeigen. Im Monat März haben auf der Gesamtheit der Kriegsschauplätze unsere Gegner 161 Flugzeuge und 90 Fesselballons durch unsere Angriffs- und Abwehrmittel verloren. Der deutsche Verlust beträgt 45 Flugzeuge und keinen Fesselballon. Auch wenn man in Betracht zieht, daß die Zahl der vorhandenen feindlichen Flieger größer ist, ist dieses Ergebnis sehr bedeutsam. Wer hätte bei Kriegsanfang gedacht, daß jemals in einem Monat so viele Flugzeuge zur Vernichtung kommen können.

Prinz Friedrich Karl von Preußen, der zweite Sohn des Prinzen Friedrich Leopold, ist einer schweren Verwundung erlegen, die er im Luftkampf erlitten hat.

Auch der Präsident von Kuba hat eine Erklärung des Kriegszustandes mit Deutschland unterzeichnet. Es scheint sich dabei um die Beschlagnahme von drei deutschen Schiffen zu handeln. — In Brasilien sind ebenfalls Beunruhigungen wegen eines versenkten Dampfers.

Digitized by Google

Mittwoch, 11. April.

Es zeigt sich, daß die Schlacht bei Arras von den Engländern als ein Durchbruchsversuch ganz großen Umfanges angelegt worden ist. Durch die Hindenburgische Frontverlegung an einer Ausnutzung der Vorbereitungen zur angekündigten Entscheidungsschlacht auf breiter Front für längere Zeit verhindert, haben sie ihre ganze Stoßkraft zusammenfassend auf die Stelle gerichtet, an der die neue und unverändert gebliebene alte Front ineinander übergehen. Nach mehrtägiger Wirkung starker Artillerie- und Minenwerfermassen haben sie am Montag in 20 Km. Breite unsere Linien mit dem Erfolg angegriffen, daß sie an den von Arras ausstrahlenden Straßen in unsere Linien eindrangen, ohne daß ihnen jedoch der beabsichtigte Durchbruch gelang. Der deutsche Bericht teilt offen mit, daß zwei unserer Divisionen in zähem Ausharren gegen Ueberlegenheit erhebliche Verluste gehabt haben. Die Engländer melden, daß sie bis jetzt bereits an 6000 Gefangene gezählt hätten, daß die Gesamtzahl aber vielleicht doppelt so groß sei. — Nördlich der Scarpe und zu beiden Seiten der Straße Arras—Cambrai haben die Engländer gestern abermals in breiter Front mit überaus starken Kräften angegriffen. Sie sind aber mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden. Es scheint also, daß die Engländer infolge der Massenhaftigkeit des Einsatzes von Artillerie und Sturmtruppen einen anfänglichen Ueberumpelungserfolg von nicht zu bestreitender taktischer Bedeutung erzielt haben. Inzwischen ist aber deutscherseits nach elastischer Zurückbiegung der Frontlinie die Lage wiederhergestellt, so daß sich auch die Engländer vergeblich an unserer Mauer die Schädel einrennen. Gleichzeitig scheint eine zweite große Schlacht zwischen Soissons und Reims entbrennen zu wollen. Seit einigen Tagen tobt dort ein furchtbarer Artilleriekampf. Verschiedene französische Handstreiche auf dieser Front wurden vereitelt.

Während also im Westen alles danach aussieht, als ob die Engländer und Franzosen mit einer letzten gewaltigen Kraftanstrengung die Entscheidung militärisch erzwingen wollten, da ihnen der Erfolg des Aushungerungskrieges im Hinblick auf eigene Schwierigkeiten doch wohl erst in gar zu weiter Ferne winkt, wird die nachstehende Aeußerung Hindenburgs bekannt, die er gegenüber einem spanischen Zeitungsvertreter gemacht hat: „Die Westfront ist so stark geworden, daß sie jeden Angriff aushalten wird. Bei absoluter Sicherheit aller Fronten verfügen wir heute über eine frei verwendbare Heeresreserve von einer Stärke und Schlagfertigkeit wie zu keinem anderen Zeitpunkte des Krieges zur Abwehr wie zum Stoß an jeder beliebigen Stelle ... Betrachten Sie nichts, was auch geschieht, an irgendeiner Front, zur See oder in der Luft, als Einzelerscheinung. Alles ist Glied eines großen Planes. In diesem Sinne sind Heer und Flotte eine Einheit geworden. Heute, nach nur zwei Monaten U-Boot-Krieg, kann ich Ihnen bereits sagen, daß unsere Rechnung richtig war. Der Weg, den wir unter Würdigung aller Gefahren — auch der amerikanischen — einschlugen, führt zum Ziel."

Zwei kurze Meldungen zeigen, daß unsere Tauchboote, abgesehen von den zahlreichen Versenkungen, auch sonst ganz hervorragend erfolgreich tätig sind: „Der Hafen von Liverpool ist wegen Minengefahr gesperrt worden" und: „der amerikanische Postdampfer „New York" (10 795 To.) stieß — in der Nähe der amerikanischen Küste — auf eine Mine".

Nach einer „Reuter"-Meldung soll Brasilien die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abgebrochen haben. Noch ist die Nachricht nicht bestätigt worden; man wird aber wohl damit rechnen müssen, daß der nordamerikanische Druck auf die A-B-C-Staaten, Argentinien, Brasilien und Chile, bei Brasilien Erfolg haben wird. Daß auch Argentinien und vielleicht selbst Chile noch in den allgemeinen Strudel hineingezogen werden, ist schließlich auch nicht unmöglich, aber doch nicht sehr wahrscheinlich. Bei Brasilien war man schon länger darauf gefaßt. Wir werden uns, wenn der Bruch ernsthaft werden sollte, gelassen damit abfinden. Habeant sibi. Nun geht es schon in einem hin. Der Krieg wird doch in Europa entschieden.

Donnerstag, 12. April.

Die Schlacht bei Arras tobt weiter; aber über den anfänglichen Ueberraschungserfolg, den sie nach eigenen Angaben einer selbst an der Somme nicht erreichten Artillerievorbereitung verdanken, sind die Engländer nicht mehr hinausgekommen. Seitdem sind alle Angriffe, bis auf unwesentlich örtliche Grabenerfolge, unter schweren Verlusten zusammengebrochen. Unsere Truppen haben bei Bullecourt über 1000, bei Hargicourt über 100 Gefangene gemacht. Die Engländer teilen mit, daß die Gefangenenziffer auf insgesamt rund 11 000 angewachsen sei. Außerdem wollen sie etwa 40 Geschütze erbeutet haben. Nach deutscher Meldung sind die Geschütze, die beim Rückzug dem Feinde überlassen werden mußten, sämtlich vorher gesprengt oder sonstwie unbrauchbar gemacht worden.

Zwischen Soissons und Reims hat sich der Artilleriekampf stellenweise bis zum Trommelfeuer gesteigert.

In Rußland treten jetzt nach dem überaus schnellen Erfolg der Revolution die inneren Schwierigkeiten zwischen Miljukoff und den Führern der Arbeiterschaft und der radikalen Bauern, Tschcidse und Kerenski, immer offener und für Miljukoff bedrohlicher zutage. Miljukoff, der sich anfangs für eine konstitutionelle Monarchie ausgesprochen hatte und bald genug zugunsten der Republik widerrufen mußte, wird jetzt zum zweitenmal vor aller Welt desavouiert. Er hatte in seiner Proklamation, die mit dem Anspruch der Regierungsproklamation hinausgegangen war, sich ganz in dem Stil der englischen und französischen Vorbilder geäußert und unter Ablehnung eines Friedens der Verständigung den Kampf bis zum vollen Siege gepredigt und dabei insbesondere die Erwerbung der Meerengen und Konstantinopels für Rußland gefordert. Jetzt aber erläßt die provisorische Regierung eine offizielle, vom Präsidenten Fürst Lwow unterzeichnete Erklärung, daß „das freie Rußland nicht das Ziel habe, andere Völker zu beherrschen, ihnen ihr nationales Erbe wegzunehmen ... daß es vielmehr einen dauerhaften Frieden auf Grund des Rechts der Völker, ihr Schicksal selbst zu bestimmen, herbeiführen" wolle.

Freitag, 13. April.

Man beginnt in Rußland, sich von der englisch-französischen Weltlüge zu befreien. Das russische sozialdemokratische Organisationskomitee veröffentlicht ein Anklageschreiben gegen die Kriegs- und Eroberpolitik der Engländer und Franzosen, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Nach einem scharfen Protest gegen die Versuche, durch die Entsendung sozialdemokratischer Agitatoren aus England und Frankreich die russische Sozialdemokratie in das Fahrwasser der Kriegshetzer zu ziehen, erklärt das Komitee, daß „nicht weniger als Rußland auch Deutschland den Frieden herbeiwünsche, und daß diese (englisch-französischen) Ermahnungen bloß von einem vom Ministersozialismus korrumpierten Teile der Arbeiterpartei herstammen ... Die würdige Antwort auf alle diese englisch-französischen Provokationen ist, mit verdoppelter Energie den eingeschlagenen Weg zu einem internationalen einigen Kampf für die Erzwingung des Friedens fortzusetzen".

Holland will neutral bleiben. Der Minister Cort van der Linden sagte in der Ersten Kammer: „Wir leiden unter der U-Boot-Politik und unter der Blockadepolitik, aber wir behaupten unseren Standpunkt und weichen von unserer strikten Neutralität nicht ab und sind bereit, unser Gebiet gegen jeden Angreifer zu verteidigen. Die Kriegführenden schädigen uns durch ihre Kampfart, und unsere Neutralität schadet ihren Interessen ... Wir werden immer einsamer und gewinnen weder die Liebe der einen noch die der anderen Partei, aber wir werden uns wohl die Achtung bewahren, auch für spätere Zeit." — Herr van der Linden hat recht. Solche würdige Sprache findet in Deutschland Verständnis, wahrscheinlich auch in Holland selbst; ob auch in London, das steht freilich doch noch sehr dahin.

Der Admiralstab gibt die U-Boot-Beute vom März bekannt. Sie übertrifft alle Erwartungen, besonders wenn man sich vor Augen hält, wie sehr die Schiffahrt namentlich der Neutralen

eingeschränkt worden ist. Es sind nach den bisherigen Meldungen, die noch nicht ganz vollständig sind und eine kleine Erhöhung der Ziffer erwarten lassen, 435 Handelsschiffe mit 861 000 Tonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte vernichtet worden. Die Gesamtvernichtung des Jahres 1916 betrug 2 634 879 Tonnen; im letzten Monate des eingeschränkten Tauchbootkrieges, im Januar dieses Jahres, beliefen sich die feindlichen und neutralen Schiffsverluste auf 439 500, im Februar auf 781 500 Tonnen. In den letzten 1¼ Jahren sind also von unseren U-Booten, Minen, der „Möwe" usw. 4 716 879, das sind rund 5 Millionen Tonnen Schiffsraum vernichtet worden.

In der Gegend von Arras rast noch immer die furchtbare Schlacht. Die deutschen Linien aber stehen unerschütterlich. Ein englischer Angriff nach dem anderen ist zerschellt. Selbst Reiterattacken haben die Engländer nach russischem Vorbild versucht, und zwar mit dem gleichen Erfolge: nutzloses wahnwitziges Opfern ganzer Ströme von Blut. — Die Franzosen haben an beiden Seiten der Somme wieder vergeblich angegriffen. In der Champagne sind sie nach tagelangem schweren, vielfach zum Trommelfeuer gesteigerten Artilleriekampf noch nicht zum Sturm gegangen. Vorfühlende Erkundungsabteilungen prallten unter Hinterlassung von reichlich 100 Gefangenen an der unerschütterlichen deutschen Mauer ab.

Sonnabend, 14. April.

Der polnische Staatsrat hat zu dem Aufruf der neuen russischen Regierung Stellung genommen. Er stellt zunächst fest, daß die polnische Frage nur durch Schaffung eines polnischen Reiches gelöst werden könne, und daß es die Mittelmächte waren, die zuerst diese geschichtliche Notwendigkeit erkannt und anerkannt hätten. „Ihr Akt vom 5. November rief den unabhängigen polnischen Staat ins Leben, wenn er auch seine Landesgrenzen noch nicht bezeichnete." Die neue russische Regierung, die jetzt auch die Unabhängigkeit Polens anerkennen wolle, biete jedoch den Polen Länder an, welche der russischen Herrschaft gar nicht unterstehen. Sie wolle die Festlegung der Grenzen der russischen Konstituante übertragen und sehe eine militärische Vereinigung Polens mit Rußland vor. Solche erzwungene Verbindung aber beschränke die Unabhängigkeit und widerspreche der Ehre einer freien Nation. — Indem dann der Staatsrat „mit Genugtuung den Strahl der Freiheit in dem Dunkel der Knechtschaft, in der die Völker des russischen Reiches gelebt haben" begrüßt, betont er, daß der „jahrhundertelange polnisch-russische Streit um die ausgedehnten, ethnographisch zwischen Polen und Rußland liegenden, in alter Schicksalsbeziehung zu Polen stehenden Länder durch die Kundgebung der russischen Regierung nicht entschieden" sei. Die Erledigung dieses Streites könne Polen nicht der einseitigen Entscheidung der russischen Konstituante überlassen. Das Schicksal dieser Länder müsse im Sinne der staatlichen Interessen des unabhängigen Polens und unter Berücksichtigung des Willens der sie bewohnenden Völker entschieden werden. Als Ziel seiner Tätigkeit bezeichnet der Staatsrat dann eine konstitutionelle Monarchie, eine starke Regierung und ein zahlreiches Heer. Mit dem russischen Reiche wünsche Polen freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, doch müsse der Staatsrat sich gegen die Zumutung verwahren, Krieg gegen die Mittelmächte zu führen, deren Monarchen die Unabhängigkeit Polens verbürgt haben.

Nordöstlich von Arras und an der Scarpe ist eine Kampfpause eingetreten. Weiter südlich dagegen, bei Croisilles und Bullecourt, wo unsere Beute in den letzten Tagen etwa 1200 Gefangene und einige 50 Maschinengewehre betrug, haben die Engländer noch mehrmals vergeblich angegriffen und dabei, sowie in einem deutschen Nachstoß schwere Verluste erlitten. Nach englischen Angaben beläuft sich jetzt die Gesamtzahl der seit Beginn der Schlacht bei Arras in englische Gefangenschaft geratenen Deutschen auf mehr als 13 000. Die Engländer melden ferner eine Beute von 186 Geschützen, darunter acht 15-Ctm.-Geschütze, und 250 Maschinengewehren. — An beiden Ufern der Somme sind wieder starke feindliche Kräfte gegen unsere Stellungen bei St. Quentin vorgestoßen. Die Angriffe sind sämtlich blutig zusammengebrochen. Unsere Truppen haben dabei über 200 Gefangene gemacht. — Von Soissons bis Reims und in der westlichen Champagne bekämpfen sich die Artillerien weiter mit äußerster Kraft.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 7. April.

Der Vorabend des Osterfestes ist ein wenig welcher als der winterliche Karfreitag. Etwas von der ewigen, frühlingsträumerischen, erwartungsvollen Frömmigkeit dieses Tages lebt im Hintergrunde der schweren Entscheidungen, die er bringt: Annahme der Kriegsresolution durch das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten. Das alles bedeutet Kriegsverlängerung — so sagt man sich verstandesmäßig. Aber irgendein Gefühl (oder ist es nur eine falsche Spiegelung alter hoffnungsvoller Osterstimmungen?) wehrt sich gegen diese Einsicht und weiß von Frieden, der dicht unter dem Horizont des Heraufziehens wartet. Ob es recht behält? Oder ist es nur Sehnsucht und Schwäche, die einen überkommt, wenn am lichten Spätnachmittag die Amsel pfeift und man dem Gärtner zusieht, der die dunkle Erde umwirft und die letzten trockenen Blätter vom Rasen streift?

Ostern, den 8. und 9. April.

Die Osterzeitung bringt die Ankündigung der preußischen Wahlrechtserneuerung durch den Kaiser — eine unverbrüchliche, auch durch Kanzlerkrisen nicht mehr aufzuhebende Verbriefung der Versprechen, die der Reichskanzler gegeben hat. „Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach meiner Ueberzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr; der Gesetzentwurf wird ferner unmittelbare und geheime Wahl der Abgeordneten vorzusehen haben" — — „Das Herrenhaus wird den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden können, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfang als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt."

Das sind die Grundlagen, an die sich dann später der Kampf der Meinungen anschließen kann, der Kampf um das „allgemeine gleiche Wahlrecht", das dieser Erlaß selbst nicht verspricht. Das Wort, daß „unser innerpolitisches Leben von dieser Frage befreit werden solle", geht einem besonders zu Herzen als Ausdruck dafür, daß Kaiser und Kanzler das Klassenwahlrecht als Druck auf der gemeinsamen politischen Arbeit des Volkes mitfühlen. So werden trotz der Einschränkungen Tausende heute die politische Osterstimmung dieses Erlasses fühlen und ihren befreienden Sinn.

Auch sonst ist es heute sonnig und festlich. Die Alster funkelt von Sonne und wimmelt von Booten, und ein kreisender Kranz von Spaziergängern füllt ringsum die Uferwege. Das sieht alles so traumhaft friedlich aus — — Osterspaziergang wie jedes Jahr, Kinder, Hunde, geputzte Menschen im winterlichen Pelzkragen und voreiligen Frühlingshut. Der Nachbar harkt bis zur sinkenden Dämmerung die Wege in seinem Garten, und die Amsel pfeift in den Abendhimmel. Von irgendwoher stellen sich trostvolle Worte ein: „Bangt nicht vor Rissen, Brüchen, Wunden, Schrammen. Der Zauber, der zerstückt, stellt neu zusammen" — —

Dienstag, 10. April.

Und während wir uns ein wenig von der Osterstimmung hinnehmen ließen, begann draußen die schwere Schlacht bei Arras — die Fanfare für einen neuen furchtbaren Waffengang. Durch die Straßen fegt der Schnee in schweren, dicken Flocken. An der Bucht stehen die frierenden Frauen in einem ganzen Park von Handwagen jeder Art vor der Kohlenschute und warten einmal wieder. Wie viele Stunden mögen sie verwartet haben in diesem unbarmherzigen Winter!

Die Ziffern der Krankenkassen, wo man ihrer ansichtig wird, zeigen dabei einen relativ günstigen Stand.

In der Berliner allgemeinen Ortskrankenkasse sind am 1. Januar 1917 274 600 Frauen gegen 118 901 Männer versichert gewesen. Während sonst die Frauen viel kostspieligere Mitglieder der Kassen sind als die Männer, ist gleichwohl die Krankheitsziffer, wenn sie auch in diesem Winter hoch war, nicht so hoch gewesen wie im Frieden. Diese Berliner Erfahrung finde ich hier im Bezirk vielfach bestätigt. Nur die verheirateten arbeitenden Frauen haben hohe Krankheitsziffern, was gar nicht wundernehmen kann.

Mittwoch, 11. April.

Gestern abend eine Frauenversammlung zur Kriegsanleihe. Die Frauenvereine haben, auch durch systematische Handpropaganda, gut gearbeitet. Daß Hunderte sich durch den nassen Schnee zu einem finanzwissenschaftlichen Kolleg über die Anleihen durcharbeiteten, ist nicht ein geringer Beweis staatsbürgerlichen Pflichtgefühls. Ueber die nächtlichen Straßen spannten die großen Bäume vielmaschige weiße Netze — ein Bild wie vom Weihnachtsabend.

Vorher Beratungen im Bezirksverein der Ingenieure über die Möglichkeiten der Mehreinstellung von Frauen. Das Hauptproblem scheint überall, daß für qualifiziertere Arbeit Frauen aus Schichten gewonnen werden müßten, in denen ein unberechtigtes Vorurteil gegen die Fabrikarbeit und die leidige Vorliebe für die Schreibtätigkeit herrscht.

Die Hamburger Hochbahn hat Frauen als Fahrerinnen eingestellt. Ein recht verantwortlicher Posten!

Donnerstag, 12. April.

Die „Deutsche Tageszeitung" richtet an die Landwirte die Bitte, den amtlichen Kommissionen, die jetzt die Nachprüfung der Bestände an Nahrungsmitteln auf dem Lande durchzuführen haben, „ihre Mitarbeit willig zur Verfügung zu stellen und zur schnellen Durchführung der Nachprüfungen, soweit sie bei ihnen liegt, nach Kräften behilflich zu sein. Daß jeder Landwirt, ganz abgesehen von der gesetzlichen Pflicht und den strengen Strafandrohungen, dem Vaterlande wie seinem Berufe schuldig ist, den Kommissionen zu einer zuverlässigen und richtigen Feststellung seiner Vorräte zu helfen, brauchen wir nicht erst zu sagen. Wir können dem Pflichtgefühl und dem patriotischen Sinn der Landwirte vertrauen, möchten aber unsererseits noch ausdrücklich betonen, daß, wie die Dinge jetzt liegen, kein Landwirt sich dem Ernst der Lage, der zu dieser Maßnahme geführt hat, verschließen darf."

Die auf Verfassungsreformen drängenden Kräfte werden allenthalben lebendig: in Mecklenburg, im Königreich Sachsen, in Bayern (gegen die Zusammensetzung der Reichsratkammer), in Braunschweig, in Hamburg. Der Ostererlaß wird alle diese Bewegungen kräftig beflügeln.

Ein Gespräch auf dem Wege zu einem Vortrag über Kriegsfürsorgefragen: in sehr, sehr vielen — vielleicht den besten — Menschen ist nach der ungeheuren Anspannung, dem Einsetzen aller Kraft in extensive Arbeit eine ganz starke Sehnsucht nach Begrenzung, Innenleben, Stille. Vielleicht wird das die entscheidende Seelenstimmung der nächsten Zeit sein. Die Frage ist, ob die äußeren Verhältnisse danach sind, daß wir ihr nachgeben dürfen. Aber sie ist so stark, so naturgewaltig, daß sie sich durchsetzen wird, bei Alten und Jungen. Vielleicht vorübergehend, aber zunächst gewiß.

Freitag, 13. April.

Eine deutsche Landwirtschaftsgesellschaft für Oesterreich ist, nach dem Muster der deutschen, geschaffen und hat schon mehr als 2000 Mitglieder mit 800 000 Hektar Kulturfläche.

Beim Lesen einer Rede von Lloyd George: kein edles Wort ist in der Geschichte jemals so herabgewürdigt durch heuchlerischen Mißbrauch wie das Wort „Freiheit". Es ließe sich eine Satire ohne gleichen über die Rolle dieses Wortes als Mittel zum Zweck schreiben. Man kann nicht begreifen, daß irgendein Mensch es noch in den Mund nehmen und anhören mag. Wie primitiv müssen Gefühl und Geschmack derer sein, die diese Tiraden noch ertragen oder gar beifällig aufnehmen!

Sonnabend, 14. April.

Heute beginnt die Verkürzung der Brotration um 80 Gr. pro Tag. Dafür soll es wieder überall die Menge von ¾ Pfund Kartoffeln täglich geben und eine Fleischzulage von ½ Pfund pro Woche. Von allen Einschränkungen ist die Brotverkürzung bei den Ernährungssitten der meisten Bevölkerungsschichten die härteste. Sie wird auch beim Heer durchgeführt. Man sieht die hochaufgeschossenen Jungmannen bei der Kriegsamtstelle mit ihren langen, rundungsbedürftigen Gliedmaßen an und denkt: wie werdet ihr immer hungrigen armen Kerle die Verkürzung und den Wegfall der Jugendlichenzulage überstehen?

Dafür aber scheint nun, endlich! der Frühling uns zu helfen. Heute ist's warm und hoffnungsvoll draußen.

Die Generalkommission der Gewerkschaften hat sich vom Kriegsernährungsamt die Versicherung geben lassen, daß die Erhöhung der Fleisch- und Kartoffelration auch wirklich durchgeführt werden wird. Diese Zusicherung ist für die große Mehrzahl der Bedarfsbezirke erfüllt. Für die anderen wird bis dahin noch eine Mehlzulage geliefert. Die Generalkommission fügt hinzu: „Die englische Absperrung vom Auslandsmarkt macht die Zufuhr von Lebensmitteln unmöglich und legt uns schwere Entbehrungen auf. So bitter es ist, diese Tatsache zu konstatieren, so wenig beseitigen wir sie durch Handlungen, die der Einheitlichkeit und eines bestimmten erreichbaren Zieles entbehren. Wir müssen alle Kräfte einsetzen für die Einheit und Geschlossenheit der Arbeiterbewegung, damit durch die Organisation die Sicherung der Volksernährung herbeigeführt wird, die unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist."

Unter dem Vorsitz des Ministers des Aeußern, Czernin, fanden am 12. und 13. April im Ministerium des Aeußern Beratungen der Vertreter der beiden Staaten der Monarchie und Deutschlands über die Lebensmittelversorgung statt. Es wird berichtet, daß die Besprechungen zu einer vollen Einigung führten und eine sichere Gewähr boten, daß der Bedarf der Monarchie und Deutschlands bis zur nächsten Ernte durch die vorhandenen Vorräte vollauf gedeckt sei.

Paul Rohrbach / Die Entwicklung der Dinge in Rußland

Durch die jüngste Kundgebung der deutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung ist von unserer Seite erneut bekräftigt worden, daß es keine innere Verbindung zwischen den mitteleuropäischen Monarchien und dem Zarismus gibt, und daß alle die Staaten und Völker, die zu dem großen Bündnis zwischen Mitteleuropa und dem Orient in ihrem beiderseitigen Daseinskampf gehören, dem russischen Volk aufrichtig eine freie Entwicklung und einen ehrenhaften Frieden gönnen. Die Schwierigkeit bei derartigen Anreden an das gegenwärtige Rußland besteht, wie jedermann sieht, nur darin, daß es nicht so sicher zu sagen ist, wer die gegenwärtigen Machthaber in Rußland sind, und noch weniger sicher, wer sie morgen sein werden. Trotzdem ist es richtig, unseren guten Willen gegen Rußland in jeder Weise zu betonen, wenn auch die Entschuldigung wegen unseres Erfolges am Stochod unter diesem Gesichtspunkt reichlich weit geht und ihren Eindruck auf die russische Psychologie vielleicht ebenso verfehlen wird, wie auf das sonstige Ausland.

In Rußland wird eins jetzt immer deutlicher: der Gegensatz, und fast könnte man schon sagen, der sich vor-

Digitized by Google

bereitende Kampf zwischen der vorläufigen Regierung und der Friedenspartei im Lande. Wir erinnern uns daran, wie der Sieg der Revolution zustande kam: durch die Verbrüderung zwischen den aufständischen Arbeitern in der Hauptstadt und der St. Petersburger Garnison. Der Arbeiteraufstand war einesteils durch die Lebensmittelnot verursacht, anderseits aber wußten die Führer der Arbeiter, daß auch die Dumamehrheit, der progressive Block, mit England zu einem Gewaltstreich gegen die bestehende Regierung und den Zarismus entschlossen war. Der Block wollte sich des Regierungsapparates und der ausübenden Gewalt bemächtigen, um den Krieg weiterzuführen, der durch die Unfähigkeit und die vermutete Friedensneigung Nikolaus II., Protopopows und Genossen gefährdet schien. Da sagten sich die Arbeiter: wenn das nach dem Blockprogramm geschieht, so sind wir diesmal um unsere Forderungen ebenso betrogen, wie es 1905 geschah. Wird Revolution gemacht, so nehmen wir die Sache gründlich mit in die Hand. — Das war die Stimmung der russischen Arbeiterschaft vor der Umwälzung. Der Straßenkampf in Petersburg begann auch eher, als die Dumamehrheit mit dem Entschluß zum Staatsstreich gegen den Zaren im einzelnen fertig war. Es ist falsch, von Verabredung oder Rollenverteilung zwischen dem Block und den Arbeitern zu sprechen. Die Leute vom Block wußten von dem Aufstand nichts im voraus. Miljukow, der Wortführer des Blocks, hat nachher selbst zu seinen Parteigenossen gesagt: „Am Morgen der Revolution dachte ich, in einer Viertelstunde ist sie unterdrückt. Nach ein paar Stunden sah ich ein, daß die russische Revolution wirklich im Gange und nicht leicht zu unterdrücken sei."

Die beiden Revolutionen, die bürgerlich-liberale des Blocks und die radikale der Arbeiter, konkurrierten zuerst miteinander, und sie fusionierten sich dann rasch, wobei die Initiative vom Block und von der englischen Botschaft ausging. Diese beide stimmten darin überein: Wenn die Radikalen das Heft allein in die Hand bekommen, so ist Gefahr, daß der Krieg sofort zusammenbricht; also schlucken wir die politischen und sozialen Forderungen der äußersten Linken, so extrem sie auch sein mögen, damit wir als Gegenwert vor allen Dingen den Krieg retten; nachher wird man ja sehen!

Dieser Pakt zwischen dem liberalen Kriegsblock und den Arbeitern war von seiten des ersteren gleich anfangs nicht recht ehrlich gemeint. Politiker, wie Miljukow, Rodsjanko, Gutschkow, Jefremow und die übrigen Führer und Anhänger des Blocks wissen zu genau, daß man mit einem Programm wie dem, das die provisorische Regierung unter dem Druck der Arbeiter und Soldaten in der Proklamation vom 16. März annehmen mußte, Rußland unmöglich in Ordnung halten und regieren kann. Hier lag und liegt also eine starke Wurzel des Zwiespalts. Sehr richtig sagte kürzlich der St. Petersburger Korrespondent der „Daily News" über die Lage in Rußland: „Weil Arbeiter und Soldaten die ungeheure Gefahr einer Umwälzung mit den Waffen auf sich nahmen, ist die Kadettenpartei nicht mehr der unbezweifelbare Vertreter Rußlands. Die Duma war zwar auf der Höhe der Situation, aber der Mann in der Straße schuf diese Situation, und er wird durch den „Rat der Soldaten und Arbeiter" vertreten, der seine Macht nicht den Kadetten überlassen will. Obgleich sie sehr stark im Kabinett vertreten sind, leiten sie nicht mehr das Land. Sie müssen sich abplagen, wenigstens einen Schimmer von Macht durch weitgehende Zugeständnisse an den neuen Geist zu behalten. Als Vertreter des gebildeten Bürgerstandes begreifen sie die Gefahr, die vom Ausland droht, besser. Darum bringen sie auch Opfer für die Eintracht des Landes. Aber ihr klagender Ruf nach planmäßiger Entwicklung und Evolution anstatt Revolution wird im Augenblick überschrien."

„Evolution statt Revolution" wollen die Liberalen, weil sie einsehen, daß es sonst nicht geht, den Krieg weiterzuführen. Darin sind England und die übrige Entente mit ihnen einig, und daher bescheinigt ihnen der englische Korrespondent auch, daß sie die Gefahr „begriffen", die vom Auslande, d. h. vom mitteleuropäischen Bündnis her, drohe. Es kommt alles darauf an, die Friedensfreunde niederzuhalten. England und die liberale Kriegspartei in Rußland arbeiten zusammen, was auch aus der Zeitungsnachricht hervorgeht, die in Stockholm aus der Schweiz angekommenen russischen Revolutionäre hätten in der schwedischen Zeitung „Politiken" eine Kundgebung veröffentlicht, in der erklärt wird, daß England alles getan habe, um die Durchführung der politischen Amnestie in Rußland zu verhindern, und die britische Regierung halte alle im Ausland wohnenden russischen Revolutionäre zurück, die gegen den Krieg seien.

Offenbar aber geschieht in Rußland noch mehr. In den letzten beiden Wochen waren die von England nach Rußland gerichteten Ausdrücke der Mißbilligung wegen Gefährdung der „Evolution", d. h. der Kriegführung im Sinne Englands durch die „Revolution", äußerst deutlich. Die provisorische Regierung aber ist hilflos, solange sie keine Armee zur Verfügung hat. Die St. Petersburger Garnison und ebenso die Truppen in Moskau werden stark für den Krieg bearbeitet, mit englischer Hilfe und vor allem natürlich mit englischem Gelde. So widersetzten sich auch die Soldaten in Moskau neulich bei einem gemeinsamen Umzug mit der Arbeiterschaft der Entfaltung von Fahnen mit der Inschrift: „Nieder mit dem Kriege!" Kerensky, der Justizminister und Führer der Trudowiki (die sog. Arbeitsgruppe), ist trotz seines politischen Radikalismus offenbar für die Fortsetzung des Krieges gewonnen, indem man ihn davon überzeugt hat, die russische Freiheit sei und bleibe gefährdet, solange das „reaktionäre" Deutschland" aufrechtstände. Außerdem wird er als Großrusse wohl nicht frei von einem gewissen imperialistischen Unterbewußtsein sein. Miljukow, der Minister des Auswärtigen, hat es allerdings nicht vermocht, seine „großen" Kriegsziele Polen mit Krakau, Posen und Danzig, Ostgalizien, die türkischen Meerengen, Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns als Regierungsprogramm für den Frieden durchzusetzen, aber dafür ist es der Kriegspartei geglückt, in der Person Plechanows einen kriegsfreundlichen Sozialdemokraten für die provisorische Regierung zu gewinnen.

Plechanow hat jahrzehntelang verbannt im Auslande gelebt und sich früher einmal dahin geäußert, der deutsche Militarismus müsse erhalten bleiben, weil er das einzige Gegengewicht gegen den alles verschlingenden Zarismus bilde. Als aber die „Demokratien" Frankreich und England sich mit Rußland gegen Deutschland verbündeten, schwenkte er um und wurde zum leidenschaftlichen Kriegsprediger gegen Deutschland. Während sich die Sozialdemokratie noch fernhielt, als die provisorische Regierung gebildet wurde, ist sie, oder genauer gesagt, ihr kriegsfreundlich-nationalistischer Flügel mit Plechanow, der Arbeitsminister wird, dem Bündnis der Regierungs- und Kriegsparteien jetzt beigetreten. Es wäre zu verwundern, wenn Plechanow sich jetzt als

Digitized by Google

Friedensfreund erweisen sollte; vielmehr ist zu vermuten, daß mit ihm eine einheitliche Front für den Krieg in der nunmehr von allen Revolutionsparteien beschickten Regierung hergestellt ist: für den Krieg, wenn nicht zur Eroberung fremder Gebiete, so doch zur Besiegung Deutschlands im Dienste und zum Nutzen Englands.

Trotzdem wirken dauernd starke Kräfte auch gegen den Krieg: der andere Flügel der Sozialdemokraten, die Anhänger der alten Regierung, die jetzt in Dunkel zurückgescheucht sind, aber sich dort rühren, die kriegsmüde Mehrheit der Bauernsoldaten, die Masse des Bauerntums selbst, die Fremdvölker an der Westgrenze, im Kaukasus, in Turkestan — sie alle wollen den Krieg nicht. Vor allen Dingen wollen sie nicht den Krieg Englands. Die gefährlichsten Gegner des Krieges Englands und der Liberalen sind die Sozialdemokraten der Richtung, die von dem Georgier Tscheidse geführt. Deren Zeitung, die „Prawda" (Wahrheit), erklärte am 26. März: „Rußland ist durch Bündnisse mit England, Frankreich und anderen Ländern verbunden. Es kann in den Fragen des Friedens nicht ohne sie handeln. Aber das bedeutet nur, daß das vom Zarenjoch befreite Rußland sich gerade und offen an seine Verbündeten mit dem Vorschlage wenden soll, die Frage nach der Eröffnung von Friedensverhandlungen zu prüfen. Wie die Antwort der Verbündeten sein wird, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, wie die Antwort Deutschlands sein wird, wenn der Vorschlag gemacht ist. Nicht Desorganisation der revolutionären Armee und nicht ein haltloses: Nieder mit dem Kriege! ist unsere Losung. Unsere Losung ist eine Einwirkung auf die provisorische Regierung, daß sie unverzüglich vor die ganze Weltdemokratie mit dem Versuche tritt, alle kriegführenden Länder zur unverzüglichen Eröffnung von Verhandlungen über die Mittel, den Weltkrieg zu beenden, zu veranlassen. Bis dahin hat jeder auf seinem militärischen Posten zu bleiben."

Dergleichen, so verständig vom russischen Standpunkt aus es klingt, ist natürlich nicht nach dem Herzen Englands und der kriegsliberalen Parteien. Es scheint, als ob der Dumablock und die englische Botschaft damit umgehen, um auf alle Möglichkeiten gerüstet zu sein, sich ein eigenes Heer zu schaffen, das ihnen sicherer ist, als die Petersburger Revolutionssoldaten. So wird jedenfalls die Nachricht zu verstehen sein, daß der Dumaabgeordnete Jefremow, der Führer der Progressisten, die gleich rechts neben den Kadetten in der Duma sitzen, an der Front „eine Armee zum Schutz der provisorischen Regierung" organisiert habe. Er kann das nur im Einvernehmen mit Generalen getan haben, die wie Brussilow oder Russki dem Kriegsliberalismus im kadettischen Sinne ergeben sind. Zugleich wäre das ein Anfang zur Wiederherstellung der Disziplin, d. h. des Gehorsams im Sinne einer Armeeleitung, die mit der Regierung zusammenwirkt und gemeinsam mit ihr entschlossen ist, geregelte politische Zustände wiederherzustellen. Nur wären es Zustände, wie England sie sich in Rußland wünscht, und solche würden das Gegenteil von russischer Friedensbereitschaft mit sich bringen. Für eine solche Bereitschaft wirken die fortschreitende Desorganisation, die Lebensmittelnot, die Bauernunruhen und — wenn es zum Kampf der streitenden Parteien mit der Waffe kommen sollte — der Bürgerkrieg. Im ganzen dürfte man es demnach für wahrscheinlich halten, daß die Aussicht des Friedens in Rußland und mit Rußland sinkt, wenn die gegenwärtige, von England abhängige, für England arbeitende Regierung sich befestigt; daß aber die Hoffnung auf einen guten Frieden am letzten Ende steigt, wenn die dem Krieg entgegenwirkenden Faktoren dazu gelangen, die englische Dienstbarkeit Rußlands wohl oder übel zu brechen. Dort arbeiten das Geschick der englischen Politik und die Geldmittel Englands und Amerikas vereint mit dem russischen Nationalismus — hier die Folgen der Unfähigkeit des alten Systems und der Friedenswille einer nicht nationalistisch-erobernd, sondern innerpolitisch-sozialistisch interessierten Minderheit. Dazwischen gären die dunklen, elementar begehrenden Triebkräfte unentwickelter und urteilsloser Massen, bereit dem zu folgen, der ihnen Sättigung ihrer Begierde verspricht — ihrer Begierde nach Land, Land, Land! Kerensky beeinflußt sie am stärksten; möglich, daß er um der inneren Aufgaben willen schließlich doch noch der Friedenspartei beitritt. Möglich, aber kaum wahrscheinlich; die englisch-amerikanische Zange wird ihn zu fest halten.

Walther Schotte / Zollverein oder „Heimatpolitik"

Aller Streit um ein wirtschaftlich geeintes Mitteleuropa schloß bisher mit der Erkenntnis: die zwingenden Gründe dafür liegen auf politischem Gebiet. Es sind die privatwirtschaftlichen Interessen, die hüben und drüben der Annäherung und Ausgleichung Widerstände bereiten. Je nachdem deren Stärke eingeschätzt und ihre staatswirtschaftliche Bedeutung gewertet wurde, bestimmt man die Grenzen, bis zu denen die Annäherung getrieben werden dürfe: vom bloßen Abbau des Konventionaltarifes unter Beibehaltung eines einfachen Tarifvertrages bis zur Herstellung des mitteleuropäischen Zollvereins, der durch die völlige Aufhebung der Zölle in Mitteleuropa ein Freihandelsgebiet schaffen würde.

Die privatwirtschaftliche Behandlung der mitteleuropäischen Frage ist jedenfalls grundfalsch. Wenn „zwingende politische Gründe" „Mitteleuropa" fordern, dann müssen schlimmstenfalls privatwirtschaftliche Interessen geopfert werden können, und auch der Grad, die Form des mitteleuropäischen Zusammenschlusses darf nicht durch ein Abwägen der privatwirtschaftlichen Interessen, sondern muß durch die politischen Notwendigkeiten bestimmt werden. Uebrigens aber gibt es heute derartige Mitteleuropa widerstreitende private Interessen nicht mehr!

Wir glauben aber gar nicht, daß in Wahrheit die privatwirtschaftlichen Rücksichten es sind, die in dem Streit um den Grad und die Form des wirtschaftlichen Mitteleuropa zum Ausdruck kommen. Wenn auch politische Gründe für Mitteleuropa überall als zwingend anerkannt werden, so ist damit noch nicht gesagt, welche der möglichen Gründe hier und dort angenommen werden. Und in der Verschiedenheit dieser Gründe liegt dann auch eine Verschiedenheit der Auffassungen über das Wesen Mitteleuropas beschlossen. Es ist in der Tat immer etwas Anderes und oft miteinander Unvereinbares, was durch die angeblich nur verschiedenen Grade der Annäherung entstehen würde. Mitteleuropa auf der Grundlage bloßer gegenseitiger Vorzugsbehandlung ist nicht ein Teil des Ganzen, sondern etwas Anderes als ein Mitteleuropa auf der Grundlage des Zollvereins. Das wird heute oft übersehen! Denn leider ist der Begriff Mitteleuropa bereits zu einem entseelten Schlagwort geworden, einer leeren Schachtel, in die jeder seine besonderen Wünsche nach Belieben verstauen

Digitized by Google

kann. Wir verstehen „Mitteleuropa" als eine wirkliche Lebenseinheit. Soll es die werden, dann bedarf es dazu außer dem politisch militärischen Schutz- und Trutzbündnis des Freihandelsgebietes in Mitteleuropa: des großen inneren Marktes und der Gemeinsamkeit des Wettbewerbes auf dem Weltmarkt; denn das allein sind die Bedingungen, unter denen die Wirtschaften der verbündeten Staaten ineinander fließen und -wachsen können, unter denen die rationelle Arbeitsteilung sowohl für Innen- wie Weltwirtschaft gewährleistet ist. Diese Bedingungen aber verwirklicht vollständig nur die Zollunion.

Denn nichts außer dieser radikalen Form des Zusammenschlusses bewirkt die Einheit. Solange noch eine Zollmauer an den Grenzen stehenbleibt, wird auch die Zweiheit noch erhalten. Wenn ausgerechnet worden ist, daß der Zoll im Verhältnis zum Friedenswert der Waren wenig, im Verhältnis zum Kriegswert heut gar nichts besage gegenüber Schwierigkeiten der österreichischen Valuta, dann darf man daraus doch nicht folgern: die Zollmauer also werde nicht hindern, daß die Wirtschaften der Mittelmächte sich ausglichen und eins würden. Doch! Sie wird es! Durch diese Berechnung ist bloß bewiesen worden, daß zur Stunde keine Gefahr dabei ist, die Zollmauer einzureißen. Bleibt aber Stein auf Stein, ob etwas höher oder niedriger als früher, auch der abgebaute Zolltarif wird in zehn Jahren wieder seine Bedeutung haben; darauf richtet man sich heute ein und geht die Hochkonjunktur der Uebergangswirtschaft zu Ende, zieht die schwere Weltdepression am Wirtschaftshimmel herauf, dann haben wir immer noch statt einer zwei Wirtschaften, die sich unter Umständen auch befehden werden. Wer Mitteleuropa wirklich will, der muß die Zollunion fordern, der darf auch nicht ängstlich nur vom allmählichen Abbau der Zölle reden, der muß den Mut haben, sofort das Ganze zu fordern: den freien Handel in Mitteleuropa.

Die aber, die die Zollunion verwerfen, die wollen die Einheit der Wirtschaften nicht; die wollen die Zweiheit, wollen nationale Eigenwirtschaft, wollen Heimatpolitik. Die von ihnen vertretenen Formen und Grade der Annäherung haben wenigstens diese politische Wirkung. Denn es bedeutet eben nur reine Zollunion auch den politischen Zusammenschluß der Mittelmächte auf alle Ewigkeit. Sind erst einmal die Wirtschaften ineinander gewachsen, ist der Interessenausgleich und die Arbeitsteilung vollzogen, ist die handelspolitische Einheit Mitteleuropas in der internationalen Welt eine Wirklichkeit geworden, dann läßt sich dieses Band nicht mehr lösen oder zerreißen, ohne eine vernichtende Katastrophe über beide bisher verbundenen Teile zu bringen. Staaten, die in einem Zollverein leben, müssen auch politisch zusammen bleiben, auf Leben und Tod! Und die politische Freiheit des einen ist durch die Rücksicht auf Lebensnotwendigkeiten des andern beschränkt! Diese Zukunft wollen die Gegner der Zollunion nicht! Sie wollen für ihren Staat die unbegrenzte Freiheit der Entschließung. Die eben finden sie gerade noch gewahrt in jeder Form des mitteleuropäischen Zusammenschlusses, die nicht Zollunion ist, die weniger bedeutet, die die Zweiheit der Wirtschaften erhält. Man könnte fast glauben, daß viele sich nur darum für „Mitteleuropa" begeistern, um „Mitteleuropa" zu verhindern, seinen eigentlichen Sinn zu vernichten, in sein Gegenteil umzukehren.

So ist es wohl nicht; denn auch die Gegner der Zollunion haben bona fide ihre Gründe für „Mitteleuropa", wie sie es verstehen, gefühlsmäßige und nationalistische: sie wollen das Bündnis, das sich im ganzen bewährt habe, erhalten sehen, wohl auch vertiefen, damit im Fall eines nahen neuen Krieges die Räder besser ineinandergreifen, die Transmissionen sicherer laufen.

An die ewige Freundschaft freilich glauben sie im Grunde nicht, die Deutschen mißtrauen den Slawen und umgekehrt. Auch fühlen sie Interessengegensätze der großen Politik. „Mitteleuropa" steht auf einem ganz anderen Blatt, als dem, von dem manche bei uns ihr Programm der deutschen Weltpolitik herunterlesen. Und nur insoweit „Mitteleuropa" ihrem Programm nicht widerspricht, nehmen diese Leute es mit auf ihren Weg. Einen solchen Widerspruch fühlen sie aber recht bald heraus. Die Weltpolitik Oesterreichs scheint auf die Dauer gegen Rußland orientiert bleiben zu müssen. Wer aber bei uns die deutsche Zukunft in der Eroberung des freien Meeres, in der Niederringung Englands, in der Ueberseepolitik und -wirtschaft sieht, denkt an Annäherung zum östlichen Nachbar. Dazu paßt das mitteleuropäische Programm mit den Rücksichten auf eine eventuell antirussische Politik Oesterreich-Ungarns schlecht.

Auch in den rein wirtschaftlichen Bedenken steckt dieser Sinn der freien Heimatpolitik. Die deutsche Wirtschaft erträgt nur knirschend den Zaum des Krieges, der sie vom Meer und dem großen Weltmarkt absperrt, sie wartet begierig auf den Augenblick, da mit dem Frieden sich die Tore des Wirtschaftsgefängnisses zu neuer Freiheit öffnen werden. Dann soll sie Oesterreich-Ungarn mit seiner Valuta als Klotz am Bein, das frei ausschreiten will, mitschleppen? Man will seine nationale Wirtschaftspolitik, Heimatpolitik, nicht mitteleuropäische Rücksichten. Und das Echo solchen Grollens aus Ungarn? Wer eine mitteleuropäische Einstellung der Wirtschaftspolitik fordert, rät den Ungarn gelassen, alle Industrien eingehen zu lassen, die bei ihnen nicht ihren natürlichen Standort hätten und statt solcher Treibhausprodukte Industrien natürlichen Standortes zu pflegen, etwa Holz- und Holzverarbeitungsindustrien, Zuckerindustrien usw. Denn eine solche Arbeitsteilung auf der Grundlage natürlicher, geographischer und geschichtlicher Bedingungen verlangt ja die Logik des Freihandelsgedankens in der Tat. Demgegenüber erklären die Ungarn — und Wirtschaftswissenschaftler wie Eulenburg geben ihnen recht! —, daß die Industrialisierung Ungarns, selbst die gewaltsame, eine Lebensnotwendigkeit sei, und zwar im Interesse ihrer Landwirtschaft. „Die ungarische Landwirtschaft kann nur dadurch gehoben werden, daß zunächst die industrielle Bevölkerung zunimmt. Eine Intensivierung der Landwirtschaft ist nur in einem Industriereich möglich." Die Industrialisierung wird mittelbar und unmittelbar ein finanzpolitisches Erfordernis des Staates; darum muß die Staatswirtschaft protektionistisch werden und auf industriellen Schutzzöllen bestehen! Zollunion? Ein unmöglicher Gedanke!

Ueberall, wo die Forderung nationaler Eigenwirtschaft herrscht, begehrt man auf gegen den Gedanken der reinen Zollunion. Diese beiden Begriffe vertragen sich nicht; entgegengesetzte politische Ideen und Kräfte werden in ihnen lebendig. Ungarn will nicht Glied eines Ganzen werden, ohne das es überhaupt nicht bestehen könnte; seine Wirtschaft will es auch gegen Entgelt nicht für das Ganze arbeiten lassen, sie soll zunächst dem eigenen Staat dienen! Dazu muß sie in sich beschlossen sein, sich selbst genug sein. Ungarn

Digitized by Google

will den ungarischen Globus! Das ist der Inhalt seiner heimatlichen Wirtschaftspolitik.

Alle diese Widerstände der Heimatpolitik gegen Mitteleuropa, ob sie nun aus gefühlsmäßigem Nationalismus oder als Folgerung eines klar geschauten politischen Programmes sich ergeben, sind in der Tat so stark, daß man die Grundfragen prüfen muß: welches sind denn nun eigentlich die zwingenden Gründe, die für „Mitteleuropa" sprechen, wer sind unter uns seine Fürsprecher?

1. Nationale Politiker: Die Deutschen der habsburgischen Monarchie sehen ihren völkischen Bestand und die Erhaltung des deutschen Charakters des Kaiserstaates nur gewährleistet durch die Vollendung „Mitteleuropas", durch den Schutz, den ihnen das Reich im Zusammenhang des Bundes gewähren könnte. Umgekehrt sei die Stärkung der Stammesbrüder eine weltpolitische Notwendigkeit auch unseres Reiches, „für das die Welt keinen ähnlichen Stützpunkt mehr biete wie die Deutschen in Oesterreich-Ungarn". Das ist vielleicht ein zwingender Grund für die Deutschen, aber nicht für die 30—40 Millionen Slawen, Ungarn und Romanen der Monarchie.

2. Politiker, die Rußland für den dauernden natürlichen Feind der mitteleuropäischen Staaten und Völker halten und glauben, daß seinem bevölkerungsmäßigen und territorialen Uebergewicht, dieser Kraft mit einer Zukunft ohnegleichen nur durch die politische und wirtschaftliche Einheit und Geschlossenheit Mitteleuropas begegnet werden kann, „Mitteleuropas", das als solches der Hort aller west- und südslawischen Nationen werden muß, die von Rußland fortstreben. Die Richtigkeit dieser Behauptung vom dauernden Gegensatz Rußlands wird aber wenigstens von reichsdeutscher Seite für Deutschland bezweifelt.

3. Deutsche Politiker im Fall einer antirussischen Lösung der polnischen Frage. Denn jede solche Lösung bleibt in sich unfruchtbar und gefährdet das Verhältnis der mitteleuropäischen Mächte, solange und wenn dieses nicht als dauernde politische und wirtschaftliche Einheit durch einen mitteleuropäischen Vertrag gegründet ist. Nachdem durch die Zweikaiserproklamation vom 5. November 1916 die Lösung der polnischen Frage gegen Rußland angebahnt worden ist, haben wir hier allerdings einen „zwingenden Grund" für Mitteleuropa. Es ist sogar höchste Zeit. „5 Minuten vor 12 Uhr Mitternacht", daß der Vertrag zustande kommt, damit auch über das endgültige Schicksal Polens Klarheit gebracht werde. Sonst geht Polen doch verloren. Geschieht das ohne unseren Willen oder geben wir selbst die Idee des polnischen Staates, der von Rußland gelöst werden soll, wieder auf, dann wäre damit allerdings auch der durch Polen gegebene zwingende Grund für Mitteleuropa dahin.

4. Endlich die politischen Denker, deren stärkster Wortführer Naumann ist; sie sehen das Zeitalter der politischen und wirtschaftlichen Weltreiche aufsteigen. Indem sie in Quantitäten denken, fühlen sie die ungeheure Zukunft, die den alten Weltreichen England, Rußland und den werdenden Amerikas und Ostasiens, beschieden ist. In den kommenden Weltkämpfen werden nur Körper von solchem Gewicht bestehen. Zu Lande umklammert vom russischen Reich und den englischen Vasallenstaaten, zu Wasser unmittelbar bedroht von der Seeherrschaft des größeren Britanniens, ist selbst Deutschland in jeder Hinsicht von zu geringer Quantität, um sich als Weltreich behaupten zu können. Erst „Mitteleuropa": Deutschland und Oesterreich-Ungarn, ewig verbunden als eine in sich ausgeglichene und geschlossene Lebenseinheit, haben bevölkerungsmäßig und wirtschaftlich die Kraft, eine weltpolitische Größe zu sein.

5. Die allerdings zwingenden Gründe dieser politischen Prophetie sind nun aber erst durch den Gang und die Wirkungen eines bald dreijährigen Krieges zu einer unabweisbaren Notwendigkeit des Tages geworden. Der ganze mühselige Prozeß, die vor dem Krieg so ungleichen Wirtschaften Deutschlands und Oesterreich-Ungarns auf einen mitteleuropäischen Generalnenner zu bringen, ist uns durch den Krieg abgenommen worden. Die scharf umrissene Einheit der Wirtschaftsstruktur Mitteleuropas ist bereits gegeben, ist da, als Kriegswirkung, als Folge der gemeinsamen kriegswirtschaftlichen Erlebnisse. Die alte Wirtschaft vor dem Kriege ist tot. Entweder liegen die Werke still oder haben sich auf Kriegsindustrie umgestellt, die Maschinen sind veraltet, demontiert oder längst abgeschrieben, der Kundenkreis hat sich verlaufen, die weltwirtschaftlichen Beziehungen sind zerstört, und selbst der alte geschulte Beamten- und Arbeiterstamm ist gebrochen, seine Träger sind in alle Winde zerstreut. Dank der Kapitalanhäufung durch die Umwandlung der Warenlager in Geld ist aber überall in Mitteleuropa die Industrie in der Lage, sich völlig neu einzurichten. Auch Oesterreich-Ungarn ist nicht mehr gezwungen, zu seinen alten engen Betriebsformen zurückzukehren, auch seine Wirtschaft hat die Mittel zum Neuaufbau von spezialisierten Betrieben, wie sie der größere innere Markt und die Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt verlangen.

Es ist das große Verdienst Dr. Gustav Stolpers, in seinem Buch: „Das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem" (Wien—Leipzig 1917 b. Franz Deuticke, 305 S., geh. 5 M.) zuerst diesen Nachweis von der neuen und besonderen Wirtschaftsstruktur Mitteleuropas gebracht zu haben. Durch unsere gemeinsamen kriegswirtschaftlichen Erlebnisse hat sich unser wirtschaftliches Wesen von dem der ganzen Welt geschieden. Wir allein sind während dreier Jahre vom Weltmarkt abgeschlossen, seine Preise gelten nicht für uns. Dabei aber sind wir sofort nach Kriegsschluß auf ihn angewiesen, genauer als sonst irgendeine Volkswirtschaft Europas. Denn wir in Mitteleuropa haben die leersten Lager, alle unsere Rohstoffe sind verbraucht. Um aber kaufen zu können, müssen wir verkaufen können. Deutschland und Oesterreich-Ungarn müssen beide so schnell wie möglich auf den Weltmarkt hinaus! Wir müssen gemeinsam und geschlossen in die Zukunft gehen. Wir haben beide die gleichen, Mitteleuropa hat nur diese eine wirtschaftspolitische Aufgabe: die Wiedereroberung des Weltmarktes! Kriegskostendeckung, Fürsorge für Invaliden, Waisen und Witwen, Rohstoffbezug und Valutafrage, das sind die gleichen großen Sorgen hüben wie drüben, Lasten, die unseren Ausgabeetat vervierfachen werden, und die wir finanzpolitisch nur werden tragen können durch Ausgleich unser Handelsbilanzpassiven, durch Wiedergewinnung einer Aktiva schaffenden Weltwirtschaft. Ohne Deutschland, ohne die mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft ist Oesterreich-Ungarn zu schwach dazu; sein Zusammenbruch wäre unvermeidlich!! Hat aber Deutschland ein irgendwie entschuldbares Interesse, seinen größten Schuldner fallieren zu lassen, seinen größten Abnehmer zu

Digitized by Google

verlieren? Durch die Zollunion aber würde auch Deutschland mit dem größeren inneren Markt gewinnen! Die mitteleuropäische Weltwirtschaft endlich hat dank dem Ausgleich der inneren Struktur durch den Krieg, dank der im Kriege geschaffenen Organisationen eine unbegrenzte Zukunft!

Für diese mitteleuropäische Einstellung der Wirtschaftspolitik sind die zwingenden Gründe vorhanden; sie müssen alle Bedenken der Heimatpolitik überwinden! Was also ist noch zu tun? Auszusprechen und zu vollenden, was schon gegeben ist, endlich durch einen Vertrag die Linien dauernd festzulegen, die das Schicksal vorgezeichnet hat. Hauptpunkt des Vertrages aber muß sein: Zollunion, Herstellung des mitteleuropäischen Freihandelsgebietes. Denn dann ist alles andere natürliche Folge: sowohl die gemeinschaftliche Außenpolitik, politisch wie wirtschaftlich, der Ausgleich der Eisenbahntarifpolitik, der Ausbau der Wasserstraßen, wirtschaftliche Rechtsgemeinschaft usw.

Und wenn wirklich noch Bedenken bestehen sollten, etwa irgendwie berechtigte Forderungen der Heimatpolitik, finanzpolitisch notwendige Erfordernisse eines gewissen Protektionismus: es gibt ja auch nach Niederbruch der Zollmauer Mittel und Wege, diese Forderungen zu befriedigen. Man lese bei Stolper (S. 181 ff.) nach, wie trotz Mitteleuropa eine gewisse Selbständigkeit der Wirtschaftspolitik gewahrt, der Schutz gefährdeter Wirtschaftszweige bewirkt werden kann. Die Devisenzentralen, die Kriegsverbände der Industrie, Kartellabmachungen in Mitteleuropa, Einfuhrverbote und Staatsaufträge können diesen Schutz übernehmen. Aber nur für die Uebergangszeit. Nur für diese Periode kann es eine Frage sein, wie der Wirtschaft ohne Zölle ein etwa dennoch notwendiger Schutz gewährt werden kann. Der Sinn des Wirtschaftsbündnisses darf jedenfalls nicht verkümmert werden, und der fordert eine mitteleuropäische Einstellung der Wirtschaftspolitik statt der heimatpolitischen!

Und die Gegensätze von Mitteleuropa und Heimatpolitik in der großen Politik? Wer kann denn in dem dunklen Buch der Zukunft lesen? Die Welt gebiert sich neu! Wer will heute, angesichts der russischen Revolution, sagen, daß die gegen England gerichteten Interessen der deutschen Politik und die Rücksichten auf die politische Lage Oesterreich-Ungarns unvereinbar sein müssen? Wir brauchen Politiker, die diese Wirrnisse überschauen und den politischen Willen haben, sie zu lösen. Wir brauchen Staatsmänner, die die Kraft zur Verantwortung haben und die vom Schicksal geforderte Tat tun!

Erich Schairer / Gemeinwirtschaft im Anzeigenwesen

In einem Aufsatz „Für ein Anzeigenmonopol" (in der Zeitschrift „Deutsche Arbeit", Monatsschrift für die Bestrebungen der christlich-nationalen Arbeiterschaft, Novemberheft 1916) ist kürzlich der Chefredakteur des „Düsseldorfer Tageblatts", Dr. Heinz Brauweiler, für die Verstaatlichung bzw. Verstadtlichung des Anzeigenwesens eingetreten. Er verspricht sich davon einen Ertrag von jährlich 200 Millionen Mark; bei der „sozialen Funktion" (weniger mißverständlich: verkehrswirtschaftlichen Funktion) des Anzeigenwesens erklärt er gerade auf diesem Gebiet die Monopolisierung für einen „Fortschritt zu einem besseren Typ", und endlich, was ihm als Zeitungsmann offenbar das Wichtigste dabei ist: er erblickt darin ein Mittel, das deutsche Zeitungswesen seiner idealen Aufgabe zu erhalten, indem es „von der zunehmenden Abhängigkeit des redaktionellen Teils der Zeitung von dem Anzeigenteil" gerettet wird. „Das beste Mittel, die deutsche Presse ihren idealen Aufgaben zu erhalten, wird dies sein, sie unabhängig zu machen von dem überwuchernden Anzeigengeschäft, das der Korruption nur zu leicht Tür und Tor öffnen kann."

Nun ist aber der Inseratenteil heutzutage das geschäftliche Rückgrat jeder Zeitungsunternehmung. Die Einnahmen aus dem Abonnement reichen für einen großen Teil der Zeitungen, wie Brauweiler anführt, gerade hin, um das Druckpapier zu bezahlen. Wenn ein Anzeigenmonopol den Zeitungen einen erheblichen Teil ihrer bisherigen Einnahmen wegnehmen würde, was dann? Brauweiler antwortet: Dann sollen, wie es früher gewesen ist, auch in Zukunft, die Bezieher die Zeitung bezahlen. „So gehört es sich, wenn die Zeitung den Anspruch erhebt, eine Stätte geistiger Arbeit zu sein. Es sollen im Kampfe der Geister wetteifern die Zeitungen, nicht die Anzeigenplantagen, die für das Geld der Inserenten geistige Nahrung verkaufen und dem Abonnenten, der für seine Leistung nur Anspruch hat auf einen Anteil an der Druckpapierrolle, „Weltanschauung" „schenken". Nur dann wird die Zeitung der idealen Aufgabe dienen können, wenn sie sich stützt auf das Vertrauen der Abonnenten, nicht auf das Geld der Inserenten."

Ueber die Möglichkeit, daß manche Zeitungen die Steigerung des Bezugspreises nicht durchsetzen könnten und also infolge eines Anzeigenmonopols zugrunde gehen würden, äußert sich Brauweiler folgendermaßen: „Ich bin grausam genug, darüber kein Mitleid zu empfinden. Wer sich nicht durch eigene Kraft und Leistung durchsetzen kann, der muß halt leiden .... Es ist eine Schwäche unserer ganzen führenden Wirtschafts- und Steuerpolitik gewesen, immer die erste Rücksicht darauf zu nehmen, daß niemand „geschädigt" werde ... Wenn Zeitungen und Fachblätter eingehen müssen, weil sie keine genügende innere Lebenskraft besitzen, so ist das kein Schade für die Allgemeinheit."

Das sind aus dem Munde eines Zeitungsredakteurs aufrechte und tapfere Worte. Es ist überhaupt das Bedeutsame gerade an dem Eintreten Brauweilers für ein Anzeigenmonopol, daß diese Forderung hier zum erstenmal öffentlich aufgestellt wird von einem Manne, der schaffend mitten im heutigen Zeitungswesen drin steht. Von Außenstehenden ist sie seit Abschaffung des preußischen Anzeigenmonopols im Jahre 1849 wieder und wieder erhoben worden, und zwar von Vertretern der verschiedensten Weltanschauungen und politischen Bekenntnisse.

Lassalle sagt (1863) in seiner Rede „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag": „Ich habe euch gezeigt, daß das Verderben der Presse mit Notwendigkeit daraus hervorgegangen, daß sie unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer industriellen Geldspekulation wurde. Es handelt sich also einfach darum, diese beiden Dinge zu trennen, die ja auch nichts miteinander zu tun haben ... In einem sozialdemokratischen Staate muß also ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgendeine Annonce zu bringen, und diese ausschließlich und allein den vom Staate oder von den Gemeinden publizierten Amtsblättern zuweist." Insofern die Blätter Annoncen bringen, erläutert er weiterhin die Funktion des Anzeigenwesens, stellen sie nichts anderes als „den öffentlichen Ausrufer" dar, und es sei nur in einer Zeit, in der alles Profitable der Profitwut des Privatkapitals zur Ausbeutung anheimfallen müsse, zu begreifen, „daß dieser öffentliche Ausrufer dienst so lange dem Nutzen und Interesse einzelner Kapitalisten überlassen werden konnte".

Treitschke (in seinen von Cornelius herausgegebenen Vorlesungen über Politik) spricht sich einmal so aus: „Die moderne Presse trägt einen Januskopf. Ein tief gewurzelter Schaden neben der Anonymität ist die völlig unnatürliche Verbindung ihrer politischen Aufgabe, der Vertretung und Verbreitung bestimmter Parteigedanken mit dem Inseratenwesen. Daß an sich gar kein Zusammenhang besteht zwischen Geschäftsanzeigen von beliebigen Schneidern und Schustern und der Politik, springt doch in die

Digitized by Google

Augen. Noch mehr! Dem Staat stand ein Monopol des Inseratenwesens zu; der preußische Staat hat aber sein Regal verjähren lassen ....."

Der Jurist Schmölder ließ 1879 eine flammende Schrift „Das Inseratenwesen ein Staatsinstitut" erscheinen, in der er unter Berufung auf dieses ehemalige preußische Anzeigenmonopol (1727—1849) das Anzeigenwesen als „Institut des Marktregals" für den Staat in Anspruch nahm und gegen die damals — in der Gründerzeit — besonders stark hervortretenden Schäden einer privatwirtschaftlichen Verwaltung dieser Einrichtung zu Felde zog. Er verlangt den Schnitt mit dem Messer, „der die Selbständigkeit des marktrechtlichen Inseratenwesens unter der Verwaltung des Staats wiederherstellt, der gleichzeitig auch die politischen Zeitungen wieder den politischen Parteien zuführen würde".

Männer, wie Adolf Wagner und Stöcker, sind damals rückhaltlos für Schmölders Anschauungen eingetreten; ja sogar eine Zeitung, die „Leipziger Volkszeitung", deren politische Richtung keineswegs mit derjenigen Schmölders übereinstimmte, trat unter der Führung ihres Leiters Hans Paulus öffentlich auf seine Seite.

Von Heutigen haben sich Avenarius und Bücher für die Abtrennung des öffentlich zu verwaltenden Inseratenwesens vom Nachrichtendienst ausgesprochen. Dieser betont dabei ebenfalls den Charakter des Anzeigenwesens als Markteinrichtung: „Vielleicht wird die kommende Generation dieses Verkehrsinstitut des geschäftlichen und sozialen Lebens ebenso in die öffentliche Obhut nehmen müssen wie die jetzige die Verstaatlichung der Eisenbahnen durchgeführt hat (in einem Aufsatz über die Zukunft der deutschen Presse in der Sammlung „Der Kampf des deutschen Geistes im Weltkrieg", Gotha 1915)."

Die Ueberführung des gesamten geschäftlichen Anzeigenwesens in öffentliche Verwaltung ist bei dem heutigen sozusagen organischen Verwachsensein von Presse und Inserat eine Forderung, die fast utopisch radikal anmutet. Man kann es sich kaum vorstellen, daß eine Regierung — auch bei der kommenden Finanznot — es wagen würde, sie einzubringen, und daß eine Volksvertretung ihr zustimmen würde, die vor wenigen Jahren einem im Vergleich mit einem solchen Schritt äußerst milden Anzeigensteuergesetzentwurf ein so klägliches Ende bereitet hat. So recht Brauweiler übrigens hat, wenn er ängstliche Rücksichtnahme auf Einzelinteressen bei der Wirtschaftspolitik verwirft — gerade auf dem Gebiet des Zeitungswesens würde die plötzliche Einführung eines Monopols zu einem Daseinskampf führen, aus dem zunächst nicht die besten, sondern vielleicht lediglich die kapitalskräftigsten Zeitungen als Sieger hervorgingen: eine Wirkung, die gerade unter dem Gesichtspunkt einer geistigen Hebung und Erhaltung der Presse nicht als erwünscht bezeichnet werden kann.

Es fragt sich, ob die von Brauweiler und anderen aufgestellten Ziele — Befreiung des Zeitungswesens von der Beherrschung durch das geschäftlich weitaus überwiegende Interesse am Inseratenteil, Nutzbarmachung der Inseratengewinne für die Allgemeinheit statt für den Profit von einzelnen — nicht auch ganz oder teilweise auf einem weniger radikalen Wege erreicht werden könnten. Als solchen habe ich in verschiedenen Arbeiten die Schaffung einer Anzeigenlizenz, eines Monopols in gemilderter Form, bezeichnet: eine Lösung, auf die in der Praxis auch das bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Preußen und anderswo bestehende Anzeigenmonopol („Intelligenzmonopol") hinauslief. Die vom Staate bzw. den Selbstverwaltungskörpern zu gründenden Anzeigenblätter brauchten lediglich mit dem einen Privilegium bedacht zu werden, daß keine Anzeige in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift erscheinen darf, die nicht zuerst im „zuständigen" offiziellen Organ gestanden hat. Dadurch würde nicht das ganze Inseratenwesen der privaten Zeitungspresse entzogen, sondern nur ein namentlich aus den nur einmal erscheinenden Gelegenheitsanzeigen oder „kleinen Anzeigen" (den eigentlichen „Anzeigen") bestehender Teil, während zum mindesten das ganze große Gebiet der Reklame (deren Wesen ja eben die Wiederholung ist) den privaten Zeitungen und Zeitschriften nach wie vor verbliebe. Es würde also erreicht, daß im Haushalt der privaten Presse das Inserat zwar nicht verschwinden, aber nicht mehr die weitaus überragende Stellung wie heute einnehmen würde; die Einnahmen aus Bezugsgeldern würden verhältnismäßig mehr in den Vordergrund treten als bisher, so daß die inseratenarmen Blätter von heute — und das sind vielfach gerade die charaktervollsten — wieder mit den „Generalanzeigern" und anderen „Inseratenplantagen" leichter konkurrieren könnten. Und andererseits würde zwar nicht der gesamte Ertrag des Anzeigenwesens, wohl aber ein respektabler Teil davon den öffentlichen Kassen zufließen. Die finanzielle Ausbeute aus einer derartigen Anzeigenlizenz würde noch erhöht werden können, wenn gleichzeitig die Inseratenvermittlung staatlich monopolisiert werden könnte. Die Inseratenvermittlung befindet sich sowieso auf dem besten Wege zum privaten Monopol, und für die Durchführung der Anzeigenlizenz wäre es eine große Erleichterung der Kontrolle, wenn die Annahme von Inseraten auch für private Blätter an staatliche Stellen gebunden wäre (etwa die Postanstalten).

Ein solches „ius primae noctis" oder Monopol in gemilderter Form hätte auch noch die weitere Bedeutung, die als Frucht eines Inseratenmonopols früher nur von Schmölder hervorgehoben worden ist: „das chaotische Durcheinander des jetzigen Inseratenmarktes würde mit einem Schlage beseitigt werden." Jedes Inserat würde von denen, die es suchen, mit Sicherheit im amtlichen Anzeigenblatt aufgefunden werden können, und es würde möglich werden, den gesamten Markt, soweit er sich im Inseratenwesen spiegelt, statistisch und topographisch zu erfassen: wodurch die in unserer mit Unrecht so genannten „Volkswirtschaft" bestehende Unübersichtlichkeit, ja Anarchie, wenigstens zum Teil beseitigt und der Grund zu einer Organisation des Markts gelegt werden könnte.

Gerade in der „Hilfe" habe ich schon mehrfach hervorgehoben, wie wichtig dies vor allem für ein bestimmtes Marktgebiet, den Arbeitsmarkt, sein würde, und habe unter Berufung auf eine Autorität wie Lindemann den Städten die Gründung von Anzeigenblättern oder wenigstens Arbeitsmarktanzeigern in Verbindung mit den städtischen Arbeitsnachweisen empfohlen. Dasselbe gilt für den Wohnungsmarkt, dessen ungenügende Organisation nach Kriegsende ebenfalls zu Schwierigkeiten führen wird, wenn auch vielleicht nicht zu so ernsten, wie sie auf dem Arbeitsmarkt auftreten werden.

Solange es nicht gelingt, das Inseratenwesen einzubeziehen, wird weder der gesamte Markt noch irgendein Teilgebiet, wie z. B. der Arbeitsmarkt, vollkommen organisiert werden können. Diese Notwendigkeit wird schließlich dazu führen müssen, offizielle Anzeigenblätter zu schaffen, sei es nun mit einem Privilegium oder — wenn auch der von mir gemachte Vorschlag keine Aussicht auf Verwirklichung haben sollte — ohne ein solches auf dem Boden der privaten Konkurrenzwirtschaft. Die Gemeinwirtschaft im Anzeigenwesen wird sich auch ohne Bevorrechtung innerhalb der privaten Wirtschaft durchsetzen können.

Wilhelm Schremmer / Stadt und Land

Man stellt heute Stadt und Land als Gegensätze gegenüber, statt für den Frieden zu arbeiten, man erhebt Vorwürfe, die von Gerechtigkeit weit entfernt sind. Es ist erste Pflicht jedes Volksfreundes, die Dinge in das rechte Licht zu rücken und zu helfen, daß nicht eine Grenzlinie entsteht mitten im Volke, die schwerer zu überbrücken wäre als einst die Mainlinie. Denn wo Haß gesät wird, darf sobald kein gegenseitiges Verständnis erwartet werden. Der Bauer mag den Städter oft verkennen und der Städter den Landmann. Das ist nicht ganz zu vermeiden. Aber Verderben können die Aufreizungen bringen, die heute nicht selten sind.

Digitized by Google

Man redet soviel von der Not der Stadt. Sie ist da. Kein Einsichtiger kann sie leugnen, aber gewisse Formen des städtischen Lebens zwingen Zweifel auf, ob mancherlei Not heute nicht vergrößert werde, damit sie mehr scheine.

Ist etwa auf dem Lande keine Not? Nach manchen Darstellungen scheint es so, aber die Tatsachen zeigen freilich ein anderes Antlitz. Es hat draußen manchen, der eigennützig ist, aber es gibt auch in den Städten so viele Hamster, die nur an sich denken, die das Geld in ihre Taschen kehren und sich Vorräte in Hülle und Fülle aufspeichern.

Es ist gewissenlos, nur immer von der Not der Städte zu sprechen und das Land darüber ganz zu vergessen. Wir sollten heute mehr als je der Dörfer gedenken, und wir würden viele Not besser verstehen und besser tragen lernen. Die Erkenntnis stärkt das Ertragenwollen und Ertragenkönnen. Hier ist Aufklärung nötig.

Es ist zunächst einmal zu bedenken, daß unsere deutsche Landwirtschaft die gewaltige Aufgabe der Ernährung eines Siebzig-Millionen-Volkes beim völligen Abschluß vom Weltmarkt lösen muß und sie auch löst! Von hier aus soll man Zusammenhänge verfolgen und unschöne Ereignisse nicht einem Stande zur Last legen, dessen Kräfte die deutsche Geschichte allezeit verklärt. Es gibt in Deutschland keinen Stand, in dem die Nächstenliebe nur Triumphe feiert. Es gibt überall einzelne, die ihre Selbstsucht vor das Ganze schieben. Wir alle müssen dem Lande heute Anerkennung und Dank zollen. In seiner unendlichen Kraft liegt die eine Hauptvoraussetzung des Sieges, die alle andern stützt. Was ist draußen in den Kriegsjahren nicht alles geleistet worden an Arbeit und Aufopferung, an Hingebung und Treue! Man bedenke, daß die Last oft völlig auf Kriegerfrauen ruht, die allein in der Wirtschaft stehen. Der 1. August 1914 nahm der Landwirtschaft die halbe Manneskraft. Dazu kam der Verlust an Pferden. Das war der erste Druck, den die Erzeugung aushalten mußte. Was er bedeutet, kann nur der recht verstehen, der weiß, in welchem Maße die kleinste Landwirtschaft eine feste Arbeitsgemeinschaft darstellt. Die lange Dauer des Krieges raubte weitere Manns- und Gespannkraft. Man muß sich die Uebersichten heranholen, die die Ziffern der Krieger aus der Landbevölkerung nachweisen. Vieles kann heute vom Lande nicht geleistet werden, weil es menschenunmöglich ist. In einem Landkreise mußten in diesem Jahre achthundert Morgen Acker brach liegen bleiben. Der Boden gehörte auch kleineren Wirtschaften an. Das Land wie früher zu bebauen, ist an vielen Stellen eine Unmöglichkeit. Zu aller Not kommt das Fehlen des Düngers und die nicht seltenen — Fehler der Verwaltung. Es müßte z. B. doch wohl möglich sein, daß auch der kleine Landwirt künstlichen Dünger bekommt. Kalisalze gibt es genug in Deutschland. Wenn es heißt, daß sie nur bei größeren Bestellungen geliefert werden können, kommt der Kleinbesitzer in arge Not.

Man scheide auch reinlich draußen bei allen Betrachtungen zwischen dem Großgrundbesitz und dem Kleinbauern. Man beklagt sich in den Städten, daß sie so wenig Milch erhalten. Die Klage ist berechtigt. Aber der echte deutsche Bauer ist an alledem nicht schuld. Er hält mit aller Kraft darauf, daß auf seinen Besitz die gehörige Viehzahl kommt. Aber es gibt Großgüter mit Tausenden von Morgen, die keine einzige Milchkuh aufweisen. Hätten wir in ganz Deutschland heute mehr Bauernwirtschaften und weniger Großgüter, ständen wir besser da. Es ist heute nötig, an die Sorgen des deutschen Landmannes zu denken, der uns die Volksernährung sichert und den Endsieg verbürgt.

Man lasse alle gehässigen Anfeindungen, wenn man von Stadt und Land spricht. Beide gehören auf Tod und Leben zusammen; sie sind beide nötig für das Bestehen der deutschen Kultur. Lüge und Verkennung säen nimmer Frieden. Aufklärung und Gerechtigkeit tun not.

Gerade alle, die freiheitlich fühlen und denken, sollen jetzt nicht vergessen, daß das breite deutsche Land draußen zu ihnen gehört. Unter einzelnen mögen wir draußen, wie in den Städten, die vielen nicht vergessen, die echt deutsch handeln, denen die Not des Vaterlandes über alles geht. Die Gemeinde der „Hilfe" ist berufen hier mitzuhelfen. Es wird ihr gedankt werden. Besteht doch nirgends in Deutschland eine Not, die wir nicht gemeinsam zu tragen vermöchten.

Helene Heine / Gedanken zur Kriegskunst

Die Kunst ist ein Kind des Friedens, und der Krieg ist ihr Widersacher. So und ähnlich hören wir wohl manch einen sagen. Es ist etwas Müdes und Trauriges, das uns erfüllt; gehen wir den Bahnen nach, die solch Ausspruch in unserem Denken zieht! An Abbruch gemahnt das Wort, an ungewolltes Ziel, und eine Mauer wächst aus ihm heraus, über die hin wir nicht vermögen das Jenseitsliegende zu erkennen.

Die Kunst wächst nur da, wo stärkstes, unmittelbares Erleben ist, spricht da ein anderer. Wie ein Blitz reißt dies Wort das Hemmnis Krieg nieder, und das Welterlebnis unserer Zeit steht wie ein großer Befruchter vor uns, und unsere Phantasie sieht den Erschütterungen ungeahnte Bilder entwachsen.

Willig geht unser Empfinden nun mit dem einen wie mit dem anderen mit, denn wissen möchten wir, möchten Helle in die noch ungeborenen Tage werfen; aber am Schlusse unseres Imvorausdenkens bleibt uns immer nur eines als sicher zurück: ein ungewisses Grau, der Boden für heterogene Möglichkeiten.

War es nicht immer in schweren Zeiten, als ob alle Bilderfreude schliefe, und ist es nicht, als ob dem Kunstübenden wie auch dem Kunstliebenden die blutige Woge eines Krieges für den Augenblick alle malerischen Sehnsüchte erstickte? Sagte doch Kaiser Friedrich im Jahre 1870 zu einer Berliner Künstlerschaft: „Wer die Greuel des Krieges und die blutigen Bilder des Schlachtfeldes gesehen hat, hat kein Verlangen danach, sie auch noch gemalt zu sehen."

Und Menzel, der Nimmermüde, den ein Profil, ja ein lebloses Opernglas zu ungezählten Kunstschöpfungen reizen konnte, er ließ Jahre vergehen, ehe er die aufgesogenen Bilder des Krieges aus seiner inneren Welt für alle Welt lebendig sichtbar machte.

Gegenwart ist Gärung. Der Künstler, der im Erleben der Gegenwart verstrickt ist, ist dieser Gärung verfallen. Erst, wenn das Erlebnis Geschichte geworden, werden aus seinem Unterbewußtsein die Taten künstlerische Gestalt gewinnen; denn erst aus dem Vergessen des lebendigen Bildes ersteigt die künstlerische Form.

Tief schürft der Pflug der Zeit in unseren Tagen; mit Blut und Not versenkt der Kriegsgott in heilige Vaterlandserde eine sterbende Epoche, eine neue reckt über der Vernichtung sich hoch.

Widersacher und Befruchter in einer Gestalt erscheint uns so der Krieg — Ziel und Stapellauf ist eines Atems Hauch vor ihm.

Wie sollte nun dieser große Wandler Krieg ohne Eindruck an unseren Künstlern vorübergehen! Auch sie wird er hineinbeziehen in seine ungeheure umwandelnde Macht, und nicht nur die, welche heut den Pinsel mit der Waffe vertauscht und in unmittelbarem Empfangen Jubel und Grauen in all ihren Abstufungen auf sich wirken lassen, nein, auch sie sind seiner Befruchtung hingegeben, die weit von der Tat den groben wie feinsten Reflexerscheinungen lauschen und sie in sich „mit abgeschirrtem Willen" für das Kunstwerk

reifen lassen. Es sind Vorläufer wohl noch und Vorläufigkeiten, Kinder der Griffelkunst, ohne die Hilfe der stimmungerzeugenden Farben, Erstlingsblüten einer reichen Wiese, deren wogende Buntheit noch aussteht; aber wir wollen sie wie Boten aufnehmen, die das gewaltige Draußen zu uns geschickt; unser Verstehenwollen soll sie warm empfangen. Sie schenken uns und bereichern uns, nehmen wir sie als selbständige Geschöpfe bei uns auf, studieren wir bis in die Tiefen das Sichtbare, das sie uns entgegenbringen. Was Herbert Eulenberg von der Literatur gesagt, sollte es nicht ganz auch auf die Malerei passen?

„Das Schönste, was uns Bücher schenken,
Ist, was wir selber dabei denken."

Nehmen wir nun von dem Erstlingsreichtum, mit dem die Kunst uns heut schon überschüttet, ein einziges Werk heraus: die Künstlerflugblätter „Kriegszeit" (Begründet und herausgegeben von Paul Cassirer und Alfred Gold), in wie reicher Gesellschaft sind wir da! So manch bewunderter Großer legt schenkend seine Arbeit vor uns hin. Und es ist mehr als eine Zeichnung, was wir von ihm sehen; es ist die Seele, die beherrscht war von Erregtsein, Forschen und Fühlen, als die Hand nach dem Stifte griff. Es sind die wilden Energien des Krieges selbst, die durch Auge und Gefühl gewandert, nun begrenzt und gebändigt, für uns sichtbar geworden sind. Verschieden sind diese Werke in Art und Wesen. Selbst bei flüchtigem Betrachten gewahren wir, daß eine große Kluft zwei Richtungen trennt, über die herüber und hinüber nur ganz wenige mit ihrem Wollen langen.

Die einen sind sachlich, ehrlichwahr; sie kommen schleierlos, sie wollen oder haben nichts zu verhüllen, sie sind in der Ueberzahl und treten mit breiten Sohlen auf, als drohten sie mit Ellenbogenrecht. Sie verkörpern mit gewissem Vorbehalte Wirklichkeiten. Die anderen haben Bürgerrecht im Reiche der Symbole und der willkürlich schaltenden Phantasie. Ihr Wollen ist wohl ebenso auf Wahrheit eingestellt, doch liegt sie bei ihnen tiefer im Grunde; darüber breiten sich in üppigem Gerank schöpferische Probleme. Sie lachen uns nie so taghell an, sind nicht so leicht und rätsellos wie ihre Wirklichkeitsschwestern, aber sie halten uns länger fest und spannen unser Denken schärfer ein. Verschieden wird unsere Art des Anschauens bei beiden sein. Ein Wort von Poussin sagt: „Sehen ist ein natürlicher Vorgang, das Betrachten aber eine Obliegenheit des Verstandes." Nun werden wir uns vielleicht damit begnügen, Wirklichkeitsbilder uns anzusehen, aber symbolische Bilder zwingen uns, sie zu betrachten. Denn bei den ersteren benötigen wir nur die uns geläufige Wahrnehmung, bei den zweiten aber eine Neuschaffung der Dinge. Leichter ist es, dem rein optischen Erleben eines Künstlers zu folgen als seinem psychischen, weil wir hier in jeder Wiedergabe dem Gesetz begegnen, dort gewissermaßen der Willkür, hier einfach ein Aequivalent finden für das vom Künstler Geschaute, dort eine subjektive Umwandlung, der wir nachspüren, die wir auffinden müssen. Während wir uns in das Beschauen der Paul Cassirerschen Kriegsblätter vertiefen, zwingen sie unsere Gedanken unwillkürlich zu dieser Einteilung. Immer wieder sind es dieselben Namen, die wir mit besonderer Liebe umfangen, so sehr uns auch manch anderes Blatt sympathisch berührt. Klaren beherrschenden Seen gleichen sie, und Bächen die anderen, die ihnen zufließen und in ihnen vergehen.

Max Liebermann, Hettner, Barlach und Gaul, diese vier Künstlernamen sind es, die durch Eigenart und Größe am meisten auf uns wirken. Grenze zwischen dem einen und dem anderen ist der künstlerische Wille, der so verschieden in ihren Werken zutage tritt.

Liebermann will uns in einer Reihe köstlicher Einzeltypen und lebensprühender Gruppen das Sein verkörpern. Hettner, Barlach, und auch Gaul gewissermaßen auf seine Weise, steigen hinab zu den Motiven der Handlung und gewinnen erst auf dem Wege der Umwandlung das Bild, das sie unseren Augen vorführen.

Wirklichkeitsmenschen in Aktion, das ist das Hauptthema Liebermannscher Kunst. Als Altmeister der Impressionisten ist er auch heute noch seinem Grundsatz „Zeichnen ist Weglassen" getreu geblieben. In temperamentvollen Strichen nur das Nötigste gebend, führt er uns das Erleben seiner begnadeten Augen vor.

Da ist das Motiv des Soldaten! Wir sehen den jungen Rekruten laufen, trommeln, zielen; lässig steht der blaue Junge der Meere vor uns da, auf seinen schaukelgewöhnten Beinen breit und sicher sich der festen Erde freuend. Wie ins Lebendige übersetzt scheinen die Gestalten sich zu bewegen vor unseren schauenden Augen und ihrer Erfüllung nachzugehen.

Ein Trupp russischer Gefangener löst sich aus dem Gewirre markiger Striche. Ihr trüber Trott, das vorwärtsdrängende Geschiebe des weit nach hinten reichenden Zuges ist ganz summarisch nur gegeben. Auf Erinnerungsbilder des Beschauers bauend, setzt Liebermann nur die entscheidenden Linien hin, und unser Auge vervollständigt im ersten Erfassen diese Abbreviaturen des Lebens nach seinem Willen. Ob er nun anstürmende Soldaten oder ein um den Ausrufer sich knäulendes Körpergewimmel gibt oder ein in wilder Lebendigkeit sich bäumendes Pferd, immer erhascht sein malerischer Instinkt den fruchtbarsten Augenblick. In tiefdringender Schärfe des Sehens vermag Liebermann Augenblicksreize von der Dauer eines Bruchteils der Sekunde festzuhalten mit seinem Stift und dies in kürzester Fassung zu veranschaulichen.

Wie weiß er da durch kurze, zerhackte oder glatte, gleichsam peitschende Striche die Charakteristik des Gegebenen zu erhöhen! Ohne Modellierung der Figuren, ohne jede handwerkliche Vollendung ist jeder Strich eine erschöpfende Kritik der Wirklichkeit; wir gehen mit, wir nehmen teil an des Künstlers persönlichem Erfassen des Seins da draußen im alles bewegenden Kriege, wir fühlen die Ehrfurcht vor den Dingen mit ihm und sind von der Wahrheit überzeugt, die er sich zum Mitschöpfer seiner Werke erkoren hat.

Anders ist das Spiegelbild, das Hettner uns von seinem Kriegserleben gibt. Hier ist es nicht die Wirklichkeit, nicht die Lebensatmosphäre selbst, die festgehalten ist, nicht das aus Blicken und Abtasten gewonnene Ding, hier hat entfesselte Phantasie und grüblerisches Denken den Klang der Dinge zu erfassen gesucht.

Dem Unmittelbaren Liebermannscher Art steht hier ein Mittelbares gegenüber, dem Erleben der Augen ein durch die Reflexion beschwertes inneres Erleben. Niemals werden wir darum bei Hettner das frische Augenblickserfassen spüren, das uns aus allen Zeichnungen Liebermanns entgegentritt; nur was sein Fühlen und Denken zur Umwandlung reizt, will seinem Stifte zum Vorwurf dienen. Die Schärfe des Sehens, ein Hauptmoment Liebermannscher Kunst, läßt Hettner zugunsten des Denkens zurücktreten, so daß seine Wiedergabe des Kriegserlebens mehr ein Zeug-

Digitized by Google

als ist der umwandelnden Kraft seines Inneren als ein Wirklichkeitsvorgang des Lebens.

Ihm steht die Gestaltung höher als die Gestalt, und das, was er erzählt, ist voll von Gesetzen. So finden wir in der Ueberzahl die Gegebenheiten aufgelöst in Symbole, und mit dieser Umwandlung des Stoffes geht Hand in Hand eine Umwandlung der Form. Ein feinmaschiges Netz scheint über seine Bilder gebreitet, in das Rhythmus und Parallelismus gespannt ist, die eine wohltuende Stimmungseinheit verleihen.

„Den Kleinmütigen" betitelt Otto Hettner eines solcher durch den Intellekt gewonnenen Bilder der inneren Erfahrung.

„Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei."

Aus diesen Worten, die dem Bilde als Schlußstein eingefügt sind, wählt Hettner zur Darstellung das hilfebringende Moment. Wir sehen vorwärtsstürmende Krieger, über denen, die Luft erfüllend, Göttergestalten ziehen, vorn im Bildgrund eine michelangeleske Mannesfigur, die im Begriff ist, das Schwert von der Scheide zu trennen, und ein Weib in Ruhe und Kraft, den Blick geradeaus gewendet, zwei in überragendem Maß gegebene Gestalten. Wie so oft verwischt Hettner auch hier die Grenze von Diesseits und Jenseits und betont den Hauptgedanken durch die Sprache seiner Linienführung: Das Vorwärtsstürmen der Truppen, das Hilfegeben der Götter unterstützt die deutlich ausgesprochene, treibende Kraft der Diagonale; immer wieder führt sie das Auge von links nach rechts in aufwärtsweisender Richtung, während die Vertikale der beiden Kraft und Zuversicht verkörpernden Menschenleiber gleichsam als Eingangswille das Bild flankiert. Dieses Hervorheben der Hauptpersonen, rein äußerlich im Größenverhältnis zum Ausdruck gebracht — ein bildnerisches Sprachmittel, das schon dem Mittelalter, ja schon den Aegyptern geläufig war —, wendet Hettner gern als Verschärfung der Symbolik an. „Hindenburgs Dank" und „Germania" sind in diesem Willen gedacht. Viel mehr aber noch ist die Linie Helferin seinen Ideen; überall fühlen wir ihren schaffenden Willen, fühlen das Gestaltete in der Gestalt: Sie neigt sich tief zur Erde mit den schleifenden Zügeln und dem grotesken Kopfe des mageren Pferdes in „Nikolaus' Ausritt", zu dem der Maler den Typ des Don Quixote benützt, und erzählt so von der Nutzlosigkeit des Rittes, um spottend im geschulterten, übergroßen Schwerte sich aufzuschwingen und sich dem fliegenden Wollen des Ritters anzugleichen. Sie spricht von der Ruhe und Bewegungslosigkeit des Todes durch die zweimal den ganzen Bildraum durchquerende Horizontale in dem Trauerzuge, der dem gefallenen Sozialistenführer „Ludwig Frank" gewidmet ist. Wild und ausfahrend ist wiederum die Linie das Leitmotiv, das Haß und Grausamkeit der Furie begleitet, die, das Kriegsjahr verkörpernd, alles um sich niedertritt.

So steht dem aus der Intuition des Augenblicks entstandenen Ganzen Liebermannscher Kunst das bewußt Kompositionelle von Hettners Schaffensart gegenüber, dem überlegenen Unbeteiligtsein das Seelischgebundene. Der Wirklichkeit steht das metaphysische Grenzland gegenüber als Geburtsstätte der künstlerischen Ideen.

Dieses Grenzland ist es auch, das Ernst Barlach in seinem Banne hält. Auch er ist, wie Dürer sagt, „inwendig voller Figur". Und aus diesem inneren Besitze heraus formt sein Stift in künstlerischer Mystik Symbole. Als Beispiel hierfür sei die unsere Feinde durch Waffen stützende „Bethlehem Steel-Company in Amerika" genannt. Sie lebt ihm als wuchtig vorwärtsschreitendes Weib, das in seinen rückwärtsgerichteten Händen Glocken schwingt, aus denen Totenkopfklöppel rufen. Oder es fällt in einem anderen Blatt Riesenvogelleibern mit hämisch lachenden Menschenköpfen die Rolle der „Reuterpresse" zu, denen, wie sie gleich Stürmen die Lüfte durchsausen, der Abschaum von Weibgestalten in teuflischer Freude Bravo klatscht.

So arbeitet seine Phantasie, die Geschehnisse des Krieges symbolisierend in den meisten dieser Kriegsblätter. Auch da, wo Barlach scheinbar Ausschnitte der Wirklichkeit gibt, wie im „Sturmangriff", wirken solche niemals, wie etwa in Liebermannscher Kunst als analysierende Wirklichkeit, sondern als dichterische Synthese. Stets erfahren wir auf abgekürztem Wege den Sinn dessen, was er darstellen will. Bei Liebermann jedoch ist die Abkürzung eine formale Angelegenheit, während derselbe Abkürzungswille bei Barlach mehr eine gedankliche Abrundung und Vereinfachung in sich schließt. Diesem, seinem inneren Gestaltungsideal entspricht auch das Mittel, dessen er sich zur Wiedergabe seiner Ideen bedient: die fest zusammengefaßte einkreisende Linie unter Hinweglassung jeden Details. Dieser immer sich wiederholende Schwung ist fast allen seinen Geschöpfen immanent und erfüllt den ganzen Bildraum; es ist, als erinnere er an die dichtgedrängten Jahresringe eines knorrigen Baumes, es ist, als ob Barlach etwas von der festen Massenhaftigkeit des Holzes, dieses von seinen Schnitzwerken ihm gewöhnten Materials, mithineingetragen hätte in seine zeichnerischen Gebilde.

Ein Augenmensch gleich Liebermann ist der Bildhauer August Gaul; auch sein Erfassen der Dinge ist ein impressionistisches. Steht aber Liebermann unter der Gewalt des Lichtes so stark, daß seine Zeichnungen bunt von Licht- und Schattenwirkungen erscheinen und seine Linie, getroffen vom Strahl, sich lockert und bricht, so meidet Gaul die dunklen Tiefen; sein Reich heißt Fläche, und seine Linie ist der festgefügte Schwung. Diese flüssig gezogene Kontur, bei der dem Impressionisten eigenen Hinweglassung des Nichtwesentlichen und das fast japanisch Flächenhafte seiner Art ist es wohl, was uns neben der scharfbegrenzten Stoffwahl als Hauptmerkmal bei allen Gaulschen Blättern entgegenblickt. Das Tier und immer wieder das Tier ist es, das er in künstlerischer Spiegelung wie in der Plastik so in seinen graphischen Wiedergaben festhält.

Waren wir aber in seinen Plastiken an monumentale Ruhe gewöhnt, an strenge Vermeidung jeden Affektes, gab er uns aus feinherzigem Betrachten heraus das Tier um des Tieres willen, so gesellen sich jetzt Witz und lächelnde Kritik zu seinem Gestalten, und eine nationale Reizsamkeit beherrscht alles, was er erzählt. Dem objektiven Erfassen der Dinge ist jetzt ein subjektives Sichwandeln gefolgt; dichterisch gefärbt ist die Fähigkeit, aus der heraus ihm seine neuen, kriegdenkenden Blätter erwachsen.

Digitized by Google

Wenn er mit wuchtenden Schwingen den deutschen Aar gleich einem rauschenden Durakkord gen Westen schickt oder Chantecler in zuckenden Sprüngen sich selber rupfen läßt, daß alle Federn stäuben, so tat sein Stift schon den Schritt vom Wirklichen ins Gedichtete hinein. Zum feinen Hohn in Strichen aber wächst solch ein Blatt sich aus, wenn er den Britenleu mit Spott behängt, wenn er ihn unter den Blicken von Bär und Hahn den Erdball auf der Schnauze balancieren läßt oder ihn, mürrisch-wachsamen Auges und in fremde Flaggen gehüllt, auf die Warte setzt.

Sparsam und doch restlos gebend ist seine Art dabei, klar und einfach die Versinnlichung seiner Visionen. Auch die Art, wie der Künstler die Illusion der Weite erzeugt, ist unkompliziert wie sein ganzes Schaffen. Wie die Lichtwerte ja überhaupt in seinem graphischen Arbeiten ein geringeres Wort mitsprechen, so auch bei der Perspektivenwirkung. Das im Raum Zurückliegende ordnet sich oft nur durch Kleinerwerden der Formen. So ist das Hintereinander der fliehenden Bären in der Zeichnung „Hindenburg kommt" einzig durch dies Mittel erreicht. Die Gestalt des Bären ist seiner Breitschrift ein sehr willkommenes Sujet. Es rundet jedesmal eine einzige buchtende Linie den schwer gegliederten Körper, der von Natur schon Form und Wesen in eines zu schmelzen scheint, zu einem lebendigen Ganzen ein, bis weit in der Ferne nur ein Bogen noch als unentbehrlich Wesentliches uns die Erscheinung vortäuscht.

Wie oft das Ohr einem vollen Wohllaut nachlauscht, der vor uns erklungen ist, so lockt es unser Auge, auszuruhen auf diesen reinen Schwingen, durch die uns Gaul die in ihm bestehende Welt des Kriegserlebens zu wissen tut.

Verwandt mit Liebermann, in der Kunst nur das Essentielle des Wiedergebens wert zu sehen, führt doch sein Weg bei den intellektuellen Phantasien Hettners und Barlachs vorüber; denn nicht momentbildartig gibt er das Wirkliche, er wandelt es, freilich mit einer starken Neigung zur Tendenz, in vergeistigtes Stoffliches. Auch er erfaßt auf seine Art das Singen und Klingen der Dinge, von denen die melodische Musik der beiden anderen Künstler erzählt.

In diesem Stück Kriegsgraphik, das hier gestreift ist, muß es uns auffallen, daß kaum, weder in Blättern, die das mittelbare, noch in denen, die das unmittelbare Kriegserleben zur Ursache haben, vom Kriege selbst, von Schlachten gesprochen wird.

Aber das moderne Schlachtfeld mit seiner Leere, ohne sichtbare Truppen von Freund wie Feind ist reizlos für den Künstler und unmalerisch. Kraft- und Raumverhältnisse sind andere geworden, als sie in vergangenen Kriegen waren. Die weißen Wölkchen explodierender Schrapnellgeschosse bestreuen oft als einzige Zeugen moderner Kampfeshandlung ein heiß umstrittenes Stück Land. Aermer an stofflichen Reizmitteln als je ein Krieg, der der Kunst auf ihrem Jahrhunderte alten Wege begegnete, ist vielleicht das riesenhafte Völkerringen, in dem wir stehen. Der bunte Reichtum, den die Kavallerie, in großen Verbänden reitend, dem Auge bietet, ist selten geworden. Den effektvollen Kampfesgruppen der früheren Schlachtenbilder, die in möglichster Porträtähnlichkeit hervorragender Persönlichkeiten gipfelten oder auf die Wiedergabe der Zuckungen eines brodelnden Kriegskessels abzielten, werden wir im modernen Schlachtenbilde nicht begegnen. Vielleicht aber trägt das Minus an Konkretem, Dinghaftem des Schlachtenantlitzes dem Künstler ein Plus an Phantastik und Romantik ein. Das Ungeheure des Vorganges, von dem er doch weiß, auch ohne es zu sehen, drängt dann das Erleben ins Uebermenschliche, gerade wie das Zwielicht scharfäugig macht oder Uebewirkliches erzeugt, das Sonnenhelligkeit nicht hätte aufkommen lassen. Dieses Uebewirkliche aber würde auf künstlerischem Gebiet zum Monumentalen, in gewisser Weise zur Herrschaft des Stiles, im Gegensatz zum Realismus gedacht, führen.

Doch das sind Utopien, die im Grau des Zukünftigen ruhen; besonders die Prophetie der Kunstentwicklung hat damit zu rechnen, daß der Lauf des vielgestalteten Lebens nicht voraussehbare Wege weist.

Gottfried Traub / Arras

Im Felde da dringt die Gegenwart: Persönliches muß herrschen, eignes Auge sehen. Es braucht der Feldherr jedes Große der Natur. So gönne man ihm auch, in ihren großen Verhältnissen zu leben.
Schiller (Wallenstein).

Wir sprachen einen, der von Arras kam. Er schilderte in abgerissenen Sätzen diese Schlacht in dem Wahnsinn ihrer Feuerhölle. Die Sommeschlacht kannte er auch. Was er aber eben jetzt erlebt hatte, schien ihm unvergleichlich schrecklicher. Uebertrieb nun die Frische des ersten Eindrucks oder ist diese Vergleichung geschichtlich richtig — es bleibt sich gleich —, wir haben allmählich keine Maßstäbe mehr für die Abgründe unseres Erlebens. Die Erdkugel kämpft mit uns; sie dreht sich wahrhaftig um das Schicksal Deutschlands und seiner Bundesgenossen. Bis in die Urwälder Brasiliens und die Inseln des Stillen Ozeans, bis zum Eismeer und nach dem Kap der guten Hoffnung hin regiert der einzige mächtige Herr, der Krieg. Dieser räumlichen Ausdehnung entspricht die Schreckensteigerung jeder Schlacht. Ob spätere Geschlechter noch entsetzlichere Dinge schauen werden? Erde, Meer und Luft sind gleich erregt, wie ein Besessener voll blutigen Schaums am Mund und zwischen die Heere eingeklemmt, leben die Einwohner der Länder dahin, von keinem anderen Gedanken gejagt, als dem des Krieges und der täglichen Nahrung. Eine riesenhafte Vereinfachung des Lebens! Die Frage des nackten Lebens taucht wie ein Gespenst auf und nimmt alle Triebe und Strebungen gefangen. Ob solcher Kampf des Menschengeschlechtes je nochmals über die Erde brausen wird? Ich weiß es nicht. Aber darauf kommt es nicht an. Es hat wenig Sinn, etwas Erlebtes zu vergleichen mit einem Traum. Aber, daß heute die wirklichen Erlebnisse alle phantastischen Träume überragen, dessen muß man sich bewußt sein. Die Natur ist wunderbar eingerichtet, daß sie ihre festen Grenzlinien der Empfindsamkeit besetzt; was sich über eine gewisse Höhe oder unter eine bestimmte Schwelle hebt oder senkt, hat keine Gewalt mehr über die menschliche Empfindung. Hier beginnt das Wort „ungeheuerlich". Und diesem Wort selbst entspricht kein Sinn mehr. Man kann's nicht fassen, nicht begreifen. Dichter und Maler bringen es uns näher, wir leben heute mitten drin; aber es auszudrücken, sind wir unfähig. Es geschieht. Die Tat ist stumm. Was besagt da alles Wortgerede! Wir sind's schon lange gewöhnt, daß allein der ganze Mensch fähig eines großen Eindrucks ist, der desto größer wird, je weniger er ihn ausdrückt, sondern in sich selbst eindrückt. Was wir aber heute erleben, geht auch über die Grenze hinaus, wo der ganze Mensch noch ein entsprechendes Bild des Schauders und des Abgrundes noch erleben kann. Wir werden es erst gewinnen, wenn wir alles überstanden haben.

Digitized by Google

Dann wird uns sein wie denen, die geträumt. Einige Gewaltige schauen heute die Gefahren und ihre Größen. Unverschleiert die Entwicklung vor sich gehen zu sehen, das muß granitne Menschen erfordern. Sie haben das Recht auf ihre eigene Größe. Aus sich heraus verstehen sie den Sturm, wenn er heult, und die Brandung, wenn sie leckt; denn sie sind selbst ein Stück Felsennatur. So ist der wirkliche Feldherr, in dessen Händen unsere Schicksale ruhen. Wer ihnen nicht gönnt, in ihren anderen großen Verhältnissen zu leben und die Menschen zu behandeln, der handelt ungerecht. Wir fassen nicht, was in diesen Monaten geschieht; aber wir wachsen doch mit, und unsere einzige Sorge soll bleiben, daß wir ja nicht hinter unserer Zeit zurückbleiben.

Soziale Bewegung

Warnung vor Neugründung von sozialen Frauenschulen. Nachdem die ersten, seit etwa einem Jahrzehnt bestehenden sozialen Frauenschulen das Vertrauen weiter Kreise gewonnen haben und alljährlich eine beträchtliche Zahl von sozialen Berufsarbeiterinnen entlassen, ist in den letzten zwei Jahren eine ganze Reihe neuer sozialer Bildungsanstalten entstanden. Das durch den Krieg hervorgerufene Interesse an sozialer Arbeit und die dadurch verursachte außerordentliche Vermehrung der Nachfrage nach Sozialbeamtinnen hat gerade in den letzten Monaten bei einer Reihe von Stadtverwaltungen und Vereinen den Beschluß herbeigeführt, auch ihrerseits solche sozialen Berufsschulen zu gründen. Das Gründen zu vieler Schulen bringt aber die Gefahr mit sich, daß viel mehr junge Mädchen in den Beruf der Sozialbeamtin gezogen werden, als später eine Lebensmöglichkeit darin finden werden. Die gegenwärtige starke Nachfrage nach sozial geschulten Frauenkräften darf keinen Maßstab bilden für die Verhältnisse im Frieden. Staatliche und städtische Behörden werden aus geldlichen Gründen zurückhaltend mit der Mehreinstellung besoldeter sozialer Kräfte sein, auch werden viele Sozialbeamtinnen, die jetzt in der Etappe und in den besetzten Gebieten tätig sind, nach Friedensschluß für die Arbeit in der Heimat frei.

Gewerkschaftliche Forderungen für die Uebergangswirtschaft. Die Angestellten- und Arbeiterverbände aller Richtungen haben sich auf ein sozialpolitisches Programm für die Zeit des Uebergangs von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft geeinigt und ihre Forderungen dem Reichskanzler unterbreitet. Obenan stehen die wirtschaftlichen Maßnahmen. Es wird verlangt, daß das Reichskommissariat für Uebergangswirtschaft bis zur Wiederkehr normaler Wirtschaftsverhältnisse die gesamte Ein- und Ausfuhr regeln und daß die Einfuhrerlaubnis den für die einzelnen Industriezweige zu bildenden oder schon bestehenden Gesellschaften übertragen werden soll. Diese Gesellschaften sollen auch unter Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit und des Bedarfs der Betriebe die Rohstoffe und Halbfabrikate verteilen. Zur Hebung der Erwerbstätigkeit sollen Reich, Staaten, Provinzen, Kreise und Gemeinden als öffentliche Auftraggeber nach Kräften beitragen, indem sie die ihrer Verfügung unterliegenden öffentlichen Lieferungen und Arbeiten rechtzeitig vorbereiten und zur Ausführung bringen. — Für die Lebensmittelversorgung wird bis zur Wiederkehr normaler Verhältnisse die Beibehaltung der öffentlichen Bewirtschaftung der wichtigsten Nahrungsmittel, Höchstpreise, Beschlagnahme und Rationierung, sowie der Strafbestimmungen gegen übermäßige Preise gewünscht. Ebenso soll das Verbot der Ausfuhr von Lebensmitteln so lange bestehen bleiben, bis der ungehinderte Verkehr bei einer genügenden Versorgung des Marktes wieder möglich ist. — Ein weiterer Abschnitt behandelt die Arbeitsvermittlung, deren einheitliche gesetzliche Regelung für das ganze Reich verlangt wird. Auch bei der Entlassung der Kriegsteilnehmer aus dem Heeresdienst soll Rücksicht genommen werden auf die für die Wiederaufnahme des normalen Wirtschaftslebens und für die Instandsetzung unentbehrlicher Betriebe benötigten Gewerbetreibenden, Techniker, Werkmeister, Facharbeiter und Verwaltungsbeamten. Betriebsunternehmern, die in der Regel mindestens 20 Arbeiter beschäftigen, soll die Pflicht der Einstellung wenigstens eines Kriegsbeschädigten auf je 20 Arbeiter auferlegt werden. Die Entlohnung der Kriegsbeschädigten sowohl in privaten Unternehmungen als auch in Staats- und Gemeindebetrieben soll unter Berücksichtigung ihrer tatsächlichen Leistungen erfolgen. Bezüglich der Regelung der Arbeitsverhältnisse und des Arbeiterschutzes wird u. a. die Wiederherstellung der während des Krieges vorübergehend außer Kraft gesetzten Arbeiterschutzbestimmungen sofort nach Friedensschluß, die Beibehaltung des Verbots der Nachtarbeit in Bäckereien und Konditoreien und des Siebenuhrladenschlusses für offene Verkaufsstellen mit Ausnahme derjenigen für den Lebensmittelverkauf gefordert. Ferner wird die Aufrechterhaltung der Bundesratsverordnung über die Gewährung von Wöchnerinnenunterstützung und ihre Einführung in die Reichsversicherungsordnung sowie die Aufrechterhaltung der abgeschlossenen Tarifverträge verlangt, es sei denn, daß beide Gruppen der Vertragschließenden ihre Aufhebung oder Erneuerung beantragen. — Eine andere Kategorie von Wünschen bezieht sich auf die Hilfeleistungen für Kriegsteilnehmer und deren Angehörige. Wir heben hieraus die Forderung nach Errichtung öffentlicher Darlehnskassen zur Unterstützung in wirtschaftlichen Verfall geratener Kriegsteilnehmer und die Aufrechterhaltung des während der Kriegszeit geschaffenen Schuldnerschutzes hervor. Endlich beschäftigt sich die Eingabe mit der Wohnungsfrage. Sie regt die Herstellung kleinerer Wohnungen durch Hebung der Bautätigkeit auf der Grundlage des preußischen Wohnungsgesetzentwurfs, die Ansiedelung von Kriegsbeschädigten und die Errichtung gemeindlicher Darlehnskassen mit Zuschüssen aus Reichsmitteln zwecks Erleichterung der Regelung finanzieller Verpflichtungen von Hauseigentümern in, die durch Mietzinsschulden und Ausfälle in Not geraten sind.

Zunahme der gewerblichen Frauenarbeit. Eine kleine Statistik der Berliner Ortskrankenkasse zeigt, in Ermangelung umfassenderer amtlicher Ziffern, in welchem Maße die gewerbliche Frauenarbeit seit Kriegsbeginn zugenommen hat, und läßt auch deutlich die an- und abschwellende Kurve erkennen, welche die Kinderarbeit in den drei Kriegsjahren durchlaufen hat. Im Januar 1915 waren insgesamt 215 480 Frauen gewerblich tätig gegen 161 490 Männer (in den beiden folgenden Jahren nach dem jeweiligen Stand des 1. Januar 268 628 bezw. 274 600 Frauen gegen 131 387 bezw. 118 901 Männer). Kinder weiblichen Geschlechts bis zu 14 Jahren waren tätig: 824, 98 und 170 im Januar der Jahre 1915, 1916 und 1917 gegen 1313, 99 und 200 Knaben. Im ganzen genommen waren zu Beginn dieses Jahres, gegen 1915 gesehen, mehr als doppelt so viel weibliche Arbeitskräfte in den verschiedenen Gewerben tätig, als männliche.

Büchertisch

Des deutschen Volkes Wille zum Leben. Bevölkerungspolitische und volkspädagogische Abhandlungen über Erhaltung und Förderung deutscher Volkskraft. In Verbindung mit J. Braun, H. Dransfeld, A. Düttmann, Chr. Faßbender, J. Gonser, J. Graßl, A. Heinen, J. Joos, F. Kleinschrod, H. A. Krose, E. Kruchen, H. Muckermann, A. Rademacher, K. Rupprecht, A. Schmedding, B. Schnittmann, G. Schreiber, K. Stern, F. Walter, J. J. Wolff, B. Wuermeling, bearbeitet und herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Martin Faßbender, Mitglied des Deutschen Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses. Mit 24 Abbildungen. Gr. 8° (XX und 836 S.). Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. 13,50 M.; in Pappband 15 M.

Das vorliegende Buch behandelt in 21 größeren Aufsätzen die Fragen des Geburtenrückganges und der gesamten Bevölkerungslehre. Es ist keine Arbeit, die für Massenverbreitung bestimmt ist, sondern ein Buch, das „den Volksvertretern in Staat und Gemeinde, Geistlichen, Lehrern, Aerzten, Verwaltungsbeamten und Juristen" Unterlagen für ihre Arbeit im Dienste des Volkes geben will. Die Persönlichkeit des Herausgebers, des bekannten Abgeordneten und führenden Mitgliedes der Zentrumspartei, kennzeichnet die gemeinsame Grundlage, von der alle Aufsätze ausgehen. Doch auch die Anhänger anderer Grundanschauungen werden das Buch mit Nutzen lesen. Sind wir auch politisch und in der Weltanschauung getrennt: in dem Ziele der Erhaltung und Förderung deutscher Volkskraft gibt es keinen Unterschied zwischen den Verfassern und uns.

Literarische Persönlichkeiten aus dem 19. Jahrhundert. Von Otto Brahm. (Band II der kritischen Schriften, herausgegeben von Paul Schlenther.) Verlag: S. Fischer, Berlin.

Der Wegebahner und Verkündiger eines neuen literarischen Geschlechts spiegelt sich auch in dieser Darstellung literarischer Charaktere als ein Mann, der mit dem Inthronisieren einer neuen Literatur auch zugleich einer neuen Weltanschauung, einem neuen Ethos zum Siege verhilft. Wie Ibsen, sein Ibsen den Kampf gegen Lüge und Dünkel mit schärfsten Waffen kämpft, so ist auch in seines Apostels Werk dies der hervorstechendste Zug: das Suchen nach Wahrheit. Kühl und objektiv sieht er die Menschen und ihr Schaffen an — aber überall findet er einen ethischen Zug: und sein Blick wandelt sich in Liebe. So ist es bei ihm sonst (sollte man meinen) entlegeneren Naturen wie bei Bauernfeld etwa und bei Auerbach, Heyse, Scheffel u. a. So ist es am deutlichsten ausgeprägt bei denen, die die Wahrheit des Herzens und die äußere Wirklichkeitstreue am vollkommensten in sich einen, bei Fontane und Keller, den er außerordentlich tief durchdringt, bei Zola, Turgenjeff, am mitfühlendsten endlich bei Ibsen. Was er unter dem Titel „Ibsenforschung" (vor einigen Jahren in der „Neuen deutschen Rundschau" erschienen) zu sagen hat, ist tiefschürfend und lichtvoll, führt — wie weniges sonst — tief in des nordischen Bekenners Herzkammer hinein.

Kritisch war sein Blick durch und durch. Analytisch, psychologische Zusammenhänge bloßlegend, mit scharfer, blanker, künstlerisch rundender Feder. Echteste Scherersche! Aber nie war ihm die Kritik ein Niederreißen. Aufbauen auch im Zerlegen, die Werke verstehen und lieben lehren mit allen ihren Fehlern und Schwächen: darin war er Meister. Otto Schabbel.

Briefkasten

An die Leser: Der auf dem Umschlag angekündigte Aufsatz zur Bevölkerungspolitik erscheint erst in der nächsten Nummer.

Hapa, Königsberg. Sie sandten 3 M. ohne Angabe der Bestimmung. Wir bitten um Nachricht.

Für Bücherspenden an deutsche Gefangene sind uns von einem Freunde 100 M. überwiesen worden. Wer uns Adressen mitteilen kann, an die Sendungen erwünscht sind, wird gebeten, auch die Vorschriften anzugeben, die für Bücherversendungen von den feindlichen Staaten erlassen sind.

Leser im Felde wünschen sich ein englisch-deutsches Taschenwörterbuch, plattdeutsche Bücher, nicht zu umfangreiche Werke über Kunst- und Naturgeschichte.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe" ins Feld: 2 M.: H. S. in N., 3 M.: Lt. d. R. R. im Felde, 4 M.: Lt. M. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Frau J.-L. in Steglitz: 5 Bücher, Werbeanwalt B. in Berlin: 19 Bücher und Zeitschriften, Lyzeum in Rendsburg: 1 Toussaint-Langenscheidt Französisch I, II, Verlag L. Staackmann in Leipzig: 17 Bände Rosegger, Dr. W. in Heppenheim: 28 Bücher.

Für Bücher für unsere Kriegsgefangenen: Dr. W. K. in Aumühle 100 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe".

Statt besonderer Meldung.

Caspar René Gregory

Professor an der Universität Leipzig

ist im Kampfe für die deutsche Sache am 9. April 1917 gefallen.

Seine Familie soll nicht Trauer anlegen, soll nicht trauern, sondern froh sein, daß er in Gott ruht. Beileidsbesuche werden dankend abgelehnt. Er läßt allen Freunden und Bekannten Lebewohl und auf Wiedersehen sagen.

Diese Anzeige, mit Ausnahme der Angaben über Zeit und Umstände des Todes, hat er selbst am 27. August 1915 geschrieben.

Bank für Handel und Industrie

Bilanz per 31. Dezember 1916.

Aktiva	M	₰	M	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Kupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs- (Clearing-) Banken			103519678	27
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel (mit Ausschluss von b, c, d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	210110900	8		
b) eigene Akzepte	438138	3		
c) eigene Ziehungen	411885	—		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—	210589380	69
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			182668278	42
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			258709841	62
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			22723959	01
davon am Bilanztage gedeckt:				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine M 3 464 258.28				
b) durch andere Sicherheiten „ 11 708 414 79				
Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen u. unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	22364809	80		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	8725575	68		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	1797425	13		
d) sonstige Wertpapiere	6472660	56	40057241	17
Konsortialbeteiligungen			37761638	28
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			8516497	53
Debitoren in laufender Rechnung				
a) gedeckte	831707695	14		
b) ungedeckte	56849096	39	888556791	53
c) Aval- u. Bürgschaftsdebitoren M 76 134 333.12				
Bankgebäude			20848045	55
Sonstige Immobilien			307401	09
Sonstige Aktiva				
Verrechnungskonto der Zentrale mit den Filialen und Niederlassungen			275278	10
			1234529181	30

Passiva.	M	₰	M	₰
Aktienkapital			160000000	—
Reserven			8200000	—
Kreditoren:				
a) Nostroverpflichtungen	2260307	73		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	4310089	76		
c) Guthaben Deutscher Banken und Bankfirmen	38436599	63		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	12459526	67		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	17519312	90		
3. nach 3 Monaten fällig	5326442	54		
e) sonstige Kreditoren				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	33130582	81		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	20333945	25		
3. nach 3 Monaten fällig	4138380	79	969801181	08
Akzepte und Schecks				
a) Akzepte	58924481	80		
b) noch nicht eingelöste Schecks	1577885	13	60702065	93
c) Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M 76 134 333 12				
Eigene Ziehungen „ 41 488.57				
davon für Rechnung Dritter „ —.—				
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order Bank „ —.—				
Sonstige Passiva:				
Unerhobene Dividende	69132	48		
Talonsteuer-Reserve	740830	—		
Verrechnungskonto der Zentrale mit den Filialen und Niederlassungen	747018	04	1556975	52
Gewinn-Saldo			1046901	77
			1234529181	30

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1916.

Soll.	M	₰	M	₰
Geschäfts-Unkosten:				
Handlungsunkosten (einschliesslich der vertragsmässigen Gewinnbeteiligungen der Vorstandsmitglieder und Oberbeamten im Betrage von M 2 207 218.63, verteilt auf 219 Köpfe)	14636678	45		
Steuern	1334238	47		
Zuwendungen an die Beamten (Weihnachts- und Abschlussvergütungen, Teuerungszulagen, Invaliden- und Krankenversicherung, Reichsversicherung, Ehrengaben an Beamte, Zuwendungen an die Pensionskasse und für wohltätige (Kriegs-) Zwecke	3540575	24	16511487	16
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien			616652	91
Talonsteuer-Reserve			160000	—
Gewinn-Saldo			1046901	77
			27757041	84
Verwendung des Gewinnes:				
Dividende pro 1916 von 6 %	M 9 600 000	—		
Tantième des Aufsichtsrats	„ 256 000	—		
Vortrag auf neue Rechnung	„ 612 901	77		

Haben.	M	₰
Provisionen	10244880	51
Zinsen aus dem Konto-Korrent-Geschäft und aus Wechseln, aus dauernden Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen und aus Valuten	16894441	45
Gewinne aus Effekten	—	—
Gewinne aus Finanzoperationen	—	—
Verschiedene Eingänge	10529	16
Gewinn-Vortrag von 1915	607 99	72
	27757041	84

Berlin und Darmstadt, den 14. April 1917.

Bank für Handel und Industrie.

Die Direktion.

von Klitzing. von Simson. Andreae. Bodenheimer.
Bernhard. Boehm.

Digitized by Google

26. April 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 17

Anzeigen kosten: die 40 mm-breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,20 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Prof. Dr. Max Weber:** Rußlands Uebergang zur Scheindemokratie. — **Prof. Dr. Karl Doormann, M.d.R.:** Die Bevölkerungsbewegung in Deutschland während des Weltkrieges. — **Dr. Theodor Heuß:** Gundolfs Goethe. — **Gottfried Traub:** Schwäche. — Soziale Bewegung. — **Büchertisch.** — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 15. April.

Der heutige Sonntag steht unter dem Eindruck gleichartiger Kundgebungen der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierung über die Möglichkeit eines Friedens mit Rußland. Die deutsche Regierung antwortet auf die Kundgebung der provisorischen Regierung Rußlands vom 10. April, daß diese in ihren wesentlichen Punkten mit den mehrfach wiederholten Erklärungen Deutschlands und seiner Verbündeten übereinstimme. Danach erstreben beide Parteien nichts anderes als die Sicherung des Daseins, der Ehre und der Entwicklungsfreiheit ihrer Völker. Es liege weder im Wunsche, noch im Interesse der Mittelmächte, daß das russische Volk aus dem Kampfe erniedrigt oder in seinen Lebensbedingungen erschüttert hervorgehe. Sie haben keinen anderen Wunsch als mit einem zufriedenen Nachbarn in Frieden und Freundschaft zu leben. Sich in die Neuordnung der russischen Verhältnisse einzumischen, liege Deutschland völlig fern. Wenn das russische Volk noch länger blute und leide, statt sich ruhig und ungestört dem inneren Ausbau seiner Freiheit zu widmen, so sei nicht Deutschland daran schuld, sondern die Verbündeten Rußlands, die Deutschland um weite Länderstriche berauben, Oesterreich-Ungarn zertrümmern, die Türkei aus Europa verdrängen und Kleinasien in weitem Umfange aufteilen wollen. Rußland kämpfe in Wahrheit nicht mehr für sich selbst, sondern nur für die Eroberungspläne seiner Bundesgenossen. — Die Erklärung der österreichisch-ungarischen Regierung bewegt sich in ähnlichen Gedankengängen und fügt noch hinzu, es könne also „bei dieser Gleichheit der Ziele der Regierungen der Verbündeten und der provisorischen Regierung Rußlands nicht schwer sein, den Weg der Verständigung zu finden". — Die Mittelmächte haben also wieder, und diesmal in ganz bestimmter Form, ihren Friedenswillen zu erkennen gegeben. Die neue russische Regierung braucht für die von ihr aufgestellten Kriegsziele nicht mehr Krieg zu führen, denn Deutsche und Oesterreicher erklären ihr Einverständnis. Auf die Antwort aus Petersburg darf man gespannt sein. Wird Buchanan siegen oder die Vernunft und das eigene Interesse?

Im Warschauer Stadtschloß hat in Anwesenheit des österreichisch-ungarischen Generalgouverneurs und des polnischen Staatsrats die feierliche Uebergabe des polnischen Hilfskorps an den Generalgouverneur von Warschau, General v. Beseler, stattgefunden. Der Kaiser hatte ein Telegramm gesandt, in dem er sagt, daß er in der Bildung des polnischen Heeres die wichtigste Grundlage für den Aufbau des polnischen Staates erblicke. General v. Beseler verlas eine Botschaft an den Staatsrat, wonach das ihm übergebene Hilfskorps als Stamm für das aufzustellende polnische Heer dienen soll. Das Ausscheiden der österreichischen und ungarischen Staatsangehörigen aus dem polnischen Heere werde Gegenstand späterer Vereinbarungen sein.

Montag, 16. April.

Die Schlacht bei Arras hat sich nach den gestrigen und heutigen Berichten in eine große Zahl einzelner Kampfhandlungen aufgelöst, die immer noch überaus heftig sind, aber doch nicht mehr als einheitlicher Angriff der Engländer betrachtet werden können. Es steht jetzt fest, daß den Engländern ihr ungeheurer Einsatz an Menschenmassen und Munition nichts genützt hat. Der Plan des Durchbruchs ist mißlungen. Neue wütende Angriffe der Engländer in der Scarpe-Niederung sind blutig gescheitert; ein deutscher Nachstoß brachte obendrein 300 Gefangene und reiche Beute. Ein Vorstoß deutscher Truppen nördlich der Straße Arras-Cambrai warf den Feind auf Lagnicourt und Boursies zurück und trug uns 475 australische Gefangene, sowie eine Beute von 22 Geschützen und zahlreichen Maschinengewehren ein.

Von Soissons bis Reims und in der westlichen Champagne hält die furchtbare Artilleriekschlacht noch immer an. Nach Scheitern feindlicher Erkundungsvorstöße ist nun heute morgen in breiten Abschnitten die Infanterieschlacht entbrannt.

In Berlin liefen seit einigen Tagen Gerüchte um von einem großen Streik, der am Tage der Herabsetzung der Brotration von Arbeitern der Munitions- und Metallwarenfabriken begonnen werden sollte. Vielfach wurden große und gefährliche Demonstrationen der Gefolgschaft der abtrünnigen Sozialdemokraten befürchtet. Wer dabei in seiner Phantasie bis nach Petersburg geschweift ist, ist nicht auf seine Kosten gekommen. Es hat zwar einige Umzüge gegeben — meist von Jugendlichen und auch vielen Frauen —, die Polizei aber und auch die meisten Demonstranten benahmen sich verständig, so daß es keine bösen Zwischenfälle gab. Der Streik selbst ist in unbedeutenden Grenzen geblieben.

Brasilien hat jetzt wirklich die diplomatischen Beziehungen mit uns abgebrochen. Als Grund hat es die Zerstörung des brasilianischen Dampfers „Parana" angegeben, der im Sperrgebiet von einem U-Boot rechtmäßig versenkt worden ist. — Chile hat durch seinen Gesandten mitteilen lassen, daß die Republik auch weiterhin Neutralität beobachten werde.

In Rußland gewinnt anscheinend Tscheidse immer mehr an Macht. Der Arbeiter- und Soldatenkongreß hat unter seinem Einfluß eine Entschließung angenommen, die im Grunde ein Mißtrauensvotum gegen Miljukoff und seinen Anhang in der Regierung ist. Der Kongreß verlangt dauernden politischen Einfluß auf die Regierung, um diese zur Demokratisierung des russischen Lebens zu verpflichten und einen gemeinsamen Frieden vorzubereiten, ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen, auf der Grundlage einer freien Entwicklung aller Völker.

Die menschenfreundlichen Engländer haben sich wieder einmal ebenso billigen, wie traurigen Ruhm erworben durch einen Luftangriff auf die offene Stadt Freiburg im Breisgau. Militärische Werte, die solchen Angriff rechtfertigen könnten, gibt

Digitized by Google

es in Freiburg nicht. Sie griffen mittags mit einem Geschwader von 12, nachmittags mit zwei weiteren Geschwadern von 23 Flugzeugen an. Es gelang ihnen, eine Anzahl Frauen und Kinder zu töten oder zu verletzen, ein trauriges Seitenstück zu dem Karlsruher Kindermord vom Sommer vorigen Jahres. 3 Flugzeuge wurden durch deutsche Flieger abgeschossen. Gleichwohl bleibt die Frage berechtigt, wieso ein so großes Geschwader unbehelligt durch Abwehrmaßnahmen überhaupt bis Freiburg kommen und mit verhältnismäßig so geringen Verlusten wieder entkommen konnte!

Dienstag, 17. April.

„An der Aisne ist eine der größten Schlachten des gewaltigen Krieges und damit der Weltgeschichte im Gange." So beginnt der heutige Heeresbericht. Seit 10 Tagen trommeln die Franzosen auf der weiten Front von Soissons bis tief in die Champagne hinein. Die ungeheure, unerhörte Artillerievorbereitung machte es jedem klar, daß die Franzosen diesmal alles dransetzen würden, um die Entscheidung zu erzwingen, ohne jede Schonung von Menschen und Material. Nun sind sie auf 40 Km. breiter Front zum Angriff vorgegangen. Ihre Infanterie ist gewiß tapfer zum Sturm geschritten; es war aber in einer für Frankreich vielleicht verhängnisvollen Weise ein Todesweg. An einzelnen Stellen haben sie etwas Geländegewinn erreicht, im ganzen aber ist der große Durchbruchsversuch gescheitert. Sie haben auf der gewaltigen Front nach ihren Angaben an 10 000 Gefangene gemacht; das kann vielleicht stimmen; solche Verluste sind nie ganz zu verhindern, erst recht nicht bei solcher Riesenschlacht. Aber auch die deutschen Verteidiger, die hier und da die Abwehr im Gegenstoß führten, haben mehrere Tausend Gefangene eingebracht, ein Zeichen, wie kraftvoll überlegen die Verteidigung gegen ungeheure Uebermacht von unseren Truppen geleistet worden ist. Und nun, kaum begonnen, gerät der Angriff bereits ins Stocken. Man denkt an das Wort von Clausewitz, daß eine Offensive, die zum Stehen gekommen ist, als gescheitert zu betrachten sei. Bei der englischen Offensive im Raum von Arras ist das sicher der Fall; auch im französischen Angriffsraum wird sich das Wort bestätigen, wie schon so oft in diesem Kriege, wenn unsere Gegner sich bereits auf dem Marsche zum deutschen Rhein wähnten.

Mittwoch, 18. April.

Das Ergebnis der 6. Kriegsanleihe wird heute bekannt. Es ist die frohe Botschaft von einem großen Siege. Das deutsche Volk hat seinen politischen Befähigungsnachweis erbracht, indem es nach außen deutlich erkennbar Zeugnis ablegte von seiner wirtschaftlichen Kraft und seinem staatsbürgerlichen Sinn. Mit den 12,7 Milliarden ist das bisher günstigste Ergebnis der dritten Anleihe ganz erheblich — um mehr als 600 Millionen — übertroffen worden. Rund 60 Milliarden sind es nun, die das deutsche Volk dem Reiche geliehen hat.

In Wien gibt es schon wieder einmal einen Wechsel in den Ministerien. In den deutschen Kreisen herrscht deshalb große Erregung. Denn es handelt sich diesmal nicht um irgendeine Meinungsverschiedenheit innerhalb des Kabinetts, sondern um die Fragen, die für die Deutschen Oesterreichs im Mittelpunkt ihres patriotischen Denkens stehen: Einführung des Deutschen als staatlicher Verkehrssprache, sprachliche Abgrenzung in Böhmen und Reform der Geschäftsordnung des Reichsrats. Der deutsche Nationalverband fordert eine außerparlamentarische Lösung dieser Fragen auf Grund des Verordnungsrechts nach § 14 der Verfassung, und zwar fordert er das vor Einberufung des Reichsrats, weil Verhandlungen des Reichsrats über nationale Fragen leicht zu Szenen führen können, die jetzt im Kriege doppelt unerquicklich sind. Da nun aber die Kabinettsmehrheit unter Führung des Grafen Clam Martinitz sich zur Einberufung des Reichsrats ohne vorherige Regelung der nationalen Fragen entschlossen hat, haben die deutschen Minister Urban und Baernreither ihr Entlassungsgesuch eingereicht. Das Gesuch ist von der Krone nun wieder genehmigt. Es heißt, daß Verhandlungen im Gange sind, die zu einer Verständigung führen könnten. Das wird aber wohl nur möglich sein, wenn den Deutschen von der Krone bindende Zusagen gemacht werden.

Es bestätigt sich, daß der große Franzosensturm an der Aisne schon jetzt als gescheitert betrachtet werden kann. Die deutsche Mauer hat sich wieder bewährt, glänzend wie kaum je zuvor. Die Zahl der französischen Gefangenen ist auf mehr als 3000 angewachsen.

Donnerstag, 19. April.

Der Generalgouverneur von Belgien, Generaloberst Freiherr v. Bissing, ist tot. Er ist in den Sielen gestorben. Der Tod dieses vornehm denkenden und handelnden, klugen und gerechten Statthalters im schwierigsten Okkupationsgebiet, der sich die Achtung auch der verbissensten Deutschenhasser seines Amtsbereichs zu erwerben verstanden hat, wird von allen betrauert, am meisten von denen, die mit ihm oder unter ihm zu arbeiten Gelegenheit gehabt haben — um seiner Person und um der Sache des Vaterlandes willen, die er wie nur wenige gefördert hat.

Seit längerer Zeit hört man endlich wieder einmal etwas von unseren Tapferen in Deutsch-Ostafrika. Monate sind ins Land gegangen, seit der frühere englische Oberbefehlshaber, der Burengeneral Smuts, großsprecherisch behauptete, daß die deutsche Schutztruppe „erledigt" sei. Aber sie lebt immer noch, und zwar sehr kräftig. Selbst aus der englischen Meldung liest man zwischen den Zeilen heraus, wie ihr Widerstand nicht bloß ungebrochen ist, sondern offenbar noch an Nachhaltigkeit gewonnen hat. Ihre Hauptmacht erwehrt sich südlich des Rufidji tapfer und mit Erfolg der feindlichen Ueberzahl. Nördlich und nordöstlich des Nyassasees scheinen die Unseren sogar unter Ueberwindung befestigter englischer Linien an Boden erheblich gewonnen zu haben.

An der Aisne, besonders in der Nähe von Craonne, ebenso in der Champagne bei Auberive, Fortdauer französischer Angriffe. Bei Brimont haben die Franzosen die russischen Bataillone an den Ehrenplatz im schwersten Feuer gestellt. Ueberall das gleiche Bild: die Feinde kämpfen gut, ihre Artillerie überschüttet die Unseren mit einem wahren Sturzbad von Eisen, ihre Infanterie stürmt mit Todesmut, aber die Deutschen halten zähe aus. Der Durchbruch ist nirgends gelungen, die furchtbaren Opfer sind von den Franzosen umsonst gebracht — trotz der insgesamt 17 000 Gefangenen, die sie seit Beginn der Schlacht melden.

In Oesterreich hat die innerpolitische Krise bereits ihr Ende gefunden. Die beiden deutschen Minister bleiben im Amte. Ob der polnische Landsmannminister Dr. Grzynski, der die Oktroierung der galizischen Autonomie vor Einberufung des Reichsrats verlangte, sein Entlassungsgesuch zurückziehen wird, ist noch nicht sicher. Kaiser Karl hat eine Abordnung der deutschen Reichsratsabgeordneten empfangen und zu ihnen warme Worte des Vertrauens zur besonderen Staatstreue der Deutschen gesprochen. Er zähle, sagte er, auf die Deutschen in Oesterreich, denen als sicheren Stützen der Staatseinheit bei der Ordnung der Verhältnisse während und nach dem Kriege eine große Aufgabe zukomme. Aus dem Sinn dieser Worte und aus der Tatsache, daß die Entlassungsgesuche Urbans und Baerenreithers nicht angenommen wurden, geht hervor, daß den Deutschen für ihre Forderungen die nötige Sicherheit gegeben worden ist. Sie werden sich nun mit dem Aufschub zufrieden geben, damit der Reichsrat schleunigst zusammentreten kann.

In Spanien ist der liberale Ministerpräsident Graf Romanones mit seinem ganzen Kabinett zurückgetreten. Das neue Kabinett ist von dem weiter links stehenden Liberalen Garcia Prieto gebildet worden. Prieto hat sich wiederholt für strengste Neutralität ausgesprochen. Der Ministerwechsel hat also wohl rein innerpolitische Gründe.

Freitag, 20. April.

Auf dem Kampffeld von Arras nimmt die Feuertätigkeit wieder zu. Die Doppelschlacht an der Aisne und in der Cham-

Digitized by Google

pagne dauert noch an. Die Franzosen fahren fort, ihre Truppen trotz blutigster Verluste immer wieder rücksichtslos zum Sturm zu schicken, namentlich bei Craonne. Ganz besonders heiß ist es am Aisne-Marne-Kanal hergegangen; hier liefen die Franzosen in vielfach gestaffelten Sturmwellen fünfmal hintereinander vergeblich gegen unsere Linien an. Eine frisch eingesetzte Division nach der anderen brach blutend zusammen. In der Champagne, wo unsere Truppen freiwillig Auberive geräumt hatten, haben sie in trefflich durchgeführtem Gegenstoß den vorgestern vorwärts gekommenen Feind wieder zurückgedrängt, obwohl dieser zahlreiche frische Truppen ins Gefecht geführt hatte.

Die Welt ist erfüllt von Friedensgesprächen. Die Veränderung der Dinge in Rußland und die Art, wie die Mittelmächte der neuen Sachlage Rechnung tragen, haben überall die Friedensfreunde mit neuem Mut erfüllt. Man spricht von Zusammenkünften in Stockholm zwischen russischen und nordischen und sogar auch deutschen Sozialisten. Der sozialdemokratische dänische Minister Stauning und der holländische Sozialistenführer Troelstra sind in der Tat nach Stockholm gereist. Es ist aber voreilig, aus solchen Privatkonferenzen, gleichviel welchen Umfanges, Anlaß zu großen Erwartungen zu schöpfen. Die Regierungen der Mittelmächte haben in ihren an die neue russische Regierung gerichteten Kundgebungen die Friedensbereitschaft ihrer Völker deutlich genug zum Ausdruck gebracht. Wenn es privaten Aussprachen gelingen sollte, für unmittelbare Verhandlungen den Boden zu ebnen, so wäre das gewiß ebenso erfreulich als wenn die zünftige Diplomatie der begewiß ebenso erfreulich, als wenn die zünftige Diplomatie der beist es denn doch noch nicht so weit. Jetzt hat erst einmal die russische Regierung das Wort. In dieser aber liegen Miljukoff und Kerenski miteinander in offener Fehde.

Sonnabend, 21. April.

Die Londoner Zeitung „Daily Mail" schreibt: „Der Vorrat an Weizen und Mehl wird immer geringer. Wenn die freiwillige Einschränkung nicht größer wird, wird es notwendig sein, Zwang einzuführen, und man wird uns befehlen müssen, brotlose, fleischlose und kartoffellose Tage einzuhalten." Diese dringende, auch von anderen führenden Blättern gebrachte Warnung ist das Ergebnis einer Bestandsaufnahme des Lebensmittelministeriums. Wir entnehmen daraus, daß die Wirkung unseres Tauchbootkrieges sich jetzt auch in England ähnlich peinlich geltend macht, wie schon seit langem in Frankreich und besonders in Italien.

Herr Wilson, der Inhaber aller Patente für Menschenrecht, Völkerrecht, Freiheit und ähnliche hohe Güter, „erörtert mit dem Kabinett" die Frage der Lebensmittelausfuhr nach Nordeuropa. Er will verhindern, daß amerikanische Lebensmittel Deutschland erreichen, und trägt sich deshalb mit dem Plan, die Ausfuhr nach Nordeuropa zu verbieten, wenn sich die nordischen Staaten nicht verpflichten, jegliche Ausfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland zu unterlassen. Die Antwort, die Wilson auf seine Aufforderung zum Abbruch der Beziehungen mit Deutschland von den Nordstaaten seinerzeit erhalten hat, hat trotz aller Deutlichkeit offenbar noch nicht genügt. Der staatliche Selbsterhaltungstrieb unserer Anrainer wird aber auch jetzt wieder ebenso stark sein, wie ihr im Kriege oft bewährter Rechts- und Unabhängigkeitssinn. Ist das der Fall, so wird Herr Wilson wenig Freude an dem nordischen Echo erleben.

Der Riesenkampf im Westen löst sich anscheinend immer mehr in Einzelkämpfe auf. Noch ist die dreifache Schlacht von Arras, der Aisne und der Champagne nicht zu Ende. Aber der Ausgang ist nicht mehr zweifelhaft. Die Opfer der Feinde sind auch diesmal wieder vergeblich gebracht. Der Heeresbericht beginnt heute — wohl im Gefühl, bei einem gewissen Abschluß des Ringens angelangt zu sein — seine Meldung mit einem von allen Deutschen empfundenen Dankeswort: „Truppen aller deutschen Stämme vollführen auf dem gewaltigen Schlachtfelde an der Aisne und in der Champagne im Kampf Mann gegen Mann und im bis zum Tode getreuen Ausharren bei schwerstem Feuer täglich und stündlich Heldentaten. Der Heeresbericht kann sie nicht einzeln nennen."

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 15. April.

Der Antrag des Hamburger Senats zur Wahlrechtsreform erscheint im Wortlaut in den Zeitungen. Er ist charakteristisch in seiner Verbindung von freiheitlichem Geist und Siegeswillen.

„Nach dem geltenden Wahlgesetz für die Wahlen zur Bürgerschaft werden bei den allgemeinen Wahlen im Stadtgebiet die wahlberechtigten Bürger auf zwei nach dem Einkommen getrennte Wählergruppen verteilt. Die Erfahrungen der Kriegszeit legen die Frage nahe, ob es richtig ist, auch für die Zukunft an dieser Scheidung festzuhalten. In treuer, oft in warmen Worten anerkannter Pflichterfüllung haben Hamburgs Söhne unter schwersten Opfern Schulter an Schulter gekämpft und an der Verteidigung des Vaterlandes ruhmreichen Anteil genommen. Opferwillig hat die in der Heimat zurückgebliebene Bevölkerung gemeinsam alle Entbehrungen getragen, welche ihr durch den nicht nur gegen die Kämpfer im Felde, sondern auch gegen die heimische Zivilbevölkerung gerichteten Vernichtungswillen der Feinde auferlegt sind. Obwohl Hamburg, dessen Lebensadern durch die Lahmlegung von Handel und Schiffahrt unterbunden sind, unter dem gegenwärtigen Kriege so schwer gelitten hat, wie kaum ein anderer deutscher Staat, ist der Entschluß seiner Bevölkerung, durchzuhalten bis zum siegreichen Ende und zu diesem Zwecke auch weitere Opfer zu bringen, unerschütterlich. Alle, die kraft ihrer Stellung im öffentlichen Leben das Vertrauen der Bevölkerung genießen, sind in Uebereinstimmung mit der Presse aller Parteirichtungen einig in dem Bestreben gewesen, die Ueberzeugung lebendig zuerhalten, daß nur eine siegreiche Beendigung dieses dem deutschen Volke durch den Neid und die Mißgunst seiner Gegner aufgezwungenen Krieges und ein die Unabhängigkeit des Deutschen Reiches sichernder Friede eine wirtschaftliche Entwicklung gewährleisten, wie sie für die Wohlfahrt aller Bevölkerungskreise unerläßliche Bedingung ist. Die während des Krieges oft bewährte Einigkeit der Bevölkerung, die als eine der wertvollsten Errungenschaften dieser Zeit angesehen werden muß, rechtfertigt das Vertrauen, daß auch nach Wiederkehr des Friedens, wenn es gilt, wiederaufzubauen, was der Krieg zerstört hat, alle nach besten Kräften an der Erreichung dieses Zieles mitarbeiten werden, mögen auch die Meinungen darüber, auf welchem Wege das Ziel am sichersten erreicht werden kann, manchmal auseinandergehen. An der Erhaltung dieser Einigkeit mitzuwirken, ist auch Aufgabe der Gesetzgebung. Der Senat ist deshalb der Meinung, daß die unter anderen Verhältnissen eingeführte Verteilung der wahlberechtigten Bürger auf zwei nach dem Einkommen getrennte Wählergruppen angesichts der heutigen veränderten Sachlage nicht ferner beizubehalten sein wird. Erwünscht erscheint es, eine dementsprechende Aenderung des Wahlgesetzes schon jetzt vorzubereiten, damit sie alsbald nach Beendigung des Krieges erfolgen und schon bei den nächsten Bürgerschaftswahlen angewandt werden kann. Die Angelegenheit wird nach Ansicht des Senats am besten gefördert werden, wenn die Vorarbeiten in die Hand einer aus Mitgliedern des Senats und der Bürgerschaft gebildeten Kommission gelegt werden."

Nie wird man dies vergessen: dies Nebeneinander von Sterben und Zerstörung draußen und von Erneuerung im Innern, von Enttäuschungen und Erfüllungen. Die innere Spannung, mit der man den an allen Enden der Welt in neue Brandungen geratenden politischen Kräften zusieht, — und daneben die kleinen Sorgen um Kartoffeln und Gemüse!

Montag, 16. April.

Dies Warten der Mütter daheim, bis die erste Welle die Trümmer der großen Schlacht an den heimischen Strand wirft! Jetzt kommen die Nachrichten: gefallen, vermißt — — — und schlagen an tausend Türen der Heimat. Zuweilen überflutet einem wie eine Vision die Vorstellung der unermeßlichen Summe dieser Schmerzen, von denen jeder wieder für sich ein seelisch Unendliches ist, und unendlich in seinen Nachwirkungen. Welche Ströme reinen, kraftvollen Lebens sind notwendig, um dies alles zu überblühen.

Die Nachricht von dem Tode Elisabeth Gnauck-Kühnes bewegt uns, ihre Mitkämpferinnen für die gleichen Ziele, tief, weil ihr Leben trotz seiner Fülle an Leistung und Wirkung, etwas

Digitized by Google

subjektiv Unvollendetes hatte. Immer, wenn man mit ihr zusammen war, hatte man diesen starken Eindruck eines immer noch suchenden und unausgefüllten Menschen. Und das berührt fast tragisch in einem Leben, das für die Frauensache in Deutschland so viel bedeutet hat. Der erste große Sieg in der Vertretung der deutschen protestantischen Bildung, dem Evangelisch-sozialen Kongreß durch den Vortrag von 1896, beruhte darauf, daß Frau Gnauck-Kühne als erste deutsche Frau die Erscheinungen der Frauenfrage in dem besonderen wissenschaftlichen Geist des Kathedersozialismus erfaßte. Sie gehörte um die Zeit auch zum nationalsozialen Kreise, auch hier für die Beachtung der Frauenbewegung kämpfend. Ihre wissenschaftlichen Leistungen für das Verständnis unseres Problems werden an Bedeutung nie verlieren, weil sie gründlich, scharfsinnig und großzügig — und dabei temperamentvoll sind. Man fühlt in der Schärfe ihrer klaren Sätze immer die leidenschaftliche Anteilnahme an ihrer Sache.

Dienstag, 17. April.

Der Aufruf Wilsons: „Der Eintritt unseres geliebten Vaterlandes in den grausamen und schrecklichen Krieg für die Demokratie und die Menschenrechte," einem Krieg, dem „nicht ein einziges selbstsüchtiges Element anhaftet" — ist wieder so ein Beitrag zur Entwertung der Worte, in denen von den sogenannten höchsten Gütern der Menschheit geredet wird. Wie diese Worte heruntergewirtschaftet werden, das ist so widerlich, daß man an dem Ekel darüber immer wieder zu schlucken hat.

In Hamburg werden jetzt im ganzen etwa 350 000 Portionen täglich durch die Kriegsküchen ausgegeben. Das heißt, daß weit über ein Drittel der Einwohner aus der Massenspeisung ernährt werden; Hamburg zeigt von allen deutschen Städten die stärkste Entwicklung der Gemeinschaftsküche.

Mittwoch, 18. April.

Die sechste Kriegsanleihe hat 12,77 Milliarden erbracht. Die Nachricht fliegt heute nachmittag von Telephon zu Telephon. In Hamburg sind 395½ Mill. M. gezeichnet gegen 363 Millionen bei der 5. und 353 Millionen bei der 4. Anleihe, in Altona 72 (gegen 56 bei der fünften), in Lübeck 156 gegen 121, in Kiel 142,7 gegen 108,6.

Heute erscheint eine Darstellung der großen Berliner Streikbewegung, die morgen durch Wiederaufnahme der Arbeit beendet sein wird, im „Vorwärts". An dem Streik waren etwa 210 000 Arbeiter der Rüstungsindustrie beteiligt, d. s. die Arbeiter von etwa 300 Betrieben. Anlaß ist Unzufriedenheit mit der Ernährungsregelung. Der preußische Staatskommissar hat in 5stündiger Verhandlung mit den Arbeitern diesen erklärt, daß die für die nächsten Monate festgesetzten Brot-, Kartoffel- und Fleischrationen der Bevölkerung mit Sicherheit auch würden zugeführt werden können. Gegen den Schleichhandel werde energisch eingeschritten werden. Die Arbeitervertretung, die für die Streikenden die Verhandlungen führte, wird als ständige Kommission beim Oberbürgermeister von Berlin, bzw. beim Arbeitsausschuß für Groß-Berlin für die Lebensmittelverteilung weiter fungieren. Da auch in einer zweiten Frage — der Einziehung eines Funktionärs des Metallarbeiterverbandes zum Heeresdienst, die nach Meinung der Arbeiter aus anderen als aus militärischen Gründen erfolgt sei — eine Einigung erzielt wurde, hat die Metallarbeiterversammlung vom Dienstag nahezu einstimmig die Wiederaufnahme der Arbeit beschlossen.

Es ist gut, daß diese Vorgänge offen und ohne Heimlichtuerei in den Zeitungen besprochen werden.

Donnerstag, 19. April.

Die neue preußische Wahlrechtsvorlage wird auch eine Neueinteilung der Wahlkreise vorsehen, durch welche die städtisch-industriellen Kreise eine gerechtere Berücksichtigung erfahren sollen.

Der Senatsantrag zur Wahlrechtsreform ist gestern in der Bürgerschaft verhandelt. Der Führer der Vereinigten Liberalen, Dr. Petersen, hob durch seine Rede den nationalsozialen Geist des Antrags — eine Erfüllung lange gehegter politischer Ideale und die Bestätigung des liberalen Glaubens an die nationale Reife des Volkes — packend hervor. Es wird noch politische Kleinarbeit in der Kommission kosten, um durch die praktische Verwirklichung diese Bedeutung des Antrags voll zur Geltung zu bringen. Der sozialdemokratische Vertreter fragte: Wie soll es künftig mit den Frauen werden? Wir hoffen, daß auch die Liberalen darauf schon eine Antwort haben.

Freitag, 20. April.

Der Bundesrat ist dem Beschluß des Reichstages beigetreten, daß das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872 aufgehoben werden solle.

In der gleichen Sitzung hat der Bundesrat dem Beschluß des Reichstags, den Sprachenparagraphen des Vereinsgesetzes zu beseitigen, seine Zustimmung erteilt.

Damit sind zwei Verbote gefallen, denen praktisch ohne Zweifel eine weit geringere Bedeutung zukommt, wie sie sich als Agitationsstoff erworben haben.

Hindenburg hat ein Schreiben an den Leiter des Kriegsamtes gerichtet, das sich auf die Arbeitseinstellung in der Berliner Rüstungsindustrie bezieht.

An dieser Aufklärung scheint es mir vor allem den Frauen gegenüber zu fehlen. In England werden den Arbeiterinnen der Rüstungsindustrie im Betrieb während der Arbeitszeit und ohne Lohnkürzung Vorträge mit Lichtbildern über die Bedeutung der Munitionsversorgung an der Front gehalten. Das sollte hier auch geschehen und würde auch noch in anderer Beziehung das Verantwortungsgefühl stärken.

Sonnabend, 21. April.

Die Werft! Das ist ein Anblick, zu dem man alle der Aufrichtung bedürftigen Seelen einladen möchte. Keine vaterländische Rede und keine Berufung mit Worten auf die deutsche Macht und Zukunft kann so stählen und befreien wie ein Weg durch diese Eisentempel, über die der wasserfrische Frühlingswind die Wolken treibt. Man geht, ein winziger Mensch, zwischen diesen ragenden Riesengerüsten hin, sieht das Gewimmel unzählbarer Stufen zu schwindelnden Höhen hinauflaufen, von denen die Kräne abenteuerlich in den Himmel ragen, sieht die Kräfte, die alle diese titanischen Massen bewegen, sich in ein paar Hebeln sammeln und dem unscheinbarsten Handgriff lenkbar werden. Und von dieser Riesenorganisation der elementaren und menschlichen Kräfte geht eine greifbare Zuversicht, eine königliche Sicherheit aus, die sich einem unbewußt mitteilt und wie nichts anderes stählt. Man geht, als Mensch der stofflosen geistigen Arbeit, sehr demütig nach Hause und ist doch irgendwie mit auf alles stolz und jedenfalls für lange hinaus erhoben.

Max Weber / Rußlands Übergang zur Scheindemokratie

Der Unterzeichnete beansprucht für die Gegenwart keinerlei Sachverständnis über Rußland, welches sich nicht jedermann sonst auch verschaffen könnte. Vielleicht aber hat er ein nüchternes Urteil über das, was von den jetzt ans Ruder gekommenen Männern uns gegenüber zu erwarten ist. Unbeschadet meiner von jeher sehr starken Sympathien für die russische Befreiungsbewegung muß nachdrücklich ausgesprochen werden: bei der jetzigen Zusammensetzung der russischen Regierungsgewalt kann von aufrichtig friedlichen Gesinnungen der Mehrheit der maßgebenden Männer Rußlands g a r k e i n e R e d e sein und noch viel weniger von freundlichen Absichten gegenüber dem deutschen Volke (ich sage sehr absichtlich: „dem deutschen V o l k e" und nicht etwa nur: der jetzigen deutschen Regierung). Die, trotz der

im höchsten Grade herausfordernden und geradezu kriegswütigen Aeußerungen von Prof. Miljukow, von seiten der Zentralmächte abgegebenen friedlichen Erklärungen waren nicht nur ehrlich, sondern es war und bleibt trotz und wegen jenes Verhaltens auch politisch absolut richtig, sie erneut zu geben. Denn wir haben an die weitere Zukunft zu denken. Aber freilich müßten noch Ereignisse anderer Art als bisher oder starke Machtverschiebungen eintreten, um ihnen zum unmittelbaren Erfolg zu verhelfen.

Prophezeiungen über den weiteren Verlauf der Revolution wären wohl selbst für den bestinformierten Beobachter unmöglich. Daß ein Umsturz der Zarenmacht während des Krieges überhaupt entstehen würde, haben auch ungleich besser über die Lage orientierte Leute als ich unbedingt bezweifelt und selbst nach dem Krieg für mehr als fraglich gehalten. Die Agrarreform Stolypins hatte ja den klugen Schachzug getan, eine der sozialrevolutionären Kerntruppen, die Bauern der altrussischen Gebiete, in zwei ungleich große, aber unvermeidlich tief verfeindete Teile zu spalten: einerseits die neuen, aus dem Dorfkommunismus ausgeschiedenen Privateigentümer: die ökonomisch stärksten Elemente der Bauern also, deren neuer Besitz sie mit dem bestehenden Regime eng verknüpfte, und andererseits die im Dorfkommunismus verbliebenen proletarisierten Bauernmassen, welche die Verleihung jenes Privatbesitzes als schnödes Unrecht zugunsten der anderen empfanden. Des weiteren schien es immerhin möglich, daß ein anderer wichtiger Träger der alten sozialrevolutionären Ideen sich anders als früher verhalten könnte: das sogenannte „dritte Element". Dahin gehören die massenhaften fest aber schlecht bezahlten Angestellten der großen Selbstverwaltungsverbände, der sogenannten „Semstwos". Unter ihnen befindet sich fast die gesamte, überhaupt in der materiellen Verwaltung tätige „Intelligenz". So alles Personal der in Rußland sehr wichtigen agronomischen, der veterinären und überhaupt fast aller in unserem Sinn „volkswirtschaftlichen" Arbeit und des weltlichen Volksschulunterrichts, ebenso die, im Gegensatz zu unseren Verhältnissen, mit festem Gehalt angestellten ländlichen Aerzte. Das sind also fast alle jene Kreise der „Intelligenz", welche mit der Bauernschaft im Alltagsleben als Vertrauensleute ständig zu tun haben. Sie standen in der Zeit der vorigen Revolution zu der fast nur polizeilichen Zwecken dienenden staatlichen Verwaltung im schroffsten inneren Gegensatz und waren die Träger der sozialrevolutionären Propaganda auf dem Lande. Ebenso aber standen sie in Gegnerschaft zu den ehrenamtlichen Mitgliedern der Semstwos selbst, die dem bürgerlichen Besitz, vor allem dem ländlichen Grundbesitz, entstammten. Gewisse Aenderungen in der sachlichen Richtung der Semstwoarbeit sowohl wie auch in der Zusammensetzung dieser Schicht, welche man als Folge von Maßregeln der Stolypinschen Regierung und auch der Semstwos nach der Revolution vermuten durfte, konnten immerhin die jetzige Stellungnahme dieses Elements zu einer Revolution unsicher erscheinen lassen. Durch die Proletarisierung breiter Unterschichten der Bauern und durch die neue Privateigentumsordnung war ferner zwar das landlose, mit dem Dorf nicht mehr durch Landansprüche verknüpfte Industrieproletariat stark vermehrt worden. Es war ein führender Faktor der früheren Revolution gewesen. Aber es war an Zahl begrenzt, und der Verlauf der Dinge nach dem Verfassungsmanifest hatte damals die neuerdings überall gemachte Erfahrung bestätigt: daß heute Revolutionen mit einem mehr als ganz kurzfristigen Erfolg weder von dem Bürgertum und der bürgerlichen Intelligenz allein, noch auch von den proletarischen Massen und der proletarischen Intelligenz allein erfolgreich durchgeführt werden können. Alle Generalstreiks und Putsche waren gescheitert von dem Augenblick an, als das Bürgertum und dessen in Rußland wichtigster Bestandteil, die landbesitzenden Semstwokreise, sich der weiteren Mitwirkung versagt hatten. Auch wo aufständische Massen so fähige und wenigstens teilweise uneigennützige Führer haben, wie ohne Zweifel in Rußland, fehlt ihnen eben ein heute nun einmal auf die Dauer grundlegend wichtiges Kampfmittel: die Kreditfähigkeit. Diese genießt dagegen das Bürgertum. Und auf Grund ihrer kann es sich die Geldmittel verschaffen, welche heute für die Organisation einer dauernden Verwaltung, mag sie sich auch „revolutionär" nennen, ebenso notwendig sind wie für jede Machtorganisation überhaupt. Die Menschen wollen und müssen materiell zunächst einmal existieren, und um ein Heer von noch so idealistischen Angestellten zu bezahlen und die zahlreichen materiellen Mittel einer dauernden Macht zu beschaffen, braucht man: Geld. Es kam also darauf an, wie die bürgerlichen Kreise sich zu einer abermaligen Revolution verhalten würden. Die absolut reaktionäre Haltung der wenigen Riesenenunternehmer der Schwerindustrie stand auch in Rußland natürlich fest. (Sie waren so reaktionär, daß ihre Haltung Revoltestimmungen der Massen — wie bei uns — allerdings geradezu herausfordern mußte.) Ueber das Verhalten der Mehrheit der einst die Reformbewegung tragenden bürgerlichen Intelligenz und der Semstwokreise seit der Revolution schien aber ebenfalls kein Zweifel zu bestehen. Ihr durch die Enttäuschung ihrer innerpolitischen Machthoffnungen gebrochenes Selbstgefühl flüchtete sich um so inbrünstiger in die Romantik der äußeren Macht. Ganz begreiflich; die Angehörigen der höheren russischen Bureaukratie ebenso wie des Offizierkorps rekrutieren sich ja schließlich dort wie überall sehr stark aus diesen besitzenden Schichten. Konstantinopel und die sogenannte „Befreiung" der Slawen, das hieß praktisch: ihre Beherrschung durch die nationale großrussische Bureaukratie, ersetzten also jetzt die Schwärmerei für „Menschenrechte" und die „Konstituante". Lebendig geblieben war ja diese imperialistische Legende und insbesondere der großrussische Herrschaftsanspruch innerhalb Rußlands selbst in der bürgerlichen Intelligenz auch während der ganzen Befreiungsbewegung. Schon ehe auch nur die allergeringste Garantie für die angeblich allein erstrebten freiheitlichen Errungenschaften erreicht war, hatten (1905) fast alle führenden Persönlichkeiten des „Befreiungsbundes" (nicht etwa nur der ganz zu Unrecht dafür geschmähte Herr Peter Struwe) ihre Augen nach Konstantinopel und der Westgrenze gerichtet. Die Existenz einer ukrainischen Nationalität wurde von ihnen bestritten, die polnische Autonomie lediglich unter dem Gesichtspunkt, sich für eine künftige Expansion Rußlands nach außen „Freunde an der Westgrenze" zu schaffen, behandelt, die „Befreiung" aller möglichen Völker als Aufgabe ausgerechnet gerade des Großrussentums verkündet — während doch im eigenen Haus noch schlechthin alles an „Befreiung" zu tun war. Die kleine Gruppe von Ideologen der alten Dragomanowschen Schule, welche eine Umgestaltung Rußlands zu einer wirklich gleichberechtigten Nationalitätenföderation erstrebten, waren schon damals entweder betrogene Betrüger oder vollkommen einflußlos und in steter Furcht, den großrussischen Chauvinismus ihrer Genossen nicht zu reizen. Die Frage der Nationalitätenautonomie innerhalb Rußlands war denn

auch, wie Prof. J. Haller in seiner vor kurzem erschienenen lesenswerten Schrift: „Die russische Gefahr im deutschen Hause“ (Stuttgart 1917) mit Recht betont hat*), das wichtigste Mittel in der Hand Stolypins gewesen, durch Weckung des großrussischen Nationalismus die demokratische Opposition niederzuwerfen. Die feste Ueberzeugung von dem vermeintlich „unvermeidlichen“ Zerfall Oesterreich-Ungarns und die Schwächung der Türkei im Balkankrieg schwellten die Hoffnungen dieser imperialistischen Intelligenz aufs äußerste. In der Duma wurde sie Hauptträgerin der Kriegsvorbereitungen, und im Kriege vertritt sie die Parole vom „Krieg bis zum äußersten“. Seit der von Prof. Haller (S. 80) erwähnten Rücksprache des Großfürsten Nikolaj (Juli 1914) mit den Führern der „Kadetten“ waren diese Politiker höchst plötzlich in das Lager der Kriegshetzer abgeschwenkt. Sie hofften von der Fortsetzung des Kriegs eine Stärkung der finanziellen Position der Bourgeoisie. Die politisch liberale Entwicklung Rußlands, meinten Vertreter der Kadettenpartei zu Kriegsbeginn in Privatgesprächen, „komme ganz von selbst“. Wie dies je hätte geschehen sollen, wenn die Autokratie und Bürokratie durch einen Sieg über uns mit ungeheuerem Prestige aus dem Krieg hervorgegangen wäre, — dies blieb im Dunkeln. Es war ja nur als Folge einer schweren Niederlage möglich, welche diese russischen Imperialisten durchaus nicht erwarteten. Eine Revolution mußte nach alledem als sehr unwahrscheinlich gelten.

Wenn sie nun dennoch gekommen ist, so war dafür nach den Erfolgen unserer Waffen das rein persönliche Verhalten des Zaren ausschlaggebend. Die Niederlage von 1915 benutzte er zwar zur Kaltstellung des jetzigen „Bürgerkönigs“ in spe: des Großfürsten Nikolaj. Aber den Teilerfolg von 1916 benutzte er nicht, um mit einem ehrenvollen Frieden aus dem Kriege zu kommen. Die Hoffnung auf Größeres und wohl auch der bei ihm bestehende tiefe rein persönliche Haß gegen den Deutschen Kaiser bedingte das. Nach der Niederlage in Rumänien gab es noch immer den Weg der Verständigung mit der durch und durch nationalistischen bürgerlichen, monarchisch gesonnenen Mehrheit der auf Grund eines krassen Klassenwahlrechts gewählten Duma. Ihn zu betreten und damit in die Bahn des Parlamentarismus einzulenken, hinderte den Zaren aber offenbar seine verhängnisvolle Eitelkeit. Ob daneben leicht pathologische Züge mitspielten, wie die Art seiner „Frömmigkeit“, die schließlich das Würdegefühl auch seiner besten Anhänger tief verletzt zu haben scheint, vermuten lassen könnte, kann ganz dahingestellt bleiben. Denn sein alles entscheidender Kernfehler lag ganz und gar in jenem verderblichen Irrtum: selbst regieren zu wollen. Dies zu tun konnte ein Monarch wie der Zar sich allenfalls dann einmal vortäuschen, wenn der Zufall es wollte, daß ein ganz ungewöhnlich begabter Staatsmann ihm den Schein zu wahren half. Der Zar wäre schon bei der letzten Revolution verloren gewesen, nachdem er aus Eifersucht und Eitelkeit den Grafen Witte entlassen hatte, wenn nicht wider alles Erwarten ihm in Stolypin eine der Situation gewachsene Persönlichkeit erstanden wäre, der er sich unbedingt fügte. Ohne einen solchen Anhalt blieb er notwendig ein Dilettant, dessen unvermeidlich unstetes und unberechenbares Eingreifen auch bei weit größerer Begabung alle zielbewußte Politik unmöglich machte und der um die Existenz des Landes und seiner Krone spielte. Technische Kenntnis der modernen Verwaltung konnte er, nachdem der Thron einmal in jungen Jahren bestiegen war, überhaupt nicht mehr erwerben. Aber sie war nicht das Entscheidende. Denn dafür konnten schließlich, bei der nötigen Zurückhaltung des Monarchen, tüchtige Beamte sorgen. Allein — was so gern vergessen wird — ein noch so hervorragender Beamter ist um deswillen noch kein irgendwie geeigneter Politiker und umgekehrt. Noch weniger aber war ein solcher Politiker der Zar. Die besonderen Qualitäten für dieses schlüpfrige Gebiet verantwortlichen Handelns, verbunden mit der strengen Sachlichkeit, dem sicheren Augenmaß, der reservierten Selbstbeherrschung, der Fähigkeit schweigenden Handelns, die es verlangt, sind keine ererbten Angebinde einer Krone. Und diese Qualitäten sich zu bewahren war für diesen, wie für jeden Monarchen in der die romantische Phantasie stark anregenden Lage eines solchen, noch ungleich schwerer als für andere. Es bedarf eben in monarchischen Staaten heute ganz fester und starker anderer Gewalten, um die Ausschaltung politisch unbegabter Monarchen in ihrem eignen Interesse im Fall der Notwendigkeit zu ermöglichen.

Eben dieses Problem der gegebenenfalls nötigen Ausschaltung des Monarchen mußte nun aber im Kriege je länger, je mehr in Rußland gerade für die tüchtigsten Schichten auch der absolut undemokratischen Imperialisten beherrschend werden. Dazu bedurfte es keiner Anzettelungen Englands. Es folgte auch für die zum Teil höchst sozialkonservativen Kreise des sogen. „Fortschrittlichen Blocks“ der Duma aus der Forderung der Sache. Große Politik wird stets von kleinen Kreisen von Menschen gemacht. Entscheidend für den Erfolg ist aber: 1. daß ihre Entschlüsse nicht durch Einfälle eines politisch so unbegabten Monarchen, wie des Zaren, gestört werden, — 2. daß sie die freie Hingabe einer hinlänglich breiten mächtigen gesellschaftlichen Schicht hinter sich haben, — 3. daß sie wissen, wie Machtkämpfe da geführt werden, wo Reglement, Befehl und militärischer oder bürokratischer Gehorsam nach der Natur der Sache nicht die technischen Mittel ihrer Durchführung sind, — und dies ist in der großen Politik der Fall. Ein Apparat nun, einen politisch unbegabten Monarchen im eigenen Interesse und dem des Landes, da, wo es sachlich nötig ist, auszuschalten, ohne daß die politischen Institutionen umgestürzt werden, bietet nur eine sehr starke und breit fundierte selbständige Parlamentsmacht der Vertrauensmänner der Wähler. Die menschlich verständliche Eifersucht des Fachbeamtentums, die sich als „monarchistisch“ gebärdende

*) Die Schrift richtet sich gegen das Buch und auch gegen die Kreuzzeitungstätigkeit des Herrn Prof. Hötzsch. Es ist in der Tat geradezu erstaunlich, daß ein Mann, der in Rußland wiederholt gewesen ist und dessen Buch mit beträchtlichen Ansprüchen auftritt, eine so vollständige Unkenntnis entscheidender politischer Parteigruppierungen an den Tag legt, wie es in jenem in jeder Hinsicht überaus seichten Buche geschieht, welches als politische Informationsquelle nicht in Betracht kommt. Meine eigenen seinerzeit gleichzeitig mit den Ereignissen geschriebenen Chroniken der Revolution von 1905/6 („Zur Lage der bürgerlichen Demokratie in Rußland“ und „Rußlands Uebergang zum Scheinkonstitutionalismus“ Tübingen, Mohr, 1906) können nur unter dem Vorbehalt noch in Betracht kommen, daß man 1. heute natürlich auch bei uns sehr viel mehr wissen kann, als damals, und den ganz lückenhaften Berichten zu entnehmen war, 2. daß seitdem die Stolypinsche Reform unternommen wurde. Stolypins Bedeutung überhaupt war damals nicht zu erkennen. Für die Orientierung über die (seitdem teilweise verschobenen) Parteiströmungen in Rußland und ihre reale Unterlage können jene anspruchslosen Chroniken vielleicht auch heute noch dem gänzlich Ununterrichteten eine gewisse Stütze bieten, wenn er die Mühe des Lesens nicht (wie z. B. Herr Hötzsch tat) scheut.

Schmeichelei plutokratischer Interessenten und der ästhetenhafte Snobismus von Bildungsphilistern und Literaten (dieser Speichellecker der jeweils als „vornehm" geltenden Mode) hat zwar diesen einfachen Sachverhalt seit Jahrzehnten verlästert. Aesthetisch wird sich niemand an einem Parlament berauschen können. Vom Standpunkt der reinen Verwaltung aus ist es nur Kräftevergeudung und Redegelegenheit eitler Menschen, denen sich jeder tüchtige Fachbeamte an Beherrschung seines Ressorts weit überlegen fühlt, die man durch kleine Vorteile und verhüllten Anteil an der Aemterpatronage ködert und eben dadurch von realer Macht und Verantwortlichkeit ausschließt. Genau diese Qualitäten eignen tatsächlich und ausschließlich jedem machtlosen und daher politisch verantwortungslosen Parlament, welches die großen politischen Begabungen mit ihrem sittlich berechtigten Machtehrgeiz von der Beteiligung fernhält. Das ist „Scheinkonstitutionalismus" und schädigt unweigerlich die politische Qualität der Leistung. Deutschland z. B. hat die besten und ehrlichsten Fachbeamten der Welt. Was militärische Disziplin und Beamtentüchtigkeit können, hat die deutsche Leistung in diesem Krieg gezeigt. Aber die furchtbaren Mißerfolge der deutschen Politik haben auch gezeigt: was nun einmal durch diese Mittel nicht zu leisten ist.

Die Parlamentsmacht verdammt — das ist ihre weitaus wichtigste positive Leistung — durch eine einfach wirkende Auslese den politisch unbegabten Herrscher, und nur ihn, zur Ohnmacht. Dem politisch begabten Monarchen hält sie dagegen jenen gewaltigen Einfluß offen, den z. B. Edward VII. — mehr als ein anderer Monarch eine beherrschende Figur der neuesten Zeit — ausgeübt hat. Der Zar hatte zu wählen zwischen dem realen Besitz jener Macht, die jedem Monarchen sein, bei politischer Klugheit und Beherrschtheit, stets überaus großer tatsächlicher Einfluß auf die Staatsleitung gewährt, und jener eitlen Romantik und Pathetik des äußeren Scheines der Macht, durch dessen Erstreben sein ostensibles und geräuschvolles Eingreifen für die sachliche und konsequente Führung der Politik verderblich wurde und für seine Krone gefährlich werden konnte. In Rußland war zwar (im Gegensatz zu uns) strafbar (als „Publikation eines Hofberichtes") jede Veröffentlichung von Reden und Telegrammen des Monarchen, welche nicht durch den zuständigen Beamten kontralliert worden war. Allein das genügte, da dieser Beamte eben ein Hofbeamter war und keine parlamentarische Macht dem Monarchen gegenüber als selbständige Grundlage seiner Stellung hinter sich hatte, nicht einmal zur Verhinderung des Bekanntwerdens politisch unkluger Aeußerungen des Zaren. Erst recht nicht setzte irgend etwas der unbegabten Unstetheit seines Eingreifens in die Politik eine Schranke. Deshalb wurden selbst die konservativsten Kreise des russischen Besitzes, und gerade sie, im Kriege Anhänger des Parlamentarismus. Der Zar dagegen optierte für die Romantik des Scheins und entschloß sich auch in letzter Stunde nicht, die formelle Macht auch nur mit den sozialkonservativen Mächten des in der jetzigen Duma vorherrschenden bürgerlichen Besitzes zu teilen. Mit der ihm im eigenen Machtinteresse unbedingt ergebenen Polizei und den angeworbenen „Schwarzen Banden" allein war aber das Land in einer Lage wie der jetzigen nicht in der Hand zu behalten. Sie hatten ihre Fähigkeit gezeigt, Attentate, Generalstreiks, Pogrome zu arrangieren, um das Bürgertum und unbequeme Minister einzuschüchtern, wie dies festgestelltermaßen geschehen ist. Sie waren eine vollständig nach eigenem Ermessen operierende und tatsächlich sehr erhebliche Macht. Aber fast die ganze materielle Verwaltung lag, dem reinen Polizeicharakter des Staats entsprechend, in den Händen eben jener dem Zaren besonders tief verhaßten Semstwokreise. Vor allem mußte daher, wenn diese Vertreter der „Gesellschaft" geflissentlich beiseitegeschoben, desorganisiert oder gar zur Obstruktion getrieben wurden, die wirtschaftliche Versorgung des Landes und der Hauptstädte völlig zum Stillstand gebracht werden. Das geschah offenbar und brachte in Verbindung mit dem Versagen des russischen Eisenbahnsystems infolge der Ansprüche des rumänischen Feldzuges die Revolte unmittelbar zum Ausbruch.

Nun wäre ohne die Gegnerschaft der bürgerlichen Intelligenz gegen das alte Regime jede noch so erfolgreiche Massenrevolte natürlich nach kurzer Dauer ebenso ins Nichts verlaufen und im Blut erstickt worden, wie im Winter 1905/6 und wie es etwa einem Putsch der Schwätzer unserer „Gruppe Liebknecht" ergehen würde, wenn man sie sich an Zahl um das Zwanzigfache vermehrt denkt. Aber nicht nur alle geschulten Arbeiterführer, sondern auch die führenden Schichten der bürgerlichen Intelligenz taten infolge des Verhaltens des Zaren mit. Ihre Bataillone gegen Angehörige jener Familien marschieren zu lassen, denen die Mehrzahl von ihnen selbst entstammte, hätte sich die Mehrzahl selbst der aktiven und vollends der — jetzt vorwiegenden Reserve-Offiziere — nicht dauernd bereit gefunden. Gerade den tüchtigsten unter ihnen schien überdies die Ausschaltung des unberechenbaren persönlichen Eingreifens dieses Monarchen aber sachlich unumgänglich, nachdem die Folgen seines Dilettantismus zutage getreten waren. Daß dann diese „Ausschaltung" wesentlich anders verlief, als wohl die Mehrzahl von ihnen es gewünscht hätte, daß sie nämlich zum Sturz der Dynastie und nicht zu einem Bürgerkönigtum eines Großfürsten oder zu einer Militärdiktatur führte, — dies erzwang die zunächst unvermeidliche Rücksicht der hauptstädtischen Führer der Bewegung auf die Machtstellung des für den Kampf gegen den Zaren unentbehrlichen Proletariats. Die Hungersnot entstand allein aus einem Versagen der russischen Eisenbahnen gegenüber den Aufgaben, welche die Verlängerung der Front durch den rumänischen Feldzug stellte. Und es zeigte sich nun, daß die Führer der proletarischen Schichten der „Intelligenz", des staatlichen und sonstigen Unterbeamtentums und der Eisenbahn-, Post- und Telegraphen-Arbeiter, ihre Leute so in der Hand hatten, daß sie Kerenskis Machtstellung hinnehmen und die völlige Beseitigung der Dynastie dulden mußten. Daß aber eine Entwicklung zu einer offenen oder verhüllten Militärdiktatur dauernd unterbleiben wird, ist, falls der Krieg fortgesetzt wird, sehr wenig wahrscheinlich. Eine gewisse Rücksichtnahme auf die besitzenden Schichten wäre dabei freilich unvermeidlich. Die Mehrzahl der Berufsoffiziere, sicherlich aber die bürgerlichen Schichten der heutigen Klassenduma und provisorischen Regierung fürchten aber die wirkliche Demokratie. Und vor allem fürchten eine solche die Geldgeber im Inland und in den verbündeten Ländern. Teils weil sie die Fortsetzung des Krieges wünschen, teils aber weil sie für die Sicherheit ihrer Geldvorschüsse fürchten. Dieser Einfluß ist der wichtigste. Bei der früheren Revolution ließ sich Schritt für Schritt verfolgen, wie seitens der Regierung des Grafen Witte ganz genau das geschah, an Konzessionen und an Repressionen, was jeweils von den ausländischen Banken und Börsen für die Kredit-

Digitized by Google

würdigkeit seines Regimes für ersprießlich gehalten wurde. Die bürgerlichen Leiter des gegenwärtigen Regimes haben, wenn sie Kredit erhalten wollen, gar keine Wahl, als genau ebenso zu verfahren. Das Gelingen der auswärtigen Anleihe setzte den Zaren 1906 in den Stand, Witte zu entlassen, die Scheinkonstitution zu oktroyieren, vor allem die Polizeigewalt und die Schwarzen Banden neu zu etablieren und dann die Duma zuerst als Luft zu behandeln und weiterhin zum Staatsstreich zu schreiten. Finden sich die Persönlichkeiten, so erhalten sie das Geld zur Bändigung des Landes unter gleichviel welchen scheindemokratischen Formen natürlich auch diesmal. Die Aufgabe an sich ist nicht unlösbar und die Frage nur die: ob sich Persönlichkeiten finden. Das kann kein Ausländer wissen. Jedenfalls aber wird sich jeder selbst sagen, daß ein Regime, für dessen Kosten zunächst Leute wie Morosow und die anderen Führer des erzreaktionären Großkapitals das Geld zeichneten, keine „Demokratie" bedeuten kann. Nach den Banken, den inländischen und ausländischen, und jetzt nach Amerika richten die Herren Miljukow und Gutschkow ihre Blicke, um von da das Geld zu erhalten — nicht in erster Linie zur Führung des Krieges, sondern um sich gegen die Radikalen im Sattel zu befestigen.

In diesem ganzen Zusammenhang ist nun entscheidend wichtig und charakteristisch die Stellung der Regierung gegenüber den Bauern, welche auch bei der früheren Revolution das in die Augen fallende Symptom der jeweiligen innerpolitischen Machtlage war.

Wirkliches Interesse am Frieden haben objektiv vor allem die Bauern, die ungeheure Mehrzahl des russischen Volkes. Im Sinn ihrer eigenen Ideale sind ihre realen Interessen nicht zu befriedigen ohne: 1. Enteignung des gesamten nichtbäuerlichen Grundbesitzes und 2. Kassierung der Auslandsschulden Rußlands. Gerade das letztere ist entscheidend. Denn sollten die Bauern die Schuldenzinsen für das Ausland decken, so begänne der von den russischen Nationalökonomen eindringlich geschilderte Prozeß aufs neue: daß diese total unterernährte Schicht das Getreide, welches für den Export zur Deckung jener Zinsen erforderlich ist, hergeben müßte und durch gewaltige Steuern zum unfreiwilligen Verkauf gezwungen werden würde. So war es früher. — Die praktisch vermutlich auch diesmal unüberwindlichen Schwierigkeiten aber, welche der erste Punkt: die Enteignung, bietet, liegen nicht so sehr in der Sache an sich, als in den unvermeidlich bei der Durchführung entstehenden Interessenkonflikten zwischen den einzelnen, vor allem: den lokalen und regionalen Gruppen innerhalb der Bauern selbst. Wenn die Enteignung in einem Kreise für die dortigen Bauern 6 Hektar ergibt, im Nachbarkreise aber je 15, so verlangen die Bauern des ersteren natürlich Gemeinsamkeit der Verteilung, während die letzteren das Land ihres Kreises für sich monopolisieren wollen. Diese Konflikte spielten schon in den ersten Stadien der früheren Revolution ihre Rolle. Außerdem natürlich liegt die Schwierigkeit darin, daß sie für das Land nichts bezahlen wollen, also in hoffnungslosen Konflikt mit den bürgerlichen Interessenten des Bodeneigentums geraten. Diese Schwierigkeiten wären zu beseitigen nur im Wege einer jahrelang dauernden sozialrevolutionären Diktatur (unter „sozialrevolutionär" ist dabei nicht irgendein Wüterich, sondern einfach ein Politiker verstanden, welcher an die in Rußland überaus jugendliche „Heiligkeit" des privaten ländlichen Grundbesitzes sich nicht kehrt). Ob Persönlichkeiten dafür vorhanden sind, weiß ich nicht. Dauernde Macht könnten sie aber nur dann gewinnen, wenn schleunigst Frieden geschlossen würde. Denn nur dann wären die Bauern überhaupt in der Heimat und ständen zur Verfügung. Jetzt sind in der Heimat Greise, Kinder und Frauen, die Bauern aber sind der „Disziplin", und das heißt in diesem Fall: der Gewalt der jetzt herrschenden, besitzenden Schichten und der aus ihnen hervorgehenden Offiziere und Beamten, ausgeliefert. Die Disziplin mag noch so sehr gelockert und das Heer in seiner Offensivkraft geschwächt sein, diesen Dienst leistet die Fortdauer des Krieges den besitzenden Schichten doch. Diese Schichten sind natürlich geschworene Feinde jeglicher Bauernbewegung, denn sie sind verbündet mit den in den Semstwos herrschenden Grundbesitzinteressenten. Sie sind daher, um die Bauern von der Heimat fernzuhalten, bedingungslos für die Fortsetzung des Krieges um seiner selbst willen, auch wenn sie völlig aussichtslos ist. Denn nur dadurch können erstens die Massen der Bauern weiter von der Heimat fern in den Schützengräben unter der Kontrolle der Generale gehalten, inzwischen — zweitens die Festigung der neuen Macht der besitzenden Klassen vor dem Friedensschluß durchgeführt, und dafür — drittens die Geldunterstützung der Banken im Inland und Ausland gewonnen werden, um die neue Macht zu organisieren und die Bauernbewegung niederzuhalten. Die Situation ähnelt der unserigen darin, daß auch unsere Konservativen jetzt gern hinter dem Rücken des Heeres draußen eine Scheinreform des preußischen Wahlrechts vornehmen möchten. Niemals wären solche Reaktionäre wie Gutschkow und ähnliche Persönlichkeiten in die jetzige Regierung eingetreten ohne Garantien dafür, daß jede wirkliche Bauernbewegung niedergeschlagen wird. Nur zu diesem Zwecke traten sie ein. Das liegt auf der Hand. Niemals würden andererseits die erzreaktionären Schwerindustriellen und Handelskammerpräsidenten und die Banken die „Freiheitsanleihe" zeichnen oder die Geldgeber in den verbündeten Staaten dem neuen Regime Kredit gewähren ohne die gleichen Garantien, da sie sonst ihr bisher geliehenes Geld verlieren würden. Das liegt ebenfalls auf der Hand. Mit Geld kann man gewiß nicht alles in der Welt machen. Ohne Geld aber kann man auf die Dauer gar nichts machen. Mit den Milliarden der „Freiheitsanleihe" wird es nach menschlichem Ermessen möglich sein, 1. die Massen der Bauern weiter in den Schützengräben und also in Ohnmacht zu erhalten, — 2. jeden Versuch der wirklichen Demokraten im Inland, die Macht an sich zu reißen, zu vereiteln. Diese Gewalt des Geldes kann durch Putsche und Revolten wohl gehemmt und in ihrer Bedeutung für die Offensivkraft im Kriege gelähmt, aber sie kann ohne eine völlige Liquidation des Krieges nun und nimmer gebrochen werden. Für die Machtlage der beiden feindlichen Parteien liegt bisher als Symptom nur die Tatsache vor: daß ein Teil des inländischen Hauptkapitals die „Freiheitsanleihe" zu zeichnen sich weigert, also den Bestand der bürgerlichen plutokratischen Regierung nicht zu trauen scheint. Immerhin ein wichtiges Anzeichen.

Die Demokraten haben aber ihrerseits wenigstens bisher noch nicht die Macht gezeigt, an der Machtstellung der Finanz ernstlich zu rütteln. Man hat ihnen natürlich durch Zulassung eines gewissen Maßes von Bewegungsfreiheit, vor allem der praktisch wichtigen Freiheit des Agitierens,

ferner durch das Versprechen der „Republik“ und im übrigen durch genau so allgemein gehaltene Versprechungen für die Zukunft, wie sie seinerzeit auch die Regierung des Zaren gegeben hatte, Konzessionen gemacht. Denn vorläufig sind sie anscheinend nach wie vor im Besitz der Verfügung über einen Teil der Verkehrsmittel, vor allem der inländischen Telegraphen und Eisenbahnen. Aber nicht sie erhalten den Kredit der Banken, und solange der Krieg fortgesetzt wird, hat daher ihre Macht zur Etablierung eines ständig funktionierenden Regierungsapparates eine feste und enge Grenze. Auch die zu ihnen haltenden zahlreichen Beamten wollen ja auf die Dauer vor allem — bezahlt sein, und dazu braucht man: Bankkredit. Von den Banken erhält aber nur Geld, wer 1. vorläufig den Krieg fortsetzt und 2. die Bauern, deren Ideale mit den Interessen der russischen Staatsgläubiger unvereinbar sind, unbedingt niederhält.

Die Regierung hat nie die „Konstituante“ versprochen. Diese würde, wenn 1. wirklich freie Wahlen stattfänden und 2. die Bauern wirkliche Informationen über die Sachlage erlangen könnten, ganz unfehlbar eine ungeheure Mehrheit von Bauernvertretern bringen, welche für 1. Landenteignung, 2. Kassierung der Staatsschuld, 3. Frieden einträten. Die herrschenden besitzenden Schichten und die leitenden Offiziere sind daher ebenso wie die großen Geldmächte des In- und Auslandes einerseits an Verfälschung der Information der Bauern und der Wahlen selbst, 2. wenn dies nicht möglich ist, an Hinausschiebung der Konstituante interessiert. Vor allem aber daran: daß die Angehörigen des Heeres, d. h. die Masse der kräftigsten Bauern um keinen Preis an den Wahlen zur Konstituante teilnehmen.

Aber auch viele Vertreter der sozialdemokratischen russischen Industriearbeiter können sich für keinen der drei Punkte jenes naturgegebenen Bauernprogramms ernstlich begeistern. Die wirklichen Hoffnungen der Bauern erscheinen dem marxistischen Sozialdemokraten, vor allem Plechanow, natürlich heute genau so utopisch und „rückständig“ wie 1905. Plechanow und ähnliche Ethiker sind als marxistische Evolutionisten die geschworenen Gegner aller „kleinbürgerlichen, bäuerlichen Gleichheits- und Teilungs-Ideale“, dazu treten materielle Momente. Die Arbeiter verlangen Höchstpreise und billiges Brot, die Bauern halten das Getreide zurück und würden der Beschlagnahme, wenn sie könnten, Gewalt entgegensetzen. Der Verdienst der Arbeiter in der Kriegsindustrie ist sehr gut. Irgendwelche Erfolge der wirklichen Bestrebungen der Bauern könnten die kapitalistische industrielle Entwicklung Rußlands für Jahre verlangsamen. Und wie in der ganzen Welt haben sich die sozialistischen Arbeiter, wo immer sie zur Regierung kamen (so: in sizilianischen Städten), als bewußte Förderer der kapitalistischen Entwicklung, die ihnen ja Arbeitsgelegenheit gibt, gezeigt. Vor allem aber müßten sie ihre Macht mit der riesigen Mehrheit einer Bewegung ganz anderen Gepräges teilen, von deren abgründiger „Unreife“ sie so überzeugt sind, wie nur irgendein deutscher Literat es ist. Das hindert natürlich ein ganz aufrichtiges gefühlsmäßiges Solidaritätsempfinden mit den Bauern nicht. Und es hindert nicht, daß die nicht kriegsindustriell interessierten oder evolutionistisch gebundenen Sozialisten für den Frieden eintreten. Es hindert endlich auch nicht, daß sie ihrem Programm gemäß „prinzipiell“ die Forderung der alleinigen Zuständigkeit der Konstituante vertreten müssen. Wohl aber beeinflußt es die tatsächliche praktische Haltung der mit in der Macht sitzenden sozialistischen Politiker unbeschadet aller Prinzipien.

Die sozialistischen Arbeiterführer können durch Obstruktion der Verwaltung wohl politische Konzessionen von einer bürgerlichen Regierung eintauschen, — nicht aber von einer „Konstituante“ der Bauern. Aus eigener Kraft, ohne die bürgerlichen Schichten, können sie ferner keine stetige Verwaltung des Landes organisieren, solange der Krieg dauert. Denn dafür ist eben der entscheidende Punkt: der Mangel der Kreditfähigkeit, die so lange ein für die Teilnahme an der Macht ausschlaggebender Faktor bleibt, als der Krieg fortgesetzt wird. Gegen diese Fortsetzung energisch aufzutreten, riskieren sie aber dennoch nicht. Denn sie können gerade jetzt die Bundesgenossenschaft der allein kreditwürdigen bürgerlichen Schichten nicht entbehren. Ohne Fortsetzung des Krieges aber würde diesen der Kredit gesperrt. Die Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre können also, solange die Lage bleibt wie sie ist, nur die Rolle von „Mitläufern“ spielen und werden als solche gern geduldet, weil sie den Massen einen wirklich „revolutionären“ Charakter der Regierung vortäuschen. Aber über die entscheidende Frage von Krieg und Frieden verfügen vorerst nicht sie, sondern die besitzenden bürgerlichen Schichten, die Offiziere und — die Banken. Nicht eine „Revolution“, sondern eine einfache „Ausschaltung“ eines unfähigen Monarchen hat bisher stattgefunden. Die reale Macht ist mindestens zur Hälfte in den Händen von lauter monarchisch gesinnten Kreisen, die den jetzigen „republikanischen“ Schwindel nur deshalb mitmachen, weil der Monarch sich zu ihrem Bedauern nicht in die sachlich gebotenen Schranken seiner Macht gefügt hat. Ob die „Republik“ infolge der Torheiten und der Minderwertigkeiten der Dynastie schließlich der Form nach wirklich für längere Zeit (womöglich dauernd) sich etablieren muß — was jene Kreise bestimmt nicht wünschen — ist sachlich gleichgültig. Es kommt nur darauf an, ob die wirklich „demokratischen“ Elemente: Bauern, Handwerker, Industriearbeiter außerhalb der Kriegsindustrie die reale Macht gewinnen. Das ist nicht unmöglich, aber im Augenblick jedenfalls noch nicht der Fall. Haben aber erst die bürgerlichen Teilhaber der Regierung, Gutschkow, Miljukow usw., das Geld Amerikas oder der Banken in der Hand, dann ist die Zeit reif für den Versuch, sich der sozialistischen Mitläufer mit Hilfe der Offiziere und der Gardetruppen gänzlich zu entledigen. In dem Augenblick, wo dann wirklich „revolutionäre“ Konsequenzen gezogen werden sollten, würden die sozialistischen Ideologen die Geldmacht und die jetzt herrschenden bürgerlichen Kreise geschlossen gegen sich haben. Alle noch so radikalen Politiker, die mit diesen Mächten herrschen wollen, haben gar keine Wahl, als sich zu der elenden Rolle herzugeben, welche Leute wie Kerenski und Tscheidse heute spielen müssen. Das ist der sehr einfache Zusammenhang.

Wer diesen Zusammenhang bezweifelt — und so naive Gemüter wird es im neutralen Ausland sicher, vielleicht aber auch bei uns geben —, der wird doch die Probe auf das Exempel anerkennen müssen, wenn er ehrlich sein will. Diese Probe besteht in folgenden Punkten:

1. Die ganze Masse der Bauern befindet sich an der Front. Die Radikalen, die angeblich gegen den „Militarismus“ sind, müßten nun vor allem dafür eintreten, daß diese Leute ihre Meinung in geheimer Abstimmung und Wahl (deren Geheimhaltung sorgsam zu kontrollieren wäre)

Digitized by Google

äußern dürfen. Die Reaktionäre und nur sie haben dagegen, wie gesagt, das klare Interesse: 1. die Bauern in der Front zu halten und 2. die Beteiligung der Front an der Abstimmung zu hindern. Solange in den Dörfern nur Greise, Kinder und Frauen sind, sind die Bauern machtlos. Und die Daheimgebliebenen haben es äußerst billig, das große Maul für die Fortsetzung des Krieges zu haben. Sie verdienen ja Geld daran und eignen sich die Kundschaft der draußenliegenden Krieger zu. Das alles ist sonnenklar. Wenn sich also die Radikalen der Fernhaltung der Armee von den Wahlen fügen, so wollen sie den Frieden nicht, — weil sie nicht „dürfen". Die Probe ist, wenn die Nachrichten nicht direkt gefälscht sind, gemacht: die Deputierten der neuen Regierung, mit Einschluß des Reaktionärs Gutschkow einerseits, des Revolutionärs Kerenski andererseits, sind bei dem (erzreaktionären) General Brussilow gewesen. Was ist geschehen? Sie haben sich gefügt. Nach neueren Nachrichten scheint freilich irgend eine Form der Beteiligung des Heeres doch durchgesetzt zu sein. Aber es gibt der Proben noch mehrere.

2. Eine öffentliche, absolut unzweideutige Erklärung der Zentralmächte und überdies ein Telegramm der deutschen sozialdemokratischen Partei liegt den (angeblich) „radikalen" Petersburger Führern vor. Die ganz einfache Probe ist: ob sich daraufhin die jetzige Regierung, deren im Innern mächtigster Mann Kerenski ist, oder ob wenigstens die Konkurrenzregierung, deren mächtigster Mann Tscheidse ist, die Herbeiführung von Friedensverhandlungen der Zentralmächte mit den verbündeten Ententemächten zu erzwingen versucht oder nicht. Weigern sie sich, ihren Bundesgenossen abzuverlangen, auch nur in Friedensverhandlungen einzutreten (unter der Androhung, dies sonst selbständig zu tun), so ist die zweite Probe gemacht. — Die nächste Zeit wird es lehren.

3. Es gibt aber immer noch weitere Proben: Friedensverhandlungen kann man unmöglich machen durch öffentliche Proklamierung von Bedingungen, denen sich der Gegner wie einem „Ultimatum" vor Beginn der Verhandlungen zu fügen habe. Darauf läßt sich kein Gegner ein. Das hat aber Prof. Miljukow — ohne Widerspruch des „Radikalen" Kerenski — durch sein Manifest über Polen und seine Erklärung über Serbien getan. In dem Manifest über Polen ist nicht gesagt, welches Gebiet Prof. Miljukow darunter versteht. Es gibt in ganz Deutschland, wie er genau weiß, keinen Menschen, der über deutsches, von Deutschen in untrennbarer Mischung mit Polen bewohntes Reichsgebiet zu verhandeln gedenkt. Sondern es handelt sich darum: daß die von Rußland 1815 garantierte Selbständigkeit Polens, nachdem sie von den russischen Zaren schnöde geraubt worden ist, unter neuen Garantien wiederhergestellt werden soll. Die Hauptfrage ist: welches hat die Ostgrenze dieses Gebietes zu sein? Der deutsche Standpunkt würde sein: daß dafür die Ansicht der Polen maßgebend zu sein hat. Die Polen sind jetzt aus der Duma ausgetreten, da sie nicht mehr ihre Vertretung sei. Prof. Miljukow, dem die Duma die Macht gegeben hat, hat also mit ihnen offenbar nichts mehr zu schaffen.

Dazu tritt die innerrussische Nationalitätenfrage. Ein echt demokratisches Programm dafür hatte seinerzeit der Kleinrusse Dragomanow aufgestellt: ganz freie Föderation mit Bundesparlament und Kontrolle nur der formalen Rechtmäßigkeit der Akte der autonomen Landtage und Behörden der Einzelvölker. Die jetzige Regierung hat nicht umhin gekonnt, ein Nationalitätenprogramm aufzustellen, welches Gleichstellung verheißt. Aber von Autonomie, d. h. einem Ersatz des großrussischen Beamtentums und Offizierkorps durch frei von den einzelnen Nationalitäten bestimmte Funktionäre, den Landtagen, oder doch von solchen Rechten, wie sie die Tschechen, Kroaten, Slowenen in Oesterreich haben, steht nichts darin.

Hier hat diese Demokratie ihre feste Schranke, solange die jetzige bürgerliche Regierung in Rußland besteht. Denn ihre imperialistischen Mitglieder, insbesondere die Dumakreise, wollen ja gerade die Beherrschung der anderen Fremdvölker durch eine Bürokratie und ein Offizierkorps, welche aus ihrer eigenen Mitte, das heißt aus den besitzenden großrussischen Schichten hervorgegangen sind. So war es von jeher, einerlei, wer in Rußland regierte. An diesem Problem ist die frühere Revolution durch das Wachrufen des großrussischen Chauvinismus zum Scheitern gebracht worden. — Auch die Sozialisten werden sich da — aus Angst vor dieser Möglichkeit — zunächst fügen müssen. Daß „nationale" Versprechungen, welche Herr Gutschkow und die übrigen Mitglieder der aus Klassenwahlen hervorgegangenen Duma machen, ehrlicher erfüllt würden, als die des Zaren, glaubt weder eines der russischen Fremdvölker noch glaubt es Herr Gutschkow selbst, und am allerwenigsten glauben es die Herren Kerenski und Tscheidse. Aber sie müssen das trotzdem mitmachen.

Denn — um es immer wieder zu sagen — die an der gegenwärtigen Gewalt teilnehmenden Politiker, gleichviel welcher Richtung, bedürfen des Geldes der Banken. Dies Geld wird nur zum kleinsten Teil für den Kampf gegen die Zentralmächte verwendet. Die Hauptmasse wird gebraucht, um die Beherrschung des Landes durch die kapitalistischen Interessenten und die Interessenten der großrussischen besitzenden Intelligenz zu sichern. Zu dieser Sicherung gehört zunächst die Schaffung einer Wehrmacht, so zuverlässig für das bürgerliche Regime, wie die Schwarzen Banden des Zaren es für diesen waren. Sie ist bestimmt vor allen Dingen gegen innere Gegner. Das geschieht soeben — mit den Vorschüssen der Banken und der Großindustriellen. Ferner ist dafür nötig die Verhaftung aller derjenigen Leute, welche die Bauern im Sinn von deren eigenen Interessen zu beeinflussen imstande sind. Das sind die gleichen Mittel, welche das Regime des Zaren anwendet. Diese Verhaftungen haben schon jetzt begonnen. Sie erfolgen unter der Firma: daß diese Radikalen geheime „Agenten Deutschlands" seien. Ebenso wird die Verfälschung der Wahlen zur Konstituante (wenn sie überhaupt während des Krieges stattfinden), vor allem durch Verbreitung der bekannten unwahren Behauptung über die „Unterstützung des alten Regimes durch Deutschland". Davon ein Wort.

Im Jahre 1905 wurde ich von akademisch gebildeten, lange Zeit in Deutschland gewesenen Russen allen Ernstes immer wieder gefragt: 1. ob Deutschland im Fall der Enteignung des russischen Privatgrundbesitzes intervenieren, — 2. wenn ja, ob die Sozialdemokratie in der Lage sein werde, dies zu hindern. Die Verneinung der beiden für jeden Kenner deutscher Verhältnisse gleich lächerlichen Fragen stieß auf völligen Unglauben. Nun hat gewiß das Verhalten der konservativen preußischen Polizei zur Entstehung dieses Glaubens das ihrige beigetragen: ich will diese würdelosen und dabei politisch für uns wertlosen Dienste hier nicht nochmals aufzählen. Denn ich denke, das ist jetzt vorbei. Diese

Digitized by Google

ter Urheber des wahnwitzigen Märchens war aber 1905 der erzreaktionäre Militärgouverneur von Warschau, Skalon, den sehr genau wußte, was er damit tat. Keiner der heutigen Petersburger Machthaber glaubt diesen Unsinn. Dennoch wird er von ihnen genau ebenso benutzt wie von Skalon. Und es scheint sich dabei auch zu zeigen: daß die Vertreter des russischen Sozialismus nur die Wahl haben, entweder dies erbärmliche Spiel mitzumachen oder: auf die Teilnahme an der Macht zu verzichten. Sie müssen es ebenso mitmachen, daß die Friedensbotschaft der Zentralmächte ignoriert wird, und müssen es dulden, daß Kriegsmanifeste und Interviews mit dem Kriegsziel: „Vernichtung des preußischen Militarismus" oder „Absetzung der Hohenzollern" oder Losreißung türkischer oder österreichischer oder deutscher Gebietsteile in die Welt gehen. Denn sonst gibt es kein Geld für die Erhaltung der eigenen Herrschaft im Lande.

Diese sonnenklare Lage der russischen Scheindemokratie und insbesondere der sozialistischen Führer in Rußland begründet nun die politisch sehr verantwortliche Situation der deutschen sozialdemokratischen Partei und ihrer Führer.

Denn die Lage ist jetzt diese: Neben den erwähnten sehr materiellen Umständen beruht jene Haltung der russischen sozialistischen Führer auf einer grundsätzlichen Voraussetzung: daß nämlich die deutsche Sozialdemokratie jetzt, wo ein Heer von Negern, Ghurkas und allem barbarischen Lumpengesindel der Welt an unserer Grenze steht, halb wahnsinnig vor Wut, Rachedurst und Gier, unser Land zu verwüsten, sich dennoch vielleicht dazu hergeben werde, den Schwindel der jetzigen russischen Duma-Plutokratie mitzumachen und dem deutschen Heer, das unser Land vor wilden Völkern schützt, moralisch in den Rücken zu fallen. Daneben freilich auch auf einer ungeheueren Unterschätzung der deutschen militärischen Macht und unseres Entschlusses, nötigenfalls alle Entbehrungen auf uns zu nehmen, um einen dauerhaften Frieden zu erzwingen, wenn es den russischen Machthabern, wie vorauszusehen, wiederum gelingt, Friedensverhandlungen zu vereiteln. Es ist durchaus notwendig, daß die deutsche Arbeiterschaft weiß, daß und warum zurzeit von irgendeiner echten „Demokratie" in Rußland gar keine Rede ist. Mit einem wirklich demokratischen Rußland könnten wir jederzeit einen ehrenvollen Frieden schließen. Mit dem jetzigen vermutlich nicht; denn die Machthaber brauchen den Krieg um ihrer Machtstellung willen.

Es ist gewiß ein widerwärtiger Gedanke, daß unsere Truppen nach fast drei Kriegsjahren noch immer der Heimat fernbleiben müssen, nur weil die plutokratische Hälfte der jetzigen Regierung in Rußland ihre Macht im Innern des Landes durch Festhaltung der Bauern in den Schützengräben und Benutzung des Bankkredites festigen muß, und weil die Macht der Sozialisten infolge ihrer Kreditunfähigkeit unzulänglich ist und sie deshalb genötigt sind, mit den Wölfen zu heulen. Aber wenn nicht ein neuer Umsturz eintritt oder die Machtfrage sich verschiebt, wird es mindestens mehrere Monate dauern, bis auch das Interesse breiter bürgerlicher Elemente in Rußland an einer Durchführung geordneter Verhältnisse, deren Vorbedingung ein anständiger Friede ist, sich maßgebend durchsetzen kann, — so oder so. Der Moment kommt natürlich mit absoluter Sicherheit. Aber bis dahin muß eventuell rücksichtslos weitergekämpft werden, darin besteht tatsächlich gar keine Wahl. Daß man, solange noch eine wirklich erhebliche Hoffnung auf einen Sieg der Friedensströmung besteht, die Russen unter sich läßt, ist in der Ordnung. Zeigt sich, daß die am Krieg interessierten Mächte doch das Uebergewicht gewinnen, dann fällt dazu der Grund fort.

Zu „lernen" haben wir unsererseits von dieser jetzigen Scheindemokratie gar nichts, als nur das eine, daß man nicht durch solchen Schwindel, wie es das jetzige Dumawahlrecht ist, den moralischen Kredit einer Krone gefährden soll. Das zu betonen scheint leider auch jetzt noch zeitgemäß.

Karl Doormann, M. d. R./ Die Bevölkerungsbewegung in Deutschland während des Weltkrieges

Unter dem Titel „Die Bevölkerungsbewegung im Weltkrieg" hat die „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges" in Kopenhagen ihre früheren Veröffentlichungen durch eine Arbeit ergänzt und erweitert, die das durch den Krieg geschaffene oder grundlegend geänderte Bevölkerungsproblem zunächst für Deutschland und Frankreich behandelt. Die blutigen Verluste bilden nur einen Teil der Gesamtverluste an Menschen. Hinzukommen noch als wichtigste Posten die Zunahme der allgemeinen Sterblichkeit und der Geburtenrückgang. Natürlich ist es im Augenblick noch nicht möglich, zu völlig einwandfreien Zahlenergebnissen zu gelangen, da der Krieg noch nicht zu Ende und, wie nicht anders zu erwarten, das vorhandene statistische Material zu lückenhaft ist. Allein für Deutschland und in allerdings geringerem Grade für Frankreich läßt sich, unter Zuhilfenahme vorsichtiger Schätzungen, doch schon jetzt ein Ueberblick über die ungeheuren und beispiellosen Schädigungen gewinnen, die der Bevölkerungsstand, das Verhältnis der Geschlechter, die Quote der Arbeitsfähigen erfahren haben. Um es vorweg zu sagen: Die verheerenden Wirkungen, die auf ein Menschenalter hinaus und länger fühlbar bleiben werden, stellen alles in den Schatten, was, soweit Deutschland in Betracht kommt, seit dem Dreißigjährigen Kriege erlebt wurde. Dies, trotz des glücklichen Umstandes, daß es gelungen ist, schwere Seuchen, die früher üblichen Begleiterscheinungen großer Kriege, von unserem Volkskörper fernzuhalten und die militärischen Operationen selbst fast ausschließlich in Feindesland zu verlegen.

Natürlich ist es unmöglich, im Rahmen dieses Aufsatzes auf Einzelheiten einzugehen. Wir müssen uns mit einigermaßen summarischer Heraushebung der Gesamtergebnisse begnügen, wobei wir uns stets gegenwärtig halten, daß fürs erste noch überwiegend Schätzungen vorliegen, die den Wert exakter Feststellungen nicht haben können und haben sollen.

Was zunächst den Geburtenrückgang anlangt, so ist er eine notwendige Folge jedes Krieges; bei kürzerer Dauer desselben in der Regel eine vorübergehende Folge, die durch eine Periode der Geburtenzunahme abgelöst und ausgeglichen wird. Es liegt auf der Hand, daß mit der Dauer, der Massenhaftigkeit der zum Heeresdienst einberufenen Wehrpflichtigen, zumal der Verheirateten, der Größe der Verluste, den anhaltenden und tiefen Störungen des Wirtschaftslebens der Rückgang der Geburten nicht nur in der Kriegszeit einen Grad erreichen kann, der den Stand der Gesamtbevölkerung herabsetzt und es für längere Zeit nach dem Friedensschluß verhindert, den normalen Geburtenüberschuß und damit ein regelmäßiges Anwachsen der Bevölkerung wiederzugewinnen. Verschiedentlich ist auf diesen Punkt bereits von Professor Julius Wolf in der „Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik", von Professor Oldenberg in der „Zentralstelle für Volkswohlfahrt" und anderen mehr hingewiesen worden. Der durchlöcherte Altersaufbau infolge der Einbuße, welche die Blüte unserer männlichen Bevölkerung erlitten hat, die Verschiebung in dem

Digitized by Google

Zahlenverhältnis der Geschlechter verbieten es, auf eine dauernde Geburtenvermehrung nach dem Kriege mit der herkömmlichen Sicherheit zu rechnen. Wieviel eine großzügige und planmäßige Bevölkerungspolitik hier tun kann, bleibe dahingestellt. Man wird unseres Erachtens zufrieden sein dürfen, wenn sie nur die Nachteile der erschwerten wirtschaftlichen Lage für die breiten Volksklassen, die unvermeidlich eintritt, einigermaßen auszugleichen vermag. Die biologischen und physiologischen Störungen und Hemmungen bleiben bestehen, und die vorliegenden zahlenmäßigen Schätzungen bestätigen nur allzusehr die oben ausgesprochenen Befürchtungen.

Bereits vor dem Kriege hatte Deutschland einen Geburtenrückgang, nicht allzu groß, immerhin in einem Maße, das die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Vom Mai 1915 ab, dem ersten Monat, in dem sich der volle Einfluß der Einberufungen auf die Geburtenzahl fühlbar machen mußte, erfolgt jedoch ein rapider Absturz, ziemlich gleichmäßig in allen Teilen des Reiches, der verglichen mit dem gleichen Monat des Jahres 1914 über ¼ beträgt. Diese Rückwärtsbewegung verschärft sich mit dem Fortgang des Krieges. Sehen wir von Einzelheiten ab, so interessant sie sind, den Verschiedenheiten von Stadt und Land, dem unverkennbaren Zusammenhang mit den Ziffern der militärischen Diensttauglichkeit, so ist im Kalenderjahre 1915, von dem nur 8 Monate durch den Krieg beeinflußt sind, der Geburtenrückgang gegenüber dem Jahre 1913 für das Reichsgebiet auf etwa 23 v. H. anzunehmen. Eine ähnliche Rechnung für den Krieg 1870/71 ergibt nicht ganz 10 v. H., mithin weniger als die Hälfte. In dem Kalenderjahre 1916 schätzt unsere Quelle den Rückgang, gemessen wiederum an den Verhältnissen des letzten vollen Friedensjahres, auf nicht weniger als 40 v. H.

Da wir nicht wissen, wann wir Frieden haben werden, so ist damit die Einbuße, die der Bevölkerungszuwachs erfährt, bei weitem nicht erschöpft. Rechnen wir mit einer Dauer des Krieges von rund 3 Jahren, so muß sich seine Einwirkung auf die Geburtenzahl naturgemäß noch bis zum Mai 1918 fortsetzen, und zwar in gesteigertem Maße. Alles zusammen wäre dann mit einer Mindergeburtenzahl von schätzungsweise 2½ Millionen zu rechnen. Vom 1. Mai 1915 bis zum gleichen Tage 1918 würden demnach statt der in normalen Zeiten zu erwartenden rund 5,5 Millionen nur 3 Millionen Neugeborene in Rechnung zu stellen sein.

Diesem Minus der natürlichen Bevölkerungszunahme tritt hinzu die durch die zahlreichen Todesfälle, einschließlich der Kriegsverluste, erfolgte und weiter erfolgende Steigerung des Abgangs. Vor Ausbruch des Krieges hatte sich hier namentlich durch die mit Erfolg bekämpfte Säuglingssterblichkeit eine günstige Entwicklung gezeigt, die sich nach Professor Oldenbergs Meinung allerdings bereits der natürlichen unteren Grenze der allgemeinen Sterbeziffer stark annäherte. Die zahlenmäßige Erfassung der Todesfälle während der Kriegsjahre ist für 1914 mit einiger Sicherheit möglich, schwieriger sind zutreffende Schätzungen für die folgende Zeit. Infolge der großen Kriegsverluste läßt sich für 1914 eine Steigerung um 23 v. H. gegenüber dem Vorjahre als wahrscheinlich annehmen. Im Jahre 1915 waren es schätzungsweise 44½ v. H. Im letzten Jahre 1916 dürfte sie dagegen wesentlich geringer, jedoch nicht unter 26 v. H. gewesen sein. Dieser im ersten Augenblick auffallende Unterschied der Jahre 1915 und 1916 erklärt sich aus der günstigen Säuglingssterblichkeit des letzten der beiden Jahre, die einmal infolge besserer Gesundheitsverhältnisse einen geringeren Prozentsatz ergab, dann aber wegen der starken Verminderung der Geburtenzahl die absolute Zahl der Todesfälle bei den kleinen Kindern erheblich herabsetzte.

Fassen wir die absoluten Gesamtziffern zusammen, so ergibt sich annähernd folgendes Bild der Bevölkerungsbewegung in Deutschland, soweit es sich bis jetzt überblicken läßt:

	Lebend-geborene	Gestorbene insgesamt	darunter Säuglinge
1913	1 839 000	1 005 000	277 000
1914	1 820 000	1 236 000	297 000
1915	1 416 000	1 453 000	216 000
1916	1 103 000	1 331 000	167 000

In den beiden letzten Jahren haben wir, wie man sieht, einen zunächst geringen, dann starken Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten. Die während des Krieges bis Ende 1916 Gestorbenen übertreffen die normale Zahl um rund 1 Million. Rechnet man die Mindergeburten während des gleichen Zeitraumes hinzu, so ergibt das bis zum Beginn des laufenden Jahres einen Menschenverlust von 2 330 000 Köpfen. Um diese Zahl würde also ohne den Krieg die Bevölkerung Deutschlands stärker gewesen ein, als sie tatsächlich war. Nehmen wir wieder drei volle Kriegsjahre an, so leitet eine sinngemäße Weiterführung der Schätzung auf einen Gesamtmenschenverlust von rund 3,7 Millionen, einschließlich des Geburtenrückgangs, der noch nach dem 1. August 1917 als unmittelbare Wirkung des Krieges eintreten wird und mit 0,7 Millionen nicht zu hoch bemessen ist. Statt der normalen Steigerung der Bevölkerung um 2,4 Millionen würden wir mithin am Ende des Krieges, also am 1. August d. J. einen Rückgang um 600 000 Köpfe haben, und dieser Bestand würde sich bis zum Wiederbeginn der normalen Geburtenzahl noch um jene weiteren 700 000 vermindern, so daß der absolute Rückgang 2 v. H. des Bevölkerungsstandes zu Beginn des Krieges bedeuten würde.

Im geschäftlichen Leben pflegt man tatsächlichen Verlust und entgangenen Gewinn nicht auf gleiche Stufe zu stellen. Auch in der Bilanz der Bevölkerung bedeuten Abgang durch Tod und Minderzugang durch Geburt nicht das gleiche. Dort sind es in der Hauptsache Männer in den tatkräftigsten Jahren, hier zunächst hilfs- und pflegebedürftige Kinder. Allein die reduzierten Jahrgänge kehren auf allen verschiedenen Altersstufen ein ganzes Menschenleben wieder als schwache Glieder in der Kette der lebenden Generation, die die Arbeit und die Pflichten der jeweiligen Gegenwart zu erfüllen hat. Und deshalb bedeutet der Geburtenrückgang, auch wenn er vorübergehend ist, doch unendlich viel mehr, als eine fehlgeschlagene Gewinnhoffnung. Er ist ein tatsächlicher Verlust, der sich im Augenblick vielleicht sogar als eine Erleichterung, später aber und sicher einmal als ein Mangel nationaler Kraft in allen Beziehungen fühlbar machen muß.

Für die nächste Zukunft treten allerdings andere Folgen der Bevölkerungsverschiebung, die der Krieg gebracht hat, in den Vordergrund: die Zerrüttung in dem Altersaufbau der Erwachsenen und die Verschiebung im Zahlenverhältnis der Geschlechter. Die militärpflichtigen Jahrgänge vom 17. bis 45. Lebensjahre werden statt 14 Millionen nur noch etwa 12,7 Millionen zählen, der Ueberschuß des weiblichen Geschlechts von den bisherigen 0,8 bis 0,9 Millionen auf 2,1 Millionen anwachsen. Noch wissen wir nicht, wie sich die Kriegsverluste auf die Altersklassen verteilen, aber so viel läßt sich sagen, daß in den Klassen vom 17. bis 45. Lebensjahre auf 1000 Männer etwa 1100 Frauen kommen werden, statt des bisherigen Verhältnisses von 1000 : 1005. Die Aussichten auf Eheschließungen werden sich aus diesem Grunde und dann wegen der großen Zahl von Kriegsinvaliden weit ungünstiger stellen als bisher. Auch der Arbeitsmarkt wird durch diese Verschiebung stark beeinflußt werden, was gleichfalls auf die künftige Bevölkerungsbewegung zurückwirken wird.

Wir haben uns im Vorstehenden auf die Verhältnisse beschränkt, wie sie der Krieg in Deutschland geschaffen hat. Es liegt auf der Hand, daß die Kriegsfolgen für Frankreich in allen den erwähnten Beziehungen und soviel wir Sicheres von ihnen wissen oder mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen können, noch viel bedenklicher sein müssen. Natürlich ist der Verlust durch Mindergeburten dort bei weitem nicht so groß wie in Deutschland, weil der Geburtenüberschuß schon seit langem geringfügig war. Wenn aber der Autor, dem wir folgen, den Gesamtverlust der Bevölkerung auf nur 2,2 Millionen schätzt gegenüber 3,7 Millionen in Deutschland, also auf 5,6 v. H. der Bevölkerung vor dem Kriege dort gegen 5,5 v. H. hier, d. h. nahezu auf den gleichen Betrag, so wird damit die Schwächung der völlig verschiedenen Volkskörper nicht ausreichend gekennzeichnet. Eine im wesentlichen stationäre Bevölkerung, wie die Frankreichs, hat gar nicht die Kraft, die alte

Digitized by Google

Bevölkerungskopfzahl wieder zu erreichen. Wenn für Frankreich ein Rückgang herausgerechnet wird von 39 Millionen Einwohner auf 36,8 Millionen, d. h. wie erwähnt um 5,6 v. H., so ist das ein Aderlaß, der die Gefahr langen Siechtums nur allzu nahe bringt. Welche Verschärfung das an sich schon überaus ernste Bevölkerungsproblem für unseren westlichen Gegner erfahren hat, liegt damit offen zutage.

Damit soll nicht etwa ausgesprochen werden, daß es für Deutschland weniger dringlich sei. Zweck dieser Darlegungen ist vielmehr, an der Hand einer Studie, die wir für umsichtig und vorsichtig und deshalb in ihren Schlußfolgerungen für zuverlässig halten, von neuem auf die Wichtigkeit hinzuweisen, die alle Fragen besitzen, die sich an das Bevölkerungsproblem anschließen. Leider gilt auch von ihnen, daß sie sich leichter aufwerfen als beantworten lassen, zumal in einer Zeit, die sich vor schwierigsten Aufgaben aller Art kaum aus noch ein weiß. Die Hauptsache wird sein, sich bei der Lösung aller gesetzgeberischen Aufgaben stets ihre Wirkung auf die Bevölkerungsfrage vor Augen zu halten. Daß dies immer geschehen sei, wird niemand behaupten. In der Steuergesetzgebung beispielsweise haben wir erst Spuren einer solchen Rücksichtnahme. Die Gelegenheit, sie zu vertiefen und auszubauen, wird sich ja voraussichtlich bald finden und, wie wir sicher annehmen, nicht unbenutzt bleiben.

Theodor Heuß / Gundolfs Goethe

Goethe. Von Friedrich Gundolf. Bei Georg Bondi in Berlin. 1916. 795 S.

Vielleicht klingt das Geständnis snobistisch, daß ich dies große Werk nicht so sehr um seines Stoffs als um seines Verfassers willen las, nicht wegen Goethe, sondern wegen Gundolf. Ich muß bekennen, daß ich in der unermeßlichen Goetheliteratur recht wenig Bescheid weiß, und nichts liegt mir ferner, als sie zu „verfolgen"; die Lockung, zwischen dem täglich wechselnden Eindruck der außerordentlichen politischen Geschehnisse Stunden der Ruhe einem so zeitfernen Gegenstand hinzugeben, mußte in der Erwartung gesichert sein, daß solch unzeitgemäßes Beginnen durch das Geschenk von Gültigem und Ewigem gelohnt würde. Diese Gewißheit gab mir die Bekanntschaft mit Gundolfs früherem Werk „Shakespeare und der deutsche Geist" (das ich vor einigen Jahren in der „Hilfe" angezeigt habe).

Dies hier ist keine Biographie, die Denkwürdigkeiten oder Anekdoten einer Lebensgeschichte zusammenträgt und sinnvoll mit dem Werk verknüpft; auch nicht eine ästhetische Würdigung von Goethes künstlerischer Leistung und Bedeutung im Rahmen des deutschen Dichtertums, sondern mehr: der fruchtbare Versuch, die Identität von Leben und Werk aufzuzeigen, Goethes geistige Gestalt in der Notwendigkeit, Ausdehnung und Begrenzung seiner Gestaltung. So sind die „Werke" fast ausschließlich die Quellen dieser Darstellung: nicht der Lebenslauf mit einer Konstellation von Zufälligkeiten soll Stoff, Form, Richtung der einzelnen Arbeiten erklären, nicht diese Werke sollen der Schlüssel bestimmter Lebenserfahrungen sein, sondern sie sind unmittelbar dies Leben selbst, seine Form, seine Bedingtheit und sein Zwang. Es gibt hier keine Scheidung zwischen dem Privatmann und dem Künstler, sondern dies ist das Wesen der künstlerischen, der schöpferischen Persönlichkeit, daß sie kein Doppelleben führt, sondern immer in der Gestaltung ihr Sein offenbart. Wenn man statt des ästhetischen einen ethischen Begriff zum Vergleich stellen will: in der Rechtfertigung vor sich selbst. Es erhellt, daß eine solche Voraussetzung nicht für den beliebigen dichtenden Schriftsteller reicht, sondern nur dort, wo das Absolute Heimatrecht besitzt.

Das Buch umfaßt gegen achthundert Seiten — der Leser braucht also keine Angst zu haben, daß er in blasse Abstraktionen eingefangen wird. Man ist stets dem Stoff ganz nahe; eine gewisse pädagogische Beweisführung hält die Zusammenhänge der Entwicklung immerzu in fester Hand, und es ist offenbar, daß ein solches Unterfangen auch einer gewissen methodischen Sicherung nicht entraten kann. Wo es darauf ankommt, die Gestalt, das Gesetz aufzuzeigen, darf nicht ein Chaos des Impressionismus walten, es bedarf des Gerüsts, der Gliederung und Scheidung in der Bindung, der sinnfälligen Thesen. So trennen sich die großen äußeren drei Abschnitte: „Sein und Werden", „Bildung", „Entsagung und Vollendung", in denen sich Werke, Erfahrungen und Erlebnisse zu lockeren Gruppen sammeln. So treten, nicht nach der Gattung der überlieferten Kunstformen, sondern nach der inneren Artung, der künstlerischen Haltung, der dichterischen Temperatur, das lyrische, das symbolische, das allegorische Werk auseinander, Grade der Erlebnisstärke, die sich wieder kreuzen, begegnen, begrenzen; es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß es sich dabei wesentlich auch um Altersstufen handelt. Dazu kommt noch, in einer Entwicklung Diltheyscher Gedanken, die so überaus fruchtbare Untersuchung, die das Urerlebnis und das Bildungserlebnis in der Analyse trennt, um ihre Verdichtung im Werk aufzuzeigen. Nicht die Scheidung in gesonderte Sphären ist dabei das Wichtige, die Beschreibung von so und so viel verschiedenen Goethe, sondern die Einheit in seiner Bewegung, die Notwendigkeit, daß aus dem stürmenden Titaniden der klassische Bildner und schließlich der überschauende wägende Olympier wurde, daß aus Dionysos Apollo heraustrat, um schließlich ein Zeus, der Vater der Götter und Welten, zu sein.

Es war sein Dämon, der den jungen Goethe aus der Sphäre eines rationalistischen Rokoko hinaustrieb (dem er doch die ersten Griffe des bewußten Formens noch dankt), Straßburg folgt Leipzig, und die Begegnung mit Herder, der Eindruck Shakespeares, das Friederiken-Erlebnis entbinden jene Kraft, die nicht in die Konventionen sich fügt, sondern das eigene Wollen und Sollen an ihnen mißt. Natur, Geschichte, Volkstum, dichterische Urgewalt reißen den jungen Mann von Welt aus dieser Welt heraus und bringen ihn zu dem Kreis der individualistischen Opposition gegen die Gesellschaft — aber sein egozentrisches Wesen ist nur Durchgang, er bleibt nicht „Stürmer und Dränger", weil sein schöpferisches Wesen nicht Chaos, sondern Ordnung will, sein Leben nicht unter dem Zeichen selbstbewußter Libertinage steht, sondern der Verantwortung.

Goethe bricht mit dem Rokoko, indem er das Welt- und Menschengefühl ins Irrationale ausweitet und dem Sturm naturhafter Leidenschaft den Weg in die deutsche Dichtung öffnet, der Selbstbehauptung des Ich; aber dieser Durchbruch trifft auf kein Ziel, er trägt seine Hemmung, sein Schwergewicht in sich, in dem Drang nach Form, nach Begrenzung, in jener Zucht und Selbstdisziplinierung. Man weiß, wie hart der spätere Goethe selber über seine Wertherperiode geurteilt hat (die ihn doch zur europäischen Erscheinung machte). Diese spätere Aussage bleibt charakteristisch, wie sehr der Dichter selber, frühe schon bewußt die eigene Sendung wertend, die innere Ordnung als das Wesen seines Weges sah.

Deshalb bleibt es falsch, den jungen Goethe gegen den alten sozusagen auszuspielen. Das „diesseits von Weimar"

Digitized by Google

ist eine irrige Fragestellung. Die Aufgabe kann nur sein, die innere Logik dieses Wachstums aufzuzeigen, auch wo sie tragisch durchmischt ist. Daß der Weg nach Weimar führte, war das Ziel, zur Ordnung, zu einem Kreis, zu Pflichten und Wirkung zu kommen. Aber das menschliche Gleichmaß ist noch nicht gesichert. Wohl bietet die Natur, die nun mit ernstem Forscherdrang allmählich Stück um Stück betrachtet wird, dem unendlichen Willen, Herr der Dinge zu werden, Stoff, Aufregung und Beruhigung, wohl zeigen ihm die Menschen dieses Kreises eine höhere Form der Geselligkeit und der sozialen Bindung — aber er steht ihnen doch wieder unfrei gegenüber, Künstler und Hofmann, Forscher und Liebender. Da flieht er nach Italien, und in dieser urtümlichen Bewegung zum Süden, die seine bleibende Gestalt prägt, die sein stärkstes Bildungserlebnis wird, kommt er zu seinem Beruf, den Deutschen eine neue geistige Konvention zu schaffen, den Klassizismus, Iphigenie, Tasso.

Mit dem höchsten Nachdruck arbeitet Gundolf heraus, was Italien für Goethe bedeutet. Es bildet seinen Sinn für Ordnung, Rundung, Maß zur Vollkommenheit. Aber sein „Romanismus", vergleichbar dem Streben der deutschen Gotiker, Pacher, Dürer, Burgmayr, nach der südlichen Formenwelt, endigt nicht in einem gebrochenen Kompromiß, noch in der Manier der flämischen Romanisten, sondern er schafft ein neues Bild, eine neue Gesinnung und Bildungsrichtung, die nun das deutsche Geistesleben beherrscht und befruchtet, bis heute, trotz aller Aufbäumung unserer „Gotiker". Der eine Konvention floh, bringt eine eigene, mit höchster Goetheschen Prägung zurück. Es handelt sich nicht darum, was er falsch gesehen hat, oder was er nur von Winkelmann übernahm und was von dem geschichtlich schief gewesen ist, sondern um die Durchdringung südlicher Formüberlieferung mit nordischem Geist. Das ist ein ganz anderer Prozeß als der bei Shakespeare gewesen ist, wenn er südliche oder antike Stoffe in seiner Shakespeareschen Form bändigte — dort ist es naive Größe, hier ist es bewußte Ordnung. Italien wurde darum so entscheidend, weil es durch Goethes wesentliches Bildungsorgan, das Auge, aufgenommen wurde. Goethe war in erster Linie Seh-Mensch — das färbt auf seinen Wortschatz wie es die Richtung seiner naturkundlichen Leidenschaften bestimmt, kein Historiker der Aktenweisheit, kein philosophischer Kopf der gedanklichen Spekulation, sondern von den Sinnen her bestimmt. Shakespeares unerschöpfliche Sinnlichkeit war das erste entscheidende Bildungserlebnis; es wird jetzt durch Italien, das unmittelbarer wirkt, verdrängt. Der spätere Goethe hat sich noch mit anderen Kulturkreisen fruchtbar auseinandergesetzt, etwa mit Calderons spanischem Theater, oder mit der Kunst- und Gedankenwelt des persischen Orients, den gerade auch er zu einem Element der mitteleuropäischen Bildung gemacht hat, nachhaltiger als die damaligen Reisebeschreiber — doch waren diese Angliederungen an sein Geistesreich nicht von gleich elementarer Bedeutung, schon mehr Ausfluß der ungeheuren Sammlertätigkeit des alten Goethe, des Ueberschauens und Umformens aller Welt. Nur die Begegnung und Freundschaft mit Schiller hat eine ähnliche Bedeutung; nicht in der Wendung seiner Gesinnung, sondern in der bewußten, verantwortlichen Ausgestaltung. Als Byron, der ihn stark beschäftigte, in sein Blickfeld trat, war er schon zu alt, um nun mit dieser neuen Welle sich innerlich zu messen; er bleibt Zuschauer, vielleicht mit schmerzlicher Empfindung. Denn der britische Lord rührt an die verstummende Dämonie der eigenen Jugend. Er geht mit einer heroischen Geste bis ans Ende. Goethe hat resigniert.

Seine „Entsagung" ist nicht Schwäche, nicht Angst vor der Tat, sondern geballte Pflicht, bewußte Verantwortung. Wie sehr Goethe von einem eingeborenen Pflichtgefühl bestimmt war, und wie er Schuld als Schuld trug, das leitet Gundolfs Betrachtung der sittlichen Persönlichkeit. Weil er nicht in egozentrischer Selbstgerechtigkeit verfangen blieb, trennte er sich vom „Sturm und Drang", zog er die Scheidelinie zur neuen Jugend, der Romantik. Sein Individualismus war nicht Fesselosigkeit, sondern Selbstbildung, Selbstzucht. So wenig aktive Kräfte Goethe für das eigentlich Politische in sich spürte (wie ihm, dem Naturbetrachter, auch die Staatengeschichte ziemlich fremd blieb), so durchsetzt sich sein Denken und Wirken, zumal in Reife und Alter, immer stärker mit einer sozialen Anschauung der Welt. Er blickt auf die Berufe und ihre Arbeit, er entwickelt die Bildungsgeschichte seines Wilhelm Meister, nicht um der epischen Anekdoten willen, sondern um des Beispielhaften. Goethe ist nie politischer Dichter, von der abstrakten Funktion des Staates oder von dem Gewicht politischer Tendenzen hat er, seinem inneren Wesen nach, keine deutlichen Meinungen, er verhält sich ablehnend, aber er wird Pädagoge. Kein Jugenderzieher, doch ein unendlich reiches und wieder strenges Bild pflichtvoller Selbstgestaltung im Dienste der Verantwortung.

Nun läßt sich der Reichtum eines Buches, wie es Gundolf uns hier geschenkt, mit nachschreibenden Worten nicht ausschöpfen. Es ist nicht gelehrt, aber gebildet im höchsten Begriff; doch nicht derart, daß vor Bildung Sprache und Anschauung blaß geworden, sondern diese sind bestimmt durch die Kraft des Erlebnisses und die bedingungslose Hingabe an den großen Stoff. Hier wirkt eine kongeniale geistige Anlage sich aus, ein Mann, der Recht und Beruf in sich hat, dem Großen, Ewigen sich zu nähern, weil seine Maßstäbe groß und ewig sind. Nach Shakespeare Goethe — man möchte glauben, er solle jetzt das Bild von Dante, Luther, Rembrandt neu gestalten. Meisterlich ist seine schriftstellerische Art: einprägsam, doch nicht pedantisch, bildhaft ohne unruhigen Impressionismus, das war schon im Shakespearebuch höchste Kunst: wie er mit dichten Formeln das Wesen, das Profil der deutschen Dichter niederschrieb, in denen sich des Briten geistige Verdeutschung vollzog; das ist auch jetzt wieder immer frische, geistreiche Unterbrechung, wie die Neben- und Gegenspieler Goethes in dem großen Rahmen mit gültiger Bewegung gezeichnet sind, seien es Lavater oder Bettina, Charlotte oder Byron — am größten in dem Kapitel über Schiller oder in den Anmerkungen zu Napoleon.

Ein Buch, das im Krieg fertiggeschrieben wurde. Vielleicht lag der Druck des gewaltigen Geschehens auf dem Abschluß des Werkes; denn sein letzter Teil, über den zweiten Faust, zeigt etwas Mattigkeit und das Ganze ist ohne Ende, ohne die letzte Synthese, die die Einleitung aufnimmt und zur Knappheit zusammenzwingt. Daß es so unzeitgemäß ist, macht es zum Ort stiller Ruhe für die Seele, indem es sie an Ueberzeitliches heranführt. Der Sinn, den der Tag mit Sorge, Stolz und kämpferischem Gefühl gequält und erregt, findet in feierlichen Abendstunden die Entrücktheit zum rein Geistigen, die ihn adelt und kräftigt.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Schwäche

Die alles auf Gefühle reduzieren, Poeten, haben keinen Charakter. Kant.

Wir leben in den entscheidendsten Zeiten. Da wachsen sich Gefühle zur stärksten Gefahr aus, wenn sie die Herrschaft begehren. In solchen Augenblicken muß man etwas verwandt sein können mit der Vorsehung der Geschichte, will man nicht vor ihrem Richterstuhl gerichtet werden. Ihre Art heißt strenge Gerechtigkeit. Wer ein Ganzes leiten will, muß das Ganze vor dem einzelnen Anspruch und Bedürfnis unbedingt vorziehen. Für die Entwicklung des Ganzen bedarf es jenes Instinktes, der aus den Gesetzen des natürlichen Wachsens gelernt hat, daß nichts gedeiht ohne herbe Strenge und die Zucht des Kampfes die beste Erziehung ist. Jüngst legten Arbeiter in Berlin die Arbeit nieder gerade in dem Augenblick, da ihre Kameraden dem härtesten Kampf auf Frankreichs Boden ausgesetzt waren. Das bleibt eine Schmach. Alles Gerede von Solidaritätsgefühl wird sinnlos, wenn man den Volksgenossen in der Gefahr verrät. Hier muß deutsch geredet werden. Diese Arbeiter waren die bestbezahlten. Die Not drückte sie nicht halb so viel, wie tausend andere, die schwiegen und ertrugen. Sie konnten sich auch in der Ernährung vorsehen — viele hatten „vorgesorgt". Wer sich nun trotzdem soweit vergißt, daß er die einfachsten Gebote der Gemeinschaft wie Luft behandelt, verdient dieselbe Behandlung. Schwäche gegenüber Anspruchsvollen und Eigensinnigen zieht nur noch haltlosere und rücksichtslosere Menschen heran. Das Volksgewissen muß wach werden. Notzeit drückt, und Tausende leiden. Wer aber mitten im Kampf seine leidenden Genossen verläßt, verwirkt das Recht des Mitleids. Unser Volk steht vor den schwersten Proben seines Charakters. Wer es heute so gar eilig mit dem Frieden hat, verdirbt den Frieden. Weil wir den segensreichen Frieden ersehnen, gerade darum müssen wir jetzt doppelt warten lernen. Sich zum Frieden *heran-drängen*, heißt das Opferblut seiner Brüder um ein Linsengericht feilbieten. Die verbissenste Geriebenheit einer betrügerischen Welt steht uns gegenüber. Wir leben im Krieg, in dem man uns gerade mit dem Frieden erst recht betrügen will, weil man mit den Waffen nicht fertig geworden ist. Wer schon heute seinen Volksgenossen fast droht, keine Gelder für den Krieg zu genehmigen, wenn der Friede nicht nach seinem Bild sofort gegossen wird, hat kein Recht, im Namen seines Blut opfernden Volkes zu reden. Friedensschluß ist kein Geschäft, und wer ihn erpreßt, der kommt darin um oder verdirbt seinem Volk Jahrzehnte seiner Zukunft. *Der Starke kann warten.* Wer jetzt die Geduld verliert, wo die Friedenserfolge winken, mag mit Gefühlen arbeiten und Gefühle aufpeitschen: er bleibt im Unrecht und schafft Unrecht. Auch der bestgemeinte Wunsch schlägt hier zum Schaden aus, die Kraft ist ruhig, die Schwäche zerflattert. Wer einmal nachgegeben hat, richtet sich selbst ein Joch auf.

Laßt uns ausharren, kühl, besonnen! Je zurückhaltender und verschlossener wir jetzt sind, desto größere Erfolge werden wir gewinnen. Zähigkeit allein hat selbst einem Bismarck einst Belfort für Frankreich abgerungen. Jetzt gilt's erst! Die letzten Runden sind die entscheidenden. Einheitlich steht unser Volk so, „wie ein Fähnrich wund und blutig die Fahne rettet im Gefecht".

Soziale Bewegung

Der Ausbau des öffentlichen Arbeitsnachweiswesens. Unter Vorsitz von Landesrat Dr. Freund, Berlin, und in Anwesenheit zahlreicher Vertreter des Reichsamts des Innern, des Kriegsamts und des Kaiserlichen Statistischen Amts fand kürzlich eine Verbandssitzung deutscher Arbeitsnachweise statt, in der sämtliche preußischen Provinzen und alle Bundesstaaten vertreten waren. Eine eingehende Aussprache fand über die Ausführung des Hilfsdienstgesetzes statt, und hier wurde der dringende Wunsch nach einem engen Zusammenarbeiten des Deutschen Verbandes und der Unterverbände mit den kriegsamtlichen Stellen ausgesprochen. Ueber die Durchführung der Bundesratsverordnung betr. die Umspannung des Deutschen Reiches mit einem Netze von öffentlichen Arbeitsnachweisen wurde im allgemeinen Günstiges berichtet. Von allen Seiten wurde der dringende Wunsch nach Bereitstellung von größeren Geldmitteln seitens des Reiches ausgesprochen. Die Organisation der künftigen Demobilisierung ist im Gange; bei der Aufstellung der Pläne werden die Wünsche der öffentlichen Arbeitsnachweise, auf deren Mitwirkung die Militärverwaltung den größten Wert legt, gebührende Berücksichtigung finden.

Gewerkschaftliche Zersplitterungsversuche. Ein Schluß auf die in manchen sozialdemokratischen Gewerkschaftskreisen herrschende Stimmung läßt sich aus den Anträgen ziehen, die eine Reihe von Zahlstellen des größten Arbeiterberufsvereins, des Deutschen Metallarbeiterverbandes, zu der im Juni dieses Jahres in Köln tagenden Verbandsgeneralversammlung gestellt haben. In den Anträgen kommt eine große Unzufriedenheit nicht nur über die Zustände auf dem Gebiete der Nahrungsmittelversorgung, sondern mehr noch über die Haltung der Generalkommission der Gewerkschaften zum Ausdruck. So wird aus Berlin Protest erhoben gegen die Versuche der Generalkommission und der Vorstände, die Gewerkschaften auf die Politik des 4. August festzulegen und den Mitgliedern eine bestimmte politische Meinung vorzuschreiben. Es wird rund heraus verlangt, daß der Metallarbeiterverband keine Beiträge mehr an die Generalkommission abliefern, d. h. die Beziehungen zu ihr lösen soll. Von einer ähnlichen Tendenz sind andere Anträge geleitet, die u. a. die Kundgebungen an den Reichskanzler scharf verurteilen und die Unterstützung der Kriegspolitik der Regierung durch die Gewerkschaftsleitungen kritisieren. Die Zahlstelle Halle geht noch weiter, sie fordert den Vorsitzenden des Metallarbeiterverbandes, Herrn Schlicke, der bekanntlich als einziger Arbeitervertreter in das Kriegsamt berufen ist, auf, von diesem Amte zurückzutreten, da die Berufung nur zur Täuschung der Arbeiter diene. Bezeichnend ist es, daß solche Anträge fast ausschließlich aus den Gebieten kommen, wo die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft oder die noch weiter links stehende Spartakusgruppe Einfluß hat. Es zeigt sich, daß die Versuche, auch die gewerkschaftlichen Organisationen zu spalten, auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Daß derartige Anträge auf der aus Vertretern aller Teile Deutschlands zusammengesetzten Generalversammlung Aussicht auf Annahme haben, ist nicht anzunehmen. Wohl aber ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß diejenigen, die in der Minderheit bleiben, ihrer bisherigen Organisation den Rücken kehren und daß neue gewerkschaftliche Organisationen auf anarcho-syndikalistischer Grundlage entstehen, die ihre politische Vertretung in der Arbeitsgemeinschaft erblicken. Das Beispiel der Metallarbeiter wird naturgemäß auch auf Arbeiter anderer Berufe zurückwirken. In ihrer Gesamtheit werden die Gewerkschaften zu dieser Frage vorläufig keine Stellung nehmen, da der allgemeine Gewerkschaftskongreß auf unbestimmte Zeit vertagt worden ist.

Privatangestelltenwünsche. Eine große Lohnbewegung von Privatangestellten hat bei den Hamburger Vulkanwerken eingesetzt. Schriftliche Eingaben, die zum Teil mit mehr als 1000 Unterschriften bedeckt waren und dringend um eine Gehaltsaufbesserung ersuchten, hatte die Vulkanwerft unbeachtet gelassen. Nun haben eine Reihe von Angestelltenverbänden in gemeinsamer großer Versammlung eine Gehaltszulage von 33⅓ v. H., ausreichenden Urlaub (1914 und 1915 war ein solcher überhaupt nicht gewährt worden), Bezahlung von Ueberstunden und Vornahme der Wahlen für den Angestelltenausschuß nach Maßgabe des Hilfsdienstgesetzes gefordert.

Büchertisch

Kriegsspruch für 1917; zwei vierzeilige Strophen von R. A. *Schröder*, Komposition von K. Faißt. (Karlsruhe 1917, durch K. Faißt, Friedenstraße 7, oder die Hofmusikalienhandlung Kauß-Neufeldt u. Fr. Müller, Karlsruhe; Preis 30 Pf.)

Mit knappen Worten bringen die schönen Verse R. A. Schröders die schwere Lage Deutschlands und die starke Zuversicht zum Ausdruck, daß „der das Recht in den Händen hält", dem von Verrätern umstellten Vaterlande den Sieg geben werde. Der

musikalische Ausdruck ist eben so einfach wie treffend, bringt die schönen Worte zum Leuchten und hebt sie zum Schluß durch Anwendung der Weise „Eine feste Burg" über sich hinaus: ein ganz herrliches Stück, das als Solo oder einstimmiger Chorgesang mit Klavier- bezw. Orgelbegleitung Sänger wie Hörer fortreißen muß. Als edelstes Mittel, den Mut unseres Volkes zu heben, sei es dringlich empfohlen, auch zur Massenverbreitung.

Prof. Dr. Spitta-Straßburg.

Die deutsche Not. Von Joh. Müller. München, Beck. 301 S., 4 M. — Kriegsreden und -Aufsätze M.'s, von der Rede an, die er in Mainau am 31. Juli 1914 hielt, bis zu der am 3. Oktober 1915 am Hermannsdenkmal bei der Bielefelder Hauptversammlung deutscher Bodenreformer „Ein freies Volk auf freiem Grund und Boden". Dazwischen ein Briefwechsel mit einem Schweizer, wobei M. kräftig unseren deutschen Standpunkt vertritt, und wertvolle Stücke aus Feldpostbriefen eines gefallenen Franzosen als Beweis, daß auch drüben der Krieg mit seelischer Feinheit und Tiefe erlebt wird. M.'s Art ist vielen bekannt; seine Schriften haben hohe Auflagen, seine Vorträge viele und, was mehr ist, treue Hörer; der Kreis derer, die sich, früher in Mainau, jetzt in Elmau (Oberbayern) zur „Pflege persönlichen Lebens" um ihn sammeln, wächst. Aber seine Art ist nicht leicht kurz zu kennzeichnen. Man möchte sagen: „verinnerlicht religiös", aber er liebt das Wort Religion nicht und redet nicht die überlieferte religiöse Sprache. Es kommt ihm darauf an, das Tiefste in Menschenseelen zu wecken und so Gottes Reich zu bauen. Wie stark sein Ewigkeitsglaube ist, zeigt der schöne Abschnitt: „In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn." Für die Gegenwart bejaht er kräftig den Kriegswillen: „Gott lieben heißt jetzt Krieg führen." „Das Leben und Treiben der Menschen im Frieden war viel gemeiner und grauenvoller, als alle Schrecken des Krieges."

Mulert.

Am Webstuhl der Zeit. Religiöse Reden von Ernst Horneffer. Leipzig, Alfr. Kröner. 424 S., 4 M., geb. 5 M. — Freireligiöse Predigten. Der leidenschaftliche Spott, mit dem H. vor etwa zehn Jahren gegen Christentum und Kirche kämpfte, hat — H. spricht das selbst aus — ruhiger Achtung vor den Kräften der überlieferten Religion Platz gemacht. Die praktische Stimmung ist Fichtisch; der Wert des Menschen wird nicht im Wissen, sondern im Können gefunden, vielmehr in dem, was er wirklich leistet, „die kleinste Tat ist mehr wert, als der größte Gedanke". So unterscheiden sich diese Reden charakteristisch und, wie ich meine, zu ihrem Vorteil von Ostwalds monistischen Sonntagspredigten. Oft wünschte man freilich noch mehr Fichte und weniger Nietzsche, mehr von dem schwerfälligen Ernst, den jener hatte, und weniger von geistreicher Rhetorik. Abgelehnt wird von H. nach wie vor der Glaube an einen allmächtigen, weisen, gütigen Gott und an persönliche Unsterblichkeit. Wenn er das Schuldgefühl schärfen, aber als einzige Erlösung die durch künftiges besseres Tun gelten lassen will, so werden andere nicht aufhören, gerade auch unsere Schuld ins Licht des Ewigen zu stellen und Erlösung in Gott zu suchen. Was H. hier gegen den christlichen Glauben hat, mehr noch in seinem Optimismus gegen die christliche Ethik, kann Gegenstand ernster Auseinandersetzung sein; sicher ist aber: weniger mythologisch ist H.s stets ringender Weltgrund, sein, wie er selbst sagt, ohnmächtiger Gott nicht. Und ob die mittelalterliche deutsche Mystik wirklich die von H. mit Recht gesuchte Verbindung von Individualismus und Gemeinsinn bringt?

Mulert.

Das Lebenswerk Immanuel Kants von Dr. Woldemar Oskar Döring. 2. Aufl. 1916. Charles Coleman, Lübeck. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Der Verfasser verfolgt mit seiner Darstellung einen doppelten Zweck: einmal das Gedankenwerk des Königsberger Philosophen an sich in volkstümlicher Sprache zu entwickeln, dann aber den lebendigen Gehalt dieser Philosophie und ihres Schöpfers als ethischen Wert für die Gegenwart zu größter Eindringlichkeit zu erheben; er will dadurch Kant als lebendige Kraft gewinnen für den Geist, den das deutsche Volk in seiner Prüfung zu bewähren hat. An volkstümlichen Arbeiten über Kant hat es uns bisher gefehlt. Wie sehr sie Bedürfnis sind, beweist der rasche Absatz der ersten Auflage. In der Tat besitzt das Buch eine sehr glückliche Klarheit, ohne daß — die Gefahr liegt immer nahe — die Gedanken Kants der Tiefe beraubt und banalisiert sind.

Sch.

K. u. k. Offiziere. Ernstes und Heiteres aus der Zeit vor dem Weltkriege. Von Dorothea Gerard. Deutsch von Generalstabsmajor Otto Waldschütz. Herausgegeben von Richard Wengraf. Verlag von Georg Westermann, Berlin, Braunschweig, Hamburg. 163 Seiten. Kartoniert 3 M.

Dorothea Gerard of Rockfeles, eine Schottin von Geburt, die ihre Jugend in Venedig, als es noch österreichisch war, und im Sacré Coeur zu Graz zubrachte und 1915 als Gattin eines hohen österreichischen Offiziers starb, erzählt von k. u. k. Offizieren von 1848 bis vor 1914. Manches nimmt sie aus Memoiren, das meiste hat sie selbst erlebt oder hat es von Männern, die in ihrem Salon von ihren Erlebnissen berichteten. Eine bunte Reihe ernster und heiterer Geschichten wird in liebenswürdigster Weise vorgeplaudert und rundet sich zu einem Bild von seiten starker Lebendigkeit und Eindringlichkeit. Ganz gewiß eines der reizendsten Skizzenbücher, aber auch von hohem Wert durch den wertvollen Wissensstoff, den es überliefert. In England wurde es verboten, um so mehr Grund für die Reichsdeutschen, es eifrig zu lesen.

F. O.

Sprechsaal

Zu dem Aufsatz von Peter Mahr: „Die tiefste Kraft des deutschen Aufstiegs" (in Nr. 11 der „Hilfe") schreibt uns der geschätzte Herr Verfasser, daß er mit den vorgenommenen Veränderungen und Streichungen nicht übereinstimmt. Er glaubt, daß Aufbau und Form zum Schaden des Aufsatzes gestört worden sind. Wir würden diese Wirkung aufrichtig bedauern. Die Arbeit wurde übrigens schon im Frühling 1916 verfaßt und konnte leider nur mit großer Verspätung von uns gedruckt werden; wenn sie auch durch die Zeitlosigkeit ihrer Gedanken vor Veralten geschützt ist, so wird sie doch aus der Stimmung der Zeit, in der sie geschaffen wurde, erst voll verstanden, und die Stimmung der Zeit hat sich mit dem fortschreitenden Kriege verändert. — Sollte der Herr Verfasser den Aufsatz in ursprünglicher oder von ihm selbst veränderter Form an anderer Stelle veröffentlichen, dann werden wir unsere Leser noch besonders darauf aufmerksam machen.

Briefkasten

A. D. 46: 1. Der „Arbeitsausschuß zur Herbeiführung einer zeitgemäßen Regelung des Beamtenrechts" hat seinen Sitz in Berlin. 1. Vorsitzender ist A. Falkenberg, z. Z. Hamburg, Ferdinandstr. 58.

2. Verlag der „Beamten-Korrespondenz" befindet sich Berlin S. 42, Oranienstr. 140—142, wo auch die „Interessengemeinschaft deutscher Reichs- und Staatsbeamtenverbände" ihre Geschäftsstelle hat.

3. Eine Zeitschrift oder Zeitung, die sich aus Zeitungsausschnitten bildet, ist uns nicht bekannt.

Bücherwünsche aus dem Felde: Einführung in die Philosophie oder Kant- oder Fichtebüchlein; ein Jahrgang der Zeitschrift des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins; ein flämisch-deutsches Wörterbuch; neugriechische Literatur, naturwissenschaftliche Werke, kleines französisches Wörterbuch.

Ev. Lazarettpfr. Rohmer in Ingolstadt Ref.-Lazarett II: Gern geben wir hiermit Ihren Dank an den ungenannten Bücherspender aus Aachen weiter.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 70 Pf.: R. N. im Felde, **1 M.:** Uffz. L. im Felde, **2 M.:** Pfr. F. im Felde, **3 M.:** Gefr. Dr. R. in K., Feldw.-Lt. G. im Felde, **5 M.:** Lt. K. im Felde, **10 M.:** Lt. d. R. Sch. im Felde, D. in G., **20 M.:** Frl. T. R. in J.

Bücher für Armee und Marine: B. T. in Straßburg: 22 Bücher und Zeitschriften, Ing. W. in Niedererlenbach: 58 Bücher und Broschüren, 1 Jahrgang „Hilfe" und viele Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

3. Mai 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 18

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Preußische Verfassungsfragen. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Wellhungersnot. **Dr. Heinz Potthoff:** Neuorientierung und Arbeitsrecht. — **H. F.:** Ein Vorschlag zur Bevölkerungspolitik. — **Pfarrer Dr. Ernst Lehmann:** Zum Gedächtnis von Caspar René Gregory. — **Gottfried Traub:** Kinderstube. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 22. April.

Als ich in voriger Woche in Oesterreich war, las ich in dortigen Zeitungen, daß der deutsche Professor der Theologie Caspar René Gregory im Kampfe gefallen ist. Er stand im 71. Lebensjahr und war sofort bei Kriegsausbruch als Freiwilliger mitgegangen. So wenig es nun auch möglich ist, hier in der Kriegschronik von jedem einzelnen der vielen Gefallenen, die ich gekannt habe, zu reden, so scheint mir doch dieser für das Vaterland gestorbene Freund eines besonderen Gedenkwortes wert. Obwohl seine theologische Facharbeit wesentlich einen philologischen Charakter hatte, so war in ihm die Hingabe und Dienstbereitschaft der Bergpredigt in einer ganz seltenen Vollendung vorhanden. Er hatte einen tiefen natürlichen Sinn für alle Sorgen und Eigentümlichkeiten der kleinen Leute, fuhr bis in seine alten Tage meist in der vierten Klasse der Eisenbahn und beteiligte sich von Anfang an mit großem Eifer am Evangelisch-sozialen Kongreß und am einstigen National-sozialen Verein. Es war die Freude der letzten Jahre seines Lebens, daß sich die deutsche Sozialdemokratie zur vaterländischen Partei entwickelte. Obwohl er selbst zur Hälfte französisch-kanadischen Ursprungs war, diente er dem deutschen Vaterlande getreu bis in den Tod.

In Oesterreich tritt das Friedensbedürfnis stärker und offener zutage als bei uns. Viele Leute glauben, daß schon in kürzester Zeit der Friede mit Rußland unterzeichnet sein werde. Dabei hat die Menge des Volkes nur eine geringe Vorstellung davon, wie sehr die russische Revolution noch immer von denjenigen beherrscht wird, die den Zaren deswegen absetzten, weil er zu wenig kriegseifrig war. Man hat nun einmal beim Wort „Revolution" im allgemeinen die Idee einer demokratischen Störung des Cäsarismus, ohne sich genügend zu erinnern, daß die großen Revolutionen in England und Frankreich gleichzeitig zu einem verstärkten Militarismus geführt haben. Jedenfalls muß man gegenüber allzu schnellen Hoffnungen vorsichtig sein.

Es gibt Friedensfreunde, die sich in der Illusion wiegen, als genügte irgendwelche Versicherung, daß wir weder eine Annexion noch eine Entschädigung wollen, um der Welt einen schnellen Frieden zu verschaffen. Leider liegen die Dinge nicht so einfach.

Montag, 23. April.

Der große Kampf an der westlichen Front wird an verschiedenen einzelnen Stellen mit ungehinderter Heftigkeit weiter durchgefochten. Das Gesamtergebnis ist, daß der französisch-englische Durchbruch nicht gelingt. Dabei reiben sich die beiden Heere gegenseitig auf, nur hoffen wir und glauben, daß die Angreifer viel mehr verlieren als die Verteidiger. Es wird wohl kaum einen anderen Weg zum Frieden geben als diese unendlich harte Aufzehrung der Kräfte. Am meisten umstritten sind die nördliche Anfangsstelle des neuen Siegfried-Walles bei Loos und Lens, sodann die Mitte des Walles bei St. Quentin und die Gebiete am Schluß des Walles bis nach Ville de Bois und Craonne. Auf beiden Seiten tritt das Maschinelle des Krieges stark in den Vordergrund. Die Engländer und Franzosen besitzen eine Uebergewalt in schwerer Artillerie, während die Deutschen gegenüber dem Infanterieangriff mit sehr zahlreichen Maschinengewehren ausgerüstet sind.

Es ist leichten deutschen Seestreitkräften gelungen, die beiden gegenüberliegenden Kanalhäfen Dover und Calais zu beschießen.

Der türkische Großwesir Talaat Pascha ist mit größerer Begleitung in Berlin und im deutschen Hauptquartier eingetroffen, um mit den deutschen obersten Stellen Besprechungen abzuhalten.

Dienstag, 24. April.

Auf dem Schlachtfeld von Arras ist gestern der neue englische Ansturm unter schwersten Verlusten ergebnislos zusammengebrochen. An der Aisne und in der Champagne zeitweilig starker Artilleriekampf. Die Türme der Kathedrale von Reims sind neuerdings wieder von den Franzosen als Beobachtungsstelle benutzt worden, was selbstverständlich zur Folge hat, daß sich deutsche Geschütze nach dieser Stelle richten müssen.

Ueber die Beschießung von Calais erfährt man aus der Pariser Zeitung „Temps": In der Nacht zum Sonnabend wurde die Bevölkerung von Calais ungefähr um 12 Uhr 30 Minuten durch ein furchtbares Donnern vom Meere her geweckt, das von einer sehr heftigen Beschießung herrührte, während Geschosse auf die Stadt niederfielen. Die Beschießung dauerte 10 Minuten, in denen die aufeinanderfolgenden Schüsse und die Detonationen ohne Unterlaß widerhallten. Dann hörte man neues Geschützfeuer. Es fand in weiter Entfernung ein Treffen statt.

In Paris erhält sich mit Hartnäckigkeit das Gerücht, König Konstantin von Griechenland sei verhaftet worden.

Mittwoch, 25. April.

Eine deutsche amtliche Mitteilung sagt, daß in der neu entbrannten Schlacht bei Arras am 23. April die Engländer die blutigste Niederlage und die schwersten Verluste des ganzen Krieges erlitten haben. Ihre Absicht, die deutsche Linie in der Nähe von Arras beiderseits des Flüßchens La Scarpe und weiter südlich auf der Straße von Arras in der Richtung nach Cambrai bei dem Dorf Guemappe zu durchbrechen, ist an der erprobten Tapferkeit der deutschen Truppen im glänzendsten Zusammenwirken von Artillerie, Infanterie und Flugdienst zuschanden geworden. Auf der ganzen 30 Kilometer langen Angriffsfront zwischen Lens und Bullecourt liegen die von Granaten und Kugeln hingemähten Sturmhaufen der Engländer verstreut. Wo die Engländer an einzelnen Stellen vorübergehend einzudringen vermochten, erfolgten heftige Gegenangriffe, die für uns günstig verliefen. Sieben von

den feindlichen Riesenautos (Tanks) wurden am Vormittage zerstört. Ein zweiter Angriff am Nachmittag und ein dritter bei beginnendem Abend vergrößerten nur die Niederlage der Engländer.

Nachdem in Oesterreich die Ministerkrisis beendet ist, wird der Reichsrat für 30. Mai einberufen. Es finden Vorbesprechungen mit den Führern aller Parteien statt, um die Einberufung des Parlaments nach so langer Unterbrechung möglichst vor unliebsamen Zwischenfällen zu bewahren.

Von der russischen Front kommen nur selten noch Meldungen von artilleristischen Kämpfen. Es wird behauptet, daß diese meist an solchen Stellen vorkommen, wo japanische oder französische Artilleristen eingestellt sind. Viele russische Soldaten sollen mit oder ohne Urlaub zum Zweck der Landbestellung oder aus revolutionärer Unruhe sich in die Entfernungen des Hinterlandes begeben haben. Die Durchdringung des russischen Heeres mit Friedensideen macht offenbar weitere Fortschritte. Auch höhere Führer tragen keine Bedenken mehr, ihrem Friedenswunsch offenen Ausdruck zu geben. Dabei bestehen im allgemeinen Unklarheiten darüber, welche Rechte und Pflichten nach Eintritt der Revolution Offiziere und Mannschaften gegeneinander haben. So viel man aus den Angaben der Ueberläufer erfährt, werden die englischen Offiziere an der russischen Front mit sehr geringer Freundschaft aufgenommen. Allgemein werde über den Druck geklagt, den sie ausüben, und die Mannschaften bezeichnen diese neuen Gäste als die Verlängerer des Kriegselends.

In Schweden veranstaltet der Sozialdemokrat Branting Volksansammlungen zum Protest gegen Ernährungsschwierigkeiten. Seine Absicht dabei ist, ein Abkommen mit England vorzubereiten, wodurch auch Schweden in die Verbindung des englischen Machtbereiches hineingezogen werden soll. Noch ist zu hoffen, daß ihm dieses nicht gelingen wird.

Donnerstag, 26. April.

Zwischen dem 19. und 24. April sind die Meldungen von 143 000 versenkten Brutto-Register-Tonnen feindlicher und neutraler Handelsschiffe durch unsere U-Boote eingelaufen. Das beweist, daß sich der Ertrag des Unterseebootkampfes noch immer ungefähr auf der Höhe der vergangenen Monate hält. Allerlei Einzelnachrichten besagen, daß die Ernährungsschwierigkeiten in England zunehmen, nur wird es sich empfehlen, diese Nachrichten nicht zu sehr zu verallgemeinern.

Ich hatte gestern ein Gespräch mit Herren aus Finnland. Man hält es für möglich, daß die Engländer bei Kriegsschluß Finnland besetzen oder wenigstens Marinestationen an den dortigen Küsten einrichten wollen. Ob die Finnen den Versprechungen der provisorischen Regierung, ihnen ihre früheren Rechte wiederherzustellen, auch nur einigermaßen Glauben schenken können, ist recht zweifelhaft. Da es ein eigenes finnisches Heer nicht gibt und da noch immer, wie es scheint, etwa 100 000 bewaffnete Russen in Finnland vorhanden sind, ist an eine Erhebung aus eigener Kraft schwerlich zu denken.

Zum Nachfolger des verstorbenen Generalgouverneurs in Brüssel ist Freiherr von Falkenhausen berufen worden, der ebenso, wie Hindenburg, vor dem Kriege schon in den Ruhestand getreten war und sich durch militärwissenschaftliche Werke bekannt gemacht hat. Während des Krieges war er eine Zeitlang Oberkommandierender des Küstenschutzes und hatte später die Führung eines eigenen Armeeteiles.

Ein junger Offizier, der bis vor kurzem Arras gegenüber stand, beschreibt mir die geographischen Verhältnisse der letzten großen Schlacht. Dabei wird der Unterschied hervorgehoben, der zwischen älteren und neueren Befestigungsanlagen ist. Fast alles, was in den Jahren 1914 und 1915 an militärischen Bauten angelegt wurde, ist zu schwach für die Anforderungen der gegenwärtigen Massenangriffe.

Freitag, 27. April.

Staatssekretär v. Capelle macht in der Haushaltkommission des Deutschen Reichstages Mitteilungen über den Verlauf des Unterseebootkrieges: Die mit mathematischer Sicherheit erfolgende Zusammenschrumpfung des Schiffsraumes unserer Gegner, die hierdurch bedingten steigenden Lebensmittelnöte und der Mangel an Kohlen, Erz und Grubenholz äußern sich bereits in schärfster Form. Die deutsche Marine hat bisher alle Erwartungen, die sie auf Verhängung der Seesperre gesetzt hat, vollauf bestätigt gefunden und zweifelt nicht, daß England in absehbarer Zeit gezwungen sein wird, die nötigen Schlußfolgerungen zu ziehen.

Ueber den Gang der russischen Revolution schreibt „Birschewija Wjedomosti“: Ohne die Einberufung der konstituierenden Versammlung abzuwarten, fangen die Bauern jetzt an, Wälder abzuholzen und die Besitzungen der Gutsbesitzer zu plündern und niederzubrennen. Das Volk, das Jahrhunderte lang in Knechtschaft gelebt hat, kann nicht mit einem Male frei und diszipliniert werden. Es ist ganz klar, daß die Bauern nicht in wenigen Tagen ihre Bauernwirtschaft auf dem geraubten Gutsbesitzerlande einrichten können. Gerade jetzt aber beginnt im größten Teile Rußlands die Zeit der Aussaat. Wenn diese nicht in den allernächsten Tagen erfolgt, muß das unweigerlich zu einer Hungersnot für die gesamte städtische Bevölkerung Rußlands führen. Wenn die Revolution gleichbedeutend sein wird mit Hungertod, dann wird die Gegenrevolution ihr Haupt erheben.

Die österreichische Regierung wiederholt im „Fremdenblatt“, daß sie Rußland gegenüber auf Annexionen verzichte und durchaus keine Angriffspläne habe. Der Krieg sei von Anfang an ein Verteidigungskrieg gewesen und wolle nur Sicherheit für die künftige Existenz der österreichisch-ungarischen Monarchie schaffen.

Aus Schweden werden ziemlich bedenkliche Volksdemonstrationen gegen die Teuerung berichtet. Dabei verlangen die von Branting geführten Sozialdemokraten als Ende der Hungerpolitik ein Abkommen mit England. Ein schwedischer Herr, mit dem ich zu sprechen Gelegenheit habe, hält es nicht für unmöglich, daß der Sozialdemokrat Branting in seiner Heimat eine ähnliche verderbliche Rolle zu spielen beabsichtige, wie es Venizelos in Griechenland getan hat. — Die leitenden Minister der drei skandinavischen Länder, nämlich aus Dänemark Zahle und Scavenius, aus Norwegen Knudsen und Ihlen und aus Schweden Swarz und Lindman, wollen sich am 9. Mai in Stockholm zu einer dreitägigen Besprechung zusammenfinden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die führenden Minister Vertreter einer strengen Neutralität sind.

Die von uns erwähnte Nachricht, daß der König von Griechenland gefangen gesetzt worden sei, scheint sich nicht zu bewahrheiten.

Sonnabend, 28. April.

Gegenüber allzu hoffnungsfreudigen Meinungen, die von der russischen Revolution den schnellen Frieden erwarten, muß daran erinnert werden, daß noch immer das Auswärtige Amt der provisorischen Regierung von Miljukow verwaltet wird und daß Friedensbesprechungen an keiner anderen Stelle als an der offiziellen Vertretung des Staates angebracht werden können. Miljukow hatte mit dem Berichterstatter des „Manchester Guardian“ in Moskau ein Gespräch, in dem er sagte: Eine weitreichende Autonomie für die österreichischen Slawen kann uns nicht befriedigen; nur ihre Unabhängigkeit kann das Problem lösen! Das also bedeutet die offene weitere Bedrohung der Einheit von Oesterreich-Ungarn. Ueber die Meerengen bei Konstantinopel sagt Miljukow: Rußland muß auf seinem Recht bestehen, die Meerengen für fremde Kriegsschiffe zu schließen. Das aber ist nur möglich, wenn Rußland die Meerengen selber besitzt und sie befestigt. Gleichzeitig wiederholt Miljukow, die Verbündeten seien in Paris übereingekommn, daß nach dem Kriege der Handelsverkehr der Zentralmächte erschwerenden Bestimmungen unterworfen werden müsse. — Rußland wird wohl noch in seinem Innern einiges Weitere erleben müssen, ehe es offiziell friedensreif wird. Keinesfalls ist zu erwarten, daß die Russen von sich aus einen Schritt zum Frieden tun, bevor die Kämpfe bei Arras und Reims auch nach ihrer Meinung zu einem endgültigen Ergebnis geführt haben.

In der Kommission des Deutschen Reichstags macht Staatssekretär Helfferich ausführliche Mitteilungen über die wirtschaftlichen Wirkungen des U-Boot-Krieges auf England, indem er sich dabei fast ausschließlich auf offizielle englische Quellen stützt. Der Ton, in dem der U-Boot-Krieg neuerdings in England behandelt wird, unterscheidet sich sehr wesentlich von der Sicherheit, die früher zur Schau getragen wurde. Es wird angekündigt, daß England nun tatsächlich zur Rationierung der Lebensmittel übergehen soll. Sicherlich ist im gegenwärtigen Zeitpunkt die englische Volksernährung noch bedeutend günstiger als die unserige; aber die Hilfsquellen Englands für die Zukunft sind bei fortdauernder Erschwerung der Einfuhr weit geringer als in Deutschland. Die großen Anstrengungen, die in England und Irland gemacht werden, um bisher wenig benutzten Boden in Ackerland zu verwandeln, können erst für die Ernte 1918 wirklich in Betracht kommen. Bis dahin aber wirkt die vergangene und die kommende Mißernte zu unseren Gunsten.

Abends teilt die Heeresleitung mit, daß auf dem Schlachtfeld von Arras heute den Engländern zum dritten Male der Durchbruch der deutschen Linien vollständig mißlungen ist.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 22. April.

Im Garten auf dem Rasen liegt eine tote Drossel. Eine andere sitzt schon den ganzen Vormittag zusammengeduckt daneben und schaut verstört auf den erstarrten Körper, läßt sich auch nicht verjagen. Dieses kleine stumme Stückchen angstvollen Schmerzes hat etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Man fühlt die Allmacht der Liebe und des Todes über alle Kreatur, und der Schmerz, der heute tausendfach erlebt wird, will einem erscheinen als ein Stück unseres elementarsten Lebens, im Grunde doch unüberwindbar durch alle geistigen Abfindungen.

Und dann muß man denken, welche furchtbare Abkehr von der Natur dies ist, daß wir in diesen Jahren abgestumpft werden gegen das Grauen vor dem Tode. Und wie unentwirrbar sich in dieser Ueberwindung des Todes Erhabenes und Geringes, Heiliges und Unheiliges mischen.

Montag, 23. April.

In Stockholm ist zum erstenmal der „Parsifal" gesungen. Wie merkwürdig das im Grunde ist, daß diese deutsche Dichtung des erlösenden Mitleids ihren Weg über die Welt unter dem Donner der Kanonen antreten muß. Diese Botschaft in die verhetzte Welt hinein!

Von Leipzig ausgehend hat eine Bewegung zur Unterstützung des humanistischen Gymnasiums auch andere Universitäten in ihre Kreise gezogen. Die Lehrer der geisteswissenschaftlichen Fächer erklären die Beibehaltung des altsprachlichen Gymnasiums als Unterbau aller gelehrten Bildung für unbedingt notwendig. Man kann sich die Entwicklung der Bildung nach dem Kriege so vorstellen, daß die verschiedenen Schulformen ihren Stil noch fester herausbilden, sich klarer um ihr Bildungszentrum kristallisieren, Ueberflüssiges abstoßend, Verwischtes reinigend. Der dringende Zwang zur geistigen Oekonomie in jeder Form sollte die bisherige Konzessionsfreudigkeit im Schulwesen durch strengere Beschränkungen auf Wertvolles und Einheitliches ablösen.

Uebrigens sind diese Erörterungen wieder so eine geistige Flucht in das „Nachher" aus dem von Erwartung schweren Jetzt heraus.

Man verfolgt mit einem gewissen grimmigen Interesse die Rationierungsversuche in England. Es kommt alles ganz regelrecht, wie es kommen muß; alle Stadien, die wir auch durchgemacht haben, rollen ab. Sie brauchten geradezu nur unsere Flugblätter zu übersetzen!

Dienstag, 24. April.

Im Heeresbericht steht der zweite große Durchbruchsversuch bei Arras im Mittelpunkt. Es ist der Satz angefügt: „An den Erfolgen der letzten Schlachten hat seinen besonderen Anteil jeder Deutsche, Mann oder Frau, Bauer oder Arbeiter, der sich in den Dienst des Vaterlandes stellt, seine Kräfte einsetzt für die Versorgung des Heeres. Der deutsche Mann an der Front weiß, daß ein jeder daheim seine Schuldigkeit tut und rastlos schafft, um ihm draußen in der Schwere des Kampfes auf Leben und Tod, um Sein oder Nichtsein, beizustehen."

Im Hilfsdienstausschuß des Reichstages wurde über die Streiks der letzten Wochen gesprochen. Der Chef des Kriegsamtes kündigte rücksichtsloses Vorgehen gegen alle hetzerischen Versuche an, Streikgedanken in die Massen zu tragen. Auch ein sozialdemokratischer Abgeordneter sprach von der Streikbewegung als von Bemühungen unverantwortlicher Kreise, die auf bessere Lebensmittelversorgung hinauslaufende Arbeiterbewegung zum Träger politischer Forderungen zu machen. Darum ist die Hebung des Vertrauens in eine gerechte Lebensmittelversorgung so besonders wichtig. Der konservative Redner fordert, daß gegen Landwirte, die Lebensmittel zurückhalten, genau so scharf vorgegangen werden müsse wie gegen Streikaufwiegler.

Mittwoch, 25. April.

Ein Kommerzienrat aus Bamberg ist wegen verbotenen Malzhandels zu fast dreiviertel Millionen Mark Strafe und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt — ein empfindliches Exempel.

Kurze Reichstagssitzung und Vertagung bis zum Mai. Bis dahin Tagung der Ausschüsse. Der Verfassungsausschuß wird in diesen Tagen unter dem Vorsitz von Scheidemann zusammentreten. Der Hauptausschuß hat seine Sitzungen wieder begonnen.

Man liest die Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zu den Kriegszielforderungen der Sozialdemokratie und wünscht sie sich etwas plastischer und kraftvoller angesichts der idealistischen Illusionen und des mangelhaften Sinns für das Wesen der uns bedrohenden Gegnerschaft, die von diesen Erklärungen bezeugt werden. Immer wieder erscheint die Lücke in der allgemeinen weltpolitischen Bildung des deutschen Volkes als ein größter Mangel der inneren Rüstung.

Heute mittag ruft ein Extrablatt die Versenkung von 143 000 Tonnen in fünf Tagen aus; die Nachricht trägt ihre Wellen in die kleine, stille Stadt, in der ich heute zu tun habe, und knüpft die verträumte Stimmung in den schmalen Straßen, zwischen den dicken backsteinernen Kirchtürmen mit dem breiten Grün ihrer behäbig ausladenden Dächer an die wilde Welt. Wir sprachen in einem schönen bunten Rathaus aus dem 17. Jahrhundert, mit bemaltem Holzwerk und einer schönen Diele über kriegsamtliche Organisation. Hinter all den Männern und Frauen, deren Gesichter sich in der Spätnachmittagsdämmerung von dem dunklen Getäfel abheben, steht ein Kriegsschicksal mit seinem Schmerz, seiner Arbeit und seinen Leistungen. Der alte Pfarrer mit dem nachdenklichen Gesicht, in dem die Spuren geistiger Arbeit stehen, hat drei Söhne im Felde verloren. Während ich im dunklen Personenzug nach Hause fahre, muß ich über das lebendige Gespräch nachdenken, in das wir nach der Sitzung gerieten — über eine Theorie des Gewissens — und dabei steht das Gesicht seiner Frau vor mir, so ein gutes, stilles, mütterliches Gesicht mit seinem rührenden Ausdruck eifriger Aufmerksamkeit und Bereitschaft zu neuen Pflichten.

Donnerstag, 26. April.

Aus den Verhandlungen des Reichstagsausschusses: es sind bis jetzt etwa 750 Anträge auf Kapitalabfindung an Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene bewilligt. Das erscheint doch als sehr wenig!

Eine Dankerklärung an die Armee — an die Helden von Arras, der Champagne und der Aisne — ist von den Mitgliedern aller Fraktionen des Reichstags beschlossen. Nur die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft hat sich ausgenommen.

Digitized by Google

Bei uns gibt es jetzt Kuchen nur noch gegen Brotkarte, was sehr richtig ist, soweit er noch aus Mehl hergestellt ist. Für die seltsamen Präparate unbekannter Herkunft, die jetzt unter dem Namen Torte gehen, kann man wirklich keine ehrliche Brotkarte verlangen.

Von den Ergebnissen der scharfen Erhebungen durch den preußischen Ernährungskommissar Michaelis heißt es, daß sie nicht bloß „jeden Schatten eines Hungergespenstes verscheucht, sondern auch die Gewißheit erbracht haben, daß wir mit dem Vorhandenen ganz ausgezeichnet bis zur nächsten Ernte durchhalten werden, mag sich diese auch um 3—5 Wochen verzögern".

Freitag, 27. April.

Im Hauptausschuß des Reichstags hat der Chef des Kriegsamtes ausführlich und eindrucksvoll über die Streiks gesprochen und über die Entstehung und den Ablauf ein klares Bild gegeben. Am 16. April handelte es sich um einen „wilden" Streik, der mit der Parole einer Demonstration in der Lebensmittelfrage begonnen wurde. Nachdem der Metallarbeiterverband für den 17. Wiederaufnahme der Arbeit beschlossen hatte, kam ein neuer, schärferer Wind von Leipzig, von wo in einem Telegramm an den Reichskanzler der Empfang einer Deputation und die Einsetzung eines Arbeiterrats nach russischem Muster verlangt wurde. Der Wille des Kriegsamtes ist von jetzt ab rücksichtsloses Vorgehen gegen Leute, die sich zu Landesverrätern machen, indem sie in diesem Augenblick die Herstellung der Waffen unterbrechen und verzögern wollen. Dagegen sollten — ist das nicht schon überall geschehen? — in die Lebensmittelorganisation der Kommunen Arbeitervertreter aufgenommen werden; ebenso in die der Provinzen. Damit wird der Antwort des Gewerkschaftskartells auf das Schreiben Hindenburgs entsprochen. Ebenso durch die von Groener gegebene Zusicherung der unbedingten Wahrung der Arbeiterrechte bei der Durchführung des Hilfsdienstgesetzes.

Die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft hat trotz alledem beschlossen, zur Arbeitsniederlegung am 1. Mai aufzufordern!

Sonnabend, 28. April.

Der angekündigte Aufruf des Kriegsamtes ist unter dem 27. April erlassen:

„Im Westen bei Arras, an der Aisne und in der Champagne stehen unsere feldgrauen Brüder in der schwersten und blutigsten Schlacht der Weltgeschichte.

Unser Heer braucht Waffen und Munition. Habt Ihr nicht Hindenburgs Brief gelesen?

„Eine unsühnbare Schuld nimmt derjenige auf sich, der in der Heimat feiert statt zu arbeiten. Für Eure Schuld müßten unsere Feldgrauen bluten."

Wer wagt es, dem Rufe Hindenburgs zu trotzen? Ein Hundsfott, wer streikt, solange unsere Heere vor dem Feinde stehen!

Hiermit ordne ich an, daß unverzüglich in den Rüstungsbetrieben aller Art hochgesinnte Arbeiter, mutige Männer und Frauen sich zusammentun und ihre Kameraden aufklären, was die Not der Zeit und die Zukunft des Vaterlandes von uns allen fordert: Arbeit und wiederum Arbeit bis zum glücklichen Ende des Krieges. Diese mutigen Arbeiter sollen rücksichtslos gegen alle diejenigen vorgehen, die hetzen und aufreizen, um dem Heere die Waffen und die Munition zu entziehen. Leset Hindenburgs Brief immer wieder, und Ihr werdet erkennen, wo unsere schlimmsten Feinde stecken. Nicht draußen bei Arras, an der Aisne und in der Champagne — mit diesen werden Eure feldgrauen Söhne und Brüder fertig. Nicht drüben in London. Mit diesen werden unsere Blaujacken auf den Unterseebooten gründliche Abrechnung halten. Die schlimmsten Feinde stecken mitten unter uns — das sind die Kleinmütigen und die noch viel Schlimmeren, die zum Streik hetzen. Diese müssen gebrandmarkt werden vor dem ganzen Volke, diese Verräter am Vaterlande und am Heere. Ein Feigling, wer auf ihre Worte hört. Leset im Reichs-Strafgesetzbuch, was § 89 über den Landesverrat sagt. Wer wagt es, nicht zu arbeiten, wenn Hindenburg es befiehlt?

Der Brief Hindenburgs und dieser Aufruf sind in allen Rüstungsbetrieben so anzuschlagen, daß jeder Arbeiter sie tagtäglich vor Augen hat als dauernde Mahnung zur Ueberwindung des Kleinmuts, zur Erfüllung der Pflichten gegen unser geliebtes deutsches Vaterland. Wir sind nicht weit vom Ziel. Es geht ums Dasein unseres Volkes. Glückauf zur Arbeit."

Zu dem Aufruf des Generals Groener schreibt der „Vorwärts":

„Ein Streik im gegenwärtigen Augenblicke wäre nichts anderes, als wenn die Mannschaft eines Schiffes, weil der Kapitän sich mit den Offizieren nicht wegen der Entlohnung und Behandlung verständigen kann, auf hoher See während eines Sturmes die Arbeit einstellt. Das Schiff geht zugrunde und erreicht wird nichts als der Untergang. Für uns und unsere Zukunft helfen wir, daß Deutschland im Sturm dieses Weltkrieges nicht zugrunde geht."

In der Nationalliberalen Reichstagsfraktion hat eine Auseinandersetzung zwischen rechtem und linkem Flügel über die Stellung zur kaiserlichen Osterbotschaft stattgefunden. Der Abgeordnete Hirsch als Vertreter einer Stellungnahme gegen die Reformströmung in der Osterbotschaft blieb mit 8 Stimmen in der Minderheit. Die Mehrheit beschloß, über die Gestaltung des Landtagswahlrechts eine Verständigung mit der Fortschrittlichen Volkspartei zu suchen.

Naumann / Preußische Verfassungsfragen

Die preußische Verfassung sagt in Artikel IV:

> Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich.

Das ist mit kurzem Wort der Inhalt der Osterbotschaft des Kaisers und Königs oder wenigstens die Angabe der Richtung, denn in diesem Artikel IV steckt viel mehr, als was heute vom König beabsichtigt wird. Wir leben trotz der Verfassung noch mitten in einem Staat, der voll ist von Standesvorrechten. Miquel hat zwar als Finanzminister die Vorzugsrechte der Standesherren im Steuerwesen sehr eingeschränkt, aber keineswegs beseitigt. Doch kümmert uns dieses im gegenwärtigen Zeitpunkt weniger, als die bevorzugte Mitwirkung der Adelsfamilien an der Staatsleitung und Gesetzgebung. Diese ist so fest zementiert, daß es fast wie ein Rätsel erscheint, wie es der Ministerpräsident machen soll, um im Auftrage des Königs den preußischen Staat zu liberalisieren. Er hat voraussichtlich zwei große Widerstände zu überwinden — das höhere Beamtentum und das Herrenhaus.

Nicht als ob der nationale Lebenshauch des gewaltigen Krieges gar keinen Einfluß auf diese Kreise gehabt hätte! Wie alle anderen Volksgruppen durch den Krieg gelernt haben, so sicherlich auch die Konservativen. Die meisten von ihnen werden der Menge der Bevölkerung etwas entgegenkommen wollen, aber freilich nur eben etwas. Von großer volkseinender, freiwilliger Volkstümlichkeit ist bis jetzt keine Rede. Auch das kann noch kommen, aber zunächst ist es nicht da! Eine wichtige Schicht konservativer Männer, die in der Luft der Politik aufgewachsen, wohl fühlen, welchen moralischen Eindruck es in Ausland und Inland machen würde, wenn sie selbst von sich aus deutsche Volkspolitik treiben wollten, bleibt steif und starr und läßt sich mühsam jedes Stückchen demokratischer Mitwirkung abringen. Sie denken dabei, obwohl sie adelig und hochgeboren heißen, leider nicht anders, als jeder durchschnittliche Kleinbürger auch denken würde. Auf diese Weise verschärfen sich mitten im Krieg die Gegensätze, und eine Frage, die als Nationalversöhnung hätte gelöst werden können, gereicht uns zur Spaltung.

Jeder natürlich empfindende Mensch begreift, daß wir nach diesem unerhörten Kriege keine Klassenunterschiede des Volkes mehr in die Zukunft hineinschleppen können. Alle haben ihr Blut vergossen, alle! Eine Volksmenge, die jetzt

nach vollem gleichen Staatsbürgerrecht im Sinne von Artikel IV der Verfassung verlangt, tut einfach etwas sachlich Selbstverständliches. Dagegen kann auf die Dauer keine noch so kluge, taktische und formalpolitische Gegenerwägung standhalten. Mag die durchgeführte demokratische Idee an sich wie jede andere menschliche Idee ihre Einseitigkeiten und inneren Widersprüche enthalten, so ist sie eben doch die Idee des Zeitalters der Massenkämpfe, wirkt in allen kriegführenden Staaten und fordert mit einer gewissen Unentrinnbarkeit jetzt ihre Verwirklichung.

Auch der König von Preußen, der doch wahrhaftig kein geborener Demokrat ist, hat sich für Liberalisierung entschieden, denn er besitzt Geschichtsgefühl. Schon einmal sahen wir ihn früher auf diesem Wege, damals aber hielten ihn die Kurzsichtigen und Egoisten zurück, und er ließ sich zurückhalten, weil für ihn vor 10 Jahren die dringende Wichtigkeit der volkstümlichen Staatsgestaltung noch nicht so offenbar war wie nun im Kriege. Ein zweites Mal muß er auf Grund seiner früheren Erfahrungen mit größerer Entschlossenheit in den Kampf um das neue Preußen hineinschreiten. Er verlangt, daß die Vorarbeiten bald gemacht werden, die Vorarbeiten sowohl für das Abgeordnetenhaus wie für das Herrenhaus.

Nun hat also das preußische Ministerium des Innern die Aufgabe, sich im einzelnen auszudenken, wie alles eingefädelt werden soll. Dort wird die preußische Verfassung gelesen, um zu sehen, wie man es fertig bringt, das von den bisherigen beiden Häusern selber ein gesetzmäßiger Beschluß gefaßt wird, der eben diese Häuser zum Ablegen ihres seitherigen Wesens verurteilt. Kann man dem Herrenhause beibringen, nicht mehr Herrenhaus zu sein? Kann man dem Dreiklassenhause beibringen, nicht mehr als solches zu wirken? Dazu müßten Wunder und Zeichen geschehen! Sie geschehen zwar auch — an allen Fronten bewährt sich ein wunderbares Volk, das vor dem Tode gleich ist. Aber dieses Zeichen wird trotz seiner Deutlichkeit noch immer nicht genug verstanden. Der Weltkrieg spricht, der König verlangt, die Masse fordert, aber — die Klassischen bleiben klassisch und die Geborenen verharren in Erhabenheit. Da können die Geheimräte nur schwer ein Zaubermittel finden, um ohne Erschütterung die Osterbotschaft zu verwirklichen.

Ist es richtig, die Sache vom Herrenhaus her zu beginnen oder vom Abgeordnetenhaus? Soll man den Entwurf so aufstellen, daß er zur Not gerade noch angenommen werden kann, oder so, daß er abgelehnt werden muß und als künftige Wahlparole dient? Soll der Entwurf jetzt veröffentlicht werden oder kann man die Volksmasse warten lassen, warten und zweifeln? Und wenn man sie warten lassen will, welche Garantie wird man ihnen geben, daß nicht hinterher alles anders gelesen wird? Kann man jetzt eine Anzahl liberale Minister einsetzen? Wann wird die Neuwahl überhaupt möglich sein? So und ähnlich wird gefragt, und dabei rollt der Krieg weiter und fordert neue Opfer und erinnert täglich an das, was man dem Volke schuldig ist. Ist es denkbar, den Krieg noch länger fortzusetzen, ohne daß die Bevorzugten selber etwas Sichtbares für das Vaterland opfern, damit es in Wahrheit noch mehr als seither das Vaterland aller werde? Und wenn sie es nicht tun, wenn sie klein und geschichtslos den richtigen Zeitpunkt vorübergehen lassen, was wird dann? Auf alle diese Fragen will der König Antwort haben, denn er verlangt Vorarbeiten. Was aber in aller Welt sollen die Geheimräte ihm sagen?

Sie werden sprechen: Es wäre das beste gewesen, sofort bei Kriegsbeginn die unbedingt nötige preußische Reform als Kriegsnotwendigkeit zu vollenden. Alle, die das damals widerraten haben, haben einen großen Fehler gemacht. Man glaubte mit Abwarten die Sache zu bessern, aber die Politik des Zauderns hilft meist nur auf eine gewisse Zeit. Dann tauchen die beiseite geschobenen Fragen desto dringender wieder auf. So ist es heute. Nochmals verschieben, heißt die Gefahren vergrößern. Deshalb ist zu raten, daß die gewaltige historische Autorität des preußischen Königs eingesetzt wird, um durch einen friedlichen Akt das zu erreichen, was doch kommen muß. Der Krieg fordert von jedermann, daß er willig sei, Ungewohntes zu leisten. Das soll Seine Majestät auf Grund von Artikel IV der preußischen Verfassung den Bevorzugten zu Gemüte führen. Hat er es vergeblich versucht, so wird die Geschichte ihm recht geben, wenn er nicht das Schicksal des preußischen Staates und des Deutschen Reiches von der Eigenwilligkeit einer Minderzahl abhängig macht. Hoffentlich aber findet sich noch zur rechten Zeit der rechte Sinn.

Georg Gothein, M. d. R. / Welthungersnot

Bereits im letzten Herbst habe ich ausgeführt, daß — falls sich eine Weltmißernte, wie die von 1916, wiederholen sollte — man vor einer Welthungersnot stehen würde. Ich schätzte damals die Ernte von Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und Mais der Länder, deren Ernten unseren Feinden zur Verfügung stehen, auf 56 Mill. To. weniger als in 1915.

Nach dem großen englischen Fachblatt „The London Grain, Seed and Oil Reporter", das aber neuerdings begreiflicherweise stark tendenziös ist, betrug 1916 die Welternte an Weizen 95,82 Mill. To. gegen 119,7 Mill. To. im Vorjahr, also weniger 23,88 Mill. To. (Nach den Angaben der sehr zuverlässigen „Corn Trade News" betrug das Mindererträgnis von Weizen sogar 25,5 Mill. To., nach dem Bureau in Rom die Weltweizenernte sogar nur 93 Mill. To.), an Roggen 42,49 Mill. To. gegen 44,53 Mill. To., also weniger 2,04 Mill. To., an Gerste 29,47 Mill. To. gegen 31,12 Mill. To., also weniger 1,65 Mill. To., an Hafer 59,21 Mill. To. gegen 69,65 Mill. To., also weniger 10,45 Mill. To., und an Mais 85,87 Mill. To. gegen 105,10 Mill. To., also weniger 19,23 Mill. To. Das gesamte Mindererträgnis der Welternte in diesen 5 Getreidearten würde demnach 57¼ Mill. To. betragen.

Da Deutschland eine so gute Getreideernte hatte, daß der Mindererertrag der ihm verbündeten Staaten und Rumäniens dadurch mehr als wettgemacht wurde, so trifft das ganze Defizit unsere Feinde und die Neutralen.

Den größten Ausfall hatten die Vereinigten Staaten von Amerika, die allein 10,08 Mill. To. Weizen, 1,27 Mill. To. Gerste, 6,05 Mill. To. Hafer und 10,4 Mill. To. Mais weniger ernteten als 1915, wo sie allerdings — von Mais abgesehen — eine Rekordernte hatten. Sehr erheblich war auch der Ausfall in Kanada mit 4,6 Mill. To. in Weizen, 0,5 Mill. To. Gerste, 2,6 Mill. To. Hafer und 0,11 Mill. To. Mais; ebenso in Argentinien mit 2,5 Mill. To. Weizen, 0,6 Mill. To. Hafer und etwa 2 Mill. To. Mais. Auch Indiens und Australiens Ernten blieben hinter denen des Vorjahrs zurück. Dazu kommt noch, daß die Beschaffenheit der geernteten Frucht viel zu wünschen übrigließ.

Die Vereinigten Staaten haben trotz der geringen Ernte, gelockt durch die hohen Preise, die ihnen von Frankreich, England und Italien geboten wurden, stark exportiert, was zur Folge haben mußte, daß die Vorräte jetzt überaus gering sind. Am 1. März d. J. beliefen sich ihre Weizenvorräte auf 4,11 Mill.

Digitized by Google

To. gegen 8,52 Mill. To. gleichzeitig 1916. In diesem geringen Quantum ist auch noch der Bedarf für die Sommersaat enthalten, der diesmal um so größer ist, als die Wintersaaten infolge des Frostes und mangelnder Schneedecke sehr schlecht durch den Winter gekommen sind und sehr viel umgeackert werden muß.

Wenn jetzt Präsident Wilson einen Aufruf an die amerikanische Bevölkerung richtet, für umfassende Bestellung und eine reiche Ernte zu sorgen, damit nicht nur die Vereinigten Staaten selbst, sondern auch ihre Bundesgenossen mit Getreide versorgt werden, so dürfte das an dem ungünstigen Ergebnis der Winterweizenernte 1917 nicht mehr viel ändern, das Anfang März bezüglich Winterweizens auf 80,2 v. H. geschätzt wird, während die Dezemberschätzung noch 85,7 v. H. betrug. Nach dem neuesten amerikanischen Saatenstandsberichte schätzt man die Ernte an Winterweizen auf nur 430 Mill. Bushels gegen 482 Mill. in 1916 und 684 Mill. in 1915.

Um so viel Land mit Sommerweizen zu bestellen, bedarf man — ganz abgesehen davon, daß die Zeit schon sehr vorgeschritten ist — auch sehr vieler Arbeitskräfte. Daran fehlt es aber stark. Die Rüstungsindustrie, der Schiffbau usw., neuerdings auch die Rekrutierung für Heer und Flotte haben dem Ackerbau massenhaft Arbeitskräfte entzogen; sodann fehlt es an künstlichem Dünger wie an landwirtschaftlichen Maschinen. Und Kanada, das von den militärischen Aushebungen schon seit Kriegsbeginn stark und immer stärker in Mitleidenschaft gezogen wird — nach dem „Journal of Commerce" hat seine Anbaufläche um 12 v. H. abgenommen —, hat in den Vereinigten Staaten schon seit Monaten die Werbetrommel nach landwirtschaftlichen Arbeitern für seine Ackerbestellung rühren lassen. Darüber muß denn die angebaute Fläche auch in den Vereinigten Staaten zurückgehen und um so mehr, je länger der Krieg dauert, je mehr Menschen durch ihn der landwirtschaftlichen Arbeit entzogen werden.

Die gleiche Erscheinung macht sich selbst in dem neutralen Argentinien geltend. Dort machten einen sehr erheblichen Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung die italienischen Arbeiter aus, die zur Ableistung ihrer Heerespflicht nach der Heimat berufen worden sind und daher für Ackerbestellung und Ernte fehlen. Nicht minder mangelt es dort jetzt an Geräten und landwirtschaftlichen Maschinen, die teils aus den Vereinigten Staaten, vorwiegend aber aus England und Deutschland bezogen wurden, von denen jetzt kaum etwas geliefert werden kann, während Nordamerika außerstande ist, den Ausfall zu ersetzen. Man wird deshalb auch bei Argentinien, das schon nach dem ungünstigen Ausfall seiner Weizenernte vor kurzem sich zu einem Weizenausfuhrverbot genötigt gesehen hat, solange der Krieg anhält, auf keine großen Ausfuhrziffern rechnen können. Belief sich doch bereits im letzten Erntejahr die Anbaufläche auf nur 3,63 Mill. Hektar gegen 4,203 Mill. Hektar 1914/15. Dabei pflegte sie bis Kriegsausbruch jährlich um mindestens 5 v. H. zuzunehmen.

Aehnlich liegen die Verhältnisse in Australien und Neuseeland, wo zudem die diesjährige Weizenernte durch Regen stark beschädigt worden ist.

Daß sich in den kriegführenden Ländern der Arbeitermangel ebenfalls stark geltend machen muß, ist nur natürlich. In England sind nach den „Corn Trade News" diesmal nur 1,7 Mill. Acres mit Winterweizen eingesät, während es 1914/15 noch 2½ Mill. Hektar waren, der Rückgang beträgt demnach volle 27 v. H. Daß demgegenüber alle schönen Verordnungen wegen Umbrechens von Weideland nichts helfen werden, ist klar. Es fehlt eben an Arbeitern, an Maschinen und an künstlichen Düngemitteln. Uebrigens dürften umgebrochene Weiden auch nicht gleich reiche Ernteerträge geben.

Nicht viel anders sieht es in Frankreich aus, wo von 1915 auf 1917 die Anbaufläche von Winterweizen von 13,75 auf 10,57 Mill. Acres, also um 23 v. H., zurückging. Daneben sind nach Compère-Morel („Humanité" vom 3. März 1917) die Hektarerträge während des Krieges um mehr als ein Drittel zurückgegangen. Die landwirtschaftliche Kommission der Deputiertenkammer verlangte, 250 000 Landwirte der älteren Jahrgänge zu beurlauben, um die notwendigen Bestellungsarbeiten vorzunehmen, aber die militärischen Dispositionen — die große Frühjahrsoffensive — haben es nicht gestattet. Durch die deutsche Invasion sind Frankreich allein 800000 Acres Weizenfläche entzogen. Insgesamt rechnet man für 1917 gegenüber Friedenszeit mit einer Minderanbaufläche für Winter- und Sommerweizen von 5 Mill. Acres. Dazu kommt, daß der lange und harte Winter die Weizensaaten — namentlich im südlichen Frankreich — schwer beschädigt hat, und in noch höherem Maße ist das mit Hafer der Fall, und der Trost, daß der Roggen so gut stehe, ist ein recht dürftiger, da dessen Anbau in Frankreich ungefähr nur 1/10 der Fläche gewidmet wird, die mit Weizen und Hafer bestellt wird. Man schätzt die französische Weizenernte 1917 auf höchstens 5 Mill. To. bei einem Bedarf von mindestens 8,6 Mill. To. Der Vorsitzende der französischen Landwirtschaftsgesellschaft V. Boret führte in der Kammer aus, daß nach der vorliegenden Statistik die Verbündeten wie die Neutralen ihren Weizenverbrauch um ⅓ würden einschränken oder durch Surrogate ersetzen müssen. Aber auch mit letzteren ist es recht schwach bestellt. Im wesentlichen kommt dafür nur Reis in Betracht, und dessen Heranschaffung aus Indien und China ist während des Krieges außerordentlich erschwert und wird es bei den Massenversenkungen von Schiffsraum auch nach dem Kriege sein.

In Italien sieht es mit dem Anbau ebenfalls bedenklich aus. 1916 waren nur noch 4,73 Mill. Hektar mit Weizen bestellt gegen 5,06 Mill. Hektar in 1915; immerhin ein Rückgang von 6,5 v. H. Aber im laufenden Jahr dürfte er sich außerordentlich verstärkt haben. Trotzdem die Weizenernte 1916 günstig war, blieb doch ein Einfuhrbedarf von rund 2 Mill. To., ja nach Dr. Bellini soll er 4 Mill. To. betragen.

Man sucht auch hier die Produktion zu heben, so durch Prämien bis zu 50 M. pro Hektar. Die Regierung hat größere Mittel zum Ankauf von landwirtschaftlichen Maschinen bewilligt, aber es ist fraglich, ob sie auch wirklich aus dem Ausland herankommen und ob man dann die nötigen Kohlen zu ihrem Betriebe haben wird.

Höchst unklar liegen die Verhältnisse in Rußland. Nach dem „London Grain-, Seed- and Oil-Report" hätte 1916 die russische Weizenernte 23,87 Mill. To., die Roggenernte 23,75 Mill. To., die Gerstenernte 9,95 und die Haferernte 14,6 Mill. To. betragen. Die objektiveren „Corn Trade News" schätzen die russischen Ernten wesentlich niedriger ein. Immerhin wird man annehmen dürfen, daß Rußland keinen Mangel an Brotfrucht und Futtermitteln hat und daß die dort aufgetretenen Ernährungsschwierigkeiten lediglich die Folge teils spekulativer Zurückhaltung, überwiegend aber des Versagens der Eisenbahnen sind. Freilich nützen noch so große Erntevorräte Rußlands weder seinen Verbündeten noch den Neutralen, solange die Dardanellensperre besteht. Man wird sie aber auch nicht allzu hoch einschätzen dürfen, da bei den mangelhaften Lagereinrichtungen viel verdorben sein dürfte. Auch muß das Fehlen eines so erheblichen Teiles der landwirtschaftlichen Bevölkerung — und aus dieser rekrutiert sich ganz vorwiegend das russische Heer — zu einem starken Minderanbau und zu schlechter Bestellung geführt haben. Man schätzt den ersteren neuerdings auf 20 v. H., immerhin niedriger als in Frankreich und England. Aber auch die Heeresverpflegung dürfte weit mehr beansprucht haben, als dieselben Menschen sonst zu verzehren pflegen.

Von sonstigen Ueberschußländern kommt eigentlich nur noch Britisch-Indien in Betracht, aber als sehr unsicherer Faktor. Sein Ernteergebnis läßt sich im voraus nie sicher berechnen, ja, nicht selten bedarf es der Einfuhr; man schätzt seine Ausfuhrfähigkeit an Weizen in diesem Erntejahr auf rund 1 Mill. To. Es besteht also ein Einfuhrbedarf an Weizen bei England, das auch in Friedenszeiten wenig über ein Fünftel seines Bedarfes

Digitized by Google

durch Eigenbau deckt, von rund 6 Mill. To., der sich durch stärkere Ausmahlung, die aber erst ganz kürzlich angeordnet ist, vielleicht auf 5,5 Mill. To. herabdrücken läßt. Frankreich fehlten nach Professor Bruhnes vom Collège de France im Erntejahr 1916/17 volle 3 Mill. To. Im neuen Erntejahr wird es bei den sehr ungünstigen französischen Ernteaussichten, die oben geschildert sind, einer wesentlich größeren Einfuhrmenge bedürfen. Italien führte 1915 1,87 Mill. To. und im letzten Jahr 1,72 Mill. To. ein. Da infolge des Krieges mit einer erheblichen Einschränkung des Anbaues und damit der Ernteerträge zu rechnen ist, so wird der Einfuhrbedarf auf 2,5 Mill. To. anzunehmen sein; Dr. M. Bellini schätzt ihn sogar auf 4 Mill. To. Allein bei diesen drei Staaten ist er daher auf mindestens 12 Mill. To. zu schätzen. Nun haben aber die anderen (neutralen) europäischen Länder nebst Belgien und Portugal einen Einfuhrbedarf von rund 3,5 Mill. To. und die außereuropäischen Weizeneinfuhrländer einen solchen von rund 1,5 Mill. To., zusammen von 5 Mill. To., und mit England, Frankreich und Italien von 17 Mill. To. Woher dieser bei den sehr ungünstigen Ernteaussichten in den Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada, bei dem Rückgang der Anbauflächen und Arbeitskräfte in Argentinien und Australien gedeckt werden soll, ist eine Frage, die sich nur negativ beantworten läßt. Man muß zu dem Schluß kommen, daß — solange der Krieg dauert und noch geraume Zeit nach Friedensschluß — die Ackerbestellung und damit der Ernteausfall aus Mangel an Arbeitskräften, an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten und an künstlichen Düngemitteln hinter dem Getreidebedarf weit zurückbleiben wird. Und daß, je länger der Krieg dauert, sich die Not immer mehr verschärfen muß.

Wenn im vorstehenden wesentlich nur von Weizen als dem Hauptbrotgetreide der Welt die Rede ist, so ist eingangs bereits dargelegt, daß all die das Ernteergebnis beeinträchtigenden Momente sich ebenso bei den anderen Getreidearten: Roggen, Gerste, Hafer, Mais geltend machen und daß die 1916er Ernte in diesen einen Minderertrag von 33½ Mill. To. ergab. Konnte die Mißernte 1916 noch einigermaßen ertragen werden, weil aus der reichen Ernte des Vorjahres noch große Bestände übrig waren, so werden am Schluß des Erntejahres 1916/17 die Vorräte so gut wie vollständig verschwunden sein. Waren doch beispielsweise in den Vereinigten Staaten von Amerika am 1. März 1917 die Farmervorräte an Weizen um 2,816, an Hafer um 2,938 und an Mais um 8,874 Mill. To. niedriger als gleichzeitig im Vorjahr, und auch die in zweiter Hand befindlichen Vorräte, die sog. visible supply waren wesentlich geringer. Die schlechten Ernteaussichten im Verein mit den geringen Vorräten haben denn auch in Amerika bereits zu einer Preishöhe geführt, die das Dreifache der Preise vor Kriegsausbruch übersteigt. Zu dieser Knappheit an Getreide kommt als natürliche Folge auch eine solche an Vieh. In England, Frankreich und Italien sind die Viehbestände stark reduziert. In den Ver. St. v. Amerika vollzieht sich seit länger als einem Jahrzehnt ein fortschreitender Rückgang der Viehbestände. Mit der ungünstigen Mais- und Hafererne 1916 und den für Exportzwecke erfolgten massenhaften Schlachtungen hat die rückläufige Bewegung ein gefährliches Tempo angenommen. In Argentinien hat die ungünstige Alfalvaernte das gleiche bewirkt. Nur in Australien dürften die übergroßen Regenmengen, die die Getreideernte so schädigten, dem Futterwachstum zugute gekommen sein und damit eine Vermehrung der durch die vorangegangenen Trockenjahre stark zusammengeschrumpften Rinder- und Schafherden ermöglichen.

Die Kartoffelernte ist 1916 nicht nur in Deutschland, sondern auch in England recht ungünstig ausgefallen. In Großbritannien und Irland wurden nur 5,4 Mill. To. gegen 7,5 Mill. To. im Vorjahr geerntet, und da man sorglos damit gewirtschaftet hatte, steht zurzeit nur noch eine verschwindende Menge zur Verfügung.

Auch Zucker ist überaus knapp, und es dürfte darin bei der starken Störung, die der Rübenbau in den kriegführenden Staaten erfahren hat, so bald keine Aenderung eintreten, zumal gerade dieser besonders viele Arbeitskräfte und künstliche Düngemittel erfordert. Und die Entwicklung der Kolonialzuckererzeugung vollzieht sich erfahrungsgemäß nur sehr langsam.

Die Ernährungsaussichten der Welt sind also ungemein trübe und am trübsten natürlich für die Länder, die am meisten auf die Nahrungsmitteleinfuhr angewiesen sind, also für England, Norwegen, Belgien, aber auch für Frankreich, Italien, Portugal, Griechenland, schließlich auch für Niederlande und Dänemark, deren Landwirtschaft zwar an sich sehr exportkräftig ist, aber der Einfuhr von Getreide und Futtermitteln bedarf.

Sie wird aber auch nach Friedensschluß für die am schwersten, deren Schiffahrtstonnage im stärksten Mißverhältnis zu ihrem Einfuhrbedarf steht, denn naturgemäß wird jedes Land in erster Linie für sich selbst zu sorgen bestrebt sein.

Da wird nun der Unterseebootkrieg zu einer immer größeren Gefahr für England und Italien, aber auch ganz besonders für Norwegen, das trotz des uneingeschränkten U-Boot-Krieges seine Handelsflotte kaum weniger als vorher in den Dienst unserer Feinde stellt. Wenn nach der Amsterdamer Schiffsagentur vom 16. März bis 15. April versenkt wurden 117 britische, 44 französische, 16 italienische, 5 belgische, 3 russische, 1 kanadisches, 9 amerikanische, 1 brasilianisches, 2 portugiesische, 67 norwegische, 14 dänische, 4 schwedische, 7 niederländische, 3 spanische und 5 griechische Schiffe, so ist das für Norwegen ein ganz ungeheurer Verlust auch dann, wenn man erwägt, daß die norwegischen Schiffe an Tonnengehalt durchschnittlich erheblich hinter den englischen, französischen und holländischen zurückbleiben.

Es bleibt zu erwägen, ob und inwieweit eine Gefährdung der Ernährung unserer Feinde schon jetzt durch die Versenkung von Schiffsraum eintritt. Wenn auch theoretisch die Möglichkeit einer Nahrungsmittelzufuhr über Spanien nach Frankreich und über Frankreich auf dem Landweg nach Italien vorhanden ist, so hat sie doch nur ganz geringe Bedeutung; im wesentlichen müssen beide ebenso wie England ihren Einfuhrbedarf zur See decken. Und zwar muß diese Deckung, da die Vereinigten Staaten und Kanada nur noch ganz wenig abzugeben haben und Argentinien bereits vor einigen Wochen ein Weizenausfuhrverbot erlassen hat, bis zur Verschiffbarkeit der kommenden nordamerikanischen Ernte ganz überwiegend von Australien und Indien erfolgen. Dafür aber gebraucht man bei der weit längeren Reisedauer einen sehr viel größeren Schiffspark und auch weit größere Schiffe, als bei der Fahrt zwischen Europa und den nordamerikanischen Häfen. Die Indienfahrt eines Getreidedampfers dauert mit Laden und Löschen durch den Suezkanal 2½ Monate, um das Kap 4 Monate, die Australienfahrt auf beiden Wegen 3½ bis 4 Monate gegen 1½ Monate in der nordatlantischen Fahrt. Nach Prof. Harms bedürfte man, um die in beiden Ländern vorhandenen Ausfuhrmengen von Anfang März bis Ende Juli, d. h. vor der neuen europäischen Ernte, nach Europa zu bringen, 600 Dampfer mit durchschnittlich 5000 Bruttotonnen. In der neuen Hamburgischen Börsenhalle stellt Otto Friedeberg fest, daß 1913, also in Friedenszeiten, bei reichlich vorhandener Tonnage in einem halben Jahr rund 950 000 To. von Australien nach Europa gebracht werden konnten; jetzt soll in kürzerer Zeit bei knappestem Schiffsraum und U-Boot-Gefahr Australien 1,5 Mill. To. nach Europa senden! Dabei wird nicht in Betracht gezogen, wie viele von diesen Sendungen unseren U-Booten zum Opfer fallen. Friedeberg hebt weiter hervor, daß man in dem schlechten Erntejahr

Digitized by Google

1916/17 die gleiche Verschiffung von Weizen und Mehl verlange, wie im guten Erntejahr 1915/16, wo fast das ganze Quantum aus Nordamerika bezogen wurde und die U-Boot-Gefahr noch eine sehr geringe war. Für die erste Woche des verschärften U-Boot-Krieges ermittelte er aus zerstreuten Zeitungsnotizen allein die Versenkung von 14 Getreidedampfern mit 57 000 To. Getreide.

Man wird annehmen können, daß in den drei Monaten: Februar, März, April d. J. mindestens 2,5 Mill. Bruttotonnage durch unsere U-Boote und Kreuzer versenkt worden sind und daß ungefähr die gleiche Zahl von den Neutralen aus dem Verkehr zurückgezogen worden ist. Das ist ein Manko von 5 Mill. Tonnen brutto, das erscheint bei einer Gesamtwelttonnage von 38 Mill. Tonnen brutto bei Beginn des verschärften U-Boot-Krieges nicht allzu groß; von letzteren müssen aber zunächst rund 4 Mill. To. Schiffsraum der Mittelmächte in Abzug gebracht werden. Sodann ist zu erwägen, daß die Anforderungen der Kriegführung an die englische, französische und italienische Handelsflotte überaus groß sind. Welche Unsummen an Handelstonnage erfordern allein die englische Bagdad- und Sinaioffensive, die Unterhaltung eines starken Heeres in Aegypten und vor allem das Salonikiunternehmen in Verbindung mit Valona einerseits, mit der Blockade Griechenlands andererseits. Auch der ostafrikanische Feldzug bindet natürlich eine ganze Reihe englischer Handelsschiffe. All das verschwindet aber natürlich hinter den Ansprüchen, die die Versorgung der Truppen in Nord-Frankreich und Belgien und der ausgedehnte Seeüberwachungsdienst an die englische Handelsmarine stellt. Man nahm deshalb an, daß für den eigentlichen Ueberseefrachtverkehr Anfang Februar unseren damaligen Feinden höchstens 8 Mill. Tonnen brutto eigener Handelsschiffe zur Verfügung stünden, die inzwischen um nahezu 2 Mill. Tonnen vermindert sein dürften. In einem weiteren Vierteljahr dürften ihnen nur noch 4 Mill. To. davon übrigbleiben.

Sie brauchen diese Tonnage aber nicht nur für die Lebensmittelzufuhr, sondern auch zur Versorgung Frankreichs, Italiens und Rußlands mit Kohlen, Eisen, Salpeter, Sprengstoffen, Waffen und Munition, Eisenbahnmaterial usw. und zur eigenen Versorgung mit Grubenholz, Erzen, Kupfer, Mineralölen, Baumwolle, Wolle, Häuten, Leder usw. In den englischen Kohlengruben macht sich der Mangel an Grubenholz bereits unangenehm fühlbar und wird das von Tag zu Tag mehr tun. Irgendwie ausreichender Ersatz ist in England nicht zu finden.

Und welche enormen Störungen und Verzögerungen bringt es für die Schiffahrt mit sich, wenn z. B. der zweitgrößte Hafen Englands — Liverpool — wegen Minengefahr mehrere Tage gesperrt ist. Damit wird die Ausnützungsfähigkeit der vorhandenen Tonnage ebenso wie der Lade- und Löscheinrichtungen empfindlich beeinträchtigt. Vermag denn aber nicht ein gesteigerter Schiffsbau die Verluste auszugleichen, die den feindlichen und neutralen Handelsflotten durch die Versenkungen erwachsen?

Das britische Reich, das 1913 noch 1,932 Mill. Registertons Handelsschiffe über 100 To. baute, war schon 1915 auf 650 000 To. zurückgegangen und konnte 1916 gar nur noch 582 305 Registertons fertigstellen. Trotz aller großen Reden Lloyd Georges dürfte sein Bau von Handelsschiffen während des Krieges noch weiter zurückgehen, da es an Menschen und Material fehlt. Beides wird für das Heer, die Flotte und die Rüstungsindustrie gebraucht. Bestenfalls wird es jetzt in einem Jahr so viel bauen, als wir von seiner Tonnage in vier bis sechs Wochen versenken.

Wie die neueren amtlichen englischen Zahlenangaben, durch die die Wirkungslosigkeit unseres U-Boot-Krieges bewiesen werden soll, zu bewerten sind, geht am besten aus einer Tabelle hervor, die vom englischen Handelsamt noch im Januar über Englands Seeverkehr veröffentlicht worden ist.

Danach waren in den britischen Häfen im Außenhandel angekommen in der Zeit von Januar bis November mit Ladung:

	1913	1916
Britische Schiffe	29 489 141 To.	18 718 395 To.
Ausländische „	15 355 964 „	9 127 222 „
Abgegangen mit Ladung:		
Britische Schiffe	36 815 520 To.	16 388 262 To.
Ausländische „	25 414 209 „	16 692 525 „

Insgesamt war also der englische Ueberseeverkehr von 1913 auf 1916 um mehr als 43 v. H. zurückgegangen, und bei der gewaltigen Bedeutung, die für seine Vermittelung die ausländische Tonnage hat, dürfte — nachdem diese seit dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg größtenteils zurückgezogen ist — der Rückgang im laufenden Jahr 55 bis 60 v. H. betragen.

Frankreichs Handelsschiffsbau, der vor dem Krieg 134 000 Reg.-To. erreichte, war bereits 1915 auf 41 438 und 1916 auf 39 457 To. zurückgegangen. Aus den gleichen Gründen wie bei England ist eine Steigerung des Schiffsbaues ausgeschlossen. So viel Tonnage, wie es in einem Jahr an Neubauten fertigstellt, wird ihm von uns oft in 14 Tagen versenkt.

Italien, dessen Handelsschiffsbau vor dem Krieg sehr unbedeutend geworden war, hat ihn während desselben stark gesteigert, von rund 30 000 auf 60 472 Reg.-To., nachdem er freilich in 1915 auf 20 230 Reg.-To. zurückgegangen war. Eine weitere Steigerung erscheint unwahrscheinlich. (Anm. Die Reutermeldung, man werde in diesem Jahr 1 Mill. Reg.-To. bauen, ist völlig unglaubwürdig.) Bestenfalls werden die Neubauten einen kleinen Bruchteil der Versenkungen ausmachen.

Norwegen baute 1912: 47 300 To. Handelsschiffe, 1915 aber 61 477. Materialknappheit nötigte es, 1916 auf 44 902 To. zurückzugehen, und diese ist inzwischen noch stärker geworden, so daß an einen Ersatz der versenkten Tonnage durch Neubauten auch nicht im entferntesten gedacht werden kann.

Japan hat seinen Handelsschiffbau von rund 33 000 Reg.-To. vor dem Krieg auf 98 213 in 1915 und auf 246 234 Reg.-To. in 1916 gesteigert; eine hervorragende Leistung. Da Japan nur eine sehr geringe Eisenproduktion besitzt, mußte es das Material für diese Bauten fast ganz aus den Vereinigten Staaten beziehen. Ob es dasselbe auch jetzt noch im bisherigen Umfang erhalten kann, mag dahingestellt bleiben.

Eine gewaltige Steigerung ihres Handelsschiffbaues haben während des Krieges die Vereinigten Staaten von Amerika vorgenommen. Von 112 000 To. in 1912 ist er auf 270 124 To. in 1915 und auf 554 810 Reg.-Tons brutto in 1916 gestiegen. Man wird auch mit einer weiteren Zunahme rechnen müssen, da es ihnen weder an Material noch an Menschen gebricht. Aber wenn jetzt dort davon gefabelt wird, daß man in einem halben Jahr 1000 hölzerne Frachtdampfer zu 3000 To. fertigstellen werde, so ist das ein Bluff, den kein einigermaßen technisch denkender Mensch ernst nehmen wird. Wenn die Vereinigten Staaten vom 1. Februar bis zum 1. August d. J. bis zum Beginn des neuen Erntejahres 500 000 To. Neubauten herstellen, so wird das schon überaus großer Anstrengungen bedürfen, und es ist höchst zweifelhaft, ob das fertigzubringen ist. Allerdings wird es ihnen vielleicht bis zu dieser Zeit gelingen, die rund 650 000 Reg.-Tons deutscher und österreichischer in ihren Häfen beschlagnahmter Handelsdampfer betriebsfähig zu gestalten, womit ihre Flotte einschließlich der Neubauten einen Zuwachs von vielleicht 1,15 Mill. Bruttoregistertons erfahren würde.

Da die japanische Handelsflotte für die Versorgung der uns feindlichen Westmächte nicht in Betracht kommt, so bleibt im wesentlichen nur die unserer anderen vorgenannten Feinde und die norwegische, die zusammen vom 1. Februar bis zum 1. August einen Zuwachs von 1,5 Mill. Reg.-To. durch Neubauten und durch (650 000 To.) Beschlagnahmen erfahren würden. Auf erstere allein würden nur 860 000 To. entfallen und das ist schon reichlich gerechnet. So viel wie letztere machen aber die Versenkungen eines Monats aus. Einen einmaligen Zuwachs von rund

Digitized by Google

700 000 To. würden unsere Feinde noch erfahren, wenn sie die südamerikanischen Staaten zur Beschlagnahme der deutschen Schiffe zu bestimmen vermöchten; doch dürfte deren Inbetriebsetzung bei dem Fehlen geeigneter Werften in Südamerika recht geraume Zeit erfordern. Jedenfalls läßt sich annehmen, daß die Neubauten von Handelsschiffen im ganzen Jahr kaum erheblich mehr ausmachen werden, als in 2 Monaten an Tonnage versenkt wird. Damit aber wird das Gespenst der Welthungersnot in furchtbare Nähe gerückt.

Das empfinden wohl auch Engländer und Franzosen, und deshalb ihre furchtbaren Anstrengungen, den Krieg an der Westfront zu einer raschen Entscheidung zu bringen. Hoffen wir, daß dieser Versuch mißlingt, dann kann der Friede nicht mehr fern sein.

Heinz Potthoff / Neuorientierung und Arbeitsrecht

Für Inhalt und Erfolg der feierlich angekündigten politischen „Umschaffung" im Deutschen Reiche ist von ausschlaggebender Bedeutung, ob der leitende Beamte den Geist der Zeit richtig erfaßt hat und ob er in Parlament und Volk die Summe von Vertrauen findet, die nötig ist, um ihn über die Widerstände hinwegzutragen. Beides erscheint noch recht zweifelhaft, und die politischen Reformen, in erster Linie das Wahlrecht in Preußen, eröffnen nicht die Aussicht auf ein geschlossenes Vorgehen der liberalen und demokratischen Volksschichten mit der Regierung gegen die Reaktion. Daher ist es nicht ohne Bedeutung, daß der Kanzler in seiner Rede im Abgeordnetenhause ausdrücklich auch von einer neuen „Regelung des Arbeiterrechtes" gesprochen hat. Damit ist klar ausgedrückt, daß nicht nur auf rein politischem Gebiete „Folgerungen aus dem Kriegserleben" gezogen werden müssen, um „inneren Erschütterungen" vorzubeugen, sondern daß ein gleiches auch für das sozialpolitische Gebiet gilt. In welchem Sinne der Kanzler tätig sein will, sagt deutlich sein Bekenntnis, von dem „Irrwahne kuriert" zu sein, als ob „die Interessen der Arbeiterschaft in unversöhnlichem Gegensatze zu den staatlichen Interessen und zu den Interessen der Arbeitgeber" ständen. Dieser Satz ist wertvoll, wenn man ihn als neue Erkenntnis auslegen darf und nicht im Sinne der „Gelben". Denn wenn der Kanzler nicht ganz wesentlich umgelernt hat, wenn er nicht das Verhältnis der Arbeiterinteressen zu Staat und Volkswirtschaft heute ganz anders auffaßt als in seiner früheren Tätigkeit, wenn er nicht entschlossen ist, ganz andere Folgerungen daraus zu ziehen, dann hat er mit der Erwähnung dieser Dinge, mit der Erweiterung des Reform- und Kampffeldes nur die Widerstände vermehrt und verstärkt, ohne sich neue Bundesgenossen zu gewinnen.

Man möchte um der Zukunft Deutschlands willen an neue Erkenntnis des Kanzlers glauben und an den Willen, sie in Taten umzusetzen. Deswegen ist es gut, sich klar zu werden, worin diese bestehen können und müssen. Denn dabei wird sich zeigen, daß die nötige und mögliche Aenderung des Arbeitsrechtes eng zusammenhängt mit den politischen Dingen, um die der Kampf sich vorbereitet, daß sie in großem Umfange notwendige Voraussetzung der politischen Fortschritte und ihrer Wirksamkeit ist.

Es handelt sich im wesentlichen um drei große Aufgaben im Arbeitsrecht: Sicherung der wirtschaftlichen Existenz aller auf ein Arbeitsverhältnis angewiesenen Bürger; beste Verwertung ihrer Arbeitskraft unter dauernder Erhaltung der Leistungsfähigkeit; Ermöglichung der vollen Betätigung als Staatsbürger, als Familienväter, als Glieder der Kulturgemeinschaft. Zur Erfüllung dieser Aufgaben sind vier Gruppen von Rechtsordnungen bestimmt: Dienstvertragsrecht, soziale Versicherung, Arbeiterschutz, „politische Arbeitsgesetze". Von den großen Gesetzesgruppen werden zwei voraussichtlich in den ersten Jahren nach dem Kriege keine grundlegenden Fortschritte aufweisen. Die Versicherung hat ganz gewiß ihre Feuerprobe im Weltkriege bestanden und sich glänzend bewährt. Das Bedürfnis nach einem Ausbau ist schlagend bewiesen durch die Tat: die Mutterschaftsversicherung und Arbeitslosenunterstützung während des Krieges. Daß diese Kriegseinrichtungen auch im Frieden aufrechterhalten werden, ist anzunehmen. Aber darüber hinaus erscheint ein Ausbau schwierig, weil alle soziale Versicherung der Massen große Geldmittel erfordert und angesichts der ungeheuren Belastung von Staat und Wirtschaft durch die Kriegskosten jeder Staatsmann zunächst mit neuen, dauernden Verpflichtungen sehr vorsichtig sein wird. Auch in der Frage des Arbeiterschutzes ist zu hoffen, daß die kleinen Fortschritte der Kriegszeit bleiben, vor allem aber die vorübergehend außer Kraft gesetzten Vorschriften wieder eingesetzt werden. Aber eine wesentliche Neuregelung ist kaum zu erwarten. Denn auch bei siegreichem Ausgang des Krieges wird es zunächst darauf ankommen, alle vorhandenen Arbeitskräfte auf den richtigen Platz zu bringen und durch angestrengte Tätigkeit die Verluste der Zerstörungsjahre wieder auszugleichen, den Platz auf dem Weltmarkte wieder zu erringen. Die Regierung dürfte zunächst wenig Neigung haben zu „Experimenten", gegen die alle Unternehmer sich sträuben, und an denen vielleicht auch die Arbeiter zunächst kein allzu großes Interesse haben, weil die hohen Lebenskosten und das Aufhören der „Kriegskonjunktur" die Notwendigkeit ausreichenden Erwerbes in den Vordergrund rücken.

Bleibt das große Gebiet derjenigen Rechtssätze, welche das Verhältnis des Arbeiters zu seinem Arbeitgeber und zum Staate regeln. Dieses Gebiet eignet sich besonders zu Reformen in allernächster Zeit, weil solche Reformen kein Geld kosten, und weil sie eng zusammenhängen mit den politischen Aufgaben, die als unabweisbar erkannt sind. Daß es sich dabei um die Arbeiterschaft im allerweitesten Sinne handeln muß, ist wohl selbstverständlich. Nicht nur die gewerblichen Arbeiter, sondern auch die in landwirtschaftlichen und staatlichen Betrieben tätigen, die Privatangestellten und die öffentlichen Beamten, bedürfen einer Verbesserung ihrer Rechte, die ihre Gleichberechtigung im Arbeitsverhältnis und im Staate sicherstellt. Ein ausführliches Programm dafür habe ich im 2. Kriegshefte der Vierteljahrsschrift „Arbeitsrecht" (Verlag J. Heß, Stuttgart, 1915, Heft 1) entwickelt. Die Schaffung des einheitlichen, den heutigen Wirtschaftsbedingungen entsprechenden, sozialen Arbeitsvertragsrechtes ist eine Notwendigkeit, aber eine Aufgabe von Jahren, die nicht mit einem Schlage gelöst werden kann. Dagegen bedürfen einzelne Sonderfragen einer schnellen Regelung: so das Recht der heimkehrenden Angestellten auf ihren früheren Arbeitsplatz, die Beseitigung der Konkurrenzklausel. Wichtiger sind Einrichtungen, welche den Arbeitnehmern einen Einfluß auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen sichern: Wirksame Arbeiter- und Angestelltenausschüsse, ferner Einrichtungen zur unparteiischen Prüfung und Entscheidung (oder wenigstens Begutachtung) von Beschwerden und Streitigkeiten (Schiedsgerichte, Schlich-

Digitized by Google

tungsausschüsse, Arbeitskammern), schließlich gesetzliche Sicherung der Tarifverträge. In allen diesen Dingen ist der Krieg ein guter Lehrmeister gewesen. Das Hilfsdienstgesetz hat manches von dem hier geforderten verwirklicht, die Heeresbehörden haben ein rühmliches Verständnis für soziale Bedürfnisse bewiesen und im Staatsinteresse vielfach, als Gesetzgeber oder als Auftraggeber, Arbeiterinteressen vertreten. Es gilt nur, die Kriegserfahrungen für eine dauernde Friedensregelung nutzbar zu machen. Mehr als bisher. Denn die sachlich belanglose Aenderung des Vereinsgesetzes und die Stellung des preußischen Eisenbahnministers zur Gewerkschaft entsprechen leider gar nicht dem wichtigsten Erfordernis neuer Arbeiterpolitik: einer unbedingten Sicherung der Organisationsfreiheit.

Der letzte Anstoß zu den Ankündigungen der Reform, der Streit zwischen Volksvertretung und Herrenhaus, mag ein Symbol sein auch für die „Neuorientierung" in der Sozialpolitik. Denn auch hier ist der Kernpunkt die Beseitigung des alten Herrenstandpunktes, der in den Angestellten und Arbeitern nur „Untertanen" oder gar nur Sachen, nur Ausbeutungsobjekte sieht. Es gilt den Staatsbürger auch zum Industriebürger zu machen, die bescheidenen Rechte und Mitbestimmungsmöglichkeiten, die der einzelne im Staate hat, ihm auch im Betriebe zu gewähren, in dem er durch Arbeit seinen Unterhalt findet. Die „staatlichen Interessen" fordern das. Und nur, wenn der Reichskanzler in diesem Sinne sich für ein neues Arbeitsrecht einsetzen will, kann er für die soziale und die verfassungsrechtliche Unterstützung mindestens der Hälfte unseres Volkes rechnen, die vom Lohne lebt.

H. F. / Ein Vorschlag zur Bevölkerungspolitik

Unanfechtbar sind die der Bevölkerungspolitik gezogenen Richtlinien, daß größtmögliche Zahl und größtmögliche Tüchtigkeit des Volkes die Zielpunkte aller Maßnahmen dieser Politik sein müssen. Hinreichend begründet durch die Untersuchungen der Sozialhygieniker ist die Erkenntnis, daß erst bei einer Familienzahl von mindestens vier Kindern das Wachstum des Volkes in dem Maße gewährleistet erscheint, wie es gefordert werden muß, wollen wir unseren Platz zwischen den Völkern nicht nur behaupten, sondern besser festigen.

Wege, die zu diesen Zielen führen sollen, werden verschiedene schon beschritten. Aber entweder sind es solche, die wie die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Säuglingssterblichkeit, die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, wohl an sich zu erstrebenswerten Ergebnissen führen können, aber den gesteckten bevölkerungspolitischen Zielen kaum merklich näher bringen und deshalb nur als „kleine Mittel" angesprochen werden müssen, oder sie verlieren, wenn sie theoretisch geeignet erscheinen könnten, das Ziel zu erreichen, so völlig den Boden unter den Füßen, daß sie als Utopie bezeichnet werden müssen.

Wenn wir den Blick nur unverwandt auf das Ziel in der Ferne, auf ragendem Bergesgipfel, richten, werden wir den schmalen versteckten Pfad, der auf Umwegen am sichersten dorthin führt, schwerlich finden. Dazu müssen wir vielmehr, das Ziel im Sinne haltend, dicht vor uns auf den Boden schauen.

Wir alle sind darauf gefaßt, daß eine Reichsfinanzreform von gewaltigen Dimensionen gleich in den Jahren nach dem Friedensschluß der Lösung harrt, und wir sind darauf gefaßt, daß der Staat dabei sehr tief in die Taschen jedes einzelnen wird greifen müssen. Sind nach dem 70er Kriege gerade die grundlegenden Gesetze geschaffen worden, auf denen unser Handel und Wandel auf einem sicheren Fundament ruht, das sich länger, als Menschenleben reichen, tragfähig erweist, so werden auch nach dem gegenwärtigen Kriege neue Fundamente gelegt werden müssen für ein neues Gebäude, das noch viel stärker und fester wird sein müssen als das alte Friedensgebäude. Denn es soll uns wie ein gepanzerter Turm gegen Feinde ringsum schützen und schirmen. Drängt sich da nicht von selbst der Gedanke auf, dieses feste Panzergefüge dadurch zu gewinnen, daß die Interessen aller insgesamt und jedes einzelnen mehr, als bisher je geahnt, auf Gedeih und Verderb verbunden werden? Es wird sich nicht nur darum handeln, durch Steuern Geld zusammenzukratzen, um gewaltige Schuldzinsen zu zahlen und einen ins Riesenhafte gewachsenen Staatshaushaltsplan ins Gleichgewicht zu bringen. Bei allen bisherigen Steuergesetzen kam immer nur der Gegensatz der finanziellen Interessen des Staates zu denen des einzelnen zur Geltung. Es muß fortan jeder einzelne stärker als bisher ständig fühlen, daß er mit dem Volksganzen fest verbunden ist, nicht nur durch vaterländische Gesinnung, sondern auch durch wirtschaftliche Interessen. Es muß auf organische Weise das Interesse des einzelnen an seiner eigenen Familie mit den Interessen des Staates an dem Familienwachstum, es muß zugleich das fiskalische Interesse an Steuerabgaben mit dem Privatinteresse an den eigenen Haushaltsausgaben und -einnahmen verknüpft werden, und diese organische Verschmelzung muß gleich weit entfernt sein von öder Gleichmacherei sozialistischer grauer Theorie wie von kalter Lebens- und Nächstenfeindschaft habgierigen Eigennutzes.

Auf solchen Gedankengängen und von den eingangs dargelegten Grundlinien ausgehend, bin ich zu folgendem System gelangt.

Größtmögliche Zahl und größtmögliche Tüchtigkeit des Volkes wird vor allem innerhalb der folgenden drei Einkommensgruppen zu erstreben sein:

1. Von der Grenze der Alters- und Invaliditätsversicherungspflicht bei einem Einkommen von 2000 M. bis zur Grenze der Angestellten-Versicherungspflicht bei einem Einkommen von 5000 M.

2. Von der letzteren Grenze bis zu einem Einkommen von 10 000 M.

3. Bei einem Einkommen von 10 000 M. bis 20 000 M.

Bei der Gruppe unterhalb dieser drei, also bei der Masse der Alters- und Invaliditäts-Versicherungspflichtigen, wird überwiegend die Zahl in Erscheinung treten, hinter der die Begabung im Verhältnis zur Zahl zurücktritt.

Bei Einkommen über 20 000 M. wird keine, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung ins Gewicht fallende Zahl in Betracht kommen. Es wird bei dieser Obergruppe allerdings wohl zweckmäßig noch eine Gruppenteilung bei einer Einkommenshöhe von 40 000 M. vorzunehmen sein. Aber zur Vereinfachung des Planes rechne ich nur mit den eben unterschiedenen drei Hauptgruppen, ohne die Unter- wie die Obergruppe vorerst in Betracht zu ziehen.

Für jede dieser drei Gruppen wird zunächst eine Tafel über die jährlichen Aufzuchtkosten eines Kindes von der Geburt bis zur Erwerbsfähigkeit aufzustellen sein. Die Tafel würde bei der ersten Gruppe mit dem Betrage von

Digitized by Google

M. x für das erste Lebensjahr beginnen, für das zweite Lebensjahr einen Betrag von M. y usw. verzeichnen. In der zweiten Gruppe werden die jährlichen Aufzuchtkosten sich höher stellen, in der dritten Gruppe noch höher. Um das darzustellende Schema nicht zu komplizieren, rechne ich nur mit je einer Tafel der Aufzuchtkosten für jede der drei Gruppen. In Wirklichkeit wird innerhalb jeder Gruppe eine ganze Reihe von Tafeln nach den verschiedensten Gesichtspunkten zu unterscheiden sein, um der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse einigermaßen gerecht zu werden und Härten möglichst zu vermeiden.

Alsdann wäre für jede Gruppe eine zweite Tafel auszuarbeiten, die angibt, welches für jede Gruppe vom Standpunkt der Gesamtheit aus der wünschenswerte jährliche Familienstand wäre. Diese Tafel würde für die erste Gruppe beispielsweise wie folgt anzulegen sein: — ich behandle das ganze Problem zunächst nur von der Seite des Mannes aus —

25.	Lebensjahr	Verheiratung
26.	„	ein Kind
27.	„	„ „
28.	„	zwei Kinder
29.	„	„ „
30.	„	drei Kinder
31.	„	„ „
32.	„	vier Kinder.

Bei vier Kindern würde es bleiben. Die Tabelle würde bis zur Erwerbsfähigkeit des vierten Kindes reichen. In diese Tabelle sind daneben dann die jährlichen Summen der Aufzuchtkosten aller Kinder zusammen einzutragen, wie sie sich nach der zugehörigen ersten Tafel ergeben. Auch diese Tabelle wird in den drei Einkommensgruppen Veränderungen aufweisen müssen. Zwar soll diese Familienstandstafel nicht die Wirklichkeit oder einen Durchschnitt der Wirklichkeit wiedergeben, sondern eine wünschenswerte Norm, die auch vom Durchschnitt niemals erreicht werden wird. Immerhin wird es trotzdem berechtigt und nötig sein, auch bei einer solchen Solltabelle Unterschiede für die verschiedenen Einkommensklassen zu machen, weil die Erreichung der höheren Einkommen längerer Vorbereitungszeiten bedarf und dadurch auch die Gründung der Familie sich notwendigerweise verzögert. Ich nehme beispielsweise für die zweite Gruppe die Verheiratung erst im 27. und für die dritte erst im 30. Lebensjahr an, wogegen die Zwischenräume zwischen den Geburten wie in der ersten Gruppe mit zwei Jahren belassen werden können. Auf alle solche Einzelheiten gehe ich nicht näher ein, sondern erwähne sie nur, um zu zeigen, wie elastisch das ganze System sich allen möglichen Erwägungen und Forderungen anzupassen vermag.

Der leitende Gedanke des Planes besteht nun darin, daß jeder Angehörige der drei Einkommensgruppen jährlich eine „Bevölkerungsabgabe“ zu zahlen hat und, falls er Familienvater ist, ihm jährlich ein „Familienzuschuß“ vergütet oder richtiger dagegen aufgerechnet wird. Die Abgabe berechnet sich nach der zweiten Tafel, der Zuschuß nach der ersten, und zwar wird dabei der Zuschuß für das erste und zweite Kind einfach und für das dritte und vierte Kind doppelt gerechnet.

Dieser Gedanke setzt also voraus, daß ein gesunder, normaler Mann in der Einkommensgruppe von 2500 M. bis 5000 M. im 25. Lebensjahr heiratet, ihm nach einjähriger Ehe das erste Kind, nach dreijähriger das zweite, nach fünfjähriger das dritte und nach siebenjähriger Ehe das vierte Kind geboren wird. Die Kosten, die die Aufzucht dieser Kinder macht, sind in jedem Fall, ob die Kinder vorhanden sind oder nicht und gleichgültig, ob der Betreffende überhaupt verheiratet ist oder nicht, mit der betreffenden Altersstufe als jährliche Abgabe gedacht. Stimmt die Wirklichkeit mit dieser Voraussetzung des Familienstandes überein, so steht der Abgabe ein Zuschuß in gleicher Höhe gegenüber, wenn wir von der Verdoppelung des Zuschusses für das dritte und vierte Kind zunächst absehen. Es ist dann also weder von dem betreffenden Einzelbürger an den Staat, noch von dem Staat an den betreffenden Bürger etwas zu zahlen. Der Zuschuß richtet sich dabei nach dem tatsächlichen Familienstand.

Wer also erst im 29. Lebensjahr Vater des ersten Kindes wird, hat nach der Tabelle II für 2 Kinder zu zahlen, von denen das ältere 3, das jüngere 1 Jahr alt ist, und bekommt für sein Kind den nach Tafel I festgesetzten Zuschuß für das erste Lebensjahr des ersten Kindes.

Wer schon mit 27 Jahren 2 Kinder hat, hat nach Tafel II die Abgabe für ein einjähriges Kind zu zahlen und bekomut nach Tafel I den Familienzuschuß für 2 Kinder vergütet, und zwar für die Altersstufen, in denen sich seine Kinder tatsächlich befinden. Er bekommt also nach der Aufrechnung der Abgabe gegen den Zuschuß noch den Differenzbetrag herausbezahlt.

Die jährliche Aufstellung der Abgaben und des Zuschusses ist hiernach sehr einfach. Schwierig ist an dem ganzen Plan die Aufstellung der richtigen Tafeln.

Da das ganze System eine Verschmelzung der Interessen des eigenen Privathaushalts mit denen des Staatshaushalts sein, also die Bevölkerungsabgabe den ausgesprochenen Charakter einer Steuer haben soll, so wird die Steuer natürlich nicht, wie es hier angenommen ist, für eine ganze Einkommensgruppe von 2500 M. bis 5000 M. ein fester Satz sein können, sondern es werden hier entsprechend den verschiedenen Einkommens-Steuerstufen ebenfalls Abstufungen, d. h. verschiedene Tafeln innerhalb jeder Gruppe, einzurichten sein, wobei nur zu beachten ist, daß immer die Tafel II einer Einkommensstufe der zugehörigen Tafel I entsprechen muß, nach der sie ausgerechnet worden ist.

Die bisherigen Erläuterungen über die Aufrechnung der Abgabe und des Zuschusses beschäftigen sich nur mit Familien von einem oder 2 Kindern. Bei dem dritten und vierten Kinde muß, um zu dem Ergebnis einer „Kinderrente“ für diese dritten und vierten Kinder zu gelangen, der Zuschuß doppelt gerechnet werden, so daß dann bei der Aufrechnung der Abgabe gegen den Zuschuß in jedem Fall eine mehr oder weniger erhebliche Differenz zugunsten des betreffenden Familienvaters sich ergibt, die eben die „Kinderrente“ darstellt.

Hat nach der Ansicht der Sozialhygieniker der Staat für ein fünftes und noch weiter folgende Kinder nicht mehr das gleichgroße Interesse wie am dritten und vierten Kinde, so ergäbe sich ein angemessener Interessenausgleich in der Weise, daß die Tafel II über das Familienstandssoll nur für vier Kinder berechnet wird, während der Zuschuß für das fünfte und etwa noch folgende Kinder geringer als für das erste und zweite Kind bemessen wird, derart, daß der Zuschuß mit jedem weiteren Kind immer mehr abnimmt. Denn eine große Zahl von Kindern sollte nur in die Welt setzen, wer auch imstande ist, sie ohne staatliche Hilfe zu ernähren und aufzuziehen.

Das ganze System der Regulierung und Kräftigung des Familienwachstums darf überhaupt nicht die Folge haben, daß den einzelnen Eltern das Gefühl der Verantwortung für ihre Familie abgenommen und auf den Staat übertragen

Digitized by Google

wird. Es soll im Gegenteil die Aufgabe, zum Wachstum der Bevölkerung beizutragen, besonders eindringlich jedem als Pflicht eingeschärft und nur gleichzeitig die Erfüllung dieser Pflicht wirtschaftlich erleichtert werden. Je stärker der einzelne diese Pflicht vernachlässigt, destomehr leidet er nach diesem Plan wirtschaftlich an seinem Einkommen, und je besser er die Pflicht erfüllt, desto leichter wird es ihm gemacht.

Wenn dieser Plan durchgeführt würde, so dürften Aenderungen des Erbrechts, wie sie von Gruber und anderen namhaften Bevölkerungspolitikern gefordert werden, unnötig sein. Gegen eine Antastung des Erbrechts habe ich überhaupt schwere Bedenken. Auf einen kräftigen Zugriff des Staates in die Einkünfte ist aber ohnehin ein jeder heute gefaßt.

Ich bin mir wohl bewußt, daß die Durchführung dieses Planes von fast unübersehbarer Tragweite ist. Aber war das die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht auch? Erscheint nicht jede Maßnahme, deren Resonanzboden zeitlich über die Jahrhunderte reicht und die die Struktur des sozialen Lebens der Volksgemeinschaft sozusagen chemisch verändert, als Gedanke zunächst immer zu kühn, um in die harte Welt des Raums übertragen zu werden, in der die Dinge an- und aufeinanderstoßen? Ist es aber nicht gerade das Merkmal jedes gesunden konstruktiven Gedankens, daß er, gleichsam ein neu hinzutretendes Element, zunächst zersetzend auf die alten Zustände einwirkt, zugleich aber die alten Säfte und Erden zu neuen Bindungen und Ordnungen führt? Lassen wir uns nicht dadurch schrecken, daß die alten Bestandteile der Dinge dann in neuen Zusammensetzungen erscheinen, sondern prüfen wir nur, welche Eigenschaften und Energien der neuen Anordnung der Elemente innewohnen und ob der Umwandlungsprozeß ohne schädliche Nebenwirkungen vor sich gehen kann.

Wenn wirklich durch den skizzierten Plan der Kinderverhütung entgegengewirkt werden kann und an den Kosten der Aufzucht der dritten und vierten Kinder künftig neben den eigenen Eltern durch die vorgeschlagene Interessenverknüpfung auch die Kinderlosen und Unverheirateten teilnehmen, so wird natürlich die Kapitalbildung verlangsamt werden. Es werden beträchtliche Kapitalien, die sonst zu wirtschaftlicher Verwendung frei wären, den einen durch die Steuer entzogen und den anderen in Form des Familienzuschusses zugeführt, um zur Ernährung, Bekleidung, Erziehung, kurz eben zur Aufzucht der vergrößerten Kinderzahl zu dienen. Aber unser Volk hätte dies schwerlich zu beklagen. Es erscheint vielmehr als Rückkehr zu natürlicheren und mehr Lebensglück verheißenden Anschauungen, wenn statt der Sorge, ob auch die Ansammlung von Kapital den eigenen Bedürfnissen genügen und das beanspruchte Zinserträgnis liefern werde, die Freude am Sein und Werden der eigenen Familie mehr in den Vordergrund rückt. Haben und Sein sind im Grunde inkommensurable Größen, aber wer sie vom Standpunkt der Volkswirtschaft dennoch gegeneinander abzuwägen sucht, wird die Schale des Seins als schwerer wiegend erkennen. Wird für unsere Volkswirtschaft nach dem Krieg im Vergleich zu den Handelsbeziehungen zum Auslande, sowohl zum neutralen Ausland, wie ganz besonders zu den uns jetzt feindlichen Ländern, trotz des Wertes und der Notwendigkeit dieser auswärtigen Beziehungen der innere Markt ohnehin noch mehr als vor dem Kriege an Bedeutung gewinnen, so wird durch eine Vergrößerung unserer Volkszahl der Bedarf noch erhöht, der Markt verbreitert und gleichzeitig für spätere Jahre die Zahl der arbeitenden Hände und der schaffenden Hirne vermehrt. Wer unserem Volke vertraut, wird unbedenklich das Risiko wagen und einer Vergrößerung der Volkszahl auf Kosten des Tempos des Kapitalwachstums das Wort reden.

Wesentlich fällt bei dem Vorschlag ins Gewicht, daß er zugleich darauf hinzuwirken sucht, daß gerade bei dem bevölkerungspolitisch wertvollsten Mittelstand das Heiratsalter herabgesetzt wird. Dadurch wird für die einzelnen Familien die Vermehrung der Kinderzahl erleichtert und für die Gesamtheit des Volks auch noch außer durch die Vermehrung der Kinderzahl durch die raschere Aufeinanderfolge der Generationen die Bevölkerungszahl gesteigert.

Wenn unser Vorschlag sinngemäß auf die Untergruppe der Alters- und Invaliditäts-Versicherungspflichtigen übertragen, hier aber bei der Ausarbeitung der Tafeln mehr ein Familienzuschuß, weniger eine Bevölkerungsabgabe als Endergebnis ins Auge gefaßt wird, so würde damit auch einer ungesunden Erhöhung der Löhne entgegengewirkt werden können und dadurch wieder der deutschen Industrie die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte zu erhalten geholfen werden. In den drei besprochenen Einkommensgruppen aber würde umgekehrt die schärfere Betonung der Bevölkerungsabgabe verhindern, daß durch den später winkenden Familienzuschuß die Gehälter gedrückt werden könnten. In der Obergruppe brauchte dagegen eine Kinderrente überhaupt nicht zur Auszahlung zu gelangen. Der Familienzuschuß müßte hier auch für die dritten und vierten Kinder nur einfach, nicht doppelt gerechnet werden und wenn dabei noch zwischen zwei Obergruppen (bei Einkommen unter und über 40 000 M.) unterschieden werden soll, so könnte in der obersten Stufe nur die Hälfte des Familienzuschusses in Anrechnung kommen. So würde also einem Aufstieg in höhere Einkommensklassen und damit in bessere soziale Stellung, ohne den eine Kräftigung des Volkes undenkbar wäre, nichts in den Weg gelegt. Mit dem Wachsen der Familien ist sonst naturgemäß die Gefahr verbunden, daß soziales Emporkommen dadurch erschwert oder zur Unmöglichkeit, oder daß gar ein soziales Herabsteigen unvermeidlich wird. Durch unseren Vorschlag einer wirtschaftlichen Erleichterung des Familienwachstums dürfte aber im Gegenteil auch eine Erleichterung des sozialen Aufstiegs zu erwarten sein, und vielleicht würde der wirtschaftliche Wettkampf veredelt werden, wenn nicht nur als dessen Ziel die Belohnung in Form höherer Einkünfte in Aussicht stünde, sondern zugleich die allerbeste und schönste Verwendung höherer Einkünfte für die Aufzucht von Kindern geradezu als Lebensaufgabe jedem einzelnen in das Pflichtbewußtsein überginge.

Wenn wir noch tiefer zu schürfen und unseren Blick noch mehr in das Innere der Natur der Dinge hineinzubohren versuchen, so funkelt uns hier aus dunklen Tiefen die Erkenntnis entgegen: das Volk, das unter dem Druck der Sorge um seine Renten und um sein Behagen zur gewollten Beschränkung der Kinderzahl seine Zuflucht nimmt, schaufelt sich selbst sein Grab, wie der alte Faust, nachdem die Sorge ihn angehaucht; das Volk dagegen, das vertrauensstark die Sorge bannt und, sich selbst vergessend, nicht um das Behagen der lebenden Generation, sondern um Leben und Werden seiner Kinder, d. h. seiner Rasse, sich müht, besitzt die unwiderstehliche Kraft des Genies, das „die Sorge nie gekannt" und damit unbewußt „die Arme der Götter herbeiruft". Unser Volk steht jetzt am Scheidewege vor der Wahl. Es kann frei wählen, aber es vermag nicht die Unerbittlichkeit der Folgen seiner Wahl zu wenden. Möchte es leuchtenden Auges die Straße der kraftvollen Jugend himmelwärts ziehen und nicht

mit greisenhaft gefurchter Stirn den anderen Weg zur Hölle fahren!

Ist nun der hier vorgeschlagene Weg gangbar? Bewirken die vorgeschlagenen Maßnahmen jene gewollte Veränderung der sozialen Struktur, ohne gleichzeitig Schaden zu stiften?

In Verbindung mit der kommenden Reichsfinanzreform müßte der Plan so ausgestaltet werden können, daß seine Verwirklichung möglich wäre, vorausgesetzt, daß seine Ausgestaltung nicht in Kleinlichkeit und Aengstlichkeit versandet, sondern die Höhe der Großzügigkeit und Genialität zu gewinnen vermag, die unbedingt durch die kommende Reichsfinanzreform werden wehen müssen, wenn sie gut sein soll.

Bei der Ausgestaltung des Plans kommt alles auf die richtige Aufstellung der Tafeln für die Abgaben und die Zuschüsse an. Sie müssen so gehalten werden, daß

1. das Ergebnis dem Reiche einen angemessenen Steuerbetrag zuführt, der vielleicht zunächst nicht ganz zu al gemeinen staatlichen Zwecken verwendet werden sollte, sondern teilweise auch eine Reserve für die später reichlicher zu zahlenden Kinderrenten bilden oder zur Förderung der eingangs erwähnten „kleinen Mittel" angewandt werden könnte, daß

2. die Besteuerung für den einzelnen einerseits erträglich und andererseits doch kräftig genug wäre, um den Wunsch zu erwecken, sich durch Familiengründung und -zuwachs die Steuerlast zunächst zu erleichtern, und daß

3. der Zuschuß nicht zu klein sein dürfte, um einen Anreiz zu gewähren, und auch nicht zu groß, um nicht zu unerwünschter, allzu großer Sorglosigkeit zu führen.

Alle diese Forderungen müssen einander die Wage halten. Es wird, weil hier ein noch unbekanntes Land betreten werden soll, zunächst tastend vorgegangen werden müssen, um nicht zu straucheln. Die Abgaben und Zuschüsse werden anfangs mäßig zu halten sein, um erst Erfahrungen zu sammeln. Es werden Uebergangssätze festgesetzt werden müssen, denn es wäre nicht gerecht, sofort die volle Last solcher Neuordnung auch denen auf die Schultern zu legen, die an ihren Wohltaten nicht mehr teilnehmen könnten. Solche Uebergangsbestimmungen werden den gesetzgebenden Faktoren die Zustimmung erleichtern und den Einzelbürgern ermöglichen, sich auf die künftigen Verhältnisse vorzubereiten und in die kommenden Dinge allmählich einzuleben. Die Tafeln für die Abgaben und die Zuschüsse werden auch später in bestimmten Zeiträumen, etwa von 5 zu 5 Jahren, zu revidieren sein, und auf solche behutsame Weise wird es doch mit festen Schritten, weil das Ziel ganz klar vor Augen steht, dem Erfolg entgegengehen. Es wird auch erwartet werden dürfen, daß unsere feldgrauen Brüder, wenn sie, aus den Schützengräben heimgekehrt, zur Wahl des neuen Reichstages schreiten werden, nachdem sie jahrelang aus den alten Gleisen ihres früheren Lebens herausgeworfen waren, erhöhtes Verständnis einer Frage entgegenbringen werden, die der Stärkung der Rasse dient, die draußen auf den Schlachtfeldern sich so wunderbar bewährt hat. Sie werden das gleiche Verständnis auch von ihren Stimmführern im neuen Reichstag beanspruchen, und zwar um so mehr, als für die unter allgemeinem freudigen Beifall von unserem Reichskanzler ausgegebene Losung: „Freie Bahn für alle Tüchtigen" durch unseren Vorschlag manch hemmende Schranke niedergerissen wird.

Helfferich hat einmal gesagt, wir würden uns nach dem Krieg wieder an die Millionenrechnung gewöhnen müssen. Dies konnte nur heißen: wir dürften über der Rechnung mit Milliarden nicht die Genauigkeit im kleinen vermissen lassen. Denn mit Milliarden zu rechnen werden wir nie mehr aufhören können. Die Verzinsung der Kriegskosten, die notwendigen Neurüstungen, die Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und die Hinterbliebenen der Gefallenen beanspruchen, jede Aufgabe für sich, den Milliardenrahmen. Auch unser bevölkerungspolitischer Plan hat solche riesenhaften Maße. Aber müssen wir jene anderen Posten in die künftige Riesen-Haushaltsrechnung eintragen, weil der Krieg und seine Folgen uns dazu zwingen, so können wir durch unseren Plan aus freier Entschließung ebenso hochstellige Ziffern hineinschreiben und damit trotz aller Passivität gegenüber zwingender Not doch der großen Rechnung das Gepräge unseres aktiven Willens geben. Ist der Krieg ungeheuer verwüstend in die Verteilung des Volkseinkommens hineingefahren, so sollen hier nicht minder starke Umwälzungen in der Einkommensverteilung plan- und sinnvoll durchgeführt werden.

Die von Helfferich verlangte Genauigkeit im kleinen wird dabei auch in unserem Plan nicht fehlen dürfen, der vielmehr beim weiteren Durchdenken sehr genaue Präzisionsarbeit wird sein müssen. Denn es stellen sich eine Fülle von Fragen ein. Wie werden die großen Unterschiede der Kosten für die Aufzucht von Kindern in Stadt und Land, in Groß- und Kleinstädten, zum Ausdruck zu bringen sein? Etwa durch Zu- und Absch äge nach Einteilung aller Orte in verschiedene Klassen? Mit welchem Lebensalter des Kindes hören Abgabe und Zuschuß auf? Sind Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen zu machen? Müssen die Junggesellen stärker als kinderlose Eheleute zu der Abgabe herangezogen werden? Wie sind weibliche Staatsangehörige mit eigenem Erwerb zu behandeln? Ist die Unterhaltspflicht für alte erwerbsunfähige Eltern oder sonstige Familienangehörige der Unterhaltspflicht für Kinder gleichzusetzen? Welche Rücksichten sind bei der Bemessung von Abgaben und Zuschüssen auf die gesundheitliche Konstitution von Eltern und Kindern zu nehmen? Wie sind Fehlgeburten zu berücksichtigen? Sind bei der Zuschußgewährung Adoptivkinder den eigenen gleichzustellen? Sind zu Ungunsten unehelicher Kinder Unterschiede zu machen? Wie sind die in Deutschland wohnenden Angehörigen fremder Staaten zu behandeln?

Diese und viele andere Fragen werden sich ergeben, die Regelung fordern. Sie alle zu erörtern ist aber nicht der Zweck dieses Aufsatzes, der nichts anderes sein will als die erste Skizze des Grundrisses, in dem auch noch viele wichtige Linien fehlen. Die Aufstellung der Tafeln würde dann den Aufriß bilden, dessen selbst nur skizzenhafter Entwurf Kenntnisse der Bevölkerungsstatistik, Volkshygiene, der Steuerverhältnisse, Einkommensverteilung, der Haushaltsrechnungen der verschiedenen Einkommensgruppen und vieler anderer Dinge voraussetzen würde. Wäre dann die Ansicht des Gebäudes fertig gezeichnet, so müßte der Kostenvoranschlag aufgestellt, der Bauvertrag formuliert, alles immer wieder geprüft und erwogen werden, dann erst wären die entscheidenden Entschlüsse zu fassen, und endlich könnte der Bau ausgeführt werden, wenn der Bauherr, hier das deutsche Volk, es so wollen würde.

Es ist ein weiter und mühevoller Weg. Verdient er weiter verfolgt zu werden?

Digitized by Google

Gottfried Traub / Kinderstube

Er hatte sieben Kinder und ließ seine drei Söhne studieren und bezog ein Gehalt von 700 Franken. Richter.

In seinen Lebenserinnerungen erzählt der Maler Richter von seiner Schweizer Reise. Damals traf er in Davos einen siebzigjährigen Pfarrer, der munter und frisch auf ihn zukam und ihm für die Erquickung dankte, die ihm seine Bilder bereitet hatten. Er hatte sieben Kinder herangezogen, ließ seine drei Söhne studieren und bezog ein Gehalt von 700 Frank. Für uns heutzutage klingt's wie ein Märchen. Achselzuckend legen es die meisten beiseite und sagen: „Damals war's vielleicht möglich, aber heute!" Und sie haben recht. Die Zeit hat sich geändert, mit ihr Geld und Geldeswert, Ansprüche wuchsen, neue Verhältnisse kamen. Nur daß wir eins nicht vergessen: auch wir haben uns geändert. Die Raschheit, mit welcher wir an einer solchen Tatsache vorbeigehen, läßt erkennen, daß wir unrecht haben. Irgendwo klingt ein leiser Ton der unangenehmen Ueberraschung. Drum las ich nicht über diese Stelle in den Briefen des Meisters weg, sondern sann langsam nach. Eins hatte dieser rüstige Mann vor uns voraus: er wußte in seinem Leben nicht, was Krankheit heißt. Alle Ausgaben, die Nervosität und schlimmere Zeiten bedingen, waren diesem Pfarrherrn der Berge unbekannt. „Ja, dann ist's kein Wunder." Doch auch dann bleibts ein Wunder! Wunder geschehen nämlich nie ohne Willen. Vielleicht ist sogar der Wille der eigentliche Vater aller Wunder. Ein willensstarker Mensch steht hier vor uns, der den Kampf des Lebens auf sich nimmt und durchficht. Er rechnet nicht. Er ist so altmodisch unklug, daß er den Haushaltsplan nicht mit den Zahlen, sondern mit der Natur und seinem Herrgott überlegt. So läßt er ruhig ein Kind nach dem andern kommen und sie gerathen. Denn die Menschen, die aus enger Kinderstube kommen, gedeihen meistens besser, als die, die schon als jung mit Wagen fahren. Die Not des Lebens erscheint ihnen nicht in voller Schärfe; denn sie haben von Jugend auf gelernt, sich und ihre Bedürfnisse nach der Decke zu strecken und sich in einem Hausstaat zusammenzuordnen, der ihnen den Sinn für die Mannigfaltigkeit und die Gliederung des größeren Staatswesens schon früh schärft. Um jung zu sein, braucht man nicht vielerlei zu haben; Jugend ist erfinderisch. Die Jugend stellt sich aber im schönsten Gewand vor, wo viele Jugend beieinander ist. Der strömende Quell gibt selbst eine unmittelbare Vorstellung der jugendlichen Kraft und erzieht zur Hilfe. Die Einkinder sind arm. Sie werden frühreif, weil sie nur mit den Alten verkehren. Ihre Jugend kennt Gesellschaft, aber keine Heimat, und stirbt, ehe sie blühte. Spielkinder müssen da sein; Streit muß es geben; Frieden muß man stiften können. Kinder sind oft nicht die besten Freunde und suchen sich anderswo das, wonach ihr Herz begehrt. Wie verschiedene Wege marschieren oft die Söhne desselben Elternhauses! Aber gerade dieser überfließende Reichtum der Gestalten bedeutet Glück für das Heim und Segen für das Volk. Unsere Kinder sollen sich ruhig plagen lernen. Wir haben uns auch geplagt. Man gebe ihnen, was nötig ist zur Lebensausrüstung, schaffe ihnen ein froh Gemüt, bewahre ihnen das Kinderlachen und schenke ihnen dann und wann einen unvergeßlichen Feiertag. Wer sich aber jung nicht rührt, taugt im Leben nichts. Darum geraten die vielen Kinder eines Hauses meist besser, weil sie mit dem Leben fertig werden lernen. Das ist eine Lust, keine Last. Wann werden wir uns aus vieler Wehleidigkeit und Ungesundheit unseres Lebens herauswachsen? Soll es nicht einmal der Krieg fertig gebracht haben?

Ernst Lehmann / Zum Gedächtnis von Caspar René Gregory

Erst vor wenigen Wochen hat er zu uns gesprochen, der Mann, über dessen Namen heut neben dem Sterbekreuz das Eiserne Kreuz steht: unser Freund Caspar René Gregory. Da hat er sich rechtfertigen zu sollen geglaubt dafür, daß er, der wohlbekannte Leipziger Theologieprofessor, als fast siebzigjähriger und ohne daß er je vorher Waffendienst getan hätte, dazu noch als geborener Ausländer, als Amerikaner, der zeitlebens die deutsche Sprache nur mit dem ihm angeborenen fremdländischen Akzent zu sprechen vermocht hat, bei Kriegsbeginn als ganz gewöhnlicher Rekrut ins deutsche Heer eingetreten war. Ja, das war allerdings gar zu merkwürdig und bedurfte schon einer Rechtfertigung, wenn es nicht wie ein Stück Exzentrizität, wie eine aus der Abstammung des Mannes erklärbare Abart englisch-amerikanischen Sportes aufgefaßt werden sollte. Für die aber, die Gregory gekannt haben, bedurfte es der Rechtfertigung wahrlich nicht.

Wir haben ihn gekannt. Lange Jahre. Seit sich der Freundeskreis der Gesinnungsgenossen um Friedrich Naumann geschlossen hatte, gehörte Gregory zu uns. Als der allertreuesten einer. Dabei war er weniger ein Mann der Rede, die er, wenigstens in der deutschen Sprache, nie voll beherrscht hat; dafür stand aber hinter dem gebrochenen Wort immer die ganze hingebende Tat. Seine Leipziger Freunde werden davon am meisten zu erzählen wissen. Aber wir anderen wußten es auch. Da war keine soziale Unternehmung, die er aus dem Geiste deutschen Christentums emporgewachsen ansah, der er sich entzogen hätte, wenn er ihr mit seinen Kenntnissen, mit seiner Arbeitskraft, mit seinem Einfluß glaubte dienen zu können. Und wenn er ans Werk ging, dann tat er es in jener sozialen Gesinnung, die sich nicht erst nach Stand und Beruf und Besitz derer umsieht, die noch mithelfen wollen. Zu schade war sich der Universitätsprofessor und dreifache Doktor der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie nie zu etwas. Und das war ihm nicht angekünstelt und brauchte er sich nicht erst abzuzwingen, es war ihm nur innere Notwendigkeit. Seine Gesinnung war es!

Und weil wir ihn so gekannt haben in seiner fast kindlich unbefangenen Selbstverständlichkeit, darum erscheint mir, wenn ich heut von der Tatsache seines Todes auf dem Schlachtfeld auf seinen Eintritt ins Heer zurückblicke, das eine fast wie das andere als eben solche innere Notwendigkeit. Ja, gerade dieser deutsche Theologe mit seinem ausländischen Namen, seinem gebrochenen Deutsch und seiner amerikanischen Vergangenheit mußte in unserem Entscheidungskampf gegen England deutscher Soldat werden. Er hat es ja so köstlich selbst erzählt, wie weder die Gegnerschaft Rußlands noch Frankreichs, aber sofort der Miteintritt Englands in den Krieg ihn zu seinem Schritt veranlaßt hat. Als England den Krieg erklärte, da erkannte er die Lebensgefahr, die dem Reiche drohte, und da wußte er gleichzeitig, was es zu verteidigen galt. Das erkannte er früher, als die meisten anderen, weil er eben England und Deutschland kannte. Er kannte England, dem nur Genugtuung geschehen konnte mit der skrupellosen Zertrümmerung dessen, was sich seinem Machtstreben in der Welt in den Weg stellte. Und das ist jetzt Deutschland. Und er kannte Deutschland, dessen Wert er begriffen, dessen Geist er in sich aufgenommen hatte, und dessen Geist zu schirmen für die Welt, in der heraufgezogenen Lebensgefahr, daher keiner zu viel sein konnte und keiner zu schade sein durfte. Und da er in der Kriegszeit sich an der verwaisten Universität entbehrlicher wußte als im Frieden, so mußte und wollte er auch einer sein von den vielen, die in Reih und Glied gehörten, trotz seines Theologenberufs, trotz seiner 70 Jahre, trotz seines mangelhaften Deutsch und trotz seiner schmächtigen, zarten Gestalt, die nach nichts weniger aussah, als nach Kriegs- und Waffenhandwerk oder nach einem germanischen Recken. Da hat er denn zunächst den gewöhnlichen Dienst des Gemeinen ausgerichtet, als wäre das für ihn die allerselbstverständlichste Sache von der Welt, ist dann Unteroffizier und Leutnant geworden, wie andere, und nun ist er schließlich auch einer ge-

Digitized by Google

worden von den unsagbar vielen, die den Heldentod gestorben sind in diesem Krieg für ihr deutsches Vaterland.

Aber da er nun auch noch gefallen ist, hebt der sonst alles gleichmachende Tod gerade diesen einen wieder heraus aus den unendlich vielen, auch aus den vielen, die vor ihm bereits in gleicher Weise dahingegangen sind. Ich gestehe, daß es mir oft fast unmöglich ist, über den Anstoß des Todes der vielen auch mit dem überzeugtesten Hinweis auf Opfer und Vaterland und ewiges Leben hinfortzukommen. Es bleibt doch gemeinhin gar zu viel Unbegriffenes oder Unbegreifliches übrig. Aber über diesen einen Tod könnte ich jubeln. Den habe ich auch begriffen. Um diesen Tod wie um sein Leben. Wie hat der Mann doch wirklich alles, worüber er verfügte im Leben, bis zur letzten Stunde restlos verwerten dürfen im höchsten Dienst, im Dienst des Vaterlandes. Wahrlich, dieser Tod hat zu diesem Leben hinzugehört.

Soziale Bewegung

7-Uhr-Ladenschluß während der Sommerzeit. Im Laufe des dritten Kriegswinters war aus Gründen der Lichtersparnis der 7-Uhr-Ladenschluß durchgeführt worden. Nachdem seit der Nacht vom 15. zum 16. April wiederum die „Sommerzeit" durchgeführt ist, fällt der Grund der Lichtersparnis allerdings fort, und so erheben sich auch schon Stimmen in der Oeffentlichkeit, während der Geltung der Sommerzeit zum 8-Uhr-Ladenschluß zurückzukehren. Es ist aber aus sozialpolitischen Gründen dringend zu wünschen, daß diesen Stimmen nicht Gehör geschenkt wird. Die Früherlegung der Uhrzeiten um eine Stunde während der hellen Monate soll ja nicht nur die Lichtersparnis fördern, sondern auch der Volksgesundheit dienen. Es soll der arbeitenden Bevölkerung ermöglicht werden, eine längere Erholungszeit bei Tageslicht zu gewinnen. Nach dem harten Winter, den das ganze deutsche Volk, also auch die kaufmännischen Angestellten, hinter sich hat, und bei den schweren Lasten und Sorgen, die von dem überwiegenden Teile der Bevölkerung während des Krieges zu tragen sind, ist diese eine Stunde mehr an Erholungszeit den Angestellten wahrhaftig zu gönnen und wird sich durch gesteigerte Frische und Arbeitskraft auch reichlich wieder bezahlt machen. Dazu kommt, daß sich das kaufende Publikum mit größter Leichtigkeit an den 7-Uhr-Ladenschluß gewöhnt hat, so daß es viel einfacher ist, bei dieser Zeit zu bleiben, als jetzt und dann wieder im Herbst eine Aenderung eintreten zu lassen. Eine Ausnahme vom 7-Uhr-Ladenschluß erscheint, wenn überhaupt, höchstens für die Nahrungsmittelgeschäfte angebracht, ja, hier wäre unter Umständen ein gewisser Zwang nützlich, daß sie verpflichtet sind, bis 8 Uhr oder 9 Uhr offen zu halten. Die Organisationen der Handelsangestellten wenden sich selbstverständlich gegen alle Versuche, die Arbeitszeit wieder bis um 8 Uhr zu verlängern. Erfreulicherweise mehren sich aber auch die Stimmen aus Arbeitgeberkreisen, die für die Beibehaltung des 7-Uhr-Ladenschlusses eintreten. So hat die Berliner Handelskammer im Einverständnis mit ihrem Kleinhandelsausschuß an den Handelsminister eine Eingabe gerichtet, in der betont wird, daß ein wirtschaftliches Bedürfnis für die Verlängerung der Arbeitszeit der Berliner Ladengeschäfte unter den augenblicklichen Umständen nicht vorliegt und daß die Interessen des kaufenden Publikums hinreichend dadurch geschützt sind, daß die Lebensmittelgeschäfte bis 8 Uhr geöffnet sind. Ein ähnliches Vorgehen gegen die Aufhebung des 7-Uhr-Ladenschlusses wird von der Handelskammer Köln gemeldet. Nach allen diesen Vorgängen scheint die Absicht der Wiedereinführung des 8-Uhr-Ladenschlusses aufgegeben zu sein. Der Bundesrat sollte sich in seiner letzten Sitzung mit der Angelegenheit beschäftigen, hat jedoch eine Beschlußfassung auf unbestimmte Zeit vertagt. Hoffentlich für immer!

Ein Verband wirtschaftlicher Vereinigungen Kriegsbeschädigter für das Deutsche Reich ist Ostern in Essen gegründet worden. Er umfaßt bisher etwa 30 Vereine in verschiedenen Orten des Reichs, besonders in Rheinland-Westfalen. General Ludendorff ist ihm als Ehrenmitglied beigetreten, während die bisherigen Organe der Kriegsbeschädigtenfürsorge, besonders der Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge, dem Verbande vorerst ziemlich ablehnend gegenüberstehen. Der Verbandsvorsitzende erklärte in Essen, daß Berufsberatung, Stellenvermittlung und Regelung der Lohnfrage Sache der bestehenden Organisationen bleiben solle. Wohl aber sollten bei der Berufsberatung Vertrauensleute der Kriegsbeschädigten selbst mitwirken, und für die Arbeitsvermittlung seien besondere Nachweise oder wenigstens eigene Abteilungen für Kriegsbeschädigte notwendig. Der Verband trete für Rechtsauskunfts- und allgemeine Beratungsstellen für Kriegsbeschädigte und für Schaffung einer Unterstützungskasse für sie ein; letztere sei nötig, weil die Renten unzulänglich seien. Der Kriegsbeschädigten bemächtige sich jetzt mitunter große Unzufriedenheit, weil für sie zu wenig getan werde und die Fürsorge zu bürokratisch gehandhabt werde. Besonders hätten die innerlich Verletzten zu klagen; hier sei ausreichende Lebensmittelbeschaffung ohne kostspieliges ärztliches Zeugnis zu fordern. Bei manchen Kranken, besonders Epileptikern, trete tageweise Arbeitsunfähigkeit auf, die von der Krankenversicherung wegen der Karenzvorschriften nicht erfaßt werde. Das Mannschaftsversorgungsgesetz bedürfe dringend der Verbesserung. Für Heimarbeiter seien Arbeitsgenossenschaften zur Rohstoffversorgung und Absatzsicherung wünschenswert. Mit den Gewerkschaften werde die Interessenvertretung der Kriegsbeschädigten in keinerlei Wettbewerb treten, sie hoffe vielmehr, daß sich mit ihnen noch ein gutes Einvernehmen trotz der bisherigen Ablehnung herbeiführen lassen werde. Die Gründungsversammlung hat keine volle Klarheit über Wesen und Triebkräfte des neuen Verbandes geschaffen, und man tut vielleicht gut, seine ersten Taten abzuwarten. Die Beitragshöhe wurde auf jährlich 6 M. festgesetzt, wovon 4 M. der Zentrale zu überweisen sind. Einzelne Ortsgruppen haben unentgeltliche Rechtsauskunft, andere Landabteilungen zur Beschaffung von Pachtland, Saatgut, Dünger usw. eingerichtet. Der Verband empfing Begrüßungsschreiben von den Abgeordneten Graf Westarp, Dr. Stresemann, Hubrich, sowie von Generaloberst v. Bissing und Präsident v. Batocki.

Büchertisch

Das Bismarck-Jahr. Als Säkularschrift herausgegeben von Max Lenz und Erich Marcks. Eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzelschilderungen. Mit 14 ganzseitigen Kupferdruckbildern. 274 Seiten. Verlag von Broschek u. Co., Hamburg, 1915. Volksausgabe 1917. Preis 6 M.

Eines der wenigen Sammelwerke, an denen man wirkliche Freude hat. Die in sich selbständigen Beiträge geben ein packendes Gesamtbild der Persönlichkeit und der Lebensarbeit Bismarcks. Wir greifen nur, um den Inhalt anzudeuten, einige Beiträge heraus: Erich Marcks: Bismarck. Eberhard Gothein: Bismarcks Stellung zur Religion. Otto Hintze: Bismarcks Stellung zur Monarchie und zum Beamtentum. Fritz Endres: Bismarck und die Armee. Max Lenz: Bismarck als Diplomat; Bismarck und Napoleon III.; Bismarck und die deutsche Idee. Erich Brandenburg: Bismarck und die Reichsgründung. Adolf Wagner: Bismarcks Wirtschafts- und Finanzpolitik. Karl Rathgen: Bismarcks Kolonialpolitik; Bismarcks Sozialpolitik. Friedrich Meinecke: Bismarck und das neue Deutschland. Hermann Oncken: Bismarck und die Parteien.

Der Weltkrieg und der Zusammenbruch des Völkerrechts. Eine Abwehr und Anklage von Dr. Ernst Müller-Meiningen. 2 Bände von zusammen rund 1000 Seiten. Preis geheftet 16 M., gebunden 18,50 M. 4. Auflage. Berlin 1917. Verlag von Georg Reimer.

Die „Hilfe" hat diese hervorragende Arbeit des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten bei ihrem ersten Erscheinen durch einen besonderen Aufsatz (Vgl. Nr. 31, Jahrgang 1915) ausführlich gewürdigt. Die Tatsache, daß ein Werk solchen Umfangs in verhältnismäßig so kurzer Zeit jetzt seine vierte Auflage erleben kann, bestätigt aufs eindrucksvollste die überaus warme Anerkennung, die Müller-Meiningens Arbeit in der gesamten inländischen und einem großen Teil der neutralen Presse gefunden hat. Seit Erscheinen der ersten Auflage ist der behandelte Stoff lawinenhaft angewachsen, und mit ihm natürlich der Umfang der Arbeit, die inzwischen auch in englischer Ausgabe unter dem Titel „Who are the huns?" erschienen ist. Die Stoffsammlung hat der Verfasser bis Ende 1916 fortgeführt. Wir wünschen der neuen Auflage den Erfolg der früheren und schließen uns dem Wunsche an, dem der Verfasser in seinem Vorwort Ausdruck gibt: Möge die nunmehr abgeschlossene Arbeit nicht bloß eine Anklage gegen die furchtbare Verirrung der Völker, nicht bloß eine Verteidigung deutscher makelloser Waffenehre, sondern ein Beweis für die Notwendigkeit des Neuaufbaues unserer ganzen Rechts- und Machtverhältnisse sein — sonst bleibt die „Freiheit der Meere" trotz aller papierenen Verträge ein leeres Schlagwort wie bisher.

Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Erinnerungen und Tagebuchblätter von Prof. Dr. Mandt, dem Leibarzt des Kaisers. Herausgegeben von Prof. Dr. Schiemann. (Duncker u. Humblot, München und Leipzig 1917; 544 S., geb. Halbl. 7,50).

Eine in vieler Hinsicht wertvolle Veröffentlichung. Zunächst danken wir diesen wohl kaum für die Veröffentlichung bestimmten, sondern zur ärztlichen und politischen Kontrolle seiner Tätigkeit geschriebenen, rücksichtslos ehrlichen Aufzeichnungen Mandts das Bild seiner eigenen Persönlichkeit, das Bild eines „braven Mannes"; so

lautet die Anerkennung des Kaisers, das höchste Lob, das dieser merkwürdige Mensch finden konnte, der mit Orden und Titeln nur die verschwenderisch schmückte, denen er seine menschliche Achtung entzog. Mandt ist ganz deutscher Professor, schon durch Gewissenspflicht stets von gründlicher fortschreitender „Instruktion", sachlich, pedantisch, was seinen Ausführungen manchmal eine ermüdende Breite gibt, er versöhnt wieder durch die Freude, die sein unbeugsamer, über ärztlich kollegiale und Hofintrigen siegender, auch dem Autokratismus des Kaisers erfolgreich trotzender Charakter, seine Lauterkeit und menschliche Gemütstiefe gewähren. Er war der in seinen Kreisen ebenbürtige Gegenspieler zur Figur des Kaisers, dessen Charakterbild durch Mandts Erzählungen außerordentlich an Sympathie gewinnt. Keine Geschichtsschreibung wird künftig die von Mandts mitgeteilten Züge und Urteile zur Psychologie des Kaisers entbehren können. Das gleiche gilt von der Kaiserin, dem Großfürsten Michael und den übrigen Mitgliedern des Kaiserlichen Hauses. Politisches und Kulturgeschichtliches Detail von Interesse ist, mannigfaltig verstreut, in den Blättern, die auch der Arzt vom Standpunkt der Geschichte seiner Wissenschaft gern lesen wird.

Schotte.

Briefkasten

Verschiedene Postscheckzahlungen sind in den letzten Wochen bei uns nicht angekommen. Wir haben Nachforschung beantragt und hoffen, bald Aufklärung zu erhalten.

Von **Postlesern** gingen in der letzten Zeit Klagen über starke **Verspätung der „Hilfe"** hier ein. Wir wiederholen auch an dieser Stelle, daß nur das Postamt, bei dem bestellt worden ist, für Abhilfe sorgen kann und bitten, sich stets mit nachdrücklicher Beschwerde dorthin zu wenden.

Eine neue Verordnung über Papiersparnis nötigt uns, **die** Auflage der „Hilfe" ganz knapp zu drucken. Es wird daher **nicht** immer möglich sein, Wünsche auf Nachlieferung von Nummern zu erfüllen. Wir bitten um rechtzeitige Bestellung.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Sendung der „Hilfe" ins Feld: 30 Pf.: Frau Dr. R. B. in Berlin, **90 Pf.:** Lt. d. R. K. im Felde, **1 M.:** Vizefeldw. d. R. W. in P., Uffz. J. im Felde, **2 M.:** Uffz. R. im Felde, Staatsanwalt Dr. L. in O., **3 M.:** Frau L. in B., **7,20 M.:** Stabsarzt Dr. R. in G.

Bücher für Armee und Marine: Frl. R. in Berlin: 2 Bücher, Prof. Sch. in Schöneberg: 12 Bücher und Zeitschriften, Werbeanwalt W. in Berlin: 10 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Anna Buttke, Lehrerin in Köslin
Oskar Wendling, Lehramtspraktikant aus Säckingen
z. Zt. Leutnant d. Res., 75. Fußart.-Batl., 1. Batterie, Feldpost 78,
grüßen Freunde und Bekannte als Verlobte.

Abschluß der **Deutschen Bank**, Berlin

Aktiven. **am 31. Dezember 1916.** **Passiven.**

1. Nicht eingezahltes Aktienkapital				—	—		
2. Kasse, fremde Geldsorten und Zinsscheine				299,812,565	17		
3. Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken							
4. Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen							
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c und d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	1,661,154,621	07					
b) eigene Akzepte	—	—					
c) eigene Ziehungen	4,989	60					
d) Eigenwechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—		1,661,159,610	67		
5. Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen				198,368,342	92		
6. Report- und Lombard-Vorschüsse gegen börsengängige Wertpapiere				522,809,096	33		
7. Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen				207,804,573	54		
davon am Abschlußtage gedeckt							
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	156,325,040	75					
b) durch andere Sicherheiten	27,626,063	06					
8. Eigene Wertpapiere							
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	157,260,366	70					
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	1,688,081	02					
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	6,068,075	49					
d) sonstige Wertpapiere	175,108	05		165,191,631	86		
9. Konsortialbeteiligungen				41,174,410	65		
10. Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen				61,514,239	45		
11. Schuldner in laufender Rechnung							
a) gedeckte	710,192,202	65					
b) ungedeckte	162,711,806	15		878,904,008	80		
Außerdem:							
Bürgschaftsschuldner	233,229,454	74					
12. Bankgebäude				40,000,000	—		
13. Sonstiger Grundbesitz				1	—		
14. Sonstige Aktiven				1	—		
Summa der Aktiven Mark				4,076,738,481	39		

1. Aktienkapital						250,000,000	—
2. Rücklagen						180,000,000	—
3. Gläubiger in laufender Rechnung							
a) Nostroverpflichtungen				42,605,680	42		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite				16,308,197	09		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen				230,422,868	86		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung							
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M 1,166,551,696.70						
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ 575,567,678.98						
3. nach 3 Monaten fällig	„ 272,699,087.59			2,014,818,463	27		
e) sonstige Gläubiger							
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 873,370,249.64						
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ 92,6 2,038 19						
3. nach 3 Monaten fällig	„ 233,247,972.03			1,199,230,259	68	3,503,385,409	50
4. Akzepte und Schecks							
a) Akzepte				59,396,204	77		
b) noch nicht eingelöste Schecks				10,150,080	59	69,546,285	36
Außerdem:							
Bürgschaftsverpflichtungen				238,229,54	74		
Eigene Ziehungen				4,989,60			
davon für Rechnung Dritter	M —.—						
Weiter begebene Eigenwechsel der Kunden an die Order der Bank				—	—		
5. Sonstige Passiven							
Unerhobene Dividende				960,846	—		
Dr. Georg von Siemens-Fond für die Beamten				8,871,729	20		
Rückstellung für Zinsbogensteuer				750,000	—		
Uebergangsposten der Zentrale und der Filialen untereinander				13,272,431	63	23,855,006	83
6. Reingewinn						49,951,779	70
Summa der Passiven Mark						4,076,738,481	39

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Ausgaben. **Einnahmen.**

Gehälter, Weihnachts-Zuwendungen an die Beamten, feste Bezüge der Vorstandsmitglieder Bezüge der Filialdirektionen und allgemeine Unkosten	25,848,906	94					
Kriegsfürsorge für die Beamten	7,544,018	35					
Wohlfahrtseinrichtungen für die Beamten (Klub, Kantinen und freiwillig übernommene Versicherungsbeiträge)	492,158	56					
Beiträge der Bank zum Beamtenfürsorge-Verein	1,612,893	79					
Steuern und Abgaben	5,203,151	91					
Rückstellung für Zinsbogensteuer	250,000	—					
Gewinnbeteiligung an den Vorstand usw. in Berlin	1,506,823	91		42,454,953	46		
Abschreibungen auf Einrichtung	550,226	23					
„ „ Bankgebäude	2,167,843	23					
Sonderabschreibung auf Bankgebäude	4,000,000	—		6,718,069	46		
Zur Verteilung verbleibender Ueberschuß				49,951,779	70		
			Mark	99,124,802	62		

Vortrag aus 1915						12,164,553	93
abzüglich der 3. Rate des Wehr-Beitrags						598,496	—
Gewinn auf Wechsel und Zinsen						56,945,200	—
„ „ Sorten, Zinsscheine usw.						847,814	94
„ „ Wertpapiere	Der Gewinn über 4% Geldzinsen ist zu Abschreibungen verwendet.					—	—
„ „ Konsortial-Gesch.						—	—
„ „ Provision						25,385,532	67
Gewinn aus Dauernden Beteiligungen						4,989,196	03
						99,124,802	62

Digitized by Google

10. Mai 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 19

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Ein politisches Volk. — **F. Hoff, M. d. R. u. A.:** Kann die erhöhte Fleischration dauernd gegeben werden? — **Otto Ernst Sutter:** Mitteleuropäische Wasserstraßenpolitik. — **Univ.-Professor Dr. P. Mombert:** Eheschließungen und Volkswachstum. — **Arthur Dix:** Beamtentum und Familie in Bulgarien. — **Rudolf Dietrich:** Im Vorstadtfriedhof (Gedicht). — **Gottfried Traub:** Maienfahrt. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 29. April.

Ein sehr verlängerter Winter scheint allmählich in Frühling übergehen zu wollen. Was unsere Truppen in diesem fast endlosen Winter und unter den großen Fröſten im Januar, Februar und März ausgehalten haben, ist ungeheuer. Sicherlich kann man ja annehmen, daß die Versorgung des einzelnen Soldaten mit Kleidern jetzt im dritten Jahr etwas vollkommener gewesen ist, als es im ersten Kriegsjahr der Fall sein konnte. Andererseits aber hat Dichtigkeit und Güte der Kleidungsstoffe im allgemeinen etwas abgenommen.

Der Ministerpräsident Lloyd George hielt eine längere Rede zur Aufmunterung der englischen Bevölkerung. Dabei sagte er, daß die Deutschen aus Verzweiflung zur Seeräuberei übergegangen seien. „Sie wollen das Meer für jedes Schiff durchaus unpassierbar machen. Das ist für ihren Sieg notwendig; für uns aber ist es ebenso notwendig, daß es ihnen mißlingt. Ich glaube nicht, daß sich die Deutschen anfangs darüber klar waren, was für eine mächtige Waffe das U-Boot ist. Erst während der letzten Monate des Jahres 1916 war ihr Schiffbauprogramm hauptsächlich darauf gerichtet, die Zahl der U-Boote zu erhöhen. Seit die Deutschen beschlossen, jedes Fahrzeug unterschiedslos ohne Warnung zu versenken, haben sie ohne Zweifel mehr Schiffe versenkt; aber sie haben auch Amerika zum Eintritt in den Krieg gebracht. Mit diesem Ausgleich bin ich durchaus zufrieden. Amerika ist, nachdem es lange Geduld geübt hat, zu dem Schluß gekommen, daß es keinen Zweck hat, die neutrale Flagge vor dem Rachen eines Hai zu schwenken. Es ist endgültig auf unsere Seite getreten, um dieser Pest ein für allemal ein Ende zu machen. Die besten Köpfe hier, in Amerika und in geringerem Maße auch in Frankreich setzen ihre Kraft ein, die U-Boote unschädlich zu machen. Es wäre nicht klug, jetzt darüber mehr zu sagen!"

In Washington findet eine englisch-französisch-amerikanische Kriegsbesprechung statt, deren hervorragendste Mitglieder Balfour, Viviani und Wilson sind. Gelegentlich einer Erklärung an Balfour, daß Amerika keinen Sonderfrieden mit Deutschland schließen würde, verwies Wilson, nach einer Meldung der „Morning Post", besonders eindringlich darauf, daß Amerika mit keinem Hohenzollern über den Frieden verhandeln werde. -- Es ist auch in der Tat unwahrscheinlich, daß unser hohenzollernscher Kaiser persönlich mit dem amerikanischen Geschäftsträger verhandeln wird.

Montag, 30. April.

Jetzt erst ist es möglich, die Schiffsversenkungen des Monat März endgültig festzustellen, weil nun erst die letzten der Unterseeboote heimgekehrt sind, die im März in den entfernteren Meeren tätig waren. Es sind im Monat März 450 Handelsschiffe mit 885 000 Brutto-Register-Tonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte vernichtet worden. Im ganzen sind seit Kriegsbeginn unter Hinzurechnung der nachträglich bekanntgewordenen Kriegsverluste 5 700 000 Brutto-Register-Tonnen feindlichen Handelsschiffsraumes verlorengegangen, davon 4 370 000 an englischem Schiffsbestand. — Bei der Beurteilung dieser bedeutsamen Ziffern zeigt sich zum Teil noch immer eine Verwechslung zwischen Brutto- und Netto-Register-Tonnen. Einen gewissen Anhalt zum Vergleich bietet die Ziffer, die besagt, daß im Jahre 1912 im britischen Reich an größeren Dampfschiffen gebaut wurden 1 600 000 Brutto-Tonnen. Wenn also jetzt im Monat März allein von englischen Schiffen über ½ Million Brutto-Register-Tonnen versenkt wurden, so ist das fast ein Drittel dessen, was in ruhigen Zeiten in einem ganzen Jahr gebaut wurde. Inzwischen versuchen die Engländer, ihren Schiffsbau mächtig zu steigern, werden aber die Schwierigkeiten des Arbeitsmaterials und der Arbeitskräfte nur schwer und langsam überwinden.

Der König von Ungarn hat an den Ministerpräsidenten Graf Tisza ein Handschreiben gerichtet, in dem er ihn seines vollkommenen Vertrauens versichert, ihn aber gleichzeitig auffordert, Vorschläge über Ausdehnung des ungarischen Wahlrechts zu machen.

In Konstantinopel wurde in Gegenwart von Prof. Jäckh, Abgeordnetem Traub und anderen Mitgliedern der Deutsch-Türkischen Vereinigung ein Fest zu Ehren der Grundsteinlegung des „Hauses der Freundschaft" abgehalten.

In den Vereinigten Staaten von Amerika haben Senat und Repräsentantenhaus die allgemeine Wehrpflicht angenommen. Damit ist ein Schritt von unabsehbarer Bedeutung für die künftige Weltgeschichte getan. Inwieweit die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den Vereinigten Staaten noch im gegenwärtigen Krieg zu unseren Ungunsten wirksam werden wird, vermag niemand zu sagen. Darüber hinaus aber ändert es das Gesicht der gesamten amerikanischen Zukunftspolitik, daß von nun an die große Demokratie der neuen Welt grundsätzlich zum Militarismus übergegangen ist. Eine Wendung, die sich unter dem Klange friedensfreundlicher Reden in kürzester Frist vollzogen hat.

An der westlichen Front wird nach dem Scheitern des dritten großen englischen Angriffes bei Arras an einzelnen Stellen weitergefochten, und zwar insbesondere bei dem Dorfe Oppy, etwas nördlich von der Straße Arras—Douai.

Rittmeister v. Richthofen erledigte das 52. feindliche Flugzeug und vollbrachte damit eine Leistung, die sowohl im eigenen wie im feindlichen Heer als unerhört bewundert wird. Der verstorbene Hauptmann Bölcke hatte es auf 41 gebracht Leutnant Voß steht beim 24., Leutnant Bernert beim 22. feindlichen Flugzeug.

Digitized by Google

Dienstag, 1. Mai.

Heute ist unter sehr merkwürdigen Verhältnissen sozialdemokratischer Weltfeiertag. Als einstmals im Jahre 1889 während einer Pariser Ausstellung auf einem sozialdemokratischen Kongreß der 1. Mai zum Weltfeiertag der Arbeiter erklärt wurde, waren die Stifter dieses neuen Feiertags voll von der Ueberzeugung, daß die Internationalität des Proletariats etwas Naturnotwendiges und Unzerbrechliches sei. Heute geben sich mitteleuropäische und neutrale Sozialisten die größte Mühe, bei ihren russischen, französischen und englischen Kollegen auch nur etwas vom Geiste jener vergangenen Zeit wieder zu erwecken. Durch den Wandel aller Dinge ist es dahin gekommen, daß heute das internationale Proletariat eine wirklich bedeutsame Friedensmacht wäre, wenn es unter sich selbst im Völkerkampf hätte einig bleiben können. Es werden von den verschiedensten Seiten Versuche gemacht, eine internationale sozialistische Zusammenkunft in Stockholm vorzubereiten, zu der die deutsche Regierung den einheimischen Sozialisten Pässe gibt und den fremden nach Bedarf Durchfahrt durch Deutschland gestattet. Man muß diesen Bestrebungen den besten Erfolg wünschen, kann aber dabei doch Zweifel übrig behalten, ob die Bedeutung der Sozialdemokratie in den verschiedenen feindlichen Ländern und insbesondere in Rußland groß genug ist, um erfolgreiche Verhandlungen einleiten zu können.

In Frankreich wird General Nivelle durch den neuernannten Generalstabschef Pétain beiseite geschoben, weil er mit dem letzten großen Angriff zwischen Soissons und Reims kein Glück gehabt hat. Der Ministerrat scheint überzeugt zu sein, daß er sich nur auf diese Weise die parlamentarische Besprechung des ungünstigen Verlaufes der lange vorbereiteten Freiheitsoffensive erleichtern kann.

Es wird mitgeteilt, daß durch Vermittlung neutraler Mächte zwischen Frankreich und Deutschland abgemacht worden ist, daß von jetzt an auf beiden Seiten die Kriegsgefangenen nicht näher als 30 Kilometer hinter der Front verwendet werden dürfen. Um dieses Ziel zu erreichen, hatte die deutsche Heeresverwaltung französische Gefangene ebenso behandeln und gefährden müssen, wie es auf französischer Seite mit deutschen Gefangenen geschehen war.

Mittwoch, 2. Mai.

Die Zeitungen sind voll von Darstellungen der großen Kämpfe in der Gegend von Arras und in der Champagne. Französische Militärkritiker heben hervor, daß an der deutschen Front die vordersten Linien beim Angriff mit weniger Menschen besetzt werden, so daß der erste Ansturm scheinbar leichter ist, daß aber dann die größere Menge ihnen aus den unversehrteren zweiten Stellungen entgegenquillt. Beim Uebergang vom Trommelfeuer zum Angriff wird keine Geschützpause mehr gemacht, sondern ohne Unterbrechung des Getöses nur eine Verschiebung im Ziele vorgenommen, so daß für die Unserigen äußerste Aufmerksamkeit nötig ist, um den richtigen Augenblick zum Hinaufeilen und Ansetzen der Maschinengewehre nicht zu versäumen.

Für alle Bestandteile der provisorischen Regierung in Rußland bedeutet das Auftreten des aus der Schweiz heimgekehrten sozialistischen Revolutionärs Lenin eine merkwürdige Gefahr, weil er sie alle an wahrhaftem Revolutionsgeist, d. h. in diesem Zusammenhange an Verneinungsgeist, übertrifft. Soviel wir von ihm wissen, ist er ein starker originaler Denker, an den die radikalen Sozialisten glauben, der aber von Staatsleitung keinerlei eigene Erfahrung besitzt. Indem die Miljukow, Kerenski und Tscheidse eine Art geheimen Vertrag haben, daß sie die sozialen Grundfragen des Eigentums und der Gesellschaftsordnung nicht anrühren wollen, hält Lenin unglaubliche Reden gegen den bürgerlichen Kapitalismus auf der ganzen Welt. Während er nun in früheren Zeiten derartige Reden in Rußland keine drei Tage lang hätte halten dürfen, so ist es für die Revolutionsregierung außerordentlich unangenehm, an einem so bekannten und bedeutenden Manne das erste Beispiel der Unterdrückung der Redefreiheit statuieren zu müssen. Bisher ist nichts Entscheidendes ihm gegenüber erfolgt.

Donnerstag, 3. Mai.

Der frühere konservative spanische Ministerpräsident Maura durchbricht die gewöhnliche oberflächliche, von der Entente beeinflußte Zeitungsrederei in Spanien durch eine Kundgebung von erfreulicher Deutlichkeit: Es lügen diejenigen, die behaupten, daß irgendein Abkommen Spanien verpflichte, sich an dem Krieg zu beteiligen. Spanien darf frei wählen. Es lügen diejenigen, die behaupten, daß der Krieg der Entente sich gegen den Militarismus richte, denn Englands Militarismus zur See ist drückender und ausgebreiteter als jeder andere. Einen Anlaß zu einem Bruch mit Deutschland gibt es nicht. Nur mit England ist unser Verhältnis verwickelt, indem Gibraltar ein Dorn in unserem Fleische ist. Jedenfalls ist Spaniens Zustand kein so niedriger, daß es sich zum Schildknappen irgendeiner Macht hergeben sollte. — Man darf aus diesen tapferen und richtigen Worten leider keine zu weitgehenden Schlüsse ziehen, da in Spanien wie in allen übrigen neutralen Ländern jetzt ungefähr von England aus mit denselben Mitteln gearbeitet wird wie früher in Rumänien.

Der 1. Mai ist in Schweden mit großen Volksaufzügen, aber ohne politische Beunruhigung vorbeigegangen. In den dreiskandinavischen Ländern werden die Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit ziemlich großer Sorge verfolgt. Es scheint, daß die Vereinigten Staaten nur unter der Bedingung Nahrungsmittel nach Skandinavien ausführen wollen, daß die Nahrungsmittelausfuhr nach Deutschland überhaupt abgebrochen wird, was von seiten der skandinavischen Regierungen eine Durchbrechung vorhandener Verträge sein würde und höchst unliebsame allgemeine Folgen haben könnte.

An der Westfront wird beständig weitergekämpft, und auf beiden Seiten häufen sich die Opfer. Die Größe der englischen Verluste wird jetzt auch von englischen Zeitungen offen zugegeben.

Freitag, 4. Mai.

Der frühere deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, ist erst jetzt ins Große Hauptquartier abgereist, um dem Deutschen Kaiser Bericht erstatten zu dürfen.

Im Deutschen Reichstag sind zwei Interpellationen über Kriegsziele eingebracht worden. Die Konservativen behaupten, daß ein Friede ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen den Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes nicht entsprechen würde, während die Sozialdemokraten den Reichskanzler darauf hinweisen, daß sowohl die provisorische Regierung Rußlands wie die uns verbündete österreichisch-ungarische Regierung sich auf der gleichen Formel „ohne Annexion und Kriegsentschädigung" zusammengefunden haben. Der Reichskanzler wird diese zwei sich widersprechenden Interpellationen bei der dritten Lesung des Haushaltplanes in der nächsten oder übernächsten Woche beantworten. Es versteht sich wohl von selbst, daß er nicht in der Lage ist, auf Kriegsentschädigung und Annexionen ein für allemal zu verzichten, solange von England keine entsprechende Erklärung vorliegt. England ist im Besitz des allergrößten Teiles unserer Kolonien und großer Bestandteile des türkischen Reiches. Erst wenn die Wiederherstellung dieser Gebiete grundsätzlich zugestanden wird, kann eine entsprechende Versicherung auf deutscher Seite erfolgen. Daß die deutsche Regierung zu Verhandlungen über diese Möglichkeit bereit ist, bedarf kaum einer neuen Ausführung.

Der Wirtschaftsvertrag zwischen der Schweiz und Deutschland, der sich auf beiderseitige Lieferungen von Landeserzeugnissen und Kohlen erstreckt, ist erneuert worden.

Nach englischen Blättern hat sich die nordamerikanische Volksvertretung dafür entschieden, zunächst ein Expeditionskorps von etwa 60 000—70 000 Mann auf den französischen Kriegsschauplatz zu entsenden.

Sonnabend, 5. Mai.

Bei Arras sind erneut in einer Riesenschlacht die Engländer zurückgeworfen worden. Geschwader von Panzerwagen, starke

Digitized by Google

englische Kavalleriemassen und Reserven an Infanterie waren bereitgestellt, um in dem Augenblick nachzustoßen, da die deutsche Verteidigungsmauer durchbrochen wäre. Mit ungeheuren blutigen Verlusten, mehr als 1000 Gefangenen, einer großen Anzahl vernichteter Panzerwagen und zerschossener Batterien bezahlt der Feind den völlig ergebnislosen Angriff. Die gesamte deutsche Front wurde behauptet, nur auf dem Nordflügel des Kampfplatzes vermochten die Engländer einige hundert Meter östlich Arleux auf das Dorf Fresnoy vorzudringen. Auch an der Aisne machten die Franzosen einen vergeblichen Angriff. — In zahllosen Familien richten sich alle Gedanken auf die Schrecken dieser Kämpfe im französischen Gebiet. Man wird an etliche Worte erinnert, die einst König Friedrich II. von Preußen am Schlusse des Zweiten Schlesischen Krieges schrieb: „Bei gleichen Kräften auf beiden Seiten und bei wechselnden Verlusten und Erfolgen stehen sich die Gegner auch am Ende des erbittertsten Krieges fast im gleichen Machtverhältnis gegenüber wie vorher. Die Erschöpfung der Finanzen führt endlich den Frieden herbei, der das Werk der Menschenliebe und nicht der Notwendigkeit sein sollte."

Der russische Minister des Auswärtigen, Miljukow, versendet an die Ententemächte eine Kundgebung, daß Rußland seinen Verbündeten treu bleiben und den Sieg erringen werde. Dieses wird vom Soldaten- und Arbeiterausschuß scharf getadelt. Es kommen Umzüge in Petersburg vor, bei denen auf die Fahnen geschrieben ist: „Nieder mit der provisorischen Regierung, nieder mit Miljukow!" Wer schließlich in diesem Ringen die Oberhand behält, ist auch für Leute, die Rußland früher gekannt haben, ganz undurchsichtig.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 29. April.

Der bayrische Landwirtschaftsrat gründet einen kriegswirtschaftlichen Ausschuß, um der bayrischen Landwirtschaft eine bessere Vertretung in der Kriegswirtschaft zu sichern. Dieser Ausschuß hat zunächst zur Preisherabsetzung für Schlachtvieh Stellung genommen, und sie als vernichtend für die Schweinehaltung erklärt. Die Wirkung der Preissenkung für Rindvieh müsse durch Erhöhung der Milch-, Butter- und Käsepreise ausgeglichen werden. Ebenso fordert der bayrische Landwirtschaftsrat Milde in der Anwendung der Brotrationierung auf dem Lande. Während der Bestell- und Erntezeit sollten Landarbeiter durchweg als Schwerarbeiter erklärt werden.

Der Bremer Senat hat der Bürgerschaft seinen Entschluß mitgeteilt, eine Verfassungsdeputation einzusetzen zur Ausarbeitung von Vorschlägen für eine Verfassungsrevision.

Montag, 30. April.

Wir eröffnen heute in Hamburg die soziale Frauenschule und das sozialpädagogische Institut mit insgesamt fast 100 Schülerinnen. Das ist ein Eintauchen in Zukunftsarbeit mitten aus dem Krieg heraus. Aber wir wollen schon sorgen, daß diese Vorbereitung auf künftige Friedensaufgaben keine Flucht vor den Forderungen des Tages wird. Die Eröffnungsfeier, bei der der Bürgermeister und Vorsitzende der Oberschulbehörde den neuen Zweig des Hamburgischen Bildungswesens einweiht, klingt in das Lied aus den Meistersingern: „Wacht auf, es nahet gen den Tag" zukunftsfroh und zuversichtlich aus. Und in den ersten goldenen Frühlingstag, der uns heute beschert ist, trägt man die Freudigkeit eines Anfangs, in den ein ganzer Schatz junger Begeisterung und frischen Lebensrastes eingesenkt wird....

Dienstag, 1. Mai.

Der Anfang des Mai hat wirklich die Wetterwende gebracht, und die lange zurückgehaltenen Knospen schießen zusehends, von Stunde zu Stunde. Die Alsterufer sind nachmittags grüner als früh,, und die Weiden hängen abends üppiger über dem Wasser als noch am Mittag.

Bei der Besprechung von Ernährungsfragen im Reichshaushaltsausschuß beklagt der preußische Staatssekretär den Rückgang der wirtschaftlichen Moral, den die scharfe Bestandsaufnahme jetzt bei der Produktion, Handel und Verbraucher gleichmäßig festgestellt habe. Der Präsident des Kriegsernährungsamtes teilte mit, daß die rumänische Einfuhr erfreulich einsetze und die Erwartungen übersteige. Die Wintersaaten — ein Sorgenkind während der Frostperiode — seien relativ gut durch den Winter gekommen. Man hat im ganzen den Eindruck, als ob die Anpassung der Viehwirtschaft an die vorhandenen Vorräte jetzt besser gelänge — allerdings ist wohl so viel richtig, daß die gegen das vorige Jahr viel knappere Brotversorgung mit dem Versuch, zu viel Vieh durchzubringen, in ursächlichem Zusammenhang steht.

Das Widerspiel aller von uns durchgemachten Phasen der Ernährungswirtschaft in England entbehrt nicht des Humors. Man versteht doch nicht, warum nicht rationiert wird. Reicht es nicht mehr dazu?

Das preußische Wohnungsgesetz ist in zweiter Lesung angenommen. Ueber die Vorbereitung der Wahlrechtsvorlage verlautet, daß von dem Pluralwahlrecht nicht mehr die Rede sei, dagegen von einem Proporz.

Im „Berliner Lokalanzeiger" steht ein aufsehenerregender, konservativ inspirierter Aufsatz zur Wahlreform, der von Krisendrohungen wimmelt und in schöner Verallgemeinerung sagt, die „demokratischen Elemente" seien noch nicht bündnisfähig für die jetzige Regierung.

Mittwoch, 2. Mai.

Demonstrationen zum 1. Mai scheinen trotz der linkssozialdemokratischen Versuche nicht stattgefunden zu haben. Der „Vorwärts" bringt eine Maikundgebung, die mit der Betonung der Tatsache schließt, daß alle sozialistischen Zukunftsideale auf der Existenz des Volkes selbst beruhten, für die daher zurzeit noch gekämpft werden müsse, solange es erforderlich sei.

In Lübeck hat die Bürgerschaft die Initiative zur Verfassungsreform ergriffen. Zu ihrem Antrag auf Einsetzung einer vorberatenden gemischten Kommission erklärte der Senat seine volle Zustimmung.

Das preußische Fideikommißgesetz ist aus burgfriedlichen Gründen von der Regierung selbst vertagt.

Im Reichshaushaltsausschuß Ernährungsfragen. Daß Batocki erklären kann, die Belieferung mit 5 Pfund Kartoffeln auf die Person sei bis zum 12. Juli sichergestellt, ist ein wirkliches Glück — und unerwartet nach allen vorangegangenen Sorgen und Schwierigkeiten.

Der Reichstag beginnt — mit einer kraftvollen Ansprache des Präsidenten — heute wieder seine Sitzungen. Hauptinteresse natürlich: künftige Arbeit des Verfassungsausschusses.

Donnerstag, 3. Mai.

Die beiden Fraktionen der Fortschrittlichen Volkspartei haben den folgenden Aufruf erlassen:

„Die Osterbotschaft des Kaisers und Königs begrüßen wir als die feierliche Anerkennung des alten, durch den Krieg verstärkten Anspruchs unseres Volkes auf freiheitliche Ausgestaltung des Reiches und der Bundesstaaten. Grundbedingung dieser Umbildung und der notwendigen Einheitlichkeit der politischen Leitung in Reich und Staat ist die ungesäumte Einführung nicht nur des geheimen und unmittelbaren, sondern auch des gleichen Wahlrechts in Preußen, verbunden mit einer den jetzigen Bevölkerungsverhältnissen angepaßten Wahlkreiseinteilung. Nach den Leistungen der gesamten Nation in Kampf und Not darf fortan kein Deutscher minderen Rechtes sein. Zum Gelingen des Reformwerkes ist die Beseitigung der Hemmungen erforderlich, die durch das Herrenhaus erwachsen. Das Staatswohl verlangt einen verstärkten Einfluß der Volksvertretung. Nur der organische Zusammenhang zwischen den Regierungen und den Parlamenten eröffnet allen Volksgenossen die Möglichkeit, sich an der Gesetzgebung wirksam zu beteiligen und durch ihre berufenen Vertreter Einfluß auf die Auswahl der verantwortlichen Leiter des Staates zu gewinnen. Jeden Versuch ausländischer Mächte, sich in die inneren Verhältnisse des Reiches oder eines seiner Bundesstaaten einzumischen und die Einheit von

Fürst und Volk zu stören, weisen wir auf das entschiedenste zurück. Die Erneuerung des deutschen Staatswesens kann nur das eigene Werk des deutschen Volkes sein. Aus dem ungeheuren Erleben dieses Krieges muß ein verjüngtes, freiheitlich ausgebautes Deutschland von noch erhöhter Lebenskraft hervorgehen. Diesem Ziel gilt unsere ganze Kraft. Alle Volksgenossen fordern wir zu freudiger und entschlossener Mitarbeit auf. Jeder hat die heilige Pflicht, die heldenhafte Verteidigung des Landes durch Heer und Flotte getreu zu unterstützen, das letzte einzusetzen bis zur Erringung eines ehrenvollen Friedens, der die Sicherheit und Entwicklungsfreiheit des Vaterlandes verbürgt.

Der Zentralausschuß der Reichstagsfraktion
Funck. von Payer.
Der Geschäftsführende Ausschuß der Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses
Dr. Wiemer. Dr. Pachnicke."

(Es folgen die Namen sämtlicher Abgeordneten der Reichs- und Landtagsfraktionen.)

Freitag, 4. Mai.

Die Stimmen für die Mecklenburgische Verfassungsänderung mehren sich. Der 1914 durch den Burgfrieden begrabene Entwurf wird wohl in irgendeiner Form wieder auferstehen.

Der Zentralverband des deutschen Großhandels, der im vorigen Jahr begründet ist, hielt seine erste Generalversammlung. Das Hauptthema — natürlich — die Frage der Ausschaltung bzw. Wiedereinschaltung des Handels. Ein zweites: die Rechtsunsicherheit infolge der zu vielen und zu unbestimmten Verordnungen der Kriegswirtschaft.

Der Berliner Magistrat hat nun endgültig Frauen in eine Reihe von städtischen Deputationen zugelassen, und zwar in die Deputationen für Schulspeisung, für die städtischen Krankenanstalten, für die städtischen Heimstätten und Hospitäler, für die Irrenpflege, das Wohnungswesen, die Gewerbedeputation, den Arbeitsnachweis, die städtischen Fach- und Fortbildungsschulen, die städtische Stiftungsdeputation, die städtische Markthallendeputation, die Blindenpflege und den Gesindebelohnungsfonds. Dadurch wird der durch den Krieg geschaffenen Mitarbeit der Frauen bei den städtischen Verwaltungen Dauer gegeben. Fahrt nach Kiel. Im fast zu warmen Maisonnenschein duften Erde und Wiesen. Den Kronen der Buchen geben die geschwollten braunen Knospen etwas Volleres und Weicheres in den Umrissen, und der braune Boden ist weiß von Anemonen. Im strahlenden Bilde des Hafens tanzen die Sonnenfunken. Die Straße zur Kaiserlichen Werft, die ich das letztemal im Schnee sah — zwischen den schmutzigweiß zu beiden Seiten ansteigenden Abhängen der schwarze Strom der Arbeiter — ist heute grün gesäumt und von einem Netz aufbrechender Knospen überspannt.

Sonnabend, 5. Mai.

Von morgens bis zum späten Nachmittag Werftbesichtigungen. Aus den schwarzen Sälen der Schmieden in die grauen der Gießereien und Formereien, zwischen dem Gewirr und Getobe der Maschinensäle, dem Zischen der hydraulischen Nietapparate, dem Klirren der Bleche hinaus in die winddurchzogenen Hellinge und in die saubere Eleganz der Flugzeugwerftstätten mit der Helligkeit weißer Leinenbespannungen und schön polierten Holzes.

Die Frauen sind von den Männern kaum zu unterscheiden. Man übt sich erst allmählich darin, sie in den Reihen gleicher Maschinen und Arbeitsplätze herauszukennen. Es ist immer wieder ein seltsames Bild: die Frau in dieser Vertrautheit mit der Maschine, in dieser gesammelten ruhigen Arbeitsgemeinschaft mit schwirrenden Bohrern, sausenden Schleifrädern und zischenden Schweißapparaten.

Abends im Bezirksverein der Ingenieure eine Aussprache über die Frauenarbeit. Es sind allenthalben ziemlich die gleichen Erfahrungen: gute Anerkennungserfolge für Serienartikel, insbesondere für solche, bei denen die leichtere Hand der Frauen eine bessere Anpassung an feinere und differenziertere Kraftwirkungen ermöglicht. Dagegen Schwierigkeiten, soweit es sich um das Verständnis der Maschine handelt. Wo soll es auch herkommen?

Naumann / Ein politisches Volk

Während der Verfassungsausschuß des Deutschen Reichstages über die Einzelbestimmungen des Verkehrs zwischen Regierung und Volksvertretung verhandelt, ist es wohl an der Zeit, auch darüber zu reden, daß zum parlamentarischen System *ein gewisser Grad von politischer Erziehung und Reife* gehört, der nicht ohne weiteres selbstverständlich ist, sondern an dessen Erlangung alle Kräfte aller Parteien arbeiten sollen.

Wenn eine Bevölkerung zum ersten Male eine wirkliche Volksvertretung erkämpft oder geschenkt erhält, so kann das unter keinen Umständen einen sofortigen Eintritt in das parlamentarische Regierungssystem bedeuten, selbst wenn feierlich versichert wird, man wolle und solle parlamentarisch regieren, denn eine unerzogene Menge von Wählern ist wie flüssiger Rohstoff in den Händen seiner politischen Techniker. Die Menge wird bearbeitet, aber sie arbeitet noch nicht selbst. Es entsteht dann ein *Scheinparlamentarismus*, bei dem alle Formen so gehalten werden wie in einem politischen Kulturstaat erster Ordnung, bei dem aber in Wirklichkeit mehrere Familien oder Finanzgruppen oder Zeitungen mit allen Hinterlistigkeiten um die Herrschaft und damit um den Zugang zur Staatskasse kämpfen. Diesem Stadium entspricht es, daß bei Umschwung des parlamentarischen Mehrheitsmechanismus möglichst viele bisherige Beamte entlassen werden, um neuen Parteigenossen Platz zu machen. Staaten auf dieser parlamentarischen Entwicklungsstufe bedürfen eines Königs, um vor allzu großen Unregelmäßigkeiten bei Präsidentenwechseln geschützt zu werden, oder sie gelangen in den Zustand südamerikanischer Staatskörper. Das wird voraussichtlich auch für das neue Rußland gelten.

Man muß bei Erörterungen über das parlamentarische System auch über einen peinlichen Punkt nachdenken, nämlich über die *Bestechlichkeit* von Parteien und Parteiführern. Dabei ist natürlich ein Unterschied zwischen offener und verschleierter Bestechlichkeit. Da es sich in der Staatsleitung stets um beträchtliche Geldsummen handelt, um Anstellungen, Aufträge und Lieferungen, um Eisenbahnanschlüsse, Flußregulierungen, Gewerbegesetze, Bankgesetze und ähnliches, so ist von Natur die Staatsleitung von Leuten umgeben, die es sich gern etwas kosten lassen würden, wenn sie einige Prozent Einfluß erkaufen können. Der Widerstand gegen diese Versuchungen ist die Vorbedingung eines Parlamentarismus, der für das Staatsganze nützlich wirken soll. Fast keine Republik ist ganz ohne derartige Beschwernisse, und auch in monarchisch geleiteten Staaten sind finanzielle Einwirkungsversuche nicht unbekannt. Um den Parlamentarismus als politisches Ideal zu betrachten, muß man diese Menschlichkeiten entweder tatsächlich überwunden haben oder sie nicht sehen wollen.

Es gehört ferner zum wirksamen Parlamentarismus, daß die Parteien und ihre Führer eine gewisse *Beständigkeit des Charakters* besitzen. Mit anderen Worten: der zur Herrschaft oder Mitherrschaft gelangte Parlamentarier muß sich derjenigen Versprechungen oder Vorwürfe erinnern, die er in der Zeit gemacht hat, als er noch in der Opposition war. Hat er damals beispielsweise eine Art von Steuern bekämpft, so muß die öffentliche Moral von ihm fordern, daß er nun auch die Beseitigung dieser Steuer herbeiführt und etwas anderes an ihre Stelle setzt. Nur bei einer derartigen Beständigkeit wird der politische Partei-

Digitized by Google

kampf durch das parlamentarische System gemildert, weil jede Opposition von vornherein vorsichtiger sein muß. Es ist ein großes wunderbares Heilmittel der Völker, daß jede Opposition eines Tages in die Lage kommen kann, Regierung zu werden, aber Voraussetzung dazu ist eine bereits zur festen Sitte gewordene politische Ernsthaftigkeit.

Ein nützlicher und erfolgreicher Parlamentarismus ist weiterhin abhängig von der Unabhängigkeit der Parlamentarier. Schon um unbestechlich und charaktervoll bleiben zu können, ist ein Untergrund moralischen und materiellen Besitzes erforderlich. Es müssen feste, welterfahrene und weitblickende Männer gewählt werden, und zwar aus allen sozialen Schichten. Ehe es die genügende Auswahl solcher Personen gibt, kann der Apparat abwechselnder parlamentarischer Regierungen nicht normal funktionieren. Wir denken dabei an die Verhältnisse mehrerer jetzt aufsteigender Zwischenvölker. Nun ist auch bei vorgeschrittenen Nationen der verhängnisvolle Zirkel leicht der, daß ein nicht regierungsfähiges Parlament, eben weil es leer an bedeutenden Aufgaben ist, keine starken Talente anlockt und hervorbringt, daß es aber eben deshalb dann als ungeeignet zum Mitregieren bezeichnet wird. Eine Volksvertretung, die im wesentlichen nur Ortsvertreter, Interessenvertreter und deklamierende Sekretäre enthält, kann nicht von heute auf morgen Regierung werden wollen.

Und wie liegt das alles nun in Preußen und Deutschland?

Unsere parlamentarische Entwicklung ist eine sehr langsame gewesen, viel zögernder als bei allen Völkern gleicher Kulturstufe. Das hat unsere Ungeduld hervorgerufen, aber nachdem wir nun bis an den Anfang der parlamentarischen Periode herangekommen sind, dürfen wir auch die guten Folgen dieser Langsamkeit ins Auge fassen. Wir sind über alle Vorstufen eines notwendigerweise unfähigen Parlamentarismus hinausgewachsen, indem wir schon durch unsere Fürsten des 18. Jahrhunderts aus der Atmosphäre der politischen Bestechlichkeit herausgehoben wurden, dann unter Bismarckischer Zucht Politik lernten, ohne noch viel eigene Verantwortung zu haben, und nach Bismarcks Ausscheiden Schritt für Schritt zu größerer Bedeutung der Parteipflichten gelangten. Was übrig bleibt, ist die Füllung der parteipolitischen Organisationen mit bedeutenderen Personen, was aber ohne den Uebergang zum Parlamentarismus nicht von selber eintreten wird. Unsere Entwicklung ist für einen verständigen, nicht revolutionären Uebergang zum Parlamentarismus reif. Die Zeit ist dazu da, der Krieg bietet den Anlaß, und die bevorstehenden Steuerfragen legen uns die Notwendigkeit auf.

Es sagte mir vor kurzem ein hervorragendes Mitglied der Regierung etwa folgendes: „Ist nicht die Entfaltung der bisherigen reichsdeutschen Gesetzgebung ein Beweis dafür, wie sehr alle Gruppen der Bevölkerung von den Agrariern bis zu den Sozialisten am Gesamtresultat beteiligt sind, wie es kaum jemals in einer parlamentarischen Republik vorkommen wird. Wir haben zwar nicht die Form, aber das Wesen des Parlamentarismus!" Ich gab ohne weiteres zu, daß eine objektive, tatsächliche Mitwirkung aller Volksteile an der Staatsgestaltung schon immer bei uns vorhanden war, sagte aber, daß es um des Staates willen darauf ankomme, daß dieses objektive Verhältnis auch subjektiv von der Masse der Wähler gefühlt und handgreiflich verstanden werde. An diesem subjektiven Mitwirkungszustand hat es bis heute gefehlt, was eine Quelle von Mißtrauen und Mißverhältnissen ist. Dieser Mangel soll nun beseitigt werden, das heißt: die Ueberleitung zur parlamentarischen Mitregierung wird als Staatsproblem anerkannt, und Regierung, Abgeordnete und Wähler fangen an, mit ruhigen festen Absichten den Weg für ein organisches Verhältnis zwischen Regierung und Volksvertretung zu ebnen. Wer die Verhandlungen des Verfassungsausschusses aufmerksam verfolgt, wird leicht merken, wie verwickelt die Aufgabe ist, aber unlösbar ist sie bei gutem Willen keineswegs.

F. Hoff, M. d. R. u. A. / Kann die erhöhte Fleischration dauernd gegeben werden?

Die obige Frage steht heute — abgesehen von den akuten Schwierigkeiten — im Mittelpunkt unserer Kriegsernährungspolitik. Von ihrer richtigen, positiven Lösung wird nicht nur die ausreichende Versorgung mit Fleischkost, sondern auch die Sicherstellung der pflanzlichen Grundlage der Volksernährung und damit das wirtschaftliche Durchhalten im Kriege und, was nicht minder wertvoll ist, in der ersten Zeit des hoffentlich bald eintretenden Friedens abhängig sein. Vom 15. April ist bekanntlich die erhöhte Fleischration von 500 Gramm in Wirksamkeit. Sie ist aber vorläufig nur als Notstandsmaßnahme, als Ersatz für die Kürzung der Brotration, gedacht. Erst später wird über ihre Beibehaltung über den 15. August hinaus, wo durch die neue Ernte voraussichtlich wieder eine Erhöhung der Brotmenge eintreten kann, entschieden werden. Aber schon jetzt regen sich die Kräfte, welche von dem genannten Termin ab wieder an eine Herabsetzung der Fleischration herangehen und damit zu der von mir in der „Hilfe" schon mehrfach gekennzeichneten „Thesaurierungspolitik" in bezug auf das Vieh zurückkehren möchten. Unter diesen Umständen ist es notwendig, rechtzeitig die warnende Stimme zu erheben. — Ich habe das erst kürzlich in einer Denkschrift getan, die ich dem Kriegsernährungsamt und der Ernährungskommission des Reichstages vorgelegt habe. Auch die Leser der „Hilfe" werden ein Interesse daran haben, das einschlägige Material kennenzulernen, um sich ein Urteil über diese wichtige Frage bilden zu können.

1. Die Bedarfsberechnung.

Bei dieser gehe ich davon aus, daß die Frage der Hausschlachtungen in vernünftiger Weise geregelt, daß infolgedessen die Zahl der „Selbstversorger" von jetzt 17 Mill. auf den Friedenssatz von etwa 12 Mill. herabgesetzt und auch die Kontrolle der Hausschlachtungen erfolgreich durchgeführt wird. Geschieht das, so werden 4 Mill. Schweinehausschlachtungen à 80 Kg. und die aus der Friedenszeit (1912) übernommene Zahl von Hausschlachtungen an Rindern von 63 000, an Kälbern von 88 000, bei einem Schlachtgewicht von 200 bezw. 32 Kg. genügen, um die 12 Mill. Selbstversorger 40 Wochen lang mit einer Wochenmenge von 700 Gr., für die Dauer der Selbstversorgung selbstverständlich, zu versorgen. Diese Selbstversorgerration erscheint angemessen, sobald die allgemeine Ration dauernd auf 500 Gr. festgesetzt ist. Aus gewerblichen Schlachtungen wäre demnach für die Selbstversorger ein Zuschuß für 12 Wochen à 500 Gr. zu leisten. Das ergibt einen Gesamtaufwand von 12 Mill. × 6 Kg. = 72 Mill. Kg., der in die allgemeine Bedarfsberechnung aufzunehmen ist.

Es bleiben dann etwa 48 Mill. versorgungsberechtigte Zivilpersonen mit je 26 Kg. im Jahr zu bedenken, wobei bemerkt werden mag, daß die so errechnete Fleischmenge eigentlich zu hoch ist, da Kinder unter 6 Jahren nur die Hälfte der Fleischmenge erhalten. Da endlich für den Heeresbedarf, wie mir bekannt ist, 557,4 Mill. Kg. anzusetzen sind, errechnet sich der Gesamtfleischbedarf in einem Jahr wie folgt:

Digitized by Google

Heeresbedarf	= 557,4	Mill. Kg. Fleisch
48 Mill. Versorgungsberechtigte à 26 Kg.	= 1248,0	„ „ „
Zuschuß für die Selbstversorger	= 72,0	„ „ „
Summe	= 1877,4	Mill. Kg. Fleisch

2. Die Deckung des Bedarfs.

Bei dieser soll lediglich die inländische Produktion, und zwar aus Rindern, Schweinen und Schafen und Ziegen in Ansatz gebracht werden. Die Einfuhr, der Ertrag der besetzten Gebiete, Wild und Geflügel (die Gänse sind natürlich auf Fleischkarte zu nehmen) bleiben als besondere Reserve bestehen.

Zunächst wäre der Ertrag der normalen Bewirtschaftung des Viehes, die eine Herabsetzung der Bestände nicht zur Folge hat, eher eine Erhöhung, im Rahmen der Friedenserfahrungen zu ermitteln. Neben der Zahl der Tiere spielt dabei das Schlachtgewicht eine entscheidende Rolle. Daß dieses nicht auf der vollen Höhe des Friedensgewichts, das bei den Kühen 240 Kg., bei Kälbern 40 Kg., bei Schweinen 85 Kg. betrug, in Ansatz gebracht werden kann, zumal so lange, als eine Ueberzahl von Tieren vorhanden ist, liegt auf der Hand. — Nach Mitteilung der Reichsfleischstelle wurde im Januar 1917 im Durchschnitt für ganz Deutschland ein Schlachtgewicht erzielt bei den Rindern von 215, bei den Kälbern von 37 und bei den Schweinen von 85 Kg. Wenn man nun bedenkt, daß der Januar, für die Rinder besonders, durchaus kein günstiger Monat ist, wenn man weiter bedenkt, daß jetzt die Weidemast beginnt, wird man gewiß nicht zu hoch greifen, wenn man das Durchschnittsschlachtgewicht der Rinder mit 200, der Kälber mit 32, der Schweine mit 80 Kg. in Ansatz bringt.

Von den deutschen Rinderbeständen wurden in den 3 letzten Friedensjahren durchschnittlich 36,7 v. H. geschlachtet. Diese Schlachtung stellte die normale Bewirtschaftung dar. Sie ermöglichte in den beiden letzten Jahren, 1912 auf 1913 und 1913 auf 1914, sogar eine Zunahme von reichlich 800000 Rindern im Jahre. Da am 1. März 1917 21 336 000 Rinder in Deutschland gezählt wurden, beträgt danach die normale Schlachtziffer etwa 7,8 Mill. Stück. Da stets die starke Hälfte der Schlachtungen auf die Kälber entfiel, mag angenommen werden, daß 3,8 Mill. Rinder und 4 Mill. Kälber normal geschlachtet werden. — Seit Frühjahr 1916, seit der Wirksamkeit der Reichsfleischstelle und der Viehhandelsverbände, sind wir allerdings um fast ein Drittel hinter diesen normalen Schlachtungen zurückgeblieben. Daher die Zunahme der Rinder in 10½ Monaten vom 15. 4. 16 bis 1. 3. 17 um 1 414 683 Stück. Eine angesichts der Nahrungsmittelnot und auch der Lebernot des Volkes geradezu unglaubliche Thesaurierung, zu der gewisse Stellen am liebsten zurückkehren möchten.

Unsere Schweinebestände waren bisher im Kriege viel zu hoch. Sie haben, in Verbindung mit den Rindern, zur Hauptsache die Knappheit an pflanzlichen Nahrungsmitteln: Brot, Kartoffeln, Nährmitteln usw. verschuldet. Im Herbst 1916 wurden 17 Mill. Schweine gezählt. Es wird angenommen, daß Vorsorge dafür getroffen wird, daß im Herbst 1917 nicht mehr als höchstens 12 Mill. Stück vorhanden sind. Diese würden nach den Erfahrungen der Friedenszeit etwa 12 Mill. Schlachtungen ermöglichen. Die vielfach vertretene Ansicht, daß die Schweine jetzt im Kriege in einem wesentlich höheren Lebensalter, statt mit 11 bis 12 erst mit 16 bis 18 Monaten, geschlachtet werden, ist durch die Statistik als unrichtig erwiesen. Geringe Schwankungen ändern nichts an dem Gesamtresultat.

Bei der Beantwortung der Frage, wie viele dieser Schlachtungen der Allgemeinheit und wie viele den Selbstversorgern zugute kommen sollen, ist ein kurzer Hinweis auf die Hausschlachtungen erforderlich. Auf diesem Gebiete sind infolge der unklaren Bestimmungen, infolge der unglaublichen Agitation für die 6-Wochen-Schweine und nicht zuletzt infolge des vollständigen Versagens der Verwaltung und der Kontrolle die allerschlimmsten Mißstände zutage getreten. Ein Antrag, den die fortschrittlichen Mitglieder der Ernährungskommission (Fegter, Hoff, Dr. Struve) im Reichstag gestellt haben, macht den Versuch, hier gründlich Wandel zu schaffen.

Das ist aber auch dringend notwendig. Bisher haben uns die Schweine zwar die Kartoffeln und das Getreide zum guten Teil weggefressen. Von dem erzeugten Fleisch und Fett aber ist dem Heere und der Allgemeinheit nur ein lächerlich geringer Anteil zugute gekommen. Auch die gutgemeinte „Hindenburgspende" hat daran nichts geändert. Einige von der Reichsfleischstelle vorgelegten Zahlen mögen diese Behauptung veranschaulichen.

Ich gehe dabei besonders auf die wichtigste Versorgungsperiode vom 1. 9. 16 bis 1. 3. 17 ein. — In dieser Zeit wurden nicht weniger als 5 175 000 Hausschlachtungen an Schweinen vorgenommen, denen nur 2 211 000 gewerbliche Schlachtungen für Heer und Marine und die gesamte versorgungsberechtigte Bevölkerung gegenüber standen. Für das ganze Jahr 1. 4. 16 bis 31. 3. 17 stellt sich die Zahl der Hausschlachtungen auf 6 870 000, die der gewerblichen Schlachtungen auf nur 4 461 000.

Dabei aber sind zunächst nur die „genehmigten", also die nachgewiesenen Hausschlachtungen gerechnet. In Wirklichkeit waren diese und die sonst unkontrollierten Schlachtungen weit höher. Da jetzt eine vierteljährliche Viehzählung vorgenommen wird, ist es möglich, in dieses dunkle, überaus bedenkliche und traurige Gebiet mit dem Licht der Statistik etwas näher hineinzuleuchten.

Am 1. 9. 16 wurden in Deutschland 17 261 000 Schweine gezählt, nämlich 11 205 000 Schweine unter ½ Jahr, 4 231 000 von ½ bis 1 Jahr und 1 825 000 über 1 Jahr alt. — Wären nun, was theoretisch angenommen werden mag, in den 6 Monaten bis zum 1. 3. 17 gar keine Schweine geschlachtet worden, so hätte die ganze erste und zweite Gruppe je eine volle Altersstufe in die Höhe rücken müssen. — Es hätten also am 1. 3. 17 vorhanden sein müssen: 4 231 000 + 1 825 000 = 6 056 000 Schweine über 1 Jahr alt, und 11 205 000 Schweine von ½ bis 1 Jahr, da diese ganze Gruppe in die höhere Altersklasse aufgerückt wäre. Gezählt aber wurden am 1. 3. 17 nur 1 497 000 Schweine in einem Alter von mehr als 1 Jahr und 2 952 000 in einem solchen von ½ bis 1 Jahr. — Die beiden Differenzen 6 056 000 — 1 497 000 und 11 205 000 — 2 952 000 ergeben die Zahl der wirklich vorgenommenen Schlachtungen. Das macht zusammen die stattliche Summe von 12 910 000 Schweineschlachtungen in dem Halbjahr vom 1. September bis 1. März. — Dabei sind Schweine, die nach dem 1. September geboren und bereits vor dem 1. März geschlachtet wurden (es sollen zuzeiten erhebliche Mengen von Spanferkeln geschlachtet sein), von der Statistik gar nicht erfaßt und daher auch nicht mitgerechnet.

Da nun aber in dem genannten Zeitraum nur 5 175 000 Hausschlachtungen und 2 211 000 gewerbliche Schlachtungen (unter diesen auch die Notschlachtungen), im ganzen also 7 386 000 Schlachtungen nachgewiesen und kontrolliert sind, ergibt sich, daß die Differenz zwischen 12 910 000 und 7 386 000, also 5 524 000 Schweine einfach „verschwunden" sind. — Sie sind in unerlaubte Hausschlachtungen und andere unerlaubte Schlachtungen hineingegangen. Das Fleisch und Fett dieser Tiere, das nach Hunderten von Mill. Kg. zählt, und das reichlich genügt hätte, die Fleischration in dem genannten Zeitraum auf 500 Gr. zu setzen, aber ist, so weit es nicht von den Nußnießern verbraucht wurde, in den Schleichhandel hineingegangen. Die ganze „Hindenburgspende" mit ihrem Ergebnis von einigen Millionen Kg. nimmt sich neben diesem Riesenskandal als ein winziges Zwerglein aus. Diese Erfahrung aber zeigt, was es mit der von den Agrariern und dem preußischen Landwirtschaftsminister so sehr gerühmten „Freiwilligkeit" auf sich hat. — Kenner der Verhältnisse werden von diesem Ergebnis nicht überrascht sein. Das Uebel kam von oben, die Verwaltung der Kontrolle versagte völlig. „Die Schweine schreien im Kriege zweimal, wenn sie geschlachtet werden", sagte der Volksmund in

Digitized by Google

Süddeutschland — „Wenn ein Schwein geschlachtet wird, stirbt ein anderes aus Mitleid" derselbe Volksmund in Norddeutschland. — Herr Kommerzienrat Rabbethge, Vorsitzender des Viehhandelsverbandes der Provinz Sachsen, ein konservativer Mann, der sich um unsere Kriegsernährungspolitik hochverdient gemacht hat, schreibt über die Hausschlachtungen in seiner Broschüre vom Dezember 1916:

„Die jetzigen unklaren Vorschriften haben, in Verbindung mit der Anweisung an die Leiter der Kommunalverbände, „möglichst weitherzig zu verfahren", ganz unglaubliche Zustände gezeitigt."

Wer da weiß, was aus einer Verfügung wird, wenn von oben gesagt wird, es sei „möglichst weitherzig zu verfahren", wird sich über diese Zustände nicht wundern. — Hier muß Wandel geschaffen werden, und zwar gründlich. Geschieht das nicht, so haben alle Bestimmungen über den „Preisausgleich", die ich in Nr. 9 der „Hilfe" besprochen habe, keinen Zweck. Der Schleichhandel zahlt eben jeden Preis.

Nach dieser Abschweifung, die mir aber zur Vervollständigung des Bildes notwendig erschien, kehre ich zur Bedarfsdeckung zurück. Angenommen wird, daß im kommenden Jahr nur 4 Mill. Hausschlachtungen vorgenommen werden, daß also 8 Mill. Schweine à 80 Kg. für die allgemeine Versorgung zur Verfügung stehen.

Bezüglich des Aufkommens an Fleisch aus Schafen und Ziegen liegt mir besonderes Material nicht vor. Ich setze daher die Ziffer aus dem Jahre 1912 mit 80,4 Mill. Kg. an, ohne mich auf diese Zahl festzulegen. Geringe Abweichungen sagen auch hier nichts zur Sache.

Aus normalen Schlachtungen sind also folgende Beträge zu erwarten:

3,8 Mill. Rinder à 200 Kg.	=	760,0	Mill.	Kg.	Fleisch
4,0 „ Kälber à 32 „	=	128,0	„	„	„
8,0 „ Schweine à 80 „	=	640,0	„	„	„
Schafe und Ziegen	=	80,4	„	„	„
Summe	=	1608,4	Mill.	Kg.	Fleisch

Da der Gesamtbedarf mit 1877,4 Mill. Kg. errechnet ist, bleibt ein Fehlbedarf von 269 Mill. Kg., der aus den vorhandenen Reserven zu decken ist. — Als Beweis dafür, daß meine obige Rechnung über die normalen Leistungen der einheimischen Fleischproduktion zum mindesten große Wahrscheinlichkeit für sich hat, möchte ich auf das Jahr 1912 verweisen. — Damals sind bei einem Bestande von 20 182 000 Rindern und 21 924 000 Schweinen nicht weniger als 3 210 Mill. Kg. Fleisch durch die einheimische Produktion gedeckt. Jetzt ist bei 21 336 000 Rindern und 12 Mill. Schweinen mit einer Gesamtleistung von 1603,4 + 334,5 (für die Hausschlachtungen), also mit 1942,9 Mill. Kg. Fleisch gerechnet. Das Minus von 10 Mill. Schweinen ergibt einen Ausfall von 850 Mill. Kg. Die fehlende Menge von mehr als 400 Mill. Kg. ist auf das verminderte Schlachtgewicht der Tiere zu rechnen.

3. Die Fleischreserve.

Der oben errechnete Fehlbedarf von 269 Mill. Kg. ist aus Reserven zu decken. Solche aber sind in sehr erheblichem Umfange vorhanden. Bezüglich der Rinder ist dabei im vorweg die Frage zu beantworten, wie groß der Rinderbestand sein muß, um die diesem auch im Kriege zufallenden wichtigen wirtschaftlichen Aufgaben zu lösen. Dahin rechne ich: die Milchversorgung, Gestellung von Zugrindern als Ersatz für die fehlenden Pferde, Nachzucht und die Möglichkeit eines Wiederaufbaus im Frieden. — An wirklich guten Milchkühen, die kalben, sind nach Ansicht Sachverständiger höchstens 8,5 Mill. Stück vorhanden. Es wird angenommen, daß diese erhalten bleiben sollen, obgleich es zweifelhaft erscheint, ob dies angesichts des fehlenden Kraftfutters wirtschaftlich richtig ist. Für Spannzwecke mögen weitere 1,1 Mill. Kühe hinzukommen, so daß im ganzen 9,6 Mill. Kühe zu erhalten wären. Aus Rücksicht auf den Pferdeersatz mag auch an den etwa 1,5 Mill. Bullen und Ochsen von mehr als 2 Jahren nicht gerüttelt werden. Als Ersatz für den normalen Abgang dieser Großtiere mögen 2,2 Mill. Jungrinder von 1 bis 2 Jahren und 2,1 Mill. Jungrinder von 3 bis 12 Monaten in Ansatz gebracht werden. Endlich möge angenommen werden, daß jährlich etwa 2,6 Mill. Kälber „angesetzt" werden, doch kommt es hier auf einige hunderttausend nicht an. — Ein leistungsfähiger Rinderbestand würde sich demnach, was ältere Rinder, über 3 Monate alt, anlangt, wie folgt zusammensetzen:

Kalbende Milchkühe	=	8 500 000	Stück
Kühe für Spannzwecke	=	1 100 000	„
Jungrinder	=	4 300 000	„
Bullen und Ochsen über 2 Jahre	=	1 500 000	„
Summe	=	15 400 000	Stück

Am 1. März 1917 aber waren 19 200 000 Rinder im Alter von mehr als 3 Monaten vorhanden, darunter 10,7 Mill. Kühe und Färsen und 7 Mill. Jungrinder. Es könnten also ohne Gefährdung der Leistungsfähigkeit 1,1 Mill. Kühe (sogenannte „Fresser") und 2,7 Mill. Jungrinder geschlachtet werden. Selbstverständlich würden diese Tiere nicht mit einem Male geschlachtet werden. Sie würden vielmehr im Verlauf von 2 bis 3 Jahren als Zuschuß zu den normalen Schlachtungen allmählich herangenommen werden. Als Schlachtgewicht setze ich bei den Kühen 200 Kg., bei den Jungrindern 150 Kg. an, was angesichts der obigen Darlegungen gewiß nicht zu hoch erscheint. — Dann ergibt sich aus den Rindern eine Fleischreserve von 220 + 405 = 625 Mill. Kg. — Zu dieser mag eine Reserve von 160 Mill. Kg. infolge der Herabsetzung der Schweinezahl gerechnet werden. Von einer näheren Detaillierung dieser Menge möchte ich an dieser Stelle absehen. Es ergibt sich mithin eine Fleischreserve von 785 Mill. Kg., die bei einem Fehlbetrag von 269 Mill. Kg. fast 3 Jahre reichen würde. Da aber mit der Herabminderung der normalen Schlachtungen infolge der Herabsetzung der Rinderzahl zu rechnen ist, wird die Reserve wohl nicht 3 Jahre vorhalten, sicher aber zwei Jahre.

Damit dürfte der Beweis erbracht sein, daß unsere einheimische Erzeugung durchaus ausreicht, um das deutsche Volk noch mindestens auf zwei Jahre mit der erhöhten Fleischration zu bedenken. Was aber dann, wenn dann der Krieg noch nicht aus ist? — wird mancher fragen. Nun, eine solche Möglichkeit ist überhaupt nicht auszudenken. Wenn sie aber Wirklichkeit werden sollte, so muß gesagt werden, daß dann und gerade dann eine energische Herabsetzung unserer Viehbestände die einzige Möglichkeit bietet, überhaupt durchzukommen. Dann werden wir uns eben mit der reduzierten Fleischration begnügen müssen, die der herabgeminderte Viehbestand dann noch abwirft. Und diese wäre keineswegs gering. Nehmen wir in Anlehnung an die Friedensverhältnisse an, daß von den 9,6 Mill. Kühen jährlich der sechste Teil, von den Ochsen und Bullen, sehr mäßig gerechnet, nämlich reichlich 25 v. H. statt mehr als 60 v. H. im Frieden, geschlachtet werden, so stünden immer noch 2 Mill. Großrinder für die Schlachtung zur Verfügung, die vielleicht mit 240, mindestens aber mit 200 Kg. Schlachtgewicht anzusetzen wären. Dazu kämen zirka 6 Mill. Kälber und Jungrinder mit zirka 40 Kg. und 8 Mill. Schweine, außer Schafen und Ziegen. Das ergibt immer noch einen Ertrag durch gewerbliche Schlachtungen von:

2 Millionen Großrindern ...	à 200 Kg.	=	400	Mill.	Kg. Fleisch
6 Mill. Kälbern u. Jungrindern	à 40 „	=	240	„	„ „
8 Mill. Schweinen	à 80 „	=	640	„	„ „
Schafen und Ziegen		=	80	„	„ „
Summa		=	1360	Mill.	Kg. Fleisch

Rechnet man den Heeresbedarf mit 560 Mill. ab, so bleiben für die 48 Mill. Zivilbevölkerung immer noch 800 Mill. Kg., d. h. 16,8 Kg. pro Kopf oder 320 Gr. in der Woche übrig. Mehr als wir unter der Herrschaft einer unglaublichen Thesaurierungspolitik überhaupt bekommen haben. Dazu kommt, daß die 8 500 000 Milchkühe keine unbedingt feststehende Größe sind. Bleibt das Kraftfutter noch länger aus, so werden wir ohnehin, schon des

Digitized by Google

Milchertrages wegen, mit einer Herabsetzung auch dieser Zahl rechnen müssen. Ich verweise in dieser Beziehung auf das Heft 6 der „Beiträge zur Kriegswirtschaft“: „Preisverhältnisse landwirtschaftlicher Erzeugnisse im Kriege“ von den Professoren Dr. Aereboe und Dr. Warmbold. Hier ist der Nachweis erbracht, daß bei fehlendem Kraftfutter auch bei reichlichem Rauhfutter ohnehin eine Herabsetzung der Rinderbestände notwendig sei, weil das Grundfutter, das Rauhfutter, besser gemischt und nährstoffarme und unverdauliche Teile ausgeschieden werden müßten, „sofern man Leistungen von den Tieren beansprucht“. Leistungen aber müssen wir von den Milchkühen beanspruchen. Eine Herabsetzung um 1 Mill., die ich nicht vorschlage, die aber bei einer noch langen Dauer des Krieges in Frage kommen könnte, aber würde wahrscheinlich der Milcherzeugung, sicher aber der Fleischversorgung zugute kommen. Damit erledigt sich auch der bis zum Ueberdruß gehörte Einwand, daß wir den hohen Rinderbestand halten, ja daß wir ihn vermehren könnten und müßten, um die reichliche Rauhfutterernte auszunützen. Fadenscheinig war er ohnehin schon, auch für den Laien.

Denn dazu ist doch der Ausfall an Kraftfutter durch die Absperrungspolitik zu groß. Allein auf die Rinder entfielen 43 Mill. Dz. Kleie und Oelkuchen. Auch wurden im Frieden 30 Mill. Dz. Roggen verfüttert, die im wesentlichen den Rindern zugute kamen, von der fehlenden Kleie infolge der höheren Ausmahlung und den von den Menschen teilweise beanspruchten Rüben gar nicht zu reden.

Nicht anders steht es mit dem Schlagwort der „Ausnutzung der Weiden“, mit der die von der Reichsfleischstelle und den Viehhandelsverbänden betriebene Thesaurierungspolitik bis zum Ueberdruß begründet wurde. In diesem Jahre werden bei der Ueberzahl von Rindern gewiß keine Schwierigkeiten in der Besetzung der Weiden entstehen. Ob später, ist eine offene Frage. Aber schließlich sind auch die Weiden nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Fehlen die Rinder, so werden die Weiden umgebrochen oder anderweitig benutzt. — Im übrigen verstehe ich unter „Ausnutzung der Weiden“ etwas ganz anderes, als was bisher darunter verstanden wurde.

Die Ausnützung der Weiden verlangt, daß das auf ihnen angesammelte Fleisch auch dem Volke zugute kommt. Im Herbst müssen daher alle auf den Weiden angefleischten, entbehrlichen Rinder nach Möglichkeit geschlachtet werden, damit das Fleisch — nötigenfalls durch Konservieren in Kühlhäusern — der Volksernährung zugute kommt. Läßt man die Tiere nachher im Stall wieder abmagern, so sind auch die Weiden nicht „ausgenutzt“, sondern „vergeudet“, wie so vieles sonst in dieser schweren Kriegszeit. Aus diesem Grunde wäre es auch geradezu absurd, etwa Mitte August, wo die Weiden anfangen, ihren Ertrag zu liefern, mit der Fleischration herabgehen zu wollen. Daß jetzt im Frühjahr, wo Schweine kaum vorhanden sind, die Rinder aber, infolge ihrer Ueberzahl, teilweise abgemagert in den Ställen stehen, gewisse Schwierigkeiten in der Aufbringung der erhöhten Fleischmengen bestehen, ist erklärlich. Später wird alles viel leichter gehen.

Geradezu töricht ist daher auch die vielfach vertretene Ansicht — auch amtliche Stellen sind zu meiner Ueberraschung und zu meinem Leidwesen dabei —, daß wir jetzt, in der Not, die erhöhte Fleischration nur deswegen geben könnten, weil wir vorher „gespart“ hätten. Wäre nach dem Antag der Fortschrittlichen Volkspartei die Fleischration schon im Herbst vorigen Jahres erhöht, so wären so und so viele Rinder weniger da und man könnte die erhöhte Fleischration nicht geben. — Umgekehrt wird ein Schuh daraus! Denn an der Zahl der Rinder würde diese Aktion sicher auch dann nicht scheitern. Die wäre auch dann in überreichem Umfange vorhanden. Der Ernährungszustand der Rinder aber — und der verursacht gegenwärtig die Schwierigkeiten, soweit sie vorhanden sind — wäre bei einer rechtzeitigen Herabminderung der Rinderzahl jedenfalls nicht schlechter, sondern besser; von demjenigen der Menschen gar nicht zu reden.

Dies aber führt mich mit dem Schluß meiner Darlegungen auf den Ausgangspunkt zurück. Es handelt sich bei der Frage der Weitergewährung der erhöhten Fleischration nicht allein um diese an sich, sondern um eine vernünftige Regelung unserer Volksernährungsfrage überhaupt. Die Ansicht, daß eine genügende Fleischernährung eine ausreichende Brot-, Kartoffel- und Nährmittelversorgung ausschließt, ist solange jedenfalls unrichtig, als eine Ueberzahl von Tieren vorhanden ist, die mit den Menschen auf wichtigen Ernährungsgebieten in Konkurrenz tritt. Solange das der Fall ist — und in dieser Lage befinden wir uns seit Ausbruch des Krieges, jetzt und wahrscheinlich noch lange — kann man sogar den Satz aufstellen: Ohne eine genügende Fleischration keine ausreichende Brot-, Kartoffel- und Nährmittelversorgung.

In dieser Beziehung hat Herr v. Batocki, dem ich neben dem selbstverständlichen guten Willen auch ein tiefgehendes Verständnis für die Kriegsernährungsfragen durchaus zugestehe — leider fehlte vielfach die nötige Energie, das als richtig Erkannte rücksichtslos durchzuführen —, in den Sitzungen der Ernährungskommission des Reichstags vom 28. und 29. März bemerkenswerte Aeußerungen getan. Der Herr Präsident des K. E. A. schob damals, mit vollem Recht, ohne seine eigene Verantwortlichkeit einzuschränken, der Mehrheit des Reichstags und des parlamentarischen Beirats des K. E. A. (es war die alte Zollparteimehrheit) einen Teil der Verantwortung dafür zu, daß nicht rechtzeitig Maßnahmen zur Schonung des Brotgetreides und der Kartoffeln ergriffen seien, die praktisch nur durch eine Herabminderung der Viehbestände möglich gewesen wären. Diese Mehrheit habe alle dahingehenden Anträge der Fortschrittlichen Volkspartei im Reichstag und im Beirat, die „von dem Abgeordneten Hoff stets mit großer Schärfe vertreten seien“, abgelehnt.

Diese Darlegungen kann ich von mir aus nur bestätigen. Nur die Weitergewährung der erhöhten Fleischration und die damit eintretende Herabminderung unserer Viehbestände kann uns durch die Ernährungsschwierigkeiten hindurchbringen. Haben wir Fleisch, so haben wir auch Brot und die sonstigen pflanzlichen Nahrungsmittel. Unendlich viel ist auf diesem Gebiete versäumt und verfehlt worden. Hoffen wir, daß nun endlich, im äußersten Augenblick, energischer Wandel eintritt. Dann dürfen wir hoffen, daß die Opfer an der Front nicht vergeblich gebracht sind, daß Kurzsichtigkeit und verbohrte Voreingenommenheit nicht verderben, was unvergleichlicher Heldenmut geschaffen hat. — Die erhöhte Fleischration muß dem Volke bleiben. Mit 17 bis 18 Mill. Rindern und höchstens 12 Mill. Schweinen werden wir den Wirtschaftskrieg gewinnen; auch eine noch kleinere Zahl würde ausreichen. Mit 21 bis 22 Mill. Rindern und 17 Mill. Schweinen gehen wir dem Untergang entgegen.

Was aber den schon erwähnten Wiederaufbau unserer Viehbestände nach glücklich erreichtem Frieden anlangt, so ist dieser zur Hauptsache von der Frage abhängig, wie rasch und in wie großen Mengen wir wieder Kraftfutter für unser Vieh ins Land hineinbekommen. Daß die in den beiden letzten Friedensjahren hineingebrachten Mengen von reichlich 83 Mill. Dz. sofort wieder zur Verfügung stehen, ist ausgeschlossen, schon des Frachtraummangels wegen. Erst allmählich, vielleicht — wenn überhaupt — erst in Jahren, wird die alte Höhe wieder erreicht werden können. Dagegen läßt sich die Zahl der Tiere verhältnismäßig rasch vermehren. Die Schweinezahl kann, wenn nötig, schon in einem Jahre wieder auf die alte Höhe gebracht werden. Auch bei den Rindern liegen die Verhältnisse bei weitem nicht so schwierig, wie vielfach angenommen wird. — Bei 7 bis 8 Mill. Kalbungen im Jahr werden wir mit Leichtigkeit 1 bis 1,5 Mill. Kälber jährlich mehr ansetzen können. In zwei bis drei Jahren wäre die alte Höhe wieder erreicht, vorausgesetzt, daß das nötige Futter ins Land hineinkommt. Der Wiederaufbau unserer Viehbestände ist viel mehr eine Futter- als eine Zuchtfrage! Jedenfalls ist die Möglichkeit, die Zahl der Tiere zu

Digitized by Google

vermehren viel größer als die Wahrscheinlichkeit, daß wir in so kurzer Zeit das nötige Kraftfutter für unser Vieh wieder ins Land hineinbekommen.

Otto Ernst Sutter / Mitteleuropäische Wasserstraßenpolitik

Eine beinahe unübersehbare Fülle von Flußregulierungs- und Kanalprojekten wird in den Ländern Mitteleuropas augenblicklich erörtert. Schier jede Gegend hat ihren eigenen Plan, den sie mit Eifer, beträchtliche Kosten für Entwurfsarbeiten und Propaganda nicht scheuend, betreibt. Wie erklärt sich diese Erscheinung, von der man wohl sagen darf, daß sie erfreulich sei? Nun, unter den Erfahrungen, die uns die Kriegszeit auf dem Gebiet des Verkehrswesens vermittelt hat, spielt die Einsicht von der Notwendigkeit eines großzügigen Ausbaues unserer Wasserstraßen und der Schaffung von durchgehenden Verbindungen zwischen den vorhandenen schiffbaren Strömen und Kanälen eine besondere Rolle. Wer die in Betracht kommenden Fragen auch nur oberflächlich einmal betrachtet hat, der muß zur Ueberzeugung kommen, daß uns eine ganze Reihe von Verkehrsschwierigkeiten, vor allem während der letzten Monate und Wochen, erspart geblieben wäre, wenn wir ein modernes zusammenhängendes deutsches und österreichisch-ungarisches Wasserstraßennetz besäßen. Insbesondere besteht heute Klarheit darüber, daß das Vorhandensein eines leistungsfähigen Großschiffahrtsweges vom Rhein über den Main nach der Donau und auf dieser nach dem Balkan die Bewältigung der außerordentlich großen Verkehrsaufgaben, deren Erfüllung der Krieg von uns fordert, ganz beträchtlich erleichtern würde. Die Denkschrift der bayrischen Regierung, in der sie den begrüßenswerten Gesetzentwurf begründet, durch den die ersten Mittel zur Gewinnung von bauwürdigen Entwürfen für die Herstellung einer zeitgemäßen Schiffahrtsstraße von Aschaffenburg — bis hierher ist die Kanalisierung des Maines demnächst vollendet — mainaufwärts bis Bamberg und von da über Nürnberg nach der Donau und donauabwärts bis zur Reichsgrenze angefordert werden, weist darauf hin, daß bei Ausnützung einer für einen Jahresverkehr von 10 Millionen Tonnen ausgebauten Wasserstraße vom Main nach der Donau Eisenbahnfahrmaterial (Lokomotiven, Güterwagen) für 800 000 Wagenladungen mit einem Durchschnittsgewicht von je 12,5 Tonnen frei geworden wäre. Ohne Frage hat die Vorlage des Münchener Ministeriums recht, wenn sie davon spricht, ein solcher Gewinn, wie er eben geschildert wurde, hätte die wirtschaftliche Kraft Deutschlands, auch vom Gesichtspunkt des Kriegserfolgs aus, ganz bedeutend verstärkt. Die hohe militärische Bedeutung einer Großschiffahrtsstraße durch Mitteleuropa ist während der letzten Wochen oft genug hervorgehoben worden. Sie liegt vor allem darin, daß ein durchgehender Wasserweg die Nutzbarmachung der Vorteile der „inneren Linie" wesentlich steigern würde.

Es mag in diesem Zusammenhange davon abgesehen werden, auf die Gründe dafür einzugehen, daß die vielfachen, zumeist seit langer Zeit vertretenen Kanalisierungs- und Kanalprojekte in Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn vor dem Krieg nicht immer die Förderung erfuhren, die man ihnen hätte wünschen mögen, und die in einzelnen Fällen zum mindesten dazu beigetragen haben würde, den und jenen Plan in Angriff zu nehmen und auch zu vollenden. Es mag daran genug sein, festzustellen, daß Versäumnisse und Unterlassungen, die wir heute konstatieren müssen, nicht selten darauf zurückzuführen sind, daß es nicht gelingen wollte, den verschiedenen Vorschlägen die Schar von Anhängern zu verschaffen, die sie zur rascheren Betreibung der ihnen zugrunde liegenden Gedanken gebraucht hätten. Wie die Kriegszeit auf fast allen Gebieten als eine recht rücksichtslose Lehrmeisterin sich erweist, so hat sie auch auf dem des Verkehrswesens unsere Blicke auf die Punkte gelenkt, in denen Erweiterungen und Verbesserungen vorhandener, die Schöpfung neuer Einrichtungen unabweislich notwendig sind. Hinsichtlich der Eisenbahnen ist in Deutschland in den Jahrzehnten vor dem großen Völkerringen im wesentlichen all das geschehen, was geschehen konnte, um den Ansprüchen eines großzügig funktionierenden Verkehrs genügen zu können. Und es gibt in Deutschland wohl niemand, der nicht freudig diese Tatsache anerkennte und mit ihr zugleich auch jene andere, daß unsere Eisenbahnen in diesem Krieg die auf sie gesetzten Erwartungen in vollem Umfang rechtfertigen. Die Ausgestaltung des Netzes der Wasserstraßen hat mit dem der Erweiterung und Vervollkommnung der Eisenbahnen bei weitem nicht gleichen Schritt gehalten. Und darunter haben wir, wie das Beispiel aus der Denkschrift des Münchener Ministeriums deutlich genug zeigt, heute nicht unbeträchtlich zu leiden. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen und der mitteleuropäischen Verkehrspolitik in der vor uns liegenden Zeit, die vorhandenen Mängel zu beseitigen, die offenkundig gewordenen Lücken auszufüllen.

Im einzelnen hier von den vielen verschiedenen Kanalisierungs- und Kanalprojekten zu reden, möchte zu weit führen. Es sei nur daran erinnert, daß neben den Plänen für eine Fortführung der Schiffbarmachung des Rheins bis in den Bodensee und der Schaffung von Verbindungen zwischen dem Schwäbischen Meer und der Donau, sowie dem Neckar und neben einer großen Zahl von norddeutschen Flußregulierungs- und Kanalwünschen, Forderungen nach der Kanalisierung des Neckars und vor allem der großartige Gedanke durchgehender Schiffahrtsstraßen von der Nord- und Ostsee nach dem Schwarzen Meer betrieben werden. Der Rhein, die Weser, die Elbe, die Oder, die Weichsel usw. sollen in großem Stil zur Donau in schiffbare Beziehung gesetzt werden. Und zu diesen Vorschlägen kommen dann noch andere, die hauptsächlich unsere Bundesgenossen in Oesterreich-Ungarn und auf dem Balkan vertreten. Kurz, man sieht, an zukunftsfreudigen und verheißungsvollen Gedanken und Ideen fehlt es nicht. Und allenthalben gibt sich Eifer und Hingabe, diese ihren Erfüllungen entgegenzuführen, kund.

Um aber in der mitteleuropäischen Wasserstraßenpolitik zu wirklich wertvollen und brauchbaren Lösungen zu gelangen, ist eine sorgfältige Sichtung der mannigfachen Projekte und Vorschläge notwendig. Nichts wäre für unser Verkehrswesen verderblicher, als wenn sein Ausbau gewissermaßen aufs Geratewohl vor sich ginge. Er muß planmäßig betrieben werden. Das aber wiederum wird nur dann geschehen, wenn die Organe, die ihm die Wege seiner Entfaltung vorzeichnen, die Interessen der Gemeinsamkeit, in unserem Fall also Mitteleuropas, zum Ausgangspunkt für ihre Entscheidungen machen. Man wird vielleicht sagen, was da gefordert werde, sei doch eigentlich selbstverständlich. Allein, der Umstand, daß die deutsche Wasserstraßenpolitik vor dem Krieg die Planmäßigkeit vermissen ließ, die sie gebraucht hätte, um im wünschenswerten Umfang und gewissermaßen organisch sich entfalten zu können, läßt es nicht unangebracht erscheinen, auf die Notwendigkeit, die Ausgestaltung des Wasserstraßennetzes künftig auf der Grundlage eines großzügigen wohlerwogenen Gesamtplanes zu betreiben, ausdrücklich hinzuweisen. Die leitenden Persönlichkeiten der einzelnen Kreise, die Kanal- oder Kanalisierungsprojekte verfolgen, müssen sich bewußt sein, daß ihre Absichten nicht eine „Sache für sich" sind, nicht losgelöst und unabhängig von den Voraussetzungen für das allgemeine Wohlergehen bestehen und gefördert werden können. Und was für Bezirke und Provinzen gilt, gilt für die Bundesstaaten und gilt nicht minder für die Länder der Zentralmächte und ihrer Balkanverbündeten. Mitteleuropäische Wasserstraßenpolitik: das muß die Losung sein!

Die verständige Erfüllung dieser Forderung verlangt natürlich in erster Linie die Unterordnung der Einzelwünsche unter die große führende Idee. Das ist sehr leicht ausgesprochen, wird aber um so viel weniger leicht durchzusetzen sein. Ohne Frage, wenn das umschriebene, sagen wir einmal, Ideal erreicht werden soll, so wird es ohne Auseinandersetzungen und Kraftproben, ohne an sich bittere Verzichtleistungen nicht abgehen. Stehen indessen

Digitized by Google

die leitenden Männer über der Parteien gegeneinandergerichteten Anschauungen und behalten sie das letzte Ziel scharf im Auge, so braucht es einem um die Enderfolge nicht bange zu sein. Zusammenfassung der Kräfte, nicht Zersplitterung! Organisation und Zentralisation, nicht wahlloses Betreiben aller auftauchenden Vorschläge! Darauf kommt es an. Man muß sich vor Augen halten, daß eine Verwirklichung nur der allerwichtigsten und wertvollsten Flußregulierungs- und Kanalaufgaben viele Hunderte von Millionen erfordern wird. Da ist es nötig, sorgfältig und gewissenhaft abzuwägen, welche Gedanken zunächst vorwärts und zur Erfüllung gelangen sollen. Und die Probleme müssen zu Entscheidungen gebracht werden, von denen man erwarten darf, daß die Gesamtheit Mitteleuropas aus der Durchführung der in Frage kommenden Anlagen Nutzen zu ziehen vermag. Eine konsequente, systematisch betriebene Wasserstraßenpolitik setzt das Vorhandensein klarer Anschauungen über den Wert der Einzelprojekte, wie des ganzen Werkes, von dem jene Teile sind, voraus. Die große Donau-Konferenz von Budapest, die im vergangenen Jahr tagte, begann damit, die mannigfachen Fragen eines Großschiffahrtsweges von der Nordsee nach dem Schwarzen Meer zueinander in Beziehung zu setzen und zu untersuchen, um so zu geklärten Vorstellungen über die Aufgaben zu kommen, vor die uns die Verwirklichung des Planes — im Interesse aller beteiligten Länder und deren Wirtschaftslebens stellt — . Bei den Anfängen aber darf man nicht stehenbleiben! Die Ergebnisse der Zusammenkunft in der ungarischen Hauptstadt können hier unerörtert bleiben. Uebertroffen wurden die Erwartungen, die man an jene Verhandlungen knüpfte, nicht. Immerhin, dies eine hat die Tagung in Budapest erreicht, daß weite Kreise auf den Gedanken einer Wasserstraße vom Westen nach Osten aufmerksam gemacht wurden, die ihm bisher keine Beachtung geschenkt hatten. Aber noch einmal: Mit dem Beginn vom letzten Jahr ist noch nicht viel geschehen! Und weiter: Ueber Donau-, Rhein-, Elbeusw. Konferenzen hinaus muß danach gestrebt werden, die Forderungen der mitteleuropäischen Wasserstraßenpolitik in ihrer Gesamtheit durch berufene Staatsmänner, Politiker, Volkswirte, Industrielle, Vertreter der Landwirtschaft, Techniker usw. Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei gemeinsam diskutieren zu lassen. Man könnte sehr wohl daran denken, eine Art Wasserstraßenparlament für Mitteleuropa zu berufen. Gewiß werden immer nur einzelne Männer die letzten Entscheidungen treffen, die Vorbereitungen für endgültige Beschlüsse nur in Studierstuben und Konstruktionssälen betrieben werden können — nichtsdestoweniger könnte ein mitteleuropäisches Wasserstraßenparlament höchst nutzbringende Arbeit leisten, wie denn überhaupt eine gemeinsame Behandlung der großen grundlegenden Verkehrsangelegenheiten der Mittelmächte und ihrer Verbündeten am Balkan sicherlich große Vorteile zeitigen würde.

Eine planmäßige mitteleuropäische Wasserstraßenpolitik darf nur in inniger Fühlung mit einer ebenso geschlossenen und wohlorganisierten mitteleuropäischen Eisenbahnpolitik betrieben werden. Der leitende Grundsatz muß sein, daß es für diese wie für jene Verkehrserleichterungen und Vervollkommnungen zu schaffen gilt, und zwar so, daß die Einrichtungen der einen die der anderen unterstützen, daß beide in der gegenseitigen Förderung der gemeinsamen Interessen ihre wichtigste Pflicht sehen. Wie oft hat man in Deutschland in den Jahrzehnten vor dem Krieg aneinander vorbei gearbeitet, ja bisweilen sogar gegeneinander! Auch wenn man einzuräumen geneigt ist, daß Klagen einzelner Bundesstaaten, die Nachbarn machten ihnen mit ihrer Eisenbahnpolitik das Leben sauer, vielfach nur einem zu scharf ausgeprägten Partikularismus entsprangen, so kann doch nicht bestritten werden, daß die Beschwerden bisweilen nicht ganz unberechtigt waren. Von Anlässen zu solchen Beschwerden aber wollen wir unser Verkehrswesen künftig frei halten. Denn nichts erschwert die gemeinsame Arbeit mehr als Verstimmungen, die an sich vermieden werden können. Erfahrungen, die in diesem Betracht früher gemacht wurden, müssen in der Zukunft sorgfältig beachtet werden. Zusammenfassend sei gesagt: Das gesunde und starke Wirtschaftsleben Deutschlands und seiner Bundesgenossen verlangt nach einer konsequenten zielbewußten Wasserstraßenpolitik, die in einem Umfang sich betätigen muß, der weit über die Grenzen früher betriebener Bestrebungen hinausgeht. Zunächst muß Klarheit über die Bauwürdigkeit der einzelnen Flußregulierungs- und Kanalprojekte gesucht werden. Im Bemühen, diese Klarheit zu gewinnen, müssen alle partikularistischen Wünsche und Interessen in den Hintergrund treten. Maßgebend sei die Forderung: Was nützt dem Ganzen? Wie schaffen wir durchgehende Wasserstraßen, von Norden nach Süden, von Westen nach Osten? Wie verlangt es Mitteleuropa? Planmäßigkeit, Organisation, Konzentration bei der Schaffung der notwendigen Bauentwürfe wie bei der Verwirklichung der einmal beschlossenen Projekte sind unerläßlich. Die Gedanken einer solchen weitsichtigen und großzügigen mitteleuropäischen Wasserstraßenpolitik müssen von den Völkern der Mittelmächte und ihrer Verbündeten in ihrer Gesamtheit getragen werden, für sie müssen die Bürger des ganzen Bundes, um dessen Zukunft und Freiheit wir kämpfen, gewonnen werden. Und aus der Förderung der gemeinsamen wirtschaftlichen und Verkehrswünsche, wie aus der Erfüllung und Verwirklichung der sie ausmachenden Projekte wird der Gemeinschaft Mitteleuropa auch beträchtlicher und bleibender politischer Gewinn erwachsen.

P. Mombert / Eheschließungen und Volkswachstum

Bei der umfassenden Erörterung, die heute in Wort und Schrift dem Volkswachstum und vor allem der Geburtenhäufigkeit in Deutschland zuteil wird, wird der Frage der Eheschließungen bei weitem nicht die genügende Beachtung geschenkt. Und doch stehen die Eheschließungen mit der Geburtenzahl eines Landes und damit dessen Volkszunahme in allerengstem Zusammenhange. Das gilt nicht nur ganz allgemein, sondern wird nach dem Kriege doppelt stark zur Geltung kommen müssen; denn der große Ausfall an Männern im fortpflanzungsfähigen Alter wird über den Umweg eines Rückganges der Eheschließungen oder einer Verschiebung des Heiratsalters nach oben seinen ungünstigen Einfluß auf die Geburtenzahl ausüben. Zweifellos ist auch der Wille zum Kinde, die eheliche Fruchtbarkeit als solche, also die auf eine Ehe entfallende Kinderzahl zurückgegangen; aber wir dürfen nicht außer acht lassen, daß schon vor dem Kriege die Entwicklung der Heiraten keinen günstigen Verlauf in Deutschland genommen hat.

Es kamen auf 1000 Einwohner Eheschließungen:

in den Jahren		in den Jahren	
1871—75	9,4	1901—05	8,0
1876—80	7,8	1906—10	8,0
1881—85	7,7	1911	7,8
1886—90	7,9	1912	7,9
1891—95	8,0	1913	7,7
1896—00	8,4		

Zwar ist der Rückgang in den allerletzten Jahren nicht besonders groß gewesen; er ist aber grundsätzlich beachtenswert, da man berechtigt ist, anzunehmen, daß es sich dabei um den Anfang eines dauernden Rückganges der Eheschließungen handelt, eine Entwicklung, wie sie auch manche andere Staaten, z. B. die skandinavischen, aber auch England, durchgemacht haben. Auch eine solch geringfügige Abnahme der Eheschließungen, wie sie sich aus obigen Zahlen ergibt, muß einen ganz wesentlichen Einfluß auf die Geburtenzahl ausüben. In den Jahren 1898—1902 betrug

Digitized by Google

die Heiratsziffer 8,4, 8,5, 8,5, 8,2 und 7,9; in den Jahren 1903—08 8,0, 8,1, 8,2, 8,1 und 8,0; in den Jahren 1909—13 7,8, 7,7, 7,8, 7,9 und 7,7. Nehmen wir nun einmal, um nur ein ganz oberflächliches Bild der Wirkungen dieses Rückganges zu erhalten, an, daß in dem letzten Jahrfünft 1909—13 die Heiratshäufigkeit relativ die gleiche gewesen wäre, wie in dem voraufgegangenen mit durchschnittlich 8,08, so wären, bezogen auf die Volkszahl nach der Aufnahme vom Dezember 1910, in den Jahren 1909—13 96 850 Ehen mehr geschlossen worden. In noch krasserem Lichte erscheint der Rückgang, wenn man unter den gleichen Voraussetzungen die Heiratshäufigkeit der Jahre 1898—02 mit durchschnittlich 8,3 auf das letzte Jahrfünft überträgt; unter dieser Voraussetzung wären in diesem dann 167 875 Ehen mehr zustande gekommen und am Schlusse desselben mehr vorhanden gewesen. Wie ein solcher Rückgang auf die Geburtenzahl wirken muß, bedarf keiner weiteren Ausführungen. Nehmen wir die durchschnittliche Kinderzahl einer Ehe mit vier an, so ergibt dieser Rückgang der Eheschließungen in den fünf Jahren 1909—1913 bereits einen Ausfall an Nachwuchs, der in die Hunderttausende geht. Schon eine einfache Gegenüberstellung der Heirats- und Geburtenziffern der einzelnen Jahre und ein Vergleich ihrer Schwankungen zeigt diesen Zusammenhang. Es wird davon nachher noch die Rede sein.

Es ist bekannt, daß gerade die Eheschließungen in ihrer Häufigkeit ganz besonders stark von den wirtschaftlichen Verhältnissen beeinflußt werden. In einer Zeit, wo diese günstig sind, wo die Geschäfte gut gehen, die Löhne steigen und jeder sein genügendes Auskommen hat, pflegt die Zahl der Eheschließungen zuzunehmen, in Zeiten mit der umgekehrten Entwicklung zurückzugehen. Dieser Zusammenhang läßt sich an den verschiedensten Maßstäben ebenso deutlich nachweisen, wie die Tatsache, daß der neuzeitliche Rückgang der Eheschließungen nicht seine Ursache in ungünstigen Verhältnissen des Wirtschaftslebens hat.

Greift man zu einem Maßstab, der wie z. B. die Intensität des Güterverkehrs und die davon in entscheidender Weise beeinflußte Rentabilität der Eisenbahnen in gewissem Sinne ein Gesamtbild von der Lage des Wirtschaftslebens in einem Lande geben kann, so ist, wie die folgende Zahlenreihe zeigt, dieser Zusammenhang ebenso wie die zuletzt aufgestellte Behauptung deutlich wahrnehmbar.

In den Jahren	Auf 1000 Einwohner entfielen in Deutschland Eheschließungen	Betrug der Betriebsüberschuß der deutschen Eisenbahnen in % des Anlage-Kapitals
1871—75	9,42	5,50
1876—87	7,72	4,54
1888—95	7,94	5,22
1896—00	8,42	6,08
1901—03	8,00	5,52
1904—07	8,10	6,40
1908—10	7,83	5,11
1911—13	7,80	5,47

In den Jahren 1911—1913, in denen die Heiratsziffer weiter zurückgegangen ist, und so ganz besonders niedrig war, kann diese Tatsache nicht, wie früher, aus einer Verschlechterung der Wirtschaftslage erklärt werden. Seit dem Jahre 1887 hat die Heiratsziffer nicht mehr den gleich niedrigen Stand erreicht, wie im Jahre 1913, und wenn sie auch in den Jahren 1878—1883 zum Teil noch niedriger war, so ist dies zwanglos aus der damaligen Wirtschaftslage heraus zu erklären. Noch an mancherlei anderen Maßstäben kann man diesen Zusammenhang nachweisen. So ging früher immer eine niedrige Heiratsziffer Hand in Hand mit einer starken Auswanderung, während diese gerade in den allerletzten Jahren äußerst geringfügig gewesen ist. Während in den Jahrzehnten 1871—1880 und 1881—1890 im Jahresdurchschnitte der Verlust durch Auswanderung in Deutschland 77 193 bzw. 131 908 Personen betrug, wanderten im Jahre 1913 nur 25 843 Personen aus; in den beiden Vorjahren mit 22 690 und 18 545 sogar noch weniger. Wenn man sich all dieses vor Augen hält, dann gewinnt der Rückgang der Eheschließungen in den letzten Jahren eine ganz besondere Bedeutung. Denn eine solche Entwicklung müßte dahin führen, daß ein größerer Teil der im fortpflanzungsfähigen Alter befindlichen Bevölkerung als bisher unverehelicht bliebe, also für die legitime Fortpflanzung keine Rolle spielte. Schon vorher, unter der Wirkung der höheren Heiratsziffern, war dieser Anteil ein ganz erheblicher.

Nach der Volkszählung vom Jahre 1910 gab es Ledige in Deutschland:

im Alter von	bei den Männern	Frauen
über 35 Jahren	921 549	1 230 186
„ 40 „	645 971	946 063
„ 45 „	335 492	546 139

In allerengster Beziehung zu der Häufigkeit der Heiraten steht das Heiratsalter. Leider ist auf diesem so wichtigen Gebiete die amtliche Statistik eine durchaus unzureichende. Sie gibt im allgemeinen für den Familienstand, den Altersaufbau und die Häufigkeit der Heiraten nur die Durchschnittsziffern für die ganze Bevölkerung, während gerade die verschiedenen Verhältnisse in den einzelnen Berufen und sozialen Klassen von ganz besonderer Bedeutung sind. Ist es doch auch bekannt und durch zahlreiche neuere Untersuchungen erwiesen, wie verschieden es in dieser Hinsicht mit der Höhe der ehelichen Fruchtbarkeit bestellt ist, und man ist ohne weiteres, vor allem auf Grund älteren Materials, berechtigt anzunehmen, daß bei den Eheschließungen ähnliche Unterschiede bestehen. Auf einige dieser Möglichkeiten sei im folgenden kurz hingewiesen.

Mit ganz geringen Schwankungen hat in Preußen im Durchschnitt der Jahre 1908—1913 das durchschnittliche Heiratsalter für Männer 28,9, für Frauen 25,6 Jahre betragen. Bis zu diesem Zeitpunkt war dasselbe bei beiden Geschlechtern nicht unerheblich herabgegangen, seitdem hielt es sich auf der gleichen Höhe. Es bestehen nun bei uns starke Tendenzen, die auf eine Verminderung des durchschnittlichen Heiratsalters hinwirken. Es ist bekannt, das wurde eben bereits angedeutet, daß hierbei in den einzelnen Berufsschichten und sozialen Klassen wesentliche Verschiedenheiten bestehen. Sie lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Unselbständigen in früherem Alter zu heiraten pflegen, als die Selbständigen, und daß der gleiche Gegensatz zwischen Industriearbeitern und ländlicher Bevölkerung vorhanden ist. Bei den höheren Beamten ist das Heiratsalter wesentlich höher als bei den mittleren, und bei diesen höher als bei den unteren. Nach einer Erhebung, die im Jahre 1912 für die männlichen Beamten und Unterbeamten der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung vorgenommen wurde, ergibt sich folgendes Bild:

Von 1000 männlichen Personen waren ledig bei den

Digitized by Google

im Alter von	höheren Beamten	mittleren Beamten	Unterbeamten
30—35 Jahren	328	227	179
35—40 „	250	107	61
40—45 „	140	64	26

Daß hierbei vor allem auch die Verhältnisse in den Städten recht ungünstige sind, zeigt eine neuere Erhebung über die Verhältnisse der deutschen Lehrerschaft (Fischer, „Beiträge zu einer Statistik der deutschen Lehrerschaft," 1916).

Von 1000 Ehen waren bei den Lehrern geschlossen worden:

	im Deutschen Reiche	in der Provinz Posen	in Berlin
vor dem 25. Lebensjahre	341,2	475,8	227,4
im 25.—30. „	501,5	402,3	549,7
im 31.—35. „	119,4	91,0	160,9
im Alter von über 35 Jahren	37,0	30,9	72,0

Diese Tatsachen, welche in diesen kurzen Zahlenreihen zum Ausdruck kommen, müssen wir nun in Beziehung setzen zu dem neuesten Rückgang der Heiratsziffer.

Die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands hat in dem letzten Menschenalter dazu geführt, daß ein immer steigender Teil der Bevölkerung in Handel und Industrie tätig war, und daß die Unselbständigen gegenüber den Selbständigen zahlenmäßig erheblich zugenommen haben, d. h. diejenigen Schichten der Bevölkerung, bei denen das Heiratsalter niedriger ist als bei den anderen. Wenn auch wohl noch andere Gründe in Betracht kommen, so ist es doch diese Verschiebung, auf welche in erster Linie die Tatsache zurückzuführen ist, daß bis vor kurzem, wie vor allem die diesbezüglichen Angaben der preußischen Statistik zeigen, das durchschnittliche Heiratsalter bei beiden Geschlechtern einen nicht unerheblichen Rückgang erfahren hat. Eine einfache Ueberlegung zeigt ja auch, daß, wenn z. B. in allen Berufen und sozialen Schichten das durchschnittliche Heiratsalter das gleiche bleibt, dieses im Durchschnitt der gesamten Bevölkerung sinken muß, wenn diejenigen Kreise desselben besonders stark zunehmen, in denen es bisher unter dem Gesamtdurchschnitt gelegen ist. In den letzten Jahren vor dem Kriege, etwa in der gleichen Periode, in der auch die Heiratsziffer eine rückläufige war, ist nun in Preußen, dessen Verhältnisse auch unbedenklich auf das ganze Reich übertragen werden können, bei beiden Geschlechtern, im Gegensatz zu den Vorjahren, das durchschnittliche Heiratsalter nicht weiter gesunken, sondern etwa auf der gleichen Höhe geblieben. Wenn uns nun aber auch dafür noch keine bestimmten Zahlenangaben vorliegen, so kann man es doch als unbedingt sicher hinstellen, daß auch seit dem Jahre 1907, dem Zeitpunkte der letzten Berufs- und Gewerbezählung, die obengenannte Entwicklung weitere Fortschritte gemacht hat, daß auch weiterhin die in Handel und Industrie tätige Bevölkerung stärker zugenommen hat als die in der Landwirtschaft beschäftigte und daß auch das gleiche von dem zahlenmäßigen Verhältnis von Selbständigen und Unselbständigen gilt. Damit mußte auch der Anteil derjenigen an der Gesamtbevölkerung wachsen, die ein unterdurchschnittliches Heiratsalter hatten, und damit weiter, wie auch bisher, die Tendenz zu einer weiteren Herabminderung desselben für die Gesamtbevölkerung ausgelöst werden. Da aber dieses, wie die Daten für Preußen zeigen, nicht der Fall gewesen ist, so ergibt sich daraus der Schluß, daß in dem angezogenen Jahrfünft 1909—13 gleichzeitig mit dem Rückgange der Heiratshäufigkeit auch das Heiratsalter in einzelnen sozialen Schichten und Berufen zugenommen haben muß. Daß dem so ist, ergibt sich auch aus der bekannten Tatsache, daß bei einem Rückgange der Heiratshäufigkeit vor allem die Ehen zwischen vorher Ledigen abnehmen, nicht aber diejenigen, bei denen der eine oder beide Teile bereits einmal verheiratet gewesen sind; das muß natürlich erhöhend auf das Heiratsalter einwirken.

Nun wollen wir im einzelnen betrachten, wie sich der Zusammenhang zwischen Heirats- und Geburtenhäufigkeit statistisch darstellt.

Es kamen im Deutschen Reiche auf 1000 Einwohner:

in den Jahren	Geburten	Eheschließungen	in den Jahren	Geburten	Eheschließungen
1895	37,3	8,0	1905	34,0	8,1
1896	37,5	8,2	1906	34,1	8,2
1897	37,2	8,4	1907	33,2	8,1
1898	37,3	8,4	1908	33,0	8,0
1899	37,0	8,5	1909	32,0	7,8
1900	36,8	8,5	1910	30,7	7,7
1901	36,9	8,2	1911	29,5	7,8
1902	36,2	7,9	1912	29,1	7,9
1903	34,9	7,9	1913	28,3	7,7
1904	35,2	8,0			

Wenn auch gegenüber den vorangegangenen Jahrfünften die Geburtenziffer der Jahre 1895—99 eine Verringerung aufwies, so zeigen doch die obigen Zahlen deutlich, daß in diesen Jahren steigender Heiratshäufigkeit von einem ausgesprochenen Geburtenrückgang keine Rede sein kann; er setzt stärker erst mit der Jahrhundertwende ein, und ganz besonders stark dann in der Zeit, in der auch die Heiratshäufigkeit zurückgeht. Da bekanntlich ein ungemein mannigfaltiger, schon zur Genüge erörterter Ursachenkomplex zur Erklärung des Geburtenrückganges herangezogen werden muß, Ursachen, die zunächst mit der Heiratshäufigkeit in keinerlei Zusammenhang stehen, so wird man zusammenfassend sagen dürfen, daß diese auch schon in den Jahren 1895—99 wirksamen Ursachen durch die Zunahme der Eheschließungen im wesentlichen kompensiert worden sind, während dann deren Rückgang in den folgenden Jahren noch zusätzlich zu dem geburtenmindernden Einfluß der sonstigen Ursachen hinzukam und diese in ihrer Wirksamkeit noch verstärkt hat.

Das wird ganz deutlich, wenn man die obige Zahlenreihe in gleiche Gruppen zusammenfaßt. Es kamen auf 1000 Einwohner

im Durchschnitt der Jahre	Geburten	Eheschließungen
1895—99	37,26	8,3
1900—04	36,00	8,1
1905—09	33,26	8,04
1910—13	29,40	7,74

Von der ersten zur zweiten Periode betrug der Geburtenrückgang 3,38 v. H., von der zweiten zur dritten 7,61 v. H., von der dritten zur vierten 11 v. H. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß an diesem so besonders starken Rückgang in den letzten Jahren vor dem Kriege die Verminderung der Heiratshäufigkeit die Hauptschuld trägt.

Es war bekanntlich auch gerade der starke Geburtenrückgang dieser letzten Periode, der denselben in so bedenklichem Lichte für das Volkswachstum erscheinen ließ. Denn bis dahin war er nur in einem solchen Maße erfolgt, daß er durch das Sinken der Sterblichkeit mehr als ausgeglichen wurde und daß die Geburtenüberschüsse infolgedessen davon

Digitized by Google

unberührt blieben; erst die letzten Jahre haben hier eine Wandlung gebracht, welche für die gleichen Zeiträume wie oben die folgende kleine Zahlenreihe kurz aufzeigt.

Es kamen auf 1000 Einwohner berechnet mehr Geborene als Gestorbene im Durchschnitt der Jahre:

1895—99	14,80	1905—09	14,04
1900—04	14,50	1910—13	12,50

Auch in den letzten Jahren waren die Geburtenüberschüsse noch weit höhere, wie in früheren Zeiten (1871—80 11,9, 1881—90 11,7), aber trotzdem verdient dieser jüngste Rückgang die allerernsteste Beachtung.

Dieser Frage der Heiratshäufigkeit kommt nun auf Jahre hinaus noch nach dem Kriege eine ganz besondere Bedeutung zu. Nicht nur, daß in demselben Hunderttausende von Verheirateten gefallen oder infolge von Krankheit oder Verwundung fortpflanzungsunfähig geworden sind, daß damit also entsprechend viele Ehen keinen Nachwuchs mehr liefern können, durch den großen Ausfall an ledigen Männern im heiratsfähigen Alter wird ebenfalls auf Jahre hinaus die Heiratshäufigkeit eine Verminderung erfahren müssen. Um so größere Bedeutung müssen wir also der Tatsache zumessen, daß bereits in den letzten Jahren vor dem Kriege die Zahl der Eheschließungen im Rückgange und das Heiratsalter im Steigen begriffen war.

Es erhebt sich somit die Frage nach den Ursachen dieser Entwicklung. Dieselbe ist nicht leicht und nicht restlos zu beantworten infolge des vollständigen Versagens der amtlichen Statistik auf diesem Gebiete. Zunächst fehlen alle Unterlagen, um mit Bestimmtheit anzugeben, in welchen Berufen und sozialen Schichten, ob auf dem Lande oder in der Stadt, dieser Rückgang eingetreten ist, wir wissen ferner nur Unvollkommenes über die Altersklassen, in denen dieser stattgefunden hat. Man ist also dabei notwendigerweise auf Vermutungen und Kombinationen angewiesen.

Schluß folgt.

Arthur Dix / Beamtentum und Familie in Bulgarien

In den Erörterungen über das Bevölkerungsproblem hat D. Naumann mehrfach mit Nachdruck den Satz vertreten, daß im festbesoldeten Beamtentum die Neigung zur Beschränkung der Kinderzahl besonders stark hervortrete. Es ist reizvoll, die Gültigkeit dieses Satzes in einem Lande nachzuprüfen, das sich durch Kinderreichtum im allgemeinen besonders auszeichnet.

Die deutschen Reichstagsabgeordneten, die im letzten Sommer Bulgarien besuchten, haben oft zum Ausdruck gebracht, daß nichts ihnen mehr zu Herzen gegangen, als die Huldigung der Kinder in den verschiedenen Städten. Die Zahl der Kinder, die bei diesen Gelegenheiten aufmarschierte, war ebenso erstaunlich, wie ihre frische Begeisterung erhebend war. Tatsächlich ist Bulgarien wohl das kinderreichste Land in Europa. Die Bevölkerungsstatistik gibt dem noch nicht genügend Ausdruck, da sie über die Auswanderung hinweggleitet. Sucht man aber aus der Bevölkerungsbewegung die Auswanderung zu ermitteln und so in Ansatz zu bringen, daß man aus der statistischen Zunahme der Bevölkerung das natürliche Volkswachstum herausschälen kann, so ergibt sich für dieses natürliche Volkswachstum ein Satz von annähernd 2 v. H.

Auch der durchschnittliche Kinderreichtum einer Familie ist aus der bulgarischen Statistik nicht unmittelbar ersichtlich. Man kann sich nur an die Angaben über die durchschnittliche Kopfzahl eines Haushalts halten. Das aber ist mit Rückschlüssen auf die durchschnittliche Kinderzahl um so eher erlaubt, als die Zahl der Dienstboten namentlich im ländlichen Haushalt gering zu sein pflegt — alle Arbeitskräfte liefert in der Hauptsache die Familie selbst. In „häuslichen Diensten" waren in Bulgarien nur etwa 16 000 Personen ermittelt.

Die alleinstehenden Personen, die einen Haushalt ohne Anhang führten, machten im Jahre 1910 5,77 v. H. aus. 1892 waren es nur 1,74 v. H. gewesen. Auch hier also wirkte die Intensivierung des wirtschaftlichen und staatlichen Getriebes bereits in einer familienlösenden Weise. 31,72 v. H. der Haushaltungen hatten 2 bis 4 Köpfe (1892: 34,18 v. H.), 54,09 v. H. 5—9 Köpfe (1892: 56,75 v. H.), 8,24 v. H. mehr als 10 Köpfe (1892: 7,33 v. H.).

Man wird danach getrost sagen können, daß mehr als die Hälfte aller bulgarischen Familien mindestens drei Kinder hat. Familien mit mehr als zehn lebenden Kindern sind durchaus keine Seltenheit. Im bäuerlichen Haushalt — und das ist ja weitaus die Mehrzahl aller bulgarischen Haushalte — gilt jedes Kind als zuwachsende Arbeitskraft. Man fürchtet nicht die hungrigen Mäuler, die sich ja leicht stopfen lassen, sondern schätzt die arbeitenden Hände, die auf dem Felde helfen können.

Ganz anders in der Beamtenfamilie — auch in Bulgarien, wie ein Blick in die hier mehr ins einzelne gehende Statistik lehrt. Von rund 50 000 Staatsbeamten, wozu mehr als 5000 weibliche Beamte und Funktionäre gehören, waren über 14 000 ledig, 34 000 verheiratet, der Rest verwitwet oder geschieden. Also ein sehr hoher Prozentsatz von Ledigen. 18 000 Beamte unterhielten einen Einzelhaushalt oder einen solchen von nur 2 Personen. Kinderlose Familien darf man danach auch unter den Beamtenfamilien als vereinzelt betrachten, da es sich bei den etwa 4000 Beamten mit zweiköpfigem Haushalt in der Hauptsache um junge Ehen handeln dürfte. Kinderlos waren insgesamt gegen 20 000 Beamte. 7645 hatten nur 1 Kind, 7939 zwei Kinder, 6125 drei, 3940 vier, 2270 fünf, 1146 sechs, 524 sieben, 194 acht und 93 mehr Kinder. Darf man also in Bulgarien allgemein die Familie mit wenigstens drei Kindern als die Regel, den Einzelhaushalt als seltene Ausnahme ansprechen, so war unter den Staatsbeamten die Zahl der Ledigen etwa ebenso groß wie die Zahl der Familien mit mindestens drei Kindern und die Zahl der Familien mit 1—2 Kindern größer als die der kopfreicheren Familien.

Diese Beobachtung in einem so kinderreichen Lande wie Bulgarien dürfte zur Bestätigung des eingangs erwähnten Satzes von D. Naumann gehören, auch wenn es in Bulgarien eine ansehnliche Zahl von Beamtenfamilien mit mehr als fünf Kindern gibt.

Ziehen wir ergänzend noch die Beamtengehälter heran, so müssen wir bei ihrer Beurteilung im Auge halten, daß (von der Kriegszeit abgesehen) das tägliche Leben in Bulgarien noch ungemein billig und die Anspruchslosigkeit durchweg groß ist.

Das Durchschnittsgehalt aller Staatsbeamten beläuft sich auf 1544 Fr. jährlich. 20 000 haben ein Gehalt von weniger als 1000 Fr. (durchschnittlich 685), nur 1000 mehr als je 5000 (durchschnittlich 6446). Mehr als 10 000 Fr. beziehen nur 46 Staatsbeamte, darunter nur die Minister, Generale und Gesandten über 12 000.

Rudolf Dietrich / Im Vorstadtfriedhof

Im Vorstadtfriedhof zwischen Kinderhügeln
geh ich in flimmernden Engelflügeln
im Sommerabend auf und nieder; —
zwischen Kreuzen und leblos gewordenen Dingen
blühen Blumen und flattern Schmetterlinge.

Kann es sein, daß ich ein Knabe war
mit hellem Haar,
daß ich spielte und lachte,
mir über den lieben Gott Gedanken machte,
mit dem Vater über die Felder ging,
Blumen pflückte und Schmetterlinge fing...?

Digitized by Google

Gottfried Traub / Maienfahrt

Es war, als hätt' der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nur träumen müßt'.
Eichendorff.

Das war eine wirkliche Maienfahrt nach Konstantinopel und zurück. Unbeschreibliche Schönheit lag ausgegossen über der Stadt uralter Erinnerungen und junger Hoffnungen. Einige Tage Regen waren eine Erlösung für dürren Boden. Dann kam die Sonne wieder mächtig durch und mit ihr die königliche Welt der Farbe und des Lichts, der saftigen Fülle und der zeugenden Pracht. Funkelnder Schnee umkränzte den Olymp, aber des Frühlings blaues Band schlang sich um die Pinien und Judasbäume an den Schlössern des Bosporus. Die Schönheit stand vor trunkenem Aug' wie ein reifgewordenes Weib. Segnend begleitet uns der Frühling durch Bulgarien und Serbien. In voller Frische lagen diese Länder da. Reiche Aecker, schwellende Wiesen, lichte Baumkronen füllten das rasch vorübergleitende Bild. Schafe und Schweine, Kühe und Esel trieben sich umher. Alles freute sich der Erde, die jung erwacht ihre Gaben aus ihrem Schoß schenkte und sich ihres eigenen Wohlbehagens freute. Im Felsental hinter Nisch pflückte ich Blumen, und die Kastanien mit ihren Kerzen standen am Weg wie eine westfälische Bäuerin in ihrem Hochzeitstaat. Wie wunderbar schön ist die Welt, und sie kümmert sich wenig darum, ob serbische Bauern pflügen oder Stettiner Mannschaft die Bahnen behütet, ob die Gegend erobert ist oder nicht: Freund und Feind grüßt die Natur und schenkt ihnen Licht und Wonne. Auch in Ungarn war die Erde grün, und in überschwemmten Wasserflächen glitzerte der Sonne Bild. Immer deutlicher kam das Fragen: Wie wird's auf deutschem Boden aussehen? Den Karpathen entlang rollte der Zug. Die Blüte wurde immer spärlicher. An den Bergen hingen die Wolken. Es ging herein in die Industriegebiete von Oesterreich-Schlesien. Grau in grau hüllte sich die Landschaft, und kalt pfiff der Wind den flinken Zug entlang. Aber immer wieder zeigte sich doch, daß des Winters Macht gebrochen war. Auf hohen Bergen wollte der Schnee nicht weichen. Aber langsam tastete sich der Frühling an Zweigen und Halden hin. Ein rührendes Bild. Mager sah alles aus, sobald das Auge sich schloß und in die Ueppigkeit der südlichen Fülle eintauchte. Desto rührender erschien die Siegesgewißheit dieses Frühlingsglaubens, der hier lagerte, Scholle um Scholle langsam erobernd und sich zwischen dem Wintergesellen einzwängend. Dann ging's durch Schlesien hindurch an wohlgepflegten weiten Aeckern vorbei, und junge Birken tanzten ihren frohen Reigen um schwarzgrüne ernste Fichtenwälder. Es war ein leuchtend schöner Abend. Das Licht brach sich mehr und anders, als am Goldenen Horn. Aber es strömte wie ein sicherer Strom, der durch Geröll und Stein sich seinen Weg bahnen mußte, unaufhaltsam über die Ebene. Und dann hüllte sie einen weiten Wald voll Föhren ein, und die roten schimmernden Stämme öffneten ihre Brust und jubelten wie trotzig stolze Männer. Eine ungeheure lichte Ruhe lagerte über deutschem Boden. Welt, wie bist du so schön! Himmel, wie wunderbarlich ist dein Gesicht! Es war also doch Frühling geworden. Ob wir je den Frühling so herzlich begrüßt, wie dieses Mal? Unser Glaube war auf harte Probe gestellt, desto herzerquickender seine Erfüllung. Sonne *kann* wieder warm scheinen; Sonne kann wieder Blüten streuen, pflanzen, sprossen, wachsen lassen. Wir wußten es ja; es war nur so lang, so lang dahin, wie der Glaube in diesem Krieg auf so starke Proben gestellt wird. Nun hat die Maienfahrt begonnen. Man atmet rascher; alles sieht frischer drein. Es geht gegen den Sommer. Es wird reifen; die Früchte winken. Wehe dem, der sie zu früh brechen will! Sommer will seine Zeit!

Soziale Bewegung

Fortführung der Sozialpolitik. Der Staatssekretär des Innern, Dr. Helfferich, hat im Reichstag folgende Ausführungen gemacht: „Durch unsere Sozialpolitik, mit der wir anerkanntermaßen an der Spitze aller großen Nationen stehen, ist es gelungen, die Gegensätze mit der Arbeiterschaft in Deutschland in einem Maße zu beseitigen, daß unserem Volk die Vaterlandsliebe und Vaterlandstreue erhalten geblieben ist. Die Sozialpolitik nimmt ihren Ausgang von dem bekannten Manifest des großen Kaisers Wilhelm I., der sich dabei unvergeßliche Verdienste erworben hat. Sie ist auch nicht gemacht worden von einer Partei dieses Hauses, sondern von allen Parteien im engsten Zusammenwirken mit der Regierung. Wir werden dabei auch in Zukunft bleiben, wenn wir auch durch den Krieg gezwungen waren, eine Unterbrechung eintreten lassen zu müssen."

Mehr Verständnis für die Lage des Kleinhandels! Aus Kleinhandelskreisen schreibt man der Tagespresse: In der letzten Zeit mehren sich wieder die Zeitungsmeldungen, welche den Kleinhändler als unhöflichen und auf Wucher bedachten Menschen schildern. Wir würden eine Unterlassungssünde begehen, wenn wir länger dazu schweigen wollten, wobei es durchaus nicht unsere Absicht ist, wirklich Schuldige in Schutz zu nehmen. Diese dürften aber wohl zu den Ausnahmen gehören. Die große Mehrzahl der Kleinhändler lebt in steter Angst, gegen irgendeine der vielen Verordnungen zu verstoßen. Und leider gibt es noch viele Käufer, welche bis heute nicht begriffen haben, daß wir im Kriege, also in veränderten Verhältnissen, leben, daß es auch ihre Pflicht ist, sich mit dem zu begnügen, was da ist, anstatt Unmögliches zu fordern. Dies geschieht aber in der Hauptsache von Käufern, welche sonst nie in dem betreffenden Geschäft zu sehen waren. Sie meinen, es fehle am guten Willen des Verkäufers, der, abgehetzt und nervös von den vielen Verordnungen und dem Markenzählen und -sortieren, schließlich auch einmal die Geduld verliert und es aus dem Walde schallen läßt, wie es hineingerufen wurde. Etwas mehr Duldung und Verständnis mancher Käufer würde Differenzen weniger aufkommen lassen und Segen stiften, namentlich dort, wo sich die Frau tapfer Mühe gibt, den im Felde stehenden oder bereits gefallenen Mann zu ersetzen, um das Geschäft nicht ganz zu schließen. Der Kleinhändler wird es schon im eigenen Interesse nicht an Entgegenkommen fehlen lassen, wo ihm ein solches noch möglich ist.

Vom Sparzwang für Jugendliche. Der vom Generalkommando in den Marken verordnete Sparzwang für jugendliche Erwerbstätige unter 18 Jahren hat in Berlin in neun Monaten rund 3 Millionen M. zusammengebracht. Davon sind 1 140 000 M. auf Antrag freigegeben, so daß der Bestand an Zwangsspargeldern rund 2 Millionen M. beträgt. Gewiß ein ansehnliches Ergebnis einer Maßnahme, die nur wegen gelegentlicher rigoroser Handhabung vielfach scharf bekämpft worden ist.

Eine Organisation der Eisenbahnerinnen hat der Zentralverband deutscher Eisenbahner (Sitz Elberfeld), der Entwicklung des Arbeitsmarktes im Verkehrswesen Rechnung tragend, durch Errichtung einer Sonderabteilung für weibliche Eisenbahner eingeleitet. Die Arbeit des Verbandes kommt so auch den im Eisenbahndienst tätigen Frauen und Mädchen zugute und verpflichtet diese wieder zur Mitarbeit in der Organisation. Schon allein die Lohnfrage macht den Zusammenschluß der weiblichen Eisenbahner notwendig; denn der Elberfelder Verband vertritt den Grundsatz: für gleiche Leistung gleicher Lohn. Neben der Standesinteressenvertretung gewährt der Verband den weiblichen Bediensteten unentgeltlichen Rechtsschutz und das alle acht Tage erscheinende Verbandsblatt, das für die Eisenbahnerinnen einen besonderen Kopf erhält: „Zentralorgan für die weiblichen Bediensteten der Eisenbahnverwaltung".

Alte Arbeiter. Wie sich die Zeiten ändern, schreibt der „Gewerkverein": Vor dem Kriege bedeutete die Vollendung des 40. Lebensjahres für den Arbeiter und Angestellten einen Wendepunkt. Es war sozusagen die Majorsecke. Wer 40 Jahre alt geworden war, von dem nahm man an, daß er nicht mehr voll leistungsfähig sei, und nicht wenige Betriebe, auch solche des Reiches und des Staates, schlossen ihre Tore vor dem Arbeiter, der in höherem Lebensalter seine Tätigkeit anbot. Da kam der Krieg. Plötzlich wurden auch die über 40 Jahre alten Landsturmleute eingezogen und mußten alle Strapazen und Entbehrungen der Feldzüge auf sich nehmen. Und sie hielten sie aus. Eine weitere Etappe bildete das Hilfsdienstgesetz. Bis zum 60. Lebensjahre sind danach die Deutschen verpflichtet, in kriegswirtschaftlichen Betrieben zu arbeiten. Jetzt geht es auf einmal. Aber noch mehr! Kürzlich suchte die Papier-Ausstattungsfabrik Hannovera in Hannover Buchbinder, die über 60 Jahre alt sind. Maßgebend dafür war natürlich der Mangel an jüngeren Arbeitskräften. Aber wenn die mehr als 60jährigen nichts leisten könnten, würden sie doch nicht eingestellt und bezahlt werden. So hat also auch auf diesem Gebiete der Krieg als Erzieher gewirkt. Er hat gezeigt, daß die Abneigung gegen die Beschäftigung älterer Arbeiter durchaus ungerechtfertigt war. Und wenn auch nach dem Kriege zahlreiche junge Arbeitskräfte zurück-

strömen, so wird doch das Vorurteil, das man früher gehabt hat, etwas geschwunden sein, und man wird nicht ohne weiteres dem älteren Arbeiter die Tür vor der Nase zuschlagen, wenn er um Arbeit nachfragt.

Die Zukunft des Handwerks. Die Mecklenburgische Handwerkskammer in Schwerin erläßt einen öffentlichen Aufruf in den dortigen Tagesblättern, welcher Eltern, Vormünder, Pfleger, Geistliche und Lehrer auffordert, ihr Interesse dem Handwerk zuzuwenden und ihre Bemühungen mit den Handwerkerkreisen zu vereinigen zwecks Gewinnung neuer Lehrkräfte, um die durch den Krieg dem Handwerk gewordenen schweren Verluste seiner jüngeren Kräfte wieder ergänzen zu können. Fast gleichzeitig mit diesem durchaus den gewordenen Verhältnissen im Nachwuchs des Handwerks berechtigten Aufruf hat der Vorstand der Berliner Gewerkschaftsverbände, in einer kürzlich abgehaltenen Versammlung, sich ebenfalls mit dieser für die Zukunft des deutschen Handwerks außerordentlich schwerwiegenden Frage beschäftigt und ist zu der Entschließung gelangt, daß zur Erzielung eines Erfolges dieser Bestrebungen, in erster Linie eine wesentliche Aufbesserung des Kostgeldes, entsprechend den wirklichen Ernährungskosten, zur Durchführung gelangen müsse. Beide Teile, Aufruf und Entschließung, sind vollauf begründet und dürfen die Aufmerksamkeit und das Interesse aller Freunde eines gesunden und leistungsfähigen Handwerks beanspruchen. Es bedarf kaum eines besonderen Hinweises, daß durch den langen und opferreichen Krieg gerade das Handwerk einen recht erheblichen Prozentsatz seiner in der Vollkraft der Schaffensjahre stehenden Zugehörigen verloren hat, deren Ersatz schon um deswegen weit schwieriger zu bewerkstelligen ist, weil es sich um fachmännisch vorgebildete Arbeitskräfte handelt, deren Vollwertigkeit durchweg einer mindestens drei- bis vierjährigen Lehrzeit bedarf. Da auch die Industrie in vielen Zweigen für ihren Ersatz an fachmännisch geschulten Arbeitskräften das Reservoir des Handwerksersatzes nicht entbehren kann, diese aber nach dem Kriege zweifellos zur eigenen Auffüllung ihrer fehlenden Arbeitskräfte aus dem Born des Handwerks neuen Ersatz schöpfen muß, so erhellt schon hieraus, welche Fülle handwerklicher Kräfte nach beiden Seiten bei Wiedereintritt voller Friedenstätigkeit erforderlich sein wird. Leider wird in den ersten Jahren auch nicht annähernd allen Nachfragen nach handwerklichen Hilfskräften, weder im Handwerk selber noch in der Industrie, die Deckung ihres Bedarfs gelingen.

Büchertisch

Ernst Vollbehr, **Bei der Heeresgruppe Kronprinz.** Bruckmann, München 1917. Der Kriegsmaler Ernst Vollbehr hat sein zweites Kriegsskizzenbuch herausgegeben. Die Kämpfe um Verdun haben in Vollbehr einen Beobachter und Schilderer gefunden, der in seinen künstlerischen Darbietungen wie selten einer sich der Größe der Ereignisse gewachsen zeigt. Das Buch enthält eine stattliche Anzahl von Temperaskizzen (um deren farbige, ausgezeichnet frische Wiedergabe sich der Verlag sehr verdient gemacht hat), daneben einfarbige Studien, Bleistiftskizzen, sowie eine Anzahl von Photographien, nicht einfach geknipst, sondern in bezug auf Bildwirkung sehr geschickt aufgenommen. Und dies alles fließt, lebendig und launig, der Text in Form von Tagebuchnotizen. Der Künstler als Persönlichkeit verrät hier sein menschliches Wesen, wie er sich im Trubel der Kampfzone zurechtfindet zwischen Ereignissen und Personen, wie er immer wieder das malerische Motiv trotz Tod und Grauens zu finden weiß. Das Werk Vollbehrs überragt alles, was bisher an Erzeugnissen der zahlreichen Kriegsberichterstatter, Kriegsmaler und sogenannten Spezialzeichner durch Zeitschriften, Bücher und Illustrationen veröffentlicht wurde. Vollbehr begnügt sich nicht damit, vom sicheren Port eines Armeeoberkommandos die Dinge nach „Schilderungen von Augenzeugen" darzustellen (wodurch z. B. die Produkte unserer Marinemaler so farblos und für den Eingeweihten so unwahrscheinlich bleiben). Tagaus, tagein pilgert er, begleitet von seinem Burschen mit Staffelei und Malblock, nach vorn in die Zone der „dicken Luft". Er ist in den Reservestellungen und belauscht das Leben in Höhlen und Unterständen, er durcheilt die Sperrfeuerzone und sitzt im vordersten Graben und bei den Artilleriebeobachtern im Granatloch. Ebensogut steigt er im Fesselballon auf und fährt im Kampfflugzeug mit. Immer und immer nimmt er engste persönliche Fühlung zu den Dingen, beobachtet selbst, und dadurch gewinnen alle seine Bilder eine absolute Wahrhaftigkeit und Treue. Das Schöne und Gewaltige der Natur vereint er versöhnend mit der harten, unerbittlichen, ernsten Todesarbeit unserer Soldaten da draußen. Das Maleraug findet sein Motiv im Todesgrauen der Granaten, die seine Arbeit oft genug verderben, es erschaut das Charakteristische der von Gräben durchzogenen, durch Einschläge und durch Verhaue zerrissenen Gefechtslandschaft und findet daneben das tröstliche kleine Idyll eines Fleckchens, das mit blühenden Blumen wie durch ein Wunder inmitten völliger Verwüstung stehen geblieben ist. Aus allem spricht der unverzagte ernste Künstler, den es unwiderstehlich lockt, das wirkliche Leben im Felde zu schauen, den ästhetische Ueberempfindsamkeit und Sentimentalität abstoßen, der vor den furchtbarsten Bildern menschlicher Vernichtungswut stehend, fein und taktvoll das malerische Motiv zu erfassen weiß, ob er in der Etappe zeichnet oder hastig zwischen zwei Feuerüberfällen mit eilender Hand die Skizze zusammenstreicht. Bei den Bildern entsteht immer wieder das Gefühl: hier ist das wirklich Wesentliche in höchster Prägnanz und Konzentration gegeben, trotzdem aber wird die Härte der nüchternen Wahrheit nie fühlbar. Namentlich in den ausgezeichneten Panoramabildern von einzelnen Gefechtsstreifen zeigt sich der militärisch geschulte, auf das Wesentlichste eingestellte Blick. Offiziere aller Waffen haben hier oft neben der Staffelei gestanden, den Künstler auf das zur militärischen Erfassung der Situation Wichtige hingewiesen.

So ist eine Bildersammlung entstanden von bleibendem Wert. Allen denen, die im Graben waren, sicher bald lieb und vertraut, für das Publikum, dem es um das Verstehen der Wirklichkeit ernst ist, ein gutes Mittel, die Dinge draußen zu begreifen. Ueber beides hinaus eröffnen diese Skizzen für später eine erfreuliche Perspektive. Sie werden als Bildbeigaben zu kriegsgeschichtlichen Arbeiten der zu erwartenden Riesenproduktion schlechter blutrünstiger Schlachtendarstellungen entgegentreten können. Viele von den Panoramaskizzen werden als Vorwürfe dienen können zu großen Gemälden, die in unseren Offizierkasinos, Vereinshäusern, Kriegerheimen und Schulen der Nachwelt das Geschehen dieser Tage besser übermitteln werden, als es bisher die säuberlich gepinselten Massenangriffe wohluniformierter Soldateska mit dem ordenübersäten höheren Stab im Vordergrunde haben tun können.

Hans Halle (Leutnant im Felde).

„Der englische Staat und der deutsche Staat" von Geheimrat Prof. Dr. F. Tönnies. Verlag von K. Curtius, Berlin 1917. Preis br. 3,60 M.

Dieses Buch eines hervorragenden Kenners der neueren Geschichte und wohl unseres bedeutendsten Soziologen „ist vorzugsweise der volkstümlichen Belehrung bestimmt". Es bietet uns eine durch geschichtlichen Rückblick und durch wissenschaftlichen Ueberblick besonders aufklärende vergleichende Darstellung englischer und deutscher Staatsverhältnisse: zunächst, um alle falschen Vorstellungen daheim und draußen zu berichtigen und die dürftigen zu bereichern.

Was den englischen Staat angeht, so zeigt er sich in vieler Hinsicht als durchaus unmodern. Er hat „kein Bürgerliches Gesetzbuch, nicht einmal ein Strafgesetzbuch". „Der Mangel einer geordneten Verwaltung, eines geschulten Beamtentums, und eines ausgebildeten Verwaltungsrechts" macht sich besonders fühlbar. Die Vorstellung einer größeren Entwickeltheit und Vorbildlichkeit in staatlicher Hinsicht beruht durchaus auf Unkenntnis der wirklichen Zustände. Vielmehr liegt die Sache jetzt umgekehrt. Im staatlichen Versicherungswesen, im Volksschulwesen und in der Einrichtung des allgemeinen Wahlrechts ist England unserem Vorgehen gefolgt, ohne uns aber erreicht zu haben. Die allgemeine Wehrpflicht hat es erst während dieses Krieges eingeführt.

Auch die Meinung von einem besonders demokratischen England ist verkehrt, im Gegenteil, in keinem Staate Deutschlands sind „die gesellschaftlichen Grundlagen so stark aristokratisch wie hier".

Unsere eigenen Verhältnisse sind uns bekannter; ich brauche auf deren Darstellung deshalb nicht noch besonders einzugehen. Nur soviel sei bemerkt, daß trotz aller stolzen Liebe zu ihnen doch nirgends ihre Mängel übersehen werden und etwa ungerügt oder ohne Vorschläge zur Besserung bleiben.

Neben einer Fülle von einzelnen Kenntnissen über die augenblicklichen und auch vergangenen Verhältnisse beider Staaten bietet uns das Buch aber auch noch eine Menge allgemeiner Lehren, die die Gesundheit, Erhaltung und Entwickelung fortgeschrittener Staaten überhaupt betreffen. So handelt es von dem Unterschiede der Parteiführer, des unabhängigen aristokratischen von dem dessen einzige Macht in dieser Führerheit selber besteht, von der Stetigkeit, die ein so verwickeltes Gebild, wie es der heutige Staat ist, in seiner Verwaltung nötig hat, und von dem besten Wahlrecht. Eine zu frühe Wahlmündigkeit, wie sie in England besteht, wird als ein Verderb angesehen, als eine große Gefahr für die Redlichkeit der Wahlmache und die Würde des Wahlkampfes. Die Erneuerung des preußischen Abgeordnetenhauses und Herrenhauses (dann besser „Ständehauses") wird als schlechthin notwendig angesehen, und zwar auf Grundlage des allgemeinen, gleichen, unmittelbaren und geheimen Wahlrechts.

Unter anderen Büchern über Staatskunde nimmt dies Buch aber aus zwei Gründen noch eine besondere Stellung ein. Zunächst, weil es Vergleiche zieht und dadurch nicht bloß überhaupt mehr Kenntnisse vermittelt und unterhaltender wirkt, sondern vor allem, weil es dadurch zur Beurteilung und Wertung anregt. Jedem Jüngeren, der erst hineinwächst in die Arbeit am Staate,

Digitized by Google

kann es deshalb als hervorragender Führer empfohlen werden, aber auch noch manchem Aelteren.

Doch nicht ein bloßes Lernbuch ist es — wenn auch ein selten inhaltreiches, das deshalb auch nicht etwa so ganz schnell überflogen werden kann —, sondern es hat noch einen anderen ebenso hohen Wert. Der ist einmal die Liebe zu Volk und Heimat, die aus jeder Seite hervorleuchtet. Und der Wert ist weiter: der hohe Wille und die feste Zuversicht, daß unsere Volksgemeinschaft, schon durch „Sprache, Sitte und Recht, durch Kunst und Wissenschaft, durch Ueberlieferung und Geschichte" verbunden, nun auch durch die „aus Gesinnung frei sich ergebenden Tätigkeiten" ganz in den Staat hineinwachse, ganz von sich aus ihn erfülle, „organisierten Volk", „Staatsbürgergenossenschaft" werde, und zwar nicht so sehr „unter Veränderung der Verfassung", um so mehr aber „durch williges und einsichtiges Zusammenwirken der Organe, die innerhalb der Verfassung tätig sind".

Dr. H. L. Stoltenberg.

Bei Süd- und Bugarmee 1915. Kriegsberichte von Offizieren des A. O. K. Linsingen. Mit 1 Titelbild, 16 Abbildungen und 3 Karten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1917. 86 Seiten.

Das Buch enthält Aufsätze von Hauptmann Curt Pehlemann und Leutnant d. Res. Karl Mönckeberg über die Kämpfe der Armee Linsingen in den Karpathen und am Bug. Die Schilderung ist sachlich, ruhig, hält sich von jedem Ueberschwang fern, bringt manches, was das Verständnis dieser Kämpfe wirklich fördert, ist aber ganz farblos und ohne literarischen Wert. Den Schluß bildet ein gutgemeintes Gedicht. F. O.

Zwanzig Heimatlieder im Felde. Für zweistimmigen und vierstimmigen Männerchor in einfachster Weise gesetzt von Prof. Bruno Röthig. Mit Scherenschnitten von Hertha v. Gumppenberg. (32 S.) Berlin 1917, Furche-Verlag. Preis 40 Pf.

Das Heft enthält 20 Lieder, die von Professor Röthig, dem um die Pflege des Volksliedes verdienten Kantor an St. Johannes in Leipzig, in hübscher Weise gesetzt sind. Die Auswahl läßt jedoch manchen Wunsch übrig, und auch die Scherenschnitte befriedigen nicht. Immerhin ist die gute Absicht derartiger Veröffentlichungen zu begrüßen. Die anderen Unternehmungen, die den Soldaten ein Stück Heimat in den Schützengraben tragen sollen, sind dem Furche-Verlag besser geglückt.

Das Bild als Verleumder. Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung. Von Ferdinand Avenarius. Mit 72 Abbildungen. Volksausgabe zum Preis von 75 Pf. 151. Flugschrift des Dürerbundes. Verlag von G. D. W. Callwey in München München.

Von dieser bereits vor einem Jahr erschienenen Schrift ist jetzt eine billige, ungekürzte Ausgabe erschienen, der die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Hier ist, ausgewählt aus einem noch viel umfangreicheren Stoff, der Avenarius vorlag, ein Bildermaterial zusammengebracht, das unwiderleglich das systematische Verhetzungswerk unserer Feinde beweist. Uebersichtlich bespricht der Verfasser die Fälschung bildlicher Urkunden, freie Illustrationen, Karikaturen und Fälschung des Ausdrucks, wobei er besonders hinweist auf die gefährlichste Art der Verleumdung, auf die verschleierte Karikatur, die von den Formen der Wirklichkeit ganz wenig abweicht, während die offene echte Karikatur weniger schadet. Auch sonst finden sich treffende Beobachtungen, die wir uns merken werden, z. B. „daß selbst kein anderes Volk unserer Feinde sich so zu einem allgemeinen Pauschalschimpfen erniedrigt hat, wie die Franzosen, bei denen nicht nur der Pöbel, sondern auch die Zeitung, der Brief, das Gespräch der Gebildeten das ganze Volk seiner Feinde mit Ekelnamen benennt".

So wichtig die Schrift für uns ist, von so viel größerer Wichtigkeit ist sie im Hinblick auf das neutrale Ausland: Dort muß sie verbreitet werden, um den durch die skrupellosen Lügen und Fälschungen unserer Feinde entstandenen falschen Anschauungen kräftig entgegenzuwirken. Unter allen Werken, die das Ausland über uns und unsere Feinde aufklären wollen, steht diese Schrift wegen ihrer besonderen Befähigung zu dieser Aufgabe in allererster Reihe. Wir können gar nicht genug tun, um ihre Verbreitung besonders bei den Neutralen auf jede Weise zu fördern.

F. O.

Konstantinopel: Aus dem Tagebuch einer jungen Türkin. Von Elsa Lindberg-Dovlette. 15. Band der Nordlandbücher, herausgegeben von Heinrich Goebel. Berlin, Morawe und Scheffelt Verlag, gebunden 1,20 M. 115 Seiten.

Die Verfasserin, die schwedische Schriftstellerin Elsa Lindberg, vermählt mit dem persischen Prinzen Mirza Riza Khan Arfa-ud-Dovleh, der selbst Dichter und persischer Gesandter in Konstantinopel ist, gibt ein farbenreiches Bild des alten Stambul, das dem Fremden verschlossen ist. Da sie vieles zu berichten weiß, was dem Abendländer neu und unbekannt ist, und da die Schilderung bemüht ist, dem Geheimnisvollen des Gegenstandes zu entsprechen, liest man es gerne. Aber das Werk einer Dichterin ist es nicht; es ist seiner Art nach ein Feuilleton. F. O.

Bodenfrage und Arbeiterinteresse. Von Th. Brauer. Eine erste Einführung. Jena, Gust. Fischer. Preis 5,— M.

Der Verfasser, der offenbar der Gewerkschaftsbewegung nahesteht, will untersuchen, welches Interesse der Arbeiter an der Rechtsordnung für den Grund und Boden hat. Er prüft sie sowohl vom Produzenten-, wie vom Konsumentenstandpunkt des Arbeiters aus. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Mobilisierung des Bodens und seine Behandlung als Ware die Gesamtheit von dem Zugang zum Boden ausgeschlossen habe. Hierin sieht er das Haupthindernis für die volle Entfaltung der Produktivkräfte. Er verwirft auch unser Realkreditsystem. Die Schrift läuft aus in eine warme Propaganda für die Bodenreform. Auch wer, wie der Unterzeichnete, den Ausführungen des Verfassers zum großen Teil nicht beipflichtet, wird ihm das Zeugnis ausstellen müssen, daß er sich ernsthaft bemüht hat, sich sachlich mit den entgegenstehenden Ansichten auseinanderzusetzen. E. E.

Briefkasten

Druckfehlerberichtigung zu dem Aufsatz von Max Weber in Nr. 17: S. 274 Sp. 1 Anm. Zeile 9 v. u.: statt „und den" lies „aus den".

S. 276 Sp. 2 Zeile 9 v. u.: statt „Hauptkapital" lies „Großkapital".

S. 277, Sp. 1, Absatz 2, Zeile 1: statt „nie" lies „nun". — Absatz 3, Zeile 7: statt „Ethiker" lies „Politiker".

Prof. K. in K. Die Feldausgabe der „Hilfe" hat den gleichen Inhalt wie die andere Ausgabe, ist aber auf geringerem Papier gedruckt. Der Vierteljahrspreis beträgt nur 1 M, weil viele Freunde im Felde jetzt den Bezugspreis der Heimatausgabe nicht zahlen können. An Privatadressen kann leider eine Versendung nicht erfolgen.

Bücherspenden an deutsche Gefangene können wir kostenlos verschicken. Es ist uns von einem „Hilfe"-Freunde Geld dafür überwiesen worden. Wer uns Adressen mitteilen kann, an die Sendungen erwünscht sind, wird gebeten, auch die Vorschriften anzugeben, die für Büchersendungen von den feindlichen Staaten erlassen sind.

Frl. R. in M. Jahrgang 1916 der „Hilfe" ist jetzt gebunden zu haben. Näheres im Anzeigenteil.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Uff. E. in D., Uffz. F. in B., **1,30 M.:** Pfr. T. in B., **2 M.:** Uffz. T. im Felde, **3 M.:** Hapa in K., Feldhilfsarzt E. im Felde, **10 M.:** Frau K. in N.

Bücher für Armee und Marine: Dr. W. in Heppenheim: 1 Bd. Reuter, K. in Wilmersdorf: 2 Halbjahresbände Velhagens Monatshefte, Lesegesellschaft in Aue (Erzg.): 12 Bücher, Frau M. in Halensee: 4 Bücher, Hilfsschullehrerin F. in Landsberg: 89 Bücher (fremde Sprachen), Pfr. J. in F.: 1 Buch.

Für Bücher für Heer und Marine: Klasse 1a d. st. höh. M. in Colmar i. Els. 5 M., Gefr. W. W. im Felde 2 M.

Allen Gebern herzlichen Dank. Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt des Verlages **A. Oldenbourg München** bei, der Werke von Meinecke, Oncken, Lenz, Sybel u. a. anzeigt. Wir empfehlen den Prospekt, der für unsere Leser von großem Interesse ist, einer eingehenden Durchsicht.

Digitized by Google

17. Mai 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 20

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Friedensformel. — **Wilhelm Heile:** Die Verfassungsarbeit des Reichstags. — **Univ.-Professor Dr. P. Mombert:** Eheschließungen und Volkswachstum. — **Prof. Broßmer:** Volkstum und Heimat als Grundlagen der Wehrerziehung. — **Leberecht Migge:** Neuer Totenkult. — **Gottfried Traub:** Geschichtschreiber. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 6. Mai.

Die sozialistischen und liberalen Blätter sind voll von Einzelnachrichten darüber, welche sozialistischen Gruppen an der geplanten Friedenskonferenz in Stockholm sich beteiligen werden. Daß die Vertreter der mitteleuropäischen Sozialdemokratie einschließlich der Bulgaren erscheinen werden, ist ebenso klar wie das Erscheinen der skandinavischen, holländischen und Schweizer Sozialisten. Darüber hinaus aber liegt fast noch alles im Dunkel. Heute gerade heißt es, daß der Belgier Vandervelde nicht teilnehmen wolle und als alter Vertreter der internationalen Organisation gegen den unlauteren Wettbewerb der schwedischen Sozialdemokraten protestiere. In Frankreich scheint eine Minderheitsgruppe sich vertreten lassen zu wollen, während die offizielle Sozialdemokratie ablehnt. Aus England wird wohl überhaupt niemand erscheinen, der als offizieller Vertreter einer sozialistischen Partei gelten könnte, und ob aus Rußland Vertreter der zur Regierung gehörenden Sozialdemokraten in Stockholm auftreten werden, kann von niemand gesagt werden, da in Petersburg selbst die Lage der Regierung unsicher ist. Man muß sich also darauf gefaßt machen, daß unter Umständen ein Kongreß entsteht, bei dem der große Zehnverband nur durch ganz kleine sozialistische Splitter vertreten ist. Gelingt es nicht, größere und ernsthafte Bestandteile der Sozialdemokratie aus Rußland und den Westmächten nach Stockholm zu bringen, so darf die dortige Zusammenkunft ruhig noch etwas verschoben werden.

Im Haushaltsausschuß des Deutschen Reichstages wird die Verwaltung der militärisch besetzten Gebiete besprochen. Dabei wird die Klärung der polnischen Verhältnisse als sehr dringlich hingestellt. Die jetzige Lage des polnischen Staatsrates ist nicht auf die Dauer haltbar. Er muß entweder zu einem Ministerium mit behördlichen Vollmachten umgestaltet werden oder er wird an Mangel einer wirklichen staatsbildenden Tätigkeit sich von selbst wieder auflösen. Staatssekretär Helfferich bezeichnet mit Bestimmtheit auch noch heute die Kundgebung der zwei Kaiser vom 5. November 1916 als die Grundlage unserer polnischen Politik.

Montag, 7. Mai.

Der Chef des Admiralstabs der Marine teilt mit, daß nach den bis zum 6. Mai eingelaufenen Meldungen die Summe der im Monat April versenkten feindlichen und neutralen Schiffe über eine Million Brutto-Register-Tonnen beträgt. Es werden noch weitere Versenkungen bei Rückkehr von Unterseebooten gemeldet werden. In dieser Ziffer verbirgt sich eine ungeheure Leistung technischer Klugheit und soldatischen Opfermuts. Die Erwartungen, die man von dem Erfolg des unbeschränkten U-Boot-Krieges hatte haben können, sind tatsächlich übertroffen. Während es natürlich an sich eine Unvernunft ist, so viel Laderaum und wertvolle Stoffe zu vernichten und damit die Gesamternährung der Menschheit im nächsten Winter und den Neubeginn der Weltwirtschaft nach dem Kriege zu gefährden, so bleibt uns nach dem englischen Versuche eines Aushungerungskrieges gar nichts anderes übrig, als den Hungerkrieg mit dem Hungerkrieg zu beantworten. Trotz aller volkswirtschaftlichen und sonstigen Bedenken müssen wir uns über die Million versenkter Registertonnen freuen. — Die täglich zufließenden Nachrichten über Störungen des englischen und französischen Hafenverkehrs durch U-Boote und Minenleger können von uns nicht im einzelnen aufgezeichnet werden. Zurzeit gelten die Häfen von Liverpool, Belfast, Dünkirchen und Le Havre als wegen Minengefahr gesperrt. Selbstverständlich sind englische und französische Minensucher beständig bemüht, das durchseuchte Wasser zu säubern. In Amerika berät unter Vorsitz des weltberühmten Edison eine Konferenz von 75 Ingenieuren über eine Gegenwirkung gegen den U-Boot-Krieg.

Nördlich von Reims und in der Champagne wurde von neuem auf einer Front von 38 Kilometern gekämpft. Auch am Chemin des Dames, der sich südlich von Laon in westöstlicher Richtung hinzieht, mußten erbitterte französische Vorstöße zurückgewiesen werden. An einzelnen Stellen sind die Deutschen bis hinter diesen Weg zurückgeworfen. Der Winterberg mit dem Dorfe Chevreux wurde bis zur Höhe von den Franzosen besetzt. Chevreux selbst wurde dabei von den Deutschen gehalten. Die französischen Berichte der letzten Tage sind voll von Siegesmeldung und leider auch von Gefangenenzahlen. Daß es sich um keine bedeutenden Ortsverschiebungen handelt, ergibt sich aus der Nachprüfung der namhaft gemachten Orte auf der Karte.

Dienstag, 8. Mai.

Die Kundgebung des russischen Ministers des Auswärtigen, Miljukow, an die Ententemächte, daß Rußland seinen Verbündeten treu bleiben werde bis zum Sieg, hat den Arbeiter- und Soldatenrat in Petersburg veranlaßt, eine Entschließung anzunehmen, in der die Miljukowsche Kundgebung so sehr abgeschwächt wurde, daß von ihr kaum etwas übrigbleibt: Der Arbeiter- und Soldatenrat erklärt seinen unerschütterlichen Entschluß, in Zukunft auf dem Wege des Kampfes für den Frieden zu bleiben und fordert die ganze revolutionäre Demokratie Rußlands auf, sich noch enger um diesen Rat zu scharen. Die Arbeiter- und Soldatenabgeordneten werden den Widerstand der Regierungen brechen und sie zwingen, Friedensbesprechungen auf der Grundlage des Verzichtes auf Annexionen und Entschädigungen einzuleiten. — Auf Vorschlag des von Inspektionsreisen an die Front zurückgekehrten Kriegsministers Gutschkow hat die provisorische Regierung nicht weniger als 76 Armeeführer, kommandierende Generale und Divisionäre verabschiedet, davon 35 Generale auf der sogenannten Nordfront und 41 auf der Westfront. An der südlichen Front sind keine Massenverabschiedungen vorge-

Digitized by Google

nommen worden, da der dortige Oberbefehlshaber Brussilow sich geweigert hat, eine Neubesetzung der oberen Stäbe lediglich aus politischen Gründen gutzuheißen. Der Stockholmer Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", Behrmann, sagt, daß im Gutkowschen Ministerium eine Liste von rund 120 Brigadechefs und 300 Regimentsführern aufgestellt werde, deren Verabschiedung bevorstehe.

Mittwoch, 9. Mai.

Im Kampfgebiet bei Arras wurde das von den Unserigen verlorene Dorf Fresnoy im Sturm wiedergewonnen. Es liegt im Mittelstück der Einbuchtung gegenüber von Vimy, die sich die Engländer mit unbeschreiblichen Opfern erzwungen haben.

Die Italiener setzen sich in Albanien immer mehr fest und nehmen den Griechen die Aussichten auf Epirus weg. Nach dem „Secolo" haben sie eine Verbindungsstraße vom Adriatischen bis zum Aegäischen Meere hergestellt. Sie ist 300 Km. lang, beginnt bei Santi Quaranta und zieht sich über Argyrakastro—Leskowich—Koritza nach Florina, von wo die Straße nach Monastir und Saloniki abzweigt. Die Erhaltung der Straße von Santi Quaranta bis Leskowich ist den Italienern anvertraut, und von dort den Franzosen.

Wir lesen, daß der russische Finanzminister Terestschenko darauf hinweist, daß, wenn von Rußland die Verträge mit den bisherigen Verbündeten nicht gehalten werden, Rußland von ihnen und von Amerika kein Geld mehr bekommen würde. Damit berührt der russische Finanzminister einen sehr wichtigen Punkt der geänderten Weltlage. Wenn nämlich bis vor kurzem die Russen an eine etwaige Lösung ihrer Verbandspflichten und eine Art Staatsbankerott dachten, so hatten sie in ihren Gedanken Amerika als Hintergrund ihrer Hoffnungen; denn gerade nach Abschiebung seiner bisherigen Schulden hätte Rußland ein breites Anlagegebiet für amerikanische Werte sein können. Es würde auch zu viel gesagt sein, wenn man jetzt behaupten wollte, das könne nach einem Abschwenken Rußlands von der Entente überhaupt nicht mehr eintreten. Aber immerhin bedeutet es für die russische Finanzwirtschaft eine sehr große Bindung, daß Amerika jetzt offiziell an der Seite Englands steht. Man hat den Eindruck, das von England aus alle nur möglichen Bedrohungen benutzt werden, um die Russen einigermaßen im Banne der Vertragspflichten zu halten. Es wird den Russen angst gemacht vor einem japanischen Einfall, sobald England seine schützende Hand hinwegzieht. Es wird auch inoffiziell damit gedroht, daß England die russischen Ostseehäfen besetzen werde In der Tat ist es keine einfache Aufgabe, zurzeit der russischen Revolution russischer Minister des Auswärtigen sein zu müssen.

Donnerstag, 10. Mai.

Ueberall wird die Frage erörtert, ob und inwieweit die von der Sozialdemokratie vorgeschlagene Friedensformel „ohne Annexionen und ohne Entschädigungen" sich zur Beendigung des Krieges eigne. Der sozialdemokratische Abgeordnete Noske gibt im Reichstag bei Besprechung des fast erloschenen Kolonialhaushaltes Erklärungen ab, die wohl geeignet sind, zur weiteren Klärung beizutragen: „Wir wollen Deutschland unverändert aus dem Krieg hervorgehen lassen. Dazu gehört auch die Erhaltung der deutschen überseeischen Besitzungen. Die Sozialdemokraten haben zwar stets die kapitalistische Kolonialpolitik anders beurteilt als die bürgerlichen Parteien; das schließt aber nicht ein, daß nun England die deutschen Kolonien wegraffen darf. Wenn wir Frieden ohne Annexionen verlangen, so gilt das selbstverständlich auch für England. Friede ohne Vergewaltigung besagt, daß auch Deutschland seine Kolonien behalten muß. Friede ohne Annexionen kann aber nicht bedeuten, daß nun etwa kein Grenzstein verrückt werden darf. Grenzverschiebungen, Preisgabe von Teilen deutschen Kolonialbesitzes haben selbstverständlich genügende Kompensationen zur Voraussetzung." Der fortschrittliche Abgeordnete Waldstein schloß sich diesen Ausführungen an.

An der Westfront sind erneute heftige französische Angriffe am Winterberg und weiter östlich. Die französischen Heeresberichte enthalten beständig Nachrichten von kleinen örtlichen Erfolgen, Zurückweisung deutscher Angriffe und Gefangennahmen. Damit aber können sie vor ihren eigenen Landsleuten nur schwer verdecken, daß der Durchbruchsversuch im ganzen vollständig gescheitert ist. Man glaubt, daß sich die Einzelkämpfe noch längere Zeit fortsetzen werden, daß aber eine Aenderung der Kriegslage in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist.

Nach langer Ruhepause ist es nördlich von Saloniki wieder recht lebendig geworden. General Sarrail macht einen vielleicht letzten größeren Versuch, die ihn umlagernde bulgarisch-deutsche Armee zurückzustoßen. Heftige Kämpfe sowohl am Doiransee wie östlich von Monastir im Cernabogen. An einer Stelle wurden die Unsrigen aus ihren Gräben herausgedrängt, haben aber die alten Plätze wiedergewonnen. Die Verluste der italienisch-russisch-französischen Kräfte waren außerordentlich schwer. Am Doiransee haben die Bulgaren mit großer Tapferkeit einen englischen Angriff zurückgewiesen.

Französische Zeitungen sind ungehalten darüber, daß der Arbeiter- und Soldatenrat in Petersburg kein entscheidendes Gewicht auf die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen für Frankreich legt. Wofür hat Frankreich in mehr als 20 Jahren große finanzielle Opfer gebracht, wenn nun kurz vor der Entscheidung sein russischer Mitkämpfer ihm untreu wird? Sollte die Regierung in Petersburg tatsächlich ihre Uninteressiertheit an der elsaß-lothringischen Frage aussprechen, so müßte das in ganz Frankreich einen peinlichen Eindruck hervorrufen, weil dann der Krieg als zwecklos für die Franzosen erscheint.

Freitag, 11. Mai.

Gestern wurden im Deutschen Reichstag die neuen Verträge zwischen Deutschland und der Türkei angenommen, deren hauptsächlichster Inhalt die Beseitigung der Kapitulationen ist, d. h. der seitherigen Ausnahmerechte westeuropäischer Ansiedler in den türkischen Ländern. Staatssekretär Zimmermann hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede über die waffenbrüderliche Politik der Türkei: Deutschland muß aus politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten Gewicht darauf legen, daß die Türkei in Zukunft kraftvoll und selbständig bleibt.

Ein Gespräch über die Vertreibung und Schädigung jüdischer Ansiedler in Palästina. Wir können von hier aus nicht beurteilen, ob und in welchem Maße diese jüdischen Ansiedler sich auf die Seite der Engländer gestellt haben. Man wird annehmen dürfen, daß die Bevölkerung Palästinas durch das Vordringen der Engländer nach Gaza in einen Zustand der Erregung versetzt ist.

Ein in Petersburg zusammengetretener litauischer Nationalrat ernannte eine provisorische Regierung Litauens. Diese bereitet die Einberufung einer litauischen konstitutionellen Versammlung vor und stellte bereits Gouverneure auf für die wichtigsten litauischen Bezirke: Wilna, Grodno, Kowno, Suwalki, Minsk, Litowsk. — Da diese Gebiete innerhalb des deutschen Okkupationsbereiches liegen, so ist die Ernennung von Gouverneuren vorläufig eine bloße Demonstration. Jedenfalls werden über die Gebiete Wilna und Grodno die Polen auch noch ein Wort mitreden wollen.

Da die Engländer und Franzosen viel Aufhebens davon machen, daß sie in den Schlachten des letzten Monats eine sehr große Menge deutscher Gefangener gemacht haben, ist es sehr nützlich, daß nach längerer Pause wieder einmal die Ziffern der Kriegsgefangenen der Mittelmächte veröffentlicht werden. Die Gesamtsumme ist 2 870 000 Offiziere und Mannschaften! Davon sind in Deutschland 1 690 000, in Oesterreich-Ungarn 1 100 000, in Bulgarien 68 000, in der Türkei 24 000; der Staatsangehörigkeit nach: 2 080 699 Russen, 368 607 Franzosen, 45 241 Engländer, 98 017 Italiener, 42 437 Belgier, 79 033 Rumänen, 154 630 Serben, 5607 Montenegriner. Was es bedeutet, diese Menge Menschen mitzuernähren, kann sich jeder leicht selbst sagen. Andererseits aber leisten sie für uns einen bedeutenden Teil der notwendigen Arbeit. Diejenigen, die an einen baldigen Sonderfrieden mit Rußland glauben, sollen auch über die Folgen einer Rücklieferung der 2 Millionen Gefangenen nachdenken.

Digitized by Google

Sonnabend, 12. Mai.

Der englische Minister Bonar Law erstattete dem Unterhaus einen Bericht über die Vorgänge an der französischen Front. Von den Franzosen sagt er, daß sie viele Kanonen und über 30 000 Gefangene eingebracht haben: „An der englischen Front wurden seit Anfang April über 20 000 Gefangene gemacht, 257 Geschütze genommen, darunter 98 schweren Kalibers, 227 Graben-Mörser und 470 Maschinengewehre. Das ist eine große Leistung. Wir sind zwei bis fünf (englische) Meilen auf einer Front von 20 Meilen vorgedrungen. Wir haben viermal soviel Gelände genommen wie im vorigen Jahre an der Somme . . . Unser Erfolg ist großenteils unserer Ueberlegenheit an Artillerie zu verdanken. Diese Ueberlegenheit hat sich auch bei unseren Fliegern gezeigt." — Auch wenn wir annehmen, daß alle von Bonar Law gemachten Einzelangaben richtig seien, so bleibt doch die Hauptsache, daß eben die Engländer nur an einer Stelle der langen Front um einige Kilometer vorgedrungen sind. Ihr riesenhafter Angriff ist gescheitert. Was unsere Truppen dabei erlebt und ausgehalten haben, ist ungeheuer, und wir dürfen uns durch keine heimatlichen Neuorientierungssorgen den Blick dafür trüben lassen, daß das Größte, was jetzt im deutschen Volke geschieht, nicht parlamentarische Vorgänge sind, sondern militärische.

Die Ankündigung, daß England es nicht nötig habe, die Brotkarte einzuführen, kann auf eine doppelte Weise erklärt werden, entweder durch das Vertrauen, daß die vorhandenen Vorräte auf jeden Fall bis zur nächsten Ernte reichen, oder durch bis jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten eines Verteilungssystems. Vielleicht wirken beide Gründe irgendwie zusammen. Aus neutralen Berichten entnehmen wir, daß für die Einführung der Brotkarte die Tatsache sehr hinderlich sei, daß niemand in England die Zahl der Haushaltungen kennt, da die Volkszählungen nur kopfweise erfolgen. Ueberdies werde um der Brotkarte wie um des Kartensystems willen ein ungeheurer neuer Beamtenapparat erforderlich sein, der aus nicht weniger als 50 000 Personen bestehen werde. — Ob es richtig ist, daß es in London ein Wohnungsregister nicht gibt, können wir nicht feststellen. In „Statesman's Year-Book" ist eine Wohnungsstatistik nicht enthalten; aber daraus zu folgern, daß die Distriktsbehörden keine Verteilung auf Häuser und Familien zustande bringen können, dürfte doch ein etwas voreiliger Schluß sein.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 6. Mai.

Die Lage des Weltgetreidemarktes ist gekennzeichnet durch das Ausfuhrverbot für Weizen in Argentinien. Zwar hat die englische Regierung eine Lockerung des Verbots für den geringen Betrag von 100 000 To. erreicht, aber das bedeutet nicht viel gegenüber der Tatsache, daß die argentinische Weizenernte gegen 5,2 Mill. To. 1913 nur 1,9 Mill. To. 1917 nach der neuesten amtlichen Schätzung beträgt; die Gesamternte von Weizen, Mais und Hafer umfaßt nach dieser Schätzung insgesamt 3,9 Mill. To. gegen 15,9 im Jahre 1913. Wenn diese Schätzung zutrifft, so bedeutet das den Ausfall nahezu jeder argentinischen Ausfuhr. In den Vereinigten Staaten wird nach der Schätzung der Neuyorker Produktenbörse der Winterweizenertrag 11,7 Mill. To. betragen gegen 18,6 im Jahre 1914. Dazu sind die Aussichten des Frühjahrsweizens sehr schlecht wegen des harten und langen Winters bei andauernder Trockenheit. So scheint es, als wenn für die Vereinigten Staaten gleichfalls nahezu mit einem Ausfall der Ausfuhr zu rechnen wäre. Die Folge der schlechten Ernteaussichten ist ein Zurückhalten der alten Ware und damit ein Hinaufschnellen der Preise in den letzten drei Monaten. Sie stiegen für den Bushel Weizen von 176 Cents Ende Februar auf 267½ Ende April.

Diese Tatsachen studiere ich in der Bahn, bei der Rückfahrt von Kiel, während die kühle Morgensonne über den grünen Feldern liegt, denen der harte Winter nicht so viel geschadet zu haben scheint, wie erst gefürchtet wurde. Und während Dörfer, Wiesen und Aecker in sonntäglichem Frieden vorüberziehen, denkt man daran, welche seltsame Verzerrung es ist, daß die Völker fast des ganzen Erdballs nun schon seit Jahren ihre stärksten Befriedigungen aus dem Schaden und dem Mißgeschick der andern ziehen!

Montag, 7. Mai.

Im Verfassungsausschuß des Reichstages sind die Anträge für die Neueinteilung der Wahlkreise gestellt und — zur Beseitigung der unzulänglichen Vertretung der Großstädte — zur Einführung eines Proportionalwahlrechtes für eine bestimmte Anzahl von Großstädten.

Der feierliche Aufruf des englischen Königs zur Sparsamkeit im Getreideverbrauch mutet uns als ein fast dilettantisches Mittel an — ob es wirkt?

Die strahlenden Frühlingstage begleitet der Bericht über die Kämpfe bei Arras und an der Aisne. Man kann sich garnicht mehr vorstellen, daß man einmal frei war von der schweren Last dieses Miterlebens, daß es einmal einen Frühling gab ohne Tod!

Dienstag, 8. Mai.

In Hamburg sind in einer Versammlung des „Ehrbaren Kaufmanns" die deutschen Kanalfragen erörtert, und es ist gegenüber dem Donau-Main-Kanal, der ausschließlich Antwerpen und Rotterdam zugute kommen würde, die energische Förderung des Elbe-Oder-Donau-Kanals verlangt, der die deutsche Küste an Mitteleuropa anschließt. Man faßte die folgende Entschließung:

„Der von der Handelskammer zu einer außerordentlichen Versammlung berufene Ehrbare Kaufmann Hamburgs hält den Bau einer Wasserstraße zwischen der Elbe und der Donau im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung und des wirtschaftlichen Zusammenschlusses der beiden im Krieg und Frieden verbündeten Staaten, des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns, für dringend erforderlich. Die günstigste und billigste Linie hierfür ist der von der Elbe bei Pardubitz abzweigende und bei Prerau in den zu erbauenden Oder-Donau-Kanal einmündende Kanal. Die so zu schaffende, im österreichischen Wasserstraßennetz von 1901 bereits vorgesehene Verbindung zwischen der Elbe, Oder oder Donau ist vom Deutschen Reich mit allen Mitteln, auch durch Beiträge zu den Kosten des Baues, zu fördern. Diese Aufgabe darf hinter dem Donau-Main-Kanal nicht zurückstehen, dieser würde nur den Häfen von Antwerpen und Rotterdam zugute kommen und dadurch Hamburg schaden. Die Interessen Hamburgs, das durch den Krieg schwerer als ein anderer deutscher Bundesstaat in seiner wirtschaftlichen Stellung geschädigt ist, sind bei dem Bau von Wasserstraßen in erster Linie zu berücksichtigen."

Es ist merkwürdig, wie viel leichter die Sonne und das sichtbare Wachsen das Ertragen der Nahrungsknappheit macht. Auch die Möglichkeit der größeren Abwechslung durch die verstärkte Fleischration macht die Knappheit weniger empfindlich. Die Leute haben nicht so das Gefühl der Knappheit. Als neulich einmal wieder bei uns die Kartoffeln ausblieben und sie alle unverrichteter Sache abziehen mußten, sagte eine Frau ganz getröstet: „Na, wir haben ja erst heute Sirup bekommen, da können wir Brot mit Sirup essen." Es müßte Ehrenzeichen für diese stumme Geduld und dies heitere Sichabfinden geben. Sie gehören zu den moralisch stärksten Leistungen des Krieges.

Mittwoch, 9. Mai.

Der evangelische Oberkirchenrat hat sich in einem Erlaß für den Fortgang der Feldarbeit am Himmelfahrtstag ausgesprochen. Dazu ergreift in der Kreuzzeitung eine christliche Stimme das Wort, die behauptet, daß „weite christliche Kreise" (man sollte das Wort „weite Kreise" als bequemes Mittel, unbestimmte Massen im Hintergrunde ahnen zu lassen, verpönen) sich dadurch befremdet fühlten. Man brauche zum Siege vor allem des göttlichen Beistandes, und ob etwa der Oberkirchenrat damit eine Geringschätzung der Himmelfahrt bekunden wolle? Merkwürdig, daß nach fast 2000 Jahren noch Christen das Wort nicht begriffen haben — von der Herrschaft auch über den Sabbath! Der Lenker der Welt hat wahrlich in diesem Jahr mehr zu verzeihen als die versagte Himmelfahrtsruhe!

In der Verfassungskommission des Reichstages kommen sozialdemokratische Anträge auf allgemeine Einführung der Verhältnis-

Digitized by Google

wahl und des Frauenwahlrechts zur Verhandlung. Die Hamburger Frauen haben bei Senat und Bürgerschaft ihre Zulassung zum Erwerb des Bürgerrechtes beantragt.

An den deutschen Börsen — vor allem Berlin — ein starkes Aufwärtsgehen der Kurse fast aller Industriepapiere und ein Ansteigen der Spekulation, das schon zu sehr energischen Warnungen von amtlichen und sachlich maßgebenden Stellen geführt hat. Immerhin ein Ausdruck der Friedenszuversicht, des Vertrauens in die U-Boote und des Standes der Kriegsberichte.

Donnerstag, 10. Mai.

Die Rede des Staatssekretärs im Reichsmarineamt in der gestrigen Reichstagssitzung wird ein Feuer des Stolzes und Zutrauens überall in Deutschland entzünden. So etwas, was der Kenner die „Kieler Stimmung" nennen möchte, von der man so lebendig berührt wird, wenn man sie zu fühlen bekommt im frischen Wind über dem blauen Wasser der Bucht.

Im Verfassungsausschuß Beratung über die Wahlkreiseinteilung. Die Regierung gab zu, daß die bisherige Einteilung sich bei dem Mißverhältnis der Wahlkreise nicht aufrechterhalten lasse und stellte Verhandlungen mit dem Bundesrat über zweckentsprechende Aenderungen in Aussicht.

Die Kohlenversorgung soll durch Ortskohlenstellen in allen Orten mit über 10 000 Einwohnern im nächsten Winter besser gesichert werden als heute. Diese werden Zentren der Transportregelung nach Maßgabe des in den Bezirken vorhandenen Bedürfnisses sein und sollen die gleichmäßige Versorgung sichern. Der Zentralverband der Kohlenhändler stimmt der Regelung zu, bei der dem Handel volle Mitwirkung gesichert sein soll. Natürlich ist bei den sicher nicht abnehmenden Transportschwierigkeiten eine sehr sorgfältige, von langer Hand vorbereitete Regelung der Versorgung dringend erforderlich.

Wir werden nach dem Kriege ganz von neuem lernen müssen, im großstädtischen Wagenverkehr auf unsere Sicherheit zu achten; die Anpassung an das Auto muß noch einmal wieder von vorn durchgemacht werden.

Freitag, 11. Mai.

Die Arbeit des Verfassungsausschusses vollzieht sich unter steigender Mißstimmung der rechtsstehenden Presse. Dabei wird versucht, dem Kanzler Pflichtversäumnis in der Wahrnehmung der Rechte der Krone vorzuwerfen — in erkennbarer Absicht. Von der Osterbotschaft des Kaisers wird dabei nicht gesprochen.

Im Reichstag Ernährungsdebatte. Batocki gibt als Resultat bisheriger Erfahrungen: eine Steigerung unserer landwirtschaftlichen Erzeugung während des Krieges ist unmöglich; einziges Ziel kann nur möglichste Aufrechterhaltung sein. Weder Erzeugungszwang noch Anreiz durch übertriebene Preise sind wirksam. Das Ziel ist ein dreifaches: richtige relative Verteilung auf Mensch und Tier, richtige geographische Verteilung und öffentliche Bewirtschaftung zur Sicherung der letzten Monate vor der Ernte. Man empfindet in der Rede die Tatsache der allmählichen Klärung über Grundsätzliches und Taktisches in der Ernährungspolitik. Dabei hört man mit unbedingtem Vertrauen die Versicherung, daß wir bis zur nächsten Ernte reichen. Die Rede klingt, wie billig, in die Anerkennung dessen aus, was das Volk im Februar und März durchgemacht hat.

Mit der Aufhebung des Jesuitengesetzes finden sich die Vertretungen des kirchl. Protestantismus noch nicht ohne weiteres ab. Es scheint, daß hier und dort noch Versuche gemacht werden, Landesgesetzgebungen gegen den Jesuitenorden zu erreichen.

Im Reichstag wird die alberne Verleumdung, daß wir aus Soldatenleichen Fett fabrizierten, noch einmal richtiggestellt. Da, wo die Engländer hauptsächlich mit dieser Lüge Geschäfte machen, wird freilich die Aufklärung kaum hindringen. Daß das der Zeitung zugängliche Ausland das überhaupt geglaubt hat, ist doch wirklich kaum wahrscheinlich.

Sonnabend, 12. Mai.

Aus dem „Reichsarbeitsblatt" Stand des Arbeitsmarktes im März: Männliche Krankenkassenmitglieder in Preußen am 1. April 2 707 000, weibliche 2 870 000. Vom 1. März zum 1. April eine Steigerung der männlichen Mitglieder um 19 000 und der weiblichen um 24 000. Die Steigerung scheint angesichts der kriegsamtlichen Bemühungen um die Einstellung von Frauen nicht sehr erheblich. In Sachsen übersteigt die Zahl der weiblichen Kassenmitglieder die der männlichen um einen relativ viel höheren Betrag (541 000 zu 699 000).

Das Kriegsernährungsamt hat Richtpreise für — Krähen festgesetzt. Man kann sich gar nicht denken, daß bei der erhöhten Fleischration die Krähe noch Spekulationsgegenstand ist.

Aber die Fische beginnen bei uns wieder reichlicher und verhältnismäßig preiswert aufzutauchen.

Naumann / Die Friedensformel

Durch die internationale Sozialdemokratie wird in aller Welt als Friedensformel verbreitet: „Ohne Annexionen und ohne Entschädigungen" und sowohl die österreichische wie die provisorische russische Regierung haben sich dieser Auffassung angeschlossen. Es verlohnt sich also ohne Zweifel, über den Inhalt einer solchen Friedensgrundlage nachzudenken. Dabei darf nicht vergessen werden, daß noch der blutige Krieg in seiner allergrößten Wut von Arras bis in die Champagne tobt, und daß viele Tausende auf beiden Seiten noch um den Sieg, nicht aber schon um einen Ermattungsausgleich ringen. Auch auf der See wird mit allen Kräften unter Hingabe des Daseins gefochten, und kein Mensch weiß, welche Erfolge dadurch errungen werden können. Der Zeitpunkt, in dem die sozialdemokratische Formel sich aus Ermüdung und Blutleere ganz von selber einstellt, ist also noch nicht da. Müde des Krieges ist die europäische Welt, friedensbedürftig ist sie, aber ob sie friedensreif ist, das eben unterliegt der Probe. Der Papst hat von kurzem ausgesprochen, daß er den Zeitpunkt noch nicht für geeignet halte, um Friedensberatungen anzuregen. Ist er nun besser unterrichtet oder die Sozialdemokratie?

Aber wir wollen einmal annehmen, daß auch weitere Monate keine sehr großen Veränderungen des Kriegszustandes mehr bringen. Dann fängt eines Tages, wie es jetzt an der Ostfront der Fall zu sein scheint, der Friede ohne Abmachungen an. Beide Teile sind dann zunächst noch kriegsbereit, aber zufrieden, in Ruhe gelassen zu werden; allmählich verkleinern sich die Heere und schließlich wird der Krieg nur noch markiert. Mag es eine Phantasie sein, so ist es nicht ohne Nutzen, sich ein derartiges langsames Erlöschen des Krieges vorzustellen. Der Krieg stirbt, um ein altgermanisches Wort zu brauchen, den Strohtod; er wird nicht erschlagen, sondern lebt sich aus. Wie sehen dann die politischen und wirtschaftlichen Folgen aus?

Bei einem langsamen Absterben des Krieges würde jeder kämpfende Teil das behalten, was er in Händen hat. Es würde die Kriegskarte entscheiden. Deutschland und seine Verbündeten würden bis zu ihren Schützengräben weiterregieren, aber auch England und seine Genossen würden alles von ihnen besetzte Land in Asien und Afrika für sich einrichten. Wir lassen bei dieser Betrachtungsweise absichtlich alle Seekämpfe weg, weil in ihnen ein Stilllegen kaum möglich ist, ohne daß sofort das ganze Bild sich ändert. Der internationale Landkrieg also mit seinen bisherigen Okkupationsergebnissen sei die Grundlage unserer Ueberlegung!

Würde das Ergebnis der Kriegskarte uns befriedigen? Wenn man gewisse Annexionsfreunde hört, möchte es so

Digitized by Google

scheinen, denn die Kriegskarte gibt uns die flandrische Küste, die baltischen Gebiete bis nach Dünaburg hin und manches andere. Auch wenn man nun diese Gebiete nicht nach ihrer innerpolitischen Schwierigkeit hin ansieht, sondern nur als militärische und wirtschaftliche Verbreiterungen des deutschen Staats- oder Einflußbereiches, so ist das, was auf Grund der Kriegskarte auf der anderen Seite abgegeben werden muß, nicht weniger bedeutsam: das deutsche Kolonialreich und die wichtigere Hälfte der asiatischen Türkei. Da wir für unsere Bundesgenossen zu sorgen haben wie für uns selbst, so kann uns die Einbeziehung Mesopotamiens und Arabiens in die englische Machtsphäre keineswegs gleichgültig sein. Die Kriegskarte ist zuungunsten Rußlands und Frankreichs, aber sehr zugunsten Englands.

Wenn also die Sozialdemokratie den Vorschlag macht, daß man beiderseits nicht die Kriegskarte, sondern die vorhergehende Friedenskarte den Verhandlungen zugrunde legen solle, so ist das vom deutschen Standpunkte aus an sich diskutierbar, sobald man des Herausgebens aller englischen Okkupationsgebiete wirklich sicher ist. Hierfür aber scheint die Kriegslage noch nicht den nötigen Reifegrad erzeugt zu haben. Deutschland kann von sich aus nur dann auf die Friedenskarte zurückgreifen, wenn England ohne Umschweife und restlos dasselbe tut. Bis dahin sind alle Erörterungen darüber, welche der zwei Karten die Grundlage bilden solle, nur theoretisch.

Bei allen schwierigen Friedensverhandlungen hat sich in aller Vergangenheit das Zurückgreifen auf frühere Grenzen und Herrschaften empfohlen, obwohl man ja damit meist auch alte Kriegsursachen wieder aufrichtet. Der Wiener Kongreß stand vor 100 Jahren unter der Losung der Legitimität, das heißt: es sollte wieder alles so werden, wie es gewesen war. Es ist nun nicht ohne einen gewissen Reiz, jetzt gerade die Sozialdemokraten als Hauptvertreter eines ähnlichen konservativen Grundsatzes auftauchen zu sehen. Sie beweisen damit ihren historischen Sinn und treten offen ein in den Ehrensaal der staatserhaltenden Kräfte, während vielfach gerade konservative Elemente die weitgehendsten Umgestaltungen des Gewesenen verlangen.

Aber auch die Sozialdemokraten können eine ungeänderte Wiederherstellung der ehemaligen Friedenskarte nicht restlos befürworten. Die sehr bemerkenswerten Ausführungen, die Abgeordneter Noske bei Beratung des Kolonialhaushaltes im Reichstag gemacht hat, besagen, daß ein schematisches Wiederaufgreifen genau der alten Besitzstücke nicht möglich und nicht erwünscht sein würde. Es muß auf Grund der alten Karte „verhandelt" werden. Dasselbe aber wird fast jeder Vertreter der Kriegskarte auch sagen, denn die Kriegskarte ist in ihren Einzelzügen etwas Zufälliges und politisch Unmögliches. Beide Seiten also sind darauf angewiesen, etwas herzustellen, was zwischen alter Karte und Kriegskarte irgendwo in der Mitte liegt, und wobei nur ein Unterschied von Temperament oder Weltanschauung gegenüber künftigen Entwicklungen bleibt.

Diese Sachlage beeinflußt auch die Formel „ohne Entschädigungen". Zunächst will sie besagen, daß kein kämpfender Staat eine Art Strafzahlung für den Krieg als solchen zu leisten habe, aber sie wird kaum die Bedeutung haben sollen, daß für Gefangenenunterhalt, für rückzuliefernes Kriegsmaterial, für Requisitionsscheine (für militärisch unnötige Privatschädigungen?) eine gegenseitige Aufrechnung völlig erspart werden könnte. Alle Beteiligten werden wegen der Unergründlichkeit dieser Dinge bemüht sein, sich möglichst mit abgerundeten Pauschalsummen zurechtzufinden, aber ganz ohne Einzelerörterungen dürfte es doch wohl nicht abgehen. Unsere Ansiedler in den Kolonien fordern Wiederherstellungsgelder, unsere Schiffsbesitzer wollen Schiffsbauzuschüsse, ebenso aber fordern die Einwohner der von uns okkupierten Gebiete und die feindlichen und neutralen Eigentümer der durch U-Boote versenkten Schiffe eine Art von Schadloshaltung. Wird es möglich sein, alle derartigen Ansprüche von vornherein abzuweisen oder nur den betroffenen Einzelstaaten zuzuschieben? Dazu kommt dann weiter, daß die vorhin besprochenen Landberichtigungen und Kolonialvertauschungen nicht ganz ohne finanzielle Ausgleichsverhandlungen denkbar sind, da an jedem Stück Land auch Schuldverpflichtungen zu haften pflegen. Man sieht, daß die Einfachheit der Formel sich etwas verflüchtigt, sobald man die Dinge schärfer ins Auge faßt.

Das alles besagt nicht, daß die sozialdemokratische Doppelformel zwecklos ist. Keineswegs! Sie ist der erste allgemein gehaltene Versuch, eine Generaldebatte über den Frieden in Fluß zu bringen. In diesem Sinne muß sie begrüßt werden. Darüber hinaus gilt leider das Wort, daß der Friede nicht weniger schwer sein wird als der Krieg war und ist. Der Friede wird ein Prozeß sein, bei dem alles darauf ankommt, kaltes Blut zu behalten und mit den Bundesgenossen in unwandelbarer gegenseitiger Treue zusammenzustehen.

Wilhelm Heile / Die Verfassungsarbeit des Reichstags

Als der Reichstag vor anderthalb Monaten die Einsetzung eines Verfassungsausschusses beschloß, da haben die weitesten Schichten des deutschen Volkes erleichtert und dankbar aufgeatmet. Da die Reichsregierung trotz der immer wieder erneuten und bekräftigten warmherzigen Bekenntnisse des Kanzlers sich zu schnellem und tatfrohem Handeln nicht aufzuschwingen vermochte, erschien der Entschluß des Reichstags um so mehr als ein erster Ausblick auf festes Land. Nun hat der Ausschuß eine Woche lang fleißig gearbeitet und sich dann bis zum Wiederzusammentritt des Reichstags — etwa Mitte Juni — vertagt. Wir nützen die Pause und sehen rückwärts auf den ersten Abschnitt der Arbeiten und suchen die Frage zu beantworten, die auf aller Lippen schwebt: Hat der Verfassungsausschuß die auf ihn gesetzten Erwartungen gerechtfertigt, und dürfen wir angesichts der bisherigen Leistung hoffen, daß die Fortsetzung seiner Arbeit uns zum ersehnten Ziele eines deutschen Volksstaates führen wird?

Auf den ersten Blick fällt es auf, daß die eigentlich großen, die Gemüter bewegenden und das Wesen des Reichsbaues am entscheidendsten berührenden Fragen noch nicht behandelt worden sind. Es liegt nahe, daraus — wie das auch in einem Teil der reformfreundlichen Presse geschehen ist — den Schluß zu ziehen, daß man, wenn nicht gleich alle, so doch manche Hoffnung fahren lassen solle. Sieht man aber näher zu, so zeigt sich doch, daß zu solchem Pessimismus gar kein Grund vorhanden ist. Schon das, was bisher beschlossen worden ist, ist keineswegs geringfügig. Und wenn man die tatsächlichen Mehrheits- und Machtverhältnisse nüchtern prüft, so kann man es verstehen, weshalb die Hauptfragen nicht gleich zu Beginn der Beratungen in Angriff genommen wurden. Indem man zunächst die Fragen erledigte, in denen ein ganz unanfechtbarer und klarer Mehrheitswille vorhanden ist, hat man ein Maß des Zusammenarbeitens der immer geschlossener vorgehenden Mehrheit geschaffen, durch das vielleicht für die Verständigung in den am heißesten umstrittenen Kernfragen des Verfassungsproblems

Digitized by Google

die Vorbedingungen erst hergestellt worden sind. Die Vertreter der beiden liberalen Parteien, des Zentrums und der Sozialdemokratie haben je länger, je mehr Hand in Hand gearbeitet, während die ehemals sozialdemokratischen Eigenbrödler abseits standen und die Konservativen es für gut gehalten haben, regelrechte Obstruktion zu treiben.

Von den Konservativen hat man wohl kaum etwas anderes erwarten können. Sie haben ja schon vorher, von dem Augenblick an, in dem der Kanzler sein erstes, fester umrissenes Bekenntnis zur Neugestaltung der innerpolitischen Verhältnisse ablegte, planmäßig seine Stellung zu untergraben versucht. Seit der Osterbotschaft vollends haben sie keinen Zweifel mehr daran gelassen, daß sie den Kampf gegen den Geist dieser Botschaft führen würden wie einen Kampf um Leben und Tod. Und ganz folgerichtig haben sie demgemäß im Verfassungsausschuß gar nicht erst den Versuch gemacht, durch wirkliches Mitarbeiten ihre Anschauungen zur Geltung zu bringen, sondern eine böse Taktik volksverhetzender Demonstration eingeschlagen, indem sie nach ihrem alten Brauch vorgaben, den Träger der Krone und sein Recht stützen zu müssen, während doch nur sie selbst es sind, die für ihre wankende Alleinherrschaft an der Königsmacht eine Stütze suchen. Weil Volksmassen und Krone auf dem besten Wege sind, sich zu finden, muß der Kanzler beseitigt werden, der als ein Mittler des angestrebten Bundes von Demokratie und Kaisertum das Wort vom Volkskönigtum prägte und im peinlichen Verdacht steht, ihm allen Ernstes einen wirklichen Inhalt geben zu wollen.

Sind wirklich im Verfassungsausschuß so grundstürzende Dinge beschlossen worden, und gar unter Mitwirkung oder Zustimmung der Regierung, daß die Konservativen Anlaß hätten, so schweres Geschütz aufzufahren? Bislang — man ist versucht, zu sagen: leider — nicht im mindesten. Angenommen wurden zunächst die gemeinsamen Anträge der beiden liberalen Parteien und des Zentrums, daß durch die Gegenzeichnung kaiserlicher Anordnungen der Reichskanzler oder seine Stellvertreter die Verantwortlichkeit gegenüber dem Bundesrat und dem Reichstag übernehmen, und ferner, daß der Reichstag einen Gesetzentwurf fordern soll, durch welchen die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers wegen Verletzung seiner Amtspflicht und deren Feststellung durch einen Staatsgerichtshof geregelt wird. Der erste Antrag ist, im Grunde genommen, schon bisher, wenn auch nicht formal geltendes, so doch tatsächliches Recht, das nur ganz selbstverständlich ergänzt wird durch Ausdehnung der Verantwortlichkeit auf die Stellvertreter des Kanzlers, so wie es der wirklichen Bedeutung entspricht, die die Aemter der Staatssekretäre mit dem Anwachsen der Aufgaben des Reiches längst erlangt haben. Es gehört schon sehr viel Nervosität dazu, in solchen Beschlüssen den Uebergang zur reinen Parlamentsherrschaft zu sehen; denn auch die Einsetzung eines Staatsgerichtshofes bringt nichts, was nicht in einem großen Teil der deutschen Bundesstaaten — übrigens auch, wenigstens im Grundsatz, in Preußen — längst bestände. Artikel 61 der preußischen Verfassung bestimmt, daß die Minister wegen des Verbrechens der Verfassungsverletzung, der Bestechung und des Verrats durch Beschluß einer Kammer angeklagt werden können. Die näheren Bestimmungen über die Fälle der Verantwortlichkeit, über das Verfahren und über die Strafen sind freilich einem besonderen Gesetze vorbehalten geblieben, das bis heute noch immer nicht besteht. Kann es aber einen deutlicheren Beweis geben, wie wenig die juristische Verantwortlichkeit bedeutet, wenn nicht die tatsächliche Verteilung von Macht und Recht die politische Verantwortlichkeit und die ihr entsprechende gegenseitige Abhängigkeit sicherstellt?

Ebenso liegt es bei dem dritten Beschluß, der bei Ernennung von Offizieren und Beamten des Heeres und der Marine die Gegenzeichnung und damit Verantwortlichkeit der Kriegsminister und des Staatssekretärs der Reichsmarine fordert. So wenig wie die beiden ersten Beschlüsse die Errichtung des parlamentarischen Regimes bedeuten, haben die Konservativen hier ein Recht, von einem Eingriff in die Kommandogewalt und von einem Parlamentsheer zu sprechen. Es ist ja gar nicht so, daß der Reichstag durch diesen Beschluß eine Erweiterung seiner Kontrollrechte anstrebt; er hat solches Recht schon immer gehabt und auch ausgeübt. Es soll nur jener ganz haltlose und übrigens auch unrechtmäßige Zustand beseitigt werden, der dem Kriegsminister und dem Marinesekretär die gerade für sie unerträgliche Verantwortung zumutet für das, was in Wirklichkeit das für die Volksvertretung ungreifbare, unverantwortlich im Dunkeln wirkende Militär- und Marinekabinett zu verantworten hätte. Es handelt sich dabei um Wiederherstellung der ursprünglich gültigen, gesunden Rechtslage, an der die Volksvertretung nur ein sachliches, die verantwortliche Regierung aber ein ganz unmittelbares Interesse hat. Von einer Beschränkung der Kommandogewalt kann schlechterdings gar keine Rede sein; das Ernennungsrecht des Kaisers, des Königs von Preußen und der übrigen Kontingentsherren wird nicht im geringsten angetastet; in Bayern hat ja zudem der Kriegsminister längst die Stellung, die jetzt allgemein gültig werden soll, und was für die Beamten im Bereiche aller Ministerien, auch in Preußen, recht ist, wird für die Offiziere nicht weniger billig sein.

Verhältnismäßig glatt ging die Erledigung des Antrages der drei Parteien der Mitte vor sich, nach dem „die Bewilligung der Besoldungen und sonstigen Gebührnisse für Heer und Kriegsmarine im Frieden und im Kriege auf Grund der reichsgesetzlichen Vorschriften erfolgen" soll. Dagegen stimmten nur die vier Konservativen. Um so lebhafter war dann wieder die Aussprache über das Rederecht der Bundesratsvertreter im Reichstage. Bisher muß jeder Bundesratsvertreter in jeder Angelegenheit zu jeder Zeit gehört werden. Dieses Recht, auch außerhalb der Tagesordnung jederzeit das Wort zu ergreifen, sollen künftig nur der Reichskanzler und seine Stellvertreter haben, während die übrigen Bundesratsmitglieder zwar sofort hinter jedem Redner, aber nur im Rahmen des jeweiligen Verhandlungsgegenstandes das Wort bekommen sollen. Hier vereinigte der Ministerialdirektor Lewald seinen Widerstand mit dem der Konservativen, indem er von ernsten Bedenken sprach, die einen sehr ernsten Konfliktsstoff heraufbeschwören könnten. Die Mehrheit hat sich erfreulicherweise durch solchen unmöglich ernst zu nehmenden Einwand nicht einschüchtern lassen. Die Tatsache, daß die Bundesratsbevollmächtigten das ihnen formal jetzt zustehende ganz unsinnige Recht niemals gebraucht und also auch niemals mißbraucht haben, zeigt, daß diese Bestimmung, die ihre Gefahren in sich schließt, für die Bundesratsvertreter unnötig ist; und wenn es sich für den Reichstag nur um einen Schönheitsfehler handeln sollte, was keineswegs für alle Fälle sicher ist, so sind doch auch Schönheitsfehler Fehler, die zu beseitigen sich lohnt.

Nicht Lockerung des Zusammenhangs zwischen Regierung und Volksvertretung, sondern das Gegenteil ist der Sinn dieses Beschlusses. Das gleiche gilt von dem Antrag, daß der Reichstag während der Dauer des Krieges als ununterbrochen versammelt gelten soll. Herr Lewald witterte freilich auch hierin eine Beschränkung der Rechte des Kaisers, dem die Möglichkeit der Reichstagsauflösung auch im Kriege nicht genommen werden dürfe; er konnte denn aber doch nicht leugnen, daß die Volksvertretung in der Lage sein müsse, sich jederzeit über die militärische und diplomatische Kriegführung zu unterrichten. Um dem Lewaldschen Einwand die Spitze abzubrechen, wurde der Antrag abgeändert und beschlossen, daß es während eines Krieges zur Schließung oder Vertagung des Reichstages seiner Zustimmung bedarf.

Im Ernste wird niemand behaupten können, daß die Stellung der Monarchie durch solche Beschlüsse erschüttert würde. Es liegt im Gegenteil so, daß das Vertrauensverhältnis zwischen dem Volk und der in der Krone gipfelnden Regierungsgewalt neu befestigt werden soll. Dennoch sprechen die Konservativen im Verfassungsausschuß und in ihrer Presse eine Sprache, wie wenn Deutschland in die Hände von Mordbrennern geraten sei. Der Ministerialdirektor Lewald hatte im Verlauf der Verhandlungen vielfach im Sinne stockpreußisch-konservativer Unentwegtheit Einspruch erhoben, obwohl er selbst, wie schon vor ihm Helfferich, betonte, es sei für die Regierung unmöglich, vor Abschluß der Beratungen des

Digitized by Google

Reichstags und ohne Beschlußfassung des Bundesrats, sachlich Stellung zu nehmen. Dieses bremsende Verhalten der Regierungsvertreter, das doch gewiß sehr wenig im Einklang steht mit dem Geist der verschiedenen Kanzlerreden und der Osterbotschaft, hat aber die Konservativen keineswegs zu befriedigen vermocht. Sie sind unbedingten Gehorsam der Regierenden gewohnt und scheuen nur deshalb das parlamentarische Regime, weil das ihrer Parlamentsherrschaft ein Ziel setzen würde, so lange sie nicht wirklichen Boden im Volke haben. So greifen sie denn trotz der Lewaldschen Bremsversuche den Reichskanzler an, weil er sich dem Bestreben des Reichtags, die „Grundlagen der Verfassung zu untergraben", nicht widersetze. Das hätte er tun müssen, wenn er ein leitender Staatsmann sein wollte. Und die „Kreuzzeitung" schreibt:

„Wir stehen an einem Wendepunkte der deutschen und auch der preußischen Geschichte. Tag für Tag und Stück für Stück werden die Rechte der Monarchie und werden die selbständigen Befugnisse der Bundesstaaten preisgegeben... Die Stellung des Reichskanzlers zu diesen Fragen erscheint uns unverantwortlich. Sie wird ein überaus trauriges Blatt in der deutschen Geschichte bilden."

Solche Sprache ist in nichts berechtigt, es sei denn in der allerdings begründeten Besorgnis, daß dieselbe Mehrheit, die so ruhig, sachlich und entschlossen ihr Verfassungsreformwerk in Angriff genommen hat, sich auch in den entscheidenden Fragen durch die Zornesausbrüche der entthronten Konservativen nicht vom rechten Wege abbringen lassen wird. Weil man den Glauben verloren hat, sich in der Volksvertretung je wieder durchsetzen zu können, soll der Reichskanzler durch einen anderen ersetzt werden, der gewillt ist und den Mut hat, einen Strich durch die Volksrechnung zu machen.

Man muß in der Tat zugeben, daß die Konservativen dem Ende ihrer Herrlichkeit entgegengehen, wenn die Beschlüsse des Ausschusses Gesetz werden sollten. Denn die Reform des Reichswahlrechtes, die den Riesenwahlkreisen der Großstädte und Industriegebiete eine angemessene Vertretung schaffen will, bedeutet doch zweifellos eine Stärkung der Linken, die für die gegenwärtige knappe Mehrheit dauernden Bestand erwarten läßt. Es ist selbstverständlich, daß die Linke diese Reform auch dann hätte anstreben müssen, wenn sie ihr politisch nachteilig wäre. Auch durch den Kompromißantrag, der jetzt gegen die Stimmen der Konservativen, Freikonservativen und der sozialdemokratischen Außenseiter angenommen worden ist, wird die Gleichwertigkeit des Wahlrechtes in Stadt und Land noch keineswegs vollständig hergestellt. Bis zur ausdrücklich geforderten allgemeinen Neueinteilung der Wahlkreise nach der Wählerzahl werden nur die „Wahlkreise mit besonders starkem Bevölkerungszuwachs, die ein zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet bilden, eine entsprechende Vermehrung der Mandate — unter Einführung der Verhältniswahl für diese — erhalten".

Die Sozialdemokraten hatten beantragt, daß für die Wahlen im ganzen Reiche die Verhältniswahl eingeführt werden solle bei gleichem Rechte und geheimer Stimmabgabe aller über 20 Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts. Es war klug von der Sozialdemokratie, daß sie sich nicht, wie ihre Abtrünnigen, darauf versteift, sondern — unter grundsätzlichem Festhalten am Gedanken ihres von allen übrigen abgelehnten Antrags — schließlich doch mit den anderen Parteien der Verfassungsreform für die Verbesserung des bestehenden Zustandes gestimmt hat, für die eine Mehrheit vorhanden ist.

Wenn die beiden liberalen Parteien, das Zentrum und die Sozialdemokratie so fortfahren, das Reformwerk unter gegenseitigen Zugeständnissen miteinander zu fördern, so kann und muß etwas dabei herausspringen, was die Hoffnungen des Volkes nicht enttäuscht. Die nächste Probe wird die Verhandlung über die Uebertragung des Reichswahlrechts auf die Bundesstaaten sein. Das ist die Kernfrage für die Einheit der deutschen Politik. Es ist nicht länger zu ertragen, daß namentlich der führende Bundesstaat so ganz anders aufgebaut ist wie das Reich. Mit der Reichswahlreform, die der Verfassungsausschuß beschlossen hat, wird der Gegensatz zwischen Preußen und dem Reich noch schroffer und unüberbrückbarer werden. Schon immer hat es nur zwei Möglichkeiten der Festigung des Reichsbaues gegeben: entweder muß das Reich sich Preußen anpassen oder Preußen dem Reich. Mehr als je muß es jetzt auch dem entschlossensten Reaktionär klar geworden sein, daß das Reich nicht rückwärts revidiert werden kann. Es bleibt also keine Wahl: Da der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet zum Berge gehen. Preußens Wahlrecht muß das deutsche sein.

Ist dies geschehen, und ist auch das Herrenhaus gesundet worden, so kommt alles andere, die innere Neugestaltung der anderen Bundesstaaten sowohl wie die Einrichtung des Reiches als Volksstaat ganz von selbst. Die Einführung des parlamentarischen Regierungssystems ist bisher viel mehr am preußisch-deutschen Gegensatz gescheitert, als an dem Widerstand der Reichsregierung oder an der Schwäche des Reichstags. Wenn erst der Preußentag ähnlich zusammengesetzt ist wie der Reichstag, so kann sich keine Reichsregierung halten, die nicht das Vertrauen des Volkes und seiner Vertretungen besitzt.

Die Konservativen fürchten, die Liberalen und Demokraten ersehnen diesen Zustand, der allein imstande ist, unser Volk zukunftsfroh und unser Reich über das bisherige Maß hinaus stark zu machen. Bis wir so weit sind, wird es noch manchen Streit geben. Aber es ist ein Zeichen von Gesundheit, daß wir mitten im äußeren Ringen ums Dasein noch die frische Kraft haben, unter inneren Kämpfen am Ausbau des Staatsgebäudes zu arbeiten. Solange darüber nicht vergessen wird, daß nach außen alle Kräfte geschlossen und einig bleiben und wirken müssen, stärkt dieser innere Streit uns mehr, als selbst seine leidenschaftliche Ueberspannung uns zu schaden vermöchte; denn er hebt die Anteilnahme am Staat und stärkt damit den Bürgersinn, der allein zu letzten und höchsten Opfern fähig ist.

Wenn aber dieser Streit uns wirkliche Belebung des Bürgersinnes bringen soll, so ist es nötig, daß man von dem ebenso langweiligen wie nutzlosen Herbeten aller Parteikatechismen übergeht zum vorurteilsfreien Durchdenken dessen, was Sinn und Ziel aller staatlichen und volklichen Gemeinschaft ist oder sein soll. Wir kommen nicht weiter, wenn wir einen Streit um Wortfetische führen. Auf die Sache, nicht auf den Namen kommt es an. Das Wort „parlamentarisches Regierungssystem" ist so wenig beweiskräftig, wie das Schlagwort der Gegner vom Schattenkaisertum uns schrecken kann. Ebenso falsch, wie es ist, eine starke Monarchengewalt ohne weiteres in Gegensatz zur Volksfreiheit zu stellen, so falsch ist es auch, von einer starken Parlamentsgewalt die Erschütterung straffer Staatszucht und einheitlicher Kraftentfaltung zu befürchten. Deutlicher als alle Theorie spricht das Erlebnis. Die Geschichte kennt selbst für die absolute Monarchie nicht bloß Beispiele der Tyrannei, sie kennt auch das Beispiel des großen Friedrich, in dessen Staat jeder nach seiner Fasson selig werden konnte. Sie kennt andererseits im parlamentarischen England das Beispiel des siebenten Eduard, der doch ganz gewiß kein Schattenkönig war. Und sie kennt in aller Zeit und wieder eben jetzt in unseren schweren großen Tagen das Beispiel allerhöchster Kraftanspannung im republikanischen Staat. Nicht darauf kommt es an, ob wir einen Schattenkaiser haben werden oder einen Sonnenkönig oder gar eine deutsche Republik. Nicht Kronenglanz, nicht Fürstenschicksal, sondern Gegenwartslos und Zukunft des Volkes ist es, was allein die großen Opfer rechtfertigt, die unser heutiges Geschlecht für alle künftigen bringt. Nicht für den Kaiser, nicht für die Herrschaft des Parlaments: für das Vaterland, für das Volk und sein Reich kämpfen, sterben und siegen seine Söhne.

P. Mombert / Eheschließungen und Volkswachstum

(Schluß.)

Im Gegensatz zu dem Rückgang der Geburten, bei dem es sich sowohl um eine Verminderung des Fortpflanzungswillens als auch der Fortpflanzungsfähigkeit handeln kann, kommt bei den Eheschließungen lediglich der Wille zu

Digitized by Google

heiraten in Frage. Soweit es sich dabei um die Tatsache handelt, daß wirtschaftliche Gründe, z. B. unzureichende Einkommensverhältnisse, der Gründung eines Hausstandes im Wege stehen, wird man doch nur in übertragenem Sinne von einem „Nichtheiratenkönnen" reden dürfen; denn es ist der menschliche Wille, der darüber entscheidet, ob mit einem bestimmten Einkommen ein Hausstand begründet werden kann, und es ist nur allzuhäufig der Begriff des „Standesgemäßen", dem hier eine entscheidende Rolle zufällt.

Insoweit es demnach der Wille ist, der hierbei in Frage kommt, werden wir für den Rückgang der Eheschließungen wohl in hohem Maße den gleichen rationalistischen Geist verantwortlich machen müssen, der ja auch bekanntlich bei der Verminderung der Geburtenhäufigkeit unmittelbar eine Rolle spielt, die Ueberlegung, daß die Begründung einer Familie zu einer wesentlichen Einschränkung der eigenen bisher gewohnten Lebensweise führen müsse, daß sich allein das Leben wesentlich behaglicher und bequemer gestalten lasse. Soweit solche Motive eine Rolle spielen — und in zahlreichen Fällen wird dies der Fall sein — werden sie in dem Maße eine Verstärkung erfahren, als objektiv und subjektiv die Kosten eines Haushaltes im Laufe der Zeit eine Steigerung erfahren, das erstere dadurch, daß die Lebenskosten ganz allgemein in die Höhe gehen, das letztere dadurch, daß die Ansprüche an das Leben wachsen. Beides war ganz zweifellos in den letzten Jahren vor dem Kriege bei uns in recht erheblichem Umfange der Fall gewesen. Es bedarf an dieser Stelle keiner weiteren Zahlenbelege dafür, wie sehr gerade auch in diesen Jahren, ohne daß hier im einzelnen auf die Gründe eingegangen werden soll, das Leben bei uns teuerer geworden ist. Nach den Angaben Tyszkas („Das weltwirtschaftliche Problem der modernen Industriestaaten", 1916, S. 130), die sich auch mit anderen Berechnungen decken, hat von den Jahren 1900 bis 1912 in Preußen die Steigerung der Haushaltsausgaben im engeren Sinne fast 40 v. H. betragen, während die Verteuerung der Lebensbedürfnisse einer deutschen Arbeiterfamilie in dem gleichen Zeitraum auf 45 bis 50 v. H. zu veranschlagen ist. Daß daneben die Lebensansprüche nach ihren verschiedensten Seiten hin, wenn auch in den einzelnen beruflichen und sozialen Schichten in verschiedenem Maße, ganz erheblich gestiegen sind, ist ebenfalls bekannt. Nicht umsonst hat man schon vor dem Kriege immer wieder auf den allenthalben überhandnehmenden Luxus hingewiesen. Wenn wir uns die Frage vorlegen, wie sich hierin die Verhältnisse nach dem Kriege gestalten mögen, so müssen wir jene objektiven und subjektiven Faktoren streng voneinander trennen.

Was die ersteren, die Kosten des Haushalts und der Lebenshaltung, anlangt, so ist hier die Prognose keine sehr günstige. Es sind mehrere Momente, die dafür sprechen, daß die Kaufkraft des Geldes auf lange Jahre jedenfalls hinaus wachsend eine wesentlich geringere sein wird als zuvor. Einmal werden die neuen Steuern, wie sie doch in großem Umfange kommen müssen, nach dieser Richtung hin wirksam sein, und ferner wird es, ganz abgesehen von diesen, noch langer Zeit und energischen staatlichen Eingreifens bedürfen, bis das hohe Preisniveau, wie es jetzt der Krieg mit sich gebracht hat, abgebaut sein wird. Auch von anderen Gesichtspunkten aus sind die Aussichten in dieser Beziehung keine sehr günstigen. Die Steigerung der Preise, wie sie sich vor allem in dem Jahrzehnte 1901—10 gezeigt hat, ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß in dieser Periode vor allem die Produktionskosten von Rohstoffen und Nahrungsmitteln, d. h. die Erzeugnisse des Bodens, ganz erheblich gestiegen sind. Die gewaltig steigende Nachfrage nach diesen konnte nur mit steigenden Kosten gedeckt werden (vgl. dazu Eulenburg, Die Preissteigerung des letzten Jahrzehnts. 1912), und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß sich hierin in absehbarer Zeit ein Wandel vollziehen wird.

Was die subjektiven Momente, das Maß der Lebensansprüche, anlangt, so läßt sich heute darüber natürlich nichts Bestimmtes aussagen. Man predigt zwar heute allgemein Sparsamkeit und größere Einschränkungen für die Zeit nach dem Kriege, jedermann tadelt den starken Luxus, der bei uns sich vor dem Kriege breitgemacht hatte, es ist aber doch sehr die Frage, in welchem Maße sich solche grundlegenden Aenderungen der Lebensführung durchsetzen werden. An anderer Stelle („Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. Nahrungsspielraum und Volkswachstum in Deutschland." Tübingen 1916) habe ich darüber gesagt: „Diese gesellschaftlichen Tatsachen, die in die zwei Schlagworte „Standesgemäß" und „Repräsentation" zusammengefaßt worden sind, strahlen in dem Aufbau der gesellschaftlichen Klassenbildung von oben nach unten aus, d. h. es ist der Nachahmungstrieb, der Sitten und Gebräuche und äußeres Auftreten von den oberen auf die unteren Volksschichten überträgt. Eine Aenderung und Besserung muß deshalb auch unbedingt von oben ihren Ausgang nehmen, das Einfacherleben, die Lebensweise auf Grund des eigenen Geschmacks, die größere Selbständigkeit darin und Unabhängigkeit von anderen, die Abkehr vom Vorbild des lieben Nachbars, muß, wie oben schon einmal in anderem Zusammenhange gesagt wurde, zur Mode werden, um sich in genügendem Umfange durchsetzen zu können. Auf demselben Wege, wie dieses äußerlich Verflachende in unser Leben hineingekommen ist, durch den Nachahmungstrieb und die Mode, muß es aus demselben wieder verschwinden. Dazu ist es freilich nötig, daß man von oben nicht allein zu größerer Einfachheit, zur Abkehr vom Luxus ermahnt, sondern selbst mit gutem Beispiel und mit Energie vorangeht."

So wird man also zusammenfassend sagen müssen, daß die Aussichten keine sehr günstigen sind, daß nach dem Kriege, ganz abgesehen von den verheerenden Wirkungen, welche der Ausfall an so vielen Hunderttausenden in heiratsfähigem Alter stehenden Männern verursacht, die vorher schon aufgetretene Tendenz einer Verringerung der Heiratsfähigkeit zum Stillstand kommt oder dem Gegenteil Platz macht.

Somit ergibt sich, daß hier ein Punkt ist, an dem bevölkerungspolitische Maßnahmen einsetzen müssen. Schon eingangs ist gesagt worden, daß bei der umfassenden Erörterung, die heute in Wort und Schrift dem Volkswachstum und vor allem der Frage der Geburtenhäufigkeit gewidmet wird, den Eheschließungsverhältnissen lange nicht die genügende Beachtung geschenkt wird. Gerade aber zu zeigen, welch große Bedeutung diese für Volkswachstum und Geburtenzahl haben, zu zeigen, daß die so besonders ungünstige Gestaltung dieser letzteren auf den neuesten Rückgang der Heiratsfrequenz zurückzuführen ist, und daß die Gefahr besteht, daß diese Entwicklung auch noch weiterhin andauert, war der Hauptzweck der vorstehenden Darlegungen. Man wird auch sagen können, daß es wohl leichter ist und nicht so umfassender, reicher Mittel bedarf, die Eheschließungen in günstigem Sinne zu beeinflussen, als unmittelbar die Geburtenhäufigkeit zu heben oder ihrem weiteren Rückgang vorzubeugen. Die erste und wichtigste Arbeit

muß bei der Frage der Heiraten einsetzen, denn eine weitere ungünstige Entwicklung derselben ist geeignet und imstande, alle die anderen Maßnahmen in ihrer Wirkung zunichte zu machen, mit welchen man unmittelbar die Geburtenzahl fördern will. Es würde sich hier in erster Linie darum handeln, eine Reihe von Vorschriften und Bestimmungen zu beseitigen, die bis heute als Ehehindernis mehr oder weniger wirken mußten. Ich nenne nur z. B. das so viel erörterte Zwangszölibat der Lehrerin (vgl. dazu neuerdings M. Meyer, „Das Zölibat der Lehrerin." Tat-Flugschriften 18. Jena 1917) oder die aus standesgemäßen Gründen (erforderliches Kommißvermögen) vorhandene Erschwerung der Eheschließung bei Offizieren. Auch sonst gibt es noch mancherlei derartige Bestimmungen. So enthalten die Anstellungsbedingungen der Reichsbank den Passus: „Der Bewerber muß unverheiratet, körperlich gesund und ohne auffallende Bildungsfehler sein; er hat sich über seine gute Führung gehörig auszuweisen und darf keine Schulden haben." Obst („Der Bankberuf." 1916. S. 8 und 11), dem dieses entnommen ist, teilt ferner mit, daß bei vielen Banken die Vorschrift bestehe, daß nur diejenigen Beamten (Unterbeamte werden davon nicht berührt) heiraten dürfen, die ein Gesamteinkommen von mindestens 3000 M. besitzen. Zuwiderhandelnden wird am nächsten Termin gekündigt. Wer die so überaus schlechte Bezahlung der Bankbeamten kennt, weiß, wie eine solche Bestimmung als Ehehindernis wirken muß. Es wird also die erste Aufgabe sein, mit allen derartigen Vorschriften restlos aufzuräumen und die Frage der Eheschließung vollkommen dem Willen und dem wirtschaftlichen Verantwortungsgefühl der betreffenden Personen zu überlassen.

In zweiter Linie kommen alle Maßnahmen in Betracht, die verbilligend auf die Lebenskosten einwirken. Unsere gesamte Wirtschaftspolitik hat bisher zu sehr lediglich die Interessen des Produzenten im Auge gehabt und den Konsumenten durchaus vernachlässigt. Unter diesem Gesichtspunkte wird man auch die neueste deutsche Wirtschaftspolitik mit zu den Ursachen rechnen müssen, die ungünstig auf Heirats- und Geburtenhäufigkeit eingewirkt haben. Es ist hier nicht der Ort, eingehender über diesen Gegenstand zu sprechen, es würde dies viel zu weit führen. Nur einiges wenige sei an dieser Stelle darüber gesagt. Wo es sich um dringende nationale Interessen handelt, müssen diese die oberste Richtlinie aller wirtschaftspolitischen Maßnahmen abgeben; ob diese dabei im Interesse von Produzenten oder Konsumenten liegen, steht hier erst in zweiter Linie. Sehr vieles jedoch, das an staatlichen Maßnahmen vor dem Kriege preissteigernd gewirkt hat, solchen der inneren und äußeren Wirtschaftspolitik, ist zwar von den davon Begünstigten mit dem nationalen Mäntelchen bekleidet worden, ohne daß es aber damit, bei Licht besehen, das allergeringste zu tun hatte. Ich verweise als Beispiel an dieser Stelle nur auf die Behandlung, welche die Konsumvereine durch Gesetzgebung und Behörden erfahren haben, darauf, wie viele staatliche Behörden ihren Arbeitern und Angestellten den Beitritt zu solchen Vereinen verboten haben, und wie demgegenüber auf der anderen Seite unter dem inhaltslosen Schlagwort der Mittelstandspolitik Formen des Handels und Zwischenhandels unterstützt und gestützt worden sind, die als wirtschaftlich rückschrittlich im Gegensatz zu den Konsumvereinen gelten müssen. Und doch muß es unsere Hauptaufgabe sein, die bei steigender Volkszahl auf die Dauer unvermeidbare Steigerung der Produktionskosten durch Ersparnisse und Vereinfachungen im Zwischenhandel nach Möglichkeit auszugleichen. Das nur ein Beispiel für viele andere.

In dritter Linie kann es sich um Maßnahmen handeln, noch unmittelbarer die Eheschließungen zu unterstützen und zu fördern. Man hat schon davon gesprochen, bei Stellenbewerbungen im öffentlichen Dienst, bei Beförderungen usw. Verheirateten den Vorzug vor Ledigen zu geben. Wenn es sich dabei auch nur um eine Wirkung auf einen beschränkten Personenkreis handelt, so soll man die Bedeutung solcher Maßnahmen doch nicht unterschätzen, zumal es nicht ausgeschlossen ist, daß auch manche private Unternehmungen diesem Beispiel folgen werden. Es gehören hierher weiterhin Rücksichtnahme bei der Gehalts- bzw. Lohnbemessung und bei der Besteuerung auf den Familienstand. Es ist z. B. widersinnig, daß bei der Bemessung des Wohnungsgeldzuschusses, der doch grundsätzlich wenigstens die Kosten der Wohnung decken soll und deshalb je nach der Höhe der Lebenskosten einer Gegend verschieden hoch bemessen ist, gar keine Rücksicht auf Familienstand und Familiengröße genommen wird.

Von einem Punkt, der sicherlich ebenfalls bei dem neuzeitlichen Rückgang der Eheschließungen eine Rolle spielt und der auch, unter allgemeineren Gesichtspunkten betrachtet, recht bedeutsam ist, war bisher noch nicht die Rede gewesen. Es ist die Tatsache gemeint, daß in immer mehr Berufen Ausbildungsdauer und Vorbereitungszeit wachsen, daß das sog. Volontärsystem, bei dem die Arbeitskraft überhaupt nicht oder ganz unzureichend entlohnt wird, immer mehr an Umfang zunimmt. Es sind vor allem die gelehrten Berufe, in denen diese Entwicklung in vollem Gange begriffen ist und bei denen das Lebensalter ein immer höheres wird, in dem das Berufseinkommen genügt, um auch nur bei den allerbescheidensten Ansprüchen einen Hausstand gründen zu können. In den einzelnen Berufen sind dabei mancherlei Verschiedenheiten vorhanden, die aber alle der eben genannten Entwicklung grundsätzlich nicht widersprechen. Hätten wir eine tiefer ausgebildete Heiratsstatistik, so wäre es möglich, festzustellen, ob und in welchem Umfange gerade in solchen Berufen die Heiratshäufigkeit abgenommen hat. Denn das eine liegt offen zutage, daß eine durch wirtschaftliche Verhältnisse wie hier erzwungene Erhöhung des Heiratsalters auch herabmindernd auf die Heiratshäufigkeit einwirken muß. In je späterem Alter ein Mann zu heiraten in der Lage ist, mit um so geringerer Wahrscheinlichkeit wird er auch eine Ehe eingehen, da er dann um so mehr sich an das Junggesellenleben gewöhnt hat. Da nach dem Kriege die Mittel fehlen werden, hier in den ersten Jahren mit erheblichen Gehaltserhöhungen zu helfen, so ist der einzig übrigbleibende Weg der, durch Herabsetzung der Höchstgehälter dafür die erforderlichen Beträge zu gewinnen. In der obengenannten Schrift („Bevölkerungspolitik nach dem Kriege", S. 75 und Tabelle im Anhang) habe ich zu begründen versucht, daß und warum diese große heute allgemein vorhandene Spannung zwischen Anfangs- und Höchstgehalt ungerechtfertigt ist und wie etwa eine Gehaltsordnung auszusehen hat, welche die Lebenskosten, d. h. in diesem Falle Familienstand und Familiengröße, berücksichtigt.

Es war oben gesagt worden, daß es auch noch von allgemeiner Bedeutung ist, wenn wir allenthalben einen so großen Zudrang in den gelehrten Berufen wahrnehmen können; denn es handelt sich hier um nichts Vereinzeltes. Auch in anderen Erwerbszweigen, dem kaufmännischen Berufe, dem ganzen Zwischenhandel, und noch manchen anderen zeigt sich

Digitized by Google

in den letzten Jahren eine ähnliche, wenn auch noch nicht so stark auftretende Entwicklung. Man kann bei uns ohne Uebertreibung von einer Berufsüberfüllung in weitem Umfange sprechen. Nun mag es ja zum Teil sein, daß hierbei vielfach ein gewisser sozialer Ehrgeiz mitspricht, der eine so große Zahl auf bestimmte Berufe hinlenkt, daß auch vielfach die Unkenntnis der Aussichten dabei eine wesentliche Rolle spielt. Ich glaube aber nicht, daß all dieses zur Erklärung dieser in so zahlreichen Berufen auftretenden Erscheinung ausreichend ist. Da erhebt sich denn die Frage, ob denn überhaupt bei uns in Deutschland die Berufsmöglichkeiten mit dem Wachstum der Bevölkerung Schritt gehalten haben. Trotz der neuzeitlichen Abnahme der Geburten dürfen wir nie daran vergessen, in welch gewaltigem Maße Deutschlands Bevölkerung im letzten Menschenalter gewachsen ist. Im Gebiet des Deutschen Reiches betrug die Zunahme der Volkszahl in den Jahren:

1861—70	3,21 389	Millionen
1871—80	4,33 841	„
1881—90	4,19 400	„
1891—00	6,92 734	„
1901—10	8,54 211	„

In dem letzten Jahrzehnt war das Wachstum mehr als doppelt so groß, als in dem Jahrzehnt 1881—1890. Oder allgemeiner ausgedrückt: Hat das Wachstum des Nahrungsspielraumes allenthalben mit dem Volkswachstum Schritt gehalten? Ist er nicht, wenn auch nur vorübergehend, dahinter zurückgeblieben und haben wir nicht vielleicht in der vorn geschilderten neuesten Entwicklung der Heiratsverhältnisse eine gewisse Selbsthilfe der Bevölkerung gegen die dadurch entstandene Erschwerung der Lebensverhältnisse und des Fortkommens zu erblicken? Es ist dies eine Frage, die hier nur aufgeworfen werden soll, die aber jedenfalls der allerernstesten Ueberlegung bedarf. Denn, wenn dieses zutreffend ist, dann wird eine Bevölkerungspolitik, die sich lediglich eine Förderung von Eheschließungen und Geburten als Ziel setzt, ohne Erfolg sein und bleiben, solange das Volkswachstum unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse steht. Dann muß nicht die Zunahme der Volkszahl als solche die Aufgabe der Bevölkerungspolitik sein, diese hat sich vielmehr in erster Linie der Frage des Nahrungsspielraumes zuzuwenden, und die ganze Wirtschaftspolitik des Landes hat sich in den Dienst der Erweiterung desselben zu stellen. Nur in dem Maße, in dem dies dann gelingt, kann dann die Volkszahl weiter ungehindert zunehmen, und dann ist auch die Bahn frei für alle jene Vorschläge, die darauf hinzielen, die Zahl der Eheschließungen und Geburten zu vermehren. Es hat keinen Sinn, die Augen davor zu schließen, daß bei uns vielleicht die Entwicklung des Nahrungsmittelspielraumes, vor allem gemessen an den Ansprüchen der Bevölkerung, nicht in so reichem Maße vor sich gegangen ist, wie es im Interesse des Volkswachstums zu wünschen gewesen wäre. In dieser Entwicklung liegen zweifellos gewisse Gefahren für unsere Zukunft; eine Gefahr bekämpfen kann man aber nur dann, wenn man sie kennt und ihr offen ins Auge sieht.

Broßmer / Volkstum und Heimat als Grundlagen der Wehrerziehung

Man kann nicht sagen, daß vor dem Krieg die Jugendpflege und Jugendfürsorge in breiten Schichten unseres Volkes eine warme, zu freundlicher, tätiger Mitarbeit geneigte Aufnahme gefunden und ihre Bedeutung für das Volksganze in ethischer, physischer und biologischer Beziehung die nötige Aufmerksamkeit oder Wertschätzung erfahren hätte. Allerdings arbeiteten unter dem sozialen Gesichtspunkte der Linderung täglicher Not oft vielfach ganz im stillen heimatliche Körperschaften edler Menschen aus dem Gefühl aufrichtiger Nächstenliebe heraus und legten lindernd ihre Hand auf manche tiefe Wunde, die an der Oberfläche kaum zu sehen war. Aber die dringende Notwendigkeit einer moralischen Beaufsichtigung und körperlichen Förderung der schulentlassenen Jugend beider Geschlechter war noch nicht ein wichtiger Gegenstand der wesentlichen Sorge aller erziehungspflichtigen Personen geworden. Der heutige Tag hat den Wert des Einzelmenschen in der fliegenden Reihe der Generationen und als Summand mit schicksalschwerem Ernst zum Ausdruck kommen lassen. Die bis zur letzten Grenze durchgeführte Einreihung der Männer aller Stände in den Rahmen des Wehrdienstes formte im schönsten Sinne Landsmannschaften, fern von der Heimat, aber in starkem gemeinsamen Sehnen nach ihr. Und während die sozialen Schranken vor der wuchtigen Aufgabe einer Erhaltung des Volkes, seines Lebens und des heimatlichen Herdes in sich zusammenstürzten, wurden wir gleichzeitig umschlossen von denselben Gedanken und Hoffnungen bewußter Zukunftswünsche. Das gemeinsame Erlebnis verhindert, daß die Glieder eines Volkes wieder völlig auseinanderfallen. Die allgemeinen Grundsätze nationaler Forderungen und der neuen Bahnen einer vaterländischen Erziehung unseres Nachwuchses auch im reiferen Jünglingsalter werden von der Gesamtheit und in den Hauptzügen in Zukunft — wie wir alle hoffen — wohl gleichmäßig erkannt und gefördert werden.

Die Erweckung eines staatsbürgerlichen Pflichtbewußtseins in dem Volksgewissen als Triebkraft bei der Gestaltung des äußeren Lebensweges und des tieferen Seeleninhalts der heranwachsenden Geschlechter ist der einzige hoffnungsvolle Weg zu einem bleibenden Erfolg. Achtung vaterländischer Arbeit auf allen Seiten ist das feste Fundament des gegenseitigen Verständnisses und eines starken Zusammenschlusses unter rücksichtsvoller Duldung innerer Entwicklungsgänge oder sozial zu begründender Wandlungen. Wie neuzeitlich die Forderung der Volkstümlichkeit im weiteren Sinne für die körperliche und sittliche Seite der Wehrerziehung erscheinen mag, so feierte sie in echtester und kernigster Formulierung doch schon ihren hundertsten Jahrestag. In den Boden des „gemeinen Volkes" suchte Friedrich Ludwig Jahn in der Morgenröte des 19. Jahrhunderts die Gedanken seines „Deutschen Volkstums" einzuwurzeln, nicht, wie wohl überwiegend angenommen wird, allein von seinem berühmten körperlichen Bildungssystem ausgehend. Die verschiedenartigen Eindrücke, die der fahrende Geselle von seinem Volke auf Wanderungen von einer Hochschule zur anderen gewonnen hatte, ließen ihn Sitte, Sprache und Charakter mancher Landschaft erkennen und vergleichen. Und dann tönt nach wechselvollen Jünglingsjahren die starke Stimme des reifen Mannes in klangvoller Beredsamkeit seinen Mitbürgern im „Deutschen Volkstum" (1810) entgegen, mit dem brennenden Wunsche, der ihn in gleicher Stärke bis an sein Lebensende erfüllte: Die Einheit Deutschlands. „Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt."

Digitized by Google

(Schwanenrede 18. September 1848). Jahns „Deutsches Volkstum", das von dem technischen Betrieb der Leibeserziehung nichts enthält, gibt alle sittlichen Grundlagen der Wehrhaftmachung in so wirksamer und begeisternder Sprache, daß er 1814 in die unter Freiherrn von Stein stehende „Generalkommission für die deutsche Bewaffnungsangelegenheit" als Agitator für die ethische Wehrschulung des gesamten deutschen Volkes, besonders der ehemaligen Rheinbundstaaten, berufen wurde. So hat er selbst in weite Kreise die Anschauung von dem moralischen Wert seines Turnens als eine vaterländische Pflicht des einzelnen und als notwendige Folgerung einer abgerundeten sittlichen Bildung legen können. Ungeheure Kräfte sah er schlummern, durch das Gewirr der Ereignisse in ihrer Wirkung gehemmt, aber zu starkem Strome des Volkstums vereint mächtig genug, die äußeren Hindernisse zu überwinden und das Entstehen des deutschen Wesens zu sichern.

Friedrich Ludwig Jahn besaß in seiner Persönlichkeit die Sammlungskraft, aus vielem Kleinen das große Gemeinsame im Denken, Fühlen, Handeln und Wandeln zu gestalten, einen Volkscharakter zu erwecken. Unter diesem aufbauenden, sittlichen Gesichtspunkte müssen die praktischen Erfolge der ersten Jahre deutscher Turnerschaft betrachtet werden. Dann versteht man die tiefe vaterländische Begeisterung und das ethische Wesen dieser großartigen Bewegung, ihre unwiderstehliche Anziehung, die sie auf jeden entschiedenen Mann ausüben mußte, ihre wärmende und wirkende Macht, ihr edles und biederes Streben und ihren Reichtum an ringendem Leben. Aufwachende Männer, sich reckende Helden, gerade Bürger und edle Menschen gingen aus der Wiege der deutschen Turnerschaft, aus dieser volkstümlichen Erneuerung deutscher Art, hervor. Wo war je einmal geistiges Leben und körperliches Schaffen harmonischer und unzertrennbarer verknüpft als in dem wehrtüchtigen Turnervolk vor und nach dem Befreiungskriege? „Volk, Deutschheit und Vaterland" waren die Hochgedanken der Jahnschen Kreise. Von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr wurde die neue Auffassung deutscher Männlichkeit aus dem Hasenhaider Kreise in die übrigen Gaue getragen. Und wie durch eine fortgesetzte Teilung der Äste bald ein unübersehbares Baumwerk entsteht, so vermehrt sich durch das Werben von Herz und Geist die Zahl in stets steigendem Maße. Ein kleines Volk war erstanden, innerlich gefestigt durch das „Ineinanderleben" unter denselben Ideen. Die staatserhaltenden Momente, der staatsbürgerliche Wert der deutschen Turngemeinden lag in dem Gedanken einer Teilnahme des Bürgers am Wohl und Weh des Ganzen, eines Hinleitens zu der Erkenntnis der natürlichen Bedürfnisse eines reich gegliederten Gemeinwesens, einer Erziehung zum streitkühnen, verteidigungsfreudigen Volksmanne, Wehrmann und Bürger waren an der Quelle dieses Gesinnungsstromes eng verbunden. Körperbildung zur Sicherheit des Vaterlandes entsprang aus dem gepflegten Streben nach gewissenhafter Pflichterfüllung gegen Volkstum und die Bedürfnisse des Staates. Der Schutz des Volkssitzes hieß ursprünglich: Land-Wehr, ein Wort, das als Formationsbezeichnung noch heute Geltung hat. Der alte Sinn des Ausdruckes, der eine allgemeine Bürgerpflicht in sich schließt, bedingt die Erreichung einer bestimmten Waffenfertigkeit durch jedes männliche Volksglied gleichsam als flüssige Gestalt des Volksheeres, das in den Tagen allgemeiner Gefahr in die feste Form des Heeres gegossen wird. „Erst wenn alle wehrbare Mannschaft durch Leibesübung waffenfähig geworden, streitbar durch Waffenübungen, schlagfertig durch Kriegsspiele und Immergerüstetsein, kriegskühn durch Vaterlandsliebe — kann ein solches Volk ein wehrhaftes heißen." (Jahn, Deutsches Volkstum.)

Wenn in dem Willen nach Wehrhaftigkeit eine ethische Aeußerung echten Volkstums zu erblicken ist, so drückt es sich zuerst und am wärmsten in der Freude und Anhänglichkeit an dem Leben der engeren Heimat aus. Wer die väterliche Scholle kennt, liebt sie, hält fest an Form und Inhalt und verteidigt sie im Zeichen des Kampfes nicht nur, wie Fichte so schön sagt, „durch die Gewalt der Arme und durch die Tüchtigkeit der Waffen", sondern auch durch die „Kraft des Gemütes". Beide vereint, sind sie jedem Feinde gewachsen. Eines allein geht einen falschen Weg. Die Erweckung von Verständnis für die Stimmungen der Heimatsseele, für die Töne und Farben der Heimatkunst und für die Erhaltung der Denkmäler sind Lehrgebiete, wo der Kopf durch das Herz unterstützt werden muß, und welche als innerste Grundlagen einer gesunden Wehrerziehung gelten sollten. Im besonderen Maße auch darum, weil der Heimatsinn als ein uns alle umschließendes Band schon im Frieden jenes gleichmäßige Bürgergefühl erzeugen kann, das nun im Kriege unsere Kraft so mächtig werden ließ. Die Volksschule hat ihre Zöglinge immer den Pulsschlag der Heimat fühlen lassen. Aber in der oft freudlosen, frühzeitig beginnenden, selbständigen Arbeitsperiode des werktägigen Kindes geht der aufheiternde Zusammenhang mit dem tragenden Grund der Heimat verloren, ein Reif legt sich auf die junge Blüte und zerstört die keimenden Anfänge erwachender Persönlichkeit. Es entsteht ein mürrisches, in kaltem Gleichmaß dahinschreitendes Geschöpf. Darum müssen die Vereine, die als Träger und Mehrer des Heimatgedankens tätig sind, die Führung und Belehrung der arbeitenden Jugend als wirksames Mittel eines praktischen Erfolges ihre Bestrebungen in die Arbeitsordnung aufnehmen. Wie es als ein Gebot der Nächstenliebe gilt, die harte Not des Alltagskampfes für die schwer verdienenden Schichten zu mindern, so ist es eine dankbare Aufgabe, in Herz und Sinn der Arbeiterjugend Heimatfreude durch Führung, Vorträge, Wort und Bild, zu erzeugen. Ihre kärgliche Mußezeit muß durchdrungen werden von einem fröhlichen Streben, das den schwarzen Ernst ihres Daseins zeitweilig unterbricht und ihren Arbeitsgedanken in das Ganze einordnet und verstehen läßt als einen Faktor des Heimatwesens, des Volkstums und des Vaterlandes.

Volksfreude könnte am schönsten aus dem verödeten Grunde der Volksfeste emporsprießen. Sie sind einmal in deutschen Landen in hoher Blüte gestanden und gingen fast alle von dem Augenblick an dem sicheren Verfall entgegen, wo das Schwinden des frohen Wettkampfes Kraft und jugendliches Lachen sich nicht mehr mischen ließ. Ein denkwürdiger Tag mit heimatgeschichtlichem oder vaterländischem Untergrund lenkt die Gedanken aller Teilnehmer auf einen Punkt. Soll das Fest in jährlich wiederkehrender Folge Bestand haben, so muß das ewig neu Heranwachsende, die Jugend, in die alten Gedanken eingeführt werden und in der frohen Selbsttätigkeit des Wettkampfes sich tummeln können. Gerade der uns alle gleichmäßig erfüllende Zug nach wehrhaften Eigenschaften läßt zu bestimmten Zeiten die erprobten Schattierungen körperlicher Jugendpflege sich sammeln unter einer großen geistigen Idee, deren Wert und Umfang ein Volksredner erläutern kann. Volksfeste müssen regelmäßige Gelegenheiten äußerer und innerer Sammlung sein, wenn

Digitized by Google

sie die politischen Störungen überdauern und zum bleibenden Besitz der Nation werden sollen. Das Kriegsministerium hat inmitten der Kriegszeit Wettkämpfe im Wehrturnen für die landsturmpflichtige Jugend ausgeschrieben, die in Ostpreußen unter dem sinnigen Namen „Tannenbergfeier" zum Austrag kommen. Vielleicht gibt diese Veranstaltung in manchen Landesstellen Anlaß zu einer regelmäßigen Wiederholung im Rahmen eines geschichtlich begründeten Volksfestes unter dem Gesichtspunkt wehrtüchtiger Jugend und der Ausgestaltung und Stärkung des nationalen Lebens.

Der technische Inhalt volkstümlicher Jugendkämpfe steht einmal im Dienste der gesundheitlichen Wohlfahrt des Ganzen und ist zugleich als Kristallisationspunkt der neuzeitlichen Wehrkraftidee anzusehen. Der bezeichnende Sonderzug ihrer stark aufblühenden Tätigkeit besteht in der beachtenswerten Abwechslung, die eine natürliche Folge des scharfen Ringens verschiedenartiger Körpersysteme darstellt, aber auch in der strengen Forderung einer überlegenen Gewandtheit im feldmäßigen Nahkampf und in der Anwendung behelfsmäßiger technischer Mittel bei Deckung, Angriff und der Ueberwindung von natürlichen und künstlichen Hindernissen. Zunächst noch eine Zeit mehr des Ringens als des Gelingens, wohl so lange, bis eine gesetzliche Form die sich mannigfaltig regenden Kräfte in vollen Einklang gebracht hat. Neu ist auch hier nur die Schale; der Kern wurde von Friedrich Ludwig Jahn geborgen, der als wichtige Teile seiner gründlichen Turnkunst das Ueben des Auges von einem zu erklimmenden Kletterturm, das Fechten, Schwimmen und allerlei Kriegsübungen betrieb. Das Werfen und Schleudern, als Zweig des frohen Kräftespiels, feiert in unseren Tagen ein mehr als hundertjähriges Gedenken. Und die heute vom Kriegsministerium — wenn auch nicht verlangte, so doch den Vereinen des Deutschen Schützenbundes und dem neu erstandenen Wehrmannsbunde gestattete Ausbildung der Jungmannen mit der Waffe — deckt sich mit bestimmt geäußerten und eingehend begründeten Ansichten Friedrich Ludwig Jahns, der den Wunsch hegte, neben jeder Turnstätte eine „Schießbahn" zu sehen. Das erhebende Beispiel der Tiroler Standschützen, die sich schon vor dem Kriege auf eine breite volkstümliche Basis stützten, hat uns gezeigt, daß es Fälle gibt, in denen ein Land seine volle Männerkraft, nicht nur die Felddiensttauglichen, sondern auch die militärfreien Leute der unmittelbaren Landesverteidigung zur Verfügung stellen muß. Volkstümlich und heimatberechtigt sind eben durch die Kraft ihres geschichtlichen Sinnes in erster Linie die Uebungen mit dem Ger, dem Bogen, der Armbrust und dem Gewehr. Schießen mit Bogen und Armbrust bedingen Muskelkraft, Gemütsbeherrschung und Augengewöhnung und eignen sich durch die spannende Weise ihrer Ausübung in hervoragendem Maße als Mittelpunkt von Jugendkämpfen neben der Kunst des Springens, Laufens und Turnens im engeren Sinne.

Harte Kämpfe sind bisweilen um die Berechtigung und das Ansehen einer oder der anderen Körperbildungsart ausgefochten worden. Man hatte vergessen, daß alles, was heute webt und wirkt, schon in den deutschen Erziehungsidealen Jahns enthalten und zugleich durchtränkt war mit sittlichen Werten und vaterländischen Neigungen in einem so harmonischen Grade, wie er für unsere Zeit vorbildlich sein kann. Aus der Tatsache, daß im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, in dem die „Geister erwachten", die bürgerliche Freiheit erkämpft wurde, die demokratische Vielgestaltigkeit und der größere Bewegungswille der einzelnen Personen anschwoll, volkstümliche Zusammenhänge auseinandergerissen wurden, läßt sich erklären, daß nunmehr ein starker Hang nach Zusammenschluß zum Nutzen höchster Kraftanspannnung in die Erscheinung tritt. Aber immer, wenn die Erkenntnis innerer und äußerer Einheit der deutschen Wehrerziehung betont wird als eine Voraussetzung für die tiefere Einigung aller Stände unseres jetzigen Volkes, muß in Dankbarkeit des eigentlichen Vaters deutscher Wehrerziehung, des Schöpfers vom Turnen im weitesten und volkstümlichsten Sinne, Friedrich Ludwig Jahns, gedacht werden.

Leberecht Migge / Neuer Totenkult

1. Tausend und ein Kreuz.

Manchmal scheint es, als nehmen wir Heutigen den Tod — trotz alles Tötens — ein wenig zu wichtig. Denn anders ist die traurige Tatsache der tausend Kreuze auf unseren Friedhöfen nicht zu erklären. Sie kommen daher, beladen wie die armen Seelen, denen sie angeblich dienen. Ist es der Glaube an Wiederkehr, ist es das Kreuz, das eine, das diese tausend entstehen heißt?

Ursprünglich diente der Grabstein, außer als Ehrbezeugung und Liebesgabe, wohl allgemein als Sicherung der Grabstätte gegen Tier und Feind. Zu Tage als feste Decke, wie er als Grabplatte bis ins späte Mittelalter hinein gebräuchlich war, unterirdisch als Schließe der Grabkammer oder des Hügelgrabes, welche Eigenschaften er auch noch symbolisch bei den momumentalen Grabmälern der Assyrer oder Aegypter behält. Nomaden und Bauern war der Stein überm Grabe wohl auch Merk-Mal zum Wiederauffinden der Stelle und zum Warn-Zeichen wird er als Marterl im Gebirge. Ueberall da hatte der Grabstein Sinn und Zweck. Aber ich wüßte nicht, welche dieser vielfachen Aufgaben man unserem heutigen Friedhofskreuz mit einem Schein von Berechtigung zuweisen könnte.

Gehen wir den geschichtlichen Spuren nach, so finden wir: Als Massenerscheinung ist das Kreuz ein Produkt des technischen Zeitalters. Also dem modernen Christentum war es recht eigentlich vorbehalten, den uralten sinnvollen Grabstein seiner Bedeutung zu entkleiden, ihn zur reinen Atrappe zu erniedrigen, als die er sich heute in Schwärmen, nach Heuschrecken-Art, auf unsere Gottesäcker niederläßt.

Und das ist eben das Zwiespältige daran. Dieses steinerne (eiserne, auch hölzerne) Kreuz, das wir in so vielfältiger Gestalt auf unseren Friedhöfen aufschießen sehen, es ist nicht mehr das Symbol des Erlösers. Der war kreuzlos, außer, daß er am Kreuze litt. Wie steht's doch geschrieben?: Man „nahm ihn ab und wickelte ihn in die Leinwand und legte ihn in ein Grab, das war in einen Fels gehauen, und wälzte einen Stein vor des Grabes Tür". Jesus ist Ewigkeit und Wiederkehr. Der Auferstehungsgedanke, jener Grundpfeiler der ersten Christenheit, scheint von den Nachfahren einigermaßen vergessen oder doch verbildet zu sein. Jedenfalls kann es kaum Glauben an Vereinigung, an Weiterdasein oder gar Höherdasein ausdrücken, wenn ich mein möglicherweise wenig merkwürdiges Erdenwallen mit einem tunlichst dauerhaften und auffälligen Merkstein beschließe.

Aber nicht diese mehr auf das Haltbare, um nicht zu sagen Grob-Sinnliche, gerichtete Kultübung an sich nur ist

befremdend, sondern viel mehr noch die Willkür, mit der sie in Erscheinung tritt. Denn wäre unser heutiges Friedhofskreuz ein Symbol des christlichen Glaubens, eine Erinnerung an den „Erlösertod" schlechthin, so könnte es logisch nicht anders als so unauffällig und vergänglich wie möglich auftreten. Daß trotzdem Aufwand getrieben wird mit Kreuzen aller Größen, aller Gestalten und Materialien, selten mit nachbarlicher Rücksicht, oft bis zur Zügellosigkeit getrieben werden darf, das ist wohl der bündigste Ausweis für die in wesentlichem Belang irdische Abstammung unserer Friedhofsmale.

Noch mehr: Ebensowenig wie dieses einzelne willkürliche Wahrzeichen einen irgendwie legitimen Ausweis unseres persönlichen Lebens auf Erden darstellt, ebensowenig ist auf unseren Massen-Friedhöfen ein ganzes Quartier davon der himmlisch-klare Spiegel unseres gesellschaftlichen Daseins hienieden. Denn zum geringsten bedeutet dieses doch Ordnung, wenigstens den Willen dazu. Ohne Ein- und Unterordnung kein Leben. Das Auf und Ab dieser Steinfelder, die willkürlichen Maße, Formen und Stoffe dieser Wahrzeichen versinnbildlichen jedoch das Gegenteil von Ordnung: Chaos.

Man hat diesem je länger um desto unerträglicheren Mangel an Zucht auf unseren Friedhöfen auf zweierlei Weise beizukommen versucht. Davon hat die Bemühung nach „Schönheit" beim einzelnen Male im Zusammenhang aller kaum mehr als niedliche oder romantische Eindrücke hervorgebracht. Tausend Geschmäcker nebeneinander gibt als Ganzes eben doch wieder Ungeschmack. Und jene Bestrebung zur Typenbildung, das strenge Normieren des Gesteins nach Höhe, Material und Form hat zwar eine gewisse ruhige Einheitlichkeit zu gewährleisten, aber über die innere Oede solcher „steinernen Brigaden" nicht hinwegzutäuschen vermocht.

Eben an dieser nicht fortzurechnenden Gesteins*masse* müssen denn auch unsere opferwilligsten Mühen „zur Reform der Denkmalskunst" scheitern. Der individuelle Denkstein ist vorstellbar, solange es sich um begrenzte Einheiten handelt. Nomaden und Ackerbauer, die wenig zahlreichen und breit wohnenden Völker des Orients oder des Mittelalters konnten die Allgemeinheit noch mit Vorteil an dem Totenkult des einzelnen teilnehmen lassen, indem sie Merksteine für jedermann vorsahen. Aber, wo es damals schon Massen gab, wie bei den assyrischen, indischen oder chinesischen Frühvölkern, da begrub oder verbrannte man notwendig uniform. Und im Wechsel der neuen christlichen Millionen vollends ist das individuelle Grabkreuz, als Kultzeichen besehen, schlechterdings eine stoffliche Unmöglichkeit. —

Wir nehmen den irdischen Tod zu wichtig. Nur so ist es zu erklären, daß wir den schlichten Akt des Abscheidens mit allen Mitteln monumental zu machen bestrebt waren. Wir können offenbar nicht umhin, mit einigem Pomp in die Grube zu fahren. Darin liegt mehr unwahre Selbsteinschätzung als wahrer Glaube. Denn ist dieses also offenbare Ueberschätzen des eigentlich Unwesentlichen im Glauben an sein Selbst, geschweige denn im christlichen Glauben, wirklich begründet? Ich meine nicht. Es scheint ein wenig, als ob es mehr Gründe kirchlicher Verwaltung waren, die diesen Personenkult des Abgeschiedenen, den ganzen künstlich-feierlichen und deshalb auf alle feiner empfindenden Menschen unnatürlich wirkenden modernen Bestattungsaufwand hervorgerufen oder doch begünstigt haben.

Aufwand an falscher Stelle. Gerade der Auferstehungsgedanke, weitherzig ausgelegt, steht dem entgegen. Der bedeutet ja nichts anderes als Uebergang, Entwicklung, Steigerung im ewigen unergründlichen Werden.

Ein neuer, schönerer Totenkult, Friedhofskult überhaupt, fängt an, wenn die tausend Kreuze fallen werden. Dann erst ragt, befreit von allen Schlacken, groß und hehr das *eine*.

II. Der Toten Blumen und Frucht.

In einem seiner versonnenen Bücher dichtet uns Waldemar Bonsels als schaurig-schöne Fiebervision den sachlichen Vorgang der Verwesung ins Geistig-Mystische um. Wie der lichte Wurzelkeim den Weg zum erwartungsvoll erregten Herzen des Menschenleibes findet, wie dann das Erdgebundene in neuen Säften aufsteigt, um in selig-taumelndem Schöpferdrang zur blauen Blume — die ein schönes Mädchen bricht — zu erblühen. Da haben zarte und doch starke Hände das in allen bedeutenden Religionen wiederkehrende Urgefühl gestaltet: Nichts ist vergänglich auf dieser Welt; es wandelt sich nur. Die große Natur, von der auch wir nicht mehr als ein Werkstoff sind, erneuert sich zwar, aber nur aus sich selbst. Die Form wechselt, das Wesen bleibt. Und in diesem übergeordneten Sinne kann auch unser Leben nicht anders verstanden werden, als Pflicht der Bereitschaft zum Höchsten.

Was aber mag irdisch und himmlisch schöner sein, als Blüte und Frucht. Sachlich genommen kann es ja keine vollkommenere Art und Weise geben, Leben und Tod gedanklich zu überbrücken, nichts die Verbrüderung von Vergehen und Auferstehen sinnfälliger ausdrücken, als Blumen überm Grabe. Blumen allein! Alles Gestein und Gestänge kann den erlösenden Eindruck ihrer Sprache nur mindern. Schon die Fülle des Stoffes, der uns zur Verfügung steht, sollte eigentlich dazu verführen, statt des einseitig-spröden Gesteines die unendlich viel deutungsvollere und abwandlungsreichere Blume auf unseren Friedhöfen zur Geltung zu bringen. Ich denke dabei nicht so sehr an die traditionelle Pflanzenrüstung unserer bisherigen Friedhöfe, an die Geranien, Begonien und anderen Treibbeetblumen mit ihren zeitgemäßen Anilinfärbungen, auch nicht gerade an ahnenkranke Zuchtrosen und fettig-grüne Lebensbäume, sondern viel mehr an das schier unübersehbare Heer unserer herrlichen ausdauernden *Stauden* und einjährigen *Sommerblumen*. Die Flammenblumen, Margueriten, Mohn, Lupinen, Nelken, Glockenblumen, die Löwenmaul, Levkojen, Balsaminen, Kressen, Vergißmeinnicht und viele andere mehr sind es, denen ich die Herrschaft über unsere Totengärten wünsche. Und vollends unsere Duftpflanzen, wieviel zarte Stimmung ließe sich beschwören durch die Reseden, Rosmarin, Lavendel, Thymian und Wicken. Viele von diesen neuentdeckten Blumenpflanzen sind ja altehrwürdige Friedhofsfreunde: Die Römer liebten Veilchen, die Griechen den Eppich, die Orientalen Myrthen, Granaten und Schwertlilien auf ihre Gräber zu pflanzen. Auf süddeutschen Friedhöfen war seit jeher das Wermutkräutlein und die liebliche Calendula heimisch und alte Gäste auch der Steinbrech, das Sinngrün und der Mauerpfeffer. — Sollen wir, wir der Natur neuerlich Zugewandte, weniger tun, wenn wir unserer Ahnen gedenken?

Statt die Grabfelder wie jetzt nach ihrer Größe und nach der Zahlfähigkeit ihrer Bewohner zu ordnen, könnte man Gärten anlegen, die sich nach Blumenformen und Farben benamsen würden. Da gäbe es dann einen reizenden Gauklerblumen-Garten, leuchtend gelb und braunrot, oder einen solchen aus Hornveilchen, den ganzen Sommer blau überblüht. Mit Primeln und allerhand Frühlings-Zwiebeln ließe sich der

Digitized by Google

Hauptflor dieser Gärten wesentlich verfrühen, mit Lilien, Sonnenblumen, Astern und all den übrigen verpflanzbaren Sommerblumen die Blütezeiten ergänzen und strecken.

Auch wirtschaftlich wären nicht geringe Vorteile dabei. Denn während man jetzt höchst umständlich durch mehrmaliges Bepflanzen das ganze Grab des Bevorzugten krampfhaft überflüssig unter gleichmäßiger Blüte zu halten sich bemüht — indes das vorherrschende Durchschnittsgrab um so verrotteter dasteht —, würde es nunmehr genügen, einen jeweils schmalen Streifen, etwa am Kopfende des Grabes, für Blumen auszusparen. Man brauchte weiterhin nur die gegenüberliegenden Blumenstücke mit den nachbarlichen zu einer Blumenrabatte zu vereinigen, um unvergleichlich üppigere Vegetationsbilder und schönere Natureindrücke zu erlangen. Würde dann noch der restliche Teil der Grabstätte gleichermaßen zu ebenen Rasenstreifen vereinigt, so könnte auch die Pflege dieser Friedhofsgärten alles in allem sich unverhältnismäßig viel billiger stellen als beim bisherigen Brauch.

Es trifft sich glücklich, daß die solcherart vorgeschlagene Vereinfachung und Verinnerlichung der Grablegung dem herrschenden Zeitempfinden deutlich entgegenkommt. Schon ehe die heutige Kulturgemeinschaft der Menschen sich entschloß, miteinander — wahrscheinlich um eben diese Kultur — zu kämpfen, war ihr gemeinsames Kennzeichen eine steigende Neigung hin zur Natur. Und vollends nachher wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, diese schöne Leidenschaft elementares Bedürfnis für sie sein. Es ist nicht anzunehmen, daß es gerade vor dem Totenkult haltmachen sollte. Im Gegenteil: jedweder, der als ganzer Mensch ganz lebt, wird es als natürlichen Ausfluß seiner ursprünglichen Wesensart entdecken, wenn das Grab seines Nächsten, statt Wächter starrer Felsen und Erze zu sein, Blüte und Frucht hervorbringt.

Ja, auch Frucht! Denn abgesehen davon, daß es ja Daseinszweck der Blume ist, zu fruchten, kann man sehr wohl auch eigentliche Fruchtpflanzen sich auf unseren Gräbern denken. Warum auch wohl nicht? Die Chinesen z. B. pflanzen mit Vorliebe den Mandelbaum auf ihre Totenstätten. Und ich wüßte wirklich nicht, inwiefern der Reinheit meines Gedenkens an den Verstorbenen Abbruch getan werden könnte, wenn ich sehe, daß sein unabänderlich zur Verwesung bestimmter Leib einen goldfrucht-beladenen Apfelbaum nährt. Die biologische Wirkung der Auflösung selbst können und wollen wir nicht hindern, und was das rein Seelische der Erinnerung an einen Gewesenen angeht, so kann es sich doch nirgendwo sicherer und freudiger anlehnen, als an den Begriff des Mehrens, der Fruchtbarkeit. Welch ein Eindruck aber könnte es wohl sein, wenn wir uns etwa einen blau und braunen Irisgarten vorstellen, überhangen von dem graziösen Gezweig duftiger Kirschenblüten. Von den praktischen Werten, die unsere Riesenfriedhöfe zeitigen würden, wenn ihre Straßen und Hecken, statt mit Pappel und Eibe, mit Apfelbaum und Haselnuß bestellt wären, ganz zu geschweigen.

Also geben wir dem Toten, was des Toten ist. Blumen, so licht und vergänglich wie tröstlich. Unter ihrem Zepter mag der gestrenge Gevatter Tod sich künftig freundlicher gebärden, und die starre Haltung, mit der wir heute zu unseren Abgeschiedenen zu wallen pflegen, zu einer leichteren, natürlicheren sich lösen.

Blüten dem Tod, auf daß er Frucht verheiße!

III. Von der Baulust des Jenseits.

Zwar bauen die Toten nicht selbst, aber sie veranlassen uns, es zu tun: Kapellen, Verbrennungsanstalten, Leichenkammern, Verwaltungsgebäude, Torhäuser, Mauern — eine ganze eigene Bauwelt der Toten.

Von jeher hat man deshalb auch dem Ausbau der Nekropolen großen Wert beigelegt. Die vollkommensten Nachrichten, oftmals die einzigen über Kunst und Kultur der Alten, übermitteln uns die erhaltenen Reste ihres baumäßigen Totenkultes. Was in diesen Werken der Architekturgeschichte an Geist, Kraft und Willen niedergelegt ist, ist für uns Heutige schier unfaßbar. Wahrlich, wenn man sich den zyklopischen Denkmalen der Sonnenanbeter oder den in tausend Gliedern harmonisch himmelanstrebenden Tempelstädten Altindiens gegenübersieht, so kann man im schöpferischen Sinne mit Fug von einer hohen Baukunst, einer Baulust des Jenseits sprechen!

Von Baukunst auf Friedhöfen aber ist bei uns noch wenig zu verspüren. Zwar bauen auch wir auf Totenstätten massenhaft und gewaltig, aber nicht eigentlich innerlich groß. Das Ergebnis ist ein offenbarer Mangel an Gebrauchs- und Ausdruckswerten im Baubilde unserer Friedhöfe. Dieser Mangel kann durch äußere Mittel, wie wir es wohl zu versuchen pflegen, keinesfalls behoben werden. Kaum jemals trug man so viel geschrobenes Pathos, so viel gesuchte Monumentalität in die Architektur der Toten hinein, als dieser Tage. Dabei steht diese krampfhafte Feierlichkeit in gar keinem Verhältnis zu dem Leben der heutigen Menschen, daß von gemessenen gesellschaftlichen Gepflogenheiten, soweit sie nicht äußerlich übernommen sind, doch nur wenig beschwert ist. Mensch und Bauwerk sind einander fremd. Naturgemäß kann das nicht fruchtbar sein. Denn obgleich das Bemühen nach sakralen Wirkungen auf diesem Teilgebiet unseres Bauwesens nun doch schon mehr als ein Menschenalter andauert, haben sich bisher doch noch keinerlei festere Richtlinien herauszuschälen vermocht. Wir bauen auf unseren Gottesäckern, ziemlich gottlos: barock, gotisch und romanisch, ja sogar „neo-ägyptisch" — aber man kann nicht sagen, daß wir eine Friedhofsarchitektur besäßen, die das Zeitempfinden irgend legitim zum Ausdruck brächte. Was ist zu tun?

Wenn wir es unternehmen wollten, nach jenen Richtlinien für Friedhofsbauten zu suchen, so finden wir zuerst wohl diese: einfach, zweckgemäß und sinnvoll bauen! Schlicht als Gedanke, sachlich im Aufbau und voll Beziehung zum Gegenstande.

Vorab wünschte man sich gerade hier ein innigeres Zusammenspiel der Baumasse mit dem Boden. Mauern sollten ja eigentlich immer „wie aus der Erde herausgewachsen" dastehen. Die Gepflogenheit der meisten unserer Baumeister — die eine chronische Bausünde unserer Zeit überhaupt ist —, ihre Werke irgendwohin aufs Erdreich zu setzen, den Baugrund geistig zu ignorieren, hat schon viele sonst gute Architektur um ihre Wirkung gebracht. Frühere Zeiten achteten sehr auf diese Art „Bodenständigkeit", wie man an antiken Tempelbauten oder altdeutschen Burgen, Städten und Waldkapellen aufs beste studieren kann.

In religiösem Belang hätten wir nach einer steinernen Fassung des Totengedankens zu streben, die — auch hier wieder der Einfluß von Kult an sich — dem fundamentalen Auferstehungsglauben der christlichen Lehre mehr entspräche. Das in ihr ausgedrückte Vertrauen auf Wiederkehr und Fortentwicklung müßte zweifellos eine gewisse Leichtig-

Digitized by Google

keit des Friedhofbaues, eine dyonisisch gehobene Geistigkeit seiner Konstruktionen im Gefolge haben. Wie das ja schon die gerühmten indischen und japanischen Tempelbauten und, trotz aller äußerlichen Gewalt, auch diejenigen der Aegypter bezeugen, und, wie es übertragen auch der Gotik und frühchristlichen Perioden eigen war. Dieser Zug zum Göttlich-Sinnlichen müßte sich zunächst mehr in der Behandlung des Materials außen und innen, in der Formensprache des großen Aufbaues als in der Häufung von Ornamenten und üppigen Baustoffen erweisen. Auch an starke, reine, den ganzen Baukörper deckende Farben würde ich denken. Nicht zuletzt aber könnte die freie, natürliche Bauerscheinung durch reichliche Verwendung von Blumen (Sockel) und Schlingpflanzen (Mauern) gefördert werden.

Mit alledem würde sich dann wie von selbst ein gewisser Friedhofs-Baucharakter einstellen. Auch Totenhäuser müssen Leben haben. Leben kommt von innen heraus. Deshalb fort zunächst mit der unnatürlichen Gespreiztheit unserer modernen Friedhofskapellen. Weg aber auch mit all dem hohlen Fassadenschein und Kulissenkram in ihrer Umgebung. Keine toten Arkaden, funktionslosen Türme und sonstige Anleihen aus verwandten Baugebieten! Ein jeder Bauteil trete in seiner reinen Gestalt, nur in sich selbst und in seinem Verhältnis zum Nächsten bewußt gebildet, in Erscheinung. Das Leichenhaus sei Aufbewahrung, die Verbrennungsstätte Ofen, das Friedhofsbüro sei Verwaltungsbau, der Wirtschaftshof Arbeitsplatz. Auch für die Anordnung zu Baugruppen soll der jeweilige Gebrauchszweck entscheidend sein. Auf dem Friedhof soll Klarheit auch unter den Steinen sein! —

Das Mehr und das Besondere aber, das wir an dieser Stelle voraussetzen, hätte im Gehalt zu liegen. Das Geistig-Künstlerische, die das Rationale hinter sich lassende absolute Form ist es, die solche werkgerechten Friedhofsbauten zu adeln berufen ist. In bewußter Gestaltung, vom Zwecke her über den Zweck hinaus, wird dann das Uebernatürliche des Totenreiches am nächsten und am reinsten unter uns sein.

Denn im Bewahren und Verschleiern des Allerheiligsten liegt die besondere Baukunst der Toten zuletzt und zu innerst ja doch begründet. In einer mittels gesättigter freudiger Form über den profanen Alltag emporgehobenen Harmonie erschauen wir im Einklang mit dem wahren Wesen des christlichen Glaubens das hohe Bild von der Bauluft des Jenseits.

Gottfried Traub / Geschichtschreiber

Nur der verdient den Namen eines Geschichtschreibers, der die Geschichte seiner eigenen Zeit geschrieben hat.
Lessing.

Wollte man mit diesem Maßstab Lessings äußerlich Ernst machen, so würden viele Geschichtschreiber von Namen und Ruf verschwinden. Das war nicht die Absicht seines Urteils. Was er bekämpfte, war nur die Meinung, man tauge für die Geschichtschreibung, je ferner man der Zeit stehe, die man zu schildern unternimmt. Die Unparteilichkeit der wissenschaftlichen Forschung werde verwirrt, wenn man sich nahe Vergangenheit zu untersuchen entschließe. Wir freuen uns der derben Gesundheit, mit welcher ein Mann von der Tiefe Lessingschen Geistes den Geschichtsforscher gerade in das Erlebnis seiner eigenen Zeit hineinstößt. Leicht schleicht sich nämlich unter dem Mantel der Unparteilichkeit die Bequemlichkeit ein, nichts Charakteristisches gelten zu lassen, sondern es aufzulösen in den großen Strom des Gesamtgeschehens. Deutlicher wird es darum nicht, sondern nur blasser. Aber noch schlimmer ist die Furcht vor der Gegenwart, wenn man sie den Handelnden überläßt, aber sich gleichzeitig im Geist überhebt, weil man doch selbstverständlich die manchen Irrtümer und Fehltritte der Gegenwart nicht mitmachen wolle, sondern auf die Zeit wartet, in der man geruhsam nachher alles überschauen könne. Ob es später wirklich eine wahrere Geschichtschreibung gibt, als mitten drin im Erlebnis selbst? Ich bezweifle es. Wer selbst nicht an irgendeinem Fleck wagt, Geschichte zu machen, oder wenigstens selbst von ihrem Miterleben hingerissen zu werden, hat kein Ohr und kein Auge für die wirkliche Geschichte. Er wird sie schildern, aber nicht erklären. Gerade zur Erklärung gehört die eigene Beteiligung voll Temperament, voll Ziele, voll Opferkraft. In diesem Sinn behält Lessing recht, daß nur der den Namen eines Geschichtschreibers verdient, der die Geschichte seiner eigenen Zeit geschrieben hat.

Geschichte macht nämlich nicht der, der den gesamten Geschichtsverlauf übersieht und sich gewissermaßen aus ihm herausstellt. Wir haben heute Dutzende von Menschen, die leider nur Beobachter der Geschichte sind, statt ihre Schöpfer. Sie sind eine Begleiterscheinung, vielleicht eine notwendige, aber sie gehen am Ufer neben dem Strom her. Die Helden der Geschichte fahren auf dem Wasser und schwimmen im oder gegen den Strom und kämpfen dort um ihres Volkes Schicksal. Geschichte wächst aus Trieb und Wille, aus Irrtum und Wahrheit, aus eigener Kraft und dem Erbe der Vergangenheit. Aber nicht der ist der Meister der Geschichte, der diese Kräfte in ihrem verschiedenen Einschlag sorgfältig sondert und beschreibt, sondern der in der eigenen Zeit an sich selbst erlebt, wie seltsam dieses Werden der Geschichte aussieht und wie unansehnlich oft die größten Früchte reifen, und welch scharfes Auge dazu gehört, die allgemeinen Richtungen zu schätzen, je nachdem sie abwärts oder aufwärts führen. Unruhe und Sorge, Jubel und Staunen, Zweifel und Vertrauen, Mitarbeit und Mitenttäuschung müssen das Herz des Geschichtsforschers selbst erfüllen, und zwar so, daß er darin die Stoffe des geschichtlichen Aufbaues selbst erkennt. Darum hat die Geschichte so wenige Schüler, weil man sie immer zu Großvaters Zeit abgeschlossen erachtet, sie aber nicht miterlebt in dem Werden des Morgen aus den Kämpfen des Heute. Die eigene Zeit ist der Lehrmeister für alle Vergangenheit, nicht umgekehrt. Farbe und Ton stammen nur aus der eigenen Geschichte. Alles andere sind „Draperien" oder „Effekte" oder „Schablonen". Das Leben der Geschichte da erlauschen, wo man ihm nahe ist, macht geschickt zum Forscher und Kündiger ihrer Gesetze. Vom Markt her strömt der Lärm und vom Feld her das Getöse. Wie will einer die Geschichte kennen, der sich diesem Lärm verschließt? Man macht es dem Menschen nicht so bequem, daß er die Entwicklung an einem Barometer ablesen könnte. Das Wetter der Geschichte begreift man nur aus seinem eigenen Erleben, in dem Miterleben seines Volksschicksals. Hier weiß man erst, wie Dürre und Trockenheit tut und wie frischer Regen schafft u. a. m., wie das Leben durch Menschen hintangehalten und durch Männer vertausendfacht werden kann. Aus der strömenden Geschichte allein heraus will sie sich in ihrem Wesen offenbaren, und darum muß man mit ihr kämpfen und ringen, um einige Laute ihres Selbstbekenntnisses zu erhorchen.

Glücklich wir, daß wir im Knotenpunkt der größten Ereignisse stehen! Wehe aber denen, die sich nur von der Geschichte hinstellen lassen wollen, statt daß sie selbst Geschichte machen.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Falscher Arbeitgeberkurs. Die bevorstehende Neuorientierung macht einem Teil des Unternehmertums, der bisher jeden sozialpolitischen Fortschritt zu verhindern suchte, schwere Sorgen. In der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" liest man darüber unter der Ueberschrift „Falscher Kurs" folgende unzeitgemäße Ausführungen: „Daß ein Volk, das solche Feuerprobe in solcher Weise ablegt, wohlbegründete Ansprüche erheben darf, niemand wird es in Abrede stellen. Es ist durchaus gerechtfertigt, wenn Deutschlands Söhne und Töchter nicht umsonst gekämpft und gelitten haben wollen. Nach dem Kriege sollen sich Wohlstand und Kultur, Bildung und Gesittung zu neuer Höhe entwickeln, es soll allen Bürgern, voran allen tüchtigen Elementen, die Möglichkeit und Anwartschaft geboten werden, sich ein nützliches, behagliches, befriedigendes Leben, womöglich auf eigener Scholle, zu sichern, ein Leben, das gefestigt und gehoben wird durch die Aussicht, daß auch im Alter Not und Entbehrung fernbleiben, daß für Witwen und Waisen gesorgt ist, daß befähigten Kindern der Aufstieg in höhere Gesellschaftsschichten ermöglicht wird. Das hat sich eine Nation verdient, die wirklich von sich sagen kann, wie es in dem hübschen „Hindenburgbuch" von Anton Fendrich heißt, daß „Wir", d. h. wir alle ohne Ausnahme, Schulter an Schulter einen Weltkrieg durchgekämpft haben. Steuern wir den Kurs, der uns diesem Ziele näher bringt? Man spricht sehr viel vom neuen Deutschland, von der Neuorientierung, von neuen Rechten, und diejenige Partei, die sich wie keine zweite auf die laute Agitation versteht, wird nicht müde zu verkünden, daß ein wahrer Völkerfrühling anbrechen müsse, daß sich nunmehr alles, alles wenden wird! Die Regierung leiht diesen Wünschen und Forderungen, den Forderungen der Sozialdemokratie ein williges Ohr und kommt ihnen Schritt um Schritt entgegen. Da ist das Vereinsgesetz geändert worden, womit den sozialdemokratischen Gewerkschaften ein mächtiger Zuwachs an Macht eingeräumt wurde, da ist der Sprachenparagraph aufgehoben worden, womit ebenfalls den Wünschen dieser Partei ein Zugeständnis gemacht wurde. Jedes sogenannte Ausnahmegesetz soll fallen, an allen Stellen der Verwaltung und Gesetzgebung soll den Vertretern der Arbeiterorganisationen, oder wenigstens einer bestimmten Gruppe derselben, ein weitgehender Einfluß eingeräumt und gesichert werden. Der Arbeitsnachweis soll eine Gestaltung erfahren, oder hat sie schon erfahren, durch die wiederum der Machtbereich der Arbeiterschaft erheblich ausgedehnt wird, Arbeitsgemeinschaften und Arbeitsämter, errichtet auf paritätischer Grundlage, sind an der Tagesordnung. Kürzlich wurde ferner bekanntgegeben, daß auch der alte Plan der Einrichtung von Arbeitskammern möglichst noch vor Pfingsten verwirklicht werden solle. Aber die Hoffnungen der demokratischen Volksvertreter gehen noch viel weiter! Die „Frankfurter Zeitung" hat (gerade an dem Tage, an dem in Berlin der Streik der Munitionsarbeiter ausbrach) einen langen Artikel gebracht, in dem die völlige Umgestaltung des Koalitionsrechtes verlangt wurde; der bekannte § 153 der Reichsgewerbeordnung soll beseitigt werden, wodurch also an Stelle der bisherigen, wenigstens noch halbwegs bestehenden Koalitionsfreiheit ein Koalitionszwang zugunsten der Klassenkampfgewerkschaften eingeführt werden würde. An die großen politischen Neuerungen, die erstrebt und aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens zum Teil zur Durchführung kommen werden, braucht nur im Vorbeigehen erinnert zu werden. Das Wahlrecht in Preußen und anderen Bundesstaaten soll eine Form erhalten, die ebenfalls dem Machtverlangen der großen Massen soweit als nur denkbar entgegenkommt." — Man ersieht aus dieser Darstellung, daß nicht nur die Gesinnung, sondern auch die Kampfesweise, ja selbst die gebrauchten Schlagwörter durch den Krieg keinerlei Aenderung erlitten haben. Das eröffnet keine günstigen Aussichten auf den Nachfriedenszustand im Wirtschaftsleben.

Kriegspreise für Lebensmittel. Die Lebensmittelpreise sind wieder erheblich gestiegen. Nach Calwers Monatsstatistik für März 1917 machte sich für den Wochenbedarf einer vierköpfigen Familie an 16 Nahrungsmitteln, die jedoch nach Friedensrationen bemessen sind, ein Kostenaufwand von 54,69 Mark notwendig. Im Februar waren es 54,15 und im Januar 53,67 M. Es wäre also im ersten Vierteljahr 1917 schon eine Steigerung von rund 1 M. eingetreten. Gegenüber dem März der nachbenannten Jahre ergibt sich die Verteuerung folgendermaßen:

	1912	1913	1914	1915	1916	1917	
pro Familie	25,18	25,83	25,08	32,90	48,47	54,69	M.
pro Kopf	6,30	6,46	6,27	8,23	12,12	13,67	„
Steigerung (seit 1912)	—	2,58	—	30,66	92,49	117,20	Prz.

Neue Aufgaben der Wohnungsreform. Im Siedlungs- und Wohnungswesen unseres Volkes stehen große Umwälzungen bevor. Die Bevölkerung sowohl wie die maßgebenden behördlichen Stellen sind sich darüber einig, daß, um die Volkskraft nach den ungeheuren Verlusten des Krieges wieder entsprechend zu stärken und um den dringenden bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten Rechnung zu tragen, eine umfassende innere Kolonisation getrieben und für die nicht landwirtschaftliche Bevölkerung der Uebergang zu einer viel weiträumigeren, viel mehr Zusammenhang mit dem Boden und der Natur bietenden Siedlungsweise gefunden werden muß. Zu den Reformmaßregeln, die für eine Verwirklichung dieser Gedanken notwendig sind, gehört nach Ansicht der Wohnungsreformer auch eine Reform des Enteignungsrechts und des Enteignungsverfahrens. Gerade die neuesten Erfahrungen, die man in verschiedenen Teilen Deutschlands, z. B. bei der Hannoverschen Moorkolonisation, in Bayern und bei der Kriegerheimstättenbewegung gemacht hat, lassen diese Reform als durchaus dringend erscheinen. Das Enteignungsrecht ist an und für sich einzelstaatliches Recht, aber es enthält doch auch viele privatrechtliche Elemente, und das Privatrecht ist bekanntlich Sache des Reiches. Außerdem hat das Reich auch schon wiederholt durch Sondergesetze in das Enteignungsrecht eingegriffen. Da nun die Reform des Enteignungsrechts und des Enteignungsverfahrens durch die Einzelstaaten in den letzten Jahrzehnten nur sehr wenig vorgerückt ist, so ist der Wunsch wohnungsreformerischer Kreise verständlich, daß der Reichstag sich baldmöglichst einmal gründlich dieser Sache annähme und einen größeren Fortschritt auf diesem Gebiete auf reichsrechtlicher Grundlage mit Nachdruck anstrebte.

Namensänderung. Der Verein für Handlungs-Kommis von 1858 hat auf seiner letzten ordentlichen Hauptversammlung in Hamburg beschlossen, den Namen des Vereins in „Kaufmännischer Verein von 1858" zu ändern. Aufsichtsrat und Verwaltung wurden weiter ermächtigt, einen einmaligen Kriegsbeitrag für alle Mitglieder festzusetzen.

Büchertisch

F. M. Kircheisen, **Napoleon I.** Sein Leben und seine Zeit. 3 Bände 1911—1914. München und Leipzig, Georg Müller.

Die drei ersten Bände dieser großangelegten Napoleonbiographie reichen bis zum Aegyptischen Feldzug einschließlich und rücken das Bild Napoleons vielfach in ein neues Licht. Der Verfasser bekundet ein besonderes psychologisches Interesse. Außerdem wird auch die örtliche und gesellschaftliche Umwelt des Helden anschaulich gezeichnet. Die vielen beigegebenen Abbildungen dienen zur Belebung des Gesagten. Kircheisen gehört zu den besten Kennern Napoleons. Freilich neigt er einerseits zu einer etwas äußerlich-antiquarischen und andererseits zu einer panegyrischen Auffassung. Das zeigt sich auch in diesem Hauptwerke des rührigen Schriftstellers. Die älteren Napoleonbiographien werden deshalb durch Kircheisen keineswegs in den Schatten gestellt. — Besonderes Lob verdient die prächtige Druckausstattung des Werkes.

Bonn. J. Hashagen.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Sendung ins Feld: 6 M.: Frau Geh. Rat A. in H., **8,50 M.:** Lt. d. R. H. in U., **10 M.:** Dr. H. in W., Lt. d. R. H. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Frl. R. in Augsburg (Oesterr.): 25 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Briefkasten

Berichtigung: In dem Aufsatz des Abg. Hoff in Nr. 19 ist versehentlich ein Fehler stehengeblieben. Auf Seite 306, 2. Spalte, 19. Zeile von oben (bei Hausschlachtungen) muß es statt 68,4000 heißen: „6098000".

Naumann-Weber-Heile, Drei Reden (Deutscher Kriegs- und Friedenswille) sind auch in größerer Zahl zur kostenlosen Versendung ins Feld noch zu haben.

Bücherwünsche aus dem Felde: Lehrbücher der schwedischen und italienischen Sprache; flämisch-deutsches, englisch-deutsches Taschenwörterbuch, spanische Konversationsgrammatik, kleine Werke über Kunst- und Naturgeschichte, rumänischer Sprachführer.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

24. Mai 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 21

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Auf dem Wege zum Parlamentarismus. — **Friedrich Naumann:** Rudolf Sohm † — **Dr. Walther Schotte:** Weltfrieden und Pazifismus. — **Friedrich Naumann:** Innere Politik. — **Prof. Paul Schubring:** Die Vorbildung unserer Künstler. — **Miles:** Leuchten. — **Emma Müllenhoff:** Ginsterblüten. — **Gottfried Traub:** Ein Juwel. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 13. Mai.

Da in diesen Tagen des 200jährigen Geburtstags der Kaiserin Maria Theresia gedacht wird, so liegt es nahe, der fernen Zeiten sich zu erinnern, in denen Preußen und Oesterreich unter Beteiligung der halben Welt einen großen zentraleuropäischen Kampf führten, den wir den Siebenjährigen Krieg zu nennen gewöhnt sind. Weil unser Schulunterricht diesen Krieg gewöhnlich etwas einseitig vom Standpunkt Preußens und seines genialen Königs aus betrachtet, wird in Norddeutschland die Verwicklung der Großmächte jener Zeit oft nicht genug beachtet und auch nicht genügend dem Charakter und den Leistungen der Kaiserin Maria Theresia Ehre erwiesen. Jetzt, wo wir mit der österreichisch-ungarischen Monarchie zusammen im großen Weltkampf stehen, schieben sich für unsere geschichtliche Betrachtung Friedrich II. und Maria Theresia nahe aneinander. Für beide Reiche ist das enge Zusammenhalten zur Lebensbedingung geworden. Eben heute lesen wir in der Zeitung, daß der Deutsche Reichskanzler, aus dem Hauptquartier kommend, gestern abend zu einer kurzen Besprechung nach Wien gefahren ist. Eine einheitliche Politik von zwei verbündeten Großstaaten läßt sich nur führen, wenn die persönlichen Beziehungen zwischen den leitenden Personen so eng werden, als seien sie Mitglieder eines gemeinsamen Regierungskollegiums. Die Pflege derartiger Beziehungen ist die Voraussetzung der Entstehung ernsthafter Abmachungen über gemeinsame Diplomatie und künftige militärische Zusammengehörigkeit.

Montag, 14. Mai.

Die großen Angriffe der Engländer östlich von Arras zwischen Lens im Norden und Bullecourt im Süden sind wiederum blutig gescheitert. In unglaublichen Schlachten wird scheinbar um gleichgültige Dörfer gefochten. Diese Dörfer aber sind zurzeit die Grenze zwischen England und Deutschland.

Bei Einweihung eines neuen Hauses für das „Rote Kreuz" sagte der nordamerikanische Präsident Wilson: „Wir sind in diesen Krieg eingetreten, weil wir Diener der Menschheit sind. Wir werden keinen Vorteil aus diesem Kriege annehmen." Das klingt so edel, daß man daraufhin fast für möglich halten könnte, daß selbst die heiligen Engel aus ähnlichen Gründen nächstens mit Kanonen auf die Erde herniederkommen. Es liegt aber in dem Reden vom Dienst der Menschheit eine Melodie, auf die die Nationen hören, während bei uns Deutschen vielleicht etwas zu einseitig und allzu öffentlich die Rede war vom eigenen Volk. Wir haben tatsächlich der Menschheitsidee schon zu Zeiten gedient, wo die Amerikaner noch kaum dazu imstande waren.

In den Zeitungen des Generalgouvernements Warschau wird, und zwar offenbar unter Gestattung der dortigen Zensur, fleißig von der Frage eines polnischen Königs oder wenigstens Regenten geredet. Ein polnischer König werde am ausdrucksvollsten die tatsächliche Existenz des polnischen Staates darstellen, und ein Regent werde als Herold einer zukünftigen Krone angesehen werden.

An der mazedonischen Front wurden weitere sehr heftige Angriffe zurückgewiesen.

Dienstag, 15. Mai.

Der russische Kriegsminister Gutschkow meldet seinen Rücktritt an, und zwar mit folgenden Worten: „Unter Bedingungen, die ich nicht zu ändern vermag und die verhängnisvolle Folgen für die Verteidigung der Freiheit und sogar für den Bestand Rußlands zu haben drohen, kann ich das Amt eines Ministers des Krieges und der Marine nicht länger ausüben und die Verantwortung für die schweren Fehler, die man am Vaterland begeht, nicht teilen." Es scheint, daß die Gesetzlosigkeit und Straflosigkeit, die zurzeit in verschiedenen Gebieten Rußlands herrscht, es unmöglich macht, die Desertierten wieder an die Front zu bringen und die Truppe regelmäßig zu versorgen. Miljukow bleibt vorläufig Minister des Auswärtigen und als solcher Vertreter des englischen Bündnisses.

Im Reichstag standen eine konservative und eine sozialdemokratische Interpellation über Kriegs- und Friedensziele auf der Tagesordnung. Der Reichskanzler hielt unter Zustimmung des Zentrums, der Fortschrittspartei und der Nationalliberalen eine Rede, in der er weder den Eroberungskrieg der Rechten noch den Verzicht der Linken auf Annexionen und Entschädigungen als sein Programm übernahm. Uns scheint, daß es eine unmögliche Anforderung ist, vom verantwortlichen Leiter des Deutschen Reiches zu verlangen, daß er in jetziger Kriegslage, während die größten Kämpfe an der Westfront ausgefochten werden, ein Programm ausgibt, das je nach Verlauf dieser Kämpfe ein ganz verschiedenes Aussehen erhält. Der Reichskanzler sprach in friedensfreundlichem Sinne über Rußland: Wenn Rußland weiteres Blutvergießen von seinen Söhnen fernhalten will, weil es Eroberungspläne für sich aufgibt; wenn es ein dauerndes, ehrliches, friedliches Nebeneinanderleben mit uns herstellen will, dann ist es selbstverständlich, daß wir, die wir diesen Wunsch teilen, die Möglichkeit eines solchen Zustandes dauernder friedlicher Entwicklung nicht durch Forderungen unmöglich machen werden, die sich mit der Freiheit und dem Willen der Völker selbst in Widerspruch setzen und die nur den Keim zu neuer Feindschaft in sich bergen würden. Ich zweifle nicht, daß sich eine auf gegenseitige ehrliche Verständigung gerichtete Einigung erzielen ließe, die jede Vergewaltigung abweist und keinen Stachel und keine Verstimmung zurückläßt. — Diese Ausführungen wurden links und in der Mitte von stürmischem Beifall begleitet. Der Kanzler hob hervor, daß zwischen der reichsdeutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung in der Friedensfrage volle Uebereinstimmung herrsche, ebenso auch zwischen ihm und der deutschen obersten Heeresleitung.

Digitized by Google

Mittwoch, 16. Mai.

Nach dreitägiger Artillerievorbereitung haben nun auch die Italiener am Isonzo auf einer Linie von mehr als 40 Kilometern einen neuen heftigen Angriff begonnen, bei dem zwar einzelne Befestigungsstücke wiederholt den Besitzer wechselten, der aber im ganzen mit vollem Erfolg zurückgewiesen wurde. Auch in der Nähe von Asiago fanden im Gebirge einzelne Angriffe statt.

Die russische Revolution scheint auf den Rest des rumänischen Staates nicht ohne Einfluß zu bleiben. In Jassy geschahen große Kundgebungen für die Errichtung einer Republik. Der König stattete der Versammlung des russischen Soldatenrates einen Besuch ab. An die anwesenden Generale wurden rote Schleifen verteilt. Der Wunsch des Königs, ebenfalls eine rote Schleife zu erhalten, wurde bereitwilligst erfüllt.

Der Arbeiter- und Soldatenrat in Petersburg erläßt einen Aufruf an die Sozialisten aller Länder, der sich gegen die Imperialisten in aller Welt wendet und sich gegen einen Sonderfrieden erklärt, weil durch ihn nur dem deutsch-österreichischen Bunde die Hände frei gemacht würden. Die Truppen werden aufgefordert, alles von sich zu abzuwerfen, was die militärische Macht schwächt, alles, was das Heer zersetzt und seine Moral untergräbt. — Die Verhandlungen über eine sozialistische Friedenskonferenz in Stockholm dauern fort, ohne daß man bis heute das Endergebnis beurteilen könnte.

In Oesterreich sind 50 neue lebenslängliche Herrenhausmitglieder ernannt worden, darunter: Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf, Professor Friedjung, Professor v. Wieser, Frhr. v. Skoda, Dr. Sylvester, Dr. Geßmann, der Dichter Peter Rosegger und der Maler von Angeli. — Die „Neue Freie Presse" spricht von vergeblichen Versuchen, die von englischer Seite aus gemacht werden, die Oesterreicher vom deutschen Bündnis abzuziehen. Es sei ein himmelweiter Unterschied zwischen der Politik in Wien und jener in Rom und Bukarest, wo England den schmählichsten Verrat und Vertragsbruch zu einem bestimmten Preise einhandeln konnte.

Donnerstag, 17. Mai.

Der dritte Himmelfahrtstag im Krieg!

Der russische Minister des Aeußern, Miljukow, ist von seinem Amte zurückgetreten und wird durch den bisherigen Finanzminister Terestschenko ersetzt. Der bisherige Justizminister Kerenski übernimmt trotz seiner ernsthaften Krankheit das Kriegsministerium. Die Zahl der Sozialisten im provisorischen Ministerium ist erheblich gewachsen. Die Sozialdemokraten haben bei ihrem Eintritt ins Ministerium als Vorbedingung aufgestellt: eine aktive auswärtige Politik, die offen und so bald wie möglich einen allgemeinen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen auf Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker erreichen will; Demokratisierung der Armee; Verstärkung der Front zur Verteidigung der russischen Freiheit; soziale, wirtschaftliche und finanzielle Reformen. — Der Petersburger Soldatenrat beschloß die unverzügliche Entlassung aller Soldaten über 43 Jahre aus dem Heeresdienst und die Beurlaubung sämtlicher Soldaten über 40 Jahre unter Vorbehalt einer Wiedereinberufung. Das sieht fast schon wie ein Anfang der praktischen Demobilisierung aus.

Der fünfte Tag der neuen Isonzo-Schlacht war von ebenso heftigen Kämpfen erfüllt, wie der vorangegangene. Tausende von Italienern wurden geopfert. Starke Anstürme bei den Höhen von Plava und Zagora. Die Oesterreicher haben bisher etwa 2000 Gefangene gemacht.

Das internationale Komitee vom „Roten Kreuz" hat durch seinen Präsidenten G. Ador eine Kundgebung veröffentlicht, die die kriegführenden Regierungen auffordert, schon jetzt an die Vorarbeiten der Heimkehr der Kriegsgefangenen heranzugehen. Der Zustand der Kriegsgefangenen in allen beteiligten Ländern erschwert sich mit der längeren Dauer des Krieges. Wieviel besser würden bei einem Austausch die Gefangenen in ihrem eigenen Lande für Landwirtschaft und anderen Volksbedarf arbeiten als jetzt im Lande der Feinde. Es sei Gefahr, daß beim Aufhören des Krieges die Millionen von Gefangenen am längsten warten müßten, bis für sie die Transportmittel zur Verfügung gestellt werden. — Wie eine Korrespondenz aus Wien versichert, sind zwischen der österreichischen und der russischen Regierung Besprechungen darüber im Gange, ob man die Internierten und Gefangenen von mehr als 60 Jahren austauschen könne.

Freitag, 18. Mai.

Infolge eines starken englischen Gegenstoßes mußte gestern ein Stück Landgewinn im Dorfe Roeux wiederaufgegeben werden. Die übrigen Angriffe wurden mit schweren Verlusten des Feindes abgeschlagen. An der Westfront wurden in der ersten Hälfte des Mai 5000 Gefangene gemacht.

Der militärische Befehlshaber von Petersburg, General Kornilow, kündigt seinen Rücktritt an, weil er gegenüber den anarchistischen Elementen nicht mehr stark genug ist. Sehr bemerkenswert erscheint das Auftauchen monarchistischer Bestrebungen in Moskau. Vor dem Hause des Generalgouverneurs, in dem gegenwärtig der Moskauer Arbeiter- und Soldatenrat tagt, versammelten sich Zehntausende unter Vorantragung von Fahnen, auf denen zu lesen war: Nieder mit der provisorischen Regierung! Nieder mit Miljukow! Nieder mit Gutschkow! aber auch: Nieder mit dem Krieg! und: Gebt uns wieder einen Zaren! Bisher hatte die provisorische Regierung die Sache so dargestellt, als ob nur in Beßarabien und ähnlichen Gebieten monarchistische Gruppen übriggeblieben wären. Der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", Behrmann, telegraphiert aus Stockholm, daß dieses Wiederaufleben monarchistischer Kundgebungen, obwohl man sie nicht überschätzen dürfe, immerhin zeige, wie verwickelt und ungewiß die Lage ist. Man bedenke, daß gegenwärtig nicht weniger als 16 politische und soziale Gruppen und Grüppchen im zerrissenen Rußland miteinander und gegeneinander um die Macht und Führung rücksichtslos kämpfen. Dies mag schließlich selbst für ein Volk zu viel werden, das Tolstoi das „Volk des ewigen Suchens" genannt hat.

Am 16. Mai verstarb unser treuer Freund und politischer Mitkämpfer Professor D. Dr. Rudolph Sohm in Leipzig, nachdem zwei seiner Söhne ihm infolge des Krieges in den Tod vorausgegangen sind. Er war ein lebendiger Verkündiger des vaterländischen und volkstümlichen Geistes, einst Mitbegründer des nationalsozialen Vereins; ein Prophet der Erneuerung, die nach dem Krieg kommen muß.

Sonnabend, 19. Mai.

Der frühere rumänische Ministerpräsident Peter Carp, der immer ein Freund der mitteleuropäischen Mächte war und sich zurzeit im mitteleuropäischen Okkupationsgebiet befindet, sagt folgendes: „Ich würde mich freuen, wenn die Franzosen und Engländer, die einen großen Teil Schuld am Unglück Rumäniens haben, dafür sorgen würden, daß das Los meiner Landsleute in der Moldau verbessert wird. Die Lebensbedingungen der dortigen Bevölkerung, die von ansteckenden Krankheiten, Hungersnot und Wohnungsmangel schwer heimgesucht wird, sind um vieles schlechter als die der Rumänen in der Walachei." Auch andere Berichte bestätigen, daß unter dem Druck und sogenannten Schutz des Zehnverbandes sich in Jassy und in der Moldau eine schauderhafte Not eingestellt hat.

In Wien wird über den Mörder des erschossenen Ministerpräsidenten Baron Stürgkh verhandelt. Der Mörder Friedrich Adler, Sohn des hervorragenden sozialdemokratischen Führers, gibt offene Auskunft über seine Beweggründe. Er habe den Baron für den Ausdruck österreichischer Mißwirtschaft gehalten und an ihm ein Exempel statuieren wollen, an dem der Kaiser nicht vorübergehen könne. Er wird zum Tode verurteilt werden, was er selbst nicht anders erwartet. Die von ihm begangene Mordtat hat einen ehrenvollen Mann getroffen, dessen Person durchaus keinen Anlaß zu einer derartigen Handlung bot. Wenn trotzdem vom Tode Stürgkhs an die österreichische Regierungsmaschinerie

Digitized by Google

in lebhaftere Bewegung gekommen ist, so hängt das gleichzeitig mit dem inzwischen erfolgten Tode des alten Kaisers zusammen. Auch ohne den Adlerschen Mord würde sich heute Oesterreich inmitten der Probleme der Erneuerung befinden.

Die großen Kämpfe an der Westfront, am Isonzo und nördlich von Saloniki dauern fort. Ungeheure Massen von Menschen ringen miteinander um eine letzte Entscheidung. Wenn jetzt die russische Armee noch in gutem Kraftbestand wäre, so würde von Mitteleuropa das Uebermenschliche gefordert. An der russischen Front wird zwar an etlichen Stellen der Versuch gemacht, ein Artilleriefeuer zu beginnen, im ganzen aber ist Ruhe von Riga bis zur Donaumündung.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 13. Mai.

Im Reichstag der dritte Tag der Ernährungsdebatten. Ein gewisses Abflauen des Temperaments und des Anklagestoffes läßt sich diesmal wohl feststellen. Batocki kann den Jahrestag seines Amtsantrittes doch mit berechtigter Genugtuung begehen. Man spürt — abgesehen von dem Riesenfeld der Umgehungen in Stadt und Land, angesichts dessen wohl eine gewisse Resignation Platz gegriffen hat, die bessere Anpassung und größere Klarheit. Vielleicht ist auch im Reichstag — oder in der Berichterstattung die Gesamtstimmung beeinflußt durch den fröhlichen Anblick der sich neu füllenden Gemüseläden. Man kann sich dem Eindruck dieses Uebergangs von den Zitronen und Nüssen zu grüner Mannigfaltigkeit gar nicht entziehen. Ueberhaupt: dieser unbewußte Optimismus des Frühlings, den man auf allen Gesichtern sieht.

Die Herabsetzung der Rindviehpreise wird sofort eintreten, den Schweinen sind Uebergangsbestimmungen bewilligt.

In Hamburg ist ein Sack Lebensmittelkarten gestohlen. Das ist viel schlimmer als Fleisch oder Brot. Wie soll man die Folgen abwenden.

Ein Sonntag ohne Glockengeläut, so ein stummer Feiertag, ist etwas Seltsames. Dafür furren die Flieger durch den strahlenden Frühlingshimmel, und die Vögel singen wie nie in der unbeschreiblichen Ueppigkeit der Baumblüte.

Montag, 14. Mai.

„Die großen Angriffe der Engländer sind gescheitert." Man liest nach Tagen der Spannung dieses abschließende Urteil der Heeresleitung über eine Phase der Frühjahrskämpfe wieder mit tiefer Erleichterung — — und fragt sich dabei doch: wie viele solcher blutigen Morgen werden noch ansteigen und zusammensinken, bis endlich das Ende kommt?

Heute abend eine sehr große und eindrucksvolle Versammlung der Hamburger Frauen, um bei der kommenden Wahlreform die Forderung der Einbeziehung der Frauen in das Bürgerrecht zu vertreten. Man hat bei der Aufnahme der Vorträge durch eine Versammlung, die zum sehr großen Teil Hausfrauen umfaßt, den starken Eindruck, wie sehr der Krieg „Wachswetter" für das Staatsbürgerbewußtsein der Frauen gewesen ist. Das nicht nur vernunftgemäße, sondern instinktive Verständnis dafür ist durch den Krieg in einem Maße geweckt, daß es wie eine ganz andere Atmosphäre über so einer Versammlung liegt. Auch die Vertretung und Aufnahme in politischen Kreisen steht doch unter sehr fühlbar anderer Betrachtungsweise. Die Hamburger Liberalen werden sich geschlossen für die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht einsetzen. In der Frauenversammlung wurde nach Vorträgen von zwei Vertreterinnen der Frauen und Mütter und — für die berufstätigen Frauen und die in der kommunalen Arbeit stehenden — Helene Lange eine Entschließung für das weibliche Bürgerrecht einstimmig angenommen.

Nach offiziellen Mitteilungen reichen wir mit Brotgetreide bis zum 15. August ohne Verkürzung der Rationen, die Kartoffelversorgung steht — wie wieder bestätigt wird — besser als befürchtet wurde, es muß aber alles noch irgendwie Verfügbare aus dem Lande herausgezogen werden. Damit geht Hand in Hand die Abschlachtung — im nächsten Jahre werden wir uns also weiter zu Vegetariern entwickeln. Die gesamte Kartoffelernte des letzten Jahres hat nur 24 Millionen Tonnen betragen. Es wird jetzt auch von landwirtschaftlicher Seite zugestanden, daß „der Kernpunkt der ganzen Ernährungspolitik der nächsten Monate der sein würde, daß die Schweine zugunsten der Menschen zurückstehen müssen", und daß „eine weitere Aufrechterhaltung des bisherigen Umfangs der Schweinehaltung unsern sicheren Ruin in ernährungstechnischer Hinsicht bedeuten würde". (Mitteilungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft vom 12. Mai.)

Dienstag, 15. Mai.

Die Zeitungen sind voll vorwegnehmender Weisheit zur bevorstehenden Kriegszielrede des Kanzlers. Was er sagen müßte und was er wahrscheinlich sagen würde. Mittlerweile erörtert der Reichstag im Anschluß an die dritte Lesung des Haushaltsetats die übliche Reihenfolge der Beschwerden — von der Zensur angefangen. Wichtiger ist, daß die Regierung eine Vorlage zum Wiederaufbau der deutschen Handelsschiffahrt ankündigt, deren Einbringung sich nur durch notwendige Aenderungen infolge der Beschlagnahme unserer Schiffe durch Amerika hinausgeschoben habe, und daß die Konservativen einen Plan für einheitlichen Ausbau der Wasserstraßen einbringen. Es wird ein Antrag angenommen, der eine Zentralstelle für das Wohnungswesen, zunächst im Reichsamt des Innern, verlangt.

In den Abendzeitungen steht die Rede des Kanzlers. Und man sieht allenthalben, daß sie einen sehr starken Eindruck macht, weil sie einmal wieder das Selbstverständliche sehr klarstellt: daß weder eine summarische Erklärung für einen Verzichtfrieden noch eine irgendwie substanzierte positive Kriegszielkundgebung denkbar ist. Stärker noch als diese Klarstellung aber wirkt die unbedingte ruhige Zuversicht im Hinblick auf die Kriegslage und die Versicherung, daß bezüglich der Kriegsziele der Kanzler in unbedingter Uebereinstimmung mit der Heeresleitung sei.

In Hamburg wird das Gas in den Abendstunden gesperrt. Die Straßen liegen in der langen lichten Dämmerung wunderbar schweigsam und so voll sommerlicher Stimmung da. Man hat den ganz und gar ketzerischen und unangebrachten Gedanken, wie viel vornehmer sie aussehen als im Helligkeitskampf der Gaslaternen und Fenster. Sachlich, politisch und wirtschaftlich angesehen, hat Hamburg ein Recht auf einen ehrlichen Zorn wegen Vernachlässigung. Aber daß diese Abendstimmung so märchenhaft schön, so wie eine „Rückkehr zur Natur" ist, das stimmt versöhnlich.

Mittwoch, 16. Mai.

In der Aussprache über die Kriegsziele wundert man sich über die schwache und schlechte Vertretung der konservativen Meinung. Ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der klirrenden Energie und Schärfe der Forderung und der Leere der Worte.

Bezeichnend im Verhältnis zu früheren ähnlichen Debatten ist die einheitliche Stellungnahme von Zentrum, Nationalliberalen und Fortschrittl. Volkspartei für den Kanzler. Daß die Nationalliberalen nicht bei der konservativen Seite sind, ist neu.

Die innerpolitischen Fragen, die auch in der eigentlichen Kriegszieldebatte durchschimmern, werden durch die Rede Naumanns in gleiche Linie neben die auswärtigen gehoben. Die vielfache und enge Verbindung zwischen beiden — die Beziehung zwischen Volksstaat und Außenpolitik — wird grundsätzlich und im großen gezeigt.

Donnerstag, 17. Mai.

Der Strom der Ausflügler im leuchtenden Buchenwalde und unter blühenden Kirschbäumen könnte den Krieg vergessen machen. Besonders, weil es unmöglich wäre, an ihrem Aussehen und ihren Kleidern die Spuren des dritten Kriegsjahres zu entdecken. Es

Digitized by Google

ist erstaunlich, daß die Kinder rote dicke Backen haben und die jungen Mädchen neue Frühlingskleider. Wo kommt all die Seife her, um immer wieder alle die hellen Röcke und Blusen zu waschen? Sah das Himmelfahrtsvolk vor drei Jahren anders aus? Man könnte es nicht erkennen.

Die innerpolitische Debatte im Reichstag bringt erwartungsgemäß die programmatischen Erklärungen zur Neuorientierung an der Hand der vorbereitenden Arbeiten des Verfassungsausschusses. Leider eine ziemlich scharfe Ablehnung der vom Verfassungsausschuß eingenommenen Ministerverantwortlichkeit durch den Kriegsminister v. Stein, die nach ebenso scharfen Erklärungen der Linken und des Zentrums begütigend erläutert wurden.

Von Burgfrieden kann man eigentlich bei der Art der parteipolitischen Auseinandersetzungen nicht mehr reden. Aber es zeigt sich, daß die Einheit in den wesentlichen Fragen des Krieges und der Verteidigung gar nicht so viel künstlichen Burgfrieden nötig macht, wie die Aengstlichen dachten.

Freitag, 18. Mai.

Das Goethebuch Gundolfs gibt einem in dieser Zeit viel. Aber es geht doch an einer Seite der Goetheschen Entwicklung gleichgültig vorbei: das ist die dem alternden Goethe immer bedeutsamer werdende Frage des Gesamtlebens, das den Einzelnen in seinen lebendigen Gang aufnimmt und einfügt. Goethe — wenn auch mehr ahnungsvoll als bestimmt — sieht doch in der Fülle der Einrichtungen, Gesetze, Sitten, Arbeitsorganisationen das Walten lebensvoll wirksamer Kräfte, sieht in dem Ganzen ein in sich und durch sich Lebendiges, das bei Gundolf nur „Beziehung" ist. Aber gerade durch dieses Suchen nach dem Rhythmus der Gemeinschaftskräfte sind die Wanderjahre so mystisch groß und so unpersönlich beseelt. Und uns heute so feierlich und trostvoll.

Es ist eine besondere Oganisation geschaffen, um die Getreideernte in den früh erntenden Gebieten zu erfassen. Da wir in diesem Jahr keine Reserven aus der alten Ernte mitbringen, ist rasche Nutzung der neuen erforderlich. Es werden durch phänologische, d. h. Wachstumsbeobachtung diejenigen Gebiete festgestellt werden, in denen die Ernte voraussichtlich am frühesten schnittreif sein wird. Zur Anstellung dieser Beobachtung werden als berufene Organe die Landwirtschaftskammern und die Kriegswirtschaftsstellen herangezogen werden. Nach Feststellung dieser Daten wird es darauf ankommen, in den in Betracht kommenden Gebieten die nötige Anzahl von Dreschmaschinen, Arbeits- und Gespannkräften, sowie ausreichende Kohlenmengen bereitzustellen. Die Durchführung des Frühdrusches wird, da die Landwirtschaft in der in Betracht kommenden Zeit mit anderen Arbeiten überlastet ist, in vielen Fällen nicht den Landwirten direkt aufgebürdet werden können, sondern wird durch besondere, hierfür bereitgestellte Arbeitskräfte durchgeführt werden müssen. Bei der Reichsgetreidestelle ist eine besondere Abteilung für die Durchführung des Frühdrusches gebildet worden; es ist ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, daß nicht nur die rechtzeitige Versorgung der Bevölkerung mit Brotgetreide gesichert ist, sondern daß auch die durch den Frühdrusch hervorgerufene Belastung der betroffenen Landwirte möglichst gering sein wird. Einfach wird die Durchführung dieser Organisation nicht sein.

Sonnabend, 19. Mai.

Heute abend die erste Versammlung des Hanseatentages der Fortschrittl. Volkspartei zu gemeinsamer Beratung über die Wahlrechtsreform in den Hansestädten. Dem Bürgerrecht der Frau ist ein besonderer Vortrag gewidmet, der, so scheint es, ein von entschiedenem Willen zeugendes Echo findet. Die kommende Arbeit der Liberalen aus den Hansestädten wird im Zeichen der Ueberzeugung stehen, daß angesichts der Anforderungen des Krieges an die moralische Widerstandskraft die Beseitigung vorhandenen Wahlunrechts wichtiger ist als ein künstlicher Burgfriede. Eingehende Verhandlungen über das „Wie" der Wahlreform werden morgen stattfinden. Die Polizeistunde ist in Hamburg auf ½11 Uhr angesetzt, und alles ist erbittert über die schlechte Behandlung einer so großen Stadt in der Kohlenbelieferung.

Dem preußischen Landtag ist eine Vorlage zugegangen, durch welche die Enteignungsbefugnis in den östlichen Provinzen, die im Jahre 1908 Gesetz wurde, wieder aufgehoben werden soll. Auch ein kleines Stück politischer Neuorientierung.

Wilhelm Heile / Auf dem Wege zum Parlamentarismus

Der Verfassungsausschuß des Reichstags hat bisher nur die ersten einleitenden Schritte seiner Tätigkeit getan. Die Beratung und Beschlußfassung über die wichtigsten und für das ganze Werk entscheidenden Fragen hat er bis zum Wiederbeginn der Reichstagssitzungen hinausgeschoben. Und zwar, wie schon im letzten Hefte der „Hilfe" dargelegt worden ist, mit gutem Grund. Man wollte zunächst die Verbesserungen ausarbeiten, für die im Ausschuß wie im ganzen Reichstag eine sichere Mehrheit vorhanden ist, damit selbst im ungünstigsten Falle ein Fortschritt erzielt und der Stein ins Rollen gebracht werde.

So einleuchtend dieser Gedanke ist und gerade für die entschlossenen Freunde einer möglichst gründlichen Verfassungs-Reform sein sollte, so hat doch die Tatsache, daß man sich an die Kernfragen anscheinend nicht recht herantraut, in weiten Kreisen große Enttäuschung hervorgerufen. Das ist ebenso unberechtigt wie bedauerlich. Unberechtigt: denn es ist doch nicht ohne Grund, wenn die Konservativen Himmel und Hölle zugleich in Bewegung zu setzen suchen, weil wieder einmal die Grundfesten des Staates und mit ihnen der Thron ins Wanken zu geraten drohe. Und bedauerlich: denn nichts lähmt den Willen und die Schwungkraft mehr, als wenn von vornherein Unkenrufe laut werden: es wird ja doch nichts draus.

Die hier das Amt der Unken versehen, sind nicht bloß und nicht immer gewohnheitsmäßige Nörgler und Miesmacher. Es sind auch viel Leute mit schöner Begeisterung darunter, die bedrückt sind durch das unklare Gefühl, daß die berufenen Vertreter und Sachwalter des politischen Fortschritts sich durch ein Uebermaß an „realpolitischen" Erwägungen in eine Stimmung müder Resignation haben hineinziehen lassen. Nichts ist irriger als das. Die so sprechen, vergessen, daß bisher nicht der Reichstag, sondern ein von ihm zur Arbeit eingesetzter Ausschuß getagt hat. Der Verfassungsausschuß hat nicht den Zweck, grundsätzliche Bekenntnisse zu formen, nach denen sich draußen im Lande die Geister scheiden. Er ist dazu da, festzustellen, wofür im Reichstag eine Mehrheit zu bekommen ist und demgemäß dem Reichstag formulierte Vorschläge zu machen. Die eigentliche Arbeit, das schwierige Hin und Her der Verhandlungen und Vorverhandlungen zwischen den Vertretern der verschiedenen Parteien geht in aller Stille vor sich, die Oeffentlichkeit erfährt nichts als das fertige Ergebnis, das naturgemäß nur ein Kompromiß sein kann.

Man müßte sich wundern, wenn man in dieser Hinsicht nicht schon längst durch trübe Erfahrungen das Wundern verlernt hätte, daß gerade die hauptstädtische Presse, die es doch besser wissen könnte und müßte, gegen die fortschrittliche Fraktion des Reichstages den Vorwurf der Halbheit und Unentschlossenheit und müden Mutlosigkeit macht. Würde

Digitized by Google

die Fraktion wohl in der Vollsitzung des Reichstags, also da, wo über das Grundsätzliche verhandelt wird, als ihren Sprecher gerade Naumann vorgeschickt haben, den Schöpfer und Träger des Gedankens von Demokratie und Kaisertum, wenn ihre Absichten nicht von ganz anderen Stimmungen zeugten als von müder Resignation? Freilich, auch der Rede Naumanns, die wir im Wortlaut des amtlichen Stenogramms in der „Hilfe" zum Abdruck bringen, hat das „Berliner Tageblatt" den Stempel „ängstlicher Leisetreterei" aufzudrücken für gut gehalten. Ueber allem Reden, Erwägen, Abwägen stehe in der Politik die Tat. Es scheine aber, „als ob nicht bloß der Abgeordnete Naumann, sondern auch andere führende Politiker der Fortschrittlichen Volkspartei, nur um die Gemeinschaft mit dem Zentrum und den Nationalliberalen im Verfassungsausschuß nicht zu gefährden, die ihnen unbequeme Frage des parlamentarischen Systems, das A und O aller innerpolitischen Umgestaltung, ad calendas graecas vertagen wollen."

Es ist merkwürdig, wie gerade die, die am lautesten nach dem parlamentarischen System rufen, oft am wenigsten Verständnis für sein Wesen zeigen. Wie die Dinge jetzt in Deutschland liegen, ist es so, daß man sagen kann: wir werden in dem Augenblick und in dem Umfang die parlamentarische Regierungsweise erhalten, in dem eine feste und entschlossene Mehrheit im Reichstag dafür vorhanden ist. Nun hat zwar die Fortschrittliche Volkspartei infolge der damals vorliegenden Verwirrung den ersten und den dritten, und die Nationalliberale Partei den zweiten Präsidenten für den Reichstag gestellt. Aber es braucht doch wirklich nicht erst bewiesen zu werden, daß die fortschrittliche Fraktion weder für sich allein, noch mit den Nationalliberalen zusammen eine Mehrheit zu bilden imstande ist. Vor der Spaltung der Sozialdemokratie gab es, davon zeugt die Zusammensetzung des Präsidiums, eine Mehrheit der Linken. Aber diese Mehrheit stand immer auf schwachen Füßen. Wenn der rechte Flügel der Nationalliberalen nicht mitmacht, ist es aus mit der Mehrheit der Linken.

Da aber die Altliberalen weder für die Uebertragung des Reichswahlrechts auf Preußen und die anderen Bundesstaaten zu haben sind, noch für die sofortige gerechte Neueinteilung der Reichstagswahlkreise oder die allgemeine Einführung der Verhältniswahl, noch gar für volle Verwirklichung der parlamentarischen Regierungsform, so kann auch bei Einrechnung der abtrünnigen Sozialisten von einer aus Liberalismus und Sozialdemokratie gebildeten Mehrheit schlechterdings nicht die Rede sein.

Es bleibt die Möglichkeit, mit dem demokratischen Flügel des Zentrums zusammenzuarbeiten. Glücklicherweise haben nicht bloß Fortschrittler und Sozialdemokraten, sondern auch Nationalliberale gesunden politischen Sinn genug gehabt, um alte Zentrumsgegnerschaft zurückzustellen, wo es Gemeinsames zu schaffen gibt. Mancher hat sich an den Oppositionsblock der Bismarckzeit: Richter-Windthorst-Grillenberger erinnert, der jetzt, durch die Nationalliberalen glücklich ergänzt, als ein Reichsblock des freiheitlichen Innenausbaus neu erstehen müßte.

Das ist zwar sehr schön gedacht, aber leider nicht richtig. Denn das Zentrum ist in noch weit höherem Grade als die Konservativen es sind, Gegner der größeren Vereinheitlichung des Reichs. Alles was, um in der Sprache dieser Partikularisten zu sprechen, geeignet ist, an der föderativen Grundlage des Reichs zu rütteln, wird von ihnen bekämpft, auch wenn es für Kraft und Gesundheit des Reichs noch so notwendig ist. Jeder Versuch, von Reichswegen den Bundesstaaten Vorschriften über ihre Verfassung, insbesondere ihr Wahlrecht zu machen, findet den entschlossenen Widerstand des ganzen Zentrums, auch derer, die an sich das Reichswahlrecht für Preußen und die anderen Bundesstaaten wünschen. Nun aber ist die Anpassung der Wahlrechte im Reich und in den Bundesstaaten, insbesondere Preußen, die notwendige Voraussetzung für ein parlamentarisches Regierungssystem. Eines ohne das andere ist kaum denkbar. Und in Preußen braucht man noch mehr als im Reich die Mitwirkung des Zentrums, wenn überhaupt etwas werden soll.

Was folgt aus alledem? Es folgt daraus, daß man, welchen Teil der Verfassungsreform man auch für den wichtigsten und entscheidenden ansehen will, fast für jede ganze Arbeit auf eine andere Mehrheit angewiesen ist. Eben deswegen nützt es nichts, große Worte zu deklamieren. Alles kommt darauf an, daß die führenden Politiker aller reformfreundlichen Parteien in ernsthafter und möglichst wenig doktrinärer Gedanken- und Verhandlungsarbeit sich untereinander verständigen. Wenn sie das tun, dann arbeiten sie schon beinahe in den Formen einer parlamentarischen Regierung. So viel aber ist gewiß, daß es eine parlamentarische Regierung ohne solche Verständigungsarbeit nie geben wird und geben kann, solange nicht eine Partei für sich allein eine feste Mehrheit bildet.

Das „Berliner Tageblatt" hat recht: über allem Reden steht die Tat. Aber indem es diese Wahrheit ausspricht, die ja wohl nicht allzu schwer zu finden war, verfällt es zugleich demselben Denkfehler, dem auch die unterliegen, die aus Ueberschwang der Begeisterung von der Arbeit der liberalen Mitglieder des Verfassungsausschusses enttäuscht sind. Es fordert die Tat und verlangt das Deklamieren.

Immer wieder hört man und liest man das Wort: euch fehlt nur der Wille zur Macht; der Reichstag braucht nur ernstlich zu wollen, dann setzt er auch durch, was er will. Ganz recht. Wer aber ist der Reichstag? Er ist keine Maschinerie der Ja- und Nein-Sager. Wie im Volke, so gibt es auch im Reichstag zwischen Ja und Nein gar viele Abtönungen des Wollens. Je mehr die Arbeit der Verständigung auf große Richtlinien schon im Volke selbst geleistet worden ist, desto einfacher und klarer ist das Mehrheitsbild, ist auch die Willensbildung im Reichstag. Einstweilen aber liegt es nicht so. Wir haben noch immer das alte bunte Bild der Parteien im Volke und der Fraktionen im Parlament. Niemand hat sich stärker für die Vereinfachung des politischen Parteilebens durch feste Blockbildungen eingesetzt als Naumann und die „Hilfe". Wenn diesem Streben kein größerer Erfolg beschieden war, so trifft die Schuld nicht zuletzt solche Politiker und besonders politischen Organe, die ihre Kraft viel mehr auf zersetzende Kritik als auf Belebung des Willens verwandt, die immer mehr zerstreut als gesammelt haben. Es nutzt jetzt wenig, darüber zu schelten. Aber man muß sich klar vor Augen halten, daß man einstweilen mit diesen Tatsachen rechnen muß.

Wer also will, daß der Reichstag, der jetzige Reichstag noch während des Krieges die wichtigsten Verfassungsreformen unter Dach und Fach bringt, der muß auch wollen, daß die Mehrheit, die von selbst nicht vorhanden ist, durch Verhandlungen und gegenseitige Zugeständnisse gefunden werde. Wer das nicht will, der muß fordern, daß die Verfassungsreform ganz und gar auf die Zeit des Friedens verlegt werde, wenn in neuen Wahlen das Volk einen neuen Reichstag gewählt hat.

Digitized by Google

Wir aber meinen, daß das, was heute schon geschehen kann, nicht auf morgen verschoben werden soll. Nicht weil wir fürchten, daß die Mehrheitsverhältnisse nach dem Frieden weniger günstig für die freiheitlichen Reformen sein könnten — das Gegenteil wird der Fall sein —, sondern weil das deutsche Volk und das Deutsche Reich nicht ohne Not noch länger auf das warten sollen, was ihnen um der inneren Gesundheit und äußeren Kraftentfaltung willen bitter, bitter not tut. Die Wahlen entscheiden, wie weit der Wille des Volkes ernstlich auf Größeres gestellt ist.

Friedrich Naumann / Rudolf Sohm †

Im Alter von 76 Jahren starb der Leipziger Rechtslehrer und deutsche Politiker R. Sohm, ein Mann von seltener Klarheit und Reinheit des Denkens und Wollens, stark genug, seinen eigenen Weg im Leben zu gehen, ein Meister der Begriffsbildung und Dialektiker ersten Grades, dabei eine fromme einfache menschliche Seele.

Was er *als Jurist* geleistet hat, wurde bei der Totenfeier in der Leipziger Universitätskirche von Professor Schmidt mit festen Strichen gezeichnet. Ein Höhepunkt seines Lebens war die Mitwirkung an der Herstellung des Bürgerlichen Gesetzbuches, wobei er im Unterschiede von seinem Vorgänger Windtscheid die Grundsätze germanistischer Rechtswissenschaft bevorzugte. Mit wundervoller Kraft des Gedankens verfaßte er den ersten Band des Kirchenrechtes, dem nun leider kein zweiter mehr folgen wird. Umstritten zwar ist alles, was er schrieb, denn überall verwarf er bisherige gangbare Meinungen, aber es scheint, als ob seine kirchen- und rechtsgeschichtlichen Auffassungen durch die weiteren Forschungen jüngerer Arbeitskräfte erfolgreich unterstützt werden. Er hatte Wissen und Phantasie zugleich und besaß eine höchst eindringliche Form der Darstellung. Ein großer Teil deutscher Juristen ist durch seine lebendige Schule gegangen.

Hier aber beschäftigt uns mehr, wie er als *Mann des öffentlichen Lebens* gewirkt hat. Er gehörte noch zu der leider fast verschwundenen Art der politischen Professoren, bei denen die Menge des Wissens den Trieb zum Volke und zur Tat nicht erdrücken. Sohm war innerlichst überzeugt, daß von den Hochschulen aus ein wesentlicher Teil der Regierung getan werde. Obwohl Jahrzehnte inzwischen verflossen sind, höre ich noch seine Worte: „Was die Gebildeten wollen, das geschieht! Es geschieht nicht, was die Masse will, auch nicht, was die Könige wollen, denn beide brauchen, um überhaupt wollen zu können, Gedanken, die dort entstehen, wo die Gedanken bearbeitet werden!“ Dieses Bekenntnis eines unverfälschten Idealismus ist vielleicht nicht das allerletzte, was auf dem Gebiet der öffentlichen Willensbildung gesagt werden kann, denn auch die Gedankenarbeiter müssen ihren Rohstoff irgendwoher empfangen, aber sicher liegt in dem Sohmschen Glauben an das unzerstörbare Vorzugsrecht der Geisteswissenschaften eine Wahrheit, die allen bloßen Materialismus überdauern wird.

Indem nun Sohm die Bildungsschicht mit *politischer Weltanschauung* erfüllen wollte, war er von Haus aus konservativ und ist es in gewissem Sinne auch dann noch geblieben, als seine Hände sich weit hinein ins demokratische und sozialistische Gebiet erstreckten. Auch im einstigen nationalsozialen Verein blieb er immer rechter Flügelmann. Er glaubte an Autorität, Macht, Ordnung und Pflicht. Was ihn aber zuerst von dem konservativen Hintergrunde abtrennte, war seine Stellung zum Verhältnis von Staat und Kirche. Aus tiefer unverlierbarer Frömmigkeit heraus machte er einen starken Unterschied zuerst zwischen Glauben und Kirche und dann zwischen Kirche und Staat. Jede dieser drei Erscheinungen soll ihren eigenen Lebensgesetzen folgen und darf nicht an eine andere gebunden werden. Sohm war Gegner alles dessen, was sich unter der Formel von „Thron und Altar“ verbirgt. Darum war er *Gegner der falschen romantischen Idee vom christlichen Staat*. Auf dem Kongreß für innere Mission in Posen 1895 führte Sohm einen denkwürdigen Kampf gegen die von Hofprediger Stöcker und anderen kirchlichen Führern vertretenen Ideen. Sein Gedankengang war etwa: Der Staat ist ein Heide! Er trägt das Schwert, und sein Werkzeug ist der Zwang! Darum kann es keinen christlichen Staat geben, kein christliches Gesetz, keine christliche Wirtschaftsordnung und auch keinen christlichen Sozialismus!

Etwas Aehnliches führte Sohm ein Jahr später bei der Gründung des nationalsozialen Vereins in Erfurt aus: „Das Christentum fordert Scheidung des Geistlichen vom Weltlichen. Wo die Kirche das nicht befolgt hat der Politik gegenüber, hat sie unendlich durch ihre Verquickung des Christentums mit der Politik leiden müssen ... Darum gibt es auch nur eine nationale Sozialpolitik, keine christliche!“

Wie tief diese Darstellungen Sohms auf die innere Entwicklung der evangelischen Kirche in Deutschland gewirkt haben, läßt sich heute noch besser beurteilen als damals. Wenn ich an dieser Stelle persönlich reden darf, so hat Sohm mich, wie auch viele andere, genötigt, begriffliche Klarheit auf einem Lebensgebiete zu suchen, auf dem gerade der gute Wille den Klarheiten gern ausweicht. Es war für uns, die wir von der Religion her in die Politik eintraten, nichts Kleines und Leichtes, den Uebergang vom christlichen zum nationalen Sozialismus zu finden. Weil aber Sohm sah und wußte, welche Krisis und Zersetzung mitgebrachter Vorstellungen er in den Kreisen der damaligen jungen Evangelisch-sozialen anrichtete, entzog er sich auch der moralischen Pflicht nicht, uns beim ideellen Aufbau des *nationalsozialen Vereins* tatkräftig zu helfen. Er überragte uns alle an Lebensalter, öffentlicher Stellung und innerer Fertigkeit. Mit welcher rührenden Sorgfalt hat er damals auch die kleinen Dinge des politischen Vereinslebens behandelt!

Begreiflicherweise konnte es nicht ausbleiben, daß gegen die autoritäre und nicht proletarische Grundauffassung Sohms von den radikaleren Gliedern unseres damaligen Kreises Einwendungen erhoben wurden. Auf Parteitagen wurde über den Gegensatz zwischen Sohm und Göhre gerungen, und ein Teil des Grundes, warum die Form der kleinen nationalsozialen Partei nicht aufrechterhalten werden konnte, lag in diesen Meinungsverschiedenheiten. Es werden aber alle Teilnehmer jener Tage noch heute ohne Ausnahme voll von Bewunderung sein, wenn sie der Kraft und des Prophetentums gedenken, mit dem Sohm den Zusammenschluß des sozialen und des nationalen Entwicklungsgedankens verkündete. Er hatte seine eigene Art von *deutschem Staatssozialismus*, die weniger volkswirtschaftlich begründet, aber rechtlich und psychologisch tiefer erfaßt war als die vorhergehenden Gedankensysteme von Rodbertus und Adolf Wagner.

Als germanistischer Rechtslehrer brachte er einen groß-

Digitized by Google

gedachten Begriff von Staat und Volkstum mit: der Staat sind wir alle! Wir sind es, auch wenn wir nicht wollen, aber unsere Pflicht ist es, Staat sein zu wollen! „Um unseres Volkes willen sind wir Politiker! Das Volk ist unser geborener Herr! Weil wir dem Volk gehören, sind wir dem Volk die Hingabe unseres Lebens und der Volksordnung, d. h. der Rechtsordnung Gehorsam schuldig. Fordern wir eine Aenderung dieser Rechtsordnung, so können wir sie nur im Namen des Volkes fordern. Weil die heutige Verteilung der Machtverhältnisse das Volk krank macht, fordern wir ihre Aenderung zwangsweise. Treiben wir Sozialpolitik, so können wir sie nur für das Volk treiben, in seinem Namen." (Siehe Martin Wenck, Die Geschichte der Nationalsozialen von 1895 bis 1903; Verlag der „Hilfe". 1905.)

Solange der nationalsoziale Verein bestand (bis 1903), hat Sohm trotz beginnender körperlicher Schwierigkeiten sich eifrig an seinen Tagungen beteiligt. Beim Aufgeben des selbständigen politischen Vereins trat er warm für Uebergang zum Linksliberalismus ein, blieb mit vielen der alten Freunde in treuer Verbindung, beschränkte aber seine öffentliche Tätigkeit, um nur bei größeren Fragen sein gewichtiges Wort noch in die Wagschale zu legen. Am kräftigsten tat er das für die Verbesserung des sächsischen Landtagswahlrechtes. Immer aber war bei jedem Zusammentreffen seine Hauptfrage: wie steht es um die vaterländische Entwicklung der Sozialdemokratie? An diese hat er zwanzig Jahre früher geglaubt als die meisten übrigen Mitglieder des Bürgertums. Daß sie kommen werde, war ihm nie zweifelhaft. Deshalb erlebte er auch den 4. August 1914 mit ganzer Seele.

Zwei seiner Söhne sind vor ihm den Kriegstod gestorben und nun legt auch er sich hin zum langen Schlafe. Es ist zum Erstaunen, daß sein zarter durchgeistigter Körper die Last seiner Arbeiten solange ausgehalten hat. Wir danken ihm für alles, was er uns gewesen ist.

Walther Schotte / Weltfriede und Pazifismus

Solange die Welt steht, haben die Menschen über den Krieg geredet, ob es ein Gut sei oder ein Uebel. Das ist im Grunde müßig. Praktisch wichtig aber ist die Frage, ob Kriege an sich in gegebenen Fällen eine unvermeidbare Notwendigkeit im Leben der Völker sind, oder ob sie mit dem Fortschritt der Menschheit mehr und mehr vermieden und als Mittel, Streitigkeiten zu beseitigen, schließlich überhaupt abgeschafft werden können. Diese letzte Antwort geben uns die Pazifisten, und sie fordern ihre Verwirklichung; sie halten natürlich den Krieg für das schlimmste unter allen Uebeln. Ich glaube, es gibt schlimmere: Sicherlich ist schlimmer ein Leben, das bar alles Glaubens, aller Ideale, nur der Jagd nach oder der faulen Hingabe an materiellen Besitz und Genuß gewidmet ist. Leider sehen wir rings in der Welt die Beispiele davon, trotz aller gemeinsamen Not des Krieges. Ein solches Leben verdiente jedenfalls durch den Krieg erschlagen zu werden. Aber viele von uns, die den Krieg immerhin für ein Uebel erklären und den Satz des alten Moltke nicht unterschreiben, daß der ewige Friede nicht einmal ein schöner Traum sei, viele dieser Gegner des Krieges halten Kriege grundsätzlich für unvermeidlich, erkennen ihn als den letzten blutigen Weg zum Frieden, als gewaltsamen Durchbruch, den ein Volk dann wagen muß, wenn alle anderen Wege aus dem Dunkel der Unordnung unter den Völkern zum Licht der Neuordnung versagt haben und wenn die Frage nur noch lautet, ob ein Volk auf Leben und Recht verzichten oder sich seine Freiheit erkämpfen will. Gewiß kann man über die Vermeidbarkeit eines bestimmten Krieges streiten, ob der Kriegsfall berechtigt war oder nicht. Aber grundsätzlich zuzugestehen, die Welt ließe sich so einrichten, daß die Völker alle ihre Streitigkeiten immer friedlich schlichten können, das ist uns unmöglich, das verwehrt uns die Einsicht in die Bedingungen des Völkerlebens.

Nun gehen ja die praktisch arbeitenden Pazifisten nicht so weit, zu behaupten, daß durch ihre Vorschläge das Ideal des ewigen Friedens sogleich verwirklicht werden könne; auch sie halten die Welt noch nicht reif zu diesem Ideale; sie glauben aber doch, durch die von ihnen empfohlenen völkerrechtlichen Einrichtungen auf dem Wege zu ihrem Ideal vorwärts zu kommen. Aber wir, die wir in ihren letzten Zielen nur Träume sehen, wir fürchten, daß auch ihre bescheideneren Absichten unfruchtbar bleiben werden; wir meinen, daß, wenn überhaupt etwas zur Vermeidung künftiger Kriege geschehen kann, dies mit anderer Begründung und mit anderen Mitteln geschehen muß, als sie der Pazifismus vorbringt.

Ganz natürlich ist heute die Stimmung allgemeiner, Einrichtungen zu schaffen, die helfen könnten, ein friedliches Zusammenleben der Völker zu ermöglichen und die kriegerischen Verwicklungen unter ihnen vorbeugen sollen. Das ist nach drei Kriegsjahren selbstverständlich. Nach den Erklärungen von Grey, Bethmann und Wilson ist denn auch seit 1916 die Frage einer Vereinigung der Staaten zur Wahrung des Friedens erster Punkt der weltpolitischen Tagesordnung, beinahe Kiegsziel, und jedenfalls vorgesehener Hauptgegenstand für die Verhandlungen des kommenden Weltfriedenskongresses. Unter diesen Zeitumständen halten wir es für dringend notwendig, die pazifistische Lösung dieser völkerrechtlichen Fragen von Grund auf zu prüfen, um uns vor Enttäuschungen zu bewahren. Ist die Theorie des Pazifismus, wie er seit Kriegsausbruch in neuen und klugen Schriften, die von Begeisterung und der überzeugenden Kraft ehrlichen Willens getragen werden, dennoch in sich selbst unhaltbar, dann müssen wir auch den einzelnen Vorschlägen der Vorkämpfer des Pazifismus, der Professoren Kraus in Prag, Schücking in Marburg, Rößler und Dr. Sinzheimer von der Zentralstelle für Völkerrecht in Frankfurt a. M. u. a. mit größtem Mißtrauen auf ihren Erfolg begegnen.

Nun ist aber in der Tat der Pazifismus im Verhältnis zu den Lebensinteressen von Staaten und Völkern, wie sie durch die Frage von Krieg und Frieden unter ihnen betroffen werden, falsch begründet und falsch aufgebaut. In beidem, in Begründung und Aufbau geht der Pazafismus vom Einzelnen aus, er ist sich aber der Schranken nicht bewußt, die durch diese individualistische Motivierung und Konstruktion seiner Forderungen und Vorschläge gegenüber den Mächten volklicher und staatlicher Lebenseinheiten entstehen. Wir kennen alle die Klagen, die der wissenschaftliche Pazifismus, heute getragen vom Chor der Friedenssüchtigen in der ganzen Welt, über alles Elend des Krieges, über den Tod so vieler Millionen, über das Leid der Mütter und Frauen, über Vernichtung des Lebens und Lebensglückes, der Kultur, über die Verletzung der ethischen Liebespflicht durch den Zwang zu morden anstimmt. Die stärksten Kräfte zieht der Pazifismus eben immer aus dem Lebenswillen des Einzelnen, der sich wehrt, sein kleines oder großes Glück, seinen Lebensplan durch den Krieg zerstören zu lassen. Diese Kraft ist eine Urkraft und wird sich niemals völlig unterdrücken lassen, wird bei jeder längeren Kriegsdauer gegen den Krieg aufstehen. Freilich vermeiden es die Dogmatiker des Pazifismus den Lebenstrieb der Menschen schlechthin in der Begründung ihrer Feindschaft gegen den Krieg auszuspielen. Sie versuchen, objektive Werte gegen den Krieg einzusetzen, und zwar die höchsten, die das Menschengeschlecht kennt, die Elemente unserer Weltanschauung, den Wert der Religion, des Humanitätsideales und des Kulturbewußtseins. Wie stark gerade die christliche Religion als Widerspruch gegen den Krieg von den Pazifisten empfunden wird, darüber belehrt ein Blick in die Schriften von Professor Schücking, der z. B. seine Arbeit über den Weltfriedensbund mit den Worten schließt: „Wenn uns der Weltfriede ..., diesen Friedensbund bringt, dann können wir doch nach all dem Furchtbaren, was wir erlebt, das erlösende Wort sprechen, du hast gesiegt, Galiläer!"

Digitized by Google

Aber auch diese objektiven oder objektivierten Werte vermögen nicht gegen die Macht der kollektiven Kräfte aufzukommen, weil sie ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung nach lediglich auf das Individuum bezogen sind. Die Bestimmung sowohl der christlichen Religion, wie des Humanitätsideals liegt im Begriff der Persönlichkeit, diese Ideale rechnen mit dem „unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele".

Entsprechend dieser individualistischen Begründung sind auch die Arbeiten der Pazifisten individualistisch aufgebaut. Sie fassen Völker und Staaten als individuelle Größen auf, deren Zusammenleben durch Rechtssätze geregelt werden könnte, wie sie für das Zusammenleben der Einzelnen in privaten und öffentlichen Verbänden gelten. Voraussetzung dieser Konstruktion ist der Begriff der Gerechtigkeit, aus dem sich die Rechte und Pflichten des Einzelnen gegenüber dem Anderen und der Gesamtheit entwickeln. Bei solcher Auffassung der Staaten und Völker als gleichberechtigter und gleichbleibender Größen sehen die Pazifisten im Grunde nur Interessenkonflikte zwischen den einzelnen Gliedern der Staatengemeinschaft, die sich durch Richterspruch lösen lassen könnten, und sie konstruieren für diesen Richterspruch das Organ eines aus Vertragsrecht gebildeten objektiven Gesamtwillens. So hält Professor Schücking für möglich, daß der österreichisch-serbische Konflikt durch eine begutachtende, einen Ausweg vorschlagende Behörde, die die Interessen der Staatenwelt vertrat, hätte geschlichtet werden und damit der Weltkrieg hätte vermieden werden können. Gerade dieser Versuch der Anwendung ihrer Konstruktionen auf den Ursprung dieses Weltkrieges, der schon Geschichte geworden ist, beweist aber, wie unmöglich es ist, das Leben von Staaten und Völkern nach den Grundsätzen, die für Individuen gültig sind, erkennen und bestimmen zu wollen. Gewiß, wer heute noch meint, daß der Weltkrieg hätte vermieden werden können, der muß angesichts seines menschlichen Jammers verzweifeln. Wir anderen aber glauben, daß der Weltkrieg auch gekommen wäre, selbst wenn alle Schiedsgerichte und Behörden und die übrigen völkerrechtlichen Vorschläge der Pazifisten bereits Wirklichkeit gewesen wären und gut funktioniert hätten. Der Mord von Serajewo und das Ultimatum Oesterreichs an Serbien, der Eintritt Deutschlands in den Weltkrieg, stehen mit dem Kriegswillen Rußlands, dem Ehrgeiz des revancheluſtigen Frankreich und den deutsch-englischen Kriegsspannungen vielleicht in keinem pragmatischen, sicherlich aber in einem dynamischen Zusammenhange.

Völker und Staaten sind eben weder einander gleichwertige noch in sich gleichbleibende Größen. Sie sind endlich auch nicht wie die Individuen in ihrer Lebensdauer physisch begrenzte Einheiten. Diese drei Tatsachen sind aber die Voraussetzungen, unter denen der moderne Staat im Innern lebt. Nur als gleichbleibenden und als gleichwertigen Größen kann der Staat den Individuen gleiches Recht gewähren; nur bei vollem Genuß des für alle gleichen Lebensraumes können die Konflikte unter den Individuen als Interessenkonflikte beschränkt bleiben, die durch die staatlichen Gerichte, als Hüter der Gerechtigkeit, das ist des gleichen Rechts für alle, gelöst werden, und müssen nicht zu Lebensfragen werden. Nur indem die Menschen mit den Geschlechtern sterben und geboren werden, bleibt die Möglichkeit genügenden Lebensraumes für die jeweilig lebenden, bleibt selbst bei wachsender Bevölkerung durch wachsende Kultur Gelegenheit zum Sein und Haben. Es läßt sich nicht denken, daß, wie frühere Zeiten eine damals in Wirklichkeit noch bestehende Wertverschiedenheit der einzelnen Staatsangehörigen durch eine Verschiedenheit des Rechts für sie ausgedrückt haben, heut auch das Völkerrecht mit der Ungleichheit im Wert der Völker und Staaten letzten Endes rechnen dürfte. Denn es wird kein Volk und keinen Staat geben, der sich durch die ewige Anerkennung der Vorrechte oder Rechte anderer heute, nachdem die Welt einmal aufgeteilt ist und kein Raum mehr vorhanden ist, auf dem eine Bewegung ohne Zusammenstoß mit anderen möglich wäre, nun für immer die Entwicklungsmöglichkeiten selbst beschneiden würde. Aber auch die Hoffnung ist trügerisch, daß jemals unter den Völkern jene Ausgleichung der Werte eintreten könnte, wie sie unter den Individuen in der Entwicklung der modernen Staaten stattgefunden hat und zur Anerkennung gleicher subjektiver öffentlicher Rechte und Pflichten geführt hat. Die Bedingungen des Staatsrechts sind im Völkerrecht nicht gegeben, die subjektiven Völkerrechte werden immer ungleich sein, da Völker nicht Größen von beschränkter zeitlicher Lebensdauer sind, die immer wieder gleich geboren werden, sondern zeitlich bleibende, inhaltlich sich verändernde Mächte. Das Recht, das aus den Werten abgeleitet wird, muß mit diesen sich verändern. Dagegen wehren sich die Besitzenden; die Veränderung fordern aber die Werdenden, die Kommenden, deren Recht noch nicht anerkannt ist. Immer wieder werden Völker und Staaten durch den Krieg die große Probe machen wollen und vielleicht müssen, ob die Verteilung des Besitzes, die Verteilung des Lebensraumes, die Behauptung des Machtanspruches ihren jeweiligen Werten, d. h. den tatsächlich vorhandenen physischen und kulturellen Kräften wirklich entspricht, und diese Auseinandersetzung allein kann die Zukunft des materiellen Völkerrechts bestimmen.

Daran werden Schiedsgerichte und gutachtliche Behörden, denen die das Leben der Nationen anrührenden Konflikte vorgetragen werden sollen, nichts ändern können, selbst wenn die Konstruktion dieser Organe eines Völkerrechts möglich sein sollte, oder gar die solcher Organe, denen die Exekutive gegenüber Verletzungen grundlegender Vertragsrechte des Völkervereins übertragen werden müßte. Ich glaube übrigens nicht, daß zumal derartige Exekutivorgane eines gemeinsamen Heeres, einer gemeinsamen Flotte, zusammengesetzt aus den Kontingenten der Vertragschließenden, jemals wirklich arbeiten könnten. Ist der Friedensstörer eine Macht, deren Erhaltung im dringenden Interesse eines anderen liegt, so wird diese sich weigern, an der Fesselung des Friedensstörers mitzuwirken, um so mehr, wenn die Friedensstörung etwa gegen einen gemeinsamen weltpolitischen Gegner gerichtet ist. Dieser Punkt der Exekutivorgane sollte wirklich in jeder ernsthaften Debatte über das Völkerrecht und somit auch aus dem Friedenskongreß entfernt werden. Ueber gutachtliche Behörden könnte man allenfalls sprechen, muß aber dann besonders genau die Bedingungen ihrer Zusammensetzung überlegen, um eine möglichst objektive Urteilsfähigkeit zu gewährleisten. Außer dem Gesichtspunkte, daß sprach- oder blutsverwandte und unmittelbar benachbarte Völkerstaaten die Gutachter nicht stellen dürfen, muß auch vor allen Dingen die weltpolitische Konstellation des gegenwärtigen Krieges berücksichtigt werden. Auf lange Zeit könnte Deutschland das Gutachten eines Amerikaners oder England das eines Deutschen nicht hinnehmen.

Alle derartigen Mittel dienen allerhöchstens zu einer Erschwerung des Krieges, und ich halte sie nicht einmal für besonders wirksam. Ob der ewige Friede jemals kommen wird, wissen wir nicht, möglich scheint er nur durch Entwicklungen, die außerhalb eines gemeinschaftlichen Wirkens und Wollens der gegenwärtigen Staaten und Völker liegen. Wie das römische Kaiserreich den Frieden bedeutete für die alte Welt, so kann auch heute noch die Weltherrschaft eines Volkes der bewohnten Erde den Frieden bringen. Die pax britannica, wenn sie vollendet worden wäre, hätte der Frieden sein können. Unter der englischen Weltherrschaft wären die Kollektivkräfte der anderen als selbständige Größen ausgeschaltet, aber die Individuen könnten ihre subjektiven öffentlichen Rechte freilich mehr passiv als aktiv genießen und entfalten. Das gleiche wäre der Fall bei einem amerikanischen, einem deutschen oder gar einem russischen Weltfrieden.

Auf diesen ewigen Frieden werden die Pazifisten nicht lossteuern; sie können es nicht, eben weil sie vom Individuum ausgehen, und da sie dieses nicht atomistisch begreifen, sondern als lebendiges Leben, können sie nicht die Stimme überhören, die in der Seele der Persönlichkeit von heute mitschwingt, die nationale und staatliche Stimme, dies eigentlich soziale Empfinden, das seit der Romantik die alte Menschheit gegliedert sieht in Völker eigenen Geistes und eigenen Wertes.

Noch eine andere Entwicklung, aus der nicht programmatisch, aber praktisch der dauernde Friede kommen könnte, zieht heute am weltpolitischen Horizonte herauf. Mit ihr müßten sich die Pazifisten befassen, um erfolgreich zu sein. Denn dann würden sie der

Krieg als eine kollektive Angelegenheit nicht durch die Rücksichten auf das Individuum, sondern durch die auf das Ganze, auf Staat und Volk bekämpfen. Wenn nämlich der Krieg durch die Entwicklung der Kriegstechnik seine Bedeutung als Machtprobe und Neuregler des materiellen Völkerrechts verloren haben sollte, wenn das Ergebnis dieses Weltkrieges sein würde, daß das Verhältnis der Kämpfenden gleich geblieben, indem gleichmäßig überall nur Kraft abgebaut worden wäre, dann würde diese nutzlose Kraftverminderung von allen Seiten künftighin abgelehnt werden. Es müßten sich denn die Aussichten für einen neuen Waffengang gänzlich verändern. Vielleicht aber sind wir bei Beginn einer sozialistischen Wirtschaftsepoche an einem Zeitpunkt angelangt, zu dem Kriege unter allen Umständen eine Wertzerstörung bedeuten werden, die für die Kämpfenden gleichmäßig empfindlich bleiben oder doch empfindlicher sein muß, als der Nutzen der Neuverteilung von Machtobjekten sein kann.

Soviel ist klar, daß alle Welt aus staatswirtschaftlichen Gründen einer raschen Wiederholung dieses Krieges, dem leichtsinnigen Entfesseln von Kriegen überhaupt, vorbeugen wird. Dies Ziel aber werden wir *leichter* durch *staatsrechtliche* als *völkerrechtliche* Reformen erreichen. Erst nachdem die Kriege Angelegenheiten der ganzen Völker geworden sind, haben ja die Staatslenker, die über Krieg und Frieden entschieden, überall die Motivierung der Kriegserklärung individualistisch gesucht und gefunden. Die Begriffe von Recht und Unrecht, Schuld und Sühne, von Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenglück werden in den Deklamationen der Staatsredner aufgeboten, um die Masse der Individuen in einen Krieg einzuspannen, der im Grunde doch nur um defensive oder offensive Lebensinteressen der Staaten und Völker geführt wird. Ob aber ein solcher Krieg vom Standpunkt eines wirklichen Völkerrechts gerecht oder richtiger berechtigt ist, darüber entscheiden nicht individualistische Rechtsbegriffe, sondern kollektive Werte: die reale Macht der physischen und seelischen Kräfte eines Staates. Trotzdem wird man sich an *das Staatsrecht und die Individuen* wenden müssen, um diese, statt sie wie bisher durch Leidenschaften, die dem politischen Leben fremd sind, in Kriege hinein zu jagen, endlich als politisch entwickelte und berechtigte Faktoren die letzten Fragen ihres Staates selbst bestimmen zu lassen. Man beginne mit staatsrechtlichen Reformen, die das Individuum zu politischer Arbeit mehr und mehr berechtigen, veranlassen und zwingen, und man wird die politischen Menschen erhalten, die das Staats- und das Völkerrecht mit Geist und Willen auszufüllen imstande sind. Nicht Verträge, die das Leben der Staaten und Völker verkennen, nicht diese „Fetzen Papier", sondern Völker, die sich selbst regieren, weil ihre Bürger dazu berechtigt, gewillt und geschult sind, die sind die sicherste Bürgschaft gegen das namenlose Unglück sinnloser Kriege.

Friedrich Naumann / Innere Politik

Reichstagsrede vom 15. Mai.

Während gegenüber dem Herrn Reichskanzler von der rechten Seite des Hauses sehr häufig und auch heute der Vorwurf gemacht wird, daß es ihm in auswärtiger Politik an einer klaren Entschlossenheit fehlt, so findet man gerade auf der rechten Seite in bezug auf die innere Politik beim gegenwärtigen Herrn Reichskanzler oft viel zu viel Entschluß und spricht beständig den Wunsch aus, er möge alle Entschlüsse bis nach dem Kriege vertagen. Demgegenüber halten wir es für einen Vorzug der Regierung des gegenwärtigen Reichskanzlers, daß er sich bemüht, die Anfänge von dem, was mit dem Worte „Neuorientierung" bezeichnet wird, jetzt während des Krieges ins Werk zu setzen und für die Erhaltung des Geistes vom 4. August 1914 Sorge zu tragen.

Um dem Deutschen Reiche mit seinem ersten Bundesstaat Preußen den Charakter des Klassenstaates zu nehmen, und ihm unter dem Eindruck des großen, alle bewegenden Krieges den Charakter eines *deutschen Volksstaates* zu geben, hat die *Osterbotschaft des Kaisers und Königs* ein gewisses Programm für die künftige Verfassung und innere Verwaltung ausgesprochen.

So sehr nun die Kämpfe draußen an der Front, insbesondere jetzt die ungeheuren Kämpfe an der französischen Front Herz und Sinn beschäftigen, so werden wir doch nicht darum herum kommen können, auch hier in diesem Hause die Gedanken der kaiserlichen Botschaft und der aus ihr zu erwartenden Maßnahmen für die innere Politik einer Besprechung zu unterziehen, um so mehr, als gleichzeitig auch der *Verfassungsausschuß* sich in kurzer, aber angestrengter und erfolgreicher Tätigkeit um die Probleme des deutschen Verfassungswesens bemüht hat.

Die Verhandlungen des Verfassungsausschusses haben draußen in der Bevölkerung vielfach enttäuscht, zu einem guten Teile wohl deshalb, weil die Mehrzahl der Beurteiler gar keine wirkliche Vorstellung davon hat, wie kompliziert der maschinelle Mechanismus der deutschen Verwaltung und Staatsverfassung ist, und an wie vielen Stellen überhaupt erst eine Aenderung eingesetzt werden muß, damit dann größere Verschiebungen wirklich ins Werk gesetzt werden können. Es haben die verschiedensten Leute in den letzten Zeiten ausgesprochen, sie hätten nie gedacht, daß die deutsche Verfassung ein so umständlicher Bau sei, wie es ihnen jetzt aus den Verhandlungen der Verfassungskommission deutlich geworden sei.

Wahrhaftig, aus der Historie herausgewachsen, aus einem vergangenen Kompromiß zum anderen weiter gewachsen, ist die Architektur unserer Verfassung alles andere eher als ein durchsichtiger, akademischer, nach einem einheitlich gedachten Plan aufgerichteter Bau. In dieses historische Verfassungsgemäuer hinein, in dem viele dunkle Stellen aus der Entstehungsgeschichte der Vergangenheit übriggeblieben sind, heißt es nun ein Neues hineinzufügen und dafür freien Platz zu machen. Die Ansatzstellen der Neubildung richtig zu bezeichnen und zu klären, ist das, was bisher die Verfassungskommission hat schaffen können, und es ist immerhin nichts Unbedeutendes, Unwichtiges, daß in diesen vorbereitenden Arbeiten für das künftige deutsche Verfassungsleben große Parteien des Reichstages eine Einigung über das gefunden haben, was zunächst zur Verwirklichung vorgeschlagen werden kann.

Wenn wir nämlich einer Zeit entgegengehen wollen, in der der Einfluß des Parlaments größer wird und die Willensbildung aus dem Parlament heraus in die Regierung wirksam hinüberreicht, so muß zunächst das Parlament selbst beweisen, daß es zur *Mehrheitsbildung* und zur Vereinigung auf mögliche Mehrheitsziele die nötige Fähigkeit in sich selbst besitzt. Es würde einen außerordentlich ungünstigen Eindruck sowohl für die Wissenden wie für die Oeffentlichkeit machen, wenn wir die Behandlung des staatsrechtlich-verfassungsrechtlichen Problems gerade damit beginnen wollten, daß man zuerst Deklamationen darüber veranstaltete, was jeder als weitgehendste Forderung aufzustellen in der Lage sei. Wenn irgendwo, dann war an dieser Stelle notwendig, methodisch erst einmal das zu sammeln, was gemeinsames Gut der parlamentarischen Mehrheit ist, um von diesem gemeinsamen Gut aus dann Stück für Stück weiter zu arbeiten, dem Ideal entgegen, das uns jetzt durch den Krieg geboten und aufgedrängt wird, das Volk selbst mit in das Regieren hineinzuziehen und mitarbeiten zu lassen an der Lenkung der Geschicke der Nation!

Das alte Problem, den Anteil der Menge, die Mitwirkung der vielen am Staat der gegenwärtigen Volksbildung, den heutigen Volksrechten gegenüber neu zu formulieren, das ist es, was wir alle als die *innerpolitischen Aufgaben der Kriegszeit* empfinden. Der Krieg verändert uns und unsere Verhältnisse. Uns erscheint schon das, was bis vor dem Kriege war, wie eine vergangene und abgeschlossene Periode; das ist die alte Zeit, die für unsere Väter und Voreltern als die neue Zeit erschienen war. Aus dieser alten Zeit wuchs der moderne Staat heraus; aber erst der Krieg hob den Staat in die Höhe zu einer Autorität und Allmacht, die keiner vom früheren Geschlecht dem Staate je zugestanden haben würde. Denn was heute der Krieg, der Staat, die Staatsverwaltung sich gestatten kann an Eingriffen, an Zwang, an Verwaltung und Ueberwältigung des Individuums durch die Gesamtheit, war unerhört für die Generation, zu deren Füßen wir alle ge-

Digitized by Google

sessen haben, als wir aufgewachsen sind. Dieses Aufwachsen der Staatsautorität wird auch mit dem Kriegsschluß nicht wieder beseitigt werden können. Man wird zwar viele Dinge wieder abschaffen, man wird viel unnötig gewordenen Zwang wieder beseitigen; aber nachdem einmal die große Probe gemacht worden ist, was der Staat alles befehlen kann, was alles von ihm angeordnet werden kann, so wird voraussichtlich diese staatssozialistische und staatsautoritäre Tendenz als ein Erbe des Krieges für Generationen übrigbleiben und wird uns bedrücken mit ihrer Uniformität und die freie Volksentwicklung hindern, wenn die gesteigerte Staatsautorität nicht begrenzt und volkstümlich gestaltet wird durch das Eindringen des Willens der vielen in das Entstehen des staatlichen Organismus. Es wird die Erhöhung des staatlichen Zwangssystems ein gefährlicher, dauernder Schaden der Nation sein, wenn nicht in unser öffentliches System zugleich eine Erhöhung der demokratischen Kräfte sowohl der Kritik als der Aktivität mithereingesetzt wird. Wir verlangen einen Großstaat mit großgedachten Betriebsgesichtspunkten, mit neuen erweiterten Methoden, aber auch kräftig gefüllt mit allen jenen freien persönlichen Kräften, die aus dem Kämpfen und Dulden heraus für den inneren Geist des Staats aufwachsen. Der Staat darf nach der Kriegszeit nicht zu einer riesenhaften bürokratischen Maschinerie werden, sondern zu einem lebendigen Organismus eines zu hoher Weiterentwicklung neuanfangenden frisch aufwachsenden aus dem Kriege herauskommenden Volkes.

Der Krieg ist ein Volkskrieg gewesen, wie es bisher die Kriege der zivilisierten Zeit niemals gewesen sind; denn selbst die Freiheitskriege zogen doch nur einen Teil der Menschen zum kriegerischen Zweck heraus. Die Kriege von 1866 und 1870/71 waren in dem, was sie von der Bevölkerung militarisierten, sozusagen nur Vorspiele dessen, was jetzt als wirklich vor unser Auge getreten ist: ein Krieg, in dem das ganze Volk bis zur letzten Faser mitschafft, den die Führer führen, den die großen Generale leiten, in dem aber doch schließlich die letzten Opfer von den einzelnen Menschen gebracht werden, von denen, die jetzt in Frankreich in der vordersten Linie der Schützengräben dem Tode gegenüberstehen. Die halten den Staat aufrecht!

Wir hatten früher einen gewissen Begriff „staatserhaltend"; der bezeichnete eine konventionelle Auffassung, die jemand haben mußte, wenn er im Staate wohlangesehen sein wollte. Inzwischen wissen wir, was staatserhaltend ist. Das ist die Tüchtigkeit bis an die Grenze des Todes hin, die der Krieg gelehrt hat. In dieser Staatstüchtigkeit hat es keine Klassifikation gegeben, da hat ein einheitliches Volk ohne Klassen sich bewährt. Dieses einheitliche Volk hat die Entscheidungen des Krieges nach den Plänen seiner Führer möglich gemacht und macht sie bis heute und bis zum Kriegsende möglich in der Front und in der Heimat. Denn das ist ja auch an diesem Kriege das Erstmalige und Neue, wie sehr die Heimat den Krieg mitführt, Mann und Frau, in jeder Arbeit, in der landwirtschaftlichen wie in der kleingewerblichen und industriellen. Und wenn man früher bei älterer Kriegsart etwa denken konnte, daß die Heeresleitungen die Kriege nur auf Kommando führen könnten ohne Seelenbeteiligung von Front und Heimat nur mit dem festen Willen der Führenden allein, so hilft offenbar bei der jetzigen Art des Krieges, wo auf Ernährungsgebiet, Munitionsgebiet, Verkehrsgebiet und Front alle Lebendigkeit dem einen gewaltigen Zwecke dienen muß, es hilft längst ein System von bloß äußerem Kommando und schematischer Kontrolle gar nichts mehr. Denn wenn man auch einzelne Mißgriffe und Entgleisungen auf dem Wege der Gewalt beseitigen kann, die Aktivität selber kann man nie erzwingen. Die Aktivität, durch de das Land unter erschwerten Verhältnissen genug produziert, durch die die Munitionswerke arbeiten unter verminderter Nahrung, durch welche die Truppen fest stehen bleiben unter einem Trommelfeuer von unerhörter Art, diese Aktivität ist keine Sache, die von außen einem Volke von Untertanen zwangsweise beigebracht werden kann, sondern das ist eine Sache, in der der Wille des einzelnen seine ursprünglichste Rolle spielt. Dieser freie Wille des einzelnen aber entsteht und belebt sich an dem einen Gedanken: es ist unser Staat, wir sind der Staat, der Staat sind wir alle! Mit was anderem will man die Menge heranziehen als mit den heiligen und starken Urklängen, die im Worte „national" gelegen haben, lange ehe man das Wort national zur Einseitigkeit herabgezogen hat? Denn es lag im Worte Nation und Nationalität die Beteiligung aller am Staat, daß der Staat kein Instrument der Herrschenden allein ist, keine Einrichtung besonderer Klassen. Im Worte Nationalität liegt der Glaube daran, daß der letzte Mann zur geschichtlichen Gemeinschaft vollgültig dazugehört, daß der letzte Mann gebraucht werden muß, um alle zu erhalten, und daß die kleine einzelne Seele des letzten Mannes ein Stück Edelbesitz des Staates im ganzen ist. Diesen nationalen Glauben in praktische Politik umzusetzen, das ist das Problem, das der Krieg uns jetzt hingeworfen, aufgezwungen hat, damit wir einen alten Staatsbau umformen für ein neuströmendes Volk, das unter neuen Eindrücken herangewachsen ist: denn der Krieg politisiert die Menge. Der Krieg hat jedem einzelnen Gedanken und Ansprüche aufgeprägt, die ihm oft früher ganz fremd waren. Wir besitzen weit über 50 Jahre Wahlrecht. Aber, für wie viele Menschen waren diese Wahlrechte nur fünfjährige Unterbrechungen ihres politischen Schlafes? Ganz ebenso wird es nach dem Kriege kaum sein. Zwar die politischen Einzelheiten und Fachfragen werden auch dann vielfach über die Köpfe der Massen hin behandelt und entschieden werden. Aber die Fragen: wozu der Krieg ist, wozu die Rüstung ist, wie der Friede sein könnte, wer bezahlt — diese Fragen kommen aus dem Kriege mit einer Deutlichkeit hervor, daß wir mit dem alten Volk, das in diesen Dingen noch vielfach sich behandeln ließ wie das Volk der Untertanen von ehemals, nichts mehr zu tun haben. Aus den Untertanen werden durch den Krieg Bürger, und dieselben Massen, die Träger des Krieges gewesen sind, wollen auch die Träger eines Friedens, und wollen auch die Träger weiterer Erneuerungsgedanken werden. Sie fragen: Braucht ihr uns etwa nur in dem Zeitraum zwischen Kriegserklärung und Friedensunterschreibung und schickt uns dann wieder nach Hause, damit alles wieder werden soll, wie es vorher gewesen ist? Das werden sich die, die da draußen gewesen sind und die Waffen getragen haben, und denen man ein Stück stählerner Souveränität in die Hände gegeben hat in dieser Zeit, nicht ganz ebenso gefallen lassen, wie sie es sich früher als nur friedliche Untertanen wohl gefallen ließen.

Wenn heute das Wort vom Abgeordneten Scheidemann über Revolution vielleicht den Klang haben konnte, nicht aber sollte, als wäre darin eine Drohung enthalten, so wollen wir doch offen sagen, es geht durch alle Nationen und durch alle am Kriege beteiligten Erdteile eine allgemeine Bewegung des Volkstums, das in diesem Kriege sich besinnt auf seine ihm angeborenen Rechte. Neben die ererbten Rechte stellt sich jetzt das angeborene Recht des zum Volke gehörenden Kämpfers und Kriegsmitarbeiters. Nicht der Wunsch der Völker ist es, Revolution zu haben — das lag auch nicht in Scheidemanns Worten —, sondern es lag nur das drin: jetzt in diesem Kriege die Bevölkerung niederzuhalten und ihr dabei zwar den blutigsten Dienst zu lassen, ihr aber politisch nur ein halbes Dasein zu gestatten, das wird eine Unmöglichkeit sein! Es ist nötig, daß wir als Volk im ganzen und als Partei dies klar ins Auge fassen, daß die Bevölkerung jetzt ihres eigenen politischen Rechtes mündig wird.

Wenn wir die Geschichte des deutschen Volkes, des englischen, des französischen und auch des russischen miteinander vergleichen, so ist ein großer Unterschied, daß die deutsche Geschichte keine große Revolution enthält. Die Engländer haben ihre große Revolution im 17. Jahrhundert, in deren Mitte Cromwell steht, die Franzoen haben ihre große Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts, und wenn nicht alles täuscht, ist das, was sich jetzt in Rußland abspielt, erst der Anfang eines langen Prozesses, der eine historische Umwälzung für dieses ganze Reich bedeutet. Woher kommt es, daß wir in Deutschland zwar die Aufstände vom Jahre 1848 haben, aber doch keine eigentliche, umgestaltende Revolution im ganzen? Einmal, weil die politische Lage des deutschen Volkes ihm sozusagen nicht die Zeit dafür gegeben hat. Denn zum Teil war das Volk in Kleinstaaterei zerrissen und zerdrückt, es fehlte das Objekt, gegen das sich die große Bewegung hätte richten können,

Digitized by Google

weil man gegen die Mehrzahl der kleinen Herrscher doch keine große allgemeine Revolution machen konnte. Und dann: dieses Deutschland, das der Schauplatz der Kriege der vergangenen Jahrhunderte war, auf dem der Dreißigjährige Krieg sich abspielte, auf dem der internationale Krieg, den wir als den siebenjährigen zu bezeichnen pflegen, auf dem die napoleonischen Kämpfe sich abspielten, — dieser Schauplatz hatte beständig damit zu tun, sich selber erst immer wieder an das Leben heranzubringen, so daß er große Volksbewegungen im Stile der englischen und französischen Revolutionen in den vergangenen Jahrhunderten nicht haben konnte. Und ferner: es war ja doch, genau genommen, der Freiheitskampf der napoleonischen Zeit eine erste große Volksbewegung des Deutschtums, die sich aber gegen einen Ausländer richtete, weil der erste Einiger Deutschlands Napoleon gewesen ist. Gegen diesen ersten gemeinsamen Herrscher, der alles linkselbische Land in Händen hatte und das rechtselbische kontrollierte und beeinflußte, richteten sich die Wogen, die aus dem Volke kamen. Das war kein Krieg, von dem die Kronen wissen; das war ein Kreuzzug, war ein heiliger Krieg! Bei uns kam jene Glut, die in den Revolutionen in anderen Staaten sich auslebte, dem deutschen Freiheitskriege zugute; wir hatten dabei um diese Zeit und später die Möglichkeit, daß das, was die Revolutionen der Engländer und der Franzosen durchgesetzt haben und was die russische Revolution jetzt anstrebt, mit kleineren Schritten, aber durch Vernunft und Ueberlegung als Kompromiß der Regierenden und der Aufsteigenden in friedlicher Weise zustande kam. Und wir hoffen auch jetzt und erwarten es, daß das neue Problem, das der Krieg uns gebracht hat, die Massen hineinzunehmen in die volle Mitwirkung des jetzigen deutschen Staates, ebenso mit Vernunft und Ueberlegung wie mit beiderseitiger Verständigung gelöst werden wird, allerdings nicht so übermäßig langsam, daß die Zeit, in der die Gefühle entstehen, wieder verrauscht; denn sonst kommen nachher die Enttäuschungsempfindungen, und an diesen könnte sich dann ein unruhiger Zustand entwickeln, den wir alle für unser Vaterland nicht wünschen.

Weil wir nun in Deutschland unsere eigene Entwicklung gehabt haben, keine großen Revolutionen nach dem Muster der Westvölker erlebten, pflegen diese Westvölker uns falsch zu beurteilen und sehen unsere Verfassungszustände an, als wären wir noch halbes Mittelalter. Im heutigen Kriege macht es sehr viel aus, daß Engländer und Franzosen eine allgemeine Weltmeinung zurechtgebracht haben, nach der das Deutschtum absolut politisch rückständig ist und nicht in die übrige Weltfamilie hineinpaßt.

An dieser Meinung, die jetzt natürlich kriegsagitatorisch ausgenutzt wird, hat einen großen Teil der Umstand schuld, daß die Entwicklung des deutschen Kaisertums vom Ausland aus oft nicht historisch begriffen worden ist. Das deutsche Kaisertum wird vom Auslande nach einzelnen Reden und Worten und äußerlichen Erscheinungen betrachtet, wird aber nicht begriffen als die Einigung der Nation in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Das Ausland sieht vom deutschen Kaisertum seinen alten Teil, den patriarchalischen, historischen Teil, es hat von ihm den Eindruck einer gewissen Vorzeitlichkeit und begreift nicht, wie ein Volk von der technischen Vollkommenheit der Deutschen, von der Gebildetheit und Organisiertheit unserer Nation noch unter einem Regime leben kann, welches man kaum mit dem Wort achtzehntes Jahrhundert bezeichnen könne. Es hat nämlich das Ausland nicht miterlebt, daß um unserer Gespaltenheit willen die alte preußische Herrschaftsstelle neu geboren wurde als Zentrum der zusammenstrebenden und mächtig wachsenden Nation. Es gab im vorigen Jahrhundert den deutschen Nationalgedanken, ehe er kaiserlich-preußisch wurde. Es gab ihn als die wachsende Idee des Deutschtums in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Bismarcks Größe und geniale Kunst ist es aber gewesen, dieses Wachsen und Wünschen des Volkes zusammenzufassen mit der vorhandenen preußischen Macht und aus beidem einen Staatsbau zurechtzustellen, dem kein anderer Staatsbau ähnlich ist, und der doch für uns der einzig mögliche war.

Dieses Zusammenwachsen von deutscher nationaler, volkswirtschaftlicher und seelischer Entwicklung mit dem neuen Kaisertum wird draußen so wenig verstanden, daß sie glauben, sie können jetzt im Krieg den Kaiser und das Volk voneinander trennen, und daß sie glauben, daß unsere Wünsche auf Parlamentarismus, Demokratie und erhöhte Wahlrechte ihrer Natur nach antikaiserlich sein müßten. Das ist nicht wahr, sondern der Eindruck entsteht nur dadurch, daß von der konservativen Seite her, wie heute schon erwähnt ist, der Kaiser unter Obervormundschaft genommen werden soll und daß die Konservativen ihre Besonderheiten zugleich immer als kaiserliche und monarchische zu bezeichnen sich Mühe geben. Also der Eindruck, als ob der Kampf, den wir um die neue innere Politik in Deutschland haben, ein Kampf zwischen Volk und Kaiser wäre, ist ein falscher. Es dreht sich um etwas anderes. Es handelt sich nämlich darum, daß der Bureaukratenstaat mit dem Volksstaat zusammengebracht werden soll, und daß dabei der Volksstaat stärker, der Bureaukratenstaat aber kleiner werden soll; ein Vorgang, dem die oberste Spitze mit gelassener Ruhe zuschauen kann, ein Vorgang, dem aber nicht in gleicher Ruhe diejenigen zuschauen, für die der Bureaukratenstaat zu einem guten Teil ihre eigene Existenzgrundlage ist. Und diese beiden Sachen, Kaisertum und Bureaukratenstaat, in ihrer Getrenntheit anzusehen und die deutsche Nation und das Deutsche Reich als weit größer zu betrachten, als die heute vorhandenen bureaukratischen Formen, das ist der Anfang der Reform, zu der sich heute unser Volk anschickt.

Dieses Wachsen des Volksstaates in den bureaukratischen Staat hinein wird mit dem Wort „Parlamentarisches Regiment" bezeichnet. Da nun das parlamentarische Regiment als eine geschichtliche Erscheinung sich zuerst in England ausgebildet hat und dann in Nordamerika, in Frankreich seine weiteren Formen bekam, so liegt in diesem Wort „parlamentarisches Regiment" eine Art festgeprägter Begriff vor, der für jene Länder etwas Naturwüchsiges hat, der aber, wenn wir ihn genau in der Form dieser Länder auf uns übertragen wollten, nur außerordentlich schwer hineingefügt werden kann in unser historisches System, das wir als Kinder unserer Vergangenheit die deutsche Reichs- und Staatsverfassung nennen. So gut wir früher andere Einrichtungen des Auslandes erst in unser eigenes Wesen hinein umdenken mußten, so müssen wir auch den Gedanken der parlamentarischen Regierung und der Volksmitwirkung an der Staatsleitung erst noch einmal mit deutschem Geschichtssinn und deutschem Organisationsverstande durchdenken, bis auch dieser Gedanke bei uns neu wird, so wie er volkstümlich ist und angepaßt an den Boden gerade unseres deutschen Staates und unserer Geschichte. Was heißt das? Wir sind kein Einheitsstaat, wie die Engländer, abgesehen von Irland, schon bei Anfang ihres Parlamentarismus waren, wir sind kein Einheitsstaat, wie die Franzosen waren, als ihre berühmte Revolution begann, sondern wir sind ein Etagenaufbau, ein Aufbau mit älterer Ortsgemeindeverwaltung als anderswo, mit Kleinstaaterei, Mittelstaaterei, mit dem Ueberstaat des Reiches. In dieses ganze System, bei dem wir soundso viele Volksvertretungen besitzen, soundso viele Ministerien, und bei dem wir über den Ministerien und Volksvertretungen Bundesrat und Reichstag besitzen, durch die eine Menge von Kompetenzen entstehen, in denen sich kaum der selbst darin Beschäftigte ganz durchfindet — wie man heute wohl erleben kann, daß, wenn man sich erkundigt, in welches Staatsfach die oder jene Angelegenheit hingehört, es heißt, wir müssen erst eine besondere Stelle gründen, bei der jeder Auskunft erhalten kann, von wem in Deutschland diese oder jene Sache abhängig ist —, in einen solchen verwickelten Staatsbau kann man nicht einfach das englische Zwei-Parteien-System, besonders wenn man es nicht vorrätig hat, hineinsetzen, und da man es nicht einmal vorrätig hat, so erweckt das Wort „parlamentarisches System" den falschen Eindruck, als genügte eine feierliche Sitzung eines Tages, um Deutschland zum „parlamentarischen Regiment" zu verhelfen. So einfach liegt es nicht, und wir alle tun gut, wenn wir auch der Bevölkerung ganz offen sagen: der Uebergang Deutschlands zum nationalen Volksstaat ist ein Prozeß, eine Entwicklung, eine Aufgabe für eine Generation von Menschen. Es ist leichtfertig, die vorhandenen

Digitized by Google

Schwierigkeiten nicht zu beachten. Aber etliche Grundelemente der kommenden neuen Volkspolitik sind heute für jeden sichtbar. Von ihnen wird auch in der Osterbotschaft gesprochen. Wenn auch dort das gleiche, allgemeine und geheime Wahlrecht für Preußen noch in einer gewissen Schwebe gehalten wird und das letzte notwendige Wort noch nicht mit der erforderlichen Klarheit ausgesprochen ist, so wird es keine irdische Gewalt geben, die hinter diesem Kriege der Gleichheit des Todes dem preußischen Volke eine Ungleichheit des Wahlrechtes übriglassen wird. Man wird probieren, man wird Doktoren holen, damit sie ein Pluralsystem ausdenken sollen, und dann wird man schließlich doch bei jedem Pluralsystem sagen: für Friedenszeiten vielleicht möglich; hinter dem Kriege aber geniert man sich, so etwas einzubringen! Man geniert sich hinter dem Kriege, jemand mehr Rechte zu geben, nur weil er mehr Geld als Kriegsgewinner zu Hause gewonnen hat, während die anderen unter dem Schatten des Todes draußen waren; man geniert sich, im Kriege jemand, weil er das größere Alter hat und darum nicht mehr kämpfen konnte, im Wahlrecht zu verdoppeln gegenüber denen, die gekämpft haben. Kurz, ich habe gar keinen Zweifel, daß die Debatte über den Versuch eines Pluralrechtes mit innerer und unausweichlicher Logik dahin führen wird, daß Preußen — und zwar unter der Führung seiner Krone — auf dem Boden eines völlig gleichen Wahlrechtes neu sich aufbaut. Das ganze Volk muß es sein! Und der Deutsche Kaiser wird auch als König von Preußen sprechen: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Preußen, ich kenne nur Leute, die für das Vaterland das gleiche tun, das gleiche tragen müssen und das gleiche staatsbürgerliche Recht haben sollen. Auch die anderen Bundesstaaten, die noch nicht so weit sind, bis hin zum freundlichen, väterlichen Mecklenburg, werden alle denselben Weg mitgehen müssen. Damit haben wir dann einen Unterbau für den Etagenaufbau. (Zuruf!) In den Gemeinden durchaus! Darüber kann ja kein Zweifel sein. Ich weiß nicht, ob Sie daran zweifeln.

Was dann den Bundesrat anlangt, so war es ja bis jetzt schon staatsrechtlich unter Umständen nicht ganz klar, ob der Bundesratsgesandte eines deutschen Einzelstaates nur Vertreter seines Monarchen oder auch Vertreter der Volksvertretung seines einzelnen Staates war. Wollen wir parlamentarischer werden, so muß in all den Einzelstaaten der Volksvertretungseinfluß auch auf die Bundesratsvertretung mit wachsen. An sich ist der Bundesrat in der deutschen Entwicklungsgeschichte ein notwendiges Stück. Er stand schon in der Frankfurter Verfassung von der Paulskirche 1848 drin, wurde aber von Bismarck etwas vorsichtig aristokratisiert für die erste Periode von 50 Jahren. Jetzt aber beginnt eine zweite Durchprüfung der Existenzbedingungen des deutschen Bundesrats, und mit ihr zugleich kommen dann Reichstag und Reichsämter zur Sprache. Hier sind die formalen Schwierigkeiten am allergrößten, weil ja die Reichsämter, in Vertretung des Reichskanzlers, im Auftrag des Bundesrats den gemeinsamen bundesstaatlichen Charakter ausdrücken, aber außerdem die Funktion von Ministern gegenüber der Reichsvolksvertretung haben. Es wird notwendig sein, daß man den Zustand, daß ein Teil politischer Männer nur Regierungsvertreter sind und eine andere Gruppe nur Volksvertreter, und daß es zwischen beiden Gruppen kein Herüber und kein Hinüber gibt — und das hat ja die Verfassungskommission in Ansatz gebracht — aus der Welt schafft. Es muß ein Herüber und Hinüber geben, weil wir nämlich sonst auf der einen Seite nur Leute haben mit Autorität und auf der anderen Seite nur Leute mit Kritik. Indem man Autorität und Kritik durch eine unangebrachte Arbeitsteilung auf zwei verschiedene Gruppen verteilt, nimmt man gerade das gesunde Wachstumselement hinweg, daß der, welcher kritisiert hat, das Bessermachen probieren muß, und daß, wer vorher die Autorität gehabt hat, sich dann auch einmal mit auf die Bank der Kritik zu setzen hat. Bei gesundem Austausch von beiden Seiten bereichert sich das Weltbild aller Beteiligten zum Wohle des Volkes durch Fusion des Behördenstaates mit der Volksvertretung. Wir wachsen dann damit in die Zeit hinein, wo der einzelne Wähler im Hintergrunde nicht mehr das dumpfe Gefühl behält: du wählst einen, dann freust du dich, wenn du ihn gewählt hast, fertig bringen wird er auch nichts, denn die Volksvertretung ist heute ja nur eine gutachtliche Abfassungsstelle für Resolutionen und eine Bewilligungsmaschinerie für finanzielle Entwürfe. Ganz so einfach wie in der Vergangenheit wird bei den großen Finanzfragen jetzt hinter Kriegsschluß diese Sache nicht mehr gehen. Schon jetzt war der Parlamentarismus allemal dann am wenigsten schattenhaft, wenn sich's um neue Finanzvorlagen gehandelt hat. Da finden wir immer für eine gewisse Zeit so eine Luft, als ob man das Parlament achtete, weil man es brauchte. Kurz, der finanzielle Bedarf wird kolossal werden, und darum wird aus diesem großen Bedarf hinter dem Kriege, wenn man beiderseits mit Verstand die Folgerungen zieht, in der Entwicklung sich eine Gemeinsamkeit des Arbeitens ergeben müssen.

Die Kritik dieses unseres Zukunftsgedankens pflegt an zwei Stellen einzusetzen, nämlich einmal an der Stelle: die Massenvertretung, die Volksvertretung sei ihrer Art nach nicht imstande, die große Politik zu übersehen. Man gesteht zu, daß jeder kleine Mann bei seiner Spezialität eine gewisse Meinung und Einsicht haben kann, daß der Landmann über landwirtschaftliche Verhältnisse, der Gewerbler über gewerbliche Dinge etwas weiß. In gewerkschaftlichen und handelspolitischen sowie ähnlichen Fragen traut man der Bevölkerungsvertretung Verstand zu. Wenn es aber darüber hinaus geht zu den Staats- und Völkerfragen, wird gezweifelt. Demgegenüber dürfen wir jetzt im Kriege darauf aufmerksam machen, wieviel Welt alle unsere Leute durch den Krieg kennengelernt haben. Jetzt im Kriege ist Serbien und Rußland, Rumänien und Frankreich, ist die ganze Welt für den einfachsten Mann nicht mehr die weite, fremde Welt da draußen. Das deutsche Volk ist hineingesetzt worden zwischen alle Völker, hat mitten in schwersten Kämpfen praktische Internationalität gelernt, hat zusammen gelebt mit allerlei Sprachen, ist herumgefahren in allerlei Ländern und hat sich tapfer durchgeschlagen als Deutsche in der ganzen zentralen Welt von Europa. Einem Volke, dessen junge und lebendige Mitglieder dieses Erlebnis in sich haben, wird man doch nicht im Ernst vorwerfen können, daß ihm die Urelemente der äußeren Politik fehlen. Fachmännisch sind sie nicht, sind aber auch die anderen nicht! Wenn ich vielfach Aeußerungen — ich will einmal sagen — alldeutscher Herren höre, oder sei es auch geistlicher Herren im Zirkus, dann frage ich: ist das nun ein größeres Taktgefühl und besseres Geschick für auswärtige Politik, als es der einfache Mann hat? Ich finde, es fehlt oft bei den Höhergestellten nur die nötige Zurückhaltung; das übrige ist mindestens ganz gleich. Weil diese Gleichheit sich so deutlich zeigt, kann man ihr ruhig einen praktischen Ausdruck geben!

Die zweite Frage heißt aber: wird denn das Parlament Talente bieten, die für die Regierung zur maßgebenden Mitwirkung geeignet sind? Diese Frage, die sehr vielfach auch von den Regierenden aufgeworfen wird, beruht auf zwei Beobachtungen, nämlich auf einer sehr günstigen Beobachtung der Regierenden untereinander und auf einer ungünstigen Beobachtung gegenüber der Volksvertretung. Sollten nun die beiden Seiten näher gemischt werden, sollte häufiger ein Minister a. D. hier im Hause zu begrüßen sein und ein Abgeordneter mit den Hilfsmitteln ausgerüstet sein, die man besitzt, wenn man ein ganzes Amt zur Verfügung hat, so würden sich die Unterschiede längst nicht mehr so riesenhaft zeigen. Aber wir wollen einmal für die Gegenwart einfach zugeben: es sind Unterschiede; wir wollen zur Ehre unserer Reichsämter und Staatsämter sagen, daß die Staatstechnik und -erfahrung dort naturgemäß sehr viel größer ist, wir wollen auch bescheiden über das denken, was in den Volksvertretungen bis jetzt vorhanden ist — ist nicht ein Mangel an Talent, wenn er vorhanden sein sollte, vielfach eine Folge davon, daß der heutige mehr bloß gutachtliche Charakter unserer Parlamente für wirklich starke Talente nicht Anlockung genug ist, um einen Teil des Lebens dieser Arbeit zu widmen? Sobald wir Parlamente haben werden, die in Wirklichkeit etwas zu entscheiden haben, werden die Talente an sich kommen. Daß im deutschen Volke genug Leute von rechts bis links vorhanden sind, die imstande sind, auch große Dinge in die Hand zu nehmen, bezweifelt

Digitized by Google

niemand, der unser Erwerbsleben kennt, namentlich auch, der unsere ganze soziale Entwicklung vor Augen hat. Vorläufig liegt es noch wie eine gewisse Verkümmerung auf dem Parlamentarismus, der den Schein hat, als besäße er Macht und doch schließlich immer wieder vor der Tür steht, hinter der die Resolutionen verschwinden. — Man muß die Tür einschlagen! sagen Sie, Herr Abg. Ledebour —.

Gut, einer geht durch die Tür hindurch, und der andere schlägt sie ein, jeder, wie er erzogen ist. — Also wir werden bei der Neuordnung Herrn Ledebour mit dem Hüten der Tür beauftragen können, dann wird es gut sein.

Wenn ein Parlamentarismus das Gefühl der eigenen Tüchtigkeit und Verantwortung in sich hat, wird er auch eine Stätte größeren Könnens und größerer Durchbildung sein als heute, und das Volk, das dahinter wartet in den Wahlkreisen, wird die Fragen des Wählens und der politischen Arbeit etwas weniger sporthaft und etwas politisch tiefer und ernsthafter auffassen, je nachdem das Parlament an Bedeutung wächst.

Glauben wir nun, daß die Regierungsstellen bei dieser Neubildung etwa nur verlieren? Ein paar Einzelpersonen können verlieren, indem sie unter Umständen zeitiger a. D. werden, als ihnen sonst Ade gesagt werden würde. Aber für die Aemter selber ist eine gewisse Blutverschiebung gar nicht übel.

Die Geschichte der Vergangenheit hat ja gezeigt, daß man gelegentlich recht bedeutende Minister — nur ohne genauen Zusammenhang mit dem Parlamentarismus — von den Bänken der Volksvertreter herübergenommen hat in die Stuben der Regierung. Ein Volk, welches sich vor keinem anderen Volk der Erde beugen will in seinem Können und in seiner Selbstachtung wie das deutsche, möchte endlich die Empfindung los werden, daß dieses Volk der Organisation für seine politische Innengestaltung heute etwas wahrhaft Künstlerisches und In-sich-eigen-Gewachsenes noch nicht bekommen hat. Wir werden vor dem Inland und vor dem Auslande, besonders in der Achtung vor uns selbst, anders dastehen. Und wenn ich mir vorstelle, was hinter dem Kriege nicht nur in Finanz, sondern auch im Gewerbe und wohl in jeder Arbeit für ungeheuere neue Probleme vor uns liegen, brauchen wir dann nicht etwas wie Frühlingsstimmung im Politischen, um die Enttäuschungen zu überdauern, die unvermeidlich mit dem Wiederanfang verbunden sind? Wenn wir der Zeiten gedenken, die vor uns liegen, deren Schwere der einzelne noch nicht erfassen kann, dann muß man dem Volke als Ganzem etwas geben, was Zutrauen ist, und zwar nicht nur patriarchalische Zutraulichkeit, sondern jenes ernste Zutrauen, daß man ihm traut mit Leib und Seele. Das deutsche Volk ist wert, daß ihm getraut wird.

Damit haben wir dann erst die Vollendung der deutschen Nationalität in uns selber gewonnen, und haben wir sie — das lassen Sie mich zum Schlusse noch kurz bemerken —, dann werden wir die Fähigkeit gewinnen, die wir heute dringend nötig haben und doch oft nicht besitzen, nämlich für andere, mit uns zusammengehende Nationen den rechten Sinn auch zu erhalten. Die Weltgeschichte hat uns genötigt, mit Nationen zusammenzustehen, mit denen wir vorher nur locker verbunden waren. Ich rede von den Magyaren, von den Polen, von den Westslawen, von den Bulgaren, von den Türken. Bisher war es so: unsere Gelehrten und Historiker waren ausgezeichnet in der Versenkung in den Geist fremder Völker, sie konnten sich vertiefen in den Ursprung slawischer Idiome, wie es kaum auf der Erde anderswo vorkommt. Aber unsere Politiker konnten sich wenig in fremde Nationen versenken! Warum? Weil wir noch zu nahe an jener Epoche sind, in der wir erst unter Kampf und Zwang selber zur Nation geworden sind. Wir hatten noch zu sehr die Unfertigkeit unserer eigenen Nationalität in den Gliedern, um gerecht gegen andere, erst werdende Nationen sein zu können.

Wenn wir jetzt durch den Krieg zu einer gewissen Vollendung der deutschen Nationalität kommen, dann werden wir die Freiheit gewinnen, ohne uns etwas zu vergeben, frei, gerecht und groß auch unter denen zu stehen, die erst eine Zukunft erobern wollen, die aufwachsen wollen um uns herum in der Mitte des Erdteils.

Es glauben Leute, es gäbe nichts Höheres in der Nationalität, als immer den Unterdrückten zu spielen und nach jeder Richtung zu klagen, was die anderen für Uebeltaten an uns getan haben. Der ganze Katalog der ewigen nationalistischen Klagen ist zugleich ein Katalog des Schwächegefühls; denn diejenigen, die ihres Deutschtums sicher und frei sind, die auf ihren Staat vertrauen und an seine Größe und Zukunft glauben, die werden innere Freiheit und Geduld genug haben, um auch den anderssprachlichen Nationen neben uns und, wenn es sein muß, unter uns ihre eigene Freiheit und Entwicklung zu gönnen und zu erleichtern.

Der Krieg stärkt und hebt auf der einen Seite das Nationale in uns allen, da um des Vaterlandes willen Familien ruhig aussterben, wenn nur das Vaterland weiterlebt; es schärfen sich im Krieg in unvermeidlicher Weise die Gegensätze gegen alle, die uns feindlich sind. Trotzdem entsteht, wie man oft beobachten kann, draußen an den Fronten — weniger in den Zeitungsredaktionen der Heimat —, mehr aber bei denen, die im Schützengraben ihr Gegenüber mit den Augen des Luchses bewachen und den Tod im Kopfe haben, wenn sie den Kopf unvorsichtig empor halten —, es entsteht ein Gefühl, daß es den Feinden drüben ganz ebenso geht, wie es uns geht, und man entdeckt unter all dem Kampfe eine merkwürdige feindlich-freundliche Humanität, die mitten im Kriege aufwächst. Bei den Völkern, die sich im Kampfe kennenlernen, taucht scheu aber sicher im Kämpfen ein gewisses gegenseitiges Achten und ein gewisses gegenseitiges Mitleiden auf, und diese Unterströmung gehört zum vollen Deutschtum und Menschentum. Wir wollen siegen, die nationale Tapferkeit in keinem Augenblick bei irgend jemand vermissen lassen, der zum deutschen Volke gehört; wir wollen aber auch die Seele erhalten, die unsere großen deutschen Denker und Dichter, auf die wir stolz sind, immer gepflegt haben, jene Seele, die auch für die unterströmende Humanität mitten im Kampfe noch Sinn übrigbehält, so daß unser Volk auch im dritten Kriegsjahre für den Sieg alles tut, was menschenmöglich ist, daß aber das Deutschtum selbst seine alte treue Seele immer noch nicht verloren hat.

Paul Schubring / Die Vorbildung unserer Künstler

Zwischen dem Generaldirektor der Berliner Museen, Wilhelm v. Bode und dem Direktor der Berliner Hochschule der Akademie der Künste, Arthur Kampf, war eine Debatte über die zweckmäßigste Vorbildung unserer jungen Künstler geführt worden; der Generaldirektor der Dresdener Museen, Waldemar von Seidlitz, hat diese Diskussion benutzt, um bei Künstlern, Kunsthistorikern und Museumsdirektoren ihre Meinung darüber einzuholen, wie der junge Kunststudierende am besten etwas lernt, wie er am schnellsten, ohne Umwege, aber auch ohne falsche Hast zu derjenigen Tätigkeit geleitet wird, in der sich seine besondere Begabung vermutlich am glücklichsten entfalten wird. Die Hauptfrage ist die: soll der für die angewandte Kunst, das sog. Kunstgewerbe sich vorbereitende Jüngling dieselbe Schulung erhalten, wie der zukünftige Maler und Bildhauer, oder soll sich, nach vorbereitenden Anfangskursen in Zeichnen und Modellieren, die Arbeit sofort scheiden, die sich hier nach der dekorativen, dort nach der synthetischen Seite zu entwickeln hat? Bodes Warnung gilt vor allem der massenhaften Ausbildung von Akademikern — 250 Schüler kann die Berliner Hochschule aufnehmen —, von denen die wenigsten das eigentliche Ziel erreichen; die Majorität drückt sich zeitlebens in einer Tätigkeit herum, die sozial und finanziell weit von den goldenen Hoffnungen abliegt, unter denen sie ihren ersten Bleistift spitzte. — Wie üblich, ist auch diesmal von vielen Künstlern, darunter auch von Lieber-

Digitized by Google

mann, weidlich über Akademien und ihre Unfähigkeit, Talente zu entwickeln, losgezogen worden; um so erfrischender wirkt das Bekenntnis Max Klingers: „Viele Künstler reden über Akademie nur wegwerfend, weil sie nicht beurteilen können, wieviel sie trotz allem an der Akademie gelernt haben."

Bei einem freien Beruf, wie dem des Künstlers, ist es sehr gefährlich, Aufnahmebedingungen zu stellen, an die die Zulassung zum Besuch der staatlichen Hochschulen gebunden ist; ihre abschreckende Kraft treibt die jungen Leute dann in die Privatschulen, die neben manchem Guten auch viel Schlechtes wirken. Der Staat fordert in der Regel das Einjährige; doch wird diese Bedingung vielfach umgangen, da es ja auch ein Einjährigenzeugnis auf Grund künstlerischer Leistungen gibt. Kommt der junge Mann, im Besitz einer durchaus noch ungenügenden Geistesbildung, in seine Fachklasse, so findet er hier so viel zu tun, zu bedenken und zu arbeiten, daß es mit der Weiterarbeit auf anderen Gebieten sehr schlecht aussieht. Und nun bedenke man, was für einen geistigen Besitz doch jemand aufweisen muß, der später in der Lage sein soll, in Denkmälern von einer weit sichtbaren Stelle aus, also von einer Kanzel aus, deren Oeffentlichkeit die der größten Volkshalle weit übertrifft, zu den zartesten Empfindungen des Volkes zu sprechen, der die Worte der Verehrung, Huldigung, Pietät und Liebe in Bronze und Stein verewigen soll, in denen der gefeierte Held, der geliebte Kaiser, der bewunderte Staatsmann dauernd ruht! An Begas haben wir das warnende Beispiel: seine Jugendarbeit, der Schiller vor dem Berliner Schauspielhaus, ist ein glücklicher Wurf gewesen, wenn dem Standbild auch die soziale Weihe fehlt, die Thorwaldsen dem Monument in Stuttgart verlieh; ferner gelang Begas später gut der Brunnen vor dem Berliner Schloß, weil er da sein geliebtes römisches Barock im Geist Berninis verwenden konnte. Aber sowohl beim Nationaldenkmal wie besonders beim Bismarckdenkmal hat er glatt versagt, nicht nur, weil er der plastischen Kraft ermangelte, einen Reiter und sein Roß im Schlüterschen Sinne zu monumentalisieren, sondern vor allem, weil beide Denkmäler keine seelische Resonanz haben und der schlichte Mann aus dem Volk keine Adresse für all die Gefühle findet, die er im Herzen für seinen „alten Kaiser" trägt. Begas ist der Macht erlegen; das ist die Gefahr, die auf jeden Begabten lauert und der man nur mit starkem Charakter, außerdem aber im Besitz einer tieferen Bildung begegnen kann. Wer nicht täglich sich Umgang mit steileren Geistern sucht, wie sie die Lektüre der ganz Großen uns nahebringt, der kann der Gefahr des Arrangements nicht Herr werden. Zu solchem geistigen Hunger und Suchen aber müssen die jungen Künstler dauernd angehalten und gedrängt werden. Eine Volksschulbildung genügt nicht; jeder muß an einer fremden Sprache Gesetz und Lebensfülle der Sprache erlebt haben, und nach meiner Ansicht eignet sich dazu am besten die lateinische Sprache. An ihr schult sich auch der Wunsch, Französisch oder Italienisch zu lernen, nicht Umgangsredensarten, wie sie der Kellner braucht, sondern in Hingabe an das fremde Lautgesetz und die andersartige Satzarchitektur. So gewinnt der Lernende Maßstäbe, die er dann mit denen des Marmors und der Bildfläche vergleicht. Hat man einmal den Begriff der künstlerischen Einheit an einem ganz geschlossenen Kunstwerk, etwa an der Iphigenie oder einer Tragödie Racines erfaßt, dann scheut man sich vor der billigen Rechnung, die den meisten Bildern in Moabit zugrunde liegt, dann begreift man die seelischen Nöte, die einen Hans v. Marées gequält haben und bekommt Respekt vor dem tieferen Zwang künstlerischen Gestaltens.

Ebenso dient die alte Kunst der Maler, Bildhauer und Architekten der Vertiefung, der Sammlung. Welches empfängliche Gemüt beträte nicht das Ulmer Münster oder den Wiener Stephansdom, das nicht mit einem Staunen über die Weihe, Wucht und Feierlichkeit dieser Gottesstätte wieder herauskäme! Nun, für solche geweihten Räume sollt ihr lieben jungen Freunde später eure Sachen machen, sei es eine Holzfigur, ein Eisengitter, einen Taufkessel oder ein Epitaph. Denkt nicht an irgendeinen reichgewordenen Kriegsgewinner am Kurfürstendamm, der an der neuen Tapete über dem neuen Sofa der guten Stube irgendein in Moabit ausgesuchtes Landschaftsbild aufhängen will, sondern denkt an die besten Hallen und Plätze, Kirchen und Ratsstuben, für die euer Bild oder eure Figur gut genug sein muß. Kommt sie dann in Wirklichkeit in billigere Stuben, so wird sie dort eine Atmosphäre verbreiten, die allen Kitsch beschämt und edlere Seelen zu euch lockt. Wenn wir den Museumsbesuch den jungen Leuten empfehlen, so geschieht das nicht in dem Sinne, als ob dort Vorbilder hingen, die sie nachmachen sollen, sondern weil sie dort die gehobene Atmosphäre finden, die Ewigkeit, in der Meisterschöpfungen ruhen, die absolute Reinheit vollendeter Werke, deren Ausstellung durch die Jahrhunderte ungeschwächt, wie beim Radium, bleibt. Vor dem Rundbild Botticellis im Berliner Museum, der Madonna mit den Lilienengeln, hat schon manche Seele einen Ruck bekommen und sich neu orientiert über Begriffe von Sauberkeit und Abschluß. In diesem Sinne muß den jüngeren Künstlern die alte reife Kunst nahegebracht werden; der Besuch solcher Vorlesungen muß obligatorisch werden, ein Examen muß an den Schluß kommen, wie das auf den die Zeichenlehrer ausbildenden Kunstschulen heute schon üblich ist. Oft werden diese Vorlesungen von den Schülern als Nebensache behandelt, man läßt sich die Lichtbilder schließlich gefallen, denkt aber nicht daran, über das Gehörte daheim Bücher nachzulesen und sich selbst wieder vorzustoßen. Nur der Verkehr mit den Besten kann die reifende Seele zu höchsten Anforderungen anspornen. Die Gegenwart ist voller Streit, Moden rufen bald hierher, bald dorthin, und gerade den modernen Bildern fehlt so oft der Abschluß im höheren Sinn, die Notwendigkeit des Wachstums. Das finden wir nur bei den geliebten Bildern der alten Kunst. Welcher Reichtum bietet sich dem, der ein gleichzeitiges Madonnenbild, etwa von Dürer, Meneling und Botticelli miteinander vergleicht und der Frage nachgeht, wie dieselbe Zeit das gleiche Thema in drei verschiedenen Nationen so gänzlich verschieden behandeln lassen konnte. Oder man stellt sich Velasquez, Rubens und Rembrandt zusammen! Dazu braucht es natürlich einige Kenntnisse; mit dem Auge allein ist es nicht getan. Aber in solchen Problemen zu leben, bedeutet eine Fülle des seelischen Mitschwingens, eine Ausweitung ahnender Erkenntnisse, wir lernen tiefen Respekt vor dem Individuum und sehen doch den Zwang der Formenbehandlung, die jede Zeit ihren Künstlern aufnötigt. Auch kommt man im Verkehr mit der alten Kunst von jener üblen Aktualität los, die so leicht die Konzeption verwirrt und uns hindert, die eigentliche Stimme unserer Seele zu hören.

Sollen also neue Richtlinien für die Ausbildung der kommenden Künstler gezogen werden, so darf die Frage ihrer geistigen Kultur und Sättigung nicht erst in zweiter Linie stehen. Das Handwerk ist die Grundlage, und in ihm

Digitized by Google

muß jeder wurzeln, der dann höher aufsteigen will. Aber neben der technischen Schulung muß dann eine liebevolle Ausbildung des geistigen Vermögens Hand in Hand gehen, soll anders später der reife Künstler den Reichtum und die Zartheit der Seele besitzen, um ein Deuter und Gestalter ewiger Werte werden zu können.

Miles / Leuchten

Der Krieg leuchtet, die Front strahlt. Also ist der Krieg nicht ein dunkles, dumpfes Ding. Solches Rot, wie es aus dem zerrissenen Fleisch hervorquillt, sahst du sonst in dem üppigen Seidenvorhang der Prachtsäle; solches Blitzen, wie es das Mündungsfeuer der Geschütze aufwirft, gleicht den Augenflammen heißer Frauen, das Verderben bringt und Seelenzerrüttung. Ist der glühende Strudel der aufschlagenden Minen nicht genau wie ein Feuerwerk im Park, in dem schöne Menschen zierlich plaudernd einhergehen? Wenn aber das Fest auf der Höhe, der Tanz am wildesten ist, wenn jede Schranke fällt und der Arm sich viel zu eng und umfassend um den Leib der Partnerin krampft, dann brodelt alles durcheinander: die Minen sprudeln, aus den Gewehren flackert es, im brauenden Gischt jagen sich bunte Leuchtsignale, und die alten Herrschaften, die sonst ruhig sitzen und überlegen dem Tollen der Kleinen zusehen, sogar sie sind von der heißen Glut angesteckt und winken von den Balkonen mit vollen Kelchen anfeuernd in das Gewühl: Hunderte von Geschützen legen ihren weiten Feuerkranz um das Schlachtfeld. Es ist kein geschlossener Kranz, bald blitzt hier ein Stück durch das Dunkel, bald dort. Dann wieder ballt es sich in Hundertmeterbreite zu einem Feuermeer zusammen, um schließlich diametral gegenüber aufzuspringen. Kehraus.

Aber die Alten hören doch zuerst auf. Wenn das Fest nicht mehr die roten Rubinen durch die Luft wirft, dann kehren jene aufs Altenteil zurück, werden ruhig, „vernünftig" und mahnen zum Aufbruch. Nur ab und zu trutelt noch eine halbwüchsige goldene Schöne durch das immer mehr ausgreifende Dunkel; aus der Langeweile der immer leerer werdenden Garderobe kuckst ein einzelnes geheimes Lachen. Vielleicht fiel ein pikantes Wort. Aber alles weiß, daß das nun eigentlich nicht mehr hergehört. Die Lichter sind ausgedreht. Dunkel deckt die Feststätte. Und morgen in der Frühdämmerung werden die zertretenen Blumen zusammengelesen — —

Wie viele Feste haben wir schon mitgemacht! Da tanzten wir uns müde und zogen uns für eine Zeit in den Alltag zurück. Fand die Seele Ruh? Wie könnte sie das, wenn die profanen Augen ihr immer zurufen: Was suchst du hier? Warum tanzt du nicht auf dem Fest? Hast du Blut in den Adern oder Oel? Oder gar Kalk?

Da gingen wir wieder in den Saal.

Wir haben Brüssel und Lille hinter uns, und nun fährt der Zug im Dunkeln. Das gehört sich so und ist richtig. Immer kleiner werden die Stationen. In Douai bekommst du noch ein Glas Bier im Wartesaal. Dann aber berührt der Zug Ortschaften, die du nur auf ins kleinste gehenden Sonderkarten herausfindest und auch hier nur mit Hilfe des Namensverzeichnisses und der großen lateinischen Buchstaben und Zahlen, die ein Viereck aussondern. Wenn der Zug hält, hörst du den mürrischen Sang des Bahngefreiten, der die französischen Ortsnamen nach deutscher Phonetik ausruft, weil es ihm nicht anders möglich ist und weil Arlö dem bepackten Soldaten, der nach „Arleux" will, französisches Dorf ist.

Im kleinsten dieser Nester steigen wir aus. Bevor wir das Bahnhofsgebäude finden, stolpern wir über einen Haufen Minierbretter und zerreißen uns den Mantel in einem Berg von Stacheldrahtrollen. Auf gut Glück wird nach „Becker" gerufen, und irgendwo antwortet eine Stimme aus dem Dunkel. Ich höre aber der Stimme an, daß Zusammengehöriges, Harmonisches aus ihr klingt. Durch mehrmaliges Rufen beiderseits kommen wir zwei uns immer näher, und aus dem Mißtrauen, mit dem zwei Schemen nacheinander tasten, einander umreißen, wird schließlich Wiedersehn. Becker versichert, „es sei schon alles in Butter", der Herr Adjutant habe ihm die „Hämorrhoidenkutsche" mitgegeben, und so kann die Fuhre losgehen. Der zweirädrige Holzwagen, der, bevor ihm unser Ursache und Wirkung in jeder Lebenslage aufs genaueste und treffendste erfassende Stabsarzt den ihm zukommenden Namen gab, in pompöser Uebertreibung „Dogcart" genannt wurde, wippwappt über die ausgefahrenen Straßen und macht viel Gepolter. Die Nacht ist sternklar; es ist Ende März, aber ein eisiger Wind wirft einem ununterbrochen Stecknadelspitzen ins Gesicht. Dies Jahr wird nicht Frühling.

Abgebrannte Häuser recken ihre gezickzackten bloßstehenden Mauern in die schwarze Luft; Dachsparren, durch deren hundertfache Lücken die Sterne flimmern, fragen: „was sollen wir noch?"; ein graues, zerrissenes Gespenst schreit mich an: „ich war einmal eine Kirche!!" — — Zerstörung überall, Verneinung . . . da aber grüßt von weitem durch das Chaos in überstrahlender Schönheit die erste Leuchtkugel. Als ich einmal aus dem Ekel der Börse in eine stille Villenstraße geflohen war, begegnete mir Else mit ihren lachenden Augen.

„Kehrst du zurück, du ungetreuer Mann!" ruft es mir aus der Flut des Lichtes zu. Die erste Leuchtkugel seit Monaten. So lange mußten wir getrennt sein, damit ich ihre Schönheit erkenne. Denn Leuchtkugeln waren uns ja stets etwas Selbstverständliches gewesen. Sie gehören zum Krieg. Jetzt aber sehe ich auf einmal, wie schön sie sind. Und bei diesem Wiedersehen vergegenwärtigt sich mein Sinn, daß er beim Fahren schon stundenlang die Abschüsse der Geschütze gehört, aber nicht wahrgenommen hat. Wir haben überhaupt all die Wochen nicht daran gedacht, daß wir weit weg standen von Geschütz und Gefahr. Jetzt aber sind wir wieder dabei, und da erkennen wir auf einmal, wie schön das Gesicht der Kriegsnacht ist. Das Bewußtsein packt uns eisern und kalt ans Herz, daß uns alles das gar so vertraut, ja längst Teil von unserer Seele ist. Wie der Hund am zurückgekehrten Herrn hochspringt, so jauchzen die silbernen Kugeln immer wieder vor mir in die Höhe. Ist eine gesunken, so will die andere zeigen, daß sie das feurige Rad ebenso schön schlagen kann. Wie freudesprudelnde Kinder tollen sie durcheinander, in wirrem Reigen. Und jede hat ein anderes Gewand, weiß, blau, rot, grün und golden, eine Farbenfülle sondergleichen. Eine purpurne Kette schießt in die Höhe. Am Scheitelpunkt streckt sie zwei Arme aus und wirft nach beiden Seiten Rubine und Smaragde. Es ist, wie wenn eine Göttin vom Himmel die armen Erdenmenschen aus ihrem Füllhorn überschüttet: „So nehmt hin, ich gebe euch, so viel ihr haben wollt. Ihr seid ja so arm, ihr da unten. Jetzt sollen meine Töchter euch einmal ein Menuett vortanzen." Und eine silberne Lichtgeborene steigt in die Höhe, von allen Seiten kommen ihre Schwestern ihr entgegen. Ueberall glänzt es noch, wo ihre Bahn lief, in milchigen Streifen. Hoch und schön aber wiegen sich die weißen Feen, schweben auf einander zu, umfassen und entwinden sich, schmiegen sich zusammen, knixen feierlich und drehen sich schnippisch den Rücken. So beschreiben sie die vorgeschriebenen Figuren, lächeln hold, neigen sich und kuscheln sich schließlich in den Boden ein.

Eine feurige Schlange saucht durch die Luft, furchtbar zischend. Wie sie am Himmelsgewölbe anstößt, zersplittert sie in schneeige Lämpchen, die sich an weißseidenen Fallschirmchen durch das Dunkel schaukeln lassen. Das sind Mariannens Töchter. Wir kennen sie lange. Schön sind sie und üppig, aber oberflächlich und nicht viel nütz. Sie steigen nicht glanzvoll aus der Tiefe, sondern erstrahlen erst oben, nach geraumer Zeit, wie eine Frau, die lange zu ihrer Toilette braucht. Inzwischen aber hat sich alles, was sie klären sollen, längst versteckt. Und aus seinem Granatloch sacht der Soldat über die stolze Schöne, die gar nicht weiß, wie sie sich drehen und sperren soll. Und so schnell vergeht ihre Schönheit. Der schneeige Prunk tropft ab in weißen Flocken, und schließlich flattert ängstlich etwas Verblühtes, Fahles zu Boden, das an eine Frau erinnert, die auf der Straße schön ist, jetzt aber plötzlich in ihrer intimen Wirklichkeit erspäht wird, ohne Schminke, Puder und Perücke; fatal, oh höchst fatal . . .

Digitized by Google

An anderer Stelle wieder steigen die weißen Leuchten kerzengerade in die Höhe, schweben eine Zeitlang und sind dann auf einmal vom Nichts aufgenommen. Aber schon streben wieder neue nach oben. So geht es in langen Reihen nebeneinander, wie Perlenschnüre im Sektglas.

Jetzt ist es ganz dunkel. Da aber hat auf einmal die Majestät, die Nacht, sich königlich einfältigen Schmuck angetan. Zwei silberne Flammen strahlen durch das Dunkel an ihrem Halse, die eine ein wenig tiefer als die andere. Anna trug an Sonntagabenden immer zwei Diamanttropfen an ihrem Halsausschnitt....

So prunkvoll ist die Nacht. Aber die Soldaten sehen es längst nicht mehr; denn die Leuchtpistole und Signalpatronen sind ihnen nur Werkzeuge zur Vernichtung wie alle anderen auch. Höchstens sollen sie vorbeugen, dagegen schützen. Aber unter dem großen Generalnenner stehen auch sie. Sie sollen den drohenden Feind abwehren und dem Tod den Weg nach ihm weisen. Eine einzige rote Kugel — und tausend Feuerschlünde öffnen sich und drüben springen tausend rote Brunnen. Ins Deutsch des Heeresberichts übersetzt, heißt das: „Der feindliche Angriff wurde in unserem Sperrfeuer erstickt." Und Rufer in diesem Streit sind die Leuchtkugeln. Sie wehren das Grauen und mehren das Bluten. Jede aber stellt ein Licht dar, das durch die Kriegsnacht strahlt, ein Leben, das den Tod zwingt. Das Licht kämpft gegen das Dunkel, das Verderben. So drehen sich die bunten Kugeln im Reigen, steigen auf, umfassen sich und sinken wieder. Es ist nicht beabsichtigt, und dennoch vollzieht sich das alles im Takt. Jeder Posten gibt seinen, nur seinen Signalschuß ab. Der Deutsche leuchtet und der Engländer. Nichts wird weniger erstrebt als Harmonie. Nur auf Erhaltung des Lebens, des ganz gemeinen, grundbegrifflichen Lebens, geht alles. Und doch muß diese grausame Aermlichkeit schließlich ein Bild des Anmutigen gestalten, Silber, Perlen, Tänze . . .

Emma Müllenhoff / Ginsterblüten

Drüben am Bahndamm waren sie aufgebrochen in einer einzigen Nacht. Es war, als wenn eine goldene Flamme am Hang emporzüngle, als wenn sie mit ihrer leuchtenden Pracht alle anderen Farben zurückdränge, als wenn sie in tausend und aber Tausend schimmernden Blüten sage vom Leben, vom glühenden, sprühenden, sich in Feuer verzehrenden Leben. Und doch wußten sie nichts vom Leben, die kleinen, sich aneinander drückenden, vom Winde leise bewegten, vom Nachttau noch glänzenden Blüten. Wenn sie es gekannt hätten, sie hätten die strahlenden Köpfe ein wenig demütiger getragen und nicht geflüstert und miteinander gelacht, als wenn auf der Welt nichts Ernstes und Nachdenkliches zu finden wäre. So wenigstens sagte der Schienenstrang, der dicht an ihnen vorüberlief; so sagten mit leisem Surren die Telegraphendrähte, und sie mußten es wissen; denn sie gingen mitten in das Leben hinein, ja gewissermaßen hatten sie dem Leben vorwärts zu helfen. Das behaupteten sie selbst, und wer hätte ihnen widersprechen wollen?

Drüben die Tanne, die mit ihren Zweigen das Weichenwärterhäuschen berührte, sah aus, als wenn sie vom Leben zu sagen wisse; aber sie gehörte zu den schweigsamen Naturen, und nur, wenn der Wind durch ihre Nadeln strich, daß sie etwas von sich gaben wie einen ziehenden, singenden Ton, wandte man zu ihr die Blütenköpfe. Und die Steine, die droben unter der Eiche wie zu einem unförmigen Tisch geschichtet lagen, hatten etwas so Feierliches und Gehaltenes, daß man nicht wagte, mit neugierigen Fragen an sie heranzutreten, wenigstens heute noch nicht.

Im Grunde wollte man sich ja auch nicht erzählen lassen. Man wollte sehen, erleben! Mit seinen Freuden, die ungezählt sein mußten, mit seinen Ueberraschungen, die man nicht auszudenken vermochte, mit seinen Geheimnissen, die für sie keine Geheimnisse bedeuten sollten, mußte das Leben mitten in die Blüten hineintreten, sich ins Herz blicken lassen, sich ihm geben, wie es war. Und mußte es nicht in seiner wundervollen Vielgestaltigkeit etwas an sich tragen, das der brennenden Glut ihrer eigenen Farbenschönheit glich?

„Ihr hättet zu einer anderen Zeit auf die Erde kommen müssen, wenn Ihr nur von ihrem Schaum zu trinken begehrtet," sagte mit einemmal die Tanne, und es ging ein so scharfes Flirren durch ihre Nadeln, daß es wie ein Tadel klang, „nicht heut, wo jeder Tag in einem blutroten Kleide schreitet, wo das Dunkel über der Welt liegt, das Leid, das im Gefolge eines Krieges geht. Sein Herz ist von Eisen wie der Schienenstrang drüben, und wo sein Fuß tritt, erlischt das Leben, als sei es nie gewesen. Ja, schlimmer, als könne es nie wieder werden. Die Männer, die es auf ihren starken Schultern tragen, gehen in den Tod, und die, die Männer zu werden bestimmt sind, nach den Gesetzen der Natur, haben nicht Zeit, die Wurzeln in die Erde zu senken, und von ihrer nie versiegenden Fülle in sich aufzunehmen."

Die Blüten ließen die feinen Köpfe hängen; warum ward ihnen gegeben, in das Licht des Tages zu blicken zu einer Zeit, da das Leben kein Leben war? Sie werden gehen müssen, ohne es gekannt zu haben. Die Fragen ihrer brennenden Seele werden keine Antwort finden. Und der Krieg, der so die Verneinung alles Lebens war, würde er den ehernen Fuß nicht auch auf diesen Boden setzen und alles Leuchtende in den Grund stampfen?

Das Licht lag flimmernd über dem gelben Sand des Bahndammes. Er blendete, daß man schon lieber die Augen nicht mehr öffnete. Wozu auch, wenn doch das Leben nicht kam, nicht kommen konnte! Und sie standen regungslos und hielten ihre goldenen Kronen unbewegt in die Lichtfülle hinein.

Da horch, ein Trappeln kleiner Füße! Ein Jauchzen wie von frohen Stimmen. Freilich, es waren nur ein paar Kinder. Sie kletterten droben auf die Steine; ein magerer Junge, hochaufgerichtet, stemmte die nackten Füße auf die granitnen Platten. „Hier ist einmal Gericht gehalten worden," sagte er mit seiner hohen Kinderstimme, die sich im Schreien einmal überschlug; „ich hab's gelesen in dem alten Buch, und hier wollen wir wieder Gericht halten: Steffen Wiemer hat meine Aufgabe abgeschrieben und sie dem Lehrer als seine eigene gezeigt. Das ist Diebstahl, und auf Diebstahl gehört Hängen oder was Aehnliches." „Hängen ist gemein," sagte ein Aelterer, die Hände in den Taschen seiner verwaschenen Hose. „Und ich mag den Kerl auch nicht bammeln sehen; aber eine Tracht Prügel mit dem Weißdornstock! Eh' Vater nach Rußland ging, hat er gesagt, ich solle aufpassen, daß hier nichts drüber und drunter geht. Und ich pass' auf." Und er blieb stehen, den Nacken gegen den Stamm des Baumes gelehnt, auch nachdem sich die anderen spielend in Haus und Garten verloren hatten.

Wie seltsam sich die Stille vertiefte und wieder belebte: ein Dröhnen und Stampfen, ein Pusten und Klappern. Ein Rollen wie von lang anhaltendem Donner. Ein Zug kam über den Schienenstrang. Ach, wenn es nur nicht so schnell gegangen wäre! Man konnte in der fließenden Minute so wenig in sich aufnehmen: ein paar Frauen mit Körben und Taschen, da, bei herabgelassenem Fenster, Männer, viele Männer, unabsehbar viele Männer. Grau der eine wie der andere. Wie sie grüßten und winkten! Wie es um ihre bärtigen Lippen zuckte! Man konnte nicht unterscheiden, ob sie einen Wunsch murmelten oder einen Gruß oder — — — Der Junge war mit einem Satz vom Stein gesprungen. Die beiden Arme hoch über den Kopf erhoben, rannte er den Hang hinunter, mitten in die Blüten hinein. Er trat sie unter die Füße. „Ich komm auch mal," schrie er mit gellender Stimme, „sagt es dem Vater, ich komm auch mal." Und er warf sich zu Boden und vergrub den Kopf in die goldenen Kelche der Blumen. Die neigten sich über ihn, strichen mit ihren feinen Blütenblättern über seine wirren Locken und sahen mit Antwort suchenden Blicken zur Tanne hinüber; war es nicht doch, als habe mit leisem Flügel das Leben sie gestreift? Aber die Tanne sah geradeaus, dahin, wo im Garten die Frau die Kinderhemden über den Zaun hängte. Sie sagte nichts.

Ein paar Mädchen mit Schulmappen zogen drüben an der Straße vorüber. Die vordere im schwarzen Kleidchen hielt sich ein wenig gesondert und so, als sei sie mehr als die übrigen. Zwei Arbeiter, eine Karre vor sich herschiebend, mit Gerät beladen,

Digitized by Google

kamen an dem Bahnkörper entlang. Es mochte irgendwo ein Schade ausgebessert sein. Der eine, dem der Schweiß auf dem braunen Gesicht stand, hielt plötzlich inne und sagte, während sein Blick sich ins Weite verlor: „In zehn Tagen komm ich auch raus, weiß nicht, ob's noch so was gibt wie ein Heimwärtsfahren. Und wenn nicht, und du denkst über Margreth noch wie früher; freilich, die zwei Kinder sind nun da.“ Der andere ergriff die Karre, die der erste hatte stehen lassen, er nickte nur. Schweigend, Seite an Seite, gingen sie an dem schimmernden Gleise entlang.

Schwalben kamen über die Felder geschossen und wiegten sich in der klaren Luft. Dann setzten sie sich zum Ruhen auf die Telegraphendrähte. „Das Leben ist schön,“ sangen sie. „Keiner kennt seine Süße wie wir. Die Lüfte sind unser Reich. Die Sonne ist unsere Mutter. Sie küßt uns mit ihren Strahlen von Gold. Die Wolken, die im Blau an uns vorüberziehen, sind gleich Träumen der Seligen. Wir kennen die Träume, auch die, die über klare Kinderstirnen fahren, auch die, die über stille Kissen streichen, die am Morgen feucht sind von Tränen. Wir sehen ihnen ins Herz. Wir küssen ihnen die Sehnsucht aus der Seele und tragen sie auf unseren Flügeln dahin, wo es kein Sehnen mehr gibt.“ Und fort flogen sie, der Sonne, ihrer leuchtenden Mutter entgegen.

Und die Sonne sank tiefer. Wie eine glühende Scheibe lag sie auf dem Dach des kleinen Stationsgebäudes, und aus ihrer Lichtwelle heraus kletterten zwei Jungen die Böschung herauf. Sie mochten aus der Stadt herübergekommen sein, deren Dunstkreis sich am Horizont abhob. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, und hier ist es schöner als im Wartezimmer,“ sagte der eine und warf sich in das Meer wogender Blüten, „hier ist lauter Duft. Als wir zuletzt hier waren, weißt du noch, hast du mir aus deinem Heft vorgelesen; ob du das Heft auch heut mit hast?“ Der andere nickte. „Es ist nichts Gescheidtes hineingekommen. So nachsagen was andere erleben oder erleben wollen, ist nichts. Und was erlebe ich groß?“ Und er blickt auf seinen einen Fuß nieder, den er im Gehen ein wenig ziehen muß. „Bah, was man so mit Armen und Beinen erlebt! Lies nun!“ Da las er:

Und weißt du, wie ich kämpfe in den Nächten,
Da heiß die Dämm'rung an den Fenstern liegt,
Und weißt du, wie ich ringe mit den Mächten,
Von denen jede doch im Dunklen siegt,
Und weißt du, wie das Blut der Millionen
In meinen jungen Adern wogend kreist,
Und weißt du, wie der Donner der Kanonen,
Der nie vernomm'ne, mir das Herz zerreißt?

Er hatte sich jäh emporgerichtet: „Es taugt nicht, das zu lesen,“ sagte er hart, „und unser Zug muß auch gleich da sein.“

Die Blumen waren leise zusammengeschauert. Sie hatten sich dicht auf die Blätter des Baches geneigt gehabt. Jetzt zogen sie sich wie in keuscher Scheu zurück. Sie blickten sich nicht mehr nach der Tanne um. Wenn dies Tod war und nicht Leben, wie mochte dann jenes ausschauen, und würde man seinen Anblick, seine strahlende Helle ertragen? Vielleicht hatte die Sonne recht getan, sie an diesem Tage zum Dasein zu erwecken; vielleicht war der Regen der vorangehenden Nächte deshalb auf ihre Knospen niedergeströmt, um sie diese Stunde nicht versäumen zu lassen. Und war der Krieg wirklich die Vernichtung, wie die Tanne meinte, und sollten nicht unter seinem stählernen Visier am Ende die Züge des Lebens, fester, tiefer — — ach, nein, es waren gewiß nicht ihre Gedanken, die so zu halbem Bewußtsein erwachten. Es mußte der sanfte Hauch der Abendwolken sein, der mit seinem Schimmer das Furchtbare wie mit einem milden Duft umkleidete. Es mußte die klare Sichel des Mondes sein, die mit ihren silbernen Fäden Hohes und Tiefes verband und die weiche Fülle ihrer traumhaften Schöne wie eine Glorioie legte um Niederes und Erdgebundenes.

Und nun kam die Nacht und setzte jedem Erleben ein Ziel, und führte in das Land des Vergessens und breitete ihre stillen Schleier über Leben und Tod, über Sein und Nichtsein. Wie rasch die Mondschale höher stieg. Es schien von ihr herabzufließen wie lauter Tropfen des Ueberflusses. Es schien über ihren Rand zu rinnen wie silberner Tau. Die feinen Gräser am Rande der Böschung trugen auf ihrem Haupte etwas wie ein schimmerndes Leuchten. Die Steine droben unter dem Baum strahlten wie eherne Gesetzestafeln, und nur, wo sich der Weg unter den Bäumen hinzog, verlor er sich wie in ein geheimnisvolles Dämmern. Und die Blumen hatten ihre Augen auf diese Dämmerung gerichtet, als sie sich teilte und zwei Gestalten hervortreten ließ, die dicht nebeneinander schritten; aber ohne sich zu berühren. „Ich habe dir unrecht getan, Gott weiß es, und seit die andere mein Weib geworden, sehe ich keinen Weg, es zu bessern.“ Und er hatte die graue Mütze vom Kopf genommen und sah zu der Sichel des Mondes auf, die sein Gesicht mit den festen Zügen weiß erscheinen ließ. „Das Kind ist tot,“ sagte die Frau, und es brach wie ein Schluchzen aus ihrer Stimme. „Es wird dir keine Ungelegenheiten mehr machen.“ Er griff nach ihrer Hand. „Das war es nicht, was ich meinte, auch nicht, daß meine Schuld weniger schwer wiege, weil ich dir die Ehe nicht versprochen hatte, — — meine Liebe —“; er hielt inne und blickte wie verloren auf den Weg, auf dem jetzt jedes Blättchen, jeder Kiesel von dem höher steigenden Licht wie mit einem goldenen Krönchen geschmückt war. „Es war eine Nacht wie die heutige, Maria.“ Sie nickte. Eine unerklärliche Weichheit lag um ihren Mund; aber sie sprach nicht. Das Schweigen stand zwischen ihnen wie der Duft dieser lichterfüllten Stunde, wie etwas, das sie verband, nicht trennte.

„Als ich da draußen lag,“ sagte er endlich, und es war, als ob er jedes Wort mühsam hervorsuche, „als ich da draußen lag zwischen aufschlagenden Granaten, war es nicht der Tod, vor dem mir bangte; was hätte er mir bedeuten sollen; aber daß ich da drüben den Augen des Kindes begegnen müßte, das ich nie gesehen, und daß in diesen Augen etwas stehen würde —“ „Nein, nein,“ fiel sie ein; „das Kind wußte es besser. Wenn ich es auf meinen Armen emporhielt, daß die Blätter des Nußbaumes sein Gesicht streiften, und es vor Lust jauchzte, habe ich leise an seinem Ohr, nur ihm und mir vernehmbar, gesagt: Vater. Wenn ich es an die Brust hob und ihm gab, was nur ich ihm zu geben vermochte, wenn ich ihm die Sonnenstrahlen wies, die an unseren Wänden tanzten, hab' ich in seine Seele hineingesprochen das Wort, das ihm das teuerste werden sollte. Nachher, dann kam es ihm selbst, daß es bei allem, das gut, das zur Freude gemacht schien, den Kopf an meine Schulter legte und leise und mit einem halben Lächeln sagte — — —“

„Und du sollst auch nicht sterben,“ fuhr sie fort, da sie sah, daß seine Schultern zuckten, wie unter einer Anklage, „denke daran, daß du ein anderes Kind hast, das deinen Namen trägt, das den Vater jetzt nötig hat, mehr als das meine.“ Sie war ein wenig von ihm zurückgetreten, den Arm um einen Zweig des Baumes geschlungen, stand sie unbeweglich, die Wellen des Lichtes drängten sich um ihren Nacken, um die feinen Linien, die sich vom Mund zum Kinn zogen. „Wenn diese Nacht gewesen ist, werden wir uns nicht mehr sehen“, sprach sie, und jedes ihrer Worte war wie ein Tropfen fallenden Taues, „nie mehr; aber etwas wird zwischen uns hin und her gehen, wie der Geist des Kindes, wie eine leise Mahnung an — —“. Er hatte sich erhoben und war neben sie getreten, jeder seiner Züge bebte vor Erregung. „Was du mir in dieser Nacht gegeben, war mehr als damals, Maria, unendlich viel mehr; weißt du, wieviel?“ Sie lächelte. In diesem Lächeln lag ein kleiner Schmerz und eine große Hoheit: „Lebewohl!“ sagte sie nur, und ohne die Hand nach ihm auszustrecken, ohne den Kopf zu wenden, ging sie den schmalen Steig entlang, der sich in wenig Minuten hinter der Böschung des Weges verlor.

Einen Augenblick hatte es ausgesehen, als wenn er ihr folgen wolle; dann sich besinnend, hatte er die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Als er den Hang mit den goldenen Blüten des Ginsters überschritt, bückte er sich wie einem plötzlichen Trieb gehorchend, brach ein paar der Stengel und barg sie in dem Beutel, der auf seiner Brust hing.

Ein Schauer rieselte über den zarten Körper der Pflanzen, und als sie noch einmal die Köpfe wandten, um der entschwindenden Gestalt des Mannes nachzuschauen, stand auf den silbernen Steinen das Leben selbst und hatte über Tod und Schuld hin die Augen, die tiefen, unergründlichen Augen zum Licht erhoben.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Ein Juwel

Ich schaue gern hinein in diese Erden,
in ihnen sprudelt mir ihr eigenes Blut,
das, mag es auch zu Baum und Blume werden,
doch mir nur schäumt in jugendlicher Glut.
Hebbel.

Wir gingen in hochstämmigem Wald. War das eine Herrlichkeit! Ich kenne ein Bild in der „Jugend", das vier deutsche Männer abbildet, die im Schweiß ihres Angesichts mit pathetischem Bierbaß oben am Waldessaum das alte Lied anstimmen: „Wer hat dich, du schöner Wald!" Herzerquickliche Laune zeichnete diese bärtigen Gestalten und trifft mit beißendem Spott die Verquickung vom notwendigen Opfer an die Dichtkunst mit spießbürgerlichem Gebahren. Den Deutschen mag das Sentimentale naheliegen. Aber es ist mir heute, weiß Gott! nicht um solche Süßlichkeiten zu tun. Ich denke des herben Tapferen, der Wald und Waldesschöpfung uns mit gewaltigem Griffel zeichnete, eines Hermann Löns. Also sind auch ganze Männer und sie erst recht von Waldesherrlichkeit hingenommen. Ach nein! Ich denke jetzt an gar niemand. Ich sehe diesen Wald nur vor mir wie ein festgewachsenes Lutherlied: „Ein gute Wehr und Waffen", ich gehe einsame Wege, welche des Waldes Hand bedeckt wie die Mutter leise Schwächen ihres Kindes. Nachher gehen wir zusammen. Vaterländische Sorgen legen sich wie Schlinggewächs um unsere Tritte. Aber die Bäume rauschen leise und wir kommen zur Besinnung. Sie erinnerten mit ihrem Raunen an die Jahrzehnte, die ringweise um ihren Stamm liegen und in denen durch Kampf und Streit, durch Sonne und Frühling die harte Rinde sich gebildet hatte. Man atmete auf. Da konnte man ja atmen. Niemand nahm man etwas weg. Die Luft sprang uns nach und füllte uns die Poren. Die Blätter glänzten und die Fliegen schwirrten. Was regte sich und bewegte sich, was kreuchte und was flog! Und in dieser unvergleichlichen Bewegung eine Stille, eine majestätische Ruhe, so wohltuend wie frisches Wasser auf den heißen Pulsadern. Rede nichts! Die Worte stechen hier. Sie rascheln nicht einmal wie das Laub, das den Boden deckt. Sie sind so klein. Nur dann und wann wollen wir leise uns anfassen und sonst ganz Ohr, ganz Auge, ganz Sinn sein. Die Sinne sind die Tore, durch welche der König Einzug hält. Macht sie weit offen, daß er uns dieses Lebens lebendiges Reich zeige in seiner Fülle. Der Acker liegt unter unseren Füßen, das Feld steht neben unserer Schulter, aber der Wald wölbt sich über uns und nimmt uns in seine Faust wie der Riese die kleinen Menschlein. Allmählich erzählt er uns, ganz langsam von seinen tausend Feinden und hundert Sorgen, von viel Wetter und Sturm, und daß es doch wieder jungen Saft gab, auch die ältesten Stämme nicht zurückblieben und die jüngsten fröhlich blühen. Vieles welkte, manches starb. Aber der Wald steht und singt sein ehrwürdiges Lied von der großen Einheit. Von weitem könnte man meinen, eine Buche wäre wie die andere, und in der Nähe ist jede anders und hat an ihrer Stelle ihre Wurzeln so in die Tiefe gesenkt und ihre Zweige so geästelt: das alte Lied der ungleichen Gleichheit des Lebendigen!

Wohltut solcher Gang in Waldesschatten. Man tritt auf die Straße, wie wenn man vorher sein Herz frei hätte strömen lassen und jetzt wieder das Vorlegeschloß anlegen müßte. Jetzt gehört man wieder der Welt, der Arbeit, der Pflicht. Aber ein schön Stück Kraft hat man unterwegs eingenommen und was das schönste ist: niemand hat man sie weggenommen. Wir waren in eines Juweliers Laden und holten uns ein Juwel. Und es kostet nichts als ein dankbar Gemüt.

Eins danken wir euch an den Fronten: daß ihr uns unseren deutschen Wald unversehrt erhalten habt!

Leonhardt Halm / Die jungen Krieger

Darum ist so voll Trauer uns der Blick,
Die wir gestanden an den harten Fronten:
Wir sehnen nach der Kindheit uns zurück,
Da wir nicht wußten, daß wir morden konnten
Und selig uns im friedevollen Glück
Der großen reinen Menschenliebe sonnten —
Darum ist so voll Trauer unser Blick.

Soziale Bewegung

Beseitigung des § 153 der Gewerbeordnung. dieser alte Wunsch der Gewerkschaften aller Richtungen, ist im Zeitalter der Neuorientierung wieder besonders lebhaft hervorgetreten. Dem Verfassungsausschuß des Reichstags liegt ein entsprechender Antrag vor, und die Gewerkschaftspresse macht gleichfalls auf der ganzen Linie mobil gegen den Paragraphen. Wir lesen darüber im „Regulator", dem Organ der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer u. a.: Die Arbeiterorganisationen leiden schwer unter diesem Paragraphen 153 GO., und dessen Beseitigung würde ein altes Ausnahmegesetz gegen die Arbeiter gutmachen. Er lautet:

„Wer andere durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohungen oder durch Verrufserklärung bestimmt oder zu bestimmen versucht, an solchen Verabredungen („zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen", § 152 der Gewerbeordnung) teilzunehmen, oder ihnen Folge zu leisten, oder andere durch gleiche Mittel hindert oder zu hindern versucht, von solchen Verabredungen zurückzutreten, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft, sofern nach dem allgemeinen Strafgesetz nicht eine höhere Strafe eintritt."

Dieser Paragraph stellt ein Vorgehen bei den Arbeiterorganisationen unter strenge Strafe, was bei anderen Ständen ohne weiteres erlaubt ist. Das allgemeine Rechtsempfinden verurteilt es, wenn einige Außenseiter die gemeinsamen Bestrebungen eines Standes durchkreuzen. Den Kartellen der Unternehmer, den Innungen und ähnlichen Standesvertretungen ist es erlaubt, Verrufserklärungen zu erlassen. Standesorganisationen der Offiziere, der Beamten, der Rechtsanwälte können Ehren- und Geldstrafen über die Mitglieder verhängen. Nur bei den Arbeitern kommt der § 153 in Anwendung, der den Arbeiterorganisationen ihre Arbeiten besonders erschwert. Ist ein Arbeiter einer Organisation beigetreten, dann unterwirft er sich auch den Satzungen derselben. Und haben in einem Betrieb die Arbeiter gemeinsam die Arbeitsniederlegung beschlossen, dann ist eben derjenige, der diesen Beschluß mitgefaßt hat und dann davon zurücksteht, ein wortbrüchiger Mensch, und ein solcher gehört in Verruf erklärt. Körperlicher Zwang ist zu verwerfen, das ist aber schon durch das Bürgerliche Gesetzbuch verööten, dazu braucht man also den § 153 nicht. Die „Kreuzzeitung" läuft natürlich Sturm gegen die beabsichtigte Aufhebung des § 153 und verweist dabei auf die kürzlich stattgefundene Arbeitsniederlegung der Munitionsarbeiter in den verschiedenen Städten. Das ist ja schließlich ihr gutes Recht, und vom ihrem Standpunkt aus ist es auch verständlich. Dabei muß aber darauf hingewiesen werden, daß es gerade dem Einfluß der Arbeiterorganisationen zu verdanken ist, daß die Arbeitsniederlegung keinen größeren Umfang angenommen hat.

Gegen einen dauernden 7-Uhr-Ladenschluß auch nach dem Kriege machen die organisierten Kleinhändler Front. In einem ihrer Organe lesen wir: „Die vereinigten Handlungsgehilfenverbände agitieren stark für die Beibehaltung des jetzt unter den Zwangseinwirkungen des Krieges verständlichen 7-Uhr-Ladenschlusses auch in der kommenden Friedenszeit. Diesem Bestreben muß von seiten der Kleinhandelsverbände mit allem Nachdruck entgegengetreten werden. Es wirkt geradezu beängstigend, gegenüber der für die Zeit nach dem Kriege vorauszusehenden Notwendigkeit der Anspannung aller wirtschaftlichen Kräfte, um den starken Geschäftsniedergang nach und nach wieder wettzumachen, rücksichtslos darauf hingearbeitet zu sehen, daß die Arbeitszeit immer weiter beschränkt werde. Hier kommen doch wahrhaftig nicht lediglich Bequemlichkeitsrücksichten in Frage. Gerade der selbständige Kleinhandel muß schon jetzt erklären, daß er für die Ausnutzung des in dem Verlangen nach früherem Ladenschluß liegenden Agitationsstoffes gar kein Verständnis hat. Er dürfte aber billigerweise erwarten, daß man auch in den Kreisen der Angestellten der Not der kommenden Zeit entsprechend Rechnung trüge. Unseres Erachtens ist es sehr fraglich, ob die Entwicklung des Kleinhandels demnächst eine derartige sein wird, daß er einer weiteren Verkürzung der Arbeitszeit unbekümmert zusehen könnte,

aber abgesehen hiervon bedarf die Frage des früheren Ladenschlusses auch noch der Klärung darüber, ob es tatsächlich im Sinne des Gemeinwohls gehandelt wäre, wenn die Bevölkerung auf immer geringer bemessene Einkaufsstunden am Abend angewiesen würde. Diesen ernsten Bedenken scheinen auch die regierenden Gewalten Rechnung zu tragen, was aus der vorläufigen Ablehnung der Wünsche nach dauernder Einführung des 7-Uhr-Ladenschlusses zu entnehmen ist." Der Streit, ob es während des Krieges bei dem 7-Uhr-Ladenschluß bleiben soll, und der bekanntlich jetzt vom Bundesrat in bejahendem Sinne entschieden worden ist, hat gegenüber der grundsätzlichen, für die in Friedenszeit in Betracht kommende Frage wenig Bedeutung.

Beamten- und Staatsarbeiterrechte. Die Bestrebungen auf Schaffung eines einheitlichen modernen Arbeiterrechts, wie es auch vom Reichskanzler in seiner bekannten Abgeordnetenhausrede zur Neuorientierung in Aussicht gestellt ist, hat vor allem die Beamten- und Staatsarbeiterwünsche belebt, die sich in gleicher Richtung bewegen. Ihre Fachblätter und ihre Versammlungen sind voll von diesen Erörterungen. Auch das preußische Abgeordnetenhaus hat sich mit der Frage eingehender beschäftigen müssen infolge eines fortschrittlichen Antrags. Unser Freund Delius vertrat ihn mit der Forderung, es möchten bei der Eisenbahnverwaltung im Verfolg der bei Beratung des Hilfsdienstgesetzes im Reichstage abgegebenen Erklärungen Staatssekretär Helfferichs Schlichtungsstellen im Sinne des § 13 jenes Gesetzes errichtet werden. Er wünschte den Ausbau der jetzt von der Eisenbahnverwaltung geschaffenen Bezirksausschüsse bei den einzelnen Direktionen zu Schlichtungsstellen. Die Erteilung von Abkehrscheinen an Eisenbahnarbeiter ist schon heute durch die im § 9 des Hilfsdienstgesetzes vorgesehenen Schlichtungsausschüsse möglich. Während hier eine Kommission der freien Arbeiter über Fragen des Eisenbahnbetriebs entscheiden kann, würde die Errichtung von Schlichtungsstellen im Rahmen der Eisenbahnverwaltung die der letzteren doch nur erwünscht sein könnende und auch von den Eisenbahnarbeitern angestrebte Möglichkeit schaffen, daß Fragen des Eisenbahnbetriebes von Angehörigen desselben entschieden würden. Die bisherigen Rechte der Bezirksausschüsse, die nur einmal im Jahre zusammentreten sollen, seien zu gering, als daß sie den Wünschen der Eisenbahner entsprechen könnten. Daß im übrigen die Arbeiterausschüsse bei der Eisenbahn letzthin wesentlich verbessert worden sind, solle unumwunden anerkannt werden. Die Abg. Giesberts (Ztr.) und Haenisch (Soz.) traten warm für ihn ein, ebenso der nationalliberale Abg. Gottschalk-Solingen. Von konservativer und freikonservativer Seite wurden Bedenken geltend gemacht. Während Delius auf die guten Erfolge der Schlichtungsstellen in der Metallindustrie hingewiesen und es als Auffassung des Kriegsamts bezeichnet hatte, daß die Eisenbahner Anspruch auf Schlichtungsstellen hätten, wandte die Gegenseite ein, daß Verkehrserfordernisse den Arbeiteransprüchen vorgehen müßten. Abg. Dr. Rugdan erwiderte, gerade die Verkürzung von Arbeiterrechten gefährde die Betriebssicherheit. Der Antrag wurde der Kommissionsberatung überwiesen. — Die Fortschrittliche Volkspartei hat ferner einen Antrag auf baldmöglichste gesetzliche Regelung des Arbeitsverhältnisses der Arbeiter und Angestellten in den Staatsbetrieben gestellt und weiter beantragt, in Ausführung des Artikels 98 der preußischen Verfassung eine zeitgemäße Neuregelung des gesamten Beamtenrechts herbeizuführen. Insbesondere sollen Wahl-, Petitions-, Vereins- und Versammlungsrecht der Beamten, sowie ihr Recht auf freie Meinungsäußerung gewährleistet werden.

Arbeitszunahme und Verdienst der Frauen und Jugendlichen im Bergbau ergibt sich aus der amtlichen Lohnstatistik, die jetzt bis zum 4. Vierteljahr 1916 vorliegt. Die „Bergarbeiter-Zeitung" vom 12. Mai bringt darüber einige beachtenswerte Angaben: Im 2. Vierteljahr 1914, also vor Kriegsausbruch, wurden im deutschen Bergbau 7205 Arbeiterinnen beschäftigt (davon 5785 allein in Oberschlesien); im 4. Vierteljahr 1916 war diese Zahl auf 37 563 gestiegen (davon 12 320 im Ruhrgebiet, das vor dem Kriege ganz frei von Frauenarbeit war, und 12 960 in Oberschlesien). Die Zahl der jugendlichen Arbeiter stieg in derselben Zeitspanne von 31 290 auf 43 095. Die Verhältniszahlen, verglichen mit der Gesamtbelegschaft, waren für Arbeiterinnen im 2. Vierteljahr 1914: 0,94 v. H. und im 4. Vierteljahr 1916: 6,51. Bei den Jugendlichen waren die entsprechenden Zahlen 4,08 v. H. und 7,46 v. H. — Die Durchschnittslöhne der Arbeiterinnen haben seit dem Kriege zwar prozentual teilweise ganz erhebliche Steigerungen erfahren (25,5 v. H. bis 134,2 v. H.), da sie aber vor dem Kriege auffallend niedrig waren, so sind sie auch jetzt noch sehr bescheiden. Sie betrugen im Durchschnitt für die Schicht im zweiten Vierteljahr 1914 zwischen 1,30 M. (Oberschlesien) und 2,30 M. (Haller Braunkohlenbergbau); im 4. Vierteljahr 1916 betrugen die Frauenlöhne zwischen 1,96 M. (Oberschlesien) und 3,54 M. (Ruhrgebiet). — Bei den jugendlichen Arbeitern betrugen die Löhne im 2. Vierteljahr 1914 zwischen 1,24 M. (Oberschlesien) und 2,00 M. (linksrh. Braunkohlenbergbau); im 4. Vierteljahr 1916 standen die Schichtlöhne zwischen 1,92 M. und 3,14 M., und zwar finden sich diese niedrigsten bzw. höchsten Löhne in denselben Gebieten, wie in der Zeit vor dem Kriege. Trotz der erheblichen Lohnsteigerungen erscheinen die Einnahmen der Frauen und Jugendlichen im Vergleich zur allgemeinen Teuerung noch immer gering und werden vielfach kaum die gestiegenen Ernährungskosten decken.

Munitionsarbeiterstreik und Gewerkschaftsorganisationen. Als ein Nachwort zu den unerfreulichen Vorgängen Ende April in einer Reihe deutscher Munitionsfabriken schreibt das Hauptorgan der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine u. a. folgendes: „Es gibt in dieser schweren Zeit bei uns Leute, denen die Streiks in Munitionsfabriken ein willkommener Anlaß gewesen zu sein scheinen, um gegen die organisierte Arbeiterschaft vom Leder zu ziehen, die die angekündigte, ihnen selbst unangenehme Neuorientierung durch Aufbauschung der Dinge hintertreiben zu können glauben. Diesen Herren sei gesagt, wenn sie es noch nicht wissen sollten, daß die durch die Herabsetzung der Brotration seinerzeit nur ausgelöste Mißstimmung, deren Gründe in der gemeinsamen Antwort der Gewerkschaftsverbände klipp und klar angeführt worden sind, vielleicht nicht so schnell in ihren Folgeerscheinungen beseitigt worden wäre, wenn nicht die Organisationen der Arbeiter energisch und geschickt eingegriffen hätten. Ihrer Aufklärungsarbeit ist es in erster Linie, wenn nicht allein zu danken, daß jene Bewegung in der Entwicklung stecken blieb und so schnell erledigt war. Wenn je, so haben sich die Arbeiterorganisationen gerade jetzt in der Kriegszeit als eine nationale Notwendigkeit erwiesen. Ihre Förderung also und nicht ihre Hemmung und Bekämpfung liegt im wohlverstandenen Interesse des Volkes. Das gilt ebensowohl für die jetzige Zeit, als für die nach Friedensschluß. Diejenigen versündigen sich also an der Zukunft des deutschen Volkes, die durch Schikanen und Fesseln aller, oft der kleinlichsten Art die Arbeiterbewegung einzuengen und dadurch zu schwächen versuchen. Noch größer aber ist die Schuld derjenigen, die jenen scharfmacherischen Elementen fortwährend Wasser auf die Mühlen leiten, und auch desjenigen Teiles der Arbeiter, die solchem Treiben durch passives schwächliches Verhalten Vorschub leisten. Alle diese Kreise bewegen sich in falschen Bahnen. Treue Pflichterfüllung nach jeder Richtung hin, fleißige, ununterbrochene und gewissenhafte Arbeit auf der einen Seite, tatkräftiger Widerstand gegen alle Versuche, die sie zu hindern geeignet sind auf der anderen, das sind die Vorbedingungen für ein erfolgreiches Durchhalten unseren Feinden gegenüber, und kein deutscher Arbeiter, der sich den klaren Blick für die Wirklichkeit erhalten hat, der da weiß, was jetzt nicht nur für das Deutsche Reich, sondern für jeden einzelnen von uns auf dem Spiele steht, wird sich dem Ernst der Stunde verschließen können."

Christliche Gewerkschaftsanschauungen. Eine Ausschußsitzung des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften hat sich kürzlich in Essen auf Grund eines Berichtes des Generalsekretariats mit den großen Zeitfragen und mit inneren Gewerkschaftsangelegenheiten befaßt. Der Bericht anerkannte den sozialen Geist der kaiserlichen Osterbotschaft und die Bedeutung der im Verlaufe des Krieges eingetretenen Wendung der deutschen Politik zugunsten der Arbeiterbewegung (Arbeitervertreter in Kriegsernährungs- und Kriegsamt, Vereinsgesetznovelle, Altersrentengrenze, Wohnungs-, Kapitalabfindungsgesetz, sozialpolitische Sicherungen beim Hilfsdienst usw.). Eingehend befaßte sich der Bericht mit der Zusammenarbeit der Gewerkschaftsrichtungen (Heimarbeits-, Arbeitsnachweis-, Monopolgesetzforderungen; gemeinsames Vorgehen der Versicherten-Beisitzer an den Landesversicherungsanstalten — „ein unschätzbarer Vorteil" —, Solidarität in der Kriegsbeschädigtenfürsorge, in der Lebensmittelversorgung und vor allem beim vaterländischen Hilfsdienst). Die Ausschußsitzung erachtete es als feststehend, daß diese Gemeinschaftsarbeit von den einzelnen Richtungen nach Inhalt, Zweck und möglichem Umfang übereinstimmend beurteilt werde, daß an Verschmelzung natürlich niemand denke, daß vielmehr eine gewisse gesunde Konkurrenz bei Wahrung loyaler Agitationsformen als eher nützlich wie schädlich für die Arbeiterbewegung anzusehen sei. „An dem, was die einzelnen Richtungen grundsätzlich trennt, soll in keiner Weise gerüttelt werden." In Zukunft sei daran festzuhalten, daß im Anfangsstadium der jeweiligen Zusammenarbeit die Auffassungen der einzelnen Richtungen zur Geltung kommen könnten; Majorisierung sei ausgeschlossen, den Minderheiten nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Eine der nächsten gemeinsamen Aufgaben ergebe sich aus der Vorbereitung eines neuen Arbeitskammer-Gesetzentwurfs. Mit dieser Angelegenheit hat sich der Ausschuß eingehend befaßt. Ferner beschäftigten den Ausschuß die Vorgänge in der Sozialdemokratie. In richtiger Erkenntnis der wahren Arbeiterinteressen wurde anerkannt, daß es auch der christlichen Bewegung nicht gleichgültig sein könne, ob die Spaltungsversuche, die innerhalb der freien Gewerkschaften gemacht würden, Erfolg hätten. „Es steht zu hoffen, daß dies nicht der Fall sein wird." Eine Lähmung der freigewerkschaftlichen Bewegung werde allerdings wohl aus den sozialdemokratischen Wirren entspringen. Eingehend wurde das Verhalten der gelben Gewerkschaften besprochen, gegen die die alten und unüberbrückbaren Gegensätze mit voller Schärfe zutage traten.

Büchertisch

In Ergänzung meines Aufsatzes in dieser Nummer der „Hilfe": „Pazifismus und Weltfriede" führe ich nachstehend die neuere politische und geschichtliche Literatur aus pazifistischen und anderen Kreisen auf, die dem Friedensproblem gewidmet ist. Wieweit sie für meine Arbeit Grundlage gewesen sind und wie ich mich zu ihnen wiederum kritisch verhalte, wird der Leser — denke ich — meinen obigen Ausführungen entnehmen.

Dr. Hugo Sinzheimer: Völkerrechtsgeist. Rede zur Einführung in das Programm der Zentralstelle „Völkerrecht" in Frankfurt a. Main. Heft 1 der Sammlung: „Nach dem Weltkrieg", Schriften zur Neuorientierung der auswärtigen Politik. (Verlag „Naturwissenschaften" G. m. b. H. Leipzig 1917. 39 S. Brosch. 0,80 M.)

Walther Schücking. Der Weltfriedensbund und die Wiedergeburt des Völkerrechts. Heft 2 der Sammlung: Nach dem Weltkrieg. (Verlag „Naturwissenschaften" G. m. b. H. Leipzig 1917. 34 S. Brosch. 0,80 M.)

Walther Schücking, Prof. der Rechte in Marburg. Der Dauerfriede, Kriegsaufsätze eines Pazifisten. (Verlag „Naturwissenschaften" G. m. b. H. Leipzig 1917. 39 S.)

Dr. Alfred H. Fried. Die Grundlagen des ursächlichen Pazifismus. 2. verm. Aufl. (Verlag Art. Institut Orell Füßli. Zürich 1916. 64 S. Brosch. 1,20 M.)

Bertha v. Suttner: Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges. Randglossen aus zwei Jahrzehnten zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe (1892—1900 und 1900—1914). Herausgegeben von Dr. Alfred H. Fried. Bd. 1. Von der Caprivischen Heeresvermehrung bis zum Transvaalkrieg. 628 S. Bd. 2. Von der zweiten Haager Konferenz bis zum Ausbruch des Weltkrieges. 630 S. (Verlag Art. Institut Orell Füßli. Zürich 1917.)

Eine in mannigfacher Hinsicht wertvolle Veröffentlichung: klassisch als Ausdruck des reinen individualistisch determinierten Pazifismus, der weiblich tief das Weh aller, aller Menschen umfaßt. Für die Biographie dieser konzentrierten Persönlichkeit, die Bertha v. Suttner war, grundlegend! Endlich ein wichtiger Beitrag für die Geschichte der pazifistischen Bewegung, aus der auch für die politische Geschichte dieser letzten dreißig Jahre gerade infolge der von der Verfasserin eingegebenen Zusammenstellung manches interessante Detail sich ergibt, manches heute recht merkwürdige Streiflicht auf Personen (Roosevelt) und Ereignisse fällt.

Oskar Kraus, Prof. an der deutschen Universität in Prag. Jeremy Benthams Grundsätze für ein künftiges Völkerrecht und einen dauernden Frieden (Principles of international law, übersetzt von Dr. Camill Klatscher). Mit einer Einleitung über Bentham, Kant und Wundt. (Halle a. S. bei Max Niemeyer, 1915. 153 S. Brosch. 4 M.)

Eine außerordentlich energische und scharfsinnige Ehrenrettung Benthams gegenüber deutschen Mißverständnissen. Unberührt vom pazifistischen Standpunkt des Verfassers, stellt die sehr interessante Untersuchung einen sehr wertvollen Beitrag zur Geschichte des internationalen Zusammenhangs und Verhältnisses der philosophisch-politischen Ideen dar.

Hans Prutz, Universitätsprofessor. Die Friedensidee, ihr Ursprung, anfänglicher Sinn und allmählicher Wandel. (München und Leipzig 1917 bei Duncker u. Humblot. 213 S. Geb. 5,50 M.)

Aus diesem Buch ist viel interessantes Material zu entnehmen: über Jean Bodins völkerrechtliche Ideen, über „den angeblichen großen Plan Heinrichs IV. — eine Erfindung Sullys", über „den Friedensplan des Abtes von Saint Pierre" usw. usw. Aber eine Geschichte der Friedensidee ist das Buch noch nicht; dazu gehört ein grundsätzliches Durchdenken der Probleme von Völkerrecht, staatlichen und personalen Kriegs- und Friedenswillen, das ich in dem Buch vermisse. Mit einem vorgefaßten Standpunkt, der die Pazifisten als „wohlmeinende Schwärmer" — so lautet die ständig wiederkehrende Charakterisierung — abtut und den bekannten Satz des alten Moltke zum Dogma erhebt, ist die Forderung, ein sachliches Problem grundsätzlich erfaßt zu haben, ehe man seine historische Entwicklung untersucht, noch nicht befriedigt.

Georg Jellinek. Die Zukunft des Krieges. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 15. März 1890. (Verlag Julius Springer. Berlin 1916. 31 S. Geh. 1 M.)

Literarisch in Aufbau, Formulierung und Bewegtheit der Gedanken ist diese kleine Rede ein vollkommenes Kunstwerk. Inhaltlich ist sie das Beste, was vor dem Kriege über die Zukunft des Krieges geschrieben worden ist. Der Verlag tat gut daran, dieses Kabinettstück politisch-juristischen Denkens und wissenschaftlicher Kunst wieder einer breiteren Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Jellinek, der große, allzu früh verstorbene Heidelberger Rechtslehrer, ist der einzige, der das pazifistische Problem vom überhistorischen Standpunkt von der Warte weltgeschichtlicher Perspektiven, in der Einsicht volklicher Kräfte durchgedacht hat. Im Erschwerung der Kriege durch die wachsende Verflechtung des internationalen Wirtschaftslebens und durch die katastrophale Störung desselben durch den Krieg hat Jellinek wohl geglaubt, aber er sah die Mächte, die trotz aller Vernunft wieder und wieder zum Kriege treiben, Mächte idealster Natur, denn — das ist das Motto seiner Rede: Das Blutdürstigste, was es auf Erden gibt, ist die Idee.

Dr. Schotte.

Alttestamentliche Lyrik von Pfr. P. Fleischmann. Tübingen, Mohr, 60 S., 50 Pf. — Die alten Israeliten haben kein Epos und Drama hervorgebracht, in der Lyrik aber, in Kriegs- und namentlich in religiösen Liedern manches, was schön und des Nachsinnens wert ist, aber in Luthers Bibelübersetzung nur z. T. recht hervortritt. F. bietet die besten Stücke mit lehrreichen Einführungen.

M.

Die Organisation der Militärseelsorge in einer Heimatgarnison. Von H. J. Radermacher. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 64 S., 1,20 M. — Bericht des Kölner katholischen Garnisonpfarrers über die von ihm und seinen Amtsgenossen von Anfang des Krieges an ausgeübte intensive Tätigkeit, interessant auch an Punkten, wo katholisches und nichtkatholisches Empfinden stark voneinander abweichen.

M.

Briefkasten

Zur Verbreitung der in dieser Nummer abgedruckten Reichstagsrede Naumanns können wir eine größere Anzahl Hilfe-Hefte kostenlos zur Verfügung stellen. Wir bitten, uns Adressen anzugeben oder die Hefte unter Bezugnahme auf diese Notiz bei uns direkt zu verlangen.

Unteroff. Hans Richter. Wir sind für die Weitergabe der Hilfe-Hefte an das Marineheim Ihres Ruheortes sehr dankbar.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Bücher für Armee und Marine: Werbeanwalt W. in Berlin: 10 Bücher und Zeitschriften, Lt. St. in Altona: 1 Wörterbuch, Prof. Sch. in Schöneberg: 30 Bücher, Frl. Lehrerin S. in Bunzlau: 11 Bücher und Zeitschriften.

Wir haben u. a. je ein spanisch-italienisches und ein italienisch-englisches Wörterbuch, ein italienisch-deutsches Gesprächsbüchlein, ferner ein englisches Lehrbuch in französischer und ein italienisches in englischer Sprache. Außerdem sind neuerdings Unterhaltungsschriften aus Knaben- und Mädchenschulen in englischer und französischer Sprache eingegangen, die für Anfänger geeigneten Lesestoff bieten. „Hilfe"-Lesern im Felde stehen die Werke, die von Heimatlesern geschenkt worden sind, kostenlos zur Verfügung.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Das Sanatorium Stolzenberg in Soden-Salmünster hat aufs neue seine Pforten zur Aufnahme von Kurgästen geöffnet. Nach Überwindung einer Menge durch den Krieg verursachter Schwierigkeiten technischer und wirtschaftlicher Art hat die Verwaltung alles vorbereitet, um den berechtigten Wünschen der Kurgäste gerecht werden zu können. Mit seiner Bahnstation Salmünster-Soden an der Hauptteisenbahnlinie Hebra-Frankfurt-Main gelegen, ist Stolzenberg von allen größeren Städten Deutschlands aus schnell und bequem zu erreichen. Die ärztliche Leitung liegt wie bisher in den bewährten Händen des bekannten Naturarztes Herrn Dr. med. **K. Strünckmann**, dessen jahrelange Betätigung als Sanatoriumsleiter die beste Gewähr bietet. Über Einrichtungen des Sanatoriums, Preise, Aufnahmebedingungen usw. unterrichtet der illustrierte Prospekt, der auf Wunsch kostenfrei zugesandt wird.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Digitized by Google

31. Mai 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 22

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Monarchie im Kriege. — **Hermann Kötzschke:** Bevölkerungspolitik und Wohnungsfürsorge. — **Kuno Waltemath:** Das bäuerliche Fideikommiß. — **Arbeitersekretär Fr. Kleeis:** Die Neuorganisation des Handwerks. — **Schriftst. Bruno Lewin:** Ein Weg zur Lösung des Arbeitslosenproblems. — **Rolf Gustaf Haebler:** Die eiserne Lerche. — **Oskar Beyer:** Erinnerung an Steinhausen. — **Lt. d. R. Hugo Bech:** Bei der Bagage. — Gedichte. — **Gottfried Traub:** Glück. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 20. Mai.

Vom Admiralstab der Marine wird mitgeteilt, daß nach endgültiger Feststellung im Monat April an Handelsschiffsraum insgesamt 1 091 000 Brutto-Register-Tonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte vernichtet wurden, darunter 822 000 feindlichen Schiffsraums und von diesen 664 000 englischen Schiffsraums. Im ganzen sind vom 1. Februar bis Mitte Mai 2 772 000 Brutto-Register-Tonnen infolge kriegerischer Maßnahmen der Mittelmächte verlorengegangen. Das heißt ungefähr: Es ist vom Weltschiffsraum in einem Vierteljahr etwa so viel hinweggenommen worden, wie in Friedenszeiten in einem ganzen Jahr gebaut werden konnte.

Die Vorarbeiten für eine sozialistische Friedenskonferenz in Stockholm nehmen ihren Fortgang. Auf deutscher Seite hat man auch den Mitgliedern der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft (Haase, Ledebour) die Gewährung von Reisepässen zugesagt. Große Schwierigkeiten macht es offenbar, die sozialistische Mehrheit Frankreichs für eine Teilnahme am Kongreß zu erwärmen. Eine Kundgebung französischer Sozialisten besagt: Diejenigen deutschen und österreichischen Sozialisten, die sich zu Mitschuldigen der verbrecherischen Regierungen gemacht haben und fortfahren, es zu sein, müssen von der Internationale abgeurteilt und aus ihrer Mitte entfernt werden. Die Internationale wird feierlich erklären müssen, daß nach dem Beispiel Rußlands das imperialistische Deutschland einem demokratischen Deutschland Platz machen muß, ausgestattet mit einem Regime der Freiheit. Die Internationale wird deshalb auf diese Notwendigkeit der deutschen Revolution diejenigen Sozialisten verpflichten müssen, welche den Grundsätzen der sozialistischen Aktion treu bleiben wollen. — Der „Vorwärts" antwortet: Wenn die französischen Sozialisten die deutschen Sozialisten auf die Anklagebank zitieren wollen, um Ankläger und Richter in einer Person zu spielen, so können sie sich schon heute gesagt sein lassen, daß die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie zu diesem Zweck nicht nach Stockholm kommen. Sie werden sich auch nicht von den französischen Regierungssozialisten vorschreiben lassen, wie, wann und wo sie in Deutschland Revolution zu machen haben.

Wir haben wieder einen Feind mehr. Der Staat Honduras hat die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abgebrochen!

Montag, 21. Mai.

Der neue russische Kriegsminister Kerenski erschien auf einem Kongreß von Bauernvertretern, an dem auch zahlreiche Heeresangehörige teilnahmen, und sagte: „Ich bin Euer Diener, helft mir! Zeigt der Welt, daß das russische Heer nicht ein zerstörtes Gebäude ist, sondern eine furchtbare, mächtige Festung, die sich Achtung zu verschaffen weiß und die freie, demokratische russische Republik verteidigen kann. Es mag sonderbar erscheinen, daß ich, ein Zivilist, der niemals Soldat gewesen ist, mich der schweren Aufgabe unterzogen habe, die Manneszucht im Heere wiederherzustellen. Ich bin aber sicher, daß es mir gelingen wird. Wir brauchen Manneszucht nicht nur an der Front, sondern auch im Innern des Landes, um die eroberte Freiheit bis zur verfassunggebenden Versammlung zu erhalten. Dieser große Nationalrat, mit souveräner Macht bekleidet, wird zeigen, daß er die traurigen Ereignisse der Revolution von 1905 nicht wiederholen will, in der die Bauern das Land eroberten, es aber nicht halten konnten. Nächstens werde ich an die Front gehen. Gestattet mir, dort in den Gräben zu sagen, daß die russischen Bauern das Land haben wollen, das ihnen gehört, und daß keine Macht es ihnen wieder wird nehmen können; aber gestattet mir auch zu sagen, daß die Bauern, um dieses zu erreichen, verlangen, daß jeder gewissenhaft seine Pflicht tut. — Die erneute starke Verkündigung des freien bäuerlichen Besitztums wird sicherlich ihren Eindruck nicht verfehlen, wie aber die Ernte des gegenwärtigen Jahres durch die Unsicherheiten des Landbesitzes beeinflußt wird, ist für Rußland eine der dunkelsten Angelegenheiten.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Einführung der Wehrpflicht in Kraft getreten. Präsident Wilson erließ eine Proklamation, in der der 3. Juni als erster Tag der Eintragung in die Rekrutierungsliste für alle Bürger von 21 bis 30 Jahren festgesetzt wird. „Wir müssen die Nation für den Krieg trainieren und formen. Das Volk muß eine feste Front gegen den gemeinsamen Feind zeigen. Die ganze Nation muß eine Mannschaft bilden, worin jeder Mann seine Rolle spielen muß." Munitionsminister soll Bernhard Baruch werden, der als Stahlmagnat und großer Börsenmann bekannt ist und in den letzten zwei Jahren in enger Verbindung mit der Munitionsfabrikation gestanden hat. Der Präsident der Baltimore- und Ohio-Bahn, Wilhelm Willard, vielleicht die größte Autorität in Eisenbahnangelegenheiten, soll zum Verkehrsminister ernannt werden.

Präsident Wilson übt, wie man über Kopenhagen erfährt, andauernd einen starken Druck auf die englische Regierung aus, um eine baldige Lösung der irischen Frage zu erreichen. Er habe es bisher vermieden, sich in Einzelheiten der inneren Politik Englands einzumischen, ist jetzt aber unter dem Druck der amerikanischen Irenführer so weit gegangen, Aufklärungen über die Stimmung in Amerika nach London gelangen zu lassen. In England selbst ist der Streit um die irische Verfassung so unerledigt wie jemals.

Digitized by Google

Dienstag, 22. Mai.

Täglich treffen von der englischen, französischen und italienischen Front Berichte über starke Kämpfe ein. Bedeutendere Veränderungen an den Frontlinien sind nicht zu verzeichnen. Französische Angriffe scheitern in der Champagne. Die Italiener versuchten mehrfach heftigen Ansturm gegen den Monte Santo.

Während von der italienischen Marineleitung behauptet wird, daß es der italienischen Flotte gelungen sei, in den letzten drei Wochen dreizehn österreichisch-ungarische Unterseeboote im Mittelmeer zu versenken, erklärt das österreichisch-ungarische Kriegspressequartier, daß im Laufe des Jahres 1917 nur ein einziges Unterseeboot von seiner Unternehmung nicht zurückgekehrt ist. — Die Versenkungen von Schiffen in der Nordsee, im Atlantischen Ozean und im Mittelländischen Meer werden mit täglichem Erfolge fortgesetzt.

Die französischen Sozialisten bereiten eine Tagung der Gesamtpartei vor, deren Hauptgegenstand die Frage der Beteiligung an der Stockholmer Konferenz sein soll. Bei einer Zusammenkunft der Sozialisten des Seine-Departements sprachen sich für die Beteiligung 5300 Stimmen und gegen sie 4600 aus.

Mittwoch, 23. Mai.

Die Zeitungen melden den Rücktritt des ungarischen Ministerpräsidenten Graf Tisza und seine wahrscheinliche Ersetzung durch den früheren Ackerbauminister Graf Szerenyi. Vermutlich eilt diese Nachricht den Ereignissen etwas voraus; aber es wird auch von den Organen der Tisza-Partei offen zugegeben, daß eine scharfe Ministerkrisis besteht. Zwischen König Karl und Graf Tisza sind Verschiedenheiten der Auffassung über das Maß demokratischer Wahlrechtsreform, das auf Grund der Kriegserlebnisse der ungarländischen Bevölkerung notwendigerweise gewährt werden muß. Graf Tisza versucht das unvermeidliche Entgegenkommen gegen demokratische Wünsche so knapp wie irgend möglich zu halten und hat keine Neigung, den parlamentarischen Einfluß der Nichtmadjaren stärker werden zu lassen. Zugleich verweigert er nach wie vor die Bildung eines Vereinigungsministeriums, in dem er mit Männern wie Graf Andrassy, Graf Apponyi und dem früheren Ministerpräsidenten Weckerle zusammen arbeiten soll. Zunächst ist noch eine Besprechung zwischen dem König und dem bisherigen Ministerpräsidenten vorgesehen. Der „Pester Lloyd" versichert, daß die innerpolitische Krisis mit der auswärtigen Politik des ungarischen Staates und mit der militärischen Einheitlichkeit der ungarischen Nation gar nichts zu tun habe. Alle Parteien, König und Regierung sind und bleiben einig in der festen, unverbrüchlichen Entschlossenheit, den Feind abzuwehren.

Bei Neueröffnung der französischen Kammer fand der Ministerpräsident Ribot etwa 40 Interpellationen vor, die sich auf die Erfahrungen der letzten Kriegsmonate, auf den U-Boot-Krieg und auf die Lebensmittelversorgung bezogen. Er verlas ein Telegramm des russischen Ministers des Aeußeren, in dem es heißt, daß Rußland Frankreich nicht vergessen werde und daß es die bewundernswerten Anstrengungen des französischen Volkes seien, die die feindlichen Massen nach Westen zögen und beim Wiederaufbau der russischen Kräfte mithelfen. Er sagte: „Ich nehme für mein Land diese Worte des Vertrauens und Dankes an. Ja, wir gehen Hand in Hand mit dem treugebliebenen Rußland! Bei ihm wird ein Sonderfriede niemals in Frage kommen!" Weiterhin sagte er: „Wir werden den Kampf nicht im Geiste von Annexionen und Eroberungen fortführen, sondern um das wiederzunehmen, was unser war. Frankreich wird am Tage des Sieges nicht Rache schreien, sondern Gerechtigkeit!"

In Südamerika dauern die Erörterungen über das Verhalten zum Kriege fort. Die Vereinigten Staaten drohen gegenüber der argentinischen Regierung mit Sperrung der Kohlenzufuhr, falls man in Buenos Aires das Getreideausfuhrverbot aufrechterhalten will. Die Wahrscheinlichkeit, daß Brasilien seine Neutralität aufgeben, die deutschen Handelsschiffe beschlagnahmen und seine Häfen amerikanischen Kriegsschiffen öffnen werde, wächst. Der brasilianische Kongreß soll eine Erklärung abgegeben haben, die sich für ein Aufgeben der Neutralität ausspricht.

In England finden größere Streiks in Munitionsfabriken und Kohlengruben statt, bei denen wir nicht kontrollieren können, wieweit sie wirtschaftliche Einzelerscheinungen sind oder einen politischen Oppositionscharakter tragen.

Donnerstag, 24. Mai.

Der Kampf am Isonzo dauert im ganzen fort, hat aber seinen Standort insofern verändert, als südlich von Görz seit einigen Tagen mehr Ruhe eingetreten ist und der Versuch der Italiener, nach Triest durchzudringen, auch dieses Mal aufgegeben wurde. Dafür ist an den steilen Gebirgsabhängen nördlich von Görz mit ungeheurer Leidenschaftlichkeit und unter Aufwendung von viel Material gefochten. Zweimal machten die Italiener den mißlungenen Versuch, ohne Artillerievorbereitung durch Ueberraschungssturm einen Erfolg zu erringen. General Cadorna opfert große Mengen seiner Soldaten, um einen greifbaren Sieg bieten zu können. Die Zähigkeit und Tapferkeit der österreichischen Gebirgsbrigaden gibt aber nicht nach.

Der Rücktritt des Grafen Tisza ist inzwischen Tatsache geworden. Da der König der Wahlrechtsvorlage der Regierung seine Zustimmung nicht erteilte, hat das Ministerium Tisza um seine Entlassung gebeten. Graf Andrassy als Führer der Verfassungspartei und Graf Apponyi als Führer der Unabhängigkeitspartei erklären, daß sie bereit sein würden, an einem Konzentrationskabinett teilzunehmen. Die äußerste Linke aber, die Partei des Grafen Karolyi, steht auf dem Standpunkt der absoluten Ablehnung, will die Kriegsverantwortung nicht mittragen, fordert aber auf das entschiedenste die Einführung eines radikalen Wahlrechtes. — In der englischen Zeitung „Daily Mail" erscheint ein beachtenswerter Bericht über Stimmung und Zustände in Oesterreich-Ungarn, der dem Blatte, wie es selbst sagt, schwere Enttäuschung bereitet. Es heißt dort: Die gesamte Bevölkerung Oesterreich-Ungarns zweifle nicht einen Augenblick an dem schließlichen Siege der Zentralmächte. Die Offensivversuche der Engländer und Franzosen an der Westfront hätten den Glauben, daß gegen die Deutschen nichts zu erreichen sei, nur noch verstärkt. Auch die schweren Einschränkungen der Lebenserhaltung könnten die Zuversicht nicht beeinträchtigen. Die amerikanischen Milliarden machten keinen Eindruck, da England doch nicht mehr in der Lage sei, ihre Umwandlung in Explosivgeschosse abzuwarten.

Dem „Corriere della Sera" ist zu entnehmen, daß die amerikanische Handelsflotte der Versorgung Italiens, Frankreichs und Rußlands helfen solle, während England sich mit seinem Schiffsraum selber genügen müsse. Es sei die Einfuhr amerikanischer Kohle auf amerikanischen Schiffen nach Italien beabsichtigt.

Eine in der Schweiz abgehaltene Versammlung von Vertretern der groß-serbischen Propaganda hat von der gegenwärtigen russischen Regierung nur ein recht matt gehaltenes Begrüßungstelegramm empfangen.

Freitag, 25. Mai.

Die türkische Armee hat sich bei Gaza in feste Stellungen eingegraben, und die beiderseitigen Kämpfe scheinen sich zurzeit beruhigt zu haben. Damit ist die Sinai-Halbinsel und die Wüste zwischen Gaza und dem Suez-Kanal bis auf weiteres aufgegeben. Jetzt aber haben die Engländer die Schwierigkeiten der Wüste zu überwinden, während die Türken bis Jaffa Eisenbahnverbindung besitzen. Es wird in den englischen Blättern viel Wesens gemacht von der Austreibung der Juden aus Jaffa. Die „Jüdische Rundschau" in Berlin stellt fest, daß die Mehrzahl der Juden, die in landwirtschaftlichen Kolonien zwischen Gaza und Jaffa leben, ungehindert ihrer Beschäftigung nachgehen können. Von 8000 oder 9000 jüdischen Einwohnern der Stadt Jaffa befinden sich 3000 in Unter-Galiläa, die übrigen auf kleineren Plätzen und in entfernteren jüdischen Kolonien. Diese militärisch notwendigen Verschiebungen haben durchaus keinen antisemitischen Charakter.

Digitized by Google

Selbstverständlich sind die abgeschobenen Juden in bedrängten Verhältnissen und wünschen Unterstützung. — Ueber Arabien hören wir, daß Medina in englischen Händen ist und wohl auch der Hafen Djidde, nicht aber Mekka.

Am Isonzo tobt eine neue Schlacht auf der ganzen Linie von Plava bis zum Meere in Länge von 40 Kilometern. Abgesehen von einigen kleineren Stellen wurden alle Angriffe blutig abgewiesen.

In Ungarn verlautet, daß die Absicht bestehe, für die Kriegszeit den in Budapest wohnenden Erzherzog Josef zum Ministerpräsidenten zu machen, damit er ein unparteiisches Ministerium einrichte. Ob das staatsrechtlich zulässig ist, bedarf der Aufklärung.

Die Schwierigkeiten der österreichischen Politik vermehren sich durch einen Beschluß des Polenklubs, daß er nicht mehr in der Lage sein werde, die Regierung zu unterstützen. Dr. von Bilinski hat seine Stelle als Obmann des Polenklubs niedergelegt. Man nimmt an, daß der Minister für Galizien, Dr. Bobrzynski, um seine Entlassung nachsuchen werde. Die Polen machen es der Regierung zum Vorwurf, daß sie mit keinem größeren Programm des wirtschaftlichen Wiederaufbaues hervorgetreten ist. — Als Präsident des Abgeordnetenhauses des Reichsrates wird nach dem Ausscheiden von Dr. Sylvester vom deutschen Nationalverband Dr. Groß vorgeschlagen, die Nichtdeutschen aber machen gegen seine Person Einwendungen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 20. Mai.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten in Preußen läßt den Oberpräsidenten Leitsätze zur Förderung der Kleinsiedlung an der Peripherie der Städte zugehen. Es soll so schnell wie möglich dafür gesorgt werden, daß in der näheren Umgebung der Städte Kleinhäuser mit Gartenland entstehen. Die Gemeindebehörden sollen prüfen, wieweit ein Mangel an Kleinwohnungen nach dem Kriege zu erwarten sei — und eventuell durch einfachere Ausgestaltung der Straßen und Herabminderung der baupolizeilichen Ordnungen Baugebiete erschließen.

Die Mitarbeit städtischer Schulkinder auf dem Lande scheint sich allmählich besser zu organisieren. In Bayern läßt man die Schüler der höheren Lehranstalten zunächst kurze Uebungskurse in der Landwirtschaftsschule Weihenstephan durchmachen, damit sie nicht so absolut ahnungslos aufs Land kommen. Im Regierungsbezirk Wiesbaden hat man systematisch von den Schulen aus Sammel- und Helferkolonnen gebildet, die nach einem festgelegten Plan für die im Laufe des Sommers notwendigen Hilfs- und Sammelarbeiten abkommandiert werden. Das ist jedenfalls zweckmäßiger als das planlose Anbieten der städtischen jugendlichen Arbeitskräfte, das anderswo um sich gegriffen hat und für Landwirte und Schulen gleichmäßig unpraktisch ist.

Sehr großen Umfang nimmt auch die Unterbringung der Stadtkinder auf dem Lande an. Von Ostpreußen lagen schon Anfang Mai über 70 000 Angebote solcher Verpflegungsstellen vor, und zwar kostenlose.

Die Ernährung ist, trotzdem wir z. B. in Hamburg nur knapp 1¼ Pfd. Kartoffeln bekommen, durch die größeren Fleischrationen, das Wiedererscheinen der Fische und den Beginn der Frühgemüse doch viel leichter — und vor allem angenehmer. Man fragt sich allerdings, was bei dem jetzigen reichlichen Fleischverbrauch im Winter werden soll? Die Fleischverbrauchsregelung ist seit dem 2. Mai auf die Selbstversorger ausgedehnt, zu denen auch die gemeinsamen Mäster eines Schweins gerechnet werden.

Das ist eine sehr materielle Sonntagseintragung, und eigentlich sehr stimmungslos, während unter kristallklarem Himmel die Schwalben über die eben sich öffnenden Kastanienblüten flitzen und der Garten ein smaragdenes Meer ist, von dem weichen Rauschen der jungen Blätter erfüllt. Aber man kann ja nicht anders als dabei denken, daß es regnen müßte!

Montag, 21. Mai.

Während die Offensive im Westen für eine Weile ihren furchtbaren Atem anhält und in einem vielleicht für uns undurchdringlichen Dunkel neue Entscheidungen in Rußland sich vorbereiten, ziehen die Leute wie im Frieden zur Baumblüte die Elbe hinunter in das alte Land. Immer wieder berührt einen dieser tiefe Gegensatz der Ereignisse draußen und der fast heiteren Pflege alter Friedensbräuche in der Heimat. Man kann — so wenig man selbst dazu imstande wäre — das nicht einmal so ganz innerlich ablehnen. Es ist etwas von der Heilkraft der sich immer gleichen Natur gegenüber dem Ungeheuerlichen darin, etwas von der schönen trostvollen Antithese in Hölderlins „Frieden".

„Du aber wandelst ruhig die sichre Bahn,
O Mutter Erd' im Lichte! Dein Frühling blüht,
Melodisch wechselnd gehen dir die
Wachsenden Zeiten, du Lebensreiche."

Und indem einem diese Verse einfallen, denkt man daran, wie wunderbar dieses Gedicht in unsere Zeit hinein klingt:

„Wer hub es an? Wer brachte den Fluch? Von heut
Ist's nicht und nicht von gestern, und die zuerst
Das Maß verloren, unsre Väter
Wußten es nicht — — —

Dienstag, 22. Mai.

Die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz haben eine „Pfingstbotschaft" erlassen: „Die wunderbare, nicht hoch genug zu bewertende Haltung, welche unser Volk in allen seinen Teilen während der schweren Kriegsjahre bekundet hat, sowie die durch den Krieg bewirkte Aenderung der Verhältnisse haben uns die Frage nahegelegt, ob nicht der Zeitpunkt gekommen ist, um die Verfassungsverhandlungen wieder aufzunehmen." Die Regierungen sollen mit „geeigneten Persönlichkeiten" der verschiedensten Lebensstellen zu einer Besprechung zusammentreten. Man kann nicht sagen, daß diese Pfingstbotschaft besonders inhaltreich ist.

Zur Sicherung der Haferversorgung des Heeres muß den kleineren Landwirten, an deren Pferde verhältnismäßig geringere Anforderungen gestellt werden, noch mehr Hafer abgenommen werden. Arme Arbeitspferde!

Es wird im Juli ein sozialdemokratischer Parteitag stattfinden.

Mittwoch, 23. Mai.

Die Kinder kriechen unter allen Büschen herum und sammeln Wildgemüse. Was im ersten Kriegsjahr mehr ein Separatvergnügen von ein paar besonders Findigen war, ist jetzt allgemein begriffene Nothilfe.

Die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen verfügt jetzt über ein Vermögen von 88 Millionen, von denen sie im vorigen Jahr 3½ Millionen verausgabt hat, für dieses Jahr 6 Millionen verteilen will. Mit Hilfe einer überall durchgeführten Dezentralisation ist die Nationalstiftung in der Lage, auch die soziale Fürsorge im engen Anschluß an die dafür schon vorhandenen städtischen und ländlichen Organe durchzuführen.

Donnerstag, 24. Mai.

Das Ereignis des Tages ist ein schwerer schwüler Gewitterregen, den man mit einem wahrhaften Gefühl der Erleichterung in die staubige Erde dringen sieht.

Digitized by Google

Von den verschiedensten Seiten wird die Frage der künftigen Getreidewirtschaft erörtert und das Staatsmonopol mindestens für eine lange Uebergangszeit gefordert. Es scheint, daß es viel schwerer sein wird, aus der Staatsregelung je wieder herauszukommen, als hinein. Man kann sich gar keine Vorstellung davon machen, wann überhaupt der geeignete gefahrlose Augenblick kommen kann, da der Staat seine Hand von der Regelung zurückzuziehen vermag.

Friedrich Naumann / Die Monarchie im Kriege

1.

Im großen Kriege werden alle Völker der Erde in demokratischer Richtung bewegt durch die Tatsache, daß so viele Millionen von Menschen deswegen verblutet sind, weil die Diplomatie der Staaten bis heute ein unblutiges Mittel der Erledigung geschichtlicher Machtfragen nicht gefunden hat. Das schieben die Völker auf das Schuldverzeichnis der seitherigen Regierungen und beschuldigen besonders den Monarchismus, die Militärkriege aufrechtzuerhalten. Ob sie damit recht haben, ist eine andere Frage, aber jedenfalls ist diese Denkweise so verbreitet, daß selbst, wenn sie ein Irrtum ist, man sich mit ihr auseinandersetzen muß. Meist beschuldigen zwar die Nationen aus äußeren und inneren Gründen den Monarchen des feindlichen Staates, während man an die Friedfertigkeit des eigenen glaubt; da das aber beiderseits geschieht, so wird irgendwie die monarchische Gesamtrechnung im ganzen belastet. Es erwächst die Vorstellung, als würde eine allgemeine Demokratie den Weltfrieden weit besser sichern können.

2.

In solcher Denkweise mischt sich Falsches mit Richtigem. Wirklich richtig würde sie nur sein, wenn die Demokratien ein Mittel zur Vermeidung geschichtlicher Streite auf unblutigem Wege gefunden hätten. Daß aber alles Nachdenken der Pazifisten bis heute wirklich greifbare Vorschläge nicht zutage gefördert hat, ergab sich mit unheimlicher Klarheit aus der Friedensbotschaft des Präsidenten Wilson. Auch die schematische Friedensformel der Sozialdemokraten „ohne Annexionen und Entschädigungen" beweist das gleiche, denn selbst angenommen, daß diese Formel den jetzigen Krieg beenden könnte, so bedeutet sie sachlich nichts anderes als die Proklamierung des Beharrungszustandes inmitten täglich fortschreitender Veränderungen. Die Völkerwelt ändert sich unaufhörlich durch Steigen und Sinken, die Menschheit aber besitzt noch keinen Meßapparat, um Ansprüche und Notwendigkeiten auf methodisch-mechanische Weise auszugleichen. Da nun aber dieser technische Grund der fortdauernden Kriegsgefahr von den Bevölkerungen zu wenig verstanden wird, liegt es nahe, daß die Mehrzahl diese Sache moralisch behandelt und daß die Menge zu der Ansicht kommt, die Herrschenden und insbesondere die Monarchen wollten den Krieg um seiner selbst willen.

3.

Unrichtig ist es, die Demokratien von vornherein für friedlicher zu halten als die Monarchien. Auch sehr demokratische Völker können vom Ausdehnungstriebe erfaßt werden, denn auch sie sind Naturwesen. Dieser Trieb kann nationalen Charakter tragen oder imperialistischen. Der Kampf der Balkanvölker um ihre Freiheit und ihre gegenseitigen Grenzen war keineswegs ein künstliches Werk ihrer Fürsten, die ja im Beginn der Freiheitskämpfe meist nicht vorhanden waren. Und wo lag dort die Grenze zwischen Nationalitätsschutz und Herrschaftswillen? Wo überhaupt sind fertige Nationalitätsbegriffe? Sind die Ukrainer eine Nation oder nicht? Sie wollen es werden! Haben die Oberbegriffe (Panslawismus, Pangermanismus, Amerikanismus usw.) ein stärkeres Recht als die Unterbegriffe (Moskowiter, Weißrussen, Kleinrussen, Bulgaren, Serben usw.)? Ist eine Demokratie eher imstande, nationale Störungen beizulegen als eine Monarchie? Und ist eine demokratische Republik, wie die Vereinigten Staaten von Amerika, gesicherter vor imperialistischen Ueberschreitungen als irgendeine Monarchie? Auch die Monarchen sind Menschen, die von ihren Umgebungen abhängig sind; sie machen nicht die Weltgeschichte, sondern spielen nur in ihr eine weithin sichtbare Rolle. Sie als Kriegsschuldige an sich hinzustellen, ist falsch und tut ihnen Unrecht!

4.

Es kann der Monarch für seine Person ein sehr friedensbedürftiger Mensch sein, so ist er dennoch beruflich der Kopf des Militärsystems, und in diesem wird dann der Urgrund der Menschheitsgefahr gefunden. Sollten aber dabei nicht mehrere Gedankensprünge oder Verwechselungen mit unterlaufen? Es fragt sich, ob das Militärsystem die Ursache oder die Folge der Unsicherheiten ist. Die wirkliche Ursache der Kriegsgefahren ist jene bereits besprochene unaufhörliche Veränderlichkeit der Völker und Staaten, durch welche ihr gegenseitiges Verhältnis keinen Augenblick ganz ohne Zittern ist und zeitenweise in starken Schwankungszustand gerät. Solange dieser Zustand nicht aus der Welt geschafft werden kann, wird auch eine Schutz- und Rettungsmannschaft nicht zu entbehren sein, die bei technisch guter Organisiertheit als Militarismus bezeichnet wird. Daran ändert der mehr republikanische oder monarchische Charakter der Verfassung so gut wie nichts. Auch ein republikanisches Heer kann äußerst eroberungseifrig sein und bedient sich aller erdenklichen Kriegsmittel. Richtig ist, daß die Berufssoldaten, wenn sie überhaupt etwas taugen, vom Kriege träumen, und daß der Fürst als ihr Kopf gelegentlich mit ihnen träumen muß. Das aber tut er nicht anders als jeder noch so demokratische Generalissimus auch. Und was tat der sehr bürgerliche Herr Delcassé?

5.

Wenn demnach die Völker im Kriege demokratischer werden, so haben sie keinen inneren Grund gerade um des Krieges willen ihr Verhältnis zur Monarchie einer Aenderung zu unterziehen. Der Weltkrieg zeigt vielmehr, daß dem Kriege gegenüber alle Staatsformen kräftig sein können, wenn sie nur von tüchtigen Menschen getragen werden. Für das letztere aber garantiert keine Verfassungsart an sich. Man kann vielmehr sagen, daß ein Teil der vielen Reibungen zwischen den militärischen und bürgerlichen Aemtern oder der militärischen Aemter unter sich, die im Kriege unausbleiblich sind, weit leichter überwunden werden können, wenn an der Spitze aller militärischen und zivilen Oberstellen eine unveränderliche persönliche Zentrale vorhanden ist. Auch in den Republiken wirkt der Krieg zentralisierend; er trägt in sich ein gewisses

Digitized by Google

Bedürfnis nach Monarchismus, denn er ist der Großbetrieb über alle Großbetriebe und kann nicht geleitet werden wie die Friedensverwaltung eines Schweizer Kantons. Schon oft in der Geschichte erhoben sich durch Kriege monarchische Geschlechter. Was insbesondere uns Deutsche anlangt, so werden die Feinde sich irren, wenn sie glauben, bei uns einen Riß zwischen Kaiser und Volk gerade jetzt hervorrufen zu können. Auch solche Deutsche, die theoretisch strenge Demokraten und Republikaner sind, halten es nicht für erträglich, wenn fremde Völker uns ihre Verfassungen aufdrängen wollen. Das geht sie gar nichts an!

6.

Woran den Völkern liegen muß und wofür sie sich einsetzen sollen, ist etwas anderes als ein unnötiger Kampf gegen die Monarchie. Sie müssen durch den Krieg demokratischer werden, weil sie überhaupt nicht mehr im bisherigen Sinne Rohmaterial für Staatskunst bleiben wollen. Das hat mit der Frage der obersten Staatsleitung so gut wie nichts zu tun und wird bei uns nur mit durchsichtigster Absicht von den seitherigen Inhabern der ausübenden Gewalten so dargestellt, als sei ein Angriff auf kaiserliche Vorrechte geplant, während doch in Wirklichkeit die innerstaatliche Uebermacht einer alten Besitzerschicht zur Diskussion steht. Was bei uns das Volk will, ist nicht Republik, sondern Durchführung der preußischen Verfassung: alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich! Dieser demokratische Wunsch, nicht nur im Kriege bluten zu dürfen, sondern auch im Frieden als vollwertiger Vaterlandsbürger zu gelten und zu wirken, über die Art des Regierens nicht bloß gutachtlich, sondern tatsächlich mitzusprechen, dieses Verlangen ist nach den unglaublichen Opfern dieses Krieges so naturgemäß und selbstverständlich, daß ein Monarch, der diese Forderungen von vornherein von sich abweist und sie als gegen sich gerichtet ansieht, überhaupt fast undenkbar ist. Wenn von konservativer Seite so geredet wird, als hätte der Monarch Veranlassung, sich zu schützen, so ist das eine Verdrehung der Sachlage. Ihn zur Schutzwand für Privatinteressen zu machen, dazu ist er zu gut und dazu sollte er allen Volksgenossen viel zu hoch stehen! Er ist nie und nirgends so sicher und so stark als in der Mitte eines demokratischen Volkes!

Hermann Kötschke / Bevölkerungspolitik und Wohnungsfürsorge

In Düsseldorf besteht seit einigen Jahren eine Vereinigung für Familienwohl, die der dortige Regierungspräsident Dr. Kruse gegründet hat. Sie wirkt im großen Segen, namentlich für alle kinderreichen Familien. Im vorigen Jahre hat der Regierungspräsident 350 Müttern innerhalb seines Bezirks, welche mehr als 7 Kinder groß gezogen haben, eine Ehrengabe von je 100 M. überreicht. Das Beispiel hat erfreulicherweise ermunternd gewirkt; verschiedene rheinische Städte haben sich bewogen gefühlt, ähnliche Ehrengaben auszusetzen.

Der Generalsekretär der Vereinigung, Gottfried Stoffers, hat nun an obige 350 Mütter sich gewandt, sie möchten ihm einmal schildern, wie es ihnen im Leben bei ihren vielen Kindern ergangen sei. Das Ergebnis der Umfrage war überraschend. Fast sämtliche Fragebogen wurden beantwortet. Die Antworten lassen einen tiefen Blick in das wirtschaftliche und in das Seelenleben der schwergeplagten Mütter tun. Die Antworten waren fast durchweg sehr aufrichtig, in einzelnen Fällen wurde nachgeprüft, wie ja auch schon der Regierungspräsident vor der Auswahl der belohnten Mütter sich genau durch Erkundigungen vergewissert hatte, daß er es nur mit würdigen Müttern zu tun hatte.

Gottfried Stoffers hat neuerdings in einer kleinen Schrift die wichtigsten und bemerkenswertesten Antworten veröffentlicht. („Kinderreiche Mütter", Verlag von A. Bagel in Düsseldorf.) In kurzen, knappen Strichen beschreiben hier Mütter, die oft 11, 12 und noch mehr Kinder gehabt haben, ihre Lebensschicksale, worin sie in einem Los von Jammer und Elend eine fast übermenschliche Kraft und eine Heldenhaftigkeit bewiesen haben, die wohl nicht geringer einzuschätzen sind, als die hervorragendsten Leistungen unserer Truppen an der Front. Der Volkspsychologe wie der Ethiker und der Dramatiker finden hier die dankbarsten Stoffe. Gottfried Stoffers hat zugleich an die Wiedergabe der Antworten die nötige Nutzanwendung angeknüpft, was zu tun sei, um solchen kinderreichen Familien, deren Leben oftmals das schlimmste Martyrium ist, ihr Los zu erleichtern.

In den Antworten der Mütter steht fast überall eins im Vordergrunde, nämlich die Sorge um eine menschenwürdige Wohnung. Hier liegt eine Hauptquelle der Not, und wenn diese verstopft wird, so ist den anderen Nöten verhältnismäßig leicht beizukommen.

Der Volkswirtschaftler findet hier die Theorie über den Zusammenhang der Wohnungsfragen und der Bevölkerungspolitik bestätigt. Er weiß zwar, mit welchen Einwänden man diesem Zusammenhange zu begegnen versucht. Man weist nämlich darauf hin, daß viele Familien, die sich durchaus erträglicher Wohnungen erfreuen, doch recht wenig Kinder haben. Ja, in vielen hochherrschaftlichen Wohnungen stehen die Kinderzimmer fast leer und verödet.

Indes der Gegenbeweis ist doch nicht zwingend. Er besagt nur, daß natürlich außer der Wohnungsfrage für die Bevölkerungspolitik noch eine große Anzahl anderer Faktoren entscheidend sind.

Die Sache liegt so: Solange der Mensch den geschlechtlichen Neigungen lediglich wie einem Naturtrieb folgt, wird er in der Regel viele Kinder haben, ganz gleich, unter welchen Verhältnissen diese aufwachsen. Wo das noch heute der Fall ist, finden wir in engsten und schlechtesten Wohnungen oft die meisten Kinder, häufig viel mehr als die Wohnungen beherbergen können. Wo aber der Mensch angefangen hat, nachzudenken über die Bedeutung und den Wert des Geschlechtstriebes und der Fortpflanzung, wo er auf den Gedanken gekommen ist, sich zu fragen, ist es durchaus nötig, daß du viele Kinder hast, leidest du und leiden nicht auch deine Kinder unter dem Schicksal, daß mehr geboren werden als groß werden können — da stellt sich dann auch leise und allmählich die „vernünftige" Ueberlegung ein, daß die Familie es besser hätte, wenn die Kinderzahl nicht so groß ist. Es kommt zur Kontrolle des Geschlechtstriebes und zu einer wie man sagt, vernünftigen Regelung, die dann leider freilich auch unvernünftig wird. Der Mensch wird bequemer, er scheut die große Mühe und die Lasten, die mit der Aufzucht einer großen Kinderschar verbunden sind, und das Endergebnis ist, daß in den großen Wohnungen die Kinder fehlen, eine Bewegung, die bei den oberen Schichten beginnt und dann vor den unteren nicht haltmacht.

Unter allen Umständen beweist diese Geburtenregelung nichts gegen den Zusammenhang von Wohnungsfragen und Bevölkerungspolitik im allgemeinen. Wir dürfen deshalb ruhig den Satz aufstellen: eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse dient auch der Bevölkerungspolitik. Wir brauchen nur den Lebensgang der kinderreichen Familien zu verfolgen, so findet auch der Blindeste ohne Schwierigkeit den Weg, den man gehen muß, um zu helfen.

Schon beim Wohnungsuchen ist die kinderreiche Familie schlimm dran. Ich habe bei einer Umfrage bei einer großen Anzahl von städtischen Wohnungsnachweisen festgestellt, daß die kinderreichen Familienväter fast überall in gleicher Verdammnis sind: die Hauswirte machen am liebsten vor ihnen die Türe zu. Leider haben die Gemeinden bisher noch nichts getan, um hier Abhilfe zu schaffen. Nur ganz wenige Städte haben bei einzelnen Hauswirten erfolgreich den Vermittler gespielt. Im allgemeinen sehen

Digitized by Google

sich die kinderreichen Familien gezwungen, vielfach mit den schlechtesten Wohnungen vorlieb zu nehmen, in die die Hauswirte sogenannte bessere Mieter nicht leicht hineinbekommen. Zuweilen sind das noch Wohnungen in recht verrufenen Stadtteilen, in die kinderreiche Familien am allerwenigsten hineingehörten, oder aber die vielgeplagten Väter müssen sich entschließen, auf ihre Miete noch eine Extrazulage zu geben, dafür, daß der Hausbesitzer sie überhaupt aufnimmt.

Erst ganz neuerdings sind die Gemeinden auf den Gedanken gekommen, eigene Häuser zu bauen und darin kinderreiche Familien aufzunehmen. Aus früherer Zeit her gab es höchstens hier und da Stiftungshäuser, in die man kinderreiche Familien ähnlich wie verarmte gelegentlich aufnahm.

In dem interessanten Buche Dr. Kuczynskis über die städtische Wohnungsfürsorge, worin dieser eine Umfrage des deutschen Städtetages verarbeitet hat, sind im ganzen 16 Städte aufgezählt, die eigene Wohnungshäuser besitzen. Die meisten davon haben vorläufig erst noch wenige Häuser; über die meisten Wohnungen verfügt Düsseldorf, nämlich 420. Es scheint aber glücklicherweise, daß die städtischen Verwaltungen immer mehr zum Bewußtsein kommen, daß sie der Wohnungsfürsorge sich anzunehmen haben. Das Manchestertum in der städtischen Wohnungspolitik hat so ziemlich abgewirtschaftet. Das ist ja auch kein Wunder, nachdem jetzt der preußische Staat angefangen hat, 30 Millionen für allgemeine Wohnungszwecke auszugeben.

Auch das Ausland ist vielfach in dieser Beziehung sehr rührig, am meisten England. Hat doch der Londoner Grafschaftsrat schon weit über 100 000 Menschen in eigenen Wohnungen untergebracht. Aber auch in Paris und in Schweden wird neuerdings eifrig an der Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien gearbeitet.

Leider steht in den Großstädten, besonders bei uns in Deutschland, den kinderreichen Familien ein großes Hindernis im Wege: das ist das Massenmiethaus. Die gewöhnliche Mietkaserne paßt gar nicht für kinderreiche Familien, sie ist nur für kinderarme gebaut. Man sieht das ja beispielsweise schon daran, daß häufig in den großen Mietkasernen angeschlagen ist: Kinder dürfen weder auf den Treppen noch auf den Fluren, noch auf den Höfen spielen. Ja, wo sollen sie dann hin? Die Straße ist sicher der aller ungeeignetste Spielplatz und öffentliche Spielplätze sind in den allerwenigsten Fällen in der Nähe. Besondere Kindergärten gibt es erst recht nicht in halbwegs ausreichender Zahl.

Wir müssen also durchweg zu einer anderen Bauart kommen, wenn unsere großstädtischen Familien kindereicher werden sollen. Wir brauchen Flachbauten und Einfamilienhäuser, womöglich solche mit Gärten. Das zeigt sich z. B. in den Baugenossenschaften fast überall. Wo diese zum Typus der kleinen Häuser übergegangen sind, sind sie sofort kinderreicher geworden.

Wo der Hochbau vorläufig nicht zu verdrängen ist, brauchen wir wenigstens mehr Kinderspielplätze und mehr öffentliche Kindergärten. Glücklicherweise hat ja in letzterer Beziehung der Krieg ganz anregend gewirkt, wir haben massenhafte Kriegskindergärten bekommen, weil man die Kinder der Mütter, die jetzt soviel auf Arbeit gehen, irgendwo unterbringen mußte. Für die Anlage von Kinderspielplätzen ist die Münchener Bauordnung vorbildlich. Hier muß seit Jahren jeder Bauunternehmer, der ein Haus bauen will, 5 v. H. seines Platzes für einen Kinderspielplatz zurücklegen. Diese 5 v. H. werden dann in der Regel mit anderen zu einem größeren gemeinsamen Spielplatz eines großen Baublockes zusammengelegt.

Neuerdings hat sich auch das preußische Abgeordnetenhaus beim Wohnungsgesetz nebenher mit den kinderreichen Familien befaßt. Es hat in einer besonderen Entschließung die Regierung ersucht, dafür zu sorgen, daß kinderreichen Familien, soweit sie in irgend einem öffentlichen Versicherungsverhältnis stehen, Mietzuschüsse gewährt werden. Diese Zuschüsse sollen aus den Mitteln der Arbeiter- und Angestelltenversicherung entnommen werden. Das ist wenigstens ein kleiner Anfang.

Die Hauptsache aber ist, wie gesagt, daß wir kinderreiche Familien in andere Behausungen bringen. Vielfach haben unsere Krieger in den Schützengräben das Gefühl, daß es für sie ein entsetzlicher Gedanke ist, wenn sie nach dem Kriege wieder in die engen Mietskasernenblöcke verstaut werden sollen, wie Akten in den Fächern eines Aktenschrankes. Sie sind draußen an Luft und Licht, an Bewegung und Freiheit gewöhnt, wenn sie auch häufig wie Höhlenbewohner in Schützengräben hausen müssen.

Glücklicherweise ist ja von zwei Seiten her eine verhältnismäßig recht gute weitläufige Siedlungsart in Angriff genommen worden, die sich für kinderreiche Familien durchaus eignet. Das sind einmal die Gartenstadtsiedlungen. Von England zu uns herübergekommen, hatten diese sich in den letzten Jahren vor dem Kriege überall recht erfreulich eingeführt. Diese Siedlungsweise wirkte geradezu befreiend gegenüber der in den alten, engen, finsteren Kasernenblöcken, im Vergleich mit denen die Gefängnisse bekanntlich mit Luft und Licht überreich ausgestattet sind. Leider hat der Krieg die Entwicklung der Gartenstädte und Gartenvorstädte überall ins Stocken gebracht.

Dagegen hat eine andere Siedlungsweise sich gerade während des Krieges und durch den Krieg durchaus erfreulich entwickelt. Das sind die Ansiedlungen, die verschiedene kriegsindustrielle Betriebe nötig gemacht haben, und die namentlich die Siedlungsgesellschaft Sachsenland gegründet hat. Diese Gesellschaft wurde 1913 in Halle ins Leben gerufen. Sie sollte wie andere Landgesellschaften, die heute so ziemlich in allen preußischen Provinzen bestehen, in der Hauptsache Kleinbauern und Landarbeiter ansiedeln. Aber die Verhältnisse zwangen sie, ihre Hauptarbeit darin zu suchen, daß sie den Arbeitern in den plötzlich errichteten Kriegsfabriken Wohngelegenheit verschaffte. So hat die Gesellschaft in Sömmerda gebaut für die Arbeiter der ehemals Dreyseschen Gewehrfabrik. Im ganzen sollen dort 250 Häuser entstehen. Eine andere ebenso große Siedlung ist die in Piesteritz bei Wittenberg für die Arbeiter der Reichsstickstoffwerke. Ferner die in Groß-Wusterwitz im Kreise Jerichow für die Plaueschen Pulverfabriken. Weiter siedelt die Gesellschaft noch in etwas kleinerem Maßstabe in Erfurt, Artern a. d. Unstrut, Naumburg, Bleicherode, Annendorf b. Halle, Suhl und Heinrichs b. Suhl, Stendal, Tangerhütte, Neuhaldensleben.

Das Eigenartige dieser Siedlungen ist das, daß hier das Rentengutsverfahren zugrunde gelegt ist, das sonst nur für rein ländliche Siedlungen angewendet wurde. Hier werden städtische Arbeiter oder wenigstens reine Industriearbeiter in ländlicher Form angesetzt. Sie erhalten im Durchschnitt mindestens ½ Morgen Land. Früher betrachtete man das als zu großen Ballast für Industriearbeiter. Man glaubte, sie könnten es neben ihrer Industriearbeit nicht bewältigen. Aber die Sache geht. Es gibt hinreichend Industriearbeiter, namentlich kinderreiche, die noch Zeit und Lust haben, ½ Morgen und mehr Land zu bearbeiten. Es sind das Leute, die vom Lande stammen oder wenigstens eine gewisse Fühlung mit dem Lande immer besessen haben. Die Landarbeit macht ihnen große Freude. Freilich müssen sie im Sommer und Frühjahr oft schon mit der Sonne aufstehen und des Abends nach Feierabend grüßt sie die untergehende Sonne noch beim Hacken und Jäten. Aber da die Industrie immer mehr auf den Achtstundentag losteuert, so ist schon noch Zeit übrig, von der einseitig mechanischen Fabrikarbeit sich beim Pflegen der Blumen und Pflanzen zu erholen.

Zwar binden die Rentengüter die Leute stark an die Scholle und erschweren ihnen die Vorteile, die ein Wechsel der Arbeitsstelle sonst bietet. Aber anderseits sind doch die Leute auf den Gartenrentengütern beispielsweise bei dem Streik insofern widerstandsfähiger, als die häusliche Beschäftigung und die häuslichen Vorräte ihnen einen Ersatz für den Lohn bieten.

Das Gesetz vom Mai 1916 hat auch noch den Fortschritt gebracht, daß auf den Gartenrentengütern Mietwohnungen erlaubt sind. Auf die Weise können junge Leute, die sich noch nicht binden wollen, zunächst erst eine Mietwohnung beziehen, und wenn sie sich eingelebt haben, können sie unter Umständen eine selbständige

Digitized by Google

Rentenstelle erwerben, namentlich dann, wenn die heranwachsenden Kinder ihnen hilfreich zur Seite gehen können.

Wir haben sogar gefunden, daß Besitzer solcher Gartenrentenstellen oft den Drang haben, noch mehr wie einen halben Morgen Land zu erwerben, weil ihnen die Landarbeit solche Freude macht.

Auch sind die Erträge, die aus dem Garten herausgewirtschaftet werden, verhältnismäßig recht bedeutend. Namentlich natürlich jetzt in der Kriegszeit. Einzelne Siedler haben auf ihren Gärten, die im Durchschnitt nicht viel mehr als ein Drittel Morgen groß waren, gegen 500 M. Bruttoerträge gehabt. Natürlich ist es im Frieden viel weniger, aber wahrscheinlich werden auch lange Jahre im Frieden die Preise der Gartenfrüchte so hoch sein, daß die Erträge einen guten Zuschuß im Haushalt bedeuten. Anderseits können wir wahrhaftig in Deutschland einen kräftigen Aufschwung des Gartenbaues und auch der Kleintierzucht gut brauchen. Wir haben bisher viel zu viel für Gartenfrüchte, Eier usw. an das Ausland abgegeben.

Der Staat unterstützt auch solche Gartensiedlungen, indem er die ersten 30 Stellen mit je 300 M. Zuschuß bedenkt.

Die schlesische Landgesellschaft betreibt ihre Siedlungen weniger mit den Rentenbanken als mit Hilfe der Invalidität sversicherungsanstalt. Das hat den Vorteil, daß die Gelder noch ½ v. H. billiger gegeben werden.

In ganz großen Städten sind allerdings solche Halbmorgenstellen wohl weniger angebracht. Hier ist der Grund und Boden im allgemeinen schon zu teuer. Wenn der Morgen über 3000 M. kostet, wird der Garten infolge der hohen Rente unergiebig. Die kühnsten Pläne in Groß-Berlin gehen denn auch nur dahin, 6 Baustellen auf einem Morgen anzulegen. Hier müßte man deshalb vom Rentengutsverfahren absehen, aber man könnte doch von den Landgesellschaften bei der ganzen Siedlungsweise lernen. Man müßte die städtischen Siedlungsgesellschaften ähnlich aufbauen wie die ländlichen. Man müßte Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht gründen, an der sich beteiligen: die Regierungen, die städtischen Gemeinden, die Handelskammern, etwa auch die Landkreise, wenn die Siedlungen bis in ihren Bereich fallen, ferner Hypothekenbanken, städtische Sparkassen, Großindustrielle und sonstige wohlmeinende Private. Diese gemischten Gesellschaften müßten namentlich die Baugelder beschaffen, auch wohl das Land. Das Bauen selber würde wohl am besten von Baugenossenschaften oder auch gemeinnützigen Aktiengesellschaften in Angriff genommen werden. Auch private Bauunternehmer könnte man heranziehen, wenn sie sich gewissen sozialen Vorschriften fügen.

Bisher sind solche Gesellschaften in Königsberg gegründet worden und in Mainz. In Breslau ist eine solche Gründung im Werden begriffen, und in Berlin ist von verschiedenen Seiten der Plan für eine gemeinnützige Hypothekenbank aufgestellt worden. Hier in Berlin steht die Landfrage im Vordergrund. Der Zweckverband ist an den Landwirtschaftsminister herangetreten, daß dieser etliche hundert Morgen günstig gelegenes Waldland für eine weitläufige Bebauung in unserem Sinne, namentlich für die kinderreichen Familien, zur Verfügung stelle. Leider hat aber der Landwirtschaftsminister bisher wenig Entgegenkommen gezeigt, obwohl das gesamte preußische Staatsministerium den Plan stark unterstützt.

Es ist die größte Gefahr, daß die völlige Ruhe auf dem Baumarkt auch mit dem Kriegsschluß noch nicht enden wird. Das wird einerseits an dem Geldmangel liegen, anderseits an der teuren Bauweise, die vielleicht um 40 bis 50 v. H. höher sein wird. Unter diesen Umständen ist die schlimmste Wohnungsnot zu befürchten, sowie ein fabelhaftes Aufsteigen der Mietpreise. Daher ist es so ungemein nötig, daß irgendwelche Wege, den Wohnungsbau zu fördern, beschritten werden. Und da das bevölkerungspolitische Interesse gerade durch den Krieg in den Vordergrund gestellt worden ist, so läßt sich wohl für die kinderreichen Familien noch am ehesten die öffentliche Meinung mobil machen.

Kuno Waltemath / Das bäuerliche Fideikommiß

Das bäuerliche Fideikommiß bedeutet einen völligen Rückfall in die Zeiten der Gebundenheit des bäuerlichen Volkstums. Die Freunde des bäuerlichen Fideikomisses behaupten, es bedeute aber auch das Wiederaufleben des altgermanischen Rechtsgedankens. Das ist doch durchaus verkehrt. Das altdeutsche Recht kannte keine Gebundenheit des Besitzes an Grund und Boden. Die alten Volksrechte, vor allen Dingen das alte salische Recht, das alemanische und bajuvarische Recht, das langobardische Recht und auch der Sachsenspiegel erweisen das klar. Jeder Landeigentümer konnte nach altgermanischer Rechtsanschauung mit seinem Eigen machen, was er wollte. Der Besitz war Allod, im Gegensatz zum Feod, wie man, als der Feudalismus aufgekommen war und sich durchgesetzt hatte, das Landgut nannte, das der freien Verfügung des Nutznießers entzogen war. Es war diesem lediglich als Lehnsgut oder als Leihgut oder als Laetgut, d. h. als unfreies Bauerngut, bewirtschaftet von einem Hörigen, oder als Meiergut übertragen, entweder dauernd oder auf Lebenszeit oder auf eine bestimmte Zeit oder nach Willkür des Gutsherrn. Erst allmählich kam man dazu, das Allod laut Gewohnheitsrecht der willkürlichen Handhabung des Eigentümers zu entziehen, es als Familiengut zu betrachten, worüber das Familienhaupt lediglich verfügen durfte. Aber niemals war dieses rechtens daran gebunden, den Hof einer gesetzlich vorgeschriebenen Persönlichkeit zu vermachen, es konnte sich den Erben auswählen, konnte es auch immer noch verkaufen oder Stücke davon abtrennen. Kein Gesetz hinderte es daran. Auch gab es keinerlei gesetzliche Verpflichtung darüber, zu welchem Betrage der Anerbe erben sollte, und ebenso war den übrigen Anerben ein Erbrecht eigen.

Es scheint, als ob die Entwicklung, die das Allod mehr zum Familiengut gestaltete, die Folge der Veränderung der Anschauung war, wie sie durch das siegreiche Vordringen des Feudalismus hervorgerufen ward. Der Sieg des Feudalismus im Mittelalter, die Uebertragung des Kolonatsrechts im römischen Rechte auf das Bauerngut, kurz die Verdrängung des deutschen Rechtes ließ die Ansicht zur herrschenden machen, daß der ländliche Besitz immer gebunden gewesen sei. Bauer sein, hieß gebunden sein, an den Boden gefesselt sein, gebunden an strenge Anerbenrechte, unfähig jeder freien Willensäußerung über den Hof. Nur streckenweise hielt sich das altgermanische Allod oder bildete sich wieder aus, so in Ostfriesland, im friesischen Oldenburg, in Wursten, in Hadeln, in Dithmarschen, in Nordfriesland. Hier tritt uns der Bauer als freier Eigentümer gegenüber, so weit die rechtliche Erinnerung reicht. Sonst hielten sich die rechtlich ungebundenen freien Bauern nur noch hin und wieder in Westfalen, in Niedersachsen, am Rhein, im Rheingau, in Schwaben, in der Schweiz, in den Flußmarschen usw., aber immer nur als vereinzelte Erscheinung im Meere der gebundenen mehr oder weniger unfreien Bauern. In geschlossenen Gruppen kamen sie selten vor. Was den Freunden des bäuerlichen Fideikommisses vorschwebt, war bis zur Durchführung der Befreiung des Bauernstandes im größeren Teile von Deutschland die Regel, allerdings in Verbindung mit Hörigkeit und Gutsuntertänigkeit. Mit deren Fall fiel auch die Gebundenheit.

Mit einziger Ausnahme von Hannover. Hier war bis zur Bauernbefreiung von 1832 der größere Teil der Bauern Meier. Ihre Höfe waren ursprünglich, im Mittel-

Digitized by Google

alter, an sie auf Zeitpacht ausgetan. Der adlige Grundherr besaß über sie ein willkürliches Dispositionsrecht. Da griffen die Welfenfürsten ein, die in ihrem eigenen finanziellen Interesse — sie waren nämlich vornehmlich auf die Bauern als Steuerträger angewiesen und hatten daher das Ziel im Auge, die Höfe möglichst ungeteilt zu lassen und vor jeder zu großen Ausbeutung durch den Adel zu bewahren — die Macht der Grundherren beschränkten und die Bauern zu einer Art Erbpächter machten, mit strengem Anerbenrechte, daß die jüngeren Kinder erblos ließ, wenn kein Privateigentum da war. Das Hofeigentum bekam nur der Anerbe. Die Abschaffung der Gutsuntertänigkeit und des Meierrechtes brachte die Bauern in den Besitz ihrer Meierstellen, stellte sie aber zugleich unter eine neue Kuratel, nämlich unter die Hut des Höfegesetzes von 1776. Dieses Gesetz war ursprünglich für die Bauern gedacht, die sich im 18. Jahrhundert aus der Leibeigenschaft und dem Meierverhältnis loskauften. Die welfische Regierung fürchtete den Zerfall der Höfe, ihre Zerschlagung in kleine Stellen, die dann nicht imstande waren, die Steuern aufzubringen. Ein ähnliches Gesetz erließ die von der gleichen Furcht erfüllte osnabrückische Regierung 1797. Die Gesetze drängten den Bauern ein strenges Anerbenrecht auf. Der Staat, in seiner Vertretung die Aemter und Gerichte, sorgte sich darum, ob die Abfindungen an die jüngeren Kinder nicht zu hoch wären und die Erhaltung der Höfe schädigen könnten. Der Staat bekümmerte sich ferner um die Höhe der Brautschätze der abgehenden Kinder, darum, was die Frau des Anerben einbrachte, um die Größe des Altenteils und darum, was im Falle der Wiederverheiratung der Ehegatten geschehen sollte. Nichts durfte der Hofbesitzer hier ohne Genehmigung des Amtes beschließen, auch keinen Teil des Hofes verkaufen. Der Anerbe war ungeheuerlich bevorzugt, ein Hohn auf jedes sittliche und rechtliche Empfinden.

Das Gesetz wurde nirgendwo als Wohltat empfunden, sondern immer als Willkür. Es wurde möglichst umgangen. Die Bauern gingen dazu über, ohne die Aemter zu befragen, die Abfindungen einzurichten. Sie waren natürlich nicht rechtsgültig und wurden gewöhnlich von dem unzufriedenen Teil der Miterben angefochten. Streitigkeiten nach dem Tode des Anerben waren an der Tagesordnung. Die Streitigkeiten gingen ebenso gewöhnlich in Prozesse wegen angeblich oder wirklich nicht eingegangener Verpflichtungen über. Unendlich viele Familien sind dadurch zerrüttet worden. Das Gesetz wurde sogar zu einer Gefahr des landwirtschaftlichen Fortschrittes. Die Besitzer scheuten sich, ihr erspartes oder ererbtes Geld in den Hof hineinzustecken, um Verbesserungen und Modernisierungen des Betriebes und des Bodens einzurichten. Lieber gaben sie das Geld testamentarisch den jüngeren Kindern, von dem natürlichen Empfinden erfüllt, diese dafür wenigstens mit Geld zu entschädigen, daß ihr ältester Bruder den Hof allein empfing. Sie hielten den Sinn des Gesetzes für unbillig und versuchten auf ihre Weise das Unrecht, welches das Gesetz beabsichtigte, wieder gutzumachen.

Es ward segensvoll, daß das Gesetz 1873 verschwand. Sein Nachfolger, das jetzige hannoversche Höfegesetz, hat nach der Meinung der landwirtschaftlichen Sachkenner ähnliche Wirkungen gezeigt. Es hat sozusagen freiwillige Fideikommisse der Bauern geschaffen, mit all' den übelen Folgen, wie sie Fideikommisse in der Regel haben. Der bekannte landwirtschaftliche Mitarbeiter des „Hannoverschen Couriers", Dr. Bödeker, Lehrte, faßt die Folgen so zusammen:

„1. Das hannoversche Höferecht hat die Landflucht mit der Landarbeiternot hervorgerufen und trägt bis heute dazu bei, wie es sein Vorgänger, das Meierrecht, bereits im Mittelalter getan hat. Der Staat legt heute die Hände in den Schoß bis auf die lange nicht ausreichenden Bestrebungen innerer Kolonisation und sieht zu, wie eine breite steuer- und wehrkräftige Volksschicht nicht hochzukommen vermag.

2. Das hannoversche Höferecht hindert bereits seit Jahrzehnten die Fortschritte der Oedlandkultur und hält umfangreiche Kulturlandflächen von weiterer, immer notwendiger sich erweisender Intensivierung zurück.

3. Die Absicht des Gesetzgebers, Erhaltung der Höfe, Erhaltung der Bauernfamilien, ist immer unmöglicher geworden durchzuführen, trotz der Revisionen des Gesetzes, so daß heute das hannoversche Höfegesetz immer schneller und gründlicher an der Zerstörung des heimischen Bauernstandes arbeitet.

4. Das hannoversche Höferecht hat in der hannoverschen Landwirtschaft einen Stand geschaffen, der, nicht Fisch, nicht Fleisch, nichts Halbes, nichts Ganzes, weder Bauer noch Großgrundbesitzer, der heimischen Landwirtschaft mit seinen vielfachen sozialen und wirtschaftlichen Nöten zum großen Schaden gereicht."

Es ist klar, daß das Bauernfideikommiß, wie es der Fideikommißgesetzentwurf vorsieht, dieselben Wirkungen zuwegebringen muß. Deshalb sollten alle Freunde der inneren Kolonisation, alle wahren Freunde der Landwirtschaft und des Bauernstandes daran arbeiten, es zu Fall zu bringen.

Fr. Kleeis/Die Neuorganisation des Handwerks

Der Krieg ruft auch einschneidende Umwälzungen in der Organisation des Handwerks hervor. Die seitherigen Innungen haben sich immer mehr als überlebte Einrichtungen erwiesen. Die Versuche, sie durch mancherlei gesetzgeberische Maßnahmen (zwangsweisen Beitritt, Recht der Verleihung des Meistertitels usw.) wieder zu ihrer früheren Bedeutung zurückzuführen, haben wenig Erfolg gehabt. Nach den letzten statistischen Feststellungen besitzen wir ungefähr 800 000 Handwerker, von denen rund 300 000 einer Innung angehören. Das, was dem Handwerkerstand vor allem fehlt, ist wirtschaftliche Hilfe. Die Stellung des einzelnen Gewerbetreibenden, der es nicht mit der Konkurrenz des Großbetriebes aufnehmen kann, wird durch die wirtschaftliche Entwicklung immer mehr bedroht. Und da eine Gesetzgebung weder zu erwarten noch möglich ist, die das Handwerk vor der Ueberlegenheit des Großbetriebs in der Weise schützt, daß man den Großbetrieb in der Ausgestaltung hemmt, bleibt für das Handwerk allein die Selbsthilfe, die sich in der Steigerung der eigenen Leistungsfähigkeit zeigen muß. Der Weg dahin liegt in der genossenschaftlichen Organisation, in der Zusammenfassung der zersplitterten Einzelkräfte zu einem wirtschaftlichen Ganzen. Nur dieser kann dem Handwerk die Vorteile bringen, auf denen der Vorsprung des Großbetriebs beruht.

Seit Jahrzehnten schon hat sich die deutsche Reichsregierung bemüht, dem Handwerkerstand den großen Nutzen der wirtschaftlichen Organisation klarzumachen. Der Erfolg war nur sehr gering. Nur verhältnismäßig wenige Rohstoff- und Einkaufsgenossenschaften entstanden. Da brach der Krieg aus, unter dessen Wirkungen die kleinen Gewerbetreibenden ganz besonders litten. Es mußten daher von allen berufenen Stellen eine ganze Reihe von Maßnahmen getroffen werden, die dem Notstand steuern sollen. Sie bestanden in einer gewissen zwangsweisen Gründung genossenschaftlicher Körperschaften des Handwerks. Um die kleinen Gewerbetreibenden an der Ausführung von Lieferungen für das Heer zu beteiligen, um die sich die gesamte Gütererzeugung mehr und mehr dreht, war es notwendig, sie zuförderst zu organisieren. War es doch nicht möglich, jeden kleinen Handwerksbetrieb einzeln zu beschäftigen, da dadurch eine große Zersplitterung der

Digitized by Google

Aufträge hätte erfolgen müssen und die Kontrolle und Abnahme der Arbeiten bei dem Mangel an Personal kaum möglich gewesen wäre. So wiesen das Kriegsministerium, der preußische Minister für Handel und Gewerbe, das Kriegsamt und andere Behörden wiederholt auf den Zusammenschluß der Kleinbetriebe hin, dem noch nicht diejenige Beachtung geschenkt werde, die er seiner ganzen Bedeutung nach verdient. Im Zusammenhang damit haben auch einzelne Innungsverbände, wie der deutscher Baugewerksmeister, den führenden Fachgenossen eindringlichst empfohlen, die Gründung genossenschaftlicher Organisationen in die Wege zu leiten. Schließlich hat der geschäftsführende Ausschuß des Handwerkskammertags gemeinsam mit dem allgemeinen Verbande der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften und dem Hauptverbande deutscher gewerblicher Genossenschaften „Grundsätze" aufgestellt, nach denen die Handwerkergenossenschaften zu errichten sind. Es wird darin z. B. bestimmt, daß in verschiedener Hinsicht nur solche Genossenschaften berücksichtigt werden, die sich einer regelmäßigen Verbandsrevision unterwerfen. Die Genossenschaften sind ausschließlich schon mit Rücksicht auf die vom Gesetz vorgeschriebenen Rechtsformen vollkommen von den Innungen unabhängige und selbständige Körperschaften. Zur gemeinsamen Beratung von Fragen der wirtschaftlichen Organisation des Handwerks wurde vom deutschen Handwerks- und Gewerbekammertag unter Beteiligung anderer zentraler Körperschaften eine besondere Kommission eingesetzt.

Alle diese Bemühungen waren auch von gutem Erfolg, und es sind während der Kriegszeit zahlreiche Handwerkergenossenschaften gegründet worden. Man unterscheidet im allgemeinen vier Arten solcher: 1. Rohstoff- und Einkaufsgenossenschaften, 2. Kreditgenossenschaften, 3. Produktiv-Genossenschaften (gemeinsame Betriebswerkstätten) und 4. Lieferungsgemeinschaften. Die Statistik über alle diese Unternehmen ist noch unvollkommen. Es waren im Jahre 1915 Rohstoffgenossenschaften vorhanden 61 der Schuhmacher mit 3105 Mitgliedern, 53 der Schneider mit 2002 Mitgliedern, 62 der Bäcker und Konditoren mit 2886 Mitgliedern usw. Der Geschäftsbetrieb dieser Genossenschaften hat recht verschiedenen Umfang; beispielsweise hatte die Bäcker- und Konditoren-Rohstoffgenossenschaft in Hamburg einen Warenumsatz von 3 256 314 M. in einem Jahre. Die Kreditgenossenschaften bestehen schon lange, konnten aber in Handwerkerkreisen keinen rechten Eingang finden. Immerhin sind mehrere Hundert, nur für Handwerker bestehende derartige Körperschaften vorhanden. Der Krieg hat ihre starke Lebenskraft bewiesen. Am wenigsten entwickelt sind die gemeinsamen Betriebswerkstätten, die besonders für solche Handwerkszweige zu empfehlen sind, deren Erzeugnisse unter Mitbenutzung von Maschinen hergestellt werden und bei denen die Teilarbeit in größerem Umfange Platz gegriffen hat. Nennenswerte Ansätze sind nur im Tischler- und Glaserhandwerk vorhanden. Das preußische Kriegsministerium hatte die Absicht, in den einzelnen Korpsbezirken zentrale Handwerksstätten unter Leitung einzelner Handwerksmeister unter Verwendung von Kriegsgefangenen zu errichten. Dagegen hat sich vorläufig noch der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag gewendet und behauptet, diese Maßnahme sei eine Förderung und Begünstigung einzelner Großbetriebe und führe zur Bildung von Konkurrenzwerkstätten gegen die genossenschaftliche Arbeitsübernahme. Das Kriegsministerium hat daraufhin die Gründung unterlassen. Trotz alledem macht auch die Errichtung gemeinsamer Betriebswerkstätten, die in Verbindung mit den Genossenschaften stehen, gute Fortschritte. Die größte Ausbreitung haben wohl gegenwärtig die Lieferungsgemeinschaften gefunden. Es sind bereits an über 800 Lieferungsverbände (zum größten Teil eingetragene Genossenschaften) der Handwerker Aufträge der Behörden, insbesondere der Militärbehörden, vergeben worden. Der Geldwert der vermittelten Aufträge der Heeresverwaltung in Preußen und anderer Behörden an diese Verbände bezifferte sich allein im Jahre 1916 auf über 200 Millionen Mark. Das Kriegsministerium hat selbst anerkannt, daß die Ausführung der Aufträge voll befriedigt.

Die Gewinnung der Handwerker für den Genossenschaftsgedanken wird voraussichtlich dauernden Bestand haben. Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten sagt in einem Erlasse, daß die bezeichneten Fragen „mit der Wiederkehr ruhigerer Zeiten voraussichtlich erheblich an Bedeutung gewinnen" werden. Die „Mitteldeutsche Handwerkerzeitung" setzt auseinander, daß es nun vorbei damit sei, daß die Innungen, die fast gar nichts wirtschaftlich Bemerkenswertes geschaffen hätten, sich den Genossenschaften feindlich gegenüberstellen. Die genossenschaftliche Betätigung jeder Art müsse zum Hauptbestandteil, zum Fundament der handwerklichen Organisation werden. Die bereits gegründeten Genossenschaften hätten tüchtige Pionierarbeit geleistet. Besondere Leistungen verspricht man sich von den Kreditgenossenschaften, die nach dem Kriege den gewerblichen Mittelstand zu finanzieren haben, damit er bei Wiederbeginn des wirtschaftlichen Lebens sich an diesem beteiligen kann. So sehen wir, daß aus den Ruinen der Innungen und ihren Verbänden in der Form moderner Körperschaften neues Leben blüht.

Bruno Lewin / Ein Weg zur Lösung des Arbeitslosenproblems

In der letzten Zeit vor dem Kriege ist viel Streit über die Frage gewesen, welches der verschiedenen Systeme der Arbeitslosenfürsorge den Vorzug verdient und ob die Einführung einer Reichsarbeitslosenversicherung geboten erscheint. In den nachfolgenden Betrachtungen soll auf diese Streitpunkte nicht eingegangen, sondern nur auf eine praktisch erprobte und bewährte Verfahrungsweise hingewiesen werden, die geeignet erscheint, uns der erstrebenswerten Lösung näher zu bringen. Gemeint ist die Bekanntmachung der Militärbefehlshaber vom 4. April 1916 über die Regelung der Arbeit in Web-, Wirk- und Strickstoffe verarbeitenden Gewerbezweigen, die in den Interessentenkreisen unter dem Namen „Arbeitsstreckungsverordnung" bekannt ist.

Nach Ausbruch des Krieges hat sich die Lage in der Bekleidungsindustrie durch nichts von der in anderen Erwerbsgruppen unterschieden.

Später änderte sich das Bild infolge zahlreicher militärischer Beschlagnahmen und des Ausbleibens jeder neuen nennenswerten Zufuhr an Rohmaterial. Es galt, die Wirkungen dieser Beschlagnahmeverfügungen, die sich voraussichtlich in einem Mangel an Arbeitsgelegenheit äußern würden, nach Möglichkeit abzuschwächen oder hintanzuhalten. Mit welchen Mitteln dies versucht wurde, ist für den Sozialpolitiker von hohem Interesse, weil die hierbei gemachten Erfahrungen wertvolle Anhaltspunkte zur Verhütung von drohender Arbeitslosigkeit auch unter normalen Verhältnissen ergeben. Dabei ist auch die Anwendung auf andere Erwerbszweige aus mannigfaltigen Gründen möglich. Die verschiedensten Verarbeitungsmethoden, wie sie auch bei anderen Gewerben üblich sind, kommen in der Bekleidungsindustrie vor. Entsprechende Folgerungen können hieraus gezogen werden. Die fabrikmäßige Herstellung ist in der Wäscheindustrie und zum Teil auch bei der Herrenkleiderfabrikation geläufig. Ueberwiegend herrscht jedoch, insbesondere in der Damen- und Kinderkonfektion, die Heimarbeit vor. Wo dies der Fall ist, zumeist in Verbindung mit dem sogenannten Zwischenmeistersystem. Für alle diese besonderen Verhältnisse war erforderlich, eine besondere Regelung zu treffen. Die technische Ausgestaltung des Arbeitsprozesses ist teilweise recht weit fortgeschritten. Demgemäß weist auch die Arbeiterschaft die verschiedenartigste Zusammensetzung auf. Neben erstklassigen hochbezahlten Zuschneidern und anderen Facharbeitern in der Maßschneiderei existiert die große Zahl der gegen Zeit- und Stücklohn beschäftigten Schneider in der Herrenkonfektion. Die Zwischenmeister können zu einem hohen Prozentsatz als selbständige Unternehmer angesprochen werden. Die überwiegende Masse der Arbeiterschaft besteht jedoch aus weiblichen Personen. Hiervon sind eine größere Anzahl Heimarbeiterinnen, die übrigen sind entweder

Digitized by Google

in den Räumen der Unternehmer direkt oder bei den Zwischenmeistern beschäftigt. Gezahlt wird etwa zu gleichen Teilen, Stücklohn oder Zeitlohn.

Es ist sicher nicht ganz leicht gewesen, eine Regelung zu treffen, die diesen so grundverschiedenen Anforderungen gerecht wurde, und doch ist dies bis zu einem gewissen Grade gelungen. War in absehbarer Frist eine Erschöpfung der Warenvorräte und damit ein Mangel an Arbeitsgelegenheit zu erwarten, so kam alles darauf an, diesen gefürchteten Zeitpunkt soweit als möglich hinauszuschieben. Die vorhandenen Warenvorräte mußten „gestreckt" werden, d. h. die Verarbeitung durfte fernerhin nur unter zwei Gesichtspunkten erfolgen.

1. Auf möglichst lange Zeit hinaus galt es, mit den vorhandenen Warenmengen auszukommen.

2. Die Verteilung der Arbeit hatte in einer Weise zu geschehen, daß die übergroße Mehrzahl der Arbeitskräfte eine Beschäftigung findet.

Mit der Verordnung vom 4. April 1916 ist nach diesen Voraussetzungen verfahren worden. Zu unterscheiden ist bei den Bestimmungen zwischen Heimarbeitern und Fabrikarbeitern, wie der Kürze wegen die in den Räumen der Unternehmer beschäftigten Personen genannt sein mögen. Letztere werden, worauf vorher schon hingedeutet wurde, entweder im Zeit- oder Stücklohn, sogenannten Akkord, bezahlt. Dies war bei den Anordnungen zu berücksichtigen. Die Arbeitszeit für beide Kategorien wurde einheitlich auf 40 Stunden in der Woche beschränkt, während vorher Arbeitszeiten von 54 bis 60 Wochenstunden die Regel gewesen sind. Die Unternehmer erhielten die Berechtigung, den gegen Zeitlohn beschäftigten Arbeitern Abzüge bis zur Höhe von zwei Zehnteln des bisherigen Verdienstes zu machen. Für Akkordarbeiter erübrigte sich eine derartige Bestimmung. Infolge der verminderten Arbeitszeit mußte der Arbeitsverdienst automatisch sinken. Um zu verhüten, daß kein allzu fühlbarer, das Existenzminimum überschreitender Ausfall entstand, wurde vorgeschrieben, zu dem auf diese Weise erzielten Wochenverdienst hatten die Unternehmer einen Zuschlag in Höhe von einem Zehntel zu zahlen, sofern dieser nicht mehr als das Neunfache des ortsüblichen Tagelohns betrug. In den ersten zwei Monaten nach Erlaß der Verordnung durfte das gesamte Arbeitspersonal nur um ein Zwanzigstel, später nur um ein weiteres Zwanzigstel gegen den üblichen Stand durch Kündigung und Entlassung vermindert werden. Ausnahmen waren für sehr stark zurückgegangene Betriebe zugelassen.

Ebenso war bei den Bestimmungen für Heimarbeiter den besonderen Verhältnissen Rechnung getragen. An jede einzelne Person war nur so viel Arbeit auszugeben, daß der erzielte Wochenlohn den bisherigen Verdienstdurchschnitt um nicht mehr als 70 v. H. überschritt. Für die Berechnung dieses Durchschnittsverdienstes waren die Löhne für fünf vorausgegangene als normal angesehene Arbeitsmonate maßgebend. Um einen in der Zeit der allgemeinen Verteuerung der Lebenshaltung doppelt fühlbaren Einnahmeausfall nach Möglichkeit in seiner Wirkung abzuschwächen, ohne doch das erstrebte Ziel in Frage zu stellen, wurde angeordnet, daß den Heimarbeitern zu dem erzielten Wochenverdienst ein Zuschlag in Höhe von 10 v. H. zu zahlen ist. Dies ohne jede Begrenzung nach oben hin und ohne Rücksicht auf den ortsüblichen Tagelohn, wie vorher bei den Fabrikarbeitern, so daß der Gesamtverdienst 80 v. H. des bislang üblichen ausmachte.

Die Zwischenmeister erhielten diesen Zuschlag nur in Höhe von 7 v. H. zugebilligt. Im übrigen fanden die vorhin dargelegten Verordnungen auch auf sie Anwendung. Der Wochenverdienst durfte gleichfalls nicht mehr als 70 v. H. des bisherigen betragen. Für dessen Berechnung wurde allerdings das ganze vorherige Jahr zugrunde gelegt. Hingegen wurden die Zwischenmeister verpflichtet, den von ihnen beschäftigten Heimarbeitern den Zuschlag in voller Höhe von 10 v. H. zu gewähren.

*

Die Lehren aller dieser Maßnahmen ergeben zweifellos wertvolle Fingerzeige für die Zukunft.

Auf verhältnismäßig einfache Weise kann ein Problem seiner Lösung nahegebracht werden von dem man bisher angenommen hat, daß es nur mit großen Kosten zu verwirklichen ist. Der größte Widerstand gegen eine Arbeitslosenversicherung überhaupt rührt aus diesen Gründen her. Im Gegensatz hierzu kommt bei einer derartigen Regelung den Kosten nicht ein solch ausschlaggebendes Gewicht zu. Beiträge wären in normalen Geschäftszeiten weder von Arbeitgebern noch von Arbeitnehmern zu zahlen. Die Arbeitslosenfürsorge hätte erst einzusetzen, wenn sich die Zeichen einer niedergehenden Konjunktur bemerkbar machen. Folgende Maßnahmen wären dann notwendig:

1. Einschränkung der Arbeitszeit der im Zeitlohn beschäftigten Arbeiter, sowie der im Akkord in den Räumen der Unternehmer Angestellten.

2. Verminderung der Arbeitsmenge, die an Heimarbeiter oder im Verlagssystem ausgegeben wird.

3. Zur Verhütung eines zu großen Einnahmeausfalls der hiervon Betroffenen: behördlich vorgeschriebene Zuschläge für die im Stücklohn Beschäftigten und Mindestverdienstgrenze für die im Zeitlohn beschäftigten Personen.

4. Bestimmte, zahlenmäßig festzusetzende Grenzen für den zulässigen Umfang von Entlassungen beziehungsweise Verminderung der Arbeiterschaft.

Eine derartige Regelung hat manche Vorzüge für sich. Die Arbeitgeber werden eher geneigt sein, höhere Löhne — denn um nichts anderes handelt es sich bei den Zuschlägen — zu bewilligen, als durch Jahre hindurch Beiträge zu sozialen Lasten zu tragen. Bei dem Solidaritätsgefühl der Arbeiter darf ohne weiteres angenommen werden, daß sie eher einen verminderten Arbeitsverdienst in Kauf nehmen, als zahlreiche Klassengenossen gänzlich arbeitslos werden zu lassen.

Der Schreiber dieser Zeilen steht viel zu sehr im praktischen Leben, um anzunehmen, daß sich die geschilderte Regelung auf alle Fälle schematisch anwenden läßt. Brauchbare Richtlinien sind aber zweifellos hierin enthalten, die dann für die besonderen Verhältnisse umgeformt werden müssen. Dieser Weg ist um so eher gangbar, als in manchen anderen Berufen die Voraussetzungen wesentlich einfacher sind als in der Bekleidungsindustrie. Wo — um nur ein Beispiel anzuführen — eine Gleichartigkeit der Produktion besteht, kann von der Arbeitsmenge, im Gegensatz zu dem schwieriger zu ermittelnden Durchschnittsarbeitsverdienst, ausgegangen werden.

Ein Hauptmoment sei jedoch nicht außer acht gelassen. Dem Staat fallen keine anderen Aufgaben zu, als die Durchführung der entsprechenden Anordnung zu überwachen. Bei dem ungeheuren finanziellen Mehrbedarf des Reichs verdient ein Weg, auf dem eine Kulturaufgabe vielleicht erfüllt werden kann, ohne öffentliche Mittel übermäßig in Anspruch zu nehmen, vor anderen in Erwägung gezogen zu werden.

Rolf Gustaf Haebler / Die eiserne Lerche

Zum 100. Geburtstage Georg Herweghs.

Am 31. Mai 1817 wurde dem Gastwirt Ludwig Ernst Herwegh in Stuttgart von seiner Ehefrau, einer Balingerin mit Namen Katharina Märklin ein Sohn geboren; man hieß ihn Georg. 24 Jahre später, also im Jahre 1841, veröffentlichte dieser Georg Herwegh einen Band Verse, die er „Gedichte eines Lebendigen" nannte, und die wie ein Sturmwind in das vormärzliche Deutschland hineinbrausten, Staub und Entrüstung von den Aktenseelen aufwirbelnd, die Glut der deutschen Freiheitssehnsucht zur Flamme entfachend. Selten haben Gedichte in dem Lande der Dichter eine solche Wirkung auf die breite Masse gehabt; und war es auch ein politisch Lied, es schien keinem drum ein garstig Lied zu sein. Das junge Deutschland strömte in diesem Büchlein zusammen wie die Bäche von den Bergen des Frühlings: in Wort und Bild, in Klang und Reim, in Gesinnung und Wille. Hier war ein politisches Programm gepreßt in leidenschaftliche, stürmische, verwegene, trotzige, aufrührerische, verführende Verse: Deutschlands ge-

Digitized by Google

heimstes Hoffen, verschwiegenstes Sehnen, drängendes Wünschen — alles das lebte in diesen Gedichten, Flamme in Flamme, Glut in Glut, Haß in Haß, Liebe in Liebe. Das Buch ging von Hand zu Hand, die Verse von Mund zu Mund, eine Auflage folgte der andern, Herwegh ward der Sänger des vormärzlichen Deutschland und ward gefeiert und ward gehaßt; und aus Paris sang Heinrich Heine den Dichter an:

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!

Das geschah im Jahre 1841. Der junge Poet Herwegh aber war längst ein Gezeichneter des jungen Deutschlands ... Ein dunkler, bleicher, schlanker Knabe, mit viel Liebe zur Einsamkeit, zur Natur und den Tieren, wuchs er auf, als eine seltsame Krankheit ihn überfiel, — die einem jungen Mediziner interessant genug war, um darüber zu doktorieren. Er nannte seine Arbeit „Die Geschichte eines St. Veitstanzes, welcher mit dem tierischen Magnetismus behandelt und geheilt wurde" — durch ein Mittel, welches der in magnetischen Schlaf verfallene Knabe dem Arzt selbst diktierte. Wie so mancher berühmte Schwabe verbrachte Herwegh dann seine Jugend im alten schönen und fleißigen Maulbronner Kloster: so recht ein Platz, um Dichter zu werden. Trotzdem der Ephorus Hauber, mißvergnügten Angedenkens, tadelnd meinte: „Herwegh, Sie dichtet z'viel und Sie denket z'wenig!" Seine Laufbahn schien, Haubern zum Trotze und späterer Rechtfertigung, in jene stille und gescheite Schwabenstraße einzumünden, die von Maulbronn über Tübingen zur Gottesgelahrtheit und zu Amt und Würden führt. Aber in Tübingen, zu Tübingen in den Tagen Ch. F. Baurs und David Friedrich Straußens, kam es zum Bruch; Herwegh, freiheitsbeflissen und im Verdacht einer Korrespondenz mit den Häuptern des jungen Deutschlands, wurde entlassen. Er stellte die Bibel in den Schrank und nahm das corpus juris unter den Arm und ging nach Stuttgart: und geradewegs, höchst unfreiwillig, zur Musterung und in die Kaserne. Wer aber im Tübinger Stift nicht gut tat, der erträgt auch selten die Zucht des Militärs. Nach allerlei merkwürdigen Vorkommnissen suchte er den Weg, den der junge Schiller einst gegangen war: er entfloh. Nur daß dieser nicht immer ratsame Pfad diesmal in die Schweiz, das Asyl aller freiheitlichen Deutschen jener Tage, führte: Und dann schrieb er die „Lieder eines Lebendigen". Dies war der junge 24jährige Dichter, der den Freiheits- und Einheitsdrang des deutschen Volkes in Worte und Reime faßte und dessen Lieder durch ganz Deutschland wirbelten.

Steil und schroff ging nun sein Weg zur Höhe, in eine berauschende, gefeierte Höhe, die er sein Lebtag nicht vergessen konnte. Auf einer Reise durch Deutschland ward er von der Jugend überall stürmisch empfangen; wurde bejubelt, als habe er vollbracht, was er vorerst nur besungen hatte. Von Basel bis Köln, von Weimar nach Berlin: ein Triumphzug für den jungen Dichter. Sein Leben schien ganz in die Schale einer triumphierenden Seligkeit gelegt zu sein; Achtung und Freundschaft gab man ihm aus vollen Händen: und krönend trat, in einer merkwürdigen Verschlingung entfernter Schicksale, auch die Liebe in sein junges Leben und band ihn. In Berlin lernte er Emma Siegmund kennen; acht Tage später war sie seine Braut.

Noch in Berlin, in den allerersten Tagen seines jungen Glückes kam jenes Ereignis, das ihn in den Mittelpunkt einer bestürzten, überraschten, bejubelten und vorwurfsvollen Welt stellte; das ihn vom Sänger zum politischen Führer erhob, ihn plötzlich und scharf beleuchtet hinausstellte in das grelle Licht der politischen Kämpfe und vor das undeutliche Dunkel politischer Umtriebe: seine Audienz beim König. Friedrich Wilhelm der Vierte, der Romantiker genannt, hatte Lust verspürt, den kecken Sänger der in Preußen verbotenen und ach, so gerne gelesenen und bereits zur 5. Auflage gediehenen Lieder eines Lebendigen zu sehen und zu sprechen.

Es ist heute keine Rede davon, in jenem Besuch ein großes Ereignis zu sehen; damals freilich war es eifrig verhandeltes Tagesgespräch und ein Grund, allerhand Besorgnisse, Hoffnungen, Wünsche, Neid und Menschlichkeiten daran zuknüpfen. Der glückliche Sänger schied vom König wie er gekommen war — als ein Begeisterter der Freiheit des deutschen Volkes von einem Fürsten, der eine gesinnungsvolle Opposition liebte, aber einige Wochen später auch Herweghs „Deutschen Boten aus der Schweiz" für Preußen verbot. Darauf schrieb Herwegh seinen folgeschweren Brief an den König von Preußen, überschrieben: Majestät! und beginnend: Wir wollen ehrliche Feinde sein ... und beschlossen: „Es hat mein Herz gedrängt, an Ew. Majestät noch ein letztes ehrliches, wenn auch leidenschaftliches Wort zu richten, ein Wort, was nur die Diener des Fürsten, nicht die Fürsten selbst anklagen soll, ein Wort unter vier Augen, das aber doch nicht bloß mein Wort, sondern das vieler Tausende, ein Wort, das ich mit dem ganzen heiligen Eifer und Vertrauen meiner Seele vor Ew. Majestät gesprochen und das Ew. Majestät darnach würdigen und schätzen werden."

Ein Brief voll Männerstolz vor Königsthronen, ehrlich, geradewegs, voll gedämpfter politischer Leidenschaft, mit einer entschlossenen Kühnheit: dort steht die Macht, die Reaktion, der Feudalismus; hier stehe ich, die kommende Zeit, das neue Deutschland, die Freiheit, eine neue Religion, eine neue Menschheit — dies war letzter Sinn und angreiferischer Wille dieses Briefes; der einige Tage später, gegen den Willen des Dichters, in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" erschien und Herweghs Ausweisung aus Preußen und damit aus Deutschland zur Folge hatte.

Sein deutscher Triumphzug ward zu rascher, flucht artiger Rückkehr in die Schweiz, zu neuen Kämpfen, Verfolgungen, kantonalen und deutschen Händeleien. Und nun, nachdem er am 8. März 1843 geheiratet hatte, begann für ihn die große Reise der deutschen Patrioten des Vormärz und der Männer der einstigen deutschen Revolution. Schweiz, Frankreich, Zürich, Paris, immer im Ausland, und mit der Heimat nur durch Briefe, Zeitungen, Broschüren, Erzählungen, Berichte neuer Flüchtlinge zusammengehalten. Daneben trieb er Wissenschaft, ward Botaniker, Zoologe, nahm das Mikroskop zur Hand, „um den alten Dualismus von Natur und Geschichte zu überwinden". Und dann kamen jene Tage des Jahres 1848, die dem jungen revolutionären Auslandsdeutschen die Befreiung: die Einigung Deutschlands zu werden schienen. Die Zeit ging rasch, Tage wurden zu Ereignissen, Monate zu Welten: Herwegh ward Präsident der Gesellschaft der vereinigten deutschen Demokraten in Paris — Sozialisten, Kommunisten, ideale Republikaner, Künstler, Handwerker, Abenteurer, ehemalige Offiziere, politische Flüchtlinge fast alle: jene bunte, von tausend und abertausend politischen und persönlichen Hoffnungen erfüllte Schar, die in Paris auf den französischen Barrikaden mitgekämpft hatten und nun bereit waren, über den Rhein zu gehen und Deutschland zu befreien. Am 25. März feiert man in Paris Verbrüderung, und die deutschen schwarzrotgoldenen Fahnen wurden durch die Straßen getragen. In drei Kolonnen rückte die Herweghsche Legion zur deutschen Grenze; die zweite, größte am 30. März, mit Fahnen und Trommeln, die Offiziere in schwarzrotgoldenen Schärpen, die Mannschaft mit der deutschen Kokarde und roten Federn am Hut, mit Geleite, festlichen Reden, Verbrüderung, Umarmung: ein Tag, so ganz für Herweghs begeisterte Dichterseele. Am 15. April 1848 flog eine „Proklamation an das Deutsche Volk" aus Straßburg über den Rhein, die freilich den Weg zur Revolution noch offen ließ und ebenso gut den Polen und Schleswig-Holsteinern galt. Da aber brach der Aufstand am See und im Oberrheinkreis in vollen Flammen aus, und nun sollte die Herweghsche Legion sich mit den Freischaren vereinigen. Aber es kam anders: Hecker ward geschlagen, Struve und Weishaar, Sigel litten Schiffbruch — die große Ernüchterung der kampfbereiten Enthusiasten zuckte wie ein Blitz aus heiterem Himmel kalt und grausam und verwirrend nieder. Die Legion trat den Rückzug an, traf bei Dossenbach mit württembergischen Truppen zusammen, ward geschlagen; Herwegh, von seiner tapferen Frau begleitet, gelang es nach mancherlei Versteck, Verkleidung, List und nahe allerlei Gefahr, die schützende Schweiz zu erreichen.

Digitized by Google

Damit endet Herwegh der Mann der Tat. Es war ein schöner, unbesonnener Traum, ein schwärmerisches Wagnis, abenteuerlich, romantisch und von einer farbigen Sinnbildlichkeit: ein Berauschtsein in den gärenden Ideen der Zeit und fern von aller realen politischen Vernunft. Aber gerade als Sinnbild haben jene Tage ihre Bedeutung behalten. Und sie ob ihres spielerischen Aufputzes und des tragikomischen Ausgangs gering zu achten, heißt die Fülle der Idee jener Jahre mißachten. Denn das war das Große, das Ueberwältigende, das Nachhallende und Bezwingende jener großen praktischen Torheiten: daß hier die Idee der deutschen Einheit wieder lebendig ward — ungeberdig wie ein Knabe und ebenso unreif in der Tat. Nur wer ganz im Schatten Bismarcks lebt und nichts sieht als seinen unbändigen Preußenwillen, der leugnet die geschichtsbildende Kraft jener Tage bis in unsere heutige Gegenwart hinein. Das starke, in den Befangenheiten jener Zeit freilich oft seltsame Wollen des jungen Deutschland ist nicht gestorben; Herwegh, der später die Notwendigkeit nicht erkannte, welche das deutsche Volk zwang, gegen die Gefühle, Stimmungen und Aeußerlichkeiten seiner Revolutionszeit den Weg Bismarcks zu gehen, Herwegh, der ein bitterer und böser Feind Preußens und der Fürsten blieb, der in republikanischer Erde bestattet sein wollte, Herwegh ist doch ein Teil der deutschen Einheit, auch in dem heutigen Kriege; denn seine unbändige Schwärmerseele, die eine von allen beengenden und peinigenden Fesseln befreite, in sich einige und selbstbewußte res publica aller Deutschen wollte, diese Seele wird in neuen und besseren und klareren Formen auch leben in dem freieren Deutschland, das uns der gegenwärtige Krieg zu bringen verspricht.

Oskar Beyer / Erinnerung an Steinhausen

Wenn man seine äußere Erscheinung mit einem Wort umreißen wollte, müßte man ihn einen Wanderer, einen Erdenpilger nennen. Ich sehe ihn noch, die von den Jahren erniedrigte, gebeugte Gestalt mit den merkwürdig müd-schleppenden Schritten, unter den dunkelnden Bäumen des abendlichen Parkes, den Silberbart eines biblischen Propheten, den mächtigen schwarzen Hut, selber eine seiner besten, ergreifendsten Figuren. — Darf man ihm zur Seite an dem einfachen Schreib- und Zeichentisch seiner Werkstatt sitzen, fühlt man das Auge unverwandt gebannt von dieser außerordentlichen Physiognomie: da sind große schwermütige Augen, eine starke, verwitterte und doch feinlinige Nase, von wo sich tiefgezogene Furchen (seltsam ausdrucksvolle Falten, die von einem unablässig mit Nachdenken, doch auch Staunen hingebrachten Leben sagen) nach der Stirne winden. Da ist eine Stirn, steil aufgewölbt, die dann rund und jäh zurückbiegt, und man möchte nur immer denken: was für ein geistiges Vermögen nur, was für ein Sinn hat sich eigenwillig diese sonderbare Wohnung ausgeformt! — Er ist der geborene Meditator — doch ohne systematische Fähigkeiten; auf der Tischplatte liegen, halb verstreut, Manuskripte mit Aufsätzen, kritische, kunsttheoretische, religiöse, zeitbewegende Themen; die Skizzenbücher sind ebenso voll von Aphorismen, literarischen Entwürfen, Sprüchen und Versen (unaufhörlich Verse!), wie von meistens mit einer fabelhaften Kühnheit hingestrichenen Bildnotizen. Seine anregenden Fähigkeiten sind die der großen Romantiker, zwanglos strömen ihm Probleme zu, stoßen ihm Grundfragen auf, an deren Ausbeutung die Kärrner zu tun hätten. —

Er liebt die persönliche Verständigung, eine zwanglose, geistvolle Plauderei (seine Gesten sind hier oft die eines Rembrandt-Patriarchen), und Fernstehende wären wohl verblüfft von der hingebenden Wärme und Offenherzigkeit des sonst sich schroff und stolz verschließenden Mannes, wenn er etwa einen Stoß neuer Dichtungen einem Holzkasten entnimmt, die er dann mit einer verschleierten Stimme zu lesen pflegt, intime Dinge, die immer irgendeine formal oder inhaltlich überraschende Besonderheit enthalten. Man weiß dann: er ist Melancholiker aus Schicksal, und man ist nicht mehr erstaunt, daß schon der einsame Knabe Wackenroder, Hölderlin, Novalis, Jean Paul zu Herzensfreunden hatte. Aus Schicksal auch ist er Romantiker, sehnt sich aus der Welt, dorthin, wo er nicht ist, ohne doch je den innigsten Zusammenhang mit der wunder- und rätselüberfüllten Welt der Sinnlichkeit sich schmälern zu lassen. —

Man hätte das Dürftigste von ihm gesagt, wollte man nicht von seinem Glauben sprechen: einer der allerseltensten und reinsten Vertreter des christlichen Typus, obwohl sich mit dieser Grundtendenz vielfache mehr verweben, pantheistische, pessimistische, Goethesche, vor allem solche der positiven Mystik — Schlesien ist seine Heimat! —, denn in der Macht zum Dennoch ist ihm das eigentliche göttliche Erlebnis enthalten. — Ueberhaupt: nur ganz selten wird man Gelegenheit haben, psychologisch sich einem so verwickelt vielfältigen Geflecht von Strebungen und geistigen Beständen gegenüberzusehen, und dieser Mann m u ß t e einsam bleiben trotz vieler Liebe und Ehren, Stein des Aergernisses, Gegenstand divergentester Reaktion, gegensätzlichster Urteile. —

Von der warmen Innigkeit seines Lebens im Haus zur Welt zu der unaufhörlich ihn bedrängender Innengesichte wüßte ich kaum eine Brücke; er fährt täglich über den Main an sein großes Tagwerk, — wundervolle Symbolik, daß dann nur der Schaffende, Gestaltende lebt, der das Dahinten vergessen mußte. —

Scheidet er einmal, werden viele zuerst wissen, daß ein großer Meister in jenem unverblaßten klassischen Sinne von uns gegangen, deren Typus unsere Epoche nicht mehr zu erzeugen pflegt, eine wahrhaft reiche Natur, großen und gütigen Auges allem Dasein gegenüber, die sich aus fast ärmlichen, verachteten Anfängen kraft einer dunklen, doch fast unheimlich logischen Konsequenz zu einer völlig unnachahmbaren Ausdrucksseigenheit emporgebreitet hatte.

Hugo Bech / Bei der Bagage

1.

Wenn man über den Schützengraben hinauslugt, blickt man schier endlos über sanft abfallendes Gelände. Bis an den breiten schwarzen Strich, der das kalte Weiß des Winters vom blendenden Himmel scheidet.

Der Himmel ist eine gewaltige Glocke aus hellblauem Glase. Die große Sonne schimmert von irgendwoher durch das Glas hindurch.

Und der kleine Mensch kriecht über den kreisrunden weißen Teller, wie die Fliege über die Dickmilch, fühlt die Wucht der Wölbung über sich und schaut mit ängstlicher Neugier nach oben. Denkt, ob seine Augen das Glas wohl durchdringen könnten und möchte gern wissen, was dahinter ist.

Der schwarze Strich am Horizont aber, das ist der Wald. Man kann da weiter nichts erkennen, aber unsere Augen sind unablässig darauf gerichtet. Und in regelmäßigen Zwischenräumen bullert ein leises Rollen von dort zu uns herüber wie bei fernem Gewitter.

Die Patrouille, die gestern am Abend auszog — alle hatten sie weiße Hemden übergezogen und haben gelacht und Witze gemacht und darüber die Gefahr vergessen, die sich vor ihnen auftat wie ein dunkles Tor —, die ist heute morgen im Dämmern zurückgekommen und hat es uns gesagt:

„Dicht vor dem Walde haben die Russen ihre Gräben gezogen, und ihre Geschütze stehen hinter dem Walde bei einem Dorfe. Von dorther ziehen sie auch ihre Truppen heran. Und wenn man bis nahe an die russischen Horchposten herankriecht, hört man das unablässige Rasseln der Wagen, Hundegebell und — wenn der Wind gut steht — Stimmen und das Schlagen der Aexte im Walde. Denn dort bauen sie die Unterstände für ihre Reserven." —

2.

Handhoch steht das Wasser im Schützengraben, tröpfelt von der Decke im Unterstande, rieselt an den Lehmwänden herab ins

Digitized by Google

spärliche Stroh, das unser Lager ist. Oft gibts auch einen kleinen Erdrutsch, Lehmwasser platscht den Schläfern ins Gesicht. Aber sie merken es kaum im Bleischlafe nach der Wache im Horchloch.

Wenn einer einen Brief schreiben will im Unterstande, stülpt er sich die Zeltbahn über den Kopf, legt den Tornister auf die Knie und malt mit verklammten Fingern eckige Zeichen auf feuchtes Papier.

Wenn nur die Füße nicht immer so naßkalt wären, und das Hemd nicht so klebrig vom Schweiß und Schmutz der Wochen. Und der Magen nicht so leer und der Kaffee nicht so kalt.

Tags darf man nicht kochen, weil der russische Artilleriebeobachter sonst den Rauch sähe, und nicht des Nachts, weil der Feuerschein uns verraten würde. Zweimal in vierundzwanzig Stunden kommt die Feldküche herangefahren. Die hat ihren Stand in der Stadt, die sechs Kilometer hinter uns liegt. Aber sie fährt nur bis an das Gehöft, zu dem wir eine Viertelstunde gehen müssen; immer drei Mann von einer Gruppe mit den Kochgeschirren.

Die holen den Kaffee für die anderen heran. Aber bis man ihn hat, ist er kalt geworden vom langen Wege. Freilich, die ihn holen, bekommen ihn heiß aus dem kleinen Hahn des Kessels. Und sie dürfen den Graben verlassen, den feuchten, engen Graben; können sich die Beine vertreten und den steifen Rücken geradestrecken — eine Stunde lang. Gehen auch wohl einmal in die Küche des Hauses, wo der Kompagnieschreiber am Herde steht und Kartoffelpuffer backt für den Feldwebel und jeden hinausschmeißt, der nicht sein Freund ist.

Und der Feldwebel hat eine Flasche mit Rum auf dem Tisch stehen zwischen all seinen Zetteln und Akten. Da kriegt man wohl mal ein Glas voll, wenn man darum bittet und sagt, daß man den Durchfall hat seit Tagen.

Deshalb ist man auch so bereitwillig, wenn man das Essen holen kann für die Kameraden; den Kaffee des Morgens und am Abend die Suppe. Immer in der Dunkelheit, denn die Landstraße, auf der die Küche von der Stadt her zu uns kommt, kann der russische Artilleriebeobachter ebenfalls gut überblicken, und er schickt gleich ein paar von seinen „Schweren" herüber, wenn sich etwas darauf regt.

3.

Am Abend geht der Hauptmann mit seinen Leutnants durch den Graben und sieht nach, ob alles in Ordnung ist.

Die wohnen auch in dem Gehöft, wo der Feldwebel sein Reich hat. Haben ein warmes Zimmer mit viel trockenem Stroh auf dem Fußboden und immer was Ordentliches zum Essen.

Und trotzdem ist der Hauptmann so gealtert, seit er mit uns auszog.

Den Leutnants freilich merkt man den Krieg nicht an, sind immer lustig und blühen wie das lachende Leben. Aber der Hauptmann hat auch eine Frau daheim und Kinder. Der versteht sich auf seine Leute, liest ihnen die Sorgen von den stillen Gesichtern und legt sie zu den eigenen.

Darum nehmen wir uns auch so zusammen vor ihm, lassen es ihn nicht merken, wie elend wir sind.

Freilich, alles läßt sich nicht verbergen. Die fahlen Wangen nicht und nicht das fiebernde Flackern der glasigen Augen. Und das Frösteln nicht, das den Körper schüttelt so gegen allen Willen.

Der Hauptmann merkt es auch gleich, daß da etwas nicht in Ordnung ist, wie er an dem armen Kerl vorbeigeht. Deshalb läßt er ihn mit der Feldküche zur Stadt fahren. Vierundzwanzig Stunden Urlaub — da kann man sich schon erholen, wenn's sein muß.

4.

Die Feldküche hat die Gefahrzone hinter sich.

Nun traben die vier starken Braunen unter den alten Kastanien dahin, mitten auf der breiten Allee. Um Nüstern und Mähnen wolkt weißer Nebel.

Eisklang ist in allen Dingen. Aber aller Töne Klingen sinkt in Schnee.

Und am Ende der Allee träumt die Stadt im blauen Morgen.

Wie in vornehm selbstgewählter Einsamkeit ragt der Kirche schlanker Bau über bürgerlicher Dächer Alltagssorgen.

Liebe, kleine Stadt!

Unsere Augen wurden hungrig nach dem ruhigen Rhythmus eines geordneten Lebens. Unsere Seelen sind müde vom Fragen und hungrig nach einer einzigen nachdenklichen Stunde.

Der Vorstadt holpriges Pflaster wird zum Ereignis. Die grüne Bank dort vor dem gelben Hause wird das Erlebnis unserer Seele bleiben.

Wir leben so voll Inbrunst, seit wir das Dasein messen mit dem Stundenglase. — — —

Ein warmes Bad, ein reines Hemd — ach, wir sind anspruchslos geworden.

Nicht mehr vor feindlichen Kugeln sich bücken müssen; aufrecht schreiten und fühlend es wissen, daß Jugend noch federt in unserem Tritt. —

Jetzt erst lernten wir den Frieden lieben —, daß doch die Liebe nur auf Gräbern wohnt! —

5.

Doch wir sind jung und denken nicht ans Sterben. Wir können fallen — freilich — aber niemals sterben.

Das Saatkorn lebt.

Nur taube Früchte sterben — was liegt daran! —

Doch wir sind Saat und unser Volk wird leben!

Karl v. Eisenstein / Dem Frühling zu

Ein wenig eng ist der Unterstand.
Mein Ofen, mein Bursche und ich
sind einander im Weg, und noch allerhand
und ein ruppiges Hundeviech.
Vor mir auf dem Tisch eine Feldflasche Wein
und ein dicker zerlesener Band
— ich gucke abwechselnd in beide hinein —
und Briefe von lieber Hand.
Mein Bursche stopft kniebeugend Scheit um Scheit
in den Ofen, und lügt, der Filou,
von Streichen aus seiner Rekrutenzeit.
Und der Pintscher und ich hören zu.
So weicht denn allmählich die Sonne der Nacht,
da greif ich nach Mantel und Schuh:
die Tage verträumt und die Nächte durchwacht,
so gehts dem Frühling zu.

Karl Rick / Ueber Raum und Zeit

Im Traum tratst du zu mir und deine Hand,
als ich erwachte, lag noch in der meinen
mit sanftem Druck. Laß sie mir diesen einen
Herbsttag, der kühl sich über die Heide spannt.

Der mir die Traumesfreiheit zugestand,
ein Rosenwunder unter wüsten Steinen,
ins Ohr mir flüsterte den saitenreinen
Nachhall aus alter Zeit, die jäh entschwand,

wird er mich schelten, daß an einem Tage
ich in den hundert unverdroßnen Wochen
der hohen Ziele Sorgen mich entschlage?

Ich bleibe doch dem großen Wohl und Wehe
nach Recht und Pflicht verschrieben und versprochen ...
Heut such ich, einsam, deine Traumesnähe.

Digitized by Google

Robert Walter / Polnische Volkslieder

(Nachdichtungen)

Frühlings Geschenke (ein Reigenlied)

In des roten Meeres Schätze
werfen Fischer ihre Netze.
Blieb ein Fisch im Garne hangen?
O ein Goldring ist gefangen.

Tröpfchenwasser rinnt im Ringe.
Blumen viel blühn unterm Ringe.
Durch das Gras die Pfauen schreiten.
und ein Fräulein muß sie weiden.

Und sie sammelt Federflocken,
bindet blaue Fingerglocken,
windet Kränze in das Spiel,
gibt Geschenke, wem sie will.

Fang die Gaben auf im Händchen:
wohl ein schöngesticktes Hemdchen,
wohl ein goldgewirktes Mieder,
wohl ein pfauenbunt Gefieder.

Ein Kinderlied

Es flog eine graue,
eine Wildgans zum Himmel.
Der Vogel, der Falter
braucht Vater und Mutter.

O Mütterlein Mutter,
wie schläfst du so ewig!
Die Wiesen verblühen
auf deinem Schlafe.

Die Nachtigall

Singe, Nachtigall,
sing im grünen Monat,
hör ich dich vom Wäldchen,
muß ich fröhlich sein.

Singe, Nachtigall,
hört man dich vom Wäldchen,
sitzt das kleine Dörfchen
ganz voll Fröhlichkeit.

Liebesbegegnen

Fliege waldwärts, Stimme,
klar im Tau dich badend.
Rufe meinem Liebsten,
ruf ihm Gutenabend.

Klingen deine Grüße,
klingt sein Gruß entgegen.
Lieb trifft sich mit Liebe
auf den Abendwegen.

Der Fluß

Das Wasser Ewigkeit
will nirgend übernachten.
Was soll es übernachten,
es hat von Gott nicht Zelt.

Windsgesang

Könnt ich so windschön singen,
ich sänge, nie zu enden,
zu Wald und blauen Sternen,
zu Mond und Felsenwänden.

Gottfried Traub / Glück

Daß man sich doch Augen und Ohren stopfen könnte, um vieles nicht zu sehen und zu hören.
Richter.

„Ach was Vaterland! Jetzt komme ich und das Glück der Meinen. Sie sollen Schluß machen. Wir wollen's alle. Nur die da oben wollen's nicht." So hörte ich kürzlich einen sagen; und es ist nicht nur einer. Es sind ihrer manche, draußen und daheim. Von dem natürlichen Recht zu solcher sehnsüchtigen Klage rede ich nicht. Man wäre kein Mensch, wenn nach drei Jahren der Friedenswunsch nicht auch den Tapfersten übermannte und man wie ein Kind sich nach der Heimat und den Seinen sehnte. Wir zu Hause kennen diese Stimmung auch.

Gerade jetzt aber hebt unser Kampf an. Da, wo die größten Gefahren kommen, kleiden sie sich immer in erborgtes Gewand. Auch zu Christus kam der Teufel nicht mit Grinsen und Fluchen, sondern mit Bibelworten. So versucht's heute die Welt in uns und um uns mit einer falschen Lehre vom Glück, um uns um den Erfolg unserer Waffen zu bringen und unsere Kraft von innen auszuhöhlen, weil sie ihrer äußerlich nicht Meister werden kann. Diese falsche Lehre vom Glück heißt: „wenn ich nur mein Glück habe, dann ist mir alles einerlei!" Solange aber der Mensch noch von der Mutter geboren und nur durch Menschen in menschlicher Sprache erzogen wird, bleibt jeder einzelne ein Glied der Gemeinschaft, mehr noch, eine Frucht der Gemeinschaft. Ohne sie ist er nichts. Das Einzelglück liegt im Volksglück geborgen wie der Faden im Tuch. Nur ein Narr kann auf eigenes zukünftiges Glück pochen, wenn das Vaterland unglücklich aus diesem Kampf hervorgeht. Die Zukunft bindet den einzelnen noch fester an sein Land, als früher. Denn außerhalb seiner Grenzen wird der Deutsche kein Fortkommen finden. Deines Volkes Geschick wird dein eigen Geschick. Du träumst, wenn du meinst, du könntest dich später in deinem Haus oder Garten abschließen und genießen. Geht's dem Lande gut, so vielleicht auch dir, geht's ihm schlecht, so jedenfalls dir nicht gut. Die Meinung frißt wie der Krebs am Mark, als ob einige „Herren" daran schuld wären, daß man nicht schon heute das Glück vollbeladen zu uns hereinfahren lasse. Frieden an sich bringt dir und dem Land kein Glück. Es muß der rechte Frieden sein. Jede Regierung, die nur solchen Frieden dir verbürgt, handelt für dein Glück. Eine andere würde deine Zukunft verkaufen um ein Linsengericht. Wer wollte das? Wer will das im Ernst?

Ja, der lange Frieden ließ uns vergessen, daß Glück keine Privatsache, sondern Volkssache ist. Die Glückseligkeit, wie man sie so obenhin den Menschen vorgaukelt, ist kein Geschenk. Man lebt als gesunder, leistungsfähiger Mensch von Arbeit und Leistung, nicht von Behaglichkeit und Genuß. Sage nicht, das sei eine unerträgliche Lehre. Ich kenne kein Geschöpf der Natur, dessen erste Regung und Daseinsinhalt Glück wäre. Das Glück *folgt* seinem Tun, liegt in seinem Kampf, wie der Glanz auf den Flügeln. Aber zuerst muß der gesunde Wille dasein, sich durchzusetzen, sich aufs Spiel zu setzen, zu ringen und zu siegen. Ein unbarmherziger Klotz ohne Herz und Gewissen gönnt sich und den andern kein Glück; sicherlich. Wir wollen alle glücklich sein und alle glücklich machen. Aber der natürliche Weg dazu ist der, daß man tapfer bleibe *bis zum Ende*. Niemand wird gekrönt, der vor dem Ende weich und matt wird. Und die letzten Minuten sind es, die entscheiden. Wenn zur vollen Stunde einige Sekunden fehlen, so ist sie eben nicht voll. Des mensch-

Digitized by Google

lichen Glückes Sinn besteht in dem Willen, zu seiner Aufgabe zu stehen bis sie ganz gelöst wird. Nur dann wird sie zur Gabe. Das Glück kommt zu keinem, der sich's verschreibt. Es kommt zu uns als freies Geschenk. Wenn wir's mit zitternder Hand empfangen, dann gibt es uns neue Kraft und segnet. Sonst ist es schon vorher verbraucht und erschöpft.

Der ist heute glücklich, der Augen und Ohren verstopft und vieles nicht hört und sieht und seinen Weg kerzengerade voraus geht bis zum Ziel.

Soziale Bewegung

Ein internationaler Gewerkschaftskongreß im Weltkriege. Der Internationale Gewerkschaftskongreß lädt für den 8. Juni zu einer Gewerkschaftskonferenz aller Länder nach Stockholm ein. Dort sollen von den Gewerkschaftsvertretern wirtschaftspolitische Forderungen zum Friedensvertrag festgestellt werden. Da der Internationale Gewerkschaftsbund seither von der deutschen Organisation (Reichstagsabgeordneten Legien) geleitet wurde, so ist der deutschen Führung auch die Aufgabe zugefallen, der Stockholmer Internationalen Gewerkschaftskonferenz einen Programmentwurf für die Forderungen vorzulegen, auf die man sich zu einigen gedenkt. Mit Rücksicht auf die durch den Krieg geschaffene Spannung auch zwischen den gewerkschaftlichen Organisationen, die übrigens nirgends so scharf zum Ausdruck gekommen ist, wie etwa bei den politischen, wird an die Spitze die Forderung der Freizügigkeit der Arbeiter gestellt. Allgemeine Auswanderungs- und Einwanderungsverbote sollen im Friedensvertrag für unzulässig erklärt werden. Nur bei schlechter Wirtschaftslage einzelner Staaten darf die Einwanderung zeitweilig verboten oder das Verlangen an die einwandernden Arbeiter gestellt werden, daß sie lesen und schreiben können müssen. An zweiter Stelle stehen die Forderungen für ein freies Koalitionsrecht. Es soll allen inländischen wie ausländischen Arbeitern gleichmäßig gewährt werden, so daß die ausländischen Arbeiter rechtlich überall mit den inländischen gleichgestellt sind. Eine längere Reihe von Forderungen bezieht sich dann auf die soziale Gesetzgebung und Versicherung. Alle Länder sollen in kürzester Zeit staatliche Versicherungen gegen Krankheit, Berufsunfall, Invalidität, Alter und Arbeitslosigkeit einführen und dabei sollen wieder die ausländischen mit den inländischen Arbeitern gleichgestellt werden können. Besondere Wünsche werden ferner noch in bezug auf Arbeiterschutz formuliert: Zehnstündiger Normalarbeitstag mit allmählicher Verkürzung auf acht Stunden, Zulassung der Nachtarbeit und einer geringeren als 36stündigen Sonntagsruhe nur in ganz bestimmten Ausnahmefällen, hygienische Schutzvorschriften für gesundheitsschädliche Arbeit, Einbeziehung der Heimindustrie in den Arbeiterschutz, Verbot der Kinderarbeit, verkürzte Arbeitszeit für Jugendliche, besondere Schutzmaßnahmen für Arbeiterinnen. Aus diesem Programm, dessen Hauptpunkte nur wiedergegeben sind, geht hervor, daß die sozialpolitisch fortgeschrittenen Länder jetzt den ernsthaften Versuch machen wollen, die sozialpolitisch rückständigen zu gleichen Leistungen in der Sozialreform anzuhalten. Offen wird zugegeben, daß man damit den Einwänden des Unternehmertums in den sozialpolitisch hochstehenden Ländern begegnen will, als könnten sie aus Rücksicht auf die Konkurrenz auf dem Weltmarkt die schweren sozialen Lasten nicht länger tragen. Die Gefahr einer Verlangsamung der sozialpolitischen Gesetzgebung wird ja in der Tat nach der allgemeinen Verarmung aller Nationen durch den Krieg besonders nahegerückt werden. Und doch wird sich ergeben, daß sozialpolitische Betätigung der Staaten niemals notwendiger ist als in der Zeit nach dem furchtbaren Weltkriege. Es wäre daher gerade auch im Interesse der stark entwickelten deutschen Sozialpolitik zu begrüßen, wenn der kommende Friedensvertrag ein Ausgangspunkt für ein tatkräftiges Zusammenwirken aller Kulturvölker auf dem Gebiete der Sozialreform würde.

Büchertisch

Als der kecke Versuch eines ehrgeizigen jungen Mannes, sich vermittels eines salto mortale in die Unsterblichkeit einzudrängen, erscheint mir Klabunds „Moreau, Roman eines Soldaten" (bei Erich Reiß, Berlin). Aus dem General Moreau, dessen „Anspruchslosigkeit" von Zeitgenossen bezeugt wird, macht Klabund einen neurasthenischen Uebermenschen, dessen stürmisch bewegtes Leben aus lauter Ueberschwänglichkeiten der Phantasie und der Tat sich zusammensetzt. „Auf seinem freundlichen, geistvollen Antlitz lag jene Ruhe des Gemütes ausgebreitet, die den Hauptzug seines überaus liebenswürdigen Charakters bildet", heißt es in dem Bericht einer Persönlichkeit, die den berühmten General auf seiner Reise ins russisch-preußische Hauptquartier gesehen hat. Bei Klabund rast ein „Pierrot, begabt mit fürchterlichem Instinkt und fürchterlichem Humor", kindisch und schier wie ein Besessener durch den Weltraum, den er für sich annektieren möchte.

Als Knabe schon zeigt Moreau eine außergewöhnliche Reizbarkeit der Nerven. Sein Papa mit der Hornbrille und dem verstaubten Herzen will ihn züchtigen, weil er sich weigert, Käse zu essen. „Moreau sprang auf. Ein Puma. Er riß dem Alten den Stock aus der Hand. Mein Schwert, schrie er, mein Schwert. Dann warf er sich auf den Boden, biß die Zähne in die Diele und blieb die ganze Nacht so liegen." Der Jüngling gleicht an Maßlosigkeit des Wesens dem Knaben. Wie ein brünstiger Hirsch springt er brüllend durch das Dickicht, um den treulosen Liebhaber der Jeanette zur Rede zu stellen. Mit einem Schrei reißt er ihn zu sich heran und zwingt ihn hinter ein Gebüsch: „Lump, wirst du mir Rechenschaft geben?" Die alltägliche Banalität, daß ein leichtfertiger Studiosus ein nicht minder leichtfertiges Mädel verführt, hebt ihn ganz und gar aus den Angeln und entlockt ihm den verzweiflungsvollen Ausruf: „Gerechtigkeit! Studiere ich darum Recht, um es nirgends zu finden?" Und auch der Mann und General sucht inmitten der himmelhoch brausenden Stürme seines immer begeisterten und immer wieder enttäuschten Herzens vergeblich nach einem Halt und Ruhepunkt. Ideale Hoffnungen gaukeln wie bunte Falter vor seinen trunkenen Augen, aber immer greifen seine sehnsüchtigen Hände ins Leere. Nacheinander lernt er das Weib, das Volk und Frankreich verachten. Er knirscht mit den Zähnen: „Pfui Teufel!" Das Weib ist eine Sklavin und bestenfalls ein süßes Spielzeug. Das Volk stinkt wie eine faule Pfütze. („Ich speie darauf, in seinem Gedächtnis unsterblich zu sein.") Frankreich läßt sich vom Pöbel und von Bonaparte, der Inkarnation des Pöbels, beherrschen. Ingrimmig lachend und voll Ekel wendet sich Moreau, der erfolgreiche Schüler Cäsars und „Retter Frankreichs", von den schönen Trugbildern seiner Träume ab . . . Die Einsamkeit des amerikanischen Urwaldes umfängt mit ihren dunklen Riesenfittichen den verbannten General, der in theatralischer Verzückung dem ohrenbetäubenden Lärm des wahlverwandten Niagarafalles lauscht. Ein ungeheurer Aufruhr tobt in ihm. Er schießt alles Wild, das in den Bereich seiner Büchse kommt. Er rottet den Stamm der Schwarzfußindianer aus. Von einem bis zum Wahnsinn gesteigerten Vernichtungsdrang angetrieben, kehrt er nach Europa zurück, um den „bösen Hund" Napoleon zu zertreten und an der Spitze eines fremden Heeres in sein räudiges Vaterland einzuziehen. Auf den Recknitzer Höhen bei Dresden reißt eine französische Kanonenkugel dem Unseligen beide Füße vom Leibe. Aber noch als Gespenst führt er die Reihen der Verbündeten an und scheucht Bonaparte aus dem Schlaf . . .

Klabunds Moreau wirkt an manchen Stellen annähernd wie ein in der Küche des Expressionismus gesottener Buffalo Bill. Er ist ein Kraftmensch von gewaltigem Format, der Taten der Rache und des Edelmutes vollbringt. Er erobert in sechs Monaten zehn Festungen. Er galoppiert mit einer Kavalleriedivision über den gefrorenen Zuydersee. Sein Rückzug durch den Schwarzwald ist eine der großartigsten Unternehmungen in der Kriegsgeschichte aller Zeiten. Er zieht für die beleidigte Gerechtigkeit den Degen. Er rettet einem kriegsgefangenen feindlichen Saldaten schwimmend das Leben. Er läßt einen toten Igel feierlich bestatten in einer kleinen Kiste . . . Aber es gelingt Klabund nicht, den schwankenden Charakter seines Helden mit den Mitteln einer überlegenen physychologischen Kunst so unanfechtbar zu erläutern, daß in der Vorstellung des gläubigen Lesers ein lückenloses Bild sich malt. Sein Moreau ist ein eigensinniger und einigermaßen kindlicher Theaterheros, der sich weniger von seinem Hirn als von seinen Muskeln und Nerven leiten und — verleiten läßt. Der Dichter sucht krampfhaft eine psychologische Formel und greift zu diesem Ende wiederholt nach dem billigen Behelf des Selbstgesprächs. Seinen Freunden, die ihn zum Konsul machen wollen, antwortet Moreau: „Ich bin Soldat. Nur Soldat. Verstehe mich nicht aufs Regieren. Nehmt den kleinen Korporal." Und zu sich selbst sagt er: „Ich habe nur eine Tugend: die soldatische. Und alle Fehler: die soldatischen." Und: „Ich bin ein Feldherr. Kein Weltherr." Und als Bonaparte ihn verdrängt, tröstet er sich mit der fatalistischen Erkenntnis: „Mich hat der Vogel Zeit in ein falsches Nest gelegt . . ." Im übrigen stürzt sich Klabund voll fröhlicher Schaffenswut auf alle lyrisch fruchtbaren Stationen im Lebensgang seines Helden, den er auf die Weise zu einem selbstbewußten und wohl auch selbstgefälligen Träger theatralisch aufgebauschter Empfindungen stempelt. Er wendet dabei mit wechselndem Glück die stilistischen Errungenschaften des Expressionismus an, ohne mit dessen letzten Gründen und Abgründen vertraut zu sein. Er schildert Moreaus Feldzüge mit hinreißendem Schwung und streut in den dunklen Strom des weltgeschichtlichen Geschehens intime Episoden von blumenhafter Schönheit. Und doch erreicht sein lyrisches Pathos, so sehr es sich reckt und mit den Flügeln schlägt, niemals die hohe Sicherheit des Fluges!

Strenge Patrioten werden es dem Dichter verargen, daß er just jetzt den Roman eines Franzosen geschrieben hat, und werden ihn steinigen wegen des Satzes: „Eine Deutsche kann einem schon Magenbeschwerden verursachen." Ich tadle ihn, weil er mit knabenhaftem Uebermut sein reiches Können vergeudet und mehr nach dem Glück des Erfolges als nach seinem Werke zu trachten scheint. Er möge immerhin wie ein Verliebter Sonne, Mond und alle Sterne in die Luft verpuffen, aber er prüfe sich genau, ob seine Liebe einer Göttin oder einer leichten Dirne gilt!

Dr. Hans Harbeck.

Walter Georgis Kriegsbilder. Walter Georgi versteht, die Gegenstände seiner Darstellung plastisch herauszugeben und sie groß und greifbar erscheinen zu lassen. Er arbeitet viel mit hellen bis weißen Flächen, die den Blick auf sich ziehen und die Figuren unterstreichen und vergrößern. Seine Porträts stehen fast immer gegen einen ganz hellen Hintergrund. Er vereinfacht bis zum Dekorativen und isoliert dadurch das, worauf es ankommt. Wirkliche Monumentalität aber wird nicht erreicht. Seine Art macht jedoch die Bilder sehr einprägsam und daher wirkungsvoll. — Heute befindet er sich unter den Kriegsmalern, wie eine Ausstellung im Kunstverein zu Hamburg zeigt. Und auch hier finden wir ihn seiner Art treu geblieben. Was er uns zeigt ist gut, schlicht und einprägsam. Und doch ist es nicht das, was wir von heutigen Kriegsbildern erwarten. Wir haben Kriegsbilder von Wilhelm Schreuer und von Fritz Erler gesehen, die uns ein stärkeres Miterleben des Krieges vermitteln als Georgi. Dort fühlten wir etwas von der Unrast, der Unheimlichkeit, der Unberechenbarkeit, dem Elementaren des Geschehens; die Bilder von Schreier und Erler hatten etwas Unmittelbares, Fortreißendes. Hier dagegen erscheint uns alles durch die künstlerische Berechnung zu sehr gesiebt, so daß von der fortreißenden Unmittelbarkeit zuviel abgestreift ist. Das Charakteristische des heutigen Krieges ist so sehr abgeblaßt, daß die Bilder durchweg nicht notwendig dem heutigen Kriege zugesprochen werden müßten. Und noch eins: Der Künstler verlegt sich zu sehr auf die sentimentale Seite der Ereignisse, als daß wir von dem Elementaren, Massenhaften, schrecklich Großen etwas spürten. Die Bilder bleiben im Genre, im Einzelfall stecken. Denken wir z. B. an das Bild: „In den Trümmern." Daraus würde ein anderer vielleicht ein Symbol der ganzen Kriegszerstörung machen, daß wir im Kleinsten die Wucht des Großen spüren müßten. Worauf geht aber Georgi hinaus? Ein Weib in roter Bluse, die sich sehr schön abhebt gegen die graue, öde Umgebung, sucht in gebückter Haltung an der Erde zwischen den Trümmern nach verschütteten Habseligkeiten. Wir finden ein großes Motiv umgebogen ins Anekdotische, Weichliche, und werden wohl gerührt, aber nicht erschüttert. Vor einem anderen Bilde: „Auf der Suche nach dem Sohn" werden wir ergriffen von dem wirklichen, schmerzvollen Suchen der Mutter unter den Gefallenen, die Nacht hilft den Eindruck des Schmerzes vergrößern. Aber es bleibt wieder im Einzelfall stecken. Es hat keine seelische Perspektive auf die ungeheure, unausdenkbare Massenhaftigkeit der durch den heutigen Krieg gerissenen Seelenwunden. Und so geht es auch, wo uns Georgi geradeswegs in den Krieg hineinführt. „Einschlagende Granate", das Stürzen der Pferde und das Aufbäumen des erschreckten Tieres, das von dem Soldaten kaum gehalten wird, ist an sich sehr glaubhaft und kräftig gegeben. Es ist aber auch wieder alles, man spinnt den Faden nicht weiter. Es fehlt der Zwang des Eindruckes, daß wir es nur mit einem Funken des großen Brandes zu tun haben. — Das wird für heutige und künftige Kriegsmaler die Hauptsache sein, so zu schaffen, daß wir über das Dargestellte hinausschauen ins große Furchtbare. Dieses selbst zu gestalten sich unmöglich, einzelne anekdotische Szenen geben, ist zu wenig; aber in einzelnen Zügen das Ganze ahnen zu lassen: äußeres Ereignis und innere seelische Verfassung der Mitwirkenden, das ist die Aufgabe. Will jemand uns den interessanten schönen oder grausigen Einzelfall zeigen, so können wir an sich nichts dagegen haben. Es ist aber dann eben nichts Neues und nichts Höchstes. Das ist nur da, wo wir das Ganze, das Wesentliche bis zur Erschütterung ahnen. Andreas Sönnichsen.

Franz Karl Endres, kais. ottom. Major a. D. Das Kriegsbuch. Eine Einführung in das Verständnis strategischer und taktischer Vorgänge. München und Leipzig, Seybolds Verlag. (1,20 M.)

Der Krieg läßt das deutsche Volk auf immer neue militärische Fragen Antwort verlangen. Major Endres, der aus dem bayerischen Generalstab hervorgegangen ist und aus der Türkei mit schwerer Krankheit zurückkehren mußte, hat in diesem Büchlein von 141 Seiten alles zusammengestellt, was einen militärisch interessierten Laien in die Fragen von Taktik und Strategie einzuführen vermag. Er behandelt in 9 Kapiteln „Strategie und Taktik", „die strategische Operation", „Landungen, Gebirgsoperationen, Festungen", „Befehlstechnik und Hilfsmittel der Strategie", „Taktisches", „Die Schlacht", „Das Gefecht", „Zum Verständnis seetaktischer Vorgänge", „Psychologische Elemente". Das alles ist aus der Fülle der neuen Erfahrungen geschöpft und doch zugleich überall auf kriegsgeschichtlicher Grundlage aufgebaut. Ein Register am Schluß bietet alle Schlagworte, die der Krieg bringt, so daß man von der Zeitung oder von anderen militärischen Schilderungen sofort zu diesem Ratgeber greifen kann. Das Büchlein sei aufs wärmste empfohlen! Es ist zudem so billig, daß man es mit doppelter Freude tun kann.

Leipzig. Prof. Dr. W. Goetz.

Deutsche Zeichenkunst 1917. Die Bilder des vergriffenen 9. Jahrganges des Kalenders „Kunst und Leben". Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf. In Mappe 3 M.

Diese überaus schöne, gar nicht genug zu preisende Mappe enthält auf Einzelblättern 53 Zeichnungen und Originalholzschnitte von Bauer, Egger-Lienz, Fidus, Liebermann, Slevogt, Ubbelohde, Volkmann, Steinhausen, Hans am Ende, Ortlik, Cissarz, Otto Greiner (†), Hugo Steiner-Prag, Reifferscheid, Kubin u. a. Die Auswahl, die höchstes Lob verdient, rechtfertigt den stolzen Titel: Deutsche Zeichenkunst. Als ich die Mappe zur Hand nahm und ein Blatt nach dem andern anschaute, dann wieder zu diesem und jenem zurückkehrte: da empfing ich einen reinen, den Menschen ganz erfüllenden Eindruck von Deutschheit, daß ich andächtig und froh wurde und voll Vertrauen. Da ist ein Bild von visionärer Kraft: Friedrich II. in Straßburg 1740, von Josef Sattler: von einem dunkel dämmernden Hintergrund von Häusern hebt sich hell und licht der Kopf des jungen Friedrich ab, geheimnisvoll den Genius Goethes an seine Seite rufend: die Verheißung einer deutschen Welt! Daneben des alten Storm Kopf von Bauer, Luthers Kopf, in Holz geschnitten von Bossert; weiter: Vorfrühling von Hans v. Volkmann, Wanderlust von Paul Horst-Schulze, Taunuslandschaft von Philipp Franck; auch Bilder vom Kriege, doch überwiegend Bilder des Friedens; immer — wunderbar ergreifend und beglückend — geläuterter und gesammelter Ausdruck deutscher Art. Es ist zu wünschen, daß diese Bildermappe, die ein organisches Ganzes ist, weiteste Verbreitung finde, damit sie vielen Menschen — vor allem denen im Schützengraben eine Quelle der Kraft und des Glaubens werde.

Die genannte Mappe ist ein teilweiser Neudruck von Bildern des prächtigen Kalenders „Kunst und Leben", der schon vor Weihnachten vergriffen war. Könnte sich der Verlag nicht zu einer Neuherausgabe des ganzen Kalenders entschließen? Bei dieser Gelegenheit soll auf die großen Verdienste hingewiesen werden, die sich der Verlag Heyder durch die Herausgabe seiner ebenfalls diesem Kalender entnommenen Postkarten erworben hat. Es sind mehrere Reihen zu 12 Stück für 60 Pf. erschienen, die zu unseren vornehmsten und wirkungsvollsten Waffen im Kampf gegen den Postkartenschund zählen. F. Oswald.

Briefkasten

An die Leser: Naumanns neueste Reichstagsrede „Auf dem Wege zum Volksstaat" wird wieder im Format einer kleinen Broschüre 20 Seiten stark in den nächsten Tagen in unserem Verlage erscheinen. Das einzelne Heftchen kostet 15 Pf. und 8 Pf. Porto, 10 Hefte 1,20 M. und 20 Pf. Porto.

Herrn Bauer oder Rauer, der aus dem Felde um ein englisch-deutsches Taschenwörterbuch geschrieben hatte, bitten wir um seine Adresse. Es fehlt jede Angabe.

Einige Kosmos-Jahrgänge hat eine Freundin der „Hilfe" für Feldleser unentgeltlich abzugeben. Wir fragen an, wem damit gedient wäre.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Pfr. T. in B., **1,20 M.:** Frl. R. in B., **5 M.:** Lt. d. R. St. im Felde, **12 M.** für verkaufte alte „Hilfe"-Jahrgänge.

Bücher für Armee, Marine und deutsche Gefangene: A. S. in Frankfurt a. M.: 4 Bücher, Frau Prof. S. in Eisenach: 1 Zusammensetzspiel, 2 Bücher und viele Zeitschriften, H. B. in Stuttgart: 19 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Einem Teil der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des **Rembrandt-Verlag, Oberweimar i. Thür.** bei, der eine interessante Auswahl seiner Werke enthält. Wer den Prospekt nicht empfangen hat und ihn zu sehen wünscht, kann ihn direkt vom Verlag in Oberweimar verlangen.

7. Juni 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 6683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 23

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile und Paul Göhre, M. d. R.:** Die Friedenspolitik der Sozialdemokratie. — **Dr. Paul Rohrbach:** Schewtschenko, der Erwecker der Ukraine. — **Pannonicus:** Mitteleuropa und die ungarische Krise. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Die Neuorientierung und die Frauen. — **Paul Schubring:** Samarra. — **Hans Ostwald:** Unser Kriegsgarten. — **Gottfried Traub:** Selbstgefühl. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonnabend, 26. Mai.

Durch die Torpedierung eines Schiffes „Tijuka" ist in Brasilien eine kriegsfreundliche Stimmung im Wachsen. Der Minister der Auswärtigen, Nilo Pecanha, sagt: „Brasilien braucht Deutschland nicht den Krieg zu erklären. Es muß sich darauf beschränken, den Kriegszustand anzunehmen, welchen die Umstände ihm tatsächlich auferlegen. Wir müssen der Organisation unseres Heeres und unserer Flotte volle Aufmerksamkeit widmen, besonders für den Fall unserer Mitwirkung bei dem Sicherheitsdienst im südlichen Atlantischen Ozean." Die Folgen einer brasilianischen Kriegserklärung sind besonders wichtig für die zahlreichen in Brasilien angesiedelten Deutschen. Auch wenn Brasilien zurzeit als Angriffskraft nicht in Betracht kommen dürfte, so können wir unsererseits nicht wünschen, daß die Zahl der im Weltverband zusammengehäuften Gegner immer noch wächst. Eine verstärkte Rüstung Brasiliens würde gleichzeitig auch als Anfang einer Militarisierung aller südamerikanischen Staaten angesehen werden müssen.

Die Stockholmer Zeitung „Aftonbladet" bringt aufsehenerregende Mitteilungen über die Bedrohungen der russischen Regierung durch Engländer und Japaner, die allerdings noch der Bestätigung bedürfen. Im Falle der russische Staat dem Zehnmächteverband nicht treu bleiben werde, seien Abmachungen getroffen, daß Japan die Mandschurei und das östliche Sibirien möglicherweise bis zum Baikalsee erhalten solle, wogegen es sich verpflichte, nach Bedarf 300 000 Mann zur Herstellung der Ordnung in Rußland zu entsenden. Archangelsk sei durch die Engländer und Charbin durch die Japaner besetzt, ebenso sei der Hafen Wladiwostok in japanischen Händen. England suche den Hafen Alexandrowsk in seinen Händen zu halten und habe auch englische Pläne auf Estland und Livland nicht aufgegeben. — Nach Mitteilungen der „Vossischen Zeitung" aus Stockholm waren bis zum 15. Mai den russischen Ministerien Kongreßbeschlüsse auf Einrichtung von nicht weniger als 18 selbständigen Sonderrepubliken in europäischen und asiatischen Rußland zugegangen. Ernsthafte Erklärungen kommen aus der Ukraine, von den Litauern, aber auch aus Westsibirien, Ostsibirien und der Amurprovinz. Die Kalmücken wünschen staatliche Selbständigkeit auf Grund des kalmückischen Gewohnheitsrechtes; die donischen Kosaken verlangen die alte Kosakenrepublik; in Kasan fanden Besprechungen von Tatarendelegierten statt, die die Wiederherstellung der staatlichen Grenzen des alten, von den Russen unter Iwan dem Grausamen vernichteten Tatarenreiches fordern. Auch die Grusier, Sarten und beßarabischen Moldauer verlangen Autonomie. Einzelne Plätze wie Kronstadt und Schlüsselburg weigern sich, der gegenwärtigen Regierung dienstwillig zu sein.

Sonntag, 27. Mai.

Das Pfingstfest veranlaßt in den Kirchen und Zeitungen vielerlei Betrachtungen über das Verhältnis des christlichen Geistes zu der Geistesverfassung der kämpfenden Menschheit. Während auf der einen Seite die Vertreter des Christentums sich restlos in den Dienst der streitenden Nationen stellen, bemühen sich andere Kräfte, das Christentum in seinem übernationalen und überstaatlichen Charakter zu erhalten. Dazwischen finden sich zahlreiche und nicht immer klare mittlere Haltungen. Die äußerste Kriegsanspannung wird ebenso mit christlichen Beweggründen gefordert wie ein bedingungsloser Friede. Dabei kann man den Eindruck nicht los werden, daß in dieser Frage ein großer Unterschied zwischen alttestamentlicher und neutestamentlicher Auffassung vorhanden ist. Das Neue Testament entstand in einem Zeitalter matt gewordenen Nationalsinnes und enthält keine kräftigen Hinweise auf aktive staatliche Pflichten. Alle christlichen Konfessionen sind durch den Krieg auseinandergerissen.

Die großen Schlachten am Isonzo und auf der Karsthochfläche dauern fort. Erst allmählich enthüllt sich der gewaltige Umfang der von den Italienern im vergangenen Halbjahr getroffenen Vorbereitungen. Das Trommelfeuer ist zu einem einzigen rollenden Toben geworden. Immer wieder wird der Monte Santo umkämpft. Fabelhaftes Heldentum auf beiden Seiten.

Montag, 28. Mai.

Täglich werden neue Versenkungen von Schiffen gemeldet, und soweit wir aus englischen Nachrichten schließen können, wird die Zahl der Versenkungen im Mai noch größer werden, als sie im April gewesen ist. In der französischen Kammer sagte der Abgeordnete Cels: „Wenn Sie die Ziffer der Schiffsversenkungen der letzten vier Monate mit dem vergleichen, was uns der Marineminister in der letzten Geheimsitzung erklärte, werden Sie die ganze furchtbare Verantwortung des Mannes erkennen, der dort auf dieser Ministerbank sitzt. Bis zum dritten Vierteljahr 1916 konnten wir noch das Gleichgewicht zwischen den Versenkungen und den Neubauten halten; aber seitdem ist die Lage wahrhaft ernst geworden. Die ganze Welt kann uns höchstens 1 200 000 To. neuen Schiffsraum im Jahre liefern. In dem Augenblick, wo die Torpedierungen 300 000 To. im Vierteljahr überschritten, wurde die Situation kritisch. Deutschland braucht keine überseeische Zufuhr, wir aber sind auf die Einfuhr von Stahl und Kohlen angewiesen, so daß unsere Kriegsfabrikation gefährdet ist. England braucht zum Unterhalt seiner französischen Front gewaltigen Frachtraum. Da England nicht genügend Erze nach Frankreich schaffen kann, ist es jetzt gezwungen, die französischen Wälder auszubeuten." Der Abgeordnete Garat teilte mit, daß von der französischen Kriegsflotte verloren seien: 4 Schlachtschiffe, 3 Panzerkreuzer, 2 Hilfskreuzer, 9 Torpedoboote. Diese mußlosen Verluste der französischen Kriegsflotte kämen denen einer

großen Seeschlacht gleich. — Das französische Landwirtschaftsblatt „Messager Agricole" sagt: Der in den letzten Zügen liegenden Landwirtschaft werden ihre letzten Arbeiter genommen. Es muß offen gesagt werden, daß das Volk diese Entziehungen nicht mehr ertragen kann. Es müssen sofort 200 000 bis 300 000 Mann der alten Jahrgänge entlassen werden, um die Felder wieder in Kultur zu bringen. — In Paris gibt es beträchtliche Ausstandsbewegungen von Arbeiterinnen in den Militär-Bekleidungsfabriken und auch von Bankangestellten. Man darf zwar bei allen diesen Nachrichten nicht vergessen, daß das, was in Paris und London über die deutschen Zustände gemeldet wird, mindestens so bedenklich klingt wie das, was wir von drüben hören; aber immerhin ist eine wachsende materielle Notlage der westlichen Hauptgegner unverkennbar.

Dienstag, 29. Mai.

Während des Pfingstfestes sind in Ungarn und am Kaiserhof in Wien die Verhandlungen über die Nachfolge des Grafen Tisza fortgesetzt worden. Heute früh heißt es, daß Graf Julius Andrassy mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut sei. Er habe eine längere Besprechung mit dem Erzherzog Josef gehabt, der nicht mehr als kommender Ministerpräsident, sondern als Vermittler zwischen Krone und Parlament angesehen wird. Es dürfte nicht ganz leicht sein, eine hinreichende Mehrheit auf den Namen des Grafen Andrassy zusammenzubringen.

Der Deutsche Kaiser hat im Verlauf der letzten Woche kämpfende Truppen an der französischen Front besucht und aufmunternde Ansprachen gehalten.

Die Italiener geben an, daß sie vom 15. bis 26. Mai 22 450 Gefangene gemacht haben, darunter 487 Offiziere. Die Oesterreicher melden, daß seit Beginn der 10. Isonzoschlacht über 13 000 unverwundete Italiener an Gefangenen eingebracht sind. Beide Ziffern sind deutliche Beweise vom gewaltigen Umfang der Kämpfe. Daß die Zahl der gewonnenen Gefangenen auf italienischer Seite größer ist als auf österreichisch-ungarischer, entspricht einer Erfahrung, die auch wir an unseren Westfronten machen, daß nämlich der Angreifer im ersten Ansturm die Besetzungen der vorderen Linie überrennt. Auf seiner Seite sind dann beim Anprall an die weiter rückwärts liegenden Hauptstellungen die größeren Verluste an Toten und Verwundeten. Der österreichisch-ungarische Kriegsbericht hebt die unübertroffene Tüchtigkeit aller Heeresteile hervor und fügt daran folgende Worte: Eine der wesentlichsten Vorbedingungen siegreicher Abwehr ist die reiche Ausstattung des Verteidigers mit Geschützen, Maschinengewehren, Schießbedarf und technischem Kriegsgerät. Wenn es dem Feinde am Isonzo in 16 Schlachttagen nicht gelang, einen irgendwie in die Wagschale fallenden Vorteil zu erringen, so gebührt reicher Anteil an dem Erfolge den Tausenden von Männern und Frauen, die in den Rüstungswerkstätten des Hinterlandes, von vaterländischem Geist erfüllt, treu und unverdrossen schwerer, aber für das Feldheer ausschlaggebender Arbeit obliegen.

Ich werde in den nächsten Wochen fern von Berlin sein. Inzwischen wird wieder, wie bisher immer in ähnlichen Fällen, Freund Helle die Chronik fortführen.

Mittwoch, 30. Mai.

Ein deutsches Flugzeuggeschwader hat einen Angriff auf die Südostküste Englands, insbesondere auf Dover, mit einem selbst von „Reuter" nicht bestrittenen schönen Erfolge durchgeführt. „Reuter" verschweigt freilich, daß es sich um die Seefestung Dover handelt, den Haupthafen des gesamten Nachschubes für die Verschiffung über den Kanal. „In einer Stadt," so heißt es schamhaft, seien schwere Beschädigungen angerichtet und an 100 Personen getötet oder verletzt worden.

Die Isonzoschlacht ist nach einem ruhigeren Pfingstsonntag zum dritten Male aufgeflammt. Die österreichischen Truppen haben den furchtbarsten Angriffen eisern standgehalten, keinen Fußbreit Bodens verloren, den Gegnern schwere blutige Verluste beigebracht und die Zahl der unverwundeten Gefangenen auf 14 500 erhöht.

Der Parteitag der französischen Sozialisten hat nach einem überaus stürmischen Verlauf mit einem unbestreitbaren Siege der bisherigen Minderheit geendet. Die „Regierungssozialisten", an der Spitze die Renaudel, Sembat, Guesde haben sich nicht durchzusetzen vermocht. Man will die Stockholmer Konferenz beschicken und hat sich auch bereit erklärt, sich an der Konferenz zu beteiligen, die von dem russischen Arbeiter- und Soldatenrat geplant wird. — Die nationale Presse Frankreichs spricht jetzt von Vaterlandsverrat der Sozialisten. Ein Gerede, das lächerlich erscheinen würde, wenn wir nicht das genau passende Gegenstück bei uns in Deutschland hätten.

Donnerstag, 31. Mai.

Brasilien scheint jetzt endgültig dem nordamerikanischen Drucke erlegen zu sein. Die Kammer hat den Gesetzentwurf angenommen, durch den die „Neutralität aufgegeben, die Verwendung der deutschen Schiffe, die in brasilianischen Häfen liegen, gestattet und die Regierung ermächtigt wird, Maßnahmen zur Verteidigung der Schiffahrt zu treffen".

Von Kriegsbeginn bis zum 31. Mai 1917 sind an Kriegsschiffen der Feinde — Hilfskreuzer usw. nicht mitgerechnet — 252 Fahrzeuge von 890 765 To. vernichtet worden. Darunter befinden sich allein an englischen Verlusten 12 Linienschiffe, 17 Schlacht- und Panzerkreuzer, 18 geschützte Kreuzer, 67 Torpedoboote, 28 Tauchboote und 13 Tauchbootjäger. Zu diesen reinen Kriegsschiffsverlusten kommen noch reichlich 200 000 To. vernichteter — meist englischer — Hilfskreuzer.

Der österreichische Reichsrat hat gestern seine erste Sitzung abgehalten. Der Abgeordnete Dr. Groß wurde zum Präsidenten des Hauses gewählt. Die ordentliche Sitzung begann mit einer grundsätzlichen Rechtsverwahrung der Tschechen. Sie verlangten die Aufhebung der dualistischen Staatsform und die Umwandlung der Monarchie in einen Bundesstaat von freien und gleichberechtigten nationalen Staaten. Die Tschechen und die Tschechoslawen, gemeint sind die Slowaken, müßten zu einem demokratischen Staatswesen vereint werden. Dementsprechend forderten dann auch die Vertreter des südslawischen Klubs die Vereinigung aller von Slowenen, Kroaten und Serben bewohnten Gebiete der Monarchie zu einem selbständigen, von jeder nationalen Fremdherrschaft freien Staatswesen auf demokratischer Grundlage. Der deutsche Nationalverband hat diese Herausforderung der Slawen sofort mit einer Gegenerklärung beantwortet, in der er es aufs schärfste ablehnt, daß die Millionen von Deutschen in den Sudetenländern gegen ihren Willen in ein neues staatliches Gebilde eingezwängt werden, und in der er mit gleicher Entschiedenheit gegen die südslawischen Forderungen Widerspruch erhebt. Mit Recht weist er darauf hin, daß jetzt aller Anlaß sei, am Neubau des Staates im Sinne seiner Einheitlichkeit und Geschlossenheit zu arbeiten. Man dürfe jetzt nicht Zeit und Kraft in einem Streite vergeuden, von dem erwiesen sei, daß er zu nichts führe. „Jetzt mehr als je haben sich alle dem Staate unterzuordnen. Wir Deutschen tun dies."

Kaiser Karl hat in seiner Thronrede, die er bei der feierlichen Eröffnung des Reichsrats gehalten hat, ein klares und entschiedenes Bekenntnis zum konstitutionellen Gedanken abgelegt und zum „Geiste jener wahren Demokratie, die gerade während des Sturme des Weltkrieges in den Leistungen des gesamten Volkes an der Front und daheim die Feuerprobe wunderbar bestanden" habe. Für „das große Nachbarvolk im Osten, mit dem uns einstens eine alte Freundschaft verband", fand der Kaiser kluge Worte, voll Verständnis für den neuen Geist, der in Rußland sich durchzusetzen begonnen hat, voll Bereitschaft, jeden „Streit zu begraben gegenüber jedem, der die Absicht hat, die Gruppe der Mittelmächte zu bedrohen, ehrlich aufgibt", aber auch voll fester Entschlossenheit, „in treuer Gemeinschaft mit dem altverbündeten Deutschen Reiche und den Bundesgenossen, die unsere gerechte Sache im Laufe des Krieges gewonnen hat, ein gutes Kriegsende, das wir gern dem Durchbruch der Vernunft danken möchten, nötigenfalls mit der Waffe zu erzwingen".

In Rußland hat ein „Kongreß der Frontvertreter" eine

Digitized by Google

Entschließung angenommen, nach der das „Heer in den Schützengräben erklärt, es sei unumgänglich nötig, alle Maßnahmen zu ergreifen, um so schnell wie möglich dem internationalen Gemetzel ein Ende zu machen und einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu schließen".

Auch die englischen Sozialisten haben sich jetzt nach dem Vorgange der Franzosen zur Beschickung der Stockholmer Konferenz entschlossen.

Freitag, 1. Juni.

Die deutsche Regierung bewilligt den neutralen Schiffen, die in englischen Häfen liegen, abermals einen Termin für die Durchfahrt durch das Sperrgebiet. Die englische Regierung hat bei beiden früheren Terminen, zuletzt am 1. Mai, vielen neutralen Schiffen das Auslaufen unmöglich gemacht. Die Folge waren große Versorgungsschwierigkeiten in den betreffenden Ländern. Da wir im Gegensatz zu unseren Feinden, die den Neutralen mit Boykott drohen, den Krieg mit möglichster Schonung der neutralen Interessen führen, hat sich unsere Regierung trotz ernster militärischer Bedenken entschlossen, den neutralen Schiffen, die bestimmte Abzeichen führen und bestimmte Wege einschlagen, die Fahrt aus den englischen Häfen durch das deutsche Sperrgebiet für den 1. Juli freizugeben.

In Frankreich tobt die nationalistische, ja mit Ausnahme der sozialistischen, fast die gesamte Presse gegen die Beteiligung französischer Delegierten an der Stockholmer Konferenz. Man fordert in Parlament und Presse von der Regierung, daß sie den Delegierten die Pässe verweigere. Bei uns ist nur ein kleiner, freilich stark lärmender Teil des Volkes so nervös, daß er Angst vor dem Eindruck der sozialistischen Friedensbesprechungen hat. Es spricht nicht für das Kraftbewußtsein und die Siegeszuversicht des französischen Volkes, wenn die Nervosität dort schon so ganz allgemein zur Kopflosigkeit geführt hat.

Sonnabend, 2. Juni.

Im Mai sind im Westen von unseren Truppen rund 13 000 Gefangene gemacht worden. Die Engländer veröffentlichen gleichfalls das Gesamtergebnis für Mai und berichten dabei von 3412 Gefangenen, die sie gemacht haben. Ein französischer Sammelbericht liegt nicht vor. Immerhin spricht die Gegenüberstellung der deutschen und englischen Gefangenenziffern eine deutliche Sprache.

Die große englisch-französische und die italienische Frühjahrsoffensive können jetzt wohl als endgültig gescheitert betrachtet werden. Der Kaiser hat recht, wenn er eine Meldung Hindenburgs, daß die Kämpfe im Westen zu einem gewissen Abschluß gekommen seien, zum Anlaß nimmt, um in Telegrammen an den Kaiser von Oesterreich und die Deutsche Kaiserin seinen und des deutschen Volkes Dank für die Großtaten der deutschen und der verbündeten Truppen zum Ausdruck zu bringen. — Während die Frühjahrsoffensive der Feinde im Versanden ist, mehren sich bereits die Zeichen, daß die Feinde — diesmal einschließlich der Russen — eine ganz große und allgemeine Offensive auf allen Fronten für den Sommer vorbereiten. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" spricht davon, daß die Engländer zugleich eine Offensive zur See planen. Möglich, daß das holländische Blatt die Dinge richtig sieht. Der ständig wachsende Verlust an Schiffsraum macht sich bei der Nahrungsversorgung und der Kohlen- und Rüstungsversorgung der feindlichen Völker und Heere allmählich doch so bedrohlich geltend, daß man, da man nun einmal in die Notwendigkeit eines Verständigungsfriedens sich noch immer nicht finden kann, mit allen Mitteln und verzweifelter Kraftanstrengung eine schnelle Entscheidung mit den Waffen anstrebt.

In Frankreich hat nun die Regierung den Delegierten der Stockholmer Konferenz tatsächlich die Pässe verweigert. Herr Ribot hat dem Sturm der Nationalisten nicht widerstehen können. Er sagte in einer stürmisch bejubelten Kammerrede, daß Frankreich den Frieden nicht aus den Händen einer Partei nehmen könne; der Friede könne nur aus dem Siege hervorgehen. — Dann wird also Herr Ribot bis zum deutschen Siege warten müssen, wenn nicht vorher die Völker Frankreichs und seiner Verbündeten über die Köpfe ihrer derzeitigen Regierungen hinweg die Hand zum Frieden der Verständigung ausstrecken, die ihnen von deutscher Seite oft und deutlich genug geboten worden ist.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Freitag, 25. Mai.

Es scheint, als ob der deutliche Satz auf dem grünen Plakat der Bahnhöfe „Pfingstreisen haben zu unterbleiben" gewirkt hat. Der Verkehr ist mit dem sonst üblichen gar nicht zu vergleichen.

Im preußischen Finanzministerium schweben Verhandlungen über Einführung einer Ledigensteuer als Zuschlag zur Einkommensteuer. Auch die unverheirateten Frauen sollen — mit Recht! — in diese Steuer einbezogen werden.

Sonnabend, 26. Mai.

Im Heer soll die Vollstreckung des strengen Arrestes durch Anbinden in Fortfall kommen — eine Strafe, von deren Anwendung man zu Hause immer mit tiefstem Unbehagen gehört hat.

Zwischen Deutschland und der Schweiz ist eine neue Ausfuhrvereinbarung zustande gekommen, der zufolge in den Monaten Mai bis Juli für 18 Millionen Franken Schweizer Erzeugnisse nach Deutschland zugelassen sind, und zwar Silberwaren, Uhren, Spezereien und „Verschiedenes". Deutschland versorgt die Schweiz mit Kohlen und Eisen.

Es ist ein strahlender Vorpfingsttag. An den Türen und Wagen flattern schon die Maienzweige, und die jungen Mädchen hinter den Ladentischen reden von ihren weißen Schuhen und neuen Kleidern. Ob wir im nächsten Jahr den Krieg vergessen dürfen? Vielleicht werden wir dann auch selbst gar nicht mehr ermessen können (wie es kein Nachlebender ermessen kann), in welch seltsamer Weise uns jetzt die Weltgeschichte nah und fern, greifbar und unwirklich zugleich ist. Unter dem Gewitter, das nun seit Jahren seine Ereignisse und Entscheidungen über uns entlädt, leben wir das gleiche Leben, wie unter dem Sonnenschein des Friedens, und viele schauen nur noch gelegentlich zum schweren Himmel auf, so sehr sie alle den dumpfen Druck dauernd fühlen. Und in allem kann man es sehen: in der innerpolitischen Auseinandersetzung wie im persönlichen Verhalten, daß, während das Außerordentliche andauert, die Maßstäbe des Alltags und der Gewohnheit der Menschen Herr werden. Das ist vielleicht die schwerste Disharmonie der aus den Fugen geratenen Zeit.

Pfingsten, den 27. und 28. Mai.

Und dann bezwingt einen doch diese sonnige, frühsommerliche Pfingstfeierstimmung. Daß unter dunkelblauem Himmel das flammende Gerieſel des Goldregens und die festliche Ueppigkeit des Rotdorns um ein kleines Stück Garten und eine weiße Bank so vollkommen entrücken und ausfüllen kann! Nachher kommt es einem wie Fahnenflucht vor. Aber man war wirklich allem fern und so tief in die Sommerschönheit verloren, wie man sich nicht erinnern kann, sie je in sich aufgenommen zu haben.

Und wird nicht vielen gerade aus dieser Zeit und ihrer besonderen Erlösungsbedürftigkeit eine ganz neue, tiefe Beziehung zur Natur bleiben? — es sagen's viele auch von denen, die draußen sind. Eine große Sehnsucht nach Ruhe — nicht im Sinne von müder Tatenlosigkeit, sondern im Gegenteil: nach schöpferischer Ruhe, Vereinfachung des äußeren Lebensstoffes, tiefere Ausschöpfung der inneren Welt, Sammlung zu stärkerem, schwungvollerem und wärmerem Tun —, das scheint viele heute zu erfüllen.

Dienstag, 29. Mai.

Aber die Zeitungen schließen uns wieder dem Weltlauf an. Draußen hat es kein Pfingsten gegeben. In Flandern nicht, und

Digitized by Google

nicht auf dem Meere. Und zu Hause geht die angespannte Arbeit für die Bewältigung der Versorgungsfragen weiter. Eigentümlich ist es, welch ein verschiedenartiges Bild die Mitteilungen über die Verwendung landgebürtiger Städterinnen zur Landarbeit ergeben. Nach einer Anfrage im Reichstag, ob nicht dafür gesorgt werden könne, daß die landgeborenen Städter dem Lande in größerer Zahl als Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt werden, scheint ein starker Bedarf nach solchen Kräften anzunehmen zu sein. Tatsächlich ist z. B. in unserem Korpsbezirk das Angebot z. T. viel größer als der Bedarf.

Der Anteil der Laubenkolonisten an der städtischen Versorgung ist durch eine interessante Umfrage des deutschen Städtetages festgestellt, die sich auf die Förderung des Gemüse- und Kartoffelbaus durch die Städte bezieht. Das Ergebnis, das hinsichtlich der von den Städten abgeschlossenen Anbauverträge sehr interessant ist, zeigt, daß der Laubengarten ein ganz reelles Stück der Versorgungsbasis der Städte geworden ist. So beträgt die Größe der von den städtischen Laubenkolonisten bebauten Flächen z. B. in Breslau 120 Hektar, in Essen 210 Hektar, Mannheim 80 Hektar, München 77 Hektar usw.

Sehr erhebliche Fortschritte macht das Siedlungswesen. In Dresden ist eine große Landsiedlungsgesellschaft mit hohen Kapitaleinlagen (die Stadt Dresden 2 Mill. M., Heimatdank und Landesversicherungsanstalt je ½ Mill. M.) begründet, die auch dem städtischen Kleinwohnungsbau dienen soll. Aehnliche Unternehmungen sind von Mannheim, Glauchau, Düsseldorf in Angriff genommen. Die schlesische Landesversicherungsanstalt hat ½ Mill. Mark für die Ansiedlung von Kriegsverletzten auf Rentengütern zur Verfügung gestellt.

Diese sich langsam aufbauende Zukunftsarbeit, für die sich allenthalben jetzt die Kräfte regen, sich vorzustellen, hat etwas ungemein Tröstliches und Frohmachendes. Mitten in der Zerstörung lebt die Kraft nicht nur zur Wiederherstellung, sondern zum Besseren, Gesunderen ungebrochen fort. An sie kann man sich halten.

Mittwoch, 30. Mai.

Wieder werden schärfste Maßnahmen gegen den Schleichhandel angekündigt, die auch die Privathaushaltungen in vollem Umfang treffen sollen. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Schleichhandel mit Schinken gewidmet werden, der ja u. a. auch durch die dabei erzielte exorbitante Preisbildung die große Gefahr in sich schließt, daß er einen Anreiz zur Mästung trotz Futtermittelknappheit bietet und damit zu neuen gemeingefährlichen Umgehungen.

Für Groß-Berlin wird eine staatliche Verteilungsstelle für die Nahrungsmittel eingerichtet.

Die Arbeitsbeschränkungen im Bekleidungsgewerbe, die seinerzeit infolge des Rohstoffmangels zum Zweck einer gerechten Verteilung der verminderten Arbeit eingeführt wurden, konnten wieder aufgehoben werden. In dieser Aufhebung kommt der allgemein gesteigerte Bedarf an weiblichen Arbeitskräften zur Geltung, der die Zahl der Arbeitslosen im Bekleidungsgewerbe auffog, so daß jetzt ein sehr vermindertes Angebot an Arbeitskräften im Bekleidungsgewerbe dem Bedarf gegenübersteht.

Donnerstag, 31. Mai.

Die Zeitungen frischen die Erinnerungen an die Skagerrak-Schlacht vor einem Jahr auf. Man bedürfte des Anstoßes nicht. Der Morgen, an dem ich vor einem Jahr nach durchfahrener Nacht in Wien mit dieser Nachricht empfangen wurde, ist unvergeßlich wie die große Stimmung, die damals dort alle erfüllte.

Mit tiefster Anteilnahme liest man den Bericht über die Eröffnung des österreichischen Reichsrats.

Nachmittags Parsifal, der auf dem Hintergrunde aller Erlebnisse, inneren Kämpfe und seelischen Bewegungen des Krieges in der Musik gewaltiger und im ausgesprochenen Wort und der dargestellten Handlung unwahrer wirkt als zu anderer Zeit. Wenigstens in manchen Teilen. Man spürt die Unmöglichkeit der Verbindung von Heiligen und Rittern und die tragische Unzulänglichkeit der Mitleidsmoral als Weltanschauung klarer und schärfer — aber um so viel tiefer auch die Schönheit und heilige Notwendigkeit dieses Ideals an einer auf Kampf und Kraft gestellten Welt.

Freitag, 1. Juni.

Man getraut sich schon lange nicht mehr, der ewig schönen Frühsommertage froh zu werden und sieht jede aufsteigende Wolke mit hoffender Erwartung. Es müßte regnen!

Der preußische Kultusminister hat jetzt die Wiederanstellung von Kriegerwitwen als Lehrkräfte an öffentlichen Schulen gestattet, ohne Umstände, sofern sie kinderlos sind, nach Prüfung der persönlichen Verhältnisse durch die Regierung, falls die Frau Kinder hat. Eigentlich seltsam, daß zur Zulassung einer so selbstverständlich zweckmäßigen Maßnahme von der Wiedereinstellung einer beruflich ausgebildeten Witwe noch ein besonderer Erlaß notwendig ist.

Am 1. Juni und am 1. September finden, als Grundlage für die Ernährungs- und Futterwirtschaft dieses Erntejahres, wiederum Viehzählungen statt.

Sonnabend, 2. Juni.

Ein schönes, regenschweres Gewitter scheint heute ganz Nordwestdeutschland heimgesucht zu haben. Es hat mit der letzten Fliederblüte aufgeräumt, aber man sieht die dunkelfeuchten, von Blüten übersäten Wege und Beete mit tiefer Erleichterung.

Die Verschickung der Stadtkinder auf das Land hat einen sehr erfreulich großen Umfang angenommen. Berlin scheint fast seine ganze Jugend im Laufe des Sommers los zu werden.

Wilhelm Heile und Paul Göhre, M. d. R. / Die Friedenspolitik der Sozialdemokratie

Ein Briefwechsel.

Lieber Herr Göhre!

Aus manchem politischen Gespräch, daß wir in letzter Zeit miteinander gehabt haben, ist in mir als stärkster Eindruck die Erinnerung haften geblieben, wie nahe wir uns während des Krieges wieder gekommen sind. Vielleicht war ja der innere Riß, der uns trennte, nie so groß, wie die Kluft, die durch die mehr äußerlichen Tatsachen des politischen Kampfes geschaffen war; aber auch bei solcher Betrachtungsweise ist eines doch als annähernder Faktor neu hinzugekommen. Die sozialdemokratische Partei hat mehr als jede andere Partei durch die Ereignisse und dadurch bedingten Stimmungen vom August 1914 eine Erschütterung erfahren, die sie mit einem Schlage äußerlich und innerlich frei machte von allerlei Fesseln, in denen sie sich verfangen hatte. Es haben doch nicht bloß Männer, die wie Sie erst später aus anderem Lager zur Sozialdemokratie gekommen sind, sondern in gleicher Weise auch solche, die in ihr, ihrer Lehre und ihrer Kampfesart groß geworden sind, tief aufgeatmet, als sie nun endlich den Weg frei fanden für mitwirkende aufbauende Arbeit im Staat.

Sie wissen, daß ich — wie wir um Naumann überhaupt — diese Entwicklung der Sozialdemokratie nicht bloß gewünscht habe, sondern von jeher fest überzeugt gewesen bin, daß sie kommen und daß die sozialdemokratische Partei sich im Falle vaterländischer Not so verhalten werde, wie sie sich tatsächlich verhalten hat. Ich habe es ja auch oft genug zum Ausdruck gebracht, wie hoch ich das Verdienst bewerte, daß sich die Führer Ihrer Partei — und gerade die aus der „alten Schule" — ums Vaterland erworben haben, als sie durch ihr entschlossenes Bekenntnis zur nationalen Lebensgemeinschaft die hinter ihnen stehenden Massen zu gleicher Gesinnung und gleichem Tun fortrissen.

Je länger der Krieg dauert, desto höher ist das vaterländische Verdienst derer, die trotz Hunger und mancherlei Seelennot nicht schwach und mutlos werden.

In letzter Zeit hat sich nun aber manches zugetragen, was den Eindruck erwecken könnte, als ob die Dauer des Krieges den Führern Ihrer Partei, insbesondere Herrn Scheidemann, doch wohl über die Seelenkraft geht. So hoch ich gerade sein Verdienst einschätze, so sehr befremdet mich doch die Art, in der er seine Friedenspropaganda entfaltet. In unserer letzten Unterredung waren wir beide uns darin einig, wie unheilvoll für die deutsche Sache vor dem Kriege und in ihm die alldeutsche Großsprecherei und Großmannssucht gewesen ist und ist; heute aber muß ich Ihnen gestehen, daß nach meinem Urteil das Auftreten Scheidemanns für die Sache Deutschlands sowohl wie für die des Friedens, der er doch dienen will, gerade so schädlich ist. Oft kommt mir der Gedanke, als ob die Gefahr des Rückfalls in alte Gewohnheit, die immer vorlag, schon jetzt, noch mitten im Kriege, ja in seiner entscheidungsvollsten Stunde, schlimme Wirklichkeit werden wolle. Ich erzählte Ihnen ja neulich schon, daß Scheidemann nach Mitteilungen eines Heidelberger Freundes in seiner dortigen Rede über Elsaß-Lothringen erklärt habe, dessen Wiedereinverleibung in Deutschland 1871 sei ein Fehler gewesen. Sie gaben zu, daß diese Aeußerungen bedenklich seien, mochten aber nicht recht glauben, daß Scheidemann sie wirklich in der übermittelten Form getan habe. Jetzt erhalten wir eine Bestätigung. Denn wenn es auch nicht ganz so einseitig zu deutschen Ungunsten klingt, was er nach dem Bericht des Kopenhagener Blattes „Politiken" zu dem dänischen Sozialdemokraten Borgbjerg gesagt hat, so verrät es doch dieselbe Grundstimmung. Mich erinnert das an manche altsozialdemokratische Rede, über die wir uns im Reichstag haben ärgern müssen, weil sie — aus übertriebener Gerechtigkeit — gegen uns selbst Partei nahm und für alle und alles in der Welt mehr Herz, Sinn und Gerechtigkeit hatte, als für die ureigensten deutschen Angelegenheiten. Ich kann mir denken, daß Sie sagen werden, ich solle nicht übertreiben, und ich gebe zu, daß Herr Scheidemann keineswegs solche Reden gehalten hat, wie die, an die ich hier denke. Wohl aber ist Grund vorhanden, besorgt zu sein, daß Scheidemann in den alten deutschen Erbfehler verfällt, für andere mehr Gerechtigkeit zu haben als für uns selbst. Die Art, wie er z. B. das Nationalitätenprinzip anwendet, ob im Osten oder im Westen, scheint sich, wenn Borgbjerg richtig berichtet hat, nicht allzuweit von der Art zu entfernen, die wir sonst nur bei Herrn Wilson oder anderen bewährten Deutschenfreunden gewohnt sind.

Was sagen denn Sie alter Nationalsozialer dazu, der Sie an der inneren Entwicklung Ihrer Partei während des Krieges so viel Freude erlebt haben? Sie können unmöglich einverstanden sein mit einer Agitation, die bei Feinden und Neutralen den Eindruck machen muß, als ob Deutschland der Atem auszugehen drohe. Ich frage Sie nicht, weil ich nun mit einem Male pessimistisch geworden wäre. Mein Glaube, daß die sozialdemokratische Partei eine deutsche Partei ist, wie jede andere, ist durchaus nicht erschüttert; ich wundere mich nur, daß Männer wie Sie, Heine, Südekum, Lensch, David, Hänisch und viele andere nicht mehr Veranlassung nehmen, angesichts solcher Aeußerungen Ihres Parteiführers um so ausdrücklicher den deutschen Standpunkt zu betonen.

Ich habe immer gehofft, daß die Entwicklung, die den Liberalismus und die Sozialdemokratie in ganz [illegible]en und entscheidenden Stunden einander angenähert hat, nicht bloß für die Dauer und die Angelegenheiten des Krieges anhalten werde. Der Gedanke der deutschen Linken ist nie so nahe seiner Verwirklichung gewesen, wie eben jetzt. Ich weiß, daß dieser Gedanke auch für Sie eine der schönsten Hoffnungen innerdeutscher Politik ist. Eben deswegen meine ich, sollten Sie und Ihre Freunde nicht einfach abseits stehen, wenn Ihre Parteiführung Wege wandelt, die solche Entwicklung zu erschweren scheinen.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir einmal schreiben wollten, was Sie zu meinen Sorgen und Hoffnungen zu sagen haben. Sollten Sie den Wunsch haben, das, was Sie mir antworten wollen, der Oeffentlichkeit zu sagen, so stehen Ihnen, wie Sie ja wissen, die Spalten der „Hilfe" dafür jederzeit gern zur Verfügung.

Mit besten Grüßen

Ihr Ihnen sehr ergebener
Wilhelm Heile.

*

Lieber Herr Heile!

Besten Dank für Ihren Brief. Ich beantworte ihn gern, und stelle ganz anheim, ob sie die Antwort, zusammen mit Ihrem Schreiben, in der „Hilfe" veröffentlichen wollen oder nicht.

Auf die Ausführungen zu Anfang und zu Ende Ihres Schreibens gehe ich, so verlockend es an sich ist, heute nicht ein, darüber vielleicht ein andermal. Ueber dem vielen Gemeinsamen, was uns verbindet, bleibt mir der wesenhafte Unterschied zwischen Ihrer und unserer Bewegung doch deutlich im Bewußtsein: Sie gehören mit all Ihrem stark sozialen Einschlag einer bürgerlichen, ich der proletarischen Klassenorganisation an. Aber freilich, ich bin mit Ihnen ganz davon überzeugt, daß nur engste Waffenbrüderschaft zwischen beiden die politische Reaktion endgültig wird überwältigen können, die nach dem Kriege den letzten Entscheidungskampf um die Erhaltung ihrer Herrschaft beginnen wird.

Heute kommt es mir allein auf die Hauptsache in Ihrem Briefe an: auf die Besorgnisse, die Sie zum Ausdruck bringen, ob die Sozialdemokratie Stange halten, das heißt, auch in den gegenwärtigen entscheidenden Monaten derjenigen Außenpolitik treubleiben wird, die ihre Mehrheit am 4. August 1914 einzunehmen begonnen hat, und insbesondere, ob der eine ihrer Führer, Scheidemann, nicht im Begriffe stehe, meine Partei auf Wege zu drängen, die von jener Haltung allmählich abführen. Sie erklären seine jetzige Friedenspropaganda für „äußerst bedenklich", für „gerade so schädlich, wie die alldeutsche Großsprecherei und Großmannssucht". Ich weiß, daß Sie gegenwärtig in liberalen Kreisen mit solchen Besorgnissen nicht allein stehen. Dennoch möchte ich sie für unbegründet, insbesondere Ihr Urteil über Scheidemanns augenblickliche Taktik, für viel zu weitgehend erklären. Und ich glaube, Ihnen das im nachstehenden überzeugend begründen zu können.

Zunächst noch eine Vorbemerkung: selbst einmal angenommen, Scheidemann wirke gegenwärtig wirklich so verhängnisvoll, wie Sie glauben, so würde auch das die Partei nicht ohne weiteres festlegen. Auch Scheidemann ist in ihr nicht entscheidend; die Zeiten eines August Bebel, der tatsächlich in der Partei allmächtig war, sind für immer dahin. Maßgebend sind allein die Beschlüsse der Parteiinstanzen. Solange in irgendeiner Sache solche nicht vorliegen, kann jeder reden und handeln, wie er es im Interesse der Partei für nötig hält. Sind aber Beschlüsse gefaßt, hat sich auch

Digitized by Google

jeder Führer der Partei ihnen zu beugen. Tut er es nicht, würde ihm das Handwerk gelegt. Ich und alle meine engeren Freunde, von denen Sie einige mit Namen nennen, würden gewiß gegen Scheidemann' schärfsten Einspruch erheben, falls er anders handeln würde, als beschlossen ist. Daß wir es bisher nicht getan, ist Beweis dafür, daß nach unserer Meinung Richtlinien der gegenwärtigen Politik der Partei noch nicht verletzt sind.

Von solchen Beschlüssen kommen hier diejenigen der Reichstagsfraktion und des Parteiausschusses in Betracht. Im Grunde drehen sie sich alle in den drei Kriegsjahren um immer dieselben paar Hauptgedanken: Verteidigung des Vaterlandes bis zum letzten Blutstropfen, Ablehnung jeder Form eines Eroberungskrieges und Herbeiführung eines möglichst raschen und gründlichen Friedens, bei dem die Ehre, die Existenz und Selbständigkeit aller beteiligten Völker respektiert wird. Der letzte, vielumkämpfte Parteiausschußbeschluß hat diese Punkte nur noch einmal kodifiziert, und zwar mittels einer Formel, die der russische Arbeiter- und Soldatenrat geprägt hat: „Wir erklären unser Einverständnis mit dem Kongreßbeschluß des russischen Arbeiter- und Soldatenrats, einen gemeinsamen Frieden vorzubereiten ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen auf der Grundlage einer freien nationalen Entwicklung aller Völker." Man wird zugeben, daß also die Sozialdemokratie sich in ihrer Stellung zu Krieg und Kriegsziel von Anfang bis heute völlig gleich- und treugeblieben ist.

Trotzdem hat man erst in letzter Zeit, und namentlich in konservativen Kreisen, systematisch die Behauptung kolportiert, daß ein Frieden auf solcher Grundlage, ein „Scheidemannfrieden", den Ruin Deutschlands bedeute. Man hat es behauptet, aber nirgends bewiesen. Man kann es auch nicht beweisen. Denn — wie liegen die Dinge? Die Mittelmächte stehen einer Völkerkoalition von 700 Millionen Menschen gegenüber. Sie zu besiegen, ist eine Unmöglichkeit. Gelänge sie doch, so nur mit dem letzten deutschen Mann. Jetzt jedenfalls halten sich beide Parteien noch durchaus die Wage. Die Mittelmächte haben Belgien, Rumänien, Serbien und Montenegro, sowie Teile Frankreichs und Rußlands, die Entente fast ganz Afrika, Arabien und Südmesopotamien besetzt. Die Forderung eines Friedens ohne Annexionen bedeutet nicht nur die Wiederherausgabe der von den Mittelmächten, sondern auch der von der Entente eroberten Länder. Für England aber, unseren grimmigsten und eigentlichen Feind, bedeutet das Zerschlagung seiner neuen, ganze Erdteile umspannenden Weltpolitik. Heute hat der Engländer den Landweg über Frankreich, Portugal, Marokko bis zum Kap, vom Kap bis Kairo, von Kairo bis Indien in seiner Gewalt. Ein Frieden ohne Annexionen zerreißt nicht nur dies gigantische Netz wieder, sondern führt England, in Verbindung mit dem neuen Kriegsfaktor des U-Boots, auch an das Ende seiner schon bisherigen monopolistischen Seeherrschaft. Was dagegen die Mittelmächte aufgeben, ist im Vergleich damit unendlich viel weniger. Sie geben einige Länderstücke auf, die ihrem Volksorganismus doch ewig nur Fremdkörper geblieben wären; sie gewinnen den Machtkomplex eines über den Balkan und Südwestasien ausgeweiteten Mitteleuropas, von der Nordsee bis zum Persischen Golf und behalten ein afrikanisches Kolonialreich, das in der kommenden Zeit verminderten Welthandels rasch größten Wert für sie erhalten wird. Nebenbei bemerkt: gerade im Punkte der deutschen Kolonien hat der Krieg der Sozialdemokratie einen völligen Gesinnungsumschwung gebracht; Unversehrtheit der deutschen Grenzen heißt heute auch für sie zugleich Erhaltung unseres Kolonialbesitzes, sei es in der bisherigen, sei es in einer neuen, aber beileibe nicht entwerteten Gestalt. Aber noch mehr: Frieden ohne Annexionen bedeutet auch die Voraussetzung einer Annäherung des vergrößerten Mitteleuropas an ein innerlich irgendwie umgewandeltes Rußland, schließlich selbst Abschluß eines Bündnisses mit ihm. Wir sind uns heute in Deutschland alle darin einig, daß wir uns den Luxus der bisherigen Zweifrontenpolitik in Zukunft nicht mehr leisten können. Wir müssen uns entscheiden, ob wir mit England oder Rußland einen Ausgleich suchen wollen. Vielmehr, wir haben uns bereits entschieden: die erdrückende Mehrheit des Volkes hält einen solchen nur nach Osten hin für möglich. Ausgleich und Bündnis mit Rußland kommt aber nur durch Verzicht auf jede Amputation desselben durch uns. Ich kann nicht jemanden erst ausbeuteln, der nachher mein ehrlicher Freund sein soll. Nach diesem selbstverständlichen Grundsatz hat 1866 Bismarck dem geschlagenen Oesterreich gegenüber gehandelt, und das hat sich uns doch wahrlich gelohnt. Die gleiche Taktik empfiehlt die Sozialdemokratie jetzt Rußland gegenüber. Auch Rußland ist mehr noch als Oesterreich ein slawischer Staat; auch das russische slawische Volkstum ist dem deutschen wesensnäher als das Angelsachsentum; auch Rußland wird, wie immer die Revolution dort sonst ausgehen mag, ähnlich wie Deutschland und Oesterreich ein Bundesstaat und Staatenbund werden. Ein Frieden ohne Annexionen aber, der für Deutschland und seine Freunde rascheſt einen so geschilderten Ausgang dieses Weltkrieges bringen würde, wäre wahrlich kein Schaden, sondern ein ungeheurer Gewinn für sie. Nur Alldeutsche können den Mut haben, die gegenwärtige sozialdemokratische Friedenspolitik als für Deutschland verhängnisvoll zu erklären.

Aber der Verzicht auf Kriegsentschädigung! Gewiß, auch damit rechnet die Sozialdemokratie. Könnten wir welche erhalten, niemand wäre damit zufriedener als der deutsche sozialdemokratische Arbeiter. Auch das hat Scheidemann gelegentlich ausgesprochen. Aber liegt es damit nicht ähnlich wie mit Eroberungen? Steht hier nicht Entschädigungsanspruch drüben gegen Entschädigungsanspruch hüben? Anspruch gegen Anspruch bei zwei noch nicht geschlagenen Gegnern? Wer realpolitisch denkt, kommt demgegenüber zu dem Schluß, daß letzten Endes auch hier Anspruch gegen Anspruch kompensiert werden, „jeder seine eigene Last tragen muß", wie das wiederum Scheidemann ausgeführt hat. Das bedeutet freilich für unsere Besitzenden nach dem Kriege eine Vervielfachung ihrer Steuerlast, vorausgesetzt, daß dann nicht sie, sondern die breiten Massen des Volkes die Macht im Staate haben werden. Und eben deshalb, aus keinem anderen Grunde, schreit man heute so laut übe rdas „kontributionslose" Friedensprogramm der Sozialdemokratie — deshalb will man lieber noch hunderttausend deutsche Soldaten, als einen Teil seines Kriegsgewinnes opfern; die Sozialdemokratie aber will das nicht, weil sie weiß, daß auch dann Deutschland rasch wieder emporblüht — und eben daher neuerdings ihre Verunglimpfung durch die Gegner von rechts, als sei sie eine im Grunde doch immer noch vaterlandsschädliche Gesellschaft.

Jedenfalls aber ergibt sich eins aus dem Gesagten schon ganz deutlich: die Friedenspolitik der Sozialdemokratie ist erwachsen aus dem Boden best verstandener deutscher Interessen, ist nicht (womit die „Deutsche Tageszeitung" fast täglich krebsen geht) Ausfluß international-proletarischer Erwägun-

Digitized by Google

gen. Nicht nur für mich und meine engeren Gesinnungsfreunde kommt dieses deutsche Interesse ausschießlich in Betracht; ähnlich wie wir denkt heute die erdrückende Mehrheit der sozialdemokratischen Mehrheitspartei. Und wenn etwas, so beweist dies ihren gegenwärtigen nationaldeutschen Charakter. Die Abspaltung der Unabhängigen Sozialisten von ihr hat diesen Charakter nur noch deutlicher und klarer gemacht. Denn diese Absplitterung ist die Befreiung der Partei gerade von denjenigen Elementen, die bisher vor allem wie das revolutionäre über das evolutionäre, so auch das internationale über das nationale Prinzip stellten.

Das alles schließt nun freilich nicht aus, daß nach dem Kriege die Partei auch wieder internationale Beziehungen anzuknüpfen und zu pflegen versuchen wird. Denn man soll bedenken, daß wir wahrscheinlich einer Zeit entgegengehen, in der, als Reaktion gegen die heutige einseitig nationale Strömung, die internationalen Neigungen nicht nur in Arbeiter-, sondern in allen Kreisen aller europäischen Völker mehr oder weniger stark wiederaufleben werden. Und es ist nur natürlich, daß die Sozialdemokratie bei den Traditionen, die sie in dieser Beziehung hat, am ersten berufen ist, sie zu pflegen. Aber ebenso natürlich und selbstverständlich ist es, daß das in Zukunft auch bei ihr von rein deutschem Interessengesichtspunkt aus zu geschehen hat. Ob es dabei wieder schon bald zur Schaffung einer neuen „Internationale" kommt, ist heute noch sehr dunkel und zweifelhaft, wird in der Sozialdemokratie nicht einmal allgemein gewünscht. Kommt es aber dazu, so wird diese Internationale sicher sehr viel anders aussehen, als die alte: nicht mehr auf verschwommener weltbürgerlicher Utopie wie einst, sondern auf nackter Interessenabwägung der einzelnen alsdann beteiligten Völkerproletariate wird sie sich aufbauen müssen. In dieser Beziehung kann es als charakteristisches Vorzeichen gelten, daß, während die Friedenskonferenz der politisch-sozialistischen Parteien in Stockholm noch immer in ihren ersten Anfängen und völligem Dunkel liegt, eben dort ein internationaler Gewerkschaftskongreß zusammenzutreten im Begriff ist, bei dem alles so glatt zu gehen scheint wie bei jener schwer und holperig: die künftige Internationale wird und darf nicht wieder ein abstrakt politisches, sondern nur ein gewerkschaftliches Rückgrat haben.

Aber das Hauptbedenken, das auch Sie, lieber Herr Heile, gegen uns haben, ist doch vor allem Scheidemanns angebliche Stellung zu Elsaß-Lothringen. Sind wenigstens in dieser Beziehung Ihre Befürchtungen gerechtfertigt? Eins gebe ich Ihnen ohne weiteres zu: hat Scheidemann das Wort von dem Fehler der Annexion Elsaß-Lothringens 1871 wirklich in Heidelberg gesprochen, wie Sie es zitieren, so war das ein Fehler seinerseits, den ich und meine Freunde lebhaft bedauern. Aber es war dann — und darauf kommt es doch an — durchaus nur eine persönliche Entgleisung Scheidemanns. Wenn etwas innerhalb der deutschen Sozialdemokratie Gemeingut ist, so ist es die Ueberzeugung, daß Elsaß-Lothringen ein deutsches Land ist und in alle Zukunft deutsches Land zu bleiben hat. Was 1871 geschah, war auch in den Augen jedes Sozialdemokraten nichts weiter wie die Zurückführung dieser stets kerndeutsch gebliebenen Provinz an das große deutsche Vaterland. Dementsprechend ist in meiner Fraktion während des ganzen Krieges der Standpunkt selbstverständlich gewesen, daß eine Rückgabe Elsaß-Lothringens oder auch nur einzelner Stücke von ihm an Frankreich einfach nicht diskutabel ist. Die Angelegenheit Elsaß-Lothringen ist und bleibt mit 1871 ein für allemal auch für jeden deutschen Sozialdemokraten erledigt. Erst ganz neuerdings hat das auch der „Vorwärts" wieder bestätigt. In einem Artikel vom 24. Mai, in dem er gegen die letzte Rede Ribots in der französischen Kammer polemisiert, schreibt er gegen den Genannten: „Das deutsche Volk begreift ganz und gar nicht, wie sich Herr Ribot hinstellen und verlangen kann, daß es ein deutsches Land hergeben und ungezählte Milliarden bezahlen soll, da es doch gar nicht geschlagen ist." Auch Scheidemann teilt m. W. diese Meinung noch heute. Das geht aus den Mitteilungen Borgbjergs hervor, die dieser über sein Gespräch mit Scheidemann veröffentlicht hat: „Was das Elsaß anlangt, so machte Scheidemann geltend, daß es bis 1648 altdeutsches Land war, wogegen Lothringen gemischt war. Elsaß-Lothringen hat zusammen einen Landtag, der auf dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht beruht. Bei den Wahlen dort hat es immer eine überwiegende deutsche Mehrheit gegeben. Gerade, wenn man sich dem Nationalitätsprinzip beugt, muß man auch dort dessen Geltung verlangen; aber an diesem Punkte behaupten die Ententesozialdemokraten, daß plötzlich der Rechtsstandpunkt entscheidend sein solle. Auch fühle sich Elsaß-Lothringen als eine Einheit. Schwierigkeiten müssen entstehen auf politischem Gebiet wie im Handel, Industrie und Verkehr, wenn Grenzgebiete neue Zollverhältnisse und Absatzgebiete bekommen sollen." Nun hat allerdings Scheidemann zu Borgbjerg auch von Abtretung der rein französischen Striche Elsaß-Lothringens auf rein freundschaftlichem Wege gesprochen. Ich selbst hätte das nie getan, obwohl an sich nicht viel dabei ist, vorausgesetzt, daß es sich um Kleinigkeiten handelt und anderswo Landkompensationen dagegen gegeben werden. So etwas war Gepflogenheit bei allen Friedensschlüssen. Die Frage ist nur, ob ein solcher Austausch gerade in diesem Falle auch beim besten Willen möglich ist. Und das bestreite ich rundweg. Denn diejenigen Striche, die dabei in Betracht kommen, liegen so nahe an Metz, daß ihre Auslieferung an Frankreich eine direkte und schwere Gefährdung dieser starken deutschen Festung wäre. Ebensowenig kommt für die deutsche Sozialdemokratie die Frage einer Volksabstimmung in Elsaß-Lothringen ob ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland in Betracht. Auch darin ist die ganze deutsche Sozialdemokratie einig. Solche Abstimmung hat bei den Landtagswahlen schon mehrfach indirekt und stets zugunsten des Gedankens der Zugehörigkeit zu Deutschland stattgefunden. Dagegen vertritt die Sozialdemokratie eine andere Forderung, die ihr selbstverständlich erscheint: die der Umwandlung des Reichslandes Elsaß-Lothringen in einen mit den anderen völlig gleichberechtigten deutschen Bundesstaat. Ob man für ihn die monarchische oder republikanische Spitze wählt, ist eine Frage minderer Bedeutung. Die letztere Form ist vielleicht deshalb die bessere, weil dann vielleicht die französische Demokratie sich rascher mit diesem Arrangement abfinden würde, da dann wenigstens der Schein gewahrt scheint, als ob sie es war, die Elsaß-Lothringen „zu sich selbst befreite". Jedenfalls ist eine solche Umgestaltung Elsaß-Lothringens in unseren Augen die Mindestentschädigung für die Leiden und Drangsale, die der Krieg über das herrliche Land gebracht hat. Für diese Forderung wird die deutsche Sozialdemokratie unerbittlich kämpfen.

Ich hoffe bestimmt, daß auch unsere Delegierten in Stockholm die eben dargelegten Gesichtspunkte ohne irgendwelche Konzessionen verteidigen werden. Männer wie Ebert und David, Legien und Molkenbuhr haben hierfür unser

Digitized by Google

volles Vertrauen. Und wenn nicht allein schon ihr Deutschgefühl, so würde sie doch die einfache, nüchterne Erwägung bei dieser Stellung unerschütterlich beharren lassen, daß ein Friedensschluß, den sie auf Kosten von Abtretung elsaß-lothringischen Gebietes würden haben herbeiführen helfen, alsbald auf das Schuldkonto der deutschen Sozialdemokratie gesetzt werden würde. Mit einem solchen Schuldkonto belastet aber würden sie ihre Partei nun und nimmer in die neue deutsche Zukunft hineingehen lassen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebener

Paul Göhre.

Paul Rohrbach / Schewtschenko, der Erwecker der Ukraine

Wenn jemand bei uns vor Beginn der russischen Revolution von der Ukraine sprach und meinte, hier liege eine ernsthafte Frage für die russische und die europäische Zukunft vor, so konnte er sicher sein, mit Achselzucken und überlegenem Widerspruch abgetan zu werden. Die Ukraine kannte man bei uns nicht, und darum wollte oder konnte man auch von einer ukrainischen Frage nichts wissen. Jetzt, mit dem Fortschreiten der russischen revolutionären Entwicklung, wird man etwas aufmerksamer auf die Nachrichten aus der Ukraine — ausgenommen höchstens die bisherigen patentierten „Kenner" Rußlands, für die es doppelt schwer ist, die „nicht vorhanden gewesene" Ukraine nun doch als existierend anzuerkennen. Ich möchte dem Leser vorschlagen, statt gleich eine grundsätzliche politisch-geographische Erörterung über das ukrainische Problem vorzunehmen, sich zunächst mit dem vor einem Jahr erschienenen Buch des Schweden Dr. Alfred Jensen etwas bekannt machen zu lassen: Taras Schewtschenko, ein ukrainisches Dichterleben (Wien 1916, deutsch).

Schewtschenko ist der Dichter der Ukraine. Er ist Lyriker, hat aber als solcher eine unabsehbare politische Wirkung ausgeübt. Es ist daher ein schiefer Vergleich, wenn man seine Bedeutung etwa nach der Fritz Reuters für das plattdeutsche Wesen veranschaulichen wollte, obwohl die äußeren Schicksale beider zum Teil ähnlich sind. Auch Schewtschenko hat die besten Jahre seines Lebens im politischen Kerker zubringen müssen, oder, was im damaligen Rußland für einen Gebildeten dasselbe war, in Zwangsdienst als gemeiner Soldat in Asien. Er war Dichter und Maler und hat wie Reuter sein Leben lang mit dem Dämon zu kämpfen gehabt, der ihn zwang, die Lust des Sichvergessens in der Betäubung zu suchen. Von Geburt leibeigener Bauer, wurde er wegen seiner merkwürdigen Begabung Leibdiener bei seinem Gutsherrn, einem polnischen Adligen deutscher Herkunft Namens Engelhardt, im Gouvernement Kiew. Sein Geburtsjahr ist 1814. Mit 24 Jahren, als er bereits Schüler des bedeutenden russischen Malers Brüllow in St. Petersburg war, wurde er durch den Ertrag einer Lotterie, die dieser veranstaltete, mit 2500 Rubeln bei Engelhardt, der ihn als Besitz „ungefähr wie ein gutes Rennpferd" wertete, freigekauft. Die Jahre von 1838 bis 1847 waren Schewtschenkos fruchtbarste und glücklichste Zeit. Im Begriffe, nach Italien zu gehen, wurde er wegen Teilnahme an der Kostomarowschen Vereinigung verhaftet und auf „unbestimmte Zeit" in den Soldatendienst nach Orsk am Uralfluß verschickt. Damals, unter Nikolaus I., bedeutete das etwas Entsetzliches, denn der gewöhnliche Militärdienst dauerte 25 Jahre und war für den Gebildeten schlimmer als die Hölle. Alexander II. begnadigte ihn 1857, aber dies Jahrzehnt hatte hingereicht, um den Dichter körperlich zu brechen und geistig matt zu machen. Ihm gelang nichts Rechtes und Großes mehr und er starb, ein 47jähriger Greis, unmittelbar bevor das Manifest Alexanders II. über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland veröffentlicht wurde, das er während seiner letzten Lebenszeit in Erinnerung an seine traurige Kindheit und Jugend mit Sehnsucht erwartete.

Jene Kostomarowsche Vereinigung erstrebte einen idealen Panslawismus und einen Bund aller slawischen Völker in Freiheit und Selbstbestimmung. Rußland sollte hiernach ein Bund aus 14 Staaten sein, dazu Polen, Mähren, Böhmen, Serbien und Bulgarien. Als Hauptstadt der slawischen Bundesrepublik war Kiew gedacht. Gewaltsame Mittel zu ihrer Herstellung sollten nicht angewendet, sondern der „richtige Zeitpunkt" abgewartet werden. Kostomarow war nur von Mutterseite Ukrainer, aber das Ukrainertum und die ukrainische Sprache standen im Mittelpunkt seines Denkens. In einer Geheimschrift, den „Büchern des ukrainischen Volks" oder dem „Gesetz Gottes", nannte er die Zaren Fremdherrscher und die zum Zarentum übergegangenen ukrainischen Adligen unreine Abtrünnige. „Zar und Adel sind nicht Erfindungen des slawischen Geistes, sondern des deutschen und tatarischen; der echte Slawe (d. h. vor allem der Ukrainer) liebt keinen Herrscher, lediglich Gott, Jesum Christum" — schrieb Kostomarow. Der Plan der russischen Bundesrepublik mit der Ukraine als einem Hauptbestandteil stammt schon aus der Dekabristenverschwörung von 1825, die Nikolaus I. bei seinem Regierungsantritt niederschlug. Sie war viel ernsthafter, als der romantisch-idealistische Geheimbund Kostomarows, der an Waffen und Gewalt überhaupt nicht dachte. Man sieht aber, wie die ukrainische Frage als politisch-nationales Problem nie aufgehört hat zu existieren, und vor allen Dingen, wie die russische Regierung diese ukrainische Gefahr immer höchst ernst genommen hat. In dem Untersuchungsbericht des Gendarmeriechefs, Grafen Orlow, an den Kaiser Nikolaus heißt es, Schewtschenko sei als „kleinrussischer" Schriftsteller bekannt, und seine Gedichte seien deshalb umso unheilvoller und gefährlicher. Durch sie „könnten Gedanken gesät werden von der vermeintlichen Glückseligkeit der Hetmanenzeit, sowie die Hoffnung, diese Zeiten möchten zurückkehren, und die Idee könnte allmählich Wurzel fassen, daß für die Ukraine die Möglichkeit bestehe, als selbständiges Reich sich zu erheben".

Orlow schlug Einreihung Schewtschenkos als gemeiner Soldat vor, und der Kaiser fügte eigenhändig hinzu: „unter strengster Aufsicht und Verbot zu schreiben und zu zeichnen". Auch als für Schewtschenko während seiner Leidenszeit die Fürstin Repnin Linderung seiner Strafe zu erreichen versuchte und deswegen an den Grafen Orlow schrieb, antwortete ihr dieser scharf, sie möge sich nicht in die ukrainischen Angelegenheiten mischen, wenn sie selber keine Unannehmlichkeiten haben wolle. In der ukrainischen Frage war und blieb die russische Regierung dauernd so mißtrauisch und reizbar, daß z. B. auch unter Alexander II. der Minister Graf Walujew die berühmte Order erließ, eine ukrainische Sprache gebe es nicht, habe es nicht gegeben und dürfe es nicht geben! Das war der Standpunkt der Behörden und des Großrussen-

Digitized by Google

tums, und diese haben immer, womöglich bis heute, versucht, ihn festzuhalten. Er stammt gerade aus dem Empfinden, daß das Gegenteil wahr sei, und aus Angst vor einer möglichen Wiederauferstehung des ukrainischen Gedankens. Daher hat schon Peter der Große für die Ukraine die Bezeichnung „Kleinrußland" eingeführt und damit erreicht, daß man (am meisten übrigens in Deutschland; in der englischen und französischen Wissenschaft bestehen meist richtigere Vorstellungen über die Ukraine) wirklich die „Kleinrussen" und das „Kleinrussische" für etwas Nebensächliches gegenüber dem vermeintlich übergeordneten Großrussentum hält. Daher auch die falsche Vorstellung, die ukrainischen Dichter und Schriftsteller seien „Dialektdichter", wie bei uns Reuter oder Hebel!

Fragt man, ob Taras Schewtschenko ein „großer" Dichter gewesen ist, so müßte die Antwort verneinend lauten, wenn er an den Weltheroen der Dichtkunst alter und neuer Zeit gemessen werden soll. Seine Romane z. B. sind mittelmäßig, und sein Epos „Die Haidamaken" (aus den Kämpfen der Polen und Ukrainer im 18. Jahrhundert) hat nur einzelne Partien von tiefer Kraft und Schönheit. Worin er groß ist, das ist seine mit mächtiger historischer Kraft und unvergleichlichem Naturempfinden begabte Lyrik. Uebersetzungen, die eine richtige Vorstellung von ihr geben, existieren leider noch nicht. Auch die bei Jensen nach verschiedenen Uebersetzern deutsch gegebenen Proben sind nur ausnahmsweise so weit gelungen, daß man von der Gewalt des Originals etwas ahnen kann. Die Natur ist bei Schewtschenko genial empfunden, aber man kann ihn nur dann nachempfinden, wenn man das Land und die Landschaft, den mächtigen Dnjepr, die Steppe mit ihren vorzeitlichen Grabhügeln entlang den Ufern der Ströme, die Schluchten, die Dörfer, die Bäume und Büsche der Ukraine kennt. Das Revolutionierende aber in der Dichtung Schewtschenkos, wodurch er das ukrainische Bewußtsein von neuem angefacht und das jetzige politische Emporflammen der ukrainischen Bewegung erst ermöglicht hat, ist das tiefe, das Herz des Ukrainers ergreifende Durchtränktsein seiner Dichtung mit den geschichtlichen Erlebnissen des ukrainischen Volks, mit dem leidenschaftlichen, fortreißenden Gedanken an die Hetmanenzeit — damals, als die Ukraine im Kampfe mit Polen, Türken und Moskowitern lag!

Schon die alten Volkslieder der Ukraine sind so merkwürdig voll von geschichtlichem Stoff, wie kaum bei einem anderen Volk. Viele sind antirussisch, wie das Lied von „Katharina, der Hundetochter" — Katharina II., die den ukrainischen Bauern leibeigen machte und, um sich als Fremde in Rußland zu befestigen, sein Land dem russifizierten Adel gab, und anderes derart. Durch Schewtschenko aber ist die Erinnerung an die geschichtlich große Zeit, namentlich des 17. Jahrhunderts, mit fortreißender dichterischer Kraft, in wunderbarer Verbindung mit dem tiefen Naturgefühl und dem schwerblütigen Naturell des Ukrainers, wieder so vollständig in das Bewußtsein des ganzen ukrainischen Volkes, auch der Gebildeten, zurückgerufen worden, daß man sagen kann: ohne den Dichter würde es heute kaum eine ukrainische Bewegung geben!

Schewtschenko ist nach seinem Wunsch auf einem Hügel bei Kaniw am Dnjepr in Ukrainererde begraben worden. Sein Grab ist heute ein Wallfahrtsort für das ganze Volk geworden, das er mit seinen Liedern zum nationalen und politischen Selbstgefühl, zum Bewußtsein des alten Gegensatzes zwischen Ukrainertum und Moskowitertum, zurückgerufen hat. Das war schon 1914 deutlich, als hart vor dem Ausbruch des Krieges sein hundertjähriger Geburtstag in der Ukraine gefeiert wurde, und das Verhalten der Ukrainer in der Revolution hat es bekräftigt. Schewtschenko ist heute ein glühend festgehaltenes Besitztum der Ukraine. Wer da glaubt, die ukrainische Bewegung gehe nicht in die Tiefe, habe nur Offiziere und keine Soldaten, der weiß nicht, was Schewtschenkos Dichtung gewirkt, wie stark sie auch schon die Gebildeten von neuem ukrainischen Nationalempfinden gelehrt hat. Merkwürdig, wie Schewtschenko selbst in prophetischer Ahnung dieses sein Werk voraussah! Als nach dem Ausbruch der Revolution der ukrainische Nationalkonvent in Kiew zusammentrat und seine Forderung aufstellte: die Ukraine autonom! — da wurden in begeistertem Zuge die alten, aus den historischen Sammlungen hervorgeholten Kosakenfahnen aus dem 17. und 18. Jahrhundert voraufgetragen, und vor dem Reiterdenkmal des Hetmans Bogdan Chmelnitzkij, in dessen Hand das blaugelbe ukrainische Banner wehte, stimmte die Masse Schewtschenkos „Sapowit" an, sein „Vermächtnis", das er 1845 auf der Höhe seines Schaffens gedichtet hat:

In ein Hügelgrab der Steppe
Wenn ich sterben werde,
Senkt mich, Brüder, daß mich decke,
Ukrainererde!
Daß ich kann des Dnipro Schnellen,
Seine Ufer schauen,
Daß ich höre, wie er rauschend
Strömt durch weite Auen!

Wenn er aus der Ukraine
Feindesblut wird tragen
In das Meer, will ich den Fluren
Und den Höh'n entsagen!
Will auf Flügeln des Gebetes
Auf zu Gott mich schwingen —
Ehe dies geschieht, mag nimmer
Ich dem Herrn lobsingen!

Senkt ins Grab mich und erhebt euch!
Werft die Ketten nieder!
Tränkt mit bösem Feindesblute
Eure Freiheit wieder!
Dann im freien Bruderkreise
Mögt ihr meiner denken!
Mögt ein liebes stilles Wörtlein
Mir, o Freunde, schenken!

In diesem Lied verkörpert sich heute der ukrainische Ruf: Los vom Moskowiter! Es ist die ukrainische Wacht am Rhein — wo es erklingt, da heißt es auch: „Durch Hunderttausend zuckt es schnell, und aller Augen blitzen hell!" Seien wir keine politischen Toren — nutzen und werten auch wir Schewtschenkos Vermächtnis!

Pannonicus / Mitteleuropa und die ungarische Krise

Der Verfasser dieser Zuschrift, der wir nicht restlos zustimmen, die aber ein Ausdruck der Meinung großer Teile der Deutschen Ungarns ist, war früher Abgeordneter in Budapest.

Der Weltkrieg hat die Bedeutung Ungarns als mehr oder minder selbständigen Faktors der europäischen Politik weiten Kreisen zur Anschauung gebracht, die trotz der dualistischen Struktur der Monarchie die Verbindung der beiden Reiche der Habsburger — wie das Magyarentum das Verhältnis der beiden Reichshälften (österreichische Auffassung) zu einander ansieht — doch für eine höhere Einheit zu halten und als solche politisch in Rechnung zu stellen geneigt waren. So sehr nun auch einesteils die gemeinsame Gefahr

Digitized by Google

beiderseits der Leitha das Bewußtsein gestärkt hat, daß Ungarn und Oesterreich auf einander angewiesen sind, daß sie eine untrennbare Lebensgemeinschaft bilden, ebenso sehr ist einesteils durch die während des Krieges gebrachten Opfer und erduldeten Leiden der dem Magyarentum unausrottbar innewohnende Drang nach staatlicher Selbständigkeit gesteigert worden und haben anderenteils manche zum Teil vielleicht irrtümlich beurteilten Aktionen der ungarischen Regierung in Oesterreich tiefen Unmut über nicht genügend bundesgenossenschaftliches Verhalten der Transleithanier erregt und die Gefühlsbande zwischen den beiden Staaten der Monarchie beträchtlich gelockert. Den schärfsten Ausdruck hat diese Stimmung in den Worten Dr. Friedrich Adlers gefunden, der von ihm ermordete österreichische Ministerpräsident Graf Stürgkh habe sich zum Knecht Tiszas erniedrigt.

Die ungewöhnlich starke Persönlichkeit Tiszas, der neben dem deutschen Reichskanzler der einzige leitende Staatsmann in den kriegführenden Staaten ist, der seit Beginn des Krieges noch auf seinem Platze geblieben war, hat tatsächlich, bis zum Thronwechsel, resp. bis zur Ersetzung des Baron Burian im gemeinsamen Ministerium des Aeußeren durch den Grafen Czernin der äußeren Politik der Monarchie die Signatur gegeben und ist auch für die innere Politik nicht bloß Ungarns sondern auch Oesterreichs maßgebend gewesen. Es muß anerkannt werden, daß er für wichtige Existenzbedingungen der Monarchie mehr Verständnis bewiesen hat, als die Führer der magyarischen Oppositionsparteien, insbesondere betreffs aller militärischen Notwendigkeiten und letzter Zeit in der wichtigen Frage des langfristigen wirtschaftlichen Ausgleichs zwischen Oesterreich und Ungarn, dieser Vorbedingung der wirtschaftlichen Annäherung an das Deutsche Reich. Dem mitteleuropäischen Gedanken ist er trotzdem recht kühl gegenübergestanden, soweit sich nicht Sonderabmachungen zwischen Deutschland und Ungarn unter tunlichster Ausschaltung Oesterreichs ermöglichen lassen sollten, um eben für die Länder der heiligen ungarischen Krone die Stellung als selbständigen Teilhabers zum Ausdruck zu bringen. Im Vergleich zum Grafen Apponyi, der aus der Vereinbarung eines langfristigen wirtschaftlichen Ausgleichs einen casus belli gegen das Kabinett Tisza machen zu wollen erklärt hat, steht natürlich Tisza dem Bündnis mit Deutschland doch näher, obwohl er über seine allerdings recht mäßige Deutschfreundlichkeit weitaus nicht so schöne Worte macht, als der redegewandte und auch in seinem äußeren Auftreten weit sympathischere Obmann der Unabhängigkeitspartei. Der von letzterem anläßlich eines Versuches, zwischen den Politikern beider Reichshälften einen besseren modus vivendi, eine Verständigung über die beiderseitigen Ziele zu erreichen, in Wien abgegebenen Erklärung, von einer österreichischerseits angestrebten Modalität einer einheitlichen Willensbildung für die äußeren Angelegenheiten der Monarchie absolut nichts wissen zu wollen, dürfte allerdings Tisza, sobald er nicht mehr an der Spitze der Regierung steht und keine Rücksicht auf die Anschauungen der Dynastie zu nehmen braucht, wenigstens innerlich zustimmen.

Nun ist scheinbar durch eine rein innerpolitische Frage auch die Stellungnahme zur äußeren Politik von seiten Ungarns in ein neues Stadium getreten. Die nach dem Tode des Grafen Stürgkh durch Kaiser Karl beschlossene Wiedereröffnung des österreichischen Reichsrates hat auch die Notwendigkeit eines ruhigen Fortganges der parlamentarischen Tätigkeit in Ungarn klarer erkennen lassen. Der durch die trenga dei während des Krieges bis zur Krönung suspendierte Konflikt zwischen Tisza und den koalierten Oppositionsparteien ist durch die schroffe Abweisung der von ihnen betriebenen Konzentrationsversuche noch verschärft worden, und das Handschreiben Kaiser Karls, worin er parallel mit seiner Vertrauenskundgebung für den österreichischen Ministerpräsidenten Clam-Martinic aus Anlaß der partiellen Kabinettskrise auch Tisza der Fortdauer seines Vertrauens versicherte, aber die Vorlage eines Gesetzes über die Erweiterung des Wahlrechtes forderte, jedoch in dem dazu gegebenen Kommentar Tiszas eine direkte Verdrehung seiner Absichten erkennen mußte, hat der Opposition eine äußerst wirksame Waffe gegen den ihr auf das tiefste verhaßten Ministerpräsidenten in die Hand gegeben, dessen Position nach dem Tode Kaiser Franz Josephs jedenfalls eine merkliche Schwächung erfahren hatte.

Tisza kann sich aber zu einer Erweiterung des Wahlrechts, das er ja 1913 unter Widerspruch der Opposition trotz angeblicher Vermehrung der Wählerzahl in pejus reformiert hatte, nicht entschließen. Denn von einer gerechten, gleichmäßigen Verteilung des Wahlrechts, oder vollends vom allgemeinen Wahlrecht, würden die nichtmagyarischen Landesbewohner eine wirkliche Vertretung ihrer politischen, nationalen und wirtschaftlichen Interessen im Abgeordnetenhause erhoffen dürfen, woran es ihnen bis jetzt fehlt und die in den Deckmantel der unbedingten magyarischen Suprematie gekleidete oligarchische Herrschaft der Magnaten und der Gentry, die Herrschaft der aus der Zeit des ständischen Staates übernommene Selbständigkeitsideologie wäre bedroht. Freigewählte Abgeordnete der ungarländischen Deutschen, Rumänen, Slowaken, Ruthenen, Kroaten würden für die Gemeinsamkeitsnotwendigkeiten der Monarchie und damit auch für weltwirtschaftliche, mitteleuropäische Belangen Verständnis haben und sich mit den vielsprachigen Vertretern der österreichischen stammverwandten Völker leicht einigen. Daß dabei der demokratische, fortschrittliche Gedanke auch zu seinem Rechte käme, ist natürlich den heutigen Nachkommen der vormärzlichen adeligen politischen Nation und Nutznießern der ihnen noch immer de facto verbliebenen Vorteile nichts weniger als angenehm. Die Idee des einheitlichen magyarischen Nationalstaates, der um jeden Preis aufrechterhalten oder richtiger gesagt erst geschaffen werden soll, läßt sich aber unter der Herrschaft eines den bestehenden ethnographischen Verhältnissen und gleichzeitig den Forderungen eines modernen Rechtsstaates entsprechenden gerechten und liberalen Wahlrechts nicht durchführen.

Es ist also verständlich, daß Tisza, der fanatische Bekämpfer der nur „von gemeingefährlichen Wahnsinnigen angestrebten Zentralisation", dem ja auch während des Krieges die symbolische Teilung der Monarchie durch die vom Kaiser Franz Joseph genehmigte Regelung der Fahnen- und Wappenfrage gelungen ist, sich mit Händen und Füßen gegen eine demokratische Ausdehnung des Wahlrechtes, wie Kaiser Karl sie auch in Ungarn durchgeführt sehen will, zu wehren versuchte. Der offizielle Kommentar, mit dem er das königliche Handschreiben begleitete, konnte nur auf das äußerste verstimmend wirken. Und da der Monarch die wohl im Sinne des Kommentars, aber nicht im Sinne des Handschreibens verfaßte Novelle zum Wahlgesetz nicht genehmigte, hat das Ministerium Tisza seine Demission gegeben.

Ohne hier die Wirkungen der eingetretenen Ministerkrise auf die innere Politik Ungarns in Betracht ziehen zu wollen oder auf die zahllosen Kombinationen betreffs der Nachfolgerschaft einzugehen (Berzeviczy, Graf Sevényi, Ladislaus Beöthy, Andrássy, Wekerle, Erzherzog Josef) möchten wir nur die Folgen je nach der prinzipiellen Lösungsart ins Auge fassen.

Die von den Oppositionsparteien angestrebte und wahrscheinlich auch vom Könige angestrebte „Konzentration", d. h. eine ad-hoc-Vereinigung sämtlicher magyarischen Reichstagparteien für die Dauer des Krieges unter einem Konzentrationskabinett ist durch den Beschluß der liberalen Partei, an Tisza als Parteiführer festhalten zu wollen, und seinen Standpunkt in der Wahlrechtsfrage zu billigen, hinfällig geworden. Sie hätte auch sehr bedenkliche Seiten gehabt. Denn der Widerstand der Apponyischen Gruppe der Unabhängigkeitspartei gegen einen langfristigen wirtschaftlichen Ausgleich, das Festhalten derselben an der Forderung des selbständigen Zollgebiets hätte wirksame wirtschaftliche Vereinbarungen mit dem Deutschen Reiche unmöglich gemacht, also eine der Grundbedingungen eines über den Krieg hinaus währenden engeren militärischen und wirtschaftlichen Bündnisses von vornherein ausgeschaltet. Ohne die Apponyi-Gruppe wollte aber die koalierte Opposition von einer Konzentration nichts wissen, zu der Tisza vielleicht mit der auf 1867er Basis stehenden Verfassungspartei und Volkspartei im äußersten Falle sich verstanden hätte, wie er ja auch — freilich vergeblich — zwei Mitgliedern der Ver-

fassungspartei Portefeuilles angetragen hat. Da die Eventualität der Betrauung einer anderen Koryphäe der Arbeitspartei mit der Kabinettsbildung nur dann gegeben wäre, wenn ein Teil der Partei sich für die Anschauung des Königs in der Wahlrechtsfrage würde gewinnen lassen, so tritt die zweite Alternative einer Minoritätsregierung in den Vordergrund, welche doch den Versuch machen würde, einen Teil der Arbeitspartei zu sich herüberzuziehen, oder die Vollmacht zur Auflösung des Abgeordnetenhauses, trotz aller Bedenken gegen eine solche während Kriegsdauer, erhalten würde. Mit dem Programm einer ausgiebigen Wahlrechtserweiterung dürfte sie darauf zählen, die Majorität zu erlangen. Aber die Grafen Albert Apponyi und Michael Karolyi werden ihren wirtschaftlichen Sonderstandpunkt schwerlich aufgeben, und wenn sie die Geltendmachung ihres Standpunktes selbst „zurückstellen" würden, wie dies zur Zeit der Koalition mit dem entschiedenen Hintergedanken geschehen ist, die in Wien gegebenen Versprechungen nicht einzuhalten — was dann auch richtig geschah —, so wäre dies eine äußerst labile Grundlage für eine sichere Bündnispolitik der Monarchie.

Am gesichertsten wäre eine solche, wenn der Kandidat der Opposition für die Stellvertretung des Palatins bei der Krönung, Erherzog Josef, der Enkel des vorletzten und Neffe des letzten Palatins, das Haupt der magyarischen Linie der Habsburger, an die Spitze eines Kabinetts treten würde. Ein Vorbild hierfür ist die seinerzeitige Ministerpräsidentschaft des Erzherzogs Rainer in Oesterreich. Nur die Autorität eines Mitgliedes der Dynastie wäre imstande, die tiefgehenden Gegensätze zwischen den Parteiführern wenigstens für Kriegsdauer auszuschalten und auch eine Garantie für die Einhaltung und Herbeiführung aller Bedingungen eines dauernden engen Bundes der beiden mitteleuropäischen Großmächte zu schaffen und zu diesem Zweck auch in Ungarn einer fortschrittlichen Rechtsstaatspolitik zum Siege zu verhelfen.

Kaiser Karl empfängt jetzt Politiker und Führer aller Parteien, um ihre Ansicht über die verschiedenen Entwirrungsmöglichkeiten zu hören. Näheres über diese informativen Audienzen erfährt man von den Beteiligten natürlich nicht. Vom Monarchen glaubt man zu wissen, daß er bei voller Anerkennung der Verdienste, die sich das Ministerium Tisza trotz aller etwa konstatierten Unterlassungen und Fehler um das Durchhalten im Kriege erworben hat, mit manchen Tendenzen Tiszas nicht einverstanden war. Tisza hat vom exklusiv magyarischen nationalen Standpunkt, den er auch in der Konferenz der Arbeitspartei zur Feststellung der Stellungnahme derselben zu seinem Rücktritt wiederholt zum Ausdruck brachte, den Forderungen der Militärkreise, den von ihnen betonten strategischen Notwendigkeiten auch in der Frage der Kriegsziele sich entgegengestellt, auch in der Ernährungsfrage immer mehr den spezifisch ungarischen Standpunkt gegenüber den Interessen der Gesamtmonarchie vertreten. Und darum steht zu befürchten, daß er als Führer einer Opposition, deren Stärke sich heute nicht beikommen läßt, der sich aber schwerlich alle Mitglieder der jetzigen Majorität anschließen dürften, ohne die Kriegsnotwendigkeiten direkt zu bekämpfen, doch keinen günstigen Einfluß auf die Beziehungen der Monarchie zum Deutschen Reich ausüben wird. Die möglichste Paralysierung solcher Absicht ist jedenfalls ein schwerwiegendes Moment in den Erwägungen des Kaisers betreffs zweckmäßiger Lösung der Krise. Je nachdem diese Lösung eine gründliche auf länger hinaus wirkende oder eine nur auf eine nächste kurze Zeit berechnete sein wird, kann sie als günstig oder ungünstig für eine gesunde und dauernde Regelung der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Mitteleuropas betrachtet werden. Denn die künftige Haltung der Monarchie in diesen schon beim Friedensschlusse zu erörternden Fragen ist, wie günstig auch die Dispositionen des Monarchen sein mögen, von der Stellungnahme Ungarns und darum auch von der Art der Erledigung der derzeitigen Ministerkrise und dann von der hiervon abhängigen Gestaltung der innerpolitischen Verhältnisse Ungarns bedingt.

Gertrud Bäumer / Die Neuorientierung und die Frauen

Trotzdem das Wort „Neuorientierung" niemals ein schönes Wort war und den üblichen Wirkungen verflachender Abnutzung längst anheimgefallen ist, scheint es unersetzlich. Weil es etwas ausdrückt, was durch kein anderes ebenso deutlich gemacht werden kann; nämlich, daß — bei diesem ungeheuren Einschnitt in individuelles Leben und nationale Geschichte — man die Politik des bloßen Anbauens und Ausflickens als unzeitgemäß empfindet. Man will — wie der Maler von seinem Bilde zurücktritt, damit die Distanz ihm wieder den Eindruck des Ganzen und seiner großen Linien gibt — diese Zeit des Entrücktseins aus dem kleinen Kram des politischen Alltagsbetriebs benutzen zur Einstellung des Blicks auf die wirklich entscheidenden Angelegenheiten der Nation. Und man will das aus dieser Distanz als notwendig Erkannte in größerem Maßstab und kühnerem Angriff planvoller, grundsätzlicher durchführen als bisher. Das Neue soll nicht nur dann stoßweise kommen, wenn es gar nicht mehr anders geht, sondern eine politisch gestaltende Initiative will es schaffen — in einem Zuge, als ein einheitlich verstandenes Werk.

Wenn wir das alles in dem Wort „Neuorientierung" empfinden und uns der Abkehr von dem ehemaligen schwunglosen kleinlichen Geschiebe freuen, wissen wir natürlich gut genug, daß auch im Werden des Größeren die Natur politischer Widerstände ihren Tribut fordern wird. Aber wenigstens wird einmal der Plan, das Ziel, um das der Kampf entbrennt, groß und grundsätzlich — um das Wort der Osterbotschaft zu gebrauchen: epochal sein.

Um so erstaunlicher, ja einfach unbegreiflich ist es, daß in diesem Zusammenhang der Frauen bisher kaum gedacht ist. Fast als wären sie weder jetzt dabei gewesen, noch an irgendwelchen Zukunftsfragen entscheidend beteiligt, als hätte ihr Lebenskreis sich im Kriege als ein von keiner „Neuorientierung" berührbares Idyll erwiesen und würde in Zukunft noch mehr so aussehen. In Wahrheit liegt die Sache so, daß nicht nur zentralste Fragen der deutschen Zukunft in die Hände der Frauen gegeben sind, sondern daß auch alles gerade darauf ankommt, daß sie diese Fragen in ihrer nationalen Tragweite fühlen. Ich sage „fühlen", weil „erkennen" zu wenig ist, um den Grad zu bezeichnen, in dem sie ihnen in Fleisch und Blut übergegangen sein müssen. Vielleicht treffen alle sozialen Fragen der Zukunft in der einen zusammen, wie es möglich sein wird, bei äußerster Auswertung der Arbeitskraft unseres Volkes ihm die Frische zu erhalten, die Grundbedingung steter kraftvoller Wiedererneuerung ist. Von dem Grade, in dem dieses zentralste Entwicklungsproblem eines sich industrialisierenden Volkes gelöst wird, hängt auch letzten Endes die Weltgeltung ab. Man darf nicht glauben, daß diese Lösung nur eine Sache sozialpolitischer Veranstaltungen: Wohnungsreform, Entstadtlichung, Versicherung, Sozialhygiene usw. sei. Das alles — ein umfassendes und groß angelegtes Programm zur Pflege der Volkskraft — gehört dazu. Aber ganz andere Mächte wirken außerdem mit, müssen lebendig gemacht werden, wenn nicht die Sozialreform versagen, ja die Gegenwirkung der Verweichlichung und Einschläferung der Volkskräfte haben soll. Es müssen alle Erfordernisse der nationalen Zukunft im sittlichen Bewußtsein und geistigen Willen des ganzen Volkes verankert werden. Der Stolz, die Freudigkeit, das selbstbewußte Verantwortungsgefühl solcher,

Digitized by Google

die sich als Mitschöpfer der nationalen Entwicklung fühlen dürfen, muß zu einer lebendigen Macht, einer allgemeinen Stimmung werden. Die Einsicht, daß nur im Mitwirkenden, nicht im gehorchenden Objekt der Regierung alle Gemeinschaftskräfte entbunden werden, die ganze Bereitschaft zum Schaffen und Ertragen, die volle innere Anteilnahme am Ganzen, hat die „Neuorientierung" diktiert. Dieser Grundsatz kann nicht haltmachen vor den Frauen.

Die Frage nach der Verwertung der Frauenkraft in ihrer doppelten Eigenschaft in Familie und Volkswirtschaft gehört zu diesem Zentralproblem der deutschen Zukunft, vielleicht als sein eigentlichster Kern, jedenfalls als wichtigster Teil. Wie kaum ein anderes verlangt es planvoller, grundsätzlicher behandelt zu werden als bisher, wo zwischen unverantwortlichem Raubbau und ebenso unverantwortlichem Brachliegen der weiblichen Kraft der wirtschaftliche Zufall spielt. Was aber geschehen muß, um eine volkswirtschaftlich und bevölkerungspolitisch richtige Einstellung der Frauen zu erreichen, um die schwierigen Grenzen zwischen Mutterschaft und Frauenarbeit zu ziehen, um der Frau den Familienberuf zum Glück werden zu lassen (durch Verbesserung des Wohnens, der Versorgung usw. usw.), das kann nicht ohne die Frauen geschehen. Sie selbst — und nur sie — können in all diesen Dingen die gültigen Entscheidungen treffen. Sie sind die berufenen Trägerinnen aller Forderungen des Hauses, des Konsums, der Kinderpflege und -erziehung, kurz aller rein menschlichen Interessen an Gesetzgebung und Verwaltung. Der Kaufmann politisiert als Kaufmann, der Landwirt als Landwirt, der Arbeiter als Arbeiter — die Frau soll — abgesehen von denen, die auch Landwirte oder Arbeiter sind — als Menschenpflegerin politisch werden und damit einer bisher furchtbar vernachlässigten und zurückgesetzten und für den Wiederaufbau sehr entscheidenden Gruppe zur Vertretung drängender Volksinteressen die nötige Stoßkraft geben.

Um das zu können, muß sie freilich politisch werden. Sie muß lernen zu summieren — ihr Einzelschicksal mit Millionen anderen zu einem Stück Volksleben, das politisch gestaltet werden muß. Bis jetzt hat sich — wenigstens von verantwortlicher Stelle — niemand Mühe gegeben, sie das zu lehren. Ueber das Ergebnis, die rein privatwirtschaftlich handelnde (hamsternde) Hausfrau, die Arbeiterin ohne Berufsbewußtsein, die beleidigend gedankenlose Luxusdame war man inkonsequent genug, sich sittlich zu entrüsten. Hier ist die „Neuorientierung" notwendig, die sich ohne Wehleidigkeit einfach sagt, daß Haus und Familie keine reinen Privatangelegenheiten mehr sind und daß darum die Konsequenz aus dem Satz „Die Frau gehört ins Haus" nicht heißen kann, „also nicht in die Politik", sondern „und deshalb auch in die Politik".

Von dieser sehr klar liegenden Notwendigkeit sollte jede Erörterung der Frauenfrage in Verbindung mit der Neuorientierung ausgehen. Es handelt sich — bei den Frauen noch weniger als bei den Männern — gar nicht um die Gewährung von Rechten im Sinne einer Belohnung für Kriegsleistungen. Es handelt sich darum, die Kräfte lebendig zu machen, die für die Aufgaben der Zukunft gebraucht werden, die politischen Formen zu schaffen, in denen die Mitarbeit aller Volksangehörigen sich frei entfalten kann. Darum gehört zu einer Neuorientierung, die den Namen verdient, d. h. sich wirklich weitblickend der durch den Krieg gehärteten Gestalt unseres Volkskörpers anpaßt, das volle Staatsbürgerrecht der Frau.

Wird es kommen? Oder werden wir Frauen den allenthalben in Bewegung geratenden Wahlreformen wieder zusehen dürfen mit der Aussicht, am Ende des Krieges aus dem Stück Verwaltungsarbeit, das uns eine harte Zeit ohne viele Umstände zugeschoben hat, mit schlichtem Abschied entlassen zu werden, damit im neuen Deutschland, das die Osterbotschaft auf „die freie und freudige Mitarbeit aller Glieder des Volkes" begründen will, die Angelegenheiten der Volkspflege im weitesten Sinne, von der Stillprämie bis zur Bekleidungsfürsorge und Fettversorgung wieder ganz und gar zur männlichen Provinz werden? Wenn das geschieht, so wird das stärkste Gefühl der Frauen nicht dem Schlag ins Gesicht gelten, den dadurch ihr in tausendfachen Schmerzen und Erhebungen erstarktes Bürgerbewußtsein erfährt, sondern der Kurzsichtigkeit, mit der man die Neuorientierung von einer zentralen Zukunftsfrage Deutschlands ferngehalten hat.

Die Liberalen der Hansestädte haben beschlossen, das Bürgerrecht der Frau in ihre Wahlrechtsforderungen aufzunehmen. Sofern aus anderen Bundesstaaten Verhandlungen bekanntgeworden sind, zeigen sie ein weniger erfreuliches Bild. Eine schwere Enttäuschung müssen den Frauen die Erörterungen des Verfassungsausschusses im Reichstag sein, in denen, so viel davon bekanntgeworden ist, alle Parteien in ihrer Stellung zu dem sozialdemokratischen Antrag bewiesen, daß sie seit 1914 nichts gelernt und nichts vergessen haben; es war alles wieder da, sogar die üblichen Albernheiten.

Aber wir wollen die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß im Fortgang der Neuorientierung ihre Notwendigkeit auch für die Frauenfrage mehr und mehr erkannt wird, und vor allem, daß der Mut zu durchgreifenden, grundsätzlichen Schritten sich einstellt in dem Maße, als man sich in den Stil einer wahrhaften „Neuorientierung" nach dieser ungeheuren Zeit hineinfindet.

Paul Schubring / Samarra

Durch die Kämpfe bei Bagdad ist unser Blick dem Tigris doppelt zugewandt. So tritt auch eine Siedelung nördlich der alten Kalifenstadt in den Kriegsberichten jetzt vielfach hervor, deren Name bisher nur einem kleinen Kreis von Historikern bekannt war, von diesem freilich mit Stolz und Genugtuung genannt wurde. Denn der deutsche Spaten hat hier tief im Sande eine fürstliche Riesenresidenz des neunten nachchristlichen Jahrhunderts wiederentdeckt, deren Entstehung und Verfall eine Spanne von kaum 50 Jahren umschließt, deren frühe Verlassenheit aber gerade der Erhaltung der Trümmer und Reste günstig war. Es handelt sich um das 130 Kilometer nördlich von Bagdad am Ostufer des Tigris gelegene Samarra.

Fritz Sarre, der verdiente Wiederentdecker der Perser- und Seldschuckenkunst, der durch viele Reisen die Sagenwelt des „schätzereichen Ktesiphon", der Sassaniden und des frühen Islam uns wieder nahegebracht, suchte nach einem Platz, dessen Funde die Keramik über die bekannten Zeiten des 12. und 13. Jahrhunderts weiter zurückführen könnte; er wollte aber nicht nur Keramik, Bronze, Glas und Elfenbein der islamischen Frühzeit kennenlernen, sondern überhaupt eine greifbare Lebens- und Dynastenstätte finden, die zwischen der Kultur, wie sie das alte Mschatta, das

jetzt im Berliner Museum mit seiner Fassade wuchtende Wüstenschloß des siebenten Jahrhunderts darstellt, und den Funden im alten Fostat-Cairo eine Zwischenstation bildet. Dies eben fand sich in Samarra.

Der Begründer dieser Fürstenresidenz ist der Sohn Harun al Raschids, den wir nicht nur aus den Märchen aus 1001 Nacht, sondern auch als Zeitgenossen Karls d. Gr. kennen, mit dem er Gesandtschaften austauschte. Dieser Sohn, al-Mutas im billoh, hatte schon als Thronfolger sich eine Leibwache aus türkischen Sklaven aus Zentralasien gebildet, die mit den eingeborenen Arabern nicht in Frieden leben konnten; nach seiner Thronbesteigung hatte er die Leibwache auf 70 000 Köpfe gesteigert! Auch wünschte er, wie so mancher Nachfolger, nicht da zu wohnen, wo seine Vorfahren residiert hatten. In Surra man raa, d. h. „Es freut sich, wer es sieht", begann 836 der Bau einer völlig neuen Residenz. Die Provinzen Syrien, Mesopotamien, Irak und Persien mußten auf dem Wege der Leiturgien die Arbeiter und das Material stellen. Schon 838 zog der Kalif ein in das notdürftig vollendete Heerlager, um vier Jahre hier zu wohnen. Schon 842 starb er; unter seinem Sohn Harun al Wattig entwickelte sich das Heerlager zur Weltstadt, in der die Bevölkerung des ganzen Reiches von Marokko bis China zusammenströmte. Als der eigentliche Bauherr Samarras erscheint aber der dann folgende Kalif, Djafar al Mutawakkil (847—861), unter dem zwei Drittel des heutigen Ruinenfeldes angebaut wurden, das etwa 33 km lang und durchschnittlich 2 km breit ist! Das so bedeckte Areal ist das größte Ruinenfeld der Erde. Als Sarre das erstemal dort war, verzweifelte er daran, je eine Uebersicht über die Gesamtanlage zu finden. Da wartete er einen der dort sehr seltenen Platzregen ab und photographierte dann aus einem Fesselballon das Ganze — dabei hoben sich die über den Sandmassen liegenden Mauerreste als kleine Erhöhung neben den tiefer eingesackten Flächen ein wenig ab, und so war es möglich, die riesigen Grenzmauern abzustecken. Die Dimensionen sind einfach phantastisch. Eine Bauwut ergriff den Fürsten, so daß der Harem und der Djausak af Djafari — die 100 Millionen Dirhan (Frank) kosteten — in weniger als 2 Jahren vollendet wurde. Im ganzen gab der Kalif 204 Millionen für die Bauten in Samarra aus. Auch die große Moschee und das Schloß Bulkawara, von gewaltigem Umfang, stammte noch von ihm. Im April 860 zog der Kalif stolz in seine Paläste ein; Ende 861 schon wurde er von seinem Sohn ermordet!

Der neue Kalif befahl die Räumung der neuen, eben erst bezogenen Stadt. Alles Bewegliche, selbst Türen und Balken der Häuser, wurde mitgenommen. Aber bestehen blieb die Anlage, der Wandputz der Wände, der Fußböden, der Decken. Nur ein großes Schloß am Westufer, Oneasr al Ashig und der Grabbau (Türbe) Oubbach al Sulaibiyyat sind nach 861 noch entstanden. Noch 22 Jahre lang ist Samarra unter fünf weiteren Kalifen teilweise bewohnt geblieben; eine wilde blutige Zeit. Die türkischen Prätorianer, die ihren Sold nicht bekamen, bemächtigten sich des Kalifen, und 883 floh al Muhamed, der letzte Fürst, nach Wasit und dann nach Bagdad. Samarra blieb in der Hand eines Prätorianergenerals und — versandete.

Also nur 45 Jahre hat diese Riesenresidenz gelebt, von 838—883. Heute ist sie nur eine ganz kleine Stadt von 2000 Bewohnern, die von ihrer Moschee mit der goldenen Kuppel, zu der jährlich 100 000 schiitische Pilger strömen, lebt. Eine Bahn verbindet die Moschee mit Bagdad; es ist der östliche Anfang der anatolischen Hauptlinie.

Ernst Herzfeld, der Begleiter Fritz Sarres, hat uns in einem „Ersten, vorläufigen Bericht" das Resultat der seit 1907 begonnenen Ausgrabungen geschildert (Berlin, Dietrich Reimer). Ohne Abbildungen lassen sich diese Reste nicht beschreiben. Aber ein paar Zahlen der großen alten Moschee mögen noch dastehen. Ein gewaltiges Rechteck und das Minaret sind von äußeren Hallen umgeben; das Gesamtareal bedeckt etwa 250 000 qm, bot also bequem mehr als 100 000 Betern Raum. Wenn der Kalif hier das Freitagsgebet abhielt, waren gewiß solche Menschenmassen vereinigt. Diese Moschee ist also in ihrem Areal hundert mal größer als eine größere Kirche unserer Konfessionen. Auch unsere weltlichen Gebäude geben keinen Anhalt; das Charlottenburger Opernhaus faßt 2500, nicht 100 000 Personen.

Es ist gut, sich solche Zahlen des Ostens jetzt im Weltkrieg lebendig zu machen. Die Dimensionen dort sind eben ganz andere als in unserem engen Kontinent. Der europäische Baedeker gibt die Entfernung zwischen Berlin und München in Kilometern an; der asiatische spricht, wenn es sich um die Strecke Mossul—Samarra handelt, von 22—23 Tagereisen, Reparaturen der Barke nicht mitgerechnet. Alles dehnt sich in die ewigen Zahlen des Unmeßbaren, in die Riesenzonen des Undurchschreitbaren. Kurz sind nur die Lebensjahre des Kalifen; kaum sitzt er auf dem Thron, da wirkt schon das Gift oder der Dolch. Der deutsche Spaten hat die Hauptsache über Samarra schon festgestellt; wenn jetzt indische Soldaten in die bescheidenen Hütten der deutschen Archäologen einziehen oder sie zerstören (wie sie es in Ephesus gemacht haben), so können sie uns die Hauptsache nicht mehr entreißen. Wir grüßen die deutschen tapferen Ausgraber, die auch jetzt in der Kriegszeit im fernen Osten stehen!

Hans Ostwald / Unser Kriegsgarten

Schon lange wollten wir uns einen eigenen Garten zulegen. Aber das Land war immer zu teuer. Kaufen — das wollten wir schon schließlich nicht mehr. Ein Stückchen Pachtland hätte uns genügt. Dann war's ja allerdings kein eigener Garten. Aber doch ein Garten, in dem wir arbeiten konnten, den wir umgruben, den wir bepflanzten, besäten, beharkten, begossen, den wir hackten, den wir hegten und pflegten und vor allem: den wir abernteten. Eben unser Garten!

Wie herrlich sollte das schmecken: unser eigener selbstgebauter Salat, unsere Schoten, unsere Rettige, unser Kohl, unser Obst!

Im Kriegsjahr 1916 entschlossen wir uns dazu, ein Stück Bauland zu pachten. Wir trauten der allgemeinen Produktion nicht, wollten uns ein wenig von den Marktpreisen unabhängig machen, wollten sichergestellt sein, wollten eben Selbsterzeuger werden. Ein wenig spät faßten wir den Entschluß. Ostern war schon vorüber. Erfahrene und Sachverständige sagten uns, daß alle Mühe und alle Arbeit vergebens sein werde. Aber wir gingen mit dem Mut der unwissenden und vertrauenden Laien an die Arbeit. Die eigene Ernte lockte uns zu sehr. Wir fragten auch nicht viel nach der Güte des Bodens. Wenn es nur ein Stückchen Erde war, auf dem wir uns betätigen, einen arbeitsreichen Frühling, einen gleichen Sommer und einen gesegneten Herbst erleben durften.

„Auf dem trocknen Boden wollt ihr wohl beweisen, wie man's nicht machen soll?" fragte der gütige, sachverständige Freund höhnisch und überlegen.

Digitized by Google

„Ach — hier wird es schon wachsen!“ antwortete zuversichtlich mein Sohn.

„Ja, das Unkraut!“ lachte der Sachverständige und überließ uns unserem Schicksal. —

Das Unkraut wuchs allerdings schon kräftig und üppig, ehe wir überhaupt den ersten Spatenstich taten. Der Boden hatte vier oder gar fünf Jahre tot und unbearbeitet gelegen. Dicke, verfilzte Grasbüschel wuchsen in mächtigem Umfange. Kaum konnten wir, wenn wir sie schweißtriefend mit dem Spaten losgestochen hatten, sie beiseite unter die Bäume schleppen. Quecken hatten ihre zähen, drahtartigen Wurzeln durch die ganze Erde wie ein Netz gespannt. Und von früherer Ackernutzung her waren noch Luzernen im Boden. Das war ein tüchtiges Stück Arbeit, ihre langen, oft mehr als meterlangen Wurzeln aus der Erde zu ziehen. Mein Junge faßte die Pflanzen mit beiden Händen, stemmte sich gegen den Boden und zog mit allen Kräften, bis er hintenüber fiel und lachend und mit triumphierendem Geschrei die weißlichen und endlosen nackten Rattenschwänze der Luzernenwurzeln in der Luft schwenkte.

Bei solcher Beschaffenheit des Bodens schafften wir das Umgraben natürlich nicht bis zu der Zeit, in der die Saat hineinmußte, wollten wir noch auf eine rechtzeitige Ernte rechnen. Dabei war unser Garten gar nicht einmal groß. Kaum einen reichlichen halben Morgen dieser großen Erde hatten wir gepachtet. Und dazu standen noch zehn große prächtige Apfelbäume auf dem Fleck. Wir konnten also nur ungefähr die Hälfte des Bodens gartenmäßig bestellen. Aber wir konnten ja auch nur täglich ganz wenige Stunden im Garten arbeiten. Die Kinder hatten die Schule zu besuchen, Schularbeiten zu machen. Ich hatte fast nie Zeit für das Umgraben. Meine Frau auch nur ganz seltene Stunden. Wir sahen schon, wie unsere Ernte unmöglich wurde. Und nun sollte alles umsonst gewesen sein. Die hohe Pacht, die Ausgaben für die Werkzeuge, der Ankauf von Zaunmaterial und von Saatgut.

Im letzten Augenblick kam uns die rettende Hilfe: Verwundete aus einem Genesungsheim. Sie nahmen unsere Spaten in die Hand und rigolten den verwahrlosten Boden, harkten ihn säuberlich glatt und traten mit ihren derben Soldatenstiefeln die Beete ab.

Der eine, ein Fabrikarbeiter aus dem Elsaß, kam noch viele Wochen lang täglich und beobachtete, wie die junge Pflanzung gedieh. Und bei dem gelegentlichen Plaudern erfuhren wir, daß er daheim selbst einen kleinen Hausgarten habe, den nun seine Frau mit Hilfe seiner elfjährigen Tochter bestellen mußte. Man merkte ihm an, mit welcher Freude er das Gedeihen des Gartens beobachtete, da er selbst einen daheim hatte und gewiß oft an ihn denken mochte. —

Aber auch er äußerte seine Zweifel, ob wir wohl zu einer Ernte kommen werden. War doch kein Dung in die Erde gekommen. Ohne Dung! Wer wollte da auf einen Ertrag rechnen!

Wir betreuten aber und besorgten die jungen Pflänzchen und die Saat, als gäbe es für uns nur die größte Sicherheit einer ausreichenden, ja einer üppigen Ernte. Wir sahen schon die mächtigen Bündel riesenhafter Radieschen, die großen Körbe voll frischem Salat, die gewaltigen Mengen von Erbsen und Bohnen und Kohl, die wir heimschleppen würden.

Ja, trotzdem wir noch keinen Brunnen auf unserem Gelände hatten, trotzdem auch keine Wasserquelle in erreichbarer Nähe war und die Kinder an trockenen Tagen stets mehrere Gefäße und Gießkannen voll von dem ein ganzes Stück entfernt wohnenden Gärtner holen mußten, ja selbst im Eifer von der eigenen Wohnung die schweren Wassereimer eine Viertelstunde weit schleppen mußten, trotzdem befürchteten wir keinen Mißerfolg. Wir verstanden nicht, warum alle Sachverständigen uns immer und immer wieder eine völlige Mißernte prophezeiten. Gaben wir doch unser Bestes, die Kraft aller unserer Mußestunden, unseren Eifer, unseren Glauben an ein gutes Gelingen und ein gutes Erntejahr. Wir ließen unsere Hoffnung nicht erschüttern. Auch nicht durch einige Fehlschläge. Ueberall erlebt man ja Fehlschläge. Jeder wird einmal von Fehlschlägen heimgesucht. Also warum nicht auch wir?

Da hatten wir z. B. Sellerie gepflanzt. Auf diesem dürren, ziemlich gering humosen Boden. Da standen die jungen Pflanzen mit ihren kleinen krausen, hellgrünen Blättchen — und kamen nicht recht vorwärts. Und eines schönen Morgens, als meine Frau und ich unseren Inspektionsgang durch den Garten machten — wo waren da die Selleriepflanzen? Nichts als einige dürftige, abgenagte Stielstumpfe sahen traurig aus dem Beet.

Kaninchen hatten sich der Pflänzchen erbarmt und hatten die köstlichen, kleinen Blätter abgefressen.

Meine Frau hatte den Mut und pflanzte ein zweites Mal Sellerie. Auch den fraßen die Kaninchen bis auf wenige Pflänzchen. Dann war der Karnickelzaun fertig. Nun hätten die übriggebliebenen Pflänzchen sich entwickeln müssen. Aber sie wollten nicht und wollten nicht. Und gingen schließlich elendiglich ein, verkümmerten wie ein armes Menschenkind, das ganz ohne jede Nahrung gelassen wird. Trotz allem Hacken und trotz allem Gießen.

Da hatten ja denn die Sachverständigen richtig prophezeit. Wenn sie in allen Dingen recht hatten, wie in diesem Fall, mußte alle unsere Zuversicht getäuscht werden, alle unsere Mühe, unsere Liebe zur Sache vergeblich gewesen sein.

Aber sie schien doch nicht in allen Fällen zwecklos aufgewendet gewesen zu sein. Die Radieschen fingen üppig zu wuchern an. Die Kohlrabi trieben, nachdem sie einige Wochen erst gar kein Zutrauen zu dem mageren Boden, dem wir sie anvertraut, gezeigt hatten, doch neue Blättchen.

Wie oft standen wir trübselig vor ihnen — und trösteten uns gegenseitig: „Sie gehen doch nicht zurück! Sie müssen doch anwachsen! Sie werden schon noch kommen!“

Und wir redeten ihnen gut zu, stumm, aber handgreiflich. Hackten und trugen ihnen des Abends Wasser zu. Besonders, als endlich — es war schon im Juli — der Brunnen auf unserem Gelände gegraben war und Wasser gab.

Und dies Zureden half. So nach und nach rundeten sich ihre dünnen Wurzeln zu Knollen, und ihr Grün wurde fleischiger und dichter.

Das handgreifliche Zureden half auch in vielen anderen Fällen. Bei den Karotten, bei den Puffbohnen, bei den Erbsen und Buschbohnen, bei den Kohlrüben, bei den Tomaten, bei den Mohrrüben, beim Pflücksalat, beim Mangold und den Radieschen — überall lohnte es sich.

Weniger lohnte es sich bei den Schwarzwurzeln, beim Spinat und bei den roten Rüben. Der Garten, der viele Wochen lang aussah, als wolle er den absprechenden „Erfahrenen“ recht geben, in dem die jungen Pflänzchen dürftig und kümmerlich ihr wenig zartes Grün auf der braunen Erde trugen — dieser ungedüngte, humusarme Garten sah im Sommeranfang aus, als habe ihm nichts gefehlt, als sei er mit allen Nährstoffen reichlich versehen gewesen.

Wir hatten aber auch unser möglichstes getan und immer und immer wieder Unkraut gerupft, immer wieder mit wachsamen Händen gejätet und die Gemüsepflanzen von dem wilden Wuchs befreit, der sie umschlingen und ersticken wollte. Und gerade jenes Familienmitglied, das erst am wenigsten Lust zum Garten gezeigt — ich will es nicht verraten —, hat nachher am eifrigsten gehackt und geharkt. Es konnte nicht mitansehen, wie die Pflanzen unter dem Unkraut litten.

Und so kam denn der köstliche Lohn! Erntezeit den ganzen Sommer! Jede Woche, jeder Tag Erntezeit! Pflücksalat, in solchen Mengen, daß er jeden Abend in weißer Schüssel auf dem Tisch stand. So frisch und klar, daß er Liebhaberpreise verdient hätte. Und Radieschen, fest und fleischig, mit dem ganzen Duft und der Frische des unmittelbar der Erde entnommenen. Kohlrabi, aromatisch und kräftig, Kohlrüben, zart und fein mit dem Geschmack Teltower Speiserübchen. Und ab und zu einmal große Ernten. Ganze Hängematten voll grüner Bohnen, Erbsen, Kohlrabi, Karotten und Radieschen, alle mit ihrem verschiedenen Grün beisammen. Obendrauf aber Blumen, Mohn mit seiner vielfarbigen Leuchtpracht, goldgelbe Studentenblumen, blutrote und herbstgelbe Dahlien und Astern in allen Schattierungen von

Blau und Rot. Auch prachtvolle Hängeblüten von Fuchsschwanz in ihrem dunklen Ton.

Denn wir hatten nicht nur an das Nahrhafte gedacht. Unser Kriegsgarten gab uns auch manches Schöne. Blumen in Fülle. Die üppigen Mohnbeete! Die fast baumhoch wuchernden Dahlien! Und nach dem unermüdlichen Hacken und Gießen köstliche Feierstunden. Im Gras zwischen den Beeten. Mittag im Freien gekocht, wie die Zigeuner. Abend unter den dunkelnden Bäumen, die Kinder in der Hängematte oder hoch oben in den Zweigen, wo sie ihr Brot verspeisten.

Und so wurden die absprechenden Weissagungen der „Erfahrenen" Lügen gestraft. Auch ohne Dung ernteten wir. Und trotzdem wir erst nach Ostern umgegraben. Ein Vielfaches der Saatkosten konnten wir heimtragen. Den ganzen Sommer über brauchte meine Frau kein Gemüse zu kaufen und konnte auch alle ihre Gläser füllen, die sie sonst für den Winter einkochte. Konnte auch noch beträchtliche Mengen grüner Bohnen trocknen.

So waren wir zu Selbsterzeugern geworden. Hatten uns vom bloßen Konsumenten, vom Verzehrer zum Produzenten umgewandelt. Hatten auch ein wenig dazu beigetragen, daß wir in diesem knappen Jahr durchhalten können.

Darauf aber kommt es an. Daß es unserer Gesundheit wohlgetan, daß wir auch unserer geliebten Mutter Erde, dem so viellehrenden Pflanzenleben näher gekommen, das wollen wir jetzt nicht betonen. Aber, daß wir ohne Dung, mit wenig Samen und mit Pflänzchen vom nächsten Gärtner, die er sonst vielleicht fortgeworfen hätte, so viel erzielt haben — das war die Hauptsache an unserem Kriegsgarten.

Gottfried Traub / Selbstgefühl

> Daß wir Deutsche so eigen zu unserer Geschichte stehen, daß wir so alt sind und so jung zugleich, daß unsere alte Vorzeit nicht als eine Last auf unserer Seele liegt wie vormals die Größe Roms auf den romanischen Völkern, wird vielleicht ein glückseligeres Geschlecht als eine köstliche Sache preisen.

So schrieb Treitschke im Jahre 1862, als er dem preußischen Volk die Bücher seiner eigenen Geschichte aufschlug und ihm von der Eroberung des heidnischen Preußens erzählte. Ob wir heute dieses glückseligere Geschlecht geworden sind? Ob wir dieses herrliche Gefühl des Jungseins besitzen und damit unserer alten Geschichte Ehre machen wollen? Wir Deutsche haben einen ungesunden Mangel an edlem Selbstgefühl. Die andern Völker sollen uns bestätigen, wie wir sind — das ist die herkömmliche Meinung Tausender. Sie horchen auf das Urteil von Völkern, die sie nicht kennen, und von Staatsmännern, die sie hassen; aber sie vergessen, was ihnen ihre Vorväter in die Wiege gelegt, sie gehen nicht zu Rat mit den Ahnen und sind hilflos über ihren eigenen Willen. Ich klage die Welt unserer Gebildeten an. Ihnen galt die Welt der äußeren Politik wie eine lästige Notwendigkeit, die man sich dadurch bequem machte, daß man weidlich auf die Diplomaten schimpfte. Sie lebten gar nicht in ihrer eigenen Geschichte, sondern träumten. Man dachte mit jedem Fremden leichter, als mit den Gestalten eines Kaisers Otto oder Hermann Salza oder des alten Kurfürsten. Was wunder, daß es uns an dem inneren Gleichgewichte fehlte, sobald die äußere Welt ins Schwanken geriet? Bittere Tränen soll man weinen nicht über die Toten, sondern über die Lebendigen. Wo ist ein Volk der Erde, dem sein Herrgott solche Geschichte anvertraut hat? Wieviel Jahrhunderte hat er es auf Höhen und in Tiefen geführt und hatte Geduld mit ihm, ob es nicht einmal zum Selbstbewußtsein käme und spräche: ich weiß, was ich kann, und will, was ich soll. Das echte Selbstgefühl steht der sittlichen Wahrheit viel näher, als jene unredliche Abhängigkeit von Lob und Tadel der Fremden. Stolz sollen wir werden, richtig stolz und darum jung bleiben für große neue Aufgaben. Wer sie unserem Volk nicht zutraut, der gehört nicht zu seinem Wesen. Wenn's am tollsten zuging, war es uns von jeher am wohlsten: da reckte sich der Trotz der Unbeugsamkeit, und das „Dennoch" stieg in die Höhe, und wir wuchsen. Man frage nicht nach der Last, die wir zu tragen haben, sondern nach dem Gewinn, der unsern Enkeln werden soll, und nach dem Gelächter der Welt, mit dem sie stets die dummen Deutschen auslachten. Eben sehe ich den Kölner Dom in Morgensonnenherrlichkeit vor mir stehen. Wer baut mit an dem neuen Dom eines neuen starken Deutschen Reichs?

Soziale Bewegung

Karl Goldschmidt †. Am Freitag vor Pfingsten hat der Tod den Mann dahingerafft, der fast ein Menschenalter hindurch den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen im Kampf für ihre Ideale vorangegangen ist. Es gibt außer Dr. Max Hirsch niemand, dessen Name tiefer in die Geschichte der deutschen Gewerkvereine eingetragen ist als der Karl Goldschmidts. Mai 1890 trat der Verstorbene in die Dienste des Verbandes der Deutschen Gewerkvereine als Redakteur des „Gewerkvereins". Nach dem Tode des Anwalts Dr. Max Hirsch wurde Goldschmidt im Jahre 1907 zum Vorsitzenden des Verbandes der Deutschen Gewerkvereine gewählt. Dieses Amt bekleidete er, bis er wegen schwerer Erkrankung im Jahre 1915 pensioniert werden mußte. Er war lange Jahre Stadtverordneter in Berlin und von 1898 bis 1908 Landtagsabgeordneter der Freisinnigen Volkpartei. Auch in der deutschen Arbeiterbewegung überhaupt wird man Karl Goldschmidt ein ehrendes Andenken bewahren. Selbst die Gegner, die vor Jahren mit ihm in Versammlungen und in der Presse die Klinge gekreuzt haben, werden ihm jetzt die Anerkennung nicht versagen, daß sie es mit einem starken und gewandten Kämpfer zu tun hatten, dessen wuchtigste Waffen Ueberzeugungstreue, Selbstlosigkeit und Begeisterung waren.

Internationaler Gewerkschaftskongreß und bürgerliche Sozialreform. Zu der schon vor acht Tagen von uns wiedergegebenen Nachricht von der Einberufung eines internationalen Gewerkschaftskongresses nach Stockholm zwecks Beratung wirtschaftlicher Forderungen für den kommenden Friedensvertrag bemerkt das führende Organ der bürgerlichen Sozialreform, die „Soziale Praxis": Die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, die vor dem Kriege 14 Staatsregierungen und 15 Landessektionen (für Deutschland die Reichsregierung und die Gesellschaft für Soziale Reform) vereinigte, und das Internationale Arbeitsamt, das durch Beiträge von Regierungen und Landessektionen auch während der Kriegsdauer aufrechterhalten werden konnte, würden in der Teilnahme und Mitarbeit des Internationalen Gewerkschaftsbundes eine mächtige Verbreiterung ihrer Grundlagen und eine starke Förderung ihrer Bestrebungen erfahren. Viele der Forderungen, die jetzt von den Gewerkschaften erhoben werden, stehen seit langer Zeit auf dem Programm der Internationalen Vereinigung, andere gehen über diesen Besitzstand hinaus. Jedenfalls wird die Gesellschaft für Soziale Reform, die sich zu den ältesten und treuesten Trägern des schon 1890 im Erlaß des Kaisers verkündeten internationalen Arbeiterschutzes rechnen darf, es an nichts fehlen lassen, um nach Friedensschluß diesem Kulturwerk wieder die Bahnen zu öffnen. So haben bereits vor mehr als einem halben Jahr Vorstand und Ausschuß der Gesellschaft für Soziale Reform beschlossen, in einer Eingabe an den Reichskanzler die Aufnahme von Bestimmungen des internationalen Arbeiterschutzes in die Friedensverträge zu befürworten.

Arbeitgeberzusammenschluß. Im Baugewerbe ist ein wirtschaftlicher Zusammenschluß zustande gekommen, der unter dem Namen „Wirtschaftsbund für das deutsche Baugewerbe" kürzlich ins Leben gerufen ward. Eine große Zahl von Bezirkswirtschaftsverbänden aus allen Teilen des Reiches haben sich dem Bund angeschlossen. Die Bezirkswirtschaftsverbände bestehen wiederum aus den einzelnen Bezirksarbeitgeberverbänden für das Baugewerbe. Der Vorsitzende des letzteren wird in jedem Fall auch der Führer des Wirtschaftsverbandes sein. Ebenso satzungsgemäß wie hier soll auch der Vorsitzende des Gesamtarbeitgeberverbandes den Vorsitz im Wirtschaftsbund innehaben. Einzelunternehmer können nur dem Wirtschaftsbund angehören, wenn

sie gleichzeitig Mitglied des Arbeitgeberverbandes sind. Gleiche Bedingungen gelten für alle Fälle auch bei örtlichen Gründungen von Wirtschaftsverbänden. Diese gewaltige Koalition entstand aus dem Arbeitgeberbunde für das Baugewerbe und dem Innungsverbande deutscher Baugewerksmeister. Sie soll alle beruflichen Aufgaben lösen, insbesondere Einkaufsgenossenschaften gründen, Preiskartellierung mit Lieferantenvereinigungen gemeinsam bilden, um so dem Drucke der Bauauftraggeber wirksam zu begegnen. Die Bauarbeiter fürchten, daß sich diese neue, gewaltige Koalition auch gegen sie richten werde und beantworten die Neugründung mit verschärfter Agitation für ihre Arbeitergewerkschaften.

Schutz der Mieter. Der Kommandant der Festung Danzig hat folgende Verordnung erlassen: Erhöhungen des Mietzinses für Wohnungen aller Art und Geschäftsräume der Minderkaufleute und Handwerker in Danzig während des Krieges sind nur nach Genehmigung der Kommandantur zulässig. Unter Mietszins im Sinne dieser Verordnung sind alle Zahlungen des Mieters an den Vermieter zu verstehen (z. B. Wasserzins, Kosten für Treppenbeleuchtung, Reparaturkosten usw.). Diese Bestimmung gilt auch für den Abschluß von Verträgen mit neuen Mietern. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafen geahndet. Die Verordnung tritt mit dem 31. Mai 1917 in Kraft. Etwaige Anträge auf Genehmigung von Mietserhöhungen sind mit eingehender Begründung der Kommandantur schriftlich einzureichen.

Büchertisch

Herr Heckfisch, Erzählung von Alexander Solomonica. S. Fischer, Verlag, Berlin 1916. 185 Seiten. Preis geh. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Der Held, wenn man so sagen kann, der Held dieser Erzählung, Herr Heckfisch, ist ein Mensch, der seinen Mitmenschen und dem Leben imponieren will, aber infolge seiner inneren Haltlosigkeit und Unsicherheit zu steter Ohnmacht verurteilt bleibt. Er benutzt verschiedene Gelegenheiten, um seine Ueberlegenheit über die Menschen zu beweisen, aber immer versagt er eben infolge seiner inneren Schwäche, bis ihn schließlich die Verzweiflung zur Mordtat treibt. Mit der Darstellung des Herrn Heckfisch ist ein ganzer Typus von modernen Menschen getroffen, wie er besonders in der breiten Masse unseres heutigen Intelligenzproletariats gezüchtet wird; schon dieser Umstand gibt dem Buche seine Bedeutung. Die Darstellung dieses Charakters und seiner Entwicklung bis zur Verbrechenstat sind mit psychologischer Schärfe und Eindringlichkeit gegeben, der Stil ist gepflegt. Durch beides wird man an Schnitzlers Leutnant Gustl erinnert, mit dem sich bei näherem Zusehen immer mehr Beziehungen ergeben. Diese Vergleichung ist als Lob gemeint, und es wäre erfreulich, wenn der Verfasser des Herrn Heckfisch eine ähnlich aufsteigende Entwicklung nähme wie der Autor des Leutnant Gustl. Der Anfang, der hier gemacht ist, ist gut.

Der Kampf auf dem Balkan. Berichte aus der Türkei, Serbien und Griechenland 1915/16 von Emil Ludwig. 1916. S. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M. 323 Seiten.

Emil Ludwig, der in fünfzehn Kriegsmonaten als Berichterstatter den Balkan, Kleinasien und Syrien besucht hat, faßt in diesem Buch den Ertrag dieser Reisen zusammen. Um es gleich zu sagen: Es gehört zu den allerinteressantesten Werken seiner Art. Ludwig hat mit dem Sultan gesprochen, mit dem verstorbenen Botschafter v. Wangenheim (dessen Andenken das Buch gewidmet ist), mit Talaat, Enver, mit Goltz, Liman, Souchon, mit dem griechischen König u. a. Er kann daher viele interessante persönliche Züge zum Bilde dieser Persönlichkeiten beitragen, und manchmal gelingt es ihm sogar, daß er uns fesselt. Ueberdies ist er z. B. im französisch-englischen Lager von Saloniki gewesen, von wo er im letzten Augenblick nur mit knapper Not entkam. „Dreißig Stunden, bevor unsere Konsuln auf neutralem Boden in Saloniki verhaftet wurden, fuhr er mit dem letzten Zug aus der Stadt." Er weiß zu berichten von der Tätigkeit Sofia Schliemanns, der Gefährtin und Witwe Heinrichs, die vor Athen eine Heilanstalt für Lungenkranke ins Leben gerufen hat und jetzt noch leitet. Oder er schildert die zahlreichen, bisher meist unbekannten Seegefechte der „Goeben" und „Breslau" im Schwarzen Meer, deren Durchbruch im August 1914 er bereits früher in einem verbreiteten Büchlein erzählt hat. Ludwig hat mit Männern gesprochen, die nicht jedem Berichterstatter zugänglich sind, und hat vieles in wichtigen Augenblicken gesehen, wozu die Gelegenheit nicht ohne weiteres geboten ist. Diese interessanten Neuigkeiten geben dem Buch eine gewisse Bedeutung; im übrigen ist sein Wert dadurch gekennzeichnet, daß es eine Sammlung von Aufsätzen eines Kriegsberichterstatters ist; freilich eines, der mehr erzählen kann, als die meisten anderen von diesem Fache. Seine Schreibart ist geistreich, elegant, durch und durch journalistisch.

Sprechsaal

Schützengraben, Westfront, d. 29. Mai 1917.

Sehr geehrte Schriftleitung!

Es ist wohl angebracht, daß auch wir „da draußen" uns zu den unerquicklichen Erörterungen äußern, die sich an den sogenannten „Hindenburgfrieden" und „Scheidemannfrieden" anschließen. Mag der zweite Name richtig gewählt sein, so fehlt doch jede Berechtigung, unsern Nationalhelden mit den Friedensforderungen der Alldeutschen zu verknüpfen. (Man denkt dabei an die Bismarckheringe. Nur ist's hier harmlos und humoristisch.) Auch ist es unwahr, wenn die Behauptung aufgestellt wird: unsere Feldgrauen stünden auf ihrer (der Alld.) Seite. Soviel ich Offiziere und Mannschaften gesprochen und gehört habe, herrscht eine einmütige Wut über das — wir wollen Deutsch sprechen — unverschämte und unverständige Gerede der Alldeutschen. Und die so denken, das sind fast durchweg solche, die nunmehr bereits 2¾ Jahre an der Front sind. „Hier draußen, bei uns, sollen sie ihre Forderungen wiederholen", das hört man fast stets, wenn man von den Herren spricht. Und nicht minder groß ist unser Ingrimm, wenn man liest, wie gegen unseren Reichskanzler gehetzt wird, dessen letzte Reichstagsrede aus unser aller Herzen gesprochen ist. Wir glauben, daß der Schaden, der durch das Treiben des Alldeutschen Verbandes angerichtet wird, unermeßlich groß ist, und es ist wahrlich an der Zeit, daß sich alle vaterländischen Kreise zusammentun, um dem ein Ende zu machen. Wie sagt doch der Westschweizer Maurice Murat? „Diese Fanatiker haben Deutschland mehr Schaden getan als zehn feindliche Armeekorps." — Man sammle Geld und verteile das Buch von Otto Baumgarten, „Das Echo der alldeutschen Bewegung in Amerika" zu hunderttausenden; vielleicht erreicht man es dann, daß ihre Stimme kein Gehör mehr findet. Oder man schicke sie hinaus zu uns, damit sie uns das (siehe Volkserzieher) „lachende Sterben" vormachen. Wir haben's noch nicht gesehen; aber anderes Unsagbares.

Ein Offizier der Westfront.

Briefkasten

L. M. in G. Die Reichstagsrede „Auf dem Wege zum Volksstaat" von Naumann gelangt erst heute zur Versendung. Auch die Reichstagsreden aus früheren Jahren können Sie noch erhalten. Das einzelne Heftchen kostet 15 Pf. und 3 Pf. Porto, 10 Hefte 1,20 M. und 20 Pf. Porto.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Deutsches Auslandmuseum Stuttgart. Das Museum und Institut will, wie die diesem Heft beigefügte Einlage näher ausführt, als Zentrale in seinen Sammlungen Archiv und Bibliothek einmal ein Bild von den bisherigen Leistungen unserer Stammesgenossen in der Ferne geben, dann aber vor allem tatkräftig eingreifen, um sie künftig in höherem Maße als bisher dauernd mit der Heimat zu verbinden und auch ihre Kraft dem Deutschen Reich stärker nutzbar zu machen. Nur durch sofortige Wiederaufnahme unseres Außenhandels, eine Hauptquelle des Wohlstandes, können wir Wunden heilen, die der Krieg uns geschlagen hat. Wer soll aber unter den jetzigen Umständen sein Träger sein, wenn nicht der Auslanddeutsche? Kommen wir ihm nicht schnellstens nach dem Kriege zu Hilfe, wird er sich in seiner geschwächten wirtschaftlichen Existenz nicht halten können und uns unwiderruflich verlorengehen. Nur wenn es gelingt, unseren Handel schnell wieder zu heben, werden sich die jetzigen schwierigen Lebensverhältnisse bald wieder bessern. Es bedarf aber großer Mittel und der Mithilfe aller Kreise, um dem Museum die Arbeit zu ermöglichen: Keiner schließe sich hier aus! Jeder gebe nach seinem Vermögen!

„Deutsche Handels-Warte". Beiträge zur Deutschen Wirtschaftspolitik. Das Hauptziel der Zeitschrift, deren Prospekte einem Teil der heutigen Nummer beiliegen, ist, dem Kaufmannsstande gegenüber anderen Wirtschafts- und Gesellschaftsfaktoren zu seinem Rechte zu verhelfen. Sie bekämpft daher den unlauteren Wettbewerb und ungesunde Geschäftsgebräuche auf dem großen Gebiete der Warenvermittlung, die Verbreitung von Schund- und wertlosen Massenartikeln. Sie tritt tatkräftig ein für die Förderung der Wertarbeit auf dem Gebiete der Erzeugung und des Handels.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

14. Juni 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 24

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die deutsche Sozialdemokratie und Rußland. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Die volkswirtschaftlichen Grundlagen der Friedensbewegung. — **Dr. Theodor Heuß:** Payer. — **R. E. May:** Die Grundlage der Kriegsernährung in Deutschland und England. — **Dr. Wilhelm Schaefer:** Menschenmaterial. — **Gottfried Traub:** Jugend. — Der Preußentag der Fortschrittlichen Volkspartei. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 3. Juni.

Schweizer Zeitungen bestätigen die aus Holland kommende Nachricht, daß die Engländer alle ihre Bundesgenossen für den Plan einer neuen allgemeinen Sommeroffensive auf allen Fronten gewonnen haben. Ueberwiegend wird auch in der Schweiz die Auffassung vertreten, daß die Versorgungsschwierigkeiten, die durch die deutsche Seesperre und den Schiffsraummangel überhaupt entstanden sind und ständig wachsen, die Entente dazu drängen, eine schnelle militärische Entscheidung zu suchen. — Im Wytschaete-Bogen ist seit gestern ein schwerer Artilleriekampf entbrannt. Die Engländer haben das von den Deutschen kräftig erwiderte Feuer heute zu einem ganz ungeheuerlichen Trommelfeuer aus Geschützen schwersten Kalibers gesteigert. Auch in der Artois-Front nahm das Feuer wieder zu. Es scheint, als ob man im Küstenstrich unweit Ypern mit einem großen Angriff, unterstützt durch einen Flottenangriff, die neue Sommeroffensive einleiten wolle. — Auch an der Russenfront beginnt es hier und da wieder zu brodeln.

Englische Torpedoboote haben den deutschen Dampfer Gamma, der von Emden nach dem nordischen Erzhafen Narvik unterwegs war, vor Haar auf Jederen, innerhalb der norwegischen Hoheitsgewässer, also unter schwerer Verletzung der Neutralitätsrechte torpediert. Der Dampfer ist vernichtet; die Mannschaft ist im Boot gelandet. Die Engländer verschwanden, als ein norwegisches Torpedoboot hinzukam.

Montag, 4. Juni.

Der Artilleriekampf im Wytschaete-Bogen hat an furchtbarer Heftigkeit noch zugenommen.

Das amtliche Norsk. Tel. Büro meldet Einzelheiten zu der englischen Neutralitätsverletzung bei Torpedierung des deutschen Dampfers Gamma, die den Vorfall völkerrechtlich und menschlich noch viel schlimmer erscheinen lassen. Die norwegische Regierung hat ihren Londoner Gesandten beauftragt, bestimmten Einspruch zu erheben.

Der russische Arbeiter- und Soldatenrat hat einen Aufruf erlassen, in dem er die sozialistischen Parteien und Arbeiterverbände der „Welt" zu einer zwischenstaatlichen Konferenz für die Tage zwischen dem 28. Juni und 8. Juli nach Stockholm einlädt. Hauptaufgabe dieser Konferenz soll es sein, eine „Uebereinstimmung zwischen den Vertretern des sozialistischen Proletariats hinsichtlich der politischen Abrechnung mit der geheiligten Verbindung von Regierung und imperialistischen Klassen zu erzielen".

Dienstag, 5. Juni.

Eugen v. Philippovich, der berühmte Wiener Volkswirtschaftslehrer, ist gestern im 60. Lebensjahre gestorben. Mit ihm ist einer der frühesten, tatkräftigsten und einflußreichsten Freunde der wirtschaftspolitischen Annäherung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn dahingeschieden.

Die Franzosen berichten, daß sie und die Engländer seit dem 16. April an der Westfront zusammen etwa 52 000 Gefangene gemacht und 446 Geschütze erbeutet hätten. Wie groß ihre eigenen, namentlich blutigen Verluste sind, geben sie natürlich nicht bekannt. Manche ihrer Divisionen ist auf die Hälfte ihres Bestands zusammengeschmolzen, die Sprache der Pariser Presse ist schon längst nicht mehr so volltönend wie vor der zerbrochenen Frühjahrsoffensive. Und die Kommentare, die den Ereignissen in Rußland gewidmet werden, sind neuerdings geradezu voll von tiefer Verstimmung und bedrückter Sorge. Der „Rücktritt" des Hauptkriegstreibers Iswolski von seinem Pariser Botschaftsposten wird nur mit Wendungen von äußerster Vorsicht behandelt.

Die französische Kammer hat eine Geheimsitzung abgehalten, weil zu erwarten war, daß die Aussprache über die Stockholmer Konferenz gar zu leidenschaftlich erregt werden würde. Herr Ribot hat einen vollen Sieg errungen. In der öffentlichen Sitzung, mit der die geheime beschlossen wurde, gab man ihm ein Vertrauensvotum mit 453 gegen nur 55 Stimmen.

Der russische Oberbefehlshaber Alexejew ist zurückgetreten. Als sein Nachfolger wird Brussilow genannt.

Mittwoch, 6. Juni.

Die Artillerieschlacht bei Wytschaete dauert in unverminderter Heftigkeit fort. Englische Versuche einer gewaltsamen Erkundung, ob die deutschen Stellungen wohl bereits sturmreif seien, scheiterten völlig.

An der Aisne-Front haben die Franzosen eine Reihe von starken Angriffen unternommen. Sie sind sämtlich unter blutigen Verlusten zusammengebrochen. Die Unseren haben dabei noch rund 150 Gefangene gemacht.

Inzwischen hat die Isonzo-Schlacht ein ganz neues Bild genommen. Nachdem alle Massenangriffe den Italienern nur furchtbare Opfer, aber keinen nennenswerten Gewinn gebracht haben, haben unsere österreichischen Bundesbrüder gestern einen kräftigen Gegenstoß mit ganz hervorragendem Erfolge durchgeführt. Südlich von Jamiano, wo die Italiener ihren verhältnismäßig größten Gewinn dieser Schlacht zu verzeichnen hatten, haben die österreichischen Truppen trotz immer neuer Einsetzung frisch herbeigeführter Divisionen der sich tapfer wehrenden Italiener nach einem Tag und Nacht andauernden schweren Ringen einen großen Teil der vor zwei Wochen verlorenen Stellungen zurückerobert und dabei über 6600 Gefangene gemacht. Die Gesamtsumme der Gefangenen ist damit auf reichlich 22 000 angewachsen. Das ist für eine Verteidigungsschlacht eine ganz außerordentlich stattliche Ziffer,

Digitized by Google

Die Italiener beziffern die von ihnen gemachten Gefangenen in der ganzen Isonzoschlacht auf 23 000.

In der Vertrauenskundgebung für die Regierung Ribots fordert die französische Kammer in demselben Zusammenhang, in dem sie „jeden Gedanken an Eroberung und Unterjochung fremder Völker von sich weist", die „Rückkehr Elsaß-Lothringens zu seinem Mutterlande". Eine blutigere Selbstverhöhnung ist kaum denkbar. Vielleicht war es auch schon Rückkehr zum Mutterlande, als Ludwig XIV. das kerndeutsche Elsaß mit der kerndeutschen Hauptstadt Straßburg raubte. Und daß die französische Republik mit dem neuen Deutschen Reich 1871 einen „ewigen" Frieden geschlossen hat, der die alten natürlichen Zugehörigkeitsverhältnisse wiederherstellte, das braucht die heutigen Franzosen nicht zu beirren. Die Ewigkeit ist eben abgelaufen.

Der Präsident der zweiten — mit gleichem Wahlrecht gewählten — Kammer des elsaß-lothringischen Landtags hat die neue Tagung mit einer Ansprache eröffnet, die eine ebensogut elsaß-lothringische, wie gut deutsche Antwort auf die französische Anmaßung und Raubgier ist: „. . . . Wir segnen jede Handlung, die das Kriegselend auch nur um einen Tag abzukürzen geeignet ist, und verwerfen alles, was angeblich um unser Los zu ändern unternommen wird, tatsächlich aber nur die Fortdauer des Krieges und damit unserer Leiden bewirkt. Das elsaß-lothringische Volk hat in seiner erdrückenden Mehrheit keinen Krieg und auch diesen Krieg nicht gewollt. Was es wollte, war, den Ausbau seiner staatrechtlichen Stellung in seiner Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche zu vollenden und im übrigen seiner friedlichen Arbeit nachzugehen."

Englische Batterien haben angeblich aus Versehen bei einem nächtlichen Uebungsschießen von Gibraltar aus den nahe gelegenen spanischen Hafenort Algeciras, in dem seinerzeit die Marokkokonferenz tagte, mit etwa 20 Schüssen aus 30,5 cm-Geschützen belegt. Der Schaden soll nicht groß sein, Menschen sind nicht verletzt worden. Die Spanier protestieren natürlich, werden vielleicht aber auch in ihren Volksmassen dabei wieder einmal besonders eindrucksvoll empfinden, welche Demütigung und Gefahr für Spanien die englische Zwingburg auf spanischem Boden ist.

Donnerstag, 7. Juni.

Nach langer Artillerievorbereitung ist heute zwischen Ypern und Armentières die erwartete Schlacht in Flandern entbrannt. In außergewöhnlicher Heftigkeit hielt auch vom La-Bassée-Kanal bis auf das Süduser der Scarpe die Feuertätigkeit an. Bei Hulluch, Liévin und Roeux sind starke englische Teilangriffe gescheitert.

Am Chemin des Dames haben unsere Truppen feindliche Stellungen in fast 2 km Ausdehnung erstürmt und gegen starke Gegenangriffe behauptet. Ueber 550 Gefangene!

Im französischen Senat hat sich Ribot ein einstimmiges Vertrauensvotum geholt. Auch vor dem Senat hat Ribot wieder die Eroberung von Elsaß-Lothringen gefordert, das „nicht aufgehört habe, im Herzen französisch zu sein" — die Volksabstimmung des gleichen Wahlrechts hat bei Reichs- und Landtagswahlen stets das Gegenteil bewiesen! — Dabei bezeichnet Herr Ribot, und die Herren Senatoren stimmen ihm jubelnd zu, die Elsässer sogar als „unser eigen Fleisch und Blut". Man beginnt allmählich, für den Verstand der Franzosen zu fürchten, wenn man solchen Unsinn immer wieder hören muß.

Die Oesterreicher haben ihren Erfolg durch die Erstürmung einer Höhe bei Jamiano noch erweitert. Die Zahl der in den letzten drei Schlachttagen gemachten Gefangenen ist dabei auf mehr als 10 000 angewachsen, so daß die Gesamtzahl der Gefangenen seit dem 12. Mai die Summe von 27 000 übersteigt.

Freitag, 8. Juni.

Staatssekretär Dr. Solf hat sich gestern in Leipzig, bei Gelegenheit einer vaterländischen Feier der Deutschen Kolonialgesellschaft, in höchst bemerkenswerter Weise über unser koloniales Kriegsziel ausgesprochen. Er sagte, die Regierung wisse sich einig mit dem deutschen Volke in der festen Entschlossenheit, unsere koloniale Zukunft sicherzustellen. Er erinnerte dabei an den Ausspruch des Reichskanzlers, daß unsere Siege auf dem Kontinent uns unseren Kolonialbesitz wieder sichern und der deutschen Unternehmungslust eine neue fruchtbare Tätigkeit eröffnen werden. Unser koloniales Programm sei klar und einfach: Wir wollen unseren Kolonialbesitz wiederhaben und wollen diesen Besitz nach Möglichkeit zu einem widerstandsfähigen und wirtschaftlich leistungsfähigen Gebiete ausgestalten. Gleichzeitig wollen wir der künftigen Gefährdung des europäischen Friedens entgegenwirken, die in der von unseren Gegnern in großem Stile geplanten Militarisierung Afrikas droht. In klarer Erkenntnis der Bedeutung eines zusammenhängenden Kolonialbesitzes für die Lebenssicherung des deutschen Volkes habe die Regierung schon vor dem Kriege weitgehende Vorbereitungen getroffen, um auf dem Wege friedlicher Verständigung und Vereinbarung eine unseren dringendsten kolonialen Bedürfnissen entsprechende Ausgestaltung unseres überseeischen Besitzes zu erlangen. Entgegen dem erklärten Ziele der Engländer, die unsere Kolonien zu annektieren beabsichtigen, hält Solf an diesem alten Gedanken fest und fordert von seinem kolonialen Standpunkte aus zu diesem Zwecke mit besonderem Nachdruck die Freiheit der Meere als deutsches Kriegsziel. — Wir freuen uns dieses ebenso klaren, wie kräftigen Programms. Es steht im Einklang mit dem, was die „Hilfe" von jeher vertreten hat. Ein „Deutsch-Mittelafrika" würde für den Staatenbund Mitteleuropa die rechte Ergänzung sein.

Die Schlacht in Flandern hat den Engländern im Wytschaete-Bogen hauptsächlich wohl infolge von ganz außerordentlich gewaltigen Sprengungen, die sie seit Jahresfrist vorbereitet hatten, wieder einen Anfangserfolg gebracht. Es ist ihnen gelungen, den vorspringenden Bogen etwas einzudrücken und dabei, wie sie berichten, etwa 6000 Gefangene zu machen. Einem weiteren Vordringen haben deutsche Gegenstöße schnell ein Halt geboten. An den übrigen Stellen, nördlich und südlich des Wytschaete-Bogens, sind die englischen Angriffe von vornherein vollkommen gescheitert. Die Verluste der Engländer sind so gewaltig, daß sie mit den zum großen Angriff hier zusammengeballten Truppenmassen den Kampf nicht weiter fortzusetzen vermocht haben. So furchtbar ihr Vorstoß war: er scheint bereits bei dem ersten Ansturm zum Stehen gekommen zu sein. So ist auch dieser schwere Tag trotz des kleinen Geländegewinnes der Engländer und trotz ihrer Beute an Gefangenen im ganzen als deutscher Sieg zu verzeichnen.

Sonnabend, 9. Juni.

Seit gestern weilt der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow in Berlin, um mit den deutschen Staatsmännern über gemeinsame Aufgaben zu verhandeln, die sich aus dem Kriege ergeben. Das deutsche Volk begrüßt diesen Gast mit Freuden in seiner Reichshauptstadt. Der Staatsmann, der an der Spitze des bulgarischen Volkes stand, als es sich in schicksalsschwerer Stunde an die Seite der Mittelmächte stellte, und der trotz manchem Widerstand aus russenfreundlichen Traditionen des Landes diese Politik mit Entschlossenheit und Klugheit und Treue fortgeführt hat, hat einen Platz im Herzen des deutschen Volkes. Das klingt ihm auch aus der Presse aller Parteien entgegen.

Der heutige Tag hat eine große Ueberraschung gebracht. Während man gestern noch damit rechnete, daß in Ungarn ein Kabinett Wekerle zustande kommen würde, hat der König heute einen Mann mit der Bildung des Kabinetts betraut, an den — wenigstens in Deutschland — wohl keiner gedacht hat, den jungen, erst sechsunddreißigjährigen Grafen Moritz Eßterhazy. Der neue ungarische Ministerpräsident gehört der Verfassungspartei an, d. i. der Gruppe des Grafen Andrassy. Innerpolitisch bedeutet diese Wahl einen Sieg der Strömung, die auch in Ungarn den breiteren Massen einen größeren Anteil an der Staatsleitung gewähren will. Eine wirklich demokratische Wahlrechtsreform freilich läßt sich mit dem gegenwärtigen Parlament, in dem Tisza mit seiner nationalen Arbeitspartei über fast dreiviertel der Stimmen verfügt, unmöglich erreichen. Will also Graf

Eßterhazy dem König nicht eine Auflösung der Kammer vorschlagen, was im Kriege seine Bedenken hat, so wird er wohl zu einem Kompromiß mit dem Grafen Tisza zu kommen suchen. Vielleicht ist die Tatsache, daß nicht der Parteiführer Graf Andrassy, sondern der schmiegsamere und ebenso gewandte wie beredte Graf Eßterhazy mit der Kabinettsbildung beauftragt worden ist, mit dem Wunsche des Königs zu erklären, auf dem Wege der Verständigung zwischen beiden sich befehdenden Gruppen zum Ziele zu kommen. — Für das Verhältnis zu Oesterreich und zum Deutschen Reiche bedeutet die Neuordnung der ungarischen Dinge einen Sieg derjenigen Richtung, die — getreu den Traditionen Julius Andrassys, des Vaters — den Gedanken, die heute im Problem „Mitteleuropa" ihren politischen Ausdruck finden, mit größerer Wärme gegenübersteht.

Die Schlacht in Flandern ist in der Tat bereits zum Stehen gekommen. Der Feind hat seit dem gestrigen Scheitern seines allgemeinen Angriffs nur noch Teilvorstöße unternommen; sie hatten keinen Erfolg. Ob die Gegner noch immer nicht merken, daß die deutsche Mauer nicht zu zerreißen ist?

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 3. Juni.

Auf der Fahrt nach Berlin freut man sich der unbeschreiblichen Frühsommerschönheit von Wald und Wiesen. Es sieht auch, trotz des langen Regenmangels, auf den Feldern nicht schlecht aus, wozu allerdings ein gestern niedergegangenes, heiß begrüßtes Gewitter sein Teil beiträgt. Die Funkentürme von Nauen schweben über der sanftgrünen Abendlandschaft wie ein architektonischer Traum, ganz entäußert ihrer eisernen Nützlichkeit. Uebrigens ist es charakteristisch, daß nicht nur fast nie jemand weiß, was die Türme bedeuten (im Frauenabteil!), sondern daß sie sich auch selten über die wunderlichen Proportionen der eisernen Säulen und ihre Bestimmung Gedanken machen.

Man kann eigentlich niemals des Sommers froh werden, ohne dieses schweren Winters wie eines Alps zu gedenken und sich irgendwo im geheimen zu wundern, daß er wirklich vorüber ist. Alle Schwierigkeiten, die jetzt noch bestehen, haben dagegen etwas beinahe nicht ernst zu Nehmendes, so ernst sie an sich sind.

Die Viehhandelsverbände machen die Beobachtung, daß das Rindvieh teilweise direkt überfüttert abgeliefert wird, eine Erfahrung, die jedenfalls beweist, daß die Landwirtschaft die Anpassung an die Futterknappheit gut verstanden hat. Zur Schweinemast wird systematischer noch der Wald herangezogen werden.

Montag, 4. Juni.

Berliner Arbeitsmarktziffern: Der Mitgliederbestand der Krankenkassen war am 1. Mai 1917 275 600 männliche und 419 700 weibliche. Gegen den Vormonat sind die männlichen um 5000, die weiblichen um ca. 3000 gestiegen. Das Steigen der männlichen Mitglieder ist sehr auffallend. Infolge des guten Arbeitsmarktes für Frauen ist die Inanspruchnahme der Kriegshilfe in Berlin sehr auffallend zurückgegangen. Arbeitsstreckung im Bekleidungsgewerbe ist auch hier nicht mehr notwendig, weil kein Ueberangebot von Frauen vorliegt. Der Durchschnittslohn für ungelernte Arbeiterinnen beträgt 24,88 M. gegen 16,60 M. im Vorjahr. Die Löhne steigen immer noch. Das Angebot von weiblichem Dienstpersonal nimmt immer mehr ab. Ganz ähnlich ist die Entwicklung in Hamburg.

Berlin — unbeschreiblich heiß und staubig — sieht in der Buntheit wieder gefüllter Gemüseläden auch nicht mehr so hungrig aus als im Winter. Wir werden das niemals vergessen: Diese ängstliche Leere aller Lebensmittelschaufenster und die bedrückende Sterilität der paar papierenen Präparate, die, kunstvoll angeordnet, einen Schein von Vorrat und Betrieb vortäuschten.

Dienstag, 5. Juni.

Aller Gedanken sind in Flandern. Man wird sich dabei bewußt, wie sehr die eigentliche „Kriegsberichterstattung" im Lauf der Zeit erlahmt ist. Wie wenig Schilderungen gegen die erste Zeit. Das ist so verständlich — und doch hemmt es bei der schnellen Abstumpfung so vieler Gedächtnisse das Miterleben. Und das ist immer wieder das Bedrückende, was einen wie ein Schuldgefühl belastet: die ermattete Lebendigkeit der Teilnahme.

Der Hilfsdienstausschuß des Reichstages hat beschlossen, die Ernährungsfrage der Schwer- und Schwerstarbeiter von neuem zu prüfen. In der Tat sind hier noch sehr viele Unstimmigkeiten und Ungerechtigkeiten, die beseitigt werden müssen.

Professor v. Philippovich, einer der führenden österreichischen Nationalökonomen, ist gestorben. Indem man sich seiner eigenen Studienzeit erinnert und der großen Rolle, die wohl seine Bücher im Studiengang aller deutschen Studenten der Volkswirtschaft gespielt haben, wird man sich der engen Verbundenheit der deutsch-österreichischen Wissenschaft wieder bewußt.

Ein mit Sitzungen hingebrachter Tag in Berlin bringt wieder den Kontakt mit allen zentralen Maßnahmen, Arbeiten und Regelungen. Dabei hat man stärker als sonst die Empfindung, daß die Kräfte der Durchführung hinter denen der guten Pläne zurückbleiben. Es ist sehr schwer, die Stoßkraft von der Mitte bis in die äußerste Peripherie wirklich zu erhalten. Z. B. die Sammeltätigkeiten, die zum Zweck der Rohstoffergänzung eingeleitet sind. Mit Recht drängen die Mitteilungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft immer wieder darauf, daß die Abfallsammlung energischer, systematischer und allgemeiner durchgeführt werde.

Mittwoch, 6. Juni.

Eine Nachtfahrt in einem unsagbar überfüllten Personenzug von Berlin nach Hamburg ist keine Freude. Eine Entschädigung ist nur die wundervolle Sommernacht draußen, mit dem Vollmond über den wogenden Feldern und der grünen Erde.

Es werden, um die rasche Bereitstellung der neuen Ernte zu erreichen, sehr hohe Frühdruschprämien gezahlt, und zwar für Getreide, das vor dem 16. August abgeliefert wird, 60 M. pro Tonne, bis 1. September 40 und bis 1. Oktober 20 M. Es soll außerdem ein Ausgleich von Maschinen und sonstigen notwendigen Geräten und Betriebsmitteln zwischen früh und spät erntenden Gebieten stattfinden. Gleichzeitig ist ein Vorverkaufsverbot für die Ernte 1917 erlassen.

Die Anforderungen an die Organisation der landwirtschaftlichen Arbeiten, die sich aus der zentralisierten Versorgungswirtschaft ergeben, sind tatsächlich außerordentlich schwierig. Wenn man bedenkt, wie viele bestimmende Faktoren das schwierige Exempel, aus Wetter, Arbeitskräften, Transportmitteln usw., die bestmögliche Lösung zu finden, nun noch weiter erschweren.

Der Ausbau der Lieferungsverbände durch weitestgehende Festigung des Unterbaues, durch ein Netz von Produzentenvereinigungen, wurde im Reichstag durch einen Antrag der Konservativen gefordert. Danach soll die Gesamtorganisation für die Volksernährung so gestaltet werden, daß die Bedarfsmengen nach dem Ernteausfall auf die einzelnen Bundesstaaten und von diesen auf die größeren Verwaltungsbezirke umgelegt werden. In jeder Gemeinde sind alsdann die Erzeuger zu Vereinigungen zusammenzufassen, welche die Verpflichtung übernehmen, die auf die Gemeinden nach dem Ernteergebnis entfallenden Umlageanteile zu liefern. Selbstverwaltungsausschüsse der Gemeinden sorgen für die Ausführung, und die Abnahme erfolgt durch Genossenschaften und Handelsorganisationen. Nach einem Antrag der anderen Parteien soll diese Organisation durch Ueberwachungsausschüsse ergänzt werden, die, aus Vertrauenspersonen verschiedenster Berufsstände zusammengesetzt, die rechtzeitige Ablieferung der Nahrungsmittel zu kontrollieren haben.

Die Reichs-Gemüse- und -Obststelle hat bis jetzt etwa 900 Sammelstellen organisiert.

Digitized by Google

Donnerstag, 7. Juni.

Im badischen Landtag Neuorientierungs-Aussprachen. Die sozialdemokratische Fraktion kündigt an, die neu geforderten Kriegskredite bewilligen zu wollen, verlangt jedoch Verfassungsreformen, insbesondere Aufhebung der Ersten Kammer. Der Staatsminister erwiderte, daß die badische Regierung der Aufhebung der Ersten Kammer unter Umständen zustimmen würde.

Die brandenburgische Parteiorganisation der Sozialdemokraten nahm folgende Resolution an:

„Die Versammlung bestätigt die frühere Zustimmung des Zentralvorstandes der Provinz zur Stellung der Reichstagsfraktion in der Frage der Landesverteidigung. Jede andere Haltung hätte als Parteinahme zugunsten der kapitalistischen Regierung der gegnerischen Länder gewirkt. Die Generalversammlung begrüßt es mit Genugtuung, daß die Partei gleichzeitig nichts unversucht ließ, um Verhandlungen mit den Bruderparteien der am Kriege beteiligten und mit den neutralen Ländern zu erreichen, die ein gleichmäßiges Handeln der Arbeiter aller Länder herbeizuführen geeignet wären."

Ueber die Vermittlung von Schülern zur Landarbeit wurden natürlich manche Schwierigkeiten mitgeteilt. Teils genügen die Leistungen der Schüler nicht, um ihre Beschäftigung überhaupt lohnend erscheinen zu lassen, öfter aber noch wird darüber geklagt, daß die Behandlung und Unterbringung billigen Anforderungen nicht entspreche. Trotzdem scheint die Organisation im ganzen doch noch mehr Vorteile als Nachteile zu haben.

Freitag, 8. Juni.

Ein strahlender Sommertag nach dem andern und im Hintergrunde der Gedanke an die Kämpfe im Wytschaete-Bogen!

In Altona wird voraussichtlich die „Gasrationierung" eingeführt werden, und zwar so, daß jeder Einwohner nur auf 70 Prozent des vorjährigen Verbrauchs kommen darf.

Die deutsch-spanischen Gesellschaften werden sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen, um so die verschiedenen kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen, denen die einzelnen von ihnen dienen, besser zu einem einheitlichen Zweck zusammenzuschließen. Es sollen Nachrichtendienste verschiedener Art eingerichtet werden. Zur Pflege der wissenschaftlich-kulturellen Beziehungen ist ein Gelehrtenausschuß eingesetzt worden. Die künstlerischen und kunstgewerblichen Beziehungen werden durch eine in München zu bildende Zentrale wahrgenommen.

Sonnabend, 9. Juni.

Das Reichsarbeitsblatt vom Mai gibt die Uebersicht über die Bewegung auf dem deutschen Arbeitsmarkt im April. Sie zeigt eine Zunahme der männlichen Beschäftigungsziffer (Hilfsdienst?) um über drei Prozent und der weiblichen um 2,85 Prozent. Die prozentual geringere Zunahme der Frauen ist um so bemerkenswerter, als nach den Krankenkassenziffern die Zahl der arbeitenden Frauen jetzt schon etwas höher ist als die der Männer.

Paul Rohrbach/Die deutsche Sozialdemokratie und Rußland

Der Briefwechsel Göhre—Heile ist typisch für die Auffassung, die bei unseren Sozialdemokraten über das gegenwärtige Rußland herrscht. Göhre schreibt, wir könnten uns in Zukunft keine Zweifrontenpolitik mehr leisten und müßten daher mit England oder Rußland einen Ausgleich suchen. Dann fährt er fort:

„Die erdrückende Mehrheit des Volkes hält einen solchen nur nach Osten hin für möglich. Ausgleich und Bündnis mit Rußland kommt aber nur durch Verzicht auf jede Amputation desselben durch uns. Ich kann nicht jemanden erst ausbeuteln, der nachher mein ehrlicher Freund sein soll. Nach diesem selbstverständlichen Grundsatz hat 1866 Bismarck dem geschlagenen Oesterreich gegenüber gehandelt, und das hat sich uns doch wahrlich gelohnt. Die gleiche Taktik empfiehlt die Sozialdemokratie jetzt Rußland gegenüber. Auch Rußland ist mehr noch als Oesterreich ein slawischer Staat; auch das russische slawische Volkstum ist dem deutschen wesensnäher als das Angelsachsentum; auch Rußland wird, wie immer die Revolution dort sonst ausgehen mag, ähnlich wie Deutschland und Oesterreich ein Bundesstaat und Staatenbund werden."

Göhre — und aus ihm spricht in diesem Fall die Meinung der großen Mehrheit in der Sozialdemokratie — hat also die Vorstellung: 1. die Umwandlung Rußlands in einen wesentlich slawischen „Staatenbund" sei bereits eine entschiedene Sache; 2. es werde nach dem Kriege zwischen den „russischen" Staaten soweit ein „russisches" Gesamtgefühl geben, daß dieses Gesamtrußland eine maßvolle Haltung Deutschlands beim Friedensschluß anerkennen, umgekehrt aber eine weniger gemäßigte nicht verwinden würde. Das ist die Hauptsache bei Göhre. Der andere Gedanke, den er noch hinzufügt, das russische slawische Volkstum stände uns Deutschen näher als das angelsächsische, ist so falsch, daß über ihn zu reden nicht nötig ist. Wer in Rußland und unter Russen gelebt hat, kann so etwas überhaupt nicht diskutieren, sondern nur mit Kopfschütteln abweisen.

Wie steht es nun mit der Zukunft Rußlands als Bund autonomer staatlicher Einheiten oder Volksgebiete? Um hier richtig zu urteilen, muß man vor allen Dingen bedenken, daß der heutige russische Staat durch Eroberungen des Großrussentums, d. h. der Moskowiter entstanden ist. Die Großrussen sind als Stamm auf ähnliche Weise erwachsen, wie das ostelbische Deutschtum, d. h. durch Mischung von Kolonisatoren und Unterworfenen. In Ostdeutschland waren es Deutsche und Slawen, in Großrußland waren es Russen und Finnen. Der „russische" Name haftete aber ursprünglich an dem Staat von Kijew, der heutigen Ukraine; von dort aus kolonisierten russische Fürsten das finnische Waldland an der Oka und Wolga, wo später der moskowitische Staat sich bildete. Dieser war von Anfang an „großrussisch".

Im 15. Jahrhundert beginnt Moskau mit der „Sammlung der russischen Erde", d. h. mit der Unterwerfung der nichtmoskowitischen russischen Gebiete. Die beiden entscheidenden Eroberungen, die der Ukraine und die Weißrußlands, gelingen aber erst im 17. und 18. Jahrhundert. Das alte russische Stammland, die Ukraine, wird dann Untertanenland der Moskowiter. Um dies Verhältnis zu verwischen, wurden von moskowitischer Seite die Bezeichnungen Großrußland (für Moskau) und Kleinrußland (für die Ukraine) eingeführt. In der vorigen Nummer in dem Artikel über Taras Schewtschenko habe ich ausgeführt, wie das ukrainische Bewußtsein nie erstorben war, und wie es jetzt wieder mächtig in die Höhe geht. Es ist in seinem Wesen bestimmt durch das antimoskowitische Empfinden, und vorläufig ist noch gar nicht klar, ob die ukrainische Strömung mehr auf Autonomie innerhalb eines irgendwie zu denkenden Gesamtrußland oder auf volle staatliche Absonderung hingeht.

Der Fehler, den fast alle unsere Rußlandpolitiker machen, sozialdemokratische wie nichtsozialdemokratische, ist, daß sie die Herrschaftsansprüche des Großrussentums gegenüber den Ukrainern verkennen. Diejenige Stelle, wo es sich entscheiden wird, was aus dem Gedanken des russischen Bundesstaates oder Staatenbundes wird, ist das künftige Verhältnis zwischen Großrussen und Ukrainern. Die Großrussen

Digitized by Google

denken aber vorläufig gar nicht daran, ein besonderes ukrainisches Staatengebilde entstehen zu lassen, das 30 bis 40 Mill. Einwohner zählen, das gesamte Gebiet des Schwarzen Meeres umfassen, drei Viertel der russischen Kohlen- und Eisenlager enthalten und allein für sich über die Hauptmenge des bisherigen russischen Exportgetreides verfügen würde. Wird die Ukraine selbständig, so kommt Rußland in der Tat auf den Weg, den Göhre und mit ihm viele andere (entschieden verfrüht!) von der russischen Entwicklung schon eingeschlagen sehen. Gelingt es aber den Großrussen, die bundesstaatliche Autonomie der Ukraine zu hintertreiben, so ist der russische Bundesstaat Göhres überhaupt eine Fiktion, und das Großrussentum, dessen Eroberer- und Unterdrückernatur sich in republikanischen Formen genau so bekräftigen wird wie in zaristischen, bleibt in der Herrschaft. Damit aber bliebe auch die russische Gefahr für Deutschland bestehen.

Die Eroberungen Moskaus erstreckten sich dann seit dem 18. Jahrhundert weiter nach Westen auf eine Reihe von Gebieten, die weder geschichtlich noch ethnographisch zu Rußland gehören und die mit russischer Sprache und Sitte, russischem Volkstum, russischer Kirche bis heute nichts zu tun haben. Es ist der zweite große Fehler, den fast alle deutschen Beurteiler Rußlands machen (neben dem, daß sie die Bedeutung der ukrainischen Frage verkennen), daß sie dieses vom Nystädter Frieden (1721) bis zum Wiener Kongreß (1815) von Rußland eroberte oder gewaltsam annektierte Territorium, die Ostseeprovinzen, Finnland, Litauen, Polen — stillschweigend in demselben Sinne als „russisches" Gebiet ansehen, wie Großrußland. Das ist es nicht, sondern es ist stamm- und artfremdes, kulturell durch viele Jahrhunderte zur protestantischen oder katholischen abendländischen Kulturregion gehöriges Land. Hier rächt sich das Uebel der geringen Kenntnis, die bei uns in der Geschichte und Geographie Osteuropas so gut wie allgemein zu beklagen ist. Wer den richtigen Blick für den Kern des geographisch-politischen Problems gewinnen will, das hier vorliegt, der nehme das 106. Heft der „Sammlung volkstümlicher Vorträge" des Instituts für Meereskunde zur Hand (Berlin 1915, Mittler & Sohn, 0,50 M.), in dem der Berliner Geograph Albrecht Penck den Begriff „Zwischeneuropa" erläutert, zu dem nicht nur unser sogenanntes Mitteleuropa, sondern auch der von den Moskowitern eroberte Strich vom Nordkap bis zur Dnjepr-Mündung gehört.

Es ist durchaus unwahrscheinlich, daß die Großrussen einverstanden sein werden, außer bei den Ukrainern auch noch bei den Finnländern, den Esten und Letten, den Litauern und Polen (es scheint ja nach unseren „Antiannexionisten", als ob auch diese okkupierten Gebiete für den russischen Staatenbund an Rußland zurückgegeben werden sollen), bei den Kaukasiern, den Tataren, den Mohammedanern in Turkestan, eine ausgiebige nationalstaatliche Selbständigkeit anzuerkennen. Alle diese Völker wollen die Autonomie, und sie streben mit verschiedener, im Durchschnitt aber bedeutender Energie aus ihrem jetzigen Untertanenverhältnis gegenüber den Großrussen hinaus. Die großrussischen Machthaber der Revolution haben aber zum Beispiel den Ukrainern, vor deren Autonomiebestrebungen sie in wahrer Todesangst sind, erklärt, nicht der ukrainische Nationalkonvent, sondern die gesamtrussische konstituierende Versammlung (aha!) werde über das Ob und Wie der ukrainischen Selbständigkeit beschließen! Den Finnländern hat der von der vorläufigen Regierung eingesetzte Generalgouverneur Stachowitsch, ein ebenso „liberal" wie großrussisch gesinnter Politiker, erklärt: wenn sie bei ihrem Verlangen nach Selbständigkeit blieben, so würde er von den drei mit russischem Militär besetzten Festungen aus die unter den Kanonen der Forts liegenden Städte Finnlands bombardieren lassen. In Livland endlich sind nach den letzten Nachrichten blutige Gefechte zwischen national-lettischen Bataillonen und russischen Soldaten vorgefallen, wobei die Russen vermutlich kaum zu dem Zweck geschossen haben werden, um die Letten für die lettische Republik als Genossin in dem großen republikanisch-russischen Staatenbund zu begeistern.

Die Idee, die russische Bundesrepublik und das gegenseitige Zusammengehörigkeitsgefühl aller Völker, die sie bilden sollen, könne schon jetzt als vermeintliche realpolitische Tatsache vorweggenommen und von hier aus unser zukünftiges Verhältnis zu Rußland konstruiert werden, ist, wenn nicht überhaupt utopisch, so doch zum mindesten höchst übereilt, denn es wird dabei nicht mit einer Tatsache gerechnet, die zu den sichersten Ergebnissen der letzten 500 Jahre russischer Geschichte gehört: dem rücksichtslosen Herrscher- und Unterdrückerwillen der Großrussen. Dies Stück ihres Charakters können die Großrussen ebensowenig lassen, wie die Franzosen den Revanchehaß und den brennenden nationalen Ehrgeiz. Der Unterschied bei beiden ist der, daß jedermann die Franzosen kennt und mit ihrer Art rechnet; die Moskowiter aber kennt man nicht, und darum malt man sich hier den politischen Zukunftshimmel voll rosiger russischer Lämmerwölkchen.

Indessen ich weiß, alle solche Versuche wie dieser, Rußland so zu zeigen, wie es ist, anstatt wie die Leute es haben möchten, werden nur von geringer Wirkung sein. Die Flut der Hoffnungen auf ein „besseres" Rußland ist im Gegenteil noch im Steigen, und man kann mit solchen geschichtspolitischen Erläuterungen die Menschen nun einmal nicht klüger machen, als sie sein wollen. Sind die Erfahrungen, die ja nicht ausbleiben werden, erst gemacht, so werden unsere Russophilen links und rechts sich die Augen reiben und dann finden, daß die richtige Einsicht über Rußland eigentlich billiger zu haben gewesen wäre. Vielleicht, wenn wir Glück haben, wird der Schaden dabei allzu groß nicht werden. Die Russen haben gegenüber all den Dummheiten, die wir mit Rücksicht auf sie in diesem Kriege schon zu machen bereit waren, konsequent mit dem Kopf geschüttelt und durchaus erst eine Revolution von Grund auf machen wollen. Dadurch haben sie sich wider Willen so sehr als unsere zuverlässigen Freunde gezeigt, daß man hoffen darf, sie werden nun nicht eher aus dieser Rolle fallen, als bis sie den Deutschen von Heydebrand bis Göhre und von Tirschtiegel bis zur Wilhelmstraße endgültig gezeigt haben, was ein richtiger Moskowiter ist. Bis dahin bleibt es eben auch in puncto Rußland bei der Erfahrung des alten Schweden Axel Oxenstierna, daß das Geschäft der irdischen Weltregierung offiziell und nicht offiziell mitunter mit etwas weniger Einsicht (quantilla sapientia!) besorgt wird, als an sich wünschenswert wäre. Nichts für ungut — die Welt ist nun einmal so!

Digitized by Google

Georg Gothein, M. d. R. / Die volkswirtschaftlichen Grundlagen der Friedensbewegung

In Nr. 21 der „Hilfe“ macht Walther Schotte dem Pazifismus den Vorwurf, „er sei im Verhältnis zu den Lebensinteressen von Staaten und Völkern falsch aufgebaut, und falsch begründet gehe er vom einzelnen aus und sei sich der Schranken nicht bewußt, die durch diese individualistische Motivierung und Konstruktion seiner Forderungen und Vorschläge gegenüber den Mächten völklicher und staatlicher Lebenseinheiten entstehen“.

Diesen Vorwurf halte ich für unbegründet. So sehr und mit Recht der Pazifismus den Lebenswillen und das Lebensglück des einzelnen als die wirksamste und volkstümlichste Begründung seines idealen Zieles in den Vordergrund stellt, so wenig hat er es unterlassen, für seine Weltanschauung auch die staatlichen, staatswirtschaftlichen und völklichen Interessen ins Feld zu führen. So falsch es ist, die wirtschaftlichen Interessen als die allein ausschlaggebenden im Verhältnis der Staaten zu einander anzusehen, so falsch wäre es, ihre Bedeutung dafür zu unterschätzen. Das hat der Pazifismus nie getan, wenn auch natürlich je nach persönlicher Veranlagung, Vorbildung oder Neigung der eine oder der andere Pazifist seine Tätigkeit mehr auf die Geltendmachung individualistischer Gründe erstreckt hat. Beides braucht sich übrigens nicht auszuschalten, sondern kann zusammenwirken, ja muß es geradezu. Charakteristisch auf diesem Gebiet ist die pazifistische Bewegung, die von Richard Cobden und John Bright ins Leben gerufen worden war, die sich auf dem Freihandelsgedanken aufbaute. Beide wurden zu ihrer Tätigkeit angeregt durch das namenlose Hungerelend, welches der Protektionismus und in ihm wiederum die Getreidezölle unter der arbeitenden Bevölkerung Englands hervorgerufen hatten. Bei beiden waren es also ursprünglich individuelle, altruistische Beweggründe, die sie leiteten. Im Verlauf ihrer Tätigkeit erkannten sie aber immer mehr, daß die Getreidezölle und die durch sie herbeigeführte Verelendung der Arbeitermassen ein Produkt der ewigen kriegerischen Verwickelungen Englands erst mit dem Frankreich des ancien régime, dann der Unabhängigkeitsbewegung der englischen Kolonien Nordamerikas, schließlich der Napoleonischen Kriege gewesen sei. Sie erkannten weiter, wie es der Kampf um den Absatzmarkt der Kolonien weit mehr als der um die bloße Macht gewesen war, der zu diesen Kriegen geführt hatte. Und sie kamen aus dieser Erkenntnis zu dem Schluß, daß der Freihandel die Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben der Völker sei. Daher die Devise des Cobdenklubs: Free trade, peace and good will among nations. Wenn sie dabei übersahen, daß die verschiedenen wirtschaftlichen Entwickelungsstufen der einzelnen Staaten es diesen unmöglich machten, ohne weiteres den Freihandel einzuführen, daß es für die einer industriellen Entwickelung überhaupt fähigen Länder einer Periode der Erziehungszölle bedürfe, so ändert das an der Richtigkeit des Grundgedankens der Cobdenschen Lehre nichts. Die vertiefte Lehre Friedr. Lists hat den gangbaren Weg zum Freihandel gewiesen, der allen Staatsnotwendigkeiten der einzelnen Völker durchaus Rechnung trägt. Nur daß von eigensüchtigen Interessenten diese Lehre vielfach in ihr Gegenteil verkehrt wurde. In England war es vor allem Gladstone, der dem pazifistischen Grundsatz des Cobdenklubs auch in seiner auswärtigen Politik voll Rechnung trug. Und auch bei Kriegsausbruch waren es gerade die führenden Männer des Cobdenklubs, die sich der Kriegserklärung Englands mannhaft entgegenstellten und die auch heute noch den Kern der Friedensbewegung dort bilden.

Es ist eben nicht etwa ein Glaube — „die gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht“, wie es in der Paulinischen Erklärung heißt — sondern die durch die Erfahrung fest begründete Einsicht, daß der Krieg die falsche Rechnung ist. Wenn je jemand mit seinen Voraussagungen recht behalten hat, so Norman Angell mit seinem Buche, das trotz aller Einseitigkeit, trotz mancher schiefen historischen Darstellung die überzeugendste Werbeschrift des Pazifismus war und das nach den furchtbaren Erfahrungen dieses Krieges in noch weit höherem Maße sein wird. Der Pazifismus hat gelehrt, daß gerade vom staatswirtschaftlichen Standpunkt aus der Krieg — auch ein siegreicher — die verfehlteste Spekulation ist, daß der Gewinn auch des Siegers nie dem Schaden entspricht, den er ihm bringt. Und dieser Krieg bringt den furchtbar schlüssigen Beweis dafür. Denn wie er auch ausgehen möge, wirtschaftlichen Vorteil von ihm werden bestenfalls die Dritten — Unbeteiligten — davon haben, wobei ich Japan, das klug genug war, nur sein Schäfchen zu scheren und sich allen Aufforderungen zur weiteren Beteiligung am Krieg kühl entzog, zu den Unbeteiligten zähle. Die Vereinigten Staaten, die, solange sie Zuschauer waren, den Vorteil vom Krieg hatten, setzen durch ihre Beteiligung an ihm den gemachten Gewinn aufs Spiel. Was aber den Kriegführenden der Krieg an direkten und indirekten Kriegskosten, wie an Einbuße wirtschaftlicher Macht kostet, das wird ihnen erst lange hinterher klar werden!

Nicht Norman Angell allein, sondern ebenso die deutschen Pazifisten haben lange vor dem Kriege wie während desselben stets den Standpunkt vertreten, daß der Krieg die für alle Beteiligten unvorteilhafteste Lösung wirtschaftlicher Interessengegensätze sei. Und sie haben sich nicht damit begnügt, das eingehend darzulegen, sondern sie haben auch die Wege gewiesen, diese Gegensätze friedlich zu lösen. Sie haben gezeigt, daß auch für die größten Weltreiche die wirtschaftliche Autarkie eine Unmöglichkeit und daher die Erleichterung des Güteraustausches und die Teilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Ländern zu erstreben sei. Sie sind nachdrücklich eingetreten für die Meistbegünstigung aller Staaten untereinander, gegen die Bevorzugung von Mutterland und Kolonie, die immer nur im wirtschaftlichen Interesse Einzelner, nie in dem des Gesamtstaatswesens liegt und die einen gefährlichen Kampf um geschützte Absatzgebiete — das ist letzten Endes der Imperialismus — heraufbeschwört. Sie sind eingetreten gegen das hochbedenkliche System der Aufteilung in der Entwicklung zurückgebliebener Länder in Interessengebiete und für die volle Durchführung des Systems der offenen Tür. Ich persönlich habe diesen weltwirtschaftlichen Standpunkt in einem Referat auf der Nürnberger Tagung des Verbandes für internationale Verständigung unter allgemeiner Zustimmung vertreten. In meinem Referat für den durch den Krieg verhinderten Weltfriedenskongreß in Wien über die deutsch-französischen Beziehungen habe ich unter Zustim-

Digitized by Google

mung des französischen Korreferenten den gleichen Standpunkt vertreten und dargelegt, welche gefährliche Lage durch Frankreichs Marokkopolitik, wie durch die Zollbevorzugung in den Kolonien, schließlich durch das System der Interessengebiete geschaffen worden sei; wie die Vorteile dieses Imperialismus nur einigen wenigen großkapitalistischen Kolonialinteressenten, Großindustriellen und Börsenspekulanten, nicht aber der französischen Volkswirtschaft zugute kämen; wie diese im Gegenteil unter der durch die falsche Kolonialpolitik hervorgerufenen außenpolitischen Spannung aufs schwerste geschädigt worden sei.

Professor Quidde hat unter allgemeinem Beifall ähnliche Gedanken wenige Monate vor Kriegsausbruch in einer Versammlung in Lyon unter dem Vorsitz des dortigen Bürgermeisters entwickelt.

Schließlich müssen doch aber auch diejenigen, welche die wirtschaftlichen Abschließungstendenzen als im Interesse der einzelnen Staaten liegend und folgeweise auch eine imperialistische Kolonialpolitik — unter Ausschluß der offenen Tür — forderten, aus den Erfahrungen dieses Krieges dahin belehrt worden sein, daß die daraus angeblich den Staaten erwachsenden Vorteile im schreienden Mißverhältnis zu den gebrachten wirtschaftlichen Opfern stehen.

Denn zu diesen gehören nicht nur die Zerstörung an Hab und Gut, vor allem an Produktions- und Transportmitteln, die Schuldenlasten, welche sich die kriegführenden Völker aufgebürdet haben, die Rentenverpflichtungen an Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene Gefallener, der Verlust an Absatzgebieten, die inzwischen den Neutralen zugefallen sind, sondern auch, und ganz vorwiegend, der Verlust an Volkskraft. Wirtschaftlicher Reichtum ist letzten Endes die Arbeitskraft des Menschen; er ist um so größer, je qualifizierter diese Arbeitsleistung ist. Auch wenn man alle Gefühlswerte völlig außer acht läßt, bedeutet der Verlust von Millionen von Männern im leistungsfähigsten Alter, von Männern z. T. höchsten intellektuellen Wertes und technischen Könnens auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Betätigung eine in Geldwert gar nicht auszudrückende Summe. Und welchen wirtschaftlichen Verlust bedeutet die Kriegsbeschädigung von weiteren Millionen, sei es durch Verlust von Gliedern, sei es durch im Krieg zugezogene Krankheit, sei es durch Entwöhnung von der Arbeit und damit Verlust an technischem Können! In das gleiche Gebiet fällt die Unterbrechung der Ausbildung oder deren Hinausschieben auf Jahre infolge des Krieges! Fällt die Entziehung von vielen Millionen der wertvollsten Arbeitskräfte von jeder wirtschaftlich nutzbringenden Arbeit. Denn die Arbeit für den Krieg, die Kriegsindustrie, dient nur der Zerstörung wirtschaftlicher Werte!

Und bedeutet der Zustand des bewaffneten Friedens — das Wettrüsten — nicht auch eine Vergeudung ungeheurer wirtschaftlicher Werte, eine gewaltige Inanspruchnahme von vielen Millionen von Arbeitskräften für reproduktive Zwecke! Haben nicht gerade die dem Pazifismus nahestehenden Politiker ebenso wie der wissenschaftliche Pazifismus immer darauf hingewiesen, wie unter dieser unwirtschaftlichen Verwendung der Kräfte und Mittel Europa in seiner wirtschaftlichen und damit auch in seiner politischen Macht zurücktreten müsse hinter den Ver. St. von Amerika, hinter den englischen Selbstverwaltungskolonien, die verhältnismäßig geringfügige Opfer für Rüstungszwecke bringen! Staatswirtschaftliche Gesichtspunkte haben sie veranlaßt auf die internationale Verständigung über die Rüstungsausgaben hinzuarbeiten. Aber sie waren dabei zugleich durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der alte Satz: Si vis pacem para bellum! ein grundfalscher sei, daß im Gegenteil das ständige Wettrüsten zur Katastrophe führe. Auch darin hat ihre Voraussage leider recht behalten.

Wenn eine wachsende Bevölkerungsziffer für ein Volk die Zunahme an wirtschaftlicher Macht und Kraft bedeutet, so bedeutet deren Verminderung Einbuße an solcher. Und bei allen Kriegführenden zeigt sich jetzt ein starker Rückgang der Bevölkerung, einmal wegen der vielen Gefallenen, noch weit mehr aber wegen des überaus starken Rückganges der Geburtenziffer bei gleichzeitiger erhöhter Sterbeziffer der Zivilbevölkerung infolge Unterernährung und Ueberarbeit.

Auch auf diese notwendigen Folgeerscheinungen des Krieges hat der Pazifismus immer hingewiesen; er hat stets das Hirnverbrannte der Behauptung betont, daß der Krieg eine vorteilhafte Auslese im Interesse der Verbesserung der Rasse bringe. Das gerade Gegenteil ist der Fall, der Krieg muß zu ihrer wesentlichen Verschlechterung führen, was gerade auch im wirtschaftlichen Interesse zu beklagen ist.

Nicht auf Gefühlsmomenten, nicht auf individualistischer Begründung und Konstruktion allein hat der Pazifismus sein Gebäude aufgebaut, sondern auf wohldurchdachten staatswirtschaftlichen Erwägungen. Von mir wenigstens kann ich sagen, daß sie für mich stets ausschlaggebend gewesen sind. Allerdings kann ich mich nicht zu den wissenschaftlichen Vertretern des Pazifismus rechnen, sondern nur zu den seinen Ideen geneigten Politikern. Aber so viel ist mir vom wissenschaftlichen Pazifismus auch bekannt, daß für ihn diese Ideen ebenso maßgebend waren wie die individualistischen. Und hat nicht sein eifrigster Vertreter Alfred H. Fried ebenso wie ich immer wieder auf die verfehlte Wirtschaftspolitik hingewiesen, die Oesterreich-Ungarn gegenüber Serbien und Rumänien getrieben hat, die ihre politische Annäherung an die Donaumonarchie erfolgreich verhindert hat! Haben wir nicht immer wieder den irreführenden gefährlichen Satz bekämpft, daß politische Freundschaft durch wirtschaftspolitische Feindseligkeiten nicht beeinträchtigt werde! Ist es nicht auch charakteristisch, daß die schärfsten Gegner des Pazifismus die Vertreter der Bereicherungszölle sind!

Ist es denn nun so schwierig, zunächst die wirtschaftspolitischen Reibungsflächen aus der Welt zu schaffen oder sie wenigstens wesentlich zu vermindern?

Mit dem Prinzip der allgemeinen Meistbegünstigung, das freilich besser ausgebaut werden müßte, als es das im Art. XI des Frankfurter Friedensvertrages für das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland war, mit der Unterstellung von Streitigkeiten über seine Auslegung unter das Haager Schiedsgericht wäre schon viel geschehen. Und das ist etwas bereits Erprobtes; die meisten Handelsverträge sehen solche Schiedsgerichte vor. Warum soll man sie nicht allgemein obligatorisch machen, zumal dann doch zu erhoffen

Digitized by Google

ist, daß sich eine ständige Schiedsgerichtsrechtsprechung entwickeln würde! Hat man Bedenken gegen die Unparteilichkeit des Schiedsgerichts bei Streitigkeiten zwischen den heut Kriegführenden, so kann bestimmt werden, daß in diesen Fällen während der ersten 25 Jahre die Schiedsrichter aus den neutralen Staaten genommen werden, ein Vorschlag, den ich schon früher in der „Hilfe" gemacht habe.

Daneben müßte noch die internationale Abmachung gehen, daß in allen Kolonien die offene Tür herrscht, das Mutterland also keine Bevorzugung genießt. Ich verkenne nicht, daß bei den Lieferungen für Staatszwecke eine solche immer noch eintreten kann. Auch da würde es möglich sein, einen Riegel vorzuschieben, wenn auch solche Fälle der Rechtsprechung des Haager Schiedsgerichtshofs unterworfen würden.

Ein weiteres Mittel, die wirtschaftspolitischen Reibungsflächen zu vermindern, würde eine Bestimmung sein, wonach der eigentliche Schutzzoll einen bestimmten Prozentsatz vom Wert nicht übersteigen dürfe. Auch auf diesem Gebiet liegt bereits ein Vorgang vor in den Bestimmungen der Brüsseler Zuckerkonvention, wonach der Ueberzoll, d. h. der die innere Verbrauchsabgabe übersteigende Zoll 6 Fr. für 100 Kg. nicht übersteigen durfte. Gewiß würden gerade hier erhebliche Schwierigkeiten vorliegen, aber eine internationale Kommission, die vielleicht mit Zweidrittelmehrheit Beschlüsse fassen könnte, vermöchte ihrer wohl Herr zu werden. Sind dann alle diese Bestimmungen unter den Schutz des internationalen Schiedsgerichtshofs gestellt, so sind sie den Verhandlungen einer ehrgeizigen Diplomatie und den Wünschen profitgieriger Interessenten entzogen; damit aber würde eine nicht zu unterschätzende Friedensgarantie geschaffen.

Das ist freilich nicht alles schon beim Friedensschluß fix und fertig zu machen; aber die Grundlagen können gelegt werden, auf denen dann der weitere Ausbau erfolgt. Die wirtschaftlichen Ziele des Pazifismus lassen sich gewiß nicht mit einem einzigen Schlage erreichen; er ist eben eine Weltanschauung, die sich nur allmählich durchsetzt, für die dieser Krieg aber den Boden bereitet wie kein Ereignis je zuvor. Und diese Pläne sind nicht Träumereien, sie sind das Ergebnis nüchternster, kritischster Ueberlegung. Der kühl rechnende Wirtschaftspolitiker muß den Pazifismus als das Wirtschaftsprogramm der Zukunft ansehen.

So wenig sich nun der Pazifismus ausschließlich weder vom individualistischen noch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt begründen läßt, so wenig auch von diesen beiden allein. Auch der soziale, der bevölkerungssoziologische, auch der nationale oder volkliche, schließlich der allgemeine staatliche wollen dabei berücksichtigt sein. Aber selbst dem hat er sich keineswegs entzogen. Er erkennt durchaus die Bedeutung und die Vorzüge an, die ein national geschlossenes Staatswesen besitzt, aber er verkennt ebensowenig die Unmöglichkeit, die Staatswesen nach rein volklichen Gesichtspunkten zu bilden oder abzugrenzen. Dazu wohnen die Nationalitäten viel zu sehr gemischt untereinander. Und wo das der Fall ist, da bleibt nur übrig, die nationalen Minderheiten zu Nationsgemeinschaften zusammenzufassen, die die Förderung ihrer volklichen Kulturgüter zu übernehmen haben. Ich weiß nicht, ob der österreichische Reichsratsabgeordnete Karl Renner Mitglied einer Friedensorganisation ist, aber jedenfalls liegen die von ihm vertretenen Ideen durchaus im Sinne des Pazifismus. Und auch die Rechte der nationalen Minderheiten wird man später einmal dem Haager Schiedsgerichtshof überweisen können, was weiter dazu beitragen könnte, die internationalen Reibungsflächen zu vermindern.

Nur die wenigsten Pazifisten werden sich einbilden, daß die „zwischenstaatliche Organisation" auf einmal fix und fertig hingestellt werden könnte. Das läßt sich nur organisch entwickeln; dadurch, daß man das Schiedsgerichtswesen ausbaut, daß man es es nicht nur auf die reinen Rechtsfälle beschränkt, sondern politische Streitfragen zunächst einer Vermittelungsinstanz überweist. Die Exekutive der zwischenstaatlichen Organisation wird — wie ich früher in der Hilfe dargelegt habe — gar nicht eine militärische zu sein brauchen, es wird die Sperrung der Zufuhr genügen.

Die Vorwürfe, die Walther Schotte gegen die Friedensbewegung erhebt, beruhen auf nicht genügender Kenntnis derselben. Das dürfte ihm noch von berufener Seite dargelegt werden. Ich muß mich im wesentlichen darauf beschränken, die volkswirtschaftlichen Grundlagen darzulegen, auf denen sie sich aufbaut.

In einem aber gebe ich ihm durchaus recht. In der Hoffnung, daß die kriegstechnische Entwickelung die Kriege in Zukunft verhindern wird. Schon früher habe ich in der Hilfe dargelegt, daß das U-Boot die reale Garantie für die Freiheit der Meere schaffe, und schon der große russische Pazifist Iwan von Bloch hat aus den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges die Lehre gezogen, daß mit dem Schützengraben der Krieg in das Stadium des endlosen Versumpfens komme, daß er zum Erschöpfungskrieg werde. Was er damals vorausgesagt hat, ist durch diesen Krieg voll bestätigt worden. Das war keine Träumerei, das war nüchterne, kritische Erwägung.

Auf solcher fußend wollen wir weiter für eine Gestaltung der Dinge arbeiten, die in Zukunft die Reibungsflächen vermindert und dadurch die Kriege nach Kräften verhindert.

Theodor Heuß / Payer

Zum 12. Juni 1917.

Friedrich Payer vollendet in diesen Tagen sein 70. Lebensjahr. Vor vierzig Jahren trat er in den Reichstag ein; in den achtziger Jahren erfuhr seine parlamentarische Arbeit einige Unterbrechung; seit 1890 verwaltet er sein Reutlinger Mandat. Von 1894 bis 1912 saß er im württembergischen Landtag, fast immer auf dem Präsidentenstuhl der Kammer; er verzichtete hier auf eine Neuwahl, um Kraft und Erfahrung für die Arbeit in Berlin gesammelt zu erhalten.

Daß seine parlamentarische Lernzeit nicht von Stuttgarter, sondern von Berliner Eindrücken bestimmt war, gab ihm, der aus dem entschieden föderalistischen Gedankenkreis der Karl Mayer und Ludwig Pfau heraus kam, die Schulung für die Fragen der gesamtdeutschen Politik; in dem Jahrbuch der „Hilfe" „Patria" hat er sich 1908 ausführlich über das Verhältnis der deutschen Volkspartei in den ersten Jahrzehnten des Reichs zur Bismarckschen Politik ausgesprochen. Daß er dann später siebzehn Jahre lang die württem-

Digitized by Google

bergische Kammer leitete, bildete in ihm eine politische Geschäftssicherheit und eine Kraft des schöpferischen Willens aus, die nun wieder in Berlin in dem Maße fruchtbar werden mußte, als dort der Weg von Einfluß und Verantwortung des Reichsparlaments eine Wendung zum Positiven nahm. Ohne unruhigen persönlichen Ehrgeiz, durch die überzeugende Kraft und Sachlichkeit seines Wesens ist er schon vor dem Krieg in die Führung der fortschrittlichen Fraktion eingetreten und jetzt ihr wesentlichster Vertrauensmann gegenüber der Regierung geworden. Eine Jugend voll stürmischer Opposition liegt hinter ihm; er ist aus dem knorrigen Holz der altschwäbischen Demokratie geschnitzt, die in der Kraft einer reinen Gesinnung ihre unverdorbene Wurzel besaß und besitzt; er hat aber nach Temperament und Klugheit nie zu den „Radikalen" gehört, die im Widerspruch Genüge finden, sondern er war immer zur Verantwortung bereit, besaß den Mut zur eigenen Schöpfung, pflegte jenen Opportunismus, der die Erziehung der gesunden parlamentarischen Demokratie ermöglicht. Die Angriffe, die deshalb etwa in der Zeit der Bülowschen Aera besonders kräftig gerade auf ihn losgingen, ertrug er ohne großes Ach mit der Geduld des guten Gewissens: daß nicht die Flucht vor der Verantwortung, sondern die ruhige Erprobung des eigenen Könnens und der Einsatz der Ueberzeugung in das politische Gestalten die Pflicht des demokratischen Politikers sei.

Sein Wesen ist kluge, nüchterne Klarheit im Urteil, beherrschte, zähe Leidenschaft im Wollen. Seine Wirkung als Redner und als Mensch liegt nicht in der Suggestionskraft einer zwingenden Natur, sondern in der Durchsichtigkeit seiner Darlegung, in der gemessenen Zuverlässigkeit des Wesens; er läßt sich nicht imponieren und er will nicht imponieren, er bleibt in kritischen Situationen ruhig, wägt klar und nüchtern die Möglichkeiten und schreitet dann sicher auf sicheren Wegen. Ein behaglicher Humor durchwärmt seine Reden.

In der politischen Geschichte seiner schwäbischen Heimat ist Payer neben dem gestorbenen Minister Pischek die bedeutendste Erscheinung der Zeit um den Jahrhundertwechsel. Die bedeutsamsten Reformgesetze bleiben mit seinem Namen verknüpft. Daß seine ungebrochene Schaffenskraft und sein unbeirrbares vaterländisches Pflichtempfinden jetzt im größeren Bezirk wirksam werden konnten, darin sehen wir Glück; wir verbinden mit dem Empfinden der Freude treuen Wunsch und Dank.

R. E. May / Die Grundlage der Kriegsernährung in Deutschland und England

1.

In einer Guildhall-Rede vom 27. April sagte Lloyd George: „Ich kann garantieren, daß, selbst wenn wir keine Tonne Nahrungsmittel von auswärts bekommen, niemand uns aushungern kann .... Ich will nicht sagen, daß wir reichlich Weizen haben, aber wenn wir alle Getreidearten zusammennehmen, haben wir reichlich gute Nahrungsmittel." Es wird hier also der Plan ins Auge gefaßt, „alle Getreidearten zusammen" der menschlichen Ernährung zuzuführen, mit anderen Worten die Viehproduktion zugunsten der menschlichen Ernährung einzuschränken. „Times" und „Daily Telegraph" haben diesem Plan schon vorgearbeitet, indem sie gelegentlich der Einführung eines fleischlosen Wochentages, richtiger bei Besprechung des Eindrucks, den der erste dieser Tage, der 17. April, auf das Publikum gemacht hatte, bemerkten, daß dieses auf den Fleischgenuß ohne Murren verzichtet, aber die Brotbeschränkung höchst unwillig erträgt. (Trotzdem herrschte — natürlich — in den kleinen Speisehäusern, wo der höchste Preis für die Mahlzeit 1½ S beträgt, und die nicht vom Fleischverbot betroffen werden, ein sehr starker Andrang.

Wenn es wahr ist, daß England ohne Lebensmitteleinfuhr „durchhalten" kann, dann sollte man ohne große Berechnungen annehmen, daß Deutschland das erst recht kann. Es ist aber doch vielleicht nicht ganz zwecklos, miteinander zu vergleichen, wie Deutschland und England bei dem Plane fahren würden, der, wenn auch unausgesprochen, in Lloyd Georges Worten enthalten ist, nämlich, dem Plane einer Volksernährung auf vegetabilischer Grundlage. Das heißt nicht — braucht wenigstens nicht zu heißen — daß animalische Kost nicht genossen werden soll. Wir wenigstens wollen bei der folgenden Untersuchung nur von dem Grundsatze ausgehen, daß Nahrung, die zum menschlichen Genuß geeignet ist, bei abgeschnittener Lebensmittelzufuhr nicht durch den Tiermagen gehen sollte, ein Weg, bei dem sie, bei der Schweinezucht z. B. 80 % ihres Nährwertes verliert. (Siehe des Verfassers Untersuchung: „Das Schwein als Konkurrent der menschlichen Ernährung" in der „Berliner Klinischen Wochenschrift" Nr. 12 vom 19. März 1917.)

Andererseits aber darf man auch hier keine Prinzipienreiterei treiben. Fraglos hat Lloyd George, als er von „allen Getreidearten zusammen" sprach, nicht gemeint, daß den Pferden der Hafer entzogen werden solle. Im Jahre 1916 hat England fast doppelt so viel Hafer als Weizen geerntet. Trotzdem hat es noch große Mengen Hafer einführen müssen. Seine Haferernte kommt für menschliche Ernährung wohl nicht in Betracht. Im Gegenteil wird es bei abgeschnittener Zufuhr wohl auch seine Gerstenernte noch verfüttern müssen. Wir wollen indessen annehmen, daß es sie der menschlichen Ernährung zuführt. Wir wollen auch annehmen, daß England die ganze Kartoffelernte der menschlichen Ernährung zuführt, obgleich das sehr fraglich ist, denn die englische Kartoffelernte setzt sich folgendermaßen zusammen:

	1000 t
England und Wales	2858
Schottland	972
Irland	3710
	7540

Die Hälfte der Kartoffelernte entfällt also auf Irland, das starke Schweinezucht hat (⅓ der Gesamtzahl) und wo wohl ebenso wie bei uns viel von dem, was der menschlichen Ernährung reserviert bleiben sollte, an die Schweine verfüttert wird. Ueberdies ist die gleichmäßige Verteilung der Kartoffelernte recht problematisch, da Irland viel stärker von der eigenen Produktion konsumiert. Allerdings gibt es von seinem Ueberfluß auch viel an England (im engeren Sinne) ab. Ob das bei verminderter Nahrungsmittelzufuhr aber auch noch der Fall sein wird, und ob jetzt alle irischen Verschiffungen England erreichen?

Da bei noch so starker U-Boot-Versenkung doch immer einige Schiffsladungen Getreide England erreichen werden, wollen wir nicht so wie Lloyd George rechnen, sondern beim Getreide für die Aussaat (von der Ernte) keine Abzüge machen. Für die Kartoffel aber dürfen wir nicht ebenso verfahren, denn von ihr wird England vom Ausland wenig erreichen. Von der Kartoffelernte wollen wir auch einen Abzug von 10 Prozent für Verderb und 25 Prozent für Schälverlust in Ansatz bringen.

Da ein gewisses Eiweißminimum zum Körperaufbau und zu seiner Erhaltung und eine gewisse Kalorienzahl zur Aufrechterhaltung der Lebensfunktionen unentbehrlich sind, rechnen wir die Nahrungsmittel nach ihrem Nährwert in Nährstoffe um und ermitteln für jedes der großen Nahrungsmittel getrennt die resorbierbare Menge an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, sowie die Kalorienzahl, die sie liefern. Nur beim Gemüse und Obst lassen wir die Umrechnung zunächst fort, weil für sie keine zwischen Deutschland und England vergleichbaren Zahlen vorliegen. Von England haben wir eine für Rüben und Gemüse gemeinschaftliche Zahl. Wenn wir sie mitberücksichtigen, müssen wir auf deutscher

Digitized by Google

Seite die Rübenernte einschließlich der Futterrübe mitberücksichtigen. Ihr Ertrag ist nicht besonders aufgeführt. Mit Gemüse und Futterpflanzen ist in Deutschland ein Areal von 2 800 000 Hektar bepflanzt, in England 2 014 000 Acres. Das sind (à 40,5 Ar per Acre) 615 670 Hektar. In Deutschland ist das in dieser Weise bebaute Areal also 3½ mal so groß. Da die landwirtschaftlich benutzte Fläche bei jeder Ernte anders bebaut werden kann, wollen wir beim Vergleich der landwirtschaftlich bebauten Fläche auf beiden Seiten die mit Gemüse und Futterpflanzen, bzw. die mit Rüben und Gemüse bebaute Fläche mitrechnen. Für Deutschland rechnen wir einschließlich Heer und Gefangene mit einer Einwohnerzahl von 67 Millionen (Siehe: „Die Bevölkerungsbewegung im Weltkriege", Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges, Kopenhagen.), für England, einschließlich der von ihm zu versorgenden Völkerschaften seines Heeres in Frankreich, mit einer Einwohnerzahl von 47 Millionen.

Nach den folgenden Tabellen I und III entfällt auf den Kopf der Bevölkerung an landwirtschaftlich benutzter Fläche, soweit ihr Ertrag für menschliche Ernährung direkt in Betracht kommen könnte:

in Deutschland . . . . . 36 bis 39 Ar
in England . . . . . 11 „

Die für menschliche Ernährung in Betracht kommende landwirtschaftlich bebaute Fläche ist also — pro Kopf der Bevölkerung gerechnet — in Deutschland rund dreimal so groß als in England.

Hat letzteres Schwierigkeiten Lebensmittel heranzuschaffen, dann hat es auch dieselben Schwierigkeiten, Salpeter usw. heranzuschaffen. Kali bekommt es fraglos nur in ganz geringen Mengen. In bezug auf künstliche Düngemittel steht das abgeschlossene Deutschland ohne Zweifel günstiger da als das vom Verkehr abgeschlossene England. Und das spielt eine große Rolle für den Umfang der Ernten. Hängt doch sogar der von Kriegsjahr zu Kriegsjahr zunehmende Rückgang der amerikanischen Weizenerträge mit dem Kalimangel zusammen.

Im Durchschnitt der Jahre 1912/14 hat Deutschland eine Kartoffelernte von 50 Millionen Tonnen gehabt. Da angesichts des großen Kartoffelmangels alle Welt Kartoffeln baut und auch bezüglich der Düngung der Kartoffelfelder das mögliche geschieht, können wir vielleicht eine noch größere Ernte haben. Wir wollen aber nur mit einer Ernte rechnen, wie wir sie 1914 gehabt haben. (Siehe Tabelle I.) Bei Roggen und Weizen rechnen wir (in Tabelle II) nur mit einem zur Ernährung zur Verfügung stehenden Quantum, wie es die letzte Ernte (die von 1916) mindestens geliefert hat. Die Gerstenernte nehmen wir in ungefährer Höhe der Ernte von 1914 an. Von der Haferernte nicht ganz die Hälfte der nach Abzug der Aussaat zur Verfügung stehenden Ernte von 1914. An Zucker rechnen wir mit 12 Kg. pro Kopf nur die jetzt auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Menge.

Tabelle I **Deutschland 1913[1]) (1914)**

a. Benutzung des Acker- und Gartenlandes

	in 1000 ha
Getreidearten und Hülsenfrüchte	16 250,9
Hackfrüchte (davon Kartoffeln 3412,2)	4 995,0
Gemüse	128,3
Futterpflanzen	2 655,4
	24 029,6[2])
67 Millionen Einwohner = Hektar pro Kopf .	0,36

[1]) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1915, S. 48.

[2]) Ferner waren (von uns nicht berücksichtigte:)
112,3 ha gewidmet den Handelsgewächsen
1380,7 „ „ der Ackerweide und Brache
536,6 „ „ den Haus- und Obstgärten
Zus.: 2029,6 ha

Außerdem sind von uns nicht berücksichtigt (diese Statistik bezieht sich auf das Jahr 1907, die Zahlen können sich seitdem aber nicht wesentlich verändert haben):

	ha
Wiesen und reiche Weide	6 805 436
Gartenland ohne Ziergarten	481 716
Weingarten und Weinberg	115 368
forstwirtschaftlich benutztes Land . . .	679 754
geringere Weide und Hütung, Oed- und Unland, Haus- und Hofraum usw.	3 591 858
	18 674 132

b. Erntefläche und Ertrag der wichtigsten Nährfrüchte 1914[3])

	Fläche in 1000 ha	Ertrag in 1000 t	Aussaat in 1000 t	Zur menschl. Ernährung verfügbar in 1000 t
Roggen	6299	10427	1100	9327
Weizen	1996	3972	334	3638
Winterspelz . . .	269	371	54	317
Sommergerste . .	1582	3138	248	2890
Hafer	4388	9038	706	8332
Kartoffeln . . .	3386	45570	6754	38816
Zuckerrüben . . .	533[4])	2618[5])	—	2356[6])
	18453			

Gemüse (300 à 20000 kg) 6000
Obst . (300 à 5000 kg) 1500

[3]) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1915, S. 50.

[4]) Ebenda S. 169.

[5]) Auf Rohzucker umgerechnet.

[6]) 10% = Konsumzucker.

Wir nehmen die Ausmahlung für Deutschland in derjenigen Höhe an, wie sie jetzt für Weizen und Roggen vorgeschrieben ist: 94 v. H., für England, wie sie dort vorgeschrieben ist: 80 v. H. Die Ausmahlung von Gerste und Hafer nehmen wir mit 80 v. H. an. In Friedenszeiten ist Hafer nur zu 60 bis 65 v. H., Gerste nur zu 70 bis 75 v. H. ausgemahlen worden. Wenn wir für beide Getreidearten für die Jetztzeit nur mit einer Ausmahlung von 80 v. H. rechnen, ist das sehr mäßig. Unter einer Ausmahlung in dieser Höhe leidet nur die Farbe, und darauf kommt es jetzt wahrlich nicht an.

Tabelle II **Deutschland 1917**

	Zur Ernährung verfügbar: Tonnen (1000)	Ausmahlung %	Nettogew. Tonnen (1000)	Nährwert: Eiw. %	Fett %	Kohleh. %	Kalorien in 1 kg	Nährstoffe in 1000 t: Eiweiß	Fett	Kohleh.	Milliarden Kalorien
Roggen . . .	8000	94	7520	6,7	0,9	69,8	3220	504	70	5249	24 214
Weizen . . .	3000	94	2820	8,8	0,9	68,7	3260	248	25	1937	9 193
Gerste . . .	2800	80	2240	8,6	1,5	64,3	3130	193	34	1440	7 011
Hafer	4000	80	3200	10,5	4,1	63,1	3100	336	131	2019	10 880
Buchweizen und Hirse . . .	150		150	7,2	1,0	69,5	3240	11	2	104	486
Erbsen usw. . .	300		300	17,0	0,6	45,9	2640	51	2	138	792
Kartoffeln . .	35000[1])	Netto	26000[2])	1,3	0,1	16,7	740	338	26	4342	19 240
Zucker . . .	12 kg pro Kopf und Jahr		800	—	—	97,9	3916	—	—	783	3 128
Gemüse . . .	6000	Netto	5000	1,2	0,2	6,0	310				
Obst	1500	Netto	1200	0,4	—	11,8	600				
								1681	289	16012	74 944
Bei 67 Mill. Einw. entfallen auf den Kopf pro Tag Gramm:								69	12	655	3 065

[1]) Statt 38816 nur 35000 gerechnet, weil angenommen wird, daß 10% verderben (die heutzutage allerdings z. T. für Viehfutter gerettet werden und anderweitig verwendet werden).

[2]) Nach Abzug von rund 25% Schälverlust (der heutzutage größtenteils als Viehfutter verwertet wird und also der menschlichen Ernährung wieder zugute kommt.)

Tabelle III **England (U. K.)**

1 acre = 40,467 ar (rund 40,5 ar)

	acres[1]) (in 1000) 1917	Ernten 1916 (in 1000) Tonnen	Ausmahlung %	Ertrag in 1000 t
Weizen 1915	2334[2])	1651[4])		
Weiz.-Mehranbau 1917	1000	669		
Weizen 1917	3334	2320	à 80%	1856
Gerste 1915	1523	1200[4])	à 80%	960
Hafer 1915	4160	3000[4])		—
Kartoffeln 1915 . . .	1201	7500[1])		4240[5])
Bohnen u. Erbsen 1915	403	1200[1])		
Rüben u. Gemüse 1915	2014[3])	34000[1])		
Zusammen:	12635			
oder in 1000 ha . . .	5117			

[1]) „The Statesmans Year-Book" 1916, S. 66.

[2]) = 815670 ha.

[3]) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1915, S. 47.

[4]) Die Getreidearten nach: Kriegswirtschaftliche Berichte aus dem Seminar f. R. u. K. Hamburg, erste Folge, 2. Teil, 2. Abschnitt, S. 27—29.

[5]) Nach Abzug von Aussaat, 10% Verderb. u. 25% Schälverlust.

[6]) Die Fläche betrug 1916 nur 2053000 acres, war also 6% kleiner als 1915 (die Weizenernte war aber um 18% kleiner). Ein Mehranbau von 1000000 acres bedeutet also eine Vergrößerung der Weizenfläche um rund 50%. Das ist natürlich ausgeschlossen.

Digitized by Google

Umgerechnet in 1000 ha:

Ackerland, Gartenland in **England** 5117
„ „ in **Deutschland** 26059[3])

England: . . 47 Millionen Einwohner = 0,11 ha pro Kopf
Deutschland: . 67 Millionen Einwohner = 0,39 ha pro Kopf

In seiner Guildhall-Rede vom 27. April sagte Lloyd George: „Wir brachten in drei bis vier Monaten fieberhafter Anstrengungen eine Million Acres neues Land zur Bestellung. Das bedeutet weitere zwei Millionen Tonnen Nahrungsmittel." Wir können nicht wissen, welche Nahrungsmittel Lloyd George im Auge hatte. Vielleicht waren es Kartoffeln. Dann aber waren zwei Millionen Tonnen zu wenig gerechnet. Weizen aber wurden im Jahre 1916 auf 2,053 Millionen Acres nur 1,651 Millionen Tonnen geerntet. Nach diesem Verhältnis liefert die neue Million Acres nur 0,8 Millionen Tonnen Weizen. Und da es in England in erster Linie an Weizen fehlen wird, dürfte hauptsächlich Weizen angebaut sein. Wir rechnen daher in Tabelle III so, als ob das geschehen wäre. Nur rechnen wir statt 0,8 Millionen mit einer etwas kleineren Zahl.

Tabelle IV **England (U. K.)**

	Tonnen in 1000	Nährwert Eiweiß %	Fett %	Kohleh. %	Kalorien auf 1 kg	Nährstoffe in 1000 t Eiweiß	Fett	Kohleh.	Milliarden Kalorien
Weizenmehl . . .	1856	8,8	0,9	68,7	3260	163	17	1275	6301
Gerstenmehl . . .	960	8,6	1,5	64,3	3130	83	14	617	3255
Kartoffeln netto .	4240	1,3	0,1	16,7	740	55	4	706	3138
Bohnen und Erbsen	1200	17,0	0,6	46,0	2840	204	7	552	3168
						505	42	3152	15862
Bei 47 Millionen Einwohnern entfallen in England auf den Kopf und Tag Gramm:						29	2	184	925
In Deutschland entfielen (laut Tabelle II) auf den Kopf und Tag Gramm: . . .						69	12	655	3065

Das Resultat unserer Untersuchung ist also, daß bei „Umschaltung" der Volksernährung auf überwiegend pflanzliche Ernährung, richtiger bei Zuführung an dem menschlichen Konsum auch derjenigen Nahrungsmittel, die hierfür geeignet, heute aber zum großen und größten Teil erst auf dem Wege über die Fleischproduktion dem menschlichen Konsum zugute kommen, pro Tag auf den Kopf der Bevölkerung entfallen würden:

	Gramm Eiweiß	Kalorien
In Deutschland	69	3065
In England	29	925

Beide Zahlen sind Mindestwerte, denn sie enthalten nicht den in der Kriegszeit sehr gestiegenen Gemüsekonsum, insbesondere nicht den starken Rübenkonsum, der als Kartoffelersatz in Deutschland eine große Rolle spielt und der bereits in der Richtung direkter Zuführung solcher Nahrungsmittel an den menschlichen Konsum liegt, die bisher erst auf dem Wege über die Fleischproduktion ihm zugekommen sind. Wir wissen nicht, wie groß die Produktion dieser Nahrungsmittel in Deutschland sein mag. (Nach Tabelle 2 kommen in Friedenszeiten auf den Kopf der Bevölkerung pro Tag durch Gemüsekonsum etwa 60 Kalorien, durch Obstkonsum etwa 30 Kalorien.) Wir haben aber schon oben gesehen, daß ihr das mehrfache des englischen Areals hierfür zur Verfügung steht. Will man die ganze Rüben- und Gemüseproduktion Englands der menschlichen Ernährung hinzurechnen, — wobei zu bedenken ist, daß die Rübenarten, um die es sich hier handelt, wohl überwiegend für menschliche Nahrung kaum in Betracht kommen dürften (Steckrüben hat man in England bisher kaum gekannt und erst jetzt angefangen anzubauen) dann ergibt das folgende Werte: 34 Millionen Tonnen (von denen 10 Millionen Runkelrüben sind) liefern nach Abzug des Abfalls (namentlich Schälabfall) etwa 27 Millionen. Diese liefern à 1,2% Eiweiß, 0,2% Fett, 6,0% Kohlehydrate und 310 Kalorien auf 1 Kg. gerechnet 324 000 Tonnen Eiweiß, 54 000 Tonnen Fett, 1 620 000 Tonnen Kohlehydrate und 8370 Milliarden Kalorien. Das sind pro Tag und Kopf der Bevölkerung 19 Gramm Eiweiß und 488 Kalorien. Sie würden die Eiweißkopfquote auf 48 Gramm, die Kalorienkopfquote auf 1413 erhöhen. Diese würden damit noch immer nicht zur menschlichen Ernährung ausreichen. Ob sich der Fehlbetrag durch Ergänzung aus tierischer Nahrung gewinnen ließe, muß fraglich erscheinen, weil wir nicht wissen, wieweit die Fleisch- und Milcherzeugung sich aufrechterhalten läßt, wenn der Fütterung so große Mengen Futtermittel entzogen werden.

Für Deutschland brauchen wir eine analoge Berechnung nicht erst aufzumachen, denn die deutsche Kopfquote von 69 Gramm Eiweiß und 3065 Kalorien ist ohne Gemüse- und Rübenkonsum bereits höher, als sie in Friedenszeiten, einschließlich des Konsums der tierischen Nahrungsmittel, jemals gewesen ist. Sie hat nach eingehenden Berechnungen, die Verfasser in Schmollers Jahrbuch 1917 II (das eben im Druck ist) veröffentlicht (siehe daselbst S. 154 und 158), im Volksdurchschnitt in Friedenszeiten 61 Gr. Eiweiß und 2300 Kalorien betragen. An der Hand eines umfangreichen Materials weist Verfasser in dieser Untersuchung („Der Nährwert des deutschen Volkskonsums") nach, daß die Resultate von Berechnungen, die Rubner in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung" Nr. 24 vom 15. Dezember 1914 mitgeteilt hat, nicht richtig sein können, und daß in Friedenszeiten 63 v. H. der deutschen Bevölkerung mit einem Eiweißkonsum von 50 Gr. und weniger mit 2200 Kalorien und darunter haben vorliebnehmen müssen.

Die hohe Kalorienzahl der Tabelle II verdanken wir dem Kartoffelkonsum, der 80 v. H. der Kalorien liefert, die wir vom Roggen erhalten. Auch liefert er uns eine Eiweißmenge, die rund 70 v. H. derjenigen entspricht, die wir aus dem Roggen gewinnen. Leider aber ist der große Nährwert der Kartoffel, von dem wir vorstehend sprechen, nur ein rechnungsmäßig möglicher. Heute geht die größere Hälfte des Nährwertes der Kartoffel der menschlichen Ernährung verloren, denn durch den Schweinemagen bekommen wir nur 20 v. H. dieser größeren Hälfte wieder zugeführt. Freiwillig oder unfreiwillig ist es aber doch unsere Kartoffelproduktion, die uns ermöglicht, durchzuhalten. Denn von der Kartoffel allein wird das Schwein nicht fett. Werden den Schweinen die Körnerfrüchte ganz vorenthalten, so werden sie von selbst „schlachtreif" werden, und dann wird, in demselben Maße wie die Schweine verschwinden, der fünffache Nährwert der Kartoffelernte, der bisher durch den Schweinemagen gegangen ist, für die menschliche Ernährung frei. England aber hat keinen Kartoffelüberfluß, der auf dieselbe Weise der Volksernährung zugute kommen könnte. Und so ist es doch — wenn auch in ganz anderem Sinne als dem normalen — das Schwein, das uns das Durchhalten ermöglicht: nämlich das geschlachtete Schwein.

Wilhelm Schaefer / Menschenmaterial

Es war im Lehrerzimmer des Gymnasiums. Noch in der guten alten Zeit vor dem Kriege. Wenn da der halbe Vormittag vorüber war, empfand man die große Pause wohl als willkommenen Ruhepunkt in dem stundenlangen Frage- und Antwortspiel des „gelehrten" Unterrichts. Man aß sein belegtes Butterbrot, das es damals ja noch gab, und ließ der Unterhaltung und auch dem Witz behaglich freien Lauf. Nur zu schnell ging die Viertelstunde vorüber. Die Schulglocke empfand niemals ein menschliches Rühren. Pünktlich zur Sekunde erhob sie ihre schmetternde Stimme, die bis in den entlegensten Winkel des Schulplatzes hörbar war. Und mit kräftigem Andrange ergoß sich der Strom der Schüler über den widerhallenden Flur in die einzelnen Klassenzimmer. Wie manchmal pflegte dann der muntere Dr. P. — auch er ist gefallen, in der Marneschlacht — aus Schillers Glocke die Verse zu zitieren: „Sie kommen brüllend, die gewohnten Ställe füllend!" Er meinte es gar nicht bös. Ebensowenig der Neuphilologe, der regelmäßig mit der Wendung: „Das

Digitized by Google

Material ist da!" seinen ehrwürdigen Blöß ergreift, um in die Tertia zu verschwinden . . .

Diese Erinnerungen tauchten in mir auf, als ich in Nr. 1 der „Hilfe" den Vortrag des Oberbürgermeisters Dominicus über Kommunalpolitik im Kriege las. Das seelenlose Wort „Schülermaterial" hat sich ja längst eingebürgert. Ich blättere beispielsweise eine halbe Minute in der Schrift von Harnacke über die Auslese der Tüchtigen, und schon stoße ich auf den Satz: „Die Wahlfreiheit wird um so unbedenklicher sein, je tüchtiger das Schülermaterial der höheren Schulen ist." Fühlt man nicht immer eine Mißachtung der Jugend aus diesem Wort heraus, auch wenn es vielleicht selten geringschätzig gemeint ist? Klingt es nicht besonders gedankenlos oder gar wegwerfend, wenn gerade Schulmänner es gebrauchen? Was würden die Lehrer selbst empfinden, wenn man von ihnen als „Lehrermaterial" reden wollte! Aber siehe, da ist es schon, das menschenunwürdige Wörtlein! Der Oberbürgermeister von Schöneberg sagt: „Unser Lehrermaterial hat gerade an den höheren Schulen sehr gelitten." Er meint: viele Oberlehrer stehen im Felde, sind verwundet, sind gefallen. Wer seinen Artikel gelesen hat, weiß, daß dem Wörtlein „Material" dem ganzen Zusammenhang nach hier kein häßlicher Gefühlswert innewohnt. Der Ausdruck ist bürokratisch korrekt. Aber abscheulich ist er doch.

Also Schüler und Lehrer sind Material geworden. Und vielen anderen ist es nicht besser ergangen. Man redet von dem Soldatenmaterial, das Pommern liefert, von dem Arbeitermaterial, das wir aus Polen und Galizien bezogen haben, von dem Beamtenmaterial, das in Deutschland besser ist als in Rußland. Und Wustmann teilt in seinen Sprachdummheiten mit, daß ihm auch der Ausdruck Referendarmaterial begegnet sei. Wie wäre es, wenn wir nun auch sagten: Unsere Kirchen verfügen über ein theologisch geschultes Pastorenmaterial, aus dem Adel nehmen wir unser Diplomatenmaterial, und unsere Großstädte werden trefflich verwaltet, denn wir haben ein vorzügliches Bürgermeistermaterial . . . .

Material! Oh, das klingt! „Da liegt Musike drin." Es ist schon möglich, daß diese akustische Tatsache mitgewirkt hat, das Wort in Aufnahme zu bringen. Aber im Grunde liegt hier etwas anderes vor: jene moderne Wendung in der Denkweise, die immer mehr aus Menschen Nummern macht. Das Menschenvolk wird summiert und registriert, statistisch erfaßt und materialistisch eingeschätzt. Es wird Ware, Sache, Stoff, Gegenstand. Kapitalismus und Bürokratie arbeiten um die Wette daran, dem Einzelmenschen seine Einzelheit wegzunehmen und ihn als Massenteilchen irgendwo hinzustellen, wo er sich nicht wiederfindet. Sie tun das, ob sie wollen oder nicht. Besonders hat diese Materialisierung der Menschen denn auch diejenigen Gruppen ergriffen, die durch die Zahl ihrer Angehörigen eben massenhaft wirken. Schüler, Lehrer, Arbeiter, Soldaten, Beamte. Das sind Tausende, Hunderttausende. Seltener redet man von Material bei denjenigen Schichten, wo es je nach der Anschauungsweise, die natürlich relativ ist, noch einigermaßen auf den einzelnen ankommt. Der Pastor ist danach noch eher ein Einzelmensch als der Lehrer. Aber nicht die nackte Zahl allein entscheidet. Auch der Wert als solcher spricht fühlbar mit. Wenn man eine Menschenschicht als Material tituliert, so meint man: sie ist Objekt. Sie wird bearbeitet, hin und her geschoben, es wird etwas mit ihr gemacht, und sie muß es sich gefallen lassen. Sie ist passiv. Wer vom Material spricht, fühlt sich aber selber als aktives Subjekt. Das Material sind immer die anderen. Er selbst ist ein Kerl für sich. Und so kommt drittens in dem Ausdruck Material auch eine gewisse, sei es vermeintliche, sei es wirkliche Rangordnung zutage. Was in Massen da ist, was nichts zu sagen hat, was sich unten bewegt — das ist Menschenmaterial. Wer mehr oder weniger einzeln dasteht, wer sich verantwortlich fühlt, wer obenauf ist — der ist Persönlichkeit.

Das alles steckt in dem Wort „Menschenmaterial". Nicht so ist es gemeint, als ob nun jeder, der das Wort in den Mund nimmt, auch alles dieses sagen wollte. Das hieße den Sprachgebrauch mißdeuten. Kein einzelner ist für dieses Begriffsscheusal verantwortlich. Auf jene geheimnisvolle Weise, in der der Sprachgeist tätig ist, ist es in unseren neumodischen Wortschatz hineingeraten. Vielleicht ließe sich feststellen, wo und wann es auf die Welt gekommen ist. Womöglich an mehreren oder vielen Stellen gleichzeitig. Aber jeder einzelne, der redet und schreibt, soll sich hüten, mit solchen Wörtern, denen man bei einigem Scharfblick sozusagen die Sünde am Gesicht ansieht, den harmlosen Tagesbedarf zu decken. Seit wann gehören Zynismen, auch gerade wenn sie halb verblaßt sind, in unser Bürokraten-Deutsch? Und ein Zynismus ist dieses Wort vom Menschenmaterial. Wer ihm auf den Grund geht, fühlt, daß es aus einer teuflischen Gesinnung geboren ist, die dem Christentum in jeder Form zuwider ist und ebenso allem, was Aufklärung und Idealismus vom Wert des Menschentums uns je gelehrt haben. Vor hundert Jahren, in den Tagen Kants und Schillers, hätte kein Deutscher so von seinesgleichen reden können, ohne daß sein Herz seinem Munde widersprochen hätte. Heute geht das alles hin, ohne daß das deutsche Gemüt sich auch nur kalt berührt fühlt. So sehr haben wir uns schon daran gewöhnt, Material zu heißen.

Ich schieße mit schweren Kanonen nach Spatzen? Das wäre besonders komisch in diesem harten Kriegswinter, wo der schlaueste Spatz wenig Körner finden wird. Gewiß doch: der Gebrauch der Wortes Menschenmaterial bedeutet im einzelnen meist wenig oder nichts für die Gesinnung des Gebrauchers. Aber die allgemeine Tatsache dieses Wortgebrauches überhaupt ist ein schlagender Beweis dafür, wie ungemütlich weit wir in der öden Rationalisierung alles Menschlichen schon vorgeschritten sind. Fichte und Hegel hatten den Grundsatz, die gesamte Philosophie müsse aus einem einzigen Begriff abgeleitet werden. So könnte man heute aus dem Wort Menschenmaterial die Grundsätze des gegenwärtigen Zeitalters entwickeln. Immer war das Leben des Menschen ein Kampf mit der Materie. Ewig hat sich der Mensch mit den Händen und mit dem Kopf an den Schranken der Körperwelt gestoßen. Und ewig auch war die Wurzel alles Uebels die eigene Natur des Menschen selbst. Das alles bleibt sich immerdar gleich. Das Besondere aber von heute ist die abstrakte Form, die der alte Weltkampf der Menschheit angenommen hat. So begrifflich zugespitzt war wohl der Gegensatz noch niemals. Denn heute wollen die Menschen sich gegenseitig geradezu als Materie nicht nur benennen, sondern auch behandeln. Der eine sagt zum anderen: du bist mein Material. Nur der Chef des Materialwarenhauses spricht noch von seinem Personal, wahrscheinlich, um naheliegende Verwechselungen zu vermeiden. Doch die moderne Großstadt Schöneberg scheint an der Spitze der allgemeinen Entpersönlichung zu marschieren; dort gibt es also sogar schon akademisches Material . . . .

Nichts für ungut, Herr Oberbürgermeister!

Rudolf Dietrich / Felderweg

Ich trage in Felder
Sonnen und Samen
Jugend
Qualen.
Dahinter Träume . . .
Windmühlen treiben
am Rande des Himmels . . .
Weite Ebene,
Erinnern weht singend
durch Regen und Sonne . . .
Warum lächelst du,
Mädchen?

Digitized by Google

Gottfried Traub / Jugend

Ihrer sechzig hat die Stunde,
über tausend hat der Tag,
Söhnlein, werde dir die Kunde,
was man alles leisten mag.
Goethe.

Jean Paul hatte ein Verschen gedichtet, das lautete: „Der Mensch hat dritthalb Minuten; eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er." Diesem Erguß war Göthe gram; er gibt seinem Enkelkind in deutlicher Ablehnung solch süßlichen Traums die gesunde Mahnung, etwas zu leisten und dran zu denken, daß die Urstünde des Menschen die Faulheit ist. Man kommt sich als vertrockneter Schulmeister vor, wenn man der Jugend ähnliche gute Ratschläge gibt, und freut sich ordentlich, daß auch der große Göthe für sein liebes Enkelkind keine andere Lösung weiß, als: tätig sein, schaffen, wirken. Und sie ist so nötig in unserer Zeit, diese Lösung! Die Probe, auf welche der Krieg unsere Jugend stellt, ist unheimlich groß. In eine Welt der äußeren Abenteuer, des inneren Umsturzes, der täglichen Unregelmäßigkeit war sie mit einemmal hineingerissen. Sie erlebt die Umwälzung Europas von den Schulbänken aus oder hinter der Maschine oder im Kontor, ohne doch unmittelbar das mitzumachen, was an Opfer und Schmerz, an Nervenkraft und Seelenspannung draußen verlangt wird. Teilweise ist sie sehr wichtig geworden; man bedarf ihrer Arbeitskraft und ihrer einspringenden Hilfe mehr wie je. So wächst sie leicht hinaus über ihr eigenes Maß, und ihre Selbsteinschätzung wird zur Anmaßung. Die Väter fehlen, den Müttern ist dreifache Last aufgeladen, die Versuchungen der Kameraden steigen. Kein Schwarzseher malt diese Bilder: sie sind Wirklichkeit. Das einzige Heilmittel bleibt gesunde Tätigkeit. „Was man alles leisten mag" — Der Maßstab hierfür verliert sich heute fast nur ins Weite. Je ungewohnter, je unregelmäßiger, desto herrlicher erscheint die Leistung. Das Auge vergißt dabei die Voraussetzungen der strengen Pflicht, der enthaltsamen Ausdauer, der fleißigen Wiederholung. Dazu kommt, daß man heute jede Nachlässigkeit mit der bequemen Entschuldigung rechtfertigt: „es ist Krieg". Früher kämpfte dies Wort nur gegen unzeitgemäße Ansprüche, heute deckt es viele Faulheit. Das sind keine ungewöhnlichen Entwicklungen, die von besonderer Schlechtigkeit zeugen. Nein, gerade weil sie sich fast natürlich einstellen mußten, wollen wir ihnen desto ruhiger und entschlossener entgegenwirken. Wir tun unserer zuhause gebliebenen Jugend den allerbesten Dienst, wenn wir ihnen des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr wieder deutlich zeigen. Hier liegt das Geheimnis aller Kraft.

Nur daß es in Freudigkeit geschehe! Der Aerger ist der schlechteste Erzieher. Unsere Jugend bleibt unser Stolz. Wir haben sie lieb. Unsere Tapferen draußen gehen um dieser Jugendliebe willen selbst ins Grab. Die tiefe, heißgeliebte, die deutsche Jugend! Um deiner Zukunft willen kämpft heute Mann und Weib den Entscheidungskampf. Du bist's wert; das wissen wir. Dieser Stolz mache dich desto williger, des Siegespreises wert zu sein. Eine Enttäuschung an unserer Jugend würde uns ins Herz treffen. Wir glauben ihr und freuen uns ihrer. Weil wir das tun, gilt ihr der alte Ruf: Durch Leistung allein wächst man zum Meister.

Der Preußentag der Fortschrittlichen Volkspartei

Ein Preußentag der Fortschrittlichen Volkspartei hat am Sonnabend und Sonntag, 9. und 10. Juni, unter erfreulich starker Beteiligung im „Rheingold" zu Berlin stattgefunden. Der Vorsitzende Abg. Dove gab in seiner Begrüßungsansprache der Ueberzeugung Ausdruck, daß der Krieg eine große Umwälzung nach links und eine Demokratisierung des gesamten Staatslebens herbeiführen wird. Nach einer kurzen Geschäftsordnungsdebatte erhielt das Wort der Reichstagsabgeordnete Dr. Wiemer zu einem Referat über **„Osterbotschaft und Verfassung"**. „Der Preußentag ist einberufen zur Stellungnahme der preußischen Organisationen der Partei zu den durch die Osterbotschaft aufgeworfenen Fragen, zur Klärung etwaiger Meinungsverschiedenheiten und zur Vorbereitung der kommenden gesetzgeberischen Arbeit. Diese Stellungnahme ist um so notwendiger, als die Osterbotschaft keinen entsprechenden Widerhall in den Parlamenten gefunden hat. Wir begrüßen die Botschaft mit Genugtuung. Sie enthält Gedanken und Forderungen, für die wir seit Jahrzehnten gekämpft haben. Die Willenskundgebung des Trägers der Krone legt die Richtung der Entwicklung unabhängig von den jeweiligen Ministern fest. Ein Zurück gibt es nicht. Der Bruch einer solchen im Kriege gegebenen feierlichen Zusage würde verhängnisvoll sein. (Sehr richtig!) Wir billigen die Grundsätze. Wir verlangen mehr. Es ist befremdlich, daß selbst im Kriege bei der Besetzung der Aemter mit der Durchführung der Gleichberechtigung nicht Ernst gemacht ist. (Sehr wahr!) Das Staatswohl verlangt einen verstärkten Einfluß der Volksvertretung. Wir bekennen uns zu dem Gedanken der parlamentarischen Regierungsform. (Lebhafte Zustimmung.) Die freie und freudige Mitarbeit aller Glieder des Volkes kann nur gesichert werden, wenn allen Volksgenossen die Möglichkeit eröffnet wird, sich an der Gesetzgebung wirksam zu beteiligen, wenn die Gewähr geschaffen wird, daß der Wille des Volkes auch in den Handlungen der verantwortlichen Regierungsstellen zum Ausdruck kommt. (Bravo!)

Die Beschlüsse des Verfassungsausschusses zu diesen Fragen bedeuten einen Schritt vorwärts. Aber mit Paragraphen ist wenig getan. (Sehr richtig!) Die Hauptsache ist die Schaffung der parteipolitischen Voraussetzungen für ein parlamentarisches System, das besser als das bureaukratische den Volkswillen zur Geltung bringt. Eine Verständigung der für eine Reformarbeit in Frage kommenden Parteien, insbesondere für die Neuwahlen zum Reichstag und Landtag muß herbeigeführt werden." (Sehr richtig!)

Im Anschluß daran kennzeichnet Redner die Verhandlungen des Verfassungsausschusses über die Neueinteilung der Wahlkreise und über die Einführung der Verhältniswahl. Er erörtert sodann die Frage, ob die innerpolitische Neuordnung jetzt oder nach dem Kriege durchgeführt werden soll. „Gewiß hat das deutsche Volk den unerschütterlichen Willen, für den siegreichen Endkampf das letzte einzusetzen, aber es muß fordern, daß das, was an Reformen heute schon möglich ist, unverzüglich durchgeführt wird, und daß insbesondere bessere Grundlagen für die Neuwahlen geschaffen werden, zumal die Fülle der Aufgaben, die nach Friedensschluß zu lösen sein werden, kaum genügend Zeit und Sammlung für diese Reformarbeit lassen wird. (Sehr wahr!) Der entschlossene Ausbau des Staatswesens in demokratischem Geist wird auch die Mär zerstören, als sei Deutschland und Preußen ein Hort volksfeindlicher, Freiheit bedrohender Reaktion. Er wird die Verständigung erleichtern und den Friedensschluß beschleunigen. (Sehr richtig!)

Der demokratische Gedanke schreitet siegreich durch die Welt. Wir wünschen lebhaft, daß auch in Preußen und Deutschland Krone und Regierung wie Kaiser Karl in Oesterreich sich offen zum Geist einer wahren Demokratie bekennen. Auch die Türken und die Bulgaren sind Anhänger demokratischer Staatsauffassung. Das Bündnis der Mittelmächte wird um so fester sein, wenn die Völker und die Regierungen sich einig fühlen in den Grundgedanken fortschrittlicher, freiheitlicher, demokratischer Staatsentwicklung. Aus diesem Kriege muß ein verjüngtes, freiheitlich ausgebautes Preußen und Deutschland hervorgehen. (Lebhafter Beifall.)

An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Aussprache an. Die Verhandlungen, die am Sonnabend abends bis nach 10 Uhr währten, wurden am Sonntag morgens 10 Uhr fortgesetzt. Dann sprach Abg. Dr. Pachnicke über: **„Preußens Zukunftsaufgaben"**: „Der Preußentag ist berufen, zu den Beschlüssen seiner parlamentarischen Vertretung Stellung zu nehmen und die Stimmung zum Ausdruck zu bringen, die in den fortschrittlichen Politikern des führenden deutschen Bundesstaates durch die neusten Ereignisse ausgelöst wurde. Die von der Landtagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei eingebrachte Wahlrechtsinterpellation war nicht bestimmt, Schwierigkeiten zu schaffen, sollte vielmehr den Weg ebnen, den der Kanzler betreten muß, wenn er zum Ziele kommen will. Je länger der Krieg dauert, desto dringender wird die Forderung, die Wahl-

rechtsvorlage unverzüglich einzubringen. Die Fülle der gesetzgeberischen Arbeiten, die bei Friedensschluß bevorsteht, macht die vorherige Lösung der Wahlrechtsfrage geradezu notwendig. Auch muß für die Entbehrungen und Lasten, die der Krieg den breiten Massen auferlegt, ein Ausgleich geschaffen werden, der beruhigend wirkt und die Ueberzeugung befestigt, daß die Zukunft eine Besserung bringen werde. Vom Wahlrechtsstreit kann das öffentliche Leben nur entlastet werden, wenn man das gleiche Wahlrecht zugesteht, dessen Wert jetzt auch Männern der Wissenschaft zum Bewußtsein gekommen ist, die ihn früher verkannten. Der Weg zum gleichen Wahlrecht ist jetzt frei. Eine Abstufung ist schon deshalb unmöglich, weil sich kein Maßstab dafür findet. In großen Wahlkreisen empfiehlt sich die Verhältniswahl. Die Wahlkreiseinteilung ist den inzwischen eingetretenen Bevölkerungsverschiebungen anzupassen. Die absolutistische Bewegung geht in die konstitutionelle, diese in die parlamentarische Bewegung über; das ist die Fruchtfolge der Geschichte. Die Monarchie hat davon nichts zu fürchten. Im Gegenteil, sie wird in dem Maße gekräftigt, wie sie sich auf den kräftigsten Teil der Bevölkerung stützt. Gefährdet ist nur die Vormachtstellung der kleinen Klasse, die bisher die Geschäfte führte. Die Unkenrufe gegen das Volksrecht kennen wir von 1866 und 1870 her. Bismarck ist der Deklaranten Herr geworden. Hoffentlich versteht es auch Herr v. Bethmann-Hollweg, die Minenstreuer mattzusetzen.

Die Reform muß sich auch auf das Herrenhaus erstrecken. Ob in Preußen neben den vorhandenen zwei Faktoren der Gesetzgebung, der Krone und dem Abgeordnetenhaus, noch ein dritter Faktor nötig ist, muß stark bezweifelt werden. Solange die Erste Kammer aber noch besteht, ist sie einer gründlichen Umbildung zu unterziehen, damit alle staatswichtigen Schichten der Gesellschaft darin ihre Vertretung finden. Ist so der Landtag dem Zeitbedürfnis und dem Rechtsbewußtsein angepaßt, dann soll er an die Arbeit gehen und zuvörderst die Verwaltung umbauen. Gesichert ist eine freie Staatsverfassung nur, wenn sie sich auf wahre Selbstverwaltung gründet. Für die Gemeinden fordert unser Programm Beseitigung der Klassenwahl und der öffentlichen Abstimmung. Das Hausbesitzerprivileg muß fallen. Die Staatsaufsicht ist auf das Notwendigste zu beschränken und auch für die kleineren Städte dem Regierungspräsidenten oder Oberpräsidenten, nicht dem Landrat, zu übertragen. In der Kreisvertretung hat die jetzige Drittelung nach Wahlverbänden zu offensichtlichen Begünstigungen des agrarischen Elements geführt und muß deshalb geändert werden. Die juristischen Personen haben aktives und passives Wahlrecht zu beanspruchen. Das Ausscheiden aus dem Kreisverband ist den Städten zu erleichtern, ebenso die Eingemeindung. Auch die Provinzialvertretung muß dahin abgeändert werden, daß der geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung der betreffenden Bevölkerungsschichten die politische Geltung entspricht. Urwahlen sind dazu das beste Mittel. Bei der Aemterbesetzung hat die Bevorzugung bestimmter Gesellschaftsklassen und Parteien noch immer nicht aufgehört. Die Konservativen widersetzen sich dringlichen Reformen. Wenn sie ihre Mitarbeit anbieten, so tun sie dies lediglich in der Absicht, die Aenderungen auf das Mindestmaß herabzudrücken. Selbst die bescheidene Wahlrechtsvorlage von 1910 haben sie mit allen Mitteln der Illoyalität zu Falle gebracht. Ein Zusammenwirken wird wohl nur mit denjenigen Parteien möglich sein, die auch im Reichstag die Politik der Zukunft tragen. Ein großer Kraftaufwand ist nötig, um die Widerstände zu brechen. Aber der Entschluß muß gefaßt werden. Man will wissen, mit wem und gegen wen künftig regiert werden soll. Nach den Erfahrungen dieses größten und schwersten aller Kriege sollte das Ziel der Reform als selbstverständlich gelten: Fort mit dem Wahlrecht, das nur 30 v. H. an die Urne führt, das von 7,6 Millionen Wählern 6,3 in die dritte Klasse einschaltet und bei welchem ein Siebentel sämtlicher Urwahlbezirke der ersten und zweiten Klasse mit nur ein oder zwei Personen besetzt sind! Her mit dem Reichstagswahlrecht! Dann eine Verwaltungsordnung mit dem Grundsatz, daß die Grundfeste eines freien Staates die freie Gemeinde ist. So wird nicht, wie die Konservativen behaupten, preisgegeben, was Preußen groß gemacht hat, nicht das Reich des festen Rückhalts an Preußen beraubt, sondern im Gegenteil Staat und Reich gestärkt, der Gegensatz zwischen Nord und Süd gemildert, dem Ausland eine Waffe aus der Hand gewunden, der Zwiespalt zwischen Reichstag und preußischem Landtag beseitigt, der innere Gewinn des Krieges gesichert. Wir stehen an einem Wendepunkt. Ohne uns ist die Neuordnung nicht durchzuführen. Nutzen wir die Stunde, geben wir alle unser Bestes her! Eine starke Linke erzwingt die Reform, erzwingt die Parlamentarisierung.

Zum Schluß empfiehlt Dr. Pachnicke Resolutionen, die der Vorstand des Preußentages formuliert hat. Den wiederholt von lebhaften Zustimmungsäußerungen unterbrochenen Ausführungen folgte stürmischer Beifall.

Der Antrag des Vorstandes wurde nach einer sehr eingehenden Aussprache, die sich vor allem um die Reform des Gemeindewahlrechts drehte, mit den vom Abgeordneten Traub beantragten Eingangsworten in folgender Fassung angenommen:

„Der fortschrittliche Preußentag gedenkt gerade in diesen Tagen entscheidender Kämpfe an der Westfront voll heißen Danks der ungeheuren Leistungen unseres gesamten Heeres und weiß sich mit ihm eins in unerschütterlicher Siegesgewißheit. Wir zu Hause erfüllen indessen unsere politische Pflicht, für Freiheit und Fortschritt einzutreten kraft eigener Ueberzeugung und weisen darum alle Versuche des Auslandes zurück, sich in unsere inneren Angelegenheiten zu mischen.

Der fortschrittliche Preußentag fordert in Uebereinstimmung mit der parlamentarischen Vertretung der Partei die unverzügliche Einbringung einer Wahlrechtsvorlage für das preußische Abgeordnetenhaus, die neben dem geheimen, unmittelbaren und allgemeinen das gleiche Wahlrecht unter angemessener Berücksichtigung der Minderheiten enthält und eine Einteilung der Wahlkreise nach der Bevölkerungsziffer vorsieht. Das Herrenhaus in seiner jetzigen Gestalt ist abzuschaffen. Wird eine Erste Kammer beibehalten, so muß sie aus Wahlen hervorgehen und in ihrer Zusammensetzung den geistigen und wirtschaftlichen Kräften des Landes entsprechen.

Der so erneuerte Landtag hat vor allem die Aufgabe, auf eine Reform der inneren Verwaltung hinzuwirken. In den Gemeinden und Gemeindeverbänden ist die Klassenwahl und die öffentliche Stimmabgabe aufzuheben. Für die Kreis- und Provinzialvertretungen sind Urwahlen einzuführen. Das Uebergewicht des Großgrundbesitzes und die Sonderstellung der Gutsbezirke ist zu beseitigen. Die Aufsichtsbefugnis der Staatsbehörden gegenüber den Selbstverwaltungsorganen muß wesentlich eingeschränkt werden. In den Steuerveranlagungskommissionen ist der Vorsitz besonderen technisch vorgebildeten Beamten zu übertragen. Die Aemter sollen jedem Tüchtigen offen stehen ohne Rücksicht auf Geburt, Bekenntnis oder Partei.

Der Preußentag fordert, unter Anerkennung der Leistungen der Frauen, die Erweiterung der Frauenrechte, vor allem die Heranziehung der Frauen zur Mitberatung wichtiger Angelegenheiten, die sie besonders angehen. (Bevölkerungspolitik, Arbeiterinnenschutz, Konsumenteninteressen, Armenwesen, Erziehungsfragen.) Der Preußentag ersucht die parlamentarische Vertretung der Partei, darauf hinzuwirken, daß im Wege der Gesetzgebung in Reich und Staat die volle Mitbestimmung der Frauen angebahnt wird.

Ein neues Preußen soll erstehen, das von freiheitlichem Geist erfüllt, durch Klassenvorrechte nicht mehr gehemmt, die gesamte Volkskraft zur Entfaltung kommen läßt."

Weiter wurde auf Antrag Dr. Wiemer beschlossen, einen Ausschuß von 21 Mitgliedern einzusetzen, der die Aufgabe hat, die für die Reform des Gemeindewahlrechts in Betracht kommenden Fragen zu prüfen, insbesondere das einschlägige Material aus den einzelnen Landesteilen zusammenzustellen und Vorschläge für den nächsten allgemeinen Parteitag und für die Arbeit der Fraktionen auszuarbeiten. Die vorliegenden Anträge, soweit sie über das Programm der Partei hinausgehen, wurden dem Ausschuß zur Weiterberatung überwiesen. Die Berufung der Mitglieder des Ausschusses wird dem Vorstand des Preußentages übertragen mit der Maßgabe, daß die vorhandenen Richtungen und die verschiedenen Landesteile zu berücksichtigen sind.

Ebenso wurde beschlossen, den von Groß-Aachen befürworteten Antrag auf Einräumung des gleichen Wahlrechts an die Frauen und einen in gleichem Sinne gehaltenen Antrag Müller-Stralsund einem Ausschuß von sieben Mitgliedern zur weiteren Beratung zu überweisen.

Ein Antrag Barmen, der mit Rücksicht auf die durch den Krieg bewirkte Verschiebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage zahlreicher Schichten des Mittelstandes die lebhafteste Förderung der für die Aufrechterhaltung und Stärkung dieser Mittelschichten in Gesetzgebung und Verwaltung dienenden Maßnahmen fordert, wurde einstimmig angenommen.

Ein Antrag Wolff-Stettin, der die Zusammensetzung des Preußentages durch Hinzuziehung der sämtlichen in Preußen gewählten Mitglieder des Zentralausschusses und der sämtlichen in Preußen wohnhaften Reichstagsabgeordneten der Partei sowie der Kandidaten der Partei bei den letzten preußischen Landtagswahlen fordert, gelangte zur Annahme.

Ein Antrag Frenz-Steglitz, der die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des nächsten Preußentages verlangt, wurde dem Vorstand überwiesen.

Reichstagsabgeordneter Kopsch schloß die Verhandlungen des Preußentages, der von 176 Teilnehmern — 11 Reichstagsabgeordneten, 23 Landtagsabgeordneten und 142 Delegierten und Vorsitzenden der Verbände — besucht war, mit einem Hoch auf die Partei.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Gesichertes Existenzminimum für Arbeiter nach dem Kriege. Die in der Kriegszeit für die einzelnen Arbeiterberufe erzielten Lohnzulagen durch Gesetz für die Friedenszeit sicherzustellen, halten manche Gewerkschaften für dringend nötig, damit nicht bei hoch bleibenden Kosten der gesamten Lebenshaltung ein gleichzeitiges Sinken der Lohnhöhe eintritt. Die „Dachdeckerzeitung" hat angeregt, die bestehenden Lohntarifsätze zuzüglich der Teuerungszulagen durch ein Notgesetz vorübergehend bis zur Wiederkehr geordneter Verhältnisse festzulegen. Sie hat zu diesem Vorschlage die Gutachten mehrerer im Tarifwesen erfahrener Persönlichkeiten eingeholt. Dr. Hugo Sinzheimer-Frankfurt a. M. gibt dem Gedanken eines reichsgesetzlichen Mindestlohns auf der im Kriege durch die Rationierung gewonnenen Grundlage den Vorzug. Stadtrat Dr. Hiller-Frankfurt empfiehlt, auf eine Umwandlung aller Kriegszulagen in feste Lohnerhöhungen hinzuarbeiten und diese in langfristigen Tarifverträgen über die Kriegszeit hinaus festzulegen. Das Mitglied der Generalkommission Knoll, Vorsitzender des Steinsetzerverbandes, stimmt dem Notgesetzgedanken, wie ihn die „Dachdeckerzeitung" aufgebracht hatte, nicht zu. Er sieht auf diesem Wege ein System von Zwangsschiedsgerichten erwachsen, da den zwangsläufigen Mindestlöhnen ebensolche Lebensmittelmindestpreise folgen müßten. Auch werde der Reichstag die Löhne nur festlegen, wenn er zugleich Vorkehrungen gegen weitere Lohnbewegungen träfe. Abg. Dr. Quarck hält die parlamentarischen Aussichten eines Notgesetzes für sehr gering, glaubt auch, daß die Stimmung selbst in den Gewerkschaften recht geteilt sei; immerhin hält er den Gedanken für gut und meint, ein solches Gesetz solle jedenfalls gefordert werden. Aehnlich beurteilt Dr. Adolf Braun-Nürnberg die Lage. Er glaubt nicht, daß der Reichstag das gewünschte Notgesetz beschließen wird, macht auch darauf aufmerksam, daß die Neigung der Arbeitgeber, Teuerungszulagen zu gewähren, sinken dürfte, wenn sie sich dadurch für die Uebergangswirtschaft schon festlegten; anderseits hält er an sich den Vorschlag für durchaus beachtlich und erinnert daran, daß es in England und Australien bereits Vorbilder für eine solche Regelung gebe. Das Fachblatt des Deutschen Buchdruckerverbandes kämpft gleichfalls gegen den Vorschlag. „Die Ansichten über diese Frage sind ungemein verschieden, und wenn auch die „Dachdeckerzeitung" anführen kann, daß die Demobilisationskommission in England bereits beschlossen habe, daß die Kriegslöhne auch im Frieden weitergezahlt werden müssen, so läßt sich das gar nicht genau feststellen, welche Unternehmer damit gemeint sind oder ob gar nur staatliche Betriebe in Frage stehen. Das deutsche Unternehmertum wird sich schwerlich zu einem solchen Zugeständnisse bequemen. Die Textilfabrikanten Bayerns haben erst kürzlich einen Antrag des Textilarbeiterverbandes auf Einführung von Mindestlöhnen energisch abgelehnt. Auch sonst in Deutschland dürfte die leiseste Hoffnung auf solche sozialen gesetzlichen Einrichtungen einstweilen überflüssig sein, denn das Kapital hat noch immer in allen deutschen Parlamenten die überwiegende Vertretung. Aber auch wir sind nicht durchweg der Ansicht, daß die Festlegung auf einen bestimmten, nur den wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechenden schematischen Mindestlohn von Nutzen für die Arbeiterschaft wäre, weil eine solche Einrichtung geeignet ist, eine Nivellierung der Löhne herbeizuführen, die Bezahlung der Qualitätsarbeit hintanzuhalten und persönliche wirtschaftliche Verhältnisse zu bevorzugen. Das würde aber in vielen Fällen, wo aus sozialen Rücksichten die Familienverhältnisse bei der Bewilligung von Teuerungszulagen in Betracht gezogen sind, die Uebertragung der Kriegslöhne in die Friedenszeit mit sich bringen." — Nach alledem scheint die für den sozialen Frieden in der Uebergangswirtschaft nicht unwichtige Frage noch sehr der Klärung bedürftig zu sein.

Wachsende Eigenerzeugung der Konsumvereine. Auf dem Verbandstage mitteldeutscher Konsumvereine beschloß die Großeinkaufsgenossenschaft deutscher Konsumvereine, die Eigenerzeugung nach dem Kriege bedeutend zu vermehren. Nicht weniger als 30 Millionen Mark sollen für den Bau von Mühlen und von Fabriken für Nahrungsmittel und Bedarfsartikel sowie für die Errichtung von Lagerhäusern aufgewendet werden. Die Mittel für diese Pläne sollen bereits vorhanden sein.

Ein Bund der Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigten ist unter Vorsitz des Stadtrats Heckmann (Mannheim) und des Redakteurs Kuttner (Berlin) dieser Tage mit dem Sitz in Berlin gegründet worden. Es handelt sich um sozialistische Bestrebungen, Kriegsteilnehmer und -beschädigte zu einer Selbsthilfeorganisation zu vereinigen, die mit den Gewerkschaften „freundnachbarlich zusammenarbeiten", neben den sozialen aber auch politische Ziele verfolgen soll. Der neue Bund stellt einerseits das Programm parteipolitischer und religiöser Neutralität auf, will aber andererseits „in Zusammenhang mit der modernen Arbeiterbewegung" wirken, was in der Terminologie der die Gründung mitteilenden sozialdemokratischen Blätter gemeinhin die freien Gewerkschaften und die Sozialdemokratie bedeutet. Der Bund will auf eine gründliche Reform des Militärrentenwesens in Anlehnung an die Grundsätze der Unfallversicherung hinwirken; neben der Höhe der Renten soll auch die Art ihrer Bemessung und der Rechtsweg reformiert werden; auch sollen die Kriegsbeschädigten selber in geeigneter Weise bei der Rentenfestsetzung wie überhaupt in allen öffentlichen Fürsorgeeinrichtungen, die für sie bestimmt sind, mitwirken. Ferner soll ein Zwang für Arbeitgeber, einen bestimmten Prozentsatz Kriegsbeschädigte zu beschäftigen (und zwar zum gleichen Lohne wie gesunde Arbeiter ohne Anrechnung der Rente), angestrebt werden. Endlich hält der Bund eine besondere Schutzgesetzgebung für die Kriegsbeschädigten für nötig. Mit der Arbeit für diese Ziele wünscht der Bund, soweit er sie nicht in Gemeinschaft mit den Gewerkschaften auszuführen gedenkt, diese zu entlasten. Die Generalkommission der Gewerkschaften hatte zu der Frage der Kriegsteilnehmer- und -beschädigtenorganisation bisher noch nicht abschließend Stellung genommen, aber in Gemeinschaft mit den anderen großen Gewerkschaftsverbänden hatte sie sich anläßlich der bürgerlichen (Essener) Gründung gegen jede Arbeiterzersplitterung und gegen die Uebernahme von Aufgaben der Kriegsbeschädigtenfürsorge durch andere als die bestehenden Organisationen, insbesondere auch die Gewerkschaften selbst, ausgesprochen. Was die politischen Ziele der Neugründung anlangt, so will der Bund die Umwandlung des Heeres in ein „wirkliches Volksheer" und die Abschaffung aller die Kriegsteilnehmer benachteiligenden politischen Vorrechte in Reich, Staat und Gemeinden anstreben, sowie eine Politik befürworten, die der Entstehung künftiger Kriege vorbeugt. Das sind Ziele, die bisher von Parteien, nicht von sozialpolitischen Organisationen verfolgt wurden. Führende sozialdemokratische Gewerkschaftsblätter machen denn auch keinen Hehl daraus, daß ihnen dieser neue Bund sehr überflüssig erscheint.

Der internationale Gewerkschaftskongreß in Stockholm gescheitert, das ist die überraschende Kunde, die dem Zusammentritt der allgemeinen sozialistischen Friedenskonferenz vorauseilt. Am Tage der Einladung, dem 8. Juni, glänzten die gewerkschaftlichen Vertreter aus den feindlichen Ländern sämtlich durch Abwesenheit. Nur Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Bulgarien und Finnland hatten Delegierte entsandt. Die aber konnten natürlich keine bindenden Beschlüsse für die internationale Gewerkschaftsbewegung fassen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine neue Konferenz für den 17. September dieses Jahres nach der Schweiz einzuberufen, und der Erwartung Ausdruck zu geben, daß dann wirklich die Gewerkschaften aller Länder vertreten sein möchten. Ob sich diese Hoffnung erfüllt, steht noch dahin. Zwar haben jetzt nur die Engländer eine Beteiligung am Stockholmer Versuch, weil er von Deutschland ausging, glatt abgelehnt; die Franzosen und Italiener waren vielleicht nur darum nicht erschienen, weil ihre Regierungen seinerzeit die Einladungen des internationalen Gewerkschaftsbüros, das bekanntlich noch aus Friedenszeiten her in Berlin seinen Sitz hat und von dem Reichstagsabgeordneten Legien geleitet wird, nicht weitergegeben, sondern beschlagnahmt hatten. Es ist freilich auch nicht ausgeschlossen, daß die französischen chauvinistischen Syndikalisten ferngeblieben wären, auch wenn sie die Einladung rechtzeitig erreicht hätte. Dabei handelte es sich bei der Veranstaltung in Stockholm um ein Unternehmen, das ohne Rücksicht auf nationale Stimmungen und Verstimmungen lediglich die allgemein anerkannten Arbeiterrechte, den Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung durch bestimmte Formulierungen im künftigen Friedensvertrag für alle Länder gleichmäßig sichern wollte. Umstrittene Forderungen waren überhaupt nicht in Aussicht genommen. Wenn dennoch keine internationale Konferenz der Gewerkschaften zustande kommen konnte, so liegt es nahe, zu vermuten, daß die allgemeine Friedenskonferenz von Stockholm demnächst noch weniger den hochgespannten Erwartungen auf Wiedererweckung einer lebensfähigen Arbeiterinternationale entsprechen werden. Das Stockholmer Rumpfparlament der Gewerkschaften hat nun an den Vorsitzenden der französischen Gewerkschaften ein besonderes Begrüßungstelegramm abgesandt und außerdem dem Arbeiter- und Soldatenrat in Petersburg den Wunsch übermittelt, sich demnächst auf der Zusammenkunft in der Schweiz vertreten zu lassen. Ob aber damit die Aussichten eines besseren Verlaufs der Schweizer Konferenz gewachsen sind, bleibt doch noch abzuwarten.

Erhöhung der Einkommensgrenze in der Krankenversicherung von 2500 auf 3000 M. erstrebt eine Eingabe der Gesellschaft für Soziale Reform, der sich fast sämtliche Angestelltenverbände angeschlossen haben. Sollte der Bundesrat diese Erhöhung ablehnen, so wird angeregt, Kriegszulagen hinsichtlich der Krankenversicherungspflicht nicht anzurechnen, sofern durch sie die Einkommensgrenze überschritten wird. Begründet wird die Eingabe mit dem Hinweis auf die Gefahr, daß die aus der Krankenversicherung Ausscheidenden infolge der Teuerungsverhältnisse außerstande wären, bei Erkrankungen ärztliche Pflege aus eigenen Mitteln in Anspruch zu nehmen. Die Eingabe wird auch von einer Reihe Gelehrter, Unternehmer usw. unterstützt.

Digitized by Google

Büchertisch

Christian Reuters Werke, herausgegeben von Prof. Dr. Georg Witkowski (Leipzig 1917 im Inselverlag, zwei starke Bände, geb. in Halbpergament 30 M.).

Mitten im Kriege findet Prof. Georg Witkowski und der Inselverlag Zeit und Geld, die Werke Christian Reuters, eines vor zwei Jahrhunderten „verschollenen" deutschen Dichters, von dem heut nur die Zunft der Philologen und ein nicht allzu weiter Kreis literarisch Gebildeter etwas wissen, neu herauszugeben, und zwar in einer ganz herrlichen Ausstattung, die das Entzücken jedes Kunst- und Bücherfreundes ist. Natürlich macht der unvermeidlich hohe, durch den Krieg noch gestiegene Preis solcher Ausstattung die Anschaffung dieser Ausgabe zum Vorrecht der Reichen, von denen bekanntlich manche ihr Recht ausüben ohne irgendeine Beziehung zum Geist des Werkes, das sie kaufen. Das ist nicht zu ändern und auch nicht allzu tragisch zu nehmen, denn das Werk Christian Reuters, das auch heute noch und wohl immer verdient gelesen zu werden, die prachtvolle Satire auf den Abenteurerroman, sein Schelmuffsky, ist heut in billigen, wenn auch schlechten Ausgaben zu haben; vielleicht aber täte der Inselverlag trotzdem noch gut, eine neue billige Ausgabe des Schelmuffsky herauszubringen; die würde recht in sein schönes Programm passen, das er so zielstrebig und mit Erfolg verwirklicht: das Beste der Literatur aller Zeiten, zumal aber der deutschen Vergangenheit der Allgemeinheit in Ausgaben zur Verfügung zu stellen, die den wirtschaftlichen Bedürfnissen gerade der besten Elemente des Volkes, der geistigen kunsthungerigen Jugend Rechnung tragen, eine neue und echte Kultur des Buches schaffen, das Bedürfnis danach befriedigen und veredeln. Um dieses großzügig durchgeführten Programms willen darf man es einem Verlag von solchen Abmessungen auch nicht verübeln, wenn er, selbst heute noch, gewissermaßen im Hintergrunde seiner Tagesarbeit an kleinen Köstlichkeiten arbeitet, sich und einer kleinen Schar von vermögenden Sammlern, Aesthetn und Literaten zur Freude. Ohne solche Höchstleistungen verliert sich sonst das Gefühl für die Abstufungen des Schönen, Zweckentsprechenden und Notwendigen und die Energie zur Tagesarbeit mit der Fülle ihrer verwickelten Absichten idealer und geschäftlicher Natur. In diesem Sinne begrüßen wir die neue Ausgabe des Inselverlags als Kulturdokument — nicht also aus oberflächlicher Protzerei, als ob wir allein oder als ob wir besser als das Ausland solche Buchwunder schaffen könnten, als ob wir noch heute Geld genug hätten uns das zu leisten oder großartig genug trotz aller Teuerung so viel verschwendeten auf Werte der feinsten Sinneskultur, sublimer Geistigkeit; nein, so meine ich es nicht. Aber daß ein Verlag unbeirrt an seinen Zielen festhält und mitten in einer durch den Krieg vertieften gewaltigen Tagesarbeit still und selbstverständlich durch artistische Höchstleistungen sich auch weiterhin in Zucht hält, an der Entwicklung der Werte arbeitet, die er dann in der Tagesarbeit vertritt, und dafür auch jetzt noch wirtschaftliche Opfer bringt, das halte ich für eine Tat!

Und so will ich denn alles gern und freudig rühmen, Papier und Satz, die große und tiefschwarze alte deutsche Fraktur, die ganze Ausstattung nach dem Original der Erstausgaben, mit den kräftigen Holzschnitten, den bunten Papierband mit Pergamentrücken, alles höchst würdig, feierlich und kurios zugleich. Aber er verdient diese liebe Müh auch, der alte Christian Reuter. Ueber den famosen Schelmuffsky brauche ich weiter nichts zu sagen. Diese unendlich liebenswürdige Satire, in der sich Grazie und Derbheit zum blitzblanken Schelmentum verbindet, ist ebenbürtig dem Münchhausen, und die Phantasterei des ewigen Studenten feiert bei aller Erdgebundenheit wahre Orgien in der „Kunst zu zu lügen".

Wenn auch nicht überwältigend, so doch immerhin beträchtlich ist die Ueberraschung und das Vergnügen, die Christian Reuter als Dramatiker gewährt; „die ehrliche Frau zu Plissine" rechne ich nicht, das ist ein ziemlich rohes Machwerk, eine üble Biermimik, durch die ein wegen schuldigen Mietzinses aus dem Haus auf die Straße geworfener Student in schamloser Weise sich an seiner Wirtin und den Philistern rächt; wohl aber die Komödie: „den Grafen Ehrenfried". Reuter hat die Studentenstadt an der Pleiße verlassen müssen, er lebt in literarischen Diensten König Augusts des Starken im Elbathen. Und hier macht sein grimmiger Humor seine Anmerkungen zum ausschweifenden Leben eines Hofadels, der vergeblich sich bemüht, den Stil der grands Seigneurs anzunehmen, der außer durch seine Schulden sich durch nichts über die Enge des Kleinbürgertums, über die „deutsche Plumpheit" erhebt. Die Komödie Graf Ehrenfried wird ein Sittenspiegel der Zeit — kulturgeschichtlich von erheblichem Wert, künstlerisch noch heut ein Vergnügen. Reuter hat in diesem Werk seine Reife erreicht, er ist, wie Prof. Witkowski in dem feinen, wohlabmessenden Nachwort ausführt, am Muster des größten Dichters seiner Zeit emporgewachsen, an Molière, daneben aber hat er sich seine frische Ursprünglichkeit, den Ton und die Wildheit der Studentenscherze durchaus zu seinem Vorteil gewahrt.

Er taugte wirklich nicht zum Hofdichter. Als er Dresden verlassen mußte, hat er es in Charlottenburg versucht, nicht lange und ohne Erfolg. Alle seine Fest- und Zeitgedichte sind langweilig auch ganz ohne die pikante Grazie, die die aristokratischen Gelegenheitsdichter, wie z. B. der Hofmarschall König Friedrichs I., der Herr v. Besser, sie so munter aufbrachte! Reuters Leben war nicht zum bürgerlichen Abschluß bestimmt, er war der ewige Student, der ewig Junge, der altwerdend unterging. Er ist verschollen!

Dr. Schotte.

Hindenburgs Mauer im Osten. Von Fritz Wertheimer. Mit 24 photographischen Aufnahmen, 10 Kartenskizzen und einem Umschlagbild von Karl Kayser-Eichberg. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1916. Geheftet 2,50 M., gebunden 3,50 M. 173 Seiten.

Fritz Wertheimer ist bekannt und geschätzt als Verfasser der Kriegsberichte für die „Frankfurter Zeitung", die später in Buchform gesammelt erschienen. Diese Bände waren: „Im polnischen Winterfeldzug mit Mackensen", „Von der Weichsel bis zum Dnjester" und „Kurland und die Dünafront". Ihnen schließt sich jetzt der vierte an, in dem die Schlacht am Styrbogen von Czartorysk geschildert wird, die Stellungskämpfe in den Sümpfen Wolhyniens und Podlesiens, die russische Frühjahrsoffensive und die Sommerschlacht in Wolhynien. Der Darstellung ist nachzurühmen, daß sie lebendig und sachlich ist, ein Glanzstück ist der Abschnitt: „Die Helden von Postawy". Daneben friedliche Bilder, wovon besonders die trefflichen Kapitel über Pinsk und Brest-Litowsk, die Stadt der Juden, hervorzuheben sind. Alles in allem: ein Kriegsberichterstatterbuch allerbester Art.

Oswald.

Briefkasten

An die Leser: Der Vortrag über „Das neue Deutschland", den Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg am 28. April in Breslau gehalten hat, ist jetzt im Druck erschienen. Der Preis der Broschüre beträgt 25 Pf., von 20 Exemplaren 24 Pf., von 50 Exemplaren 23 Pf., von 100 Exemplaren 22 Pf., von 500 Exemplaren 20 Pf. pro Stück. Die Versendung erfolgt portofrei. Bestellungen unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages sind zu richten an die Expedition der „Freisinnigen Zeitung", Berlin SW. 68, Zimmerstraße 8.

*

Der auf dem Umschlag angekündigte Aufsatz von Haese erscheint erst in der nächsten Nummer.

Uffz. Eisele: Wenden Sie sich an den Leiter der Kolonialschule Witzenhausen a. d. Werra, Professor Fabarius.

Deutsche Feldpost 929. Wir haben eine Postscheckzahlung dieses Feldpostamts über 2,50 M. ohne Angabe des Absenders erhalten.

Dr. Rutenberg, Primavera. Eine an diese Adresse gerichtete Sendung mit Chronikheften der „Hilfe" kam an uns zurück. Wir bitten den Absender, sich zu melden, damit ihm die Nummern zugestellt werden können.

Die Kosmos-Jahrgänge, die eine „Hilfe"-Freundin für unsere feldgrauen Leser zur Verfügung gestellt hatte, sind so zahlreich erbeten worden, daß noch eine Anzahl Karten unerledigt bleiben mußte. Wer etwa von den „Hilfe"-Lesern noch derartige Bände abgeben kann, wird um Mitteilung gebeten.

Für das neue Vierteljahr bitten wir die Leser, schon jetzt den Bezug der „Hilfe" zu erneuern, damit keine Störung in der Lieferung eintritt!

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 2 M.: Ing. W. in Dr., **10 M.:** Pastor K. in H., **22 M.:** für verkaufte „Hilfe"-Jahrgänge.

Bücher für Armee und Marine: Frl. M. W. in Berlin: 15 Bücher, Dr. C. in Grube: 2 Pakete Zeitschriften und 2 Bücher; Prof. Sch. in Heidenheim: 21 Bücher und Zeitschriften, M. B. in Müllheim: 8 Bücher, Verbeamtwalt W. in Berlin: 13 Bücher und Zeitschriften, Frl. E. K. in Berlin: 18 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

21. Juni 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 25

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1.50 M Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Helle:** Auf dem Wege zum Frieden. — **Dr. Paul Rohrbach:** Griechenland. — **Dr. Richard Charmatz:** Österreichische und ungarische Politik. — **Dr. Walther Schotte:** Polen, ein Nationalstaat oder ein Nationalitätenstaat? — **R. E. May:** Die Grundlage der Kriegsernährung in Deutschland und England. — **Direktor Haese:** Der Dorfjunge in den Flegeljahren. — **Gottfried Traub:** Verhängnis. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 10. Juni.

Der junge polnische Staat wird noch während des Krieges größere Selbständigkeit bekommen. In der Sitzung des Staatsrats haben gestern Bevollmächtigte der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierungen als Antwort auf eine Denkschrift des Staatsrats eine Erklärung des Inhalts abgegeben, daß der Wunsch des Staatsrats nach Einsetzung eines Regenten den Absichten der Mittelmächte vollkommen entspreche. Er werde erfüllt werden, sobald die Bedingungen für eine gedeihliche Tätigkeit eines Regenten geschaffen seien. Die Mittelmächte sähen schon jetzt den Staatsrat als den Vertreter des sich bildenden polnischen Staates an und erwarteten, daß der Staatsrat seine vorbereitenden Arbeiten für eine Verfassungs- und Verwaltungsorganisation des Königreichs Polen möglichst bald beende. Gleichzeitig richten die Mittelmächte an den Staatsrat die Aufforderung, besondere Anträge auszuarbeiten, in welcher Weise, ohne Beeinträchtigung der Stellung, die den Okkupationsmächten nach dem Völkerrecht zukommt, die Uebergabe einzelner Verwaltungszweige an die polnischen Zentralbehörden (Ministerien) erfolgen könnte, und wie die Kosten dafür zu decken wären. Solche Verwaltungszweige sind außer Rechtspflege und Schulwesen die Angelegenheiten der Konfessionen, Fürsorge für Kunst und Wissenschaft, ferner auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, des Handels und der Landwirtschaft mit den Einschränkungen, die sich aus kriegswirtschaftlichen Rücksichten ergeben, Organisation des Gewerbes, Beseitigung der Kriegsschäden, Wiederaufbau des Landes, öffentliche Wohltätigkeit und soziale Fürsorge. Ferner erwarten die Mittelmächte, daß der Staatsrat eine Persönlichkeit vorschlage, welche bis zum Zeitpunkt der Einsetzung eines Regenten die oberste Leitung der Verwaltung übernimmt.

„Reuter" meldet aus Petersburg, daß vier Regimenter der siebenten Armee gemeutert haben. Schwedische Blätter wollen aus russischer Quelle erfahren haben, daß die russischen Truppen im Kaukasus unter der mohammedanischen Bevölkerung ein großes Blutbad angerichtet haben, weil das falsche Gerücht verbreitet war, daß die Mohammedaner einen Aufstand planten. Aus vielen Teilen des weiten Reiches kommen immer neue Nachrichten von Unruhen und — nach dem Vorbilde der „Republiken" Kronstadt und Schlüsselburg — von Erklärungen der Selbständigkeit einzelner Bezirke. Wieweit solche Lostrennungsbeschlüsse wirken wollen und tatsächlich wirken, kann von hier aus niemand übersehen. Soviel aber ist gewiß, daß die Festigkeit des buntscheckigen russischen Staatsverbandes stark erschüttert ist.

Montag, 11. Juni.

Die neue englische Offensive hat gleich am ersten Tag mit dem Pyrrhussieg vom Wytschaete-Bogen ihre ganze Stoßkraft verpufft. Wohl gibt es bei Wytschaete und in der Umgegend noch weiter schwere Artilleriekämpfe; hier und da schreitet auch die englische Infanterie zum Angriff, aber stets vergebens. Im ganzen gewährt das Bild den Eindruck, als ob die Engländer sich umgruppieren, um nach dem blutigen Mißerfolg von Wytschaete den Versuch an einer anderen Stelle zu wiederholen.

Präsident Wilson hat der russischen Regierung eine Note überreichen lassen, in der er unter vielen großen und schönen Worten vom Friedensglück und der Freiheit der Welt die Russen eindringlich ermahnt, sich nicht von der Entente zu trennen. Amerika ist als unschuldsvoller Tugendengel von vollendeter Selbstlosigkeit in den Krieg gegangen. Es kämpft für keinen Gewinn und keinen Vorteil, sondern nur für die Befreiung der Völker von den Angriffen einer autokratischen Macht. Alle deutschen Reden von freiheitlichen inneren Reformen seien nur Täuschungsversuche, mit denen die Deutschen ihre Machtpläne „von Berlin bis Bagdad und darüber hinaus" verschleiern wollen. Regierung auf Regierung habe Fäden geknüpft zu einem Netz der Intrige gegen den Frieden und die Freiheit der Welt. Deshalb dürfe der status quo ante nie wiederkehren; denn die Lage vor dem Kriege sei es gewesen, von der dieser Krieg ausgegangen sei. Erst müsse das Unrecht wieder gutgemacht und dann müßten Sicherheiten gegen Wiederholung geschaffen werden. Dabei dürfe kein Volk unter eine Herrschaft gezwungen werden, unter der es nicht zu leben wünscht. Und dann müßten die freien Völker der Welt zu einem gemeinsamen Abkommen gelangen, eine werktätige Gemeinschaft zur Verbrüderung der Menschheit errichten. — Das ist natürlich der alleinige Zweck des Kampfes gegen die deutschen Welteroberungsgelüste. Nur dafür ist das Heimatland der Idealisten, Amerika, in den Krieg gezogen, dafür opfert es Gut und Blut. Nur dafür. Und die Russen, die ja wohl noch gar nichts geopfert haben, sollen nicht ermatten und sich vor allem nicht vom Deutschen umgarnen lassen. „Wenn wir zusammenhalten, ist der Sieg gewiß und die Freiheit, welche der Sieg sichern wird." — Zu Anfang dieser erbaulichen Ansprache hat Herr Wilson zwei Sätze gebraucht, die mehr wert sind, als die ganze übrige Stilübung: „Praktische Fragen können nur durch praktische Mittel gelöst werden. Phrasen werden kein Ergebnis haben." Die Russen sind zwar für Phrasen sonst sehr empfänglich, fast so sehr, wie ihre französischen Bundesbrüder. Aber wenn einer so dick aufträgt wie Wilson, dann merkt vielleicht selbst der Russe die Absicht, und dann behält Wilson recht: Phrasen werden kein Ergebnis haben.

Dienstag, 12. Juni.

Die Italiener haben, nachdem ihre Isonzo-Offensive so verlustreich gescheitert ist, gestern nach mehrtägiger Artillerievorbereitung einen neuen großen Ansturm auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden in der Gegend von Asiago, dem vorjährigen österreichischen Angriffsgebiet, unternommen. Der Ansturm ist auf der ganzen Linie mißglückt.

Digitized by Google

In Italien gibt es wieder einmal eine Ministerkrisis. Die „geniale Staatskunst" Sonninos, der die Gründung des polnischen Staates durch die Mittelmächte übertrumpfen wollte, indem er auf eigene Verantwortung die Unabhängigkeit Albaniens proklamieren ließ, ist selbst in Italien nicht nach jedermanns Geschmack. Vielleicht steht auch die griechische Politik Sonninos im Zusammenhang damit. Die Italiener haben sich bei der Mißhandlung Griechenlands und seines Königs bisher immer klug befleißigt, den Franzosen und Engländern den Vortritt und das Odium zu überlassen. Weshalb jetzt die Besetzung von Janina in Epirus? Ist das der Preis, der — wie immer aus fremder Tasche — den Italienern für künftige stärkere Beteiligung an der Vergewaltigung Griechenlands bezahlt wird? Fast hat es den Anschein.

In Spanien ist das Kabinett Garcia Prieto zurückgetreten. An Prietos Stelle tritt der Konservative Dato, der vor dem liberalen Vorgänger Prietos, dem Grafen Romanones, schon einmal an der Spitze der Regierung gestanden hat. Die Ernennung Datos bedeutet das Verharren Spaniens bei seiner Politik aufrechter Neutralität.

Die Antwort der englischen Regierung auf die russische Note über die Kriegsziele der Alliierten läßt an Unklarheit und Spitzfindigkeit noch weniger zu wünschen übrig als die Note Wilsons. Auch die englische Regierung hat natürlich den Krieg nur auf sich genommen als ein hochherziges Opfer, das für die höchsten Ideale der Menschheit gebracht wird. Sie führt keinen Eroberungskrieg, sie hat von Anfang an nur den Bestand ihres Landes verteidigen und die Achtung von zwischenstaatlichen Verpflichtungen erzwingen wollen. Zu diesen Zielen ist jetzt noch die Befreiung der durch fremde Gewaltherrschaft unterdrückten Völkerschaften hinzugekommen. Dabei ist der Ton vermutlich auf „fremde" zu legen; englische Gewaltherrschaft ist immer ein hohes Glück für die Betroffenen. Daß das „freie Rußland die Absicht der Befreiung Polens angekündigt habe, nicht nur des von der alten russischen Autokratie beherrschten, sondern auch des unter der Herrschaft der deutschen Kaiserreiche befindlichen Polens", das „freut die englische Regierung herzlich". Sie wünscht Rußland dazu „gutes Gelingen". Es ist also offenbar nur russische, nicht englische Aufgabe, dieses „Befreiungswerk" zu vollbringen. Im übrigen bekennt sich die englische Regierung zu den „Grundsätzen", die Wilson in seiner Botschaft an den amerikanischen Kongreß niedergelegt habe. Sie „glaubt", daß ihre Abmachungen mit den Alliierten mit diesen Leitsätzen übereinstimmen. Aber wenn die russische Regierung es wünsche, sei sie bereit, diese Abmachungen zu „prüfen und, wenn nötig, zu revidieren". In welcher Richtung eine solche Revision zugestanden werden kann, sagt die Note nicht. Von einer Antwort auf die russische Formel „keine Annexionen und keine Entschädigungen" ist mit keinem Worte die Rede, noch weniger davon, was aus Mesopotamien, Arabien, Aegypten, den deutschen Kolonien werden soll. Nur eines geht aus der Note klar hervor, daß der englische Kriegswille einstweilen noch nicht gebrochen ist, und daß wie zu Beginn, so auch jetzt noch trotz aller anderslingenden Phrasen Eroberung und Weltherrschaft das englische Kriegsziel ist, für das Frankreich und Rußland bluten.

Bei Messines unweit Wytschaete haben die Engländer gestern Kavallerie gegen unsere Linien anreiten lassen. Törichtes, sinnloses Unterfangen; natürlich sind nur klägliche Trümmer der Reitermassen heimgekehrt.

Mittwoch, 13. Juni.

Im Wiener Abgeordnetenhaus hat Ministerpräsident Graf Clam-Martinic die Verhandlungen über das Haushaltsprovisorium mit einer bedeutsamen Ansprache über die Stellung der Regierung zur Nationalitätenfrage eingeleitet. Er wandte sich mit Nachdruck gegen die nationalen Sonderwünsche, die namentlich von den Tschechen in der ersten Reichsratssitzung vorgebracht worden sind. Die Aufwühlung der nationalen Leidenschaften sei zwar erklärlich, aber der Krieg habe doch wirklich etwas anderes gelehrt: „Die Völker Oesterreichs haben in keinem Augenblick der Geschichte ihre unauflösliche Zusammengehörigkeit, ihren geschlossenen Staatswillen machtvoller vertreten als in dem Weltkampf unserer Tage. Die festen Grundlagen des Reiches haben sich als unerschütterliche Träger einer von Freund und Feind bewunderten Machtfülle erprobt. Darum darf an jenen Grundlagen nicht gerüttelt werden. Die besonderen Siedelungsverhältnisse, unter denen die Volksstämme und Volksbruchteile in diesem innersten Kern Europas wohnen, führten notwendig zur Bildung unseres Staatswesens, und die Geschichte erbrachte in diesem Kriege unter allerernstesten Bedingungen die Probe auf die Richtigkeit ihrer Schöpfung. Bei realpolitischer Erwägung der Entwicklungsmöglichkeit darf man diese Tatsache nicht übersehen, die den Völkern, die innerhalb dieses Staatswesens Schutz und Sicherung ihrer nationalen Existenz gefunden haben, den Verzicht auf das Höchstmaß nationaler Betätigung auferlegte. Statt jener nicht zu verwirklichenden, mit den Bedürfnissen der Gesamtheit und mit den unveräußerlichen Rechten, ja untereinander selbst im Gegensatz stehenden Programme will die Regierung ein Programm bieten, daß alles das, was jene Vorschläge an den wirklichen Volksbedürfnissen Entsprechendem, Erfüllbarem, Realem enthalten, zusammenfaßt und in Uebereinstimmung bringt."

Nachträglich wird bekannt, daß Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der Präsident der Kolonialgesellschaft, seinem Dank für die Rede des Staatssekretärs Solf die Erklärung hinzugefügt hat, der Staatssekretär habe im Namen des Reichskanzlers gesprochen. Diese Erklärung verleiht dem Programm des Staatssekretärs noch größere Bedeutung.

Auch die französische Regierung hat jetzt der russischen eine Antwortnote zugehen lassen. Diese enthält dieselben allgemeinen Wendungen wie die englische, fügt nur noch die Forderung nach unverkürzter Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen hinzu. Nun können sich auch die voreingenommensten Russen ein Bild davon machen, was die Westmächte unter einem Verteidigungskrieg verstehen.

Mitten hinein in das Stimmengewirr der englisch-amerikanisch-französischen Redensarten vom idealen Kampf um die Freiheit der Welt und insbesondere das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen klingt die Nachricht von der Entthronung des Königs von Griechenland durch die Entente. Der König hat abdanken müssen, sein ältester Sohn muß jetzt mit ihm und der Königin mit in die Verbannung ziehen, und der erst 24jährige jüngere Sohn Prinz Alexander wird nun König von Ententes Gnaden. König Konstantin hat für sein Land Großes getan und unsagbar viel Bitteres erduldet. Nur seiner Tatkraft und Standhaftigkeit verdankt das unglückliche Land, daß ihm bisher die Beteiligung am Krieg und damit das Schicksal Rumäniens und Serbiens erspart geblieben ist. Das Heer und die große Mehrheit des Volkes steht hinter ihm und hat mit ihm ausgehalten, trotz der Hungerblockade, die das Volk erdulden mußte, weil es sich nicht zwingen lassen wollte, Landsknechtsdienste für die Entente zu leisten. Man hat dem Volke die Flotte geraubt, das Heer auf den Peloponnes verbannt und damit die Hauptstadt schutzlos gemacht, hat Athen mit Gewalt bedroht, die Ernte Thessaliens, der einzigen Lebensmittelquelle von Bedeutung, die Griechenland hat, beschlagnahmt. Was blieb nun noch dem König übrig als sich zu fügen, wenn er nicht die wehrlose Hauptstadt den Truppen der edlen Freiheitbringer, das Volk dem völligen Verhungern — hungern mußte es ja schon lange — preisgeben wollte. Der König geht, aber ob nun sein Widersacher Venizelos wirklich triumphiert, das steht doch noch dahin. Die Italiener, die in Epirus eingezogen sind, hassen und fürchten ihn. Sie werden gern und gnädig zulassen, daß Venizelos nun die griechischen Truppen ins Feldlager von Saloniki zum Kampf gegen die Mittelmächte führt — wenn ihm das gelingt. Sie werden ihm aber nie und nimmer die Erfüllung seiner ehrgeizigen Pläne gewähren.

Präsident Ricklin hat in der Schlußsitzung der Zweiten Kammer des elsaß-lothringischen Landtags noch einmal unter stürmischer Zustimmung auf allen Bänken des Hauses entgegen den französischen Plänen und

Digitized by Google

Wünschen nachdrücklich den deutschen Charakter von Land und Volk betont. Das elsaß-lothringische Volk erstrebe nichts anderes als in seiner unlösbaren Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche seine kulturelle, wirtschaftliche und staatsrechtliche Zukunft unter vollster Aufrechterhaltung seiner berechtigten Eigenart zu pflegen und zu fördern. Ganz ähnlich hat sich auch der Präsident der Ersten Kammer, Dr. Höffel, geäußert: Unser elsaß-lothringisches Volk hat keinen dringenderen Wunsch, als es möchte bleiben, wie es war. Nie sei so viel vom Nationalitätenprinzip geredet worden wie jetzt. „Die amtlichen Ermittelungen, die auf Volkszählungen und auf eigenen Angaben der Bevölkerung beruhen, ergeben in Elsaß-Lothringen 87 Prozent deutsch sprechende, 12 Prozent französisch sprechende, 1 Prozent fremdsprachige Bewohner. Wo das Nationalitätenprinzip hin gravitiert, zeigen diese Zahlen zur Genüge. Das Schicksal hat uns 1871 wieder zu Deutschland geführt. Wir sind mit ihm wirtschaftlich, ethnologisch und sprachlich eng verbunden. Wir sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß für Elsaß-Lothringen eine ersprießliche friedliche Zukunft nur im Verband mit dem Deutschen Reiche, zu dem wir treu stehen, zu erhoffen ist." — So denken die Elsaß-Lothringer selbst. Die Entente aber lügt weiter, daß sie den Krieg führe, um diese armen Unterdrückten von uns bösen Barbaren zu befreien.

Donnerstag, 14. Juni.

Ein Geschwader deutscher Großflugzeuge hat London angegriffen. Es sind in Docks und Bahnanlagen und in staatlichen Speichern große Brände erzielt worden. Die Engländer berichten von vielen Toten und Verwundeten. Die Flugzeuge haben sich länger als eine Viertelstunde über London aufgehalten und sind sämtlich unversehrt zurückgekommen. Ein feindliches Flugzeug wurde abgeschossen.

Freitag, 15. Juni.

Graf Esterhazy hat die Bildung des ungarischen Kabinetts jetzt vollendet und vom König die Bestätigung erhalten. Die Namen des Finanzministers Dr. Gratz, eines Siebenbürger Sachsen, und besonders des Unterrichtsministers Grafen Apponyi, haben auch bei uns im Reich seit langem einen guten Klang. Auch die übrigen Namen — Graf Serenyi (Handel), Vazsonyi (Justiz), Ugron (Inneres), Graf Batthyany (Kgl. Hof), Graf Zichy (Minister für Kroatien) und Honvedminister Feldmarschalleutnant Szurmay — legen Zeugnis davon ab, daß Graf Esterhazy es verstanden hat, ein Ministerium der demokratischen Reformen zu bilden, das an ungarischem Patriotismus und an Treue zum Bunde der Mittelmächte dem Ministerium Tisza nicht nachstehen will.

Zar Ferdinand von Bulgarien ist mit dem Kronprinzen Boris und dem Prinzen Kyrill am bayerischen Königshofe zu Gaste. Auch Ministerpräsident Radoslawow, der seine Besprechungen mit den deutschen Staatsmännern in Berlin beendet hat, befindet sich im Gefolge des Zaren.

Die Kämpfe am Nordflügel der Westfront halten immer noch an. Die Engländer haben in den letzten Tagen an den verschiedensten Stellen kleine, aber heftige Vorstöße unternommen, sind jedoch überall abgewiesen worden. Es erhält sich der Eindruck vom ersten Tage der Schlacht in Flandern: auch dieser Durchbruchsversuch ist, kaum begonnen, schon zu Ende und vollkommen gescheitert.

Sonnabend, 16. Juni.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht eine Erklärung der deutschen Regierung zu der Note Wilsons an Rußland. Es ist darin in überaus geschickter Gruppierung, ganz ruhig und sachlich, noch einmal Punkt für Punkt zusammengestellt, was von deutscher Seite gegen die Behauptung vorgebracht wird, daß wir die Friedensstörer aus Eroberungslust seien: daß Russen und Franzosen sich gegenseitig Konstantinopel und das ganze linke Rheinufer versprochen haben, daß die Entente einen Verteilungsplan über Kleinasien verabredet hat, was sie den Rumänen und Italienern auf Oesterreichs Kosten, was — um die Bulgaren für sich zu ködern — diesen seinerzeit auf des serbischen Verbündeten Kosten versprochen worden ist; und dem gegenüber der rein defensive Charakter des Dreibundvertrages. Nach Rußland hinüber gehen die Schlußsätze: „Rußland hat für seine Wünsche die Formel eines Friedens ohne Annexionen und Kriegskontributionen geprägt. Diese Formel bildet keinerlei Hinderungsgrund für einen Frieden zwischen Rußland und den verbündeten Mächten, die von Rußland nie Annexionen und Kontributionen gefordert haben. Die Mittelmächte und ihre Verbündeten wollen vielmehr in freier gegenseitiger Verständigung mit Rußland durch Ausgleich einen Zustand schaffen, der ihnen fortan ein friedliches und freundnachbarliches Nebeneinanderleben auf alle Dauer gewährleistet." — Diese Sätze finden ohne jeden Zweifel die Zustimmung der großen Mehrheit des deutschen Volkes.

Die deutschen Delegierten der sozialdemokratischen Zusammenkunft von Stockholm haben ihre Antwort auf die vom Stockholmer Ausschuß gestellten Fragen in einem Protokoll niedergelegt, das heute vom „Vorwärts" veröffentlicht wird. Das Protokoll vertritt im wesentlichen den Standpunkt, der aus den Scheidemannschen Reden hinlänglich bekannt ist. In der Frage Elsaß-Lothringen sind die Erklärungen von einer erfreulichen Festigkeit. Unverständlich bleibt namentlich die Formel, die von den Herren zur Frage der Kriegsentschädigungen gewählt worden ist. Ein ganz allgemeiner, grundsätzlicher Verzicht auf Entschädigungen, noch ehe das Ende des Krieges abzusehen ist, verträgt sich nicht einmal mit der sonst beliebten Formel „Friede der Verständigung", geschweige denn mit unserem Interesse, wenn wir durch den Wahnsinn der Gegner gezwungen sein sollten, statt eines Verständigungsfriedens uns unter großen Opfern einen Frieden des vollen Sieges zu erkämpfen. Im übrigen eine beachtliche Kundgebung, die — ob man zustimmt oder nicht — sorgfältig studiert zu werden verdient.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 10. Juni.

Diese heiteren immer hellen Sonntage haben in ihrem Sommerglanz etwas Quälendes. Nicht nur, weil man den Gedanken an die Notwendigkeit des Regens nicht los wird und jeder sonnige Morgen eine neue Enttäuschung ist. Aber daß diese lichten Junitage einer nach dem anderen über uns hinziehen und wir sie weiter genießen, weiter die Schwalben durch den blauen Himmel taumeln, die Sonnenfunken auf dem Wasser blitzen sehen, während der Duft der Akazien über uns hinsinkt — und wir sind doch die Uebriggebliebenen, nachdem Tausende, jünger, stärker, froher als wir, vom Fest des Lebens ins Dunkel gerufen sind. — — Das ist immer wie ein Unrecht und eine Schuld, die wir niemals bezahlen können.

Innere Auseinandersetzung mit den Aufsätzen des Prinzen Hohenlohe in der Neuen Zürcher Zeitung. Diese merkwürdigen deutschen Pazifisten haben eine Kunst, die Einkreisungspolitik zu ignorieren, die erstaunlich ist. Sie tun immer so, als wenn die ganze Entente eine schneeweiße Weltfriedensgesellschaft wäre, die — kein Engel ist so rein — nichts will als Völkerfreiheit und Gerechtigkeit und nur auf die Bereitschaft Deutschlands zum Verzicht auf die einzig von ihm betriebene Eroberungspolitik wartet. Und dann dazu dieses Pharisäertum!

Montag, 11. Juni.

Wir sprechen über die Koalitionskriege am Ende des 18. Jahrhunderts. Wie merkwürdig die europäischen Probleme in neuer Lagerung immer wiederkehren! Man ist gestimmt, auch die Gegenwart wie ein unentrinnbares Fatum hinzunehmen. Die ungeheure Intensität des Lebens der europäischen Völker entlädt sich im unentrinnbaren Wettkampf, der nie zur Ruhe kommt. Wie haben sich seit damals die Energien noch verstärkt!

Ein Preußentag der Fortschrittlichen Volkspartei sprach die

Digitized by Google

Stellung der Partei zur Neuorientierung eindrucksvoll aus: Geheimes, gleiches, direktes Wahlrecht unter angemessener Berücksichtigung der Minderheiten. Einteilung der Wahlkreise nach der Bevölkerungsziffer, Abschaffung des Herrenhauses oder Umgestaltung in eine aus Wahlen hervorgehende erste Kammer, deren Zusammensetzung den geistigen und wirtschaftlichen Kräften des Landes entspricht.

Reform der inneren Verwaltung. Aufhebung des Klassenwahlrechts und der öffentlichen Stimmabgabe bei den Gemeindewahlen. Beseitigung des Uebergewichts des Großgrundbesitzes in der Landgemeinde und Kreisverwaltung. Einschränkung der Staatsaufsicht über die Selbstverwaltungsorgane. Eröffnung aller Aemter für die Tüchtigen ohne Rücksicht auf Bekenntnis, Partei und Geburt.

Erweiterung der Frauenrechte, vor allem die Heranziehung der Frauen zur Mitberatung wichtiger, sie besonders angehender Fragen (Bevölkerungspolitik, Arbeiterinnenschutz, Erziehungsfragen, Konsumenteninteressen). Der Preußentag ersucht die parlamentarische Vertretung der Partei darauf hinzuwirken, daß im Wege der Gesetzgebung in Reich und Staat die volle Mitbestimmung der Frauen angebahnt wird.

Dienstag, 12. Juni.

In der Abendstille des dämmernden Gartens, mit letztem leisen Vogelgezwitscher und dem Wehen des Abendwindes in den langen Zweigen der Weide wird einem alles, was der Tageslauf an mittelbarem und unmittelbarem Erleben gebracht hat, seltsam unwirklich und wesenlos. Man spürt so, daß man eigentlich nicht zu ewiger Spannung und Geschäftigkeit, sondern zu Stille und Sammlung geschaffen ist und da seiner Seele Heimat hat.

Wir hatten eine Aussprache über den künftigen Anteil der Frauen an der kommunalen Arbeit. Aus dem Kriege entsteht ein neuer Glaube, eine neue tiefere Ueberzeugung von einer aufbauenden weiblichen Mission im Gemeinschaftsleben. Möchte es gelingen, alle Frauen damit zu erfüllen — auch die mattherzigen, die sich vor neuer Verantwortung fürchten und allzugern in den Schutz der geheiligten „Bestimmung" flüchten, die ein schönes Kleid der Bequemlichkeit ist.

Mittwoch, 13. Juni.

In einer frühen Vormittagsstunde springt unter dem noch morgenkühlen Schatten der großen Allee der aufgeregte Ruf: „Extrablatt" von Baum zu Baum. Wenn der Inhalt nicht mit ausgerufen wird, so ist er entweder sehr kurz (es muß doch noch etwas übrig bleiben, daß die zehn Pfennige wert ist) oder unerfreulich. Diesmal ist es die Nachricht von der Abdankung des Königs von Griechenland, die in den strahlenden Morgen das tragische Bild von dem Erliegen eines der aufrechtesten und männlichsten Männer unter der zähen Gewalt seiner Feinde hineinstellt. Man wird aus den Gedankengängen der Tagesarbeit jäh herausgerissen und mit dem Bild dieses Schicksals erfüllt, fast mehr noch aus einer menschlichen — man möchte sagen: geschichtlichen Anteilnahme als unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung dieses Ereignisses für uns.

Die Legislaturperiode des Reichstags wird wieder verlängert werden, da die Wahlen keinesfalls im Januar 1918 stattfinden können — „selbst wenn bis dahin Frieden sein sollte" — wie oft haben die Gedanken dieses „bis dahin" schon gesucht!

Hamburg wundert sich mit Recht über das Mißverhältnis zwischen dem Berliner Staatsspeisezettel und dem seinigen. Die fünf Pfund Kartoffeln, die Batocki jedem versprochen hat, sind bei uns ein Märchen aus uralten Zeiten. In Wirklichkeit gibt es 1½ Pfund, die auch nicht immer da sind. Merkwürdigerweise ist diese Knappheit jetzt nicht mehr so beängstigend; das Schild: „Kartoffeln ausverkauft" sieht anders aus als einsame Aufschrift eines leeren Schaufensters wie umringt von Kohl und Kraut. Aber daß wir es hier so ganz besonders schlecht haben sollen, will uns nicht einleuchten.

Die Nachbarn haben Soldatenbesuch. Durch den dämmernden Garten hämmert der gleichmäßig lustige Rhythmus seiner Erzählungen — eine starke laute Stimme, die alle Räume zwischen den dunklen Büschen und bescheidenen Buchsbaumbeeten mit einer fernen furchtbaren Wirklichkeit füllt, und die träumerische Abgeschiedenheit der weißen Bänke vor den Kastanien unbarmherzig verjagt.

Donnerstag, 14. Juni.

Der elsässische Landtag hat zum Schluß seiner Sitzung ein unumwundenes Bekenntnis zum Deutschen Reich ausgesprochen. Auf der Grundlage der durch die Sprache dokumentierten Stammeszugehörigkeit von 87 v. H. der elsässischen Bevölkerung zu Deutschland habe das Elsaß seit 1871 zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß ihm eine ersprießliche Zukunft nur im Verbande des Deutschen Reiches verbürgt sei. Indem es die Entwicklung der letzten Jahrzehnte auf wirtschaftlichem, wissenschaftlichem und sozialpolitischem Gebiet im Verbande des Deutschen Reiches durchlebte, müsse es erkannt haben, was es der Zugehörigkeit zu Deutschland verdanke.

Das Kriegsernährungsamt teilt mit, daß nach Vollendung der Frühjahrsbestellung, die trotz aller Schwierigkeiten restlos habe durchgeführt werden können, sich übersehen lasse, daß die Brotration bis zur neuen Ernte voll aufrechterhalten werden könne. Dagegen kann die Kartoffelbelieferung mit 5 Pfund pro Person und Woche nicht durchgeführt werden. (Wir merken hier schon lange nichts mehr von diesem ursprünglichen Verteilungsgrundsatz.) Es soll statt der Kartoffeln Mehl und Brot in den Grenzen der Möglichkeit als Ersatz geliefert werden.

Freitag, 15. Juni.

Große Moor- und Heidebrände in Schleswig-Holstein unter dem unveränderlich wolkenlosen flimmernden Sommerhimmel.

Unmittelbare Kriegswirkungen auf die Sozialversicherung läßt der Geschäftsbericht des Reichsversicherungsamtes aus dem Jahre 1916 erkennen. Die Zahl der Waisenrenten ist von 37 774 im Jahre 1913 auf 273 077 gestiegen, die Zahl der Krankenrenten beträgt das 2½fache des Vorjahres. Wichtig ist, daß die Zahl der Empfänger von Unfallrenten dauernd zurückgeht und für das Jahr 1916 1 103 000 gegen 1 109 000 im Jahr 1915 beträgt. Danach scheint es, als ob trotz der Kriegsverhältnisse in der Industrie die Unfälle nicht zunehmen.

In einem Verbot der Verfütterung von grünem Weizen und Roggen wird unter dem 8. Juni von dem „sehr günstigen Stand der kommenden Futterernte und der Viehweiden" gesprochen. Das klingt sehr tröstlich.

Sonnabend, 16. Juni.

Und ebenso tröstlich ist ein abendlicher Weg durch weite Weiden, mit den schwarz und weißen Flecken des Jungviehs im unabsehbaren grünen Meer. In dem schmalen, stillen, kleinen Fluß, an dessen Rand die gelben Schwertlilien blühen, halten die Stadtkinder ihre Sonnabendwäsche. Die Mädchen knöpfen sich an der einen Seite des Ufers die Kleider auf, und die Jungen streifen an der anderen die Hosen herunter; wenn sie nichts mehr an haben, kommen sie in der Mitte friedlich zusammen. Und alle sind gesund und kräftig. Die langen braunen Glieder der Jungen sind nicht dürrer als im Frieden auch. Und die blonden Zöpfe der Mädchen fallen über rundbackige frische Gesichter.

Uebrigens: eine hübsche Wirkung eines in der „Hilfe" erschienenen Beitrags von Berta Dünsing: Die Kinder einer höheren Schule in einer kleinen noch leidlich versorgten Stadt haben für die Kriegskinder der großstädtischen Volksschule Lebensmittel aus eigenen Selbstversorgerschätzen gesammelt und in Kisten so viel geschickt, daß dreißig Kindern einen Monat hindurch Zutaten an Fleisch und Fett u. dergl. zu ihrem Volksküchenessen gegeben werden konnten.

Das Abschiedsgeläute einer Kirche nach der anderen wird angekündigt. Am Montag abend sollen die Glocken der Michaeliskirche zum letztenmal über die alten Giebelhäuser des Kragenkamp klingen. Der Frieden wird einmal stumm ins Land kommen — seltsam zu denken.

Digitized by Google

Wilhelm Heile / Auf dem Wege zum Frieden

Sind wir wirklich schon auf dem Wege zum Frieden? Niemand weiß, wie lange der Krieg noch dauern mag. Niemand kann mit Gewißheit sagen, ob es ein Friede der Verständigung sein wird, dem wir uns nähern, oder ein Friede der gewaltsamen Entscheidung. Eines nur ist gewiß, daß nicht bloß wir Deutschen und unsere Bundesgenossen, sondern auch alle unsere Gegner, alle, den Wunsch nach Frieden von Tag zu Tag lebhafter empfinden. Und nicht bloß die Völker haben diesen brennenden Wunsch, auch die Regierungen, alle, ausnahmslos.

Was aber geschieht, um aus dem ungeheuren Chaos dieses Weltkrieges einen Ausweg zu finden?

Unsere Regierungen haben oft genug die Friedenshand ausgestreckt. Und so oft sie auch ausgeschlagen worden ist: die Bereitschaft, die Hand der anderen zu greifen, war und ist in jeder Stunde da.

Anders unsere Gegner. Sie können es nicht übers Herz bringen, die Tatsachen sprechen zu lassen statt der Wünsche. Weil sie sich bei einem Blick auf die Karte eingestehen müssen, daß die Kriegslage für sie nicht günstig ist, und weil sie die Hoffnung nicht aufgeben mögen, daß schließlich doch noch die Uebermacht der Zahl an Menschen und äußeren Mitteln den Ausschlag zu ihren Gunsten gibt, lassen sie immer aufs neue das höllische Feuer ihres Munitionsüberflusses spielen, setzen sie wieder und wieder ihre Menschenmassen ohne Rücksicht ein, um mit der Zahl den Sieg der Gewalt zu erzwingen, den mit der Zeit erzwingen zu können sie längst zu zweifeln gelernt haben.

Doch unsere Gegner sind nicht mehr einig. Das neue Rußland hat sich zwar bisher nicht geweigert, die Bundesverpflichtungen anzuerkennen und zu halten, die das alte Rußland eingegangen war. Aber es drängt nach Frieden und besteht auf Einlösung der Verpflichtungen auch bei den anderen: die sollen Ernst machen mit ihren schönen Worten von Recht und Freiheit und Völkerfrieden. Noch stehen die russischen Heere den Unseren gegenüber; aber wenn das russische Volk erst recht begriffen hat, daß nicht deutsche, sondern englisch-französische Eroberungslust das Hindernis des Friedens ist, so kann trotz aller bisherigen Ablehnung des Gedankens vom Sonderfrieden der Tag kommen, an denen deutsch-russische Verständigung deutsche Heere für den Entscheidungskampf im Westen frei macht.

Das wissen unsere Feinde, und sie fürchten diesen Tag. Nicht umsonst verdoppeln sie seit einiger Zeit ihre Anstrengungen an der Westfront, nicht ohne Grund muß Cadorna die Seinen am Isonzo und in Tirol in den sicheren Tod schicken, und es ist auch nicht von ungefähr, wenn nach mißlungenen Anstürmen der Saloniki-Armee die letzte Rücksicht auf den guten Schein über Bord geworfen und das arme Griechenland von seinem standhaften König „befreit", durch Hunger und militärische Gewalt so hart bedrückt wird, bis es Herrn Sarrail schließlich doch noch sein Heer zur Verfügung stellt und freie Griechen der Ehre teilhaftig werden, zu Tausenden sterben zu dürfen für Griechenlands Untergang. Oh, wie süß ist es und ehrenvoll, für die Unterdrücker des Vaterlandes zu sterben! Es lebe die Freiheit, es lebe das Recht; ja, es lebe!

Nun aber sehen unsere Feinde doch auch, daß sie weder im Westen noch an der italienischen Front, noch bei Saloniki, noch im Orient die Fronten der Mittelmächte durch noch so wuchtige Stöße ernstlich zu erschüttern vermocht haben. Es bleibt die Hoffnung, die letzte Hoffnung: Amerika.

Es wäre töricht, die Kraft und den Willen der Vereinigten Staaten gering einzuschätzen. Aber ebenso töricht wäre es, wenn wir uns durch die bloße Möglichkeit großer Kraftentfaltung einschüchtern und von unserem geraden Wege abdrängen ließen. Selbst wenn es gelungen ist, ein an Zahl, Ausrüstung und Ausbildung nach europäischen Begriffen schlagfertiges Heer zur Versendung nach dem Kriegsschauplatz bereitzustellen, dann ist es noch nicht an der Front, und dann gibt es für unsere Feinde bald einen schlimmen Kreislauf: je größer die militärische Leistung angelegt ist, desto größer die Inanspruchnahme und auch Gefährdung des Schiffsraumes. Die Versorgungsschwierigkeiten unserer Feinde müssen in dem Maße wachsen, in dem Amerika unmittelbar militärische Hilfe leistet. Die Politik der gesunden Nerven und des ruhigen Blutes empfiehlt sich also, wie immer, so auch hier. Abwarten und sehen!

Wenn dem aber so ist, haben dann nicht doch die Alldeutschen recht, die von einem Frieden der Verständigung nichts hören wollen? Nein. Denn wenn wir auch nie und nimmer besiegt werden können, solange wir Kopf und Herz auf dem rechten Fleck behalten, so ist es doch keineswegs sicher, daß wir gegen die immer noch wachsende Anhäufung von Feinden einen reinen Sieg-Frieden erzwingen können. Und ob bei langer Dauer des Krieges selbst der vollkommenste Sieg einen Ersatz für die Opfer schaffen kann, die bis dahin noch gebracht werden müssen, das steht noch sehr dahin. Drum: wenn wir einen Frieden bekommen können — unter den selbstverständlichen Voraussetzungen, die der Kanzler in seinen Reden deutlich genug bestimmt hat —, so sollen wir ohne Zögern zufassen. Noch aber hat sich keine annehmbare Gelegenheit geboten, und ebenso falsch, wie es ist, den Kanzler wegen der Friedensbereitschaft seiner Politik zu schmähen, so ungerecht ist es auch, ihn anzugreifen, weil er nichts Ernsthaftes unternähme, was zum Frieden führen könnte.

Solange noch die Vereinigten Staaten dem Namen nach neutral waren, hat unsere Regierung den ausgesprochenen Wunsch des Präsidenten Wilson, Friedensvermittler zu werden, trotz aller nur zu berechtigten Zweifel durchaus ernsthaft behandelt und unterstützt. Es ist gut, daß das in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" noch einmal in aller Form festgestellt worden ist, wie überhaupt die Auseinandersetzung dieser deutschen Regierungserklärung mit der Wilsonschen Note an Rußland die wirkungsvollste Antwort auf den ganzen westlichen Phrasenschwall ist, die sich nur denken läßt. Wenn der Kriegswille in Amerika die Köpfe der Menschen nicht bereits ähnlich umnebelt hat, wie in England und Frankreich, so müssen die Amerikaner, wenn sie diese Regierungserklärung wirklich zu lesen bekommen, sich eingestehen, daß man um der Grundsätze willen, die Wilson in seiner Note an Rußland aufs neue proklamiert hat, nicht in den Krieg gegen Deutschland einzutreten brauchte. Wer für solche Grundsätze kämpfen will, kann das nur im Kampfe gegen die nunmehrigen Bundesgenossen der Vereinigten Staaten; er müßte auf unserer Seite fechten. Wie aber ist denn Wilson, der so gern als der Schöpfer des Weltfriedens in der Geschichte fortleben möchte, auf die falsche, die seiner eigenen Idee feindliche Seite geraten? Auf unsere Seite wäre er, der Angelsachse, freilich nie gegangen. Das wäre ihm einfach wider die Natur gewesen; denn die Stimme des Bluts verleugnet sich nie, auch nicht im bodenlosesten Theoretiker. Aber daß er gegen uns ging, das verstieß vor der Welt, dem äußeren Scheine nach, nicht

einmal gegen seine Theorie. Unsere Politiker der schwachen Nerven, die Alldeutschen und ihr Anhang, die sich durch lautes Geschrei über ihre Gespensterfurcht hinwegzutäuschen suchen, haben es ihm ja so leicht gemacht, den Schein zu wahren.

Ist denn aber alles, was Wilson in seinen Noten sagt, nichts als eitel Heuchelei? Hauptgrund seiner Kriegsbeteiligung ist die Möglichkeit der ausschlaggebenden Beteiligung am Friedenskongreß. Ein Friede ohne Kongreß würde ihn um alle Pläne bringen. Sein Ideal ist der Weltstaatenbund, dessen erster Präsident Woodrow Wilson heißt. Wenn die englische und die deutsche Mächtegruppe bis zur Erschöpfung kämpfen, und es dabei — das war ja seine liebste Formel — weder Sieger noch Besiegte gibt, dann kann die neue Welt der alten ihren Willen aufnötigen. Und das wird natürlich zu ihrem eigenen Besten sein; denn dann gibt es im Innern der Staaten nur noch selbstbestimmende Völker, und dem Segen der Demokratie im Innern wird die Beseitigung der Kriege durch ein gesichertes Völkerrecht entsprechen. An Stelle der Gewalt tritt das Recht.

Man kann sich Wilsons Politik sehr wohl so idealistisch begründet denken. Seine ängstliche Sorge um Rußlands Verbleiben im Bund unserer Feinde steht durchaus damit im Einklang, auch wenn die Bestellung des japanischen Wächters für Rußland aus anderen, rein amerikanischen Gesichtspunkten Herrn Wilson sehr am Herzen liegt. Denn wenn Rußland einen Sonderfrieden schließen sollte, so wäre die Möglichkeit eines Friedens mit Siegern und Besiegten ohne vorhergehenden Kongreß nahe herbeigerückt. Das aber würde den Traum von einem Weltfriedensbunde mit amerikanischer Spitze in weite Ferne schieben. Herr Wilson wird sich also sagen, daß die Entschlossenheit und Kraft der amerikanischen Kriegsbeteiligung um so größer sein muß, je unsicherer die russische Hilfe wird.

Und was folgt für uns daraus?

Wir haben gar kein Interesse daran, unsere Feinde uns als Feinde zu erhalten und untereinander fester zusammenzutreiben. Unsere Regierung handelt nicht bloß menschlich schön, sondern auch politisch klug, wenn sie sich mit Gründen der Vernunft an diejenigen unter den Feinden wendet, die dafür zugänglich sind; sie tut recht daran, von sich aus denen den Weg zu ebnen, die einen Weg der Verständigung suchen. Und, mag auch noch so wenig aus der Stockholmer Sozialistenzusammenkunft herauskommen, es war doch wohlgetan, daß die deutsche Regierung den Delegierten keinerlei Schwierigkeiten gemacht hat.

Aus gleichen Gründen dürfen wir uns freuen, daß von verantwortlicher Stelle bei uns auf alle häßlichen Schmähreden, an denen es die leitenden Staatsmänner unserer Feinde wirklich nicht haben fehlen lassen, niemals in ähnlicher Form geantwortet worden ist. Wenn die politischen Maßnahmen und die Reden der Gegner noch so sehr zur Heftigkeit und zum Unwillen herausforderten, so ist doch — wir danken es dem Kanzler — seine Sprache stets vornehm und sachlich geblieben. Hätte der Kanzler in Worten des Zornes geschwelgt und etwa Herrn Wilson einen Heuchler geheißen, so hätte er dadurch nichts erreicht als höchstens eine weitere Festigung der Stellung des so schon hinreichend selbstherrlichen Präsidenten. Das ruhige Eingehen auf alle die Gedankensprünge Wilsons, die uns wirklich wider das Gefühl gehen, bringt auf die Dauer vielleicht doch den einen oder anderen zur Besinnung — auch in Amerika.

Das soll nicht heißen, daß wir uns den Frieden durch „Wohlverhalten" verdienen oder gar erbetteln sollen. Der Krieg ist eine harte Sache und verträgt keine Halbheit und keine Schwäche. Er kann — auf den Gegner gesehen — gar nicht rücksichtslos und hart genug geführt werden. Aber mitten im Kampfe muß der Staatsmann immer an das Ziel des Kampfes denken, der ja nicht Selbstzweck ist.

Was aber ist das Ziel?

Zunächst die glückliche Verteidigung. Das ist selbstverständlich. Und darüber hinaus, nachdem der aufgezwungene Krieg uns so gewaltige Opfer gekostet hat? Nichts törichter als darauf zu antworten: das und das und das müssen wir als Schadenersatz und als Schutz gegen Wiederholung des Ueberfalles oder als Siegespreis haben. Nicht darauf kommt es an, was wir haben müssen oder *wollen*, sondern was wir erreichen und hinterher auch behaupten *können*, und zwar mit einem Kraftaufwand, der im Verhältnis zum Werte des Erreichten steht.

Glaubt denn einer von denen, die sich alldeutsch nennen, daß Wünsche schon Gedanken sind, wirkliche Gedanken, oder gar Macht? Wie leicht ist es und wie — lächerlich, am Schreibtisch die Welt zu erobern!

Und glaubt anderseits einer von denen, die Herrn Scheidemann preisen oder gar Herrn Haase oder Ledebour, daß es Frieden gibt, wenn man mit vollen Backen in die Welt hinausschreit, wie sehr man sich danach sehnt? Wie billig ist die Träne der Wehleidigkeit im Angesicht des Todes von Millionen!

Daß wir alle gern Frieden hätten, das ist doch so selbstverständlich, daß man sich wundert, wie es nur möglich ist, daß darüber überhaupt geredet werden muß. Und daß wir alle gern einen möglichst günstigen Frieden hätten, das ist ebenso selbstverständlich für jeden Menschen, der noch nicht völlig den Verstand verloren hat.

Dennoch aber werfen sich beide Extreme mit einem großen Aufwand von gegenseitiger Voreingenommenheit einander das denkbar Unsinnigste vor, daß die *einen* Frieden haben wollen um *jeden* Preis und die anderen lieber gar keinen Frieden, als einen solchen, der nicht die deutsche Weltherrschaft bringt.

In Wirklichkeit sind im deutschen Volke beide Extreme recht selten vertreten. Selbst die, die am lautesten schreien, sind in der Nähe betrachtet meist gar nicht so einseitig, wie sie sich in ihrer inneren Unrast und Unsicherheit gebärden. Stellt man die wilden Welteroberer, so fügen sie ganz bescheiden zu ihren Forderungen die Einschränkung: natürlich, falls wir das militärisch zwingen können. Und stellt man die Helden der Friedfertigkeit, so ist ihre Neigung zum Verzicht auch nicht größer, als ihre Einschätzung der militärischen Möglichkeiten der anderen.

Wozu aber, wenn es so ist — und es ist so —, wozu in aller Welt denn das ganze Gerede und die Erregung? Warum wartet man nicht ruhig ab, was der Krieg bringt? Warum warten die alldeutschen Großsprecher nicht so lange, bis unsere Truppen und unsere Tauchboote den Sieg erstritten haben, der die Voraussetzung ihrer Forderungen ist? Und warum warten die sozialistischen und sonstigen Kleingläubigen nicht, bis die Gegner die ihnen von unserer Regierung so oft entgegengestreckte Friedenshand ergreifen und sich mit uns an den Verhandlungstisch setzen? Weil es ihnen an der ersten Voraussetzung alles politisch verantwortlichen Tuns fehlt, an der gesunden Kraft der Nerven, die im Erfolge vor phantastischem Ueberschwang, im Mißerfolg vor bedrückter Verzagtheit schützt.

Digitized by Google

Von allem Anfang an stand der Ruf nach Freigabe der öffentlichen Kriegszielbesprechung im Zeichen der Nervosität. Seit die Freigabe erfolgt ist, ist es nicht anders geworden. Und da nervösen Leuten nichts so sehr auf die Nerven fällt, wie die Ruhe der Gesunden, ist ihnen die Politik des Kanzlers ein Greuel. Die einen finden, daß der Kanzler die Dinge gar zu sehr an sich herankommen lasse; wenn er nur klar und bestimmt genug seine Friedensbedingungen nenne, so würden die Verhandlungen über einen Frieden der Versöhnung bald anzubahnen sein. Die anderen aber tun so, als ob sie glaubten, es liege am schwachen Willen des Kanzlers, wenn wir nicht zu einem Frieden kämen, der von Deutschland diktiert wird.

Beide Gedankengänge sind gleich unklug und gefährlich. Nicht Scheidemann und nicht Reventlow bringen uns den deutschen Frieden, sondern die natürliche gute und gesunde Art des deutschen Volkes, das in guten wie in schlimmen Zeiten nie an großen Worten Gefallen gefunden hat, sondern seine Pflicht zu tun pflegt, schlicht, ohne Aufhebens davon zu machen, unverdrossen und unerschütterlich. Ihr, die ihr draußen seid oder gewesen seid, habt ihr nicht dieselbe Erfahrung gemacht wie ich, daß nicht die sich am besten schlagen in schweren Stunden, die an ruhigen Tagen den Mund am vollsten nehmen, sondern die, die am ehrlichsten ihren Wunsch aussprechen, daß das Elend des Krieges doch bald ein Ende haben möchte. Und gerade so ist es daheim, wo es auch Gelegenheit genug gibt, Standhaftigkeit und treue Vaterlandsliebe durch die Tat zu beweisen.

Oft fragen mich Leute, denen der Krieg mitunter so etwas wie eine einzige große Sensation ist — wer kennt diese Art von Menschen nicht! —: wann machen denn wir unsere nächste Offensive, und wem wird sie gelten? Dann drängt sich mir immer ganz von selbst die Antwort auf die Lippen: Ich weiß zwar nicht, wem sie gilt, wohl aber wem sie gelten müßte: den Schwätzern. Und zwar den Schwätzern schlechthin, den Kriegs- und Kriegszielschwätzern sowohl, wie denen, die, während die Stimme der Kanonen sie zur Pflicht rufen sollte, vom Frieden schwatzen und von Friedensseligkeit. Wieviel Anmaßung und Selbstgefälligkeit liegt doch darin! Bei beiden!

Paul Rohrbach / Griechenland

Die Mißhandlung Griechenlands ist eins von den Zeichen, daß die Entente sich bewußt ist, einen Verzweiflungskampf zu kämpfen, bei dem die letzten, notdürftig festgehaltenen Masken fallen. Die einmütige Verurteilung, mit der z. B. im Norden, in Holland, in der Schweiz und wo es sonst noch wirkliche Neutrale gibt, die öffentliche Meinung der Ententepraxis in Griechenland begegnet ist, wird darüber den Alliierten auch keine Zweifel lassen. Bei uns in Deutschland ist man sich klar darüber, daß keine militärische Veränderung der Lage eintreten wird, ausgenommen höchstens, daß die Armee Sarrails für eine Weile von der geraubten thessalischen Ernte leben kann. Ein Bundesgenosse für uns war Griechenland nicht und konnte es nicht sein. Eine Verstärkung der feindlichen Kriegsmacht wird von Griechenland her auch nicht kommen, denn das griechische Volk will den Krieg nicht, und am allerwenigsten den gegen die Mittelmächte. Preßt man Griechenland mit Hilfe von Venizelos gewaltsam zu irgendwelchen formellen Erklärungen oder Schritten, so wird doch dahinter weder beim Volk noch bei der Armee die Kraft der inneren Zustimmung stehen. Die Entente kann für ihre Ziele nicht ein Volk kämpfen lassen, das vorher unter der Blockade der Ententeschiffe eben erst Hungersnöte gelitten hat. England und seine Helfershelfer sind klug genug, um zu wissen, daß sie von nun an auf das moralische Hilfsmittel verzichten müssen, die Nichtachtung der belgischen Neutralität gegen Deutschland auszuspielen. Sachlich haben sie die griechische Neutralität schon seit Jahr und Tag vergewaltigt, und die Fortnahme der Schiffe, die Kriegführung auf griechischem Boden und die Hungerblockade waren Maßnahmen von solcher Gewaltsamkeit, daß sie es in jedem Fall schon gerechtfertigt hätten, wenn wir, sobald die belgische Frage bei den Friedensverhandlungen aufs Tapet kam, Erörterungen über den Neutralitätsbruch unter Hinweis auf Griechenland von vornherein ablehnten. Daß uns jetzt diese sehr wirksame politische Waffe nur noch fester und sicherer in die Hand gedrückt wird, weiß man natürlich in England auch, und ebenso gestehen die Engländer zu, daß sie an einer wichtigen Stelle, Bulgarien, den Vierbund (wenn das überhaupt möglich und nötig wäre) durch die Gewalttat an Griechenland noch fester zusammenschmieden als zuvor.

Diese offenbaren schweren Nachteile, namentlich auf dem so liebevoll gepflegten Gebiet der Heuchelmoral, würde die Entente nicht mit in den Kauf nehmen, wenn sie nicht fühlte, wie ihr das U-Boot-Feuer auf den Nägeln brennt. Italien hat Janina besetzt. Was das bedeutet, ist nicht schwer zu sagen: es ist eine italienische Erpressung bei England und Frankreich, vielleicht die erste, die den Italienern geglückt ist. Janina gehört zum Königreich Griechenland, und die Entente will angeblich keine Annexionen. Die Italiener aber, an der istrischen und Tiroler Grenze schwer abgeschmettert, wollen irgendein Pfand in Händen haben, wenn angefangen werden wird, über den Frieden zu sprechen. Außerdem wollen sie nicht, daß Griechenland neben ihnen im östlichen Mittelmeer stark genug zur politischen Konkurrenz bleibe. Sie haben also den Genossen in London und Paris erklärt, sie wünschten Janina, mit anderen Worten, das griechische Süd-Epirus zu okkupieren, oder — — —!

In der Not mußte diese Pille geschluckt werden, so häßlich ihr Geschmack war. Auch Herr Wilson, der große Beschützer des Rechts und der großen und kleinen Völker gegen alle Vergewaltigung und allen Militarismus wird zugestimmt haben. Unser Freund Jaeckh schreibt in Heft 25 der „Deutschen Politik“:

„Nunmehr bietet das griechische Paradigma aller Welt ein klassisches Schulbeispiel des Neutralitätswillens der Entente. Die Entente erklärt: sie kämpfe für das Recht und für die Freiheit der Selbstbestimmung der Völker. Die Entente handelt: sie kämpft gegen das Recht und gegen die Freiheit der Selbstbestimmung des griechischen Volkes und Königs. Der amerikanische Präsident versichert: er kämpfe nur für die Unabhängigkeit der Völker, auf daß sie ja ihre eigene Regierung wählen und bestimmen. Just am gleichen Tage wird die Unabhängigkeit eines Volkes, das zu seiner eigenen Regierung durch Sieg und Not mit klarem und starkem Willen hielt und hält, mit zynischer Gewalt niedergetreten, zusammengetrampelt. Und der gleiche Amerikaner, an dessen wörtliches Bekenntnis der Grieche wiederholt sich gewandt hat — Gerechtigkeit suchend, Wahrheit erbittend, hüllt sich in Schweigen und deckt die Schandtat seiner Spießgesellen. Nie sind die Phrasen so eindeutig zu Lügen gesteigert worden, nie ist Gewalt so verdoppelt vor Recht gegangen — als in diesem griechischen Musterbeispiel der Ententepolitik.“

Es ist richtig: die griechische Politik, d. h. der König Konstantin, hat der Entente nicht den Gefallen getan, Griechenland in den Krieg drängen zu lassen, und hat sie so „zum

Digitized by Google

offenen Spiel der grausamen Gewalt" gezwungen. Die ganze großmächtige Entente, vier Weltteile gegen Mitteleuropa und ein Stück Orient, weiß sich in ihrem Spiel nicht mehr anders zu helfen, als daß sie neutrales Volk erst verhungern läßt, und als das auch nichts hilft, es entwaffnet und seinen König aus dem Lande zerrt.

Das alles ist so niedrig und schäbig, daß große Staaten, auch wenn sie sonst schon jeden Beweis innerlicher Nichtachtung für das Recht gegeben haben, dem sie zu dienen vorschützen, so etwas unmöglich tun können, wenn nicht die äußerste Not sie dazu zwingt. Sie sehen den Mißerfolg gegenüber dem mitteleuropäisch-bulgarisch-türkischen Block voraus und sie wollen aus Griechenland nicht nur für den Augenblick, sondern vermutlich für die Dauer eine englisch-französische Gegenstellung machen. Es kann sein, daß England den Franzosen mit ihren Truppen absichtlich die unanständige Würgerarbeit in Thessalien und Hellas überlassen hat. Es kann aber auch sein, daß die Franzosen dort für sich ein Faustpfand für den peinlichen Moment haben wollten, wo der Krieg liquidiert werden muß.

Die Not der Entente, die aus dem Banditenstück gegen Griechenland spricht, kommt von Rußland. Der russische Ernährungsminister Pjeschechonow erklärte z. B. Ende Mai in St. Petersburg in öffentlicher Versammlung:

„Der Abgrund, vor dem wir uns befinden, ist näher, als wir erwarteten. Die größte Gefahr droht uns von der Verpflegungsfrage. Die von der alten Regierung hinterlassenen Aufgaben sind nicht nur schwer, sondern unter den gegenwärtigen Bedingungen fast unlösbar. Wir stehen vor der Katastrophe!"

Der Arbeitsminister Skobelew, auch ein Sozialdemokrat, erklärte:

„Der Honigmonat der Revolution ist vorüber. Das revolutionäre Rußland steht vor dem Abgrund, und eine einzige fehlerhafte Handlung kann uns für immer vernichten. Selbst wenn wir alle Opfer auf uns nehmen, ist das Land dennoch nicht gerettet. Wenn unsere Verbündeten uns nicht beizeiten verstehen, werden wir in den Abgrund stürzen." („Rjetsch", 29. 5.)

Auf dem Kongreß der kriegsindustriellen Komitees hielt der Handels- und Industrieminister Konowalow eine Ansprache, in welcher er erklärte:

„Die antistaatlichen Tendenzen, die das Volk hypnotisieren, führen Rußland mit gigantischen Schritten zur Katastrophe. Diese Katastrophe — wir müssen es offen und ehrlich gestehen — hat sich unter der alten Regierung niemals mit einer solchen Deutlichkeit gezeigt, wie im gegenwärtigen Augenblick; niemals während der ganzen Zeit des Krieges war unsere Lage an der Front so drohend wie in diesem Augenblick!" („Rjetsch", 31. 5.)

Auf dem Kadettenkongreß sagte einer der ersten großindustriellen Sachverständigen, Kutler:

„Die Arbeiterfrage hat sich bis aufs äußerste zugespitzt und droht die gesamte Industrie lahm zu legen. Vor allen Dingen ist die Produktion durch das gewaltsame Einschreiten der Arbeiter, die massenweise Entfernung der Direktoren und des technischen Personals stark zurückgegangen. In den Bergwerken im Ural haben von 20 großen Bergwerken nur 4 ihre früheren Direktoren behalten. Dasselbe gilt von der Naphthaindustrie, der Industrie in Petersburg und Moskau, in der Provinz und im Süden. Selbst die zurückgebliebenen Techniker und Ingenieure haben jeden Einfluß verloren, da die Disziplin völlig erschüttert ist. Der Produktionsrückgang beträgt 30 bis 40 v. H.; in Petersburg 60 bis 70 v. H., in einer Fabrik sogar 90 v. H."

Ich breche ab, weil die Menge dieser Zeugnisse sonst ins unabsehbare wüchse. Der russische Zar, sagt man, habe früher von Griechenland das äußerste abgewandt, sowohl wegen des dynastischen Prinzips, als auch wegen der dynastischen Verwandtschaft. Das mag sein. Das neue republikanische Rußland hat kein Interesse weder an dem heroischen König Konstantin noch am griechischen Volk. Die westlichen Genossen der Entente wissen aber, daß sie ohne Rußland nicht siegen können, auch nicht mit dem neuen Zaren, Herrn Wilson. Aus Rußland starrt sie von Tag zu Tag hoffnungsloser das Chaos an. Jetzt wird, bevor alles zugrunde geht, noch geplündert, wo ein Schwacher sitzt, vor dem man keine Angst zu haben braucht, ihn zu binden und zu berauben. Es sollte uns nicht wundern, wenn die Entente selbst noch versuchen sollte — Griechenland Nachfolger zu geben!

Richard Charmatz / Österreichische und ungarische Politik

Der österreichische Reichsrat ist nach mehr als drei Jahren der leidvollen Versunkenheit zu neuem Leben erwacht; in Ungarn hat das Ministerium des Grafen Moritz Esterhazy die Zügel ergriffen. Das sind die zwei hervorstechendsten Ereignisse, die ohne inneren Zusammenhang doch zueinander in Beziehung stehen. Würde jetzt nicht eine demokratische Welle über die Erde hinfluten, dann wäre die geistlose Obrigkeitsregierung in Oesterreich vielleicht noch unerschüttert, und Graf Stefan Tisza hätte nicht darauf verzichten müssen, politischer Gebieter zu sein. Aber gegen die Zeichen der Zeit und gegen ihre eindringlichen Lehren kann man nicht auf die Dauer sündigen; der Kluge wird gewiß nicht warten, bis es zu spät geworden ist. In Oesterreich-Ungarn hat man rechtzeitig eingelenkt, und in dem einen wie in dem anderen Staatswesen dem Notwendigen die Bahn frei gemacht. Das ist nicht zuletzt ein Verdienst des Kaisers Karl, der in seiner Thronrede am 31. Mai ein warmes Bekenntnis zum Konstitutionalismus ablegte und dem „Geiste der wahren Demokratie" huldigte. Dem jungen Herrscher kann die Anerkennung nicht versagt werden, daß er sich redlich bemüht, eine wirklich volkstümliche Erscheinung zu werden, der Bevölkerung in ihren Sorgen und Mühen nützlich zu sein und ohne Voreingenommenheit, mit Arbeitseifer, den schwierigen Aufgaben seines hohen Amtes zu obliegen. In der Doppelmonarchie an der Donau ist jetzt eine fruchtbare Zeit für gute Anregungen, denn im Schlosse zu Laxenburg wird auf die berechtigten Wünsche der Bürger sorgsam geachtet. Erfordern es die Verhältnisse, dann läßt das rasche Einschreiten nicht auf sich warten. So ist denn inmitten des Weltkrieges eine neue Aera angebrochen, deren Wesen in Oesterreich durch das Wort Verfassungsreform und in Ungarn durch das Wort Wahlreform gekennzeichnet wird. Hier wie dort handelt es sich um den Willen zum Fortschritte, um den großzügigen Ausbau der überlieferten Einrichtungen zum Wohle der Gesamtheit und der einzelnen.

Die Verfassungsreform soll das Verhältnis der Völker und der Königreiche zum österreichischen Staate regeln, die Wahlreform den Einfluß der Volksmassen in der ungarischen Politik zur Geltung bringen. Aber in beiden Fällen wird es nicht bei vereinzelten Maßnahmen bleiben, die ja ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden, sondern es steht außer allem Zweifel, daß die Umgestaltungen nicht den Schluß, sondern den Anfang einer Reihe von Neuerungen darstellen. Obwohl nur innerstaatliche Entscheidungen in Betracht kommen, kann doch die Verbindung der inneren mit der äußeren Politik nicht außer acht bleiben. Für die Da-

Digitized by Google

seinsformen, die sich in Oesterreich durchsetzen und für die Grundlagen, die sich Ungarn schafft, werden die Beziehungen der Habsburger Monarchie zur Umwelt nicht ohne Bedeutung sein. Deshalb erscheint uns nichts so dringend geboten wie die restlose Klarstellung des Verhältnisses, in das Oesterreich-Ungarn zu den in der Zukunft möglichen Staatensystemen Europas zu treten gedenkt. Man darf allerdings behaupten, daß die Wahl schon erfolgt ist, weil sie durch den Gang und durch die Erfahrungen des Weltkrieges bedingt wird. Aber die gefühls- und verstandesmäßige Entschließung muß zu bindenden Abmachungen führen, ein dauerndes, vertieftes Rechtsverhältnis begründen. Mitteleuropa beschäftigt nicht mehr bloß die Phantasie; es hat bereits Wirklichkeitswert, wie jeder Tag, wie jede Stunde zeigt. Doch dieser Zustand bedarf noch der Formulierung, der endgültigen Festlegung. Sie sollte erfolgen, ehe man sich in Oesterreich und in Ungarn noch mehr der Reformtätigkeit hingibt. Die Politik gegenüber den eigenen Nationen kann viel freier geregelt werden, wenn die Stellung der Reichsgemeinschaft innerhalb der internationalen Politik ein für alle Male festgelegt erscheint, wenn die Habsburger Monarchie in aller Form jenen Rückhalt gefunden hat, den die Zeit des blutigen Ringens um die Existenz als den einzig möglichen erkennen läßt. Mitteleuropa muß für die Staatsmänner in Oesterreich und in Ungarn zum Ausgangspunkte werden.

In Oesterreich sind acht Völker zusammengedrängt. Das kann vorübergehend als Schwäche gedeutet werden, ist aber in Wirklichkeit ein Quell der Stärke. Es muß bloß die erforderliche Anpassungsfähigkeit aufgebracht und der Wille zur vollen Ausnützung aller Kräfte betätigt werden. Mit Recht weist Professor Brockhausen in einem klugen Buche über die österreichische Verwaltungsreform auf die „völkervermittelnde", auf die „geistig führende Rolle in der zentraleuropäischen Gemeinschaft" hin, die der westlichen Reichshälfte infolge ihrer Eigenart zuzufallen vermag. Sie ist bestimmt, ein Völkerstaat zu werden. Das wird nun schon allgemein zugegeben, aber über das Wie, über die Form fehlt noch jede Verständigung. In der Thronrede hat Kaiser Karl bloß von einem „neuen, starken, glücklichen Oesterreich" gesprochen, das für Generationen ausgebaut werden soll. Nähere Angaben hatte man von der Regierung erwartet, die sich in zwei Programmreden den beiden Häusern des Reichsrats vorstellte. Sie verfügte über genug Muße, sich ein scharf umrissenes Bild von dem zweckmäßigen Umbau zu gestalten und alle Einzelheiten in Erwägung zu ziehen. Aber Graf Clam-Martinitz mag viele gute Eigenschaften haben; ein Mann der Tatkraft und des klaren Urteils, des Ja oder Nein ist er wahrhaftig nicht. Auch an Originalität läßt er manches zu wünschen übrig. Daß ein österreichischer Ministerpräsident sein Programm in dem Worte Oesterreich gipfeln läßt, bedeutet nicht viel. Dies haben so ziemlich alle Regierungen getan; der berüchtigte Graf Hohenwart versicherte sogar, daß er „einem wahrhaft österreichischen" Ministerium vorstehen wollte. Dennoch brachte er alles außer Rand und Band. Daß die Kraft des Staates nicht vermindert werden dürfe, ist ebenso eine Selbstverständlichkeit wie die Versicherung, daß Graf Clam-Martinitz für leichtfertige Unternehmungen nicht zu haben sei. Die dunklen Formeln, es müsse ein „Ausgleich der Teile mit dem Ganzen" gesucht und statt des „Schwankenden das Feste" erwählt werden, tragen zur Kennzeichnung der Wege nicht mehr bei als etwa die Erklärung, daß weder ein einseitiger Zentralismus noch ein einseitiger Autonomismus, sondern ein „autonomistischer Zentralismus" zum Ziele führe. Diese Verschwommenheit im Ausdrucke bildet freilich auch ein Bekenntnis: das Eingeständnis der inneren Unfertigkeit und Planlosigkeit.

Nun braucht aber Oesterreich ebenso wie sein auferstandener Reichsrat notwendig eine Regierung, die wirklich regiert, die mit Festigkeit und Klugheit wohlerwogenen Zielen zustrebt und die es versteht, einander widerstrebende Personen und Gruppen zusammenzubringen und auf einen Leitgedanken zu stimmen. Graf Clam-Martinitz hat sich um die Ueberwindung des engherzigen Kriegsabsolutismus, der unglückseligen Parlamentslosigkeit ein Verdienst erworben, das ihm nicht geschmälert sei. Aber seine Fähigkeiten reichen in einer Zeit nicht aus, die erhöhtes Können und ganz außerordentliche Begabungen erheischt. Die Regierung ist vor den Reichsrat getreten, ohne eine feste Mehrheit hinter sich zu haben. Doch wenn die ersten Abstimmungen in Sicht kommen werden, dann wird eine verläßliche Gefolgschaft zur Stelle sein müssen. Die Verhältnisse sind denn auch so, daß ein Koalitionsministerium, das die verschiedenen Völker und Parteien an ein scharf formuliertes Programm bindet und das nach einer festgelegten Arbeitsweise vorgeht, einzig und allein Aussicht auf Erfolg hat, sofern der Staat und die Bevölkerung, das Parlament und die Verfassung nicht zu kurz kommen sollen. Allerdings müßte an der Spitze der Regierung eine politisch erprobte, gewandte und erfahrene Persönlichkeit stehen, ein Ministerpräsident, der unternehmungsfroh und schlagfertig ist und der, aus dem Volke hervorgegangen, die Sorgen der Bevölkerung, aber auch die Verschlingungen der Parteipolitik besser kennt als Graf Clam-Martinitz.

Wer frei von jedem bösen Vorurteil ist, der wird dem Reichsrat zugestehen, daß er bereits den Willen zum Leben und zur ernsten Tätigkeit erbracht hat. Das Parlament ist mit seiner zweckmäßigen Geschäftsordnung, die bereits zur Anwendung gelangt, rascher fertig geworden, als man vor Monaten zu hoffen gewagt hätte. Allerdings hat es einen traurigen Eindruck gemacht, als am ersten Sitzungstage die Wortführer der verschiedenen slawischen Nationen der Reihe nach aufstanden, um ihre zum Teile höchst sonderbaren Rechtsverwahrungen abzugeben. Die Nichtdeutschen sind durchaus nicht in gedrückter Stimmung, sondern vielmehr mit erhöhtem Selbstbewußtsein in das Parlament zurückgekehrt. Doch diese Gereiztheit und Exaltation hätte sich einigermaßen verhüten lassen, wenn die Regierung nicht in den Fehler verfallen wäre, sie geradezu heraufzubeschwören. Zuerst legte sich Graf Clam-Martinitz auf die von den Deutschen nicht aus Selbstsucht, sondern zum Vorteile des Staates ersehnten nationalpolitischen Maßnahmen fest. Er wollte sie durch „Oktrois" in Kraft setzen, und alles war hierzu bereits vorbereitet. Da, mit einem Male — innerhalb einer Stunde — änderte das Ministerium seine Haltung vollständig; die Oktrois wurden fallengelassen, und das mußte jene deutsch-österreichischen Politiker, die sich für sie eingesetzt hatten, verletzen. Wenn aber der eine eine Enttäuschung erlebt, dann feiert der andere, sofern er sein Widersacher ist, ein Fest. Man sieht wieder, wie nachteilig das Schwanken, das Einschwenken, und wie unerläßlich dagegen die Planmäßigkeit, die Festigkeit in Oesterreich wird. Die deutsche Verkehrssprache, für die sich eine überwiegende Mehrheit im Herrenhause jüngst eingesetzt hat, die Kreisverfassung für Böhmen, die Sonderstellung Galiziens: das alles müßte endgültig geordnet und den Strömungen des Tages entrückt werden.

Digitized by Google

Ein großer Staatsmann vermöchte die Verhältnisse im Reichsrate wohl so zu beeinflussen, daß das Notwendige ohne Bruch der Verfassung zu erreichen wäre. Nur müßte man seine Ueberlegenheit, seine Kraft erkennen und von seiner nicht zu erschütternden Stellung überzeugt sein. Das österreichische Problem ist jetzt auf die Formel zu bringen: welche Regierung wird das Ministerium des Grafen Clam-Martinitz ablösen?

Ungarn hat nach drei Wochen des Suchens sein neues Kabinett. Graf Moritz Esterhazy nimmt es mit dem Wagemut des Sechsunddreißigjährigen auf sich, ohne direkte Unterstützung der Partei der nationalen Arbeit, ja selbst gegen die Opposition des Grafen Stefan Tisza zum Erneuerer seines Vaterlandes zu werden. Dem Mutigen gehört die Welt, lehrt ein Sprichwort. Möge dem Staatsmanne wenigstens in den Ländern der heiligen Stefanskrone Erfolg blühen. Graf Moritz Esterhazy ist ein Gesinnungsfreund des Grafen Julius Andrassy, also aus der Verfassungspartei, die man als konservativ bezeichnen kann, herausgewachsen. Aber sein Konservativismus erinnert an die Weltauffassung eines Grafen Stefan Szechenyi, des größten und reformfreudigsten Ungarn. Der Ministerpräsident hat seine Mitarbeiter im allgemeinen links gesucht. Graf Albert Apponyi ist wieder Kultus- und Unterrichtsminister; selbst die radikale Partei des Grafen Karolyi hat einen der Ihren, den Grafen Theodor Batthyany, beigestellt. Daß sich für einen bestimmten Zweck politische Gegensätze überbrücken lassen, beweist die Teilnahme der katholischen Volkspartei an der Regierung, die durch den Minister für Kroatien, den Grafen Aladar Zichy an der Verantwortung teilnimmt, während gleichzeitig der freigeistige und radikaldemokratische Dr. Wilhelm Vazsonyi — der jüdische Dr. Lueger von Budapest, wenn dieses Bild gestattet ist — als Justizminister mit dem Grafen Esterhazy geht. Doch auch ein Mann wie Dr. Gustav Gratz, der es vom Abgeordneten rasch zum Sektionschef im Ministerium des Aeußern und nun trotz seiner Jugend zum Finanzminister gebracht hat, findet sich unter den Getreuen der Regierung, obgleich er parteimäßig dem Grafen Stefan Tisza nahesteht. Der Koalitionsgedanke ist also zu verwirklichen, das parlamentarische Regierungssystem durchzusetzen. Allerdings muß man abwarten, wie das neue ungarische Kabinett sich in dem Parlament behaupten werde, dessen Mehrheit — eben die Partei der nationalen Arbeit — da „vornehme Opposition" machen will. Doch es könnte sich ereignen, daß Graf Moritz Esterhazy bald durch namhafte Absplitterungen Zuzug erhielte, so daß die Durchführung von Neuwahlen während des Krieges erspart bliebe.

Die Regierung ist in Uebereinstimmung mit dem „Wahlrechtsblocke" gebildet worden, das heißt mit jener Vereinigung, die sich den Kampf für das allgemeine, gleiche Stimmrecht zur Aufgabe gesetzt hat. Ihr gehören die ungarischen Demokraten und Sozialdemokraten, die Christlichsozialen, die Radikalen und die Anhänger des Grafen Karolyi an. Eine ausgiebige Erweiterung des politischen Mitbestimmungsrechtes kann also bereits als Tatsache hingenommen werden, denn der Gedanke selbst wird sich nicht mehr zurückdrängen lassen. Ungarn hatte bei den letzten Wahlen eine Million Wähler. Das später geschaffene Wahlrecht sah nach der amtlichen Statistik 1,8 Millionen Stimmberechtigter vor. Vor elf Jahren wollte die Regierung Fejervary-Kristoffy bereits 2,8 Millionen Wähler schaffen. Graf Moritz Esterhazy wird nun sicherlich weitergehen und damit viel für die Demokratisierung Ungarns tun. Denn die Schaffung einer Volksvertretung kann nicht ohne allgemeine Folgen bleiben; sie muß zu wichtigen volkswirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen den Anstoß geben. In diesem Sinne war übrigens schon das Handschreiben gehalten, das Kaiser Karl Ende April an den Grafen Stefan Tisza richtete, der in seiner junkerlichen Starrheit die Wünsche seines Monarchen und die Zeichen der Zeit nicht erfassen konnte.

Bei der Bildung der neuen Regierung hat der langfristige wirtschaftliche Ausgleich zwischen Ungarn und Oesterreich den Gegenstand eingehender Erörterungen gebildet. Die Absicht, das wechselseitige ökonomische Verhältnis für die Zeit von zwanzig Jahren zu regeln, wurde beibehalten: wenigstens dem Wesen nach. Damit ist die Grundlage für ersprießliche zoll- und handelspolitische Verhandlungen mit dem Deutschen Reiche gegeben. Die Demokratisierung Ungarns wird auch dazu zwingen, die Beziehungen der Magyaren zu den anderen Völkern, die Stellung der Nichtmagyaren im ungarischen Staatsverbande einer Prüfung zu unterziehen. Graf Stephan Tisza, der vor dem Weltkriege wenigstens in dieser Hinsicht vernünftiger dachte, war in der letzten Zeit ganz dem engherzigen Chauvinismus verfallen. Das bewies seine Rede vom 24. Mai. Mit dem Strafgesetz allein kann man ebensowenig Politik machen wie mit der Grammatik, um einen Ausspruch des alten Grafen Andrassy heranzuziehen. Vor allem aber müssen die Magyaren es sich angelegen sein lassen, mit den Deutschungarn, die in innigster Liebe an ihrem Vaterlande hängen, die angesichts der Feinde die größten Opfer gebracht haben, in verständnisvoller Eintracht zusammenzuarbeiten. Es ist ja richtig, daß die Siebenbürger Sachsen den Zug zur Demokratie nicht begrüßen, aber sie verschwinden hinter den Schwaben, denen er zugute kommen wird. Und schließlich: die Sachsen sind so tüchtig, so zäh, so bewundernswert in ihrer nationalen Selbsterhaltung, daß sie sich in der volksfreundlichen Zeit von der Wucht der Zahl nicht werden erdrücken lassen. Uebrigens könnte für sie die Anlage eines nationalen Wahlkatasters in Erwägung gezogen werden, ein Vorbild, das Mähren und die Bukowina gegeben haben.

Durch Freiheit zur Macht! In Oesterreich und in Ungarn ist man daran, dem Rufe Vorwärts! zu folgen, und es den anderen nicht nur „gleichzutun" — wie dies einst Uhland wünschte —, sondern ihnen, wenn möglich, voranzugehen ...

Walther Schotte / Polen, ein Nationalstaat oder ein Nationalitätenstaat?

Drei Monate nachdem die ersten Partien aus Naumanns polnischem Tagebuch, dessen Niederschrift am 27. März beendet wurde, hier in der Hilfe erschienen sind, ist endlich das Ganze unter dem Titel: „Was wird aus Polen?" bei Georg Reiner in Berlin (57 Seiten) als Buch erschienen. Das polnische Problem ist leider aus politischen und militärischen Gründen noch so heikel, daß ständig Rücksichten genommen werden müssen, die die Ursache wurden für das verspätete Erscheinen des Buches. Es gibt schon eine Fülle polnischer Literatur, aber die entscheidenden Fragen über die Grenzen, den territorialen und nationalen Umfang des Polenstaates, über die Stellung Polens zu den Mittelmächten konnten halt immer nur andeutend behandelt, flüchtig gestreift werden. Naumanns Buch geht darin so weit, als es die Stunde nur zuließ. Außer ihm hat nur noch ein deutscher Politiker, Georg Gothein, hohe Politik in der polnischen Frage treiben dürfen. Gotheins

Digitized by Google

Buch: „Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat" (Stuttgart — Berlin, D. V. 85 S.) ist schon in den ersten Monaten des Jahres 1916 niedergeschrieben worden, also lange vor der Proklamation der beiden Kaiser über das selbständige Polen, wurde aber erst im Frühling dieses Jahres in den Buchhandel gebracht, im ganzen unverändert. Die beiden Politiker, Naumann und Gothein, nehmen, so sehr sie in der Auffassung einzelner Fragen praktisch und stimmungsgemäß zusammen gehen, in den letzten staatsrechtlichen Forderungen einen völlig entgegengesetzten Standpunkt ein. Die Entwicklung der polnischen Verhältnisse aber hat, trotz der langen Fristen, die die Gedanken Naumanns und Gotheins von der Konzeption bis zu ihrer Veröffentlichung brauchten, keinen Schritt getan, der die Verwirklichung der einen oder der anderen von so entgegengesetzten Auffassungen der Hauptfragen ausschließt. Wirklich, die politischen oder diplomatischen Mühlen der Mittelmächte mahlen langsam; wenn man nur beruhigt sein könnte, daß sie sicher mahlen!

Uebereinstimmen Gothein und Naumann in dem einen Punkte, daß Polen von uns nicht annektiert werden darf, und zwar aus deutschen Gründen: Deutschland muß der geschlossene Nationalstaat bleiben, als der das Reich in die Geschichte eingetreten ist. Beide sind der Meinung, daß Polen ein selbständiger Staat werden soll. Aber in der Frage, wie Polen in ein politisches Verhältnis zu den Mittelmächten gesetzt werden könnte, wie wir uns selber gegen polnische Agitation in unseren Grenzen schützen könnten, also letztlich in der Frage, von der jene erstgenannten abhängen, in welchen Grenzen Polen errichtet, ob es ein Nationalstaat oder ein Nationalitätenstaat werden soll, in alledem haben Naumann und Gothein sehr entgegengesetzte Vorstellungen.

Sie gehen eben von ganz verschiedenen Voraussetzungen an ihr Problem. Naumann — das bekennt er selbst — wurde durch seine mitteleuropäische Politik zur Beschäftigung mit den polnischen Fragen geführt. Gothein hat, vergleichsweise gesagt, dem Osten gegenüber einen kleindeutschen Standpunkt. Für Naumann lag von vornherein die Möglichkeit nahe, Polen in einen staatsrechtlichen Zusammenhang mit der habsburgischen Monarchie zu rücken, den österreichisch-ungarischen Dualismus zum österreichisch-ungarisch-polnischen Trialismus zu erweitern, das vereinigte Galizien und Kongreßpolen als drittes selbständiges Reich neben Oesterreich und Ungarn zu bilden. Unter der Voraussetzung eines Militär- und Wirtschaftsbündnisses zwischen dem Deutschen Reich und der habsburgischen Monarchie ist das in der Tat unseres Erachtens die beste Lösung der polnischen Frage. Man muß aber an die Voraussetzung wenigstens glauben können, um dieser Lösung, die natürlich auch nicht ideal ist, sondern nur die relativ beste darstellt, gerecht werden zu können. Gothein rechnet auf keiner Seite seines Buches mit der Verwirklichung von Naumanns mitteleuropäischen Forderungen! Nur wenn diese in der Tat nicht eintritt, wenn also in wirtschaftlicher Hinsicht die Zollgrenze zwischen Deutschland und den Ländern der habsburgischen Monarchie bestehen bleibt, ist Gotheins Satz richtig, daß die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands bei Einbeziehung Kongreßpolens in die österreichische Zollgrenze aufs schwerste geschädigt werden, nur dann kann die Ueberlegung, daß Deutschlands Ausfuhr nach Polen neunmal so groß ist als die Oesterreich-Ungarns, gegen die österreichische Lösung sprechen; nur unter der Voraussetzung, daß Mitteleuropa nicht zustande kommt, daß noch die Möglichkeit besteht, Oesterreich-Ungarn und Polen könnten einmal auf der Seite unserer Feinde stehen, muß man diese österreichische Lösung der polnischen Frage als eine „selbstmörderische Politik" ablehnen. Das würde sie in der Tat sein bei der lebensgefährlichen strategischen Umklammerung unserer ganzen Ost- und Südgrenze durch einen uns nicht in Militärkonvention und Wirtschaftseinheit ewig verbündeten Großstaat. Alles was Gothein sonst gegen diese Lösung vorbringt, die finanziellen Schwierigkeiten für den Wiederaufbau Polens, die sich durch seinen Zusammenhang mit der Donaumonarchie ergeben würden usw., das kommt ernstlich nicht in Betracht. Wer an Mitteleuropa glaubt, wer Mitteleuropa will, der kann die von Naumann empfohlene Lösung der polnischen Frage annehmen.

Welche Lösung setzt denn nun Gothein dagegen? Er will den polnischen Nationalitätenstaat schaffen helfen, einen Staat, der sowohl Kongreßpolen wie Kurland und Litauen umfaßt, in dem die Polen den stärksten Volksstamm ausmachen, dementsprechend die politische Führung haben sollen, indessen, wenn sich gesunde Zustände entwickeln sollen, nicht die Herrschaft über die anderen Volksstämme, also einen Nationalitätenstaat, und zwar als erbliche Monarchie. Seine Gründe hierfür sind folgende:

Im deutschen Interesse liegt es weder, Polen zu annektieren, noch es an Oesterreich-Ungarn zu geben, ebensowenig Polen zu teilen, im deutschen Interesse liegt es nur, den selbständigen Polenstaat auf eine Grundlage zu stellen, auf der er gesunde Entwicklungsmöglichkeiten findet und in einen natürlichen dauernden Gegensatz zu Rußland kommt. Wir müssen es ferner vermeiden, jenseits der Grenzen einen Nationalstaat zu schaffen, der eben durch diesen seinen Charakter die Tendenz gewinnen muß, die polnischen Volksteile fremder Staaten für sich zu gewinnen, der also die Quelle der Agitation werden muß, die polnischen Staatsbürger unseres Reiches von diesem abzutrennen. Es empfiehlt sich also im deutschen Interesse, Polen als selbständigen Nationalitätenstaat aufzubauen und zu diesem Zweck Kurland und Litauen mit Kongreßpolen zu verbinden. Wir selbst können Kurland und Litauen schmerzlos preisgeben, da wir durch die Annexion dieser Gebiete nichts gewinnen würden; im Gegenteil würden wir unsere strategische Lage im Osten verschlechtern, auch erscheint eine Assimilierung der dortigen Bevölkerung aus soziologischen und nationalen Gründen unwahrscheinlich. Als Siedlungsgebiet für Deutschland kommen Litauen und die Ostseeprovinzen solange kaum in Betracht, als wir in Mecklenburg und Pommern hinreichend Land für innere Kolonisation besitzen. Im übrigen sollen zwischen Deutschland und dem neuen Staatswesen genügende Sicherungen für die angesessenen baltischen Deutschen und die künftige Niederlassung deutscher Reichsangehöriger verabredet werden. Endlich ist als Hauptgarantie eine Militärkonvention Polens mit Deutschland nach Art der von 1866—71 mit Bayern bestandenen eine Notwendigkeit. Sie ermöglicht eine kraftvolle Organisation der militärischen Kräfte des neuen Reiches, macht das Bollwerk gegen die russische Gefahr kräftiger und das Verhältnis zu den Zentralmächten fester und sichert damit den Frieden.

Für Polen, Kurland und Litauen findet Gothein die Gründe, daß jedes dieser Länder für sich selbst zu klein ist, einen selbständigen Staat zu bilden, daß damit für sie und für uns die Gefahr wächst, wieder in freiwillige oder erzwungene Abhängigkeit vom großen russischen Nachbarn zu geraten, daß endlich auch für die kleineren Verhältnisse eines besonderen selbständigen Polens, eines besonderen Litauens und Kurlands die Bedingungen eines Nationalstaates nicht gegeben sind. Selbst in Kongreßpolen machten die Polen nur 71,86 v. H. aus. Umgekehrt wird die Bildung des größeren Nationalitätenstaates unendlich leichter dadurch, daß es überall dieselben Nationalitäten sind, die in den einzelnen Ländern schon gemischt wohnen: Polen, Deutsche, Juden, Letten, Litauer und Weißrussen.

Was ist dagegen zu sagen? Erstens einmal, das revolutionäre Rußland wird wahrscheinlich über die Abtretung Polens zum Zweck der Bildung eines polnischen Nationalstaates, zumal in der Voraussetzung, daß dieser etwa durch die sogenannte österreichische Lösung keinen unmittelbaren Kraftzuwachs für Deutschland bedeutet, mit sich reden lassen. Das größere Programm eines Nationalitätenstaates einschließlich Kurlands und Litauens erschwert sicherlich die Friedensverhandlungen.

Dann aber glaube ich nie und nimmer an den Frieden unter den Nationalitäten, der doch die Bedingung ist, daß das neue Staatswesen lebensfähig wird. Das sehr klug durchgearbeitete Programm Gotheins wird sich kaum in die politische Wirklichkeit überführen lassen; wir müssen mit dem polnischen Nationalismus als der stärksten Potenz unbedingt rechnen! Darum wird auch das größere Staatswesen des Nationalitätenstaates nicht in sich befriedigt sein, sondern die Polen werden gerade erst recht danach streben, solche Herzstücke des alten Polens, wie Galizien, sich anzugliedern, um durch ihre wachsende Majorität den Nationalitätenstaat schließlich doch in einen Nationalstaat zu verwandeln. Dazu kommt, daß die

Digitized by Google

galizischen Polen unverhohlen die Vereinigung mit Kongreßpolen anstreben, und wenigstens das Gefühl der nationalen Einheit der gesamten polnischen Nation ihnen letztlich von Kaiser Karl selbst anläßlich seiner Reise nach Krakau im Mai des Jahres zugegeben wurde. Wie aber stünde es, wenn einmal ohne Willen und Mitwirkung Deutschlands diese Vereinigung Galiziens und Polens sich vollzieht und gar unter Aufrechterhaltung staatsrechtlicher Beziehungen zur habsburgischen Monarchie? Dann würde diese von der Adria bis an die Ostsee reichen und nicht nur strategisch uns bedrohen, sondern zu den nationalpolnischen Bestrebungen auch wirtschaftliche und politische Ziele haben gegenüber unseren deutschen Ostseeprovinzen. Das Militärbündnis mit Polen kann uns davor nicht bewahren! Es ist aber gar nicht einzusehen, warum Gothein dieses Militärbündnis, das er mit Polen schließen will, nicht auch mit Oesterreich für möglich hält? Dann hätten wir Mittel-Europa, und damit die Möglichkeit einer trialistischen Lösung der Frage. Das um Galizien vermehrte Kongreßpolen aber ist von lebensfähiger Größe, ein Staat, der bevölkerungsmäßig im genauen Zahlenverhältnis steht zu Oesterreich und Ungarn, und der durch die Verbindung mit der österreichisch-ungarischen Monarchie an der Großmachtstellung derselben teilhaben würde. Nationalpolitisch wäre dieser polnische Nationalstaat immerhin so gesättigt, daß er seine Ansprüche auf die Polen in Preußen aufgeben könnte. Auch würde er im Verbande des uns engverbündeten habsburgischen Reiches zu einer gefährlichen Irredenta nicht die Möglichkeit haben!

Wie aber auch die Frage entschieden werden möge, ob im Sinne der sogenannten österreichischen Lösung oder als kleiner Nationalstaat im Raume Kongreßpolens oder als größerer Nationalitätenstaat nach Gotheinschem Vorschlag, die Entscheidung kann nur getroffen werden im Einvernehmen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn! Daß Polen kein Gegenstand ausschließlich deutscher Politik sein kann, daß scheint mir Gothein nicht genug berücksichtigt zu haben. Das eben hat doch aber die gewiß nicht sehr erfreuliche Entwicklung der polnischen Verhältnisse im Kriege erwiesen. Die Lage Polens „zwischen den Großmächten" ist unhaltbar geworden; Naumann hat in seinem ganzen Buche und zumal im letzten Kapitel nachgewiesen, daß, wenn nicht endlich eine völlige Vereinbarung zwischen Wien und Berlin über Polen zuwege kommt, dieses Polen, so wenig klar sein eigener Wille ist, uns verlorengehen wird und wahrscheinlich auch sich selbst! Der Anfang zur neuen einverständlichen Regelung polnischer Fragen scheint durch die jüngste Erklärung der beiderseitigen Regierungskommissare im Staatsrat gemacht worden zu sein; hoffen wir, daß es nicht bei diesem Anfang, der — gerade auch im Sinne der Vorschläge Naumanns — der verwaltenden Tätigkeit des Zukunftsstaates neben dem gegenwärtigen Okkupationsstaat größeren Raum gibt, schon wieder ein Ende haben wird.

R. E. May / Die Grundlage der Kriegsernährung in Deutschland und England

2.

Nun ist wohl zu beachten, daß wir in unserer Rechnung die animalische Nahrung ganz ausgeschaltet haben. Diese wird ja aber auch dann nicht aufhören, wenn wir alle für menschliche Ernährung in Betracht kommenden Nahrungsmittel dieser direkt zuführen. Das ist in unserer Rechnung ja aber nicht einmal geschehen. Rüben — auch die Futterrübe — und Gemüse haben wir — auf deutscher Seite — ganz unberücksichtigt gelassen. Trotzdem sind wir pro Kopf und Tag auf rund 70 Gramm Eiweiß und 3060 Kalorien gekommen, 13 v. H. mehr Eiweiß und 33 v. H. mehr Kalorien als wir in Friedenszeiten gehabt haben! In diesen war etwas über die Hälfte unseres Eiweißkonsums und etwas über ein Drittel unserer Kalorienzahl tierischen Ursprungs (rund 32 Gramm Eiweiß und 850 Kalorien). Eiweißkonsum und Kalorienzahl tierischen Ursprungs würden natürlich zurückgehen, wenn wir zur besseren eigenen Ernährung den Tieren Nahrung entziehen. Wenn wir die Schweinefleischproduktion, die in Friedenszeiten 63 v. H. unseres Fleischkonsums deckte, so reduzieren, daß sie nur noch 13 v. H. unserer Friedensration liefert — was gleichbedeutend wäre mit einer Reduzierung unseres Schweinebestandes auf 5 Millionen Stück —, dann haben wir wahrscheinlich eine Kriegsfleischration in Höhe von 50 v. H. der Friedensration. Es würde uns das ermöglichen, den Eiweißüberschuß unserer vorwiegend pflanzlichen Kriegsnahrung zur Steigerung der Milchproduktion zu verwenden und so die Fettkopfquote zu erhöhen, die bei einer Eiweißernährung, die überwiegend pflanzlichen Ursprungs ist — die Kalorienzahl war auch bei unserer Friedensnahrung schon zu zwei Dritteln pflanzlicher Herkunft —, allerdings herabgesetzt wird. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß eine Erhöhung der Fettkopfquote nicht auch bei überwiegend pflanzlicher Eiweißernährung möglich wäre. Wir kommen auf diesen Gegenstand noch zurück.

Selbst ohne Gemüse- und Obstkonsum kamen wir in Tabelle 2 pro Kopf und Tag auf 69 Gramm Eiweiß und 3065 Kalorien. Wird die einheimische tierische Nahrungsmittelproduktion auf die Hälfte herabgesetzt, so liefert sie uns (die Fettfrage schalten wir hier aus, aber 20 Gramm Fett liefert sie uns auch dann noch) etwa 16 Gramm Eiweiß. (Siehe: Der Nährwert des deutschen Volkskonsums, Schmollers Jahrbuch 1917 II, S. 122) und 300 Kalorien pro Kopf und Tag. Wir kommen dann an pflanzlicher und tierischer Nahrung zusammen auf 85 Gramm Eiweiß und 3350 Kalorien gegen 61 Gramm Eiweiß und 2300 Kalorien in Friedenszeiten.

Wir wollen ja aber gar nicht üppiger leben als vor dem Krieg. Was die Fettrationen anbelangt, so können wir es auch nicht — wenigstens nicht durch Reduzierung der Schweinezucht. Und hiermit kommen wir auf einen sehr beachtenswerten Vorschlag, den Dr. Walter Claaßen in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse" (Nr. 22, vom 17. März 1917) macht. Er klagt, daß der Oelfruchtbau durch unsere Zollpolitik zugrunde gerichtet worden ist und verlangt, daß auf der bisher mit Schweinefutter (Roggen, Gerste und Kartoffeln) bestellten Fläche, die er auf 3 Mill. Hektar schätzt, Oelfrüchte angebaut würden. Das würde unsere Fettration auf 50 Gramm pro Kopf und Tag bringen und gleichzeitig unseren Friedensbedarf an Oelkuchen aus eigener Produktion decken. Es würden dadurch 345 000 Tonnen mehr Fett gewonnen werden, als die mit dem Körnerertrag der gleichen Fläche aufgezogenen Schweine liefern, und außerdem 1 500 000 Tonnen Oelkuchen, die unsere Milcherzeugung verdoppeln würden.

Die 3 Millionen Hektar, die Claaßen für Oelfrüchte verlangt, machen etwa den sechsten Teil der Fläche aus, die uns jetzt die „wichtigsten Nährfrüchte" liefert (siehe Tabelle I b). Wenn sich dieselbe infolge der Ausführung seines Vorschlages um 1/6 verminderte, würde die von ihr zu erwartende Ernte pro Kopf und Tag immer noch 58 Gramm Eiweiß und 2500 Kalorien liefern. Das berechnete Plus des Fettertrages (22 Gramm pro Kopf und Tag) würde weitere 200 Kalorien liefern, das Plus des Milchertrages, wenn es ganz der menschlichen Ernährung zugute kommt, weitere 8 Gramm Eiweiß und 40 Kalorien. Ohne Berücksichtigung der übrigen tierischen Nahrung kämen wir also immer noch auf eine Eiweißkopfquote, die größer ist, als die Bevölkerung sie in Friedenszeiten hatte und auf eine Kalorienkopfquote, die den Friedensdurchschnitt der Gesamtbevölkerung noch um 19 v. H. übersteigen würde.

Die 3 Millionen Hektar brauchten aber gar nicht von der Fläche genommen zu werden, die uns die wichtigsten Nährfrüchte liefert. Wir haben ja noch Flächen genug, die heute ausschließlich Nährfutter liefern. (Siehe Tabelle Ia, Anm. 2.)

Natürlich läßt sich der Claaßensche Plan nicht von heute auf morgen und gewiß nicht für die nächste Ernte schon durchführen, wenngleich auch sie schon uns einen größeren Oelfruchtertrag bringen wird. (Prof. Martiny, Gr. Lichterfelde berechnet in den „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Ges." vom 26. Mai daß, um durch Anbau von Gerste über die Schweinemast die gleiche Menge reinen Fettes zu gewinnen, welche durch Anbau

Digitized by Google

von Raps und Rübsen erzielt werden kann, nahezu die vierfache Fläche erforderlich ist. Dabei ist die Steigerung der Milchproduktion durch die 55 v. H. bei der Oelgewinnung abfallender Kuchen noch nicht mit berücksichtigt.)

Wir werden aber in der nächsten Ernte schon (ja schon heute tun wir es) in großem Umfange für die menschliche Ernährung geeignete Nahrung, die sonst verfüttert wurde, der menschlichen Ernährung erhalten. Ehe wir auf diesen Punkt näher eingehen, sei jedoch noch erwähnt, daß bei stark verringertem Schweinebestand sich von selbst die mit Kartoffeln bestellte Fläche verringern dürfte, wodurch sie für stärkeren Körneranbau und stärkeren Zuckerrübenbau frei würde. In beiden Fällen würden für die Volksernährung wertvolle Erträge erzielt. Eine Verringerung des Kartoffelanbaus empfiehlt sich in diesem Jahr schon dadurch, daß der Wiederanbau von Kartoffeln, deren Ertrag im Vorjahr durch Krankheiten so sehr reduziert worden ist, auf demselben Boden leicht zu nochmaligen großen Einbußen führt.

Die Grundlage der deutschen Volksernährung ist während des Krieges durch die deutsche Wissenschaft außerordentlich erweitert worden. Die Errungenschaften derselben leisten der Kriegsernährung bereits heute große Dienste. Das wird bei der kommenden Ernte — mag sie nun in die Kriegs- oder bereits in die Friedenszeit fallen — in noch viel größerem Maße der Fall sein. Von der Futterhefe als eiweißhaltiger Nahrung hat die Presse — vielleicht sogar in etwas überschwenglichem Maße — die Oeffentlichkeit bereits orientiert. Technischer Schwierigkeiten wegen ist es fraglich, ob der Landwirtschaft schon in Bälde große Mengen derselben werden zur Verfügung gestellt werden können. Es ist aber eine andere Ersatzfutterherstellung ausgebildet und vervollkommnet worden, für die uns das Rohmaterial fast unbegrenzt zur Verfügung steht. (Es waren im Durchschnitt der Jahre 1912/14 etwa 60 Millionen Tonnen.) Wir lernen sie am besten aus einem Vortrage kennen, den der berühmte Leiter des Tierphysiologischen Instituts der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, Geheimrat Prof. Zuntz am 23. Februar d. J. vor praktischen Landwirten und Verwaltungsbeamten gehalten und dann in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ (vom 24., 28. und 31. März) veröffentlicht hat. Wir geben daraus folgende Stellen wieder, auf deren Inhalt wir schon wegen des späteren Vergleiches mit englischen Verhältnissen besonderen Wert legen.

Nachdem Zuntz bereits vorher bemerkt hatte, daß wir mit den modernen Hilfsmitteln der Strohaufschließung den Nährwert des Weizenstrohs leicht auf das Vierfache erhöhen können, und es so zu einem wertvollen Mastfutter werden wird, fährt er fort:

„Sie wissen, daß von allen Bestrebungen zur Erzeugung von Ersatzfutterstoffen diejenigen am wirksamsten sind, welche die Zellulose des Strohs durch Kochen mit Alkalilauge nahezu vollkommen verdaulich machen. Wir erzielen auf diese Weise aus Stroh ein Futter, das uns im größten Umfang bei Wiederkäuern, in erheblichem bei Pferden und bis zu einem gewissen Grade sogar beim Schwein den Bedarf an Stärkewerten deckt. Diesem Futter fehlt aber der nötige Eiweißgehalt, und es ist außerdem so geschmacklos, daß es besonderer Hilfsmittel bedarf, um es vollwertig zu machen. Hier kommt in erster Linie der Anbau eiweißreicher Futtermittel in Frage, wenn man die großen Strohvorräte voll ausnutzen will. Man wird in dem Maße, wie man das Strohfutter, auf dessen Bereitung ich noch etwas näher eingehen werde, in größerem Umfange benutzt, eiweißreiche grüne und Trockenfutter produzieren müssen.“

Zuntz gibt dann Mittel an, wie man „bei knappem Eiweißgehalt des Futters einen erheblichen Teil desselben durch Ammonsalze ersetzen kann“. „Diese Fähigkeit des Ammoniaks, für gewisse Funktionen des Eiweißes einzutreten, gilt aber nur für Wiederkäuer.“ ..... „Zur Beurteilung des Nährwertes des aufgeschlossenen Strohs möchte ich nur erwähnen, daß wir in Versuchen am Pferde den von Oexmann hergestellten mit 20 v. H. Melasse getränkten Strohstoff fast vollständig verdaulich fanden, daß wir feststellten, daß seine Verdauung mit sehr viel weniger Kraftaufwand erfolgt als die von Heu oder gar von gewöhnlichem Stroh. Beim Vergleich mit Hafer und Heu fanden wir, daß ein Kilogramm Strohstoff mit 20 v. H. Melasse bei Beigabe von ganz wenig Protein 2,55 Kilogramm Heu oder 0,92 Kilogramm Hafer vollwertig vertrat. Entsprechend hoher Nährwert des Strohstoffs wurde von Kellner beim Rinde, von Fingerling beim Schwein nachgewiesen. Während man aber beim Pferde 3—4 Kilogramm, beim Rinde noch erheblich größere Mengen Strohstoff verfüttern darf, verwertet das Schwein bei etwa 80 Kilogramm Gewicht nur rund 500 Gramm. — Durch den Kriegsausschuß für Ersatzfutter, ferner durch die von Professor Lehmann unterstützte Firma Bromberg u. Co., Berlin W 30, wird jetzt den Landwirten Gelegenheit geboten, die Apparate zum Aufschließen des Strohs in der eigenen Wirtschaft einzurichten. Das gewonnene Kraftstroh kann in feuchtem Zustande, wie es anfällt, verfüttert werden. Je nach der Stärke der benutzten Lauge, der Kochdauer und je nachdem man in offenen Gefäßen oder unter Druck, mit oder ohne nachheriges Einblasen von Luft in das Kochgut aufschließt, erzielt man verschiedene Grade der Verdaulichkeit zwischen 50 und 95 v. H. der organischen Substanz des Strohs.“

Zuntz weist rechnerisch nach, daß durch die Aufschließung des Strohs ein mit Weizen bestellter Hektar Boden jetzt fast ebensoviel Kalorien liefert wie ein mit Kartoffeln bestellter.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen uns, daß wir schon jetzt einen großen Teil unserer Fleisch- und Fettproduktion mit Futtermitteln erzeugen können, die weder direkt noch dadurch der menschlichen Ernährung entzogen werden, daß sie auf Flächen geerntet wurden, die der Erzeugung für menschliche Ernährung in Betracht kommender Nahrungsmittel hätten dienen können. Sie zeigen uns auch, daß wir damit rechnen können, daß wir von der nächsten Hafer- und Gerstenernte einen viel größeren Teil der menschlichen Ernährung werden zuführen können, als wir das bei früheren Ernten konnten. Damit würde auch die Fettration erhöht werden, da das Hafermehl 4,1 v. H. Fett (das Gerstenmehl 1,5 v. H. Fett) enthält, Roggen- und Weizenmehl aber nur 0,9 v. H. Fett.

Anfang November des Vorjahres schlug ich in einer Eingabe an das Kriegsernährungsamt vor, die Kleie, in die der Keim des Getreides gelangt, der 12,5 v. H. Fett enthalte, zu entfetten. (Siehe Neue Hamb. Börsenhalle, vom 8. November 1916.) Jetzt sind die Mühlen angewiesen, die Keime auszuscheiden. Sie werden entfettet, liefern 10 v. H. Fett und 90 v. H. Nährmehl, das 40 v. H. Eiweißgehalt hat, — mehr als dreimal so viel Eiweißgehalt als das Ei. So lassen sich jetzt aus der deutschen Getreideernte etwa 10 000 Tonnen Fett und 100 000 Tonnen Nährmehl gewinnen, die bisher durch den Tiermagen gejagt und nur einen Bruchteil ihres Nährwertes wiedergaben. Der Eiweißgehalt der 100 000 Tonnen Keimmehl entspricht demjenigen von 6 Milliarden Eiern, während die ganze deutsche Eierproduktion vor dem Kriege — die 60 v. H. unseres Eierkonsums deckte — nur 5 Milliarden Eier betrug. Der Keim macht beim Roggen bis zu 1,1 v. H., beim Weizen ½ v. H. des Korngewichtes aus. Auch Mais wird jetzt entölt. Es werden bis zu 5 v. H. Oel daraus gewonnen. Rechnet man mit einem Durchschnitt von 2 v. H. (Anfangs gelang es nur ½ v. H. herauszuziehen), so liefert jeder Waggon Mais 5 Zentner Margarine. In normalen Jahren erntet Rumänien 3 Millionen Tonnen Mais. Die Ernteaussichten sollen gut sein. Der von uns besetzte Teil dürfte einen Ertrag von mindestens 2 Millionen Tonnen Mais liefern. Wenn wir ihn uns mit Oesterreich und der Türkei teilen, können wir aus unserer Million Tonnen außer dem Maismehl noch 2 Millionen Zentner Margarine herstellen.

Es ließen sich leicht noch mehr Beweise dafür anführen, daß wir bei der kommenden Ernte aus dem gleichen Ertrag wesentlich mehr menschliche Nahrung gewinnen werden als bei der vorigen Ernte. Es kann also auch eine schlechtere Ernte weiterreichen als die vorige.

Schluß folgt.

Digitized by Google

Haese / Der Dorfjunge in den Flegeljahren

Die Flegeljahre sind etwas Selbstverständliches im Menschenleben, weil sie auf körperliche Ursachen zurückzuführen sind. Wir alle haben sie durchgemacht und sehen ihre Erscheinungen noch täglich an Kindern und Kindeskindern. Nur der Flegel selbst merkt sie nicht, weil für jeden Menschen seine augenblickliche Lebensverfassung natürlich und selbstverständlich ist. Denn hier wirken körperliche Ursachen mit, und wenn dabei auch einmal dumme Streiche herauskommen, so kann man daraus nicht schließen, daß der betreffende Flegel von Grund auf ein böser Mensch sei. Die Flegeljahre kommen bei Jungen und Mädchen vor. Beim Mädchen bezeichnet man sie wohl allgemeiner als Rangenjahre. Das ist dasselbe, was bei den Jungen Flegeljahre heißt.

Die natürlichen Ursachen der Erscheinung der Flegeljahre sind in einer großen Umwälzung des körperlichen Zustandes im Höhepunkt des Wachstums (Optimum) zu suchen. Uns allen ist das Alter bekannt, das man auch mit einem etwas derben Worte die „Freßjahre" bezeichnet. Diese Erscheinung ist nicht beim Menschen allein zu beobachten. Beim Pferde nennt man ein zweijähriges Fohlen einen „Fresser". Dieses Wort sagt schon für sich, was darunter zu verstehen ist. Diesen zweijährigen Pferden entsprechend ist auch der Junge ungefähr zwischen 12 und 16 Jahren. Er wird niemals satt. Er kann immerzu essen, auch wenn es nicht gerade Leckerbissen sind. Ich entsinne mich z. B. noch der Zeit, als ich im Alter von 12 Jahren mit anderen Bauernjungen zusammen bei gemeinschaftlichen Privatstunden der Reihe nach abends große Kanten Brot mitbrachte, nach unseren heutigen Begriffen ungefähr ein halbes Brot, und auch sonst noch Eßbares. An den meisten Abenden fanden wir ein Vergnügen darin, das Brot zu verteilen und trocken herunterzuessen. Das Brotessen war für uns ein wesentlicher Teil der Privatstunden geworden. Das Mitbringen des Brotes ging der Reihe nach herum, und an einem solchen Nahrungsmittel war auf dem Lande keine Not. Das Beispiel sagt uns jedenfalls über den Zustand in den Freßjahren sehr viel.

Mit der außerordentlichen Vergrößerung der Nahrungsaufnahme in diesen Jahren schreitet auch das Wachstum einher. Die Anzüge müssen immer auf „Zuwachs" berechnet werden, die Hosen sind ständig zu kurz. Die körperliche Kraft macht sich stärker geltend. Alle Bäume werden erklommen, und das Klettern steht ganz besonders im Vordergrunde. Die höchsten Gipfel werden erstiegen, und bei großem Sturme, namentlich im Herbst ist es ein großes Vergnügen, sich in schwankendem Gipfel vom Winde hin und her schaukeln zu lassen.

Diese Vorliebe für hohe Bäume verrät schon, daß sich auch der Geist in einem anderen Fahrwasser bewegt als bei einem älteren, gereiften Menschen, der seltener Lust verspürt, die Bäume zu erklettern. Es steckt etwas Unbestimmbares im Geiste, ein Gemisch von Kraftgefühl, Sehnsucht, Uebermut, feinsinniger Romantik, überfeinerter Gefühlsempfindung und Schwermut. Goethe hat auch einmal diese abwechselnde Stimmung, die durch allerhand Gefühle hervorgerufen wird, treffend gekennzeichnet:

„Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Hangen und Bangen in schwebender Pein.
Himmelhochjauchzend,
zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele,
die liebt."

Wenn auch hier bei Goethe dem Liebesgefühl schon eine große Bedeutung beigemessen wird, so kann in den Flegeljahren von einem klaren Liebesgefühl noch nicht die Rede sein. Aber die Flegeljahre sind und bleiben eine große geistige Umwälzung, eine Revolution. Sie sind ein Neuwerden, eine kraftvolle Schöpfung des Neuwerdenden tritt in den Flegeljahren uns vor die Augen, so wie die starkquellenden Knospen an Bäumen und Sträuchern an einem warmen Märztage, an dem man die Knospen fast wachsen, hören und sehen kann. Die Naturwissenschaft bezeichnet solche starkwirkenden Lebenskräfte als ein Optimum. Dieses Optimum ist auch in den Flegeljahren zu finden.

Zu der Eigenart jeder Flegelstimmung gehört auch ein Streben nach dem Großen, dem Unsterblichen, in dem sich das Gefühl austoben kann. Es wird wohl kaum einen geistig regsamen Menschen geben, der nicht in Flegel- und Jünglingsjahren Gedichte gemacht hat, große Romane zu schreiben begann, wichtige Tagebücher zu führen wußte, und was dergleichen mehr ist. Es ist gut, wenn ein Flegel solche Geheimnisse von Idealen recht lange behält und sie vor anderen Augen auch zu wahren weiß. Denn nicht jeder braucht ein Dichter oder ein Romanschreiber zu werden, aber die Grundstimmung dazu muß in jedem vorhanden sein, und diese zeigt sich nicht deutlicher als gerade in den Flegeljahren. An solchen Gedankentrieben ringt sich Gefühl und Innenleben, Wille und Kraft empor, bis sie gefestigt, groß dastehen.

Aber die Unklarheit, die wechselvolle Stimmung, der Mangel an Gleichmäßigkeit und Sicherheit, der ist auch in den ganzen Handlungen des Flegels zu erkennen. Er tappst häufig vorbei, bald nach links, bald nach rechts. Der Volksmund bezeichnet ihn sehr treffend, wenn er von diesem Jungen sagt: „Er benimmt sich wie ein Kalb", oder: „Er ist wie ein junger Jagdhund." Bei diesen Tieren lassen sich nämlich dieselben Erscheinungen nachweisen. Die Freude am Leben, die Freiheit und Ungebundenheit sind die Hauptsache. Keine Schranke wird geachtet, alles Aeußere ist Nebensache. Der freudvolle und leidvolle Augenblick bleibt die Hauptsache. Nur das Kraftgefühl ist da und macht sich geltend.

Aber was richtet dieses Kraftgefühl nicht alles an. Täglich macht der Junge Dummheiten, über die Vater und Mutter den Kopf schütteln, schelten oder strafen müssen. Es reißt nicht ab. Das Gefühl der Kraft, das den Jungen auf die Bäume und wohl auch auf die Dächer der Häuser treibt, das ihn zu großen Wanderungen in Wald und Feld anreizt, das zeigt sich auch in seinen Handlungen. Vor allen Dingen kommt es in den Jugendprügeleien zum Ausdruck, die selbst oft bis auf den Knüppel hinausgehen. Kraftvolle Spiele werden ja immer in diesem Alter bevorzugt. Daraus erklärt sich auch die Vorliebe für das unschöne Fußballspiel. Auch das Treiben von Holzscheiben, in meinem Heimatdeutsch „Bunzeln" genannt mit großen gebogenen Knüppeln, ähnlich dem Hockeyspiel, die kraftvolle Durchführung mancher Spiele, wie das Knotspiel, bei dem man einen kurzen, zugespitzten Holzpflock mit einer Holzkelle weithin treibt, so daß die Fenster oft gefährdet sind, das sogenannte Sauspiel, bei dem die Sau, ein faustgroßer Stein, mit großen, schweren, gebogenen Knüppeln getrieben wird, das waghalsige Rodeln, das fast auf sämtlichen Dörfern verbreitet ist, wo nur ein Berg oder sonst eine Anhöhe zu finden ist, das ausgelassene „Fuchs aus dem Loch", bei dem mit fast zu Steinhärte hergestellten Knoten derber Taschentücher der Fuchs ins Loch hineingetrieben wird, das alles und noch vieles mehr deutet auf die große Kraft hin, die sich in diesem Lebensalter Geltung verschaffen muß. Aber es bleibt nicht bei diesen verhältnismäßig unschuldigen Kraftäußerungen, sondern sie machen sich häufig auch auf Gebieten bemerkbar, wo das Wohl unseres Nächsten betroffen wird, und dort liegt der größte Teil der allgemein bekannten dummen Streiche. Wohlgemerkt liegt in dem Ausdruck „dummer Streich" zugleich die Entschuldigung für den Streich, und der Ausdruck Streich in der Erinnerung an das Wort Eulenspiegelstreiche ist ja auch schon eine Entschuldigung. Aber die Flegeljahre kennen noch nicht die Grenze für die Rücksichtnahme auf andere. Da kommt es bei Schlägereien, bei Parteinahme und Spielen häufig vor, daß selbst der Freund gründlich durchgebleut wird. Da werden die Obstgärten der Nachbarn gründlich revidiert. Das eigene Obst schmeckt nicht, trotzdem man es in allen Sorten im eigenen Garten hat. Des Nachbars Obst muß geholt werden, und zuweilen schreckt auch der Hütejunge nicht davor zurück, es im Sack in seine Feldhütte zu schleppen, in dem Sack, den er, einen Zipfel in den anderen gesteckt, als Kopf- und Körperschutz gegen das Wetter gebraucht. Daß den Jungen dabei das Gefühl einer gewissen Unschuld und auch die Geistesgegenwart nicht verläßt, geht aus einem wirklichen Erlebnis hervor, bei welchem der Eigentümer des Gartens unter dem Baume dem auf dem Baume sitzenden Dieb die schärfsten Schimpfworte zurief und

Digitized by Google

ihm befahl, sofort herunterzukommen. Erst als der Gartenbesitzer sich dazu verstand, ein gewisses Scheinversprechen zu geben, nicht schlagen zu wollen, kam der Dieb herunter, streckte dem Eigentümer die Hand hin und sagte freundlich zu ihm: „Guten Tag, Herr Witt.“ Der Angeredete war über die Geistesgegenwart sehr erstaunt und gab dem Jungen wieder die Hand, der im nächsten Augenblick Reißaus nahm und auf der Straße verschwand.

Ein ausgezeichnetes Beispiel für diesen Obstdiebstahl habe ich in meiner Jugend auch darin erlebt, daß uns der Pächter eines großen Gartens im Dorfe verschiedentlich persönlich die Einladung zuteil werden ließ, doch seinen Garten zu jeder Zeit aufzusuchen. Ich war zu dieser Zeit in einem Pfarrhause. Der Pfarrer, ein hochehrenwehrter Mann, an dessen schönes Heim ich heute noch gern denke, hatte einen gleichaltrigen Sohn. Er stand zu dem Gutspächter in keinem sehr günstigen Verhältnis, und dennoch erhielten wir diese Einladung. Worauf ist diese wohl zurückzuführen? Nach heutiger Ueberlegung doch allein auf den Umstand, den schönen Garten uns nicht als ein wichtiges Objekt des Begehrens geheimzuhalten, sondern uns immer wieder einzuladen. Denn ich entsinne mich noch heute, daß wir nur wenige Male in diesen Garten gegangen sind und daß uns die freundliche Einladung vom eigentlichen Obstdiebstahl direkt zurückgehalten hat. Der Gutspächter hat in dieser Handlung eine so gesunde und natürliche Pädagogik verraten, wie sie bei den Fachpädagogen oft gar nicht zu finden ist.

Schluß folgt.

Gottfried Traub / Verhängnis

Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, nach dir. Psalm 42.

Die Sonne brennt, die Sonne brennt, die Sonne brennt. Das Land lechzt nach Regen und bittet um Tropfen aus der Wolken Schalen. In gleichmäßigem Schritt schreitet die Majestät der Sonne ihren Weg und leuchtet über Berg und Tal. Weizen und Gerste rufen nach Wasser, Gräser schauen aus nach kühlem Tau. Wer gibt ihnen Labung? Machtlos steht der Mensch. Wenn der Himmel nicht will, offenbart sich der Sterblichen Ohnmacht. Seine Tür bleibt verschlossen. Wünsche fliegen hindurch; Bitten und heißes Gebet steigen auf. Unabänderlich steht der Wille des Ewigen, und seine Wetter und Winde gehorchen sicheren Gesetzen. Unser Herz bäumt sich auf. In Stücke zerschlagen möchten wir die blaue Himmelswand; zwingen möchten wir die Wolken, daß sie sich empören und einen Bund mit unserer Erde schließen; einbohren möchten wir uns in die Bahn, da der Sonnenwagen fährt, damit er entgleise und einen Augenblick der Feuerball verschwinde. Aber alles Rufen ist umsonst. So führt kein Weg zum Himmel. Nur das Verhängnis selbst gewinnt an Unwiderstehlichkeit, und wir werden noch ärmer an Kraft, zu tragen und stille zu sein.

Sicherlich ist's an anderen Orten anders gegangen. Gewitter brachen auf wie Quellen in der Wüste. Regen kam wie die Braut zum Bräutigam. Wir fuhren durch herrlich stehende Saaten, und unser Auge trank die dichte Flut des Laubs. Deutschland ist nicht verlassen. Wo ein Glied leidet, leiden zwar alle; aber wo an einem Ort Freude kam, freuen sich auch alle mit. Das Los fällt aufs Erträgliche. Aber wenn es unerträglich würde? wenn ein Verhängnis über uns walten sollte? wenn uns der Himmel den Sieg erschwerte und uns bekämpfte zusammen mit der ganzen Welt, die in Waffen gegen uns starrt? Dann verstehen wir so einen Schrei, wie den des Hirsches nach frischem Wasser, wie den eines Volkes nach seinem Gott, dann kommt die Glühprobe.

Auch dann fürchte ich keinen Untergang. Auch dann würde es nur Prüfung werden. Glauben ist leicht, solange man alles hat und berechnet. Glauben fängt aber erst an, wenn jeder Schein dawider spricht und alle Aengste uns umgeben. Heute hebt der innere Kampf um des Glaubens Sinn erst an. Schilt uns, Himmel, daß wir kleingläubig wurden, weil uns der Barometer eiserne Stirn zeigt. Du hast recht, wir waren klein geworden. Du hast unsere Augen viele Wunder schauen lassen in diesen Jahren! Wir sind verwöhnt. Warten wir noch ein Weilchen, sein stille und ruhig, und trotzen nicht gegen Gott, sondern mit ihm. Dann wird die Hoffnung der Feinde zuschanden und ihre Pläne zerschellen wie Glas am Riff. Aber jubeln will ich, wenn die Wolken die Sonne bedecken, aufatmen will ich mit Gras und Kraut wie ein Gefangener, der in Freiheit schreitet, wenn des Regens Kühle das Land umfängt. Bis dahin, sei stille, meine Seele und harre. Wir werden noch danken wie für dieses Winters hartes Regiment, so für dieses Sommers stolzstarrende Glut. Glaube!

Büchertisch

Wilhelm v. Humboldt.
Geb. am 22. Juni 1767.

Hundert und fünfzig Jahre, seitdem er geboren! Und noch immer ist seine Zeit nicht gekommen, die Zeit, da endlich das ganze Volk weiß von ihm, da seine Gedanken in ihrer unendlichen Fülle, Weite und Tiefe der Herd unseres Geisteshauses sind, ein Feuer, an dem wir die Fackel unserer Zukunft entzünden!

Er war viel mehr, als der er abgestempelt gilt, mehr als nur der ebenbürtige Freund Schillers und Goethes, mehr als der klassische Repräsentant des deutschen Humanismus in Bildung und Gesinnung, mehr als der hervorragende Gelehrte, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, mehr als der liberale Staatsmann großer Linie: Er war — wie wollte ich das mit wenigen Worten sagen! — er war der Deutsche, dessen Menschentum alle seine Werke überdauern wird, dessen Menschentum die Frucht ist glücklichster Anlagen: eines genialen, weltweiten, abgründigen, unendlich beweglichen Verstandes, einer höchst differenzierten Sinnlichkeit mit starkem Willen zur Form, bezogen auf die Bildung seiner selbst, seiner Persönlichkeit, seiner Erscheinung, seines Lebens und seiner Umgebung, auf der anderen Seite aber beharrlicher, in der Jugend sogar quälerisch genauer sittlicher Selbsterziehung.

Dies Menschentum und sein Schicksal fesselt in der Jugend, ist helle Freude für uns in den Jahren raschen und großen Aufstiegs, ist wie eine Blüte von seltener kostbarer Schönheit in den Jahren der ersten Reife, des leidenschaftlich tiefen Selbstgenusses in den römischen Jahren Wilhelm v. Humboldts, Jahren einer Innerlichkeit, in der das Glücksgefühl leicht sich zur Trauer wendet. Dann aber riß das Unglück Preußen-Deutschlands den großen Einsamen in die Tätigkeit am Ganzen der Nation; das Menschentum entfaltet sich zu höchster Wirkung, wird absichtslos sozial und wächst am Wirken auf zu größter innerer Freiheit, Reife und Vollkommenheit. Es war die Tat, die den Mann der Idee auf die nur ihm mögliche Höhe stellte. Und nun breitet sich die Welt um seinen Geist, der sie durchdringt, ein fast heroisches Schauspiel der Philosophie, erhebend und erschütternd zugleich die völlig beherrschte Wechselwirkung von Welt und Innerlichkeit, begleitet vom Zauber der Heiterkeit, die alle Grade kennt von tiefer menschlicher Güte bis zu harmlosem Spott und ablehnender Ironie.

Ich glaube fest daran, daß der Individualismus Wilhelm v. Humboldts die höchste Richtung ist, die dem deutschen Geiste eigentümlich und möglich ist, die Richtung, an die das Ideal von neuem Menschentum anknüpfen muß, das Ideal, an dem die Jugend schafft, die aus dem Kriege heimkehren wird.

Denn dieser Individualismus Wilhelm v. Humboldts ist jeder Zeit und jeder Weltlage gewachsen, ist in seiner Wirkung sozial: er bezieht die Notwendigkeiten des Ganzen, des Staates und Volkes als subjektives Erlebnis in sich.

Er hat die Probe bestanden! Als vor hundert Jahren Staat und Volk ähnlich Schweres durchzumachen hatten, da schrieb Humboldt anläßlich der Schlacht bei Leipzig und des Heldentodes von Theodor Körner an seine Frau:

6. Dezember 1813.

„B. soll jetzt, seit der Schlacht bei Leipzig, doch eine Reue anwandeln, daß er bei diesen ganzen ungeheuren Ereignissen müßig gewesen ist. Ich fühle auch, daß es jedem schwer auf dem Gewissen

lasten muß. Ich, zum Beispiel, so ruhig ich an anderen Dingen arbeiten kann, wenn auch wer weiß was um mich geschieht, und so wenig ich innere Neigung habe, mich in die Welthändel zu mischen, wäre doch sicher, wenn mich dieser Krieg noch so gefunden hätte, wie wir ehemals lebten (H. lebte Jahre als Privatmann, seit 1810 war er Gesandter in Wien, im Kriege als solcher im Hauptquartier) in irgendeine Tätigkeit und am allereinfachsten in die militärische bei der Landwehr getreten. Ja, ich gestehe Dir frei, daß ich auch an Alexander (seinem Bruder, dem großen Naturforscher) sein Bleiben in Paris nicht billige. Er konnte allerdings nichts für den Krieg tun, das mit dem, was er dort treibt, vergleichbar wäre. Es wäre auch allerdings ein mit dem, was er tun konnte, ganz unverhältnismäßiger Verlust, wenn er im Kriege verunglückte. Aber das Rechte besteht eben darin, daß man nicht in solchen Fällen den Nutzen abwägt, und auf seine Person Wichtigkeit legen und sich in solcher Art schonen, ist wenigstens außer aller Charakterschönheit. Auch Körners Tod habe ich tadeln hören. Ein Mensch von Talent sollte sich nicht aussetzen. Man kann auf keine unwürdigere Art von Talent, vorzüglich von einem Dichter reden. Das wahre Talent und der wahre Geist, den der Dichter und jeder wahrhaft große Schriftsteller braucht, stammen aus dem Charakter und werden durch ihn genährt. Was nicht so ist, ist in der Wissenschaft mehr oder weniger mechanisch und in der Kunst flach und unbedeutend.

Die Alten empfanden es auch nie anders, und Aeschylus würde es sehr sonderbar gefunden haben, wenn man ihn hätte hindern wollen, bei Marathon zu kämpfen, um einige Trimeter mehr zu machen. Das ist gerade das Edle am Menschen, daß er mit sich selbst wagt, und wie es darauf ankommt, mit seinem Dasein ein freies Spiel treibt!"

Hier ist das Ideal der größtmöglichen Freiheit, der vollkommenen Herrschaft über das Leben; keine Verachtung, sondern innerste Aneignung des Lebens, durch die seine fremde Gewalt über uns überwunden ist.

Durch solche Souveränität bestimmt sich Humboldts Aristokratentum; er war so sehr Aristokrat, daß ihm allerdings keine Gesellschaft genügte, so sehr Aristokrat, daß sich dieser Begriff selbst aufhebt und dem des Demokraten gleichsetzt. Er lernte die Schwächen der Gesellschaft nur zu genau kennen. An ihn, als einen der wichtigsten diplomatischen Unterhändler auf dem kommenden Friedenskongreß, der eine neue Ordnung der Dinge auch in Deutschland herstellen sollte, brachten sie alle ihre kleinen egoistischen Wünsche, Fürsten und Grafen und die Schar der Minister und Militärs. Selbst der Freiherr v. Stein war darunter, er wollte den Johannisberg am Rhein für sich haben. Indem Humboldt von all dieser Menschenkleinheit seiner Frau berichtet, ringt sich ihm der Stoßseufzer los:

„Glaube mir, teure Li, es gibt nur zwei gute und wahrhaft wohltätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte ist, taugt rein weg nichts und wir selbst nur insofern, als wir uns dem Volk nahestellen." (13. Dezember 1813.)

Das Volk hatte er in sein Herz geschlossen in den Soldaten an der Front. Irgend jemand bemüht sich um eine Tröstung für den alten Körner, das Eiserne Kreuz für den gefallenen Sohn oder einen Brief des Königs. „Was können die Könige trösten? ... Die Tat und das Leben des Sohnes sind vollendet und schön, er (der Vater) empfindet beides still, und andere Anerkennung, die daraus von selbst in jedem Gefühlvollen entsteht, würde wenig Wert für ihn haben. Was ist sie auch? Die Besten und Edelsten in unseren Truppen ... kämpfen auch nur um jene stille Anerkennung. Sie bilden eine Schar und Brüderschaft in sich, die sich durch gegenseitiges Bewußtsein billigt und belohnt, tröstet und stärkt. Sie hängen an nichts Aeußerem ..." (6. Sept. 13.)

Könnte das nicht alles heute und von unseren Menschen gesagt sein? Es ist wirklich nicht der äußere Zufall fast gleicher Verhältnisse, nicht einmal die Unveränderlichkeit der Menschennatur, daß diese Aussagen uns so gegenwärtig anmuten, es ist die über den Tag erhobene Abgeklärtheit der Erkenntnis und des Urteils, die ihre Gültigkeit auch in Jahrhunderten nicht verliert.

Schluß mit Angaben über Humboldt-Literatur folgt.

Dr. W. Schotte.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Georg Reimer, Verlag, Berlin W 10

Soeben erschien:

Was wird aus Polen?

von Friedrich Naumann

Preis geheftet 1 Mark

Georg Reimer, Verlag, Berlin W 10

Lehrerin, Norddeutsche

(Mathematik für I, Latein Quinta)

sucht Ferienstellung vom 14. Juli bis 15. August.

Angebote unter **A. B.** an die Geschäftsstelle dieses Blattes. [874

Sanatorien & Bäder

Misdroy | **Christliches Hospiz „Dünenschloß"**

zu jeder Jahreszeit besucht und bestens empfohlen.
Prospekte kostenfrei. ◆ Fräulein Eva Quistorp.

Bitte, berücksichtigen Sie die Inserate in der „Hilfe"

Pension
Hermannsbad
bei Finsterbergen, Thür.
550 m, bei Friedrichroda,
bietet Erholungsbedürftigen besten Aufenthalt. Ruhige geschützte Lage direkt am Hochwald u. Wiesen. Alle medizin. Bäder. Prospekte. Sehr gelobt.

Regenerations-

Wald-Sanatorium
Sommerstein
bei Saalfeld in Thüringen
Äußerst wirksam auch im Winter
und Schroth-Kuren.
Aufklärende Schrift O u. G frei! Sorgsame Verpflegung.

Sanatorium Stolzenberg
in Soden-Salmünster bei Frankfurt-Main.
Schön eingerichtete Naturheilanstalt. Bekannt sorgfältige, individuelle Behandlung und Verpflegung. Beschränkte Patientenzahl. Mäßige Preise. — Prospekte frei!
Ärztl. Leiter: Dr. med. K. Strünckmann.

Kurhaus Michelstadt im Odenwald.
San.-Rat Giggelberger.
Behagliches Kurheim für Erholungsuchende. Gute und reichliche Verpflegung.

Bühlau Sanatorium
Stets geöffnet. Prospekte frei.
Direktion:
Medizinalrat Josef Schreck.

28. Juni 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 26

Anzeigen kosten: die 10mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Univ.-Prof. Dr. P. Mombert:** Staat, Krieg und Volkswachstum in Geschichte und Gegenwart. — **R. E. May:** Die Grundlage der Kriegsernährung in Deutschland und England. — **Generalsekretär Oswald Riedel:** Arbeitsrecht. — **Dr. Walter Heynen:** Louise von François. — **Gottfried Traub:** In blauende Weiten. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 17. Juni.

Die derzeitige russische Regierung hat dem französischen Minister Thomas bei dessen Besuch in Petersburg ein Schriftstück mit auf den Heimweg gegeben, das in der Hauptsache die Forderung einer Konferenz der Ententemächte zur Revision ihrer Kriegsziele enthält, freilich zur Versüßung dieser bitteren Pille auch die Erklärung einschließt, daß die Möglichkeit eines Sonderfriedens einer der alliierten Mächte auf der Zusammenkunft nicht zur Erörterung gestellt werden soll.

Die italienische Ministerkrisis hat einstweilen das Ergebnis gehabt, daß der Kriegsminister und der Marineminister zurückgetreten und durch den General Giardino und den Admiral Triangi ersetzt worden sind. Daneben werden besondere Ministerien für Waffen und Munition und für Kohlenversorgung und Behebung der Verkehrssorgen errichtet. Wo nichts ist, da haben auch neue Ministerien ihr „Recht" verloren. Und wenn man die Minister für Heer und Flotte als Sündenböcke in die Wüste schickt, so wird damit die Lage auf dem Kriegsschauplatz nicht besser. Der ganze Wechsel ist nur ein Zeichen der Unzufriedenheit mit der hoffnungslosen Kriegslage und der wachsenden Nervosität.

Montag, 18. Juni.

Es wird wieder einmal ein Fall bekannt und durch eidesstattliche Aussage der wenigen Geretteten bestätigt, der dem „Baralong"-Fall ebenbürtig zur Seite zu stellen ist. Schiffbrüchige, zum Teil verwundete Seeleute eines gesunkenen deutschen Torpedobootes, sind von den Engländern nicht in ihre Boote aufgenommen, sondern unter Hohnlachen durch Schläge mit Hölzern und Seitengewehren zurückgestoßen worden, als sie sich an einem Kutter festhalten wollten. Ein englischer Offizier griff sogar zur Pistole. — Und das führt im Namen der Menschheit und Zivilisation Krieg gegen die deutschen Barbaren!

In Griechenland fahren die Engländer, Franzosen und Italiener fort, das Land zu besetzen und auszunutzen wie erobertes Feindesland. Das bekannte italienische Blatt „Corriere della Sera" wendet sich im Hinblick auf diesen herrlichen Siegeszug der Schirmherren der Freiheit und des Rechts der kleinen neutralen Staaten mit drohenden Worten gegen die Länder, die noch neutral geblieben sind: „Die Zeiten der Neutralität sind vorbei, die Stunde der großen Entscheidungen ist da. Die furchtsamen skeptischen Neutralen werden besiegt werden." — Ob man in der Schweiz, in Holland und in den skandinavischen Staaten wirklich taub ist gegen solche Töne? Vielleicht heißt es dort doch: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Dienstag, 19. Juni.

Die Tage des Kabinetts Clam-Martinitz in Oesterreich scheinen bereits gezählt zu sein. Die Verhandlungen, die der Ministerpräsident in diesen Tagen mit den Polen wegen Aufgabe ihres Widerstandes geführt hat, sind völlig gescheitert. Der Polenklub hat sogar einen ausdrücklichen Beschluß gefaßt, die jetzige Regierung nicht zu unterstützen und, solange diese am Ruder bleibt, gegen das Budgetprovisorium zu stimmen. Dieser Beschluß der Polen hat zur Folge, daß die Regierung nunmehr einer geschlossenen Opposition aller nichtdeutschen Parteien gegenübersteht, denen sich auch die deutsche Sozialdemokratie anschließt. Das ist weitaus die überwiegende Mehrheit. Graf Clam-Martinitz soll daraufhin den Rücktritt des ganzen Kabinetts angeboten haben; es heißt aber, daß der Kaiser den Grafen statt dessen um eine Umgestaltung des Kabinetts unter seiner Leitung gebeten habe. Das wird jedoch wohl kaum genügen, um die Opposition zu beruhigen. Charmatz behält recht mit seiner Darstellung im letzten Hefte der „Hilfe", daß das österreichische Problem auf die Formel zu bringen sei: welche Regierung wird das Ministerium des Grafen Clam-Martinitz ablösen?

Der schweizerische Bundesrat Hoffmann, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, hat seinen Abschied genommen, weil er bei einem Versuch, der allgemeinen Friedenssache zu dienen, den Einspruch Englands erfahren hat. Der Sozialist Grimm, ein schweizerischer Nationalrat, hatte bei seinem Aufenthalt in Petersburg die schweizerische Gesandtschaft um Uebermittlung eines Telegramms an Bundesrat Hoffmann gebeten, in dem er von einem allgemeinen Friedensbedürfnis Rußlands sprach und von der Möglichkeit von Verhandlungen über Friedensschluß, wenn nur keine deutsche Offensive im Osten unternommen werde; Hoffmann möchte ihn über die Kriegsziele der Regierungen unterrichten, da die Verhandlungen dadurch erleichtert würden. Auf dieses Telegramm hat Hoffmann der schweizerischen Gesandtschaft in Petersburg in chiffriertem Telegramm geantwortet, er habe aus wiederholten Besprechungen mit hervorragenden Persönlichkeiten die Ueberzeugung, daß Deutschland mit Rußland einen beiderseits ehrenvollen Frieden anstrebe mit künftigen engen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen und finanzieller Unterstützung für den Wiederaufbau Rußlands; Nichteinmischung in Rußlands innere Verhältnisse, freundschaftliche Verständigung über Polen, Litauen und Kurland unter Berücksichtigung ihrer Völkereigenart, Rückgabe des besetzten Gebietes gegen Rückgabe des besetzten Gebietes an Oesterreich-Ungarn. Deutschland wolle keine Gebietserweiterungen zum Zwecke der Vergrößerung sowie der politischen und wirtschaftlichen Machterweiterung. — Dieses Telegramm ist von unbefugter Hand entziffert und — beachtenswerterweise — in dem Organ des sozialdemokratischen Führers der schwedischen Ententefreunde, in Hjalmar Brantings „Sozialdemokraten" in Stockholm veröffentlicht worden. In dem Telegramm steht nichts, was nicht in den öffentlichen Erklärungen der deutschen Regierung schon oft unzweideutig gesagt worden wäre. Zudem hat Hoffmann ganz von sich aus, ohne jede Fühlung mit seinen Amtsgenossen vom Schweizer

Digitized by Google

Bundesrat und selbstverständlich erst recht ohne jede Fühlung mit der deutschen Regierung dem Petersburger Gesandten diese Mitteilung zur Weitergabe an Grimm gemacht. Wieso die englische Regierung darin einen unfreundlichen Schritt eines Neutralen sehen will, wäre gar nicht zu begreifen, wenn man nicht die englische Taktik genügend kennte. Man will die wirklich neutrale Regierung bei den Welsch-Schweizern verdächtigen und durch brutalen Druck die Schweiz dazu drängen, sich eine unneutrale Regierung zu geben. Die schweizerischen inneren Angelegenheiten gehen uns nichts an. Niemals würden wir Deutschen den Schweizern vorschreiben wollen, wem sie ihre politische Führung anzuvertrauen haben. Unter den jetzigen Umständen aber werden wir doch die Augen aufmachen müssen, ob da nicht Entente-Tücke eine Wiederholung der Vorgänge anzubahnen versucht, die eben erst in Griechenland zu einem für ein freies Land überaus tragischen Abschluß gelangt sind.

Mittwoch, 20. Juni.

Der Admiralstab gibt das Ergebnis des Unterseekriegesim Monat Mai bekannt. Es sind danach an Handelsschiffsraum insgesamt 869 000 Tonnen versenkt worden. Seit Beginn des uneingeschränkten Unterseekrieges hat unsere Flotte also 3 655 000 Bruttoregistertonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet. Die Verluste unserer Flotte an Tauchbooten sind dabei wesentlich geringer als der Zuwachs durch Neubauten. Wenn also fortan, was bis jetzt freilich noch gar nicht danach aussieht, die Versenkungsziffern kleiner werden sollten, so würde das nichts weiter bedeuten, als daß die Furcht vor Versenkung den Seeverkehr von und nach den feindlichen Ländern immer geringer werden läßt.

Der französische Minister Thomas hat sich auf der Rückreise von Petersburg in Stockholm über die Friedensbedingungen der deutschen Sozialdemokratie dahin geäußert: Der Grundsatz, keine Annexion und keine Entschädigung sei zweideutig. Wenn er Aufrechterhaltung des status quo ante bedeute, so billige Frankreich ihn nicht; besonders nicht, wenn die „Rückgabe" Elsaß-Lothringens und die „Befreiung Armeniens" Annexion genannt werde. — Deutlicher kann man dem Raubgelüste nicht Ausdruck geben, als es der französische Minister hier tut. Aber abgesehen von dem Uebermaß an Heuchelei: auch die Entente wird am Nürnberger Beispiel lernen müssen, daß man niemand und nichts hängen oder annektieren kann, man hätte es denn zuvor.

Donnerstag, 21. Juni.

In Genf ist es im Zusammenhang mit der Amtsniederlegung des Bundesrats Hoffmann zu wüsten Kundgebungen gegen die Mittelmächte gekommen. Eine große Menschenmenge zog vor das deutsche, österreichisch-ungarische und türkische Konsulat und warf unter Hetzreden und Schmährufen die Fensterscheiben ein. Vorm Hause des deutschen Generalkonsulats gelang es einigen Demonstranten, das Wappenschild herunterzureißen. Der Polizei gelang es erst allmählich, die Ruhestörer auseinanderzutreiben und die schlimmsten Schreier — meist junge Leute — zu verhaften. Die schweizerische Regierung hat bereits offiziell ihr Bedauern über den Vorfall ausgesprochen. — Fast gleichzeitig hat sich auch in der italienischen Schweiz ein Zwischenfall zugetragen, der den schweizerischen Behörden wie allen guten Schweizern überhaupt denkbar peinlich ist. Der verbannte Griechenkönig Konstantin ist in Lugano von einem Teile der Bevölkerung durch Beschimpfungen, die bis zu Tätlichkeiten und ernsten Bedrohungen ausarteten, so arg belästigt worden, daß er sich entschlossen hat, Lugano zu verlassen. — An beiden Vorkommnissen in der welschen Schweiz sieht man, was das für eine Zivilisation ist, mit denen die „lateinischen" Nationen die Menschheit beglücken möchten.

Unter dem Druck der völkerbefreienden Entente hat die griechische Regierung dreißig angesehene Persönlichkeiten, darunter Gunaris, Streit, Dusmanis, ausweisen und 103 „unter Aufsicht stellen" müssen, unter diesen Dragumis, Skuludis, Lambros. Nachdem man dem armen Griechenvolk erst den standhaften König geraubt hat, nimmt man ihm also nun auch noch seine besten Politiker, früheren Minister und hohen Offiziere.

Die Italiener haben wieder einmal nach starker Vorbereitung einen Sturm auf die Stellungen bei den Sieben Gemeinden unternommen. Auch dieser Angriff ist blutig gescheitert.

An der Westfront hat es in der letzten Woche keine zusammenhängenden großen Operationen, dafür um so mehr in der Ausdehnung kleine, aber sehr heftige — stets erfolglose — Angriffe der Engländer und Franzosen und hin und wieder auch deutsche Gegenstöße gegeben. Bei Vauxaillon nördlich Soissons sind deutsche Truppen gestern auf einer Front von 1500 Metern in die feindlichen Stellungen eingebrochen. Die Feinde büßten außer schweren blutigen Verlusten über 160 Mann an Gefangenen ein, dazu 16 Maschinengewehre und einige Minenwerfer. Wiederholte feindliche Gegenstöße sind ohne jeden Erfolg geblieben.

Freitag, 22. Juni.

Die Franzosen haben in viermal erneuertem Ansturm vergeblich versucht, die verlorenen Stellungen bei Vauxaillon wiederzuerobern. Nur bei einem kleinen Teilstück nordöstlich von Vauxaillon haben sie schließlich Erfolg gehabt.

Deutsche Truppen haben bei Prunay und am Pöhlberg südöstlich von Moronvilliers feindliche Stellungen erstürmt und an der einen Stelle 30, an der anderen mehr als 100 Gefangene gemacht. Gegen die 400 Meter breite neue Front bei Moronvilliers haben die Franzosen in der Nacht nach dem Sturm sieben heftige Gegenangriffe angesetzt. Sie sind gescheitert.

Das österreichische Ministerium ist geschlossen zurückgetreten, und der Kaiser hat dem Rücktritt zugestimmt, da Graf Clam-Martinitz mit dem Versuch der Umbildung seines Kabinetts keinen Erfolg gehabt hat. Bei dem geschlossenen Widerstand der slawischen Völker war das nicht anders zu erwarten, zumal da auch die deutschen Sozialdemokraten auf die Einladung, daß Karl Renner in das Kabinett eintreten möchte, mit einer Absage antworteten. Die Bildung eines neuen Kabinetts hat große Eile, da die Haushaltsberatung bis zum 30. Juni erledigt sein muß, wenn nicht ein sog. Ex-Lex-, d. i. gesetzloser Zustand, eintreten soll, in dem Steuererhebungen und Gehaltsauszahlungen eigentlich nur zu Unrecht weiter erfolgen.

Die französische und die italienische Sozialdemokratie haben sich beide gegen einen Frieden ohne Annexionen ausgesprochen. Natürlich mit den üblichen heuchlerischen Umschreibungen. Die Franzosen, die den Erwerb Elsaß-Lothringens nicht als Annexion betrachten wollen, sprechen in ihrem Entschluß wieder etwas von einer Volksabstimmung, die aber erst erfolgen soll, wenn zuvor das Land abgetreten ist. Und die Italiener wollen auf keinen Fall auf Trient und Triest verzichten. Die Friedensbedingungen der deutschen Sozialdemokraten werden nicht bloß von den Regierungsparteien, sondern auch von den Sozialisten der Entente als Zeichen deutschen Größenwahns hingestellt. Vielleicht entnehmen Scheidemann und seine Freunde aus solchem Echo auf ihre gut gemeinten Vorschläge doch auch eine Lehre, mindestens die alte Lehre der Spruchweisheit unseres Volkes, daß der Beste nicht im Frieden leben, also auch nicht Frieden schließen kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werden also wohl oder übel weiter kämpfen müssen und uns dabei ohne große Worte vornehmen: wer nicht hören will, muß fühlen.

Sonnabend, 23. Juni.

An der französischen Front bröckelt jetzt fast täglich etwas von dem Anfangserfolg der französischen Offensive wieder ab. Gestern früh haben niedersächsische Truppen am Damenweg südöstlich von Filain ein Frontstück von 1½ Km. Breite und 500 Mtr. Tiefe unter Mitnahme von 300 Gefangenen im Sturm genommen und gegen eine Reihe heftiger Gegenstöße fest behauptet.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht ein interessantes Dokument französischer Eroberungsgier. Danach hat Ribot, der sein der Kammer gegebenes Versprechen der

Digitized by Google

Veröffentlichung der geheimen Abmachungen mit Rußland noch immer nicht eingelöst hat, in der letzten Geheimsitzung der Kammer einige Angaben über ein im Februar zwischen der französischen und russischen Regierung unter englischer Zustimmung abgeschlossenes Geheimabkommen gemacht. In diesem Abkommen wird Frankreich zugesprochen: Elsaß-Lothringen, das Saargebiet, Verfügungsrecht über die Teile der Rheinprovinz, die es braucht — der Rest der Rheinprovinz soll Pufferstaat werden — Syrien. — Man darf gespannt darauf sein, was die Entente und namentlich die französische Regierung zu dieser Entschleierung ihrer Geheimnisse zu sagen hat. Vermutlich freilich wird man nicht den Mut haben, sich öffentlich zu solchen Zielen zu bekennen, die so hübsch illustrieren, was von den sonst üblichen schönen Redensarten der Entente zu halten ist.

In Oesterreich ist an die Stelle des Kabinetts Clam-Martinitz ein reines Beamtenministerium getreten. Es handelt sich ganz offenbar nur um ein Uebergangsministerium, das schnell gebildet worden ist, damit die Haushaltsberatungen des Reichsratsausschusses noch rechtzeitig zu Ende geführt werden können und das Eintreten eines gesetzlosen Zustandes vermieden wird. An der Spitze des neuen Ministeriums steht der bisherige Leiter des Ackerbauministeriums, Sektionschef Dr. v. Seidler. Auch für die übrigen Ministerien werden fast ausschließlich Sektionschefs (wir würden sagen: Ministerialdirektoren) genannt.

Großes Aufsehen haben Mitteilungen erregt, die der österreichische Landesverteidigungsminister Freiherr v. Georgi im Immunitätsausschuß gemacht hat. Nach diesen Mitteilungen sind während des Krieges drei tschechische Regimenter zum Feinde übergegangen. Unter den Offizieren befanden sich sowohl Berufs- wie Reserveoffiziere. Die Tschechen haben in Rußland und anderen feindlichen Ländern Legionen gebildet, die gegen uns kämpften. — Die deutsch-böhmischen Abgeordneten erklärten hierzu, daß der Minister ihnen nichts Neues gesagt; sie seien sogar überzeugt, daß er noch nicht alles gesagt habe.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 17. Juni.

Der Hauptausschuß des Deutschen Städtetages hat sich mit der Lebensmittelversorgung beschäftigt. Scharfe Kritik hat insbesondere die Kartoffelversorgung erfahren. Die Erklärung heißt:

„Der Hauptausschuß des Deutschen Städtetages muß die diesjährige Kartoffelversorgung als eine in ihrem tatsächlichen Ergebnis durchaus mißlungene Maßregel bezeichnen. Versprechungen ersetzen nicht die Lieferungen, lassen vielmehr die mangelhafte Versorgung doppelt hart empfinden. Der Hauptausschuß richtet an die Reichsleitung die dringende Bitte, die Kartoffelversorgung aus der diesjährigen Ernte unter Fühlungnahme mit dem Vorstand des Deutschen Städtetages baldmöglichst zu regeln und dabei die für die Bevölkerung der Bedarfskreise erforderliche Menge unmittelbar nach der Ernte zu erfassen und unbedingt sicherzustellen."

Eine Berechtigung zur Kritik angesichts der Tatsache, daß noch im Mai durch das Kriegsernährungsamt die allgemeine Belieferung mit 5 Pfund Kartoffeln für die Person und Woche als gesichert bezeichnet wurde, während fast unmittelbar danach die Unmöglichkeit dazu feststand, ist zweifellos berechtigt.

Der Verein „Stadtkinder aufs Land" hat bisher über 300 000 Stadtkinder auf dem Land untergebracht, darunter allein aus Berlin 67 000. Ohne Zweifel hat sich mittlerweile die Zahl noch gesteigert und wird sich noch weiter steigern.

Die U-Boot-Spende hat in Hamburg über 572 000 Mark ergeben. Das ist ohne Zweifel eine hohe Summe im Verhältnis zu allem, was schon erlangt und geopfert ist.

Sommerzeit und Beleuchtungsmangel lassen uns den Sommer so viel eindringlicher erleben. Die Juninacht, die gar nicht dunkel werden will, ist einem nie in ihrer Stimmung so nahegekommen, als durch diese stille Folge langer Abende mit der ungestörten sommerlichen Dämmerung der Straßen.

Montag, 18. Juni.

Es ist so ein rascher Sommer. Die Linden blühen schon, und die Rose, die sich morgens erschließt, lebt nur einen Tag, abends sind ihre Blätter schon schlaff. Die Wetterberichte sind aber nicht ungünstig. Die letzten beiden Wochen hätten in den meisten Landstrichen Regenfälle gebracht, das Korn sei zwar niedrig, aber dem Körnerertrag brauche das keinen Eintrag zu tun. Heiße Sommer seien gute Körnerjahre. Auch die astronomische Wissenschaft, von der die ungewöhnliche Kälte ebenso wie die jetzige Hitzeperiode auf Sonnenfleckenwirkungen zurückgeführt wird, sagt eine für die Ernte günstige Wetterentwicklung voraus. — Hier spürt man von Regenneigung noch nichts, aber es ist sehr tröstlich zu lesen, daß es nicht überall so ist, und man getraut sich wieder, diese heiße, kräftig sonnenhafte Juni-stimmung zu genießen.

Eine anscheinend sehr wirksame Organisation, „Vaterländische Volkshilfe", ist in Bayern durch den Volksverein für das katholische Deutschland auf dem Lande organisiert worden. Im Anschluß an die Kriegswirtschaftsstellen ist in jedem Kreise ein Kreisausschuß geschaffen, der, aus Männern bestehend, die das Vertrauen der Bevölkerung genießen, mit Hilfe von Ortsausschüssen drei Aufgaben zu lösen hat: Aufklärung der Landbevölkerung, Hilfe bei der Wirtschaftsführung (insbesondere auch der alleinstehenden Frauen) und Organisation der Sammlungen der Lebensmittel. Es scheint, daß zumal die letztgenannte Aufgabe wirksam gelöst wird.

Ueber die Alster herüber hört man das letzte Glockenläuten von St. Michaelis. Es ist ein aus Wehmut und einem trotzigen „Laß fahren dahin" gemischtes Gefühl, mit dem man daran denkt, daß sich die Glocken in Feuerschlünde verwandeln müssen, um uns zu helfen. Man denkt an das hier schon einmal aufgezeichnete Kreideverschen auf der Tiroler Dorfglocke, die zur Kanonenfabrik gefahren wurde:

„Meine Buaben aus der Gemoan,
Die laß i net alloan,
I geh auch davon
Und werd a Kanon."

Dienstag, 19. Juni.

Die Leistungen der städtischen Jungmannen auf dem Lande finden immer mehr Anerkennung. Nachdem die ganze Anwerbung und Einführung in die Arbeit systematischer als früher eingeleitet ist, zeigt sich eine sehr gute Verwendungsmöglichkeit, die auch darin ihren Ausdruck findet, daß immer mehr angefordert werden. Ueberhaupt hat man aus den verschiedenen Einzelheiten der Berichte den Eindruck steigender Anpassung. Die Lösung der Futterfrage, z. B. durch Ausgestaltung der Laubfütterung, scheint immer besser zu gelingen, so daß aus landwirtschaftlichen Kreisen auch schon neuerdings wieder behauptet wird, daß der Eingriff in die Viehwirtschaft nicht in dem vorgenommenen Umfang notwendig gewesen sei.

Wir trafen einen solchen städtischen Jungmannen — auf dessen dürftige Gestalt und 14 Jahre freilich der zweite Teil des Wortes noch nicht recht paßte — in einem Bauernhof auf einem Ausflug, der wichtig und verständig erzählte, er wolle später etwas anderes werden, aber sich hier erst einmal „ausarbeiten" (und sattessen). So sah die Verwendung der Stadtjungen an diesem Beispiel auch in ihrem eigenen Interesse recht zweckmäßig aus.

Die Schule freilich muß sich angesichts all der lebendigeren Notwendigkeiten mit Ergebung in ihre papierne Entbehrlichkeit finden!

Mittwoch, 20. Juni.

Man liest mit lebendigster Anteilnahme von den Kämpfen in Südtirol und versucht, sich die südlich heiteren, klassisch schönen Züge der Berge südlich der Brenta im Dröhnen der Kanonen vorzustellen. Wann werden dort die Weinstöcke wieder den Frieden der weißen Häuser beschatten.

Die Reichszuckerstelle erklärt das Vorhandensein großer Vorräte in den Raffinerien, das — gerüchtweise bekanntgeworden —

Digitized by Google

natürlich überall die verdrießlich-begehrliche Frage hervorrief: „warum kriegen wir nicht mehr?“ mit einer weiseren Vorausſorge für die kommende Zeit. Man muß immer an die Mutter mit dem Speiſekammerſchlüſſel denken.

Donnerstag, 21. Juni.

Abend für Abend ſtehen Gewitterwolken am Himmel. Aber niemand hat den Optimismus, auf ſie zu vertrauen. In den Gärten praſſeln ringsum die Waſſerſchläuche (wer noch welche hat!), und es nützt doch kaum, um ſchlaffe Blätter wieder friſch werden zu laſſen.

Die Ereigniſſe Grimm-Hoffmann-Branting ſind ſo deprimierend, weil ſie die ſtets wachſende Unmöglichkeit irgendeiner Anknüpfung zur Verſtändigung zeigen. Wie ſoll eigentlich der Weg zum Frieden gefunden werden bei der wachſenden Erſtarrung aller Möglichkeiten auch bei den Neutralen.

Ich leſe im letzten Heft der „Weißen Blätter“ einen Aufſatz über den Beruf, deſſen negative Stellung den neuen Individualismus der Jüngſten klar beleuchtet. Aber wie ſoll mit dieſer Geſinnung die harte und ſchwere Aufgabe der deutſchen Zukunft geſchafft werden? Anderſeits verſteht man ſo gut den Proteſt der Jugend gegen die immer ſtraffere Einſpannung ins Einſeitige? Ob es nicht möglich wäre, durch beſſere Arbeitsökonomie, weiſere Technik in der Verwendung der Kräfte, den unvermeidbaren Konflikt zwiſchen allſeitig menſchlichem Lebensdrang und einſeitigem Lebensberuf zu erleichtern? Von der Front kommt eine Zuſchrift, daß nach dem jahrelangen Leben im Freien ein Bureaumenſch es ſehr ſchwer haben würde, wieder 9 Stunden am Tage gebückt überm Pult zu ſitzen. Kann man ihm das erleichtern? Kürzere Arbeitszeit? Aber dieſe ſchaurige Tatſache des internationalen Wettbewerbs, durch den die „Kulturvölker“ einander zwingen, ihr letztes bißchen Menſchentum an die Arbeit zu verkaufen.

Freitag, 22. Juni.

Endlich iſt in dieſer Nacht nach langer Gewitterdrohung die Entladung mit rauſchenden Regenſtrömen durch ein paar flammende Stunden hindurchgekommen, und heute früh haben alle Menſchen geradezu ein anderes Geſicht. Den grimmigen Troſt der heutigen Zeitungen, daß London in wochenlange Glut getaucht ſei, und daß in Mittel- und Weſtfrankreich die Ernten zum Teil vernichtet ſeien, hätte man gar nicht mehr gebraucht. — Dieſe Nachrichten, die man nicht umhin kann, mit Erleichterung aufzunehmen, indem man ſich dabei doch der moraliſchen Gezwungenheit der Lage bewußt wird, in der man ſich dauernd über den Schaden der anderen freuen muß.

Sonnabend, 23. Juni.

Der Bundesrat hat eine Reichsgetreideordnung für die Ernte 1917 genehmigt. Sie hält im weſentlichen an den früheren Grundzügen feſt. Die Zahl der zur Selbſtverſorgung zugelaſſenen Gemeinden iſt auf ſolche beſchränkt, die vorausſichtlich die Verſorgung ihrer Einwohner für 9 Monate aus eigenem Vorrat durchführen können — nach den Erfahrungen vom letzten Jahr eine notwendige und weiſe Beſchränkung. Die Beſchlagnahme iſt auf Hafer, Gerſte, Hülſenfrüchte, Buchweizen und Hirſe ausgedehnt; der Aufkauf von Hafer und Gerſte zur Nährmittel- und Bierherſtellung wird nicht mehr geſtattet. Die Zuweiſung von Beſtänden für dieſe Zwecke wird ausſchließlich Sache der Reichsgetreideſtelle ſein.

Den Gemeinden ſind größere Machtbefugniſſe gegeben, um ihre Lieferungspflicht erfüllen zu können; ſie dürfen landwirtſchaftliche Maſchinen und Betriebsmittel jeder Art, ebenſo Kohlen in ihrem Bezirk im Bedarfsfall in Anſpruch nehmen. Dafür iſt die Lieferungspflicht zu einer direkten Haftung erweitert, die darin zum Ausdruck kommt, daß den Gemeinden, die nicht rechtzeitig liefern, die Verbrauchsmengen für ihre Angehörigen verkürzt werden können — ein ſehr ſcharfes Mittel, das ja aber in gewiſſen Grenzen ſchon im vorigen Jahr durch die Landräte zur Anwendung kommen mußte, die renitenten Gemeinden den Zucker oder das Petroleum geſperrt haben. Als Grundlage für die Ueberwachung dienen „Wirtſchaftskarten“, die von jedem landwirtſchaftlichen Betrieb geführt werden müſſen.

Alles in allem alſo eine ſehr durchgreifende Verſchärfung des Syſtems der Maßnahmen, die zur vollſtändigen Erfaſſung und lückenloſen Verteilung führen ſollen. Um die dabei entſtehende Büroarbeit durchzuführen, müſſen den Gemeinden Hilfskräfte geſtellt werden, ev. auch Zuſchüſſe aus den Mitteln der Reichsgetreideſtelle.

Zum Zweck der Bewegung des Getreides vom Erzeuger zum Verbraucher ſoll der Handel mehr als bisher herangezogen werden nach noch zu treffenden Verabredungen.

P. Mombert / Staat, Krieg und Volkswachstum in Geſchichte und Gegenwart

I.

Es gibt nichts, das auf Leben und Entwicklung der Völker einen ſo tiefgehenden Einfluß ausübt wie die Tatſache und das Maß des Volkswachstums. Auf der einen Seite bedeutet die Volkszahl und ihre Zunahme einen mächtigen Faktor für die politiſche und wirtſchaftliche Kraftentfaltung, für die geſamte Leiſtungsfähigkeit eines Volkes. Es iſt eine Zahl, von welcher es in entſcheidendem Maße abhängt, welche Stellung es im Kreiſe der übrigen Völker einnimmt, wie es ſich in deren politiſchem und wirtſchaftlichem Wettſtreite durchzuſetzen vermag. Gerade dieſer gewaltige Krieg hat uns mit Deutlichkeit gezeigt, welche Rolle auch die reine Zahl dabei ſpielt. Es vollziehen ſich hier in ihrer Wirkung nicht hoch genug zu wertende Verſchiebungen, welche den politiſchen und nationalen Geltungsbereich der einzelnen Völker günſtig oder ungünſtig beeinfluſſen. Es entfielen von zehntauſend Bewohnern Europas auf die nebenſtehenden Staaten in den Jahren:

	1800	1840	1860	1880	1905
Deutſches Reich	1305	1306	1334	1362	1445
Rußland	2078	2215	2298	2518	2787
Großbritannien und Irland	880	1084	1042	1068	1051
Frankreich	1433	1311	1263	1131	935
Italien	966	889	887	811	779

Es iſt dieſer Zuſammenhang, der ſeit Jahren das ſo geringe Volkswachstum Frankreichs als ſo bedrohlich für deſſen nationale und politiſche Zukunft erſcheinen ließ, er iſt es, an den man bei uns in erſter Linie denkt, wenn man von einer ſlawiſchen Gefahr ſpricht, er iſt es, der heute bei uns ſo viele auf den Plan ruft, dem bei uns vorhandenen Geburtenrückgang mit allen Mitteln entgegenzutreten, ſo daß bei uns die Gefahr droht, daß man über die Quantität der Bevölkerung deren Qualität über Gebühr vernachläſſigt.

Dieſe Seite der Frage, die Volkszahl als Vorausſetzung der politiſchen und wirtſchaftlichen Kraft eines Volkes, iſt ſehr einfach und leicht erkennbar. Etwas anders liegt es jedoch mit dem umgekehrten Zuſammenhang, bei dem es ſich nicht um die Volkszahl als Mittel für politiſche und wirtſchaftliche Zwecke handelt, ſondern um deren Rolle als treibendes Element im Leben der Völker. Schon in dem Entwicklungsgang eines einzelnen Volkes ſpielt deſſen Wachstum als bewegender Faktor eine gewaltige Rolle. „Not iſt die Mutter der Arbeit“ hat ein bekannter Naturforſcher es ausgeſprochen. Je mehr die Bewohnerzahl eines Landes zunimmt, um ſo ſtärker iſt für ein Volk der äußere Zwang, die Gaben des Landes möglichſt vollkommen auszunutzen, um ſo größerer Anſpannung aller Kräfte bedarf es, um für die Bewohner die erforderlichen Unterhaltsmittel zu gewinnen. In dieſem

Digitized by Google

Sinne ist steigende Volkszahl der wichtigste Faktor alles wirtschaftlichen Fortschrittes. — Ganz anders gestaltet sich das Problem und die Entwicklung jedoch dorten, wo auch bei den größten Anstrengungen und Fortschritten die Gaben des eigenen Landes nicht ausreichen, um der wachsenden Volkszahl diese Mittel zum Unterhalt zu beschaffen. Auch hier wirkt sie in hohem Maße umgestaltend auf die wirtschaftlichen Verhältnisse ein, aber es sind hier andere, neue Mittel und Wege erforderlich, um den gewünschten Erfolg herbeizuführen als dorten, wo noch die Gaben des eigenen Landes ausreichen. Das Volk, das sich einer solchen Lage gegenübersieht, hat keine andere Wahl, wenn es weiter wachsen will, als die Gaben fremden Bodens zu benutzen, um sich den notwendigen Unterhalt zu beschaffen. So kommt es in Berührung mit anderen Ländern und Völkern, und es hängt im wesentlichen von den wirtschaftlichen Verhältnissen desselben ab, ob sich diese Berührung in Freundschaft vollzieht oder ob sich daraus Gegensätze ergeben. Das erstere ist im allgemeinen dann und dort der Fall, wenn das sich über die eigenen Landesgrenzen hinaus ausdehnende Volk dabei mit solchen Völkern in Berührung kommt, die selbst noch Land in Ueberfluß besitzen, also durch die Eindringlinge nicht geschädigt werden; ein Gegensatz muß aber dort entstehen, wo dieses nicht der Fall ist, wo das andere Volk selbst in diesem Eindringen, selbst wenn es einen durchaus friedlichen Charakter trägt, eine Gefahr für sein eigenes Fortkommen zu erblicken glaubt. Hier entsteht dann ein *Kampf um den Raum*, der sich, je nach der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklungsstufe der betreffenden Völker, in verschiedenen Formen abspielt. Genau, wie auch diese Aneignung fremden Bodens auf durchaus verschiedene Weise vor sich gehen kann.

Dieser Zusammenhang läßt sich durch die ganze Geschichte hindurch verfolgen, von den primitivsten Kulturstufen angefangen, bis hinein in unsere Tage, wo auch die Wurzeln dieses gewaltigsten aller Kriege letzten Endes in nichts anderem als in diesem Kampf um den Raum, hervorgerufen durch das große Volkswachstum des letzten Menschenalters, liegen. Die Betrachtung dieser Beziehungen hat mehr als lediglich geschichtlichen Wert. Sie zeigt uns nämlich nicht nur die Kräfte, unter deren Einfluß bisher schon die Völker gestanden haben, von denen ihr Leben, ihre Entwicklung und ihr gegenseitiges Verhältnis in so hohem Grade beeinflußt worden war, sie gibt uns auch einen Einblick in die Gegenwart und auch gewisse Richtlinien, die für den Gang der weiteren Entwicklung bestimmend sein werden. Betrachten wir aber zunächst einmal den Einfluß, den das Volkswachstum für die Beziehungen der Völker in der Vergangenheit ausgeübt hat. Wir wollen uns dabei in erster Linie an die Geschichte unseres eigenen Volkes halten.

Auf das deutlichste ergibt sich dieser Zusammenhang zwischen Volkswachstum und politischer Entwicklung bei den großen Wanderungen der germanischen Stämme. Der Historiker dieses Zeitalters, Felix Dahn, schreibt: „Die Landnot, der Hunger, der Mangel an Nahrungsmitteln, herbeigeführt durch Uebervölkerung", sind die treibenden Kräfte dieser Wanderungen, deren Ziel es ja auch ist, von den Römern neues Land und neue Sitze angewiesen zu erhalten. Es war also die wachsende Volkszahl, welche die Ursache davon bildete, daß die Germanen mit den Römern in solche politische Berührung kamen, daß sie aus ihrer bisherigen Ruhe und Abgeschlossenheit heraustraten, um von da ab eine so aktive Rolle in der Geschichte Europas zu spielen. „Oftmals sind viele Stämme ausgezogen, weil das Land so viele Menschen hervorbringt, die es nicht ernähren kann," schreibt Paulus Diaconus in seiner Geschichte der Langobarden, und bei Jordanus in seiner Geschichte der Goten können wir das gleiche lesen. Dort, wo, wie in späteren Zeiten, die Gewinnung solchen neuen Landes auf diesem Wege nicht möglich war, da zwang die Not, den eigenen Boden besser auszunutzen, entweder, solange es ging, durch Rodungen im Walde neues Ackerland zu gewinnen, oder das vorhandene besser zu bewirtschaften. Schon der Uebergang zum seßhaften Ackerbau, dann zu einer geregelteren Anordnung der alten Feld-Graswirtschaft und schließlich deren immer stärkere Ersetzung durch die Dreifelderwirtschaft, etwa seit den Zeiten der Karolinger, zeigt diesen Wandel. Hier ist die wachsende Volkszahl der Hebel des wirtschaftlichen Fortschrittes, dort ist sie der mächtige Faktor, der ein Volk aus seiner Ruhe und Abgeschlossenheit in die Bahnen der Geschichte hinaustreibt.

Wenn wir diese alten Zeiten verlassen und die Entwicklung Deutschlands im letzten Menschenalter etwa betrachten, so begegnen wir im Wesen dem gleichen Zusammenhang, wenn es auch in zum Teil anderen Formen auftritt und die Entwicklung neue Wege eingeschlagen hat, der stets anwachsenden Volkszahl das zu beschaffen, was ihr die Heimat nicht in genügendem Umfange bieten konnte, Boden und Bodenschätze. Betrachtet man die gewaltige Zunahme der deutschen Volkszahl, so zeigt schon eine einfache Ueberlegung, daß sie erhebliche Wirkungen auf den politischen und wirtschaftlichen Rahmen ausüben mußte, in dem sich bis dahin das Leben unseres Volkes abgespielt hatte. Betrug doch die Volkszunahme in den Jahrzehnten von

1851—70	3,214 Mill.	1891—00	6,927 Mill.
1871—80	4,338 „	1901—10	8,542 „
1881—90	4,194 „		

Allein die Volkszunahme in den Jahren 1891 bis 1910 betrug mit mehr als 15 Millionen etwa ebensoviel, wie die Bevölkerung auf dem heutigen Reichsgebiete seit dem Jahre 1816 bis zur Gründung des Reiches zugenommen hatte. Die gleiche Bodenfläche, die, auf den Quadratkilometer berechnet, im Jahre 1871 75,9 Menschen ernährte, mußte im Jahre 1910 120 Menschen, d. h. um über die Hälfte mehr, die Voraussetzungen ihres Unterhaltes und ihres wirtschaftlichen Fortkommens gewähren. Alle die großen staunenswerten Fortschritte, welche die deutsche Landwirtschaft in dieser Zeit gemacht hat, waren nicht ausreichend, dieser stets wachsenden Volkszahl den notwendigen Unterhalt zu beschaffen. Es ist bekannt, daß dieser Umstand zu jener Entwicklung führte, die man mit einem zusammenfassenden Schlagwort als Verflechtung in den Weltmarkt bezeichnet hat, daß wir in fortdauernd steigendem Maße dasjenige an Bodenschätzen und Nahrungsmitteln aus fremden Ländern einführen, was der heimische Boden der Menge und Beschaffenheit nach nicht hervorbringen kann, und daß wir dafür dem Auslande in erster Linie Fabrikate hingeben, d. h. die Einfuhr mit dem bezahlen, was uns die steigende Volkszahl in zunehmendem Maße brachte, mit Arbeitsleistungen und dem Ertrage unserer Arbeit. Im Durchschnitt der Jahre 1911 bis 1913 haben wir aus fremden Ländern Rohstoffe für Industriezwecke und Halbfabrikate im Werte für 5809 und an Nahrungsmitteln im Werte von 3081 Mill. M. eingeführt und dagegen Fabrikate im Werte von 5754 Mill. M. hinausgegeben. Es war dies der Weg, den wir *notgedrungen* einschlagen mußten, wenn wir im eigenen Lande der wachsenden Bevölkerung den notwendigen Unterhalt verschaffen wollten. Rohstoffe und Nahrungsmittel kann der heimische Boden nur in be-

Digitized by Google

grenzten Umfange erzeugen und kann darin nicht Schritt halten mit der steigenden Volkszahl. Was uns diese dagegen bringt, ist die Vermehrung eines sehr wichtigen Produktionsfaktors, der Arbeitskraft. Sie muß von uns im Interesse der Ausweitung des Nahrungsspielraumes der deutschen Volkswirtschaft nutzbar gemacht werden. Es geschieht dies in der Weise, daß wir unsere zu Hause gewonnenen und aus der Fremde bezogenen Rohstoffe in Fabrikate, in gebrauchsfertige Produkte, umwandeln und ihnen so durch die hineingesteckte Arbeit einen höheren Wert verleihen und diese dann zur Bezahlung der vom Ausland bezogenen Rohstoffe und Nahrungsmittel wieder an dieses abgeben. Der wirtschaftliche Nutzen besteht für uns darin, daß wir hierdurch dem Zuwachs an Bevölkerung Arbeit und damit die Mittel zum Unterhalt verschaffen. In diesem Zusammenhang liegt die bevölkerungspolitische Bedeutung dieses Austausches von Rohstoffen und Nahrungsmitteln gegen Fabrikate, d. h. der Verflechtung der deutschen Volkswirtschaft in den Weltmarkt.

Auf durchaus friedlichem Wege, auf demjenigen des Handels, hatte sich das deutsche Volk dasjenige verschafft, was es zu seinem Leben brauchte; deutscher Fleiß und deutsche Arbeit waren es gewesen, denen es auf diese Weise gelungen war, immer festeren Fuß auf dem Weltmarkt zu fassen und damit die Voraussetzungen zu schaffen, jenen Millionenzuwachs an Menschen der Heimat erhalten zu können. Während noch in dem Jahrzehnt 1871—80 771 193 und in dem folgenden sogar 1 319 080 Menschen auswanderten, sank deren Zahl in den Jahrzehnten 1891—1900 und 1901—1910 auf 375 310 und 121 270. Der eingeschlagene Weg, durch steigende Ein- und Ausfuhr den Nahrungsspielraum der deutschen Volkswirtschaft zu vergrößern, hatte vollen Erfolg gehabt. Das treibende Element dieser Entwicklung war aber das Volkswachstum gewesen.

Wir wissen aber alle, daß es gerade dieser erfolgreiche, friedliche Wettbewerb deutscher Industrie und deutschen Handels gewesen ist, dem wir die Eifersucht und damit die Feindschaft Englands zu verdanken haben. Schon seit der Jahrhundertwende etwa ertönten in steigendem Maße die Stimmen in England, die auf Deutschland als auf den lästigen Konkurrenten auf dem Weltmarkt hinwiesen und in der Blüte und dem Wachstum des deutschen Außenhandels eine ernste Gefahr für die wirtschaftliche Stellung Englands und damit für seine politische Macht und Größe erblickten.

In dieser Entwicklung lagen auch für Deutschland erhebliche Gefahren, auf welche man schon vor dem Kriege hingewiesen hat und die in ihm auch in die Erscheinung getreten sind. Wir gerieten dadurch in eine nicht unbedenkliche Abhängigkeit vom Auslande, und es mußte unsere Aufgabe sein, für eine möglichst große Sicherheit unserer Einfuhr und Ausfuhr im Interesse des Nahrungsspielraumes unserer Volkswirtschaft Sorge zu tragen. Das galt nach der wirtschaftlichen wie nach der politischen Seite hin. Auf zwei Wegen hat die deutsche Politik im letzten Menschenalter beides zu erreichen gesucht. Der eine führte zur Erwerbung und wirtschaftlichen Erschließung von Kolonien, um uns für den Bezug von Rohstoffen und Nahrungsmitteln, aber auch für den Absatz unserer Industrieerzeugnisse Gebiete und Märkte zu sichern, die uns politisch angegliedert waren, und uns deshalb nach dieser Richtung hin unabhängiger und sicherer stellten, als es der Fall gewesen wäre, wenn wir dabei restlos auf die Beziehungen zu politisch selbständigen Gebieten angewiesen gewesen wären. Dem gleichen Ziele sollte es dienen, wenn wir den Versuch unternahmen, mit deutschem Kapital fremde Wirtschaftsgebiete zu erschließen und damit dort wirtschaftlichen Einfluß zu gewinnen. (Z. B. Kleinasien, Bagdadbahn.)

Der zweite Weg war machtpolitischer Natur; es war die Schaffung und der Ausbau einer deutschen Flotte, um sie gegebenen Falles zum Schutze unseres so wichtigen Außenhandels einsetzen und zu dessen Gunsten in die Wagschale werfen zu können. Beides, unsere kolonialpolitischen Ziele wie das Wachstum der deutschen Kriegsflotte stellen sich in dieser Hinsicht durchaus als notwendige Folge der Bestrebungen dar, den Nahrungsspielraum der deutschen Volkswirtschaft, entsprechend dem Wachstum der Volkszahl, zu erweitern und zu sichern. Dieses letztere war es und nichts anderes, das uns in die Bahn der Weltwirtschaft hineingetrieben hat, das uns zwang, die Wege einzuschlagen, die man mit verschiedenen Schlagworten als „politisches Expansionsstreben", als „Imperialismus" bezeichnet hat und auf denen wir unausbleiblich England begegnen mußten, das in diesen Bestrebungen, die für uns eine Lebensfrage waren, eine gefährliche Konkurrenz, eine Bedrohung seiner eigenen wirtschaftlichen und politischen Existenz erblickte.

Das ist eine Tatsache, die wir schon lange aus den Aeußerungen der englischen Presse wußten, die wir schon lange aus der ja viele Jahre zurückreichenden Einkreisungspolitik Englands erkennen konnten und die jetzt in diesem Kriege zum blutigen Austrag kommt. Auf diesem wirtschaftlichen Gegensatze, der in dieser Stärke mit keinem unserer anderen zahlreichen Gegner vorhanden ist, beruht der Umstand, daß England unser erbittertster Feind ist, daß es den Kampf auf Leben und Tod zu führen gewillt ist. Hängt doch auch für England wesentlich mehr wie für jeden anderen unserer Gegner von dem Ausgang dieses Krieges ab, seine bisherige Beherrschung des Weltmarktes und seine überragende Stellung, die es bis dahin im internationalen Handel und Verkehr eingenommen hatte.

Hält man sich diesen Zusammenhang vor Augen, daß es unser Volkswachstum gewesen ist, das uns auf diese Bahn gedrängt hat, auf der wir mit England zusammenstoßen mußten, so erkennen wir auch deutlich, daß der heute so viel gebrauchte Begriff des Existenzkampfes für die verschiedenen Völker einen ganz verschiedenen Sinn besitzt. Ein wachsendes Volk, wie das deutsche, ist in seiner Existenz auf das schwerste bedroht, wenn ihm die fernere Wachstumsmöglichkeit genommen ist, es ist eben dann zum Stillstand verurteilt. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei einem Lande wie Frankreich, dessen Volkswachstum so gut wie auf dem Nullpunkt angekommen ist. Das weiß man auch auf seiten unserer Gegner ganz genau. Das beweisen die berüchtigten Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz, die im wesentlichen doch darauf hinauslaufen, Deutschland vom Weltmarkt abzuschneiden, d. h. ihm die wirtschaftlichen Voraussetzungen zu nehmen, deren es bei weiterem Volkswachstum in steigendem Maße bedarf. Abgesehen von England selbst, ist es für kein Land in dem gleichen Maße wie für Deutschland eine Lebensfrage, ungehinderten Zutritt zum Weltmarkt zu haben. Es erscheint auch nicht unwahrscheinlich, daß die feindselige Haltung, welche die Vereinigten Staaten in diesem Kriege gegen uns einnehmen, mit dieser gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands zusammenhängt, mögen auch noch mannigfache andere Faktoren dabei in Frage kommen. Denn von ihrem Standpunkt aus betrachtet war Deutschland der größere und gefährlichere Konkurrent auf dem Weltmarkt, auf dem die Vereinigten

Digitized by Google

Staaten selbst neuerdings immer mehr nach einer führenden Stellung trachteten. Hat doch in so mannigfacher Hinsicht die deutsche Industrie und der deutsche Handel so wesentlich größere Fortschritte gemacht als es in England der Fall gewesen ist. Während in dem Jahrzehnt von 1904—1913 der Wert der englischen Ausfuhr von 9806 auf 10 715 Mill. M. gestiegen ist, hat sich derjenige der deutschen Ausfuhr von 6354 auf 10 770 Mill. M. gehoben. Man wird auch nicht fehlgreifen, wenn man diese gewaltige Entwicklung unseres Außenhandels zu denjenigen Faktoren rechnet, die es bewirkt haben, daß wir bei so vielen neutralen Mächten oder solchen, die doch noch diesen Schein wahrten, gegen all unser Erwarten einer so wenig freundschaftlichen, ja oft feindseligen Haltung begegnet sind. Wir waren in ihren Augen Neulinge, Eindringlinge auf dem Weltmarkt, und was uns als glanzvolle Entwicklung erschien, auf die wir mit Recht stolz sein konnten, mußten sie als Konkurrenz und als Gefährdung ihrer eigenen wirtschaftlichen Interessen betrachten. Sie waren auf so vielen Märkten der Welt die beati possidentes, in deren Kreis wir mit Erfolg eindrangen.

Noch deutlicher wird dieser Zusammenhang zwischen Volkswachstum, wirtschaftlicher und politischer Entwicklung, wenn wir die Verhältnisse anderer Staaten in ähnlicher Lage wie derjenigen Deutschlands betrachten. Zuerst von allen europäischen Staaten hat England diesen Weg in großem Maßstabe beschreiten müssen, dessen heimischer Nahrungsspielraum seit Jahrzehnten nicht mehr zum Unterhalt für seine Volkszahl genügt. Sehr groß ist die Aehnlichkeit unserer Lage der Entwicklung mit derjenigen Japans, das bei einem relativ nicht sehr großen Territorium eine ebenfalls sehr große Volkszahl und ein starkes Volkswachstum hat. Im Jahre 1908 kamen auf einen Quadratkilometer Landes 130 Bewohner, es war also noch dichter besiedelt als Deutschland, und auch der jährliche Geburtenüberschuß, der z. B. im Jahre 1910 653 000 Köpfe betrug, blieb nicht viel hinter dem unsrigen zurück. Damit hängt in der neueren Entwicklung Japans ein Doppeltes zusammen; einmal seine starke Auswanderung und auf der anderen Seite seine erfolgreichen Bestrebungen, sich politisch und wirtschaftlich auszudehnen, d. h. auf diesem Wege den Nahrungsspielraum des eigenen Landes zu vergrößern. Nach beiden Richtungen hin gleicht seine neuere Entwicklung durchaus derjenigen Deutschlands. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Denken wir nur daran, wie Japan in zunehmendem Maße in Korea und China wirtschaftlichen und politischen Einfluß erlangt hat, denken wir an die Gegensätze, die zwischen Japan und den Vereinigten Staaten dadurch entstanden sind, daß das erstere freien Zutritt für die Massen seiner Auswanderer nach den westlichen Gebieten Amerikas erlangen wollte, denken wir an seine Beziehungen zu Mexiko, so haben wir eine ganze Reihe von Merkmalen für die Entwicklung, in welche dieses Land infolge seines starken Volkswachstums geführt worden ist. Japan ist auch dasjenige Land, dessen Verflechtung in den Weltmarkt und Weltverkehr einen ähnlich starken Aufschwung genommen hat, wie Deutschland. Von den Jahren 1904—1913 stieg der Gesamtaußenhandel (Ein- und Ausfuhr zusammen) dem Werte nach von 1443 auf 3048 Mill. M., der Tonnengehalt der Handelsflotte in dem Zeitraum von 1900—1911 von 0,864 Mill. auf 1,833 Mill. Japan hat also unter dem Druck seines großen Volkswachstums den gleichen Weg einschlagen müssen, den auch Deutschland gegangen ist. Wenn auch in wesentlich kleinerem Maßstabe geführt, wie der jetzige Weltkrieg, so bestehen doch im Hinblick auf dessen Bedeutung für die weitere Entwicklung Japans große Aehnlichkeiten mit dem Kampf, den dieses mit Rußland um die wirtschaftliche und politische Beherrschung Koreas und anderer Teile des Chinesischen Reiches auszufechten gehabt hat. Der glückliche Ausgang desselben für Japan hat ihm erst in großem Umfange den wirtschaftlichen Aufschwung nach außen hin ermöglicht, den die wenigen oben gegebenen Daten kenntlich machen, und der jetzige große Krieg, der ja bekanntlich der japanischen Industrie ganz erhebliche Aufträge unserer Gegner zuführte, aus denen sich früher nie gekannte Gewinne für das Land ergeben, der jetzt auf so vielen Märkten der japanischen Einfuhr ungehemmt von der früheren fremden Konkurrenz den Zutritt gestattet, wird diese industrielle Entwicklung Japans und seine Verflechtung in den Weltmarkt noch stärker fördern. Aehnlich liegen auch die Verhältnisse in Italien, das ja seit Jahren nicht mehr in der Lage ist seinem großen Geburtenüberschuß Fortkommen und Unterhalt im eigenen Lande zu beschaffen, und wo deshalb alljährlich Hunderttausende auswandern müssen, um in der Fremde das zu suchen, was die eigene Heimat nicht zu bieten vermag. Die Auswanderung hat dort einen solchen Umfang angenommen, daß das jährliche Volkswachstum nicht einmal halb so groß ist, wie der jährliche Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle. Aus diesen Verhältnissen heraus ist es denn auch zu erklären, weshalb gerade in den letzten Jahren Italien den Versuch gemacht hat, in fremden Gebieten wirtschaftlichen und politischen Einfluß zu gewinnen, und auch in diesem Kriege nach Kräften bestrebt ist, auf dem Balkan und in Kleinasien seine Stellung nach beiden Seiten hin zu stärken und auszubauen.

Man vergleiche damit ein Land wie Frankreich, dessen Bevölkerungswachstum ein ganz unbedeutender ist und in der Hauptsache auf fremder Einwanderung beruht. In dem letzten Friedensjahre 1913 betrug sein Geburtenüberschuß 41 901 Köpfe, in seiner letzten Volkszählungsperiode von 1905 bis 1910 war die jährliche Zunahme 70 003 Personen, gegenüber 856 901 in Deutschland und 571 186 in Japan. Was ein Land mit großem Menschenzuwachs ausführt, ist das Ergebnis seiner Hände Arbeit, sind im wesentlichen Fabrikate, für die es auf fremden Märkten Absatz sucht, während für ein Land wie Frankreich weder dazu die Möglichkeit, noch die Notwendigkeit in gleichem Maße vorhanden sind. Es hat im Gegensatz zu solchen Ländern nicht einmal den genügenden Zuwachs an Arbeitskraft, um das jährlich sich neu bildende Kapital im eigenen Lande zu beschäftigen, es führt deshalb Kapital nach fremden Ländern aus, es wird in zunehmendem Maße aus einem Lande der Arbeit ein Land der Rentner. Politisches Machtstreben wird in Frankreich nicht von der wirtschaftlichen Notwendigkeit getragen, sondern von dem Ehrgeiz der eigenen großen nationalen Vergangenheit, es ist dort keine Sache des Müssens, wie bei uns, sondern eine solche des Wollens. Deshalb mußte dieses Machtstreben Frankreichs für England viel geringere Gefahren in sich bergen, als dasjenige Deutschlands, da jenes im Gegensatze zu diesem keine Konkurrenz und Gefahr für Englands wirtschaftliche Machtstellung bedeutete. Es war der Stillstand der französischen Bevölkerung, der so Frankreich mit in erster Linie für England bündnisfähig gemacht hat. Sowohl bei Frankreich, wie auch bei Deutschland kam also der Entwicklung der Bevölkerung in politischer Beziehung eine nicht hoch genug zu wertende Bedeutung zu. Man mag die Dinge drehen, wie man will,

Digitized by Google

man kann auch die Meinung vertreten, daß der Krieg sich hätte vermeiden lassen und daß es möglich gewesen wäre, diese wirtschaftlichen Gegensätze zu England, wie sie sich für uns als Folge des Volkswachstums ergeben mußten, auch auf friedlichem Wege zu überbrücken, sie waren jedenfalls vorhanden, England sah darin eine große Gefahr für seine eigene Weltmachtstellung und hat deshalb nach langer diplomatischer Vorbereitung den Weg des Kampfes gewählt, um sich seines Konkurrenten zu entledigen.

Schluß folgt.

R. E. May / Die Grundlage der Kriegsernährung in Deutschland und England

3.

Wie sieht es nun bei abgeschnittener Zufuhr mit der englischen Kriegsernährung aus?

Während wir durch überwiegende pflanzliche Eiweißernährung gleichzeitig so viel Kalorien gewinnen, daß unsere Kalorienkopfquote sich ganz wesentlich erhöht — liefert doch dann allein die Pflanzennahrung eine Kopfquote von 3064 Kalorien gegen 2300 Kalorien, die die Gesamtnahrung in Friedenszeiten geliefert hat, also ohne Berücksichtigung der tierischen Kriegsnahrung bereits ein Plus von 33 v. H. — leidet England auch nach der Umschaltung noch an einem empfindlichen Mangel an Kalorien; und, wie die „Times" und „Daily Telegraph" ganz richtig zu verstehen geben: das Wichtigste ist erstmal, daß der Mensch satt werde. Würde England zur Fettgewinnung Oelfrüchte anpflanzen — was auch dort in größerem Umfange nicht von heut auf morgen ginge —, dann würde es an Eiweiß und Kalorien verlieren, und es hat deren bei abgesperrter Zufuhr zu wenig, um das zu können.

Wäre es auf der Höhe unserer Wissenschaft und Technik und in dieser Hinsicht in der Lage, uns unsere Futtereratzmittel nachzumachen, dann würde ihm für das wichtigste und weitreichendste das Rohmaterial fehlen: das Stroh. Und wenn es dieses hätte, würden ihm die Ackerflächen zur Erzeugung eiweißreicher Futtermittel fehlen, ohne welche die aufgeschlossene Zellulose des Strohs nicht vollwertig ausgenutzt werden kann. England wird also nicht, wie wir, einen großen Teil seiner nächsten Hafer- und Gerstenernte der tierischen Ernährung entziehen können, ohne damit zugleich seine Pferdehaltung und seine Fleisch- und Fettproduktion herabzusetzen.

Wir sind gewohnt, bei Englands Volksernährung vorwiegend auf die Getreideeinfuhr zu achten. Aus „The Statesman's Year-Book" (1916, S. 83) läßt sich berechnen, daß im Durchschnitt der Jahre 1913 und 1914 an Einfuhr, die in England konsumiert worden ist, auf den Kopf der Bevölkerung täglich entfielen — ohne Berücksichtigung von Rohstoffen, die zur Erzeugung von Lebensmitteln dienen, wie z. B. zur Fabrikation von Margarine, für die laut „Economist" im Jahre 1915 an ölhaltigen Nüssen 345 440 Tonnen = 20 Gramm pro Kopf und Tag eingeführt wurden —:

	Eiweiß g	Fett g	Kohlehydrate g	Kalorien
Fleisch	12	18	—	218
Butter	—	10	—	93
Margarine	—	4	—	38
Käse	2	2	—	30
Eier	1	1	—	10
Zucker	—	—	102	400
Zusammen:	15	35	102	789

Mit der Kartoffeleinfuhr sind es 800 Kalorien, die der englische Konsument an diesen 7 Nahrungsmitteln täglich vom Auslande bezogen hat. Reis, von dem auf den Kopf jährlich 6—8 Kg. entfielen, lieferte weitere 62 Kalorien täglich. Besonders sei noch auf die große Fettration (35 Gramm) verwiesen, die noch nicht einmal die Schmalz- und Oeleinfuhr enthält. Mit ihr kommt man sicher auf über 900 Kalorien. Das ist mehr als die von der Weizen- und Weizenmehleinfuhr täglich der menschlichen Ernährung direkt gelieferte Kalorienzahl. Diese Einfuhr betrug 350 Gramm. Wenn man von dem davon auf das Korn entfallenden Teil nur 80 v. H. in Ansatz bringt, sind es 884 Kalorien. Die Kleie kommt ja aber indirekt auch der menschlichen Ernährung zugute und Korn- und Mehleinfuhr zusammen liefern 1140 Kalorien pro Tag und Kopf. Man kann also annehmen, daß Weizen- und Weizenmehleinfuhr direkt und indirekt der menschlichen Ernährung täglich 1000 Kalorien lieferten.

Von größter Bedeutung ist in England die Maiseinfuhr. Der Mais dient in England sicher nicht nur als Viehfutter. Maismehl und Maisprodukte (Maizena, Pais) finden viel Verwendung. Die Einfuhr von Mais war in den letzten drei Friedensjahren (1912/14) nach dem „Statesman's Year-Book" ebenso groß wie nach dem schon zitierten „Kriegswirtschaftlichen Bericht" im Durchschnitt der Jahre 1915/16. Danach entfallen auf den Kopf und Tag 115 Gramm Mais. Rechnen wir hiervon 40 Gramm als direkten und 75 Gramm als indirekten Konsum durch den Tiermagen, wodurch nach den Berechnungen des Verfassers (in der „Berliner klinischen Wochenschrift" vom 19. März 1917: „Das Schwein als Konkurrent der menschlichen Ernährung") 80 v. H. des Nährwerts verloren gehen, so lieferte der Mais der menschlichen Ernährung die Kalorien von 55 Gramm, die in dem Umfang, wie die Maiszufuhr unterbunden wird, ersetzt werden müssen. Es sind das pro Kopf und Tag 185 Kalorien. Es ist durchaus nicht zu viel gerechnet, wenn wir 40 Gramm des Maiskonsums als direkten Konsum annehmen. Das Maismehl scheint in England in großem Umfange in der Brotbäckerei verwendet zu werden. (Die Lebensmittelkontrolle ist dort weniger scharf als bei uns.) Nach „Cost of Living of the working classes" (S. 39) sind die Unterschiede im Brotpreis erstaunlich. Von zwei benachbarten Plätzen waren sie z. B. für das gleiche Gewicht in dem einen mehr als doppelt so hoch als in dem anderen. Solche Unterschiede sind ohne große Verwendung von „Ersatzstoffen" nicht zu erklären, und wenn der englische Bäcker jetzt pflichtgemäß Maismehl als Streckungsmittel mit verwendet, tut er nur, was er nach sehr verbreiteter Ansicht schon immer getan hat. Es scheint daher fraglich, ob die obligatorische Verwendung solcher Streckungsmittel jetzt wesentlich mehr Weizen ersparen wird, als die nicht pflichtgemäße schon immer getan hat.

Aus vorstehenden Zahlen — zusammen 2140 Kalorien — ergibt sich, daß England in Friedenszeiten pro Kopf und Tag etwa 2300 Kalorien vom Ausland bezogen hat. (Kondensierte und andere Milch, Kakao, Schokolade, Fischkonserven, Gemüse, namentlich Frühgemüse von Frankreich und Algier — Spinat und Blumenkohl hat man das ganze Jahr — Früchte, namentlich die viel konsumierten und sehr nahrhaften Bananen und viele andere Lebensmittelimporte haben wir gar nicht berücksichtigt.) 2300 Kalorien sind genau die Kalorienzahl, die durchschnittlich täglich auf den Kopf der deutschen Bevölkerung entfällt.

Allerdings sind die deutschen Konsumzahlen Nettokonsumzahlen, während von der Einfuhr zum Konsum immerhin etwas verloren geht, wenn auch nicht so viel wie von der Produktion zum Konsum. Man braucht daher von den aus der Einfuhr berechneten Konsumzahlen — die außerdem wesentlich sicherer sind, als die aus der Produktion berechneten — keinen so großen Abzug zu machen, wie bei Umrechnung des aus der einheimischen Produktion stammenden Bruttokonsums in Nettokonsum. Zudem haben wir in vorliegendem Falle so viel Lebensmittel unberücksichtigt gelassen, daß ein Abzug von der hierfür angenommenen runden Zahl untunlich erscheint. Er könnte von der Zahl der feststehenden Einfuhr höchstens 10 v. H. betragen.

Wir wollen nun (in Tabelle V) berechnen, wieviel Kalorien dem englischen Konsum aus eigener Produktion zugeflossen sind.

Digitized by Google

Den Weizenmehlkonsum aus eigener Produktion ermitteln wir aus Tabelle III, nur rechnen wir mit einer Ausmahlung von 70 v. H., wie sie bisher stattgefunden hat. So ergeben sich 67 Gramm pro Kopf und Tag. Wir rechnen bei dem englischen Weizen mit 9,0 v. H. Eiweiß, 0,9 v. H. Fett und 3300 Kalorien auf 1 Kg. So ergeben die 67 Gramm 6,0 Gramm Eiweiß, 0,6 Gramm Fett und 221 Kalorien. Das Kartoffelquantum der Tabelle III kommt nur auf 247 Gramm pro Kopf und Tag aus, die wir auf 250 Gramm abrunden. Ihren Nährwert, sowie den Nährwert und die Mengen der übrigen einheimischen Produktion übernehmen wir aus Professor Ballods Aufstellung in „Die Volksernährung in Krieg und Frieden" (Schmollers Jahrbuch 1915 I, S. 100), welche die Annehmlichkeit bietet, daß sie die Nahrungsmittel, deren Konsum sich aus einheimischer Produktion und Einfuhr zusammensetzt, getrennt aufführt. Nur bei Hülsenfrüchten und Pflanzenmargarine ist der Ursprung zweifelhaft. Erstere sind vermutlich eingeführt. Hingegen sind die in Tabelle III aufgeführten „Bohnen und Erbsen" vermutlich frische Gemüse. Wir würden sie daher wahrscheinlich doppelt rechnen, wenn wir sie außer Gemüse, die Ballod überhaupt nicht berücksichtigt hat, besonders aufführten. Die Pflanzenmargarine mag wohl in England erzeugt sein, das Rohmaterial kommt aber sicher aus dem Ausland.

Schwierig ist die Anschreibung des Gemüse- und Obstkonsums. Beide sind in England sicher kleiner als in Deutschland. Hier wiederum ist er in Hamburg ziemlich groß durch die Nähe des fruchtbaren Vierlanden und die Lage als Einfuhrplatz des ausländischen Obstes und der Südfrüchte. Trotzdem entfällt in Hamburg auf den Kopf der Bevölkerung pro Tag nur ein Gemüsekonsum (netto) von 164 Gramm und ein Konsum an Obst und Südfrüchten von 43 Gramm (siehe „Der Nährwert des deutschen Volkskonsums", Anhang Tabelle 1). Der Konsum dieser Nahrungsmittel ist in England zu einem sehr großen Teil — vielleicht überwiegend — ausländischen Ursprunges. Im Jahre 1915 führte England frische Gemüse im Werte von über 100 Millionen Mark, und Obst und Südfrüchte im Werte von über 350 Millionen ein. Wir rechnen daher schon reichlich, wenn wir für England den Konsum an einheimischem Gemüse in Höhe der Hälfte des Hamburger Konsums und den Konsum an einheimischen Früchten in Höhe eines Drittels des Hamburger Obst- und Südfrüchtekonsums annehmen. Wenn auf dem Lande auch in England vielleicht etwas mehr von diesen Nahrungsmitteln konsumiert wird, fällt das wenig ins Gewicht, weil die Landbevölkerung in England nur klein ist.

Bei Käse haben wir die einheimische Produktion in Höhe der Differenz zwischen dem von Ballod aufgeführten Quantum und dem von uns für die Einfuhr ermittelten angenommen.

Tabelle V.

Nährwert des englischen Konsums einheimischer Produktion.

Verfügbare Menge pro Kopf und Tag.	g	Eiweiß g	Fett g	Kalorien
Weizenmehl	67	6,0	0,60	221
Kartoffeln	250	3,5	0,25	212
Milch	340	11,2	11,20	204
Butter	11	—	9,20	88
Käse	7	2,2	2,10	30
Rindfleisch	40	7,1	1,98	49
Schweinefleisch	40	7,2	6,—	88
Schaffleisch	19	3,4	0,38	18
Geflügel	4	0,7	0,08	4
Eier	7,3	0,9	0,87	12
Fische	60	10,2	0,60	24
Mager- und Buttermilch	60	2,0	0,10	24
Gemüse	80	1,0	0,16	25
Obst	14	0,1	0,17	10
Zusammen:		55,5	33,69	1009

Wenn wir die Endzahlen dieser Tabelle mit unseren deutschen Volkskonsumzahlen, die Nettokonsumzahlen sind, vergleichen wollen, müssen wir außer für Kartoffeln, Gemüse und Obst, wo das schon geschehen ist — eigentlich auch für Weizenmehl — einen Abzug für Verlust von der Produktion bis zum Konsum machen. Bei Fischen allein beträgt der Unterschied zwischen Brutto- und Nettokonsum 50 v. H. Machen wir hier außer für die beiden ersten und die beiden letzten Positionen der Tabelle V einen Abzug von 15 v. H., so ist das Resultat, daß der Nettokonsum aus englischer einheimischer Produktion pro Kopf und Tag betragen hat:

Eiweiß	Fett	Kalorien
49 Gramm	29 Gramm	928

Stellen wir nun den Konsum aus einheimischer Produktion und den Konsum, der aus der Einfuhr stammt, zusammen, so ergibt sich

Konsum aus:	Kalorien	v. H.
einheimischer Produktion	928	= 29
Einfuhr	2300	= 71
Zusammen:	3228	= 100 v. H.

Es stammen also 29 v. H. des englischen Konsums aus der einheimischen Produktion und 71 v. H. desselben aus der Einfuhr. Im Hinblick auf den U-Boot-Krieg stellt sich das Verhältnis noch etwas anders. Da kann der aus der Fischerei stammende Konsum nicht mehr — wie wir es in Tabelle V getan haben — zur einheimischen Produktion gerechnet werden. Da muß er zur Einfuhr gerechnet werden. Beweis: Der Rückgang des Ertrages der Fischerei, den Verfasser in seinem Beitrag zu den „Kriegswirtschaftlichen Berichten" des Kolonialinstituts („U-Boot-Krieg und Frachtraumnot") näher beleuchtet hat, und fernerer Beweis: Die Anstrengungen, die jetzt in England gemacht werden, um aus Binnenseen und Flüssen größere Fischerträge zu erzielen. Die große Propaganda, die hierfür gemacht wird, die Organisationen, die hierfür ins Leben gerufen worden sind, lassen schon erkennen, daß nicht daran zu denken ist, den großen Ausfall der englischen Seefischerei auch nur annähernd aus inländischer Süßwasserfischerei zu decken. Bei Erörterung der Frage, inwiefern es möglich ist, den englischen Volkskonsum aus heimischer Produktion zu decken, gehört daher, in der Jetztzeit, der bisherige englische Fischkonsum auf die Seite der Einfuhr. In Tabelle V figuriert er mit 24 Kalorien, von denen die 928 Kalorien der einheimischen Produktion — durch Abzug der 15 v. H. Verlust — aber nur noch 20 Kalorien enthalten. Bei Beurteilung unserer Frage stehen sich also gegenüber:

Konsum aus:	Kalorien	v. H.
einheimischer Produktion	908	= 28
Einfuhr	2320	= 72
Zusammen:	3228	= 100 v. H.

Beim Vergleich der englischen Kopfquote von rund 3230 Kalorien mit der deutschen von rund 2309 „ wonach die englische um 930 „ = 40 v. H. größer erscheint, ist zu beachten, daß die deutsche Kopfquote sich aus Haushaltungsrechnungen ergeben hat, während die englische aus Schätzungen von Produktion und Einfuhrüberschuß berechnet worden ist. Aus den beiden, in Schmollers Jahrbuch 1917, I und II veröffentlichten Arbeiten des Verfassers „Die deutsche Volksernährung, gemessen am tatsächlichen Konsum großer Konsumentenkreise" und „Der Nährwert des deutschen Volkskonsums" (die demnächst zusammen unter dem Titel: „Die deutsche Volksernährung" auch im Buchhandel erscheinen werden [bei Duncker u. Humblot, Leipzig und München]), ergibt sich aber, daß die Methode der Errechnung des Volkskonsums aus Produktion und Einfuhrüberschuß eine recht unsichere ist und durchweg zu hohe Resultate liefert. Das gilt in höherem Grade von der Produktion, als von dem Einfuhrüberschuß. Wir werden daher der Wirklichkeit näherkommen, wenn wir die Kalorienzahl der einheimischen Produktion um etwa 15 v. H. von 928 auf rund 800 Kalorien ermäßigen (das ist eine Ermäßigung um 13 bis 14 v. H.). Dann stehen gegeneinander:

Digitized by Google

Konsum aus:	Kalorien	v. H.
einheimischer Produktion	800	= 26
Einfuhr	2300	= 74
Zusammen:	3100	= 100 v. H.

Der englische Volkskonsum stammt also aller Wahrscheinlichkeit nach zu rund 25 v. H. aus einheimischer Produktion und zu 75 v. H. aus Einfuhr. Es ist also nicht nur der englische Weizenkonsum, der zu 75—80 v. H. aus dem Auslande stammt; die ganze englische Volksernährung hängt in ungefähr dem gleichen Verhältnis von der Einfuhr ab.

Vergleichen wir die reduzierte englische Kalorienkopfquote von 3100 Kalorien

mit der deutschen von . . . 2300 „
so ist erstere mit . . . . . 800 „

um 35 v. H. oder rund ein Drittel größer. (Wahrscheinlich ist es nicht ganz ein Drittel. Wieviel von dem, was als englischer Volkskonsum erscheint, mag wohl der Schiffsproviantierung dienen? Wieviel dem ungeheuren Fremdenverkehr?) Das ist nicht erstaunlich. Aus einer Untersuchung, die Verfasser in „Kosten der Lebenshaltung usw." (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 145, IV, S. 467 ff.) über den „Nahrungsmittelkonsum deutscher und englischer Haushaltungen der gleichen Einkommensklasse" angestellt hat, geht hervor, daß Arbeiterfamilien gleichen Einkommens bei gleicher Kopfzahl (und gleichem Alter der Mitglieder) in England nicht unwesentlich mehr konsumieren als in Deutschland. Und zwar nicht nur, weil die englischen Hauptnahrungsmittel Brot und Fleisch billiger sind, sondern auch, weil die englischen Haushaltungen einen größeren Prozentsatz ihres Einkommens für Nahrung ausgeben, als die deutschen. Sie können das, weil Wohnung und Kleidung dort billiger sind — oder richtiger waren, denn bei dem gestiegenen Zinsfuß werden auch in England nach dem Kriege die Wohnungen teurer werden.

Die englische Arbeiterfamilie genießt mehr Fleisch und Fisch als die deutsche, etwas mehr Brot, viel mehr Käse, Eier, Rosinen, Kakao, Reis und Hafermehl und namentlich Zucker. Aber weniger Kartoffeln, Gemüse und Früchte und namentlich weniger Milch. Aber in England ist die Schicht der Wohlhabenden und Reichen viel breiter als in Deutschland, so breit, daß sie auch schon den Volkskonsum mit beeinflußt und diese — nicht die Arbeiterklasse — lebt viel üppiger als in Deutschland. Dadurch ist der Eiweiß- und Fettkonsum des englischen Gesamtkonsums nicht unwesentlich höher als in Deutschland, der Fettkonsum wohl auch mit durch das feuchte Klima.

Wenn wir zu dem Resultat gekommen sind, daß der englische Volkskonsum nur zu 26 v. H. einheimischen Ursprungs ist, so ist auch dies noch nicht „die volle Wahrheit". Die einheimische Fleisch-, Milch-, Geflügel- und Eierproduktion wird in großem Umfange mit eingeführten Futtermitteln erzeugt. Von den 908 Kalorien der einheimischen Nahrungsmittelerzeugung kommen 450 Kalorien auf den Milch-, Butter-, Käse-, Geflügel-, Eier- und Schweinefleischkonsum. Bei Berücksichtigung des übrigen Fleischkonsums stellt sich heraus, daß die größere Hälfte der einheimischen englischen Nahrungsmittelerzeugung stark von der Einfuhr abhängt. Aber nicht nur die tierische, auch die Erzeugung der einheimischen pflanzlichen Nahrungsmittel hängt in großem Umfange von der Einfuhr ab, der Düngereinfuhr. Es ist also ausgeschlossen, daß England, von der Einfuhr abgeschnitten, auch nur annähernd die 26 v. H. seines Konsums, die es bisher selbst erzeugt hat, weiter gewinnen kann.

Nun sind namentlich Fett- und Eiweißkonsum ausländischer Herkunft. Die ausgesprochenen Fette: Butter, Schmalz, Margarine kommen zu 71 v. H. vom Ausland. Aber auch mit Fleisch (Schinken), Käse und Eiern wird viel Fett eingeführt. Käse und Eier kommen zu 50 v. H., Fleisch zu 40 v. H. vom Auslande. Ein Gramm Eiweiß und Kohlehydrate liefern 4,1 Kalorien, ein Gramm Fett 9,3 Kalorien. Geht die Fetteinfuhr zurück, dann müssen zum Ausgleich mehr als doppelt soviel Kohlehydrate genossen werden. Sinkt die Eiweißkopfquote, dann wird eine reichliche Kalorienzahl umso unentbehrlicher. Wird daher dem Engländer der Fleischkonsum beschnitten, dann wird er mehr Brot verlangen. Von der üppigen Eiweißzufuhr abgesperrt, muß auch in England die Kalorienkopfquote steigen, umsomehr, als in England jetzt intensiver gearbeitet wird als in Friedenszeiten — richtiger: müßte sie steigen. Daß sie das nicht kann, bricht ihm den Hals. Die größte Menge des Eiweißes wird mit dem Weizen eingeführt. Der eingeführte ist um ein Viertel eiweißreicher als der einheimische und der deutsche. Sein Mehl hat mindestens 11 v. H. Eiweißgehalt und 3700 Kalorien, während wir — wie auch das deutsche Weizenmehl — für die Einfuhr nur 8,8 v. H. und 3260 Kalorien in Ansatz haben. Die eingeführte Eiweißmenge — und mit ihr der Anteil der Einfuhr — ist also noch größer als aus unserer Berechnung hervorgeht.

Nach alledem scheint es ausgeschlossen, daß England bei Abschneidung der Zufuhr dem Verhungern entrinnen kann. Denn im Handumdrehen lassen sich 75 v. H. eines Volkskonsums, den man bisher vom Ausland bezogen hat, nicht im eigenen Lande erzeugen. Wie lange es sich dabei halten kann, hängt natürlich von Vorräten und anderen Umständen ab — in erster Linie davon, in welchem Umfange die Bevölkerung — freiwillig oder zwangsweise — ihren Konsum einschränkt. Ihr Konsum war ja reichlich genug, um Platz dafür zu lassen. Umso härter wird sie die Einschränkung empfinden. Daß sie aber ihren Konsum nicht auf 25 v. H. des bisherigen einschränken kann, liegt auf der Hand.

Nun soll ja allerdings durch Umstellung des Konsums auf vorwiegend vegetabilische Ernährung — natürlich auf Kosten der Fleischproduktion — ein größerer Nahrungsspielraum gewonnen werden. Was kann dadurch in England gewonnen werden? Einmal ist der Fleischkonsum überhaupt nur zu 60 v. H. englischen Ursprungs. Am Schaf, das 20 v. H. der einheimischen Fleischproduktion liefert und von der Weide lebt, ist wenig zu sparen. (England besitzt 3,7 Millionen Hektar Weideland, Deutschland mindestens eine doppelt so große Fläche Weideland. Siehe Tab. Ib, Anm. 2. Für England werden aber 12 Millionen Tonnen Heuproduktion angegeben, für Deutschland nur rund die Hälfte dieser Menge. Dieser Unterschied dürfte aber nur an einer anderen Begriffsbestimmung liegen, denn man schätzt im Durchschnitt die Ernte eines Hektars deutschen Wiesenlandes auf 4 Tonnen Heu. Von mindenstens 7 Millionen Hektar sind das 28 Millionen Tonnen Ertrag. Einschließlich „geringer Weide" ist der deutsche Wiesenertrag also wohl 3 mal so groß als der englische.) Am Rindvieh, das ebenfalls überwiegend von der Weide lebt, ist auch nicht mehr zu sparen. Entzieht man der Kuh das Kraftfutter, rächt sie sich bitter, indem sie weniger und ärmere Milch liefert. Sie ist wie der Trichter, der unten nur von sich gibt, was oben hineingegossen ist. Darum wird die Milchproduktion ohnehin bei geringerer Einfuhr von Kraftfuttermitteln und Produkten, aus denen sie erzeugt werden, zurückgehen. Das Rindvieh liefert 40 v. H. der heimischen Fleischerzeugung, 23 v. H. des Gesamtfleischkonsums. Der Rindviehbestand ist fast nur halb so groß als der deutsche. Bleibt noch das Schwein. Auch das Schwein liefert nur 40 v. H. der heimischen Fleischerzeugung, 23 v. H. des Gesamtfleischkonsums. An ihm allerdings könnte Futter gespart werden, das der menschlichen Ernährung wesentlich zugute käme. England (U. K.) hatte aber nach der Statistik im Jahre 1915 nur 3,78 Millionen Schweine. Ihre Zahl war gegen das Vorjahr um 4,3 v. H. zurückgegangen. Die englische Statistik zählt aber nur die Farmerschweine, nicht auch die Schweine der Cottagers, deren Zahl auf 2—2½ Millionen geschätzt wurde, aber ebenfalls zurückgegangen sein wird, so daß die Gesamtzahl der Schweine im Jahre 1916 wohl nur noch etwa 5 Millionen betragen haben dürfte. Was kann an ihnen viel gespart werden?! Die kleine Zahl wird wohl zum großen Teil mit Futter aufgezogen, das nicht für menschliche Ernährung in Betracht kommt, wie uns das ja bei einem gewissen Prozentsatz der Schweine auch gelingt. Deutschland aber hatte am 1. Dezember 1914 noch

Digitized by Google

25,3 Millionen Schweine — die fünffache Zahl der englischen. Da ließe sich durch Abschlachtung in ganz anderem Umfange Nahrung für die Volksernährung gewinnen, die ihr sonst in vierfachem Umfange verlorengeht. Bei dem kleinen englischen Schweinebestand braucht aber jedenfalls viel davon nicht abgeschlachtet zu werden, um den Rest ohne Futter, das der menschlichen Ernährung dienen könnte, aufzuziehen. Schlachtungen in so geringem Umfange können die englische Volksernährung nicht retten!

Gegen das Prinzip der Umstellung der Ernährung an sich ist natürlich auch für England nichts einzuwenden. Es ist für ein von der Zufuhr abgeschnittenes Volk das einzig Richtige. Unser Vergleich, wie Deutschland und England bei Durchführung dieses Prinzips fahren würden, hat aber bewiesen, wie grundfalsch es ist, wenn der „Daily Chronicle" vom 26. April schreibt:

„Der Feind braucht nicht zu glauben, daß er uns durch den Hunger auf die Knie zwingen kann. Der rücksichtslose U-Boot-Krieg kam dafür zu spät. Unser Volk wird viele weitere Entbehrungen ertragen, und es wird nie in die Lage kommen, in der sich Deutschland jetzt befindet. Wenn es ein Wettkampf im Durchhalten werden soll, dann können wir es länger aushalten."

Das deutsche Volk verdankt in diesem Krieg unendlich viel der Wissenschaft. Aber umgekehrt ist auch die Wissenschaft durch den Krieg bereichert worden. In der Frage des Eiweißminimums hat er wertvolle Erfahrungen gebracht, die dahingehen: es läßt sich mit viel weniger Eiweiß (und auch mit weniger Fett) auskommen als unsere Physiologen vor dem Kriege und noch lange nach Beginn desselben „gefordert" haben. Bedingung dabei ist eine ausreichende Kalorienzahl. Aus dieser Erfahrung ergibt sich für die Kriegszeit: Bei abgeschlossener Zufuhr ist die Volksernährung weniger eine Eiweißfrage, als eine Frage reichlicher Erzeugung für den menschlichen Konsum geeigneter Kohlehydrate (einschließlich der Nährfrüchte) und ihrer Sicherstellung für diesen Konsum. (Siehe Aufsatz des Verfassers: „Das Schwein als Konkurrent der menschlichen Ernährung" in der „Berliner klinischen Wochenschrift" Nr. 17 vom 19. März 1917.)

In der Erzeugung solcher Nahrungsmittel — das beweisen die Tabellen dieser Arbeit — ist die deutsche Landwirtschaft der englischen um das mehrfache überlegen.

Wie sich schon aus vorstehendem ergibt, haben sich die Wissenschaftler in noch einer Beziehung geirrt. In dem Vortrage „Die Volksernährung im Kriege", den Professor Rubner an einem „Kriegsärztlichen Abend" in Berlin gehalten hat, sagte er (siehe „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung" Nr. 24 vom 15. Dezember 1914): „Unsere Nahrungsmittelquellen des eigenen Landes bieten so viel, daß wir im wesentlichen die Ernährung des Volkes auf gewohnter Basis durchführen können." Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß wir sie „auf gewohnter Basis" nicht durchführen können, daß wir sie vielmehr nur durchführen können, wenn wir sie in viel größerem Umfange als in Friedenszeiten auf vegetabilische Grundlage stellen. Dann allerdings kann unsere Volksernährung viel umfangreicher werden als sie in Friedenszeiten jemals gewesen ist.

Oswald Riedel / Arbeitsrecht

In seiner großen Abgeordnetenhausrede im Monat März hat der Reichskanzler sehr glücklich der deutschen Arbeiterschaft neben politischen Zukunftshoffnungen auch ein Arbeiterrecht als Eckstein der Neuorientierung verheißen. Nicht so glücklich ist der engere Ausdruck Arbeiterrecht, da er nur einen begrenzten Ausschnitt aus dem großen Gebiete des Arbeitsrechtes darstellt, und unter diesem weiteren Begriffe ist heute das mächtig gärende, aber noch völlig ungeklärte Verlangen aller Arbeitnehmerschichten, sowohl der Arbeiter als auch der Angestellten und Beamten, zu verstehen. In diesen Schichten steckt ein Heißhunger nach dem neuen Deutschland, an das sie alle ihre beste Kraft daransetzen wollen, von dem sie aber auch eine andere Bewertung ihrer Bedeutung für unser Staatsleben erwarten als in der Vergangenheit. Diese Erwartung erschöpft sich nicht in der Hoffnung auf größere politische Rechte. Die allgemeine Auffassung, daß es auch für diese Kreise in erster Linie auf Wahlrechtsfragen, Verfassungsreform usw. ankomme, muß für äußerst gefährlich gehalten werden. Geben wir unseren Arbeitnehmern jeglicher Art das freieste Wahlrecht, — welche Riesenenttäuschung, wenn sie im neuen Deutschland trotzdem in der bisherigen wirtschaftlichen und sozialen Unselbständigkeit und Abhängigkeit erhalten würden, welche Gefahr dann für unsere Zukunft, für unser Volk und Reich! Und hierauf setzen im Grunde ihres Herzens jene weit größere Hoffnungen als auf die Wahlrechtsreform.

Freilich, diese ist aus geschichtlichen und politischen Gründen durchgereifter, vollkommener formuliert in den Forderungen der Parteien, indessen das unerschöpfliche Gebiet des Arbeitsrechtes noch nicht von dem fruchtspendenden Säemann durchackert ist. Das hat zwei Gründe. Wir haben vortreffliche Theoretiker des Arbeitsrechtes. Aber sie sezieren es viel zu sehr in reine Einzelthemata hinein und behandeln diese dann allzu wissenschaftlich-gründlich, dabei den Blick für die politischen Verwirklichungsmöglichkeiten ebenso wie für den unerläßlichen Gesamtrahmen verlierend. Wir haben nicht minder vortreffliche Praktiker. Sie lassen sich aber in ihrer täglichen Arbeit zu sehr blenden durch naheliegende Augenblickserfolge oder besondere Erfordernisse der von ihnen vertretenen Einzelschicht. So drängen sie heute auf eine Beibehaltung der Schlichtungsbestimmungen aus dem Hilfsdienstgesetz über die Kriegszeit hinaus, auf Schaffung von Arbeitskammern, ohne sich grundsätzlich über das große Endziel der arbeitsrechtlichen Sehnsucht klar geworden zu sein. So setzen sich Handlungsgehilfen und Arbeiter schon über die Frage zweiter Ordnung auseinander, ob man beiden Schichten gemeinsame oder getrennte Einrichtungen zur Wahrnehmung der Arbeitnehmerinteressen schaffen soll, noch ehe die Notwendigkeit solcher Einrichtungen überhaupt durchgesetzt worden ist.

Wenn aber auch Theoretiker wie Praktiker oft vom grundsätzlichen und politisch-praktischen Wege abirren, so haben doch beide für ihren Teil gründliche und klare Vorarbeiten geleistet, um das Grundsätzliche herausschälen zu können. Worauf kommt es in erster Linie an? Die geringere Schicht in unserer Wirtschaftsordnung ist wirtschaftlich selbständig, und sie verdankt diese Selbständigkeit nur in den wenigsten Fällen der eigenen Tüchtigkeit, sondern in den meisten Fällen dem Zufall der Geburt, der ja so einschneidend schon in der Wiege über den späteren Bildungsgang und die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten entscheidet. Umgekehrt wird die große Masse der Abhängigen gleichfalls durch den Zufall der Geburt schon zur wirtschaftlichen Unselbständigkeit verdammt. Dort kein eigenes Verdienst — hier kein eigenes Verschulden. Mit welchem Recht entscheidet aber dann ein starrköpfiger Zechenfürst unter Umständen selbstherrlich über das wirtschaftliche Wohl und Wehe Zehntausender? Wenn der Staat bewußt eine Staatsfreudigkeit aller erzielen will, dann muß er auf dem Wege des Rechtes jenes Unrecht wiedergutmachen. Das kann er, indem er grundsätzlich das Gesetz errichtet: jeder Arbeitnehmer darf nur auf Grund eines Arbeitsvertrages beschäftigt werden, der zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber als völlig gleichberechtigten Vertragsparteien geschlossen wurde. Ob das im Wege des Einzel- oder des Sammelvertrages geschieht, ist eine Bedarfsfrage, die der Gesetzgeber wohl vorsehen, aber nicht lösen soll. Er muß sich auch (selbst wenn der Staat selbst als Arbeitgeber in Frage kommt) davor hüten, den sachlichen Inhalt des Arbeitsvertrages gesetzlich festzulegen. Der Arbeitsvertrag muß flüssig bleiben, muß der freien Vereinbarung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vorbehalten sein. Aber gerade das muß Gesetz werden, und dies Gesetz muß Arbeitgeber und Arbeitnehmer als Vertragsparteien gleichwertig gestalten. Der Begriff des

Digitized by Google

Arbeitsvertrages ist allerdings genau zu fassen. Es wird gut sein, ihn auf das reine Beschäftigungs- oder Anstellungsverhältnis zu beschränken, also in ihm Fragen wie die Entlöhnung, Arbeitszeit, den Arbeitsnachweis, die Arbeitsart, Arbeitsverteilung usw. zu gruppieren. Dagegen geht eine Frage wie die Gewinnbeteiligung über den Begriff des reinen Arbeitsvertrages schon erheblich hinaus. Neben der Fassung des Begriffes hat dann das Gesetz die Formen festzusetzen, unter denen die Parität beim Abschluß des Arbeitsvertrages gewahrt wird, eine gar nicht mehr so schwierige Aufgabe, wenn man sich die Einrichtungen des Hilfsdienstgesetzes logisch fortgesetzt denkt. Ausnahmen — das ist von Wert — darf es nicht geben.

Erhalten wir so ein einheitliches Arbeitsvertragsrecht, so müssen wir daraus die praktische wie theoretische Folgerung ziehen, daß auch die Rechtsprechung in allen Fragen des Arbeitsvertrages zu vereinheitlichen ist. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Arbeitsvertragsrecht, dessen Grundzug die Parität ist, in sich selbst auch eine paritätische Rechtsprechung vorsehen muß, und zwar nicht nur für den Einzelvertrag, sondern auch für den Sammelvertrag. Dann liegt es aber auch nahe, die bisherige Rechtsprechung in Arbeiter- und Angestelltenfragen, soweit sie deren Beschäftigungsverhältnis angeht, mitzuerfassen und zu vereinheitlichen. Wir finden darin heute eine unbeschreibliche Buntscheckigkeit: Gewerbegerichte, Berggewerbegerichte, Tarifämter, Innungsschiedsgerichte, Kaufmannsgerichte, Amtsgerichte, Landgerichte urteilen in diesem oder jenem Falle. Dort Parität, hier außenstehendes Gericht, an anderer Stelle (Staatsbetrieb, Gesindeordnung) sogar krassestes Gewaltrecht der Arbeitgeber. Nun haben wir bereits ein Gesetz, das in mustergültiger Form eine organische Einheit in allen Fragen der Rechtsprechung aufweist, die Reichsversicherungsordnung, die seinerzeit auch eine bis dahin buntscheckige Rechtsprechung zusammenfaßte und ihr durch drei Instanzen hindurch den Charakter der Parität gab. Diese Instanzen haben aber nicht nur Spruch-, sondern auch Beschlußbefugnisse, und das weist den Weg, beim Arbeitsvertragsrecht Einrichtungen zu schaffen, die mit Beschlußbefugnis den Arbeitsvertrag feststellen und mit Spruchbefugnis seine Unverletzlichkeit wahren.

Nun erschöpft sich das Arbeitsrecht aber auch nicht im Arbeitsvertrage. Es sind allgemeine Erfordernisse vorhanden, die den Schutz des Gesetzgebers zugunsten des Arbeitnehmers beanspruchen und die schon seither in mehr oder minder vollkommener Weise ihren Ausdruck in bestimmten Schutzgesetzen fanden. Auch diese bedürfen der Vereinheitlichung und damit zugleich der organischen Fortentwicklung. So schiebt sich in das große Gesetzeswerk, das neben Bürgerliches Gesetzbuch, neben Reichsversicherungsordnung zu treten hätte, als weiteres Grundthema der allgemeine Arbeitnehmerschutz hinein. Das würde das Ende der Gewerbeordnung mit ihren Novellen zwar bedeuten, würde so manche Tarifvertragsbestimmung erübrigen, würde aber andererseits die erwünschte Gelegenheit bieten, die sowieso spruchreifen Fragen des Bergarbeiterschutzes, der Frauenarbeit, des Kriegsbeschädigtenschutzes u. a. m. in großzügiger Weise im Rahmen des Ganzen gesetzgeberisch zu erfassen, würde endlich auch die Staatsbetriebe, die außerhalb der Gewerbeordnung stehen und daraus nicht nur ein selbstherrliches Regiment in allen Fragen des Arbeiterschutzes, sondern auch in allen Arbeitsvertragsfragen herleiten, auf einen sicheren Rechtsboden zwingen.

Will man aber auch dieses wichtige Gebiet zugleich mit anderen nicht dem Gesetzgeber allein überlassen, sondern den unmittelbar Beteiligten einen entsprechenden Einfluß darauf einräumen, dann kommt man von selbst zu dem Thema der Arbeitskammern, das den vierten Teil des anzustrebenden Gesetzwerkes ausfüllen würde. Fruchtbar kann dies Thema erst gestaltet werden, wenn als Voraussetzung das dringlichere und bedeutungsvollere Arbeitsvertragsrecht geschaffen worden ist. Dieses aber wird durch Einrichtungen allgemeinerer Art, die sich mit den besonderen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Arbeitnehmer ständig von Amts wegen zu befassen haben, willkommen und wirksam ergänzt. Allerdings deutet dieser Gesichtspunkt auf Arbeitnehmerkammern hin, wie wir besondere Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern haben. Das um so mehr, als durch die äußeren Formen des Arbeitsvertragsrechtes jene Bedingungen der sozialen Verständigung erfüllt würden, die man von gemeinsamen Arbeitskammern erhofft. Nur schade, daß diese Frage, ehe sie grundsätzlich entschieden ist, immer gleich den Zankapfel: Arbeiter- oder Angestelltenkammern? heraufbeschwört und damit die sachliche Entscheidung verschiebt. Ehe man aber, um der Arbeitnehmerschaft rein äußerlich entgegenzukommen, ihr schnellerhand ein Arbeitskammergesetz beschert, sollte man sich über die große Zukunft unseres Arbeitsrechtes überhaupt klar werden. Denn nur diese Klarheit entscheidet über gemeinsame Arbeits- oder besondere Arbeitnehmerkammern. Kein Gesetz des Wohlwollens, sondern ein Gesetz, das Zweck und Ziel vor Augen hat!

Nicht so leicht ist eine andere Entscheidung. Es ist immer noch zweifelhaft, ob das Koalitionsrecht aller Arbeitnehmer im Rahmen des politischen Vereinsrechtes oder im Rahmen eines großen Arbeitsrechtes zu regeln ist. Seine Mängel scheinen heute vorwiegend in Bestimmungen der Gewerbeordnung zu liegen, und daher kommt es, daß die Arbeitnehmerorganisationen hier überhaupt mit dem arbeitsrechtlichen Arbeitspensum beginnen möchten. Aber ob ihnen ihre Parteieigenschaft, die sie in dieser Frage doch besitzen, nicht etwas den unbefangenen Blick trübt? Ob es nicht viel ratsamer ist, auch das Koalitionsrecht der Berufsvereinigungen einheitlich im Vereinsrecht zu sichern? Wie dem aber auch sein möge, auf alle Fälle würde schon die Verschmelzung der Gewerbeordnung in ein größeres Gesetzeswerk hinein dazu zwingen, dem Koalitionsrecht einen Platz irgendwo einzuräumen, und darum bedarf jene Frage der Entscheidung. Mit dieser Entscheidung hat selbstverständlich der zeitentsprechende Ausbau dieses Koalitionsrechtes, dann am endgültigen Platze, Hand in Hand zu gehen. Das Koalitionsrecht braucht nicht im Arbeitsrecht enthalten zu sein, wenn es anderswo sich organischer einfügt, aber Arbeitsrecht ohne gleichwertiges Koalitionsrecht ist andererseits undenkbar.

Das sehen wir so recht bei einer bestimmten Arbeitnehmerschicht, den Arbeitern in gemeinnötigen Staatsbetrieben. Während das uneingeschränkte Koalitionsrecht der privaten Arbeiterschaft über das Arbeitsrecht hinaus noch das Streikrecht einräumt, verzichten jene auf dieses wirtschaftliche Machtmittel unter dem Drucke eines bestimmten Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber dem Staate als Allgemeinheit. Damit opfern sie dem Staate auch arbeitsrechtlich sehr viel, und es ist gerechtfertigt, daß sie als Ersatz noch weitergehende Rechtsgarantien in Gestalt eines Staatsarbeiterrechtes fordern, das dem allgemeinen Arbeitsrecht ein- oder anzugliedern wäre. Ein ähnlicher Gesichtspunkt führt zum Beamtenrecht. Als völlig unbestimmtes Schlagwort taucht dieses seit Jahren auf. Sobald aber die Beamten mehr Nachdruck auf das Recht und weniger auf den Titel „Beamten"recht legen, gliedert es sich gleichfalls ganz von selbst in jenes große Arbeitnehmerrecht ein, das ein dem Grunde nach gleichartiges Bedürfnis aller wirtschaftlich Unselbständigen befriedigen soll. Vom Beamtenrecht zum Angestelltenrecht ist ein kurzer Schritt. Sind die Privatangestellten rein rechtlich andere Arbeitnehmer als die Arbeiter? Keineswegs. Mag das Formenwesen der einen Gruppe oder der anderen besonders angepaßt werden, so ändert das an der Wesensgleichheit des sachlichen Rechtes gar nichts. Ist dem aber so, dann sind wir über Staatsarbeiter, Beamte und Angestellte in logischem Kreislauf wieder zu der großen einheitlichen Frage des Arbeitsrechtes zurückgekehrt.

Betrachtet man alle diese Einzelthemata, die heute umherschwirren, als da sind Arbeitskammern, § 153 der Gewerbeordnung, Gesindeordnung, Staatsarbeiterrecht, Koalitionsrecht, Beamtenrecht, Schlichtungswesen usw., so als organische Einzelteile eines Wesensganzen, dann gewinnt dieses Ganze von selbst an Gewicht. Es wird zu der großen sozialen Frage, deren Lösung mit einem Schlage auch alle jene Einzelfragen löst. Betrachtet man anderseits dann dieses Ganze unter dem Gesichtspunkt von Ursache und Wirkung, dann muß man überzeugt sein, daß sie nicht nur äußerlich, sondern auch ihrem Wesensinnern nach hohe Politik darstellt. Um so gefährlicher ist ihre Verzettelung in einzelne Moleküle. Gerade hier kommt es auf den großen

Digitized by Google

Wurf an. Nochmals: keine Wohlwollensgesetze für deutsche Arbeitnehmer, sondern eine wahrhaft große Tat für Deutschlands wirtschaftliche und soziale Zukunft.

Walter Heynen / Louise von François

Am 27. Juni 1917 würde Louise von François hundert Jahre alt, und den mannigfachen posthumen Ehrungen nach, die für diesen Tag geplant sind, wird man sagen dürfen, daß sich damit wieder ein typisches Dichterschicksal erfüllt habe, sofern man darunter den von der Nichtbeachtung zur zufälligen Entdeckung und späten Anerkennung gekennzeichneten Ablauf verstehen will.

Bequemer Tradition gemäß diesen des Erinnerungsdatums halber nachzuzeichnen, läge nach hinreichend ähnlichen Erfahrungen kein Anlaß vor, wenn nicht die gegenwärtige Zeit doch besseren Erfolg verspräche, weil gerade sie für die bedeutendsten Werte in der Dichtung der François das meiste Verständnis hat oder wenigstens haben sollte. So bliebe denn die Aufgabe, diese Werte in ihrer augenblicklichen und bleibenden Bedeutung zu erkennen und herauszustellen.

Vor allem wird man bei diesem Unternehmen damit beginnen müssen, in Louise von François mehr als die Dichterin der „letzten Reckenburgerin" zu sehen. Wenn einst Gustav Freytag sie als solche der Literatur vorgestellt hatte, so hatte er damit einen Ausgangs-, keinen Endpunkt bezeichnen wollen. Daß es bis zur abermaligen, nun auch die anderen Romane einbeziehenden Entdeckung ihrer Kunst durch den Insel-Verlag doch dahin gekommen ist, stimmt durchaus zur Psychologie des lesenden Publikums, das noch niemals abseits der großen Heerstraße marschiert ist, wenn auch Louise von François' zurückhaltende Art mit dazu beigetragen hat.

Ihr Briefwechsel mit Conrad Ferdinand Meyer gibt ein deutliches Bild von dem, was sie selbst von ihrer Dichtung gehalten hat und zeigt, was fast noch wichtiger ist, Struktur und Ausmaße ihrer ganzen Veranlagung.

Denn daß sie einem Künstler wie Meyer gegenüber in stets bescheidenen Worten von ihrem kleinen Talent sprach, würde wenig besagen, wenn nicht in anderem Zusammenhang stehende Aeußerungen weiterblicken ließen. Und da scheint denn wirklich die geringe Begeisterung, die sie für Meyers ihr zuerst anvertrauten Romanentwurf vom Dynasten aufbringen kann, ganz zu ihrer geistigen Haltung zu passen, die etwas Männisches hat und sich des öfteren verrät. Es ist das im Grunde dieselbe Geradheit, die schwer ein Verhältnis fand zu der dämpfenden und selbst klärenden Vortragskunst der Meyerschen Rahmenerzählung, und der das „Belauschen und Vergleichen", wie es der Schweizer mit seinen Stoffen vornahm, schlechtweg Wankelmut bedeutete. Wie sie selbst nur mit klaren Farben malte, so hatte sie für die Verwendung gebrochener auch bei anderen Künstlern kein Verständnis: für Jean Paul hat sie nie schwärmen können, die Welt E. T. A. Hoffmanns ist ihr verschlossen geblieben, und in Kleist witterte sie die unferne Nachtseite der Natur, deren Einbeziehung in das Reich der Dichtung ihr als das Krankhafte galt. Selbst Goethes Menschen sind ihr zu weich vorgekommen, und gewiß nicht unberechtigt meinte sie, daß, während seine eigene Person viel fester und klarer sei, von seinen Helden immer nur zwei einen ganzen Mann abgäben. Vor einer so gearteten Kritik vermochte, wie nicht anders zu erwarten, auch Meyers Page Leutelsing („Gustav Adolfs Page") keine besondere Gunst zu finden, aber die Begründung — „die Liebesnot und -Lust ist überflüssig in diesem Stoff. Was entbehrten wir, wenn es im Wallenstein keine Thekla, im Tell keine Bertha gäbe? Der treue Knabe Georg ist die beste Figur des Götz. . . Keine Goethesche Liebesszene würde dramatisch ergreifen wie die der Begegnung der beiden so entgegengesetzten und sich „doch so notwendigen" Helden" — erinnert nicht bloß daran, daß sie selbst den Mangel ihrer Erfindungskraft beklagte und sich den Zierlichkeitssinn absprach, sie scheint auch jenen Einwendungen Hintergrund zu verleihen, die ein stets dichtungschädigendes Vorwalten des Verstandes auch bei ihr hervorgehoben hatten. Freilich kann dabei nicht unberücksichtigt bleiben, daß es sich hier um Meinungen jener Louise von François handelt, die in der Zurückgezogenheit von Weißenfels eine Greisin geworden war, und man darf füglich fragen, wie viele dieser Urteile und Vorurteile durch die unglücklichen Wendungen bedingt worden seien, die ihr Leben zu mehreren Malen genommen hatte. Die Ungunst des Schicksals lag vielleicht weniger in dem frühen Tod des Vaters, da die zweite Ehe der Mutter den Kindern ein glückliches Familienleben wiedergegeben hatte. Aber die Vermögensverluste ihrer nächsten Angehörigen und die Einbuße ihres eigenen Erbes durch die Unredlichkeit des Vormundes mußten ihr Gemüt um so nachdrücklicher verhärten, als sich eine glückliche Brautschaft darum zerschlug und jener Vorfall somit Anlaß gab zu der Abgeschlossenheit, in der wir sie als „einselige Invalidin" wiederfinden.

Ist da nicht die Ueberlegung am Platze, was wohl aus d e r Louise von François geworden wäre, aus der die Ehe eine Gräfin Görtz gemacht hätte? Wenn wir ihre eigenen Worte hinnehmen wollen, so hätte ihr die pekuniäre Not anfänglich die Feder in die Hand gedrückt. Aber soll es bei dieser Aeußerung, die gewiß wahr gemeint ist, nur zwischen äußerer Veranlassung und innerer Ursache nicht scheidet, sein Bewenden haben? Wir wollen an ihre Stelle sicherlich nicht die unglückliche Liebeserfahrung setzen, um daraus ihre Kunst abzuleiten, nur das wird als ausgemacht gelten können, daß jenes Ueberwiegen des intellektuellen Moments zugunsten einer verinnerlichten Gefühlsweichheit ausgeglichen worden wäre im Empfinden einer Frau, die die Macht der Liebe an sich hätte erfahren dürfen. Dann hätte ihre Dichtung einige Ecken und Härten weniger, die unleugbar darin vorhanden sind und von vorzeitigem Ernst sprechen, schwerlich jedoch hätte sich deren Antlitz entscheidend gewandelt. Denn die Quellen ihres Erlebens liegen an anderer, tieferer Stelle, sie sprudeln da, wo ihre eigentliche, bleibende Bedeutung gesucht werden muß: in der engen liebevollen Verwurzelung mit dem heimatlichen Boden, dessen schicksalsschweres Sein und Werden uns ihre Dichtung ahnungsvoll gedeutet hat. Da hat sie nicht bloß, wie sie selbst annahm, Alltagsereignisse in einem gewissen ideellen Brennpunkt zusammengefaßt, Frauen oder Brüder in Liebe und Haß einander gegenübergestellt oder genähert, sondern Erinnerungen, die „wie mit dem Schwamme ausgelöscht" schienen, am Abendhimmel einer neuen Zeit zu tageshelle Flamme auflodern lassen und damit jene Werke geschaffen, die so untrennbar zur unglücklichst-glücklichsten Zeit preußischer Geschichte gehören, wie der Grimmelshausen zum Dreißigjährigen Kriege. Conrad Ferdinand Meyer hat an ihrer „Judith" den scharfen Blick, die kräftige Hand und die spannende, aber klare Fabel gerühmt, und das sind unstreitig Vorzüge, die man den meisten ihrer

Digitized by Google

Werke wird zusprechen dürfen. Was an ihren historischen Romanen mehr auffällt, ist die hohe, kunstvolle Einfachheit und Schmucklosigkeit. Nur eine so ursprüngliche Natur wie sie durfte so ohne jeden erkennbaren Aufwand in Komposition und Technik die Fäden ihrer Geschichte „Aus Großmutters Handkörbchen" abspinnen, die Szenerie derart vereinfachen und der psychologischen Problematik der Moderne so gänzlich entraten; ihre reiche Individualität blieb traumsicher jeder Einförmigkeit fern, auch ohne besondere Effekte oder lärmendes Heldentum aufzubieten. Ueberhaupt liegt nicht der geringste Reiz ihrer Erzählungen im Blute der Verfasserin begründet. Man merkt ihr freilich die Herkunft nicht an, wenn sie, wie mit ironischem Mitgefühl, die müde Kultur der Romanen zeichnet, aber der Sprößling der Hugenottenfamilie kommt zu Worte, wenn sie Rassenproblemen nachgeht, wie das neuerdings erst wieder Heinrich Mann getan hat. Immer jedenfalls bleibt sie von schiefer Einseitigkeit frei, und so hält sie nicht etwa die plumpen Tatsachen fest, sondern sie bringt das stumm geschäftige Weben und Walten in den Menschen dieser drückend schweren Zeit, und es gelingen ihr feine Szenen, in denen der „Schauer der Daseinslust" jener Tage nachzittert. Daneben stehen dann eindringliche Genrebildchen, wie das vom Heideschäfer Kietz aus Rietz, der um Nachrichten aus dem Felde jedesmal zur Herrschaft muß, weil weder er noch sein Sohn schreiben oder lesen können; oder jene geistreich charakterisierende Antwort, die der sächsische General Thielemann der Frau Erdmuthe auf den Zweifel ihres franzosenfreudigen Sohnes an seiner Gesinnung gibt: „Ihr Sohn hat mich einen Yorck gescholten. Eine zu große Ehre für mich und unser Land. Ein Staat, der selbständig fallen und selbständig sich allenfalls wieder erheben darf, kann einen Yorck produzieren. Einer, der zum Anklammern berufen ist, leider nur einen Thielemann."

Ich denke, man begreift das Entzücken, das die besten damaligen Historiker an solchen Werken fanden, und wer sich die geringe Mühe macht, selbst nachzuprüfen, wird es ihnen nicht als Fachvoreingenommenheit auslegen.

Indes bleibt noch ein letztes, das bisher nicht berührt wurde: das tiefe Ethos, das nach allen Kämpfen nicht in sinnloser Vernichtung oder Zerschmetterung, sondern in wahrer Versöhnung den „Ankergrund der sittlichen Welt" erblickt. Und das scheint mir Grund genug, ihre Bücher auch jetzt wieder denen einzureihen, deren Lektüre die Gegenwart erfordert. Am Schlusse der „Stufenjahre eines Glücklichen" hat Louise von François ihren Decimus Frey dem Sohne diese Leitsätze mitgehen lassen: „Es ist nahezu ein Postulat geworden, daß die Zeit, in der du zu reifen berufen bist, den idealen Lebensgehalt verkümmern läßt. In dir erfahren wirst du es nicht. — Glaube es aber auch nicht, wenn du es hörst oder liest. Die Ideale wandeln und wechseln, erhellen und verdunkeln sich wie die Ideen, das Ideal währt und webt ewig wie die Idee. Du kennst nunmehr den Mann, den diese Zuversicht bis in seine Todesstunde beseligt hat. Und wenn es dir nicht gegeben sein sollte, die unlöschbare Flamme in Ausnahmsgeistern leuchten zu sehen und glimmen selber da, wo ihr geflissentlich Hohn gesprochen zu werden scheint, so wirst du ihren warmen Strom doch spüren in jedem guten Menschenherzen. Die Güte, deren Namen selbst unsere Sprache von Gott genommen hat, ist das reinste Ideal. Es sind Feiglinge, mein Sohn, und sie waren es seit Jahrtausenden, die da sagten und sagen: Nichts lieben und nichts glauben, nichts erstreben noch ersehnen als die Ruhe des Nichts, heiße weise sein und einzig Erdenglück. Schwächlinge und Aermlinge! Die Aermsten unter uns! Sie kennen unseren Reichtum nicht einmal, unseren Reichtum selbst in der Traurigkeit, die kein Menschenglück und keine Menschenweisheit löst, weil sie das ewige Erbteil ist, das den Menschen erst zum Menschen macht.

Kämpfe darum mutig, mein Sohn, und scheue der Wunden nicht, um das, was du in dir trägst, zu behaupten im Gestritt der Welt. Denn nur dieses Eigenste ist dein Glück." Ein solches Kredo verdiente es, in uns lebendig zu werden und sollte nicht bis zum nächsten, fernen Gedenktag (und vielleicht darüber hinaus für immer) wieder einstauben dürfen. —

Nachschrift: Der Insel-Verlag hat außer der „letzten Reckenburgerin" auch „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne" in die verdienstliche „Bibliothek der Romane" aufgenommen und die „Stufenjahre eines Glücklichen" in neuer Gewandung herausgebracht. Außerdem liegt in der Insel-Bücherei „Die goldene Hochzeit" vor. Dort wären vielleicht auch noch andere kleine Erzählungen wie „Zu Füßen des Monarchen" am Platze.

Gottfried Traub / In blauende Weiten

Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen. Es wäre das An- und Aussehen nicht wert, wenn es vorbei wäre.
Bismarck.

Unter den herrlichen Bäumen des Parkes der deutschen Botschaft zu Therapia gingen wir langsam hin und her. Gräber liegen dort, wie Blumen am Weg. Der frühere Botschafter ruht, wo er noch so gern weitergearbeitet hätte. Oben am Hang tritt man, kaum daß man's merkt, mitten zwischen Gräber. Nichts ist eingezirkt; das ist auch gut so. Die Toten gehören zu den Lebendigen und die Lebenden zu den Toten: es ist ein Ring des Werdens, Vergehens und Auferstehens. Fast vierzig Kreuze stehen hier nebeneinander: sie reden alle das gleiche Schicksal von Kameraden. Graf und Leutnant liegen neben Maat und Heizer. Jedem dasselbe Kreuz, jedem die gleichen Blumen — so ist's recht. Sinnend geht man durch diese Reihe und schaut immer zwischen den Bäumen hindurch zum leuchtend blauen Wasser und nach Asiens Bergen. Hier oben wird der Glaube an das ewige Leben leichter, und die Nähe der Tapferen fühlt man enger als auf unseren Friedhöfen. Es ist, als ob sie einen Augenblick fortgegangen wären und jetzt neben uns stünden, wie wir die paar schlichten Worte lesen, die uns von ihrem Weg hier herauf künden. Wir biegen rechts um; da führt der Weg ein wenig in die Höhe. Ein kleiner runder Platz mit aufgeschüttetem Sand und in der Mitte ein Blumenbeet mit Stiefmütterchen. Eine Bank ladet zum Sitzen ein, um den Blick hinüber schweifen zu lassen zum Schwarzen Meer in des Weltenkrieges Zukunft. Aber halt! Unter diesem Beet schläft ja auch einer; das ist der Führer nach Bagdad, von der Goltz. Sie haben dich gut gebettet hier oben in Freiheit und Weite. Unsere Heldengräber sind keine eisenvergitterten Privatbesitze: sie sind ruhsame Eilande im Triebsand des Lebens, unter deren Boden sich Wurzeln tief ins Erdreich der Zukunft senken, um unsere deutsche Kraft und Einigkeit zu schützen. Man wird beinahe Freund mit dem Tod hier oben, wo Morgenland und Abendland sich küssen und Weltgeschichte unter sonndurchglühten Bäumen träumt. Er verliert das Fremde. Versonnen gehe ich die paar Schritte wieder zurück. Da sehe ich einen Feldgrauen im Erdreich

arbeiten. Er meißelt den Fels ab, und ein Kamerad schaut ihm geschäftig zu. Gedankenlos frage ich ihn: „Was arbeiten Sie hier?“ Er sieht mich lange an, greift zum Hammer und murmelt: „Das nächste Grab.“ Ich schäme mich der Frage, die taktlos scheinen mußte. Aber ich konnte die deutsche Gründlichkeit zuerst nicht verstehen, die auch für das letzte Plätzchen des Kameraden den abgesteckten Raum möglichst einebnen will. Still gehe ich weiter und frage nicht mehr. Der Bauernsohn aus Thüringens Bergen sitzt jetzt dort, wo einst Dareios seine Truppen übers Meer führte, und haut ein Grab in Felsen für seinen „nächsten“ Kameraden. Wie nah rückt alles, was erdgeboren ist, nebeneinander! Jahrtausende verschwimmen. Menschen kommen, herrschen, siegen, vergehen; jedes Menschen Leben heißt ein Kampf, einst, heute, in Zukunft. Schatten huschen zwischen den Bäumen. Wer war das? War das der Nächste? oder war es der Frühere? Man wird so hellsichtig in dieser klaren Luft und sieht das Völkerleben im gleichbleibenden Rahmen mit dem Einzelschicksal. Aber den klirrenden Ton des Meißels auf dem Gestein höre ich noch immer. Wir arbeiten heute im Menschensteinbruch, wo auch Felsen stürzen. Möwen fliegen über den Wassern. Mächtig steigen die Kronen der schattenden Bäume in die Höhe. Die Natur ist immer feierlich, sie braucht keinen Talar und kein Priestergewand; denn sie ist die alles verstehende gleichbleibende Güte. Auch auf dem harten Felsen dort wirst du gut ruhen, du Nächster! Mitten in den schönsten Augenblicken der Konstantinopeler Tage klang es immer wieder hart und abgerissen. Es war der aufkreischende Meißel unter der Zypresse in Therapia.

Soziale Bewegung

Ein sozialpolitisches Preisausschreiben. Der Gesellschaft für Soziale Reform ist von einem Arbeitgeber, dem sozialpolitisch verdienstvollen Halberstädter Warenhausbesitzer W. Cohn, die Summe von 1000 M. für ein Preisausschreiben zur Verfügung gestellt worden, das einer Darstellung der Tätigkeit der Angestelltenausschüsse gelten soll. Diese Ausschüsse haben im Laufe des Krieges, besonders seit Geltung des Hilfsdienstgesetzes, an sozialpolitischer Bedeutung und an weiter Verbreitung sehr gewonnen. Sie sind zu einem Mittel geworden, das sich als wohlgeeignet erwiesen hat, gedeihliches Zusammenarbeiten zwischen Arbeitgebern und Angestellten zu fördern. Die Bestrebungen der Angestelltenverbände und aller unabhängigen Sozialpolitiker sind infolgedessen darauf gerichtet, diese Kriegserrungenschaft auch für den Frieden zu erhalten. Besonders in der schwierigen Uebergangszeit werden sie gute Dienste zur wirtschaftlichen Verständigung und zur Vermeidung von schweren Kämpfen und Erschütterungen leisten. Daher ist es nur erwünscht, wenn jetzt durch ein Preisausschreiben die Geschichte, die Organisation, die Aufgaben, Rechte und Pflichten der Angestelltenausschüsse im Handel und Gewerbe auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen wissenschaftlich erforscht und klargestellt werden. Ein Preisgericht, in dem die Gesellschaft für Soziale Reform, Arbeitgeber und Angestellte vertreten sein sollen, will über die Preisarbeiten, die bis zum 31. Dezember 1917 beim Büro für Sozialpolitik in Berlin einzureichen sind, Entscheidung treffen. Namens des Vorstandes der Gesellschaft ruft Staatsminister Frhr. von Berlepsch zu fleißiger Beteiligung an der Preisaufgabe auf.

Verschmelzung der Technikerverbände. Wie die kaufmännischen Angestelltenverbände, so haben auch die verschiedenen Technikerverbände aus der Kriegszeit die Notwendigkeit gelernt, sich enger zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufinden. Ueber die Frage des Zusammenschlusses aller Technikerverbände veröffentlicht der Vorstand des Deutschen Techmikerverbandes neuerdings eine Erklärung. Ein Verbandstag nach Kriegsschluß werde zu entscheiden haben, ob der Deutsche Technikerverband, der Bund der technisch-industriellen Beamten und der Bund der technischen Angestellten sich zusammenschließen könnten oder nicht. An dem Grundsatz, auch Mitglieder in Staatsstellen aufzunehmen, denen das Streikrecht nicht zusteht, will der Deutsche Technikerverband unter allen Umständen festhalten.

Nachtarbeit in den Bäckereien. Gegenwärtig finden neue Beratungen von Vertretern der Reichsregierung und der Regierung der einzelnen Bundesstaaten statt über die Frage, ob nicht eine wesentliche Ersparnis von Heizmaterial durch Schließung der kleinen Bäckereien und Zusammenlegung dieser zu Großbetrieben unter gleichzeitiger Wiedereinführung der Nachtarbeit empfehlenswert sei. Zu diesen Verhandlungen sind bisher die beteiligten Arbeiterverbände nicht hinzugezogen worden. Die drei Bäcker-Berufsverbände (freie und christliche Gewerkschaften, Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine) wenden sich in einer gemeinsamen Eingabe mit aller Entschiedenheit gegen die geplanten Maßnahmen und die dadurch drohende Wiedereinführung der Nachtarbeit. In der Eingabe wird dargetan, daß die geplante Zusammenlegung der Betriebe keinen wirtschaftlichen Erfolg zeitigen könne, daß vielmehr schwere wirtschaftliche Gefahren daraus erwachsen würden. Schon heute seien ungefähr 40 v. H. der Bäckereibetriebe eingegangen. Eine weitere künstlich herbeigeführte Einstellung von Betrieben werde die Gefahr der Arbeitslosigkeit, namentlich nach Beendigung des Krieges, mit sich bringen. Die Wiedereinführung der Nachtarbeit würde außerdem keine Kohlenersparnis mit sich bringen, sondern die Kohlenersparnis würde durch die weit größeren Ausgaben für Licht aufgewogen werden. Außerdem aber würde am Tage weit aufmerksamer und vorteilhafter gearbeitet als nachts, und vor allem werde auch viel vorsichtiger mit dem sehr knappen Rohmaterial umgegangen. Auch eine viel größere Sauberkeit in den Bäckereibetrieben sei durch die Tagesarbeit erzielt worden. Die Nachtarbeit werde nur einzelnen Großbetrieben Vorteile bringen, dem ganzen Beruf und der Volksernährung aber nur schaden. Die Einwände der Arbeitnehmerverbände erscheinen durchaus berechtigt, namentlich auch der Hinweis auf den größeren Lichtverbrauch, der die Kohlenersparnis wieder wettmachen würde. Sollte trotzdem aus kriegswirtschaftlichen Gründen die Zusammenlegung von Betrieben und schärfere Ausnutzung der Betriebseinrichtungen durch verlängerte Arbeitszeit, eventuell Nachtarbeit, notwendig sein, so müßte wenigstens die Zusicherung gegeben werden, daß dies nur Kriegsmaßnahmen sind, und daß nach dem Frieden Hoffnung besteht, den sozialpolitischen Fortschritt des Verbots der Nachtarbeit erhalten zu sehen.

Büchertisch

Humboldt-Schriften und -Literatur.

Im Grunde wollte ich mit diesen Zeilen (vgl. Nr. 25) nur wieder anregen, Humboldt zu lesen. Welche Erholung, welche tiefe Beruhigung und Erhebung bietet uns der Briefwechsel Wilhelm v. Humboldts mit seiner Gattin Caroline v. Dacheröden, in der er die ihm gemäße Ergänzung seiner idealen Natur gefunden hatte. Dieser in sieben Bänden vorliegende Briefwechsel (bei E. S. Mittler & Sohn, herausgegeben von Humboldts Urenkelin Frau Anna v. Sydow) umfaßt das ganze Leben von den ersten Tagen der Liebe bis zum Tode beider Gatten; er ist nicht nur das klassische Zeugnis einer geistigen Lebensgemeinschaft von letzter menschlicher Vertiefung, er ist ein vollkommenes Wunderwerk in der Fülle des Lebens, in dem sich ein so ungewöhnlicher Geist wie Humboldt selbst entfaltet.

Der Brief ist die Humboldt natürlichste Form geistiger Produktion. Das ist charakteristisch für den Mann, dessen größte Tat die Gestaltung seiner Persönlichkeit, seines eigenen Lebens ist. Seine Briefe sind nie einseitige Deduktionen, auf keinem Gebiet, weder nur literarisch-aesthetisch oder gelehrt oder nur politisch. In jedem Brief steckt die Lebendigkeit des Tages. Darum nenne ich auch vor seinen Werken noch seine Briefe an Schiller, Goethe und Charlotte Diede als seine köstlichste Hinterlassenschaft.

Den Briefwechsel mit Schiller hat er selbst eingeleitet durch eine Studie über den Gang von Schillers Geistesentwicklung (jetzt auch erschienen im Inselverlag zu 50 Pf.). Das Stück findet seine Parallele in der „Rezension von Goethes zweitem italienischen Aufenthalt“. In diesen beiden Arbeiten haben wir so tiefschürfende Analysen der Persönlichkeit und Entwicklung von Humboldts beiden großen Freunden vor uns, daß sie noch heute zu dem Tiefsten gehören, was überhaupt über Schiller und Goethe geschrieben ist, keineswegs bloß den Wert haben, Beurteilungen durch einen hochstehenden Zeitgenossen zu sein. Für Humboldt selbst aber sind sie Zeugnisse der letzten Altersreife, beziehungsreichster philosophischer Anschauung, außerordentlicher literarischer Bildung und fast leidenschaftlicher Erlebnistiefe.

Ich stehe bei seinen Werken. Noch ist die wahrhaft monumentale Ausgabe der Akademie der Wissenschaften nicht abgeschlossen. Erschienen sind (in B. Behr's Verlag, Berlin-Leipzig) 16 Bde. (geb. 159,50 M.), davon vollständig die erste Abteilung: Werke im eigentlichen Sinne, drei Bände der zweiten Abteilung: Politische Denkschriften, ein Band der Tagebücher. Die Briefserie ist noch nicht eröffnet. Die Edition ist natürlich musterhaft; wie

wäre das anders möglich bei einem so peinlichen Philologen und Humboldtforscher, wie es Leitzmann ist. Für wissenschaftliche Zwecke ist damit die alte Ausgabe der Werke aus den vierziger Jahren (bei Georg Reimer, Berlin) überholt. Mir ist sie, die noch antiquarisch preiswert zu haben ist, aber doch noch lieb, weil sie in sich abgeschlossen und handlich ist. Sie enthält auch von den Werken wenigstens alles, was der Humboldtverehrer haben will, die große Ausgabe der Akademie aber enthält noch sehr viel mehr, was eigentlich nur den ganz gelehrten Humboldtforscher und den Sprachwissenschaftler angeht. Wirklich, es fehlt noch eine Ausgabe von Humboldt für die Allgemeinheit. Wer macht sie? Eine sehr genaue Auswahl seiner Aufsätze über Geschichte, Kunst und Leben, die staatsphilosophischen Arbeiten, die über Hellas und die antike Kunst, die Aufsätze zur Dichtung seiner Zeit, die Uebersetzungen von Pindar und Aeschylus, die Sonette (nur diese, keine seiner epischen Dichtungen!), endlich die großen politischen Denkschriften, Stücke aus den Tagebüchern und dann vor allem die Briefe, auch diese natürlich in Auswahl und sehr absichtlich zusammengestellt, um die Entwicklung des Menschen und seiner Philosophie, der spezifischen Humboldtschen Ideenlehre aufzuzeigen. Eine Ausgabe in 10 Bänden etwa, eine Volksausgabe, ja nicht zu teuer! Wer macht sie und schenkt damit dem deutschen Volke einen Schatz wieder, den es vergessen hat und von dem es nicht weiß, daß er lauteres Gold ist?

Noch ein Wort über Humboldtliteratur. Es gibt deren eine Fülle, nur weniges aber macht den Anspruch auf allgemeines Interesses, einiges davon verdient es. Ich nenne nur biographische Literatur: Das Lebensbild, das R. Haym, der große Philosoph, Literarhistoriker der Romantik und wackere Freiheitsstreiter 1856 veröffentlicht hat (R. Gärtner-Berlin) ist noch heute nicht abgelöst, wird auch in seiner Art nie abgelöst werden.. Denn es ist selbst ein Kunstwerk der Gestaltung und Darstellung, mit einer intuitiven Psychologie, die trotz des Mangels an Quellen viele Rätsel ahnend löst, Geheimnisse entschleiert; ein Buch von köstlicher Frische der Begeisterung. Den größten Fortschritt in der Humboldtforschung brachte dann das tiefe Werk von Prof. Dr. Eduard Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die Humanitätsidee (Berlin, Reuther & Reichard 1909). Gegenüber Haym beruht der Fortschritt hauptsächlich in der systematischen Vertiefung, in der Darstellung von Humboldts Ideenlehre, ihres Aufbaues in seiner menschlichen Entwicklung. Den Staatsmann W. v. H. behandelt Gebhardt in einem so betitelten Buche (Cotta 1896, 2 Bde.) etwas trocken und materiell, aber für den denkenden und mit H. vertrauten Leser sehr interessant. Einige populäre Biographien haben wenig Wert, leider auch die letzte aus der Feder des verstorbenen Darmstädter Literarhistorikers Harnack. Dr. W. Schotte.

Sprechsaal

Westfront, den 11. Juni 1917.

Sehr geehrte Schriftleitung!

Den Aeußerungen des offenen Briefes eines „Offiziers der Westfront" vom 29. 5. — abgedruckt in der „Hilfe" vom 7. 6. — kann ich mich nur anschließen. Wenn wir hier im verheerenden Geschützfeuer sitzen und die Berichte aus der Heimat über das Wesen oder besser gesagt Unwesen der Alldeutschen lesen, steigt oft genug der Zorn in uns auf, und wir sagen uns: „Dann mögen sie doch selbst herkommen und uns zeigen, wie man es anfangen muß, um Frankreich zu erobern." Denn in den maßlosen Forderungen der Alldeutschen finde ich zugleich insofern einen Vorwurf gegen uns an der Front, als es uns immer noch nicht gelungen sei, Frankreich derartig zu zerschmettern, daß sie ihre sämtlichen Eroberungspläne durchsetzen können. Außerdem haben wir bei der Lektüre alldeutscher Reden das Gefühl, daß es zu Hause immer noch Leute gibt, denen der Krieg nicht lange genug dauern kann. Eine Statistik über Kriegsgewinne, Kriegsziele und Kriegsteilnehmereigenschaft — genauer brauche ich wohl nicht zu sagen, was ich meine — wäre sehr interessant. Jedenfalls kann ich persönlich auch nur bestätigen, daß die Vaterlandsverteidiger geschlossen hinter dem Reichskanzler stehen und die Quertreibereien der Alldeutschen viel böses Blut an der Front erregt haben.

Selbstverständlich wollen wir aushalten, bis wir einen Frieden erhalten, der das militärische und wirtschaftliche Fortbestehen und weitere Gedeihen des Deutschen Reichs gewährleistet. Was für Bedingungen hierfür im einzelnen zu stellen sind, überlassen wir den verantwortlichen Persönlichkeiten, insbesondere also auch dem Reichskanzler. Jedenfalls lehnen wir es ab, daß noch weitere Hunderttausende verbluten sollen, sobald ein Friede im oben beschriebenen Sinne möglich ist, nur um die Wünsche einer verschwindend kleinen Gruppe unseres Volkes zu befriedigen.

Leutnant A.

Briefkasten

Die „Hilfe"-Leser bitten wir, Bestellungen auf Naumanns letzte Reichstagsrede „Auf dem Wege zum Volksstaat" möglichst bald aufzugeben, da die Auflage zu Ende geht.

Naumann hat mit diesem Bekenntnis zum deutschen Volksstaat nicht bloß die Gedanken des deutschen Liberalismus in grundsätzlich bedeutsamer Prägung wiedergegeben, sondern er hat — das steht außer allem Zweifel — der gewaltigen Mehrheit des deutschen Volkes, besonders des deutschen Volkes in Waffen, aus der Seele gesprochen. Im Hinblick auf die weitere Verfassungsarbeit des Deutschen Reichstages und auf die Kämpfe, die nach dem Kriege um den Ausbau der Volksrechte sicherlich kommen werden, verdient die Rede eine möglichst große Verbreitung.

Das einzelne Heftchen kostet 15 Pf. und 3 Pf. Porto (ins Feld portofrei); 10 Hefte kosten 1,20 M. und 20 Pf. Porto, 100 Hefte 12 M., 1000 Hefte 100 M.

Mit diesem Hefte schließt das zweite Vierteljahr. Die Erneuerung der Bestellung ist hoffentlich von allen Lesern inzwischen besorgt worden. Wegen der neuen Verordnungen über Papierverbrauchseinschränkung müssen wir im kommenden Vierteljahr die Anzahl der herzustellenden Nummern so knapp als möglich halten. Nachlieferung schon erschienener Hefte wird daher bei verspäteter Bezugserneuerung nur selten erfolgen können.

Ldstm. Follmer; Dr. Rutenberg, Primavera; **H. Reinhold, Tientsin:** Sendungen mit „Hilfe"-Nummern an diese drei Adressen sind an uns zurückgekommen. Wir bitten die Absender, sich zu melden, damit ihnen die Hefte zugestellt werden können.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Armee und Marine: 1 M.: A. F. in H., Pfr. M. in U.-R., Uff. K. im Felde, **1,30 M.:** Pfr. W. in S., **2 M.:** T. im Felde, **3 M.:** Oberl. Sch. in H., **5 M.:** Uff. G. im Felde **7 M.:** Lt. d. R. Sch. in L.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe"**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Über den Begriff des
Wahrhaften Krieges
Von Joh. Gottlieb Fichte . . . . . 1 Mark
Zum ewigen Frieden
Von Immanuel Kant.
Mit ausführlicher Darstellung der Entwicklung des Friedensgedankens von K. Vorländer. kart. 2.80 Mark
Deutsche Führer zur Humanität
Von Karl Bergmann . . . . . 1 Mark
Hinauf zum Idealismus
Von Otto Braun . . . . . 2.50 Mark
Verlag von Felix Meiner in Leipzig

Digitized by Google

5. Juli 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 27

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Die Demokratie als Friedensziel. — **Dr. Paul Rohrbach:** Sonderfriede? — **Univ.-Prof. Dr. P. Mombert:** Staat, Krieg und Volkswachstum in Geschichte und Gegenwart. — **Dr. E. Meißner:** Individualismus und Stilbildung in der neudeutschen angewandten Kunst. — **Schuldirektor Haese:** Der Dorfjunge in den Flegeljahren. — **Hugo Bech:** Brief aus dem Felde. — **Gottfried Traub:** Menschenkenntnis. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 24. Juni.

Die Schwierigkeiten, die zum Kabinettswechsel in Oesterreich geführt haben, sind im Grunde die alten Nöte des Völkerstaats. Was die Schwierigkeiten jetzt im Kriege so sehr verstärkt, das sind die großen Fragen, die sonst außerhalb des parlamentarischen Kampffeldes liegen. Der alte Hader der Deutschen und Tschechen in Böhmen mag durch die bekannten Vorkommnisse neue Nahrung erhalten haben; aber nicht das ist es, was den slawischen Block zusammengeschmiedet hat. Es ist die Tatsache, daß die Polen ihre Schicksalsstunde erleben, die eine Einigung der politischen Gruppen untereinander und nun auch aller Polen mit allen anderen Slawen Oesterreichs ermöglicht hat. Die Polen fordern jetzt einmütig die volle Selbstverwaltung Galiziens, und sie stellen diese Forderung, indem sie ausdrücklich betonen, daß sie diesen Zustand nur als Uebergang zum einigen Polenstaat, zur Verbindung von Galizien und Kongreßpolen, betrachten. Man kann diesen Gedanken auch vom deutschen, und zwar nicht bloß reichsdeutschen Standpunkt aus durchaus ernsthafter Ueberlegung würdigen. Ob dieser große Polenstaat besser als dritter Staat neben Oesterreich und Ungarn zur habsburgischen Monarchie oder ganz für sich unmittelbar zum mitteleuropäischen Bündnis gehören sollte, das sind Fragen, über die um so leichter zwischen allen Beteiligten ein Einvernehmen erzielt werden könnte, je fester das politische, militärische und wirtschaftliche Band geknüpft wird, das alle Bundesgenossen umschlingen soll. Eine Lösung der polnischen Frage in dieser Richtung würde zugleich die dauernde Ueberwindung der schlimmsten innerösterreichischen Schwierigkeiten bedeuten und damit um so festere Grundlagen schaffen für die Kraft und Gesundheit des Staatenbundes, der sich jetzt im Kriege so trefflich bewährt hat.

Montag, 25. Juni.

Nach Bekanntgabe der Maibeute unserer Tauchboote faßt der Admiralstab noch einmal zusammen, was durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte seit Kriegsbeginn an feindlichen und neutralen Handelsschiffen versenkt worden ist. Es sind im ganzen 6 638 500 Bruttoregistertonnen, das sind fast 60 v. H. mehr, als die deutsche Handelsflotte bei Ausbruch des Krieges zählte. In derselben Zeit sind außerdem an britischen Kriegsschiffen 157 Einheiten von 632 900 Tonnen und insgesamt 255 feindliche Einheiten von 892 465 Tonnen vernichtet worden. Dieser Verlust hat ungefähr die Größe des Bestandes der Kriegsflotte der Vereinigten Staaten bei Beginn des Krieges.

Die Engländer drohen den Holländern wieder einmal mit Boykott. Angeblich halten die Holländer in Rotterdam Kartoffeln zurück, die sie den Engländern versprochen haben. Die holländischen Behörden verfolgen nach englischer Darstellung die Taktik, viel zu fordern und wenig zu geben. Aber, schreibt „Daily Mail", man solle nicht zu sehr auf Englands Langmut bauen. Der Augenblick, wo diese zu Ende gehe, sei jetzt fast erreicht. Und auch Amerika werde seine starke Waffe des Ausfuhrverbotes gegen jedes Land anwenden, das sich dem Verband gegenüber unfreundlich benehme. — Es steht ganz im Einklang zu solch englischen Drohungen, daß nach holländischer Meldung Präsident Wilson bereits ein Ausfuhrverbot für Lebensmittel nach neutralen Ländern erlassen habe. Begründet werde dieses Verbot mit der Notwendigkeit von Garantien, daß die Vorräte nicht nach Deutschland gehen, und daß die Neutralen ihrerseits den Verbündeten mit anderen Lebensmitteln aushelfen. — Das Ganze heißt man dann: Schutz der kleinen neutralen Völker.

Dienstag, 26. Juni.

Die Schweizer Bundesversammlung hat mit 168 von 192 Stimmen an Stelle von Hoffmann den Nationalrat Ador zum Bundesrat gewählt. Ador ist der Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz und hat in der welschen Schweiz, insbesondere in Genf großes Ansehen. Ob die Entente damit, daß der Deutschschweizer Hoffmann durch Ador ersetzt wird, wirklich erreicht hat, was sie erstrebte, steht noch dahin, wenn es auch außer allem Zweifel steht, daß Adors persönliche Sympathien auf der Seite unserer Feinde sind. Schließlich ist Ador doch in erster Linie Schweizer, und die Sicherheit des Daseins der Schweiz steht und fällt mit ihrer folgerichtig durchgeführten Neutralität.

In Griechenland hat die Entente mit Ausnahme des Peloponnes, auf dem das Heer ist, alle wichtigen Punkte mit Einschluß der Hauptstadt Athen jetzt so fest in Händen, daß sie nun daran gehen kann, „ganze Arbeit" zu machen. Venizelos wird heute oder morgen als Ministerpräsident vereidigt werden; der junge Prinz und Scheinkönig muß ja den Dingen seinen Lauf lassen. Venizelos wird dann die bei seinem Sturz aufgelöste Kammer wieder einberufen. So erhält die Entente ohne Wahlen, die sicher ein anderes Ergebnis zeigen würden, ein Ergebnis im Sinne des verjagten Königs, einen Scheingrund zu der heuchlerischen Phrase, daß ihre Knebelung und Ausbeutung des griechischen Volkes dessen eigener Wille sei. Als ob ein Volk, das nun schon so viel gelitten hat, nun auch noch freiwillig seine Ernte zur Ernährung der Bedrücker hergeben würde, um selbst weiter hungern zu können! Und wenn dann Judas Venizelos das waffenfähige Volk vor die Wahl stellen wird, entweder völlig zu verhungern oder gegen die Bulgaren und ihre Bundesgenossen ins Feld zu ziehen, dann ist es natürlich auch der freie Wille eines freien Volkes, den die Franzosen und Engländer achten müssen. Armes Hellas!

Mittwoch, 27. Juni.

Zwischen der deutschen und der niederländischen Regierung haben Verhandlungen stattgefunden über Schaden-

Digitized by Google

ersatz für die Handelsdampfer, die am 22. Februar durch ein deutsches Tauchboot versenkt worden sind. Der Admiralstab hatte für diesen Tag Schonzeit gewährt, aber gleich darauf hingewiesen, daß volle Sicherheit erst später für den 17. März gewährt werden könne, da möglicherweise nicht alle Tauchboote den Funkspruch mit der Anordnung des Frei-Tages rechtzeitig erhalten würden. Obwohl also die deutsche Regierung kein Verschulden trifft, hat sie sich doch aus freundnachbarlicher Gesinnung bereit finden lassen, zum Ersatz des Schadens gleichwertige in Niederländisch-Indien liegende deutsche Schiffe gegen Erstattung der für die versenkten Schiffe erzielten Versicherungssummen abzutreten. Natürlich dürfen die Schiffe nun nicht zugunsten unserer Feinde, sondern nur im holländischen Interesse fahren. Wenn, wie aus der offiziösen Mitteilung leider nicht ganz klar hervorgeht, dieser Vorbehalt gesichert ist, dann wird das deutsche Volk sicher mit dem entgegenkommenden Verhalten der Regierung einverstanden sein.

Der neue schweizerische Bundesrat Ador hat die Leitung des politischen Amts mit einer Rede übernommen, in der er verspricht, gewissenhaft alle Pflichten zu erfüllen, die eine loyale Neutralität der Schweiz auferlegt. Daß die Mehrheit des schweizerischen Volkes und auch die Bundesregierung so gesonnen ist, steht so fest, daß man Herrn Ador vertrauen kann, wenngleich die eigenartige Ursache des Sturzes seines Vorgängers eine gewisse Stimmung mißtrauischer Vorsicht in Deutschland begreiflich erscheinen läßt.

Die Oesterreicher haben auf dem Grenzrücken südlich des Suganatales einen schönen Erfolg errungen, indem sie in überraschendem Sturmangriff alle Stellungen wiedereroberten, die dort bei der italienischen Offensive gegen Tirol noch in der Hand der Feinde geblieben waren. Die stattliche Zahl von mehr als 1800 Gefangenen zeigt, wie gut die Ueberraschung gelungen ist. Insgesamt haben die Italiener in der letzten Tiroler Schlacht über 24 500 Mann an Gefangenen und — nach einwandfreier Schätzung — 40 000 bis 50 000 Mann im ganzen verloren. Die so glücklich verlaufene Abwehr dieser italienischen Angriffsschlacht ist, wie erst jetzt bekanntgegeben wird, von Conrad v. Hötzendorf geleitet worden.

Im österreichischen Reichsrat ist der vorläufige Haushaltsplan mit 292 gegen 150 Stimmen angenommen. Die Polen und Slowenen haben dafür gestimmt. Dagegen haben die Tschechen und Ruthenen erklärt, ihre bisherige Haltung auch gegenüber dem neuen Kabinett nicht ändern zu können. Die Tschechen handeln so aus Demonstration gegen die angebliche deutsche Hegemonie, die Haltung der Ruthenen dagegen richtet sich im wesentlichen gegen die Polen. — Wie dem auch sei: Herr v. Seidler kann dem Kaiser melden, daß die Gefahr des gesetzlosen Zustandes bereits überwunden ist.

Die Entente hat wieder einmal großen Kriegsrat gehalten. Die „Agence Havas" meldet als Ergebnis ein Einverständnis über das „Zusammenarbeiten der französischen und italienischen Truppen in Kleinasien und an den heiligen Stätten". Noch dunkler ist der Orakelspruch über „die Lage auf dem Balkan". Hier scheint man also bis zu einer Verständigung nicht gediehen zu sein. Und endlich ist die Rede von einer „allgemeinen Offensive, die die Alliierten jetzt gleichzeitig beginnen müßten, wo es mehr als gewiß scheine, daß Rußland demnächst in der Lage sein werde, auch seinerseits die Offensive zu ergreifen". — Man zuckt bei solchen Sprüchen die Achsel, und jedermann in Deutschland denkt: Na, denn man tau!

Der neue spanische Ministerpräsident Dato ist in einer Erklärung scharf abgerückt von Treibereien, die eine Trübung des Verhältnisses zu anderen Ländern, gemeint sind die Mittelmächte, herbeiführen könnten. Der Angriff Datos richtet sich gegen Romanones und die von ihm begünstigte Wühlarbeit der französischen und englischen Agenten. Dato schloß mit der feierlichen Erklärung: „Wir denken nicht daran, unsere Neutralität aufzugeben."

Donnerstag, 28. Juni.

Der russische Arbeiter- und Soldatenkongreß hat sich mit überwältigender Mehrheit für schleunige Beendigung des Krieges ausgesprochen. Da aber ein Sonderfriede eine der kriegführenden Parteien so stärken könnte, daß sie einen entscheidenden Sieg über die andere zu erringen imstande wäre, weist der Kongreß jede Politik ab, die auf den Abschluß eines Sonderfriedens oder auch nur Sonderwaffenstillstands abzielt.

Der schweizerische Bundespräsident Schultheß hat einem Vertreter des „Berliner Tageblattes" auf die Frage, ob die Veränderung im Bundesrat eine Aenderung in der politischen Haltung der Schweiz zur Folge haben würde, mit aller Bestimmtheit erklärt: „Die Politik der Schweiz ist und bleibt diejenige der strikten und loyalen Neutralität, wie sie in unserer volklichen Zusammensetzung, unserer Tradition und unserer politischen Ueberzeugung fest begründet ist. Von diesem Grundsatz kann und will die Schweiz niemals abweichen . . ."

Venizelos hat ein Kabinett gebildet, in dem er selbst Ministerpräsident und Kriegsminister ist."

Freitag, 29. Juni.

Von der Westfront kommen immer wieder erfreuliche Nachrichten, die den englisch-französischen Schwindel von einem Nachlassen der Haltung unserer Truppen recht wirksam Lügen strafen. Am Damenweg bei Cerny haben die Unseren ein französisches Frontstück von reichlich 1000 Meter Breite und dazu einen zähe verteidigten Tunnel erstürmt und gegen heftige Gegenstöße gehalten. Bei Höhe 304 unweit Verdun haben unsere Truppen ein Frontstück von 2000 Meter Breite und 500 Meter Tiefe im Sturm genommen und dann unerschütterlich behauptet. Und nicht weit davon, im Walde von Avocourt, sind den Franzosen Gräben in 300 Meter Breite abgenommen worden. Ueber 700 Gefangene an den verschiedenen Stellen bezeugen die Wucht, mit der die deutsche Infanterie ihre Stöße ausgeführt hat.

Sonnabend, 30. Juni.

Die gestern gemeldeten Erfolge unserer Truppen an der Westfront sind nach dem heutigen Bericht noch vervollständigt worden. Die Gefangenenzahl ist dabei noch um mehr als 300 angewachsen. Es handelt sich bei alledem nicht um große Aktionen; aber man darf doch immer wieder dankerfüllt feststellen, wie kraftvoll die deutsche Defensive im Westen geführt wird.

Die Russen, die seit einigen Tagen schweres Artilleriefeuer auf unsere Stellungen von der Bahn Lemberg-Brody bis zu den Höhen südlich von Brzezany gelegt haben, sind gestern nacht zum Angriff vorgegangen. Der Angriff ist unter großen Verlusten im deutschen Feuer gescheitert. Auch nördlich und nordwestlich von Luck nimmt die russische Feuertätigkeit zu. Will man den Ententegenossen zeigen, daß Rußland noch allen Ernstes am Krieg beteiligt ist? Oder glaubt man die Ostfront zugunsten der Westfront so von deutschen Truppen entblößt, daß man sich an der so oft angekündigten allgemeinen Offensive mit billigem Ruhm beteiligen kann? Oder soll dies gar schon der Anfang der neuen großen Offensive sein? Das könnte einen schönen Zusammenbruch geben; denn unsere Ostfront ist gerüstet.

Der französische Panzerkreuzer „Kleber" ist auf eine Mine geraten und gesunken.

Gestern hat der griechische Gesandte in Berlin, Theotoky, die Geschäfte dem ersten Legationssekretär übertragen, nachdem er zuvor von der Regierung des Herrn Venizelos seine Entlassung gefordert hat. Er will als treuer Anhänger des Königs Konstantin und seiner Politik nicht mitwirken an dem Werk des Venizelos, das sein Vaterland ins Unglück stürzt. Er hat durch sein schnell entschlossenes Handeln sich den peinlichen Schritt erspart, der deutschen Regierung den Abbruch der Beziehungen mitteilen zu müssen, den Herr Venizelos im Auftrage der Entente „beschlossen" hat. Die Entente hat nun endlich ihr Ziel erreicht. Viel Freude wird sie daran nicht erleben.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 24. Juni.

Erntevorschätzungen zur Gewinnung der Grundlagen für die Ernährungspolitik dieses Jahres sind angeordnet und finden statt für Brotgetreide und Gerste im Juli, für Hafer im August, für Hülsenfrüchte, Kohlrüben usw. im September und Oktober.

Die Ernährungsfrage steht allenthalben unter dem Einfluß der schwindenden Kartoffeln. Die außerordentliche und nach dem Urteil vieler durchaus unberechtigte Höhe der Gemüsepreise wird dabei doppelt schwer empfunden. Sie wird mit bedingt sein dadurch, daß gerade das Frühgemüse unter der Trockenheit gelitten hat. Eine andere Schwierigkeit ist in der heißen Zeit bei den behinderten Transportmöglichkeiten die Milch. Hier ist die Kinderernährung jetzt durch die Abgabe von Keks erleichtert und wird noch weiter erleichtert werden. Man kann trotz aller Lücken und Fehlschläge der Frühgemüseernte merkwürdigerweise im Sommer keine rechten Nahrungssorgen aufbringen. Spricht nicht auch die Tatsache, daß eine sehr große Zahl der für Stadtkinder zur Verfügung gestellten Landplätze gar nicht benutzt sind, so daß jetzt auch in den höheren Schulen zur Besetzung der Plätze aufgefordert wird, dafür, daß die Kinder in der Stadt noch satt werden können? Ich sah einer Herde barfüßiger Jungen zu, die, mit einem kleinen Küchentuch von Mutter unterm Arm, zum Baden zogen. Sie erprobten den kommenden Genuß (was die Mutter kaum beabsichtigt hatte) im voraus an einem Sprengwagen, durch dessen Tropfengüsse hindurch sie mit Siegesgeschrei immer kühnere Turnübungen machten, triefend und glückselig; ob sie dünner sind als im Frieden, kann man schwer abschätzen, matter und mißmutiger sind sie bestimmt nicht.

Mit jedem Tag schwillt der Lindenduft in den Straßen sommerlicher. Der Weg zur Arbeit unter den Millionen heller Blütenbüschel im Schatten der breiten dunklen Blätter und in diesen bewegten Wogen von Duft ist wie eine Feier des Sommers.

Montag, 25. Juni.

Wolffs Telegraphenbüro verbreitet eine Mitteilung über die Ernteaussichten, die allenthalben mit auf die großen Nachrichtenanschläge der Zeitungen gedruckt wird. Sie heißt:

„Der in diesen Tagen in ganz Deutschland niedergegangene warme Regen besserte die Ernteaussichten in Deutschland so, daß sie in Süd- und Westdeutschland als geradezu glänzend, in den mittleren und östlicheren Provinzen Preußens als durchaus befriedigend angesehen werden können. Die vereinzelt bestehende Gefahr, daß bei einem längeren Anhalten der Dürre der Roggen notreif geworden wäre, ist jetzt überall behoben. Das Brotgetreide, besonders Roggen, steht meist dicht. Die Körnerbildung setzte gut ein. Hafer und Gerste haben fast überall einen vorzüglichen Stand. Der warme Regen kommt am meisten den Kartoffeln zugute, die gerade jetzt in Blüte stehen und zur Knollenbildung ausreichende Flüssigkeit brauchen. Die Frühkartoffeln stehen bereits überall in Blüte. In Süd- und Westdeutschland erwarten die Erzeuger bei der Anfang Juli zu erwartenden Frühkartoffelernte recht günstige Erträge. Die überall im Gange befindliche Rauhfutterernte ergibt einen weit über dem Durchschnitt stehenden Ertrag."

Das klingt wie Musik. Jeder, der es gelesen hat, geht mit erhelltem Gesicht seines Weges weiter. Mitten in der steinernen Geschäftsstraße fühlt man sich angerührt von warmen blühenden Sommernächten, und jedem, der die schwarzen Zeilen entziffert, erscheint wohl zwischen Schaufenstern und Mauern und Schildern auf einen Augenblick die deutsche Erde unter dem Junisegen von Sonne und Gewitter, Felder in Halmen, Wiesen mit hohen Heuwagen und blühendes Kartoffelland, das stark und froh der Ernte entgegenwächst. — — —

Die beiden Hochschulen in Warschau haben bis auf weiteres geschlossen werden müssen wegen des Widerstandes der Studierenden gegen Anordnungen der Universitätsbehörde. Hoffentlich ist dieses Symptom der Verständigungsschwierigkeiten im okkupierten Polen vorübergehend.

Dienstag, 26. Juni.

Die Reichsstelle für Obst und Gemüse teilt mit, daß sie Lieferungsverträge abgeschlossen hat, die dem deutschen Verbrauch 8 Millionen Zentner Brotaufstrich, d. h. 30 Gr. für Person und Tag, sichern sollen. 5,3 Millionen Zentner Marmelade, 2,4 Millionen Zentner Kunsthonig und 400 000 Zentner Rübensaft. Möge über die Zubereitung des ersten Postens ein freundlicherer Geist walten als über dem Kriegsmus, dessen Genuß — oder sagen wir Verzehr — als ein tägliches Exerzitium der Pflichterfüllung nur angesehen werden konnte. Ein philosophischer Freund repetiert dabei täglich: „Pflicht! Du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst." — — — —

Irgendwoher ist neben dem schönen Modewort „orientiert" das andere „Mentalität" aufgetaucht und wird überall angebracht. Die polnische „Mentalität", Adors Genfer „Mentalität" — (von der man hofft, daß er sie unterdrücken werde).

Es verlautet, daß der neuernannte Reichskommissar für Elektrizitäts- und Kohlenverteilung eine zehnprozentige Einschränkung des industriellen und privaten Elektrizitäts- und Gasverbrauchs erreichen will. Dabei wird das ungeheure Ansteigen des Verbrauchs erwähnt, der für Elektrizität auf 10 Milliarden Kilowattstunden gegen 2,6 im Jahre 1913 ging und bei Gas zwischen Mai 1916 und Mai 1917 eine Steigerung von 70 Prozent aufweist. Für alle gewerblichen Verbraucher von Kohlen mit mehr als 10 Tonnen Monatsbedarf ist eine Meldepflicht eingeführt.

Die Verordnungen folgen einander wieder Schlag auf Schlag. Nachdem man an die Verbrauchsregelung schon so gewöhnt war, daß sie einem kaum mehr zum Bewußtsein kam, fühlt man noch einmal wieder das Einsetzen eines neuen Abschnitts, in dem der Ring der Staatswirtschaft sich noch fester schließt.

Eine englische und eine deutsche Kommission tagen unter niederländischem Vorsitz gemeinsam, um über die Linderung des Loses der Kriegsgefangenen zu beraten. Es ist schön, daß diese Konferenz, die dem niederländischen Gesandtschaftsattaché, Baron Freedenbourgh, zu danken ist, zustande gekommen ist.

Mittwoch, 27. Juni.

Beim Besuch einer Taubstummenanstalt: während man dem alten Lehrer zusieht, der mit väterlicher Geduld dem ihn ernsthaft umringenden Halbkreis der Kleinsten das thhhh und phhhh beibringt, unter dem Eindruck der unsäglichen Mühe des Aufbaues der Sprache ohne Ohr, wird einem — wie oft schon in der sozialen Arbeit — diese seltsame Gegensätzlichkeit in unserer Kultur bewußt: auf der einen Seite die unendliche, liebevoll und systematisch alles erfassende Arbeit noch um die halben und Viertelkräfte, und auf der andern die Hingabe unermeßlicher Schätze von Kraft und Leben. Gerade heute stand in der Zeitung, daß die englischen Kriegsausgaben 134½ Millionen Mark täglich betragen. Unwillkürlich bringen sich diese beiden Eindrücke in Verbindung miteinander.

Der „mitteleuropäische Verband akademischer Ingenieurvereine" hat eine Eingabe an den Reichstag gerichtet, in der eine strengere Umgrenzung des Vorrechts der akademisch gebildeten Ingenieure, eine schärfere Kennzeichnung der Grenzen zwischen Diplomierten und nicht Diplomierten gefordert wird. Die Eingabe wirft in einer Zeit, die unter der Parole „freie Bahn dem Tüchtigen" steht, und in einem Beruf, der zufolge seiner Abhängigkeit von den Wettbewerbsverhältnissen des Wirtschaftslebens noch eine freiere Auslese gestattet, den alten Zwiespalt auf zwischen Normalisierung der Anforderungen und Aufstieg der Tüchtigen, die nicht den Normalweg gehen konnten — den Zwiespalt auch zwischen Standesinteresse und Berufsinteresse, der als solcher wohl unlösbar ist.

In den Großstädten der skandinavischen Länder herrscht eine ungeheure Wohnungsnot, weil jetzt dort eine Konzentration von internationalem Austausch in jeder Richtung stattfindet, die ohne gleichen ist und alle bisherigen Maßstäbe übertrifft.

Berlin steht unter dem Eindruck des widerwärtig-lehrreichen Prozesses Kupfer. Man fragt sich, wenn man die Spalten und Spalten dieser Verhandlungen liest, ob der Fall wirklich so symptomatisch für die Kriegswucherwirtschaft ist, wie er jetzt von

Digitized by Google

allen Zeitungslesern angesehen werden muß? Hinsichtlich der Abstumpfung des allgemeinen Anstandsgefühls gegenüber dem Lebensmittelwucher kann man aber wohl leider an seiner symptomatischen Bedeutung nicht zweifeln.

Donnerstag, 28. Juni.

Aus vielen Großstädten wird ein Rückgang der Massenspeisungen berichtet. Das ist ein unbedingt sicherer Beweis, daß die Ernährungsschwierigkeiten trotz Kartoffelmangel geringer werden. Denn gerade der Kartoffelmangel treibt sonst die Leute zur Massenspeisung. Vermutlich ist es das Frühgemüse, das wahrscheinlich die gut verdienenden Schichten von der nicht sehr abwechslungsreichen Kriegsküche an den nun besser zu versorgenden häuslichen Tisch zurückführt.

Durch einen Erlaß des preußischen Ministers für Handel und Gewerbe wird der Ausbau des Arbeitsnachweises noch einmal nachdrücklich gefordert. Bis zum 1. Dezember soll die Zuweisung aller Land- und Stadtkreise an öffentliche Arbeitsnachweise durchgeführt sein.

Der Tod Gustav Schmollers im 80. Lebensjahr stellt einen in sich abgeschlossenen Abschnitt auf zwei Gebieten: der Sozialreform und der volkswirtschaftlichen Wissenschaft vor die Seele, dem sich heute viele Generationen von Schülern dankbar zugehörig fühlen werden. Beide in innerer Beziehung zueinander. Der Gelehrte, der von der wissenschaftlichen Erfassung der Volkswirtschaft vor allem einmal die Erkenntnis der Tatsachen vor der Aufrichtung konstruierter Systeme verlangte, war zugleich der, dem diese Tatsachen die sozialpolitische Unhaltbarkeit des Manchestertums zeigten, und der als einer der ersten diese Erkenntnis in die reformerische Tat umsetzt. Eine neue Erkenntnisform stellt sich in den Dienst der Sozialreform, auf der die heute bewiesene Kraft Deutschlands mitberuht. Zwischen dem ersten Aufruf des Vereins für Sozialpolitik und der Kriegsleistung der deutschen Arbeiterschaft ist die Verbindung von Keim und Blüte: „Durchdrungen von der Ueberzeugung," — diese Worte aus dem Jahre 1873 sollen wir uns am Grabe Schmollers vergegenwärtigen — „daß die Zukunft des Deutschen Reiches wie die Zukunft unserer Kultur überhaupt wesentlich davon beeinflußt wird, wie unsere sozialen Zustände in allernächster Zeit sich gestalten". — —

Freitag, 29. Juni.

Nach einem Vortrag über das Wesen deutscher Volksbildung ein Gespräch über die Aufgaben einer zeitgemäßen Volkskultur („zeitgemäß" heißt nicht „modern", sondern: im Einklang mit den geschichtlichen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft). Es ist seltsam, daß angesichts der ungeheuren und unumgänglichen Tatsachen über den deutschen Selbstbehauptungskampf in der Welt, die uns jetzt jeder Tag vor Augen rückt, Romantiker einer nur nach innen und nach rückwärts gerichteten Volksbildung zu Wort kommen. Das Problem ist viel größer, als eine solche der Wirklichkeit grundsätzlich abgewandte Betrachtung es sieht und sehen kann: trotz Industrie, Großstadt und Großstaat, richtiger: mit dem allen, in dem allen Kultur erobern. Scheint das heute so schwer, daß viele nur in der Abkehr der Seele von allen großen äußeren Energiezielen die Rettung zu sehen vermögen, so ist doch vollkommen klar, daß diese Ziele unser Schicksal trotzdem bestimmen werden. Je mehr Menschen sie innerlich verneinen, um so schwächer werden wir sein — und weiter wird nichts bei solcher Abkehr herauskommen. Die äußere Wirklichkeit ist zu mächtig; gelingt es uns nicht, sie zu durchdringen, verneinen können wir sie nicht.

Sonnabend, 30. Juni.

Ueber die Grundsätze der künftigen Steuerpolitik hat der württembergische Finanzminister in einer vielbeachteten Rede gesprochen. Er bezeichnete den „Uebergang zu anderen Einhebungsformen" der Steuern als den Weg, auf dem der Staat die Aufbringung zu erleichtern gedenke. „Diese brauchen nicht Monopole zu heißen, und sie brauchen auch nicht Monopole in dem gegenwärtigen und allgemein üblichen Sinne des Wortes zu sein. Das Entscheidende ist, daß der Staat seinen Anteil an sich zieht nicht erst hinterher, wenn der wirtschaftliche Kreislauf vollendet ist, sondern von vornherein durch Teilnahme an dem Gewinn bei der Erzeugung, der Einfuhr und dem Umschlag der Güter." „Wenn der Staat", fuhr der Minister fort, „in den ersten Entwicklungsstufen des Gütererzeugungsvorgangs eingreift und seinen Anteil an sich zieht, so wird dadurch der Spartrieb bei dem weiteren Gange der Güterherstellung gefördert, und es ist möglich, daß eine Preissteigerung überhaupt gar nicht eintritt, weil durch die technischen und sonstigen Errungenschaften und Maßnahmen im weiteren Verlauf des Güterproduktionsvorganges ein Ausgleich geschaffen werden kann. Insbesondere aber fällt dann die umständliche und teure jetzige Art der Steuerveranlagung weg und wird durch einfachere und billigere Einrichtungen ersetzt."

Eine andere Form der Staatseinkünfte, auf die der Minister nachdrücklich hinwies, ist die gemischt-wirtschaftliche Unternehmung.

Wilhelm Heile / Die Demokratie als Friedensziel

Noch einmal vor der großen Sommerpause tritt in diesen Tagen der Deutsche Reichstag zusammen. Und gespannt wartet das deutsche Volk, ob das große Werk der Verfassungsreform nun endlich auf den rechten Weg geleitet werden wird.

Der neue Milliardenkredit, der das erste Hundert bald voll machen soll — wer im Volke kümmert sich jetzt darum! Den wird der Reichstag, den muß er bewilligen; ob die Summen auch hoch sind und die Last uns noch so sehr drücken mag: was sein muß, muß sein. Aber so wenig wie es hier einen Zweifel gibt, weil man dem kämpfenden Volksheer nicht Pappschwerter in die Hand drücken kann statt harten, schneidenden Stahls, so wenig darf es einen Zweifel daran geben, daß man die Frage der Volksrechte jetzt zur Entscheidung bringen muß. Jedermann fühlt: es ist hohe Zeit, allerhöchste Zeit, daß etwas geschieht, und zwar etwas Ganzes, was auch wirklich Klarheit schafft, nach innen und nach außen. Es gehört zur Rüstung des Volksheeres, es ist die Voraussetzung und jedenfalls die stärkste Förderung seiner ausdauernden und unbesiegbaren Schlagfertigkeit, daß das erhebende und belebende Bewußtsein daheim und da draußen alle durchdringt: das ganze Volk ist es, was das Vaterland verteidigt, und der Staat sind — wir alle.

Nie ist das vom Volke stärker empfunden worden als jetzt. Aber nie auch haben die Regierenden eine eindringlichere Lehre dieser Art erhalten. Ob der Staatsbürger über sein Verhältnis zum Staat nachdenkt oder ob die Leiter des Staates die Bande prüfen, die den einzelnen Bürger mit dem Staate als Ganzem verknüpfen: es bleibt immer das gleiche. Der Staat hat das dringende Interesse daran, daß seine Bürger sich als Staatsbürger fühlen. Und der Bürger fühlt sich um so mehr als Staatsbürger, je weniger er Untertan ist, je mehr mitschaffendes und mitbestimmendes, gleichberechtigtes Mitglied der Gemeinschaft.

Der Untertan — auch im patriarchalischen Verhältnis der „guten alten Zeit" — tut nur, was er muß; höchstens noch, was er soll; nie aber was er will. Er kann keinen selbständigen Willen haben, keine eigene innere Triebkraft entwickeln. Aller Antrieb kommt ihm, wie aller Segen, von oben. Auch der Bürger tut, was er muß und was er soll. Aber er tut es, weil er selbst es will. Ihm ist der Staat nicht ein Etwas, das über ihm schwebt wie ein Schicksal oder

Digitized by Google

gar ein Verhängnis. Er ist ihm die Willensgemeinschaft, in der er lebt und aufgeht, die Lebensgemeinschaft, mit der er, durch die er, für die er wirken will; für die er da ist, wie sie für ihn.

Die Stunde ist gekommen, wo der Staat das erkennen muß. Wären wir ein Volk mit einer Untertanenseele, so wäre der Krieg für uns verloren gewesen, noch ehe er begonnen hatte. Mit einem Volk, das nicht freiwillig, selbst wollend sein Ganzes gibt, mit Untertanen, hätten wir den Schicksalskampf nicht bestanden, nicht draußen und nicht im Innern. Bloßer Zwang erzeugt keine Helden, weder solche der Tat, noch solche des opfervollen und schweigenden Entbehrens. Das wissen wir alle, das wissen auch die, die sich mit äußerster Entschlossenheit dagegen wehren, daß aus dieser Erkenntnis, die unser aller Gemeingut ist, die praktischen Folgerungen gezogen werden. Der Staat muß aufhören, ein Obrigkeitsstaat zu sein; er muß unter Gleichberechtigung aller ein wahrer Volksstaat werden, noch jetzt, mitten im Kriege, sofort — dann wird Deutschland durch die freudige Hingebung aller seiner Bürger unbesiegbar sein.

Mit der Verbesserung des Reichswahlrechtes durch die gerechtere Behandlung der jetzigen Riesenwahlkreise ist es nicht getan. Auch der Beschluß des Verfassungsausschusses, daß künftig der Reichskanzler und seine Stellvertreter dem Reichstag verantwortlich sein sollen, macht aus dem Reiche noch lange keinen Volksstaat, schafft uns höchstens eine kleine Annäherung zum parlamentarischen Regierungssystem. Solange Preußen als führender Bundesstaat in seinem Aufbau das krasse Gegenteil eines Volksstaates bleibt, kann von einer gründlichen Reform nie und nimmer die Rede sein. Wie eng Reichsreform und preußische Reform miteinander zusammenhängen, das wissen die Gegner so gut wie die Befürworter. Schon daß die Aemter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten in einer Hand vereinigt sind, macht auch ihnen das ohne weiteres klar.

„Die Trennung von Reichskanzler und preußischem Ministerpräsidenten hat sich bisher immer als unzweckmäßig erwiesen. Aber gesetzt auch, ein Personendualismus wäre unter Umständen angängig, so würde ein Auseinandergehen der beiden Amtsinhaber in parteipolitischer Richtung zu unhaltbaren Zuständen führen: Zwei Pferde, die nach entgegengesetzten Seiten ziehen ... Wenn nun der Ministerpräsident in Preußen nicht gleichzeitig mit dem Kanzler auf Grund eines Reichstagsvotums — wobei die preußische Volksvertretung eine ganz andere Majorität haben und anderer Ansicht als der Reichstag sein könnte — wechselte, so würde der Fall eintreten, daß der Reichskanzler als preußischer Minister des Aeußern eine seinen Ansichten zuwiderlaufende Instruktion für die Stimmen im Bundesrat erhielte. Also entweder kann der Reichskanzler durch das preußische Staatsministerium majorisiert werden, oder Preußen würde durch Reichskanzler und Bundesrat majorisiert werden müssen."

Diese Darlegungen finden sich in der — „Kreuzzeitung". Indem sie die Notwendigkeit der Personeneinheit des leitenden Staatsmannes im Reiche und in Preußen dartun wollen, und indem sie so auf die Person des Kanzlers die Last einer politischen Doppelseele legen, die in sich vereinigen soll, was sich sachlich nicht vereinigen läßt, beweisen sie, wie notwendig es ist, daß Preußen endlich statt eines Klassenparlaments eine Volksvertretung bekommt, zu der nach demselben Wahlrecht gewählt wird wie im Reich. Und ganz richtig wird in der „Kreuzzeitung" gefolgert: „Hat das Reich den Parlamentarismus, so muß ihn auch Preußen bekommen." Das aber will man nicht. Denn „der Parlamentswille des Reiches könnte den Preußens niederzwingen". In Wirklichkeit haben wir ja in Preußen einen Zustand, der dem Parlamentarismus sehr nahekommt. Aber nicht der Parlamentarismus an sich ist es, was man scheut. Den Reichsparlamentarismus will man nicht, weil der Reichstag ein Volkstag ist, und weil es ja glücklicherweise ganz aussichtslos ist, daß das Reich in seinem Aufbau je „preußisch" werden könnte. Gegen die konservative Parlamentsherrschaft in Preußen hat man nichts einzuwenden.

Hier scheiden sich zwei Welten. Die einen, die Hochgeborenen und die sich als solche fühlen, können sich den Staat nicht anders denken, wie als Staat der Obrigkeit, der die Menschen untertan sind, weil sie Gewalt über die Menschen hat. Die anderen aber sehen im Staat nur die Form, in der die Menschen das Miteinander ihres Daseins und Tuns geregelt haben. Wenn der Untertan seine Staatspflicht erfüllt, wenn er wählt, so gibt er nur seiner Obrigkeit Anhaltspunkte, die ihr das schwere Geschäft des Regierens erleichtern. Wenn aber der Bürger wählt, so gibt er der Regierung als der Vollstreckerin seines Willens die Weisungen, nach denen sie sich zu richten hat.

Das ist es, was unsere Feinde draußen in aller Welt meinen oder zu meinen vorgeben, wenn sie von uns die Demokratisierung unseres Staatswesens verlangen. Die Völker selbst, so sagen sie, sind friedfertig, hüben wie drüben. Nicht dem deutschen Volk, sondern seinen Zwingherren gelte ihr Krieg. Ein Friede mit einer Regierung, die auch im Gegensatz zum Volkswillen noch alle Macht hat, würde weder Dauer noch Sicherheit gewähren. Ein Friede mit dem Volke selbst aber, oder mit einer Regierung, die vom Volke abhängig ist und nur seinen Willen vollstreckt, würde ein wirklicher und endgültiger Friede sein.

Wir alle wissen, wie viel bewußte Heuchelei in solchem Gerede steckt. Wir wissen aber auch, wie viel Schwungkraft die feindlichen Völker dem Glauben verdanken, daß sie den großen Weltfreiheitskrieg führen gegen den letzten Hort der Tyrannei. Ob dieser Glaube unsinnig ist oder nicht, das hat mit seiner Wirkung nichts zu tun. Der Glaube ist da, und wenn wir klug sind, so rechnen wir mit ihm.

Im „Vorwärts" hat der Parteiführer der deutschen Sozialdemokratie kürzlich dargestellt, was ihm auf Grund seiner Stockholmer Eindrücke am meisten auf der Seele liegt. Er schildert, wie er sich gegen die immer wiederkehrende Behauptung habe wehren müssen, daß Deutschland der Sitz der finstersten Reaktion sei, während England, Frankreich und Amerika als die Freiheit- und Lichtbringer der Welt gefeiert werden. „Es sind nicht die Feinde, es sind die — ach, so seltenen — Freunde draußen, die uns immer wieder sagen: Ihr müßt endlich einmal heraus aus euren innerpolitischen Zuständen. Ihr müßt der Welt zeigen, daß der Unterschied zwischen ihr und euch nicht so groß ist, wie er scheint, und daß er nicht unüberbrückbar ist ... Ihr dürft nicht länger Regierungs- und Verfassungsformen ertragen, die dem Kindheitszustande der Völker angepaßt sind. Erst wenn ihr das überwunden habt, ist der Weg gefunden, den ihr sucht: der Weg zur Verständigung der Völker."

Es ist ein gar nicht gering zu veranschlagendes Verdienst, das sich die deutschen Sozialdemokraten in Stockholm erworben haben, als sie die Unehrlichkeit der Weltlegende von der westlichen Freiheit und der deutschen Unfreiheit und Rückständigkeit ins rechte Licht zu setzen sich bemüht haben. Wenn die Mühe vergeblich war, so ist es nicht ihre Schuld.

Digitized by Google

Der Schein spricht gegen uns. Und nicht einmal bloß der Schein. Es ist ja doch wahr, daß in allen anderen Ländern eine Obrigkeitsregierung nicht denkbar ist, während der mit dem freiesten Wahlrecht der Welt gewählte Reichstag auf die Zusammensetzung der Regierung keinen Einfluß und überhaupt im Grunde nichts zu sagen hat.

Aber, wenn es auch wahr ist: sollen wir uns von anderen, von unseren Feinden dreinreden lassen in unsere ureigensten Angelegenheiten? Nein, nie und nimmermehr. Eine Freiheit, die wir uns nicht selber erworben haben, kann nicht von Segen sein, ganz abgesehen davon, daß es einfach unverträglich wäre mit unserer nationalen Würde, mit unserem wohlbegründeten Stolz. Sollen wir aber umgekehrt aus Furcht vor dem Gefühl verletzten Stolzes einen Schritt unterlassen, den wir schon längst hätten tun sollen, den die große Mehrheit des Volkes schon immer ersehnt und gefordert hat, den wir ganz ohne Rücksicht auf die Wirkung in der feindlichen und neutralen Welt um unserer Selbsterhaltung willen tun müssen? Nein, wir dürfen nicht so klein, so kleinlich sein. Wir müssen die Umwandlung des Deutschen Reiches in einen deutschen Volksstaat durchführen, weil wir nur so für die Vollendung des Kriegswerks die nötige Stoßkraft gewinnen und die lebendige innere Kraft für die kommenden großen Werke des Friedens. Mögen die Feinde sich hinterher rühmen, daß wir ihnen unsere innere Freiheit und staatliche Gesundheit verdanken! Uns tut das nicht weh. Und wenn — wie Lloyd George in seiner neuen so merkbar sanft gewordenen Rede anzudeuten scheint — unsere Reichs- und Staatsreform ihnen die Brücke baut, die ihnen den Ausweg eröffnet aus dem Labyrinth der Kriegsziel-Großsprechereien, in das sie sich verirrt haben, so kann es uns wirklich herzlich gleichgültig sein, daß sie sich nun rühmen werden: wir haben unser wichtigstes Kriegsziel erreicht; Deutschland hat sich gefügt und demokratische Staatsform angenommen. Brauchen die Führer der Feinde für ihre Völker solche Illusion, so ist die Sache selbst für uns darum doch nicht weniger nötig und nützlich. Wie sagte doch Lagarde?: Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun. So wollen auch wir es halten.

Paul Rohrbach / Sonderfriede?

Vielfach bekomme ich Zuschriften und werde mündlich und gedruckt darauf angeredet, ob es nicht das Natürliche und Erstrebenswerte für uns sei, unseren Frieden mit Rußland zu machen und dementsprechend unsere politische Orientierung zu nehmen. Einige Leser der „Hilfe“ haben ihren Fragen den Wunsch hinzugefügt, ich möge an dieser Stelle antworten. Allerdings habe ich das wohl schon vorweg durch verschiedene Artikel in den letzten Monaten getan, wenigstens teilweise; wenn ich aber in der Tat noch nicht ausführlich oder nicht klar genug gewesen sein sollte, dann, meine Herren, bin ich auch bereit, was ich zu sagen habe, noch einmal zu sagen und hinzuzufügen, was die Umstände bis heute zu sagen erlauben.

Sie fragen erstens, ob es richtig ist, den russischen Sonderfrieden zu erstreben, und zweitens, warum die Russen auf all die Angebote, die man ihnen gemacht hat, nicht eingehen wollen. Die Russen haben für ihr Verhalten eine ganze Reihe von Gründen, deren objektive Richtigkeit fraglich oder zu verneinen sein mag, die aber trotzdem ihr Urteil bestimmen. Auch daran sehen wir, wieviel im Völkerleben darauf ankommt, den Gedanken der anderen nachzugehen und nicht, wie es gewöhnlich geschieht, nach seiner eigenen Anschauung von den Dingen zu folgern: was bei uns richtig sei, müsse auch von den anderen richtig verstanden werden.

Ueber den ersten russischen Grund ist schon oft gesprochen worden. Er lautet: Wenn wir jetzt mit den Deutschen Frieden schließen, so sind wir unserer neuerworbenen Freiheit nicht sicher; Deutschland ist eine reaktionäre Macht; bleibt es unbesiegt, so wird es früher oder später auch gegen die russische Freiheit angehen; die Revolution war nur die erste Hälfte des russischen Freiheitskampfes, die zweite muß die Besiegung Deutschlands sein! Ueber diese Wahnvorstellung der Russen ist schon genug geredet worden, und wir brauchen sie weder zu widerlegen noch näher zu schildern. Selbstverständlich wird auch von Engländern, Franzosen und Amerikanern mit diesem Argument, so stark es geht, in Rußland gearbeitet.

Der zweite Grund ist der, daß die russischen Revolutionäre überzeugt sind oder wenigstens die starke Hoffnung haben, auch in Deutschland stände eine Revolution bevor. Die russische Rechnung hierbei ist ungefähr dieselbe, wie bei den übrigen Völkern der Entente, nur daß die leidenschaftliche Blindheit des revolutionären Glaubens noch weniger als das verhältnismäßig kühlere Urteil der Bundesgenossen zwischen dem zu unterscheiden vermag, was da ist und was man hofft. Die Russen sagen sich, und sie werden auf jede Weise von den anderen darin bestärkt, um sie beim Bündnis zu halten: die Deutschen haben, als sie den U-Boot-Krieg begannen, bestimmt darauf gerechnet, daß ihnen der vierte Kriegswinter erspart bleibe; geschieht das nicht, hält England stand, läßt es sich nicht aushungern und erträgt es auch die Schiffsverluste, so schlimm sie sein mögen, dann wird im Herbst die deutsche Revolution kommen, das deutsche Volk wird dann so müde, hungrig und unzufrieden sein, daß es sich gegen seine Regierung wendet! Diese Idee wirkt in Rußland sehr kräftig. Mit ihr begegnen alle Feinde Deutschlands, alle die auf den Sieg hoffen, der Kriegsmüdigkeit. Sie sagen: Haltet nur noch ein paar Monate aus, schlimmstenfalls bis der Winter da ist, dann wird das große Ziel erreicht sein, die letzte freiheitsfeindliche Regierung wird am Boden liegen, der wahre Weltfriede und die Völkerverbrüderung werden da sein!

Der dritte Grund, den die Russen haben, ist für uns nicht so leicht zu verstehen, aber gerade er wirkt mit am stärksten. Rußland war vor dem Kriege und auch während des Krieges bei den westlichen Demokratien, zumal bei Leuten, die ehrlich glaubten, sie seien Demokraten und lebten in einer Demokratie, schlecht angesehen, weil es eigentlich kein recht anständiger Bundesgenosse war. Es war eine Autokratie mit der Knute und mit Sibirien, mit Kerker ohne Urteilsspruch, der Knechter Polens, Finnlands usw. Daran hat die politische Opposition in Rußland schwer genug getragen. Sie schämten sich für ihr Land, ihr Volk, wenn sie mit den Westländern sprachen. Da glückte ihnen die Revolution, und die russische Demokratie trat gleichberechtigt als Herrin der Geschicke Rußlands neben die englische, französische, amerikanische. Man muß sich vorstellen, in welch enthusiastischer Stimmung, mit welch einem Gefühl erfüllter Sehnsucht das geschah. Man muß sich auch vorstellen, wie lebhafte persönliche Beziehungen seit lange zwischen den russischen und den westländischen Demokraten und Sozialisten bestanden. Hatten doch ganze Generationen dieser einstmals verfolgten russischen Elemente als Flüchtlinge in England und Frankreich gelebt und Vorliebe für diese Länder ein-

Digitized by Google

gesogen. Deutschland dagegen war heißer Boden für Russen im Exil; hier wies man sie aus, hier überlieferte man sie den heimatlichen Schergen. Selbst wenn der russische und der deutsche Geist verwandter wären als sie es sind, konnte daher nicht erwartet werden, daß die russischen Radikalen das deutsche Wesen verstehen lernten. Sie kannten es gar nicht. Der Gedanke nun, den eben erkämpften Platz an der Seite der alten und verehrten Demokratien des Westens dadurch zu verlieren, daß man mit dem „reaktionären" Deutschland einen Sonderfrieden macht, die Bundesgenossen verrät, der mutet die jetzigen russischen Machthaber an, wie ein moralischer Sturz in den Abgrund. Revolutionäre sind keine Rechenkünstler, sondern leidenschaftliche Gefühlsmenschen. Es kommt auch einmal die Zeit, wo die Gefühle sich mäßigen und wo das Rechnen beginnt, aber bei einer russischen Revolution dauert das erstens länger als sonstwo, und zweitens wird von den Ententegenossen natürlich auch auf dieser Saite des russischen Geistes mit größter Kraft gespielt. Bei geschickter Behandlung würde sie allein schon genügen, um den stärksten psychologischen Widerstand der Russen gegen einen Sonderfrieden hervorzurufen.

Endlich der vierte Grund. Er ist sehr realistisch, aber sehr klar, die Russen sind in der Hand ihrer Bundesgenossen. Die Japaner könnten Ostasien bis zum Baikalsee nehmen, ohne daß die Russen imstande wären, etwas dagegen zu tun. Engländer und Franzosen sind mächtig im ganzen europäischen Rußland. Die Häfen, die Werften, die Munitionsfabriken, die Eisenbahnen sind großenteils in der Hand der Entente. Ein Bruch mit dieser, und Rußland könnte sofort furchtbaren Schaden erleiden. Außerdem aber spart die Entente natürlich keine Drohungen, um den Russen klarzumachen, welch eine Rache sie in Zukunft zu fürchten hätten. Dagegen könnte Rußland Schutz bei den Mittelmächten finden, aber die Verbändler höhnen: Versucht es doch nur mit Deutschland, ihr werdet schon sehen, in welch eine Knechtschaft ihr dort geratet, wenn ihr euch den Deutschen ausliefert und uns zu Feinden habt!

Das ungefähr sind die Gründe, die man aus der russischen Presse, aus mündlichen Berichten und aus Ententequellen anführen kann, weshalb Rußland den Sonderfrieden zurückweist. Sie sind vom russischen Standpunkt aus alle miteinander so einleuchtend, daß man sich nicht darüber zu wundern braucht, daß sie wirken. Dazu kommt ein fünfter, der sie alle miteinander verstärkt. Er liegt so auf der Hand, daß man kaum in die feindliche Presse zu sehen braucht, um ihm zu begegnen. Tut man es aber, so findet man alle Zeitungen von Washington bis Petersburg und alle Ententepolitiker von Sonnino bis Branting voll davon. Wenn die Deutschen, heißt es, sich soviel Mühe um den Sonderfrieden mit euch geben, immer mit ihren Vorschlägen nach Hause geschickt werden und immer von neuem über die verschiedensten Hintertreppen wieder zu kommen versuchen — wie schlecht muß es dann bei ihnen stehen, wie nahe müssen sie dann das Ende ihrer Kriegsfähigkeit fühlen! Also haltet noch eine Weile aus, die Deutschen pfeifen auf dem letzten Loch, spätestens, wenn der Winter da ist, ist es mit dem preußischen Militarismus zu Ende, und weil die Militaristen das merken, wollen sie euch noch schnell ködern! Ihr aber müßt die Freiheit hochhalten!

Meine Herren, ich glaube, indem ich Ihre zweite Frage beantwortete, habe ich, zumal mit dem letzten Punkt, auch schon die Antwort auf Ihre erste in der Hauptsache erledigt. Da sicher vorauszusehen war, daß die Russen den Sonderfrieden ablehnen würden, so wäre es richtiger gewesen, wir hätten ihn ihnen gar nicht erst angeboten. Es ist ganz falsch zu glauben, der Sonderfriedensgedanke hätte jetzt in Rußland nennenswerte Anhänger. Die Russen, die imstande sind, sich ihre Lage ruhig zu überlegen, und außerdem alle, auf die der Krieg materiell oder moralisch schwer drückt, gehen vielleicht so weit, daß sie sagen: Es muß irgendwie ein Ende gemacht werden, und das Ende ist nicht abzusehen, wenn die Verbündeten im Westen bei ihren Eroberungszielen bleiben! — aber auch jenen, die so denken, ist es sehr unsympathisch, ein unbesiegtes starkes Deutschland beim Friedensschluß aufrecht stehenbleiben zu sehen; auch sie sind stark unter der Suggestion, Deutschland sei schon halb besiegt, und es habe kaum noch Zweck, ein Zwangsverfahren gegen die Verbündeten zu beginnen, um den Frieden vielleicht einige Monate zu beschleunigen. Diese Vorstellung sitzt fest in Rußland, und um sie auszutreiben, gibt es nur ein Mittel: Schläge! Entgegenkommen wirkt auf die russische Psyche als Schwäche und erzeugt Ueberhebung. In der Beziehung ist zwischen den Russen wenig Unterschied. Der Russe ist zu brauchen, wenn er die überlegene Stärke fühlt; will man oder kann man ihm die nicht zeigen, so verzichte man lieber auf Anknüpfungsversuche.

Weiterhin, meine Herren, berührten Sie noch die Fremdvölkerfrage und wiesen darauf hin, es schiene Ihnen eine Inkonsequenz darin zu liegen, daß der Reichskanzler einmal die Erklärung abgegeben habe, die Völker zwischen den wolhynischen Sümpfen und dem Baltischen Meer sollten nicht wieder unter die russische Autokratie zurückkehren, während wir danach versichert haben, wir wollten in keiner Weise mit den inneren Angelegenheiten Rußlands etwas zu tun haben. Dem muß ich beipflichten, ja ich kann nicht umhin, zu sagen, daß eine solche Inkonsequenz schädlich ist. Allerdings, jenes erstere Wort galt dem russischen Absolutismus, und jetzt herrscht die russische Republik. Den Ukrainern, Finnländern usw. ist die nationale Vergewaltigung durch großrussische Republikaner genau so unangenehm, wie die durch großrussische Zaren, und wenn man den russischen Zarismus durch einen solchen Wink an die Fremdvölker, der doch deutlich genug war, schwächen wollte, so kann man ein ebenso feindseliges republikanisches Rußland erst recht schwächen, wenn man die Fremdvölkerbewegung stärkt. Daß die russische Fremdvölkerfrage praktisch gleichbedeutend ist mit der ukrainischen Frage, habe ich kürzlich hier in der „Hilfe" ausgeführt und möchte nicht noch einmal darauf zurückkommen. Ich bedauere es nur lebhaft, daß auch hier unserer Politik wieder der Vorwurf gemacht werden wird (und ich höre die Stimmen schon, die damit gegen uns Propaganda machen): wer sich mit den Deutschen einlasse, sei doch zuletzt der Betrogene, denn die deutsche Politik rede und handle immer nur von Augenblick zu Augenblick.

Zum Schluß, meine Herren, haben Sie die Freundlichkeit, von einer aufklärenden Antwort meinerseits einen öffentlichen Nutzen in den Fragen zu erwarten, die Sie berührten. Sehr freundlich, aber zum Glück sind stärker wirkende Kräfte da, als meine schwachen Versuche, gehört zu werden. Die russische Krankheit, d. h. die Vorstellung, es müsse sich mit Rußland in ein gutes Verhältnis kommen lassen, ist nun einmal heute in Deutschland verbreitet, und der Krankheitsprozeß muß ablaufen. Diplomaten und Bankiers, Aufsichtsräte und feudale Agrarier, Generale, Professoren und Stammtischphilister glauben alle etwas über Rußland zu wissen und meinen, weil sie die und die

Vorstellung von den Dingen haben, müßten Versuche, in dem Sinn auf Rußland einzuwirken, auch etwas nützen. Die einzigen, die uns im vorliegenden Falle davon kurieren können, sind die Russen selbst. Gegen die russische Krankheit gibt es als Heilung nur den Russen, und schon fängt er an, sich als Medizin zu zeigen. Sie meinen, verehrte Herren, diese Art Kur könne zeitraubend und verlustreich werden? Leider ja — aber darf ich noch einmal wiederholen, was ich schon vor drei Wochen hier sagte: es geht nicht an, die Leute klüger zu machen, als sie selber sein wollen! Der Deutsche ist in der großen politischen Welt noch zu jung, als daß er den Fundamentalsatz aller internationaler Politik schon fest innehätte: um über andere Völker zu urteilen, muß man es erst verstehen, die Dinge mit den Augen des Volkes zu sehen, mit dem man sich beschäftigt. Wenn der Krieg vorbei ist, werden wir vielleicht etwas davon gelernt haben. Die Kur kann kostspielig werden, aber haben Sie ein anderes Rezept, als den Russen? Ich habe keines weiter.

P. Mombert / Staat, Krieg und Volkswachstum in Geschichte und Gegenwart

II.

Volkswachstum und Krieg stehen also in einem engen Zusammenhange, in Vergangenheit und Gegenwart. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Entwicklung auch das Wesen des Staates und seine Aufgaben auf das tiefste berühren mußte. Die alten Zeiten des Reichsstaates im Sinne unserer klassischen Philosophie, im Sinne des ökonomischen Liberalismus sind seit Jahrzehnten vorbei; in immer steigendem Maße entfaltet der moderne Staat eine Tätigkeit auf sozialpolitischem und wirtschaftlichem Gebiete. Was für ein ganz anderes Gebilde ist er doch heute, wieviel aktiver seine Rolle, als es z. B. Wilhelm v. Humboldt in seinen „Grenzen der Wirksamkeit des Staates" als Postulat hingestellt hatte. Aber wieweit noch über das heutige hinaus will man die Tätigkeit des Staates erstrecken, welch ganz andere Rolle noch soll er in Zukunft spielen, wenn man an die Aufgaben denkt, die seiner nach dem Kriege harren. Man denke an die vorgeschlagene Emissionsaufsicht, an die geplante Vorratswirtschaft, an zahlreiche Monopole, die vielleicht kommen werden, um dem Reiche die erforderlichen Mehreinnahmen zu verschaffen. Worin liegen die treibenden Kräfte dieser Entwicklung?

Neuerdings hat man vielfach zur Bezeichnung dieser aktiven Tätigkeit des Staates auf wirtschaftlichem Gebiete von Neomerkantilismus gesprochen in Anlehnung an die merkantilistische Staatspolitik des 16.—18. Jahrhunderts, ein Vergleich, der zwar äußerlich ziemlich zutreffend ist, mit dem man aber doch sehr daneben greift, wenn man auf den Kernpunkt der Sache eingeht, darauf nämlich, welche Kräfte damals und heute diese Tätigkeit des Staates in wirtschaftspolitischer Hinsicht veranlaßt haben. Eine etwas genauere Betrachtung dieser Zusammenhänge wird uns auch den Schlüssel zum Verständnis der heutigen Beziehungen zwischen Staat und Volkswachstum geben.

Das Zeitalter des Merkantilismus war, wie Schmoller es bezeichnet hat, das Zeitalter der Staatenbildung gewesen; es war ein durch und durch politisches Zeitalter, und alles, was der Staat auf wirtschaftspolitischem Gebiete tat, hatte einen ausgesprochen machtpolitischen Zweck. In dieser Periode des absoluten Fürstenstaates war der Staat, verkörpert in seinem Fürsten, durchaus Selbstzweck, und wenn in jener Zeit z. B. Gewerbe und Handel durch zahlreiche Maßnahmen unterstützt wurden, wenn man die Volkszahl auf den verschiedensten Wegen zu mehren suchte, so geschah dies alles nur im Hinblick auf diesen Machtzweck des Staates. Er brauchte zweierlei dazu: Geld und Soldaten, und beides sollten ihm eine große Volkszahl und blühendes Gewerbe und blühender Handel beschaffen. Wie ganz anders liegen dagegen die Zusammenhänge heute? Jetzt ist die Bevölkerung und ihr Wachstum nicht Mittel zum Zweck, wie damals im Zeitalter des absoluten Fürstenstaates, sie ist vielmhr umgekehrt die Triebfeder des wirtschaftlichen und politischen Handelns. Damals stand die Bevölkerung im Dienste der politischen Machtziele des Staates, heute ist gerade umgekehrt die Politik des Staates im wesentlichen Bevölkerungspolitik, und vieles, was wir bei den modernen Staaten, oberflächlich gesehen, als Streben nach Machterweiterung betrachten, ist genauer besehen, nichts anderes als ein Streben nach wirtschaftlicher Ausdehnung, nach Bodenvermehrung, mittelbar oder unmittelbar, dort durch die Mittel des Handels und der Handelspolitik, hier durch tatsächliche Besitzergreifung, beides aber in Verfolgung der Ziele, auf welche das Volkswachstum hindrängt.

Wenn eben gesagt wurde, daß die Politik des modernen Staates im wesentlichen Bevölkerungspolitik ist, so müssen wir im Auge halten, daß es eben keine Bevölkerungspolitik als solche, als in sich abgeschlossenes Gebiet gibt, daß diese nichts anderes ist, als Politik schlechthin, eingestellt auf bevölkerungspolitische Ziele. Als solche kommen zweierlei in Frage: einmal das Volkswachstum eines Landes selbst zu fördern, das Problem, an das man in der Oeffentlichkeit in der Regel denkt, wenn man von Bevölkerungspolitik spricht, und zweitens als mindestens ebenso wichtig, die wirtschaftlichen Voraussetzungen steigenden Volkswachstums zu schaffen und zu sichern, d. h. für den notwendigen Nahrungsspielraum Sorge zu tragen. In diesem letzteren Sinne war unsere gesamte neuere Politik Bevölkerungspolitik gewesen; sie stand im Dienste der Erweiterung und Sicherung des Nahrungsspielraumes der deutschen Volkswirtschaft. Deshalb ist auch dieser große Krieg nichts anderes, als im wesentlichen ein Kampf um den Nahrungsspielraum, um die „Fritterplätze" der Erde, und damit ein Kampf um die unerläßlichen Voraussetzungen unserer nationalen Gegenwart und Zukunft.

In den Dienst dieser Idee, Wachstum des Volkes und damit Sicherung seiner Existenz und Fortdauer als Nation, hat also die neuere Entwicklung den Staat gestellt und ihm damit auch ganz bestimmte Aufgaben nach innen und nach außen zugewiesen. War der Staat im Zeitalter des Merkantilismus in gewissem Sinne Selbstzweck gewesen, so ist in gewissem Sinne an seine Stelle heute die Nation, das ganze Volk, getreten, mit alledem, was im Rahmen der Allgemeinentwicklung der ganzen Menschheit das Wesentliche und Wertvolle eines jeden Volkes ausmacht, der Eigenart seiner geistigen Anlagen und geistigen Kultur. Von vielen Seiten hat man schon — ob mit Recht oder Unrecht sei hier nicht geprüft — den Vorzug eines starken Volkswachstums darin gesehen, daß damit der Kampf ums Dasein an Schärfe zunehme und damit die für weitere Fortschritte aller Art wünschenswerte Auslese eine bessere werde. Man hat dabei aber in der Regel an die Verhältnisse in

einem bestimmten Volke gedacht. Dasselbe gilt aber mindestens in dem gleichen Maße für die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Völker zueinander. Das ist das neue, was sich in der jüngsten Entwicklung immer stärker herausgearbeitet hat, daß der Staat bei diesem Daseinskampfe der Völker das Organ ist, dessen sie sich dabei bedienen, daß diese Fürsorge für den Ausbau und die Sicherung des Nahrungsspielraumes für den Staat zum kategorischen Imperativ wird.

Damit ändert sich auch so vieles in den Beziehungen zwischen Staat und Individuum. War der alte Freiheitsbegriff des ökonomischen und politischen Liberalismus auf dem Gedanken der Freiheit im Staate, in dem man nur ein notwendiges Uebel sah, aufgebaut, so verschwand diese Auffassung immer mehr hinter der Erkenntnis, welch große Rolle der Staat ausfüllen müsse, um an ihre Stelle den Gedanken von der Freiheit im Staate zu setzen. Damit war dem Staate bereits eine weit höhere und vom Individuum geachtetere Stellung zuerkannt. Wir können aber heute bereits deutlich erkennbare Ansätze zu einer noch weiteren Fortbildung dieser Entwicklung beobachten. Es handelt sich nämlich heute gar nicht mehr in dem Maße wie früher um das Verhältnis von Staat und Individuum, sondern in dem Umfange, wie jener selbst sich zu einem dienenden Organ der Nation und nationalen Idee entwickelt hat, um die Beziehungen von Nation, Staat und Individuum. Wenn jetzt während des Krieges die Freiheiten des letzteren in einem Maße beschränkt worden sind, die man früher nie für möglich gehalten hätte, so war dies nur erträglich und durchführbar, weil dabei der Staat nichts anderes war, als die vollziehende Gewalt des nationalen Willens zur Selbsterhaltung und Selbstbehauptung. Nicht Staat und Individuum standen hier einander gegenüber, sondern beide waren nur die Diener eines höheren Gedankens des nationalen Geistes, der jetzt, wie nie zuvor, alle Gemüter erfaßte. Ihm gegenüber verschwanden die Parteiunterschiede, und der alte Standpunkt der Sozialdemokratie, welche bis dahin dem kapitalistisch regierten Staate gegenüber eine durchaus ablehnende Haltung eingenommen hatte, mußte vor der Tatsache verschwinden, die damals, wie eine Offenbarung, alle Schichten der Bevölkerung erfaßte, daß es sich nicht mehr um die Beziehungen von Individuum und Parteien zum Staate, sondern um diejenigen zur Nation und ihrer Zukunft handle, daß der Staat weiter nichts sei als das Vollzugsorgan und der geformte Wille des ganzen Volkes.

Mit dieser Wandlung haben auch die Begriffe von Sozialismus und Individualismus, die heute während des Krieges im Hinblick auf die kommende Entwicklung so häufig erörtert werden, einen ganz anderen Inhalt als früher bekommen, in dem es eben bei beiden nicht mehr das Verhältnis der Einzelnen zum Staate, sondern zum ganzen Volke, zur Nation, als geschichtlicher Erscheinung, im Sinne einer Aufeinanderfolge der Generationen in Frage kommt. Es wird sich hierbei nicht mehr um den grundsätzlichen Gegensatz von Sozialismus und Individualismus handeln können, auf den früher der Streit so vielfach hinausgelaufen ist, es wird sich vielmehr in Zukunft um Fragen der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit handeln im Hinblick auf das große uns allen gemeinsame Ziel der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung der deutschen Nation. aWs diesem dient, ist gut, mag man es nun Sozialismus oder Individualismus nennen. Damit jedoch muß sich der Sozialismus in immer stärkerem Maße von seiner weltbürgerlichen Grundlage entfernen, von der er ausgegangen war, und nach dem Kriege wird sich dann eine Entwicklung ihrem Abschlusse nähern, die bereits vor seinem Ausbruche den bürgerlichen Liberalismus vollständig ergriffen und auch innerhalb der sozialistischen Richtungen einen beträchtlichen Einfluß bereits erlangt hatte, die Einstellung und Unterordnung unter das gleiche Ziel, dem jetzt im Kriege bei uns Millionen Leben und Gesundheit zum Opfer gebracht haben; denn nicht nur der Staat, sondern auch das Wollen und Streben des Einzelnen als Staatsbürger muß sich in den Dienst der nationalen Selbsterhaltung und Selbstbehauptung stellen. Auch für diese Umbildung des politischen Denkens und Wollens müssen wir also letzten Endes den Schlüssel in unserer großen Volkszunahme suchen, darin, daß diese harte Tatsache des Kampfes um den Raum, im Kriege wie im Frieden sich immer mehr in dem Bewußtsein aller Kreise der Bevölkerung durchsetzte.

Diese Aenderung in den Anschauungen der Menschen und in dem Aufgabenkreis des Staates, die schon vor dem Kriege mit Macht eingesetzt hatte und nach ihm sich noch in weit stärkerem Maße durchsetzen wird, erklärt es auch zur Genüge, weshalb im letzten Menschenalter etwa die nationalen Gegensätze in der Welt so aufgelebt sind, weshalb der weltbürgerliche Charakterzug, der bis dahin den Beziehungen von Völkern und Staaten nach so manchen Seiten hin sein Gepräge aufgedrückt hatte, einem so ausgesprochenen Nationalismus auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete Platz gemacht hat. Ein Volk, das bei beschränkter Bodenfläche wächst, kann wirtschaftlich und damit auch politisch nicht auf dem alten Platze stehenbleiben. Wir dürfen aber auch ruhig einräumen, daß vieles von dem, was wir deshalb auf diesen Gebieten unter dem Drucke unserer so rasch ansteigenden Volkszahl tun mußten, ohne daß wir dabei irgendeine aggressive Absicht verfolgten, ohne daß eine Machterweiterung als solche unser Ziel war, im Auslande, das nicht in dem gleichen Maße wie wir das Gefühl dafür haben konnte, in welchem Maße es sich dabei für uns um eine Lebensnotwendigkeit handelte, anders wirken und anders aufgefaßt werden konnte; aber auch davon ganz abgesehen muß die wirtschaftliche Ausweitung und der wachsende wirtschaftliche Einfluß eines Staates in den Gebieten, in denen er sich vollzieht, gewisse Gegenströmungen wachrufen, da er dort unter gewissen Voraussetzungen als unliebsame Konkurrenz und Gefährdung für die Entwicklung der eigenen Industrie empfunden wird. Es war dies z. B. in dem Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland der Fall. Damit hängt es zusammen, daß auch in den Gebieten und Staaten, welche bei dieser wirtschaftlichen Ausweitung der an Zahl zunehmenden Völker zunächst eine lediglich passive Rolle spielen, auch das nationale Gefühl und Selbstbewußtsein in Spannung gerät und wirtschaftliche und politische Gegenwirkungen erzeugt. An Beispielen dafür waren ja die letzten Jahre vor dem Kriege reich gewesen.

Bei diesen Zusammenhängen zwischen Staat, Krieg und Volkswachstum handelt es sich in gewissem Sinne um Lebensgesetze der Völker, um Entwicklungstendenzen von so gewaltiger und urwüchsiger Kraft, daß sie sich mit allen Mitteln durchzusetzen bestrebt sind, und daß es nur äußere Gewalten sind, wie sie jetzt in diesem Kriege unsere Gegner anzuwenden versuchen, vor denen ein wachsendes Volk haltmachen kann. Wo ein Volk aber wächst und sich ausdehnt, wo seine wirtschaftliche Stärke und damit sein wirtschaftlicher Einfluß zunimmt, dort muß damit der-

Digitized by Google

jenige anderer Staaten, die damit nicht gleichen Schritt halten können, relativ zurückgehen. Das muß in um so stärkerem Maße der Fall sein, in dem die wirtschaftlich nutzbare Welt aufgeteilt ist. Der Gedanke, den Robert Malthus ausgesprochen hat, daß an der Tafel, welche die Natur gedeckt hat, nur eine beschränkte Zahl von Menschen Platz haben, hat in seiner grundsätzlichen Bedeutung nicht nur Geltung für das Verhältnis der einzelnen Menschen in einem Lande, sondern gilt auch für die Beziehungen von Völkern und Staaten. Vom Jahre 1800 bis 1850 nahm die Bevölkerung Europas von 188 auf 266 Mill. zu, stieg also um 78 Mill.; in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts betrug die Zunahme mit 135 Mill. bereits das doppelte. Betrachtet man diese Entwicklung noch etwas genauer, so sieht man, daß dieses Wachstum ein dauernd progressives ist. In dem Jahrzehnt 1851—60 stieg die Volkszahl Europas um 16,7, 1861—70 um 22,5, 1871—80 um 26,3, 1881—90 um 31,2, 1891—1900 um 37,7 Millionen, und die Zunahme wäre eine noch stärkere gewesen, wenn unser Erdteil nicht in diesen 50 Jahren nahezu 23 Mill. Menschen als Auswanderer abgegeben hätte. Nicht nur in der Art ihrer Führung, auch in ihren Ursachen sind die neueren Kriege, wie auch der jetzige, Wirtschaftskriege. So wie es wirtschaftliche Ursachen, die Notwendigkeit, entsprechend dem Wachstum der Bevölkerung den Nahrungsspielraum der deutschen Volkswirtschaft zu erweitern, waren, die uns auf diese Bahnen zwangen, auf denen wir England begegnen mußten, so besteht auch für uns heute das wirtschaftliche Problem dieses Krieges, unsere wirtschaftliche Kriegführung, darin, zu erreichen, daß unser Nahrungsspielraum im engeren Sinne, d. h. die Gaben des deutschen Bodens allein, genügen zum Unterhalt des deutschen Volkes und zur Durchführung der sonstigen Aufgaben, welche uns dieser Krieg auferlegt.

Es war weiter oben davon die Rede gewesen, daß die Betrachtung dieser Zusammenhänge zwischen Krieg, Staat und Volkswachstum mehr als geschichtlichen Wert hat, daß sie uns nicht nur die Kräfte zeigt, unter deren Einfluß bisher schon die Völker gestanden sind, von denen ihr Leben, ihre Entwicklung und ihr gegenseitiges Verhältnis in so hohem Maße beeinflußt worden ist, daß sie uns vielmehr auch einen tiefen Einblick in die Gegenwart und auf gewisse Richtlinien gibt, die für den Gang der weiteren Entwicklung bestimmend sein werden. Diesem letzteren Punkte wollen wir uns nun zum Schlusse noch zuwenden. Wir müssen dabei von der Voraussetzung ausgehen, daß unser Volk weiter wachsen wird und daß unsere Entwicklung deshalb in Zukunft von den gleichen Kräften getrieben sein wird, wie bisher.

Daraus ergibt sich schon ein wichtiges Moment zur Beurteilung der heute so heiß umstrittenen Kriegsziele. Daß für uns von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus betrachtet — politische, die dabei auch eine wesentliche Rolle spielen, seien dabei ganz außer acht gelassen —, all das erstrebenswert ist, was die Grundlagen unserer heimischen Volkswirtschaft erweitert und stärkt, all dasjenige, was uns dazu hilft, mit größerer Sicherheit und größerem Erfolge als zuvor unseren notwendigen Bedarf aus fremden Ländern zu beziehen und die Ergebnisse unserer Arbeit dahin abzusetzen, liegt nach dem Gesagten auf der Hand. In welchem Maße dazu Gebietserweiterungen an unseren Grenzen oder in fremden Erdteilen erwünscht sind, sei hier nicht im einzelnen erörtert. Jedenfalls ergibt sich das eine, daß für ein wachsendes Volk die Kriegsziele ganz anders sein müssen, als für ein solches, das zum zahlenmäßigen Stillstand verurteilt ist oder, wie z. B. für Rußland, das in der eigenen Heimat noch auf Jahre und Jahrzehnte hinaus den Boden in reichlichem Ausmaße für seine wachsende Volkszahl besitzt. Damit ist nicht ohne weiteres gesagt, daß diese Gewähr und Sicherheit für unser weiteres Wachstum nur durch Gebietserweiterungen zu erreichen ist. Dauerhafte handelspolitische Abmachungen, die Gewinnung friedlichen wirtschaftlichen Einflusses in fremden Gebieten können einem solchen Ziele unter Umständen noch mehr dienen. Man wird auch scharf trennen müssen zwischen jenen Ländern, die aus der Notwendigkeit ihrer inneren Entwicklung heraus einer Erweiterung ihres wirtschaftlichen und politischen Geltungsbereichs bedürfen, und jenen, bei denen dies nicht der Fall ist. Wenn man heute mit Recht so häufig auf die unmeßbaren Schäden hinweist, welche die ganze menschliche Kultur, die ganze Idee der Menschheit durch diesen Krieg erlitten haben, so werden vor deren Richterstuhl jene Völker anders bestehen können, als diese. Diese Zusammenhänge sind es demnach auch, welche die zahlreichen neueren Bestrebungen, die einzelnen Kulturstaaten einander näher zu bringen, die Gegensätze zwischen ihnen zu überbrücken und zum friedlichen, schiedsrichterlichen Austrag zu bringen, scheitern lassen mußten, und wenn wir heute sehen, daß wiederum manche Kräfte am Werke sind, um nach Beendigung dieses Krieges auf solchen Wegen die Wiederkehr eines solch fürchterlichen Ringens zu verhüten und der hart geprüften Menschheit einen Dauerfrieden zu bescheeren, so wird man solchen Bestrebungen, so hoch man sie auch achten und so sehr man sie auch unterstützen mag, kein besseres Schicksal als jenen früheren in Aussicht stellen können, solange solch gewaltig wirkende Kräfte, wie das Volkswachstum, Völkern und Staaten die Richtlinien ihres Handelns vorschreiben. Solange es Völker gibt, die wachsen und solche, die stillstehen, solange deshalb der Selbsterhaltungstrieb das eine Volk zwingt, sich wirtschaftlich und politisch auszudehnen, während darunter die Bedeutung des anderen unwillkürlich zurückgeht, muß es Gegensätze unter den Völkern und Staaten geben, die so tief die Wurzeln ihres Daseins berühren, daß darüber eine gütliche Verständigung selbst beim besten Willen beider Teile unmöglich ist. Was den Pazifizisten vorschwebt, ist ein schöner und edler Gedanke, aber in dem Daseinskampfe der Völker wird das Schwert immer die ultima ratio bleiben müssen. Erst in einem Zeitpunkt, der vielleicht nicht in allzuweiter Ferne liegt, an dem das Volkswachstum der führenden Staaten zu einem gewissen Stillstand gekommen sein wird, kann der schöne Gedanke eines solchen Dauerfriedens aus dem Reiche der Utopie in das der Wirklichkeit herabsteigen; denn erst dann wird sich das politische Handeln und Streben der Völker aus einem unbedingten Müssen in ein freies Wollen umgestalten können.

E. Meißner / Individualismus und Stilbildung in der neudeutschen angewandten Kunst

Die Wandlungen, die das neue deutsche Kunstgewerbe von den ersten individualistischen Anfängen in der Mitte der neunziger Jahre bis zu dem immer deutlicher sich durchsetzenden einheitlichen Formwillen der letzten Zeit durchgemacht hat, sind für den tiefer Blickenden ein beredtes Zeugnis für den Ernst des Strebens und Wollens, das hier gewaltet hat, das

mit immer gleichem Eifer auf die Sache, auf das Schaffen eines wesenswahren Formausdrucks für unsere Zeit gerichtet war, das in den Mitteln wechselte, sich aber im Ziele gleichblieb, und das in ehrlicher Selbstkritik auch das „Stirb und Werde" nicht scheute. Und wenn wir heute die Forderung aufstellen, daß der Künstler sich mehr und mehr als der Beauftragte, der Sprecher seines ganzen Volkes fühle, über seine eigene Individualität hinaus typische Werte gebe (vgl. Kunstgewerbeblatt 1916/17 und Kunstwart XXX, 10), so sind wir uns dabei doch sehr wohl bewußt, daß das individualistische, aber ernst auf die Sache gerichtete Schaffen des schöpferischen Künstlers uns überhaupt erst den Boden wiedererobert hat, auf dem sich nun vielleicht in langsamer Entwicklung eine allgemeine künstlerische Volkskultur aufbauen kann.

Aber der Kampf gegen einen zu weit getriebenen künstlerischen Individualismus, der schon vor dem Kriege einsetzte und nun durch den Krieg erheblich an Volkstümlichkeit gewonnen hat, kann zu einer ernsten Gefahr für die Fortentwicklung der bisher gewonnenen Werte werden, wenn er ohne Einsicht in die Entwicklungsbedingungen der Kunst im allgemeinen und ohne nähere Kenntnis der besonderen Verhältnisse, unter denen das neue deutsche Kunstgewerbe herangewachsen ist, geführt wird.

Ein Anzeichen für diese Gefahr ist eine kürzlich im Verlage von Oldenbourg erschienene Schrift von Karl O. Hartmann: „Stilwandlungen und Irrungen in den angewandten Künsten." Hartmann gibt teilweise recht einleuchtende allgemeine Darlegungen über „Stilforderungen" und über die Rolle, die das Schaffen des Künstlers in dem Werden des Stiles spielt. Aber in einem merkwürdigen Widerspruch zu seinen eigenen Ausführungen leitet er dann — offenbar infolge ziemlich einseitiger Kenntnis der für die neuere kunstgewerbliche Entwicklung maßgebenden Personen und Verhältnisse — das erstaunliche Ergebnis ab, daß es dem modernen Kunstgewerbe gänzlich an Einheitlichkeit, Stetigkeit und Volkstümlichkeit fehle, daß es sich aus rein individuellen Schöpfungen der verschiedenen Künstler zusammensetzt, die noch dazu selbst innerhalb des persönlichen Schaffens keinerlei einheitliche Entwicklung erkennen lassen. (Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier die mancherlei Irrtümer und Einseitigkeiten im einzelnen nachzuweisen. Nur zweierlei sei hervorgehoben: Hartmann macht offenbar gar keinen scharfen Unterschied zwischen den wirklich schöpferischen, führenden Künstlern und Unternehmungen und den von diesen gerade bekämpften Nachläufern, die bekanntlich oft die besten Gedanken und Absichten diskreditiert haben. Und er scheint ferner die Aeußerungen einer gewissen Kunstpresse, von der ein ernsthaft strebender Künstler kaum je Notiz nimmt, für maßgebende Auslegungen der Absichten der Künstler zu halten. Anders ist wenigstens seine Theorie der „Stilwandlungen" und „Stilirrungen" gar nicht erklärlich.)

Der Verfasser führt das alles auf die übertriebene Betonung der Künstlerindividualität, auf die Abwendung von der Ueberlieferung und auf die Sucht nach Neuem zurück; er fordert die Ausprägung des Zeitgeistes und des Volkstums und verlangt unter Berufung auf nationales Empfinden das Verlassen der bisher begangenen Wege, den Anschluß an die Ueberlieferung, die er der Kunstgeschichte gleichsetzt!

Die Gefahr einer allgemeinen Verbreitung solcher Denk- und Urteilsweise, die uns mit Sicherheit wieder zu der Stilnachahmung unglücklichen Angedenkens zurückführen würde, ist nicht zu unterschätzen. Denn es ist nur zu verführerisch und liegt oberflächlichem Denken zu nahe, das „individualistische" Arbeiten der Künstler in eine Linie zu stellen mit dem Persönlichkeitskultus, wie er noch kurze Zeit vor dem Kriege an manchen Stellen getrieben wurde und mit Recht allgemein bekämpft wird. Und der gleichen Denkweise entspricht es, wenn weiter geschlossen wird, daß die moderne kunstgewerbliche Bewegung sich auf völlig falschen Bahnen bewegt habe und wir nichts Besseres tun können als uns ganz von ihr abzuwenden.

Demgegenüber muß folgendes mit aller Bestimmtheit betont und festgehalten werden:

1. Der Anschluß an die Ueberlieferung und die Nachahmung geschichtlicher Stilformen ist nicht dasselbe. Die Ueberlieferung ist etwas Lebendiges, in der Entwicklung Begriffenes; die geschichtlichen Stile sind in sich abgeschlossen und für unsere Zeit tot. Zu der Zeit, als die moderne Kunstgewerbebewegung einsetzte, war die künstlerische Ueberlieferung in Deutschland fast vollständig erloschen und an ihre Stelle war die verständnislose Nachahmung geschichtlicher und ausländischer Stilformen getreten. Um neues künstlerisches Leben zu erwecken, war nur der tatsächlich eingeschlagene Weg gangbar, wieder auf die Grundlage alles künstlerischen Schaffens, Zweck, Material, Technik, zurückzugreifen. Daß damit allein noch keine Kunstform geschaffen war, ist längst allgemein erkannt. Aber es war die notwendige Voraussetzung, um zu neuen, lebendigen Kunstformen zu kommen. Diese selbst jedoch konnten nur von dem schöpferischen Künstler geschaffen werden, der bei dem Fehlen jeder Ueberlieferung zunächst nur individuell arbeiten konnte. Die Absage an die geschichtlichen Stilformen war notwendig, um erst einmal freie Bahn zu gewinnen; gerade die größten Künstler sind jedoch auch immer die wärmsten Verehrer der schönen Kunst der Vergangenheit gewesen, und sie haben es durchaus nicht immer als einen Fehler angesehen, wenn sie aus den gleichen Bedingungen wie frühere Zeiten auch zu ähnlichen Formbildungen gelangten. Man braucht nur einmal die Werke einiger bekannter Künstler daraufhin anzusehen. Verpönt war und ist nur das bewußte Abschreiben fremder und geschichtlicher Stile. Erst aus neuem lebendigen Kunstschaffen kann sich auch eine neue Ueberlieferung entwickeln, für welche die ersten Anzeichen in den Kreisen der führenden Künstler und ihrer Schüler sowie bei den bestgeleiteten Unternehmungen schon wahrzunehmen sind. 2. Es trifft nicht zu, daß es dem neudeutschen Kunstgewerbe völlig an einem einheitlichen Formwillen, an einem gemeinsamen „Stil" fehlt. Im Gegenteil hat sich schon sehr bald so viel Gemeinsames in den Werken der verschiedensten Künstler gezeigt, daß Fernerstehende, besonders Ausländer, durchaus eine neue Stilbildung erkannten. Man lese einmal darüber die Werbeschriften der nach dem Muster des Deutschen Werkbundes 1915 in England begründeten Gesellschaft „Design and Industries Association" nach! Ist es doch auch auf manchen Gebieten zuweilen kaum möglich, die Urheber verschiedener Entwürfe mit Sicherheit auseinanderzuerkennen! Und die Verhandlungen in Köln 1914 zeigen gerade durch ihre Leidenschaftlichkeit, mit welchem Ernst man in Kreisen der Künstler bereits über die Wege zu neuer Stil- und Typenbildung nachgedacht hat. — Auch ist gerade von den Führern des modernen Kunstgewerbes immer und immer wieder gegen die „Nouveautätenpraxis", gegen die Sucht nach dem Neuen um des Neuen willen angekämpft worden. Wer das noch nicht weiß, der möge einmal die Schriften von Muthesius nachlesen, er möge die Jahrbücher des Deutschen

Digitized by Google

Werkbundes, die Preisbücher der führenden Kunstwerkstätten durchsehen, an die Ziele und das Wirken der „Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft", an die Herausgabe von Sammlungen, wie die „Denkschrift über die bayerische Gewerbeschau in München 1912" denken, und er sei ferner an die Bestrebungen, für Häuser und Möbel unpersönliche, allgemein verwendbare Typen auszubilden, erinnert. — Es ist deshalb auch jetzt, wenn das Bedürfnis nach einem „Zeitstil" lebhafter als je erwacht, keine „Neuorientierung", kein Verlassen der bisher begangenen Bahnen notwendig. Es genügt völlig, wenn die bisherigen Bestrebungen fortgesetzt werden, wenn man Künstler und Publikum darauf hinweist, daß jetzt der Ausbau des bisher Gewonnenen, das Herausarbeiten des Allgemeinen, des Typischen wichtiger ist als die Betonung individueller Eigenart. Besonders notwendig ist das den Nachläufern, den Auch-Künstlern und den nachahmenden Unternehmern gegenüber. Wenn es gelingt, gerade in diesen Kreisen den Musterwechsel zu bekämpfen und auf die langsame Fortentwicklung guter, bewährter Formen hinzuwirken, dann werden wir am sichersten zu einem „Zeitstil" kommen.

3. Das neudeutsche Kunstgewerbe hat von jeher das nationale Moment betont. Ausländische Formen wurden abgelehnt, die Ausbildung ausgesprochen deutscher Kunstformen angestrebt. (Ist doch oft genug die Klage erhoben worden, daß mit solchen deutschen Formen der Auslandsmarkt nicht gehalten werden könne!) Auch in dieser Beziehung kann an die bisherigen Bestrebungen angeknüpft werden. Das wird sicherer zum Ziel führen, als wenn man jetzt ähnlich wie nach 1870 auf „altdeutsche" oder andere geschichtliche Formen zurückgreifen wollte. Die angewandte Kunst ist eins von den Gebieten, auf denen schon lange Jahre vor dem Kriege genau in dem Sinne gewirkt worden ist, in dem jetzt der Ausbau der gesamten deutschen Arbeit erfolgen muß. Es wäre deshalb ein beklagenswerter Fehler, wollten wir gerade hier die weit ausschauend geebneten Wege verlassen und uns auf Irrwege begeben.

Das deutsche Volk muß mit aller Eindringlichkeit darauf hingewiesen werden, welchen Schatz es für den künstlerischen Ausdruck dieser gewaltigen Zeit sowie für die gewerbliche Arbeit nach dem Kriege in den bisherigen Vorarbeiten der angewandten Kunst besitzt. Es liegt eine große Gefahr darin, das Feld jetzt völlig unbeackert zu lassen. Es könnten inzwischeln Disteln darauf sprießen, deren Stacheln dann der Künstler spürt, wenn er nach dem Kriege wieder an die Arbeit gehen will!

Haese / Der Dorfjunge in den Flegeljahren

(Schluß.)

Obgleich der Obstdiebstahl auf dem Lande eine große Rolle spielt, so sind doch auch noch andere Unarten genug zu verzeichnen, die unseren Nächsten oft noch schwerer betreffen. Das Fischangeln will ich nur nebenbei erwähnen. Aber unangenehmer ist die Verhöhnung älterer Leute auf der Straße oder sonst irgendwo. Ich entsinne mich noch eines Vorfalles, den mir meine Mutter sehr eindringlich vor die Augen geführt hat. Ein junger, hübscher Bauer fährt auf dem Erntewagen durchs Dorf. Ich bin auf der Dorfstraße und schreie ihm in plattdeutschem, breitem Dialekt seinen Vornamen und Zunamen andauernd eindringlich zu. Ich wußte nicht, daß ich ihm dadurch etwas schadete. Aber in jedem Dorfe sind Leute vorhanden, die sogenannte Schimpfnamen tragen, und wer auf dem Dorfe groß geworden ist, wird bei guter Erinnerung auch seiner Sünden gedenken, die er darin begangen hat, selbst älteren Leuten ihre landläufigen Schimpfnamen oder andere Ungezogenheiten zuzurufen. Dazu kommt sogar noch, daß es an den Abenden bei Aufläufen vor dem Hause des Beschimpften zu vernehmen ist. Die Heiligkeit des Hauses, des Heimes ist für den Jungen nicht da. Es kann sogar zu Ausschreitungen kommen, so daß Fensterläden und Fensterscheiben einmal daran glauben müssen. Der Junge benimmt sich als einzelner ganz höflich. Tritt er aber in der Masse auf, dann reißt ihn auch die Massenstimmung mitfort, zumal er sich gedeckt glaubt. Als einzelner grüßt er den vielleicht sehr höflich, den er in der Masse beschimpft.

Dazu kommt noch allerhand Kleinunfug. Das Herausziehen des Wagens aus dem Hofe in den Garten, und wenn die Gelegenheit günstig ist, wie bei Hochzeiten, so scheut man auch nicht davor zurück, sich an den wagehalsigsten Unternehmungen zu beteiligen, wie z. B. den Wagen auf das Scheunendach zu bringen. Polterabend, Fasching, Neujahr und Familienfeste geben ja besonders Veranlassung, solche Kraftäußerungen in Form von Unfug zu liefern. Das, was der übermütige Student in der kleinen Universitätsstadt fertigbringt, daß man fremde Geräte und fremde Plakate am nächsten Morgen an anderen Türen findet, das ist auch nichts Neues auf dem Dorfe.

Die Freude belebt ja besonders das Gemüt des jungen Menschen. Deshalb ist so häufig die Freude mit dem Unfug verbunden. Dafür geben Volksfeste aller Art täglich die besten Beweise. Gemeinsame Arbeiten bringen die mit Unfug gemischte Freude ganz besonders zum Ausdruck. Sei es die Spinnstube, die dafür reichlich Gelegenheit bietet, sei es das sogenannte „Federnreißen", dem ein einfaches, derbes Mahl folgt, sei es das Braken oder Flachsbrechen, bei dem die Jungen meistens den Flachs aus dem warmen Ofen hervorholen und ihn dem Braker zureichen müssen. Osterbräuche, Fastnachtsscherze, Tanzfestlichkeiten, Neujahrsumzüge, Erntefeste, Familienfeiern, ja vereinzelt sogar auch Beerdigungen sind zu dieser Gruppe zu rechnen. Zum Lebensgleichgewicht eines jeden Menschen gehört nun einmal die Freude. Wer ernster Arbeit obliegen will, der sucht daneben auch die Freude, und daß diese Sehnsucht nach der Freude in den Flegeljahren zur Tollheit und zum Unfug ausarten kann, das ist weiter kein Wunder. Das bedächtige, gesetzte Alter weiß die Grenze eher zu finden als der Uebermut.

Dabei macht sich besonders der Uebergang von den Flegeljahren zum Mannesalter bemerkbar. Der muskulöse Knecht ist das Vorbild für den tüchtigen Jüngling und die arbeitsame Großmagd für die Rangen. Wie lebhaft kann ich es mir noch heute vorstellen, als unser Knecht Hermann im Dorfkrug einen Stuhl zerstieß und mit den Ueberbleibseln alle anderen Knechte aus der Gaststube hinaustrieb, dann als Herrscher in der Haustür stand und keinen hineinließ. Das war in meinen Augen „forsch", das war etwas, was nur wenige erreichen können, und an solche Ereignisse knüpfen sich Empfinden und Ideale. Wenn man bei Tanzgelegenheiten, da man als Flegel noch nicht für voll genommen wurde, an den Fenstern der Gaststube stand, so wurde für alle diese Zuschauer auch die Schnapsflasche herumgereicht. Man hatte dann, wenn man auch forsch erscheinen wollte, wenigstens das zu tun, die Flasche anzusetzen. Man war ja sonst kein ganzer Kerl, aber es gab auch Beobachter, die es den Eltern hinterbrachten, daß der Junge Schnaps getrunken hatte und sicher ein Säufer werden würde. Darauf folgte dann natürlich eine Tracht Prügel, trotzdem es dem Jungen eigentlich entsetzlich gewesen war, so einen Brauch mitzumachen. Aber da tun die guten Erzählungen noch mehr. Alte Tanten und auch Männer, die wenig zu tun haben, sind scharfe Aufpasser auf die Jugend in den Flegeljahren, und sie bestürmen die Eltern oft mit den Schandtaten ihrer Kinder. Der Junge wird nach ihrer Meinung sicher ein Verbrecher. Er geht den Weg abwärts. Leider vergessen diese Leute immer, daß sie selbst einmal in solchem Alter gewesen sind. Ich selbst bin nach meinen Erinnerungen auch ein großer Flegel gewesen. Dagegen

Digitized by Google

nützten auch die Prügel nichts. Dagegen nützte es auch nichts, daß ich täglich von meinem Lehrer in der Dorfschule meine Tracht Prügel erhielt, weil er es meinem verstorbenen Vater schuldig zu sein glaubte. Dagegen nützten auch die Prügel nichts, daß ich vor dem Dorfkruge als Zuschauer die Schnapsflasche vor den Mund genommen hatte. Dazu nützten auch die Prügel nichts, daß ich unseren Fuchs zur Strafe dafür, daß er mich beim Reiten immer abwarf, vor einen großen Pflug spannte, und damit einen Berg in einen Landweg umgrubberte. Es waren das Strafen, deren innere Berechtigung ich nicht einsehen konnte. Wie manchem von uns ist es wohl so gegangen, daß er in den Flegeljahren nach dem Urteil vieler Leute der schwerste Verbrecher hätte werden müssen. Aber ich entsinne mich auch mit besonderer Dankbarkeit derjenigen Menschen, die mich innerlich zu fassen wußten. Besonders gedenke ich dabei meiner Mutter, die bei den täglichen dummen Streichen, bei den Klagen und Verheißungen der lieben Nächsten mit einer gewissen Besonnenheit niemals den Glauben an mich verloren hat. Ich gedenke der guten Müllergesellen, die in mir das Interesse für Tierwelt und Geographie zu wecken wußten, des jungen Lehrers, der mir Geschichte zum erstenmal interessant zu machen wußte, des Großknechtes, der mich nach seiner Weise und seiner Moral von manchem dummen Streich abhielt, des Schulzen, der immer vom nächsten Dorfe zu uns zur Mühle kam und mich in hochfeiner Weise mit zu einem geheimen Verschwörer machte, alle Nester der Singvögel, die in unserem Garten vorhanden waren, während seiner Abwesenheit zu schützen, die Nester nicht zu stören und sie wie heilig zu halten. Was habe ich alles von diesem Dorfschulzen in bezug auf mein Innenleben für die Natur gewonnen. Alle Lehrbücher hätten es in den späteren Jahren nicht vermocht, mir das zu geben, was mir durch diesen einfachen Bauern von der Natur vermittelt wurde. Und was habe ich alles durch gute Freunde beim Fischen von der Natur gelernt. Ich möchte diese Erfahrungen auf keinen Fall preisgeben.

Aber alle diese dummen Streiche sind ja nichts anderes als *der Kern unseres gesunden, guten Bauern, der Kern unseres Volkes*, der sich so wetterfest, so willenskräftig und hart im Schützengraben bewährt. *Die Flegeljahre zeigen den Kern des Menschen in übertriebener Form.* Ich weiß von mir selbst, daß meine Flegeljahre lange gewährt haben, ich weiß noch sehr gut, wie sie mit einemmal verschwanden, wie ich in den Osterferien als 17jähriger Junge auf der Mühle meines Onkels zum Schrecken aller Mitbewohner beim Spiel noch buchstäblich über die Häuser ging, und wie sich dann ein plötzlicher Wandel vollzog, wie aus dem gewandten Kletterer ein steifer Bock wurde, wie die ganze Willenskraft die dummen Streiche plötzlich verließ und sich die ganze Kraft der geistigen Arbeit zuwandte. Man merkt es vielleicht noch im Alter, wie die Kraft, die sich in den Flegeljahren zeigte, auch schließlich noch der Kern ist, den man vom Lande in die Großstadt hinübergerettet hat.

Aber eins ist besonders wichtig für den ungetrübten Rückblick, nämlich, wenn uns Elternhaus, Umgebung und Geschick vor Streichen bewahrt hat, über die man sich später schwere sittliche Vorwürfe zu machen hat. Das muß kein schönes Gefühl sein, und es ist zu verstehen, wenn manche Leute so erzürnt über die Flegeljahre sind, weil in ihrer *eigenen Erinnerung schwere Vorwürfe* damit verbunden sind.

Wir Erwachsenen haben allen Grund, uns die Erfahrungen aus unseren eigenen Flegeljahren recht deutlich vor die Augen zu führen. Die Psyche der Flegeljahre ist noch gar nicht hinreichend ergründet. Als Kind ist der Flegel den Eltern oft unbequem. Man sieht zu wenig die geistigen Vorgänge in den Vorkommnissen der Flegeljahre, nur die tappige, äußere Wirkung, und die eigene Beobachtung der Flegeljahre ist jedenfalls auch nicht vollkommen, denn in den Flegeljahren selbst fehlt dazu die natürliche, objektive Einsicht und das sachliche Urteil, und später geht man über diese Dummheiten großmütig oder mit einem bitteren Gefühl hinweg, oder man hat zuviel davon vergessen. Dennoch ist die Psyche der Flegeljahre vielleicht das dankbarste und interessanteste Gebiet, weil es den Menschen in seinen schwankenden Handlungen schließlich am reinsten und vollkommensten zeigt. Man muß den Flegeljahren gegenüber keine Pharisäerbrille aufsetzen, sondern man muß verstehen und dem Flegel Vertrauen und Halt geben. Das nutzt mehr als alle Prügel und Strafe für den Flegel.

Hugo Bech / Brief aus dem Felde

Mein lieber Pelz!

Das war immer der Sinn unserer Freundschaft, daß wir uns die Meinung sagten ohne Umschweife. Allerdings auch ohne Einleitung wie diese; aber die scheint mir heute nötig zu sein, weil ich Dich verändert finde in Deinem letzten Briefe — so verändert, daß mir bange ist um Dich.

Bist Du zum Affen Zarathustras geworden, daß Du mir das Wort bringst von dem Könige, der zwar denkt, und dem Krämer, der aber lenkt? Oder was treibt Dich, zu befürchten, daß auch ich bei der kommenden Frühjahrs-Offensive für die „Händlerinteressen" zum Teufel gehen könnte? — Aergern Dich die Kriegsgewinne gewisser Leute, oder ist das Dein neuester Heim-Idealismus? —

Du weißt, daß ich ein Dieb bin, dessen Brecheisen sich nicht nur nach Tausendmarkscheinen der Erkenntnis müht, sondern der auch die Taschen der geistig Aermsten gern nach Pfennigen durchsucht. Und weil ich hier wenig Millionäre des Geistes fand, so habe ich mir, in Ermangelung besserer Beute, einen hübschen Vorrat an kleiner Münze zusammengestohlen. Den will ich einmal vor Deinen Ohren klimpern lassen.

Weißt Du, wofür meine Leute hier kämpfen?

Für ihre Frauen, die der Männer Arbeit verrichten daheim!

Für ihre Kinder, daß die einst Erben würden von der Väter Sorge und Schweiß! — Und ob sie dann auch die Steuer werden gedoppelt und gedreifacht zahlen müssen, sollen es doch nicht fremder Herren fremde Knechte sein, die sie eintreiben.

Für deutschen Arbeiters deutsche Arbeit!

Für deutschen Handwerks deutsches Werk!

Für deutschen Ackermanns deutsches Ackern, Saat und Ernte!

Für deutschen Handelsmanns deutsches Handeln!

Für deutscher Beamten deutsches Amt!

— Dafür stehen sie hier an der Düna im Schneesturm im Herdloch.

Mein Bursche, Bergmann und Ernährer von fünf Kindern, zeigte mir kürzlich einen Brief seiner Frau, worin sie schrieb, daß man jetzt daheim so viel vom nahen Frieden rede. Und dabei meinte er: „Die sind verrückt!" — Nämlich die Weiber und was sonst ist von der weibischen Art bei Euch daheim.

„Aber wünschst denn nicht auch Du den Frieden herbei?" — fragte ich ihn.

„Jawoll", antwortete er; „aber nicht unter die Bedingungen von unsere Feinde, da is nicht an zu denken!" —

Ein Bergmann, Freund, ohne Deine Höhe, mit dem Verantwortungsgefühl nur seiner Niederung, spricht so! — —

Das war eine kleine Probe meiner gestohlenen Weisheit. Aber ich habe auch eine eigene, redlich erworbene. Mit der klingle ich nicht vor Deinen Ohren, die schenke ich Dir — aus Freundschaft.

Ich kämpfe dafür, daß es uns erlaubt sei, auch fernerhin zu denken in deutscher Gedankendisziplin, zu empfinden in deutschem Ideenkreise.

Es ist ein Jammer, wenn Ein Schaffender auf halbem Wege dahinsinkt. Aber wie nenne ich es, wenn ein *ganzes Volk* stirbt und statt eines fertigen Werkes nur ein Fragment hinterläßt?

Daß unser deutsches Volk sein Werk vollende, seine Sendung erfülle! dafür kämpfe ich Seite an Seite mit meinen Leuten. —

Digitized by Google

Und seltsam: Von meinem Burschen trennt mich jetzt nur eine Treppe von wenigen Stufen; zwischen uns aber — liegt ein Meer.

Ach wäre es doch ein Meer, ein schäumendes, kampfmutiges, dem ich das volle Segel meiner Beredsamkeit aufzwingen könnte, so wollte ich schon noch zu Dir kommen als ein Eroberer fruchtbarer Inseln und goldbergender Eilande.

Doch ich sehe Schlamm; ein dickes, träges, wellenloses Brei-Meer — da versagt mir Segel wie Ruder.

So vertraue ich mich den Flügeln der Hoffnung an, um doch noch zu Dir zu kommen. Hoffe, daß Du zur Frühjahrs-Offensive erscheinst, nicht nur im Kleide, sondern auch im Geiste eines Kriegers, und lieber mit mir zum Teufel fährst, als daß Du bleibst im Lande der Heimnörgler und Miesmacher.

Tot sein ist nicht schlimm, Freund! Aber als lebendiger Leichnam alles sieghafte Sterben überleben, das ist ein Fluch, den selbst der Wanderer durch die Hölle dort nicht fand.

Im übrigen geht es uns hier gut.

So verbleibe ich denn in hoffender Freundschaft

Dein B.

Gottfried Traub / Menschenkenntnis

Menschenkenntnis schadet der Menschenliebe im ganzen nicht. Lavater.

„Gewinnen die Menschen, je näher man sie kennt, oder verlieren sie?" Wie eine der berühmten Doktorfragen, über die man unendlich lange hin und her streiten kann, ohne daß etwas Neues dabei herauskommen könnte — so erscheint auch diese Frage. Vom Standpunkt des reinen Beobachters aus kann sie auch nie gelöst werden. Jeder angenehmen Erfahrung wird man eine neue Enttäuschung entgegenhalten können. Schließlich kommt es nur darauf an, ob einer seine Erfahrungen so oder so zusammenzählen, so oder so abschließen will. Also mit einem „rein" wissenschaftlichen Verfahren kommt man da nicht weiter. Sie entscheidet sich nach einer festen Lebensrichtung. Denn wer an den Menschen eben verzweifeln will, dem helfen alle Gegenbeweise nichts; er wird überall Schatten und Sünden entdecken. Freilich gehört man selbst in die gleiche Reihe der Menschen und empfindet es trotz alles Redens doch unangenehm, wenn man eben auch zu denen gerechnet wird, an denen zu verzweifeln andere das Recht haben. So kommen wir nicht weiter; gehen wir einen anderen Weg!

Jeder Mensch, den wir näher kennenlernen, verliert zuerst. Wir sehen seine Schwächen, wir entdecken seine Abhängigkeiten. „Wo er sterblich ist", tritt deutlicher heraus. Jeder Held wirft seinen Schatten, und Hindenburg zieht sich ebenso die Stiefel aus, ehe er zu Bett geht, wie wir. Aber alle Erkenntnis ist halb, die stehenbleibt. Will jemand mit solchen oberflächlichen Beobachtungen „aus der Nähe" sich genügen lassen, dann möge er's tun; aber er hat kein Recht, von wirklicher Menschenkenntnis zu sprechen. Denn dazu gehört viel, viel mehr. Wir sagen kühnlich: je näher man einen Menschen kennenlernt, desto mehr gewinnt er auf die Dauer. Bei den Angenehmen und Großen ist das selbstverständlich; ihre Schatten und Schwächen vergehen. und das Bleibende erscheint in seiner Unvergänglichkeit. Bei den Unangenehmen und Häßlichen wird der unmittelbare Eindruck noch abstoßender. Aber man gewinnt ein Verständnis für die Entstehung dieser Menschen. Ihre Art und ihre Unart wird erklärlich; sie erscheint eingebettet in Umgebung und Vererbung, in Schuld und bösen Willen. Die Wurzeln dieser häßlichen Charaktere sind ebenso häßlich, wie ihre Taten und ihre Meinungen. Aber weil man bis zu den Wurzeln gräbt, kommt man zu dem gemeinsamen Boden „Erde" und „Menschheit", in dem wir alle verwurzelt und eingestockt sind. Das Böse verschwindet nicht, und das Häßliche wird nicht reiner. Aber quellend bricht eine warme, ergreifende Liebe gerade zu diesen wilden Schößlingen in uns auf. Wir sind doch selbst nur eine Mischung aus Gut und Schlecht, und die gleichen Säfte findet man nur in anderer Verlagerung bei dem Kameraden. Ja, das große Geheimnis steigt unheimlich beängstigend in jeder wirklichen Menschenkenntnis auf: wieweit das Böse zum Menschenplan selbst gehört, wieweit das Schlechte erzieherisch wirkt, warum die Vorsehung Gutes und Böses zusammenwachsen ließ, ohne es zu trennen, und erschreckend ruhig wartet, bis zur Reife, bis zur endgültigen Scheidung. Wir selbst entdecken uns im Bruder Mensch. Wer will abmessen, wieviel er selbst schuldig ist an dem Verbrechen des Fehlenden. Wer hat auch nur eine leise Ahnung davon, wie er durch sein Beispiel wirkt, wie sein tägliches Tun und Lassen andere unbewußt beeinflußt. Nein, die Menschenliebe steigt, je tiefer die Menschenkenntnis. Und nicht nur, weil es Eigenliebe wäre, die in des anderen Schäden nicht gerne selbst gestraft sein möchte und darum den anderen liebt, um der eigenen Verurteilung zu entgehen. Nein! Weil wir in der tiefsten Menschenkenntnis ein wenig näher herantreten an die Welterkenntnis. Wir hören in den Menschenschicksalen das Sausen des Webstuhls, an dem der Herrgott sitzt; und aus solcher Erkenntnis strömt ahnende Liebe.

Soziale Bewegung

Eine zeitgemäße Kundgebung. Der Zentralrat der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) hat folgende Entschließung einstimmig angenommen: Die künftigen Friedensverträge werden über das Schicksal Deutschlands entscheiden. Ueber ihren Inhalt jetzt schon nachzudenken und sich auszusprechen, muß daher als Recht und Pflicht jedes Deutschen anerkannt werden. Leider hat aber die öffentliche Erörterung der deutschen Kriegs- und Friedensziele bisher einen Verlauf genommen, der den Interessen des deutschen Volkes nicht dienlich ist. Weder die Forderung eines reinen Verzichtfriedens noch die leidenschaftliche Agitation für möglichst ausgedehnte, gewaltsame Angliederung fremder Gebietsteile sichern uns eine friedliche Zukunft und die notwendige Entwickelungsfreiheit; sie stören dagegen die im blutigen Verteidigungskrieg noch immer unentbehrliche Einheit und Geschlossenheit unseres Volkes und nähren bei unseren Feinden die falsche, kriegverlängernde Hoffnung auf Deutschlands inneren Zerfall. Aus diesen Gründen lehnt es der Zentralrat der Deutschen Gewerkvereine (H.-D.) ab, sich in den Streit um die Friedensziele einzumischen und erwartet auch von den einzelnen Gliedern im Verbande, daß sie jeden etwaigen Versuch, diesen Meinungsstreit in die Organisation hineinzutragen, entschlossen zurückweisen. Wie die Friedensbedingungen zu gestalten sein werden, das wird vor allem von der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Lage der Kriegführenden bei Aufnahme der Friedensverhandlungen abhängen. Der Zentralrat spricht nach den im Reichstage wiederholt abgegebenen Erklärungen des Reichskanzlers und der Parteien die bestimmte Erwartung aus, daß die oberste Reichs- und Heeresleitung zur gegebenen Zeit ihre Kriegs- und Friedensziele enthüllen, das deutsche Volk zur Mitbestimmung aufrufen und daß es dann möglich sein wird, einen ehrenvollen dauerhaften Frieden für das heldenhafte deutsche Volk herbeizuführen, der Sicherheit und Unabhängigkeit nach außen, Freiheit und Aufstiegsmöglichkeit im Innern gibt und unseren Kindern alle segensreichen Früchte des beispiellosen Ringens um Deutschlands Weltgeltung erhält. Als Vorbedingung dafür hält es der Zentralrat für unerläßlich, daß in den Friedensvertrag Bestimmungen aufgenommen werden, die jedem Volk volle Betätigungsfreiheit auf dem Weltmarkte nach Maßgabe seiner wirtschaftlichen Kräfte sichern. Außerdem erscheint es dringend erwünscht, daß zwischenstaatliche Vereinbarungen zur Durchführung eines Mindestmaßes von sozialer

Fürsorgegesetzgebung (Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung) für alle Kulturnationen festgelegt werden. — Unabhängig davon erwartet der Zentralrat, daß die in Aussicht gestellte Neuordnung der innerpolitischen Verhältnisse im Deutschen Reiche tatkräftig, bald und gründlich durchgeführt wird. Als Vertreter einer Arbeiterorganisation, die freiheitlich-nationalen Anschauungen huldigt, begrüßt er die nach dieser Richtung gehenden feierlichen Ankündigungen und bindenden Zusagen des Deutschen Kaisers und der verantwortlichen Staatsmänner und wünscht dringend, daß ihre Verwirklichung nicht länger hinausgeschoben wird. An der äußeren Kraftentfaltung und der inneren Neuordnung mit allen Kräften mitzuarbeiten, erklärt sich der Zentralrat namens der Deutschen Gewerkvereine mit Freuden bereit.

Eine Lücke im Hilfsdienstgesetz. Gustav Hartmann, der Vorsitzende des Verbandes der Deutschen Gewerkvereine, weist in der „Sozialen Praxis" auf eine klaffende Lücke im Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst hin, die schleunigst beseitigt werden sollte: Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst ist im Dezember 1916 in Kraft getreten. Sein § 11 besagt ausdrücklich, daß in allen für den vaterländischen Hilfsdienst tätigen Betrieben, für die Titel 7 der Gewerbeordnung gilt und in denen mindestens 50 Arbeiter beschäftigt sind, ständige Arbeiterausschüsse bestehen müssen. Die Einführung von Arbeiterausschüssen ist also für diese Betriebe zwingend vorgeschrieben. Obwohl das Gesetz nun schon sieben Monate in Kraft ist, sind Arbeiterausschüsse noch nicht überall dort eingeführt, wo sie bestehen müßten. Auf alle Vorstellungen der Arbeiter wird vielfach erwidert, daß ein Arbeiterausschuß nicht notwendig sei. Wer etwas auf dem Herzen habe, könne ja selbst kommen und seine Beschwerden vortragen. Dieser Einwand widerspricht aber den Klagen und eindeutigen Bestimmungen des neuen Gesetzes. Hartmann versichert, eine ganze Reihe von Firmen nennen zu können, die den Vorschriften des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst bisher nicht gerecht geworden sind. Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst sagt weiter, daß die Landeszentralbehörden das Nähere über die Wahl der Arbeiterausschüsse bestimmen sollen. Das ist auch geschehen. Am 22. Januar 1917 sind vom Minister für Handel und Gewerbe in Preußen Bestimmungen über Arbeiter- und Angestelltenausschüsse veröffentlicht worden. Sie lassen aber eine Lücke offen. Denn in diesen Bestimmungen ist kein Zeitpunkt festgesetzt worden, bis zu dem die Arbeiterausschüsse eingeführt sein müssen. Darauf wird der Widerstand gegen die Errichtung von Arbeiterausschüssen gestützt. Auch die vom Kriegsamt und vom Stellvertreter des Reichskanzlers erlassenen Ausführungsbestimmungen über die Zusammensetzung und Wahl der Arbeiterausschüsse enthalten kein Wort über die Frist, innerhalb deren Arbeiterausschüsse zu errichten sind. Die ganze Angelegenheit bleibt infolgedessen in der Schwebe und kommt nicht zur Erledigung. Es braucht kein Wort darüber verloren zu werden, daß sofort für die Festsetzung einer Frist gesorgt werden muß, innerhalb deren die im Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst vorgeschriebenen Arbeiterausschüsse eingeführt sein müssen.

Krieg und Konsumvereine. Es ist mehrfach darauf hingewiesen, daß der Krieg mit seinen zum Teil völlig unberechtigten Preissteigerungen der Konsumvereinsbewegung einen sehr starken Antrieb gegeben hat. Besonders unter der Beamtenschaft treten gegenwärtig die Bestrebungen nach Zusammenschlüssen zu großen Verbänden stark hervor. Der Verband deutscher Beamtenvereine, dem zurzeit rund 300 000 Mitglieder angehören, hat einen Ausschuß eingesetzt, um die Frage eines Zusammenschlusses aller Beamtenkonsumvereine zu prüfen. Der Ausschuß hat zunächst Erhebungen über den gegenwärtigen Stand des Konsumvereinswesens unter der Beamtenschaft angestellt und dabei ermittelt, daß 127 Wirtschafts- oder Konsumvereine von Beamten bestehen, von denen einige eine sehr bedeutende Entwicklung genommen und eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Bedeutung erlangt haben. Auf diese Bewegung ist die Kriegszeit von großem Einfluß gewesen. Allseitig wird nun die Notwendigkeit empfunden, die bestehenden einzelnen Vereine in Fühlung miteinander zu bringen und eine Verbindungsstelle zu schaffen, der folgende Aufgaben zufallen würden: Pflege der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen sowie deren Vertretung nach außen; gegenseitiger Austausch der gesammelten Erfahrungen, insbesondere über Wareneinkauf und Bezugsquellen; Erteilung von Rat und Auskunft über alle Fragen der Konsumvereinsverwaltung; Abwehr von Angriffen gegen die Beamten-Konsumvereinsbewegung; Anknüpfung und Aufrechterhaltung von Beziehungen zur allgemeinen Konsumvereinsbewegung; Beratung von Beamtenvereinen bei Gründung von Konsumeinrichtungen. Die Durchführung dieser Aufgaben durch den Verband wird als besonders wichtig und dringend angesehen. Für den Handel liegt der „Deutschen Handelswarte" zufolge, in dieser Entwicklung eine sehr ernste Gefahr. „Da alle diese Bemühungen die Wirkung haben, daß zahlreiche selbständige Kaufmannsexistenzen an den Rand des Ruins gebracht werden, muß ihnen jeder aufrichtige Freund des kaufmännischen Mittelstandes tatkräftig gegenübertreten. Die Gesetzgebung wird nach dem Krieg mehr als bisher eine zielbewußte Mittelstandspolitik treiben. Sie ist wahrhaftig notwendig! Andererseits muß endlich mit dem Irrtum aufgeräumt werden, als ob der Handel wirtschaftliche Erleichterungen der Beamten verhindert. Das Gegenteil ist der Fall! Der gegenwärtige Hochstand der Preise für alle Lebens- und Bedarfsartikel wird am raschesten verschwinden, wenn der Handel recht bald Gelegenheit bekommt, seine Kunst in der Warenversorgung wieder zu zeigen."

Soziale Fürsorge im Kriege. Von der Tätigkeit der deutschen Versicherungsträger im Dienste der Kriegswohlfahrtspflege entwirft der Präsident des Reichsversicherungsamts, Dr. Paul Kaufmann, ein Bild in einem Vortrage, der unter dem Titel: „Was dankt das kämpfende Deutschland seiner sozialen Fürsorge?" bei Franz Vahlen in Berlin erschienen ist. Sofort nach Kriegsausbruch waren der Heeresverwaltung neben den Krankenhäusern und Genesungsheimen der Berufsgenossenschaften und Krankenkassen auch die zahlreichen Lungenheilstätten der Versicherungsanstalten mit einem Stabe geschulter Aerzte zur Verfügung gestellt worden. Die Versicherungsanstalten trugen den gesteigerten Bedürfnissen auch dadurch Rechnung, daß sie der durch Kriegsnot und ungünstige Lebensbedingungen, oft auch durch vorzeitigen Verlust des Ernährers, gefährdeten Jugend eine weitergehende Fürsorge zuwendeten. Sodann haben die Versicherungsanstalten im Einvernehmen mit den Krankenkassen und der Militärverwaltung im Kriege bereits über 80 Beratungsstellen für Geschlechtskranke eingerichtet, durch die kostenlose und verschwiegene Hilfe gewährt wird. Auch die Krankenkassen und Berufsgenossenschaften bemühten sich, ihre Tätigkeit weiter auszubauen, jene durch neue, vorbeugende Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheiten, diese durch wirksame Durchführung der Unfallverhütung. Als besonders wichtig erwiesen sich die langjährigen Erfahrungen, die im Frieden für die bestmögliche Heilung und Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit bei Unfallverletzten gesammelt worden waren. Sie wurden für die Behandlung der Kriegsverletzten verwendet. Die Heilverfahren der Versicherungsanstalten und Krankenkassen kamen den erkrankten Kriegern zugute. Für lungen- und nervenkranke oder rheumatische Soldaten werden ihre Krankenhäuser und Heilstätten ausgiebig benutzt.

Kräftige Förderung der Wohnungsreform. Durch die Nichterledigung des preußischen Wohnungsgesetzentwurfs im Herrenhause und die Vertagung der ganzen Angelegenheit auf den Herbst erfährt die Wohnungsreform eine empfindliche Schädigung. Der Gesetzentwurf sollte u. a. die Anstellung staatlicher Berufsbeamten für die Wohnungsfürsorge in den einzelnen Regierungsbezirken sowie die Gründung kommunaler Wohnungsämter und kommunaler Wohnungsnachweise herbeiführen; ebenso sah er die mit wesentlicher finanzieller Mithilfe des Staates zu vollziehende, für die künftige Baulandbeschaffung und Bautätigkeit sehr wichtige Gründung gemeinnütziger Siedlungs- und Baugesellschaften vor, und durch das zusammen mit dem Wohnungsgesetz nun ebenfalls vertagte Bürgschaftssicherungsgesetz wäre die Geldbeschaffung für die künftigen gemeinnützigen Bauunternehmungen erheblich erleichtert worden — alles Dinge, deren alsbaldige Inangriffnahme dringend notwendig war und deren Verschiebung außerordentlich bedauerlich ist. Um den so entstandenen Nachteil wenigstens nach Möglichkeit abzuschwächen, ist es notwendig und entspricht sicher auch den Wünschen der maßgebenden Organisationen der Wohnungsreform, daß die Vorbereitungen zur Inangriffnahme der Bautätigkeit nach Friedensschluß und die sonstigen Maßregeln der Uebergangswirtschaft auf dem Gebiet des Wohnungswesens nicht etwa infolge der Vertagung des Wohnungsgesetzes ins Stocken geraten, sondern allerseits kräftig weiter gefördert werden. Es darf ja nach wie vor mit Sicherheit auf ein Zustandekommen des Wohnungsgesetzes wie auch des Bürgschaftssicherungsgesetzes, wenn nunmehr auch erst im Herbst, gerechnet werden, und es wird sich daher empfehlen, auch die von dem Zustandekommen dieser Gesetze abhängigen Maßregeln immer schon so vorzubereiten, daß sie mit der endgültigen Erledigung der Gesetze sofort in Kraft treten können.

Der Verband der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) hat kürzlich seinen Jahresbericht über die finanziellen Verhältnisse der einzelnen Gewerkvereine für 1916 veröffentlicht. Daraus ergibt sich eine Steigerung der Kassenbestände gegen das Vorjahr um 334 759,18 M. Obwohl die Mitgliederzahl infolge der laufenden Einberufungen zum Heeresdienst und damit auch die Einnahmen geringer geworden sind, betrug das Gesamtvermögen der Deutschen Gewerkvereine Ende 1916 in allen ihren Kassen 4 787 000 M., und es ist im laufenden Jahre weiter gestiegen. Die im Vorjahr entstandenen Mitgliederverluste sind durch den Eintritt zahlreicher neuer Mitglieder im laufenden Jahre mehr als ausgeglichen. Die Zahl der Ortsvereine ist um 36 gestiegen. Die Vermehrung der Vermögensbestände ist auf die geringere Inanspruchnahme der Unterstützungseinrichtungen bei Arbeitslosigkeit, Reisen, Uebersiedelung usw. zurückzuführen. Für Streik- und Aussperrungs-Unterstützungen sind nur 251,90 M., also so gut wie nichts, verausgabt worden. Auch für Krankengelder wurden weniger verausgabt als im Vorjahre, dagegen sind die Ausgaben für Sterbegelder um etwa 7000 M. gestiegen. Der Betrag von rund 31 000 M. an Notstandsunterstützungen ist in der Hauptsache auf die Unterstützung von Kriegerfamilien zurückzuführen.

Büchertisch

Zeitfragen und Zeitaufgaben. Von Michael v. Faulhaber. 2. und 3. Aufl. Freiburg, Herder. 389 S. F., früher Prof. für Altes Testament in Straßburg, dann Bischof von Speyer, kürzlich zum Erzbischof von München ernannt, nach dem klugen Grundsatz der katholischen Kirche, auf solche Posten wirklich die Tüchtigsten zu berufen, hat hier Reden und Vorträge in 4 Kapiteln zusammengefaßt. Religiöse Zeitstimmen; unsere Schulaufgabe; Antwort auf die Frauenfrage; Bekenntnis zur Kirche. Was er sagt, ist immer interessant, so seine Worte über Schulfragen auch dem nichtkatholischen Pädagogen, und die Art, wie er spricht, fast immer anziehend; für einige Stellen mit überladener Rhetorik entschädigen gute Bemerkungen wie die, unsere Zeit könne keine groben Priester brauchen; Jesu Jünger sollten das Salz der Erde sein, zwar nicht der Zucker der Erde, aber noch weniger der Pfeffer der Erde. Daß F.s Bibelbetrachtung gelegentlich unkritisch ist, tritt wenig hervor; daß auch solche Stücke der katholischen Frömmigkeit, die dem Nichtkatholiken besonders fremd sind, uns hier begegnen, wie in F.s Reden bei eucharistischen Kongressen, dies macht das Buch nur charakteristischer; daß seine Polemik gegen Kants Ethik uns schief scheint, liegt in der Verschiedenheit des Standpunkts begründet. Auch die starke Betonung der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar entspricht katholischer Ueberlieferung. Als krasse Ungerechtigkeit muß man dagegen die Art empfinden, wie F. einerseits den Staat herbeiruft, damit er die Konfessionslosen durch die Schule unterdrücke, soviel möglich ist, anderseits aber vom selben Staat für seine katholische Kirche alle Freiheit fordert. Hier wird die logische Inkonsequenz für uns zum sittlichen Anstoß. Mulert.

Die christliche Religion im Urteil ihrer Gegner. Von E. Foerster, Tübingen, Mohr, 280 S., 5 Mark, geb. 6 Mark. — Eine Geschichte der Bewegung gegen das Christentum, die in den letzten 100 Jahren in Deutschland so starkes Interesse gefunden hat. Daß diese Bewegung in Westeuropa sich schon früher geltend gemacht hatte, hat Foerster nicht veranlaßt, ältere Denker eingehender darzustellen; in der Tat begegnen deren Gedanken, soweit sie heute unter uns wirken, uns meist in einer Form, die ihnen neue deutsche Schriftsteller gegeben haben. Was Strauß und Feuerbach, Marx und Bebel, Heine und Haeckel, Ibsen und Nietzsche und viele minder bedeutende Männer gegen das Christentum eingewandt haben, wird wissenschaftlich gründlich (das Buch ist aus Vorlesungen an der Frankfurter Hochschule erwachsen) und gerecht, dabei aber keineswegs schwerfällig, sondern sehr anregend dargestellt. Von Wichtigerem ist wohl nur der Versuch von Arthur Drews, u. a. Jesu Geschichtlichkeit zu bestreiten, zu kurz behandelt. Das Buch ist als zuverlässige geschichtliche Einführung in die Weltanschauungskämpfe unserer Tage nicht nur für Theologen wertvoll, sondern für alle Nachdenklichen, auch unter den Heranwachsenden. Mulert.

Kirche und Männer. Von Pastor Liz. Moering in Breslau. Göttingen, Ruprecht. 127 S., 2,40 Mark, geb. 3,20 Mark. — Zwar pflegen die Männer in romanisch-katholischen Ländern noch viel unkirchlicher zu sein, als in den evangelischen Teilen Deutschlands, aber die Frage: warum sind Kirchenbesuch und sonstige Fühlung mit der Kirche so ungleich mehr Sache der Frauen, und wie gewinnt die Kirche wieder stärkere Beteiligung der Männer? besteht auch bei uns. Moering erörtert die Dinge sehr unbefangen und gibt sich keinen Täuschungen darüber hin, daß einige der hier bestehenden Hindernisse nur langsam oder nie ganz zu überwinden sind. Die Kirche wird, wie jede Gemeinschaft mit festen Ordnungen, immer etwas Konservatives in ihrem Wesen haben, die Männer dagegen sind aktiver, beweglicher. Soweit staatliche und kirchliche Gesetze hier in Frage kommen, die Bevorrechtung der Landeskirchen durch den Staat, während wir den Kampf der Ueberzeugungen völlig frei geführt sehen wollen, und das zopfige Wahlsystem, das die kirchlichen Synoden so wenig Interesse finden läßt, werden die Dinge auch nicht von heute auf morgen geändert werden, ebensowenig die Gewöhnung der Kirche, sich sozialpolitisch allzusehr zurückzuhalten. Was Moering hierüber und über die positiven Ziele sagt, daß man die Laien mehr mitarbeiten und mitentscheiden lassen soll (auch kirchliche Amtshandlungen sollen sie vollziehen, während er die Predigt mit Recht wesentlich den Theologen vorbehalten sehen will), ist alles überlegt, praktisch und so anregend, daß es nicht nur Pfarrer lesen sollten. Mulert.

Politik und Moral. Von Otto Baumgarten. Tübingen, Mohr. 179 S., 3 Mk. — Vorlesungen, die der Kieler Theologe im Winter 1915/16 gehalten hat. Einem geschichtlichen Teil (Plato, Aristoteles, das Alte Testament, Jesus, Paulus, die katholische Kirche, Machiavelli, Luther, Calvin, Friedrich der Große, Bismarck) folgen grundsätzliche Darlegungen, deren eigentliches Interesse es ist, zwei Dinge zu bekämpfen: das rasche Moralisieren, das leicht zu pharisäischer Ungerechtigkeit gegen unsere Feinde, namentlich England, führt, und das systematische Konstruieren, bei dem die Härte des politischen Handwerks, die Schwierigkeiten der politischen Probleme, die unausgleichbaren Spannungen verkannt werden, die zwischen sittlichen Grundsätzen und politischen Notwendigkeiten bleiben. Als Vorsitzender des evangelisch-sozialen Kongresses ist B. vor dem Verdacht gesichert, eine bloße brutale Machtpolitik zu vertreten, in den manche zugespitzte Formeln ihn bei manchen Theologen gebracht haben. Den Schluß bildet auch bei ihm das Bekenntnis zu den Werten sittlicher Persönlichkeitskultur, denen nicht ungeteilt nachleben zu können die Tragik im Leben ernster Politiker ausmacht. Mulert.

Sprechsaal

Eine Bitte.

In der „Hilfe" kommen jetzt Stimmen verschiedener politischer Richtung zum Ausdruck. Das ist ein Zeichen ihrer vornehmen Haltung, wie wir das bisher von ihr nicht anders gewöhnt waren. Eben darum möchte ich aber als einer der ältesten Mitarbeiter herzlich bitten, daß man in diesen notwendigen Auseinandersetzungen Vorwürfe vermeide, welche nicht sachlicher Art sind. Als solchen Vorwurf empfinden viele mit mir den steten Hinweis darauf, daß Leute, welche bestimmte Kriegsziele mit Landerweiterung vertreten, so hingestellt werden, als ob sie schwache Nerven hätten und aus einer gewissen Neurasthenie heraus handelten. Solche Vorwürfe soll man unter Deutschen in der Gegenwart vermeiden. Traub.

Traub meint offenbar meinen Aufsatz „Auf dem Wege zum Frieden" in Nr. 25, in dem ich mich mit den Extremen von rechts und von links auseinandergesetzt habe. Darin, wie überhaupt in der „Hilfe", ist die ehrliche Ueberzeugung niemandem abgesprochen worden. Ob meine ausführlich sachlich begründete Beurteilung des Kriegs- und Friedensgeschwätzes der „Alldeutschen" und eines Teiles der Sozialisten berechtigt ist, überlasse ich dem Urteil der Leser. Eine Flut von Zuschriften von der Front und aus dem Lande gibt mir Grund, dieses Urteil ruhig abzuwarten. Wenn unser alter Freund Traub — gegen dessen unserer Ansicht widersprechenden „Eiserne Blätter" bei uns fortgesetzt Beschwerden einlaufen, ohne daß wir ihm deshalb die weitere Beilegung verweigerten — sich getroffen fühlt, so ist das nicht meine Schuld. Heile.

Briefkasten

Dipl.-Ing. Buscher. Die Literatur um Franz Schubert ist nicht sehr bedeutend. Empfehlenswert ist die Biographie von Erich Heuberger; auch der biographische Roman „Schwammerl" von R. H. Bartsch ist sehr lesenswert.

Aus **Hoym** sind durch Postscheckzahlung 3 M. eingegangen. Der Absender ist nicht genannt, und der Betrag kann daher leider nicht verbucht werden.

Bücherwünsche der Hilfe-Leser im Felde: Es werden stets erbeten russische, polnische, englische, französische Wörterbücher, ferner ein solches der lettischen Sprache; naturwissenschaftliche Werke kleineren Umfangs und gute Unterhaltungsbücher fehlen ganz besonders. Adressen und Sendungen vermitteln wir gern.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Frl. R. in F., Pfr. T. in B., **2 M.:** für verkauften „Hilfe"-Jahrgang, **4,65 M.:** E. M. St.

Bücher für Armee und Marine: E. in Iburg: 2 Pakete Hilfe-Nummern.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

12. Juli 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 28

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Reichstagsmehrheit. — **Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.:** Völkerrechtsgeist. — **Univ.-Prof. Dr. E. Obst:** Politisch-geographische Bemerkungen über einen Frieden mit Rußland. — **Dr. S. v. Begesack:** Die agrarpolitischen Folgen der russischen Revolution. — **Univ.-Prof. Dr. Ernst Vogt:** Akademische Zukunftssorgen. — **Pfarrer-Lic. Ernst Moering:** Was wir in russischer Gefangenschaft vom Kriege wußten. — **Gottfried Traub:** Standhaftigkeit. — **Max Jungnickel:** Der Frühlingssoldat. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 1. Juli.

Ein norwegisch-deutscher „Zwischenfall" ist dadurch entstanden, daß ein deutscher Kurier in Kristiania von den norwegischen Behörden verhaftet, sein mit amtlichen Siegeln versehenes Gepäck durchsucht und mit Beschlag belegt worden ist. Im Gepäck haben sich Sprengmittel gefunden, und die norwegische Regierung hat ein gerichtliches Verfahren gegen den Kurier einleiten lassen, weil angeblich der Verdacht vorliegt, daß die Sprengmittel in Norwegen Verwendung finden sollten. Die deutsche Regierung hat natürlich sofort gegen die Festnahme des diplomatischen Kuriers Verwahrung eingelegt. Es ist ganz unbegreiflich, wie die norwegischen Behörden dazu kommen, das amtlich versiegelte Gepäck eines diplomatischen Kuriers zu untersuchen. Zu welchem Zwecke die Sprengmittel dienen sollten, können wir nicht wissen; doch gewiß nicht — das ist auch inzwischen schon offiziell erklärt worden — zum Nachteil Norwegens oder in Norwegen überhaupt, und alles andere geht die Norweger nichts an. Die norwegische Regierung hat denn auch auf die Verwahrung hin den Kurier sofort aus der Haft entlassen.

Lloyd George hat in Glasgow eine Rede gehalten, in der er wesentlich sanfter in seiner Sprache gewesen ist als bisher. Er gibt zu, daß die Entente von Deutschland den Frieden haben könne, aber er behauptet, daß der Preis für den Frieden, die „wirtschaftliche und sonstige Aufsicht" über die von uns besetzten Länder, zu hoch sei. Mesopotamien und Armenien dürften nicht türkischer „Tyrannei" überlassen bleiben; die deutschen Kolonien brauchten „sanftere Hände, als die deutschen sind", zur Regierung. Belgien und Serbien müßten wieder unabhängig und entschädigt werden. Den Versprechungen der deutschen Regierung traut er angeblich nicht, so daß der „Friede ohne Annexionen und ohne Entschädigung" mit großer Vorsicht aufzunehmen sei. Für einen dauernden Frieden liege die Gewähr in der Vernichtung der militärischen Macht Preußens und besonders in der Demokratisierung des Deutschen Reiches. Mit einem demokratischen Deutschland lasse sich verhandeln, aber nicht mit dem angriffslustigen und anmaßenden Geist des preußischen Militarismus. Diese Unterscheidung müsse in jeder Erörterung über Friedensbedingungen gemacht werden. — Zieht man von alledem ab, was an Kraftsprüchen für englische Ohren berechnet, aber nicht weiter ernst gemeint ist, so scheint sich eine neue politische Einstellung des stets anpassungsfähigen Herrn Lloyd George vorzubereiten. Offenbar machen die Versorgungsschwierigkeiten Englands und seiner Truppen in Frankreich und im Orient bei dem immer geringer werdenden Frachtraum der Handelsflotte sich nachgerade peinlich geltend. Die Sorgen Frankreichs und Italiens wachsen dementsprechend. Nicht umsonst hat man jetzt Griechenland endgültig ganz vergewaltigt, weil man die Sarrail-Armee sonst nicht mehr halten konnte. Die amerikanische Hilfe ist noch in zu großer Ferne, so daß bei dem Drüber und Drunter der Dinge in Rußland und dem Mißerfolg der krampfhaften Anstrengungen an der Westfront die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens nicht mehr so schroff abgewiesen werden kann wie bisher. Man könnte fast diese Rede für einen Friedensfühler halten. Lloyd George sucht offenbar nach einer Formel, die man den Ententevölkern hinter all dem bramarbasierenden Gerede begreiflich machen kann. Sein Kriegsziel muß man ja erreicht haben. Wie, wenn Deutschland sich wirklich demokratisierte — das wäre dann ja das große Kriegsziel, das sich die erhabenen Völker der Weltbefreiung in ihrem selbstlosen Edelsinn gesteckt hatten. Schon wird von Herrn Lloyd George das englische Heer als gleichbedeutend mit dem englischen Volk bezeichnet. Noch ist natürlich in Deutschland das Heer der preußische Militarismus. Aber im demokratischen Deutschland ließe sich auch von einem deutschen Volksheer sprechen. — Das ist ganz schlau ausgedacht, aber daß wir solche Sehnsucht haben, in Gnaden wieder in die Gemeinschaft der anständigen Völker aufgenommen zu werden, das ist denn doch nicht der Fall. Wir sind nicht mürbe, und wir sind auch überhaupt nicht mürbe zu kriegen. Wir demokratisieren uns selbst, weil das unseren eigenen Wünschen und inneren Notwendigkeiten entspricht, nicht aber, um in Englands Augen gebessert dazustehen. Wir sind zum Frieden bereit, weil wir die Volkskräfte lieber für aufbauende Arbeit verwenden als für die Werke der Vernichtung, aber nicht weil unsere Kräfte am Erlahmen sind. Und wir sind bereit zu einem Frieden der Verständigung, aber nur, wenn die Verständigung ehrlich ist und uns und unseren Bundesgenossen die Freiheit des Schaffens und des Daseins läßt, zu deren Verteidigung wir gekämpft haben von Anfang an.

Montag, 2. Juli.

England fährt fort, die Schiffahrt der Neutralen völlig zu vergewaltigen, in der Absicht, sie ganz in seinen Dienst zu zwingen. Jetzt hat die britische Regierung eine derartige Ausdehnung der „gefährlichen Zone" der Nordsee beschlossen, daß nur noch das holländische, dänische und norwegische Küstengewässer davon ausgenommen ist. Da nun die „sichere Fahrrinne" völlig in die gefährliche Zone fällt und die Schiffahrt um die Nordseeküste ganz unmöglich wird, hat die niederländische Regierung die britische „auf die höchst bedenklichen Folgen dieser Maßregel aufmerksam gemacht und die Erwartung ausgesprochen, daß sie abgeändert werde". Da werden die Neutralen schon lange warten müssen, wenn sie Entgegenkommen von England anstreben, wo es England keinen Vorteil bringt.

Die Russen greifen im Raume von Brzezany und etwas weiter nördlich bei Konjuchy in immer neuem Massensturm hartnäckig an. Das Dorf Konjuchy ist der einzige Gewinn, den sie gemacht haben. An allen anderen Stellen sind [illegible]

griffe völlig gescheitert. Ihre Verluste übersteigen nach übereinstimmenden Meldungen jedes bisher gekannte Maß; einzelne Verbände sind aufgerieben. Die Taktik des schonungslosen Menscheneinsatzes ist also genau die gleiche geblieben, wie unter dem alten Regime. Wenn die Russen, wie aus dem anhaltenden Artilleriefeuer am Stochod und Dnjestr geschlossen werden könnte, jetzt allen Ernstes zu einer allgemeinen großen Offensive übergehen wollen, so werden sie bei diesem Verfahren ihre Kräfte so schnell verbrauchen, daß die gelockerte Disziplin ihrer Truppen solchen Eindrücken sehr bald nicht mehr gewachsen sein wird.

Im Westen haben die Franzosen vergeblich versucht, die Scharten vom Damenweg und von der Höhe 304 bei Verdun wieder auszuwetzen. Ihre wiederholten Angriffe sind gescheitert; am Damenweg haben unsere Truppen im Gegenstoß die Erfolge von neulich noch vergrößert. Die Gefangenenziffer der letzten Tage ist hier auf fast 900 angewachsen. Die Engländer haben sich wieder mit einem Angriff auf Lens eine empfindliche Schlappe geholt. Sie ließen dabei 175 Gefangene in unseren Händen.

Dienstag, 3. Juli.

Hindenburg und Ludendorff sind im österreichisch-ungarischen Hauptquartier zu Besuch gewesen. Dabei hat Hindenburg bemerkenswerte Aeußerungen zur Kriegslage getan. Er sagte u. a.: „Der Krieg ist für uns gewonnen, wenn wir den feindlichen Angriffen standhalten, bis der Unterseekrieg seine Wirkung getan hat... In nicht ferner Zeit werden unsere Feinde zum Frieden gezwungen sein... Auf die Hilfe der Amerikaner können sie nicht mehr warten. Sie sollen kommen. Die verbündeten Armeen sind nicht zu schlagen... Unser Bündnis ist nicht zu erschüttern. Ich nehme von meinem Besuch die felsenfeste Ueberzeugung mit, daß wir zusammenstehen werden bis zum siegreichen Ende..."

Kaiser Karl hat durch einen Gnadenerlaß alle Strafen für politische Verbrechen und Vergehen aufgehoben. Nur wer sich der Strafe durch Flucht ins Ausland entzogen hat oder gar zum Feinde übergelaufen ist, bleibt von der Begnadigung ausgenommen. Der Erlaß soll dem Zweck der Versöhnung unter den österreichischen Völkern dienen, insbesondere offenbar den Tschechen die Brücke zur Verständigung bauen. Ob der Zweck erreicht wird, das muß die Zeit lehren. In den Kreisen der österreichischen, insbesondere der böhmischen Deutschen wird man vermutlich nicht sonderlich froh darüber sein, daß die wegen Hochverrats zum Tode verurteilten tschechischen Führer, vor allem Kramarz und Klofac, nun straflos ausgehen sollen. Aber wenn die Deutschen auch verstimmt sein werden, so werden sie darum doch nicht in die grundsätzliche Opposition gehen, nicht aufhören, bedingungslos staatstreu zu sein. Vielleicht aber wird auf der anderen Seite wenigstens eine gewisse Entspannung unter den Tschechen erreicht. Auf alle Fälle zeugt der Gnadenerlaß von dem entschlossenen Willen des Kaisers, die in der Tatsache des Völkerstaats begründeten Schwierigkeiten durch eine Politik der Versöhnlichkeit zu mildern. Und dieser Wille kann nur nützen.

Bahn- und Hafenanlagen von Dünkirchen sind wieder einmal von weittragenden deutschen Geschützen kräftig beschossen worden. Die überlegene deutsche Technik ermöglicht also eine Zerstörung rückwärtiger Verbindungen des Feindes und eines wichtigen Kriegshafens und damit trotz der großen Entfernung eine Unterstützung des Unterseekrieges vom Lande aus.

Im englischen Oberhause ist bei einer Aussprache über den letzten deutschen Fliegerangriff ein wertvolles Geständnis gefallen. Lord Montague sagte, es sei „ganz absurd, London eine unverteidigte Stadt zu nennen; denn London sei das Hauptzentrum der englischen Rüstungsindustrie, und die Deutschen seien in ihrem guten Rechte, wenn sie die englische Hauptstadt bombardierten".

Petersburger Blätter berichten, daß der Arbeiter- und Soldatenrat in einer Geheimsitzung beschlossen habe, die Offensive aufzunehmen, da ein weiteres Verschieben der Angriffstätigkeit an der russischen Front für die gesamte Entente von schwerwiegenden Folgen sein könne. Trotz großer Protestdemonstrationen in Petersburg und namentlich in Moskau müssen jetzt die russischen Soldaten von neuem die englischen und französischen Kastanien aus dem deutschen Feuer holen. Man hofft, deutsche Truppen von der Westfront abziehen zu können. Herr Buchanan befiehlt und Kerenski gehorcht, und zu Zehntausenden müssen die russischen Bauernsöhne aufs neue sinnlos Blut und Leben opfern. — An den bisherigen Angriffen im Raume von Brzezany sind über 30 Divisionen beteiligt gewesen. Es scheint, als wenn der blutige Mißerfolg der ersten Tage die Russen schon jetzt zu einer Kampfpause nötigt. Daß sie das Unternehmen wegen der furchtbaren Verluste ganz aufgeben werden, dafür besteht freilich keine Aussicht.

Mittwoch, 4. Juli.

China ist plötzlich wieder eine Monarchie geworden. Die Generale und Militärgouverneure der nördlichen Provinzen haben das ganz im englisch-amerikanischen Fahrwasser schwimmende Kabinett und Parlament zu Fall gebracht, sich aller Gewalt bemächtigt und den blutjungen Kaisersproß wieder auf den Thron der Mandschus gesetzt. Es handelt sich bei diesem inneren Zwist zugleich auch um Fragen der Weltpolitik. Die neuen — oder eigentlich alten Herren wollen sich nicht zu Landsknechten der Entente machen lassen. Im Streit zwischen dem englisch-amerikanischen und dem japanischen Einfluß hat Japan gesiegt. Wir Deutschen haben Grund, mit befriedigter Schadenfreude zuzusehen, wie den Engländern im fernen Osten die Felle davonschwimmen.

Die Russen berichten, daß sie bei ihrem Angriffe etwa 10 000 Gefangene gemacht hätten. Das würde bei einem so großen Kräfteeinsatz nicht sehr erheblich sein. Wie gut die deutsch-österreichisch-ungarisch-türkischen Verteidigungstruppen ihre Aufgabe erfüllt haben, zeigt sich daran, daß die Kampfpause, die nach dem ersten Zusammenprallen eingetreten ist, von den Russen noch nicht wieder aufgegeben werden konnte.

Die griechische Armee wird jetzt mobil gemacht. Den armen Griechen bleibt auch nichts erspart. Sie werden sich also doch noch mit uns und den Bulgaren schlagen müssen. Und das wider den eigenen Willen, während ihnen das Schicksal Serbiens und Rumäniens vor Augen steht!

Donnerstag, 5. Juli.

In Amsterdam haben in den letzten Tagen Straßenunruhen stattgefunden, die in dem Lebensmittel-, namentlich Kartoffelmangel ihre Ursache haben sollen. Es ist dabei heiß hergegangen, und da die Amsterdamer Truppen nicht sicher waren, hat man Truppen aus anderen Garnisonen herangeholt.

Die Deutschen Oesterreichs haben nun, wie wir erwarteten, gegen den Gnadenerlaß des Kaisers protestiert. Ihr Führer, Abg. Dobernig, gab dem Befremden darüber Ausdruck, daß der Ministerpräsident als Berater der Krone seinen Einfluß nicht entsprechend zur Geltung gebracht habe. Die Deutschen könnten deshalb dem weiteren Verhalten der Regierung nur mit Mißtrauen entgegensehen. „Die Deutschen, die im Kriege unzählige Beweise von Treue für Kaiser und Vaterland gegeben haben, verwerfen auch heute — ganz unter dem Eindruck des Amnestieerlasses stehend — den Gedanken der Kaisertreue auf Kündigung. Wir werden dem Vaterlande nach wie vor bedingungslos dienen. Aber in der Begnadigung aller jener, die noch während des Krieges sich bis zur Verneinung des Staates verstiegen oder seine Auflösung im Sinne der Feinde vertreten haben, erblicken wir eine ungeheuerliche Belastung des Staates selbst. Niemals vermögen wir zu vergessen, daß Tausende unserer Brüder Opfer des Verrats geworden sind. Wir achten die hochherzigen Gefühle, von denen der Kaiser beseelt ist, aufrichtig. Wir befürchten jedoch, daß die seltene Herzensgüte übel belohnt werden wird."

Die Besatzungen zweier russischer Panzerschiffe haben gemeutert, als sie den Befehl bekamen, Kronstadt anzugreifen. Die Offiziere wurden teils über Bord geworfen, teils gefangengesetzt. Dann sind die Schiffe mit schwarzer Flagge in den Hafen von Kronstadt eingelaufen.

Digitized by Google

In Ostgalizien ruht die russische Offensive noch immer. Die Russen rühmen in ihrem Bericht den Erfolg einer tschechisch-kroatischen Brigade!

Die Franzosen haben auf dem Damenwege fünfzehnmal versucht, den verlorenen Boden bei Cerny wiederzuerobern. Alle Angriffe sind unter schweren Verlusten gescheitert.

Freitag, 6. Juli.

Der französische Ministerpräsident Ribot hat eine Rede gehalten, die ganz augenscheinlich im Zusammenhang mit der Glasgower Rede von Lloyd George steht. Zwar hält er noch immer an dem Hirngespinst fest, daß Elsaß-Lothringen zu Frankreich geschlagen werden müsse, während Lloyd George es sorglich vermieden hat, davon überhaupt nur zu reden. Aber dann schließt sich Ribot ausdrücklich der Erklärung von Lloyd George an, daß „der Friede unendlich viel leichter zu schließen wäre, wenn wir Vertreter einer auf Rechtsgrundsätzen beruhenden Demokratie uns gegenüber hätten. Das müssen wir recht laut aussprechen, bis wir auch von unseren Feinden gehört werden". — Hier wird es fast noch deutlicher als in der Rede von Lloyd George, daß man im Ententelager offenbar nach einer Formel sucht, durch die man das Einlenken zur Verhandlungsbereitschaft den Völkern mundgerecht machen kann.

Sonnabend, 7. Juli.

Im Deutschen Reichstag wird in diesen Tagen aus dem bisherigen Verlauf des Krieges die Bilanz gezogen. Eine große Erregung hat sich der Gemüter bemächtigt. Die Meinungen platzen aufeinander wie noch nie, seit das Schicksal der Nation auf die Schärfe des Schwertes gestellt ist. Wenn man einen Teil der Tagespresse liest — namentlich gilt das für die alldeutsch-konservative Gruppe — so könnte man zu der Auffassung kommen, die Mehrheit des Reichstages sei in ihrer Beurteilung der Kriegslage pessimistisch und habe geradezu den Kopf verloren. Solche Darstellung ist grundfalsch und höchst bedauerlich. Es zeigt sich nur, daß im Reichstag sich immer klarer eine Mehrheit zusammenfindet, die von der Regierung einen festen Kurs verlangt: entweder mit rechts oder mit der Mitte und der Linken; beides geht nicht. Nachdem Erzberger den größten Teil des Zentrums endgültig für seine Auffassung gewonnen zu haben scheint, ist nun eine überwältigende Mehrheit vorhanden, die von der Regierung verlangt, daß sie sich noch einmal in bindender Form zu dem Programm vom 4. August 1914 bekennt. Klar und fest umrissen und vor allem ganz unzweideutig soll sie der Welt zeigen, daß wir keinen Eroberungskrieg führen und zu einem Frieden der ehrlichen Verständigung bereit sind. Niemand soll mehr daran zweifeln können, daß nicht wir, sondern unsere Feinde die Kriegsverlängerer sind. Den Völkern, die gegen uns stehen, wie den Neutralen wird das zu denken geben; und wenn die Feinde trotzdem sich weiter weigern, in Verhandlungen einzutreten, so wissen alle die, auf die das Wort von den Mühseligen und Beladenen besonders zutrifft, bei uns daheim und auch draußen, daß von unserer Seite alles geschehen ist, was geschehen konnte, um dem Kriege durch Verständigung ein Ende zu machen. Für die schwere Zeit des weiteren Durchhaltens und Kämpfens wird das eine moralische Rückenstärkung sein, die unser Volk alles ertragen und alles leisten läßt, wie schon bisher und, wenn es sein muß, auch noch darüber hinaus. — Die notwendige Aussprache über diese Lebensfrage hat zugleich die Notwendigkeit einer Reform unseres Regierungssystems in größter Schärfe bewiesen. So, wie jetzt regiert oder vielmehr oft genug nicht regiert wird, kann es nicht weiter gehen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 1. Juli.

Bomben auf den Oelberg! Daß der bittere Krieg nicht haltmacht vor der heiligsten Stätte, berührt einen wie ein furchtbares Symbol der verzweifelten Unbedenklichkeit, mit der die Völker der Erde ineinander verbissen sind. Durch Tage geht die Vorstellung einem nach, — und immer geht ein Schauer von ihr aus, wie von dem Preisgeben einer letzten Scheu: Bomben auf den Oelberg.

Von so manchen beklemmenden Eindrücken von der Lockerung moralischer Hemmungen befreit einen immer wieder das Erlebnis der einfachen freudigen Tüchtigkeit und Pflichterfüllung. So ein Brief von der Front, von irgendeinem unbekannten Leser, wir brauchten uns zu Hause nicht von den Gedanken an die draußen bedrücken zu lassen. Es sei nicht so schlimm. Das einfache menschliche Einanderhelfen ist im Grunde die stärkste tragende Kraft. Wenn nur immer jeder daran denken wollte!

Montag, 2. Juli.

Von Lebensmittelkrawallen wird aus zwei Städten, Düsseldorf und Stettin, berichtet. Beide Male angezettelt durch unverständige Gerüchte und haltlose Beschuldigungen und durchgeführt von halbwüchsigen Burschen und leichtgläubigen Frauen. Natürlich mußten ziemlich schwere Strafen verhängt werden. Man kann solche Nachrichten nicht ohne tiefes Mitleid mit den Schuldigen lesen. Wenn sich der Druck von Entbehrungen, das unklare Wissen um Wucher und Schiebungen jeder Art und die Unfähigkeit ruhiger Kritik verbinden, ist es so begreiflich, daß alles geglaubt wird und die Empörung über Gespenster wie ein Feuer zündet. Wenn man nur einen Weg zu richtiger Aufklärung fände! Tatsächlich kommt bei allen Anläufen, die dazu immer wieder genommen werden, blutwenig heraus. Vor lauter Zentralisation, bei der keine einzelne Stelle die Sache anzufassen wagt, weil erst gewartet werden muß, bis alle miteinander übereingekommen sind.

Die Viehzählung am 1. Juni hat entgegen den Erwartungen eine nur geringe Abnahme des Rindviehbestandes ergeben. Die Abnahme des Schweinebestandes ist etwas größer (das ist durchaus kein Schade). Die Gewährung von Sonderzulagen an Fleisch kann zunächst noch aufrechterhalten werden. Sie soll erst aufgehoben werden, wenn wieder die volle Brotration gegeben werden kann.

Die politische Luft ist voller Spannung vor der Wiedereröffnung des Reichstags. Man erwartet die Stellungnahme zu den Forderungen des Verfassungsausschusses und einen deutlichen Schritt vorwärts in der Richtung der Osterbotschaft und anderer Versprechungen. Daß jetzt, drei Jahre nach Kriegsausbruch, vom burgfriedlichen Geist noch etwas übriggeblieben ist, kann man nicht sagen — sofern innerpolitische Ziele von allen Seiten mit voller Klarheit ausgesprochen werden, darf man das Schwinden der Zurückhaltung auch tatsächlich nicht bedauern. Man muß sich aufraffen zu dem Geständnis: „Triumph, die Paradiese schwanden!" — aber es ist gar nicht leicht, so weit zu kommen und das Schwinden der guten einheitlichen Stimmung als unvermeidlich und richtig zuzugestehen. Besonders denen nicht leicht, denen das Vaterland mehr ist als die Partei.

Dienstag, 3. Juli.

Eine Anzahl bekannter deutscher Männer, Hans Delbrück, Dominicus, Prof. Emil Fischer, Adolf von Harnack, Meineke, Graf Monts, Nernst, Rohrbach, Troeltsch, Thimme haben folgende Erklärung veröffentlicht:

„Der große Kampf, in dem das deutsche Volk steht, ist noch nicht beendet. Die Unterzeichneten haben bisher meist der Auffassung gehuldigt, daß die Verheißung der kaiserlichen Osterbotschaft zur Vermeidung gar zu harter innerer Kämpfe in Vereinbarung mit den konservativen Elementen des öffentlichen Lebens durchzuführen sei. Aber der Widerstand, der von dieser Seite geleistet wird, ist so stark, daß Zweifel entstehen müssen, ob überhaupt die Osterbotschaft nach Abschluß des Friedens ihrem Geiste nach voll zur Verwirklichung gelangen wird. Ein solcher Zweifel ist heute unerträglich. Um das deutsche Volk in dem Vertrauen zu erhalten,

auf das es ein Recht hat, ist es notwendig, ohne Verzug Hand ans Werk zu legen. Wir stehen daher nicht an, die Forderung des Tages öffentlich zu erheben: daß die Regierung dem Landtage unverweilt eine Wahlreform vorlege, die nicht nur das allgemeine, direkte und geheime, sondern auch das gleiche Stimmrecht bringt, daß die Regierung auch sonst dem Vertrauen wirksamen und sichtbaren Ausdruck gebe, welches das deutsche Volk verdiene. Berlin, 30. Juni 1917."

Die Erklärung wird ihren Eindruck darum nicht verfehlen, weil sie die Wahlrechtsreform als eine jenseits der Parteien liegende nationale Angelegenheit hinstellt, eine Notwendigkeit für Deutschland, nicht für irgendein demokratisches Prinzip als solches.

Heute sind Verfassungsausschuß und Hauptausschuß des Reichstages neu zusammengetreten. Es ist der Beschluß gefaßt, eine Neuregelung für die Vertretung der großen Reichstagswahlkreise schon jetzt vorzunehmen. Die Regierung soll ihre Zustimmung dazu gegeben und sich außerdem bereiterklärt haben, aus der Stellungnahme des Reichstags zu den Vorschlägen des Verfassungsausschusses positive Konsequenzen zu ziehen. Was über die Versammlungen des Hauptausschusses amtlich bekanntgegeben wird — es sprachen Zimmermann, Capelle und der Kriegsminister — ist sehr formaler Natur und sachlich nicht eben aufschlußreich.

Mittwoch, 4. Juli.

In den weiteren Verhandlungen des Hauptausschusses stehen die Wirtschaftsprobleme im Mittelpunkt, insbesondere die schwierige Kohlenfrage. Helfferich versichert, daß für den Hausbrand ausreichend gesorgt werden wird. Die schwerste Spannung zwischen Produktion und Bedarf entsteht durch die starke Steigerung des industriellen Bedarfs.

Ueber die Stellung der Regierung zu den Forderungen des Verfassungsausschusses lauten die Nachrichten heute ungünstiger als gestern. Ein Zugeständnis liege nur mit Bezug auf die Reichstagswahlkreise vor, in allem anderen lehne die Regierung sofortige Schritte, und insbesondere eine Einflußnahme des Reichs auf bundesstaatliche Wahlrechtsreformen ab.

Die sächsische Regierung lehnt nach der Vertagung des Landtags die Fortberatung der Verfassungsreform in der sogenannten Zwischendeputation ab. Damit ist ein Konflikt mit dem Landtag gegeben, der jedenfalls in irgendeiner Form zu scharfem Austrag kommen wird.

Ich sehe dem Gärtner zu, einem langen Urlauber, der, die Mütze im Nacken, mit seinen braunen, hageren Armen die Lindenhecke beschneidet. Man kann sich mit ihm über die Weltlage so gut unterhalten wie über Petersiliensaat und neugepflanzte Rosenstöcke. Während er draußen unter der Blutbuche die Begonienpflanzen vorsichtig in das runde Buchsbaumbeet setzte, machte er seiner Empörung über Kerenski Luft, der natürlich von den Engländern bestochen sei, der elende Kerl.

Donnerstag, 5. Juli.

In der sächsischen zweiten Kammer ist es zu einer sehr ernsten Wahlreformverhandlung gekommen im Anschluß an einen sozialdemokratischen Antrag, der den sächsischen Bundesratsbevollmächtigten auffordert, auf eine freiheitliche Neuordnung im Reich zu dringen. Alle Parteien, mit Ausnahme der Konservativen, warnten die Regierung vor den Folgen der bisherigen abwartenden Haltung. Mit den kleinen Mitteln lasse sich die wachsende demokratische Stimmung des Landes nicht mehr abspeisen, ein großer Entschluß tue not.

Die gleiche Stimmung beherrscht die Verhandlungen im Hauptausschuß des Reichstags. Man fühlt förmlich von Mund zu Munde die straffere Spannung der Energie, die auf endliche Erfüllung dieser Wünsche drängt. Man sieht einen Strom von allen Seiten her anschwellen, dessen Kraft unwiderstehlich wird.

Die Kartoffeln sind nun ganz vom Markt verschwunden. Die neuen, weil der Höchstpreis von 15 Pf. für das Pfund in Kraft getreten ist, nachdem sie bisher 1,20 M. kosteten. Die alten, weil sie zu Ende gegangen sind. Jetzt bewährt sich in Hamburg die Massenspeisung, für die täglich 2400 Zentner Frühgemüse verwendet werden. Diese schwierigste Zeit muß eben irgendwie überstanden werden.

Freitag, 6. Juli.

Zufolge einer Vorbesprechung in den Mittwochsblättern hieß es, daß sich unter den Parteien eine große Mehrheit zugunsten des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts in allen Bundesstaaten zusammenzufinden scheine. Für eine beabsichtigte, Resolution würden Sozialdemokratie, Fortschrittliche Volkspartei, Nationalliberale und ein Teil des Zentrums stimmen. In der gestrigen Sitzung hat man sich jedoch auf einen weniger weitgehenden Antrag geeinigt, der folgenden Wortlaut hat:

„Mit der an den Reichskanzler und den preußischen Ministerpräsidenten gerichteten Osterbotschaft des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen ist auch der Reichstag der Ueberzeugung, daß nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr ist.

Wie alle Schichten des Volkes in pflichtbewußter Aufopferung an der glücklichen Durchführung des gewaltigen Krieges mitwirken, so werden auch die großen wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben, die bei Ausgang des Krieges und nach dem Kriege zu erfüllen sind, der hingebungsvollen und freudigen Mitarbeit des ganzen Volkes bedürfen. Hierfür aber ist eine unerläßliche Voraussetzung, daß die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung in allen Bundesstaaten ohne Verzug durchgeführt wird. Dadurch werden in Staat und Reich machtvolle neue Kräfte für die Entscheidung des Krieges sowie für den neuen Aufbau des deutschen Lebens zur Entfaltung gebracht werden."

Das bedeutet auf der linken Seite der antragstellenden Parteien natürlich nicht sachliche Preisgabe, sondern nur taktischen Verzicht auf ihre weitergehende Forderung, daß das Reich auf die Wahlreform der Bundesstaaten Einfluß nehme.

Die erste Plenarversammlung des Reichtags — gestern — ist eine kurze Sitzung, in der mit gewohnter Knappheit der neue Kriegskredit von 15 Milliarden begründet wird. Darüber ist nicht viel mehr zu reden.

Sonnabend, 7. Juli.

In Berlin. Zwei Dinge fallen einem sofort auf: die vollkommene Leere der Gemüseläden mit langen Polonäsen davor, wenn gerade ein Wagen mit neuer Ware erwartet wird oder angekommen ist, und die gespannte Stimmung über die sehr wichtigen innen- und außenpolitischen Auseinandersetzungen im Hauptausschuß des Reichstags. Man taucht, von Sitzung zu Sitzung und von Amt zu Amt, wieder ganz in die Kämpfe, Schwierigkeiten, Entscheidungen, in das ganze erregte, energische Leben der Zentrale ein und fühlt sich zugleich belasteter und aktiver als draußen im Reich. Die Ernährungsschwierigkeiten Berlins sind bei einer Gemüseknappheit ohnegleichen mit denen Hamburgs gar nicht zu vergleichen! Sie sind viel größer, und der einzige Trost ist das sichere Herannahen der Ernte.

Aber stärker noch bewegt alle Seelen, was hinter den Türen des Hauptausschusses vorgeht, und wovon Tatsachen und vor allem Stimmungen und Erregungen hinaussickern. Unter schwülem Sommerhimmel und welkenden Bäumen, die schon dürre Blätter über die Straßen säen, fühlt man doppelt den schweren Atem der Hauptstadt, die auf neue Entscheidungen wartet.

Man spricht unter anderem von einem Wechsel im preußischen Kultusministerium und nennt den Namen Harnacks.

Digitized by Google

Naumann / Reichstagsmehrheit

Während diese Zeilen geschrieben werden, sind die Verhandlungen des Reichstags über die Grundfragen der deutschen Kriegs- und Verfassungspolitik noch in vollem Gange und stehen unter dem Schutze der Vertraulichkeit. Jeder Tag bringt noch neue Gestaltungen und Pläne, und es würde teils unberechtigt, teils verfrüht sein, heute mehr ausführen zu wollen als einige allgemeine Gesichtspunkte.

Nach einem dreijährigen ungeheuren Kriege versucht die deutsche Volksvertretung selber zu sprechen und auf die Leitung der vaterländischen Geschicke einen Einfluß zu bekommen. Das hätte schon früher geschehen können, wenn früher eine Mehrheitsbildung gegenüber der Friedensfrage erreichbar gewesen wäre. Nur Mehrheitsbildung kann Willen ausüben. Der jetzige Versuch bedeutet, daß die Linke und die Mitte sich auf den Gedanken eines Verteidigungsfriedens einigen will. Während man bisher die Frage der Kriegsziele in den mittleren Parteien für Sache der Einzelpersonen ansah, drängt die harte Logik der Kriegslage dazu, daß die politischen Parteien jetzt aussprechen müssen, ob sie auf den Weltfrieden hinarbeiten wollen oder den Dingen weiterhin ihren Lauf lassen in der Annahme, daß ein weiteres Fortführen des Krieges uns noch starke Vorteile bringen werde. Die Mehrheit ist zu der Meinung gekommen, daß wir Deutschen für uns und unsere Bundesgenossen einen weltgeschichtlichen Zeitpunkt versäumen würden, wenn wir jetzt nicht zu den Völkern offen darüber reden würden, daß wir ohne Schmälerung der Besitzstände, aber auch ohne Eroberungen bereit sind, auf Friedensabmachungen einzugehen. Mit anderen Worten, wir sind bereit, uns der österreichisch-ungarisch-russischen Formel anzuschließen. Das ist für viele Deutsche ein harter Stoß, denn es bedeutet das Beendigung von vielerlei Erwartungen. Es wird an Widerspruch und Entrüstung nicht fehlen, aber es gibt Lagen, in denen der kalte Verstand wichtiger ist als das warme wünschende Herz. Wir wollen uns gar nicht wundern, wenn die nächsten Wochen übervoll sind von Erregungen zu Haus und in den Schützengräben. Daß das deutsche Volk in seiner überwältigenden Menge tapfer bis zum Tode ist, hat es in drei wunderbaren Jahren bewiesen und wird es weiter beweisen, wenn die Gegner auch auf unser Volksanerbieten nicht eingehen, denn alle Kriegsarbeit wird selbstverständlich fortgesetzt, bis wir wissen, ob ernsthafte Friedensverhandlungen beginnen. Es ist sehr möglich, daß die Engländer weiter kämpfen wollen, dann aber wird jeder letzte im deutschen Volke wissen, daß wir unser äußerstes getan haben, um weiteres Blutvergießen zu verhindern.

Gelingt es, die großen Parteien der Mitte mit der sozialdemokratischen Mehrheit in dieser Grundfrage zu einigen, so hat von da an eine Reichsregierung, die eindeutig und offen den Frieden will, einen parlamentarischen Hintergrund. Was das bedeutet, wird heute noch von vielen Seiten unterschätzt, weil wir aus unserer Vergangenheit nicht gewöhnt sind, parlamentarische Mehrheitsarbeit zu erleben. Auch die militärischen Oberstellen werden mit einer solchen Mehrheit ernsthaft zu rechnen anfangen. Das ist noch längst kein Parlamentarismus, aber es ist der Anfang der Organisierung eines deutschen Volkswillens. Noch ist es angebracht, mit Vorsicht davon zu reden, weil es schwerer ist, in weltgeschichtlichen Zweifelsfragen einen Volkswillen zur Existenz zu bringen, als sich Leute denken, die nie den Versuch von Parteivereinigungen gemacht haben.

Welche Folgen eine Mehrheitsbildung für die Zusammensetzung der Regierung haben würde, steht heute noch nicht auf der Tagesordnung, kann aber schnell soweit kommen. Die Fragen, um die es sich handelt, sind nicht Personenfragen, sondern die allerwichtigsten sachlichen Angelegenheiten, die es geben kann. Jetzt muß aller Kleinkram verschwinden, und wir dürfen nichts sein wollen als ein Bund zur Erhaltung des Volkes und Vaterlandes.

Mehr ist heute noch nicht zu sagen.

Heinz Potthoff / Völkerrechtsgeist

Wie so oft, erregen auch in der Frage nach der künftigen Gestaltung des Verhältnisses der Völker zueinander die extremen Meinungen den meisten Lärm. Sie rennen rechts und links an der Wahrheit vorbei und erschweren die Erkenntnis des Tatsächlichen und des Notwendigen. Wer glaubt, daß am Tage nach dem Friedensschlusse die alten Beziehungen wieder aufleben, Handel und Wandel, Reisen und geistiger Verkehr in alten Bahnen aufs neue laufen würden, der verkennt sicher die Tiefe des Eindrucks, den dieser Weltkrieg auf allen Seiten gemacht hat. Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern direkt notwendig, eine sittliche Forderung, daß dieser wüste Kampf nicht nur der Waffen, sondern auch der Geister, nicht nur mit Schärfe, sondern auch mit Gift geführt, nicht endet wie ein kavaliersmäßiger Raufhandel, sondern daß er in einer gefühlsmäßigen Einschränkung der Völker in sich selbst noch lange nachwirken muß. Aber erst recht hat die Gegenseite unrecht, die alles Internationale verpönt, Deutschland als eine Art von auserwähltem Volke betrachtet und der übrigen Welt höchstens in Abhängigkeit von ihm eine Daseinsberechtigung zuerkennt. Die Zukunft wird zwischen beiden gehen; sie wird die überstaatliche Gemeinschaft, die vor dem Kriege war, wiederherstellen, weil sie notwendig ist; wird sie erweitern, besser festigen als vorher. Aber diese Entwicklung wird Zeit brauchen, viel Zeit, bis die furchtbaren Erinnerungen nicht nur an die Kämpfe, sondern auch an die Schmähungen verblaßt sind. Je mehr wir der Entwicklung diese Zeit des ruhigen Ausreifens gönnen, desto sicherer und besser kommt sie. Gefördert wird sie, wenn jedes Volk die Zwischenpause benutzt, den neuen Geist zu pflegen, aus dem die neue Friedensgemeinschaft wachsen kann. Gerade die Kriegsjahre mußten uns lehren, welche Bedeutung den geistigen Kräften zukommt und wie große erzieherische Aufgaben allen Völkern obliegen, wenn aus dem Waffenstillstand, der diesen Krieg beendet, ein dauernder Friede werden soll.

Zu diesem Neuem gehört auch der „Völkerrechtsgeist", für den sich Hugo Sinzheimer in einer Rede zur Einführung in das Programm der Zentralstelle Völkerrecht auf der Gründungsversammlung am 3. Dezember 1916 einsetzt (Heft 1 der Schriftenfolge „Nach dem Weltkrieg", Verlag Naturwissenschaften G. m. b. H., Leipzig 1917). Eine gedankenvolle, formvollendete Ansprache, getragen von dem Kantischen Glauben an das Sittengesetz, von dem Idealismus, dessen erzieherischer Wert nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Aber gerade die Idealisierung läßt den Verfasser und mit ihm die Vereinigung, der so viele unserer Parteifreunde angehören, harte Tatsachen übersehen. Mit Recht betont Sinzheimer die Notwendigkeit einer Erneuerung und Erweiterung des Völkerrechts. Er verkennt auch

Digitized by Google

nicht dessen Hauptschwäche, daß keine übergeordnete Gewalt seine Befolgung der widerstrebenden Großmacht aufzwingen kann. Aber er glaubt, daß auch ohne organisierte Macht ein Recht sich durchsetzen kann — aus moralischem Zwang. Und er führt als Gleichnis aus dem Privatrechte an: „Wenn wir heute die Zivilrechtspflege sistieren würden, so können wir sicher sein, daß trotzdem der größte Teil der Schuldner seine Schulden bezahlen würde, obwohl er den Gerichtsvollzieher nicht fürchten müßte." Diesen Satz bestreite ich mit aller Entschiedenheit. Wenn der Rechtsschutz des Gläubigers aufhörte, so würde nach kurzer Zeit die Mehrheit der Schuldner nicht mehr bezahlen —, abgesehen von denjenigen, deren Geschäft auf regelmäßigem Kredit beruht; und vorausgesetzt, daß die Gläubiger sich nicht durch Selbsthilfe Zwangsmittel verschafften. Ebenso behaupte ich, daß nach Aufhebung der Strafgerichte die Mehrheit unserer Volksgenossen stehlen würden — soweit sie nicht die Selbsthilfe der Eigentümer fürchtete. Aber wer bürgt dafür, daß diese Selbsthilfe nicht viel schlimmere „Verbrechen" hervorrufen würde, als die zu bekämpfenden?

Wir sind eben noch nicht so sittlich, wie unsere Gesetze uns erscheinen lassen. Ein großer Teil der sittlichen Forderungen erzwingt sich Berechtigung nur mit Hilfe der Staatsgewalt. Und solange dem Völkerrechte diese Zwangsgewalt fehlt, wird es nie die Staaten zum Verzicht auf das Gerüstetsein zur Selbsthilfe bringen können. Aehnlich steht es auf zwei anderen Gebieten, die Sinzheimer auch mit Recht als Vorbilder heranzieht: Wie der Konkurrenzkampf einer Industrie durch Kartellierung beigelegt wird, so könnte auch eine internationale Abgrenzung der Gebiete für Rohstoffversorgung und Absatz der einzelnen Volkswirtschaften den Handelskrieg ausschließen. Und wie im Innern schon vielfach der Tarifvertrag an Stelle des Wirtschaftskampfes getreten ist, so kann sich die „Idee der sozialen Selbstbestimmung" auch „im Verhältnis der einzelnen Gruppen zueinander entfalten". Auch hier ein Zukunftsbild statt der gegenwärtigen Tatsachen. Denn abgesehen davon, daß Kartelle und Tarifverträge den Abschluß schwerer Kämpfe zu bilden pflegen und häufig nur die Rüstung für neue Kämpfe ermöglichen sollen, so hat das Kartell immer als Zweck die gemeinschaftliche Ausbeutung anderer — wer soll also durch das Völkerkartell ausgebeutet werden? Die Tarifverträge aber beruhen meist auf starker Kriegsrüstung beider Teile, und wo darauf verzichtet wird, geschieht es im Vertrauen auf die Staatsmacht, welche die Innehaltung der Abmachungen sichert. Wiederum: Solange eine solche Uebermacht fehlt, bleibt alles Völkerrecht Stückwerk. Es kann den Friedensverkehr regeln, erleichtern und verbessern, es kann Konflikten vorbeugen, kann durch rechtzeitiges gutachtendes oder richterliches Eingreifen eines allseitig anerkannten internationalen Rates von Unbeteiligten entstandenen Zündstoff beseitigen. Aber es kann nie das Endziel erreichen: die Friedensbürgschaft, die Voraussetzung einer wirklichen Abrüstung der Staaten ist.

Das wird offen zugegeben von Walter Schücking, der bei der gleichen Gelegenheit über den „Weltfriedensbund" gesprochen hat (Heft 2 der genannten Schriftenfolge). Er hält nur eine „relative Friedenssicherung" in absehbarer Zeit für möglich, insofern als jeder Staat sich verpflichtet, die Waffen nicht zu ergreifen, ehe nicht der Streitfall durch einen internationalen unparteiischen Ausschuß entschieden oder begutachtet ist (je nachdem es sich um eine Rechtsfrage oder um eine Interessenfrage handelt). Und er knüpft die Verwirklichung an zwei Voraussetzungen: Nicht nur an eine „Aenderung der Psychologie der Massen" (gemeint ist: der Psyche), sondern auch an die „Sanktion" des Richterspruchs oder Schiedsspruchs durch „eine internationale Exekutive". Eine solche kann leicht entstehen auf dem Wege, auf dem bisher schon die Organisation der Menschheit und die Einschränkung der Kriege sich vollzogen hat, indem immer größere Gebiete unter einheitlicher staatlicher Leitung zusammengefaßt werden. Mitteleuropa ist ein denkbares Ziel nicht zu ferner Zukunft; die Vereinigten Staaten von Europa schon weniger; denn jeder solcher Bund setzt voraus, daß er sich gegen irgendeinen anderen Teil der Menschheit zusammenschließt. Für den Weltfriedensbund mit Abrüstung ohne einen Gegner, mit gemeinsamer Exekutive gegen jeden Friedensbrecher, scheinen mir die geistigen Voraussetzungen heute weniger gegeben als jemals.

Besagt das etwas gegen die Arbeit der Friedensfreunde und ihrer Vereinigungen? Ganz und gar nicht. Es lehrt nur, daß die Aufgabe noch schwerer ist, als sie meinen, daß noch viel tiefer gepflügt werden muß, um die Menschen reif dafür zu machen. Auch Schücking betont, „ob wir den Weltstaatenbund aus diesem Kriege hervorgehen sehen, das ist eine Frage des sittlichen Willens in der Kulturwelt". Dieser sittliche Wille fehlt heute nicht nur im Verkehr der Völker untereinander, sondern er fehlt auch noch im Verkehr der Bürger innerhalb eines Staates. Auch das sollte uns der Krieg mit seinem entarteten Wirtschaftsleben hinreichend bewiesen haben. Den sittlichen Willen gilt es zu schaffen!

Auf ein Menschenalter hinaus darf Europa mit Frieden rechnen. Die Erfahrungen und Opfer dieses Krieges sind zu furchtbar, als daß eine Wiederholung zu befürchten wäre. Es ist also Zeit für eine gründliche Vorbereitung nicht nur des Krieges, sondern auch seiner Verhinderung. Ich sehe das wichtigste in der Erziehung des kommenden Geschlechtes, einer Erziehung, die mit der Schaffung des sittlichen Willens in der eigenen Volksgemeinschaft, d. h. mit dem sozialen Gedanken beginnen muß. Erst auf dem ehrlichen Bekenntnis zum Sozialen, auf der Durchführung seiner Forderungen in allen Staaten kann sich ein wirklicher Friedenswille zwischen den Völkern aufbauen.

E. Obst / Politisch-geographische Bemerkungen über einen Frieden mit Rußland

Die Ursachen des Weltkrieges mögen gewiß zum großen Teil rein politischer Natur sein und vor allem in den wirtschaftlichen und politischen Machtgelüsten Englands wurzeln. Bei sorgfältiger Analyse der geographischen Bedingungen der einzelnen Staaten gelangt man indes zu der Ueberzeugung, daß für Rußland die Verhältnisse anders liegen wie für die übrigen Ententestaaten.

„Was kann im Grunde nur Rußland zum Anschluß an die Entente bewogen haben? Der Rivalität zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn auf dem Balkan steht die viel größere und bedeutungsvollere Rivalität zwischen Rußland und England in Süd- und Ostasien gegenüber. Die inneren Schwierigkeiten, deren die russischen Politiker durch einen Krieg möglicherweise Herr zu werden hofften, wären ebenso viel oder wenig durch einen Krieg gegen die Entente gebannt worden. Es müssen mithin Rußland durch die Entente Angebote gemacht worden sein, die für das russische Reich ein Lebensinteresse hatten und denen Deutschland nichts Gleichwertiges gegenüberstellen konnte. Man geht nach den wiederholten Erklärungen der Entente wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß diese Angebote sich auf die Türkei beziehen,

Digitized by Google

die Oeffnung von Bosporus und Dardanellen und die Ueberlassung Konstantinopels an Rußland. Ein uralter russischer Traum sollte nach den Versprechungen Englands und Frankreichs nun endlich in Erfüllung gehen, dem größten Binnenstaat der Welt sollte ein dauernd eisfreier Hafen, sollte der Zutritt zum Weltmeer beschert werden. Das war immerhin etwas, weshalb man einen Riesenkrieg wagen konnte, ein ungeheurer Erfolg, wenn der Traum wirklich in Erfüllung ging. Deutschland hatte nie etwas ähnliches bieten können, denn es war der Beschützer des Islam, hielt seine Hand über der Türkei und förderte gerade im Gegenteil ein möglichstes Erstarken des osmanischen Reiches. Die Wahl konnte also nicht zweifelhaft sein: man entschied sich für die Entente, gegen Deutschland.

Entsprechen diese Gedankengänge den Tatsachen, so darf und muß sich auch der Geograph mit diesem Problem befassen, denn es handelt sich hier nicht mehr um rein politische, sondern um wirtschafts- und verkehrsgeographische Dinge. Vom geographischen Standpunkt aus muß das Streben Rußlands nach einem eisfreien Hafen, nach dem Zutritt zum Weltmeer durchaus verstanden und gewürdigt werden. Es ist ein geographisches Unding, daß ein Riesenstaat wie Rußland mit stetig wachsender Ausfuhr vom Weltmeer faktisch ausgeschlossen ist. Alle bisherigen Küsten Rußlands, von der Ostsee über das nördliche Eismeer bis hin zum fernen Osten, sind verkehrsgeographisch gewertet gänzlich ungenügend. Die russischen Ostseehäfen frieren größtenteils im Winter ein, und überdies ist die Ostsee ein Nebenmeer mit sehr ungünstigem, leicht zu versperrendem Ausgang. Die Küstengebiete des nördlichen Rußland sind klimatisch noch ungünstiger gestellt, der Weg von hier zum Weltmeer nahezu unmöglich. In Ostasien versuchte Rußland einen dauernd eisfreien Hafen zu gewinnen, aber der Versuch scheiterte mit dem russisch-japanischen Kriege, und selbst wenn Rußland hier der erhoffte Erfolg beschieden gewesen wäre, würde wenig erreicht gewesen sein, weil Port Arthur von den Hauptproduktionsgebieten des russischen Reiches viel zu weit entfernt ist. Wie dem auch sei, das russische Streben richtete sich nach der Niederlage in Ostasien folgerichtig nach Süden. Hier standen zwei Möglichkeiten offen: Den Zutritt zum Indischen Ozean etwa auf dem Wege über Persien zu erzwingen oder Konstantinopel und die Dardanellen den Türken abzunehmen. Gegen den Marsch zum Indischen Ozean mußten die russischen Geographen bei aller Expansionsfreudigkeit Bedenken aussprechen. Der Weg von dem eigentlichen Kernland Rußlands und den wichtigsten russischen Produktionsgebieten nach Südpersien ist weit und beschwerlich, überdies der Flankenbedrohung mindestens von Indien her ständig ausgesetzt; die technischen Schwierigkeiten großer Bahnbauten bis zu der hafenarmen persischen Südküste sind enorm. Zudem würden die Transportkosten ohne Zweifel derartig hohe geworden sein, daß die endlich am Indischen Ozean anlangende russische Ware auf dem Weltmarkt schwerlich mehr konkurrenzfähig gewesen wäre. Diese schon russischerseits bestehenden Bedenken machten sich die Engländer geschickt zunutze. Für England bedeutete das eventuelle Erscheinen Rußlands am Indischen Ozean natürlich ein Alarmsignal von höchster Wichtigkeit, stand doch die Herrschaft in Indien gegebenenfalls in Frage. Man unterstrich daher die in Rußland selbst gelegentlich lautgewordenen Bedenken und lenkte den Blick Rußlands, dessen Begehrlichkeit vom geographischen Standpunkt aus doch ganz verständlich war, von Persien fort und nach Konstantinopel hinüber. Was machte es England, wenn im Interesse des britischen Reiches die Türkei geopfert werden mußte? England versprach Rußland Konstantinopel und hoffte selbstverständlich bei der Aufteilung des osmanischen Reiches wie stets auch für sich nicht unwesentlich zu profitieren. Die Hauptsache aber war: Rußland war für die Entente gewonnen, ohne daß irgendwelche britischen Interessen hatten geopfert werden müssen.

Die russischen Politiker sind auf den Vorschlag Englands bereitwillig eingegangen. Der Weg nach Konstantinopel war ja uraltes russisches Streben, ein uralter Traum Rußlands, eine festgewurzelte Tradition der russischen Politik. Die Russen haben nur eines nicht berücksichtigt: als der Traum von der Eroberung Konstantinopels in Rußland erstand und erstarkte, bestand noch kein Suezkanal, und England saß damals weder in Malta noch in Gibraltar. Damals bedeutete der freie Zugang zum Mittelländischen Meer tatsächlich noch den Zutritt zum Weltmeer. Inzwischen aber haben sich die Verhältnisse von Grund auf geändert. Das Weltmeer ist heute wirklich nur der freie Ozean, vor allem der Atlantische Ozean; das Mittelländische Meer ist ein Nebenmeer, fast der Ostsee vergleichbar, und England beherrscht Zugang und Ausgang des Mittelländischen Meeres und hat selbst in der Mitte, in Malta, den Schlüssel zu jeglichem Verkehr in Händen. Diese Tatsache, diese Veränderung der verkehrsgeographischen Bedingungen haben die russischen Politiker offenbar nicht bedacht, und hier könnte und müßte nach meinem Dafürhalten eingesetzt werden. Man könnte der neuen russischen Regierung m. E. sagen: wir verstehen und würdigen durchaus euer Bestreben, einen dauernd eisfreien Hafen irgendwo zu gewinnen; die Tradition der verjagten Zaren-Regierung zielte stets auf Konstantinopel und hoffte, den berechtigten Wunsch des russischen Volkes nach einem dauernd eisfreien Hafen hier zu verwirklichen. Das tat aber die Zaren-Regierung in erster Linie auf Veranlassung von England und ohne genügend zu überlegen, ob mit Konstantinopel wirklich bereits alles gewonnen sei. Die neue russische Regierung wird bei gründlicher Prüfung des Problems einsehen, daß Rußland stets auf das Wohlwollen Englands und aller übrigen Mittelmeermächte angewiesen wäre, also abhängig sein würde, wenn es heute noch den Zutritt zum Mittelländischen Meer als gleichbedeutend mit dem Zutritt zum Weltmeer erachten würde. Da überdies die neue Regierung des russischen Volkes den ihm selbstverständlich notwendigen eisfreien Hafen schwerlich dadurch zu erlangen wünscht, daß es die Lebensader eines anderen Volkes, der Türken, durchschneidet, so machen wir einen anderen Vorschlag und versprechen, mit allen Mitteln für die Durchführung dieses Vorschlages einzutreten. Dieser Vorschlag lautet:

Die Regierung des russischen Volkes tritt an die norwegische Regierung heran, um einen Tauschvertrag größeren Stils zu schließen. Die norwegische Regierung wird das atlantische Küstengebiet nordwestlich des großen finnischen Westzipfels, d. h. das Gebiet des Lyngen-, Reisen- und Kvaenang-Fjords einschließlich der Inseln Arnö und Fuglö an Rußland abtreten. Die Westgrenze des abzutretenden Gebiets verläuft von dem jetzigen russisch-schwedisch-norwegischen Grenzpunkt nordwestlich des Kilpis-Järvi auf der Wasserscheide zwischen Lyngen-, Bals- und Ulfs-Fjord zum Meer, zieht dann durch den Fuglö-Sund und von hier halbwegs zwischen den Inseln Fuglö und Vandö durch den Fuglö Sveet ins Meer hinaus. Die Ostgrenze des abzutretenden Gebiets ist identisch mit der bisherigen Grenze der norwegischen Aemter Tromsö und Finnmarken, d. h. sie läuft auf der Wasserscheide zwischen Kvaenang-Fjord einerseits und Alten-, Bergs- und Frak-Fjord anderseits. Als Gegenleistung wird die russische Regierung den nach Finnmarken vorspringenden Nordzipfel Finnlands, das Gebiet des Inari-Järvi, an Norwegen abtreten. Die Südgrenze des derartig erweiterten norwegischen Finnmarken wird die Wasserscheide zwischen den südlichen Zuflüssen des Inari-Järvi (Ivalo-Fluß) und den zum Ounas Joki und Kemi entwässernden südlich gerichteten Flüssen bilden.

Wenn man das Ergebnis dieses eventuellen Tausches ins Auge faßt und Vor- und Nachteile für die beiden beteiligten Staaten erwägt, so ergibt sich etwa das folgende:

Rußland erhält den langersehnten und immer wieder und überall gesuchten Zutritt zum Weltmeer, erhält im Gebiet des geräumigen Kvaenang- und Lyngen-Fjord einen eisfreien Hafen am Atlantischen Ozean. Durch Befestigung der Inseln Arnö und Fuglö könnte es diesen Hafen zugleich seiner Kriegsmarine dienstbar machen. Durch Schaffung einer Bahn etwa von Kajana, Uleaborg oder Torneo nach Lingen oder Nordreisen am Reisen-Fjord könnte es sich nicht nur eine strategische, sondern auch eine verkehrs- und handelspolitisch überaus wichtige Linie schaffen. Die Schwierigkeiten eines solchen Bahnbaus sollen gewiß nicht unterschätzt werden, daß sie aber zu überwinden sind, zeigt die Bahn von Lulea nach Narvik. In Kriegszeiten könnte Rußland mit Hilfe dieser Bahn vom atlantischen Küstengebiet aus Ein- und Ausfuhr regeln,

Digitized by Google

weit besser wie über das klimatisch so ungünstig gestellte Archangelsk, und zugleich hätte Rußland für seine Kriegsflotte einen wichtigen Stützpunkt im nördlichen Atlantischen Ozean, einen Stützpunkt von eminenter Bedeutung, falls die Rivalität zwischen Rußland und England wieder aufleben sollte. Das von Rußland abgetretene Gebiet im nördlichen Lappland besitzt für Rußland keinen hervorragenden Wert, bedeutet also keinen nennenswerten Verlust.

Norwegen auf der anderen Seite wird durch den Verlust des angegebenen Küstengebiets nicht sonderlich geschädigt. Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß die Isolierung Finmarkens sehr bedenklich sei. Indes faktisch ist Finmarken auch schon jetzt so gut wie isoliert, wo der russische Zipfel sich noch ca. 30 Km. von dem Meere fernhält. Einem russischen Angriff könnte Finmarken auch jetzt in keiner Weise widerstehen; Norwegen müßte sich absolut darauf beschränken, eventuell zur See Hilfe zu bringen, weil an eine Landverbindung zwischen den Aemtern Tromsö und Finmarken aus klimatischen und orographischen Gründen nicht zu denken ist. Wirtschaftliche Bedeutung hat das abzutretende Gebiet nicht, denn Getreide- und Kartoffelbau und Viehzucht sind selbst am Lyngen-Fjord nur in mäßigem Umfange möglich. Für den Fischfang, der hier wie überall an der norwegischen Nordküste bei weitem die Hauptrolle im Wirtschaftsleben spielt, verfügt Norwegen über so ausgedehnte Küstengebiete, daß es den geplanten geringfügigen Verlust ohne weiteres ertragen könnte. Die spärlichen Bewohner dieses Gebiets sind einige Lappenfamilien, die von Fischfang und Viehzucht leben. — Dem geringfügigen norwegischen Verlust steht die Erwerbung des Inari-Järvi-Gebiets gegenüber, wodurch die Provinz Finmarken eine sehr günstige Abrundung erfahren würde.

Das Resultat ist also: Norwegen verliert wenig und gewinnt wenig; es kann in den Tausch gern einwilligen, denn für dieses Land sind Vor- und Nachteile des Tauschvertrages tatsächlich gleich groß. Trägt ihm der Tausch womöglich noch die ausgesprochene Freundschaft Deutschlands und Rußlands ein oder gar noch eine Entschädigung pekuniärer Natur, so wird Norwegen schließlich wohl für die Sache zu haben sein. Andererseits würde Rußland außerordentlich profitieren, endlich einen eisfreien Hafen am Weltmeer erlangen und unter diesen Umständen möglicherweise eines seiner wichtigsten Kriegsziele erfüllt sehen. Gelingt es, Rußland davon zu überzeugen, so erwacht dann möglicherweise die alte Zwietracht zwischen Rußland und England wieder. Aus dieser Lage könnten wir auch in der Zukunft Kapital schlagen; vor allem aber hätte England künftighin im Falle eines erneuten Krieges im nördlichen Atlantischen Ozean mit nicht unbedeutenden russischen Seestreitkräften zu rechnen. Der obige Vorschlag kommt also nicht nur den berechtigten Wünschen des russischen Volkes entgegen, sondern ist unter Umständen dazu geeignet, die Stellung Deutschlands gegenüber England nicht unwesentlich zu stärken.

S. von Vegesack / Die agrarpolitischen Folgen der russischen Revolution

Nachdem sogar der Kadettenkongreß am 26. Mai sich fast einstimmig für die Zwangsenteignung des Großgrundbesitzes und die Uebergabe alles landwirtschaftlich nutzbaren Landes an das arbeitende Volk ausgesprochen hat, kann es gar keinem Zweifel mehr unterliegen, in welcher Richtung sich das Agrarproblem in Rußland abwickeln wird. Ebenso hat sich der allrussische Bauernkongreß am 7. Juni für eine Aufteilung aller Domänen-, Kirchen-, Kloster- und Privatgüter erklärt, hierbei aber nicht das Prinzip des Landbesitzes, sondern der Landnutzung aufgestellt. Wie sich diese Frage auch entscheiden mag, das eine kann jedenfalls schon heute als feststehend angesehen werden: der russische Großgrundbesitz hat aufgehört zu existieren; die Bauern selbst haben die komplizierte Agrarfrage sehr einfach gelöst: ein jeder nimmt, was er kann; das „arbeitende" Volk hat seine Arbeit begonnen.

Scheinbar geht uns die ganze Sache nichts an; aber nur scheinbar. Denn ganz abgesehen von den wirtschaftlichen Folgen, die hier nicht erörtert werden sollen, ist es doch ganz klar, daß eine so radikale Umwälzung mit der Zeit auch politische Wirkungen auslösen wird, die an Tragweite vielleicht alle bisherigen Ereignisse der russischen Revolution übertreffen werden. Es fragt sich vor allen Dingen: wird der chronische Landhunger des russischen Bauern durch die Aufteilung aller Staatsdomänen, Kirchen- und Klostergüter und des privaten Großgrundbesitzes wirklich völlig gestillt werden können, — und auf wie lange? Der russische Agrarstatistiker Professor Wobily in Kiew gibt in der „Rjetsch" auf diese entscheidende Frage eine für manchen vielleicht überraschende Antwort: bei einer Aufteilung aller nicht bäuerlichen Ländereien würden nach Abrechnung der Wälder und der für den Landbau ungeeigneten Flächen im günstigsten Falle 44 Millionen Deßjatinen (zirka 48 Millionen Hektar) den Bauern zur Verfügung stehen, d. h.: der Bauernbesitz könnte nur um ein Viertel seines gegenwärtigen Umfanges vergrößert werden! Und der bekannte Volkssozialist Oganowski gab kürzlich auf dem Bauernkongreß zu, daß eine gerechte Verteilung alles verfügbaren Landes unter die arbeitenden Bauern auf Grund der Arbeitsnorm nicht mehr möglich sei, weil dadurch die Bauern mit einem Eigentum von über 15 Hektar Land geschädigt würden: d. h. bei einer „gerechten" Verteilung müßte man schon jetzt an eine Schmälerung des größeren Bauernbesitzes herantreten, — weil der Großgrundbesitz hierzu nicht ausreicht.

So liegen die Dinge jetzt, — und wie wird es in Zukunft werden? Auch hierauf gibt Professor Wobily auf Grund statistischer Daten eine sehr nüchterne, von keinem Optimismus bestochene Antwort: „Die Bevölkerung Rußlands verdoppelt sich in 35 Jahren und produziert jährlich einen Ueberschuß von 2 Millionen, die auf dem Lande keinen Unterhalt finden können; selbst bei einer Aufteilung aller Domänen, Kloster- und Privatgüter wird sich in absehbarer Zeit ein großer Landmangel bemerkbar machen." („Rjetsch" 10. 5.) Auch der frühere Landwirtschaftsminister Jermolow ist in seinem großen Werk über die russische Agrarfrage zu ähnlichen Resultaten gekommen.

Der Landhunger des russischen Bauern wird also keineswegs durch den fetten Bissen, den ihm diese Revolution zuwirft, auf die Dauer beschwichtigt werden können; er wird sich vielmehr in sehr kurzer Zeit mit doppelter Energie wieder einstellen, denn es ist natürlich ein großer Unterschied, ob ein dumpf vegetierendes, an Elend und Knechtschaft gewohntes oder ein erstarktes, selbstbewußt und geschlossen siedelndes Bauerntum Landhunger verspürt. Und wie soll dann der Hunger gestillt werden? Alles Land im Innern ist bereits vergeben. Aber in den Grenzmarken? In Finnland? In den baltischen Provinzen? In Litauen? Da gab es überall Land, von schmarotzenden Fremdvölkern unrechtmäßig ersessenes Land, das dem großrussischen Volk seit alters her als sein Erbe zukomme. Das großrussische Bauernvolk, erst 1917 mündig geworden, könne nun, da es auch im Innern reif und stark geworden sei, sein Erbe antreten!

Es kann für niemand, der die Zukunft nicht vom einseitigen Standpunkt der Tagespolitik, sondern von dem der Geschichte zu deuten versucht, einem Zweifel unterliegen, daß die Entwicklung im Osten einmal, und zwar in absehbarer Zeit, auf diesen Punkt gelangen wird, wo der russische Expansionsdrang noch viel elementarer, als unter dem zarischen Zepter, als ein einheitlicher und völlig zielbewußter Volkswille sich nach außen entladen wird. Es braucht nur an die Tatsache erinnert zu werden, daß schon 1911 das Projekt fertig ausgearbeitet war, nach welchem in den nächsten zehn Jahren 300 000 großrussische Bauern in Kurland angesiedelt werden sollten. Alle Vorbereitungen waren im Gange, als der Weltkrieg dazwischen kam und das Werk verhinderte. Die Bedingungen für eine solche großrussische Kolonisation im Westgebiet sind heute sehr viel günstiger, als vor dem Kriege. Denn durch die systematische Verschleppung der sogenannten „Flüchtlinge", von der bekanntlich nur die Fremdvölker betroffen wurden, ist hier im Westen ein gewaltiger Hohlraum geschaffen worden, in den sich

Digitized by Google

unweigerlich die großrussische Bauernhochflut ergießen wird, sobald der feste Damm unserer Front ihr nicht mehr im Wege steht.

Diese Politik der Ansiedlung großrussischer Bauern in den Grenzmarken ist keineswegs als ein Monopol der alten Regierung aufzufassen: genau denselben Gedanken hat der bekannte Kadettenführer Roditschew am 24. Mai auf dem Kadettenkongreß ausgesprochen, als er erklärte: „Die Agrarreform Rußlands muß mit einer Expropriierung derjenigen Ländereien beginnen, die jetzt von Deutschland besetzt sind!" Und genau dasselbe Programm wird jede russische Regierung mit der Zeit verkünden müssen, um sich den ungeheuren Bauernmassen gegenüber überhaupt halten zu können. Nicht nur die Kadettenpartei, auch die russische Sozialdemokratie ist zentralistisch gesinnt, und die ganz Radikalen, die Maximalisten, werden es von dem Augenblicke an sein, wo sie selbst zur Macht gelangen, — wie vor ihnen die Kadetten und jetzt die Sozialisten.

Der beste Beweis hierfür ist das Schicksal der deutschen Kolonisten: wie steht es mit ihnen? Hat etwa die Revolution, die große „Befreierin", ihnen die vom Zaren geraubten Höfe zurückgegeben? Die russischen Blätter berichten kurz und trocken: „Die deutschen Kolonisten kehren in ihre Heimat zurück; zwischen ihnen und den russischen Bauern ist es zu heftigen Zusammenstößen gekommen." Und die örtlichen Behörden? — Es heißt weiter: „Die Exekutivkomitees der Gouvernements verweigern ihnen die Rückgabe des Landes, weil dieses bereits von anderen Bauern eingenommen ist." („Russk. Slowo" 13. 5. „Russk. Wjed." 11. 5.) Und die Regierung? — Landwirtschaftsminister Schingarew versicherte am 9. Mai auf dem Kongreß der Frontdelegierten, als von diesen die den russischen Bauern und Soldaten sehr nahegehende Frage der „deutschen Vergewaltigung" aufgeworfen wurde: „Wir werden alles tun, daß unsere Heimat aus diesem Kriege frei von jedem deutschen Joch hervorgehen wird!" Und auf einer in Odessa abgehaltenen Versammlung beklagen sich die deutschen Kolonisten darüber, daß alle ihre Beschwerden über die Zurückhaltung von 120 gefangenen deutschen Studenten in Zaryzin vom Kriegsminister Gutschkow nicht einmal beantwortet worden wären. (Russk. Slowo 30. 5.) Wird Kerenski sich anders verhalten? Nach seinen letzten Drohungen Finnland gegenüber ist es jedenfalls sehr wenig wahrscheinlich.

Es ist sehr charakteristisch, daß die Formel eines „annexionslosen Friedens" gerade in Rußland mit einer solchen Inbrunst aufgenommen worden ist: sichert sie doch dem großrussischen Bauern die herrlichsten Annexionen, — auf Kosten der eigenen Fremdvölker! Während der Allrussische Bauernkongreß feierlich mit fast Wilsonschem Pathos den annexionslosen Frieden verkündet, — werden im Innern des Landes die blühenden Bauernhöfe unserer 2 Millionen Stammesbrüder in großer Gemütsruhe einfach annektiert! Aufgabe unserer Staatslenker wird es sein, daß diese Frage beim Friedensschluß nicht einseitig gelöst wird. Wir brauchen ja in aller Bescheidenheit nichts mehr zu beanspruchen, als einen gerechten Austausch: Land gegen Land, — und beiden Teilen ist gedient!

Wer die Dinge sieht, wie sie wirklich liegen; und nicht, wie er sie sich wünscht, wird an der agrarpolitischen Perspektive der russischen Revolution jedenfalls nicht leichten Herzens vorübergehen können. Selbst wenn die Front von heute unsere östliche Grenze werden sollte, würde dies als endgültiges Resultat ein Vordringen des Großrussentums um 200 Km. nach Westen zur Folge haben. Denn darüber müssen sich unsere überempfindlichen und zartfühlenden Volksmuseumshüter im klaren sein: die Million Letten, zudem kinderarm, von Landflucht ergriffen und zur Hälfte weit nach Rußland verschleppt, wird nicht imstande sein, die russische Flut aufzuhalten. Dies scheinen die Letten zu ahnen, denn ihre Vertreter haben am 6. Juni auf dem allrussischen Bauernkongreß nachdrücklich die Forderung aufgestellt, selbständig und gesondert vom übrigen Rußland ihre Agrarverhältnisse zu ordnen. Und das Exekutivkomitee der estnischen Soldaten erklärt unumwunden, daß die Esten nicht mehr in der Lage seien, für Rußland zu kämpfen, wenn ihre Agrarverhältnisse nach russischem Muster umgestaltet und die russische Anarchie nach Estland übertragen werden sollte. („Now. Wremja" 20. Juni.) Der von der Regierung für die Vorarbeiten zur Agrarreform eingesetzte Ausschuß hat sich dagegen am 2. Juni für eine gleichmäßige Verteilung des Landes im ganzen Reiche ausgesprochen. Schon die Aufteilung des in den baltischen Provinzen im Gegensatz zu Rußland fast die Hälfte des Landes ausmachenden Großgrundbesitzes — heute noch in deutschen Händen — dürfte daher kaum den Letten und Esten allein, wenn nicht ausschließlich den heimkehrenden russischen Bauern zugute kommen. Dann setzt sich der großrussische Bauer an der Ostsee fest, und der Ring, den England um unser nationales Dasein geschmiedet, ist endgültig geschlossen.

Ernst Vogt / Akademische Zukunftssorgen

Der Verfasser, jetzt Inf.-Offizier an der Westfront, ist sonst Universitäts-Professor in Gießen; er sendet uns als alter Freund der „Hilfe" dieses „Ergebnis lebhafter Unterstandsdebatten".

Es mehren sich in letzter Zeit die beweglichen Klagen junger feldgrauer Akademiker über die Unsicherheit ihrer Zukunft. Besorgnis vor den Schwierigkeiten des späteren Lebens mischt sich in die Freude über militärische Erfolge und in die Sehnsucht nach dem Frieden. Namentlich die Zeiten des Stellungskampfes sind besinnliche Zeiten, der dauernde Kampf ließ manches vergessen, was in verhältnismäßiger Ruhe die Gedanken beschäftigt und das Herz schwer macht.

Es ist kein Zweifel, daß es sich hier um Interessen handelt, die Berücksichtigung und Schutz wohl verdienen. Viele von den jungen Akademikern werden, wenn der Krieg im Herbste zu Ende geht, für ihre Studien die volle Kriegszeit, also sechs Semester, verloren haben. Am besten daran sind die, die gerade ihr Examen gemacht hatten oder mit einem Notexamen, das ihnen vielleicht gar ein paar Semester sparte, von den höheren Schulen abgingen. Am ungünstigsten stehen sich die, die aus der Mitte der Vorbereitung auf den künftigen Beruf herausgerissen wurden. Sie müssen sehen, wie ihre Altersgenossen, die früher neben ihnen standen, vor sie gerückt sind, die Klugen und Vorsichtigen, die erst ihr Examen gemacht oder ihre Arbeit abgeschlossen haben, bevor sie sich stellten, die sich den stolzen Titel „Kriegsfreiwillige" erst verdienten kurze Wochen, bevor sie auch unfreiwillig hätten einrücken müssen, und dann die Schwachen und Kranken, die für den Dienst mit der Waffe überhaupt nicht zu brauchen waren und erst spät zum Hilfsdienst herangezogen wurden. Gewiß hat die prächtige akademische Jugend, die sich, als der Sturm losbrach, so rückhaltlos und rücksichtslos für das Ganze einsetzte, Herrliches erlebt, von den begeisterten Ausbildungszeiten an in den Freiwilligen-Regimentern bis zu ihrer jetzigen Führerstelle im Heeresverband, die flandrischen Sturmangriffe und die Hindenburgmärsche, Karpathenschnee und Donauübergang und vieles andere vor und nach den anstrengenden Heimatwochen in den Offiziersfabriken. Aber solche Erinnerungen sind kein voller Ersatz, und nicht nur rein egoistische Momente sprechen für ihre Forderung. Zwar wird man einwenden, diese Tapferen haben nicht mehr geleistet als andere auch, und — der Reichskanzler hat ganz recht — wer darf sich seiner Taten rühmen, da doch Millionen ihre Pflicht und mehr als dies getan haben? Gleichwohl wird die Oeffentlichkeit diese Wünsche mit ganz besonders günstigem Vorurteil prüfen, auch wenn sie nicht so weit geht, den feldgrauen Studenten eine Art von Monopol gegenüber den anderen einzuräumen und mit den ostpreußischen Gymnasiasten der Freiheitskriege zu sagen, daß, wer kein Krieger war, auch kein Hirte sein soll.

Die wenigsten Schwierigkeiten wird die Forderung machen, daß die Kriegsjahre auf das Dienstalter angerechnet werden. Mindestens in allen staatlichen und vielen kommunalen Stellen ist eine solche Vorpatentierung durchaus möglich und wird als gerecht empfunden werden. Daß Aufgaben, für die eine gewisse Diensterfahrung nötig ist, dem noch nicht Bewährten auch bei älterem Patent nicht sofort

Digitized by Google

übertragen werden können, ist natürlich; derartiges wird sich aber bald ausgleichen. Und wenn für die freien Berufe solcher Vorteil kaum in Betracht kommt, so sind es ja auch im allgemeinen die Stärksten, die sich diesen zuwenden, also die, die sich auch ohne fremde Hilfe am leichtesten durchzusetzen vermögen.

Doch erstrecken sich die Wünsche nicht nur auf so späte Zeit, sondern auch schon auf die Jahre der Ausbildung selbst. Die Universitäten — und entsprechend auch die technischen Hochschulen und andere höhere Bildungsstätten — sollen besondere Rücksichten nehmen auf die Krieger-Studenten. — Wenn es sich nur darum dreht, daß gewisse Vorlesungen in ganz bestimmter Reihenfolge oder überhaupt gehört werden müssen, so sind das leicht zu bewilligende Kleinigkeiten, obwohl immerhin gesagt werden muß, daß die Bestimmungen über den Studiengang nicht willkürlich erlassen worden sind, sondern im eigensten, wohlerwogenen Interesse der Studierenden, so daß also die Befreiung von der Regel nicht gerade einen Vorteil für die Befreiten bedeutet.

Auch die Forderungen finanzieller Art werden keinem prinzipiellen Widerstand begegnen. Daß man nach Möglichkeit die Zahl der Stipendien vermehrt, daß man mit Honorarnachlaß und Stundungen nachhilft, wird jeder für wünschenswert halten. Vielleicht fällt bei dieser Gelegenheit auch der häßlichste Teil der akademischen Sonderbesteuerung, die drückende Abgabe, die von den Fleißigsten und Tüchtigsten, den Promovierenden, erhoben wird. Im übrigen ist die finanzielle Seite nicht unwesentlich, aber doch auch nicht ausschlaggebend. Denn im allgemeinen handelt es sich hier um den vermögenden Teil unseres Volkes. Gewiß sind die Opfer schwer, aber doch nicht schwerer als die, die etwa ein Landwirt zu tragen hat, der durch die Ungunst der Verhältnisse seinen Acker nicht hat richtig bestellen können. Der Gewerbetreibende oder Handwerker, dessen kleinerer oder größerer Betrieb zugrunde ging, ist viel ungünstiger daran, als der Akademiker, der infolge des verzögerten Studiums erst verhältnismäßig spät in das Examen steigen kann. Ist einmal das Rigorosum überstanden, so sind doch auch, was nicht übersehen werden darf, die Aussichten auf Anstellung und Besoldung, infolge des Todes so vieler Kollegen aus allen Fakultäten, sehr viel günstiger als vor dem Kriege.

Weiterhin wird eine strengere Ausnützung der Zeit verlangt und dabei vor allem die Länge der Ferien und die Kürze der Semester kritisiert. — Nun braucht nicht erst wieder betont zu werden, daß akademische Ferien für den Studenten nicht Erholungswochen sein sollen, wie die Schulferien des Sextaners, und daß der Professor diese Monate weidlich ausnützen muß, wenn er seinen wissenschaftlichen Aufgaben gerecht werden will. (Ich rede gar nicht von dem Dozenten, der im Felde gestanden hat oder im Kriegsdienst sonst tätig war und jetzt selbst einige Zeit braucht, bis er sich wieder zurechtgefunden hat in seinem Fache.) Gewiß gibt es Gegenstände, die ebensogut, ja besser, als bei der jetzigen Verteilung über Wochen und Monate hin, in rasch aufeinanderfolgenden Kursen behandelt würden; bei vielen anderen aber verbietet sich das, so zumeist in dem Seminarbetrieb, der eine gründliche Vorbereitung zu jeder folgenden Sitzung verlangt, bei vielen naturwissenschaftlichen Vorführungen mit Experimenten, im klinischen Betrieb mit dem sich nicht gleichzeitig einstellenden Material und bei all den Vorlesungen, die der Dozent, wenn anders er wirken will, jedesmal von neuem schaffen muß. Mit Ferienkursen und ähnlichen Einrichtungen mag manches erreicht werden, den besonnenen Forderungen der modernen Hochschulpädagogik wird sich die konservative Alma mater nicht ganz verschließen können, aber man muß sich hüten zu glauben, daß mit all solchen Mitteln und Mittelchen eine wesentliche Verringerung der Vorbereitungszeit auf das Examen möglich wäre. Auch bisher sind nur ganz wenige in kürzerer Zeit als der vorgeschriebenen zum Ziele gelangt, und wie soll das den heimkehrenden Kriegern möglich sein, die ganz naturgemäß schwere Mühe haben werden, sich erst wieder die Vorkenntnisse zu erwerben, auf denen sie aufbauen sollen? Es weiß doch jeder von uns hier draußen im Felde, wieviel wir verlernt haben dadurch, daß wir nicht unausgesetzt in der geistigen Gymnastik geblieben sind, und wieviel wir vergessen haben durch die Beschäftigung mit Rasselböcken und Gasschutzmaskeneinsätzen, mit Grabenspreizen und mit Kettenkurbelloschenketten, statt mit Augustin und Gajus, Leibniz und Helmholtz. Wer von den jüngeren Kommilitonen sein Ziel in kürzerer Zeit erreichen sollte, dem werden wohl aus der fehlenden Semesterzahl keine Schwierigkeiten erwachsen; überhaupt wird man in den nächsten Jahren auf die Erfüllung der äußeren Form weniger Gewicht legen, aber die Herbersche Warnung: „Schnelle Vortrefflichkeit stehet am ehesten still", mag wohl am Platze sein. Auch die Vorbereitung auf das Hochschulexamen soll ja nicht nur ein Erlernen sein, sondern vor allem ein Erfassen, kein Einpauken, sondern ein „Reifwerden". Das aber will, wie jedes gute Ding, Weile haben.

Das eine muß jedenfalls ausgeschlossen bleiben, und das ist es, was schließlich hinter mancher der Forderungen zu stehen scheint: Eine Erleichterung der Anforderungen in unserem Examen. An sie darf nicht gedacht werden. Schon wollen Berufene und Unberufene durch Aenderung der Lehrpläne der höheren Schulen die Vorbereitung auf das Studium verkümmern, ohne zu beachten, wie sehr das Niveau der Universitäten darunter leiden müßte. Eine Reform der Examensordnung in dem Sinne weiterer erheblicher Erleichterung würde die Arbeit der Hochschulen in verhängnisvoller Weise beeinträchtigen. Doch ist uns das hier nicht das Wichtige. Vielmehr das andere, daß gerade diejenigen, denen man die Erleichterungen gewähren will, in einer schwer auszugleichenden Weise geschädigt würden, und in der Fortwirkung alle, denen unsere jetzige Studentengeneration später dienen soll. Gewiß werden durch den Tod so vieler unserer Gebildeten nach dem Kriege klaffende Lücken bemerkbar werden, deren baldige Ausfüllung dringend erwünscht wäre. Aber besser wird es immer noch sein, wenn wir diese Kriegsschwierigkeiten noch einige Jahre ertragen, als daß eine ganze Reihe von Jahrgängen unvollständig durchgebildet in das Leben und den Beruf hinaustritt. Man soll nicht einwenden, daß das Fehlen der Fachbildung durch die allgemein menschliche Weiterbildung wettgemacht wird, die die Kriegserlebnisse mit sich brachten. Reif und erfahren haben sie gewiß gemacht; wer überhaupt etwas taugt, der muß reichen Gewinn für sein Inneres gezogen haben aus all dem Gewaltigen, das um ihn geschah. Genügen kann dies aber für seinen besonderen Beruf keinem einzigen. Der Krieg mag ein Liebling der Kunst sein, ein Freund der Wissenschaft ist er kaum. Wir erringen den Sieg gegen eine Uebermacht von Feinden durch das Bündnis von körperlicher Tüchtigkeit und allgemeiner Bildung in unserem Volke. Es wäre ein merkwürdiges Verkennen dieser Tatsache, wenn wir nun nach dem Kriege daran gingen, die Anforderungen herabzusetzen, die wir an uns und an die künftigen Pfarrer und Lehrer, Richter und Aerzte usw. stellen. Auch von ihrer Arbeit gilt doch wie von der des Friedrich Krupp, daß ihr Zweck das Gemeinwohl ist.

Ein Freund unseres Volkes, der ansah, wie heldenhaft sich unsere Jugend vor Verdun und an der Somme gehalten hat, und wie so ganz anders sie sich zuweilen ausnahm, wenn man sie auf der Etappe oder noch weiter rückwärts beobachtete, hat vor kurzem den jungen Kameraden zugerufen: „Seid noch viel tapferer." So müssen wir es auch besonders von den jungen Akademikern, die so viele Opfer schon gebracht haben, fordern: „Seid noch viel opferfreudiger!" Es wird gar manchen schwere Selbstüberwindung kosten. Da ist er Monate und Monate hindurch von Burschen und Ordonnanzen in den kleinen Dingen des täglichen Lebens nach Kräften verwöhnt worden, hat in seinem Bereich als Kompagnieführer oder an anderer Stelle mit großer Selbständigkeit geherrscht, er schaut vielleicht auf hervorragende Leistungen zurück, die ihm die verdiente Anerkennung eintrugen, er durfte sich sagen, daß er schon etwas bedeute in dem großen Rahmen, — und jetzt soll er still und bescheiden sich hinsetzen und lernen, daß er noch nichts weiß, und daß man überhaupt nur so wenig wissen kann. Leicht wird das nicht sein, wirklich nicht. Aber notwendig. Wer überhaupt zu den Studien zurückkehrt oder sich ihnen zuwendet, muß sich klar darüber sein, daß die Wissenschaft keine Konzessionen machen kann, daß sie ebenso, wie zuvor das Heer, den Menschen ganz fordert, der ihr dienen will. Von denen, die in dem neuen Deutschland, für das wir kämpfen, an

Digitized by Google

dem Geschichtstag unserer Nation, dessen Morgendämmerung wir erleben, voranstehen sollen, wird mehr gefordert werden, als von irgendeiner Generation zuvor. Sie können ihre Waffen nicht schneidig und wirksam genug sich schmieden.

Ernst Moering / Was wir in russischer Gefangenschaft vom Kriege wußten

An die offizielle Berichterstattung zu Beginn des Krieges habe ich leider keine Erinnerung mehr. Ein zu gewaltiges Durcheinander durchlebten wir nach der Kriegserklärung mit fortwährenden Gerüchten einer möglichen Ausreise, dann mit dem Verbannungsbefehl und der Erlaubnis zu bleiben, mit den überstiegenen Hoffnungen einiger Ueberdeutscher, die den Krieg als einen besseren Spaziergang ansahen, den Angstzuständen der Aengstlichen, der gedrückten Stimmung im Baltenland, als daß alles Einzelne haften geblieben wäre. Ich weiß nur noch den Gesamteindruck, nämlich daß die Deutschen überall zurückgeschlagen wurden, die gefangenen Soldaten, die man nach Paris gebracht hatte, „einen unausgebildeten und unentwickelten Eindruck" machten, daß die deutsche Artillerie ganz besonders miserabel wäre und daß ein Zeppelin sofort durch das todesmutige Draufgehen eines französischen Aviatikers, der sich mit seinem Apparat auf den Zeppelin gestürzt habe (mit Einbuße seines eigenen Lebens) vernichtet sei, daß die Oesterreicher Pfadfinder vor sich hertrieben und sogar Frauen und Kinder. Dazukamen dann noch allerhand Nachrichten, die nicht unbedingt unwahrscheinlich waren: daß auch Dänemark mobilisiere, Kaiser Franz Joseph gestorben sei. Bald gefielen sich freilich die Berichterstatter darin, alle bedeutenderen Monarchen sterben zu lassen (auf den Kronprinzen sei ein Attentat gemacht von einem russischen Studenten, den die Menge zertreten habe), und die gesamten Nachrichten wurden so dumm, daß sogar ein lettischer Bauer in der Elektrischen sagte, es sei doch etwas wunderbar, daß alle anderen Völker mit Kugeln schössen und nur die Deutschen mit Kartoffeln. Die Einnahme Lüttichs erfuhren wir bald, aber sofort wurde diese Nachricht widerrufen, behauptete sich, wurde wieder dementiert, und so sicherlich vierzehn Tage hindurch. Von einer französischen Niederlage erfuhren wir erst am 26. August, natürlich mit allen Verklausulierungen, aber doch so, daß man sich ein Urteil bilden konnte. Seitdem hörten wir von Frankreich zwar sehr farblose Nachrichten, aber doch solche, die ein Bild der Lage gaben. Wir hörten von der Verlegung der Regierung aus Paris, konnten sehr genau den Vormarsch der Deutschen verfolgen, lasen dann von dem Rückzug an der Marne. Er wurde nicht übertrieben. Ich habe nicht das Gefühl, als ob die Russen mit besonderer Teilnahme Frankreichs Schicksal verfolgt hätten. Ganz deutlich trat der Gegensatz zu England zutage. Es gibt wohl keinen Verlust der englischen Marine, der nicht in Rußland bekanntgemacht wäre, die Extrablattverkäufer schrien den Untergang englischer Schiffe in Riga wie in Astrachan mit lauter Stimme aus: Im Winter mußte ja auch Sir Buchanan eine Rede halten zur Beschwichtigung der Mißstimmung in Rußland. Die dauernde Finanznot bedrückte die Handelskreise sehr, und es gab sehr erregte (und von der Zensur nicht unterdrückte) Debatten mit ziemlichen Ausfällen gegen England. Auch daß die Engländer militärisch nicht genug beistehen; wurde gesagt — nicht freilich, ohne ab und zu von oben eine Beschwichtigung hervorzurufen.

Mit lebendiger Teilnahme aber verfolgte man in den Kreisen der Intelligenz den Erfolg der russischen Waffen. Die Siege in Galizien erweckten einen ungeheuren Jubel — man kann ihn nur verstehen, wenn man die Vorgänge im japanischen Krieg kennt. Es war den Russen einfach ganz erstaunlich, daß sie siegen konnten — Nikolai Nikolajewitsch wurde eine populäre Persönlichkeit. Man kann den Jubel auch nur ermessen, wenn man weiß, daß man sich mit aller Macht vom Einfluß des Deutschtums überhaupt frei machen wollte (weil man das auf Grund einer ganz anderen geistigen Struktur als eine unangenehme Umklammerung empfinden muß — es ist der Gegensatz von kantischem Pflichtgefühl und slawischer Formlosigkeit), und wenn man an die Probleme denkt, die Troeltsch in seiner Schrift „Der Kulturkrieg" erörtert hat (freilich nur mit kurzem Hinweis auf Rußland): daß nämlich die liberalen Kreise Deutschland als den Hort der Reaktion ansehen. Es hat sich bei den Russen direkt die Formel gebildet: Der Untergang Deutschlands bedeutet das Heraufkommen der Freiheit in Rußland. Sie erzählen das Märlein, daß Deutschland 1905 eine Abfindungssumme von mehreren Millionen genommen habe und daraufhin nicht mit seinen Heeren in Rußland einmarschiert sei. Dies vergessen die Liberalen nicht. Denn wäre Deutschland damals einmarschiert, hätte die Regierung nachgeben müssen und alle Wünsche der fortschrittlichen Parteien wären erfüllt. Dies Märchen wiederholen sogar die Kutscher an der Wolga. „Wißt ihr denn nicht, daß euer Wilhelm 200 000 Rubel genommen hat?" Deshalb auch machten sogar die aus politischen Gründen verschickten Studenten ihren Frieden mit der Regierung. Mitleidig sahen sie auf uns herab. Sie wollten jetzt mit der Regierung Deutschland niederringen, um dann die Freiheit in Rußland zu erkämpfen. So blickte man gespannt auf den Kriegsschauplatz und nahm alle Berichte ohne Kritik auf.

Wir hatten es gut und bequem, solange in Riga noch Zeitungen in deutscher Sprache gedruckt werden durften und wir sie auch in unseren Verbannungsorten erhielten (was nämlich zeitweise verboten wurde). Diese Zeitungen brachten absichtlich nur Auszüge aus russischen, deutschen, englischen und französischen Zeitungen, brachten viel Törichtes, gaben uns aber doch ein völlig klares Bild. Man lernte sehr bald unter den sich hundertmal widerstreitenden Nachrichten die der Wirklichkeit entsprechenden herausfinden. Stand heute ein Abdruck aus irgendeiner Zeitung, daß die Sozialdemokratie energisch den Frieden verlange, so lasen wir am nächsten Tag, daß sie erneut die Kriegskredite bewilligt habe. Wir bekamen sogar nach einiger Zeit eine recht getreue Nachricht von der ersten Reichstagsverhandlung und von den Worten des Kaisers. Die Einführung der Brotkarten, das Abschlachten der Schweine, alles das erfuhren wir. Je nach der Haltung der Presse wurde es als ein Zeichen von Deutschlands Ende beurteilt, sehr vielfach aber auch als ein Zeichen der deutschen Organisation, die man sich zum Muster nehmen müsse. Ueberhaupt kam immer mehr dieser Ton durch: wir müssen noch viel von Deutschland lernen. Man rühmte, daß sich die deutschen Soldaten baden müssen, sprach von der Sauberkeit der Schützengräben, der Opferwilligkeit des gesamten Volkes. Vielfach kamen lange Zitate aus deutschen Zeitschriften, besonders oft auch aus der „Hilfe", und trotz der Uebersetzung ins Russische und aus dem Russischen wieder ins Deutsche war doch Herrn D. Naumanns Stil noch deutlich zu erkennen. Vor allem wurde jeder Artikel aus den Blättern abgedruckt, der von den Friedensverhandlungen sprach. Sie verfolgte man mit dem allergrößten Interesse. Aus ihnen ersahen wir aber zugleich auch, daß man in Deutschland nicht ans Kapitulieren dachte — etwas, das uns selbstverständlich war, da wir eben aus Deutschland kamen, aber gar nicht denen, die nie oder nur kurz in Deutschland gewesen waren.

Auf solche Leute mochten wohl alle Berichte ganz anders wirken als auf uns. Wir hatten die stete Zuversicht: Deutschland hält durch. Wie auch das Ende sein mag: Deutschland hält mindestens seine Grenzen frei. Die anderen aber waren mutlos (sofern sie nicht der armseligen Privatinteressen wegen Rußlands Sieg wünschten!). Sie hörten viel mehr als wir von den Verlusten unserer Truppen. Sie überschätzten wie die Russen deren Vorgehen in Galizien.

Dabei waren die Nachrichten, die wir in den Zeitungen lasen, eigentlich gut. Ich habe freilich nur sehr wenige Schilderungen eigentlicher Kriegsberichterstatter zu lesen bekommen. Sehr objektiv aber waren die strategischen Berichte der militärischen Mitarbeiter der Zeitungen. Etwa drei bis vier Wochen nach einer Schlacht sprachen sie ganz offen darüber, wie es zugegangen war. Ihre Kritik endeten sie natürlich immer mit einem Hinweis, was nun Gutes gemacht werden würde. Aber aus ihnen lernten wir viel. Sie zeigten mit erstaunlicher Klarheit, daß die Initiative bei den Deutschen lag — immer wieder kam der Schluß: was der Feind nun tun wird, ist noch ungewiß. Ausführlich waren anfangs die Erwägungen, welches der beste Weg nach Berlin

sei. Einstimmig kam man zu dem Resultat, daß der durch Ostpreußen der beste sei, bis dann freilich der über die Karpathen und über Budapest und Wien als der noch bessere erklärt wurde. Noch im Juni las ich aber auch von einer Schlacht in Polen, die auf der Berliner Straße stattgefunden habe, wie man denn später sich damit beruhigte, daß der Weg nach Berlin sogar über Moskau gehen könne. Ueberhaupt — ich kann nicht genug diese Eleganz des Vertuschens und der Phrase rühmen, die auf alle offenen Klarlegungen folgten. Alle Eleganz der russischen Sprache, ihre Biegsamkeit und Geschmeidigkeit wie die Wärme ihres Tones sprach aus diesen Kritiken. Es wird ein lohnendes Unternehmen sein für die 1,80-M.-Bücher, die Zeitungsberichte über den Krieg zu sammeln: in der Kunst der Journalistik werden darin die russischen den ersten Platz einnehmen. Der russische Stil ist so elegant wie der französische, aber die Sprache ist nicht so gefroren, sie ist außerordentlich warm. Immer wieder konstruierte man aus den offen zugegebenen Niederlagen den schönsten Sieg für die Zukunft. Tannenberg nannten sie einen Zufallssieg, über den übrigens nichts geschrieben werden durfte, wie denn der Generalstab keinerlei Nachricht über diese Schlacht ausgab — auch nicht an Private, die sich nach dem Verbleib ihrer Angehörigen erkundigten. Vom ersten Rückzug aus Ostpreußen sagte man: „Eine Armee muß nicht nur ein Hammer sein, sondern auch ein Magnet, der den Feind auf ungünstiges Terrain zieht." Przemysl, das eben als größte Festung der Welt gepriesen war, gab man auf, denn „die Forts, die die Oesterreicher gebaut hatten, waren militärisch von gar keinem Wert, in bautechnischer Hinsicht sogar gefährlich". Lemberg gab man auf, weil es keinen Sinn mehr hatte, es nach dem Verlust von Przemysl zu halten. Daß man 1812 weidlich ausnutzte, um das Volk zu trösten, versteht sich von selbst. Mitunter kam auch ein Appell an die Gutmütigkeit der Russen: Den Oesterreichern ist's doch nicht zu verdenken, daß sie ihr eigenes Land wiederhaben wollen — also geben wir es ihnen doch."

So mochten denn ruhig viele törichte Nachrichten kommen, wie z. B. am letzten Tag meines Aufenthaltes in Rußland noch: „Deutschland bittet Frieden!" (laut rief es der Austräger aus), und darunter: „Die Schließung des preußischen Abgeordnetenhauses weist darauf hin, daß Deutschland den Frieden will" — wir wußten Bescheid. Lasen und hörten wir auch kaum etwas von Hindenburg (mehr schon von Mackensen, den man den „Durchbruchsgeneral" nannte), wir wußten Bescheid. Die Orte, die der russische Generalstabsbericht nannte, waren absolut richtig, und fand man mitunter auch manchen Ort nicht selbst auf der genauesten Karte (denn absichtlich wurden die größeren verschwiegen), so konnte man doch den Gang der Ereignisse verfolgen. Viel Ergänzung boten zudem noch mündliche Berichte wie die Briefe von der Front. Erklärte der Generalstabsbericht die Niederlage in Ostpreußen für einen „strategischen Rückzug", so sagte ein Offizier: „Es war alles wie bei Mukden, nur dreimal schneller." Die Soldaten klagten, daß sie, ohne ein Gewehr gesehen zu haben, zur Front müßten, waren erbost, daß sie nur sechs Patronen pro Tag bekamen. Wir hörten von vielen Gefangenen, bekamen ja auch englische und amerikanische Zeitungen, und zuweilen gelang es uns sogar, die Zensurschwärze zu entfernen und in das Geheimnis zu dringen. Manches mußten wir ja nachlesen, als wir nach Deutschland endlich, endlich! kamen, aber unser Gesamtbild war richtig. Auch heute ist der russische Generalstabsbericht noch genau so stilisiert wie vor einigen Monaten. Er gibt richtig die Orte an, ungefähr richtig auch, was sich dort zutrug, verschweigt meistens die Niederlagen und siegt immer rückwärts. Das war immer unser Trost: „Sie haben gesiegt: zurück." Es war ein starker, kraftgebender Trost in der Oede der Gefangenschaft mit ihrem Auflösen der Persönlichkeit, ihrem Entnerven und Schlaffmachen, es war die Freude des Tages in all den Polizeischikanen und in der siedenden Sonne in der baumlosen Steppe, in der wir waren.

Gottfried Traub / Standhaftigkeit

Nicht siegen, sondern stehen,
das ist in Gott gestehen.
Neokorus.

Die alten Holsten verstanden zu stehen. Was ihr alter Pfarrer Neokorus in seiner Schrift voll Liebe zu seinem Volk ausspricht, hat ihnen das Innerste ihrer Seele enthüllt. Als Dahlmann die Rechte von Schleswig-Holstein vertrat und die gemeinsame Deutschheit dieser Herzogtümer wieder langsam ins Bewußtsein der Bewohner schob, freute er sich dieses gesunden Stolzes, in dem Bauer und Ritter gleicherweise standen, ohne zu weichen, standen, ohne zu fallen.

Man sehnt sich heute im deutschen Vaterland nach Männern, die stehen. Wozu fragen, was der oder jener dazu sagt, wie die oder jene sich entscheiden? Wo Sturmnot ein Schiff überfällt, fängt man mit abhängigen Kreaturen nichts an. Der Sinn für das eine, was not tut, muß einzig das Herz füllen. Was sind Parteien, Gruppen, Kirchen? Nichts sind sie ohne das Vaterland. Das Vaterland ist nicht dazu da, daß einzelne ihr Geschäft mit ihm machen. Zum Erbarmen arm sind wir geworden. Wir erleben die reichste Zeit, die je über Deutschland kam, und noch gibt's Menschen, die den Sinn des Wortes „Vaterland" erst zu buchstabieren anfangen. Da schickte uns der Herrgott sein Lutherjahr. Man atmet auf, weil da ein Mensch ist, der steht. „Hier stehe ich" — der einfachste Satz von der Welt. Aber man fühlt die Unheimlichkeit einer Urkraft, die steht und wirkt und sich nicht werfen läßt. Nicht er steht, sondern in ihm steht eine neue Welt, der Trotz der Zukunft. Bismarck steht. Er hatte auch seine kleineren Tage und war kein Heiliger. Aber in ihm brannte Deutschland, wie die Sonne im Weltall. Er stand fest und fester, je toller es um ihn herging. Man wußte, daß einer regiert zum Wohl des Vaterlandes. Das war Glück. So steht er heute noch als Burgwart für die Freunde, als der gesegnete Hasser aller Feinde. Unser Heer steht. Ja, es „steht" seinen Mann. Fühlen wir nicht die Kluft zwischen dieser Tat da draußen und dem politischen Krämergeist zu Hause? Fühlen wir das wirklich nicht? Dort steht man, aber hier, wie viel Wenden und Sichdrehen, Horchen, Beugen, Schleppen und Sichschleppenlassen! Regieren ist eine Kunst, und wo ein glückliches Regiment ist, regieren wenige, und den Ausschlag gibt eine große einzige Verantwortung. Geteilte Verantwortung ist der Tod jeder Verantwortung. Das Heer steht, weil der einheitliche Befehl regiert. In Sturmzeiten muß einer auch zu Hause sein Leben und seinen guten Namen wagen. Nichts geht ihn an, weder Freundschaft noch Kameradschaft; das alte Wort steigt zu ihm im Traum und am hellichten Tag: „Gehe aus deiner Freundschaft und aus deiner Verwandtschaft in ein Land, das ich dir zeigen will." Wo ist dies Land? „Im Dunkel." Ist's nicht Wahnsinn, so zu handeln? „Glauben ist Wahnsinn für die Memme, Lebenslust für den Mann." Ich kenne keine Menschen, die „standen", ohne solchen innersten Glauben an die großen Mächte, denen ihr Herz geweiht war.

Dann wird man furchtlos. Unser Volk verdient, daß man ihm seinen Mut nicht mindert, sondern mehrt. Wo sind die Zeiten hin, da man wirklich noch sagte: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt"? Ja, wo seid ihr hingegangen? Es gibt gar keinen Feind draußen. Es gibt nur einen Feind bei uns zu Hause, und das war von jeher der schlimmste. Er heißt: Furcht!

Max Jungnickel / Der Frühlingssoldat

Du meine liebe, lustige Märchenfeder, nun muß ich dich verlassen.

Seid zum letzten Male gegrüßt, meine stillen Bücher und auch du, mein Tintenfaß.

Seht euch vor, ihr Himmelschlüssel und Goldkäferlein und Ameisen; meine wilden Soldatenstiefel kommen!

Du, meine trauliche Dachstubenlampe, hast du einmal etwas von Patronentaschen gehört; von einem Helm; von einem Soldatenmantel; von einem Säbel; einem Gewehr?

Meine neuen Freunde sind's.

Das sind grausige Gesellen.

Die können nicht lachen.

Oh, sind das grausige Gesellen!

Die können nicht lachen; die können nicht tanzen; die können nicht jubeln.

Oh, sind das grausige Gesellen!

Querpfeifentöne und Trommelwirbel und Kommandeworte rasen vor diesen Gesellen her.

Hinterher klappert und feixt und brüllt der Tod.

Lebe wohl, meine liebe, lustige Märchenfeder!

Irgendwoher wird ein schwarzer Bleistift kommen und wird mein Kamerad sein.

Unterm staubigen Helm lacht mein Jungengesicht.

Und die Frühlingssonne lacht.

Eine Lerche hat vom Frühlingshimmel selige Melodien geholt und streut sie nun über unseren Exerzierplatz aus.

„Das Gewehr über!"

Ein Ruck, und hundert Gewehre krachen an die Schultern.

Und die Lerche, die Sängerin aus dem Hofstaat des lieben Gottes, schwebt und singt und jubelt über uns und über die Gewehre.

Irgendwo steht ein Häuschen und ein Gartenzaun und Blumen, viele Blumen.

Eine Lerche trägt mit ihrem Lied das Häuschen und den Gartenzaun und die Blumen durch verzauberte Märchen.

Ob es dieselbe Lerche ist, die überm Exerzierplatz fliegt?

Ob — es — dieselbe — Lerche — ist? —

„Links um!"

„Ab—teilung — marsch!"

Ob — es — dieselbe — Lerche — ist?

„Abteilung Müller! Mit zwei Schritten Zwischenraum schwärmen! — Marsch!"

Neununddreißig Gewehre fliegen unter neununddreißig Arme.

Aus zwei Linien wächst blitzschnell eine lange Linie und jagt über den Exerzierplatz hin.

Der Unteroffizier, eine gute, herzige Bauernnatur, brüllt aus seinem braunen Schnauzbart: „Stellung!"

Blitzschnell fliegt die Linie auf die Erde; zwischen Staub und Schmutz, zwischen Steine und Gras.

Und wie ich mich hinstürze, lachen mich und kichern mich drei liebe Gänseblümchen an.

Ich reiße das Gewehr nach vorn, ziele und sehe noch, wie die Gänseblümchen vor Lachen das weiße, holde Köpfchen schütteln.

Und ich ziele und lege an, auf ein Gehöft, daß sich ganz in Maienbüsche verkrochen hat.

„Du hast dir ja die Haare schneiden lassen", kichern die Gänseblümchen.

Und ich ziele und ziele.

„Du hast ja lange Stiefel an", lachen die Gänseblümchen.

„Warum singst du denn nicht, warum wirfst du denn deinen Hut nicht in die Frühlingsluft?"

Der Unteroffizier kommt pustend herangelaufen und schreit: „Rühren!"

Und nun spreche ich mit den Gänseblümchen wie mit seligen Boten geflügelter Lüfte.

Und sie erzählen mir vom Sonnengold, vom Himmelsregen, vom Vogelhusch, von Sternennächten und Mückentänzen.

Und ich denke an ein liebes, liebes Herz, das irgendwo sehnsüchtig auf mich wartet.

„Zu — m — Sprun — g!"

Ich breche die Gänseblümchen und stecke sie schnell in meine Patronentasche.

Dann reiße ich das Gewehr auf, ziehe mein rechtes Bein an und — „Auf!" und renne, renne, renne.

So habe ich noch nie, noch nie gerannt.

Als ich nach Hause kam, in die graue Kasernenstube, zog ich die Gänseblümchen aus der Patronentasche.

Aber sie konnten nicht mehr singen, nicht mehr erzählen, nicht mehr lächeln.

Die Patronen, die wilden, wilden Patronen, hatten die lieben Gänseblümchen zerdrückt.

Und eine habe ich so lieb; irgendwo.

Und sie wartet so sehnsüchtig auf mich; irgendwo.

Und der Anblick der toten Blumenköpfchen wird nie verlöschen.

Ich habe ihr die Blumen mit in den Feldpostbrief gesteckt.

Auf die letzte Seite meines Soldbuches habe ich, bei einem traurigen, flackernden Soldatenlicht, als schon alle schliefen, ein Wiegenlied geschrieben.

Mit Bleistift habe ich's geschrieben.

Alle zehn Tage bekomme ich drei Mark dreißig Pfennig.

Und jedesmal, wenn ich über die drei Mark dreißig quittiere, fängt's leise, ganz liebestill an zu singen:

Stecke dein Näschen unter die Deck'.
Eia — popeia.
Horche, es raschelt im Fliederbusch!
Der Wind geht nach Hause mit husch, husch, husch.
Guckt zum Fenster hinein.
Bläst ums Bettchen dein.
„Stecke dein Näschen unter die Deck'.
Eia — popeia — —"

Gestern blätterte der Feldwebel in meinem Soldbuch; sah mein kleines, liebes Wiegenlied und wurde wütend. Eine halbe Stunde mußte ich nachexerzieren. Das hat mir so weh, so herzlich weh getan. Draußen duften so selig die Fliederbüsche. Irgendwo steht ein stilles Bettchen, und ich muß mein liebes Wiegenliedchen ausradieren.

Daheim sehen wohl jetzt die Rechenbücher und die Lesebücher und die Schiefertafeln ganz anders aus, als im Winter?

Lächeln können sie wohl jetzt und singen?

Ach, die guten Lesebücher und Schiefertafeln!

Und wir ziehen hinaus, irgend wohin, das Gewehr an der Schulter. Stiefel knallen auf das Straßenpflaster.

Die Häuser im Städtchen bekommen glänzende Augen.

Auf dem alten Ziehbrunnen, der von Wegerich und Löwenzahn ganz überblüht ist, liegt träumende Morgensonne.

„Links — rechts!"

„Links — rechts!"

Ein alter Rechnungsrat steht am Straßendamm; bucklig, bebrillt, vertrocknet.

Man sieht es ihm an, daß verstaubte Akten hinter ihm herkriechen.

Und wir singen und wir singen und singen.

An meinen Stiefeln kleben zertretene Blumenköpfchen.

In meinem Tornister, neben einer Konservenbüchse und einer Schuhbürste, liegt eine Puppe; eine blonde, zottelhaarige Puppe, die Kinderpuppe meiner Frau.

Als ich auszog, hat sie mit Tränen und leisem Singen der Puppe ein neues Kleid genäht.

Und alles Glück und alle Seligkeit hat sie mithinein in das Puppenkleid genäht.

Und wir singen und wir singen und singen.

Und hinter mir, auf meinem Rücken, singt's ganz leise, ganz weh, wie eine weinende Fabel.

Und wir ziehen hinaus; irgend wohin; irgend wohin.

Und die Kinderpuppe meiner Frau liegt in meinem Tornister.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Großhandel und Genossenschaften. In den Beratungen des Großhandels-Verbandes über das Genossenschaftswesen in Berlin betonte Reichstagsabgeordneter Keinath, der Geschäftsführer des Großhandelsverbandes, mit besonderer Schärfe, daß die Gefahren, welche die Einkaufsgenossenschaften dem Großhandel brächten, sehr bedenklich seien. In der Aussprache wurde dieser scharfe Standpunkt von allen Seiten als richtig anerkannt und die mildernde Ansicht des Referenten zurückgewiesen. Die Meinung, daß der Großhandel als Großkapitalist die Genossenschaftsbewegung nicht zu fürchten habe, sei falsch. Viele Genossenschaften verkauften nur gegen Kasse und bedürften daher der großen Kapitalien nicht. Ein Redner wies besonders auf die Einkaufsgenossenschaften der Kolonialwarenhändler hin, die namentlich, soweit sie im Verbande deutscher kaufmännischer Genossenschaften zusammengeschlossen seien, die offenkundige Tendenz hätten, den Großhandel vollständig auszuschalten. Produzenten und Fabrikanten unterstützten diese Bestrebungen noch dadurch, daß sie den Organisationen Rabattsätze und die gleichen Einkaufspreise wie dem Großhändler bewilligten. Auch die Regierung begünstige die handelsfeindlichen Bestrebungen. Wiederholt kam in den Verhandlungen zum Ausdruck, daß der Großhandel selbst und durch Einwirkung auf die Fabrikation die Einkaufsgenossenschaften boykottieren müsse. — Natürlich wird diese Stellungnahme des Großhandels von den Einkaufsgenossenschaften der Kleinhändler lebhaft bekämpft. Dabei sind sie aber selbst wieder aus ganz ähnlichen Gründen heftige Gegner der Verbrauchergenossenschaften.

Militärverwaltung und Sozialpolitik. Für das erfreuliche sozialpolitische Verständnis der Militärverwaltung liegen zwei neue Beweise vor. Durch Rundschreiben vom Mai d. J. erließ das Kriegsamt folgende Verordnung: „Es werden immer wieder Fälle bekannt, in denen Reklamierte bei gleichen Leistungen schlechter entlohnt werden als Hilfsdienstpflichtige oder Nichtwehrpflichtige. Das Departement weist demgegenüber darauf hin, daß Reklamierte freie Arbeiter sind und daß die Tatsache der Reklamation unter keinen Umständen den Anlaß geben darf, besondere, von den üblichen abweichende Lohn- und Arbeitsbedingungen zu schaffen." — Mitte Mai haben im Kriegsamt zu Berlin Vorstandsvertreter des Holzarbeiterverbandes beim Kriegsamt, der Feldzeugmeisterei und den Artilleriewerkstätten durchgesetzt, daß die preußische Militärverwaltung den Geschoßkorbtarif als unbedingt verpflichtend anerkannt hat. Den Geschoßkorblieferanten und Unternehmern wurde Mitteilung davon gemacht, daß die Einhaltung des Tarifs von jetzt ab vorgeschrieben sei und private Einzelverträge ihn nicht mehr außer Kraft setzen könnten. Die Militärbehörden gehen damit auf dem Wege weiter, den zuerst die Bekleidungsämter mit der Anerkennung der Unabdingbarkeit der Lohntarife eingeschlagen haben.

Gewerkschaftswünsche für die künftige Friedenswirtschaft. Die vier großen Gewerkschaftsverbände und die Angestelltenverbände, jene praktische Arbeitsgemeinschaft, die während des Krieges schon wiederholt gemeinsame sozialpolitische Forderungen einreichte, hat sich jetzt mit einer Eingabe an Bundesrat und Reichstag gewandt, um ihre wohlbegründeten Wünsche für die künftige Uebergangs- und Friedenswirtschaft anzumelden. Darin wird die Zuziehung von Arbeiter- und Angestelltenvertretern zum Reichskommissariat für Uebergangswirtschaft verlangt, damit sie mitarbeiten bei: Regelung der Kontrolle der gesamten Ein- und Ausfuhr von Waren bis zur Wiederkehr normaler Wirtschaftsverhältnisse; Ausschaltung der Konkurrenz und Beschränkung des Gewinnes beim Einkauf von Waren im Auslande; Genehmigung der Wareneinfuhr bei Inlandsmangel; Kontrolle der Schiffahrt; sofortiger Ausbau der Binnenwasserstraßen; Verteilung der Rohstoffe und Halbfabrikate durch die für die einzelnen Industrien gebildeten Kriegsgesellschaften; Schaffung von Wirtschaftsämtern in den einzelnen Bundesstaaten; rechtzeitige Vorbereitung von öffentlichen Lieferungen und Arbeiten zur Hebung der gesamten Volkswirtschaft; Kontrolle aller Syndikate durch das Reichskommissariat. In der Lebensmittelversorgung nach dem Kriege wird gefordert: Beibehaltung der Höchstpreise, Beschlagnahme und Rationierung, Strafbestimmungen gegen übermäßige Preisforderungen. Die Reichsgetreidestelle, die Zentraleinkaufsgesellschaft und die mit ihr in Verbindung stehenden Gesellschaften, die zur Beschaffung von Nahrungsmitteln notwendig sind, sollen zunächst weiter bestehen bleiben. Ebenso muß das Verbot der Ausfuhr von Nahrungsmitteln bestehen bleiben, bis der ungehinderte Verkehr bei einer genügenden Versorgung des Marktes wieder möglich ist. Die Einfuhr von Vieh, von Nahrungs- oder Futtermitteln ist weiter zu begünstigen. Die Erzeugung von Nahrungsmitteln ist durch weitgehende Unterstützung zu fördern. Zu diesem Zwecke soll der Erwerb und die Ausnutzung von genossenschaftlich erworbenen und verwalteten Maschinen und Betriebseinrichtungen, die Beschaffung von künstlichem Dünger, Saatgut und Futtermitteln begünstigt werden. Jede Benachteiligung der Konsumvereine ist zu beseitigen. Für die Arbeitsvermittlung wird eine gesetzliche Regelung für das ganze Reich verlangt. Bis zum Erlaß eines solchen Gesetzes soll die weitere Ausgestaltung und Festigung der Zentralstellen erfolgen, durch die ein Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage zu erzielen ist. Den aus dem Heeresdienst Entlassenen und den Hilfsdienstpflichtigen soll bei Annahme der Beschäftigung nach auswärts freie Fahrt gewährt werden, da voraussichtlich zahlreiche Personen ihre Arbeitsstätte wechseln müssen und die Mittel nicht dazu haben, um die Uebersiedelung vornehmen zu können. Diese Maßnahme soll auch dazu dienen, daß dem deutschen Arbeiter ein Schutz gegen ausländische Konkurrenz gewährt wird. Den ausländischen Arbeitern soll die Gelegenheit nicht genommen werden, in Deutschland Arbeit zu nehmen, zunächst muß aber dafür gesorgt werden, daß die deutschen Arbeiter Lohn und Brot bekommen. Die Entlassung der Kriegsteilnehmer und der Hilfsdienstpflichtigen soll nicht ohne Zwang verzögert werden. Die während des Krieges außer Kraft gesetzten Arbeiterschutzbestimmungen müssen nach Friedensschluß sofort wieder in volle Wirkung treten. Das Verbot der Nachtarbeit in Bäckereien, der Siebenuhr-Ladenschluß für offene Verkaufsstellen sind beizubehalten. Dort, wo die Arbeitszeit in Reichs-, Staats- oder Gemeindebetrieben verlängert werden mußte, soll sie wieder herabgesetzt werden. Die außer Kraft gesetzten Bestimmungen des Arbeiterversicherungsgesetzes (mit Ausnahme der Krankenversicherung der Hausgewerbetreibenden, die neu zu regeln ist) sind wieder in Geltung zu bringen. Die Wöchnerinnenunterstützung ist in die R.V.O. einzufügen. Zur Schlichtung von Tarifstreitigkeiten und Arbeitsdifferenzen sind amtliche Schlichtungsstellen auf paritätischer Grundlage zu errichten. Die für den Hilfsdienst geschaffenen Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und Schlichtungsstellen sind für die Friedenswirtschaft sinngemäß zu übertragen; an Stelle der militärischen Vorsitzenden treten die Gewerbeaufsichtsbeamten. Durch Reichsgesetz ist eine anerkannte Vertretung der Arbeiter und Angestellten in Kammern auf beruflicher Grundlage zu gewähren. Für die Heimarbeitsberufe sind die bisher errichteten Fachausschüsse beizubehalten.

Die deutschen Sparkassen i. J. 1916 zeigten nach der „Sparkasse" weiter eine sehr günstige Entwicklung. Der ungeheure, nie geahnte Geldstrom, der sich seit Kriegsbeginn in die deutschen Sparkassen ergoß, hat angehalten. Der Ueberschuß der Einzahlungen über die Rückzahlungen betrug 2430 Mill. Mark gegen 2491 Mill. Mark i. J. 1915. Zu diesem Kapitalüberschuß treten noch die Zinsen hinzu. Diese betragen jetzt rund 700 Mill. Mark, so daß also der gesamte Zuwachs der Sparkassen i. J. 1916 3130 Mill. Mark beträgt, natürlich ohne die Abbuchungen auf die Kriegsanleihen. Der Einlagenbestand zu Kriegsbeginn war 20 300 Mill. Mark. Während des Krieges sind an Einlagen und Zinsen hinzugegangen 7500 Mill. Mark, auf die von den Sparern gezeichneten Kriegsanleihen verrechnet 7530 Mill. Mark. Die Durchschnittsbeträge der Einlagen bewegen sich zwischen 300 und 350 Mark. Die Zahl der Sparbücher hat außerordentlich zugenommen, so daß alles darauf hindeutet, daß trotz des Krieges breite Bevölkerungsklassen in günstigeren wirtschaftlichen Verhältnissen leben, was allerdings auch die gegenteilige Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen vermag, daß vielleicht ebenso starke Schichten in ihren Verhältnissen erheblich zurückgegangen sind.

Büchertisch

Paul Lindau, **Nur Erinnerungen.** (J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin-Stuttgart 1917. Bd. I u. II brosch. je 6,50 M., geb. 9 M., bzw. 9,50 M.)

Der zweite Band von Lindaus Erinnerungen ist soeben herausgekommen; damit ist das Werk noch nicht abgeschlossen und wir dürfen wenigstens noch auf einen dritten Band hoffen, der sobald folgen möge, wie der zweite dem ersten. Es geht aber wirklich nicht an, die Anzeige bis zur Vollendung des ganzen Werkes zu verschieben. Gewiß, es sind „Nur Erinnerungen", es handelt sich um kein Buch, das man in gegenwärtiger Zeit lesen muß. Aber es ist sehr viel, daß man diese „Nur Erinnerungen" in gegenwärtiger Zeit lesen kann. Die bunten, heiter zarten Blätter, die Paul Lindau aus seiner überquellend reichen Lebensmappe vor uns hinstreut, sind ein stiller Trost; man flüchtet sich zu ihnen wie in einen Winkel süßen Vergessens vor den fast unerträglichen Spannungen der Zeit. Und wirklich, Paul Lindau hält uns fest, wir hören ihm nicht zerstreut zu mit ewig gespanntem Horchen nach den erwarteten Ereignissen der politischen Gegenwart, sondern die Stunden des Abwartens und der Erholung, die wir uns gönnen dürfen, gehören ihm ganz, sobald sein lieber Plaudermund angefangen hat zu sprechen.

Unendlich bescheiden stellt der Autor dieser Erinnerungen sein eigenes Leben, seinen Aufstieg und seine umfassende Arbeit als Journalist, Redakteur, Theaterleiter und Intendant in den Hinter-

grund gegenüber den Bildern seiner großen und kleinen Zeitgenossen, denen er auf seinem Lebensweg flüchtig begegnet oder mit denen er lange Strecken Weges zusammen gewandert ist. Fast möchte man diese sympathische Bescheidenheit sachlich bedauern, denn der Autor verdient es, daß auch sein Lebensbild sich deutlicher abhebt neben dem all der anderen. Was Lindau uns schließlich gibt, ist ein buntes Mosaik des Lebens, ein Kaleidoskop der Geistesgeschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wundervoll ist das Bild des gesellschaftlichen Berlins, das von den Tagen der Revolution bis zur letzten Gegenwart immer wieder in scharfer Beleuchtung auftaucht, so oft Lindaus verschlungener Lebensweg ihn hierher zurückführte. Der zweite Band erzählt von dem Stammtisch beim alten Dressel, von den Kreisen der Kladderadatschleute, von Hofmann, Kalisch, Ernst Dohm, dessen Porträt am feinsten gezeichnet ist, von Löwenstein und Johannes Trojan. Im ersten Band gab das Leben Brachvogels den Stoff zu einer heiter-wehmütigen Berliner Idylle. Paris mit den Erzählungen von den letzten Lebensjahren Heines und dem Wagnerskandal ziert den ersten Band, das Gegenstück Wien mit den Höhenpunkten der Erinnerungen an Johann Strauß, an Laube, Dingelstedt und Wilbrandt, die Burgtheaterdirektoren und Burgdichter genießen wir im zweiten. Es ist nicht alles funkelnagelneu, was uns Lindau auftischt, manches, wie seine Blätter über Lassalle und die Anfänge der Sozialdemokratie im Rheinischen erinnern wir uns, schon früher gelesen zu haben. Tut nichts, es ist prächtig, das alles zusammen zu haben. Wirklich, ein ganzes Leben steckt in diesen Blättern. Menschen stehen wieder auf, lachen, weinen und sterben, Städte wachsen vor uns aus bescheidenen idyllischen Anfängen zu rauschenden Metropolen, Landschaften blühen sommerlich auf, am schönsten wohl das Land um Wien und die rheinische Herrlichkeit. Arbeitsame Tage reihen sich an verschwärmte Nächte, und nimmer verläßt uns die spielende Beweglichkeit, die tapfere lachende Lebenslust des Dichters. Absichtslos ist der Stil seiner Erzählungen, vielleicht nicht immer ganz zum Vorteil des Buches, es gibt hier und da breite Stellen, Zitatenfüllsel und nicht sehr tiefe Räsonnements. Aber im luftig Leichten, im Zwanglosen und selbst im Gleichgültigen liegt doch der Zauber dieses Lebens und seiner Kunst, und wahrscheinlich ist dieser Zauber nicht nur eine Mitgift gütiger Genien, sondern das Geheimnis einer sehr strengen Arbeit an sich selbst. Dr. Schotte.

Unter Eskimos und Walfischfängern. Eismeerfahrten eines jungen Deutschen von Kurt Faber. Mit einem Geleitwort von Erwin Rosen. 7. Auflage. Verlag Robert Lutz, Stuttgart. XXV und 369 Seiten. Mit einem Titelbild und einer Karte. Geh. 6 M., geb. 7,50 M., in Hlbfrz. 8,50 M. Memoirenbibliothek 5. Serie, 8. Band.

Kurt Faber ist ein junger Elsässer. Reisen und Wandern ist von jeher seine große Passion. „Er liest gern Bücher," sagt sein Vater, „lassen wir ihn Buchhändler werden." So kommt er nach Freiburg in die Wagnersche Universitätsbuchhandlung; er bleibt nicht lange und studiert eine Zeitlang Chemie; auch da hält er es nicht aus und geht schließlich nach Amerika. „Dort hackt er Mais und pflückt Baumwolle, hütet Kühe und ärgert sich mit Maulesseln, die störrischer sind als er selber, versucht sein Glück in den mexikanischen Kupferminen und wäscht Geschirr in dem stinkenden Hinterhof des Palasthotels von Los Angelos." Schließlich kommt er nach Frisko, wo er in einer Hafenkneipe für den „Bowhead", einen Walfischfänger, gekapert wird. Dreieinhalb Jahre bringt er unfreiwillig im Eismeer zu, endlich wagt er die noch nie unternommene Reise durch das Nordwestterritorium zu Fuß und im Boot in Begleitung von Eskimos, bis er — gegen Ende des Buches — glücklich in zivilisierter Gegend anlangt. Diese Walfischfängerfahrten im Eismeer und das Wagnis der Rückreise bilden den Inhalt des Buches, dem Erwin Rosen, der Verfasser der drei Bände „Der deutsche Lausbub in Amerika" ein Geleitwort mitgegeben hat, in dem er den zweifachen Wert herausstellt: „Erstens habe hier wieder einmal ein Deutscher die großen Abenteuerlichkeiten der Welt- für die Sittengeschichte festgelegt. Denn diese Art von Walfischfängerei ist heute nicht mehr oder wird wenigstens bald nicht mehr sein". Damit ist der sehr bedeutende kulturhistorische Wert des Werkes bezeichnet; in dieser Hinsicht erinnert es an das Buch eines jungen Hamburger Dichters, der die heute gleichfalls eingegangene Finkenwärder Hochseefischerei in einem prächtigen Gemälde festgehalten hat: der in der Seeschlacht am Skagerrak gebliebene Gorch Fock in seinem Roman „Seefahrt ist Not". Zum zweiten wird aus dem Buch eine politische Forderung gezogen: „Hunderttausende von Deutschen düngten die Arbeitsäcker in allen Ecken der Erde mit ihrem Leben und gaben anderen Völkern unser Wertvollstes. . . . Diese Kraft für uns selbst zu retten, ist eine große Aufgabe, wundervoll hineinpassend in unser Denken in dieser großen Zeit des schweren Krieges . . . . Weshalb zum Kuckuck muß der deutsche Unruhgeist nach Amerika gehen? . . . Warum lassen wir den tollen, leichtsinnigen Draufgänger, warum lassen wir ihn seine Tollheit und Kraft nicht dort ausüben, wo es nützlich für uns ist? Auf unsere Meere gehört Bruder Leichtfuß, auf unsere Schiffe, in unsere Kolonien, in unsere Welt. Der nahe und ferne Orient sei unser neues Amerika!" Gewiß eine Forderung, der man aus vollem Herzen zustimmen wird.

Doch bleibt noch eines zu sagen, was bei Memoiren keineswegs selbstverständlich ist: Das Buch ist in frischer und schlichter Sprache geschrieben mit lange nicht gekannter, echter und rechter Lust am Erzählen, die aus dem unversieglichen Quell überreicher Erlebnisse schöpft, und uns packt und nicht losläßt, bis wir am Ende sind; und uns gespannt auf die südamerikanischen Erlebnisse warten läßt, deren Erzählung versprochen wird. Da hinter allen bunten Abenteuern ein ganzer, tüchtiger Mensch steht, so ist das Buch einer starken, menschlichen, erzieherischen Wirkung fähig; alle diese Eigenschaften geben den Wunsch auf, das Buch möchte vor allem in die Hände der deutschen Jungen kommen, die es zweifellos bis auf Fetzen zerlesen werden; wiewohl gerade hier zu sagen ist, das jung und alt seine helle Freude daran haben kann. F. Oswald.

Das moderne Zollschutzsystem, seine wissenschaftlichen Befürworter und Gegner in Deutschland seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts. (Von Dr. Fritz Mender, Zürich 1916, Orell Fueßli, 232 S., 8°, Preis 4,20 M.)

Der Gelegenheitsschriften und der wissenschaftlichen Arbeiten, die das „Moderne Zollschutzsystem in Deutschland" behandeln, sind so viele, daß sie sich selbst von Fachleuten kaum übersehen lassen. Daher war es von besonderem Wert, die seit Jahrzehnten umstrittenen Fragen an Hand der Literatur zusammenfassend darzustellen, wie dies Fritz Mender in seiner Berner Dissertation recht glücklich versucht hat.

Die Abhandlung zerfällt in 5 Abschnitte. Zuerst wird die Grundlage betrachtet, auf der die Befürworter des Schutzzollsystems ihre Beweisführung aufbauen, nämlich der Gegensatz: Industriestaat—Agrarstaat, Weltwirtschaft—Volkswirtschaft (Nationalwirtschaft). Als zweites Problem grundsätzlicher Art ist das Bevölkerungsproblem in seinen Beziehungen zum Protektionismus behandelt. Dem landwirtschaftlichen und dem industriellen Schutz sind zwei weitere Abschnitte gewidmet. Mender kommt zu dem Schlusse, daß die deutschen Agrarzölle ein wirtschaftspolitisches Mittel von negativer Bedeutung für die Landwirtschaft sind, weil sie die Lasten der Grundrente erhöhen, die zusammen mit anderen Ursachen die Entwicklung der produktiven Kräfte der Landwirtschaft unterbinden. Als Agrarschutz schädigt das moderne Schutzzollsystem die Industrie durch die Einschränkung des inneren und des äußeren Marktes sowie durch die Verteuerung der Rohstoffe und der Lebenslage der Arbeiter. Als Industrieschutz ist es dagegen längst seines erzieherischen Charakters entkleidet worden. Es dient zur Bildung monopolistischer Organisationen, zur Ausbeutung des inneren Marktes, zur Bekämpfung des Wettbewerbes auf dem Weltmarkte und zur kapitalistischen Ausdehnung der Schwerindustrie. In dem 5. Abschnitt wird die Einwirkung des Schutzzollsystems auf die breiten Volksmassen, auf den „sozialen Frieden" behandelt.

Die Arbeit ist schon vor dem Kriege fertiggestellt. Hinsichtlich der Wirkungen des Krieges wird darauf hingewiesen, daß, wenn der Krieg Deutschlands Fluren nicht gerade in der Zeit heimgesucht hätte, als die Ernte eben eingebracht war und die Arbeit des Einfuhrscheinsystems noch nicht beginnen konnte, die angeblichen „Segnungen" des Schutzsystems ihre andere Seite in viel schärferem Maße gezeigt hätten. Die deutsche Landwirtschaft habe sich nämlich vermöge des Einfuhrscheinsystems bis zum Kriege nicht dem inländischen Verbrauch, sondern dem erzielbaren Profit anzupassen versucht.

Die fleißige und übersichtliche Arbeit sollte von Theoretikern und Praktikern gelesen werden und namentlich als Einführung in das Studium der speziellen theoretischen und praktischen Zollschutzliteratur Beachtung finden. Julius Luebeck.

Ein neues Lutherbild.

In diesem Jahre sind eine ganze Reihe neuer Lutherbilder entstanden, gute und schlechte. Zu den ersteren rechne ich das von Arthur Kampf, zu den letzteren das von Louis Corinth. Jede Kirche sollte doch das Bild dieses Gottesmannes an bester Stelle zeigen; denn in diesem Helden des Herzens und der Glut, der Sprache und der Freudigkeit finden sich viele zusammen, die sonst getrennte Wege gehen. Im Verlag von Grauert u. Zink, Berlin W 30, Eisenacher Straße 4, hat W. Ratzke eine Steinzeichnung des Lutherkopfes erscheinen lassen, die würdig und innig das liebe alte Antlitz wiedergibt, ohne aufgeregtes Pathos und ohne die letzte Leidenschaftlichkeit mehr im Sinne des Seelsorgers und Hausvaters, des Betreuers des deutschen Hauses. Der Preis ist niedrig, so daß auch jede kleine Gemeinde ihn erschwingen kann. Wir dürfen in diesem Jahr nach außen nicht mit großen Feiern hervortreten; in der Stille wollen wir aber desto lebendiger die Tatsache von 1517 uns vor die Seele stellen. In den Kirchen, den Gemeindehäusern, den Konfirmandensälen muß Luther von den Wänden grüßen. P. S.

Digitized by Google

Sprechsaal

Die Meinung der Männer des Schützengrabens.

Wir erhalten eine solche Fülle von Zeitschriften über die Stimmung der Front, namentlich der Westfront, in der Kriegszieldebatte, daß wir den Wunsch nach Veröffentlichung unmöglich allgemein erfüllen können. Wir greifen noch einmal zwei Briefe heraus, in denen am klarsten und kürzesten gesagt wird, was fast ausnahmslos alle Einsender meinen.

Ein Kompagnieführer von der Westfront schreibt:

Eben lese ich eine alte Nummer (23) der „Hilfe". Darin ist ein Brief eines Offiziers der Westfront abgedruckt, in dem eine kräftige Meinung gegen die Alldeutschen ausgedrückt wird. Daß einer, der seit Jahr und Tag treu dem Vaterland sein Leben zur Verfügung gestellt hat und dem der klapprige Sensenmann ein guter Bekannter geworden ist, daß so einer allmählich mürb wird und sich nach jedem Frieden sehnt, wird jedermann verstehen — werden die Alldeutschen sagen. Daß wir deutschen Soldaten aber nicht vor dem Gegner mürb werden und daß wir so lange unsere Pflicht unbedingt tun, als von uns verlangt wird, braucht nicht gesagt zu werden. Aber alldeutsche und übertriebene Forderungen gibt es bei den Millionen in vorderster Linie nicht, und die Reden unseres Reichskanzlers finden ein starkes, dankbares Echo in den unerschütterlichen Herzen dieser Millionen.

Ein Oberstabsarzt schreibt:

In der „Hilfe" las ich kürzlich die Ausführungen eines Offiziers von der Front über die Stimmung draußen gegenüber den alldeutschen Treibereien. Ich kann diese Ausführungen ihrem vollen Inhalt nach bestätigen. Seit Herbst 1914 stehe ich draußen und höre die Aeußerungen der kämpfenden Truppe, von Frontsoldaten, von Offizieren, bis zu solchen hinauf, die an hohen, verantwortungsvollen Stellen stehen. Und ich kann nur aussprechen, daß, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, die verstiegenen Forderungen der Alldeutschen mit Entschiedenheit, vielfach mit Entrüstung, zurückgewiesen werden. Die Stimmung an der Front ist vortrefflich, jeder ist entschlossen, auszuhalten bis zum äußersten, um Deutschland einen ehrenvollen Frieden zu erkämpfen, der ihm gestattet, den großen Kulturaufgaben in Ruhe und Sicherheit nachzugehen. Um so größer ist die Entrüstung gegenüber jenen Kreisen, die sich nicht scheuen, die Forderung zu stellen, Leiden und Opfer der Kämpfer ins ungewisse und ungemessene zu steigern, um solcher Ansprüche auf Machtpolitik willen, deren Undurchführbarkeit auch um den Einsatz noch so großer Blutströme allgemein anerkannt wird, und deren Segen im höchsten Grade zweifelhaft wäre, selbst wenn man sie erzwingen könnte.

Kein Frieden um jeden Preis, keinen faulen Frieden, aber einen ehrlichen und ehrenvollen Frieden, der den Völkern gestattet, nebeneinander sich zu entwickeln. Das zu erkämpfen, ist Wunsch und Wille, — so ist die Stimmung im Heere in den weitesten Kreisen aller Dienstgrade.

Dazu noch eins. Daß nach dem Kriege das Haus, in dem wir wohnen wollen, Licht und Luft für jeden haben soll, daß es in wirklich freiheitlicher Weise ausgebaut werden muß, darüber besteht kein Zweifel. Man täuscht sich, wenn man glaubt, der Frontsoldat stehe diesen Fragen gleichgültig gegenüber. Im Gegenteil. Sie bewegen ihn aufs lebhafteste. Ein freiheitliches Deutschland muß das Deutschland der Zukunft sein — auch darin sind nicht nur die Mannschaften einig, sondern auch unter den Offizieren, auch in Kreisen, die früher solchen Einsichten sich verschlossen, ist diese Meinung so sehr verbreitet, daß Ausnahmen zu den Seltenheiten gehören. Man hört oft genug die Ansicht äußern, wir seien dem von uns erstrebten Frieden um ein gutes Stück näher, wenn man schon jetzt auf dem Wege zum freiheitlichen Ausbau des Staates herzhafte Schritte nach vorwärts täte, ohne nebelhafte Versprechungen für die Zeit nach dem Kriege. Man hat schon sehnsüchtig eine Pfingstbotschaft als Fortsetzung der Osterbotschaft erwartet und war schmerzlich enttäuscht, als sie ausblieb. Wann wird sie kommen, diese Botschaft?

Briefkasten

Gefr. Häußler. Sie können die „Hilfe" als Feldpostbrief an die Soldatenadresse in Oesterreich senden, vorausgesetzt, daß der Empfänger sich nicht in einem festen Standort befindet. In letzterem Falle müssen die Sendungen als Drucksache gehen und frankiert werden.

A. S. 66. Die Hilfe hat für Sie der Deutsche Techniker-Verband in Berlin bestellt und bezahlt.

Bücherwünsche der Hilfe-Leser im Felde: Es werden stets erbeten russische, polnische, englische, französische Wörterbücher, ferner ein solches der lettischen Sprache. Naturwissenschaftliche Werke kleineren Umfangs und gute Unterhaltungsbücher fehlen ganz besonders.

Auf Wunsch geben wir Adressen zur Versendung an oder nehmen die Bücher entgegen.

Geh. Justizrat L. in Leipzig. Die Feldausgabe der „Hilfe" erscheint zum Preise von 1 M. für die minderbemittelten Soldaten während der Kriegszeit und kann nur vom Verlag, nicht durch das Postamt bezogen worden.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 80 Pf.: Gefr. L. im Felde, **1 M.:** Gefr. W. im Felde, Feldgeistl. P. im Felde, Schlosser T. im Felde, San.-Hundführer M. im Felde, Funker R. im Felde, **1,65 M.:** Obermatr. K. im Felde, **1,90 M.:** Lt. M. im Felde, **2 M.:** Feldw. R. im Felde, Lt. J. im Felde, Dr. C. in B., **2,40 M.:** Vizewachtm. L. im Felde, **8 M.:** Dr. H. in W., **10 M.:** Frl. G. in G., **100 M.:** Frl. R. in B.

Bücher für Armee und Marine: Dr. B. in ?: 4 Bücher und „Hilfe"-Hefte, L. S. Soest: 10 Bücher, R. E. in Schöneberg: 4 Jahrgänge Kosmos und 14 Bücher, Lt. R. in Mannheim: 4 Bücher, Kosmos, Stuttgart: ein Paket Kosmoshefte.

Für Bücher für Heer und Marine: Lt. d. Res. H. im Felde 3 M., A. B. in Heidelberg 50 M.

Für Versend. von Naumanns Reichstagsrede **M. N. Bautzen, 20 M.**

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe."**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Nach den letzten erfolgreichen Kämpfen westfälischer Regimenter fand am 30. Juni den Heldentod der

Leutnant d. R. und Kompagnieführer

Theodor Krausfold

Inhaber des Eisernen Kreuzes 1. und 2. Klasse und des Schaumburg-Lippischen Verdienstkreuzes.

In tiefem Schmerz:

Elli Krausfold, geb. Grabow, und Kind.

Herford, den 4. Juli 1917
(Göbenstraße 24).

❖ ❖ Vermischtes ❖ ❖

Wir suchen

Dilthey, Schleiermacher

für einen Leser der „Hilfe".

Baldige Angebote erbeten an die Geschäftsstelle der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Geprüfte Lehrerin (Thüringer.) sucht während der großen Ferien

Landaufenthalt

gegen Erteilung von Unterricht. Zuschriften unter **Ch. B.** an die Geschäftsstelle der „Hilfe".

Wyk auf Föhr
mildestes der Nordseebäder
auch während der Kriegszeit geöffnet.
Führer u. Auskunft Badeverw.

19. Juli 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist ⟡ Rückporto beizufügen. ⟡

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 29

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** v. Bethmann Hollweg. — **Dr. Otto Karstädt:** Verteilungs- und Erzeugungszwang in der französischen Revolution. — **Dr. Walther Schotte:** Max Liebermann. — **Anne Piper:** Warum? — **Margarete Rothbarth:** Glockensagen und Glockenbrauch. — **Gottfried Traub:** Das Eine. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 8. Juli.

— Nach längerer Abwesenheit beginne ich wieder, die Kriegschronik selbst zu schreiben. Alles ist erfüllt von den Reichstagsverhandlungen, über die bis heute keine Berichte veröffentlicht werden, über deren allgemeine Richtung aber Wahres und Falsches in allen Stuben und auf allen Gassen erörtert wird. Der Verlauf dieser Tage ist höchst charakteristisch für die Eigenart des deutschen Wesens. Es vollzieht sich eine Veränderung im Aufbau des deutschen Staates und der deutschen Gesellschaft, wie sie größer nicht leicht gedacht werden kann; aber diese Umwandlung erscheint schrittweise und bedächtig in den Kammern der Volksvertretung und der Staatsämter. Sie vollzieht sich bisher unter vollendeter Wahrung der hergebrachten Formen und kann in keiner Weise als Revolution empfunden werden. Die geschichtliche Frage, warum zwar Engländer, Franzosen und Russen eine große Revolution erlebt haben, wir Deutschen aber nur verhältnismäßig kleine Aufstandsbewegungen im Jahre 1848, beantwortet sich für jeden aufmerksamen Beobachter in diesen merkwürdigen Tagen von selbst: Ein bedächtiges Volk geht mit langsamem Schritt voran, aber es geht voran! Natürlich dürfen jetzt keine neuen Enttäuschungen eintreten.

Das, was die Mehrheit des deutschen Reichstags zum vereinigten Handeln bringt, ist der Wunsch, daß zur Beilegung des Krieges tatsächlich alles geschieht, was menschenmöglich ist. Darin sind Kaiser und Demokratie völlig miteinander einig. Von da aus müssen sie die Formen gemeinsamen Wirkens finden. Wenn bei dieser Gelegenheit von verschiedenen Seiten versucht wird, die Stellung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg zu erschüttern, so wirkt das als eine Ueberbelastung.

Montag, 9. Juli.

Am vergangenen Sonnabend griff ein deutsches Fliegergeschwader London an und bewarf die Hafen- und Speicheranlagen an der Themse reichlich mit Bomben. Unsere Flugzeuge sind mit Ausnahme eines, auf See zugrunde gegangenen, glücklich heimgekehrt. Der deutsche Luftangriff ist eine Antwort auf die engl. Beschießungen von Trier und anderen rheinischen Plätzen. Beide Teile pflegen zu behaupten, von den Luftangriffen keinen großen Schaden gehabt zu haben.

Die russischen Angriffe in Galizien und insbesondere bei Stanislau dauern fort und werden mit großer Zähigkeit wiederholt. An einzelnen Stellen haben sich mitteleuropäische Truppen etwas zurückziehen müssen, im ganzen aber liegt trotz großer russischer Opfer keine Veränderung der Linie vor, und besonders scheint es ausgeschlossen, daß die Russen wieder nach Lemberg gelangen. Wenn man englischen Berichten glauben darf, so ist durch die Angriffe der militärische Patriotismus in Rußland wieder gesteigert worden. Auf der anderen Seite aber wird über Stockholm gemeldet, daß sowohl in Petersburg wie auch teilweise an der Front gegen das Kämpfen überhaupt protestiert wird.

In Frankreich wurde am Chemin-des-Dames mit Erfolg gefochten.

Dienstag, 10. Juli.

Der Chef des Admiralstabes der Marine teilt mit, daß durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte im Monat Juni an Handelsschiffsraum über eine Million Brutto-Register-Tonnen versenkt wurde. Hinzugefügt wird der Satz: Diese Erfolge des U-Boot-Krieges rechtfertigen volles Vertrauen in die unausbleibliche und entscheidende Wirkung auf unsere Gegner.

In den Zeitungen des Auslandes wird die deutsche Parlaments- und Verfassungskrisis mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, ohne daß bis jetzt bestimmtere Schlüsse gezogen werden können. Das Zentrumsblatt „Germania" umschreibt eine beabsichtigte Kriegszielerklärung der Mehrheitsparteien mit folgenden Worten: „Sie ist gedacht als erneutes Bekenntnis zu dem Kriegsprogramm vom 4. August 1914, daß uns nicht Eroberungssucht zu diesem Kriege treibt, sondern daß das deutsche Volk nur zu den Waffen gegriffen hat zur Verteidigung seiner Freiheit und Selbständigkeit und zur Wahrung des territorialen Besitzstandes seines Landes. Es soll ferner in dieser Erklärung zum Ausdruck kommen, daß das deutsche Volk zu einem Verständigungsfrieden nach wie vor bereit ist unter Ablehnung aller Pläne, die auf wirtschaftliche Absperrung und Verfeindung der Völker nach dem Kriege abzielen. Solange unsere Feinde einen solchen Frieden zurückweisen, wird das deutsche Volk in unüberwindlicher Einigkeit den Krieg mit ungebrochener Energie fortsetzen." Einzelne Nachrichten über Beratungen des Kaisers mit den Ministern oder der Minister mit Parlamentsführern an dieser Stelle Tag für Tag einzutragen, hat wenig Zweck. Es ist unter dem Vorsitz des Kaisers ein Kronrat abgehalten worden, über dessen Ergebnis der Reichskanzler bis jetzt keine Mitteilung hat machen können.

Im fernen China scheint der Versuch einer Wiederherstellung der Monarchie schon wieder beendet zu sein; aber was wissen wir eigentlich über China? Was wissen wir über die ganze Welt, die im Hintergrunde der Engländer liegt? Gelegentliche Nachrichten ohne Zusammenhang.

Als eine gute gelegentliche Nachricht ist es anzusehen, daß es den zahlreichen Deutschen in Brasilien nicht schlecht geht und daß sich die dortige Regierung trotz der aufgehobenen Neutralität den Schutz ihres Eigentums angelegen sein läßt.

Mittwoch, 11. Juli.

Bei Stanislau entbrannten gestern früh erneut heiße Kämpfe. Die verbündeten Truppen [illegible]

Digitized by Google

werden jedoch abends vor dem zunehmenden Druck der feindlichen Massen hinter den unteren Lukowicabach zurückgeführt. Es bestätigt sich also, daß die russische Republik nicht nur einen Versuchsangriff gemacht hat, sondern ernste Schwierigkeiten bereitet, was im Interesse des Weltfriedens zu bedauern ist. — Der russische Ministerpräsident Fürst Lwow hat gegenüber einem französischen Zeitungsberichterstatter sich dahin ausgesprochen, es sei zu bewundern, wie rasch Rußland die revolutionäre Krise überwunden habe. Wenn man bedenke, daß heute der ganze neue Verwaltungsapparat wieder funktioniere, so seien drei Monate nur eine kurze Frist gewesen. Auch die Agrarunruhen seien schon wieder auf dem Weg der Beilegung. Die Armee sei auf demokratischen Grundlagen wiederaufgebaut worden. Rußland werde keinen Sonderfrieden machen.

Von Amerika aus wird die wirtschaftliche Bedrohung der neutralen europäischen Staaten fortgesetzt. Die „Washington-Post" schreibt: Die Alliierten sind nicht verpflichtet, die Neutralität der nordischen Länder zu achten, da diese auf die deutschen U-Boote Rücksicht nehmen. Die Alliierten müssen dieser falschen Neutralität ein Ende machen und die dänischen, norwegischen und holländischen Hoheitsgewässer abpatrouillieren. Die Neutralen müssen froh sein über die Behandlung, die ihnen seitens der Alliierten zuteil wird. Zeigen sie sich aber nicht willfährig, so ist es Pflicht der Alliierten, nur Rücksicht auf sich selbst zu nehmen. Obwohl innerhalb der skandinavischen Länder mancherlei Ursache zu einer kritischen Stimmung gegenüber Deutschland vorhanden ist, wirkt doch anderseits die Verschärfung der Abschließung in einem Sinn, der uns nur recht sein kann.

Donnerstag, 12. Juli.

Der Kronprinz ist in Berlin eingetroffen, um an den Besprechungen über die politische Krisis teilzunehmen. Der Kaiser beauftragt den Reichskanzler in seiner Eigenschaft als Präsidenten des preußischen Staatsministeriums, die in der Osterbotschaft angeordnete Wahlrechtsvorlage auf der Grundlage des gleichen Wahlrechtes aufzustellen. Dazu schreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": „Daß dieser Akt, der aus dem gewaltigen Geschehen des Krieges die notwendigen Folgerungen zieht, für Krone und Volk von dauerndem Heil sein werde, ist unsere feste Zuversicht". Obwohl die Erlangung der königlichen Zusage für das gleiche Wahlrecht in Preußen zunächst und hauptsächlich als ein Vorgang der inneren Politik anzusehen ist, so darf er doch an dieser Stelle nicht übergangen werden, weil es für die Beurteilung Deutschlands in der ganzen übrigen Welt von großer Wichtigkeit ist, daß die Behauptung unserer staatsbürgerlichen Unfreiheit mit Recht zurückgewiesen werden kann. Auch wenn zunächst die feindlichen Blätter nichts anderes schreiben werden, als daß dieses Königsversprechen für die Gegenwart ohne Bedeutung sei, so ist es dennoch mit Sicherheit zu erwarten, daß alle politisch geschulten Kreise der anderen Staaten genau wissen, um welche weittragende Veränderung im Wesen der deutschen Staatlichkeit es sich dabei handelt. Durch die Einführung des gleichen Wahlrechtes in Preußen wird die Summe der politischen Freiheitsrechte der Bevölkerung in Preußen-Deutschland größer, als sie in England ist; denn zurzeit ist England mit der Ausdehnung seiner Wahlreform auf die untersten Schichten noch nicht fertig.

Am nördlichsten Ende der Westfront in der Nähe von Lombartzyde wurden die Engländer über die Yser zurückgeworfen. Ueber 1250 Gefangene, dabei 27 Offiziere, sind eingebracht worden. Die englischen Verluste in dem stark beschossenen Gelände zwischen Meer und Fluß sind sehr hoch. Die Beute steht noch nicht fest. Unsere Flieger trugen trotz heftigen Sturmes zu dem vollen Erfolg des Tages wesentlich bei. Der Feind hat Gegenangriffe bisher nicht zu führen vermocht. Im allgemeinen sind sonst an der Westfront keine größeren Kampfhandlungen zu verzeichnen. Dagegen regt sich an der Ostfront die kriegerische Neigung der Russen an den verschiedensten Stellen, zwischen Riga im Norden und der Donaumündung im Süden.

Während in Frankreich von sozialistischer Seite dafür Stimmung gemacht wurde das künftige Schicksal von Elsaß-Lothringen einer Bevölkerungsabstimmung zu unterbreiten, die ein Jahr nach dem Krieg von einer neutralen Verwaltung geleitet werden soll, erklärt der Ministerpräsident Ribot im Senatausschuß für auswärtige Angelegenheiten: „Wir haben ein unverjährbares Recht auf Elsaß-Lothringen und können eine Volksabstimmung nicht zulassen". Damit bekämpft die französische Staatsleitung den von ihr sonst mit so viel Wärme vertretenen Gedanken von der selbständigen Entschließung umstrittener Länder. Napoleon III. hat einst die Einwohner von Savoien und Nizza abstimmen lassen, allerdings unter französischer Leitung und nach entsprechender Vorbereitung. Was die Franzosen absichtlich zu verkennen pflegen, ist der unbestreitbare deutsche Charakter der überwiegenden Mehrheit der elsässischen Bevölkerung.

Auch über Konstantinopel sind nun einige Luftbomben abgeworfen worden. Ob die betreffenden Flieger aus Saloniki herübergekommen sind, wird nicht mitgeteilt.

Freitag, 13. Juli.

Schwedische Blätter meldeten schon wiederholt von englischen Vorbereitungen, sich in finnischen Häfen festzusetzen und den Ausbau der Aalandsinseln zu einer dauernden Festung zu übernehmen. Neuerdings zeigt sich auch in Norwegen Beunruhigung über angebliche englische Versuche, in der Nähe von Kristiansand an der Südküste Norwegens militärisch wichtige Grundstücke zu pachten. Das englische Marineamt hat offenbar den Plan, die Ostsee in ähnlicher Weise durch befestigte Stationen zu kontrollieren, wie es im Mittelländischen Meer geschieht. Welche weittragenden Folgen derartige Unternehmungen in künftigen Zeiten sowohl für die skandinavischen Staaten wie insbesondere auch für Rußland haben können, liegt auf der Hand.

Nach längerer Unterbrechung erfahren wir aus einem Londoner Kriegsberichte wieder etwas von Deutsch-Ostafrika, können aber leider die dort genannten Ortsnamen auf der Karte nicht auffinden. Es scheint sich um Kämpfe im Wungu-Gebiet im Bezirk Langenburg zu handeln. Mit Freude stellen wir fest, daß die Reste unserer tapferen Kolonialtruppen noch immer den Engländern Schwierigkeiten bereiten. Ueber die deutschen Kolonien wird zurzeit in Deutschland wieder mehr geredet, weil die Friedensformel „ohne Annexionen" für uns nur dann einen Wert hat, wenn sie bedeutet, daß wir unsere Kolonien wiedererhalten oder durch Tausch zusammenlegen können.

Hindenburg und Ludendorff sind erneut in Berlin, um an den Besprechungen über die Friedensformel der Reichstagsmehrheit teilzunehmen. Die Parteiführer aller größeren Parteien erhalten Gelegenheit, vor ihnen ihre Ansichten zu entwickeln.

Die in Lodz erscheinende „Godzina Polski" teilt mit, daß der Polnische Staatsrat vom Generalgouverneur die Bewilligung zur Errichtung folgender Staatsämter erhalten hat: Justizministerium, Ministerium des öffentlichen Unterrichts, Ministerium des Staatsschatzes, Ministerium für innere und Kirchenangelegenheiten, Landwirtschaftministerium, Abteilung für Heeres- und Kriegsangelegenheiten, Abteilung zur Bearbeitung politischer Angelegenheiten, Verteilungsamt für Nahrungsmittel, Abteilung zur Beschützung der Arbeit. An der Spitze der Ministerien sollen Minister stehen und an der der Abteilungen Direktoren. Bei der Rechtspflege tritt eine Teilung zwischen polnischer und deutscher Kriegsrechtspflege ein. Berufungsinstanz bilden die Kriegsgerichte. — Wenn diese Mitteilungen richtig sind, so enthalten sie einen bedeutsamen Fortschritt für die Entwicklung des polnischen Staatswesens.

Unruhen in Finnland scheinen zuzunehmen.

Sonnabend, 14. Juli.

Von Stockholm aus ergeht eine Einladung der russischen Sozialisten und des holländisch-skandinavischen Komitees an alle sozialistischen Parteien der ganzen Welt zu einer sozialistischen Friedenskonferenz in Stockholm am 15. August und den folgenden Tagen. Die Tagesordnung enthält: Der Weltkrieg und die Internationale; das Friedensprogramm der

Digitized by Google

Internationale; Mittel und Wege zu seiner Verwirklichung und einer schnellen Kriegsbeendigung. Die Einladung spricht die Erwartung aus, daß alle Parteien ohne Zögern die Beschlüsse der Konferenz ausführen werden, insbesondere wenn diese die Ablehnung jeder Zusammenarbeit mit den einzelnen Regierungen fordern sollte für den Fall, daß die Regierungen die Nennung ihrer Kriegsziele verweigern oder offen oder versteckt imperialistische Ziele aufstellen und auf solche nicht verzichten wollen. Man wird abwarten müssen, wie sich die sozialdemokratische Mehrheit Deutschlands zu dieser Vorbedingung stellen wird. In Paris soll am 18. Juli eine Sozialistenkonferenz der Entente abgehalten werden.

In Wien beschloß eine gemeinsame Beratung der beiden deutschböhmischen Vereinigungen des Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses unter dem Vorsitz des Fürsten Max Egon Fürstenberg: „Wir wollen die volle nationale Selbstverwaltung beider Nationalitäten in Böhmen. Wir Deutschen in Böhmen verlangen innerhalb unseres abgegrenzten Sprachengebietes restlos die Selbstverwaltung, Bürgschaften für die freie Entwicklung unseres nationalen und kulturellen Lebens und den sozialen Fortschritt aller Schichten des böhmischen Volkes. Ein gesondertes tschechisches Staatsrecht werden wir nicht anerkennen, und einer Majorisierung durch die nationale Mehrheit des Landes werden wir uns nicht unterwerfen. Wir verlangen die nationale Teilung des Landtages und des Landesausschusses."

Das Wichtigste aber ist die Nachricht, daß ein Entlassungsgesuch des deutschen Reichskanzlers von Bethmann Hollweg angenommen worden ist. Damit schließt die erste Regierungsperiode Deutschlands während der Kriegszeit. Sowohl bei uns wie bei unseren Bundesgenossen fühlt man den Ernst dieses Vorganges. Als Nachfolger wird der bisherige Leiter des preußischen Ernährungswesens, Unterstaatssekretär Dr. Michaelis genannt. Es ist charakteristisch für die Eigenart dieser Tage, daß der Mann der Brotkarte bis zur obersten Stelle vorrückt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 8. Juli.

Ein Sonntag in Berlin ist eigentlich kein Sonntag. Oder vielmehr: nur so ein negativer Sonntag in leeren und stummen Straßen, die für den Alltag gemacht sind und nicht wissen, wozu sie da sind, wenn keine eiligen Menschen sie durchfluten. Am Hôtelfenster schmettern die Straßenbahnen vorüber, über dem Asphalt brütet unter dunstigem Himmel der Julinachmittag. Ein verflogener Schmetterling schifft durch den steinernen Kanal der Mauern und landet bei den Ranken des Balkons gegenüber, die nicht dicht genug sind, um das Bindfadennetz zu verdecken, an dem sie sich halten. Man denkt an manchen Sonntagnachmittag der Studentenzeit, an dem einen diese leere Großstadttraurigkeit bedrückte.

Die schwere Spannung der politischen Entscheidungen verbindet sich irgendwie mit der gespenstischen Stille dieses leeren Sonntags.

Abends sind alle Gastwirtschaften bis zum letzten Platz gefüllt, die nachmittags ausgestorben waren (weil es erst nach sieben Uhr Bier gibt). Charakteristisch ist im Publikum die Zahl der Frauen, die sich, anscheinend auf Grund eigenen Verdienstes, am abendlichen Wirtshausleben selbständig beteiligen. Ein neuer Typus neben denen, die auf Abenteuer und Anschluß ausgehen: ältere Angestellte, die zusammen wie Männer ihre Flasche Wein trinken.

Montag, 9. Juli.

Die Neuregelung der Kartoffelbewirtschaftung findet bei Erzeuger und Handel nicht viel Zustimmung. Aber das Kriegsernährungsamt hat zweifellos recht, wenn es trotz aller Schwierigkeiten des Zwangslieferungssystems die Versorgung dem freien [illegible]cht anzuvertrauen wagt. Alle Vorschläge, durch welche die Zwangslieferung vermieden werden sollte, sind eingehend geprüft mit dem Ergebnis, daß sie undurchführbar sind. So gibt es nur den Weg der weitgehenden Heranziehung sachverständiger Kommissionäre und der verschärften Kontrolle, um nach zweimaligem Mißerfolg der Tücken bürokratischer Kartoffelwirtschaft Herr zu werden. Die Kontrolle soll so geordnet werden, daß bei den Empfangsverbänden Verbrauch und Aufbewahrung, bei den Ueberschußverbänden die Lieferung ständig überwacht wird. Zu dem Zweck ist für die Kartoffel wie für das Getreide die „Wirtschaftskarte" eingeführt. Die Gemeinden sind der Reichskartoffelstelle, die Landwirte den Gemeinden für Durchführung der Regelung haftpflichtig.

In Bayern sind scharfe Verbote der Kartoffelernte vor dem 15. September erlassen, ähnlich in einzelnen preußischen Kreisen. Das ist ohne Zweifel notwendig, um die kommende Versorgung vor der Dringlichkeit des Augenblicksbedürfnisses zu schützen.

Wichtiger als alles wird der Ausfall der Ernte sein, über den sich noch kein deutliches Bild gewinnen läßt, da im Osten die Knollenbildung wegen der Dürre noch stark zurück ist.

Der Absatz von Obst ist in Preußen durch eine sehr strenge Verfügung geregelt, zwischen deren Zeilen man das Bild sehr betrüblicher Mißstände deutlich erkennt. Die wesentlichen Bestimmungen sind: Verkauf an den Betriebsstätten der Erzeuger (also, wenn man sich den wissenschaftlichen Ausdruck in geliebtes Deutsch überträgt: vom Baum weg) unmittelbar an Verbraucher nur morgens zwischen 6 und 8 Uhr und nur 2 Pfund an die Person. Ebenso darf in Städten über 10 000 Einwohner auch im Handel nicht mehr als 2 Pfund auf einmal abgegeben werden. Man sieht die hamsternden Städter mit den Aufkäufern um die Wette die Bauern belagern und um jeden Preis die Rucksäcke füllen!

Aber das nimmt man in diesen Tagen alles nur nebenbei zur Kenntnis! Aller Gedanken gehören den Vorgängen im Reichstag, wo die drei Fragen: äußere Politik, Parlamentarismus und preußisches Wahlrecht sich zur Krise verbinden, bei der man das „Wie" des Ausgangs klarer sieht als das „Wer?" Am stärksten spürt man auch draußen — im Echo der fernsten und stummsten Zuschauer die Unaufhaltsamkeit, mit der ein neuer Wille sich durchzuringen versucht. Hier außerhalb Berlins hat man dabei noch mehr den Eindruck als in Berlin selbst, daß es besser wäre, wenn die Schürzung des Knotens sich mit etwas mehr Ruhe und Haltung vollzogen hätte. Der aufgeregte und katastrophale Eindruck, den man je weiter vom Schuß, desto mehr von den Vorgängen hat, rührt sicher von der Ratlosigkeit der meisten Kommentare her.

In Hamburg sind die Wahlrechtsvorschläge der Kommission so weit zum Abschluß gelangt, daß man sich darauf beschränkt, vorläufig nichts weiter zu fordern als die Aufhebung der Gruppeneinteilung. Die Kommission hat daher Senat und Bürgerschaft einstimmig die Vereinigung aller Bestimmungen des Wahlgesetzes empfohlen, auf denen das Massenwahlrecht beruht. Um der Einstimmigkeit des Beschlusses willen sind weitere Forderungen der linken Parteien vorläufig zurückgestellt.

Dienstag, 10. Juli.

Der englische Lebensmitteldiktator hält wilde Reden, daß er die Wucherer zerschmettern werde, als wenn ihnen eine Fuhre Backsteine auf den Kopf fiele. Er habe gegen die Angriffe, denen er ausgesetzt sei, eine Haut wie ein Rhinozeros, usw. Er wird schon noch die Zähigkeit der menschlichen Gewinnsucht kennenlernen.

Aus dem Hin und Her der Verhandlungen in Fraktionen, Kronrat, Audienzen hebt sich das innere Ziel mit steigender Deutlichkeit heraus: das Reichstagswahlrecht für Preußen scheint sicher, der Forderung einer Parlamentarisierung der Reichsregierung haben sich auch die Nationalliberalen angeschlossen — in innerem Zusammenhang mit einer entschieden kanzlerfeindlichen Haltung, die Stellung des Kanzlers scheint dadurch noch stärker erschüttert. An der Kriegszielkundgebung wird, scheint's, zu viel gedoktert, als daß noch etwas Eindrucksvolles dabei herauskommen könnte. Trotzdem aber ist auch die Mehrheitsbildung im Sinne eines geschlossenen Einflusses des Reichstags [illegible]

Digitized by Google

scheidungen erkennbar auf dem Marsch. So chaotisch heute der Meinungskampf um die für den Augenblick zu treffenden Entscheidungen scheint, so deutlich enthält er alle Ansätze für den Beginn einer neuen Zeit, deren Kräfte und Richtungen aus dem Grundsätzlichen zur geschichtlichen Wirklichkeit durchbrechen.

Im Kreise unserer sozialen Frauenschule versuchen wir dies mitzuerleben. Alle Gedanken fließen aus den verschiedenen Fächern und Arbeiten immer wieder dahin zurück. Es ist fast unmöglich, eine fern abliegende geistige Arbeit zu tun.

Mittwoch, 11. Juli.

Der Arbeitsmarkt zeigt die Wirkungen einer dauernd stärkeren Anspannung der Kriegswirtschaft. Das Reichsarbeitsblatt sagt: „Die Kraft, mit der die deutsche Kriegswirtschaft seit Monaten arbeitet, um den Erfordernissen des Heeres und des Inlandmarktes zu genügen, zeigte sich auch im Mai unvermindert stark und verriet vielfach noch eine Steigerung."

Die Krankenkassen zeigten am 1. Juni wieder eine Zunahme gegen den Vormonat um über 100 000 Mitglieder, das heißt, um 1,41 v. H. Die Steigerung der weiblichen Ziffern ist dauernd größer als die der männlichen, wenn auch nicht erheblich. Die Zahl der Arbeitsuchenden ist aber jetzt auch bei den Frauen unter die der offenen Stellen gesunken. Man bekommt auch in der täglichen Erfahrung einen Eindruck von dem Versiegen des von selbst fließenden Zustroms arbeitsloser Frauen.

Donnerstag, 12. Juli.

Die erste große Tat, die aus der innerpolitischen Gärung dieser Tage herauswächst: der Wahlrechtserlaß des Kaisers:

„Auf den mir in Befolgung meines Erlasses vom 7. April dieses Jahres gehaltenen Vortrag meines Staatsministeriums bestimme ich hierdurch in Ergänzung desselben, daß der dem Landtage der Monarchie zur Beschlußfassung vorzulegende Gesetzentwurf wegen Abänderung des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause auf der Grundlage des gleichen Wahlrechts aufzustellen ist. Die Vorlage ist jedenfalls so frühzeitig einzubringen, daß die nächsten Wahlen nach dem neuen Wahlrecht stattfinden können.

Ich beauftrage Sie, das hiernach Erforderliche zu veranlassen.

Großes Hauptquartier, den 11. Juli 1917.

Wilhelm Rex."

Dazu sagt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung:

„Der vorstehende Erlaß schafft über die Frage des preußischen Wahlrechts volle Klarheit. Die in der Osterbotschaft zunächst offen gelassene Frage, ob die Reformvorlage, neben dem direkten und geheimen Wahlverfahren ein Pluralwahlrecht oder das gleiche Wahlrecht vorzuziehen habe, ist nunmehr in letzterem Sinne entschieden worden. Damit ist dem Staatsministerium, nachdem es Seiner Majestät dem König den befohlenen Vortrag gehalten hat, ein bestimmter Weg für die Aufstellung der Vorlage vorgezeichnet worden, über die der Landtag zu beschließen haben wird. Indem der König in freier Entschließung seinen Willen kundgibt, bekräftigt er in weithin wirkender Tat sein festes Vertrauen in unser Volk, das so Glänzendes vollbracht, dem so Gewaltiges auferlegt ist. Es ist ein Akt von entscheidender Bedeutung für Preußen und Deutschland, den Seine Majestät mit der Zeichnung des Erlasses vollzogen hat. Daß dieser Akt, der aus dem gewaltigen Krieg die notwendigen Folgerungen zieht, für Krone und Volk von dauerndem Heil sein werde, ist unsere feste Zuversicht."

Es ist bezeichnend für den großen neuen Rahmen der Ereignisse, innerhalb deren dieser Erlaß steht, daß die Zeitungen im ganzen wenig dazu sagen. So fühlt vielleicht niemand in vollem Umfang mit, wie dieser Erlaß ein Generationen währendes Ringen endlich krönt.

Dagegen spitzt sich jetzt die Kanzlerkrisis scheinbar am schärfsten in der Frage der Parlamentarisierung zu.

Freitag, 13. Juli.

Gegen die Schaffung von verantwortlichen Reichsministerien nimmt die „Bayerische Staatszeitung" Stellung, indem sie darin eine Bedrohung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches sieht.

Die Zeitungen wimmeln von Gerüchten über abgehende und in Aussicht stehende Staatssekretäre und Minister, und jeder Tag steht im Zeichen einer neuen Vermutung, ob der Kanzler bleiben oder gehen wird.

Die Einigung über die Kriegszielentschließung kämpft sich durch Vermittlungsversuche von hier und dort etwas mühsam weiter. Es wäre so gut und vor allem: so wirkungsvoll, wenn sich ein einheitlicher Wille des Volkes zu der Frage formulieren ließe, und so bedauerlich, wenn diese Aufgabe, nachdem sie einmal versucht ist, nicht lösbar wäre. „Nicht lösbar" — das würde natürlich auch von einer Fassung gelten, die aus Kompromissen farblos und inhaltschwach geworden ist.

Sonnabend, 14. Juli.

Der Morgen beginnt mit dem Fragezeichen „Rücktritt des Kanzlers?" und die Abendblätter tragen den Kopf „Reichskanzler Dr. Michaelis".

Man kann des Sturms der Fragen und Empfindungen nicht so schnell Herr werden. Das erste und stärkste Gefühl ist das für die Tragik eines Schicksals, an dem vielleicht viel weniger persönliches Können und Versagen, sondern äußere Mächte mitschaffen, denen so oder so ein anderer auch zum Opfer gefallen wäre. Besteht denn irgendeine Gewißheit, daß ein Nachfolger, der auch nur aus der inneren Verwaltung kommt, das Ruder anders führen kann? Michaelis hat — vielleicht mehr als bisher die Oeffentlichkeit weiß — die preußische Ernährungspolitik durch eine recht schwierige Krise gesteuert. Dazu hat eine sehr feste Hand und sehr viel Entschlossenheit gehört. Und es scheint, nach den Kommentaren der Presse zu urteilen, diese Entschlossenheit zu sein, die man als verjüngende und zusammenfassende Kraft der kommenden deutschen Politik in erster Linie sucht.

Wir stehen, von einem Sonnabend-Ausflug zurückkommend, im überfüllten Wagen um unsere Zeitung zusammen. Die Soldaten, die den jungen Mädchen ihre Plätze freigegeben haben, hören dem heftigen Austausch der Meinungen ziemlich gleichmütig zu. „Michaelis" ist ihnen einfach kein Begriff, geschweige eine Parole, an der man sich in Begeisterung oder Feindschaft erhitzen kann. Und dieser Mangel einer Abstempelung war wohl auch ein Grund, ihn für den rechten Mann zu erklären.

Naumann / v. Bethmann Hollweg

Während in der vergangenen Woche alle Tagesblätter über das Verbleiben oder Abgehen des bisherigen Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg bald diese und bald jene Nachricht brachten, blätterte ich in meinen eigenen alten Schriften und sah nach, wie er von mir und anderen damals im Jahre 1909 beurteilt wurde, als er in die Nachfolgerschaft Bülows eintrat. Dabei fand ich folgende Sätze:

„Es ist nötig, daß wir ihn jeden Augenblick ebenso ohne Sentimentalitäten ansehen, wie er uns ansieht. . . Er seinerseits läßt uns jeden Tag fallen, wo er uns nicht braucht. Es ist ja sicher richtig, daß das, was der Konservative an ihm als Philosophie bezeichnet, vielfach eine Annäherung an liberale Gedanken darstellt. . . Ob beispielsweise das preußische Wahlrecht gerecht ist, kümmert den Konservativen absolut nicht, keinen Tag kümmert es ihn, Herrn v. Bethmann Hollweg aber kümmern solche Fragen. Deshalb nennt der Konservative ihn einen Idealisten. Der neue Reichskanzler kann mit größerem Rechte als sein Vorgänger sagen, daß er von der Notwendigkeit eines gewissen Liberalismus im Staatsleben überzeugt ist, denn bei ihm beruht diese Ueberzeugung nicht bloß auf taktischen, sondern auch auf moralischen Erwägungen. Aber was hilft uns das, wenn wir von vornherein überzeugt sind, daß es sich hier nur um gute Wünsche handelt? Der neue Kanzler wird die Reform des preußischen Wahlrechtes nicht bringen, weil er dazu nicht fest genug sitzt. Er selbst wäre vielleicht der Kerl, der es auch auf einen Kampf mit den preußischen Landräten ankommen ließe, aber dazu müßte er auf zehn Jahre unabsetzbar sein."

Von da an, wo dieses über ihn geschrieben wurde, sind acht inhaltreiche, schwere und zuletzt unerhört verantwortungsreiche Jahre für ihn verflossen, in denen er auf der Höhe seines Lebens stand, bis er nun eines Tages vor Erreichung des letzten Zieles politisch vor unseren Augen zusammengebrochen ist wie ein Soldat, der alles getragen und alles getan hat, was er sollte und konnte, und nun liegenbleibt. Auch wer ihn mit Kritik und nicht ohne zahlreiche unerfüllte Wünsche betrachtet hat, muß zugeben, daß er in seiner harten Arbeit gewachsen ist, mehr aus sich selbst herausgeholt und geleistet hat, als von Natur in ihm zu liegen schien. Gerade auch im Kriege hob er sich an bedeutsamen Tagen in Wort und Handlung über sich selbst empor und wurde der Ausdruck unseres mächtig ringenden, blutenden und überwindenden Volkes. Dann belebten sich die Arbeitsrunen seines wetterfesten Gesichtes, und er sprach zu Inland und Ausland nicht wie ein zünftiger Diplomat, was er nie war und nie ganz werden konnte, sondern als deutscher Mensch mit einer gewissen ungefügen, aber innerlich ehrlichen Festigkeit. Wir werden ihm niemals vergessen, was er der großen Menge der Deutschen, was er auch unseren Bundesgenossen in den drei ersten Kriegsjahren gewesen ist. Selbst viele von denen, die in der Verwirrung und in den Gegensätzlichkeiten der letzten Zeiten sich von ihm abgewendet haben, werden nun, nachdem der Kampf ausgefochten ist, gestehen, daß auch sie zeitweilig unter dem Eindrucke dieser einfachen aber deutlichen Kraft sich gefühlt haben. Aus ihm sprach ein selbsterlebter Glaube an Staat, Volk und Pflicht. Und es sind nicht nur die Stunden wohlvorbedachter Reichstagsreden gewesen, in denen wir ihn so in seiner menschlichen Wucht kennenlernten, sondern es kam auch vor, daß er in geschlossener Kommissionsberatung oder in persönlichem Gespräch den unmittelbaren Ton des redlichen idealen Wollens in kräftiger Weise traf. Es war dann noch etwas ganz anderes in ihm als nur ein Beamter oder Bureaukrat; er hatte seinen eigenen Lebensstil und Charakter, sein eigenes Gewissen vor den sichtbaren und unsichtbaren Gewalten. Sicherlich fehlte ihm mancherlei an leichter Genialität, an unmittelbarer Freudigkeit und sieghafter Kunst; er war und ist kein geborener Künstler weder des Wortes noch der Sach- und Menschenbehandlung, aber als Idealist im deutschen Sinne auf schwerblütiger Wesensgrundlage hat er Würde und Ausreifung gefunden. Wenn jetzt in den Kämpfen der letzten Jahre und Monate auch Zweifel an seinem Charakter laut geworden sind, so treffen alle die vielen Einzelvorwürfe über unklare Haltung, unsichere Aussagen, politische Umwege nach unserer Meinung nicht den Kern seines Wesens, sondern hängen teils mit der unglaublichen Verwickeltheit seiner Aufgabe zusammen und teils damit, daß er das politische Handwerkszeug üben mußte, ohne daß es gerade zu ihm ganz paßte. Einen Mann von leichterem inneren Gewicht pflegt man auch leichter zu beurteilen und ihm mehr zugute zu halten.

Welche Eigenschaften soll eigentlich ein deutscher Reichskanzler besitzen? Seine Stellung verlangt mehr, als irgendein Nachfolger Bismarcks von Natur mitbringen wird, und selbst bei Bismarck hat es Zeiten gegeben, in denen die Mitlebenden ihn als nicht ausreichend kritisiert haben. Herr v. Bethmann, dem man bisweilen in unbilliger Art das unerreichbare Vorbild des fast schon sagenhaft gewordenen ersten Kanzlers vorhielt, hat noch in den letzten Tagen einmal darauf hingewiesen, wie auch Bismarck beständig mit Reibungen zu tun hatte und abwarten und lavieren mußte. Der Träger des obersten Staatsamtes soll zugleich historische Schöpferkraft haben und dann doch auch wieder geduldiger Vermittler und Ausgleicher vieler fremden Talente und Interessen sein, er soll als Hofmann und Volksmann, als Diplomat, Volkswirtschaftler, Sozialpolitiker, Verwaltungstechniker entweder Richtung geben oder als Schiedsrichter wirken, er soll Vertreter des Kaisers, des Bundesrates, des preußischen Ministeriums und der Reichstagsmehrheit zugleich sein, ein Herr aller Reichsbeamten, ein Diener aller Volksnotwendigkeiten, ein Mensch voll von absoluter technischer Fertigkeit und dabei viel mehr als das, eine täglich lebendige politische Seele. Wenn ihm das nicht alles glückt, so hat jeder Vorübergehende das Recht, sich über ihn zu beklagen, denn er ist ja eben verantwortlich. Wenn die Diplomaten Fehler machen, so macht sie der Kanzler, wenn die Staatsämter sich untereinander nicht verstehen, so ist es seine Schuld. Das alles nun lag gehäuft und gesteigert durch den ungeheuren Krieg auf diesem einen Menschen, der doch nicht als großer Regent aufgewachsen war. Man soll erst abwarten, ob ein Nachfolger dieser Fülle von Belastungen mit besserem Erfolge sich unterzieht, ehe man über ihn das letzte Wort spricht. Heute genügt es auszusprechen, daß er sich von allen Staatsleitern kriegführender Länder am längsten gehalten hat.

Als im Sommer 1909 Fürst Bülow sein Amt verließ, gab es eine Art von parlamentarischem Ministersturz: es zerbrach der Bülowblock. Ob Bülow nicht durch Reichstagsauflösung eine andere Mehrheit bekommen konnte, ist eine hier nicht zu erörternde Frage. Auch das beschäftigt uns heute nicht, ob er bloß durch eine Mehrheitsabstimmung erledigt wurde oder ob nicht noch ganz andere Kräfte mitspielten. Jedenfalls war der Abgang Bülows ein einfaches und durchsichtiges Stück Staatsgeschichte gegenüber dem Abgange v. Bethmann Hollwegs. Wie der eigentlich zustande gebracht wurde, wird vielleicht noch künftige Geschichtsschreiber interessieren, falls nicht in der Unmenge von Kriegsereignissen alles einzelne versinkt. Bethmann ist nicht vom Parlamente gestürzt worden, auch, soviel wir wissen, nicht vom eigenen unmittelbaren Willen des Kaisers, sondern von der ungreifbaren Macht einer um sich wachsenden Allgemeinstimmung, die in Heer, Marine, Beamtenschaft, konservativen, großindustriellen und alldeutschen Kreisen allmählich zur Leidenschaftlichkeit gesteigert wurde. Daß er dieser gegen ihn heraufziehenden Wolke nicht Herr werden konnte; daß er klagte, ohne doch damit freie Luft zu erlangen, war sein politisches Verhängnis. Je länger dieser Zustand dauerte, desto weniger glaubte die Welt an seinen Erfolg. Es wird also zweierlei zu erklären sein, einmal, aus welchen Untergründen die Stimmungswolke aufstieg, und sodann, aus welchen seelischen Eigenschaften oder politischen Verhältnissen heraus seine Abwehr so matt war.

Bethmanns Gegenspieler haben alle Künste der öffentlichen und heimlichen Agitation auf eine schnöde und moralisch verletzende Weise benutzt und sich nicht gescheut, mitten im Krieg das Vertrauen zum ersten Mann der Staatsverwaltung absichtlich und rücksichtslos zu zerstören. Das aber würde nie in diesem Umfange möglich gewesen sein, wenn nicht von vornherein der Hauptsitz der Gegnerschaft innerhalb des oberen Beamtenkörpers selbst zu finden war. Der unausgetragene Streit zwischen Bethmann und Tirpitz ist die Quelle großer Verwirrungen geworden. Im Februar 1915 hätte hier Klarheit in dieser oder jener Rich-

tung geschafft werden müssen. Da das aber nicht geschah, sahen wir länger als ein Jahr zwei widerstreitende Regierungen vor uns, eine, die den Frieden und eine, die den schärferen Unterseebootkrieg wollte. Es gab zwei Zentren deutscher Kriegspolitik! Damit erst erhielt die Agitation gegen den Kanzler ihre Möglichkeit und galt als offiziell zugelassen. Alle, welche aus materiellen oder ideellen Gründen weitere Kriegsziele aufstellen wollten, als es einer verantwortlichen Regierung möglich ist, fanden an der Nebenregierung ihren Halt, so daß es zeitweilig schwer war, in Deutschland für die Politik des verantwortlichen Staatsleiters einzutreten. Wegen jeden wirklichen oder eingebildeten Mißlingens wurde Bethmanns Unfähigkeit an den Pranger gestellt, mochten auch alle Kundigen wissen, wie wenig er selbst die Einzelakte der auswärtigen Politik oder der Ernährung persönlich zu dirigieren vermochte. Man verlangte von ihm unterschiedslos die entgegengesetzten Dinge. Dabei wurde grau in grau gemalt, als sei alles verfahren und verraten. Kurz, wir hatten während des Krieges im monarchischen Deutschland einen verschleierten innerpolitischen Kampf zweier parlamentarischen Parteien, wie ihn England und andere parlamentarisierte Länder im Frieden oft erlebten. Wiederholt wurde versucht, die Militärleitung in diesen Streit hineinzuziehen. Man kann nicht alles aufzählen, was in dieses Kapitel hineingehört.

Es ist ein häufig vorkommender Irrtum, als sei aller Gegensatz gegen Bethmann aus seiner Haltung zum preußischen Wahlrechte emporgestiegen. So einfach liegen aber die Dinge nicht, denn es besteht kein Zweifel, daß zeitenweise viele seiner Gegenspieler mindestens so liberal sein wollten wie er war, wenn sie damit die Leitung der Kriegspolitik in ihre Hände bekamen. Es stritten sich zwei Kriegsauffassungen! Alles andere trat hinzu oder wurde hinzugetragen. Nur so versteht man die seltsame leidenschaftliche Aufgeregtheit, die sich gegen einen Mann ansammelte, der alles andere eher zu sein schien als ein Gegenstand von politischen Bitterkeiten.

Und warum tat Bethmann nichts Wirksames gegen diese innerstaatliche Nebenregierung und Gegenstimmung? Darüber wird noch nach dem Kriege zu reden sein. Teils konnte er nicht, teils wollte er nicht. Er konnte nicht, weil im Krieg die Selbständigkeit aller militärischen Stellen sich ziviler Beeinflussung entzieht und weil der Reichskanzler nicht oberster Herr ist. Er wollte nicht, weil er die Kriegsauffassung seiner Gegner nicht öffentlich bekämpfen konnte, ohne vielleicht die deutsche Kriegführung selber zu gefährden. Ihre Uebertreibungen gingen also unter dem Schutze der Kriegslage unkritisiert in die Welt, und ihre Kriegsziele verbitterten immer weitere Nationen und zerbrachen die Volkseinheit vom August 1914. Die Mißerfolge, die auf Rechnung Bethmanns geschrieben werden, entstammen vielfach dem Wirken seiner innerdeutschen Gegner. Daß er dieses sehenden Auges erdulden mußte, gehört zur Tragik seines Lebens. Wäre er nun selbst ein anderer Typ von Mensch gewesen, so würde er diesen unmöglichen Zustand nicht zwei Jahre ausgehalten haben, sondern hätte auf jede Gefahr hin ein Entweder — oder formuliert. Das aber war nicht seine Natur. Zähe im aushaltenden Willen, war er nicht auf absolute Entscheidungen eingestellt. Er konnte schwer, sehr schwer ein letztes Wort sprechen. Das ist von böswilliger Seite oft genug ihm vorgeworfen worden, aber auch seine Freunde seufzten über Unentschlossenheit. Die gute vertiefte Anlage seiner Innerlichkeit vereinigte sich mit einem gewissen dunklen Glauben an die Entwicklung selber und einer Scheu, in den Willensbereich anderer Mächte oder Personen einzugreifen: er brachte es fast immer erst zu spät fertig, sich von Männern zu trennen, die ihm die Arbeit verdarben. Auch sein Sturz hätte sich möglicherweise hinausschieben lassen, wenn er mit den Wahlrechtsgegnern in der preußischen Regierung zeitiger abgerechnet hätte. Er schob die Berge vor sich her, als ob sie dadurch kleiner würden. So haben wir es an der mitteleuropäischen Frage erlebt, an der polnischen Frage, am Unterseebootkrieg, an zahlreichen kleineren Angelegenheiten. Um dieser Lebensmethode willen hatte er nur wenige entschiedene Freunde, deren jeder Einzelne beklagte, daß seine Angelegenheit nicht vorwärts komme. Mag man nun auch willig zugeben, daß bei einer derartigen Ueberlegsamkeit mancherlei Irrtümer und Gefahren der kavalleristischen Methode vermieden werden, daß Bethmann ein Sicherheitsfaktor war, ein nützliches Schwergewicht im aufgeregten Kriegsgetriebe, so erklärt sich doch seine schließliche Isoliertheit nicht am wenigsten aus dieser Seite seines Charakters. Und wie oft hat er durch stückweises Darbieten seine Gaben entwertet! Man denke sich, daß der Ausdruck „gleiches Wahlrecht“ schon in der Osterbotschaft gestanden hätte! Dann wäre er etwas völlig anderes gewesen als jetzt, da erst zu spät und nachträglich das für das Ohr der Menge unentbehrliche Wort erklingt und schon nicht mehr als freies Zugeständnis wirkt. Der Kanzler selbst hat unseres Erachtens nicht daran gezweifelt, daß das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht erscheinen werde, aber er wollte es nicht früher auf den Tisch legen als es unbedingt nötig wäre, denn er selbst sah zwar die Notwendigkeit dieser Entwicklung ein, war und ist aber nicht selber liberal genug, um sie zu wünschen, um ihr Vorkämpfer werden zu wollen.

Er ist nicht konservativ im Stile der Partei, nicht liberal im Sinne des Willens zur Demokratie, ein überparteilicher Staatsmann im alten Geiste dieses Begriffes, erfüllt von der Notwendigkeit, die Masse des Volkes politisch zu befriedigen, aber nicht organisch zu ihr gehörig. Wenn er liberal wäre, würde er heute vom Kanzlersitz in die Arena der parlamentarischen Kämpfe niedersteigen und von ihr aus vielleicht später nochmals an die Tür in der Wilhelmstraße klopfen. Das aber erwarten wir nicht von ihm. Er hat Deutschland bis an die Pforten des Parlamentarismus geführt, aber er selber verabschiedet sich vor der Pforte: versucht es nun weiter! Er hat sein Werk getan, viel besser, viel gründlicher als ihm heute der Neid und die Mißgunst zugestehen. Deutschland bleibt ihm Dank schuldig und es soll auch in dieser Stunde Stimmen geben, die das aussprechen. Aber wir alle haben wenig Zeit, der Dinge zu gedenken, trotz Bestimmung seines Nachfolgers noch nicht geordnet. Werden die Hände, die jetzt die verflochtenen Fäden aufnehmen, fest genug sein, sie in dem allein notwendigen Sinne zu lösen?

Otto Karstädt / Verteilungs- und Erzeugungszwang in der französischen Revolution

Die ganze Sozialpolitik war ihrem Wesen nach schon immer durch ihr Dasein ein Widerspruch zum alten erstarrten Dogma von den freien Wirtschaftsharmonien; aber erst die Probe auf Leben und Tod im Kriege bewies, nein: malte vor die Augen, was sonst die allgemeine Meinung nicht sehen wollte oder konnte, daß der wirtschaftliche Einzelwille ohne soziale Korrektur ein Pendelausschlag ohne Rückausgleich und also eine naturgesetzliche Unmöglichkeit ist. Jetzt, wo's auch die frühern Gläubigen des Wirt-

schaftsdogmas empfinden und greifen und am eigenen Leibe verspüren, sind plötzlich die ehemaligen Gegner geneigt, alle Unzulänglichkeiten der Kriegswirtschaft nicht der Begrenzung der Nährfläche auf die Wohnfläche unseres Volkes zuzuschreiben, auch nicht einzelnen Mißgriffen der staatlichen Ernährungspolitik, sondern dem staatlichen Eingriff überhaupt. Er soll durch Preis- und Verteilungszwang die Erzeugung lähmen und so der Sündenbock sein, der in die Wüste zu jagen wäre.

Wir sind wirklich nicht schlechter als frühere Geschlechter. Es ist genugsam bekannt, wie's ihnen bei Nahrungsbeschränkungen im zügellosen individualistischen Wirtschaftsbetrieb erging. Der Erzeuger erzielte sagenhafte Preise, der Wohlhabende bezahlte sie und lebte wie in reichen Jahren, und der Arme starb Hungers — buchstäblich! Und vom Altertum ab hat stets die Allgemeinheit durch ihre Vertreter, Könige, Kronen oder Regierungen, allein die Massenregelung leiten und die Richtung zum Sittlichen in der Menschheit gegen den Einzelwillen als ein Gesamtwollen verwirklichen können. Im Gesamtwillen siegt das Bessere des Einzelmenschen über seinen Eigennutz. Und ob auch der Nutzen die Triebfeder alles Wirtschaftens ist, im Ringen ums völkische Dasein setzt ihm die bessere ethische und nationale Einsicht aller eine Grenze zwecks Erhaltung höherer Werte — auch für den Einzelunternehmer!

Darum sind von den biblischen Erzählungen ab noch alle Staaten in ähnlichen Lagen denselben Weg gegangen wie wir. Die Formen wechseln dabei je nach der geschichtlichen Zeit und Auffassung, der Inhalt der Maßnahmen ist derselbe.

Am meisten Aehnlichkeit mit der deutschen Organisation hat die der französischen Revolution. Ihre Höchstpreispolitik, die in Deutschland ziemlich unbekannt zu sein scheint, hätte auf vielen Gebieten als Muster oder als Warnung für uns dienen können.

Der Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Wohlfahrtseinrichtungen hat darum auch unseren Aufsatz („Hilfe" 1915, Nr. 50) über die Höchstpreise der Revolution zusammen mit Eugen Richters Phantasieschilderung der sozialen Speisung im Zukunftsstaate als Abschluß der Uebersicht über deutsche soziale Kriegsmaßnahmen aufgenommen.

Aufkäufereien, Kriegswucher, Ausfuhr zwecks Preiserhöhung im Inlande zwangen die Republik während der Revolutionskriege zur ersten durchdachten Höchstpreispolitik in der Geschichte. Ueber die Höchstpreise hinaus ging sie schon zur Zwangsverteilung und zum Erzeugungszwang über. Da die Löhne der Arbeiter und das Einkommen der Handwerker nicht mehr zur Bestreitung des niedrigsten Nahrungsbedürfnisses genügten, trug die Allgemeinheit mit Hilfe der Mittel Wohlhabender einen großen Teil der Getreidekosten und verteilte Mehl zu Preisen, die den Mitteln Aermerer angemessen waren. Privater Getreidehandel war verboten. Auf dem Markte konnte jeder höchstens Vorrat für einen Monat einkaufen gegen amtliche Bescheinigung: die erste Brotkarte. Das Einheitsbrot war letzter Notbehelf. Ausmahlungseigenschaften schrieb man aufs genaueste vor. Ein Zentner Mehl mußte 125 Pfund Brot ergeben. Jede Familie erhielt eine Art Lebensmittelkarte, jeder Verkäufer eine feste Kundenliste. Alle zwei Tage wurden Nahrungsmittel verteilt; jede Verteilung wurde in der Lebensmittelkarte vermerkt. Reisende erhielten von der Behörde Durchgangs-Nahrungsmittelkarten. Die Verteilung ging einigermaßen, schwerer war's, die Vorräte für die Verteilung aufzutreiben. Der heimliche Wucher hörte nicht auf. Die Erzeuger fühlten, wie heute, ein moralisches Vorrecht an den Erzeugnissen und glaubten trotz der Kriegsnot nicht an die Verpflichtung zur Beschränkung auf den Nahrungsanteil, der jedem im Volke gleichmäßig zukommen mußte. Die Angaben der Vorräte waren daher falsch. Man behielt so viel zurück, wie man nach Friedensgewohnheit gebraucht hatte, und stellte nur das übrige zur Beschlagnahme zur Verfügung. Haussuchungen kamen vor. Bestrafungen suchte man zu vermeiden: man gewährte umgekehrt allen eine öffentliche lobende Erwähnung, die richtige Angaben gemacht hatten. Weihnachten 1793 wurde für den Greis Jean Flamand aus Choulonge-la-Vineuse die öffentliche Bewunderung gefordert, weil er für sich nur das dringend Notwendige zurückbehielt, alle anderen Vorräte aber freiwillig zur Beschlagnahme bereitgestellt hatte. Der Unterrichtsausschuß ließ ihn in die Tugend-Gedenkblätter (Annales de la Verba) eintragen, eine öffentliche Bekanntmachung in ganz Frankreich feierte sein bürgerliches Heldentum. Vom Dezember 1793 ab regelte sich der Brotverbrauch durch die Brotmarke vorzüglich — alles genau wie bei uns.

Man erwartete einen langen Krieg und nicht den Rückzug der Gegner vor Valmy. Darum versuchte man vom Verteilungszum Erzeugungszwang überzugehen. Im harten Winter zu Anfang des Jahres 1794 drohte dem ganzen vom Auslande abgeschnittenen Lande infolge Kriegs und Kriegswuchers die ärgste Hungersnot. Ein Winzer aus Tours machte schon im Herbst vorher den Vorschlag, alle Reben zu roden und überall Weizen anzubauen. Er selbst — ein Herr Chinantais — ging sofort ans Werk. Der Konvent schritt im Dezember 1793 zum ersten amtlichen Versuch der Erzeugungssteigerung. Alle Teiche, die keinem Kraftbetriebe dienten, waren zuzuschütten und mit Hülsenfrüchten zu bepflanzen. Im Januar 1794 ging das Departement der Seine weiter und ordnete die Bepflanzung aller Parkanlagen und Lugusgärten mit Hülsenfrüchten, Rüben und Kartoffeln an. Die öffentlichen Gärten gingen mit gutem Beispiel voran. Eine Gesellschaft für ländliche Oekonomie wurde gegründet. Sie dehnte den Anbauzwang auf alle nicht bestellten oder nicht zweckmäßig bestellten Grundstücke aus. Der Konvent gab eine vorläufige Erlaubnis zur Durchführung des Erzeugungszwangs. Es ging alles etwas hastig zu: manch Baum sank nieder, um einem Kohlkopf Platz zu machen. Die Erfahrung bei den Höchstpreisen zeigte sich auch hier. Grundsätzlich Richtiges konnte mangels durchgreifender Organisation nicht ausgeführt werden oder war dogmatisch übertrieben. Nur Kartoffeln und Bohnen fanden noch Gnade, alle anderen Pflanzen schienen dem 94er Bürger im höchsten Grade verdächtig. Im März kam dann die Neuregelung in sieben Artikeln. Aller Grund und Boden, der nicht genügend bebaut schien, wurde untersucht, abgeschätzt und öffentlichen Betrieben übergeben. Der Abschätzungsausschuß beaufsichtigte auch den privaten Ackerbau auf seinen Ertrag hin. Artikel 6 des Gesetzes sah vor, daß eine Tafel jedes nicht genügend beackerte Grundstück anzeigte. Jeder Bürger konnte sich dann zur Bewirtschaftung melden, und der Ausschuß prüfte, ob er dazu fähig wäre. Die Pacht war gering und unterlag Höchstgrenzen. Um auch den kleinen Mann zum Pächter machen zu können, war vorgesehen, daß jeder Pachtlustige nur einen Morgen zu bewirtschaften erhielt. Nur wenn zwei Tage vor Schluß der öffentlichen Vergebung (zum 1. Germinal) noch Acker vorrätig war, durfte mehr als ein Morgen in eine Hand gegeben werden.

Ob uns der Versuch etwas lehren kann? Kaum in seiner Ausführung. Denn dazu dauerte er zu kurze Zeit. Abschluß, Kriegsnot und Kriegswucher gingen damals schneller vorüber als das jetzige Weltgewitter. Betrachtet man aber das Werden der Höchstpreise von damals, so sieht man, wie die Organisation damals und heute zu gleichen Zielen strebte und genau dieselben Stufen durchschreitet. Es gibt kaum eine Kriegswirtschaftsmaßnahme bei uns, zu der nicht auch die französische Republik gedrängt worden wäre. Rohrbach sagte 1914 voraus, daß die Kriegsentscheidung von der gerechten Verteilung der Nahrungswerte abhänge, da wir militärisch unbesiegbar seien. Ohne Kartoffelbrot und Brotkarte hätte England gesiegt, mit Hilfe der gerechten Verteilung, d. h. des Verteilungszwanges siegen wir. Und dauert der Krieg noch länger, als wir jetzt annehmen, so wird zum mindesten die staatliche Erzeugungssteigerung folgen. Noch herrscht deutscher Ueberfluß an „Bodenabfällen". Wann endlich wird's hier heißen: Sammelt auch die übrigen Bodenbrocken.

Digitized by Google

Walther Schotte / Max Liebermann

Liebermann wird siebzig Jahr. Wir sind unter den Glückwünschenden und Dankenden, die wohl alle dasselbe zu sagen haben, kaum etwas Neues, was über diese epochale Künstlererscheinung nicht schon gesagt worden wäre. Aber diese Angst um das Neue wäre auch recht töricht und gar nicht im Sinne der Adresse unserer Zeilen, es kommt nur darauf an, daß wir an unserer Stelle das „richtige" Wort zu finden wissen.

Wir sehen heute alle die Natur mit Augen, die an den Werken Liebermanns sehen gelernt, den Blick geschärft haben für Werte, denen unsere Väter blind gegenüberstanden. Das ist zunächst einmal die ganz natürliche erzieherische Wirkung, die alle großen Meister, die geistigen Führer einer Generation von Künstlern ausgelöst haben. In der Folge der Geschlechter sahen unsere Vorfahren wirklich die Welt so, wie sie ein Kaspar David Friederichs, Moritz Schwindt oder die Achenbachs malten. Sie liebten nicht nur gleich ihren Künstlern bestimmte Dinge der Welt, indem sie in ihr Bild die Leidenschaften und Gefühle ihres Herzens hineintrugen oder für diese Stimmung mit feiner Witterung die Bilder auswählten, die ihnen die unerschöpfliche Fülle des Lebens darbot, sie liebten also nicht nur die heroische, die romantische, idyllische oder sentimentale Landschaft, nein, sie *sahen* die Dinge auch wirklich so, es gab für sie noch nicht die nasse Luft, das volle Licht, in dem die Risse aller Gegenstände sich verlaufen, statt ihrer abgegrenzten und begriffenen Form der helle Sonnenfleck auf ihrem Leib erscheint, sie sahen wirklich einen Vorgang, der zu beschreiben war, statt einer Linie, statt eines räumlichen, statt eines körperlichen Aktes, in dem das Wesentliche etwa zweier kontrastierender Bewegungen verschlossen liegt. Ja, wer nach Italien reiste, der sah mit Achenbach die römische Kampagna gewiß in einem wohl gemischten Braun und Blau, als eine trauernd dämmernde Ewigkeit, vor der die Anmut des jungen Tages stand, die junge Bäuerin mit dem roten Kopftuch; er sah das stille Braun und verwehendes Blau und den Triumph des Roten, das war die Kampagna! Er sah eine höchst subjektive Möglichkeit und war für alles andere blind.

Nicht in diesem Sinne zeitgeschichtlich bedingt, ist das, was Liebermann uns sehen lehrte, ist dies Sehen selbst. Er brachte uns keine neue Einstellung zur Natur, er riß uns zur unbedingten Hingabe an sie fort; die Binden fielen von den Augen, sie schauten mit einem Male, was sie bisher nie beobachtet hatten, etwa, wie tief das Blau der Sonnenschatten im Schnee lag. Von allen Lasten einer Stimmung, die immer nur das sich Verwandte in der Natur gesucht hatte, von allen Pflichten eines überkommenen Schönheitsglaubens, von allen Einstellungen einer inhaltlichen Bewegtheit unseres Herzens, unseres Geistes und unserer Bildung wurden nun unsere Augen frei. Die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens, die Fülle optischer Ereignisse, die zu Problemen wurden, das Tor zu dieser Welt der künstlerischen Phantasie, das riß uns angelweit der Künstler auf. Wirklich Liebermann hat sie befreit, die „künstlerische Phantasie"!

Auch ältere Meister des vergangenen Jahrhunderts besaßen sie im hohen Grade, schon der genannte Friederichs, dann Menzel, Spitzweg. Indessen war sie Mitgift ihres Künstlertums, nicht Wesen, nicht Inhalt und Bestimmung ihrer Kunst und wirkte darum nicht auf alle Zeitgenossen, die nur im Banne ihrer ganz besonderen Einstellung zur Welt, im Banne ihrer Stimmung, ihrer Schönheitswerte und des Inhalts standen. Für Liebermann hingegen ist die künstlerische Phantasie das wahre Lebenselement, im eigenen Dasein und in seiner Kunst.

Die künstlerische oder wie man sie richtiger noch nennen sollte: die Phantasie der Sinne, die Phantasie des Auges, des künstlerischen Sehens, die schöpft nun ihr Gemächte nicht aus Traumestiefen, aus eingeborenen Leidenschaften und innerlich fortwühlenden Erlebnissen, die Phantasie des Auges entzündet sich erst an dem Schein der Welt. Sie ist ein ordnendes, auswählendes, akzentuierendes Organ, das in die bunte Wirrnis der Erscheinungen hineingreift, eins hervorzerrt, anderes wegläßt, doch niemals ganz willkürlich, treu der Natur und allen in ihr angelegten Möglichkeiten. Und dennoch ist sie eigen, sie reagiert noch nicht auf alles; auch Liebermann malt nur, „was ihm gefällt".

Nach dem, was ihm gefällt, da geht der Künstler mit Zeichenstift und Pinsel ins Land hinein, wie der Jäger mit der Flinte aufs Wild. Und Liebermann hat echte Jägereigenschaften: Jagdfieber und Geduld, den nüchtern scharfen Blick, den rasenden Entschluß und — *Ausdauer*. Ein Motiv ist geschaut, ein Problem der Erscheinungswelt erkannt, jäh springt er zu, er hält es in den Elementen fest. Dann aber müht er sich geduldig, Jahr um Jahr, bis er es ganz besitzt, bis er es immer besser, endlich „gut" befunden hat. Wer vergäße wohl je die Ketten von Arbeiten, die er etwa dem Motiv des gegen die offene See anstürmenden nackten Reiters gewidmet hat. Das Problem ist ganz einfach, wie alle großen Dinge: Wie die schwebend leichten, blondnackten Knabenkörper mit der springend bewegten dunklen Tiermasse in Beziehung gesetzt werden; Hintergrund des Spieles ist die weite Fläche von Wasser und Luft; ihr nasses Blau umfließt die Gestalten und verbindet sie mit dem Raume.

Das Interesse ist bei Liebermann auf das Ganze der Erscheinung gerichtet. Oft genug geht er vielleicht vom Zeichnerischen aus, — aber die Linie, der Körper oder der Raum wird immer zugleich farbig begriffen; er zielt auf die Lebens-Einheit, in der sich die verschiedenen Werte gegenseitig bedingen. Die unnatürliche Abstraktion des einen oder andern macht er nicht mit. Darum ist das Skizzenhafte seiner Studien, die vorarbeitend sich mit einem Teilinhalt der Aufgabe beschäftigen, eine innere Notwendigkeit. Eine liebevoll durchgeführte Zeichnung etwa, die nicht zugleich in Schwarz und Weiß auch die Werte von Licht und Farbe berücksichtigt, ist als ein Abgeschlossenes für Liebermann eine Unmöglichkeit. —

Was er uns wiedergegeben hat, das ist die unbegrenzte Wirklichkeit in ihrer Mannigfaltigkeit und Fülle, die unmittelbar sinnliche Beziehung zum Leben. Die ungeheure Freude an der Welt des Scheins, die übertrug er ganz auf uns durch die Kraft seines lebensfrohen Künstlertums und die Unbeirrbarkeit seines Idealismus, der festhielt an der Mission seines Genies. Die Wirkung davon ist groß: Die Zeit, die ihn geboren, die hat er auch erfüllt, nicht nur die Schüler, wir alle danken ihm.

Der Krieg mag leicht eine Wende der Zeiten bedeuten. Jene Jugend ist alt geworden, die in den vierzig Friedensjahren nach dem Siege sich auf die Eroberung der Welt stürzte, wirtschaftlich und geistig und künstlerisch. Sie hat von unbeschwerter Arbeitslust getrieben, so ungeheure Ernten eingebracht, Bezirke des Lebens erschlossen, von denen die Jahrhunderte zuvor nichts gewußt haben. Neben Liebermann stehen Zola und Ibsen und Karl Marx. Die Jugend,

Digitized by Google

die jetzt an das Werk kommt, die ist von der Welt zurückgestoßen worden in die Dunkelheiten ihrer Seele und des Blutes. Auf dessen Stimme zu lauschen, dazu hatten jene Männer inmitten ihrer rauschenden, froh machenden Erobererarbeit wenig Zeit; auch Ibsen nicht. Nun ringt sich der weltfremde Schrei der Seelen los und sucht sich eine neue Sprache. Und dennoch wird das Werk der Liebermann und seiner Weggenossen nicht vergessen werden können. Denn was sie gaben, ist das am wenigsten von Zeit und Stil bedingte, es ist das Leben selbst.

Das kommt in seiner großen Sachlichkeit doch immer wieder zu seinem Recht. Es ist kein Zufall, daß unser Künstler sich gebildet hat an den Meisterwerken jener Zeiten, in denen das Leben triumphierte, in dem die Menschen ihm gehörten, in unbedenklicher Hingabe, in überschäumender Lust. Es ist das Zeitalter der europäischen Renaissance, das Zeitalter der Velasquez, Rubens, Rembrandt, Hals und Shakespeare! Damals zuerst vollendete sich das Bild der Welt in einer großartigen Sachlichkeit, in Sinnenlust und kritischer Geistigkeit. Danach hat erst das 19. Jahrhundert zum Leben, „wie es ist", zurückgefunden. In dieser Bewegung ergriff Frankreich die Führung. Mit einem Ueberschwang des Neuen setzte das zweite Kaiserreich ein, in der Kritik dagegen siegte endgültig die Wirklichkeit. An Degas und Manet wuchs Liebermann empor, er gab sein deutsches Teil zu dieser europäischen Kultur, die heute sterben kann und morgen wieder sein wird. Denn sie gehört zu einer ewigen Idee.

Liebermann gab seine Kunst in diesen großen und unendlichen Zusammenhang, als Preuße, als Berliner. Die überkommenen Kräfte dieses Landes, dieser Stadt, die Arbeitswut, die Sachlichkeit, die nüchterne Kritik, die rasche Kühnheit, die sich auch im Charakter unseres Künstlers einen, entsprachen der Richtung seiner Arbeit und gaben ihr trotz aller Weltgeltung ein eigentümliches, ein heimatliches und ganz persönliches Gepräge. Wie aus den Werken von Franz Hals und Rembrandt, so lesen wir auch aus den Liebermannschen ein eigenes Leben, ein heimatliches und besonderes ab. Gewiß, das Gemüt und die Gefühle, die haben in den Werken dieser Meister nichts zu suchen, aber die Werke selbst, sie sprechen zum Gefühl wie das Leben an sich. Das Glück der Sonne und die Schwermut regen weiter Ebenen, sie tönen zusammen in einem Lied, das in des Künstlers Seele widerklingt. Er resigniert, das Lied aus eigener Kehle anzustimmen, und wir fühlen fast mit ihm die leise Klage des Verzichtes, die, übertönt von Skepsis, selbst von Witz, sich dennoch in alle Lust der vollen Arbeit und der Hingegebenheit mischt. Auch das ist norddeutsch, ist Berlin. Wer dächte nicht an einen Gleichen, an Fontane.

So steht das ganze Leben um ihn, das ewig junge und hält ihn jung. Die Arbeit wird ihn begleiten bis an das Ende, das allen Sterblichen gesetzt ist. In seinem tiefsten Innern muß dies Leben glücklich sein. Ewig wird ja die Lust und der Wille zur Welt in diesen Augen leuchten.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange hellen Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein,
Einmal werdet ihr verdunkelt sein. . . .

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt.
Trinkt o Augen, was die Wimper hält, . . .
Von dem gold'nen Ueberfluß der Welt! (Keller.)

Anne Piper / Warum?

Ein Beitrag zum Verständnis des Landvolkes.

Im Pfarrhaus erschien eine schwarzgekleidete Frau — die Mutter eines in den furchtbaren Kämpfen im Westen gefallenen Soldaten. Sie wollte meinen Mann um die „Leichenpredigt" bitten. Das ist der Gedächtnisgottesdienst für einen Gefallenen, bei dem dann als äußeres Zeichen des Gedenkens von der Dorfjugend ein grüner Kranz in der Kirche aufgehängt wird, dessen Schleife den Namen und Sterbetag des Toten trägt. Mein Mann war nicht zu Hause, und ich besprach mit der Frau das Notwendige. Müde saß sie vor mir, von schwerer Arbeit und viel Leid seit Beginn ihrer Ehe alt und stumpf geworden, und als sie nun vom Tod ihres einzigen Jungen sprach, da fiel das Wort, das mich seitdem verfolgt und mir zu denken gibt: „Wenn man nur wüßte warum?"

Wer in den Städten wohnt, wo man das Leben der alles umwälzenden Kriegszeit ganz anders miterlebt als wir in den abgelegenen Thüringer Bergen, der wird sich wundern über dies „Warum?" Aber wer es weiß, wie abgeschlossen unsere Bauern hier leben, wie sie die Arbeit um ihre und der Städter Nahrung von früh bis spät in Atem hält und ihnen keine Zeit läßt, sich um das Geschehen da draußen zu kümmern, der wundert sich weniger. Und gar nicht, wenn er weiß, daß im Dorf nicht viel Zeitungen gelesen werden, daß vielleicht zwei Männer da sind oder drei, die etwas Bescheid wissen mit der Landkarte. Wohl kamen unsere Urlauber und erzählten von Not und Kampf und Bluten da draußen an den Fronten, von Schwarzen, die keinen lebendig gefangennehmen, und daß „der Engländer" der Hauptschuldige ist und keinen Frieden will. Es kamen die Städter und sagten von Hunger, von Fettmangel und vom Rübenessen, und blasse Kinder sammelten Kartoffeln. Dann wieder kämen die ins Leben des alten Bauern und der Bauern- und Tagelöhnerfrauen tief einschneidenden Verordnungen über Getreide und Kartoffeln, Butter und Eier und über all das andere, was zwar sonst auch verkauft wurde, aber erst, nachdem der eigene Bedarf der Familie und des dazu gehörenden Viehes gedeckt war. Und jede Verordnung von oben sprach von „vaterländischer Gesinnung" und von „großer Zeit" und wurde kaum von einigen gelesen! Es sagte dann wohl einer zum anderen: „Morgen wird Hafer verladen", „Es müssen noch mehr Erdäpfel abgegeben werden". — Weil's verlangt wurde und sein mußte, wurden die Nahrungsmittel abgeliefert, aber ob je einem der Sinn dafür aufging, warum man das Allerletzte verlangte, das, was beim Bauern schon längst nicht mehr übrig ist, sondern schwer entbehrt wird? Warum muß man das Vieh darben lassen, das doch dem Städter Milch und Butter und Eier liefern oder selbst zur Nahrung werden soll? Warum nicht den Flachs für sich verwenden, für dessen Gewinnung sich die Bauersfrau in schwerer Arbeit plagt? Warum nicht die Wolle aus der kleinen Schafzucht zum eigenen Bedarf gebrauchen, zumal es keine fertige Wolle zu kaufen gibt?

Wohl versucht es der Pfarrer auf der Kanzel, an Vortragsabenden oder in gelegentlichen Gesprächen, und der Lehrer in seinem Beruf, das Verständnis für den Sinn alles dessen zu wecken, was jetzt vom Bauern verlangt wird. Ob mit viel Erfolg?

In den ersten Monaten des Krieges, als die furchtbaren Nachrichten kamen von den Leiden der Ostpreußen und man selbst im gesicherten Thüringerland nicht ganz

Digitized by Google

gewiß wußte, ob nicht „der Ruff" irgendwo ein Türlein zum Einfallen und Plündern fände, da hatte der Bauer eher Verständnis für das Ganze, als heute, wo unsere Fronten fest wie Mauern stehen und er in vollster Ruhe seine Felder bestellen und ernten kann. — Für den Bauern ist das Vaterland das Stückchen Erde, das ihm Heimat ist, das er bewohnt und bearbeitet. Mit dem Austritt aus der Schule ist für die Dorfjugend unseres Kleinstaates die Ausbildung beendet, die Einrichtung von Fortbildungsschulen verhinderte der Krieg. An der mangelhaften Weiterbildung liegt es wohl zum großen Teil, daß der Begriff eines größeren Vaterlandes fehlt oder abhanden kommt.

Früh um fünf, zur Zeit von „Heuet" und „Schnitt" schon viel eher, fängt des Bauern Tagewerk an, je heißer der Tag, desto schwerer sein Mühen, hindert der Regen an der Arbeit auf den Feldern, dann geht es zu fast noch härterer Arbeit „ins Holz", und Häuser, in denen vor 9 Uhr abends zum sauer verdienten Nachtmahl gerufen wird, sind selten. Und dann ist für die Frauen die Arbeit noch nicht zu Ende — das Nötigste muß noch geflickt und für den anderen Tag zurechtgemacht werden. Zum Zeitungslesen ist kein Stündchen des Tages übrig; man hört das Wichtigste von anderen, belesenen Leuten, wie denn in einer guten Nachbarsfamilie stets bei Begegnungen mit uns die Frage fällt: „Nu, Herr Paster, wie is's denn mit'n Krieg?" Oder, als ich kürzlich in unserem Hausgärtchen von der Fahnenstange eine Wäscheleine abnahm, ein nachbarliches Fenster aufflog: „Frau Pastern, tun Sie die Fahne raus? Da wird wohl Frieden?" Ja, man kann merkwürdigen Begriffen begegnen! Wie das Denken eines kleinen Kindes ist oft das unserer Bauern.

Und ihr wundert euch in den Städten, daß der Bauer dem großen Geschehen unserer Zeit ohne Verständnis gegenübersteht und natürlich ihren Forderungen an den einzelnen erst recht?

Seit Jahrhunderten sät und erntet der Bauer, durch Jahrhunderte haben sich seine Sitten und Unsitten, seine Redensarten und seine Lebensweise erhalten. Wohl hat die Zeit ihm Neues gebracht, er hat's angenommen im Lauf der Jahre, jede Neuerung hat geraume Zeit gebraucht, bis sie als gut erprobt war und dann Gewohnheit wurde. Wie kann man denken, daß die atemraubende Schnelligkeit, mit der der Krieg und mit ihm all das Neue in seinem Gefolge über unsere Dörfer kam, den Bauern mitreißen würde? Und wer, der den Bauern kennt, wundert sich, daß der Bauer und mehr noch die Frauen, die noch seltener als die Männer einmal das heimatliche Dorf verlassen, den vielen Forderungen, den stets neuen Verordnungen, die oft genug empfindlich in ihr Wirtschaftsleben hineingreifen, verständnislos gegenüberstehen mit der Frage „Warum?" Wer wundert sich, daß die arme Mutter, der die Post ihr bescheidenes Päckchen, das sie dem Sohn schickte, zurückbringt, und die mühsam die Worte entziffert „fürs Vaterland gefallen", das Päckchen zitternd in abgearbeiteten Händen hält und nur das eine denken und sagen kann: „Warum?"

Es werden vielleicht andere Zeiten für unsere Dörfer kommen, wenn erst unsere Männer und Jungen von draußen wiederkommen. Sie haben mit Bayern und Preußen, mit Oesterreichern, Bulgaren und Türken Seite an Seite gekämpft, gelebt und geblutet, sie haben die Meere befahren und Sitten und Gebrauch anderer Völker gesehen. Sie wissen, was das große Vaterland für den einzelnen bedeutet und wert ist und haben's kennengelernt, wie einer für den anderen einstehen muß.

Aber heute dürft ihr in den Städten nicht den Bauern schelten und müßt versuchen, es zu verstehen, daß er oft nicht freudig und aus vollem Herzen gern geben kann. Er plagt sich in schwerer, mühseliger Arbeit für euch — laßt's daran genug sein! Der deutsche Bauernstand sorgt, daß Deutschland nicht untergehe!

Margarete Rothbarth / Glockensagen und Glockenbrauch

In vielen großen Städten haben wehmütige Gedanken das Herabsteigen der Glocken von ihrem luftigen Sitz und ihr Verschwinden auf Nimmerwiederkehr begleitet. Und doch — für den Großstädter insbesondere ist das Läuten nicht mehr der Rhythmus seines täglichen Lebenslaufs. Erst als sie ihn verlassen mußte, gedachte er ihrer so, wie der Landbewohner ihrer immer gedenkt, als eines guten Freundes, der ihn durch das ganze Leben begleitet, wie er auch schon den Eltern und Vorfahren ein treuer Weggenosse gewesen war. Schillers „Lied von der Glocke" zeigt sie, wie sie die Lebenden ruft, die Toten beklagt, Geburt, Hochzeit, Tod, Feuersbrunst und Aufruhr mit ihrem Klange begleitet. Das Landvolk hatte und hat noch heute der Glocke eine ganz andere Rolle zugeteilt, es macht sie zum Genossen und teilnehmenden Gefährten aller seiner Handlungen und Erlebnisse und verleiht ihr wie einem beseelten Wesen Urteilskraft, Willen, Sprache, ja sogar ein eigenes Schicksal. In Aberglaube, Brauch und Sage hat sich davon noch heute manches erhalten.

Am Gründonnerstag verstummen die Glocken — das Volk sagt, sie seien nach Rom geeilt, um zu beichten, um mit dem Papst Mahlzeit zu halten, um von ihm wieder geweiht zu werden und auf diese Weise einen schöneren Klang zu bekommen. Am Karsamstag geht in Ungarn während des Läutens die Hausfrau, mit dem Schlüsselbund rasselnd, durch alle Räume und ruft: „Schlangen, Frösche, weicht von dannen, die Glocken klingen wieder."

Beim Begräbnis von Verbrechern und Selbstmördern wird die Glocke nicht geläutet. Aber zuweilen weiß sie allein, wie wertvoll der Verstorbene war, und dann erhebt sie von selbst ihre Stimme, um Heilige zu ehren und um von den Menschen mißachteten Verstorbenen einen letzten Dienst zu erweisen und sie so im Andenken der Ueberlebenden zu verklären. Auch vor Feinden und drohender Gefahr warnt sie von selbst. Eigenmächtig gibt sie ihren Willen kund, indem sie sich selbst zu den Menschen hinab bequemt — Goethes wandelnde Glocke! — oder sich trotzig nicht vom Fleck rührt, wenn sie an einen Ort gebracht werden soll, wohin sie nicht will; dann vermögen auch alle menschlichen Anstrengungen sie nicht zum Läuten zu bringen.

Die Glocke vertreibt Dämonen und Krankheitsgeister, ihrem Klang wird eine besondere Heilkraft zugeschrieben. An Allerheiligen verkündet Glockenläuten den Augenblick, wo die Geister für kurze Zeit in ihre alte Heimat zurückkehren dürfen — „Seelenausläuten" nennt man dies in Tirol. Man sucht sich auf diese Weise vor den Geistern zu schützen. In der Altmark werden am Palmsonntag nachmittags die Glocken geläutet — so weit der Schall reicht, werden im folgenden Jahr die Wetter keinen Schaden tun. Während des Säens, beim Mähen und beim Einbringen der Ernte — immer müssen dabei die Glocken sprechen, da sie den Ausfall der Ernte bestimmen können, indem sie schädliche, den Menschen und ihrem Tun feindliche Geister bannen und fernhalten.

Doch nicht nur ewigen und ernsten Dingen ist der metallene Mund der Glocken geweiht, sondern gerade ihrer Sprache gibt das Volk alle möglichen Deutungen humoristischen Inhalts. Die große Glocke eines Dorfes ruft beim Kirchgang: „Komm her, komm her!", die mittlere antwortet: „Ich komm, ich komm!", die kleine klagt: „Kommt keiner, kommt keiner!" Am Rhein sollen die Glocken feierlich klingen: „Vinum bonum, vinum bonum!", doch vorlaut schrillen sie in der Apfelweingegend des

Digitized by Google

Mains: „Eppelgebeppel, Eppelgebeppel." Manche Deutungen verzichten aber ganz auf Sinn und Zusammenhang der Deutung und legen nur akustisch ähnliche Wortreihen unter; die dumpfe große Glocke ruft im Baß: „Min Dum" (= Daumen), die hellere mittlere in der Zwischenlage: „Mein Ellenbogen", und die kleine im Diskant: „Mein Knie".

Einen schönen und eigenartigen Glockenvers berichtet eine der Fassungen des Glockengusses von Breslau. Diese durch das Müllersche Gedicht in ganz Deutschland literarisch verbreitete Sage hat im Volksmund noch eine ganze Reihe anderer Fassungen. Während der Dichter den Meister die Tat aus Jähzorn begehen läßt, setzen die Sagen andere Motive dafür ein: der Junge versteht schon mehr als der Meister, und dieser ist eifersüchtig auf ihn; oder er hat zur Glockenspeise reines Gold verwendet, das der geizige Meister für sich selbst behalten wollte. Aus diesen so anders gearteten Motiven erklärt es sich dann auch, daß der Meister, nachdem die erste Aufwallung des Zornes vorbei ist, sich nicht freiwillig dem Gericht stellt und auf diese Weise sein Vergehen sühnt, sondern daß er versucht, die Leiche des Jungen, die zum Verräter seiner Tat würde, beiseite zu schaffen. Als aber diese von dem Jungen gegossene Glocke vom Turm herabtönt, da hören alle Menschen zu ihrem größten Erstaunen, daß sie ruft:

„S ist schad, s ist schad,
Daß der Lehrjung tot ist.
Er liegt begraben im Schweinekoben,
S ist schad, s ist schad,
Daß er tot ist."

Man gräbt nach, findet die Leiche, und so hat die Glocke das Verbrechen ans Licht gebracht.

Die Wirkung in die Ferne, die die Glocke ausübt, zeigt poetisch ein französischer Brauch: „Wenn die Frau des abwesenden Seemannes lange keine Nachrichten von ihm erhält, geht sie nach Notre Dame de Beléon und ruft ihren Gatten, indem sie dabei die Glocke anschlägt; in acht Tagen wird sie dann einen Brief haben."

Ueber Glockensprache, Glockenbrauch, Glockensagen und Glockenaberglauben gibt es zahlreiche Abhandlungen in volkskundlichen Zeitschriften. Hier waren nur einige charakteristische Beispiele gegeben. Vieles davon gehört vergangenen Tagen an, manches aber ist kürzlich erst aufgezeichnet und noch heute im Volke lebendig.

Gottfried Traub / Das Eine

Mag mein Name untergehen, mag mein Ruf untergehen, wenn nur mein Vaterland lebt.

Cavour.

Leider weiß ich, daß einzelne unwillig werden, wenn sie stets von dem gleichen hören. Das Wort vom „Vaterland" klingt ihnen nicht mehr frisch und hell genug. „Ja einst, damals in den Augusttagen — aber heute!" Man kommt sich fast rückständig vor, wenn man so „rückständig" bleiben will, daß man über jenes Ereignis gar nicht hinaus-, sondern erst recht hineinwachsen will. Es ist zum Verzweifeln, daß man Begeisterung für das Vaterland immer leicht bespöttelt, als wäre es poetischer Unfug oder Ersatz für Tat oder ein Schlupfwinkel für politische Unfähigkeit. Wer die letzten Tage wirklich miterlebt hat, dem ist schaudernd klar geworden, daß eigene Interessen, fremde Meinungen, Stimmungen feindlich gesinnter Völker auf manch einen größeren Eindruck zu machen begannen, als die sonnenklare Kraft des einzigen Wortes: Vaterland. Man wünscht diesem ja alles gute, sicherlich! Aber eine Welt liegt zwischen Wünschen und Wollen. Beim rechten Wollen muß man untergehen können, ja unterzugehen wagen, um zu gewinnen. Das ist keine bloße „Stimmung". Hätten wir nur dieses Wort nie gefunden! Seine letzte Herkunft aus übernächtigen, klatschbegierigen Kreisen sollte uns vor seinem Hauch behüten. Stimmungen sind gefährliche Kameraden. Ziele erziehen und Urkräfte machen gesund. Das Vaterland ist solche Urkraft, ein Brunnen, der von einzelnen nicht ausgeschöpft werden kann und nicht ausgeschöpft werden soll. Vaterland ist heiliges Gesetz, das sich nicht verletzen läßt, ohne sich zu rächen. Vaterland ist Vergangenheit und Zukunft des Daseins in eins gefaßt. Nirgendwo kommt es zur Ruhe, aber es selbst bringt alle Kräfte, Leidenschaften, Strebungen in die Reihe, sobald sie sich seinem Zweck unterordnen. Vaterland glüht wie die Sonne und ist kühl wie der Mond. Es regt die Geister auf wie der Sturm die Wolken und ist wie der stille Rahmen eines Bildes, der nur da ist, von dem man aber hinwegsieht auf das einzelne Ereignis des täglichen Geschehens. Vaterland erinnert mit vollem Recht an zeugende Kraft; nur wer zeugen kann, wirkt schöpferisch. Gerade wenn jetzt die Sonne so heiß über den Fluren brennt, wenn berechtigte Friedenssehnsucht alle ergreift, wenn die Seele anfängt müde zu werden und man die Wächter ungeduldig fragt: „wie lange noch?" — gerade dann ist es hohes Vorrecht aller Führer und Diener des Vaterlandes, dessen zeugende Willenskraft in den Mittelpunkt alles eigenen Wollens zu stellen. Wer müde wird, hat ein Recht vor sich selbst, aber kein Recht vor dieser Urkraft. Wer den Becher nicht leert, der geht den Gang nicht bis zum Schicksalsschluß. Ungeheuer ist dieser Mut, dem Schicksal seinen Willen aufzuerlegen und in seinem Willen eins zu werden mit dem Schicksal. Solcher Weg ist lang, er ist nie kurz. Alle Möglichkeiten müssen verbraucht werden, ehe man vom Schicksal zu reden das Recht hat. Wir sind unser eigenes Schicksal. Dem Zweifler gehört sein Los, dem Gläubigen fällt sein anderes. Wir glauben, daß das Schicksal unseres Volkes in diesem Krieg, den wir mit reinen Händen führten, nach Sieg und Auferstehung deutet.

„Lehren Sie den Deutschen, über den Staketenzaun seiner eigenen Privatinteressen hinwegzuschauen." So schrieb uns einmal der neue Reichskanzler während des Krieges. Das bleibt der Weg, auf dem man groß wird und das Verständnis für die Menschen zunimmt, die ihren Namen, ihren Ruf, ihr alles opfern, wenn es nur dies eine gilt: das Vaterland zu retten. Deutschland ist noch reich an solchen Männern in allen Lagern, Schichten und Berufen. Darum zweifeln wir nicht, sondern glauben.

Soziale Bewegung

Die Spaltungsgefahr in den sozialdemokratischen Gewerkschaftsverbänden tat besonders deutlich auf der kürzlich in Köln abgehaltenen Generalversammlung der größten Organisation, des deutschen Metallarbeiterverbandes, hervor. Nach dem Bericht des „Vorwärts" erklärte der Verbandsvorsitzende Schlicke, daß gegenseitiges Mißtrauen im Metallarbeiterverband Platz gegriffen habe. Die Arbeitsniederlegungen vom 16. April seien kein Ruhmesblatt für den Verband. Wir sollen Streiks führen zu rein politischen Zwecken, zum Zwecke der Demonstration gegen Erscheinungen, die außerhalb des Rahmens der Bestrebungen unserer Organisation liegen. Es ist planmäßig darauf hingearbeitet worden, die Arbeiter zu Streiks zu veranlassen; planmäßig wird Mißtrauen gegen die Leitung der Gewerkschaften gesät zu dem ausgesprochenen Zweck, um die Gewerkschaften nachher politischen Demonstrationen dienstbar zu machen. Diese Erscheinung ist dort geboren, wo die neue Partei (der „unabhängigen" Sozialdemokraten) gegründet wurde. Nicht lange nach der Gründung merkte man im Verband die Folgen. Man versuchte, in Besprechungen für Massenaktionen und für die Beschlüsse in Gotha Stimmung zu machen. Dadurch wurde der Zankapfel auf die Gewerkschaften übertragen. Der Streik in Berlin war eine Demonstration gegen die ungenügende Lebensmittelversorgung. Als Ausdruck der Mißstimmung hätte

man ihn hinnehmen müssen, aber die Nebenerscheinungen in Berlin waren derart, daß der Vorstand und die Generalversammlung dazu Stellung nehmen müssen. Man versuchte, den Streik fortzusetzen lediglich zu dem Zweck, politische Fragen zu lösen. Die Bewegungen hatten mit den gewerkschaftlichen Aufgaben nichts mehr zu tun, sie sollten politischen Zwecken dienen. Eine Flut von Flugblättern ergoß sich über die Berliner Arbeiter. Schlicke ging dann ausführlich auf die Machenschaften der Minderheit ein, die er entschieden verurteilte, und kam zu dem Schluß, die Generalversammlung müsse erklären, daß der Verband sich nicht von der praktischen Arbeit abbringen lassen will, und daß die Generalversammlung die Treibereien, Mißtrauen in die Arbeiterschaft zu tragen, zu verurteilen habe. Der Korreferent Dißmann-Frankfurt trat als Anhänger der Minderheit den Ausführungen Schlickes entgegen und verurteilte die jetzige Taktik des Verbandes: „Jetzt sehen wir Verbeugungen gegenüber der Regierung, wie Hilfsbeflissene sind die Gewerkschaftsführer gegenüber der Regierung. Diese Führer haben den Christlichen und Hirsch-Dunckerschen nichts mehr vorzuwerfen, wir sehen hier eine Verbrüderung. Man hat die Interessengemeinschaft proklamiert, die für manchen Führer Selbstzweck geworden zu sein scheint. Wir haben aber auch im Krieg die Klasseninteressen des Proletariats aufrechtzuerhalten. Bei den bürgerlichen Parteien steht die Klassenvertretung turmhoch über der Vertretung der Arbeiterinteressen. (Lebhafter Widerspruch.) Wir können nicht zulassen, daß der Metallarbeiterverband erklärt, in der alten Partei erblicke er seine politische Vertretung, und die Unabhängige Partei gehe ihn nichts an. Die alte Partei, die Gewerkschaftsführer, gehen Hand in Hand mit der Regierung. Die Gewerkschaftsführer, die Vorstände der Gewerkschaften sind die Träger der Kriegspolitik der Regierung. Das Vertrauen der Arbeiter zu den offiziellen Führern ist geschwunden, es ist zum Teufel gegangen durch deren Handlungen." Daß die Aussprache über die beiden Referate recht lebhaft und scharf war, kann man sich denken. Sowohl die Anhänger der sozialdemokratischen Mehrheit wie auch der Minderheit gaben sich alle Mühe, ihre Ansichten zur Geltung zur bringen. Das Ergebnis war, daß die Generalversammlung einen Antrag mit 64 gegen 53 Stimmen annahm, durch den die Haltung des Verbandsvorstandes Billigung fand. Die Minderheit ist danach aber eine sehr beträchtliche und sie wird weiterhin alle Hebel in Bewegung setzen, um zur Mehrheit zu werden.

Löhne der Kriegsgefangenen in Deutschland. Auf eine Anfrage im Reichstag, die sich auf irrige Angaben stützte, ist von der Reichsregierung folgende Antwort gegeben worden: „Für die im Handwerk, Gewerbe, Bergbau und in der Industrie arbeitenden Kriegsgefangenen ist nach den von dem Preußischen Kriegsminister aufgestellten Grundsätzen für den Kopf und Arbeitstag eine Vergütung zu zahlen, die der Höhe des Tagesverdienstes eines freien Arbeiters im gleichen Betriebe und unter gleichen Verhältnissen entspricht. Niedrigere Löhne als die der deutschen Arbeiter in derartigen Betrieben können für Kriegsgefangene nicht festgesetzt werden, da in diesem Falle die Kriegsgefangenen den deutschen Arbeitern gegenüber als Lohndrücker auftreten würden. Wenn in besonderen Fällen durch die Lohnfestsetzung eine zu starke Belastung des Arbeitgebers eintritt, so sind die stellvertretenden Generalkommandos ermächtigt, andere der Billigkeit entsprechende Festsetzungen zu treffen, was insbesondere auch für kleinere Handwerks- und Gewerbebetriebe gilt. Für die den Handwerksbetrieben als ungelernte Arbeiter überwiesenen Kriegsgefangenen wird auch nach längerer Tätigkeit in den betreffenden Betrieben keine Bezahlung für gelernte Arbeit gefordert. Diese wird grundsätzlich nur für solche Kriegsgefangenen verlangt, die von vornherein als gelernte Arbeiter überwiesen sind, handwerksmäßige Fertigkeit besitzen und entsprechende Leistungen gewährleisten." Alle beteiligten Dienststellen sind auf die Beachtung der vorstehenden Grundsätze erneut hingewiesen worden.

Büchertisch

Kirchliches Handbuch für das kath. Deutschland. Herausgeg. von H. A. Krose S. J. 5. Band: 1914—16. Freiburg, Herder. 521 S. 8 M. — Seit es besteht, ist dieses Buch unentbehrlich für den Kirchenpolitiker, soweit er irgend mit dem Katholizismus zu tun hat, und interessant keineswegs bloß für Katholiken, sondern für jeden, der die katholische Kirche und ihre straffe Organisation und fleißige Arbeit kennenlernen will. Die Abschnitte sind: Organisation der Gesamtkirche (Papst, Kardinäle, Kurie; eigentümlich berührt hier, daß unter den diplomatischen Vertretern beim Vatikan auch der preußische, bayrische und österreichische aufgeführt werden, ohne ein Wort darüber, daß sie seit 2 Jahren nicht mehr in Rom sind), kirchliche Gesetzgebung und Rechtsprechung, kirchliche Zeitlage 1913—16, kath. Heidenmission, Konfession und Unterrichtswesen, karitativ-soziale Tätigkeit der deutschen Katholiken, Organisation der kath. Kirche in Deutschland, Konfessionsstatistik Deutschlands; neu hinzu kommt als letzter: Mitteilungen der amtl. Zentralstelle für (katholisch-) kirchliche Statistik. Daß solche Stelle begründet ward und die katholische Kirche Deutschlands ihr statistisches Material nun ungefähr ebenso ausführlich veröffentlicht, wie es die evangelischen Kirchen schon länger taten, ist dankenswert; die Zahlen von Ein- und Austritten, die noch fehlen, zu bringen, entschließt man sich hoffentlich noch. Natürlich wird hier und da der Nichtkatholik anders urteilen, so bei der Darstellung von den Störungen des konfessionellen Burgfriedens; aber der stärkste Eindruck bleibt, wie viel wertvolle Belehrung oft auch in trockenen Zahlen steckt (geringer Besuch der Realanstalten durch katholische Schüler, hohe Zahl der Priester und Ordensfrauen unter der Lehrerschaft der elsässischen Mädchenschulen usw.). Mulert.

Erinnerungen eines Feldpredigers. Von H. Lehmann. 2 Hefte, je 32 S. u. 20 Pf., Partiepreise. Berlin W. 35, Evang. Bund. — Verfasser, im Frieden Pfarrer in Braunschweig, steht seit langer Zeit vor Verdun. Die Erinnerungen sind kein zusammenhängender Bericht, sondern Skizzen verschiedenen Inhalts, teils munter, teils ernst, immer schlicht, nicht selten ergreifend.

Hausandachten für die Kriegszeit. Von Prof. Schian. 5. Heft. Berlin W. 35, Evang. Bund. 32 S., 20 Pf. — Kurz, schlicht, gehaltvoll wie die früheren Hefte.

Jugendlese. Von Herm. Bousset. Berlin, Verlagsanstalt Borussia. 1. Teil. 76 S., 1 M. — Eine Art weltlicher Wochenandachten für Jungen, von Heimat und Helden, guten Büchern und Dichtern, vaterländischer Geschichte und täglichen Pflichten; der Ton ist fast immer gut getroffen, und stets tut die tapfere, ernste Gesinnung des Verfassers wohl, der mit draußen war.

Das Christusbild unserer Altvordern. Von Prof. G. Krüger. Berlin W. 35, Evang. Bund. 30 S., 20 Pf. — Gute Einführung in den Heliand und verwandte Dichtungen.

Kriegszeit und Jenseitsglaube. Von Pfr. W. Rausch. Essen, Bädeker. 60 S. 75 Pf. — Geht besonnen von mehr philosophischer Auseinandersetzung mit den Zweifeln zur Darlegung des religiösen Gehaltes des Glaubens an ewiges Leben über.

Briefkasten

Leutnant U. Dank für Übersendung der Zeitung der 10. Armee mit dem sehr guten Aufsatz „Fabrikation und Handwerk" des Kanoniers Rading. Leider fehlt uns der Raum zum Abdruck.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Sendung ins Feld: 1 M.: S. in G., Uff. R. im Felde, **2 M.:** Uff. Sch. im Felde, D. in J., Frl. B. in G, **3,70 M.:** Frau Dr. M. in U., **6 M.:** Stabsarzt Dr. R. in G., Frau Geh.-R. A. in H.

Bücher für Armee und Marine: Prof. R. in Reichenhall: 19 Bücher, 2 Zeitschriftenhefte, Dr. E. im Felde: 18 Bücher, Frau Dr. D. in Jugenheim: 2 Bde. Kosmos, Frl. R. in Bunzlau: 80 Bücher, Frl. V. in Friedenau: 3 Bde. Kosmos, Prof. Sch. in Schöneberg: 30 Bücher, Werbeanwalt W. in Berlin: 1 Paket Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt der Weingroßhandlung **R. Ritter & Co., Oberingelheim a. Rhein** bei, den wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Digitized by Google

26. Juli 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 30

Anzeigen kosten: die 40mm breite, Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Friedensformel. — **Univ.-Prof. Dr. J. Hashagen:** Monroelehre und Imperialismus. — **Dr. Hans Maier:** Armenunterstützungen und Wahlrecht. — **Otto Ernst Sutter:** Zwei wichtige Kleingartenbaufragen. — **Dr. Walther Schotte:** Käthe Kollwitz. — **Gottfried Traub:** Jugend. — **Else Wirminghaus:** Wohnungseinrichtung für Kriegsgetraute. — **Gertrud Döring:** Kämpfer. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 15. Juli.

Soweit wir eine Kenntnis dessen haben, was im Ausland vorgeht, beschäftigt das Problem der Demokratisierung des Deutschen Reiches das Nachdenken der Politiker draußen nicht weniger als bei uns im Inland. Dabei wird gewöhnlich die Schnelligkeit dieser Entwicklung überschätzt. Nur wenige Beurteiler in den nichtdeutschen Ländern besitzen eine genauere Vorstellung davon, was in der deutschen Geschichte die Monarchen bedeutet haben. Sie begreifen nur selten, daß die Einigung Deutschlands im 19. Jahrhundert zwar aus einer volkstümlichen Massenbewegung entsprang, dann aber doch mit monarchischen Mitteln vollendet wurde. Wenn darum zahlreiche Ausländer sich heute die Sache so denken, als ob ein kaiserfreies Deutschland in Sicht sei, so irren sie gewaltig! Es handelt sich nur um Verschiebung des Tätigkeitsbereiches zwischen einem Beamtenstaat und einem Volksstaat. Daß auch der Beamtenstaat dem Monarchen gegenüber unter Umständen seinen eigenen Willen durchsetzen kann, ist gerade in den letzten Tagen außerordentlich deutlich geworden, denn offenbar ist der bisherige Reichskanzler v. Bethmann Hollweg weder von einer parlamentarischen Mehrheit gestürzt worden noch auf eigenen Wunsch des Kaisers beseitigt. Es tritt ein neuer Reichskanzler an seine Stelle, ohne daß parlamentarische Vertreter über die Auswahl der Person angehört worden sind. Diese Unterlassung wirkt im gegenwärtigen Zeitpunkt unvergleichlich viel härter und schwerer in Inland und Ausland, als es in anderen Zeitläuften der Fall gewesen wäre. Bis weit in konservative Kreise hinein werden staatsrechtliche Probleme erörtert.

Montag, 16. Juli.

Während die russische Armee sich wieder an die Kriegführung zu gewöhnen scheint, ist die Staatsform der neuen Republik Rußland noch völlig im schwebenden Zustand. Man hört sehr wenig von der versprochenen konstituierenden Vertreterversammlung, weil offenbar die gegenwärtigen Staatsleiter froh sind, wenn sie von einem Monat zum anderen den Staatszusammenhang, die Volksernährung und die Heeresdisziplin zusammenhalten können. Was sich im Innern Rußlands vorbereitet, entzieht sich vielfach der Beurteilung der Außenwelt, insbesondere auch deshalb, weil man von hier aus kaum unterscheiden kann, wie groß und wie zäh die Kräfte sind, die sich in der Ukraine und in Finnland der Aufrichtung selbständiger Republiken widmen wollen. Einer Darstellung von Behrmann, dem Stockholmer Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", entnehmen wir über die Ukraine folgende Bemerkungen: In Kiew sind die roten Fahnen der russischen Revolution an den öffentlichen Gebäuden verschwunden und haben überall der blaugelben Farbe der alten Ukraine Platz gemacht. In Kleidung und Zuschnitt der Bärte äußert sich altukrainische Romantik. Zehntausende leisteten den großen kleinrussischen Schwur, den letzten Blutstropfen für eine freie und selbständige Ukraine zu opfern. Das Generalsekretariat der ukrainischen Zentralrada hält Sitzungen ab und verteilt Aemter. Die Steuerzahlungen an die russische Regierung sollen mit dem 27. Juni aufgehört haben. — Es wird vielfach geglaubt, daß die provisorische Regierung den Krieg fortsetzen wolle, nicht nur weil es von Engländern und Amerikanern gefordert wird, sondern besonders auch deshalb, weil die Rückkehr der Truppen eine unübersehbare Schwierigkeit für die innere Politik werden könnte.

In Finnland hat der Landtag mit großer Mehrheit beschlossen, Finnland selbständig zu machen. Senat und Landtag versuchen, die Regierungsmacht im Lande auszuüben. Der sozialistische Abgeordnete Maekeli ermahnt die finnische Jugend, sich zu bewaffnen, um etwaigen Gewaltmaßregeln zu begegnen.

Die Angelegenheit des Uebermittelns von Sprengbomben durch einen nach Norwegen reisenden deutschen Kurier, von der wir am 1. Juli gesprochen haben, hat im Zusammenhang mit weiteren Vorkommnissen die skandinavischen Länder sehr erregt und den Vertretern der Entente eine willkommene Veranlassung geboten, gegen Deutschland Stimmung zu machen. Inzwischen haben Verhandlungen der beiden Regierungen stattgefunden, aus denen sich ergibt, daß die Gepäckstücke, in denen Sprengstoffe gefunden wurden, ohne Wissen und Willen des deutschen Auswärtigen Amtes abgesendet worden sind. Die verantwortliche militärische Zentralinstanz teilt mit, daß sie, um gewisse kriegerische Maßnahmen auf feindlichem Gebiet zu treffen, keine Bedenken trug, die Sprengstoffe durch norwegisches Gebiet zu führen, da dies, soviel man wußte, von norwegischer Seite nicht verboten war. Wieweit freilich der offizielle Kurierdienst für solche Versendungen benutzt werden darf, ist eine andere Frage. Die deutsche Regierung mißbilligt nun ausdrücklich das eigenmächtige Vorgehen der betreffenden Zenralinstanz, das in keiner Weise gerechtfertigt werden kann, und hat anläßlich des Mißbrauches des Kurierprivilegs eine Disziplinaruntersuchung gegen die Schuldigen eingeleitet. Außerdem hat der deutsche Gesandte in Kristianta den Auftrag bekommen, der norwegischen Regierung das tiefe Bedauern der deutschen Regierung auszusprechen. Es sind Vorkehrungen getroffen worden, daß sich ähnliche Vorfälle nicht wiederholen können. Der seitherige deutsche Gesandte in Kristiania, Dr. Michahelles, verläßt seinen Posten.

Dienstag, 17. Juli.

An der Westfront versuchten die Engländer mit dreimaligem Angriff, die bei Lombartzyde verlorenen Stellungen zurückzugewinnen, wurden aber verlustreich zurückgeschlagen. Ernsthafte Grabenkämpfe finden immer wieder am Chemin-des-Dames und an der oft genannten Höhe 304, westlich von Verdun, statt. An der Ostfront haben sich die Kämpfe in Galizien im allgemeinen beruhigt, dafür aber steigt der Kampfeseifer bei Riga

und südlich von Dünaburg. Auch um die Donaumündung herum regt sich militärische Unruhe.

In einigen Tagen soll in Paris eine Entente-Konferenz abgehalten werden, um die politische und militärische Lage auf dem Balkan zu erörtern und darüber zu beraten, ob die Armee des General Sarrail sich endgültig in das Lager von Saloniki zurückziehen oder ihre Stellung bis Monastir weiter aufrechterhalten soll. Dabei werden auch erneut die griechischen Angelegenheiten zur Sprache kommen müssen, da es offenbar dem neuen Ministerium Venizelos nicht geglückt ist, die gewünschte Einheitlichkeit des Volkswillens herzustellen.

Nach italienischen Berichten sind in Angola deutsche Truppen eingedrungen. Die Portugiesen haben sich zurückgezogen, um auf militärische Unterstützung durch die Engländer zu warten. Wir unsererseits haben nicht gewußt, daß es im Norden von Deutsch-Südwest noch Truppenteile gibt, die einen Vorstoß in das benachbarte portugiesische Gebiet unternehmen konnten.

Beunruhigende, aber noch unklare Nachrichten kommen aus Holland über englische Beschießung deutscher Frachtschiffe, die sich noch innerhalb der holländischen Hoheitsgrenze befanden. Etwa 500 Meter von der Küste entfernt wurden deutsche Handelsschiffe von 14 großen englischen Zerstörern beschossen. Mehrere Granaten flogen dabei bis auf das Land. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß deutsche Schiffe den Verkehr nach Amsterdam meist innerhalb der holländischen Küstengewässer zurücklegen. Die offene See ist überall durch englische Minenfelder verseucht. Es sollen neuerdings die englischen Minenfelder sich auch bis unmittelbar an die dänischen Gewässer erstrecken.

Mittwoch, 18. Juli.

Beim Abflauen der russischen Angriffe in Galizien wird festgestellt, daß ein größerer Landgewinn von den Russen nur in der Gegend von Stanislau erzielt wurde, wo unter anderem auch die Stadt Kalusz dem Feinde überlassen wurde. Das von den mitteleuropäischen Heeren aufgegebene Gebiet, rund 800 Geviertkilometer, ist kleiner als das, welches die Deutschen in der Frühjahrsschlacht an der Westfront preisgaben. Hier wie dort aber zeitigte die Aufgabe von Terrain den Vorteil einer neuen, beweglicheren Verteidigungstaktik. Unsere Verteidigung ist, wie der Kriegsberichterstatter des österreichischen Kriegspressequartiers sagt, elastisch geworden, und ein Durchbruch, wie wir ihn seinerzeit bei Gorlice erzielten, erscheint auf unserer Seite durch diese Organisation der Verteidigung fast unmöglich geworden. Der russische Erfolg bei Stanislau ist für die Beurteilung der Gesamtlage unwesentlich, da die russische Absicht, Lemberg wiederzunehmen, vereitelt wurde.

Der Bericht der englischen Admiralität redet von der Verfolgung der deutschen Handelsschiffe an der holländischen Küste, spricht aber nicht darüber, ob eine Grenzverletzung vorliegt. Die holländische Presse ist im allgemeinen, wie wir hören, zurückhaltend oder ängstlich; nur der „Maasbode" sagt: „Es handelt sich hier um eine häßliche Schändung der niederländischen Hoheitsrechte. Es ist eine schleunige und unzweideutige Erklärung der englischen Regierung erforderlich, wenn die hier erweckte Unruhe und Empörung zum Schweigen gebracht werden soll. Wir meinen, es sei mehr als je an der Zeit, daß England sich ins Gedächtnis zurückruft, welche Rolle es zu Kriegsbeginn als Beschützer der kleinen Nationen übernommen hat."

In Petersburg finden wieder einmal etliche Ministerwechsel statt. Der Ausschuß des „Arbeiter- und Soldatenrates" warnt durch einen Aufruf, mit den Waffen in der Hand auf die Straße zu gehen und dort gegen die Auflösung der Regimenter Einspruch zu erheben, die sich an der Front durch verbrecherische Verletzung ihrer Pflicht gegen die Revolution entehrt haben. „Wir, die Vertreter der revolutionären Demokratie", so heißt es in dem Aufruf, „erklären Euch, daß die Auflösung dieser Regimenter auf Verlangen der Soldatenausschüsse und auf Befehl des Kriegsministers Kerenski, Eures Erwählten, geschehen ist. Jedes Vorgehen zugunsten der aufgelösten Regimenter ist gegen unsere Brüder gerichtet, die ihr Blut an der Front vergießen." — Um die Verhandlungen zwischen dem Ministerium und den Vertretern der Ukraine zu regeln, wird in Petersburg ein besonderes Generalsekretariat eingerichtet. Die vorläufige Regierung verspricht eine freundliche Haltung gegenüber der Ausarbeitung eines vollständigen Planes für die Regelung der nationalen Politik der Ukraine einzunehmen. Dieser Plan sei bestimmt, der irgendwann zusammentretenden konstituierenden Versammlung vorgelegt zu werden. Ukrainische Sonderabgeordnete werden dem Kabinett des Kriegsministers, dem Generalstab und dem Oberbefehlshaber beigeordnet werden. Ob es diese Zugeständnisse an die Forderungen der Ukraine sind, durch die die erneuten Spaltungen im Ministerium hervorgerufen werden, oder ob der Kern der Auseinandersetzung in der Frage der militärischen Offensive liegt, vermögen wir nicht zu beurteilen.

Donnerstag, 19. Juli.

Der deutsche Reichstag beschließt mit 214 gegen 116 Stimmen bei 17 Enthaltungen die Friedensresolution der Mehrheitsparteien: Sozialdemokratie, Fortschrittliche Volkspartei und Zentrum. Der Wortlaut der Friedensresolution ist folgender: „Wie am 4. August 1914 gilt für das deutsche Volk auch an der Schwelle des vierten Kriegsjahres das Wort der Thronrede: „Uns treibt nicht Eroberungssucht!" Zur Verteidigung seiner Freiheit und Selbständigkeit, für die Unversehrheit seines territorialen Besitzstandes hat Deutschland die Waffen ergriffen. Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar. Der Reichstag weist auch alle Pläne ab, die auf eine wirtschaftliche Absperrung und Verfeindung der Völker nach dem Kriege ausgehen. Die Freiheit der Meere muß sichergestellt werden. Nur der Wirtschaftsfriede wird einem freundschaftlichen Zusammenleben der Völker den Boden bereiten. Der Reichstag wird die Schaffung internationaler Rechtsorganisationen tatkräftig fördern. Solange jedoch die feindlichen Regierungen auf einen solchen Frieden nicht eingehen, solange sie Deutschland und seine Verbündeten mit Eroberung und Vergewaltigung bedrohen, wird das deutsche Volk wie ein Mann zusammenstehen, unerschütterlich ausharren und kämpfen, bis sein und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwickelung gesichert ist. In seiner Einigkeit ist das deutsche Volk unüberwindlich. Der Reichstag weiß sich darin eins mit den Männern, die in heldenhaftem Kampf das Vaterland schützen. Der unvergängliche Dank des ganzen Vaterlandes ist ihnen sicher." Für diese Resolution sprachen die Parteiführer Fehrenbach, Scheidemann und von Payer. Der neue Reichskanzler Dr. Michaelis sagte: „Deutschland wird nicht einen Tag länger Krieg führen, wenn es einen ehrenvollen Frieden bekommt, nur um gewaltsame Eroberungen zu machen. . . Wir können den Frieden nicht noch einmal anbieten. Die Hand, die einmal ehrlich und friedensbereit ausgestreckt war, hat ins Leere gegriffen. Wenn wir Frieden machen, dann müssen wir in erster Linie erreichen, daß die Grenzen des Deutschen Reiches für alle Zeiten sichergestellt werden. Wir müssen im Wege der Verständigung und des Ausgleichs die Lebensbedingungen des Deutschen Reiches auf dem Kontinent und über See garantieren. Der Friede muß die Grundlage für eine dauernde Versöhnung der Völker bilden. Er muß der weiteren Verfeindung der Völker durch wirtschaftliche Absperrungen vorbeugen. Er muß uns davor sichern, daß sich der Waffenbund unserer Gegner zu einem wirtschaftlichen Trutzbund gegen uns auswächst. Diese Ziele lassen sich im Rahmen Ihrer Resolution, wie ich sie auffasse, erreichen. Wenn die Feinde ihre Eroberungsgelüste aufgegeben haben und eine Verhandlung wünschen, dann ist das gesamte deutsche Volk und die deutsche Armee mit ihren Führern, die mit diesen Erklärungen einverstanden sind, darin einig, daß wir den Gegner, der die Fühler ausstreckt, fragen, was er uns zu sagen hat; denn wir wollen ehrlich und friedensbereit in die Verhandlungen eintreten." — Wenn auch die Erklärung des Herrn Reichskanzlers nicht den Grad der Klarheit erreicht,

Digitized by Google

der in der Mehrheitsresolution vorhanden ist, so geht doch aus seinen Worten zweifellos hervor, daß er und mit ihm die kaiserliche Regierung und die Armeeleitung für einen Verständigungsfrieden zu haben sind. Dieses festzustellen, ist im gegenwärtigen Zeitpunkt die Hauptsache.

Die nationalliberale Partei brachte eine Resolution ein, die in etwas milderen Tönen etwa dasselbe sagt, wie die Entschließung der Mehrheitsparteien. Die Hauptsätze lauten: Auch heute noch bekennen wir uns zu dem Satze der Thronrede vom 4. August 1914, daß uns nicht Eroberungslust treibt. Wir sind damit einverstanden, daß auf dieser Grundlage mit unseren Feinden, sobald sie dazu bereit sind, über den Abschluß eines Friedens verhandelt wird, der dem deutschen Volke und seinen Verbündeten Dasein und volle Entwickelungsfreiheit gewährleistet und durch einen Ausgleich der Interessen eine dauernde Versöhnung der Völker ermöglicht. — Es ist wichtig, daß diese Resolution von der nationalliberalen Partei als solcher einheitlich beschlossen worden ist.

Die unabhängigen Sozialdemokraten lehnen ihrerseits die Mehrheitsresolution ab, weil sie ihnen nicht weitgehend genug ist. Sie verlangen ein internationales Abkommen über allgemeine Abrüstung, unbeschränkte internationale Freizügigkeit, Schutz der nationalen Minderheiten, obligatorisches internationales Schiedsgericht, kurz, die Herstellung des Weltfriedensstaates unmittelbar nach dem Kriege.

Einen wirklich gegensätzlichen Standpunkt gegenüber der Mehrheitsresolution vertreten nur die Konservativen, die diesen Schritt auf das entschiedenste bedauern, da er nicht geeignet sei, den opfermutigen, entschlossenen und zuversichtlichen Willen in Heer und Volk zu stärken: „Auf das Urteil unserer Heerführer gestützt, erwarten wir mit unerschütterlicher Zuversicht den Sieg unserer Waffen. Ihm allein werden wir den Frieden danken. Bis er eintritt, muß, will und kann unser Volk aller Entbehrungen, aller Schwierigkeiten unserer wirtschaftlichen Lage Herr werden ... Unsere Grenzmarken müssen für alle Zeiten besser geschützt sein. Ostpreußen darf nicht wieder den Greueln eines Russeneinfalls ausgesetzt werden."

Im ganzen Volke wird die Frage der Mehrheitsresolution lebhaft und oft erregt besprochen. Die Abgeordneten werden von beiden Seiten mit Briefen und Telegrammen reichlich beschüttet. Dabei wird häufig vorausgesetzt, als ob allein der gute Wille genügen müsse, um uns in Ost und West und Uebersee alle gewünschten Vorteile zu bringen. Natürlich sind der öffentlichen Debatte derartiger Fragen gewisse sich von selbst ergebende Grenzen gesetzt.

Freitag, 20. Juli.

Schon gestern während der Reichstagsverhandlungen teilte der Reichskanzler mit, daß in Galizien eine Durchstoßung der russischen Armee geglückt sei. Zwischen Sereth und Zlota Lipa, an der alten, sehr bekannten Kampfstelle, gelang es nach wirkungsvoller Feuervorbereitung durch deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie, drei starke russische Verteidigungszonen zu durchbrechen. Der Feind hatte schwere blutige Verluste und wich in Auflösung zurück. Bis zum Nachmittag waren einige Tausend Gefangene gemeldet.

Der Reichstag beschließt einmütig, mit Ausnahme der unabhängigen Sozialdemokraten, die Kriegskreditvorlage in Höhe von weiteren 15 Milliarden. Ein Gesetzentwurf über Gewährung großer Mittel zum Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte wird nochmals in die Kommission zurückverwiesen. Dabei aber versichern alle großen Parteien, daß sie gesonnen sind, den Grundgedanken dieses Gesetzes zu verwirklichen.

Sonnabend, 21. Juli.

Der finnische Landtag hat den Gesetzentwurf über die Autonomie Finnlands mit 136 gegen 55 Stimmen angenommen. Der von jungfinnischer Seite eingebrachte Abänderungsvorschlag, den Entwurf der vorläufigen Regierung Rußlands vorzulegen, wurde mit 104 gegen 86 Stimmen abgelehnt. Auf den öffentlichen Gebäuden wird die finnische Nationalflagge gehißt. Soviel wir sehen können, ist damit eine volle Unabhängigkeit gemeint, im Gegensatz zu den Vorschlägen des Ministers Kerenski, der den Finnen weitgehende Selbstverwaltung im Bereiche des neuen russischen Verbrüderungsstaates angeboten hat.

Aus Washington wird auf dem Weg über England telegraphiert, daß die Auswahl für die erste Europa-Armee der Vereinigten Staaten in Höhe von 687 000 Mann morgen beginnen soll. Die Ziffer dieser Mitteilung scheint auf Stärkung der französischen Stimmung berechnet zu sein. Inzwischen hat aber in der französischen Kammer eine Aussprache über amerikanische Truppenlandungen begonnen, bei der das Verbreiten unwahrer Landungsziffern gerügt wird. Der Kriegsminister Painlevé gab zu, daß, wenn der Krieg über den Winter fortdauert, man auf das Eintreffen der großen amerikanischen Armee nicht vor dem Sommer 1918 rechne. Bis dahin würden nur kleinere Kontingente in Frankreich ankommen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 15. Juli.

Ich blättere in dem zweiten Band der Kriegs- und Heimatchronik (1915—16), der eben gekommen ist. Als wir den ersten zur Buchausgabe abschlossen, geschah es mit Zweifeln, ob wohl für einen zweiten noch genug Stoff bleiben würde! Nun ist schon ein drittes Jahr nahezu vorüber, und ein dritter Band der täglichen Rechenschaft über Kriegsgeschehen und Heimateindrücke wird zum Abschluß kommen. Unmerklich hat sich — das wird einem mit jeder Zeile der einzelnen Aufzeichnungen bewußt — die Art des Erlebens gewandelt, ist peinvoller und selbstverständlicher, ruhiger und quälender zugleich geworden. Wenn es einem einmal gelingt, aus der unbewußten Ergebung in diese dauernde Belastung die Vorstellung des Friedens zu fassen — einer Zeit, in der dies alles von einem abgefallen sein wird, so hat man ein fast körperlich greifbares Gefühl einer traumhaften Erleichterung.

Aber die Zeitung, die heute die Vorteile der Presse über den Kanzlerwechsel sammelt, führt energisch genug den Sturm der Gegenwart zurück. Es ist seltsam, daß der Sturz Bethmann Hollwegs im Stimmungsausdruck der Presse eigentlich als keines Menschen oder keiner Partei Sieg erscheint, kein Systemwechsel und kein Zusammenbruch irgendeiner „Richtung". Seine heftigsten Gegner sehen ihn doch im Grunde als Sieger scheiden, wenn sie sich durch „die Trümmer deutscher Werte — allem voran das alte Preußen — und eine Unsumme verwüsteten monarchischen Kapitals" („Deutsche Tageszeitung") gehindert sehen, sich seines Scheidens zu freuen.

Montag, 16. Juli.

Die Ergebnisse der deutschen Viehzählung vom 1. Juni sind diesmal bis ins einzelne veröffentlicht. Sie zeigen, wie hier schon einmal aufgezeichnet, einen immer noch sehr hohen Rindviehbestand von 21½ Millionen; d. h. 10,6 Millionen Kühe über zwei Jahre, 1,4 Millionen Bullen und Ochsen über zwei Jahre, 7 Millionen Rinder zwischen drei Monaten und zwei Jahren und 2,3 Millionen Kälber. Daß das mit den reduzierten Futtermitteln überhaupt möglich war, ist eine sehr anerkennenswerte Leistung unserer Landwirtschaft. Um so mehr, als gleichzeitig eine Steigerung der Schafzucht stattgefunden hat. Seit dem 1. Dezember 1913 hat eine Steigerung um 646 000 Stück auf insgesamt 6,1 Millionen stattgefunden. Die Schweine dagegen haben — wie sie sollten — abgenommen, und zwar im Vergleich mit der Zeit vor dem Kriege (1. Dezember 1913) um etwa 50 v. H. Der Bestand ist heute 12,8 Millionen Stück und dürfte damit annähernd so weit heruntergebracht sein, wie es die Futtermittel zulassen. Es wird von der Kartoffelernte abhängen, ob eine „Rationierung" der Schweine-

Digitized by Google

haltung zum Zwecke noch weiterer Einschränkung erfolgen muß. Jedenfalls ist die Fleischernährung — die demnächst wieder auf die Hälfte der bisherigen Ration heruntergesetzt wird — künftig wesentlich auf Rindfleisch eingestellt.

Ueber die Ernte gibt es noch kein abschließendes Urteil. Die Heuernte ist im Westen und Süden ausgezeichnet, im Osten schlechter ausgefallen. Ueber die Kornernte liegen noch keine Nachrichten vor. Die trockene Hitze ist jedenfalls dem Frühdrusch sehr günstig gewesen und wird die Brotversorgung der Uebergangszeit erleichtern. Den Kartoffeln und Rüben ist der Regen noch zugute gekommen, und der Anbau von Stoppelfrüchten ist durch die frühe Ernte aussichtsreicher. Die rumänische Ernte soll sehr gut sein.

Sehr unerfreulich ist immer noch der Stand der Gemüseversorgung. Um diese Zeit ist man gewöhnt, es mit der Küche leicht zu haben. Bei uns ist es bei weitem nicht so schlimm wie in Berlin, und trotzdem gibt es Schaufenster genug, in denen schon jetzt immer wieder diese ewigen Zitronen, die keiner will, die einzige farbige Füllung der leeren Bretter bilden. Aber der Regen wird auch das allmählich noch wieder bessern.

Dienstag, 17. Juli.

Bei der Lektüre von Nachrufen auf den Kanzler: die Selbstgefälligkeit der sogenannten öffentlichen Meinung gegenüber der „vieta causa" ist eine abstoßende und widerwärtige Sache.

Die Zeitungen teilen mit, daß der Kaiser den Reichskanzlerposten zuerst dem bayerischen Ministerpräsidenten angeboten habe, der aber abgelehnt habe.

Aus den Lebensdaten des neuen Kanzlers hat man den Eindruck eines bürgerlich einfachen, vielleicht geradezu harten Lebensweges. Es ist doch symptomatisch für die Kräfte, mit denen der Krieg geführt wird, daß er zum erstenmal einen Kanzler aus der Schicht der einfachen bürgerlichen Beamtenfamilie ans Ruder bringt.

Von jetzt ab dürfen einem in den Wirtschaften keine Mundtücher mehr verabfolgt, und vom Oktober ab dürfen keine Tischtücher mehr aufgelegt werden. An Handtüchern darf man nur eines für den Tag geliefert bekommen, aber man darf sich seine eigenen mitbringen. Also wird man künftig mit seinen Mundtüchern auf Reisen gehen.

Für die Gänse sind Höchstpreise angesetzt, von denen die Sachverständigen sagen, daß sie das Unverständigste vom Unverständigen sind und den Schleichhandel direkt hervorrufen müssen.

Der Deutsche Städtetag beschäftigt sich mit der Obst- und Gemüseversorgung, kann aber auch nichts anderes vorschlagen, als strenge Durchführung des einmal gewählten Systems, insbesondere Bürgschaft für Erfüllung der Lieferungsverträge und Verhinderung der Ausfuhrverbote. Da die fünffache Fläche gegenüber dem Friedensstand mit Gemüse bestellt ist, muß ja trotz des jetzigen durch die Dürre veranlaßten Mangels doch die Versorgung im ganzen einigermaßen gesichert sein. Natürlich kommt zu dem augenblicklichen Mangel die Vorratspsychose begüterter Hausfrauen, die längst jede Rücksichtnahme auf allgemeine Knappheit preisgegeben haben. Dabei entschuldigen sie sich immer (aus den schwachen Resten eines moralischen Bewußtseins heraus) damit, daß es ja gar keinen Sinn habe, wenn man dies oder jenes aus Patriotismus unterließe, da es ja die anderen doch täten. Man schädigte sich selbst ganz überflüssig. Jeder fühlt sich durch „die anderen" über die Grenze des vaterländischen Anstandes getrieben.

Mittwoch, 18. Juli.

Eine noch schärfere Zentralisation der gesamten Kohlenversorgung soll durch ein Reichskohlenvertriebsamt — wie verlautet — vorgenommen werden. Es vergeht noch im dritten Kriegsjahr fast keine Woche, ohne daß irgendein neuer Wirtschaftszweig der strengsten Sozialisierung verfällt. Welch anderes Bild bietet die deutsche Volkswirtschaft, heute im Vergleich zum letzten Jahr.

Die Reichswochenhilfe ist unter gewissen Bedingungen auch für die Ehefrauen der Hilfsdienstpflichtigen eingeführt.

Donnerstag, 19. Juli.

Die atemlos erwartete erste Rede des neuen Kanzlers ist sehr undramatisch und einfach. Nichts weniger als in irgendeinem Punkt ein neuer Kurs. Zur inneren Politik eine Erklärung, deren bedingte Form auffällt: „Nach dem Erlaß der allerletzten Botschaft vom 11. Juli über das Wahlrecht in Preußen stelle ich mich selbstverständlich auf deren Standpunkt." — — Engere Fühlung zwischen Regierung und Parteien erklärt der Kanzler unter der Voraussetzung voller Wahrung des Anspruchs der Reichsleitung auf die Führung der Politik für nützlich. In einem Teil der Rede sprach noch der preußische Ernährungskommissar: „Der Monat Juni war der schlimmste, wir wußten, daß es so kommen würde. — — Aber ich kann die frohe Zuversicht aussprechen, daß in kurzer Zeit eine Erleichterung eintreten wird, und daß dann die Bevölkerung wieder wird reichlicher versorgt werden können." Die Ernte wird eine Mittelernte werden und die Kartoffelernte verspricht Gutes. Bei straffer Rationierung reichen auch im kommenden Jahr die Vorräte.

Freitag, 20. Juli.

Daß im Reichstag mit einer Mehrheit von 214 gegen 116 Stimmen die Friedensresolution angenommen ist, bewegt das ganze Volk tief, wenn auch die Fassung die Spuren mühsamer Formulierungsarbeiten deutlich trägt, und wenn man auch der rechten Wirkung im Ausland selbstverständlich nicht sicher sein kann, um so weniger, je mehr die Möglichkeiten falscher Auslegung von den Konservativen selbst unterstrichen worden sind, und je mehr Gerede überhaupt davon gemacht ist.

Die Kriegskredite sind gegen die Stimmen der Unabhängigen Sozialdemokraten bewilligt. Die bedeutsame Regierungsvorlage zum Wiederaufbau der Handelsschiffahrt ist an den Ausschuß zu eingehender Durchberatung zurückverwiesen.

Der Reichstag ist in die Ferien gegangen, und man hat den Eindruck, als ob ein im guten Sinn bedeutsamer Akt politischer Entwicklung sich vollzogen habe, aber recht schlecht gespielt worden sei.

Sonnabend, 21. Juli.

Inzwischen gehen die Verhandlungen und Aussprachen weiter, in denen, wenn nicht das „parlamentarische Regime", so doch eine viel engere Fühlung zwischen Regierung und Parteien eintritt, wie sie je gewesen ist. Man wird sich erst bewußt, wie sehr es die Regierung in der Hand hat, ohne formale Aenderungen das parlamentarische System zu verwirklichen. Im Reichsamt des Innern begegnen sich in Konferenzen die Parteiführer mit dem Kaiser, Konferenzen, an denen auch die Sozialdemokraten teilnehmen, die auf diese Weise zum erstenmal mit dem Monarchen offiziell zusammentreffen.

Friedrich Naumann / Die Friedensformel

Die Friedensresolution des Deutschen Reichstags wurde mit 214 gegen 116 Stimmen angenommen bei 17 Enthaltungen. Während nun die 214 unter sich einig waren, setzen sich die 116 aus den verschiedensten Elementen zusammen, denn zu ihnen gehören Konservative, Nationalliberale und unabhängige Sozialisten. Gegen den Kern der Mehrheitsresolution sind genau genommen nur die Konservativen und ihre alldeutschen Mitgänger, während die Nationalliberalen dieselbe Resolution nur in etwas gemilderter und die Unentwegten nur in reichlich radikalisierter Form eingebracht haben. Man wird also zugeben müssen, daß **ein Akt des Volkswillens in aller Form** vorliegt. Dem hat sich die Kaiserliche Regierung nicht

Digitized by Google

entziehen können, und auch die Oberfeldherren rechnen, wie sich aus der betreffenden Mitteilung des neuen Reichskanzlers Dr. Michaelis ergibt, mit der Tatsache dieses der Welt mitgeteilten Volksbeschlusses.

Vielen guten deutschen Männern und Frauen ist dieser Beschluß wie ein tiefer Schrecken in die Seele gefahren, denn sie haben ihn nicht kommen sehen und stehen nun plötzlich vor dem Unerwarteten und Unglaubhaften. Je nach Temperament und Wesensart äußert sich die Bestürzung verschieden in Herabsetzung der Reichstagsabgeordneten oder in Beklagung des deutschen Volkes oder in der Annahme, daß der Beschluß nichts zu bedeuten habe. Jeder von uns, die wir am Mehrheitsbeschlusse beteiligt sind, erhalten mehr Briefe, als wir beantworten können. Und was hilft es, in dieser Sache einen Brief zu schreiben, da es sich hier nicht um Dinge handelt, die in kurzen Worten verständlich gemacht werden können und da die Kriegslage eine Diskussion über viele Gesichtspunkte selbstverständlich verbietet? Es dreht sich nicht um etwas Beweisbares, sondern um ein geschichtliches Gefühlsurteil auf Grund zahlreicher Kenntnisse und Voraussetzungen. Wer dabei entschlossen ist, sich den Meinungen der Mehrheit zu widersetzen, kann nicht gezwungen werden, mit unseren Augen die Welt anzusehen, nur folgt daraus noch keineswegs, daß er recht hat und wir unrecht. Das Urteil der Masse kann Unsinn sein, aber auch die Meinung von Minderheiten kann sich als Wahn herausstellen. Und wie soll ein Volk eine Lebensfrage ersten Grades anders erledigen, als durch Feststellung einer genügend starken Mehrheit? Kein Monarch wird in solchen Fragen entscheiden wollen, ohne die Stimme des Volkes zu hören, denn es wird um des ganzen Volkes Blut und Zukunft gerungen. Hier hat jeder seine Seele zu Markte zu bringen, hier ist der arme Mann genau so viel wert wie der reiche, hier gibt es keine Schicht oder Kaste, die von vornherein befugt wäre, die weltgeschichtliche Vormundschaft der Nation zu übernehmen. Darum, selbst wenn der Mehrheitsentschluß eine Gefährdung der Zukunft enthalten sollte, wenn er ein Geschichtsfehler wäre, so würde er in seinen Ursachen und Untergründen verstanden werden müssen: wie kam es zu diesem Beschlusse?

Wer in diesen Tagen die schriftlichen und mündlichen Aeußerungen der Konservativen und Alldeutschen hört, wird zu der Meinung geführt, daß es in Deutschland eine tapfere Minderheit und eine kampfesscheue, feige Mehrheit gebe. Sollte das wirklich so sein, so würde das Unglück dieses Zustandes uns niederdrücken müssen, wir hätten dann alle Ursache zur Scham und zur tiefsten Betrübnis, denn zu einem feigen Volke zu gehören, ist unerträglich. Aber macht doch die Augen auf, sehet, was vorgeht! Die Männer der Mehrheit haben ihre Söhne in denselben Schützengräben liegen wie die Männer der Minderheit, sie beklagen ebenso viele Kriegstote, liefern ebenso viele nachwachsende junge Burschen ins Heer, tragen alle Kriegsmühsale der Heimat mit ihren Frauen wie jeder Volksgenosse, sind bereit, für die Verteidigung des Vaterlandes auch weiterhin ihr letztes hinzugeben und lieber zu sterben als die Volkszukunft freiwillig zu opfern. Einer Volksmenge, die sich so bewährt und bewiesen hat, macht man heute Vorwürfe der Feigheit, nur weil sie nicht im vierten Jahr für Eroberungen oder Annexionen kämpfen will, weil sie das Kaiserwort ernst nimmt: uns treibt nicht Eroberungslust! Es mag jeder mit seinem Gewissen darüber reden, ob derartige Vorwürfe eine moralisch gute und vaterländische Handlung sind! Sie sind es nicht. Unser deutsches Volk ist in vaterländischen Dingen absolut zuverlässig und guten Willens, nur soll man es nicht über das Menschenmögliche hinaus vorantreiben wollen.

An sich ist es wahrhaftig kein Unrecht, an Kriegserwerbungen zu denken. Der Soldat, der in den Gärten Flanderns oder auf den Feldern Kurlands arbeitet, kann sich wünschenden Gedanken nicht ganz verschließen, und der Historiker, der den Vormarsch unserer Truppen als Geschichtsbewegung betrachtet, muß Ideen über die Veränderlichkeit aller Grenzen in seinem Kopfe bewegen. Ganz ohne solche Musik marschiert keine Armee. Verhängnisvoll werden die Erwerbungsgedanken erst, wenn sie sich zu fordernden Programmen verdichten, zu Kriegszielen, denn von da an verdrängen sie den einfachen Verteidigungsgedanken. Man versucht zwar beständig, Verteidigung und Kriegsziel zu einer Einheit zusammenzugießen, indem man behauptet, daß Deutschland erst dann verteidigt sein würde, wenn es seine Nachbarn bezwungen und alle gefährlichen Grenzgebiete unter seine Kontrolle genommen hätte. Einiges davon wird wahr sein, aber das Wahre wurde mit Uebertreibungen so überschüttet, daß die Forderungen der sechs großen Wirtschaftsverbände und ähnliche Ungeheuerlichkeiten herausgekommen sind. Daß um solcher Traumbilder willen das Volk in einen vierten Kriegswinter hineingehen soll, das ist nicht zu verlangen. An dieser Stelle mußte ein ganz klarer Schritt gemacht, das Eroberungsgeschwätz mußte erledigt werden. Wenn dabei der Schnitt etwas gründlich ausfiel, so mag man sich bei denen bedanken, die mit ihrer Maßlosigkeit den Zwang herbeigeführt haben.

Ob es, rein diplomatisch betrachtet, richtiger ist, sich von vornherein einen Verzicht auf jede Neuerwerbung und Entschädigung aufzulegen oder nicht, kann zweifelhaft sein und ist auch mir persönlich zweifelhaft gewesen, denn die reine Wiederherstellung des früheren Zustandes ist kein vollkommenes Ideal. Da es aber fast unmöglich erscheint, daß überhaupt Friedensverhandlungen ohne eine derartige Generalformel beginnen, so muß die Formel ausgesprochen werden. Eine Bindung liegt in ihr nur insofern, als wir alles herausgeben, wenn die Gegner alles herausgeben, so daß dann grundsätzlich kein Sieger und kein Besiegter vorhanden ist. Auch die Sozialdemokraten haben anerkannt, daß auf Grundlage dieser Generalformel Vertauschungen oder Grenzvereinfachungen möglich und wahrscheinlich sind. An eine schematische Wiederherstellung des Gewesenen in allen seinen Einzelheiten wird von keiner Seite gedacht.

In einem früheren Zeitpunkte hat der bisherige Reichskanzler v. Bethmann Hollweg gesagt, man solle „auf Grund der Kriegskarte" verhandeln, wobei man die Kriegskarte zu Wasser und zu Lande zu denken und die Gewinne und Verluste unserer Bundesgenossen in Ansatz zu bringen hat. Das sieht aus, als wäre es etwas sehr anderes als das Verfahren der Friedensformel des Reichstags, und in der Tat ist der Ausgangspunkt der Friedensmethode ein verschiedener, aber da Aktiva und Passiva der Kriegskarte auf beiden Seiten sehr schwer abschätzbare Werte enthalten, so kann mit allem Ernste die Frage aufgeworfen werden, bei welcher der zwei Methoden für uns und unsere Bundesgenossen die Eröffnungslage günstiger ist. Um einen Blick nach Südosten zu werfen, so dürften vielleicht die Bulgaren mehr die eine, die Türken mehr die andere Auffassung vertreten, ohne deshalb in ihrem Friedenswunsche verschieden

Digitized by Google

zu sein. Es wird auch nicht nur über Landbesitz gestritten, sondern gleichzeitig über Seerechte, Seewege und koloniale Möglichkeiten.

Daß die Friedensformel des Reichstags einen schnellen Erfolg hat, ist nicht anzunehmen und wird nicht angenommen, nur soll man sich nicht scheu machen lassen durch das Gerede, der Feind sehe diese Kundgebung als Schwächezeichen an. Hat er etwa die Kriegsziele als Stärkezeichen angesehen? Nach drei harten Kriegsjahren kennen sich die beiderseitigen Gegner viel zu genau, um durch Worte in ihren Kriegshandlungen bestimmt zu werden. Was die Zeitungen zu reden für nötig halten, macht wenig aus, denn man kennt gegenseitig seine Infanterie, Artillerie, Munition, Ernährung usw. Der Krieg als solcher ist weder durch die Reichstagsresolution noch durch irgendwelche befriedigte, betrübte, höhnische oder ironische Beurteilung ihres Inhaltes beeinflußt; er geht seinen Weg, bis die Diplomatie so weit ist, auf Grund des Willens der Völker ein erstes Halt blasen zu können. Unmittelbare Kriegsfolgen zu haben, liegt demnach gar nicht in Absicht und Wesen der Friedensformel, sondern ihr Zweck ist es, eine Verhandlungsgrundlage herzustellen, die bis jetzt gefehlt hat. Die dringende Frage, warum Deutschland seine Absichten nicht formuliere, hat uns genötigt, eine Generalformel zu suchen, die mit der russischen und der österreichisch-ungarischen Formel übereinstimmt. Daß man von rechts her diese Formel mit der Benennung Scheidemannfrieden in Mißkredit bringen will, ist nichts als ein kleiner politischer Schachzug, man kann ebensogut von Cernynfrieden oder Estherhazifrieden oder Kerenskifrieden sprechen. Drei Großmächte haben ihren Anschluß an eine der möglichen Verhandlungsmethoden gefunden. Eines Tages werden die andern folgen. Bis dahin aber muß tapfer und einheitlich weitergekämpft werden. Darin sind sich alle Parteien einig, die für die Friedensformel gestimmt haben.

Durch die Reichstagsformel ist keineswegs die Selbständigkeitsbewegung der Flamen, Kurländer, Litauer, Polen, Ruthenen und Finnen ausgeschlossen. Durch sie ist der mitteleuropäische Zusammenschluß nicht berührt. Durch sie wird selbstverständlich Elsaß-Lothringen fest im deutschen Reichsverbande bleiben, hoffentlich mit genügender Eigenbewegung. Durch die Friedensformel wird der freie Wiedereintritt in die Weltwirtschaft vorgesehen. Um es kurz zu sagen: wenn wir gegenüber den Vernichtungsbestrebungen so ungeheurer Gegner diese Formel zu erreichen und festzuhalten vermögen „ohne Annexionen und Entschädigungen", so ist das zwar weniger, als in den schönen Tagen froh flatternder Flaggen viele gedacht und gehofft haben, aber es ist mehr, als die übergroße Zahl aller Menschen je für möglich erachteten, es ist der Sieg über den Angriff, das Durchbrechen der friedestörenden Bosheit. Daß dieses geschafft wird, dafür steht Deutschland wie ein Mann.

J. Hashagen / Monroelehre und Imperialismus

Die Monroelehre von 1823 macht auf den ersten Blick einen rein defensiven Eindruck. Denn sie scheint sich lediglich gegen europäische Angriffe auf das amerikanische Festland zu wenden, indem sie der alten Welt einerseits die Einmischung und andererseits die Kolonisation in der neuen Welt verwehrt. Dieser defensive Eindruck wird verstärkt, wenn man sich ihres zeitgeschichtlichen Rahmens erinnert. Die Monroelehre ist nicht aus der Luft gegriffen; sie ist keine Stilübung; sondern sie wendet sich gegen ganz bestimmte Uebergriffe. Der Grundsatz der Nichtintervention ist gegen die östlichen Kaiserstaaten, d. h. gegen diejenigen europäischen Mächte gerichtet, welche dem spanischen Mutterlande bei seinem sonst hoffnungslosen Kampfe gegen die aufständischen südamerikanischen Kolonien zu Hilfe kommen wollen. Der Grundsatz der Nichtkolonisation aber ist gegen die zeitweise höchst energische nordwestamerikanische Ausdehnung des russischen Reiches gerichtet. In beiden Fällen scheint ein amerikanischer Angriffsplan wirklich nicht vorzuliegen.

Aber dieser Schein führt noch nicht zum Wesen der Sache. Das wird schon klarer, wenn man bedenkt, daß die Monroelehre nicht nur gegen die Amerikapolitik der östlichen Kaisermächte gerichtet ist, sondern auch gegen die Amerikapolitik Englands. Der Grundsatz der Nichtintervention und noch mehr der Grundsatz der Nichtkolonisation trifft auch die englischen Interessen. Das gilt schon von ihrem sachlichen Inhalt. Noch mehr gilt das von der in der bloßen Aufstellung dieser Grundsätze zum Ausdruck gelangenden amerikanischen Taktik. Sie erscheint erst dann in dem richtigen geschichtlichen Lichte, wenn man berücksichtigt, daß England ursprünglich die Absicht hatte, die Monroelehre wenigstens in ihrer gegen die südamerikanischen Pläne der heiligen Allianz gerichteten Fassung gemeinsam mit Amerika zu verkünden. Gerade das aber wird von den Vereinigten Staaten abgelehnt. Dieser Ablehnung liegt zunächst gewiß die damals noch sehr heftige Abneigung gegen England zugrunde. Aber diese Ablehnung erfolgt doch auch zugleich schon im Interesse einer selbständigen nordamerikanischen Auslandspolitik, besonders in Südamerika. Man will nach dieser zukunftsreichen Seite hin freie Hand, gerade gegenüber England. In der scheinbaren Defensive stecken Keime zu einer Offensive.

Daß die Monroelehre schon in ihrer ursprünglichen (später bekanntlich oft und außerordentlich verschärften) Fassung in ihrer defensiven Schale einen offensiven Kern birgt, und daß dieser Kern bereits teilweise einen imperialistischen Inhalt zeigt, ergibt sich ferner keineswegs nur aus einer allgemeinen weltpolitischen Analyse der Monroelehre, sondern noch deutlicher aus einer anderen meist übersehenen Tatsache ihrer inneren Entstehungsgeschichte. Ihr Verfasser ist nämlich nicht der amerikanische Präsident, nach dem sie den Namen trägt, sondern sein wagemutiger Staatssekretär John Quincy Adams. Dieser temperamentvolle amerikanische Politiker gehört aber zu jenen altamerikanischen Regierungskreisen, in denen schon außerordentlich früh der Gedanke der amerikanischen Ausdehnung und Eroberung, wie z. B. der Annexion der westindischen Inseln, kräftig genährt wird, so daß man ein Recht hat, Adams und seine Freunde, besonders den alten Jefferson, als Frühimperialisten und die Monroelehre als ein klassisches Dokument dieses Frühimperialismus zu bezeichnen. Dieselbe imperialistische Vorwärtspolitik, die nur ein Jahrzehnt vor Aufstellung der Monroelehre zwecks Eroberung Kanadas einen zweiten Krieg gegen England begonnen und — verloren hatte, sucht sich jetzt mit Aufstellung der Monroe-

Digitized by Google

lehre ein theoretisches Kampfmittel zu schaffen. Wenn man ihre Urheber kennt, weiß man schon, daß dieser Kampf eines Tages auch ein Angriffskampf werden kann. Es ist kein Zufall, daß die den nordamerikanischen Interessen dienende panamerikanische Bewegung sogleich nach Aufstellung der Monroelehre in deutlichen Fluß kommt.

Als 1826 der erste panamerikanische Kongreß stattfand und von dem inzwischen zum Präsidenten gewählten Adams begeistert begrüßt wird, schreibt der englische Minister Canning: Die Vereinigten Staaten wollen sich an die Spitze eines allamerikanischen Bundes stellen und ihn gegen Europa richten. Der politische Scharfblick eines Engländers hat also sofort den amerikanischen Frühimperialismus richtig erkannt. Von Anfang an ist er mit der Monroelehre innig verbunden. Daraus erklärt es sich, daß sich Monroelehre und Imperialismus auch später gegenseitig befruchten.

Hans Maier / Armenunterstützungen und Wahlrecht

Der Bezug von Armenunterstützung führt zum Verlust politischer Rechte, insbesondere des Wahlrechts zu den gesetzgebenden Körperschaften. Im Reich ist durch das Gesetz von 1909 dieser Grundsatz dadurch abgemildert, daß Unterstützung durch Krankenpflege, Anstaltspflege bei Gebrechen, Jugendfürsorge, vereinzelte bei augenblicklicher Notlage gewährte und rückerstattete Unterstützungen keine rechtsnachteiligen Folgen nach sich ziehen. In Preußen ist ein solches Gesetz noch nicht ergangen. Auch in anderen kleineren deutschen Bundesstaaten fehlen gleichartige Bestimmungen. In Preußen führt nach § 8 des Wahlgesetzes jede zur Zeit der Wahl aus öffentlichen Armenmitteln gewährte Unterstützung ohne Rücksicht auf die Ursache der Notlage und den Zweck der Gabe zum Verlust des Wahlrechts. In einer großen Zahl von Kommunalverfassungen führt die Gewährung von Armenunterstützung für die Dauer eines ganzen Jahres zum Verlust des bürgerlichen Rechtes oder hindert an der Berechtigung der Teilnahme an den gesetzgebenden und Verwaltungsausschüssen. (Städteordnung der 6 östl. Provinzen, Städteordnung für Westfalen, Rheinprovinz, Hannover sowie in der Verfassung für alle Gemeinden Schleswig-Holsteins, ferner Gemeindeordnung von Westfalen, Rheinprovinz und Hannover.) In Erkenntnis der mit diesen Bestimmungen verbundenen Härten hat der deutsche Verband für Armen- und Waisenpflege auf seiner Kriegstagung in Leipzig einstimmig den Antrag des Bürgermeisters Dr. Luppe angenommen, in allen Bundesstaaten Anpassung der Rechtslage an die des Reichs zu fordern.

Im Haushaltsausschuß des preußischen Abgeordnetenhauses wurde in diesen Wochen ein von fortschrittlicher Seite unterstützter Antrag des Berliner Magistrats beraten, in einem Gesetz die Folgen der Unterstützung in gleicher Weise zu regeln, wie dies für das Reich im Jahre 1909 geschah. Nach dem Kommissionsbericht erklärte der Minister des Innern zu diesem Antrag, die Beschwerden hielten sich in engen Grenzen und ein dringendes Bedürfnis für die landesgesetzliche Regelung könne nicht anerkannt werden. Es mag dahingestellt bleiben, ob für die Zeit vor dem Krieg nicht bereits ein dringendes Bedürfnis zur Aenderung bestand. Bei dem geringen Interesse, das die Wähler dritter Klasse nach der Ziffer ihrer Beteiligung für ihr preußisches Wahlrecht hegten, mag zutreffen, daß Beschwerden nicht allzuoft geäußert wurden. Die Erfahrungen des Krieges erheischen aber dringend eine Reform. Zur Unterstützung der auf Erlaß des Gesetzes gerichteten Bestrebungen hat in den letzten Tagen der Magistrat der Stadt Frankfurt a. M. an das Abgeordnetenhaus eine mit der des Berliner Magistrats übereinstimmende Petition gerichtet. Er hat dieses Ersuchen mit statistischen Unterlagen, die aus der Verwaltung des Armenamtes gewonnen wurden, begründet. Die Ermittlungen ergaben, daß in einem Monat über 40 Fälle vorlagen, in denen Unterstützte in Preußen ihr Wahl- und Bürgerrecht verlieren, im Reich dagegen nicht. Nicht hinzugezählt sind alle Fälle von Unterstützungen an Kriegsbeschädigte durch den gleichfalls mit städtischen Geldern arbeitenden Ausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Die im Reichsgesetz aufgezählten Unterstützungen, wie längere Anstaltspflege bei Gebrechen (Irre in der Familie, Lungenkranke!), Krankenpflege, Krankenhausbehandlung, Jugendfürsorge, sind Aufwendungen, die bei der herrschenden Teuerung und den Preiserhöhungen der meisten Anstalten, auch ohne daß es sich um eigentlich Arme handelt, von sehr vielen Kreisen nicht ohne einen Zuschuß aus öffentlichen Mitteln getragen werden können. Jede solche Unterstützung bedingt aber nach der armenrechtlichen Einheit der Familie den Wahlrechtsverlust des Familienoberhauptes. Noch krasser tritt dies zutage, wenn es sich um Kriegsfolgen handlt. Bei den aus dem Heeresdienst Entlassenen reicht die Rente oft nicht zum Lebensunterhalt der Familie und zur Deckung der nach der Entlassung nötig gewordenen Krankenhausbehandlung aus oder bei der Familie eines Kriegsteilnehmers erreicht das Einkommen der Ehefrau eine solche Höhe, daß Kriegsunterstützung abgelehnt wird, das Einkommen genügt aber nicht zur Bezahlung der Kosten der Anstaltspflege eines erkrankten Kindes. Diese Fälle sind in der Praxis recht zahlreich, in vielen Städten werden die Gaben als Kriegswohlfahrtspflege ohne rechtsmindernde Folgen gewährt, wo dies aber nicht geschieht — und bei kleineren Gemeinden wird dies wohl stets der Fall sein — verliert in Preußen der Vaterlandsverteidiger „wegen wirtschaftlicher Unselbständigkeit" sein Gemeindebürgerrecht und sein politisches Wahlrecht.

Die im Verband für Armen- und Waisenpflege vertretenen preußischen großen Gemeinden und Armenverbände, die durch die Wahlrechtsbestimmungen vornehmlich vor einer Ausnutzung beschützt werden sollen, haben sich für Aufhebung des bisherigen Rechtszustandes in Preußen ausgesprochen. Soziale Erwägungen waren maßgebend. Durch die rechtsmindernden Folgen wird das öffentliche Unterstützungswesen in der allgemeinen Achtung weiter Kreise stark herabgesetzt. Der Armenpflege ist aber diese Herabwürdigung ihrer Schützlinge nicht zuträglich. In einer Zeit, in der auf Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft mit Recht starkes Gewicht gelegt wird, müssen alle Hemmungen der Wohlfahrtspflege beseitigt werden, zu denen vornehmlich die mit Unterstützungen verbundene Minderung politischer und bürgerlicher Rechte gehört. Eine der wichtigsten Aufgaben vorbeugender Armenpflege besteht in der Bekämpfung der Tuberkulose. Wie bereits in der Gemeindekommission des preuß. Abgeordnetenhauses im Jahre 1909 ausgeführt wurde, wird die Bekämpfung dieser Volkskrankheit gefährdet, wenn nicht feststeht, daß die auf öffentliche Kosten erfolgende Einweisung in eine Lungenheilanstalt und andere dem Erkrankten oder Gefährdeten zur Verfügung gestellte Mittel keine rechtsnachteiligen Folgen für diese ergeben. Alle zur Kräftigung unseres Nachwuchses aufgewendeten Mittel dürfen nicht zu einer Herabsetzung politischer Rechte des Vaters führen, da sonst die in sozialem wie nationalem Interesse gleichbedeutenden Aufgaben der Säuglingsfürsorge und Jugendpflege geschädigt werden. Am härtesten erscheinen die Rechtsfolgen für Väter kinderreicher Familien, bei denen selbst trotz eines sonst ausreichenden und beträchtlichen Einkommens größere Aufwendungen bei Erkrankungen eines oder mehrerer der Kinder das Eingreifen öffentlicher Unterstützungen nötig machen. Gerade die Besten unter den schuldlos Notleidenden, sei es in Krankheitsfällen, sei es aus anderen Ursachen, beanspruchen aus Scheu vor dem Verlust ihrer Rechte keine Gaben aus öffentlichen Mitteln, ja weisen, wie die Erfahrung lehrt, die ihnen gebotenen zurück, um keine Minderung ihrer Rechte zu erfahren. Im Sinne aller auf Mehrung der Volkskraft und Volksgesundheit liegenden Bestrebungen ist es daher gelegen, in allen Bundesstaaten die aus dem Genuß von Unterstützungen entstehenden Folgen einer im römischrechtlichen Sinne capitis deminutio in Zukunft nicht mehr eintreten zu lassen, zum mindesten nach den im Reich bestehenden Bestimmungen zu mildern.

Digitized by Google

Otto Ernst Sutter / Zwei wichtige Kleingartenbaufragen

Auch im dritten Kriegsfrühling hat der Kleingartenbau in Deutschland zahlreiche neue Freunde und Jünger gewonnen. Der Hunger nach bebaubarem Land machte sich heuer in noch weit stärkerem Maß geltend als 1915 und 1916. Aus den meisten Städten, aus denen Berichte über das Verhältnis von Nachfrage und Angebot hinsichtlich der Erschließung und Verteilung von Kleingartenbaugelände vorliegen, wird mitgeteilt, daß es trotz guten Willens und eifriger Bemühungen nicht möglich gewesen sei, die Forderungen nach Gartenland auch nur annähernd zu befriedigen. Viele Bewerber mußten leer ausgehen. Die außerordentlich starke Zunahme kleingärtnerischer Tätigkeit erklärt sich daraus, daß die Erkenntnis vom Wert und Nutzen eigener Beete für die Ernährung des einzelnen oder der Familie in immer weiteren Kreisen Allgemeingut geworden ist.

Es liegt nahe, zu fragen, ob alle die vielen neuen Kleingärtner, die während des Krieges zum erstenmal zu Spaten und Rechen, Pflanzholz und Kanne gegriffen haben, auch dann, wenn wieder einmal Friede im Land sein wird, dem Gartenwerk treu bleiben werden. Wenngleich natürlich niemand mit Bestimmtheit sagen kann, ob die Hoffnungen auf eine lebendige und frische kleingärtnerische Regsamkeit des deutschen Volkes, vor allem auch seiner Städter, in der Zukunft sich erfüllen werden, so darf man doch vielleicht behaupten, daß solche Erwartungen durchaus berechtigt erscheinen. Wer auf dem Kriegsacker dann und wann mit den Nachbarn sich unterhält, wer Gelegenheit hat, mit Kleingärtnern ins Gespräch zu kommen, der weiß, daß sie mit Nachdruck immer wieder hervorheben, die Arbeit auf ihren Rabatten sei für sie eine Quelle reiner und nachhaltiger Freude; auch wenn die Erträge nicht ganz so ausfielen, wie man es sich gewünscht, wie man's ersehnt, so buche man doch die Tatsache als hohen Gewinn, daß das Hantieren im Garten ungezählte Anregungen gebe und dauernd Anlaß zu froher Befriedigung biete, kurz und gut, ich für mein Teil bin fest davon überzeugt, daß die ganz überwiegende Mehrheit der Kriegskleingärtner auch unter den Friedenskleingärtnern zu finden sein wird.

Hoffen und wünschen muß man allerdings, daß Unterstützung, Wohlwollen und Entgegenkommen, deren sich in dieser harten Zeit die Kleingärtner erfreuen, ihnen auch im Frieden erhalten bleiben. Und da sind es nun vor allem zwei wichtige Fragen, deren Beantwortung in günstigem Sinn Pächter und Eigentümer kleiner Gärten erwarten. Einmal verlangt man, insbesondere für die größeren Städte, eine Zusammenfassung aller dem Kleingartenbau dienenden Einrichtungen in einer, für ganz große Kommunen in zwei oder drei Stellen. Und zum anderen wird gefordert, daß nichts unterlassen werde, die Flächen, die während des Krieges für Kleingartenkolonien erschlossen wurden, diesen auch künftig nach Möglichkeit zu erhalten. Es ist notwendig, schon heute davon zu sprechen, wie sich die Verwirklichung dieser Wünsche erreichen läßt.

Zunächst mag uns der Gedanke der Schaffung von Kleingartenbauämtern beschäftigen: um ihn nämlich handelt es sich bei den Wünschen nach einer organisatorischen Vereinigung der verschiedenen Einrichtungen, deren Wirken den Kleingärtnern zugute kommen soll. Ein Beispiel, oder sagen wir besser: ein Gegenbeispiel soll uns zeigen, wie notwendig gemeindliche Kleingartenbauämter für größere Städte sind. In einer westdeutschen Stadt von etwa einer halben Million Einwohnern — ihr Name tut nichts zur Sache — ist die Vermittlung und Verteilung von Kleingartenbauland durch die Stadtkämmerei, der die Verwaltung des städtischen Grundbesitzes usw. obliegt, organisiert. Wer einen Kriegsacker zu pachten wünscht, geht also zu dieser Stadtkämmerei und meldet bei ihr sein Verlangen an. Sobald die Möglichkeit besteht, es zu befriedigen, wird der Bewerber dann benachrichtigt usw. Soweit verdient die Einrichtung, von der hier die Rede ist, durchaus Zustimmung. Ist nun aber irgendeine neue Kleingartenkolonie erschlossen und bemühen sich die an ihr beteiligten Pächter, eine Wasserzapfstelle zu erhalten, so wird ihr Wunsch nicht, wie man etwa meinen sollte, ebenfalls von der Stadtkämmerei entgegengenommen, sie müssen jetzt vielmehr mit dem Tiefbauamt bzw. mit dem Wasserwerk in Verbindung treten. Weiter: Für ihre etwaigen Wünsche nach wohlfeilem Dünger oder Saatgut ist eine dritte Stelle, das Lebensmittelamt, zuständig. Wäre es nicht viel einfacher, anstatt eine ganze Reihe von einzelnen behördlichen Organen mit der Förderung kleingärtnerischer Interessen zu befassen und zu betrauen, ein einziges Amt ins Leben zu rufen. Sehr oft sind unter den Kleingärtnern Leute, die mit der Minute rechnen müssen; jetzt im Krieg ist die Bebauung der Beete vielfach Sorge der Frauen, die in der Verteilung der städtischen Bureaus und Amtsstuben schlecht Bescheid wissen. Man würde den Ratsuchenden, den mit Anliegen aller Art bei der Gemeindeverwaltung erscheinenden Kleingärtnern die Erfüllung ihrer Forderungen doch ganz wesentlich erleichtern, wenn sie alle ihre kleingärtnerischen Wünsche an einem Platz anbringen könnten, eben bei einem: Kleingartenbauamt.

Ein solches Kleingartenbauamt — wenn ich recht unterrichtet bin, bestehen derartige Einrichtungen schon in einigen Städten — hat allen Aufgaben gerecht zu werden, die an die Stadtverwaltung hinsichtlich der pfleglichen Unterstützung der Kleingärtner gestellt werden. Es hat also sich zu kümmern um: Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage bei der Erschließung und Verteilung von Kleingartenland, Anlage von Umzäunungen, Wasserzapfstellen, Bezug von Saatgut und von billigen Düngemitteln, Einrichtung von Lehrkursen und Mustergärten, Abhaltung von Vorträgen usf. In sehr vielen Fällen wird es mit den einzelnen Kleingärtnern gar nicht direkt in Berührung kommen, sondern lediglich mit den Vereinen und Bezugsgenossenschaften jener in Verbindung treten. Denn das sei ausdrücklich betont: Die Kleingartenbauämter sollen keineswegs etwa mit den Kleingärtnervereinigungen in irgendeinen Wettbewerb treten oder sie gar verdrängen, vielmehr haben sie nur dafür zu sorgen, daß alle Organisationen, wie die einzelnen Kleingärtner eine gemeindliche Institution besitzen, deren Tätigkeit sich auf alle kleingärtnerischen Angelegenheiten erstreckt. Es bedarf wohl kaum großer Apparate, solche Kleingartenbauämter zu schaffen. Nur darum handelt es sich, daß an ihrer Spitze Männer oder Frauen stehen — wir haben es hier mit einem Gebiet zu tun, auf dem vor allem auch die Frauen Vorzügliches leisten können —, die mit Freude bei der Sache sind, die ihre Amtsarbeit nicht als die Erledigung irgendwelcher bureaukratischen Pflichten ansehen, sondern denen die Förderung der Kleingartenbaubewegung wirkliche Freude bereitet und einem Bedürfnis entspricht. Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß es wünschenswert ist, die leitenden Persönlichkeiten der Kleingartenbauvereine nach Möglichkeit in der Verwaltung der Kleingartenbauämter zu Wort kommen zu lassen. In diesem Zusammenhang in Einzelheiten einzugehen, möchte zu weit führen. Dort, wo der gute Wille vorhanden ist, in einem kommunalen Kleingartenbauamt Pächtern und Eigentümern kleiner Ländereien an die Hand zu gehen, ihnen Gelegenheit, sich zu belehren, und Möglichkeiten der Erleichterung in der Bestellung und Pflege ihrer Beete zu geben, kann es nicht allzu schwer fallen, den Gedanken, um den es geht, mit glücklichem Gelingen in die Tat umzusetzen.

Und nun ein Wort zur zweiten Frage, die oben aufgeworfen wurde. Es wird sich nicht vermeiden lassen, daß mancher Kleingärtner das Stückchen Land, das er in dieser Zeit bebaut, die Beete, die er rechtschaffen liebgewonnen hat, früher oder später nach der hoffentlich baldigen Rückkehr des Friedens wird aufgeben müssen. Das gilt vor allem von Bauplätzen, die urbar gemacht wurden, nach dem Krieg aber ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt werden, das wird auch von der oder jener geschlossenen Kleingartenkolonie gelten, die in der Nähe der Stadt ohne lange Ueberlegung, ob sie für alle Zeit erhalten bleiben kann, sozusagen aufs Geratewohl erschlossen worden ist. Notwendig indessen ist es unter allen Umständen, daß für jeden einzelnen Fall die zuständigen Stellen sich überlegen, ob Schrebergartenanlagen, die im Krieg geschaffen wurden, nicht doch bestehen bleiben können. Es wäre sehr bedauerlich, wenn nach dieser Richtung hin nicht

Digitized by Google

alles geschähe, was geschehen muß, um die dem Kleingartenbau während des Kriegs gewonnenen neuen Anfänger vor bitteren Enttäuschungen zu bewahren. Sehr erfreulich ist es, daß allem Anschein nach in weiten Kreisen der Wunsch besteht, die Kriegskleingartensiedelungen, soweit nur irgend möglich, mit in den Frieden hinüberzunehmen. Einem in dieser Richtung liegenden Vorschlag des Deutschen Vereins für Wohnungsreform ist u. a. die Königliche Regierung in Danzig entgegengekommen, die die ihr unterstehenden Landratsämter und Stadtverwaltungen darauf hingewiesen hat, daß es sehr wünschenswert sei, in Stadterweiterungs- und Bebauungsplänen geeignete Plätze für Kleingartenanlagen vorzusehen und diese so zu dauernden Einrichtungen zu machen. Zugleich soll erwogen werden, ob und wie Kleingartenpächtern Gelegenheit geboten werden kann, auf ihren Grundstücken vielleicht ein kleines Wohnhaus zu errichten. Ohne in diesem Zusammenhang auf die letztere Frage eingehen zu wollen, soll der Erlaß der Danziger Regierung alle deutschen behördlichen Stellen, die für derartige Schritte in Betracht kommen, aufs wärmste empfohlen werden. Wenn es sich ermöglichen läßt, kleingärtnerische Kolonien im Vorland der Städte dadurch zu erhalten, daß etwa schon ausgearbeitete Erweiterungs- und Bebauungspläne aus früheren Zeiten umgeändert und einer Neugestaltung unterzogen werden, so sollte man das unter keinen Umständen versäumen. Die Männer, Frauen und Kinder, die in diesen ernsten Tagen, oft unter recht schwierigen Verhältnissen, ihr wacker Teil dazu beitragen, unsere Lebensmittelversorgung zu bessern und zu erleichtern, verdienen es wirklich, daß man sich ihrer Sorgen und Zukunftswünsche so liebevoll wie nur denkbar annimmt. Sie tun freudig die Pflicht, die sie einmal übernommen haben, aber sie leben auch der sicheren Hoffnung, daß sie späterhin auf Entgegenkommen und kraftvolle Förderung ihrer Interessen rechnen dürfen. Will man ihre Wünsche befriedigen, so mag man vor allem dafür sorgen, daß sie im Frieden durch regsame und zuverlässige Kleingartenbauämter unterstützt werden und ihre mit so viel Hingabe gepflegten Ländereien nicht der Gefahr ausgesetzt werden, ohne Zwang dann, wenn sie in schönster Blüte stehen, der fortschreitenden Ausdehnung der Städte Raum geben zu müssen.

Walther Schotte / Käthe Kollwitz

Am 8. d. M. feierte Käthe Kollwitz ihren 50. Geburtstag. Da kommt dieser ihrer Kunst gewidmete Aufsatz mehr als zwei Wochen post festum. Das ist wohl belanglos, um so mehr, als er schon vor zwei Monaten geschrieben wurde, ganz absichtslos, nur aus der seelisch-künstlerischen Erschütterung heraus, die ausgelöst wurde durch das Studium des Werkes von Käthe Kollwitz und seiner Entwickelung in einer von Cassirer veranstalteten Ausstellung ihrer Studien, Radierungen und Plastiken. Einen Festaufsatz wollte ich nicht geben, keine planmäßige „Würdigung". So folge denn das an keine Zeit gebundene künstlerische Bekenntnis:

Ihr Werk ist seit langem inhaltlich überschrieben als das vom „sozialen Mitleid". Zwischen den Bildern überkommt es mich plötzlich, daß diese gewohnheitsmäßige Aussage falsch sei: Weder im Ursprung des Erlebens noch in seinem Gestalten kann das soziale Mitleid eigentlicher Inhalt dieses Werkes sein; ich höre seinen Ton nicht als den Grundton der Musik des Lebens, in dem der künstlerische Wille sich zur Schöpfung durchringt, ich sehe seine Linie nicht im Grundriß dieser Schöpfung.

Ich kann mich gleichwohl täuschen. Meine Wahrheit wird so bedingt sein wie die alte, die diese Künstlerin für die soziale Frage in Anspruch nahm. Was schadet es? Für die Lebenden ist es zu früh, mit wissenschaftlicher Genauigkeit alle Grenzen ihres Seins abzustecken und die Wiedergeburt ihres Wesens in unserem Denken durch die Tatsächlichkeit bis zur größtmöglichen Sachlichkeit wagen zu wollen. Wir schwimmen in den Erregungen unserer Eindrücke und begnügen uns mit unserer Wahrheit, der Wahrheit unserer Form, in der wir die Leidenschaften der Stunde zu fassen suchen. Wissend, daß alle Erkenntnis in diesem Sinne persönlich ist, nicht nur die leidenschaftliche, auch die wissenschaftliche, daß ohne jene wir aber nicht würden leben wollen. Menschen und Völker, Land und Städte und selbst die Erde, sie würden sonst uns stumm bleiben. Darum verschmähen wir, herumzuhorchen, auszufragen, wieweit die Wirklichkeit unserem Erlebnis entspricht. Wir haben Mut zu uns selbst.

Von den Blättern zu „Germinal", aus den Kreisen des Bauernkrieges, der Weber, von der „Carmagnole" gehe ich zu den Selbstporträts und von hier wieder zu ihnen zurück. Ich versuche zunächst, den gemeinsamen Inhalt der Darstellungen zu bestimmen: Revolution an sich, niemals irgendeine sozial bestimmte Revolution gegen Ritter und Pfaffen und Könige und Fabrikherren. Sie sind nicht einmal zu sehen auf diesen Bildern. Immer ist es nur die Bewaffnung, der Zug, der Losbruch, das Ende, das nächtige Schlachtfeld, das die Mutter mit der Laterne ableuchtet, den toten Sohn zu finden. Niemals eine soziale Revolution, darum im Grunde immer eine hoffnungslose Revolution; es ist die geschändete Natur, die sich empört. Noch im Joch der Arbeit brüllt die Natur des Menschen auf voll Haß gegen die Last, die ihm Kultur und alle mühevolle Arbeit in ihrer Fron bis zur Erschöpfung auferlegen: So voll Haß zerren Pflüger das schwere Eisen durch die harte Erde, wie Tiere angespannt, eine fortgerissene Linie der verzweifelten Wut! — Es ist zu viel! Endlich, sie sollen Waffen bekommen! Wozu? Natürlich zur Rache, zur Freiheit. Die Menge stürzt in die Diele eines Hauses, dort ist die Treppe, in der Ecke, eine enge Wendeltreppe. Und schon springt, die zitternde Masse, weißglühend, in furchtbarem Schwung die Steile hinan. — Da ist das weite Feld, Luft darüber. Von rechts her kommen die Bauern mit Sensen, Schwertern und Beilen. Der Feind ist da: Hände verkrampfen sich, Augen brechen aus, Körper zerren sich vor, Waffen drohen entgegen. Jetzt, jetzt! Vor ihnen, frei gegen den Himmel steht die Frau. Du siehst ihren starken großen Rücken, er krümmt sich rückwärts, ihre Fäuste sind erhoben, um niederzusausen mit der Wucht des ganzen Leibes. Jetzt, sie sagt es: „Los!" — Hell liegt das Land in der Abendluft. Ueber die Tafel des weitgeschwungenen Gebirges wehen Wolken und Rauch vom Brand der Burgen und Städte. Durch das Tal geht der Zug, der „Zug", singend ziehende Rache! — Das Ende? So oder so. Sie tragen Tote in eine Stube, Mensch um Mensch, steife Leiber, und betten sie nebeneinander; oder sie stehen, stumpf, mit erzwungener Feierlichkeit, aber mit der Trauer sprachloser Tiere, Glied an Glied am Grabe der Märzgefallenen. Oder sie tanzen die rasende Carmagnole um die Guillotine. Häuser wie böse Gespenster schieben sich düster und himmelverhüllend über die Stätte der Verzweiflung; ein junger Trommler aber, der trommelt sinnlos das Weltgericht und einen jüngsten Tag. —

Das Leben häuft die Lasten auf Seele und Leib, schwerer, immer schwerer, und der Mensch trägt sie geduldig leidend, oder endlich verzweifelnd. Unter dem Druck wird er ganz klein, kriecht in sich selbst zurück, statt in das Freie

Digitized by Google

sich zu recken, schieben sich die Glieder in den Leib hinein und verkrüppeln, und schon getrennte Wesen, Mutter und Kind, werden noch einmal eins, eine Masse von Fleisch und Blut, vor der Not des Tages. So krampfhaft preßt eine Mutter ihr Kind an Kopf und Brust — eine Linie nur ist es, die einen Körper umschließt. So eingebettet liegt das Kind zwischen den Knien der hockenden Mutter, die es mit Kopf und Brust und Händen behütet, eine dicht geballte Masse, zusammengedrückt zum Kubus. — Ein sitzender alter Mann aus den Wärmehallen: er ißt seine Suppe, die Schüssel, von der linken Hand gehalten, steht ihm auf den Beinen. Der Rücken fällt nach vorn, der Kopf ist ihm tief auf die zusammengeschobene Brust gesunken, fast eingewachsen: ein Haufen Unglück! Die Linie, die von dem Arm aufsteigt über die Schulter, hebt sich kaum noch, um den Kopf zu umlaufen und wieder am löffelnden Arm entlang in den Körper zurückzukehren. —

Unfrei hat das Leben den Menschen gemacht, in Banden geschlagen, geschnürt und erdrückt. Seine Trauer ist stumm, hilflos der Blick. Das Feuer des göttlichen, des freien Willens erloschen.

So scheint es. So ist es. Denn der Mensch, der endlich aufsteht sich frei zu machen, der ist kein Mensch des klaren Denkens, des freien Wollens. Der bricht aus! Die Wut der Verzweiflung ist es, die ihn fortreißt. Das ist der zweite Akt des Dramas, in dem der Mensch, bisher eine athmende Masse, als zur Bewegung gegliederter Körper erlebt wird. Das ist der Moment, in dem aus der dunkel geballten Wetterwolke die flackernden Blitze brechen: „Losbruch" und „Sturm". Aus der Masse der vor dem Schloßgitter angestauten Weber fahren die Arme in die Luft, den Stein zu werfen. Und die angefangene Bewegung wird ein Sausen, das anhält; sie schwingt sich singend zum „Zug" und wird endlich widersinnig zur kreisenden Verzweiflung. Das Blatt von der Radierung „Carmagnole" bringt diese Beziehung der Form zum Leben rein zum Ausdruck. Zwischen dem Kreis der um die Guillotino Tanzenden und den Hauswänden steht noch Luft; der enge Platz ist nicht ausgefüllt durch die tobende (darum zu kleine) Gruppe der Verzweifelten. Aber nur durch diese weise Beschränkung blieb der Kreis in sich geschlossen, wurde das Kreisen vollständig, wurde diese kreisende Bewegung der Wahnsinnigen selbst Ausdruck des Wahnsinns, besonders indem gegen ihre geschwungene Linie die große Vertikale des Trommlers vorn im Bild gestellt wurde.

Das Drama fällt. Die schwindelnde Bewegung der Erschöpften wird abgerissen, der Tod ist dazwischen getreten, und es fallen die steifen Leiber und werden wie tote Dinge geschoben und geschichtet. (Die Vergewaltigte!) —

Ist das das ganze Leben? Nein doch! Auch der unter Schmerzen geborene, der für Not und Elend bestimmte Mensch ist schön und reich geboren. Das Kind schläft unbeschwert von toter Müdigkeit und schlimmen Träumen, der Säugling trinkt noch hingegeben seiner körperlichen Lust. Rührende Lebensfrohheit ist es, in der er die Glieder bewegt, mit den Händchen greift; Käthe Kollwitz zeichnet strampelnde Kinderfüßchen!

Und später? So schrecklich das Leben ist, der Mensch leidet daran. Das ist die letzte Tragik: ein naturnotwendiger Lebenstrieb, der unwürdig wurde und doch unsere tiefste Freude sein sollte. Alle Kräfte werden frei in der Wehr gegen den Tod, der Leib wirft seine Glieder, fliehend und kämpfend, und schreit! Eine furchtbare Gruppe: Tod um Frau und Kind ringend (1911, Radierung). Das Ganze groß im Dreieck aufgebaut. Mit jähem Sprung greift der Knochenmann die Frau von hinten an. Ihre Füße stemmen sich, die Arme sind abwehrend nach rückwärts erhoben. Und zwischen den Beinen der Frau steht flehend das Kind, die Arme erhebend, sich an dem schon fortgerissenen Leibe der Mutter anzuklammern. Die Körper sind nackt, sind Fleisch und Blut, Muskeln und Glieder anstrengendes Leben, kämpfend gegen das hohle Gerüst des Todes.

Von hier aus bestimmt sich das soziale Element als Folgerung im Leben der Künstlerin. Der Glaube, daß der Mensch frei sein kann im Willen, daß er gegliederter, beweglicher Leib, gegliederte, zum Fluge geborene Seele, ein köstliches Wunder der Schöpfung ist, bedingt die Pflicht, den Lebenstrieb zur freien Freude zu erhöhen, denen zu helfen, die das Leben am schwersten belastet. Wenn sich aber solche soziale Absicht für die Betrachtung so sehr in den Vordergrund des Werkes von Käthe Kollwitz geschoben hat, dann wohl doch nur dadurch, daß durch das eigene Erlebnis der menschlichen Not, den Aufschrei, den Losbruch durch dies ursprüngliche, eigentliche Erlebnis die soziale Absicht ganz anders vertieft wurde, als es das Mitleid der Freien und Glücklichen schaffen kann.

So ist sich Käthe Kollwitz selbst Modell. Ich vergleiche ihre Selbstporträts von 1889, eine Radierung von 1910 und eine Kreidezeichnung von 1916. Ein großer, runder Schädel, in der Bildung von slawischem Einschlag, der Kopf einer Bäuerin. Das ist ein mißverständliches Wort, es soll eine Absage bedeuten an Vorstellungen von Köpfen, die in Generationen geistiger, städtischer, kultivierter Arbeit entstehen können, es enthält eine Betonung des Ursprünglichen, des Menschlichen schlechthin; so zeichnet Käthe Kollwitz die Frau aus dem Volke, die Frau des Bauernkrieges.

Das junge Mädchen schaut wissend, aber abwartend in die Welt. Ihre starken, geschwungenen Lippen, die sinnlich anmuten, sind aufeinandergepreßt. Das Kinn ist fast trotzig vorgeschoben.

Und der Mensch von 1910 und 1916? Kein Zug dieses Gesichts zittert in weichem Mitleid. Unbeweglich im Schweigen ruht die große geschwungene Lippe, aber in den Mundwinkeln steht Leid. Das Leid wohnt neben der Härte und fast der Verachtung in den Schatten der Augen, in allen Partien des gemeißelten Kopfes, der gewölbten Stirn, den starken Knochen der Backen und der starren, etwas zu kurzen Nase. Es ist die Härte und Verachtung des Herrn über die Exaltationen des Herzens und seines Blutes, die Härte des großen Künstlers.

Die Leidenschaften waren revolutionär, waren rasend und gefährlich. Nach allem, was ich beobachtete und beschrieb, ist diese Künstlerin für die Plastik bestimmt; ihre Skizzen und Radierungen sind gezeichnete Plastik. Sie begreift den Menschen als Masse, sie schließt ihn in Räume ein, sie beseelt ihn durch die eine ausbrechende Bewegung, den Sturz. Warum kam diese Frau erst jetzt, so spät, zur plastischen Kunst, die ihr Werk vollenden wird? Ist eine Vermutung erlaubt, dann die, weil die technischen Widerstände modellierender Arbeit zu hart, zu stark waren für die Form suchende Gewalt der Leidenschaft körperlichen Erlebens. Der Stift flog über das Blatt, die Bewegung auszulösen.

Käthe Kollwitz ist sich selbst Modell. Das war buchstäblich gemeint. Wem es zweifelhaft ist, der vergleiche die Studien zu dem Blatt „Abschied", die Zeichnungen d-

Digitized by Google

Frauenkopfes (Cassirer-Ausstellungskatalog Nr. 71, 72) mit ihren Selbstporträts. Endlich gibt sie sich uns in ihrem tiefsten Leid, im Leide, das versöhnt: Alle Strenge ist gelöst, die Augen sind geschlossen, eine letzte innige Begegnung, ein Abschied von dem Leben. Wer aber das Leben so liebt, der gehört ihm und der vollendet sich.

Gottfried Traub / Jugend

Hab' Achtung vor dem Menschenbild
und denke, daß, wie auch verborgen,
darin für irgendeinen Morgen
der Keim zu allem Höchsten schwillt!
Hebbel.

Zum erstenmal habe ich heute gemerkt, daß ich alt werde. Denn hinter mir wächst schon meine Jugend in die Höhe mit ihren eigenen Gedanken und Zielen. Das ist ein seltsames Gemisch von Freude und Unbehagen. Die Freude überwiegt. Unbeschreiblich köstlich ist das jugendliche Leben, das um uns tobt. Alle eigenen frohen und trüben Stunden wachen wieder auf. Gerade so habe ich doch auch empfunden, wie mein Junge, und genau die gleiche Enttäuschung stand an meinem Weg. Und wie herrlich ist dieses Schwärmen und diese unbestechliche Sicherheit der eigenen Ueberzeugung. Weltverachtend steht so ein Junge da. Was will ihm die Welt? Er wird das schon machen. Ach Gott! noch einmal diesen frischen Saft in den Knochen und dieses froh wallende Blut aus dem Herzen! Wie schön das wäre! Nur meine ich, daß wir doch nicht so albern gewesen sind wie die heutige Jugend. Aber da werde ich erst recht ausgelacht. Und sie mögen recht haben: man vergißt seine eigenen Dummheiten nur zu gern und war ebenso kindisch und doch in dieser Harmlosigkeit des ersten Jünglingsalters und in der damit verbundenen leisen Eitelkeit ebenso überzeugt, daß man alle die Welträtsel schließlich doch irgendwie lösen würde. Die Alten hatten es nur noch nicht ganz richtig angefangen. Im Zeitalter der Flieger und der U-Boote macht sich das ganz anders. Der Kopf summt mir von den Traumbildern, welche die Einbildungskraft meiner Jungens mir mit überstürzender Hast vorzaubert. Ich setze diese weise Miene auf, die es besser weiß; aber dieses Besserwissen schmeckt säuerlich. Ein Tropfen Essig verirrte sich in den Becher. Nichts weiß ich besser. Die Jugend behält immer das Vorrecht. Sie ist „am draußten". Langsam sehe ich so hin über die Gesichter. Herrgott, was wirst du aus diesen Jungens machen? Wie werden sie einst über dich urteilen? Dein Bild steht schon ziemlich fest umrissen in dem Hirn und Herzen deiner Kinder. Es ändert sich wenig an den unbewußten Eindrücken der ersten Jugendjahre. So also lebe ich nun weiter in ihrem Sinn. Aber das verschlägt ja wenig, ob da die Zeichnung richtig oder schief ist. Wer sieht sein eigen Bild richtig? Wichtig aber ist, wie diese meine jugendlichen Köpfe später die Welt anfassen werden. Welche Verantwortung ist so ein leibhaftiges Kind und welcher unsagbare Gottessegen! Man weiß nicht, ob man sich fürchten oder freuen soll. Ich freue mich. Da blüht eine junge Zukunft heran. Es wird ihr nicht leicht werden. Sie schleppt auch viel schweres Blut in ihren Adern. Was schadet's? Sie ist jung, formt sich Weg und Schicksal, und das Leben liegt so weit vor ihnen. Die Zeit läuft ihnen noch zu langsam und der Puls noch zu träg. Herrliche Jahre! Wir nehmen daran teil und erleben es noch einmal mit. Die eigene Lebenskraft verdoppelt sich. Es ist Torheit, wenn wir vorhin vom „Unbehagen" redeten, das einen beim Anblick der um uns aufschießenden Jugend beschleiche. In ihm liegt nur das Stück persönlicher Eitelkeit, das schon längst begraben gehört. Unbeschreiblich groß ist die Freude, sein eigenes Wachstum im Blühen der Jugend um sich herum zu belauschen, gewissermaßen die unbewußte eigene Jugend bewußt noch einmal zu erleben. Eigene Schatten entdeckt man, väterliches und mütterliches Erbe wird gewogen, Lebensführungen erscheinen in immer neuem Licht. Ueberall strömt dasselbe Leben in Gabe und Forderung, Geschick und Wille. Ich bin so jung wie ihr: denn mein Wollen und Hoffen ist noch frisch und weitausgreifend, wie das eure. Und ihr seid oft viel älter, als manche Alten, und die Jugend, die jetzt ihr Leben wagt, wie wenn es nicht anders sein könnte, gibt uns erst recht ein Rätsel auf, die wir viel zäher am Leben hängen als die, die es stürmisch begehren und doch wegzuwerfen bereit sind. Ueberall umgibt uns Morgen. Wir schreiten nicht in die Nacht. Das Leben lebt sich weiter. Unsere Jugend ist unsere Zukunft. Das Morgenrot leuchtet.

Rudolf Rieth / Gefangenenzug

Die stumpfen Trotts durch Sonnenglast in Vierergruppen tappen,
Von tänzerischen Bajonetten sieghaft eskortiert,
Seht, wie die lehmbekrusteten Monturen traurig um sie schlappen,
Und, ob sie abertief in Gleichmut sich verkappen,
Wie Todesnähe noch auf den Gesichtern friert.

Mitunter will ein hektisch Rot der Wange Wachs beflammen,
Grausträhniger Kriegerbart flicht hin und erster Flaum —
Und alle brennt wie Kinderscham ihr herdenhaft Beisammen,
Sie möchten munter sein, doch Schauer des Geschehenen verrammen
Der Munterkeit den Pfad, wie ein entsetzter Traum.

Und stoßen Fackeln in ihr zischend Hirn und zausen
Die Schreienden beim Schopf zurück in Aberwitz und Schlacht . .
Der schwarzen Felder taumelvolle Flucht! Zerklüftung! Chaos! Meteore sausen
Hinberstend schrill in Lüften, die von Untergang erbrausen,
Und Tote fahren dröhnend in den Schacht.

Doch alles schmilzt, zerrieselt zart in Schleiern . . Und mit wunderschlaffen
Gelösten Gliedern fort durchs Sonnenlicht, das linde sie durchrinnt . .
O namenlos Gefühl, nichts als Geschöpf sein, fern von Tod und Waffen
In lassem Ungewiß, daraus die überströmten Sinne nichts als dies erraffen:
Wir gehn in Schmach und Schwäche zwar, indes wir sind!

Mag ihr verschrumpftes Sein auch blutend nur an Künftiges sich entketten,
Sie schleppen's dennoch hin wie einen frohen Raub —
Da biegt der Zug landein. — Besiegelnd Bild, das unsere Lider retten:
Ein wallend Rückenmeer, umzäunt von Bajonetten,
Der weißen Straße hart Gegleiß, und — Maëstoso — eine Wolke Staub.

Digitized by Google

Else Wirminghaus / Wohnungseinrichtung für Kriegsgetraute

In Nr. 15 der „Hilfe" schreibt Hans Maier über „Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute" und berichtet über die Absichten der sächsischen Regierung nach dieser Richtung und über eine in Frankfurt eröffnete gemeinnützige Verkaufsstelle. Es ist uns nicht bekannt, wieweit die Absichten der sächsischen Regierung bereits verwirklicht werden konnten. Das Frankfurter Unternehmen, dessen Wohnungseinrichtung von Küche und 2 Zimmern 1600 bis 2300 M. kostet, ist für den Mittelstand berechnet. Wenn wir nun Näheres über die in Köln von der Beratungsstelle Domhof der Nationalen Frauen-Gemeinschaft geschaffene Wohnungseinrichtung für Kriegsgetraute berichten, so geschieht es, weil erstens hier zunächst andere Bevölkerungskreise als in Frankfurt erfaßt wurden, und zweitens, weil das Kölner Unternehmen bereits auf eine lange Praxis mit den erfreulichsten Erfahrungen zurückblicken kann. Es galt dreierlei Forderungen zu erfüllen: die Beschaffung künstlerisch einwandfreier Möbel mit möglichst vorteilhafter Herstellungsweise und äußerster Zweckmäßigkeit im Gebrauch; ferner eine Genossenschaft zu finden, die diese Herstellung im großen übernehmen konnte, und endlich die Beschaffung der notwendigen Gelder zum Vorstrecken oder auch zur Unterstützung des einzelnen Falles.

Diese drei Forderungen sind bei dem Kölner Unternehmen aufs glücklichste erfüllt worden. Die von Architekt H. Wirminghaus entworfenen Möbel, die auf der Kölner Kriegsfürsorge-Ausstellung 1916 ihre Feuerprobe bestanden haben, zielen auf eine gewisse Vereinheitlichung des Geschmacks hin und entsprechen dem Bedürfnis der Kreise, für die sie in erster Linie bestimmt sind. Die Kosten für den einfachsten Grundstock einer Zweizimmer-Einrichtung belaufen sich auf 400 M. Da die Möbel nach einheitlichem Schnitt hergestellt sind, können sie jederzeit beliebig ergänzt werden. Durch Herstellung in verschiedenen Hölzern oder verschiedener Farbe ist für die notwendige Abwechslung gesorgt.

Die Herstellung der Wohnungseinrichtung erfolgt durch die Genossenschaft der „Kölner Werkstätten", welche die Aufträge an die einzelnen Meister verteilt. Die Arbeit wird um so lohnender, je mehr die Geschicklichkeit an demselben Gegenstand erprobt werden kann. Schon nach 2½jährigem Bestehen bedeutet das Unternehmen eine kräftige Förderung des Kölner Handwerks.

Die Unterstützungsfrage endlich ist durch die Kriegs-Vorschußkasse der Stadt Köln in die Hand genommen, welche mit der Beratungsstelle in erfreulicher Weise Hand in Hand arbeitet. Die Regelung der Lieferung von Möbeln für Kriegsgetraute vollzieht sich in folgender Weise:

Die Beratungsstelle Domhof stellt fortlaufend eine Mustereinrichtung aus; sie berät die sich meldenden Käufer, nimmt die Kaufanträge entgegen und stellt über die Verhältnisse des Käufers eingehende Ermittlungen an. Die Erledigung der Kaufverträge erfolgt durch die städtische Vorschußkasse. Die Zahlung seitens der Käufer geschieht, wenn möglich, mit der Anzahlung eines Drittels des Kaufpreises, während der Rest in regelmäßigen Terminen ratenweise abgezahlt wird. An die Kölner Werkstätten zahlt die Vorschußkasse sofort nach Lieferung der Möbel die volle Kaufsumme aus. Bei Nichteinhaltung der Ratenzahlung wird der Käufer seitens der Stadt gemahnt, und gleichzeitig wird der Beratungsstelle Mitteilung gemacht. Letztere bleibt bis zur Erledigung des einzelnen Falles mit dem Käufer in Fühlung, und zu diesem Zwecke geschieht auch die Zusammenarbeit zwischen Stadt und Beratungsstelle in dauernd engem Zusammenhang.

Die Beratungsstelle Domhof hatte bei ihrem Unternehmen gewisse erzieherische Gesichtspunkte im Auge. So hat sie ein Sparsystem eingerichtet, wonach der Käufer möglichst bis zum Vorhandensein des ersten Drittels regelmäßig der Beratungsstelle Geld einliefert, das auf der Städtischen Sparkasse eingezahlt wird. Diese Einrichtung vollzieht sich in der besten Weise; es wird im allgemeinen außerordentlich pünktlich bezahlt, und auch die Weiterzahlung ist nach Ueberweisung der Fälle an die Stadt bisher ebenso pünktlich erfolgt. So scheint für die von verschiedenen Seiten geäußerte Befürchtung, es möchte die Bereitstellung von Wohnungseinrichtungen etwa zu voreiligem Heiraten veranlassen, kein Grund vorzuliegen.

Eine Beihilfe für unsere Kriegsgetrauten wird auch seitens der Kriegsbeschädigtenfürsorge geleistet, welche den unterstützungsbedürftigen Kriegsbeschädigten einen kleinen Zuschuß zum Anzahlungsdrittel gewährt. Außerdem ist in dankenswerter Weise von privater Seite ein Fonds gesammelt worden, dessen Mittel ebenfalls zur Ergänzung des Anzahlungsdrittels dienen, sowie in dringenden Fällen zur Beschaffung von etwas Wäsche und Hausgerät, das in der für den Grundstock angesetzten Summe nicht inbegriffen ist.

Ueber die Ziele des Unternehmens braucht an dieser Stelle nicht ausführlich gesprochen zu werden. Außer der Verhütung ungesunder Abzahlungsbedingungen und des Erwerbs minderwertiger Hauseinrichtung soll der Verbreitung der Schundware überhaupt entgegengewirkt werden. Es soll zugleich die Freude am eigenen, wenn auch noch so bescheidenen Besitz, eine Grundlage für glückliche Lebensbedingungen schaffen helfen. Wo man im Interesse unserer heimkehrenden Krieger sich mit der Wohnungsfrage befaßt, wird man auch an der Frage der Beschaffung der Einrichtung nicht vorbeigehen können. Auch unseren unbemittelten Volkskreisen, die für Erhaltung und Größe unseres deutschen Vaterlandes gekämpft haben, steht das Recht zu auf ein Heim, das ihnen Vorbedingungen für ein glückliches Familienleben schafft. Auch für sie muß „Wertware" bereitgestellt werden, müssen die Fortschritte auf künstlerischem Gebiet nutzbar gemacht werden, die unser Dasein auf eine höhere Stufe heben können.

Gertrud Döring / Kämpfer

Im Liegestuhl auf einer weinumrankten Veranda lag ein Genesender. Voll müder Zufriedenheit ließ er die Blicke auf dem Gärtchen ruhen, zu dem ein paar Stufen hinabführten, und dahinter sah er in die Straßen einer friedlichen Kleinstadt, in denen lauter ihm unbekannte Menschen hin und her gingen, immer hin und her, und mit wichtigen Gesichtern ihre wichtigen Kleinigkeiten besprachen und besorgten. Er war als Arzt an der Front gewesen, bis er selbst heftig erkrankt war. Nun wurde er im Hause seiner verheirateten Schwester gepflegt und so warm in Liebe und Sorgfalt eingehüllt, daß seine Krankheit, wie er sagte, einen schleunigen Rückzug antrat. Noch jung war er und von kräftiger Gestalt. Eben wandte er den Kopf nach seiner Schwester hin, mit dem strahlenden Ausdruck, den er immer hatte, wenn sie kam, und zum Freuen hatte er wohl auch Grund genug, denn sie war so friedlich mütterlich, so harmonisch und gelassen, daß seine unruhig fiebrigen Gedanken sich schlafen legten, wenn sie nur da war. Sie hatte eine Menge Bücher und Zeitschriften im Arm, und ihr Aeltester, der etwa 14 bis 15 Jahre alt sein mochte, kam gleich hinterher; auch mit Büchern, den besten, die er selbst besaß.

„Da hast du allerlei zu lesen," sagte die stille Frau, „und hier ist auch deine medizinische Wochenschrift." — „Ach, die will ich nicht. Ich will Dichtungen haben oder Märchen, irgend so etwas, das nichts mit meinem Beruf zu tun hat, das mich loslöst und mitfortnimmt."

In seinem intelligenten Gesicht lag eine seltsame Mischung von wachem Wirklichkeitssinn und wundergläubiger Träumerei; jetzt huschte sogar ein dunkler Streifen fragender Grübelei darüber hin, wie Wolkenschatten über das sonnige, fruchtbare Tal und das friedliche Städtchen zu seinen Füßen.

„Ja," sagte die Mutter des Buben und blickte verlegen auf ihren Sprößling, der mit einem schüchternen „Onkel" und erwartungsvollen Augen dastand, „nun wollte doch der Werner gerade noch was fragen wegen der Blutkörperchen."

Digitized by Google

„Wegen dem, was du vorhin gesagt hast", fiel der Bube ein, warf sich in einen Korbstuhl und sah den jungen Onkel mit stiller Verehrung und unverhohlenem Eifer an.

Der junge Mediziner lachte. „Worüber zerbrichst du dir denn so sehr den Kopf, mein Werner?" fragte er.

„Ist das wirklich wahr, Onkel, daß die roten Blutkörperchen den Körper ernähren und die weißen gegen die Krankheiten kämpfen, gegen die Bazillen, weißt du . . .?" fragte er nachdenklich und dringlich.

„Ja, mein Junge."

„Und daß sie sich in den Adern frei bewegen, und jedes tut seine Pflicht?"

„Ja."

„Wie seltsam, das ist ja ganz wie wir Menschen!"

„Wie meinst du das? Dunkel ist der Rede Sinn!" scherzte der junge Onkel.

„Die ganze Sache ist auch dunkel", fuhr der Knabe fort. „Sage mal, Onkel, ob die wissen, daß sie das alles für uns tun . . ."

„Ach, Kind — ein andermal —, ich kann jetzt wirklich nicht darüber nachdenken."

„Komm raus, machst den Onkel bloß müde, komm!" rief die Mutter. Werner stand enttäuscht, langsam auf, dann aber sah er schuldbewußt in die müden Züge des Kranken. Er wollte ihm noch etwas Freundliches antun. „Hier sind ein paar Bücher von mir", sagte er leise und ging. „Danke dir, Liebling; morgen sage ich dir alles, was du wissen willst!" rief der Arzt dem Knaben nach, der sich mit seiner Mutter entfernte und ihm in der Tür noch mit leuchtendem Blick zunickte.

„Du Lieber!" dachte der Arzt, „was geht dir nur alles in deinem jungen Köpfchen herum? Ich will doch sehen, was der Junge mir für Bücher gebracht hat."

Er nahm ein paar Bände in die Hand. „Konrad Ferdinand Meyer; sehr schön!" Aber um eine ganze Novelle zu lesen, war er zu matt. So schlug er die Gedichte auf, an der Stelle, wo ein Lesezeichen lag, und fand die Verse:

„In Harmesnächten.

Die Rechte streckt ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten.
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen;
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden."

Seltsam: „Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen", diese Zeile hatte der Bub unterstrichen. „Darüber hat er also nachgedacht" sagte der Arzt. „Ja, als ich so alt war wie er, fing ich auch an, mich mit solchen Fragen zu quälen; aber man vergißt das wieder, wenn man älter wird, und traut Kindern nichts dergleichen zu. Und das fand er seltsam, was er von den Blutkörperchen gehört hatte. Wie sie in ihren Bahnen wandeln — ganz wie wir Menschen — nicht wissend — oder doch vielleicht wissend? Da haben sie nun in meinem Körper gekämpft gegen die letzte Krankheit; warum? wenn wir . . . . . ach, wie sind wir gefesselt! — wissen! sehen! aber dieses Dunkel . . . . . oh, dieser Wirbel . . . . . Luft!"

Ein schweres Dunkel hüllte ihn ein, er flog, wirbelte haltlos und wollte schreien, aber plötzlich fühlte er sich warm gebettet, umflossen, in einem Strom selbst mitfließend. Rot leuchtete es um ihn her.

„Wir werden siegen!" rief es; das waren, wie er nun sah, ganze Scharen weißer Blutkörperchen, so groß wie er selbst. „Die Feinde weichen!"

„Und wir bauen auf, was sie zerstören!" sprach ein rotes Blutgefäß, das ebenfalls seine Größe hatte, denn er sah nun, daß er selbst eines von ihnen war.

„Heil uns!" riefen sie alle, „unser Volk ist gerettet, und das ist sehr wichtig für die ganze Entwickelung der Welt, in der wir leben." Andere jubelten: „Wir können nun wieder vergnügt weiter leben!"

„Nein, darum haben wir nicht Krieg geführt," riefen einige weiße, „sondern um den Willen eines höheren Wesens auszuführen, das unsere Welt regiert, und von dem wir doch nur ein Teil sind, und sein Wille ist, daß das Gute siege und das Schlechte untergehe!"

Aber bei diesen Worten erhob sich ein Stimmengewirr, und ein lebhafter Wortwechsel entstand. „Kindischer Tor", hörte man rufen; „glaubst du etwa noch an ein höheres Wesen, größer und mächtiger als wir? an einen persönlichen „Menschen", wie ihn unsere Lehrer nannten? Und sie machten sich Bilder von ihm, als ob er so aussähe wie wir! Wie töricht!" —

„Das ist ganz gewiß nicht töricht," wandte ein roter ein; „denn wenn es ein persönliches höheres Wesen gibt, einen sogenannten „Menschen", dann kann er doch nur so aussehen wie wir, wie ein sehr großes, sehr schönes Blutkörperchen, natürlich vollkommen und mit wunderbaren Kräften begabt. Anders kann man sich dieses Wesen ja gar nicht vorstellen, und so haben es auch unsere Künstler wiedergegeben. Wir sind sein Ebenbild!"

„Ja, wir sind sein Ebenbild," jauchzte die Schar, „und er hilft uns, wenn wir zu ihm schreien. Noch vor wenigen Wochen, wie waren wir da von Feinden bedrängt, und konnten uns aus eigener Kraft kaum wehren, und wir schrien zu ihm. Da kam uns Kühlung und Linderung; wir wissen nicht woher, aber sie kam."

So sangen sie und wandelten weiter. Doch einige lachten. „Was ihr redet, ist Unsinn," sprachen sie, es gibt keinen sogenannten Menschen; wir sind um unser selbst willen da, und ist nicht alles schön und in guter Ordnung? Sind wir uns nicht selbst genug? Was brauchen wir da ein höheres Wesen?" —

„Beide Parteien sind im Irrtum!" rief eine laute Stimme, „hört mich an! Ich sage, es gibt wohl ein höheres Wesen, doch lebt es nicht außerhalb unserer Welt, auch sieht es nicht aus wie ein schönes, ideales Blutgefäß, sondern wir leben in ihm, wir sind ein Teil von ihm, ja ein Teil seines Körpers. Und sein Leib ist Herrlichkeit, wie unsere Augen nie erschaut. Seht her, so hat er sich mir geoffenbart!"

Und der Sprechende zog die Schar mit fort in einen Tempel, in dem sich große Hallen und Kammern befanden. Dies aber war des Mannes Herz. Und plötzlich fand er sich selbst dort stehend, nicht mehr den anderen gleichend, sondern wieder in menschlicher Gestalt; doch konnte er kein Glied regen. So stand er als Bildsäule im Tempel.

„Sehet, so mag wohl der Körper dessen sein, von dem wir ein Teil sind", rief der Sprecher.

„Was aber weißt du von seinem Geist, seiner Seele?" fragte jemand. „Hat er ein persönliches geistiges Leben, kann er für sich denken und etwas wollen oder nicht wollen?"

„Ich weiß das nicht," entgegnete der Sprecher unsicher, „niemand kann das jemals wissen, solange Blutkörperchen in den Adern wallen."

Eine scharfe Stimme kam dazwischen: „Ich glaube nicht, daß er eine persönliche Seele besitzt und denken kann, sondern so wie unsere Leiber ein Teil seines Körpers sind, so bilden unsere geistigen Kräfte zusammen eine geistige Macht, und diese nenne ich den Weltgeist, den Menschen. Wir sind ein Teil davon. Ich glaube nicht, daß sein Wille außerhalb unserer Adernwelt lebe und wirke!"

Nun aber loderten die Flammen des Zornes hell auf. „Ketzer!" schrie es, „Freigeist!" und „Duckmäuser! Dunkelmänner!" antwortete es. In dem zornigen Gewirr und Getobe, das nun entstand, suchte jeder den anderen zu verletzen und zu schmähen, oder ihn zu übertrumpfen.

„Schau uns an!" riefen sie der Statue, dem Menschen, zu; „erhöre uns, wir sind deine treuesten Diener!"

„Nein, wir!" schrien die anderen.

Der Widerwille, den der horchende Mensch bei diesem Treiben empfand, steigerte sich so, daß er nun nicht länger an sich halten konnte. Er bebte vor Zorn. „Toren!" rief er mit Donnerstimme.

Digitized by Google

Voller Schrecken stob das Volk von dannen; nur einige hielten stand und sprachen, halb Grauen, halb Trotz im Herzen: „Dies ist zu unheimlich; es ängstigt uns. Fort mit dem Götzenbild!" Und ehe er sich besinnen konnte, hatten sie eine Axt erhoben; sie schlug mit hartem Schlag an seine Fußgelenke, daß sie zuckten, ... und glitten .... und nun stürzte die Statue, stürzte er und griff mit beiden Armen in die Luft, um Halt zu suchen. Seine Hände umklammerten etwas Festes. Was war es?

Langsam fand er sich zurecht; es war die Lehne seines Liegestuhles.

Vor sich sah er das Gärtchen in der Abendsonne, und hinter dem Zaun, in der Straße, sah er die Menschen hin und her eilen — immer hin und her. Das alles kam ihm so seltsam vor, als habe er es noch nie gesehen. Dann bemerkte er das offene Buch auf seinen Knien. Das Lesezeichen, das zwischen den Seiten gelegen hatte, war neben seinen Stuhl auf den Fußboden gefallen. Er hob es mechanisch auf und sah, daß es ein altes Kalenderblatt von Werners Goethekalender war. Eine Zeile stand darauf, und er las: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis....

Soziale Bewegung

Der Kaiser und die sozialdemokratische Arbeiterschaft. Die Beteiligung der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten an der Zusammenkunft der Parteiführer mit dem Kaiser am 21. Juli im Reichsamt des Innern hat weithin sichtbar den erfreulichen Umschwung erkennen lassen, der in der Stellung der Sozialdemokratie zum Monarchismus durch die Erfahrungen des Krieges herbeigeführt ist. Die Sozialdemokraten erschienen nicht etwa, weil die Einladung plötzlich und überraschend an sie ergangen war, sondern schon tagelang vorher ist im Reichstag von der Möglichkeit eines Empfangs der Parteiführer durch den Kaiser gesprochen worden, und die sozialdemokratischen Abgeordneten haben dabei keinen Zweifel gelassen, daß sie mitgehen würden. Sie können sich dabei auch ganz zweifellos auf die Stimmung ihrer Wähler berufen, denn schon nach dem preußischen Wahlrechtserlaß des Kaisers schrieb beispielsweise eine große, führende sozialdemokratische Provinzzeitung, das „Hamburger Echo", schon mit seinem Wort vom 4. August 1914: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche", habe der Kaiser gewissermaßen einen Strich durch das Vergangene gemacht. „Mit seinem Erlaß vom 11. Juli 1917 kehrt er in die Wegspuren zurück, die sein Februarerlaß von 1890 hinterlassen. Erneut wirbt er um das Vertrauen der arbeitenden unbemittelten Klassen. In 26 Friedens- und 3 Kriegsjahren haben Kaiser und Volk sich allmählich soweit kennengelernt, daß die Wiederkehr des alten Mißtrauens heute wohl von beiden Seiten nicht mehr gewünscht würde." Am Schlusse des Aufsatzes wird von dem sozialdemokratischen Blatte betont, daß die deutsche Sozialdemokratie, unbeschadet ihrer demokratischen Grundsätze, nicht darauf erpicht sei, aus Deutschland eine Republik zu machen, am allerwenigsten eine bürgerliche Republik nach französisch-amerikanischem Muster. „Bleiben der Deutsche Kaiser und seine Nachfolger den Grundsätzen treu, die erneut in der Osterbotschaft und im Julierlaß ausgesprochen sind, so wird in den kommenden Zeiten die Monarchie Deutschlands auf den Schultern der Millionen werktätiger Männer, die nun zu voller staatsbürgerlicher Gleichberechtigung gelangen sollen, mindestens ebenso fest und sicher ruhen, wie auf den gekrümmten Rücken jener altpreußischen Granden, deren Königstreue jedesmal zu wackeln beginnt, wenn der König nicht ihren Willen tut." Es wäre eine der schönsten und segensreichsten Früchte dieses blutigen Krieges, wenn Kaisertum und Demokratie gemeinsam zusammenarbeiten würden an Deutschlands neuer, größerer Zukunft!

Ein Erfolg der Eisenbahnerorganisation. Infolge der Niedrigkeit der bisherigen Löhne und wegen der zu ihrem Ausgleich üblich gewordenen vielen Ueberstunden wär von dem Verband deutscher Eisenbahnhandwerker und -arbeiter, der größten deutschen Eisenbahnerorganisation, eine Lohnbewegung gutgeheißen worden. Sämtliche Instanzen verweigerten aber Verhandlungen mit Gewerkschaftsbeamten des Verbandes. Eine Kommission der Berliner Werkstätten verhandelte jedoch mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten und erzielte Erhöhungen der Löhne um 5 bis 8 Pf. die Stunde, sowie eine Erhöhung der Teuerungszulagen um 8 M. monatlich und eine Neuordnung des Ueberstundenwesens. In Zukunft soll für die erste Ueberstunde ein Zuschlag von 40 Pf. statt von nur 20 Pf. gewährt werden und die zweite Stunde möglichst ganz fortfallen; ist dies ausnahmsweise nicht angängig, so soll ein Zuschlag von 80 Pf. für diese Stunde eintreten. Die Berliner Eisenbahnhandwerker arbeiteten in den letzten Jahren meist 11 Stunden statt der vorgesehenen 9; infolge der Hitze wurde einige Tage lang wieder nur 9 Stunden gearbeitet. Als die Hitze nachließ, wollten zahlreiche Arbeiter nicht zur elfstündigen Arbeitszeit zurückkehren, sondern verließen nach neun Stunden die Arbeitsstätten und verweigerten jede Ueberarbeit. Eine Versammlung von Eisenbahnhandwerkern und -arbeitern forderte die regelmäßige Einhaltung der neunstündigen Arbeitszeit und eine den Löhnen in Privatbetrieben entsprechende Gestaltung der Löhne in den Eisenbahnwerkstätten. Es fanden darauf Verhandlungen des Arbeiterausschusses mit der Eisenbahndirektion Berlin statt. Der Arbeiterausschuß hat sich davon überzeugen lassen, daß eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit jetzt aus im Kriege liegenden Gründen nicht möglich ist und das Organ des Verbandes deutscher Eisenbahnhandwerker und -arbeiter anerkennt, daß der Minister „volles Verständnis für die Lage der Bediensteten bewiesen" habe.

Ueber 60 Millionen Mark gewerkschaftliche Unterstützungen. Aus dem letzten Jahresbericht über den Stand der sozialdemokratischen Gewerkschaften, die wieder über eine Million Mitglieder zu verzeichnen haben, geht auch hervor, daß allein diese Gewerkschaftsrichtung seit Anfang der Weltkatastrophe über 60 Millionen Mark an Unterstützung gezahlt hat. Damit wurde dem Staat eine erhebliche Entlastung zuteil, und die Tatsache, daß die wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen auch in dieser Hinsicht einen nicht zu verachtenden Kulturfaktor darstellen, kann um so mehr behauptet werden, weil die genannte große Summe nur die Beträge enthält, die von den Zentralkassen geleistet wurden. Was die Ortsverbände und die einzelnen geopfert haben, ist nicht mitgezählt. Alles in allem müßte diese Leistung der Organisationen des fünften Standes überzeugend genug auf die Leiter unseres Staatswesens einwirken, daß sie für alle Zeit eine Zurücksetzung in der Mitberatung an des Staates Wohlfahrt verhinderten.

Der Erpressungsparagraph im Wirtschaftskampfe. Entgegen anderen Gerichten hat die fünfte Strafkammer des Landgerichts Leipzig ihre Auffassung über den § 253 des Strafgesetzbuchs, der schon vielen Gewerkschaftsbeamten verhängnisvoll geworden und in seiner Auslegungsmöglichkeit dem gefährlichen § 153 der Gewerbeordnung gleichzuachten ist, beibehalten. Ein Leipziger Angestellter des Maschinisten- und Heizerverbandes hatte einem Ingenieur anläßlich einer von diesem anhängig gemachten Gewerbegerichtsklage gesagt: „Wie kommen Sie zu der Klage? Wenn Sie so weiterklagen, werde ich über Ihren Betrieb die Sperre verhängen." Der Ingenieur erstattete darauf Anzeige wegen Erpressung. Das Schöffengericht Leipzig erkannte jedoch auf Freisprechung. Die Sache kam infolge Berufung der Staatsanwaltschaft nun vor das Landgericht, dessen fünfte Strafkammer auf vollendete Erpressung erkannte und zwei Monate Gefängnis auswarf. Der Verurteilte legte Berufung beim Oberlandesgericht in Dresden ein. Dieses hielt vollendete Erpressung nicht gegeben und verwies den Fall nach Leipzig zurück. Die fünfte Strafkammer verhandelte erneut darüber und erkannte nun wegen versuchter Erpressung auf sechs Wochen Gefängnis. Dieses Urteil beweist von neuem die Notwendigkeit, § 253 des Strafgesetzbuchs und den § 153 der Gewerbeordnung von Gesetzes wegen zu ändern. Entsprechende Anträge liegen bekanntlich dem Verfassungsausschuß des Reichstags, der sich ja mit der gesamten Neuorientierung beschäftigt, schon vor.

Die Frau in der gewerkschaftlichen Organisation. Während die „Gewerkschaftliche Frauenzeitung" im Herbst 1916 trotz der stark steigenden Frauenarbeit einen Rückgang in der Zahl der organisierten Arbeiterinnen feststellen mußte, scheint jetzt der tote Punkt in der Arbeiterinnenbewegung überwunden zu sein. Nach einer Zählung vom 31. März 1917 waren in den freien Gewerkschaften 226 105 Arbeiterinnen organisiert. Damit ist zwar noch nicht der Jahresdurchschnitt von 1913 erreicht (230 347), wohl aber die Zahl vom 30. Juni 1914, also kurz vor Kriegsausbruch, überschritten und somit der Rückgang der Jahre 1915 und 1916 eingeholt. So erfreulich der Fortschritt auch ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß das zahlenmäßige Wachstum der organisierten Frauen durchaus noch nicht im richtigen Verhältnis zu den stark angeschwollenen Zahlen der Frauenarbeit an sich steht. Auch die Unbeständigkeit der Frauen ist sehr groß. In der Zeitspanne vom 30. Juni 1914 bis 31. März 1917 traten insgesamt 192 033 Frauen den gewerkschaftlichen Zentralverbänden bei; trotzdem ist der reine Erfolg der mehr als dreijährigen Werbearbeit nur ein Zuwachs von 5034 Frauen. Den Hauptanteil an der Zunahme hat der Metallarbeiterverband, dort hat sich die Zahl der weiblichen Mitglieder seit Kriegsbeginn mehr als verdoppelt, andere Verbände weisen dagegen starke Verluste auf, so die Textilarbeiter, Buchbinder, Bäcker. In manchen Gewerben sind allerdings die wirtschaftlichen Gründe des Rohstoffmangels und der damit zusammenhängenden Betriebseinschränkungen wohl ein starker Grund zum Rückgang der gewerkschaftlichen Organisation unter den Frauen,

doch sind es nach wie vor im wesentlichen die psychologischen Hemmungen, welche das Vorwärtskommen der gewerkschaftlichen Organisation unter den Frauen so sehr erschweren.

Eine gemeinsame Tagung der Landarbeiterverbände, die den freien und christlichen Gewerkschaften sowie den deutschen Gewerkvereinen (H.-D) angehören, fand im Juli in Berlin statt. Sie war größtenteils von Landarbeitern, die noch in der Berufsarbeit stehen, besucht und fand auch das besondere Interesse des Kriegsamtes. Vertreter der drei Verbände schilderten übereinstimmend die Schwierigkeiten, die sich für die Arbeiter aus den Verordnungen einiger Stellvertretenden Generalkommandos über Arbeitszwang und Freizügigkeitsbeschränkung ergeben hätten. Die Tatsache des Arbeitermangels auf den großen Gütern wurde nur mit Einschränkungen zugegeben; es komme auch vor, daß deutsche Landarbeiter zugunsten billigerer Kriegsgefangenen entlassen würden. Vor allem aber wurde bemängelt, daß die Vertreter der organisierten Landarbeiter vor Erlaß von Bestimmungen, die die landwirtschaftliche Arbeit betrafen, meist nicht angehört würden, daß sich diese vielmehr einseitig auf die Gutachten von Arbeitgeberorganisationen stützten. Die Zuziehung von Landarbeitervertretern zu den Kriegswirtschaftsämtern sei nötig. Eine entsprechende Entschließung, die indessen zugleich den Willen der Landarbeiter hervorhebt, an der Förderung der ländlichen Produktion mitzuarbeiten, wurde einstimmig angenommen, ebenso eine andere Entschließung, die die Reform des landwirtschaftlichen Arbeitsrechtes, besonders des Gesinderechtes fordert. „Sämtliche in den Landesgesetzen, besonders in den Gesindeordnungen und den Polizeigesetzen enthaltenen Verbote und Strafbestimmungen bezüglich der Arbeitseinstellung, des Vertragsbruches und des Ungehorsams des Gesindes, einschließlich der Vorschriften betreffend die polizeiliche Zurückführung eines Dienstpflichtigen, sollen aufgehoben werden. Neue Gesetze und Verordnungen können auf diesem Gebiete von der Landesgesetzgebung oder Polizei nicht erlassen werden." Diese Formulierung der Grundsätze einer Gesinderechtsreform stimmt wörtlich überein mit einer gleichen des Unterausschusses für das Arbeitsrecht von der Gesellschaft für Sozialreform.

Die weiblichen Angestellten nach Friedensschluß. Der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte hat eine im letzten Heft des „Archivs für Frauenarbeit" veröffentlichte Denkschrift zur Uebergangswirtschaft verfaßt, die auf die Gefahren des großen Umfanges nicht genügend vorgebildeten Personals hinweist. Im Kriege muß man sich wegen des Mangels an Personal damit behelfen; die Lage dieser Angestellten wird später aber außerordentlich schlecht sein. Der Verband fordert für Behörden und Privatbetriebe, daß bei und nach Friedensschluß die Entlassung von Personen allmählich erfolge, daß in erster Linie die Kriegerfrauen entlassen werden, deren Männer zurückgekehrt sind und wieder Beschäftigung haben, in zweiter Linie die Angestellten, die erst aus Anlaß des Krieges eine Beschäftigung angenommen haben, es sei denn, daß sie Angehörige versorgen müssen, und in allerletzter Linie erst Angestellte, die schon vor dem Kriege berufstätig gewesen sind. Für Neu-Einstellungen bei und nach Friedensschluß wird die Beachtung folgender Grundsätze verlangt: Kriegerwitwen, die eine Rente erhalten, sollen anderen Angestellten nicht vorgezogen werden. Jugendliche, die ihre Berufsausbildung erst vollendet haben, sollen so lange von der Anstellung ausgeschlossen sein, als Bewerber vorhanden sind, die schon vor dem Kriege tätig gewesen oder während des Krieges in den Beruf eingetreten sind. Bei der Auswahl für Neuanstellungen soll nicht das Geburtsalter, sondern das Berufsalter entscheiden. Kriegerwitwen sind ebenso wie Kriegsbeschädigte möglichst bei Behörden unterzubringen, damit die Rentengewährung nicht die Löhne auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt drückt. Nur solche Kriegerwitwen sind dem kaufmännischen oder einem schreibgewandten Beruf zuzuführen, die nach Allgemeinbildung und persönlicher Anlage sich hierfür eignen und eine volle Arbeitskraft einsetzen können.

Auf dem Wege zum Reichseinigungsamt. Von der Leitung des Verbandes der Deutschen Gewerkvereine wurde am 26. Januar 1916 an den Reichstag und Bundesrat eine Eingabe auf Schaffung eines Reichseinigungsamtes gerichtet, das der Verhütung und Schlichtung von Lohndifferenzen größeren Umfanges dienen soll. In der Begründung hierzu wurde darauf hingewiesen, daß sich die in der Kriegszeit bisher getroffenen Maßnahmen (das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst bestand zu jener Zeit noch nicht) zur Beilegung von Arbeitsdifferenzen bewährt hätten, daß aber aus verschiedenen Ursachen heraus nach dem Kriege wieder Lohnstreitigkeiten von größerer Bedeutung entstehen könnten, wenn nicht Einrichtungen zur Vermittlung geschaffen würden. Es ist dann in der Begründung weiter gesagt, daß der Wiederaufbau unseres Handels und unserer Industrie nach dem Kriege größeren Schwierigkeiten begegnen werde, die nicht durch Lohnkämpfe noch vermehrt werden dürften und daß zur Herbeiführung besserer Verständigungsmöglichkeiten ein Reichseinigungsamt dringend geboten sei. Mit dieser Eingabe hat sich der Reichstag am 11. Juli beschäftigt und den Beschluß gefaßt, die Eingabe dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. Jetzt liegt es an der Regierung, dieser Frage baldmöglichst näherzutreten, damit nicht nach dem Kriege durch ihre allzulange Hinausschiebung unnötig neue Schwierigkeiten entstehen.

Es geht vorwärts! Unter dieser Ueberschrift schreibt das Organ der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer: Einigungseinrichtungen zur Schlichtung von Arbeitsdifferenzen sind als dringendste Notwendigkeit anerkannt. Der Petitionsausschuß des Reichstages hat eine dahin zielende Petition der Deutschen Gewerkvereine dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwiesen. In der Verhandlung des Ausschusses gab der Regierungskommissar folgende Erklärung ab: „Der in der Petition an zweiter Stelle ausgesprochene Wunsch, es möchten vorläufige Einrichtungen zur Verhütung und Schlichtung von Lohnstreitigkeiten geschaffen werden, ist inzwischen durch das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst erfüllt. Es genügt, in dieser Beziehung auf die bekannten Bestimmungen über die Arbeiterausschüsse und Angestelltenausschüsse in den §§ 11 und 12 und über die Schlichtungsstellen § 13 dieses Gesetzes zu verweisen. Bei dem ausgedehnten Anwendungsgebiet, das namentlich der § 13 hat — das Schlichtungsverfahren gilt ja danach nicht nur für gewerbliche, sondern auch für landwirtschaftliche Betriebe —, wird für die Dauer des Krieges ein Bedürfnis nach Schaffung weiterer Einigungseinrichtungen kaum anzuerkennen sein. Dies um so weniger, als auch nach Erlaß des Hilfsdienstgesetzes außer den dadurch geschaffenen Stellen alle auf freier Vereinbarung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern beruhenden Einigungseinrichtungen, wie Einigungsämter, Tarifschiedsgerichte usw., gleichfalls in Wirksamkeit treten können und das Kriegsamt es sogar als erwünscht bezeichnet hat, daß sie ihre bisher bei der friedlichen Beilegung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durchaus bewährte Tätigkeit uneingeschränkt fortsetzen. Schließlich besteht auch nach wie vor die Möglichkeit, daß amtliche Stellen bei drohenden oder bereits ausgebrochenen Arbeitsstreitigkeiten vermittelnd eingreifen, wie dies auch während der Kriegszeit das Reichsamt des Innern und andere wiederholt mit Erfolg getan haben. Zu der Frage einer Regelung des Einigungswesens für die Zeit nach dem Kriege, insbesondere zu der Einrichtung eines Reichs-Einigungsamtes haben die verbündeten Regierungen noch nicht Stellung genommen. Selbstverständlich wird aber die Reichsleitung wie bisher alle hierbei in Betracht kommenden Verhältnisse, der Bedeutung des Gegenstandes entsprechend, aufmerksam verfolgen." Der Hinweis auf das Hilfsdienstgesetz kann nur bezwecken, die dort getroffenen Einrichtungen als Grundlage für das zu schaffende Einigungsamt zu benützen. Die dort vorhandenen Einrichtungen müssen nach verschiedener Richtung erweitert werden. Nach dieser einstimmigen Kundgebung des Reichstagsausschusses wird auch der Reichstag selbst in seiner übergroßen Mehrheit dieser Auffassung beitreten und damit würde dann eine Forderung für die Nachkriegszeit erfüllt, die von den deutschen Gewerkvereinen schon jahrzehntelang erhoben wurde.

Büchertisch

Artur Fürst, Werner v. Siemens.
Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1916.

Unter den verschiedenen Erinnerungsschriften, die Werner v. Siemens 100jähriger Geburtstag zeitigte, nimmt das Fürstsche Buch einen besonderen Platz ein. Es versucht nämlich, das Wirken des großen Genies auch allen denen in seiner allumfassenden Größe gegenständlich zu machen, die noch kein festbegründetes Verhalten zur Technik sitzen. Wer aufmerksam um sich sieht und hört, wird wissen, daß die Zahl dieser Menschen erschreckend groß ist. Telegraph, Telephon, elektrisches Licht, elektrische Bahnen sind allbekannte und geschätzte Dinge unserer Zeit geworden, das Prinzip ihrer Wirkung bleibt den meisten absolut verschlossen, denn technische Werke liest niemand oder kann sie nicht lesen. Der physikalische Unterricht und seine Lehren sind bei 30 Jahren schon vergessen, man hat so vieles und Wichtigeres zu tun und zu lernen. Wozu also? Es gibt doch Elektrotechniker, Monteure und Klempner.

Für Menschen, die — Feinde einseitiger Bildung — neben literatischer, künstlerischer Erziehung auch bewußt sich technisches Wissen angeeignet haben und dieses Wissen ständig erweitern, mag das Fürstsche Buch nicht so viel Anreiz haben. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß diese die Werner v. Siemens Lebenserinnerungen selbst gelesen und aus dieser wunderbaren Selbstbiographie des Abgeklärten sich ein Bild nicht nur seiner Persönlichkeit, sondern namentlich seiner höchst eigentümlichen wissenschaftlichen praktischtechnischen und gleichzeitig kaufmännischen Begabung gemacht haben.

Fürst schrieb vielmehr für diejenigen Wissensdurstigen, die zwar eine allgemeine technische Vorstellung, aber kein gründliches Wissen besitzen, trotzdem aber doch große Männer der Technik und ihr Wirken verstehen und würdigen wollen.

Digitized by Google

Und wenn man das Buch so betrachtet, gewinnt es allmählich weit mehr Bedeutung, als man nach dem Lesen der ersten Seiten erhoffte. Denn der Verfasser hat nicht nur ziemlich erschöpfend die Vielseitigkeit Siemens geschildert, er weiß im Zusammenhange den Mann, die Zeitumstände und das Problem, um das es sich handelt, zu zeigen. Der Kern des technischen Prinzips wird bloßgelegt, jedem verständlich in seiner Beziehung zu anderen technischen Dingen, also in seiner historisch-technischen Grundstellung erklärt; man erlebt den bedeutenden Vorwärtsschritt mit sämtlichen Folgen mit und sieht hinter allem das zielbewußte systematische Wirken des Erfinders, der so einzigartig wissenschaftliche Disziplin verband mit weiser Voraussicht technischer und kaufmännischer Möglichkeiten und aus allen Ueberlegungen zusammen seine Schritte bemaß.

Geschickt verflochten in den Kranz der Betrachtungen hat Fürst persönliche Erlebnisse kleiner Art, politische und historische Umstände, so daß alles in allem weit mehr entstanden ist als eine gewöhnliche Jubiläumsbiographie, wie sie jeder 100jährige Geburts- oder Todestag eines Großen mit Sicherheit beschert, ein Werk, das hoffentlich lange und überall gelesen werden wird.

Dipl.-Ing. Halle (im Felde).

Die deutsche Rechtsanwaltschaft. Von Rechtsanwalt Dr. phil. August Kneer. (Staatsbürgerbibliothek 77. Heft.) 8° (72). M.-Gladbach 1917, Volksvereins-Verlag. 45 Pf.

Die deutschen Rechtsanwälte können sich nicht rühmen, daß die Oeffentlichkeit ihrem Wirken und ihrer Lage volles Verständnis entgegenbringt. Im Gegensatz zu den parlamentarisch regierten Ländern, in denen sie ganz naturgemäß eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben spielen und dementsprechend angesehen — zum Teil freilich auch angefeindet — sind, ist bei uns das Bewußtsein für die politische Notwendigkeit einer unabhängigen Advokatur sehr schwach ausgebildet. Wie wenige machen sich klar, daß das Verfassungsleben nicht gedeihen kann, wenn nicht eine genügende Anzahl rechtskundiger, sozial hochstehender und durch kein Beamtenverhältnis gebundener Männer zur Verfügung stehen. Damit soll beileibe nicht einer vorherrschenden Anwaltschaft im öffentlichen Leben das Wort geredet werden, nur fehlen dürfen sie nicht neben den Angehörigen anderer Berufszweige. Es ist aber erstaunlich, wie wenig noch heute die einfachsten rechtlichen Grundlagen der deutschen Anwaltschaft bekannt sind, wie fest z. B. vielfach die Vorstellung wurzelt, als ob der Anwalt an einem Prozeß desto mehr verdiene, je länger er währt, obwohl ein Blick nicht nur in die Gebührenordnung, sondern in jede beliebige Gebührenrechnung vom Gegenteil überzeugen muß.

Die vorliegende kleine Schrift trägt im engen Rahmen ein großes belehrendes Material zusammen, das recht geschickt verarbeitet ist. Sie ist geeignet, Vorurteile zu zerstreuen und den Leser über das zu unterrichten, was heute noch die wenigsten wissen: daß es der deutschen Anwaltschaft herzlich schlecht geht und daß ihre Existenz geradezu gefährdet ist, wenn nicht vernünftige Maßregeln zu ihrer materiellen Hebung ergriffen werden.

Eyck.

Ein Arbeitstarifgesetz. Die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht von Hugo Sinzheimer. München und Leipzig. Verlag von Duncker u. Humbold 1916. Preis 8 Mark.

Sinzheimer hat sich bereits durch eine Reihe wissenschaftlich bedeutsamer Arbeiten um die Förderung des Tarifvertrags verdient gemacht. Er geht in der vorliegenden neuesten Schrift dazu über, den vollständigen Entwurf eines Arbeitstarifgesetzes vorzulegen und eingehend zu begründen; denn daß das geltende Recht für die Tarifverträge keine sichere und zuverlässige Grundlage bietet, ist seine wohlbegründete Ueberzeugung. Insbesondere ist es Aufgabe eines derartigen Spezialgesetzes, die Haftung der Organisationen für die Aufrechterhaltung des abgeschlossenen Vertrages zu regeln. S. bezeichnet die den Vertrag abschließenden Verbände als Vertragsparteien. Neben ihnen sind alle diejenigen, die den Vertragsorganisationen angehören oder ihnen während der Geltungsdauer des Tarifvertrages angehört haben, Mitglieder des Tarifvertrages, die zu seiner Beobachtung rechtlich verbunden sind. Die Organisationen haben die Aufgabe, auf die Mitglieder mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln einzuwirken, daß sie ihre Vertragspflichten erfüllen. Ueber ihnen soll eine Tarifbehörde stehen, die beim Verschulden der Organisationen ihre Mitglieder zur Einhaltung der Tarifbestimmung zu zwingen hat. Die Grundgedanken sind mit großer Schärfe und unter Verwertung eines umfassenden Erklärungsmaterials durchgeführt. Das wissenschaftlich und praktisch wertvolle Werk ist aufs lebhafteste zu begrüßen.

Eyck.

Sprechsaal

Cand. hist. Georg Trücher, Kanonier Feld-Art. Regt. 3, Batterie Woll, Brandenburg a. d. H., bittet, ihm für eine wissenschaftliche (psychologische) Arbeit „alle Prophezeiungen, die in irgendeiner Weise Bezug auf den Krieg nehmen" zuzusenden.

Heinrich Ritzel: Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute.

Eins der wichtigsten Kapitel zur Bevölkerungspolitik ist heute die Teuerung im Tischlergewerbe. Die Möbelbemessung macht jetzt einem jungen Paare die Gründung eines eigenen Hausstandes unendlich schwer! Noch vor einigen Monaten konnte eine Dreizimmerausstattung mit Küche für zweitausend Mark erworben werden. Heute kostet allein eine Küche 700—800 Mark, ein Schlafzimmer (ohne Bettfedern und dergl.) 1200—1500 Mark, von anderen Dingen gar nicht zu reden. Wo soll nun ein junges Ehepaar die Mittel hernehmen, um unter Vermeidung der Aufbürdung einer Schuldenlast ein anständiges eigenes Heim zu gründen? Rücksichtslos ist es den berechtigten oder unberechtigten, jedenfalls aber ungeheuerlichen Preissteigerungen auf dem Möbelmarkt ausgeliefert.

Oder doch nicht?

In Nr. 15 der „Hilfe" vom 12. April 1917 spricht Hans Maier von gemeinnütziger Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute. In Frankfurt a. M. sei eine Verkaufsstelle unter Mitwirkung der Schreiner- und Tapeziergenossenschaften sowie der Hessen-Nassauischen Zentralgenossenschaftskasse gegründet worden, die es sich zur Aufgabe gestellt habe, jungen Paaren gute, preiswürdige und künstlerisch wertvolle Möbel zu verschaffen. Ende April und Anfang Mai habe ich mir dieses Stück „Mittelstandsfürsorge" angesehen. Damals waren die Möbel in den großen Möbelgeschäften noch wesentlich billiger als heute. In der gemeinnützigen Verkaufsstelle aber kostete ein Schlafzimmer damals schon rund 1200 M. Und die Auswahl? Professor Hugo Eberhardt soll die Entwürfe gefertigt haben. Der ganze Verkauf weist denn richtig eine einzige, von Prof. Eberhardt entworfene Einrichtung von übrigens auch in der Materialverwendung sehr einfacher Art auf. Eine zweite Ausstattung ist von den beiden Genossenschaften zum Verkauf gestellt und hat mit der „Mittelstandsfürsorge" nichts zu tun. Enttäuscht ging ich weg. Im stillen aber hoffte ich, in einigen Monaten einen besseren Ausbau des Verkaufs, insbesondere nach der gemeinnützigen Seite hin, feststellen zu können. Heute aber, Mitte Juli, ist der Stand noch der gleiche. An einen Ausbau ist also nicht gedacht.

Hat diese Verkaufsstelle, hat die ganze Einrichtung überhaupt das Recht, sich als „gemeinnützig" zu bezeichnen? Von der Reellität des Abzahlungsgeschäfts abgesehen, bietet heute noch jedes gute Möbelgeschäft dem Käufer mindestens das gleiche. Man sollte doch derartige Irreführungen von Menschen, die sich ein Heim gründen wollen, unterwegs lassen. Gewiß wird ja niemand an der Lauterkeit der Absichten, die dem Unternehmen zugrunde liegen, zweifeln. Auch wird es niemand den beteiligten Genossenschaften verdenken, wenn sie versuchen, ihren Mitgliedern einen lohnenden Verdienst zu sichern. Zu einem derartigen Vorhaben gehört aber, um es zu einem gemeinnützigen zu machen, unter den jetzigen Verhältnissen Geld, das nur durch die Unterstützung des Staates zu erlangen ist. Dabei können die für Frankfurt geltenden Grundsätze, soweit sie sich auf die Preisbemessung beziehen, wahrhaftig nicht zum Muster dienen.

Das ganze Beispiel zeigt, daß wir heute noch weit von der Lösung für eine wahrhafte Bevölkerungspolitik schwerwiegenden Frage entfernt sind und daß die unbedingte Mithilfe des Staates in der Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute anzustreben ist. Ein einfaches, freundliches Heim und keine drückende Schuldenlast, das muß für unsere jungen Paare ermöglicht werden. Dann wird für den Staat auch der Segen kinderreicher Ehen nicht ausbleiben. Wo aber durch ungeheuere Preisbemessungen Möbelschulden der unangenehme Gast einer jungen Ehe sind, wird Freund Langbein nicht oft Eintritt finden.

Briefkasten

Druckfehlerberichtigung: Die Mitteilungen der Heimatchronik vom 9. Juli über die Reform des Wahlrechts in Hamburg sind durch einen argen Druckfehler sinnlos geworden. Es muß heißen: „Die Kommission hat Senat und Bürgerschaft einstimmig die **Beseitigung** aller Bestimmungen des Wahlgesetzes empfohlen, auf denen das **Klassenwahlrecht** beruht."

Uff. Hinterlach. Eine Feldsendung an diese Adresse ist wegen Ungenauigkeit der Angaben an uns zurückgekommen. Inhalt: eine „Tat" und eine „Hilfe" Nr. 28. Wir bitten den Absender, sich zu melden.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 50 Pf.: Frau L. in B., **2 M.:** Uff. Sch. im Felde, **3,50 M.:** Frl. R. in B., **10,05 M.:** E. Sch. in St.

Bücher für Armee und Marine: Forstmeister B. in H.: 3 Bände Kosmos, Dr. D. in Remscheid: 1 Buch, Frl. Z. in L.-Connewitz: 11 Bücher, Frau S. in Wilhelmshöhe: 7 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

2. August 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 31

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Ostsee und das nordische Problem im Weltkriege. — **Dr. Erich Schairer:** Geldgewinn und Gemeinwirtschaft. — **S. D. Gallwitz:** Busoni und Pfitzner. — **Gottfried Traub:** Ins vierte Kriegsjahr. — Soziale Bewegung.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 22. Juli.

Das Wiener „Fremdenblatt", dessen gute Beziehungen zur österreichischen Regierung bekannt sind, schreibt über die Friedensresolution des Deutschen Reichstags: Seit gestern geht es nicht mehr an, einen Zwiespalt zwischen Wien und Berlin in der Friedensfrage zu konstruieren. Es geht nicht mehr an, den Friedenswillen der Mittelmächte zu bezweifeln und deren Friedensziele als unklar und hinterhältig zu bezeichnen. Es geht aber auch nicht mehr an, zu glauben und glauben zu machen, daß Schwäche und innerer Verfall die Mittelmächte zu ihrer Friedensbereitschaft bestimmten .... Ebenso aber, wie wir den Gedanken von uns weisen, unsere Gegner politisch, wirtschaftlich oder finanziell zu vergewaltigen, ebenso rufen wir ihnen zu: Hände weg!, wenn sie in unsere inneren Verhältnisse eingreifen und unsere politische, wirtschaftliche und finanzielle Ordnung und Entwicklung stören wollen.

Nach endgültiger Feststellung wird der im Monat Juni durch Kriegshandlungen der Mittelmächte vernichtete Handelsschiffsraum auf 1 016 000 Br.-Reg.-To. angegeben. Einzelne U-Boot-Kommandanten werden bei dieser Gelegenheit namentlich gelobt. Der Gesamterfolg des verschärften U-Boot-Krieges seit Anfang Februar wird auf 4,67 Mill. Br.-Reg.-To. berechnet.

Im russischen Kriegsbericht wird die Niederlage zwischen Sereth und Zlota Lipa zugegeben und darauf zurückgeführt, daß das russische Regiment 607 in dem Abschnitt Batkow—Manyur eigenmächtig seine Gräben verlassen und sich zurückgezogen hat. „Dies verursachte den Rückzug der benachbarten Abteilungen und gab dem Feinde die Möglichkeit, seinen Erfolg zu erweitern. Unsere Niederlage erklärt sich aus der Tatsache, daß, beeinflußt durch die Agitation der Maximalisten, viele Truppenabteilungen, die Befehl erhalten hatten, die angegriffenen Abteilungen zu unterstützen, Zusammenkünfte veranstalteten und berieten, ob sie dem Befehl Folge leisten sollten. Mehrere Regimenter weigerten sich, ihren militärischen Pflichten nachzukommen und ließen ihre Stellungen ohne jeden feindlichen Druck im Stich. Die Anstrengungen der Befehlshaber und der Ausschüsse, sie zur Ausführung der Befehle zu bewegen, blieben vergeblich." — Inzwischen teilt das österreichische Kriegspressequartier mit: Die Ereignisse im Osten Galiziens nehmen einen günstigen Verlauf. Der russische Brückenkopf von Tarnopol liegt im Bereich des Feldgeschützes der Verbündeten. Die Gefangenenzahl erhöhte sich auf 5000.

Der russische Ministerpräsident Fürst Lwow ist zurückgetreten, und der Kriegsminister Kerenski wurde unter Beibehaltung seiner bisherigen Stellung zum Ministerpräsidenten ernannt. Damit rückt der Schwerpunkt der russischen Regierung wiederum um etwas nach links. Es ist aber wohl möglich, daß sich gleichzeitig eine Militärdiktatur vorbereitet.

Montag, 23. Juli.

In Oesterreich wird angenommen, daß bei Beginn der parlamentarischen Arbeiten im Herbst der frühere Ministerpräsident Baron Beck mit der Führung der politischen Geschäfte beauftragt werden wird. Die erste Aufgabe, die ihm zufällt, würde die Regelung der Verhältnisse in Böhmen sein. Es finden Vorbesprechungen in dieser Richtung statt.

Der englische Ministerpräsident Lloyd George hielt eine große Ansprache über die politische Lage, in der er auf die Antrittsrede des neuen deutschen Reichskanzlers Michaelis einging. Er behauptet, sie sei eine geschickte Rede gewesen, daß sie sowohl Sätze für die enthalte, die den Frieden wünschen, als auch Sätze für die militärischen Kreise in Deutschland. Wenn der neue deutsche Kanzler von der Sicherung der Grenzen rede, so sei das dieselbe Denkweise, mit der Elsaß-Lothringen annektiert wurde und Belgien und Kurland annektiert werden solle. Sätze, die Europa wieder in ein Blutbad stürzen werden. Der Kanzler will, so sagt Lloyd George, Männer aus dem Reichstag berufen, damit sie mit der Regierung zusammenarbeiten. Es werden das dann aber nicht Minister, sondern Schreiber sein. Was für eine Art Regierung die Deutschen sich wählen, geht einzig das deutsche Volk selbst an; aber was für einer Regierung wir vertrauen können, um Frieden mit ihr zu schließen, das ist unsere Sache. Die Rede des deutschen Kanzlers zeigt nach meiner Meinung, daß die leitenden Stellen in Deutschland augenblicklich für den Krieg entschieden sind. Wir könnten mit einem freien Deutschland Frieden schließen, aber mit einem von der Autokratie beherrschten Deutschland können wir unter gar keinen Bedingungen Frieden schließen. — Es ist immerhin schon bemerkenswert, daß Lloyd George soviel vom Friedenschließen zu reden für nötig hält.

In Petersburg soll zwischen den Revolutionären und der provisorischen Regierung ein Kompromiß geschlossen worden sein, auf Grund dessen zunächst weitere Aufstände in der Hauptstadt vermieden werden. Die Soldaten, die am Aufstand teilgenommen haben, werden zu ihren Divisionen zurückgeschickt. Mehrere Anhänger der Maximalistenpartei sind verhaftet worden. Ob sich der radikale Sozialist Lenin unter diesen befindet, ist unsicher.

Dienstag, 24. Juli.

Die Durchstoßung der russischen Front in Ostgalizien wächst mit jedem Tage an Bedeutung, und es wird aller Welt offenbar, daß man auf lange Zeit hinaus von der russischen Armee keine starken Taten mehr erwarten kann. Während vor kurzem noch

Digitized by Google

Lemberg als gefährdet galt, stehen heute die mitteleuropäischen Truppen 9 Kilometer vor Tarnopol und sehen den Brand der ungeheuren russischen Militärlager, der darauf hindeutet, daß die Russen die Stadt verlassen wollen, in der sie seit August 1914 festgesessen haben. Die russische Front ist von Zloczow an bis südlich von Halitsch und darüber hinaus bis auf die Karpathen in rückwärtsgehende Bewegung geraten. Aus einem Bericht des Komitees der geschlagenen 11. russischen Armee an den Kriegsminister und an das Zentralkomitee des Rates der Arbeiter- und Soldatendeputierten sind folgende Sätze bekanntgeworden: „Die deutsche Offensive, die am 19. Juli ihren Anfang nahm, entwickelt sich zu einer furchtbaren Katastrophe, die unter Umständen den Untergang des revolutionären Rußlands zur Folge haben kann. In der Stimmung der Truppen hat sich ein scharfer und gefahrdrohender Umschwung vollzogen. Die Angriffslust erschöpfte sich rasch. Die meisten Truppenteile sind im Zustande einer zunehmenden Zersetzung. Von einer Anerkennung des Vorgesetzten und einer Subordination ist keine Rede mehr. Zureden und Belehren sind vollständig wirkungslos geworden. Sie werden durch Drohungen, zuweilen sogar durch Erschießen der Zuredenden beantwortet. Manche Formationen verlassen die Schützengräben, ohne das Herankommen des Feindes abzuwarten." Die vorläufige Regierung in Petersburg hat eine Erklärung erlassen, daß gegen alle anarchischen und gegenrevolutionären Anschläge die strengsten Maßnahmen ergriffen werden sollen, daß ferner die russische Regierung die Alliierten zu einer Konferenz im August einlade, um eine allgemeine Orientierung der äußeren Politik der Verbündeten festzustellen, und daß die Wahlen zur verfassunggebenden Versammlung am 30. September stattzufinden haben. Für uns ist am wichtigsten die Einladung der Verbündeten zur Konferenz.

Mittwoch, 25. Juli.

Aus Warschau kommt eine sehr unangenehme Nachricht. Der bekannte Brigadier Pilsudski, Gründer und Führer der polnischen Legion, versuchte, mit gefälschtem Reiseausweis das Land zu verlassen, wobei er jedenfalls zur polnischen Armee in Rußland übergehen wollte, deren Delegierte ihn im Juni zum Ehrenpräses ernannt haben. Unter diesen Umständen blieb nichts anderes übrig, als ihn in Gewahrsam zu nehmen, was natürlich bei der hohen Wertung, die Pilsudski bei sehr vielen Polen findet, nicht ohne schwierige Nachwirkungen bleiben mag. Nachträglich kann und muß man wünschen, daß sofort am 5. November 1916 die geeigneten Formen gefunden wurden, um auf Grund der Legionen eine eigene polnische Armee zu bilden.

Die Mehrheit des Arbeiter- und Soldatenrates in Petersburg hat unter dem Druck des militärischen Zusammenbruches in Galizien einen Beschluß gefaßt, der an die jetzige Regierung Kerenskis unbeschränkte Vollmachten zu verleihen vorschlägt, um die Organisation und die Manneszucht im Heere wiederherzustellen, den Kampf bis zum äußersten gegen die Gegenrevolution und die Anarchie zu führen und das Programm der Republik zu verwirklichen. Die Zeit für einen Napoleon bricht unheimlich schnell an, nur fragt es sich, ob der Napoleon vorhanden ist. Ueber die Gesundheit Kerenskis werden sehr ungünstige Mitteilungen verbreitet; er sei hochgradig tuberkulös usw. Doch wer kann wissen, was wahr ist?

In der deutschen Heimat stirbt ein Mann, der an der auswärtigen Politik unseres Vaterlandes seit Jahrzehnten einen starken persönlichen Anteil genommen hat, dem auch im Reichstage seit vielen Jahren die Referate über die Vorgänge der auswärtigen Politik zugefallen sind. Der Abgeordnete Ernst Bassermann, Führer der nationalliberalen Partei, hat im Anfang des Krieges in der belgischen Okkupationsverwaltung gestanden, mußte dann aber aus gesundheitlichen Gründen sich schrittweise aus seinen öffentlichen Tätigkeiten zurückziehen. Mag die Beurteilung seiner inneren Politik je nach dem Standpunkt des Beurteilenden verschieden sein, so wird die unbedingte Hingebung an vaterländische Ziele von allen anerkannt, und alle Parteien haben einmütig ihre herzliche Teilnahme ausgedrückt.

Vom östlichen Kriegsschauplatz wird telegraphiert: Tarnopol und Stanislau genommen!

Donnerstag, 26. Juli.

Als ich heute früh bei vorübergehendem Aufenthalte in Hamburg durch die Straßen ging, flatterten einmal wieder Fahnen. Wie lange hatten wir keine gesehen! Ganz Ostgalizien ist in Bewegung. Man rechnet, daß bis heute den Russen 3000 Quadratkilometer weggenommen sind. Die Stellungen der Russen in den Karpathen lockern sich. Südlich des Tartarenpasses beginnt ein Rückströmen der Russen in Richtung auf Czernowitz. Schon glaubt man, daß bald alles österreichische Land vom Feinde befreit sein kann.

Während des mächtigen Vorstürmens in Ostgalizien bereitet sich in Flandern durch unerhörte Artilleriewirkungen ein englischer Massenkampf vor. Die Engländer wollen offenbar noch vor Schluß des Sommers einen weiteren blutigen Versuch machen, die Deutschen aus Belgien und Nordfrankreich zurückzuwerfen. Demgegenüber besteht in ganz Deutschland ruhiges Vertrauen auf die Sicherheit unserer Verteidigung.

Freitag, 27. Juli.

Abgeordneter Scheidemann hält eine Rede über Deutschlands Zukunft: Es ist notwendig, daß bei den Gegnern keinerlei Hoffnung aufkommen kann, uns je zu Boden zu schlagen, ebenso nötig aber, daß jeder Gedanke zerstört wird, Deutschland könnte Raub- und Gewaltabsichten haben. In dieser letzteren Hinsicht haben sich die Alldeutschen in geradezu verbrecherischer Weise versündigt .... Solange Rußland den Krieg will, müssen wir kämpfen; aber wir haben tiefes Mitgefühl für das russische Volk und wünschen nicht, daß das Werk der Revolution zugrunde geht. — Ueber die Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser sagt Scheidemann: Wir Sozialisten sind keine Rüpel. Wenn uns jemand höflich einladet, haben wir keinen Anlaß, wie ein Zulukaffer zu antworten.

Das eroberte Tarnopol ist sehr verbrannt und ausgeraubt. Die Bürgerschaft hatte bis vor kurzem an kein Weggehen der Russen geglaubt. Kolomea ist in unseren Händen.

Sonnabend, 28. Juli.

Die Entente räumt Griechenland und läßt nur italienische Truppen an der Straße von Valona nach Monastir stehen. Da der neue Minister Venizelos ihre Geschäfte so gut besorgt, brauchen sie sich nicht mehr um die griechischen Angelegenheiten zu kümmern und können Schiffsraum sparen.

Der deutsche Kaiser ist an die Front in Galizien gereist, und auch der österreichische Kaiser hat die gleiche Absicht. Die Länge der in Bewegung geratenen Front wird auf 350 Kilometer geschätzt. An den verschiedensten Stellen, die uns aus früheren Kämpfen bekannt sind, wird jetzt ein letzter Abschied des Russentums gehalten. Bei Kirlibaba und an der Jablonica-Paßhöhe ist die Rückwärtsbewegung in Gang. Hier und dort versuchen, wie bei Trembowla, die Russen noch einmal standhaft zu bleiben, aber die Kriegsströmung ist für derartige tapfere Inselbildungen zu stark. Die russischen Heeresberichte fahren fort, die Niederlagen rücksichtslos dem Lande mitzuteilen.

Im englischen Unterhaus wird über die deutsche Friedensresolution gesprochen, ohne daß wesentlich neue Gesichtspunkte dabei zutage treten. Die Abgeordneten Ramsay Macdonald und Trevelyan treten mit wohltuender Entschlossenheit für einen Verständigungsfrieden ein.

Das mit der Regierung in Zusammenhang stehende Wiener „Fremdenblatt" versichert in feierlicher Form, daß in der Frage der Zugehörigkeit von Elsaß-Lothringen zum Deutschen Reiche Oesterreich-Ungarn unbedingt und ohne jeden Vorbehalt auf deutscher Seite zu finden sei, und daß die Rückgabe von Elsaß-Lothringen nur einem völlig besiegten Deutschland abgezwungen werden könnte.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 22. Juli.

Während jeden Tag ein anderes Gerücht über die Besetzung von Ministerposten durch Parlamentarier durch die Zeitungen läuft, wird einem doch immer klarer, daß der wichtigere Teil der „Parlamentarisierung" sich in dem Maße vollzieht, als man im Reichstag selbst von der Fraktionspolitik zur Mehrheitspolitik übergeht, als im Reichstag die Vereinheitlichung des Mehrheitswillens fortschreitet. Es wird einem von Schritt zu Schritt klar, wie sehr schon in dem Dasein eines solchen klar durchgearbeiteten Willens für alle einzelnen Fragen und Entscheidungen die Verwirklichung des parlamentarischen Regiments liegt. Wenn der Reichstag so handelt, als ob es da wäre, so ist es eigentlich schon zu drei Vierteln Wirklichkeit geworden.

In Berlin ist es doch stiller geworden als sonst. Die ständige ungeheure Ueberfüllung der Hotels hat etwas nachgelassen. Im Speisesaal halten die Regimenter der elektrischen Kerzen an Wänden und Decken Wache über leeren Tischen; der rote Teppich und das braune Mahagoni der Wände beherrschen die Farbenstimmung ungestört; in dieser oder jener Ecke ein einsamer Feldgrauer hinter seiner Flasche Wein in das wenig aussichtsvolle Studium der dürftigen Speisekarte vertieft, die man dreimal hintereinander herunter essen kann, ohne es zu spüren. (Man kann diese einsamen und gelangweilten Urlauber nie ohne ein Gefühl versäumter Gastlichkeitspflicht sehen, weil anscheinend niemand ihnen die Tage in der Heimat schön macht.) Das Brausen der Züge vom nahen Bahnhof, gedämpft und unausgesetzt, verstärkt die Einsamkeit des abendlich leeren Raumes. Indem man die Zeitungen — den Durchbruch im Osten — durchsieht, kommt einem das Leben in der Heimat wesenlos, unwirklich und ohne Inhalt vor.

Aber wie um zu zeigen, daß es auch noch ein Leben ganz außerhalb des Krieges gibt, bricht mit breitspurigem Lärm, Gekicher und gewollter Auffälligkeit die übliche Sonntagabendgesellschaft herein. Ein paar selbstgefällige Ziviljünglinge mit der dazu gehörenden Weiblichkeit, die den letzten krampfhaften und geräuschvollen Versuch machen, dem leer hingebrachten Sonntag noch etwas Temperament abzugewinnen. Die dreiste Plattheit, die vollkommene Gottlosigkeit dieser Art Menschen ist eigentlich das Furchtbarste des Furchtbaren.

Montag, 23. Juli.

Die Berichte von der russischen Auflösung erregen nicht nur die naheliegenden Gedanken an die Bedeutung dieser Tatsachen für uns, sondern ein innerstes Grauen über diesen Zustand an sich. Das Heer gehorcht nicht mehr, und Heerführung und Regierung flüchten mit dieser ihrer Lage in die Oeffentlichkeit! Unvorstellbar, was daraus an Zerrüttung noch hervorgehen wird!

Die Roggenernte ist — früher als sonst — so gut wie zu Ende. Auf allen Feldern stehen die Reihen der gelben Garben, und hier und da pflügt man schon die Stoppeln. Nun wartet man mit Spannung, wie sich der Ausfall darstellt.

Berlin ist noch kartoffel- und fast gemüselos.

Dienstag, 24. Juli.

Der Tod des nationalliberalen Führers Bassermann berührt einen politisch und menschlich. Es ist tragisch für einen politischen Führer, im Anfang so großer und verantwortlicher Entwicklung, wie sie dem deutschen Liberalismus bevorsteht, der Mitgestaltung entrückt zu werden. Zu keiner Zeit hätte der Abschluß einer politischen Laufbahn im gleichen Sinne wie heute den Stempel der Unfertigkeit, des jähen Abbruchs getragen.

Mittwoch, 25. Juli.

Die Preisprüfungsstellen werden jetzt durch die Regierungen angewiesen, die Anzeigenteile der Zeitungen zu überwachen, wesentlich zur Kontrolle darüber, ob die Bestimmungen über die Genehmigungspflicht im Handel innegehalten werden. Diese Anzeigen sind überhaupt kriegswirtschaftlich sehr interessant. In diesen Tagen las ich „Toilettenstücke" angezeigt, die „schäumend und reinigend wirken". Es ist doch anständig, daß solche Erfindung Seife zu nennen nicht erlaubt wird.

Ein Beispiel von der Beschäftigung der Schüler im Vaterländischen Hilfsdienst. In Bremen wurden im Frühjahr 1917 durch Schließung der Klassen Obertertia bis Oberprima aller höheren Schulen 1140 Schüler frei. Von ihnen sind 915 in der Landwirtschaft, 15 in Staatsbetrieben, 89 in kaufmännischen und industriellen Betrieben, 26 als Sanitäter und Pfadfinder in Belgien beschäftigt. Der kleine Rest von 95 sind mittlerweile Einberufene oder vorübergehend Beurlaubte.

Der Deutsche Städtetag stellt fest, daß in den 42 Großstädten über 100 000 Einwohnern die Gemüsezufuhr der letzten Wochen fast durchweg durchaus unbefriedigend gewesen sei und wendet sich an das Kriegsernährungsamt mit der Bitte um schärferes Durchgreifen, insbesondere Aufhebung innerer Verkehrsbeschränkungen und Druck auf Innehaltung der Lieferungsverträge.

Eine Stadt hat gegen die Ausstattung der Schaufenster mit leeren Packungen Maßnahmen getroffen — mir scheint, mit Unrecht. Wirklich getäuscht wird doch niemand durch die Attrappen, und der Wunsch, die Leere der großen Glaswand irgendwie zu überwinden, tapfer den Schein aufrecht zu erhalten, hat etwas Verständliches und geradezu Sympathisches. Schlimmstenfalls geht einmal jemand vergeblich in einen Laden!

Wir gewöhnen uns jetzt allmählich an die Holzsohlen. Das ist nicht der leichteste Teil der Kriegsgewöhnung, aber es geht merkwürdigerweise auch. Wie phäakenhaft werden wir uns im Frieden vorkommen, wenn man sich einfach kaufen kann, was man nötig oder gern hat, sogar eine beliebig lange Wurst.

Donnerstag, 26. Juli.

Eine Versammlung des „Ehrbaren Kaufmanns" in Hamburg beleuchtet in sehr charakteristischer Weise das Problem des Handels in der unter Staatsleitung sich vollziehenden Uebergangswirtschaft. Die vom Reich eingesetzte Kommission für die Uebergangswirtschaft wird, wie verlautet, der Industrie *direkt* Devise und Tonnage für den Ankauf von industriellen Rohstoffen zuerteilen. Der Industrie soll es dann überlassen bleiben, sich mit dem Einfuhrhandel über die ihm zu überlassende Tonnage und Devise zu verständigen. Dadurch würde der Handel in Gefahr kommen, Kommissionär der Industrie zu werden, der Charakter des Unternehmens würde ihm genommen werden ebenso wie der des selbständigen Wirtschaftfaktors neben der Industrie — eine Verschiebung, die in ihrer Bedeutung natürlich nicht auf die Uebergangszeit beschränkt bleiben kann, sondern volkswirtschaftlich sehr bedeutende Folgen haben muß. Die Hamburger Kaufleute fordern deshalb *direkte* Ueberweisung von Schiffsraum und Valuta an den Handel und, im Falle einzelnen industriellen Verbänden beides direkt zur Verfügung gestellt wird, die Verpflichtung, sich des Handels zu bedienen. Der Einkauf *aller* anderen Waren, insbesondere der Konsumartikel, soll ausschließlich dem Handel überlassen bleiben.

Ein deutsch-englisches Abkommen über verschiedene Fragen der Kriegs- und Zivilgefangenen ist dank der Vermittlung der niederländischen Regierung zustande gekommen und wird ohne Zweifel dazu beitragen, insbesondere die Lage der kranken Kriegsgefangenen und der Zivilgefangenen durch Entlassung in die Heimat oder Internierung in neutralen Ländern zu erleichtern. Indem man den Bericht darüber liest, empfindet man zugleich eine ganz unvernünftige Herzensgenugtuung an der bloßen Tatsache einer Verständigung in irgendeiner einzelnen Frage — ein Vorgefühl des Zustandes, in dem die Völker nicht nur in entstellten Worten voneinander und miteinander reden.

Freitag, 27. Juli.

Besprechungen des Reichskanzlers mit preußischen Parlamentariern über das Wahlrecht und die Herstellung einer engeren Fühlung zwischen Parteien und Regierung. Unterdessen sind die Mitteilungen über neue Aemterbesetzungen über das Stadium des Hilfsverbs „dürfte" noch nicht hinaus.

Die Zeitungen berichten von der guten Wirkung des Ernte-

Digitized by Google

wetters. Der Roggen ist zum großen Teil trocken eingebracht und das übrige Getreide reift nun schnell.

Wir bewundern im geselligen Kreise die Kraft und Genialität der Slevogtschen Lithographien: Gesichte vom Kriege, und erschrecken zugleich vor der furchtbaren Skepsis ihrer Anschauung, die keine geistige Ueberwindung, keinen Sinn dieses Grausens ahnen läßt. Wie kann man leben, wenn man nichts weiß über dieses hinaus?

Die Reichsfinanzverwaltung hat wiederum eine Verstärkung der Leistungen der Kriegsfürsorge beschlossen, insofern die Witwe eines Gefallenen jetzt neben der Hinterbliebenenrente noch die Kriegsunterstützung für einen im Felde stehenden Sohn weiter beziehen kann. Bisher konnte neben der Hinterbliebenenrente keine Kriegsunterstützung irgendwelcher Art gezahlt werden.

Die Schichauwerft läßt am 4. August ihr 1000. Schiff vom Stapel laufen. Unter diesen 1000 Schiffen sind 420 Torpedoboote, von denen 274 von der Kaiserlich deutschen Marine in Auftrag gegeben sind. Bei wem mögen die anderen schwimmen?

Sonnabend, 28. Juli.

In den parlamentarischen Besprechungen mit dem neuen Kanzler fällt einem auf, wie sehr alle seine Aeußerungen über die Wahlrechtsreform in dem Ton des „Sichgebundenfühlens" gehalten sind, niemals bisher der spontanen Zustimmung. Wenn auch die Veröffentlichung der Kanzlerrede den ersten in diesem Sinne gehaltenen Passus etwas anders wiedergegeben hat, als er erst in den Zeitungen erschien (etwas weniger bedingt), so klingt doch alles weitere im Grunde nicht anders. Man hat das Gefühl, daß die große politische Aktion der Wahlvorlage einen Teil ihres geschichtlichen Sinnes verlieren würde, wenn sie nicht mit dem Pathos des Glaubens an sie, sondern nur aus bureaukratischer Pflicht vertreten und durchgeführt wird.

Paul Rohrbach / Die Ostsee und das nordische Problem im Weltkriege

Professor Obst hat in Nr. 28 der „Hilfe" vom 12. Juli d. J. einen Artikel „Politisch-geographische Bemerkungen über einen Frieden mit Rußland" veröffentlicht, dem ich zu meinem Bedauern auf das lebhafteste widersprechen muß. Der Herr Verfasser ist der Meinung, es könne zum Ausgleich des deutsch-russischen Gegensatzes dienen, wenn Rußland durch gütliche Vereinbarung mit Norwegen einen freien Ausgang nach dem nordatlantischen Ozean erhielte. Hierdurch, so meint Herr Professor Obst, würde das Hindrängen der russischen Politik auf Konstantinopel und die türkischen Meerengen von selber aufhören.

Demgegenüber ist zunächst zu betonen, daß Rußland den Hafen an der nordatlantischen Küste zwar sicher gerne nähme — strebt es doch schon seit den Tagen Nikolais I. planmäßig dorthin —, daß aber der Grund für den Willen, nach Konstantinopel zu gelangen, unverändert bestehen bliebe, selbst wenn ganz Skandinavien russisches Machtgebiet würde. Rußland will Konstantinopel und die Dardanellen besitzen, weil sein gesamtes Wirtschaftsleben sich mehr und mehr im Süden, in der Ukraine und im Kaukasus konzentriert hat. Dort liegt die Schwarze Erde, die das meiste Getreide für die Ausfuhr liefert, und dort sind die wichtigsten Kohlen-, Eisen- und Petroleumlager. Ich kann immer nur von neuem den Rat geben, Mitrofanows Brief an Delbrück im Juni-Heft der Preußischen Jahrbücher von 1914 zu lesen. Darin ist mit zwingender Klarheit und mit rücksichtslos offenen Worten auseinandergesetzt, daß die Rücksicht auf den Export, auf die Zahlungsbilanz, auf die finanzpolitische Sicherheit des Reiches und auf alle hiermit im Zusammenhang stehenden Fragen Rußland nötigen, die Herrschaft über die Meerengen zu gewinnen und daß der Staat, der sich Rußland dabei in den Weg stellt, „eo ipso ein feindlicher Staat ist".

Angenommen Rußland besäße Nord-Norwegen, so würde es doch weder seinen Getreideexport dorthin lenken, noch sein Hauptwirtschaftszentrum aus dem Süden in den Norden verlegen können. Vor dem Kriege gingen 72 v. H. des russischen Getreideexportes aus den Häfen des Schwarzen Meeres und durch die Dardanellen. Mittel- und Nordrußland erzeugen wenig oder gar kein Getreide für die Ausfuhr. Die Hauptmasse des russischen Getreides mit der Eisenbahn durch die ganze Breite und Tiefe des gewaltigen Landes bis in die Nähe des Nordkaps zu transportieren (man stelle sich vor, was für ein Eisenbahnsystem in Finnland und Nordwest-Rußland und welche Hafenanlagen am Ozean dazu gehören würden!), ist ein Unding. Die Kosten für den Landtransport über so viele tausend Kilometer würden das russische Getreide überdies konkurrenzunfähig für den Weltmarkt machen. Für die Einfuhr von Kriegsmaterial und dergleichen während eines Krieges ist die norwegische Küste vom russischen Standpunkt aus höchst wertvoll, in wirtschaftlicher Hinsicht aber so gut wie bedeutungslos. Im Frieden ist das wichtigste Meer für Rußland das Schwarze und das zweitwichtigste ist die Ostsee. Ueber diese beiden Gewässer vollzieht sich fast der ganze Seeverkehr Rußlands mit dem Auslande. Im Kriege können aber beide Meere für Rußland geschlossen werden. Die Schließung der Ostsee erscheint den Russen an sich erträglich und würde natürlich noch weniger Unbequemlichkeiten machen, wenn auch ein atlantischer Hafen zur Verfügung stände; die Schließung des Schwarzen Meeres aber ist lebensgefährlich, wie Rußland in diesem Kriege erfahren hat, und daran würde kein norwegischer Hafen etwas ändern. Solange Rußland Rußland ist, d. h. solange die ganze Ländermasse zwischen dem Eismeer, dem Schwarzen Meer und dem Karpathenvorland einen ungeheuren Staat bildet, solange wird der Wille, Herr der Meerengen im Süden zu werden, die russische Politik bestimmen. Der einzige Unterschied zwischen heute und früher ist der, daß früher der nationalökonomische Zwang noch nicht so scharf wirkte wie jetzt, wo die Aera Witte Rußland dahin gebracht hat, daß es zur Aufrechterhaltung der Zahlungsbilanz hohe Exporte um jeden Preis erzielen muß und die Entwicklung des südlichen und sibirischen Eisenbahnnetzes weite Flächen, die früher Steppe waren, in Weizenfelder verwandelt hat, deren Produkte ihren Abfluß durch den Bosporus und die Dardanellen nehmen müssen.

Der Vorschlag, Rußland zum Herrn des nördlichsten norwegischen Küstengebietes zu machen, hat aber, abgesehen davon, daß er den russischen Druck auf Konstantinopel keineswegs aufheben würde, noch eine sehr gefährliche politische Seite, England plant, sich eine beherrschende maritime und handelswirtschaftliche Stellung in der nördlichen Ostsee zu sichern. Die ersten Anzeichen dafür waren bereits vor einem Jahre spürbar; russische und skandinavische Quellen wiesen darauf hin. Reval, auf der estnischen Seite des Finnischen Meerbusens, sollte Freihafen unter englischer Verwaltung werden; verschiedene Inseln und Küstenpunkte des Finnischen und Rigaischen Meerbusens sollten an England überlassen werden und eine doppelte Handelsroute, eine durch das mittlere Skandinavien und die Ostsee, eine zweite durch Nord-Norwegen und Finnland, sollte zwischen Eng-

Digitized by Google

land und Rußland entstehen — zunächst für die Zwecke des Krieges, danach aber auch zur festeren Verbindung zwischen Rußland und England im Frieden. Die beherrschende Stellung in der nördlichen Ostsee nehmen die Aalands-Inseln, am Eingang des Bottnischen Meerbusens, dicht vor Stockholm gelegen, ein. Nach dem Krimkrieg wurde Rußland von den verbündeten Westmächten, seinen damaligen Feinden, auferlegt, es dürfe die Inseln nicht befestigen. Jetzt im Weltkriege hat die Befestigung stattgefunden, und zwar auf Betreiben Englands, mit englischer Hilfe und zur Errichtung eines Stützpunkts für die englischen U-Boote in der Ostsee. England will seine Hand auch weiterhin in den russischen Dingen behalten, und je geschwächter Rußland ist, desto entschiedener will England das. Die Aalands-Inseln sind dazu bestimmt, ein Glied, und zwar eines der wichtigsten, in dem von England geplanten englisch-russischen Verbindungssystem zu bilden. Norwegen betrachtet man englischerseits bereits als eine Art von Dependance, ähnlich wie Portugal, und soweit es das noch nicht ist, will man es dazu machen. Schweden soll dann energisch in die Zange genommen werden, so daß es seine Widerstandsfähigkeit verliert.

Es ist auch kein Zufall, daß noch nichts von englischen Sympathien mit Finnland verlautet. Finnland müßte nach dem englischen Schema, das den kleinen Nationen ja die Selbständigkeit verbürgen soll, in seinen Unabhängigkeitsbestrebungen gegenüber Rußland unterstützt werden. Davon ist nicht die Rede. Die englische Politik spielt vielmehr sowohl Finnland als auch Rußland gegenüber ein doppeltes Spiel. Entweder, so rechnen die Engländer, bleibt Rußland als Gesamtstaat erhalten, und in dem Falle muß auch Finnland russisch bleiben; sonst gäbe es keine englische Brücke nach Rußland, deren Bestehen unabhängig ist von der Beherrschung der dänischen Meerengen; diese aber sind zu enge und zu gefährliche Gewässer, als daß England sich darauf verlassen könnte, sie im Notfall zu forcieren. Oder aber, die zweite Möglichkeit, Rußland bricht auseinander und muß den Einzelvölkern, sei es starke Autonomie, sei es volle Selbständigkeit, gewähren. Dann ist Finnland jedenfalls in der vordersten Reihe der auf Kosten des bisherigen Rußlands entstehenden autonomen Länder, und sobald das eintritt, wird England selbstverständlich versuchen, der Protektor Finnlands und der Garant der finnländischen Selbständigkeit gegen Rußland zu werden — ein Anerbieten, das unter Umständen einer starken finnländischen Partei verlockend erscheinen könnte: nämlich dann, wenn wir es versäumen, richtige deutsch-finnländische Politik zu machen. Ist doch England jetzt sogar bestrebt, mit den Polen anzubinden und sie dadurch zu gewinnen, daß es ihnen ein großes polnisches Reich einschließlich Kurlands, Litauens, der polnischen Landesteile Preußens, eines großen Stücks der Ukraine verspricht. Dieses neue Groß-Polen soll dann im englischen Interesse einen Ersatz für Rußland als feindseliger östlicher Nachbar Deutschlands bilden, wenn nämlich Rußland als Ganzes sich nicht halten lassen sollte.

Mag nun Finnland russisch bleiben oder selbständig werden — auf jeden Fall ist es der lebhafte Wunsch Englands, daß das nördliche norwegische Grenzgebiet von Norwegen fortkommt und finnländisch-russisch oder einfach finnländisch wird. Auf diese wie auf jene Art hat England die direkte Verbindung mit demjenigen Gebiet — Finnland —, durch dessen Beeinflussung es seine Position in der Ostsee zu sichern gedenkt, mag das nun auf dem Wege über Finnland als russische Provinz oder über Finnland als englisches Protektorat vor sich gehen. Nun kommt ein deutscher Autor und entwirft einen Plan, um Rußland über Finnland auf Kosten Norwegens an den Atlantischen Ozean und damit in die direkte Nachbarschaft mit England zu bringen! Heißt das nicht die Finnländer so oder so in die Arme Englands treiben, entweder aus Furcht vor dem russischen Druck, der sie natürlich erst recht zermalmen würde, wenn das norwegische Finnmarken russisch würde, oder aus Einsicht gegenüber der Unwiderstehlichkeit Englands, wenn England dies Stück fertigbringt, der Nachbar Finnlands am Atlantischen Ozean zu werden? Und was geschieht mit Deutschland, wenn die Engländer tatsächlich die Herrschaft in der nördlichen Ostsee erlangen?

Erich Schairer / Geldgewinn und Gemeinwirtschaft

Als Haupteinwand gegen die Idee der Gemeinwirtschaft wird immer wieder der Satz aufgestellt, daß ohne den Sauerteig des privaten Gewinnstrebens alle wirtschaftliche Initiative, alle Umsicht, Zähigkeit und Gewandtheit in der Führung und Durchführung von Geschäften erschlaffen müßte. Wer den Erfolg für notwendig halte: den möglichst hohen wirtschaftlichen Gesamtertrag, bestehend aus der Summe aller Einzelerträge, der dürfe also die treibende Kraft nicht ausschalten wollen: die Aussicht auf Gewinn beim Einzelwirtschafter.

Bei schärferem Zusehen offenbart sich vielleicht auch hier eine Selbstverständlichkeit als Oberflächlichkeit, die nicht um so wahrer zu sein braucht, je mehr sie verbreitet ist und geglaubt wird.

Zunächst: wird nicht auch in der „freien" Privatwirtschaft eine Fülle von verantwortungsvoller Arbeit von Menschen geleistet, denen kein Gewinn oder Gewinnanteil zukommt? Arbeit, bei der eigenes Weiterdenken, Entschlußkraft und Energie oft keine geringe Rolle spielen? Sind etwa technische Erfindungen, Verbesserungen der Arbeitsweise, Erforschung der Kräfte, Erschließung der Quellen ausschließlich oder auch nur überwiegend den Unternehmern zuzuschreiben, die den Gewinn daraus zogen — und nicht vielmehr in zahlreichen Fällen Angestellten und armen Teufeln, denen außer der Freude am Schaffen kaum eine Belohnung winkte und ward? Vergessen wir nicht, daß die Feldzüge der Wirtschaft nicht von Generalen allein gemacht werden und daß „von den natürlichen Triebkräften der Wirtschaft, als da sind Fleiß, Arbeitsfreude, Sachgenügen, Erfindungsgeist, technische Begabung, langfristige Voraussicht der Zukunft, keine einzige den Stachel der Geldgier benötigt und in der Regel nicht einmal viel Freiheit braucht, um fruchtbar zu sein" (v. Moellendorff). Für die Mehrzahl der „unselbständig Erwerbstätigen", für die Subalternoffiziere und Unteroffiziere der Arbeit bedeutet es aber kaum einen empfindlichen Wechsel und jedenfalls keine Wendung zum Schlimmern, wenn sie künftig statt Kommerzienrat Y. oder statt des Direktoriums Z. den Staat als Arbeitgeber über sich haben und dem Vaterland dienen statt dem großen X. des privaten Kapitals.

Aber die Unternehmer, die Industriekapitäne, die wirtschaftlichen Führer und Leiter im großen Getriebe? Wird für sie noch Platz sein in einer Organisation der Gemeinwirtschaft, deren Betriebsüberschüsse der Allgemeinheit, dem Staate, gehören? Und wenn sie sich dazu hergeben sollten, statt als Fürsten und Könige im eigenen Reich zu herrschen, nun Diener des Ganzen, „Beamte", „Angestellte", Minister des Wirtschaftsstaates zu werden — wird nicht, ohne daß sie es wollen und merken, ihre geschäftliche Phantasie, ihre Organisierungskraft, ihre unermüdliche Sorge um das Gedeihen des Unternehmens erlahmen und versagen, wenn sie nicht mehr beflügelt wird von der Aussicht persönlichen Vorteils und Gewinnes?

Hören wir, was der Präsident einer unserer erfolgreichsten

und mächtigsten Industriegesellschaften, Walther Rathenau, einmal über die Bedeutung des Gewinnes für den Unternehmer sagt (Reflexionen, S. 81): „Ich habe noch niemals einen wahrhaft großen Geschäftsmann und Unternehmer gesehen, dem das Verdienen die Hauptaufgabe seines Berufes war, und ich möchte behaupten, daß, wer am persönlichen Geldgewinn hängt, ein großer Geschäftsmann überhaupt nicht sein kann.“ Der Geschäftsmann, der nach außen als Freiester der Freien, als Herr über tausend von Gelegenheiten zum Geldverdienen und Reichwerden dasteht, ist nach Rathenau in Wahrheit auch schon im privaten Wirtschaftsleben nichts anderes als der oberste Diener seines Unternehmens, das ihm gegenüber gewissermaßen zur selbständigen Persönlichkeit mit eigenem Leben geworden ist; nicht die unbeachtete Nebenwirkung des persönlichen Vermögenszuwachses, sondern die Machtstellung des Unternehmens ist das Ziel, dem sein ständiges Augenmerk gewidmet ist, alle seine Sorgen und Wünsche gehören. „Er wird oftmals auf Gewinn, zuweilen auf Besitz verzichten, wenn er das Feld seines Einflusses glaubt erweitern zu können. Er wird kaum am Ende des Jahres wissen wollen, ob und wieweit sein Vermögen sich vergrößert hat; es genügt ihm, wenn alle seine Unternehmungen in Ausdehnung und innerer Konsolidierung begriffen sind.“

Fast mit denselben Worten hat mir ein anderer erfolgreicher und angesehener Unternehmer einmal versichert: Freilich interessiere ich mich für meinen „Abschluß“ und freue mich, wenn der Betrieb einen tüchtigen Ueberschuß herausgewirtschaftet hat, aber nicht weil ich nun dadurch um so und so viel reicher werde oder so und so viel mehr verzehren kann; das ist mir herzlich gleichgültig. Sondern weil ich sehe, daß meine und vieler anderer Arbeit im Laufe des Jahres ihre Früchte getragen hat, die mir in den Bilanzzahlen sichtbar werden; weil ich aus ihnen entnehme, daß mein Unternehmen gut und lebenskräftig ist, daß es die Fähigkeiten besitzt, weiter zu wachsen und sich zu entfalten. Es ist die Freude des Baumeisters am wohlgelungenen Bau, den er erstellt, des Gärtners am strotzenden Fruchtbaum, den er gepflanzt und gezogen hat.

Es wird natürlich immer den Typus der Rentnernatur (in größerem und kleinerem Maßstab) geben, wie er manchem fälschlicherweise als der Normaltyp des Geschäftsmannes gilt: der Mensch, für den Arbeit nicht Lebensinhalt bedeutet, nicht Zweck, der die Befriedigung in sich selbst trägt, sondern notwendiges Uebel als Mittel, um reich zu werden und genießen zu können, je früher und ausgiebiger, desto besser. Es gibt wohl auch mannigfaltige Zwischenstufen und Mischformen zwischen diesem selbstsüchtigen und zwischen dem sachlich gerichteten Charakter; auch die besondere Art der geschäftlichen Tätigkeit mag darauf nicht ohne Einfluß sein. Und daneben existiert noch eine andere Gattung von Geschäftsleuten, deren Tätigkeit von der Leidenschaft des Spielers ihren Stachel entlehnt: ihnen ist die Chance, das Risiko, das Wagnis der immerwährende Reiz, ohne den sie nicht leben möchten, wie jener Kommerzienrat Böhle, dessen Figur im „Fenriswolf“ (Diederichs, Jena) so packend gezeichnet wird.

Aber wenn Rathenau sich über das wahre Wesen des idealen Unternehmers nicht getäuscht hat, so liegt in ihm wahrhaftig kein Hindernis für neue wirtschaftliche Organisationsformen, bei denen der private Gewinn ganz oder zum größeren Teil zurücktritt zugunsten des unmittelbaren Ertrages für die Allgemeinheit, den Staat. Der Geschäftsmann, wie ihn Rathenau schildert, wird mit demselben Eifer und Erfolg, vielleicht sogar noch mit größerer Hingebung seine Kraft für ein öffentliches Unternehmen einsetzen als bisher für das private. Die Differenz zwischen Ministergehalt und seinem heutigen Einkommen in der Privatwirtschaft wird für ihn nicht bestimmend sein können, sich der Gemeinwirtschaft zu entziehen, die ihn ruft und braucht.

Man wird vielleicht sogar sagen dürfen, daß der Beweis für diese psychologische These schon vorhanden ist. Derselbe Rathenau, der einst vor dem Kriege jene Sätze über den Geschäftsmann niedergeschrieben hat, ist im Kriege zum Organisator eines gemeinwirtschaftlichen Riesenbetriebs berufen worden — der „Kriegsrohstoffabteilung“ des preußischen Kriegsministeriums —, und in seiner Beschreibung über Entstehung und Wirken dieses Unternehmens („Deutschlands Rohstoffversorgung“, S. Fischer, Berlin 1916) stehen Worte hohen Lobes über die Männer, die sich da zusammengefunden haben „aus allen Gegenden und Berufen, um ohne Verpflichtung und ohne Bedingung in freier Arbeit für das Beste ihres Landes zu wirken und herzugeben, was sie an Erfahrung, an Arbeitskraft und Erfindergabe besaßen“. Er weiß zu erzählen, wie überraschend schnell manche Industrielle „fiskalisch“ geworden seien, nachdem sie einmal in ihrer neuen Aufgabe standen, und preist den Idealismus dieser neuen Klasse von Geschäftsleuten, ohne den das Werk nicht gelungen wäre, „die sich freudig einer gemeinsamen Führung anvertrauten, ohne Entgelt, ohne Versprechen, ohne Verpflichtung, ohne Vertrag“. „In bürgerlicher, kollegialer und freundschaftlicher Gemeinschaft, kaum mit dem Begriff eines Vorgesetzten, kaum mit dem Begriff einer Gefolgschaft, hat diese auserwählte Freischar über Deutschland ein neues Wirtschaftsleben und ein neues Netz industrieller Gesetzmäßigkeiten gebreitet.“

Die Gemeinwirtschaft, die geordnete Wirtschaft an Stelle des chaotischen Durcheinanders der Einzelwirtschaften — erst dann die eigentliche „Volkswirtschaft“ — wird kommen, ob wir wollen oder nicht, unter dem eisernen Zwange der Not und Gefahr. Ein gutes Stück von ihr ist schon da, ist während dieser drei Kriegsjahre entstanden, ohne daß sie bei ihrem Namen allzuoft genannt worden wäre; scheinbar als Notbau, gedacht als vorübergehende Zuflucht, aber mit der geschichtlichen Bestimmung und unvermeidlichen Wirkung, zu dauern in kommende Friedensjahre hinüber. Mehr und mehr, mit größerem oder geringerem Widerstreben, werden wir in sie hineingleiten. Ob ihre Früchte bälder oder später reifen und als Ueberwindung von Notständen und Steigerung der allgemeinen Wohlfahrt gepflückt werden können, hängt in erster Linie davon ab, daß die richtigen Männer sich ihr mit ihrer Arbeit verschreiben, daß die führenden Geister des deutschen Wirtschaftslebens in ihr Beruf und Aufgabe erkennen und finden. Möge der Ruf nicht verhallen, der an sie ergehen wird; mögen die Zeichen der Zeit von ihnen richtig gedeutet werden!

S. D. Gallwitz / Busoni und Pfitzner

Nur wenige unter den literarischen Erscheinungen, die von Dingen handeln und von Dingen reden, als gäbe es keinen Krieg, bringen uns in dieser Zeit dazu, daß wir sie lesen, und nun gar, daß wir sie lesen und wieder lesen. Aber die Schrift von Ferruccio Busoni, der „Entwurf einer neuen Aesthetik der Tonkunst“, tat es einem so sehr an, daß man immer noch einmal wieder sich mit ihr befassen mußte. Der Titel besagt sehr viel, allzuviel vielleicht; man erwartet zunächst dem Umfange nach ein ansehnliches Buch, und man hat anstatt dessen eines der schmalen Sechzigpfennig-Bändchen in der Hand, mit welchen der Insel-Verlag Jahr um Jahr einen reinen Zufluß frischen Wassers in den Strom unseres geistigen Lebens leitet. Der Entwurf Busonis ist kaum mehr als die allerunterste Basis, auf welcher eine Aesthetik sich aufzuerbauen vermag. Er ist auch kein Buch der Tatsachen, an das man mit Maßstäben, die auf zuverlässigste Richtigkeit eingestellt sind, herangehen kann: seine Gedanken und Ausführungen gleichen großen skizzenhaften Linien, aber sie sind so stark, diese Linien, daß sie zum Mitbauen und Weiterbauen zwingen. Vielleicht tritt diese Wirkung nur da ein, wo Geist und Art des Lesers dem Verfasser weit entgegenkommen; das ist überall dasselbe.

Es ist ein Suchender, der in der Veröffentlichung zu seiner Zeit spricht, da muß es dann wohl bei einem improvisatorisch anmutenden Entwurf bleiben. Man kann keine Schulweisheit und kein neuformuliertes zwei mal zwei ist

hier aus ihm mit nach Hause nehmen, die Werte liegen in dem Grade der Leidenschaft, mit der hier gesucht wird, und in den sehr lebendigen und eigenartig bedeutenden Gedanken und Empfindungsgängen, denen wir folgen können; es zu tun, bleibt in hohem Maße anregend und fördernd, ganz gleich, ob man sich mit einem Ja, einem Nein oder einem Vielleicht zu den Einzelheiten stellt. Auch wenn Busoni es uns nicht sagte, würde der Ton, in dem seine Ausführungen klingen, uns deuten, daß es sich hier um das Ergebnis von langen und langsam gereiften Gedanken handelt. Es geht um Probleme. Das ist typisch für die Aeußerungen der Zeit, von der wir kommen. Da war es wieder einmal so, daß man im Geistigen das Bestehende und Vorhandene allenthalben als Fessel und Hemmung empfand, alte Schläuche, die reißen mußten, wenn sie einen neuen starken Wein fassen sollten. Kandinskys Brevier der Moderne in der Malerei: „Vom Geistigen in der Kunst" kann als Gegenstück zu Busonis „Entwurf einer neuen Aesthetik der Tonkunst" gelten. Bei jenem kommen greifbare Resultate heraus, bei diesem ist die größere Fülle.

Die Musik, die freieste der Künste, ist Busoni nicht frei genug. Die jüngste ist sie von allen, als abendländische Tonkunst kaum vierhundert Jahre alt, aber ihre Entwicklungsstufen, auf welchen stehend sie Herrliches der Welt gegeben hat, werden zu ebenso vielen Einschränkungen ihres Wachstums, zu letzten Vollendungen ihres Wesens, wenn das jeweilige und bedingte Höchste als das absolute Höchste eingeschätzt wird. Absolute Musik und Programmusik, Oper und Musikdrama, Symphonie und symphonische Dichtung, sie werden in ihren Formen dem frei schaffenden musikalischen Genius zu Ketten, sobald sie, losgelöst von ihren Urschöpfern, als fortdauernd gültige Formen festgelegt werden. Die Befreiungslust, welche Ketten sprengt, ist es, die den Größten ihre Größe gibt, nicht nur da, wo sie Sucher und Finder in eins waren, sondern zukunftsreicher noch dort, wo sie in einem gewissen Sinne Anfänger waren. Bach in seinen Orgelphantasien, Beethoven in Introduktionen und überleitenden Sätzen sind solche Anfänger einer Entwicklung, die erst durch lange Generationen gefördert und vollendet werden kann. Das, was von ihnen über alle Zeiten hinüberreicht, ist weniger das abgeschlossene Werk, sondern die revolutionäre Kraft ihres Geistes und ihrer Empfindung, die neben jenen die starken Keime für Zukünftiges, von ihnen selbst nur erst Geahntes, nicht Gewußtes und Beherrschtes, trägt.

Wie das Thema und seine Durchführungsarten, so kann — nach Busoni — auch das Motiv, kann die Notation, ja, kann und wird unser ganzes Tonsystem, was heute schon bis zu einem gewissen Grade der Fall ist, zu einer Fessel entarten, die dem Aufstieg der Tonkunst zu Höherem geopfert werden muß. Eine andere Musik, andere Wege und Arten mit dem leichten Millionenheer der Klänge das Tiefste und Ungreifbarste menschlicher Empfindungen zu gestalten, wird die Musik von heute ablösen. So Busoni. ... Erscheint das nicht paradox? Sollen wir rechnen mit Veränderungen und Sinneswahrnehmungen, von welchen wir heute uns noch keinen Begriff machen können? Gilt nicht für den Künstler, daß der der Größte ist, dessen Können mit seinem Wollen am vollkommensten sich deckt? ... Denken wir an einen Beethoven, und die absolute Sicherheit solcher Einschätzungen wird uns ins Wanken kommen. Er war der Genius der musikalischen Zukunft, der sich ganz frei nur in der Improvisation fühlte und der einen leidenschaftlichen inneren Kampf gegen die Grenzen der Ausdrucksmöglichkeiten der Instrumente, vornehmlich des Klaviers, führte. Was sind seine letzten Sonaten und Quartette, ja was ist das vokale Finale der „Neunten" anders, als ein Schrei nach Freiheit vom Material und vom Zwange, die für die Kunst Gesetze geworden sind. Diese seine Werke sind groß und zukunftsvoll nicht so sehr durch die Kunst des Künstlers, sondern durch das Revolutionäre einer alle gültigen Kunstgesetze beiseite stoßenden Leidenschaft und Empfindungswucht. Es ist an solchen Stellen, als spräche der Genius zu allem Bestehenden und Formgewordenen: Was habe ich mit Euch zu schaffen? Und als triebe es ihn zurück zum Chaos, damit er aus ihm heraus sich seine Welt, eine Urwelt, aufbaue. Bei den großen Erscheinungen der Schaffenden in der Tonkunst, seien sie rein produktiv oder reproduktiv, ist alle Größe zu messen an dem Maß, wie weit sie hinabzusteigen vermögen in die Tiefe und sich der geheimnisvollen Grenze nähern, wo die Begriffe des Seienden aufhören und das Chaos darauf wartet, neugestaltet zu werden.

Das Busonische Buch ist, abgesehen von seinen feinen ästhetischen Wertungen, den schnellen geistvollen Lichtern, die unter die Oberfläche aller Tonkunstgebiete geworfen werden, die Offenbarung eines Träumers und Dichters. Er sucht das Unbekannte, wofür der Ausdruck noch ihm fehlt, und er fühlt, die schönen, mit Grenzpfählen besetzten festen Straßen, die für die Tonkunst gelten, können eine Hemmung für den Schaffenden werden, die ihn davon zurückhalten, zu seinem eigensten Wege zu kommen. (Schluß folgt.)

Gottfried Traub / Ins vierte Kriegsjahr

Es gibt Fälle, wo das höchste Wagen die höchste Weisheit ist.
Karl von Clausewitz.

Herrgott, das ist schwer. Aber du hättest es uns noch schwerer machen können. Wie die Welt uns anfällt, wär's kein Wunder, wenn wir heute bei Koblenz und Posen stehen würden und um Frieden betteln müßten. Ein Wunder bleibt's, daß wir stehen, wo wir stehen. Dafür wollen wir dir von ganzem Herzen dankbar sein. Wehe uns, wenn wir so stünden, wie unsere Feinde! Wieviel Drangsal, Not und Trübnis ist gnädig an der Scholle unseres deutschen Vaterlandes vorübergegangen. Noch schenkst du uns auch jagenden Sieg im Osten. Wir haben's gar nicht verdient. Kleinmütig waren wir geworden und zweifelten und hatten vergessen, daß dein liebstes Kind auf Erden, Jesus, seine Jünger schalt, als sie in Sturmnot ihn weckten: „Ihr Kleingläubigen, was seid ihr so furchtsam!" Kein Verdienst ist's, wenn der eine sicherer ist, als der andere. Vor dir sind wir alle gleich. Keiner rühme sich über den anderen! Wohl aber laß uns die Pflicht tun, ohne die in letzten Entscheidungen nichts gewonnen wird, innere Freudigkeit zu haben zum Siegenwollen. Dein bleibt die Schicksalsfügung; du machst Regen und Blitz, Dürre und Eis; dein Regiment ist unumstößlich. So brauchen wir uns darum nicht zu sorgen. Unser Gewissen ist rein, wenn wir die Pflicht unseres Tages erfüllt haben und alles zu seinem natürlichen, notwendigen Ende bringen. Unsere Pflicht vor Toten und Lebendigen, vor unseren Führern und vor unserem Volk heißt zu siegen, und ängstlich zu meiden, was den Sieg lähmt. Auf diesem Weg treffen wir dich, der du bist die Kraft und die Herrlichkeit. Klugheit ist gut; du hast auch sie geschaffen. Sie ist vorzüglich, um festen Besitz zu halten. Hier aber sehe ich

Digitized by Google

ihre Grenze. Kühnheit allein gewinnt. Du hast uns Luther gesandt, und wir denken sein in diesem Jahr doppelt. Du sandtest einst Cromwell zu dem englischen Volk. Beides waren deine Boten; beide versuchten deinen Weg zu gehen. Wo Cromwell keinen Erfolg erstritt, wurde er irre und meinte, er hätte es falsch angegriffen. Denn er wollte deine Sache auf Erden führen und dein Regiment selber aufrichten. Wo Luther keinen augenblicklichen Erfolg sah, blieb er erst recht trotzig und hielt durch; denn er wußte, daß seine Aufgabe nur ist, treu auszuharren und sich durch nichts irremachen zu lassen, weil du, Herrgott, deine Sache alleine führst und dein Regiment stets in der Hand behältst. Diese Lutherart ist deutsch; die verstehen wir. Ihr wollen wir treu bleiben. Hilf du uns dazu.

Nun laß genug sein, Herregott! Heute schaut alles zum Himmel und redet mit dir so oder so. Unsere Worte sind ja ganz einerlei. Du lebst in der Sache, in der Geschichte und ihrer Entwicklung. Eins nur begehren wir: Kraft. Laß uns wert und würdig bleiben der Geschichte, die wir erleben. Dann, dann sag uns in der Stille das Wort, das der Wächter vor dem Morgen ruft: „Er kommt." Der Friede kommt zu denen, die warten können. Wir wollen warten, bis wir ihn nehmen von dem Schwert, das unsere Feinde als Schiedsrichter angerufen haben. Du weißt, was wir lieber tun würden. Aber deine Probe heißt heute: tue nicht, was dir behagt; tue, was die Zukunft von dir verlangt. So gehen wir ins vierte Jahr. Herr, laß es wirklich das letzte sein!

Soziale Bewegung

Eine bedeutsame Gewerkschaftsstimme zur neuen Reichspolitik. Die kürzlich in Berlin versammelten Vorstände der großen sozialdemokratischen Gewerkschaftsverbände, die mehr als 2 Millionen gewerkschaftlich organisierter Arbeiter vertreten, haben die neuen Wege der Reichspolitik vom Arbeiterstandpunkt aus eingehend besprochen. Dabei haben sie in einer besonderen Entschließung die Friedenskundgebung der Mehrheitsparteien begrüßt und ihrerseits gelobt, noch entschlossener als bisher für die baldige Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens alle ihre Kräfte einsetzen zu wollen. Diese Kundgebung kann nur als eine neue, energische Absage an die Generalstreikphantasten der unabhängigen Sozialdemokratie aufgefaßt werden und läßt alle Spekulationen der Feinde auf umfassende deutsche Arbeitseinstellungen aufs neue als völlig grundlos erscheinen. Zur inneren Neuordnung vertrat die Vorständekonferenz die Auffassung, daß diese längst notwendigen und zum Teil auch von der Reichsregierung zugesagten Reformen nicht länger mehr verzögert werden dürfen. Insbesondere erachtete sie die Einführung eines mit den Beschlüssen der Volksvertretung im Einklang stehenden Regierungssystems und die Einführung eines wirklich demokratischen Wahlrechts für alle einzelstaatlichen Landtage sowie für alle Gemeinden als die dringendste Voraussetzung für eine gesunde innerpolitische und wirtschaftliche Entwicklung, die allein das deutsche Volk befähige, die verwüstenden Wirkungen des Krieges bald zu überwinden. Die Konferenz gab ferner der Erwartung Ausdruck, daß diese innerpolitische Neuorientierung zu einer Sozialgesetzgebung führe, die der deutschen Arbeiterklasse die volle Gleichberechtigung im wirtschaftlichen und staatsbürgerlichen Leben sowie den sozialen Aufstieg zur ungeminderten Teilnahme an der kulturellen Entwicklung des Volkes gewährleistet.

Briefkasten

P. H. in Überlingen. Besten Dank für Ihre Gabe zur „Hilfe"-versendung. Unsere Postscheck-Nr. steht schon seit Jahren am Kopf der Zeitschrift.

Vizefeldw. W. Das Dreieck auf dem „Hilfe"-Umschlag ist das Zensurzeichen des Oberkommandos und bedeutet, daß die Nummer ins Ausland verschickt werden darf.

H. L. 110. Der Spender der „Hilfe" für Sie ist Ihr Ortsverein der Fortschrittlichen Volkspartei in Baden.

Viele Feldleser der „Hilfe", die die Zeitschrift durch die Feldpostämter beziehen, geben Adressenänderungen oder Beschwerden wegen ausgebliebener Hefte bei uns an, obwohl links oben auf dem Umschlag, in dem ihnen die „Hilfe" zugeht, das Postzeitungsamt als die dafür zuständige Stelle genannt ist. Wir wiederholen auch hier, daß wir in solchen Fällen gar nichts tun können. Nur wer die „Hilfe" im Feldpostbrief von uns erhält, kann Angaben über Anschriftänderung oder Wünsche, die den Bezug betreffen, hierher richten.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Krafft. E. im Felde, **10 M.:** St. u. St. in B., **20 M.:** P. H. in U.

Bücher für Armee und Marine: „Bücherversendung Heilbronn": 1 Quo vadis, 1 Lehrbuch Schliemann.

Für Bücher für Armee und Marine: A. in H. 1 M.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Fortschrittl. Parteisekretär

jetzt oder nach Kriegsschluß gesucht. Akadem. Bildung bevorzugt. Kriegsbeschädigter nicht ausgeschlossen. Genauere Angaben über bisherige Tätigkeit erbeten. Papiere und Photographien werden zurückgesendet. Zuschriften erbeten durch die Expedition der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, Nr. 300.

Hochschule für kommunale u. soziale Verwaltung, Cöln.

Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Winter-Semester 1917/18 ist erschienen und kann nebst den sonstigen Drucksachen durch das Sekretariat der Hochschule bezogen werden. (Preis 0,25 M.) Beginn der Vorlesungen und Übungen am 1. Oktober 1917.

Der Studiendirektor der Cölner Hochschulen
Professor Dr. Chr. Eckert,
Geheimer Regierungsrat.

Der Abteilungsdirektor der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung
Professor Dr. Fritz Stier-Somlo.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Städtische Handels-Hochschule Cöln

Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Winter-Semester 1917/18 ist erschienen und durch das Sekretariat, Claudiusstr. 1, zu beziehen (Preis 0,25 M.). Die Vorlesungen und Übungen beginnen am 1. Oktober.

Der Studiendirektor:
Prof. Dr. Chr. Eckert, Geheimer Regierungsrat.

Unterricht

Alle Anzeigen, die sich auf Unterricht beziehen, finden durch die „Hilfe" erfolgreiche Verbreitung.

Digitized by Google

9. August 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 32

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Kriegsziele der Entente. — **Univ.-Prof. Dr. J. Riegelsberger:** Die Stellung Japans im Weltkriege. — **Friedrich Holdermann:** Der deutsche Protestantismus und die Aufhebung des Jesuitengesetzes. — **Hans Ostwald:** Kriegsinvaliden als Siedler. — **Regierungsrat Ludwig Buck:** Kinderprivileg und Erbschaftssteuer. — **Gertrud Israel:** Angestelltenversicherung und Invalidenversicherung. — **S. D. Gallwitz:** Busoni und Pfitzner. — **Gottfried Traub:** Kriegsgefangen. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 29. Juli.

Der Reichskanzler Dr. Michaelis empfing gestern zum erstenmal eine größere Zahl von Zeitungsvertretern und machte ihnen Mitteilungen über die Eroberungspläne der französischen Republik, über welche noch am 27. Januar d. J. ein Vertrag mit dem zaristischen Rußland unterzeichnet wurde. Frankreich verlangt dabei nicht nur den Besitz von Elsaß-Lothringen, sondern auch weitere linksrheinische Gebiete im Umfange seiner einstigen Besitzungen vom Jahre 1790. Das, was man bisher als Stimmungsforderungen der französischen Presse kannte, zeigt sich hier als formulierter Anspruch der französischen Regierung. Obwohl der Hauptteil der neuen Mitteilungen bereits vorher in der „Berner Tagwacht" bekanntgegeben wurde, so gewinnt die Sache durch offizielle deutsche Veröffentlichung an Bedeutung. Der Annexionswille Frankreichs wird nicht mehr auf die Revanchejdee von 1871 beschränkt.

Abgeordneter Erzberger hat in einer Unterredung mit dem Schriftleiter der „Neuen Zürcher Nachrichten" gesagt: Es wäre ein Verbrechen, nicht alles zu tun, um einen vierten Kriegswinter zu vermeiden. Die Grundlage für eine Verständigung mit England sei effektiv da. „Wäre mir in nächster Zeit Gelegenheit geboten, mich mit Lloyd George oder Balfour oder einem ihrer ersten Vertrauensmänner zu unterhalten, würden wir uns sehr wahrscheinlich in wenigen Stunden über die Verständigung, d. h. die Friedensbasis, so weit geeinigt haben, daß die amtlichen Friedensverhandlungen sofort beginnen könnten." Wegen dieser Worte wird Erzberger verschiedentlich heftig angegriffen, weil viele Leute sein starkes Selbstvertrauen nicht gut vertragen können und es als eine Illusion betrachten, mit dem gegenwärtigen England einen schnellen Frieden schließen zu können. Wir unsererseits aber sind der Meinung, daß er trotzdem nicht falsch gehandelt hat, wenn er als ein weitbekannter deutscher Mann versucht, mit hervorragenden englischen Einzelpersonen in ein Friedensgespräch einzutreten. Gerade jetzt, wo im entsetzlichen Trommelfeuer Flanderns eine blutige Riesenschlacht herannaht, ist es Recht und Pflicht, alles zu versuchen, ob die europäische Menschheit den Weg zur Vernunft finden kann oder nicht. Wird dieser Weg nicht gefunden, so bleibt Mut und Gewissen derer unversehrt, deren Friedfertigkeit ebenso groß ist wie ihre Tapferkeit. Nur in diesem Sinn soll der Ruf Erzbergers verstanden werden.

Montag, 30. Juli.

Soviel man über Schweden hört, hat Rußland die ihm gehörige Hälfte der Insel Sachalin an die Vereinigten Staaten von Nordamerika abgegeben, was gleichzeitig eine Ueberwachung des Hafens Nikolajewsk bedeutet. Ferner sollen die Japaner die Zeit benutzt haben, um das ganze Eisenbahnnetz der Mandschurei in ihre Hände zu nehmen, so daß der ferne Osten für Rußland verloren sein dürfte. — Die Zurückdrängung der Russen aus Ostgalizien schreitet fort. Die geschlagenen russischen Verbände wurden beiderseits der Bahnlinie Kopyczynoc—Husiatyn gegen den Grenzfluß Zbrucz gejagt und über den Fluß nach Rußland zurückgeworfen. Ein russischer Widerstand bei Horodenka wurde gebrochen.

An der flandrischen Front wütet die Hölle.

Dienstag, 31. Juli.

Es beginnen die Erinnerungstage an den Kriegsanfang im Jahre 1914. Gestern abend saßen wir zusammen und riefen Einzelheiten aus den erregten und innerlich tief bewegten Entscheidungstagen in uns wach. Daß unser Volk nach drei solchen unaussprechlich schweren und gewaltigen Jahren noch immer in seinem Kern und in seinem Selbsterhaltungswillen so ungebrochen dasteht, wie wir es heute vor uns sehen, ist ein großes, weltgeschichtliches Wunder, widerspricht jeder bloß äußerlichen und zahlenmäßigen Rechnung und stärkt die Zuversicht, auch durch weitere Dunkelheiten noch hindurchschreiten zu können. Es war das dritte Kriegsjahr voll von dunklen Wolken. Immer aber haben sich die Schatten wieder gelichtet. Rumäniens Kriegserklärung verwandelte sich in eine rumänische Ernte. Eine Schilderhebung der russischen Kriegspartei verwandelte sich in eine Abschwächung der russischen Kriegsenergie. Große Angriffe an der Westfront änderten wenig am Bestande der Okkupation. Auf den Meeren begann der verstärkte U-Boot-Krieg und verminderte den Weltfrachtraum, der heute in englischen Diensten steht, der später allen Völkern fehlen wird. Damit ergab sich der Eintritt Amerikas in den europäischen Krieg, so daß wir am Schluß des dritten Jahres eine Menschheitskrisis durchleben, deren Wucht und blutige Verworrenheit von keiner einzelnen Menschenseele mehr durchschaut werden kann. Aus allen beteiligten Nationen sinken nicht nur Hunderttausende von Kämpfern ins Grab, sondern es arbeiten sich auch die Daheimgebliebenen ab, und der Nachwuchs dieser Jahre bleibt zurück. Für Menschenalter hinaus wird man die Lebensunterbrechung dieser Zeit zu spüren haben. Es ist kein Wunder, wenn innerhalb dieses ungeheuren Verbrauches von Volkskräften auch die Regierenden selbst der Abnutzung und dem Wechsel verfallen. Auch wir und unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen haben im dritten Kriegsjahr einschneidende Veränderungen unseres inneren Aufbaues teils begonnen, teils schon erlebt. Alles, was vor dem Kriege war, liegt weit dahinten, wie eine ferne Ebene. Das Schicksal aber treibt uns vorwärts. Eine von allen Seiten gestoßene und mit Tod bedrohte Nation hat wenig Zeit zu geschichtlichen Ueberlegsamkeiten. Sie muß mit allen ihren Kindern der Pflicht des Tages genügen.

Mittwoch, 1. August.

Es erscheint beim Anfang des vierten Kriegsjahres ein Aufruf des Kaisers: In drei Jahren gewaltigen Vollbringens

Digitized by Google

ist das deutsche Volk fest geworden gegen alles, was Feindesmacht ersinnen kann. Wollen die Feinde die Leiden des Krieges verlängern, so werden sie auf ihnen schwerer liegen als auf uns .... Nicht für den Schatten hohlen Ehrgeizes wird deutsches Blut und deutscher Fleiß eingesetzt, nicht für Pläne der Eroberung und Knechtung, sondern für ein starkes und freies Reich, in dem unsere Kinder sicher wohnen sollen.

Gestern ist in Flandern auf 25 Kilometer breiter Front der erwartete erste Ansturm des englischen Heeres vorgebrochen. Nach wechselvollen erbitterten Großkämpfen hat der mit überlegenen Kräften tiefgegliedert angreifende Feind mit dem Besitz von Trichterstellungen in unserer Abwehrzone sich begnügen müssen. Bisher ist der Ort Bixschoote in englischen Händen geblieben.

Die englischen Sozialisten und Mitglieder der Labour Party haben nun doch beschlossen, am 22. August an einer Friedenskonferenz in Stockholm teilzunehmen. Die „Times" und mit ihr die gegnerischen Korrespondenzbüros verbreiten Mitteilungen über einen Kronrat, der in Potsdam am 5. Juli 1914 bei dem Kaiser unter Teilnahme der führenden politischen und militärischen Persönlichkeiten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns stattgefunden habe und wo der Plan zur Entfesselung des Weltkrieges entworfen worden sei. Die deutsche Regierung läßt erklären, daß diese Mitteilungen der „Times" mit allen Einzelheiten frei erfunden sind. Es sei weder an dem genannten noch an einem anderen Tage des Juli eine solche gemeinsame Beratung weder mit noch ohne Teilnahme des Kaisers gepflogen worden. Im Zusammenhang damit wird erneut festgestellt, daß die deutsche Regierung sich jeder Einwirkung auf die Fassung des österreichischen Ultimatums an Serbien enthalten habe und daß der Inhalt des Ultimatums vor seinem Abgange der deutschen Regierung völlig unbekannt geblieben sei. — Nach dem Kriege können die Historiker auszugraben versuchen, was alles an Verhandlungen und Besprechungen im Juli 1914 vorgekommen ist. Dabei werden auch französische Besprechungen sehr stark in Betracht gezogen werden müssen. Wenn jetzt die Engländer diese Nachricht in die Welt setzen, haben sie daran natürlich kein historisches Interesse, sondern wollen eine für Deutschland schädliche Legende zurechtmachen.

Donnerstag, 2. August.

Der große Angriff der Westmächte in Flandern erstreckte sich über den ganzen Schützengraben auf belgischem Gebiet. Den Nordflügel hatten die Franzosen übernommen, die hier kürzlich die Belgier ablösten. Ueber die Trichterfelder der Abwehrzone vordringend, gelangten die Franzosen bis an das Dorf Bixschoote, das aber im Gegenangriff wieder genommen wurde. Erst starke französische Kräfte, die am Abend des 31. Juli erneut gegen das Dorf vorgingen, vermochten Bixschoote wieder in französische Hände zu bringen. Die deutsche Linie umklammert den Ort im Osten und Norden. Den Hauptstoß hatten in der Gegend von Ypern die Engländer übernommen. Sie wurden aus Langemarck und St. Julien wieder herausgeworfen und bis hinter den Steenbach zurückgedrängt. Weiter südlich vermochten die Engländer unbedeutende Raumgewinne zu erzielen. In den Berichten beider Seiten wird die Menge der gegnerischen Verluste hervorgehoben, auf beiden Seiten findet sich die Bemerkung: „Unsere Verluste sind gering". Die Engländer sagen, daß sie 3500 Gefangene gemacht haben, was nach bisherigen Erfahrungen hinter einem so gewaltigen Vorbereitungsfeuer nicht zu verwundern ist, da die vollständig zerschossenen ersten Gräben preisgegeben werden müssen. Die Hauptsache aber ist, daß offenbar von einem englisch-französischen Durchstoß gar nicht die Rede sein kann. Die Stimmung der deutschen Armee wird als durchaus zuversichtlich bezeichnet.

Der deutsche Reichskanzler Michaelis macht eine Besuchsreise nach München, Dresden und Wien und spricht in warmen Worten von der Zusammengehörigkeit zwischen Deutschland und Oesterreich.

Der Vormarsch in der Richtung auf Czernowitz wird unter günstigen Erfolgen fortgesetzt. An verschiedenen Plätzen entwickelt sich ein durchaus ernsthafter Widerstand der Russen, wie denn auch im Norden der Front bei Dünaburg und Smorgon ernst zu nehmende, aber vergebliche russische Anstürme gemeldet werden.

Freitag, 3. August.

Alle Gedanken und Erwartungen richten sich auf die flandrischen Kämpfe. Teils infolge regnerischer Witterung, mehr aber wohl auf Grund der starken deutschen Verteidigung ist in den englisch-französischen Angriffen eine Pause eingetreten, die nur an etlichen Stellen durch kleinere Grabenkämpfe unterbrochen wird. Die englischen Geschosse reichen bis Roulers, wohin viele belgische Einwohner geflüchtet sind. Die einlaufenden Beschreibungen der Kampfvorgänge enthalten alle Schrecklichkeiten des modernen Krieges. Die englischen Artillerietanks sind in dichten Scharen aufgetaucht, haben aber verhältnismäßig keinen großen Schaden getan. An beiden Seiten des Kanals verwendeten die Engländer feuerspeiende Fahrzeuge neuester Erfindung. Aus französischen Quellen erfährt man, daß vor der Schlacht mehr als 4000 Flugzeugphotographien der deutschen Stellungen aufgenommen worden sind. Auch dieses Mal stellen die Zeitungen in Paris und London das Vorgehen ihrer Truppen bis zu 3½ Km. als einen wesentlichen Sieg dar. Es wird aber nicht verhindert werden können, daß man auch dort bei voller Anerkennung der todesmutigen Tapferkeit der Truppen das Ergebnislose dieses gewaltigen Vorstoßes begreift.

Mitten in dieses spannende Interesse an Flandern kommt die erfreuliche Nachricht, daß der weitere Vormarsch der österreichischen, ungarischen und deutschen Truppen in Galizien die Einnahme von Czernowitz erreicht hat. Also Czernowitz ist nach mehrfachem Wechsel nun wieder und voraussichtlich endgültig der österreichischen Monarchie angegliedert! Auf Grund des abgewiesenen Angriffes in Flandern und der Einnahme von Czernowitz bittet Hindenburg den Kaiser, zu befehlen, daß geflaggt und „Viktoria" geschossen wird, wozu Kaiser und Bevölkerung natürlich gern bereit waren.

In Rußland versucht Kerenski vergeblich, ein Ministerium herzustellen, in welches die Kadettenpartei eintreten kann, ohne daß die Mehrheit des Arbeiter- und Soldatenrates in Opposition tritt. Er hat den Finnländern mitgeteilt, die russische Regierung betrachte die Unabhängigkeitserklärung Finnlands als ungesetzlich. Von den Finnländern wird mit Erstaunen bemerkt, wie wenig sich die Engländer für die Befreiung gerade dieser kleinen Nation bemühen.

In den Zeitungen findet man allerlei Andeutungen über Vereinbarungen, die zwischen der deutschen Regierung und dem Polnischen Staatsrat in Warschau getroffen worden sind, von denen wir aber erst dann Notiz nehmen wollen, wenn bestimmtere Erklärungen vorliegen.

Sonnabend, 4. August.

Das „Wolffsche Telegraphenbüro" verbreitet einen Aufsatz über den Zusammenbruch der englischen Offensive: Trotz des ungeheueren Einsatzes eines tiefgestaffelten Batteriegürtels, dichter Fliegerschwärme, Tankgeschwader und einer großen Anzahl frischer Divisionen, sind die Engländer über den minimalen Geländegewinn des ersten Vorstoßes nicht hinausgekommen. Den Kampfgeist unserer in den Trichterstellungen ausharrenden Infanterie vermochte auch das furchtbarste Feuer der letzten vierzehn Tage nicht zu erschüttern, während unsere Reserven sich mit ungeheuerer Wucht den Engländern entgegenwarfen. Mitkämpfer schildern die Verluste der Engländer als unerhört hoch. Auf einen gefallenen Deutschen kommen mindestens zehn gefallene Engländer. — Der englische Heeresbericht redet von heftigen deutschen Gegenangriffen, die vergeblich den Versuch machten, die Engländer aus den neuerdings gewonnenen Stellungen zu verdrängen, gibt aber zu, daß sich die vorgeschobenen Truppen aus dem Dorfe St. Julien, südlich von Langemark, zurückziehen mußten. Die Zahl der Gefangenen sei mehr als 5000, darunter 95 Offiziere.

Der deutsche Gesandte in Sofia, Graf Oberndorff, hat eine Ansprache gehalten, in der er sagte: Ruhige Nerven und eiserne Faust sichern uns Frieden und Zukunft, und dann werden wir

Digitized by Google

uns zusammen freuen über das großе, vereinigte Bulgarien, das die seit Jahrhunderten getrennten Brüder in sein Haus zurückgeführt hat und Hand in Hand mit unseren treuen türkischen Verbündeten von der Donau zum Aegäischen Meere machtvoll die Straße nach Asien schirmt. Unter den befreiten bulgarischen Stämmen werden wir den Mazedoniern unseren besonderen Gruß entbieten, ihnen, die von der ersten Stunde an sich uns als Waffenbrüder zur Seite gestellt haben und für deren Freiheit auch so viel edles deutsches Blut geflossen ist. Mazedonien ist uraltes, nun glücklich befreites bulgarisches Land. — Es ist erfreulich, daß vom amtlichen Vertreter Deutschlands an dieser wichtigen Stelle mit so klaren Worten geredet werden kann.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 29. Juli.

Auch ohne Kalender und ausdrückliche bewußte Rückerinnerung steigt der Jahrestag des Kriegsbeginns immer lebendiger in einem auf im Dahingehen der Hochsommertage und verstärkt das Bewußtsein des Krieges, das der schwellende Geschützdonner in Flandern wieder bis zum Herzklopfen lebendig macht. Wir saßen gestern Abend — ein Kreis von Mitarbeiterinnen aus unserem sozialpädagogischen Institut — in unserem Heidehaus bei gelben Kerzen, deren Flimmern die Ebereschendolden des Kronleuchterkranzes brennend rot und den Nachthimmel in den Fenstern purpurblau machte, lasen Stefan George und Hölderlin und sprachen von Dingen, die dem Kriege fernab liegen. Dann kommt auf einmal, wie ein Schwert durch die Seele, das Gefühl, daß nur der Raum, — die blausilberne Nacht da draußen und die Ferne, hinter der wir eben die Sonne erlöschen sahen, uns von einer zweiten grausigen Wirklichkeit absondert, die andere für uns erleiden, die uns angeht, ohne daß wir ihrer sinnlich teilhaft sein können. Und man sinkt wieder in dieses Zwischenland zwischen einer ins Wesenlose verbleichenden Gegenwart und einer allmächtigen, aber unfaßbaren Ferne. — — —

Bei allen Vermutungen, die aus dem Geheimnis um die neuen Minister einzelne Namen herausziehen, hat man das Gefühl, daß irgendein entscheidendes Programm die Kabinettsbildung nicht beherrscht — man kann es wenigstens nicht erkennen.

Den Beamten und Arbeitern im Reichs- und preußischen Staatsdienst können Vorschüsse zur Beschaffung von Lebensmittelvorräten für den Winter gewährt werden — eine Maßnahme der Kriegswirtschaft, die schon im vorigen Jahr angewandt worden ist und die vermutlich insbesondere bei der Beschaffung von Heizmaterial (das nicht verderben kann) angewendet werden wird.

Wieder ist in Berlin der Inhaber eines bekannten Weinrestaurants verhaftet, weil er seinen Kunden rationierte Lebensmittel im Schleichhandel zugeführt hat. Wichtiger als die Bestrafung dieses Mannes erscheint einem die rücksichtslose Brandmarkung der Leute, deren widerliche Begehrlichkeit ihn in solche Geschäfte hineingetrieben hat.

Ein Gespräch über die Wirkung der niedrigen deutschen Währung auf den künftigen Export. Die dadurch bewirkte Billigkeit der deutschen Waren wird ein starker Anreiz sie zu kaufen, direkt eine Prämie gegenüber der ausländischen Konkurrenz (die sich selbst allerdings automatisch abbaut), so wird aus der Not eine Tugend. Das, was die Menschen immer für das Realste halten, der Geldwert, ist eigentlich das Relativste und Illusionärste, was es gibt.

Montag, 30. Juli.

Die Enthüllungen des Reichskanzlers über die in der Geheimsitzung der französischen Kammer erörterten französischen Kriegsziele werden viel besprochen. Die geschilderten Vorgänge, bei denen Frankreich einem wie das kranke enfant gâté der Entente vorkommt, dem keiner an seine Wünsche zu rühren wagt, sind für uns jedenfalls sehr ermutigend und werden so empfunden.

Interessant ist demgegenüber die Empfindlichkeit Italiens, das auch gern so liebgehabt werden möchte. So charakteristisch romanisch, wenn der „Corriere della Sera" gekränkt und eifersüchtig feststellt, daß in den Reden der englischen Minister immer nur Frankreich und nicht auch Italien erwähnt werde.

Zu den kürzlich in Hamburg ausgesprochenen Befürchtungen, daß die Zuteilung von Schiffsraum und Zahlungsmitteln für die Uebergangswirtschaft den Handel in völlige Abhängigkeit von der Industrie bringen würde, erscheint eine amtliche Mitteilung, daß allerdings diese Zuteilung nur an die Industrie stattfinden könne — und zwar an Selbstverwaltungskörper, die von ihr gebildet sind oder werden sollen (wieder ein Schritt weiter in der Syndizierung). Dagegen soll der Rohstoffeinkauf im Ausland selbst von jeder Regelung frei gelassen werden. Das ist allerdings für den Handel mehr ein Begütigungsversuch als eine befriedigende und beruhigende Aussicht.

Dienstag, 31. Juli.

Die Kaiserin hat in einem Schreiben an den Chef des Kriegsamtes ihrer Anteilnahme an den arbeitenden Frauen Ausdruck gegeben, nicht nur gefühlsmäßig, sondern unter Betonung ganz bestimmter Notwendigkeiten, in der ein auf die besonderen Probleme kriegswirtschaftlicher Frauenarbeit eingehendes Interesse zum Ausdruck kommt: Erleichterung der Nahrungsmittelbeschaffung, der Wohn- und Transportverhältnisse, der Kinderfürsorge. Es wäre sehr zu wünschen, daß insbesondere mit Rücksicht auf den ersten Punkt dieser Hinweis von höchster Stelle den Gemeindeverwaltungen zu nochmaligem Nachdenken darüber führte, ob sie nicht doch noch Erleichterungen schaffen können. Ohne Zweifel ist hier noch keineswegs das Aeußerste getan, was geschehen könnte.

Allenthalben setzen die Vorbereitungen für das vierte Kriegsjahr ein. In den Mitteilungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft wird davon gesprochen, daß auch der Anbau damit rechnen müsse. Seltsam, in jedem Jahr ist einem der Gedanke an noch einen Kriegswinter erst unfaßbar erschienen. In dem Maße, als er Schritt für Schritt kommt, findet sich ein Unbewußtes in uns damit ab, — d. h. mit unserem heimatlichen Anteil daran. Denn nimmermehr kann man sich heute noch damit abfinden, daß das blutüberströmte Europa sich in einen weiteren Winter körperlicher und seelischer Selbstverstümmelung hineinstürzt.

Eine Gewitternacht wie selten! Stundenlang der ganze Himmel in Flammen bei rauschendem Regen. Man denkt, lebendiger und nachhaltiger als es im Tageslauf der Arbeit möglich ist, an die Tage und Nächte des Kriegsbeginns, und sucht, indem man dem wilden Spiel der zackigen gelben Strahlen und der flächenhaften breiten blauen Flammen zusieht, nach der Notwendigkeit dieser drei Jahre Weltgericht. Gibt es so etwas in der Geschichte wie die Naturnotwendigkeit dieser wilden Entladung nach dem schweren, dumpfen Tag? Und worin liegt sie begründet? Bei den Staaten oder bei den Menschen selbst? Ich denke an die prophetischen Zeilen Stefan Georges vor dem Kriege:

> . . . „zu spät für Stillstand und Arznei!
> Zehntausend muß der heilige Wahnsinn schlagen,
> Zehntausend muß die heilige Seuche raffen,
> Zehntausende der heilige Krieg!"

Gibt es ein solches „Muß"? Oder ist es immer nur Unvermögen des gestaltenden Geistes, Konflikte zu überwinden und elementare Gegensätze zu lösen oder ins Gleichgewicht zu setzen?

Mittwoch, 1. August.

Der Aufruf des Kaisers an das deutsche Volk:

„Drei Jahre harten Kampfes liegen hinter uns. Mit Leid gedenken wir unserer Toten, mit Stolz unserer Kämpfer, mit Freude aller Schaffenden, schweren Herzens derer, die in Gefangenschaft schmachten. Ueber allen Gedanken aber steht der feste Wille, daß dieser Kampf gerechter Verteidigung zu einem guten Ende geführt wird. Unsere Feinde streckten die Hand nach deutschem Lande aus. Sie werden es niemals erlangen. Sie

treiben immer neue Völker in den Krieg gegen uns. Das schreckt uns nicht. Wir kennen unsere Kraft und sind entschlossen, sie zu gebrauchen. Sie wollen uns schwach und machtlos zu Füßen sehen, aber sie zwingen uns nicht. Unseren Friedensworten begegneten sie mit Hohn. So erfuhren sie wieder, wie Deutschland zu schlagen und zu siegen weiß. Sie verleumden überall in der Welt den deutschen Namen, aber sie können den Ruhm der deutschen Taten nicht vertilgen. So stehen wir unerschüttert, sieghaft und furchtlos am Ausgang dieses Jahres. Schwere Prüfungen können uns noch beschieden sein, mit Ernst und Zuversicht sehen wir ihnen entgegen. In drei Jahren gewaltigen Ringens wurde das deutsche Volk fest gegen alles, was Feindesmacht ersinnen kann. Wollen die Feinde die Leiden des Krieges verlängern, so werden sie auf ihnen schwerer liegen als auf uns.

Was draußen die Front vollbringt, die Heimat dankt dafür durch unermüdliche Arbeit. Noch gilt es, weiter zu kämpfen und die Waffen zu schmieden. Aber unser Volk sei gewiß: Nicht für den Schatten hohlen Ehrgeizes wird deutsches Blut und deutscher Fleiß eingesetzt, nicht für Pläne der Eroberung und Knechtung, sondern für ein starkes, freies Reich, in dem unsere Kinder sicher wohnen sollen. Diesem Kampfe sei all unser Handeln und Sinnen geweiht. Das sei das Gelöbnis dieses Jahres!

Im Felde, 1. August 1917. Wilhelm I. R.

Wir besuchten die Tagesferienkolonie für Hamburgische Kinder in Moorwärder. Die Elbe bei Wind, Wolken und wechselndem Licht, in dem die breiten Wiesen smaragdgrün aufleuchten oder in weiche Schattentöne zurücksinken und das Wasser in allen Tönen zwischen Stahlblau und Hellgelb spielt, hat etwas unbeschreiblich Frisches und Befreiendes. Draußen tummeln sich über 1700 Kinder unter mütterlichen Pappeln auf der weithingezogenen Wiese, die besetzt ist mit den Indianerzelten der Jungen und den Puppensiedlungen der Mädchen. Im gelben Sand eines herrlichen Strandes werden die Burgen oder die mit Sofas und Schränken herrlich in den Sand eingebauten Wohnstuben gegen die auflaufende Flut verteidigt. Sonne und Wind spielen um nackte braune Beine und Schultern, die festen sehnigen der Jungen und die weicheren der Mädchen, und um unübersehbare bunte Schätze des Kinderglücks, die den Boden weithin bedecken: Schiffe und Schaufeln, Bälle und Bilderbücher, Puppen und Fahnen und all den mehr oder weniger undefinierbaren Spielkram, der tausendmal wichtiger und schöner ist, als die bestimmungsgerechten korrekten Dinge. Die Kinder sehen durchweg, wie sie da herumlaufen, so kräftig und frisch aus; das Wonnegeheul, als bei der Abfütterung der zweite Nachschub der Milchgrütze erscheint, ist so urwüchsig gesund, daß man um ihre Lebensenergie keine Sorge zu haben braucht. Ob nicht diese Form des „Landaufenthalts", bei der sie abends zur Mutter zurückkommen, kein Heimweh bekommen können und überhaupt aus dem Gewohnten nicht ganz herausgerissen werden, die allerglücklichste ist? Wie die vier großen Dampfschiffe mit ihrer wimmelnden und zwitschernden Fracht im Abendsonnenschein heimwärts stromab rauschen, ist man ganz überzeugt davon.

Donnerstag, 2. August.

Durch ein Wetter, das zwischen Sonnenschein und Gewitterregen bei andauernder Wärme abwechselt, ist, allen Nachrichten zufolge, die Ernte noch in jeder Weise günstig beeinflußt. Die zweite Heuernte wird gut werden, Gemüse gibt es jetzt nach dem Mißerfolg des Frühgemüses massenhaft, und die Kartoffeln sollen glänzend stehen. Roggen ist gut eingekommen, und Weizen und Hafer werden es auch, wenn es sich nicht noch ganz ändert.

Ueberhaupt: Die unbeschreibliche Erleichterung, daß wir wieder einmal durch sind, — denn jetzt steigen die Kartoffelzufuhren, und das ist ja die Hauptsache!

Die mecklenburgischen Liberalen sprachen die Erwartung aus, daß auch Mecklenburg das allgemeine Wahlrecht bekommen wird, andernfalls würden sie mit allen Kräften dahin wirken, daß die Reform auf dem Wege der Reichsgesetzgebung erreicht wird.

Alle anderen Eindrücke drängt die Nachricht von dem englischen Mißerfolg in Flandern in den Hintergrund. Daß dieses alles: die Offensive in Galizien, der Widerstand in Flandern und das Durchhalten der Heimat möglich ist, muß uns zuversichtlich für die kommende Zeit machen.

Freitag, 3. August.

Die Abendzeitungen bringen die Einnahme von Czernowitz. Es soll einmal wieder geflaggt werden — das gibt eine lange nicht mehr gekannte Stimmung in den Straßen und über den grünen Sommergärten. Wir sind abends in einer schönen Besitzung über der Elbe, die bei steigender Flut breit und still zwischen den grünen Marschen unter blaugrauen Wolken wie ein See daliegt, von wenigen Segelschiffen und kleinen Dampfern mit schmalen flachen Rauchfahnen belebt. Aber man sieht unter dem Eindruck der Botschaften von draußen schon die bewegte stolze Zukunft wieder in das Bild hinein.

Sonnabend, 4. August.

Die konservative und freikonservative Partei haben eine Erklärung zur Lage abgegeben, die sich gegen einen Frieden „aus den Händen der Internationale" wehrt, die „restlose Ausnutzung der Kriegslage" als selbstverständliche Pflicht der Reichsleitung bezeichnet und zur inneren Politik ihren Standpunkt in folgenden Sätzen ausspricht:

„Die Partei folgt dem Gedanken der Osterbotschaft, durch eine Neuordnung Kräfte dem Dienste des Vaterlandes zuzuführen, die bisher nicht voll zur Geltung kamen.

Deshalb sind wir bereit, an einem Wahlrecht mitzuarbeiten, das neben der Steuerleistung unter anderem auch den Gedanken der Aufwärtsentwicklung und des geistigen und wirtschaftlichen Aufstieges in seiner Abstufung Rechnung trägt. Die Uebernahme des Reichstagswahlrechts auf Preußen lehnen wir ab als unvereinbar mit den besonderen Aufgaben und Verhältnissen des preußischen Staates und sonach auch mit den richtig verstandenen Interessen des Reiches.

Die parlamentarische Regierungsform bietet für das Reich und Preußen keine Gewähr gesunden Fortschritts. Sie ist mit der politischen und geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes und seiner Eigenart so wenig vereinbar, wie mit einer starken Monarchie, die für Preußen und das Reich als eine Lebensnotwendigkeit sich mehr denn je in diesem Daseinskampfe erwiesen hat.

Wir fordern eine starke Regierung, die über den Parteien steht und die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes und seiner Vertreter voll wahrt wie die eigenen. Einseitige Berücksichtigung einer Partei und ihrer Wünsche und schwächliche Nachgiebigkeit aus Rücksichten der Tagespolitik erachten wir für unvereinbar mit den Grundbedingungen staatlicher Gesundheit, völkischer Geschlossenheit und Kraft."

Paul Rohrbach / Die Kriegsziele der Entente

Die Enthüllung über das, was in diesem Sommer in der Geheimsitzung der französischen Kammer besprochen wurde, hat nichts Ueberraschendes gebracht, ist aber politisch trotzdem sehr wertvoll. Frankreich hat mit Rußland unmittelbar vor dem Sturz der zaristischen Regierung eine Vereinbarung getroffen, wonach dem einen Partner Konstantinopel, dem anderen nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch noch weitere erhebliche Erwerbungen auf dem linken Rheinufer und außerdem Syrien zugesprochen wurden. Offenbar handelt es sich hierbei um einen Teil der Verträge zwischen den Ententegenossen, deren Originale, wie man wohl annehmen muß, durch Miljukow und den englischen Botschafter Buchanan in Petersburg beiseite geschafft worden sind, um sie der Einsicht derjenigen Mitglieder der Revolutionsregierung zu entziehen, die man für nicht genügend eroberungslustig hielt.

Es gibt in Frankreich seit Beginn des Krieges drei „Schulen" in bezug auf das Kriegsziel gegenüber Deutschland. Die eine, „bescheidene", will sich mit Elsaß-Lothringen begnügen; eine zweite, die aus ganz wildgewordenen Politikern besteht, verlangt außer umfassenden Abtretungen noch Auflösung des Deutschen Reiches, und das Programm der dritten lautet: das linke Rheinufer französisch! Sieht man aber genauer zu und sichtet das Material, so zeigt sich, daß

Digitized by Google

die politisch unterrichteten Stimmen (namentlich ein wie es scheint durchaus eingeweihter Anonymus aus dem Jahre 1915 ist hier lehrreich) die Formel vom linken Rheinufer nicht sehr weit rheinabwärts auszudehnen wagen, und zwar mit Rücksicht auf England. Statt dessen heißt es, ein Stück der Rheinprovinz solle zu Belgien geschlagen werden. Wir erinnern uns dabei an den mehrfach bezeugten Standpunkt Kitcheners und anderer militärisch-politischer Autoritäten schon aus der Zeit vor dem Kriege: die eigentliche Ostgrenze von England sei nicht der Kanal, sondern die belgische Grenze gegen Deutschland. Hier liegt anscheinend ein noch nicht ans Licht gekommenes Stück vom Gesamtsystem der Ententeverträge über die Beraubung und Schwächung Deutschlands vor. Erhält Frankreich Elsaß-Lothringen, so ist, wie Bismarck und Moltke bezeugten, Süddeutschland dauernd bedroht; erhalten die Franzosen das Saarbecken, so wird die deutsche Industrie durch den Verlust eines großen Teils ihrer Kohlen- und Eisenvorräte für England ein Stück unschädlicher, und rückt die belgische, d. h. im Sinne von Kitchener und Genossen die englische Landgrenze auf dem Festland von Europa, bis an den Rhein, so liegt der rheinisch-westfälische Industriebezirk Deutschlands unter den englisch-belgischen Kanonen und im unmittelbaren Bereich englischer Fliegerüberfälle. Dasselbe wäre von der Einrichtung eines „Pufferstaates" unter französisch-englischer Kontrolle auf dem linken Rheinufer zu sagen.

Vermutlich werden wir auch von dieser zweiten Hälfte der feindlichen Verfügungen über das linksrheinische Deutschland noch einmal Sicheres zu hören bekommen. Der Bericht über die Pariser Debatten ist nur ein Anfang. England ist ohne Frage der Bürge des Abkommens gewesen, und es gäbe nichts Naiveres, als zu denken, daß England sich an einem Pakt beteiligt, ohne dabei sich selbst den Hauptvorteil auszubedingen. Für Frankreichs Vergrößerung allein wird England ebensowenig fechten, wie für ein russisches Konstantinopel allein. Sehr richtig wird darauf hingewiesen, daß ein englischer Minister sich deutlich verraten hat, als er auf eine Frage im Parlament antwortete: Wenn Deutschland Frieden wolle, so müsse es die linksrheinischen Gebiete räumen, und zwar außer den besetzten feindlichen auch seine eigenen. Das letztere ging daraus hervor, daß der Mann seine Worte noch nachträglich unterstrich, er wisse wohl, daß ein Teil von Deutschland links des Rheins liege!

Wie vortrefflich passen diese Offenbarungen zu unserer fälschlich angegriffenen Reichstagsresolution! Die Resolution war notwendig, erstens weil durch sie der Gegensatz zwischen dem deutschen Verteidigungskrieg und dem feindlichen Eroberungskrieg höchst deutlich zutage getreten ist; zweitens weil es kein anderes Mittel gab, der Gesamtheit unseres eigenen Volkes zum Bewußtsein zu bringen, daß der Friede durch unsere Nachgiebigkeit und unseren guten Willen gar nicht zu erreichen ist, sondern daß die Brechung des gegnerischen Willens dazu gehört. Gegenüber dem Gedanken, daß dieser Krieg mit einer Vermehrung der deutschen Macht und des deutschen Besitzstandes abschließen soll, verhalten sich die einzelnen Teile unseres Volkes verschieden. Die einen wünschen es lebhaft und halten den sogenannten Verzichtfrieden für eine Niederlage, ja für eine Katastrophe. Die anderen, namentlich die radikale Linke, verkünden den Grundsatz „keine Annexionen und Kontributionen"; noch andere suchen einen Mittelweg. Ueberwiegend herrschte aber bisher dabei die Vorstellung (namentlich die Sozialdemokraten waren in diesem Irrtum befangen), daß, wenn Deutschland auf Eroberungen und auf Kriegsentschädigungen verzichtet, die Gegner friedensbereit sein und ihrerseits auf Wiederherstellung des territorialen Zustandes vor dem Kriege eingehen würden. Das ist der Irrtum unserer gutgläubigen Eiferer für den Frieden, auch der Irrtum eines Politikers wie Scheidemann, der in inneren Dingen wohl gute Erfahrung hat, in der auswärtigen Politik aber noch nicht. Die Leute von dieser Richtung bilden sich ein, England und seiner Gefolgschaft sei damit gedient, daß dieser Krieg für Deutschland etwa so ausginge, wie der Siebenjährige Krieg für Preußen. Damals sollte Preußen keine europäische Großmacht werden, und das Ergebnis des Krieges war, daß es doch Großmacht blieb. Heute soll das deutsche Volk kein Weltvolk werden, weil Englands Interessen dadurch beeinträchtigt würden. Bei einem Friedensschluß auf Grund des status quo ante, bei dem „jeder seine eigene Last" trüge, wäre Deutschlands Aufstieg unter die Weltvölker positiv entschieden, zumal die Lasten der anderen hinter dem Kriege schwerer sein würden, als die unsrigen. Vor allen Dingen wäre England von seinem Ziel zurückgeschlagen, die deutsche Gefahr im Industrie- und Handelswettbewerb und im Flottensicherungsbau auf immer zu beseitigen. Die Engländer haben ganz recht, wenn sie sagen: wenn wir nicht siegen, so sind wir besiegt; wird Deutschland nicht besiegt, so hat es gesiegt! Der Fehler und die politische Unerfahrenheit fangen nur da an, wo jemand in Deutschland sich einbildet, den Friedenswillen des Ententegebieters England samt seinen Gefolgsleuten und Knechten dadurch schon hervorrufen zu können, daß er erklärt, auf Gebietserweiterungen und Entschädigungen zu verzichten. Bis unsere sozialdemokratischen Führer dies Stück auswärtige Politik lernen, werden sie noch eine ganze Reihe von Erfahrungen machen müssen, und diese Erfahrungen ihnen anpredigen zu wollen, ist vergeblich. In der praktischen Politik lernt niemand anders als auf seine eigenen Kosten, in auswärtigen Dingen genau so wie in inneren. Solange der Eifer auf irgendeinem Gebiet noch größer ist als die Erfahrung, pflegt jeder überzeugt zu sein, daß er ein unvergleichliches Rezept für diesen oder jenen Bedarf habe, und nichts ist nutzloser, als ihm seinen Glauben ausreden zu wollen. Darum kann nichts gegen die Reichstagsresolution gesagt werden. Ein altes und in auswärtigen Dingen erfahrenes Parlament hätte dies Stück von vornherein nur zu dem Zweck aufgeführt, den Ungläubigen und Zweifelnden Englands und Frankreichs wahres Gesicht zu zeigen. Es gibt einige Leute innerhalb der Entente, die möchten den Krieg beendigen, sei es auch um den Preis, daß Deutschland bleibt, und es gibt auch für den Frieden tätige Neutrale, die uns immer wieder versichern: verzichtet nur erst einmal ganz ausdrücklich auf Eroberungen, dann schenkt ihr damit der Welt den Frieden! Weder die einen noch die anderen haben aber etwas über Krieg und Frieden zu sagen, sondern zu sagen haben nur die Kriegstreiber etwas, d. h. die kriegsfreundlichen Regierungen der Entente. Diese sind seit ungefähr einem halben Jahre der Meinung (nicht ganz ohne die Schuld gewisser politischer Ungeschicklichkeiten auf unserer Seite), daß Deutschlands Widerstandskraft sich ihrem Ende nähert. Sie sind auch unter sich im reinen darüber, was Deutschland verlieren soll, und England hat nach alter Methode auch sicher noch seine besonderen Pläne, die es vorläufig allein kennt. Hiergegen eine Reichstagsentschließung als großes

Werkzeug für den Frieden anzusehen, ist eine Sache von Harmlosen — aber das schadet nichts, auch Harmlose werden mit der Zeit klug, wenn sie gemerkt haben, wie der Gegner ist. Dazu ist die Entschließung vortrefflich, und noch vortrefflicher, daß die Enthüllung über Frankreich sogleich hinterherkam.

Eine gute Ernte, gute U-Boote, eine feste Front in Flandern und Frankreich, der Russe, der immer noch nicht ermüdet, uns zu zeigen, wie gut er es mit uns meint — und die Einsicht, daß durchgekämpft werden muß, bis die Feinde einsehen, daß sie nicht mehr weiter können, das sind die Friedensmittel, die uns übrigbleiben, nachdem auf die Reichstagsentschließung und den Reichskanzler von drüben die Antwort gekommen ist, die zeigt: noch glaubt der Feind, daß er es länger aushalten wird. Er wird es nicht, der Tag seiner Einsicht wird kommen — vielleicht klingt es aus Herrn Balfours gewundenen Reden schon ganz von ferne nach Beginn der Einsicht — und wenn jener Tag sich nähert, so wird man vielleicht auch wieder an Resolutionen denken können!

J. Riegelsberger / Die Stellung Japans im Weltkriege

Ueber kein Land unter den Kriegführenden und unter den Neutralen sind während des Krieges so widersprechende Nachrichten eingelaufen wie über das Land des Sonnenaufgangs, ein Beweis, wie schwer die japanische Seele zu durchschauen ist. — Zu Beginn des Krieges hielten es naive Gemüter in Berlin in vollständiger Verkennung der wirklichen Verhältnisse für angezeigt, der japanischen Gesandtschaft eine Ovation zu bringen, in dem irrigen Glauben, Japan greife zugunsten Deutschlands im fernen Osten in den Krieg ein. Das japanische Ultimatum an Deutschland brachte für die meisten Deutschen, wohl auch für die deutsche Regierung, eine große Enttäuschung und endlich auch die nötige Ernüchterung. Letztere hielt aber nur vor, bis Kiautschou erobert, die deutschen Südseekolonien weggenommen und die Mitarbeit der japanischen Flotte bei der Säuberung des Indischen und Stillen Ozeans von deutschen Kriegs- und Handelsschiffen beendigt war. Als Japan in wohlverstandenem eigenen Interesse, wie in Nr. 5 der Hilfe vom 4. Februar 1915 ausführlich dargelegt wurde, keine Truppen zur Bekämpfung Deutschlands auf den europäischen Kriegsschauplatz sandte, mehrte sich von Tag zu Tag in Deutschland die Zahl derer, die der Hoffnung lebten, Japan revidiere seine Politik in deutschem Sinne. Diese Hoffnung wurde absichtlich genährt durch einige irreführende, schlau berechnete Artikel einiger japanischer Zeitungen und Zeitschriften. Nachdem die Rechnung mit Deutschland im fernen Osten beglichen, konnte man darin lesen, könne zwischen Japan und Deutschland keine Rede von Feindschaft mehr sein; Japan habe auf das falsche Pferd gesetzt. Der japanische Student Uyeda, der vor dem Krieg in Berlin dem Studium oblag, brachte es sogar fertig, durch seine leichtgläubigen ehemaligen Berliner Freunde einen Brief in fast alle deutschen Zeitungen zu lancieren des Inhalts, daß ihn der Gewissenszwiespalt darüber, daß Japan mit Deutschland in Krieg verwickelt werden mußte, in den Tod getrieben habe. Ich habe damals in Vorträgen und in der Presse betont, daß Herr Uyeda sich seines Lebens freut wie noch nie und sich köstlich ergötzt an den gutgläubigen Deutschen und dem steten Wachstum seines Vaterlandes. Unzählige Deutsche ließen sich durch diese freundlichen japanischen Pressestimmen gängeln. Man konnte Artikel lesen von Journalisten, Missionaren, sogar von einem deutschen Diplomaten. — denn diese müssen doch alles am besten wissen —, in denen von einem „latenten Bündnis" zwischen Japan und Deutschland die Rede war. Ist es da noch zu verwundern, daß der deutsche Zeitungsleser noch einmal seine Hoffnung auf Japan setzte, wenigstens für den Fall, daß Amerika Miene machte, in den Krieg einzugreifen. Diese scheinbar deutschfreundlichen japanischen Pressestimmen waren aber gar nicht an Deutschland gerichtet, sondern an die Adresse der Entente. Sie enthielten die Drohung: „Stört unsere Zirkel in China nicht, sonst können wir uns jederzeit mit Deutschland verständigen." Sie dienten dem gleichen Zweck wie die japanischen Umtriebe in Mexiko. Diese waren ein deutlicher Wink an Amerika, Japan bei seiner Vergewaltigung Chinas ruhig gewähren zu lassen, andernfalls wisse Japan den Vereinigten Staaten im eigenen Lande und im Stillen Ozean zu schaffen zu machen. Das Hauptziel der japanischen Politik ist und bleibt der ferne Osten und in diesem China. Das an Hilfsmitteln arme Japan macht während des Krieges die reichen Bodenschätze Chinas seinem Imperialismus dauernd dienstbar. China muß politisch und wirtschaftlich für immer unter die Vormundschaft Japans kommen. Der Einfluß der Weißen soll aus China dauernd ausgeschaltet werden. Dieses große Ziel verfolgt Japan während des Weltkrieges. Die lange Dauer des Krieges kommt ihm dabei zu Hilfe. Die politische und wirtschaftliche Vormachtstellung Japans in China soll während des Krieges so gefestigt werden, daß alle anderen Staaten nach dem Kriege vor vollzogenen Tatsachen stehen und an dem bestehenden Zustande nicht mehr rütteln können. Jedes andere Ziel liegt der japanischen Politik vorerst fern. Die japanischen Staatsmänner sind zu klug, als daß sie mehr verschlucken als sie verdauen können. Fünfzig oder hundert Jahre spielen im Leben eines Volkes keine Rolle. Japan begeht nicht den Fehler, zwei Aufgaben auf einmal lösen zu wollen. Japan hat Zeit, eine spätere günstige Gelegenheit abzuwarten, um seine Pläne in der Südsee und im Stillen Ozean zu verwirklichen. Diese Pläne sind sicher nicht aufgehoben, aber sie sind aufgeschoben. So konnte Amerika ruhig in den Krieg eintreten, ohne in diesem Weltkriege etwas von Japan zu befürchten. Für das deutsche Volk aber kam die zweite bittere Enttäuschung über Japan.

Die Dauer des Krieges war auch für den deutschen Zeitungsleser eine gute Schule. Er hört nicht mehr auf die Pressestimmen über Japan, sondern er bildet sich nach so vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen allmählich selbst sein Urteil. Aus den oben angeführten Gründen war der Plan des Staatssekretärs Zimmermann, auf dem Wege über Mexiko mit Japan ein Bündnis zu schließen, von vornherein zum Mißlingen verurteilt. Mexiko, bei dem die Verhältnisse für uns günstiger liegen, ist ein durch ewige Bürgerkriege zerrüttetes Land, das mit sich selbst genug zu tun hat. Das deutsche Volk ist immer noch gespannt auf die Erklärung, wie dieser Plan an Amerika verraten wurde. In seiner großen Mehrheit ist es darüber einig, daß so etwas einfach nicht vorkommen darf. Bei seiner Verteidigung im Reichstage erklärte Staatssekretär Zimmermann schlankweg, daß die Japaner die Nachkommen der alten Mexikaner seien. Das ist eine Lieblingstheorie japanischer Universitäts-

Digitized by Google

professoren, die wohl auf politischem Boden erwachsen, aber ethnologisch und anthropologisch durchaus nicht erwiesen ist. Die Japaner fühlten sich allerdings nicht wenig geschmeichelt, wenn ihre Hypothese in Europa von so hoher Warte als feststehende Tatsache ausgegeben wird. Außer der Verkennung der japanischen Realpolitik zeigt die Einladung des deutschen Staatssekretärs des Aeußern eine mangelnde Kenntnis der japanischen Psyche. Dem Japaner kommt es bei jeder Handlung darauf an, „das Gesicht zu wahren". „Wie wird man über mich denken," ist sein Leitstern. Er will immer schön dastehen, selbst im Tode; er will schön sterben. Er wird manches unterlassen, um nicht „das Gesicht zu verlieren". Deshalb wird Japan niemals seinen Bundesgenossen gegenüber die traurig gemeine Rolle spielen, wie sie Italien innerhalb des Dreibundes gespielt hat, nicht etwa aus ethischen, sondern aus ästhetischen Gründen. Daher setzte auch sofort die offizielle moralische Entrüstung Japans gegen Deutschland ein, als das Bündnisangebot durch Amerika der Welt enthüllt wurde. Japan will auch nicht zwischen zwei Stühle kommen; es will sich mit der Partei beim Friedensschluß an den grünen Tisch setzen, bei der es von Anfang an stand.

Die japanische Politik ist seit 1902 eingestellt auf das Bündnis mit England und wird es unentwegt während dieses ganzen Krieges bleiben. Dieses Bündnis hat Japan große politische und wirtschaftliche Vorteile gebracht, zum Teil sogar auf Kosten seines Partners England. Japan hat vorerst keinen Grund, es aufzulösen, eher England. Um die große chinesische Ernte unter Dach zu bringen, braucht Japan eine lange Dauer des Weltkrieges. Daher ist die Verlängerung des Krieges durch die Teilnahme Amerikas am Kampfe Japan im höchsten Grade erwünscht, und es wird sich hüten, durch einen Angriff auf Amerika den Krieg abzukürzen. Deutschland soll für immer politisch und wirtschaftlich aus dem fernen Osten verdrängt werden. Deshalb wurde das unter japanischer Kuratel stehende China gezwungen, Deutschland den Krieg zu erklären. So kann der wirtschaftliche Einfluß Deutschlands in China, das uns entschieden freundlich gesinnt war, während des Krieges vollständig gebrochen werden. Wie aber Japan keinerlei Interesse an einem Siege der Mittelmächte im Weltkriege hat, ebensowenig hat es ein Interesse an einem Siege seiner Bundesgenossen. Das zeigt die ganze Beteiligung Japans am Weltkriege. Es nützt den Krieg rücksichtslos aus, um seine Exportindustrie und seine Finanzen auf eine nie gesehene Höhe zu bringen. War es vor dem Kriege Schuldner Amerikas und Englands, so ist es heute Geldverleiher. Am Kriege beteiligt es sich immer nur so viel, um „das Gesicht zu wahren", damit man sieht, daß es im Ententelager ist. So nehmen in Rußland japanische Offiziere am Kriege gegen Deutschland teil, die dort allerdings gleichzeitig noch einen anderen Zweck verfolgen. Die Bundesgenossenschaft mit Rußland hindert Japan nicht, im Osten einen Vorteil um den anderen auf Kosten Rußlands einzuheimsen. Japanische Torpedoboote und Zerstörer machen neuerdings Jagd auf deutsche Tauchboote im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean. Aber seine Hochseeflotte und sein Heer spart Japan für andere Zwecke. Wenn kürzlich wieder im Ententelager der Ruf nach der japanischen Armee für Europa ertönte, so braucht uns das nicht zu schrecken. Die Gründe bleiben die gleichen, die vor beinahe drei Jahren galten. Damit auch die Komödie zu ihrem Recht komme, beriefen sich die Japaner für ihre ablehnende Haltung, eine Armee auf den europäischen Kriegsschauplatz zu schicken, auf ein Testament des verstorbenen Kaisers Mutsuhito, nach dem das japanische Heer nur im fernen Osten verwendet werden dürfe. Wer den verstorbenen Kaiser kannte, konnte bei dieser Nachricht nur in ein zwerchfellerschütterndes Lachen ausbrechen; denn der gute Kaiser Mutsuhito wußte kaum in seiner langen, von seinen göttlichen Ahnen sichtbarlich gesegneten Regierungszeit, was alles in seinem Namen vorging. Japans Interesse am Weltkrieg besteht darin, daß sich beide Mächtegruppen zerfleischen und dauernd schwächen bis zur Ohnmacht, damit sie auch nach dem Kriege für immer unfähig sind, die politische und wirtschaftliche Stellung Japans in China und im ganzen fernen Osten zu revidieren. Ist die politische und wirtschaftliche Abhängigkeit Chinas vom Lande des Sonnenaufgangs für immer gesichert gegen jede Macht und jede Mächtegruppierung, erst dann, aber auch erst dann wird sich Japan seinem zweiten großen imperialistischen Ziele zuwenden, der Vorherrschaft im Stillen und Indischen Ozean. Japan hat noch für Jahre im Reich der Mitte alle Hände voll zu tun. Die fortwährenden Unruhen in China, der Wechsel zwischen republikanischer und monarchischer Staatsform haben neben dem Gegensatz zwischen Nord- und Südstaaten ihre letzte Ursache in der Unzufriedenheit des chinesischen Volkes mit der Regierung, die sich als unfähig und ohnmächtig erweist, den verhaßten, beutegierigen japanischen Eindringling und Vergewaltiger vom Leibe zu halten. Am halbstarren chinesischen Riesenleib macht sich von Zeit zu Zeit ein konvulsivisches Zucken bemerkbar, wenn sich sein Groll gegen Japan entladet. Daher muß der japanische gelbe Drache dauernd auf der Lauer liegen, daß ihm seine Beute nicht entgeht. Aus diesem Grunde kann es Japan nur recht sein, wenn die günstige Gelegenheit für die Inangriffnahme seines zweiten Zieles in einem möglichst späten Zeitpunkt erfolgt. Eine solche Gelegenheit, wo die europäischen Staaten und Amerika unter sich in Verwicklung geraten sind, wird sich bei den widerstrebenden Interessen der weißen Rasse immer wieder finden, wenn auch die Entente und Amerika für einen „allgemeinen, ewig dauernden Frieden kämpfen".

So viel ist sicher, in diesem Kriege wird Japan bis zum Friedensschlusse unser Gegner sein, weil es sich nicht zu viel auf einmal aufbürden kann. Deutschland tut gut daran, dieser Wahrheit kühn ins Auge zu schauen, statt in seiner Hoffnung auf Japan eine neue bittere Enttäuschung zu erleben.

Friedrich Holdermann / Der deutsche Protestantismus und die Aufhebung des Jesuitengesetzes

Niemand wird erwarten können, daß die Aufhebung des Jesuitengesetzes in der evangelischen Kirche mit Freuden begrüßt worden ist. Dazu hat sich die Wirksamkeit des Jesuitenordens, an die das eine Wort Gegenreformation zur Genüge erinnert, einst zu tief und schmerzlich in das Bewußtsein unseres evangelischen Volkes, vor allem in einzelnen Gebieten Deutschlands, eingegraben. Die Rücksicht auf die jetzt so dringend nötige nationale Geschlossenheit und den Burgfrieden der Konfessionen läßt das jetzt äußerlich in der großen Oeffentlichkeit kaum zu tag treten. Aber die Tatsache selbst besteht. Darüber lassen die Urteile der kirchlichen Presse bis zur äußersten Linken keinen Zweifel. Sie sind einmütig nicht so sehr über die Maßnahme selbst als in ihrem tiefen Bedauern darüber, daß dieser alte leidenschaftliche Streitpunkt des konfessio-

Digitized by Google

nellen Gegensatzes jetzt während des Krieges in der Zeit des Burgfriedens der Konfessionen und vor allem just gerade in dem Jahr des 400 jährigen Geburtstags der deutschen Reformation zur Entscheidung gedrängt wurde. Man verschiebt zurzeit bekanntlich wichtige, dringliche Stücke der politischen Neuorientierung bis nach dem Krieg, z. B. die Aufhebung der preußischen Klassenwahl, die, wenn irgend etwas, wie ein Ausnahmegesetz gegenüber großen Schichten des Volkes wirkt, aus einer sehr verständnisvollen Schonung gewisser Gefühle und im Interesse des inneren Friedens. Diese Schonung haben weite Kreise der evangelischen Bevölkerung in Sachen des Jesuitengesetzes mit Befremden vermißt. Sie lassen sich dadurch in ihrer vaterländischen Haltung nicht beeinflussen, aber daß sie größere Rücksicht auf ihre Gefühle erwartet hätten, muß offen ausgesprochen werden. Es entspricht dieser Lage, daß eine ganze Anzahl Bundesstaaten im Bundesrat gegen die Aufhebung ihre Stimme abgegeben haben. So Sachsen, die thüringischen Staaten. Sachlich liegt der Fall ja nun so, daß die jeweilige Landesgesetzgebung in Kraft tritt, die verschieden ist, aber in einzelnen Bundesstaaten jede Ordenstätigkeit untersagt, wie ja bekanntlich auch die Schweiz den Jesuitenorden in ihrem Gebiet verboten hat. Aber wie das auch im einzelnen geregelt ist oder wird, auch die Kreise des deutschen Protestantismus, die die Aufhebung des Jesuitengesetzes mißbilligen, stehen heute vor einer vollendeten Tatsache, gegen die anzurennen zwecklos ist, um so mehr als sie nach Lage unserer deutschen Verhältnisse in absehbarer Zeit doch zu erwarten gewesen wäre. Richtiger als lange gegen sie zu protestieren und darüber zu klagen scheint mir, sich mit ihr abzufinden, sie zu verstehen und vor allem daraus zu lernen.

Bekanntlich hat es einmal eine Zeit gegeben, wo der Jesuitenorden der katholischen Kirche selbst gefährlich erschien. So ausgesprochen katholische Staaten wie Spanien, Portugal, Frankreich haben ihn einst in ihrem Gebiet verboten. Im Jahre 1873 hat sogar ein Papst, Benedikt XIV., mit der Bulle Dominus ac Redemptor noster ihn feierlich aufgehoben. Eine päpstliche Denkmünze vom selben Jahre mit Christus als Weltrichter und den Vätern der Gesellschaft Jesu zu seiner Linken trägt die Inschrift: Nunquam novi nos, discedite a me omnes (ich habe euch nie gekannt, weichet von mir alle). Wie das Blatt sich dann wieder zugunsten des Jesuitenordens gewendet hat und seine Stellung in der Restaurationsperiode des vorigen Jahrhunderts außerordentlich angesehen und geradezu beherrschend in der römischen Kirche geworden ist, ist hier nicht auszuführen. Zweifellos ist ein Gegensatz zwischen Kirche und Jesuitenorden längst nicht mehr vorhanden. In der Politisierung der katholischen Kirche, in ihrem heutigen Prinzip der Betätigung ihrer Kräfte auf allen Gebieten des Lebens und der Oeffentlichkeit zum Zweck ihrer Machtstellung sind vielmehr wesentliche Grundsätze des Jesuitenordens zur Herrschaft gelangt. Ein Wesensunterschied zwischen ihr und dem Jesuitenorden besteht heute nicht mehr. Darum haben auch die Kämpfe gegen die Jesuiten wie überhaupt der ganze Kulturkampf den wachsenden Einfluß der katholischen Kirche in Deutschland und ihrer Partei, des Zentrums, nicht verhindern können, ihn sogar im Gegenteil verstärkt durch die moralische Kraft, die sie als Minderheit daraus zog, die erst recht dadurch zusammengeschweißt worden ist. Stärker hätte ihre Machtstellung im heutigen Deutschland auch bei Anwesenheit des Jesuitenordens kaum werden können, als sie tatsächlich geworden ist. Ohne daß diese Kampftruppe da war, lebten ihr Geist und ihre Grundsätze in der Kirche und ihren Organen. Sie wären da, auch wenn die Jesuiten aus Deutschland ausgewiesen blieben. Darum hat es nach Lage der Verhältnisse von heute wenig Zweck, sich über ihre Rückkehr zu ereifern.

Dazu kommt aber noch ein anderes. Der Widerstand, welcher gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes erhoben worden ist, resultierte — neben anderem — aus der Kampfstellung, die große Kreise der evangelischen Bevölkerung gegen die römische Kirche und ihre parteipolitische Organisation, das Zentrum aus nationalen Interessen einnehmen zu müssen glaubten. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wieweit diese Stellungnahme berechtigt oder nicht war. Tatsache ist, daß sie heute nicht mehr den veränderten Verhältnissen entspricht. Das Zentrum, mit dessen Konstituierung einst die Gründung des Reichs unter protestantischer Spitze beantwortet worden ist, hat eine starke Entwicklung durchgemacht. Aus einer Partei der schroffen Opposition ist es mit der Zeit eine einflußreiche Stütze der Regierung und eine Partei der positiven Mitarbeit an den Staatsaufgaben, auch den spezifisch nationalen, geworden. Auf die innerpolitischen Verhältnisse, die dazu führten und der konfessionellen Partei in Deutschland eine maßgebende Stellung im Reiche verschafften, kann hier nicht eingegangen werden. Das Zentrum hat den Staat überwunden, der gegen geistige Potenzen und gerade gegen solche der stärksten Art, gegen religiöse Kräfte, in Verkennung ihrer gewaltigen Macht über die Herzen mit Polizeimitteln kämpfte. Es hat den Triumph erlebt, daß dieser Staat Schritt für Schritt vor ihm zurückweichen mußte, und auf diesen großen politischen Erfolg der Zentrumspolitik hat jetzt der Fall des Jesuitengesetzes mitten im Krieg das Siegel gesetzt. Aber man kann andererseits doch auch wieder sagen: Der nationale Staat hat auch den deutschen Katholizismus überwunden, der sich ihm einst fremd gegenüberstellte. Er hat ihn in sein Leben hineingezogen. Die Probe darauf hat der Krieg abgelegt. Er hat gezeigt, daß keine Konfession, sowenig wie irgend eine Partei, in der vaterländischen Gesinnung hinter der andern zurücksteht. Er hat die volle nationale Zuverlässigkeit der deutschen Katholiken erhärtet. Die katholische Kirche und in ihr auch die deutschen Glieder des Jesuitenordens, die bei Kriegsbeginn dem bedrohten Vaterland sich zur Verfügung stellten und ihm mit Aufopferung dienten, haben ihre nationalen Pflichten erfüllt wie jeder andere. Das muß voll anerkannt werden. Unsere evangelischen Kreise müssen in ihrem Urteil über die katholischen Volksgenossen und ihre Kirche die Konsequenzen daraus ziehen. Die Erfahrungen der Kriegszeit nötigen wie auf so manchem Gebiet auch hier zum Umdenken. Der große Gegensatz der beiden Konfessionen und ihrer Weltanschauungen, der unserem deutschen Volk wie keinem zweiten der Welt durch seine Geschichte auferlegt ist, wird damit gewiß nicht aus der Welt geschafft. Er wird bleiben. Er wird auch wieder zu seiner Zeit in Kämpfen sich geltend machen. Dem Wesen der römischen Kirche entspricht das Streben nach Macht und ein Gegensatz zum modernen Staat. Daraus werden sich immer wieder Kämpfe und Ansprüche ergeben, vor allem auf dem wichtigsten Gebiet, der Schule. Keine unserer Parteien wird mit einer geschlosseneren und gestärkteren Position aus dem Krieg hervorgehen als das Zentrum. Man wird gut daran tun, damit zu rechnen. Aber es müßte doch schlimm gehen, wenn der konfessionelle Gegensatz durch das gewaltige Erleben dieser Zeit und durch das Einstehen für das gemeinsame große nationale Gut nicht eine Milderung und Entspannung, die nicht nur vorübergehend ist, erfahren würde. Die Schwere unserer Lage nach außen wie nach innen nach dem Krieg macht das dringend nötig. Sie verlangt die möglichste Zusammenfassung aller Kräfte. Den Luxus schwerer konfessioneller Kämpfe können wir uns kaum gestatten. Das erfordert auf diesem Gebiet an dem und jenem Punkt Verzicht und Opfer — natürlich von beiden Seiten.

Dem protestantischen Geist entspricht der moderne Staatsgedanke. Derselbe verträgt nicht den Kampf gegen Ideen und Anschauungen mit den Mitteln der staatlichen Gewalt. Er will gleiches Recht für alle. Es geht auf die Dauer nicht an, daß derselbe Staat, der in seiner Mitte jede politische, soziale, religiöse Anschauung, Organisation und ihre Betätigung, auch die radikalste, duldet, sofern sie nicht gegen seine Gesetze verstößt, gegenüber der religiösen Organisation, der ein starkes Drittel des ganzen Volkes angehört, eine Ausnahme macht. Statt sie zu schwächen, stärkt er sie damit nur. Wo er jenen Boden verläßt, da zieht er, vor allem, wenn es sich um einen so erheblichen Teil des Volksganzen handelt, rettungslos den kürzern. Das hat das Schicksal des Kulturkampfes gezeigt, das den Staat Schritt für Schritt zum Zurückweichen verurteilte. Daß die Erfahrungen des Sozial-

Digitized by Google

gesetzes, dieses verhängnisvollsten Fehlers der innern Politik Bismarcks. Nichts stärkt geistige Strömungen mehr als das Gefühl der Zurücksetzung und des Unrechts, die Gloriole des Märtyrertums. So hat das Zentrum das Jesuitengesetz zu einem Schibboleth des Kampfes um sein Recht für den deutschen Katholizismus machen können, und es hat gesiegt in diesem Kampf. Es mußte siegen. Denn es konnte, obwohl die Idee, der es dient, grundsätzlich so absolutistisch wie möglich ist, den Rechtsgrund des modernen Staatsgedankens für sich in Anspruch nehmen. Der Protestantismus auf der Gegenseite dessen, der Geist von seinem Geist ist? Das war nach Lage unserer Verhältnisse in Deutschland eine Position, in der nicht nur der Staat, sondern auch der Protestantismus schließlich das Spiel verlieren mußte. Seine geistige Kraft ist stark genug, um den Staatsgedanken auch in puncto Jesuiten ertragen zu können, so sehr das heute noch ganz gewiß weiten Kreisen der evangelischen Bevölkerung gegen ihr Gefühl geht und Sorge macht und aus der Schwere der Vergangenheit und ihren traurigen Erfahrungen nur zu begreiflich ist. Ob die Belastungsprobe freilich gerade jetzt während des Krieges nötig war, ist eine andere Frage.

Wenn es dennoch geschah, so erscheinen einige Folgerungen daraus ebenfalls um so nötiger. Das Zentrum hat gegen das Jesuitengesetz unter der Devise des Kampfes gegen das Ausnahmegesetz gekämpft. Um so mehr darf man jetzt, wo es mitten im Krieg seine Aufhebung erreichte, wohl erwarten, daß es nunmehr selbst dasjenige Ausnahmegesetz nicht länger wird bestehen lassen wollen, das zugunsten der katholischen Kirche noch in Kraft ist: die Befreiung der katholischen Theologen von der militärischen Dienstpflicht, die ihnen das Reichsgesetz vom 8. Februar 1890 gewährt. Bekanntlich kennt auch das katholische Frankreich diese Ausnahme nicht.

Nach der Aufhebung des Jesuitengesetzes wird man fordern müssen, daß nunmehr der Grundsatz des gleichen Rechtes für alle Konfessionen, nicht nur für die mächtige katholische Kirche, sondern auch für die kleinen religiösen Minderheiten in praxi endlich restlos durchgeführt wird, daß jede zurücksetzende Ausnahmebehandlung um des religiösen Bekenntnisses willen im Staats- und Heeresdienst endlich aufhört.

Man wird in diesem Zusammenhang auch daran erinnern müssen, daß in großen Teilen der evangelischen Kirche Deutschlands immer noch die freiere Richtung in ihrem vollen Recht nicht anerkannt, ja verkürzt ist, und zwar zumeist gerade da, wo die Kirche eng mit dem Staat verbunden ist, dieser also auf sie Einfluß hat. Es erscheint als eine innerliche Unmöglichkeit für die evangelische Kirche, daß dieser Zustand minderen Rechtes für die eine Seite im Protestantismus über eine Zeit hinaus weitern dauern sollte, die den Jesuiten auf deutschem Boden freie, ungehinderte Tätigkeit gewährt. Er wird zu einem Schaden für die evangelische Kirche, denn er entzieht ihr Kraft, die sie jetzt nötiger wie je brauchen wird. Nur der Kleinglaube kann wegen der Aufhebung des Jesuitengesetzes sich ängstigen. Sie wird der evangelischen Kirche vielmehr zum Segen werden, wenn sie ihr zum Ansporn wird, endlich in einem weitherzigen Geist über den unfruchtbaren lähmenden dogmatischen Streit hinwegzukommen, wenn sie, anstatt sich damit zu zersplittern und kostbare Kraft zu verbrauchen, alle ihre Kräfte zusammenfaßt und sie der politischen Arbeit, den praktischen Aufgaben widmet, deren nach dem Krieg so schwere und dringende auf sie warten; nicht zuletzt an der Jugend. Gerade auch in dieser letzteren Richtung sollte dem deutschen Protestantismus die Aufhebung des Jesuitengesetzes ein mahnender Finger sein. Denn in der Tätigkeit an der Jugend beruhten zu einem großen Teil die Stärke und die Erfolge des Ordens. Um so treuere und umfassendere Arbeit im Geist der Einigkeit mit den reichen Kräften des evangelischen Christentums, um so stärkeres lebendiges Pflichtbewußtsein der Protestanten gegen ihre evangelische Kirche — das wäre die beste Antwort auf die Aufhebung des Jesuitengesetzes. Das auch in dieser schweren Zeit, die keine glänzende Feste duldet, die schönste und richtigste Feier des 400jährigen Geburtstages der Reformation.

Hans Ostwald / Kriegsinvaliden als Siedler

Von berufener Seite ist das treffliche Wort gefallen: Es gibt keine Krüppel mehr. Diesem Worte ist die Folgerung entsprungen: alle Kriegsinvaliden sollen in ihren früheren Beruf zurückkehren oder sich einem ähnlichen Beruf zuwenden. Zweifellos wohnt diesen beiden Leitsätzen eine starke suggestive Kraft inne, die zum Wohle der Betroffenen wirken mag und wirken soll. Aber leider reichen die Leitsätze nicht aus, wie eben alle Leitsätze. Es gibt immer Ausnahmen von der Regel. Und so gibt es leider eben in Wirklichkeit eine ganz beträchtliche Anzahl von Kriegskrüppeln. Und unter ihnen sind wiederum viele, die nicht wieder in ihrem früheren Berufe tätig sein können und die auch nicht in einem anderen Berufe sich zurechtfinden würden.

Wir müssen zuerst einmal an die mit einem schweren Herzleiden aus dem Kriege Heimgekehrten denken. Ferner an die Lungenkranken. Dann gibt es viele Nervenschwache. Außerdem noch manche andere mit einem inneren Leiden, das ihnen eine bestimmte und gewissenhafte Berufstätigkeit unmöglich macht. Und auch unter denen, die unter chirurgischer Behandlung waren, gibt es genug, die nicht fähig sind zur regelrechten Berufsarbeit. Denken wir nur an die vielen Kopfschüsse und Schädelverletzungen! In der verhältnismäßig kleinen Schar von Kriegsinvaliden, die zu mir kamen, waren schon mehrere, die wegen eines noch im Kopfe sitzenden Granatsplitters oder wegen eines Loches in der Schädeldecke derart an ihrer Leistungsfähigkeit eingebüßt hatten, daß niemand angesonnen werden könnte, sie noch zu beschäftigen. Vor allem konnte ihnen selbst keine feste Arbeit zugemutet werden.

So sehr unserer modernen Kriegsheilkunst zu danken ist, daß sie diese Leben wunderbarerweise erhalten hat, so ehrlich müssen wir auch gegen uns selber sein und nunmehr zugestehen, daß wir Kriegskrüppel haben. Dies Zugeständnis aber verlangt auch, daß wir uns um ihre Zukunft kümmern. Und die Antwort auf die Frage: Wie sorgen wir für diese Krüppel? haben die behandelnden Aerzte schon gegeben, indem sie die Invaliden zu einem Siedlungsverein schickten und den Krüppeln rieten, ständig in frischer Luft zu leben, sich anzusiedeln. Nur dann könnten sie eine Besserung ihres Zustandes erwarten. Nur bei dem einfachen, ruhigen und geregelten Leben im eigenen Garten könnten sie ihre übriggebliebene Kraft noch verwerten und verhältnismäßig lange erhalten. Die Pflege der Bäume und Sträucher, von Gemüse und anderen Pflanzen, das Gedeihen unter ihrer schwachen Hand würde ihnen Heilung bringen, soweit das überhaupt möglich sei.

Und gerade denen, die sich eine Erkrankung vor dem Feind geholt haben, die nicht minder ehrenvoll ist als eine Verwundung, gerade denen ist die Verpflanzung auf das Land zu empfehlen.

Stellen wir uns einmal vor, wie ein Mann, den der Krieg aus seinem Beruf geschleudert hat, in solcher Siedlung leben würde:

Die Morgensonne scheint hell in das Schlafzimmer. Der Siedler erwacht. Er hört die Hähne krähen. Sachte, um die Frau nicht zu wecken, die am vorhergehenden Tage schwer mit der Wäsche zu tun hatte, steht er auf und kleidet sich an. Ein Blick über das Gelände: Wie die jungen Kirschbäume blühen! Reihenweise zwischen den Häusern, als hätten sie tausend Fähnchen hinausgesteckt vor Freude übers Frühjahr! — Ein Blick ins nebenliegende Kinderzimmer: Wie rot und gesund sie daliegen! — Dann leise die Stiege hinab. In die Küche hinein, Feuer im Herd gemacht. Durch die große Vorderstube. Da hängen die Bilder der Kameraden, die Andenken ..... Ueber den Vorflur, in dem Strolch, der Hund, wartet, hinaus nach dem Stall. Die Ziegen freuen sich über die Hand voll Heu, die ihnen gereicht wird, die Kaninchen über die Wurzel, die Schweine desgleichen. Die Hühner laufen eifrig aus und scharren sofort.

Im Garten: Die neuen Erdbeerbeete wachsen prächtig an. Die Stachelbeeren zeigen schon grüne Früchte. Spinat kann gepflückt werden. Den gibt's heute Mittag. So kräftig hat ihn keiner in der Stadt.

Ueberhaupt: Die Gemüse! Liebhaberpreise würden die Städter zahlen, wenn sie solch schneeweißen Blumenkohl, solche Schoten,

Digitized by Google

solche Bohnen bekommen könnten! Das wird wieder ein Sommer! Der Salat und die Eier!

Der Nachbar schleicht ja da auch schon herum. Der kam nun so schwer lungenleidend hier an. Und nach wenigen Monaten in der Luft hat ihn der Arzt gesund geschrieben.

Ja — gesund ist er ja auch selbst geworden. Wie hatten ihn die Nerven gequält! Nun — das ist ja alles vergessen ... Jetzt geht's hinein. Dann kocht Mutter Kaffee. Die Kinder kommen an den Tisch. Es geht zur Arbeit und zur Schule. Mittags — und mittags gibt's Gemüse aus dem eigenen Garten! Wer kann das haben?

Dann wieder Arbeit. Kommt man heim, haben die Kinder im Garten gearbeitet. Es gibt Eier aus dem eigenen Hühnerhof. Eier vom Tage! Und Schinken vom Schwein, das im Winter geschlachtet wurde. Und wenn erst die Kirschen oder Stachelbeeren reif sind, sitzt die Familie draußen und nascht wohl noch ein wenig vom Obst! Und Vater erzählt von den Tagen in Polen. Von den Nächten, da sie nicht schliefen, sondern stürmten. Von diesen nassen, schmutzigen, düsteren Kampfnächten, in denen sie eine gewaltige Ueberzahl von Feinden bezwangen.

Und wo sich so viele einen Schaden holten. So viele aus der Siedlung, die nun glücklich und froh im Häuschen sitzen und im Garten leben, einige als Arbeiter in der Werkstatt da drüben, einige als Hühner- oder Schweinezüchter oder Gärtner und einige als Landarbeiter bei den umliegenden Gütern und Bauern. Geht ihnen allen ganz wohl. Sind alle stolz auf ihr Eigenes. Wird von Jahr zu Jahr besser — dieser Garten, dieser Boden — den die Russen haben urbar machen müssen.

Und kommt mal wieder so eine Erinnerung an Nervenschmerzen — es gibt hier so viel zu tun: im Herbst und Frühjahr das Land umgraben — dann säen und Unkraut, immer wieder Unkraut jäten — abernten — Bäume gießen — Sträucher verpflanzen — im Winter Brennholz hauen, Zäune ausbessern, im Stall nachsehen.

Hier ist keine Zeit zum Grübeln. Hier wird das trübe Blut klar durch Arbeit und frische Luft. Hier schafft jeder mit Freude. Es ist ja das Eigene.

Wohl dem, der solche Arbeit hat!

Die Invaliden, die sich ansiedeln, werden manche wirtschaftlichen Vorteile haben. Sie werden billig wohnen und aus dem Garten die hauptsächlichsten Lebensmittel für ihre Familie und ihr Kleinvieh haben. Trotzdem sollen sie sich nicht etwa als Staatspensionäre fühlen. Sie sollen ihren gärtnerischen Betrieb auf eigene Verantwortung führen und Hilfe nur bei besonderen, unverschuldeten Notständen erwarten. Dazu ist eine Vorbedingung, daß sie, zum mindesten aber ihre Frauen, vom Lande stammen. Sonst werden sie sich nicht so leicht einwurzeln. Zur Verfügung müßten stehen: 1. Kleine Stellen von 12½ Ar = ½ Morgen für kleine Beamte, Pensionäre und Industriearbeiter; 2. Gärtnereien im Umfange von 1—4 Morgen in der Nähe von Städten; 3. Stellen im Umfange von 1—4 Hektar für Handwerker und ländliche Arbeiter mit so viel Land und Wiese, wie zur Durchwinterung einer Kuh erforderlich ist; 4. bäuerliche Stellen in der Größe von 4—15 Hektar, auf denen eine Familie ohne Nebenarbeit sich ernähren kann. In einzelnen Fällen wären auch kleine Pachtstellen für solche bereitzuhalten, die sich nicht so sehr binden wollen. Aber: Die Siedler wollen ja ein Eigentum erwerben!

Soweit es sich um Kleinsiedlungen handelt, werden kaum besondere Schwierigkeiten entstehen. Die kleinen Städte würden selten besondere Ansprüche bei Neusiedlungen stellen, sondern über den Zuwachs, über die Belebung von Handel und Wandel und besonders über die notwendige Bautätigkeit erfreut sein.

Die Geldbeschaffung erfolgt im Rentengutsverfahren. Der Ansiedler hat 4 v. H. Zins und eine kleine Tilgungssumme zu zahlen, wodurch auch die zweiten Hypotheken in guter Form stehen.

Die Beleihung durch die Rentenbank erfolgt bis zu 90 v. H. des Wertes. Wenn die Ansiedler bei Kleinsiedlungen bis zu 10 v. H., bei bäuerlichen Siedlungen bis zu 20 v. H. anzahlen müssen, wären also noch 10—20 v. H., d. h. bei Kleinsiedlungen im Werte von 8000 M. 800 M., bei bäuerlichen Siedlungen im Werte von 30 000 M. 6000 M. zu decken. Die Siedlungsgesellschaften, die wir in fast allen preußischen Provinzen haben, sind bereit, für die Kriegsinvaliden diese Summen zu bewilligen. Auch einige außerpreußische Siedlungsgesellschaften, wie der Oldenburgische Landeskulturfonds und die Mecklenburgische Siedlungsgesellschaft, haben Mittel für die Ansiedlung von Kriegsinvaliden bereitgestellt. Ebenso können die Baugesellschaften und Bauvereine mitwirken. Die königl. Generalkommissionen haben bisher mit Liebe und Sachkenntnis das Siedeln geleitet. Neue Behörden sind also nicht notwendig. In vielen deutschen Siedlungsgebieten ist mithin die Möglichkeit zur Ansiedlung einer bestimmten Anzahl von Kriegsinvaliden bereits geschaffen.

Eine einzige Frage ist allerdings noch zu erledigen: Woher nehmen die Invaliden und Kriegerwitwen die notwendige und nicht zu erlassende Anzahlung? Die Ansiedler müssen am Gedeihen ihres Anwesens mit ihren eigenen Mitteln interessiert sein; sie müssen also 10 bis 20 v. H. der Kaufsumme selbst aufbringen. Nur ganz wenige sind dazu imstande. Nur ganz wenige sind im Besitz von Barmitteln. Unter denen, die mittellos sind, finden sich aber viele, die sich zu Siedlern eignen, denen ein eigenes Besitztum anvertraut werden kann.

Denen soll nun die Möglichkeit gegeben werden, sich die Anzahlung durch Kapitalisierung eines Teiles ihrer Kriegerrente zu verschaffen. Der gegen die Kapitalisierung einer Teilrente erhobene Einwand, daß das ausgezahlte Kapital in unwirtschaftlicher oder gar leichtsinniger Weise verbraucht werden könnte und der Kriegsinvalide oder die Kriegerwitwe alsdann ohne Rente und ohne Kapital dastehen und der Wohltätigkeit zur Last fallen würden, kann gegen die hier vorgeschlagene Verwendung der kapitalisierten Rente deshalb nicht geltend gemacht werden, weil sich die kapitalisierte Rente durch die Anlage in einem ganz oder vorwiegendem Gebrauche des Rentenempfängers dienenden Hause unmittelbar in eine Ersparnis von Zins oder Miete in mindestens der gleichen Höhe umsetzen würde. Was der angesiedelte Invalide an Kriegsrente weniger bekommt, spart er an Miete und hat dafür eine gesicherte gesunde und geräumige Wohnung. Läßt sich ein Invalide, der 600 M. jährliche Rente bezieht, 20 v. H. der Rente — 120 M. kapitalisieren, stehen ihm ungefähr 2400 M. zur Anzahlung zur Verfügung. Jedenfalls bekommt der Kriegsinvalide oder die Kriegerwitwe eine Kapitalsabfindung von solcher Höhe, daß sie ein eigenes Heim erwerben können.

Und das ist es auch, was viele Kriegsinvaliden wieder aufrichtet, was sie den Verlust eines Gliedes wenigstens auf Zeiten vergessen läßt, was ihnen neue Gedanken, neue Hoffnungen und ein neues Lebensziel gibt: die Aussicht, ein eigenes Heim zu erwerben.

Am deutlichsten trat das zutage bei dem von mir angesiedelten Invaliden R. Er hat den linken Arm verloren, kann also nicht mehr als Schlosser auf Arbeit gehen. Früher hatte er immer ein Stück Laubenland bearbeitet. Doch hatte er mehrmals das Pech gehabt, sein Gelände zu verlieren, wenn er zwei bis drei Jahre fleißig darauf gearbeitet hatte. Das Gelände war inzwischen baureif geworden, und er mußte den Bauhandwerkern weichen. Nun auf seinem Rentengut sagt er: „So, hier kann mich keiner fortjagen!" Mit einem unerhörten Eifer hat er sich auf die Verbesserung seines Gartens gestürzt, mit seiner Rechten den Boden umgegraben, große Erdbeerbeete angelegt, selber Bäume gepflanzt und will nun Kaninchen- und Meerschweinchenzucht treiben.

Auch er hatte kein Vermögen zur Anzahlung. Ich konnte ihm mit Hilfe meiner Freunde die notwendigen Mittel vorstrecken. Diese unvermögenden Ansiedler erhielten das Geld nicht als Geschenk, sondern nur als Darlehen. Dieses Darlehen erscheint den Siedlern von vornherein als ihr Eigentum. Sie sind jedenfalls mit mindestens dem gleichen Eifer auf ihrem Grundstück tätig, wie jene Siedler, die aus eigenen Mitteln ihre Anzahlung bestreiten konnten. Ja, es sieht so aus, wie wenn sie noch mehr Eifer entwickeln wollen. Ist doch das Rentengut vielleicht die einzige Gelegenheit für sie, zu einer gewissen Selbständigkeit und Freiheit zu gelangen. Haben sie vielleicht zum erstenmal im Leben das Glücksgefühl des Besitzes, die Freude am Eigentum.

Digitized by Google

Bisher habe ich vierzehn solche unvermögende Bewerber angesiedelt. Und alle machen den gleichen Eindruck von Tüchtigkeit. Besonders einer unter ihnen, ein technisch ausgebildeter Schlosser, dessen rechtes Bein durch einen Knieschuß verkürzt wurde, macht einen vorzüglichen Eindruck. Er besorgte sich Arbeit aus Berlin. Ich konnte ihm, einem aus dem Anfange des Krieges stammenden Plan zufolge, eine Werkstatt einrichten, in der er nun mit mehreren Ansiedlern für Großstadtfirmen arbeitet. Auf diese Weise werden die angesiedelten Arbeitskräfte nicht dem allgemeinen Arbeitsbetriebe entzogen, sondern eher ihm vielmehr erhalten: denn ob sie so arbeitsfähig wären, wenn sie sich nicht in ihrem Garten erholt hätten und noch erholen, ist fraglich.

Melden sich doch eine große Anzahl von Kriegsinvaliden, die unbedingt einen Wohnungswechsel vornehmen müssen, ja, deren einziges Heil überhaupt in der Ansiedlung auf einem Gartengrundstück besteht. Außer vielen Kopfverletzten sind es vor allem die Lungenkranken. Die Lungenkranken, die ich ansiedelte, waren gänzlich erwerbsunfähig. In der Ansiedlung konnten sie ihr Grundstück bearbeiten, Zäune setzen, Spargel behacken, gießen usw. In anderen Verhältnissen hätten sie sich gar nicht betätigen können.

Dann kommt die große Gruppe der Nervenleidenden. Da ist ein Eisenbahnbeamter, der den Aufregungen des Dienstes nicht mehr gewachsen ist. Dann meldete sich ein Photograph, der wegen seiner Schußverletzungen und seines damit zusammenhängenden Nervenleidens auf dem Lande wohnen möchte, weil er die Unruhe der Stadt fürchtet. Ein gewisser Z. schreibt: „Da auch ich zu den vielen gehöre, die ihre volle Gesundheit nie mehr erlangen werden, ist mein und meiner Frau sehnlichster Wunsch, ein Stückchen eigene Scholle zu besitzen.“ Dieser Wunsch kann jetzt den Invaliden und Kriegerwitwen erfüllt werden durch die Kapitalabfindung und durch die neuen Siedlungsgesellschaften, die im ganzen Reich neue Stellen errichten.

Geben wir so vielen Invaliden und Witwen unverzüglich die Gelegenheit, diese Stellen zu erwerben. Draußen wird aus ihrer Familie, die bisher nur eine städtische Verbrauchsgemeinschaft war, eine segensreiche Arbeitsgemeinschaft. Können doch draußen Frau und Kinder am leichtesten dem Beschädigten zur Hand gehen und ihn vergessen lassen, daß er nicht mehr ganz leistungsfähig ist. Diese Aussicht aber sollte bei der Versorgung unserer Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen gewissenhaft beachtet werden.

Gerade im Verkehr mit den angesiedelten Invaliden und im Verkehr mit den kriegsbeschädigten Bewerbern habe ich feststellen müssen, daß wir trotz aller chirurgischen Kunst doch mit einer großen Zahl von Kriegern rechnen müssen, die derart verletzt worden sind, daß sie nicht mehr voll arbeitsfähig sind.

So notwendig es nun auch ist, ihnen den Mut zu neuer Arbeit beizubringen, in ihnen den Glauben zu erwecken, daß sie noch leistungsfähig sind — so wenig dürfen wir uns doch der Tatsache entziehen, daß sie *minder* leistungsfähig sind.

Wir wollen ja für sie sorgen. Wir wollen nicht undankbar ihre Opfer hinnehmen. Nein, wir wollen sie entschädigen für ihre Opfer.

Und da scheint mir der beste Weg zu sein, sie anzusiedeln — im Interesse ihrer Gesundheit, ihrer wiedererwachenden Arbeitsfähigkeit, ihrer moralischen und wirtschaftlichen Wiederaufrichtung.

Ludwig Buck / Kinderprivileg und Erbschaftssteuer

Wie stets bei erschöpfenden Kriegen, so wird auch jetzt ganz allgemein eine tatkräftige *Bevölkerungspolitik* gefordert, und neben vielen anderen Mitteln einer vernünftigen Bevölkerungspolitik hat man nicht zu unrecht *Vergünstigungen* für kinderreiche Familien bei allen Arten von *Steuern* erkannt. Die Frage derartiger Vergünstigungen zu erörtern ist um so wichtiger, als die Steuerlasten für kinderreiche Familien schon jetzt nicht ganz leicht zu tragen sind und nach dem Kriege noch weit drückender werden dürften.

Hier sei lediglich die Frage untersucht, inwieweit derartige Vergünstigungen bei der *Erbschaftssteuer* wünschenswert und durchführbar sind. Die Zeit während des Krieges und auch die Zeit unmittelbar nach dem Kriege ist zum Ausbau gerade der Erbschaftssteuer wenig günstig, zumal wenn man berücksichtigt, wieviel Hunderttausende von Frauen und Hunderttausende von Kindern gerade des kleinen Mittelstandes und etwas wohlhabenden gebildeten Mittelstandes durch den Krieg zu Witwen und Waisen geworden sind, und ferner bedenkt, daß gerade von diesen Kreisen vielleicht die größten Opfer an Gut und Blut gefordert und gebracht worden sind und auch fernerhin noch gebracht werden müssen. Man wird besonders auch deshalb allen Anlaß haben, gerade dem Mittelstand, der mit vielen Kindern gesegnet ist, die steuerlichen Lasten nicht allzu schwer zu machen, damit es ihm möglich ist, seinen Kindern auch weiterhin die Erziehung zu geben, die sie befähigt, dem Volke die Führer zu ersetzen, die mit der Blüte unserer Jugend vorzeitig ins Grab gesunken sind. Wird also früher oder später die Frage der Erbschaftssteuer, die durch das Reichsbesitzsteuergesetz vorläufig zur Ruhe gekommen ist, wieder aufgerollt, so wird es zweckmäßig sein, daß eine etwaige Anziehung der Staatssteuerschraube in solchen Formen verwirklicht wird, die den kinderreichen Mittelstand schonen und die Hauptlast den kinderlosen oder kinderarmen Familien aufbürdet, so zwar, daß sowohl die Vererbung des Familienvermögens von Eltern und Großeltern in kinderreichen Familien auf deren Kinder wie umgekehrt der Erwerb von Erbschaften seitens kinderreicher Eltern eine geringere Belastung erfährt wie bei kinderlosen oder kinderarmen Familien.

Der Gedanke einer Begünstigung kinderreicher Familien bei der Erbschaftssteuer ist bereits mehrfach Gegenstand der Erörterung gewesen. So schlägt bereits Rathgen in der „Kölnischen Zeitung“ vom 26. 4. 1911 vor, daß der Staat bei 3 Kindern ein Viertel, bei 2 Kindern ein Drittel, bei 1 Kind die Hälfte und bei Kinderlosigkeit den ganzen Nachlaß eines Verstorbenen erhalten solle. Der Gedanke berührt sich mit dem oft gemachten Vorschlage eines Intestaterbrechts oder Pflichtteilrechts des Staates. In der Form, wie Rathgen den Vorschlag macht, ist er nicht annehmbar, immerhin liegt seinem Vorschlag der gesunde Gedanke zu Grunde, daß es nicht gleichgültig ist, ob sich in einen Nachlaß 10 Kinder oder 2 Kinder teilen. Freilich wird dem Umstand, daß die Zahl der erbenden Kinder nicht gleichgültig ist, bereits dadurch Rechnung getragen, daß die Steuer nicht als *Nachlaßsteuer* sondern als *Anfallsteuer* (Bereicherungssteuer) ausgebaut ist, d. h. die Steuer wird nicht vom Betrage der Nachlaßmasse, sondern von demjenigen Betrage erhoben, der jeweils jedem Erben aus dem Nachlaß zugefallen ist. Außerdem wird den Verschiedenheiten in der Entfernung des Verwandtschaftsgrades bereits dadurch Rechnung getragen, daß der Erbschaftssteuersatz mit der größeren verwandtschaftlichen Entfernung vom Erblasser sehr erheblich steigt, so daß also 4 Neffen, welche von ihem Onkel 100 000 M. erben, ungleich schärfer getroffen werden, als wenn 4 Kinder von den Eltern erben (bzw. soweit einige Bundesstaaten die Erbschaftssteuer der Kinder noch nicht eingeführt haben, von derselben getroffen werden würden).

Trotzdem scheint eine weitere Differenzierung nach der Anzahl der erbenden Kinder durchaus erwägenswert.

Bekanntlich sind Bestrebungen im Gange, auch bei der

Digitized by Google

Bemessung der Steuersätze der Erbschaftssteuer Unterscheidungen hinsichtlich der wirtschaftlichen Verhältnisse (Einkommens- und Vermögensverhältnisse) der Erben zu machen. Ob und wieweit dieselben berechtigt sind, bleibe dahingestellt. Wenn man behauptet, es sei etwas anderes, ob ein armer Teufel etwas erbt oder ein Millionär und aus diesem Grunde die Erbschaftssteuer für ersteren geringer bemessen würde wie für letzteren, so ist das ganz gewiß keine berechtigte Forderung. Beim armen Teufel, der 100 000 M. sich plötzlich in den Schoß fallen sieht, ist die Gefahr der unwirtschaftlichen Verwendung des Geldes weit größer als beim Millionär, aber selbst wenn man dies bestreiten wollte, so ist doch jedenfalls die Leistungsfähigkeit, die der erstere durch den Erbanfall erwirbt, verhältnismäßig nicht kleiner, sondern größer als bei letzterem. Beim armen Teufel bringt der Anfall der Erbschaft plötzlich im Vergleich zu seinen bisherigen Verhältnissen eine ganz gewaltige Steigerung seiner steuerlichen Leistungsfähigkeit, bei letzterem nur eine verhältnismäßig geringe. Daß aber gerade die Plötzlichkeit, mit der jemand seine steuerliche Leistungsfähigkeit ganz gewaltig erhöht sieht, ein besonders geeigneter Grund seiner stärkeren Belastung ist, haben wir an dem Kriegssteuergesetz gesehen und sehen ja weiter immer wieder an der Dringlichkeit, mit der die Besteuerung plötzlicher Konjunkturgewinne verlangt wird. Was richtig ist, ist nur das, daß ein Millionär an sich leistungsfähiger ist, wie ein armer Teufel und deshalb auch mehr Steuern zahlen muß. Aber das sind Erwägungen, die mit der Erbschaftssteuer und der Gestaltung des Erbschaftssteuertarifs nichts zu tun haben, sondern sich auf dem Gebiete der zweckmäßigen Tarifgestaltung bei der Einkommens- und Vermögensbesteuerung bewegen, und hier denn auch in der Progression der Steuersätze zum Ausdruck kommen.

So scheint mir denn eine Berücksichtigung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse der Erben bei der Erbschaftssteuer verfehlt. Dagegen ist der Ausbau des Erbschaftssteuergesetzes in der Richtung einer Begünstigung kinderreicher Familien zu suchen, und bei dieser um so mehr angebracht, als es sich um die Besteuerung der Familie handelt, wogegen man in Deutschland bekanntlich besonders empfindlich ist.

Eine solche unterschiedliche Behandlung wird zum Beispiel auch von Bamberger (Finanzvorschläge, Berlin 1915) gefordert. Hat der Vorschlag von Bamberger eine Begünstigung der Kinder im Auge, die Vater und Mutter beerben, so müssen andererseits auch Mittel und Wege gefunden werden, kinderreiche Väter und Mütter bei der Erbschaftssteuer zu begünstigen. Hier ist die Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse der Erben weit mehr am Platze. Es ist für die Beurteilung der Frage, um wieviel der Erbe durch den Erbanfall bereichert und durch die Bereicherung leistungsfähiger geworden ist, keineswegs gleichgültig, ob er Junggeselle oder Vater von einer großen Anzahl von Kindern ist. Der Junggeselle ist im allgemeinen eher in der Lage, den Betrag einer ihm angefallenen Erbschaft dauernd als Vermögen zurückzulegen und bei seinem Tode Vermögen zu hinterlassen, während dies beim Familienvater nur in beschränkterem Umfange, vielleicht auch gar nicht der Fall ist. Vor allem wäre aber hier eine gewisse Lücke der Gesetzgebung auszufüllen, die in folgender Richtung liegt. Erbt jetzt ein Familienvater, der 10 Kinder hat, irgend von entfernten Verwandten 200 000 M., so hat er davon 15 v. H. = 30 000 M. Steuern zu zahlen,[1]) sind aber die 10 Kinder Erben, so hat jedes von ihnen nur den Betrag von 10 v. H. gleich 20 000 Mark Steuern zu zahlen, während es doch wirtschaftlich im allgemeinen gleichgültig ist, wer Erbe ist. Denn solange das Familienleben gesund ist, wird auch das Erbe als Familienvermögen weiter verwaltet und seine Einkünfte genau wie die übrigen Einkünfte der Familie im Interesse weder der Kinder allein noch der Eltern allein, sondern im allgemeinen Interesse der Familie verwaltet und verwendet. Es wäre also auch aus dem erwähnten Grunde durchaus angebracht, den Tarif der Erbschaftssteuer in der Richtung zu differenzieren, wie viele Kinder oder sonstige unterhaltungsberechtigte Familienangehörige der Erbschaftserwerber hat, und diese Differenz müßte soweit gehen, daß es im Enderfolg keinen wesentlichen Unterschied hinsichtlich der Gesamtsumme der zu zahlenden Steuer macht, ob der Vater oder die Kinder erben.

Es sind aber noch weitere nicht unwichtige Unterscheidungen in der Richtung zu machen, wie alt die Kinder sind. Natürlich ist es ein großer Unterschied, ob das Kind, welchem die Erbschaft von seinen Eltern zufällt, noch minderjährig und erziehungsbedürftig ist, oder ob es bereits wirtschaftlich selbständig ist. Mit anderen Worten, es ist im allgemeinen nicht gleichgültig, ob ein Kind 3 oder 6 Jahre alt oder 35 Jahre alt ist. Für ersteres sind noch die ganzen Kosten der Erziehung und Ausbildung zu bestreiten, letzteres kann die Einkünfte verbrauchen oder zur Vermögensbildung benutzen.

Derartige Unterschiede im Alter der Steuerpflichtigen kannten die bisherigen Steuergesetze nicht, und doch sind sie nicht ganz unbeachtlich. Hat man sich einmal dazu entschlossen, Rücksichten auf das Alter des Erbschaftserwerbers zu nehmen, wenn es sich um Erbschaften seitens minderjähriger Kinder handelt, so muß man die gleichen Rücksichten auf das Alter der Kinder nehmen, wenn Erbe nicht die Kinder, sondern deren Eltern sind, mit anderen Worten, ein Erbanfall, der einem Familienvater von 10 Kindern zufällt, die alle noch wirtschaftlich unselbständig sind, kann nicht mit einer gleichen Erbschaftssteuer belegt werden, wie ein Erbanfall, der einem kinderlosen Ehepaar oder einem Junggesellen zufällt. Auch hier würden also notwendigerweise Unterscheidungen in der Richtung gemacht werden müssen, wie viele Kinder noch minderjährig und erziehungsbedürftig sind. Und zwar gilt hierbei selbstverständlich der Augenblick des Erbanfalles. Wer zwar 10 Kinder gehabt hat, aber von entfernten Verwandten eine Erbschaft erhält, nachdem alle 10 Kinder schon auf eigenen Füßen stehen, ist weniger schonungsbedürftig als jemand, der noch 10 der Erziehung bedürftige Kinder hat, kurzum, gerade in der Erbschaftssteuer bieten sich der Gesetzgebung noch weitere Ausbaumöglichkeiten zur Schonung der Familie. Und dies muß um so wichtiger erscheinen, als die glückliche Gestaltung gerade der Erbschaftssteuer, für die sich der Deutsche nun einmal nicht erwärmen kann, für den Mittelstand des ganzen Volkes von der allergrößten Bedeutung ist. Denn ohne ein kleines Vermögen, sei es von den Eltern erworben, sei es von dritter Seite mit Bestimmtheit zu erwarten, ist dem kleinen Mittelstand und gewiß nicht zuletzt dem Beamtenstand die Ausbildung und Erziehung von Kindern nur unter den allerschwersten Entbehrungen und Opfern möglich. Gerade dem Mittelstand aber sollte man die Erhaltung des

[1]) Nach der Novelle vom 3. Juli 1913 ist der Betrag von 10 v. H. auf 12, also die Gesamtsteuer von 15 v. H. auf 18 v. H. erhöht.

Digitized by Google

Familienlebens, die Möglichkeit, den Kindern eine gediegene Erziehung zu geben, und ihnen den Aufstieg zu ermöglichen, um so weniger durch Steuerlasten erschweren, als aus ihm gerade die Führer und die Besten des Volkes hervorzugehen pflegen.

Gertrud Israel / Angestelltenversicherung und Invalidenversicherung

Die Zusammenfassung der Angestelltenversicherung mit der allgemeinen Invalidenversicherung ist in den letzten Monaten, angeregt von Prof. Dr. Manes, vielfach Gegenstand der Erörterung in den Fachzeitschriften gewesen. Es ist daher vielleicht angezeigt, Beobachtungen zu äußern, wie sie in der praktischen Anwendung des Gesetzes aus der Tätigkeit der Vertrauensmänner-Ortsausschüsse heraus sich ergeben. Die Vertrauensmänner stehen ihrer gesetzlichen Aufgabe nach zwischen den Subjekten und den Objekten der Versicherung. Sie haben einen gewissen Einblick in den Betrieb und auf der anderen Seite kommen die Meinungen und Stimmungen aus den Kreisen der Beteiligten unmittelbar an sie heran. Das ergibt einen besonders gearteten Gesichtswinkel für die Betrachtung der praktischen Wirkungen. [1])

Die Angestelltenversicherung hat ein ungewöhnlich schweres Schicksal gehabt. Nach 1½ jährigem Bestehen, als sie sich eben eingerichtet, keineswegs schon eingebürgert hatte, als über die Auslegung wichtiger Begriffe noch ein ziemliches Chaos bestand, brach der Krieg aus. Die Einarbeitung neuer Beamter an Stelle der zahlreichen einberufenen brachte unter diesen Umständen doppelte und dreifache Schwierigkeiten mit sich. Die Verzögerung der zur Ausführung notwendigen oberschiedsgerichtlichen Entscheidungen, Verschleppungen schwebender Verfahren über Versicherungspflicht und Beitragsleistungen usw. waren die ganz natürliche Folge. Ebenso natürlich war es, daß angesichts dieser ganzen Sachlage die Schwächen sich ganz besonders scharf zeigten. Zuerst war es die in der Tat eigenartige Erscheinung, daß dieses so unmittelbar vor dem Weltkrieg erst unter Dach und Fach gebrachte Gesetz so gut wie gar nicht auf Kriegsverhältnisse eingestellt war. Das machte eine Anzahl ergänzender Bestimmungen durch Bundesratsverordnungen notwendig, die leider sehr spät und langsam kamen; dafür kann man aber die Versicherung nicht verantwortlich machen.

Weiter machen sich in der Praxis vor allem zwei Schwächen geltend, von denen die eine schon bei Schaffung des Gesetzes eine wichtige Rolle gespielt hatte, die Tragweite der andern sich wohl erst mit der Zeit herausgestellt hat: die Abgrenzung des Personenkreises der Versicherungspflichtigen und die Form der Beitragszahlung.

Die Abgrenzung des Personenkreises ist einer der Hauptstreitpunkte gewesen, um die die Parteien der Beteiligten sich die Köpfe heiß geredet hatten. Ganz selbstverständlich. — Denn um die Zusammenfassung eines gesonderten Personenkreises, des „neuen Mittelstandes", hatte es sich bei der Schaffung dieser Standesversicherung gehandelt. Die Umgrenzungslinien dieses „neuen Mittelstandes" waren und sind noch fließend. Daß hierin die größte Gefahr des Gesetzes liegen würde, war allen an der Schaffung des Gesetzes interessierten und beteiligten Kreisen bewußt.

In der Anwendung des Gesetzes ergeben sich denn auch die meisten Meinungsverschiedenheiten aus dieser Begriffsbestimmung. Packerin — Lageristin, Zuschneiderin — Direktrice, Konsumvereinsangestellte — Verkäuferin, Bararbeiter — Werkmeister, Schreiber — Bürogehilfe, Einzelmusiker — Kapellenmitglied, Kinderfräulein — Kindergärtnerin sind einige Beispiele aus dieser Mustersammlung. Ob es den Versicherungsbehörden gelingen wird, dieser Schwierigkeiten in restlos befriedigender Weise Herr zu werden, kann man gerechterweise heute aus der Praxis heraus noch nicht sagen.

Die weit überwiegende Masse der Angestellten aber ist zweifellos rechtmäßig erfaßt. Die Aussichtslosigkeit des Systems könnte doch nur erwiesen werden durch die statistische Feststellung, daß diese Grenzfälle einen irgendwie beträchtlichen Teil der gesamten Angestelltenschaft ausmachen. Dieser Beweis ist aber bisher nicht erbracht, noch meines Wissens zu erbringen versucht worden. Dagegen gewinnen, trotz aller durch den Krieg hervorgerufenen Berufsverschiebungen, aller Begleiterscheinungen von Kriegsarbeit, von Kriegs- und Hilfsdienst usw. die Feststellungen der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte und die Schiedssprüche der Spruchbehörden ständig festeren Boden, werden die Richtlinien ständig klarer und schärfer gezogen. Das ist möglich gewesen, trotzdem die Unruhe der Zeit und die Komplizierung der Verhältnisse wenig dazu beitragen, eine ruhige Auswirkung zu ermöglichen.

Das zweite Haupthindernis liegt in der Form der Beitragszahlung. Im Gesetz war in erster Reihe das Markensystem vorgesehen. Es wurde davon Abstand genommen, weil die Postspesen unverantwortlich hoch gewesen wären. Das dann eingeführte Einzahlungssystem hatte aber nur Berechtigung, wenn dem Angestellten eine Kontrolle über seine Zahlung durch Zusendung der Kontenauszüge gegeben wurde. Diese mußte wegen der Kriegsschwierigkeiten unterbleiben und nun ist der Angestellte in der Tat der Ehrlichkeit seines Arbeitgebers ausgeliefert. Er kann zwar theoretisch die Karte öfter von seinem Arbeitgeber zur Einsicht fordern — in der Praxis geht das aber nicht —. Tut er es aber selbst, so ist er noch in keiner Weise davor geschützt, daß zwar die Zahlungen in seine Karte eingetragen, in der Tat aber nicht geleistet sind. Schöpft er später einmal Verdacht und fragt in der Reichsversicherungsanstalt nach, so ist oft schon viel Zeit verflossen und das Hereinbringen des Rückstandes sehr schwer. Nach Kriegsschluß wird es große, oft ergebnislose Mühe kosten, von den vielen in Konkurs geratenen Firmen, den im Heeresdienst gewesenen oder auch gefallenen Arbeitgebern solche Rückstände hereinzubekommen. Infolge ungenauer Angaben bei den ziemlich komplizierten Bestimmungen können auch leicht Beiträge auf ein falsches Konto verbucht werden. Diesem Einzahlungssystem wünsche ich persönlich sobald als möglich ein Ende. Es würde viele Unzufriedenheit verschwinden. Das hat aber nichts mit den Grundsätzen des Gesetzes zu tun, und seine Abänderung — die Karten müßten auch kürzere Geltungsdauer haben — ließe sich im Geschäftsbereich der Reichsversicherungsanstalt nicht schwerer bewerkstelligen als nach einer Angliederung an die Landesversicherungsanstalten.

[1]) Die nachfolgenden Ausführungen gründen sich auf Erfahrungen in der Leitung der Geschäftsstelle des Berliner Ortsausschusses, sind aber rein persönlicher Natur.

Digitized by Google

Das Gesetz hat auch noch andere Schönheitsfehler, die sich in der Anwendung störend geltend machen. Dazu gehören mit in erster Reihe die scharfen Verfallsbestimmungen, nach denen es, im Gegensatz zur Reichsversicherungsordnung, nicht möglich ist, einmal verfallene Ansprüche wieder aufleben zu lassen. Diese Dinge sind aber alle von untergeordneter Bedeutung. Sie führen zur Verärgerung der Einzelnen, die durch Zufall darunter zu leiden haben, können aber weiterreichenden sozialen Schaden nicht stiften.

Auf der anderen Seite hat aber eine Einrichtung der Angestelltenversicherung praktisch eine noch über Erwarten große Bedeutung gewonnen, das ist die Heilfürsorge. Das Heilverfahren wird auf der Grundlage einer Mittelstandsfürsorge durchgeführt. Es kann dahingestellt bleiben, ob es in einzelnen Fällen „richtig" gewährt wird, ob ein Heilverfahren vielleicht manches Mal eingeleitet wird, wenn lediglich Erholungsbedürftigkeit, nicht eine Gefahr für die Berufsfähigkeit besteht. Die augenblickliche Zeit kann dafür keinerlei Maßstäbe bieten. Der Gesundheitszustand ist schlechter geworden. Das vielfach mehrjährige Fehlen jeden Urlaubs hat latente Leiden ausgelöst, andere verschlimmert. Daneben ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß zahlreiche Angestellte jetzt das Heilverfahren der Angestelltenversicherung in Anspruch nehmen, die einer gründlichen Heilung schon lange bedurft hätten, an die Landesversicherungsanstalten aber nicht herangehen würden. Hierin liegt meines Erachtens der Kernpunkt der ganzen Heilfürsorgefrage, und damit einer der Angelpunkte für die Sonderversicherung überhaupt. Der Zuschnitt des Heilverfahrens der Landesversicherungsanstalten ist den Lebensgewohnheiten der Angestellten und den Ansprüchen an ihre soziale Stellung, wie sie sich historisch entwickelt hat, so wenig angepaßt, daß für weite Kreise, ganz besonders der Angestellten mit einem Einkommen von 2000—5000 M. starke psychologische Gründe die Segnungen dieser Einrichtung völlig illusorisch machen.

Schluß folgt.

S. D. Gallwitz / Busoni und Pfitzner

Schluß.

Busonis Veröffentlichung ist unlängst wieder in vorderste Stelle des Interesses der Musikkreise gerückt worden. Hans Pfitzner hat eine Gegenschrift erscheinen lassen: „Futuristengefahr". Pfitzners Name war gerade jetzt in aller Mund, die Münchener zyklische Aufführung seiner Werke hat diesem bedeutenden Tonsetzer und Musikdramatiker unserer Tage die Beachtung und Anerkennung verschafft, die ihm zukommt. Mit seinem großen Bayreuther Vorbild verbinden diesen Komponisten weitere Aehnlichkeiten; ihm wie Richard Wagner ist auch die Begabung für Polemik, die Freude am geistigen Waffenkreuzen eigen. Die „Futuristengefahr" ist eine Kampf- und Abwehrschrift. Pfitzner setzt in der Einleitung, und nachdem er nach altem ritterlichen Brauch vor dem Gegner sich verneigt hat, die Beweggründe auseinander, die ihn in die Arena geführt haben. Er erklärt — merkwürdigerweise, da sein Tun diese Erklärung Lügen straft —, daß er eigentlich nicht zum Waffenkreuzen gekommen sei, daß er keine Entgegnung oder Widerlegung der Ausführungen Busonis, mit denen er nicht sympathisiere, beabsichtige, da das Streitobjekt keine Gelegenheit zu solchen Entgegnungen und Widerlegungen biete. Dann jedoch zieht er vom Leder und läßt nichts ungenützt von dem, was einer polemischen Begabung und einer scharfen Zunge zu Gebote steht, den Gegner abzuführen. Im Eifer des Gefechtes geht er gelegentlich dabei so weit, daß er mit seiner Kampfesart die Grenze überschreitet, wo Sachlichkeit und gewählter Ausdruck in gereizte, schlecht gewählte Ausfälle umschlagen.

Was Pfitzner sagt, hat die Richtigkeit alles Realen für sich; er nagelt Busonis Ausführungen mit Anführungsstrichen fest, er zählt auf, wie oft ein bestimmter Ausdruck bei ihm vorkommt, und so weiter. Aber, indem er das tut, reißt er aus der Geschlossenheit des Gedankenwerkes, das dieser Entwurf zu einer Aesthetik der Tonkunst darstellt, Stücke heraus, die, von ihm neu als Ganzes nebeneinandergestellt, nie wieder das eigentliche Ganze ergeben; sie sind zu Fetzen eines Tonstückes geworden, dessen Musik damit nicht zu beleben ist. Pfitzner hat recht, wenn er sagt, daß Busonis Schrift ihm keine Gelegenheit zu Gegenbeweisen und Widerlegungen biete. Wenn man die „Futuristengefahr" gelesen hat, weiß man zudem, daß es eine hoffnungs- und aussichtslose Sache ist, wenn er mit Busoni in den vorliegenden Fragen sich auseinandersetzen will. Sie kommen beide aus verschiedenen Welten und von verschiedenen Voraussetzungen, sie müssen aneinander vorbeidenken. Pfitzner atmet im Bestehenden der Tonkunst, er fühlt sich als der beglückte Teilhaber unseres mächtigen deutschen musikalischen Erbes. Busoni ist ein Mann des Gedankens, skeptisch auf den ersten Blick, ein Optimist in der Tiefe, alles Erreichte ist ihm ein Vorläufiges, er sieht die Entwicklung wie eine Stufenleiter vor sich, bei welcher jede Stufe nicht Ziel ist, sondern ein Uebergang zum Höheren. Sein Temperament und seine Sehnsucht ahnen das Unsagbarste auf den höchsten Höhen ... Wie oberflächlich muß ein Ohr eingestellt sein, das aus dem Ton der Ausführungen Busonis — man könnte da eigentlich besser von künstlerischen Bekenntnissen sprechen — einen kühlen Intellektualismus heraushört und damit eine Gefahr für alle Schaffenden. Wie paßt das zu Sätzen wie den folgenden: „Die Aufgabe des Schaffenden besteht darin, Gesetze aufzustellen, und nicht, Gesetzen zu folgen. Wer gegebenen Gesetzen folgt, hört auf, ein Schaffender zu sein ... Die Schaffenskraft ist um so erkennbarer, je unabhängiger sie sich von Ueberlieferungen zu machen vermag. Aber die Absichtlichkeit im Umgehen der Gesetze kann nicht Schaffenskraft vortäuschen, noch weniger erzeugen ... Der echte Schaffende erstrebt im Grunde nur die Vollendung. Und indem er diese mit seiner Individulität in Einklang bringt, entsteht absichtslos ein neues Gesetz."

Pfitzner wittert außerdem noch Herabsetzung des deutschen Wesens und der deutschen Musik durch den Verfasser des „Entwurfes der neuen Aesthetik der Tonkunst". Busoni, dessen Name unlöslich mit Bach verknüpft ist! Verdächtigungen solcher Art gehören zu den billigsten und unsympathischsten Kampfmitteln unserer Zeit, und es gehört wirklich schon das oben erwähnte oberflächlich eingestellte Ohr dazu, um etwas Derartiges bei jenem herauszuhören. Der seelische Eindruck, der von Busonis Schrift ausgeht, ist, daß hier eine Auffassung der Dinge laut wird, der im besonderen Maße eignet, was wir als deutsch empfinden und werten. Der leidenschaftliche Ernst im Erfassen von Problemen, das Sichnichtgenügen am bestehenden Geistigen, das Hinausschweifen über alle Grenzen, der Mangel an

Digitized by Google

Wirklichkeitssinn. Es sind enge Verbindungen zwischen einem Geist, wie ihn Busoni offenbart, und den deutschen Romantikern, denen das Nichtwirkliche die einzige Wirklichkeit war. Das Träumen und In-weite-Fernen-Bauen ist ein sehr wesentlicher Teil unserer Art, und wie vor hundert Jahren die Romantiker zu einem starken Bestandteil der Grundlage für die Größe der folgenden Zeit wurden, so werden die Geister vom Schlage Busonis mit ihren Werten über die Gegenwart hinaus in die Zukunft reichen.

Pfitzner sammelt am Schluß seiner Schrift alle Kraft zusammen zu einem letzten Stoß, dem er den Charakter eines Gnadenstoßes zu geben sucht. Da steht, gesperrt gedruckt: „Und rings umher liegt schöne grüne Weide". . . Es ist eine verfehlte Abführung. Ja, wir sind Erben und sind Besitzende in der Tonkunst, aber wohl uns, wenn wir Denker, Träumer und Dichter unter uns haben, die uns davor bewahren, daß wir, auch nur in Gedanken, auf dieser „schönen grünen Weide" zu Epigonen und Philistern werden.

Gottfried Traub / Kriegsgefangen

Die Welt ist nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen mit einer solchen Armee.
Friedrich der Große.

Das Bild „Deutsche Offiziere in französischer Gefangenschaft" liegt vor mir. Der erste französische Frontmaler des Weltkrieges hat es gemalt und in einer der verbreitetsten französischen Wochenschriften den Augen seines Volkes preisgegeben. In einem, ein paar Meter im Geviert fassenden, Drahtstall sind deutsche Offiziere eingepfercht und draußen steht die französische Wache. Wir Deutsche haben nichts, was wir solchem Bild an die Seite stellen könnten. Gott sei Dank! Wir würden uns schämen. Aber manch einer will nicht einmal, daß man sich über die Feinde empört, die so wenig Schamgefühl kennen und uns dabei noch um unserer Rückständigkeit schulmeistern. Es ist mir ja nicht um Erregung des Hasses zu tun. Ich habe nur Worte des tiefen Mitleids mit solcher Selbsterniedrigung eines Volkes. Aber ich sehe die andern gar nicht. Die Fremden sind versunken, sind weg. Nur das wollen wir, daß sie u n s fremd bleiben sollen, daß der Graben erkannt bleibe, daß wir ein einziges Mal wieder die innere Freiheit haben, zu danken für unsere Art, für unser Erbe. Oder gleichen wir da dem Pharisäer, der im Tempel spricht: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute"? Es gibt auch eine Pharisäerart, welche nur von anderen belobt sein möchte und gierig darauf wartet, statt sich seines eigenen Wertes bewußt zu bleiben ohne Einbildung. Manchmal ist es leichter, demütig zu sein, als stolz. Unser Volk leidet wahrhaftig nicht an zu hoher Einschätzung seines geistigen Erbes und seiner Väterart. Wir holen sie heraus, nicht um uns darin zu sonnen, sondern um uns zu spornen, in die Höhe zu steigen, damit wir die Großen sehen und selber groß werden.

Wir haben nie von den Kriegsgefangenen geredet. Aus innerer Scheu heraus vermieden wir's. Denn die Qualen unserer lieben deutschen Brüder, die sie nun jahrelang bewußt in der Fremde erleben, sind uns zu heilig, als daß wir sie auch nur durch Kleinmalerei betasten möchten. Ein schweigendes Heer von Männern, das verurteilt ist zum Stummsein, dem die Heimat nur abgerissene Töne einer fern verhallenden Melodie mitteilt, das von Dämmerung zu Dämmerung schreitet und dabei Maß und Zeit verliert, das ist unsagbare Not. Wohl singen auch Vögel in Rußland, und blühen Blumen in Frankreich. Aber das ist ja der Hohn, daß sie blühen und singen, ohne daß man selbst Wurzel und Nest besitzt. Ja hätte man beides nie gekannt! Dann wäre es noch zu tragen. Aber so geht man durch's Gefangenenlager wie man durch das Laub auf dem Waldboden tritt, das raschelt ohne zu leben. Ein Wall von Sehnsucht liegt hinter den feindlichen Schützengräben und ins weite greifen die Augen von Millionen. Ich kann die Willenskraft nicht beschreiben, die dazu gehört, in solcher Luft zu atmen und die Heimat, die Heimat so fern zu wissen. Aber ich will gar nichts beschreiben, ich vermag es nicht. Ich schaue in das Gesicht des deutschen Offiziers, der da am Boden sitzt, aufrecht, gefaßt, vom Schicksal geworfen und ins Schicksal ergeben, einsam unter Kameraden. Bruder, das tatest du für mich!

Der Stolz regt sich noch einmal. Unsere Kinder sollen's wissen, unsere Enkel sollen's erfahren: so war unsere Armee. Wir leben in Tagen der Offenbarung. Jahrzehnte werden von diesen Bildern zehren. Sorgen wir, daß wir reine Hände haben, wenn wir unsere Gefangenen wieder grüßen.

Soziale Bewegung

Die Gewerkschaften und der Kanzlerwechsel. Der Rücktritt des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg wird in der gewerkschaftlichen Presse bedauert. Das „Correspondenzblatt der Generalkommission" betrachtet die Umstände, die zu dem Wechsel führten, sehr kritisch und deutet an, daß es auch von der Haltung der Sozialdemokratie überrascht sei, die es „für das Angemessenste hielt, völlige Neutralität zu bekunden und sich weder für noch gegen den Staatsmann zu engagieren, der es immerhin fertiggebracht hat, die frühere arbeiterfeindliche Politik im Reich und in Preußen zu liquidieren und der Arbeiterklasse einen gleichberechtigten Platz in der Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes einzuräumen, der dann sein Wort für eine Neuorientierung der inneren Politik nach dem Kriege verpfändet und sich dadurch den Zorn der Reaktionäre auf den Hals geladen hat". Ohne den bisherigen Kanzler kritiklos zu rühmen, erkennt das Organ der freien Gewerkschaften doch mit Wärme an, was er geleistet hat. Ganz besonders hebt es die geschichtliche Tragweite der Zusicherung des gleichen Wahlrechts für Preußen hervor; um ihretwillen verdiene der Kanzler allein schon einen „Ehrenplatz in der Reihe der fortschrittlichen Staatsmänner aller Zeiten", den ihm die Arbeiterschaft neidlos einräumen müsse. In den „Chorus des Hasses und der Rache stimmt diese nicht ein". „Gewiß war er nicht ihr Kanzler gewesen, und seine Politik wurde nicht immer ihren Wünschen und Auffassungen gerecht. Aber er war während des Krieges ein Vertreter der politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger geworden, und manche sozialpolitische Reform knüpft sich an seinen Namen. Wir erinnern an die Vereinsgesetznovelle, an die Herabsetzung der Altersgrenze für Gewährung der Altersrente, an die Arbeitslosen- und Wöchnerinnenhilfe, an das Kapitalabfindungsgesetz, an den gemeinnützigen Wohnungsbau und an die Anerkennung der Gewerkschaften im Hilfsdienstgesetz. Es ist ein tragisches Verhängnis, daß er gestürzt wurde im selben Moment, als er des stärksten Vertrauensvotums bedurfte, um neben den Rechten der Fürsten auch die des deutschen Volkes zur Geltung zu bringen. Im Hinblick auf die erfolgreiche Durchführung der Forderungen des Reichstages müssen wir sein Scheiden aus dem Amt aufs tiefste bedauern." Dem neuen Kanzler steht das freigewerkschaftliche Blatt indessen ohne Mißtrauen gegenüber und erwartet von ihm, der ein „kühler und kluger Politiker" sei, nicht, daß er „die Erfolge der Bethmannschen Politik abzubauen gewillt sei". Auch im „Gewerkverein", dem Zentralorgan der deutschen Gewerkvereine (H.-D.), wird der Rücktritt Dr. v. Bethmann Hollwegs ohne jede Befriedigung aufgenommen und hervorgehoben, daß es ihm gelungen sei, bei Kriegsausbruch „den einigenden Geist ins deutsche Volk hineinzutragen, der uns bisher über viele Nöte hinweggeholfen hat". Vom neuen Kanzler sagt der „Gewerkverein", er erfreue sich bei dem Teil der Arbeiterschaft, der mit ihm bisher in Berührung gekommen sei, „merklicher Sympathien infolge seiner Geradheit und Offenheit". Die christlichen Gewerkschaften standen, wie vor wenigen Wochen Generalsekretär Stegerwald aussprach,

„wie ein Mann hinter dem Kanzler". Ueber seinen Abgang und den neuen Kanzler liegen noch keine Preßstimmen aus diesem Lager vor.

Wo bleibt das deutsche Arbeitsrecht? Ein guter Kenner der Stimmungen und Hoffnungen in der deutschen Arbeiterwelt, Generalsekretär Oswald Riedel, schreibt der „Lib. Korresp.": Der frühere Reichskanzler von Bethmann Hollweg hatte sich zweifelsfrei in der Arbeiterschaft ein großes Vertrauen errungen, in der bürgerlichen ein unbedingtes und in der sozialdemokratischen nur dort ein bedingtes, wo unbelehrbarer Doktrinarismus das klare Urteil beeinflußte. Die Arbeiterschaft sah in ihm immer mehr den Mann mit dem aufrichtigen und festen Willen, die Klassengegensätze auszugleichen durch eine weitschauende Politik des politischen und sozialen Rechtes, wie sie nach diesem Kriege eigentlich selbstverständlich sein müßte. Aber eins darf nicht übersehen werden: Bethmann war der Arbeiterschaft nicht nur der Kanzler der Osterbotschaft, sondern mehr noch der Kanzler des 14. März. Er hatte nicht nur eine Wahlrechtsreform, nicht nur eine Erweiterung der politischen Volksrechte in Aussicht gestellt, sondern er bezeichnete darüber hinaus die Schaffung eines großzügigen deutschen Arbeitsrechts als einen Eckstein der Neuorientierung. Zu der politischen die soziale Neuordnung — diese klare Erkenntnis zeichnete den früheren Kanzler aus. In der Tat würde ein noch so freiheitliches Wahlrecht nicht versöhnend wirken können, wenn seine Wirkung im täglichen Leben des einzelnen durch wirtschaftliche Unfreiheit oder durch sozialen Zwang aufgehoben würde. Zum gleichen Ergebnis führt auch eine rein äußerliche Betrachtung. Für die fernere Kriegszeit gilt noch das Hilfsdienstgesetz. Dieses enthält mit seinen Vorschriften über Arbeiterausschüsse, Schlichtungsstellen, Einigungswesen usw. gewisse arbeitsrechtliche Postulate und bietet immerhin einen, wenn auch noch bescheidenen, Ansatz zu einem einheitlichen deutschen Arbeitsrecht. Es liegt auf der Hand, daß die Arbeiterschaft auf diese Kriegserrungenschaften bei Kriegsende und damit verbundene Aufhebung des Hilfsdienstgesetzes nicht verzichten möchte, sondern im Gegenteil den Ausbau zu einem wirklichen arbeitsrechtlichen Gesetzeswerk erwartet. Das macht es selbstverständlich, daß die Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft der politischen Krise dieses Sommers nicht übermäßiges Interesse entgegenbrachte. Sie vermißt noch heute jede Erklärung der neuen Reichsleitung zur Frage der sozialen Neuorientierung, und sie weiß daher noch nicht, ob die Wege Bethmanns hier innegehalten werden sollen. Es wird Aufgabe des Parlaments sein, hierüber unter allen Umständen Klarheit zu schaffen. Die Fortschrittliche Volkspartei, die durch einen besonderen, auch mit hervorragenden Arbeitervertretern besetzten Ausschuß diese Frage ständig bearbeiten läßt, wird jedenfalls die erste sich bietende Gelegenheit benutzen, um diese Klärung herbeizuführen.

Der neue Reichskanzler und die Sozialpolitik. In einer Besprechung der ersten Rede des Reichskanzlers Dr. Michaelis im Reichstag hebt das führende Organ der „bürgerlichen" Sozialreform, die „Soziale Praxis", mit Befremden das Schweigen des neuen Herrn über die sozialpolitischen Zukunftsaufgaben hervor. „. . . Im übrigen meinte Dr. Michaelis, man dürfte nicht erwarten, daß er, der nur fünf Tage im Amte sei, sich über alle schwebenden Fragen der inneren Politik äußere. Dies ist ohne weiteres zuzugestehen. Aber von unserem Standpunkt aus hätten wir doch ein kurzes Wort über die Sozialpolitik von ihm zu hören gewünscht. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo in weitesten Kreisen der gewerblichen Arbeiterschaft viel Unrast sich zeigt, wäre es nützlich gewesen, wenn der neue Mann am Steuer des Reichsschiffs gleich bei seinem ersten Auftreten die Notwendigkeit sozialer Reformen betont hätte. An die Anerkennung der Wahlreform in Preußen, die den Massen die politische Gleichberechtigung bringen soll, hätte sich mühelos die Zusage anreihen können, daß der Arbeiterschaft auch die Gleichberechtigung im Arbeitsvertrage durch Gewährung der Koalitionsfreiheit gesichert werden solle. Wir bedauern diese Unterlassung um so mehr, als auch von den Rednern der Parteien des Reichstages mit keiner Silbe in dieser durch die Annahme der Friedensresolution denkwürdigen Sitzung der inneren Neugestaltung eines freien Arbeitsrechts gedacht worden ist, nicht einmal der Vertreter der sozialdemokratischen Partei erwähnte sie. Tief überzeugt, daß die Forderung sozialer Reformen, vor allem der Koalitionsfreiheit, schon während des Krieges zu Nutz und Frommen der inneren Festigung unseres Volkes Erfüllung heischt, bedauern wir dies Schweigen im Reichstage zwar, weil wir es für ein sachliches Versäumnis halten, hüten uns aber vor weiteren Folgerungen daraus. Nicht auf Reden und Erklärungen kommt es jetzt an, sondern auf Taten. Und ob nun geredet oder geschwiegen wird, darin wissen wir uns eins mit allen Organisationen der Arbeitnehmer, aber auch mit großen politischen Parteien und, wie wir zu hoffen Grund haben, auch mit maßgebenden Persönlichkeiten in der Regierung: die Neuordnung unserer inneren Verhältnisse, die der Krieg bewirkt, kann nicht gelingen, wenn nicht durch soziale Reformen die breiten Massen der Arbeitnehmer in Stadt und Land durch Anerkennung der Gleichberechtigung mit den übrigen Ständen in den Staatsorganismus völlig eingegliedert werden."

Büchertisch

Joh. Naumann, Kirchenrat, Rektor des Kgl. Schwesternhauses in Hubertusburg: „Der Schwesterberuf und seine Wandlungen in der Gegenwart." 28 Seiten, bei A. Strauch in Leipzig. 30 Pfg.

Gute Uebersicht über katholische, evangelische, freiorganisierte, unorganisierte und staatlich angestellte weibliche Pflegekräfte mit besonderer Berücksichtigung der seelischen Vorbedingungen eines charaktervollen Hilfsdienstes in Krieg und Frieden. Anerkennung der weiblichen Erwerbs- und Selbständigkeitsbestrebungen. Kritik einer irreführenden Romantik. Anweisung zur Beratung von Mädchen, die Schwestern werden wollen. Der Verfasser ist Leiter einer staatlichen Schwesternschaft von mehr als 700 weiblichen Pflegekräften. N.

Das geistige Rußland. Karl Nötzel, Die Grundlagen des geistigen Rußland. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens. Jena, Eugen Diederichs, 1917. In Pappbd. 5 M.

Wir Deutschen rühmen uns oft der Universalität unseres Geistes, der Fähigkeit, fremde völkische Eigenart zu verstehen und richtig zu deuten. Ist dem aber wirklich so? Das viele, was in diesen drei Kriegsjahren über Rußland, das russische Volk und die russische Gesellschaft in einem großen Teil unserer Presse zu lesen war, spricht eher für das Gegenteil. Und das seltsamste ist, daß die verkehrtesten Urteile über russische Dinge oft gerade von Leuten kamen und kommen, die jahrzehntelang in Rußland gelebt hatten, nur durch den Krieg gezwungen waren, das Land zu verlassen, und deren Urteil man bei uns eben deswegen einen ganz besonderen Wert beimaß. Angesichts solcher Urteile könnte man wirklich meinen, es hätte mit der russischen Behauptung etwas auf sich, daß der russischen Seele ein ganz besonderes Geheimnis innewohne, das kein Fremder zu enträtseln imstande wäre, und in dem doch eigentlich die Ueberlegenheit des Russen über den Westeuropäer wurzele.

Der Deutsche in Rußland bleibt entweder dem russischen Volke zeitlebens ein Fremder, oder er unterliegt der Verführung durch den russischen Geist — womit nicht der Geist des Tatarentums und der Knute gemeint ist, sondern jener uferlose Idealismus des russischen „Intelligenten", der sich so weite und so erhabene Ziele setzt, daß unsere westeuropäischen kulturellen und politischen Bestrebungen demgegenüber leicht kleinlich erscheinen —, und dann geht er auf im Russentum, verliert die Fähigkeit, es kritisch zu betrachten, und es entstehen Bücher, wie „Die Russin" von Nadja Strasser, die ebenso irreführend sind, wie jene, die im Russentum nur Asiatentum und sittliche Verkommenheit sehen.

Und darum eben ist ein Buch, wie das von Nötzel, so sehr willkommen. Hier spricht einer, der 20 Jahre in Rußland gelebt hat und in dieser Zeit Volk und Gesellschaft wirklich kennengelernt, nicht nur äußerlich, sondern stets bemüht, in sein inneres Wesen zu dringen, dem alle Sympathie für das Russentum das objektive Urteil nicht getrübt hat. So konnte ein Buch entstehen, daß uns wirklich einen Teil der russischen Volksseele enthüllt, das uns wirklich ein zuverlässiger Führer zur Erkenntnis dieser zwar nicht unergründlich geheimnisvollen, aber doch für den Fremden nicht leicht zu fassenden nationalen Eigenart sein kann, und das uns vieles erklärt, was uns in diesen drei Kriegsjahren gerade bei den Russen so in Staunen setzte. Nötzel baut seine Untersuchung auf breiter historischer Grundlage auf. Aus der geschichtlichen Entwicklung des russischen Volkes leitet er seine Eigenart ab. Byzantinisches Christentum, Tatarenjoch, Despotismus und Leibeigenschaft sind die Hauptfaktoren dieser Entwicklung. In ihnen wurzelt vor allem der geistige Despotismus des gebildeten Russen: „Der russische Intelligentengeist ist ein Geist, der durch die Einrichtung geformt wurde, die er haßt und vernichten will, ein Geist, der die Ursache bekämpft, deren Wirkung er ist, und der das natürlich nicht wahrhaben will." In ihnen wurzelt die nationale Selbstüberhebung, die auch den besten und vorurteilsfreiesten Russen glauben läßt, nur in Rußland gebe es Menschenseelen und der Weg zum Allmenschentum gehe notwendig durch das Allrussentum. In ihnen wurzelt auch jene Eigentümlichkeit des Russen, die es uns so schwer macht, an den endgültigen Erfolg der russischen Revolution zu glauben: der „Sozialästhetismus", der „Handlungen, die man zur Befriedigung von Gefühlsbedürfnissen vornimmt, mit solchen verwechselt, die dem Uebel abhelfen sollen, das sie hervorrief".

Es ist hier leider unmöglich, auf die ganze Fülle von Anregungen einzugehen, die das Buch von Nötzel bietet. Wer das geistige Rußland wirklich kennenlernen will, hat jetzt einen zuverlässigen Führer. Das Buch sollte eigentlich auch ins Russische übersetzt werden; es wäre dem russischen Intelligenten sehr nützlich, sich einmal in einem solchen Spiegel zu sehen. Arthur Luther.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

16. August 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 33

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der neue Reichskanzler. — **Dr. Heinz Potthoff:** Kriegsanleihe und Kriegssteuer. — **Pfarrer Dr. Ernst Lehmann:** Der Redekampf im Weltkrieg. — **Pfarrer Hans Müller-Röcknitz:** Der Reichskirchengedanke. — **Gertrud Israel:** Angestelltenversicherung und Invalidenversicherung. — **Dr. Julius Luebeck:** Die Wirtschaftslage und Lebensmittelteuerung des Auslandes. — **Alfred Stolze:** Auf Posten in der Munitionsfabrik. — * * *: Gottesdienst im Hauptquartier. — **Gottfried Traub:** Die Glut. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 5. August.

Zum Beginn des vierten Kriegsjahres wurde gestern abend in den Räumen des Reichstags eine größere Versammlung abgehalten, bei der Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Chef des stellvertretenden Generalstabs, eine gute und knappe Uebersicht über die Kriegsleistungen gab. An den nachfolgenden Reden beteiligte sich auch der Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften, Abgeordneter Legien: Die Arbeiterschaft weiß nur zu gut, daß es den Feinden gar nicht um den preußischen Militarismus, sondern um Unterdrückung des deutschen Handels und der deutschen Industrie zu tun ist. Deshalb hat die Arbeiterschaft die Zustimmung zu den Kriegskosten auf sich genommen und selbst das Zwilldienstgesetz. Die Gefahr ist noch nicht vorüber, darum stehen wir weiter zum Vaterlande, bereit zum Frieden, entschlossen zum Kampf!

In allen kriegführenden Ländern wird bei Uebergang zum vierten Kriegsjahr davon gesprochen, wie notwendig die Aufrechterhaltung der innern Einheit ist. Die Erschütterungen und Anstrengungen des Krieges gefährden überall die ruhige Sicherheit der innerpolitischen Entwicklung. Trotz allen guten Willens, nach außen hin die einheitliche Geschlossenheit aufrechtzuerhalten, wird es mit jedem weiteren Kriegsjahre deutlicher, daß durch den Krieg selbst soziale Verschiebungen eintreten. Ein Teil der Produzenten gewinnt durch Herstellung von Kriegsbedarf, während andere Teile mehr oder weniger von der Gewinnmöglichkeit ausgeschaltet bleiben. Auch innerhalb der Arbeiterschaft unterscheiden sich Gruppen mit sehr hohen Löhnen von solchen, die sich nur mühsam durchringen. Besonders lebhaft scheinen die Bewegungen innerhalb der Arbeiterschaft in Großbritannien zu sein. Dort macht der sogenannte Syndikalismus offenbare Fortschritte; das soll heißen: eine extrem gewerkschaftliche Richtung, die den Staatssozialismus ablehnt und nichts als Betriebsverbände gelten lassen will, erwächst als radikale Opposition gegen die durch den Krieg gesteigerte Staatlichkeit. Unsere deutschen Arbeiter sind durch die gute Organisation der deutschen Sozialdemokratie viel mehr für die großen Kriegsanforderungen erzogen, als es im allgemeinen bei der englischen Arbeiterschaft der Fall sein kann.

Montag, 6. August.

Sowohl im Deutschen Reich wie in Preußen werden zahlreiche ministerielle Stellen neu besetzt. Für die auswärtige Politik sind davon wichtig die nachfolgenden Veränderungen: Der bisherige Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Helfferich, geht als Vertreter des neuen Reichskanzlers Dr. Michaelis in die Reichskanzlei über, und man nimmt an, daß er dort die Vorbereitungen des Friedens und die Herstellung eines dauernden Verhältnisses zu unseren Bundesgenossen als Hauptaufgabe ansehen wird. Gleichzeitig verläßt der bisherige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Zimmermann, nach verdienstvoller und hingebender Arbeit seinen Posten und wird durch den bisherigen Botschafter in Konstantinopel, von Kühlmann, ersetzt. Wir werden uns also wahrscheinlich daran gewöhnen müssen, daß im Zusammenwirken von Helfferich und Kühlmann die deutsche auswärtige Politik hergestellt wird, so wie sie bisher auf der Verständigung zwischen von Bethmann Hollweg und Zimmermann beruhte. Ob in dieser Veränderung der Personen gleichzeitig eine Verschiebung in der Richtung enthalten ist, läßt sich schwer im voraus sagen. Die neue Leitung der auswärtigen Politik übernimmt die Mehrheitsresolution des Deutschen Reichstages, was aber auch die frühere Leitung nicht grundsätzlich abgelehnt haben würde. In Auslandsblättern kann man lesen, daß Herr von Kühlmann bis zu Beginn des Krieges als deutscher Legationsrat in London an der englisch-deutschen Verständigung gearbeitet habe und daß er darum gewisse Vorbedingungen für einen Friedensschluß mitbringe. Sicherlich hat als ein Vorzug von ihm zu gelten, daß er den angelsächsischen Verhältnissen nicht fremd gegenübersteht. Mehr aber wird sich aus seiner Tätigkeit in einer ganz anderen Epoche nicht schließen lassen. Von Bedeutung für die Herstellung Mitteleuropas kann insbesondere auch das neu entstehende Staatssekretariat für Wirtschaft, Handel und Arbeit werden, dessen Führung in die Hände des seitherigen Oberbürgermeisters von Straßburg, Schwander, übergeht, da innerhalb dieses Amtes die wichtigen Einzelheiten der Handels- und Verkehrsverträge vorgearbeitet werden müssen.

Eine neue Kriegsrede von Lloyd George wird als „erster Buchstabe im Friedensalphabet" verzeichnet. Er sagt vom Deutschen Kaiser und dem neuen Kanzler: „Beide führen glatte Reden über den Frieden, aber sie stottern und stammeln, wenn es zu dem Worte „Wiederherstellung" kommt. Es kam noch nicht vollständig über ihre Lippen. Wir forderten sie dazu auf, aber sie können es nicht aussprechen. Ehe wir auf die Friedenskonferenz gehen, müssen sie lernen, zunächst jenes Wort auszusprechen. Unsere tapferen Jungen heilen den Kaiser allmählich von seinem Stottern, bis er den ersten Buchstaben des Friedensalphabetes gelernt hat, nämlich: Wiederherstellung. Dann werden wir reden." So unerfreulich und unfreundlich die Tonart der Rede im ganzen und auch der Klang dieser besonderen Stelle ist, so verbirgt sich doch dahinter ein gewisses Einlenken; denn es werden frühere weiter gehende Forderungen nicht mehr erwähnt. Früher hieß es, daß die deutschen Armeen erst bis zur Reichsgrenze zurückgehen müßten, ehe an Friedensverhandlungen gedacht werden könne. In dieser Hinsicht haben unsere braven Jungen dem englischen Ministerpräsidenten eine andere Sprache beigebracht, und wir sind der guten Zuversicht, daß er in der Schule des Krieges noch ein Mehreres lernen wird.

Dienstag, 7. August.

Aus einem Brief, den eine hochgestellte Persönlichkeit in Athen an einen in der Schweiz lebenden Verwandten richtet, wird

Digitized by Google

mitgeteilt: Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, was wir in Athen erleben: Hungersnot, Verelendung, Verkommenheit; alle stehlen, alle sind wahre Briganten geworden. Die Frauen und Kinder sterben vor Erschöpfung auf offener Straße. Meine Frau hat Hunderten von Säuglingen, die von ihren Müttern nicht mehr ernährt werden konnten, das Leben gerettet. Die kleinen Kinder sterben wirklich wie die Fliegen. Die Hungerblockade ist direkt verbrecherisch. Seit drei Monaten wird die Stadt nachts nicht mehr beleuchtet. Da die Gendarmen und Polizisten in den Peloponnes verschifft sind, so haben die Verbrecher freie Hand. — Das ist der berühmte Schutz der kleinen Nationen!

Die Ernte in Rumänien wird trotz anfänglich großer Hitze als gute Mittelernte bezeichnet. Der Regen der letzten Zeit hat die Maisernte verbessert. Sehr gut stehen die Weinberge.

Nach Einnahme von Czernowitz gehen die verbündeten Truppen am Dniester, am Pruth, am Sereth und an der Suczawina vorwärts und haben ungefähr die Linie zwischen Chotin und Radautz erreicht. Die Reste der russischen Aufstellung in den Waldkarpathen zerbröckeln sich. Auf rumänischem Boden wurde von preußischen und bayrischen Regimentern nördlich von Focsani ein erfolgreicher Vorstoß unternommen, 1300 Gefangene und 13 Geschütze.

In Flandern und auch an der übrigen Westfront sind täglich verschiedene lebhafte Einzelkämpfe ohne große Veränderung der Kriegslage.

Mittwoch, 8. August.

In Rußland hat Kerenski als Ministerpräsident, Kriegs- und Marineminister ein neues vollständiges Ministerium zusammengesetzt, in das die beiden stärksten Persönlichkeiten der bisherigen provisorischen Regierung, Nekrasow und Tereschtschenko übernommen wurden. Kerenski bekennt sich offen zu den Rechten und Pflichten eines Diktators. Die Versuche, mit Hilfe eines Teiles der Kosaken den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zum Zaren auszurufen oder auch vielleicht den früheren Zaren wieder auf den Thron zu setzen, machen offenbar der neuen Regierung ziemlich viel Mühe. General Gurko steht unter der Anklage, mit dem ehemaligen Zaren einen Briefwechsel unterhalten zu haben. Ein Komitee beßarabischer Abgeordneter hat beschlossen, daß sich Beßarabien der Einverleibung in die Ukraine widersetzt und die Autonomie verlangt.

Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow veröffentlicht eine Kundgebung über die Verträge, die mit den mitteleuropäischen Verbündeten geschlossen sind: Unsere nationale Einheit ist durch Verträge gewährleistet, die unsere Verbündeten als eine geheiligte, unverletzliche Sache schätzen. Die Friedensformel bezüglich der Annexionen bedeutet keine Beeinträchtigung der Rechte Bulgariens auf den Besitz der befreiten Gebiete. Unsere Verbündeten haben uns diesbezüglich formelle Zusicherungen gegeben, da wir ja keineswegs Krieg führen, um eine imperialistische Ausbreitung zu erzielen, sondern um die nationale Einheit zu verwirklichen. Bulgarien wird demnach die bisher von seinem nationalen Erbgut abgetrennten Teile vereinigen, und die durch den Vertrag von Bukarest (1912) begangene Ungerechtigkeit wird dadurch in billiger Weise wieder gutgemacht werden. — Radoslawow hat mit dieser Berufung auf die Abmachungen vom September 1915 zweifellos recht. Auch darin wird man ihm zustimmen müssen, daß die Herstellung des Nationalstaates Bulgarien nicht unter den Begriff Annexion fällt, da ja auch in russischen und nordamerikanischen Friedensprogrammen die Selbständigkeit bisher zerrissener Nationen als Teil des Friedens vorgesehen wird. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß die von uns unterstützten berechtigten Ansprüche Bulgariens auf den Widerstand derjenigen Mächte stoßen werden, denen an der Offenhaltung der balkanischen Wunden gelegen ist.

Donnerstag, 9. August.

Ein starker englischer Angriff erfolgte in der Nacht zum 8. August bei Nieuport, wurde aber vollständig abgewiesen und endete mit einer schweren englischen Niederlage. In dem Bogen um Ypern herum versuchten die Engländer von neuem, ihre Linien zu verbessern, um aus dem verschlammten Trichtergelände herauszukommen. Alle Angriffsversuche scheiterten jedoch, und die Stellungen blieben unverändert in der deutschen Hand.

Für die mitteleuropäischen Bestrebungen ist es von Wichtigkeit, daß mit dem heutigen Tage in Wien Besprechungen von Vertretern Oesterreich-Ungarns, Deutschlands, Bulgariens und der Türkei beginnen, um das gemeinsame Verkehrswesen zu regeln. Vor kurzem beendete Vorbesprechungen über Einzelfragen der Handelspolitik zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben noch nicht zu einem formulierbaren Ergebnis geführt. Es scheint, daß eine Besprechung der führenden Minister vorangehen muß, um die Grundlagen für weitere Einzelarbeiten zu schaffen.

Nachdem kürzlich die Kriegserklärung Siams eingelaufen ist, erscheint nun auch die von der Republik Liberia. Militärisch hat das nichts zu bedeuten, aber es zeigt die Ausdehnung der englischen Macht über den Erdkreis.

Der fortschrittliche Abgeordnete von Payer verteidigt gegenüber einer Anzahl von Tübinger Professoren die Friedensresolution des Deutschen Reichstages. Er sagt, daß die Mehrheit begreiflicherweise heute noch nicht alle Gründe öffentlich aufführen könne, die sie wochenlang genau untersucht und erwogen habe. Sie müsse es um der Allgemeinheit willen ertragen, wenn einzelne sie deshalb zurzeit falsch beurteilen. Der Reichstag habe mit etwa zwei Dritteilen der Abstimmenden seinen Beschluß gefaßt, und die nationalliberale Partei, von der nicht wenige Mitglieder ursprünglich zuzustimmen beabsichtigten, hat sich schließlich auf eine eigene Resolution geeinigt, die sich nicht weit von dem Mehrheitsbeschluß entfernt. Die Reichsregierung, der scheidende wie der neue Kanzler, haben dem Mehrheitsbeschluß nicht widersprochen, sondern sich in der Hauptsache auf seinen Boden gestellt, und der Reichskanzler konnte sich dabei auf das Einverständnis der obersten Heeresleitung berufen. Das wisse jedermann oder könne es wenigstens wissen. Deshalb solle man sich nicht beunruhigt fühlen, wenn Vereinzelte in ungesund gesteigertem Selbstbewußtsein Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe, Mut, Einsicht und Wissen allein gepachtet haben wollen und darum die Stirne haben, sie anderen abzusprechen. — Das, was v. Payer sagt, ist nichts Neues; aber es ist notwendig, diese einfachen Wahrheiten deutlich zu wiederholen, damit nicht eine falsche Legendenbildung eintritt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 5. August.

Im Reichstag hat gestern eine Feier des Eintritts in das vierte Kriegsjahr stattgefunden. Vertreter von Heer, Landwirtschaft, Großstadt, Industrie, Handel, Arbeiterschaft, Angestellten vereinigten sich im Gelöbnis der standhaften Pflichterfüllung auch allen kommenden Anforderungen gegenüber. Der Reichskanzler selbst beschloß die Feier.

Die Liste der neuen Männer erscheint, zwar noch nicht korrekt, aber doch wohl in endgültig treffender Gestalt, in den Zeitungen. Hier aufgezeichnet wird sie besser erst in amtlicher Veröffentlichung.

Das Kriegsernährungsamt wird in ein eigentliches Reichsamt verwandelt. (Was wird aus den bisherigen Beiräten? Es wäre schade, wenn sie der strafferen Bureaukratisierung zum Opfer fielen.) Herr von Batocki tritt zurück. Der Staatssekretär wird der bisherige Oberpräsident von Pommern, von Waldow, dem als Unterstaatssekretäre die beiden bisherigen Vorstandsmitglieder des Kriegsernährungsamtes, Dr. August Müller, der bisherige Leiter der „Produktion“ in Hamburg, und Frhr. von Braun beigegeben sind. Der erste sozialdemokratische Unterstaatssekretär, der es sozusagen in seiner Eigenschaft als Sozialdemokrat geworden ist. Das bedeutet für die ganze Stellung zum sozialdemokratischen Staatsbeamten natürlich noch etwas ganz anderes als alle Erlasse,

Digitized by Google

durch welche die politische Stellung der Beamten freigegeben wird. Der Rücktritt Batockis wird allgemeines Bedauern erregen; trotz aller Mißerfolge der Ernährungsregelung hatte man doch das Vertrauen, daß die Sache so gut gemacht wurde, wie es nur unter den obwaltenden Umständen möglich war.

Die leisen Anzeichen kommenden Herbstes, die roten Ebereschenbeeren und die verschleierte Morgenkühle, verknüpfen sich wie in jedem Jahr mit Erinnerung. Ueber die ersten dürren Blätter auf den Straßen gingen wir, als noch die Schutzleute mit den ersten Siegesnachrichten in die Vororte radelten. Und über die roten Ebereschendolden wehten die ersten Siegesfahnen.

Montag, 6. August.

Also nun sind die neuen Ernennungen da:

Im Reich:

Allgemeiner Stellvertreter des Reichskanzlers: Dr. Helfferich;
Staatssekretariat des Innern:
a) Politische Abteilung: Oberbürgermeister Walraf (Köln),
b) Wirtschaftliche Abteilung: Schwander
(beide Unterstaatssekretäre mit dem Titel Exzellenz);
Staatssekretär des Reichsjustizamtes: Dr. von Krause (bisher Vorsitzender der Anwaltskammer Berlin, Mitglied der nationalliberalen Landtagsfraktion);
Staatssekretär des Reichspostamtes: Rüdlin (bisher Präsident der Königlichen Eisenbahndirektion Berlin);
Staatssekretär des Auswärtigen Amtes: v. Kühlmann (bisher Botschafter in Konstantinopel);
Staatssekretariat des Kriegsernährungsamtes: v. Waldow (bisher Oberpräsident von Posen), zugleich preußischer Staatsminister und Staatssekretär des Reichs-Ernährungsamtes; außerdem preußischer Staatskommissar für Volksernährung;
Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt: Ritter v. Braun (bisher bayerischer Ministerialdirektor), und Dr. August Müller (bisher Leiter der sozialdemokratischen Konsumgenossenschaft in Hamburg);
Chef der Reichskanzlei: Unterstaatssekretär v. Grävenitz.

In Preußen:

Justizminister: Dr. Spahn;
Minister des Innern: Dr. Drews (bisher Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern);
Kultusminister: Dr. Friedrich Schmidt (bisher Ministerialdirektor im Kultusministerium);
Landwirtschaftsminister: v. Eisenhart-Rothe;
Finanzminister: v. Hergt (bisher Regierungspräsident von Oppeln).

Ueber das Reichsamt des Innern und die Stellung des Staatssekretärs Dr. Helfferich schreibt die „Nordd. Allg. Ztg." noch:

Dem Wunsche des Staatssekretärs Dr. Helfferich, der gleichfalls seine Aemter zur Verfügung gestellt hatte, von der Leitung des Reichsamts des Innern enthoben zu werden, will Seine Majestät zwar entsprechen. Im Einklang mit den Vorträgen des Reichskanzlers legt aber der Kaiser Wert darauf, daß Dr. Helfferich die allgemeine Stellvertretung des Reichskanzlers beibehält und Mitglied des Staatsministeriums bleibt. Auch ist der Staatssekretär beauftragt worden, bis zur geplanten Umgestaltung des Reichsamts des Innern und endgültigen Besetzung der neu zu schaffenden Stellen die Leitung dieses Amtes noch beizubehalten. Aus dem Reichsamt des Innern soll ein Reichswirtschaftsamt ausgeschieden werden, dem die Handels- und Wirtschaftspolitik, sowie die Sozialpolitik zufallen und das mit je einem Unterstaatssekretär für diese beiden großen Gebiete ausgestattet werden soll. Dem verkleinerten Reichsamt des Innern verbleiben neben dem innerpolitischen auch militärische, kulturelle und wissenschaftliche Angelegenheiten. Die erforderlichen neuen Stellen sollen durch einen in der nächsten Tagung des Reichstages vorzulegenden Nachtragsetat angefordert werden.

Die Besetzungen der Reichsämter tragen den Charakter einer Neuorientierung im ganzen deutlicher als die der preußischen Ministerien. Mit ganz besonderer Freude und Genugtuung liest man von der Berufung des Oberbürgermeisters Schwander von Straßburg zur Leitung der wirtschaftlichen Abteilung im Reichsamt des Innern.

Im ganzen ist es schwer, das einheitliche Gesicht des neuen Kabinetts zu erkennen, man findet den Sinn dieser Zusammensetzung nicht recht und liest allerhand Absagen zwischen den Zeilen.

Dienstag, 7. August.

Der Beschäftigungsgrad nach den Nachweisen der Krankenkassen zeigt am 1. Juli einen besonders auffallenden Steigerungsgrad der weiblichen Arbeit. Die Zahl der männlichen Versicherten betrug 4,446, die der weiblichen 4,601 Millionen. Im Monat Juni ist die Zahl der weiblichen Versicherten um 7000 gestiegen, die der männlichen um ca. 100 000 zurückgegangen (1,12 v. H.) — Folge weiterer Einziehungen zum Heeresdienst. In Berlin ist das Verhältnis so, daß die Männerarbeit um 7700 Personen im Juni sank, während die Frauenarbeit um etwa 1900 stieg.

Mittwoch, 8. August.

Ueber die Ernte lauten die Berichte aus Süd- und Westdeutschland dauernd günstig. Im Norden bleiben die Stroherträge hinter denen des Vorjahres zurück. Die Rübenernte hat bei Feuchtigkeit und Wärme zugleich die denkbar besten Aussichten. Ob die Hausfrauen auf mehr Zucker hoffen dürfen? Daß die Kartoffelernte dies Jahr erheblich besser ist als im Vorjahr, steht schon jetzt fest. Wir kommen uns mit 5 Pfund Kartoffeln für Person und Woche in Hamburg wie im Schlaraffenland vor. Man sagt, daß die Lebensmittelversorgung des Winters besser sein wird als im Vorjahr, einerseits durch die Kartoffeln, anderseits, weil vom Januar ab ohne Zweifel wieder stärkere Schlachtungen notwendig werden. Der bayerische Bauernführer schlägt vor, die Versorgung in drei Perioden zu teilen, je nach den jeweils vorhandenen Vorräten. In den Wintermonaten solle das Fleisch, im Frühling und Frühsommer die Kartoffel und dann das Gemüse den Hauptrückhalt bilden. Das wäre nicht unpraktisch — z. T. erzwingt sie die Kriegswirtschaft schon von selbst diesen Rhythmus.

Donnerstag, 9. August.

Der Kaiser hat, auf Bitte der Kaiserin, eine Million aus den ihm für Kriegshilfe zur Verfügung gestellten Mitteln bestimmt für den Ausbau der Fürsorge für die arbeitenden Frauen durch den Nationalen Ausschuß für Frauenarbeit im Kriege. Man erkennt erst jetzt eigentlich recht die Lücken insbesondere der Kinderfürsorge, die überall bestehen.

Die Professoren von Bonn und von Tübingen haben sich gegen die Friedensresolution des Reichstages erklärt. Den Tübingern gegenüber wird die Resolution durch Payer verteidigt, der meint, daß sie auf der Grundlage besserer Kenntnis der Lage beschlossen sei, als sie den Professoren zu Gebote stünde. Uebrigens tun die Gegner dieser Kundgebung immer, als sei sie ein Beweis geringerer Entschlossenheit zum Widerstand, solange es sein muß. Das ist ja aber durchaus nicht ihr Sinn.

U-Boot-Beute in der Biscaya. Ich muß an eine stürmische See durch ihre stahlgrauen Wellenberge im Frühjahr des Kriegsausbruchs denken und an die Frachtschiffe, die, manchmal halben Leibes aus dem aufgewühlten Meer ragend, sich uns entgegenkämpften.

Für die Gesamtstimmung ist es bezeichnend, mit welcher Ruhe und Zuversicht dieses Mal die flandrische Offensive angesehen wird. Man erwartet es gar nicht anders, als daß sie erfolglos bleibt.

Freitag, 10. August.

Die „Deutsche Zeitung", die vor dem Krieg und die ganze Zeit während des Krieges nicht gerade zu den gekanntesten Organen der deutschen Presse gehört hat, versucht neuerdings mit viel Geräusch, ihrer Stimme in weiterem Kreise Gehör zu verschaffen. Sie verbreitet sich über die Möglichkeit, daß die Wahlrechtsreform im preußischen Abgeordnetenhaus abgelehnt wird, dann habe der König sein Versprechen erfüllt und könne sie beruhigt im Archiv verschwinden sehen. Bedauerlicher noch als die Stellungnahme ist der Ton, in dem sie ausgesprochen wird: der alte üble Gehässigkeitsklang, an den man sich mit Schmerzen wieder gewöhnt.

Ich schreibe dieses in der Bahn — dem unbeschreiblich überfüllten Zug Hamburg—Berlin. Im Korridor sind auf Koffern und Rucksäcken vergnügte kleine Kindersiedlungen eingerichtet, die mit ihrem lustigen Gezwitscher den ganzen Wagen erfüllen, und über die rotgebrannte Matrosen mit langen Beinen vorsichtig hinwegsteigen. Kinder bezwingen immer noch die allgemeine Ver-

Bayerische Staatsbibliothek

drießlichkeit des unbequem Reisenden — im ganzen kann man nicht sagen, daß die Menschen jetzt sehr nett miteinander sind und den Unbequemlichkeiten sehr viel gelassenen Humor entgegensetzten. Nur wenn so jeder im Wagen das gleiche Brot mit magerem Weichkäse auspackt, lächelt man sich verständnisvoll zu: Guten Appetit.

Naumann / Der neue Reichskanzler

Eine neue Regierung beginnt ihr Werk. Daß zu ihr drei bisherige (und vielleicht auch künftige?) Parlamentarier gehören, ändert nichts daran, daß die neue Reichsregierung ebensowohl wie die neue preußische Regierung ihrem Kern und Wesen nach Beamtenregierung alten Stils sein wird und will. — Die Frage, ob bei uns auf Grund einer parlamentarischen Reichstagsmehrheit eine deutsche Reichsregierung aufgebaut werden kann, ist bei der jetzigen Wendung nicht zur Entscheidung gekommen, aber es bleibt doch unverkennbar, daß in fast allen Volkskreisen das Gefühl, sich in einem Staate zu alter Konstruktion zu befinden, zunimmt. Die Männer, die über Krieg und Frieden, Zukunft und Brot zu entscheiden haben, werden gewechselt wie Eisenbahnangestellte; wir haben nicht zu fragen, warum Michaelis von vorvoriger Woche an mit einem Male unser Vertrauensmann sein soll. — Daß der Kaiser ihn ernennt, ist selbstverständlich und wird von niemand bestritten, aber daß er ohne vorhergehende Verständigung mit der Volksvertretung erscheint, gibt seinem Auftreten mitten im Krieg etwas Unzeitgemäßes: die Monarchie lobt das Volk, braucht das Volk, aber sie hört es nicht! Sie schickt ihm einen Reichskanzler wie man einen Gouverneur in eine Kolonie sendet: gehe hin und regiere! Als ob regieren eine isolierte Tätigkeit wäre, die jemand vollziehen könnte, ohne daß zwischen ihm und den Regierten ein Gemeinschaftsgeist guten Willens entstünde! Es würde dem neuen Mann seine Arbeit bedeutend erleichtert haben, wenn er weniger unvermittelt als Geschenk von oben auftauchte. Aber — nun ist er da, und in seinen Fingern laufen die Fäden des Staatsgewebes zusammen, nun hat er das übermenschlich große Amt, und wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß er es gut führt, als ein großer Mann, als ein Verwalter nationaler Kraft.

Ob er dazu die Anlagen mitbringt, weiß fast niemand. Er steht in dem Rufe, ein Willensmensch zu sein, schnell und klar zu entscheiden und Widerstände ohne zuviel Geräusch zu brechen. Diese vortrefflichen Eigenschaften bewährte er bisher auf dem wichtigen, aber begrenzten Gebiet der Ernährungsfragen, auf dem während des Krieges die Beamtenregierung ihre stärksten Triumphe feiert. Auf Grund vorhandener Vollmachten wurden widerstrebende Ansichten und Kräfte mit oder auch ohne Debatte ausgeschaltet; der Staat als Vorsehung! Auch schon auf diesem Gebiete aber genügte die reine Energie an sich noch keineswegs, solange ihr kein prinzipielles und praktisches Durchdenken des gesamten Stoffes und insbesondere der stets möglichen störenden Nebenwirkungen scheinbar einfacher Maßregeln voranging. Energie ist eine formale Eigenschaft, hat als solche ihren unbedingten hohen Wert, kann aber nicht als Ersatz einer schöpferischen Einsicht gelten. Vielleicht wird zurzeit auf Energie etwas reichlich Gewicht gelegt, weil es eine fast allgemeine Meinung geworden ist, daß der bisherige Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg davon zu wenig gehabt habe. Mag es nun auch wahr sein, daß er sich und uns allen den Schicksalsweg erleichtert hätte, wenn die Gedanken weniger am Willen herumnagten, so bleibt doch von ihm das Bild eines Mannes, der weite Dinge nicht klein betrachtete. Wir hoffen, in dieser Richtung Dr. Michaelis als seinen Erben zu finden.

Von allen Aufgaben die mächtigste ist die Vorbereitung des Friedens. Sie unterscheidet sich wesentlich von den Aufgaben staatssozialistischer Verwaltung und ist mit Energie allein nicht zu bewältigen. Noch vermag niemand von uns sich eine Vorstellung davon zu machen, wann, wo und wie der unübersehbare Handel über das aus Blut geborene neue Europa beginnt, aber irgendeines Tages muß ein Büro der Weltgeschichte aufgetan sein, in dem die Kriegsergebnisse gebucht und verrechnet werden. Wen wird der neue, uns geschenkte Reichskanzler dorthin senden, um sich vor der Zukunft vertreten zu lassen? Auch wenn wir annehmen, daß er vielleicht zu Hause bleibt und die Staatssekretäre Helfferich und v. Kühlmann als deutsche Sachwalter zum großen Kongresse beauftragt, so hat er auf Grund der deutschen Reichsverfassung die Verantwortung. Diese hat er vom Kaiser allein bekommen, und nur leise spielt der Bundesrat in sie hinein, da ja der Reichskanzler selbst in seiner preußischen Eigenschaft der wichtigste Teil des Bundesrates ist. Das Volk im ganzen ist erstaunt und wohl auch erschrocken, daß so unglaubliche Verantwortung jemanden auferlegt wird, den es als einen Mann der auswärtigen Politik bisher nicht kennengelernt hat. Aber wir wiederholen: auf Grund des Buchstabens der Paragraphen ist alles dabei korrekt zugegangen, und — es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als von der Zusammensetzung der Regierung Michaelis das Beste zu erhoffen. Wir versuchen es, ihn und Helfferich und v. Kühlmann als eine Einheit zu erblicken, indem wir dringend wünschen, daß diese einige Dreiheit mit Dynastie und Hauptquartier zur harmonischen Verkörperung des unter ihr wogenden Volkstums werde. Glückt dieses, dann wird sich später vielleicht für den verantwortlichen Mann ein ideeller Volksauftrag nachträglich konstruieren lassen, so daß man ihm nachrühmen kann, daß das Deutschtum in seiner entscheidungsvollsten Zeit von ihm nicht nur formell, sondern im tiefsten Sinne sachlich vertreten wurde.

Zu den Friedensvorbereitungen gehört zuerst die Aufrechterhaltung der Schlagfertigkeit der Armeen trotz der steigenden Schwierigkeiten des vierten Kriegsjahres, sodann aber die Herstellung eines klaren staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen uns und unseren Bundesgenossen. An diesem Punkte ist leider der bisherige Kanzler zu keinerlei sichtbarem Ergebnis gelangt. Wir stehen nach drei Kriegsjahren zu unseren österreichisch-ungarischen Nachbarstaaten noch genau so unformuliert wie am Kriegsbeginn, was bei den Ententemächten beständig falsche Illusionen weckt und die Uebersichtlichkeit der Friedensfront verhindert. Tatsächlich ist die gegenseitige Verflechtung viel enger geworden, aber die Diplomatie hat den richtigen Griff nicht gefunden, um ohne Kürzung irgendwelcher staatlichen Souveränitätsrechte die geschichtliche Gemeinsamkeit Mitteleuropas wie einen Bronzeblock aufzurichten. Der Wille dazu ist im allgemeinen vorhanden, aber die Kunst der Staatsvertreter war nicht reif genug, den Weg zu finden. An diesem Problem in erster Linie wird der neue Kanzler seine über den Beamtenstaat hinausreichenden Kräfte zu bewähren haben. Wir hören mit Befriedigung von seinem Besuche in Wien und erwarten den Gegen-

Digitized by Google

besuch des österreichisch-ungarischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in diesen Tagen. Wenn diese zwei Männer jetzt wirklich zusammen arbeiten können, dann bleiben sie für alle Zeiten ein Paar unzertrennlicher historischer Gestalten. In Freiwilligkeit und Rücksichtnahme muß mit eherner Festigkeit unter Zustimmung der Souveräne und Parlamente die Grundform der Zukunft geschmiedet werden, ehe die Zerreißungsarbeit des Weltkongresses einsetzen kann.

Unmittelbar aber mit der Frage der Zentralmächte sind die polnischen und balkanischen Angelegenheiten verbunden. Es ist durch die sehr wichtigen Aeußerungen des bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslawow und durch die neueren Vorgänge in Warschau zur unvermeidlichen Gegenwartsaufgabe geworden, daß Mitteleuropa als einheitliche politische Körperschaft sagt, was sie an der Weichsel und am Balkan will. Auf Grundlage der vom neuen Reichskanzler in ihrer Hauptrichtung anerkannten Mehrheitsresolution des Deutschen Reichstags muß nun das Nationalitätenproblem der westslawisch-balkanischen Völker als vor uns stehende Wirklichkeit angefaßt werden. Der Reichstag hat mit gutem Bedacht seine Formulierung nicht auf Dinge ausgedehnt, die gar nicht einseitig von Deutschland aus beschlossen werden können, aber die tägliche Erfahrung vom englischen Einwirken auf die zwischen uns und Rußland liegende Völkerwelt macht weitere Versäumnis zur Schuld. Wir müssen die Hände ergreifen, die sich uns entgegenstrecken.

Und ist es nicht auch an der Zeit, für Elsaß-Lothringen eine staatsrechtliche Form zu finden, mit der wir auf den Weltkongreß gehen wollen?

Erst hinter den dringenden Erfordernissen der auswärtigen Politik liegen die Probleme der inneren Neuorientierung, aber auch sie dulden keinen langen Aufschub, denn da Deutschland in allen seinen Teilen entschlossen ist, den fremden Mächten keinerlei Einfluß auf unsere innerpolitische Umgestaltung zu gestatten, entspricht es politischer Klugheit, das Notwendige fertigzustellen, ehe der Versuch gemacht werden kann, den Friedenskongreß zu einer Art Demokratisierungstribunal werden zu lassen. Heute ist die Umgestaltung unser eigenes nationales Werk, später wird sie unter dem falschen Scheine leiden, als sei sie internationales Ergebnis. Nachdem der König von Preußen sich für das gleiche Wahlrecht ausgesprochen hat, ist die Richtung gegeben: der Mann, dem es gelungen ist, das Brot zu regeln, hat nun die Brotkarte der politischen Bürgerrechte zu verteilen: gleiches Brot, gleiches Recht und gleiche Pflicht!

Was alles sonst noch zu ordnen ist, entzieht sich der näheren Ausführung. Eine Riesenlast wird auf die Schultern des neuen Mannes gelegt. Indem er sein Amt annimmt, was sein freier Entschluß ist, da keine irdische Gewalt solche Mühen einem Sterblichen gegen sein eigenes Wollen aufbürden kann, stellt sich Dr. Michaelis in den Dienst ein. Nach allem, was man von ihm hört, tut er es im Glauben an die Hilfe der göttlichen Vorsehung, was seine eigene Standhaftigkeit festigen wird, was aber sicherlich nicht hindern darf, die Mitarbeit auch aller derer zu suchen, die konfessionell oder sonst ideell anders geartet sind als er, denn mehr als je ist es heute nötig, alle geistigen Kräfte der Nation als einen Bruderbund zu betrachten. Später werden wir hoffentlich wieder Zeit finden, die Unterschiede der Weltanschauung im neugewonnenen Frieden zu pflegen, zunächst aber sind wir alle ohne Ausnahme nur Deutsche, denn noch sind wir mitten drin im Krieg. Wir alle glauben an die Menschheitsaufgabe des deutschen Volkes und sind bereit, ihr zu dienen mit allen Kräften. Ein großes Volk guten Willens ist bereit, sich führen zu lassen, wenn seine Freiheit geachtet und seine Kraft mit klugem Maße eingesetzt wird. So wartet es auf die ersten Schritte seiner neuen Regierung.

Heinz Potthoff / Kriegsanleihe und Kriegssteuer

Die Hoffnung, daß dieser Sommer uns den Frieden bringen werde, verflüchtigt sich. Ehe nicht Amerika erprobt hat, welche Hilfe es seinen Freunden leisten kann, ist auf das Ende des Ringens kaum zu rechnen. Das aber bedeutet für den Herbst eine 7. Kriegsanleihe. Sie kann, muß und wird wieder die mindestens 10 Milliarden Mark erbringen, die unsere Kriegführung für ein weiteres Halbjahr sichern und den Feinden den unbeugsamen Willen des deutschen Volkes zum Durchhalten beweisen. Aber sie erfordert auch erneutes Nachsinnen darüber, wie der Kurs der immer wachsenden Summe von Reichsanleihen dauernd gehalten werden kann. Im Reichstagsausschuß für Handel und Gewerbe, der sich seit einigen Monaten mit der Ueberleitung der Volkswirtschaft vom Kriegs- in den Friedenszustand beschäftigt, hat der Präsident der Reichsbank von einem wohldurchdachten Systeme von Maßnahmen gesprochen, das zwischen den maßgebenden Reichsbehörden vereinbart sei. Worin es besteht, hat er natürlich nicht für die Oeffentlichkeit des Berichtes gesagt (vgl. Reichstagsdrucksachen Nr. 749, S. 16); und was er in Aussicht stellen konnte, war auch nicht mehr, als daß die Besitzer der Reichsanleihe vor einem „stärkeren Kurssturze" bewahrt, die Kursgestaltung der Kriegsanleihen „in den ihrem inneren Wert entsprechenden Grenzen gehalten" werden sollen... Das war, als die Reichsschuld noch unter 50 Milliarden stand. Werden die Maßnahmen auch ausreichen, nachdem sie auf 65 gestiegen ist?, auch wenn sie weiter bis auf 80 Milliarden steigt?

Auch wenn wir den Krieg noch so günstig beenden, wenn es uns dank der bewunderungswürdigsten Siege gelingt, den Feinden einen großen Teil unserer Kriegskosten aufzulegen, einen anderen sehr erheblichen Teil werden wir sicher selbst tragen müssen. Ein „Geschäft" im Sinne der französischen Milliarden von 1871 kann niemals aus diesem Weltkriege hervorgehen. Zur Verzinsung und Tilgung der Kriegskosten wie zur Erfüllung der großen Aufgaben des Friedens braucht das Reich Einnahmen, die im Vergleich zu den früheren fast ebenso phantastisch anmuten müssen wie die Verschuldungszahlen. Sie überschreiten bei weitem die Besteuerungsmöglichkeiten nach altem Maßstabe. Auf ihre Deckung soll hier nicht eingegangen werden. Aber daß es nicht ohne dauernde, gewaltige Steuern abgehen kann, ist zweifellos. Und daß die hohen Einkommen und Vermögen in ganz anderer Weise als bisher herangezogen werden müssen, ebenfalls. Der Plan einer „teilweisen Vermögenskonfiskation" ist wiederholt aufgetaucht, von halbamtlicher Seite vorläufig ins Reich der Fabel verwiesen worden. In dieser rohen Form, etwa der Einziehung von 20 v. H. alles Vermögens, wird er auch wohl nicht verwirklicht werden, wohl aber in der einer dauernden hohen Abgabe vom Besitz, und auch wohl in der einer weiteren Steigerung der Abgaben von aller Bereicherung während der Kriegsjahre.

Was liegt näher, als beides miteinander zu vereinigen, indem man die Kriegssteuern in Kriegsanleihe bezahlen läßt! Das ist bekanntlich schon in der Weise geschehen, daß die Kriegsgewinnsteuer nicht nur in bar, sondern auch in Kriegsanleihe entrichtet werden kann. Durch die Annahme der Anleihen zum Nennwerte an Zahlungs statt will man den Kriegsgewinnern ermöglichen, ihre Ueberschüsse in Kriegsanleihe anzulegen, ohne sie nachher zum Zwecke der Steuerzahlung zum Verkaufe mit Verlust zu nötigen.

Digitized by Google

Es wird auch sicher damit ein Zug nach oben auf den Anleihekurs ausgeübt. Aber wenn der Steuerbetrag einige wenige Milliarden, die Anleihe 70—80 Milliarden beträgt, wenn die Besitzer die Hälfte versilbern müssen, um Vorräte anzuschaffen, Staats- und Gemeindesteuern zu bezahlen usw., dann wird der kurshaltende Einfluß jener Maßnahme bald erschöpft sein.

Deswegen brauchen wir neben anderem die Vorschrift, daß die kommenden, höheren, dauernden Vermögensabgaben und Einkommensteuern an das Reich nur in Kriegsanleihe bezahlt werden dürfen. Das wäre allerdings etwas ganz Neues; eine Steuer, die nicht in bar entrichtet werden darf. Aber wir haben in diesem Kriege schon eine solche Abwendung vom Geldverkehre erlebt, eine Rückkehr des Tauschgeschäftes statt des Kaufes, die Naturalverpflegung statt der Bezahlung usw., daß auch die „bargeldlose" Steuer uns nicht zu verblüffen braucht. Sie hat vier große Vorteile:

1. Sie bewirkt einen ständigen Markt für die Kriegsanleihe. Noch auf viele Jahre hinaus wird es Leute geben, die bereit sind, sie bis zum Nennwerte zu kaufen. Es besteht die Aussicht, daß dadurch der Kurs nicht viel unter 100 v. H. sinken wird.

2. Die Zeichner der Kriegsanleihe erhalten eine sehr vorteilhafte Verwertungsmöglichkeit. Sie werden einen großen Teil nach dem Friedensschluß nicht verkaufen, um sich Betriebsmittel zu verschaffen, sondern ihn lieber lombardieren, um ihn allmählich mit einem Kursgewinn beim Steuernzahlen auszugeben.

3. Diejenigen Kreise, die ihrer Pflicht zur Finanzierung des Krieges nicht genügend nachgekommen sind, werden nachträglich zum Ankauf von Kriegsanleihe genötigt. Zweifellos ist die Verteilung der bisherigen Anleihen auf das deutsche Volk nicht gleichmäßig und nicht der Leistungsfähigkeit entsprechend. Wenn die Drückeberger nachher den ursprünglichen Zeichnern die Stücke zu einem etwas höhern Kurse als dem der Ausgabe abnehmen müßten, so wäre das nur erwünscht und gerecht.

4. Die Einnahmen des Reiches würden zu dem verwandt, was wohl das notwendigste sein wird: zur Minderung der Reichsschuld. Dabei bestände durchaus die Möglichkeit, die Tilgung angemessen zu verteilen. Wenn beispielsweise der Jahresertrag der Steuer eine Milliarde ausmachte, so würde damit die Kriegsschuld von zwei Generationen getilgt, ohne daß es eines Aufkaufens oder Auslosens bedürfte.

Ernst Lehmann / Der Redekampf im Weltkrieg

Eine volkspsychologische Studie zur Kriegspraxis.

So revolutionär der gegenwärtige Weltkrieg auch mit allen früheren Kriegsbräuchen, Regeln und Kriegsmitteln aufgeräumt haben mag, zu einer Gepflogenheit der allerältesten Kriege ist doch gerade dieser neuzeitlichste aller Kriege wieder zurückgekehrt: er hat die Kampfrede wieder zur Geltung gebracht. Des Vaters Homer „Rufer im Streit" sind im 20. Jahrhundert wieder lebendig geworden. Aber während bei den homerischen Helden oder bei David und Goliath die herausfordernde Kampfrede Stimmung, Bekenntnis, Kraftbewußtsein, kurz ein Stück Seelenleben des kämpfenden Helden ist, dem Schlachtgesang und Kampfruf selbst vergleichbar, so ist die Rede im modernen Krieg geradeso wie alles andere zu einem sachlichen, unpersönlichen Kampfmittel geworden. Und das Volk, das man zwar nicht als den einzigen Unternehmer, aber doch unbedingt den eigentlichen großen Organisator dieses Krieges nennen darf, England, es hat in seine bewundernswert umfassende Kriegsorganisation neben seinen und seiner Alliierten Heeresformationen, neben amerikanischer Munitionserzeugung, neutraler Schiffahrt und Lebensmittelkontingentierung und Seesperre auch die öffentliche Rede seiner Staatsmänner hineinbezogen. Und vielleicht hat England kaum ein anderes Kriegsmittel so wirksam und erfolgreich auszugestalten verstanden, wie das Kriegsmittel der Rede. Für uns Grund genug, uns mit diesem Kampfmittel in der Hand Englands, das uns durch seine Unkenntnis bisher mehr geschadet haben dürfte, als viele nur ahnen, auch um so eingehender zu beschäftigen.

Es bestimmt die Großzügigkeit, wie ganz ebenso die Skrupel- und Gewissenlosigkeit der englischen Politik, daß der Engländer einem, seinem Kriegsziel einfach alles andere unterordnet. Sein Kriegsziel ist die Behauptung seiner Weltmacht, und das heißt in diesem Kriege die Niederwerfung Deutschlands, ohne welche seine bisherige Weltmacht sich in der Tat nicht behaupten läßt. An diesem Kriegsziel, an das wir Deutschen so lange nicht recht glauben wollten, hat England bis heut unentwegt festgehalten. Es wird solange es die Tatsachen ihm nicht aus der Hand winden, auch weiter tun. Diesem Ziel ordnet der Engländer auch seine Kriegsrede unter. Es kommt ihm bei derselben nie und nirgends darauf an, auch der Wahrheit die Ehre zu geben und Ueberzeugungen zu verfechten, sondern seine Rede ist lediglich auf die Wirkung abgestimmt, die er mit ihr zur Erreichung seines Kriegsziels bei Freund und Feind zu erzielen hofft. Wer diesen Hauptwesenszug der englischen Kriegspsyche übersieht, der wird auch die Reden der englischen Staatsmänner von vornherein falsch beurteilen, werten und erwidern.

Die Gefahr einer solch falschen Wertung und Behandlung englischer Reden, ob es sich nun um die letzte Rede von Lloyd George oder die allerjüngste von Balfour oder irgendwelche andere handelt, ist aber bei uns Deutschen ganz besonders groß. Wir kommen auf Grund unserer Geisteskultur nicht los von der, möchte ich sagen, religiösen Wertung des gesprochenen Worts, wie sie am prägnantesten in dem Pauluswort „Ich glaube, darum rede ich", zum Ausdruck kommt. Und weil wir so selbst unter dem kategorischen Imperativ der Wahrhaftigkeit stehen, so suchen wir fast instinktiv auch hinter dem gesprochenen Wort des anderen nach etwas wie einem Wahrhaftigkeitskern, nach einem Stück wirklicher Ueberzeugung, die wir, wenn auch vielleicht verbrämt und verklausuliert, doch mit einem oft fast rührenden Zutrauen bei dem anderen vermuten. Dem Engländer aber ist es einfach selbstverständlich, daß, wo seine Politik in Betracht kommt, es sich einzig und allein auch nur um die politische Wirkung handelt. Das gilt für das, was er sagt, ganz ebenso wie für das, was er tut. Das gibt seiner Rede die Eigenschaft, die man in England selbst „cant" nennt, und die man vielleicht als eine ehrliche Heuchelei definieren könnte, eine Heuchelei, die der Engländer bewußt und ohne Gewissenskrupel ausübt, in dem Bewußtsein, durch das höhere politische Motiv vor sich und aller Welt gerechtfertigt zu sein. (Bismarck hat kaum etwas anderes als diese grundsätzliche englische Heuchelei im Auge gehabt, wenn er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" einmal davon spricht, daß der Engländer persönlich ebenso liebenswürdig, wie seine Politik verabscheuungswürdig sei.) Darum lügt der Engländer eigentlich auch nie mehr, als er für seinen Zweck gerade für nötig hält, woraus sich dann wieder die auffallende Tatsache erklärt, daß wir von englischer Seite während des Krieges ganz unvermittelt eine oft verblüffende Ehrlichkeit neben faustdicken Lügen, wie noch jüngst bei der Ableugnung der Munitionstransporte auf Hospitalschiffen oder früher bei der Ableugnung der Offensivinstruktion der Handelsschiffe gegen die U-Boote erlebt haben. Der Engländer handelt hier ebensowenig aus Freude an der Wahrheit wie aus Freude an der Lüge — ja, man wird ihm ruhig zugestehen dürfen, daß ihm die Anwendung der Wahrheit angenehmer sein wird als die der Lüge —, sondern Wahrheit und Lüge sind ihm nur verschiedene Kriegsmittel, in deren richtiger, auf die größte politische Wirkung abgestimmter Mischung seine sehr geschickte Diplomatie besteht.

Das ist beim Franzosen ganz anders, viel einfacher — und viel ungefährlicher. Seine Redepraxis ist eigentlich das gerade Gegenstück zur englischen. Auch der Franzose verblüfft durch die oft groteske Verkehrung der Tatsachen und Unwahrhaftigkeit seiner Redensarten. Ein Musterbeispiel dafür ist die Antwortrede Ribots auf die Enthüllungen des Deutschen Reichskanzlers vom 28. v. M. Aber in der französischen Rede steckt immer, was dem nüchternen Engländer vollständig fehlt, ein Stück Selbsttäuschung. Der Franzose, wie der Romane überhaupt, ist ein Mann des

Digitized by Google

Wortes. Er glaubt an das Wort. Er nimmt das, was er aus seinen Gedanken und Wünschen zu Worten produziert, dann auch für Wirklichkeit. Man könnte zur Kennzeichnung der französischen Rede das Pauluswort einfach umstellen: „Ich rede, darum glaube ich," heißt's für den Franzosen. Was in der Rede ihm einleuchtet, das glaubt er auch. Man wird darum selten einem Franzosen, selbst Ribot nicht, bewußte zynische Heuchelei vorwerfen dürfen. Man wird daher auch den Franzosen nur sehr schwer von der objektiven Unrichtigkeit seiner einmal geglaubten Worte überzeugen können; aber die Verleumdungen, Mißdeutungen und Ausflüchte werden darum auch weniger gefährlich und auf die Dauer politisch unwirksam sein, weil ihre subjektive, ich möchte fast sagen, pathologische Bedingtheit gar zu sehr auf der Hand liegt.

Um so gefährlicher ist aber die Wirkung der englischen Redepraxis. Einfach darum, weil sie eben überall auf diese Wirkung berechnet ist. Und der Engländer ist ein guter Rechner nicht nur mit Ziffern und Waren, sondern ganz ebenso mit den Stimmungen und Schwächen der Menschen. Es gibt tatsächlich keinen besseren Menschenkenner als den Engländer. Nur darf man, wenn man das ausspricht, allerdings auch nicht vergessen, daß es zweierlei ganz verschiedene Menschenkenntnis gibt. Die eine ist altruistischer, die andere egoistischer Natur. Die eine sucht um des Menschen willen in die Tiefe seiner Seele zu blicken, den Kern seines Wesens zu erfassen, die andere sucht innerhalb seines Wesens die starken oder schwachen Seiten zu erspähen, von denen aus eine Einwirkung am sichersten möglich ist. Die erste Art der Menschenkenntnis sich zu erringen, ist deutsches Bestreben, in der anderen hat es der Engländer zur Weltmeisterschaft gebracht. Auf ihr beruht, ebenso wie auf seiner Flotte und seinen Flottenstützpunkten, Englands Weltherrschaft. Mit ihr hat er Deutschland eingekreist. Wie stark und sicher er auf Grund seiner diabolischen Menschenkenntnis mittels Einschüchterung und Schmeicheleien, mit „dem Zuckerbrot und der Peitsche", auch des Worts, die Welt, vor allem seine Verbündeten beherrscht, davon hat England im Laufe des Krieges wahrhaft staunenswerte Beweise abgelegt. Einer der unglaublichsten Erfolge dieser Politik, Buchanans diplomatisches Meisterstück, ist die russische Revolutionsoffensive gewesen. Und in Balfours jüngster Unterhausrede sehen wir dieselbe Politik ebenso erfolgreich Frankreich wie Amerika gegenüber an der Arbeit. Sie ist aber auch auf Deutschland und seine Verbündeten berechnet.

Natürlich sieht diese Politik der Rede den Feinden gegenüber anders aus als gegenüber den Freunden. Und mit Englands Redepolitik uns gegenüber haben wir uns von allen Dingen zu beschäftigen.

Auch im Redekampf gibt es Offensive und Defensive. Und noch wichtiger als anderswo ist es, im Redekampf den Gegner in die Defensive zu drängen. Das hat England längst erkannt, und danach handelt es. Und diese Kriegstaktik ist uns gegenüber leider oft genug von Erfolg gewesen. Während wir etwa unter der gut gespielten Entrüstung einer Lloyd Georgeschen Verlautbarung nach deren vermeintlich aufrichtigem Wahrheitskern suchten, haben wir gar nicht gemerkt, daß eben gerade jene Entrüstung darauf abgezielt war, uns in die Verteidigungsstellung zu drängen und dadurch das gefährliche Moment der Unsicherheit und des Ausweichens in unsere engeren Reihen hineinzutragen. Anderseits hat man, wenn irgendwelche deutsche Rede oder Resolution nicht den beabsichtigten oder gewünschten Erfolg auf der feindlichen Seite gezeitigt hat, die Ursache dafür im Inhalt der Rede oder Resolution sehen wollen. Richtig war lediglich, daß auch das genaue Gegenteil des Inhalts gar keine andere Wirkung ausgelöst hätte. Die Schwäche lag oder liegt dem Engländer gegenüber nämlich gar nicht in dem Wie der Verteidigung, sondern sie liegt in der Defensivtaktik überhaupt. Jede Verteidigung enthält schwache Stellen, die der Gegner auszunützen sucht, so oder so. Verteidigen wir uns für unsere Ansprüche mit der Kriegskarte, so weist England auf deutsche Begehrlichkeit hin, und sprechen wir von einem Verständigungsfrieden, so wird das Register der beginnenden Schwäche und Verzweiflung am endhültigen Siege gezogen. Eines aber wie das andere ist ganz ebenso darauf berechnet, den deutschen Kampfwillen zu lähmen und Deutschland neuerlich unsicher zu machen. Jede Resolution oder politische Rede, sie mag einen Inhalt haben, welchen sie wolle, schließt daher während des Krieges mit dem Augenblick eine große Gefahr in sich, wo sie irgendwie nach Rechtfertigung oder Verteidigung aussieht. Nach dieser Seite waren auch die gegen die Friedensresolution des Reichstags vorgebrachten Bedenken gewiß nicht unbegründet. Mag die Friedensresolution der Majoritätsparteien für die innere Politik von noch so großem Nutzen gewesen sein, um sie nach außen unschädlich zu machen, ist lediglich die militärische Tat unserer galizischen Offensive ihre ebenso dringende wie erfolgreiche Ergänzung gewesen. An dem Inhalt der Resolution hat das gewiß nicht gelegen.

Um dem Kampfmittel der englischen Kriegsrede gewachsen zu sein, brauchen wir, wie das ja auch schon anderen Kriegsmitteln gegenüber der Fall war, eine neue Taktik. Wir müssen grundsätzlich aus der Defensive heraus. Wir können im Redekampf gegen England nur die Offensive gebrauchen, wie sie der neue Reichskanzler in seiner Ansprache über die französische Geheimsitzung, die er dazu wohl nicht ganz unabsichtlich gerade an die Pressevertreter richtete, glücklich eingeleitet hat. Daß dabei die Worte des Kanzlers unmittelbar an die französische und nicht an die englische Adresse gingen, ändert an ihrer Bedeutung natürlich gar nichts. Mittelbar war die Rede natürlich auch und in erster Linie an England gerichtet, wie sie denn auch von England durch Balfour noch vor Frankreich ihre Antwort gefunden hat. Da ist es denn überaus lehrreich, die französische und englische Rede miteinander zu vergleichen. Man findet in ihnen den vorhin aufgewiesenen Unterschied zwischen englischem und französischem Redekampf in mustergültiger Weise bestätigt. Während Ribots Rede überall die nervöse Stimmungsgrundlage verrät und dabei sich leidenschaftlich an solche Ausflüchte klammert, in denen sich wenigstens eine Spur subjektiver Aufrichtigkeit und Ueberzeugung behaupten läßt, ist die Balfoursche Rede geradezu das Meisterstück einer überall auf die Wirkung abgewogenen Rede. Als solche läßt sie sich der berühmten Antoniusrede in Shakespeares Julius Caesar ohne weiteres an die Seite stellen. Wenn einem der furchtbare Ernst des Weltkrieges für ästhetische Genüsse überhaupt Raum ließe, so würde, vom rein rhetorischen Standpunkt aus betrachtet, die Balfoursche Rede kaum geringeren ästhetischen Genuß gewähren wie die Shakespearsche.

Natürlich ist Balfours Rede nicht nur auf Deutschland berechnet; sie soll ebenso, den französischen Seelenbedürfnissen zugunsten des englischen Kriegsziels entsprechend, mit Trost und Aufmunterung auf Frankreich wirken. Und sie tut das mit außerordentlich großer Menschenkenntnis. Aber charakteristisch ist die Balfoursche Rede in ihrer Abzweckung auf den deutschen Kriegswillen und Kriegswiderstand. Ihr Hauptbestreben geht daher sichtlich dahin, den Michaelischen Offensivvorstoß unversehens wieder in eine deutsche Defensive umzubrechen. Balfour sucht das zu erreichen, indem er Deutschland wieder in jene Defensivlinie sei es nun hineinzulocken oder hineinzuzwingen sucht, in der England uns die ganzen letzten Monate schon erfolgreich festzuhalten gewußt hat. Das ist die Parlamentarisierung. Was uns da früher schon mit heuchlerischem Wohlwollen gesagt wurde, daß mit einem parlamentarischen Deutschland Friedensverhandlungen leichter möglich sein würden als mit einem imperialistischen, das wird hier fortgesponnen als ebenso wohlwollende Aufmunterung, durch brave Fortführung des zunächst noch ganz ungenügenden Ansatzes und weitere Ueberwindung der deutschen Autokratie, den Stein des Anstoßes für den Frieden aus dem Wege zu räumen. Nun wird kein vernünftiger Deutscher, wofern er nicht selbst Reaktionär ist, leugnen, daß es sich hier innerhalb unserer Verfassung um einen tatsächlich schwachen Punkt handelt. Darüber sind sich ja in Deutschland allgemach Regierung und Parteien ganz klar geworden, und darüber hinaus ist die nötige Reform selbst mittlerweile eingeleitet. Was aber kategorisch abgewiesen werden muß, das ist die Anschauung, als ob die Parlamentarisierung des Deutschen Reiches und Preußens ein wohlwollender oder auch nur ein objektiver Wunsch Englands für Deutschland

wäre. An sich kommt ein parlamentarisches Deutschland für England genau so viel und genau so wenig in Betracht, wie ein zaristisches oder revolutionäres Rußland — nämlich genau so weit, als es Englands eigenem Machtinteresse nützt oder schadet. Dagegen benutzt der Engländer diesen schwachen Punkt, um uns zu schaden, uns unsicher zu machen, uns zu entzweien, um von ihm, dem verbissenen äußeren Feind, das Augenmerk auf jenen inneren Hauptfeind, als den es uns die rückständige Verfassung vor Augen malt, hinzulenken — zu Englands Nutzen, zu Deutschlands Schaden. Und wer vermag im Ernst zu leugnen, daß diese englische Taktik nicht bisher schon Erfolg gehabt hat, daß nicht nur die Stellung der Neutralen, sondern auch so manche nervösen, unnötig ungeduldigen Erscheinungen im deutschen Volksleben ganz unmittelbar auf diese versteckten Aufhetzungen von Feindesseite zurückzuführen sind. Eben weil wir auch in jeder öffentlichen Aeußerung wenigstens eine Spur von ehrlicher Ueberzeugung vermuten und weil die Engländer diese unsere deutsche Schwäche des Glaubens selbst an englische Ehrlichkeit kennen und ausnützen.

Ganz ebenso steht es mit der in Balfours Rede, wenn auch nur wie beiläufig, wieder erwähnten deutschen Mißachtung der belgischen Neutralität. Ohne diese Anschuldigung geht es ja in keiner englischen Rede. Mit bewußter Absicht nicht. An sich ist England die belgische Neutralität natürlich ganz ebenso Hekuba, ganz ebensowenig Gewissensache wie die von ihm während des Krieges, nicht nur in Griechenland, unzählige Mal gebrochenen Neutralitäten. Aber da nun einmal, zum Glück für England, die deutsche Politik ein Gewissen hat und die Neutralen es ebenfalls zu haben beanspruchen, so wird der belgische Neutralitätsbruch uns Deutschen mit zäher Beharrlichkeit immer von neuem ins Gewissen geschoben, werden wir auf das von uns einmal in deutscher Ehrlichkeit zugegebene Unrecht immer von neuem festgenagelt, um uns eben dadurch auch immer von neuem zu einer Verteidigung zu veranlassen. Das dabei in der Balfourschen Rede äußerlich ganz unvermittelt, wie ein Deus ex machina, am Horizont auftauchende englisch-amerikanische Gewissen ist denn auch im Grunde gar nichts weiter als ein äußerst gewandter Trick, dem deutschen Bedürfnis und Respekt vor dem Gewissen Genüge zu tun. Mit dem vorgespiegelten englisch-amerikanischen Gewissen richtet England im deutschen Gemüt selbst sich ein Gegengewicht auf gegen das wunderliche und unbequeme deutsche Gewissen.

So kommt es immer wieder auf das heraus — und darauf wollen diese Ausführungen abheben —, daß wir das Kampfmittel englischer Redekunst nach seinem Kriegswert erkennen und unsere eigene Kriegsredetaktik darauf einstellen. Wir müssen einmal aus der ewigen Defensive heraus, die den Gegner schont, indem sie uns selbst unsicher macht und für die nicht einmal der geringste moralische Grund vorliegt. Denn England, von dem sich nicht etwa nur die sozialdemokratische Presse immer wieder in die Defensive hat drängen lassen, hat uns eigentlich nur mit einer Behauptung nicht geblufft. Das war die von ihm als Weltparole ausgegebene Absicht unserer Vernichtung. Und gerade das hatten wir in seltsamster Verkennung der Dinge für einen Bluff gehalten. Im übrigen aber ist alles, was England uns während des Krieges zu sagen hat, Bluff, grundsätzlich Bluff, und bei Amerika, soweit es englisch orientiert ist, ist das um kein Haarbreit anders. Das „englisch-amerikanische Gewissen" gehört hier wirklich zueinander. Darum handelt es sich für uns aber auch um gar nichts anderes, als daß wir auf den englischen Bluff nicht hereinfallen. Um so ernster wir den Engländer nehmen, um so weniger ernst brauchen wir seine Worte zu nehmen. Es sei denn, daß wir statt ihres Inhalts ihre Hintergedanken zu ergründen suchen. Aber das wird meist ein gar zu schwieriges und zweifelhaftes Unterfangen sein.

Um der Gefahr der Defensive auszuweichen, wird es gut sein, den Redekampf überhaupt möglichst einzuschränken. Oft genug hat bisher der Redekampf lediglich dazu gedient, für den Feind bedenkliche Pausen im Waffenkampf durch das Getöse der Worte auszufüllen und die Sprache der eigenen Niederlagen durch seine Redeüberlegenheit zu übertönen. Wo aber die öffentliche Kriegsrede eine Notwendigkeit wird, wie im Parlament, wie in der Presse — und ganz ohne die Kriegsrede geht es eben gerade in diesem Kriege nicht mehr, da sollte sie grundsätzlich Offensivrede sein. Sie ist einzig und allein auch im Redekampf die dem Engländer gegenüber uns gewiesene Taktik. Haben wir doch vor ihm das eine voraus, was gerade der Engländer nicht hat: eben jenes tatsächlich vorhandene gute deutsche Gewissen, das sich nicht einschüchtern zu lassen und sich nicht in die Defensive drängen zu lassen braucht. Das ist es, was uns zu Offensive und Gegenstoß befähigt, so wie wir das jetzt in der ersten Kriegsrede des neuen Reichskanzlers erlebt haben. Diese neue Taktik des Kanzlers wollen wir uns gern weiter gefallen lassen und mitmachen. Dann wird auch das Kriegsschwert englischer Redekunst trotz aller englischen Menschenkenntnis und Antoniuskünste schließlich stumpf werden und England aus der Hand geschlagen werden, wie seine anderen Kriegsmittel — zugunsten nicht seines Machtfriedens, sondern des von Deutschland erstrebten gerechten und dauerhaften Verständigungsfriedens. Und dann wird statt Defensive und Offensive auch auf dem Gebiete des Worts vielleicht einmal die politische Verständigung mit England möglich sein. Vorerst aber ist noch Krieg. Und der hat seine Waffen auf die des Gegners einzustellen.

Hans Müller-Röcknitz / Der Reichskirchengedanke

So sehr jetzt die Kriegsnot die Hauptsache ist, so macht doch der Mensch Beobachtungen und hat Gedanken darüber. So ist schon aber oft darauf hingewiesen worden, daß der gegenwärtige Krieg die Vereinheitlichung unseres Reiches, seine Zusammenfassung aus der staatenbündlerischen Zertragenheit zur eigenstaatlichen Geschlossenheit befördere. Offensichtlich macht sich dieselbe glückliche Wirkung auch auf kirchlichem Gebiet geltend. Der Gedanke des Zusammenschlusses der deutschen Landeskirchen zu einer Reichskirche ist gerade durch den Krieg verschiedentlich wieder zu Worte gekommen. Auch in der „Hilfe". Freilich zu wirklicher Bewegung wird er nur dann gelangen, wenn er sich seines politischen Charakters bewußt wird. Und dann begegnet er leider auch gleich starken Hemmungen.

Denn im allgemeinen enthalten sich unsere Politiker einer Orientierung auf kirchlichem Gebiete und pflegen sich das als Vorzug anzurechnen. Vollends die Reichspolitik von kirchlichen Angelegenheiten freizuhalten, gilt wenigstens bei uns Evangelischen geradezu als Grundsatz. Weithin dürfte auch die folgende Ansicht herrschend sein: Gerade weil das Reich, sehr wesentliche Funktionen der Einzelstaaten in immer steigendem Maße zusammenfassend, immer mehr zum richtigen Gesamtstaat werde, und man das auch, nun vollends im Kriege, als naturgemäß anzusehen habe, deshalb müsse man diejenigen Dinge sorgsam hüten, die noch als Hort und Wirkungskreis der eigenen Staatlichkeit der Bundesglieder und als Gegengewicht gegen die übergreifende Reichsgewalt übrig sind, also vor allem die Selbständigkeit der Einzelstaaten in den sogenannten kulturpolitischen Dingen, in Kirche, Schule usw.

Tatsächlich sind denn auch die Landeskirchen nicht nur vielfach die Hochburgen des einzelstaatlichen (oder einzelprovinzlichen) Sondergefühles, sondern sie sind geradezu ein ganz aparter Besitzrest an einzelstaatlicher Souveränität, weil die Landeskirchen zwar als Modalitäten ihres Staates ihr Recht von ihrem Königreich oder Herzogtum oder Hansestadtsenat empfangen, aber doch in ganz eigenartiger Weise

absolut unabhängig sind von der Reichsgewalt, die doch sonst in alle übrigen Rechte der Einzelstaaten mehr oder minder deutlich hineinragt. So gewinnt denn das Landeskirchenwesen ganz natürlich ein starkes politisches Interesse für alle, die sich für die Erhaltung der staatlichen Besonderheit der Einzelstaaten einsetzen, und es ist unverkennbar, daß bei dem Eifer, mit dem in manchen kirchlichen Kreisen für den „Bekenntnisstand" und die sonstige Selbständigkeit der Landeskirche eingetreten wird, ganz deutlich der politische Partikularismus mitschwingt.

Ganz gewiß hat solches Zusammenfließen des landeskirchlichen und partikularstaatlichen Besonderheitsgefühles sein sachliches und geschichtliches Recht. Die deutschen Teilstaaten mögen noch so klein sein, ihre Entstehung und Geschichte mag sein, welche sie wolle, — es bleibt bei der Tatsache, daß die Staatlichkeit der Bundesglieder die Rechtsquelle und Rechtsgrundlage ist für all die einzelnen Landeskirchen, ja, wie gesagt, die Landeskirche der kleinen Bundesstaaten ist vielleicht das Selbständigste, was noch von ihnen vorhanden ist. Und wir haben hier ein Erbteil der Reformationszeit vor uns. Denn die Reformation gewann Gestalt und Rechtsboden durch die „Einzelstaaten", im Gegensatz zum „Reich".

Aber nun, nur ja keine falschen Analogien, und wenn sie noch so üblich sind! Das alte Reich und das neue Reich haben nichts miteinander zu tun. Das alte Reich war ein halb religiöser, ohne den römischen Katholizismus kaum denkbarer Begriff, und der Gegensatz zwischen dem Kaiser und dem Wittenberger Mönch bzw. den diesen patronisierenden Fürsten war durchaus natürlich. Dieser mystische Hintergrund der mittelalterlichen Gesellschaft, dieses Ineinander von politischer Gebundenheit an den Kaiser und religiöser Gebundenheit an den Papst war die tiefste Ursache, warum vor vier Jahrhunderten die Reformation für Deutschland nur einen halben Sieg und damit das Los eines auf lange hinaus unheilbaren Zwiespaltes gewann. Es ist nicht nur eine zufällige Geschichtstatsache, daß und wie das Abendrot der alten Reichsherrlichkeit um eine katholische Krone schwebte, ebenso wie, daß das neue Reich sich aufbaute auf dem Grunde des vornehmsten jener Sonderstaaten, die sich kraft ihrer durch die Reformation verbrieften Freiheit aus dem mittelalterlichen Band der kirchlichen Reichseinheit gelöst hatten. Das neue Reich ist etwas absolut Weltliches, es ist „nur" Staat.

Wir empfinden das „nur" als Pluszeichen, aber wir haben doch ein leises Bedauern, daß bei der Reichsgründung die Regelung der kirchlichen Dinge so sehr außer Betracht blieb. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts waren doch schon die evangelischen Kirchenregierungen der deutschen Staaten in der „Eisenacher Kirchenkonferenz" in Zusammenhang getreten. Die Reichsgründung hätte diese Anfänge mitberühren, hätte eine Art Kirchenbundesrat, einen kirchlichen Seitenflügel des neuen Bundesrates in Berlin zeitigen müssen. Aber freilich: Wie sehr war das Staatsseitige der Landeskirchen im Ablauf des 19. Jahrhunderts verhüllt, wie wenig Sinn für die Landeskirchen hatte Bismarck, wie fremd wäre den siebziger Jahren eine positive Befassung mit kirchlicher Rechtsbildung gewesen, wie schwierig auch die Aufrollung von wirklich interkonfessionellen (nicht nur antiklerikalen) Fragen im jungen Reiche!

Im Grundsatz vorhanden ist ja, was nötig ist, eben in der „Eisenacher Kirchenkonferenz" bzw. im „Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß". Aber wie wenig oder wie falsch wird's oft gewürdigt! Es fehlt weithin das klare Bewußtsein und die klare Herausstellung der Rechtstatsache, daß die Kirchenregierungen Stücke und Abhängsel ihrer Staatsregierungen sind, und daß ihr Zusammenschluß zu einem behördlichen Körper auf eine Linie mit dem Bundesrat und an dessen Seite gehört. Wie im Bundesrat die Souveränität der Einzelstaaten unbeschadet ihrer fortdauernden individuellen Staatlichkeit zu einem Instrument zusammengefaßt ist, so würde jener Kirchenbundesrat eine leitende, handelnde und darstellende Spitze all der kleinen Landeskirchen werden, eine kirchliche Modalität des Reichskörpers, — ohne daß deshalb die vielfach befürchtete Minderung der aus mehr als einem Grunde wünschenswerten Charakter- und Rechtsselbständigkeit bei den einzelnen Kirchen so wenig einzutreten brauchte, wie bei den Bundesstaaten. Es würde ja nur eine Linie ihre folgerichtige Vollendung bekommen, die bisher versäumt wurde.

Am liebsten möchten wir uns die Ausfüllung jener Lücke in der Reichsverfassung als das Reformations-Jubiläumswerk des deutschen Protestantismus wünschen. Denn bedürftig sind wir dessen schon lange. Seht die kirchlichen Angelegenheiten des Heeres, der Marine, der Kolonien, der Auslandsdeutschen, — überall ist da das kirchliche Leben ein Stück konkrete Kraft und Lebensfülle oder auch Unkraft und Lebensschwierigkeit! Da braucht das Reich dieselbe Kirchenhoheit, wie sie auf seinem Gebiet der Einzelstaat hat. Es geht auf die Dauer nicht an, daß irgendeine Landeskirche Dinge übernimmt, die das ganze Reich angehen. Noch weniger geht es an, daß das Reich sich länger von solchen nationalen Notwendigkeiten fernhält und private Organisationen (und wären sie noch so groß, — es sind eben doch ungenügende Kräfte) die Sache machen läßt. Und was immer schon nötig war, wird über kurz oder lang noch vielmal nötiger werden. Denn irgendwie muß doch z. B. aus „Mitteleuropa" etwas werden, und zwar bald! Neue Aufgaben für das Deutsche Reich, große Ansprüche an die deutschen inneren Kräfte werden dann erfordern, daß die deutsche Kirche als eine ihrem Recht und Wesen gemäß geformte Größe zur Stelle ist.

Freilich wird das alles ein großes und schwieriges Werk sein, über welches sich heute eigentlich nur in deklaratorischem Sinne reden läßt. Die Schwierigkeiten erheben sich vornehmlich von der politischen Praxis her. Denn natürlich könnte die Reichskirche nun und nimmer auf dem privaten Wege freier Vereinigungsbegeisterung, sondern lediglich auf dem politischen Wege der Gesetzgebung durch Bundesrat und Reichstag zustande kommen. Für die kirchlichen Reichsangelegenheiten müßten Reichsgesetze und Reichsmittel in Bewegung gesetzt werden. Und hier stoßen wir nun, von den sonstigen Nöten der Zeit abgesehen, auf allerlei in unserer konfessionellen Spaltung und in der religiösen Gesamtlage der Gegenwart begründete schwere Fragezeichen, — denen gegenüber sich mancher wohl oder übel mit der Losung „quieta non movere" bei dem landeskirchlichen Vereinzelungszustand wird bescheiden wollen. Ferner müßte die kirchliche Reichsgesetzgebung doch grundsätzlich alles kirchliche Wesen im Reiche, also auch das römisch-katholische, meinetwegen auch das jüdische und sonstige Religionswesen umfassen. Auch müßte neben den Kirchenbundestag als Regierung folgerichtig ein Kirchenreichstag als Parlament treten. Das alles und vieles mehr müssen sich alle, die für die Reichskirche sich begeistern, ganz nüchtern klarmachen, je nüchterner, um so besser. Und wäre der Erfolg der, daß

man schmerzlich einsähe, daß die oft so leichthin umrissenen Reichskirchenbaupläne jetzt schwerlich spruchreif sind, so wäre das auch ein Erfolg. —

Die Sache würde übrigens um so eher doch gelingen, je weniger sie als besondere kirchliche Machenschaft vor sich geht, sondern vielmehr (wie ja auch sonst die wichtigsten kirchengeschichtlichen Resultate immer der Staat geschaffen hat) im nächsten Anschluß an den bestehenden politischen Betrieb. Also wäre der Kirchenbundesrat in der Weise zu bilden, daß die einzelnen Staatsregierungen ihren Bundesratsbevollmächtigten geeignete kirchliche Kommissare beigeben, die sich dann zu konfessionell gesonderten Regierungskörpern zu vereinigen hätten. Das würde also für uns Evangelische lediglich auf eine straffere Organisation der Eisenacher Kirchenkonferenz oder vielmehr des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses hinauslaufen. Das dieser Regierung beizugebende Parlament müßte man ebenfalls auf möglichst geräusch- und — kostenlosem Wege schaffen. Das vorhandene Synodalwesen bliebe wohl am besten aus dem Spiele. Vielmehr wäre das Idealste, wenn sich einfach im Reichstage die verschiedenen Bekenntnisgenossen als der Kirchenreichstag für jedes Bekenntnis auftun könnten. Für den Augenblick ist das ja vielleicht ein grotesker Gedanke. Aber wir wagen zu erwarten, daß ein solcher neuer Beruf der Volksvertreter unwillkürlich bei den Wahlen im Sinne der kirchlichen Nebenaufgaben des Reichsparlamentes wirksam sein würde. Die größte Wohltat würden durch diese Aufgabenerhöhung der Reichstag und die Reichspolitik selbst erfahren. Man würde dort eine Erhebung verspüren über die bloß wirtschaftliche und technische Politik, das politische Leben des Reiches würde „eine Seele" bekommen und damit ein Gegengewicht gegen so manchen gefährdenden Einfluß.

Die Katholiken werden ja nicht so schnell mittun wollen oder dürfen bei diesem Zusammenspiel, das wir hier so schön uns ausdenken. Ohne Widerstände wird es jedenfalls nicht abgehen. Aber unmöglich ist nichts. Und wenn dabei in demselben Maße die katholischen Volksgenossen lernen könnten, mit ihrem Kirchentum dem Reich zu dienen, wie wir Protestanten, die wir ja den Staatsgemeindedienst von Haus aus als unseren hehrsten praktischen Christenberuf empfinden, unsererseits nun auch Verständnis und Freudigkeit bekommen müßten für so manche Schönheit des Katholizismus in Brauchtum und Lehre, — dann könnte eine beide ehrende und bereichernde Annäherung der beiden Christentumsparteien entstehen, aus der das Schönste erwachsen müßte, was wir unserem deutschen Volke wünschen möchten als Sonnenschein zu seinem Siege: eine von jeder Art irdischer Macht unabhängige gemeinsame Entfaltung des ganzen Volkes im Tiefsten und Reinsten und Höchsten! „Freiheit und Frömmigkeit im Bunde, — o Gott, gib meinem Volk die Stunde!"

Gertrud Israel / Angestelltenversicherung und Invalidenversicherung

Schluß.

Die Angestellten haben ein eigenartiges sozialpolitisches Schicksal. Sie haben weder, wie die Industrie-Arbeiter, das Gewicht der Masse und der unmittelbaren Beteiligung am Produktionsprozeß, noch, wie die Unternehmer, das Gewicht des Kapitals. Sie werden immer etwas als Nebensache betrachtet. Denkt man an sie, so werden sie den für andere Kreise bestimmten Einrichtungen angehängt. Es wird ihnen übelgenommen, wenn sie Maßnahmen fordern, die auf ihre eigenen Bedürfnisse zugeschnitten, ihren besonderen sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen angepaßt sind.

So werden auch in der augenblicklichen Erörterung fast ausschließlich die Ansichten und Beweggründe der Gesetzgeber und wissenschaftlichen Sozialreformer angeführt. Die Stellungnahme der beteiligten Angestelltenverbände wird kaum mehr beachtet. Daraus wird dann die Betrachtung zu einem reinen Kostenexempel. Es sei daher in die Erinnerung zurückgerufen, daß einheitlich die gesamte Angestelltenbewegung seinerzeit eine weit über die Leistungen der Invalidenversicherung hinausgehende Versorgung forderte. Die überwältigende Mehrheit der Angestellten hat die Verwirklichung dieser Versorgung in einem Sondergesetz gefordert, um von vornherein eine ihrer sozialen Eigentümlichkeit entsprechende Grundlage zu schaffen. Darin kam auch der starke Wunsch zum Ausdruck, den Bedürfnissen des Privatbeamtenstandes, der relativ weit schlechter gestellt ist, als der Arbeiterstand, neben denen anderer Stände gleichberechtigte Geltung zu verschaffen. Dieser psychologische Gesichtspunkt muß doch als Faktor in die Erörterung einbezogen werden.

In das Bewußtsein der Angestellten hat sich, seitdem sie in Wirksamkeit ist, „ihre" Versicherung weit stärker eingelebt, als ursprünglich zu erwarten war. Die Organisationsführer müssen also doch wohl ihre Leute gekannt haben. Die Wünsche von Angestellten, in die Versicherung aufgenommen und damit in den Angestelltenstand eingegliedert zu werden, sind sehr häufig. Dabei sind es, nach den Erfahrungen unserer Geschäftsstelle, in der Regel die strebsamen, vorsorglichen, staatsbildenden Elemente, die Gewicht auf die Versicherung legen. Die von der Hand in den Mund leben, sind es in der Regel, die von der Versicherung frei bleiben wollen. Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang, daß z. B. der Deutsche Faktorenbund die Aufnahme als Mitglied davon abhängig macht, ob der sich Meldende zur Angestelltenversicherung gehört. Nach den Erfahrungen im Ortsausschuß und auch in der Berufsorganisation bin ich fest überzeugt, daß heute die Angestellten fast ausnahmslos, und zwar viel bewußter und überzeugter, als vor Einführung des Gesetzes, es entschieden ablehnen würden, selbst bei wesentlicher Herabsetzung der Beiträge, eine Heilfürsorge und Rentenaussichten nach der Reichsversicherungsordnung zu erhalten.

Wenn nun die Leistungen der Angestelltenversicherung, insbesondere auch das Heilverfahren, in dem im Angestelltenversicherungsgesetz zugesagten Umfange im Rahmen der Landesversicherungsanstalten durchgeführt werden sollten, so ist schwer zu erkennen, wie das sozial ausgleichend wirken könnte. Die Zweiteilung müßte dann doch als viel ungerechtfertigter empfunden werden.

Eine wirkliche Vereinheitlichung der Sozialversicherung hat zweifellos außerordentlich viel für sich. Es müßten aber dann Mittel und Wege gefunden werden, die die sozialpsychologischen Gesichtspunkte berücksichtigen, nicht nach rein materiellem Rechtsanspruch orientiert sind. Vor allem ist unbedingt zu fordern, daß man die Ansichten der Angestellten nicht geringschätzt, sondern daß sie bei allen Reformen oder

Digitized by Google

Umänderungen zu ausschlaggebender Mitwirkung herangezogen werden.

Wie aber auch einmal die Entscheidung fällt, wenn das Gesetz Zeit gehabt hat, sich voll auszuwirken: ganz unzweckmäßig erscheint es doch, jetzt, nach erst 4jährigem Bestehen, mitten im Weltkrieg, die Grundlagen eines aus einer starken Bewegung entstandenen Gesetzes umzustürzen. Gewiß ist es richtig, wie das von mehreren Befürwortern der Verschmelzung betont worden ist, als schlecht erkannte Einrichtungen nicht zu verewigen, weil sie einmal geschaffen worden sind. Ebenso bedenklich aber erscheint es doch, die so oft und so nachdrücklich gerügte Hast der Fertigstellung des Versicherungsgesetzes nun zu seiner Beseitigung anzuwenden.

Wird der Kampf gegen die Angestelltenversicherung weitergeführt, so wird ihm eine starke Gegnerschaft erwachsen, die sich auf den Standpunkt der kürzlich veröffentlichten Erklärung des Verwaltungsrats stellt, daß die Angestelltenversicherung in ihren Grundzügen sich durchaus bewährt hat, und die Eingriffe zu diesem Zeitpunkt entschieden verwirft. Es wäre sehr bedauerlich, wenn dem schon so arg zerzausten Burgfrieden auch von dieser Seite Steine in den Weg geworfen würden.

Julius Luebeck / Die Wirtschaftslage und Lebensmittelteuerung des Auslandes

In der Reihe der „Finanz- und Volkswirtschaftlichen Zeitfragen", welche die Professoren Reichsrat Georg von Schanz in Würzburg und Geh. Regierungsrat Professor Dr. Jul. Wolf in Berlin herausgeben, hat Dr. Michael Horlacher im 33. Heft unter dem Titel „Kriegswirtschaft und Lebensmittelteuerung im In- und Ausland" (Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart 1917. 2.60 M.) eine eingehende Schilderung der Wirtschaftslage, Lebensmittelteuerung und Lebensmittelversorgung des In- und Auslandes gegeben.

Ausgehend von den wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen und gegnerischen Landwirtschaft, den Ernteerträgen, dem Viehstand, der Abhängigkeit von den Auslandsmärkten, wird zunächst in den Hauptzügen textlich und tabellarisch gezeigt, wie die deutsche Landwirtschaft im Vergleich zur Landwirtschaft unserer Gegner weitaus am intensivsten gewirtschaftet hat. Nicht allein durch die unermüdliche Arbeit des einzelnen Landwirtes wären solch gewaltige Fortschritte möglich gewesen; ein Hauptanteil kommt auf die rastlose Tätigkeit der landwirtschaftlichen Organisationen auf dem Gebiete des gesamten landwirtschaftlichen Meliorationswesens, insbesondere auf die Leistungen des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens, der Organisation des landwirtschaftlichen Kredites überhaupt, auf ein gut ausgebautes landwirtschaftliches Unterrichtswesen, nicht zu vergessen das landwirtschaftliche Versicherungswesen. Beispielsweise entfielen an Kunstdünger in Deutschland auf den Hektar 12,05 Kilogramm Kali, 8,10 Kilogramm Salpeter; in Frankreich 0,806 Kilogramm Kali, 4,10 Kilogramm Chile-Salpeter. So allein wurde es möglich, daß die deutsche Landwirtschaft trotz nahezu völliger Absperrung eine 70 Millionen-Bevölkerung von sehr fortgeschrittener Lebenshaltung, wenn auch nur knapp, bisher und künftig zu ernähren vermag.

Was die Lebensmittelteuerung im Inlande anbetrifft, so unterrichten in fortlaufender und anschaulicher Weise hierüber die Calwer'schen Indexziffern, wie sie in den Monats- und Jahresberichten des von ihm geleiteten wirtschafts-statistischen Büros veröffentlicht werden. Danach sind die Lebensmittelpreise seit April 1915 in wachsendem Maße und seit Januar 1916 vielfach sprungweise, im Durchschnitt des Reiches um mehr als das Doppelte gestiegen. In den einzelnen Städten war der Grad der Teuerung ein unterschiedlicher. Die Großstädte in den Industrie-Zentren, die in starkem Maße beim Fehlen eines landwirtschaftlichen Hinterlandes auf die Nahrungsmittelzufuhr angewiesen sind, haben darunter am meisten zu leiden. In besonderem Maße trifft dies für das sächsische und rheinisch-westfälische Industrie-Gebiet zu.

Die Lebensmittelteuerung im Ausland läßt sich für England fortlaufend und zahlenmäßig am übersichtlichsten auf Grund der Veröffentlichungen der wöchentlich erscheinenden Zeitschriften „Economist" und „Statist" verfolgen. Im Durchschnitt der Preisbewegung aller Waren ist demnach vom 1. Januar 1914 bis Ende Dezember 1916 eine Preisbewegung von über 100 v. H. eingetreten. Abgesehen von geringen Schwankungen war die Aufwärtsbewegung der Preise für Nahrungsmittel und Bedarfsgegenstände eine ständige. Seit August 1916 hat sich die Preissteigerung in wachsendem Maße verschärft. Am 1. Dezember 1916 waren in den größeren Städten die Eier um 179, der Zucker um 173, Fische um 147, Kartoffeln um 130, Fleisch um 59 bis 121, Mehl um 81, Brot um 76, Butter und Käse um 68 und Milch um 5 v. H. teurer als vor dem Kriege.

Aus diesen Angaben ergibt sich im allgemeinen, daß die Preissteigerung in England, was Brot, Mehl, Kartoffeln, Milch und Zucker anlangt, zum Teil wesentlich größer ist als in Deutschland. Die Hauptposten der englischen Nahrungsweise, Brot und Fleisch, haben sich ganz wesentlich verteuert. Die Teuerung der Getreidepreise muß in England um so drückender empfunden werden, als in normalen Zeiten der Weizenpreis in London um 40—55 M. für die Tonne niedriger war, als der Weizenpreis in Berlin und sich auf etwa gleicher Höhe wie der Roggenpreis bewegte. Demnach dürfte das Weizenmehl in London bereits über 50 M. für den Doppelzentner kosten, d. i. um rund 12 M. mehr, als der Weizenmehlpreis der Reichsgetreidestelle in Berlin beträgt. Unter Zugrundelegung des deutschen Roggenmehlpreises erhöht sich der Mehrbetrag des englischen Mehles sogar auf rund 16 M. Die englischen Fleischpreise waren im Februar 1917 um 50—70 v. H. höher als in Friedenszeiten; beim Schweinefleisch beträgt die Steigerung sogar über 100 v. H. Die Teuerung ist in den Staaten mit gewohnten billigen Lebensmittelpreisen in Friedenszeiten besonders fühlbar geworden. Das trifft schon für England zu, ganz besonders aber für Rußland und Italien, wo eine ziemlich niedrige Lebenshaltung und geringe Einkommensverhältnisse den Schaden der Teuerung noch weniger erträglich machen. So standen die Getreidepreise zu normalen Zeiten in England um 30—55 M. und in Rußland um 60—80 M. unter den deutschen Getreidepreisen. Die Teuerung ist auch schon in Ländern mit billigerer Lebenshaltung in demselben oder in einem noch stärkeren Grade fühlbar, wo die Preise zwar absolut unter den deutschen Preisen sich bewegen, aber im Verhältnis zum Friedenspreis in gleicher Weise oder in noch schärferem Maße in die Höhe gegangen sind, als die deutschen Preise. Soweit die jetzigen russischen Getreidepreise sich unter den deutschen Preisen noch bewegen sollten, ist die Teuerung auch in diesen Fällen verhältnismäßig eine stärkere als in Deutschland, weil die ganze Lebenshaltung der russischen Bevölkerung auf die billigen Lebensmittel zu normalen Zeiten eingestellt war.

In den Hauptorten der einzelnen Länder ergaben sich nach dem Stande vom 20. Januar 1917 folgende Lebensmittelpreise in Mark nach dem Friedenskurs, die heute teilweise schon übertroffen sind:

Waren (100 kg)	Berlin	London	Paris	Petersburg	Mailand
Weizen	26	39,8	27,1—27,5	31,0	32,4—34,0
Roggen	22	—	27,9—28,2	24,8	32,4
Hafer	28	36,6	22,7—23,9	26,8	25,9
Gerste	28	33,6	29,2—32,4	21,9	21,9
Weizenmehl	36,75	50	35,2—44,6	57	42
Roggenmehl	32,50			22—30	—
Kriegsbrot (1 kg)	0,34	0,52	0,36	0,24—0,50	0,42
Kartoffeln (100 kg)	8	16,40	15	—	12
Zucker	54,50	94	80	—	55
Milch (1 Liter)	0,32	0,45	0,36	—	—

Digitized by Google

Während demnach die wirtschaftliche Lage Deutschlands im Lichte der Lebensmittelteuerung verhältnismäßig günstig sich gestaltet, kann man dies in gleicher Weise von der Versorgung mit Lebensmitteln nicht behaupten. Vor Einführung des verschärften Unterseeboots-Krieges hat zwar England wohl ab und zu unter Zufuhrstockungen zu leiden gehabt, aber im großen und ganzen ist es ihm gelungen, durch eine zielbewußte Ausnutzung des verfügbaren, wenn auch knappen Schiffsraums den erhöhten Bedarf im Kriege im wesentlichen zu befriedigen. Unter der Herrschaft des verschärften U-Boot-Krieges sucht man durch weitgehende Ausnutzung des Frachtraumes, sowie Sperrung der Einfuhr entbehrlicher Waren, die Folgen der Schiffsverluste etwas auszugleichen. Während in Deutschland die Kriegsbewirtschaftung mit starken Schwierigkeiten in der Heranziehung der in den landwirtschaftlichen Betrieben steckenden Vorräte zu kämpfen hat, kann England, das in hohem Maße von der Einfuhr lebt — seit langem wird von der Regierung die gesamte Getreideeinfuhr überwacht und geleitet —, die Vorräte, soweit sie vorhanden, in viel lückenloserer Weise strecken. Allerdings mit den fortschreitenden U-Boots-Erfolgen wird dies immer schwieriger werden und sich die Lage unserer Gegner für die Erzeugnisse der Landwirtschaft wie der Industrie in hohem Maße verschlechtern.

Die starke Nachfrage aller kriegführenden Staaten nach Lebensmitteln bei den Neutralen, sowie die Gewaltmaßnahmen Englands durch Zurückhaltung fremder Vorräte und sonstige völkerrechtswidrige Beeinflussungen des Handelsverkehrs, mußten naturgemäß auch in den am Krieg nicht beteiligten Staaten eine Teuerung hervorrufen. Dies hat neuerdings Wolfgang Ritscher in Heft 3 der Zeitschrift des Kgl. Bayer. Statistischen Landesamts ziffernmäßig belegt. Demnach waren von den neutralen Staaten besonders die skandinavischen Länder dieser kriegswirtschaftlichen Einwirkung ausgesetzt. Hier sind es vornehmlich die Preise für Eier, Fleisch und Brot, die im Vergleich zu den übrigen neutralen Staaten am stärksten gestiegen sind. Die Schweiz und die Niederlande konnten vermöge ihrer natürlichen Produktionsverhältnisse bisher allgemeinen übermäßigen Preissteigerungen aus dem Wege gehen; doch haben auch in diesen Ländern die Ausgaben für einzelne Gegenstände des Massenverbrauchs — in der Schweiz bei den Kartoffeln und Eiern, in den Niederlanden bei Eiern, Schweinefleisch, Gemüse und Fischen — Erhöhungen erfahren, die dem neutralen Verbraucher als mittelbare Wirkungen des Krieges fühlbar geworden sind. Das Frühjahr 1917 hat für die Hauptstädte Schwedens, Norwegens und Dänemarks die Gesamtausgaben für Lebensmittel und Bedarfsgegenstände gegenüber der Friedenszeit im Durchschnitt verdoppelt. Einzelne Lebensmittel, wie Roggenmehl und Eier kosten ungefähr dreimal, Brennstoffe etwa fünfmal soviel wie vor Kriegsausbruch. Untersuchungen, die seit längeren Jahren über die preiswirtschaftliche Seite der Haushalts-Budgets angestellt werden, ergeben, daß die Ausgabesumme einer städtischen Normal-Familie für Lebensmittel, Heizung und Beleuchtung in Schweden bis Februar 1917 eine Steigerung von 66,1 v. H., in Norwegen bis März 1917 die gleiche Zunahme und in der Schweiz bis Ende 1916 eine Verteuerung von 38,8 v. H. seit Kriegsbeginn erfahren hat. Mehr und mehr, je nach dem Eintritt merkbarer Versorgungsschwierigkeiten, mußte die Staatswirtschaft im neutralen Auslande — wie bei uns und in den feindlichen Ländern — Maßregeln treffen, um durch behördliche Regelung der Lebensmittelversorgung und des Verbrauchs das unentbehrliche wirtschaftliche Gleichgewicht innerhalb ihres Landes zu erhalten. In Schweden ist bereits die Brot- und Zuckerkarte eingeführt, in Holland die Brotkarte, in der Schweiz die Reis- und Zuckerkarte. Die zurückgehende Welterzeugung und die zunehmende Weltarmut an Gegenständen des allgemeinen Wirtschaftsbedarfs wird vermutlich dazu führen, daß die in den neutralen Staaten bisher getroffenen kriegswirtschaftlichen Maßnahmen weitere Ausgestaltung erfahren werden.

So haben denn die wachsenden Schwierigkeiten der Versorgung in den neutralen, ganz wie in den kriegführenden Staaten, eine Umstellung der Grundlagen ihrer Volkswirtschaft im Sinne der Autarkie, der von außen unabhängig gemachten wirtschaftlichen Selbstversorgung bewirkt. Ritscher weist daher mit Recht darauf hin, wie sehr die allgemeine ökonomische Entwicklung sich immer mehr von ihrer weltpolitischen Verfassung vor dem Kriege entfernt und sich in den verschiedenen Staaten mehr oder minder dem einst von dem deutschen Volkswirt Johann Heinrich v. Thünen aufgestellten Ideal des „isolierten Staates" nähert.

Alfred Stolze / Auf Posten in der Munitionsfabrik

Ich stehe Posten im Hof der Munitionsfabrik. Posten stehen heißt sich langweilen.

Heut langweile ich mich nicht. Aber ich schäme mich. Ich stehe müßig, und um mich herum ist Leben und heiße Arbeit. Heiße Arbeit von Frauen und Mädchen.

Der enge Hof ist umschlossen von Brandmauern und Mauern von Glas und Stahl. Ein niedriges Haus ist in der Ecke geblieben aus der Zeit, die vor den Maschinen war. Und davor steht ein noch junger Kirschbaum, den Stamm bis zur Krone umhüllt von rostigem Abfalleisen. Aber er blüht, als stände er in der fernen Wiese und um ihn kämen Veilchen und Narzissen aus der Erde und die Kinder tanzten um ihn.

Der Boden zittert. Hunderte von Bändern schwingen sich von Decke zu Decke, vom Boden zur Höhe. Es rauscht wie Wasserfall in kühlen Bergen, aber hin und wieder schreit es gell auf.

Ein Fabrikmädel huscht heraus und über den Hof und streckt sich hinauf zu den Blüten und biegt einen Zweig zu sich herab. Will sie ihn brechen? Sie atmet den Duft und läßt den Zweig. Sie dreht sich um und lacht mich an, und dann ist der Sonnenglanz auf ihrem hellen Haar in dunkler Tür verschwunden.

Nah dem Eingang zur Halle schaffen zwei Frauen. Stundenlang schaffen sie schon. Schweiß rinnt ihnen über schmutziges Gesicht, Haare kleben wirr an der Stirn. Sie schauen mit stieren brennenden Augen, aber die öligen Arme greifen stark ein im stoßenden Rhythmus der Maschine und sind selbst lebende Wesen. Sie schaffen Brot und Leben, und sie schaffen Tod.

Im kleinen, alten Haus sitzen neun Mädchen zusammen in der niedrigen Stube und singen. Es tönt ihnen ja auch dazu die Melodie, nicht die leis summende des Spinnrades, aber die schauerlich brausende der Fräser.

Die Mädchen singen, sie lachen nicht zwischen den Liedern, wie ihre Mütter gelacht haben beim Kränzewinden, da sie sich die glänzenden Blumen reichten von Hand zu Hand. Sie singen ohne Pause und Rast. Mögen denn die Maschinen rasten? Sie reichen sich glänzendes Eisen von Hand zu Hand, und sie singen. Alte und junge Volks- und Soldatenlieder, die hinausführen auf sonnigen Weg und in frühlingsturmdurchwehtes frischgrünes Land.

Und ich sehe durchs Fenster das blonde Mädel, und ich weiß sein Sehnen. Und ich gehe mit seinen Gedanken und finde das rote Dach und darunter das blinkende Fenster und davor spielende Kinder und den braunen Mann an die Tür gelehnt. Und sie hat das Kleinste auf dem Schoß. Es ist wie in ihren frühesten Büchern.

Ein Bursch kommt am Fenster vorbei. Zuruf und freches Lachen, und ich gehe weiter mit ihren Gedanken, und sie schlendert neben dem Burschen durch rauchige Straßen, und dann sitzt sie im dunklen Park auf seinem Schoß und küßt, und dann gehen sie zusammen.

Die Mädchen singen und geben die Zünder von Hand zu Hand, sie schaffen Tod, und sie glühen noch Leben.

Und ich wandere mit den Eisenstücken und sehe, wie sie sich runden und vollenden und wie sie sich einschrauben in schwere Granaten, und jetzt wollen sie leben, einmal jauchzen und in Luft zergehen.

Zwei Männer liegen zerrissen im Sterben. Und der eine

Digitized by Google

sieht ein rotes Dach und blinkende Fenster und davor spielende Kinder und einen fremden, braunen Mann an die Tür gelehnt. Das ist er selbst? Und sein Weib sitzt davor und hat das Kleinste auf dem Schoß. Ist es so gewesen oder nur Wunsch und Traum? Aber der andere denkt an dunkle Nächte voll Glut und Wollust.

Die Mädchen singen und geben die Zünder von Hand zu Hand, bis die Glocke schrillt.

Arbeitsschluß. Lachend strömen die Mädchen und eilig hinaus in den warmen Abend. Und die Blonde heftet mit ihren kleinen todschaffenden Händen an ihre Brust den zarten Kirschenblütenzweig, und ihre Augen sind voll stiller Frömmigkeit, aber ihr Mund ist süß und lüstern. Und sie ist wie das Rätsel von Leben und Tod.

Es leert sich der Hof. Fernes Lachen verliert sich. Und ich melde der Ablösung:

„Auf Posten nichts Neues!"

* * * / Gottesdienst im Hauptquartier

Ein nasser, unfreundlicher Sonntag. Regenschauer, von Windstößen zerrissene Wolken, die am bleigrauen Himmel aufstiegen und gleich unförmigen, schwarzen Luftgespenstern erschienen und am Horizonte verschwanden, lösen wenig Sonntagsstimmung aus. Um 11 Uhr soll der Gottesdienst beginnen. Frühzeitig schon ordnen sich die Kompagnien des Landsturmbataillons W. zum Kirchgange. Sie haben einen ziemlich weiten Weg. Als Kirche dient eine französische Reitbahn, weit außerhalb der Stadt. Der Fluß M... macht zwei starke Schlangenwindungen, die überschritten werden. Die Brücken sind gesprengt, gleich zu Beginn des Krieges. Der überängstliche Präfekt hatte dazu den Befehl gegeben und die Bevölkerung aufgefordert, Hals über Kopf vor den herannahenden „Barbaren" zu flüchten. — Unsere Pioniere haben aber Holzbrücken in wenigen Tagen hergestellt, so daß die Stockung im Verkehr nur von kurzer Dauer war. Wo einst Quadersteine als verkittetes Gemäuer die Brückenbogen trugen, ragen jetzt feste Holzpfeiler aus den Fluten empor, eins von den vielen stummen Zeugnissen für die exakte, bewundernswerte Leistung unserer Pioniertruppe.

Nach halbstündigem Marsch etwa ist die Stätte der Andacht in Sicht. Von Glockengeläut und feierlicher Sonntagsstille jedoch keine Spur. Statt dessen fahren Abwehrkanonen für feindliche Flieger auf. Posten stehen überall als Sicherung, junge, frische Soldaten der Leibwache Seiner Majestät, die besten aus allen Regimentern des weiten Vaterlandes. — Autos mit Stabsoffizieren tuten an den Marschkolonnen vorbei; — alte, ernste Charakterköpfe mit berühmten Namen.

Langsam füllt sich die weite Halle mit den nüchternen Kalkwänden, den Eisenspanren mit dem grauen Wellblech als Dach darüber. Die kleinen matten Fenster lassen nur ein schwaches Licht in die halbdunkle Reitbahn. Im Vordergrunde steht aus weißem Holz gezimmert der Altar, mit einfachem Tuch in den Reichsfarben gehalten, bedeckt. Dicht davor ein paar Stuhlreihen für die Offiziere, die in Gruppen erscheinen und sich nach stummem, militärischem Gruß niederlassen. Pünktlich zur festgesetzten Minute ertönt das Kommando „Stillgestanden! Augen rechts!" Die Offiziere haben sich erhoben. Lautlose Stille für ein paar Sekunden. Jeder hält fast den Atem an. Das Herz schlägt höher. Die Augen eines jeden leuchten. Das Ohr ist gespannt. Seine Majestät erscheint. Seine Augen gleiten über die Truppen. Sein Gang, seine Haltung militärisch, seine feldgraue Uniform einfach, schlicht.

Das Harmonium setzt zum Vorspiel ein. Der Kaiser hat Platz gewommen unter den Offizieren, in der Hand, wie jeder einfache Soldat, das kleine Soldatengesangbuch, um miteinzustimmen in den Eingangschoral: Jesu, geh voran . . . Mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht der hohe Kriegsherr der Predigt über das Evangelium von Christi Seelenkampf in Gethsemane: Jeder deutsche Kämpfer draußen in der Front ist gleich dem Heiland, der einst im Anblick des Todes gebetet: Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Jesus war damals allein, wie jetzt das deutsche Volk, umgeben von dem flutenden Hasse der Feinde. Dieser Krieg ist das Gethsemane des deutschen Volkes. Wache und bete, deutsches Volk, für deine Helden, die für dich kämpfen und sterben, für dich in den Lazaretten leiden. — Diese Gedanken waren der Höhepunkt der Predigt. Jeder stand unter dem Banne dieser göttlichen Worte: man spürte das geheimnisvolle Wehen der gewaltigen Kriegszeit, man mußte unwillkürlich auf die erlauchte Person blicken, in der unser Volk im Ringen um sein Dasein den schönsten Ausdruck seiner Einheit hat. Die Predigt neigte sich ihrem Ende. Der Geistliche erinnert noch an unsere österreichischen Kampfesbrüder, auch an die treuen Freunde unter dem milden Lichte des Halbmondes wohnend. Gott schütze sie und segne auch deren Waffen. — Der Kaiser mit seinen andächtigen Kriegern erhebt sich. Entblößten Hauptes empfängt er den Segen samt allen Andächtigen. Darauf setzt die Musik mit dem altniederländischen Dankgebet ein. Der Kaiser, die Offiziere, die Mannschaften, sie alle singen mit andächtigem Herzen dies einfache, voll tiefer Gedankenfülle und wundersamer, erbauender Melodie ausgestattete, echt deutsche Kirchenlied. — — Die letzten Töne sind verklungen. Die Truppen stehen wieder in strammer Haltung da. Alle Augen ruhen wieder auf unserem obersten Kriegsherrn, der mit einem kurzen, scharfen „Guten Morgen, Kameraden!" seine Soldaten grüßt. Und wie ein gewaltiges Echo schallt's ihm entgegen: „Guten Morgen, Majestät!"

Draußen auf einfacher, enger Landstraße nimmt der Kaiser, etwas abseits von seinem Stabe, am Wegrand Aufstellung. Die Truppen marschieren im Parademarsch unter klingendem Spiel an ihm — dem deutschen Landesvater — vorbei. Ein feierlicher, erhebender Augenblick für jeden. Kaiser und Soldaten sehen sich scharf ins Auge. Sie grüßen sich mit stummem, aber doch vielsagendem Blick. Man muß unwillkürlich an die Worte Sven Hedins denken, die der Schwede kürzlich von unserem Kaiser niedergeschrieben hat: „Hier steht des deutschen Volkes oberster Kriegsherr, ein Bild der Mannhaftigkeit, Entschlossenheit und offenen Ehrlichkeit. Ihn umkreisen die Gedanken der ganzen Welt; er ist Gegenstand der Liebe, blinden Vertrauens, der Bewunderung, aber auch der Furcht, des Hasses und der Verleumdung. Ihn, der den Frieden liebt, umrast der größte Krieg der Geschichte, und um seinen Namen tobt der Kampf."

Karl Rick / Der verlassene Graben

Ich bog in ein verlassenes Grabenstück,
und war als wie mit Klingsors Zaubergerte
dem nahen Krieg entrückt. Die Sommerhärte
des heißen Bodens, der sich selbst besät,
durchbrach der Roggen. Wogend strich der Aehren
fruchtschwerer Duft. Und Staunen hielt den Blick:
Der Graben ist ein einzig Blumenbeet.
Von beiden Hängen quillt, um Schulterwehren,
Aus Nischen und Scharten schmiegt sich und schwebt und fällt
ein vielverschlungener, jungfräulicher Flor.
Der leichten Winden duftenden Kaskaden,
Kornblumen und Kamillen, Rittersporn
und Margeriten mit dem weißen Kragen;
Dolden und Kelch und Sterne. So schnell verlor
sich im verfehmten Land des Krieges Spur?
So schnell verjüngst du, ewige Natur,
das welke Angesicht der öden Welt?
So teile deine mütterlichen Gnaden
den Herzen mit, die sich in Gram verzehren,
daß sie dem Harm um das, was schwand, entsagen,
und flöße segnend aus uraltem Born
den Tau auf frische Saat und neues Glück.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Die Glut

Wohl uns, wenn das geläuterte Herz nicht müde wird, von neuem zu entglühen: Das Edle ist doch eben diese Glut. Uhland.

Von der Glut zu reden ist ein undankbar Geschäft. Die einen sind zu „praktisch" und wittern hinter solchem Wort unangenehme Unberechenbarkeiten. Die andern sind zu klug und halten Glut für einen unnützen Ballast. Manchen fehlt der Mut, mit dem Schicksal es zu wagen, und darum mögen sie sich mit solch unheimlichen Gewalten nicht einlassen. In einem haben sie alle recht: von der Glut zu reden ist eine bedenkliche Sache. Aber sich von ihr besitzen lassen, macht reich.

Ich durfte an der Westfront sein und habe in Kirchen, im Wald, im Kino und auf freiem Platz sprechen dürfen, das ging schwerer als zu Hause. Männer standen da, wie eine unbewegliche Mauer, nur Männer, und solche, die gestern aus dem Schützengraben gekommen waren. Das muß man erlebt haben, wie man da wirklich demütig wird. Darum spreche ich nicht von dem, was ich brachte, sondern nur von dem, was ich nahm. Ich tat einen Trunk aus jener stillen Glut, die nicht will, daß das Vaterland verletzt werde und schwach aus diesem Kriege hervorgehe. Diese innere Einheitlichkeit unmittelbar zu empfinden, war beschämend und herzerquickend zugleich. Viel empörte Worte fielen über Wankelmütigkeit daheim. Auch verstand man nicht, warum man das, was unsere Tapferen geleistet hatten, so gering einschätzte, daß man wieder von Friedensangeboten reden wollte. Man wird anders, wenn man tagtäglich das zerstörte Land sieht. Dann merkt man, wie ernst der Krieg ist und wie unbarmherzig der siegreiche Gegner kraft seiner Schwertgewalt zu sein das Recht hätte, wenn, ja wenn nicht unsere Abwehrmauer so unvergleichlich fest dastehen würde. Aber das kann man ja alles gar nicht in Worte fassen. Ich weiß nur, daß ich zurückgekommen bin, dankbar und felsenfest. Glücklich, wenn man seine unbeirrte gerade Linie sieht. Glücklich, wen die einzige Glut in allem füllt: das Vaterland. —

Die Sonne ging langsam unter. Die Kirche von Jorey war gefüllt. Ich stand vor dem Raum des Hochaltars. Langsam stiegen die Schatten vom Gewölbe nieder. Alles war ruhig. Beinahe erschrak ich oft vor dem eigenen Wort. Man möchte es immer noch erklären, was man meint, Mißverständnisse unmöglich machen, keinem weh tun, und doch die großen Ziele dieses deutschen Kampfes nicht verschleiern. Allmählich sah man einander kaum mehr. Man redete ins Dämmerlicht. Alles Aeußerliche war langsam weggewischt. Man kämpfte nur um das innerliche Verstehen und daß sich Mannesseele und Männerherz berühren, ohne Künstelei, so wahr, wie einen der erkämpfte Boden von selber macht, auf dem man steht. Dann standen wir alle auf und sangen: „Deutschland, Deutschland über alles", und durch die dunkle Kirche hindurch drangen die Blicke nach der Heimat rückwärts, nach der Zukunft vorwärts. Ich weiß nicht, was ich geredet habe. An jenem Abend sprach der Krieg zu mir, und die Seele unserer Brüder kam und das Schicksal umhüllte uns wie eine Wolke und nur der feste Tritt auf den Steinplatten klang wie eisenharte Antwort: „Es muß sein, so wollen wir." Glut lagerte über den Bänken, wie die Geister zu Pfingsten. Keine Phantasie, nichts Uferloses schwamm umher. Aber ebensowenig die Verschwommenheit und Unsicherheit und Aengstlichkeit, sondern allüberall das aufrechte „Durch". Unvergeßlich bleibt mir jener Abend. Er war mir wertvoller, als Dutzend Reichstagsreden und hundert historische „Studien". Es war eine unmittelbare Begegnung mit ungebeugtem Siegeswillen.

Darum will ich reden von der „Glut". Das Geschick braucht viele, die es einschmelzen können in seinen Tiegeln, daß des Volkes Schicksal zur Größe reife.

Soziale Bewegung

Mieteinigungsämter mit gesetzlichen Befugnissen. Eine Erweiterung der Befugnisse der Einigungsämter zum Schutze der Mieter hat der Bundesrat durch Verordnung vom 26. Juli ermöglicht. Durch diese Verordnung soll der Gefahr der unberechtigten Mietsteigerungen und Kündigungen vorgebeugt werden. Ist im Bezirk einer Gemeindebehörde ein Einigungsamt errichtet, so kann die Landeszentralbehörde das Einigungsamt ermächtigen, 1. auf Anrufen eines Mieters über die Wirksamkeit einer nach dem 1. Juni 1917 erfolgten Kündigung des Vermieters, über die Fortsetzung des gekündigten Mietverhältnisses und ihre Dauer sowie über eine Erhöhung des Mietzinses im Falle der Fortsetzung zu bestimmen, 2. auf Anrufen eines Vermieters einen mit einem neuen Mieter abgeschlossenen Mietvertrag, dessen Erfüllung von einer Entscheidung gemäß Nr. 1 betroffen wird, mit rückwirkender Kraft aufzuheben. Das Einigungsamt entscheidet nach billigem Ermessen. Seine Entscheidungen sind unanfechtbar. Wird die Fortsetzung des Mietverhältnisses angeordnet, so gelten die Bestimmungen des Einigungsamts als vereinbarte Bestimmungen des Mietvertrags. Das Einigungsamt entscheidet in der Besetzung von einem Vorsitzenden und mindestens zwei Beisitzern. Der Vorsitzende muß zum Richteramt oder höheren Verwaltungsdienste befähigt sein; die Beisitzer müssen zur Hälfte dem Kreise der Hausbesitzer, zur Hälfte dem der Mieter angehören. Die neue Bundesratsverordnung stellt zwingendes Recht dar, und die Parteien dürfen die Anwendung der Verordnung nicht durch besondere Vereinbarungen ausschließen oder beschränken. Die Verordnung tritt sofort mit dem Tage der Verkündung in Kraft. Wo noch keine Einigungsämter bestehen, können die Landeszentralbehörden die Gemeinden zur Errichtung von Einigungsämtern anhalten oder die Befugnisse einer anderen Stelle übertragen.

Gegner der Tarifbewegung. Eine Vereinigung tariffreier Druckereien hat der vorerst selbst noch tariftreue Buchdruckereibesitzer J. Graffmann (Duisburg-Meiderich) ins Leben gerufen. Er hat zugleich einen „Arbeitsnachweis für nichtorganisierte kriegsbeschädigte Gehilfen im Buchdruckgewerbe" errichtet, der für jede Vermittlung eines Gehilfen vom Prinzipal 10 M. Gebühren fordert und nur für Druckereien tätig ist, die ausschließlich Unorganisierte beschäftigen, tariffrei sind und sich dafür verbürgen, daß die Nichtorganisierten bei ihnen nicht in den Buchdruckerverband „getrieben" werden. Die tariffreien Druckereien sollen alle bei ihnen beschäftigten unorganisierten Mitglieder dem Nachweis melden, damit dieser sie dauernd in seinen Listen führen kann. — Es handelt sich hier also um einen Versuch, die tarifvertragliche Regelung der Arbeitsverhältnisse im Buchdruckgewerbe zu unterwühlen. Dieses Beginnen dürfte zum Scheitern verurteilt sein, da trotz mancher kleinen Reibungen, die sich in den letzten Jahren eingestellt haben, die Tarifgemeinschaft gerade im Buchdruckgewerbe doch immer noch im Bewußtsein beider Teile ein wertvolles Unterpfand organischen Fortschritts und friedlicher Gewerbeentwickelung darstellt.

Gemeinnützige Vermögensanlage. Nach einer Veröffentlichung in den Amtlichen Nachrichten des Reichsversicherungsamts beliefen sich die gesamten Darlehen der Landesversicherungsanstalten für gemeinnützige Zwecke bis zum Ende des Jahres 1916 auf 1342,9 Millionen Mark. Für den Bau von Arbeiterwohnungen sind im ganzen 566,6 Millionen Mark, gegen 558,9 Millionen Mark am Schlusse des Vorjahres, ausgeliehen worden. Von den 566,6 Millionen Mark fallen auf den Bau von Arbeiterfamilienwohnungen 538,4 Millionen Mark und auf den Bau von Ledigenheimen (Hospizen, Herbergen, Gesellenhäusern und so weiter) 28,2 Millionen Mark. Die von 26 Landesversicherungsanstalten und vier Sonderanstalten an Versicherte hergegebenen Darlehen zum Wohnungsbau betragen jetzt 101,2 Millionen, gegen 100,6 Millionen Mark Ende 1915. Für sonstige Wohlfahrtszwecke sind im Jahre 1916, u. a. an Darlehen zur Linderung der Kriegsnot, insgesamt 4 941 252 Mark zu Zinssätzen von 3 bis 5¼ v. H. ausgezahlt worden. Diese Darlehen dienten hauptsächlich zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, zur Unterstützung von Arbeitslosen und Angehörigen von Kriegsteilnehmern, zur Förderung gesundheitlicher Maßnahmen und zur Deckung der Ausgaben einzelner Krankenkassen für die Kriegswochenhilfe.

Sparsamkeitsbestrebung im Siedelungsbauwesen. Unter Führung des Geheimen Regierungsrats Dr. Friedrich Seefselberg, ord. Prof. der Kgl. Techn. Hochschule Berlin, hat sich ein „Ausschuß zur Förderung des Kriegersiedelungswesens durch sparsame Bauweise gebildet, dem hervorragende Persönlichkeiten des Bauwesens, der Industrie, der Handelswissenschaft, der Boden- und Wohnungspolitik, der Volkswirtschaft, der Verwaltung, des Ernährungswesens, des Realkredites und der Kriegsbeschädigtenfürsorge angehören, wie u. a. Dr. v. Batocki, Wirkl. Geh. Rat, Exz., Präsident des Kriegsernährungsamtes; v. Burgsdorff, Exz., Kgl. Kreishauptmann in Leipzig; A. Damaschke, Vorsitzender des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten; Friedrichs, Kgl. Kommerzienrat, Präsident des Bundes der Industriellen, Vorsitzender des Kriegsausschusses der deutschen Industrie; Theodor Goecke, Geh. Baurat, Professor für Städtebau; Dr. Heymann, Geh. Justizrat, ord. Professor für Deutsches Recht; Dr. Luther, Stadtrat a. D., Geschäftsführer des Deutschen und des Preußischen Städtetages; Mathies, Geh. Baurat, Mitglied des Hauses der Abgeordneten; Dr.-Ing. Michel, ord. Prof. der Hochbaukunst; Dr.-Ing. h. c. Müller-Breslau, Geh. Regierungsrat, ord. Professor der Ingenieurbaukunst, Mitglied der Kgl. Akademien der Wissenschaften und des Bauwesens, Mitglied des Herrenhauses; Rötger, Kgl. Landrat a. D., Präsident des Zentralverbandes der deutschen Industrie, Vorsitzender des Kriegsausschusses der deutschen Industrie; v. Schwerin, Kgl. Regierungspräsident; Dr. Schweyer, Oberregierungsrat im Kgl. Bayer. Ministerium des Innern; Dr. Sering, Geh. Regierungsrat, ord. Professor der Nationalökonomie; Dr. Stresemann, Mitglied des Reichstages; Dr. Werner Sombart, ord. Professor der Volkswirtschaft; v. Winterfeldt, Mitglied des Reichstages, Landesdirektor der Provinz Brandenburg, Vorsitzender des Reichsausschusses der Kriegsbeschädigtenfürsorge.

Dieser Ausschuß wird zu anderen Organisationen, die dem Wohnungs- und Siedelungswesen dienen, sowie zu den Ministerien Verbindung halten, um seinerseits fortgesetzt anregend auf die Erfindung und Anwendung aller Arten von Verbilligungsmitteln in haltbaren Baustoffen und Konstruktionen hinzuwirken, um auf diese Weise bessere und rentablere Siedelungsmöglichkeiten anzubahnen. Die sozialpolitische Seite der sparsamen Bauweise soll hierbei nach allen Richtungen hin gründliche wissenschaftliche Bearbeitung erfahren. Der Ausschuß tritt nunmehr auf der soeben eröffneten Sächsischen Ausstellung „Heimatdank" gleich mit einer kräftigen Anregung hervor. In der von Geheimrat Dr. Seefselberg würdig für den Ausstellungszweck durchgebildeten Alberthalle des Leipziger Kristallpalastes sind für die Betätigung sparsamer Bauweise bereits viele Fingerzeige geboten, u. a. durch das sog. „Erdgrubenhaus" nach einem Entwurfe von Heinz Stoffregen. Dieses Erdgrubenhaus ist aus dem Gedanken der Felduntertünfte entwickelt, entspricht aber sowohl wohnlich-praktisch, wie auch ästhetisch, trotz sehr erheblicher Verbilligung gegen sonstige Siedlungsbauten, durchaus allen Ansprüchen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß durch diese in wissenschaftlicher Weise erfolgende Heraushebung sparsamer Bauweise dem Siedlungswesen nunmehr verheißungsvollere Bahnen, als bisher, erschlossen werden können.

Büchertisch

Lothar Ritter von Wimmer, **Die Ostmark.** Oesterreich-Ungarns Mission in der Weltgeschichte. (2. durchges. Auflage. Wien und Leipzig 1917. Karl Fromme. 94 S.)

Die zuerst im Vorjahre als Manuskript gedruckte Schrift verfolgt die Geschichte des Ostmarkgedankens von den Zeiten der Babenberger bis auf unsere Tage und sieht in ihm, der „Wacht gegen Osten", Oesterreichs „Lebensaufgabe" und „Idee", seinen „wahren Existenzgrund", mit dessen mehr oder weniger konsequenter Durchführung und Bejahung Blüte und Schwäche des eigenen Staates nicht nur zusammenhängen, sondern auch für das benachbarte Deutschland wichtige Folgen sich ergeben. Von hier aus gelangt Vf. zu der Forderung eines möglichst engen Zusammenschlusses der beiden Mächte, der durch das bisherige Bündnis „nur ganz ungenügend" erreicht worden sei. So wird die Betrachtung der „österreichischen Idee" immer mehr zu einer solchen ihrer Beziehungen zu Deutschland, zu einem Weckruf für die Idee Mitteleuropa, deren nähere Ausführung einer beredteren Zunge überlassen bleibt. Die Erfüllung dieses Wunsches durch Naumann stellt die zweite Auflage lediglich fest, ohne weiter auf das Werk einzugehen. (Auch sonst sind auf S. 78 und 90 von den Ereignissen überholte Bemerkungen stehengeblieben.) Eine ausführliche Darstellung der Orientpolitik Andrassys, bei der die Vertretung der Ostmarkidee in Ungarns Hand gelangt — was der Vf. trotz größter Anerkennung für die Persönlichkeit des leitenden Ministers doch nicht mit ganz ungeteilten Gefühlen beobachtet —, führt zum Gipfel- und Endpunkt seines Wirkens, dem Vertrage vom 7. Oktober 1879. Bekanntlich haben die Nachfolger des großen Staatsmannes die Linie seiner Politik nicht strikte innezuhalten vermocht und diese Tatsache glaubt der Vf. zur Erklärung der „Rückversicherung" von 1884 und 1887 heranziehen zu müssen. Bismarck habe das „unbedingte Vertrauen auf die Verläßlichkeit" seines Bundesgenossen verloren und sich Rußland genähert, um den „cauchemar des coalitions" (wie er zum Grafen Schuwalow sagte) zu beschwören. Nur so sei die „sonst nicht ganz einwandfreie" Verständigung mit Petersburg zu erklären. Hier zeigt sich noch ein Rest jenes Mißtrauens, das Bismarcks Handlungsweise an der Donau erregt hat und das in einem „Mißverstehen" (vgl. Alexander Redlich in der „Voss. Ztg." vom 10. 8. 17) der Rückversicherung wurzelt. Diese wäre aber doch nur dann illoyal gegenüber Oesterreich gewesen, wenn es sich bei dem Akt vom Oktober 1879 um ein Schutz- und Trutzbündnis gehandelt hätte. Dieser Auffassung Reventlows ist gewiß beizustimmen, wie auch seinem im Zusammenhang damit gemachten Hinweis, daß sich die Spitze der ganzen Vereinbarung gegen England gerichtet habe, wo der „Gefahrpunkt" für Rußland sowohl 1887 wie 1884 lag. Vf. berührt im folgenden die entscheidenden Ereignisse der zum Weltkriege führenden europäischen Politik. In diesem Zusammenhange wird das Zustandekommen der russisch-französischen Allianz in das Jahr 1896 verlegt, wobei wohl an die Zarenreise nach Paris gedacht ist. Aber gerade damals ist das Wort: Bündnis — nicht gefallen, sondern erst beim Gegenbesuch des Präsidenten der Republik in Kronstadt ein Jahr darauf. Den tatsächlichen Abschluß der Allianz pflegt man auch weit früher anzunehmen, Reventlow z. B. für das Jahr 1894 und Hashagen in seiner neuesten Darstellung sogar noch 3 Jahre zuvor. Vielleicht gibt bei diesem Ereignis überhaupt eine Epochenzahl ein schiefes Bild, da es sich weniger um eine Grenze, als um einen (nahezu ein Jahrzehnt erfüllenden) zeitlichen Grenzsaum handelt, jedenfalls aber führt die Angabe des Vf. irre.

Auch das von ihm erwähnte Motiv beim Abschluß der „entente cordiale" zwischen England und Frankreich ist zum mindesten einseitig gewählt. Voll berechtigt ist dann wieder die Genugtuung, daß Oesterreich-Ungarns Staatsmänner in der Balkan- und Orientpolitik ihre eigenen Wege gegangen sind, ohne auf die in diesem Punkte von des Gedankens Blässe angekränkelten Ratschläge Bismarcks zu hören, der in einer russischen „Position am Bosporus" nichts Arges fand. Berechtigt auch der Anspruch, Oesterreich als Wegebahner und Vorhut der deutschen Orientinteressen anerkannt zu sehen und in gewissem Sinne die Klage, daß diese Wirksamkeit der Ostmarkidee im Reiche erst in zwölfter Stunde solche gebührende Anerkennung gefunden hat, daß „in dem Widerstand gegen das so nötige Verstehen der Eigenart des Freundes, der mitunter zu starken Betonung der eigenen Unfehlbarkeit" das alte deutsche Erbübel des „Separatismus" nur in anderer Form fortlebe. Besonders letzteres kann auch im Hinblick auf die Kriegsereignisse selbst dem reichsdeutschen Beurteiler nicht dringend genug ans Herz gelegt werden. Der Hauptwert der Schrift liegt u. E. in dem warmen und ehrlichen Bekenntnis der mitteleuropäischen Notwendigkeit, in dem Wunsche, daß das Bündnis der beiden Kaiserreiche und ihrer Alliierten, vertieft und enger geschlossen als „einiger unzerstörbarer rocher de bronze von der Nordsee bis zum Persischen Meere" in friedlichere Zeiten hineinführen möge.

Meisner.

Landrat v. Laer, **Neu-Deutschland.** 1. Teil: Weltkrieg und Sozialpolitik. (Deutsche Landbuchhandlung 1917, Berlin, 72 S., geh. 1 M.) Konservativ.

Wilhelm Scheffen, **Die Liebesarbeit für unsere Feldgrauen;** die Arbeiten der inneren Mission und verwandte Bestrebungen. (Quelle & Meyer, 1917, 259 S., geh. 3,40 M., geb. 4,20 M.)

Arnold Steinmann-Bucher, **Englands Niedergang.** (Berlin, Leonhard Simson, 1917, 270 S., geh. 5 M.)

H. v. Bülow, **Deutschlands Aushungerung?** Heft 36, Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Fr. v. Mammen. (Dresden und Leipzig, Globus 1917, 72 S., geh. 1,50 M.)

Heinrich Claß, **Zum deutschen Kriegsziel.** (J. F. Lehmann Verlag, München, 1917, 80 S., geh. 1 M.) Eine zwei Jahre lang verbotene annektionistische Flugschrift.

Erich Linkisch, **Litauen und die Litauer.** Einführende Betrachtungen. (J. Schrader, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 1917; 56 S.) Sehr zu empfehlende, sachkennerische, zurzeit besonders wichtige Studie.

Pfarrer Zöckler, **Das Deutschtum in Galizien.** („Heimat und Welt"-Verlag in Dresden. 120 S., geh. 1 M., geb. 2 M.) Von uns seinerzeit empfohlene Arbeit des gründlichen Kenners und warmherzigen Anwalts der galizischen Deutschen Pfarrers Zöckler in Stanislaw, die nun erfreulicherweise schon in 2. Auflage vorliegt.

Wald und Forstwirtschaft im Kriege. Heft 29 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Fr.

Digitized by Google

v. Mammen. Drei Vorträge von Oberforstmeister Riebel, Regierungsdirektor Dr. Wappes und Prof. Dr. v. Mammen. (Dresden, Leipzig, Globus, 87 S. Geh. 1,80 M.) Interessanter Bericht über die 22. Tagung des Deutschen Forstwirtschaftsrates.

Rektor R. Barmm, **Krieg und Erdkunde**, unter besonderer Berücksichtigung des erdkundlichen Unterrichts. Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg. (Hamburg, Friderichsen & Co., 1917; 33 S., geb. 0,50 M.)

Oberschulrat Prof. Dr. H. Gaudig, **Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit.** 2 Bde. 426 u. 317 S. (Quelle & Meyer, 1917. Geh. 12 M., geb. 15 M.) Besprechung vorbehalten.

Hermann Fischer, Prof. a. d. Universität Tübingen, **Grundzüge der deutschen Altertumskunde.** 2. Aufl. Quelle & Meyer, 1917. Bibliothek: Wissenschaft und Bildung Nr. 40. 138 S., geb. 1,25 M.).

Johannes Tiessen, **Kindheit.** Erinnerungen. (Bei Wilhelm Langewiesche. 251 S. Geb. 3 M.)

Caspar Ludwig Merkl: **Die Kakteensammlung.** Zwei Erzählungen. S. Fischer. Berlin 1916. 254 S. Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Wieder ein neuer Autor, der mit diesen Geschichten sofort in die erste Reihe moderner Dichter eintritt. Die Quellen seiner Kunst sind durch Dänemark und Rußland zum Fließen gebracht worden. Die Paten heißen selbstverständlich Dostojewski und Gejerstam, auch Rainer Maria Rilke mit seinem Malte Laurids Brigge, steht im Hintergrund. Das ist kein Vorwurf. Restlos gelöst sind die Probleme des Dichters nicht, schon darum nicht, weil die Helden seiner Erzählungen abseits stehende Leute sind, ohne daß ihr Abseitsstehen das bindende Motiv der Novellen wird. Der Dichter versucht vielmehr durch diese Figuren selbst zu sprechen, da wird seine Art bemerkenswert, eine Art, die durch ein Schlagwort als Anlehnung an den Expressionismus bezeichnet werden könnte, wodurch der Dichter in das Zukunftswollen der jungen Generation geschlossen erscheint. Diese Art ist unwirklich, phantastisch, sieht das Leben in einer großen Perspektive, in der die Gegensätze sich stärker von einander sondern und die Stimmungen sich zu einer Atmosphäre des Willens, der in bestimmte Forderungen und Anklagen auszubrechen droht, verdichten. Sehr bemerkenswert ist der skeptisch-sarkastische Einschlag, der groteske Figuren des bürgerlichen Alltags bevorzugt, lächerliche Situationen und das Widerliche. Es ist das eine Gebrochenheit, die zu dem Pessimismus des Autors stimmt, dessen — worüber sich der Dichter doch vielleicht täuscht — rationalistische Rechtfertigung letzten Endes versagt.

Sprechsaal

Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute.

In Nr. 30 der „Hilfe" sind der Möbelbeschaffung für Kriegsgetraute zwei weitere Aufsätze gewidmet. Die von Else Wirninghaus geschilderte Kölner Verkaufsstelle stimmt, wie ich aus eigner Besichtigung weiß, in den wesentlichen Verkaufsbedingungen mit der Frankfurter überein. Gegenüber Heinrich Ritzels Angriffen sei folgendes bemerkt: Es ist richtig, daß die Preise für die Ausstattung in der gemeinnützigen Verkaufsstelle in Frankfurt a. M. nicht niedriger sind als in guten Möbelgeschäften. Schuld daran sind die sehr hohen Materialpreise und die gesteigerten Löhne. Auch die Genossenschaften müssen mit den verteuerten Herstellungskosten rechnen. Die grundliegenden Entwürfe stammen aus der Werkstatt von Professor Eberhard. Wenn die Genossenschaften nach eignen Entwürfen Möbel fertiggestellt haben, die übrigens künstlerisch einwandfrei sind, so ist damit dem Mittelstand, soweit er als Erzeuger in Betracht kommt, nicht weniger gedient. Ein Ausbau der Verkaufsstelle war bei dem Arbeitermangel und den Schwierigkeiten, Material zu beschaffen, bisher nicht möglich. Das Wesentliche übersieht Ritzel. Es kam nicht in erster Linie darauf an, billigere Möbel zu beschaffen, sondern die Bevölkerungsschichten, die keine Barzahlungen leisten können, vor den Gefahren der Abzahlungsgeschäfte zu behüten. Daß unter gleichgünstigen Abzahlungsbedingungen von einem privaten Unternehmen gleichwertige Möbel geliefert werden können, kann auch Ritzel nicht behaupten. In diesen Zahlungsbedingungen liegt der Schwerpunkt, und wegen dieser Zahlungsbedingungen kann die Verkaufsstelle sich mit Recht „gemeinnützig" nennen.

Ein Mißstand besteht zweifellos in der Höhe der Preise. Bei der Abgabe wird Wert darauf gelegt, daß nicht mehr Möbel genommen werden, als nach den möglichen Abzahlungen in zwei bis höchstens vier Jahren zurückgezahlt werden können. Abzahlungsgeschäfte dagegen drängen, wie jeder Praktiker weiß, den Käufern immer mehr Ware, vielfach gerade geringwertigen Schund, auf, deren Bezug später die Käufer reut. Solange die von Ritzel geforderten staatlichen Zuschüsse für Hausstandsgründungen noch nicht gegeben werden, bedeutet die Gewährung günstiger Abzahlungsbedingungen einen erheblichen Fortschritt. Im übrigen ist in Frankfurt a. M. von der städt. Hilfskasse in Verbindung mit der Hausratsammelstelle der Ankauf alter Möbel im großen organisiert worden. Die Möbel werden nach erforderlicher Wiederherstellung zum Selbstkostenpreis zu den gleichgünstigen Abzahlungsbedingungen — Anzahlungen werden jedoch hier meist nicht gefordert — an Kriegsgetraute und andere junge Eheleute abgegeben. Gute Zweizimmer-Ausstattungen können schon zu einem Preise von 250—600 M. erworben werden. Solange die Herstellung neuen Hausrats mit den jetzigen Schwierigkeiten bei der Material- und Arbeiterbeschaffung verbunden ist, dient dieser gemeinnützige Ankauf und Vertrieb alten Mobiliars als segensreicher Ausweg, dessen Nachahmung auch anderen Städten empfohlen wird. Bemerkt sei, daß die Beschaffung von Möbeln zu billigen Preisen dadurch ermöglicht ist, daß das städt. Armenamt die ihm anheimfallenden Nachlässe der Verkaufsstelle überläßt, sowie die anderen sozialen Aemter Frankfurts (Kriegsfürsorge, Kriegshinterbliebenenamt) die Leute, die nach ihrer Kenntnis Möbel verkaufen wollen, an die gemeinnützige Möbelstelle verweisen und schließlich die Gerichtsvollzieher und die Rechtsanwälte, diese besonders in ihrer Stellung als Nachlaßpfleger, Testamentsvollstrecker und Nachlaßverwalter, gebeten wurden, von den Möbelverkäufen und Versteigerungen die Verkaufsstelle zu benachrichtigen.

Hans Maier.

Berichtigung.

In den Aufsatz von Fr. Holdermann „Der Deutsche Protestantismus und die Aufhebung des Jesuitengesetzes" haben sich zwei Irrtümer bzw. Druckfehler eingeschlichen (S. 508, linke Spalte, Zeile 34). Der Jesuitenorden wurde von Papst Clemens XIV., nicht Benedikt XIV., der schon anderthalb Jahrzehnte zuvor gestorben war, aufgehoben, und zwar nicht 1873, sondern 1773.

Briefkasten

Ein Hilfefreund möchte einem Leser im Felde regelmäßig die von ihm gelesene Frankfurter Zeitung zuschicken. Wer will sie haben?

Aus Friedberg (Hessen) wird mit Postkarte vom 3. August mitgeteilt, daß Nr. 30 nicht angekommen sei. Es fehlt die Angabe des Absenders.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Armee und Marine: 1,55 M.: Frau C. in H., 2 M.: Feldhilfsarzt E. im Felde, 2,50 M.: Prof. P. in B., 3 M.: Mar.-Ing.-Asp. O. in K., Lt. d. R. L. im Felde, Zahlmst. B. im Felde, 4 M.: Lt. K. im Felde, 5 M.: Dr. W. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: C. H. in Hamburg: 5 Bücher, O. in Stuttgart: 1 Buch, Sch. in Friedberg (Hessen): 23 Bücher und 5 Kosmos-Hefte, Pfarrass. H. in Rheindirkheim: 5 Bücher und Zeitschriften, Werbeanwalt W. in Berlin: 10 Bücher und Zeitschriften.

Für Bücher für Heer und Marine: F. G. in L. 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

23. August 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 34

Anzeigenkosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

An die Leser: Die behördlichen Papier-Verordnungen haben uns gezwungen, dieses Heft wieder einmal auf die Hälfte des gewöhnlichen Umfanges zu beschränken.

Schriftleitung u. Verlag der „Hilfe".

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Zur Friedensfrage. — **Kuno Waltemath:** Reichsunterstützung für den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte. — Soziale Bewegung.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Freitag, 10. August.

Zurzeit ist es innerhalb Deutschlands nicht ganz unbedenklich, sich ein Urteil über die Vorgänge in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu bilden, weil das, was wir in unseren Zeitungen erfahren, nur eine Auswahl der vorhandenen und möglichen Nachrichten ist und weil andererseits das, was aus französischen und englischen Quellen übernommen werden kann, auch offenbar an absichtlichen Einseitigkeiten leidet. Die Hauptfrage selbst, in welchem Umfange und mit welchem Ernst die Nordamerikaner die Aufstellung einer Armee betreiben, ist sicherlich nicht so leicht abzutun, wie es noch immer leider vielfach von deutschen Beurteilern geschieht. Wenn der „Matin" meldet, daß sich seit dem 1. April über 1 750 000 Mann freiwillig für die Armee und Flotte gemeldet haben, so kann das reichlich übertrieben sein; aber die Tatsache einer alles Erwarten übersteigenden freiwilligen Meldung liegt vor. Ich erinnere mich, daß mir einer der amerikanischen Journalisten mehrere Monate vor der Kriegserklärung sagte, die Zahl der freiwilligen Meldungen würde zwischen 300 000 und 500 000 schwanken können. Wie viele nun von diesen Gemeldeten einberufen sind, ist natürlich ebenso dunkel. Auf Grund amtlicher Mitteilungen aus Washington redet der „Progrès de Lyon" davon, daß in den Vereinigten Staaten zurzeit über 800 000 Mann eingezogen sind und 40 000 Mann als Offiziere ausgebildet werden. Im Laufe der nächsten Monate sollen noch über eine Million eingezogen werden und, so schließt das französische Blatt, die Armee der Vereinigten Staaten wird am 1. Januar 1918 zwei Millionen Kämpfer betragen. Eine andere Seite der Sache wird durch die vom norwegischen Reederverband stammende Nachricht beleuchtet, daß die amerikanische Regierung sich die Kontrolle über sämtliche Schiffswerften der Vereinigten Staaten zugeschrieben hat und auch bereits im Bau befindliche Schiffe auf Rechnung neutraler Reeder nach staatlichen Gesichtspunkten übernehmen und verwenden wird. — Eine gewisse Friedensbewegung ist in den Vereinigten Staaten niemals ausgestorben und wird augenblicklich durch die Zeitungen des Hearstschen Verlages wieder stärker gefördert. Wilson wird an seine eigenen früheren pazifistischen Kundgebungen erinnert.

In der Sitzung des kroatischen Landtags hielt am 4. August der agrarische Abgeordnete Radic ein lange Rede in dem Sinne, daß die Doppelmonarchie ein vorwiegend slawischer Staat werden müsse. „Wir schließen uns — sagte der Redner — der slawischen Politik an, aber wir wollen vor allem Kroaten sein. In Budapest möge man wissen, daß wir auch unsere Brüder im Banat beanspruchen und daß die nationale Vereinigung nicht an der Drau und der Donau haltmachen wird, außer in dem Fall, daß die Ungarn so klug sein werden, die alte Autonomie zu gewähren." — Wie sich die Mehrheit der Kroaten selbst zu dieser kroatisch-serbischen Auflehnungspolitik stellen wird, muß abgewartet werden.

Sonnabend, 11. August.

Gestern haben in Flandern neue starke englische Angriffe eingesetzt, und die gesamte Front vom Meer bis in die Gegend von Cambrai war in Unruhe. Die Mehrzahl der englischen Angriffe brach sofort im Sperr- und Abwehrfeuer zusammen. Alle angegriffenen Stellungen blieben in deutschem Besitz.

Der Vormarsch von Focsani aus ist, der Eisenbahn folgend, über den Susita-Fluß vorgedrungen. Russen und Rumänen leisten an dieser wie an mehreren anderen Stellen ernsthaften und opferfreudigen Widerstand. Die russischen Darstellungen von den Zuständen der fliehenden und mürbe gewordenen Armee dürfen nicht blind verallgemeinert werden, da sie offenbar nicht nur den Zweck haben, die russischen Truppen zur Besinnung zu rufen, sondern gleichzeitig auch als Grundlage für die Aufrichtung einer Diktatur dienen sollen.

In Ungarn hat sich unter dem Titel „Nationale Partei" eine politische Neubildung vollzogen, die gegenüber der alten, vom Grafen Tisza geleiteten sogenannten Arbeitspartei eine Zusammenfassung der Parteigänger des neuen Ministeriums Esterhazy darstellen soll. Die „Nationale Partei" tritt ein für die Selbständigkeit der ungarischen Armee und die Selbständigkeit der ungarischen Bank. Auf die Zolltrennung von Oesterreich wird nach den bisherigen Nachrichten diese Partei verzichten. In der Wahlrechtsfrage geht sie mit der Regierung und wünscht zunächst ein Uebergangswahlrecht, um nach dem Krieg die weitere Demokratisierung Ungarns vornehmen zu können. Für uns ist am wichtigsten der Satz von der Selbständigkeit der ungarischen Armee. Er würde wohl nicht in diesem vorläufigen Programm erscheinen, wenn nicht die Träger der gegenwärtigen Regierung den Zeitpunkt dafür als günstig ansähen.

Sonntag, 12. August.

Auf Grund der Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz vom Juni 1916 werden in Südfrankreich und vermutlich auch in England Vorkehrungen getroffen, um nach dem Krieg nicht sofort einen Bedarf an deutschen Industrieartikeln zu haben. Die Entente-Staaten möchten in die Friedensverhandlungen eintreten, ohne dabei irgend etwas Wirtschaftliches von Deutschland verlangen zu müssen, damit sie ihrerseits uns bei den notwendigen Forderungen von Baumwolle, Wolle und verschiedenen Metallen möglichst zurückweisen oder quälen können. Es wird berichtet, daß in der Gegend von Lyon und in vielen Provinzstädten bis nach Bordeaux hin chemische und optische Fabrikanlagen im Dienste der Kriegsindustrie aufgerichtet werden, deren Fortführung nach dem Kriege ins Auge gefaßt ist. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß unser mitteleuropäischer Bedarf nach fremden Rohstoffen größer ist als der Bedarf unserer [illegible]

Digitized by Google

kationserzeugnissen. Fast der einzige Naturstoff, den wir bis jetzt allein besitzen, sind die Kalisalze. Im übrigen vermag deutsche wissenschaftliche Technik viele Stoffe und Verarbeitungen besser und billiger herzustellen, als es den Franzosen und Engländern und teilweise auch den Amerikanern möglich ist. Aber auf Billigkeit wird es ja in dieser Sache zunächst nicht allein ankommen. Es kann wohl sein, daß wir mit unserer Textilindustrie einer längeren schwierigen Periode entgegengehen und daß wir mit unserer Kleidung auch nach dem Krieg noch werden sparsam verfahren müssen, falls nicht in den Friedensverhandlungen die Beschlüsse der Pariser Konferenz wieder aufgehoben werden. Soviel wir wissen, sind sie von England und Frankreich offiziell anerkannt, nicht aber von Italien, Rußland und Amerika. Für Rußland würde es geradezu eine Verlängerung seines Jammers bedeuten, wenn es den Handelsaustausch mit Deutschland nicht sofort nach Kriegsschluß wieder eröffnen könnte, denn die Industrien der Entente-Länder werden viel zu beschäftigt sein, um auch nur die Wiederherstellung der russischen Eisenbahnen und Maschinen übernehmen zu können.

Montag, 13. August.

Zwischen dem englischen Ministerpräsidenten Lloyd George und dem aus gewerkschaftlichen Arbeiterkreisen stammenden Minister Henderson hat sich auf Grund verschiedener Beurteilung der geplanten sozialistischen Friedenskonferenz in Stockholm ein Gegensatz entwickelt, auf Grund dessen Henderson gezwungen war, seine Stelle niederzulegen. Er hatte auf einem gewerkschaftlichen Kongreß mit beachtlicher Stimmenmehrheit einen Beschluß durchgesetzt, daß die englische Arbeiterschaft sich in Stockholm vertreten lassen müsse, auch wenn sie sich nicht von vornherein verpflichten könne, die Mehrheitsbeschlüsse einer Stockholmer Konferenz als verpflichtend zu übernehmen. Dieser Antrag war vorher besonders damit begründet worden, daß die provisorische russische Regierung das Zusammentreten der Stockholmer Konferenz wünscht. Diese Annahme war sicherlich bis vor kurzem völlig berechtigt und wurde durch die zurzeit in England weilenden Vertreter des russischen Arbeiter- und Soldatenrates bekräftigt. Kurz vor der entscheidenden Arbeiterversammlung hatte nun Lloyd George (vermutlich von ihm selbst bestellt) eine Benachrichtigung aus Petersburg erhalten, daß die Kerenskische Regierung auf die Beschickung der Stockholmer Tagung kein besonderes Gewicht mehr lege. Lloyd George macht seinem bisherigen Kollegen Henderson den Vorwurf, daß er die ihm bekanntgewordene Veränderung in der russischen Auffassung gegenüber der Arbeiterversammlung nur in ungenügender Weise ausgesprochen habe. Das Ende der Auseinandersetzungen ist also, daß der angesehene Arbeiterführer Henderson aus der Regierung ausscheidet und daß die Entente-Regierungen gemeinsam den Arbeitervertretern die Pässe nach Stockholm verweigern wollen.

Während sich an der Westfront neue schwere Kämpfe sowohl in Flandern wie bei Verdun vorzubereiten scheinen, wird in Rumänien unter Führung Mackensens der Vormarsch nördlich von Focsani in der Richtung der Eisenbahn trotz starken Widerstandes erfolgreich fortgesetzt, so daß dadurch die in den Transsylvanischen Bergen befindlichen rumänischen Truppen in eine gefährliche Lage kommen. Gerüchtweise verlautet, daß der rumänische König und seine Regierung Jassy bereits verlassen haben, um sich im Süden Rußlands einen sicheren Platz auszusuchen.

Der frühere nordamerikanische Botschafter Gerard veröffentlicht Erinnerungen an seinen Berliner Aufenthalt, die wir bisher nur in notdürftigen Auszügen kennen. Warum soll die Debatte über diese offenbar aus Wahrheit und Trug gemischten Erinnerungen nicht öffentlich geführt werden? In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" wird auffälligerweise eine Aufzeichnung, die der Kaiser am 10. August 1914 dem amerikanischen Botschafter übergeben haben soll, nur in sehr gewundener Weise als möglich bezeichnet, während der Inhalt dieser Aufzeichnung vom deutschen Standpunkt durchaus nichts Bedenkliches aufzeigt. Die Friedensliebe des Deutschen Kaisers tritt gerade durch diese Darstellung deutlich hervor.

Dienstag, 14. August.

Die „Kölnische Volkszeitung" erfährt, daß es dem Reste unserer bewunderungswürdigen Ostafrikaner gelungen ist, die Engländer blutig nach Kilwa zurückzuschlagen. Der Feind erlitt einen Verlust von 4300 Toten und Verwundeten. Bei dem Rückzug der geschlagenen englischen Truppen auf ihre Schiffe wurden nach diesem Bericht ungeheures Material und Lebensmittel erbeutet. Hierauf gingen im April 1917 die deutschen Schutztruppen zum Angriff gegen die Portugiesen über und drangen 100 Kilometer auf portugiesisches Gebiet bis zum Mararifluß vor. Die wiederholten englischen Niederlagen bewirkten den Rücktritt des Generals Smuts, sowie seines Nachfolgers Hoskins. An ihre Stelle ist der Burengeneral Dewenter getreten. Unterdessen haben die Engländer eine neue Offensive gegen Deutsch-Ostafrika unternommen, worüber nähere Nachrichten noch ausstehen.

Die Kathedrale von St. Quentin wird durch französische Geschosse endgültig zerstört.

Durch die Zeitungen geht der Bericht eines Holländers, der nach einem Aufenthalt in Deutschland zu dem überraschenden Schluß gelangt, daß die Welthungersnot die Entente mehr bedroht als die Mittelmächte. Er schließt: Ich kann meinem Vaterlande und anderen neutralen Völkern nur raten, sich von Amerikas Drohung nicht schrecken zu lassen. Es ist unmöglich, Deutschland während des Krieges auszuhungern. — Zur Frage der kommenden Welthungersnot gehören die allerdings sehr unklaren Berichte über Hungeraufstände in Indien. Englische und japanische Kriegsschiffe seien bemüht, die Küstenstädte in Gehorsam zu erhalten. Um welche Gegenden Indiens es sich handelt, ist nicht genauer angegeben.

Mittwoch, 15. August.

Heute feiert König Ferdinand von Bulgarien den dreißigjährigen Erinnerungstag seiner Thronbesteigung. Auch in der Hedwigskirche in Berlin wird aus diesem Anlaß eine Feierlichkeit abgehalten. Wir Deutschen haben alle Ursache, dem verbündeten Monarchen unsere herzlichsten Glückwünsche zu übersenden, denn in den Händen der Bulgaren und ihres Fürsten liegt durch die Verflechtung der Weltlage auch ein Teil unseres Schicksals. Es ist für ganz Mitteleuropa von größtem Wert, daß Armee und Diplomatie des bulgarischen Staates alle ihre Kräfte einsetzen, um in treuer Gemeinschaft mit den beiden Zentralmächten den Sieg zu erringen. Daß bei dieser Gelegenheit entsprechend den bereits von uns erwähnten Kundgebungen des Ministerpräsidenten Radoslawow die nationale Vervollkommnung Bulgariens auch unser Ziel sein muß, ist selbstverständlich. Es ist sehr zu bedauern, wenn einige deutsche Schriftsteller keine volle Empfindung für diese Notwendigkeit an den Tag legen. Der bulgarische Gesandte in Berlin, Rizoff, hat vor wenigen Tagen im „Vorwärts" gegenüber dem Abgeordneten Wendel die Notwendigkeit der Angliederung Mazedoniens an Bulgarien in warmen und überzeugenden Worten dargestellt. Der bulgarische König Ferdinand hat gegenüber einem Vertreter der „Neuen Freien Presse" sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen. Dabei bezeugt er dem von der Entente abgesetzten griechischen König Konstantin ein gewisses Gefühl der Achtung und fährt fort: Es ist zu befürchten, daß in der Seele des bulgarischen Volkes diese Rücksicht gegenüber dem Thronfolger wenig zur Geltung kommt; das Schicksal Griechenlands muß bei allen Neutralen abschreckend wirken. Das Verhältnis zwischen Bulgarien und der Türkei kann als ein gutes bezeichnet werden.

Durch sehr schweres Feuer bei Verdun auf beiden Seiten der Maas wird das Herannahen des schon erwarteten französischen Angriffs angezeigt.

Die Kämpfe in Rumänien haben fortdauernd guten Erfolg.

Der Präsident der französischen Republik, Poincaré, soll die Neigung haben, sich von seinem Posten zurückzuziehen, nachdem ihm wegen einseitiger Kriegszielvereinbarungen mit Rußland schwere Vorwürfe von links gemacht werden. Ministerpräsident

Ribot soll ihm den Rat gegeben haben, diese Angelegenheit bis zum Zusammentritt der Kammer im Herbst zu vertagen.

Donnerstag, 16. August.

In Rumänien wird der Brückenkopf von Baltaretu gestürmt. Der frühere russische Zar ist mit Familie von Zarskoje Selo nach einem unbekannten Ort, vermutlich nach Sibirien, transportiert worden, um einer monarchischen Gegenrevolution das Aufkommen zu erschweren. Es wird mancher dabei an Ludwig XVI. von Frankreich denken. — Die provisorische Regierung veranstaltet vom 26. August an in Moskau eine große Versammlung, zu der die Mitglieder der bisherigen Duma, Vertreter der Selbstverwaltung, Vertreter des Abeiter- und Soldatenrates, Deputierte der Front und andere Notabilitäten eingeladen werden. Diese Tagung wird nicht als die versprochene konstituierende Versammlung angesehen, wird aber wahrscheinlich als ein Ersatz dafür gelten sollen, weil keine Regierung wagen kann, bei jetzigen russischen Zuständen allgemeine Volkswahlen auszuschreiben.

Das wichtigste Ereignis ist eine Kundgebung des Papstes an die Fürsten und Präsidenten der kriegführenden Länder, in der der Papst Friedensvorschläge macht, die sich ungefähr mit den sozialistischen Friedensideen der Stockholmer Zusammenkünfte decken sollen. Da der Wortlaut bis heute in Deutschland noch nicht veröffentlicht ist, können wir erst später genauer auf diese neueste Wendung der Friedensbewegung eingehen.

Freitag, 17. August.

Der zweite große Ansturm der Engländer in Flandern ist vollständig zurückgeworfen worden. Auf dreißig Kilometer Front von der Yser bis zu der Hügelkette an der See tobte die Schlacht. Zunächst gelang es im ersten Anlauf den Engländern, in der Gegend von Bixschoote die deutschen Truppen zurückzudrängen und bei dem nahegelegenen Langemark unsere Linien zu durchstoßen, dann aber traf sie bei Poelkapelle der deutsche Gegenangriff unserer Kampfreserven, und in unwiderstehlichem Ansturm wurden die vorderen Teile des Feindes überwältigt, seine hinteren Staffeln zurückgedrängt. Am gestrigen Abend war nach zähem Ringen auch Langemark und unsere verlorene Stellung von Bixschoote wieder in unserer Hand. Auch bei St. Julien und an zahlreichen Stellen weiter südlich bis nach Warneton drang der Gegner in unsere Kampfzone ein. Unsere Infanterie aber fing den gewaltigen Stoß überall auf und warf den Feind unter enger Mitwirkung der Artillerie und der Flieger wieder zurück. Trotz schwerster Opfer haben die Engländer nichts erreicht. Die Unserigen haben in der Abwehr einen vollen Sieg errungen. Der offizielle Kriegsbericht schließt: Unerschüttert, in gehobener Stimmung steht unsere Front, zu neuen Kämpfen bereit! — Die Tatsache, daß zum zweiten Male in so vollständiger Weise der englische Angriff zurückgeworfen werden konnte, wird voraussichtlich eine große geschichtliche Bedeutung haben, da die Hoffnungen, daß noch in diesem Sommer ein englischer Sieg erfochten werden könne, auch in England selbst jetzt herabgedrückt werden müssen.

Die Vertreter bulgarischer Zeitungen werden in Berlin freundschaftlich begrüßt und berichten Gutes von Stimmung und Ernte ihrer Heimat.

Sonnabend, 18. August.

Der Friedensvorschlag des Papstes, der alle Welt beschäftigt, liegt nun im Wortlaut vor. Die Hauptsätze sind folgende: Niemand vermag sich vorzustellen, wie die Leiden aller sich vermehren und erschweren würden, wenn diesen blutüberströmten drei Kriegsjahren sich noch weitere Monate anschlössen oder gar, was das Schlimmste wäre, weitere Jahre. Soll denn die zivilisierte Welt nicht mehr sein als ein Leichenfeld? Europa, so glorreich und blühend, soll es denn, wie von allgemeinem Wahnsinn erfaßt, dem Abgrund zustürzen? In dieser qualvollen Lage erheben wir von neuem den Ruf nach Frieden. Dabei leitet uns einzig und allein das Bewußtsein höchster Pflicht des gemeinsamen Vaters aller Gläubigen. Die eindringliche Bitte unserer Kinder, die uns um Friedensvermittlung anflehen, endlich die Stimme der Menschlichkeit, der Vernunft. Wir laden die Regierungen der kriegführenden Völker ein, sich über die folgenden Leitsätze zu einigen: Als Ausgangspunkt und Grundlage ist anzusehen, daß an die Stelle der materiellen Gewalt der Waffen die sittliche Macht des Rechts tritt. Daraus ließe sich dann ein gerechtes und gemeinsames Abkommen ableiten über die gleichzeitige, gleichmäßige Verminderung des Rüstungswesens. An Stelle der Heere tritt dann die Einrichtung des Schiedsgerichts. Ist einmal die Herrschaft des Rechtes hergestellt, so müssen alle Schranken der Völkerverkehrswege fallen, indem man die wahre Freiheit der Meere, die allen gehört, durch bestimmte Verfügungen sicherstellt. Betreffs des Schadenersatzes und der Kriegskosten sehen wir kein anderes Mittel die Frage zu lösen, als die grundsätzliche Annahme völligen gegenseitigen Verzichtes. Die Rechtfertigung dafür liegt in den ungeheuren Wohltaten, die mit der Abrüstung gegeben sind und zumal darin, daß die Fortführung eines solchen Gemetzels einzig und allein wegen Geldfragen unbegreiflich erscheinen müßte. Ein friedliches Abkommen ist unmöglich ohne gegenseitige Rückerstattung der augenblicklich besetzten Gebiete. Belgien müßte von deutscher Seite vollständig geräumt und eine Bürgschaft für seine volle politische, militärische und wirtschaftliche Unabhängigkeit aufgestellt werden, desgleichen hätte die Räumung des französischen Gebietes und eine Rückerstattung der deutschen Kolonien unbedingt zu erfolgen. Die Fragen des Balkans werden der gerechten Erwägung der streitenden Parteien empfohlen, ebenso das Schicksal Armeniens und besonders auch Polens, dem sowohl seine edlen geschichtlichen Ueberlieferungen wie seine Leiden, zumal die im gegenwärtigen Kriege erlittenen, die Zuneigung aller Völker gewannen. Uns beseelt die Hoffnung, daß diese Vorschläge Eure Billigung finden und so das furchtbare Ringen beendet werde, das sich immer mehr als zweckloses Morden darstellt. Im übrigen anerkennt alle Welt, daß auf beiden Seiten die Ehre der Waffen gewahrt ist.

Nicht darauf kommt es an, was heute die Zeitungen zu diesem Vorschlag stammeln, sondern darauf, ob er mit vorhergehender Befragung der kämpfenden Mächte in die Oeffentlichkeit gesendet wurde oder ohne sie. Man möchte geneigt sein, der Vorsicht des päpstlichen Stuhles zuzutrauen, daß er einen so ausführlichen und durchgearbeiteten Friedensvorschlag nicht veröffentlicht, ohne bereits einigermaßen zu wissen, welches Schicksal seiner wartet. Das würde bedeuten, daß auch der englische Ministerpräsident Lloyd George im stillen eine Verhandlung auf dieser Grundlage für möglich hält. Wir erörtern, warum er dann die englischen Arbeiter nicht nach Stockholm reisen lassen will. Hat er besondere Gründe, den Frieden lieber durch den Papst als durch die Sozialisten vermittelt zu sehen? Und warum läßt er sich nicht beide Vermittlungen gleichzeitig gefallen? Man antwortet mir, daß hierin die Furcht des englischen Bürgertums vor einer kommenden englischen Sozialdemokratie zutage trete.

Die Gesamtzahl der Gefangenen in den Kämpfen nördlich von Focsani beträgt 200 Offiziere, über 11 000 Mann, 118 Maschinengewehre und 35 Geschütze.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Esterhazy tritt nach kurzer Geschäftsführung wegen Amtsmüdigkeit zurück. Man redet von einem Ministerium Andrassy.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 11. August.

Die Zeitungen kaufe ich nach durchfahrener Nacht auf dem Bahnhof in München. Die „Frankfurter Zeitung" bringt Auszüge aus früheren Reden und Aufsätzen des Reichskanzlers, die im Organ der deutsch-christlichen Studentenvereinigung erschienen sind. Merkwürdig, wie hier das ungeheuere Problem: Krieg und Christentum in Personalunion erscheint. Ein Staatsmann, der mit einem wesentlichen Teil seiner geistigen Arbeit und jedenfalls mit dem eigentlichen innersten Ernst seines Lebens in einem unbedingten Christentum wurzelt, soll diesen Krieg zu Ende

Digitized by Google

führen! Jemand, der auf den Abgeordneten Bodelschwingh verwiesen hat als auf den vorbildlichen Parlamentarier, der staatliche Maßnahmen schlicht und kindlich damit begründete, daß sie Gottes Wille seien, soll den realen Bedürfnissen des großen weltlichen Wesens „Staat" Geltung verschaffen! Jemand, dessen Seele im letzten Grunde nicht der Politik gehört! Das kann bedeuten: Kraft, innere Unabhängigkeit, Freiheit von Menschenfurcht — aber gibt es in einem Menschen die Möglichkeit, staatsmännische Klugheit und politisches Temperament größten Stils mit der Gesinnung der Bergpredigt zu verbinden, die „am ersten nach dem Reiche Gottes trachtet"?

Während einem solche Gedanken im wimmelnden Wartesaal durch den Kopf gehen, fühlt man zugleich die Stimmung „Ferien" sich einnisten. So stark und befreiend, wie man sich im Frieden nicht erinnern kann, sie gefühlt zu haben. Ehe der Zug ins Gebirge weitergeht, hat man ein paar Stunden vor sich — wirklich ganz frei, ohne Telephon, Briefe und festgelegte Pflichten. In den Straßen ist es stiller als sonst zu Anfang August, aber das große, blaue Auto, das die Fremden vom Bahnhofsplatz durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt fährt, steht richtig wie im Frieden da und läßt die Lodenbekleideten hinaufklettern auf seine hohen Sitze. Der Englische Garten ist so frisch wie sonst selten im Hochsommer, und die Isar, wie sie, hellgrün und geschwellt, unter dem Schattengitter der Bäume hingleitet, gibt einem mit der kräftigen Hurtigkeit ihres Flusses das Vorgefühl von Süden und Gebirge, das München so verheißungsvoll und schön macht. Man kann den Enten zuschauen, durch den Hofgarten schlendern, an den schönen Schaufenster der Vereinigten Werkstätten stehenbleiben, sich einen Roman kaufen (es hätte nur nicht gerade „Das grüne Gesicht" von Meyrink in seiner Mischung von Gräßlichkeiten, Langerweile und Mystik zu sein brauchen) — alles ohne das Rechnen mit den Minuten, das einem zu dreijähriger Gewohnheit geworden ist. Man kann in der Kunstausstellung umhergehen ohne Pflichtgefühl irgendeinem der Hunderte von Bildern gegenüber, ohne nach Namen zu fragen, nur voll guten Willens, sich anziehen zu lassen, wo etwas stark genug ist — erschreckend ist übrigens diese Anhäufung richtungs- und ausdrucksloser, epigonenhaft unfrischer Dinge. Man versteht die desparate Absonderlichkeit der Kubisten angesichts dieser massenhaften Mattigkeiten. (Wovon einige Säle, besonders der Sezession, auszunehmen sind.)

Im Zuge südwärts staunt man über die Fülle, Regsamkeit und Stimmung des Fremdenverkehrs in allen Wagen und an allen Stationen.

Sonntag, 12. August.

Die Fraueninsel im Chiemsee kann den Krieg vergessen machen. Zwar ist auch sie genug betroffen und gezeichnet. In der Eingangshalle zur Kirche lehnt die Tafel, auf der die Gefallenen des Krieges „1914, 1915, 1916, 1917" (werdet ihr noch ein Jahr hinzumalen müssen?) verzeichnet sind unter dem tröstenden Vers, der auch wohl auf den Soldatengräbern im Feindesland steht: „Wer den Tod im heiligen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland." Darüber hängen die Kränze, und davor blüht der starke, frohe Sommer der Insel, der Sommer, der draußen bunt und üppig durch die silbergrauen Zäune aus allen Gärten quillt: Phlox und Sonnenblumen, Balsaminen und Stockrosen. Die Frauen, die alle Landarbeit allein machen müssen — im kleinen Garten am Haus oder über den See herüber am Ufer auf der „Rott", wo der König den Inselbewohnern Land geschenkt hat, kennen den Krieg gut, sie wissen, daß sie auch bei Mißernte „Selbstversorger" sind, denen der Kreis keine Kartoffeln liefert und daß man sich dazuhalten muß für den langen schweren Winter. Jedes Jahr holt der Krieg aus den 34 Häusern den neuen Jahrgang der Burschen heraus — sie schauen heute noch dem Postboten mit Ungeduld entgegen: „Hast immer noch nix für mich?" und erklären, daß sie sich aus dem Sterben nichts machen. Aber die Mütter stehen etwas anders zu der Frage. Das kleine Mädel von höchstens vier Jahren, das die jedem Haus täglich verabfolgte Maß Bier vom Gasthaus vorsichtig auf den bloßen Füßen trippelnd nach Haus trägt, erzählt einem ernsthaft wie eine kleine Frau: „es wird alles so teuer, man kann's bald nimmer derzahlen" — und hängt nach einer Weile die Erklärung dran: „weil Krieg is". Das sagt sie nachdenklich und verträumt, eher wie ein oft gehörtes Märchen, das sie nachspricht, im seufzenden Ton der Erwachsenen, aber nicht wie etwas Wirkliches und Begriffenes.

Aber der Krieg verliert sein Grauen hier, wo seine Wirkungen einmünden in einen ganz einfachen gesunden Lebenskreis, den die schlichte, feine und warme Menschlichkeit der Inselbewohner erfüllt. Wir, die wir jeden Tag unser Stück Zeitgeschichte aus der Zeitung aufnehmen, uns das Grausige der Zahlen und Massen, das Unmenschliche der Technik, die wahnsinnige Hartnäckigkeit der Feindschaft, das ganze geschichtliche Bild der sinnlos lohenden Welt vorstellen können, tragen schwerer daran, als man hier trägt, wo der Krieg nur zerschellt in die Einzelgeschicke der für das Vaterland gefallenen Söhne oder Gatten, oder in die Ereignisse von Verwundung, Urlaub, Gefangenschaft hindringt — menschliche Schicksale, die wohl schwer sind und treffen, aber um die doch auch der Glanz von Ehre und Schönheit liegt: in der Stille dieses Lebens ein Besonderes, Herausgehobenes, aus dem Trost und Erhebung fließt. Eine schöne, stolze und innige Gedenkfeier in der Kirche mit Blumen und Kränzen, ein Name auf der umblühten Ehrentafel! Es hat etwas Tröstliches, das Bild des Krieges hier zu sehen und sich vorstellen zu dürfen, daß er doch auch noch an anderen Orten so einfach und schicksalhaft aussieht.

Vom Steg herüber ruft einer den Leuten auf dem Dampfschiff zu, daß Poincaré zurücktreten wolle!

Montag, 13. August.

Mit der Einsichtslosigkeit des Reisepublikums kann man immer wieder Wunderdinge erleben. Die Kellnerinnen sind schon ganz müde von dem täglichen Kampf um die Brotmarken und Fleischmarken, die die Leute immer nicht herausgeben wollen, und geradezu glücklich, wenn sie mal auf einen stoßen, der sie ihnen anstandslos ausliefert. Die Hamsterei der „Berliner" (das ist der Sammelbegriff für alle norddeutschen Städter) in den Wirtschaften und bei den Bauern bis hinauf auf die höchsten Almen hat schon zu Repressalien geführt, die auch die Harmlosen mittragen müssen. Es ist peinlich und beschämend, sich erzählen zu lassen, wie sich die Leute oben vor den Sennerinnen blamieren, trotzdem an jeder Almhütte der Anschlag steht, der den Lebensmittelkauf mit den höchsten Strafen bedroht — doppelt peinlich, wenn man sieht, wie tapfer und klaglos die Eingesessenen die sehr harten Einschränkungen ertragen — bei schwerster körperlicher Arbeit. Unbegreiflicher noch als diese erpresserische Bettelei um die Butter an sich ist der Mangel an sozialem Takt, der darin liegt, daß man einfachere und viel härter lebende Menschen zu Mitschuldigen seiner Begehrlichkeit macht. Und das alles, während man jeden Tag liest: „schwere Kämpfe an der Westfront". Mir geht ein Seufzer aus einem Feldpostbrief nach — ein verwunderter, ein betrübter und resignierter Seufzer eines sehr feinfühligen, anständigen Mannes, der schreibt: „Die Menschen sind eben alle nicht bescheiden."

Dienstag, 14. August.

Unter den deutschen Arbeitern wird wieder eine Streikagitation betrieben, der die Generalkommandos mit scharfen Strafandrohungen entgegentreten. Es ist unbegreiflich, daß die dafür Verantwortlichen — sofern man überhaupt noch an irgendeine bona fides bei ihnen glauben kann — immer noch nicht begreifen, daß nichts uns dem Frieden ferner bringt.

Es wird mitgeteilt, daß die Fleischversorgung während des Winters 1917/18 in gleicher Höhe wie bisher aufrechterhalten werden wird. Der Viehbestand sei im Verhältnis zur Rauhfutterernte so groß, daß die Abschlachtungen in bisherigem Maße fortgesetzt werden müssen.

Hier auf der Insel mühen sich die Frauen, der Kuh das fehlende Kraftfutter durch unermüdlichste Sorgfalt zu ersetzen. Wenn sie abends vor der Tür unter den gelben Maiskolben sitzen, die zum Trocknen aufgehängt sind, zwischen den Schildwachen der bis unters Dach empor blühenden mächtigen Sonnenblumen, ist die

Digitized by Google

Kuh ein wichtigster Gesprächsstoff. Sie braucht sich nur zu rühren, so ist jemand bei ihr, sie zu betreuen. Man hört das Gemurmel der Großmutter in dem kleinen Kriegerwitwenhaus mit dem früchteschweren Pfirsichbaum an der Mauer, die den ganzen Tag im Stall steckt und jede pflegliche Verrichtung mit vertraulichem Zureden begleitet. „So, von mir aus kannst nun zufrieden sein" — damit wird sie für heute der Nachtruhe überlassen.

Mittwoch, 15. August.

Allenthalben werden wegen Schleichhandels mit Lebensmitteln Hotels und Restaurants geschlossen. Kürzlich einige große bekannte Hotels in besuchten Harzorten. Eine Millionenschiebung mit Kakao, zu der Zigarettenhändler, Kaffeehausmusiker, Gummifabrikanten, sogar ein adliger Oberleutnant sich vorurteilslos zusammengefunden haben! Im württembergischen Landtag hat man angesichts der Raubzüge von Sommerfrischlern schon die Frage erörtert, ob nicht der Besuch von Kurorten auf nur wirklich Erholungsbedürftige eingeschränkt werden könnte. — Aber die hamstern ja auch, solange sie noch kriegen können!

Staatssekretär a. D. Delbrück hat seine Muße zu einer Denkschrift über die Ausbildung von Verwaltungsbeamten benutzt, die aus reichster praktischer Erfahrung heraus vor allem eine Verstärkung der staatswissenschaftlichen neben den juristischen Kenntnissen verlangt. An die praktische Lehrzeit, von der ein Teil bei einem Landrat und ein Teil bei einem Bürgermeister zugebracht werden sollte, soll sich noch eine zweite Studienzeit schließen, in der die Erfahrungen der Praxis theoretisch vertieft und verwertet werden.

Donnerstag, 16. August.

Von der bevorstehenden Friedensnote des Papstes wird viel gesprochen. Es ist wohl unpolitisch empfunden — aber man hat ein warmes und befreites Gefühl bei dem Gedanken, daß von einer Stelle aus der Krieg als menschliche — menschheitliche Angelegenheit angesehen werden kann. Dabei eine leise Furcht — offizieller Wortlaut noch nicht veröffentlicht —, daß die Note dem deutschen Standpunkt nicht gerecht werden wird.

Es wird einem hier ganz schwer, die Ereignisse in der Welt als Wirklichkeit zu empfinden. Das unerschütterte Gleichmaß des Lebens mit seinen kleinen, regelmäßigen Ereignissen rückt die großen Geschehnisse in schwarz auf weiß so fabelhaft weit ab. Wenn das kleine, schlanke, weiße Schiff allmittäglich am Steg landet, seine Lodenmenschen und Dirndlkleider entlädt, als letzter der Kapitän ins Ufergras schlendert und sich ein Sträußchen Löffelkraut für seinen Kanarienvogel sucht, während oben im Gasthaus die Kellnerinnen hinter den bereitgestellten Tellern und Tassen des bescheidenen Menschenstroms warten — und die Berge, heute wie vor Jahrhunderten auf die silbergrauen Dächer von Kirche und Kloster herabschauen, dann muß man sich ordentlich Mühe geben, ein wacher Zeitgenosse der erschütterten, aufgewühlten Welt zu bleiben.

Naumann / Zur Friedensfrage

Ist Friede als dauernder Zustand möglich?

Laßt uns die Geschichte befragen und die Geschichtsphilosophie; laßt uns aber auch mit den Praktikern der Politik sprechen; laßt uns ferner den sogenannten gesunden Menschenverstand einladen, damit auch er seine Stimme abgebe, denn auch er ist eine politische Größe.

Was also sagt die Geschichte? Diese Frage klingt kindlich einfach, ganz als ob „die Geschichte" ein durchsichtiges und offenes Wesen sei. Wer sie aber näher kennenlernt, erschrickt über die wunderlichen verzwickten Falten ihres Gesichtes, denn fast nie weiß man ganz genau, ob man Tatsachen vor sich hat oder Darstellungen, bei denen der Kern der Wahrheit bereits eingehüllt ist in eine Schale von Gedanken. Im strengen Sinne des Wortes kann die Geschichte selber so wenig wiedergegeben werden wie etwa ein Wald gemalt werden kann, weil ja jeder Maler nur ein Stück Waldrand zu bieten vermag. In der Menge der geschehenen Dinge kommen nur Tatsachen vor und keine Grundsätze. Das heißt für unseren Fall: die Geschichte kann feststellen, wo und in welchen Jahren Frieden war oder Krieg, aber sie sagt nicht, ob die Kriege sein mußten, ob der Frieden eintreten mußte. Sie überläßt es der Phantasie, der geschichtlich geschulten Denkkunst, darüber zu philosophieren, ob etwas möglich oder notwendig war. Wenn darum die Geschichte selber befragt wird: ist Friede als dauernder Zustand möglich? so sagt sie: ich erinnere mich, daß sehr langer Frieden bestand im römischen Kaiserreiche und in China; das sind die beiden stärksten Friedenserscheinungen, die es bisher gab; diese Frieden beruhten auf einem verteidigten Grenzwall und einer zentralisierten Herrschaft. Darüber, ob auch auf demokratischer Grundlage und ohne chinesische Mauer (Limes) ein dauernder Friede auf Grundlage von Verständigung möglich ist, geht bitte zu meiner Schwester, der Geschichtsphilosophie!

Was nun aber die Geschichtsphilosophie anbelangt, so ist es schon von vornherein schwierig, festzustellen, wer sie ist und wo sie wohnt. Sie ist sozusagen überall und nirgends, denn sie ist ja nur der Hauch menschlichen Geistes, der gestaltend über der Fülle der geschehenen Dinge waltet. Bei jedem größeren Geschichtsdarsteller ist sie vorhanden, und fast bei jedem Weltweisen wohnt sie in irgendeinem Stockwerk seines Gedankenbaues zur Miete, oft auch sitzt sie bei den Theologen oder ihren Gegenspielern, den Kulturgläubigen. Und überall, wo wir sie finden, hat sie eine etwas andere Sprache. Man findet sie eines Tages auf den Ton gestimmt: das Wirkliche ist notwendig unvernünftig, während sie morgen verkündigt, daß es vernünftig gemacht werden solle. Darüber, ob der Dauerfriede eine Möglichkeit ist, kann man erst dann mit ihr reden, wenn man sich mit ihr über gewisse Vordersätze verständigt hat, wie z. B. darüber, ob im Verlaufe der menschlichen Geschichte überhaupt eine fortschrittliche Gesamtrichtung bemerkbar ist oder nicht, ob diese fortschrittliche Entwicklung mehr aus wirtschaftlichen oder mehr aus moralischen Ursachen oder Ideen hervorgeht, ob die Ziele der Entwicklung so sind, daß sie unter allen Umständen durch Frieden mehr gefördert werden als durch Krieg, ob diese Entwicklung geradlinig vor sich gehen müsse oder ob aus irgendwelchen Ursachen heraus Rückfälle unvermeidlich sind. Man sieht, daß es mehrerer langer Sitzungen bedarf, um mit der Geschichtsphilosophie überhaupt nur bis an den Anfang des Problems zu kommen.

Was liegt also näher, als die Historiker und alle Gelehrten zum Teufel zu jagen, von dem sie der Sage nach ja doch stammen sollen, und die Friedensangelegenheit als Sache der Praktiker anzusehen, die unbelastet mit langer Vergangenheit sich keck den Dingen gegenüberstellen? Aber, helft mir suchen, wer ist in dieser Sache Praktiker? Sind es dieselben Diplomaten, in deren Händen der Krieg entstand, den sie nun nicht zu regulieren verstehen, und an dessen Ausbruch keiner von ihnen schuld sein will? Oder sind es ihre Gegenspieler, die Pazifisten, die man gegenüber der diplomatischen Schulmedizin als die Naturheilkundigen der Menschheitskrankheit bezeichnen kann? Kurz, wir besuchen beide Gruppen. Bei den Diplomaten

Digitized by Google

finden wir die weit festeren Begriffe, die gute gelernte Technik der völkerrechtlichen Verträge. Sie kennen die vergangenen Friedenskongresse und ihre Mühen und Erfolge und hüten sich infolge solcher Kenntnis vor allen übertriebenen Hoffnungen. Ihnen ist es genug, wenn nur zunächst der verzehrende Feuerbrand wieder einmal gelöscht ist, mag später werden, was da will, da man ja doch die fernere Zukunft nicht regieren kann. Für sie ist die Frage nach einem dauernden Weltfrieden gleichbedeutend mit der Herstellung eines Vertrag- und Garantiesystems, das niemals aus dem Stadium der Vorberatungen herauskommen wird, weil jeder Untervertrag eine neue Unterkommission nötig macht. Nach ihrer Ansicht muß der Weltfrieden hinter dem gegenwärtigen Krieg eine oberflächliche Arbeit sein, da er als gründliche Arbeit undurchführbar ist; in seiner Oberflächlichkeit aber liege zugleich seine wesenhafte Gebrechlichkeit. Selbstverständlich, nun sprechen die Pazifisten, diese optimistischen Antidiplomaten, in ganz anderer Weise. Sie fangen nicht mit dem Wiener Kongreß an und nicht mit irgendeinem Pariser oder Londoner Vertrag, sondern ihre Vorgeschichte beginnt ungefähr mit der Friedensversammlung im Haag 1899, bei der sie selbst zwar nur indirekt beteiligt waren, die aber doch als Werk ihrer Hände anzusehen ist. Gerade im Abbrechen der alten Technik sehen sie den besten Vorteil ihres Verfahrens. Oder noch genauer gesagt: die Handwerkskunst der Vertragschließung soll beibehalten, aber mit anderen historischen Ideen erfüllt werden. Der Staatsgeist soll durch Menschheitsgeist überwunden werden. Daß damit gefordert wird, daß die Vertreter der Gegenwartsstaaten in gewissem Sinne das Todesurteil ihrer Auftraggeber unterzeichnen sollen, ist ihnen nicht völlig verborgen, aber sie setzen sich auch über diese Schwierigkeit mit starkem Glauben hinweg: es muß sein! Und der große Friede wird möglich sein, weil er sein muß! Er muß sein, weil die Menschheit sonst zugrunde geht. Und: wo ein Wille ist, da ist ein Weg!

Könnte man doch die Techniker, zu deren Handfertigkeit man das größere Vertrauen hat, mit dem Geiste der Berufsoptimisten impfen! Aber auch dann würde der Sprung von den Gegenwartsstaaten zur Menschheitsorganisation ein Wagnis bleiben, bei dem niemand mit Prophetensicherheit verheißen kann: der Dauerfriede steht vor der Tür! Ja, er steht vor der Tür, aber nur wie eine Frage, wie ein Hauch, wie ein Gebet.

Es sind nun aber die Diplomaten und Antidiplomaten nur eine Handvoll Menschen, und um sie herum leben viele Millionen von Leuten, deren Kinder in den Schützengräben liegen und deren Brotkarte knapp ist. Diese Millionen können sich über die Technik des Friedensschlusses keine genügende Vorstellung machen. Sie wissen davon nicht mehr, als ob sie ein Luftschiff bauen sollten oder eine chemische Fabrik einrichten. Aber sie wissen, daß von der Friedenstechnik ihre und aller Völker Existenz abhängt. Es ist ein unheimlicher Zustand, in dem sich zurzeit alle am Kriege beteiligten Völker befinden: höchste Spannung bei Hilflosigkeit gegenüber der Ausführung. Der sogenannte gesunde Menschenverstand fühlt in peinlichster Weise seine eigenen Grenzen. Er sollte eigentlich trotz aller Historiker, Philosophen, Diplomaten und Antidiplomaten die Welt in Ordnung bringen, er möchte es, aber er findet keine wirksame Verkörperung, keine Klarheit, keine Organisierung. Das, was wir als das Ringen der Sozialisten aller Länder um die Eröffnung der Friedensbesprechung in Stockholm vor uns sehen, gehört in dieses Kapitel. Auch wer kein Sozialist ist, wünscht, daß irgendwo ein Kreis von Menschen der Welt die Wohltat erweise, einige Grundformeln für spätere Verhandlungen zu prägen, von denen aus dann in allen Ländern Parteien und Staatsmänner weiter arbeiten können. Aber schon der Anfang der Vorrede eines späteren Friedens ist ein hartes internationales Gestammel. Wie soll eine Menschheit, deren eigene innewohnende Organisationskräfte noch so schwach sind, schon bald am Ziele aller Organisiertheit ankommen, am dauernden Frieden?

Und also nochmals: ist ein dauernder Friede möglich? Ja, denn sein Erscheinen würde nicht wunderbarer sein, als etwa für den Menschen der Völkerwanderung das heutige Staatensystem ist! Ist er bald zu erwarten? Hier schweigt der Ueberlegende, denn noch sprechen die Anzeichen nicht für diesen Grad von Entwicklung. Noch ist die Geschichte, als Kampf ums Dasein betrachtet, nicht an ihrer Endform angelangt. Vor uns liegt noch nicht das tausendjährige Reich der Sybillen und Propheten, sondern nur die Pflicht, die Grundlagen einer nächsten Entwicklungsperiode zu legen und uns dabei in die richtige Stellung zu bringen, so daß unser Volk nicht isoliert wird, nicht aufgezehrt wird und auch noch in der Zukunft wie heute seiner Aufgabe tapfer genügen kann. Das ist das nächste Ziel des zu erstrebenden Friedens. Ob darüber hinaus noch weitere Menschheitshoffnungen reifen, muß abgewartet werden. Wir unsererseits wollen sicherlich nicht dagegen sein, aber wir möchten nicht, daß aus lauter sehr begreiflicher gegenwärtiger Friedenssehnsucht heraus der Charakter unserer Geschichtsperiode im ganzen verkannt wird. Wir suchen den Frieden, weil wir von der Meinung ausgehen, daß wir des ewigen Friedens noch nicht teilhaftig werden, wir suchen den Frieden, weil wir der Zukunft gedenken und in ihr noch große Leistungen des deutschen Volkes auf allen Gebieten erwarten. Wir suchen den Frieden, aber wenn es die Gegner nicht anders wollen, dann kämpfen wir weiter, denn dann ist dieser Zwang unser Schicksal und unser Wille.

Kuno Waltemath / Reichsunterstützung für den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte

Nach langem Zögern hat endlich die Reichsregierung dem Gedanken beigepflichtet, die deutsche Seeschiffahrt mit Mitteln des Reiches zu unterstützen, damit sie ihre Handelsflotte wieder aufbauen kann. Das lange Zögern und die abwartende Stellung, die in dieser Frage lange das Reich einnahm, entspricht einer weitverbreiteten Volksmeinung, die sich ein falsches Bild von der Lage der deutschen Seeschiffahrt nach dem Kriege gemacht hat. Diese Volksmeinung sieht die gewaltigen Gewinne der neutralen und englischen Reedereien, die ungeheuere Höhe der Frachten. Sie sieht ferner die enorme und immer fortschreitende Minderung des Frachtraumes. Auf der anderen Seite glaubt sie, daß nach Kriegsende ein riesiger Aufschwung des Seeverkehrs erfolgen werde, ein ebenso riesiges Verlangen nach Schiffsraum und infolgedessen eine glänzende Gewinnperiode für die deutschen Reedereien, für die ein goldenes Zeitalter heraufziehen müsse. Mit spielender Leichtigkeit würden diese die Verluste wieder wettmachen können, die sie durch den Krieg erlitten haben. Die von Portugal, Italien, Amerika, Brasilien usw. beschlagnahmten Schiffe würde die deutsche Seeschiffahrt sowieso schon nach Friedensschluß zurückerhalten, so daß sie, da sie doch während des Krieges kräftig sich auf den Bau neuer Schiffe gelegt habe, nach beendigtem

Digitized by Google

Weltkriege, mit einer großen Flotte ausgerüstet, den Kampf mit den anderen Handelsflotten mit den besten Aussichten auf Gewinn und Erfolg wagen könne. Eine Unterstützung von dem Reiche bedürfe also die deutsche Seeschiffahrt in keiner Weise, das würde lediglich bedeuten, an und für sich schon reichen Leuten noch mehr Geld zuzuwerfen.

Diese Gedankengänge haben auf den ersten Blick etwas Bestechendes, bei näherem Zusehen sieht die Sache aber anders aus. Zuerst wird vergessen, daß das Geschäft der meisten Reedereien völlig stillgelegen hat, und zwar vom August 1914 an. Einnahmen fehlen, abgesehen von denen, die aus der Vercharterung von Schiffen an die Marine erwachsen. Das verschlägt aber nicht viel. Die Ausgaben sind dagegen nicht ganz weggefallen, sondern in bedeutender Höhe bestehen geblieben. Denn die in den deutschen und in den früher neutralen und noch heute neutralen Häfen liegenden Schiffe wollen und wollten unterhalten sein, die Mannschaften bezahlt. Zinsen und Abschreibungen sind weiter abzutragen. Sodann hat der Bau der neuen Schiffe enorme Summen verschlungen und die Gesellschaften außerordentlich belastet: die Baukosten betragen 50—100 v. H. mehr als in den Zeiten des Friedens. In stärkstem Maße geldlich geschwächt tritt die deutsche Seeschiffahrt in den Frieden ein. Zwar ist mit Sicherheit zu erwarten, daß ihr die beschlagnahmten Schiffe wieder zukommen oder Entschädigungen dafür, wenn sie verloren gegangen sein sollten. Aber in welchem Zustande werden die Schiffe sein! Daß die Italiener, die Portugiesen, die Brasilier, selbst die Amerikaner und Engländer sie sorglich behandeln werden, ist kaum anzunehmen. Es wird tatsächlicher Aufwendungen und viel Zeit bedürfen, sie wieder instand zu setzen. Während der Dauer der Reparaturen, die natürlich das Doppelte gegen die Zeit vor dem Kriege verschlingen werden, wird die deutsche Seeschiffahrt mit erheblich verminderten Schiffsparks den Verkehr aufrecht erhalten müssen, große Ausfälle in den Einnahmen sind unausbleiblich. Es ist dabei nicht sicher, ob überhaupt ein erheblicher Teil der von den Feinden beschlagnahmten Schiffe in die vaterländischen Häfen zurückkehrt. Wenn die Schiffe in den Dienst der feindlichen Schiffahrt gestellt werden, so muß unausbleiblich früher oder später ein wesentlicher Teil verloren gehen, sei es, daß unsere Unterseeboote sie versenken, daß sie auf Minen geraten oder daß sie sonst wie verdorben werden. Was das im schlimmsten Falle für unsere Seeschiffahrt bedeutet, erhellt daraus, daß seit Kriegsausbruch nicht weniger als 800 Schiffe mit 2 900 000 Brutto-Registertonnen der deutschen Handelsflotte verloren gegangen sind, bei einem Bestande von 5 459 000 Tonnen am 1. Januar 1914. Zwar sind während des Krieges mehr als 1½ Millionen Tonnen zugewachsen, aber immerhin bleibt der Verlust ein ungeheurer. Dabei sind jene 1½ Millionen Tonnen mit solchen Baukosten hergestellt worden, daß ihre Herstellung eine empfindliche Belastung der Reedereien bedeutet und eine der Ursachen ist, weshalb diese den wirtschaftlichen Aussichten der ersten Zeit nach dem Kriege trübe entgegenblicken.

Und die märchenhaften reichen Gewinne, die nach der populären Anschauung den Reedereien wegen des zu erwartenden Frachtnotraumes erblühen sollen? Woher könnten diese wohl kommen? Gewiß wird der Betrag an Frachtraum bei Kriegsende erheblich geringer sein als bei Kriegsbeginn, aber keinesfalls in solchem Umfange, wie es der landläufigen Meinung als sicher zu sein scheint. Keinesfalls ist daran zu denken, daß die gegenwärtigen Frachtraten ihre Gültigkeit bewahren, selbst die kriegsgemäßen Versicherungsgebühren abgerechnet. Man läßt bei der Beurteilung des Problems stets die Tatsache außer acht, daß der Frachtnotraum zum großen Teile davon herrührt, daß ⅔ der britischen Handelsflotte jetzt im direkten Kriegsdienst steht, sei es als Hilfskreuzer oder als Wachtschiffe, sei es zu Zwecken des Truppen- und Kriegsbedarfstransportes, daß ferner Teile der neutralen Handelsflotte und fast die ganze deutsche und österreichische Handelsflotte stilliegen. Wenn alle diese Schiffe wieder ihrer friedlichen Beschäftigung nachgehen können, wird das Bild des Seeverkehrs gegen jetzt von Grund aus gewandelt sein. Und was die Verluste durch die Versenkungen anbelangt, so werden diese zum beträchtlichen Teile durch Neubauten kompensiert sein.

Die Niederlande, Norwegen, Schweden, Japan und besonders Amerika haben sich auf Vergrößerung ihrer Seeflotte gelegt und England und Deutschland sind nicht zurückgeblieben, natürlich in bedeutend kleinerem Maße. Wenn der Friede wiedereingekehrt ist, wenn die aufgelegten und dem friedlichen Verkehr entzogenen Handelsschiffe ihre Fahrten wieder aufnehmen, werden die augenblicklichen Frachten einen tiefen Fall erleben, und das umsomehr, als der Handel unmöglich so schnell seine Funktionen, wie er es im Frieden gewohnt war, aufzunehmen vermag. Dazu sind die kommerziellen Beziehungen denn doch zu sehr aus ihrem Gleichgewicht gebracht. Es wird eine große Spanne Zeit kosten, sie wieder anzuspinnen, eine noch größere, sie ihrer alten Höhe entgegenzuführen. Zudem wird es den Industriestaaten an den genügenden Rückfrachten in der Gestalt ihrer natürlichen und industriellen Erzeugnisse fehlen.

Nehmen wir nur unser Deutschland an. Hier werden als Ausfuhrwaren vorerst nur die Gestehungen der Eisen-, Kohlen-, Holz-, Zellulose-, Zement- und Kaliindustrie zur Verfügung stehen, ferner Zink, allerhand Luxuswaren sowie Artikel, die aus Ersatzstoffen für die früher gebrauchten ausländischen Rohstoffe hergestellt sind. Es ist deshalb ausgeschlossen, daß nun ein wildes Hereinströmen der ausländischen Rohstoffe und Lebensmittel losbrechen wird, selbst wenn wir einen Teil unseres Goldvorrates darangäben. Lebensmittel, besonders Oelstoffe, wird man wohl soviel wie immer möglich heranzuziehen suchen, aber man wird damit rechnen müssen, daß sie vorerst in beschränktem Maße zu finden sind, weniger Oelstoffe, wohl aber Korn und Futterstoffe. Unser vornehmster Korn- und Futterlieferer, Rußland, ist in den ersten Jahren des Friedens weniger leistungsfähig als sonst, einesteils, weil der Anbau zu sehr zurückgegangen ist und der Krieg zu viele Arbeitskräfte hinweggerafft hat, anderenteils weil die Aufstellung des Großgrundbesitzes unter die Bauern die Exportfähigkeit des Landes mindern muß, wie Sachkenner behaupten. Auch wird der Bedarf nach ausländischen Rohstoffen nicht so dringend sein, wie man sich das denkt, denn viele der Ersatzstoffe für sie werden nicht nur weiter im Gebrauch bleiben, man wird ihre Fabrikation sogar vergrößern, verbilligen und verbessern. Denn das, was ihre richtige Ausnützung jetzt verbietet, der Mangel an Arbeitskräften und Kapital, wird mit dem Friedensschluß aufhören. Alle diese Ersatzstoffe, sofern sie nur imstande sind, in ihrer Preislage und Güte sich den Verhältnissen des Friedens anzupassen, werden den deutschen Markt behaupten, so der Kalkstickstoff, die Verwendung von Eisen und Aluminium für Kupfer, die Textilose, Papiergarn, Garne aus Brennesseln und anderen einheimischen Faserstoffen, Oele aus Kohle usw. Schließlich, wenn dies alles nicht wäre, wird man doch ein solches gewaltiges Andrängen der ausländischen Rohstoffe, wie man es sich häufig vorstellt, der Valutaverhältnisse halber nicht dulden können. Man wird deren Einfuhr vorerst kontingentieren müssen. Und in den anderen Ländern werden verwandte Verhältnisse obwalten, wenn auch nicht so scharf ausgebildet, wie in Deutschland und Oesterreich, die nun seit fast drei Jahren von dem Weltverkehr abgesperrt sind.

Die Verkehrsgelegenheiten werden also bei weitem nicht in solchem Abstande von den Frachträumen sein, wie man allgemein meint. Also können auch die Gewinne, wenn sie auch größer sein werden als in den Friedenszeiten, nicht so märchenhaft groß sein. Ihre Einheimsung wird es der deutschen Seeschiffahrt nicht ermöglichen, aus eigenen Mitteln sich auf der bei Kriegsausbruch erreichten Höhe zu erhalten; weder wird sie imstande sein, die Verluste wieder einzubringen, die sie durch den Krieg erfahren, noch gar den Wiederaufbau der zerstörten und in Feindeshand geratenen Flotte aus eigenen Kräften vorzunehmen. Die Gewährung einer Hilfe des Reiches von 1—1½ Milliarden Mark bedeutet nicht die Zuschanzung von Geld an Leute, die es nicht nötig haben, die selbst millionenschwer sind, sondern die Erfüllung einer nationalen Notwendigkeit. Wir bedürfen einer eigenen Handelsflotte, nicht nur groß genug, um den eigenen Frachtverkehr zu bewältigen,

Digitized by Google

sondern um auch an dem internationalen Weltverkehr teilzunehmen, so nötig wie das liebe Brot. Wir dürfen uns nicht vom fremden Seeverkehr abhängig machen, den fremden Flaggen einen ungebührlich großen Raum in unseren Häfen gestatten. Und diese Gefahr droht, wenn der Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte nicht schleunigst aufgenommen und schnell vollzogen wird. Die Einschlagung einer solchen Politik heißt auch Sorge für das Heer von Seeleuten, Ingenieuren, Schiffsarbeitern, Angestellten tragen, die im Dienste der Handelsmarine tätig sind. Sollen sie wieder, wie früher, in die Fremde wandern und auf englischen, amerikanischen und holländischen Schiffen ihr Brot verdienen und so feindliche oder doch uns nicht ganz freundliche Volkswirtschaften befruchten? Und wo soll das Heer der Arbeiter in den Schiffbauindustrien, in den Schiffsausrüstungsindustrien, in der Eisenindustrie bleiben, die in engster Verbindung mit jenen Industrien sich entwickelt haben? Es handelt sich darum, unsere bestbezahlte Arbeiterschaft in ihrer mühsam genug errungenen sozialen Position zu erhalten.

Es ist gewiß unseren Reedereien nicht leicht geworden, um Hilfe des Reiches anzugehen. Ist es doch immer ihr Stolz gewesen, aus eigener Kraft heraus, unter Beobachtung des „Hilf dir selber" sich zu ihrer gegenwärtigen Größe entwickelt zu haben. Und es ist etwas Gewaltiges gewesen, was diese Selbsthilfe erreicht hat. Am 1. Januar 1871 zählte die deutsche Handelsmarine 4935 Seeschiffe mit 982 000 Tonnen Frachtraum, dabei waren diese Schiffe meist Segelschiffe. Am 1. Januar 1914 zählten wir 4935 Seeschiffe mit 3 300 000 Tonnen Frachtraum. Die meisten Schiffe waren Dampfer. 1871 nahmen die Segler 900 000 Tonnen ein, die Dampfer 81 000, 1914 jene 487 000, diese 2 830 000. Da eine Dampfertonne, wegen der schnelleren Fahrzeit des Dampfers, eine dreimal größere Ladefähigkeit als eine Seglertonne hat, so kann angenommen werden, daß die Ladefähigkeit der deutschen Handelsflotte sich seit Deutschlands Begründung verachtfacht hat. Im Angesichte solcher Leistungen die Bahnen der Selbsthilfe verlassen zu müssen, ist hart, und es ist erfreulich, daß der Handels- und Gewerbeausschuß des Reiches sich ohne viel Mäkeln und Feilschen für die Reichshilfe ausgesprochen hat, und dadurch den Reedereien diese leichter ertragbar gemacht hat. Wir aber wollen hoffen, daß unsere Seeschiffahrt den Mut der eigenen Iniative, den Stolz des Vertrauens auf die eigene Kraft nicht verliert. Sie allein sind schließlich die Bürgen der zukünftigen glückversprechenden Entwicklung der deutschen Handelsflotte. Nur das kann auf die Dauer gedeihen, was auf eigenen Füßen steht. Der Wiederaufbau der deutschen Handelsseeflotte wird und muß eine Ausnahmeerscheinung bleiben, die Folge außerordentlicher Ereignisse, die den ruhigen Gang der natürlichen Entwickelung unterbrochen haben und daher, wie wir vertrauensvoll sagen dürfen, nach Menschengedenken eine Wiederholung nicht erfahren wird.

Soziale Bewegung

Das neue Reichsamt für Sozialpolitik, wie man das neugeschaffene Reichswirtschaftsamt wohl nennen darf, soll zum ersten Male von einem praktisch bewährten Sozialpolitiker von Ruf, dem bisherigen Bürgermeister Dr. Schwander von Straßburg verwaltet werden. Das kann nur mit aufrichtiger Genugtuung begrüßt werden. Dr. Schwander, dessen persönliche Tüchtigkeit sich in vorgerückten Jahren erst den ihm von Hause aus versagten Weg des akademischen Studiums erzwang, hat als mittlerer Beamter in Kolmar, seiner elsässischen Vaterstadt, dem Armenwesen neue Bahnen gewiesen und später in Straßburg als Generalsekretär des Armenwesens und als Beigeordneter die Armen- und Waisenpflege der reichsländischen Hauptstadt in hervorragender Weise organisiert. Neben seinen wirtschaftlichen und finanziellen Fähigkeiten hat er sodann als Bürgermeister von Straßburg dem sozialpolitischen Teile seines Pflichtenkreises stets besondere Aufmerksamkeit bewahrt. Kriegsfürsorge und Ernährungspolitik hat er mit so viel Voraussicht ausgestaltet, daß Straßburg in den Augen der Fachleute zu den bestversorgten und meistbewunderten Gemeinden während des Krieges zählt. Bei der Arbeiterschaft erfreut sich Dr. Schwander, der zu den Herausgebern des „Kommunalen Jahrbuchs" gehört, eines ausgezeichneten Rufes, in führenden Gewerkschaftskreisen eines Vertrauens, das sein Wirken wesentlich erleichtern kann. Zu einer erfolgreichen Wirksamkeit an dieser Stelle hält indes die „Soz. Praxis" noch eine gründliche Personalreform in dem vom Reichsamt des Innern abgegliederten neuen Amte für notwendig. „Der Rücktritt des Unterstaatssekretärs Dr. Richter allein bietet keine Gewähr dafür, daß in Zukunft die sozialpolitische Führung wieder von der Reichsstelle ausgehen wird, die dafür vorgesehen ist; wenn irgendwo, ist der Ruf nach neuen Männern an den Stellen berechtigt, denen seit Jahren jeder Fortschritt der Sozialpolitik nur mit größter Mühe abgerungen werden konnte, weil ein Uebermaß von Vorsicht und Rücksichten alle starke, mit sich fortreißende Initiative zurückdrängte. Möge es Unterstaatssekretär Schwander gelingen, hier das Notwendige rechtzeitig durchzusetzen, ohne den Umweg über den vergeblichen Versuch, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen! An sozialpolitischen Aufgaben wird es dem neuen Amte nicht fehlen. Schon die nächsten Wochen können zeigen, ob es in den spruchreifen Fragen der Aufhebung des § 153 RGO., der Umgestaltung des Erpressungsparagraphen, der Schaffung von Arbeitskammern usw. willens ist, die Führung zu übernehmen." — Das Reichswirtschaftsamt wird unabhängig vom Reichsamt des Innern als selbständiges Reichsamt die Handels- und Wirtschaftspolitik sowie die Sozialpolitik umfassen unter je einem Unterstaatssekretär für die beiden großen Hauptgebiete. Das verkleinerte Reichsamt des Innern wird dann nur noch für innerpolitische, militärische, kulturelle und wissenschaftliche Angelegenheiten da sein.

Sozialpolitik als deutsches Werbemittel im Kriege. In einem bemerkenswerten Aufsatz der „Voss. Ztg." klagt Prof. Dr. W. Hellpach, zurzeit im Felde, daß es der deutschen Kriegspolitik an Ideen und Schwung fehle, die im Auslande, dem feindlichen wie dem neutralen, für unsere Sache wirkten. Insbesondere vermißt er die Verwertung unserer sozialpolitischen Errungenschaften; er sagt hierüber: „Unbegreiflich und unverzeihlich muß man es nennen, daß Deutschland von der größten Idee seiner Reichspolitik überhaupt, der sozialpolitischen, dem Auslande gegenüber so gut wie gar keinen werbenden Gebrauch gemacht hat. Hier war die große Formel, die wir dem Demokratiegeschrei der „atlantischen Allianz" entgegensetzen mußten: die Idee der sozialen Gerechtigkeit (deren gesetzgeberische Verwirklichung Bismarcks letzte schöpferische Tat war) als das deutsche Seitenstück zur Idee der politischen Freiheit, welche die anderen gepachtet zu haben meinen. Hier konnte die soziale Rückständigkeit der plutokratischen Demokratien einleuchtend aufgedeckt, hier Lloyd George mit seinen eigenen Waffen, den Argumenten mancher Friedensrede, die in den Spuren des deutschen sozialen Gedankens gewandelt war, pariert werden. Was hätte eine Kanzlerrede für Deutschland in der Welt zu wirken vermocht, die dieses deutsche Programm fortreißend entwickelt hätte . . . Wir haben sie nicht erlebt; wir haben es überhaupt nicht erlebt, daß Deutschland (außer seinem militärischen Gewicht) seine großen, sozialen Leistungen in die Wagschale des publizistischen Krieges warf, die davon gewaltig zu moralischen Ungunsten der Feinde hätte belastet werden können. Das viel zu wenige, was allenfalls in der sozial-idealen Richtung geschah, hat man von Sozialisten tun lassen; dabei ist das soziale Ausgleichswerk des jungen Deutschen Reiches kein Werk der Sozialisten, sondern eine Schöpfung der deutschen „Autokratie" gewesen — die heute somit nicht einmal mit dem besten Schwert zu fechten weiß, was sie selber geschmiedet hat; oder mit ihm nicht zu fechten wagt? Denn auch dies ist möglich; wir lassen es unentschieden." — Dazu sagt die „Soz. Praxis", das Organ der bürgerlichen Sozialreform: Es ist gewiß viel Wahres in diesen Worten. Aber wieviel stärker als die Idee der Sozialversicherung, auf die Hellpach hier vorwiegend hinweist, muß die Idee eines freien Arbeitsrechts wirken. Man befreie das Vereins- und Versammlungsrecht von aller ängstlichen Bevormundung und Aufsicht, man schaffe ein Koalitionsrecht, das den Arbeitern die gleiche Freiheit wie den Unternehmern gibt, man gewähre den Berufsvereinen volle gesetzliche Anerkennung, stelle den Arbeitsvertrag auf die feste Grundlage der Gleichberechtigung, baue die Schieds- und Einigungsinstanzen aus, biete den Arbeitern eine geordnete gesetzliche Vertretung, wie sie die Unternehmer längst haben, ziehe die Vertreter der organisierten Arbeiterschaft zu öffentlichen Aemtern heran — kurz, lasse ihnen in Wahrheit staatsbürgerliche Gleichberechtigung angedeihen —, dann wäre Idee und Schwung für die Kriegspolitik gegeben, die auch ihres Eindrucks in der Welt nicht verfehlen würde.

Berichtigung. In dem Aufsatz vom Dekan Holdermann in Nr. 32 v. 9. Aug. „Der deutsche Protestantismus und die Aufhebung des Jesuitengesetzes" ist auf S. 509 in der 14. Zeile von unten, ein unangenehmer Druckfehler stehengeblieben. Anstatt „politische", muß es heißen „positive" Arbeit.

An die Leser: Die auf dem Umschlag angekündigten Beiträge von Ruseler und Traub mußten in letzter Stunde (infolge der Papierverordnungen) zurückgestellt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

30. August 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 35

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Wirtschaftsfriede. — **Georg Ruseler:** Gespräche mit einem politischen Einsiedler. — **Dr. Paul Nathan:** Der Freiheitsmaulkorb. — **Dr. C. A. Bratter:** Freiheit in England. — **Dr. Margarete Rothbarth:** Krieg und Volkskunde. — **Rabindranath Tagore:** Der Sonnenuntergang des Zeitalters. — **Gottfried Traub:** Tränen. — **Soziale** Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 19. August.

Das unvermeidliche viele Reden über Friede und Friedensmöglichkeiten steht in einem starken Gegensatze zu der absoluten und tödlichen Hartnäckigkeit, mit der eben jetzt in Flandern, am Chemin-des-Dames, bei Verdun und neuerdings auch am Isonzo die Truppen sich gegenüberstehen. Das kämpfende Heer hat an allen diesen Stellen, ebenso wie auch in Rumänien, etwas ganz anderes zu tun, als über Friedensbedingungen nachzudenken, und wir begreifen, daß teilweise von der Front nach der Heimat hin unfreundliche und abwehrende Bemerkungen gemacht werden, als ob man draußen tapfer und nur zu Hause mutlos sei, was in der Hauptsache eine schiefe Darstellung der ganzen Sachlage ist. Sind Erwägungen, wie sie der Papst in diesen Tagen veröffentlicht hat, nicht auch für das tapferste und zäheste aller Völker am Platze? Durch die Gewohnheit des Krieges scheint es uns selbstverständlich, daß wir jetzt über 90 Milliarden M. Kriegsschulden haben, unausweichlich, daß wir eine Zahl von Kriegstoten haben, die zwar nicht genannt werden kann, deren Größe aber alles übersteigt, was jemals in einem bisherigen Krieg von einem Volke an Blutopfern gebracht wurde. Falls es nun um Leben und Zukunft des Volkes willen nötig ist, wirklich die wirtschaftliche Existenz und den Nachwuchs aufs Spiel zu setzen, so muß es eben geschehen, aber die Ueberlegung darüber, ob der Fall unter allen Umständen so liegt, ist ein notwendiges Werk für alle beteiligten Völker. Da sich die Erklärung des Papstes in ihrer Grundrichtung mit der deutschen Reichstagsresolution deckt, so haben wir unsererseits weniger Veranlassung, zu ihr Stellung zu nehmen als die Staaten der Entente. Sie mögen sagen, ob sie sich von den menschenfreundlichen Gesichtspunkten des Oberhauptes der katholischen Kirche wollen leiten lassen oder nicht!

Im hin und herwogenden Kampfe in Flandern sind die Reste des Dorfes Langemark zurzeit in englische Hände gekommen.

Graf Berkstorff, unser früherer Botschafter in Washington, wird die Vertretung Deutschlands in Konstantinopel übernehmen.

Montag, 20. August.

In Spanien gibt es seit einiger Zeit revolutionäre Kämpfe, deren Einzelverlauf wir nicht verfolgen können. Barcelona soll sich in den Händen der Revolution befinden. Es wird behauptet, daß die Revolutionäre im Dienst der Entente Spanien zur Beteiligung am Kriege zwingen sollen.

Die große Schlacht bei Verdun ist nach ungeheurer Artillerievorbereitung gestern in Länge von 23 Kilometern in einen Infanteriekampf übergegangen. Dabei besetzten die Franzosen kampflos den Talou-Rücken, d. h. die Landzunge zwischen den Flußbiegungen bei Champneuville. Der deutsche Heeresbericht macht darauf aufmerksam, daß dieses Gebiet bereits seit März als Verteidigungslinie aufgegeben und nur durch Posten besetzt war. Diese sind im Laufe des gestrigen Tages planmäßig und ohne Störung zurückgenommen worden. An der übrigen Front von Avocourt im Westen bis zum Caurières-Wald ist die Schlacht in vollem Gange. Vielfach wird um dieselben Stellen gekämpft, an denen seit Februar 1916 schon viel beiderseitiges Blut vergossen wurde. Man kann auf unserer Seite die Erwägung hören, daß die Franzosen einen derartigen neuen Vorstoß nicht machen würden, wenn sie sicher an das Eingreifen der Amerikaner im nächsten Frühjahr glaubten.

Dienstag, 21. August.

Im Monat Juli wurden an Handelsschiffsraum insgesamt 811 000 Bruto-Register-Tonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte versenkt. Damit sind im ersten Halbjahr des uneingeschränkten U-Boot-Krieges zusammen 5 495 000 Brutto-Register-Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. — Gegenüber diesen Ziffern hat Lloyd George vor kurzem eine Rede gehalten, in der etwa nur die Hälfte dieses Schiffsraumes als versenkt angegeben wird. Wir sind überzeugt, daß die deutsche Marineverwaltung gute Gründe hat, ihre Berechnungsweise aufrechtzuerhalten.

Amtlich wird gemeldet: Die Schlacht vor Verdun steht für uns günstig. Auf dem westlichen Maasufer drang der Feind nur am Avocourt-Walde und am „Toten Mann" in unsere Abwehrzone ein. Sonst wurden seine wiederholten Stürme überall abgeschlagen. Oestlich der Maas ist der Gegner vor unserer Kampfstellung durchweg abgewiesen und im Gegenstoß zurückgeworfen worden.

Am Isonzo haben ebenfalls heftige Massenangriffe stattgefunden. Am Vrh gelangten die Italiener bis auf die Berghöhe, wurden aber wieder zurückgeworfen. Auch auf der Karsthochfläche tobte die Schlacht. Der 19. August brachte den Oesterreichern 3000 italienische Gefangene. Feindliche Monitoren beschossen die Stadt Triest. Gleichzeitig räumten die Italiener nördlich von Asiago und im Sugana-Tal ihre vordersten Stellungen.

In Budapest ist nicht, wie man erwartete, Graf Andrassy, sondern der frühere Ministerpräsident Alexander Wekerle erneut mit der Führung der Politik vom Kaiser beauftragt worden. Wekerle, der ein ausgezeichneter Kenner des Wirtschaftslebens ist und dessen Freundschaft zu Deutschland zu allen Zeiten unverändert blieb, wird versuchen müssen, einen Teil der früheren Arbeitspartei des Grafen Tisza auf seine Seite zu bringen, um mit einer Parteibildung der Mitte die erforderliche Reform des Wahlrechts ins Werk zu setzen.

Mittwoch, 22. August.

Infolge der allgemeinen Vorschriften über die Führung des U-Boot-Krieges sind leider auch zwei argentinische

Digitized by Google

Dampfer der Versenkung zum Opfer gefallen. Die argentinische Regierung verlangt nicht nur vollkommene Entschädigung, sondern auch bestimmte Zusicherungen über künftige Schonung der argentinischen Schiffahrt durch die deutschen U-Boote. Es scheint, daß die deutsche Antwort in diesem Punkte die argentinische Regierung nicht befriedigt hat; jedenfalls aber gehen die Verhandlungen noch weiter. Die Möglichkeit einer Verständigung sei noch vorhanden.

Die elfte Isonzo-Schlacht wird mit Aufbietung aller Kräfte geführt. Der Militärkritiker der Turiner „Stampa" schreibt, daß in der Isonzo-Schlacht über 6800 Geschütze feuern, darunter mehr als 1500 englische und amerikanische. Ueberhaupt muß man sich die Technik des italienischen Krieges als ziemlich englisch vorstellen.

Die Kämpfe bei Verdun behalten ihre Wucht. Nach den Pariser Berichten sollen sie als französische Siege erscheinen. Der deutsche Bericht teilt mit, daß zwar die Höhe „Toter Mann" jetzt den Franzosen gehört, die Höhe 304 aber noch deutsch ist. Am Ostufer der Maas drangen die Franzosen in das Dorf Samogneux ein. Sonst wurden sie blutig zurückgeworfen.

Im Deutschen Reichstag erklären der Reichskanzler und die Vorsitzenden der Parteien ihre Sympathie gegenüber der Friedenskundgebung des Papstes, ohne daß zu den einzelnen Vorschlägen Stellung genommen wird. Dabei stellt der Reichskanzler fest, daß die Note nicht von uns veranlaßt, sondern aus eigener Initiative des Papstes hervorgegangen ist, und daß die deutsche Beantwortung erst nach Besprechung mit unseren Bundesgenossen erfolgen wird. Von allen Seiten fließen noch die Aeußerungen über den päpstlichen Schritt. Dabei verlangen die Pressestimmen der Entente, daß vorher Deutschland seine Kriegsziele noch genauer aussprechen solle. Wie das nach allen vorhergegangenen Erklärungen noch weiter möglich sein soll, ist uns unverständlich. Zunächst sollten doch einmal die Entente-Mächte sagen, was sie denn nun wirklich wollen. Ihre eigenen früheren, weitgesteckten Kriegsziele bezeichnen sie vielfach selbst als vergangen und stellen nur ganz allgemeine Redensarten dafür auf, wie etwa: Deutschland muß erst bußfertigen Herzens sein, ehe man sich mit ihm vertragen kann!

Prinz Wilhelm zu Wied versendet eine Denkschrift, in der er seine Ansprüche auf den Thron Albaniens aufrechterhält. Beim Wechsel aller Dinge kann ja auch in der Tat niemand wissen, ob er nicht eines Tages wieder als König von Albanien aufwacht. Vorläufig freilich scheinen die Italiener Valona und Umgebung in ihrem Besitz behalten zu wollen.

Donnerstag, 23. August.

Erneute englische Angriffe zwischen Langemark und Hollebeke haben nur an zwei Stellen, nämlich östlich von St. Julien und an der Straße von Ypern nach Menin, die vorderste deutsche Linie stören können. Das Gesamtergebnis aller dieser ungeheuerlichen Kämpfe bleibt eine ganz geringe Verschiebung oder Ausbuchtung der deutschen Linien um Ypern herum.

In Kurland sind die Russen an einer Stelle kampflos zurückgegangen.

Verschiedene Blätter bringen Mitteilungen darüber, daß eine Aenderung der Verfassung von Elsaß-Lothringen beabsichtigt wird. Ehe der Bundesrat sich zu dieser Sache äußert, haben alle öffentlichen und vertraulichen Mitteilungen nur einen begrenzten Wert. Soviel aber scheint richtig zu sein, daß in der deutschen Reichsregierung der Wille vorhanden ist, den Elsässern und Lothringern so viel staatliche Selbständigkeit zu geben, wie es innerhalb des deutschen Reichsverbandes möglich ist. Hätten wir dieses schon früher getan, so würden wir uns vielleicht manche mühevolle Erfahrung erspart haben.

Freitag, 24. August.

Im Hauptausschuß des Deutschen Reichstages stellt sich der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, v. Kühlmann, den Abgeordneten vor, indem er die Doppelformel „Macht und Recht" als die Grundlage des diplomatischen Wirkens bezeichnet. Die stärkere Hervorhebung der Notwendigkeit des Völkerrechtes ist deshalb von Wichtigkeit, weil es unseren Gegnern gelungen ist, in aller Welt die Meinung zu verbreiten, daß Deutschland nur brutale Machtgedanken habe und nichts anderes. Der Aufbau des neuen Weltfriedens kann nur geschehen, wenn das Vertrauen auf die Innehaltung von Recht und Verträgen wieder wächst. Das umgekehrte Mißverhältnis, als ob es ein Recht gäbe, das nicht gleichzeitig durch die Kraft der Verteidigung aufrechterhalten werden könne, ist bei uns weniger zu befürchten, da uns die Geschichte der deutschen und mitteleuropäischen Vergangenheit zu deutlich zeigt, wohin wir kommen, wenn unsere Verteidigungsorganisation schwach wird. Der neue Staatssekretär bezeichnete den früheren Zustand unserer jetzt kräftig geeinten Länder als einen unorganisierten Brei. Zu einem solchen wollen die Gegner Mitteleuropa wieder machen. Von Oesterreich-Ungarn sagt er, daß es mit uns durch tausend unzerreißbare Bande verknüpft sei, drückte aber auch den Wunsch aus, daß diese Verbindung in absehbarer Zeit die Form von Verträgen erhalten solle, nur seien die dahin zielenden Vorarbeiten zur Stunde noch nicht mitteilungsreif. Die Verträge mit Bulgarien und der Türkei werden durchaus aufrecht erhalten und sind, wie von seiten der Mehrheitsparteien versichert wird, in der Reichstagsresolution inbegriffen. Ueber den U-Boot-Krieg geben sowohl Staatssekretär Capelle wie Staatssekretär Helfferich befriedigende Darstellungen. Wie sollte sich der ungeheure und blutige Ansturm der Engländer und Franzosen im gegenwärtigen Zeitpunkt erklären, wenn dabei nicht die Sorge mitwirkte, daß später durch Erfolge der deutschen U-Boote die militärische Angriffskraft der Entente-Mächte allzu sehr geschwächt sein könnte?

Nun ist die viel umstrittene, oft genannte, blutgetränkte Höhe 304 links der Maas doch wieder in französischen Händen. Sie wurde bereits in der Nacht zum 22. August planmäßig unter Zurücklassung einer schwachen Besatzung geräumt. Französischer Siegesbericht: 7600 Gefangene, 200 Maschinengewehre, 24 Geschütze seit 20. August. — Auch die Italiener melden sehr große Gefangenenziffern vom Isonzo. Es scheint nicht, als ob wesentliche Veränderungen an der österreichischen Verteidigungslinie vorliegen.

Sonnabend, 25. August.

Die Franzosen zerschießen die alte schöne Kathedrale von St.-Quentin, ohne daß sich in der Welt jenes Mitleidswimmern hören läßt, von dem einst die Beschießung der Kirche von Reims begleitet war.

Wir haben in der Kriegschronik bisher nicht Notiz genommen von den schwankenden Aeußerungen des Reichskanzlers Michaelis zu der Friedensresolution des Reichstages, müssen nun aber doch hervorheben, daß die Wirkung dieses Schwankens im Auslande offenbar sehr ungünstig für den Frieden ist. Wir würden verstehen, wenn jemand zurzeit den Frieden überhaupt nicht will. Daß aber von derselben Stelle aus die Friedenskundgebung des Papstes mit Sympathie begrüßt und die entsprechende Resolution des Reichstages mit Nebel umgeben wird, läßt sich schwer aus einheitlicher Ueberlegung heraus erklären.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Freitag, 17. August.

In Berlin kommen nach der Statistik vom Juni auf 100 offene Stellen nur mehr 76 arbeitsuchende Frauen und 68 Männer. Man überlegt sich, woher noch weibliche Reserven kommen sollen — oder richtiger: wie sie herbeigeschafft werden sollen, denn es gibt natürlich noch genug, in allen Schichten.

Hier auf dem Land bewundert man immer die Arbeitsfähigkeit der ganz alten Leute. Ich beobachte eine alte 78jährige Großmutter, die Haus, Kuh und Gemüsegarten ganz allein versieht und von der das oft zitierte „und ruhet nimmer" der Hausfrau im wörtlichen Sinne trotz ihres biblischen Alters immer noch zutrifft.

Ueber den unbeschreiblichen Frieden des Sees und der Insel

Digitized by Google

geht den ganzen Tag ferner Geschützdonner — von der italienischen Front. Er begleitet von früh bis spät das Dahingehen der stillen, heiteren Stunden, die über den Bergen aufgehen und überm See verschwinden und verstummt erst mit dem letzten hellen Schein an den Wänden und Hängen.

Sonnabend, 18. August.

Das Schloß von Herrenchiemsee macht in dieser Zeit einen doppelt unwirklichen und gespenstischen Eindruck. Man kann sich nicht mehr vorstellen, daß einmal so viel Ueberfluß, Muße, Romantik, Prachtliebe irgendwo in der Welt war, um nur um ihrer selbst willen diese Fassaden, Brunnen, Hecken und Plätze hinzustellen. Hineinzugehen kann man sich heute weniger entschließen als früher. Aber auch draußen — in einer heißen Nachmittagsstimmung, in deren Schwüle auch jeder Baum der kunstvollen Alleen wie erstarrt dasteht, bewegt einen neben dem Gefühl, in einem leblosen Bilde herumzugehen, die ganze Peinlichkeit dieses Prachtbaus, der zu der unvornehmen Bestimmung herabgesunken ist, für ein Eintrittsgeld dem Publikum eine bizarre Vorstellung von königlichem Prunk zu geben.

Die Bevölkerung bewegt die Friedensnote des Papstes stark. Hier im katholischen Land traut man ihr eine große Macht zu, zweifelt aber, ob die gottlosen Engländer genug Respekt davor haben werden. Im ganzen ist die Stimmung resigniert — man glaubt nicht mehr, daß der Friede bald kommt und findet sich hinein wie in ein Unabwendbares. Es ist immer wieder merkwürdig zu sehen, wie etwas, das von weitem wie ein unerträgliches, vernichtendes Schicksal erscheint, im Näherkommen sich auflöst in eine Menge kleinerer Lasten, die schließlich aufgehoben und getragen werden. Es ist wie eine ansteigende Straße, die von ferne unüberwindlich steil aussah und sich ebnet und hinbreitet, im Maße als man auf sie zugeht. Und mit diesen Beschaffenheiten des Schicksals ändert sich denn auch die Art der tragenden Kraft — nicht der Aufschwung der Begeisterung, sondern die einfachen Alltagsmächte der Geduld, Gewöhnung und Ergebung machen es.

Sonntag, 19. August.

Eine Alltagsmacht wäre noch zu nennen: das Vergessenkönnen. Während sich vor meinem Balkon unter den alten Wirtshauslinden das Gewimmel des Sonntagsverkehrs entfaltet — mit der ganzen harmlos-banalen Wichtigkeit des Essens, Trinkens, Herumschauens und der Ansichtskarten, nicht um eine Note anders als im tiefsten Frieden, kämpfen in mir die Abneigung gegen so viel Unberührtheit mit der widerstrebend zugestandenen Tatsache, daß auch hierin eine zwar unedle, aber doch eine Kraft des Ertragens liegt, über die man wahrscheinlich froh sein muß.

Dies alles gilt mehr von den Touristen als von den Einheimischen. Bei ihnen ist die Sonntagsfreude frischer und kräftiger — was können die drei braungebrannten hellblonden Mädel, die in der Woche den ganzen Gütertransport von der Bahn über den See allein bewältigen müssen, und die Zentnersäcke wie eine Kleinigkeit handhaben, lachen! Ihr Tisch vor der Schwemme, mit ein paar Urlaubern dabei, ist wie ein heller Fleck von Leben und Lustigkeit in all dem gewohnheitsmäßigen Touristenbehagen ringsum. Solch Vergessen, solch frischer, fröhlicher Sieg des Lebens über furchtbare Eindrücke und harte Pflichten, ist etwas Wohltuendes und Herrliches.

Montag, 20. August.

Die Ferienstimmung ist zu Ende. Uebermorgen Kriegsamtsitzung in Berlin. Mit einem kleinen Seufzer geht man ans Packen. Aber ich muß froh sein, daß man mich hier so lange behalten hat, nachdem in der schwierigsten Zeit der Brotversorgung die Insel — oder vielmehr nicht sie, sondern das Bezirksamt — die Fremden sanft hinausfegte.

Dabei kommt einem zum Bewußtsein, daß einmal wieder eine schwerste Zeit der Ernährungswirtschaft überstanden ist — viele sind hinübergeglitten wie der Reiter über den Bodensee, ohne zu wissen, wie ängstlich die Sache war.

Bei einem letzten Abend gemütlicher Unterhaltung auf den Stufen der Holztreppe unter den schönen dicken Maiskolben und zwischen dem schon für den Winter angeschichteten Holz fällt es mir wieder auf, wie gut die einfachen Leute hier unterrichtet sind über Krieg, Ernährungswirtschaft usw. Sie sind, durch volkstümliche Sonntagsblätter u. dgl., von den Schwierigkeiten in den Städten ganz durchdrungen, und die Frauen denken mit weichen Herzen an die Kinder in der Stadt, von denen sie gehört haben, daß sie es so schwer haben.

Dienstag, 21. August.

Nachtfahrt nach Berlin. Die Züge nach Norddeutschland sind jetzt nur mäßig besetzt, während es oberhalb München noch wimmelte. In Rosenheim, bei längerem Aufenthalt im Wartesaal, setzt sich an meinen Tisch eine Gruppe von Männern nieder mit dem wehmütigen Seufzer: „Ach Gott, wie oft hammer hier beianander gessen und Würschteln ggessen!"

Man taucht ganz wieder in den politischen Strom: Kanzlerrede, Stellung des Hauptausschusses. Die Wagenabteile sind voll von Gedankenaustausch darüber.

Ueber die Betriebsergebnisse der preußischen Eisenbahnen im Kriegsjahr 1915 liegt jetzt eine Aufstellung vor. Danach ergibt sich ein Ueberschuß von 741 457 902 M. Die Einnahmen beliefen sich auf mehr als 2½ Milliarden Mark, so daß auf 1 Km durchschnittlicher Betriebslänge 64 154 M. kommen; der Eisenbahnverkehr ergab 2,3 Milliarden Mark; der Rest der Einnahmen rührte aus Veräußerungen und Vermietungen her. Es war der Güterverkehr, der den größten Anteil lieferte: 1 Milliarde und 754 Millionen Mark. Der ganze Personen- und Gepäckverkehr führte den Eisenbahnkassen 570 Mill. M. zu. Diesen Einnahmen stehen Ausgaben gegenüber im Gesamtbetrage von 1,8 Milliarden Mark, davon 368 Mill. M. an Besoldungen, 65 Mill. an Wohnungsgeldzuschüssen, 275 Mill. an Löhnen, 64 Mill. an Reise- und Umzugskosten usw. Zum Unterhalt des Betriebsmaterials wurden 232 Mill. verwendet, für bauliche Anlagen 311 Mill., zur Ergänzung der Fahrzeuge und der maschinellen Anlagen 292 Mill. usw. Fast 800 Mill. M. Betriebsüberschuß sind 28,87 v. H. der Gesamteinnahme. Das durchschnittliche Anlagekapital, das sich auf etwa 13 Milliarden Mark belief, wurde mit 5,57 v. H. verzinst.

Mittwoch, 22. August.

Sitzung des Nationalen Ausschusses für Frauenarbeit im Kriege unter dem Vorsitz des neuen Leiters des Kriegsamtes v. Scheuch. Man gewinnt einen Eindruck, daß in dem halben Jahr seit Bestehen der Frauenarbeitszentrale im Kriegsamt an fürsorgerischen Maßnahmen zur Erleichterung der Frauenarbeit tatsächlich anerkennenswert viel geleistet ist — ebenso einen Eindruck von der unbedingten Notwendigkeit, diese Bestrebungen mit äußerster Energie fortzusetzen trotz der Beschwerung der Industrie mit den „Umständen", die dadurch verursacht werden. Letzten Endes kann heute nur durch solche Maßnahmen auf Stetigkeit, Arbeitsfreudigkeit und eine Kräfteökonomie bei den Frauen gewirkt werden, die ihnen ermöglicht, in ungewohnter Anspannung durchzuhalten. Daß Arbeiterinnenschutz und Kinderfürsorge überall in Deutschland trotz aller Schwierigkeiten organisatorisch mit der Tatkraft und Systematik durchgeführt werden, wie der Gedanken- und Erfahrungsaustausch insbesondere in der Referentinnensitzung zeigte, ist ohne Zweifel ein Ruhmestitel der deutschen Kriegswirtschaft, den man später noch höher schätzen wird als heute.

Es sind in diesem halben Jahr allein über 300 Fabrikfürsorgerinnen eingestellt worden, und dauernd werden neue ausgebildet und berufen, so daß man die Beruhigung haben kann, daß nach und nach kein Zweig der Kriegswirtschaft ohne fürsorgerische Wachsamkeit über der Frauenarbeit bleibt.

Digitized by Google

Naumann / Der Wirtschaftsfriede

I.

In der Friedensresolution des Deutschen Reichstages wird über den „Wirtschaftsfrieden" folgendes gesagt:

> Der Reichstag weist alle Pläne ab, die auf eine wirtschaftliche Absperrung und Verfeindung der Völker nach dem Kriege ausgehen. Die Freiheit der Meere muß sichergestellt werden. Nur der Wirtschaftsfriede wird einem freundschaftlichen Zusammenleben der Völker den Boden bereiten.

Es scheint uns, als sei von der größeren deutschen Oeffentlichkeit dieser Absatz viel zu wenig beachtet worden. Während überall von Annexionen und Entschädigungen in dem einen oder in dem anderen Sinne debattiert wird, bleibt über dem Gebiete des notwendigen Wirtschaftsfriedens ein breiter Nebel liegen, als sei dieses eine Fachfrage, die man ruhig den nächstinteressierten Ministerien und Wirtschaftsverbänden überlassen könne. Natürlich ist nun auch richtig, daß der Einzelbürger von sich aus gar nicht imstande ist, sich ein ausreichendes Bild der Vorbedingungen des Wirtschaftsfriedens zu machen, aber das trifft doch auch ziemlich weitgehend bei den Annexions- und Entschädigungsfragen zu. Auf allen diesen Gebieten können nur wenige das ganze Material überblicken, und auch diese, ja vielleicht gerade diese, stehen vor verwirrenden Dunkelheiten, die sich aus der Vielgestaltigkeit des Stoffes ergeben. Die Menge der Staatsbürger bleibt selbst in den demokratischsten Ländern auf Belehrungen seiner wissenschaftlich und praktisch gebildeten Vorkämpfer angewiesen, aber so viel soll und kann doch erreicht werden, daß wenigstens die Grundprobleme dem allgemeinen Verständnis eröffnet werden. Nur in diesem Sinne wird auch hier versucht, vom Wirtschaftsfrieden zu reden.

Es ist gar nicht selbstverständlich, daß mit dem militärisch-diplomatischen Frieden zugleich auch der Wirtschaftsfriede von selber einzieht, da ja der Wirtschaftskrieg nur teilweise von denselben Autoritäten und Aemtern geführt wird wie der militärisch-diplomatische Krieg. Die Subjekte (die Unternehmer) beider Kriegsarten sind verschieden. Während nämlich der Militärkrieg genau genommen von Staat zu Staat geführt wird, sind es gesellschaftliche oder wirtschaftspolitische Vereinigungen, die, zwar in Anlehnung an die kämpfenden Staaten, aber doch nicht ohne weiteres in ihrem dienstlichen Auftrag, die Wirtschaftsschädigung besorgen. Die Idee der allgemeinen Wehrpflicht hat auf dem Boden des wirtschaftlichen Lebens zu Folgen geführt, die einst bei den ersten Verkündigungen dieses militärisch-demokratischen Prinzips wohl von niemand vorausgeahnt wurden, zu einem allgemeinen Kampfzustande der Völker, der sich nicht bei der Zerstörung der feindlichen Armee beruhigt, sondern bis zur Ruinierung des gesamten Erwerbslebens fortzuschreiten sucht. Alle Bemühungen des bisherigen Völkerrechtes, den Krieg auf direkte militärische Handlungen einzuschränken, sind gegenüber diesem Völkerwillen hilflos gewesen. Wir wissen es heute schon gar nicht mehr anders, als daß die Privatwirtschaft vom Kriege ergriffen wird: die Fabriken im Feindesland werden enteignet, Bankguthaben werden nicht ausgezahlt, Schuldbücher vernichtet, Lieferungsverträge abgebrochen, Gesellschaftskontrakte gelöst. Darüber hinaus aber tritt eine Organisation des Wirtschaftstodes ein, die in der beiderseitigen Bekämpfung zwischen England und Deutschland eine für frühere Geschlechter unglaubliche Höhe erreicht hat. Was in der Zeit der napoleonischen Kontinentalsperre als Gewaltplan eines Diktators nur in unvollkommenen Anfängen auftauchte, ist ein Weltkriegssystem geworden, das an Scharfsinn, Disziplin, Organisation und Opferbereitschaft keine geringeren Anforderungen stellt als der ausgeprägteste Militärkrieg. Das Zeitalter des Verkehrs verwandelte sich in ein Zeitalter der Verkehrsabsperrungen um jeden Preis. Jedes Stück Ware wurde zum Kriegswerkzeug gemacht. Der Unterschied zwischen bewaffneter Macht und unbewaffneter Bevölkerung verflüchtigte sich; ein Volk will ein Volk zu Tode treffen, will ihm das Brot vom Munde hinwegnehmen und den Rohstoff von der Arbeitsstelle, will den feindlichen Acker durch Versagen der Düngemittel entwerten, die feindliche Handelsflotte wegnehmen oder versenken, die Seewege sperren, die Finanzen zerbrechen. Aus der Zeit des freihändlerischen Internationalismus sind wir in überraschend schnellem Uebergang zur entgegengesetzten Theorie und Praxis gelangt, und gerade England, das alte freihändlerische Verkehrsland, ist der Hauptsitz dieses unheimlichen und geradezu unglaublichen Wirtschaftskrieges geworden, der mit hundert Mitteln von zehntausend Köpfen und Händen geführt wird, und in dem eine ganze Menschheitskultur zu ertrinken scheint. Der Glaube an die internationale Harmonie der wohlverstandenen Wirtschaftsinteressen aller ist von England aus bei allen großen und kleinen Nationen bereits heute mehr oder weniger zu Fall gebracht worden. Damit ist ein geistig-moralischer Gesamtzustand herbeigeführt, der sicherlich nicht von selber an dem Tage aufhört, an dem der militärisch-diplomatische Krieg beendet wird. Dieser Wurm stirbt nicht beim Geläut der Friedensglocken, denn die Völker und die Menschen werden nicht wieder dieselben, wie sie vorher waren, weil ein großes Menschheitsideal bis in seinen Wesenskern hinein verwundet wurde. Mögen die Staatsmänner sich höflich die Hände schütteln und die Generale in ihre Pensionsstädte zurückkehren, so arbeitet der Apparat des Wirtschaftskrieges von selbst noch weiter und zerstört die Austauschskultur, falls nicht auf Grund scharf durchdachter und fest gewollter Vereinbarungen von allen Staatsleitungen aus die Organe des Wirtschaftskampfes abgestellt, abgeschnitten und außer Tätigkeit gestellt werden. Das etwa ist in allgemeinsten Zügen der Sinn des Wortes Wirtschaftsfriede.

Abgeordneter Stresemann hat bei verschiedenen Gelegenheiten darauf aufmerksam gemacht, daß im großen englischen Kolonialreich sich die Ausfuhr Großbritanniens zu der Ausfuhr Deutschlands wie 9 zu 1 verhielt. Zugegeben, daß bei näherer Prüfung dessen, was als großbritannische Ausfuhr nach englischen Kolonien gebucht wurde, noch mancherlei indirekte deutsche Beteiligung zutage kommen dürfte, so ist doch die Tatsache selber zweifellos richtig, daß schon vor dem Krieg der offizielle Freihandel des großenglischen Reiches keinerlei Garantie für tatsächlich gleiche Behandlung bot und daß selbst eine neu formulierte Gleichmäßigkeit der Zollbestimmungen (Meistbegünstigung) nichts daran zu ändern vermochte, daß die tatsächlichen Hemmungen in Zukunft viel größer sind als sie in der Vergangenheit jemals waren. Soweit man bis heute sehen kann, will ja England von der Wiederkehr des alten Meistbegünstigungsverhältnisses zu Deutschland nichts wissen, denn die offiziellen englischen Vertreter waren es, die auf der Pariser Wirtschaftskonferenz den Antrag der Abschaffung aller Meistbegünstigungsverbindungen gegenüber Deutschland stellte und

Digitized by Google

zur Annahme brachte. Aber selbst den Fall angenommen, daß wir durch militärische Erfolge den englischen Staat nötigen von dieser Ablehnung zurückzutreten, so ist damit das Weiterwirken des einmal hochgetriebenen Wirtschaftskrieges noch keineswegs erledigt. Zollfragen allein sind nur ein Teil der hier zur Erörterung stehenden Materie. Das nun aber, was England jetzt will, worauf seine wirtschaftlichen Generalstäbe hinarbeiten, ist die Ausdehnung des großenglischen Kolonialreiches auf alle nichtdeutschen Gebiete. Man kann dieselbe Sache auch anders ausdrücken, und die Engländer werden sich aus Rücksicht auf ihre Bundesgenossen bemühen, ihr eine möglichst harmlose äußere Form zu geben, den Sinn der Sache aber haben Amerikaner und Franzosen schon erfaßt, und der Kriegshaß macht sie gelehrig im weiteren Begreifen: Deutschland soll aus der Austauschkultur so viel als möglich ausgeschaltet werden, indem man auch die neutralen Nationen, soweit es noch solche gibt, zum Anschluß an das großenglische Weltwirtschaftssystem zwingt.

Je mehr nach dem Krieg die Handelspolitik als Waffe im Völkerkampfe erscheinen wird, desto notwendiger ist beim Friedensschlusse die gemeinsame Umgrenzung des Gebrauchs dieser Waffe. Das Aufhören aller bisherigen Handels- und Wirtschaftsverträge zwischen den Kriegführenden und das gleichzeitige Ablaufen der meisten sonstigen handelspolitischen Abmachungen stellen die Menschenwelt vor eine unerhörte Aufgabe — noch im Getöse der Schlachten, bei der Unsicherheit aller Geldwerte und Absatzmärkte sollen die Grundlagen eines neuen Weltverkehrs gelegt werden. Die meisten Staaten werden dabei zunächst geneigt sein, sich freie Hand zu behalten, um von Fall zu Fall gestatten und verbieten zu können und zu sehen, wie der Wagen fahren wird, aber gerade das können wir nicht wollen, denn dann tritt mit großer Wahrscheinlichkeit ein, daß der Kriegsweltbund nach Friedensschluß sich uns gegenüber wieder zusammenfindet, indem die Abneigung gegen Deutschland zu einem System von Wirtschaftsverträgen benutzt wird, an denen wir keinen Teil haben. Wir würden zwar allen diesen Verträgen mit ziemlicher Gelassenheit entgegensehen können, wenn wir ein für allemal ein Meistbegünstigungsrecht erwerben könnten, durch das wir in jeden Sondervorteil, der zwischen zwei Staaten vereinbart wird, von selber eintreten. In diesem Sinne hat im Jahre 1871 Bismarck den von Frankreich gewünschten Meistbegünstigungsparagraphen in den Friedenstraktat aufgenommen, aber eben diesen Paragraphen will jetzt England durchaus nicht gewähren. Wir finden in der interessanten Arbeit von Professor Jastrow über „Völkerrecht und Wirtschaftskrieg" (Breslau, Varus Verlag 1917) eine sehr charakteristische Zusammenstellung des alten § 11 mit dem entsprechenden Absatz der Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz. Der hierher gehörige Wortlaut heißt:

Da durch den Krieg alle Handelsverträge zwischen den Alliierten und den feindlichen Mächten aufgehoben sind und es von hoher Bedeutung ist, daß während der Zeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaues, der der Beendigung der Feindseligkeiten folgen wird, die Freiheit keines der Alliierten durch irgendwelche Ansprüche der feindlichen Mächte auf Meistbegünstigung behindert wird, gehen die Alliierten darin einig, daß die Vorteile dieser Vergünstigung jenen Mächten für eine gemeinschaftlich festzusetzende Anzahl von Jahren nicht zustehen sollen.

Hinzugefügt wird, daß Schäden, die sich für einige Verbündete aus dieser Ablehnung der Meistbegünstigung ergeben können, durch „Absatzkompensationen" ausgeglichen werden, was ein etwas dunkler Ausdruck dafür ist, daß es sich der englische Weltverband, falls es nötig ist, Geld kosten lassen wird, den Russen und anderen ihren etwaigen Ausfuhrverlust zu ersetzen. Ob das möglich sein wird, lassen wir dahingestellt, denn hier genügt es, die Schärfe des Weltfriedensproblems an sich vor Augen zu stellen. Wir müssen auf dem Friedenskongreß den Anfang neuer Verträge in die Hand bekommen, die womöglich allgemeine Weltverträge sein müssen, an denen wir wie alle anderen Nationen teilnehmen. Wenn wir den Kongreß als Ausgeschlossene des künftigen Vertragssystems verlassen, so fehlt gerade für uns ein wesentliches Element des Neubaues. Um unsertwillen müssen wir eine internationale Gesamtabmachung durchsetzen. Sonst ist der Krieg nicht zu Ende.

Georg Ruseler / Gespräche mit einem politischen Einsiedler

I. Eine Grundbedingung der parlamentarischen Regierung.

A.: Nichts ist teurer als ein großer Krieg.

B.: Nichts macht sich für ein ganzes Volk besser bezahlt.

A.: Was ich behaupte, beweise ich am Dreißigjährigen.

B.: Ich auch. Fange du nur an!

A.: Brauch' ich da eigentlich noch zu beweisen? In unserem Vaterlande damals Tausende von Städten und Dörfern verbrannt, die Felder verwüstet, der Viehstand vernichtet, drei Viertel der Einwohner gestorben und verdorben, das Deutsche Reich am Rande des Unterganges —

B.: Ganz falsch! Am Anfange des Aufstieges, unser Reich, das neue Deutsche Reich. Beachte die Tatsache: nur ein Vierteljahrhundert nach dem Westfälischen Frieden schon Fehrbellin!

A.: Brandenburg wäre auch so hochgekommen, auch so hätte sich das Deutsche Reich erneuert.

B.: Niemals. Große Dinge geschehen nur unter dem furchtbaren Zwange gewaltiger Zeiten, die gordische Knoten zerhauen, Ueberliebtes stürzen, verworrene Dinge ordnen. Und wie verworren waren die deutschen Verhältnisse: durch die Eigensucht der deutschen Stämme, durch das Wahlkönigtum der alten Zeit, durch das Unglück der Reformation!

A.: Unglück der Reformation? Lästere nicht die größte Tat, die wir für die Welt getan haben!

B.: Für die Welt, aber nicht für uns. Für uns wäre es vielleicht dann die größte Tat geworden, wenn der Schirmvogt Luthers ein großer Mann war, der herzhaft zugriff, als ihn der Erzbischof von Trier zum deutschen König machen wollte. Dann ward es Karl V.; er verhinderte, daß ganz Deutschland protestantisch wurde, und zu all der politischen Spaltung bekamen wir noch die religiöse hinzu.

A.: Und nun gab es keine andere Lösung als den Dreißigjährigen Krieg?

B.: Keine, und seit jener Zeit haben wir ununterbrochenen Aufstieg.

A.: Ununterbrochenen?

B.: (lachend): Kleine Schwankungen des Wetterglases werden nicht verzeichnet.

A.: Kleine Schwankungen? Der tiefe Fall durch Napoleon?

B.: Aufstieg, Aufstieg, lieber Freund! Verkennen wir nicht den größten Wohltäter Deutschlands, der uns durch seine

Digitized by Google

Siege von 250 Kleinstaaten und vom alten Reich befreit und uns schließlich sogar, was wir sonst niemals bekommen hätten, ein deutsches Nationalgefühl eingeimpft hat.

A.: Wenn du die Dinge so betrachtest, dann zweifle ich nicht, daß du aus dem heutigen Kriege auch das größte Glück herausfindest.

B.: Finden? Brauchen wir denn noch zu suchen? Liegt es nicht schon klar zutage?

A.: Was denn?

B.: Was denn? Daß dieser Krieg endlich bei uns dem Mittelalter ein Ende macht. Er befreit uns vom konservativen Regiment, und das wären wir nicht losgeworden in hundert Jahren ruhiger Entwicklung. Nun fällt das preußische Wahlrecht, ganz sicher, und das kostet uns, welch ein Glück, nicht einmal eine Revolution, sondern nur einen Krieg.

A.: Aber einen großen Krieg.

B.: Einen sehr großen Krieg. Aber das wird nicht die einzige Frucht dieses gewaltigsten aller Kriege sein. Wir befinden uns entschieden auch auf dem Wege zur parlamentarischen Regierung, und wieder — ohne Revolution.

A.: Wir Deutschen sind noch gar nicht reif für solche parlamentarische Regierung.

B.: Ganz recht.

A.: Wir sind noch viel zu uneinig dazu, nicht uneinig durch unsere Einzelstaaten — die haben sich seit 71 niemals hinderlich erwiesen —, sondern durch unsere Parteien.

B.: Durch die Vielheit der Parteien.

A.: Gewiß. Da haben wir verschiedene Fähnlein der Konservativen, der Liberalen und der Sozialdemokraten, und außerdem noch das Zentrum und all die Zwergparteien. Was würde dabei herauskommen? Kein parlamentarisches Regiment, sondern ein parlamentarisches Schaukelsystem wie in Frankreich.

B.: Sehr wahrscheinlich.

A.: Was folgt daraus? Es ist besser, daß die Minister durch den Fürsten kommen, als durch ein unberechenbares Würfelspiel im Reichstag.

B.: Man kann auch anders folgern, nämlich, daß unsere Parteien geeinigt und erzogen werden müssen.

A.: Erziehe du unsere Parteien! Das ist unmöglich.

B.: Das ist sehr leicht möglich, wenn unser Wahlgesetz nur ein klein wenig geändert wird: die Stichwahlen müssen abgeschafft werden.

A.: Wie?

B.: Es muß werden wie in England: bei der Wahl gilt der als gewählt, der die meisten Stimmen erhält, nicht wie jetzt, mehr als die Hälfte aller abgegebenen Stimmen.

A.: Und was würde sich dadurch ändern?

B.: Mit einem Schlage würde unser Reichstag imstande sein, praktische Politik zu treiben. Alle kleineren Parteien müßten ihr Dasein aufgeben und in die größeren aufgehen; sie könnten nicht mehr das unheilvolle Zünglein an der Wage spielen. Alle Verhandlungen, die jetzt kurz vor der Stichwahl sind, müßten dann gleich zu Anfang gemacht werden — eine wohltätige Erziehung zur Einigkeit. Nur was Millionen von Stimmen aufbringen kann, wäre noch berechtigt, und wir hätten einige wenige große Gruppen, Konservative, Liberale —

A.: Jawohl, und Sozialdemokraten. Wahrscheinlich bekämen wir dann einen sozialdemokratischen Reichstag.

B.: Wahrscheinlich nicht.

A.: Und das wäre ein Unglück, eine Gefahr.

B.: Es gibt keine sozialdemokratische Gefahr mehr. Es gibt sozialdemokratische Parteien.

A.: Aber die würden sich wieder einigen.

B.: Wahrscheinlich, aber es fragt sich, wohin. In einem Deutschland ohne Ausnahmegesetze, begründet auf ausgleichender Gerechtigkeit, würde die Sozialdemokratie eine überflüssige Sache sein.

A.: Und das Zentrum?

B.: In einem Deutschland ohne Mittelalter wäre ein Zentrum noch viel überflüssiger.

II. Das allgemeine Wahlrecht.

A.: Da reden wir schon über das zukünftige Deutschland, über das Deutschland nach dem Kriege, und dieser Krieg ist noch nicht einmal gewonnen.

B.: Es ist die Frage, ob er überhaupt noch von jemand gewonnen werden kann; aber er müßte beendigt werden, und das kann nur durch einen neuen Geist geschehen.

A.: Durch einen neuen Geist?

B.: Durch einen neuen preußischen Geist. Lächle nicht. Wir wollen Preußen doch nicht unterschätzen. Durch solchen neuen preußischen Geist, der allem überlegen war, was ihm gegenüberstand, ist 1813—15, ist 1866 erst möglich geworden. So muß auch jetzt Preußen, das vielgescholtene, vielverleumdete, sich freiheitlicher machen als alle seine Gegner: es muß wirklich das allgemeine Wahlrecht geben, wenn es diesen Herbst seine neue Vorlage herausbringt.

A.: Das allgemeine, gleiche, geheime, unmittelbare Wahlrecht, das will es ja.

B.: Nein, das allgemeine, das will es noch nicht. Das hat überhaupt noch keins von den großen Kulturgebieten Europas, nicht einmal das Deutsche Reich.

A.: Aber ich bitte dich!

B.: Es gibt keinen ärgeren Schwindel, als wenn man sagt, allgemeines Wahlrecht, und schließt von vornherein den größeren Teil der Menschheit, den besseren, aus.

A.: Ah so!

B.: Ja.

A.: Aber das geht nicht, man kann den Frauen doch nicht ohne weiteres das Wahlrecht geben! Dafür sind sie noch gar nicht reif.

B.: Sie sind jetzt reifer, als die deutschen Männer es waren, als Bismarck es ihnen gab.

A.: Es geht wirklich nicht. Sieh, ich komme dir nicht mit Gründen, alten Ladenhütern, daß die Frauen ins Haus gehören; ich will ihnen alle Berufe öffnen, wozu sie Kraft und Begabung haben, aber —

B.: Aber der Mann muß doch einen Vorzug haben, nicht wahr?

A.: Ganz gewiß, schon deshalb, weil er es ist, der in diesem blutigen Kriege sein Leben aufs Spiel setzt, weil er den Sieg gewinnen muß.

B.: Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Mann Siege gewonnen hat, aber wenn wir diesen Krieg gewinnen, so geschieht es nur durch die Frau. Soll ich dir das auseinandersetzen?

A.: Ich ahne, was du sagen willst, und ich will gewiß ihr Verdienst nicht verkleinern, aber —

B.: Wieder ein Aber?

A.: Aber die Frau ist nun einmal dem Manne nicht gleich.

Digitized by Google

B.: Nein, ein Professor und die Zöglinge von Hilfsschulen sind auch nicht gleich, und diese werden ebenfalls nicht ausgeschlossen.

A.: Die Frau im ganzen ist dem Manne unterlegen. Alles Schöpferische geht ihr ab. Was hat sie in den Wissenschaften geleistet? Nichts.

B.: Aber in den Künsten?

A.: Auch nichts, höchstens in der Dichtkunst — ein bißchen in Lyrik und Roman und Novelle, im Drama wieder — gar nichts.

B.: Lassen wir den Scherz beiseite, lieber Freund. Auch unter uns Männern sind schöpferische Geister nicht gerade sehr häufig. Davon können wir wirklich das Wahlrecht nicht abhängig machen. Ich glaube übrigens, daß gescheite Frauen häufiger sind als gescheite Männer, und eins können sie ganz sicher: sie können regieren und leiten, nicht nur ihren Hausstand, sondern im Notfall sogar ganze Reiche.

A.: Trotzdem könnte es sehr übel wirken, wenn wir das Wahlrecht der Frauen einführten, in der Familie und auch im öffentlichen Leben. Wenn es auch gefahrlos wäre in den Händen alleinstehender Damen.

B.: Dagegen hättest du nichts? Aber die Ehefrauen sollen es auch haben.

A.: Dadurch käme Zank und Streit.

B.: Ich glaube nicht; der wird kaum dort vermehrt, wo er schon ohne Wahlrecht ist. In 90 v. H. aller Fälle wird die Frau stimmen wie der Mann.

A.: Ich fürchte, der Mann wie die Frau.

B.: Es schadet nicht, wenn sie wirklich gescheiter ist. Ich glaube, beide werden einfach so stimmen, wie ihre Interessen es verlangen.

A.: Aber im öffentlichen Leben werden wir eine unheilvolle Frauenherrschaft bekommen.

B.: Haben das jene Länder denn, die das Frauenstimmrecht schon besitzen? Daß eine solche Herrschaft überhaupt nicht denkbar ist, hast du ja schon bewiesen: es fehlt unter den Frauen wirklich an schöpferischen Geistern.

A.: Aber ihr Einfluß würde ins Ungemessene steigen.

B.: Steigen, sicher. Ins Ungemessene, kaum. Es ist immer diese unsinnige Angst unter uns, freizugeben, loszulassen, zu rechter Zeit. Freigeben, loslassen muß man doch einmal. Man sollte endlich etwas Vertrauen haben, und unbedingt verlassen kann man sich nur auf freie Menschen, nie auf Sklaven.

A.: Das ist die Kehrseite der Geschichte: die Frauen werden überall eindringen und den Männern, den Familienvätern, die besten Plätze wegnehmen.

B.: Das darf freilich nicht geschehen: alles, was eine Familie unterhält, was dem ganzen Volke nützt, muß einen Vorzug haben, und das sicherzustellen, dazu sind die Gesetze da.

A.: Und die sollen die Frauen mitmachen?

B.: Gerade, sie sollen fortan mit *verantwortlich* sein. Das erachte ich als eine Hauptsache im neuen Deutschland, daß auf jeden mündigen Menschen ein Teil *Verantwortlichkeit* fällt, also auch auf die Frauen. Wenn wir durch solch neuen Geist nicht aus dem jetzigen Labyrinth herauskommen, jedenfalls geraten wir dann später nicht so leicht in ein *neues* hinein.

Paul Nathan / Der Freiheitsmaulkorb

Ich spiele lustig meine Flöte
aus bitt'rem Galgenholz . . . . . «
Alter Sang.

Um den Maulkorb, den unsere vierbeinigen Freunde leider tragen müssen, und zwar in Autokratien wie in Demokratien und selbst in der Weltstadt Berlin, handelt es sich nicht. Es steht vielmehr zur Erörterung jener Maulkorb, der dem aufrechtgehenden homo sapiens oft genug angelegt worden ist und angelegt wird von einer hohen Obrigkeit. Das soll ausschließlich geschehen sein und sich noch zutragen nach einer weit verbreiteten Fabel in unfreien Staaten; aber nicht nur in unfreien Ländern üben diese weise Regierungspraxis die beamteten Hüter des Staatswohles, sondern auch in freien, freiesten und allerfreiesten Demokratien, die nach ihrer eigenen wohlerwogenen Ueberzeugung an der Spitze der politischen Menschheitsentwicklung stolz einherschreiten, und die dementsprechend berufen sind, auch den zurückgebliebenen Exemplaren der species generis humani — heute als Boches gemeinhin bezeichnet — den Segen wahrer staatlicher Glückseligkeit zu bringen. Solches aber läßt sich erweisen aus Vorgängen, wie sie im Augustmonat des Jahres 1917 sich zutrugen und die verdienen, für alle Liebhaber politischer Kuriositäten beachtsam aufgezeichnet zu werden.

Also: England, dieses Land alt überkommener staatlicher Freiheit und politischer Erbweisheit — wie der übliche Ausdruck lautet —, sodann die Republik Frankreich, Hüterin glorreicher Traditionen der Revolution von 1789, und weiter Italien, dessen Parlament die Macht hat, so viele Ministerien zu stürzen wie ihm beliebt, und endlich die Vereinigten Staaten von Amerika, die berufen sind, mit ihrem Freiheitsideal die Welt zu erleuchten, wie das gleichzeitig auch durch das Blinken ihrer ungezählten Dollars geschieht — sie alle die gepriesenen „Demokratien des Westens" haben beschlossen, ihren Untertanen — Verzeihung, ihren freien Bürgern — zu verbieten, nach Stockholm zu gehen, um daselbst mit den Abgesandten anderer Nationen über die Möglichkeit zu beraten, den Friedensschluß zu beschleunigen.

Die innerste Bedeutung dieses Vorganges ist schwer in geziemende Worte zu fassen, und so entstehen solche Widersprüche und Widersinnigkeiten wie die, daß freien Bürgern freier Demokratien, deren Gesinnungsgenossen als anerkannte patriotische Führer der Nation in den Ministerien sitzen, und daß Männer, die selbst Mitglieder demokratischer Ministerien sind, gleichwohl zwangsweise verhindert werden, ihren nationalen Patriotismus und ihre völkerbeglückende demokratische Gesinnung nach Stockholm über die Grenze zu tragen. Der Widersinn steckt aber zweifellos nur in den Worten, denn daß drückende Gesinnungsvergewaltigung und politische Freiheit gleichwohl untrennbar zusammengehören und sich in einer höheren Einheit zusammenfinden, dürfte sicherlich eine Wahrheit sein, die nur zurückgebliebene Nationen weder klar zu verstehen noch gläubig zu ahnen vermögen.

Im Namen der demokratischen Freiheit ist also eine Aussprache zwischen sozialdemokratischen Ministern Frankreichs und Englands und ihren Anhängern auf der einen Seite und einer Anzahl sozialdemokratischer Sterblicher aus den Mittelmächten auf der anderen Seite verpönt. Aus dieser Tatsache ergeben sich einige bemerkenswerte Folgerungen.

Da das Verbot von erleuchteten demokratischen Mi-

Digitized by Google

nistern und Staatslenkern erleuchteter Demokratien erging, so ist es unzweifelhaft von zwei Gesichtspunkten diktiert: von der Liebe zum eigenen demokratischen Volke, dem seine Freiheit nicht verkümmert werden darf, und von der Liebe zur gesamten Menschheit, die mit der Freiheit, die die fortgeschrittensten Völker besitzen, begönnert werden soll. Nun hat man die Knechtsgesinnung, die leider noch in einem allzu großen Teile Europas herrscht, als eine überaus ansteckende Krankheit in den besten politischen Laboratorien zu London, zu Paris, zu Rom und zu Washington erkannt. Lloyd George, Poincaré, Ribot, Sonnino und Wilson haben bereits einwandfrei den entsprechenden Krankheitserreger von höchster Verulenz festgestellt. Er kann zunächst die so überaus verderbliche, nüchterne Selbsterkenntnis erzeugen, worauf Anfälle von kritischer Auflehnung gegen die allerheiligsten Phrasen der westlichen Demokratien zu erwarten sind; dann unter Umständen Zusammenrottungen ganzer Scharen solcher unglücklichen Kranken, die tobsüchtig eine neue und andere Freiheit und eine neue und andere Weltbeglückung wie die ortsübliche fordern; ein Beweis völligen geistigen Zusammenbruchs, da es eine andere Freiheit und eine andere Menschheitsbeglückung wie jene, die Herr Lloyd George und seine Freunde anstreben, doch augenscheinlich nicht gibt und nicht geben kann. Den Gefahren einer solchen Ansteckung und den Gefahren der Einschleppung ins eigene Land und vor allem ihrer Weiterverbreitung daselbst muß aber natürlich im Interesse der höchsten Ideale der Menschheit mit allen Mitteln entgegengewirkt werden, und das Verbot der Reise ist um so erklärlicher und um so begründeter, da es nach den neuesten Untersuchungen zweifellos sein dürfte, daß Menschen mit idealistischen Neigungen, wie die Sozialdemokraten, denen die notwendige Verhornung der Gehirnwindungen vielfach fehlt, der schwersten Ansteckung besonders ausgesetzt sind.

Müssen schon die eigenen Demokratien vor solcher schweren Ansteckung geschützt werden, so wäre es doch andererseits unmenschlich, die zurückgebliebenen Massen Mitteleuropas in ihrem jetzigen, trostlosen Zustand zu belassen. Darüber waren sich jene erleuchteten Europäer und Amerikaner, die nach Stockholm gehen wollten, und jene weisen Hirten, die sie nicht ziehen lassen mochten, durchaus einig. Nur in bezug auf die Heilmethode, die aus Menschlichkeit die einen und natürlich auch die anderen zu üben für zweckmäßig erachten, gingen die Ansichten auseinander, wie das bei den vortrefflichsten Aerzten — solchen der Politik wie der Medizin — wohl zu geschehen pflegt.

Die einen stehen auf dem Standpunkt, daß die Krankheit durch den Austausch weiser Reden geheilt werden kann. Das ist ein Irrwahn, vergleichbar der Annahme innerafrikanischer Negerstämme, die behaupten, daß ein Leiden durch das Auflegen von Zetteln, beschrieben mit wunderkräftigen Sprüchen, zu beseitigen sei. Die anderen sind Anhänger der Methode: „Mit Feuer und Schwert", und sie haben die größten Erfolge bereits erreicht; denn es ist erwiesen, daß die Hunderttausende mittels Granaten und Kartätschen und ähnlicher Medizinen gründlich behandelter Mitteleuropäer, die in den Gräbern liegen, segensreich von ihrer eigenen Krankheit befreit sind, und eine Ansteckungsgefahr für die edlen Demokratien des Westens nicht mehr bieten. Ist solches aber, wie es zweifellos möglich, unter Beweis zu stellen, so muß im Interesse der erleuchteten Menschheit, wie im Interesse der armen Kranken in den Ländern der Mitte von der verfehlten Kurmethode abgesehen werden, und es ist notwendig, die Anwendung dieser Kurmethode zu verbieten und einen Freiheitsmaulkorb jenen anzulegen, die sich der Ansteckungsgefahr aussetzen wollen. Nur so sind sie vor schwerem Schaden zu bewahren.

Daß dieser Freiheitsmaulkorb mit dem gemeinen Maulkorb der Unfreiheit aber auch nur irgendeine Aehnlichkeit habe, das ist eine Behauptung, ausgebrütet in der Unkultur Mitteleuropas.

* * *

Es liegt eine erhebliche Reihe von Jahren zurück, da besuchte eine Anzahl radikaler deutscher Politiker England. Sie wurden von ihren Gesinnungsgenossen jenseits des Kanals auf das freundlichste begrüßt. Man tauschte Gedanken aus über Probleme und Menschen, und die Rede kam auch auf Lloyd George. Die Deutschen, die ihn aus seinen Reden und Veröffentlichungen kannten, beglückwünschten die Engländer zu diesem ungewöhnlichen Menschen voll moderner Ideen. Da erwiderten die Engländer verblüffenderweise: Will you have him, take him! (Wollt ihr ihn haben, so nehmt ihn hin!) Heute wären wir nicht verblüfft, und wir würden sagen: Verbindlichsten Dank, von dieser Sorte besitzen wir auch einen genügenden Vorrat für unseren Bedarf, freilich mit dem Unterschiede, daß die unseren glücklicherweise noch Stümper im Missen auch und in der Verwertung der demokratischen Phrase sind.

* * *

Mit dem Begriff der Demokratie wird sich die heraufziehende Zeit auseinanderzusetzen haben; sie mag wollen oder nicht. Man gibt die Zukunft des Staates nicht den Millionen Soldaten in die Hand, um ihnen dann zu sagen: Ihr, die ihr für den Staat geblutet und den Staat gerettet habt unter Hingabe eurer letzten Kräfte, ihr habt wie abgedankte Söldner zu schweigen und zu dulden, wenn die Zukunft dieses selben Staates, der der eure ist, im Frieden geregelt werden soll. Undenkbar! Die Welt wird demokratischer werden, aber ob gerade nach dem Vorbild jener Mächte, die sich heute die demokratischen nennen? Die demokratische Phrase hat dank Wilson, Lloyd George und den anderen in Republiken und in Monarchien langsam ein höchst schäbiges und anstößiges Aussehen angenommen; denn wir kennen jetzt das Wesen vom Schutze der kleinen Nationen, wenn wir auf Griechenland und Portugal blicken; wir wissen, was die Befreiung der unterdrückten Nationen zu bedeuten hat, wenn wir auf Irland, auf Aegypten, auf Indien blicken, und die demokratische Freiheit im Innern wird demonstriert mittels jenes Erlasses, durch den die Beherrscher der glanzvollsten Demokratien von gestern ihren Ministerkollegen und ihren Mitbürgern die Stockholmer Reisestrapazen ersparen.

Für einen Freiheitsmaulkorb nach dieser Mode sind die Schädel in Deutschland glücklicherweise zu eckig, und es ist zweifellos, daß auch im Westen diese Tracht immer größeren Massen zu mißfallen beginnt, obgleich noch so laut die Reklame sie als die einzig mögliche und menschenwürdige anzupreisen sich bestrebt. Das politische Modell von morgen wird gleichwohl ein anderes sein. Sicher ist es nicht der erobernde Imperialismus, ob er nun mit demokratischem oder monarchistischem Flitter umhangen ist, und in dem Augenblick, da die Völker im Osten und Westen sich von altem Flitterkram nicht mehr blenden lassen und sich auf die Gemeinsamkeit ihrer europäischen Kultur und auf die unabänderliche Gemeinsamkeit ihrer Zukunft in Freud und Leid besinnen, da beginnt die Friedenssonne aufzugehen.

Digitized by Google

E. A. Bratter / Der Prozeß Hone und die Unterdrückung der Freiheit in England

Einer der berühmtesten englischen Staatsprozesse, die strafgerichtliche Verfolgung des Buchhändlers William Hone, hat sich vor hundert Jahren, Ende 1817, abgespielt. Die Erinnerung an diesen denkwürdigen Prozeß wachzurufen, ist nicht nur durch das Jubiläumsdatum gerechtfertigt; der Fall Hone weist Wesenszüge auf, die ihn gerade jetzt sehr lehrreich erscheinen lassen, und die zu ganz aktuellen Betrachtungen anregen.

Es handelte sich in dem Fall Hone um die jedem Engländer durch die Magna Charta gewährleisteten bürgerlichen Freiheiten, insbesondere um die Freiheit der politischen Meinungsäußerung; Freiheiten, die, wie manche Engländer heute klagen, durch den jetzigen Krieg verlorengegangen sind. „Der Krieg", sagte der frühere Minister Runciman, ein Liberaler, kürzlich in Bradford, „hat uns nicht nur Schmerzen und Leiden gebracht, sondern auch den Verlust der Freiheiten, deren wir uns im Frieden erfreuten. Es gibt jetzt keine Preßfreiheit mehr, obwohl dies die Grundlage unserer politischen Freiheit gewesen ist. Auch die Freiheit der Rede ist jetzt lange nicht das, was sie vor dem Kriege war, und wir haben uns ferner eine Einschränkung der Freiheit der Person gefallen lassen müssen. Aber wir Liberalen wollen nicht, daß unsere bürgerliche Freiheit vollkommen zerstört wird; auch nicht im Kriege."

Noch weiter ging Viscount Harcourt, gleichfalls ein ehemaliger liberaler Minister, der am 30. Juni d. J. in öffentlicher Rede mit der Revolution drohte, falls die jetzigen Machthaber Englands daran dächten, ihre autokratische Herrschaft auch nach dem Kriege fortzusetzen.

Genau dieselben Zustände herrschten in England zur Zeit des Prozesses gegen den Buchhändler Hone. Es war die Zeit, die den zwanzigjährigen Kämpfen gegen Napoleon folgte; die politische und wirtschaftliche Lage des Landes gab den freiheitliebenden Männern Anlaß zu den schwersten Besorgnissen. Aber gerade der Prozeß Hone zeigte, daß die Engländer von 1817 jedem Versuche, ihre bürgerlichen Freiheiten einzuschnüren, mannhaften Widerstand entgegensetzten. Ob ein Prozeß Hone, der sich heute abspielen würde, den gleichen, für die Freiheit so bedeutungsvollen Ausgang nehmen würde, ist sehr fraglich. Heute läßt England das Ausschalten des Parlaments durch die Machthaber, die Nichtachtung der Rede- und Preßfreiheit stumpf über sich ergehen. Um das Tempo dieses Rückschrittes beurteilen zu können, ist die Erinnerung an den Staatsprozeß von 1817 immerhin nützlich.

Der Krieg mit seinem Drange nach Kraftvereinigung hatte der Regierung die Diktatur aufgenötigt, und das beim Friedensschluß an der Spitze der Geschäfte stehende Tory-Ministerium Liverpool-Castlereagh-Eldon schien nicht gewillt, sie aufzugeben, solange sie sich noch behaupten ließ. Die Nationalschuld war auf 900 Millionen Pfund gestiegen; daher gestaltete sich, zumal bei der großen Heeresstärke, der Ausgaben-Etat hoch und die Besteuerung drückend. Der Markt des Festlandes erwies sich trotz der Aufhebung der Kontinentalsperre nicht mehr so zugänglich wie ehemals. Die harten Korngesetze, zugunsten einer bevorzugten Klasse erneuert, machten das Brot teuer. Bei großem Angebot und geringer Nachfrage lohnte die Fabrikarbeit nicht genügend. Es fand eine übermäßige Anhäufung von Reichtum statt ohne angemessene Verteilung. Der Mittelstand, die Blüte des englischen Volkes und das wahre Element besonnener Anschauung, sank sichtlich, Not und Elend griffen weit um sich.

Unter solchen Verhältnissen gewann der Mißmut, gewann die Agitation gegen die regierenden Männer Raum. Vergeblich war der weitschauende Gründer der sogen. utilitarischen Schule, Jeremias Bentham, für zeitgerechte und durchgreifende Reform eingetreten. Unzureichend und erfolglos erschienen die gesetzlichen Bestrebungen liberaler Whigs, eines Earl of Grey, eines Burdett und Romilly. So entstand denn auch auf englischem Boden eine demokratische Partei, und Demagogen, wie Hunt und Cobbett, rücksichtslos in der Wahl ihrer Mittel und in ihrem Verfahren zum Aeußersten entschlossen, erhielten das Uebergewicht. Es kam zu Tumulten, zum Aufruhr. Es fanden Verurteilungen zu schwerer Kerkerhaft statt.

Die Regierung ihrerseits ließ es unter Zustimmung des Parlaments an kräftigen Maßnahmen nicht fehlen. Sie suspendierte die Habeas-Corpus-Acte, erneuerte das Gesetz gegen geheime und aufrührerische Versammlungen, bedrohte die Verführung von Soldaten mit der Todesstrafe und dehnte das Hochverrats-Statut Eduards III. auf Anschläge wider den Regenten und auf Versuch der Einschüchterung des Parlaments aus. Der freien Rede wurde ein Zaum angelegt. Polizeigewalt bestätigte sich allenthalben. Niedrige Angeberei kam zu Ehren. Man bediente sich, wie es nachgerade erwiesen wurde, der Dienste der verächtlichsten Schürer und Hetzer. Lord Sidmouth, der Staatssekretär des Innern, erließ an die Lordlieutenants der Grafschaften ein Rundschreiben des Inhalts, daß die Friedensrichter jede Person, die vor ihnen eidlich der Veröffentlichung einer aufrührerischen oder gotteslästerlichen Schrift beschuldigt wurde, verhaften dürften, ohne erst, wie es sein sollte, die Versetzung derselben in den Anklagestand durch den Spruch der großen Jury abzuwarten. Bei solchen Eingriffen in Wesen und Kern der Verfassung schienen die finsteren Zeiten der Stuarts wiedergekommen zu sein. Gewalt ging vor Recht. Die Bestürzung hierüber war allgemein. Cobbett, der einflußreiche Herausgeber eines weitverbreiteten Volksblattes, floh nach Amerika, um, wie er sagte, eine „Geschichte der letzten Tage der englischen Freiheit" zu schreiben.

Von jetzt ab verfolgte die Regierung unerbittlich die Verfasser und Verkäufer oppositioneller Druckwerke. So kam es denn auch zum Prozeß Hone. Wer war Hone? Ein Buchhändler und Antiquar, der nebenher auch literarisch arbeitete. Ein Mann ohne Grade und Würden, dessen Geschäfte schlecht gingen, der in seinem Leben schon vielerlei versucht hatte, ohne es zu einem Erfolge gebracht zu haben. Ein Gewerbetreibender minderer Gattung, der bereits im Schuldgefängnisse gesessen, dürftig, ohne Aussicht auf Emporkommen, dabei Vater vieler Kinder. Vergraben unter alten Büchern, schrieb er in seinem kleinen, dunklen Laden zu Old Bailey für Zeitschriften. Dies war der Mann, der, bisher unbekannt, wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben, sich mit kühnem Freimut gegen die Machthaber des Landes wendete. Seine galligen Schmähschriften gingen von Hand zu Hand.

Eines Tages wurde Hone ohne jede Vorprozedur verhaftet. Am 18. Dezember fand die erste Gerichtsverhandlung gegen ihn statt. Sie fand in der Guildhall statt. Abbot, ein Bruder Lord Colchesters, präsidierte. Die Anklage lautete auf „Veröffentlichung eines gottlosen Ausfalles gegen den Katechismus, das Glaubensbekenntnis und das Gebet des Herrn". Von einem politischen Vergehen, um dessentwillen sie in Wirklichkeit erhoben wurde, war darin keine Rede. Der Staatsanwalt Sir Samuel Spepherd betrieb seine Sache mit allem Nachdruck.

Vor die Richter in ihrer reichen Amtstracht und mit ihren feierlichen Mienen trat der ärmlich gekleidete, gedrückte, in sich selbst zusammengesunkene Angeklagte. Er war zu arm, um sich einen Verteidiger zu nehmen. Ungeübt der Rede, nicht gewöhnt an die Oeffentlichkeit und wenig vertraut mit den verwickelten technischen Formen, die im englischen Rechte eine so erhebliche Rolle spielen, schien er selbst von einem glücklichen Ausgange seiner Sache wenig zu halten. Anfangs verschüchtert, faßte er sich jedoch bald. Er erhob Beschwerde über die Strenge, mit der man ihn behandele, über die hohen Gerichtskosten, die man ihm zumute, über die Versuche, die Geschworenen wider ihn einzunehmen. Sechs Stunden dauerte seine Verteidigungsrede. Er bezeichnete sich als einen ehrlichen, rechtgläubigen Christen, als einen überzeugten Anhänger der gottentströmten Lehre, deren höchstes Gebot Duldung und Liebe sei. Er erklärte, daß seine Angriffe der Regierung galten und nicht der Religion. Er berief sich darauf, daß Parodien noch niemals verfolgt worden seien. Er wies auf Luther hin, den Vorkämpfer freier, kritischer Sprache, den Papst Leo X. durch Verheißung einer reichen Pfründe das Wort habe abschneiden wollen, auf Canning, der unbeanstandet das Buch Hiob travestiert habe. Immer belesener zeigte sich der

Digitized by Google

kleine, unscheinbare, wenig sympathisch aussehende Mann, immer gewandter in der Fertigkeit, sein Wissen zu verwerten, immer klarer in der Fügung seiner Rede. Staatsanwalt und Richter griffen wiederholt ein, sie unterbrachen den Angeklagten, suchten ihn zu verwirren und einzuschüchtern. Sie erklärten es für eine schlechterdings nicht zu umgehende, für eine heilige Pflicht der Geschworenen, das begangene Verbrechen wider die Religion zu verdammen. Sie überboten einander in Heftigkeit und leidenschaftlicher Parteinahme. Vergebens. Nur wenige Minuten dauerte die Beratung der Volksrichter, und dann sprachen sie William Hone von der ihm beigemessenen Schuld frei.

Doch dabei ließ es die Regierung keineswegs bewenden. Schon am 19. Dezember wurde Hone wieder vor Gericht, diesmal vor den Hof der Kings Bench, gestellt. Der Lord-Oberrichter Ellenborough übernahm selbst den Vorsitz. Eine Spottschrift mit dem Texte der Litanei, deren Responsen jedoch die Bitte um Erlösung vom Regenten und vom Parlament enthielten, bildete nunmehr den Gegenstand der Anklage. Hone verteidigte sich auch dieses Mal ruhig und gelassen. Er überschritt nie die Grenzen des Ziemlichen. Er stützte sich auf starke Präzedenzfälle. Er wies nach, daß zur Zeit der Stuarts die Rundköpfe von den Kavalieren in der ungezügeltsten Weise, und eben im Wege der Litaneien, verspottet worden seien; und dies habe damals der Regierung keineswegs mißfallen. Er räumte ein, daß seine Schriften den herrschenden Klassen recht unbequem sein mögen und von deren beschränktem unliberalen Standpunkte aus höchst verwerflich; aber sie seien nicht gegen die Gesetze seines Vaterlandes gerichtet, die er achte, noch weniger gegen die göttliche Satzung, der er sich mit Demut beuge. Der Lord-Oberrichter, sichtlich erzürnt, versuchte es, Hone im Gebrauche seiner Worte einzuschränken, behandelte ihn rauh und wegwerfend. Die Geschworenen belehrend, stellte er die inkriminierte Schrift als das profanste, allergottloseste Werk eines elenden Pamphletisten hin. Doch die Jury war anderer Ansicht; sie sprach trocken und unumwunden ihr „Nichtschuldig".

Noch immer beharrte voll Haß und Ingrimm die Regierung auf ihrem Vorhaben. Am 20. Dezember hatte sich Hone neuerdings vor Gericht zu verantworten. Eine andere Jury — man hoffte, denn doch endlich eine gefügige zu finden — sollte über ein anderes seiner Vergehen urteilen. Die Anklage betraf „das Glaubensbekenntnis des Sinekuristen"; sie bezeichnete die Schrift als eine „schändliche Parodie".

Hone schien nunmehr der Wucht der stets neu heranstürmenden, unablässigen Verfolgung zu erliegen. Er machte den Eindruck eines gebrochenen Mannes. Als er das Wort erhielt, rang er sichtlich nach Besinnung und Atem. Verschüchtert bat er um fünf Minuten Zeit. Ellenborough verweigerte sie und forderte ihn, der nach all den erlittenen geistigen Torturen zu Ende kommen wollte, spöttisch auf, falls er es für angemessen erachte, die Vertagung des ganzen Verfahrens anzusuchen. Da verließ den Angeklagten die Geduld; enkrüstet brach er in die Worte aus: „Nein, ich stelle dies Gesuch nicht!" Und nun richtet er sich zu seiner vollen Höhe empor, seine Gesichtszüge klären sich, sein Auge flammt, und eine mächtige Flut beredter Worte entströmt seinen Lippen. Er klagt über die harte, die unmenschliche Behandlung, ohne Beispiel seit den Zeiten des verruchten Jeffrey (auch eines Lord-Oberrichters), eine Behandlung, die ein englischer Gerichtshof vor englischen Geschworenen einem englischen Vollbürger zu bieten wage. „Meine Mitbürger", ruft er, „haben über mich zu entscheiden. Se. Herrlichkeit sitzt dort, um ihren Spruch zu empfangen." Und als Hone im Verlaufe seiner weiteren Verteidigung wider die Behauptung der Anklage die Authentizität des anastasischen Glaubensbekenntnisses bestreitet, nennt er voll Hohn als Zeugen für seine Auffassung einen Mann, den man nicht vornehm beiseite schieben könne, den — Vater Lord Ellenboroughs, den Bischof von Carlisle. Da sinkt — die Berichterstatter heben die überwältigende Wirkung dieses Arguments hervor — wie vom Blitze gerührt der Lord-Oberrichter in seinem Stuhl zurück; er ist es nun, der um Schonung bittet. Die Geschworenen aber sprachen, ohne weiter zu zögern, den Angeklagten jeder Schuld los und ledig.

Hone wurde nun wie im Triumphe nach Hause gebracht. Man gab sich der Freude über den Ausgang der Sache unverhohlen und stürmisch hin. Man bewunderte den Mann aus dem Volke, der, auf seine eigenen, anscheinend geringen Hilfsmittel beschränkt, der gewaltigen Macht der obersten Kronräte standgehalten, ohne Beistand eines Gesetzkundigen drei unmittelbar aufeinander folgende Anklagen entkräftet, nie die Ruhe und die Gegenwart des Geistes verloren hatte. Der Lord-Oberrichter, gedemütigt und tief verletzt, nahm seine Entlassung. Man sammelte für Hone und brachte einen reichlichen Betrag auf. Er zog sich nun in die Stille des Privatlebens zurück; wenn er auch zu schreiben fortfuhr, hat man nichts Belangreiches mehr von seinem öffentlichen Wirken vernommen.

Der Prozeß Hone, der eine starke Maßnahme des Zwanges sein sollte, wurde eine starke Handhabe der Freiheit. Er sollte die Gewalt der Regierenden kräftigen, und er schwächte sie. Erfolglos setzten die Minister ihre reichen Machtmittel ein. Vergebens wurde gemahnt und gewarnt. Umsonst hatte man das so ausgeprägte, empfindliche religiöse Gefühl der Engländer angerufen, hatte man wider den armen, gequälten, in Angst sich verzehrenden Gefangenen alle juristischen Ränke und Winkelzüge aufgeboten. Die überschäumende Gehässigkeit der Anklage fand den stärksten Gegentrieb bei den Geschworenen. Sie sympathisierten schlechterdings nicht mit der Sache des Beschuldigten an sich; sie fanden, wenn sie ihr Gewissen ernst befragten, unzweifelhaft vieles an seiner Handlungsweise, was herben Tadel und strenge Zurückweisung erforderte. Aber sie durchschauten die Tendenz des Verfahrens und traten in der Art aufgeklärter, unabhängiger Männer auf. Sie hielten sich weniger an den Ausfluß des Rechts, als an dessen Urquelle, weniger an die leicht erstarrende Form des Rechts, als an seinen belebenden Geist.

Was aber den freien Ausdruck des Gedankens betrifft, diesen eigentlichen Angelpunkt des Rechtsverfahrens gegen Hone, hatten die mannhaften Doktrinen Junius', des großen Unbekannten, Gehör und Beachtung gefunden: „Laßt es in eure Seele geschrieben und euren Kindern eingeprägt sein, daß die Freiheit der Presse die Schutzwehr aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte ist."

Margarete Rothbarth / Krieg und Volkskunde

I.

Wenn man sich die Definition, die Mogk von der Wissenschaft der Volkskunde gibt, ins Gedächtnis zurückruft: „Volkskunde ist die Kenntnis der Volksseele, wie sie sich in der Anlage von Haus und Hof, in der Tracht, in Sitte und Brauch, in Glaube und Recht, in der Sprache und Dichtung des schlichten Mannes äußert", so wird es einem sofort klar, daß der Weltkrieg auf eine ganze Reihe dieser Gebiete eingewirkt hat. Während man sonst bei der volkskundlichen Forschung in der Hauptsache sich bemüht, durch Erhebungen und Fragen und durch genaue Untersuchung des so gewonnenen Materials fast vergessenen Vorstellungskreisen auf die Spur zu kommen und dabei oft Klagen hört, daß das Leben des Volkes durch das Aufgeben vieler alter Bräuche und Ueberlieferungen an Farbigkeit und Schönheit verloren habe, so sucht man jetzt vor allem in die Gefühls- und Gedankenwelt der Zeitgenossen, die dadurch zum Mittel und zum Zweck der Forschung werden, einzudringen. Denn man steht jetzt vor etwas Neuem und Unbekanntem. Der brutale Einschnitt im Leben der meisten, den der 1. August 1914 bezeichnet und dem manche seelisch Ungefestigten nicht gewachsen waren, hat Fäden zerrissen und dafür andere neue geknüpft. Und die zermürbenden drei Kriegsjahre, die auf diesem Grunde in diesem Sinne weiter gearbeitet haben, führen zu der

Digitized by Google

Frage: Wie antwortet die Seele des Volkes, die Gesamtheit der einfachen und unkomplizierten Denkvermögen auf das überwältigende, erschütternde, alle Kausalität durchbrechende Ereignis des Weltkrieges? Erschöpfendes läßt sich vom Standpunkt des Volkskundlers (der ja nur ein beschränktes Gebiet hat und nicht Psychologe von Fach ist) nicht sagen; am meisten noch über den Soldaten, der ja jetzt unter ganz besonderen Bedingungen des Daseins steht und der naturgemäß daher in weit größerem Maße Objekt der Forschung ist als der Daheimgebliebene. Dabei wird sich zeigen, daß nicht alles so einfach und sinnig liegt, wie die Familienblattschilderungen den „wackeren Feldgrauen" zu zeichnen lieben, bei denen vom Aberglauben und den Nachtseiten der menschlichen Seele nichts zu merken ist; doch gibt es daneben auch erfreuliche Dinge zu beobachten, wie totgeglaubte schöpferische Kräfte des Volkes plötzlich ihre volle Lebensfähigkeit beweisen.

So hat sich, freilich in Anlehnung und Ausnutzung abergläubischer Motive, die sagenbildende Kraft der Volksphantasie, die man verschwunden glaubte, wieder bewährt. In vielen Zeitungen machte eine Erzählung die Runde, wonach eine Frau schon vor dem Beginn des Weltkrieges dessen Ausbruch richtig prophezeit habe; man habe sie ungläubig dann auch nach dem Datum des Friedensschlusses gefragt, das sie auch angegeben, aber gleichzeitig hinzugefügt habe, daß sie es nicht erleben werde, denn sie sterbe am 10. Januar. Und tatsächlich sei die Frau an dem bewußten Datum gestorben, man könne also hoffen, daß auch ihre Friedensprophezeiung in Erfüllung gehe. Leider ist es allen Nachforschungen nicht gelungen, den Namen der Frau oder wenigstens des Gewährsmannes in Erfahrung zu bringen — jeder, der die Geschichte berichtete, hatte sie von einem anderen, dem wieder ein anderer erzählt hatte usw. Interessant ist aber, daß diese Sage über ganz Deutschland verbreitet ist. Aus Konstanz, Lörrach, Offenburg, dem Elsaß, Dresden, dem Erzgebirge, Westfalen, Friesland, Hessen, Frankfurt a. M., von überallher wird dasselbe berichtet, nur daß nicht immer eine Frau, sondern daneben auch ein Büble, ein Schulmädchen, ein Schäfer diese seltsame prophetische Gabe besessen haben sollen. Aber die merkwürdige Sage ist noch viel weiter verbreitet. Man spricht in der Ethnographie von dem „Völkergedanken", d. h. von der Tatsache, „daß bei primitiven Menschen, die von den Ereignissen aus der sie umgebenden Natur ganz beherrscht werden, die also nur die assoziative Denkweise kennen, mit eiserner Notwendigkeit gleiche religiöse Vorstellungen entstanden sind (z. B. die Sage vom bergentrückten Kaiser, die Gaben im Grab usw.)". Und für das Bestehen dieser seelischen Erscheinung liefert im 20. Jahrhundert diese Sage einen Beleg. In ganz ähnlicher Fassung wie in Deutschland ist sie auch aus Frankreich und England überliefert, genau die gleichen Züge: Vorhersagen des Friedensdatums, das man aber nicht mehr erlebt, da man schon um den eigenen Tod weiß, der dann auch an dem bewußten Datum eintritt; nur die Nebenumstände variieren etwas. Man könnte sicherlich, wenn die Ueberlieferung jetzt nicht so spärlich flösse, ähnliches aus den anderen kriegführenden Staaten berichten. Nah verwandt damit ist jedenfalls die aus Serbien und Rußland belegte Sage, wo einem Soldaten sein ebenfalls im Feld stehender Bruder im Traum erscheint und ihm seinen soeben eingetretenen Tod (was sich später auf die Stunde genau als richtig herausstellt) sowie das Datum des Friedensschlusses mitteilt. Ganz ähnlich wird von einer Zigeunerin in Köln und im Eisenbahnwagen Graz—Budapest und von einer Trambahnschaffnerin in München und Cherbourg erzählt, daß sie das Friedensdatum prophezeit und vorher die ungläubigen Zuhörer dadurch überführt habe, daß sie einem von ihnen auf Heller und Pfennig genau anzugeben wußte, wieviel Geld er in der Tasche hatte.

Bei all diesen Sagen ist die psychologische Erklärung sehr einfach: der Wunsch, etwas über den Frieden zu erfahren, ist der Vater der Erfindung. Schon in den ersten Kriegstagen dachte man daran, wann wohl das Ende kommen möge. Und da die politischen Voraussichten und Berechnungsmöglichkeiten versagten, hat man auf Umwegen, durch Zahlenmystik und kabalistische Künste, oft nur durch allgemeine Formeln das erlösende ersehnte Datum zu finden geglaubt. Der 17. August, der 11. November, der 6. VI. 16 (wegen der drei Sechser!), der 28. April, „wenn die Kirschen blühen" — das alles wurde von abergläubischen Seelen sofort aufgegriffen. In einem französischen Dorf soll es eine wundersame Glocke geben, die drei Monate vor dem Friedensschluß des Krimkrieges und drei Monate vor dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges herabgefallen sei — vor längerer Zeit hat sie für gläubige Herzen nun auch das Ende dieses Krieges angekündigt. Auch über das Wo der Entscheidungsschlacht laufen im Volke die merkwürdigsten Gerüchte herum. Da dieser Krieg der schrecklichste und blutigste der Weltgeschichte ist, erkennt es in ihm den letzten großen Kampf, den nach alten Sagen alle Völker miteinander kämpfen werden. Dieses Ringen findet statt am Birkenbaum in Westfalen, auf dem Walserfeld bei Salzburg, dem Bißfeld im Aargau, dem Ochsenfeld bei Sennheim. Poetisch schöne Züge stehen in der furchtbaren Schilderung dieser grauenvollsten aller Schlachten: So wenig Leute sind nach dem Krieg noch am Leben, daß in Luzern die wilden Rosen in die Fenster hineinwachsen; so viel Blut fließt die Lüssel (einen Schweizer Bach) herab, daß es die Mühle zu Büsserach allein zu treiben vermag; die Soldaten schlachten eine rote Kuh, doch haben sie nicht soviel Zeit, nun davon zu essen; ein Mädchen im roten Rock läuft als letzte über den Bach, doch wird auch es erschossen.

Wenn bekanntlich schon immer die Menschen dazu neigten, Versuche zu machen, das Rätsel der unbekannten Zukunft zu lösen, so ist es natürlich doppelt klar, daß die gesteigerte Spannung der Kriegszeit, die Ungewißheit über das, was der nächste Tag dem Vaterlande, den liebsten Menschen und der eigenen Person bringen würde, manch einen, der sonst fest auf der wohlgegründeten Erde stand, dazu verführte, auch einmal den Versuch zu wagen, den Vorhang zu heben, hinter dem sich eine Fülle von Trauer oder Freude bergen konnte. Aus dieser psychologischen Vorbedingung erklärt es sich, daß Kartenlegerinnen und Zukunftsdeuterinnen einen Zulauf hatten wie nie zuvor. Besonders Frauen, die einen teuren Angehörigen im Felde hatten, gehörten zu der Kundschaft dieser Sibyllen unserer Zeit, aber auch Männer fragten diese unsicheren Orakel um Rat. Offen und dreist machten sich zu Beginn des Krieges die Ankündigungen in den Zeitungen breit — verschiedene Generalkommandos sind jetzt ernergisch gegen diesen Unfug, der oft böse Folgen hatte, eingeschritten. Und es mehren sich auch die Fälle, wo man von der gerichtlichen Belangung dieser Unheilstifterinnen liest — das Gesetz bietet freilich vorläufig außer dem Paragraphen über groben Unfug keine Handhabe gegen sie. Die berühmteste dieser dunklen Zunft, die große Pythia von Paris, die sich im klassischen Unverstand Madame de Thèbes nannte, ist kürzlich gestorben. Sie war

Digitized by Google

insofern wenigstens eine richtige Prophetin, als man aus ihren dunklen Sprüchen herauslesen konnte, was man wollte; vor allzu genauen Weissagungen hüten sich diese modernen Zukunftsdeuterinnen wohlweislich, denn nur zu oft haben sich die Ereignisse anders benommen, als man ihnen vorgeschrieben hatte.

Vieldeutigkeit und Dunkelheit sind auch die Kennzeichen jener Prophezeiungen, die nicht um das Schicksal eines einzelnen, sondern ganzer Völker wissen. Oft handelt es sich hier um uralte Ueberlieferung, die längst vergessen war und nun infolge der Kriegsereignisse ihre Auferstehung feiert. Aus längst vergangenen Tagen stammen ja die Gedanken von dem tausendjährigen Reich, von dem Kaiser, der einst aufstehen und sein gedemütigtes oder bedrängtes Volk zu Macht und Sieg führen wird, von dem Friedensfürst, der nach der Entscheidungsschlacht sein lang ersehntes mildes Regiment antreten soll. Neben diese alten Sagen treten dunkle unerklärbare Berichte aus vergangener Zeit, die man auf die jetzigen Ereignisse deuten will. Die schwer verständlichen Quatrains des Franzosen Nostradamus sollen nach Auslegung ihrer Ausleger bis auf geringfügige Einzelheiten die ganze spätere Geschichte und damit auch den Weltkrieg enthalten. Man macht es sich dabei sehr leicht, indem man, wo etwas schwer zu erklären ist, eine absichtlich dunkle Redeweise annimmt. Um hinter den unfreiwilligen Humor der Sache zu kommen, lohnt es sich schon, eine Anzahl dieser Schriften zu lesen. Da wird in einer Niederschrift eines Paters des Klosters Lehnin nach Ansicht der Franzosen das Schicksal Deutschlands und der Hohenzollern besiegelt; der Märtyrer Andreas Bobola verkündet ein einiges und starkes Polen; daneben müssen die dunklen Stellen der Bibel, besonders Hesekiel, Daniel und die Offenbarung Johannis verborgene Anspielungen auf die heutigen Zustände enthalten. So wird England einmal mit Gog, dem großen Feind des Volkes Gottes, das andere Mal mit dem siebenköpfigen Tier der Apokalypse (das aber auch unsere sieben [!] Feinde darstellen kann) identifiziert. Das psychologische Interessante ist nun, daß aus den gleichen Prophezeiungen, die bei uns als Beweis für den Sieg unserer guten Sache von den Gläubigen ausgelegt werden, man in Frankreich den nahenden Untergang unseres Reiches und den Sieg der alliierten Waffen herausliest. Man kann auch genau feststellen, wann die einzelnen Deuter ihre Schriften verfaßten — eben weil die zu dieser Zeit noch unbekannten Dinge auch ihrer Interpretationsweisheit verborgen blieben. Der Eintritt der Türkei und Bulgariens in den Weltkrieg, das Eingreifen Italiens und Rumäniens — das sind solche Tatsachen, aus denen sich die Daten der Abfassung unschwer erschließen lassen. Aber das Volk ist kritiklos, merkt nicht die offenkundigen Schwächen und die Sinnlosigkeit dieser Erzeugnisse und kauft die billigen kleinen Hefte, die einem starken Bedürfnis entgegenkommen, mit solchem Eifer, daß sie oft mehrere Auflagen erleben. Auch hier hat sich ja manches Generalkommando ins Mittel gelegt; außerdem hat die Produktion dieser Schriften im Vergleich zum ersten Kriegsjahr jetzt doch erheblich nachgelassen — aus dem sehr einfachen Grund, weil die Länge des Krieges und die ganz andersartige und unerwartete Wendung aller Dinge auch die vorsichtigsten Prophezeiungen ad absurdum führte.

Vom Begriff des Aberglaubens eine befriedigende Definition zu geben, ist schwer; zu nahe berühren sich religiöse und abergläubische Vorstellungen, zu oft ist der Glaube von gestern durch die fortschreitende Wissenschaft zum Aberglauben von heute gestempelt worden. Das „zu große Lockersein des Vorstellens", das den Boden für den Aberglauben liefert, ist nun gerade ein Kennzeichen der Psyche des Kriegers, der aus seiner gewohnten Umgebung herausgerissen, andauernd neuen und aufregenden Eindrücken ausgesetzt ist und fortwährend um Tod oder Leben ringt. Durch diese große Ausgabe von seelischen Kräften besitzt er nicht mehr soviel Hemmungen, um sich gegen das Eindringen abergläubischer Vorstellungen so zu wehren, wie er es unter anderen Umständen vermocht hätte. Aus der Angst um das Leben, aus der Sorge, wie man es schützen könne, entsteht dann der Glaube an besondere Unglückstage, an denen man nicht in den Kampf ziehen darf; an Gegenstände, die die feindliche Kugel anziehen, wie Kartenspiele oder Gold; vor letzterem hütet sich der Schweizer Soldat, daß er sogar seinen Ehering zu Hause läßt, während der Franzose sich bemüht, eine Münze oder irgendeinen Gegenstand aus diesem begehrten Metall als Schutzmittel bei sich zu tragen.

Geschäftskundige Juweliere haben gleich von Anfang des Krieges an mit diesem Glauben an Talismane gerechnet und alle möglichen „schützenden" Dinge, die natürlich eifrigst gekauft wurden, in den Handel gebracht. Auch die Himmelsbriefe sind teilweise durch die Profitsucht schlauer Händler unter das Volk gekommen, teilweise aber hatten sie sich auch in den Familien seit dem Krieg 1870/71 erhalten und wurden jetzt für die Stunde der Not wieder hervorgeholt. Uralt ist der Glaube an sie, schon im 6. Jahrhundert wurde von kirchlicher Seite dagegen angekämpft. Die Briefe enthalten meist eine epische Einleitung, z. B., daß ein Graf einen Diener habe hinrichten lassen wollen, doch den habe keine Waffe verletzt, weil er im Besitz dieses Zaubers gewesen sei; der Brief sei im 18. Jahrhundert an der Wand einer Kirche in Holstein erschienen, doch sei er immer zurückgewichen, wenn man danach greifen wollte; erst als jemand auf den Gedanken gekommen sei, ihn abzuschreiben, dem habe er sich freiwillig geneigt. Darauf folgt dann ein krauses Durcheinander von Bibelstellen und sinnlosen Sätzen, durch die man sich gefeit glaubt.

Den Himmelsbriefen verwandt sind Kettenbriefe oder Schneeballengebete, nur daß sie sich weniger an die Soldaten als vor allem an die Daheimgebliebenen richten. Hier wird ein religiöser Spruch (daneben aber auch das politische: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt) auf Postkarten versandt mit der Aufforderung, man solle ihn an neun verschiedenen Tagen an neun verschiedene Menschen weitergeben — in einigen Fällen werden außerdem noch Gaben für fromme Stätten verlangt. Tue man das, so erlebe man am neunten Tag eine große Freude, unterlasse man es aber, so seien einem Unglück und Strafen gewiß. Man kann sich denken, wie diese Drohung auf durch den Krieg verängstigte Gemüter wirkt.

Der Himmelsbrief gehört in den alten Soldatenaberglauben von der Kunst des „Festmachens", des „Gefrorenseins", wie der Fachausdruck lautet. Die „Passauer Kunst" nannten es die alten Landsknechte. Von Wallenstein, der in der Phantasie der Soldateska eine ganz besondere Rolle einnahm, sagt Schiller in richtiger historischer Erkenntnis: „Er ist gefroren, mit der Teufelskunst behaftet, sein Leib ist undurchdringlich." Auch heute hoffen noch manche durch das Tragen gewisser Pflanzen und Amulette unverwundbar zu sein. Eng berührt sich damit der Aberglaube, daß man die Fähigkeit erwerben könne, stets den Gegner zu treffen — es ist der alte (aus dem „Freischütz" so wohlbekannte) Glauben an die Freikugeln, die immer ihr Ziel erreichen. Be-

Digitized by Google

stimmte Zeichen werden in das Blei geritzt, eine Formel wird beim Gießen gesprochen, seltsame Zutaten gehören zu den Bestandteilen einer „besegneten" Kugel.

Umgekehrt kann man aber auch durch wirksame Mittel erreichen, daß die Waffe des Gegners versagt, daß sie „gestellt" wird. Man bezeichnet dies als „Mutbruch" und erreicht es ebenfalls durch wirksame Zaubersprüche. — —

Wenn Optimisten zuweilen dachten, in unserer aufgeklärten Zeit friste der Aberglauben nur noch in den niedrigsten und rohsten Volksschichten ein Schattendasein, so hat sie der Krieg gründlichst von diesem Irrtum geheilt. Es bewahrheitet sich Goethes Wort: „Der Aberglauben gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt."

Schluß folgt.

Rabindranath Tagore / Der Sonnenuntergang des Zeitalters

(Uebersetzt von Helene Meyer-Franck.)

Die letzte Sonne des Zeitalters versinkt in den blutigroten Wolken des Westens und im Wirbelsturm des Hasses.
Die nackte Selbstsucht der Völker tanzt in wahnsinniger, trunkner
Gier zu den Klängen der klirrenden Schwerter und der heulenden Rachegesänge.
Doch der hungrige Leib der Nation wird im Augenblick der höchsten Raserei zerplatzen von ihrem schamlosen Fressen,
Denn sie hat die Welt zu ihrem Fraß gemacht,
Und während sie sie gierig beleckt und zermalmt und in großen Bissen hinabschlingt,
Schwillt sie mehr und mehr,
Bis mitten in diesem unheiligen Festmahl der Strahl des Himmels plötzlich herabfährt und ihr geschwollenes Herz durchbohrt.
Das purpurne Leuchten am Horizont ist nicht die Morgenröte deines Friedens, mein Mutterland,
Es ist der Widerschein des Scheiterhaufens, auf dem ein ungeheurer Leichnam zu Asche verbrennt: die Selbstsucht der Völker, die sich den Tod gefressen.
Dein Morgen wartet hinter dem stillen Dunkel des Ostens.
Er wartet geduldig und schweigend.
Sei wach, Indien!
Halt dein Opfer bereit für den heiligen Sonnenaufgang!
Laß deine Stimme die erste sein, die ihn begrüßt, und singe:

„Komm Friede, du aus Gottes großem Schmerz
geborne Tochter,
Komm mit deinem Schatz von stillem Glück,
Komm mit dem Schwert der Tapferkeit,
Komm mit dem Kranz der Sanftmut auf der Stirn!"

O, meine Brüder, schämt euch nicht, vor den Stolzen und Mächtigen zu stehen
In dem weißen Gewande eurer Einfalt!
Eure Krone sei die Demut, und eure Freiheit die Freiheit der Seele.
Auf der kahlen Stätte eurer Armut errichtet täglich von neuem Gottes Thron,
Und wisset: Das Ungeheure ist nicht das Große, und Stolz währt nicht ewig.

Gottfried Traub / Tränen

Wer ohne rechten Grund weint, dem schickt Gott oft Ursache zu Tränen. Moltke.

Als Moltke 1846 die Leiche des Prinzen Heinrich von Preußen von Rom auf dem Seewege nach Hamburg bringen mußte, konnte sich seine junge Frau schwer in die Trennung schicken. Sie dachte an alle Fährlichkeiten der See und war zuerst ruhelos. Da fiel ihr das Wort ihres Mannes ein, das er ihr vorher in Rom gesagt, und es traf sie. Jetzt erkannte sie seine Wahrheit. Uns erscheint's fast lächerlich, wenn sich eine Frau eines Offiziers, der schon damals weite gefahrvolle Reisen hinter sich hatte, dermaßen anstellte. Aber das Leben birgt „Lächerlichkeiten" mehr, als man ahnt. Jeder kennt sie aus eigenster Nähe.

Wie schwer muß heute eine Träne sein, daß sie etwas wiegt? Das Gewicht hat sich umgestellt. Man besinne sich selbst! Weswegen haben wir vor dem Krieg manchmal geklagt, gejammert, geweint! Winzig klein sind diese Anläße geworden. Wir begreifen es kaum mehr. Weltunruhe hat der Krieg gebracht, aber der einzelnen Seele vielleicht größere Ruhe, als je in ihrem ganzen Leben bis dahin. Weil sich wirkliche Abgründe auftaten, lächelte man über die vermeintlichen Gefahren, die früher groß dastanden; weil wirkliche Not an das Volk herantrat, verlor sich die Einzelnot und wurde ein Posten in der Gesamtrechnung. Außenstehende mögen diese Entwicklung als Gefühllosigkeit buchen. Tatsächlich erschrickt man manches Mal über die Gleichgültigkeit, mit welcher man heute eine Todesanzeige liest. Nur vergesse man nicht, daß die Friedensjahre eine noch viel schrecklichere Gleichgültigkeit bei manchen groß werden ließen. Jetzt kennt man die hohe Not und vergißt darum einzelnen Schmerz; damals erhob man den einzelnen auf Kosten des Ganzen, weil man gegen dieses Ganze im eigenen Wohlsein so gar gleichgültig geworden war. Millionen verbluten. Das ist die Unheimlichkeit, in der wir mitten drin stehen. Kein Wunder, daß Außenstehende uns Kämpfende Wahnsinnige schelten. Aber wir haben noch die Kraft, in solchem Elend sittlich zu wachsen und der geschichtlichen Not ihren Willen abzulauschen, daß sie uns für alle Zukunft erziehen will zu Unbesiegbaren. Von solcher Höhe aus schaut man mitleidig auf die Zeiten, da man um kleiner Schmerzen willen weinte und sich verloren gab. Sicher waren es damals auch Schmerzen, geradeso wie die Schmerzen des Kindes echt und groß sind. Aber es bleibt Kindesnot. Heute erleben wir Mannsnot und Weibsnot, zusammengebunden in ein großes Bündel, darauf der Herrgott schreibt: Volksnot. Sie ist uns gesandt zum eigenen Wachstum und inneren Größerwerden, aber nicht zum Fallen und Sinken. Wer ohne rechten Grund weint, dem schickt Gott oft Ursache zu Tränen. Tränen sind Edelsteine. Man legt sie nicht jeden Tag an. Nur in den Zeiten, da das Schicksal große Dinge mit dem einzelnen oder einem Volk vorhat, darfst du sie aus dem Schatzkästlein holen. Dann sind sie wirkliche Zeichen, die etwas bedeuten.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Krankenversicherung der Beamten und Lehrer.

Die durch die Kriegsverhältnisse hervorgerufene drückende wirtschaftliche Lage der festbesoldeten Beamten und Lehrer läßt die Lösung der Frage einer allgemeinen Krankenversicherung namentlich der mittleren Beamten — für die unteren Beamten sind Krankenkassen bereits seit geraumer Zeit vorhanden — neuerdings als eine ernste Notwendigkeit erscheinen. Die wirtschaftliche Bedrängnis der Beamten wird in Krankheitsfällen häufig bis ins Unerträgliche gesteigert, denn die behördlicherseits etwa gewährten Unterstützungen sind begreiflicherweise nicht ausreichend, um die oft sehr beträchtlichen außergewöhnlichen Ausgaben zu decken. Der „Verband deutscher Beamtenvereine" hat es denn auch auf einer seiner letzten Tagungen als eine Hauptaufgabe betrachtet, zur Frage einer allgemeinen Krankenversicherung der Beamten Stellung zu nehmen. Den Beratungen lag eine Denkschrift des Vorstandes zugrunde, die nach eingehender Prüfung der Frage zu dem Ergebnis gelangt, daß es notwendig sei, eine Einrichtung zu schaffen, die allen Beamten und Beamtinnen, einschließlich der Lehrer und Lehrerinnen an den staatlichen und gemeindlichen Schulen, einen Anspruch auf eine der vorliegenden Krankheitsnot angepaßte Geldzuwendung gibt, also eine Krankenkosten-Zuschußkasse. Ihr Zweck könne in vollkommener Weise nur erreicht werden durch Zwangsbeitritt aller Beamten und Lehrer. „Ein gewisses Maß von Krankheitskosten kann der Beamte selbst tragen, und er muß es tun, damit die Beteiligten ein Interesse daran haben, sich mit ihren Bedürfnissen wirtschaftlich einzurichten, die Krankenkosten möglichst niedrig zu halten. Es sollen im allgemeinen nur etwa zwei Drittel der nachgewiesenen Jahreskrankenkosten dem Beamten erstattet werden, ein Drittel, mindestens aber 20 Mark, soll er selbst tragen." Die jährlichen Beiträge sind durchschnittlich mit 18 bis 24 Mark, je nach dem Diensteinkommen, angenommen. Rechtliche Träger der Kassen sollen Reich, Staat und Gemeinde sein. Erforderlich sei der Erlaß von Gesetzen, in denen vor allem der Beitrittszwang festgelegt wird. Das Bewilligungsverfahren müsse möglichst einfach gestaltet werden; es ist deshalb geplant, Streitigkeiten zwischen Mitgliedern und Kassenverwaltung unter Ausschluß des Rechtsweges im schiedsrichterlichen Verfahren zu entscheiden.

Diesen Grundsätzen ist der Verbandstag in allen Konsequenzen beigetreten. In einer einstimmig angenommenen Resolution wurde der Vorstand des Verbandes deutscher Beamtenvereine beauftragt, „bei dem Herrn Reichskanzler, den hohen Regierungen der deutschen Bundesstaaten und bei den Organisationsvertretern der Gemeindeverwaltungen dahin vorstellig zu werden, daß solche Kassen baldigst errichtet werden".

Mit dieser Entschließung ist ein weiterer bedeutsamer Schritt in der Richtung des Ausbaues einer allgemeinen Krankenversicherung für Beamte getan, nachdem bereits seit längerer Zeit Bestrebungen dieser Art an einzelnen Stellen zutage getreten waren. Bemerkenswert sind die über diesen Gegenstand zuletzt im preußischen Abgeordnetenhause gepflogenen Verhandlungen. Bei der Beratung der Beamten-Besoldungsnovelle war auch ein Antrag eingebracht worden, der die Staatsregierung ersuchte, „in Erwägung darüber einzutreten, ob und inwieweit eine geordnete Krankenfürsorge für Beamte erforderlich und durchführbar ist". Zur Begründung dieses Antrages wurde ausgeführt, daß die Unterstützungen, die den Beamten bei Krankheiten in der Familie gewährt wurden, vielfach nicht genügten und deshalb Enttäuschungen hervorriefen. Anders würde es sein, wenn im Anschluß an die bestehenden Beamtenvereine oder im Wege der Versicherung eine geordnete Beamtenkrankenfürsorge ins Leben gerufen würde. In Beamtenkreisen sei dieser Gedanke in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund getreten. Verschiedene Kommunen hätten schon eine Beamtenkrankenfürsorge für ihre Angestellten durchgeführt, so z. B. Leipzig. Im Großherzogtum Baden sei ein Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit eingerichtet und amtlich anerkannt worden. Im Königreich Sachsen bestehe ein Krankenversicherungsverein sächsischer Staatsbeamter auf Gegenseitigkeit in Dresden, dem die Regierung einen jährlichen Beitrag von 50 000 Mark gewähre. In Preußen sei in einigen Zweigen der Verwaltung auch schon eine Fürsorge für die Beamten in Krankheitsfällen vorhanden; die Beamten des äußeren Dienstes der Eisenbahn erhielten durch Privatärzte freie ärztliche Behandlungen; außerdem gewähre die Eisenbahnerverbandskasse, die eine Zuschußkrankenkasse sei, eine Versicherung für Arznei usw. Auch die Reichspostverwaltung hat eine Krankenversicherung für die Unterbeamten durchgeführt, welche sich bewährt hat.

Der Finanzminister führte demgegenüber aus, daß der Staat mit dieser Krankenversicherung eine neue Aufgabe übernehmen würde, und daß eine solche Maßnahme deswegen eingehend geprüft werden müsse. Eine Parallele zwischen den Arbeitern und den Beamten könne nicht gezogen werden, weil die Beamten im Gegensatz zu den Arbeitern fest angestellt seien, in Krankheitsfällen ihre Bezüge weiter erhielten und in ihrem Gehalt regelmäßig stiegen.

Bisher habe der Staat seine Pflicht gegenüber den Beamten dahin abgegrenzt, daß sie eine feste Rente erhielten und damit unter allen Umständen auskommen müßten. Die Krankenversicherung würde auch wohl nur als Zwangsversicherung durchzuführen sein, und sie würde den Beamten der Verantwortung, auch für Krankheitsfälle vorzusorgen, entheben. Ferner würden besondere Kassen mit besonderen Kassenärzten gegründet werden müssen, und dadurch würde der freie Arztberuf wieder eingeengt werden. Die Maßnahme könnte natürlich nicht auf die unteren Beamten beschränkt bleiben. Der Staat müßte zu den Kosten Zuschüsse leisten, also die Staatslasten würden erhöht werden. Es sei allerdings ohne weiteres zuzugeben, daß in den meisten Fällen Krankheiten der Grund für Unterstützungsgesuche der Beamten seien. Es werde mit Wohlwollen in eine Prüfung der Frage eingetreten werden.

Nach diesen Vorgängen und mit der erwähnten Entschließung des Verbandes deutscher Beamtenvereine gewinnt die Frage eine aktuelle und grundsätzliche Bedeutung. Dabei ist zu berücksichtigen, daß — wie von ärztlicher Seite mit Recht hervorgehoben wird — die Beamtenversicherung als Teil der gesamten sozialen Versicherung abhängig ist von der allgemein medizinal-politischen Lage, besonders in der Arztfrage der sozialen Krankenversicherung. Die Arztfrage in der gesamten sozialen Versicherung ist auch jetzt noch nicht endgültig gelöst. Es wird von ärztlicher Seite zwar anerkannt, daß seinerzeit durch die Vereinbarungen der Vertreter von Kassen und Aerzten im Reichsamt des Innern unter Vorsitz des Staatssekretärs Dr. Delbrück eine Anzahl verwaltungsrechtlicher Verbesserungen erzielt und manche Krisen gelöst werden konnten, doch biete die allein wünschenswerte gesetzliche Regelung bessere Gewähr für die Zukunft, als der beste Vertrag. An diesem Punkt berühren sich nun die Bestrebungen der Beamten mit den Ansprüchen der Aerzte zu gemeinsamer Zielrichtung. Notwendig ist es, zunächst eine gesicherte Gesetzesgrundlage in der Arztfrage der sozialen Versicherung im allgemeinen zu schaffen. Es liege nicht, wie der Verband deutscher Beamtenvereine betont, in den Wünschen der Beamten, der Aerzteschaft ohne zwingenden Grund Anlaß zu Klagen zu geben und sich selbst der Freiheit zu berauben, in Krankheitsfällen ärztliche Hilfe ohne Ueberwachung von irgendeiner Seite in Anspruch zu nehmen. Infolgedessen darf die Krankenversorgung für den Beamten nicht lediglich unmittelbar in Krankenpflege, also nicht in ärztlicher Behandlung und Versorgung mit Arznei und Heilmitteln bestehen. Sie muß vielmehr mittelbar ihm für die Regel nur einen Geldbetrag zuweisen, mit dem er den besonderen Kosten der Krankheitsnöte begegnen kann. „Bei diesem Grundsatz bleibt das Verhältnis zwischen Beamtenschaft und Aerzteschaft von Streitigkeiten unberührt."

Es ist zu wünschen, daß dieser Grundsatz im ganzen Umfang zur Geltung kommt. Die Errichtung von Krankenkosten-Zuschußkassen für Beamte und Lehrer auf gesetzlicher Grundlage unter Beteiligung der Dienstgeber kann sehr wohl als ein geeignetes Mittel, den durch Krankheit herbeigeführten wirtschaftlichen Nöten der Beamten- und Lehrerschaft zu einem großen Teil abzuhelfen, bezeichnet werden. Dabei wäre selbstverständlich Voraussetzung, daß die Krankenversorgung der Beamten und Lehrer nicht bloß eine rein persönliche ist, sondern die Familien mit umfaßt.

Carl Kellermann.

Neue Bedingungen kaufmännischer Lehrlingsausbildung stellt Syndikus Dr. Mohr vom Verein Merkur in Nürnberg auf. Soll der deutsche Kaufmannsstand bei dem schmerzlichen Verlust tüchtiger Kräfte nicht durch das fehlende Angebot eines sorgfältig ausgebildeten Nachwuchses Not leiden und sollen nur lückenhaft durchgebildete Lehrlinge nicht von dem erwünschten Aufstieg ausgeschlossen sein, so muß vor allem einer obligatorischen Verkürzung der Geschäftszeiten für kaufmännische Lehrlinge das Wort geredet werden. Wie schon vor dem Kriege mußten besonders jetzt die kaufmännischen Schulen die Beobachtung machen, daß nicht zuletzt infolge starker geschäftlicher Inanspruchnahme die Lehrstunden fast die ausschließlichen Lernstunden blieben. Es bedarf keiner näheren Auseinandersetzung, was dieser Zustand für die Zukunft der Lehrlinge wie auch für die Interessen der Prinzipale bedeutet, dies um so mehr in Zeiten, wo die Kriegsteilnehmer unter den Lehrlingen wie die unter veränderten Umständen Daheimgebliebenen neben der Praxis im Geschäfte hauptsächlich an schulischer Fachbildung nachzuholen haben. Wenn auch der Lehrherr den Schulbesuch des Lehrlings freigeben und überwachen muß und ihm die zu seiner Ausbildung erforderliche Zeit und Gelegenheit nach den bisherigen Gesetzesbestimmungen nicht entziehen darf, so reichen auf Grund der Erfahrung diese Ermessenssätze nicht aus. Zu erstreben wäre daher früherer, und zwar gesetzlich umgrenzter Geschäftsschluß für die Lehrlinge, nicht nur zum Zwecke des Schulbesuches, sondern auch zu häuslicher Lernarbeit und dazu nötiger Erholungsmuße. Die kürzere Geschäftszeit der Lehrlinge braucht ja nicht gerade durch frühere Entlassung am Abend herausgeholt zu werden, wenn es auch wahrlich nicht Sache der Lehrlinge ist, jeden Abend die Posterledigung zu üben. Immerhin würde auch eine Zeitersparung während des Tages genügen. Für fortgeschrittene Lehrlinge

Digitized by Google

könnte eine Abstufung bzw. Abminderung der Freizeiten je nach Dauer der Lehrzeit eintreten. Die Einschränkung der Geschäftszeiten brauchte auch nicht an allen Wochentagen stattfinden. Jedenfalls ist aber von sozialem und wirtschaftlichem Standpunkt aus zu bedenken, daß Lehrlinge nicht etwa den ganzen Tag für das Geschäft unersetzlich sind und daß die Ausbildung der reinen Arbeitstätigkeit vorgeht. Eine weitere Frage von Bedeutung ist die: Was soll mit den Lehrlingen geschehen, deren Lehrverhältnis aus Anlaß des Krieges, besonders wegen Kriegsteilnahme oder Hilfsdienstes, unterbrochen oder gelöst wurde? Was zunächst nur unterbrochene, nicht gelöste Lehrverhältnisse anbetrifft, so wird die mit Rücksicht auf sachgemäße Ausbildung erwünschte Verlängerung der Lehrzeit um die Zeit der Verhinderung wegen des Alters und der materiellen Lage vieler Lehrlinge auf Schwierigkeiten stoßen. Es wäre daher unter Prüfung der Einzelverhältnisse, insbesondere der Anlagen, der bisherigen Erfahrungen des Lehrlings, seiner Branche u. dgl. in gewissen Fällen einer Verkürzung der tatsächlichen Lehrzeit das Wort zu reden. Dabei müßte für intensive, wenn auch zusammengedrängtere Fortbildung Sorge getragen werden. Die Aufrechterhaltung gelöster Lehrverträge andererseits bedarf besonderer Erwägungen des Gesetzgebers, um so mehr, als jetzt die Rechtsprechung bezüglich langfristiger Verträge, welche durch den Krieg Hemmungen oder Aenderungen unterworfen waren, der Auflösbarkeit zuneigt. Wenn auch die obligatorische Aufrechterhaltung aller gelösten Lehrlingsverträge den beiderseitigen Sonderinteressen der Vertragsteile nicht Rechnung tragen würde, so müßte doch vornehmlich der Wille eines Lehrlings, sein altes gekündigtes Lehrverhältnis fortzusetzen, prinzipiell dahin ausschlaggebend sein, daß gegenüber dem zur Fortsetzung des Verhältnisses fähigen Prinzipal ein diesbezüglicher Zwang auszuüben wäre. Zur Rechtfertigung derartiger Maßnahmen läßt sich vor allem anführen, daß der vornehmste Inhalt eines Lehrvertrages in der Ausbildung zu erblicken ist, und daß an der bestmöglichen Lehre auch ein öffentliches Interesse besteht.

Anerkennung der Frauenarbeit. Gegenüber der oft geäußerten Ansicht, daß die Frauenarbeit bei schwerer körperlicher Berufstätigkeit versage, sei aus dem Bericht des Drägerwerkes in Lübeck folgende Stelle hervorgehoben: „Unsere weibliche Arbeiterschaft besteht weit überwiegend aus Mädchen und Frauen, die durch den wirtschaftlichen Druck der Zeit zum ersten Male erwerbstätig wurden. Mädchen aus Familien, deren Ernährer gefallen ist oder im Felde steht, Kriegerfrauen und Kriegerwitwen. Die Zahl der Frauen unter ihnen, die schon immer erwerbstätig gewesen waren, blieb gering. In der Arbeit trat zwischen diesen beiden Frauengruppen ein arbeitstechnischer Unterschied scharf zutage. Alle Frauen, die bereits in gewerblichen Betrieben tätig gewesen waren, erreichten eine normale Arbeitsleistung mit geringerem Kraftaufwand, als alle früher nicht erwerbstätig gewesenen Frauen. Dieser Unterschied verschwand sehr langsam. Es ließ sich auch feststellen, daß die Arbeitsleistung junger Mädchen und Frauen größer war, als die der älteren und daß der Rückgang in der Arbeitsleistung mit zunehmendem Alter bei Frauen früher eintritt als bei männlichen Arbeitskräften. Ueberraschend war für uns, daß von einzelnen Frauen im besten Alter Arbeitsleistungen — auch bei Nachtarbeit — erreicht wurden, z. B. an Nietstanzen, die hinter schwerster Männerarbeit nicht zurückblieben.“ Beachtenswert ist hier besonders der Satz: „Alle Frauen, die bereits in gewerblichen Betrieben tätig gewesen waren, erreichten eine normale Arbeitsleistung mit geringerem Kraftaufwand als alle früher noch nicht erwerbstätig gewesenen Frauen.“ Nach diesem Urteil, bei welchem es sich, wohl gemerkt, um ungelernte Arbeiterinnen handelt, dürften die weiblichen Qualitätsarbeiter, die in jungen Jahren in einer mindestens drei Jahre dauernden Lehrzeit systematisch die Anwendung der Kräfte gebrauchen lernten, der Industrie gute Arbeitskräfte sein.

Büchertisch

Aus Ungarns Türkenzeit (1526—1699). Zu den interessantesten Ergebnissen der neuesten orientalistischen Forschung gehört die Feststellung der engen Beziehungen zwischen morgenländischer und abendländischer Kultur. In weitgehendem Maße können wir seit dem frühen Mittelalter, von der Blütezeit der maurischen Herrschaft in Spanien, den Kreuzzügen bis zum Ausgang des Mittelalters, wo sich in der mächtigen Republik Venedig orientalische und okzidentale Interessen zu einem Brennpunkt vereinigen, einen fast lückenlosen Einfluß orientalischer Kulturgüter auf die abendländische Welt feststellen. Ganz äußerlich erkennen wir das noch an der Unmenge arabischer Lehnworte in unserer Sprache oder etwa, auf das Italien der Renaissance gesehen, an den farbenprächtigen Teppichen, die den Hintergrund in Jacobo Bellinis Madonnengemälden bilden. Der Hauptstock dieser vom Orient uns geschenkten Kulturgüter, wie etwa des Kompasses, sind ostasiatischen Ursprungs, und die Araber sind vielfach nur die Vermittler fernöstlicher Kultur.

Im Beginn der neueren Zeit ist das Osmanische Reich, das den arabischen Welteroberungsgedanken übernommen und die islamische Kultur zur höchsten Blüte gebracht hat, seit der Eroberung Ungarns in engster Nachbarschaft zum Deutschen Reich, der Vermittler der östlichen Einflüsse.

Das Christentum, während der Kreuzzüge noch durchaus in der Offensive, war jetzt in die Defensive gedrängt und begann um seine Zertrümmerung durch die glänzend organisierten und disziplinierten Heere des Padischah zu fürchten. Die christliche Geschichtsliteratur war bis auf ganz wenige Ausnahmen von einem beispiellosen Haß und Vorurteile gegen alles, was türkisch war, erfüllt, das uns fast bis in unsere Zeit hinein verhindert hat, der Glanzperiode türkischen Geisteslebens im 16. und 17. Jahrhundert gerecht zu werden. Der Türke erschien den Christen als der Zerstörer alles Eigentums und großer Kulturwerte. Erst jetzt beginnen wir allmählich durch den Schleier, mit dem christlicher Fanatismus so lange die vorurteilsfreie Betrachtung der osmanischen Geschichte verdeckt hat, mit kritischem Auge zu sehen. Daß die türkische Kultur der christlichen nicht nur ebenbürtig, sondern dieser und der arabischen in mancher Hinsicht sogar überlegen war, darauf hat zu wiederholten Malen einer ihrer besten Kenner, Georg Jacob, hingewiesen, neuerdings wieder in einer äußerst gehaltvollen kleinen Schrift „Aus Ungarns Türkenzeit“ (1917, auf Grund eines im Hamburger Kolonialinstitut Januar 1917 gehaltenen Vortrags).

Nachdem schon im Laufe des 15. Jahrhunderts wiederholt Zusammenstöße zwischen Türken und Ungarn stattgefunden hatten, in denen der ungarische Nationalheld Hunyerdy eine bedeutsame Rolle spielte, kam es erst im Jahre 1526 (29. August) unter Sulejman I. (arabisch: Suleïman = Salomo, aus dem das uns geläufige „Soliman“ verderbt ist) zwischen der gesamten Wehrmacht des Sultans und des ungarischen Königs auf der Ebene von Mohács zur Schlacht, die Mittelungarn an die Türken auslieferte. Westungarn mit Preßburg blieb selbständig, Siebenbürgen wurde zeitweilig „Vasallenstaat“. Zu einer eigentlichen Annexion Ungarns ist es aber nie gekommen; die Jahre 1526 bis 1699, als es die Türken durch den Carlowitzer Frieden wieder verloren, stellten vielmehr den Zustand einer 173 Jahre dauernden Okkupation dar, zu deren Kuriositäten es auch gehörte, daß die Steuern für die türkische Staatskasse und die Habsburger eingezogen wurden. Erst um 1614 kommt es zur Einteilung des Landes in 4 Ejalete (alter Name für Wilajet) mit den Provinzhauptstädten Budin (Ofen), Erlau, Kaniza und Temesvár. An der Spitze des Ejalets stand der Bejlerbeg; der bedeutendste von ihnen war der Bejlerbeg von Ofen, dessen Stelle manchmal abgesetzte Großweziere einnahmen, wie es noch zu Moltkes Zeiten (vgl. seine Briefe über die Türkei 1835—39) Brauch war, einen Pascha, der sich im Kriege nicht bewährt hatte, mit einer Statthalterschaft zu belehnen, oder aber sie war „das Sprungbrett zur höchsten Würde“. Für die Großzügigkeit der türkischen Verwaltung legt es Zeugnis ab, wenn außer Türken auch Araber, Perser und öfter auch Ungarn diese Stellung bekleideten. Die Ejalete waren wiederum eingeteilt in Sandschags (eigentlich „Fahne“), an deren Spitze der Sandschagbej stand. Dem Bejlerbej zur Seite stand der Generalsteuereinnehmer (defterdar), der — das ist wiederum bezeichnend für die türkische Verwaltungspraxis! — direkt von der Pforte ernannt wurde, ohne daß man den Bejlerbeg vorher befragte. Ueberhaupt unterlag die Tätigkeit des Bejlerbegs trotz seiner hohen Stellung einer scharfen Kontrolle von oben und unten. Wegen des geringsten Versehens konnte er hingerichtet werden, und es ist wohl öfter vorgekommen, daß sich Soldaten mit Erfolg über ihn beschwerdeführend an die Hohe Pforte wandten. Willkürliche Maßnahmen wurden streng bestraft. Schikanen des Bauernstandes durften nicht vorkommen, wie es in einem Briefe Sülejmans (im Anhang mitgeteilt) an den Bejlerbeg von Ofen ausdrücklich heißt: „Ich befehle, daß sie (die Bauern) ihren Privatgeschäften, wie es sich gehört, nachgehen — und daß Du nicht Bedrückung und Uebergriffe, die dem göttlichen Recht und den Staatsgesetzen widersprechen, zulässest. Dessen mögest Du beflissen sein und nicht bezüglich des Schutzes und Schirmes, der Ruhe und Wohlfahrt der Bauern sorglos erfunden werden.“ Die Bauern hatten also allen Grund, mit der türkischen Herrschaft zufrieden zu sein, während es unter der ungarischen Verwaltung häufig zu Aufständen gekommen war.

Daneben blühte das Schulwesen: allein in Ofen mit der Vorstadt zählte man 12 Medresen („Hochschulen“) und 12 Elementarschulen. Jeder erhielt die seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung, und der Niedrigste konnte zu den höchsten Würden emporsteigen. Wir erinnern uns dabei eines erheiternden Erlebnisses, das Moltke in seinen Briefen mitteilt: Ein türkischer Heerführer will Moltke eine Freundlichkeit erweisen, indem er verspricht, ihm ein Paar schöne Pantoffeln anzufertigen; der Pascha war nämlich, bevor er zu dieser Würde gelangte, Babudschi, Pantoffelhändler gewesen!

Die Türken mischten sich grundsätzlich nicht in die innere Ver-

Digitized by Google

waltung Ungarns ein. Das schuf, wie bei der erwähnten doppelten Steuererhebung, ganz einzigartig in der Weltgeschichte dastehende Zustände. Die christlichen Richter hießen biro, und es galt als „Türkelei" und Verbrechen für einen Christen, sich an einen mohammedanischen Richter zu wenden.

Mit einer Toleranz, die ihresgleichen sucht, wurden Sprache, Sitten und Religion der unterworfenen Völker respektiert. (Westeuropa erlebte die Gegenreformation und den 30jährigen Krieg zu derselben Zeit!) Die 3½ Millionen Protestanten, die heute in Ungarn leben, verdanken ihre Existenz den Osmanen, da sie sonst der Gegenreformation verfallen wären. Als die Habsburger Truppen zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Siebenbürgen einrücken, erklären ihnen Abgeordnete der Sachsen, daß sie „die Hilfe fremder Waffen nicht beanspruchten, da sie sich von den Türken einer hinlänglichen Sicherheit erfreuten und mit ihnen zufrieden seien".

Die Toleranz der Osmanen gegenüber den inneren Einrichtungen der bezwungenen Völker ist um so mehr zu bewundern, als sie in ihrem bestdisziplinierten Heere eine Macht besaßen, die zwei Jahrhunderte der Schrecken des Abendlandes war. Was gab ihrem Heere diese unwiderstehliche Kraft? Wir wissen heute, daß außer guter Führung vor allem die Moral der Truppen den Sieg verbürgt. Ueber die Moral des türkischen Heeres schreibt 1554 der Venezianer Trevisani: „Die Türken haben in ihrem Heere drei Dinge nicht, Wein, Lohndirnen und Spiel" und dadurch stand ihre Moral entschieden höher als die der christlichen Heere.

Dr. Rodenberg.

Hermann Gunkel. **Die Propheten.** Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 145 Seiten. Preis br. 2 M., geb. 2,60 M.

In den neunziger Jahren haben wir jungen Christlich- und Nationalsozialen uns gern an der sozialen Kraft der alttestamentlichen Propheten gestärkt; die ersten Jahrgänge der „Hilfe" sind des Zeuge. Inzwischen hat sich nicht nur unsere soziale Art, sondern auch die wissenschaftliche Auffassung des Prophetismus geändert. Was uns damals Cornills „Prophetismus" war, der begeisterte und begeisternde wissenschaftliche Führer zu jenen geheimnisvollen Gestalten, das ist jetzt Gunkel: ein Büchlein für jeden Gebildeten, aus innerster Anteilnahme für seine Helden heraus geschrieben. Für „Hilfe"-Leser wird besonders der Abschnitt über die Politik der Propheten von Wert sein, denn wie sie uns damals etwas für die soziale Frage zu sagen hatten, so lesen wir sie heute an Gunkels Hand mit nationalpolitischem Interesse und setzen sie in Verbindung mit der Frage: Politik und Moral. Nur mögen politische Moralisten und religiöse Pazifisten sich hüten, die Urteile der Propheten einfach auf unsere Verhältnisse zu übertragen, denn es ist ein Unterschied zwischen Juda und Deutschland: „Juda war nicht zum Herrschen geboren, sondern zum Dienen; sein Unglück war es, daß es diese herbe Notwendigkeit nicht begreifen wollte."

Wilhelm Schubring.

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt, in dritter Auflage, herausgegeben von Proff. DD. W. Bousset und W. Heitmüller. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Trotz der Kriegshindernisse schreitet das Erscheinen rüstig vorwärts; von acht Halbbänden liegen jetzt sechs vor, der Vorzugspreis von 18 M. für das ganze Werk (111 Bogen) gilt noch bis auf weiteres. Auf jeder Seite fast spürt man Verbesserungen gegen die früheren Auflagen: viele Fremdworte sind getilgt, manches übersichtlicher geordnet, neue Forschungen berücksichtigt, die praktischen Beziehungen zur religiösen Gegenwart klarer herausgearbeitet. Der eben erschienene Band über die Paulusbriefe bietet wertvolle Handhaben zur Beurteilung der besonders in Amerika jetzt beliebten Behauptung, daß das demokratische Freiheitsideal eine christliche Forderung sei.

Wilhelm Schubring.

Heimat und Arbeit. Von Dr. Theodor Scheffer. Verlag von A. Haase, Leipzig, Prag, Wien 1917. 124 Seiten. Preis kartoniert 2,50 M.

„Der Heimatgedanke ist's, aus dem diese Schrift hervorgegangen ist. Aber sie will bei der Idee nicht stehenbleiben, sondern bis dahin fortschreiten, wo sie das Wurzeln des einzelnen in der Heimat ganz deutlich vor Augen stellen und aufzeigen kann, daß sein Leben sich nur dann ganz erfüllt und vollendet, wenn er der Heimat das an Arbeit gibt, was sie ihm an Nahrung für Leib und Seel' zuvor gegeben hat und er ihr mit Leib und Seele nun wiedergeben soll." So im Vorwort die treffliche Kennzeichnung der Absicht des Buches. Im Anschluß an die Erfahrungen, die der Verfasser an einem Kriegsgarten gemacht hat, den er am Rande Berlins angelegt hat, betrachtet er die Probleme, die gestellt sind, durch unser Verhältnis zum Heimatboden und seinen Früchten. Naturgemäß behandelt er da rein wirtschaftliche Fragen, und gerade hier will er auf ein ganz bestimmtes Ziel hinaus. Diese Seite des Themas muß der Beurteilung eines Mannes vom Fach der Nationalökonomie überlassen bleiben; doch glaub' ich, wird auch ein Nichtfachmann der Schrift gerecht werden können: denn ihr großer Wert liegt darin, daß hier das Problem „Heimat und Arbeit" auf seinen idealen, pädagogischen Gehalt hin betrachtet wird, und zwar mit so viel Wärme und so viel klarer, männlicher Geistigkeit, daß schon dadurch die besten Garantien für seine erzieherische Wirkung gegeben sind.

O.

Briefkasten

Feldgendarm Barthlott. Die „Hilfe" erhalten Sie auf Veranlassung des Ortsvereins Durlach der Fortschrittlichen Volkspartei und die „Wacht" vermutlich vom Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellter.

Don Quixote in spanischer Sprache hat eine Hilfe-Leserin fürs Feld abzugeben. Wünscht es jemand?

Dr. F. in Kr. Die Kriegs- und Heimatchronik der „Hilfe" erscheint gesammelt in Monatsausgaben, Preis je 25 Pf., für Feldversand 10 Pf. 35 Hefte sind bisher erschienen, das 36., Juli 1917, befindet sich in Vorbereitung. Gebunden sind die Chroniken ebenfalls zu haben, und zwar in bisher zwei Jahresbänden aus dem Verlage Georg Reimer. Bd. I kostet 5 M. geh., 6 M. geb., Bd. II 7 M. geh., 9 M. geb.

Gefr. W. im Felde. Ein Literaturverzeichnis zur deutschen Politik erschien in Nr. 37 der „Hilfe" von 1915, zur österreichischen in Nr. 23 von 1915. Beide Hefte sind zum Preise von je 25 Pf. noch zu haben.

Die Frankfurter Zeitung, die ein Leser der „Hilfe" fürs Feld zur Verfügung stellte, ist vergeben. Vielleicht finden sich noch mehr Heimatleser, die den vielen Soldaten, die sich das Blatt wünschen, ihr gelesenes Exemplar zustellen möchten. Adressen sind bei uns zu erfahren.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Gefr. R. im Felde, Unterarzt L. im Felde, **2,65 M.:** Hptm. d. R. K.-V. im Felde, **3 M.:** Pfr. L. in B.

Bücher für Armee und Marine: R. und Frau, Frankfurt a. M.: 26 Bücher, Lehrerin B. in Kaiserslautern: 5 Jahrgänge Kosmos, R. T. in Straßburg i. Els.: 11 Bücher und zahlreiche Zeitschriften, K. in Frankfurt a. M.: 1 Jahrgang Kosmos, Frau Prof. S. in Eisenach: 13 Bücher, Kosmoshefte und Zeitschriften, Frau Dr. B. in Bonn: 13 Kosmos-Bändchen, 2 Jahrg. Ztsch. des Dtsch.-Oest. Alpenvereins.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Handels-Hochschule Mannheim. Nach dem soeben erschienenen Vorlesungs-Verzeichnis beginnt der Lehrbetrieb des Winter-Semesters 1917/18 früher als sonst, schon am 1. Oktober. Bei der Aufstellung des Planes wurde auch an die infolge von Kriegsbeschädigungen oder aus anderen Gründen zurückkehrenden Krieger gedacht, für sie sind besondere Vorlesungen angekündigt. Mit dem neuen Vorlesungs-Verzeichnis ist auch der Bericht über das Studienjahr 1916/17 im Umfange von 120 Seiten erschienen. Der Bericht wird, wie das Vorlesungs-Verzeichnis, an Interessenten durch die Hochschule unentgeltlich abgegeben. Sie können aber auch durch den Buchhandel bezogen werden. Im Bericht ist mitgeteilt, daß die Studentenzahl für Mannheim sich abermals erhöht hat. Zurzeit sind 205 Studierende eingeschrieben. Hierzu kommen 310 Hospitanten, 119 Hörer, 28 Kriegsbeschädigte, die zum Besuche von Vorlesungen zugelassen sind, und einige andere Besuchergruppen. Insgesamt ist die Hochschule im letzten Semester von 1031 Personen besucht, gegen 910 im vorausgegangenen Winter-Semester, 854 im Sommer 1916, 745 im Winter 1915/16, 419 im Sommer 1915. Im Felde stehen zurzeit 158 Studierende.

Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Cöln. Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Winter-Semester 1917/18 ist erschienen. Der Lehrplan umfaßt auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre 17 Vorlesungen und Übungen in 26 Wochenstunden (bei denen auch Bürgerkunde und Sozialrecht berücksichtigt ist), auf dem Gebiete der Wirtschaftslehre und Kulturpflege 21 Vorlesungen in 42 Stunden; auf dem Gebiete der Statistik 3 in 10; auf dem Gebiete der Versicherungslehre 4 in 6 Stunden. Die Vorlesungen und Übungen beginnen am 1. Oktober.

Städt. Handels-Hochschule Cöln. Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Winter-Semester 1917/18 (Beginn 1. Oktober) ist erschienen. Es umfaßt 124 Vorlesungen und Übungen in 211 Wochenstunden. Auf die Volkswirtschaftslehre entfallen 25 Vorlesungen und Übungen in 41 Wochenstunden, auf die Privatwirtschaftslehre 18 in 31 Wochenstunden, auf die Rechtslehre 12 in 21, Geographie, Naturwissenschaften und Technik 13 in 26, Versicherungs- und Genossenschaftslehre 4 in 5, Sprachen 29 in 55, Ausbildung der Handelslehrer und Handelslehrerinnen 6 in 8 und endlich auf die allgemeinen Geisteswissenschaften 17 in 23 Stunden. Die 34 abendlichen öffentlichen Vorlesungen bieten Studierenden wie auch weiteren Kreisen reiche Gelegenheit zur Erweiterung und Vertiefung ihrer Allgemeinbildung.

Eltern, die für ihre heranwachsenden Töchter eine gute gediegene Bildungsanstalt suchen, seien hiermit auf das mit einer Höh. Privat-Mädchenschule verbundene **Töchterheim Baumgarten in Zell-Wiesental** aufmerksam gemacht. In einem der schönsten Täler des friedlichen Schwarzwaldes gelegen und von tüchtigen erprobten Lehrkräften geleitet, verbindet die Anstalt alle Vorzüge eines gesunden Landaufenthaltes mit gründlicher Schulung ihrer Zöglinge sowohl nach der wissenschaftlichen wie hauswirtschaftlichen Seite. Soziales Empfinden und Sinn für soziale Bestrebungen werden durch den Geist des Hauses besonders gepflegt.

Digitized by Google

6. September 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 36

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Wirtschaftsfriede. **Dr. Paul Rohrbach:** Wilsons Antwort. — **Dr. Heinz Potthoff:** Volksernährung und Nährdienstpflicht. — **Dr. Walter Schotte:** Der Gedanke der Gemeinwirtschaft in der deutschen Vergangenheit. — **Dr. Margarete Rothbarth:** Krieg und Volkskunde. — **Helene Voigt-Diederichs:** Die Schwiegertochter. — **Gottfried Traub:** Alte Sitte. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 26. August.

Ernste und eingehende Besprechung über die Verhältnisse in Polen. Der Staatsrat in Warschau muß eine sehr erhöhte Regierungsgewalt bekommen, wenn er Mittelpunkt der polnischen Nation bleiben soll. Es ist nötig, daß alle deutschen Beamten auf dem Boden der Zweikaiserkundgebung vom 5. November 1916 stehen. Die noch vorhandenen Bestände der polnischen Legion sind angewiesen worden, sich in Galizien unter österreichischer Führung in die Kampffront einzustellen, was von ihnen ohne Befriedigung aufgenommen wird, da sie glauben, nur ihr eigenes Vaterland verteidigen zu sollen. Die Heeresverwaltung hat aber sicherlich das Recht, jede militärische Abteilung des gesamten Heeres an einer von ihr zu bestimmenden Stelle zu verwenden. Besonderes Gewicht legen die Polen darauf, daß während der Zeit der Okkupationsregierung neben jedem höheren deutschen Verwaltungsbeamten ein entsprechender polnischer Beamter angestellt wird, damit beim späteren Weggehen der Deutschen der polnische Regierungs- und Verwaltungsapparat bereits vorhanden ist. Es wird als unhaltbar angesehen, daß der polnische Staatsrat keine Geldmittel in der Hand hat, durch die er eine eigene Tätigkeit entfalten könnte. Sowohl in Rußland, wie in England und Frankreich bekümmern sich unsere Gegner sehr viel um die polnischen Angelegenheiten.

Am Isonzo haben sich die Oesterreicher und Ungarn auf der Karstfläche bei Bainsizza auf eine vorher vorbereitete Stellung zurückgezogen, so daß man wird annehmen können, daß von St. Lucia an (Zusammenfluß von Isonzo und Idria) sich die Verteidigungslinie ungefähr in südlicher Richtung bewegt, um dann nordöstlich von Görz wieder den Anschluß an die bisherige Front zu finden. Dieser Vorgang wird kaum anders zu beurteilen sein, als das entsprechende deutsche Zurückgehen westlich von Verdun. Triest ist von englischen Monitoren und Fliegern ziemlich stark beschossen worden.

Montag, 27. August.

Georg Bernhard entwickelt in der „Vossischen Zeitung" das Programm einer Verständigung mit Rußland: Die Neuordnung im Osten darf nicht gegen Rußland geschehen, sondern muß mit Rußland vereinbart werden; die endgültige Gestaltung auf dem Balkan muß von Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und Rußland beschlossen sein. Nur durch diese Politik können wir die Bildung neuer englischer Unruhherde in Europa verhüten. Nur wenn England die Aussichtslosigkeit einer weiteren Bekämpfung Deutschlands wegen der Unmöglichkeit, Bundesgenossen gegen Deutschland zu finden, einsieht, wird England gezwungen sein, ein dauerndes, aufrichtiges Verhalten zu Deutschland zu suchen. Dann erst verliert auch das belgische Problem seine heutige Bedeutung. — Das mag alles ganz recht sein, nur gehört dazu der russische Wille.

Eben jetzt wird in Moskau der große Kongreß abgehalten, den Kerenski zur Begründung seiner persönlichen Herrschaft und zur Heranziehung bürgerlicher Elemente veranstaltet. Dabei weist er jeden Gedanken an Sonderfrieden mit Deutschland auf das bestimmteste zurück. Nach den uns vorliegenden Berichten hatte er bei dieser Zurückweisung den allergrößten Beifall, während im übrigen seine Ausführungen unter dem gegenseitigen Mißtrauen der beteiligten Parteigruppen litten. Mit ungeschminkter Offenheit werden vom Finanzminister die Schwierigkeiten des Staatshaushaltes dargelegt. Die Revolutionsregierung vermehrte die ungedeckten Banknoten zuletzt monatlich um über 800 Millionen Rubel. Durch die Entwertung des Geldes stiegen alle Ausgaben. Die Arbeiter der Putilow-Werke hätten in diesem Jahre neue Forderungen von 90 Millionen Rubel aufgestellt, während Steuern und Gebühren nur sehr unregelmäßig eingingen.

Die Italiener berichten von dem Vorgehen auf der Hochfläche Bainsizza und dem Fall des Monte Santo als von großen Erfolgen und behaupten, im Zusammenhang mit den jetzigen Angriffen 600 Offiziere und 23 000 Soldaten als Gefangene in ihren Sammellagern untergebracht zu haben.

Dienstag, 28. August.

Zum Jahrestage des Eintritts Rumäniens in den Krieg sandte der englische Ministerpräsident Lloyd George ein Begrüßungstelegramm an den rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu. Wie mag wohl dieser jetzt über alles das denken, was er vor einem Jahr gesagt und getan hat?

Der russische Kongreß in Moskau ist von der Sorge eines Straßenaufstandes umgeben. Kerenski fuhr im Panzerauto vom Bahnhof nach dem Sitzungssaal. Die Kellner der Restaurants legten die Arbeit nieder, so daß Hunderte von Teilnehmern des Kongresses am ersten Tage ohne Frühstück blieben. Der russische Militarismus wird durch den General Kornilow vertreten, der besonders über die starken moralischen Mängel der Revolutionsarmee redet.

Im Westen wird an den seitherigen Stellen weitergekämpft. Im Osten brachte ein Angriff jenseits von Czernowitz mehr als 1000 Gefangene und 6 Geschütze.

Mittwoch, 29. August.

Die revolutionären Bewegungen in Spanien scheinen von der Regierung überwunden zu sein. Es soll bei der spanischen Regierungspartei eine gereizte Stimmung gegen Frankreich bestehen, weil man Frankreich beschuldigt, die Revolution geschürt zu haben. Eine Anzahl französischer Staatsbürger ist daraufhin verhaftet worden.

Der Hauptausschuß des Deutschen Reichstages ersucht den Reichskanzler, für die besetzten Gebiete Litauen und Kur-

Digitized by Google

land alsbald Vertretungen der Bevölkerung in die Wege zu leiten, die vom Vertrauen aller Volksteile getragen sind, und, soweit die militärischen Verhältnisse dies gestatten, Zivilverwaltungen zu schaffen.

Gleichzeitig kommt die betrübende Nachricht, daß die Mitglieder des Polnischen Staatsrats ihre Stellungen aufgegeben und nur einen Ausschuß zur Fortführung der notwendigen Geschäfte aufrechterhalten haben. Es ist dringend notwendig, daß sowohl für Polen, wie für Litauen und Kurland diejenige Form der Verwaltung gesucht wird, an der sich die betreffenden Nationalitäten selbst beteiligen können. Je mehr es offenbar wird, daß am Schlusse dieses Krieges von Annexionen kaum wird geredet werden können, desto mehr müssen wir den dringenden Wunsch haben, die westslawischen Bevölkerungen nicht in offenem Gegensatz gegen uns stehen zu sehen. Der Anfang nationaler Staatsbildungen muß noch während der Okkupationszeit erfolgen.

Auf dem Moskauer Kongreß wird mit einer erschütternden Offenheit von den Niederlagen und Verwirrungen des Landes gesprochen. General Kaldin, der Hetman der Donkosaken, will zum Wohle des Vaterlandes Fortsetzung des Krieges bis zum vollständigen Sieg im engen Verein mit den Verbündeten und fordert zu diesem Zweck die Abschaffung der von der Revolution verkündigten Soldatenrechte, Verbot soldatischer Versammlungen, Unterdrückung der militärischen Ausschüsse, Wiederherstellung des Strafrechts der Vorgesetzten. Ein bedeutender Teil der Versammlung rief Beifall. Auch der Arbeiter- und Soldatenrat beschäftigt sich, wenn auch in etwas anderem Sinne, mit der Wiederaufrichtung der Armee und verlangt insbesondere Steigerung der Munitionsversorgung, Aufklärung der Bauernschaft über die Notwendigkeit, Heer und Bevölkerung mit Lebensmitteln zu versehen, Aufstellung von freiwilligen Regimentern und Förderung der Freiheitsanleihe. Tscheidse, vom Beifall der Linken empfangen, spricht im Sinne dieser Forderungen.

Donnerstag, 30. August.

Während in Moskau die große Debatte über die Lage Rußlands hin und her wogt, verhandelt man in Petersburg den Prozeß gegen den früheren Kriegsminister Suchomlinow. Für uns sind am wichtigsten die Mitteilungen über die russische Mobilmachung am 29. und 30. Juli 1914. Der frühere russische Zar Nikolaus II. hat am Abend des 30. Juli auf Grund des bekannten Telegrammes des Deutschen Kaisers versucht, die Mobilmachung rückgängig zu machen. Sowohl Suchomlinow wie insbesondere auch sein Generalstabschef Januschkewitsch haben dem Zaren die Unmöglichkeit, eine schon begonnene Mobilmachung wieder aufzuhalten, in zwingender Weise vorgestellt und ihn mit Unwahrhaftigkeiten hingehalten, bis es zu spät war. Es hätte an jenem Tage der Weltfriede noch erhalten werden können, wenn der russische Zar treue und ehrliche Diener gehabt hätte. Obwohl der Zar in bestimmten Worten die Aufhebung der Mobilmachung forderte, gab Suchomlinow telephonisch an Januschkewitsch die Anweisung: Tun Sie nichts! Am nächsten Morgen log er den Zaren an und erklärte ihm, die Mobilmachung werde nur in den Südwestbezirken vorgenommen. Dabei wußte er, daß sie überall in vollem Gange sei und nicht aufgehalten werden könne. „Glücklicherweise", so sagt der gestürzte Kriegsminister, „wurde an demselben Tage dem Zaren eine andere Ueberzeugung beigebracht, und mir wurde dann die Anerkennung für die glatte Durchführung der Mobilisierung ausgesprochen!"

Ueber Paris wird gemeldet, Norwegen habe die Forderung der amerikanischen Regierung, den Ausfuhrhandel nach Deutschland abzubrechen, gegen gewisse Vergünstigungen angenommen, während Schweden die gleiche Forderung abgelehnt habe. Wir können zurzeit noch nicht feststellen, ob diese Nachricht sich bewahrheitet. Daß Norwegen unter einem unerhörten Druck der Seemächte steht, unterliegt keinem Zweifel. Wenn die Vereinigten Staaten und andere mit ihnen verbündete amerikanische Gebiete den Grundsatz wirklich streng durchführen wollen, daß nichts von ihrer Produktion nach Deutschland gelangen darf, so sind sie genötigt, die noch vorhandenen europäischen Neutralen unter ein unglaubliches Bevormundungssystem zu stellen. Wenn Norwegen alle Ausfuhr nach Deutschland hin sperrt, so bedeutet das für uns einen Verlust in Tran, Fischen, Fischprodukten und Schwefelkies. Es dürfte aber andererseits für Norwegen bedeuten, daß künftig gar keine Kohle und keine Maschinenteile von Deutschland aus mehr geliefert werden.

Die „Times" sagen, daß die Antwortnote Wilsons an den Papst in ihren Grundzügen fertiggestellt ist. Er versichert unter Hinweis auf seine eigenen früheren Bemühungen, daß auch er Bürgschaften gegen künftige Kriege herstellen wolle, sei sich aber bewußt, daß Deutschland solche Bürgschaften nicht abgeben könne, ohne auf seine mitteleuropäischen Pläne zu verzichten. Amerika wisse, daß die deutsche militärische Leitung davon überzeugt sei, ihre Ziele schließlich doch noch zu erreichen, wenn nur ein Friede zustande kommt, bei dem es Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei freigestellt bleibt, eine militärische Einheit zu bilden. Der Präsident deutet die Unmöglichkeit an, sich um einen Friedenskongreß zu bemühen, solange Deutschland nicht im Prinzip der Abrüstung in einer Weise zugestimmt hat, daß es der Mittel beraubt ist, sich auf einen zukünftigen Krieg vorzubereiten. — Wenn Deutschland und seine Verbündeten ihre Verträge sich sollen von einer englisch-amerikanischen Weltregierung bewilligen lassen, so ist das dann kein Friedensvertrag freier Staaten mehr.

Freitag, 31. August.

Da wir den Wortlaut der Antwort Wilsons an den Papst nicht kennen, sind wir auf Mitteilungen ausländischer Blätter angewiesen. Er erklärt, er könne sich mit der derzeitigen deutschen Regierungsmacht in keinerlei Unterhandlungen einlassen, sondern nur mit einer Regierung, die sich auf den eigenen Willen des deutschen Volkes stützt. „Daily Chronicle" führt diesen Gedanken dahin aus: Amerika wird sein Schwert erst in die Scheide stecken und an der grünen Verhandlungstafel Platz nehmen, wenn Deutschland — und die Welt — von den Hohenzollern befreit und bereit ist, in eine Beseitigung der Feindseligkeiten einzuwilligen. — Der Versuch, uns durch Hungerblockade und kriegerische Mittel zu einer Veränderung unserer Staatsverfassung zu zwingen, ist eine sehr merkwürdige Beleuchtung der amerikanischen Redensarten von der Freiheit aller Völker.

In Oesterreich wird das Ministerium Seidler, das ursprünglich nur eine vermittelnde Aufgabe übernehmen sollte, als dauernde Regierungsform erklärt, nachdem die Verhandlungen mit den politischen Parteien über Bildung eines parlamentarischen Ministeriums sich zerschlagen haben. Es wird allgemein anerkannt, daß Kaiser Karl tatsächlich bereit gewesen ist, ein Ministerium aus Parteiführern herzustellen, und daß es nur in der besonderen Verwickeltheit der österreichischen Parteiverhältnisse begründet ist, wenn dieser an sich richtige und zeitgemäße Gedanke nicht zur Durchführung gelangen kann.

Deutsche Regimenter haben nördlich von Focsani weitere Erfolge gehabt. Im allgemeinen scheint an der rumänischen Front eine gewisse Kampfpause eingetreten zu sein.

Unermüdlich wird der Streit am Isonzo fortgesetzt. Um den Monte Gabriele herum liegen Haufen von Leichen. Der österreichische Bericht redet von mehr als 10 000 Gefangenen. Triest wurde von neuem durch Luftschiffe bombardiert.

Sonnabend, 1. September.

Die Antwort des amerikanischen Präsidenten Wilson lehnt die Friedensvorschläge des Papstes unter Anerkennung ihrer idealen Gesinnung ab, weil eine gefährliche Macht bis jetzt zwar enttäuscht, aber nicht beseitigt sei und als Feind von vier Fünfteln der Welt dastehe. „Diese Macht ist nicht das deutsche Volk, sondern sie ist gebildet von den keine Schranken kennenden Herren des deutschen Volkes. Es geht uns nichts an, wie dies große Volk unter diese Herrschaft seiner Meister kam und ob es sich mit vorübergehendem Wohlgefallen der Herrschaft ihrer Ziele unterwarf. Wohl aber ist es unsere Sache, daß die Ruhe der Welt nicht länger von der Ausübung dieser Macht abhängig ist. Mit einer solchen Macht in Friedensbeziehungen zu treten, würde die

Herstellung ihrer alten Kraft bedeuten und die Erneuerung ihrer Politik . . . Das amerikanische Volk hat unerträgliches Unrecht durch das Verhalten der kaiserlich deutschen Regierung erlitten. Es verlangt aber nicht Wiedervergeltung gegen das deutsche Volk, das selbst in diesem Kriege vielerlei gelitten hat . . . Wir meinen, daß die nicht zu duldenden Unrechtmäßigkeiten, die durch die von Wahnsinn ergriffene und brutale Macht der kaiserlich deutschen Regierung in diesem Kriege begangen worden sind, Wiederherstellung fordern, aber nicht auf Kosten der Souveränität irgendeines Volkes, sondern vielmehr durch Aufrechterhaltung der Souveränität der Schwachen so gut wie der Starken . . . Wir betrachten das Wort der gegenwärtigen Regierung Deutschlands nicht als eine Bürgschaft für irgend etwas, was von bleibender Bedeutung sein könnte, es sei denn, daß es ausdrücklich durch einen so klaren Ausdruck des Willens, der den Zielen des deutschen Volkes selbst entspricht, gestützt wird, daß die übrigen Völker der Welt das Recht haben, das Wort der Regierenden anzunehmen." — Das Vorgehen der Amerikaner ist von heimtückischer Schlauheit. Sie wollen in Deutschland selbst eine politische Zersetzung hervorrufen. Wenn der amerikanische Präsident verlangt, daß die deutsche Volksvertretung für den Frieden eine Mitbürgschaft übernimmt, so hat er darin vollständig recht. Das aber bedarf gar keiner vielen Worte, denn die Absicht, einen Frieden nicht ohne Volksvertretung abzuschließen, ist schon unter dem vorigen Reichskanzler feierlich ausgesprochen worden. Indem jetzt Wilson vor aller Welt verkündigt, daß er mit der deutschen Regierung allein nicht verhandeln will, macht er sich eines Störungsversuches schuldig, demgegenüber unser Volk wachsam auf der Hut bleiben muß. Sicherlich wird inmitten des großen Krieges Deutschland sich in einen Volksstaat mit monarchischer Spitze verwandeln, und der Wille der Volksmenge wird sowohl in Preußen wie im Reich an Bedeutung gewinnen. Das aber geschieht aus eigenen deutschen Entschließungen und nicht, weil die Amerikaner Bedingungen stellen, die ihnen nicht zukommen.

Die Regierungskommissare der mitteleuropäischen Mächte haben im provisorischen Staatsrat in Warschau eine Erklärung abgegeben, daß baldigst politische Institutionen ins Leben gerufen werden, durch deren Besitz Polen in die Reihe der selbständigen Staaten Europas tritt. Die Mandatsniederlegung der bisherigen Staatsratsmitglieder wird bedauert, Verhandlungen werden fortgesetzt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Freitag, 24. August.

Im weltentlegenen bayerischen Dorf trifft man den russischen Kriegsgefangenen mit dem Kleinsten seines bäuerlichen Arbeitgebers auf dem Arm im winzigen Kramladen, wo er seine paar Groschen in irgendeinem Kinderglück anzulegen versucht. Er zeigt auf den kleinen feuchten Mund des Bürschchens auf seinem Arm und verlangt „Guti" auf russisch-oberbayerisch. Man sieht ihn gar nicht anders als mit Kindern, die an ihm hängen oder auf ihm sitzen. Die Bauern erzählen von seinen fabelhaften Leistungen, als jüngst der Blitz in ein Gehöft schlug. Er hat nicht geruht, bis er alles Vieh heraus hatte, zerrte die verstörte Kuh mit seinen langen, starken Bauernarmen an den Hörnern aus Rauch und Flammen und ließ immer einmal wieder los, um sich zu bekreuzigen. Etwas Gutmütigeres wie seine blauen Augen kann man sich gar nicht vorstellen.

Je schöner, stiller und abgeschiedener, um so stärker berührt es einen, daß der Schmerz des Krieges schweigend in jedem Hause lebt und an jedem Wege wartet, der heimliche Untergrund von aller Schönheit und allem scheinbar heiteren Gleichmaß des Alltags.

Sonnabend, 25. August.

In Presse und Reichstag werden die Fragen nach dem Rücktritt des bisherigen Leiters des Kriegsamts, Exzellenz Groener, immer entschiedener. Es scheint einwandfrei bewiesen, daß die Schwerindustrie daran entscheidend beteiligt ist, und daß die Arbeiterfreundlichkeit des Hilfsdienstgesetzes und seiner Durchführung die Ursache ist. Man soll sich nur über die positive Bedeutung der sozialen Fürsorge für die Arbeitsleistung in der Rüstungsindustrie nicht täuschen. Sie ist für die Frauenarbeit das absolut Entscheidende. Groener soll verlangt haben, daß für den Fall von Lohnnormierungen auch Gewinnormierungen für die Unternehmer festgesetzt werden müßten.

Der rasche Wechsel in einem Amt, das die Beherrschung beinahe aller Zweige der Zivilverwaltung neben militärischen und technischen Fragen voraussetzt, dessen Zusammenarbeiten mit der Zivilverwaltung einerseits, der Industrie, Landwirtschaft und allen Wirtschaftsmächten andererseits sich erst langsam organisieren kann, ist natürlich unter dem Gesichtspunkt der Kräfteverwertung denkbar unökonomisch. Das organisatorische Wagnis der kriegsamtlichen Organisation erträgt kurzfristige, leitende Kräfte ohne Zweifel nicht, ohne sehr erschwert zu werden.

Das Kriegsamt hat mit dem Deutschen Städtetag vereinbart, daß in Städten über 10 000 Einwohner ein Wohnungs- und Schlafstellennachweis für zureisende Arbeitskräfte eingerichtet werden soll, um insbesondere die Wohnungsfrage für die weiblichen Kräfte zu lösen.

Sonntag, 26. August.

Die Zeitungen bringen Würdigungen Batockis, der mit dem 25. August aus dem Amt geschieden ist. Sie erkennen die Leistungen des Kriegsernährungsamtes trotz mancher Fehlschläge in vollem Umfang an. Man wird sich dabei bewußt, daß in der Tat die Kritik gegen das letzte Jahr sehr viel stiller geworden ist. Das einzige, worin das Kriegsernährungsamt nebst allen anderen Zivilbehörden vollkommen gescheitert ist, ist die Unterdrückung des Schleichhandels. Hier hat die „Fleischeslust" einen vollen Sieg über den Patriotismus und den Staat zugleich davongetragen. Aber vielleicht übersteigt die Macht dieser menschlichen Eigenschaft überhaupt jede bureaukratische Regulierungskraft.

In Leipzig werden wieder in ganz großem Maßstab die Vorbereitungen zur Messe getroffen. Wenn es auch mit der Ausführung von Bestellungen seine Schwierigkeiten haben wird, so scheint doch die Energie zu neuen Mustern darunter nicht zu leiden.

Eine Zwangssyndizierung des Ledergewerbes scheint ins Auge gefaßt zu sein — wohl mit Rücksicht auf die Rohstoffversorgung der Uebergangswirtschaft. Dagegen wehren sich in dem sehr mannigfaltig gestalteten und daher zur Syndizierung nicht besonders geeigneten Gewerbe die Produzenten, die bei freier Ausnutzung natürlicher Vorteile ihrer Lage besser wegkommen würden als bei gleichmäßiger Behandlung des ganzen Gewerbes. Man kann aber nicht sehen, wie die Rohstoffversorgung für die Uebergangswirtschaft ohne Syndikatsbildung überhaupt durchgeführt werden soll.

Montag, 27. August.

Ein erster Schritt zur Neuordnung im Reich soll der „Beirat für auswärtige Politik" sein, der, aus einer gleichen Zahl von Vertretern des Reichstages und des Bundesrats bestehend, in den Entscheidungen der Regierung zur auswärtigen Politik den Willen der Volksvertretung zur Geltung bringen soll. Aus sieben Vertretern der fünf großen Fraktionen des Reichstags und ebenso vielen Bundesratsmitgliedern soll eine freie Kommission gebildet werden, die zunächst über die Antwortnote an den Papst zu beraten hat. In der Rede, in der der Reichskanzler diesen Plan mitteilte, äußert er sich über die inneren Reformen im übrigen eher vertröstend und zurückhaltend als verheißend. Er weist auf die Arbeitslast der Regierung hin, verspricht zwar, daß von einer Verschleppung der preußischen Wahlrechtsvorlage nicht die Rede sein könne, braucht aber von den Verfassungsfragen das Gleichnis, daß man, während die Flut da sei, nicht über die Deichordnung streiten solle — ein Gleichnis, das übrigens nicht ganz die Sache trifft.

Digitized by Google

Dienstag, 28. August.

In den Hotels und ähnlichen Betrieben ist die gesamte Wäsche beschlagnahmt.

Aus Berchtesgaden und Reichenhall sind mit 5tägiger Reisefrist die Fremden ausgewiesen — eine Maßnahme, die ohne Zweifel viele Erholungs- und Kurbedürftige hart trifft, die aber die Leute durch ihre unprogrammäßigen Nahrungsraubzüge selbst verschuldet haben.

Wir waren im Bauerntheater in Tegernsee und ließen uns über den mondglitzernden See zum anderen Ufer zurückrudern. Während die Eindrücke des Abends — die Bauernschauspieler, die als Urlauber spielten, die frische Empfänglichkeit des einheimischen Parterres — mit der wundervollen Sommernachtstimmung über dem See verschmolzen, war man zu unerwünschter Bekanntschaft mit diesem Fremdentypus gezwungen — einem behäbigen Mitreisenden, der nicht umhin konnte, dem ganzen Boot die Sorgen um seinen Schinken mitzuteilen. Den hatte er nämlich mitgenommen, um in der Sommerfrische nicht zu verhungern, aber dann nicht aufessen können, und nun bedrückte ihn das Problem, wie er ihn aus Bayern wieder herauskriegen sollte, da doch das Reisegepäck nach Lebensmitteln durchgesehen wird. — — Und für solche Leute fallen die Männer in Flandern!

Mittwoch, 29. August.

Der „Sonderausschuß beim Reichskanzler", wie der gemeinsame Ausschuß von Reichstag und Bundesrat genannt wird, ist gestern zu seiner ersten Sitzung zusammengetreten. Inhalt vertraulich.

Im Hauptausschuß Fragen der äußeren Politik. Polen und Ausland.

Ein einschneidender Beschluß der sächsischen zweiten Kammer über die Gestaltung der ersten: vier Vertretungen von Großgütern und kirchlichen Stiftungen ganz beseitigt, die Vertretung der Landwirtschaft neu begründet in der Weise, daß auch die mittleren und kleinen Landwirte sie stellen. Dadurch und durch einen weiteren Antrag, der dem Handel, der Industrie und dem Gewerbe eine neue Vertretung gewähren will, wird die erste Kammer von einer wesentlich feudalen zu einer berufsständischen umgebildet, an der auch Arbeiterschaft, Privatangestellte, Beamte, Lehrer, freie Berufe beteiligt sind, 10 Sitze den Gemeinden (inkl. Landgemeinden), 1 den technischen Hochschulen gewährt werden.

Alle Zeitungen sind voll von Betrachtungen über die Kohlenversorgung, den gegenwärtig schwierigsten Teil der Kriegswirtschaft. Die Kriegsamtstellen haben z. T. eine feuerungstechnische Beratung zum Zweck der Kohlenersparnis für Betriebe, Zentralheizungen usw. eingerichtet.

Donnerstag, 30. August.

Mit tiefer Bewegung liest man die Berichte des Suchomlinow-Prozesses! Ein erschütternder Gedanke, daß eigentlich im entscheidendsten Augenblick die Ereignisse sich dem menschlichen Willen entzogen haben und die Kriegsmaschine, in Bewegung gesetzt, die Hände ihrer Lenker abschüttelte und aus eigener verhängnisvoller Kraft weiter rollte!

Der Hauptausschuß des Reichstages hat sich für die Aufhebung der politischen Zensur ausgesprochen. Es ist zu wünschen, daß dem Folge gegeben wird, um den endlosen Zensurdebatten einmal ein Ende zu machen.

Freitag, 31. August.

Von der Leipziger Messe wird berichtet, daß sie eine derartige Kunst in der Herstellung und Verwendung von Ersatzstoffen bezeuge, daß sie den Warenreichtum des Friedens vortäusche. Holland, die Schweiz und die skandinavischen Länder seien gut vertreten.

Sonnabend, 1. September.

Die Antwort Wilsons auf die päpstliche Friedensnote legt einem wieder die soziologische Frage nach der Entstehung solcher Urteile wie das über uns vor. Glaubt der amerikanische Präsident, was er sagt? Und wie kann man in diesen Vokabeln reden, wenn man nicht überzeugt ist? Was ist — subjektiv und objektiv — „Wahrheit"? Hat es je in der Geschichte eine perfidere und scheinheiligere Lüge gegeben wie diese Verzerrung des Bildes unseres Volkes? Und diese Lüge gewinnt die Macht einer Mission, an der Millionen in gewiß ehrlicher Begeisterung entbrennen!

Naumann / Der Wirtschaftsfriede

II.

Wir gehen bei unseren weiteren Erörterungen von der Annahme aus, daß am Ende des Krieges auf dem Friedenskongresse allseitig der wirkliche Wille vorhanden ist, einen Friedenszustand zu erreichen. Das ist die günstigste, wenngleich bei der Fülle und Unterschiedlichkeit der Kriegsteilnehmer nicht ganz wahrscheinliche Annahme. Selbst aber unter dieser besten Voraussetzung ist der Wirtschaftsfriede ein fast übermenschliches Werk, und zwar deshalb, weil eine einfache Rückkehr zur früheren Austauschkultur kaum mehr möglich erscheint und andererseits die durch den Krieg begonnenen wirtschaftlichen Neubildungen noch viel zu sehr im unfaßbaren Entstehungszustande sind, um durch ein Weltwirtschaftsrecht ergriffen zu werden.

Man hat bisher viel vom Völkerrecht und von Menschenrechten gesprochen, wenig aber von einem internationalen Wirtschaftsrecht, wie es als Abschluß dieses Krieges nötig wird. Dieses noch ungeborene neue Recht kündigt sich an in der Forderung der Freiheit der Meere, ist aber durchaus nicht mit ihr erschöpft. Was kann das Wort Freiheit der Meere bedeuten? Es sollte wohl ursprünglich den von der zweiten Haager Konferenz mit Mehrheit ausgesprochenen, von England aber absichtlich nicht angenommenen Gedanken ausdrücken, daß der Privatverkehr vom militärischen Seekriege unberührt und unbehelligt bleiben solle. Eine Rückkehr zu diesem Gedankengange ist sehr schwer möglich, da durch den Weltkrieg die Idee eines inmitten des Geschützdonners sich weiter fortbewegenden Handels selbst für neutrale Nationen außer Kraft gesetzt, für Kriegführende völlig zur Illusion gemacht wurde. Allen Nationen ist jetzt eingeprägt, daß im Grunde jede Handelsware ein Hilfsmittel der Kriegführung ist, und kein Kriegführender der Zukunft wird je vergessen, was er von Blockade und Unterseeboot erleiden oder erwarten kann. Selbst die feierlichste Kongreßerklärung würde dieser Erinnerung nicht ganz verbieten können, die verantwortlichen Staatsämter zu beschäftigen, das heißt, im stillen alle Vorbereitungen zu treffen, um im Kriegsfalle den gegnerischen Privathandel von vornherein mit ganzer Wucht zu hindern. An dieser Stelle mündet die Frage der Freiheit der Meere in die allgemeine Weltfriedensfrage ein, ob es möglich ist, durch ein System von Schiedsgerichtsverträgen den Ausbruch neuer Kriege so unwahrscheinlich zu machen, daß man das Schiffahrtsgewerbe und den Austauschverkehr ohne Einrechnung der Kriegsgefahr wieder wird beginnen wollen. Darüber, ob das irgendwie erreichbar ist, mögen die Beurteiler verschieden denken, aber darin werden Pazifisten und Marinemilitärs übereinstimmen, daß von freiem Meere bei Krieg zwischen Weltmächten nicht mehr ernsthaft die Rede sein kann. Damit aber erhält die Forderung der Freiheit der Meere, sobald sie nicht als Bestandteil eines Weltfriedenssystems überhaupt gedacht werden kann, nur die begrenzte Bedeutung, daß

Digitized by Google

während des Friedens jeder Schiffsbesitzer nach jedem Hafen fahren und dort Güter abladen und aufnehmen kann. Dieses alte Gewohnheitsrecht der abgelaufenen Periode bedarf hinter dem Kriege ausdrücklicher Neubekräftigung, weil sonst beliebige Absperrungen eintreten könnten, sobald etwa England gewisse Handelsprovinzen sich und seinen Bevorzugten vorbehalten will. Daß eine solche Neubekräftigung eintritt, ist nun auch bei oben gemachter Voraussetzung fast sicher, aber ob dieser formelle Akt genügen wird, um unserem Handel den alten Zugang in allen Häfen zu sichern, damit beginnt die Wirtschaftsfriedensfrage im eigentlichen Sinne.

In seiner sehr wertvollen Arbeit über „Die Pariser Wirtschaftskonferenz" (Berlin bei C. Heymann, 1917, Schriften der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft) bespricht Professor W. Prion den Fall, daß sämtliche Kräne eines Hafens in den Händen einer Gesellschaft sind, die sich weigert, deutsche Seeschiffe zu bedienen. Dieser Fall war, juristisch betrachtet, bisher schon immer möglich, aber er kam nicht vor, weil er vom Standpunkt der betreffenden Gesellschaft aus unwirtschaftlich sein würde. Jetzt, nachdem alle Welt mit Boykottgedanken angefüllt wurde, liegen die Dinge schon anders, und man kann sich eine Systematisierung von Schikanen denken, die in Wirklichkeit den Verkehr hindern. Sobald private Absperrungsvereine entstehen, wie sie in Frankreich, Italien und auch England in Vorbereitung sind, hängt alles davon ab, ob die betreffenden Regierungen auf Grund des Rechtszustandes ihrer Länder dafür bürgen können, daß der deutsche Seefahrer nach Bedarf und ohne Extrabedingungen überall Kohle, Trinkwasser, Postverbindung, Rechtsschutz so wie jeder andere bekommt, daß seine Kisten auf der Eisenbahn verfrachtet werden usw. Es ist nicht zu verlangen, daß er als Freund begrüßt wird, aber er muß im Hotel wohnen können. Der Geist der Pariser Wirtschaftskonferenz muß offiziell durchbrochen werden, und man muß Fremdenrechte konstruieren, falls die freie Weltbürgerlichkeit versagt wird. Sonst bleibt der Krieg nach dem Kriege. Nicht als ob wir der Meinung wären, daß die Mehrzahl der jetzigen Gegner ewig unversöhnlich verharren wolle und könne, aber es würde ein schwerer Irrtum sein, das neue Element des nun offen proklamierten Wirtschaftskrieges ganzer Völker für gänzlich unwirksam zu halten. Derartige Ideen können trotz aller ihrer tiefen Vernunftlosigkeit doch unter Umständen ein sehr merkwürdig gefährliches Leben erhalten, wenn sie nicht sofort bei Friedensbeginn von allen beteiligten Autoritäten rücksichtslos unterdrückt werden. Wie aber soll das formuliert werden?

Indem die Reichstagsresolution alle Pläne abweist, die auf eine wirtschaftliche Absperrung ausgehen, verneint sie das Recht des grundsätzlichen Boykottes. Wir wollen nicht boykottieren, aber auch nicht boykottiert werden. Darin liegt beispielsweise inbegriffen, daß es keine Weltsyndikate oder ähnliche Verbindungen geben darf, die den direkten oder indirekten Verkauf von Baumwolle, Kupfer, Leder oder sonst einem Stoffe an Deutschland als außerhalb ihres Geschäftes liegend ansehen. Vor dem Kriege würde man eine derartige Besorgnis überhaupt nicht verständlich gefunden haben, jetzt aber bei Beginn der sogenannten Uebergangswirtschaft muß man auf gigantische Ueberraschungen gefaßt sein. Nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten sind, ist vieles möglich, was vorher nur Phantasie war, und zwar um so mehr, als alle Staatsregierungen versuchen werden, ihren Gebieten ein Vorzugsrecht an eigenen Landesprodukten und am Welthandelsgut zu sichern. Der Handel wird auf vielen Gebieten staatlichen und halbstaatlichen Regelungen unterliegen. So gut man bei uns in Deutschland die Probleme der Uebergangswirtschaft erwägt, tut man es überall. Trotz weit verbreiteter Abneigung gegen die Assessorenwirtschaft des Staatssozialismus wird, um zunächst davon zu reden, uns Deutschen nichts anderes übrigbleiben, als eine gewisse staatliche Begrenzung der Einfuhrmengen aus Valutagründen und eine gewisse Kontingentierung des Schiffsladeraumes aus Gewerbefürsorge einzuführen. Damit fängt Deutschland an „als Volkswirtschaft" einzuführen und den privaten Handel unter staatliche Oberleitung zu stellen, bis einmal die Uebergangszeit vorbei sein wird. Man mag das sehr bedauern, aber die Mißstände, die ohne derartige Regelung eintreten müßten, würden unerträglich und für den Wiederbeginn von Zahlungsfähigkeit und allgemeiner Volksbeschäftigung verhängnisvoll sein. Also wir werden gezwungen sein, in die offizielle Regelung des Außenhandels einzutreten und können uns darum nicht wundern, wenn auch unsere bisherigen Gegner das gleiche tun. Bei ihnen nun aber wird es sich vielfach gerade um Zurückhaltung solcher Rohstoffe handeln, die wir dringend zu kaufen wünschen. England wird erst alle Baumwollspindeln in Großbritannien beschäftigen wollen, ehe es den Verkauf von Baumwolle an Fremde zuläßt, es wird versuchen, die Nordamerikaner dabei auf seine Seite zu bringen. Das ist formell betrachtet nicht anders, als wenn wir die Ausfuhrerlaubnis für Kali erst dann geben, wenn der einheimische Bedarf gedeckt ist, was wir vielleicht nicht tun werden, was aber vielen Deutschen ganz einleuchtend sein würde. Sobald man die aus Angebot und Nachfrage entstehende Preisbildung durch Regelungen unterbricht, entsteht durch Zug und Gegenzug das Unerwartete: ein Wirtschaftsfeld bleibt tot liegen! Kommt nun aber eine systematisch gepflegte Verfeindung der Völker hinzu, so lassen sich unter der biederen Miene der Fürsorge für die eigenen Volksgenossen die schwersten Wirtschaftssünden begehen. Wird es dem Friedenskongresse gelingen, einen Vertrag oder auch viele Verträge zu schließen, die diese Besorgnisse wegschaffen?

Daß der Wirtschaftskrieg in seinen Folgewirkungen für uns sehr drückend sein kann, ist allen wirtschaftspolitisch denkenden Kreisen längst bekannt. Man braucht zwar keineswegs jede englische oder französische Drohung sofort für bare Münze zu halten und soll sich nicht vorstellen, daß es eine Kleinigkeit sei, unter den Arbeits- und Finanzverhältnissen, die nach dem Kriege überall sein werden, die deutsche chemische oder optische Industrie nach irgendeinem Auslande zu verlegen oder die Eisenbahnen der Welt ohne Zuhilfenahme der deutschen Hochöfen wieder in Ordnung zu bringen. Auch im Lager unserer Feinde verkennen die klugen Menschen nicht, daß sie sich selber schädigen, indem sie uns absperren. So wenig aber gegenwärtig der Gedanke der Handelsgemeinsamkeit uns hindert, die Welttonnage an Handelsschiffen zu vermindern, obwohl wir wissen, daß später die versenkten Schiffe auch unserem Austausch fehlen werden, ebenso kann auch bei den Gegnern vielfach eine Gesinnung vorausgesetzt werden, die Opfer nicht scheut und Mängel trägt, falls nur der Zweck der Ausschaltung Deutschlands erreicht wird. Auch das wissen die im vorigen Jahre auf der Pariser Wirtschaftskonferenz vertretenen Mächte ganz genau, daß sie unter sich selbst längst keine harmonische Wirtschaftseinheit sind und daß einige von ihnen, wie Rußland

Digitized by Google

land und Italien, nur schwer ihren finanziellen Verpflichtungen werden genügen können, wenn ihnen die Ausfuhr nach Deutschland versagt bleibt. Die Ausschaltung der deutschen Kali-Ausfuhr schädigt die Landwirtschaft der gesamten übrigen Welt, die Beseitigung der deutschen Textilindustrie verschlechtert die Kleidung aller Völker, die Sperrung deutschen (und österreichisch-ungarischen) Zuckers drückt alle internationalen Ernährungsverhältnisse herab usw. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß der auf uns ausgeübte Gegendruck noch unmittelbarer wirken kann, denn die zweitgrößte unserer Industrien, die Textilindustrie, steht dabei zunächst auf dem Spiele, da sie vom Auslandsrohstoffe lebt. Was hilft es unseren Textilgegenden, wenn wir zwar Militärfrieden haben, aber zu keiner Wolle und Baumwolle gelangen können? Wer diese Zusammenhänge überschaut, versteht erst, warum die Resolution des deutschen Reichstages neben den Abschnitt vom Militärfrieden den hochwichtigen Absatz vom Wirtschaftsfrieden gestellt hat. Nur indem man beide Absätze zusammendenkt, findet man den inneren Sinn dieser vielumstrittenen Kundgebung. Man lese mit Bedacht die Worte: „Nur der Wirtschaftsfriede wird einem freundschaftlichen Zusammenleben der Völker den Boden bereiten." Wollen die Engländer den Militarismus bekämpfen, so gilt es zunächst den Wirtschaftsfrieden herbeizuführen, die Austauschkultur wiederherzustellen und das Getriebe der wirtschaftskämpfenden Verbände mit unzweifelhafter Energie stillzulegen. Ohne solche Voraussetzungen hält der deutsche Reichstag das freundschaftliche Zusammenleben der Völker nicht für möglich.

Sehr viele Erörterungen über Weltfrieden und Schiedsgerichte leiden an der Einseitigkeit, daß sie nur von den politischen Konflikten im engeren Sinne des Wortes reden. Wenn es aber auch nur teilweise wahr ist (und es ist weitgehend wahr), daß die wirtschaftliche Konkurrenz der Völker an der Entstehung des Völkerbrandes mitschuldig ist, dann muß auch der Friedensschluß etwas anderes sein, als die genaue Herstellung eben dieser unformulierten Konkurrenz. Wir benutzen mit Absicht diesen Ausdruck „unformulierte Konkurrenz", weil nicht der Wettbewerb selber beseitigt werden kann, sondern nur die Anhäufung von verbitternden Spannungen durch Herstellung von Weltwirtschaftsregeln. Alle Begriffe, wie Boykott, Absperrung, Ausfuhrverbot, Einfuhrverbot, Verkehrsfreiheit, Schiffahrtsfreiheit, Unterbietungssystem, Weltsyndizierung, Valutadruck, Nachrichtenleitung, bedürfen einer erneuten internationalen Durcharbeitung. Hierbei kann Präsident Wilson zeigen, wieweit sein Menschheitsidealismus noch vorhanden ist!

Paul Rohrbach / Wilsons Antwort

Der heuchlerische Selbstherrscher der demokratischen Republik der Vereinigten Staaten hat seine im übrigen absichtlich schillernd und geschraubt gehaltene Antwort auf den päpstlichen Vorschlag zu Friedensunterhandlungen so angelegt, als ob das deutsche Volk gegen seine Regierung auszuspielen sei. Diese Methode beruht auf Verabredung zwischen England und Amerika. Frankreich wird dabei draußen gelassen, weil die elsaß-lothringische Frage nicht mit in das Schema paßt. Die englischen Stimmen aber lauten ganz wie die Wilsons, nur den spezifisch amerikanischen Ton, der aus moralisierender Salbaderei und tabakspuckender, gummikauender Flegelhaftigkeit komponiert ist, bekommt der Engländer nicht ganz so gut heraus. Sachlich ist es aber dasselbe, wenn die „Daily News" schreiben:

Zweifellos verdolmetscht die Resolution des Reichstags seine aufrichtigen und ganz sicherlich auch sehr wichtigen Meinungen, aber solange der Reichstag keine Macht über die Exekutivgewalt ausüben kann, ist es nur eine Meinung, und es fehlt dem Reichstag die Macht, die Resolution durchzuführen. Es ist nicht unsere Schuld, daß wir uns an Michaelis und nicht an den Reichstag wenden müssen, es ist die Schuld des deutschen Volkes. Wir werden uns freuen, wenn es diesen Fehler verbessert haben wird und die englische Demokratie sich direkt an das deutsche Volk als Demokratie wenden kann.

Auf diese Versuche finden wir eine schlagende Antwort in der während des Krieges entstandenen, sozialdemokratisch gerichteten Wochenschrift „Die Glocke" (Nr. 20 v. 18. August S. 773). Da schreibt Dr. Rudolf Schwandt zu den Sätzen der „Daily News":

Der englischen Demokratie steht es ja jederzeit frei, sich ans deutsche Volk zu wenden; in einer entsprechenden Friedensresolution, sowie in Stockholm! Da ist nichts im Wege, sofern die Engländer nur ehrlich den Frieden wollten. Aber gerade dieser Wille besteht bei ihnen am allerwenigsten. Welch eine Zumutung: wir sollen uns ihrer würdig erweisen, ehe die Herren Engländer mit uns verkehren können. Welch ein Mangel an Stolz, wenn mit einem derartigen Verlangen eines englischen Hetzblattes eine deutsche Parteizeitung in der inneren Politik krebsen geht! ... Begreifen wir nicht, daß die Westmächte uns nur deshalb zu dieser „Demokratie" aufstacheln, weil sie die Schwäche und Nachgiebigkeit gegen englische und französische Anmaßung bedeuten würde? Daß sie schließlich zu einem Zustand führen könnte, ähnlich dem, von dem der russische Heeresbericht vom 20. Juli sagt: „Unsere Niederlage erklärt sich ... Mehrere Regimenter weigerten sich, ihren militärischen Pflichten nachzukommen und ließen ihre Stellungen ohne jeden feindlichen Druck im Stich." — Ließen ihre Stellungen im Stich: das ist das demokratische Ideal der Engländer für uns! Deshalb empfehlen sie uns die Durchführung der Friedensresolution, aber sie selber denken gar nicht an eine entsprechende Maßnahme. Und wir, sollen wir uns wirklich dazu hergeben, die englischen Geschäfte zu besorgen?

Man sage statt Engländer Wilson und denke statt an die Friedensresolution, die zur englischen Waffe gemacht werden soll, an die amerikanische Note, so läßt sich auf diese die deutsche Antwort Wort für Wort anwenden. Wilsons Rechnung hat einen doppelten, oder wenn man das psychologische Motiv mitberücksichtigen will, einen dreifachen Zweck. In ihr spricht der in seiner Eitelkeit und Anmaßung tödlich gekränkte, kleine Charakter, der vor Zorn und Rachgier bersten will. Er dachte, den Weltfriedensvermittler zu spielen, so sehr zum Nachteil Deutschlands wie möglich, aber doch mit der Gebärde des granatenverkaufenden Friedensengels — da zwang ihn der U-Boot-Krieg, Farbe zu bekennen. Auch von unserer Seite ist hier unklug verfahren worden; mehr Umsicht auf dem Wege zum Ziel hätte Wilson wahrscheinlich die Hände gebunden. Diese Frage aber steht hier nicht zur Verhandlung. Wir sehen nur, wie bei Wilson der Giftpfeil des Gekränkten sein Ziel sucht.

Sachlich ist die erste und zugleich die für Wilsons Politik erwünschtere Möglichkeit die, daß seine Note bei uns so wirkt, wie sich auch die „Daily News" die Entwickelung in Deutschland wünschten: Konflikt zwischen Reichstag und Regierung, Streiks, Unruhen, Aufruhr, Schwächung der Front, Niederlage. Es ist das russische Beispiel, das die Entente so gern in Deutschland nachgeahmt sähe. Die Demokratisierung und die Unterhaltung mit dem deutschen Volk ist hierbei nur ein beiläufiges Nebenprodukt des Vorganges; das Ziel ist die Niederwerfung und die Teilung der Beute. Bei den demokratischen Flötentönen in Deutschland würden sich dann hinterher Wilson und Lloyd George mit demselben Lächeln ansehen wie die alten römischen Wahrsager, die Auguren, wenn sie einander begegneten. Der zweitbeste, nicht so erwünschte, aber auch noch erträgliche Erfolg wäre der, daß

Digitized by Google

die Zersetzung in Deutschland, die durch die Note gefördert werden soll, zwar nicht offen bis auf die heimische Arbeitsarmee und die äußere Front übergreift, aber der Gegensatz zwischen Regierung und Parlament doch so verschärft wird, daß die innere Front bei uns endgültig zerbricht und Deutschland entweder nach dem vergeblichen Versuch einer Militärdiktatur oder ohne diesen einen wirklichen Verzichtfrieden schließen muß. Der letzte Gedanke dabei ist offenbar der, daß, wenn trotz allem noch eine starke deutsche Weltstellung erhalten bleibt, das Kriegsziel der Entente im ganzen also nicht erreicht wird, dann wenigstens die angelsächsischen Freiheits- und Friedensmächte vor sich her posaunen können: wir haben den Zweck, für den wir kämpften, doch erreicht, Deutschland ist gebessert, das gute deutsche Volk ist befreit!

Sieht man die Note obenhin an, so will es scheinen, als ob sie für den Fall, daß der Zweck Wilsons nicht erreicht wird, Deutschland zu verwirren und die deutsche Regierung zu demütigen, die Friedensanregung des Papstes glatt zurückweist. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Der zugleich kommune und geölte Bluffton im diplomatischen Verkehr ist den Amerikanern, und besonders Herrn Wilson, eigentümlich. Verfängt er nicht, so kann man auch anders. Auch *nach* der Note ist die Regierung der Vereinigten Staaten, wenn sie sonst Veranlassung dazu hat, jederzeit imstande zu erklären, daß sie den Weg, den das deutsche Volk auf dem Wege der Demokratisierung und der Kontrolle seiner „unzuverlässigen" Regierung zurückgelegt hat, nun für weit genug halte, um zu verhandeln. Die Entscheidung hierüber wird durch den Fortschritt der U-Boote gegen die englische Schiffahrt, durch die Sorge der besitzenden Klassen in England um ihr Schicksal, wenn der Krieg ins Endlose fortgesetzt wird, und durch eine glückliche Aufnahme der moralischen Offensive unsererseits bedingt sein. Wenn wir in diesem letzteren Punkt fortfahren, so schlaff und ungeschickt zu sein wie bisher, dann allerdings können sehr unerwünschte Folgen eintreten. Darüber hinaus ist die Hauptsache, daß Regierung und Volk sich jetzt in den Reichstags- und Verfassungsfragen schnell und glatt verständigen. Die Regierung muß klug, weitblickend und vor allen Dingen rasch handeln; der Reichstag muß sich aber einsichtig in bezug auf die Besonderheiten unserer geschichtlichen nationalen Art zeigen. Das Spiel der letzten Wochen und Monate darf nicht weitergehen; sonst kommen wir dahin, wo Wilson uns haben will.

Selbst die beste innere Front wird aber nichts Entscheidendes nützen, wenn die Geschicklichkeit der Regierung in der auswärtigen Politik nicht größer wird. Das Stück, das wir jetzt eben erlebt haben und das Wilson mit seiner Note vor der uns feindlichen Welt einen Triumph verschafft hat, den er nicht hätte haben dürfen, war unerhört. Sofort, nachdem das Geständnis des früheren russischen Kriegsministers und des früheren Generalstabschefs bekanntgeworden war, daß *sie* die unmittelbar Verantwortlichen am Ausbruch des Weltkrieges seien, hätte der Deutsche Reichskanzler oder ein direkter Vertreter mit der größten Wucht, auf dies unvergleichliche Beweisstück gestützt, den Angriff auf die Entente vortragen müssen. Man wußte, daß die amerikanische Note unterwegs war, man mußte sehen, daß sich mit Hilfe des russischen Materials im voraus ein vernichtender Schlag gegen das zu erwartende Produkt Wilsonscher Bosheit würde führen lassen. Jeder geübte Diplomat konnte sich sagen, daß unter diesen Umständen ohne den geringsten Verzug zu handeln war. Und was geschah? Nichts! Aehnliches hat man ja in diesen drei Jahren bei uns schon öfters fertig gebracht. So schnell wie diesmal ist aber die Quittung für mangelnden Vorausblick noch nie gekommen. Wie glänzend könnte die amerikanische Frechheit abgeschmettert sein, wenn die Leute vom Beruf, die es angeht, bei uns etwas früher aufzustehen verständen! O Oxenstierna!

Heinz Potthoff / Volksernährung und Nährdienstpflicht

Der große soziale Gedanke, daß die organisierte Gemeinschaft verantwortlich sei für jedes ihrer Glieder und deswegen keines ganz im Elend lassen dürfe, der im Mittelalter durch die kommunalen Verbände und umfassend durch die Kirche getragen, der dann vom modernen Staate in die Armenpflege übernommen und im Deutschen Reiche durch die soziale Versicherung erweitert wurde — dieser grundlegende Gedanke des Sozialismus hat durch den Weltkrieg eine außerordentliche Förderung erfahren. Nicht nur die Fürsorge*pflicht* ist viel schärfer herausgearbeitet und als eine selbstverständliche Folge des Gemeinschaftsgefühles eines in seiner Existenz bedrohten Volkes begriffen worden, sondern vor allem haben wir auch die Durchführung dieser Aufgabe in ungeahnter Weise gelernt. Der Krieg zeigte uns, was der Mensch braucht, um zu leben, bewies uns, daß Deutschland genug hat, um bei gleichmäßiger Verteilung keinen darben zu lassen; schuf uns die Organisation, wie die von Millionen einzelnen erzeugten Bedarfsgegenstände einheitlich erfaßt, verwaltet und den Verbrauchern zugeführt werden können.

Daß am Tage nach dem Friedensschlusse oder auch nach einigen Uebergangsjahren alles wieder so werden könnte wie vorher, muß als ausgeschlossen gelten; die großen Lehren dieses Krieges dürfen auch auf sozialem Gebiete nicht verloren oder „zu den Akten geschrieben" werden. Wir können in ganz anderer Weise als früher für die Bedürfnisse der Gesamtheit sorgen — also müssen wir es, eingedenk der unumstößlichen Wahrheit, daß eine gewisse Sicherheit des Unterhaltes die erste Vorbedingung für Volkskultur ist, und daß die Mehrzahl aller Not, Krankheit, Verbrechen, Laster und Ehetragödien auf Mangel und Sorge um des Lebens Notdurft und Nahrung zurückgeht.

Soziale Pläne zur zweckmäßigen Einrichtung eines Staates sind oft genug entwickelt, von Plato bis zu Bellamy. Gründlich und rechnerisch ist der Möglichkeit einer Beschaffung und Lieferung des Lebensunterhaltes aller Bürger durch den Staat aber erst ganz neuerdings zu Leibe gegangen. Das ausführlichste Programm hat *Popper-Lynkeus* in verschiedenen Schriften entwickelt, die nicht die gebührende Beachtung gefunden haben. Auch im Kriege nicht. Und es darf wohl als ausgeschlossen erscheinen, daß der Friede uns bis zu seinem Ziele, der Deckung alles zu einem behaglichen Leben Nötigen durch staatliche Lieferung auf Grund einer allgemeinen Nährdienstpflicht, bringen wird. Aber einen herzhaften Schritt in dieser Richtung sollten wir unbedingt tun. Als solchen habe ich, zuerst in einer Abhandlung der „Sozialen Praxis" 1915 „Sicherung des Existenzminimums", der auch in die Sammlung „Umbildung in Haus und Geschäft" (Verlag J. Heß, Stuttgart 1915) aufgenommen ist, später vom Felde aus auch in einem Aufsatze, der in verschiedenen liberalen Tageszeitungen erschien, die Forderung

Digitized by Google

vertreten, daß auf Grund der bestehenden Kriegseinrichtungen: Hilfsdienst, Brotkarte, gemeindliche Kartoffelversorgung, das Reich auch künftig jedem Bürger den Bedarf an Brot und Kartoffeln liefern soll. Das erscheint nach den Erfahrungen der letzten Jahre als eine zwar umfangreiche und nicht leichte, aber nicht als eine überschwere oder gar unmögliche Aufgabe. Ihre Lösung würde genügen, den schlimmsten Stachel der Not dauernd von der Gesamtheit des deutschen Volkes fernzuhalten und damit ein Stück Kulturgrundlage zu sichern, das mehr wäre als eine neue Akademie; ein Stück Demokratie zu verwirklichen, das wirksamer wäre als manche Verfassungsänderung.

Mit dem scharfen Hinstellen des Gedankens habe ich mich damals begnügt, da mir die Durchführung nicht allzu schwierig scheint, wenn nur der nötige Wille vorhanden ist. Um so freudiger begrüße ich es, daß jetzt ein gewissenhafter Gelehrter die Möglichkeit der Durchführung rechnungsmäßig nachweist. In Heft 16 der Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" veröffentlicht der Leiter der Hamburger Seewarte Prof. Dr. W. Köppen einen Aufsatz über „Volksernährung und Nährdienstpflicht", der von dem gleichen Grundgedanken ausgeht wie meine Forderung, und zwar ohne daß dem Verfasser meine Arbeiten vorher bekannt waren. (Der Aufsatz erscheint auch gesondert als „Vortrupp"-Flugschrift Nr. 45, Verlag Alfred Janssen, Hamburg.)

Er knüpft an die Darlegungen von Bellamy (Rückblick aus dem Jahre 2000, Reclam-Bücherei) und Popper-Lynkeus (Das Recht zu leben, Leipzig 1878, Die allgemeine Nährpflicht, Dresden 1912) an, die eine allgemeine Arbeitspflicht unter staatlicher Leitung für einige jüngere Lebensjahre fordern, deren Ableistung die Versorgung für den Rest des Lebens mit sich bringt. Aber während Bellamy die Privatwirtschaft ganz ausschaltet, Popper-Lynkeus ihr nur den Luxus überläßt, alles zum behaglichen Dasein Notwendige der staatlichen Herstellung und Lieferung zuweist, will Köppen den Staat auf das zum Leben unbedingt Nötige, auf das „physiologische Minimum" beschränken. Diese Bescheidenheit entspringt zunächst sittlich-sozialer Ueberzeugung. Das Minimum „läßt sich nicht durch noch so erhabene Gefühle ersetzen". Und: „nicht Not und Unsicherheit, sondern die Zuversicht einer Verbesserung der Lebenslage durch Arbeit ist die Triebfeder zu stetem Fortschritt." Aber sie hat auch eine sehr große praktische Bedeutung, denn sie erleichtert die Durchführung und geht im Grunde kaum über das hinaus, was wir im Kriege als gut und möglich gelernt haben.

Köppen berechnet das Minimum nach dem, was in Hamburg im März 1917 auf Lebensmittelkarten geliefert wurde, auf täglich rund 1500 Kalorien und 60 Gr. Eiweiß. Das würde nach Hindhede den Baustoffbedarf des erwachsenen Menschen ganz, den Energiebedarf nur zu $^3/_5$ decken. Es würde genügen, die Ernährung der Kinder und Alten ganz, die der Arbeitsfähigen größtenteils sicherzustellen, trotzdem aber noch einen starken Anreiz zur Erwerbsarbeit übriglassen. Praktisch kommen die Berechnungen heraus auf den Anspruch jedes Bürgers auf kostenlose Lieferung von 1 Pfd. Schwarzbrot und 1 Pfd. Kartoffeln täglich (für kleine Kinder Ersatz in Milch), die teilweise auch durch andere Nährmittel, nicht aber durch reine Genußmittel oder Getränke ersetzt werden können. Die Aufbringung der Vorräte geschieht nicht durch Ankauf mit Steuern, sondern durch staatliche Erzeugung auf Grund einer allgemeinen Nährdienstpflicht. Köppen errechnet eine dreijährige Dienstpflicht für alle Männer und Frauen, die sie nach Belieben zwischen dem 18. und 30. Lebensjahre ableisten sollen, während im übrigen ihre Freiheit und Tätigkeit unberührt bliebe. Also gar keine so gewaltige Umwälzung, nachdem wir Männer fast alle eine Reihe von Jahren aktiv wehrpflichtig gewesen, die Frauen durch den Krieg der weiblichen Dienstpflicht nähergekommen sind und wir für die Zukunft wohl mit einer zeitlichen Verkürzung der Heerespflicht rechnen können.

Wie das Reich sich den zur Produktion nötigen Boden verschafft, welche Wirkung die Dienstpflicht auf die soziale und wirtschaftliche Struktur des deutschen Volkes, auf das Verhältnis der verschiedenen Berufszweige usw. ausüben würde, darüber werden die Ansichten gewiß weit auseinandergehen. Köppen macht auch dafür ganz bestimmte Vorschläge. Sie mögen hier unerörtert bleiben, denn auf sie kommt es im Augenblick weniger an als auf die Erfassung des Hauptzieles mit Verstand und Willen: Es kann nicht geleugnet werden, daß die Sicherstellung des Existenzminimums für alle Reichsangehörigen äußerst segensreiche Folgen haben müßte; es ist die Durchführbarkeit dieser Maßnahme durch die Kriegserfahrung bewiesen; also soll sie verwirklicht werden. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

Walther Schotte / Der Gedanke der Gemeinwirtschaft in der deutschen Vergangenheit

Die Umbildung unserer Wirtschaft, die wir durch den Krieg erlebt haben, wird häufig als Anbahnung eines Staatssozialismus bezeichnet, was zu Irrtümern Anlaß geben kann. Das Wort ist überhaupt unglücklich, Erzeugnis nicht sachlicher, sondern historischer Begriffsbildung. Anknüpfend an den Begriff des Sozialismus, wie er durch das Werk von Marx und Engels entwickelt worden ist, will er sagen, daß die auch von jenen geforderte Verstaatlichung der Produktionsmittel nicht durch die neue Gesellschaft und für sie, sondern vom alten Staat im machtpolitischen Interesse der staatlich geeinten Nation angegriffen wird. Nun trägt aber der historische Sozialismus von Marx nur mit bedingtem Recht seinen Namen. Denn auch Marx geht noch von der alten individualistischen Lehre aus, ihn interessiert die Summe aller einzelnen, die Masse, noch nicht die neue Einheit, die durch die Gemeinschaft innerhalb der Nationen und Staaten entsteht. Die Verstaatlichung der Produktionsmittel oder die Aufhebung des privaten Eigentums, wie sie der Kommunismus erklärt, sind Schutzmaßregeln zugunsten der tausend Schwachen, die durch den starken einzelnen sonst im berechtigten Mitgenuß der für alle bestimmten Güter gestört werden würden. Es steht noch nicht der begrifflich als Sozialismus im Gegensatz zum Individualismus zu formulierende Gedanke im Hintergrund, der das macht- oder kulturpolitische Wohl der Gemeinschaft über alle Rücksichten auf die Interessen des einzelnen als solcher erhebt.

Innerhalb unserer Kriegswirtschaft ist nun zwar dieser Gedanke zum vollen Siege gekommen und hat seinen Ausdruck gefunden im Begriff der Gemeinwirtschaft, welche die Kriegswirtschaft ist. Dieser sehr glückliche Ausdruck beginnt sich rasch einzubürgern, ohne daß bisher alle in diesem Begriff steckenden Fragen und Aufgaben erkannt oder gar schon untersucht worden wären.

Die Sache ist eben neu! Eine Gemeinwirtschaft von der territorialen Ausmessung und der sachlichen Fülle, wie es die Kriegswirtschaft ist und die Friedenswirtschaft werden muß, haben wir in der neueren europäischen Geschichte noch nicht erlebt. Wir hatten etwas Entsprechendes in der Stadtwirtschaft des ausgehenden Mittelalters und in der Staatswirtschaft des Absolutismus: eine Regelung des wirtschaftlichen Getriebes durch die Interessen eines Ganzen: der Stadt oder des machtpolitischen Staates. Eine solche Zusammenfassung des Wirtschaftslebens war im Zeitalter der von unmittelbarer Staatsaufsicht und ständischen Fesseln befreiten

Digitized by Google

Völker uns noch nicht gelungen. Wir hatten nichts als die Wirrnis der internationalen und überall miteinander konkurrierenden Privatwirtschaft. Erst die Not des Krieges hat uns im scharfen Gegensatz zur individualistischen Privatwirtschaft zur Gemeinwirtschaft gezwungen.

Für diese Gemeinwirtschaft reichten nun aber die Doktrinen des historischen Sozialismus mit seiner Feindschaft gegen den Kapitalismus in keiner Weise aus. Darum soll man sich auch vor der Bezeichnung der neuen Verhältnisse als Staatssozialismus hüten. Gerade die Gemeinwirtschaft: die Selbstregierung der Wirtschaft, allein gebunden durch die Rücksicht auf das Ganze, muß „in der Geschäftsführung beweglich bleiben. Sie erforscht und befindet, im Gegensatz zu allem politischen Parteifanatismus, ohne Vorurteil, ob fallweise oder zeitweise freier oder gebundener Wettlauf, ob Angebot und Nachfrage oder Preisvorschrift oder staatlicher Zwischenhandel, ob staatlicher oder gemischtwirtschaftlicher oder privater Betrieb, ob Gliederung nach Stoffgruppen oder Bezirken oder ob sonst ein Wirtschaftsgebilde den besten Wirkungsgrad verbürgt."

Diese gute Charakteristik der gemeinschaftlichen Praxis gibt Wichard v. Möllendorff in der Einleitung zu seinen Lesefrüchten, die er aus den Schriften Friedrichs des Großen, Fichtes, des Freiherrn vom Stein, Friedrich Lists, Fürst Bismarcks und Paul de Lagardes für das erste Heft einer Schriftenreihe: „Deutsche Gemeinwirtschaft", herausgegeben von Dr. Erich Schairer (Eugen Diederich, Jena) zusammengestellt hat. („Von Einst zu Einst.") Das Unternehmen Dr. Schairers ist auf das allerwärmste zu begrüßen. Die Fülle der Tatsachen in der Gemeinwirtschaft des Krieges und die Fülle der Aufgaben für die Gemeinwirtschaft des Wiederaufbaues und des Friedens ist schon heute nicht mehr zu übersehen. Es ist Zeit, da Ordnung hineinzubringen und die einzelnen Fragen in Sonderausführungen zu behandeln, die, wie das die Absichten des Herausgebers verbürgen, von den sittlichen Kräften der Idee getragen werden müssen. Der Herausgeber kündigt folgende Abhandlungen aus berufener Feder an: Neue industrielle Organisationsformen, Zwangssyndikate, Monopole, Rohstoffschutz, das Recht der Beschlagnahme, staatliche Einfuhrkontrolle, staatliche Außenhandelspolitik, Aufgaben des Reichswirtschaftsamts, Höchst- und Mindestpreise usw. Man sieht, was eigentlich den Inhalt der Gemeinwirtschaft ausmacht, ihre Zielsetzung: Steigerung der Produktivkräfte materieller und menschlicher Natur, demzufolge auch Wahrung der Bedürfnisse der Verzehrer, Zusammengliederung des Wirtschaftslebens zu einer in sich kräftigen Einheit, die wiederum ein unauslösbarer Teil sein muß im Gesamtkörper der Nation.

Wie führt sich nun die neue Sammlung mit dem ersten Heft ein? Man wird der Arbeit des Herrn v. Möllendorff nicht ganz gerecht, wenn man sie mit den Augen des Historikers prüft. Der Geschichtsforscher hätte, allerdings ferner liegende, aber ergiebigere Quellen finden können für die Idee der Gemeinschaft in Deutschlands Vergangenheit. Wir sagten schon, daß die Gemeinwirtschaft als Stadtwirtschaft und Wirtschaftssystem des Absolutismus eine geschichtliche Verwirklichung gefunden hat. Innerhalb des städtischen Lebens ist die Gemeinwirtschaft zu Kriegszeiten vollkommen ausgebildet gewesen. All die Schwierigkeiten, mit denen wir seit 1914 ringen, sind etwa von der Stadt Danzig in ihren Kriegen des 16. und 17. Jahrhunderts, während deren sie oft genug zu Land und zu See abgeschlossen leben mußte, in oft überraschender Parallele zu den Verhältnissen der Gegenwart festgestellt und besser gelöst worden als heute. Es wäre recht gut, machte sich einmal ein Archivar an die Darstellung der Kriegsgemeinwirtschaft Danzigs im 16. und 17. Jahrhundert, wie sie aus den im Staatsarchiv dort ruhenden Akten der Stadt in anschaulichster Fülle abzulesen ist. Dieser Weg war Möllendorff, einem mitten in verantwortungsreichsten Arbeiten der Kriegswirtschaft stehenden Chemiker, nicht offen. Wir wollen ihm auch nicht vorhalten, daß er seine Lesefrüchte ohne Quellenangabe und ohne Erläuterungen anbietet. Es wäre immerhin gut gewesen z. B. zum Verständnis der Worte des Freiherrn v. Stein auszuführen, daß Stein zwar Schüler von Smith ist, Zerbrecher gerade aller jener Schranken der Wirtschaft, die von einem abgestorbenen Gemeinschaftsleben noch als tote Mauern die freie Kraft des Handels einengten, daß er aber umgekehrt als Erbe des germanischen Staats- und Genossenschaftsgedankens — Gegner der französischen Revolution — auf das „freie Spiel der Kräfte" nur rechnet in seinem idealen Glauben an das Verantwortungsgefühl des einzelnen gegenüber der Gemeinschaft. Eine geschichtliche Einleitung über den Zusammenhang der Privatwirtschaft mit der Entwicklung der politischen Freiheit im 19. Jahrhundert, über diese Lebensform als Durchgangspunkt der Entwicklung, hätte den Platz von List, Bismarck und besonders Lagarde genauer verständlich machen können. Lagarde übrigens gefällt mir nicht ganz in der Gesellschaft, wie ich denn überhaupt glaube, daß er z. J. unendlich überschätzt wird.

Statt dieser geschichtlichen Erläuterung seiner Quellen gibt uns Möllendorff eine allgemeine Einleitung über das Erlebnis der Kriegswirtschaft und die Aufgaben der Friedenswirtschaft. Diese Einleitung ist gut. Zwar ist der Stil, den er schreibt, nach meinem persönlichen Geschmack nicht einfach genug, oft künstlich oder gewaltsam. Man hat den Eindruck, als ob der Schriftsteller mit zweien seiner besten Eigenschaften, die ihn zum hervorragenden Stilisten machen werden, noch nicht fertig würde: mit einer ursprünglichen und üppigen Anschauungs- und Bildkraft und mit seinem wild ausbrechenden Temperament. Mit diesem Temperament hat denn auch Möllendorff gelesen, jeden Anklang an sein sozialistisches Empfinden — ob es sich nun um Staat oder Wirtschaft handelt — beides ist nicht streng geschieden und der Staat überwiegt fast! — mit stürmischer Sympathie empfunden, die Blätter herausgerissen und uns hingeworfen. Darum aber liest sich auch die Folge dieser Blätter anregend und erregend, und der Zweck des schmalen Heftes ist erfüllt.

Auf die Produktivkräfte kommt es an in der Gemeinwirtschaft, zunächst auf die Menschen selbst, sie stark zu machen und richtig zu verwenden.

„Ich ärgere mich, wenn ich sehe, welche Mühe man sich in diesem rauhen Klima gibt, um Ananas, Bananen und andere exotische Pflanzen zum Gedeihen zu bringen, während man so wenig Sorgfalt auf das menschliche Geschlecht verwendet. Man mag sagen, was man will: Der Mensch ist wertvoller als alle Ananasse der Welt zusammen. Er ist die Pflanze, die man züchten muß, die alle unsere Mühe und Fürsorge verdient; denn sie bildet die Zier und den Ruhm des Vaterlandes . . . Nur wenige Menschen sind ohne Talent geboren. Jeden auf den rechten Platz stellen heißt doppelten Vorteil aus allen ziehen . . ."

(Friedrich der Große.)

Aber man darf die Menschen nicht frei wirtschaften lassen wie die Tiere, jeden nur auf seinen Vorteil bedacht. Freiheit ist gewiß, nötig:

„nur eine gesetzliche Einschränkung der freien Disposition über das Eigentum wird bleiben müssen, diejenige nämlich, welche dem Eigennutz der Reicheren und Gebildeteren Grenzen setzt."

(Freiherr vom Stein.)

Denn sonst:

„entsteht ein endloser Krieg aller . . . . gegen alle, als Krieg zwischen Käufern und Verkäufern, und dieser Krieg wird heftiger, ungerechter und in seinen Folgen gefährlicher, je mehr die Welt sich bevölkert, der Handelsstaat durch hinzukommende Akquisitionen sich vergrößert, die Produktion und die Künste steigen und dadurch die in Umlauf kommende Ware an Menge und mit ihr das Bedürfnis aller sich vermehrt und vermannigfaltigt. Was bei der einfachen Lebensweise der Nationen ohne große Ungerechtigkeit und Bedrückung abging, verwandelt sich nach erhöhten Bedürfnissen in das schreiendste Unrecht und in eine Quelle großen Elendes." Daher muß eine „Einrichtung des öffentlichen Verkehrs" geschaffen werden, „nach welcher keine schwindelnde Spekulation, kein zufälliger Gewinn, keine plötzliche Bereicherung mehr stattfindet."

(J. G. Fichte.)

D. h. also eine Wirtschaftsgemeinschaft der Nation denn:

„Die Summe der produktiven Kräfte der Nation ist nicht gleichbedeutend mit dem Aggregat der produktiven Kräfte aller Individuen, jegliches für sich allein betrachtet."

(Friedrich List.)

Digitized by Google

In dieser Wirtschaftsgemeinschaft der Nation soll sich auch die Wirtschaft im Interesse der Nation selbst regieren, nicht die wirtschaftsfremde Bürokratie, die so leicht von der Kraft des einzelnen, Starken betrogen werden kann. Bismarck fordert einen dauernden „Volkswirtschaftsrat",

„welcher aus Vertretern des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft und der übrigen Gewerbe behufs Begutachtung der wirtschaftlichen Gesetzentwürfe zu bilden wäre."

„Die sozialen und finanziellen Reformen erfordern eine ununterbrochene Wechselwirkung mit den praktischen Erfahrungen, die darüber in den wirtschaftlichen Kreisen des Volkes vorhanden sind .... Wir bedürfen mehr denn je der Führung, nicht, wie ein Blinder sie braucht, aber doch wie einer, der eine Reise in eine bisher unentdeckte Gegend unternimmt." (Bismarck.)

So verknüpft mit dem Ganzen der Nation wird die Gemeinwirtschaft stärker als die Privatwirtschaft auch die politische Macht der Nation bewirken. Aber nicht sie allein. Wie es schließlich überhaupt zweifelhaft ist, ob die politische Macht für die Nation das erste und letzte Ziel sein kann, so ist es notwendiger zu betonen, daß die Gemeinwirtschaft vor allen Dingen die sittliche Macht des Volkes stärkt.

„Alles, was die letzten Jahre Deutschland gebracht haben, auch das scheinbar von idealen Gesichtspunkten aus Unternommene, ... zielte lediglich darauf ab, unsere Macht nach außen zu erhöhen; nicht mit einem Gedanken ist erwogen worden, daß, wie der Mensch, so auch die Nation eine Seele hat, und daß am letzten Ende bei Individuen wie bei Nationen diese Seele das allein Wertvolle ist." (Paul de Lagarde.)

Wer hat nicht Lust selbst zu lesen?

Margarete Rothbarth / Krieg und Volkskunde

II.

Neben dem verhängnisvollen Gebiet des Aberglaubens gibt es noch andere volkskundlich interessante Kriegswirkungen. So vor allem die Sprache, und zwar vor allem die Sprache des Soldaten. Standessprachen gibt es von jeher, der Philologe unterscheidet Studenten-, Schüler-, Bergmanns-, Seemanns-, Soldaten-, Gaunersprache usw.

Auch vor dem Krieg war die Soldatensprache von der Forschung schon bearbeitet worden, weite Kreise lernen sie aber erst jetzt kennen durch die Feldpostbriefe und dadurch, daß Tausende und aber Tausende, die früher mit dem ‚Kommiß" nichts zu tun hatten, nun in enger Beziehung zu ihm stehen. Daß auch der französische „poilu" seinen eigenen Jargon hat, beweisen die schon jetzt vorliegenden Ergebnisse des Aufrufs der Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, die bei der Vielsprachigkeit der Schweiz mit einem besonders vielseitigen und wertvollen Material aufwarten kann.

Manche, von Soldaten geprägte Ausdrücke sind schon lange, ohne daß man über ihre Herkunft nachdachte, ein fester Bestand unserer Umgangssprache geworden. (Blaujacke = Matrose, Landratte = Landsoldat, blaue Bohnen = Kugeln, Kalbfell = Trommel, anpfeifen = schimpfen.) Nun sind aber auch andere, zünftigere Ausdrücke in den Sprachschatz der Allgemeinheit übergegangen (Affe = Tornister, Käsemesser = Seitengewehr, Lanzer = Landsmann, Kohldampf = Hunger, Gulaschkanone = fahrende Feldküche). Von gutem Humor zeugen Ausdrücke wie: Karbolfähnrich = Unterarzt, Bildungskanone = fahrende Feldbücherei, Schiffskuh = Büchsenmilch. Die Schweiz mit ihrer großen Fremdenindustrie sagt für Adjutant piccolo oder garçon, für die Arrestantenliste Fremdenbuch — daneben das hübsche Dialektwort: Verdrußköfferli für den Tornister.

Ziemlich jungen Datums und natürlich erst im Krieg richtig ausgestaltet ist die Fliegersprache. Ist doch sogar die gute und allen als ganz selbstverständlich geläufige Bildung „Flieger" noch gar nicht alt — bis vor kurzer Zeit gab es zu dem Verbum fliegen keine männliche Substantivableitung. Der Beobachter heißt stereotyp „Heinrich" oder „Franz"; von letzterem ist dann das allgemein übliche „franzen" = sich orientieren abgeleitet worden. Die meisten Ausdrücke dieses doch immerhin kleinen Bestandteils des Heeres sind noch nicht sehr verbreitet (Brummer = Flugzeug, Korkzieher drehen = Gleitflug, Knallerbsen, Eier = Abwurfbomben, abhauen, losbrausen = abfliegen, lächerliche Konkurrenz = Frei-, Fessel-, Lenkballons), doch wird das bei der großen Beliebtheit der „vierten Waffe" wohl nicht lange auf sich warten lassen.

Der Humor, der ja auch eine Seite der Seele des Soldaten im Felde zeigt (wenn auch von gewissen Schönfärbern seine Rolle entschieden überschätzt wird), kommt ferner zum Ausdruck in den witzigen Aufschriften, mit denen die Ausziehenden die Eisenbahnwagen zierten und mit denen sie die Unterstände und Behausungen im Felde schmückten. Auch hier haben eifrige Sammler sich bemüht, zur Gewinnung eines späteren vollständigen Gesamtbildes alles aufzuzeichnen und festzuhalten. Neben einfachen Aufschriften, in denen sich aber doch oft eine überraschende schöpferische Kraft der Namengebung zeigt, stehen neue Verse und Parodien alter Volkslieder. So wurde im Anfang des Krieges, als die 42er Kanonen das Tagesgespräch waren, ein schönes altes Lied über die heimliche Liebe umgedichtet:

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß
Wie Kruppsche Kanonen,
Von denen niemand nichts weiß."

Der schon immer sangesfreudige Deutsche hat natürlich auch im Feld den alten Schatz seiner Volksweisen nicht vergessen. Durch die vielen Wandervögel und Studenten, die gleich zu Anfang als Kriegsfreiwillige eintraten, sind schöne alte Lieder, die im Volk nicht mehr lebendig waren, wieder in weitere Kreise getragen worden. Da außerdem in den einzelnen Truppenteilen oft Leute aus verschiedenen Landschaften stehen, findet auch ein reger Austausch heimatlicher und dialektischer Lieder statt. Vom schönen alten Landsknechtslied, das den Tod im freien Felde feiert, bis zu ganz modernen Gassenhauern wird alles mögliche gesungen. Das religiöse Lied wird mit mehr Spontaneität und Hingebung, das vaterländische mit stärkerem Pathos und ernsthafterem Erleben angestimmt. Mag es auch ein Einzelfall sein, jenes erschütternde Ereignis, als die Kriegsfreiwilligen im November 1914 unter dem Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles" bei Langemark in den Tod zogen — als Symptom und Ausdruck eines momentanen Gefühls steht das einzig da.

Natürlich ist das Singen im Unterstand verboten, da der Feind sonst die Lage der Stellungen zu genau erkennen würde, und da im Stellungskrieg nicht viel Gelegenheit ist zum Marschieren, so tritt der Gesang jetzt im Vergleich zu früheren Zeiten etwas zurück, wo gerade das taktmäßige Singen über viel Mühen und Strapazen und Unlustgefühle hinweggeholfen hat — nach der alten Erfahrung von dem engen Zusammenhang zwischen Arbeit und Rhythmus.

Frei gestaltet der Soldat das Lied zu seinem Gebrauche um. Alte Volkslieder werden auf aktuelle Zustände hin umgeformt, unverständliche Ausdrücke und Stellen des Kunst-

Digitized by Google

liedes „zersungen", wie der Fachausdruck lautet. Charakteristisch hierfür ist das Lieblingslied aller Soldaten des Krieges, Uhlands „Guter Kamerad", über den allein es schon eine ganze Literatur gibt. Dieses Lied, das Uhland in Anlehnung an Motive eines älteren Volksliedes selbständig verfaßt hat, wurde zum Aerger der Philologen und Puristen durch Weglassung der letzten Strophenzeile und durch Anhängung eines oder gar mehrerer Kehrreime schon vor dem Krieg von den Soldaten als Marschlied gesungen.

Die wenigsten wissen, daß es ein Kunstlied ist — wie denn überhaupt betont werden muß, daß auch die beiden anderen Lieder, die ihm an Beliebtheit am nächsten stehen, von einem bekannten Verfasser stammen: es sind Hauffs „Morgenrot" und „Steh ich in finsterer Mitternacht". Die Grenze zwischen Kunst- und Volkslied verwischt sich immer mehr — den geradezu klassischen Beweis dafür liefert das „Lied von der Annemarie", das mit den Worten beginnt: „Im Feldquartier auf hartem Stein streck ich die müden Glieder", und das auch bald unter dem Titel: „Was mein Bruder sang" in ein Liederbuch überging. Später stellte sich heraus, daß dieses Lied, das begeistert als ein echtes Erzeugnis des schöpferischen Volksgeistes von den Anhängern der romantischen Volksliedtheorie gepriesen wurde, seinen Verfasser in Julius Freund, den Coupletdichter des Berliner Metropoltheaters hatte, und daß in einer der Revuen, die die Kämpfe in Südwest zum Inhalt hatte, dies Lied auf der Bühne zum ersten Male angestimmt worden war. Es ist so beliebt, daß es auch schon ganz zersungen ist — um es den heutigen Zuständen anzupassen, wird es umgeändert; statt: „Wir müssen mit dem schwarzen Pack jetzt manche Schlachten wagen", steht „Tommy-Pack", ferner sind ganz neue Strophen zu der alten Fassung hinzugetreten.

Außer dem religiösen und patriotischen Moment ist es vor allem ein Gefühlskreis, der im Mittelpunkt des Soldatenliedes steht, das ist die Sehnsucht nach der Heimat, nach Weib und Kind, nach den Gütern des Friedens. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß im Gegensatz zu früheren Kriegen unser Heer jetzt ganz anders zusammengesetzt ist. Die Berufssoldaten früherer Zeiten betrieben den Krieg als Handwerk, sie waren meist junge Leute, die sich um Weib und Kind nicht zu scheren brauchten, und sie sangen:

„Verlier' ich dann das Leben mein,
„Verlier' ich dann das Leben mein,
Hab' ich nicht Weib und Kinderlein.

Jetzt ist das Durchschnittsalter der Soldaten weit höher, und im Gedanken an die, die in der Heimat ihrer harren, spielen sie nicht mit der alten Landsknechtstollkühnheit mit ihrem Leben. Daher der viel frischere, das Leben verachtende Ton in den alten Liedern — heute, obwohl man selbstredend mit dem eigenen Tod rechnet und rechnen muß, eine viel größere Weichheit, Empfindsamkeit, Sentimentalität. Zwei Typen von Liedern werden in dieser sentimentalen Gruppe unterschieden: einmal das Lied vom sterbenden Soldaten, der einem Kameraden noch letzte Grüße an Heimat und Lieben aufträgt; hier ist das bekannteste, aber auch kräftigste und frischeste Beispiel Uhlands Lied, dem dann eine Unzahl süßlicher, tränenreicher zur Seite stehen. Und ferner die Gegenüberstellung von Schlachtfeld und Heimat, das Grauen des Kampfes kontrastiert grell mit dem unbewußten Frieden zu Hause, wo oft durch eine Art Telepathie die Angehörigen schon eine Ahnung von der schrecklichen Botschaft haben, die ihrer harrt.

Man muß auch den richtigen Standpunkt zur Beurteilung dieses Gefühlsüberschwangs finden, der oft genug an diesen Liedern von Beurteilern gerügt worden ist, die zudem ästhetische Maßstäbe an diese Lyrik legen wollten — das darf man leider im Gegensatz zum guten alten Volkslied nicht, und in dieser Beziehung ist sicherlich eine absteigende Linie zu verzeichnen. Aber diese Lieder sind für den Psychologen und den Volkskundler deshalb von Bedeutung, weil sie so viel von der seelischen Stimmungswelt des Soldaten verraten, ein Gebiet, das für die Beurteilung und Erforschung manche Schwierigkeiten aufweist. Es ist durchaus nicht leicht, durch das Medium der Sprache die Psyche des einfachen Mannes kennenzulernen. Unvermögen im Ausdruck, Uebernahme abgegriffener, durch die Lektüre oder andere äußeren Einflüsse bedingter Ausdrücke, subjektive Verschiedenheit der Individuen hindern ein Verständnis und führen auf die „Irrwege sozialer Erkenntnis". Da ist es nun wichtig, daß außer der gewohnten Sprache, die in diesem Falle wirklich nur die Gedanken verbirgt, noch ein Weg zum Ziele vorhanden ist. Die gebundene Rede wird von vielen doch als freieres Ausdrucksmittel gewählt (wenn natürlich auch gerade hier konventionelle und traditionelle Wendungen besonders stark hervortreten können), man gibt sich unbefangener, ungehemmter, und so kommt hier manches zum Ausdruck, was sonst verschwiegen bleibt. Sowohl durch die Verfasser, die ja gerade in Volkskreisen zu suchen sind, wie auch aus der Beliebtheit gewisser Lieder und immer wiederkehrender Motive lassen sich daher wichtige Schlüsse für die psychologische Erkenntnis ziehen.

Aus dem gleichen Grund sind daher auch die Verse, wie sie sich in großer Anzahl auf den gedruckten Todesanzeigen der Gefallenen finden, von Wert für den Forscher. Den schon früher in Provinzzeitungen geübten Brauch, dem Toten durch eine Bibelstelle oder einen Vers eine Art Nachruf zu widmen, hat sich jetzt weit verbreitet. Hauptsächlich mag da das Verlangen mitgesprochen haben, dem in Feindesland Begrabenen noch ein letztes Wort nachzurufen. Der Grundgedanke ist ja auch meist der, daß man um den Verstorbenen trauert und klagt, daß man sein Grab nicht mit Blumen schmücken könne, da er fern von seinen Lieben in feindlicher Erde ruhe. Es verlohnt sich der Mühe, das Augenmerk auf diese an sich unpoetischen und ungeschickten Dichtungen zu richten, da sehr viel wahres Gefühl, das sonst nicht zum Ausdruck käme, sich darin ausspricht; ferner kann man durch sie wieder genau feststellen, welche Gedankengänge und Wendungen sich beim Volke besonderer Beliebtheit erfreuen. Gewisse Zeilen kehren immer wieder, werden in anderem Zusammenhang wiederholt und sind auf diese Weise von ihrem ursprünglichen Entstehungsort aus in ganz Deutschland verbreitet.

Ebenso wie das Volkslied hat auch das Kinderlied neue Motive durch den Krieg erhalten. Auch im Kinderspiel, besonders bei den Knaben, tritt das Kriegsspiel unter Zugrundelegung der augenblicklichen Kräfteverteilung, mit Bezeichnung der Heerführer und Schlachtorte in den Vordergrund.

Als eine unfreiwillige, wenn auch darum nicht minder begrüßenswerte Belebung alten volkstümlichen Gutes kann man es betrachten, wenn berichtet wird, daß in manchen ländlichen Gegenden infolge der strengen Bezugsscheinvorschriften jetzt wieder die alten Bauerntrachten auftauchen, die man zugunsten der modischen städtischen Kleidung in die Schränke gehängt hatte. Da man diese nun nicht mehr bekommen kann und die alten Kleider, die ja meist aus wunderbarem, selbstgefertigtem Material gearbeitet sind,

Digitized by Google

immer noch prächtiger und festmäßiger aussehen, als das in drei Kriegsjahren abgetragene, moderne „Kostüm", hat man manch herrliche alte Stücke wieder hervorgeholt.

Vom „Kunstwart" wurde angeregt, die vom Lande stammenden Kriegsbeschädigten, die nicht mehr in ihren alten Beruf zurückkönnen, schon während der Beschäftigungsarbeit in den Lazaretten auf die Volkskunst, besonders wie sie im eigenen Heimatort geübt wurde, hinzuweisen. Diese Leute sollen dann möglichst in ihre Heimat zurück, wo sie Anschluß und Zusammenhang mit den dort gepflegten Traditionen finden und wo Heimatpflegevereine diese Bestrebungen unterstützen und fördern sollen durch finanzielle Beihilfe, durch Gewährung der Möglichkeit, sich in der betreffenden Technik weiterzubilden, und durch Beschaffung eines Absatzgebietes.

Schließlich sei noch auf den jetzt oft geübten Brauch der Nagelungen zu einem guten, mildtätigen Zweck hingewiesen. Auch hier gibt es im Volksbrauch eine ganze Anzahl Vorläufer, die freilich keine direkte Verbindung mit der heutigen Gepflogenheit aufweisen, da es sich dabei meist um einen Zauberritus handelt. Am ehesten wäre noch an die Opfernagelung zu denken, da der Zweck dieser Nagelungen doch immer ein Geben, ein Schenken, für etwas Höheres, Ueberindividuelles ist. — —

Im Krieg 1870/71 lag die Wissenschaft der Volkskunde noch so sehr in den Windeln, daß wir von all den hier berichteten Gebieten nur spärliche Kunde haben. In diesem Kriege ist man systematisch vorgegangen; von einzelnen volkskundlichen Gesellschaften sind Fragebogen ausgegeben worden, so vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg, dem Schweizer Archiv für Volkskunde, der Gesellschaft für rheinisch-westfälische Volkskunde. Manche der darin berührten Gebiete (Kriegsvorzeichen, Glaube an Träume, Todesahnung Gefallener, Soldatenmedizin, Kriegsgerüchte, Siegesfeiern, Volks- und Familienfeste) konnten im Rahmen dieser Arbeit nicht berührt werden. Es ist natürlich klar, daß am mustergültigsten in dieser Richtung in der Schweiz gearbeitet wird. Denn der Schweizer Soldat hat genügend Zeit für die Beantwortung all dieser oft sehr ausführlichen Fragen, manchem wird dies sogar bei der Eintönigkeit des Grenzschutzes eine willkommene Abwechselung und Beschäftigung sein. Die Soldaten der kriegführenden Länder bringen natürlich die innere Sammlung und Konzentration für diese Dinge nicht immer auf, empfinden sie wohl auch oft als lächerlich und nebensächlich im Vergleich mit den Werten, um die sie kämpfen, und den Sorgen, die sie ausfüllen. Anderseits liefern sie aber auch mehr Material, sowie es sich um Glauben und Brauch handelt, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Gefahr entstanden sind — davon weiß der glückliche Schweizer Soldat natürlich viel weniger.

Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde plant eine vollständige Sammlung von Soldatenlied, Aberglauben und Sprache. Letztere wird auch von der bayerischen Akademie in München und der Wiener Akademie gesammelt, ebenso bemüht sich die Königl. Akademie in Berlin darum.

Die Verarbeitung dieses Riesenmaterials kann natürlich erst im Frieden bei größerer Ruhe, und wenn der Zufluß der Beiträge abgeschlossen ist, beginnen. Auch wäre es dann interessant, das ausländische Material in seiner Gesamtheit heranzuziehen, um allen Völkern gemeinsame Gesetze, daneben charakteristische aus der Struktur der nationalen Eigenarten bedingte Gegensätze zu finden. Heute lassen sich nur einzelne markante Züge aufzeichnen, — die endgültige Synthese ist dem Kulturhistoriker dieses größten aller Kriege vorbehalten.

Helene Voigt-Diederichs / Die Schwiegertochter

1.

Frühling in der Altstadt. Nicht dort, wo flache wohnliche Häuser mit weißem Holzwerk und Glastüren, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, zwischen Knospenwipfeln und Hyazintenbeeten aus dem schwarzen Flutgraben widerblicken. Nein, wenig Schritte davon in der uralt steinernen Gasse mit den gewundenen und versunkenen Häuserreihen, zwischen denen der Schall sich fängt wie im geschlossenen Raum.

Nirgends ist ein Fußbreit von dem nackten braunen Leib der Erde zu sehen. Ihre Haut atmet nicht; seit Jahrhunderten ist sie zugemauert mit den Wegen und Wohnungen der Menschen. Da schleiert kein Baum, da glüht kein Beet. Und dennoch Frühling! Er keimt in den Ritzen der Steine, er atmet aus offenen Türen, er durchtönt die Luft sonnenfreudig mit hundert kindlichen Zwitschervogelstimmen.

Sonne — die ist eigentlich nicht da. Sie wohnt, von den steilen Dächern verborgen, irgendwo im glänzenden Himmel. Eine Giebelreihe, dann das Kirchengebirge, rötlich getürmt an der Mündung der Gasse, verrät sie. Hier unten aber ist nichts als mildes Schattenblau, laulich schmeichelnd all dem Maienleben. Das tanzt und flattert, lacht und klagt, jubelt und neckt, springt, kreiselt und fangballt, kullert mit bunten Tonkugeln, verliert oder häuft Schätze, zieht seine Kreidestriche über den hügeligen Pflasterrand.

Es ist um die frühe Nachmittagsstunde. Die Mütter sind auf der Arbeit, in Spinnerei, Konserve oder Granatenfabrik; andere hasten in der Stadt umher, auf mühsamen Einkauf bedacht. Die Väter sind im Krieg. Gärtner, die gibts für all den Kinderfrühling kaum. Das treibt, blüht, unkrautet, wie es ihm gefällt, schafft sich Raum und Luft, und wenn das Nebenblümlein nicht aufrecht wachsen kann, so wächst es zur Seite weg, lichtsuchend für seinen bescheidenen Knospenwillen.

Zwischen all den rosigen und bleichen Gesichtern, den dünnen Zappelgliedern der Zehnjährigen, dem gruppenweisen Beisammenstehn, Schielen und Kichern der großen Mädchen und dem plumpen, bejubelten Wackelschritt mancher der ganz Kleinen, gucken vom großelterlichen Arm die Brust- und Flaschenkinder in das Gekribbel herab. Sie schwanken mit steifgebundenem Rücken, die dämmrigen Blicke fangen grad erst an, sich in der Welt zurechtzufinden. Manches Auge wundert sich schon und weiß noch nicht, andere wieder wissen soviel, daß sie unheimlich klug in dem fremden täppischen Gesichtlein stehen.

Durch all den Wirbel von flatternden Haaren und geschwinden Füßen schleppen sich die alten Leute, denen die paar Pfündlein Leben, das ihr Arm hütet, schon Gewicht sind. Bei manchen reicht's zum Schleppen nicht mehr; sie hocken im Dunkel der Hauseingänge, auf Stühlen, wackelig vom Wurmfraß und von kurz und ungleich verschlissenen Beinen. Sie haben gelbe Runzelhände und luftentwöhnte Gesichter, ihre Blicke sind ergeben, reichen aus einer uralten Vergangenheit herauf, machen halt am Heut, am Gestern schon, wollen und hoffen nichts mehr, und seufzt auch der Mund

Digitized by Google

nach dem Tod, ihre Herzen sind voll Dank für jeden Tag, den sie noch nicht draußen liegen müssen. Sie sind älter als Fabrik und Eisenbahn; vor siebenzig oder achtzig Jahren spielten sie wie heut Enkel und Urenkel in derselben Gasse die gleichen Spiele. Aber die Zeit war anders. Das Jahr reichte von Frühling zu Frühling, umschloß lauter einzelne Tage, mehr als heut ein ganzes Jahrzehnt. Wer seine Seele an Gott gehängt hat, sagt, wenn er von den Schrecken des Krieges hört, den Jammer von Müttern und Frauen sieht: das ist von der Gottlosigkeit in die Welt gekommen! und wer alles, auch seinen Schöpfer, vergessen hat, schüttelt den Kopf und begreift nichts: das ist die Zeit von heute, da kann er nicht mehr mit. Fremd, einsam und bescheiden bleibt er in seinem Loch.

Durch das Kindergewühl an den Wänden entlang stößt eine bärtige Gestalt. Ein Mann kommt daher, ganz schnell, mit hochgeworfenem Kopf. Alle paar Schritt trommelt er eigentümlich fragend mit raschen Fingern gegen die Hausmauern, bekommt irgendeine Antwort von dort. Die Jungen weichen beiseite, die Mädchen reißen hastig die Kleinsten aus dem Weg; aber man sieht ihnen an, daß sie ohne Nachdenken, rein aus Gewohnheit handeln. Die Erscheinung des Blinden gehört längst in ihr tägliches Spiel wie Staubwirbel und Ruf des Lumpenhändlers.

Keine Sorge übrigens; wo Vater Biethahn ein Kleines anrennt, rennt er es nicht um. Sein Körper fühlt voraus, wo er jemand wehtun könnte, weicht ab, stockt; leise streichen die sehnigen Hände einen Blondkopf zur Seite. Er sieht mit jedem Glied seines Körpers, mit jeder Pore seiner Haut, sein Gesicht wittert, Licht strahlt von seiner Stirn. Nur die Augen sind erloschen; vertrübt und leblos wohnen sie unter ihren gewaltigen Bogen. In dem einen weit offenen sind Blau und Weiß durcheinander gelaufen; man muß an ein zerschlagenes Ei denken. In dem anderen glimmt unter dem gesunkenen Lid ein wächserner Spalt — das ist alles, was von jenem Unglück in der Fabrik übriggeblieben. Ein Schmied steht am Amboß, Räder surren durch den Maschinenraum; ein Krachen, Eisenteile füllen die Luft — die Kunst der Aerzte hat nichts zu retten vermocht.

„Man muß ja!“ Dies Wort hat von jeher über Vater Biethahns Leben gewacht. Anfangs ein wenig als Peitsche vielleicht, aber dann hat er sie aus der Luft heruntergeholt, hat sie in die Hand genommen und heiter gelassen als Stab gebraucht, an dem man hinschreitet, gedrungen von der frommen Pflicht, mit dem, was da ist, das Möglichste zu schaffen.

Seine Frau da oben am Kirchplatz, die hat schwerer dran getragen als er. Mit den Versicherungen, da war's damals noch nicht wie heut. Aber die Fabrik hat eine Abfindung gezahlt. Die reichte für ein Hundefuhrwerk voll von Schüsseln und Töpfen. Wo's zu schwer wurde, zog Vater Biethahn mit — oh, er hatte noch seinen Leib voll von Schmiedemuskeln! Und er lernte es rasch, den Hund führen zu lassen, draußen in den Dörfern und auf den Landstraßen, während die Frau in die Häuser ging und den eigentlichen Handel betrieb. Aber viel Glück war nicht dabei, die Einnahmen stimmten nicht; und dann ratschte eines Tages ein fremder Planwagen mit dem Hinterrad vorbei, da gab es mehr Scherben als sonst was.

Von diesem Ereignis an mußte das Leben sich anders einrichten. Die Mutter nahm in der Spinnerei die freudlose Arbeit ihrer Mädchentage wieder auf. Der Vater blieb bei den Kindern, aber nur den Jungen kriegten sie groß. Nach dem Scharlach kränkelten die Mädchen, alle beide starben im gleichen Monat; die eine hatte es an den Ohren, die andere an den Nieren gehabt.

Ueber all diesem Elend war die Mutter ein grobes abgenutztes Weib geworden, und wenn einmal von der Zukunft die Rede war — ach, von der Zukunft nicht, sondern von den Jahren, die nach diesem lagen! — so sagte sie: ich verkaufe meine Knochen solange es geht, dann mag die Stadt mich hinnehmen. Wenn Vater Biethahn solche Reden hörte, lachte er sein eigenes, hohes, zuversichtliches Lachen und rief dazu: Oho, Mutter, soweit sind wir noch nicht! Und sie schwieg dann und dachte ihr Teil; es war ja wohl so, daß den Blinden mit der Zeit die Einsicht in das wirkliche Leben abging, und daß sie wie Kinder wurden und lachten, wo anderen das Blut aus den Fingern sprang.

Nachdem der Junge ausgelernt hatte, kam ja die Zeit, wo er jede Woche ein paar Mark ins Haus brachte. Aber im Grunde, was hat man von erwachsenen Söhnen! Kaum ist einer soweit, nimmt das Militär ihn hin, und zum Ueberfluß wird sich ein Mädchen angeschafft. Und dann, die paar besseren Jahre durch, immer die heimliche Angst: einmal heiratet er. Richtig, im Alter von siebenundzwanzig Jahren saß er mit Frau und Kind. Nicht, daß sie was gegen Berta gehabt hätte, aber ging das so weiter mit der jungen Familie, was sollte da, selbst wenn er heil wiederkam, noch für die alten Eltern abfallen?

Nun trifft es sich auch noch, daß das Kleine krank ist und daß gedoktert werden muß. Mutter Biethahn grunzt ein wenig, aber wen sie eigentlich schelten soll, weiß sie nicht. Ernst August heißt er, wie mancher Kriegsjunge rings im Land. Seit Wochen trinkt er nicht und hat immerfort Stuhl. Händchen und Füße sind eisig kalt und die Ohren richtig blau. Die Mutter brauchte ihm auch nicht immer davon zu laufen, denkt Frau Biethahn, aber sie sagt das nicht, denn wenn die junge Frau im Haus bleibt, ist das erstens in Wahrheit kaum nötig, und zweitens fällt der Verdienst weg.

Berta liebt das Kind, es wäre unrecht, wollte man das anders sagen. Vorher, da hat sie sich nicht so recht klar ausgedrückt. Kommt der Mann zurück, nun ja, so freut sie sich auf das Kleine. Muß er fallen, da ist es besser, wenn sie allein ist. Das klingt herzlos, aber eigentlich herzlos ist Berta nicht. Ein bißchen arbeitswütig vielleicht, zu voll von der Luft, vorwärts zu kommen. Sie mag nicht leben, ohne was Ordentliches zwischen den Fingern zu haben. Seit sie aus der Schule ist, geht sie in die Fabrik, hat all ihr Lebtag nichts als Streben und Sparen gekannt. Und es traf sich, daß sie den Mann, der ihr dafür paßte, fand und von Herzen liebgewann. Beisammen hatte er nichts, für das Notwendigste reichte ihr eigenes Sparkassenbuch. Es war kein Fehler, daß er bis dahin alles, was übrig war, den Eltern abgegeben hatte. Man sah, daß er auf die Familie hielt, das genügte zum Anfang. Nun ist Erneſtchen krank. Kleinkinderkram, ja ganz schön, aber es hält ab; nach diesem letzten richten Bertas Gefühle sich, die ganz heimlich und unnütz schon da sind, hinausgeschoben und vertröstet werden.

Als Wilhelm ausziehen mußte, vor bald einem Jahr, hat sie ihre Sachen untergestellt und ist zu den Schwiegereltern gezogen, obgleich da manches bleibt, was ihr nicht recht paßt. Aber es ist für den Augenblick besser so. Früh macht sie das Kind sauber und kocht ihm seine Milch, und abends wäscht sie sein Zeug aus, und sie tut das gern und so gewissenhaft wie nur irgendeine Mutter. Aber tagsüber

Digitized by Google

läßt sie ihn dem Großvater, der hat gute sorgsame Hände, kann nichts verderben. Und wenn kleine Kinder wie eben jetzt mückerig sind, das muß seine Zeit haben, da kann sie nichts dran ändern, wenn sie von der Fabrik wegbleibt. Weiße Bohnen und Fleisch werden eingekocht für die österreichischen Soldaten, da geht die Arbeit mit Hochdruck, und möglich ist es, daß eine Aufsichtsstelle in der Küche frei wird. Alle paar Tage schickt sie ein Feldpostpaket. Urlaub, sie wünscht ihn kaum. G'rad hat man sich eingerichtet mit dem Leben wie es ist. Aber wenn ihr Wilhelm wieder da ist, für immer, so soll er sehen, daß sie nicht zurückgekommen sind. Eine Grude will sie anschaffen und einen Schrank, beides hat lange gefehlt. Es ist gut zu wissen, wofür man schafft. Sie ist dem Schwiegervater dankbar, daß er ihr das Kind abnimmt und steuert mehr zur Wirtschaft zu, als die Alten, wenn es zur Sprache käm, ihr abverlangen würden.

2.

Vater Biethahn hat, mit seinem Tropfenglas in der Hand, das Ende der Gasse erreicht. Frei steht im Licht der gewaltige Kirchenblock. Daneben demütigt sich zwerghaft die Zeile der braunen Ziegeldächer, und jedes doch ein Dach für sich, herstammend aus einer jahrhundertfernen Zeit, in der es noch nicht so viel gemeinsame Hast gab, der ein Ding möglichst sinnlos genau wie das andere gerät; sogar auf das Menschenvolk hat das gleichmachende Wesen hinübergewirkt.

An diesen Häusern mit dem übertünchten Holzzierat blühn unzählige Fenster, dicht an dicht neben und über einander gereiht, nur durch Fachwerkbalken und Simse getrennt. Nicht alle haben Vorhänge. Ein roter Kaktus leuchtet, Vogelbauer oder Bettstück hängt heraus. Hin und wieder blickt ein Gesicht, ein sehnsüchtiges Kind oder eine strickende Alte, der es ganz wohl ist, daß sie nicht unten sein muß.

Vater Biethahn zählt seine Schritte nicht, wunderlich sicher treibt er an den Hauswänden hin. Genau an der rechten Stelle greift er zu, hält die kühle Klinke in der Hand. Diese Klinke, herstammend aus Urväterzeit, ist nicht anspruchsvoll wie die Löwen, springenden Pferde und Meerweiber in den reicheren Straßen. Sanft fließt sie durch die Hand, ein gewundener Blätterstab, so wie er in der Natur nicht vorkommt, aber der sie bildete muß doch dabei die Natur gewußt haben. An den Scheuerstellen glänzt das Metall, im leichten Aderwerk dunkelt der Grünspan — oh, diese Klinke da voll von Dienst, Anpassung und bescheidenem Sichselbersein lobt zur Genüge den Sinn ihres Meisters.

Vom Flur, geräumig und steinkühl, leitet die flache Treppe aufwärts. Der Blinde steigt sicherer als die sehende Frau, die neben ihm hereinkommt, stockend in der plötzlichen Dämmerung. Das ist Frau Vesterling mit dem blutlosen Gesicht und den braunen verweinten Schleieraugen. Sie hat eine bitterliche Dummheit gemacht, die rächt sich schwer. Von ihrem Mann aus Galizien war eine Karte gekommen, darauf hatte sein Leutnant einen Gruß geschrieben und dieses Lob: Ihr Mann wird sicher mit dem Eisernen Kreuz heimkommen! In ihrer Freude ist sie gegangen und hat es der Nachbarin gezeigt. Und die hat nichts gekannt als Neid und Eifersucht, weil ihr Sohn schon gleich anfangs in Ostpreußen gefallen ist. „Das Eiserne? lassen Sie man gut sein, wird schon ein hölzernes für ihn gewachsen sein . . .“ Ganz so schlecht wie ihr Wort war sie ja vielleicht nicht, aber weiß jemand, wieviel es teilhaben kann an jenem kleinen Blaustiftzug: Gefallen, der sich fand auf ihrem eigenen zurückgeschickten Brief?

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Traub / Alte Sitte

Niemand taugt ohne Freude.
Walter von der Vogelweide.

In Travemünde war Gottesdienst an klarem Herbstsonntag. Vorn neben dem Altar steht dort in der Kirche ein viereckiges Dach auf zwei Säulchen, unter dem zwei Knaben sitzen, aber ganz verdeckt. Wenn der allgemeine Gesang begonnen und sich ein Vers seinem Ende zuneigt, schnellt blitzschnell der eine Junge in die Höhe und dreht an einer Tafel, die an einem der Säulchen hängt und worauf Nummer von Lied und Vers verzeichnet stehen, damit sofort die richtige Verszahl erscheine. Wie der Wind hat er sich wieder geduckt und ist verschwunden. Aber jetzt — richtig! da ist er wieder! Vers 4 erscheint an der Tafel, und schon deckt die Bank wieder unsichtbare Ruhe. Es ist ein zu seltsames Spiel mitten in dieser Feierlichkeit! Die Menschen haben ihre Gesangbücher vor sich. Sie brauchen diesen lebendigen Anzeiger da vorn kaum. Aber die uralte Sitte wird beibehalten. Ich kann mir vorstellen, wie selbstgefällig mancher Städter, der vielleicht des Sonntags im Urlaub in dieses Kirchlein verschlagen wird, wie ein schwimmend Barkenholz an den Strand, über diese Altertümelei lächelt und sich weit fortgeschritten dünkt. Vielleicht hat auch manches junge Pfarrerblut im Eifer solch unnötige Sitte lästig empfunden. Desto größer war meine Freude, daß dieser kleine Junge, wie so ein Männchen aus der Zauberdose, wieder da war und noch nicht alles dem automatischen Mechanismus des elektrischen Zeitalters verfallen ist. Auf der Kanzel stehen vier Sandgläser, die Uhren des Mittelalters. Sie gehören mit zum ganzen Bild. Die Zeit nimmt den Zuhörer sofort in den Arm und sagt zu ihm: „Es gibt nicht nur eine Zukunft; die Vergangenheit ist der Schoß, aus dem du stammst. Diese Vergangenheit ist weit und groß. Sie hatte ebensoviel Sinn und Art, wie du. Sie hat gelebt mit Wetter und Wind, mit Morgen und Abend, mit Schicksal und Willen, gerade wie du. Die Menschen trugen hier ihre jungen Kindlein herein, wie diesen Blondkopf, der heute hier getauft wird, und die Fürbitte für die Toten wurde vor Hunderten von Jahren ebenso gesprochen wie für die jungen Toten, die draußen heute für uns fallen und denen die mehr als vierzig Kränze gelten, die an diesen Wänden hängen. Draußen rauscht das Meer mit Muscheln und Wellen; hier rauscht die Zeit der Jahrhunderte mit Leben und Sterben. Und es ist alles eins; die Offenbarung des Lebendigen, die Kunde vom Leben, das nicht stirbt, vom Willen des Schöpferischen, das in freudiger Geduld auf die Vollendung wartet. Niemand taugt ohne Freude. Von dieser Freude künden Gräber und Wiegen, Krieg und Frieden, Feste und Klagen, Zeit und Ewigkeit. Denn es ist jene innere Freude des Zusammenhangs mit dem Ewigen und der vollen Geborgenheit in den Händen eines gewaltigen Arms, der dem Uranus seine Wege weist und dem Bazill seine Aufgaben stellt. Zu dieser Macht gehören wir. Du, Mensch, bist ihr Kind; Freude begleitet dich, so lang du in dieser Einheit atmest . . .“

Husch! Eben schoß der kleine Junge wieder in die Höhe: Vers fünf. Der junge Kopf ist wieder versunken.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Die Gewerkschaftspresse zum Rücktritt Generalleutnants Groener vom Kriegsamt. Der Nachruf, den Generalleutnant Groener bei seiner Abberufung vom Kriegsamt in der gesamten Arbeiterpresse findet, ist ein glänzender Beweis für das Vertrauensverhältnis, das in diesen gespannten Kriegszeiten zwischen der deutschen Arbeiterschaft und einem höchsten Militärverwaltungsbeamten obgewaltet hatte. Die sozialdemokratische Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands schreibt in ihrem Korrespondenzblatt: „Groener hat von der ersten Stunde seiner Betätigung an in dem Arbeiter einen gleichberechtigten Partner im Arbeitsprozeß gesehen und ihn danach bewertet und behandelt wissen wollen. Das war aber schon Bevorzugung des Arbeiters in den Augen des Unternehmertums, das heute noch an der Auffassung seines früheren Lehrers und Sekretärs Bueck festhält. Danach ist der Arbeiter auf politischem Gebiete mit dem Arbeitgeber gleichberechtigt, vor Gesetz und Recht mit ihm gleichbedeutend, aber auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete kann und darf es keine Gleichberechtigung geben. Für solche vorsintflutlichen Anschauungen hatte Groener allerdings kein Verständnis, und dieser Mangel ließ ihn in den Augen der Unternehmer sinken. Daß er aber durchaus kein Feind des Unternehmertums war, hat er mehr als einmal bewiesen. Aus keinem seiner Erlasse spricht auch nur mit einer Silbe eine Bevorzugung des Arbeiters. Gerechtigkeit wollte er, angemessene Bezahlung und Ernährung auch für den Arbeiter und nicht nur Kriegsgewinne für den Unternehmer. Daß er überhaupt zu den Kriegsgewinnen wesentlich anders stand als die Mehrzahl der Mitglieder der Reichsregierung, daraus hat er kein Hehl gemacht, das war ein weiterer Anlaß zu seiner anderweitigen Verwendung.... In Arbeiterkreisen ist ihm der schroffe Ton in seinem Aufruf vor dem ersten Mai viel verdacht worden; viel übler wurde es ihm aber in Unternehmerkreisen angekreidet, daß er es gewagt hatte, am Tage vor diesem Erlaß im Hauptausschuß des Reichstags mit der Begründung, was dem einen recht ist, ist dem anderen billig, an die Arbeitgeber eine letzte und ernste Mahnung zu richten, sich mit dem durch das Hilfsdienstgesetz geschaffenen Zustand abzufinden, und daß er den Hetzern gegen das Gesetz ebenfalls Strafe androhte wie den Arbeitern, die Streiks anzetteln." — Und das Zentralorgan der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine ruft dem verdienstvollen General nach: „Wir bedauern das Scheiden des Generalleutnants Groener aus seinem Amte aufrichtig, weil er eine wirklich energische Natur war, die auch für die Wünsche und Beschwerden der Arbeiterschaft Verständnis und ein offenes Ohr hatte. Wir können nur wünschen, daß seinem Nachfolger diese Eigenschaften in demselben Maße innewohnen."

Eine Streikwarnung. Wir lesen im „Gewerkverein" des Hirsch-Dunckerschen Gesamtverbandes: „Handzettel mit der Aufforderung zum Streik sind in den letzten Wochen mehrfach in Kriegsbetrieben verteilt worden, gerade also in einer Zeit, in der unsere wackeren Feldgrauen auf allen Fronten die heftigsten Angriffe auszuhalten haben. Von verschiedenen Seiten ist nun festgestellt worden, und es soll auch durch Aussagen von Gefangenen bestätigt sein, daß die Entente seit längerer Zeit den 15. August als den Tag gleichzeitiger starker Angriffe an mehreren Stellen der Westfront bestimmt hatte. Da sei es geradezu auffallend, daß in dieser Zeit an sehr vielen Stellen in Deutschland Zettel verteilt worden sind, die für diesen Tag zum Generalstreik in Deutschland auffordern. Zwischen beiden Ereignissen bestehe ein innerer Zusammenhang. Es dürfe als sicher gelten, daß die Streikzettelverteilung in der deutschen Kriegsindustrie von der Entente angestiftet worden ist. Zuzutrauen ist den Feinden Deutschlands alles, und es erscheint uns auch nicht ausgeschlossen, daß man selbst diesen Weg einschlägt, um die Widerstandskraft der Deutschen zu brechen, die man im offenen Kampfe nicht unterkriegen kann. Von der vaterländischen Gesinnung der deutschen Arbeiterschaft darf mit Bestimmtheit erwartet werden, daß sie dem landesverräterischen Ansinnen solcher anonymer Hetzer mit der gebührenden Verachtung antwortet und es ablehnt, die Arbeit niederzulegen, während in Ost und West unsere tapferen Truppen im schwersten Kampfe stehen. Wenn irgendwo Anlaß zu Beschwerden vorhanden ist, so wissen die organisierten Arbeiter wenigstens, an wen sie sich zu wenden haben, nämlich an ihre Organisationen. Diese werden schon den richtigen Weg finden, um den Arbeitern zu ihrem Rechte zu verhelfen. Vor planlosen Streiks kann nicht oft und scharf genug gewarnt werden, namentlich in der jetzigen Zeit, wo alles auf dem Spiele steht. Die Mitglieder der Deutschen Gewerkvereine jedenfalls werden sich an derartigen Putschen nicht nur nicht beteiligen, sondern schon jedem diesbezüglichen Versuch mit aller Energie entgegentreten."

Obligatorische Arbeiterausschüsse und Schlichtungsstellen nach dem Kriege. Während die Arbeiter- und Angestelltenverbände in ihren gemeinsamen Forderungen für den Uebergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft ausdrücklich das Verlangen zum Ausdruck bringen, daß „die durch das Gesetz betreffend den vaterländischen Hilfsdienst geschaffenen Arbeiter- und Angestelltenausschüsse, Schlichtungsstellen und Armeekorps-Ausschüsse sinngemäß auf die Uebergangs- und Friedenswirtschaft übertragen werden sollen", hat sich der Ausschuß des Deutschen Handelstages den entgegengesetzten Standpunkt zu eigen gemacht. In einer Entschließung, die sich auch mit der Wiederbeschäftigung von Kriegsteilnehmern, mit der Arbeitsnachweisfrage u. a. beschäftigt, wird bezüglich der Arbeiter- usw. Ausschüsse gesagt: „Ohne sich gegen die Errichtung freiwilliger Arbeiter- und Angestelltenausschüsse auszusprechen, lehnt der Ausschuß die Beibehaltung der durch das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst vom 5. Dezember 1916 geschaffenen Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und Schlichtungsstellen sowie die reichsgesetzliche Einführung von Arbeiter- und Angestellten-Kammern auf beruflicher Grundlage ab." Damit ist diese Frage selbstverständlich nicht als erledigt anzusehen; im Gegenteil werden jetzt die Arbeiter- und Angestelltenverbände erst recht ihrer Forderung den notwendigen Nachdruck verleihen.

Zusammenschluß der Interessentenverbände. Um ein gemeinsames Handeln der großen Angestelltenverbände zu gewährleisten, sind die Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände, die Arbeitsgemeinschaft der technischen Verbände und die Arbeitsgemeinschaft für das einheitliche Angestelltenrecht (zusammen 800 000 Mitglieder) übereingekommen, in geeigneten Fragen, in denen durch Vorverhandlungen eine Verständigung erzielt werden kann, von Fall zu Fall gemeinsame Schritte zu unternehmen. Zu diesem Zwecke bevollmächtigten sie die Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaften, sich jeweils zur Vorbereitung der von den drei Arbeitsgemeinschaften zu treffenden Maßnahmen in Verbindung zu setzen. Den Arbeitsgemeinschaften selbst bleibt es in jedem Falle vorbehalten, über die gemeinsamen Maßnahmen zu beschließen. Falls eine Einigung nicht zu erzielen ist, bleibt es jeder Arbeitsgemeinschaft unbenommen, selbständig vorzugehen. Die Arbeitsgemeinschaft, die zu gemeinsamem Vorgehen einer Frage die Anregung gibt, übernimmt die mit der Erledigung zusammenhängenden Arbeiten, es sei denn, daß besondere Vereinbarungen getroffen werden.

Konsumgenossenschaftlicher Aufschwung. Der Reichsverband deutscher Konsumvereine hat 1916 die Zahl der ihm angeschlossenen Genossenschaften von 191 auf 235, die Mitgliederzahl von 189 417 auf 285 949 vermehrt. Mit diesem ungewöhnlichen Aufschwung verband sich eine Steigerung des Umsatzes von 61⅔ auf 80 Mill. Mark und eine Zunahme der beschäftigten Personen um etwa 400. Der Reinüberschuß betrug 1,72 Mill. M., an festem Rabatt wurden 3 Mill. ausgezahlt. Die Eigenproduktion der Vereine belief sich auf 8¼ Mill. M. Der Umsatz der Großeinkaufszentrale ging infolge der Ausschaltung des freien Handels stark zurück; er betrug 1915 noch 10½, 1916 nur noch 7¼ Mill. M. Der Reichsverband und die Großeinkaufszentrale rüsten sich durch Erweiterung ihrer Anlagen auf den Frieden.

Büchertisch

Bücher der Stunde:

Prof. Dr. Albert v. Ruville: **Die Herrin der Meere, Beleuchtung des britischen Weltreichs von der Seeseite.** 108 S.

Dr. Eugen Jäger, M. d. R.: **Krieg und Kriegsziele.** 116 S.

Dr. Leo Schwering: **Belgien,** der Angelpunkt des Weltkriegs. 115 S. Verlag von Friedrich Pustet-Regensburg, 1917.

Ein v. g. gründliches für nationale und katholische Kreise bestimmtes Unternehmen, das allerdings in seinen Kriegszielforderungen zum Teil noch weit über die Beschlüsse der Reichstagsmehrheit hinausgeht.

„Unser Irrtum über Frankreich", von Hauptmann Dr. G. Ost. Verlag „Das Größere Deutschland", Dresden-A. 1. Preis 60 Pf.

Daß wir Deutschen über die Lebens- und Kampfkraft Frankreichs, sowie seinen politischen Machtwillen und Ehrgeiz in gefährlichem Irrtum befangen waren, weist hier ein genauer Kenner des Volkes und Landes überzeugend nach. Er warnt dringend davor, die Franzosen als ein sterbendes Volk zu betrachten, und fürchtet, daß Frankreich, wie es die Niederlage von 1870/71 niemals vergaß, auch nach dem Zusammenbruch seiner Racheplane im Weltkriege stets unser grimmiger Feind bleiben und immer aufs neue bereit sein wird, uns gemeinsam mit anderen Gegnern anzufallen, um sein altes „Prestige" wieder herzustellen. Ob diese Furcht berechtigt ist, wird allerdings sehr vom Friedensschluß abhängen. Sicher wird Verfasser Recht behalten, wenn der Friedensschluß so zustande käme, wie Verfasser verlangt. Er will nämlich, daß wir beim Friedensschlusse nicht etwa mitleidige Milde gegenüber Frankreich walten lassen, sondern es an Land und Vermögen so schwächen, daß es mindestens auf Jahrzehnte hinaus zur Ruhe gezwungen ist. Wir glauben, daß der Krieg allein diese Wirkung bei Frankreich wie bei allen Kriegführenden auslösen wird und daß es Zeit ist bei aller noch so berechtigten Wachsamkeit auch den Gedanken der Verständigung zu pflegen.

Digitized by Google

Hindenburgs Mauer im Osten. Von Fritz Wertheimer. Geheftet 2,50 M., gebunden 3,50 M. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die ausgezeichneten, in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichten Berichte des Verfassers sind mit Recht hochgeschätzt. Sie in Buchform zu sammeln, war darum ein dankenswertes Unternehmen. Den drei bisher erschienenen Bänden: „Im politischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen", „Von der Weichsel bis zum Dnjestr" und „Kurland und die Dünafront" ist jetzt der vierte unter obigem Titel gefolgt. Die in ihm enthaltenen Berichte umfassen die Zeit vom Februar bis September 1916. Sie berichten über die Schlacht im Styrbogen von Czartorysk, die Stellungskämpfe in den Sümpfen in Wolhynien und Podolien, die russische Frühjahrs-Offensive und die Sommerschlacht in Wolhynien an unserem Auge vorüber. Besonders der erste, vierte und fünfte der hier bezeichneten Abschnitte spiegeln die wesentlichen Ereignisse an der Ostfront ziemlich lückenlos wider und geben so in aller Anspruchslosigkeit doch ein wichtiges Stück Kriegsgeschichte.

„Unter Linsingen in den Karpathen" von Carl Möckeberg, Lm. d. R. (Deutsche Verlagsanstalt 1917, Stuttgart, Berlin, 87 S. kart. 1.30 M.)

Der Verfasser, Ordonnanzoffizier im Hauptquartier Linsingens, zeichnet aus unmittelbarer eigener Anschauung ein sehr lebendiges Bild der militärischen Operationen, welche im Südosten unserer russischen Front vom Januar bis April 1915 auf dem schweren Kampfgelände der Karpathen stattgefunden haben und mit der ganz unvergleichlichen Waffentaten der Armee des Grafen Bothmer, mit der Eroberung des Zerinin endigten. Es ist dem Verfasser ohne weiteres zu bezeugen, daß er ein wichtiges Stück Kriegsgeschichte, die Kämpfe in den Karpathen, die die notwendige Voraussetzung für die großen Durchbruchsoperationen bei Gorlice bildeten, mit einer strategischen Sachkunde beschrieben hat, daß seine Schrift zu den wichtigsten Quellen gerechnet werden muß. Auch politisch ist seine Arbeit ein wertvoller Beitrag für die Geschichte unserer praktischen Zusammenarbeit mit den Verbündeten. Das Kapitel: „Unsere Bundesgenossen und ihr Land" räumt für die größere Oeffentlichkeit mit vielen törichten Vorurteilen auf und belehrt sie über die außerordentlichen Schwierigkeiten, die durch die Natur des Völkerstaats allen habsburgischen Organisationen, so besonders auch der Armee, entstehen müssen. Aber auch über dies besondere Kapitel hinaus finden sich im Text neben wertvollen ungarischen Kulturbildern zahlreiche einzelne Hinweise auf das gegenüber allen Schwierigkeiten über Erwarten gute Zusammenarbeiten der verbündeten Heere. In dieser Gemeinsamkeit ist zwischen den Bundesgenossen statt der übers Ziel hinausschießenden Gefühle des Kriegsanfangs eine ruhige Freundschaft entstanden, in der man sich im ständigen dienstlichen und außerdienstlichen Verkehr ein Urteil darüber gebildet hat, „was man einander zu bieten hat und was nicht. Die Kritik wird nicht aufhören, im Gegenteil: auf dem Grunde der gemeinsamen Leistungen wird eine gerechte und fruchtbare Kritik überhaupt erst möglich sein." In dieser Auffassung und Bewertung unseres Bundes treten wir dem Verfasser mit vollem Herzen bei.

Briefkasten

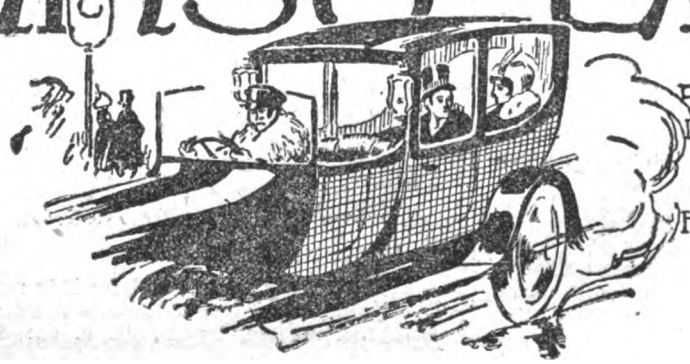
Die rechtzeitige Lieferung der Hefte des kommenden Vierteljahres ist nur dann möglich, wenn bei den Bezugsstellen **bis zum 15. September** die Erneuerung der Bestellung erfolgt. Wir bitten daher alle Leser, sich durch **zeitige Mitteilung** an Buchhandel, Post oder an uns die Weiterlieferung zu sichern. Auch die Feldleser werden gebeten, die den Heften beiliegenden Rechnungen zu beachten.

Schwester D. in E. Die Nummern der „Hilfe" von Juli 1914 bis Juni 1915 einschl. sind noch vorhanden und zu den gewöhnlichen Bezugspreisen (85 Pf. für jeden Monat, das Einzelheft 25 Pf., Porto besonders) erhältlich. Bestellungen beim Buchhandel oder bei uns.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Hansa-Lloyd



Personenwagen, Lieferwagen
Lastwagen — Omnibusse

Hansa-Lloyd Werke Akt.-Ges.
Bremen.

Sanatorien & Bäder

Dr. Lahmann's Sanatorium
in Weißer Hirsch bei Dresden.
Leitender Arzt: Professor Dr. Kraft.
Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren
einschließl. Höhensonne- u. Röntgentherapie, Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklinisation. Neuzeitl. Inhalatorium, Luft- u. Sonnenbäder.
Stoffwechselkuren. — Prospekte kostenfrei.
Für kurgemäße Verpflegung ist bestens gesorgt.
Physiologisch-chemisches Laboratorium (Vorstand: Ragnar Berg)

Kurhaus Bad Nassau a. d. Lahn
Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke.
Neuzeitl. Komfort. Klinische Behandlung. Mod. therapeutische Einrichtungen.
Leitender Arzt: Dr. Muthmann. Prospekt und Auskunft durch die Verwaltung.

Hauswirtschaftliche Erziehungsschule,
Bautzen
Gründliche Ausbildung in allen hauswirtschaftlichen Fächern; gute wissenschaftliche und gesellschaftliche Weiterbildung. — Schönes Haus m. gr. Garten; Zentralheizung; Bad; allen Anforderungen moderner Hygiene entsprechend. — Beste Verpflegung. Vorzügl. Empfehl.
Prospekt durch Johanna Kempe,
staatl. geprüfte Gewerbeschullehrerin.

Bühlau Sanatorium
Stets geöffnet. Prospekte frei.
Direktion:
Medizinalrat Josef Schreck.

Tannenhof
Dr. Bielings
Waldsanatorium
Friedrichroda.
Vorzügl. Verpflegung.

Digitized by Google

13. September 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 37

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** An einen alten Nationalsozialen. — **Wilhelm Heile:** Die Hetze gegen den Reichstag. — **Helene Voigt-Diederichs:** Die Schwiegertochter. — Soziale Bewegung. — Bücherlisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 2. September.

Nur in den Schulen wird noch daran erinnert, daß wir heute Sedantag haben. Für das Volk im ganzen sind die Erinnerungen des einstigen Krieges ausgelöscht durch die sehr viel größeren Leistungen, Opfer und Erlebnisse des jetzigen Krieges. Wenn damals im deutsch-französischen Kriege zuerst von deutscher Seite ausgesprochen wurde, man wolle nicht gegen das französische Volk kämpfen, sondern nur gegen das Regiment Napoleons III., so zeigte der Verlauf der Dinge nach der Gefangennahme des französischen Kaisers, daß sich einmal begonnene Völkerkriege nicht auf Monarchenkämpfe zurückschrauben lassen. Das gilt jetzt in noch viel höherem Grade als damals. Wenn wirklich jemand daran denken sollte, die Wünsche Wilsons gegenüber dem deutschen Kaiser zu erfüllen, so würde nicht die geringste Wahrscheinlichkeit bestehen, daß damit der Krieg zu Ende kommt.

Wir haben verschiedene Gespräche mit Vertretern der Zwischenvölker. Ein österreichischer Ruthene warnt sehr eindringlich vor einem deutschen militärischen Einmarsch in ukrainisches Gebiet, weil wir damit die Ukrainer in ihrer Loslösung vom Moskowitertum stören würden. Das letztere ist zweifellos richtig, doch hat die Sache ihre zwei Seiten, weil auch bei anderem Verfahren das Verbleiben der Ukrainer im russischen Verbande gar nicht ausgeschlossen ist. Sicherlich werden die Ukrainer gewisse Selbständigkeitsrechte fordern und erlangen. Von ihrem eigenen Standpunkt aus aber ist der einfachste Weg dazu das Verhandeln mit Kerenski und Kornilow. Ein Vertreter der Litauer bezweifelt die Möglichkeit, daß zwischen den Polen und den Litauern im direkten gegenseitigen Verkehr eine Vereinbarung über den künftigen Besitz von Stadt und Landschaft Wilna gefunden werden könne. Ein finnischer Besucher wundert sich, warum die deutsche Oeffentlichkeit so wenig herzlichen Anteil an dem beginnenden schweren Kampfe seines Volkes nimmt. Er hat dabei ganz recht.

Montag, 3. September.

Am Morgen des 1. September stießen englische Kriegsfahrzeuge nördlich von Horns Riff, westlich von Esbjerg in Dänemark auf vier deutsche bewaffnete Fischerboote und trieben sie durch Geschützverwendung in den Bereich der dänischen Hoheitsgewässer und an den dänischen Strand. Der größte Teil der deutschen Mannschaften wurde gerettet. Von englischer Seite sind starke Grenzverletzungen gegenüber Dänemark vorgekommen. Auch das Land wurde von englischen Granaten getroffen. Die dänische Regierung wird protestieren. — Der bisherige Ertrag des uneingeschränkten U-Boot-Krieges hat die Ziffer von 6 Millionen Brutto-Register-Tonnen überstiegen.

Die wichtigste Nachricht aber ist der Beginn des Kampfes in der Gegend von Riga. Beiderseits von Uexküll überschritten nach sorgsamer Vorbereitung deutsche Divisionen den dort sehr breiten Dünastrom. Der Feind gab seine Stellungen westlich der Düna auf. Dichte Kolonnen aller Art streben auf den von Riga ausgehenden Straßen überhastet nordwärts. Brennende Ortschaften und Höfe zeigen den Weg des weichenden Westflügels der russischen 12. Armee.

In Rumänien Abwehr starker Angriffe.

Die Vereinigten Staaten haben die Unterhandlungen mit Holland über Getreidesendungen abgebrochen. Holland soll für die nächsten zwei oder drei Monate hinreichend versorgt sein. Was später werden wird, ist heute noch nicht vorherzusehen.

Dienstag, 4. September.

Gestern abend noch wurde das Telegramm veröffentlicht: Riga ist genommen! Heute früh wehen wieder einmal die Fahnen, und überall in Deutschland wird gerade dieser Gewinn mit besonderer Wärme begrüßt. Riga wird in der russischen Statistik mit 328 000 Einwohnern angegeben, dürfte allerdings davon ziemlich viele im Krieg verloren haben. Etwa ein Drittel der Bevölkerung ist deutschen Stammes und hat die Führung von Handel und Verkehr. Die Russifizierung der Stadt ist nur sehr oberflächlich gelungen. Riga ist deutsche Gründung von Bremen her aus dem 12. Jahrhundert und gehört in die Reihe der Hansehäfen an der Ostsee. Herder, Hamann, Holtei und Richard Wagner haben in Riga gewirkt. Als Hauptstadt von Livland war Riga russischer Provinzialregierungssitz. Daß es den deutschen Truppen nach der Wiedereinnahme von Czernowitz jetzt gelingt, Riga zum okkupierten Lande hinzuzufügen, wird der Welt zeigen, daß wir bei ausgesprochener Friedensliebe nicht an militärischer Schwäche leiden. Es wird sich jetzt fragen, wie lange sich Friedrichstadt und vielleicht auch Dünaburg werden halten können. Bei Riga sind einige tausend Russen gefangen, mehr als 150 Geschütze und zahlloses Kriegsgerät erbeutet worden.

In Petersburg ist eine gewisse Verständigung zwischen der Regierung Kerenskis und dem Höchstkommandierenden Kornilow eingetreten. Es wird öffentlich mitgeteilt: Wenn reaktionäre Kreise ihre Hoffnungen auf Kornilow setzen, so würden sie enttäuscht werden. Die Mißverständnisse zwischen der Regierung und Kornilow hätten sich nur auf Fragen der Disziplin bezogen und seien bereits beigelegt. Der Ministerrat sei mit Kornilow vollkommen darin einig, daß ernste und kraftvolle Maßnahmen zur Wiederherstellung der Kampfkraft des Heeres getroffen werden müßten, ehe neue Katastrophen eintreten. Eine Ersetzung Kornilows durch jemand anders habe niemals in Frage gestanden. — Es scheint sich daraus zu ergeben, daß Kornilow fest im Sattel sitzt und die Vertreter des Arbeiter- und Soldatenrates ihm Zugeständnisse machen müssen.

Mittwoch, 5. September.

Es werden Einzelheiten vom Uebergang über die Düna berichtet. Der Fluß, der eine durchschnittliche Breite von 350 bis

Digitized by Google

400 Metern an der Uebergangsstelle hat, war seit Jahren durch starke feindliche Stellungen gesichert. Bei außerordentlich günstigem Wetter begann in der vierten Morgenstunde des 1. September unsere Artillerie, die Russen völlig zu überraschen. Vergasung und ein ungeheuerer Feuerregen des Minenwerferkorps drängten die Russen zurück. Die feindliche Artillerie wurde so vollständig gebrochen, daß den eigentlichen Dünaübergang kein feindlicher Artilleriesschuß mehr störte. Die Deutschen erreichten zuerst die Sumpfseen des großen und kleinen Jägel. Am 3. September vormittags 11 Uhr drangen sie von Südosten und Westen in die Stadt ein. Die zwei berühmten eisernen Brücken über die Düna sind gesprengt und die Holzbrücken verbrannt, doch hatten die Russen keine Zeit, die Stadt vor dem Abmarsch planmäßig zu plündern. An der Spitze der deutschen Truppen steht General der Infanterie v. Hutier. Hervorgetan haben sich von den Führern Prinz Eitel Friedrich von Preußen und die Generale Sauberzweig, Riemann und v. Kathen. Auch Dünamünde ist genommen.

Inzwischen wird an den anderen Fronten weitergekämpft und insbesondere um den Monte San Gabriele am Isonzo stark gestritten. Man hat den Eindruck, daß der letzte italienische Ansturm, der bedeutendste, der überhaupt vorgekommen ist, seinen Höhepunkt überschritten hat. Das Ergebnis ist ein nicht sehr großer Landgewinn auf der Karsthöhe und sehr viele Tote.

Donnerstag, 6. September.

Die Einnahme von Riga hat offenbar in Frankreich große Bestürzung hervorgerufen, und die Franzosen sparen nicht mit ihren Vorwürfen gegen die Russen, die nicht mehr imstande seien, moralische Kräfte dem Feinde entgegenzusetzen. Nicht die deutschen Truppen hätten Riga erobert, sondern die Russen seien einfach davongelaufen. Man fürchte einen Angriff auf die Marinefestung Kronstadt.

Zwischen der Schweiz und Deutschland ist ein neues und weiteres Wirtschaftsabkommen bis zum 30. April 1918 geschlossen worden. Der Preis für 200 000 Tonnen Kohle wird auf Grundlage von 90 Frank für die Tonne ab Saargrube festgesetzt. Darin ist die neue deutsche Kohlensteuer inbegriffen. Für Eisen und Stahl sind die Preise um 50 v. H. erhöht worden, doch darf der Gesamtpreis 700 Frank für die Tonne nicht übersteigen. Deutschland soll außerdem erhebliche Mengen von Kunstdünger freilassen, sowie ein gewisses Quantum von Zucker. Als Ersatz werden nach Möglichkeit Schokolade, kondensierte Milch, Früchte und Konserven geliefert. Dazu kommt eine Ausfuhrbewilligung für etwa 10 000 Stück Vieh.

Der russische Revolutionär Burzew veröffentlicht aus dem Privatarchiv des gewesenen Zaren Nikolaus II. dessen Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm. Interessant sind die Verhandlungen aus dem Jahre 1904 über Vorbereitung eines Kontinentalbündnisses zwischen Rußland, Deutschland und Frankreich. — Nach wie vor machen die Enthüllungen des angeklagten russischen Kriegsministers Suchomlinow einen starken Eindruck. Die Behauptung der Entente, daß Deutschland den Krieg habe erzwingen wollen, läßt sich nach diesen Zeugenaussagen schlechterdings nicht mehr aufrechterhalten.

An der Düna haben die Russen ihre starken Stellungen bis hin nach Friedrichstadt geräumt. Die bisherige Gefangenenzahl beträgt 120 Offiziere und 7500 Mann. Ein großer Bevölkerungsstrom soll sich fliehend auf Petersburg hin wälzen. Sowohl in Estland wie in Finnland wird natürlich der deutsche Vormarsch mit gespanntester Aufmerksamkeit betrachtet. Die künftige Freiheit beider Nationalitäten hängt wahrscheinlich davon ab, welche Pläne zurzeit das deutsche Hauptquartier hat.

Freitag, 7. September.

Gegenüber der bei den Westvölkern üblich gewordenen Darstellung, als sei die Eroberung von Riga keine bedeutende militärische Tat, sondern nur Folge russischer Schlaffheit, wird von einem Ausschußmitglied der russischen Regierung in zwei ausführlichen Berichten auseinandergesetzt, daß die russischen Truppen vor Riga sehr gut fochten, aber dem mit überlegenen Kriegsmitteln kämpfenden Feind nicht widerstehen konnten. Russische Regimenter, die abgeschnitten waren, haben bis zur völligen Vernichtung gekämpft. Nur eine Handvoll Soldaten der Nachhut machte sich aus dem Staube. Die letzten Kämpfe, von denen wir hören, haben bei Neu-Kaipen und südwestlich Ritau, 70 Kilometer östlich von Riga, stattgefunden.

Allmählich scheint sich an der Westfront der Sturm zu beruhigen. Zwar in Flandern wechseln noch immer Artillerieschlachten mit Infanterieangriffen, doch ändern diese blutigen Schauspiele nichts Wesentliches mehr an der Lage. Im Artois und in der Gegend von St. Quentin hat die englische Angriffstätigkeit aufgehört. An der Aisne unternahmen die Franzosen nur noch kleinere Versuche. Nördlich von Reims wurde ein französischer Angriff abgewiesen. In der Champagne kamen beabsichtigte französische Angriffe gar nicht erst zur Ausführung. Vor Verdun freilich nimmt die Artillerieschlacht auf dem Ostufer der Maas noch an Ausdehnung zu, doch arbeitet die deutsche Gegenwirkung mit bestem Erfolg. Französische Gräben östlich des Fosses-Waldes wurden mit Vernichtungsfeuer belegt. Die jetzige Linie geht ungefähr folgenden Weg: Avocourt, Béthincourt, Forges, Samogneux, Bois les Fosses, Bezonvaux, Damloup. Der französische Gewinn ist an Landausdehnung nicht besonders groß, nur fehlen uns leider fast alle vielgenannten Kampfesplätze des vorigen Jahres vom Toten Mann an bis nach Douaumont, das schon früher verlorenging.

Nach unendlichem Ringen ist die kahle Höhe des Monte San Gabriele in österreichisch-ungarischen Händen. Die Zahl der Gefangenen am 4. und 5. September lautet nach dem österreichischen Bericht auf 160 Offiziere und 6300 Mann. Der italienische Bericht verschweigt den Mißerfolg am Monte San Gabriele.

Sonnabend, 8. September.

In Frankreich hat das Ministerium Ribot seine Entlassung genommen. Möglicherweise wird es durch Ausschiffung des Ministers des Innern Malvy wieder flott gemacht, der als zu friedensfreundlich gilt und durch schwere Beschuldigungen Clemenceaus zum Rücktritt genötigt wurde.

Zwischen dem Deutschen Reichskanzler und dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Graf Czernin ist Einverständnis über die künftige Gestaltung der politischen Verhältnisse in Polen erreicht worden. Es wird sich um Einsetzung eines dreigliedrigen Regentschaftsrats handeln, der in beständiger Fühlungnahme mit den Okkupationsmächten die polnische Staatlichkeit repräsentiert. Durch diese Regentschaft soll dann ein Ministerium berufen werden, und der Rest des alten Staatsrates wird durch weitere Ergänzungen zu einer Art vorläufiger Volksvertretung umgestaltet. Die Hauptsache aber scheint im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zu sein, welche neuen Statuten man macht, sondern wie groß der Bereich der Tätigkeiten ist, die den Polen in eigene Hand gegeben werden, und welche polnischen Männer die Verantwortung tragen sollen. Eine Regierung, die nur als eine Zwischenstation erscheint, hilft nicht. Das alles ist um so dringlicher, als von den Entente-Mächten der Versuch gemacht wird, aus den im Ausland befindlichen Polen eine Gegenregierung herzustellen.

Der Deutsche Kaiser ist in Riga gewesen und hat die siegreichen Truppen begrüßt. Dabei sagte er: Solche Schläge, wie die Schlacht bei Riga, erhöhen die Aussicht, daß es bald zu Ende geht.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 2. September. –

Die Zeitungen sind voll von Kundgebungen gegen den Sermon Wilsons. Und jeder Protest oder jede Betrachtung dazu scheint einem immer noch nicht stark und scharf genug gegen dieses ungreifbare und unqualifizierbare Gemisch von frommen Phrasen und unfrommer List. Noch nie hat irgendein Dokument einem in solchem Maße geistige Uebelkeiten verursacht wie diese Predigt.

Digitized by Google

Die Herbsternte an Obst ist unvergleichlich üppig und schön. In den Grasgärten der Dörfer hängen die Zweige so bunt und tief wie noch nie, und man sieht kein Kind ohne eine angebissene Birne in der Hand. Es ist so schön, daß in dieser kargen Zeit einmal wieder Ueberfluß an irgendeinem Genußgut herrscht. Mit der Grummeternte erklären sich hier in Bayern die Leute zufrieden, und Kartoffeln gibt es genug, sogar trotz des Ernteverbotes bis zum 15. September. So scheidet der Sommer freundlich und mitleidig im Glanz einer sanften Sonne über den vom zarten Lila der Herbstzeitlosen überzogenen Wiesen und den noch ganz grünen Wäldern.

Die Ausnutzung der Pilze ist in diesem Jahr erst so ganz allgemein geworden. In allen Fensterrahmen sieht man trocknende Schwammerln liegen oder hängen.

Montag, 3. September.

Ich genieße die Gastfreundschaft eines Hauses, das sein Behagen durch Schönheit zu vergeistigen vermag, und zeigt, wie man — ganz im Rahmen der Kriegswirtschaft — die nüchterne Dürftigkeit der Kriegswirtschaft zu überwinden imstande ist.

Im Münchener Nationalmuseum sieht man viele leere Vitrinen; kostbare Dinge sind an sichereren Stellen geborgen. Trotz dieser Lücken ist es ein seltsam starker und schöner Genuß, durch die Säle voll Kunst und Gewerbe der Vergangenheit zu gehen und den Begriff „Vaterland" in seiner geschichtlichen Tiefe zu ermessen und zu fühlen: die ganze starke Welle deutschen Wesens im kraftvoll-innigen Ausdruck von Gerät und Zierat.

Die Hamburger Handelskammer hat eine Erklärung gegen Wilson angenommen: „Mit Entrüstung weisen wir die heuchlerische Kritik zurück, die der zurzeit mit alleinigen Machtbefugnissen in den Ver. Staaten von Amerika regierende Präsident an unsrer deutschen Regierung übt. Wir verbitten uns jegliche Einmischung der feindlichen Regierungen in innerpolitische Verhältnisse Deutschlands. Wir weisen den abermaligen Versuch, Deutschland die Schuld an dem Ausbruch des Krieges zuzuschieben, als den unwiderleglich bewiesenen Tatsachen nicht entsprechend, nachdrücklich zurück und protestieren vor allem gegen das gänzlich unbegründete und aussichtslose Bestreben, einen Zwiespalt zwischen der Regierung und dem deutschen Volke zu konstruieren. Das ganze deutsche Volk ist fest entschlossen, bis zum siegreichen Ende zu kämpfen für die Erhaltung und Befestigung des im Kaisertum verkörperten Deutschen Reiches und für die Beseitigung der Willkürherrschaft über das freie Meer, die sich England widerrechtlich angemaßt hat. Das ist unser Recht, dem wir aber nur Geltung gegen den Ansturm unsrer Feinde verschaffen können durch die einheitliche Macht unseres Heeres und unserer Flotte, die dem Deutschen Kaiser Treue gelobt haben und mit dem gesamten deutschen Volke gegen eine Welt von habgierigen Feinden dem Kaiser die Treue halten werden."

Aehnliche Kundgebungen sind von vielen anderen Stellen ausgegangen.

Dienstag, 4. September.

Dem Deutschen Städtetag ist es gelungen, den Reichskommissar für die Kohlenversorgung von der Notwendigkeit verstärkter Berücksichtigung des Hausbrandes zu überzeugen. Die für August und September freigegebenen 2,3 Millionen Tonnen werden um 200 000 Tonnen erhöht.

Gestern abend spät ist noch die Einnahme von Riga in der Bahnhofshalle angeschlagen. In der kleinen Villa am Englischen Garten, von der man die Morgensonne auf der raschen Isar funkeln sieht, stecken wir noch rasch vor der frühen Abreise das schöne blauweiße Banner heraus.

Auf der Reise begleiten einen — im übervollen Zug zurückreisender Sommerfrischler — die ersten Zeitungsbetrachtungen über Riga und die stolze Freude, daß während der Fortdauer gewaltigster Verteidigungsleistung im Westen plötzlich dieser große neue Erfolg möglich war. Ueber allen Städten und Dörfern, an denen der Zug vorbeisaust, das bunte Flackern der Fahnen in der strahlenden Herbstsonne.

Im bayerischen Kanalverein spricht man über die mitteleuropäische Aufgabe Bayerns, die in dem Ausbau seiner Binnenschiffahrt beruht. Während des Krieges ist die Donauschiffahrt, insbesondere durch die Begründung des Bayerischen Lloyd, sehr ausgebaut. Im Bayerischen Lloyd mit der Kopfstation in Regensburg besitzt Deutschland das zweitgrößte Donauschiffahrtsunternehmen. Zum Abtransport von Getreide und anderen Massengütern sind während des Krieges außerdem neun Häfen und Bahnzufuhrstraßen zur Donau ausgebaut. Auf der Grundlage dieser Entwicklung gewinnen die Pläne des Rhein—Main- und des Rhein—Weser—Donau-Kanals für Bayern erhöhte wirtschaftliche Bedeutung.

Mittwoch, 5. September.

In einer großen Provinzstadt ist in Anbetracht der bevorstehenden Kohlenknappheit der 4-Uhr-Ladenschluß eingeführt, außerdem durchgehende Arbeitszeit mit 3½-Uhr-Schluß in allen Kontoren sowie Verbot jeder Schaufensterbeleuchtung.

Beim Reichskanzler soll eine Zentrale für den Pressedienst errichtet werden mit der Aufgabe, eine größere Einheitlichkeit in den amtlichen Nachrichtendienst zu bringen und die Oeffentlichkeit besser als bisher mit dem nötigen Tatsachenmaterial über die Wege und Ziele der Reichspolitik zu versorgen. Die ausdrückliche Versicherung, daß *keine* Beeinflussung der Presse beabsichtigt sei, weist um so mehr auf die bei einer solchen Einrichtung vor der Tür liegenden Gefahren hin.

Daß der Kampfflieger Müller, der früher Klempnergeselle war, zum aktiven Offizier im Fliegerbataillon befördert und den Orden Pour le mérite bekommen hat, freut einen ganz besonders. Wenn der nun sein Lebelang Klempnergeselle geblieben wäre!

Donnerstag, 6. September.

Es beginnen die Vorbereitungen für die 7. Kriegsanleihe. In Aufrufen großer wirtschaftlicher Körperschaften wird darauf hingewiesen, die Zeichnung zum Ausdruck der unverminderten Einmütigkeit des deutschen Volkes zu machen — zu einer Demonstration gegen Wilson. Wir Frauen werden jedenfalls sehr helfen müssen bei dem Anteil, den die Masse der kleinen Zeichner aufzubringen hat.

Arbeitstage — Vorstandsitzungen des Bundes deutscher Frauenvereine. In die Verhandlungen hinein klingt das Hurra herausfahrender Soldaten vom Bahnhof herüber. Der Oberkellner steht am offenen Fenster — er ist als d. u. entlassen! — und ist stolz: das ist meine Kompagnie! Und man überschlägt in Gedanken, wie viele Mütter in unserem Kreis sind, deren Söhne schon draußen gefallen sind.

In den Zeitungen der thüringischen Provinzstadt erscheinen die Todesanzeigen der vorm Feinde Gefallenen, begleitet von langen gedichteten Nachrufen ihrer Jugendfreunde und -freundinnen aus dem Heimatdorf. Eine hübsche Sitte, daß die „Burschen und Mädchen der Gemeinde Frienstadt" dem toten Freund das Denkmal dieser volkstümlichen Gräberpoesie setzen — so recht thüringisch in ihrer Weichheit. Man denkt immer an das Volkslied: „Ach, wie ist's möglich dann" — genau so klingt das alles.

Freitag, 7. September.

Der Staatssekretär des Kriegsernährungsamts, Staatsminister v. Waldow, äußerte sich über die Aussichten der Volksernährung für das kommende Erntejahr. Ein Systemwechsel in der Kriegsernährungswirtschaft ist nicht beabsichtigt. Die bisherigen Richtlinien bleiben auch für den neuen Leiter maßgebend. Die Brotgetreideversorgung ist für das ganze Jahr gesichert. Die Aussichten der Kartoffelernte sind befriedigend. Die Kartoffelversorgung wird erheblich besser ausfallen als im abgelaufenen Wirtschaftsjahr. Schwieriger liegen die Verhältnisse beim Futtergetreide und beim Rauhfutter. Beim Schweine- und Rindviehbestand wird rechtzeitig, d. h. noch vor Eintritt des Winters, an eine planmäßige Verminderung herangetreten werden. Beim Fleisch wird dadurch eine zeitweise Erhöhung der Rationen eintreten. Die Aufrechterhaltung der Milch- und Butterversorgung wird besonders schwierig sein. Die Reichsfettstelle arbeitet an dem Ausbau der

Digitized by Google

Sammelstellen zur Erfassung der Molkereiprodukte. Die Versorgung mit Obst und Gemüse hat sich indes zurzeit gebessert. Die Bekämpfung des Schleichhandels wird mit besonderem Nachdruck betrieben werden. Mit voller Sicherheit darf erwartet werden, daß auch die Schwierigkeiten des vierten Kriegsjahres überwunden werden. Das klingt so befriedigend, wie es nach den obwaltenden Verhältnissen nur erwartet werden konnte. Besonders die guten Aussichten der Kartoffelernte sind eine ungeheure Erleichterung.

Naumann / An einen alten Nationalsozialen

Verehrter lieber Freund!

Sie schreiben mir mit traurigem Herzen, daß Sie mit mir unzufrieden sind, weil ich mit Sozialdemokratie und Zentrum zusammen die bekannte Friedensresolution des Reichstags unterstützt habe, von der Sie nichts Gutes erwarten. Dabei wollen Sie zu meinen Gunsten annehmen, daß ich mich als braves Parteimitglied dem Fraktionswillen zwar gefügt habe, aber im Grunde doch lieber auf der anderen Seite stehen würde. Es seien, so sagen Sie, unsere alten gemeinsamen Ideale, die mich nach rechts hin treiben müßten. Als einstiger Kopf der Nationalsozialen müsse ich mich heute in dieser Sache von der Fortschrittlichen Volkspartei trennen, um ganz als freier Mann dem Vaterlande in seiner schwersten Notzeit zu dienen.

Ich danke Ihnen für Ihren Brief und will meine Antwort gern öffentlich geben, weil es auch anderen alten Freunden nichts schadet, wenn sie dabei mit zuhören.

Zunächst stelle ich fest, daß ich in dieser Angelegenheit keineswegs als gehorsamer Parteisoldat handle, sondern kraft eigenster Ueberzeugung. Ich leugne gar nicht, daß es bei kleineren Fragen vorkommen kann, daß der Einzelne gewisse Bedenken zurückstellt, um die Einheitlichkeit zu wahren, aber dann, wenn man ein Wort zu sprechen hat, dessen Verantwortlichkeit geschichtlich ist, muß jeder Abgeordnete nach seinem Gewissen gehen, und ich würde nach meiner Eigenart niemals eine so weitreichende Abstimmung unter vorübergehenden Parteigesichtspunkten vollziehen. Außerdem bin ich es zufällig gewesen, der in unserer Fraktion den Antrag gestellt hat, der zur Mehrheitsbildung im Reichstag führen sollte. Ich nenne das zufällig, weil viele andere derselben Meinung waren, aber es widerspricht doch sicherlich Ihrer Annahme, als sei ich nur geschoben worden. Sie und andere werden sich also schon gewöhnen müssen, mir ein ungemindertes Maß persönlicher Verantwortlichkeit zuzubilligen. Ich bin für die Reichstagsresolution. Dabei macht es mir, um auch dieses offen zu sagen, im gegenwärtigen Zeitpunkt sehr wenig aus, wieviele meiner alten Freunde und Anhänger jetzt diesen Standpunkt für richtig halten oder nicht, denn alle Partei- und Freundschaftsfragen ohne Ausnahme sind in diesen Zeiten zu Nebenfragen geworden gegenüber dem Schicksal des Vaterlandes. Was nützt die schönste Partei, wenn wir uns nach dem Kriege nicht wieder aufrichten können?

Es gehört allerdings zum Verständnis der Reichstagsresolution, daß man den ganzen Ernst unserer Weltlage ins Auge faßt. Infolge des unbeschränkten U-Boot-Krieges sind Veränderungen eingetreten, die bei Abschätzung der Möglichkeiten nicht beiseite gelassen werden dürfen. Ich kann Ihnen, verehrter alter Freund, natürlich das Recht nicht bestreiten, auf Grund Ihrer Kenntnis anders darüber zu denken, aber wie Sie sich in Ihrem Briefe gerade an dieser Stelle auf Hindenburg berufen können, ist mir unklar, nachdem wir vom Herrn Reichskanzler gehört haben, daß er sich bei seiner grundsätzlichen Uebernahme der Reichstagsresolution in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung befunden hat. Nach meiner Auffassung arbeitet Hindenburgs herrliche Kraft mit der ganzen Armee dahin, daß wir stark genug sind, einen solchen dauernden Menschheitsfrieden zu erreichen, wie er in der umstrittenen Resolution als Ziel des Verteidigungskrieges ausgesprochen wird. Daß wir heute noch nicht so weit sind, weiß jedermann. Jeder Sieg aber hilft dazu. Wie froh bin ich deshalb gerade jetzt über die Erfolge von Czernowitz und Riga!

Es versteht sich von selbst, daß mir nicht unbekannt geblieben ist, welche andere Deutung man vielfach auf der rechten Seite unserer Resolution gegeben hat, als sei sie ein Zeugnis von innerer Schlaffheit und geringerer Tapferkeit. Es ist betrüblich, daß im Kriege nicht Disziplin genug besteht, um solche offenkundig schiefen Darstellungen einfach aus vaterländischem Takte zu vermeiden. Stehen etwa unsere Söhne und Anverwandten nicht auch an der Front, wird auf unserer Seite etwa weniger gestorben? Alle Mitglieder der Linken tun alles für das Vaterland und verdienen wahrhaftig nicht, daß andere sich pharisäerhaft über sie erheben, die auch nichts anderes leisten können als wir. Solches unbillige Verfahren muß bitter machen. Oder ist es eine größere vaterländische Leistung, mehr zu fordern? Das ist leicht, nur ist es in seinen Wirkungen, wie wir erlebt haben, allzu gefährlich. Um des Vaterlandes willen muß man auch den Mund halten können, wenn es nötig ist. Wenn davon die Eroberungsredner etwas betätigt hätten, so wären uns diese ganzen peinlichen Erörterungen erspart geblieben und wir hätten vermutlich auch die Reichstagsresolution nicht gebraucht. So aber, wie man es getrieben hat, war das Mehrheitswort vom Verteidigungskriege eine absolute Notwendigkeit.

Das mag genügen, um nochmals kurz zu sagen, warum und wie ich mich in dieser Angelegenheit ganz mit der Partei einig weiß, zu der ich gehöre. Es wird aber von Ihnen in treuer Erinnerung auf eine Zeit zurückgegriffen, in der wir zusammen uns als Nationalsoziale gefunden haben. Auf Grund der alten Ideen bitten Sie mich, eine andere Haltung einzuschlagen. Daraufhin ist nun meine Antwort zunächst, daß auch die beste und schönste alte Idee mich nicht hindern wird, im Kriege das zu tun oder zu empfehlen, was gegenwärtig für das Vaterland nötig ist, weil wir alle täglich lernen müssen; darum aber füge ich weiter hinzu, daß nach meinem Verständnis wir gerade als einstige Nationalsoziale dorthin gehören, wo ich jetzt stehe.

Erinnern wir uns doch, was uns vor reichlich 20 Jahren vereinigt hat! Damals setzten wir die zwei Worte national und sozial zur Einheit zusammen und ich schrieb mein Buch über „Demokratie und Kaisertum". Wir glaubten an das, was inzwischen im großen Kriege eingetreten ist, an das Nationalwerden der sozialdemokratischen Masse, wir glaubten an den Tag der sozialdemokratischen Bewilligung der unvermeidlichen Kriegskredite. Und nun, nachdem dieser Tag erschienen ist, nachdem unsere Jugendhoffnungen sich im Feuer der Weltgeschichte über unser Erwarten hinaus erfüllt haben, jetzt sollten wir wieder weiter nach rechts hin abrücken? Jetzt sollten wir es sein, die heimliches Mißtrauen pflegen und noch immer nicht an die vollzogene Wendung glauben? Wir sollten jetzt die Mög-

Digitized by Google

lichkeit der näheren Verbindung zurückweisen? Das mache ich nicht mit, sicherlich nicht, denn ich halte den 4. August 1914 für den Entstehungstag einer neuen deutschen Volkspolitik im Sinne unserer alten Wünsche. Jetzt haben gerade wir alle Gelegenheiten wahrzunehmen, um das Kaiserwort festzuhalten: ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!

Und wenn sich nun das Zentrum als dritter im Bunde hinzugesellt, ist das ein Grund, etwas Notwendiges nicht zu tun? Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich zwar immer ein politischer Gegner des Zentrums war, aber den konfessionellen Kampf grundsätzlich ausgeschaltet habe. Inzwischen ist nun auch hier der Krieg als Ausgleicher mancher alten Gegnerschaften gekommen, denn draußen fließt das Blut aller Konfessionen in dieselbe Rinne. Den Zentrumsmännern, deren Söhne dasselbe tun wie die unsrigen, jetzt auch nur anzudeuten, daß ihre vaterländische Gesinnung weniger zuverlässig sei, würde ich für eine Sünde am deutschen Volke halten. Sie fahren mit uns auf demselben Schiffe, was übrigens auch von den Konservativen gilt, so schwer sie uns auch jetzt den nationalen Lebenskampf machen. Und falls man Sorge hat, daß zwar nicht das deutsche Zentrum, aber die päpstliche Politik in Rom uns Gefahren bringen könne, so hat das mit der Reichstagsresolution unmittelbar nichts zu tun, denn diese wurde ohne vorherige Kenntnis des päpstlichen Vermittlungsversuches von uns gefaßt. Ergibt es sich aber nun, daß der Papst ähnliche Gedanken über die Wiederaufrichtung Europas hat, so kann uns das doch nicht auf die entgegengesetzte Seite treiben. Auch er ist Mensch und Europäer wie wir. Ich tue als evangelischer Christ und Schüler der deutschen Denker das, was er als oberster Katholik tut. Als Deutscher ersehne ich, daß die Welt neu geboren wird durch unsere Standhaftigkeit und Vernunft. Darin sind wir einig mit unseren Bundesgenossen, und um dieses Panier sammelt sich täglich eine größere Schar aus allen Völkern.

Wenn Sie, lieber alter Kampfgenosse, dabei jetzt glauben, nicht mitgehen zu können, dann tut es mir zwar leid, aber ich kann es nicht ändern. In unverminderter persönlicher Freundschaft sage ich aber: Auf Wiedersehen!

Ihr treu ergebener
Friedrich Naumann.

Wilhelm Heile / Die Hetze gegen den Reichstag

Wenn wir das Wort Burgfrieden hören, dann klingt es uns in die Ohren wie ein frommes Märchen: es war einmal. Der Krieg wütet weiter. Wir fühlen, daß die Entscheidung naht. Wir wissen, daß Einigkeit nie nötiger war als jetzt. Und doch ein Streiten im Innern, dessen Lärm den Donner der Fronten schier übertönen will.

Wie ist es nur möglich geworden, daß die kleine, aber laute Minderheit der „Alldeutschen" ihre Agitation voll unerhörter Unwahrhaftigkeit fast ungestört und ohne rechte Gegenwehr entfalten konnte? Wir hatten und haben eine Zensur, die dieser Minderheit einen zielbewußten Schutz gewährt und einen wirklichen Kampf gegen ihre zersetzende Tätigkeit unmöglich macht. Der frühere Reichskanzler hat diesem Treiben kraftlos zugesehen und die nötige Härte nicht aufgebracht, sich dieser zensurbegünstigten Demagogen zu erwehren. Seit seinem Sturz ist darin nichts anders geworden. Nur, daß man nicht so sicher weiß, welchen Kurs der neue Kanzler steuert, ob es also auch Schwäche oder stillschweigendes Einvernehmen ist, wenn sich bis jetzt nichts geändert hat. Oft will es sogar so scheinen, als ob das Treiben der Demagogen jetzt schlimmer sei als je zuvor. Nur den Reichskanzler verschonen sie jetzt, ja, sie preisen ihn gern als den starken Mann nach ihrem Herzen, wobei Herr Michaelis die Frage noch offen läßt, ob sie recht haben oder ob nur der Wunsch der Vater ihres Gedankens ist.

Um so ärger ist die Hetze gegen den Reichstag geworden. Dessen Friedensresolution wird landauf, landab in einer wilden Agitation nach Beweggründen und Wirkung bis ins Gegenteil entstellt und dem Volke als ein beschämendes Werk der Schwäche, Würdelosigkeit und des Mangels an Vaterlandsliebe dargestellt. Der Reichstag soll durch diese Resolution und überhaupt durch die Haltung seiner Mehrheit schuld daran sein, daß der Kriegswille der Feinde noch immer nicht gebrochen ist. Ja, er ist jetzt überhaupt an allem schuld; schuld daran, daß wir nicht besser gerüstet in den Krieg gegangen sind — wobei doch der Reichstag nicht bloß alle Heeres- und Flottenvorlagen der Regierung bewilligt hat, sondern sogar vielfach, namentlich beim Bau der just von jenen Nörglern so hoch geschätzten Tauchboote, der treibende Teil gewesen ist —, und selbst schuld daran — der Teufel mag wissen, wieso —, daß unsere Heere im Anfang des Krieges nach unerhörtem Siegeslauf zum Rückzug von der Marne genötigt waren. Fort drum, fort mit dem Reichstag!

Man könnte mit einem Achselzucken darüber hinweggehen, wenn nicht — „dank" der Zensur — nach außen hin der Eindruck entstehen müßte, als ob dies Häufchen von Helden des Wortes das deutsche Volk repräsentiere, während im Innern das Volk, das solches Zeug täglich zu lesen bekommt, schließlich überhaupt nicht mehr weiß, woran es ist. Denn neben der Zensur hilft den Demagogen die Zwangslage, in der ihre Gegner sich befinden: gerade die durchschlagenden Gründe, mit deren Ueberzeugungskraft der Schlange der Verleumdung die Giftzähne leicht und sicher ausgebrochen werden könnten, dürfen ja öffentlich nicht gesagt werden, nicht bloß, weil es verboten ist, sondern weil es unklug und schädlich wäre, den Feinden einen Einblick in unsere Karten zu geben.

So viel aber kann sich ein jeder sagen, auch ohne daß er den berühmten Blick hinter die Kulissen getan hat: Nie hätte sich im Reichstag eine so große Mehrheit für die Friedensresolution gefunden; auch die Nationalliberalen, die sich um ihres alldeutschen Anhangs willen der Form nach zurückhielten, hätten nicht eine dem Sinne nach gleichgestimmte Entschließung gefaßt, und schließlich hätten der neue Reichskanzler und mit ihm die Oberste Heeresleitung die Resolution nicht in ihren Grundgedanken gebilligt, wenn sie so töricht und gar schädlich wäre. Was war denn der Zweck der Resolution? Die Aufgabe des Reichstags ist es nicht zu deklamieren, sondern zu wirken. Und die Friedensresolution sollte wirken 1. auf die Außenwelt, die Feinde sowohl wie die Neutralen, 2. auf die Bundesgenossen und 3. auf unser eigenes Volk.

Nach außen hin galt es, den Kreisen im freindlichen Lager, die sich inmitten des allgemeinen Wahnsinns der Hetze gegen die deutschen Barbaren einen Rest ruhigen Urteils bewahrt haben, klar und unzweideutig zu zeigen, daß die Reichsregierung sich in voller Unbereinstimmung mit der durch gleiches Wahlrecht gewählten Vertretung des deutschen Volkes befindet, und daß beide, Regierung und Reichstag, und mit ihnen das ganze Volk mit verschwindenden Ausnahmen den Krieg nach wie vor nur als Verteidigungskrieg führen. Indem so das Volk durch seine berufene Vertretung mit unzweideutiger Bestimmtheit erklärte, daß es zu einem für alle Teile ehrenvollen Frieden ehrlicher Verständigung bereit ist, wurde eine in der ganzen Welt sichtbare Probe auf die Ehrlichkeit der feindlichen Friedensreden gemacht, eine Probe, die den Kriegstreibern bei den Feinden schwer zu schaffen machen mußte — und auch tatsächlich gemacht hat. Wenn auch die blutig unterdrückten Militärrevolten in Frankreich, deren Ursache nach französischer Darstellung „das Gift der deutschen Friedenspropaganda" ist, nicht als unmittelbare Folge der Friedensresolution des Reichstags bezeichnet werden sollen, so ist doch nicht zu leugnen, daß in allen feindlichen Ländern die Kriegshetzer solche und ähn-

Digitized by Google

liche Wirkungen von der deutschen „Friedenspropaganda" befürchten, während jedes „alldeutsche" Gerede Wasser auf ihre Mühlen ist. Und schließlich: einmal muß doch auch bei den Feinden die Vernunft siegen, die einen gerechten Frieden der Verständigung einem endlosen Krieg ohne sicheres Ergebnis vorzieht. An wen aber soll die Vernunft der anderen sich halten, wenn wir die gleiche Vernunft nicht gelten lassen wollen?

Und das soll nun ein Zeichen der Schwäche sein, das die Gegner zu neuen Hoffnungen und Anstrengungen ermutigt? Welch ein Unsinn! Erscheinen denn uns die Asquith und Balfour oder die Lloyd George und Winston Churchill als die wirklichen Vertreter englischer Kraft? Wenn man in England nach Art unserer „Alldeutschen" den Mund voll nimmt, dann lachen wir alle — auch die „Alldeutschen" —; wenn aber einer ruhig spricht und die Dinge darzustellen sucht, wie sie sind, dann hören wir zu, und wenn man gar schlimme Ereignisse offen zugibt, so erweckt das bei uns den Eindruck von Kraftbewußtsein. Genau so ist es umgekehrt. Es ist einfach nicht wahr, daß die Reichstagsentschließung als Zeichen sinkender deutscher Zuversicht aufgefaßt worden wäre, weder bei unseren Feinden noch bei den Neutralen. Wohl aber hat sie — namentlich bei den Neutralen — mit sichtlichem Erfolg aufgeräumt mit jenem Weltschwindel, aus dem unsere Feinde so viel Kraft gesogen haben.

Es war ferner auch für die im Bunde mit uns kämpfenden Staaten ein dringendes Bedürfnis, daß ihre Völker von neuem ein unzweideutiges Zeugnis dafür bekamen, daß uns nach wie vor nicht Eroberungssucht treibt. So wenig, wie wir etwa für ein österreichisches Venedig, würden die Oesterreicher, Ungarn, Bulgaren oder Türken geneigt sein, für ein deutsches Belgien den Krieg bis ins Endlose fortzusetzen. Es kann sich ja ein jeder, auch ohne unterrichtet zu sein, vorstellen, daß die Feinde mit lockenden Sonderfriedensangeboten unsere Bundesgenossen von uns zu trennen suchen. Wir können gewiß auf die Treue unserer Verbündeten bauen, wie sie auf die unsere. Aber wieviel leichter ist solche Treue in harten Tagen, wenn es auch dem letzten Mann in der Pußta oder wo sonst klar ist, daß die Fortführung des Krieges nicht unser freier Wille ist, daß die Feinde, wie am Kriege selbst, so auch an der Fortsetzung, die alleinige Schuld zu tragen haben!

Und gilt das gleiche nicht auch bei uns zu Hause und an der Front? Wie viel Kraft hat uns von Anbeginn an unser gutes Gewissen gegeben! Hätten Kaiser und Kanzler nicht bis in die letzte, allerletzte Stunde hinein immer wieder versucht, den Krieg zu vermeiden, nimmermehr hätten wir die erhebende Erinnerung an den 4. August 1914. Und nimmermehr würde die Gesamtheit des Volkes in gleicher Festigkeit unverzagt und ohne Murren aushalten unter unsäglichen Opfern handelnden und duldenden Heldentums, wenn nicht mit gleichem, gutem Grunde das gleiche Gefühl da wäre: es ist nicht zu ändern, es muß sein, wir sind nicht schuld daran, also weiter: fürs Vaterland! Wäre die Sprache der „Alldeutschen" der Ausdruck des Willens von Reichsregierung und Reichstag, so wären wir keinen Tag sicher vor inneren Unruhen, die unser Dasein aufs schwerste bedrohen würden. Weil es nicht so ist, wie die Entschließung der Reichstagsmehrheit aufs deutlichste gezeigt hat, können weder die Maßlosen noch gar die Verneiner des Vaterlandes im Volke an Boden gewinnen.

*

Das alles liegt eigentlich so klar zutage, daß es kaum begreiflich erscheinen könnte, wie die Hetze der „Alldeutschen" just an diese Resolution anknüpfen konnte. Daß wie ein Beamtenregiment haben und keine politische Regierung, das ist die alleinige und für jeden aufmerksamen Beobachter voll ausreichende Erklärung dafür. Wenn wir nicht bloß verwaltet, sondern wirklich regiert, d. h. geführt würden, so wäre jene allgemeine Verwirrung nicht möglich gewesen, die den „Alldeutschen" das Fischen im Trüben so leicht gemacht hat. Eine politische Regierung hätte niemals den Unfug hoch kommen lassen, der bis tief in den Juli hinein die Hetze der Mundpatrioten belebte. Sie hätte nie durch Stillschweigen den phantastischen Glauben genährt, daß die Tauchboote in einer bestimmten Anzahl von Monaten die Engländer todsicher auf die Knie zwingen würden. Unter ihr wäre also auch die Enttäuschung der vielen, allzu vielen nicht möglich gewesen, die sich im Vertrauen auf solche Phantastereien in Träume von schnell erreichbaren, dem nationalen Ehrgeiz schmeichelnden Kriegszielen hineingedacht hatten, aus denen sie nun nicht so leicht wieder herausfinden können.

Und schließlich — und das ist die Hauptsache — eine politische Regierung hätte immer und unter allen Umständen — im Innern und nach außen — ein klares Ziel gehabt, ein Ziel, das man für recht oder falsch halten kann, das aber doch ein Ziel ist, nach dem man sich, ob für oder wider, richten kann.

Unter Bethmann Hollweg konnte man zwar, je länger, je mehr verspüren, daß er auf dem rechten Wege war. Er hatte sich allmählich dazu durchgerungen, nicht mehr bloß diese über den Parteien schwebende, also vom Volke und vom lebendigen Leben losgelöste Regierung verkörpern zu wollen, wie sie uns jetzt noch einmal von oben herunter geschenkt worden ist. Aber man merkte ihm doch noch immer an, wie er erst nach inneren Kämpfen so weit gekommen war; und eine klare und sichere Entschlossenheit nach bestimmten politischen Gesichtspunkten, also mit einer festen Mehrheit zu regieren, war vielleicht bei ihm im Werden, aber gewiß noch nicht vorhanden. So konnte es kommen, daß er, der eine große Mehrheit hinter sich hätte haben können, der manche Gaben besaß, die ihn zum Führer in großer Zeit geeignet erscheinen ließen, von einer Minderheit gestürzt wurde, und niemand wußte, warum, wieso und wie.

Nie hat sich deutlicher gezeigt — für jeden, der überhaupt sehen will — als während der erregten Tage im Juli, wie hilflos eine Beamtenregierung jeder schwierigen Situation gegenüber ist und notwendig sein muß. So kann es und darf es nicht bleiben. Und da hilft kein Herumdoktern an den äußeren Erscheinungsformen der Krankheit. Man muß dem Uebel selbst zu Leibe gehen. Nicht der Reichstag ist schuld an dem Wirrwarr, der im Zusammenhang mit Bethmanns Sturz entstand, sondern die Regierung oder vielmehr das falsche System. Und — trotz des Ausschusses der Sieben: an diesem System ist bislang nichts Wesentliches geändert worden. Wenn da plötzlich ein neuer Reichskanzler kommt, von dem niemand weiß, wohin er steuern wird, der selber vielleicht noch nicht weiß, was er will: wie kann man da erwarten, daß das Volk und seine Vertretung sich vertrauensvoll hinter ihn stellt? Was aber soll uns eine Regierung, die nicht mit dem Volke geht, das Volk nicht hinter sich hat, nicht Ausdruck des Volkswillens ist? Das soll nicht heißen, daß Herr Michaelis nicht der Vertrauensmann und damit der Führer des Volkes werden könnte. Wieviel leichter aber hätten es die neuen Männer, wenn sie von vornherein als Vertrauensmänner des Volkes durch das Vertrauen der Krone berufen würden! Wenn eine Regierung wirklich regieren und nicht bloß balancieren will, um sich mit Seiltänzerkünsten oben zu halten, so gibt es bei einem reifen und mündigen Volk keinen anderen Weg: sie muß der Vertrauensausschuß des Volkes, zunächst also seiner frei gewählten Vertretung sein.

Mehr noch als sonst braucht man im Kriege eine Regierung, die auch eine Regierung ist und die Macht und den Willen hat, das Volk zu führen. Eben deswegen ist keine Zeit mehr zu verlieren, bis unsere Regierung die feste und dauerhafte Fühlung mit dem parlamentarischen Mehrheitswillen gewonnen hat. Wir dürfen uns bei solcher inneren Gesundungsarbeit nicht stören lassen durch das, was die Welt dazu sagt. So wenig wie wir die Umwandlung unseres Obrigkeitsstaates in einen Volksstaat unseren Feinden zu Gefallen anstreben, so wenig dürfen wir uns daran hindern lassen, weil sie die Frechheit haben, unsere innere Freiheit als ihr Kriegsziel zu bezeichnen. Wir brauchen die innere Neuordnung nur um unserer selbst willen, brauchen insbesondere die Ersetzung der bürokratischen Regierungsform durch die parlamentarische um des vertrauensvollen inneren Zusammenarbeitens willen und zur zielklaren Zusammenfassung der Kräfte, auch für ihre Wirkung nach außen. Wenn der gegenwärtige Reichstag, der schon manchen guten und einmal einen ganz großen Tag gehabt hat, durch feste Mehrheits- und Willensbildung diesen notwendigen Schritt erzwingt, so mag das Häufchen der dadurch

Digitized by Google

entthronten Ungekrönten ihn noch so sehr schmähen. Der Kraftgewinn wird für unser Volk so groß und — zumal jetzt im Kriege — von so entscheidender Bedeutung sein, daß dem Reichstag um das Urteil des Volkes bei den nächsten Wahlen so wenig bange zu sein braucht, wie um das Urteil der Geschichte.

Helene Voigt-Diederichs / Die Schwiegertochter

(Fortsetzung.)

„Sie haben mal mithingesehen?“ fragt Vater Biethahn. „Was macht es, Ernestchen?“ Zuversichtlich schüttelt er das Glas in der großen leichten Hand.

Ohne zu tasten, ohne anzuhalten, findet er seine Tür. Drinnen quäkt es und blarrt. Da ist der einzige Wohnraum, dunkel, aber nicht unbehaglich, heiß vom kleinen Kanonenofen, auf dem das Essen für die Vieruhrzeit gekocht ist. Ein grobes Sofa ist da und ein Wachstuchtisch, im Fenster eine Lampe mit halbem Glas und ein angesengelter Vorhang. Schräg gegenüber im Gutenstubenwinkel sieht's stattlicher aus. Die Kommode deckt grüner Plüsch, Muschelkörbchen schimmern darauf, ein Apfel aus Stein und eine Zigarrenschale mit schwarzweißrotem Band; da wo die Asche liegen soll, breitet das Eiserne Kreuz seine milden und strengen Flügel aus.

An diese Stube schließt sich die Kammer; zwei Betten gibt es, die mit schweren unbezogenen Federdecken gefüllt sind, nicht sehr reinlich, aber sorgsam gelegt. Dann steht der Korbwagen da mit dem blassen, säuerlich riechenden Kind, das Augen hat, als wollten sie das ganze Gesicht wegzehren.

Ausgeschrien hat es sich noch nicht, aber das schwache Stimmlein kann nicht mehr. Nun liegt das kleine Ding, fratzt und kratzt, und den braunen Trank, den die kluge tastende Hand mit einem Löffel heranbringt, den züngelt es gleich wieder mit spitzen Lippen von sich.

Vater Biethahn fühlt mit den Fingern. „Man muß die Tropfen in die Milchflasche tun, aber die nimmt es ja auch nicht,“ klagt er.

„Sie sollten es zum Doktor bringen,“ rät Frau Vesterling. „So wie's spuckt und liegt, man kann nicht sagen, daß es gut aussieht.“

„Doktor? Ist ja keiner zu Haus. Haben alle im Lazarett zu tun, bei vieren bin ich gewesen heut. Dieses da hat der Apotheker gegeben, schaden kann's nicht und helfen vielleicht.“

Die Nachbarin hat kein rechtes Zutrauen, riecht und leckt und schüttelt den Kopf. In diesem Augenblick geht die Tür, die alte Frau Biethahn steht da, breit und müde, mit kleinen fettigen Perlen auf der Stirn und gelblich grauem Haar; durch die straff gekämmten Strähnen leuchtet die Kopfhaut.

„Ausgeplagt für heut!“ sagt sie unwirsch. „Mich verlangt, wie lange man's noch machen kann.“

Sie setzt ihre Tasche ab, schleift den Kartoffeltopf vom Ofen und plumpst aufs Sofa. „Dabei soll man nun Kraft behalten!“ murrt sie weiter. „Kein bißchen Fettigkeit im Leib .... Nee, wie lange das noch weitergehn soll. Aber der Krieg ist von den hohen Herrn gemacht, da denkt keiner an die armen Leute. Ihr bißchen tägliches Brot, mehr kriegen sie ja doch in alle Ewigkeit nicht.“

Mutter Biethahn ist keine aufrührerische Natur und im allgemeinen nicht ohne Einsicht. Ohne Murren hat sie ihren Sohn hinausgehen lassen, das mußte sein, das weiß sie so gut wie jeder andere. Aber all das mit dem Fett und den Kartoffeln, mit Seife und Grieß und Gott weiß was alles noch, das ist nicht recht, da stimmt irgend was nicht. Sein Kind gibt man, aber wer so viel gibt, der hat doch wohl ein Recht darauf, daß nicht auch im täglichen Tag alles fehlen muß. Dafür sind sie doch alle hin gegen Frankreich und nach Osten ....

Frau Biethahn hat einen Napf Kartoffeln vor sich, nun kommt auch ihr Mann mit der Zukost heran. Zwiebeln, die hat er mit Mehl und Wasser verkocht. Er kann alles, Pfanne geradehalten und am Zischen hören, wenn's soweit ist.

Während des Essens klingen leichte Schritte die Treppe herauf. Berta, die junge Frau, kommt auf eine Zwischenstunde. Sie ist sauber und schlank in ihrem Waschkleid mit dem hochgekämmten Blondhaar und dem festen blassen Gesicht. Man sieht es gleich an ihren Augen und an ihren Händen, die nie daneben greifen, daß sie ihren Willen gut und tüchtig durchführt, ohne Härte, aber auch ohne Weichlichkeit dafür, ob's schmeckt oder nicht.

„Kein Brief da?“ fragt sie und blickt gegen den Spiegel, wo der Vater immer hinsteckt, was für sie kommt, zufrieden, wenn seine Finger fühlen, daß es Feldpost ist.

„Heut nicht.“ Zehn Tage schon gibt Vater Biethahn die gleiche Antwort, mahnt, das Heut betonend, hoffnungsvoll auf den nächsten Tag hinaus.

Berta steht mitten in der Stube, schließt die Finger, kneift die Augen zusammen. Es ist von Herzen genug mit der Warterei. Jeden zweiten oder dritten Tag hat sie bis dahin Nachricht gehabt. Verschiebungen und Briefsperre, natürlich, sie weiß all das. Aber irgend was ist nicht in Ordnung. Dreimal hintereinander hat sie nachts so einen schlechten Traum gehabt. Wilhelms Stimme dicht am Ohr, und beim Hinhorchen schwand sie weg, klang dumpf und dumpfer, zuletzt wie aus dem Grabe heraus. Sie gehört nicht zu den Menschen, die auf Träume geben. Aber so, wenn man wartet und sich sehnt Tag für Tag, und nachts dann plötzlich dies, das muß seine Bedeutung haben. Der Mutter, nein, der hat sie nichts von dieser heimlichen Stimme erzählt. Die macht sich gleich so breit darüber her, redet von Blut und Leichen und all dem Unglück, das ihr je zu Ohren gekommen.

Ganz aus demselben Grund läßt Berta sich auch heut Enttäuschung und Not nicht anmerken. Sie geht in die Kammer hinüber, guckt das Kind an. Einen Tag ist's Wilhelm ähnlich, da liebt sie es, aber es kann auch vorkommen, daß sie das kleine Gesicht nicht kennt, dann wird es ihr ganz fremd zumut, und sie fragt: wozu ist es da?

Sie schlägt seine Decke zurück, befühlt ihm Hände und Füße, und dann sucht sie sein Zeug zurecht und bringt Wasser in einem braunen Faß. Sie nimmt das Kind auf den Schoß, wäscht es und kleidet es um, streicht Salbe in die hautigen Fältchen am Hals. Im Anfang ist es vielleicht nicht viel anders, als wenn sie in der Fabrik einen Spargel schält. Das wird genau nach seiner Bestimmung gemacht. Aber im Lauf der Minuten werden doch ihre Hände leiser, wissen, daß sie ein Lebendiges halten, und als sie das Kind in den Wagen zurücklegt, fliegt ihr Blick nicht gleich einer neuen Arbeit zu, sondern hängt fest, erinnert und trübt sich. Arbeit außerhalb und Kinder im Haus, das beides zusammen geht einfach nicht. Früher, da hat sie anders vom Verheiratetsein gedacht. Aber nun ist sie so in dem strebsamen Leben drin geblieben. Solange der Schwiegervater da ist, mag ja auch alles gehn. Später, nach dem Krieg, es kann sein, daß sie da plötzlich

Digitized by Google

Lust kriegt, ihr Haus im Stand und kleine Kinder zu haben. Zwar, ihre Freundin mit ihren vier Jungs beneidet sie nicht. Wenn die nur ein Brot holen will, muß sie zwei davon waschen und mitnehmen, weil sie sonst verbrennen täten oder aus dem Fenster fallen oder sich gegenseitig tothauen. Bei der Tante auf dem Lande, da ist's anders. Da werden die Kinder groß wie Hühner und Ziegen, spielen ums Haus herum, haben abends und bei Regenwetter ihren Stall. Nein, in der Stadt, da steht man sich besser, wenn man nur eines hat. Da kann man was dranwenden, kann es was lernen lassen. Zu einem ordentlichen Meister soll Ernestchen kommen, oder, wenn er eine gute Handschrift hat, als Schreiber zu einem Rechtsanwalt aufs Bureau . . . . .

Nun kriegt das Kind seinen Haferschleim. Großvater bringt die Arznei zum Zuschütten. Berta prüft die Flasche an der Schläfe, schüttelt noch ein bißchen und legt sie dann neben das Kind aufs Kissen. Unlustig kaut der kleine Mund, fletscht den Sauger von sich, wendet sich ab.

„Armes Tier!" sagt Berta, seufzt und geht hinüber an den Eßtisch. Anderthalb Zentner Spargel täglich, sie weiß eine Frau, die ihn schält, kommt sie selber einmal soweit? Das ist alles, was im Augenblick von der Zukunft wichtig scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Fritz Alfred Zimmer / Theodor Storm

(Zum Gedächtnisse seines 100. Geburtstages, am 14. Sept.)

In das Vergrollen dieses Krieges klingt ein Sommerlied.
Dazu verträumte Cellotöne, volle, weiche,
Und süßes Wünschen und Weinen einer alten Geige,
Daß noch das bange, vergrämte Herz kaum weiß, wie ihm geschieht.
Ein Märchensinnen schöner Sonntagnachmittage
Friedet die Einsamkeiten dunkler Gartenhage,
In die der Duft der stillen Städte und ihrer Meere weht,
Und manchmal auch im blütenweißen Schimmerkleide
Ein silbernes Jungmädchenlachen hinter Busch und Beet,
Und fernher dumpfe Donner über heller Heide.

Soziale Bewegung

Arbeiterbildungsbestrebungen im Weltkriege! Ein Verein „Arbeiter-Hochschule E. V." ist mit dem Sitz in Berlin gegründet worden. Er bezweckt die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung und Arbeitsweise unter der Arbeiterschaft im weitesten Sinne durch Lehrgänge, Uebungen, Führungen, Volkskunstabende usw. und will an der Weiterentwicklung des deutschen Volkshochschulwesens in dieser Richtung selbständig mitarbeiten. Der Verein veranstaltet Lehrgänge aus verschiedenen Gebieten von Wissenschaft und Kunst, die eine Fortsetzung der bisherigen Arbeitervorlesungen der Humboldt-Akademie Freie Hochschule darstellen. Der Verein ist religiös und politisch neutral. Zum inneren und äußeren Ausbau des Vorlesungswesens werden ein wissenschaftlicher Beirat und eine Obmannschaft aus den Kreisen der Vereinsmitglieder und der gesamten Hörerschaft gebildet werden. Jedes zweite Jahr soll eine allgemeine Volkshochschultagung für das ganze Reich veranstaltet werden, da der Verein grundsätzlich seine Ausdehnung auf das Reich erstrebt. Mitglieder des Vereins „Arbeiter-Hochschule E. V." können Angehörige des Arbeiter- und Angestelltenstandes werden, die passive Mitgliedschaft steht jedem Freunde des Volkshochschulwesens, auch Körperschaften und Unternehmungen, frei. Der Mitgliedsbeitrag ist 1,50 M. jährlich, wofür die Vereinsmitglieder erhebliche Ermäßigungen bei den Hörgebühren genießen. Der Mindestbeitrag für Vereine und Unternehmungen ist auf 10 M. festgesetzt. Auf eine Förderung des Vereins durch alle bildungseifrigen Arbeiterkreise, sowie durch Freunde der Volksbildung und sozial gesinnte Unternehmer wird gerechnet.

Gehaltsbewegung der Bankbeamten. Der Deutsche Bankbeamten-Verein hat auf Beschluß seiner am 29. Juli 1917 in Magdeburg abgehaltenen ordentlichen Hauptversammlung an alle deutschen Banken und Bankfirmen Eingaben gesandt, in denen auf die Notlage der Bankbeamtenschaft hingewiesen wird. In der Eingabe heißt es, daß die Einkommensverhältnisse der Bankangestellten schon ungefähr seit dem Jahre 1905 ungenügend seien, so daß sich die Bankleitungen veranlaßt gesehen hätten, Teuerungszulagen zu gewähren. Der Krieg habe diese Verhältnisse in ungeheuerem Maße verschlechtert, eine wesentliche Besserung könne nicht erwartet werden, da die Teuerung auch nach dem Kriege in großem Umfange bestehen bleiben würde, und es sei deshalb notwendig, daß jetzt endlich eine allgemeine, durchgreifende Verbesserung der Einkommensverhältnisse bei sämtlichen Beamten, einschließlich der beim Heere befindlichen, vorgenommen würde. Um den Verhältnissen einigermaßen gerecht zu werden, müsse das derzeitige Gesamteinkommen in allen Gehaltsstufen um fast durchweg 30 v. H. erhöht werden; außerdem seien zwecks Behebung der gegenwärtigen außergewöhnlichen Kriegsteuerung die bisher üblichen Teuerungszulagen regelmäßig weiter zu gewähren.

Büchertisch

Marxismus, Krieg und Internationale. Kritische Studien über offene Probleme des wissenschaftlichen und des praktischen Sozialismus in und nach dem Weltkrieg. Von Dr. Karl Renner, Mitglied des österreichischen Reichsrats: Karl Renner ist — namentlich unter dem früher von ihm verwandten Decknamen Springer — den Lesern der „Hilfe" als einer der geistvollsten Schriftsteller und Denker im sozialdemokratischen Lager längst bekannt. Auch das vorliegende Buch verdient ernsthafte Beachtung. XII und 384 Seiten Oktav. 59. Band der Internationalen Bibliothek. Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart. Preis broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Der Verfasser widmet diese Schrift seinem Freunde Otto Bauer, dem bekannten, in russische Kriegsgefangenschaft geratenen österreichischen Reichsratsmitglied.

Aus dem Inhalt heben wir hervor: Erster Teil: Die neue Gesellschaft. 1. Gesellschaftliche und politische Umwälzung. — 2. Der Wandel der sozialen Grundverhältnisse. — 3. Der Wandel in der Klassenschichtung und im Klassenaufbau. — 4. Die Zusammenfassung der durchstaatlichten Oekonomie im Wirtschaftsgebiet. — Zweiter Teil: Der neue Staat. 5. Der Staat des Imperialismus. — 6. Imperialismus und Internationale. Die Einheit der Oekumene. — 7. Die Gegensätzlichkeit der Oekumene. — 8. Der Kampf der Wirtschaftsgebiete und der Weltkrieg. — 9. Möglichkeiten und Bürgschaften dauernden Friedens. — 10. Wiederherstellung des Völkerrechts. Sein Ausbau zur Organisation der Welt. — Dritter Teil: Neue Aufgaben des Sozialismus. 11. Ursprung und Probleme des taktischen Streites. — 12. Sozialistischer Imperialismus? — 13. Sozialpatriotismus oder Internationalismus? — 14. Zur Rechtfertigung des deutschen Proletariats.

Briefkasten

Unsere Werbetätigkeit für die „Hilfe" ist durch das Verbot des Angebots von Probeheften seit längerer Zeit sehr behindert. Wir bitten daher alle Freunde, uns nach Möglichkeit bei der Verbreitungsarbeit zu unterstützen. Auf besonderen Wunsch dürfen wir Probenummern abgeben; wer also jemand für die „Hilfe" interessieren kann, veranlasse ihn, ein Probeheft bei uns zu **verlangen.**

Nr. 34 der „Hilfe" enthielt am Schlusse den Hinweis, daß die Aufsätze von Ruseler und Traub zurückgestellt werden mußten, weil die Papierverordnungen uns, wie auch diesmal wieder zwangen, die Nummer auf die Hälfte ihres ordentlichen Umfangs zu verkleinern. Wir weisen alle diejenigen Leser darauf hin, die sich inzwischen wegen des unvollständigen Zustandes der Nummer bei uns beschwerten und Ersatz verlangten.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung von Feld-„Hilfe": 90 Pf.: Sch. in P., **1 M.:** Gefr. H. im Felde, **2 M.:** Rektor B. in W., **3 M.:** Schwester D. in E.

Bücher für Armee und Marine: E. K. in Dresden: 15 Bücher, A. B. in Grunewald: 3 Bücher, P. in Wiesbaden: 12 Bücher, P. in Marktleugast: 24 Bücher, Schwester D. in Ellerstedt: 10 Bücher. H. in R.: ein Paket alte Hilfe-Nrn. (aus dem Nachlaß eines Gefallenen).

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

20. September 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 38

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Univ.-Prof. Dr. R. Wilbrandt:** Ein Produktionsprogramm für den Tag der Heimkehr. — **Friedrich Naumann:** Die Freiheit Luthers. — **Dr. Erich Schairer:** Die „Ala". — **Helene Voigt-Diederichs:** Die Schwiegertochter. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 9. September.

Ueber Stockholm erfahren wir: Der russische Verkehrsminister hat an den Versorgungsminister eine Depesche gerichtet, in der es heißt: Der Vorrat an Lebensmitteln in Petersburg reicht nur noch für zehn Tage, der in Moskau nur noch für drei Tage, deshalb ist die Absendung von Extrazügen mit Lebensmitteln erforderlich. Auch die Proviantverhältnisse an der rumänisch-russischen Front sollen sehr schlecht sein, so daß einige Truppenabteilungen sogar hungern, weil die Mehlvorräte aufgebraucht sind. Der Generalissimus Kornilow befahl, Brot und Getreide zu beschlagnahmen, wo dieses nur möglich sei; wenn es nicht anders gehe, mit Waffengewalt. Wegen der Ausführung dieses Befehls kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen dem Militär und der Bevölkerung jenes Gebietes. Die Ausweisung verdächtiger Persönlichkeiten aus Petersburg nimmt größeren Umfang an. Auch die früheren Großfürsten Michael und Paul Alexandrowitsch müssen sich andere Aufenthaltsorte wählen. General Gurko soll landesverwiesen sein. — Wichtiger als das Vorhandensein der materiellen Ernährungsquellen ist für ein kriegführendes Volk die politische und moralische Ordnung. Als die Russen ihre Revolution begannen, haben sie mit kindlicher Sicherheit an das Vorbild der großen französischen Revolution geglaubt und nicht daran gezweifelt, daß aus der erhöhten Freiheit von selbst die erhöhte militärische Leistung kommen würde. Dieser Gedankengang ist nicht falsch an sich, setzt aber voraus, daß die Einheit des Verwaltungssystems aufrechterhalten werden kann.

Aus dem Lemberger Blatte „Kurjer Lwowski" ist zu entnehmen, daß in Frankreich eine sogenannte polnische Regierung entstanden ist, deren Vorsitz der russenfreundliche Nationaldemokrat und Dumaabgeordnete Dmowski übernommen hat. Sonstige Mitglieder der Regierung sind ein Graf Zamoyski und ein Graf Plater. Diese Regierung sei von den Ententemächten anerkannt. Auf solche Weise glauben die Franzosen und Engländer der unter deutschem Okkupationsschutz lebenden polnischen Regierung in Warschau Hindernisse in den Weg zu legen und wählen offensichtlich den Zeitpunkt, in dem der bisherige Staatsrat seine Tätigkeit niedergelegt hat. Obwohl zugegeben werden muß, daß bis jetzt eine hinreichende Selbständigkeit der Warschauer Regierung nicht zustande gebracht wurde, so dürfte doch kaum ein Zweifel sein, daß die neue Regentschaft und das neue Ministerium weit größere Aussichten haben, die tatsächliche Führung des polnischen Volkes zu übernehmen, als eine Handvoll Leute, die in Paris die Zahl der Regierungen ohne Land vermehren.

Montag, 10. September.

Am östlichen Maasufer nördlich von Verdun hat ein neuer großer französischer Angriff stattgefunden, ohne wesentlichen Erfolg zu bringen. Die Franzosen versuchten es diesmal mit stundenlanger Vergasung der deutschen Artillerie. Umkämpft wurde der hintere Teil des Fosses-Waldes und die Vauz-Kreuz-Höhe. 300 Gefangene in unseren Händen.

Der russische Ministerpräsident Kerenski hat eine Proklamation erlassen, die den vollen Bruch zwischen ihm und dem militärischen Oberführer General Kornilow bedeutet. Kornilow will eine Diktatur gründen und die gesamte Zivil- und Militärgewalt in seine Hand nehmen. Ihm antwortet Kerenski: „Daher ergreife ich für die Aufrechterhaltung der Freiheit und der öffentlichen Ordnung im Lande alle Maßnahmen, die ich der Bevölkerung zu gelegener Zeit ankündigen werde. Gleichzeitig befehle ich erstens, daß General Kornilow sein Amt an den neuen Generalissimus Klembowski zu übergeben hat, und zweitens verhänge ich den Kriegszustand über Stadt und Bezirk Petersburg." Natürlich wird Kornilow diese oder ähnliche Maßregeln erwartet haben, und es beginnt wahrscheinlich ein rücksichtsloser Bürgerkrieg, von dem man nur noch nicht wissen kann, wie große Teile der Bevölkerung und des Heeres sich an ihm beteiligen werden. Wenn es wahr ist, was in allen Zeitungen zu lesen war, daß Kerenski hoffnungslos an Schwindsucht leidet, so wird dieser vom Tode bereits gezeichnete Willensmensch, der inmitten des Weltkrieges einen Bürgerkrieg wagt, sicher einer der phantastischsten Stoffe zukünftiger Dichtungen sein.

Dienstag, 11. September.

Gestern hat beim Deutschen Reichskanzler eine Sitzung des neugegründeten Siebenerausschusses stattgefunden, um die deutsche Antwort auf die Papstnote zu besprechen.

In der französischen Ministerkrisis ist der Versuch des bisherigen Ministerpräsidenten Ribot, ein neues Ministerium zu gründen, am Widerspruch der Sozialisten gescheitert. Die gegenwärtige Krisis wird als die schwerste seit Kriegsbeginn bezeichnet, weil man keine Vorstellung hat, wie jetzt feste Mehrheitsverhältnisse gefunden werden sollen.

Da ich als Teilnehmer einer Fahrt deutscher Reichstagsabgeordneten an die östliche Front gehe, wird die Kriegschronik auf einige Zeit wieder von Freund Heile geschrieben werden.

Mittwoch, 12. September.

General Hell, der jetzige Stabschef des Feldmarschalls Mackensen, veröffentlicht in der „Vossischen Zeitung" den Wortlaut von sofort angefertigten Aufzeichnungen über ein Telephongespräch, das er mit dem ersten Generalstabschef des Krieges, Generaloberst v. Moltke, am Morgen des 31. Juli 1914 auf dem Draht Berlin—Alleinstein gehabt hat. Hell war damals Stabschef des 20. Korps in Allenstein. Sein Gespräch mit Moltke ist ein neuer schlagender Beweis für die Verlogenheit der feindlichen

Digitized by Google

Darstellung, daß Deutschland, politisch und militärisch von einer Kriegspartei geführt, den Krieg nach planmäßiger Vorbereitung vom Zaune gebrochen und seine Gegner überrascht und überfallen habe. Man entnimmt aus diesen Aufzeichnungen vom letzten Juli 1914, daß der Generalstabschef Moltke telephonisch den Stabschef des Grenzkorps, der die unmittelbarsten Nachrichten haben muß, fragt, ob das seit Tagen in Berlin umlaufende Gerücht von einer russischen Mobilmachung wirklich die Wahrheit berichtet. Auf die Antwort des Grenzoffiziers, daß seit dem 30. bereits die Grenze vollkommen geschlossen sei und die russischen Grenzwachhäuser brennen, und daß in Mlawa rote Mobilmachungsbefehle angeschlagen seien, sagt Moltke: „Solchen roten Zettel müssen Sie mir verschaffen; ich muß Gewißheit haben, ob tatsächlich gegen uns mobil gemacht wird. Früher kann ich keinen Mobilmachungsbefehl erwirken." Trotz der Versicherung Hells, daß die Russen bestimmt mobil machen, und trotz seiner späteren Meldung, daß seit Tagen schon Mobilmachungstransporte an die Grenze rollen, ist daraufhin die deutsche Mobilmachung noch immer nicht angeordnet worden. Am späten Nachmittag traf lediglich der Befehl zur Verhängung des drohenden Kriegszustandes ein. — Hält man neben diese Momentaufnahme von deutscher Seite das Bild, das uns für die russische Seite der Suchomlinow-Prozeß entrollt hat: Gesamtmobilmachung seit dem 27. Juli, so kann auch für den gegen uns Voreingenommenen kein Zweifel mehr bestehen.

Was will in Rußland werden. Steuert es geradenwegs in den Bürgerkrieg hinein? Die Quellen der Nachrichten sind zu ungewiß, die Nachrichten selbst zu widersprechend, um ein auch nur einigermaßen klares Bild von den Schlag auf Schlag sich drängenden Ereignissen gewinnen zu können. Eines nur ist sicher: daß der Gegensatz zwischen Kerenski und dem Generalissimus Kornilow nicht mehr zu überbrücken ist. Es heißt, daß Kornilow mit Truppen auf dem Marsche nach Petersburg sei. Kerenski hat sich unbeschränkte Vollmachten geben lassen und hat an Stelle Kornilows den Militärgouverneur von Petersburg, General Klembowski, zum Oberbefehlshaber ernannt. Wird es zur Schlacht vor den Toren Petersburgs kommen? Wem werden die Truppen, insbesondere die Fronttruppen folgen, Kerenski und Klembowsky oder Kornilow? Und dazu die Frage: was will eigentlich Kornilow? Die Ententepresse, die sonst so sehr für Kerenski geschwärmt hat, sieht nun in diesem entschlossenen Soldaten den Retter Rußlands, will sagen: der Entente, aus aller Not. Sie fragt nicht, bei wem die Demokratie am besten aufgehoben ist. Wenn Rußland nur schnell wieder ein militärischer Groß-Faktor wird, dann ist ihr die Demokratie einfach Hekuba.

Die französische Ministerkrise scheint zu einem Kabinett des bisherigen Kriegsministers Painlevé zu führen. Ribots Versuche, selbst ein neues Kabinett zu bilden, sind an dem Widerstand der sozialistischen Linken gescheitert.

Die moraltriefenden Amerikaner haben sich wieder einmal durch schäbigen Spitzeldienst in den Besitz von chiffrierten deutschen Telegrammen zu setzen verstanden. Drei Depeschen, die der deutsche Gesandte in Argentinien durch Vermittlung der schwedischen Gesandtschaft aufgegeben hat, haben sie aufgefangen, entziffert und veröffentlicht. Es handelt sich in den Telegrammen um die Verhandlungen zwischen Deutschland und Argentinien über die Versenkung des argentinischen Dampfers „Toro". Die ganze Entente stimmt nun ein Entrüstungsgeheul über den angeblichen schwedischen „Neutralitätsbruch" an und benutzt einige nichtachtende Redewendungen des Gesandten Grafen Luxburg über den argentinischen Minister des Aeußern, um bei den Argentiniern Verstimmung gegen Deutschland zu erzeugen. Daß Schweden durch sein Entgegenkommen gegen Deutschland die Neutralität verletzt habe, ist durchaus unwahr. Die Schweden haben guten Grund, diesen Versuch, sie in ihrer echten Neutralität zu beirren, mit Entschiedenheit zurückzuweisen; denn die Vereinigten Staaten selbst haben sich ja, wie die schwedische Regierung prompt feststellt, von Schweden den gleichen Dienst für den Telegrammverkehr durch Deutschland nach dem Orient gern gefallen lassen. Immer wieder das gleiche: Heimtücke und Heuchelei als Hauptkriegswaffe der von Moral und Menschenrecht gesalbten Entente.

Die Schlacht bei Riga hat außer dem großen Gewinn von Riga, Dünamünde und dem Hinterland eine Beute von rund 9000 Gefangenen und 325 Geschützen gebracht, darunter ein Drittel schwere, dazu viel Kriegsgerät aller Art.

Donnerstag, 13. September.

Die Entente-Presse ist voll von dem amerikanischen Depeschenraub in Argentinien. „Reuter" behauptet, das amerikanische Staatsdepartement sei sich darüber einig, daß einfaches Versprechen Schwedens, Vorbeugungsmaßregeln gegen Wiederholungen ergreifen zu wollen, nicht genüge. Die Schweden lassen sich aber durch solche freche Einschüchterungsversuche nicht beeinflussen. Nur Herr Branting und sein Anhang benutzen den „Fall", um Stimmung gegen die Regierung und für die enge Anlehnung Schwedens an die Entente zu machen. Sie fordern die Wähler auf, „jenes System zu zerstören, das die Schuld daran trägt". Damit wird ungewollt der Nagel auf den Kopf getroffen: die Amerikaner haben vom englischen Vorbilde gelernt, wie man sich in innere Angelegenheiten der Länder einmischen muß, um deren äußere Politik zu beeinflussen. Die Schweden werden in ihrem Wahlkampfe den Beweis zu erbringen haben, ob sie ein freies Volk bleiben oder unter Brantings Führung das Schicksal Portugals teilen wollen. Vor der Entscheidung des schwedischen Volkes ist uns nicht bange.

Das Ministerium Painlevé ist nach einigen Schwierigkeiten jetzt zustande gekommen. Ribot übernimmt in ihm das Ministerium des Aeußern. Damit bleibt die Fortführung der bisherigen Kriegspolitik gesichert. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß die Sozialisten, insbesondere der hochangesehene Thomas, eine Beteiligung an diesem Kabinett abgelehnt haben. Und da sie es waren, die Ribot als Ministerpräsidenten zu Fall gebracht haben, wird man sie fortan in der Opposition suchen müssen. Sieht man sich die Ministerliste nach der Parteizugehörigkeit genauer an, so ergibt sich, daß Painlevé nur eine sehr knappe Mehrheit im Parlament hinter sich haben kann, wenn nicht seine persönliche Tüchtigkeit und Beliebtheit ihm bei der äußersten Linken und auch der Rechten doch noch einigen Zuwachs sichert. Eines kann man aus dieser Lösung der Krisis schließen: daß Poincarés Einfluß sich als stärker erwiesen hat, wie viele glauben wollten, die in ihm bereits einen politischen Todeskandidaten sahen.

Bei der Eröffnung des ungarischen Reichstags hat der neue Ministerpräsident Wekerle sein Programm in großer Rede entwickelt. Er bekannte sich zu den inneren Reformen, insbesondere zum freiheitlichen Wahlrecht, und betonte dann nach einigen warmen Worten über die treue Anhänglichkeit an die Verbündeten, die Friedensbereitschaft der Mittelmächte, wobei er eine Wendung von weittragender Bedeutung gebrauchte: „Die im Einvernehmen mit der kaiserlich deutschen Regierung erfolgte Friedensresolution des Deutschen Reichstags, durch die dieser sich die Feindschaft unserer Alldeutschen zuziehen wird..."

Freitag, 14. September.

Aus dem portugiesischen Blatt „Commercio de Porto" erfährt man wieder einmal etwas von den heldenhaften Leistungen unserer Ostafrikaner. Das Blatt wendet sich gegen die Vorschußlorbeeren des Generals Smuts, der den Widerstand der Deutschen bereits gebrochen haben wollte, als er im April sein Kommando abgab. „Die Deutschen", schreibt das Blatt, „beherrschen fast vollständig das weite Gebiet zwischen der Eisenbahn von Dar-es-Salam und dem Rovuma-Fluß. Die Eisenbahnlinie und die Küstenpunkte sind die einzigen Stellen, die die Engländer wirklich besetzt halten. Nachdem sich die durch das Klima erschöpften weißen Truppen mit General Smuts zurückgezogen haben, scheinen die dort operierenden eingeborenen Truppen ungenügend zu sein, um den Feldzug bis zur nächsten Regenperiode zu Ende zu bringen... Allem Anschein nach müssen also die kriegerischen Unternehmungen auf 6 Monate unterbrochen werden, um im April nächsten Jahres wieder zu beginnen, wenn der Krieg in Europa noch so lange

Digitized by Google

dauern sollte." — Unsere deutschen Verteidiger können sich nicht wegen Erschöpfung durch das Klima zur Erholung ablösen lassen. Sie halten, von den tapferen schwarzen Truppen treu unterstützt, im Kampfe gegen große Uebermacht in einer Weise aus, wie sie in der Weltgeschichte einzig dasteht und auch von den Leistungen unserer Heere in Europa nicht überboten, vielleicht nicht einmal erreicht werden kann.

Heute früh noch Nachrichten über Schweden aus Rußland, daß Kerenski an der Spitze der Petersburger Truppen Kornilow entgegenmarschiert sei. Heute abend die Nachricht — freilich aus London —, daß „Kornilows Abenteuer" völlig zusammengebrochen sei und sein Hauptquartier sich ergeben habe. Kornilow selbst soll sich bereiterklärt haben, vor dem revolutionären Gerichtshof zu erscheinen. Noch aber weiß hier niemand, ob das wahr ist und wo Kornilow sich befindet. — Kerenski hat sich selbst zum Oberbefehlshaber der gesamten russischen Streitkräfte gemacht und nach Absetzung von Klembowski den General Alexejew zu seinem Stabschef ernannt. Der Weg zur Diktatur ist also nicht mehr weit.

Sonnabend, 15. September.

Der Gesandte in Buenos Aires, Graf Luxburg, ist zur mündlichen Berichterstattung über den durch die Veröffentlichung seiner Telegramme verursachten Zwischenfall nach Berlin berufen worden.

Heute kommt endlich die längst erwartete Kundgebung der beiden Kaisermächte über den Ausbau des Polenstaates. Der Erlaß, den die beiden Generalgouverneure in Warschau und Lublin im Namen der beiden Kaiser bekanntgeben, bedeutet ein Fortschreiten auf dem Wege, den die Mittelmächte am 5. November 1916 zu beschreiten angefangen haben. Er bringt im Prinzip die Errichtung eines selbständigen Staatsgebildes, das in seinen Umrissen vorgezeichnet wird durch einen dreigliederigen Regentschaftsrat als vorläufigen Vertreter der Souveränität, durch ein Ministerium mit verantwortlichem Ministerpräsidenten und durch einen erweiterten, etwa hundertköpfigen Staatsrat, der einstweilen, bis zur Ausschreibung von Wahlen, die Volksvertretung darstellen soll. Ueber die wichtige Frage, nach welchem Wahlrecht gewählt werden soll, ist noch nichts bekanntgegeben. Ebensowenig, ob die bisherige Abgrenzung zwischen dem deutschen und österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiet aufgehoben wird.

Wir sind befriedigt, daß überhaupt der Gedanke des polnischen Staates aufrechterhalten wird, bedauern aber, daß, wie aus dem Gesamtinhalt des Erlasses hervorgeht, über die spätere Entwicklung eines freien und unabhängigen Polenstaates eine klare und genügend vollständige Abmachung zwischen den Mittelmächten doch noch nicht getroffen worden ist. Solange die Abgrenzung zwischen den beiden Okkupationsgebieten nicht aufgehoben ist, stehen die neuen Organe, Regentschaftsrat und Ministerium, unter der Doppelkontrolle des deutschen Militärgouverneurs in Warschau und des österreichischen Militärgouverneurs in Lublin. Das aber gibt keine Lage, in der den Polen das staatliche Lebensgefühl erwachsen kann, das für das Gedeihen des werdenden Staates erste Voraussetzung ist. Wenn die Regierungen von Wien und Berlin sich nicht einigen können, so ist Gefahr vorhanden, daß sie durch ihre Unentschlossenheit schließlich unsere Feinde zum Schiedsrichter zwischen den beiden Mittelmächten machen.

Wichtiger fast als die Einrichtung selbst scheint uns aber unter den schwierigen Verhältnissen der Stunde die Frage, welche Persönlichkeiten es sind, denen man die Regierung Polens anvertraut. Gewiß ist auf diesem Gebiete Zurückhaltung geboten. So viel kann jedoch gesagt werden, daß eine überragende Persönlichkeit, die der neuen Staatsbildung den Charakter geben könnte, zu fehlen scheint. Von manchen Seiten wird angenommen, daß der frühere österreichisch-ungarische Botschafter in Washington, Graf Tarnowsky, die erforderlichen Eigenschaften besitze. Darüber, ob Graf Tarnowsky bei seinem österreichischen Beamtenverhältnis den Willen und die Möglichkeit haben würde, in Gemeinschaft mit Generalgouverneur v. Beseler die Errichtung des Polenstaates zu übernehmen, ist aber der Oeffentlichkeit nichts bekanntgeworden.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 8. September.

Eine „Deutsche Vaterlandspartei" ist unter dem Vorsitz des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, des Großadmirals a. D. Tirpitz und des aus der Bethmann-Hetze bekannten Herrn Kapp begründet worden mit der Aufgabe, „das kraftvolle Werkzeug einer kraftvollen Reichspolitik zu sein". Sie soll eine „Einigungspartei" ohne eigene Kandidaten im Reichstag sein, die mit Friedensschluß aufhört. Sie tritt gegen die Zersplitterung des Volkes durch Verfassungskämpfe während des Krieges auf und für die Geschlossenheit des Siegeswillens.

Ein sehr seltsames Mittel: die Gründung einer neuen Partei, um mehr Einheit zu schaffen. Wenn tatsächlich, wie in dem Aufruf behauptet wird, die Mehrzahl des deutschen Volkes nicht mit der Mehrheit des Reichstages einverstanden ist, wäre es Sache der Wähler, sich darüber durch die Parteiorganisation mit ihren Fraktionen auseinanderzusetzen. Das ist der Einheit zweifellos bekömmlicher, als wenn von außen her durch eine eigene neue Agitation Aufregung gestiftet wird. Betrüblich und abstoßend aber ist es, und dem Sinne nach noch mehr Zwietracht schaffend, wenn jetzt — in dieser Zeit allgemeiner Opfer — eine Partei den Namen „Deutsches Vaterland" für sich allein und im besonderen in Anspruch nimmt. Eine schmerzlichere Verleugnung des Geistes vom August 1914, als daß die vaterländische Gesinnung in die Bedingungen einer bestimmten Kriegszielanschauung gefesselt werden soll, läßt sich nicht wohl denken.

Der Reichskanzler hat den Vertretern von drei süddeutschen Zeitungen gegenüber sich über Zukunftsfragen des Reiches ausgesprochen. Als die innerpolitisch dringlichste Angelegenheit betont er die Finanzierung des Reichs und damit im Zusammenhang die Aufgabe der „Rohstoffgewinnung und Verwertung zum Besten des Reichs" — also Monopole oder gemischt-wirtschaftliche Syndikatsformen. Die Abschaffung der Zwangssyndizierungen in der Industrie sei nicht beabsichtigt.

Die preußische Wahlrechtsvorlage werde im Herbst eingebracht werden, sie werde „beherrscht sein vom Geist des Reichstagswahlrechtes".

Sonntag, 9. September.

Auf den Bahnen verschwindet der Eindruck des Sonntags jetzt eigentlich ganz in der drängenden Fülle der Reisenden. Wenigstens auf der großen Frankfurt-Berliner Strecke hat die Bahn auch heute ihr geschäftigstes, unruhigstes Alltagsgesicht. Aber das Land liegt unter der Septembersonne still und wie ausgeruht von seiner Kriegsleistung da — wie in einer heiteren Erntefeier.

Eine neue Butterpreisverordnung bringt die Möglichkeit, für einzelne Landesteile besondere, von den allgemein gültigen Grundpreisen abweichende Höchstpreise anzusetzen. Dabei darf nicht über 3 M. für das Pfund hinausgegangen und es muß ein bestimmtes Verhältnis zum Milchpreis eingehalten werden — das letzte eine sehr weise, aus Konsumentenkreisen schon lange geforderte Maßnahme, durch welche einerseits die Abwälzung aller in der Butter nicht hereinzubringenden Unkosten auf die Milch verhindert und andererseits auch der Anreiz, die Butterproduktion auf Kosten der Milch zu betreiben, eingedämmt wird.

Man liest und hört in diesem Jahr merkwürdig wenig von irgendwelchen Nöten mit den Arbeitskräften während der Ernte. Man scheint allenthalben gut fertiggeworden zu sein — bleiben freilich noch Kartoffeln und Rüben.

Eine Verordnung über Obst, die eine Kontrolle über den Absatz durch die Notwendigkeit von Beförderungsscheinen sichert, scheint wieder dadurch verhängnisvoll zu wirken, daß der Mann am grünen Tisch, der diesen Schein auszustellen hat, sich nicht immer klarmacht, daß bei Birnen sich in ein paar Tagen die Beförderungsfrage auf traurige Art von selbst erledigen kann. Hätte man den Absatz von Obst nicht lieber ungeregelt lassen sollen? Bis jetzt scheint es nicht, als ob durch die Regelung die Versorgung an Gleichmäßigkeit gewonnen hätte.

Digitized by Google

Montag, 10. September.

Ueber die Leistungen der Hamburger Kriegsküchen wird in einer großen Versammlung für die Angestellten und Mitarbeiter der Küchen berichtet. Sie haben im März 4,6 Millionen Liter, im April 6,1, im Mai 6,2, im Juni 5,9 Millionen Liter ausgegeben. (In den Ziffern spiegelt sich der Kartoffelmangel.) Dann ist der Besuch der Kriegsküchen gesunken, um am 18. August mit nur 80 000 Litern Tagesausgabe den Tiefstand zu erreichen. Anfang September — d. h. also mit Nachlassen der Gemüsezufuhr — ist aber die Ausgabe schon wieder auf 120 000 Liter täglich gestiegen.

Den preußischen Beamten werden jetzt außer den Kriegsbeihilfen noch Kriegsteuerungszulagen gegeben. Im Gegensatz zu den ersten steigen die letzten mit dem Gehalt und werden bis zur Gehaltshöhe von 13 000 M. gegeben. Der Aufwand für beide Formen der Beihilfen ist auf 330 Millionen Mark veranschlagt.

Nach dem Reichsarbeitsblatt hatte am 1. August die Zahl der in Beschäftigung stehenden männlichen Mitglieder der Krankenkassen gegen den 1. Juli um 20 000 abgenommen. Der dafür eingetretene weibliche Ersatz, d. h. die Zunahme der Frauenarbeit, betrug nur 8392. Gegenwärtig beträgt die Mitgliederzahl 4 231 558 Männer und 4 434 365 Frauen.

Dienstag, 11. September.

Die „Deutsche Vaterlandspartei" hat unter der Parole „Das Vaterland ist in Gefahr" einen Werbeaufruf erlassen, der dringlichst zum Beitritt auffordert. Diese ganze Agitation wirkt nervöser als die Nervenschwäche, die sie angeblich bekämpfen will.

Die Kohlenabgabe an Holland wird eingestellt. Die Nachricht erscheint ohne Kommentar.

Der „Nieuwe Courant" stellt in seiner Finanzchronik die von den Vereinigten Staaten während des Krieges entfaltete Tätigkeit dar, die unter Führung der National City Bank bezweckt hat, Bestellungen an sich zu ziehen, die früher nach Deutschland gingen. Die Verlängerung des Krieges käme dieser Werbearbeit natürlich sehr zugute.

Mittwoch, 12. September.

Es wird — vorläufig ohne Gewähr für die Richtigkeit der Meldung — mitgeteilt, daß hinsichtlich der Kohlenlieferung für Holland England an Deutschlands Stelle treten wird.

Die Hamburger Bäckerinnung protestiert gegen eine vom Kriegsversorgungsamt geplante Zusammenlegung von Bäckereien, die Kohlen ersparen soll. Sie tritt für die dadurch bedrohten Kleinbetriebe ein, die unter solchen Umständen wahrscheinlich z. T. ganz eingehen müßten, was wieder die im Transportinteresse wünschenswerte Dezentralisation der Brotversorgung stören würde. Man denkt überhaupt manchmal, daß die Kriegswirtschaft noch viel stärker die Rücksicht auf die Aufrechterhaltung des Transports in den Vordergrund stellen müßte, z. B. auch bei der Beurteilung der Frage des Pferdefutters.

Der Reichskanzler hat am Bahnhof in Stuttgart der zu seiner Abreise versammelten Menge zugerufen: „Hoffen wir, daß wir noch in diesem Jahr Frieden bekommen." Während dessen liest man mit Zorn und Widerwillen die Hetzerei der Vereinigten Staaten in Schweden und Argentinien.

Eine Million Paar Ersatzsohlen verschiedener Art muß auf Anweisung des Reichsamtes des Innern die Ersatzsohlen-Gesellschaft für die minderbemittelte Bevölkerung liefern. Es handelt sich um Sohlen aus imprägniertem Filz, aus Lederstücken und mit Leder bezogenem Holz, von denen die offizielle Mitteilung vorsichtig sagt, daß ihre Haltbarkeit dem jetzt zur Verarbeitung gelangenden Leder mindestens gleich stünde. Dafür kosten sie im normalen Kleinverkauf nur 1,80—2 M., im Verkauf an die Minderbemittelten nur 1,30 M.

Es wird mitgeteilt, daß die Nachricht von der Einstellung unserer Kohlenzufuhr nach Holland unrichtig sei.

Donnerstag, 13. September.

Die Stimmung steht im Zeichen von Friedensgerüchten, ist unruhig, besorgt, hoffnungsvoll und mißtrauisch. Jemand schickt mir ein paar Nummern der „Neuen Zürcher Zeitung" vom August, in denen männliche und weibliche Literaten von der Kriegsschuld der Frauen sprechen — die darin bestehen soll, daß die Frauen nicht als Frauen eher gegen den Krieg aufgestanden sind, daß sie sich vor seiner Moral gedemütigt und in ihr Gefolge begeben haben. Es gibt nichts Peinlicheres als solche Deklamationen aus dem kriegsverschonten Land! Kann jemand dort mitreden über die inneren Kämpfe ihres Frauengefühls, in denen die Frauen immer wieder zu dem todesernsten „Dennoch!" ihrer vaterländischen Pflicht zurückgekehrt sind? Es ist eine Anmaßung, deren pathetische Gefühlskälte wir tief empfinden, wenn von dort über die Haltung der Frauen abgeurteilt wird, von nichtwissenden Außenseitern, die aus bloßem Nach- und Miterleben es besser wissen wollen, was hätte geschehen müssen! Glaubt man dort wirklich, der Konflikt zwischen Krieg und Frauengefühl müßte uns erst beigebracht werden?!

Freitag, 14. September.

Es wird mitgeteilt, daß die preußische Wahlrechtsvorlage fertig sei. In Sachsen werden überall Kundgebungen für ein gleiches Landtagswahlrecht stattfinden.

Ueber die Straffälligkeit der Großstadtjugend im Kriegsjahr 1916 gibt ein Stuttgarter Bericht einen Eindruck. Die Ziffer der von der Stuttgarter Jugendgerichtshilfe bearbeiteten Fälle zeigen folgendes Bild:

	12—14j.	14—16j.	16—18j.	insgesamt
1914	37	75	180	292
1915	115	150	243	508
1916	69	145	343	557

Es ist bezeichnend, daß es die 16—18jährigen sind, deren steigende Kriminalität das weitere Ansteigen der Ziffern im Jahr 1916 verschuldet. Das läßt erkennen, wie sehr die anfangs mit so viel Besorgnis betrachtete Kriminalität der jüngeren Jahrgänge eine vorübergehende Erregungserscheinung ist — übrigens scheinbar auch mit der außerhäuslichen Arbeit der Mütter nicht so viel zu tun hat, wie erst angenommen wurde. Denn die Frauenarbeit ist 1916 wohl am entscheidendsten gestiegen, während die Straffälligkeit der unter mütterlichem Einfluß Stehenden schon wieder abnahm. Es sind die großen Burschen, die heute in jedem Sinne Herren der Situation sind und denen das schlecht bekommt.

Sonnabend, 15. September.

Teilnahme an einer Tagung der Verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte in Kassel. Das rege Leben der Berufsorganisationen im Kriege zeigt sich in dem starken Besuch, der heute wahrlich mit besonderen Opfern an Kraft erkämpft werden muß, denn der Kampf ums Dasein in den Bahnen ist schauerlich. Dies letzte ist ein Seufzer von der nächtlichen Rückfahrt. Vielleicht ist es Sonnabends besonders schlimm.

Die ersten Herbsttage mit Regen und Wind, wenigstens in Norddeutschland. Man geht mit zusammengebissenen Zähnen in den vierten Kriegswinter und versucht, sich die kommenden Zustände angesichts der Kohlenverhandlungen der städt. Verwaltungen zunächst nicht zu deutlich auszumalen. Jedenfalls geschieht alles, um den Hausbrand besser zu sichern als im letzten Winter.

R. Wilbrandt / Ein Produktionsprogramm für den Tag der Heimkehr

1. Die geplanten Kanalbauten sind so vorzubereiten, daß mit der Demobilisation des Heeres der Kanalbau allerorts beginnen kann, zur Verwertung von Arbeitskräften, die wegen Rohstoffmangels oder teuren Baugelds arbeitslos würden.

2. Durch Enteignung eines breiten Uferstreifens ist das Reich zum Grundherrn zu machen.

Digitized by Google

3. Das Reich als Grundherr trägt nicht nur die Lasten, die ihm zur Wiederaufrichtung der Volkswirtschaft und zu ihrer Anpassung an die Weltmarktlage zugemutet werden müssen, sondern es bezieht die Grundrente, welche sonst, Privaten zufallend, den Aufwand zwar lohnen, aber nicht demjenigen wiedererstattet würde, der den Aufwand gemacht hat.

4. Das Reich ist daher im Hinblick auf das Steigen der Grundrente in der Lage, Aufwendungen zu machen, die sonst mit seiner Finanzlage nicht im Einklang wären, aber nun ihm als dem Eigentümer des Uferstreifens zugute kommen.

5. Die Aufwendungen sind zu machen zur Verbesserung der Fruchtbarkeit des Bodens, zur besten Ausstattung mit landwirtschaftlichen Geräten, Maschinen, Kraftfahrzeugen und Gebäuden, sowie zur planmäßigen Besiedelung des Uferstreifens; eine Zwischenverwaltung, wie die der Ansiedelungskommission im Osten, hat diese Meliorationen zugleich mit der Demobilisation, zur Verwertung sonst arbeitsloser Arbeitskräfte, zu beginnen.

6. Der Besiedlungsplan ist unverzüglich auszuarbeiten; die geeigneten Punkte sind auszusuchen, die Ortsgestaltung ist festzulegen, so daß auch mit dem Bauen der Häuser, zugleich mit dem Kanalbau, sofort bei Rückkehr der Arbeitskräfte begonnen werden kann.

7. Die Besiedelung hat im Stil der Gartenstadtidee zu erfolgen.

8. Die von den Siedlern zu betreibende Kleinlandwirtschaft (Obst- und Gemüsekultur in erster Linie) hat, ausdehnungsfähig vom Neben- bis zum Hauptberuf, die Siedler in so hohem Maß zu versorgen, daß sie (insbesondere Kriegsinvaliden, Ehefrauen und Witwen samt Kindern) auch bei sonstiger Arbeitslosigkeit vor Not bewahrt sind, die Heimarbeit also sich neu einzupressen keine Gelegenheit findet.

9. Das Reich vergibt entweder selbst oder durch geeignete Organe die zu besiedelnden Uferstreifen nach dem vom Hauptausschuß für Kriegerheimstätten (Geschäftsstelle Berlin NW. 23, Lessingstraße 11) ausgearbeiteten Kriegerheimstättengesetz.

10. Soweit landwirtschaftlicher Großbetrieb sich ökonomisch empfiehlt, ist zwischen Heimstätte des Kleinsiedlers und Großbetrieb auf Reichsboden eine organische Verbindung herzustellen, durch die dem Großbetrieb (nicht Großgrundbesitz von Privaten) die nötige Arbeitskraft zuteil wird.

11. Alles im Großen besser zu Fördernde ist von den Organen der Heimstättensiedelung, alles im Kleinen Vorteilhafte von den bedarf übersteigenden Erträge ist durch Lieferungsverträge Kleinsiedlern selbständig zu betreiben; der Absatz der den Eigenbedarf übersteigenden Erträge ist durch Lieferungsverträge sicherzustellen.

12. Alle aus der gesamten Anlage, vom Kanalbau bis zur Organisation der Landwirtschaft, sich ergebenden Mehrerträge haben, unter fortschreitender Verbesserung der Lage der Siedler selbst, dem Reich die aufgewendeten Kosten allmählich zu erstatten, zu verzinsen und durch darüber hinausgehende Ueberschüsse seine Finanzen zu verbessern.

In diesen 12 Sätzen ist das Produktionsprogramm kurz angedeutet, das ich vor mehr als einem halben Jahr in meinem ersten Aufsatz („Am Tage der Heimkehr", in der „Hilfe" vom 1. März 1917) in Aussicht stellte.

Die Widerstände, die einem solchen Programm entgegenstehen, sind folgende:

a) Die begreifliche Sorge um Arbeitskräfte beim privaten Großgrundbesitz und Großbauerntum, für deren Güter eine Krisis droht, wenn andere Versorgungsmöglichkeit den Zwang der Not bricht, ohne den diese privaten Eigner eines die Familienarbeitskraft übersteigenden Grundbesitzes den Anspruch auf Unterwerfung fremder Arbeitskräfte unter ihre Herrschaft nicht durchsetzen können;

b) die ebenso begreifliche Sorge der Arbeitgeber in den Gewerben, daß die Arbeitskräfte, durch die auch nach dem Krieg noch andauernde Teuerung ohnehin zu Lohnforderungen gezwungen, bedenklich verteuert werden, wenn sie auch ohne den Weg zum Arbeitgeber Versorgung finden, mithin nicht durch Not darauf angewiesen sind, um jeden Preis Lohnarbeit zu suchen;

c) die ebenso begreifliche Sorge der Bodenspekulanten, daß ihre schon am Großstadtsaum gekauften Ländereien entwertet werden, wenn eine andere Siedlungsgelegenheit das Massenmiethaus, das sie beim Ankauf des Landes schon mitberechneten, nicht mehr zur Ausführung kommen läßt;

d) die ebenso begreifliche Sorge der Hausbesitzer, daß ihre Mietkasernen allmählich gleichfalls entwertet werden, wenn fortschreitende Siedlung unter günstigeren Bedingungen schließlich auch die schon bewohnten Häuser zu entvölkern droht.

Diese nicht zu unterschätzenden Widerstände könnten — realpolitisch betrachtet — das ganze von mir entworfene Programm als eine Utopie erscheinen lassen, die in der Studierstube eines weltfremden Kleinstadtgelehrten sich recht hübsch macht, aber nie zur Ausführung kommen wird. Denn wer in Berlin eine Zeit lang hinter die Kulissen gesehen hat, der weiß, wie Politik gemacht wird. Der weiß, wer die Macht hat, genauer gesagt: wer Einfluß zu üben versteht — bisher gerade die Interessentengruppen, die ich nannte. Sie alle stehen dem Plan entgegen. Alle Macht, so könnte man es zusammenfassen, verhindert und nur die Ohnmacht erträumt solchen Plan.

Er wird daher wahrscheinlich nicht ausgeführt werden. Doch ist immerhin jetzt etwas Hoffnung berechtigt. Fast scheint es, als sei, der langen Dauer des Krieges zu danken (kurzer Krieg belebt, aber langer Krieg tötet alles Reaktionäre), auch bei uns der Tag gekommen, der das Sehnen der Masse des Volkes in der Heimat und in den Schützengräben zu einem die Dinge gestaltenden Willen macht. Nun ist nicht ausgeschlossen, daß sich durchsetzen werde, was Sozialpolitik und Reichsfinanzen und Volkswirtschaft verlangen.

Unbekümmert um politische Sorgen der Verwirklichung, sei hier nun nationalökonomisch dargelegt, was den Plan begründet.

Schon der erste Aufsatz hat die Grundlagen gebracht; darauf sei verwiesen. An die Hauptergebnisse wird zu erinnern sein. Doch ist inzwischen die Frage nicht stillgestanden. Und bei aller Klarheit der finanziellen Lage des Reichs, die eine fortschreitende Zwangsgemeinwirtschaft zugunsten des Reichs gebieterisch fordert, ist doch sozialpolitisch und volkswirtschaftlich noch darzulegen, weshalb gerade diese Lösung sich aufdrängt.

Zunächst die inzwischen entstandene Lage.

In der Reichstagskommission für Handel und Gewerbe, wo auch die Uebergangswirtschaft besprochen wird, hat der Kommissar des Kriegsministeriums erklärt, die Ueberführung des Heeres in den Friedensstand müsse so erfolgen, daß erstens keine Arbeitslosigkeit entsteht, und zweitens den für die Friedenswirtschaft wichtigen Betrieben so schnell wie möglich die Arbeitskräfte zugeführt werden. „Es soll kein Mann entlassen werden, der keine Arbeitsgelegenheit gefunden hat. Leute, die keine Stelle bekommen können, sollen noch bis zu 4 Monaten im Heer zurückbehalten werden dürfen und so bis zu 4 Monaten im Heere Unterkommen und Verpflegung finden." Also ist es bei dieser Heimkehr nicht mehr ganz wie in dem alten Soldatenliedvers, wo es hieß: „Dann schickt uns der König wieder ohne Geld nach Haus..." Vielmehr stellt der Kommissar des Kriegsministeriums jetzt an erste Stelle die Verhütung der Not bei der Heimkehr; diese große Aufgabe ist nun als solche erkannt und gewürdigt. Verständnis und Tatkraft des preußischen Kriegsministeriums haben erfolgreich gemacht, was ihm von Sozialpolitikern, vor allem durch eine Denkschrift der Kriegswirtschaftlichen Vereinigung, nahe gebracht wurde. Diese Denkschrift, „Wirtschaftliche Demobilisation" von Labor und Löwe (69 Seiten, Verlag der Kriegswirtschaftlichen Vereinigung, Berlin W. 8) wurde von den jugendlichen Verfassern, zwei Schülern Franz Oppenheimers, an die Stelle all der Vorbesprechungen, Zweifel, Bedenken und sonstigen Symptome des — sagen wir einmal — reiferen Lebensalters gesetzt, das sich zunächst mehr überlegend als lebhaft mit der Sache beschäftigt hatte. Statt dessen nun — von Einzelheiten sei abgesehen, ich komme gelegentlich darauf zurück — eine fertige Leistung: eine zunächst schön stilisierte, dann zum Abschluß eilende, frisch vorwärts und zu Taten drängende Darlegung, die das Ding

des Kriegsministers fand. Die Theorie zum Teil geradezu klassisch formulierend, behandelt die lesenswerte Schrift zunächst theoretisch — im Anschluß an Franz Oppenheimers System — die Kriegswirtschaft, im Gegensatz zu der des Friedens, und die Uebergangswirtschaft sowie die Aufgabe ihrer Organisation; sodann praktisch und speziell das eigentliche Thema: die Mobilisation und Demobilisation des Arbeitsmarktes. Die Vorschläge, von denen uns einzelne gelegentlich noch beschäftigen werden, gipfeln in dem, was nun auch der Kommissar des Kriegsministeriums verkündet hat: die Uebernahme der Verpflichtung, jeden Mann so lange durch das Heer zu versorgen, bis er Arbeit findet.

Ich habe daran schon im ersten Aufsatz Kritik geübt. Auf vier Monate hat der Kommissar des Kriegsministeriums diesen Weg beschränkt. Darin liegt: der Tag der Heimkehr wird auf diese Art um ein Jahresdrittel hinausgeschoben, aber nicht erledigt.

Es handelt sich bei dieser Lösung der Frage durch das Heer ausschließlich um den Entlassungsplan. Seine volkswirtschaftlich und sozialpolitisch beste Gestaltung beschäftigt das Allgemeine Departement des Kriegsministeriums und seine Berater. Meine Aufgabe hier setzt gerade da ein, wo diese — an sich sehr wichtigen — Erörterungen zu Ende gehen. Was mir am Herzen liegt, ist ein Produktionsprogramm für die Zeit nach dem Kriege.

Beschränkt man sich auf das Problem des Entlassungsplans, so ist die Sache erledigt, wenn die heimkehrenden Krieger untergebracht sind. Keiner ohne Versorgung entlassen! Ein glänzender Erfolg der Demobilisation. Was aber mit den Frauen, den Hilfsdienstpflichtigen, den Kriegsinvaliden wird, die vielleicht verdrängt werden mußten, um für die Heimgekehrten Platz zu schaffen, was aus den Heimgekehrten selber wird, wenn eine Woche nach ihrer glücklichen Unterbringung die Arbeit endet, wenn Monate, Jahre, Jahrzehnte vergehen, bis die großen Gewerbe ihren Rohstoff, ihr Kapital, ihren Absatz auf dem Weltmarkt im nötigen Umfang wiedererlangen; das ist nicht mehr Sache der Demobilisation im Sinne des Entlassungsplans allein, das ist eine Frage der Uebergangswirtschaft, ja mehr noch: eine Grundfrage unserer Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Es bedarf eines Produktionsprogramms, um sie zu lösen.

An diesen über den Entlassungsplan hinausgreifenden Fragen ist inzwischen an anderen Stellen gearbeitet worden. Oeffentlich bekannt ist die Mitteilung des Reichsamts des Innern, daß „die damit in Zusammenhang stehenden Fragen der Arbeitsnachweise, der Wiedereinstellung der Kriegsteilnehmer, der Frauen- und Jugendarbeit usw. im Reichsamt des Innern bearbeitet und einem Beirat aus Interessentenkreisen vorgelegt werden". Die Parlamente haben in den Wohnungs- und Kanaldebatten gleichfalls an unserem Thema mitgearbeitet. Der bayerische Verkehrsminister erklärte dabei ausdrücklich, daß der Kanalbau auch Arbeitsbeschaffung für die heimkehrenden Krieger bedeute.

Im Reichsamt des Innern scheint aber bisher auch diesmal der Optimismus vorzuherrschen, der die Aeußerungen dieses Amtes auszuzeichnen pflegt. Der Unterstaatssekretär des Reichsamts des Innern erklärte in der Kommission für Handel und Gewerbe, als Antwort sozusagen auf die unmittelbar vorher getanen Aeußerungen und Versprechungen des Kommissars des Kriegsministeriums, „er glaube nicht, daß wir mit einer erheblichen Arbeitslosigkeit nach dem Kriege zu rechnen haben würden, wenigstens nicht in den ersten Jahren. Wir würden nach dem Kriege sowohl unser Heer als auch unsere innere Wirtschaft und unsere ganze Außenwirtschaft, unseren ganzen Exporthandel neu aufbauen müssen, wir würden also wahrscheinlich im Gegenteil Arbeitermangel haben, so daß wir in den ersten Jahren nach Friedensschluß für Arbeitslose kaum zu sorgen haben würden. Doch wird auch dafür Vorsorge getroffen, was keine besonderen Schwierigkeiten bieten dürfte, da Staats- und Kommunalverbände z. B. schon eine große Anzahl von Bauten während des Krieges zurückgestellt haben".

So äußerte sich, nach dem Bericht der „Frankfurter Zeitung", der Unterstaatssekretär, den das Reichsamt des Innern mit dieser Angelegenheit betraut hat.

Ist es wirklich am Platz, die Zukunft so ruhig und so beruhigend zu betrachten? Ist der Wiederaufbau unserer Außenwirtschaft, unseres ganzen Exporthandels, eine so einfache Sache, daß sie nur der Arbeitskräfte bedarf? Sind nicht die Abnehmer auch noch nötig? Kann das Reichsamt des Innern sich für diese verbürgen? Vermag es den Rohstoff und das Baugeld zu liefern?

Im ersten Aufsatz ist dargelegt worden, daß nach dem Kriege eine Massenarbeitslosigkeit droht. Sie ist zu befürchten

1. sofort nach Friedensschluß: infolge Mangels an Rohstoff (Textilindustrie, Konfektion, Schuhfabriken, Lederindustrie, Brauerei, Tabakindustrie usw.);

2. sofort und wahrscheinlich für längere Zeit: infolge Mangels an Kapital (hoher Zinsfuß, Daniederliegen des Baugewerbes und der von ihm abhängenden Industrien);

3. nicht sofort, aber für um so längere Zeiten: infolge Mangels an Absatz (Exportindustrien, die nach Befriedigung des innern Markts wieder auf den Weltmarkt angewiesen sein werden, ohne die Absatzmärkte so offen zu finden wie bisher) [vgl. dazu Ballod, „Autarkie oder Weltwirtschaft?" in der Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung].

Allerdings ist damit eine Seite der Sache besprochen, noch nicht die andere. Von der gerade entgegengesetzten Gefahr, dem Arbeitermangel, ist das Denken derer beherrscht, die vom Standpunkt bestimmter Gewerbe, vor allem vom Standpunkt der am meisten davon bedrohten Landwirtschaft aus die Dinge betrachten. Selbst ein so vorurteilsloser Denker wie Exzellenz Thiel, der hervorragende Sozialpolitiker und frühere Ministerialdirektor im preußischen Landwirtschaftsministerium, geht in seinen Betrachtungen über die Zukunft der deutschen Landwirtschaft (Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, 20. Mai 1916) nicht nur von dem zu erwartenden Arbeitermangel der Großgrundbesitzer und Großbauern, sondern von einem schlechthin zu befürchtenden Menschenmangel in der gesamten deutschen Volkswirtschaft aus. Der Verlust an ausländischen Wanderarbeitern und die sinkende Geburtenziffer, der Mangel an Fürsorge für die Geborenen, vor allem für die vernachlässigten unehelichen Kinder, das sind die an sich berechtigten Gesichtspunkte, die Thiels Befürchtung verständlich machen. Doch ist die Frage der ausländischen Wanderarbeiter noch ungeklärt und überraschender Wendungen fähig. Die Bevölkerungspolitik allerdings, jetzt in aller Munde, ist bereits die praktische Antwort auf eine von den Ziffern der Bevölkerungsstatistik tatsächlich uns vorgelegte Frage; und ganz besonders die Lage der unehelichen Kinder und Mütter wird, wie Thiel mit Recht hervorhebt, angesichts der durch den Krieg um die Eheaussicht gebrachten Millionen von Mädchen und Witwen ganz anders als bisher gebessert werden müssen. Sonst tritt neben die „Pflicht" gealterter Familienväter und Mütter, sich um des Vaterlandes willen doch noch einmal der Volksvermehrung anzunehmen, die ebenso sonderbare „Pflicht" zur Altjungfernschaft und Unfruchtbarkeit bei einer Million nach Fortpflanzung elementar verlangender junger lebensvoller Menschen. Doch so warm Thiels unerschrockener Appell an die Bevölkerungspolitik, zugunsten der immer wieder aus „Sittlichkeit" vernachlässigten Mütter und Kinder, zu begrüßen ist, so wenig ist mit alledem für unser Thema bewiesen. Es mag die deutsche Zukunft im Zeichen des Menschenmangels oder des Menschenüberflusses stehen (bisher hat stets, ich erinnere an Raumanns Berechnungen, die letztgenannte Voraussicht den Ausgangspunkt neudeutscher Wirtschaftspolitik gebildet) — das alles sind Erwägungen weit ausgreifender Phantasie, nicht aber einer für die nächsten Jahre nach dem Krieg vorsorgenden Praxis. Die nächsten Jahre stehen im Zeichen des auch nach dem Krieg weiter wirkenden Rohstoffmangels, des gleich nach der Heimkehr einsetzenden Kapitalmangels und des zuletzt kommenden, aber vielleicht um so länger anhaltenden Absatzmangels. Die Landwirtschaft mag daneben ausländische Wanderarbeiter entbehren; ja sie mag überhaupt, noch mehr als früher, an Menschenmangel leiden. Im Gewerbe aber steht uns nicht ein die Produktion gefährdender Menschenmangel, sondern ein die Menschen gefährdender Mangel an Produktion bevor.

Digitized by Google

Das erste Friedensjahr wird mit Rohstoffmangel und mangelndem Baugeld, das zweite und dritte wahrscheinlich mit noch fortdauerndem Stocken des Baugewerbes und dazutretendem Stocken eines wieder notwendig werdenden Exports zu kämpfen haben. Maßnahmen, um abzuhelfen, oder besser: um vorzubeugen, sind für den Tag des Friedensschlusses, aber auch für die ihm folgenden Jahre vorzubereiten.

Möge Optimismus die Tatkraft und den Mut, aber sehr notwendiger Pessimismus die Vorsorge wach erhalten! Den nötigen Ernst, auf Grund der Sorge um die Ihren, bringen die Vertreter der Arbeiterklasse herein. Sie müssen als Mitarbeiter, nicht nur als „Beirat", vom Reichsamt des Innern herangezogen werden. Die Eingabe betreffs Zuziehung von Praktikern, mit der sich die Kriegswirtschaftliche Vereinigung auch um die organisatorische Seite der Sache bemüht hat, ist dankenswert. Wie die Arbeitgeber, die Buchdrucker voran, in der Kriegsinvalidenfürsorge und in der Feststellung der für Friedensschluß offenen Stellen, so haben auch die Arbeiter, im Kriegsamt schon längst zur Mitarbeit herangezogen, den Beweis erbracht, daß die Selbstverwaltung der Gewerbe Praktiker erzieht, die uns vorwärts helfen.

So ist denn nun, zusammengefaßt in eine kurze Formel, die augenblickliche Lage: weitgehende Selbstverpflichtung der militärischen Demobilisation, die es übernimmt, durch die Gestaltung des Entlassungsplans für jeden Arbeitslosen 4 Monate lang zu sorgen, indem das Heer sich seiner annimmt; und unverwüstlich optimistische Stimmung im Reichsamt des Innern, wo — nach seinen letzten Aeußerungen — selbst das Vorhandensein eines Problems noch nicht bewußt ist. Um so nötiger ist es, die Aufgabe klarzulegen, die über den kühn sich selbst verpflichtenden Entlassungsplan weit hinauswächst, vom Reichsamt des Innern aber zu leicht genommen wird. Diese Aufgabe ist nur durch ein Produktionsprogramm zu lösen, das sozialpolitisch die sonst gefährdeten Arbeitskräfte erst tatsächlich sichert und volkswirtschaftlich sich der Lage nach dem Kriege anpaßt.

Wir wenden uns zunächst der sozialpolitischen Aufgabe zu und beginnen mit dem jetzt schon eingetretenen und dann weiter wirkenden Notstand, dem Rohstoffmangel.

Hier kann zunächst tatsächlich Verzögerung der Rückkehr aus dem Feld zugunsten voraus zu entlassender, weil an Rohstoffmangel nicht leidender Arbeitskräfte Abhilfe schaffen: ganz wie Labor-Löwe und der Kommissar des Kriegsministeriums in der Kommission für Handel und Gewerbe es dargelegt haben. Also eine Frage des Entlassungsplans. Daneben hilft die Verwendung zu anderer Arbeit, bei der es nicht an Rohstoff, sondern — bei dem Andrang unbefriedigten Bedarfs im Inland — zunächst an Arbeitskraft gebricht. Es ist daher schon bei Anforderungen, die von Landwirtschaft und anderen Industrien für die Zeit sofort nach Friedensschluß angemeldet werden mögen, die Zusatzfrage wichtig, ob auch — sonst arbeitslose — Textil-, Konfektions- und Schuharbeiter usw. den angemeldeten Arbeitsbedarf befriedigen können.

Die unterzubringenden Arbeitskräfte der an Rohstoffmangel leidenden Industrien sind aber nicht nur männliche, sondern zu hohem Prozentsatz weibliche: es handelt sich um die spezifischen Frauenindustrien. Das führt uns weiter. Es wirkt zunächst hinüber auf die Frage der Wiedereinführung des Arbeiterinnenschutzes in den Gewerben, die während des Krieges mit sehr geringer Schonung auch von weiblicher Arbeitskraft Gebrauch machen mußten. Werden Arbeiterinnen aus diesem ihren Kriegsberuf durch Arbeiterinnenschutz, der ihre Beschäftigung dort ausschließt oder erschwert, schnell wieder verdrängt, noch bevor in ihrem eignen Gebiet der Rohstoff da ist, so setzt man sie zwischen zwei Stühle: den einen zieht man ihnen aus Schonung und Rücksicht fort, da er für sie zu hart ist, der vor dem Kriege innegehabte aber steht noch beiseite, da er entzwei ist. Die allgemein erhobene, an sich berechtigte Forderung der Sozialpolitik und der sozialpolitisch geschulten Frauenbewegung, daß der Arbeiterinnenschutz unverzüglich wieder eingeführt werde, sobald die Frauen wieder entbehrlich sind, muß daher der Lage angepaßt werden, um nicht Schaden zu stiften, statt zu nützen. Wir müssen froh sein, daß die Arbeiterinnen, bis ihre eigenen Industrien Rohstoff haben, noch untergebracht sind, wo der Krieg sie hinrief. Sie sind dort gesichert durch die größere Billigkeit weiblicher Arbeit. Man wird sie dort lassen müssen, wenn auch mit Rücksicht auf den Schaden für sie und die Nachkommenschaft so kurz wie möglich, solange sonst Arbeitslosigkeit ihr Los sein würde. Erst wenn sie anderwärts besser geeignete und nicht allzu schlecht lohnende Arbeit haben, wird der Augenblick da sein, um sie von einer schädlichen — aber doch immerhin versorgenden — Arbeit zu erlösen. Am besten wird der Gewerbeaufsicht, insbesondere ihren weiblichen Vertretern, die Aufgabe anzuvertrauen sein, daß gemäß der Lage des weiblichen Arbeitsmarktes der Arbeiterinnenschutz Schritt für Schritt wieder eingeführt wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch die Arbeitgeber von der billigen und — wieder einmal — überraschend gut bewährten Frauenarbeit, die der Krieg gebracht hat, ungern Abschied nehmen. Ich bin aber vor dem Verdacht, Unternehmerinteressen auf Kosten der Arbeiterinnen zu vertreten, sicher. Im übrigen sei auf meine Bücher, die diesen Problemen gewidmet sind, verwiesen (Die deutsche Frau im Beruf, 4. Band des Handbuchs der Frauenbewegung, herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer; Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus, in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"; Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit, bei Gustav Fischer-Jena; Die Weber in der Gegenwart, desgl., eine Studie aus der Textilindustrie, dem klassischen Gebiet der Frauenkonkurrenz).

Wir kommen schon hier an die Grenze einer im Rahmen des Gewöhnlichen verbleibenden Betrachtung. Entlassungsplan: Kriegsministerium: Wiedereinführung des Arbeiterinnenschutzes: Reichsamt des Innern — das ist das Schema, nach dem gedacht wird. Es zeigt sich aber, daß die Wiedereinführung des Arbeiterinnenschutzes die anderweitige Versorgung dabei sonst arbeitslos werdender Arbeiterinnen voraussetzt. Die Wiedereinführung verschieben ist keine Lösung. Nur ein Notbehelf, zum Schaden der Arbeiterinnen, ihrer Familie, der nächsten Generation. Statt die Frauen noch in gesundheitsschädlicher Industriearbeit zu belassen, während uns die Nahrung noch fehlen wird (deren Einfuhr bekanntlich zunächst schon durch den Mangel in der ganzen Welt begrenzt sein wird, vor allem infolge des überall fehlenden deutschen Kalidüngers) — ist es da nicht besser, die Arbeiterinnen der Landwirtschaft zuzuführen? Ist es ausgeschlossen, sie ebenso dazu anzulernen wie zum Drehen von Granaten? Ist die Frauenbewegung bei allen Berufen imstande, für Erschließung und Ausbildungsmöglichkeit zu sorgen, nur gerade bei der Landwirtschaft nicht? Ist die ablehnende Haltung der Landleute, die immer über die Leutenot klagen, aber dargebotene Hände — nach schlechten Erfahrungen — zurückweisen, das letzte Wort in der Sache? Ist nicht auch dies eine Aufgabe der „Organisation"? Ist aber diese Aufgabe anders lösbar als auf dem Wege unseres Programms? Kann die Fabrikarbeiterin Stallmagd werden? Wohl schwerlich. Kann sie aber nicht — wie tägliche Erfahrung zeigt — auf dem Wege des Gartenbaus zur Landwirtschaft gelangen?

Diese Aufgabe ist während des Krieges, im Drang der Nöte des Tages, vernachlässigt worden. Es gab bekanntlich bei den Arbeiterinnen noch immer Arbeitslose, auch als es an Männern mehr und mehr fehlte. Man hätte den Nahrungsmangel gemildert, wenn man diese brachliegenden Kräfte zu Landwirtschaftsarbeit herangezogen und ausgebildet hätte; vor allem zu einem überall noch weiterer Ausdehnung fähigen Gemüsebau. Es wäre unverzeihlich, wenn diese Kräfte auch nach dem Krieg entweder ungenützt oder — um Arbeitslosigkeit zu vermeiden — auf gemeinschädliche Weise, wie in der Not des Kriegs, noch weiter bei ungeeigneter Arbeit mißbraucht werden würden, statt in einer uns sehr viel nötigeren Arbeit zu gesunden!

Sobald die harte Kriegsnotwendigkeit gewichen: wieder heraus aus der Ueberlastung und Vergiftung, aber nicht in Arbeitslosigkeit hinein, sondern in gesunde Arbeit!

Ist der Mann wieder in seinen Erwerb zurückgekehrt und sein Lohn den gestiegenen Preisen entsprechend erhöht, so kehrt

Digitized by Google

die Ehefrau, sofern sie Mutter, von selber gern zu den Kindern heim. Damit ist scheinbar die Sache erledigt. Die Witwen, die Frauen von Halbinvaliden und die Unverheirateten sind jedoch damit nicht erledigt und die Ehefrau in der Praxis auch nicht: auch sie wird, noch nach dem Kriege, um Mann und Kinder satt zu bekommen, entweder den Lohn des Mannes durch Erwerbsarbeit ergänzen oder — noch lieber — etwas Landwirtschaft treiben wollen. Und das Aufwachsen der Kinder, es schreit nach Land, es verlangt hinaus aus der unglückseligen Heimarbeit, die bei all den Halbinvaliden, bei all den Witwen, sich wieder einzunisten droht — für die Kinder die Erhaltung der Mutter und deren Vernichtung zugleich —: die Kindheit verlangt nach einem wahrhaften Heim, nach Sonne und Luft und dafür nach Land!

Als Notstandsmaßnahme für die unbedingt darauf Angewiesenen ist die Heeresnäharbeit Objekt einer mustergültigen Kontingentierung oder Rationierung geworden. Das preußische Kriegsministerium hat auf Anregung des Büros für Sozialpolitik und der Auskunftsstelle für Heimarbeitsreform einen entsprechenden Plan entworfen. Danach wird die Heeresnäharbeit jetzt im Kriege die aller Heimarbeit überhaupt entsprechende Gestalt gewinnen: begrenzt auf die Fälle, wo als Notbehelf unentbehrlich. Diese Fälle tunlichst gering an Zahl zu erhalten, ist ein nach allen Heimarbeitsausstellungen nicht erst noch zu begründendes Gebot der Sozialpolitik und Sozialhygiene. Dem dient, was die Heimarbeit unmöglich macht: eine die Erwerbsnotwendigkeit behebende Selbstversorgung aus eigener Landwirtschaft im kleinen.

Zu der gleichen Lösung drängt das Problem der Kriegsinvaliden. Es besteht die Gefahr, daß all die medicomechanische Bemühung samt all der hilfsbereit gebotenen Versorgung umsonst gewesen ist, sobald der Gesunde, Kräftige, die Vollarbeitskraft aus dem Kriege heimkehrt. Oder wenn nicht sofort, so doch, sobald der erste Andrang der unbefriedigt gebliebenen Nachfrage nach Waren nachläßt. Ist dann der Halbinvalide nicht mehr nötig, so setzt vielleicht Fürsorge nochmals erfolgreich ein: mit der Bitte, ihn doch zu behalten; vielleicht sucht eine Gesetzesbestimmung ihn tunlichst zu sichern; vielleicht eine besondere ständige Organisation sich seiner anzunehmen. Doch ist, solange es einen freien Arbeitsvertrag gibt, ganz unausdenkbar, wie jemals der Kriegsinvalide dauernd in einer Arbeitsstelle gesichert werden soll. Der Vorschlag von Labor-Löwe, nach dem Vorbild der Stadt Freiburg, die Kriegsbeschädigten zu schützen durch Auftragsentziehung gegenüber allen in dieser Sache pflichtvergessenen Unternehmern, hilft nur soweit noch öffentliche Aufträge in Frage kommen; die dort ebenfalls vorgeschlagene gesetzliche Verpflichtung aller Unternehmer zur Einstellung von Kriegsbeschädigten in einem bestimmten Prozentsatz ihrer Belegschaft ist zu schematisch. Es gibt sicher Betriebe, die mehr als den durchschnittlichen Prozentsatz beschäftigen können; sie würden das nicht dürfen, wenn andere, die das nicht so gut können, den gleichen Prozentsatz haben müssen. Es wäre vielmehr erst festzustellen, wie viel Prozent der einzelne Betrieb gut beschäftigen kann, und ein entsprechender Prozentsatz dann von ihm zu verlangen. Doch ist auch das noch Erschwerung rationellen Verwendens der Arbeitskräfte und Fortschreiten der Anpassung an die neueste Technik, die täglich die Lage verändert. Ein Ballast also! Ist das die wünschenswerte Lage der Kriegsinvaliden?

Ganz richtig sagen Labor und Löwe: „Das Kriegsbeschädigtenproblem ist bisher viel mehr ein medicomechanisches als ein soziales". Trotz Aufklärung, Schulung und Organisation der Verwendung zu jeder geeigneten Arbeit, besonders im Buchdruckergewerbe (das Verdienst des um die Heimkehrenden, Invalide und Gesunde, sich hervorragend bemühenden Kommerzienrats Krais in Stuttgart). Der jüngst gegründete Bund der Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigten nimmt die soziale Seite der Sache in die Hand. Er fordert die völlige materielle Sicherstellung der Kriegsbeschädigten, unter der Mitwirkung ihrer eigenen Organe, und macht die Forderung eines Zwanges zur Einstellung von Kriegsbeschädigten im festen Prozentsatz auch zu der seinen. Das tief Berechtigte in dieser Bewegung bedarf keiner Worte. Doch ist der damit angekündigte Kampf um die Stellen, wie um die Rente, von vornherein auf ungünstigem Boden auszufechten. Es ist unlösbar, das soziale Problem: in einer Welt des freien Vertrags zu verhindern, daß der Vertrag gekündigt wird, wenn ein vorteilhafterer Vertrag an seine Stelle treten kann, oder gar wenn Gesunde, Vollkräftige entlassen werden müßten, um dem Invaliden seine Stellung belassen zu können. So weit nicht die Arbeit so völlig geeignet ist im einzelnen Fall, daß der Kriegsverletzte den Unverletzten in ihr gleichsteht, ist es auf die Dauer kaum möglich, die Kriegsbeschädigten vor der Rolle der minderwertigen Kräfte, die leichter als andere arbeitslos werden, zu bewahren. Ja es ist volkswirtschaftlich kaum wünschenswert, Halbarbeitskräfte mit Gewalt an einer Stelle zu halten, wo Vollarbeitskräfte mehr leisten könnten, aber aus Rücksicht auf jene weichen müssen, sobald für beide nicht genug zu tun ist. Nur eine ganz andere Sicherung, an geeigneter Stelle, ohne Schädigung anderer, vermag zu helfen.

Halb oder völlig ländliche Siedelung, mit Gärten, die Obst- und Gemüsebau möglich machen, kurz: Gartenstadt, schafft die Grundlage einer unzerstörbaren Sicherung der Kriegsinvaliden. Mit Recht hat die deutsche Gartenstadtgesellschaft in ihrem wunderschönen Heft, das solchem Plan gewidmet ist, dies empfohlen. Die Basis der Existenz ist da zum kleineren oder größeren Teil die Selbstversorgung. Wie jetzt im Krieg gegenüber den Ernährungsnöten des Aushungerungskrieges, so auch im Frieden gegenüber der Gefahr der Erwerbslosigkeit bei Entlassung: stets ist der Selbstversorger, besonders wenn er die eigene kleine Landwirtschaft im Notfall noch weiter auszudehnen vermag, in der Ernährung wie in der Wohnung vor dem Schlimmsten bewahrt. Die Kapitalabfindung, in dieser Weise angewandt, vermag tatsächlich einer dauernden Rente an Sicherheitsgewähr fast gleichzukommen, ja sie in Zeiten der Teuerung zu übertreffen und im Fall der Arbeitslosigkeit mehr vor Not zu bewahren, als eine Teilrente es vermöchte. Hier ist das als Abfindung ausgezahlte Kapital als Wirtschaftsverbesserung wirksam, rein ökonomisch, ohne Schädigung anderer: die Grundlage ist es für einen immer weiter sich selber fördernden Wohlstand, auf enger, doch unabhängiger Basis. Eine Heimstätte ist es, was so entsteht. Nicht im Sinne des Heims allein, das man bewohnt, sondern auch der Stätte, auf der man schafft, um sich zu versorgen.

Das alles mag wirtschaftlich reaktionär erscheinen. Ist es doch ein Zurückgehen in das, was war. In die Selbstversorgung, die „geschlossene Hauswirtschaft", die einst uns alles war, bis sie von Stadt- und Volkswirtschaft ökonomisch siegreich, weil überlegen, überwunden worden ist.

Doch ist dem nicht ganz so. Man kehrt nicht nur zurück. Man schafft Neues. Neuansiedelungen, nach neuem halb-ländlich, halb industriellem Plan, der neuen Industriezeit entsprossen und ohne sie ganz undenkbar, von der schärfsten Arbeitsteilung gefordert und gefördert, eine höhere Stufe als die zu überwindende landlose Stadt und neu zu organisieren — das ist die Gartenstadt, um die es sich da handelt, und das ist zugleich die Lösung der großen Probleme, die der Heimgekehrten harren werden. Denn solche Neuansiedlungen, in geeigneter Form und an geeigneter Stelle sind es, durch die, von Rechts wegen organisiert und benutzt zur Hebung der Landwirtschaft, auch die beiden großen Problemkomplexe, Kapitalmangel und Absatzmangel, zur Lösung zu bringen sind.

Davon in einem weiteren Aufsatz. Er wird Kapitalmangel und Absatzmangel, allgemeiner: die deutsche Volkswirtschaft nach dem Kriege zu behandeln haben, an deren vorauszusehende Lage unser Programm sich anpaßt.

Dort wird sich zeigen, wie dieses Produktionsprogramm, von dessen Begründung der vorliegende Aufsatz nur ein Stück ist, durch scheinbar lediglich agrarpolitische Maßnahmen auch der im Export geschädigten Industrie zu Hilfe kommt. Dort wird, mit einem Wort, die sozialpolitische Begründung in der ihr folgenden volkswirtschaftlichen die nötige Ergänzung finden. Worauf dann das Reich als Grundherr den finanzpolitischen Abschluß bildet. Das Reich, das wir verteidigen, ist unser Hort — doch diesem

Digitized by Google

Schatz muß etwas mehr gehören als nur unsere Liebe und unser Blut! Es kann nur helfen, wenn ihm zugleich geholfen wird: durch Eigentum, an Boden und an Kapital, ohne kleinliche Rücksicht auf Privatinteressen.

Naumann/Die Freiheit Luthers

1.

Luther war ein sehr merkwürdiger einzigartiger Professor, bei dem die Gelehrsamkeit gar nicht gering, aber bei weitem nicht das Größte war. Erst wenn ein Professor mehr ist als ein gut aufgezogener Denkapparat, wird er zur allgemeinen Wohltat. Luther hat durch seine Bibelübersetzung und andere Arbeiten bewiesen, wie vortrefflich er in den Geist fremder Sprachen eindrang, dabei schrieb er fast soviel lateinisch wie deutsch, und sein Schulwissen und Gedächtnis war auch sonst nicht schlecht. Aber wer verehrt ihn deshalb, weil er vieles gelernt hatte? Wahrhaft können muß man etwas, und er konnte sehr Großes, denn er war übervoll von innerlicher Kraft, von Mitteilungswillen und Mitteilungsstoff.

2.

Dieser Professor Luther hatte vor seiner Lehrtätigkeit eine schwere innere Umwandlung durchlebt und war von da an ein Mensch, der eine eigene Vergangenheit besaß, ein Einst und ein Jetzt. Er wurde in diesem weitesten Sinne des Wortes neugeboren, wiedergeboren, umgeschaffen. Von diesem einen Erlebnis hat er gezehrt, bis es zum Erlebnis seines Zeitalters wurde. Immer von neuem, täglich sozusagen, kommt er auf seine Umschmelzung zurück, besieht und besingt sie von allen Seiten und wandert zwischen Tod und Teufel wie ein tapferer Reiter, der schon einmal aus der Verzweiflung herausgesprungen ist. Das Wunder Gottes, das er selber an sich erfuhr, macht seine Augen helle für alle Wunder neugeborener Seelen.

3.

Die Umwandlung des Doktor Martinus Luther war etwas ganz anderes als etwa eine pietistische Bekehrung, denn er war ja vorher kein leichtfertiges, böses Weltkind gewesen und wurde nachher keine schöne Seele. Seine innere Veränderung ist nicht ein Vorgang zwischen Weltförmigkeit und Gläubigkeit, sondern eine Auseinandersetzung zwischen zwei Frömmigkeiten, nämlich einer angstvollen und einer zuversichtlichen. Erst durchlebte er die ganze Angst der mittelalterlichen Möncherei, die Qual der Zelle und des Gesetzes, dann aber umfloß ihn desto voller der frohe Glanz der Befreiung. So wurde er zu einem Kinde Gottes, dessen Lippen überflossen vom Preise seines Erretters. Erst war er gebunden, nun aber wandelte er in großen Schritten.

4.

Den düster-seligen Erneuerungsvorgang Luthers können nicht viele Menschen ganz nachempfinden, weil es auf dem Gebiet der feinsten Seelenbewegungen nur wenige ganz musikalische Geister gibt. Da aber Luther selber im übrigen ein ungemein kräftiger, laut sprechender, weithin verständlicher Naturmensch war und blieb, so gelangte wunderbarerweise eines der zartesten Erlebnisse in ein äußerst festes Gefäß, es kam ein Geheimnis der Engel in die Hände eines Bauern und Bergmannes, der nun seinen köstlichen Schatz mit Kinderfreude schätzte und von ihm auf allen Gassen erzählte. Weil er die Freiheit eines Christenmenschen gefunden hatte, so sollte gleich auch alle Welt sie finden.

5.

Die Umänderung Luthers vollzog sich auf der Humanisten-Universität Erfurt, die damals geistig sehr modern war und schon immer, um in unserer Sprechweise zu reden, als freisinnige Universität gegolten hatte, aber er selbst wurde kein Erfurter Neulateiner, und seine Lebensveränderung geschah nicht unter den Lehrstühlen, sondern im Winkel des Klosters. Er trug zu viel Ueberirdisches, Phantastisches oder Mystisches in sich, um sich an der Wiederaufrichtung der formvollendeten altheidnischen Weltlichkeit zu beteiligen. Was ging ihn jene ferne Luft gewesener Philosophen, Dichter und Politiker an, solange er mit seiner Seele noch nicht in Ordnung war und solange er das Gewitter Gottes über sich fühlte? Bebend und schüchtern auf zitterndem Erdboden war er eine Zeitlang ein einzelner für sich allein, und allein fand er seinen gnädigen Gott. Das hob ihn heraus aus jeder anderen Tradition und machte ihn zu einem Ausnahmemenschen, zum auserwählten Werkzeug Gottes.

6.

Man hat viel von den Vorläufern der deutschen Reformation gesprochen, als seien sie die Wegbereiter für Luther gewesen. Was aber kümmerten ihn während seiner Entscheidungszeit die alten Streite der Waldenser, Wiklefiten und Hussiten oder auch die Reformgespräche der Konzilien und Klöster, da er ja gar nicht Reformator werden wollte, sondern es ungesucht wurde? Die Zeit war da, in der ein Erneuerungsprophet auffteigen konnte, daß aber von zehntausend Menschen gerade dieser eine der Auserwählte sein sollte, war ihm selber am allerverborgensten. Er war ein junger Professor mit einem heiligen inneren Erlebnis. Als solcher ging er nach Wittenberg, der kleinen neuen Universität. Was aber sollte von Wittenberg Großes kommen?

Als Luther nach Wittenberg einzog, brachte er eine neue Art mit, die Bibel zu lesen. Das hing mit seinem Erlebnis zusammen, denn er war ein biblischer Mensch geworden durch die Gnadenbeleuchtung, die er erfahren hatte. Fast war es, als hätte seit Jahrhunderten niemand vor ihm die Bibel verstanden, denn ihm ward sie mit einem Male hell und einfach und vertraulich, weil er von Anfang bis zum Ende immer nur sein köstliches Evangelium in ihr fand. Dafür, daß sie selber ein höchst zusammengesetztes Werk vieler weit entlegener Jahrhunderte war, hatte er beinahe kein Gefühl; es störte ihn nicht, da er eine wunderbar glückliche Gabe besaß, über formale Schwierigkeiten hinüberzugleiten. Nachdem er über das riesenhafte Hindernis seines qualvollen Sündergefühles durch das ewige Erbarmen hinweggekommen war, hielt ihn nun nichts mehr auf. Er mußte sich nur beständig hüten, nicht wieder in seine alte Angst hineinzugeraten, alles andere lichtete sich dann von selber. Wer ein Kind Gottes bleibt, kann alles ertragen.

8.

Wittenberg war voll von Mirakeln und Reliquien, denn Friedrich der Weise, Landesvater und Churfürst, eine große und feine Persönlichkeit, hatte nicht nur selbst im heiligen Lande als Wallfahrer gebetet, sondern auch Tausende von Heiligenresten und Erinnerungszeichen gesammelt. Das ver-

Digitized by Google

trug sich damals ganz gut mit Weltoffenheit. Zwischen den Heiligenschreinen suchten nun die armen Seelen eines braven Volkes ihre Helfer und Tröster, Luther aber besaß das Heilmittel des großen Trostes, denn er brauchte nur auf das Kreuz in der Mitte zu blicken. Er hatte im Grunde dieselben Seelenschmerzen wie das Volk, aber er kannte ein einfaches Wasser des Lebens und fühlte die Entfernung wachsen zwischen sich und den Wunderdoktoren mit der mächtigen Heiligenapotheke. Wahre Reue und Buße und fester Glaube, das genügt! Damit wurde er ein Seelsorger allergrößten Stiles, denn alle großen Heilmethoden sind einfach.

9.

Es ist als ein hohes Glück anzusehen, daß die Gelehrsamkeit nicht noch mehr zu seinem Lebenselemente wurde, denn dann würde auch er leicht seine Volkhaftigkeit verloren haben. Er besaß Wissen genug, um inmitten der akademischen Kreise als eine hochragende Tanne dazustehen, aber nicht so viel, daß er nun ein Wahrheitssucher an sich geworden wäre. Das Wissen blieb ihm ein gut und gern geübtes Handwerkszeug für den geistlichen Beruf in allen seinen Teilen, in Predigtamt, Priestertum und Prophetie. Nachdem er seine eigene innere Haltung gewonnen hatte, brach er das Brot für alles Volk, erweiterte den Umkreis seiner praktischen Interessen, kümmerte sich um Kleines und Großes und ward ein Herzog im Bereiche der Innerlichkeiten, der ohne viel zu fragen, tat, was der Geist ihm eingab.

10.

Luther war lebenslang von einer beinahe unglaublichen Regsamkeit. Was hat er alles geschrieben! Es werden wenige Menschen sein, die eine stärkere literarische Produktivität aufweisen, und dabei war doch das Schreiben immer nur eine Seite seines Tuns. Es floß ihm aus der Feder, es rann und quoll aus seinem starken Gehirn. Oft zwar wiederholt er sich selber, wird häufig breit wie alle volkstümlichen Schriftsteller, arbeitet nicht immer mit strenger Stoffverteilung, läßt gelegentlich halbfertige Gedanken fallen, kurz, er arbeitet wie einer der großen Maler, deren Wände voll hängen von allerlei Skizzen und hundert Erzeugnissen, von denen nur einige den obersten Grad der Reife zu erreichen vermögen, die aber alle dieselbe fertige, sichere Hand zeigen und von denen keines ganz wertlos ist, weil in jedem Bruchstück etwas vom ganzen Kerl zum Ausdruck kommt. Er gehörte niemals zu denen, die langsam Miniaturen malen.

11.

Ob Luther ein Dichter war? Erst in der zweiten Hälfte seines Lebens hat er Gesänge aufgeschrieben, und diese sind fast nur liederartige Wiedergaben der Bekenntnisse seines Glaubens, kirchlich gehobene Worte im Kleide der Singbarkeit wie „Ein' feste Burg" und „Vom Himmel hoch". Aber es würden sich seine Bekenntnisse nicht so ohne weiteres ins Lied hineingefügt haben, wenn sie nicht schon vorher in greifbaren Bildern und gut gegossenen Begriffen in ihm vorhanden waren. Es ist wunderbar, wie leicht er schwere innerliche Probleme zur Verständlichkeit gestaltet, ohne dabei flach zu werden. Alles, was er schreibt, ist, als werde es Auge in Auge gesprochen. Er verkehrt nicht mit dem Papier, das vor ihm liegt, sondern unmittelbar mit den Menschen, an die er seine Bücher wie Briefe aussendet. Mit seiner eigenen Größe wächst die Kraft der Sprache, und in hohen Augenblicken findet er die Ausdrücke der Freude und des Zornes, als sei er selbst eine der großen Orgeln mit zahlreichen Registern.

Fortsetzung folgt.

Erich Schairer / Die „Ala"

Die „Ala" ist eine neugeborene Firma und heißt mit ihrem vollen Namen: Ala, Allgemeine Anzeigen G. m. b. H., Berlin.

Es möge erlaubt sein, aus der Vorgeschichte dieser Gründung einiges zu erzählen; daran soll nachher eine allgemeine Betrachtung geknüpft werden.

Im April 1914 wurde in Essen mit einem Stammkapital von 200 000 M. die „Ausland G. m. b. H." begründet, mit dem Zweck der „Förderung der Beziehungen und der Stellung der heimischen Industrie zu den wichtigeren ausländischen Wirtschafts- und Kulturgebieten durch Verbesserung des Nachrichtenwesens und sonst geeignet erscheinende Maßnahmen", ferner des Betriebs und der Beteiligung an allen Geschäften, die zur Unterstützung des obigen Zwecks für dienlich gehalten würden. Von den 41 Gesellschaftern übertrugen 22 mit einer Gesamtbeteiligung am Stammkapital von 167 000 M. ihre Vertretung dem Geh. Finanzrat Dr. Hugenberg, Vorsitzenden des Direktoriums der Friedr. Krupp A. G. Geheimrat Hugenberg vertritt also sieben Achtel des Kapitals der „Ausland G. m. b. H.".

Im Juli 1914 wurde, zunächst ebenfalls mit einem Kapital von 200 000 M., die „Auslands-Anzeigen G. m. b. H., Berlin" gegründet. Ueber ihren Zweck heißt es im Gesellschaftsvertrag: „Die Gesellschaft betreibt das Geschäft der Anzeigenvermittlung, namentlich nach dem Auslande. Sie kann im übrigen alle Geschäfte betreiben, die ihr zur Unterstützung des Hauptzwecks oder aus anderen Gründen förderlich erscheinen." Das Stammkapital der Gesellschaft wurde bald auf 1 Million Mark erhöht. Davon waren Anfang dieses Jahres 444 000 M. untergebracht; und von diesen Anteilen befanden sich hinwiederum 240 000 M. in den Händen der „Ausland G. m. b. H.". Vom Rest entfiel ein ansehnlicher Teil auf Kruppsche Filialen und bekannte Firmen der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie.

Trotz ihres Namens befaßte sich die „Auslands-Anzeigen G. m. b. H." in großem Maßstab auch mit der inländischen Anzeigenvermittlung. In einem Rundschreiben an ihre Gesellschafter begründete sie dies damit, daß ein Auslandsgeschäft ohne die breite Grundlage eines Inlandsgeschäfts nicht entwickelt werden könne. Außerdem wies dieses Rundschreiben darauf hin, daß der deutsche Industrielle bei der Vergebung seiner Anzeigen neben den geschäftlichen doch auch „deutschnationale Gesichtspunkte" berücksichtigen wolle. Ob hierbei an die Vergebung von Anzeigen im Ausland oder im Inland oder beides gedacht ist, wird nicht deutlich.

Zu bemerken ist noch, daß sich die Gesellschafter der „Auslands-Anzeigen G. m. b. H." bei Uebernahme eines Geschäftsanteils verpflichten, künftig ihre sämtlichen Inserate durch Vermittlung der Gesellschaft zu begeben; endlich, daß Krupp und die rheinisch-westfälische Schwerindustrie, in deren Händen kraft ihres finanziellen Uebergewichts die Leitung der Gesellschaft liegt, selber am Anzeigenwesen sehr wenig teilnehmen, da sie nur gelegentlich und verhältnismäßig selten inserieren.

Vor kurzem nun ging durch die Handelsteile verschiedener Blätter die kurze Notiz, daß die „Auslands-Anzeigen G. m. b. H." ihr Kapital von einer Million auf vier Millionen erhöht habe und daß sie „entsprechend dem tatsächlichen Bereich der seitherigen Annoncensammeltätigkeit" ihren Namen in „Ala, Allgemeine Anzeigen G. m. b. H., Berlin" umgewandelt habe. Die neue „Ala" wird also die Tätigkeit der ehemaligen Auslands-Anzeigen G. m. b. H., die im Ausland recht wenig gearbeitet haben soll, dagegen im Inland im Laufe des Jahres eine Reihe von Blättern aufgekauft hat, mit vervierfachter Kraft und beruhigtem Gewissen fortsetzen.

* * *

Wenn sich eine neue Annoncenexpedition mit erheblichem Kapital auftut, so könnte das allenfalls der Firma Rudolf Mosse Kopfzerbrechen machen, brauchte aber die übrige deutsche Oeffentlich-

Digitized by Google

keit nicht aufzuregen. Ersteres ist der Fall und eine Sache für sich. Aber ein Artikel in der „Frankfurter Zeitung", der sich mit der „Ala" beschäftigt (1. Morgenblatt vom 24. Aug. 1917), weist auf das erhebliche politische Interesse hin, das die Tätigkeit der „Ala" um der Kreise willen verdiene, die hinter ihr stehen. Die „Frankfurter Zeitung" fragt: „Sollte etwa die Schwerindustrie auf dem Umwege über den Anzeigenteil Einfluß auf den politischen Teil der deutschen Presse gewinnen wollen?" Sie wagt es nicht, diese Frage glatt zu bejahen, glaubt aber, daß „schwere Indizien" nach dieser Richtung deuten. Ein solches Indizium ist offenbar auch der oben angeführte Satz von den „deutschnationalen Gesichtspunkten", die der deutsche Industrielle bei der Vergebung seiner Anzeigen berücksichtigen wolle.

Der Leser möge sich die Frage der „Frankfurter Zeitung" selber bejahen oder verneinen. Es genüge, ihm hierzu den Zustand des heutigen Zeitungswesens noch einmal vor Augen zu halten, wie ich ihn in der letzten Zeit in einer Reihe von Aufsätzen dargestellt habe (vergl. auch Nr. 16 der „Hilfe" vom 19. April 1917).

Im geschäftlichen Aufbau einer heutigen Zeitungsunternehmung steht im allgemeinen die Einnahme aus dem Inseratenteil so sehr an erster Stelle, daß von ihr rundweg die Existenz des Blattes abhängt. Die Einnahme aus den Bezugsgebühren würde dem Verleger in vielen Fällen nicht einmal hinreichen, um das unbedruckte Papier für seine Zeitung zu bezahlen, geschweige denn, daß ihm daraus ein Ueberschuß, ein Geschäftsgewinn verbliebe. Dieser wird einzig und allein vom Inseratenteil abgeworfen. Der textliche Teil spielt deshalb für gewisse Blätter lediglich die Rolle eines Mittels zum Zweck der Inseratengewinnung. Je höher die Abonnentenziffer, desto mehr strömen die Inserate zu. Wird dabei ein gewisser Punkt erreicht, von dem an der weitere Zufluß von Anzeigen nicht mehr sehr wahrscheinlich ist — der Inseratenteil ist „saturiert" —, dann ist jeder weitere Abonnent, der sich meldet, ein Verlustposten; denn die Bezugsgelder sind, wie gesagt, Nebeneinnahmen. Das mag in dieser äußersten Zuspitzung nur für sogenannte „Generalanzeiger" gelten; aber ihre Konkurrenz zwingt auch die charaktervolle Presse, zwingt auch den Verleger, der sich von seinem Inseratenteil nicht gern beeinflussen lassen möchte, das Hauptaugenmerk auf möglichst hohe Inserateneinnahmen zu lenken, da sich an den lächerlich niedrigen Bezugsgeldern ja nichts verdienen läßt. Es gibt wohl kein einziges Zeitungsunternehmen, das nicht auf Inserate angewiesen wäre, wenn es ohne Zuschüsse arbeiten will. Mit anderen Worten: unsere heutige Tagespresse ist vom Inseratenwesen finanziell abhängig; und daraus entspringt eine schwere innere Gefahr für die Freiheit der Presse. Diese innere Gefahr ist weit bedenklicher und schwerer zu bekämpfen als irgendwelche äußeren Hemmungen, wie die offizielle Zensur, die in normalen Zeiten kaum mehr lebensfähig ist; es gibt Fälle, in denen sie als inoffizielle und unsichtbar wirkende Zensur der inserierenden Interessenten auftritt.

Die „Ala" ist also nicht etwa eine neue Gefahr, sondern lediglich ein durch den politischen Willen ihrer Hintermänner, durch ihre Organisation und ihre große Kapitalkraft besonders gefährliches Instrument, mit dem die schon bisher vielfach imaginäre Freiheit der Presse angetastet werden könnte. An sich bestand und besteht diese Möglichkeit, seit das Inseratenwesen seine vorherrschende Bedeutung hat; und jeder Großinserent und jede große Annoncenexpedition konnte sie ebensogut ausnützen, wie dies jetzt von der „Ala" befürchtet wird. Die Besorgnisse vor der künftigen Tätigkeit der „Ala", wie sie in der „Frankfurter Zeitung" ausgesprochen werden, bekräftigen lediglich den von mir und anderen, wie z. B. Brauweiler, gerade in der letzten Zeit mehrfach gegebenen Hinweis auf das Bedenkliche des Zustandes, daß die Zeitung als Geschäftsunternehmen auf dem Ertrag des Inseratenwesens beruht.

Nun gibt es allerdings Leute, die das ganz in der Ordnung finden. „Gewiß mag es richtig sein," hat mir einmal ein „Binder" in der „Schaubühne" entgegengehalten, „daß durch das allmählich eingetretene Uebergewicht des Anzeigenteils bei den Zeitungen die Unabhängigkeit der Presse in Gefahr geraten ist. Aber wer ist so naiv, in einem Zeitalter wie diesem und unter der Herrschaft des Kapitalismus bei Geschäftsunternehmungen (wie die Zeitungen sind) überhaupt an die Möglichkeit einer Unabhängigkeit zu glauben?" Die Zeitung ist nun einmal, wie Lassalle gesagt hat, wie auch Brunhuber in seiner Monographie über „Das moderne Zeitungswesen" schreibt, nicht etwa ein „Organ der öffentlichen Meinung", sondern ein bloßes kapitalistisches Unternehmen, „genau so wie etwa eine Schnapsbrennerei oder eine Drahtzieherei".

Das ist deutlich geredet. Und wenn dies wirklich die allgemeine Auffassung von der Presse wäre, so hätte das wenigstens ein Gutes: jeder wüßte, wie er mit seiner Zeitung dran wäre; weder Leser noch Redakteur könnte mehr daran glauben, daß in der Zeitung das Gemeininteresse oder geistige Güter, wie Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, verfochten würden. Das ist aber trotz „Binder" und anderen immer noch eine recht weitverbreitete Auffassung vom Sinn des Zeitungswesens; und in einer bedeutsamen Auslassung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ist erst in diesen Tagen die Presse ausdrücklich als Vertretung der allgemeinen Interessen von der Regierung anerkannt worden. Und solange es unter Zeitungsschreibern und -lesern noch Menschen gibt, die an eine solche ideale Aufgabe der Presse glauben, solange wird die Folgerung aus dem geschilderten Tatbestand unabweislich sein: die Presse muß befreit werden aus ihrer kapitalistischen Befangenheit, sei sie auch nur als Möglichkeit — gottlob nicht in jedem Einzelfall als Wirklichkeit — vorhanden. Und die Befreiung besteht darin, daß die Herrschaft des Anzeigenteils gebrochen wird; daß man es ihr ermöglicht oder sie zwingt, ihre Einnahmen wieder wie ehedem und wie es das Natürliche ist, in erster Linie aus den Gebühren der Bezieher zu schöpfen. Es ist nicht nötig, ihr das Inseratenwesen ganz wegzunehmen. Aber soweit es überwuchert, muß es beschnitten und für sich abgesondert werden. Auf welchem Wege dies erreicht würde, habe ich mehrfach gezeigt: durch eine staatliche Inseratenlizenz, die das Erscheinen von Anzeigen in privaten Zeitungen und Zeitschriften nur gestattet, wenn sie gleichzeitig oder vorher im amtlichen Anzeigenblatt erscheinen oder erschienen sind.

Helene Voigt-Diederichs / Die Schwiegertochter

(Fortsetzung.)

3.

Der Spätnachmittag geht hin. Weich und eigenfarbig wird die Welt, nur in die beiden Turmdächer, das steile bleiweiße und das bauchig grüne, hat sich noch Sonne hinaufgerettet, kann nun auf Erden nicht höher mehr nud flüchtet zum Himmel empor. Ungeheuer steinern schweigen über dem Lärm der spielenden Kinder die schaumig verwitterten Giebelfelder der Sandsteinwand. Quer gesetzt reitet Maria mit dem Kind, Josef schreitet wegweisend dem Esel voran. Ein uralter Gott sitzt auf seinem Thron, unförmig wie ein Heidenbild. Kindermord — ein viereckiger Würgeknecht steht, sinnlos, immer noch gültig ist, was er verlangt. Tauben trippeln über des Esels Mähne, schnäbeln auf Mariens Kopf, picken am Schwert, das der Wüterich schwingt, sieben Jahrhunderte lang. Wieviel Kindlein hat der da oben sterben sehen, wieviel kleine Särge sind hier zu seinen Füßen vorbeigetragen?

Oben hinter den Fenstern schaffen die zwei alten Leute. Hell und gern, immer Gutes im Herzen, der Blinde. Schwer im schweren Augenblick befangen, unhoffend, seine Frau; man kommt niemals durch, ist ein Narr, daß man es jeden Tag neu versucht. Grad wie mit der Schürze hier, immer wieder flicken und hält doch längst der Stoff keinen Lappen mehr.

Dringlicher blaut die Dämmerung. Nicht kühler,

Digitized by Google

heißer wird's. Der Staub sinkt und die Steine dünsten aus. Verspätet kommt die Kriegspostbotin auf den Kirchplatz, hundert Hände bitten ihr entgegen. Aufmerksam teilt sie aus unter das Feierabendvolk, tröstet männlich bedacht: das nächstemal! Sie ruft hinauf ins Treppengewinkel von Vater Biethans Haus. Der Gerufene schlurrt niederwärts, tastet nach dem Brief. Seine Finger suchen zu lesen, etwas ist anders als sonst. Dann fährt ihm seine Frau dazwischen. Aus Hannover — Lazarettverwaltung? findet sie heraus. Für Berta. Ist das nun Wilhelms Hand oder nicht? Schrift ist Schrift, Unterschiede kann sie nicht erkennen. Gott, o Gott, wenn man nichts passiert ist.

Nach neun Uhr erst kommt Berta. Es hat wieder Ueberstunden gegeben. Aber müde ist sie nicht; wenn's nach ihr ginge, könnte sie die ganze Nacht weitermachen. So spät noch ein Brief? Es ist zu dunkel zum Lesen. Sie brennt das geriefelte Lichtlein an auf dem Hals der Medizinflasche.

Ganz still sitzt sie und liest. Ein paarmal fliegen die Augen über die wenigen Zeilen. Hart und blutlos wird ihr Gesicht. Dann legt sie die Stirn auf die Tischkante.

Die Mutter fragt, vier oder fünf breite Fragen hintereinander, läßt keine Pause für die Antwort. Der Vater tritt heran, fährt mit seiner milden prüfenden Hand über ihr Haar. Er schweigt, wartet ab. Dann wird's unheimlich. „Sprich doch, Mädchen!"

Da flammt sie hoch, bolzengerade. „Tot ist er!" stößt sie heraus. „In Hannover. Mit dem Lazarettzug hingekommen. Kopfschuß, zwei Tage gelebt. Besinnungslos die ganze Zeit. Und erst jetzt, wo alles vorbei ist, schreiben sie."

Das ist eine heiße unbarmherzige Nacht in der dunstigen Kammer. Niemand hat Tränen, die bittere Neuigkeit muß sich erst durchfressen bis zum Herzen. Allmählich fängt die Mutter zu jammern an. Der Sohn, der Sohn. Soviel schwere Zeit ist gewesen, alles hat er gehabt, alles hat man geschafft. Die Lehrjahre, schwere Opferjahre waren das. Und nun, kaum daß er's einem gut machen kann, nehmen sie ihn hin. Die Geldleute, die schuld sind an dem ganzen Mordkrieg. Warum ist er tot? Weil er der beste war, immer der erste. Da ist Frau Thiele ihrer, der hat vor dem Krieg nicht Hand noch Fuß für die Eltern gehoben und ist schon entlassen — drei Finger krumm und schöne Rente! Ihre arme Seele windet sich; tief drinnen bohrt es, fragt heißer, als die harte nützliche Klage verrät. Ein paar Stunden, dann hält der müde Leib, der das Denken nährt, den Sturm nicht mehr aus. Er bricht zusammen, ersetzt nicht in atmender Ruhe seine Kraft, ist nur für eine Weile erschlagen, ausgelöscht.

Vater Biethahn, der gewöhnt ist, manche Nacht zu wachen, nur mit seinen klaren Gedanken beschäftigt und den Bildern früherer Zeit und doch am Morgen erquickt und ausgeschlafen, liegt in der mondbraunen Nacht, die ganz dunkel für seine Augen ist, und sieht nichts auf der Welt als seinen Sohn. Er sieht ihn nicht, wie er jetzt vielleicht gewesen sein könnte, als Soldaten, schmal und hoch, mit den blauen Augen, die jeder von der Familie hat. Nein, er sieht den Zweijährigen, wie er in den Taschen des heimkommenden Vaters kramt. Alles, was er findet, bejubelt er. Brotkrumen, Nägel, Band; zuletzt kriegt er die Rolle mit Kautabak vor, beißt hinein, schluckt ein Stück — das Gesicht hinterher! Die bösen Augen, die kleine entsetzte Fratze, die ist es, was der Vater unbeweglich vor sich sieht. Ist nun das alles noch oder ist es nicht mehr. Mit diesem Brief aus Hannover weggewischt? Nein, es besteht; das Herz, das an einen Toten denkt, schenkt ihm das ewige Leben.

Im Wagen liegt das Kindlein, seltsam still in dieser Nacht. Es murkst ein bißchen in seinen Kissen, aber kein Wimmern wie sonst doch viele Stunden durch. Vielleicht sitzt neben ihm ein toter Soldat, gibt ihm seine Kraft ins Herz, seine Hoffnungen ins Blut — all das Leben, das er im dunklen Grab nicht brauchen kann.

Die junge Frau? Ganz fühllos liegt sie, frierend in der schwülen Nacht. Manchmal meint sie, ihr Gehirn ist ein kleines Rad geworden, dreht und dreht sich, fängt plötzlich zu rollen an. Rollt es durch ihre Stirn hinaus, dann muß sie sterben.

Sie denkt. Immerfort denkt sie. Wie sie alles einrichten wird. In die Konserve gehn, Bescheid sagen, daß ihr Mann gefallen ist. Dann sich erkundigen, auf der Polizei, beim Bezirkskommando — irgendwo. Eine Frau muß ja immer erst herausfragen, wo sie fragen soll. Das wird nun das ganze Leben durch so sein. Sie will nach Hannover fahren. Sie will die Leiche herhaben. Ihr Sparkassenbuch in der Bibel dort, es ist nichts mehr heut nacht als das Grab von ihrem Mann, draußen auf dem Ehrenfriedhof, wo so viele Männer, Väter, Brüder und Söhne sind.

Während der ganzen Nacht nagen ihre starren Gedanken an der Außenseite von dem, was geschehen ist und was nun sein muß. Das schwarze Hochzeitskleid hängt im Schrank. Vom Hut muß das Band herunter . . . Es ist gut, daß sie gleich damals die große Wohnung aufgegeben hat, obgleich ja manches hier nicht ist wie sie's gewöhnt ist . . . Soll sie zur Gewerkschaft gehn? Zum Pastoren, der sie konfirmiert hat? Ach nein, er hat schon alles fertig, was er sagen wird . . .

Das kleine Kind, das ist ganz aus ihrem Sinn verloren in dieser ersten toten einsamen Nacht . . . . .

Am Morgen schleppt die Mutter ihre schlaffen Glieder in die Spinnerei wie alle Tage. Sie bliebe ja gerne zu Haus. Aber es steht nicht drauf, sagt sie, ergeben in die Notwendigkeit zu verdienen. Nachmittags wird der Jammer nachgeholt. Die Nachbarinnen sind da, fragen, wollen wissen, klagen an. Tränen um eigenes Weh beginnen zu fließen. Sie alle sehnen sich nach Schmerzen, die den Toten wach halten im grauen Alltag, der kalt daherschreitet, so viel will, so wenig Raum läßt für das, was man lieb hat und nicht vergessen mag.

Vater Biethahn weicht dem Gebärme aus, irgendwie ist ihm sein Junge zu gut dafür. Nicht daß er hochmütig wär; aber die, wenn sie weinen, so denken sie an sich, nicht an den, der nie mehr wiederkommt. Eine breite harte Hand hatte Wilhelm, eine Stimme, die schien laut wie Sonne ins Herz. Siebenundzwanzig Jahre! Vaterland, ja. Aber ein Trost ist nicht für all das liebe Blut, das in die Erde läuft.

Vater Biethahn freut sich über die Schwiegertochter; mitten in all dem Leid kann er sich noch freuen. Die weiß, was sie will. Die faßt zu, die kriegt ihren Jungen groß ohne Armenpfleger und Waisenhaus. Oftmals hat er sich gesagt: bist so nutzlos in der Welt. Nun ist es gut, daß er da ist, bis das Kind aus dem Gröbsten ist. Liegt nicht vielleicht der Sohn still und tot, damit der Enkel all seine Zeit in Frieden leben kann?

Nach der guten Nacht hat Ernestchen einen schlechten Tag, tut ganz ausgehungert, schreit und schreit und will doch nichts. Gegen Abend nimmt Großvater ihn mit hinunter, zwischen das spielende junge Volk, trägt ihn auf und ab an den Mauern der alten Kirche, unter Maria und Joseph, vorbei am Henker Kindleintod und dem Kreuz dessen, der

Digitized by Google

sein Leben lässet für seine Brüder. Vater Biethahn sieht die steinernen Ewigkeitsbilder nicht, aber er hört den Taubenflug und der schafft, als wären sie von gestern, die Gesichte längst vergangener Zeit. Und ein Lied summt von seinem Mund, das sie als Kinder gekonnt, hinten in Thüringen.

Ich bin so arm und habe nichts,
und alles was mein eigen ist
ein Blättlein von der Linde,
das schenk ich meinem Kinde . .

Schluß folgt.

Sprechsaal

Von befreundeter Seite wird uns zu den Aufsätzen von Naumann und Heile in voriger Nummer geschrieben:

Die Offensive der Rückschrittler.

Ein Trommelfeuer schwerster Kaliber untermischt mit Wurfgeschossen giftigen Inhalts prasselt tagtäglich von konservativ-schwerindustriell-kriegsgewinnender Seite auf die Reichstagsmehrheit hinab. — Die Autorität der Volksvertretung soll systematisch untergraben, das Vertrauen zu ihr planmäßig erschüttert werden. Es ist nicht die Reichstagsresolution mit ihrer Betonung der Bereitschaft zu einem ehrenvollen Verständigungsfrieden und ihrer Ablehnung gewaltsamer Annexionen, die diese Angriffe von seiten der Rechtsparteien bewirkt hat, sondern einzig und allein die Tatsache, daß der Reichstag sich endlich seiner Stellung und Verantwortung bewußt geworden ist, daß er endlich als Vertretung des deutschen Volkes verlangt hat, bei den Entscheidungen der Gegenwart und Zukunft mitzusprechen. Den Einfluß des Volkes und der Volksvertretung aber fürchten diejenigen alle, die ihre Machtstellung im Staate bisher nur ihren Privilegien oder ihrem Reichtum oder sonstigen Umständen verdanken. Ihre Besorgnis ist durchaus begreiflich, denn, wenn es der Volksvertretung gelingt, den ihr gebührenden Einfluß zu erlangen, dürfte die Zeit der unverantwortlichen Mächte ihr Ende gefunden haben. Für niemand gilt das mehr als für die preußischen Konservativen und ihren großindustriellen Anhang. Die plötzliche Beseitigung des verdienten Generals Groener hat mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie groß der Einfluß unverantwortlicher Kreise ist, deren Tendenz vor allem g e g e n jede Gleichberechtigung der Arbeiter- und Angestelltenschaft gerichtet ist. — Diejenigen Kreise, die von der Kriegskonjunktur einen außerordentlichen Nutzen ziehen und deshalb nach dem Grundsatze „leben und leben lassen" doch auch anderen Bevölkerungsschichten, denen der Krieg zumeist große Opfer an Blut und Gut gekostet hat, etwas gönnen sollten, sind eifersüchtig auf die Erhaltung und Stärkung ihrer Machtstellung bedacht; sie suchen klug vorzubauen, indem sie einflußreiche Zeitungen zu erwerben und zu beeinflussen suchen, um somit in der öffentlichen Meinung beizeiten für „gut Wetter" zu sorgen. — Es ist nämlich selbst für diese Politiker k e i n Geheimnis, daß die große Masse der Frontkämpfer für die Privilegien und Sonderrechte einzelner Klassen — insbesondere auch in steuerlicher Hinsicht — sehr wenig Verständnis zeigen wird! Der kriegsgewinnende Heimkrieger wird ihnen wenig Respekt einflößen! — Da gilt es eben beizeiten vorzubauen! In diesen Gedankengängen sind die letzten Wurzeln der großen Tintenoffensive in den konservativ-schwerindustriellen Blättern zu suchen! — Die Reichstagsmehrheit hingegen kann der Zukunft getrost mit bestem Gewissen entgegensehen, wenn sie, unbeirrt durch derartige Offensivstöße, den wahren Interessen des Volkes Rechnung trägt. Volle Gleichberechtigung aller Staatsbürger und Konfessionen in jeder Beziehung, keine Bevorrechtung einzelner Gesellschaftsschichten bei der Besetzung der maßgebenden Ämter, eine gerechte und soziale, den Kriegsgewinn schärfer als bisher erfassende Steuerpolitik, eine energische Mittelstands- und Sozialpolitik und nicht zuletzt eine tatkräftige Unterstützung aller durch den Krieg schwer Geschädigten und Beschädigten. Daß hierzu eine großzügige Bauern- und Siedlungspolitik an Stelle der bisherigen Großgrundbesitzerpolitik zu treten hat, versteht sich von selbst. — Ein solches Programm aufzustellen und heute schon anzubahnen, dürfte eine treffliche G e g e n o f f e n s i v e der Reichstagsmehrheit sein. Die kampfgewohnte und gestählte Masse unserer Feldgrauen wird wie ein Mann der Führung der Mehrheit der Volksvertretung folgen, wenn es gilt, dieses Programm gegen die Parteien einseitiger Klassen- und Sonderinteressen zu verwirklichen.

Soziale Bewegung

Das Genossenschaftswesen im Kriege. Der Allgemeine Verband der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften hat in Eisenach eine Kriegstagung abgehalten, die in erster Linie der Vorbereitung auf die siebente deutsche Kriegsanleihe gewidmet war. Dabei gab der bekannte Verbandsanwalt, Landtagsabg. Prof. Dr. Crüger-Charlottenburg, einen Ueberblick über das Genossenschaftswesen im Kriege, dem wir folgende Ausführungen entnehmen: Es sei in erster Linie mit dem Vorhandensein eines starken Genossenschaftswesens zu danken, daß Deutschland der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die der Ausbruch des Krieges und die immer schärfer werdenden Eingriffe in das wirtschaftliche Leben mit sich brachten, verhältnismäßig leicht Herr geworden ist. Die wirtschaftliche Kraft der Genossenschaften beweist die Tatsache, daß sie 4½ Milliarden für die Kriegsanleihe aufgebracht haben. Die Kreditgenossenschaften haben die schweren Zeiten vor und nach Ausbruch des Krieges in bewundernswerter Weise überstanden, sie haben sich allen Kreditansprüchen gewachsen gezeigt. Der seit vielen Jahren von ihnen vertretene Grundgedanke der Liquidität hat es den Genossenschaften ermöglicht, allen finanziellen Ansprüchen gerecht zu werden. Dem Handwerk wie auch einzelnen Handwerkergenossenschaften hat der Krieg schwerste Wunden geschlagen. Der Wiederaufbau und die Erhaltung eines leistungsfähigen Handwerks ist eine der wesentlichsten Staatspflichten. Das Handwerk wird dabei seine kräftigste Stütze in seinen Berufs- und Wirtschaftsorganisationen finden. Die Fürsorge für die durch den Krieg geschädigten Angehörigen des Mittelstandes ist mit tunlichster Beschleunigung überall einzurichten. Es wird dabei nach Möglichkeit an die vorhandenen bewährten Organisationen der Selbsthilfe anzuknüpfen sein. Unterstützung in der Rohstoffbeschaffung und Zuweisung von Lieferungsverträgen werden die in erster Reihe in Betracht kommenden Mittel sein. Wo es erforderlich ist, hat das Reich für Bereitstellung der erforderlichen Mittel Sorge zu tragen. Die Kreditfrage dürfte alsdann besondere Schwierigkeiten nicht mehr bieten. Die unter dem Einfluß des Krieges stark entwickelte Lieferungsgenossenschaftsbewegung muß auf eine feste Grundlage und in einen festen Rahmen gebracht werden. Beratung von einer Stelle aus ist für die gesunde Entwicklung unentbehrlich. Zersplitterung und Experimentieren können das Ganze gefährden. Dem Handel hat es bei Kriegsbeginn an dem nötigen Zusammenschluß gefehlt. Es ist lebhaft zu begrüßen, daß sich Großhandel und Kleinhandel nun zu Erwerbsgenossenschaften zusammenschließen. Zu bedauern ist, daß der Großhandel gegen die genossenschaftliche Organisation des Kleinhandels und der Kleinhandel gegen die Organisation der Konsumenten Stellung nimmt. Die Baugenossenschaften müssen der Uebergangswirtschaft ganz besondere Aufmerksamkeit widmen. Freudig stellen sich die Baugenossenschaften in den Dienst der Ansiedlung von Kriegsteilnehmern. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften sind in weitem Umfange zur Lebensmittelversorgung herangezogen worden. Die Erfahrung der Kriegswirtschaft hat gelehrt, daß die restlose Erfassung der Erzeugnisse nur möglich ist durch Ausbau der kriegswirtschaftlichen Organisationen nach unten bis zur einzelnen Dorfgemeinde und dem einzelnen Landwirt. Die örtliche Genossenschaft erscheint daher, zumal bei dem engen Netz der Genossenschaften, als die gegebene Stelle, um unmittelbar an den einzelnen Erzeuger heranzutreten.

Das Kraftbewußtsein der gelben Gewerkschaften, das in den letzten Jahren zusehends gewachsen ist, kam besonders deutlich auf einer öffentlichen Tagung der wirtschaftsfriedlichen Organisationen zum Ausdruck, die Anfang September in Frankfurt a. M. stattfand. Vier Redner plädierten nacheinander für die dauernde Verständigung zwischen Kapital und Arbeit. Gegen die Regierung, die durch einen Berliner Offizier des Kriegsamtes vertreten war, wurde der Vorwurf erhoben, daß sie die radikalen Gewerkschaften stütze, während die Wirtschaftsfriedlichen beiseite geschoben würden. Man kündigte an, daß man künftig auch in die politische Arena steigen wolle, und zeigte gleich im voraus einige Hauptforderungen, z. B.: für die gesetzliche Regelung der Tarifverträge mit Einführung der Vertragsabschlußverpflichtung könne man sich nicht begeistern, die Arbeiterkammern seien zu verwerfen, denn nur in der Zusammenarbeit mit dem Unternehmertum blühe das Heil, die Zukunft werde sehr harte wirtschaftliche Kämpfe bringen, und die Lösung dürfte nur durch Gewalt erfolgen, deshalb keine Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung, weil er denen Schutz gewähre, die in Ruhe ihrem Gewerbe nachgehen wollen; wenn trotzdem der § 153 aufgehoben würde, wolle man im ganzen Lande „Stoßtrupps" bilden, dann proklamiere man Gewalt gegen Gewalt! Auch eine kräftige Unzufriedenheit mit der geplanten „Neuorientierung" machte sich bemerkbar, die nur die Herrschaft des großen Haufens begünstige und die Freiheit der Persönlichkeit unterdrücke! Eigenartige Ansichten für Arbeiter!

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Siebente Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe.
4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen, auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Mittwoch, den 19. September, bis Donnerstag, den 18. Oktober 1917, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1918, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1918 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Januar 1918, der erste Zinsschein ist am 1. Juli 1918 fällig. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Juli 1918, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 2. Januar oder 1. Juli mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Die Auslosung geschieht nach dem gleichen Plan und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der sechsten Kriegsanleihe. Die nach diesem Plan auf die Auslosung im Januar 1918 entfallende Zahl von Gruppen der neuen Schatzanweisungen wird jedoch erst im Juli 1918 mitausgelost.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4%ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½%ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden — von der verstärkten Auslosung im ersten Auslosungstermin (vergl. Abs. 1) abgesehen — jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten

Digitized by Google

Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110%, 115% oder 120%) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden . . . . . 98,— M.,
für die 5% Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. Oktober 1918 beantragt wird 97,80 M.,
für die 4½% Reichsschatzanweisungen. . . . 98,— M.,
für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im April n. J. ausgegeben werden.

Wünschen Zeichner von Stücken der 5% Reichsanleihe unter Mark 1000 ihre bereits bezahlten, aber noch nicht gelieferten kleinen Stücke bei einer Darlehnskasse des Reichs zu beleihen, so können sie die Ausfertigung besonderer Zwischenscheine zwecks Verpfändung bei der Darlehnskasse beantragen; die Anträge sind an die Stelle zu richten, bei der die Zeichnung erfolgt ist. Diese Zwischenscheine werden nicht an die Zeichner und Vermittlungsstellen ausgehändigt, sondern von der Reichsbank unmittelbar der Darlehnskasse übergeben.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 29. September d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 29. September ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 27. Oktober d. J.,
20% „ „ „ „ „ 24. November „ „,
25% „ „ „ „ „ 9. Januar n. J.,
25% „ „ „ „ „ 6. Februar „ „,

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 29. September ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 29. September, sie muß aber spätestens am 27. Oktober geleistet werden. Auf bis zum 29. September geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 181 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. Oktober, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 153 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½% Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen der früheren Kriegsanleihen und Schatzanweisungen der I., II., IV. und V. Kriegsanleihe in neue 4½% Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 15. Dezember 1917 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten auf Antrag zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5% Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der ersten Kriegsanleihe erhalten eine Vergütung von M. 2,—, die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe eine Vergütung von M. 1,50 für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½% Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben M. 3,— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar-Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 1. Juli 1918 fällig sind, die mit April-Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. April 1918 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Januar 1918, so daß die Einlieferer von April-Oktober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW68, Oranienstr. 92—94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 24. Oktober d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 15. Dezember 1917 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

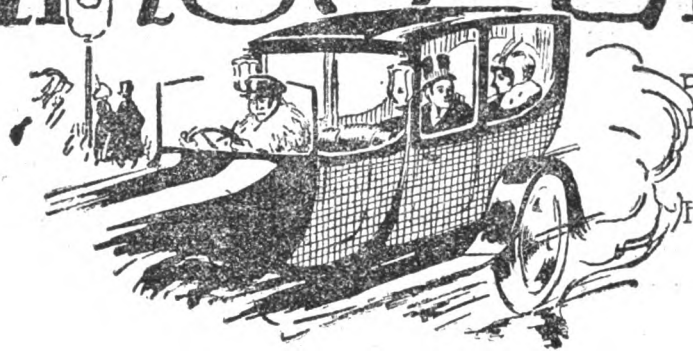
* Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Berlin, im September 1917.

Reichsbank-Direktorium.
Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Hansa-Lloyd



Personenwagen, Lieferwagen
Lastwagen — Omnibusse

Hansa-Lloyd Werke Akt.-Ges
Bremen

DRESDNER BANK

Außerordentliche Generalversammlung

Die Aktionäre der Dresdner Bank werden hierdurch zu einer

ausserordentlichen Generalversammlung,

welche

Freitag, den 5. Oktober 1917,
mittags 12 Uhr,

im Bankgebäude: **Dresden,** König-Johann-Strasse 3, stattfindet, eingeladen.

Tages-Ordnung:

1. Genehmigung des mit der Rheinisch-Westfälischen Disconto-Gesellschaft Aktiengesellschaft in Aachen abgeschlossenen Vertrages, welcher die Übernahme des Vermögens derselben unter Ausschluß der Liquidation gemäß den §§ 305 und 306 H. G. B. gegen Gewährung vom nom. M. 71 250 000 vom 1. Januar 1918 ab dividendenberechtigte Aktien der Dresdner Bank unter Bareinlösung des Dividendenscheines der Aktien der Rheinisch-Westfälischen Disconto-Gesellschaft Aktiengesellschaft pro 1917 mit 6% zum Gegenstand hat.
2. Genehmigung des mit der Märkischen Bank in Bochum abgeschlossenen Vertrages, welcher die Übernahme des Vermögens derselben unter Ausschluß der Liquidation gemäß den §§ 305 und 306 H. G. B. gegen Gewährung von nom. M. 6 000 000 von 1. Januar 1918 ab dividendenberechtigte Aktien der Dresdner Bank unter Bareinlösung des Dividendenscheines der Aktien der Märkischen Bank pro 1917 mit 5% zum Gegenstand hat.
3. Beschlußfassung über Erhöhung des Grundkapitals um M. 60 000 000 durch Ausgabe von 60 000 Stück vom 1. Januar 1918 ab dividendenberechtigte, im übrigen mit den bisherigen gleichgestellte Aktien zum Nominalbetrage von M. 1000.
4. Statutenänderung:
   a) Änderung des § 5 entsprechend dem Kapitalserhöhungsbeschlusse.
   b) Nachdem die Inhaber der drei Aktien zu je M. 1600, der Aktie zu M. 1733,33 und der Aktie zu M. 1866,67 diese zusammen nom. M. 8400 betragenden Aktien zwecks Zusammenlegung in sieben Aktien zu je M. 1200 und die Inhaber der vier Aktien zu je M. 2000 dieselben zwecks Zusammenlegung in acht Aktien zu je M. 1000 zur Verfügung gestellt haben, soll § 6 Abs. 1 folgende Fassung erhalten:

„Das Aktienkapital zerfällt in 60 000 Aktien zu je 600 Mark, in 136 660 Aktien zu je 1200 Mark und in 60 008 Aktien zu je 1000 Mark deutscher Reichswährung. Alle Aktien lauten auf den Inhaber."

   c) An Stelle des § 27 Satz 1 des Statuts soll folgende Bestimmung treten:

„Zur Teilnahme an der Generalversammlung ist jeder Aktionär berechtigt. Das Stimmrecht wird in der Weise ausgeübt, daß je zweihundert Mark Nominalbetrag eine Stimme gewähren."

5. Wahlen zum Aufsichtsrat.

Zur Ausübung des Stimmrechts sind nach § 27 der Statuten nur diejenigen Aktionäre berechtigt, welche ihre Aktien oder eine Bescheinigung über bei einem deutschen Notar bis nach Abhaltung der Generalversammlung hinterlegte Aktien spätestens am fünften Tage vor dem Tage der Generalversammlung bei den nachverzeichneten Stellen

bei der **Dresdner Bank** in **Dresden u. Berlin,** sowie ihren **übrigen Niederlassungen,**
bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt** in **Leipzig,**
bei der **Württembergischen Vereinsbank** in **Stuttgart,**
bei der **Deutschen Vereinsbank** } in **Frankfurt a. M.,**
bei dem Bankhause **L. & E. Wertheimber** }
bei dem Bankhause **F. A. Neubauer** in **Magdeburg,**
bei dem Bankhause **A. Levy** in **Cöln,**
bei dem Bankhause **Simon Hirschland** in **Essen,**
bei der **Märkischen Bank** in **Bochum**

gegen eine Empfangsbescheinigung hinterlegen und während der Generalversammlung hinterlegt lassen.

Stimmberechtigt sind auch diejenigen Aktionäre, die eine Bescheinigung der **Bank des Berliner Kassen-Vereins** vorlegen, wonach ihre Aktien spätestens am 5. Tage vor dem Tage der Generalversammlung, den Tag der letzteren nicht mitgerechnet, bei der Bank des Berliner Kassen-Vereins bis nach Abhaltung der Generalversammlung hinterlegt sind.

Dresden, den 11. September 1917.

Direktion der Dresdner Bank
E. Gutmann. Nathan.

Städtische Wohlfahrtsschule für Fürsorgerinnen in Charlottenburg

Zulassung von Hörerinnen zu den Vorlesungen.

Winterhalbjahr: II. Sozialer Teil. Beginn: 3. Oktober 1917.

Bevölkerungslehre, Soziale Versicherung, Gewerbeordnung und Arbeiterschutz, Soziale Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen, Soziale Fürsorge für Säuglinge, Kleinkinderfürsorge, Schulfürsorge, Wohnungsfürsorge, Haushaltungslehre, Bürgerkunde, Armenfürsorge, Private Wohlfahrtspflege, Waisenpflege, Vormundschaftslehre, Jugendgerichtsbarkeit, Versorgung von Kranken und Siechen, Tuberkulose-, Trinker-, Geschlechtskranken-, Krüppel-, Blinden- und Taubstummenfürsorge.

Gebühr 25 Mark. Anmeldungen sind an die Schulleitung im Kaiserin Auguste Victoria Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche, Charlottenburg, Mollwitz-Privatstraße, zu richten. — Stundenplan dort erhältlich.

Darmstädter Pädagogium

Vorbereitung zur **Einjährigen-, Primaner-, Fähnrichs-** und **Abiturientenprüfung** (auch für Damen). — Im Schuljahr 1916/17 **bestanden 65 Schüler,** seit Kriegsbeginn **165 Schüler** ihre Prüfungen.

Die Schule der Zukunft

Preis 1 Mark

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. Bln.-Schöneberg.

Wald-Pädagogium Bad Berka i. Th.

Realschule ✦ Gymnasium ✦ Realgymnasium

Erziehungsschule nach Godesberger Art. Lehrer und Hauseltern, Arzt und Erzieher arbeiten Hand in Hand. Auch zarte Kinder gedeihen vortrefflich. „Eigene Landwirtschaft und Viehzucht sichern ausreichende Verpflegung." **Dir. E. Endemann.**

Dr. Hochs Konservatorium

Frankfurt a. M.

staatlich subventionierte Anstalt. **Hochschule** für alle Zweige d. Tonkunst, **Orchesterschule, Vorschule, Lehrerseminar,** Opern- u. Schauspielschule. Beginn des Schuljahres am 1. September. Die Direktion: Professor W. von Baußnern.

Frauenlehrjahr

Praktische u. theoretische Hauswirtschaft. Wissenschaftliche Vorträge. ✦ Näheres:

Töchterheim Koch,
Hann. Münden b. Cassel.

27. September 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 39

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Freiheit Luthers. — **Univ.-Prof. Dr. W. Rein:** Offener Brief. — **Wilhelm Heile:** Vom deutschen Frieden. — **Friedrich Naumann:** Besuch an der Front. — **Helene Voigt-Diederichs:** Die Schwiegertochter. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 16. September.

Es bestätigt sich endgültig, daß die Gegenrevolution Kornilows in Rußland völlig mißglückt ist. Kerenski hat mehr denn je alle Macht in seiner Hand vereinigt. Er nutzt nun die gewaltige Erregung und allgemeine Besorgnis geschickt aus, indem er die konstituierende Nationalversammlung nicht mehr abwartet, sondern durch die provisorische Regierung schon jetzt in aller Form Rußland als Republik ausrufen läßt. Gleichzeitig läßt er die gesamte Macht der vorläufigen Regierung fünf Ministern mit dem Präsidenten des Ministerrats — das ist er selbst — an der Spitze übertragen. In Wirklichkeit also ist Kerenski jetzt unumschränkter Diktator, da er neben der politischen Leitung auch den Oberbefehl über alle Streitkräfte zu Lande und zu Wasser an sich gerissen hat.

Wie das alles so schnell möglich gewesen ist, bleibt einstweilen noch unklar. Fast hat es den Anschein, als ob Miljukoff und die Kadetten die durch Kornilow für Kerenski heraufbeschworene Gefahr für ihre Zwecke auszunutzen verstanden haben. Ein Tagesbefehl an Heer und Flotte, den Kerenski erlassen hat, sieht ganz so aus, als wäre er noch von Kornilow verfaßt. Und die Tatsache, daß Kerenski zu seinem Generalstabschef just den Alexejew gemacht hat, den man vor kurzem erst wegen Verdachtes reaktionärer Gesinnung kalt gestellt hatte, spricht auch dafür, daß Kerenski durch Zugeständnisse an die Kadetten und die alte Militärpartei die blutige Austragung des Bürgerkrieges in letzter Stunde noch vermieden hat, während er zugleich durch Verkündung der Republik die radikale Linke zufriedenstellte.

Die „Nordd. Allgem. Ztg." hat in einer ganzen Aufsatzreihe über die deutsch-russischen Verhandlungen von 1904 und 1905 durch Oeffnung des Aktenschrankes manche der jüngst ausgesprochenen feindlichen Verleumdungen gründlich zum Schweigen gebracht. Im letzten dieser Aufsätze wird ein Telegramm mitgeteilt, in dem der Kaiser dem Zaren dringend rät, die Entscheidung über die Fortsetzung des Krieges mit Japan der Duma anzuvertrauen. Dieses Telegramm verdient als hochbedeutsames Bekenntnis des Kaisers zu dem Gedanken von „Demokratie und Kaisertum" gerade in der jetzigen Zeit besondere Beachtung. Der Kaiser sagt: „Ich würde an Deiner Stelle nicht die erste und günstigste Gelegenheit vorübergehen lassen, mit dem Empfinden und Wollen Deines Landes in bezug auf Krieg und Frieden enge Fühlung zu gewinnen, indem Du dem russischen Volke die langgewünschte Möglichkeit gibst, die Entscheidung über seine Zukunft selbst zu treffen oder an dieser Entscheidung teilzunehmen, wozu es ein positives Recht hat ... Die Entscheidungen, die zu treffen sind, sind in ihren Folgen so furchtbar ernst und so weitreichend, daß es ganz unmöglich ist für irgendeinen sterblichen Herrscher, die Verantwortung dafür auf seine eigenen Schultern zu nehmen, ohne die Hilfe und den Rat des Volkes ..."

Montag, 17. September.

In Flandern und in der Champagne wieder äußerst heftige Feuertätigkeit. In Flandern und insbesondere südwestlich Arras englische Angriffe, die — zum Teil im Nahkampf — an dem tapferen Widerstand unserer Infanterie vollkommen zerschellten.

Auch die Italiener setzen ihre Angriffe am Isonzo noch immer vergeblich fort.

Die Lage in Rußland bleibt unverändert undurchsichtig. Von „Generalissimus" Kerenski wird berichtet, daß er dauernd im Hauptquartier weile. Von Kornilow geht das Gerücht, daß er verhaftet sei. Erheiternd ist das Nebenspiel dabei. Die englische und französische Presse, bei der Kerenski eben noch ganz in Ungnade gefallen war, während sie Kornilow von Tag zu Tag in immer mehr steigender Begeisterung feierte, sieht nun, nachdem der Staatsstreich mißglückt ist, in Kornilow wieder nur den Reaktionär, für den es in der demokratiebegeisterten Entente keine Gnade gibt.

Dienstag, 18. September.

Wieder einmal durchschwirren Friedensgerüchte die Luft. Man raunt sich zu, daß England vorsichtige Friedensfühler ausgesteckt habe. Die „Kölnische Volkszeitung" erklärt zu diesen Gerüchten, die deutsche Regierung habe auf die Vorherrschaft und eine tatsächliche Kontrolle über das Gebiet und die Bevölkerung Belgiens verzichtet. Es seien ihr Mitteilungen zugegangen, daß in der letzten Woche die Entscheidung über Belgien in englandfreundlichem Sinne gefallen sei. — Ganz so wird es wohl nicht stimmen. Nachdem der Reichskanzler Michaelis in Brüssel gegenüber einer flämischen Abordnung die von seinem Vorgänger den Flamen gemachten Zugeständnisse aufrecht erhalten hat, kann er unmöglich gleichzeitig auf jeden deutschen Einfluß in Belgien verzichten wollen. So viel aber mag an dem Gerücht wahr sein, daß man in England die Aussichtslosigkeit, auf militärischem Wege zu einem Siege zu kommen, nachgerade einsieht und deshalb allmählich geneigter wird, ernsthaft an Friedensverhandlungen zu denken. Und da wird allerdings die belgische Frage einer der hauptsächlichsten Streitpunkte sein.

Aus Rußland wird gemeldet, daß alle Truppen Kornilows wieder nach der Front geschickt worden seien. Ueber das persönliche Schicksal Kornilows gibt es noch immer keine ganz zuverlässige Nachricht.

In Italien hat der Lebensmittelmangel zu schweren Unruhen, namentlich in Turin und Mailand, geführt. Es hat blutige Straßenkämpfe mit vielen Hunderten von Toten gegeben, wobei erst die Anwendung von Maschinengewehren und Artillerie den Truppen die Oberhand gab.

Digitized by Google

Mittwoch, 19. September.

In Flandern und an der Aisne schwere Artilleriekämpfe, die aber nirgends zu größeren Infanterieunternehmungen geführt haben. Die Franzosen dagegen sind nach kurzer heftiger Feuervorbereitung bei Verdun westlich der Straße Beaumont—Bacheravillle in drei Kilometer breiter Front zum Angriff vorgegangen. Die ersten Wellen mußten in unserem Feuer schnell zurückweichen, wurden aber von tief gegliederten Reserven zu erneutem Ansturm wieder vorgerissen. Auch dieser starke Stoß ist in unserem Feuer und teilweise im Nahkampf zurückgeschlagen worden. Der Tag hat den Franzosen hohe Verluste gebracht, aber nicht den geringsten Gewinn.

In Frankreich und England erwecken die verfahrenen russischen Verhältnisse steigende Besorgnis. Besonderen Anlaß geben neben dem Zerfall der Disziplin im Heere namentlich die Autonomiebestrebungen der Ukraine. Minutschenko, der Generalsekretär der ukrainischen Rada, hat allerdings in letzter Zeit mit einer Offenheit über die Wünsche seines Volkes gesprochen, die für die Bundesgenossen der Moskowiter wenig erfreuliche Aussichten bietet. Minutschenko sagt, daß die konstituierende Versammlung die Wünsche der Ukrainer doch nicht voll erfüllen werde; deshalb müßten sie danach streben, sofort die nationale Freiheit zu erlangen, da es morgen vielleicht schon zu spät sein könnte. Nur wenn Rußland in eine föderative Republik umgewandelt würde, könnten die Ukrainer bei Rußland bleiben. Er will schon jetzt drei Millionen ukrainische Soldaten zu einem von Rußland getrennten nationalen Heere vereinigen und dieses ausschließlich zur Verteidigung der ukrainischen Front verwenden. Ob diese Front gegen Rußland oder gegen Oesterreich gerichtet sei, das hänge von dem Verhalten der russischen Regierung ab. Je mehr diese sich den Wünschen der Ukrainer widersetze, desto stärker würde die Neigung zur Anlehnung an Oesterreich und Deutschland wachsen. — Ob man in Deutschland wohl genügend auf diese Vorgänge von ungeheuerer Bedeutung achtet, auf die uns Rohrbach schon seit so langer Zeit vorbereitet hat?

Donnerstag, 20. September.

Der neue französische Ministerpräsident Painlevé hat in der Kammer seine Programmrede gehalten. Sie unterscheidet sich in der Form sehr wesentlich von den Schmähreden, die wir bisher von gleicher Stelle gehört haben. In der Sache aber scheint alles beim alten geblieben zu sein. Painlevé bezeichnet die Eroberung von Elsaß-Lothringen — er nennt das „Desannexion" — und Ersatz für die Schäden und Zerstörungen, die der Krieg dem Lande gebracht hat, als französische Mindestforderungen. Solange diese Ziele nicht erreicht seien, werde Frankreich den Krieg fortsetzen. — Armes Frankreich, wenn das wirklich Ernst ist! Elsaß und Lothringen sind deutsches Land, und nie und nimmer werden wir in französische Hände zurückfallen lassen, was uns einst tückisch geraubt worden und nun seit fast einem halben Jahrhundert wieder mit uns untrennbar vereint ist.

Der „Manchester Guardian" schreibt zu den Gerüchten von einem Entgegenkommen Deutschlands in der belgischen Frage: „Die Gerüchte sind vorläufig unbestätigt, aber die große liberale Partei Englands ist der Ueberzeugung, daß es außer Belgien kein ernstliches Hindernis zu einem Frieden gibt. Wenn Deutschland über Belgien andere Ansichten hat, als wir angenommen haben, so erwarten wir die Erklärung Deutschlands." — „Manchester Guardian" ist das angesehenste Blatt der alten Liberalen unter Führung des früheren Ministerpräsidenten Asquith. Seine Stimme verdient ernstliche Beachtung. — Wie mag den Franzosen zu Mute sein, wenn sie sehen, wie wenig tragisch ihre elsaß-lothringischen Extratouren von den ernsthaften Engländern genommen werden?

In Flandern haben die Engländer nach gewaltigem Trommelfeuer zu neuen starken Angriffen ausgeholt. Die Schlacht ist auf breiter Front im Gange.

Freitag, 21. September.

In England ist der Widerstand gegen den Kriegsdiktator Lloyd George ständig im Wachsen. Besonderes Aufsehen und viel Zustimmung haben heftige Angriffe erregt, die der Abgeordnete Trevelyan, der zu Beginn des Krieges zusammen mit John Burns und Lord Morley aus dem Kabinett austrat, gegen Lloyd George kürzlich gerichtet hat. Auch der Sozialistenführer Ramsay Macdonald beteiligt sich jetzt lebhafter an der offenen Opposition. „Daily Mail" und „Morningpost" warnen demgemäß in bewegten Worten vor der Gefahr der „sich immer mehr ausbreitenden Friedensbewegung", die verantwortlich sei für die wiederholten Ausstände, für die vielfach vorkommenden Fälle von Sabotage und den Widerstand gegen die Wehrpflicht.

Die dritte Schlacht in Flandern hat gestern an ihrem ersten Tag den deutschen Truppen wieder neuen Ruhm, den Engländern aber eine so schwere blutige Schlappe gebracht, daß sie heute den Kampf nicht mehr fortgesetzt haben. Sie haben auf der verhältnismäßig schmalen Front von 12 Kilometern zwischen Langemarck und Hollebeke mehr als 9 Divisionen eingesetzt. Trotz dieser ungeheuren Zusammenballung von Truppen, trotz des unerhörten Trommelfeuers der hier auf engem Raum vereinigten Artilleriemassen, trotz Panzerkraftwagen und Flammenwerfern und allen Mitteln der Technik haben sie höchstens hier und da ein Trichterfeld bis zu 1 Kilometer Tiefe, nirgends auch nur ein einziges Dorf oder seine armseligen Ueberreste zu besetzen vermocht.

Sonnabend, 22. September.

Die Morgenblätter veröffentlichen die Antwort der deutschen Regierung an den Papst. Die Note ist im Einverständnis mit den führenden Abgeordneten der Reichstagsmehrheit und der Obersten Heeresleitung abgefaßt und im Auftrag des Kaisers vom Kanzler unterzeichnet und an den Kardinal-Staatssekretär Gasparri zur Uebermittlung an den Papst gesandt. Sie stützt sich in ihrem Inhalt auf die Friedenskundgebung des Reichstags und erhebt diese dadurch zu einem Dokument von weltgeschichtlicher Bedeutung. Und sie begrüßt die Note des Papstes, indem dabei nachdrücklich betont wird, wie sehr es der deutschen Regierung „am Herzen liegt, im Einklang mit den Wünschen Seiner Heiligkeit und der Friedenskundgebung des Reichstags vom 19. Juli brauchbare Grundlagen für einen gerechten und dauerhaften Frieden zu finden". Von besonderer Bedeutung ist die Erklärung, daß die deutsche Regierung zu Verhandlungen über die Schaffung eines verbindlichen Schiedsgerichtsverfahrens für internationale Streitfragen bereit ist, und daß sie die Auffassung des Papstes teile, „daß bestimmte Regeln und gewisse Sicherheiten für eine gleichzeitige und gegenseitige Begrenzung der Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft, sowie für die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der hohen See diejenigen Gegenstände darstellen, bei deren Behandlung der neue Geist, der künftig im Verhältnis der Staaten zu einander herrschen soll, den ersten verheißungsvollen Ausdruck finden müßte." Die Note behandelt die Schuldfrage vernünftigerweise überhaupt nicht und geht auch nicht auf die einzelnen Streitfragen ein, die zwischen den Kriegführenden bestehen. Die deutsche Regierung legt durch ihre Note ein Bekenntnis ab zu einem Frieden der Verständigung, wie ihn der Papst vermitteln möchte, und zwar zu einem wirklichen Frieden, der auch den Frieden im Wirtschaftsleben der Völker bringt. Sie ist dabei nach Inhalt und Form ihrer Darlegungen bestrebt, den Boden zu ebnen, auf dem Verhandlungen stattfinden können. Ueber den Geist, in dem die deutsche Regierung in völliger Uebereinstimmung und gemeinsam mit den verbündeten Regierungen an den Verhandlungstisch zu gehen bereit ist, kann jetzt keinerlei Zweifel mehr bestehen, weder bei uns, noch draußen in der Welt bei Feinden und Neutralen. Nun können wir in Ruhe die Antwort abwarten. Sollten die Feinde in ihrer Verblendung auch dieses indirekte Angebot zu Verhandlungen über einen Frieden ehrenvoller Verständigung zurückweisen, so muß der Krieg eben weitergehen. Sie werden sich

Digitized by Google

aber wohl selbst sagen, daß die innere Geschlossenheit in unseren Reihen dann so groß sein wird, wie kaum in den ersten Tagen des Krieges. Niemals wird das deutsche Volk, niemals werden unsere Verbündeten sich auf einen Frieden einlassen, den die anderen uns aufzwingen. Wenn der gerechte Ausgleich verschmäht wird, dann gibt es für uns nur Sieg oder Untergang.

Die Schlacht in Flandern ist gestern abend noch einmal wieder entbrannt; das Ergebnis war das gleiche wie tags zuvor. Alle Opfer des Feindes sind vergebens gebracht. Die Unseren blieben auf der ganzen Linie Sieger.

Während die Engländer so im Westen ihre Anstrengungen aufs höchste anspannen, ohne unsere Front erschüttern zu können, haben deutsche Truppen oben im Nordosten Jakobstadt mitsamt einem auf dem linken Düna-Ufer verbliebenen Brückenkopf von 40 Klm. Breite und 10 Klm. Tiefe in einem einzigen Siegeslauf genommen und dabei über 4000 Russen gefangen. So ist es um die deutsche Erschöpfung bestellt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 16. September.

In diesen Tagen und Wochen macht einem jeder Brief und jeder Telephonanruf das Wiedereinsetzen der Winterarbeit klar. In den beiden ersten Kriegsjahren floß die Zeit ohne fühlbaren Rhythmus der Jahreszeiten mit ihrer Arbeit weiter. Jetzt hat sich das dem Frieden eigentümliche Auf und Ab der Anspannung im Grunde ganz wiederhergestellt. Der Sommer zeigt ja auch in den Bedürfnissen der Kriegsfürsorge eine starke Entlastung, Massenspeisungen, Andrang der Hilfesuchenden — alles spiegelt die freundlicheren Möglichkeiten der Selbsthilfe, wenn die Sonne warm scheint und die Erde Früchte trägt. Und auch im atemlosen Rhythmus der Verwaltungstätigkeiten und der sozialen Arbeit kommt das Vernünftige zeitweiliger Ausspannung zur Geltung. Und damit der besondere Charakter der Herbstzeit, der Zeit von ungezählten Kongressen, neuen Initiativen ausgeruhter Menschen. Aber den Abschied vom Sommer nimmt man doch mit einem Seufzer.

Montag, 17. September.

In voller Breite setzt die Werbung für die neue Kriegsanleihe ein, der Kampf gegen Trägheit, Mißtrauen, spießbürgerliche Vorsicht — die Wilsonnote ist dabei ein ganz gutes Werbemittel. Sie kann keine vernichtendere Antwort bekommen, als durch den vollen Erfolg der Zeichnung.

Die von der Stadt Berlin für die Familienunterstützungen aufgebrachten Mittel betragen heute fast 305 Millionen Mark. Das ist, alle anderen Ausgaben der Kriegswohlfahrtspflege hinzugerechnet, eine Riesenbelastung, um so mehr, als die Erstattungsfrage ja noch in keiner Weise befriedigend gelöst ist.

Die Bundesratsverordnung zum Schutz der Mieter führt in einigen Städten erst jetzt zur Errichtung von Mieteämtern. Bisher haben vielfach die Amtsgerichte als Mietseinigungsämter gewirkt.

Die Kleiderverwertungsstellen werden von der minderbemittelten Bevölkerung so stark in Anspruch genommen, daß eine immer energischere Werbetätigkeit zur Abgabe getragener Kleidungsstücke einsetzen muß. In allen Läden hängen die Plakate, die zur Ablieferung mahnen. Leider bekräftigt ja nur der Krieg die peinliche psychologische Tatsache, daß den Menschen ihre paar Sachen in dem Maße ans Herz wachsen, als sie allgemein begehrt werden. Die heftige Propaganda verstärkt auch die ängstlichen Besitzinstinkte.

Dienstag, 18. September.

Eine bezeichnende Statistik über die Hamburger Sozialdemokratie im Kriege: Von den Parteimitgliedern sind 66,2 v. H. im Heeresdienst. Gefallen sind 2161 Mitglieder, das sind von den im Heeresdienst stehenden etwa 7 v. H.

Zeitungsüberschriften: „Mißernte in Frankreich", „Hungersnot in Petersburg", „Schwere Unruhen in Norditalien" — man ist immer wieder berührt durch die Verkettung, die uns solche Schreckensnachrichten zu Trägern von Hoffnungen machen muß.

Durch Straßen zu gehen, in denen Eichen oder Kastanien stehen, ist zurzeit nicht ohne Lebensgefahr. Jeden Baum belagert eine Herde von Kindern, um sich die ausgesetzten 12 Pfennig für das Kilogramm Eicheln und 8 Pfennig für Kastanien zu verdienen. Man muß durch ein Kreuzfeuer von phantastischen Wurfgeschossen, bei deren Anwendung der Grundsatz „nicht viel schießen, aber viel treffen" nicht gerade zur Geltung kommt. Das Fett, das die mageren Körper der Jungen bei diesem Sport zusetzen, wird durch den Zuwachs am Ernährungskapital wohl kaum aufgewogen.

Mittwoch, 19. September.

Reise nach Berlin.

Im überfüllten Wagen liegt durch die langen, unruhigen Stunden der Fahrt ein halbjähriges Kind auf einem schmalen Streifchen des Polstersitzes und lächelt mit blanken Augen und seinem zahnlosen kleinen Mund jeden seiner mehr oder weniger verdrossenen und unliebenswürdigen Mitreisenden mit einer unwiderstehlich aufmunternden Freundlichkeit an. Schließlich hat es das ganze Coupé sozusagen reformiert, jeder hat gute Laune bekommen und den Wunsch, mit seinen Mitmenschen etwas netter zu sein als zuvor.

Eine vielstündige Sitzung über die in der Uebergangswirtschaft entstehenden Frauenfragen. Es zeigt sich in der Aussprache, daß es beinahe keinen Beruf gibt, der nicht ganz entscheidend durch den Krieg beeinflußt ist, und zwar nicht nur vorübergehend, sondern ohne Zweifel dauernd. Es entstehen Fragen, deren Wesen und Tragweite heute noch gar nicht ganz ermessen werden kann. Der Krieg hat so lange gedauert, daß die durch ihn geschaffenen Zustände den Charakter der Gewohnheit angenommen haben, hinter der das, was vorher war, verblaßt ist. Darum kann man auch die Verhältnisse der Frauenarbeit nicht einfach als vorübergehende ansehen. Vieles ist fest geworden, als Gewohnheit der Frauen und als Gewohnheit der Industrie. Darin liegt die Schwere des Problems.

Donnerstag, 20. September.

In Berlin ist es noch sommerlich heiß. Die Gemüseläden sehen besser aus als zeitweilig im Hochsommer, besonders durch reichliches Obst.

Beratungen über die Begründung eines Zentralarchivs der Kriegswohlfahrtspflege, das aber nicht rein bibliothekarischen Interessen dienen, sondern die praktische Arbeit durch Erleichterung der Uebersichten fördern und ihre Richtung beeinflussen soll.

Abends den im Krieg ganz selten gewordenen Eindruck eines Berliner Theaters. Ein neues, geistreiches, aber schlecht gebautes Stück „Danton", das durch Moissi als Held seinen wesentlichen künstlerischen Reiz bekommt, aber einen sonst bewegt, dadurch, daß es in seltsamer Weise die blutige Gegenwart durch einen Ausschnitt vergangener Erschütterungen beleuchtet und belebt.

Freitag, 21. September.

Der Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit hat eine Sitzung von zwei Tagen, die über Probleme der Fürsorge beim Uebergang vom Krieg zum Frieden verhandelt. Ein unabsehbares Gebiet rollt sich auf, dessen grundlegende Faktoren fabelhaft unsicher und schwankend sind und dessen Bearbeitung doch vorbereitet werden muß. Die Frage nach dem Endpunkt aller Kriegsunterstützungen, ihrer Ueberleitung in die speziellen Fürsorgemaßnahmen des Uebergangs, die Demobilisierung und ihre Probleme, die Erwerbslosenunterstützung — aus allen diesen Fragen wachsen die Einzelprobleme wie die Häupter der Hydra hervor, sowie man ihnen zu Leibe will. Aber gerade angesichts dieser hundert Unsicherheiten hat die klare, systematische Durchdringung durch einen ordnenden Verstand etwas Mitreißendes und Hoffnungsvolles. Man hat in diesem Kreise bester Fachkräfte so stark das Gefühl der

sicheren Bewältigung, daß die Sorge, die vor den kommenden schwierigsten Fragen einen manchmal bedrückt, gerade durch dieses Inangriffnehmen sich hebt.

Sonnabend, 22. September.

Die deutsche Antwort auf die Friedensnote des Papstes liest man mit dem Gefühl des Stolzes und der Freude über ihren klaren, ruhigen und unvergifteten Geist. Es weht doch aus ihr etwas wie Friedensluft, der Gesinnung nach, das einen ganz unwillkürlich, und vielleicht unberechtigt, mit geheimen Hoffnungen erfüllt — mit dem Gefühl von Anfängen und Möglichkeiten.

Verhandlungen über die Beaufsichtigung der freien Liebestätigkeit. Die Blüte bedenklicher „Wohlfahrtseinrichtungen" im Kriege legt die Notwendigkeit strenger Aufsicht nahe, aber die Gefahr, daß aus Furcht vor Unordnung und Verschwendung die Initiative zum Neuen, Bahnbrechenden gehemmt wird, ist nicht klein, und ein Redner hatte gewiß recht, wenn er sagte, daß der heilige Franz sicher bei einem Wohlfahrtsamt der Stadt Assisi kein Verständnis für seine Arbeit gefunden hätte.

Naumann/Die Freiheit Luthers

12.

Es ist seit Goethe ein gemeinsames Wissen aller Deutschen, auch derer, die von Luther inhaltlich weit entfernt sind, daß für unsere deutsche Sprache keiner mehr getan hat als er. Das gehört zu dem vielen, was ihm fast nebenbei zugefallen ist, denn er war ohne alle Absicht der Sprachreform oder germanistischer Kunst. Weil er das Volk suchte, mußte er, und weil er selber Volk war, konnte er deutsch reden. Mit der kecken Selbstsicherheit, die er nach seiner inneren Befreiung bekam, verband sich bei ihm ohne weiteres eine Gewißheit der Worte und Sätze, die durch ihr bloßes Dasein vorbildlich wirkte. Hier ist kein mühsames Versuchen, kein liebes aber mageres Stammeln wie oft bei den Mystikern, die vor ihm waren, kein Uebersetzungston, obwohl er der große Uebersetzer war. Noch ist die Sprache, die er vorfindet, biegsam und auch ungefüge. Sie liegt in ihrer ganzen Natürlichkeit vor ihm, und er braucht nur hinzugreifen, so hat er das, was paßt. Nicht ohne guten Sinn hat man ihn sprachlich mit Shakespeare verglichen.

13.

Professor Dr. Martinus Luther würde auch dann als ein bedeutender Mann gelebt haben und gestorben sein, wenn ihn nicht ein Wirbel erfaßt und zu einer ungeahnten, schwindelnden Höhe emporgetragen hätte. Da man als Gelehrter in jenen Zeitläuften mit jungen Jahren schon am Ziel seiner Entwicklung anlangen konnte und meist früh alterte, so stand er mit 34 Jahren im Jahre 1517 auf der Höhe seines normalen Lebensganges, als das Unerwartete geschah, daß ein Streit über den Ablaß zur Welt- und Kulturfrage des Erdteiles wurde. Das ist nicht so zu verstehen, als sei die Ablaßfrage nicht schon längst als eine der vielen Reformfragen erörtert worden; neu war, daß ein Mensch sie nicht äußerlich, sondern ganz innerlich begriff und den innerlichen Protest mit Wucht nach außen werfen konnte. Um das zu können, war ein Luther nötig.

14.

Es werden in diesen Tagen der vierhundertjährigen Erinnerung manche Leser, die nicht berufsmäßig Luthers Schriften kennen, nach den berühmten 95 Thesen greifen, um sich vom Geiste jenes Kampfes umwehen zu lassen; wahrscheinlich aber legen sie die Streitsätze enttäuscht aus der Hand, denn noch ist hier die neue Gestaltung nur in ihren ersten Keimblättern vorhanden. Es scheint keine über das Theologeninteresse hinausgehende Spannung erkennbar zu sein. Auseinandersetzungen über Wesen und Begriffe von Buße, Fegefeuer, Papstvergebung, Gottesgnade, Peterskirche endigen in einer Warnung vor dem falschen Frieden der äußerlichen Abzahlung innerlicher Verfehlungen. Nur der geschichtlich Unterrichtete ahnt, wie viele Seelen- und Lebensfragen damit angerührt werden. Der Gedanke von der freien Gnade Gottes schwebt wie ein Hauch durch alle Thesen: freie Gnade Gottes! Das wirkte auf eine Zeit, die nur noch halb an ihre gesetzlichen Bindungen glaubte, wie ein längst ersehntes Losungswort, gerade weil es so schlicht, ehrlich und innerlich war, nur Seelsorgerwort und nichts anderes.

15.

Von allen Bibelstellen war für Luther die oberste und erste der Spruch aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer: so halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Er unterstrich dabei mit kräftiger Hand das „allein" mehr, als es nach dem griechischen Urtext nötig schien, denn in der Ausschließlichkeit des Glaubenstrostes lag ja gerade sein Evangelium. Er wollte seines Glaubens leben, ohne alle Vermittler und Unterhändler ewiger Güter. Professor Rade hat neuerdings in einem Vortrage über Luthers Rechtfertigungsglauben (Tübingen bei Mohr, 1917) sehr fein ausgeführt, wie von diesem Mittelpunkte aus die ganze übrige Haltung Luthers und seiner Gegner verständlich wird. Alles, die Lehre von der Kirche und ihren Heilseinrichtungen, die Lehre von Christus und seinem Kreuzestode, die Lehre vom Dienste Gottes im weltlichen Berufe, alles, was er zu bringen hatte, war schon 1517 halb unbewußt und noch scheu eingeschlossen in der Verkündigung des vor Gott versöhnenden Glaubens.

16.

Jedermann in Deutschland wußte, welche finanzielle Bedeutung der Ablaßhandel hatte und welche Korruption mit seiner Ausübung verbunden war. Alle landesfürstlichen Kammerverwaltungen sahen ihn als unlautere Konkurrenz an, waren aber ihm gegenüber ziemlich wehrlos, weil er von heiligen Schleiern umgeben war. Daß diese schützenden Schleier von einem derben, treuen Gläubigen geradezu zerrissen wurden, das fühlten Fürsten, Magistrate, Gutsherren, Bürger als wahrhafte Wohltat, denn obwohl sie selber fromm waren, so trugen sie schwer an der materiellen Ausnutzung frommer Regungen und Legenden. Viele von ihnen haben den theologischen Inhalt der Thesen sicherlich nur sehr im allgemeinen verstanden und die Folgewirkungen dieser Sätze kaum geahnt, aber es fiel ihnen eine Last von der Seele, daß der Mönch, der Professor, der Schloßkirchenprediger das sagte, was ihre Lippen nicht fertigbrachten. Seit vielen Jahrhunderten flogen Worte eines Mannes nicht so durch jene langsam lebenden Lande wie diese Worte, den einen zur Freude, den anderen zum Haß. Luther ward mit einem Schlage eine abendländische Kampfpersönlichkeit.

17.

Luther als Kämpfer ist ein höchst fesselndes Bild. Wenn er gereizt wird, dann geht er hoch wie ein Stier,

Digitized by Google

brüllt, stößt, wirbelt Staub auf, verletzt und schreitet über das Ziel hinaus. Auch inmitten seines von Theologengrobheit beladenen Zeitalters hat er noch seinen besonderen Kampfton, weil er eben sprachlich stärker ist als der übrige Durchschnitt und seinen reichen Geist auch in den Einzelstreit hineinträgt. Dabei behält er aber Humor, pflückt mitten im Getöse das Blümlein vom Rande und beginnt zwischen den Schlägen vom himmlischen Frieden zu musizieren, weil in allem Kampf seine Seele ruhig bleibt und ihren Grund gefunden hat. Ein ganz leicht zu behandelnder Charakter war er nicht, und auch gegen Widerspruch im eigenen Lager konnte er heftiger werden, als gut war, aber wer möchte einen Luther sich denken, der ohne Wildheiten war? Und was würde an seinem Platze ein Musterknabe der Welt genutzt haben?

18.

Eigentlich war Luther von Haus aus etwas ganz anderes, als was in dem Worte Reformator ausgesprochen ist. Er war nicht Reformator, wie es in neuerer Zeit etwa Sklavenbefreier oder Friedensstifter oder Bodenreformer gibt, denn er hatte kein Programm, sondern nur eine sehr bewegliche, mit der Umwelt sich auf das stärkste auseinandersetzende Seele und ein wachsendes Gefühl davon, daß Gott ihm Großes aufgetragen und ihn seines Schutzes versichert habe. Er dachte zuerst nicht daran, zu organisieren, und ist erst später durch Notstände zur neuen Kirchengründung gedrängt worden. Im Vergleich mit Zwingli und Calvin muß er als unreformatorisch angesehen werden. Ihm fehlte der Neuerungstrieb an sich, desto lebendiger aber war der Widerspruchsgeist und Prophetengeist, sobald es sich um sein Evangelium handelte, seinen persönlichen heiligen Schatz.

19.

Daß ein Theologenstreit zum Mittelpunkt einer Weltbewegung werden konnte, behält für uns heutige Menschen etwas Fremdartiges. Wir würden es viel begreiflicher finden, daß ein Wirtschafts- oder Rechtsstreit zum Anlaß der Bewegung geworden wäre, aber es ist zweifelhaft, ob nicht nächst den seither in den Vordergrund getretenen Nationalitätsfragen auch heute noch die Religions- und Glaubensfragen am meisten zur Periodenbildung der großen Geschichte beitragen, da alles Wirtschaftliche und Rechtliche viel fachtechnischer und vereinzelter zu sein pflegt. Dazu kommt, daß damals vieles Theologie hieß, was heute, und zwar wesentlich infolge der Arbeit Luthers, unter ganz anderen Gesichtspunkten betrieben wird. In der Theologie lagen noch Seelenlehre, Privatrecht, Staatslehre, Pädagogik, Armenpflege, ja vielfach auch Verwaltungslehre und Finanzlehre eingeschlossen. Indem Luther den Glauben vom Nebenwerk befreite, verkleinerte er auch die Theologie, aber um das zu tun, mußte er zunächst noch streitbar als Theolog im ganzen alten Umfange auftreten. Noch haben damals die weltlichen Fächer ihre eigene Sprache nicht gefunden. Weil Luther Theolog im alten Sinne war, war er stärker als die Humanisten.

20.

Aus dem Ablaßstreit entwickelte sich in kürzester Frist ein Kampf um das Recht des Papstes. Durch die Leipziger Disputation von 1519 wurde diese Kampfeserweiterung offenkundig. Indem Luther auf die Frage von Dr. Eck antwortete, daß auch ein allgemeines Konzil irren könne, gelangte er bis an die äußerste Grenze der Modernität, denn wenn die Autoritäten der Päpste und Konzilien vom Einzelmenschen bezweifelt werden durften, wo blieb dann überhaupt etwas Festes? Oft haben die Verkündiger liberaler Gedankenfreiheit wegen dieser Anzweifelung höchster Autoritäten Luther zu den Ihrigen zählen wollen, aber sie irren, wenn sie ihn als Individualisten, als grundsätzlichen Einzeldenker ausgeben, denn er sucht mit seiner ganzen Seele eine innere Gebundenheit und ist in sich ohne alle zweifelnde Willkür, nur vermag er für seine Gebundenheit keine innerweltliche Autorität anzuerkennen, und alle Versuche, die überirdische Autorität rechtskräftig zu formulieren, mußten fehlschlagen. Weder der Glaube noch das Wort Gottes sind irdische Tribunale für letzte Entscheidungen.

21.

Auch das große innere Erlebnis Luthers hatte seine Grenzen, denn die Freiheit eines Christenmenschen ist ein überstaatliches und überkirchliches Ideal, herrlich und wunderbar belebend, aber nicht organisierend und regelnd, seelisch aufbauend, aber dabei unfaßbar und beinahe uferlos. Immer wird der Weltverstand gegen derartige jenseitige Ideale mißtrauisch sein, und zwar nicht nur aus Kleinmütigkeit, sondern auch um der täglichen Pflichterfüllung willen. Man kann zwar die Kirchenautorität verkleinern, dann muß man aber nach einem geschichtlichen Naturgesetz, das uns klarer vor Augen liegt als jener Generation, die Staatsbefugnisse erhöhen. Luther wurde zum Vertreter der Staatshoheit, ohne daß er dabei etwas anderes war als ein Instrument über ihm waltender Mächte, die wir unter dem Namen Vorsehung begreifen. Er stand an der Bruchstelle von weströmischer Kulturoberleitung und staatlich-nationaler Teilung des Erdteiles. Wenn die Gnade Gottes frei wirkte, so hörte damit die Zentralverwaltung aller Heiligtümer auf. Welcher Glaube gehörte dazu, im Nebelgewoge solcher Umwandlungen bei seinem Evangelium zu bleiben!

(Fortsetzung folgt.)

Offener Brief an den Herausgeber der „Hilfe"

Hochverehrter Freund!

Sie haben in Nr. 37 der „Hilfe" einen Brief an einen alten National-Sozialen gerichtet, der meine Aufmerksamkeit so gefesselt hat, daß ich mich veranlaßt fühle, Ihnen daraufhin diese Zeilen zu schreiben.

Alle alten Nationalsozialen werden ohne weiteres darin übereinstimmen, daß Sie in der Sache der Friedensresolution nicht als gehorsamer Parteisoldat, sondern kraft eigenster Ueberzeugung gehandelt haben. Einig sind sie mit Ihnen auch darin, daß es verwerflich ist, einer gegnerischen Auffassung moralische Mängel unterzuschieben, um sie zu bekämpfen. Freudig stimmen sie in Ihre Bestätigung der herrlichen Frucht des großen Krieges ein, dem Nationalwerden des größten Teiles der sozialdemokratischen Masse. Und ebenso begrüßen sie es, wenn Sie es verurteilen, wenn auch nur andeutungsweise den Zentrumsmännern vorgeworfen wird, daß ihre vaterländische Gesinnung nicht zuverlässig sei. Endlich stimmen sie dem Verlangen bei, daß die Welt neu geboren werde durch unsere Standhaftigkeit und Vernunft.

In alledem stehen wir treu zusammen. In zwei anderen Fragen aber entfernen wir uns voneinander. Die eine allgemeiner Natur betrifft das schwierige Problem, inwieweit eine parlamentarische Partei führen und inwieweit sie dem Willen des Volkes, besonders ihrer Wähler, folgen soll. Die andere Frage handelt sich darum, ob die Reichstagsresolution notwendig war und zu rechter Zeit gegeben worden ist.

Digitized by Google

Hinsichtlich der ersten Frage schreiben Sie mir am 29. August: „. . . Ob dabei die Mehrheit hinter uns steht oder nicht, ist mir sachlich gleichgültig, denn das Richtige muß auch getan werden, wenn es eine Minderheit hat.“ Es erinnert dies an ein bekanntes Wort: „Vernunft pflegt nur bei wenigen zu sein.“

Man muß dem zustimmen. Und doch kann es Zeiten geben, wo der nationale Instinkt der Masse weit sicherer den rechten Weg findet, als das Gehirn einzelner Parlamentarier, und sei es auch noch so fein ausgebaut. In solchem Falle muß es vom vaterländischen Standpunkt aus bedauert werden, wenn der Parlamentarier den Ausschlag gibt und das Volk in die Irre führt.

Dieser Fall liegt nach meiner Auffassung jetzt vor. Und sie steht nicht allein. Es wird in kurzer Zeit die Fülle und das Gewicht der Stimmen sich noch mehren, die überzeugt sind, daß die Majorität des Reichstags eine Minorität des Volkes hinter sich hat, wie ich es in meinem „Tag“-Artikel Nr. 194 bereits ausgesprochen habe, und daß die Reichstagsresolution vom politischen Standpunkt aus ein schwerer Mißgriff war. Dies vertrat auch kürzlich der Erzbischof Varady im ungarischen Magnatenhaus. Er schloß seine Rede mit folgenden Worten: „An unserer Bereitwilligkeit, Frieden zu schließen, ist kein Zweifel. Es ist sogar zu fürchten, daß eine übermäßige Betonung unserer Friedenssehnsucht beim Feinde Mißverständnis errege. Der Frieden wird nicht dadurch herbeigeführt, daß wir unablässig den Friedenswunsch äußern, sondern dadurch, daß wir unsere Herzen mit Kraft und Ausdauer wappnen, damit sie den bisherigen Heldenmut bis ans Ende bewähren.“ Ich stimme diesen Worten bei. Nur würde ich einen Satz dahin abändern, daß eine übermäßige Betonung unserer Friedenssehnsucht, die sich in einem Verzicht- oder Verteidigungsfrieden ausspricht, nicht nur Mißverständnisse bei den Feinden erregt, sondern sie geradezu auffordert, den Krieg fortzusetzen, um das schwach gewordene deutsche Volk auf die Knie zu zwingen, ähnlich, wie die wahnsinnigen Eroberungspläne unserer Feinde, welche die wahre Demokratie vertreten wollen, uns zu einem Kampf bis aufs äußerste anspornen. Wenn Sie in Ihrem offenen Brief schreiben: „Um des Vaterlandes willen muß man auch den Mund halten können, wenn es nötig ist“, so wird Ihnen niemand widersprechen. Viele werden nur aufseufzend sagen: Hätte die Reichstagsmajorität sich doch nach Ihren Worten richten wollen! Leider hat sie es nicht getan. —

Lassen Sie mich diese Zeilen mit dem gleichen Wunsche schließen: In unverminderter persönlicher Freundschaft sage ich: Auf Wiedersehen!

Ihr alter, treu ergebener

W. Rein.

Wilhelm Heile / Vom deutschen Frieden

Indem wir diesen Brief unseres alten Freundes, des Jenenser Universitätsprofessors Rein, an leitender Stelle unserer Zeitschrift wiedergeben, wollen wir damit zum Ausdruck bringen, daß weder die Schriftleitung der „Hilfe“ noch Naumann noch die fortschrittliche Reichstagsfraktion wegen ihrer Zustimmung zur Friedenskundgebung vom 19. Juli die Verantwortung zu scheuen brauchen. Die Antwort auf die Einwände, die Professor Rein in seinem offenen Brief erhebt, hätte er bereits in meinem Aufsatze im gleichen Hefte der „Hilfe“ finden können, in dem Naumanns Brief an einen alten Nationalsozialen stand. Weil aber Rein sich gleichwohl den dort widerlegten Vorwurf zu eigen macht, die Friedenskundgebung des Reichstags wirke als Zeichen der Schwäche und geradezu als Aufforderung an die Feinde, den Krieg fortzusetzen, so wollen wir demgegenüber noch einmal betonen, daß es im Ernste wie im Spiel immer der Stärkere zu sein pflegt, der zuerst vom Aufhören zu sprechen wagt. Weil wir stark sind und uns stark fühlen, deshalb können wir den anderen sagen: Nehmt Vernunft an, eure Wut verbessert eure Lage doch nicht, laßt uns als verständige Menschen nach einer Verständigung suchen. Wären wir schwach oder fühlten wir uns schwach, so würden wir fürchten, daß das Gewicht unserer Kraftbeweise für den Verhandlungstisch nicht schwer und darum nicht überzeugend genug sein möchte. Nicht wir sind die Schwarzseher oder „Miesmacher“, sondern diejenigen, die unsere Kriegslage noch für so verbesserungsbedürftig halten, daß sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen Frieden der Verständigung und des gerechten Ausgleichs sich nur als einen „Verzichts- und Unterwürfigkeitsfrieden“ vorstellen können.

*

Wir freuen uns in diesem Zusammenhange doppelt des erneuten Beweises, daß die gesamte Reichsleitung einschließlich der Obersten Heeresleitung diese unsere Auffassung teilt: die Antwort auf die Friedensnote des Papstes ist nicht bloß in Fühlung mit den führenden Volksvertretern abgefaßt worden, sondern es wird auch von amtlicher Seite ausdrücklich darauf verwiesen, daß alle Organe der Reichsleitung, also auch die Oberste Heeresleitung, dem Inhalt der Antwort auf die Papstnote zugestimmt haben. Diese Antwort aber stützt sich ausgesprochenermaßen auf die Friedenskundgebung des Reichstags, die damit von der Reichsleitung ohne jeden Vorbehalt anerkannt und aufgenommen wird und so internationale und selbst weltgeschichtliche Bedeutung erhält.

Der Hauptinhalt der Antwort auf die Papstnote ist also die förmliche und vor aller Welt bindende Erklärung der Bereitschaft Deutschlands zu einem Verständigungsfrieden im Sinne der Reichstagsentschließung vom 19. Juli. Es ist dabei klug und zugleich würdig, daß die Frage nach der Schuld am Kriege gar nicht untersucht wird. Es hat ja auch wenig Wert, die Handlungen und die Fehler der Diplomaten hüben und drüben nachträglich unter die richterliche Lupe zu nehmen, da damit weder etwas ungeschehen gemacht noch die Schicksalsverkettung des gewaltigen Weltgeschehens wirklich ganz und gerecht beurteilt werden kann. Deutlicher als aller Nachweis der diplomatisch-politischen Schuld der Gegner spricht doch der Hinweis auf den Tatbeweis der Friedensliebe, den Deutschland und das deutsche Volk seit der Reichsgründung und insbesondere der Kaiser seit seinem Regierungsantritt durch mehr als ein Vierteljahrhundert gegeben haben, und zwar im Gegensatz zu den zahlreichen Eroberungskriegen, die alle unsere großen Gegner in der Zwischenzeit geführt haben.

*

Neben und über den Appell an die Macht und die Gewalt der Waffen setzt die deutsche Antwort die Kraft des Rechtes. Sie greift damit zustimmend den Leitgedanken der Papstnote auf. Und indem sie — ganz selbstverständlich eigentlich, und doch wohl auch nötig, wegen der Möglichkeit böswilliger Mißdeutung — ausdrücklich zur Voraussetzung macht, daß die Lebensinteressen des Deutschen Reiches volle Berücksichtigung finden, macht sie sich auch die Abrüstungs- und Schiedsgerichtsvorschläge des Papstes zu eigen. Schon Bethmann Hollweg hatte bei dem Friedensangebot vom Dezember 1916 davon gesprochen, daß Deutschland bereit sei, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, die einen künftigen Weltbund der Völker zur dauernden Sicherung des Friedens anstrebt. Indem der jetzige Kanzler sich in der bestimmtesten Form zu dem gleichen Gedanken bekennt, zum Teil sogar noch über ihn hinausgeht, handelt er bereits in dem neuen Geist, der nach der Note des Papstes das künftige Verhältnis der Völker und Staaten zueinander beherrschen soll.

*

Wir begrüßen es aufs freudigste, daß dieses Bekenntnis der deutschen Regierung so rückhaltlos abgegeben worden ist. Vorderhand genießen wir Deutschen nun einmal den Weltruf, daß wir allen internationalen Verständigungs- und Schiedsgerichtsabmachungen von Grund auf ablehnend gegenüberstehen, kein anderes Völkerrecht als bindend anerkennen als das Recht, das wir auf der Spitze des geschliffenen Schwertes vor uns hertragen. Dieser Ruf haftet uns infolge des Verhaltens der deutschen Vertreter bei den Verhandlungen im Haag so zähe an, daß die Welt den Bekundungen der Friedensbereitschaft unseres Tuns nur mit ungläubigem Mißtrauen begegnet, während sie den Widerspruch in dem entgegengesetzten Verhalten unserer Feinde nicht sieht oder nicht sehen will. Ob es uns jetzt endlich gelingen

Digitized by Google

wird, die Neutralen und die Vernünftigen aus dem feindlichen Lager davon zu überzeugen, daß wir das friedlichste und nur in der Verteidigung kriegsbereite, dann freilich auch kriegsstärkste aller Völker sind, das hängt wesentlich von dem Maße der Entschiedenheit ab, mit der die öffentliche Meinung in Deutschland das Bekenntnis der Regierung unterstützt, und auch von der Geschicklichkeit und Offenheit der Erklärungen, die der Reichskanzler im Reichstag in diesen Tagen abgeben wird.

*

Gewiß ist die Lage Deutschlands im Herzen Europas außerordentlich schwierig. Selbst Lloyd George hat ja vorm Kriege den Engländern klargemacht, daß wir um dieser von allen Seiten gefährdeten Lage willen eine starke Landesverteidigung mindestens so nötig gebrauchen wie England seine Flotte. Es besteht also kein Zweifel daran, daß es nicht leicht sein wird, für die Gedanken von Rüstungsbegrenzung und Schiedsgericht eine Form zu finden, bei der unsere Lebensinteressen unangetastet bleiben. Das wird überhaupt nur möglich sein, wenn auch unsere Gegner im gleichen „neuen Geist" an diese Aufgabe herangehen. Ohne wirklich guten Willen auf beiden Seiten geht es nicht.

*

Diese Voraussetzung der Gegenseitigkeit gilt überhaupt für das ganze Problem, für das des Friedensschlusses sowohl wie das der dauernden Friedensordnung. Sie gilt insbesondere auch für diejenigen Bedingungen des Friedens, die in der Antwort auf die Papstnote nur vorsichtig andeutend oder gar nicht erwähnt worden sind.

Wenn, um nur das Wichtigste herauszugreifen, kein Wort über Belgien gesagt ist, so ist es nach dem Gesamtinhalt der Note und dem Geiste, von dem sie durchdrungen ist, einfach selbstverständlich, daß die Bereitschaft zur Verständigung auch im Hinblick auf Belgien besteht. Verständigung aber heißt nicht Verzicht und noch weniger Unterwerfung unter den einseitigen Willen der anderen. Sich verständigen heißt einen Zustand schaffen, mit dem beide Teile zufrieden sein können und auch tatsächlich zufrieden sind. Zu solcher Verständigung ist der Boden von unserer Seite jetzt dadurch geebnet, daß die Reichsleitung, indem sie sich in aller Form auf die Friedenskundgebung des Reichstags stützt, die Vorschläge des Papstes als „geeignete Grundlage für die Einleitung von Verhandlungen" erklärt hat. Das aber ist es, worauf es ankommt: statt daß immer wieder in die Welt hinausgeschrien wird, was man alles haben wollte oder müßte, sollen die Mächte nun endlich ihre Vertreter an den Verhandlungstisch entsenden, damit dort wenigstens einmal der Versuch gemacht wird, unter gerechter Abwägung der nationalen Lebensbedingungen sowie des geschichtlichen und des im Kriege durchs Schwert geschaffenen Rechtes einen Ausweg aus dem Wirrsal der Interessengegensätze zu finden.

Die Gegner wissen jetzt, daß an der belgischen Frage allein das Zustandekommen des Friedens nicht zu scheitern braucht. Wir sind bereit, wie wir es von allem Anfang an gewesen sind, Belgien als flämisch-wallonischen Doppelstaat freizugeben; aber nur als freien Staat, nicht als englischen oder französischen Vasallenstaat; und nur gegen gleichwertige Gegenleistung. Wollen also unsere Gegner wirklich, was sie als ihre Friedensforderung hinstellen: die Freiheit der kleinen Völker, so ist das — nach englischer Darstellung — schwerste Friedenshindernis bald aus dem Wege zu räumen.

*

Wenn in solchem Geiste die Verständigung über den Verlauf der Landesgrenzen, über das Schicksal der kleinen Zwischenvölker und — nicht zu vergessen — auch der deutschen Kolonien gefunden ist, dann soll aber auch wirklich Friede sein. Die Freiheit der Meere, die wohl mit Rücksicht auf unsern türkischen Bundesgenossen in der Note genauer als Freiheit der hohen See umschrieben ist, muß dann auch für alle Möglichkeiten sichergestellt sein. Und vor allem muß verhindert werden, daß ein Wirtschaftskrieg den Krieg der Waffen fortsetzt. Gegenüber den Verunglimpfungen der Friedenskundgebung des Reichstags kann gar nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß diese Bedingung des Wirtschaftsfriedens einen wesentlichen Bestandteil der Entschließung bildet. Das ist besonders zu betonen gegenüber allen Versuchen, noch weiter einen Verständigungsfrieden, wie er vom Kaiser, von der politischen Reichsleitung, von der Obersten Heeresleitung und von der großen Mehrheit des Reichstags gemeinsam gebilligt und in der Antwort auf die Papstnote angestrebt wird, dem deutschen Volke nicht bloß mit Schmähworten, wie Unterwürfigkeitsfrieden oder Verzichtfrieden, sondern neuerdings auch noch mit dem demagogisch unehrlichen Beinamen Hungerfrieden zu verekeln.

*

Was also bleibt, wenn wir aufs Ganze sehen, der eigentliche Sinn der Note an den Papst? Deutschland begrüßt aus Gründen der Menschlichkeit und Vernunft die Anregungen des Papstes in dankbarer Anerkennung der edlen Absichten. Und noch einmal streckt es in Befolgung dieser Anregungen die Hand zum Frieden aus. Nicht aus Schwäche, sondern weil ein vernünftiger Sinn in einer weiteren Fortsetzung des Krieges nicht zu erkennen ist. Das gleiche tun, aus gleichen Erwägungen, in vollkommener Uebereinstimmung die uns verbündeten Länder. Gehen unsere Gegner auch auf dieses ehrliche Angebot einer ehrenhaften Verständigung nicht ein, so mögen ihre Regierungen sehen, wie sie mit dem wachsenden Widerstand ihrer eigenen Völker fertig werden. Wir haben dann das ehrenhafter und kluger Weise Mögliche getan. Darüber hinaus gibt es ein Entgegenkommen nicht. Von uns aus kann dann keine Friedensanregung mehr erfolgen. Die Hoffnung der Feinde auf Kräfteverfall durch wirtschaftliche Not in den Ländern Mitteleuropas steht ja — das müssen die Feinde allmählich wissen — keineswegs auf festeren Füßen, wie die Hoffnung deutscher Schwarmgeister auf rasche Niederkämpfung Englands durch den Tauchbootkrieg. Und es ist also — auch wenn man an die amerikanische Hilfe denkt — noch durchaus nicht abgemacht, ob jetzt die Zeit mehr für uns und unsere Bundesgenossen arbeitet oder für unsere Gegner. Mag es sein, wie es will: wir haben jetzt getan, was geschehen konnte, um der Vernunft zum Siege zu verhelfen. Wollen die Gegner in ihrer Verblendung den Krieg bis zur Vernichtung fortsetzen, so wird das deutsche Volk vom Ersten bis zum Letzten einig sein, einig wie am ersten Tage, in dem festen Willen, lieber zu sterben als vor solchem wahnwitzigen Haß den Nacken zu beugen. Mögen die Anschauungen über den kürzesten Weg zu einem gerechten und guten Frieden bei uns auch noch so sehr auseinander gehen, so besteht doch in einem vollkommene Einigkeit: niemals werden wir dulden, daß die Feinde uns den Frieden diktieren. Wir wollen den deutschen Frieden, der nicht der Friede der Vergewaltigung aller anderen ist, sondern ein Friede, der dem deutschen Geiste der Gerechtigkeit entspricht und allen Völkern die Freiheit gibt, statt im Kampfe der Waffen ihre Kräfte zu messen im edlen Wettstreit der Werke des Friedens und menschlicher Gesittung.

Naumann / Besuch an der Front

Es ist gut, daß Abgeordnete aller Parteien jetzt von der Heeresleitung zu Besuchen der Fronten eingeladen werden, nachdem schon seit Kriegsbeginn zahlreiche inländische und neutrale Journalisten dieses Vorzugs teilhaftig geworden sind. Besonders in der gegenwärtigen Zeitlage muß jede Gelegenheit benutzt werden, um nicht zwischen Armee und Volksvertretung einen gewissen Spannungszustand eintreten zu lassen. Dabei aber ist der Zweck solcher Besuchsfahrten nicht in einer Art von gegenseitiger Ueberredung oder gar Agitation zu suchen, sondern im Anschauen der Kriegstechnik und der tatsächlichen Verhältnisse des Heeres. Die Abgeordneten als Vertreter der Reichsfinanzen und der Gesetzgebung müssen von dem, was ihnen anver-

Digitized by Google

traut ist, Genaueres wissen, als es ihnen bisher oft möglich war. Je mehr man vom steigenden Einflusse des Parlamentes spricht, desto wichtiger wird ihre unmittelbare Sachkunde. Sie ist zwar infolge der langjährigen Kommissionsarbeiten schon häufig weit höher, als die Fernerstehenden glauben, aber ohne Zweifel steigert die vielbewegte Gegenwart die Anforderungen. Auch wenn man sich nun keinen Täuschungen über den möglichen Erfolg eines achttägigen Aufenthalts hingibt, so sind acht Tage voll militärischer Eindrücke unter fachmännischer Führung und an wichtigen Kampfstellen für das Verständnis dessen, was jeder Tag an Kriegsnachrichten an uns heranbringt, von keinem kleinen Werte. Jedenfalls kehre ich von einer solchen Fahrt dankbar und gestärkt zurück und bin froh, daß wir im Nordosten den Spuren älterer und neuester Kämpfe haben folgen können.

Etwas wirklich Neues über das Heer an der Front zu sagen, ist freilich im vierten Kriegsjahre nicht mehr möglich. Wir haben fast nichts gesehen, als was schon vorher von uns gelesen wurde, aber es ist zwischen Lesen und Sehen ein starker Unterschied. Den Verkehr der Truppe an der Eisenbahn, das Aufmarschieren der Wagenreihen, die Truppenbewegungen nach vollbrachter Schlacht, die Pflege alter und die Anlage neuer Schützengräben, die russischen Wege, die trübe Wucht regenschwerer Wälder, die Einsamkeit der vorgeschobenen Stellungen, die täglichen Kämpfe gegen Nässe und Schmutz, die Kameradschaftlichkeit, den Ernst und den Witz, den Verkehr zwischen Offizieren und Mannschaften, Feldküchen, Pferdematerial, Munitionslager, Soldatenfriedhöfe ... das alles und vieles andere auf beiden Seiten der Düna zu schauen, war der Inhalt unserer letzten Woche. Es sei gestattet, davon einige kleine Bilder aufzuzeichnen.

* * *

Irgendwo im weiten Walde steht ein schweres Geschütz noch nicht eingegraben, weil es erst gestern oder vorgestern durch Sand, Morast und Wald bis hierher gebracht wurde. Um diese auf hohen Rädern ruhende gewaltige Waffe sammelt sich eine Gemeinde von Hütten, deren erste die Behausung des Telephons und die Unterbringung der Munitionsbestände sind. Die Menschen werden Diener ihrer Apparate und leben für sie. Um der Kanone nahe sein zu können, graben sie sich ein, wie wohl vor Zeiten die alten Römer bei ihren Belagerungen in Gallien. Das Eingraben aber ist Kunst geworden. Dieselben Mannschaften haben schon drüben jenseits des Flusses in Erdhäusern gewohnt und kennen den praktischen Wert jeder kleinen Verbesserung. Unter ihren Händen sinken Bäume nieder und verwandeln sich zu Wänden und Dächern, doch muß bei allem Bäumeschlagen die Waldoberfläche dem Himmel gegenüber dicht bleiben, denn auch bei den Russen gibt es Photographie von oben. Das große metallene Tier selber wird mit Fichten zugedeckt, damit sein Fell nicht glänzt, vor uns aber enthüllt es seine Glieder und zeigt seine Beweglichkeiten und wunderbare Technik inmitten fast endloser Natur. Ein fröhlicher Rheinländer ist zurzeit Führer des stählernen Elefanten, lebt inmitten seiner Mannschaft und versichert, nicht an den heimischen Arbeitsplatz zurückzuwollen, solange hier im Wald ein Brettertisch und ein Unterstand vorhanden sind. Daß er im Winter unter Schnee liegen und auch leiden wird, ist ihm nichts Neues. Und wieviel Schnee mag es gerade hier geben!

* * *

Ueberall in der Welt hängt das Menschentum von der Natur des Erdbodens ab, nie aber so sehr wie im Zeitalter des Schützengrabendaseins. Wir sehen, wie ein Graben mit Unterständen durch ein Torfmoor hindurch gezogen oder vielmehr aufgeworfen werden muß. Das ist das Gegenteil von Kriegspoesie. Drüben an der anderen Waldecke mag es ganz schön sein, denn dort liegt Kies auf Lehm, hier aber quillt ewig schwarzes tropfendes Wasser aus trübseligem Wurzelgewirr. Und doch ist auch diese Stelle ein Stück der langen Front. Wer hier die Linie aufrechthält, sichert das Ganze. Dabei sind es nette junge Burschen, die sich anschicken, in dieser Brühe zu existieren, Söhne von sauberen Müttern! Natürlich müssen sie den Standort öfter wechseln als Mannschaften, denen die Naturbedingungen günstiger sind. Mitten in den Moorboden erbauen sie jetzt eine feste Grundlage für ein Maschinengewehr: Wollen Sie einmal sehen, wohin man von hier aus alles schießen kann? Dort hinten lassen wir eben Bäume fällen, damit wir alles merken, was auf dem Boden gekrochen kommt!

* * *

Vor uns schreitet mit schweren Stiefeln ein Mann mittleren Alters, der von Anfang an dabei war. Erst lag er in Frankreich drüben, aber hier ist er lieber, weil es hier so gesund ist. Je länger der Krieg dauert, desto gesunder wird er nach dem Grundsatz, daß, wer nicht daran stirbt, der kommt besser in die Heimat zurück als er fortging. Immer trifft das zwar wohl nicht, aber in der Tat versichert der Arzt, daß trotz des kalten Klimas gerade die rheumatischen Erkrankungen sichtbar abnehmen: der Naturmensch kommt hervor! Dabei ist das Leben in dieser Natur so einfach in seinen geistigen Grundlagen, hat kein Maschinengesurre und keine Lötflamme, keinen Webstuhl und keine Millimetersorgen; es gibt hier zwar Granaten und andere Gefahren, aber an die gewöhnt sich der Mensch etwa so wie die Vorfahren gewöhnt waren, daß es Bären und Wölfe gab. Bewegliche Bildungsmenschen sind häufiger bedrückt von der Eintönigkeit solchen Daseins, aber der Mann, der vor uns herschreitet, war wohl nie sehr erpicht auf Neuigkeiten; ihm gefällt es hier draußen ganz gut, und ohne viel darüber zu sagen, kann man doch auch hier viel sehen: Bäume, Vögel, Wacholderbüsche, Preiselbeeren, Mäuse, Eichhörnchen, und außerdem sorgt der Russe dafür, daß man immer etwas zu schaffen hat. Und die Kameradschaft ersetzt Haus und Gemeinde, wenn man nur immer gute Nachricht von der Frau und den Kindern hat.

* * *

Die Soldaten sind hier Herren des Landes. Alles Feld trägt Spuren des Krieges; bis weit hinter die Front finden sich vereinzelte Granattrichter; unzählige Kilometer von Knüppelstraßen werden ein bleibendes Gedächtnis der Kriegsbauzeit bleiben, jedes Haus im Frontbereich ist dienstbar gemacht, und wo Einwohner zurückgeblieben sind, waschen sie Soldatenwäsche und arbeiten auf dem militärischen Kartoffelacker. Der einfachste Soldat muß hier eine gewisse Ausweitung seines Kraftgefühles erleben. So selten er auch in die Lage kommt, selber etwas Größeres zu verfügen, so ist er doch Teilnehmer dieses täglichen Umgestaltens, bei dem neue Grenzen, Wege, Brücken, Rechte und Pflichten geschaffen werden. Das ist der große Unterschied zwischen Heimat und Front, daß in der Heimat der Rhythmus des Werdens vielfach so gering ist. Die größere Lebensgefahr bietet hier zugleich höhere Möglichkeiten des Erlebens. Vieles schleicht daheim in der Luft des rationierten Genusses nur

Digitized by Google

müde vor sich hin, hier aber wird fröhlicher gegessen, kräftiger geflucht, bei Bedarf straffer gearbeitet und, wenn es sein muß, ohne viel Ziererei gestorben.

* * *

Im Gegensatz zu der kämpfenden Armee sind die verscheuchten, hin und her geschobenen Einheimischen ein Bild der Gebrochenheit. Sie häufen ihre geringen Betten und Geräte auf Wagen und suchen, wo sie bleiben können. Wir sahen im Regen beträchtliche Mengen von ihnen an den Straßenrändern. Oft wurden ihnen nur Wohnsitze angewiesen in Hütten, aus denen andere Leute gleichen Schlages oder auch fremder Art von den Russen weggeschleppt wurden. Ob sie ihr eigenes Landstück je wiederfinden oder was sonst aus ihnen wird? Manche von ihnen sind gesund und kräftig und können irgendwo etwas leisten. Frauen mit besserer Erziehung treiben ihre letzte einzige Kuh vor sich her; Kinder waten im tiefen Schmutze am Arme nachgezogen. Opfer des Krieges!

* * *

Zu Mittag essen wir beim Divisionsstabe auf der Diele eines herrschaftlichen Gutshauses mit etwas verblichener Pracht. Die Offiziere werden von der allgemeinen Küche versorgt, uns aber, die wir aus Berlin kommen, erscheint das einfache Mahl wie eine ländliche Festlichkeit. Einige noch vorhandene Weinflaschen werden hinzugesetzt. Die guten Formen des Offizierkasinos werden nach Möglichkeit auch in der Fremde festgehalten und sind ein wertvolles Stück zur Erhaltung der Lebenswürde. In den übrigen Räumen füllen Landkarten die Wände und Akten die Tische, denn Kriegsleitung ist wie jede andere Leitung Schreibarbeit. Wie soll man sich einen Krieg ohne Telephon und Schreibmaschine denken? Auch das gab's einmal, damals als die Kriege noch klein waren und als die Versorgung mit Munition und Nahrung noch keinen Großbetriebscharakter hatte. Jetzt aber wird alles erst in Gedanken auf dem Papier vorgeschoben, ehe es sich auf dem Boden der Wirklichkeit nach vorn bewegt. Man kann nicht sagen, daß der Zufall ausgeschaltet sei, aber er ist scharf umgrenzt durch viel Berechnung. Zugleich aber muß das Rechnungszentrum ein Gesinnungs- und Gehorsamsmittelpunkt sein. Die führenden Einzelpersonen ragen merkbar über alle anderen Köpfe, denn aller Krieg hat in sich selber etwas Monarchistisches.

* * *

Wie im Mittelalter alle Künste und Gewerbe der Kirche dienten, so ist hier alles menschliche Können dem militärischen Zwecke untergeordnet, und eine der wichtigsten Führeraufgaben ist die richtige Verwendung der zahllos zuströmenden offenen und verborgenen Talente. Viele Menschen entdecken in sich Begabungen, die sie zu Hause gar nicht zu besitzen schienen. Welche Annäherung der Berufsstände! Das Können ist gebunden an Ort und Material, muß sich oft mit geringen Hilfsmitteln bescheiden, aber es ist frei gemacht vom geschäftlichen Rentabilitätsgesichtspunkt. Die große Kasse im Hintergrunde wirkt als Quelle der Möglichkeiten, soweit die Zwischenstellen den Zweck billigen. Das Ideal des Sozialismus ist auf Grundlage der Disziplin weitgehend verwirklicht: gemeinsame Wirtschaft ohne Entlohnung unter Anspannung von Pflicht und Ehrbegriff. Man hat oft bestritten, daß eine sozialistische Wirtschaft genug innere Triebkräfte besitze, wenn der Eigennutz beseitigt sei; einen Beitrag zu dieser Frage bietet das Heer. Wir sehen Leute aller Art die Geschäfte von Kaufleuten, Landwirten, Baumeistern, Inspektoren, Technikern betreiben, ohne daß sie selber im materiellen Sinn einen Gewinn davon haben. Der Kriegsgewinner sitzt in der Heimat und unterschreibt dort Kriegsverlängerungsaufrufe, hier aber ist die Luft frei vom Kriegseigennutz, ein höchst wohltuender Gesamteindruck.

* * *

Wir sahen ein Schlachtfeld am neunten Tage nach dem Kampfe. Das ist natürlich weit weniger als die Truppen selber erlebten, aber es ist mehr, als fast der ganzen Heimatbevölkerung vor Augen kommen kann. Der Kampf vergleicht sich in Größe den stärkeren Schlachten des Siebenjährigen Krieges und wird nur innerhalb der Riesenverhältnisse der Gegenwart zum Zwischenerlebnis. Da hier die Artillerie ihr Werk vollständig tun konnte, ehe die Infanterie über den Fluß kam, so sind es nur Funde, deren Reste den Boden bedeckt haben und auch nach vorläufiger Säuberung noch teilweise decken. Die furchtbare Wucht der aus der Luft niederbrechenden Massenstücke wird an jedem Mauerbruch und Baumstumpf deutlich. Daß überhaupt Menschen sich diesen metallenen und chemischen Gewittern aussetzen, bleibt ein Wunder. So merkwürdig es klingt, so sind sowohl die Geschosse wie die Standhaftigkeit ihnen zu trotzen, Kulturprodukte, denn die Tapferkeit des Naturmenschen allein ist diesen Stürmen nicht gewachsen. Welche Geister umschweben so ein Schlachtfeld! Hier hat vor einer Woche alles, alles gezittert, nun aber schon ist es eine historische Stätte. Der Krieg ist weitergezogen, nur Krähen flattern unter dem nassen Gewölk, und eine Wache sieht, daß nichts wegkommt.

* * *

Begreiflicherweise lag es nicht in der Absicht unserer Führung, die harmlosen Abgeordneten besonderer Gefahr auszusetzen. Wenn wir trotzdem in nicht allzu großer Entfernung einige schwere Granatschläge miterlebten, so nahmen wir das dankbar unter unsere Kriegserinnerungen auf. Neu war die Beobachtung der Schrapnells und ihrer sich langsam lösenden Wolken. Im Schützengraben wiederholte sich die Mahnung, gebückt zu gehen. Es war fast, als ob man unten im Leibe eines großen Schiffes durch die langen Gänge kriecht. Telephondrähte überall. Interessanter Blick durchs Scherenfernrohr. Drüben sind unsere Stacheldrähte, dahinter die russischen, weiter aufwärts der russische Graben, dort oben steht irgendwo die Batterie! So also geht es nun von der Ostsee bis ans Schwarze Meer! Ueberall stehen Männer, die bereit sind! Ueberall ist gegraben und gebaut worden. Welche unendliche Arbeit der Herstellung und Treue der Fortführung! Seit der Grabenkrieg entdeckt oder wiedergefunden wurde, gibt er allem militärischen Tun seinen Charakter. Wer versteht heute noch den Einmarsch nach Böhmen im Jahre 1866? Ja, wer versteht noch die ersten Kriegsmonate von 1914?

* * *

Eine Anzahl Kilometer hinter den Gräben, aber noch im Bereich feindlicher Geschosse, sammelt sich am Abend Kopf an Kopf eine große Menge in der Theaterhalle der Division. Draußen leuchten die Raketen auf und gelegentliche Kriegsgeräusche schwirren durch die Nacht, hier aber ist Wärme, Licht und Fülle, und auf der Bühne werden Bruchstücke aus der „tollen Komteß" gespielt und vaterländisch humoristische Szenen dargeboten. Alle Schauspieler sind Soldaten, machen ihre Sache prächtig, ernten rauschenden Beifall, und alle Zuschauer nehmen etwas

Digitized by Google

Munterkeit mit in ihre Lagerstätten und Hütten. Solche Unterbrechungen des eintönigen Ernstes der Dinge muß es geben. Ich dachte an Goethes Wort: Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht den heiteren Frohsinn die Natur verliehen. Die deutsche Natur in ihrer schwerfälligen Biederkeit bedarf der Elektrisierung. Sie bedarf auch zu anderen Zeiten ernsten Zuspruches religiöser oder geschichtlicher Art. Jetzt sehen wir die guten Burschen lachen, daß sich buchstäblich die Bretter biegen, und morgen oder übermorgen stürmen sie, wenn es nötig ist, einen Berg voll tödlicher Gefahren. Ein wunderbares, tüchtiges Volk in aller seiner Schlichtheit; mehr wert als alle, die sich einer polierteren Kultur rühmen, ohne dieselbe Seelenbildung zu besitzen.

* * *

Das deutsche Kriegsvolk ist bereit, alles für das Vaterland zu tun. Das verführt sowohl Offiziere wie Mannschaften da und dort zu ungerechten Urteilen über diejenigen, die mit vollem Bewußtsein der deutschen Geschichtslage den baldigen Frieden zu fördern suchen. Je nach Temperament und Gelegenheit haben wir manches waldkräftige Soldatenwort über die Mehrheitsresolution des Deutschen Reichstags gehört. Das schadet gar nichts! Der Soldat braucht kein Politiker zu sein, er ist Soldat. Von ihm wünschen wir gar nicht, daß er die Bedingungen erwägt, unter denen der Erdteil seine Ruhe wiederfindet, denn er muß die Waffe in der Hand behalten, bis endlich einmal „Das Ganze halt!" geblasen wird. Indem er fertig und gerüstet bleibt wie am ersten Tage, erleichtert er die Friedensverhandlungen, denn nur feste Staaten können erfolgreiche Abmachungen treffen. Die Armee muß auf dem Walle bleiben als das große Instrument des ganzen Volkes, nicht einer Partei. Sie wird uns helfen vom Krieg zum Frieden.

Helene Voigt-Diederichs / Die Schwiegertochter

(Fortsetzung statt Schluß.)

Oben im Haus klagen die Nachbarinnen, und die Mutter seufzt und sucht und borgt sich ein paar Trauerkleider zusammen, denn natürlich, wenn Wilhelm kommt, da will sie mit auf den Friedhof hinaus. Und ob sie nicht doch zum Armenpfleger geht, um ein Paar Stiefel bittet, daß sie ihrem Sohn in heilem Schuhwerk die letzte Ehre antun kann?

4.

Vier Tage später. Das Begräbnis ist vorüber. Alles ist geworden wie Berta gewollt hat. Abends ist sie noch allein draußen gewesen, wo alles blüht, Flieder und Kastanien und Blechkreuze voll von Maiglöckchen. Nun kommt sie in die qualmige Stadt zurück, denkt, daß übermorgen Montag ist. Dann fängt die Arbeit wieder an, die Arbeit, die sie immer gefreut hat. Wofür, wozu denn nun? Daß man satt wird von einem bis zum anderen Tag! Die Wirtschaft verbessern, hochkommen, da denkt doch jetzt keiner mehr dran? Und doch, alles geht weiter, nichts auf der Welt ist anders geworden; alles läuft wie früher auch über dies schreckliche eine weg.

Zu Haus am Spiegel steckt von früher her eine Karte, die letzte, die ihr Mann aus Frankreich geschickt. Er hatte eine schwere Hand, das Schreiben war ihm niemals leicht geworden. Auch die Gedanken nicht. Was er schrieb — oh, sie wußte, wieviel dahinter stand. Seine Worte, die waren immer dieselben. Hier — er hatte nicht einmal so viele gewußt, den Platz auf der Karte auszufüllen. Und da man den Raum doch nicht leer wegschicken konnte, hatte er hingesetzt: Deutschlandt, Deutschlandt, Deutschlandt! Dreimal mit großen frohen Buchstaben. Da steckt die Karte nun, und daneben ein Ausschnitt aus der Zeitung: Ehrentafel. Wilhelm Biethahn — Berta sieht das schwarze Kreuz, das dem Namen vorgesetzt ist, sieht darüber sich selbst im Spiegel: in ihren Ohren blitzen die kleinen Glasknöpfe, die sie schon als Mädchen getragen. Sie reißt den glitzernden Schmuck herunter. Es ist eine dumme Gelegenheit, aber mit einemmal fängt sie zu weinen an. Bis hierher waren ihre Augen zugefroren, selbst auf dem Kirchhof, als die drei Schüsse über das Grab wegrollten.

Aber nun weint sie, den ganzen Abend und die Nacht und den Sonntag durch, und am Montag vergißt sie die Arbeit. Fünf Tage und fünf Nächte lang liegt sie und weint. Sie ißt nicht und hat keinen Schlaf. Alle Farbe fließt von ihrem Gesicht weg, sammelt sich um die tiefen Augen herum, die nicht mehr blau sind, sondern trüb und grün, ihre Blicke kennen nichts als Tod und Tränen. Es ist eine tüchtige Frau, alles was sie tut, tut sie ganz. Und wenn ihr Sinn hart ist, so ist ihr Herz es nicht. Ein paar Tage bleibt nichts in der Welt, als einzig die Liebe, die nun tot ist und die nicht sterben mag, lebt und tobt und brennt und weint, gar nichts denkt und nicht getröstet sein will, und immer nur fühlt: nie mehr.

Die meiste Zeit liegt sie, den Mund in die Kissen gedrückt, auf dem Bett in der heißen Kammer. Vater Biethahn läßt sie weinen und meint: „Es ist gut, wenn es herauskommt. Sonst frißt es nach innen zu." Er selber geht hin wie alle Tage. Schwer ist sein Herz nicht, aber kühler und leiser schlägt's, ist von seinem Erdenplatz aufgehoben, lebt da, wo Menschen und Dinge durchsichtig werden, nicht freuen und wehtun, wo keine Klage und kein Vergessen ist, nur eine sanfte Erkenntnis: man muß ja. Vater Biethahn macht sich nichts vor. Er weiß, daß aus seinem tauben alten Dasein für alle Zeit der Sohn herausgestrichen ist. Aber ist nicht Ernestchen da, schreit und zappelt und setzt das Leben fort? Tief hineingepflanzt in den Toten ist dieses Kind, wächst auf aus dem Herzen, das nicht mehr schlägt. Soll man es nicht liebhaben, all seine Freude dransetzen, wenn's gedeiht?

Freilich, mit dem Gedeihen ist es nicht, wie's sein sollte. Vater Biethahn sieht das nicht, aber er fühlt, daß die Backen fein und schmal bleiben, und die Händchen fassen sich lose an, biegen sich so leicht in den Gelenken — nein, das ist damals mit den eigenen Kindern eine andere Sache gewesen. Vielleicht hätte Berta doch besser getan, Ernestchen an der Brust zu behalten? Die Milch aus dem Laden drüben ist auch nicht wie sonst; da ist nichts, was der Krieg nicht anfaßt und anders macht.

Man hätte wohl denken sollen, daß Berta sich nun mehr aus dem Kinde gemacht hätte, aber das geschieht nicht. Sie hat sich ausgeweint, was nun noch da ist an Traurigkeit, kommt nicht heraus, muß durchs ganze Leben bleiben, zuunterst von allem, was sonst noch wachsen mag. Sie geht wieder zur Arbeit und nimmt Ueberstunden, wenn's nur irgend paßt. Man sieht sie wenig im Haus. Wenn sie da ist, ist es das erste, daß sie sich mit dem Kinde abgibt, gewissenhaft nach ihrer Art. Aber ihre Stimme ist nicht die einer jungen Mutter, sondern abwesend und hastig, als tät das bißchen Leben ihrer Seele weh und erinnerte mit jedem Tage neu an den, der nicht mehr da ist. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Die Lohnkämpfe des Jahres 1916 stellt Band 282 der amtlichen Reichsstatistik zusammen. Danach betrug die Zahl der Streikenden 1913: 254 206; 1914: 58 682; 1915: 11 639 (137 Streiks); 1916: 124 188 (240 Streiks). Ausgesperrt waren 1913: 56 842; 1914: 36 458; 1915: 1227; 1916: —. Wichtiger ist die Zahl der durch die Kämpfe verlorenen Arbeitstage. In dieser Hinsicht hielten sich in den Jahren 1909—1913 im Gesamtdurchschnitt (wegen der großen Aussperrungen von 1910) Streiks und Aussperrungen beinahe die Wage (Streiks: 6 331 472; Aussperrungen: 4 859 022). 1914 betrug der Ausfall durch Streiks noch 1 714 790, der durch Aussperrungen 1 129 105 Tage. Diese Ziffern sanken rapide 1915 auf 41 838 und 3673, um 1916 bei den Streiks wieder auf 245 404, immerhin erst etwa den 35. Teil der im letzten Friedensjahre bei 2127 Streiks erreichten Ausfallziffer, zu steigen. Von den Streiks des Jahres 1916 kamen 35,6 v. H. auf den Bergbau und 52,4 v. H. auf die Metall- und Maschinenindustrie. Der amtlichen Statistik nach, bei der freilich nicht die Berufsorganisationen, sondern die Polizeiorgane berichten, sollen nur 2,4 v. H. der Streikenden vollen, 55,1 v. H. teilweisen, 42,5 v. H. aber gar keinen Erfolg gehabt haben. Wenn das richtig wäre, würde es die Behauptung von den jetzt gewaltsam durchgesetzten hohen Arbeiterforderungen widerlegen.

„Seedienst".

Verein für Schiffsnachrichten.

Wenn wir den Ereignissen dieses Krieges in bezug auf unser Wirtschaftsleben folgen, so erkennen wir, daß die durch den Krieg bedingte Beschränkung unseres Handelsverkehrs auf das Inland die Stellung Deutschlands als Handelsstaat beeinträchtigen muß. Daraus folgt, daß wir nach Beendigung des Krieges unsere Handelsbeziehungen zu dem Ausland wieder aufnehmen, daß wir uns am wirtschaftlichen Verkehr wieder beteiligen müssen. In dieser Richtung bewegen sich denn auch die Maßnahmen, die für die Zeit des Ueberganges von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft die Grundlagen schaffen sollen. Diese Maßnahmen müssen in erster Linie unserer Seeschiffahrt gelten. Ihr als dem Bindeglied zwischen Handel und Ausland fällt hier eine besondere Aufgabe zu, eine Aufgabe, die gewiß keine leichte sein wird, in Anbetracht der Schädigungen, die sie während des Krieges erlitten hat. Diese Schädigungen zu beseitigen, erscheint als eine gebieterische Pflicht. Hierbei ist es mit dem Wiederaufbau unserer Handelsflotte allein nicht getan, sondern unser Bestreben muß darauf gerichtet sein, unsere Seeschiffahrt, Seeversicherung und Seefischerei vom Auslande unabhängig zu machen. Voraussetzung hierfür ist, daß wir sie vom ausländischen, das heißt englischen Schiffsnachrichtendienst freimachen, und zwar durch Schaffung eines eigenen (deutschen) Nachrichtendienstes. Es dürfte nicht in allen Kreisen von Handel und Industrie bekannt sein, daß der ausländische Schiffsnachrichtendienst seit fast drei Jahrhunderten einzig von Lloyds in London geleitet wird. Diese, eine Vereinigung englischer Privatversicherer, sammeln mit einem Stabe von über 1500 Agenten die Schiffsnachrichten in allen Teilen der Welt und geben sie in alle Länder weiter. Da Lloyds lediglich vom Standpunkte englischen Interesses aus arbeiten, so konnte es kaum überraschen, als sie gleich bei Beginn des Krieges erklärten, sie würden auch nach dem Kriege Nachrichten über deutsche Schiffe für Deutschland nicht mehr veröffentlichen. In der Erkenntnis der aus dieser Maßnahme drohenden Gefahr, haben leitende Kreise die Gründung eines deutschen Schiffsnachrichtendienstes, des „Seedienst", angeregt, der auch eine „Schiffahrt-Zeitung" herausgeben soll.

Die vorbereitende Versammlung tagte am 1. Juni d. J. im Kolonial-Institut in Hamburg unter Beteiligung von 400 Vertretern aller an der Seeschiffahrt interessierten Kreise. Die „Schiffahrt-Zeitung", von der bereits zwei Probenummern im Kommissionsverlage von Broschek & Co., Hamburg 36, erschienen sind, soll in einer täglichen Ausgabe übersichtlich geordnete, vollständige und zuverlässig aufgestellte Listen über Schiffsbewegungen und Schiffsunfälle bringen. Sie soll in gemeinverständlicher Form alle Fragen der Seeschiffahrt und Seeversicherung, des Seerechts und der Seefischerei behandeln, sie wird Aufsätze enthalten über den deutschen und ausländischen Schiffsverkehr, Ueberseehandel, Schiffbau u. a. und einen Meinungsaustausch ihrer Leser anstreben über Erfahrungen, Mängel und Wünsche auf allen die Seeschiffahrt berührenden Gebieten.

Das gesamte Nachrichten- und Informationsmaterial, das durch einen großen Stab von Vertretern in allen Teilen der Welt gesammelt und zum großen Teil telegraphisch übermittelt werden soll, wird allen Interessenten in Hamburg, dem Hauptsitz des „Seedienst", und in Bremen in besonderen, in der Nähe der Börse einzurichtenden Geschäfts- und Auskunftsstellen (entsprechend den Einrichtungen von Lloyds in London) zugänglich sein.

Die Durchführung eines derartig wichtigen Unternehmens erfordert erhebliche flüssige Geldmittel, und wenn auch heute schon, den bereits erfolgten Beitrittserklärungen und gezeichneten Geldbeträgen nach zu urteilen, auf einen Erfolg gerechnet werden kann, so ist doch Voraussetzung für das vollständige Gelingen, daß alle an dieser Gründung interessierten Kreise dem „Seedienst" beitreten.

Der Gründungsausschuß unterhält Geschäftsstellen außer in Hamburg und Bremen auch in Berlin NW. 40, Alsenstr. 12 II, wo Interessenten über alles Wissenswerte Auskunft erhalten können.

Briefkasten

An die Leser. Das vorliegende Heft der „Hilfe" hat wieder infolge der Papiervorschriften erheblich verkleinert werden müssen.

Don Quixote in spanischer Sprache, den ein Leser fürs Feld zur Verfügung gestellt hatte, wurde mehrfach erbeten. Wer kann ihn noch abgeben?

Aus Hamburg, Wolfshagen 12, wurde uns mitgeteilt, daß Nr. 32 der „Hilfe" ausgeblieben sei. Unterschrift fehlte auf der Karte. Wer ist der Absender?

G. H. J. in Hamburg. Als „durchaus objektiv" wird kein Werk über Luther von allen anerkannt werden; die Darstellungen von katholischer, protestantischer, sozialdemokratischer Seite sind noch zu verschieden. Immerhin wächst die sachliche Uebereinstimmung. Gute Einführung: Böhmer, L. im Lichte der neueren Forschung (Teubner, 1,25 M.), dort weitere lit. wissenschaftliche Darstellungen von prot. Seite aus neuester Zeit: Köhler, Luther (ebd., kurz); ausführlicher: Hausrath, L. (Berlin, Grote), Berger, L. in kulturgesch. Darstellung (Berlin, Hofmann, noch unvollendet). Billige Ausgabe der wichtigeren Schriften: L.'s Werke f. d. deutsche Haus (8 Bde. mit 3 Ergänzungsbden., Leipzig, Heinsius).

Ein Feldleser schreibt uns:

In Nr. 33 der „Hilfe" teilen Sie mit, daß ein Parteifreund die „Frankfurter Zeitung" ins Feld senden will. Ich bitte daher, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, mir dieselbe zusenden zu lassen und wäre Ihnen hierfür sehr dankbar. Geistige Nahrung tut einem bitter not, um das eintönige und geisttötende Leben des Schützengrabenkrieges zu vergessen und Erholung zu suchen. Wenn man so zwei Jahre, abgeschlossen von aller Kultur und nur angewiesen auf die Gemeinschaft der Kameraden, in dieser russischen Einöde zugebracht hat, lernt man erst den Wert guter Zeitungen und Schriften erkennen. Ich brauche Ihnen wohl nicht besonders zu versichern, mit welcher Freude die „Hilfe" erwartet wird, da ich nur der einzige bin, der sie in unserer Kompagnie bezieht. Vielleicht wäre es auch zweckmäßig, durch eine Anregung in der „Hilfe" noch andere Parteifreunde zu bitten, dasselbe Verfahren einzuführen, nicht nur bei Zeitungen, sondern auch bei anderer politischer Literatur, die nach dem Lesen für den Besitzer keinen besonderen Wert mehr hat. Da man annehmen kann, daß wir ja doch den Höhepunkt des Krieges überschritten haben und uns auf dem absteigenden Ast befinden, so halte ich es für wertvoll, auf solche Weise unsere Feldgrauen mehr als bisher mit liberalen Anschauungen bekanntzumachen.

(Hier liegen noch zahlreiche Adressen von Feldlesern, die die „Frankfurter Ztg." haben möchten. Auf Wunsch geben wir sie an.)

Die nächste Nummer der „Hilfe" ist die erste des neuen Vierteljahrs und geht den Postbeziehern nur dann pünktlich zu, wenn sie rechtzeitig die Bestellung erneuert haben. Die Kreuzbandbezieher erhalten Heft 40 wie immer unter Nachnahme, falls nicht der Betrag oder entsprechende Nachricht vorher bei uns eingehen sollte.

Die Freiempfänger der „Hilfe" im Felde werden nicht alle im neuen Vierteljahr die Zeitschrift wieder erhalten können, weil die Spenden leider nur spärlich hier eingegangen sind und die völlig freie Versendung ja gesetzlich verboten ist. Nach Maßgabe der weiterhin eintreffenden „Freiwilligen Gaben" fahren wir in der Versendung fort und bitten alle Heimatleser, uns in der Verbreitung der „Hilfe" im Felde durch ihre Spenden wie früher zu unterstützen. Die Versendung auf Kosten der Liberalen Vereine wird nicht unterbrochen.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Dr. H. in H., Pfr. M. in U.-R., A. F. in H., 2 M.: M. in M., Gefr. Sch. im Felde, 3,50 M.: Lt. H. im Felde, 4 M.: Lt. P. im Felde, 5 M.: C. O. in K., 6,48 M.: Frl. R. in B.

Bücher für Armee und Marine: Frau Dr. N in Schöneberg: 21 Bücher, B. in Berlin: 14 Bücher und zahlreiche Zeitschriften.

Für Bücher für Armee und Marine: L. S. in S.: 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

Geschäftliche Mitteilungen

Reclams Universum beginnt Anfang Oktober d. Js. seinen neuen 34. Jahrgang. Von dem reichen und vielseitig ausgestalteten Inhalt des in einem neuen reizvollen Umschlag erscheinenden vornehmen Familienblattes gibt der der vorliegenden Nummer unserer Zeitschrift beigefügte wirkungsvolle farbige Prospekt eine sehr gute Vorstellung. Das Interesse weitester Kreise dürfte vor allem die Ankündigung des Erstabdruckes des neuen Romans des bekannten Danziger Schriftstellers Artur Brausewetter: „Die große Liebe" haben, der in Heft 1 beginnt. Besonders für die Versendung ins Feld als Liebesgabe möchten wir unseren Lesern das Universum empfehlen.

Digitized by Google

4. Oktober 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., im Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billigste Zeitungsausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 9504, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 40

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Fürs Vaterland. — **Friedrich Naumann:** Die Freiheit Luthers. — **Adrien Turel:** Parlamentarisierung und staatsbürgerliche Einzelverantwortlichkeit. — **Dr. Marie Joachimi-Dege:** Aufstieg der Tüchtigsten, oder —? — **S. D. Gallwitz:** Theodor Storm in der Gegenwart. — **Helene Voigt-Diederichs:** Die Schwiegertochter. — **Gottfried Traub:** Scheiding. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 23. September.

Zurückkehrend von einer Abgeordnetenfahrt nach Riga, Dünafront und Wilna, lese ich mit noch erhöhtem Interesse den Bericht über die Eroberung von Jakobstadt und des an der Düna gelegenen Geländes. Vor genau einer Woche hat der uns führende Generalstabsoffizier theoretisch über die Möglichkeiten eines derartigen Angriffs zu uns gesprochen, und wir haben einen Teil des Anmarschgeländes gesehen. Unter Führung des Generalleutnants Schmettow ist in zweitägigen Kämpfen der gebirgige Uferrand in Länge von 40 Kilometer und in Tiefe von 10 Kilometer genommen worden. In anderthalbstündiger Gasbeschießung wurden zuerst die feindlichen Batterien vergast und durch ein gewaltiges Minenwerferfeuer die feindliche Stellung sturmreif gemacht. Nach einigen Stunden waren die überragenden Höhen von Preschkan in deutschen Händen. Am nächsten Morgen früh 4 Uhr wurde das von den Russen niedergebrannte Jakobstadt erreicht. Die in den Wäldern und Sümpfen versteckte Beute wächst stündlich. — Wir benutzen die Gelegenheit, um infolge freundlicher Erinnerung eines Lesers festzustellen, daß in der Kriegschronik vom 4. September ein Irrtum vorgekommen ist, indem das schon vor zwei Jahren eroberte Friedrichstadt dort als russisch bezeichnet wurde, während es seit September 1915 fest in deutschen Händen geblieben ist.

Nachmittags besahen wir in einem Kino die Eröffnung der deutschen Werkbundausstellung in Bern. Selbst die Berichte Genfer und französischer Blätter können sich dem Eindrucke der künstlerischen Leistungen nicht entziehen.

Eine Oberlehrerin berichtet, in welchem vortrefflichen Gesundheitszustand Mädchen heimgekehrt sind, die drei Monate lang in Siebenbürgen verpflegt wurden. Strahlende Gesichter voll Dankbarkeit. Im ganzen wurden, soviel wir wissen, 700 reichsdeutsche Kinder in sächsischen und magyarischen Häusern Siebenbürgens auf das freundlichste aufgenommen.

Montag, 24. September.

Die Beute der U-Boote im Monat August beziffert sich auf 808 000 Tonnen. Damit ist seit Erklärung des verstärkten U-Boot-Krieges eine Versenkungsziffer von 6 803 000 Tonnen erreicht. Es verlautet, daß in England ernstliche Erwägungen über die Einführung einer Brotrationierung im Gange sind. Ueber die anderen wirtschaftlichen Folgen der Versenkung läßt sich nur schwer ein genaues Bild gewinnen.

In In- und Ausland beschäftigt sich die Presse mit der deutschen Antwort auf die Friedensnote des Papstes. Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei faßte eine Resolution, in der er sich gegen die fortgesetzte einseitige Hervorhebung unseres Friedenswillens wendet und nicht nur die Mehrheitsentschließung vom 19. Juli, sondern auch den nationalliberalen eigenen Antrag von damals durch starke Betonung des politischen Eroberungsgesichtspunktes abweist: Deutschlands zukünftige Sicherheit kann nicht allein auf Völkerverträgen beruhen, sondern muß auf deutsche Macht und Stärke gegründet sein. So richtig und unbestreitbar das letztere ist, so kann man fragen, ob es angebracht ist, die wohlüberlegte Friedenstätigkeit der deutschen Regierung gerade jetzt in dieser Weise zu stören. Nicht überraschend ist, daß die erste Welle der Auslandsstimmen fast durchweg ungünstig lautet. Solange die Regierungen der Westmächte nicht bereit sind, auf Friedensverhandlungen einzugehen, wird der offizielle Ton der Zeitungen immer ein abweisender und höhnischer bleiben. Das besagt aber noch wenig für den schließlichen Erfolg des großgedachten Appells an Vernunft und Menschlichkeit.

Die deutsche Regierung erklärt in Buenos Aires, daß sie mit den Aeußerungen ihres bisherigen dortigen Vertreters, Graf Luxburg, nichts zu tun habe, und versucht, den Friedenszustand zwischen Argentinien und Deutschland aufrechtzuerhalten. Es sind Unruhen gegen die dortigen Deutschen vorgekommen.

Dienstag, 25. September.

Am 18. September hat sich der Landtag der kurländischen Ritter- und Landschaft zum erstenmal wieder in Mitau versammelt. Es wurde eine Adresse an den Oberbefehlshaber Ost, Prinzen Leopold von Bayern, angenommen, in der der Landtag um die Genehmigung bittet, aus seiner Mitte heraus einen aus allen Berufs- und Volkskreisen zusammengesetzten Landesrat zu berufen. Der Verwaltungschef, v. Goßler, konnte Genehmigung zusagen. Ein lettischer Abgeordneter aus Libau erklärte Zustimmung.

In Wilna ist ein Landesrat für Litauen ins Leben getreten. Am 16. September begannen die Verhandlungen mit einem Festgottesdienst in der Kathedrale, in der seit 150 Jahren nicht mehr litauisch gepredigt worden war. Die von der Versammlung vorgeschlagenen Persönlichkeit wurden durch den Verwaltungschef, Fürst v. Isenburg, zu Mitgliedern des Landesrates ernannt. Dabei sagte der Verwaltungschef, daß dieser Landesrat durch Vertreter der Minoritäten des Landes entsprechend ergänzt werden würde. Unter den Minoritäten sind Polen, Juden und Weißrussen zu verstehen. Auf polnischer Seite erblickt man in diesen Vorgängen eine Beiseitesetzung der polnischen Ansprüche auf die vielumstrittene alte Herrschaftsstadt Wilna. Ob und inwieweit sich die Wilnaer Polen an der Gründung dieses litauischen Landesrates beteiligen werden, bleibt abzuwarten. Es ist immer schwierig in seinen Folgen, wenn ein Teil auf Kosten eines anderen befriedigt werden soll. Das beste würde eine Verständigung zwischen Polen und Litauern sein; aber diese steht, wie wir hören, leider nicht in Aussicht.

Großer deutscher Fliegerangriff auf London!

Digitized by Google

Mittwoch, 26. September.

Generalfeldmarschall von Hindenburg weist in einer besonderen Kundgebung Gerüchte zurück, als ob er oder General Ludendorff gesagt haben sollten, daß der drohende wirtschaftliche Zusammenbruch und das Versiegen der militärischen Kraftquellen uns zum Frieden um jeden Preis zwängen. Im Gegenteil erklärt er in voller Uebereinstimmung mit der Reichsleitung, daß wir wirtschaftlich und militärisch für weiteren Kampf und Sieg gerüstet sind. — Wenn diese erfreuliche Erklärung von einigen Seiten dazu benutzt wird, um Hindenburg als einen Gegner der Friedensbestrebungen der Reichstagsmehrheit und der Reichsregierung hinzustellen, so ist das weder im Wortlaut noch in der Sachlage begründet. Es besteht kein Zweifel, daß jeder wichtigere Schritt in Friedensangelegenheiten mit dem Hauptquartier vorher harmonisch beraten wird. Jede anders lautende Behauptung ist Geschwätz.

Der österreichische Abgeordnete von Jaworski, Präsident des Obersten polnischen Nationalkomitees, sagt zu den neueren Kundgebungen der mitteleuropäischen Regierungen über Polen: Diese Akte stellen Polen vor die Notwendigkeit, ein Bündnis des polnischen Staates mit den Mittelmächten einzugehen und den Krieg gegen Rußland zu erklären. Die Entscheidung muß klar und entschieden lauten, denn von ihr hängt das Schicksal und die weitere Entwicklung der polnischen Frage während des Krieges ab. Wenn die Polen im Königreich eine reale Politik betreiben und die Entente-Illusionen aufgeben werden, dann wird die Sache in raschem Tempo vor sich gehen. Die erste grundsätzliche Aufgabe wird die Schaffung einer polnischen Armee sein; denn ohne eine solche gibt es keinen wirklich unabhängigen Staat.

Beim Wiederzusammentreten des Deutschen Reichstags protestiert der Vorsitzende Kaempf gegen die Einmischung des amerikanischen Präsidenten Wilson in innere deutsche Angelegenheiten. Er fragt: Wie kann sich Wilson der Menschlichkeit rühmen, nachdem er den Hungerkrieg Englands gegen deutsche Frauen und Kinder begünstigt und sich nicht gescheut hat, englische Eingriffe in amerikanisches Eigentum zu dulden. Für ihn scheint die Monroedoktrin immer dann nicht mehr zu bestehen, wenn sie für England ungünstig wirkt. Deutschland ist Manns genug, um seine inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen, wie es dem Charakter unseres Volkes entspricht.

Donnerstag, 27. September.

Der frühere russische Kriegsminister Suchomlinow, einer der Hauptschuldigen des Kriegsausbruches, ist wegen Hochverrates, Vertrauensmißbrauches und Betruges zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Was unter jetzigen Verhältnissen in Rußland das Wort „lebenslänglich" bedeutet, läßt sich nicht genau bestimmen.

In Flandern ist wieder großer Kampf. Nach einem Trommelfeuer von unerhörter Wucht brach hinter einer Wand von Staub und Rauch die englische Infanterie zwischen Mangelaare und Hollebeke vor, vielfach von Panzerwagen begleitet. Zwischen St. Julien und der Straße Ypern—Menin gelang es den Engländern, bis zu einem Kilometer tief in unsere Abwehrzone einzudringen. Der Gegner wurde an vielen Stellen zurückgeworfen.

Der frühere englische Minister Asquith hielt eine sehr beachtete Rede über die Kriegsziele der Entente. Dabei zählt er alles auf, was Franzosen, Italiener, Serben, Rumänen und Russen schon immer als Kriegsziele gemeldet haben. Man kann zweifeln, ob ihm alle diese Ziele der englischen Hilfsvölker von gleicher Wichtigkeit sind, wie die Auseinandersetzung zwischen England und Deutschland. Auch in letzterer Hinsicht bietet aber die Rede wenig Erfreuliches, denn er wiederholt den alten englischen Gedanken, daß Deutschland erst Buße tun und Belgien ohne jede Gegenleistung herausgeben und wiederherstellen müsse, dann erst könne der Anfang wirklicher Besprechungen erfolgen. — Bei Beurteilung dieser Rede darf nicht außer Augen gelassen werden, daß Asquith zurzeit nicht zur Regierung gehört, aber bereit sein dürfte, wieder in die Regierung zu kommen. In dieser Lage kann er sich nicht allzu weit vom englischen Durchschnittsstandpunkt entfernen.

Freitag, 28. September.

Die schwedischen Parlamentswahlen bedeuten eine Verschiebung nach links. Die Konservativen verloren 16 Sitze. Der neue Parteibestand ist folgender: Konservative 70, Liberale 82, Sozialdemokraten 98, Linkssozialisten 22. Daraus ergibt sich, daß von einer Herrschaft des sozialdemokratischen Hauptführers Branting noch nicht die Rede sein kann, obwohl er die Leitung der stärksten Partei in der Hand hat. Da die Liberalen zwar häufig mit ihren Gefühlen mehr auf der Seite unserer Gegner stehen, aber den Krieg nicht wünschen, so wird bei korrekter und geschickter Haltung Deutschlands die Neutralität Schwedens nicht gefährdet sein. Dann dürfen sich allerdings Vorkommnisse, wie die durch die schwedische Gesandtschaft vermittelten Telegramme des deutschen Gesandten Graf Luxburg in Buenos Aires, nicht wiederholen. Durch den Druck Amerikas ist die Ernährung Schwedens außerordentlich schwierig geworden. In der Wahlagitation wurden auf der einen Seite die Engländer und Amerikaner, auf der anderen aber die Deutschen beschuldigt, die Urheber des schwedischen Mangels zu sein.

Im Reichstag hat Staatssekretär v. Kühlmann eine Rede gehalten, in der der neue Geist, wie er in der Antwort auf die Papstnote angekündigt wird, eine weitere Darlegung erfährt: Das alte Europa, so sagt der Staatssekretär, ist heute schon fast eine Sage geworden, aber daß dieses Europa nicht zugrunde gehe, ist mitten im gewaltigen Kriege ein gemeinsames Interesse aller Großstaaten. 50 Jahre haben bewiesen, daß Europa mit einem mächtigen Deutschland in seiner Mitte leben konnte, ja sogar mit Deutschland mächtiger und lebensfähiger war als früher. Warum erscheint dieser Zustand heute unseren Gegnern als eine vollendete Unmöglichkeit? Es mag nicht leicht sein, den durch Kriegslegenden aufgehetzten Völkern der Entente die Wahrheit ungeschminkt zu zeigen. Die Entstehung eines neuen europäischen Geistes ist aber die unbedingte Voraussetzung für einen glücklichen Abschluß. Besonders wichtig war sonst an den Aeußerungen des Staatssekretärs die Versicherung, daß die Reichsleitung mit unseren Generalen und Heerführern täglich und stündlich in voller Harmonie auf das engste zusammenarbeitet und daß eine Entscheidung von Lebensfragen, bei denen die Uebereinstimmung fehlen würde, nicht denkbar sei.

Sowohl der Reichskanzler wie der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes lehnen es ab, eine öffentliche Erklärung über die Bedingungen auszusprechen, unter denen auf eine künftige Beherrschung Belgiens verzichtet werden kann. Die Tatsache selbst, daß an eine Annektierung Belgiens von keiner ernsthaften Seite mehr gedacht wird, steht außer Zweifel. Für die weitere Behandlung der Angelegenheit aber hat sich die Regierung im Einverständnis mit den großen Parteien freie Hand behalten.

Sonnabend, 29. September.

Bisher ist trotz starker Aufregung in Buenos Aires eine Kriegserklärung Argentiniens an Deutschland nicht erfolgt. Der Pariser „Temps" meldet, daß der argentinische Gesandte in Berlin an seine heimische Regierung telegraphiert habe: „Die deutschen Zugeständnisse können nicht vollständiger und loyalgorischer sein. Ihr könnt sicher sein, daß die kaiserliche Regierung ihre Versprechungen halten wird". Abgesehen von der moralischen Wirkung eines Ueberganges Argentiniens zur Entente kommt sehr in Betracht, daß zahlreiche deutsche Schiffe in argentinischen Häfen liegen und daß in Friedenszeiten der Handelsverkehr zwischen Argentinien und Deutschland lebhaft und beiderseits gewinnbringend war.

In Petersburg wird eine demokratische Konferenz mit etwa 1200 Delegierten abgehalten, um über die Erhaltung der Errungenschaften der Revolution zu sprechen, d. h. um zu versuchen, ob eine tragfähige Regierungspartei hergestellt werden kann. Kerenski ist vor der demokratischen Konferenz erschienen und hat seine Politik gegenüber den Angriffen des Generals Kornilow verteidigt. Festigkeit sei nötig, denn die Anarchie wächst unaufhaltsam und verbreitet sich in endlosen Wellen über den ganzen Staat. Augenblicklich besteht die Gefahr darin, daß die

bürgerlichen Mitglieder aus der Regierung austreten und damit eine rein sozialistische Regierung übrigbleibt, deren Untergrund in der Bevölkerung nicht ausreichend ist.

In Berlin fanden gestern abend zwei große überfüllte Versammlungen statt, in denen für die bevorstehende 7. deutsche Kriegsanleihe Stimmung gemacht wurde. Auch der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Graf Roedern, trat in beiden Versammlungen als Redner auf.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 23. September.

Die Aufrufe der Deutschen Vaterlandspartei zeichnen sich durch ihre Unbestimmtheit aus. Der Ausdruck „Stärkung des deutschen Siegeswillens" läßt phantastische Spielräume und in der Parole „Ruhen des inneren Zwistes" ist greifbar zunächst nur die Zurückstellung aller Reformen während des Krieges. Daß eine solche Parole faktisch die Einheit fördert, wird niemand zu behaupten wagen. Und dann denkt man doch — trotz innersten persönlichen Widerwillens gegen diese Art undeutlicher Stimmungsmache und trotz aller Bedenken wegen ihrer politischen Wirkungen: wenn diese Gründung ihren Anhängern ein Stück wirklicher Kraft des Ertragens, der Zuversicht, meinetwegen des Trotzes gibt, so muß sie willkommen sein. Das freilich hat sie zu beweisen.

Tagung der freien Vereinigung für Kriegswohlfahrtspflege in Brandenburg. Es bleibt eine halbe Stunde vor Beginn der Verhandlungen, um einen Blick in die Katharinenkirche zu tun, die das malerische gotische Netzwerk ihrer Backsteinflanken auf einem stillen, weltabgeschiedenen Platz fast geheim hält. Die Glocken füllen die Baulichkeit unter den gelben Bäumen mit ihren klingenden Wogen. Im Chor stehen die großen Steinbilder der Apostel im Licht und Schatten der bunten Fenster und dunklen Pfeiler wie in einem Wald. Von einem schönen alten Grabdenkmal an der Mauer — ein Ritterpaar mit den beiden lückenlosen Stufenleitern zahlreicher frommer Söhne und noch zahlreicherer Töchter — empfängt man einen friedevollen Eindruck von ruhig entfaltetem und in fester Ordnung durch die Zeit hingebreitetem Leben, und fühlt dabei den zuckenden, wirbelnden Saus und Braus der Gegenwart.

Die Verhandlungen: Verwaltungsprobleme der Kriegsfürsorge geben einen Ausblick auf die merkwürdige organisatorische Vielgestaltigkeit, die sich im Rahmen gleicher gesetzlicher Regelung ergeben hat; Verhältnis von Gemeinde und Lieferungsverband, die „gemischtwirtschaftlichen" Formen, zu denen sich gesetzliche Kriegsfürsorge mit privaten Organisationen verbunden hat, die ganz verschiedenartige Auffassung der Leistungen usw. Ein sehr unklares Kapitel ist die Erstattungspflicht des Staates gegenüber den Aufwendungen der Gemeinden für die Kriegswohlfahrtspflege. Man wundert sich, wieweit die Erstattungsbereitschaft bis in Spezialaufwendungen für Wohlfahrtszwecke, z. B. der Kinderfürsorge, reicht, die sonst der freien Liebestätigkeit überlassen wurden.

Eingehende Besprechung des Problems der Frauenarbeit in Verbindung mit dem Unterstützungswesen. Die Arbeitspflicht der Kriegerfrauen: mit dem Ergebnis, daß nur ein Prämiensystem, das klare wirtschaftliche Vorteile verspricht, noch mehr Kriegerfrauen zur Arbeit veranlassen wird.

Montag, 24. September.

Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei hat gestern eine Entschließung angenommen, in der zunächst die Friedensresolution des Reichstages verworfen und Machterweiterung in Ost und West, Sicherung unserer weltpolitischen Stellung über See und Kriegsentschädigungen als Kriegsziel aufgestellt wird. Ueber die innerpolitischen Verhältnisse heißt es dann weiter:

„Der Zentralverband fordert eine strenge Durchführung aller das Gebiet der Ernährung des Volkes berührenden Maßnahmen und weitgehende Fürsorge für die minderbemittelten Schichten, insbesondere für den schwerleidenden gewerblichen Mittelstand und die auf feste Besoldung angewiesenen Kreise des Volkes.

Die anmaßende Einmischung des Präsidenten Wilson in die innerpolitischen Verhältnisse unseres Landes weist der Zentralvorstand mit Entrüstung zurück. Er lehnt die Uebertragung des parlamentarischen Systems ab, verlangt aber ein enges und vertrauensvolles Zusammenarbeiten von Volksvertretung und Regierung. So wird die Frage der Neuordnung unserer verfassungsmäßigen Verhältnisse unter voller Wahrung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches in Ruhe einer gedeihlichen Lösung entgegengeführt werden können. Immer aber müssen diese Fragen zurücktreten hinter dem einen großen Ziele: der Sicherung unserer deutschen Zukunft. Alle Kräfte des Landes sind im Kriege zusammenzufassen, um den vollen Sieg über unsere Gegner zu gewährleisten."

In der Bahn schüttet eine energische Gutsbesitzerin aus Schleswig-Holstein ihr Herz aus über die Weisheit der Kriegsverordnungen. Eier darf man nicht ausführen, aber abgenommen werden sie einem auch nicht, feines Tafelobst muß man der Marmeladefabrik überantworten, weil es unter keinen Umständen aus dem Kreis heraus darf, sorgsam gesammeltes Altmaterial läßt man schließlich eingraben, weil es nicht abgeholt wird. Und dann die Raubzüge der „Rucksäcke". Ein Dorfschlingel verkauft den Städtern gegen gutes Geld seine Dienste als Hühnerfänger, in welcher Kunst er es mit Hilfe einer als Lasso dienenden Peitsche zu hoher Vollkommenheit gebracht hat. Die Kartoffeln werden vom Felde gestohlen, das Obst vom Baum. Das alles wäre noch niederdrückender, wenn nicht in dieser Entthronung der menschlichen Würde doch noch irgendwo ein grimmiger Humor steckte.

Dienstag, 25. September.

Durch ungewöhnlich milde, sonnige Septembertage begleiten uns wieder die Nachrichten von der neuen Offensive in Flandern. Dazu das unbewußte Steigen der Spannung, wenn der Wiederzusammentritt des Reichstags bevorsteht. Die Protesterklärungen gegen Wilson folgen einander Schlag auf Schlag und repräsentieren jetzt wohl die meisten Gruppen des deutschen Volkes.

Das nahe Reformationsfest holt die Gestalt Luthers aus dem Schatten der Vergangenheit. Beim Lesen in seinen Schriften wird man überwältigt von der trotzigen Sicherheit seiner Ueberzeugungen. Was gehört dazu, um auf der schmalen Klippe, zu der er sich über die große Kluft hinübergeschwungen hatte, sicher zu stehen! Welche Unabhängigkeit von menschlichen Meinungen, welche Kraft zum Alleinsein!

Mittwoch, 26. September.

Der Wiedereröffnung des Reichstags geht die gesteigerte Stimmung voraus, die aus der Erwartung von allerlei Klärungen quillt, und die um so lebhafter ist, als tatsächlich das Bild der Parteien immer undeutlicher wird. Die Nationalliberale Partei hat sich gegen die Parlamentarisierung ausgesprochen — aber sie hat einflußreiche Mitglieder, die trotzdem dafür sind. Wie steht die Zentrumspartei zu Erzberger?

In den Zeitungen erscheint die folgende Erklärung des Hauptquartiers:

„Es ist mir vom Kriegsminister mitgeteilt worden, es wäre vielfach von unberufener Seite behauptet, daß nach meinen und des General Ludendorffs Aeußerungen drohender wirtschaftlicher Zusammenbruch und Versiegen der militärischen Kraftquellen uns zum Frieden um jeden Preis zwingen.

Ich will nicht, daß unsere Namen mit derartigen grundfalschen Behauptungen verknüpft werden.

Ich erkläre in voller Uebereinstimmung mit der Reichsleitung, daß wir wirtschaftlich und militärisch für weiteren Kampf und Sieg gerüstet sind. v. Hindenburg, Generalfeldmarschall."

Man unterhält sich darüber, was sie veranlaßt haben kann. Die meisten Menschen haben nämlich keine Ahnung, daß es solche wunderlichen Gerüchte überhaupt gibt.

Donnerstag, 27. September.

Gestern ist der Reichstag wieder zusammengetreten. Der Präsident wird noch einmal Wortführer des ganzen Volkes in der Zurück-

Digitized by Google

weisung der Anmaßungen Wilsons. Die Vorlagen für die neuen Reichsämter werden dem Hauptausschuß überwiesen. Es heißt, daß sich eine Majorität gegen die Bewilligung des Gehaltes für den Vizekanzler finden wird.

Man fühlt im übrigen aus den Berichten die Stimmung einer starken Zuversicht — und das ist angesichts der neuen Offensive in Flandern doppelt gut.

Für das, was unsere Truppen dort leisten, scheinen einem immer die Menschen in der Heimat nicht dankbar genug. Sie leben nicht genug mit — in all ihrem Befangensein durch Leibsorgen!

Freitag, 28. September.

Berlin erstickt unter einer Aepfel- und Kartoffelüberschwemmung. Die Leute werden aufgefordert, aus „vaterländischer Gesinnung" ihr Quantum für die nächste Woche schon jetzt abzunehmen. Das ist nicht gerade viel verlangt. Die Aepfelzufuhr soll wieder gestoppt werden. Man sieht es erst jetzt, wie wunderbar der heilige Geist von Angebot und Nachfrage ohne behördliche Unterstützung die Versorgung zustande gebracht hat.

Aber diese Dinge, so humorvoll sie sind, spielen keine Rolle neben der Spannung, mit der heute die Reden des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes aufgenommen werden.

Unter den schon sehr entblätterten Bäumen des Tiergartens stehen in der weichen Septembersonne die Menschen mit den weißen Zeitungsblättern. (In Klammer: Wird man den Geburtstag Hindenburgs benutzen, um sein wenig heroisches Bild unter der Siegessäule endlich vollzunageln und dann an einen etwas verschämteren Standort zu bringen?) Man sieht ein, daß zu dem, was man Herrn v. Bethmann übelgenommen hat, die Vermeidung irgendwelcher bestimmten Formulierungen über Kriegsziele, auch sein Nachfolger gezwungen ist. Die Rede Herrn v. Kühlmanns wird überall gut aufgenommen, in ihrer Klarheit und ruhigen Energie.

Am Abend große und eindrucksvolle Zirkus-Busch-Kundgebung der großen Wirtschaftsverbände zur Kriegsanleihe.

Wilhelm Heile / Fürs Vaterland

Aus allen Teilen des Landes gehen uns Nachrichten zu, mit welchem wilden Eifer und welcher Ausnutzung aller möglichen Abhängigkeiten die neue „Vaterlandspartei" das deutsche Volk in zwei schroff geschiedene Lager zu trennen sucht, indem sie dabei die schönsten Worte vom Burgfrieden im Munde führt. Arbeitsplan und Verfahren der Herren ist ja eigentlich nicht neu. Nur daß sie jetzt so vorgehen, im vierten Kriegsjahre, das ist doch eine schmerzliche Ueberraschung.

Früher hieß der beliebte Spruch, mit dem manches Hirn mit Erfolg umnebelt worden ist: das Vaterland über die Partei. Das klang bestrickend. Und da konnte es sogar vorkommen, daß sie bis zu einem gewissen Grade recht hatten, da eine Uebertreibung des Parteigeistes dem Vaterlande ebensowenig dienlich ist, wie die Gleichgültigkeit und Unklarheit derer, die nicht die Entschlußkraft zu fester Meinungs- und Willensbildung aufbringen, die nicht den Mut haben, Partei zu ergreifen. Aber ach, wie so oft war es nur zu einem ganz bestimmten politischen Zweck, wenn der Aufruf an die Partei der Parteilosen erfolgte, deren schwärmenden Jünger mehr noch als die Nichts-als-Gleichgültigen nicht merken sollten und nicht merkten, daß sie einem durchaus einseitigen Parteizweck dienten, indem sie nur dem Vaterland in seiner Gesamtheit zu dienen glaubten und die Parteigebundenheit der anderen an den Pranger der Vaterlandslosigkeit stellten.

Es ist der gleiche Roßtäuschertrick, der heute nur in noch einfacherer und plumperer Form angewandt wird. Unter dem Vorwande, daß alle guten Deutschen, alle besonders Opferfreudigen und Vaterlandsliebenden um des Vaterlandes willen sich zu einer Partei über den Parteien zusammenschließen müßten, wird — ausgesprochen oder nicht — mit dem Stempel der Vaterlandslosigkeit versehen, wer nicht Mitglied werden will bei der „Deutschen Vaterlandspartei". Wenn das nicht in seinen Absichten und zum Teil auch in seinen Wirkungen so tief ernst und traurig wäre: man würde versucht sein, diesen Widerspruch in sich selbst „Vaterlands-Partei" als einen Rückfall in geistigen Kindheitszustand mit einem fröhlichen und befreienden Lachen abzutun.

Nicht um der kalt rechnenden Demagogen willen, die selbst in diesen schweren Tagen vor solcher Vergiftung des Volkslebens nicht zurückschrecken, weil ihre Sonderzicke ihnen höher stehen als die Daseinsnotwendigkeiten des Staatsganzen, sondern um der vielen, allzuvielen, um der harmlos Gutgläubigen willen, die mit aller ihrer schönen Begeisterungsfähigkeit dem Vaterlande und nur dem Vaterlande dienen wollen, dürfen wir die Beleidigung, die für alle anderen in dem Namen „Deutsche Vaterlandspartei" liegt, nicht bloß mit dem Schweigen der Verachtung beantworten.

Was will denn diese Partei eigentlich? Sie ist gegründet worden zum Kampfe gegen die Reichstagsmehrheit, und zwar angeblich nur zum Kampfe gegen den Geist, der in der Friedenskundgebung des Reichstags zum Ausdruck kommt. Die Reklametrommel wird gewaltig gerührt, ein ungeheurer Apparat wird aufgeboten, um das Volk glauben zu machen, das Vaterland müsse befreit werden von der Herrschaft unfähiger, nervenschwacher, parteibefangener, vaterländisch — gelinde gesagt — wenig empfindlicher Leute, die jetzt die Not des Vaterlandes ausnutzen, um ihr innerpolitisches Schäflein ins Trockene zu bringen. Aus dem ersten Aufruf wurde es jedem, der Augen hat zu sehen, sofort klar, daß für die treibenden Kräfte der neuen Partei hier der Schwerpunkt ihres Tuns liegt. Die innere Neugestaltung soll während des Krieges nicht ernstlich in Angriff genommen und keinesfalls gar durchgeführt werden. Versprechungen, wie vor 1815, dürfen gegeben werden. Die machen sich gut und tun niemand ernstlich weh; sie brauchen ja nicht erfüllt zu werden — wie nach 1815. Daß einem winzigen Bruchteil des Volkes, der jetzt im Staate an Macht und Vorrechten gewaltig begünstigt dasteht, unter dem zwingenden Erlebnis des Krieges diese Vorrechte genommen werden sollen, das ist in den Augen der Herren Störung des Burgfriedens. Daß aber der fast als Gesamtheit zu betrachtenden Volksmehrheit die längst versprochene staatsbürgerliche Gleichberechtigung noch immer vorenthalten ist, das soll so recht und billig sein. Und indem man in immer neuen Schmähungen die Reichstagsmehrheit angreift und das Ansehen des Reichstags mit allen Kräften zu verkleinern sucht, bemüht man sich mit allem klugen Vorbehalt, das Zusammenarbeiten von Reichsregierung und Reichstag zu erschweren und die Entwicklung der Dinge zu einem parlamentarischen Regierungssystem deutscher Eigenart oder westlichen Musters unter allen Umständen zu hintertreiben. Das ist der Kern der Sache.

Freilich: zugegeben wird das nicht. Man hat sogar einigen Fortschrittlern das Zugeständnis einer Aenderung von Satzungsparagraphen gemacht, derart, daß die Partei sich in den Gang der Verfassungsverhandlungen nicht einmischen wolle. So hat man das ersehnte liberale Feigenblatt zur schamhaften Verdeckung seiner Blöße gewonnen. Die Werbetrommel aber dröhnt darum doch ihren alten Rhythmus weiter.

Digitized by Google

Warum wohl richtet die brave „Vaterlandspartei" ihre Angriffe nur gegen den Reichstag, wenn sie wirklich nichts anderes will als zeigen wie groß die Zahl derer ist, die nichts von Verständigung wissen wollen und unter allen Umständen die Fortführung des Krieges bis zu einem Siege, der den Gegnern einen „Verzichtfrieden" aufnötigt? Die Herren wissen doch ganz genau, daß zwischen Reichstagsmehrheit, Reichsregierung, Oberster Heeresleitung und Deutschem Kaiser volle Einmütigkeit besteht! Und wenn bisher noch einige unter ihnen gewesen sein sollten, die durch die lärmende Agitation ihrer alldeutschen Freunde zu dem Glauben verführt waren, daß es in der Frage der Friedenskundgebung und der Antwort an den Papst Meinungsverschiedenheiten zwischen Reichstag, Regierung und Heeresleitung gäbe, so wissen sie jetzt, müssen sie nach den Reden des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Aeußern wissen, daß sie in schwerem Irrtum befangen waren. Denn „alle diese Stellen", sagte Herr v. Kühlmann, „arbeiten täglich und stündlich in voller Harmonie aufs engste zusammen; eine Entscheidung wirklich vitaler Fragen, bei denen der Konnex fehlen würde, ist nicht denkbar". Und der Reichskanzler fügte hinzu, daß die Stellung der Regierung zu den Kriegszielen in der Antwort auf die päpstliche Note klar umschrieben sei, weil sie sich auf die Friedenskundgebung des Reichstags ausdrücklich berufe.

Es ist also ganz klar: da sich die Angriffe der Vaterlandspartei nur gegen die Reichstagsmehrheit richten, nicht aber gegen den Kaiser und Hindenburg und Michaelis, so kann der Hauptzweck der Partei und das eigentliche Ziel der Angriffe gar nicht die Bekämpfung der Verständigungsbereitschaft sein. Das ist gewiß e i n Zweck, und manchem Mitläufer auch wohl d e r Zweck. Die Hauptsache aber ist der Kampf gegen den neuen deutschen Geist, der von der freien und gleichberechtigten Mitwirkung aller Volksgenossen am Staatsleben die größte Kraftentfaltung im Innern und nach außen erhofft.

Man kann nicht leugnen, daß diese Art, den Kampf gegen die innere Erneuerung der deutschen Staatsgestaltung zu führen, ein äußerst kluges Verfahren ist. Es ist deshalb nötig, den geschickten Machern auch auf diesen Schleichwegen der Politik zu folgen. Und da liegt es nun so, daß von ihrer vaterländischen Rede zwar ganz natürlicherweise eine große Suggestivkraft ausgeht — denn welcher gute Deutsche wollte wohl nicht stark sein und Opfer bringen! —, daß sie aber ebenso unsolide unterbaut ist, wie ihr eigentliches innerpolitisches Werk.

Sie sagen wieder und immer wieder von der Friedenskundgebung des Reichstags — an der Papstantwort der Regierung gehen sie schamhaft vorbei —, daß sie ein Zeichen der Schwäche sei und als Zeichen der Schwäche bei uns selbst, bei den Verbündeten, bei den Neutralen und bei den Feinden gewirkt habe. Das habe notwendig eine Ermutigung der Feinde und eine Schädigung des Kredits bei den Neutralen und eine Entmutigung bei uns zur Folge gehabt. Also habe der Reichstag durch seine Mehrheitsentschließung dem deutschen Volke unnennbaren Schaden zugefügt.

Indem sie das in alle Winde hinausschreien, künden sie der erstaunt aufhorchenden Welt das Märchen von der deutschen Schwäche, von dem drohenden Zusammenbruch der deutschen Kraft. Niemand, der die Friedenskundgebung des Reichstags oder die Noten der Regierung liest, konnte auf solche Idee kommen. Die feindlichen Regierungen und Zeitungen haben im Gegenteil auch eben jetzt wieder aus der deutschen Antwort auf die Papstnote herausgelesen, daß wir noch gar keinen Frieden der Verständigung anstrebten, sondern immer noch in Siegerpose aufträten.

Aber, wie dem auch sei: wenn die Alldeutschen und insbesondere die neue „Vaterlandspartei" wirklich überzeugt waren, daß die Friedenskundgebungen des Reichstags und der Regierung einschließlich der Heeresleitung als Zeichen der Schwäche aufgefaßt werden könnten, so hätten sie als Deutsche keine ernstere und dringendere Pflicht gehabt, als das Gegenteil nachzuweisen oder mindestens alles aufzubieten, damit der entgegengesetzte Eindruck entstand. Niemand anders als die Alldeutschen mit ihrer kindischen Freude am tönenden Wort hat etwas von dem angeblichen Geist der Schwäche verspürt. Und niemand anders als sie, die das Gerede aufgebracht und mit ungeheuerer Agitation in die Welt gesetzt haben, trifft die Schuld, wenn jetzt wirklich solche Meinung in der Welt verbreitet werden sollte.

Aber glücklicherweise nimmt die Welt unsere Alldeutschen so wenig ernst, wie wir die Schreier in den feindlichen Ländern, die unsere Flotte wie Ratten aus ihren Löchern graben und unsere Heere über den Rhein jagen wollen. Nur zur Bekämpfung der Verständigungsneigungen in den feindlichen Völkern kommen den dortigen Führern der Kriegspartei die Prahlereien und Maßlosigkeiten der Alldeutschen gelegen.

Die Feinde merken an den groben deutschen Schlägen, nicht an den groben alldeutschen Worten, wie stark wir sind. Sie merken es auch an der ruhigen Sicherheit, mit der Reichsregierung und Reichstag, gestützt auf die gegebenen Beweise deutscher Kraft, ihre Bereitschaft zu ehrenvoller und ehrlicher Verständigung bekundet haben. Wer sich schwach fühlt, getraut sich ja nicht an den Verhandlungstisch; der hofft immer noch, wie ein verlierender Spieler, auf einen Glückszufall, der seine Lage vor der Abrechnung verbessern könnte.

Und so grämen wir uns auch nicht sonderlich, wenn das Echo aus Feindesland so aussieht, als ob man drüben sich stark fühle, uns zerschmettern zu können, und entschlossen sei, deshalb den Krieg endlos zu verlängern, bis dieses Ziel erreicht ist. Das ist Bluff, just so, wie unsere Alldeutschen die Feinde bluffen wollen. Nichts weiter. Wie dumm das doch ist! Als ob man klugen Leuten, die es hüben wie drüben doch wohl auch an den leitenden Stellen gibt, allen Ernstes etwas vormachen könnte! Die drüben kennen jetzt unsere Kraft. Und wir kennen ihre.

Wir kennen aber auch unsere eigene Kraft. Und wenn es sein sollte, daß die Vernunft bei den Gegnern noch immer nicht siegt, so wird die Tatsache, daß bei uns jetzt jeder weiß, wer an der Verlängerung des Krieges die Schuld trägt, uns noch einmal wieder zusammenführen zur starken, entschlossenen Verteidigung unseres Daseins und unserer deutschen Zukunft, einmütig wie am ersten Tag. Wenn es das wäre, was die Vaterlandspartei will, so brauchten wir sie nicht, oder wir gehörten alle zu ihr, alle in Deutschland, alle, bis zum letzten Mann.

Naumann/Die Freiheit Luthers

(Fortsetzung.)

22.

Der f r e i e C h r i s t e n m e n s c h, der Luthers Sinnen anfüllte, sollte kein Zeremonienmensch sein, aber auch kein Fleischesknecht, ein Mensch ohne Furcht, jedoch voll von

innerer Zucht, ein Herr über alle Dinge durch den Glauben und dabei jedermann untertan durch die Liebe, ein großes, frohes, freies, tapferes und dienstbereites Kind Gottes. Ein derartiges Persönlichkeitsideal mag vorher in allerlei Gemütern dämmernd auf Aufweckung gewartet haben, aber vor Luther hat es keiner fertiggebracht, so gute Worte für etwas zu finden, was gerade wegen seiner Feinflüssigkeit sich der Umrißzeichnung entzieht. Das, was Luther malt, ist auch keineswegs bloß eine deutsche Wiedergabe des biblischen Menschenideals, denn weder der Mensch der alttestamentlichen Heldenzeit noch der Jünger der Bergpredigt noch der Missionszögling des Apostels Paulus ist der freie Christ Luthers. In ihm liegt ein kulturgeschichtlicher Fortschritt und ein oft nicht genug bewerteter Beitrag zur Gestaltung der späteren Ideale unseres dichterisch-philosophischen Zeitalters. Kann man die Pflichtenlehre Kants oder die Lehre Fichtes vom Ich ohne lutherischen Hintergrund sich denken?

23.

Weil Luthers eigene Seele vieles Tiefe und Hohe erlebt hatte, so wurde er hellsehend in Erziehungsfragen. Auch hier erklingt ohne Unterlaß der Ruf zum Glauben. Das Gesetz sagt: tue das! und nimmer geschieht es, die Gnade aber sagt: glaube an diesen! und schon ist alles geschehen. Luther ist kein Schulfanatiker: man lasse die Knaben des Tages eine Stunde oder zwei zur Schule gehen und nichtsdestoweniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen. Ein Maidlin kann so viel Zeit haben, daß es des Tages eine Stunde zur Schule gehe. Es ist aber so viel in einer Stadt an einem Schulmeister gelegen, als an einem Pfarrer! Wenn ich, so sagt er, kein Prediger wäre, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte. Er fragt in seiner Anrede an die Ratsherren: Warum leben wir Alten anders, denn daß wir des jungen Volkes warten, lehren und aufziehen? Auch hier ist Fichte in den Erziehungsforderungen seiner Reden an die deutsche Nation ein Fortsetzer Luthers.

24.

Da also die Gnade Gottes frei ist, so braucht man nicht Mönch oder Nonne zu werden, um selig zu werden, braucht auch keine besonderen Kleider zu tragen oder sonst Pharisäertand an sich zu hängen. Es genügt für das glaubende Gemüt, in den einfachen weltlichen Verhältnissen getreu seinen Beruf auszufüllen. Das ist die gleiche Lebensregel für Männer und Frauen, Herren und Knechte, eine höchst einfache, aber gegenüber der mittelalterlichen Abstufung der Heiligkeitsgrade geradezu loslösende Norm. Dabei untersucht er im allgemeinen nicht, ob der vorgefundene Aufbau der Stände und ihrer Rechte dem Ideal der Gerechtigkeit entspricht, sondern verpflichtet jeden, in seiner Stelle Gott zu dienen. Er setzt das bürgerliche und bäuerliche Leben auf seinen Thron als das vor Gott wohlgefällige Leben an sich. Auch ein Prediger ist nichts anderes als ein Mitmensch, der seinen Beruf ausfüllt, der seinen Lohn empfängt und den Gott richten wird.

25.

Im weiten scheinbar fast uferlosen Ideal vom freien Christenmenschen ist bei Luther so viel praktische Lebensweisheit enthalten, daß man sich nicht allzusehr wundern soll, wenn später im 18. Jahrhundert die Aufklärer ihn als ihren Obermeister zu behandeln pflegten. Der Unterschied zwischen ihm und seinen spätgeborenen kleineren Nachfolgern ist nur dieser, daß bei Luther alle einfachen Lebenswahrheiten gleichsam wie aus dem Stein herausgeschlagen wurden, während sie später als fertige Alltagswerte von Hand zu Hand gingen. Als Luther predigte, daß gute Werke nicht selig machen, so dröhnte das von Wittenberg bis Rom, wenn aber später irgendein Pastor zwischen Halle und Eilenburg dasselbe verkündigte, so war die Gefahr, daß er als Gegner wirklich guter Werke erschien, viel größer, weil seine Zuhörer gar nicht daran dachten, sich zu kasteien und die Knie wund zu rutschen. Wer Luthers praktische Reden richtig lesen will, muß eine Vorstellung von dem Volke haben, an das sie gerichtet wurden. Das war weder das katholische noch das protestantische Volk von heute, sondern jenes alte versunkene mittelalterliche Volk, an dessen Ende der Reformator von Wittenberg stand. Zu ihm sagte er: eure Werke taugen nichts!

26.

Wie seltsam bleibt in ihm Zartheit und Zorn verteilt! Immer wieder kommt man auf dieses Wunder seiner Person zurück. Der Mann des neuen Lebensideals, dessen Mund überquillt von einer Art neuer Bergpredigt, tritt gleichzeitig 1520 als Verbrenner der päpstlichen Bulle und der kanonischen Rechtsbücher auf. Er, der Mönch von Wittenberg, wagte den herausfordernden Streit mit dem Oberhaupte der Christenheit. Wie leicht er selbst dabei versinken konnte, war ihm natürlich nicht unbekannt, aber vor dem eigenen leiblichen Tode hat er sich nie gefürchtet; er gehörte ja noch nicht zu denen, für die der Glaube an das selige Himmelreich nach dem Tode eine blaß gewordene Wand mit erloschenen Farben ist. Sein Herr Jesus wartete drüben auf ihn, wenn er mit blutgetränktem Kleide hinüberkam. Alle fromme Literatur seiner Zeit war voll von Märtyrergeschichten. Das Neue war also nicht, daß er bis hin zum Tode bereit war, sondern daß er gegenüber dem Papst an einen nicht päpstlichen Gott glaubte. Dem Papst rief er zu: Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!

27.

Die Verbrennung der Bannbulle ist der dramatische Akt seines Lebens. Von seinem inneren Erlebnis im Kloster bis zu dieser lodernden Flamme erstreckt sich der Aufstieg seiner Entfaltung, das, was man technisch die Exposition nennt. Nun steht er auf der Höhe, dem Unbekannten gegenüber. Jetzt aber kämpfte er auch bereits nicht mehr allein. Ein Kranz von Helfern, Mitarbeitern, Beschützern hat sich um ihn gebildet. Friedrich der Weise, ein liberaler Herr, glaubt nicht alles, was er sagt, schützt aber seine Bewegungsfreiheit, wie denn überhaupt trotz harter Willkürlichkeiten das ausgehende Mittelalter nicht unliberal war. Luther ist Führer geworden, Träger der Zeitidee, Mann der Hoffnungen. Verschiedene erwarten von ihm Verschiedenes, aber aller Augen sind auf ihn gerichtet. So fährt er unter kaiserlichem Geleit zum Reichstag nach Worms.

28.

Für Kaiser Carl V. war der revolutionäre Augustinermönch ein geringes Zwischenspiel seiner Weltpolitik; für die deutschen Landstände war er ein Anlaß, dem Kaiser Zugeständnisse abzudringen; für die gesamte politisch-militärisch-klerikale Gesellschaft in Worms war Luther ein Fremdkörper, von dem man nur ahnte, daß in ihm Gott oder Teufel walten möchte. Er stand vor dem Kaiser zweier Welten wie einst Jesus vor Pilatus als einer der das Volk

Digitized by Google

erregt. Was ist Wahrheit? In dieser Umgebung besaß er nichts als sein zur vollen Männlichkeit gereiftes selbstsicheres und gottvertrauendes Ich. Hier stehe ich! Er nimmt Bedenkzeit, um beten zu können: Gott stehe mir bei wider aller Welt Weisheit! Am Abend des zweiten Tages erfolgen seine denkwürdigen Antworten, in denen er die menschlichen Heftigkeiten preisgibt, aber den ewigen Inhalt restlos aufrechthält: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der heiligen Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde, so kann und will ich nichts widerrufen.“ Einen Monat erfolgte die Reichsacht. Luther wird vogelfrei erklärt.

29.

Er verschwindet aus der Welt, bis eines Tages Melanchthon, der kluge kleine Grieche von Wittenberg, erfährt: unser lieber Vater lebt noch! Auf der Wartburg hat er als Junker Georg die Zeit, da er allen Anfechtungen der Geister ausgesetzt ist. Der starke Mann zittert vor dem Unfaßbaren, das ihm zugemutet ist, der freie Einzelmensch unter dem dunkelsten Himmel zu sein. Manchmal versteht er sich selbst nicht mehr. Dieser wirkliche Dr. Luther ist noch etwas mehr als der erdichtete Dr. Faust; nur ist er für das Volk unserer Tage noch schwerer zu begreifen, weil wir durch ihn von dem Banne frei geworden sind, der ihn umfängt. Aus solcher Not heraus beginnt er die Uebersetzung des neuen Testaments, und zwischen dem düsteren Gemäuer und den lichten Blättern der Wartburgbäume spielt die Sonne von Galiläa.

30.

Schon zeitig hatte Luther für sich die Bibel kennengelernt und wanderte in ihr herum wie im weiten Heimathause seiner Seele, jetzt aber verdeutschte er sie für das Volk. Welches wunderliche, träumerhafte Wagnis, so viele, so alte, so geheimnisvolle und auch so träumerhafte Schriften, in denen bis gestern kaum die Fachleute sich zurechtfanden, von heute an zur Volksliteratur zu machen! Auch wenn man beim Volk zunächst an die Kreise denkt, die damals lesen konnten, wie sollten die Nichtlateiner die Bibel vortragen? Für wen unternahm eigentlich Luther die Riesenarbeit der Uebersetzung? Schaute sein Geist gelegentlich in eine Zukunft, wo in allen Sprachen von allerlei Volk die Bibel gelesen werden kann? Ein großer Mann beginnt große Werke und arbeitet im Glauben für das, was er nicht sieht. Um dem Volke die Freiheit zu geben, selbst den Weg des Lebens zu finden, mußte die Bevormundung von ihm genommen werden: kommt her und schauet, hier habt ihr das Wort Gottes!

31.

Unter allen deutschen Uebersetzungen der Bibel ist die lutherische das deutsche Buch der Bücher geworden. Wir wollen nicht verkennen, daß auch sie mehr gelobt als gelesen wird, und dürfen nicht übersehen, daß in der Ueberfülle von Büchern und Zeitungen dieses eine Buch heute nicht mehr so im Vordergrunde steht als bei den Vätern strenggläubiger Zeiten, aber wer vermag aufzuzählen, welchen Bibeleinfluß in Kirche und Schule die evangelischen Deutschen in sich eingesogen haben, wie sie mit den Erzvätern und den Königen von Israel verkehrten, vor Jesu Kreuze beteten und der Apostel Briefe lasen, als seien sie an sie gerichtet! Alle mittelalterliche Heiligenlegende wurde durch die Bibel verdrängt. Was für die Lateinschulen Virgil und Cicero waren, ja mehr als das, wurden für alles einfache deutsche Volk Moses und die Propheten. Das hat sich dann auch bei den Protestanten in Frankreich und England vollzogen; der erste aber, der diese Volkserfüllung mit Bibelstoff für möglich hielt, war Luther.

(Fortsetzung folgt.)

Adrien Turel / Parlamentarisierung und staatsbürgerliche Einzelverantwortlichkeit

Deutschland geht demokratischeren Formen entgegen. Eben weil der Staat sich so intensiv organisiert, so herrisch das Recht für sich in Anspruch nimmt, alles Private für seine großen Zwecke zu requirieren, eben deshalb hat jeder von uns in immer wachsendem Maße zu fordern, daß ihm Rechenschaft und Mitbestimmung über den Verbrauch seines Guts und Bluts gegeben werde. Mehr Pflichten, mehr Rechte; so bleibt die Wage im Gleichgewicht.

Diese allgemeine Tendenz ist klar. Aber wie der deutsche Parlamentarismus sich im einzelnen gestalten wird, das zu weissagen ist schwer, denn er muß sich als ein Kompromiß ergeben aus dem Widerspiel der vielfältigsten Einwirkungen. Sicher ist zur Stunde nur eins: Er darf nicht der geistlose Abklatsch irgendeiner schon bei anderen Völkern bestehenden Form der Demokratie sein. Nicht aus irgendeiner blöden Plagiatfurcht ist diese Forderung aufzustellen, nicht aus der törichten Angst, sich etwas zu vergeben, indem man von anderen übernimmt, sondern weil es unhygienisch ist, fremder Leute alte Röcke anzulegen. Die Zwangsjacke ist das einzige Bekleidungsstück, von dem ich wüßte, daß es jedwedem ohne weiteres übergezogen werden kann. In seiner künftigen Verfassungsform soll das deutsche Volk frei atmen und sich bewegen können wie in seiner eigenen Haut. Dergleichen will sorgsam auf den Leib gemessen sein.

Versuchen wir, nach anderen Völkern, auf dem Wege der Demokratisierung zur inneren Freiheit zu gelangen, so ist es wohl ein Gebot der schlichtesten Vernunft, daß wir versuchen müssen, durch fremden Schaden klug zu werden; die Mängel zu umgehen, an denen die Organisation der anderen sichtlich krankt.

Diejenigen, welche hierzulande alles hübsch beim alten Obrigkeitsstaate belassen möchten, lieben es, uns mit den Zuständen der französischen Republik zu schrecken. Sie sagen: seht euch Frankreich an, diesen ewig brodelnden Herd demokratischer Tendenzen, ob euch vor der Oligarchie, vor der Korruptionswirtschaft der Volksverdränger, die sich dort wie überall Volksvertreter nennen, vor dem ganzen System nicht graut, das dabei herauskommt!

Diese Art und Weise, uns das zu verleiden, was kommen wird und kommen muß, ist so fadenscheinig, daß man sich eigentlich wundern sollte, so viele geschichts- und weltkundige Menschen darauf hereinfallen zu sehen. Wenn wir scharf und tief die Mängel der französischen Verhältnisse erkennen, so wird es uns nicht als renig Bekehrte zum friderizianischen Bakel zurückführen, eine solche Einsicht wird uns nur Sporn und Mittel sein, in unserem demokratisierten Staate es besser zu machen.

Ist doch der Sachverhalt so klar wie möglich: Nach einer Periode unerhörter Leiden und glorienumworbener Enttäuschungen auf politischem und militärischem Gebiet hat das französische Volk richtig eingesehen, daß es nicht mehr anging, den gesamten Volkswillen in eine einzige autokratische Spitze gipfeln zu lassen. Mit der ruckartig explosiven Energie, die der französischen Nation ganz besonders eigen ist, riß sie, leidenschaftlich aufbrausend, die Summe der Macht an sich. Einen Augenblick gab es, wo jeder Bürger in lebendigem staataufbauenden Verantwortlichkeitsgefühl für alles Bedeutsame zu haften bereit war, was im Staate geschah. Aber Friedrichs des Großen Parole „toujours en vedette“ ist nicht jedermanns Sache. Von der Anspannung erschlaffend, übertrug das französische Volk die Wucht und unbedingte Autorität seines Massenwillens auf die von ihm erwählten Volksvertreter, auf das Parlament. Uebertragen! Leidiges Wort! Die Franzosen waren des Satzes nicht eingedenk, daß man sich dessen entäußert, was man auf andere überträgt. Zu keiner Zeit ist die Parlamentarisierung so gemeint ge-

Digitized by Google

wesen, daß jeder in aufwallendem Tatendrang seine Macht auf den erwählten Parlamentsboten seines Kreises überträgt, um, von dieser Leistung erschöpft, sofort wieder in die Indifferenz passiver Bürgertugend zurückzusinken. Unbelehrbar, bislang unfähig zu erkennen, daß der Kern jeder Demokratisierung in der dauernden Aktivität jedes Staatsbürgers steckt, verfielen die ihrem Wesen nach überaus zentralisationswilligen Franzosen immer von neuem in den Fehler, sich eine tyrannische Oligarchie aufzubauen, wo eine Volksvertretung gemeint war. Denn ein Parlament, zu dem nicht aus der Gesamtheit der Nation ein stetes, hemmendes, förderndes, lenkendes Willensfluidum emporsteigt, muß früher oder später zu einer herrschgierigen Behörde wie andere auch verknöchern.

Was ist vonnöten, damit in der Demokratie die Volksvertreter nicht zu Volksverdrängern werden?

Keiner revolutionären Maßregeln bedarf es, unseres Bedünkens. Es genügt, die Grundsätze der Steinschen Reform im tiefsten und durchgreifendsten Sinne zur Geltung zu bringen.

Um den Staat in seiner Gesamtheit lebendig und stark zu machen, gilt es, jede Zelle, aus der er sich aufbaut, mit staatsbürgerlicher Aktivität zu erfüllen. Denn die Multiplikation vieler Nullen hat noch nie etwas anderes als Null ergeben.

Der Verfechter des gegenwärtigen Obrigkeitsstaates wird hier vielleicht einwenden, daß das, was hier als eine wichtige Neuerung verlangt wird, höchstgesteigerte bürgerliche, gemeinnützige Aktivität jedes einzelnen, bereits in kaum noch zu übertreffender Weise erfüllt ist. Arbeitsintensität bedingt Arbeitsteilung. So hat, um nicht zu zerflattern, jeder von uns gelernt, darauf zu verzichten, mehr Gebiete zu umspannen als der Durchschnittsgeist dauernd beherrschen kann. Um der Virtuosität, um der Tiefenwirkung willen verzichtet er darauf, in die Breite zu gehen. Jede Gesellschaftsschicht, jedes Individuum hat im Rahmen des Ganzen eine bestimmte, scharf umrissene Funktion. Gewisse Gruppen von Menschen sind als Hirn, als Magen, als Faust oder Nervensystem des gesamten Volksorganismus ausgebildet, eingedrillt. Jeder Mann hat sein Fach, in dem er sich nach Kräften tummeln soll und aus dem er nicht allzuviel hervorlugen darf, wenn die Präzision seiner Akkordkleinarbeit nicht leiden soll. Nur auf diese Weise können Einzelhöchstleistungen erzielt werden, welche in der Hand der regierenden und leitenden Instanzen sodann zur wuchtigsten Gesamtwirkung zusammengefaßt werden.

Nichts ist bestechender und nichts ist, vom Standpunkt höchster politischer Hygiene betrachtet, gefährlicher als dieses Programm.

Den jeweilig Lenkenden wird es wohl das bequemste sein, diese Auflösung des Gesamtbaues in lauter hermetisch abgeschlossene Einzelzellen, in deren jede ein Wabenmännlein in eitel Nichtverantwortlichkeit verkapselt die ihm zugewiesene Arbeit verrichtet, ohne überhaupt sehen zu wollen, in welchem Sinne das winzige Teilchen verwandt wird, das er Tag für Tag fast maschinenmäßig herstellt. Aber wo bleibt bei all der bürgerlichen Tugend die staatsbürgerliche Aktivität?

Zwei Arten von Menschen sind es, an denen unser politisches Leben krankt: Die Bürokraten und die Nur-Fachleute. Diese beiden Spezies, die der Obrigkeitsstaat in tunlichst großer Anzahl zu züchten sich bemüht, sind dem Kern der Sache nach gleich. Sie scheuen sich vor dem Ganzen und vergraben sich in den winzigen Teil. Auf dem engen Gebiet ihres Sonderkönnens beanspruchen sie eine tyrannische, die Interessen der Gesamtheit schädigende Autorität und sind wie Kinder hilflos verzagt oder ignorant verachtungsvoll auf allen anderen Feldern menschlicher Betätigung. Wenn nicht gerade die Politik ihr Fachgebiet ist, verstehen sie vom Staate nichts, würden es für Vermessenheit und für Dilettantismus halten, sich darum zu bekümmern und folgen blindlings der Autorität des ersten Besten, der von Berufs wegen darum wissen müßte.

Wenn sie sich dessen bewußt würden, daß sie einseitig verbildet sind, so könnten sie vorwiegend die gegenwärtig beliebten Formen der Erziehung dafür verantwortlich machen. Die Schule zunächst. Wir verlangen da nicht das Unmögliche, wir verlangen kaum irgendwelche Kritik. Eine einigermaßen vollständige Darstellung des Bestehenden würde uns genügen. Aus einer sogar tendenziös gefärbten Darstellung von Verwaltung und Verfassung würde die heranwachsende Jugend schon den Keim für die nötigen Schlüsse herausdestillieren. Bekommt aber selbst der Gymnasialprimaner vom Reichstag auch nur etwas zu spüren? Genau wie der Soldat im Heere nicht auf die Verfassung, sondern nur auf das patriarchalisch persönliche Treueverhältnis zum Herrscher vereidigt wird, hört der Deutsche gerade während seiner Jahre tiefster seelischer Bildsamkeit nur immer von der Exekutive (der vollziehenden Gewalt), von Fürst und Beamtentum, nichts, insbesondere nichts Vorteilhaftes, von der Legislative, der gesetzgebenden Gewalt. Was Wunder, wenn er sie dann gänzlich übersieht? In raffinierter Weise wird bei der Jugend auf politische Gleichgültigkeit hingearbeitet.

Auf dieser Grundlage bauen sodann Akademien und Universitäten den staatserhaltenden Fachfanatismus auf.

Das muß sich ändern. Unsere Erziehung und Weltanschauung ist tendenziös einseitig; sie muß doppelpolig werden. Jeder Fachmann muß auch Staatsbürger sein.

Wir wissen sehr wohl, daß Virtuosität nicht ohne Beschränkung denkbar ist. Jeder soll sein Fach haben, muß sogar sein Fach haben, aber darüber darf er nicht vergessen, daß kein Sonderkönnen, kein Amt, kein Fleiß in einem eng umschriebenen Kreise von Pflichten ein Ding an sich bedeutet, ein losgelöst von allem Leben im luftleeren Raume spielendes Uhrwerk sein darf. Wir müssen wieder lernen, daß jede geistige oder beamtliche, gesetzgeberische oder diplomatische Tätigkeit nichts weiter ist als eine Funktion im Gesamtleben der Gesellschaft, der Nation, der Menschheit.

Alles spielt ineinander. Das Volk, um noch nicht von der Menschheit zu reden, ist ein lebendiger Organismus. Ein zentraler Rhythmus bewegt das Ganze. Dieser beherrschenden Lebensmelodie soll jeder inne sein oder werden, und nach Maßgabe seiner Stellung, seiner Kräfte soll er den Gesamtkurs zu beeinflussen suchen, wie er es für notwendig hält.

Vielen erscheint diese Forderung wie Größenwahn.

Sie glauben bescheiden zu sein, wenn sie sagen: was bin ich einzelner Wurm, um nach dem Steuer dieses riesigen Schiffes zu greifen? Auf meine Einzelmeinung kommt es nicht an. Ich habe mich dem Willen meines Volkes unterzuordnen.

Diese Demütigen sollen zusehen, ob nicht Trägheit, Angst vor der Verantwortung bei diesen schönen Reden die ausschlaggebenden Triebfedern sind.

Wir rümpfen gern die Nase über den Fatalismus der Orientalen. Darüber vergessen wir fast, daß allzuweit gehende staatsbürgerliche Passivität in der Praxis auf dasselbe hinausläuft, nämlich auf ein Gehenlassen aller Dinge. Freilich ist jeder von uns nur ein winziger Teil des Ganzen, eine Funktion seiner Umwelt, aber darüber soll er doch nicht vergessen, daß er wiederum selbst einer von den gestaltenden Faktoren ist, deren Ineinanderwirken das ergibt, was wir Nation nennen.

Wenn irgend jemand in der Oeffentlichkeit oder in seinen vier Wänden Gewalt geschieht, wenn sogar sein Leben gefährdet wird, so ist eigentlich die Polizei das zu Hilfe und Schutz berufene Organ des Staates. Wenn aber ein unglücklicher Zufall es mit sich bringt, daß sie gegebenenfalls einmal nicht zur Hand ist, scheint es uns die Pflicht eines jeden zu sein, sie aus eigenem Ordnungs- und Rechtsgefühl heraus zu ersetzen. Der Staat, in dem Bürger auf offener Straße einen Menschen mißhandeln lassen würden, weil es nur der Polizei zukäme, da einzugreifen, wäre bedenklich krank; denn nur auf dem lebendigen Ehr- und Verantwortlichkeitsgefühl eines jeden kann sich eine starke Gesamtheit gründen.

Auf diesen ganz krassen Grenzfall angewendet, erscheinen diese Grundsätze als Binsenwahrheiten, sobald es sich aber um ruhigere, weniger in die Augen springende Dinge handelt, zeigt es sich, daß es sich noch der Mühe lohnt, sie auszusprechen.

Es lohnt sich noch der Mühe zu sagen und zu wiederholen: Für alles, was im Staate geschieht, sind wir alle verantwortlich; alle und immer; diese Verantwortlichkeit ist nicht übertragbar.

Das Land hat nur scheinbar eine demokratische Verfassung,

Digitized by Google

wo die aus dem Volk emporgewachsenen legislativen und exekutiven Gewalten, Staatsoberhaupt, Parlamente innerlich unbeteiligten, unaktiven Massen gegenüberstehen, wie sie vielleicht Frankreichs kleine Sparer darstellen. Jeder von uns muß doppelpolig sein, sein lebendiges staatsbürgerliches Gefühl muß seine fachmännische Enge korrigieren und ergänzen. Als Fachmann oder Beamter soll er sich der Gesamtheit verantwortlich wissen, und als Staatsbürger soll er nicht nur den Mut, sondern sogar die unverbrüchliche Pflicht haben, mit allen gesetzlichen Mitteln (und eben diese Mittel müssen vermehrt werden) jeder Tendenz entgegenzutreten, von der er fühlt, daß sie den allgemeinen Werdegang von der Richtung abbiegen will, die er vor seinem Gewissen für die einzig richtige hält.

Marie Joachimi-Dege / Aufstieg der Tüchtigsten, oder —?

Wir sind überzeugt, daß dieser Aufsatz manche Entgegnung hervorrufen wird und bringen ihn, um eine allseitige Erörterung des Aufstiegproblems anzuregen.

Die Schriftleitung

Wir stehen im Zeichen befremdender Erlasse. Wir schweigen dazu zum Wohle des Vaterlandes, sobald sie sich auf den Krieg oder sonst etwas, was mit ihm zusammenhängt, beziehen. Aber wenn befremdende Erlasse kommen, die mit dem Kriege nichts zu tun haben, dann darf man wohl auch aus Patriotismus reden. Solch ein Erlaß waren die ministeriellen Verfügungen vom 31. August 1916, die die Vorschulklassen des Gymnasiums den drei unteren Klassen der Volksschule anpassen, so daß nicht mehr die kommende Sexta, sondern das 4. Schuljahr der Volksschule für den Lehrplan maßgebend wird. Der Zweck der Verfügungen soll sein, den Volks- und Mittelschülern den Eintritt ins Gymnasium zu erleichtern.

Das zunächst Befremdende ist nun, daß dieser Erlaß der Erleichterungen als der Anfang für den zukünftigen Aufstieg der Tüchtigsten begrüßt worden ist. Das fernerhin Befremdende ist, daß dieser Schul-Erlaß rein parteipolitisch gewertet worden ist, und daß weder in der Presse noch im Reichstag die Frage nach der sachlichen Verbesserung der Jugenderziehung (die doch hoffentlich im Grunde diesen, wie alle Schul- und Unterrichtserlasse, bedingt) in den Mittelpunkt der Debatte gerückt worden ist. Denn das Argument, daß anderswo — z. B. in Sachsen — keine Vorschulklassen existieren, beweist doch nichts gegen unsere Vorschulklassen. — Noch befremdender aber als diese politisch-unsachliche Auffassung der Bestimmungen ist die Tatsache, daß sie augenscheinlich gekommen sind, ohne daß man diejenigen Lehrer und Lehrerinnen, die Gelegenheit gehabt haben, sowohl in den Unterklassen der Volksschulen, als in denen der höheren Schulen zu unterrichten, zu Rate gezogen hat, daß also die einzigen Sachverständigen, die das geistige Durchschnittsniveau der beiden Interessentengruppen zu beurteilen vermögen, gar nicht um ihre Erfahrungen gefragt worden sind. Eine sehr billig denkende und sehr sozial empfindende Oberlehrerin, die lange Zeit in den untersten Klassen beider Anstalten in Berlin unterrichtet hat, versicherte mir, daß es ganz unmöglich sei, von den Kindern der ärmeren Klassen, die mit so viel weniger theoretischen Begriffen und Wissen kämen und zu Hause nicht ausschließlich für die Pflichten der Schule leben könnten, das zu fordern, was man auch von den mittelmäßig begabten Gymnasialschülern fordern müßte. — Ehe man nach unten ändert, sollte man doch wenigstens sicher sein, daß man nicht einfach hinabsteigt. Eine Entwicklung von oben nach unten ist eine Verkümmerung. Und wiederum befremdend wirkt es, daß die Direktoren der von der Operation betroffenen Anstalten sich so gut wie gar nicht zu dem Erlasse geäußert haben, — doch das ist eigentlich natürlich: da man vor einer vollendeten Tatsache stand, hatte es keinen Zweck, sich bei der vorgesetzten Behörde mißliebig zu machen. Aber ganz geschwiegen haben die Fachmänner der Gymnasien nicht, nur hat man gerade sie, weder in der Debatte des Reichstages, noch in der Angelegenheit selbst berücksichtigt. Sehr interessant ist da, was Gymnasialdirektor Hartmann zu den Bestimmungen meint. Er sieht in ihnen ein Opfer, das gebracht werden muß, weil es von zwei Uebeln das kleinere darstellt: „Durch die neuen Bestimmungen", sagt er, „wird den Schülern der Volksschule der Uebergang in die höheren Schulen wesentlich erleichtert; es ist also tatsächlich freie Bahn dem Talent geschaffen. Den heftigsten Angriffen der Einheitsschulfanatiker ist somit der Boden entzogen. Das Ministerium hat in weiser Voraussicht denselben Weg beschritten, den es bereits mit dem sogenannten „kleinen" Geschichtserlaß eingeschlagen hatte, es ist den starken Zeitströmungen entgegengekommen, ohne allzu große Opfer zu bringen." So rettet Hartmann den Erlaß und knüpft an diese Rettung schwerwiegende Bedenken. Nun ist es ja ganz offensichtlich, daß wir starke Strömungen haben, die gegen das Gymnasium anbranden; — was folgt daraus? Es folgt daraus, daß genau zu prüfen ist, wieviel sachlich berechtigte Kritik, wieviel ehrlicher Wille zur Verbesserung unserer Jugenderziehung, wieviel objektiver Verstand zu wohlgegründeten und aussichtsreichen Verbesserungsvorschlägen, diese Strömungen treibt. Es folgt aber nicht daraus, daß an irgendeiner Ecke schleunigst eingerissen wird, bloß weil starke Strömungen in der Richtung andrücken. Ein bißchen einreißen, weil man Angst hat, man müßte sonst alles einreißen, diese Taktik kann man doch nicht — wie Hartmann tut — als „weise Voraussicht" bezeichnen. Ueberhaupt, was wollen heute, wo die beste Manneskraft Deutschlands im Felde steht, und die beste Frauenkraft die Augen nur nach dem Felde gerichtet hält, starke Strömungen überhaupt sagen? Wer macht diese starken Strömungen? Sicher nicht wir Eltern, die wir unsere Kinder jetzt schweren Herzens in die an und für sich schon so ungünstigen Schulverhältnisse schicken und Gott danken, wenn alles nur einigermaßen beim alten bleibt. Wer aber hat ein größeres Interesse an dem Blühen und Gedeihen unserer Jugenderziehung, als wir Eltern? Sind wir aber vielleicht gerade um dieser unserer parteilosen, schlichten Sachlichkeit wegen quantité négligeable? Haben wir uns dadurch, daß wir unsere Kinder dem Staate anvertrauten, einfach aller Rechte der Mitbestimmung am Erziehungswerke begeben? Betrachtet sich der Staat nicht auch uns verantwortlich? Es ist nichts so sicher ein Zeichen des Niederganges, als wenn die großen sachlichen Interessen einer Nation — und dazu gehört in erster Linie die Jugenderziehung — den Parteiinteressen untergeordnet werden. Da spricht die Geschichte schwerwiegende Lehren! Wir haben die schlimmsten Erfahrungen mit dem Kampf von Partei und Staat um die Kirche gemacht; wir hoffen, daß die schönen Erfahrungen, die wir bis jetzt mit dem Staat und der Schule gemacht haben, nicht in ein Kampfstadium treten, das entweder zur Zerstörung durch die Parteien, oder zur Verknöcherung durch

Digitized by Google

die reine Staatsgewalt als Sieger über die Partei — wie in unserer Staatskirche — führt.

Man könnte meinen, ich sei eine eifrige Gegnerin der Einheitsschule und eine treue Freundin des Gymnasiums. Ich bin aber keins von beiden. Ich sehe wohl Mängel im Betriebe unserer Gymnasien und sehe manches, was die Einheitsschule sehr empfiehlt. Aber beides: die Reform der Gymnasien und die Einheitsschule sind Zukunftsprobleme von solcher Schwere, solcher erschütternden Bedeutung und solcher Tragweite für die Zukunft Deutschlands, daß sie nur mit größter Behutsamkeit und genialer Intelligenz zum Wohle der Nation gelöst werden können. Solche, bis in die Wurzeln greifenden Eingriffe in das nationale Leben bereitet man nicht zum besten vor, wenn man durch ein paar Federstriche einreißt, was sich in jahrelanger Entwicklung gebildet hat und im Laufe der Zeit außerordentlich bewährt hat. — Denn so mancherlei die eigentlichen Gymnasialklassen zu wünschen übriglassen: volle Anerkennung wird jeder zollen, der die wirklich glänzende Vorbereitung aufs Gymnasium in den preußischen Vorschulen miterlebt hat. Es ist erstaunlich, was in diesen drei ersten Schuljahren geleistet wird und wie die für das Gymnasium so notwendige Leistungsfähigkeit da allmählich entwickelt wird. Ich spreche aus Erfahrung, denn ich habe die Vorschulklassen wie die Gymnasialklassen mit eigenen Kindern durchgemacht, und gerade, weil mir das Gymnasium etwas Neues war, bin ich sehr kritisch und im Bestreben kühlster Objektivität dem Gange des Unterrichtes gefolgt. Bis zum Schluß der Sexta steht — resp. stand — das Gymnasium unerreicht unter den Schulen Deutschlands — und damit unter den Schulen der Welt. Erst jenseits der Sexta werden Zweifel wach und entstehen jene Bedenken, die Reformbestrebungen erwünscht erscheinen lassen. So haben im Geschichtsunterricht Eingriffe von außen verheerend gewirkt. Deutsch ist in der Entwicklung zurück- und in Abhängigkeit vom Latein geblieben, und noch manches andere — aber alles in allem ist nichts so, daß es schnelle destruktive Eingriffe nötig machte oder auch nur rechtfertigen könnte. Und es ist ganz klar, daß die, die ein Interesse daran zu haben glauben, diesen ältesten Schulbau Deutschlands, der für manche Schwächen, aber auch für die große Leistungsfähigkeit der deutschen Männerwelt verantwortlich ist, zu zerstören, jetzt ihr Ziel mit viel sicherem Erfolge erreichen werden, nachdem die Grundmauer zum Teil eingerissen ist.

Und deshalb möchte ich diese Verfügung einmal rein vom Standpunkt der Eltern betrachten.

Wir fragen: Handelt es sich in diesem Erlaß ausschließlich um die Volksschüler und um die persönlichen Wünsche der Außenseiter oder handelt es sich auch zum Teil wenigstens um die Interessen unserer Kinder, der Gymnasialschüler? — Augenscheinlich handelt es sich einzig und allein um die Außenseiter; denn daß der Erlaß für die Schüler des Gymnasiums vom größten Nachteil ist, hat Direktor Hartmann klargemacht. Es ist auch meine erfahrungsmäßige Ueberzeugung. Dir. Hartmann will das ausfallende Vorschul-Pensum auf die Quinta abschieben — die Sexta erträgt tatsächlich keine Mehrbelastung! Aber auch die Quinta erträgt sie nicht leicht, denn, ist auch der Denkstoff geringer als in der Sexta, die mit 3—4 neuen Disziplinen einsetzt, so ist der Lernstoff desto größer. Jedenfalls ist es aber ein Jammer, daß die Jungen erst künstlich zurückgeschraubt werden, um dann, wenn der Stoff größer und mannigfaltiger ist, extra belastet zu werden.

Also vom Standpunkt der Gymnasialschüler und ihrer Eltern ist der Erlaß direkt beklagenswert. Wir fragen deshalb wohl mit Recht, zu welchem höheren Zweck dieses Opfer von uns und unseren Kindern gefordert wird? Und man antwortet uns: Freie Bahn jedem Tüchtigen! Wir fragen dagegen: Freie Bahn jedem Tüchtigen, oder freie Bahn jedem? Augenscheinlich heißt es: Freie Bahn Jedem; — denn wie wäre es mit menschlicher Logik zu vereinbaren, daß man den Ruf nach besonderer Befähigung und Leistungsfähigkeit mit einem Erlaß der Erleichterungen beantwortet? — Die Tüchtigsten brauchen keine Erleichterungen, wohl aber die Mittelmäßigen; die Tüchtigsten bewältigen große und schwere Aufgaben mit Leichtigkeit und Freude, die mittelmäßige Masse findet überall Schwierigkeiten und verlangt, daß Leute, die ihnen vorkommen, künstlich zurückgehalten werden. Einem wirklich tüchtigen Volksschüler braucht man nur ein paar Extrastunden zu geben — und solche Stunden als Belohnung für Fleiß und Tüchtigkeit an einer Anstalt einzurichten, ist wahrlich keine Hexerei —, dann lernt er mit Leichtigkeit das nach, was ihm fehlt. Kann er es aber nicht auf diesem Wege nachlernen, so soll er es auch gar nicht versuchen, denn das Leben und die Nation haben mehr Platz für tüchtige Arbeiter, als halbtüchtige Gelehrte; — sie haben auch mehr Genuß und Freude für sie. Und die Chancen des tüchtigen Arbeiters sind bei weitem besser als die der sich abmühenden Pseudo-Gelehrten. — Auf alle Fälle aber ist es unfaßlich, daß Tausende von Gymnasialschülern auf das Niveau der Volksschule gedrückt werden, damit eine Handvoll Volksschüler ohne Extra-Anstrengung ins Gymnasium eingehen kann. Es ist keine Frage, anstatt die Tüchtigen zum Gymnasium, bringt man das Gymnasium — nicht den Tüchtigsten.

Für die Tüchtigsten, ob aus dem Gymnasium oder der Volksschule kommend, ist der Erlaß vielmehr ein direktes Hindernis. Denn jedes Hinzuströmen der Massen ist für den hervorragenden einzelnen eine Gefahr. Er muß sich ihnen anpassen — aus reinem Selbsterhaltungstrieb. Denn Kinder sind grausam und rächen nichts so sehr, als wenn einer „anders ist" als sie, oder wenn er gar seine angeborene Ueberlegenheit nicht verbergen kann. Aber auch der Lehrer muß sich dem Durchschnitt anpassen. Und je mehr dieser vorherrscht, desto mehr drückt er das Niveau der Klasse.

Aber auch die Masse selbst hat von diesem weiten Auftun der Gymnasialpforten gar keinen Vorteil. Denn für den modernen Massengeist ist das Gymnasium überhaupt ungeeignet. Das Gymnasium bildet und bildete unseren Gelehrtenstand — mit Opfern — großen Opfern! — von seiten der Eltern und der Schüler. (Fortsetzung folgt.)

S. D. Gallwitz / Theodor Storm in der Gegenwart

Wenn man Gedächtnistage feiert, ruft man damit eine Vergangenheitserscheinung mitten hinein in die Gegenwart, und es ist dann immer so etwas wie Spannung dabei, wie sie, die von ihrem zeitlichen von uns Entferntsein wie von dämmernden Nebeln eingehüllt war, sich im hellen Licht der Väter darstellen mag... Hundert Jahre sind am 14. September vergangen, seit Theodor Storm in Schleswig-Holsteins Küstenstadt Husum geboren wurde; sein Werk steht bei uns in allen Bibliotheken und unzähligen Bücherschränken, und es ist nicht so, daß verschüttete Wege erst wieder freigelegt und geebnet werden müßten, damit man an seine Erscheinung nahe

heran kommen kann. Aber es ist andererseits auch nichts in der gegenwärtigen Zeit, was uns dem Dichtwerk Storms von innen heraus neu entgegen triebe, und wenn man es jetzt feiert, so wird dabei mehr die Ueberlegung als die unmittelbare Empfindung beteiligt sein; das Werk ist jenseits der Schwelle des Krieges liegen geblieben, es gehört nicht zu dem ausgewählten kleinen Schatz unserer Literatur, der unser Volk hineinbegleitete in die eisernen Jahre und bis heute bei ihm blieb.

Theodor Storm selbst hat sein Talent folgendermaßen eingeschätzt: „Ich weiß wohl, daß meine Lyrik das ist, worauf ich zu trotzen habe. Aber auch meine Prosa ist ein ursprünglicher Ausfluß derselben eigenartigen Natur, und wenn auch nicht so hoch, so doch immerhin zu schätzen. Sachen wie „Immensee", „Im Schloß", „Auf der Universität", „Späte Rosen" usw. macht auch kein anderer außer mir. Diese Novellen sind überall ganz realistisch ausgeprägt und dabei in der ganzen Durchführung durch den Drang nach der Darstellung des Schönen und Idealen getragen." .... Zu diesem Dokument einer anspruchslosen Eigenbewertung ist hinzuzufügen, daß es sich dabei um frühe Werke handelt; die lange Reihe der späteren Novellen fand in den Meisterstücken: „Carsten Curator", „Aquis submersis", „Renate", „Schimmelreiter" u. a. ihre Bekrönung. Für den Durchschnitt des gesamten novellistischen Werkes behält eine Beurteilung Franz Kuglers, in einem Brief an den Dichter aus dem Jahre 1855 enthalten, dauernde Gültigkeit. Es heißt da: „Sie laufen Gefahr sich in das Subjektive zu verlieren; auch Ihre Gedichte sind nicht ganz frei von Dokumenten, daß Sie künstlerisch behandeln, ausfeilen, und als selbstständiges Kunstwerk hinstellen, was so doch nicht seine objektive Geltung hat, was somit in seinem künstlerischen Anspruche anspruchsvoll erscheint, ohne dem doch durch das Maß seines Inhaltes zu entsprechen. Sie haben in dergleichen eine Vollendung, die Ihre eigentümlichen Vorzüge in eigentümliche Nachteile verkehrt. Mein Wunsch wäre es, oder vielmehr: es scheint mir ein dringendes Erforderniß, daß Sie selbst Ihrem Subjektivismus eine recht herzhafte Objektivität entgegenstellen, daß Sie Stoffe eines starken, gegebenen Gehalts suchen, um darin Ihr subjektives Vermögen wie in prismatischen Farben leuchten zu lassen."

Das vorwiegend Subjektive ist es, das, wo immer es uns begegnet, unserm Ohr heute als fremder, leerer Klang erscheint und es schlecht empfänglich macht für die Aufnahme von Reizen, die Hand in Hand damit gehen. Deshalb auch wird das Werk Storms grade heute die Herzen nicht neu zu erobern vermögen, wenn es nicht, wie ein Stück unverlierbarer Jugendbesitz, noch in ihnen ruht; denn es ist wohl so, daß es unser wurde als wir den Sinn des Lebens wie einen bunt gewirkten Teppich ergriffen.

In das Dichterland Theodor Storms führen uns heute keine neuen Wege. Man bleibt an den Toren stehen und bewundert von da aus seine feinen novellistischen und lyrischen Gebilde, die Innerlichkeit seines Erfassens, die Fülle und Farbigkeit der Stimmungen, den Zauber seiner Naturempfindung. Aber wie das Werk des Dichters blasser und schattenhafter als sonst vor uns steht, ist es, als ob andererseits starke Züge seiner Gestalt hervortreten, sich der Gegenwart entgegendrängen, um mit ihrem großen, heiligen Ernst zu verschmelzen. Sie sind das Fundament, auf welchem Storms Leben und Schaffen stand: seine leidenschaftliche Liebe zur Heimat. Das Land Schleswig-Holstein hat in ihm seinen Dichter und Künder für alle Zeiten; wäre es denkbar, daß dieses Land, das meerumschlungene, eines Tages in dieser Umschlingung zu Grunde ginge, so würde es doch für alle Zeiten leben in dem Werke Storms. Da ist die „graue Stadt am Meer", da sind die weiten grünen Marschen und die weltfernen blühenden Heidestrecken der Geest, da ziehen die Weißdornhecken ihre silbrigen Linien durch das Land von einem Buschholz und Wald zum anderen, da weht auf den Deichen der salzige Hauch der See hinüber und herüber, und der Möwenschrei mischt sich in die Stimmen kleiner gefiederter Landsänger, da liegen in Einsamkeit gebettet die Häuser der Bauern und die großen alten Gutshöfe und Schlösser inmitten dunkler Parkumhegungen, mit verschollenen schwarzen Weihern, die von geheimnisvollen Schicksalen und Spuk erzählen. Dieses ganze reiche Landschafts- und Naturleben bildet den Hintergrund in den Novellen Storms; es war ihm nicht ein artistisches Beiwerk, sondern das Element, in welchem seine Muse einzig zu atmen vermochte. Die Verbundenheit dieses Mannes mit seiner Heimat war so groß, daß sie bis zur Schmerzhaftigkeit ging. Er wurzelte in seinem Lande, nicht als wäre er ein beweglicher Mensch, sondern wie ein bodenständiger Baum des Waldes, der eingehen muß in fremdem Erdreich. Die Zeit, die Storm, vertrieben durch die politischen Verhältnisse der fünfziger Jahre, in Heiligenstadt lebt, ist ihm, mag sie auch immer viel Glück des Hauses und des Schaffens geborgen haben, eine Zeit des Elends und der Verbannung; das Fernsein von der Heimat liegt wie ein täglich neu werdender Schmerz auf ihm. Er findet Freunde dort, Verständnis, Anregung, — alles aber bleibt wie Schatten; erst als sein Lebensschifflein wieder der Heimat entgegen die Segel stellen darf, bekommen die Dinge um ihn her Gesicht und Seele. Da steht die Fremde plötzlich als zweite Heimat vor ihm, und es gibt ein schweres Scheiden von ihr. Als alternder Mann lernt Storm die Herrlichkeit der großen Alpenwelt kennen, aber matte Worte nur geben das Bild eines matten Eindruckes, den er, der Naturenthusiast, davon empfangen hat; Sinne und Gemüt waren auf die Heimat eingestellt und blieben allem Neuartigen gegenüber verschlossen.

Eines aber ist im Leben und im Werk des Dichters, das ihn gerade in dieser Kriegszeit ganz nahe zu uns stellt: sein leidenschaftliches Leidtragen um das Schicksal seiner Heimat, als sie unter die Herrschaft Dänemarks fiel, unfähig, sich von ihr freizumachen. Da klingen die Lieder, die auch heute noch, wie aus unserer eigenen gegenwärtigsten Zeit heraustönend, einen allerstärksten Widerhall in deutschen Herzen finden. Storm konnte diesen unwürdigen Zustand der Knechtschaft unter Fremde nicht ertragen, er vermochte auch nicht der neuen Obrigkeit den Beamteneid zu schwören und ging fort, um in Preußen eine neue Existenz sich zu suchen, unheilbare Bitterkeit im Herzen. Aber in allem Leid klingt Zukunftshoffnung, auch in dem schwersten, dem seine Muse Worte lieh; dem Erleben jenes Tages, da auf dem Kirchhof von Husum von den Dänen ein Monument errichtet wurde mit der Inschrift: „Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichsstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern, geweiht von Husums Einwohnern." Da singt er:

„Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen, Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!"

Und beim Scheiden aus der Heimat:

„Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuern Boden stand,
Hör mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!"

Mußte nicht erst das Heute kommen und das unerhörte tägliche Opfern unseres Volkes für den Besitz der Heimat, damit wir ein volles Ja und Amen zu den Vaterlandsliedern des Dichters sprechen können?

Storms Entwicklung nach dieser Richtung hin ist dann später zu einem Punkt gekommen, wo das Miteinandergehen für uns ein Ende hat. Was seine Stärke war, das völlige Verwachsensein mit seiner engeren Heimat, wurde für ihn zu einer Enge und Begrenztheit: der deutsche Gedanke, der Reichsgedanke schien ihm gleichbedeutend mit Verrat an Schleswig-Holstein. Das Jahr 1864 und die politischen Entwicklungen, die es nach sich zog, brachten ihm mit der Rückkehr nach Husum Enttäuschungen, die er ganz nie verwunden hat. Nur den einen resignierten Klang findet er für das Problem der neugestalteten Verhältnisse seines Vaterlandes:

„Nun ist geworden, was du wolltest;
Warum denn schweigest du jetzund?
— Berichten mag es die Geschichte;
Doch keines Dichters froher Mund."

Dieser „frohe Mund" des Dichters Theodor Storm ist das Wesentliche seiner Bedeutung; seine lyrische Stimmungskunst ver-

Digitized by Google

trägt sich nicht mit historischem und politischem Sinn. Es ist, als spräche er von sich selbst, wenn er singt:

„Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber an Maientagen,
Wenn die Primeln blühen und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand."

Helene Voigt-Diederichs / Die Schwiegertochter

(Schluß.)

Das kann sie nicht brauchen, das reißt und zerrt, stößt hinab und weckt trotzdem das Gefühl, daß etwas da ist, das einmal doch hereingelassen werden muß, damit man's los wird. Sie flieht in die Fabrik, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus innerer Not. Und wenn sie spät nach Hause kommt und das jämmerliche Ding findet, kann sie es doch hochreißen und in der Kammer hin und her tragen und fühlen, wie das Mutterblut zärtlich in ihre Brust strömt. Lieder fallen ihr ein, aber sie finden den Mund verschlossen, werden nicht Gesang.

Vielleicht wär auch das mit der Zeit geschehn. Vielleicht wär sie einmal dazu gekommen, still zu stehn, Zeit zu haben, sich umzuwenden in ihr innerstes Herz. Heiter, hell und unbekümmert konnte sie sein, das weiß jeder, der sie vor dem Krieg gekannt hat.

Aber nun geschieht etwas, das jedes Wachstum zuschanden macht. Eines Tages erlischt das Flämmchen, das so lange in dem dürftigen Körperlein ausgehalten hat. Früh findet es der Großvater im Bett, bleich und kühl; Gehirnschlag, sagt der Arzt. Gott weiß, was in Wahrheit dahinter steckt.

Die junge Frau erschrickt, Vorwürfe keimen auf. Hat sie nicht immerfort das, was das Kindlein von ihr will, vor sich hergeschoben, früher bis zu des Mannes Rückkehr, und dann bis zu irgendeiner unbekannten Zeit, wo sie ruhiger ist und das Stillesein aushalten kann?

Nun ist es zu spät. Alles vorbei. Tränen hat Berta nicht mehr, die hat sie in jener furchtbaren Woche alle verweint. Sie kleidet das Kindlein in ein neues weißes Hemd, stickt mit blutrotem Garn den kleinen toten Namen hinein. Sie gibt ihm Vergißmeinnicht um den Kopf und legt ihm an jede Seite einen Stengel von dunkelblauem Rittersporn; eine wunderliche kleine Freude am Schmücken kommt dazu. Nicht an der Schönheit, sondern an der Sauberkeit und Frische der Blumen. Ist nicht irgend etwas da, das sie für Ernestchen noch tun könnte? Nein, alles vorbei.

Am folgenden Tag wird der kleine schwarze Kasten herausgeholt auf den blühenden Friedhof. Nicht zu des Soldatenvaters Grab, das liegt ganz fern im neuen Winkel, aber die gleiche Erde ist es, die das Kindlein aufnimmt, die Erde, die nichts Totes will, alles Gestorbene wandelt, lebendig macht — nicht ewiger Schlaf, ewiges Unbewußtsein ist der Frieden, den sie gibt.

5.

Vater Biethahn fand keinen Trost, so sehr er sonst geneigt war, Natur und Schicksal anzuerkennen und sich zu unterwerfen, wenn eins von ihnen hereintappt in das kleine anderssüchtige Menschensein.

Er klagte die Schwiegertochter nicht an und machte auch sich selber keine Vorwürfe. Aber seine Gedankenkraft arbeitete nicht, konnte nicht hinaus über diesen armen kleinen sinnlosen Tod. Vielleicht wär es anders gewesen, wenn jemand da wär, den er hätte trösten müssen. Aber es war keiner da. Seine Frau, die sagte nur, wenn die Rede auf Ernestchen kam: Wenn sie einmal soweit sind, gibt man sie ja nicht gern wieder her.' Sicherlich fehlte ihr was, seit des Wagen leer war und es nie mehr nach Milch und Windeln roch. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles, und nur manchmal noch seufzte sie: so muß es kommen! womit wohl gemeint war, daß bei den Armen sich das Elend häuft. Und die gleichen Worte hätte sie jedenfalls gehabt, wenn statt des Todes ein neues Kindlein dazugekommen wär. Das Leben war ein Verhängnis, niemals heller und meistens schwärzer, als man erwarten konnte.

Vater Biethahn nahm die alte Hausfrauenarbeit wieder auf, die er, während das Kindlein da gewesen, nicht nach seinem Willen hatte durchführen können. Es mußte gewartet und an die Luft gebracht werden, und lang war der Tag nicht für einen Blinden, der immer erst fühlen muß, wo die andern sehen. Nun waren wieder viele Stunden frei; man konnte auf den Knien liegen und aufwischen, man konnte die Kartoffeln schön rund schälen — eine Kartoffel, die nicht rund geschält ist, die hat kein rechtes Ansehen! Aber die treue Pusselarbeit freute nicht wie sonst, schlug nur die Zeit tot, und am Abend lag der Tag so leer, als hätte man nirgends was Rechtes hinter sich gelassen.

Mit der Schwiegertochter blieb es im allgemeinen ein gutes Verhältnis. Sie bezahlte fürs Essen, auch wenn sie nicht aß, hatte dem Vater Hausschuhe geschenkt und der Mutter eine schwarze Schürze, die übers ganze Kleid ging. Ein paarmal war sie Sonntags früh mit einer Kinderharke und einer kleinen Gießkanne hinaus auf den Friedhof gegangen, hatte Nelken auf ihres Mannes Hügel gepflanzt, und auch Ernestchen hatte ein rosa Stöckchen bekommen. Sich richtig aussprechen, das lag nicht in ihrer Natur, das hatte sie auch früher nicht getan. Aber nun war es doch manchmal, als wenn sie sich fürchtete, ins Haus zu kommen, und sie richtete es immer öfters ein, daß sie alles, was sie tagsüber brauchte, in die Fabrik mitnahm.

Der Sommer ging nicht zu Ende, ohne daß allerhand geredet wurde.

Unten auf der gescheuerten Diele im Licht, das durch die offenen Türen von Gasse und Hof hineinfiel, saßen alle Frauen des Hauses und Hinterhauses beim Bohnenabziehen. Ihre eigenen Wohnungen waren nicht so, daß sie vor dem Aufseher, der die Heimarbeit überwachte, bestanden hätten. So stillsitzen mit dem Gemüse im Schoß, schwatzen und fleißig sein, das waren noch die besten Stunden für die geplagten Frauen, die doch zwischendurch immer wieder beunruhigt waren von dem Gedanken, daß sie eigentlich unterwegs sein müßten, irgendwo, wo es Butter gab, billige Knochen oder Kochkäse. Sie wußten viel von den teuren Zeiten und der schlechten Welt, in der es immer den Verkehrten trifft, und wie leicht manch junge Frau vergißt.

Bei Alwine Maas hatte es keine drei Wochen gedauert. Und wie war es mit Minna Bertram? Ach was — vielleicht wär ja ihr Mann gar nicht tot! sagte sie und warf die Trauerkleider weg. Und hatten ihr doch die Kameraden einen Zweig vom Kranz und Borke vom Kreuz geschickt! Nein, das sagte sie nur, damit sie ins Kino gehen und um drei Uhr nachts nach Hause kommen konnte.

Ganz so kraß war es nicht, was, in aller Freundschaft versteht sich, Berta Biethahn angehängt wurde. Aber niemand konnte leugnen, daß man sie ein paarmal mit einem Soldaten hatte stehen sehen. Und dann, Ueberstunden bis Mitternacht, natürlich, das kam vor, aber man brauchte sie

Digitized by Google

doch nicht so ohne weiteres anzunehmen. Für wen hatte Berta es denn nötig? Kein Kind und kein Nichts. Die allgemeine Meinung war gegen sie, wie immer, wenn es sich um eine Sache zwischen Mann und Frau handelt. Aber der Soldat, falls er wirklich da war und meinetwegen auch ein verheirateter Mann, so war er zu entschuldigen, denn was ist das für ein Leben, so weit weg von Frau und Kind . . .?

Berta kümmerte sich nicht um solches Gerede. Sie ging ihren harten Arbeitsweg, und wenn sie mit diesem oder jenem sprach, ganz wie es ihr paßte, so tat sie es nicht, weil sie sehnsüchtig war, ihr verwaistes Gefühl irgendwo anzuhängen, sondern weil es keinen Sinn hatte, allein zu sein, und wenn man redete, so dachte und trauerte man nicht. Ueber das gewesene Leben kommt man nicht anders weg, als wenn man einen Strich macht. Wenn jemand nach dem Toten fragte, so wich sie aus. Sie überhörte, und ihr Blick wurde ablehnend, ein blanker, eigensinniger Punkt brannte darin. Es gibt doch nur zweierlei: man geht unter, wird ganz nach rückwärts gezogen, oder man lebt gradaus, den Rest vom Leben, der geblieben ist.

Einmal kam eine lange Rolle ins Haus. Die war geschickt vom Regiment, ein Gedenkblatt lag darin zu Ehren des Gefallenen. Ein blonder Engel — woher kannte man ihn schon? das Schild vom Haarwuchsmittel fiel einem ein — beugte sich mit einem Eichenzweig in der Hand über den toten grauen Soldaten. Andere Frauen hatten sich das Bild eingerahmt, nein, davon mochte Berta nichts wissen. Es war, als ob man sein Herz an die Wand nagelt, öffentlich für jedermann. Sie schob das Blatt samt Rolle und Seidenpapier in die Schieblade.

Vater Biethahn ließ sich das Bild beschreiben, aber auch ihm konnte es nicht besonders gefallen. Sein Sohn tot in der Erde, das gerade war ja der Jammer, den man nicht zeitlebens vor Augen behalten wollte. Irgend was von Wolken und Sonne wär das Rechte gewesen, seinetwegen auch ein strahlendes Kreuz, das den Sinn abzog von der augenblicklichen Not. Wohin? zu Gott? nun, wenn auch das nicht grad, so doch zu dem Sohn, der immer blieb, wie sie ihn gekannt und geliebt hatten, nicht zu dem, der in der Erde lag, tief unter Regen und Sonne verging.

Aber auf gewisse Weise ward dennoch das Blatt ein Heiligtum für den blinden Mann. Eine irdische Anerkennung, ein Dank des Vaterlandes, eine ganz äußere Sache, die er schließlich lieber doch an der Wand gewußt hätte, als im Kasten. Auch seine Frau hielt auf das Bild, besonders auf den Namen in Druckschrift mit Lorbeeren rund herum, und brachte es in Zusammenhang mit ihrem Bemühen, um der Rente willen nachzuweisen, daß der Sohn sie lebenslänglich unterhielt. Der Anblick des gekämmten Engels erregte jedesmal ihre Tränen und ein sanftes Gefühl für das, was Wilhelm auch bei den Mädchen gegolten. Und es war weich und wohltätig zu weinen, weil das die einzige Zeit war, wo sie fühlen konnte, daß sie einen Sohn gehabt, der man tot war.

An sich war ihr das Gerede einerlei, das der Schwiegertochter wegen umlief; aber dann fing es an, sie leise zu beunruhigen, und sie hatte ihre besonderen anzüglichen Attacke für die junge Frau. Ohne daß sie sich äußerte über ihre geheimen Gedanken, saß sie unbewußt auf der Lauer, und richtig, im Oktober, als man gerade anfing, ans Heizen zu denken und daß zu allem andern nun noch die Kosten für Kohlen kamen, rückte Berta eines Tages damit heraus, daß sie sich's überlegt habe. Sie wolle ein oder zwei Stuben nehmen, mit ihren eigenen Sachen wohnen, die standen in einem feuchten Loch, vermotteten und verkamen.

Die Schwiegereltern fanden keinen Grund, sie zurückzuhalten. „Das hat sie nicht aus sich allein, da steckt jemand dahinter!" sagte Frau Biethahn dumpf ergeben zu ihrem Mann. Der zuckte die Achseln. „Kann sein, kann auch nicht sein. Sie ist noch jung. Junge Leute denken anders als wir."

Aber in seinem Herzen nahm er die Sache schwerer als seine Frau. Zwei Jahre hatte sie zur Familie ihres Mannes gehört. Nun verließ sie sie wieder, war nichts mehr als ein zufälliger Mensch, nirgends mehr verwandt. Ein Band, das den toten Sohn an diese Erde hielt, zerriß.

In einer halben Stunde hatte Berta ihre paar Sachen zusammengepackt. Dann zog sie aus, sagte nicht erst Lebewohl, denn sie wohnte nur zwei Straßen weit, konnte jeden Augenblick herüberkommen. Zum Beispiel Sonntag.

Aber umsonst warten an diesem Tag die alten Leute. Hat sie nicht versprochen zu kommen? Der Blinde mit den feinen klugen Ohren lauscht auf jeden Schritt. Schließlich müssen die beiden ihren süßen Kornkaffee alleine trinken.

Frau Biethahn schlürft zur Kommode, kramt nach Wolle; da fällt ihr die Rolle mit dem Gedenkblatt in die Hände. Sie erschrickt ein wenig und ist zugleich froh, daß Berta nicht bedacht hat, es mitzunehmen. „Wenn sie nicht fragt, dann geben wir es nicht!" sagt sie mit geiziger Hoffnung.

Schwermütig nimmt der Blinde die Papphülse in die Hand, läßt das Blatt herausgleiten, überstreicht es mit zärtlichen Fingern.

„Die holt es nie mehr!" sagt er nachdenklich.

„Wenn Ernestchen noch da wär, da könnte sie auch nicht so wie sie wollte!" seufzt Frau Biethahn. Sie gönnt Berta ja, was sie hat, aber die Jugend und Freiheit der andern tun zugleich ihrem müden alten Lasttierleben ein bißchen weh. „Wenn man sich's überlegt, da hat sie richtig Glück gehabt mit dem Kind . . ."

Der Mann zuckt mit dem Kopf hoch, schweigt, besinnt sich. „Glück?" fragt er dann. Sein rechter Mundwinkel lächelt, seine Stimme schneidet fremd durch den verlassen wartenden Raum. Dann bricht ein schnelles heftiges Wesen aus ihm heraus, das man an ihm nicht kennt und das mehr gegen seine Frau, als gegen die Schwiegertochter gewendet ist.

„Meinst du nicht, Alte, wenn sein Kind lebte, dein Sohn wär nicht so bald vergessen worden?"

Hoch steht er in der herbstlichen Stube, zürnend und milde zugleich. Seine Hände tasten nach der Tischkante, wie sie immer gewohnt sind, irgendein nahes kleines Stück Gegenwart zu erfühlen und festzuhalten. Aber sein Geist ist ganz befreit und losgelassen. Es gibt keine Ewigkeit mehr. Tot steht sie an den Gräbern da draußen. Was für ihn selber bis dahin bleibt, ist eine kleine Zeit, die bald abgeschritten sein wird.

Mutter Biethahn hat nicht teil an diesen kühlen und zuversichtlichen Gedanken. Sie sitzt und weint. Ein Mann kann doch nicht wissen, wie's einer Mutter ums Herz ist! Klage um Klage stöhnt aus dem armen freudlosen Mund.

„Nanu, Alte?" An ihrer Kümmernis findet Vater Biethahn aus der großen Leere zurück. Aufmunternd schüttelt er das Handgelenk der seufzenden Frau und redet ihr zu mit der gütig, unbekümmerten Stimme, die so oft schon, heiter wie Glockenlaut, getröstet hat: man muß ja

Digitized by Google

Gottfried Traub / Scheiding

Wie lieblich sind Deine Wohnungen,
Herr der Heerscharen. Psalm 84.

Unseren September nannte man früher den Scheiding. Ich denke mir, weil die Sonne langsam Abschied nimmt. Aber dies ihr Gehen ist ergreifend schön. Ich reiste durch Süddeutschland im Herbstsonnenschein. Das war unbeschreibliche Erquickung. Nie malt die Sonne so zart und voll wie im Herbst. Sie kommt mir da immer fast wie eine Bittende vor. Für manches, was sie verbrannt, verdörrt hat, entschuldigt sie sich und holt alles an Glanz und Glast heraus, was sie in ihrer Kammer birgt, um es noch rasch auf die Fluren zu schütten. Du liebes deutsches Land, wie unbeschreiblich schön bist du! Vom stolzen Perlachturm in Augsburg zur Kilianskirche in Heilbronn, vom Thüringerwald bis zur Isar, vom Neckar bis zur Weser — Sonne, Sonne du hast alle Hände voll zu tun, um die Wunderbarkeit dieser Landschaften zu schmücken. Heiß strömt der Dank zum Herzen. Kein Granatloch, kein zersplitterter Wald, kein verunkrauteter Weinberg stört das Auge. Hundertmal hab' ich's gesagt, wie wir der Sonne und ihrem Herrn danken sollen, daß sie mit ihren Augen auf unversehrte Scholle herabschauen. Tausendmal aber ist noch nicht genug, und darum soll's die scheidende Sonne noch einmal verkünden: „Herrgott, der du mit deinem Wagen des Morgens über unseren Himmel fährst, wir danken dir, daß unsere Heimat so wunderschön ist. Laßt sie unsere Liebe bleiben!"

Da steigt das Bild der Kathedrale von Laon vor mir auf; in ihrer märchenhaften Schönheit grüßt sie weit ins Land hinein. Da schaue ich die Wälder hinter Hatton Chatel, und das Herz geht einem auf bei solchem Weitblick. Da liegen die flamischen Städte in ihrer behäbigen Ruhe, wie Odenwälder Bauernbräute in ihrem Sonntagsstaat auf der Kirchenbank sitzen. Die Sonne kommt auch hier und grüßt. Sie bückt sich auch herab zu den aufgeworfenen Erdmassen, in denen sich eine Granate durcharbeitete, zu den Drahtverhauen und Wüsteneien, zu den Unterständen und eingestürzten Häusern. Scheiding auch hier. Sie möchte vergolden, was sie an Schrecken und Jammer erblickt, und ehe sie in des Winters kaltes Schloß einzieht, noch einmal grüßen. Was ist gut, was ist böse vor dieser Macht? Das Urwalten dieser Schöpfung bleibt sich gleich. Und Unfaßliches steht vor uns. Aber wir sind erst recht froh, daß es noch Größeres gibt, als was wir denken, ahnen, verstehen, und alte Erinnerungen an die Verse von C. F. Meyer steigen auf:

Als der Herr mit mächt'ger Schwinge
Durch die neue Schöpfung fuhr,
Folgten in gedrängtem Ringe
Geister seiner Flammenspur.

Seine schönsten Engel wallten
Ihm zu Häupten selig leis,
Riesenhafte Nachtgestalten
Schlossen unterhalb den Kreis.

„Eh ich euren Reigen löse,"
Sprach der Allgewalt'ge nun,
„Schaffet, Gute, schaffet, Böse,
Meinen Willen nur zu tun."

Freudig jubelten die Lichten:
„Dir zu dienen, sind wir da."
Die zerstören, die vernichten,
Die Dämonen knirschten: „Ja."

Soziale Bewegung

Ueber „Rationelle Ausnutzung der Arbeitskraft", die besonders für die Folgezeit von großer Wichtigkeit ist, macht Dr. Heinz Potthoff in einem so überschriebenen Leitaufsatze der jüngsten Ausgabe des „Vortrupp" (Verlag Alfred Janssen, Hamburg) u. a. die folgenden beachtenswerten Ausführungen: Wahrscheinlich werden wir nach dem Friedensschlusse noch auf lange hinaus eine angespannte Tätigkeit aller Arbeitsfähigen in Deutschland brauchen, um die ungeheueren Schäden dieses Krieges auszugleichen und unsere Stellung auf dem Weltmarkte wieder zu erringen, ohne die auf die Dauer unser Volk auf dem begrenzten Boden des Reiches nicht weiter wachsen kann. Dann wird das Problem der rationellen Gestaltung der Arbeitsbedingungen erneut vor uns treten und drei Forderungen stellen: Technisch und organisatorisch muß unser ganzes Wirtschaftsleben unbedingt rationell gemacht werden. Wo im einzelnen Betriebe durch andere Regelung des Produktionsganges, durch Zerlegung des Arbeitsvorganges, durch Einführung neuer Verfahren oder Maschinen usw. die Erzeugung verbessert oder verbilligt werden kann, muß es geschehen. Wo eine Ueberzahl von Betrieben sich gegenseitig bekämpft und wegen Ueberproduktion nur einen Teil der Fähigkeit ausnutzen kann, da muß rücksichtslos organisiert und stillgelegt werden, denn Kapital und Arbeit dürfen nicht vergeudet werden oder brachliegen. Wo Zwischenhandel besteht, der keinen volkswirtschaftlichen Nutzen stiftet, der nur spekulativ, verteuernd sich einschiebt, da muß er ausgeschaltet werden, denn wir dürfen unsere Waren nicht mit unnützen Kosten belasten. Hier erfordert überall das Gesamtinteresse und die Rücksicht auf unsere Zukunft die intensivste Ausnutzung. Aber umgekehrt bedarf es sehr ernster Prüfung, inwieweit eine intensive Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft vereinbar ist mit den Rücksichten auf die Allgemeinheit und die Zukunft. Die Verluste an Menschenleben und Menschenkraft sind das Furchtbarste, was dieser Krieg uns bringt. Sie dürfen nicht erhöht werden durch weiteren Raubbau an der Gesundheit der Ueberlebenden. Mag für eine kurze Uebergangszeit der rücksichtslose Kriegsdienst in Landwirtschaft, Industrie und Handel noch erforderlich sein: sobald wie möglich muß an seine Stelle wieder die volkswirtschaftlich rationelle Verwertung der Arbeitskräfte treten, die nicht nur auf das heutige Ergebnis, sondern auch auf die dauernde Erhaltung der Leistungsfähigkeit sieht.

Ein Normalstatut für Konsumvereine. Das deutsche Generalgouvernement Warschau hat ein Normalstatut für Konsumvereine genehmigt, dem wir nachstehende Bestimmungen entnehmen: Die Konsumvereine haben den Zweck, einerseits den Mitgliedern Lebensmittel und Haushaltungsgegenstände zu möglichst niedrigen Preisen zu liefern, andererseits ihnen die Möglichkeit zu geben, Ersparnisse aus den durch die Tätigkeit des Vereins erzielten Gewinnen zu machen. Bei den Vereinen können nach Einholung einer entsprechenden behördlichen Genehmigung und unter Einhaltung der geltenden Vorschriften Anstalten errichtet werden, die die Besserung der materiellen und moralischen Lebensbedingungen der Vereinsmitglieder bezwecken. Den Vereinen sind damit neben der Lieferung von Waren noch sehr viele Möglichkeiten eröffnet, um für die Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage ihrer Mitglieder zu wirken. Wir nennen hier nur die Einrichtung von Spar- und Darlehnskassen, die Uebernahme der Wohnungsfürsorge, Kinderfürsorge, Einrichtung von Krankenkassen u. a. Die Ansammlung der zum Betriebe solcher Anstalten erforderlichen Mittel wird dadurch erleichtert, daß der Verkauf von Waren auch an Nichtmitglieder zulässig ist. An diese darf jedoch nur gegen bar verkauft werden, während der Verkauf an Mitglieder auch auf Kredit zulässig ist. Diese letzte Erleichterung mag zwar in landesüblichen Gewohnheiten und in der bisherigen Geschäftsgebarung der Konsumvereine ihre Begründung finden; sie erscheint uns aber trotzdem als eine Gefahr für eine gesunde Entwicklung dieser Einrichtung. Der riesige Aufschwung der Konsumvereine in Industriestaaten, wie England und Deutschland, und ihre wirtschaftliche Macht, endlich ihre erzieherische Bedeutung für die Arbeiterschaft ruhen vor allem auf dem streng durchgeführten Grundsatze sofortiger Barzahlung. Wir möchten daher insbesondere allen Neugründungen raten, von dieser Erlaubnis möglichst wenig Gebrauch zu machen. Die Entwicklung der Vereine und ihre soziale Arbeit wird dadurch gefördert, daß die Generalversammlung nicht verpflichtet ist, den gesamten erzielten Gewinn auszuschütten, sondern daß sie das Recht hat, einen Teil für andere, den Vereinsmitgliedern nützliche Zwecke zu verwenden. Einer weitschauenden Vereinsleitung bieten sich damit vielerlei Möglichkeiten zu fruchtbringender, sozialpolitischer Arbeit. — Die Auffassung von dem Wesen und den Zielen der Konsumgenossenschaftsbewegung, die in den angeführten Sätzen zutage tritt, entspricht der in den organisierten Arbeiterkreisen herrschenden.

Erweiterung der Landarbeiterrechte nach dem Kriege. Kürzlich hat in der Betriebsabteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft der Rittergutsbesitzer Graf v. Schwerin-Putzlar einen Vortrag gehalten, in dem er sich mit der künftigen Deckung des Arbeiter-

bedarfs in der Landwirtschaft und namentlich in den östlichen Provinzen beschäftigte. Das war schon in Friedenszeiten mit größten Schwierigkeiten verknüpft. Ohne Zweifel aber wird sich nach dem Kriege die Arbeiterbeschaffung noch viel schwieriger gestalten. Für einheimische Arbeiter bot die Beschäftigung auf dem Lande allzu geringe Anreize, und die Heranziehung ausländischer Arbeitskräfte würde sich bei dem allseitigen starken Bedarf, der durch den starken Verlust an Menschenleben auf den Schlachtfeldern hervorgerufen ist, auch nicht mehr so glatt vollziehen wie vor dem Kriege. Mit einer verstärkten Leutenot wird also mit ziemlicher Sicherheit gerechnet werden müssen. Daß diesem Uebelstande vorgebeugt werden muß, und zwar nicht nur im Interesse der Großgrundbesitzer, sondern auch der konsumierenden Bevölkerung, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Es muß nur mit wirksamen Mitteln geschehen, und da gab Graf v. Schwerin-Putzlar der Ansicht Ausdruck, daß wir den polnischen Landarbeiter, vielleicht auch den russischen Kriegsgefangenen vorläufig nicht entbehren können. Aber es verstehe sich von selbst, daß es sich dabei auch im günstigsten Falle nur um eine knapp bemessene Uebergangszeit handeln könne. Um die erforderlichen Arbeitskräfte dauernd zu beschaffen, dazu seien noch andere, einschneidende Maßnahmen erforderlich. Und in diesem Zusammenhange zog der Vortragende die einzige logische Schlußfolgerung, zu verlangen, daß, um mehr Arbeitskräfte auf die Güter zu bekommen und sie hier zu behalten, die bisherige Arbeitsverfassung eine Ausgestaltung im freiheitlichen Sinne bedürfe. Die Gutsbesitzer dürften nicht vergessen, daß sich die Regierung notgedrungen für das Koalitionsrecht der Landarbeiter erklären werde. Deshalb müßten sie diesem Entschluß zuvorzukommen suchen. Und auch das Streikrecht der ländlichen Arbeiter müsse durch Bestimmungen der Arbeitsverfassung, wie das Beschwerderecht des einzelnen und die Einsetzung von Arbeiterausschüssen, überflüssig gemacht werden. Aus dem Munde eines preußischen Großgrundbesitzers sind das immerhin recht bemerkenswerte Zugeständnisse.

Notwendiger Arbeiterschutz. Zum Schutz der weiblichen und jugendlichen Arbeiter hat auf Anregung des Reichskanzlers das Kriegsamt die Kriegsamtsstellen angewiesen, dahin zu wirken, daß die Ueberarbeit und Nachtarbeit von Frauen und jugendlichen Arbeitern möglichst eingeschränkt werde und daß die Anträge von Unternehmern um Bewilligung von Ueberarbeit und Nachtarbeit nur dann befürwortet werden, wenn wichtige Kriegsaufgaben sich ohne diese Ueberarbeit und Nachtarbeit nicht erreichen lassen.

Büchertisch

Lujo Brentano, **Elsässer Erinnerungen.** Berlin 1917, Erich Reiß Verlag, 160 Seiten, geh. 3,50, geb. 4,80 M. — Der Münchener Hochschullehrer übergibt seine Straßburger Memoiren im rechten Augenblick der Oeffentlichkeit. Sie umfassen die Jahre 1882—88, die Zeit seiner Straßburger Dozententätigkeit, und werfen bezeichnende Streiflichter auf das Verhältnis von Universität und Regierung, auf die Beurteilung der Regierungspolitik durch den Lehrkörper der unter nationalem Gesichtspunkt neu ins Leben gerufenen Kaiser-Wilhelm-Universität. Die Manteuffelsche Notabelnpolitik wird mit Recht verurteilt, aber mit ebensoviel Recht betont, daß vorher und nachher keine andere Politik getrieben worden ist. Man suchte nicht das Volk zu gewinnen — die Arbeiter wurden besonders schlecht behandelt, weil man die Fabrikanten nicht vor den Kopf stoßen wollte —, sondern die Notabeln, und trieb dadurch das Volk in die Opposition oder in die Gefolgschaft der französisch gesinnten Notabeln. Interessante Einzelheiten, die mit sehr bekannten Namen zusammenhängen, werden mitgeteilt. Wir zählen nur die Namen auf: Althoff, Richter, Ledderhose, Stempel, Back, v. Hoffmann und v. Puttkamer, Manteuffel und Hohenlohe-Schillingsfürst, Charles Grad und Jeannez. Ein typisches Beispiel wird ausführlich dargestellt: Wie der deutsche Kunst vermittelnde Straßburger Kunstverein mit obrigkeitlicher Hilfe totgemacht wurde durch die französisch gesinnte Société des amis des arts.

Die elsässische Stimmung wird durchweg richtig gekennzeichnet. Der Grundfehler der deutschen Politik in Elsaß-Lothringen wird darin gefunden, daß Bismarck das Land 1871 nicht Preußen einverleibte. Hier dürfte in der Tat der Schlüssel zum Verständnis vieler unliebsamer Erscheinungen liegen. Ebenso scharfsinnig werden auch die weiteren in der Behandlung des Landes gemachten Fehler aufgezeigt, insbesondere betont, daß die Reform von 1911 zu spät gekommen ist. Althoff hatte schon 1879 eine klare Entscheidung verlangt: Preußische Provinz oder Bundesstaat. Verkannt wird, daß die Reform von 1911 nur der Form nach die Autonomie gebracht hat, während in der Sache die Abhängigkeit von Berlin kaum gemildert worden ist. Dafür wird um so richtiger erkannt und näher ausgeführt, daß aus den Wirren des Kriegs, dessen Einfluß auf Haltung und Stimmung der Bevölkerung in Anfang und Fortgang vortrefflich umrissen wird, nur die Erhebung zum Bundesstaat herausführen kann. Die Teilungspläne werden zurückgewiesen, der Gedanke der Angliederung an Preußen aufgegeben. „Elsaß-Lothringen hat unter dem Kriege materiell und seelisch mehr als irgendein anderes deutsches Land gelitten." Man kann ihm nicht versagen, was man den Polen und Flamen zubilligt, die Selbstverwaltung im Rahmen des Reichs, die es durch seine Vertretung aufs neue entschieden verlangt hat. Damit dürfte leider die Freizügigkeit schwer vereinbar sein, die Brentano retten möchte, der Austausch der Talente zwischen Elsaß-Lothringen und Preußen, es sei denn, daß er allgemein eingeführt würde, wofür sich vieles sagen ließe. So zeigt das Schlußkapitel, dessen Inhalt wir eben angedeutet, daß Brentano auch nach seinem von einer kurzsichtigen Bürokratie ehrenvoll herbeigeführten Scheiden von Straßburg Elsaß-Lothringen ein warmes Interesse bewahrt hat. Wir begrüßen in ihm einen überzeugten Mitkämpfer für die Lösung unserer staatsrechtlichen Existenzform, die heute auch Regierung und Reichstag als wichtig und notwendig erkannt haben. Viele seiner Kollegen denken anders, um so mehr sagen wir ihm Dank für sein offenes Eintreten für unsere Wünsche!

Er gedenkt gelegentlich der kleinen Gruppen unter den Gebildeten, die durch Friedrich Naumann begeistert wurden, zu denen auch Schreiber dieses sich rechnen darf, und erwähnt besonders das Wirken des Oberelsässers Dr. Schwander. Dem Bürgermeister der Stadt Straßburg ist denn auch das Büchlein „in Bewunderung und Verehrung" gewidmet. Darum muß es den Sozialpolitiker Brentano doppelt gefreut haben, daß Dr. Rudolf Schwander zum Staatssekretär für Sozialpolitik berufen worden ist. Die Saat, die er zeitlebens ausgestreut hat, fängt an Früchte zu tragen.

Georg Wolf,
Mitglied des elsässischen Landtages.

Freiwillige Gaben:

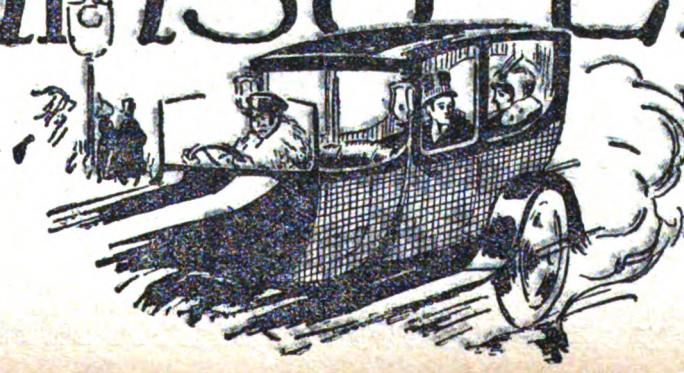
Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 50 Pf.: Lt. T. im Felde, **je 1 M.:** B. R. in Frbg., San.-Hundf. M. im Felde, Pfr. T. in B., Kan. G. im Felde, **2 M.:** Lt. M. im Felde, Feldw. R. im Felde, **je 3 M.:** P. S. in Z., Uffz. K. in H., **4 M.:** Stabsarzt R. in G., **4,50 M.:** N. in Z., **10 M.:** Prof. Dr. H. in K., **50 M.:** N. N. in B.

Bücher für Armee und Marine: Postsekr. M. in G.: 3 Jahrgänge Kosmos.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Hansa-Lloyd



Personenwagen, Lieferwagen
Lastwagen — Omnibusse

Hansa-Lloyd Werke Akt.-Ges.
Bremen

Digitized by Google

Geschäftliche Mitteilungen

Ein Mittel, für die 7. Kriegsanleihe auch Personen zu gewinnen, die augenblicklich über größere Barbeträge nicht verfügen, ist die Kriegsanleihe-Versicherung der Deutschen Lebensversicherungsbank „Arminia" in München. Sie bietet dem Sparer Gelegenheit, mit 150 M. Anzahlung eine Kriegsanleihe-Versicherung auf 1000 M. zu bestätigen. Außer der Anzahlung sind im Erlebensfalle innerhalb 9¾ Jahren noch 39 Prämienzahlungen von je M. 19,50 vierteljährlich zu leisten. Diese Einrichtung verstärkt also die finanzielle Kraft des Zeichners auf mehr als das Sechsfache und macht künftige Erübrigungen im voraus für den gegenwärtigen Reichsbedarf dienstbar. Stirbt der Versicherte, ehe das Reichsanleihepapier nach Beendigung der Ratenzahlungen von selbst in seinen Besitz übergeht, so hören die Tilgungsleistungen (Prämien) auf, und die Erben erhalten das Papier sofort ausgehändigt, wie gering auch der Gesamtbetrag der Zahlungen sein mag. Eine Kriegsanleihe-Versicherung kann zu den einheitlichen Bedingungen von jeder gesunden Person abgeschlossen werden, die nicht älter als 50 Jahre ist. Ausnahmsweise steht der Beitritt auch älteren Personen gegen einen geringen einmaligen Zuschlag offen. Bis zu 10 000 M. wird keine ärztliche Untersuchung verlangt. Die Kriegsgefahr ist ohne Einschränkung vom ersten Tage an mitversichert. — Mehrere ministerielle Behörden empfehlen die Kriegsanleihe-Versicherung der „Arminia" als eine Einrichtung, die in besonderem Maße geeignet ist, das Ergebnis der Kriegsanleihe zu steigern.

Die Schaffung von ländlichen Heimstätten ist zu einer Forderung des Tages geworden, da es sich in dieser schweren Kriegszeit deutlich zeigt, wie das Durchhalten in Stadt und Land sehr erleichtert ist für alle die Volksgenossen, die ein Stück Erde zur Bewirtschaftung in Besitz haben. Sobald erst die eigentlichen Kriegsereignisse nicht mehr die Aufmerksamkeit so ausschließlich beanspruchen werden, wird sicher die Bodenfrage ernste Beachtung erzwingen, denn ohne ihre Lösung ist eine umfangreichere Seßhaftmachung der Bevölkerung auf Heimstätten nicht möglich. Heimstättenboden kann nicht freier Handelsgegenstand sein, zu dem das jetzt in Deutschland geltende römische Recht unseren Väterboden gemacht hat. Die heutige Bodenverteilung ist Heimstätten-feindlich! **Der Deutsche Verein Freiland E. V., Sitz in Eden-Oranienburg** (mit Jahresbeitrag von mindestens 1 M.) erstrebt als wichtigste Vorbedingung für die Gesundung unserer Volkswirtschaft und unsers ganzen sozialen Lebens die Überführung des gesamten deutschen Bodens aus dem Privateigentum in das Gemeineigentum des deutschen Volkes. In Verfolgung dieses Endziels will der Verein vorläufig Land unter Ausschließung hypothekarischer Belastung erwerben und dessen Ertrag im Sinne der Vereinszwecke nutzen. Diesem Zwecke dienen unter anderem völlig neuartige, gemeinnützige rückzahlbare **Deutsche Freilandbriefe von 1916.** Der Vorstand des Vereins sendet auf Ersuchen Drucksachen postfrei.

Digitized by Google

11. Oktober 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist ⟡ Rückporto beizufügen. ⟡

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 41

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Geh. Hofrat Prof. Dr. Walter Goetz:** Der Reichstag und der Friede. — **Dr. Theodor Heuß:** Reichstag und Bundesrat. — **Friedrich Naumann:** Die Freiheit Luthers. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 30. September.

Präsident Wilson legt großes Gewicht darauf, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht ohne weiteres in den Entente-Verband eintreten. Es war von den Parlamenten von England, Frankreich und wohl auch Rußland eine Einladung an die beiden Häuser der Volksvertretung der Vereinigten Staaten herangebracht worden, sie sollten eine Deputation nach Europa senden, teils um dort die kämpfende Front zu besichtigen, teils aber auch um gemeinsame Beratungen über kriegswirtschaftliche und kriegsrechtliche Maßnahmen zu eröffnen. Da man im amerikanischen Senat und Abgeordnetenhaus unsicher war, ob dieser Einladung Folge geleistet werden solle oder nicht, befragte man den Präsidenten Wilson. Dieser sprach sich auf das entschiedenste gegen einen derartigen Plan parlamentarischer Gemeinsamkeit aus. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika beteiligen sich bisher nicht an den Kriegszielen der europäischen Entente-Mächte, sondern interessieren sich nur an der Herbeiführung des Weltfriedens durch allgemeine Demokratisierung. Auch sonst zeigen sich wichtige Unterschiede. Beispielsweise verlangt die Regierung der Vereinigten Staaten, daß alle auf den dortigen Werften gebauten Handelsschiffe unter amerikanischer Flagge fahren müssen, selbst wenn der Bauauftrag von England oder Frankreich aus erteilt wurde. Es wird also die amerikanische Handelsflotte durch den Krieg sehr in die Höhe getrieben. Alle ernsthaften Nachrichten übrigens stimmen darin überein, daß zwar die Volksstimmung in den Vereinigten Staaten keineswegs überall sehr kriegerisch ist, daß aber die tatsächliche Vorbereitungsarbeit für die Armee und ihren Transport einen außerordentlich großen Umfang angenommen habe. Es ist unklug, wenn auf deutscher Seite aus Tröstungsabsichten die amerikanischen Gefahren kleiner hingestellt werden, als sie sind.

In Oesterreich-Ungarn ist man mit der letzten Rede des deutschen Staatssekretärs v. Kühlmann einverstanden, weil man sie für den Ausdruck einer ehrlichen Friedensbereitschaft hält. Im allgemeinen wird ein offener Verzicht auf Belgien gewünscht, wobei aber fast immer hinzugefügt wird, daß dieses zunächst eine rein deutsche Angelegenheit sei.

Montag, 1. Oktober.

Verschiedene Blätter des In- und Auslandes beschäftigen sich mit der Frage, ob ein militärischer Sieg in diesem Kriege überhaupt noch möglich sei. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Teilerfolge, wie wir sie in Galizien und bei Riga erlebt haben, noch öfter erreicht werden können und daß auch von der gegnerischen Seite Schützengrabenveränderungen errungen werden können, wie es in Flandern und bei Verdun neuerdings geschehen ist. Daß aber das Schicksal der kämpfenden Welt in einer bestimmten Schlacht oder bei einem bestimmten Durchbruch so entschieden werden kann, daß von da an ein Teil jede weitere Hoffnung aufgeben muß, ist kaum noch zu erwarten. Der entscheidungslose Landkrieg verzehrt jeden Tag eine bestimmte Menge von Toten und hindert die Bevölkerungen am Neuaufbau ihrer Wirtschaft, ohne doch die Streitfragen des Erdteils ihrer Erledigung näherzuführen. Darum richten beide Teile ihr Augenmerk, je länger desto mehr, auf die Störung der heimatlichen Kräfte, indem durch Blockade und U-Boot-Krieg der Hintergrund der Armeen unfähig gemacht werden soll. Aber auch diese beiderseitigen Bestrebungen scheinen bis jetzt einen endgültigen Erfolg nicht herbeizuführen. Wenn deshalb in den Bevölkerungen die Gedanken des Verständigungsfriedens sich stärker bemerkbar machen, so steht das in einer gewissen Wechselwirkung mit der militärischen Lage.

Dienstag, 2. Oktober.

Der 70jährige Geburtstag des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg gibt den Zeitungen aller Richtungen einen willkommenen Anlaß, ihre Verehrung und ihr Vertrauen zu ihm auszusprechen. Gelegentlich ist versucht worden, Hindenburg für eine bestimmte einseitige Auffassung der Kriegs- und Friedensziele in Anspruch zu nehmen. Er selbst aber hat den bestimmten Wunsch, dem ganzen Volke anzugehören. Das Wort „Hindenburgfriede" ist aus der öffentlichen Debatte ausgeschaltet worden. Ihn für eine bestimmte Parteiansicht zu reklamieren, ist eine Herabwürdigung seiner Persönlichkeit.

Es hat keinen Zweck, jede einzelne Bewegung, die uns aus Rußland gemeldet wird, aufzuzeichnen, weil niemand bei uns das ewig schwankende Verhältnis zwischen den verschiedenen sozialistischen und demokratischen Gruppen ganz zu würdigen weiß. In den letzten Tagen gilt infolge einer demokratischen Tagung in Petersburg die Regierung Kerenskis wieder einmal für gefährdet. Nachdem man aber gesehen hat, wie leicht Kerenski mit dem Aufstandsversuch des Generals Kornilow fertig geworden ist, wird man ihm vielleicht auch noch weitere Erfolge zutrauen.

Der bisherige kurländische Landesrat, der nun durch Aufnahme von Letten erweitert werden soll, besteht aus sechs Vertretern des ländlichen Grundbesitzes, sechs des Kleingrundbesitzes, vier der Städte, drei der lutherischen Geistlichkeit und einem der Ritterschaft. Auch der Landesrat von Litauen zählt zwanzig Mitglieder und soll noch durch Minderheitsvertreter ergänzt werden. Während die Weißrussen Litauens eine Beteiligung am Landesrat wünschen, scheint es, daß die Polen ihrem Protest durch Enthaltung Ausdruck geben wollen.

Mittwoch, 3. Oktober.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Graf Czernin, hat in Budapest eine sehr bedeutende Rede über das

Digitized by Google

Programm des Wiederaufbaues der Weltordnung gehalten. Gestützt darauf, daß Oesterreich-Ungarn seine staatliche Lebensfähigkeit im Kriege bewiesen hat, kann gerade dieser aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzte Staat am ehesten über die Bedingungen des künftigen Zusammenlebens der Menschheit programmatische Gedanken aussprechen. Wir nehmen, so sagt Graf Czernin, die Möglichkeit des Abrüstungs- und Schiedsgerichtsgedankens nicht nur an, sondern treten für ihre Verwirklichung mit allen Kräften ein. Die neue internationale Rechtsgrundlage muß darin bestehen, daß zu einem künftigen Revanchekrieg kein Anlaß übrigbleibt. Auf internationaler Basis und unter internationaler Kontrolle muß eine allgemeine, gleichmäßige, schrittweise Abrüstung aller Staaten der Welt erfolgen und die Wehrmacht auf das unumgänglichst Notwendige beschränkt werden. Wenn das Wettrüsten nach Friedensschluß seinen Fortgang nehmen würde, dann müßte das den wirtschaftlichen Ruin aller Staaten bedeuten. Schon vor diesem Kriege waren die militärischen Lasten drückend, aber nach dem Kriege wären bei freier Rüstungskonkurrenz die Belastungen für alle Staaten einfach unerträglich. Um nach diesem Kriege bei freier Rüstungskonkurrenz auf der Höhe zu bleiben, müßten die Staaten alles verzehnfachen. Das jährliche militärische Budget aller Großstaaten müßte mehrere Milliarden umfassen. Das ist eine Unmöglichkeit neben den Lasten, die alle kriegführenden Staaten nach dem Friedensschluß sowieso schon mit sich schleppen werden. Wenn es überhaupt gelingen könnte, allgemein auf das relativ geringe Rüstungsniveau des Jahres 1914 zurückzukommen, dann würde dies ja bereits eine internationale Rüstungsverminderung bedeuten. Nur hätte es dann allerdings gar keinen Sinn, nicht noch weiter zu gehen und tatsächlich abzurüsten. Die riesigen Flotten haben keinen Zweck mehr, wenn die Staaten der Welt die Freiheit der Meere garantieren. Unbedingt aber muß gefordert werden, die freie Wirtschaftsentwicklung und Vermeidung eines zukünftigen Wirtschaftskrieges ... Zum Schluß seiner Rede versichert Graf Czernin: Wenn unsere Feinde nicht hören wollen, wenn sie uns zwingen, dieses Morden fortzusetzen, dann behalten wir uns die Revision unseres Programms und die Freiheit unserer Bedingungen vor. Ich bin nicht sehr optimistisch betreffs der Geneigtheit der Entente, jetzt einen Verständigungsfrieden zu schließen. Die erdrückende Mehrheit der ganzen Welt will aber diesen unseren Verständigungsfrieden. Unsere Stunde wird kommen und mit ihr die sichere Gewähr einer freien friedlichen Entwicklung Oesterreich-Ungarns. — Eine so grundsätzlich pazifistische Rede haben wir von einem verantwortlichen europäischen Staatsmann noch nicht gehört. Es versteht sich von selbst, daß sie nicht ohne Zweifel an ihrer Durchführbarkeit gelesen wird. Aber darin hat Graf Czernin recht, daß, wenn man den Verständigungsfrieden vorbereiten will, dieses mit einer gewissen vertrauensvollen Freudigkeit geschehen muß.

Donnerstag, 4. Oktober.

Sowohl die österreichischen wie die ungarischen Blätter sind fast ohne Ausnahme begeistert von der Friedensrede des Ministerpräsidenten Grafen Czernin. Dabei machen einige Presseäußerungen den Eindruck, als glaubten sie, daß mit dieser Rede der Friedensfrühling bereits angebrochen sei. Ganz so weit sind wir wohl noch nicht!

Die von den Engländern stark benutzten Hafenplätze in Calais und Dünkirchen wurden von deutschen Flugzeugen mit großen Mengen von Brandbomben beschossen. In der Festung Dünkirchen riefen die Bombenwürfe ein Feuer hervor, das im Laufe von zwei oder drei Tagen, wie es scheint, fast ganz Dünkirchen zerstörte.

Noch immer verharren unsere zähen Ostafrikaner im Kampf. Ein englischer Bericht vom 1. Oktober redet von einem Kampfe an der Straße Lindi-Massassi im Südosten von Ostafrika und spricht von starken Gegenangriffen der feindlichen Streitkräfte. Es hätte sich eine Gruppe von 15 Europäern und 160 eingeborenen Soldaten ergeben müssen.

Am Monte Gabriele finden von neuem italienische Angriffe mit bedeutenden Infanteriekämpfen statt.

Freitag, 5. Oktober.

Im Deutschen Reichstag wird das Gesetz über die Entschädigungen der Reederei für verlorene Schiffe beschlossen. Damit erhalten die Schiffsbesitzer die Möglichkeit, schon jetzt während des Krieges eine neue Handelsflotte herstellen zu lassen, soweit die Werften nicht durch Kriegsaufträge besetzt sind und soweit die notwendigen Materialien verfügbar sind. Während täglich durch die U-Boote die Menge der internationalen Handelsflotte vermindert wird, wird gleichzeitig an allen Küsten neu gebaut für den Zeitpunkt eines wiedererstehenden freien Seehandels. — Ein englischer Panzerkreuzer „Drake" von 14 300 To. wurde an der Nordküste von Irland torpediert. Das ist seit langer Zeit wieder ein erster Fall, daß ein größeres englisches Kriegsschiff einem deutschen Torpedoboot zum Opfer fällt.

In Flandern ist von neuem der Angriff der Engländer in äußerster Heftigkeit entbrannt. Man kämpft wieder um die alte Stelle zwischen Langemarck und der Straße Ypern—Menin. Der Gewinn der Engländer beschränkt sich auf einen Streifen von einem bis anderthalb Kilometer südlich von Poelkapelle. Die blutigen Verluste der zum Kampf eingesetzten elf englischen Divisionen werden als sehr hoch gemeldet. Es handelt sich offenbar um eine noch nicht erledigte sehr schwere Schlacht, mit der die Engländer nochmals versuchen wollen, ob ihnen eine Befreiung des westlichen Belgiens von der deutschen Besetzung gelingt. Man ist auf unserer Seite überall in guter Zuversicht. Unsere Heeresleitung lobt alle beteiligten deutschen Truppenteile.

Vom Kampfplatze in Palästina erfahren wir, daß die Engländer bis über Gaza hinaus durch eine Art Eisenbahn mit dem Suezkanal verbunden sind, daß es ihnen aber bisher nicht geglückt ist, aus der sandigen Ebene in das jüdische Gebirge aufzusteigen. Die Verteidigung dieses Gebirges auf den zwei nach Jerusalem führenden Straßen ist gut vorbereitet.

Sonnabend, 6. Oktober.

In Portugal scheint es nach Mitteilungen, die an den „Pester Lloyd" gelangt sind, sehr unruhig zuzugehen. Der Kriegsminister soll bei seinem Besuche der portugiesischen Truppen an der französischen Front so große Mißstände getroffen haben, daß er es vorzog, seine Truppenbesichtigungen kurz abzubrechen. Bei den in vorderster Linie stehenden Truppen seien Meutereien ausgebrochen. Gleichzeitig aber wurde in der Heimat eine Verschwörung von Post- und Telegraphenbeamten entdeckt, die zu einer wahren Schlacht um das Hauptpostgebäude führte. Der Handelsverkehr ist lahmgelegt. Von seiten der Kolonien laufen ununterbrochen dringende Hilferufe ein, die Truppenverstärkung verlangen. — Das Auffälligste an diesen Mitteilungen ist der letzte Satz. Wer kann gegenwärtig portugiesische Kolonien bedrohen? Sind das versprengte deutsche Reste oder sind das südafrikanische Engländer, die vorläufig auf eigene Hand den Afrikanderstaat erweitern wollen?

Ueber die großen englischen Angriffe in Flandern werden neue Berichte ausgegeben. Nach den Feststellungen Churchills vom 3. Oktober sind allein in der letzten Woche in Flandern viermal soviel Granaten verschossen als 1916 an der Somme. Während des ganzen 4. Oktober wogte ein Ringen höchster Erbitterung, ohne daß es dem Gegner gelang, weitere Vorteile zu erreichen. Erst abends 10 Uhr flaute die Infanterieschlacht ab. — Man überlegt sich, warum die Engländer so riesenhafte blutige Anstrengungen machen, wenn sie im nächsten Frühjahr amerikanische Truppen zu erwarten haben.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 29. September.

Dem preußischen Landtag ist ein Gesetzentwurf zur Vereinfachung der Verwaltung zugegangen. Um Arbeitskräfte zu ersparen, wird die Beschlußfähigkeitsziffer kollegialer Körperschaften (z. B. Kreistage, Stadtverordnetenversammlungen usw.) herab-

Digitized by Google

gesetzt — auf ein Drittel der Mitglieder, ferner soll die Staatsaufsicht vermindert, der Instanzenweg abgekürzt und das förmliche Verfahren vereinfacht werden. Vielleicht wird dadurch eine Vorarbeit für eine bessere Oekonomie der Kräfte auch im Frieden geleistet.

Zeitungsmeldung, daß demnächst eine Besprechung des Reichskanzlers mit den elsaß-lothringischen Abgeordneten stattfinden wird, um, nachdem der Mehrheitsausschuß des Reichstags die Frage Elsaß-Lothringen durchgearbeitet hat, eine Entscheidung weiter vorzubereiten.

Eine Beobachtung: die Gefahr unserer verschiedentlichen Einschränkungen und Knappheiten ist neben anderem die Einbuße an äußerer Kultur. Die Esserei in den D-Zügen z. B. ist nachgerade nicht durch die materiellen Mängel so unerfreulich, sondern durch ihre unfreundliche Unappetitlichkeit. Es müßte alles aufgeboten werden, um die Aufrechterhaltung der Lebenswürde, der äußeren guten Formen trotz aller Erschwernisse zu erzwingen. Das sollte sich jeder für sich und seine Umgebung vornehmen; sonst kommen wir zu sehr herunter.

Uebrigens kann man alle kleinen Unbilden eines gräßlich überladenen Zuges vergessen über der goldenen Herbststimmung der Felder, über denen der feine Rauch der Kartoffelfeuer wie blaue Schleier durch den Sonnenglanz zieht. Der sausende Zug reißt kleine Wellen ihres Duftes mit, und sie füllen die unbehaglichen Wagen mit gestaltlos freundlichen Erinnerungen an vergangene Herbste. Was man im Fluge erhaschen kann von Erntebildern, ist vertrauenerweckend — die lilabraunen Furchen dicht überdeckt mit den ausgegrabenen hellen dicken Knollen.

Ein Bild, das den Rahmen der Fensteröffnungen vorübergleitend füllt: ein haushoch aufgeworfener Damm mit einem Feldbahngleis auf seinem Grat. Schwere Erdarbeit. In den Himmel stehen die Silhouetten der Arbeiter — n u r Frauen, die festen Gestalten ganz in Sonne gebadet und lustig winkend. Man sieht ihnen an, daß der tägliche Arbeitstrott des Streckenarbeiters sie mit seiner Stumpfheit noch nicht überwältigt hat. Heute sieht alles heiter aus — ist es, weil man zu einem Zusammensein mit großen und lebendigen Menschen fährt und auf Fülle und Erhebung gerüstet ist?

Sonntag, 30. September.

Nichts ist stählender, erfrischender als das Geschenk neuer Gedanken, die ganze Ströme geistigen Lebens in einem zum Fluten bringen, ohne daß man selbst etwas dazu zu tun braucht. Je seltener diese Begnadung ist, um so froher und tiefer fühlt man eine solche Wiedergeburt der Seelenverfassung.

Im übrigen: Der Typus des deutschen Intellektuellen, fit Ausnahme natürlich der wirklich schöpferischen Menschen, lebt in einer unruhigen und ungeduldigen Sehnsucht nach inneren Gütern, die doch nur in einer letzten Sammlung und Stille erlebt werden können. Das Wort „erlebt" dabei in einem ganz anderen Sinne genommen, als es gerade in diesem Kreise gebraucht zu werden pflegt. Hier nämlich bezeichnet es seelische Augenblicksereignisse, während im Grunde, ‚erleben" bedeuten sollte: sich lebend, d. h. allmählich wachsend etwas zu eigen machen. Man fragt herum nach Synthesen und Einheiten, die nur im stillen Kämmerlein verarbeitet werden könner, und auf die der in äußeren Pflichten umgetriebene Mensch, sofern er nicht in gewordenen Weltanschauungen auszuruhen vermag, lieber ehrlich verzichten sollte, als sie unterm Preise erstehen zu wollen.

Aus der großen Welt der Reichsführung ist zu vermerken: Verhandlungen im Hauptousschuß über die Herausziehung der Jahrgänge 1869 und 70 aus dem Heeresdienst, über Erhöhung der Mannschaftslöhnung und der Familienunterstützungen — Entscheidung im wohlwollenden Sinne. Interessant, wie beliebt die sonst grundsätzlich so entschieden verurteilte Form der Naturalunterstützung geworden ist.

Montag, 1. Oktober.

Es scheint, daß England zur Rationierung greifen muß. Die Beschränkung der Lebensmittelausfuhr aus den Vereinigten Staaten nach den neutralen Ländern wird als ein zweischneidiges Schwert erklärt, weil diese Länder nun ihrerseits weniger an England liefern können.

Unvergeßliche Abende im runden Turmzimmer der wunderschönen Burg in Oberfranken, durch dessen Fensterkranz die silberblaue Mondnacht scheint und das die stillen Berge umlagern. Der Krieg ersteht vor uns in der Schau des Dichters, der ihn erlebte, eine Schau, in der ein dämonisches Grauen stärker und stärker anschwillt. Etwas wie Prophetie ist darin — man fühlt voraus, daß, je weiter der Krieg zurückweicht in die Zeit, um so mehr dies Grauen die ganze Menschheit durchdringen wird angesichts der entsetzlichen Umkehr und Verzerrung aller menschlichen Dinge, die uns in ihrem Bann hält.

Dienstag, 2. Oktober.

An einem sommerwarmen Mittag Abstieg zur kleinen Station im Waldtal und Abschied. Man sehnt sich so danach, daß erst die Wege zu Wiederbeginn und Neuaufbau frei sein möchten. Bis dahin haben alle Willensformulierungen, Pläne und Ziele so etwas Verfrühtes, Uebereiltes und Lockeres. Und das latente Wissen darum nimmt solchen Erörterungen leicht etwas von ihrer Verantwortlichkeit und Wirklichkeitsnähe.

Deutschland feiert den siebzigsten Geburtstag Hindenburgs. Ueber allen Städten und Dörfern wehen die Fahnen, von allen Wänden sieht einen das mächtige Haupt an, das, ohne Hals und Schultern viereckig in ein viereckiges Plakat gestellt, die Volksbegeisterung in das Bett der Kriegsanleihe lenken soll. Ich fahre abends spät auf der gedrängten Plattform des Omnibus vom Anhalter zum Stettiner Bahnhof. Die Fahnen auf beiden Seiten der großen, schon stillwerdenden Verkehrsstraßen hängen bewegungslos und tränken die Dämmerung mit roten Tiefen und lichteren Reflexen. Die Straßenbeleuchtung ist so sparsam wie möglich, aber die Eingänge zu den Kinos sind wie Lichtschachte, die sich öffnen. Zwei kleine Jungen mit Schülermützen tauschen ernsthaft und wie mitbeschwert durch die Verantwortung des Krieges ihre Sorgen um die müden Pferde und das schlechter werdende Pflaster. Der überfüllte Personenzug trägt die Scharen der schlafenden Urlauber durch die Mondnacht, gedämpftes Gespräch über Rußland und Flandern, während draußen die Wälder vorübergleiten. Der Krieg bekommt so etwas Unendliches, ein Bann, den zu brechen nicht möglich ist.

Mittwoch, 3. Oktober.

Ganz andere Eindrücke und Stimmungen. Die Frauenversammlung in Stettin, die über handgreifliche, klare, naheliegende Aufgaben: die Frauenarbeit in der Gemeindeverwaltung verhandelt. Ein Bild solider und schmuckloser Tätigkeit in einem Raum, dem Frauenhände trotz allen prosaischen Ernstes durch Herbstblumenschmuck ein festliches Gepräge gegeben haben. Die still befestigende, unmerklich tröstende und stählende Arbeitsgemeinschaft Gleichgesinnter, die fortbesteht und standhält durch den Wandel der Zeit, gibt einem wieder einmal das Heimatgefühl, das man so oft empfunden hat. Es wird über die Ausbildung der Frauen für den Dienst der Kommune gesprochen, und es zeigt sich dabei immer deutlicher, wie andersartig die Aufgaben weiblicher Kommunalbeamten sich bei immer weiterer Durchführung gestalten, als die höhere oder mittlere Verwaltungsarbeit der Männer. Nirgends hebt sich so deutlich die Differenzierung der Geschlechter heraus als da, wo der Frau ganz von selbst mehr die pflegerische Ausübung, dem Mann die bürokratische Regelung der Wohlfahrtspflege zuteil geworden ist.

Donnerstag, 4. Oktober.

In unsere Verhandlungen hinein die Nachricht, daß ganz Dünkirchen ein Raub der Flammen geworden ist. Bilder der Zerstörung tauchen auf, die man mit dem peinvoll gemischten Empfinden von Erleichterung und Grauen an sich vorüberziehen sieht. Der erste unfreundlichere Herbsttag mit Regen und Wind. Uns beschäftigt das Gemeindewahlrecht der Frau, von dem wir finden, daß es uns die Männer als einen ersten Schritt der „Neuorientierung", die im ganzen die Frauen so geschickt umgeht, schuldig sind.

Digitized by Google

Die Rede Graf Czernins bewegt die Geister bei uns sehr. Es ist keine Frage, daß sie ein neues Stück seelischer Friedensvoraussetzungen aus dem Schacht der Zukunft heraushebt.

Im Hauptausschuß des Reichstags sind gestern Verhandlungen über die Wiederherstellung der deutschen Handelsflotte gewesen. Die Regierungsvorlage sieht Beihilfen für den Wiederaufbau der Handelsflotte an die Reedereien vor, die insgesamt eine Milliarde übersteigen. Die Vorlage sieht trotzdem von jedem Versuch eines Reichseinflusses auf die Initiative des Privatunternehmers ab — sicher mit Recht, denn wenn etwas beweglich und unbeschränkt anpassungsfähig sein muß, dann ist es die Seeschiffahrt.

Freitag, 5. Oktober.

Die Vorlage über die Förderung der Handelsschiffahrt ist in zweiter Lesung im Reichstag angenommen.

Im Hauptausschuß wird über die Rohstoffversorgung gesprochen. Der Chef des Kriegsamtes gibt die Versicherung ab, daß alle für Armee und Kriegführung notwendigen Materialien in völlig ausreichendem Maße vorhanden sind, eine Mitteilung, die verbreitete Befürchtungen zerstreut, die mit dem Anspruch einer gewissen Sachkenntnis auftreten.

Die Nachrichten über den Großkampftag in Flandern begleiten uns durch den Abend. Durch die knappen Zeilen des Heeresberichts vernimmt man das Zeugnis der unermeßlichen Todesverachtung, die aufgeboten worden ist, um auch diesen Ansturm wieder vergeblich zu machen.

Sonnabend, 6. Oktober.

Das Gehalt des Reichskanzlers ist umstritten, weniger um der Sache willen, als wegen der persönlichen Eigenschaften Helfferichs. Der Reichskanzler selbst hat die neue Verteilung der Aemter verteidigt und klargestellt, daß es sich nicht um Einschiebung einer neuen Instanz zwischen Kanzler und Reichsämter handelt, sondern um Zentralisation bei einer Persönlichkeit, die ihrerseits von der Leitung eines Reichsamtes frei ist. Diese Zentralisation wird als ein Kriegserfordernis erklärt und soll nur bis zum nächsten Etatsjahr bewilligt werden.

In Berlin hat sich unter Führung des Oberbürgermeisters Dominikus ein Bürgerausschuß für Groß-Berlin gebildet, der an Stelle des Zweckverbandes eine bessere Vereinheitlichung des großen Gemeindekomplexes erreichen will — eine Kriegsgründung, sofern der Krieg die Unzweckmäßigkeit der bisherigen Zustände ganz besonders deutlich erwiesen hat.

Walter Goetz / Der Reichstag und der Friede

Wir veröffentlichen nachstehend eine Zuschrift unseres alten Freundes, des Nachfolgers von Lamprecht auf dem Leipziger Universitätslehrstuhl der Geschichte, Prof. Dr. Walter Goetz, der gegenwärtig als Major der Reserve ein Bataillon an der Westfront führt. Wir veröffentlichen sie gern an leitender Stelle, obwohl wir nicht in allen Punkten mit ihrem Inhalt übereinstimmen. Wir haben in den letzten Nummern in verschiedenen Beiträgen von Naumann und Helle, die dem verehrten Freunde offenbar noch nicht vorgelegen haben, unsere Stellung zu der Friedenskundgebung des Reichstags hinreichend deutlich dargelegt und brauchen deshalb die Reichstagsentschließung nicht noch einmal gegen Mißdeutungen zu verteidigen, wie sie — in bedingter Form — auch in einem Teil der Ausführungen von Goetz Ausdruck finden. Im wesentlichen, d. i. darin, daß ein Friede der Verständigung kein Friede des Verzichts ist, sind wir ja einig. Wir alle erstreben die Verständigung nicht, weil wir uns zu schwach fühlen, „Besseres" zu erreichen, sondern weil die ehrliche und gerechte Verständigung allein uns und der Welt den Frieden bringen kann, der von Dauer ist und unser Dasein und unsere Zukunft sichert.

Friedrich Naumann hat uns in einer der letzten Nummern der „Hilfe" den Standpunkt der Reichstagsmehrheit begründet. Sein Aufsatz deutet an, daß auch in den Kreisen seiner alten Freunde mancher Zweifel sich regt, ob die Haltung des Reichstags allen Möglichkeiten der nächsten Zukunft vollkommen gerecht geworden sei. Selbst wenn man, wie es viele von uns tun werden, die Resolution der Reichstagsmehrheit billigt, sie aus bestimmten Gründen für notwendig und vor allem für taktisch richtig hält, kann man doch nicht übersehen, daß gerade infolge dieser Resolution die Arbeit und der Erfolg der Alldeutschen einen unerwarteten Aufschwung genommen hat, daß diese Erfolge fast ausschließlich in den Kreisen der Gebildeten erzielt werden (deren politisches Augenmaß man sehr gering, deren politischen Einfluß man aber ganz unabhängig von Mehrheit und Minderheit einschätzen muß!) und daß auch im Heere ein Umschlag deutlich zu spüren ist. Nicht daß etwa die weiten Kreise des Heeres, die bis in die höchsten Stellen hinauf den Alldeutschen ablehnend, ja schroff ablehnend gegenüberstehen, jetzt alldeutsch geworden wären — aber die Resolution ist beinahe überall mit Unbehagen aufgenommen worden, und sie droht, vorhandene Sympathien in andere Bahnen abzulenken. Es ist mit Recht gesagt worden, daß man die Gründe für die Resolution nicht mit derselben Offenheit darlegen könne, mit der die Alldeutschen, bei ihrer Erziehung zum Fenstereinschlagen, die Welt vor den Kopf zu schlagen pflegen — die großen und raschen Worte werden immer eine Sache der politischen Schwätzer sein, wie ja auch die Führer unsrer Feinde so reichlich zeigen. Aber sicherlich ist es nun doch etwas ganz anderes, ob etwa ein großer Staatsmann die sich erregenden Stimmungen der Nation zeitweilig beiseite schiebt, bis der überzeugende Erfolg aus seinem halb verhüllten Handeln reift, oder ob die Führer verschiedener politischer Parteien gemeinsam Staatskunst betreiben, denn hier ist nach der Lage der Dinge jede kunstvolle, weitausschauende Taktik unmöglich — hier kann nur bei Gelegenheit der Augenblick glücklich ergriffen, hier können Richtlinien aufgestellt werden, aber jene schöpferische Staatskunst, die Kriege erfolgreich beendet und mit verschlagenen Gegnern zähe um den Frieden ringt, ist unmöglich vor allem da, wo jede Erprobung in den Künsten der auswärtigen Politik noch fehlt. Ginge es nur darum, daß Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit stünde, so könnten wir unserem Reichstag alles Weitere anvertrauen; aber es handelt sich — so wenig wie bei Beginn dieses Krieges — nicht um ein ehrliches, offenes Verhandeln, sondern das Ende des Krieges wird einen ränkevollen, schweren Kampf um die Friedensbedingungen bringen, und wenn wir mit Theorien von der Versöhnung der Völker beginnen, werden wir unabweislich die Düpierten sein.

Es ist wahr, die Völker wollen jetzt den Frieden — aber wollten sie denn im Juli 1914 den Krieg? Haben wir da nicht die erste große Lehre der Geschichte empfangen, daß der Wille der Völker, der Massen wie der gebildeten Schichten, nichts ist gegenüber dem Willen jener Einzelnen, die den Egoismus eines Volkes, seinen Ehrgeiz, seinen Eroberungswillen verkörpern und die auch die Widerstrebenden nach sich ziehen, wenn einmal die ersten Entscheidungen gefallen sind? Wo blieb einem Poincaré gegenüber der pazifistische Sinn der französischen Sozialisten, einem Grey gegenüber der nüchterne Sinn der englischen Arbeiter, einem Suchomlinow gegenüber der träumerische Sinn des russischen Volkes, wo einem d'Annunzio gegenüber die deutschfreundliche Mehrheit Italiens, wo einem Wilson gegenüber der angeblich politische und gerechte Sinn der Amerikaner? Wir haben uns während dieser Jahre immer wieder gefragt, in was für einem Seelenzustand sich die Völker unserer Feinde befinden, wie sie alle Lügen glauben, allen Tatsachen des Krieges und unserer Erfolge sich verschließen können — sind mit diesen unseren Betrachtungen, mit unseren Hoffnungen auf kommende Aufklärung die Völker bis heute anders geworden?

Was ich sagen will, ist nur das: wer an den Friedensschluß nicht ebenso realistisch herangeht, wie wir ernüchtert in den Krieg hineingehen mußten, der hat von Anfang an verspielt, denn er hat aus diesem Anschauungsunterricht über Weltgeschichte nichts gelernt. Wir wollen den Frieden, wir wollen eine neue Versöhnung der Völker — aber es hieße wirklich das Pferd beim Schwanze aufzäumen, wenn wir mit der Versöhnungsidee in Friedensverhandlungen eintreten wollten. Wir können nicht auf Befehl diejenigen lieben, die uns zertreten wollten und deren Wille auch in Zukunft, nachdem wir uns erfolgreich behauptet haben, kein anderer sein kann. Denn die großen politischen und wirtschaftlichen Gegensätze sind zunächst unausgleichbar. Wir wollen Handelsfreiheit für uns in der ganzen Welt — das bedeutet, weil wir die Aufsteigenden sind, das Recht, wirtschaftlich über die anderen zu wachsen; wir wollen die Freiheit der Meere — das bedeutet die endgültige Beschränkung von Englands Seeherrschaft; wir wollen für uns und unsere Verbündeten gesicherte Verhältnisse auf dem

Digitized by Google

Balkan und in der asiatischen Türkei — das bedeutet Rußlands Verzicht auf seine zwei Jahrhunderte alte Orientpolitik; wir wollen den früheren Grenzstand zwischen Oesterreich und Italien — das bedeutet den Verzicht Italiens auf seine imperialistischen Privatpläne. Das sind alles gerechte, selbstverständliche Forderungen — aber glaubt man, daß unsere Gegner sich zu diesem Frieden der Gerechtigkeit herbeilassen werden, nur weil damit unserer weiteren friedlichen Entwicklung gedient ist? Hier liegt das Geheimnis, warum die Staatsmänner unserer Feinde ihre Völker hinter sich haben, auch wenn diese Staatsmänner selber von jeder wahren Größe unberührt sind.

Der springende Punkt scheint mir zu sein: war sich die Reichstagsmehrheit des taktischen Charakters der Resolution voll bewußt, war sie davon entfernt, sich im voraus die Hände zu binden, kam es ihr darauf an, lediglich den alldeutschen Eroberungsfrieden vor aller Welt zurückzuweisen — dann wird die Reichstagsmehrheit auch die Mehrheit des Volkes hinter sich behalten, und dann wird auch jeder gewissenhafte deutsche Reichskanzler dieselbe Politik treiben wie die Reichstagsmehrheit. Aber es liegen einzelne Anzeichen vor, daß es innerhalb der Reichstagsmehrheit solche gibt, die sich schon jetzt auf einen Frieden ohne jede Grenzverschiebung und ohne jede Geldentschädigung festlegen wollen, um unseren biederen Friedenswillen zu zeigen und um die Versöhnung der Völker dadurch einzuleiten. Sind solche Anschauungen wirklich vorhanden, z. B. in der Sozialdemokratie, so könnte man nur sagen, daß hier noch einmal jener völlig unpolitische Doktrinarismus sich erhebe, den wir beim Liberalismus mit dem 19. Jahrhundert, bei der Sozialdemokratie mit dem Weltkrieg ausgelöscht glaubten. Stände die Resolution des Reichstages auch nur zum Teil auf solchen Grundlagen, so wäre sie für unser Volk unannehmbar — dann müßte sich im Notfall auch eine Minderheit zum wahren Führer der Nation aufwerfen, und die Nation müßte ihr schließlich folgen. Wenn uns in dieser Schicksalstunde unseres Volkes die überwundene Doktrin politischer Kinderzeit beherrschen sollte, wäre unsere Zukunft nicht in den rechten Händen.

Hier liegt das kritische Moment der gegenwärtigen Lage: in weiten Kreisen der Nation, bis tief in die Kreise unserer treuesten Anhänger hinein, ist ein Gefühl der Befürchtung vorhanden, es könne sich hier doch in etwas um Doktrinen handeln, statt um die kalte Wirklichkeit, es könnte aus dem alldeutschen Extrem eine begreifliche Abwehr — ein gegenteiliges Extrem entstanden sein. Das Notwendige ist, die deutsche Zukunft unbeirrt um Versöhnungshoffnungen als eine völlig unsichere anzuschauen und den Frieden nicht nach Doktrinen von Völkerversöhnung, sondern ausschließlich nach den Notwendigkeiten unseres Volkes zu gestalten. Das soll gewiß kein Eroberungsfrieden sein — aber vermehrte Garantien für unsere Sicherheit und für unsere Weiterentwicklung muß er uns bringen. Diese Garantien wollen wir bestimmen, wenn es an der Zeit ist — eher nicht. Verwerfen aber unsere Gegner immer wieder unsere Bereitschaft zum Frieden, so könnte nur der Geschlagene weiter vom Frieden sprechen und immer die gleichen Friedensbedingungen anbieten. Setzen unsere Gegner eigenwillig den Krieg fort, zwingen sie uns zu immer neuen Opfern, so müssen unsere Bedingungen steigen, wenn anders wir nicht von allen guten Geistern der Politik und der geschichtlichen Einsicht verlassen sein wollen. Selbst nach dem schönsten Versöhnungsfrieden wird uns niemand in der Welt mehr Zuneigung, mehr Einfluß und Entwicklungsfreiheit gewähren, als unsere Machtstellung erheischt. Das war stets so in der Geschichte der Menschheit und wird so bleiben — oder sollten wir wirklich so naiv sein zu glauben, die Menschheit werde nach diesem Kriege völlig anders geworden sein? Jedenfalls lassen bisher die dazu nötigen Wandlungen bei den Völkern unserer Gegner noch auf sich warten! Auch in Zukunft werden die Völker von ähnlichen Elementen regiert werden wie bisher, so daß die Herde sein wird wie die Hirten.

Und hier setzen zugleich Imponderabilien unserer Seele ein, die mir Friedrich Naumann in seinen Ausführungen zu unterschätzen scheint. Er sagt, daß man das erwünschte Gute nehmen müsse, auch wenn es nicht von der sympathischsten Seite komme. Aber so geht es im Volksleben, im geschichtlichen Leben nicht: das Vertrauen zum gebenden Führer ist weit mehr als das Gute an sich. Ich spreche es ganz offen aus: der Abg. Erzberger ist für uns nicht der Mann, aus dessen Händen wir den Frieden empfangen wollen. Von Hindenburg nehmen wir jeden Frieden an, auch den schlechten, wenn es sein müßte; von Herrn Erzberger können wir auch den besten Frieden nicht annehmen wollen. Nicht etwa, weil Herr Erzberger nicht ein Ehrenmann wäre — ich sage nicht das geringste gegen ihn und gegen die Reinheit seiner Absichten. Aber Erzberger ist nicht die Persönlichkeit, zu der die Nation aufblicken könnte — er ist ein betriebsamer Zeitungsschreiber und Abgeordneter, ein G'schaftlhuber, wie man in Bayern sagt, ein Mann reichlich großer Worte — aber ein Mann, der uns bisher im Großen nichts bedeutet hat und nie bedeuten kann. Was von ihm kommt, kann gut gemeint sein, aber es kann unser Volk nicht mit sich ziehen. Das sollten unsere politischen Führer bedenken — sie müßten sonst plötzlich erleben, wie ihnen die eigenen Anhänger aus der Hand gehen. Führerschaft will erworben sein durch geistige und persönliche Werte. Das untaugliche Instrument verdirbt gerade die besten Maschinen. Es ist weithin ein Mangel an Vertrauen vorhanden, seit wir uns mehr oder minder von Herrn Erzberger geleitet glauben müssen.

Und die Sache liegt noch kritischer: Herr Erzberger ist Vorkämpfer der eigenen wie der päpstlichen Friedensmission, Herr Erzberger verkündet in unverantwortlicher Weise in Volksversammlungen die nächste Nähe des Friedens (wovon doch in Wahrheit keine Rede sein kann). Mit tiefstem Ernste beschäftigen sich Reichsregierung und Reichstagsausschuß, Presse und Volksversammlungen mit der päpstlichen Friedensnote. Sie ist an sich gewiß etwas Wohlgemeintes — aber sollen wir uns wirklich blind stellen gegenüber dem tieferen Zusammenhang dieser Dinge? Auch hier sei das Wirkliche offen ausgesprochen. Seit spätestens Frühjahr 1915 strebt ein hochklerikaler Kreis, der für Deutschland in München seinen Sitz hat und dessen Geschäftsreisender Herr Erzberger ist, den Papst zum Friedensvermittler im Weltkrieg zu machen. Wer ein wenig Fühlung mit gewissen Münchener Kreisen besitzt und wer einzelne Zentrumsblätter aus der Schule schwätzen hörte, darf es mit unbedingter Sicherheit behaupten, daß hier auf eine, zu dreiviertel geniale Weise zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden sollen: man will uns den ersehnten Frieden geben, und man will dem Papst, indem er den Frieden vermittelt, eine neue Weltstellung verschaffen, für die die katholische Kirche an sich nicht mehr tragkräftig genug gewesen ist. Vermittelt der Papst den Völkern die Segnungen des Friedens, so ist nicht nur seine Autorität unermeßlich gesteigert, sondern er ist auch an den Friedensverhandlungen beteiligt — das höchste Sehnen dieser klerikalen Kreise! — und die römische Frage kann, insbesondere wenn Italien geschlagen sein sollte, zu neuer Lösung gebracht werden.

Sind wir wirklich dazu da, dieser Politik zu dienen? Haben wir und unsere Verbündeten irgendein Interesse daran, uns mit der römischen Frage zu belasten und dadurch uns auch mit jenen Italienern zu verfeinden, die uns im stillen treu geblieben sind? Seltsam, wir sprechen von der notwendigen Demokratisierung unseres staatlichen Lebens und wollen zugleich einen Schritt tun, der uns in seinen Folgen mit den antipäpstlichen Demokratien unserer Feinde neu entzweien und uns zu Schutzherren einer reaktionären Macht, wie es das Papsttum seinem Wesen nach ist, machen müßte! Und haben wir ein Interesse daran, einen Friedensvermittler uns anzunehmen, der mit eigenen gewichtigen Anliegen in diese Befriedung der Welt hineingeht? Hier liegen nicht nur Imponderabilien des protestantischen und des liberalen Deutschlands vor, sondern des deutschen Volkes überhaupt. Eben zur rechten Zeit erscheint da eine Erklärung von Freiburger Katholiken, aus Zentrumskreisen heraus: sie lehnen den Abg. Erzberger als Wegebereiter des Friedens und den Papst als Friedensvermittler aus nationalen Gründen ab! Man täusche sich innerhalb der Reichstagsmehrheit nicht: gegen eine so durchsichtige päpstliche Friedensvermittlung die Nation mobil zu machen, wäre kein großes Kunststück — die Erfolge der Alldeutschen wachsen bereits auf diesem Boden. Etwas anderes ist es

freilich, wenn die politischen Köpfe des Reichstags, wie ich annehme, diese ganze Situation durchschauen, aber doch mit dankbarem Lächeln diese — selbstverständlich aussichtslosen — Friedensbemühungen des Papstes quittieren. Denn dasjenige Parlament, das diesen Triumph des Papsttums ermöglichen sollte (soweit man hier von Möglichkeiten sprechen kann!), verdiente jedenfalls in einem Museum der Demokratie aufgestellt zu werden. Brauchen wir denn überhaupt einen Friedensvermittler? Wohl nur, wenn wir geschlagen würden; anderenfalls werden unsere Feinde den Weg zu uns zu finden wissen.

Die Alldeutschen haben das Wort vom Verzichtfrieden erfunden. Es ist eine jener Verleumdungen, an denen die Vorkämpfer des angeblich echten Deutschtums so reich sind und wodurch sie sich selber vernichten. Denn deutsch sein heißt, nach unserer ganzen Ueberlieferung, wahrhaft und besonnnen sein. Niemand innerhalb der Reichstagsmehrheit denkt an einen Frieden, der uns einen Verzicht auf eine größere Zukunft auferlegen würde. Aber was die Reichstagsmehrheit und was wir vom entschiedenen Liberalismus wollen, ist bisher zu wenig bestimmt, als klar begrenztes Programm verkündet worden — nur so erklärt sich die Wirkung der alldeutschen Angriffe. Was wir ablehnen, ist der Eroberungsfrieden, den man mit dem gleißenden Worte vom „deutschen Frieden" bezeichnet hat. Wir wollen dem Deutschen Reiche nichts hinzufügen, was in Zukunft seine Kraft mehr hemmen als stärken müßte. Wir wollen Belgien nicht behalten, weil wir kein verhundertfachtes Elsaß-Lothringen brauchen können, und weil wir die unglücklichen Regierungsmethoden alldeutscher Elemente unter fremden Bevölkerungen überreichlich kennengelernt haben. Aber wir wollen Belgien auch nicht um einen Tag eher herausgeben, als bis wir alles uns Genommene zurückerhalten haben, bis jeder in der Welt beraubte Deutsche entschädigt, bis jeder Wirtschaftskrieg gegen uns unmöglich gemacht ist und bis das unklare Problem von der Freiheit der Meere durch Englands politische Schwächung eine gewisse Lösung gefunden hat. Und so werden wir auch im Osten und auf dem Balkan das Notwendige zu erreichen streben, mehr aber nicht. Das sind Richtlinien, die mit dem Worte Verzichtfrieden nicht getroffen werden können, die aber auch die starre Formel „keine Annexionen und keine Entschädigungen" nicht in sich schließen. Unsere Staatslenker müssen wissen, nach welcher Seite sie etwa diese Formel, nach welcher Seite sie das Gegenteil anwenden dürfen — denn ich wiederhole es noch einmal: der kommende Friedensschluß ist kein Versöhnungsfest, keine einfach geschäftliche Verhandlung, sondern das letzte, schwere, rücksichtslose Sichmessen der Kräfte, die sich in diesem Kriege mit tötlichstem Hasse bekämpft haben. Da entscheiden nicht die kriegsmüden Völker und die ehrlichen Friedensfreunde, sondern die Vettern derjenigen, die diesen Krieg mit tausend Listen und Ränken herbeigeführt haben.

Was wir jetzt wollen müssen, ist nur das: freie Hand für diejenigen unserer Staatsmänner, die im allgemeinen Sinne der Reichstagsresolution den Frieden abschließen wollen — den Bismarckschen Frieden möchte ich sagen im Hinblick auf 1866 und 1870. Für diesen Frieden der Besonnenheit, der Reichsnotwendigkeiten müssen wir eintreten im Gegensatz zu dem Eroberungsfrieden der Alldeutschen. Wobei die Parteien vermeiden mögen, sich auch nur in den geringsten Gegensatz zu Hindenburg zu setzen, denn sein Wort wird zuletzt gegenüber allen anderen entscheidend sein. Es wäre ein verhängnisvoller Wahn, zu glauben, daß er nicht zuletzt die Nation hinter sich haben würde. Wir haben seine Größe erkannt, und deshalb vertraut ihm das ganze Volk — in dem Wesen dieser Größe liegt zugleich, daß er nicht alldeutsch sein kann. Denn Größe ist jene Mischung von tiefer Leidenschaft und ernster Besonnenheit, die den Alldeutschen so völlig fehlt.

Nach Abweisung unserer Friedensangebote heißt es jetzt, kaltes Blut bewahren. Alle Völker sind kriegsmüde — aber wir sehen doch ganz deutlich, vor allem in Rußland, daß die Kriegsmüdigkeit noch kein friedenschaffender Faktor ist. Lassen wir uns nicht beeinträchtigen, wenn auch in Deutschland die Kriegsmüden sich äußern, wenn einzelne in Verzweiflung erklären, sie könnten nicht mehr. Wir haben der Beispiele genug, daß todmüde Truppen noch Heldentaten verrichten, wenn es sein muß. Und es muß sein — niemand gibt uns ja den Frieden. Was soll da alles Klagen und Ueberlegen und Verhandeln? Die eiserne Notwendigkeit heißt, daß wir weiterkämpfen müssen, wenn wir uns nicht aufgeben wollen. Und wir können weiterkämpfen — unser Wille muß unüberwindlich sein.

Theodor Heuß / Reichstag und Bundesrat

Artikel 9, Absatz 2:

„Niemand kann gleichzeitig Mitglied des Bundesrates und des Reichstages sein."

Der Verfassungsausschuß des Reichstags hat einen Antrag des Abgeordneten Haußmann angenommen, der den zweiten Absatz des neunten Artikels der Reichsverfassung aufgehoben wissen will. Das Zentrum war gespalten. Die Nationalliberalen hatten in ihrer Fraktion gegen nur drei Stimmen beschlossen, sich an der Aktion der Linken zu beteiligen; sie haben sich damit praktisch über die „antiparlamentarischen" Wünsche ihres Zentralausschusses hinweggesetzt. Von den Verbündeten Regierungen erfuhr man, daß sie sich mit der Angelegenheit noch nicht befaßt haben; ihr Vertreter, Ministerialdirektor Lewald, sammelte alle Bedenken, die sich gegen diesen Schritt vortragen lassen (das „Wolff-Büro" hat nur über seine Rede ausführlicher berichtet). Er scheint sich im wesentlichen auf eine Broschüre gestützt zu haben, die soeben der Berliner Universitätsprofessor Erich Kaufmann erscheinen ließ: „Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung".

Man mag sich zu den Ergebnissen dieser Arbeit ablehnend verhalten — sie ist in der scharfen Fassung des Problems verdienstlich. Denn man muß der Gefahr ausweichen, die heute gelegentlich durchschimmert, die Verfassungsprobleme agitatorisch zu fassen: es empfiehlt sich, klar zu sehen, daß es sich nicht nur darum handelt, Parlamentarier ohne Mandatsverlust in die Regierung einrücken zu lassen, sondern daß der Kern unseres föderalistischen Staatsaufbaues berührt wird.

Denn in der Tat: innerhalb der Reichsverfassung, für die ja Bismarck „elastische, unscheinbare, aber weitgreifende Ausdrücke" gewünscht hatte, ist dieser höchst unscheinbare Satz von beträchtlichem Belang. Er umschreibt eine Norm, die auch in anderen Verfassungen eine Rolle spielt und der das Staatsrecht den fürchterlichen Namen „Inkompatibilität" aufgezwungen hat: die Trennung von Rechtssphären soll nicht durch Personaleinheiten gestört werden. Selbst in der Geschichte des englischen Parlamentarismus gibt es einmal, ehe die heutige Form zum Durchbruch kam, die Sorge, zwischen den königlichen Beamtenministern und den Abgeordneten scharf zu scheiden. Die meisten Verfassungen mit Zweikammersystem kennen den Grundsatz, daß jemand nicht gleichzeitig beiden Kammern angehören könne. Das gilt für Einheits- wie für Bundesstaaten.

Im Deutschen Reich liegen die Dinge nun einigermaßen verwickelt, durch den eigentümlichen Charakter des Bundesrats, der kein Oberhaus, aber auch kein Ministerium ist, sondern, falls man den etwas unpräzisen Ausdruck gestattet, eine Mischung von beidem. Wenn man jetzt in der Aussprache über die Möglichkeit der „Parlamentarisierung" unserer Politik dieses System mit dem System des Bundesstaates für schlechtweg unverträglich erklärt und darauf hinweist, daß die Schweizer Verfassung die Unvereinbarkeit der Mitgliedschaft in Bundesrat, Nationalrat und Ständerat ausspricht, so ist diese Beweisführung wenig stichhaltig, denn sie unterschlägt, daß alle dortigen Organe abgestuft auf Wahlen und nicht auf Berufung ruhen.

Das Bedürfnis, die Schranke zwischen Bundesrat und Reichstag niederzubrechen, mußte in dem Augenblick zur Stärke wachsen, als die politische Leistung des Reichstages sich hob und damit die Frage entstand, wieweit er oder seine Mitglieder in der Exekutive verantwortlich mitzuwirken hätten. Parlamentarier sind auch schon früher zu Ministern, zu Mitgliedern des Bundesrats berufen worden; das hervorragendste Beispiel ist Miquel. Dem Einge-

Digitized by Google

ständnis, daß das Parlament die Schule für die politische Führung sein könne, eine Schule, die auch Bismarck durchgemacht hat, stand dann freilich die Wirkung gegenüber, daß den so Berufenen das haltende Band zum Parlament zerrissen war.

Die Möglichkeit, in die verantwortliche Leitung zu kommen, soll, so glaubt man, eine stärkere Anziehungskraft auf politische, organisatorische Köpfe ausüben, für die das heutige Parlament mit seinen schwach entwickelten Funktionen einen nur geringen Reiz darstelle. Daran mag einiges richtig sein. Aber auch im heutigen Zustand, wo der Reichstag doch, trotz der überlegenen tuenden Kritik von allerhand „Intellektuellen" eine anständige Anzahl politischer Köpfe beherbergt, wird jeder Abgeordnete vor eine sehr große Entscheidung gestellt, wenn der Ruf an ihn gelangt. Er verläßt den Boden seines Mandats; zwingen ihn aber sachliche oder persönliche Gründe, aus dem Bundesrat wieder auszuscheiden, so ist er ohne Boden, von dem aus er aktiv politisch weiterwirken kann. Vielleicht ist sein Wahlkreis bei der Ersatzwahl an einen Parteigegner gefallen.

Dieser Zustand soll verschwinden. Die engere Fühlungnahme zwischen Regierung und Parlament soll nicht mit dem Mandatsverlust des Abgeordneten bezahlt werden.

Nun ergeben sich aber unzweifelhaft rechtliche Schwierigkeiten. Der Reichstagsabgeordnete ist „Vertreter des ganzen Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden" (Art. 29). Der Bundesratsbevollmächtigte vollzieht als Beamter Anordnungen seiner Regierung; er kann deren Farbe beeinflussen oder überhaupt bestimmen, aber er hat immerhin mit Artikel 6, Abs. 2 zu rechnen, daß für den einzelnen Bundesstaat „die Gesamtheit der zuständigen Stimmen nur einheitlich abgegeben werden kann". Die Möglichkeit eines Gewissenskonfliktes liegt auf der Hand, und die Freiheit des Politikers, ihn zu einer klaren Entscheidung zu bringen, soll eben durch die Beseitigung des Artikels 9, 2 gewahrt werden. Die Türen müssen offen bleiben. Die Schwierigkeit wird in dem Maße schwinden, als die Einzelstaaten selber in ihren Regierungsgewohnheiten und Bundesratsvertretungen einen gewissen den parteipolitischen Verhältnissen angepaßten Betrieb der Instruktionen ausüben.

Der Gewissenskonflikt ist heute schon gegeben, wo es sich um Bundesratsmitglieder handelt, die einem einzelstaatlichen Landtag, sei es dem Herrenhaus, sei es dem Abgeordnetenhaus, angehören. Eine Reihe preußischer Minister sind gleichzeitig Mitglieder des Herrenhauses und des Bundesrats. Deutlicher wird dies noch, wenn man etwa die Stellung der nationalliberalen Landtagsabgeordneten v. Krause und Schiffer betrachtet, die beide als Vertreter Preußens dem Bundesrat angehören, nach dem sachlich berechtigten Brauch, der die Staatssekretäre des Reiches zu Vertretern des preußischen Vorstaates delegiert. Der preußische Landtag hat das Recht, Rechenschaft über die Stellungnahme der Regierung in der Reichspolitik zu verlangen. Der Abg. Schiffer kann also in der Prinz-Albrecht-Straße den Unterstaatssekretär Schiffer wegen seiner Haltung als preußischer Bundesratsbevollmächtigter im Hause am Königsplatz zur Verantwortung ziehen.

Die Aufhebung des Artikels 9, Absatz 2, wenn sich ihm die verbündeten Regierungen anschließen sollten, schafft einen neuen Rechtszustand, braucht aber keine politische Folgen zu haben. Der Bundesrat kann ihm zustimmen mit dem Vorbehalt der Krone, den neuen Rechtsinhalt nicht politisch praktisch werden zu lassen. Die neue Bestimmung schafft nicht, sondern beseitigt Zwang. Es wäre töricht anzunehmen, daß durch diese Spalte nun unverzüglich der „Parlamentarismus" hereinströme; für ihn muß die Konstitution unseres Parteiwesens und die Ueberlieferung der Regierung noch einige Massage durchmachen. Der Beschluß, abgesehen davon, daß er erst Willensrichtung eines Ausschusses und noch nicht einmal durch das Plenum zum förmlichen Antrag erhoben, ist also einstweilen „harmlos". Aber er ist Etappe einer Entwicklung und wichtig durch die Bildung einer Mehrheitsmeinung, die seine Richtung durchschreiten will.

Blickt man auf die Richtung, so kann man ihn nicht ernst genug nehmen. Sein Sinn ist nicht nur, von den Abgeordneten den leichten Schein der Minderwertigkeit zu nehmen, die in der Erschwerung des Zutritts zur Regierung liegt, sondern ruht auf der Absicht, in den Bundesrat die Vertretungen der Parteien zu bringen. Nicht als ob das Ziel sein könnte oder wollte, den Bundesrat vom Reichstag aus langsam aufzufressen! Es handelt sich, politisch gesehen, um jene preußischen Stellen des Bundesrats, die als Staatssekretariate die sachliche und formale Geschäftsführung besitzen, für den Geist ihrer Politik aber an die Uebereinstimmung mit den kollegialischen Ministern Preußens verbunden sind — in ihrer Gemeinsamkeit stellen sie den Inhalt der Präsidialvorlagen im Bundesrat fest.

Bisher war es gewiß außerordentlich schwer, solange Reichsministerien außerhalb des Bundesrats nicht vorhanden, die praktische Möglichkeit eines Zusammenarbeitens parlamentarischer Staatssekretäre mit dem Gremium der preußischen Minister auszudenken. Denn die parlamentarische Unterlage im Reich und in Preußen waren zu verschieden — bisher schon saß hier der sachliche und logische Zwiespalt einer doppelten Verantwortlichkeit der preußischen Bundesratsvertretung in ihrer Spitze, dem Kanzler. Wird der Preußische Landtag (und es handelt sich freilich nicht bloß um das Abgeordnetenhaus) aus seiner Gegensätzlichkeit gegen das Reichsparlament herausgerissen sein, dann sind diese vornehmlichsten sachlichen Hemmungen niedergezwungen.

Daß diese innigere Verbindung zwischen Reichstag und Reichsleitung, die im Hintergrunde dieser Erwägungen und Bewegungen steht und deren Notwendigkeit die Riesenaufgaben nach dem Krieg noch stärker erweisen werden als die Kriegszeit selber, daß all dies auch ohne Paragraphensturm zu einer sachlichen Unterhöhlung des föderalistischen Charakters führen muß, das soll ruhig ausgesprochen werden. Hier liegen ja auch die Schwierigkeiten im Parlament selber: ob nicht die Angst vor den Konsequenzen allgemeiner Natur etwa beim Zentrum partikularistische Ueberkommenheiten wecken könnte. Manch anderer wird geneigt sein, eben um der Konsequenzen willen diesen Weg zu loben.

Dabei wird sich eines empfehlen: in der Berufung des Bismarckschen Zeugnisses zurückhaltend zu sein. Niemand wird sich der Genialität der Bismarckschen Schöpfung, die auch in ihren spröden Stellen zutage tritt, entziehen; sie ist bei jeder neuen Beschäftigung mit dem Stoff immer wieder eindrucksvoll genug. Aber alle seine Zeugnisse liegen in einer Zeit, da das Reich noch Versuch zu sein schien. Heute ist es dies nicht mehr. Und, gleichviel wie Bismarck in unseren Tagen sich entscheiden würde: wer darf so wenig angerufen werden, um die Tradition zu schützen, wie dieser, der immer aus einer wechselvollen Gegenwart seine Gesetze und seine Kräfte nahm?

Naumann/Die Freiheit Luthers

(Fortsetzung.)

32.

Es ist leicht vom Standpunkt gegenwärtiger Entwicklung aus, die Eintauchung des Deutschtums in die Morgenlandsbibel als einen Umweg zu bedauern, was aber konnte sonst geschehen? Ist etwa der Lehr- und Lesestoff, den die katholisch verbliebenen Landesteile inzwischen gehabt haben, im Sinne solcher Kritik besser gewesen? Eine eigene deutsche Volksliteratur war nicht da und, soweit sie da zu sein begann, war sie nur dürftiger als die Bibel, aber nicht grundsätzlich anders. Indem Luther dem deutschen Volke die deutsche Bibel in die Hand gab, reichte er ihm das Heiligste, was er für sich selber gefunden hatte, die große Karte der Freiheiten, das Himmelszeugnis der Gotteskindschaft. Als Fremdvolk hat Luther die Propheten und Apostel nie empfunden. Er war ihnen über die Jahrhunderte hin verwandt und disputierte bei aller Hochachtung mit ihnen, als ob sie an der anderen Seite seines Tisches säßen. Wenn später aus der Bibel ein starres Gesetz gemacht wurde, so ist das so unlutherisch wie möglich.

Digitized by Google

33.

Wie aber verhält sich die Freiheit eines Christenmenschen zur bürgerlichen und politischen Freiheit? Wer band die Freiheit an die Bibel? Im Sturme war die alte Autorität gebrochen worden, lag am Boden, als sei sie fast verendet, wo aber waren nun Rechte und Grenzen? Indem Luther auf der Wartburg sitzt, fragt ihn der Radikalismus, ob er mit ihm zu wandern gedenke. Unruhige Geister, wie sie unvermeidlich sind in stark bewegten Zeitläuften, kamen schneller bis ans Ende der von Luther begonnenen Gedanken, weil sie oberflächlicher und verantwortungsloser waren. Mit Phantasie und auch Gewalt versuchten sie eine Reformation, die eine Ausräumung war, bei der nur kahle Wände noch übrigblieben, unfruchtbar an Gegenwartskraft, Irrlichter und Projektemacher. Ihnen gegenüber wird Luther, obwohl selbst unter Acht und Bann, konservativ und historisch. Mit diesen Leuten beginnt aber auch seine Tragik, denn in die Freiheit der Erlösten kommt der Mißton der Aufgelösten, und Luther fängt an, die Geister mit Scheu zu prüfen und auch unter Umständen gutwillige Schwärmer von sich abzustoßen.

34.

Indem Luther nach Wittenberg heimkehrt und die Schwärmer niederpredigt, muß er einen Zaun um seine eigene Freiheitslehre ziehen. Erst hatte er gepriesen, daß der Glaube froh und selig macht, nun aber muß er sagen, welcher Glaube kein richtiger Glaube mehr ist. Ein peinliches Geschäft, aber unvermeidlich für alle Verkündiger neuer Prinzipien! Dabei muß er sein eigenes Ich stärker als sonst in den Vordergrund stellen: hättet ihr mich gefraget! Er würde aus Freiheitsliebe gegen das Zwangsverbot der Messe gewesen sein, dann aber hätten ihm die anderen entgegengerufen, daß er keinen vollen Mut habe. Sein Gewissen, das so große Proben ausgehalten hatte, war dieser Gesellschaft gegenüber zu fein; er redete gewaltig, war aber kein Gewaltmensch. Sollen wir, so fragte er, die Gesetze des Papsttums deshalb abgetan haben, um neue Gesetze aufzurichten? Seine Idealfreiheit wehrte sich gegen äußerliche Freimacherei, aber damit kam er aus Freiheitlichkeit in den Verdacht, es nicht ganz ernst und streng zu nehmen. Andere hatten sich in kurzer Zeit über ihn hinausentwickelt, und er konnte die Geister, die auch von ihm gerufen waren, nur schwer bannen. Sie aber verleumdeten ihn als das sanftlebende Fleisch von Wittenberg.

35.

Aeußerlich zwar ging alles in den ersten Jahren nach dem Wormser Reichstag glänzend: Acht und Bann machten nichts aus, denn Kaiser und Reich hatten andere Sorgen. Das neue Evangelium lief durch das Land, gelangte zu den Grafen, Fürsten und Herren, zu den Stadtmagistraten, zur Bürgerschaft, zu den Bauern. Ueberall war große Stimmung. Süddeutschland, Norddeutschland, Oesterreich, Ungarn, Kurland, Preußen kamen in Bewegung. Ein lange zurückgehaltener Frühling brach in kurzen Tagen prachtvoll hervor, und wenn auch Luther längst nicht alles selber machte, so saß er doch in der Mitte, riet, regelte, schrieb, bewegte, war der Vater des neuen Glaubens, mit 40 Jahren. Wie traurig, daß er in dieser Zeit inneren Gesetzen und äußeren Notwendigkeiten folgend, schon nicht mehr ganz ungebrochen sein konnte! Noch merkte man es wenig, aber er fing an, für den neuen Glauben eine neue Lehre und für die neue Gemeinschaft eine neue Kirche zu suchen. Das ist Schicksal, so wie es kalte Mächte im Menschen sind. Wer kann es ändern?

36.

Je größer die Wirkung eines Mannes ist, desto mehr steigern sich die Forderungen, die an ihn herantreten, bis es ihm eines Tages über die Kraft geht. Luther war im Grunde unpolitisch aufgewachsen, wurde aber von selbst eine politische Größe, weil er die Gemüter des Volkes beherrschte. Von ihm hing in den Anfangsjahren die Weltstellung des neuen Glaubens ab, denn nur ihm gehorchte die bunte, sprudelnde, ungewohnte Geisterbewegung einigermaßen. Sollte ein Friede mit dem Papsttum zustande kommen, so mußte er, der Gebannte, ihn machen. Sollte die religiöse Reichseinheit erhalten bleiben, so mußte er das mit ganzer Kraft ins Auge fassen. Ein landfremder Kaiser und ein unpolitisches Oberhaupt der neuen Richtung, das beides zusammen hatte die Folge, daß jeder Landesfürst in Religionssachen beginnen konnte, was er wollte. In Churfachsen, Hessen und vielen Reichsstädten war das den Lutherischen günstig, in Bayern aber, in Salzburg, im Breisgau, auch in Oesterreich schlug es zu ihrem Schaden aus; im ganzen eine Verkleinerung des Reformationsproblems.

37.

Von Haus aus hatte Luther wenig Begabung zum Diplomatisieren, denn er war derb und geradezu und pflegte alle Dinge entweder als göttlich oder teuflisch zu betrachten. Doch konnte er sich zunächst gegenüber seinem Churfürsten, dann auch gegenüber halben Anhängern und versöhnlichen Gegnern der Kunst des vorsichtigen Verhandelns nicht auf die Dauer entziehen. Als echtes Beispiel dafür dient der berühmte Brief an den Churfürsten beim Verlassen der Wartburg (vergleiche Barge, Karlstadt I). Daß Luther diplomatisch wurde, war ein Zwang seiner Lage, denn er war in Wirklichkeit ohne Titel und Form ein Stück churfächsischer und deutscher Regierung, aber für seine alten Mitkämpfer und Glaubenseiferer war es eben doch ein neuer Zug in seinem Wesen, der ihnen nicht einfach aus der heiligen Schrift herauszukommen schien. (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten

An die Leser. Die Papierverordnungen haben uns wieder gezwungen, die „Hilfe" auf die Hälfte ihres Umfangs zu beschränken. Ein Teil der auf dem Umschlag angekündigten Beiträge mußte deshalb zurückgestellt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen.

Das Landerziehungsheim Stolpen bei Allenstein, Ostpr. sei hiermit allen Eltern, die ihren Kindern im vierten Kriegsjahr einen dauernden Landaufenthalt verschaffen wollen, bestens empfohlen. Diese Erziehungsschule auf dem Gute Stolpen, eine Meile nördlich von Allenstein am waldreichen Ufer des Wadanglee gelegen, bereitet Mädchen bis zur zweiten Lyzeumsklasse vor oder ermöglicht ihnen die Abschlußbildung einer neunklassigen höheren Mädchenschule. Knaben werden bis zur Tertia aller höheren Lehranstalten vorbereitet. 3—4 wissenschaftliche Lehrerinnen unterrichten dort 15—20 Zöglinge. Gute Erfolge sind nachzuweisen. — Gartenarbeit und handwerkliche Betätigung, sowie Wandern und Baden fördern im Verein mit kräftiger ländlicher Kost die Gesundheit der Zöglinge und machen, daß jeder dort

Digitized by Google

18. Oktober 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 42

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Regierung und Reichstag. — **Friedrich Naumann:** Reichstagsrede. — **Professor Dr. Robert Wilbrandt:** Die deutsche Volkswirtschaft nach dem Kriege. — **Friedrich Naumann:** Die Freiheit Luthers. — **Geheimrat Prof. Dr. Hermann Haupt:** Das Wartburgfest vom 18. und 19. Oktober 1817. — **Dr. Marie Joachimi-Dege:** Aufstieg der Tüchtigsten. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 7. Oktober.

Auf einem Vertretertag der Fortschrittlichen Volkspartei berichtet Abgeordneter Gothein über die Kriegslage. Er sagt unter anderem, in Arbeiterkreisen seien Streiks zu befürchten, wenn für Eroberungsziele der Krieg fortgesetzt werde. Schon deshalb war das unzweideutige Abrücken von den Annexionisten ein unbedingtes Bedürfnis. Die Rüstungsindustrie verdiene glänzend, aber der gewerbliche Mittelstand verelende. Europa ruiniert sich, und den Vorteil hätten nur Japan und vielleicht die Vereinigten Staaten. Die monatlichen Kriegsausgaben betrügen 3,4 Millionen Mark und stiegen weiter. Jedes weitere Jahr koste 40—50 Milliarden einschließlich der Militärrenten. Deshalb, sagten die Annexionisten, dürfe man keinen Hungerfrieden schließen. Wer aber solle die Kriegsentschädigung zahlen? Rußland, Italien, Rumänien, Serbien, Portugal, wahrscheinlich auch Frankreich und Belgien, ständen vor dem Staatsbankerott. Die Vereinigten Staaten könnten wir nicht zu einer Kriegsentschädigung zwingen; bleibt nur England, das auch durch die Kriegslasten und die furchtbare Verminderung seiner Flotte finanziell unsagbar geschwächt sein wird. Und sollten wir etwa, um eine Kriegsentschädigung von vielleicht 10 Milliarden herauszuschlagen, 50 Milliarden Geld und 500 000 Menschen mehr opfern? Unser ganzes Wirtschaftsleben brauche einen Dauerfrieden, der nur durch einen Verständigungs- und Versöhnungsfrieden möglich sei. Die deutsche Friedenskundgebung habe die Friedensbewegung im Ausland wesentlich gestärkt. Die englische Friedenspetition habe 2½ Millionen Unterschriften, die amerikanische über 3 Millionen.

Eine Anzahl Berliner Pfarrer veröffentlichen eine Kundgebung: Wir deutschen Protestanten reichen im Bewußtsein der gemeinsamen christlichen Güter und Ziele allen Glaubensgenossen, auch denen in den feindlichen Staaten, von Herzen die Bruderhand. Von den Unterschriften nennen wir: Nithack-Stahn und Rittelmeyer.

Montag, 8. Oktober.

Nach dem schweren englischen Angriff ist in Flandern bei Regenfällen und Wind eine Gefechtspause eingetreten, ohne daß zwischen Poelkapelle und Zandvoorde das Störungsfeuer aufgehört hätte. An der Straße Ypern—Menin wachte am Abend des 7. Oktober die Kampftätigkeit wieder auf. Im ganzen scheint es, als sei der Erfolg des gewaltigen englischen Vorstoßes eine weitere Einbeulung der deutschen Stellung in den genannten Richtungen. Die genauere Abgrenzung wird erst in kommenden Kämpfen sich noch ergeben. Auf Grund der englischen Berichte wird die Schlacht vom 4. Oktober auf seiten unserer Gegner als großer Sieg behandelt und mit Freudenkundgebungen begrüßt. Das haben wir schon in den Kämpfen an der Somme ähnlich erlebt. Man glaubt an die Erfolge, die man gern haben möchte. Jeder Teil behauptet vom anderen, daß seine Verluste ungeheuerlich gewesen seien. Es scheint aber festzustehen, daß in allen derartigen Angriffsschlachten der Angreifer die stärkeren Verluste hat. Am Chemin des Dames und bei Verdun lebt die Feuertätigkeit zeitweilig auf, doch sind die größeren französischen Angriffe erloschen.

In dem am 30. Juni 1917 abgelaufenen Jahr betrug der Schiffsverkehr im Suezkanal 4 257 000 Tonnen gegenüber 10 345 000 Tonnen im letzten Friedensjahre. Man kann aus diesen Ziffern beides ersehen: erstens, daß es leider den deutschen und türkischen Anstrengungen auf der Sinaihalbinsel nicht geglückt ist, den Schiffsverkehr durch den Suezkanal zu zerstören; zweitens, daß die Menge des Weltverkehrs auch an der belebtesten Stelle außerordentlich abgenommen hat. Es sind nicht nur die Schiffe der mitteleuropäischen Staaten ausgeschaltet, sondern gleichzeitig ist die verfügbare Schiffsmenge überhaupt beträchtlich vermindert.

Dienstag, 9. Oktober.

Im Reichstag gibt es Erörterungen über die politische Agitation im deutschen Heere. Der Reichskanzler verspricht grundsätzlich gleiche Behandlung aller Parteien. Abgeordneter Dr. David verlangt: „Soll wirklich in der Armee politisch aufgeklärt werden, so soll man nicht die Alldeutschen allein heranziehen, sondern alle Parteien ohne Unterschied.“ Die Leitsätze der Heeresverwaltung über den vaterländischen Unterricht im Heer werden veröffentlicht und erscheinen im ganzen unparteiisch. Ob mit dieser Aussprache die Klagen über alldeutsche Beeinflussung anders denkender Soldaten aufhören werden, bleibt abzuwarten.

Inmitten dieser Verhandlungen wird vom Staatssekretär des Reichsmarineamtes, v. Capelle, die betrübende Mitteilung gemacht, daß es an einer Stelle der deutschen Flotte den Versuch einer Nachahmung der russischen Revolution gegeben habe. Der wahnwitzige Plan einiger weniger Leute ging dahin, auf allen Schiffen Vertrauensmänner zu wählen und die gesamte Mannschaft der Flotte zur Gehorsamsverweigerung zu erziehen. Auf diese Weise sollte die Flotte lahmgelegt und der Frieden erzwungen werden. Zwei der Anstifter mußten erschossen werden, und andere sind schwer bestraft. Diese erschütternde Nachricht, die in der Marine, im Heer und in der Heimat die Seelen auf das äußerste bewegen muß, wurde vom Staatssekretär Capelle leider zu einem politischen Angriff gegen die Partei der unabhängigen Sozialdemokraten benutzt, obwohl den Führern dieser Partei nichts anderes nachgewiesen ist, als daß Mitglieder der Verschwörung sich zu ihnen in Beziehung gesetzt haben. Wenn irgendeine strafbare Handlung der betreffenden Abgeordneten vorgelegen hätte, so würde der Reichsanwalt längst gegen sie eingeschritten sein. Wie gefährlich jede Verallgemeinerung des Vorwurfes des Landesverrats in diesen schweren Kriegszeiten sein muß, leuchtet ohne weiteres ein. Es handelt sich bei der Partei der

Digitized by Google

unabhängigen Sozialdemokraten um Hunderttausende, die in Marine, Front oder Munitionsherstellung tätig sind. Jeder Versuch, dieser Menge von Volksgenossen von vornherein die Ehrenhaftigkeit und den vaterländischen Willen abzusprechen, müßte sich auf das bedenklichste rächen. In erfreulicher Einmütigkeit haben, außer den Konservativen, alle Parteien des Deutschen Reichstags diesen Versuch zurückgewiesen. Es bleibt aber eine Last auf den Gemütern, daß Staatssekretär v. Capelle ihn überhaupt gemacht hat und daß im Bereich der treuen und opferbereiten deutschen Marine eine derartige Einzelverirrung Platz greifen konnte. Niemand zweifelt, daß die Mannschaften der deutschen Kriegsschiffe in ihrer überwältigenden Mehrheit von tadelloser Hingebung beseelt sind.

Mittwoch, 10. Oktober.

Nach den traurigen Enthüllungen und Erörterungen des gestrigen Tages war es im Reichstage eine Wohltat, eine klare, festumrissene politische Rede des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes, v. Kühlmann, zu hören. Er spricht zunächst von neuen Kriegserklärungen der Republiken Peru und Uruguay. Gehört es nicht zu den Unglaublichkeiten dieser unserer Zeit, daß wir mit Peru und Uruguay im Kriegszustand sind? Was die Friedensbemühungen anlangt, so stellt Herr v. Kühlmann mit Bedauern fest, daß seit der deutschen und österreichisch-ungarischen Beantwortung der Papstnote weitere Kundgebungen verantwortlicher Staatsleiter nicht vorliegen. Es scheint, daß die gegnerischen Mächte die menschenfreundlichen Schritte des Papstes noch nicht unterstützen wollen. Der frühere englische Minister Asquith hat neben die Forderung der Auslieferung Belgiens die Forderung der Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich gestellt. England hat sich nach zuverlässigen Nachrichten Frankreich gegenüber diplomatisch verpflichtet, so lange für die Rückgabe Elsaß-Lothringens einzutreten, wie Frankreich selbst an dieser Forderung festhält. Auf die Frage, ob Deutschland in Elsaß-Lothringen Frankreich irgendwelche Zugeständnisse machen kann, haben wir nur die Antwort: nein, nein, niemals! Solange eine deutsche Faust eine Klinge halten kann, kann die Unversehrtheit des Reiches, wie wir sie von unseren Vätern übernommen haben, nicht Gegenstand von Zugeständnissen sein. Elsaß-Lothringen ist Deutschlands Schild, das Symbol der deutschen Einheit. Wofür wir fechten und fechten werden bis zum letzten Blutstropfen sind nicht phantastische Eroberungen, es ist die Unversehrtheit des Deutschen Reiches. Außer dem französischen Wunsch nach Elsaß-Lothringen gibt es kein absolutes Hindernis für den Frieden, keine Frage, die nicht durch Beratungen gelöst werden könnte und um derentwillen sich die Aufwendung so vielen Blutes und so ungeheurer Mittel vor den Völkern und der Geschichte rechtfertigen ließe. Da die Franzosen Elsaß-Lothringen, abgesehen von einem kleinen Grenzstrich, nicht besitzen, so wird von ihnen im Grunde nur das Preisgeben einer Illusion gefordert. Frankreich kann jeden Tag ohne Kränkung seiner Ehre und seiner Grenzen einen Frieden haben, wenn es bereit ist, den 1871 von Bismarck abgeschlossenen Frankfurter Frieden als endgültig anzuerkennen.

In Flandern traten gestern neben 11 britischen Divisionen wieder französische Truppen in den Kampf. Die gewaltige Kraftanspannung der beiden verbündeten Westmächte erschöpfte sich in tagsüber währendem Ringen an der Standhaftigkeit unserer Kämpfer. Die Schlacht hatte zwischen Bixschoote und Gheluvelt eine Ausdehnung von 20 Kilometern. An einzelnen Stellen stürmten die Gegner bis zu sechsmal gegen unsere Linie an. Etwas feindlicher Landgewinn ohne große Veränderung der Linie.

Donnerstag, 11. Oktober.

Der französische Heeresbericht vom 9. Oktober meldet, daß in Flandern die Dörfer St. Jean, Mangelaere, Veldhoek, sowie viele als Blockhäuser eingerichtete Gehöfte in französische und englische Gewalt gefallen sind. Die Franzosen kamen bis zum Südende des Houthoulster Waldes. Der deutsche Bericht von heute besagt, daß an einer über Zonnebeke—Zandvoorde sich entwickelten Luftschlacht rund 80 Flugzeuge beteiligt waren. 3 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen. Im September beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 22 Fesselballone und 374 Flugzeuge, von denen 167 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Kampf 82 Flugzeuge und 5 Fesselballone verloren.

Im Reichstag wird heute in dritter Lesung das Gesetz über den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte beschlossen. Nachdem schon im vergangenen Jahre die Wiederherstellung Ostpreußens als öffentliche nationale Arbeit übernommen wurde, ist nun der zweite derartige Schritt geschehen. Staatssekretär Helfferich sagt: Mitten im Getöse der furchtbarsten Schlachten denkt unser Volk an die friedliche Arbeit; eingeschlossen von einer Welt von Feinden, denkt es an das freie Meer. Das Gesetz zeigt aller Welt den ungebrochenen Willen des deutschen Volkes zum Leben und zur Entwickelung.

Freitag, 12. Oktober.

Da Naumann wieder einmal fern von Berlin ist, wird die Chronik inzwischen, wie immer in solchen Fällen, von Heile fortgeführt.

Der Eindruck der „Enthüllungen" des Staatssekretärs Capelle im feindlichen und neutralen Auslande ist so ungünstig, wie vorauszusehen war. Wenn Capelle sich überhaupt etwas gedacht hat, als er zu seinem Vorstoße ausholte, so kann ihn nur die Absicht geleitet haben, die auf Verständigung gerichtete Friedensbewegung durch Zusammenwerfen mit solchen hochverräterischen Entgleisungen einzelner verblendeter Fanatiker verächtlich zu machen. Das Ergebnis konnte nur das gleiche sein, wie das der alldeutschen Agitation und der Begründung der „Vaterlandspartei": die Außenwelt empfängt den völlig unrichtigen Eindruck von zerrütteten Verhältnissen in Deutschland und sinkender Widerstandskraft. Jeder Blick in die feindliche Presse bestätigt das, was bei ruhiger Ueberlegung sich jeder vorher hätte sagen müssen.

Der Reichstag ist gestern abend auseinandergegangen, ohne daß die großen politischen Fragen vorher entschieden worden wären. Daß Herr v. Capelle, der seinen Vorstoß ohne das Einverständnis des Kanzlers unternommen haben soll, unmöglich in seinem Amte bleiben kann, ist die gemeinsame Auffassung der gesamten Mehrheit. Ungelöst zurückgeblieben aber ist die wichtigere Frage, ob das deutsche Volk es sich noch länger gefallen lassen muß, sein Schicksal in den Händen des als Reichskanzler so offenbar unzulänglichen Herrn Dr. Michaelis zu sehen. Nie hat es sich deutlicher gezeigt als eben jetzt, daß eine Regierung ohne feste parlamentarische Mehrheit nicht die Macht hat, ein festes politisches Ziel zu verfolgen: Ohne feste Mehrheit kein klares Ziel, und umgekehrt: ohne klares Ziel keine feste Mehrheit.

Das russische Vorparlament hat die Aufnahme eines neuen Kriegskredites von 9 Milliarden Rubeln bei den Alliierten beschlossen. Die Unfreiheit der russischen Regierung in ihren Entschließungen wächst natürlich mit dem Maße ihrer finanziellen Abhängigkeit.

Sonnabend, 13. Oktober.

Die Engländer haben in Flandern wieder auf 10 Km. breiter Front mit ungeheurem Kräfteeinsatz und ungeheuren Menschenopfern angegriffen. Das Ergebnis blieb gleich Null. Man denkt in ergriffener Dankbarkeit der Tapferen, die dort draußen so Uebergewaltiges leisten und dulden, und wendet sich mit um so größerem Unwillen ab von den Großsprechereien der Eroberungswütigen, die uns — gewiß unbewußt, aber doch tatsächlich — die Größe dessen, was unsere Truppen fürs Vaterland getan haben und täglich aufs neue tun, verkleinern wollen.

Es ist, als ob man im feindlichen Lager das Vergebliche der immer neuen Anstürme zu begreifen beginnt. Amerika und England legen wieder das Schwergewicht ihrer Hoffnungen auf den Aushungerungsplan. Da sie die Neutralen an den deutschen Grenzen bisher nicht zur völligen Parteilichkeit gegen uns haben bewegen können, soll jetzt der Aushungerungskrieg auch gegen diese kleineren Staaten beginnen. In Holland, dem man zunächst das griechische Schicksal zugedacht hat, ist nur eine Stimme der Entrüstung über die neuen Pläne der Entente.

Digitized by Google

In den späten Abendstunden wird die Nachricht bekannt, daß Teile unserer Flotte und unseres Heeres in gemeinsamer Unternehmung auf der Insel Oesel im Rigaischen Meerbusen festen Fuß gefaßt haben. Wenn es gelingt, was nach diesem glücklichen Anfangserfolg nicht mehr bezweifelt werden kann, die Insel ganz in deutsche Hand zu bringen, so beherrschen wir damit den Busen von Riga vollkommen. Das aber ist von überaus großer Bedeutung.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 7. Oktober.

906 deutsche Universitätslehrer haben die folgende Erklärung unterzeichnet:

„Die unterzeichneten Lehrer deutscher Hochschulen, unbeeinflußt von Ansichten irgendeiner Partei, frei von Sonderinteressen jeder Art, einzig und allein erfüllt von schwerer Sorge um die Zukunft des Vaterlandes, erklären hiermit, daß nach ihrer Ueberzeugung die jetzige Mehrheit des vor fast sechs Jahren unter völlig anderen Verhältnissen gewählten Reichstages es nicht für sich in Anspruch nehmen kann, gegenüber den heute zur Entscheidung stehenden Lebensfragen den Volkswillen in unzweifelhafter Weise zum Ausdruck zu bringen. Sie sprechen die feste Zuversicht aus, daß es den berufenen Leitern von Heer und Staat gelingen wird, allen äußeren und inneren Widerständen zum Trotz einen Frieden zu erringen, wie ihn Deutschland für sein Leben und Gedeihen braucht."

Es scheint einem, wenn ein Mißtrauensvotum von solcher Unbedingtheit und Tragweite abgegeben wird, so müßte der positive Inhalt der Erklärung etwas deutlicher und gewichtiger sein. Es ist nicht sehr imponierend, wenn im Anfang gesagt wird, daß der Reichstag den Willen des deutschen Volkes nicht ausdrücken kann, und der farblose und unbegrenzt dehnbare Schlußsatz sehr deutlich macht, daß der hier versammelte Kreis auch keine einheitliche Meinung zustande bringt. Wenn die alldeutschen Gegner der Reichstagsentschließung versuchen würden, die Forderungen dieses „deutschen Friedens" zu formulieren, so wäre es mit der Einmütigkeit wahrscheinlich sehr bald vorbei; es entstände eine Skala von viel, mehr, am meisten, oder alldeutsch gesprochen: vaterländisch, vaterländischer, am vaterländischsten. Es scheint einem, daß wir jetzt weniger als je diese Art Stellungnahmen brauchen können, die nur im Negativen klar und im Positiven ganz undeutlich sind.

Das Gesetz zum Wiederaufbau der Handelsflotte erregt in Schiffahrtskreisen Bedenken durch den in zweiter Lesung angenommenen Zusatz des Zentrums, daß ein späteres Reichsgesetz die Höhe einer Gewinnbeteiligung des Reiches an den Schiffen festsetzen wird, die auf Grund dieses Gesetzes wiederhergestellt werden. Man fürchtet, daß diese „Drohung" das Privatkapital zurückhalten wird, sich am Wiederaufbau der Handelsflotte zu beteiligen.

Aber tiefer und erregender als alles andere treffen die Reichstagsverhandlungen über die sozialdemokratische Interpellation wegen offizieller Begünstigung der Vaterlandspartei. Geht man schon mit einem Gefühl der Ueberwindung an die Berichte heran, so ist es vollends eine Qual, den falschen Ton der ganzen Auseinandersetzung über sich ergehen zu lassen. Daß die Regierung, was ihrer Stellungnahme an Klarheit fehlt, durch Schärfe und Abfälligkeitsgesten ersetzt, ist eine peinliche Sache. Man sehnt sich nach einem Menschen am Regierungstisch, der rein menschlich der Aufgabe gewachsen wäre, die großen ernsten Hintergründe des gemeinsamen Volksschicksals in die kleinliche Ueberreiztheit dieser Verhandlungen hineinwirken zu lassen!

Montag, 8. Oktober.

Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei, der gestern getagt hat, faßte zwei Entschließungen:

„Der Zentralausschuß spricht die Erwartung aus, daß die Mitglieder der Fortschrittlichen Volkspartei sich von jeder Unterstützung der Deutschen Vaterlandspartei fernhalten, weil ihr Auftreten die innere Geschlossenheit gefährdet und ihr Ziel insbesondere darauf gerichtet ist, die Durchführung innerpolitischer Reformen während des Krieges zu verhindern."

Eine zweite Entschließung gilt den inneren Reformen:

„Je länger der Krieg mit seinen ungeheuren Opfern für das Volk dauert, um so rascher muß die Notwendigkeit einer politischen Reform verwirklicht werden. Die Wahlrechtsänderung in Preußen, wie die Vermehrung der Zahl der Abgeordneten in den übergroß gewordenen Reichstagswahlkreisen sind ohne Verzug durchzuführen. Das planmäßige Zusammenwirken von Regierung und Volksvertretung ist nachdrücklich zu fördern unter Beseitigung der Bestimmungen, die der Herstellung eines organischen Zusammenhangs zwischen den Regierungen und den Parlamenten entgegenstehen. Jeden Versuch einer Einmischung des Auslandes in die inneren Angelegenheiten der Nation weist der Ausschuß auf das schärfste zurück. Er bekämpft aber auch jeden Versuch, solche Uebergriffe des Auslands als Vorwand für die Verschleppung von Reformen auszunutzen.

Der Zentralausschuß ersucht die parlamentarische Vertretung der Partei, ihre zielbewußte und erfolgreiche Politik mit Entschiedenheit fortzusetzen."

Eine dritte Erklärung zur Friedensfrage:

„Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei erklärt seine Zustimmung zu der Haltung der parlamentarischen Vertretung der Partei, sowohl bei Bereitstellung aller Kriegsmittel wie bei der Anbahnung und Unterstützung der deutschen Bemühungen um einen Verständigungsfrieden, der das Ende des blutigen Ringens und eine Neugestaltung des Völkerlebens bringen soll. Insbesondere billigt der Zentralausschuß die im Einvernehmen mit der Reichsregierung und der Obersten Heeresleitung beschlossene Reichstagsresolution vom 19. Juli. Er weist die Unterstellung, daß damit dem deutschen Volke ein einseitiger Verzicht zugunsten seiner Feinde angesonnen würde, zurück. Lehnen die Gegner eine Verständigung auf dem Boden der Gegenseitigkeit ab, so wird das ganze deutsche Volk wie ein Mann und mit weiterer Einsetzung aller Kräfte für die Freiheit und Zukunft Deutschlands und seiner Bundesgenossen kämpfen in gerechtem Zorn über die Urheber und Verlängerer des maßlosen Elends."

Dienstag, 9. Oktober.

Im Reichstag ist gestern die Verhandlung über die Agitation der Vaterlandspartei in einer Form weitergegangen, die heute als schwerer Druck über uns allen liegt. Zu der Wirkung der Tatsachen, die Staatssekretär Capelle mitteilt, kommt das Gefühl der inneren Unsicherheit der Führung, um den Tag zu verdunkeln. Die Verwirtschaftung des Vertrauens, das alle der Regierung aus innerster Bereitschaft entgegenbringen — jeder braucht es ja selbst am nötigsten als die stärkste moralische Stütze —, kommt einem so unfaßbar unweise vor!

Ansätze und Anfänge zum Zusammenschluß der Kriegsbeschädigten zu gemeinsamer Interessenvertretung. Das ist eine schwierige Organisationsgrundlage. Um so mehr sollten sich dieses Gedankens und dieser Versuche alle annehmen, die imstande sind, etwas Gutes daraus zu machen.

Mittwoch, 10. Oktober.

Ein Strom von beruhigender Kraft geht von der Rede des Staatssekretärs v. Kühlmann aus, für die man nach allem Vorhergegangenen um so dankbarer ist.

Das Reichskommissariat für die Uebergangswirtschaft wird nach Errichtung des Reichswirtschaftsamtes aufhören. Es wird mit der wirtschaftspolitischen Abteilung des Reichswirtschaftsamtes verschmolzen werden.

Die der Vaterlandspartei entgegenstehende Volksstimmung findet ihren Ausdruck in großen Versammlungen, deren planmäßige Veranstaltung jetzt, scheint's, von den Mehrheitsparteien in die Hand genommen wird. Man sieht dabei, wie überflüssig die Sorge vor der Oeffentlichkeit solcher Auseinandersetzungen war, die bisher die Klärung der Meinungen in den breitesten Volksschichten noch so hintanhielt.

Donnerstag, 11. Oktober.

Das Gesetz zum Wiederaufbau der Handelsflotte ist in dritter Lesung angenommen.

Die Verhandlungen im Reichstag zeigen in ihrer ruhigeren Gesamthaltung die gute Wirkung der geschickten Rede zur äußeren Politik. Die freigegebenen großen Versammlungen zur Kriegszielfrage sind eine neue Erscheinung im öffentlichen Leben und ein durchaus segensreich wirkendes Ventil vorhandener Wünsche und Stimmungen. Als Symptom sei die Entschließung einer voll-

kommen öffentlichen und allgemein zugänglichen sozialdemokratischen Versammlung hier wiedergegeben:

„Die am 10. Oktober in Hamburg versammelten über 6000 Männer und Frauen erklären sich für die Herbeiführung eines Friedens der Verständigung und der Versöhnung der Völker, der deshalb ohne Annexionen und ohne Kontributionen abgeschlossen werden muß. Ein dauernder Weltfrieden ist nur möglich unter Berücksichtigung der Interessen der breiten Volksmassen in allen Ländern. Er schließt die politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigung irgendeines Volkes aus. Die Versammelten können alle auf die Unterdrückung und Ausbeutung irgendeines Volkes hinzielenden Bestrebungen aber auch deshalb ab, weil durch solche Bestrebungen der Krieg, der schon unerhörte Opfer an Gut und Blut gefordert hat, unabsehbar verlängert würde. Die Versammelten fordern, daß in dem zu schließenden Frieden dem internationalen Wettrüsten, das eine der Kriegsursachen war, ein Ende gemacht wird, weil nur so die europäische Kultur vor dem völligen Untergang gerettet werden kann. Die Versammelten fordern von der Regierung, daß sie unzweideutig Stellung nimmt gegen die Treibereien der sogenannten Vaterlandspartei, und daß sie insbesondere alle Behörden energisch anweist, jede Agitation für diese Partei und ihre Bestrebungen unter den nachgeordneten Stellen zu unterlassen. Die Versammelten fordern weiter, daß im Deutschen Reiche endlich die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung in Reich, Staat und Gemeinde durchgeführt wird, damit das Deutsche Reich mit dem Friedensschluß als ein Hort der Freiheit sich der zu gründenden „Gesellschaft der Nationen" anschließen kann."

Zwei Ferientage in Schleswig, dessen hoher roter Dom über die Schlei und den niedrigen Häuserkranz der weithingezogenen Stadt in immer wieder überraschend eindrucksvollem Größenverhältnis aufragt. Der Herbst mit Wind, wechselnder Sonne, raschelnden Blättern und gesteigerten Farben läßt einen den Druck der letzten Tage mit ihren Ereignissen einmal wieder überwinden. Gedankenaustausch über Fragen, die hinter diesen äußeren Ablauf des Geschehens führen, tut seine befreiende Wirkung.

Soldatenfriedhof im Wald mit schönen einfachen Holzskulpturen der Kreuze und Grabmäler. Das in kräftig altdeutscher Art geschnitzte Bild eines hoch bepackten, gebückt schreitenden Landsturmers wird kommende Geschlechter den schweren, rührenden Ernst der Volksverteidigung fühlen lassen!

Freitag, 12. Oktober.

Der Reichstag vertagt sich bis zum 5. Dezember. Das bedeutet nicht Lösung der Krisenstimmung, die über der Kanzlerfrage steht.

Bei den Zensurdebatten, ohne die keine Reichstagssitzung vorübergeht, tritt der neue Unterstaatssekretär Wallraf zum erstenmal als Regierungsvertreter auf — sachlich und geschickt.

Ein sehr wichtiges Handelsabkommen zwischen Deutschland und Holland über Lieferung von Kohlen durch uns, Lebensmitteln von dort, kommt zum Abschluß.

Große vieltausendköpfige Versammlung zu dem Thema Krieg und Frieden mit Naumann und dem Führer des Bauarbeiterverbandes, Winnig, als Rednern. Die Versammlung wirkt in ihrer Gesamtheit nicht als demonstrations-, sondern als aufklärungsbedürftig, sie ist aufmerksam und abwartend. Man fühlt, wie sehr es bisher an einfacher Klarstellung gefehlt hat und wie stark sie den Menschen Bedürfnis ist.

Sonnabend, 13. Oktober.

Ein Eindruck der großen Fleischkonservenfabrik der „Produktion", der großen Hamburger Genossenschaft. Es kostet etwas Ueberwindung für die vegetarisch gewöhnten Nerven, den „Bürger-Nahrungs-Graus" — wie's im „Faust" so schön heißt — von solchen Massen Fleisch, Fett, Blut und Knochen mit den dazu gehörigen Düften anzustaunen. Dann aber vergißt man alles über dem Eindruck dieses Erfolges einer technisch und kaufmännisch gut und dabei idealistisch geleiteten Wirtschaftsorganisation, die allein in dem Schlächtereibetrieb 1500 Menschen beschäftigt und im Jahre 1916 für fast 26 Millionen Mark Fleisch umgesetzt hat. Für die Kriegswirtschaft war das Vorhandensein dieser Organisation ein vielfacher wirtschaftlicher und organisatorischer Segen. Die Massenversorgung in Hamburg ist dadurch entscheidend erleichtert.

Wilhelm Heile / Regierung und Reichstag

Die Hetze gegen den Reichstag geht weiter; ja, sie schwillt lawinenartig an, seitdem der Reichstag in der letzten Woche seines Beisammenseins mit allem erforderlichen Ernst bekundet hat, daß er nicht gewillt ist, die behördliche Förderung des für unser Vaterland lebensgefährlichen Treibens der „Alldeutschen" stillschweigend als etwas Unabänderliches hinzunehmen. Kaum ist der Reichstag auseinandergegangen, da heißt es, wie auf ein gegebenes Stichwort, in der ganzen Presse der „Alldeutschen" und in den ungezählten Agitationsversammlungen der „Vaterlandspartei", es gehe immer und besonders diesmal wie ein Aufatmen der Erleichterung durch das Volk, wenn der Reichstag nicht mehr tage; und jedem neuen Zusammentreten sehe man in den Reihen aller guten Patrioten mit banger Sorge entgegen. Aufregung und Streit, Konflikte und Krisen spielten sich in regelmäßiger Folge im Reichstag ab, während draußen in schwersten Schlachten um unser Dasein gerungen werde.

Man soll die Suggestion, die von solchen, im Ton besorgter Vaterlandsliebe vieltausendfältig wiederholten Anklagen ausgeht, beileibe nicht unterschätzen. Die stürmischen Szenen im Reichstag sind ja wirklich höchst unerfreulich und gerade in dieser Zeit überaus bedauerlich. Kann man sich wundern, wenn es der geschickten Agitation gelingt, aus Szenen, die sich im Reichstag abgespielt haben, Szenen zu machen, die der Deutsche Reichstag der froh aufhorchenden feindlichen Welt geboten habe? Es hilft nichts, sich über solche Entstellung der Tatsachen zu entrüsten. Man muß den Verleumdern zu Leibe gehen. Denn man wahrt den Burgfrieden nicht dadurch, daß man den Störenfried gewähren läßt; auf die Gefahr hin, daß er fürchterlich schreit und vorübergehend den Frieden noch mehr stört, muß man ihm durch festes Zupacken sein gefährliches Handwerk legen.

Das aber ist es, was wir eben erleben. Die Zusammenstöße im Reichstag sind nicht die Schuld der Mehrheit; sie sind die Schuld derer, die um ihrer Sonderinteressen willen sich nicht gescheut haben, die Einheit der inneren Kampffront zu zerreißen, und sie sind die Schuld der Regierung, die weder den Mut hatte, von solchem gemeinschädlichen Treiben mit Unzweideutigkeit abzurücken, noch sich zu ihm zu bekennen.

So, wie es jetzt gegangen ist, darf es nicht weitergehen. Und wenn wir nicht immer tiefer in den Sumpf geradezu russisch verworrener Zustände hineingeraten sollen, so darf auch die Reichstagsmehrheit nicht aus Angst vor der eigenen Courage auf halbem Wege stehenbleiben. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Ordnung im Innern, ohne die der Kampf nach außen auf die Dauer an Kraft gefährlich verlieren muß. Es handelt sich ganz unmittelbar auch um unsere Stellung in der Welt.

Der Krieg ist im vierten Jahre allmählich in einen Zustand hineingewachsen, in dem die Politik erhöhte Bedeutung gewinnt, da sie den Ausweg finden soll, den die Gewalt der Waffen allein nicht oder doch nicht in absehbarer Zeit zu finden vermag. Und wenn in diesem politischen Kriege nicht eintreten soll, was die „Alldeutschen" aus ihrem Bedürfnis der Kraftworte heraus so gern zitieren, daß die Feder verdirbt, was das Schwert errungen hat, so ist es unausweichlich notwendig, daß an der entscheidenden Stelle der deutschen Politik Persönlichkeiten stehen, die, vom Vertrauen des deutschen Volkes getragen, auch als Vertrauensmänner des deutschen Volkes zu wirken in der Lage sind. Das aber ist jetzt nicht der Fall.

Wir haben eine Regierung, bei der nicht völlig klar und unzweideutig feststeht, was sie will. Die Tatsache, daß Zensur und Generalkommandos und untere Behörden ihre Macht zur Begünstigung der „alldeutschen" Agitation ausnützen und jede Aufklärungstätigkeit für die offizielle Politik der Reichsregierung und des Reichstags erschweren und selbst verbieten, ist so offenkundig, daß sie gar nicht bestritten werden kann. Vorderhand wird man ja erst abwarten müssen, ob das nach den Erklärungen, die dem Reichstag in diesen Tagen gegeben worden sind, anders wird. Weder der Kriegsminister noch Helfferich noch der Kanzler können fortan sagen, daß sie von dem Treiben ihrer nachgeordneten Organe nichts

Digitized by Google

wüßten; denn wenn sie es in der Tat bisher nicht gewußt haben sollten, so wissen sie es jetzt. Bleibt es dennoch, wie es den Anschein hat, bei dem bisherigen Zustand, so ist es nicht mehr Unzulänglichkeit der Leitung und nicht Schwäche, sondern böser Wille der Regierung, womit der Reichstag und das deutsche Volk zu rechnen haben. Dann aber gibt es keinen anderen Weg mehr als den: die Reichstagsmehrheit muß unbeugsam entschlossen sein, eine solche Regierung zu stürzen, der er um seiner und des Volkes Ehre, um der Sicherheit des Vaterlandes willen nicht einen Tag, nicht eine Stunde länger seine Anerkennung gewähren darf.

Es geht dabei wirklich um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes. Woher soll denn das Vertrauen zur Leitung, ohne das kein Krieg geführt und erst recht nicht gewonnen werden kann, woher soll es kommen, wenn die Leitung mit doppelter Zunge spricht und also überhaupt weder Willen noch Seele hat oder nur einen gebrochenen Willen und zwei Seelen in der Brust! Das unglückliche Wort des Kanzlers über die Friedenskundgebung „so, wie ich sie auffasse" hat in Deutschland und in der ganzen Welt Anlaß zu den gefährlichsten Auslegungskünsten gegeben. Unsere „Alldeutschen" haben durch dieses Wort und durch den Zwiespalt zwischen den Worten der Regierung und den Taten der Behörden den Eindruck im Volke zu wecken gesucht und vielfach auch zu wecken verstanden, als ob die Auffassung der Regierung in Wirklichkeit ganz anders sei, als es infolge der Zustimmung zur Friedenskundgebung des Reichstags und der Note an den Papst den Anschein habe. Die Reichsregierung und auch die Oberste Heeresleitung hätten nur widerwillig sich mit diesen Kundgebungen abgefunden, sie seien dabei durch die Reichstagsmehrheit vergewaltigt worden. Michaelis und Hindenburg müßten aus dem Joch befreit werden, das sie in ihrer Arbeit fürs Vaterland aufs schwerste beeinträchtige.

Und daß die Alldeutschen unbehindert, ja behördlich begünstigt und von den leitenden Stellen zum mindesten nicht bekämpft solche Auffassungen im deutschen Volke verbreiten durften, das hat uns draußen in der Welt unsagbaren Schaden getan. Man glaubt den Worten unserer Regierung nicht mehr. Wie man bisher auf dem ganzen Erdenrund vom perfiden Albion sprach, so geht jetzt mit einem Schein des Rechts das Gerede von der deutschen Doppelzüngigkeit und Hinterhaltigkeit durch die Welt. Daß das just das ehrlichste und wahrhaftigste aller Völker erleben muß! Das ist bitter, überaus bitter. Aber — sind wir nicht zu einem guten Teile selber schuld daran? Warum lassen wir uns eine Regierung gefallen, die den Mut der Ueberzeugung nicht zu kennen scheint, die nicht weiß oder nicht wissen will, daß Ehre und Pflicht ihr gebieten, mit ihrer Ueberzeugung zu stehen oder zu — fallen!

Es ist eine Kette ohne Ende, Glied auf Glied mit Zielbewußtsein gefügt. Erst hat die „alldeutsche" Propaganda das Friedensangebot vom Dezember 1916 entwertet, indem sie der Außenwelt den Glauben an die Ehrlichkeit der deutschen Absichten nahm. Sie hat dadurch die Friedenskundgebung des Reichstags nötig gemacht. Nachdem der Reichstag dann erklärt hat, daß er und mit ihm das deutsche Volk in seiner Mehrheit hinter der Regierung und ihrem Friedensangebot stehen, wird der Reichstag verlästert. Nun muß der Reichstag von der Regierung verlangen, daß **diese** Angriffe, die sich gegen ihre Politik richten, auch von ihr beantwortet werden. Die Regierung kann sich dem nicht entziehen, und die Note an den Papst enthält deshalb den deutlichen Hinweis, daß die Regierungspolitik sich mit der Friedenskundgebung des Reichstags vollinhaltlich deckt. Es folgt die Begründung der „Vaterlandspartei", die diesen klaren Sachverhalt durch selbstgespendeten patriotischen Weihrauch wieder zu verschleiern sucht. Wenn die Regierung nicht will, daß ihre Politik mit dem unverantwortlichen Treiben dieser Hydra der Zwietracht verantwortlich belastet wird, so wird sie nicht umhin können, dieser Agitation gegenüber ganz rückhaltlos und entschieden Farbe zu bekennen. Denn wenn sie das nicht tut, so könnte sie über kurz oder lang genötigt sein, ihre eigenen Friedenserklärungen unter Beteuerung der Ehrlichkeit ihrer Absichten noch einmal zu wiederholen. Will man sich wirklich durch ein Häufchen wohlmeinender Phantasten und gefährlicher politischer Spielernaturen in solche klägliche Lage bringen lassen?

Der Reichskanzler befindet sich in einem kindlichen Wahn, wenn er glaubt, durch Verschärfung des Risses zwischen den sozialistischen Außenseitern und allen übrigen Parteien eine neue Einheitsgrundlage zu schaffen. Niemand außer deren eigenen Anhängern billigt die Politik der Haase und Dittmann. Aber der Versuch, einige tieftraurige Einzelvorkommnisse in der Marine vor den Augen der Welt aufzubauschen und im deutschen Volk Sorge und Furcht vor Meutereien größeren Umfangs zu erregen, ist doch fast noch bedenklicher als das, was man den Haase und Dittmann nachgesagt hat. Nicht bloß wegen der Wirkung aufs froh aufhorchende Ausland. Viel mehr noch wegen der Wirkung im Innern.

Es ist eine unglaubliche Kurzsichtigkeit und der vollendete Nachweis politischer Unzulänglichkeit, wenn der Kanzler und der Staatssekretär v. Capelle den Trennungsstrich zwischen wahren Patrioten und einer Gruppe Verfemter und zu Verfemender zieht, deren Anhängerschaft in der Rüstungsindustrie und doch auch im Heere und in der Flotte nach Hunderttausenden zählt. Nichts konnte geschehen, was deren Reihen an Zahl und an verbitterter und verbissener Gesinnung mehr zu stärken geeignet wäre. Spürt denn der Kanzler nicht, auf wie gefährlich abschüssigem Wege er sich befand, als er jenen Bannstrahl schleuderte! Von da aus bis zur Verfemung der Sozialdemokratie Scheidemanns ist es ja nur noch ein Schritt. Und wer weiß, ob dann die so gewachsene Abhängigkeit von der alldeutschen Gruppe ihn nicht auch noch dazu zwingt, schließlich auch dem Liberalismus und dem Zentrum offene Fehde anzusagen! Hat Deutschland denn noch nicht Feinde genug in der Welt? Will man daneben noch den Krieg gegen die Mehrheit des deutschen Volkes führen?

Der Kanzler befindet sich am Scheidewege. Entweder folgt er den Lockrufen der „Alldeutschen"; dann muß er folgerichtig sein und den Weg der Diktatur beschreiten; er selbst oder der, der nach ihm kommt. Oder er besinnt sich auf seine Aufgabe, Führer des deutschen Volkes zu sein in schwerer Zeit. Das aber kann er nur, wenn er sich entschließt, Hand in Hand mit der Reichstagsmehrheit, mit dem Volke und für das Volk, den von Bethmann Hollweg eingeschlagenen Weg zu Ende zu gehen. Es gibt keinen anderen Weg, der zum Ziele führt: Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland. Nur so können wir durchhalten, und nur so können wir siegen, wenn die deutsche Parole die alte bleibt: frei im Innern und stark nach außen.

Friedrich Naumann / Reichstagsrede

(Nach dem amtlichen Stenogramm.)

Während unser Vaterland in größter Spannung auf seine Truppen blickt, auf den ungeheuren Kampf, der jeden Tag Mengen von unseren Brüdern und Söhnen wegfrißt, während wir, in der Mitte der Menschheit zusammengedrängt, um unser Leben kämpfen, haben wir das traurige Schauspiel hier im Reichstag immer wieder Tage ärgerlicher und peinlicher Auseinandersetzungen zu erleben und Dinge hier zu hören und zu erfahren, die ebenso unsere eigenen Herzen wie die Gemüter unseres Volkes draußen auf das tiefste erschüttern und mit Sorge bewegen werden. Es wird viele Leute mit besorgtem Staunen erfüllen, wenn sie hören, daß junge, kräftige deutsche Mannschaften von unserer Flotte, einem Wahngedanken nachgehend, dahingekommen sind, das sie das Urteil der Strafe wegen Landesverrats auf sich herabgezogen haben.

Aber es bewegt uns nicht weniger, wenn wir sehen, daß eine Regierung vorhanden ist, die aus diesem Falle und seinen Begleitumständen eine Waffe im politischen Kampfe zu machen sucht. Denn entweder liegt der Fall so, daß die drei genannten Herren von der Partei der unabhängigen Sozialisten etwas getan haben, was gegenüber dem Strafgesetz nicht aufrechtzuerhalten ist: dann sind sie straffällig, dann würde aber nicht, wie der Herr Abgeordnete Kreth vorhin sagte, die Immunität sie schützen, und sie werden selbst nicht den Appell an die Immunität in einem solchen Falle auch noch zu erheben wagen, sondern in diesem Falle wäre der Reichsanwalt längst gekommen. So wäre es längst entschieden. Da aber der Reichsanwalt keine Anforderungen an den Reichstag gestellt hat, die Immunität aufzuheben, um die Strafverfolgung zu ermöglichen, so folgt daraus, e silentio aber mit Sicherheit, daß in den Akten des Reichsanwalts dasjenige nicht ist, was in den Ausführungen des Herrn Staatssekretärs v. Capelle als vorhanden vorausgesetzt ist.

Meine Freunde schließen sich dem an, was in dieser Hinsicht von den Herren Trimborn, Dr. Stresemann und Ebert für ihre Parteien erklärt worden ist. Wir protestieren dagegen, daß man aus einem nichtvollzogenen Verfahren hier entehrende Folgerungen gegen jemand zieht, der zur deutschen Reichs- und Volksvertretung gehört, und zwar Folgerungen, die weit über den Umfang des zu Billigenden hinausgehen, denn selbst angenommen, daß jene drei Herren — was nicht der Fall ist — hier auf Veranlassung des Reichsanwalts in ein Strafverfahren hineingezogen wären — selbst den nicht vorhandenen schlimmen Fall angenommen —, so würde daraus nicht im geringsten folgen, daß man eine Partei als solche wegen eines Vergehens brandmarkt, das auf einzelne Mitglieder zu werfen sein würde. Wenn es vorhanden wäre — und zwar ein Vergehen, dessen Größe und Schwere durch die Situation des Krieges ganz ungeheuerlich sein würde —, dieses Vergehen dann auf eine Partei auszudehnen, deren Mitgliederbestand wir im Augenblick nicht genau abschätzen können, die aber wohl mit Recht vorhin sagte, daß es sich bei ihr um Hunderttausende von Wählern handle — was heißt das? Das bedeutet so viel: Leute, von denen wir den Vaterlandsdienst täglich alle verlangen müssen, so viele Väter von Söhnen, die draußen an der Front sind, mag uns ihre Politik nicht gefallen — und sie gefällt uns wahrhaftig nicht, die Politik der unabhängigen Sozialisten, so wenig, wie ihnen die unserige gefällt; denn das beruht auf Gegenseitigkeit; aber ob sie uns gefällt oder nicht: durch das, was der Herr Reichskanzler vorhin gesagt hat, sind wir alle genötigt worden, nun für diese Partei und ihre Existenz recht einzutreten! Wenn eine ganze Partei von Männern, deren eigene Mitglieder und Söhne fürs Vaterland kämpfen müssen, mit einem Generalbann belegt wird mitten im Kriege, so kann dafür die Volksvertretung keinen Sinn haben. Und wenn der Kaiser, der damals am 1. August 1914 das Wort sagte: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche — nun den Bericht des Reichskanzler erfährt: ich habe die unabhängigen Sozialisten außerhalb des Verbandes der Zuverlässigen gestellt, so wird er zunächst sagen, da ich keine Parteien kenne, sondern nur Einzelmenschen, so wollen Sie mir, bitte, sagen, wen Sie außerhalb des Verbandes gestellt haben; Parteien außerhalb des nationalen Verbandes zu stellen, ist nach dem 1. August 1914 eine moralische Unmöglichkeit!

Meine Herren, das ist es, was uns hier erschüttert und beschäftigt, daß dieser Rückfall in die schlechtesten Gewohnheiten alter Zeiten sich vor unseren Augen ohne Ueberlegung vollzogen hat. Denn das ist immer noch die leichtere Annahme. Daß man eine Partei von so vielen Mitgliedern *mit* voller Ueberlegung aus dem nationalen Verbande herausetzen und die Folgen übernehmen will, die daraus für Munitionsherstellung, Heimarbeit und Front kommen müssen, daß jemand mit Ueberlegung die Folgen eines solchen Wortes auf sich nimmt, kann ich schwer glauben.

Die gemeinsamen Erklärungen der Parteien, die durch die Herren Trimborn, Stresemann, Ebert und durch mich ausgesprochen werden, sagen ja auch, daß die überwiegende Mehrheit des Reichstages nicht daran denkt, ein besonderes Extrarecht einer Partei gegenüber, sie heiße, wie sie wolle, konstruieren zu lassen. Ich glaube, wir sollten mit den anderen Parteien die Anregung besprechen, ob diese Frage nicht geeignet ist, einen besonderen parlamentarischen Prüfungsausschuß einzusetzen, um diesen ganzen Fall in seinem Verlauf bis zu der beklagenswerten Stunde von heute noch einmal durchzugehen und zu verfolgen; denn das ist ein Stück Gesamtpolitik, und zwar intimster Politik, was hier plötzlich herausgebrochen ist, daß wir jenen *Geist der Volksgemeinschaft*, ohne den ein großer, schwerer, blutiger Krieg nicht durchgefochten werden kann, da und *dort vermissen*, aber vor allem auch leider an der Stelle *in der Regierung, bei* der die Führung sein muß.

Und damit gestatten Sie mir wohl, wiewohl wir von diesem letzten Zwischenfall begreiflicherweise alle lebhaft bewegt sind, noch mit einigen Ausführungen auf das zurückzukommen, was im Untergrund, im Unterbewußtsein und Hintergrund der Auseinandersetzungen gelegen hat, die nun, wie es schien, friedlich zu Ende gingen, wenn nicht jenes *letzte Wort des Kanzlers* mit den ihm folgenden Ausführungen dazwischengekommen wäre. Es *fehlte* in diesen Vorgängen an etwas, was man mit *Seelenkunde des Volkes* bezeichnen möchte; es fehlt an dem Sinn für die Menge, für die einzelnen Menschen. Wenn der Herr Kriegsminister gegenüber den Ausführungen des Herrn Abgeordneten Landsberg sagte, daß die verhältnismäßig geringe Menge von Beschuldigungen, die da zusammengebracht worden wären, eigentlich nicht Objekt genug seien für eine derartige parlamentarische Aktion, so ist das in gewissem Sinne für jemand, der nur mit Quantitäten zu rechnen versteht, nicht unrichtig. Denn wenn man aus einem Heer von so vielen Millionen nur soundso viel — sagen wir: Quadratzentimeter von Vorwürfen zusammenbringt, so ist das verhältnismäßig nicht viel, und wer keinen höheren Sinn hat, als diese Sache mathematisch, quadratisch zu berechnen, kommt zu dem erhabenen Standpunkt: es ist zu wenig, was er vorgetragen hat! Aber wenn man etwas Sinn besitzt für das, was Bismarck mit dem Wort Imponderabilien bezeichnete und was wir einfach deutsch mit den Seelenvorgängen der einzelnen Menschen bezeichnen können, mit jener merkwürdigen Tatsache, daß die Menge aus lauter einzelnen Seelen besteht und daß jede von den einzelnen ihr Auf und ihr Ab, ihr Freiheitsrecht und ihren Willen hat, und daß sie nicht nur Materie sein mag, dann fordert ein Volk gerade im Kriege, daß es bei aller notwendigen Subordination und in aller Einspannung in Massenquantitäten nicht nur als Quantität behandelt wird, sondern zugleich als etwas Seelisches und Lebendiges, damit die einzelnen Leute in der Armee das Gefühl haben: die uns führen, auch der Kriegsminister, sind keineswegs nur Soldaten, sondern sind dabei auch Menschen! Und zwar sollen sie Menschen sein, die wissen: wenn man einem einfachen Mann eine ihm fremde Meinung einpauken oder ein Bekenntnis aufzwingen will, das nicht auch in ihm selber gewachsen ist, so muß er sich oft den Umständen fügen und spricht: Jawohl, Herr Major, es wird wohl so sein, wie der Herr Major sagt! aber dabei bleibt ihm das Gefühl, daß ihm auf sein Innerlichstes etwas Fremdes aufgelegt wird, und das setzt sich dann wieder in einen Mangel dessen um, was er leisten kann. Wenn die einzelnen Leute draußen, die kleinen Leute in dem großen Krieg, ihr Leben wacker und tapfer auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, wenn sie zu sterben bereit sind, jetzt in Flandern unter unerhörten Angriffen, wie sie noch kein Geschlecht von Menschen in der Welt vorher ausgehalten hat, dann tun sie das nicht nur deshalb, weil irgend jemand anderes in Zukunft mehr deutsches Land besetzen wird, sondern dann lebt in ihnen selbst die Hoffnung: das tust du, damit deine Kinder ein Volk besitzen, in dem sie sich frei bewegen können. Es muß etwas vom *Geist der Freiheitskriege* da sein, und ohne eine Ahnung vom Geist der Freiheitskriege halten wir die kommende schwere Zeit nicht aus. Und deshalb ist es im Interesse der Kriegführung selber, diesen Geist zu pflegen: das Volk steht auf, der Sturm bricht los, solche Glaubenstöne von unten wieder wachrufen, ein ganzes lebendiges Volk zu wecken, als von oben dem Volke eine besondere Politik extra einprägen wollen. Und diese Politik, die man einprägen will, ist eine Politik, die ihre gefährliche Vorgeschichte hat.

Auf diese Vorgeschichte ging vorhin Herr Abgeordneter Dr. David mit einigen Worten ein. Die *Vaterlandspartei*, die anderen das Vaterland schwer macht, steht unter der Führung von Großadmiral Tirpitz. Man wird über die Vaterlandspartei nicht reden können, ohne nicht auch ein offenes Wort über die Tätigkeit von Großadmiral Tirpitz mit zu sagen. Ich habe wohl ein persönliches Recht dazu; denn ich bin ihm gern gefolgt in früheren Jahren, habe in der Flottenagitation mitten drin gestanden, habe gern die Augen zu ihm erhoben und mich gefreut, wenn ich ihn auf Schiffsfahrten inmitten seiner Offiziere und Mannschaften gesehen habe. Manche gute und feine Erinnerung hängt an diesem Mann. Daß dieser Mann jetzt einen solchen Weg gegangen ist, gehört mit zu den schmerzlichen Erfahrungen dieser Kriegszeit. Und wie ist das gekommen? Es war in ihm eine Art Wallensteinischer Trieb. Er hatte seine Flotte geschaffen, und mit ihr wollte er seine Politik machen, eine eigene Heerführerpolitik neben der sonstigen Regierungspolitik. So hatten wir denn von Schluß des Jahres 1914 an bereits *zwei sich bekämpfende Regierungsparteien innerhalb der Regierung*. Wir hatten eine *Regierung Bethmann* und eine *Regierung Tirpitz*. Ich will hier nicht untersuchen, woher es kommt, daß — in diesem Zweiparteiensystem kann man nicht sagen — in diesem Zweiregierungensystem, unter dem wir so schwer gelitten haben, eine Entscheidung so lange Zeit weder von oben noch von unten erfolgt ist. Wir erlebten eine Zeit, in der weder die Monarchie noch das Parlament zwischen der Regierung Bethmann und der Regierung Tirpitz einen entscheidenden Unterschied machen, sagen wir: konnten, wollten oder zu machen wagten. Aus dieser Doppelheit ergab sich nun, daß in die Behörden hinein, in die Armee hinein, in die Zeitungen, ins ganze Volk hinein die Doppelheit zweier Regierungen getragen wurde. Alles das, worüber unter der Ueberschrift „Vaterlandspartei" sonst gesprochen wird, worüber auch Herr Kreth eben hier geredet hat, nämlich das, was in sogenannten Programmen darin steht oder nicht steht und was in einer zweiten Ausgabe des Programms weggelassen ist von dem, was man aus Unvorsichtigkeit in der ersten Ausgabe noch hat stehen lassen, das alles ändert sehr wenig an diesem Herrschaftswillen. Auch ob sie *für die Vaterlandspartei etliche übelberatene Fortschrittler miteingefangen* haben, ändert auch sehr wenig daran, daß es sich hier noch immer um den Kampf zweier Regierungen handelt, der heute nicht mehr heißt: Tirpitz contra Bethmann, sondern Tirpitz contra Mehrheit der deutschen Volksvertretung. In dieser Form haben wir jetzt den entscheidenden politischen Kampf vor uns, und das, wogegen sich hier die Vertreter der Linken gewehrt haben, ist, daß dieser Kampf um die Regierung in all seiner vernichtenden Schärfe hinausgetragen wird ins Volk und autoritär ins Heer hineingetragen wird.

Es wird geantwortet, das sei ja gar nicht die Meinung der Tirpitzschen Gruppe, durch die Vaterlandspartei eine besondere Parteiung hervorzurufen, und auch sonst rennet es Entschuldigungen. Es hat ja auch in einer Erklärung Großadmiral v. Tirpitz

gegenüber meinem Parteifreunde Haas gesagt, daß er jene Worte, daß England in einer bestimmten Zeit auf die Knie gezogen werden solle, nicht ausgesprochen hätte. Er will also an den Uebertreibungen der Alldeutschen oder der Vaterlandspartei unschuldig sein. Ich gebe zu, daß es zur ganz besonderen Kunst und Klugheit dieses hervorragenden Mannes immer gehört hat, nicht alles selber zu tun, was er getan wünschte. Aber wenn wir diese neue Tirpitzsche Erklärung zunächst mit dem vergleichen, was Abgeordneter Haas hier gesagt hat, so hat Haas nicht etwas von sich aus behauptet, sondern er hat auf Grund eines Buches aus der Lehmannschen Schrift über Kriegsziele vorgelesen, daß der Großadmiral Tirpitz seinerzeit erklärt habe, daß sechs Monate nach Beginn des rücksichtslosen U-Boot-Krieges England in die Knie gezwungen sein werde. So heißt es in dem Buche von ihm:

Er mußte sein Amt niederlegen, und der Krieg dauerte fort. Jetzt hat unser Kaiser den rücksichtslosen U-Boot-Krieg befohlen, und der Krieg wird in wenigen Monaten beendet sein! Also ein Buch, das im Lehmannschen Verlage erschienen und in Legionen von Exemplaren draußen verbreitet wird, hat dort die Ansicht ausgebreitet, daß der Großadmiral Tirpitz der Vater solcher übertriebenen Gedanken sei. Haben Sie nun schon gehört, daß Großadmiral Tirpitz bisher in Abrede gestellt hat, daß er der Vater dieses Gedankens sei? Die Verbreitung des Buches ist vor sich gegangen, unzählige Leute haben es in der Hand gehabt, irgend jemand wird Herrn v. Tirpitz doch darauf aufmerksam gemacht haben: hier steht über Sie etwas ganz Unglaubliches, Sie sollen gesagt haben, daß man in etlichen Monaten England auf die Knie bringen könnte! Tirpitz würde dann wohl sagen: ist mir nie eingefallen! Aber in diesem Falle würden einige von uns sich erinnern, daß sie doch auch an anderen Stellen etwas Aehnliches gehört hätten. Wenn wir nämlich auch durchaus nicht befugt sind und keinerlei Neigung haben, Militärisches aus der Kommission zu sprechen, so kann man sich doch daran erinnern, daß der leider verstorbene hochverehrte Reichstagsabgeordnete Bassermann Ende März 1916, als damals die Verhandlungen über den U-Boot-Krieg zum erstenmal das Parlament beschäftigten, sagte: es stehe hinter den Antragstellern, nämlich den Antragstellern, die den uneingeschränkten U-Boot-Krieg forderten, die sachverständige Autorität des Großadmirals v. Tirpitz, daß wir genügend U-Boote hätten und gegen England den U-Boot-Krieg mit dem beabsichtigten Erfolg führen könnten.

Vielleicht sind aber diese Ausdrücke noch ein wenig zu allgemein, weil sie von „beabsichtigtem Erfolg" ohne nähere Begrenzung reden; aber es gab damals, soviel in meinen Aufzeichnungen ist, Ausführungen vom Grafen Westarp. Der Herr Graf Westarp verwahrte sich dagegen, daß die Erwartung über den U-Boot-Krieg nur Ansicht der urteilslosen Massen sei; soweit ihm bekannt sei, habe der Admiralstab noch im Februar seine Stellung dahin eingenommen, daß diese Leistung von 600 000 Tonnen monatlich genüge, um England auf die Knie zu zwingen. Der Admiral v. Capelle — so heißt es damals Ende März — habe gestern eine gegenteilige Meinung vertreten, es sei aber bekannt, daß der Großadmiral v. Tirpitz die Auffassung vertreten habe, daß der Erfolg zu erzielen sei. Er müsse gestehen, sagt Graf Westarp, daß die Ansicht des Großadmirals v. Tirpitz für ihn von durchschlagender Bedeutung sei.

Es sind das Einzelerinnerungen, zu denen hinzuzufügen ist, daß später in Auseinandersetzungen mit dem Herrn Abgeordneten Struve Herr Staatssekretär v. Capelle — es ist im April 1917 gewesen — von sechs Monaten Zeit in der Polemik geredet hat. Kurz, um Tirpitz herum ist zweifellos das als seine Meinung geglaubt worden, was er heute bestreitet.

Der Kampf im Innern Deutschlands geht nun aber nicht um diese Einzelheiten. Erst ging er um den unbeschränkten U-Boot-Krieg. Da der U-Boot-Krieg erreicht war, so suchte sich derselbe Kampf um die Herrschaft ein anderes Objekt. Als der U-Boot-Krieg im Januar 1917 beschlossen war, haben alle diejenigen von uns, die ihn für außerordentlich gefährlich für das deutsche Vaterland gehalten haben und noch halten, dazu stillgeschwiegen; denn nachdem einmal der uneingeschränkte U-Boot-Krieg offiziell angenommen war, gehörte es zu unserer vaterländischen Pflicht, nun zu wünschen, daß dieses Mittel neben seinen schweren Nebenwirkungen auch seine Hauptwirkungen zu unseren Gunsten ausüben könnte. Dasselbe Verfahren haben nun aber die Herren der Tirpitzschen Vaterlandspartei keineswegs geübt, als umgekehrt Reichstag und Regierung unter Zustimmung der obersten Heeresleitung sich entschlossen hatten, eine Methode der auswärtigen Politik einzuschlagen, die in der bekannten Resolution vom 19. Juli 1917 niedergelegt ist. Nach demselben Verfahren, nach dem wir uns einer beschlossenen Tatsache gefügt haben und nicht nachgelassen haben, still und fest für das Vaterland weiter zu kämpfen und zu dienen und zu arbeiten, auch wenn etwas getan wurde, was wir nicht für richtig hielten, hätte jetzt die andere Seite Gelegenheit gehabt, nachdem die Regierung, die oberste Heeresleitung und die Volksvertretung als seine Einheit zusammengetreten waren, auch ihrerseits ebensoviel moralische Zucht zu entwickeln, wie sie auf der linken Seite entwickelt wurde. Sie hätten ihrerseits bei sich in ihren Stuben sagen können: wir halten dafür, das Friedensprogramm ist ein gefährlicher Schritt, so gut wie das mancher von uns dem vorhergehenden Schritt gegenüber sagt; aber ist einmal etwas beschlossen, so gilt: mein Land, mein Recht! Unser Land hat in seinen Autoritäten diese Friedensresolution als seine Resolution angenommen; Recht oder Unrecht, wer entscheidet das in großen kriegerischen und diplomatischen Aktionen? Wer wußte, als der Kampf gegen Verdun begann, ob er richtig oder unrichtig war? Wer kann irgendeinen großen Schritt im Tun und Unterlassen endgültig beurteilen? Aber was in schweren Kriegshandlungen beschlossen ist, daran hat man sich zu halten, und wenn gerade diejenigen, die sich sonst als Hüter der Autorität erachten, jetzt diesen Vaterlandsparteikampf gegen Regierung, oberste Heeresleitung und Reichstagsmehrheit erheben, dann muß man sich wundern über das, was einem guten Volke an gewaltsamer Zerreißung seiner Autoritäten geboten wird.

Es sagt die Vaterlandspartei, es sei notwendig, große Eroberungsziele, Ideale materieller Art, den Soldaten vorzuhalten, damit der soldatische Geist des Siegens nicht sinke, und der Herr Kriegsminister hat, und zwar mit Recht, einige Zeilen von mir verlesen, in denen ich schrieb, der Soldat muß als Soldat denken! Man kann von dem Soldaten nicht verlangen, daß er die Dinge genau so auffaßt wie jemand, der hier in der Kommissionsstube sitzt! Man kann vom Soldaten nicht verlangen, daß er Diplomat ist, sondern er ist Soldat, und wenn der Soldat nach der einen oder anderen Seite sich stark ausdrückt und seiner Phantasie freie Bahn läßt, — der Mann, der dem Tode gegenübersteht und über dessen Kopf die Schrapnells auseinandergehen, hat Gedankenfreiheit wie nur irgendeine Seele in der Welt sie hat, und niemand von uns wird daran denken, auch nur im entferntesten, etwa der Armee Vorschriften für ihren Geist zu machen. Was wir wollen, ist nur, daß auch der einzelne Mann in der Armee von dieser Gewitterfreiheit des Krieges seinen Anteil unverkürzt erhält. Man sagt ferner, um die Soldaten aufzumuntern brauche man Forderung von Eroberungen: hier ist noch Land, kommt, wir marschieren! Ich gebe zu, daß, wenn die Truppe vor einem Lande steht, das sich als schöne, breite Getreidefläche dehnt, und man gedenkt des Mangels zu Hause, so ist die Idee, jetzt marschierst du in das breite Getreideland als Brotland hinein, einer jener militärischen Gedanken, die wir sicherlich nicht kleinlich beschneiden wollen. Denn frei muß der Soldat sein mit allem, was er denkt und empfindet! Aber etwas anderes ist es doch, ob man denjenigen Heeresteilen — und die sind die Mehrheit —, die Jahre hindurch die stehende Front verteidigen müssen, die oft sehr genau wissen, an ihrer Stelle sei von Offensive gar nicht die Rede, mit diesen Gedanken einen großen Dienst erweist. Es kommt noch folgendes hinzu: die Feldherren der Vorzeit ermunterten ihre Soldaten, indem sie ihnen sagten: dort unten liegen reiche Städte, die ihr plündern könnt! Das machen die heutigen Feldherren nicht mehr; heute wird gesagt: marschiert ein nach Vorschrift! Das ist Kultur, und es ist sehr gut, daß es so ist, und keiner wünscht, daß es anders ist. Aber ist nicht die Eroberungsstimmungsmache, die man für notwendig hält, teilweise noch ein Stück Rest aus dieser archaistischen Zeit des militärischen Wesens? Und war nicht das, was uns am 4. August hier in diesen Räumen unvergeßlich zusammengebracht hat, in jener größten Weihestunde unseres Volks und unseres eigenen kleinen Daseins, dieses, daß das ganze deutsche Volk einig wurde in der Idee der Verteidigung? „Wir führen keinen Eroberungskrieg," hatte der Kaiser gesagt, und von rechts bis links, bis hin zu denen, die heute mit dem Bann des Kanzlers belegt wurden, wir alle miteinander sagten: verteidigen, das muß man, das muß ein Volk, eine ehrenvolle Bevölkerung, bis aufs letzte. Diesen hohen und heiligen Gedanken der Verteidigung aber zertritt man uns, wenn man Eroberungsgedanken sozusagen pflichtmäßig systematisieren will. Derartige Gedanken als Musik beim Marschieren zu haben, als Phantasie der Historiker, als notwendige Begleiterscheinung seelischer Art für den harten Krieg, das mag jeder halten, wie er will! Es ist niemand verboten, sich die Zukunft in Europa ganz anders zu denken als bisher. Aber systematisieren, programmäßig machen, dem Auslande mitteilen — da beginnt aus der Phantasie das Harte zu werden, da beginnt etwas aufzusteigen, was draußen als die Brutalität des deutschen Materialismus angesehen wird.

Ich will nicht breit davon reden, was in der Auslandswirkung die Richtung getan hat, die sich jetzt Vaterlandspartei nennt. Wenn man draußen bei Neutralen ist, sagt man leicht zu sich: Gott behüte mich vor meinen derartigen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen! So sagt dies deutsche Volk: Wir wollen nicht als das unersättliche Eroberungsvolk in der Welt dastehen, sondern wollen leben und leben lassen, Menschen unter Menschen sein, Volk unter Völkern!

Und diese Eroberungsphantasien sind Illusionen. Sie sind Illusionen deshalb, weil die ganz großen Kriege der Menschheit andere Gesetze haben als kleinere Kriege. Bei den kleineren Kriegen geht es ungefähr so, wie auch Herr Kreth vorhin auseinandergesetzt hat. Ein Teil siegt, und dann beginnt das, was Herr

Kreth „das Geschäft" genannt hat. Ungefähr so, wie man mit Spiritus und Kartoffeln erfolgreich handelt, indem man erst aufschlägt, dann nachgibt und sich dann verständigt, und das dann einen Verständigungsverkauf nennt, so ungefähr hat er seine Theorie vom Völkerfrieden dargelegt. Als ob hinter dieser Aufwühlung aller Nationen, dieser unübersehbaren Erschütterung mehr als eines Erdteils, überhaupt etwas wie ein Geschäft aufzurechnen wäre! Selbst Herr Kreth als ein in Geschäften erfahrener Mann wird ohne weiteres zugeben, daß es gewisse Kompliziertheiten verwickelter strittiger Geschäftsbeziehungen gibt, die man nicht auf derartige einfache Formeln bringen kann. Da nun fast alle Völker so kämpfen, wie im Dreißigjährigen Kriege — denn was die Vorfahren in dreißig Jahren verteilt erlebt haben, das haben wir in drei Jahren konzentriert erlebt —, wenn Völker sich so zerrissen und erschüttert haben wie im Dreißigjährigen Kriege, dann ist nicht das Heilmittel, Geschäfte zu machen wie Herr Kreth, sondern dann handelt es sich zunächst um eine neue Gesinnung, und erst aus der Gesinnung kommt die weitere Verhandlung. Es handelt sich um das, was Herr Staatssekretär v. Kühlmann vor einigen Tagen die Atmosphäre des Friedens genannt hat, die wir brauchen, die muß über die Erde erst hinziehen wie Höhenrauch, bis ein Volk und noch eins und wieder ein anderes davon ergriffen werden. Als man damals aus dem Dreißigjährigen Kriege herauskommen wollte und sich dort in Osnabrück und Münster beriet und verständigte, wie fing man an? Man stellte voran den Satz über die pax christiana, über den christlichen Frieden, was nach der Sprache jener Zeit ausgedrückt ist, wie wenn wir heute sagen: über die Menschlichkeitsgesinnung, die wieder heraufkommen muß. Dann setzte man den großen ausgedehnten Friedensparagraph über oblivio et amnestia, über das gegenseitige Vergessen und Vergeben. Und erst nachdem so die Gesinnungsgrundlagen gelegt sind, kommt dann die Grundformel, die damals restitutio hieß, womit nicht etwa Entschädigung in Geld, sondern Wiederherstellung der Landesgrenzen gemeint war in dem Sinne, wie wir sagen: ohne Annexion, Rückkehr zu dem früheren Zustande der Grenzen. Und erst darauf baut sich dann das einzelne auf: es wird Bayern wieder eingerichtet, und die Pfalz, und dabei werden auch Veränderungen vorgenommen. Ohne jeden Grundbau der Gesinnung aber war der Aufbau der Einzelverhandlungen glatt unmöglich.

Wenn jemand denken sollte, man könnte auswärtige Politik nach dem Rezepte machen, was uns hier im Namen der Vaterlandspartei Herr Kreth vorgetragen hat, so wird auf seine Weise überhaupt kein Friede, kein deutscher und kein anderer. Auf Tirpitzschem Wege entsteht aus diesem Kriege heraus überhaupt kein Friede!

Nun ruft Herr Kreth vorhin: was haben euch denn die anderen geantwortet, was hat Poincaré, was hat Asquith geantwortet? Ich habe nie geglaubt, und ich meine, die Freunde auf der linken Seite und auch in der Mitte werden nie geglaubt haben, daß wir mit Aufstellung einer Zauberformel so hart gewordene Gegensätze der führenden Gegner mit einem Mal erweichen. Daß das schnell erfolgen solle, ist eine Behauptung, die von Tirpitz, Kreth und ihren Freuden nur aufgestellt wird, um dann zu sagen: seht, es sind schon wieder 14 Tage verstrichen, und noch ist das erwartete Echo ausgeblieben! Und dabei wird immer der kleine Blumenstock des Friedens wieder mit den Wurzeln ausgerissen und nachgesehen, ob die Wurzeln wachsen. Das Ungeschick der Eroberungspolterer verdirbt die an sich schwachen Friedensmöglichkeiten. Und sind denn die Beschlüsse der englischen Arbeitervereinigungen nichts? Sind die für den Frieden aufsteigenden Sozialisten in Italien, sind sie nichts? Die haben alles gehört, was hier bei uns vorgeht. Die Welt hat jetzt ein feines Gefühl für Menschliches und Unmenschliches bekommen.

Und wenn früher der vorige Reichskanzler v. Bethmann Hollweg — an den sich auch heute noch mancher in diesem Hause erinnert — gelegentlich gesagt hat, wir Deutsche könnten in Friedensgesinnung an der Spitze marschieren — wir haben es begonnen! Es gibt zwar manche, die es nicht mitmachen; das ist ihre Privatangelegenheit. Ihren Unfriedensgeist aber zur Gesinnung der Gesamtheit machen zu wollen, ist ein Unrecht, das wir nicht ertragen.

Robert Wilbrandt / Die deutsche Volkswirtschaft nach dem Kriege

Mein „Produktionsprogramm für den Tag der Heimkehr" (in der „Hilfe" vom 20. September 1917) bedarf noch der volkswirtschaftlichen Begründung. Die sozialpolitische ist zu ergänzen durch den Nachweis der Eignung des Programms für die Lage der deutschen Volkswirtschaft nach dem Kriege.

Das ist freilich im vorigen Aufsatz schon begonnen worden. Der Rohstoffmangel und im Zusammenhang damit die Lage der an Rohstoffmangel leidenden Industrien, der spezifischen Frauenindustrien, besonders des Textilgewerbes, war dort der Ausgangspunkt für die Frage der Frauenarbeit nach dem Kriege. Das Problem der Kriegsverletzten schloß sich, des gleichen Heilmittels bedürftig, daran an: dieses Problem erwies sich, wie das der durch Rohstoffmangel in ihrem Erwerb bedrohten Frauenarbeit, einer Neuansiedlung bedürftig, wie mein Programm sie vorschlägt.

Diese Neuansiedlung ist nicht nur als Abhilfsmaßnahme für die besondere Not der Kriegsverletzten und der durch Rohstoffmangel bedrohten weiblichen Industrien, sondern für die allgemeine Not der ganzen deutschen Volkswirtschaft das gebotene Mittel. Mit geschwächter Kraft die Nachwirkungen dieses Krieges tragend, geht unsere Volkswirtschaft der schweren Aufgabe entgegen: die Wiederherstellung des Wohlstands durchzuführen bei mangelndem Rohstoff nicht nur, bei Mangel an Schiffsraum, bei schlechter Valuta, sondern auch bei mangelndem Baugeld und erschwertem Export.

Diese beiden großen Gefahren, Kapitalmangel und Absatzmangel, schließen scheinbar einander aus. Denn der Kapitalmangel kann nicht dauern, so scheint es, wenn durch Absatzmangel Kapital unverwertbar und daher frei wird. Das anlagesuchende Vermögen verliert dann die bisher benutzte Gelegenheit zur Kapitalanlage. Es bietet sich an; wenn ohne Erfolg, dann zu sinkendem Zinsfuß. Das Baugeld ist dann — alles übrige gleichgesetzt — zu geringerem Zinssatz zu haben. Die Stockung des Baugewerbes infolge zu teuren Baugelds daher behoben. Der Kapitalmangel mithin durch den Absatzmangel abgelöst, nicht dauernd mit ihm vereinbar.

So wäre für die beiden einander ausschließenden und daher zeitlich nur aufeinander folgenden, nicht miteinander bestehenden Nöte eine getrennte Behandlung am Platz. Doch ist dies nur scheinbar. In Wirklichkeit besteht noch der eine Notstand, wenn der andere schon anfängt, zu wirken. Der erste verschärft dann den zweiten: die Stockung im Baugewerbe vermindert den Absatz auch im Innern, da diese Stockung den Absatz und die Kaufkraft breiter — am Baugewerbe hängender — Erwerbskreise schmälert. Und der zweite Notstand verschärft den ersten, da die beginnende Absatznot das Bauen vermindert: die Industriebauten lassen dann nach. Und vor allem: wer sagt uns, ob das freigewordene Kapital nicht für andere Gelegenheit, die sich bietet, gerade nur ausreicht? Ob es übrigbleibt für ein verbilligtes Baugeld? Die in Granaten und anderen Zerstörungsmitteln verbrauchten Milliarden sind ausgegeben. Die Zinsenlast allein, die man dafür tragen wird, nimmt so viel Mittel in Anspruch, daß es schwer sein wird, überhaupt neu anzulegende Kapitalien übrigzubehalten. Der hohe Zinsfuß ist daher auf längere Dauer wahrscheinlich, als eine internationale Erscheinung. Und die Exporterschwerung tritt sofort ein. Der Wirtschaftskrieg unserer Gegner, wie die Pariser Wirtschaftskonferenz ihn beschloß, ist ganz besonders für die ersten drei bis fünf Jahre nach dem Kriege gemeint. Für die Zeit des Wiederaufbaus, wie man bei der Entente sagt, oder für die Uebergangswirtschaft, wie wir es bezeichnen: gerade für diese Jahre, wo der Kapitalmangel am stärksten sein muß, gleich nach dem Kriege, mithin der Zinsfuß am höchsten, ist auch der Ausschluß des deutschen Exports in Aussicht genommen; und gerade zuerst muß der Erfolg des englischen Wirtschaftskriegs am größten sein: für später ist auf die Wirkung der deutschen Ueberlegenheit zu hoffen, zuerst aber wirkt der Haß, der Abbruch der wirtschaftlichen Beziehungen, das Vorherrschen der inzwischen eingenisteten Konkurrenz, der Engländer, Japaner, Amerikaner usw. Also drängt sich, sobald der erste Ansturm des angesammelten Bedarfs im Inland befriedigt, das dann einsetzende Bedürfnis nach Wiedererweckung des Exports mit dem gerade dann wirksamsten Kapitalmangel zusammen. Ob der Rohstoffmangel schon bald behoben ist, steht dahin. Die inzwischen eingetretenen Schiffsverluste der ganzen Welt — für uns die beste Gewähr des Sieges gegen die Westmächte — diese für uns jetzt so günstigen Erfolge des U-Boot-Krieges bedeuten für die Zeit nach dem Kriege verringerten Schiffsraum. Er fehlt dann unsern Gegnern, aber dadurch uns selbst. Denn um so mehr sind wir auf die eigene, doch auch verringerte Handelsflotte ange-

Digitized by Google

wiesen. Und der erschwerte Export — erschwert durch die Abnehmerfeindschaft, die eingenistete Konkurrenz und durch Mangel an Schiffsraum — erschwert auch seinerseits die Einfuhr. Denn er vermindert mit dem Absatz die Nachfrage nach deutschem Gelde; die Valuta wird aufs neue gefährdet, wie im Kriege, wenn trotzdem stark importiert wird: es kann daher, wie allgemein bekannt, aus Mangel an Schiffsraum und aus Mangel an einem Absatz, der den Einkauf im Ausland für die Valuta unbedenklich machen würde, der Rohstoffbezug nur langsam gehen. Soweit er nicht etwa durch feindliche Maßnahmen überhaupt gesperrt wird! (Vgl. darüber Dr. W. Dyes in der Zeitschrift „Deutsche Politik" vom 22. Juni 1917.) Aber alles noch Ungewisse, was der Krieg und der Sieg noch abwenden mag, beiseite gesetzt: auch im günstigsten Fall wirkt selbst der Rohstoffmangel noch mit den beiden anderen Nöten zusammen. Und die Valuta, schwer wieder hoch zu bringen bei erschwertem Export, behindert den Export auch ihrerseits noch weiter: sie verteuert den eingeführten Rohstoff so sehr, daß eingeführter Rohstoff die Herstellungskosten über das im Export Erträgliche hinaus erhöht, mithin Export auf Güter mit *eigenem* Rohstoff eingeschränkt ist. Und alle drei Nöte, fein säuberlich geschieden von dem Seziermesser des Pathologen, wirken so in Wahrheit zusammen und miteinander. Für alle miteinander, für die von ihnen zu befürchtende Gesamtlage, ist mithin der Plan zu erdenken, der als Produktionsprogramm für die Zeit nach dem Kriege die Heimgekehrten vor all den geschilderten Gefahren zu sichern hat.

Die Gesamtlage ist: erschwerter Export, Kapitalmangel für das Bauen, daher infolge teuren Baugelds Stockung im Baugewerbe und allen davon mitbetroffenen Industrien, und endlich ein allmählich zu behebender, aber zunächst mit beiden Faktoren zusammenwirkender Rohstoffmangel, der eine Reihe anderer, sonst nach dem Krieg sicher gut beschäftigter Industrien noch nicht wieder ganz in Gang kommen läßt.

Daraus ergibt sich: der Gesamtplan für diese Jahre muß verringerte Ausfuhr und schon darum (Valuta!) verringerte Einfuhr zum Ausgangspunkt nehmen; ein zeitweise notwendiges Sichzurückziehen auf sich selbst muß der Ausgangspunkt sein. Nicht um sich, wie die Welt der Gegner es wünscht, in ein Mauseloch zu verkriechen. Sondern um durchzukommen, trotz der Gegner! Ja, um durch das, was sie uns Böses zufügen wollen, gerade zu unserem eigenen Besten zu gelangen!

Denn es ist ganz richtig, was Ballod (in seinem genannten Aufsatz) gezeigt hat: wir sind durchaus nicht verloren, wenn die Welt uns — eine Zeitlang — auf uns selbst zurückdrängt! Im Gegenteil. Die bei uns vorhandene, so lang vernachlässigt gebliebene Quelle von Wohlstand und Kraft wird nun erst gefaßt. Sie wird uns reicher, an inneren und äußeren Gütern, hervorgehen lassen aus dieser Not, als wir ohne sie, immer mehr dem Industriestaat nach Englands Vorbild nahekommend, je hätten werden können. Wir wären allmählich, scheinbar müssend, bei der uns immer wieder als unumgänglich gelehrten Exportforcierung angelangt, mit steigenden Milliarden von Ein- und Ausfuhr, und wahrscheinlich mit Stadtproletariat im „Steinernen Meer" der Häuser, mit weiten kaum genutzten Flächen daneben, mit Menschen wie im westlichen England, wo erst die Fahrt in die grünen Gefilde der östlichen Landschaft für Augen und Lungen Erfrischung und für den Menschenfreund Erquickung bedeutet.

Hier in der „Hilfe" so „reaktionäre" Gedanken auszusprechen, ist gewagt. Doch der Leser wird, wenn er hier nicht aufhört, den Ketzer verstehen und seinen Weg als nach vorwärts und aufwärts führend mit ihm gehen.

Nicht für immer ist damit der deutsche Export, die deutsche Geltung in der Welt, zum Tode verurteilt. Zum Tode verurteilt, so lang die Reaktion der Welt gegen unser Emporkommen auf uns drückt, wie die Reaktion auf den Aufstieg einer revolutionär sich erhebenden Klasse. Aber wie so viele Revolutionäre, die zum Tode verurteilt waren: einst wieder sehr lebendig! Als Hundert-Millionen-Volk, das die Kraft dem eigenen Boden entnimmt, mit dem es sich wieder berührt, wie Antäos: unbesiegbar! Und darum Dank unseren Gegnern! Wir können — mit Prion in seinem Vortrag über die Pariser Wirtschaftskonferenz (jetzt in Schmollers Jahrbuch) die Pläne der Gegner ruhig auf uns wirken lassen. Theoretisch und praktisch! In voller Gemütsruhe würdigend, was sie bedeuten, vermögen wir sie ebenso ruhig zunicht zu machen, wenn wir uns ihnen anpassen, scheinbar nachgebend, in Wahrheit so erst unseren ungenutzten Reichtum erfassend.

Davon in einem weiteren Aufsatz. Er wird die *Anpassung an die Lage* erweisen, wie mein Programm sie enthält: es ist gerade auf diese Lage zugeschnitten. Es zieht ökonomisch aus dieser Lage seine Kraft. Dieser bösen Lage ist es zu danken, wenn gelingt, was vor dem Krieg Traum und leere Hoffnung war: die Siedelung im Schönen, in der Natur, nicht nur für die Reichen, sondern gerade für die Armen, die dessen nun *wirtschaftlich bedürfen* werden, um sich zu erhalten in der nicht gerade rosigen Lage der deutschen Volkswirtschaft nach dem Kriege.

Naumann/Die Freiheit Luthers

38.

Alle politischen Kräfte aber des Vaters der neuen Glaubensweise wurden auf die Probe gestellt, als der *Bauernkrieg* ausbrach. Für uns ist es nachträglich leicht, ihn in seiner geschichtlichen Bedeutung und sozialen Notwendigkeit zu sehen, aber wer war in Wittenberg, der dem Theologieprofessor Luther die Agrar-, Wald-, Wasser-, Wild- und Bauernfragen zugleich mit allen Abhängigkeitsrechten und Unrechten in großen Umrissen richtig hätte zeichnen können? Was wußte wohl überhaupt Luther Sicheres von den Einzelvorgängen? Fühlte er bäuerlich genug, um hierbei instinktiv zu begreifen, um welche Lebensgüter gestritten wurde? Es wogte eine Freiheitswelle heran voll Bauernzorn und Kleinbauerngefühl, teils fortschrittlich, teils wüst rückschrittlich, grob weltlich trotz geistlicher Gesänge. Sie wogt und rollt bis hin zu dem Freiheitsmann, der einen halben Erdteil vom Papste losgesprochen hat, und als sie sich treffen, da kennen sie sich nicht, da sitzt der Doktor Luther auf seinem Stuhl und wendet die ältesten Hausmittel an: seid gehorsam der Obrigkeit! Auch der Obrigkeit zwar redet er eindringlich zu, daß sie nicht tyrannisch sein soll, das Evangelium aber nimmt sich der weltlichen zeitlichen Sachen gar nicht an!

39.

Luther hatte seiner Lage entsprechend keine wirkliche Kenntnis von Selbstverwaltung, weit weniger als Zwingli. Alles, was später Rousseau unter Freiheit versteht, ist ihm völlig fremd, obwohl er klassische Schriftsteller gelesen hat und allgemeine Freiheitsvoraussetzungen in sich trägt. Seine innerliche Freiheit verträgt sich mit Sklaverei und Fürstendienst, und obwohl er selber Gedankenfreiheit übt, so wird er doch leicht unwirrsch, wenn andere sie ihm gegenüber benutzen. Und vor allem glaubt er an den *Gott der Ordnung, der die Obrigkeit eingesetzt hat*. Das ist in jener Zeit der entstehenden Territorialherrschaften ein kulturell fortschrittlicher Satz, er steht auch in der Bibel, aber er ist doch nur ein Teil der ganzen sozialen Gestaltung. Auch Luther glaubt in der Praxis nicht, daß jede Obrigkeit von Gott ist und redet toll mit einigen hohen Herren, aber im ganzen ist er ein Vertreter der Herrschaft. Auch gegenüber den Bauern!

40.

Schließlich steigert sich Luther gegen die räuberischen und mörderischen Bauern in eine Wut hinein, als ob auch sie der Antichrist seien. Wäre er nichts gewesen als ein

Digitized by Google

anderer Professor, so wäre sein Wort in der Menge der Flugblätter versunken; weil er es aber war, so wurde seine Schrift ein schweres historisches Dokument des Protestantismus, ein böses Gegenstück zur Uebersetzung der Bergpredigt. Wenn die christliche Obrigkeit noch einmal vergeblich versucht habe, den Bauern gütlich zuzureden, dann solle sie mit gutem Gewissen dreinschlagen, denn solch wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, besser denn andere mit Beten! Bleibst du darüber tot, wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen, denn du stirbst in Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls und im Dienste der Liebe! Kurz, es ist der wilde Kriegsruf zugunsten der Ordnung, vielleicht nötig zur Vermeidung noch größerer Wirrnis, aber unglücklich gerade für den Mann, der die Welt mit dem Evangelium heilen sollte und wollte. Luther steht gegen den tollen Pöbel, er steht wie ein Fels, aber er steht auch wie ein Stein gegenüber dem Sehnen der Menge.

41.

In dieser harten Zeit ward der Mönch ein verheirateter Mann. Unter dem schweren Gemütsdrucke des Bauernkrieges nahm er dem Teufel zum Trotz seine Käthe zur Ehe, ehe denn er stürbe. Viel Liebesromantik war wohl nicht dabei, aber ein entschlossener Wille, von allem Kloster- und Priesterzwang ganz frei zu werden. Anderen Geistlichen hatte er schon vorher geraten, sich zu beweiben, weil Priesterehe und Abendmahl in beiderlei Gestalt die sichersten Zeichen der Abtrennung vom römischen Ideal der Diener Gottes sind. Damit entstand der besondere Stand der evangelischen Pastoren, und es begannen Pastorenkinder, die wir dann später auf allen Gebieten des Volkslebens wiederfinden. Luther selbst ward Familienvater und lernte im eigenen Hause, wie man die Kleinen lehrt. Der Bergstrom kommt in die Ebene, bleibt aber noch immer Strom und hat Wellengang genug.

42.

Nachdem auf dem Reichstag zu Speier 1526 die Landesfürsten die Freiheit erhielten, in ihren Ländern die Religionsangelegenheiten bis auf weiteres zu ordnen, ergab es sich für Dr. Martin Luther, daß er von jetzt an im wesentlichen eine churfächsische Aufgabe zu übernehmen hatte und nur noch gelegentlich über diesen Bereich hinausgriff, anderen Landgebieten helfend oder Helfer sendend. Der Neubau ging landeskirchlich vor sich. Ein besonderes neues Amt hatte und brauchte er nicht, denn er war er selbst. Seine Landesherren haben es in gutem Takt verstanden, ihm ohne Einschränkung ihrer eigenen Staatsrechte doch die Ehre und den Einfluß zu geben, den er brauchte, um nun auf umgrenztem Gebiet seine allgemeine Christenheitsidee durchzuführen.

43.

Der alte Gottesdienst versank und Luthers „Deutsche Messe" zog in die Kirchen ein. Das Abendmahl in beiderlei Gestalt, der alte Hussitenwunsch, ward für Mann und Weib gestattet, seit Churfürst Friedrich der Weise sterbend Brot und Kelch empfangen hatte. Die Pfarrbesetzungen und Geldfragen wurden von den Landesherren geordnet, und so wurden diese erst Hofbischöfe und dann Landesbischöfe. Da es jetzt viel weniger Geistliche gab, nahm der Pomp der kirchlichen Darstellungen von selbst ab, die alte Kunst der Altarwechselgesänge machte dem Gemeindeliede Platz; es begannen das Gesangbuch und der Gemeindegottesdienst, wie wir ihn bis heute in allen lutherischen Ländern kennen. Die lateinische Sprache blieb noch restweise dort bestehen, wo es Lateinschulen gab, und wurde an hohen Festen als höchste Dekoration weiter gebraucht, so daß es dann etwa bis weit ins 18. Jahrhundert zu Weihnachten noch erklang: Quem pastores laudavere. Im ganzen aber gestaltete sich alles deutsch, schlicht, etwas formloser als früher, und die Predigt erhob sich zum Mittelpunkt der Gemeindepflege, denn das Wort, das Wort muß es tun!

44.

Von allen Religionsformen der Erde ist die lutherische wohl am meisten auf die lebendige Rede gegründet, weil sie eben das Fortleben eines Redners ist. Die Kalvinisten lesen mehr, die Katholiken beten mehr, die Lutheraner aber reden und hören. Die Kirchenverfassung ist bei den Kalvinisten besser, die volkstümliche Andacht bei den Katholiken, aber lutherisch ist das Amt des Wortes. Das verleiht dieser Religionsform etwas Lehrhaftes und zwingt zur dogmatischen Ausprägung. Die geistigen Söhne des Wittenberger Professors sind studierter als alle Geistlichen sonst. Das ist ihre Stärke und Schwäche zugleich, ihre historische Besonderheit. Der Theorie nach sind sie nichts anderes als Gemeindeglieder, aber um das Wort austeilen zu können, macht man sie vorher zu heimlichen Griechen und Lateinern. Wer kann ermessen, welche Bedeutung die lutherische Erziehung der neuen Geistlichkeit auf die deutsche Volksbildung, Denkart und Philosophie gehabt hat? Das Volk der Dichter und Denker rechnet Luther zu seinen Schöpfern.

45.

Im Jahre 1525 trug Luther dem Churfürsten vor, daß die Pfarreien sichergestellt werden müßten, da die Bauern überhaupt nichts mehr geben wollten, seit des Papstes Bann in Abgang kam. Damit begannen die Kirchenvisitationen, die dem Reformator eine gewaltige Fülle von Volkskenntnis im einzelnen brachten. Erst hatte er an das Volk im ganzen geglaubt, dann war er vor dem aufgeregten Bauernvolke erschrocken, nun ging er als Kirchenvater zum Volke und lernte es kennen. Da bekam die Freiheit eines Christenmenschen noch wieder ein anderes Gesicht und wurde eine Erziehungsaufgabe: ein innerlich freies Volk kann nur aus Erziehung der Jugend auferstehen, die Alten mögen zum Teufel fahren, wenn es ihnen beliebt! Noch lag der Geruch des Bauernkrieges über vielen Dörfern. Luther klagt: sie haben das Papsttum mißachtet und verachten nun das Evangelium. Und leise zieht durch die Visitationen wieder etwas Katholizismus ins Land ein, da auch ein neuer Glaube seine Ordnung braucht.

46.

Aus den Kirchenvisitationen kamen der große und dann der kleine Katechismus zum Dasein, kurze Volkslehrbücher, in denen noch Luther selbst waltet und frei seinen volkserziehenden Glauben und seine Pflichtenlehre formuliert. Während nun das größere dieser zwei Bücher, obgleich es starke Vorzüge hat, nur wenig gekannt wird, ist der kleine Katechismus tatsächlich Volksbuch geworden. Alle deutschen Lutheraner haben es auswendig gelernt. Ob das einzelne Kind das mehr oder weniger gern tat, ist weniger wichtig als die Tatsache, daß ein gemeinsamer Geistesbesitz für alle geschaffen wurde, eine religiöse Bildungsgrundlage, eine kindlich einfache Sittlichkeitsnorm. In diesem kleinen Buch steckt viel sprachliche und lehrhafte Genialität, was man erst dann ganz ermißt, wenn man andere Katechismen und ähnliche Lehrschriften vergleicht.

Digitized by Google

47.

Seit der Abfassung des kleinen Katechismus sind also nun fast vier Jahrhunderte verflossen. Dafür ist das Büchlein noch immer recht lebendig, mag es auch da und dort einen veralteten Klang in sich tragen und mehr auf das bäuerliche Leben zugeschnitten sein als für das Stadtkind von heute geschrieben. Zu verschweigen aber ist nicht, daß auch sehr guten Anhängern der lutherischen Kirche in ihm etwas fehlt, nämlich das eigentlich Lutherische. Wenn nämlich als Herz und Kern des lutherischen Glaubens die Rechtfertigung durch den Glauben und die Freiheit eines Christenmenschen angesehen wird, wenn von diesen Stücken aus das gesamte Leben durchleuchtet und geheiligt sein soll, so erscheint der Volks- und Kinderkatechismus nur als Vorstufe und enthält viel mehr allgemeinen weströmischen Bestand als besondere Wittenberger Heilsoffenbarung. Die lutherische Heilslehre wird so zur Oberstufe, die viele überhaupt nicht erreichen. Daß Luther etwa zwölf Jahre nach den Thesen diesen Katechismus schreiben konnte und mußte, ist ein sehr ernstlich zu überlegender Beitrag zur Geschichte seines Lebens und seines Werkes.

48.

Der neue Glaube zog nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich in die bereits bestehende Kirche ein und legte je länger, desto mehr Gewicht darauf, dort als erbberechtigt zu gelten. Besonders auch Luthers Helfer und Freunde bemühten sich mit dem Nachweise, daß die neue Lehre nicht völlig neu sei. Sie erschien bald fast wie ein Einbau, nicht wie eine ursprüngliche aus Gott geborene Schöpfung. Dafür hatten die Schwärmer und Wiedertäufer bei aller ihrer sonstigen Verworrenheit ein richtiges Gefühl. Es bildete sich das Luthertum, ein Lehrsystem, an dem Luther zwar mitarbeitete, indem er aber dabei seine Privatreligion immer wieder predigte und schrieb. Seine Freiheit war größer als die der Kirche, die nach ihm benannt wurde. Wenn wir gesagt haben, daß unsere höchsten Geister, Kant und Fichte, ohne Luthers Lebensideal nicht denkbar sind, so soll das nicht heißen, daß sie Lutheraner waren, denn sie glaubten nicht genau, was die Kirche glaubt, sondern daß die Privatreligion Luthers in ihnen weiterwirkt.

49.

Neben Luther stand Melanchthon als der beste, freieste und klügste seiner Jünger. Wenn er nicht dabei gewesen wäre, welches Durcheinander von hoher Bewegung und unvollkommener wissenschaftlicher Ausführung blieb dann wohl übrig! Harnack hat im ersten Bande seiner „Reden und Aufsätze“ (Gießen 1906) das Verhältnis zwischen Luther und Melanchthon zur Anschaulichkeit emporgehoben. Beide Männer hatten gegenseitig aneinander zu tragen, denn sie besaßen zwar einerlei Glauben, aber zweierlei Natur. Melanchthon liebte und verehrte den großen Geist, der ihn vom gelehrten Humanismus zur Christenfreiheit herübergeholt hat, aber er scheute zurück vor den landläufigen Nachahmern Luthers, den Barbaren, die vom neuen Gehorsam nichts wußten. Weit kleiner als Prophet, als Charakter, als Schöpfer, besaß er das Handwerkszeug der Theologie in höherem Grade und leistete darum das, was die Pastoren der neuen Kirche für ihre Arbeit brauchten. Melanchthon behütete den Luthergeist vor dem Schicksal des Wildwachsens, indem er ihn in theologischen Verband legte. Dieser Verband aber mußte viel älteres Gewebe enthalten.

Hermann Haupt / Das Wartburgfest vom 18. und 19. Oktober 1817

Der Fortgang des Weltkrieges hatte die deutschen Burschenschaften gezwungen, im Juni 1915 auf die lange vorbereitete Feier ihres hundertjährigen Bestehens zu verzichten, und nun hat sie auch die Hoffnung, den Gedenktag des Wartburgfestes zusammen mit den von den Schlachtfeldern zurückgekehrten Streitern festlich begehen zu dürfen, zugrabe tragen müssen. Weit über die burschenschaftlichen und studentischen Kreise hinaus wird man aber am 18. Oktober jener bedeutsamen Feier gedenken, die vor hundert Jahren allenthalben an den deutschen Hochschulen die trennenden Schranken innerhalb der Studentenschaft niederlegte und dem Gedanken der vaterländisch-sittlichen Erziehung des Studenten erstmals Bahn gebrochen hat.

Ursprünglich als Feier des Reformationsjubiläums gedacht und auf den 31. Oktober 1817 angesetzt, wurde die Zusammenkunft, deren erste Anregung von dem Jahnschen Kreise in Berlin ausgegangen war, nachträglich von der ausschreibenden Jenaischen Burschenschaft auf den 18. Oktober, den Tag der Leipziger Völkerschlacht, anberaumt. Auf den weitaus meisten Universitäten fand die Aufforderung die freudigste Aufnahme, und um die Mitte des Oktober 1817 sah man von allen Seiten kleinere und größere Schwärme von Studenten, die einen im Leinenkittel der Turner oder in altdeutschem Gewande, die anderen im silberverbrämten, farbenreichen Landsmannschaftsrock, den schweren Hieber an der Seite oder den Ziegenhainer in der Faust, dem Herzlande Deutschlands zustreben. Wie wenig einheitlich die Auffassung des Zweckes der Versammlung ursprünglich unter der großen Menge der Teilnehmer war, zeigte sich schon darin, daß ein guter Teil der Burschen die Zusammenkunft in erster Linie als eine willkommene Gelegenheit zur Ausfechtung von Zweikämpfen betrachtete, und daß es der stärksten Einwirkung der Führer der Jenaischen Burschenschaft bedurfte, um den Raufbolden die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des Burgfriedens begreiflich zu machen. „Ein heiterer Herbsttag“, so erzählte einer der Teilnehmer des Festes, „hatte am 18. Oktober die Nebel der Berge in sichtbarem Reife niedergeschlagen, und von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, glänzte die Wartburg, in seltener Klarheit aus dem Dufte der Berge emporsteigend. Um 6 Uhr verkündete das Geläute aller Glocken den Anbruch des Festes. Ein zweites Geläute rief die Burschenschaft um 8 Uhr auf den Markt. Die Burschen, meist schwarz gekleidet, das Haupt mit Eichenlaub von den nahen Bergen festlich geschmückt, reihten sich paarweise, und um 8½ Uhr begann unter dem Geläute aller Glocken, unter festlich-feierlicher Musik, begleitet von den Einwohnern Eisenachs, der heilige Zug auf die Wartburg.“ Die mit Gebet und dem Gesang des Lutherschen Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott“ eröffneten Verhandlungen im Rittersaal der Wartburg wurden ganz und gar von der eindrucksvollen Rede des Sprechers der Jenaischen Burschenschaft, des mecklenburgischen Theologen Heinrich Riemann beherrscht. Begeistert schilderte er die Wirksamkeit des großen Reformators, erblickt aber Luthers hauptsächliche Bedeutung in seiner deutschen und freiheitlichen Gesinnung und in seiner Einwirkung auf Deutschlands nationale Entwicklung: „Der Gottesglaube, dessen Reinheit Luther uns wiedergegeben, kann nur dann dem Menschen das werden, was er sein soll, wenn er fußt im vaterländischen Boden, wenn er seine Anwendung findet im Vaterlande, durch dieses im bürgerlichen Wirkungskreise und weiter im häuslichen Leben.“ Des deutschen Reiches Herrlichkeit ist durch den unseligen Weltbürgersinn der Deutschen und den Eigennutz ihrer Fürsten in den Staub gezogen worden. Ein göttliches Strafgericht für die Pflichtvergessenheit der Deutschen gegenüber dem Vaterlande war die welsche Gewaltherrschaft. Die herrliche Erhebung des Volkes hat zwar dies Joch gebrochen, aber alle Hoffnungen, die man daran für das öffentliche Leben knüpfte, sind zerronnen. Nur ein einziger Fürst, Karl August von Weimar, hat sein Wort, dem Volke eine freie Verfassung zu geben, gehalten. Kleinmut hat die weitesten Kreise erfaßt und zur Abwendung von

Digitized by Google

aller öffentlichen Betätigung geführt. Um so dringlicher ist die Pflicht des jungen akademischen Geschlechtes, „eine eherne Mauer zu bilden gegen die inneren und äußeren Feinde des Vaterlandes, daß uns in offener Schlacht der heißeste Kampf und der Tod nicht schrecken soll, wenn der Eroberer droht, daß uns aber auch nicht blenden soll der Glanz des Herrscherthrones, zu reden das starke, freie Wort, wenn es Wahrheit und Recht gilt. Mit solchen Grundsätzen wollen wir einst zurücktreten ins bürgerliche Leben, fest und unverrückt das Gemeinwohl als letztes Ziel, tief und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande". Zeuge dieses Gelübdes solle der tapfere Gottesstreiter sein, der auf dieser Burg den Teufel bezwungen, aber auch die Helden, die im Befreiungskriege ihr Blut vergossen haben, endlich der allgütige Gott, der das zertretene deutsche Volk aus den Fesseln der Zwingherrschaft gerettet hat, und dessen Segen der Redner zum Schluß für das schwergeprüfte deutsche Vaterland herabflehte. „Heilige Stille herrschte in der Versamlung", so schilderte der Jenaische Professor Kieser den Eindruck der Rede Riemanns. „Beklommen atmete jede Brust, fürchtend die heilige Ruhe der Andacht zu stören, und Tränen der Rührung füllten die Augen selbst derer, die der Ernst des Lebens für jedes verweichlichende Gefühl unerreichbar gemacht hatte." Ansprachen der Jenaischen Professoren Fries und Oken, die zum Zusammenschluß der akademischen Jugend für hingebende Betätigung im Dienste des Vaterlandes mahnten, und ein gemeinsames Mahl auf der Wartburg schlossen den ersten Teil der Feier ab. Ein Fackelzug führte alsdann am Abend die Burschen auf den Wartenberg, eine gegenüber der Wartburg gelegene Höhe, wo zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht eine Reihe von Siegesfeuern aufflammte. In leidenschaftlichen Worten von düsterer Glut schilderte hier der geistvolle Rheinländer Ludwig Rödiger, ein Schüler des Philosophen Fries, die Nöte des Vaterlandes, dem nach der Niederwerfung des äußeren Feindes die nationale Einheit und eine freiheitliche Entwicklung noch immer versagt bleibe. „In diesen toten Formen der Gewohnheit, in denen nur faule, selbstsüchtige und kraftlose Seelen atmen mögen, in diesen papiernen Staaten ohne Seele muß das deutsche Bruderherz erkalten, kann der große Geist der Wahrheit und der Schönheit nicht wohnen." Auf Deutschlands Jugend ficht des Vaterlandes Hoffnung. „Wir sind nicht zusammengetreten, uns zu schmücken mit den Aehrenkränzen der Ruhe, sondern mit dem Eichenlaub zum Sterben, zum Kampf für die ewigen Ideen, daß wir sie nie aufgeben und für sie zeugen mit kühner, starker Rede und mit dem Herrlichsten auf Erden, dem Märtyrertod." Erst nach Beendigung der eigentlichen Feier und nach dem Weggange eines großen Teils der Festteilnehmer folgte der bekannte Verbrennungsspruch, der von so verhängnisvollen Folgen für die gesamte burschenschaftliche und freiheitliche Bewegung werden sollte. Der von Berlin nach Jena übergesiedelte Turner Maßmann, ein Schüler Jahns, und zweifellos von diesem zu dem unbesonnenen Possenspiel veranlaßt, hatte in Gemeinschaft mit einigen Gleichgesinnten große Papierballen an die flammenden Holzstöße herangeschleppt, die mit den Titeln mißliebiger und undeutscher Bücher bezeichnet waren. Nach einer Ansprache Maßmanns, in der er auf Luthers Verbrennung der päpstlichen Bannbulle von 1520 als Vorbild hinwies, wurden die Büchertitel verlesen und unter dem Jubel der Umstehenden die einzelnen Papierpäcke dem Feuer übergeben, mit ihnen auch als Wahrzeichen des verhaßten Gamaschendienstes ein Ulanen-Schnürleib, ein Haarzopf und ein Korporalstock.

Am 19. Oktober schloß sich eine erst in Eisenach verabredete Beratung über die künftige Gestaltung des akademischen Gemeinschaftslebens an. Es kam dabei zu einer, zum Teil recht erregten Aussprache zwischen den Vertretern der burschenschaftlichen Ideen den Anhängern des überlieferten landsmannschaftlichen Verwesens. Unter dem Eindruck der allgemeinen Begeisterung sich bald eine völlige Versöhnung der Gegensätze her: Unbekannte drückten sich die Hände und hielten n und waren verloren in Freude und Liebe." fen bezüglich der studentischen Einigungsbestrebungen kam es nicht. In ihren Dienst sollte aber eine geplante allgemeine Studentenzeitung „Der deutschen Burschen fliegende Blätter" treten, deren Erscheinen freilich die Gegner der neuen Gedanken zu verhindern wußten. Der hochgemuten Stimmung, von der die Versammlung beherrscht war, entsprach es auch durchaus, daß am Nachmittag ein guter Teil der noch anwesenden Burschen den neugeschlossenen geistigen Bruderbund durch gemeinsamen Kirchgang und Empfang des Abendmahls besiegelte.

Die starken Einwirkungen der Wartburgversammlung auf die Gestaltung des akademischen Lebens sollten sich rasch herausstellen. Die Verfechter des burschenschaftlichen Gedankens hatten aus dem Großen, das sie auf der Wartburg erlebt, neuen Mut für die Durchsetzung ihrer vaterländischen Bestrebungen geschöpft, ein guter Teil der bisherigen Gegner der neuen Bewegung war durch die Versammlung für sie gewonnen worden. „Wer das Fest mitgefeiert, erinnerte sich jenes Tages, als eines Maientags seiner Jugend", so erzählte Jahrzehnte später Heinrich Leo, als er längst den freiheitlichen Idealen seiner Burschenzeit abgesagt hatte. An fast allen Universitäten brach sich jetzt der vaterländische Einigungsgedanke freie Bahn. Nachdem schon im März 1818 eine Versammlung von Abgeordneten der einzelnen Hochschulen zur Beratung der Grundlagen für die Verfassung eines deutschen Burschenbundes zusammengetreten war, konnte im Oktober 1818 die Stiftung der „Allgemeinen deutschen Burschenschaft" in Jena vollzogen werden. Als ihr Ziel bestimmte deren Verfassung: „Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen untereinander und christlich-deutsche Ausbildung einer jeden leiblichen und geistigen Kraft zum Dienste des Vaterlandes." Nur ein kurzes Jahr fruchtbaren Wirkens sollte freilich diesem Bunde gegönnt sein. Schon die freimütigen, bei dem Wartburgfeste gehaltenen Reden, besonders aber die Bücherverbrennung auf dem Wartenberg hatten die Gegner der deutschen Einheitsbewegung aufs äußerte gegen die Burschenschaft aufgebracht. So wenig diese auch für die Bluttaten der krankhaften Schwärmer Sand und Löhning verantwortlich gemacht werden konnte, so boten diese doch dem Fürsten Metternich willkommenen Anlaß zur Unterdrückung jeder freien Regung auf den deutschen Hochschulen, wie sie durch die Karlsbader Beschlüsse und die Schaffung der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission im Herbst 1819 in die Wege geleitet wurde. Für die Niederkämpfung der „höchst gefährlichen Lehre von der Einheit Deutschlands" kam dies alles aber doch zu spät. Unter dem starken Eindruck des Wartburgfestes waren inzwischen die weitesten Kreise der akademischen Jugend für den deutschen Einheitsgedanken gewonnen worden, dessen treue Hüterin die Burschenschaft gerade in einer Zeit der kläglichsten Erschlaffung der breiten bürgerlichen Kreise und unter schwersten Verfolgungen lange Leidensjahre hindurch geblieben ist.

Marie Joachimi-Dege / Aufstieg der Tüchtigsten, oder —? (Fortsetzung)

Eine wohlüberlegte, weitschauende Staatsidee aus der Zeit des Humboldtschen Idealismus war es, die im Programm des Gymnasiums, unter Hintansetzung von manchem individuellen Eltern-Recht und vieler berechtigter Jugendwünsche, darauf ausgeht, einen Teil seiner Manneskraft zur reinen objektiven Geistigkeit zu erziehen; zu einer geistigen Abstraktionsfähigkeit und Leistungsfähigkeit, die das persönliche Moment und den persönlichen Vorteil hinter das Interesse des reinen Denk- und Forschertriebes zurückzustellen lernen soll. Diese „unpraktische" Richtung war es ganz allein, die Deutschland zum Vertreter der „reinen Forschung" unter den Nationen erhoben hat. So sehr, daß man im Ausland darin geradezu das Spezifisch-Deutsche erblickte, den Zug nationaler Eigentümlichkeit, der dem Deutschtum Weltbedeutung und -berechtigung gab. Aber wir haben so sehr alle Fühlung mit unserer geistigen Vergangen-

Digitized by Google

heit verloren, daß uns dieser Gesichtspunkt fast verloren gegangen ist, und daß wir in Gefahr stehen, nach Gesichtspunkten, die uns von hierher und dorther angeflogen kommen, und die ganz außerhalb der Sache selbst liegen, niederzureißen oder zu verbauen und zu verkitschen, anstatt nach erhöhten, neuen Bedürfnissen im Sinne des Ganzen aus- und anzubauen. Es ist derselbe Geist, der unsere hübschen Barockhäuser niederriß, um praktische Mietskasernen mit Eisenbalkonen an ihre Stelle zu setzen.

Wir haben aber eine Selbstbesinnung auf vielen Gebieten erlebt, vielleicht erleben wir sie auch auf diesem. Ein psychologisch-pädagogischer Lichtwark oder Schulze-Naumburg wäre dringend nötig, um überhaupt erst einmal populär aufzuklären über das, was man geistige Ausbildung und öffentliche Erziehung nennt: nämlich erst in zweiter und dritter Linie die Anlegung eines Reservoirs für nützliche Kenntnisse, in erster Linie aber die geistige Mobilmachung des ganzen Menschen, die Entwicklung der Denkkraft, der Fähigkeit zur Objektivität. Denn die Subjektivität mit persönlichen und Standesinteressen ist angeboren und auch unausrottbar, weil rein natürlich. Die Objektivität, das Von-sich-absehen-können, muß anerzogen und in strenger Geistesgymnastik ausgebildet werden. Nur an der Ausbildung des objektiven, nicht des subjektiven Menschen darf dem Staate gelegen sein. Die Pflege der schönen Subjektivität gehört in die Familie. — Ebensogut aber kann man vom Staate verlangen, daß er jedem Bürger eine Villa nach seinem Geschmack baut und einrichtet, wie man von ihm verlangen kann, daß er eine allgemeine Schulmethode nach den subjektiven Bedürfnissen dieser und jener, und folglich aller Klassen einrichtet. Ein Argument, wie: was uns die Meder und Perser angehen, gegen den Geschichtsunterricht ist durchaus gleichbedeutend mit dem Argument, was uns die Franzosen und Siamesen angehen, gegen die auswärtige Politik. Oder ein Argument wie: was uns Griechisch und Latein heute nützt, gegen den gymnasialen Sprachunterricht ist durchaus gleichwertig mit dem, was uns die große Bauchwelle nützt, gegen das Turnen. Es ist sogar noch kurzsichtiger, denn wer Deutsch, Griechisch und Latein kann, kann die Grundlagen der meisten modernen Sprachen.

Daß mit dem Erlasse niemand gedient und vielen geschadet ist, steht für mich fest. Aber die gute Absicht, die ihn veranlaßte, läßt uns diesen Schlag doch wiederum auch ohne allzu große Bitterkeit hinnehmen. Denn, daß wir in Zukunft Raum für unsere Tüchtigen schaffen müssen, gleichviel ob sie aus dem Keller oder aus dem Palaste stammen, ist eine nationale Existenzfrage. Es geht nicht mehr, daß wir sie jährlich nach England und Amerika in Massen abgeben, weil sie sich zuhause gar zu unglücklich und gar zu deplaziert vorkommen. — Wie kam es nur, daß wir in früheren Zeiten unsere Fähigsten und Genialsten so oft zur Verzweiflung, zum Selbstmord und seit den besseren Verkehrsmöglichkeiten in solchen Scharen auf Nimmerwiedersehen ins Ausland trieben? Die harmlosen Vorschulklassen hatten nichts damit zu tun, obgleich sie als erste dafür büßen müssen. Die Schuld liegt überhaupt nicht an den Schulen als solchen, oder doch nur insofern, als durch die vorzügliche Schule in Deutschland so viel tätiger Intellekt und fremdsprachliche Fähigkeit hervorgebracht wurde, daß Gehirnleistung bei uns ebenso billig, als in anderen Ländern begehrt wurde, und daß die Sprachschwierigkeiten des Auslandes für den Deutschen so gut wie gar nicht vorhanden waren. Leider erschöpft dieser nationale Zustand die Diagnose nicht. Denn — genau besehen — werden nicht die Tüchtigen durch Tüchtigere von wichtigen Stellen und den besten Plätzen bei uns ferngehalten, sondern häufig von einer, von sich selbst überzeugten, kraftvollen Mittelmäßigkeit, die in dem Tüchtigeren von vornherein den natürlichen Feind sieht, und ihn meist erfolgreich zur Seite schieben kann, weil — es wird mir schwer dies auszusprechen — Deutschland je länger, desto mehr zum Land der geschlossenen Mittelmäßigkeit geworden ist. Die Mittelmäßigkeit hat gesiegt; sie siegt noch immer, weil sie immer kämpft, und weil dieser Kampf gegen das, was ihr über den Span geht, ihr eigentliches Lebenselement ist.

Dieser Kampf fängt allerdings schon in der Schule an: schon die kleinen Sextaner verdammen die kleine Anzahl ihrer Kameraden, die die ersten der Klasse sind (besonders, wenn diese außer Begabung auch noch Temperament haben), als „Streber" und wirken so, schon ehe sie eine Ahnung haben, was das Wort eigentlich bedeutet, lähmend und einschüchternd. Ich kenne Jungen, die mir erklärten, sie wollten lieber Dritter als Erster sein, — man käme so leicht sonst in den Ruf eines Strebers! — Ich habe meinen Knaben und ihren Freunden immer sehr scharf klar gemacht: Ein Streber ist nicht der, der mit Anspannung seiner Kräfte auf die erste Stelle strebt, sondern Streber seid ihr, die ihr dies sehr berechtigte Streben eines Kameraden mit Neid und Mißbilligung verfolgt und ihn nicht durch eigene bessere Leistungen, sondern durch Herabsetzen seiner Persönlichkeit und seiner Leistungen herunterzuholen „strebt". — Will man dem Tüchtigsten schon von der Schule aus beispringen, so geschieht das besser, als durch irgendwelche Erleichterungen, dadurch, daß man den Geist der Klassen auf ihn einstellt, daß als Grundregel festgesetzt wird: Nicht wer strebt, sondern wer dem Strebenden nicht seinen Erfolg und seine Freude am Erfolg gönnt, ist ein Streber. — Ein Grieche, Prof. Eleuterspulos, sagt in der Einleitung zu seiner „Philosophie und Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker", daß es von Vorteil wäre, wenn die Deutschen das Wort Streber nicht hätten, sie würden dann „die Sache selbst" viel weniger haben. Und er hat recht! — Aber es wäre unmöglich, daß wir „die Sache selbst", d. i. die sich gegen ihre Besseren durchsetzende, streberhafte Mittelmäßigkeit triumphierend hätten, wenn nicht dieser von allen Seiten, besonders aber von oben herab, von Staats wegen — bewußt und unbewußt — beigesprungen würde. — Der Erleichterungserlaß unter der Fahne „die Tüchtigsten" ist ja ein klassisches Beispiel. Die letzten Jahre vor dem Kriege standen im Zeichen solcher „Erleichterungs"ideen! Ueberall wurde der frohe Wettbewerb, das Gesündeste und das Natürlichste, was die Jugend hat, durch Verfügungen mit sentimentalen Gesichtspunkten lahmgelegt; man dämmte mit großer Miene „den ungesunden Ehrgeiz", weil man es augenscheinlich besser wußte, als die Natur, die diesen Ehrgeiz als Stachel des Ansporns dem Befähigten in den Geist gedrückt hat, um ihn über sich hinaus zu steigern und in den Dienst der Allgemeinheit zu zwingen. So hob man die Plätze in der Klasse auf; entrüstete sich über das schwierige Extemporale, diesen klassischen Wertmesser geistiger Bereitheit; man hob das Alter für die Abiturienten, damit ja keiner zu früh von der Schulbank käme. (Die Schlegels waren 15 Jahre, als sie ihr Abitur machten.) Wem tönt nicht noch das ganze Trara über die Schülerselbstmorde als Folge von Ueberlastung usw. in den Ohren? Die Minderwertigkeit schien schon beinahe das Lieblingskind des pädagogischen Interesses. Ja, eine Lehrer-Versammlung in Frankfurt am Main fühlte sich gedrungen,

Digitized by Google

sich „gegen den überhandnehmenden Intellektualismus" auszusprechen: — man hatte tatsächlich Angst, zu gescheit zu werden — oder war es nur Angst, daß andere Leute gescheiter würden, als man selbst? Oder glaubt man, daß man die Menschen gefühlvoller macht, wenn man sie des Denkens mehr entwöhnt? Dann wären die Dummen die gefühlvollsten Menschen von der Welt. Meiner Erfahrung entspricht das nicht. Wer damals die Symptome verfolgte, der wunderte sich wahrhaftig nicht, als die Göttinger Universität auf einmal feststellte, daß das Niveau der zuziehenden studierenden Jugend so sehr gesunken sei, daß es einfach nicht mehr so weiter ginge. Er wunderte sich aber vielleicht, oder war vielleicht angenehm überrascht, daß nicht sofort die Universitäten als „zu schwer" erkannt wurden und ihr ungesunder Intellektualismus dem Niveau der geliebten Mittelmäßigkeit angepaßt wurde. Ich wage den Satz: Der größte Feind der deutschen Entwicklung zum Weltvolk ist die Mittelmäßigkeit, die sich selbst als höchste Verkörperung alles wahren Deutschtums und als ultima ratio des Weltgeschehens betrachtet. — Wir haben viel davon! — Und warum? Ich kann eine ganze Reihe Gründe nennen, ohne das Thema zu erschöpfen.

Ein Grund liegt darin, daß unsere ganze Staatsmaschine, die sich aus den Ideen Friedrich Wilhelms I. entwickelt hat, den Verhältnissen des beginnenden 18. Jahrhunderts entsprechend, auf ein ziemlich bescheidenes Menschendurchschnittsmaß eingestellt ist; daß in ihr weder Extra-Arbeit, noch Extra-Ziele, noch Extra-Belohnung für besonders Tüchtige vorgesehen ist. Tatsächlich stören allzu lebendige Persönlichkeiten in diesem Staatsmechanismus mehr, als sie nützen. Fontane wurde als Sekretär der Berliner Akademie der Künste entlassen. Er traf den richtigen Ton nicht mit seinen Vorgesetzten. Daß er an künstlerischer Bedeutung und Verständnis die Gesamtsumme des Instituts wahrscheinlich übertraf, war durchaus kein genügendes Aequivalent für diesen psychologischen Mangel. Die Schäden dieses hochkomplizierten bureaukratischen Apparats, der keine anderen Ziele hat, als langsam und sicher zu funktionieren, hat uns der Krieg hoffentlich gründlich einsehen gelehrt. In einer alten Reisebeschreibung über das Rheinland und Hessen aus den Jahren kurz nach den Freiheitskriegen las ich neulich: „Die Franzosen regierten dieses ganze Departement mit einem Präfekten, einem Unterpräfekten und zwei Unterbeamten; aber die deutsche Form gebraucht ungefähr vierzig Regierungsräte, ferner Amtmänner, Oberamtmänner und andere Staatsmänner en miniature, die Gehälter beziehen, und die Bewegungen der Regierung beschweren." — Es würde einen Napoleon der inneren Eroberung brauchen, um diesen Apparat, in dem das Blutadersystem der Nation „langsam und sicher" verkalkt, in segensreicher und ausreichender Reform zum Antriebs- anstatt zum Hemmungsmechanismus zu machen. Vielleicht bekommen wir diesen Eroberer noch. Denn es ist wirklich Aussicht vorhanden, daß man nach ihm, dem Tüchtigsten, ehrlich suchen wird. Man wird ihn hoffentlich finden. Jedenfalls kann nur der geniale Einzelne befreiend und bessernd in das nationale Wesen eingreifen, weil nur der Einzelne zu originellen Erkenntnissen und genialen Ideen kommt, und dann auch über die Leidenschaft verfügt, die dazu gehört, um für die Verwirklichung solcher Ideen zu leben und zu sterben.

Jede Partei, jede Machtgruppe aber kann nie mehr als sich selbst ausbauen, sich selbst führen, sie kann und wird nie ein größeres, ihre eigenen Interessen um ein Beträchtliches überragendes Ganze gerecht und umsichtig leiten, weil es eben gegen das Wesen der Partei ist, ein anderes, gegensätzliches Parteiinteresse als gleichberechtigt, eventuell als höher berechtigt zu erkennen und zu fördern. — Und darin liegt ein weiterer Grund unserer triumphierenden Mittelmäßigkeit. Der Parteimäßigkeit der führenden Klasse waren die genialen Einzelnen nur dann genehm, wenn sie sich dem vorhandenen Zustand unterordneten und nicht zu genial, vor allem nicht zu kritisch, oder gar zu originell sein wollten. Auch der Geist unserer Schulen mußte in diesem staatserhaltenden Sinne gepflegt werden. Resultat: Pflege des braven unoriginellen Durchschnitts; — weiteres Resultat — doch schweigen wir lieber, und sprechen wir nicht von den Erfahrungen, die wir mit den Vertretern der nationalen Interessen im Ausland gemacht haben. — (Schluß folgt.)

· Soziale Bewegung

Die Gewerkschaften im Kriege. Dem Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 1. September ist eine Beilage über die deutschen Gewerkschaftskartelle im Jahre 1916 beigefügt. Danach erreichten die Gewerkschaften, die der unter sozialdemokratischer Leitung stehenden Generalkommission angeschlossen sind, im Jahre 1912 ihren höchsten Stand mit 2 339 571 Mitgliedern. Die Zahl der Gewerkschaften stieg 1913 zwar noch weiter von 9 418 auf 9 682, die Zahl ihrer Mitglieder aber ging zurück auf 2 311 837. Im Jahre 1914 sank die Zahl der Mitglieder auf 1 884 355, im Jahre 1915 auf 884 147 und im Jahre 1916 auf 837 492, also auf fast ein Drittel des Höchststandes von 1912. Die Einnahmen sind verhältnißig hoch geblieben. Sie betrugen 1913 2,14 Millionen, 1914 1,66 Millionen, 1915 0,97 Millionen und 1916 hatten die Gewerkschaften wieder eine Einnahme von 1 840 000 Mark, wobei Streikkammlungen nicht berücksichtigt sind. — Auch die christlichen Gewerkschaften haben ihren Jahresbericht für 1916 jetzt veröffentlicht. Danach hat dieser Richtung das vorige Jahr einen Verlust von noch 1 v. H. der Mitgliedsziffer gegenüber dem Vorjahre gebracht, sofern man die Durchschnitte vergleicht. Sieht man die Ziffern des Jahresschlusses 1915 und 1916 an, so zeigt sich bereits ein Gewinn von 10 v. H. Einberufen waren Ende 1916 insgesamt 157 031 Mitglieder. Die jetzige Zahl der nicht einberufenen Mitglieder beträgt rund 230 000. Die Zunahme im Laufe des Jahres 1916 ist hauptsächlich den Heimarbeiterinnen, Metallarbeitern und Eisenbahnern zu danken. Einnahmen und Ausgaben sind zurückgegangen, letztere weit stärker als die ersteren, so daß sich das Vermögen trotzdem von 7 545 376 auf 7 901 531 M. gehoben hat.

Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen hielt kürzlich in Berlin eine aus allen Teilen des Reichs stark besuchte Sitzung ab, in welcher der Vorsitzende, Reichstagsabgeordneter Robert Schmidt, in der Eröffnungsrede ausführte, daß wahrscheinlich die Ernährungsverhältnisse im kommenden Jahr besser als im verflossenen Jahr sein werden; die Versorgung mit Fleisch und Fett sei allerdings zurückgegangen; aber die Versorgung mit Pflanzenkost sei besser gesichert. Den Hauptpunkt der Verhandlungen bildete die schwierige Frage der Bildung von Konsumentenkammern, die ähnlich wie die Handels-, Landwirtschafts- und Handwerkerkammern halbamtlichen Charakter tragen und deshalb vor Erlaß von gesetzlichen und verwaltungstechnischen Maßnahmen gehört werden müßten. Diese Angelegenheit, die in der Aussprache von sämtlichen Rednern als dringlich bezeichnet wurde, wird vom Vorstand des Kriegsausschusses weiter verfolgt werden. Die Versammlung trat ferner aus Gründen wirtschaftlicher Ersparnis für die Einführung der ungeteilten Arbeitszeit bei allen öffentlichen Behörden und in den Schulen ein.

Darlehen für Kriegsbeschädigte. Das Zentral-Komitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz hat sich der amtlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge gegenüber bereit erklärt, für die Fälle, in denen dem örtlichen Provinzialverein vom Roten Kreuz ausreichende Gelder für die Darlehnsgewährung an Kriegsbeschädigte nicht zur Verfügung stehen, einen größeren Betrag zur Gewährung unverzinslicher Darlehen an Kriegsbeschädigte bereitzustellen. Für die Hergabe derartiger Darlehen sind von dem Zentral-Komitee im Benehmen mit dem Reichsausschuß folgende Gesichtspunkte aufgestellt worden: Die Hergabe der Darlehen erfolgt ausschließlich auf Vorschlag der zuständigen Hauptfürsorgeorganisation, die zu prüfen hat, ob der Kriegsbeschädigte nach seiner Person, seiner Vergangenheit, seinen Leistungen usw. eine Gewähr für die zweckmäßige Verwendung eines größeren Betrages bietet und auch eine Kontrolle über die zweckmäßige Anlegung und Verwendung der Darlehen ausübt. Berücksichtigt werden nur verheiratete strebsame

Kriegsbeschädigte, denen durch das Darlehn die Wiederaufrichtung ihres bürgerlichen Daseins ermöglicht wird. Die Darlehen sollen im allgemeinen die Höhe von 2500 M. nicht übersteigen; sie werden unverzinslich gewährt und sollen in der Regel in zehn Jahren getilgt sein; unter Umständen kann bei pünktlicher Innehaltung des Darlehensvertrags die Rückzahlung eines Darlehensrestes erlassen werden.

Der Organisationstrieb und die Beamten. In der deutschen Beamtenwelt hat die durch den Krieg hervorgerufene oder stark gesteigerte wirtschaftliche Not das Verständnis für die Notwendigkeit organisatorischen Zusammenschlusses mächtig gefördert. Unter den zahlreichen Stimmen, die das bezeugen, sei hier nur eine aus der „Monatsschrift des Verbandes Sächsischer Mittlerer Eisenbahnbeamten" angeführt, die folgendermaßen anhebt: „Ist man überhaupt schlechthin berechtigt, von Forderungen und Wünschen der deutschen Beamtenschaft zu sprechen? Im Ernste — nein! Denn die unzähligen Wünsche und Forderungen, welche jahrein, jahraus und insbesondere aus Anlaß des Krieges laut werden, sind wohl als Anregungen von kleineren Gruppen oder höchstens Einzelvereinen oder -verbänden, nimmermehr aber als Kundgebungen der Einheit des deutschen Beamtentums anzusprechen. Unter diesem ist der Fernstehende versucht, sich eine geschlossene Körperschaft vorzustellen, deren Beschlüsse den Willen der überwältigenden Mehrheit ihrer Einzelglieder darstellen und zufolge der Bedeutung der sie bewirtenden Massen geeignet sind, auf die Volksvertretungen schwerwiegenden Einfluß auszuüben, den Regierungen aber zum mindesten deutliche Winke hinsichtlich der einzuschlagenden Beamtenpolitik zu geben. Hier sitzt der Haken, hier bei der Zersplitterung der Beamtenschaft, die, ein Erbübel der Deutschen, von jeher ihren Widersachern leichtes Spiel gab. Mehr noch als je zuvor werden wir uns künftig von übermächtigen Zusammenschlüssen anderer, zielbewußterer Erwerbsstände umgeben sehen, deren Zweck einzig und allein ist, die Lebensbedingungen des betreffenden Standes von der Allgemeinheit gebieterisch zu verlangen. Darum hinweg mit der Unterwürfigkeit, fort mit dem Gewinsel um Parteigunst und der ängstlichen Rücksichtnahme auf Gevatter Schneider und Handschuhmacher; denn wer kümmert sich von diesen um unser Wohl? Räumen wir gründlich auf mit überlebten Anschauungen: das Heil liegt im Zusammenschlusse, in der Fühlungnahme unter den Standesgenossen, in der alle umfassenden gemeinsamen Tätigkeit zum Wohle der ganzen Beamtenschaft. Das Interesse des einzelnen steht hinter dem der Gesamtheit zurück. Raffen wir darum alle unsere Kräfte zusammen, verbinden wir uns zu einer großen, innerhalb der Volksgemeinschaft bestehenden Gruppe von Standesgenossen, die gleiche Belange aller wahrzunehmen und zu vertreten hat. Kein Kastengeist soll uns beherrschen, sondern das Verständnis für aller Stände Sorgen soll uns leiten. Seien wir wachsam, trachten wir, uns rasch zum großen Bunde zu versammeln, seien wir einig — einig — einig! Das Ziel ist ein großer, umfassender Bund der deutschen Reichs- und Staatsbeamten auf vaterländischer, monarchischer und gesetzmäßiger Grundlage. Nicht ein Bund von Einzelbeamten soll es sein — viel Köpfe, viel Sinne —, sondern eine Gemeinschaft von Beamtenkörperschaften, von welcher die bereits abgeklärten Meinungen einzelner Kreise und Vereine weiter zum Besten des großen Ganzen geläutert, festgelegt und hiernach vertreten werden, Interessenkämpfe zwischen Mitgliedern der Gemeinschaft müssen in deren Rahmen natürlich ausgeschlossen sein." — Dem gedachten Zwecke dient bereits die am 5. Februar 1916 gegründete „Interessengemeinschaft deutscher Reichs- und Staatsbeamtenverbände", welche ihren Sitz in Berlin hat und soeben auf einer ersten Hauptversammlung ein gemeinsames Programm für die zahlreich angeschlossenen Reichs- und Staatsbeamtenverbände (mit insgesamt 400 000 Mitgliedern) festgestellt hat.

Verständige Arbeitsnachweispolitik. Die Frage der Arbeitsvermittlung steht, je mehr sich der Weltkrieg seinem Ende nähert, bei fast allen öffentlichen Körperschaften mit im Vordergrunde der Erörterungen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß bei der Zerrissenheit der Arbeitsnachweise eine geordnete Arbeitsvermittlung nach dem Kriege den allergrößten Schwierigkeiten begegnet. Alle Versuche, die bestehenden Arbeitsnachweise zu zentralisieren, scheiterten aber an dem Widerstande der Unternehmer, die nach wie vor die von ihnen errichteten Nachweise als ein Kampfmittel gegen unbequeme Arbeiter benutzen wollen. Neuerdings hat sich nun, nach dem „Buchdruckerkorrespondent", in den Kreisen der Unternehmer eine Schwenkung vollzogen. Die sächsische Regierung verfolgt die Absicht, dem Landesverbande der öffentlichen gemeinnützigen Arbeitsnachweise unter Beteiligung von Arbeitnehmern und Arbeitgebern in gleicher Anzahl einen Ausschuß als Beirat anzugliedern. Dem Ausschusse sollen alle Fragen, die das Zusammenarbeiten der öffentlichen Arbeitsnachweise sowie die der Fachnachweise der Arbeitgeber und Arbeitnehmer betreffen, zur Beratung und eventuellen Beschlußfassung überwiesen werden. Zur Besprechung des ausgearbeiteten Entwurfs berief die genannte Regierung die Vertreter der beteiligten Korporationen zu einer Sitzung zusammen, in der erfreulicherweise mit einigen Abänderungen der Satzungen dem Plane zugestimmt wurde.

Büchertisch

Vom deutschen Herzen. Werke neuerer deutscher Maler. 96 Seiten. 1.—72. Tausend. Sommer 1917. Karl Robert Langewiesche Verlag, Königstein i. Taunus u. Leipzig. Die blauen Bücher 1,80 M.

Mit diesem jüngsten Bande hat der ausgezeichnete Verlag dem deutschen Volk wieder eine Gabe beschert, der man nichts Höheres zum Lobe sagen kann, als daß sie dem Augenblick, da wir ins vierte Kriegsjahr eintreten, voll und ganz entspricht.

Wie es der Titel verlangt, ist die Auswahl inhaltlich orientiert, und es müssen daher wichtige und wichtigste Künstler und Werke fehlen. Dies als grundsätzlich richtig zugegeben, so erscheint doch der Umstand, daß Max Liebermann auch nicht mit einem Werke vertreten ist, als eine wirkliche Lücke. F. O.

Bilder von Hans Thoma. Liebesgaben deutscher Hochschüler. 5. Kunstgabe. Erschienen im Furche-Verlag, Berlin N.W. 7. Text von Geh. Hofrat Dr. C. Bezold und Professor Dr. C. Neumann. Aeußere Ausstattung von E. H. Ehmcke. 39 Seiten, davon 14 Bildtafeln.

Siebente Liebesgabe deutscher Hochschüler. Lug ins Land. 36.—47. Tausend. Furche-Verlag, Berlin N.W. 7. Mit einem Kriegskartenatlas mit zwanzig Karten. 250 Seiten.

Die Thomamappe enthält 14 Bildtafeln, die der Meister selbst ausgewählt hat; was die Qualität der Wiedergabe anlangt, so muß man bedenken, daß durch das kleine Format und wohl auch durch die geringen Mittel von vornherein Grenzen gesetzt waren. Trotzdem wird die Mappe vielen Studenten im Felde eine herzliche Freude bereitet haben.

Die zweite Veröffentlichung bringt unter dem Titel „Lug ins Land" eine Reihe von Aufsätzen über alles mögliche, Gute und minder Gute; z. B. über Zufallsphilosophie, über Stille und Kraft, über die flämische Kultur, Geschichte des Unterseebootes usw.; sie sind zusammengehalten durch die „Aktualität" im politischen oder menschlichen Sinne. Wahrscheinlich, daß auch diese bunte Sammlung den Studenten an der Front rechte Freude macht, vielleicht aber würde sich für die Zukunft eine strengere Auswahl in Hinsicht auf Qualität der einzelnen Beiträge und Einheitlichkeit des Ganzen doch empfehlen!

Käthe Gaebel und Magistratsrat v. Schulz, Die Heimarbeit im Kriege. Herausgegeben von der Gesellschaft für Soziale Reform usw. Berlin 1917 bei Vahlen. Preis 3,60 M.

Die beiden Verfasser haben zehn Aufsätze über Fragen der Heimarbeit zusammengefaßt, die aber nur zum Teil Beziehung auf den Krieg und seine Wirkungen haben. Nicht in diese Kategorie gehören die Abhandlungen über Gewerbeordnung und Heimarbeit (Schulz) und das Hausarbeitsgesetz (Gaebel), die einen mehr einleitenden Charakter haben; die anderen schildern ein umfangreiches Tatsachenmaterial aus den Kriegsjahren. Von besonderem juristischen Interesse ist der Versuch der Berliner Militärbehörden, den für sie arbeitenden Heimarbeitern einen angemessenen Lohn zu sichern, über den v. Schulz berichtet. Fräulein Dr. Gaebel zeigt u. a. in sehr interessanter Weise, wie in die Vergebung öffentlicher Aufträge durch gemeinnützige Organisationen allmählich Ordnung gebracht wurde. Die Zukunftsaussichten bezeichnen die Verfasser als „wenig erfreulich"; sie glauben aber an den Fortbestand der Heimarbeit und fordern deshalb gesetzliche Vorkehrungen zu ihrem Schutz. Hoffentlich findet die wertvolle Veröffentlichung die gebührende Beachtung. Eyck.

Christenglaube im Krieg. Von M. Rade. Marburg i. H., Verlag der „Christlichen Welt". 1,30 M.

Je länger der Krieg dauert, um so größer wird die Gefahr, daß wir stumpf werden. So las ich gern wieder diese Betrachtungen, die R. im ersten Kriegsjahr in der „Christlichen Welt" veröffentlicht hat. Nicht alle werden alles so mit- und nachempfinden, aber es ist gut, den ganzen Ernst, das Große und das Schwere jenes ursprünglichen Kriegserlebens wieder unverändert auf sich wirken zu lassen. M.

Sprechsaal

Inmitten des Weltkampfes der Verleumdung gegen Deutschland wundert man sich ganz und gar nicht mehr, wenn man das folgende vernichtende Urteil über die amerikanische Presse liest. Professor Dr. Franz Oppenheimer, der uns diese Lesefrucht schickt, hat sie dem berühmten Buch von Lester Ward, Pure Sociology, Neuyork 1903, Seite 487 entnommen:

„Es ist in diesen Tagen Gewohnheit geworden, die Zeitung zu preisen, aber mit Ausnahme der vermischten Nachrichten, für die sich der Geschäftsführer nur wenig interessiert, ist eine Zeitung weiter nichts als ein Organ für Täuschung. Jede große Zeitung

dient der Verteidigung irgendeines Interesses, und alles, was sie bringt, dient unmittelbar oder mittelbar (und in diesem letzten Falle mit besonderer Wirksamkeit) der Förderung dieses Interesses. Es gibt in der heutigen Zeit nichts derartiges wie eine Zeitung, die einem Prinzip dient. Im Jahre 1895 sagte John Swinton, ein wohlbekannter Berufsjournalist, in seiner Antwort auf einen „der unabhängigen Presse" dargebrachten Toast bei einem Bankett der New York Preß Association:

„Es gibt in Amerika, außer in den Landstädten, keine unabhängige Presse, das wissen Sie, und das weiß ich. Unter Ihnen allen ist keiner, der es wagt, eine ehrliche Ueberzeugung auszusprechen. Wenn Sie es tun, so wissen Sie im voraus, daß sie niemals im Druck erscheinen wird. Ich bekomme 150 Dollar wöchentlich dafür, daß ich die Zeitung, an der ich angestellt bin, mit meiner ehrlichen Meinung ungeschoren lasse. Andere von Ihnen bekommen ähnliche Gehälter für ähnliche Leistungen. Wenn ich es mir einfallen lassen wollte, ehrliche Meinungen in einer einzigen Ausgabe meiner Zeitung drucken zu lassen, würde es mir gehen wie Othello: in weniger als 24 Stunden hätte ich keine Stelle mehr. Der Mann, der Manns genug wäre, um seine ehrliche Meinung zu schreiben, befände sich auf der Straße und könnte sich nach einer anderen Beschäftigung umsehen. Das Geschäft des New Yorker Journalisten besteht darin, die Wahrheit zu verzerren, mit eiserner Stirn zu lügen, zu verdrehen, herunterzureißen, Mammon speichelleckerisch zu verehren und sein Land und seine Rasse für sein tägliches Brot, oder, was dasselbe ist, für sein Gehalt zu verkaufen. Ihr wißt das und ich weiß das: es ist also ein heller Blödsinn, auf die „unabhängige Presse" einen Trinkspruch auszubringen. Wir sind Werkzeuge und die Vasallen reicher Leute hinter der Szene. Wir sind Hampelmänner — sie ziehen an der Strippe, und wir tanzen. Unsere Zeit, unsere Talente, unser Leben, unsere Aussichten, all das ist das Eigentum fremder Menschen. Wir sind intellektuelle Prostituierte."

Professor Ward bemerkt nicht ein einziges Wort zu dieser unfreundlichen Selbstcharakteristik. Das ist die Presse, die die Moral und die Zivilisation gegen uns Barbaren verteidigt. Wallstreet zieht die Strippe, und die Presse und Staatsmänner tanzen.

Die Franzosen und das Elsaß.

Wenn heute der französische Chauvinist das Wort „Elsaß-Lothringen" hört, dann gebärdet er sich wie ein Stier, dem man ein rotes Tuch vorhält, und die französischen Zeitungstribenten schreien nach dem Wiedergewinn dieses einst den Deutschen geraubten Landes, damit der friedfertige Spießbürger und Bauer nicht vollständig den Mut verliert, noch ferner seine Söhne dem Moloch des lediglich für Englands Raub- und Habgier geführten Krieges zu opfern. Es gab aber Zeiten, wo die heutigen Kriegsschreier andere Ansichten bezüglich der verlorenen „Brüder" hatten.

Es war im Jahre 1889, als der Boulanger-Rummel anfing, abzuflauen, weil man einsah, daß ein gegen Deutschland neu entfachter Krieg zum Ruine Frankreichs führen würde. Der bisherige Held Boulanger, über den in Deutschland die Schulkinder das geflügelte Wort: „Boulanger schielt nach dem Juliusturm" auf den Straßen riefen, wurde von seinen Anhängern im Stich gelassen, floh nach Brüssel und demnächst nach London. Es stellte sich nunmehr heraus, daß er während seiner ministeriellen Verwaltung 242 000 Frank unterschlagen habe und wurde in contumaciam zur Deportation verurteilt.

Damals schrieb die neue Zeitung „Revue nationale":

„Sollen wir uns denn noch länger von diesen Elsässern drangsalieren lassen, die ohnehin bestenfalls nur halbe Franzosen sind? Der Elsässer Perrin schießt auf den Präsidenten. Der Elsässer Kühn benutzt den fetten Posten eines Grenzpolizeikommissars, den ihm die Regierung in blindem Vertrauen gegeben hatte, während Tausende von Franzosen zurückgewiesen werden, wenn sie eine Staatsstellung haben wollen, zur Spionage. Der Elsässer Reichert scheint mit Boulanger finanzielle Unterschleife und politische Verschwörungen getrieben zu haben... Ueberall ein Elsässer! Wer sitzt in der Patriotenliga und treibt jene lächerlichen Demonstrationen, die uns den Spott ganz Europas eingebracht haben? Wer katzenbuckelt um Boulanger herum? Wer verschlingt die geheimen Fonds? Wer drängt sich an unsere Offiziere heran und verwickelt sie in die Politik? Wer läuft auf allen Ministerialbureaus und allen Kontoren herum, um einem Franzosen eine Stelle abzujagen? Wer sitzt als Concierge in allen Häusern und spioniert alle Geheimnisse der Einwohner aus? Elsässer, Elsässer, Elsässer. Man weise doch diesen hungrigen Mäulern endlich einmal die Tür und zeige ihnen, wohin sie gehören: nach Deutschland! Dem Aeußeren nach — man sehe sich die plumpen Gestalten doch nur an — und dem Charakter nach sind die Elsässer unverfälschte Teutonen, deshalb lasse man sie ruhig da, wohin sie gehören. Wozu uns mit einem fremden Bestandteil amalgamieren? Wer hat sich vor 1870 um die Elsässer gekümmert? Sie waren da, man ließ sie leben, damit basta. Seither sind sie ein Pfahl in unserem Fleische geworden. Man ziehe ihn aus!"

Was sagt die französische Kammer und Herr Ribot zu diesen Herzensergießungen? Der Pariser „Gaulois", der über den Artikel der „Iswestiga" betreffend die russische Weigerung, den französischen Forderungen auf Elsaß-Lothringen beizutreten, ganz aus dem Häuschen ist, wird wohl die Maulsperre bekommen!

A. Schroetter,
Landgerichtspräsident a. D.

Ein Friedensaufruf Berliner evangelischer Pfarrer.

Wenn die fünf nachstehend unterzeichneten Berliner Pfarrer sich zu einem Aufruf entschlossen haben, in dem sie im Namen des Christentums zu einer möglichst allgemeinen Erklärung für einen Frieden der Verständigung und Versöhnung und zu einem bewußten, ernsten künftigen Kampf gegen das Kriegsprinzip auffordern, so fühlen sie das Bedürfnis gerade vor einem Leserkreis wie dem der „Hilfe" dem ein ernstes Wort zur Erklärung mitzugeben. Der Aufruf selbst lautet:

Erklärung.

Im Gedächtnismonat der Reformation fühlen wir unterzeichneten Berliner Pfarrer, im Einverständnis mit vielen evangelischen Männern und Frauen, uns zu folgender Erklärung verpflichtet, die zugleich Antwort auf mehrfache Kundgebungen aus neutralen Ländern sein soll.

Wir deutschen Protestanten reichen im Bewußtsein der gemeinsamen christlichen Güter und Ziele allen Glaubensgenossen, auch denen in den feindlichen Staaten, von Herzen die Bruderhand.

Wir erkennen die tiefsten Ursachen dieses Krieges in den widerchristlichen Mächten, die das Völkerleben beherrschen, in Mißtrauen, Gewaltvergötterung und Begehrlichkeit und erblicken in einem Frieden der Verständigung und Versöhnung den erstrebenswerten Frieden.

Wir sehen den Hinderungsgrund einer ehrlichen Völkerannäherung vor allem in der unheilvollen Herrschaft von Lüge und Phrase, durch die die Wahrheit verschwiegen oder entstellt und Wahn verbreitet wird, und rufen alle, die den Frieden wünschen, in allen Ländern zum entschlossenen Kampf gegen dies Hindernis auf.

Wir fühlen angesichts dieses fürchterlichen Krieges die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet.

Lic. Dr. K. Aner. W. Nithack-Stahn. O. Pleß.
Lic. Dr. Rittelmeyer. Lic. R. Wielandt.

Zustimmungen sind erbeten an Pfarrer Aner, Charlottenburg, Leibnizstraße 42.

Soweit der Aufruf. Nun das kurze Wort. Wir haben uns aus christlich-sittlichen Gründen erhoben. Unsere Absicht ist mehr eine allgemeinmoralische als eine aktuelle, auch wenn wir mit Entschiedenheit in die Kerbe eines „Verständigungsfriedens" zu hauen wünschen. Unsere Hauptabsicht ist, das Christentum ungebrochen und unverklausuliert in dieses Wüten des Weltkrieges zwischen christlichen Nationen sprechen zu lassen. Wie viele diese Stimme hören werden, ist eine Sache für sich. Wir unsererseits wenden uns an ausgesprochen christlich empfindende Menschen, ganz besonders an die Pfarrer, aber auch sonst an jeden ernsten deutschen Mann und die deutsche Frau. Ob man uns sagt, daß wir hinter der Aktion des Papstes herlaufen, berührt uns nicht. Nach unserer Empfindung hat die evangelische Kirche schon viel zu lange geschwiegen; jedoch nicht sie allein, sondern überhaupt das christliche Gewissen. Und auch mit denen rechten wir nicht, denen ihre Auffassung vom Christentum verbietet, sich so unmittelbar und rückhaltlos im Namen des Christentums für den Frieden und grundsätzlich auch für den Weltfrieden einzusetzen. Wir wissen, daß uns sehr viele gute Protestanten nicht recht geben werden. Unbekümmert darum folgen wir der Stimme unseres Gewissens. Wir können den Willen des Heilands nicht mit der Tatsache, daß sich seine Gläubigen zerfleischen sollen, zusammenreimen. Sollte das Christentum als wesentlich mitbestimmende Macht in diesem entsetzlichen Weltgeschehen wirklich so gut wie ganz ausgeschaltet bleiben — uns dünkt, es sei bisher viel zu lange von ihm geschwiegen worden —, so wird daraus ein kaum heilbarer Schade für die Geltung des Christentums in der Welt erwachsen. Machen wir uns einen Vorwurf, so ist es der, schon viel zu lange geschwiegen zu haben.

R. Wielandt.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

25. Oktober 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 43

Anzeigen kosten: die 49mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Die Sozialdemokratie auf neuen Wegen. Und wir? — **Friedrich Naumann:** Die Freiheit Luthers. — **S. D. Gallwitz:** Luthers Musica.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 14. Oktober.

Der Besuch des Deutschen Kaisers in Sofia hat in der bulgarischen Bevölkerung und Presse großen Eindruck gemacht. Die Presse erinnert daran, daß in den langen Jahren der Freundschaft mit Rußland der Zar sich nie dazu habe verstehen können, nach Sofia zu fahren. In Petersburg, so schließt man daraus, betrachtete man die Bulgaren eben im Grunde nur als nicht gleichberechtigte Vasallen, während die Deutschen die Bulgaren als Bundesgenossen nicht bloß zu schätzen gelernt haben, sondern auch so achten und behandeln. Der Kaiser hat in seiner Antwort auf die Tischrede des Königs Ferdinand dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß er, wenn er in einer Zeit des Friedens wieder nach Sofia käme, ein „großes, glückliches, gesichertes Bulgarien zu sehen hoffe, daß die getrennten Söhne unter einem Zepter zu kraftvoller Einheit zusammenschließt". Diese feierliche Anerkennung der bulgarischen nationalen Hoffnungen wird in Sofia natürlich mit frohem Danke begrüßt. Sie wird auch für die inneren Verhältnisse Bulgariens große Bedeutung haben, da die Träger der früheren russenfreundlichen Politik nun erst völlig überzeugt worden sind, daß der Anschluß an die Mittelmächte für Bulgarien von großem Segen ist. Radoslawow hat als Ministerpräsident nie so fest und gesichert dagestanden wie jetzt. Und König Ferdinand darf den Besuch des Kaisers als äußeres Zeichen dafür betrachten, daß seine politische Saat von Jahrzehnten nun endlich zur reichen Ernte heranreift.

Im Anschluß an eine Rede von Asquith erörtert die ganze englische Presse die elsaß-lothringische „Frage". Wie Asquith, tut selbst ein so besonnenes Blatt wie Manchester Guardian so, als ob sie die Erklärung Kühlmanns, daß es außer Elsaß-Lothringen nichts gäbe, worüber wir nicht zu verhandeln bereit seien, als Zeichen dafür betrachte, daß der berühmte „Militarismus" bei uns noch immer ungebrochen die Lage beherrsche. Die englische Kriegspresse geht sogar so weit, sich so lebhaft für Elsaß-Lothringens Vereinigung mit Frankreich einzusetzen, wie nur irgendein französisches Chauvinistenblatt. So unklug ist natürlich Asquith nicht gewesen; er hat nur den Franzosen ein paar Brocken für ihren Heißhunger nach Befriedigung ehrgeiziger Phantasien hingeworfen, ohne sich irgendwie festzulegen. Er hat ganz nüchtern und kühl berechnend die belgische Frage als die wesentlichste bezeichnet und damit zu verstehen gegeben, daß Elsaß-Lothringens Schicksal für den englischen Standpunkt minder wesentlich ist. Es scheint so, als ob Asquith schon mit der Möglichkeit rechnet, daß er wieder die Leitung der Geschäfte in die Hand bekommt; um diese Möglichkeit zu verstärken, sucht er offenbar eine Brücke zu schlagen zwischen den Kriegsillusionisten und den Friedensfreunden. Eine andere Bedeutung können die Worte über Elsaß-Lothringen nicht haben; denn das weiß Asquith ganz gut, auch ohne daß Kühlmann noch nötig gehabt hätte, das ausdrücklich zu betonen, daß das Schicksal Elsaß-Lothringens für uns keine Frage ist. Nie und nimmer treten wir auch nur einen Quadratzoll deutschen Bodens ab, solange es noch deutsche Arme gibt, die ein Gewehr zu tragen vermögen.

Montag, 15. Oktober.

Auf der Insel Oesel haben unsere Truppen in raschem Vordringen große Erfolge erzielt. Die Halbinsel Sworbe wurde von Norden her abgeschnürt. Andere Truppenteile stehen vor der brennenden Hauptstadt der Insel, Arensburg. Der Fall von Arensburg wird stündlich erwartet. Die russischen Streitkräfte, die über den Damm zu entkommen suchen, der Oesel mit der Insel Moon verbindet, werden scharf verfolgt.

Während unsere Truppen im Nordosten einen so überaus folgenschweren Erfolg erstreiten, mühen sich die Engländer weiter vergebens, unsere Mauer im Westen zu erschüttern. Gestern haben sie zwischen der Scarpe und der Straße Cambrai—Arras in 4 Kilometer Breite angegriffen und sich dabei wieder nichts wie blutige Köpfe geholt.

Dienstag, 16. Oktober.

Die Operationen auf Oesel verlaufen weiter in glänzendem Stil. Arensburg ist gefallen, der größte Teil der Insel ist trotz hartnäckigem Widerstand der Russen in unserem Besitz. Bislang sind 2400 Gefangene, 30 Geschütze und viele Maschinengewehre sowie sonstiges Kriegsmaterial in unsere Hände gefallen. Im Meerbusen von Riga sind ferner die Inseln Runoe und Abro von uns besetzt worden.

Die Engländer haben den Holländern die Benutzung des Telegraphenkabels gesperrt. Das ist natürlich, da England so handelt, durchaus gerecht und entspricht der Schützerrolle, die England gegenüber den kleinen Staaten spielt. Die Achtung vor der Neutralität ist genau so groß, wie die der Amerikaner, wenn sie jetzt holländische Schiffe festhalten, weil alles, was nach Holland gebracht wird, doch wieder Deutschland indirekt zugute komme. Höhnend heißt es in der ganzen englischen Presse, daß kein internationales Abkommen England verpflichte, Holland englische Kabel benutzen zu lassen. Holland müsse sich eben klar darüber werden, ob es vorteilhafter sei, Deutschlands wirtschaftliche Interessen zu unterstützen oder sich an England anzulehnen. In Holland ist große Empörung. Die Regierung hat als erste Antwort das Ausfahren holländischer Schiffe nach England verboten.

Mittwoch, 17. Oktober.

Die niederländische Telegraphenagentur in Batavia meldet, daß von den Engländern die Reisausfuhr aus Rangoon nach den Niederlanden und Niederländisch-Indien verboten ist. Gleichzeitig kündigt die „Agence Havas"

Digitized by Google

die neuen verschärften Blockadevorschriften, mit deren Hilfe die Entente die Neutralen in ihren Dienst zwingen will, jetzt ganz offen als beschlossene Sache an. „Die Alliierten werden hinfort den Neutralen nichts liefern, wenn diese nicht Bürgschaften stellen. Sie liefern ferner nicht mehr umsonst, das heißt nicht mehr ohne Kompensationen . . . Für den Tauschverkehr können die Neutralen ihre eigenen Transportmittel gebrauchen." So schützt man die kleinen Nationen: es lebe die Freiheit und das Völkerrecht!

Die Insel Oesel ist jetzt völlig in unserem Besitz. Unsere Seestreitkräfte sind nach Niederkämpfung der schweren Batterien auf der Südspitze von Oesel in den Rigaischen Meerbusen eingedrungen. Sie beherrschen bereits jetzt das Seegebiet bis zum Moonsund und dringen nach günstigen, für uns verlustlos verlaufenen Gefechten weiter nach Osten vor.

Donnerstag, 18. Oktober.

Die Franzosen scheinen den Engländern für ihre Angriffe in Flandern durch einen Angriff bei Soissons Hilfe bringen zu wollen. Seit einigen Tagen hat ihre Artillerie bereits nordöstlich von Soissons sehr stark geschossen; seit gestern früh hat sich daraus vom Ailettegrund bis Braye eine schwere Artillerieschlacht entwickelt.

Unsere Beute auf Oesel hat bisher folgendes Ergebnis gehabt: 10 000 Gefangene, 50 Geschütze, darunter einige unversehrte schwere Küstenbatterien, zahlreiche Waffen und sonstiges Kriegsgerät. — Teile unserer Seestreitkräfte sind bis zum Südausgang des Großen Moonsundes vorgedrungen, wohin sich etwa 20 russische Kriegsschiffe zurückzogen. Die Insel Moon wurde durch gemeinsamen Angriff von Land- und Seestreitkräften genommen.

Die neutrale Haltung Spaniens ist der Entente ein Dorn im Auge. Zunächst hat sie versucht, innere Unruhen anzuzetteln. Nachdem es der spanischen Regierung gelungen ist, dieser Aufstandsbewegung Herr zu werden, ohne zur Anlehnung an die Entente gezwungen worden zu sein, machen nun die Engländer den Versuch, Spanien in große militärische Unternehmungen in Marokko zu verwickeln; kann man schon Spanien nicht aus seiner Neutralität herausreißen, so soll es doch wenigstens geschwächt werden. Die „Times" eröffnet diesen Feldzug, indem sie den Spaniern vorwirft, sie hätten noch nicht den zehnten Teil ihres marokkanischen Gebietes besetzt; das habe zur Folge, daß „die spanische Zone ein großer Herd von antibritischen und antifranzösischen Intrigen geworden" sei. Unter der Drohung mit einem Eingriff in das spanische Marokkogebiet wird dann der spanischen Regierung der „Rat" gegeben, zur Herstellung der Ordnung „einen kräftigen, wenn auch kostspieligen Feldzug" zu unternehmen. Die Absicht dieses Rates und dieser Drohung ist durchsichtig genug. In Spanien ist man sich darüber natürlich durchaus im klaren. Man weiß ja nur zu gut, daß Spanien seine Rechte in seinen natürlichen und mit deutscher Hilfe seinerzeit in Algeciras auch durch Völkervertrag rechtmäßig ihm zugewiesenen Ausdehnungsgebiet nur dann ungestört und wirkungsvoll ausüben kann, wenn Gibraltar und damit die Beherrschung der Meerenge aus der räuberischen Hand der Engländer befreit wird. Die Spanier denken deshalb gar nicht daran, sich durch die Engländer in deren Interesse verleiten zu lassen, ihre bisherige kluge Politik der friedlichen Durchdringung Nordmarokkos aufzugeben.

Freitag, 19. Oktober.

Leichte deutsche Seestreitkräfte haben nahe bei den Shetlandsinseln einen nach England gehenden Geleitzug von 13 Fahrzeugen vernichtet. Nur ein Geleit-Fischdampfer hat sich retten können; alle anderen Fahrzeuge, darunter zwei moderne englische Zerstörer, sind in den Grund gebohrt. Die Unseren haben keinerlei Verluste erlitten.

In den Gewässern um Moon haben unsere Seestreitkräfte mehrfach Gefechte mit der feindlichen Flotte gehabt; dabei ist es ihnen gelungen, das russische Linienschiff „Slava" (13 500 To.) in Brand zu schießen und zu versenken. — Bei der Besetzung der Insel Moon sind zwei russische Infanterie-Regimenter in Stärke von 5000 Mann gefangengenommen. — Die Russen räumen bereits, wie „Nowoje Wremja" meldet, Reval.

In Flandern, insbesondere am Houthoulster Walde, bei Paschendaele und zwischen Gheluvelt und Zandvoorde, ist die Artillerietätigkeit wieder zu einer wahren Artillerieschlacht angeschwollen. — Bei Soissons tobt die Artillerieschlacht bei gewaltigem Munitionseinsatz ununterbrochen fort. Gestern früh sind bei Vauxaillon, gestern abend an der ganzen Front bis Braye nach schwerem Trommelfeuer starke französische Abteilungen zu Erkundungsvorstößen vorgegangen. Die Unserigen haben sie überall, stellenweise nach erbittertem Kampfe, zurückgeworfen. Ebenso haben die Franzosen im Ostteil des Chemin-des-Dames dreimal vergeblich unter blutigen Verlusten angegriffen.

Die Engländer haben den Schweden — im Augenblick der schwedischen Kabinettskrise, also just zur rechten Zeit — einen neuen Beweis ihrer Achtung der neutralen Rechte gegeben. Sie haben die Post der schwedischen Regierung an ihren Gesandten in Washington, die sie in Halifax beschlagnahmt hatten, nun dem amerikanischen Staatssekretär Lansing gegeben unter der Bedingung, daß er sie dem schwedischen Gesandten nur zustellen dürfe, wenn dieser die Postsäcke vor seinen Augen entsiegeln würde, und nachdem der Inhalt dann aufs genaueste untersucht worden wäre. Der schwedische Gesandte weigert sich, die Siegel in Gegenwart britischer Beamten zu öffnen, indem er das für „unter der Würde eines schwedischen Gesandten" erklärt.

Gleichzeitig erleben die Holländer weiter, was die Entente unter Recht und Freiheit versteht. „Nieuws van den Dag" schreibt zu der Meldung, daß außer Frankreich auch die belgische Regierung mit den englischen Gewaltmaßnahmen gegen Holland übereinstimmen: „Frankreich lassen wir hingehen; aber die belgische Regierung! Wir haben in den letzten 2 Jahren 15 Mill. Gulden für die belgischen Notleidenden, um nicht zu sprechen von der Vergrößerung der Wohnungsnot und der Vergiftung eines Teiles unserer Presse durch die Beherbergung von Belgiern, von denen sich herausgestellt hat, daß sie nicht gerade zu den bejammernswerten Notleidenden gehören . . . . Glaubt man in Le Havre, daß wir Holländer uns krumm legen und die Hand küssen, die uns prügelt?"

Sonnabend, 20. Oktober.

Deutsche Torpedoboote haben in der Nacht zum 19. Oktober Dünkirchen angegriffen. Ein englischer Monitor wurde durch Torpedo- und Artillerietreffer schwer beschädigt. Die Hafenanlagen wurden auf nahe Entfernung mit 250 Sprenggranaten beschossen. Unsere Torpedoboote sind vollzählig und unbeschädigt von diesem kühnen Vorstoß heimgekehrt.

Der Feuerkampf in Flandern hat etwas nachgelassen, bei Soissons dauert die Artillerieschlacht an. Einzelne Vorstöße französischer Truppen wurden abgewiesen; größere Angriffe sind bisher nicht erfolgt.

Nach Oesel und Moon beginnen unsere Truppen nun auch Dagoe zu besetzen; die Landung ist planmäßig verlaufen, die Truppen sind kräftig auf dem Vormarsch.

Am Abend kommt die Nachricht, daß die siebente Kriegsanleihe 12½ Milliarden gebracht hat. Welche wirtschaftliche Kraft steckt doch im deutschen Volke, das im vierten Jahre des Weltkrieges, von aller Welt abgeschnitten, zu solch ungeheurer Leistung fähig ist, und nicht bloß fähig, sondern — ohne sonderlich große Werbearbeit — auch in der Tat dazu bereit. Wenn solch ein Volk von Frieden und Verständigung spricht, während es die Bereitschaft zur kräftigsten Fortführung des Krieges so selbstsicher und schlagend bekundet: welch ein Unverstand gehört dazu, diesem Volke und seiner berufenen Vertretung deswegen eine Anwandlung von Schwäche, ein Versagen der Nerven anzudichten!

In Schweden ist nach einigen Schwierigkeiten die Bildung eines neuen Kabinetts gelungen, nachdem das alte Ministerium wegen des Ausfalls der Wahlen sein Amt in die Hände des Königs zurückgegeben hatte. Das neue Ministerium

Digitized by Google

setzt sich unter Leitung des Liberalen Eden aus Liberalen und Sozialisten zusammen. Branting hat die Verwaltung der Finanzen übernommen. Die Geschäfte des Aeußeren führt der Liberale Hellner, der einst für Schweden dem Haager Schiedsgericht angehörte.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 14. Oktober.

Im Hinblick auf die Zeichnungen zur 7. Kriegsanleihe bringen die Zeitungen das Finanzprogramm des Reichsbankpräsidenten für die Zeit nach dem Kriege. Da naturgemäß bei Wiedereinsetzen von Handel und Gewerbe ein sehr großes Kapitalbedürfnis besteht, werden viele Leute genötigt sein, die jetzt gezeichnete Anleihe wieder abzustoßen. Für diese auf viele Milliarden berechneten Beträge an Kriegsanleihen, die dann dem Geldmarkt wieder zufließen werden, soll eine Aufnahmeaktion großen Stils durch Reichsbank und Darlehnskassen in Verbindung mit der gesamten deutschen Bankwelt eingeleitet werden. Erleichtert wird diese Aktion durch die Tatsache, daß sich auch in der Bankwelt die Zentralisation während des Krieges in steigendem Maße durchgesetzt hat, es sind Vereinigungen von Banken entstanden, die ein einheitliches Vorgehen möglich machen. Die Darlehnskassen, die noch etwa 5 Jahre nach dem Kriege fortbestehen sollen, werden die Beschaffung von Betriebskapital übernehmen, während durch die Zusammenarbeit von Reichsbank und Bankwelt die Auffangung der gemeinsam übernommenen Werte innerhalb einiger Jahre ermöglicht werden soll. Man liest das mit einem dunklen Gefühl von der Gewalt und Größe dieser Finanzbewegung, die das Blut aus den hypertrophischen Kriegsgliedern der Volkswirtschaft wieder in ihren normalen Organismus leiten soll.

Zentrum und Sozialdemokratie erklären gleichzeitig dem Kanzler den Krieg. D. h. der „Vorwärts" resümiert nur nochmals die schon vorher vertretene Meinung von der Unhaltbarkeit der Regierung Michaelis, Capelle, Stein und Helfferich, während die „Germania" die Lösung der Kanzlerkrise nur in dem Rücktritt des Herrn Dr. Michaelis sieht. Im ersten Kriegsjahr hätte man gemeint, man könne Konflikte und mißtrauische Stimmungen zwischen Volk und Regierung schlechthin nicht ertragen. Nun nimmt man schon seit langem auch das noch mit in Kauf, und das Durchhalten geht immer noch.

Aber heute weht überhaupt Zuversicht und Frische von der Ostsee her. Landung auf Oesel! Man hat so stark das Gefühl einer neuen Phase — neue Karten werden aufgeschlagen, neue Verbindungen geschlagen. Man fühlt den Ruck vorwärts.

Montag, 15. Oktober.

Das Zentrum erklärt, daß die ablehnende Haltung der Fraktion gegen die deutsche Vaterlandspartei auch maßgebend für alle Parteimitglieder sein solle. Eine Reihe Berliner Hochschullehrer, darunter die besten Namen, wie Harnack, Meinecke, Hintze, Troeltsch, Delbrück, haben eine Gegenerklärung gegen die der 900 Kollegen zum „deutschen Frieden" erlassen und sich dabei auf den Boden der deutschen Antwort auf die Papstnote gestellt.

Gestern nachmittag ist der sozialdemokratische Parteitag in Würzburg eröffnet mit einer Massenkundgebung für den Verständigungsfrieden. Der Geschäftsbericht zeigt die Wirkung des Krieges auf eine politische Parteiorganisation in vollem Umfang. Die Zahl der Mitglieder ist auf 243 000, davon 66 600 Frauen, zusammengeschmolzen, die der Abonnenten der Parteipresse von 1½ Millionen auf 763 000, d. h. um 48 v. H. Zu den Unabhängigen abgesplittert sind 57 Reichstagswahlkreise und 21 kleine Ortsvereine.

Mehr noch als diese Zahlen aber berührt in dem Bericht die innere Geschichte der Partei während des Krieges! Man kann gar nicht anders, als einmal ganz objektiv werden und diese schicksalvolle Entwicklung der Dinge seit dem 4. August 1914 ganz als geschichtlichen Vorgang auf sich wirken lassen. Welche Verantwortungen, in der „Neuorientierung" programmtreu zu bleiben, haben auf den Führern gelegen! Welche geistigen Auseinandersetzungen mit altem Parteibestand und neuen Wegen haben stattgefunden! Der Bericht ist vielleicht das bedeutsamste innerpolitische Kriegsdokument.

Dienstag, 16. Oktober.

Auf dem sozialdemokratischen Parteitag wird über die Stellung zu den Unabhängigen verhandelt. Es kommen zuerst Freunde der Unabhängigen zu Wort, die für eine Verständigung sprechen. Dann die anderen, die alle bisherigen Schritte der alten Parteikollegen und ihre Geduld zu den Unabhängigen bewundern. Zu einer Stellungnahme kommt es noch nicht.

In den letzten Tagen vor dem Endtermin der Kriegsanleihe-Zeichnung wächst die Dringlichkeit und Kraft der Mahnungen. Die Art, wie die Propaganda gemacht wird, freut einen immer wieder. Es ist gar kein Amerikanismus, gar keine Sensationsmethode dabei — auch nicht gerade besonders viel Geist —, aber eine anständige, einfache Pädagogik.

Durch die Sparsamkeit mit dem Licht wird man schon viel entschiedener als sonst in Winterstimmungen versetzt. Man sucht sich beim Heimweg von der Nachmittagsarbeit durch die unbeleuchteten Anlagen seinen Weg unter den Sternen und hat schon die beiden Baumsilhouetten heraus, zwischen denen man durchsteuern muß, um nicht in den Rasen abzuirren. Im Grund ist das so viel stimmungsvoller und natürlicher als die Gasglühlaterne alle paar Schritte.

Mittwoch, 17. Oktober.

Das preußische Abgeordnetenhaus ist neu eröffnet. Es werden die Ernährungs- und Kohlenfragen zunächst in der Kommission erörtert, das Plenum beschäftigt sich mit dem Gesetz zur Vereinfachung der Staatsverwaltung, dann sollen am 6. November neue Plenarsitzungen beginnen — wohl zur Beratung der Wahlrechtsvorlage, der man mit größter Spannung entgegensieht; ihr und ihrem Schicksal.

Der sozialdemokratische Parteitag nimmt eine Erklärung an, in der die Einheit der Partei als eine Bedingung für die Lösung der künftigen Aufgaben bezeichnet wird, ohne daß aber den Unabhängigen Zugeständnisse gemacht werden.

Donnerstag, 18. Oktober.

Auf dem sozialdemokratischen Parteitag die gegenüber der Frage der Unabhängigen weit interessantere Erörterung über die Stellung der Partei — zur auswärtigen Politik. Hier tritt die Neuorientierung zum erstenmal auf einem Parteitag reif und kräftig heraus: zum erstenmal eine sachliche, aus den Bedingungen der äußeren Politik selbst urteilende Debatte. In der Abstimmung wird mit überwältigender Majorität, 256 gegen 26 Stimmen, der Antrag Hoch abgelehnt, der die Verweigerung der Kriegskredite fordert, wenn sich die Regierung nicht unzweideutig zur Friedensforderung der Sozialdemokratie und zur Verfassungsreform bekennt. Dagegen wird eine Resolution Löbe angenommen, die sich auf den Boden der Reichstagsentschließung vom 19. Juli stellt, die Reichsleitung zu einem offenen Bekenntnis zur Wiederherstellung Belgiens als eines nach allen Seiten neutralen Staates auffordert, gegen die Aufteilung Elsaß-Lothringens unter die Bundesstaaten Einspruch erhebt und im übrigen die bekannten innerpolitischen Forderungen stellt. Diese Erklärung ist mit 262 gegen 14 Stimmen angenommen.

Am 16. Oktober sind wieder die ersten Kohlentransporte von Deutschland nach Holland gegangen, Ausdruck für den Abschluß des Handelsabkommens. Mit unserer eigenen Kohlenbelieferung ist es dabei — hier in Hamburg wenigstens — nicht zum besten bestellt. Das Hamburger Kriegsversorgungsamt erklärt, daß der vom Reichskommissar geäußerte Optimismus bezüglich der Belieferung für den Hausbrand für Hamburg wenigstens keine Gültigkeit habe.

Heut ist der Schlußtermin zur Zeichnung der Kriegsanleihe. In den Zeitungen ist eine sehr eindringliche Uhr, deren Zeiger gebieterisch auf eine dicke Eins zeigen und die alle ängstlichen Vorgefühle versäumter Gelegenheit erregt!

Einen fabelhaften Einschnitt bedeuten die heute in Kraft

Digitized by Google

tretenden Zuschläge zu den Tarifen der Schnell- und Eilzüge. Zuschlag zweiter Klasse von Hamburg nach Berlin 20 M. bei einem normalen Fahrpreis von 15,90 M. Infolgedessen ist heute die zweite Klasse ziemlich ausgestorben, und der einsame Reisende im sonst leeren Abteil kann darüber nachdenken, ob es für den Staat vorteilhafter ist, wenn das Abteil in seiner Person 36 M. oder wenn es mit 6 Personen 96 M. bringt.

Freitag, 19. Oktober.

Der Hansabund protestiert gegen die Zuschläge, meint, daß sie den Zweck der Vermeidung überflüssiger Reisen nicht erreichen, aber die erwerbstätige Bevölkerung schwer treffen. Zuzugeben ist, daß Dringlichkeitsnachweise etwas schlechthin Undurchführbares sind und die Verteuerung wirklich als das eigentliche Radikalmittel erscheint. Möglich wäre aber die Erteilung von Dispensen für Geschäftsreisen.

Der sozialdemokratische Parteitag endet mit einer Rede Scheidemanns über die Zukunftsaufgaben der Partei und der Einsetzung einer Kommission zur Ausarbeitung eines Aktionsprogramms. Mit dieser Rede ist eine neue geistige Basis der Partei geschaffen, sind die marxistischen Unhaltbarkeiten des Programms begraben und ein Gebiet, das aus einer kleinbürgerlichen Ideologie heraus dem Gesichtskreis der Partei bis zum Kriege fernblieb — nationalpolitische Weltorientierung — ihrem Bestande einverleibt.

Sonnabend, 20. Oktober.

Im Haushaltausschuß des Preußischen Landtags hat der Staatskommissar über die Lage der Ernährung gesprochen. Brotgetreideernte örtlich sehr verschieden, im ganzen mäßig. Vom 1. November ab Brotstreckung mit Kartoffeln, und zwar werden dafür 1½ Pfund Frischkartoffeln für Person und Woche zur Verfügung gestellt. Eine Steigerung der Mehlpreise um 1½ bis 2 Pf. für das Pfund ist unvermeidlich. Die Kartoffelernte ist befriedigend, teilweise gut. Der Wochenkopfsatz ist 8 Pfund, eingeschlossen ein Pfund, das auf Schwund berechnet wird. Bis zum 25. Dezember laufen täglich 6400 Waggons, um die Wintereindeckung zu leisten. Schlecht ist die Futtermittelernte, deshalb muß der Viehbestand mit den Futtermitteln in Einklang gebracht — auf Deutsch: es muß abgeschlachtet werden. Das wird Schwierigkeiten in der Fett- und Milchversorgung mit sich bringen. Für Brotaufstrichmittel ist durch 5 Millionen Zentner Obst, die den Marmeladefabriken zugeführt werden, gesorgt. Es wurde gegen die Stimmen von Fortschrittlicher Volkspartei, Zentrum und Sozialdemokratie Vertraulichkeit der Verhandlungen über dies Gebiet beschlossen.

Die Abendzeitungen bringen das Ergebnis der Kriegsanleihe: 12½ Milliarden, ohne die Zeichnungen des Heeres!

Wilhelm Heile / Die Sozialdemokratie auf neuen Wegen. Und wir?

Der Würzburger Parteitag der deutschen Sozialdemokratie war nicht bloß für Scheidemann und Ebert ein voller und großer Erfolg. Er war auch — das darf gesagt werden — ein Sieg für die deutsche Sache, ein Heimatsieg, der an Bedeutung neben manchen Sieg gestellt werden kann, der draußen in blutiger Schlacht errungen worden ist. Die sozialdemokratische Mehrheitspartei hat sich nahezu einmütig erneut zur Politik vom 4. August 1914 bekannt und das Bekenntnis zur Vaterlandsverteidigung durch die lebhafte Zustimmung zu manchem warmherzig deutschen Wort in einer so eindrucksvollen Kraft bekundet, daß man darüber dankerfüllt das unerfreuliche Gezänk vergessen könnte, daß die sogenannte Vaterlandspartei in unser Volk hineingetragen hat.

Und neben diesem nationalen Bekenntnis das andere zur aufbauenden Arbeit im inneren Staatsleben! Welch eine Wendung seit jenen doch gar nicht so weit hinter uns liegenden Parteitagen, auf denen die David, Heine, Göhre, Südekum schwer angefeindet und ohne ermutigenden Erfolg und doch ungebeugt, immer von neuem wieder den Grundstein zu dieser deutschen Politik zu legen suchten, die nun fest unterbaut und von allen Seiten sicher gestützt dasteht! Wir, die wir schon immer an diese Entwicklung geglaubt und auch die praktischen Folgerungen aus diesem Glauben gezogen haben, als nicht bloß die Parteien der Rechten und der Mitte und die Regierung, sondern selbst ein Teil unserer nächsten politischen Freunde uns deswegen verhöhnten, schmähten und verfolgten, wir haben ein Recht darauf, ja, wir haben die Pflicht, unserer Freude über das, was dieser Parteitag gebracht und bewiesen hat, einen möglichst klaren und weithin vernehmbaren Ausdruck zu geben.

Man könnte versucht sein, die Ursache dieser glücklichen Entwicklung im Negativen zu suchen, in der Lostrennung der zersetzenden Elemente, der ewig unfruchtbaren Nichts-als-Agitatoren. Das aber ist nicht richtig oder doch nur in sehr bescheidenem Umfange eine Teilwahrheit. Die Entwicklung war schon vorher da. Jene stets verneinenden Geister sind abgefallen, weil sie in der neuen, frischen Luft des positiven Schaffens nicht atmen und leben können. Ein anderes aber ist es, ob die Spaltung, die der zusammengebliebenen großen Mehrheit die volle Freiheit des Handelns erst so recht möglich gemacht hat, mit solchem Jubel begrüßt werden muß, wie es Peus und auch Kolb getan haben.

Uns will scheinen, als ob der Parteitag im ganzen da den richtigen Weg eingeschlagen hat. Jede Spaltung ist eine Schwächung. Sie kann freilich, wie im vorliegenden Falle, zugleich ein Gewinn an innerer Kraft sein. Das Ziel aber muß doch bleiben, den tiefen, frisch dahinströmenden und den flachen, toten Arm des Flusses wieder zu einem großen Strom zu vereinigen. Es ist sicher klug, daß der Parteitag in dieser Richtung getan hat, was geschehen konnte, und auch vermieden hat, was vermieden werden mußte. Eberts Rede gab dafür von vornherein den richtigen Ton an. Er begann mit dem Angriff: „Die einzige Lebensleistung der Unabhängigen Sozialdemokratie ist bisher die Schwächung der Schlagkraft der Arbeiterklasse." Und er schloß mit dem Aufruf des Sammelns: „Die kommenden großen Kämpfe werden uns Einigkeit und Geschlossenheit aufzwingen."

Wir meinen — und das kam erfreulicherweise auch in Würzburg deutlich zum Ausdruck —, daß das nicht bloß von der Sozialdemokratie und auch nicht bloß von der Arbeiterklasse gilt. Auch Sozialismus und Liberalismus gehören zusammen, und Arbeiterschaft und Bürgertum müssen den Weg zu gemeinsamer Arbeit finden: die Demokratie wird zugleich national, sozial und liberal sein, oder sie wird sich nie den Platz im Herzen des Volksganzen erobern, der ihr die wirkliche Führung sichert.

Scheidemann hat in seiner programmatischen Rede in Würzburg immerhin angedeutet, was geschehen muß. Er sagte: „Die nächsten Reichstagswahlen werden von größter Bedeutung werden. Wenn nicht alles täuscht, werden sie uns eine sehr große Macht bringen. Wir werden dann aber die Verantwortung nicht anderen überlassen können und werden auf die Annehmlichkeiten der Opposition verzichten müssen. Das liegt in unserem Interesse; denn in Deutschland darf nach dem Kriege nicht ein antisozialdemokratischer Block unter Führung der Konservativen, Alldeutschen und Scharfmacher regieren. Bei den nächsten Reichstagswahlen handelt es sich um den Kampf um die politische Macht, um den entscheidenden Einfluß im Staate und um die Regierung selbst ..." Deutlicher noch haben andere gesprochen. Stolte aus Hamburg traf den Kern, als er sagte: „Wenn wir politische Fortschritte machen wollen, dann werden die bürgerlichen Parteien von uns auch Zugeständnisse verlangen ... Wir werden die Verantwortung mitzutragen haben. Wir müssen aus der Selbstisolierung heraus, denn es gibt nur Kompromißpolitik oder Demonstrationspolitik." Und Winnig bezeichnete es als dringendste Aufgabe der deutschen Politik, daß der Reichstag bestimmenden Einfluß auf die Regierung erlange. Das könne ohne Verfassungsänderung durch eine zielbewußte Mehrheit erlangt werden. Ohne eine solche Mehrheit aber sei keine Parlamentarisierung möglich. Der Parteitag müsse deshalb der Fraktion aussprechen, daß sie mit gutem Gewissen das fortführen kann, was sie durch Zusammenarbeit mit anderen Parteien erreicht hat. Damit werde der Weg für eine neue Taktik frei.

Wir warten auf diese neue Taktik, die schon jetzt im Parla-

Digitized by Google

ment mit allen Folgerungen angewandt werden und für die künftigen Wahlkämpfe einen einheitlichen Aufmarsch der taktisch verbündeten Parteien vorbereiten und sichern muß.

Hätten wir eine solche zielbewußte Reichstagsmehrheit, so wäre weder der Sturz Bethmann Hollwegs möglich gewesen noch die Ernennung des neuen Kanzlers ohne jede Fühlung mit dem Reichstag. Nur weil die Parteien der Mehrheit in der Kunst der Herstellung eines gemeinsamen nächsten Zieles noch nicht sehr weit gediehen sind, haben wir wohl eine Mehrheit, aber keinen Mehrheitswillen und also auch keinen bestimmenden Einfluß der Mehrheit. Denn nur, wo der Wille zur Macht vorhanden ist, führt auch ein Weg dahin.

Die Parteien der Rechten haben das längst begriffen. Sie, die mit Worten das parlamentarische Regierungssystem in Grund und Boden verdammen, haben es schon immer verstanden, durch ihre parlamentarische Macht die Regierung zu leiten und auf Kommen und Gehen der verantwortlich Leitenden den bestimmenden Einfluß auszuüben. Sie haben das sogar zuwege gebracht, wenn sie, wie jetzt, in hoffnungsloser Minderheit waren. Warum? Weil sie sich auf Politik verstehen. Weil sie wissen, daß politische Ueberzeugungen nur wirksam sind, wenn sie sich zu einem Willen verdichten. Der Wille aber braucht einen Träger oder eine Gemeinschaft, die ihn trägt. So haben sie jetzt in ihrer höchsten Not die „Vaterlandspartei" gebildet, die keinen anderen Zweck hat als den, der Regierung den Willen der Rechten aufzuzwingen. Was aber tun wir anderen?

Es ist die Schicksalsfrage der deutschen Zukunft, ob es gelingt, die Volksparteien und damit das Volk an Stelle der Herrenschichten zum Träger der deutschen Politik zu machen. Es kann gelingen, wenn man nur mit der rechten Herzenswärme, mit der wahren Leidenschaft will. Auch die Parteien der Rechten sind ja in ihren Einzelzielen keineswegs einig. Und sie verständigen sich doch. So muß auch ein gemeinsames Marschziel für die Parteien der Linken aufzustellen sein, und für Linke und Mitte zusammen zum mindesten eine gemeinsame Marschordnung für ein nahes gemeinsames Ziel.

Durch die Entwicklung der Sozialdemokratie zu einer vaterlandsstolzen, schaffensfrohen, des Deklamierens müden deutschen Partei sind die schwersten Hindernisse aus dem Wege geräumt. Nun richten wir mit neuer Hoffnung den Blick auf unsere eigene Partei, wie die, die ihr rechts und links benachbart sind; und auf den Lippen liegt die Frage: wann, wann endlich werden die berufenen Führer sich auf ihr Führeramt besinnen und aus dem Wandel der Dinge die Folgerungen ziehen, die der größte Teil ihrer Gefolgschaft schon längst als notwendig erkannt hat?

Naumann/Die Freiheit Luthers

50.

Es sei erlaubt, hier noch ein Wort Harnacks anzuführen: „Luthers Glaubenskraft ist Kleinod und Ziel des Protestantismus geblieben, er selbst der Held, nach dem alles benannt wird, aber seine Theologie ist in seiner Kirche nicht kanonisch geworden, und das war gut. Melanchthon ist als Person in der Kirche zurückgetreten, aber entscheidende Richtlinien, die er der neuen Theologie gegeben hat, sind geblieben, und das war auch gut. Er hat den Protestantismus für die Wissenschaft und die Wissenschaft für den Protestantismus gerettet in Verkettungen, die heute nicht mehr in voller Geltung stehen, die aber in ihrer Zeit Kirche und Bildung zusammengehalten haben." — Als Melanchthon die lutherische Theologie herstellte, war sie theologisch modern. Daß sie später aufhörte, dieses zu sein, ist allgemein menschlich. Große Ideen dauern länger als zeitgeschichtliche Wissenschaftsformen. Luther dauert länger als Melanchthon.

51.

Eigentümlich lutherisch war das Verklären und Umleuchten der einfachen kirchlichen und häuslichen Vorgänge. Er webt goldenen Zauber um den Hausvater, das tägliche Brot, den Acker, die Kinder, den Gesang, das Sterben und den darauf folgenden Himmel. Immer aber setzt er hinter die helle Farbe den tiefdunklen Untergrund: die Sünde, den Zorn Gottes, die Bosheit des sehr leibhaftig gedachten Teufels und die Qual der Hölle. In dieser dramatischen Lebensbeleuchtung liegt ein großer Teil seines Wesens und seiner Wirkung. Sie ist Religion, ist Weltanschauung, aber gerade sie fällt weg, wenn man theologisiert. Der Glaube will gar nicht getrocknet, aufbewahrt werden, sondern jeden Morgen frisch entstehen, wie Tau aus der Morgenröte. Einmal leuchtet er auf Grund der Bergpredigt, einmal durch den Apostel Paulus, einmal durch Augustinus, einmal durch Faulers deutsche Theologie, einmal ganz aus freier Hand, immer aber ist der Glaube etwas Ueberraschendes, das tägliche Wunder, der unaufhörliche Gruß Gottes. So erlebte ihn Luther, aber wer konnte das zu einer Lehre gestalten?

52.

Einzelnes an Luthers Lebenserklärung kann wie leichte Spielerei erscheinen, aber wenn jemand glauben sollte, dieses blinkende, polternde Wasser habe keine Untiefen, der irrt. Er hat den Geheimnissen und Seligkeiten des Daseins tief ins Auge geblickt, hat viel erlebt und im Drama Gottes und der Menschheit eine Rolle gespielt wie wenige andere. Er hatte der Acht, dem Banne, dem Tode, der Unehre sich entgegengestellt, war gerettet wie ein schon brennendes Scheit aus dem Feuer und lebte, obwohl er tot sein sollte. Was wird er über menschliches Können und menschliche Güte denken? Sein letztes Wort über das Menschentum heißt: Der gebundene Wille! Wo von uns etwas Gut's geschieht, da wirket nur Dein göttlich Licht! Er ist nicht theoretischer Determinist, das heißt, er glaubt nicht aus Verstandesgründen an den großen allgemeinen Zwang aller abhängigen Wesen, sondern aus Seelenerfahrung heraus kommt er dazu, daß auch das Freiwerden ein Geschenk ist. Gott wirket in allem und durch alles; ihn findet er hinter jedem Busche, ihn sucht er in jedem Körnlein, und er faßt Mensch und Tier zusammen: Ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat samt allen Kreaturen!

53.

Unaufhörlich umkreisen seine Gedanken seinen Herren und Heiland Jesus Christus. Das ist für ihn nicht ein altes Liedlein von einer Geschichte, so sich vor fünfzehnhundert Jahren zugetragen hat, sondern ihm, dem Doktor Luther zuliebe ist das Jesuskindlein geboren worden, während der Papst nur einen Schatten davon hat. Für ihn ist der liebe Herr unter so großen Aengsten und Zittern am Kreuze gestorben, aber mit ihm zugleich erlebt er Sieg und Triumph, überwindet Sünde und Tod, steht aus dem Grabe auf und setzt sich zur Rechten des Vaters. Die Wundergemeinschaft von Göttlichkeit und Menschlichkeit in der Person des Mittlers wird von Luther mit einer geistigen Naturforscherfreude von immer neuen Gesichtspunkten her betrachtet als ein kündlich großes Geheimnis, das alle Klugheiten des Aristoteles überbietet. Und die alten heiligen Begriffe aus der seelischen Sklavenbefreiung des Apostels Paulus, die Worte Erlösung, Rechtfertigung, Freisprechung, Lösegeld, Opfer, Versöhnung sind für ihn wie Noten für

Digitized by Google

das Saitenspiel seiner eigenen frei gewordenen Seele. Auch wer für sich von diesen Worten nicht mehr viel hält, muß ein sehr armer Mensch sein, wenn es ihn nicht ergreift, welchen tröstlichen Saft Luther aus diesen Früchten herausholt.

54.

Als eine Verkörperung des täglich lebendigen Christus hat er das heilige Abendmahl angesehen. Das Abendmahl war für ihn und seine Zeit etwas ganz anderes, als es heute geworden ist. Oft nahmen es die Mönche jeden Tag als Brot ihres Lebens. Da ergab es sich von selber, daß viel darüber gesonnen wurde und daß man in diese Himmelsspeise alles hineingeheimnisste, was fromme Sehnsucht, Zerknirschung und Getröstetheit sich ausdenken konnte. Noch war keine peinliche Abendmahlslehre vorhanden. Luther selbst redet in den früheren Jahren ohne genaue Bindung an wiederkehrende Worte, und erst als die Schwätzer, besonders Zwingli, aber auch Luthers inländischer Widerpart Karlstadt, ihrerseits auf Grund derselben Freiheit, andere, weniger mystisch-tiefe Erklärungen bringen, steigt in Luther der sachliche Eifer und die Rechthaberei auf, und er schlägt zu, mag zerbrechen und zerschellen, was da will. Ihm scheint, als hinge alles Heil nur an der richtigen Erklärung von „das ist mein Leib". Um dieses Streites willen ist keine Einheit des Protestantismus möglich gewesen. Der Prophet wurde zum Fanatiker, ein Kind seiner wortstreitenden Zeit.

55.

Niemand überhebe sich, als ob etwa wir nicht mehr um Worte stritten! Nur haben wir einigermaßen die Kampfplätze gewechselt. Unsere heutige volkswirtschaftliche und juristische Literatur ist noch genau so begriffswütig wie damals die theologische, bloß pflegt man sich in den weltlichen Fächern nicht gleich die ewige Seligkeit abzusprechen, sondern begnügt sich, die beiderseitigen Verstandeskräfte in Zweifel zu ziehen. Wenn Luther uns als großer Wortstreiter erscheint, so darf nicht vergessen werden, daß die mittelalterliche Theologie vor ihm und die orthodoxe Theologie nach ihm nicht besser, sondern nur unbegabter war. So wurde, um bei diesem Hauptbeispiel zu bleiben, auf allen beteiligten Seiten an ein Wort, das nachempfunden, aber nicht ausgedeutet werden will, das Schraubengerät einer Dialektik angelegt, die gar nicht für die Grenzgebiete zwischen Greifbarem und Ungreifbarem paßt. Kurz nach dem Ausspruch „Das ist mein Leib" sagt der Gekreuzigte zu seiner Mutter und dem neben ihr trauernden Johannes: „Weib siehe, das ist dein Sohn." War das nun eine Umwandlung oder ein Vergleich, oder eine Innewohnung, oder was war es sonst? Dabei versteht jeder dieses Wort, nur der Hilflosigkeit der Gelehrten bleibt es verborgen. An dieser technischen Hilflosigkeit litt die ganze Welt Luthers. Sie war nominalistisch in dem Sinne, als müßte alles durch Worte erfaßt werden können.

56.

Dennoch aber blieb es richtig, wenn Luther bei der Besprechung in Marburg 1529 zu den Schweizern sagte: Ihr habt einen anderen Geist als wir! Luther hatte nicht die Politik Zwinglis und dieser nicht die Religion Luthers. Aus Gottvertrauen war Luther unpolitisch. (Vergleiche Brieger, Die Reformation, ein Stück aus Deutschlands Weltgeschichte, 1914.) Zwingli und Landgraf Philipp von Hessen wollten einen Bund der Gegner des altgläubigen Kaisers herstellen, der sich bis nach Dänemark, England, Böhmen, Ungarn und der Türkei erstrecken sollte. Für diesen Bund war die Person des Wittenberger Reformators unentbehrlich, der aber wollte nicht. Man lernt jene Zeit begreifen, wenn man darüber nachdenkt, wie innig in ihr europäische Politik und Abendmahlstheologie verflochten sind. Luther blieb sich und seinem religiösen Ausgangspunkte treu, denn er hatte niemals große Staatsverbände schaffen wollen, aber da die konfessionellen Staatsgruppierungen später doch auftraten, so war es vielleicht menschlich sehr unklug, sich noch jetzt dagegen zu wehren. Das ersparte die kommenden Kriege nicht, stärkte aber die Gegenpartei und spaltete die Evangelischen.

57.

Nach neunjähriger Abwesenheit erschien im Jahre 1530 der Kaiser Karl V. wieder ig Lande und tagte in Augsburg. Er kam wie ein Richter, vor dem die Neugläubigen sich verteidigen sollten. Unter Luthers Anhängern wurde erörtert, ob man sich gegen den Kaiser mit den Waffen erheben solle, Luther aber wollte von keiner Gegenwehr etwas wissen, ermahnte vielmehr das Volk, den Kaiser im Türkenkriege willig zu unterstützen. Im Grunde war Luther immer noch nicht konfessionell, das will besagen: er sah den Glaubensunterschied noch nicht als etwas Endgültiges und als etwas Staatliches an. Dazu kam Kaiserromantik, die der Geächtete nicht aus seinem Herzen reißen konnte. Warum wohl konnte er dem Kaiser leichter seine Gegnerschaft verzeihen als dem Papst? Doch wohl, weil der Kaiser nicht gegen die heilige Schrift war! Aber trotz seiner Staats- und Kaisertreue versagten ihm die Reichsstädte aus Vorsicht das freie Geleit, und er mußte in Koburg bleiben, während in Augsburg die staatsrechtliche Formulierung seines Lebenswerkes unternommen wurde. Das Luthertum war hoffähig, nur nicht Luther.

58.

Es würde falsch sein, die Absichten der evangelischen Fürsten und Theologen dafür auszulegen, als ob sie schon eine feste Idee von einer nichtkatholischen Landeskirche oder etwas Ähnlichem nach Augsburg mitgebracht hätten. Ihre Meinung war vielmehr, ihr gutes Recht an der alten gemeinsamen Kirchengemeinschaft zu beanspruchen. In diesem Sinne hatte Melanchthon unter Zuhilfenahme früherer Entwürfe und unter Beirat seiner Freunde die Augsburgische Konfession verfaßt, die erste amtliche gemeinsame Schrift der Evangelischen. Sie setzt bereits ein Lehrsystem voraus. Immer wieder beginnt es: „Es wird gelehrt". Der große Freiheitsglaube Luthers erscheint als ein Artikel unter anderen (Artikel IV), und zwar heißt er theologisch „Von der Rechtfertigung". Wie verschieden ist der Artikel von der Buße im inneren Gehalt von der Bußverkündigung der 95 Thesen! Alles Strahlende ist in das matte Licht der Verteidigung versunken. Und doch war auch Luther schließlich leidlich zufrieden, denn ein gemeinsames Bekenntnis ist immer ein schwieriger Akt.

S. D. Gallwitz / Luthers Musica

Der Segen dieses im Getöse der Gegenwart in seiner Bedeutung nur schwach anklingenden Reformationsgedächtnisjahres wird vor allem sein, daß die Gestalt Luthers vor viele wie eine ganz neu geschaute Erscheinung hintreten und daß eine unmittelbare Kraft davon ausgehen wird, eine neu befestigte Gewißheit, daß das Erbe seines Geistes ein Boden ist, auf welchem wir, sein Volk, gegründet stehen wie auf einem ehernen Felsen.

Digitized by Google

Immer wird es einem Luther gegenüber so gehen, daß man von seinem großen Werk bald wieder zu seiner Persönlichkeit hingerissen wird; von einer Betrachtung, bei welcher viele historische Bausteine die Grundlage bilden müssen zu einem unmittelbar lebendigen Zustimmen und Mitfühlen. Dieser Mensch ist in Wahrheit einer jener wenigen Riesen, die ihre Hand auf Jahrhunderte und Jahrtausende legen, und heute nach vierhundert Jahren fühlen wir diese Hand, als könnte sie uns zu den Lösungen neuzeitlicher geistiger Probleme führen. Es sind die Ewigkeitsgültigkeiten des Genius, die solcherart die Zeiten überdauern, und die immer wieder von neuem zum höchsten Maßstab taugen. Das gilt nicht nur von dem Luther des kirchlichen Reformationswerkes, auch mit allem rein Menschlichen bei ihm ist es so, und auch mit seiner Musik.

Luther in der Musik ist vielleicht der am meisten volkstümlich gebliebene Luther; sie ist in allem, was von seinem äußeren Leben an Erinnerungen noch bei uns im Schwange ist, dabei. Der Knabe singt in Eisenach mit der Kurrende auf den Gassen und erregt durch seine herzlich fromme Weise die Teilnahme der reichen Frau Cotta, die ihn in ihr Haus nimmt; der Student ist ein Meister des Lautenspiels, und als der spätere Mönch einmal nach schwersten Seelenkämpfen in der eigenen Geißelung besinnungslos zusammenbricht, rufen Freunde mit einer sanften Melodie seinen Geist zum Bewußtsein und zur Ruhe zurück. Luther im Kreise der Seinigen musizierend und Luther, den Kindern sein Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her" vorsingend, sind besonders beliebte Szenen seines Lebens, die sich noch heute in Abbildungen in vielen Häusern finden. Im Bilde seiner inneren Entwicklung, das durch mannigfaltigste Dokumente bis auf diesen Tag klar erhalten ist, zieht die Musik sich wie ein goldener Faden hindurch. Man versteht das Wesen Luthers erst ganz, wenn man seine Liebe zu ihr kennt und versteht: sie war ihm himmlische Gefährtin und Trösterin in den Tiefgängen und Anfechtungen seines Lebens. Wenn eine Entmutigung ihm die Zunge binden möchte, daß er meint, den Mund nicht wieder in der Predigt auftun zu können, weicht die Spannung, wenn ihre Stimme zu ihm spricht; wenn in den schwersten Glaubenskämpfen außen und innen sein Geist und Gemüt einmal ganz in der Finsternis gingen, war sie es, die ihn zurücklockte auf den Weg, der wieder zu seinem Gott führte. So wird denn auch sein Herz nicht müde, ihr Lob zu singen. „Wer die Musik verachtet, mit dem bin ich nicht zufrieden," sagt er einmal, und die Herzöge von Bayern, mit denen er keinen Teil hatte, da sie seinem reformatorischen Werk feindlich gegenüberstanden, „lobt er trotzdem hoch und verehrt sie vor anderen, weil sie die Musik so verehren und begünstigen". Wie ein höchster Adelsbrief klingt diese Wertung: „Ich halte gänzlich dafür und schäme mich auch nicht, es zu bejahen, daß nach der Theologie keine Kunst sei, die mit der Musik zu vergleichen sei, dieweil sie allein dasjenige tut, was sonst die Theologie allein tut, nämlich, daß sie Ruhe und einen fröhlichen Mut macht, zu einem klaren Beweis, daß der Teufel, welcher traurige Sorgen und alles unruhige Lärmen stiftet, fast vor der Musik und derem Klange ebenso fliehet, als vor den Worten der Gottesgelahrtheit."

Diese alles durchdringende Musikliebe steht bei Luther nicht nur auf dem Boden des Gefühlsmäßigen, sondern war die Blüte einer außergewöhnlichen und genialen Begabung für die Tonkunst, die Tatsache, daß er meisterhaft die Laute gespielt und die Querflöte geblasen hat, ist dafür nur der Belege geringster, viel schwerwiegender sind die Urteile der zeitgenössischen bedeutenden Tonsetzer und ist der Umstand, daß er auf die musikalische Entwicklung seiner Zeit einen starken Einfluß ausgeübt hat. So wie Luther war und wie er sein kirchlich reformatorisches Werk auffaßte: als eine befreiende Verinnerlichung und Bereicherung des ganzen Menschen, mußten, bei der hohen Stellung, die er der Musik als einer edelsten Förderin alles Guten gab, auch seine kirchlich gottesdienstlichen Veränderungen eine verstärkte Richtung zu ihr hin nehmen. Die Musikgeschichte hat die Bedeutung Luthers sehr verschieden gewertet. Konfessionelle Voreingenommenheiten sind dabei im Spiel gewesen; der einen Einschätzung, die ihn im Zusammenhang mit seinem kirchlich religiösen Befreiungswerk auch als einen Befreier aus der Enggebundenheit mittelalterlich strenger Kontrapunktik in der Musik ansieht, steht die andere gegenüber, die in ihm nur das Auflösende gelten lassen will, den Anfang des Verfalles kirchlicher Tonkunst in ihm sieht, und die Luthers eigene Kompositionen als leere Abwandlungen gregorianischer Weisen aburteilt. Ueberschätzung und Unterschätzung drüben und hüben. In der Tat ist es so, daß eine ehemalige historische Feststellung, nach welcher Hunderte von Choralmelodien ursprünglich von Luther komponiert sein sollten, der neueren Forschung nicht standgehalten hat. Sogar um das eigentliche Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" sind die Ansichten darüber auseinandergegangen, wieweit es eine Eigenschöpfung Luthers sei, wieweit übernommen. Gerade eine Vergleichung dieser deutschen Choralkomposition aber mit dem Fragment der gregorianischen Melodie, die jener zugrunde liegt, zeigt an, welcher Art die Bedeutung Luthers für die damalige Tonkunst war und welcher Art sie sich rein musikalisch dokumentierte. Nicht so sehr wie die Notenfolge kennzeichnen Rhythmus und Komposition den Charakter einer Musik; die aber sprechen in dem von Luther gesetzten Choral denselben ganz neuartigen und wie wir empfinden, rein protestantischen Geist aus, wie die Worte der Dichtung es tun. Nach dieser Richtung hin und viel mehr noch als durch das, was er der Welt an eigenen Kompositionen hinterlassen hat, hat Luthers leidenschaftliche geniale Persönlichkeit die kirchliche Musikentwicklung seiner Zeit gleichsam gestoßen. Man kann nicht, wie es zeitweise aus einer Art von irrtümlicher konfessioneller Einschätzung der Musik des 16. Jahrhunderts geschehen ist, die Erscheinung Luthers als Urheber des Individualismus in die deutsche kirchliche Tonkunst setzen, eine Reformation aus mittelalterlichen Formen zum Choral, gleicherart mit seiner kirchlich religiösen Reformation. Lange vor Luther schon machte sich in der Tonkunst eine Loslösung vom gregorianischen Stil geltend, und neben den weit über das allgemeine Verständnis und unmittelbare Empfindung hinausgehenden lateinischen Sätzen und Psalmodien existierte vor der Reformation bereits ein deutsches Kirchenlied; doch galt dieses nur als geduldeter und außerlithurgischer Gesang. Luther entwickelte ihn, gestützt auf seinen starken Sinn für das Wesenechte alles Volkstümlichen, zum wirklichen geistigen Volkslied, zum Gemeindegesang, in welchem die kirchliche Versammlung einen engen, gleichsam aktiven Anteil am Gottesdienst nimmt.

Es ist hier wie überall bei dem großen Mann: nicht aus einer Theorie und dem rein Gedanklichen heraus kommen bei ihm die Reformierungen, sondern als Neuschöpfungen aus dem reichen und vollen Strom seiner Natur; bei jeder Erhebung, die zu Gott ging, mußte Musik für ihn dabei sein, weil Musik als höchster Ton die Harmonie seines Wesens durchflutete. Auch seine Begabung zum reinen Tonsatz ist ganz außergewöhnlich gewesen, und die zeitgenössischen Tonsetzer berichten von der feinen und unfehlbaren Sicherheit, mit welcher er in den gregorianischen Kirchentönen die Stimmungen herausfühlte, die er für die musikalische Gestaltung seiner biblischen Kompositionen haben wollte, wie er keine Tonart dabei als gegeben übernahm, sondern die entlegensten ganz neuartig zusammensetzte, um dadurch zu charakterisieren, was er ausgedrückt haben wollte. Es ist müßig, zu fragen, ob Luther, wenn er nicht der große kirchliche Reformator gewesen wäre, zu einem großen führenden Tonsetzer sich entwickelt haben würde; daß er die reichsten Anlagen dafür hatte, steht fest. So lag es auch durchaus nicht in seinem Sinn und seiner Absicht, die in der katholischen Kirche hochentwickelte Tonkunst zugunsten des einfachen vierstimmigen Satzes einer auf den leichtfaßlichen Elementen des Volksgesangs basierenden Musik beiseite zu setzen. Worauf er ausging, war, die gottesdienstliche Musik aus einer vornehmen Repräsentation, zu der sie in der Blütezeit des kontrapunktlichen Stiles sich kristallisiert hatte, zu einer Sache des Herzens für jedermann zu machen. Einer der bedeutendsten kirchlichen Tonsetzer seiner Zeit, Johann Walther, mit dem Luther in unausgesetzter enger Beziehung stand, erzählt von ihm, wie er den Evangelien und Episteln Choralnoten untergelegt und sie ihm vorgesungen habe, damit er sein künstlerisches Urteil darüber abgebe. Eine

Digitized by Google

deutsche Lithurgie und eine deutsche Messe zu schaffen lag ihm am Herzen.

Bei allen seinen Vereinfachungen ging sein Streben dahin, dem evangelischen Gottesdienst die Schätze der katholischen mittelalterlichen Tonkunst zu erhalten.

Wenn nun auch Luther mit der Intensität eines wahrhaften Tondichters am Werke war, so handelte es sich doch bei ihm niemals um Bestrebungen rein musikalischer Art, die im Zusammengehen mit dem Gottesdienst eine dekorative Rolle zu spielen bestimmt waren. Die Tonkunst, wie das aus seinen oben angeführten Aussprüchen hervorgeht, ist ihm ein Stück Göttliches an und für sich; die Bereitung des menschlichen Gemütes durch ihre Wirkungen schafft beste Empfänglichkeit für den Segen der Religion; mit ihr wird das Schwere leicht und das Dunkel hell. Wir werden nicht gar fehlgehen, wenn wir in Luthers religiösem Werk, in seiner Auffassung vom „Evangelium" ein Stück des Geistes der Musik erkennen, der in den edelsten Seiten des klassischen Griechentums sich offenbarte. Was die unüberbrückbar scheinenden Unterschiede zwischen dort und hier ausmacht, ist nicht im Urwesen der Musik beschlossen, sondern liegt in der Entwicklung der Tonkunst vom Altertum zum Mittelalter und zur neuen Zeit hin, eine Entwicklung, deren Stationen durch die Wendung zur Verinnerlichung gekennzeichnet sind. Eine dieser Stationen heißt Luther. Und wer wird nicht an Griechenland, nicht an Friedrich Nietzsche, den Neubeleber bestimmter griechischer pädagogischer Ideale denken, wenn er Luthers Worte liest: „Musica ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht. Singen ist die beste Kunst und Uebung. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu allem geschickt. Er hat nichts zu tun mit der Welt, ist nicht vor Gericht noch in Hadersachen. Sänger seyn auch nicht sorgfältig, sondern fröhlich, und schlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine geschickte Leute. Man muß Musicam von Rothwegen in den Schülen behalten, und ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an."

Luthers Erscheinung ist in Gegenströmungen der Zeit nach ihm und in musikalischen Verstandungen bald wieder verschwunden. Nichts reifte voll aus den Anfängen eines reichen musikalischen Kultus in der evangelischen Kirche, den er mit so leidenschaftlichem Wollen erstrebt und begonnen hat. Es konnte nichts davon reifen, weil Natur und Geist des Lutherwerkes, als er davon war, im starr Verstandesmäßigen vertrockneten. Die geistliche Tonkunst zog aus den großen Gotteshäusern aus in die Arbeitsstuben, auch in die Schulstuben unserer deutschen Kantoren; sie alle zusammen, die niemand heute mehr kennt, wurden zu Vorläufern und Wegebereitern für den einen einzigen: Johann Sebastian Bach. Was aus Bachs Tonkunst heute zu der Welt spricht, mag vor vierhundert Jahren wie ein schattenhaft seliger Traum Luthers Geist umspielt haben, wenn er auf seine Art versuchte, die göttliche Offenbarung auf der Grundlage des Bibelwortes in Musik zu gestalten.

Briefkasten

An die Leser: Die durch die Papierverordnung erzwungene Einschränkung dieser Nummer auf die Hälfte des ordentlichen Umfanges hat uns gezwungen, in letzter Stunde den Beitrag von Dr. Joachimi-Dege und die „Soziale Bewegung" zurückzustellen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Martin Luther

Ein Bild seines Lebens und Wirkens

Mit 384 Abbildungen, vorwiegend nach alten Quellen.

Von **Paul Schreckenbach** und **Franz Neubert.**

Preis gebunden 10 Mark.

„. . . Das Buch, das dazu bestimmt und in hervorragender Weise geeignet ist, einen Einblick in Luthers Leben, Wesen und Wirken zu geben und gleichzeitig durch die vielen ausgezeichneten Bilder, von denen eine große Anzahl aus der Lutherhalle in Wittenberg stammt, ein vortreffliches Anschauungsmaterial für die Geschichts- und Religionsstunden darbietet, kann als Lehr- und Lernmaterial zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken auf das wärmste empfohlen werden. Auch für Belohnungen an Schüler und Schülerinnen namentlich der Mittelschulen bei Gelegenheit der Reformations-Jubelfeier am 31. Oktober 1917 ist das Werk sehr passend."

Verfügung der Königlichen Regierung in Merseburg. (Veröffentlicht im Amtlichen Schulblatt für den Regierungsbezirk Merseburg, Februar 1917.)

„. . . Die Eigenart und der große Wert dieses Buches, vor allem auch für Schule und Haus, besteht in der reichen Zahl von vortrefflichen Bildern, die es bietet. Zu jedem Bilde ist die Originalquelle angegeben. . . So ist hier, trotz des im Verhältnis zu dem Dargebotenen niedrigen Preises, ein Lutherbuch geschaffen, das die weiteste Verbreitung verdient. Besonders sollten die Lehrer aller Schulen es den Schülern und Schülerinnen näher bringen, für die ja gute Bilder oft viel eindrucksvoller und wertvoller sind als jedes gesprochene Wort." Literar. Zentralblatt für Deutschland.

„. . . Unter den zahlreichen Festschriften, die in dem gegenwärtigen Lutherjahr bereits erschienen sind oder noch erscheinen werden, ist von ganz besonderem Werte und verdient deshalb ganz besondere Beachtung die in der Überschrift angegebene. . . In dem Texte wendet sich Paul Schreckenbach an die weitesten Kreise des deutschen Volkes, nicht nur an die Theologen und die Gelehrten, nicht nur an die, die in Luther den Reformator der Kirche verehren oder ablehnen und hassen, sondern an jeden gebildeten Deutschen, auch an diejenigen, die für rein theologische Streitfragen keinen Sinn und kein Verständnis haben. . . Dieses von ihm erstrebte Ziel hat er in der Tat vortrefflich erreicht. Dieser Text bildet die Grundlage und Berechtigung für die an ihn sich anschließende Sammlung von Abbildungen zum Leben und Wirken Luthers und zur Geschichte der Reformation, wie sie in dieser Vollständigkeit bis jetzt noch nicht vorhanden war, die für jedermann, mag er nun Anhänger oder Gegner des Reformators Luther sein, von großem Interesse ist. Herr Franz Neubert, dem wir diese Bildersammlung verdanken, hat sich mit ihr ein großes Verdienst erworben. . ." Wormser Zeitung.

„. . . Der Verlag veröffentlicht hiermit ein volkstümliches Werk, das bei allen, die zu Luther stehen oder ihn näher kennenlernen wollen, auf günstige Aufnahme rechnen darf." Lehrerzeitung für Ost- und Westpreußen.

„Der Verfasser des ersten Teils hat auf 42 inhaltsreichen Folioseiten ein gewandt geschriebenes schlichtes Lebensbild des Reformators entworfen. . . . Der Hauptwert des vorliegenden Werkes besteht aber in dem von Franz Neubert bearbeiteten zweiten Teil, in dem reichen Bildermaterial auf Seite 43—158 . . mich dünkt, alles wird übertroffen durch das, was hier F. Neubert im Bunde mit der meisterhaften Reproduktionskunst des J. J. Weberschen Verlags geleistet hat. Kein Wort der Anerkennung wäre hierfür zu hoch. Ein erprobter Sachkenner schrieb mir darüber: An dem Bilderteil habe ich nichts auszusetzen, nur zu loben. . . Ein besonders warmes Wort des Lobes verdienen die farbigen Reproduktionen des Cranachschen Lutherbildes vom Jahre 1525 und des lieblichen Bildes der Magdalene Luther. . . . Kurz, man kann im Blick auf das vorliegende Buch nur dringend raten: „Nimm, lies, schaue, halte fest!"

Theologischer Literaturbericht, Gütersloh. 1. März 1917.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 53.

Digitized by Google

1. November 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 44

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Das Zweiparteiensystem. — **Univers.-Prof. Dr. Ferdinand Tönnies:** England in französischer Schätzung. — **Fritz Stern:** Die sozialpolitische Bedeutung des Taylor-Systems. — **Friedrich Naumann:** Die Freiheit Luthers. — **Dr. Marie Joachimi-Dege:** Aufstieg den Tüchtigsten, oder —? — **Gottfried Traub:** Luther. Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 21. Oktober.

Im Anschluß an seinen Besuch in Bulgarien ist der Deutsche Kaiser nun auch in der Türkei zu Gaste gewesen. In seinem Trinkspruch hat der Kaiser selbst an die Eindrücke erinnert, die er bei seinem ersten Besuch vor neunzehn Jahren in Konstantinopel empfangen hatte. Es ist eine gewaltige Entwicklung, die unsere türkischen Bundesgenossen inzwischen durchgemacht haben. Die alte Türkei von damals hatte unter der Leitung des Sultans Abdul Hamid den Anschluß an die Welt des Abendlandes innerlich noch nicht gefunden. Die jungen Türken, die Enver und Talaat, haben nur das eine von der Politik des abgesetzten Sultans beibehalten: die Pflege des Freundschaftsverhältnisses zum Deutschen Reiche. Im übrigen haben sie und mit ihnen der neue Sultan eine gründliche Reform des türkischen Staatswesens seither durchgeführt, daß das türkische Volk allen Stürmen des Krieges gewachsen ist und nicht bloß an Tapferkeit und zäher Widerstandskraft und fester militärischer Disziplin, sondern auch an staatsbürgerlichem Gemeinsinn als voll anerkannter und voll bewährter Bundesgenosse treu an der Seite der mitteleuropäischen Mächte aushält. Das Wort, das der Kaiser vor 19 Jahren am Grabmal Saladins in Damaskus sprach, daß er der Freund der 300 Mill. Mohammedaner sei, das ist für die deutsche Politik in all der Zeit richtunggebend gewesen. Jetzt zeigt es sich, daß der Same, der durch diese Politik ausgestreut worden ist, seine reichen Früchte getragen hat. Und in den Reden des Kaisers und des Sultans ist es mit aller Bestimmtheit ausgesprochen worden, daß die in Kampf und Not und — hoffentlich auch — im Sieg fest miteinander verbundenen Staaten und Völker dereinst auch in den Werken des Friedens Hand in Hand miteinander arbeiten werden.

In der italienischen Kammer hat es wieder einmal überaus stürmische Szenen gegeben. Der Sozialist Bentini erörterte die Vorgeschichte des Krieges und die verhängnisvolle Rolle, welche die bezahlte Presse dabei gespielt habe. „Ist es nicht schmachvoll," rief er aus, „daß im Senat des verbündeten Frankreich amtlich festgestellt wurde, daß die französische Propaganda schon vor dem Kriege für die italienische Presse 25 Millionen ausgab? Warum hat ein Land, das damals noch nicht unser Verbündeter war, so viel Geld in Italien ausgegeben? . . . Wir alle wissen ja, wie Italien in den Krieg hineingehetzt wurde, wir möchten nun auch wissen, ob die Tragödie Italiens durch das Gold verschuldet wurde?" Bentini erntete ungeheure Beifallskundgebungen bei den Sozialisten und Giolittianern; die Mehrheit schwieg, sichtlich schwer betroffen.

Montag, 22. Oktober.

Nun ist auch die Insel Dagö ganz in unserem Besitz. Die Russen haben bereits die Hafenstadt Hapsal an der gegenüberliegenden Küste Estlands geräumt.

In Flandern und bei Soissons schwerster Artilleriekampf. Zwischen Draaibank und Poelkapelle sind heute früh französische und englische Truppen zum Angriff vorgegangen.

In der Nacht vom 19. zum 20. hat ein deutsches Luftschiffgeschwader über 26 000 Kg. Bomben über London, Manchester, Birmingham, Hull usw. mit starkem Erfolg abgeworfen. Leider sind vier Luftschiffe auf der Heimfahrt infolge des starken Nebels und ungewöhnlicher Windversetzung über das französische Kampfgebiet geraten und nach französischen Meldungen abgeschossen worden.

Die Petersburger Telegraphen-Agentur meldet: Der ausführende Hauptausschuß des Arbeiter- und Soldatenrates hat nach Wahl des ehemaligen Arbeitsministers Skobelew zum Vertreter der russischen Demokratie auf der Konferenz der Alliierten in Paris folgende auf die Friedensfrage bezügliche Anweisungen für ihn ausgearbeitet:

1. Räumung Rußlands durch die deutschen Truppen, Autonomie für Polen, Litauen und die lettischen Provinzen; 2. Autonomie für Türkisch-Armenien; 3. Lösung der elsaß-lothringischen Frage durch Volksabstimmung unter Bedingungen völliger Freiheit der Abstimmung; 4. Wiederherstellung Belgiens und Entschädigung für seine Verluste aus einem internationalen Fonds; 5. Wiederherstellung Serbiens und Montenegros mit Entschädigungen, die von einem internationalen Fonds aufzubringen sind. Serbien erhält einen Zugang zum Adriatischen Meer. Bosnien und die Herzegowina sollen autonom werden; 6. Die strittigen Gebiete auf dem Balkan erhalten vorläufige Autonomie bis zu einer Volksabstimmung; 7. Rumänien wird in denselben Grenzen wiederhergestellt und gibt das Versprechen, der Dobrudscha Autonomie zu gewähren und verspricht feierlich, Artikel 3 des Berliner Vertrages über die Gleichheit der Rechte der Juden in Wirksamkeit zu setzen; 8. Autonomie für die italienischen Provinzen Oesterreichs bis zu einer Volksabstimmung; 9. Zurückgabe seiner sämtlichen Kolonien an Deutschland; 10. Wiederherstellung Persiens und Griechenlands; 11. Neutralisation aller Meerengen, die in innere Meere führen, sowie des Suez- und Panama-Kanals, Freiheit der Handelsschiffahrt und Abschaffung des Rechts zur Kaperung und Torpedierung von Handelsschiffen; 12. Alle Kriegführenden verzichten auf Kontribution oder Entschädigung, unter welcher Form es auch sei. Alle während des Krieges auferlegten Kontributionen sind zurückzuerstatten; 13. Jedes Land ist unabhängig hinsichtlich seiner Handelspolitik, aber alle Länder verpflichten sich, auf eine Handelsblockade nach dem Kriege zu verzichten und keine gesonderten Zollabkommen zu schließen; 14. Die Friedensbedingungen werden auf einem Friedenskongreß von Vertretern festgesetzt, die von den nationalen Vertretungen gewählt werden. Diese Bedingungen sind von den Parlamenten zu bestätigen. Die Diplomatien verpflichten sich, keine Geheimverträge,

Digitized by Google

die als dem Völkerrechte zuwiderlaufend, also für nichtig erklärt werden, zu schließen; 15. Allmähliche Abrüstung zu Lande und Wasser und darauffolgende Einführung des Milizsystems.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Formel des russischen Arbeiter- und Soldatenrates selbst in dem einstweilen noch unwahrscheinlichen Falle, daß sie die Anerkennung der Alliierten fände, nicht die Friedensformel ist, die wir Deutschen anerkennen könnten. Aber man sieht hier wenigstens einen Willen, der zur Verständigung strebt.

Dienstag, 23. Oktober.

Der Admiralstab gibt bekannt, daß im September 672 000 Bruttoregistertonnen des für unsere Feinde verfügbaren Handelsschiffsraums durch unsere kriegerischen Maßnahmen versenkt worden sind. Seit Beginn des uneingeschränkten Unterseebootkrieges sind also 6 975 000 Tonnen in Grund gebohrt.

Der große englisch-französische Angriff in Flandern ist gescheitert. Stellenweise ist der Ansturm schon in unserem Feuer zusammengebrochen, an anderen Stellen im Nahkampf. Wo es den Feinden gelungen war, in unsere Linie einzudringen, sind sie — bis auf eine Einbuchtung von 1200 Mtr. Breite und höchstens 300 Mtr. Tiefe am Südrand des Houthoulster Waldes — im Gegenstoß wieder zurückgeworfen worden. — Inzwischen hat nordöstlich von Soissons nach weiterer fürchterlicher Steigerung des Trommelfeuers der Artillerie beim Morgengrauen mit starken französischen Angriffen die erwartete Infanterieschlacht begonnen. — Oestlich der Maas bei Beaumont haben ostfriesische Truppen die Höhe 326 erstürmt; über 100 Gefangene.

Die Besetzung der Inseln im Golf von Riga hat uns eine Gesamtbeute von weit über 20 000 Gefangenen und mehr als 100, zur Hälfte schweren, Geschützen gebracht; dazu eine reiche Beute von Minenwerfern, Maschinengewehren, Flugzeugen, Kraftwagen und sonstigen Fahrzeugen, an 2000 Pferde, große Vorräte an Verpflegungsmitteln und Kriegsgerät und obendrein 3 Staatskassen mit 365 000 Rubeln.

Lloyd George hat in der Albert Hall in London einer zahlreichen Zuhörerschaft erzählt, daß keine Möglichkeit für einen dauernden Frieden in Sicht sei. Er hat dabei wieder die Dreistigkeit gehabt zu behaupten, daß das die Schuld Deutschlands sei. Wir hätten die Welt in den Krieg gestürzt und seien auch jetzt nur bereit zu einem Frieden, der uns großen Gewinn bringen würde. Und dann folgt in bilderreicher Sprache das alte Märchen von dem „Kriegsgeist von Potsdam", der seit Menschenaltern auf Unterjochung und Vernichtung der Nachbarvölker und Weltherrschaft ausgeht. Man müsse uns eine Lehre geben, wie das Schicksal Napoleons den Franzosen eine Lehre gewesen sei, die sie nie vergessen hätten. — Wenn wir solche offenkundig und bewußt unwahrhaftigen Reden lesen, so können wir ein Gefühl des Ekels nicht los werden. Wie trefflich hat derselbe Lloyd George vor dem Kriege die Lage Deutschlands beurteilt, die uns wegen der ständigen Bedrohung durch die beiden großen angriffslustigen Nachbarn im Westen und Osten zu starken Verteidigungsmaßnahmen zwingel Ob Lloyd George die Seele seines Volkes richtig einschätzt, wenn er fortfährt, es durch Entstellung der Tatsachen über die wirkliche Lage zu täuschen, das ist seine und der Engländer Sache. Wenn er sich aber einbildet, auf das deutsche Volk und die deutsche Regierung mit seinen großen Worten Eindruck zu machen, so ist er schwer im Irrtum. Wir haben im Gegenteil hinter solchen Großsprechereien immer das beruhigende Gefühl, daß die deutschen Schläge doch sehr empfindlich und wirksam sein müssen.

Mittwoch, 24. Oktober.

Der Erfolg, den unsere Flandernkämpfer bei der Abwehr des gewaltigen englisch-französischen Angriffes erzielt haben, hat sich jetzt im Gegenstoß durch Rückeroberung auch des letzten verlorenen Streifens am Houthoulster Walde zu einem vollen Siege ausgewachsen. — Dagegen haben die Franzosen bei ihrer Entlastungsoffensive nordöstlich von Soissons einen taktischen Teilerfolg erzielt. Durch doppelten Angriff von Westen und von Süden her ist es ihnen gelungen, an der Spitze des Knies der deutschen Westfront, die deutschen Linien bis zum Orte Chavignon, das ist im Höchstfall um reichlich 8 Km., zurückzudrücken. An allen anderen Stellen der 25 Km. breiten Angriffsfront sind ihre Angriffe unter überaus schweren Verlusten zusammengebrochen. Nach französischem Bericht sind etwa 7500 Mann als Gefangene in die Hände des Feindes gefallen, dazu eine Beute von 25 zum Teil schweren Feldgeschützen. Die Franzosen haben also zweifellos Anlaß, von einem Erfolg zu sprechen. Aber es kennzeichnet den Stand der militärischen Gesamtlage, wenn sie diesen Erfolg als großen Sieg feiern. Daß sie nach ganz unerhörter Feuervorbereitung und unter Einsetzung gewaltiger Truppenmassen nicht mehr erreicht haben, obwohl sie gleichzeitig zusammen mit den Engländern in Flandern die deutschen Streitkräfte durch eine schwere Angriffsschlacht zu fesseln suchten, das beweist nur die Stärke und Unerschütterlichkeit der deutschen Verteidigung.

Wie falsch die Rechnung der Feinde ist, zeigt sich noch mehr, wenn man die Westfront im Zusammenhang mit allen anderen Fronten betrachtet. Gleichzeitig mit den großen Abwehrschlachten in Flandern und an der Aisne haben unsere Truppen im Verein mit den Oesterreichern und Ungarn die Offensive gegen die Italiener begonnen und gleich beim ersten Anlauf die vordersten italienischen Stellungen bei Tolmein, Flitsch und auf der Hochfläche von Bainsizza genommen. Unsere Truppen dringen unaufhaltsam weiter vor; bisher sind 6000 Gefangene gemeldet.

Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt zu der Friedenskundgebung des russischen Arbeiter- und Soldatenrates, es sei möglich, daß der Schritt bei der nichtamtlichen Stellung seiner Urheber vorläufig keine weiteren Folgen habe; es sei aber doch ein Gewinn, wenn eine so einflußreiche Körperschaft einen solchen praktischen Schritt im Sinne der Annäherung an den Frieden tue. Eine Reihe von Punkten des Programmes sei mit unseren Interessen und denen unserer Verbündeten unvereinbar; der Geist aber, von dem das Programm beseelt sei, sei nicht jener, den die Reden der Herren Asquith und Lloyd George atmen.

Frankreich hat schon wieder einmal eine Kabinettskrisis durchlebt. Der Präsident hat aber das Abschiedsgesuch Painlevés nicht genehmigt, und man hat nun der immer ungeduldiger gewordenen Opposition statt des Ministerpräsidenten den Leiter des Auswärtigen, Herrn Ribot, zum Opfer gebracht. An seine Stelle tritt Barthou, der Ministerpräsident von 1913, der damals die dreijährige Dienstzeit durchsetzte und gleich seinem Freunde Poincaré einer der wildesten Nationalisten auf der linken Seite des Parlaments ist. Eine wirkliche Lösung der Krisis wird durch diesen Wechsel sicher nicht erzielt.

Der holländische Minister des Auswärtigen, Loudon, hat sich auf eine Anfrage in der Kammer in deutlicher Weise über den holländisch-englischen Konflikt geäußert. Er wies zunächst nach, wie sehr England gegen alle Grundsätze des Rechtes verstoße, und daß es sich nur um Versuche handle, Holland durch schweren Druck zur Aufgabe seiner Neutralität zu zwingen. Gegen den Versuch, solchen Druck auszuüben, habe Holland in London zwar sehr energisch, aber leider ohne Erfolg protestiert. Die holländische Regierung werde aber „an ihren Beziehungen zu allen Kriegführenden unwandelbar festhalten"; sie glaube fest, daß „diese ihre Haltung mit dem Willen der Volksvertretung und des ganzen Volkes übereinstimme".

Donnerstag, 25. Oktober.

Die deutsch-österreichisch-ungarische Isonzo-Offensive geht buchstäblich im Sturmschritt vorwärts. Auf 30 Km. Breite ist die italienische Front durchbrochen worden; die stärksten Stützpunkte des Feindes auf steilen Berghängen wurden überall im Sturme genommen. Die Beute wächst, noch unübersehbar, ins Riesenhafte; bislang sind bereits mehr als 10 000 Gefangene gezählt worden.

Neue Teil-Angriffe der Franzosen am Oise—Aisne-Kanal in der Gegend von Soissons sind ohne jeden Erfolg geblieben.

Holland hat zur Vergeltung der englischen Kabelsperre

Digitized by Google

die Postverbindung mit England eingestellt und die Ausfahrt der Postdampfer verboten. Die holländische Presse stimmt in seltener Einmütigkeit den Ausführungen des Ministers Loudon zu und stellt fest, daß er nicht bloß die Volksvertretung, sondern auch das Volk fast ganz hinter sich habe. — Man sieht also in diesem, wie im schwedischen Falle, daß es doch noch in der neutralen Welt Völker gibt, denen die Begriffe von nationaler Würde, von Recht und Freiheit kein leerer Wahn sind.

Freitag, 26. Oktober.

Am Isonzo stürmen die Unseren über unwegsames Gelände, zum Teil in Schnee und Eis, im gleichen Tempo weiter. Schon ist die Zahl der Gefangenen auf mehr als 30 000 angeschwollen. Aber es wird dabei nicht bleiben; denn die italienische Front bröckelt weiter ab; stellenweise lockern sich die Verbände vor dem Ansturm der Verbündeten in wilder Flucht; schon kämpfen die Unseren an einigen Stellen auf altitalienischem Boden!

Dagegen: In Flandern neue Angriffe der Engländer und Franzosen wieder völlig vergebens. Am Knie der Westfront ist unsere Linie jetzt hinter den Oise—Aisne-Kanal zurückverlegt worden. Versuche des Feindes, die Kanalniederung zu überschreiten, wurden von unseren Truppen überall abgeschlagen. — Auf dem Ostufer der Maas im Chaume-Wald haben niedersächsische Bataillone die französischen Stellungen in 1200 Mtr. Breite erstürmt; mehrere Gegenangriffe sind ergebnislos blutig zusammengebrochen.

Dem Ministerium Boselli hat die italienische Kammer mit der gewaltigen Mehrheit von 314 gegen 96 Stimmen das Mißtrauen bekundet. Die Abstimmung ist die Folge der Debatten der letzten Tage, in denen die Sozialisten und Giolittianer die Regierung mit äußerster Schärfe wegen ihrer Kriegspolitik angegriffen haben. Die Debatten standen unter dem Eindruck der revolutionären Erschütterungen im ganzen Lande, namentlich in Oberitalien und besonders in Turin. Auf die Abstimmung hat ganz offenbar auch die Hiobspost vom Isonzo miteingewirkt — Boselli wird zweifellos gehen müssen. Ob Sonnino ihm folgt, das ist doch noch sehr fraglich. Solange der aber im Amte bleibt, ist am Kurs der italienischen Politik nichts Wesentliches geändert.

Sonnabend, 26. Oktober.

Die Zahl der italienischen Gefangenen vom Isonzo ist auf 60 000, die der erbeuteten Geschütze auf mehr als 450 angewachsen. Nachgerade muß doch auch der letzte „Katzlmacher" merken, wie wenig sich die Politik des sacro egoismo lohnt.

Wiederholte Versuche der Franzosen, auf dem Nordufer des Oise—Aisne-Kanals Fuß zu fassen, sind ergebnislos geblieben.

In Flandern hat es einen neuen Großkampftag gegeben. Kleine Anfangserfolge der Feinde sind überall im Gegenstoß wieder ausgeglichen worden. Ein neuer Ruhmestag für unsere Flandernkämpfer!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 21. Oktober.

Im Garten lichtet es sich sichtbar. Schon erscheinen die Rückseiten der Häuser hinter den durchsichtiger gewordenen gelben runden Kronen der Kastanien. Und indem man den Amseln zusieht, deren gelenkige schwarze Leiber unveränderlich durch das goldne Meer hin und her gleiten — ein stummes, schattenhaftes Leben, das fast etwas Gespenstisches hat —, kommt einem das Dahingehen des vierten Herbstes so ganz stark zum Bewußtsein. Was wird geschehen, bis die Knospen sich aufschließen, die der Rhododendron schon bereit hält? In den dunklen Monaten, die herankommen, mit dem unerbittlichen Kürzerwerden der Tage.

Nachdem durch Monate eine erhebliche Steigerung der Lebensmittelpreise nicht mehr stattgefunden hat, werden jetzt die Brotpreise erhöht: in Hamburg kostet jetzt das Einheitsbrot von 1690 Gr. 78 statt 72 Pfennig. Das wird niemand für ein Unglück halten.

Montag, 22. Oktober.

Das Kriegsernährungsamt kündigt eine neue Milchverordnung an, durch die Vollmilch auch für die Selbstversorger rationiert werden und im übrigen die Vollmilchversorgung der Herstellung von Butter vorangehen soll. Der Zuckerpreis muß bedeutend, auf 44—45 Pf. das Pfund, erhöht werden.

Die kaiserlichen Ernennungen für die Neuorganisation des Reichsamtes des Innern sind nunmehr heraus. Der Staatssekretär Dr. Helfferich ist unter Belassung seines Amtes als Stellvertreter des Reichskanzlers von der Leitung des Reichsamtes des Innern entbunden; die Ernennung von Dr. Wallraf zum Staatssekretär des Innern und Dr. Schwander zum Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes ist vollzogen.

Lebhafte Ungeduldsäußerungen in der Presse über die Verzögerung der preußischen Wahlrechtsvorlage!

Dienstag, 23. Oktober.

Die Kohlenfrage in der Staatshaushaltskommission des Abgeordnetenhauses. Der Reichskommissar stellt fest, daß der Produktion ein bedeutendes Plus des Bedarfs gegenüberstehe. Außerdem aber sei die Kohlennot eine Transportmittelnot. Die Beschränkung des Personenverkehrs auf den Bahnen sei aus diesem Grunde notwendig. Die Fahrpreiserhöhung solle lediglich diesem Zweck dienen. Ob sie ein richtiges Mittel sei, lasse sich noch nicht beurteilen. Unter Umständen müsse man noch zu anderen greifen. Man hat den Eindruck, daß alles geschieht, um die Kohlenversorgung des Hauses möglichst ausreichend zu gestalten, daß aber Schwierigkeiten und Stockungen in Kauf genommen werden müssen.

Die Kanzlerkrise scheint unter der Oberfläche ihrer Entscheidung zuzutreiben — d. h. dem Rücktritt. Sie lastet unbeschreiblich auf der innerpolitischen Stimmung in allen Kreisen.

Mittwoch, 24. Oktober.

In die Trübe regennasser und winddurchsauster Straßen die hellen Stimmen der Zeitungsträger mit den Extrablättern: „Der Durchbruch der Isonzo-Front." Man fühlt es ordentlich körperlich, daß wieder einmal an einer Stelle etwas in Bewegung kommt, Entscheidungen fallen.

In Hamburg sind Aenderungen bezüglich der Anrechnung des Arbeitsverdienstes für die Kriegerfrauen getroffen. Während bisher der über 40 M. hinausgehende Betrag eines Arbeitsverdienstes bei der Bemessung der Unterstützung zur Hälfte angerechnet wurde, ist jetzt die Grenze des frei gelassenen Verdienstes auf 60 M. erhöht. Darin spricht sich die überall mehr und mehr durchdringende Tendenz aus, den Kriegerfrauen die Annahme von Arbeit durch möglichste Belassung aller damit erreichbaren Vorteile zu erleichtern.

Donnerstag, 25. Oktober.

Man drängt auf eine möglichst rasche Erledigung der Kanzlerkrise, damit nicht ein etwaiges Mißtrauensvotum der Parteien mit der Bewilligung der Kriegskredite verquickt wird. Die Parteiführer der Mehrheit waren bei Herrn v. Valentini, um ihm die Unmöglichkeit einer weiteren Zusammenarbeit mit Dr. Michaelis auszusprechen. Die „Kölnische Zeitung" meldet, daß der Kaiser dem Wunsch der Parteien nicht folgen wolle, weil keiner der genannten Kandidaten eine Gewähr gegen neue Krisen biete. Ob das Bild einer Rückführung des Burgfriedens durch einen Kanzler, der sein Amt im Sinne eines bestimmten innerpolitischen Programms im Einverständnis mit den Mehrheitsparteien antritt, sich in der Tat nicht verwirklichen ließe?

Die Jugend der höheren Lehranstalten wird jetzt außer zu landwirtschaftlichen Arbeiten auch zu Notstandsarbeiten am Wohnort herangezogen und zu besonderen Trupps formiert.

Freitag, 26. Oktober.

In der Hamburger Bürgerschaft ist ein Antrag auf Förderung des Kleinwohnungsbaues verhandelt und einer Kommission über-

Digitized by Google

wiesen — Symptom der allenthalben einsetzenden Bestrebungen, nach rechtzeitiger Befriedigung des nach dem Kriege entstehenden Kleinwohnungsbedürfnisses. Freilich war man auch in diesen Verhandlungen sich nicht unbedingt klar darüber, ob wirklich ein solches Bedürfnis vorhanden sein werde. Die Umstände, die auf eine Reduktion vorhandenen Bedarfs hinwirken, sind doch auch sehr stark.

Fahrt nach Berlin. Der Sachsenwald flammt unter der Herbstsonne in märchenhaftem Gelb und Braun — wie eine Waberlohe um das Heldengrab des Mannes, nach dem wir uns heute sehnen.

Sonnabend, 27. Oktober.

Die Namen von Kandidaten für den Reichskanzlerposten werden meist genannt, um hinzuzufügen, daß sie nicht in Betracht kommen können. Fürst Bülow, der Prinz Max von Baden — Herr v. Kühlmann. Von ihm wird gesagt, daß er selbst den Wunsch habe, ausschließlich als Staatssekretär des auswärtigen Amtes zu arbeiten. Man durchlebt diese Tage bis zur endgültigen Klärung mit Ungeduld — sie sind da, um vorüberzugehen.

Naumann / Das Zweiparteiensystem

Von da an, wo der vorige Reichskanzler v. Bethmann Hollweg sein Amt verlassen mußte, schwankt die innere Staatsleitung. Die Geschichte, wie er zu Falle kam, ist nicht ganz einfach und wird von verschiedenen Seiten verschieden dargestellt. Aber so viel ist sicher, daß ein großer Teil seines Sturzes auf Rechnung der unermüdlichen und rücksichtslosen Agitation kommt, die von den Männern ausging, die heute Vaterlandspartei heißen. Mag man ihnen dabei zubilligen, daß sie von ihren Gesichtspunkten aus mit redlichen Absichten arbeiteten, da sie von dem Sturze des Kanzlers eine Staatsstärkung erwarteten, so muß doch schon heute festgestellt werden, daß diese leider nicht eingetreten ist, ja daß im Gegenteil die Unsicherheit aller innerpolitischen Verhältnisse erst von dem Tage des Erfolges der Bethmanngegner an vor aller Welt augenfällig wurde, denn erst von da an besteht ein offenbares Zweiparteiensystem und steigert sich von Woche zu Woche. Wir haben eine Reichstagsmehrheit und eine Opposition, die selber Mehrheit werden will, ein Vorgang, der in ruhigen Zeiten der äußeren Politik normal sein könnte, der aber im vierten Kriegsjahre die Einheitlichkeit der Nationalgesinnung bedroht.

Es wäre an sich nicht nötig gewesen, daß jetzt die Spaltung in eine Rechte und eine Linke erfolgte, wenn die kommende Rechte bei der Annahme der Reichstagsresolution vom 19. Juli durch die Reichsregierung und Oberste Heeresleitung ebensoviel Disziplin und moralische Zucht bewährt hätte, wie es die Linke sechs Monate vorher bei dem Uebergang zum unbeschränkten U-Boot-Krieg tat. Aber da sie das nicht tat, da sie lieber mitten im Kriege den offenen Parteikampf ansagen, da sie jetzt eine Generalprobe der beiderseitigen Kräfte herbeiführen wollte, so bleibt uns allen nichts übrig, als uns ins Unvermeidliche zu fügen und dem Verhängnis seinen Lauf zu lassen. Das ist peinlich und traurig, aber nachdem einmal durch den trotzigen Eigenwillen der Tirpitz-Partei diese Lage hergestellt wurde, ist es am besten, daß die zwei Parteien so handeln, als ob wir schon immer im parlamentarischen Staat gewesen wären, weil nur so überhaupt von einer Regierung die Rede sein kann. Wie vorher am Heerlager des Kaisers Tirpitz und Bethmann um die Führung gestritten haben, so wird, wie ich schon im Reichstage ausgeführt habe, nun nach dem Sturze Bethmanns derselbe Kampf zwischen Tirpitz und der Reichstagsmehrheit weitergefochten, wobei der Mehrheit zurzeit der anerkannte Kopf fehlt, während die Opposition mehr außerhalb als innerhalb des Parlamentes existiert.

Da nun die Rechte sich auf eine im Kriege durchaus erklärliche, aber politisch sehr gefährliche Eroberungsstimmung stützt, so hat sie bei den Offizieren der Armeen einen starken Rückhalt. Das verführte sie zeitweilig dazu, sich direkt als Militärpartei aufzutun und ihre Ziele mit dem ehrwürdigen Heldennamen Hindenburgs zu schmücken. Das ist jetzt bekanntlich vorbei, aber schon der Versuch war lehrreich und zeigte, mit welcher Rücksichtslosigkeit die Opposition arbeitet. Während jeder, wahrhaftig jeder einfache Vaterlandsfreund dringend wünschen muß, daß alle Teile der Heeresleitung außerhalb des Zweiparteiensystems gehalten werden, wurde die Armee als Ganzes oder doch in ihren maßgebenden Personen als Gegnerin der Mehrheit hingestellt! Das erschien als eine Vorbereitung für eine Militärdiktatur, die sowohl Reichstag wie Zivilregierung beseitigen sollte. Natürlich steht so etwas nicht in den Aufrufen der Vaterlandspartei geschrieben, da aber deren Urheber und Leiter alte erfahrene Köpfe sind, so darf man ihnen zutrauen, daß sie bei ihrem gefährlichen Spiel bis ans Ende gedacht haben und wissen, wem sie die Herrschaft zuschieben wollen, wenn erst die Zersetzung der Mehrheit vollbracht ist. Unter dem Dröhnen der Kanonen, während Söhne aller Volksteile an allen Fronten stürmen und bluten, wird hinter ihrem Rücken und über ihren Köpfen ein Staatsstreich oder sonst eine ähnliche Herrschaftsverschiebung geplant, bei der die Hunderttausende mitspielen sollen, die man sich heute in die Listen der Vaterlandpartei einschreiben läßt.

Ob eine Regierung Tirpitz, falls sie vorhanden wäre, auch nur um eine Dezimalstelle einen besseren Frieden schaffen könnte als eine Mehrheitsregierung, ist sehr zweifelhaft, denn sie würde zwar anfangs mehr fordern, aber auch nur so viel erreichen können, als es nach den Kriegs-Welt-Verhältnissen möglich ist. Dabei aber würde nach allem, was vorgekommen ist, gerade diese Regierung den vaterländischen Geist der Volksmasse sehr stören und damit ihre eigenen Absichten schädigen. Der Geist der Menge ist tadellos einig im Verteidigen, aber er ist nicht im vierten Winter für Eroberungsziele zu wecken, mögen sie auch noch so reklameartig vorgetragen werden. Um des Vaterlandes und um des Sieges willen würden wir die Herrschaft der rücksichtslosen Vielversprecher für eine unglaubliche Gefahr halten. Selbst wenn man zugibt, daß auf der Mehrheitsseite gelegentlich auch spießbürgerliche und kurzsichtige Stimmungen mitunterlaufen mögen, so sind diese im ganzen genommen weniger schädlich als die Uebertreibungen der Heimatkrieger, die eine ganze Welt verzehren wie ein Kriegsfrühstück. Daß Deutschland nach so gewaltigen ehrlichen Todesopfern auf einen derartigen Ton eingestellt werden soll, ist verletzend für den einfachen Vaterlandssinn, auf dem die Kraft von Heer und Heimat beruht. Jetzt in dieser Zeit haben wir ein Recht, kein Theater sehen zu wollen, sondern Wirklichkeit; sei sie schmuckloser, sei sie nüchterner, so steigt aus ihr nur die letzte Opferfreudigkeit empor, ohne die wir das nächste Jahr nicht aushalten.

Da die Opposition gegenüber dem Reichskanzler Bethmann Hollweg die schärfste Agitation entfaltet hat, so nimmt es sich heute etwas eigen aus, wenn sie so tut, als wollte ge-

Digitized by Google

rade sie die Autorität schützen. Sie ist es, die den Autoritätsgedanken mit Bewußtsein zersetzt, indem sie gegen einen im Auftrag des Kaisers vom Kanzler unter Zustimmung von Reichstag und oberster Heeresleitung zustande gekommenen Staatsakt, die Antwort auf die Papstnote, einen aufwühlenden Protest organisiert. Das verträgt sich nicht mit der Achtung, die kaiserliche Kundgebungen unter allen Umständen sowohl von Mehrheit wie von Opposition erwarten und verlangen dürfen.

Der Mehrheit bleibt nichts anderes übrig, als in unwandelbarem vaterländischen Pflichtgefühl einfach ihres Weges zu gehen, mag auch der Spott der „Vaterlandspartei" uns treffen, mag der künstlich geweckte Wahn uns beschuldigen. Im Kriege haben Zehntausende von Volksgenossen viel Schwereres auszuhalten als dieses. Was schadet es, daß die Mehrheit verlästert wird, wenn sie nur wie bisher den hohen Idealen des 4. August 1914 treu ist? Wir dienen dem deutschen Volke, nicht der Vaterlandspartei.

Ferdinand Tönnies / England in französischer Schätzung

Es sind natürlich recht viele Bücher in Paris erschienen über die teuren Bundesgenossen. Wir empfingen einige Mitteilungen darüber durch einen Artikel der „Edinburgh Review" (Jan. 1917). Die darin gerühmten Schriften fließen natürlich über von den glättenden und glänzenden, poetisch gefärbten Redewendungen, in denen der französische Stil so stark ist. Sie entspringen dem mühsam-emsigen Bestreben, durch glühende Farben die verständnislose Abneigung gegen das ganze englische Wesen zu übermalen, die doch jedem echten Franzosen in der Seele wohnt, ja im Blute sitzt. Zuweilen schimmert diese doch in leiser Ironie und in einer gewissen wohlwollenden Herablassung durch.

Besonders gerühmt wird von dem englischen Berichterstatter ein Herr Chevrillon mit seinem Buche „L'Angleterre et la Guerre". Er gebe in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Empfindung in seinem Lande zu jener Zeit (1914/15) zu, daß „von einem rein militärischen Gesichtspunkte gesehen", es bedauerlich sein möge, daß die Armee des Lord French nicht 48 Stunden früher ankam. Aber er finde gerade in diesem Zaudern einen Beweis „von der Unschuld und Geduld unseres (des englischen) Volkes, das sich nicht überreden konnte, an die Verräterei (!!) des Feindes zu glauben. Obgleich Großbritannien, aus ehrenhaften Gewissensbedenken, nicht willens war, sich in genügender Weise zu bewaffnen, so hat es doch, als die Notwendigkeit kam, kaum gezaudert, seine Pflicht zu tun, indem es gerade lange genug wartete, um überzeugt zu sein, daß der grausige Akt des Verrats begangen war, daß der „Papierfetzen", den Großbritannien als geheiligt betrachtete, in Stücke gerissen war, um einem selbstischen Ehrgeiz zu dienen. Das englische Gewissen sei es gewesen, das „durch eine Ironie der Tatsachen und zum Erstaunen der Deutschen" England, noch unkundig des Hasses und der Begehrlichkeit, die ihm auflauerten, in den Kampf warf, auf den sich niemals vorbereitet zu haben, sein einziges Unrecht ist; dies Gewissen ist es, das zu Millionen junger Männer redend, ein Freiwilligen-Heer vom Range des Festlandes ins Leben rief, das Land in einem stets angewachsenen Willen zum Widerstande und zum Siege versammelt, das Unmögliche improvisiert, und rascher und rascher die aufgehäuften Fehler der Vergangenheit verbessernd, sich anschickt, für die Alliierten den Wert der englischen Unterstützung zu verzehnfachen. Und es ist auch dies Gewissen, das England retten wird."

Mit Vergnügen erblickt man hier den Begeisterung agierenden Schauspieler, der mit großer Geste sich hineinversetzt in das Verständnis der Rolle seines Partners — des edlen Pharisäers. Man kann dies und einiges andere zwischen den Zeilen lesen. Mit süßsaurer Miene führt der Brite den Ausspruch des Franzosen an, der Patriotismus des Engländers sei der Pessimismus, und erwähnt bei dieser Gelegenheit das Entsetzen, „womit unseren Alliierten in Frankreich und Italien" die Artikel aufgefallen seien, die im Juli 1915 über die überlegene Organisation Deutschlands in der Londoner Presse erschienen seien. In jedem anderen Lande wäre die Vermutung berechtigt gewesen, daß der darin zutage tretende „journalistische Pessimismus" von Deutschland bezahlt werde; und tatsächlich sei in Paris so etwas laut gesagt worden. Auch sei es in den ersten 6 Monaten des zweiten Kriegsjahres eine gewöhnliche Sache gewesen, Franzosen mit den Worten über die Engländer klagen zu hören „ils ne sont pas sérieux" (sie sind nicht ernst zu nehmen), und für Paris sei durch Anekdoten über Fußball und Nachmittags-Tees in den Schützengräben das größte Aergernis erregt worden. Noch spreche man von der „Fußballphase" von 1915. Von Anfang an habe sie Argwohn zwischen Engländern und Franzosen erzeugt. Diese Etongewohnheiten (Eton ist das vornehme Internatgymnasium in der Nähe von Windsor) der jungen Offiziere seien den Franzosen im höchsten Grade zuwider (highly distasteful) gewesen. „Sie scheinen den Krieg wie eine Partie Fußball zu betrachten," murrten die Franzosen. Ein Londoner Journalist habe aus Ulk erzählt, die Engländer seien in die Schlacht bei Loos gegangen, indem sie einen Fußball vor sich hinstießen, das habe einen völligen Skandal der Entrüstung in Paris hervorgerufen, „wovon glücklicherweise unsere eigenen Leute nichts erfuhren". In dem Buche des Herrn Chevrillon, so hören wir, finden diese Stimmungen einen mächtigen Widerhall. Aeußerst geistreich findet der Engländer, was der Franzose schreibt über das seltsame Sträuben der Engländer, „irgendeine Gestalt intellektueller Disziplin" anzunehmen; mit vielem Takt behandle er „den recht peinlichen Gegenstand". Er finde, es sei der allersonderbarste Charakterzug, den man „in unserm Lande" (nämlich in England) begegne, daß es in bewußtester Weise materielle Dinge höher schätze als reine Intelligenz und Erkenntnis. Mit größter Selbstgefälligkeit habe er einen jungen Mann sagen hören: „Ich bin nicht gut in Exams" — für einen Franzosen stünde das auf gleicher Linie, als ob jemand mit lächelnder Miene sagte: „Ich putz nie meine Zähne." Aus der gleichen Empfindung heraus spreche ein neuerer englischer Dichter von dem „ewig ungefüllten Hirn", von der „Magerkeit des ungenährten Geistes" unter seinen Landsleuten! Merkwürdig, sehr merkwürdig. Und doch kämpfen diese geistesmageren Materialisten für nichts als Menschheit und Menschlichkeit, Freiheit und Gerechtigkeit im feierlichen Gewande selbstloser Idealisten!

„Die intellektuelle Qualität", sagt der selbsterkennende Berichterstatter in der schottischen Revue, „ist niemals ein Teil des englischen Ideals gewesen"; und „dieses unser England hegt eine solche Verachtung für „intensiven Anbau" des Geistes": So schildere der Franzose die volkstümliche und allgemeine Gleichgültigkeit gegen Ideen und den Mangel an Wißbegierde bei den Engländern, im Gegensatze zum deutschen Wesen, gegen dessen „Makrokosmus" sie daher stark im Nachteile seien. Dies bestätigend schließt der Absatz (der Rest des Artikels gibt Strophen französischer Bewunderungen wieder) wie folgt: „Die deutsche Gehirnanstrengung ist in Wahrheit ein enormes Unternehmen, woran, mit vollkommener Rücksichtslosigkeit gegen individuelle Erwägungen, jeder Staatsbürger stolz ist, seinen Anteil zu nehmen. Naturgemäß bietet dies einen Gegensatz von der furchtbarsten Art gegen den Individualismus Englands dar, der stets zu träge ist, sich irgendwelcher Form von Organisation anzupassen." Allerdings: um einen Anpassungs-Vorgang handelt es sich — naturwissenschaftlich betrachtet — und um das, was der letzte englische Philosoph, Herbert Spencer, das „Ueberleben der Tüchtigsten" genannt hat. Wer leben wird, wird sehen.

Digitized by Google

Fritz Stern / Die sozialpolitische Bedeutung des Taylor-Systems

I. Die Gefahren des Taylor-Systems.

Der Krieg hat dem deutschen Volk durch Tod und Verwundungen, aber auch durch die Einstellung fast des gesamten für unsere materielle Kultur erforderlichen Produktionsganges und die Vernichtung oder den unproduktiven Verbrauch unendlicher Mengen von Arbeitserzeugnissen im Dienste der Kriegführung einen so gewaltigen Schaden verursacht, daß nur die äußerste Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft nach dem Kriege imstande sein wird, in einigermaßen absehbarer Zeit das wirtschaftliche Gleichgewicht wiederherzustellen. Diese Erkenntnis bricht sich in Deutschland mehr und mehr Bahn und ist schon vielfach ausgesprochen worden. Die Formen menschlicher Arbeitsleistung werden also nicht nur intensiver, sie werden auch rationeller gestaltet werden müssen. Eben dies aber ist das Ziel jener Bestrebung, die als „wissenschaftliche Betriebsführung" oder „Taylor-System" schon vor dem Kriege bekannt wurde und nicht nur Aufsehen und Bewunderung, sondern auch heftigen Widerspruch fand. Da nun die Ausgestaltung der menschlichen Arbeit im Sinne höherer Arbeitsintensität und wissenschaftlich durchgebildeter, aufs äußerste rationalisierter Arbeitsmethoden, wie sie dem Taylor-System eigentümlich ist, nach dem Kriege bei uns zweifellos und unaufhaltsam in größtem Maßstab Platz greifen wird, so müssen wir uns fragen, ob die Einwände, die gegen dieses System erhoben werden, wirklich bedeuten, daß es sich hier um eine unheilbare, ins Tiefste greifende Schädigung unseres Volkstums handelt, oder ob die Befürchtungen, die laut werden, vielleicht nur vermeidbaren Begleiterscheinungen jenes Systems gelten, die, rechtzeitig erkannt, durch geeignete Gegenmaßnahmen unschädlich gemacht werden können.

Was das Taylor-System ist, soll hier als bekannt vorausgesetzt werden. Nur soviel sei angemerkt, daß unseres Erachtens ein wirklich zutreffendes Bild nur aus Taylors eigenen Schriften zu gewinnen ist und daß alle Referate darüber die eine oder andere Seite seines Gedankenkomplexes verdunkeln.

Die unzähligen, zum Teil äußerst scharfen Angriffe, die von den verschiedensten Seiten gegen dieses System gerichtet worden sind, betreffen nun wohl ausnahmslos die sozialpolitische Seite der Sache: Wir wollen die Hauptpunkte kurz betrachten.

Es wird gesagt, daß die Vermehrung der Produktion des einzelnen Arbeiters Arbeitslose schafft. Dieser Einwand wird im wesentlichen durch die Erwägung entkräftet, daß die mit der Betriebsverbesserung ermöglichte Verbilligung des Produktes, sowie die beim Taylor-System gleichzeitig eintretende Erhöhung des Arbeitslohnes den Konsum entweder des gleichen Artikels oder anderer Artikel stark hebt, wodurch die Aufsaugung der frei gemachten Arbeitskräfte automatisch eintritt. Bei der Einführung der Eisenbahnen und mancher anderen großen technischen Erfindungen wurde derselbe Einwand erhoben, und er ist schon so oft durch die wirkliche Entwicklung der Dinge widerlegt worden, daß er auch für die Zukunft als erledigt betrachtet werden darf. Nur für das Uebergangsstadium besitzt er eine gewisse Berechtigung; aber auch dieses wird, zumal in Anbetracht der durch den Krieg geschaffenen besonderen Lage des Arbeitsmarktes, bei richtiger Ausgestaltung des Arbeitsnachweises ohne ernste Schwierigkeiten zu überwinden sein.

Ein weiterer Einwand, der überaus häufig gegen das Taylor-System erhoben wird, ist der, daß es die Arbeit des Menschen entseelt und den Arbeiter zur Maschine herabwürdigt. Dies trifft nur sehr bedingt zu. Vor allem hat nicht erst das Taylor-System uns die Entseelung der menschlichen Arbeit gebracht, sondern dieser bedauerliche Prozeß ist schon viel früher durch die modernen Fabrikations- und Betriebsmethoden mit ihrer weitgehenden Arbeitsteilung zu einem hohen Grade fortgeschritten. Immerhin muß zugegeben werden, daß das Taylor-System in bezug auf die Arbeitszerlegung die letzten Konsequenzen gezogen hat, insbesondere dadurch, daß eine Reihe von mehr geistigen Elementen des Arbeitsprozesses, die der Arbeiter bisher aus dem Stegreif lösen sollte, nunmehr besonderen Organen (dem „Betriebsbüro") übertragen werden. Trotzdem möchten wir bezweifeln, daß die Monotonie der Arbeit für den einzelnen Arbeiter mit der Einführung des Taylor-Systems erheblich wachsen wird; denn es liegt doch tatsächlich so, daß die überwiegende Anzahl von Problemen, denen das Taylorsche Betriebsbüro sich widmet, von den Arbeitern überhaupt nicht gesehen und erkannt, sondern nach dem zufälligen Vorbild eines Kollegen oder Lehrmeisters oder nach zufälligem eigenen Gutdünken, nicht aber auf Grund wirklicher geistiger Arbeit praktisch beantwortet wurde. Wenn man die Schwierigkeit der Erkennung und Lösung dieser Probleme und die dazu nötige geistige Arbeit, sowie die erforderlichen Hilfsmittel betrachtet, so erscheint es fast als eine Notwendigkeit, daß der Arbeiter bei seiner Tätigkeit in den allermeisten Fällen über diese Probleme gewissermaßen hinweghüpft, ohne sich ihrer überhaupt nur bewußt zu werden. Es werden also bei der „wissenschaftlichen Betriebsführung" zum größten Teil solche Punkte des Arbeitsprozesses zum Gegenstand des Nachdenkens und Neuordnens im Betriebsbüro gemacht, über die der Arbeiter bisher gar nicht nachgedacht hat — und insofern wird ihm auch nicht geistige Arbeit entzogen.

Wir möchten sogar behaupten, daß hier in der bisherigen industriellen Arbeit eine noch gar nicht recht gewürdigte Unlustquelle für den Arbeiter liegt, nämlich das Mißbehagen, welches durch die Notwendigkeit blinden Zutappens erzeugt wird, gewissermaßen eines hastigen Rätselratens, das dort, wo es dem Arbeiter darauf ankommt, anständige Arbeit zu leisten, ihm die Sicherheit des handwerklichen Schaffens und die Freude an der eigenen Leistung stark schmälert. Trotz aller Anstrengung fühlt er sich bis zu einem gewissen Grade stets abhängig von dem Zufallserfolge eines „glücklichen" oder eines „unglücklichen" Griffes, besserer oder schlechterer, ihm selbst in ihrer Bedeutung oft gar nicht oder nur dunkel bewußter Arbeitspraktiken und Arbeitsgewohnheiten, die zumeist nicht wissenschaftlich erarbeitet, sondern erbmäßig überkommen sind. Wir haben hier eine Unlustquelle, die das echte Gegenstück zur Monotonie bildet. In diesem Punkte aber ist gerade das Taylor-System berufen, dem Arbeiter zu Hilfe zu kommen, und wenn es selbst die Monotonie vielleicht noch etwas verschärft, so gibt es doch dem Arbeiter eine größere Ruhe und Wirkungssicherheit bei der Arbeit, eine größere Freude an der eigenen Leistung und daneben auch eine größere Sicherheit in der Aussicht auf einen bestimmten Verdienst.

Ueberdies bietet das Taylor-System gegen die Entseelung der menschlichen Arbeit dadurch eine äußerst wertvolle Handhabe, daß es die Heranziehung vieler intelligenter Arbeiter für die Zwecke der Betriebsleitung erfordert und ermöglicht. Wenn nun auch, wie Münsterberg (Psychologie und Wirtschaftsleben S. 113 ff. Vgl. auch die Beispiele bei Levenstein „Die Arbeiterfrage" S. 76 ff., 102 ff.) zu zeigen versucht hat, wahrscheinlich nicht gerade alle intelligenten Arbeiter besonders stark unter der Monotonie leiden und nicht alle darunter leidenden besonders intelligent sind, so wird doch wohl für den überwiegenden Teil der in Betracht kommenden Arbeiter hohe Intelligenz und starke Empfindlichkeit gegen Monotonie zusammenfallen. Denn der unintelligente Mensch wird in der Regel, entsprechend seiner geringeren Fähigkeit hierfür, auch ein geringeres Bedürfnis haben, sich in der Arbeit ständig neuen Anforderungen geistig anzupassen. Er wird sogar, wenn man ihn einer sehr abwechslungsreichen Arbeit gegenüberstellt, meist versagen und starke Unlustempfindungen aufweisen; bezeichnet man doch neuerdings die Intelligenz sogar geradezu als die „allgemeine geistige Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen des Lebens". Der Aufstieg der intelligentesten Arbeiter zu den Arbeiten im Betriebsbüro, die einen höheren und weniger monotonen Charakter tragen, stellt sich demnach gerade für die Mehrzahl der bisher am meisten unter der Monotonie leidenden Menschen als die beste Lösung dieser Frage dar.

Dabei ist aber zuzugeben, daß für einen Teil der Arbeiterschaft die Qual der Monotonie noch verschärft wird, und wir werden deshalb später auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Sodann wird eingewendet, daß die Entlohnung der Arbeiter

Digitized by Google

unter dem Taylor-System viel schlechter als bisher sei, weil der Lohn nicht entsprechend dem Arbeitsertrag steige; man kann z. B. die Forderung lesen, daß der Lohn verdreifacht werden müsse, wenn das vom Arbeiter geleistete Quantum infolge der Taylorisierung sich verdreifacht habe. Es ist nun zuzugeben, daß die nach Taylor erfolgende Betriebsreform eine bedeutende Verbesserung der Löhne gestattet, und daß diese Gelegenheit auch zum Besten der Arbeiterschaft benutzt werden muß; hier liegt eine Aufgabe der Gewerkschaften, auf die wir noch später zurückkommen werden. Es ist auch durchaus nicht zu billigen, wenn Taylor und viele andere mit ihm sich auf den grundsätzlichen Standpunkt stellen, daß die Lohnerhöhung nur 30—60 v. H. betragen solle: wo es möglich ist, möge sie reichlicher bemessen sein. Hierbei aber muß bedacht werden — und dies vergessen alle, die eine Lohnerhöhung proportional dem Mehrertrag fordern —, daß aus dem finanziellen Ergebnis der Betriebsverbesserung bezahlt werden müssen: die einmaligen Kosten der Taylorisierung (für die Betriebsingenieure und ihre Leistungsstudien und Werkstattversuche), ferner die laufenden Kosten des neueingerichteten Betriebsbüros, sodann ein gewisser Gewinnsatz für den Unternehmer als Anreiz zur Betriebsverbesserung und als Lohn für die damit verknüpfte Mühewaltung, schließlich gegebenenfalls eine Quote zur Verbilligung der Betriebserzeugnisse im Verkauf, welche der nationalen Wirtschaft und zugleich dem betreffenden Unternehmen zugute kommt. Hieraus ersieht man denn auch, daß ein Anrecht des Arbeiters auf Lohnerhöhung proportional dem Mehrertrag keineswegs besteht. Ob und in welchem Maße von ihm überhaupt ein Mehr an Anstrengung, Anpassung, Geschicklichkeit verlangt wird, wäre für die verschiedenen Fälle erst zu untersuchen, wobei man bei den einzelnen Tätigkeiten zu sehr verschiedenen Resultaten gelangen dürfte. Stets aber wird sich zeigen — und dies ist ja gerade der eigentliche Sinn und Wert der wissenschaftlichen Betriebsführung —, daß die Erhöhung der persönlichen Leistung des Arbeiters hinter der Zunahme des sächlichen Arbeitserfolges weit zurücksteht. Gewiß kann und soll man dem Arbeiter eine möglichst hohe Beteiligung an dem durch die Betriebsreform erzielten Mehrgewinn geben und sich dabei durchaus nicht an die Erhöhung seiner persönlichen Leistung halten, sondern so weit wie möglich über diese hinausgehen — eine einfache Erhöhung proportional dem erhöhten Erfolg aber ist eine ebenso unbegründete wie unerfüllbare Forderung.

Die gewichtigste Einwendung endlich, die gegen das Taylor-System erhoben wird, geht dahin, daß es zu einer rücksichtslosen Auspumpung der menschlichen Kräfte und zu vorzeitigem Altern des erschöpften Arbeiters führt.

Hier ist nun anzuerkennen, daß, wenn auch Taylor selbst eine in irgendwelcher Hinsicht unsoziale Anwendung seiner Grundsätze nicht gewollt hat, trotzdem sein gutgemeinter Plan böse Folgen haben kann, und daß die Ansetzung der Zeiten für die einzelnen Arbeiten und der Arbeitspensa für den einzelnen Tag, wenn sie nicht auf die physiologischen Notwendigkeiten des Ermüdungsausgleiches die gebührende Rücksicht nimmt, zu einer folgenschweren Erschöpfung des menschlichen Organismus führen muß. Man wird deshalb auch mit Hellpach („Zeitschrift für angewandte Psychologie" [1914], Heft 5/6, Seite 567 ff.) den Hauptfehler der Taylorschen und Münsterbergschen Arbeiten darin zu erblicken haben, daß sie nur die Gesetze und Bedingungen der menschlichen Leistung erforschen, während sie die Ermüdung nur ganz obenhin behandeln. Hier ist für die Zukunft zu fordern, daß mit den Leistungsstudien unmittelbar Ermüdungsstudien verknüpft werden, welche nicht nur die augenblickliche Ermüdung des Muskels, sondern auch die allgemeinen Folgen einer veränderten oder intensiveren Arbeitsweise für den menschlichen Organismus, die Möglichkeit dauernder Erschöpfung und Schwächung aufs sorgsamste erforschen.

Wir werden uns deshalb für die Zukunft nicht mit der Uebernahme und dem Ausbau des Taylor-Systems begnügen dürfen, sondern müssen den Aufbau einer wirklichen Wissenschaft von der menschlichen Arbeit fordern, die die Arbeitsphysiologie, Arbeitspsychologie und Arbeitsorganisation, die Kunde von den mechanischen Hilfsmitteln (Werkzeuge, Geräte und Maschinen) und den allgemeinen Bedingungen (Lohn, Zeit usw.) der menschlichen Arbeit umfaßt und die wir am besten vielleicht als „Arbeitswissenschaft" bezeichnen können. Wenn Taylor sein Verfahren wissenschaftliche Betriebsführung nennt, so ist er insofern vielleicht im Recht, als seine Technik zum erstenmal Arbeitswissenschaft voraussetzt und fordert; trotzdem bleibt der Name „wissenschaftliche Betriebsführung" bei ihm noch im hohen Maße eine petitio principii. Von wahrhaft wissenschaftlicher Betriebsführung werden wir erst dann sprechen können, wenn die Wissenschaft auf psychologischem, physiologischem und organisatorischem Gebiet weit genug entwickelt sein wird, um wenigstens in den Hauptpunkten die zahlreichen schwierigen Probleme der Erkennung und Bewertung menschlicher Anlagen und der verschiedenen Arten menschlicher Arbeitsleistung zu überblicken und zu beherrschen, wenn die Natur der Arbeitsleistung, ihre Bedingungen und Hilfsmittel, sowie die Entstehung und der Ausgleich der Arbeitsermüdung bei den zahlreichen verschiedenen Arten menschlicher Tätigkeit einigermaßen geklärt sein wird. Die Arbeitswissenschaft steht noch in ihren allerersten Anfängen, aber da wir uns über ihre Probleme und die Notwendigkeit ihrer Bearbeitung klar geworden sind, so steht zu erwarten, daß wir einst auch zu einer wirklich wissenschaftlichen Arbeits- und Betriebslehre gelangen werden, welche die Beziehungen zwischen den Faktoren Arbeitsleistung, Uebung und Ermüdung, zwischen Kraftverbrauch und Krafterſatz der Wahrheit gemäß und gerecht bewertet und die wirklichen Arbeitsbedingungen entsprechend ausgestaltet. Wie aber eine gerechte Berücksichtigung des Ermüdungsfaktors, auf die es sozial- und bevölkerungspolitisch vor allem ankommt, schon jetzt bei der Einführung des Taylor-Systems gesichert werden kann, wird unten in anderem Zusammenhang gezeigt werden.

Es bleibt noch übrig, einer großen Gefahr zu gedenken, die für die Arbeiterschaft indirekt infolge des Taylor-Systems droht, einer Gefahr, die in der bisherigen öffentlichen Diskussion noch bei weitem nicht genügend beachtet worden ist: der Ausschaltung und Zerstörung der Gewerkschaften. In Amerika haben sich die Gewerkschaften großenteils gegen die Einführung des Taylor-Systems gesträubt, worauf der Unternehmer sich gezwungen sah, unorganisierte Arbeiter einzustellen. Da diese aber gut entlohnt wurden, führte dieser Vorgang naturgemäß zur Ausschaltung der Gewerkschaft gegenüber dem betreffenden Unternehmen und von da aus sogar weiter zu einer Zerbröckelung der Gewerkschaft überhaupt. Solange es sich nun nur um wenige Unternehmungen handelt, welche mit dem Taylor-System arbeiten und damit einen Vorsprung vor den übrigen Betrieben des betreffenden Gewerbezweiges haben, bedeutet die Ausschaltung der Gewerkschaft für die Arbeiter noch keine große Gefahr, da der Unternehmer mit Leichtigkeit gute Löhne zahlen kann. Wenn aber erst die Hauptbetriebe des betreffenden Zweiges ihre Methoden im Taylorschen Sinne verbessert haben, dann setzt mit dem Konkurrenzdruck auch wieder die Drückung der Löhne ein, und die Arbeiter stehen dann dem Unternehmer gegenüber, ohne den wertvollen Schutz einer mächtigen Organisation zu genießen.

II. Praktische Folgerungen.

An diesem Punkte möchten wir den Faden unserer Gedanken wenden und auf einen Weg hinweisen, der, wie es uns scheint, sich in der natürlichsten Weise darbietet, um die oben geschilderten Gefahren und Bedenken, die aus dem Taylor-System entspringen, abzuwenden oder auf das geringste Maß zu beschränken. Dieser Weg besteht darin, daß die Gewerkschaften nicht, wie bisher, das Taylor-System als solches verurteilen und sich seiner Einführung feindlich gegenüberstellen, sondern daß sie umgekehrt den Unternehmern, die es wollen, die Wege zur Einführung der betreffenden Neuerungen in jeder Weise ebnen, dafür aber für sich selbst eine starke Mitwirkung bei der Neuordnung der Betriebsverhältnisse beanspruchen, die es ihnen ermöglicht, allen Gefahren und Mißständen von

Digitized by Google

vornherein vorzubeugen. Die Gewerkschaften würden also ihren Mitgliedern raten, der Einführung des Taylor-Systems in dem betreffenden Betriebe keinerlei Schwierigkeiten entgegenzusetzen und ohne jedes Mißtrauen daran friedlich mitzuwirken. Sie würden aber zugleich an die Unternehmer folgende drei Gruppen von Forderungen zu stellen haben:

1. Die Erhöhung der Arbeitslöhne wird nicht bloß nach dem einseitigen Ermessen des Unternehmers vollzogen; es ist vielmehr der Gewerkschaft bzw. ihren besonderen Vertrauensmännern für den betreffenden Betrieb Einblick in die Betriebsverhältnisse zu gewähren, der es ihnen ermöglicht, abzuschätzen, welche Erhöhung des Lohnes nach Abzug aller Unkosten für die Neuorganisation und nach Abzug eines gewissen Gewinnsatzes für den Unternehmer möglich ist. Die Gewerkschaft wird sich ferner darüber zu informieren haben (vgl. auch unten zu 2), ob und inwieweit der erhöhte Arbeitserfolg durch eine erhöhte Anstrengung der Arbeiter bedingt ist und wird dafür sorgen müssen, daß die Vergrößerung des zu leistenden Arbeitsaufwandes auch von einer Lohnerhöhung begleitet wird, welche zum mindesten einen wirklichen Ausgleich der stärkeren Ermüdung ermöglicht. Dabei ist zu bedenken, daß die menschliche Energie bei hochgespannter Anwendung nicht nur der Menge nach hinreichenden, sondern unter Umständen auch andersartigen, besonders hochwertigen Energie- und Stoffersatz verlangt, daß die Intensität sich gewissermaßen von der Arbeitsleistung über die gesamte Lebensführung verbreitet. Die stärkere Beanspruchung des Nervensystems verlangt auch ein stärkeres und andersartiges Ausruhen, bessere Wohnung, Erholungsurlaub usw. Dementsprechend müssen die Gewerkschaften bei Gelegenheit der Einführung des Taylor-Systems nicht nur in der Lohnfrage mitreden, sie müssen auch die Regelung der gesamten übrigen Arbeitsbedingungen in reformatorischem Sinne ins Auge fassen (Arbeitszeit, Arbeitsweg usw.). Insbesondere könnte bei dieser Gelegenheit der Wunsch der Arbeiter nach einigen Wochen Ferien im Jahr durchgesetzt werden.

2. Die Gewerkschaften müssen sich die Mitwirkung besonderer Sachverständiger bei der Einführung des Taylor-Systems sichern, welche die Anordnung der Arbeiten unter dem besonderen Gesichtspunkt der Ermüdung und Erschöpfung betrachten und, wenn sie es für geboten halten, ihr Veto einlegen. Die Beachtung dieses Vetos aber bedingen sich die Gewerkschaften in dem Vertrage mit dem Unternehmer aus, in welchem sie ihm, wie oben geschildert, ihre Mitwirkung bei der Einführung des Taylor-Systems zusagen. Es gibt in Deutschland genug Physiologen und Mediziner, die in den betreffenden Fragen durchaus kritisch und unvoreingenommen denken, und die den Unternehmern gegenüber ihre volle Unabhängigkeit bewahren würden. Diese wären also bei den Leistungsstudien, die zur Festsetzung der Arbeitszeiten und Pausen für die einzelnen Tätigkeiten führen, heranzuziehen und hätten stichprobenweise die Ermüdung und den Gesundheitszustand der betreffenden Arbeiter zu untersuchen. Eine solche Maßnahme ist deshalb notwendig, weil die Unternehmer bei der wissenschaftlichen Verbesserung der Arbeitsmethoden doch immer wieder vorwiegend die Seite der Arbeitsleistung im Auge haben und den Ermüdungsfaktor vernachlässigen werden. Hier können dann die Gewerkschaften den nötigen Ausgleich schaffen, indem sie sich mit derselben Einseitigkeit auf ein Studium des Ermüdungsfaktors verlegen. Wo hieraus Streitigkeiten mit den Unternehmern entstehen, kann der Unternehmer seinerseits einen Sachverständigen als seinen Vertrauensmann für die Ermüdungsfrage heranziehen; unter Umständen wäre ein besonderes Sachverständigenschiedsgericht zu bilden. Durch diese Maßregel würde man die Intensivierung der Arbeit in den richtigen Schranken halten und der Erschöpfungsgefahr gründlich vorbeugen, ohne doch durch planloses und wildes, der an sich berechtigten Furcht vor Ueberarbeitung entspringendes „Bremsen“ die nationale Arbeitsleistung zu schädigen.

3. Der dritte Punkt ist die Regelung der häuslichen Lebensverhältnisse des Arbeiters. Hier werden die Gewerkschaften an die Unternehmer die Forderung zu stellen haben, für das Wohnungswesen der Arbeiter nach Kräften zu sorgen, indem sie entweder selbst Arbeiterkolonien bauen oder, wo dies nicht möglich ist, ihren Einfluß in der betreffenden Gemeinde geltend machen, um eine Reform des Kleinwohnungswesens zu fördern. Neben der Verbesserung der eigentlichen Wohnung aber ist von größter Bedeutung, daß den Arbeitern zum Aufenthalt in frischer Luft und zu gärtnerischer oder landwirtschaftlicher Betätigung Gelegenheit geboten wird. Hier ist denn auch der Punkt, von dem aus eine Besserung für den psychischen Zustand des Arbeiters geschaffen werden, und, wenn auch nicht eine Beseitigung der Arbeitsmonotonie, so doch ein Gegengewicht gegen dieses Uebel gefunden werden kann. Solange nämlich das viel erstrebte und besprochene Ideal der Ueberweisung aller gleichförmigen Arbeitsleistungen an Arbeitsautomaten, die nur noch eine Ueberwachung durch den Menschen verlangen, nicht erreicht ist — und dieses Ideal wird noch für lange Zeit unerreichbar bleiben —, so lange muß mit der Monotonie der Arbeit als einem zwar bedauerlichen, aber unheilbaren Faktor in unserem Kulturleben gerechnet werden. Deshalb gilt es, diejenigen Dinge, die ein Gegengewicht gegen dieses Uebel bilden können, mit aller Kraft und allem Nachdruck zu fördern.

Es wird also in Zukunft eine wichtige Aufgabe der Arbeitswissenschaft sein, festzustellen, welche Tätigkeiten, die der Arbeiter nach seiner täglichen beruflichen Arbeitszeit noch verrichten kann, geeignet sind, ein Gegengewicht zu den verschiedenen Berufsarbeiten zu bilden. Schon heute aber kann man aus der allgemeinen Erfahrung heraus mit Bestimmtheit sagen, daß unter diesen Tätigkeiten an erster Stelle die landwirtschaftliche und gärtnerische Tätigkeit stehen wird. Sie bietet auch den großen Vorzug, daß der Arbeiter mit dem Besitz an Boden ein stärkeres Heimatsgefühl erhält, daß seine Kinder einen gesicherten Fleck zum Aufenthalt und Spiel im Freien erhalten, daß seine Frau einen in wünschenswerter Weise erweiterten Tätigkeitskreis erhält und gleichzeitig seine Küche bereichert wird. Zu diesem Zwecke müssen also die Arbeiterwohnungen in kleinen Häusern stets mit entsprechendem Gartenland verbunden werden, in großen Städten aber die Laubenkolonien, deren Anlage und Benutzung bisher sehr stark von privater Initiative abhing, planmäßiger und großzügiger gestaltet werden, insbesondere auch in bezug auf die von den Arbeiterwohnungen zu ihnen führenden Wege und Verbindungsmittel.

Wenn die Gewerkschaften sich ablehnend gegen die Einführung des Taylor-Systems verhalten, so werden sie die kommende Intensivierung und Rationalisierung der menschlichen Arbeit, diesen unaufhaltsamen, naturgemäßen Prozeß, nicht verhindern; aber sie werden in einer der bedeutsamsten Fragen, die es je für das Schicksal der Arbeiterschaft gegeben hat, wo ihre ganze zukünftige Entwicklung — zu Heil oder Unheil — auf dem Spiele steht, sich selbst zu deren größtem Schaden ausschalten. Wenn sie dagegen in Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Notwendigkeit intensiverer und rationellerer Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft ihre Hände zu den neuen Maßnahmen bieten, so werden sie unserer Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit einen hohen Dienst erweisen und zugleich für die Arbeiter eine bedeutsame Förderung des materiellen und kulturellen Daseins erzielen. Die Unternehmer werden keine Veranlassung haben, die Mitwirkung der Gewerkschaften um der von ihnen gestellten Bedingungen willen abzulehnen; denn es hat sich in der Geschichte des Taylor-Systems schon oft gezeigt, daß die größten Schwierigkeiten bei der Verbesserung der Arbeitsmethoden für den Unternehmer gerade von seiten der Gewerkschaften und der Arbeiterschaft drohten, und diese sehr gefürchteten Schwierigkeiten kann der Unternehmer sich in der angegebenen Weise von vornherein ersparen. Die Gewerkschaften aber werden nicht nur für die kommenden Jahre eine Besserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse des Arbeiters erreichen, sie werden sich auch für alle Zukunft ihre Stellung als die machtvollen Beschützer und Förderer der Arbeiterschaft sichern, anstatt sich selbst, wie in Amerika, durch eine falsche Politik zum Tode zu verurteilen.

Digitized by Google

Naumann / Die Freiheit Luthers

59.

Zu den wichtigsten Stücken der Augsburgischen Konfession gehören die Artikel über die Kirche. Das nämlich ist im Jahre 1530 der springende Punkt, ein Seelenkampf wird zu einer Organisationsfrage. Noch tastet man unsicher zwischen der unsichtbaren und der sichtbaren Kirche hin und her. Es wird festgesetzt, daß zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche nicht not ist, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien gehalten werden. Das soll eine leise Anfrage sein, ob die Neugläubigen mit Beibehaltung ihres Abendmahlsgebrauches und ihrer Priesterehe und mit Verwerfung des Mönchtums nicht doch in der großen Kirche bleiben könnten. Zugleich wird festgestellt, daß auch bei ungläubigen Priestern die Sakramente wirksam sind, daß also nicht alles auf bloße Innerlichkeit aufgebaut ist. Niemand soll in der Kirche lehren dürfen ohne ordentliche Berufung. Das Amt der Sündenvergebung wird aufrechterhalten, nur stärker als bisher von den weltlichen Regierungsämtern gesondert. Die Pastorenkirche taucht auf an Stelle der Bischofskirche.

60.

Der Augsburger Reichstagsabschied brachte keine endgültige Entscheidung, bestätigte das alte Wormser Edikt, drohte, aber tat nichts, denn die Evangelischen waren schon zu fest. Es beginnt die Zeit der Mobilmachung zum Religionskrieg. 1531 entstand der schmalkaldische Bund, die Reformation siegte in Württemberg, Anhalt, Pommern und westfälischen Städten. Jetzt wurden nicht mehr Einzelseelen frei, sondern Landesteile wurden protestantisch gemacht. Die Konfession wurde eine Untertänigkeitssache, ein Herrenstreit. Dabei aber wird noch immer auf ein allgemeines Konzil verwiesen, das alle diese Dinge regeln solle. Luther behält die Führung der religionspolitischen Angelegenheiten nicht in seinen Händen, wird zwar befragt, ist aber nicht etwa protestantischer Diktator. Er arbeitet theologisch, seelsorgerisch, schriftstellerisch mit Fleiß und Fülle weiter, gießt seinen Brunnen aus, seufzt gelegentlich dabei und tröstet sich betend im Zutrauen zu Gott.

61.

Einmal konnte Luther in einer öffentlichen Kundgebung noch etwas vom alten Feuergeiste zeigen, als er 1537 von seinem Churfürsten aufgefordert wurde, für ein etwa zu erwartendes Konzil die Schmalkaldischen Artikel zu verfassen. Das ist wieder Luther und nicht Melanchthon! Er spart nicht mit kräftiger Rede über die tagscheuen Schelme rechts und links, doch kann er nicht allein alle Mäuler des Teufels stopfen. Die Vorrede schließt mit dem Gebet: „Ach lieber Herr Jesu Christ, halte du selber Conzilium und erlöse die Deinen durch Deine herrliche Zukunft! Es ist mit dem Papst und den Seinen verloren; sie wollen Dein nicht! So hilf uns Armen und Elenden, die wir zu Dir seufzen!“ Die Messe im Papsttum wird als der größte und schrecklichste Greuel bezeichnet, ein von Gott nicht gebotenes Menschenfündlein, Menschentand, ein Drachenschwanz, der viel Ungeziefer und Geschmeiß von mancherlei Abgötterei erzeugt hat. Die Reliquien mit ihren Hunds- und Roßknochen sind ein Gelächter des Teufels.

62.

Der Papst, so sagt Luther in den Schmalkadischen Artikeln, will nicht lassen glauben, sondern spricht, man solle ihm gehorsam sein; das wollen wir aber nicht tun oder darüber sterben in Gottes Namen. Der Papst ist nach göttlichem Rechte nicht Haupt der ganzen Christenheit, sondern allein Bischof und Pfarrherr der Kirchen zu Rom. Er ist der rechte „Endechrist“ oder Widerchrist (Antichrist). — Diese und ähnliche Ausführungen werden von Luther, Justus Jonas, Bugenhagen, Crutziger, Arnsdorf und Spalatin unterzeichnet. Melanchthon aber macht bei seiner Unterschrift eine für ihn und seine Richtung charakteristische Bemerkung: Vom Papst halte ich, so daß er das Evangelium wolle zulassen, daß um des Friedens willen seine Obergewalt über die Bischöfe auch von uns iure humano (nach Geschichtsrecht) zugelassen sei. Das ist beinahe der letzte ernsthafte Versuch, die Glaubens- und Kultureinheit Westeuropas zu erhalten. Schon war es aber zu spät. Das Schicksal rollte seinen Gang bis zum Dreißigjährigen Krieg und darüber hinaus.

63.

Von da an, wo der Protestantismus eine landesherrliche Angelegenheit geworden war, war er eine Freiheitsfrage mehr der Fürsten als der Bevölkerungen, seine persönliche Freiheitsidee ward verschlungen durch die Zeitidee der territorialen Souveränität. Von da an bucht man es als Fortschritt des Luthertums, wenn Landesgebiete wie Brandenburg und das Herzogtum Sachsen zur neuen Ordnung übergehen. Diese Landeshoheiten ändern dann die Messe und führen Luthers Katechismus ein. In ihrer Hand liegt die Zukunft der neugewonnenen Glaubens- und Denkform. Sind sie einig, so können sie ein großes Reich papstfreier Bibel- und Staatsreligion herstellen. Aber sie sind leider nicht einig, denn sie sind unter sich Rivalen, und ihre Menschlichkeiten zeigen sich stärker als das Evangelium. Wie Wolken und Schatten hängen diese Sorgen über dem Haupte des unter mancherlei körperlichen Gebresten älter werdenden Luthers.

64.

So kräftig und derb Luther auftrat, so war bei ihm zeitweilig der Wille stärker als die körperliche Grundlage. Seine Lebensgeschichte ist voll von Unterbrechungen und Leiden, denen die Handwerksmedizin seiner Tage nicht beizukommen vermochte, doch behielt er Humor und tröstete sich mit Volkssprüchen und dem Aufblick zu den Leiden Jesu der Blutzeugen. Im heftigen Steinleiden spricht er 1537 in Schmalkalden: wenn der Glaube an Jesus Christus nicht wäre, so wär's kein Wunder, wenn ich mir mit einem Schwert das Leben nähme! Ach, daß ein Türke da wäre, der mich schlachtete! Er redet auch später von sich als dem armen alten Prediger und ist mit seiner Stadt Wittenberg so unzufrieden, daß er sie noch gänzlich verlassen will; mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht mehr gerne da bin! Das war der Ort, der von der Predigt der freien Gnade so übergossen war wie einst Nazareth und Capernaum in den Zeiten Jesu. Luther hatte kein zürnender und strafender Kalvin sein wollen, nun aber griff er es mit Händen, daß auch die herrlichste Glaubensbotschaft nur bis zu einem gewissen Grade in hartes Menschenerdreich eindringt.

65.

Am 18. Februar 1546 starb D. Martin Luther in Eisleben im 63. Jahre seines Alters mit dem Bekenntnis, daß er bei Christus und der von ihm gepredigten Lehre bleiben wolle. Unter großem Trauergeleite ward er nach Wittenberg gebracht. Melanchthon sagte am Sarge: Es schreien

wohl viele, die Kirche sei durch ihn zerrüttet worden und unheilbarer Streit in ihr angerichtet, das aber ist die Schuld derer, die ihn nicht hören wollten. Selbst von Gott gelehrt hat Luther die wahre heilsame Lehre wieder an den Tag gebracht! Seine Heftigkeit kam nicht aus Streitsucht, sondern aus Eifer für die Wahrheit. Ohne Zweifel ist er den größten Rednern an die Seite zu stellen. — Man hat ihn in der Schloßkirche beerdigt, an deren Tür er fast 30 Jahre vorher seine 95 Thesen anschlug.

66.

Als Luther starb, hatte er das getan, was er tun konnte. Daß er den Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges nicht erlebte, wurde schon damals als gnädige Bewahrung empfunden. Wie weit lagen seine Anfänge zurück! Und viel Zeit hat es gebraucht, bis allmählich der ganze Luther wieder herausgefunden wurde! Es gibt eine inhaltreiche Schrift von Horst Stephan „Luther in den Wandlungen seiner Kirche" (Gießen 1907), die uns zeigt, welche Seiten seines Wesens von den aufeinander folgenden Richtungen der Lutheraner hervorgehoben und begriffen wurden, was die Orthodoxen, die Pietisten, die Aufklärer, die Philosophen, die Romantiker, die Theologen des 19. Jahrhunderts und auch unsere sonstigen Literaten von ihm zu sagen wußten. Ein höchst interessantes Denkmal seines Reichtums, wert, jetzt zum vierhundertjährigen Gedächtnis gelesen zu werden! Dazu würde man hinzufügen können, was im lutherischen Auslande, in Skandinavien, bei den verstreuten Lutheranern in aller Welt, bei den Kalvinisten und Methodisten, ja selbst bei weiterblickenden Katholiken über ihn gesagt ist. Er hat vielen Menschen vieles gegeben.

67.

Als Luther seine 95 Thesen anschlug, gab es außerhalb des Papsttums im weströmischen Bereiche nur ganz kleine, versprengte und verfolgte Gruppen. Durch ihn entstand die Möglichkeit einer evangelischen Christenheit, oder wenn man lieber so sagen will: ihr tatsächlicher Anfang. Zu ihm kamen zahlreiche Mitreformatoren, aber er steht in ihrer Mitte und ist ihr erstes Haupt. In runden Ziffern läßt sich die Entwicklung der Religionsgeschichte etwa so ausdrücken:

Israeliten	11	Millionen
Orientalische Christen	110	„
Mohammedaner	220	„
Römischkatholisch	270	„
Protestanten	180	„
	791	Millionen.

Das ist die Familie der Religionen, die von Abraham ausgehen. Ihr stehen die übrigen mit etwa 780 Mill. gegenüber. In diesen riesenhaften geistigen Gruppierungen ist der Protestantismus das jüngste Kind. Als Anfänger der jüngsten der großen Religionsformen erhält Luther eine weit größere Bedeutung, als wenn man ihn nur mit Wittenberger Maße mißt.

68.

Der Protestantismus als Gesamterscheinung ist viel mehr als etwa nur eine erweiterte Verkörperung Luthers, denn zu ihm gehören vor allem auch die schweizerisch-französischen und die angelsächsischen Bestandteile, aber etwas vom Lebensgeiste des ersten Führers findet sich überall trotz aller Verschiedenheit der Formen. Mitten im Krieg muß es erlaubt sein, dieses auszusprechen. Wenn von England aus die Verbreitung der Bibel zur Weltangelegenheit gemacht wurde, so war das die Fortsetzung eines Gedankens von der Wartburg. Auch die Freiheitsideen, die im 17. Jahrhundert in England entstanden, haben inneren Zusammenhang mit der Verbrennung der Bannbulle durch Luther. Er ist eine welthistorische Persönlichkeit in einer Zeit, in der Deutschland sonst fast nur Ortsgrößen besaß, die erste ganz deutsche Geistesgestalt, die sich der Menschheit im ganzen darbot, umstritten in ihrem Wert, aber gesehen an allen Küsten. Es gab vor ihm deutsche Kaiser von Weltruf, deutsche Truppenführer und Baumeister, es gab auch tiefsinnige Mystiker und einzelne Gelehrte, aber daß von Deutschland aus die Gedanken geleitet werden können, erschien zum ersten Male leibhaftig in dem Mönche, der den Kampf mit dem Papst beginnt. Er ist in viel vergrößertem Maße für uns das, was Huß seinem Volke war.

69.

Da die mittelalterliche Kultur ihrem Wesen nach kirchlich war, so konnte ein weiterer geschichtlicher Fortschritt nur auf dem Gebiete des kirchlichen Wesens erreicht werden. Den Sprung vom Kirchentum zur persönlichen Aufklärung kann, nachdem die Wege geebnet sind, der einzelne vollziehen, große Völker aber gehen im langsamen Schritt. Dazu aber kommt, daß mit einer bloßen Zertrümmerung überkommener Glaubens- und Lebensformen nichts für die Menschheit getan ist, solange nicht für neue gemeinsame Ideale und Erziehungsziele gesorgt ist. Gemeinsame Ziele aber für große Menschengruppen aufzufinden, setzt eine ganz besondere eingeborene Begabung voraus, eine Sicherheit der Allgemeinempfindung und eine Kraft auch der Sprache, die nur selten auftaucht. Das ist hohe Kunst im Sinne der Prophetie. In wie hohem Grade Luther diese Begabung wirklich besaß, können wir, die Nachgeborenen, leichter abschätzen als seine eigenen Zeitgenossen. Für sie war er einer von ihnen, für uns ist er mehr als sie und ragt über Jahrhunderte.

70.

Als erster großer Durchbrecher des mittelalterlichen Systems öffnet er neue Wege selbst für die, die ihm mit Kind und Kindeskind bis heute grollen. Es würde unsere Absicht eines Luthergedächtnisses überschreiten und würde auch sonst nicht ganz zur Zeit des großen Krieges passen, wenn wir vom Gegenstoß der Gegenreformation, von der spanischen Reformation des Katholizismus an Stelle der churfächsischen und von allen Kämpfen um Luthers Erbe genauer sprechen wollten, aber so viel darf gesagt werden, daß auch der Katholizismus der nachlutherischen Zeit etwas anderes ward als der mittelalterliche Kirchenzustand. Dem ganzen Erdteil wurde ein tieferer Ernst in Religionsfragen aufgenötigt. Damit aber begann die neue Zeit. Mag in Luther selbst noch so viel Mittelalter stecken, von ihm an ändert sich die Luft.

71.

Schon einfach dadurch, daß Luther der erste deutsche Geistesheld von internationaler Bedeutung war, wirkte er deutschnational, denn überall, bei Italienern und Schotten, in Schweden und Polen redeten gerade die eifrigsten und lebendigsten Geister unausgesetzt von diesem Deutschen. Mit ihm begann die Achtung vor dem Volke der Denker. Das ist wichtiger als die vereinzelten nationa-

Digitized by Google

deutschen Aeußerungen, bei denen eine klare politische Vorstellung von einem deutschen Staate natürlich nicht erwartet werden kann. Es hatten aber Ernst Moritz Arndt und seine Zeitgenossen aus den deutschen Freiheitskriegen recht, wenn sie ihn als urdeutschen Mann feierten und aus Schwachheit und Zweifeln heraus die Augen auf ihn lenkten als auf ein lebendiges Zeugnis, was durch Glauben aus einem Deutschen werden kann.

72.

Und doch finden viele Leute, die es gern möchten, den Zugang zu Luther nicht; er bleibt ihnen fremd. Ihnen ist zum Eingewöhnen zu empfehlen Prof. Rades Sammlung: „Luther in Worten aus seinen Werken." (Huttenverlag, Berlin 1917.) Etwas Mühe wird die Bekanntschaft mit Luther immer machen, denn er ist vierhundert Jahre alt. Als er lebte, gab es für ihn und seine Umgebung noch keine Erdkugel und keinen unendlichen Himmel, noch war die Naturforschung ein bloßes Tasten ohne Methode, noch hatte man keine Schulung geschichtlichen Verständnisses. Es war die verfeinernde französische Kultur noch nicht über Deutschland hinweggezogen, und noch gab es keine deutsche Musik oder weltliche Literatur. Ist es ein Wunder, wenn er zu uns ruft wie aus einer alten dunklen Kathedrale heraus? Wunderbar ist vielmehr, daß seine Stimme noch immer die eines Lebendigen blieb. Wo sind denn sonst die Geister des sechzehnten Jahrhunderts für uns hingekommen? Fast ohne Ausnahme sind sie Bibliotheksschutt, Luther aber steht noch immer auf seiner Kanzel und predigt.

73.

Es ist aber nicht nur das Weltbild und das Angesicht der Wissenschaften von damals bis heute verändert worden, sondern auch der Inhalt des Glaubens selbst. Dabei hängt die Glaubensveränderung mit der Wissenschafts- und Denkveränderung zusammen. Luther gedachte, alle Verkündigung auf das Neue Testament zu gründen, und war der kindlich festen Zuversicht, daß sein lutherisches Evangelium sich ohne weiteres mit dem Evangelium von Galiläa deckt. Je mehr wir aber gelernt haben, ihn und dieses in ihrer Eigenart zu verstehen, desto mehr Unterschiede sehen wir zwischen der Bergpredigt und dem Berufsevangelium Luthers. Es ruht verschiedene Sonne auf dem einen und dem anderen. Beide wollen wir gern hören und als lebensnotwendig anerkennen, aber ihre Vermischung macht uns Pein, und doch ist gerade diese Vermischung wesentlich für den Aufbau des lutherischen Protestantismus. Luther brauchte das Zurückgehen auf ein festes Wort mindestens so sehr, wie die Humanisten seinerzeit sich auf Plato zurückziehen mußten, wenn sie Boden unter den Füßen behalten wollten. Inzwischen aber ist auch Plato selber ein Stück Historie geworden. Das bedeutet für unseren Fall, daß im Lichte entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung die deutsche Reformation nicht als eine einfache Neubelebung der Heilsverkündigung Jesu angesehen werden kann, sondern ihre eigenen Wesensstücke enthält.

74.

Immer und zu allen Zeiten war zwischen Weissagung und Erfüllung ein merkbarer Unterschied. Auch das hohe und selige Bild der Freiheit eines Christenmenschen ist anders auf die Erde niedergestiegen, als es Luther einst in goldenen Wolken schaute. Er sah vom Klostergefängnis, aus der dunklen Kammer seiner Aengste, hinaus in eine ferne schöne Landschaft, in der der Christenmensch ein Herr über alle Dinge ist durch den Glauben und ein Knecht aller Brüder durch die Liebe. Dabei konnte er nicht gleichzeitig fühlen, daß diese Landschaft, wenn sie nicht mehr von der Klosterzelle aus betrachtet wird, zwar auch noch schön ist, aber nicht mehr so sehr die Farben des Kontrastes und der Ueberraschung bewahren kann. Wenn das schwere Sündenbewußtsein der Gesetzlichkeit vom Menschen genommen wird, so wird auch die Vergebung ihm mehr als Alltagsbeleuchtung erscheinen. Er wird weniger nach ihr greinen und haschen, denn sie ist ja, wie Luther verkündigt, immer da, wenn man sie nur glauben will. Auch die Liebe verliert an innerem Safte, wenn sie zur Austauschwirtschaft oder sozialen Gegenseitigkeit sich gestaltet. Vieles von dem, was Luther schaute, ist erfüllt oder doch halb erfüllt, aber eben deshalb, weil er uns zur Erfüllung half, wissen wir kaum noch, wie ihm zumute war.

75.

Ein Volk muß seine großen Männer ehren, weil es in ihnen sich selbst erkennt. Sie zeigen ihm, was in Hunderttausenden schlummert, sie wecken, was verborgen in den vielen wartend liegt. Indem der große Krieg uns zwingt, das deutsche Wesen gegen eine ganze Welt zu verteidigen, gedenken wir des unerschrockenen tapferen Gottvertrauens, von dem Luther voll war, und hören für uns und unsere Zeit aus seinem Munde: Und ob die Welt voll Teufel wär' und wollt' uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr; es muß uns doch gelingen!

Marie Joachimi-Dege / Aufstieg der Tüchtigsten, oder —? (Schluß)

Ein dritter Grund sei erwähnt, der gerade aus der entgegengesetzten Richtung zu demselben Ziele wirkt: Das ist die beispiellos schnelle Aufstiegsmöglichkeit auch der nur mittelmäßig Begabten aus den allerunterſten Volksschichten des Proletariats in die bürgerlichen Kreise infolge des Zivilversorgungsgesetzes. Sehr viele Kinder jener Volksschichten, die in Frankreich und England nur bei ganz besonderer Begabung und allerhöchster Leistungsfähigkeit sich einen Weg aus den Slums ins Freie bahnen können, gehen bei uns durch die 12 Jahre Militärdienst ohne weiteres in die mittleren Schichten des Volkes ein: in Amt und Würden als Staatsbeamte. Es ist dies eine sehr erfreuliche Tatsache, aber — man bezahlt für alles; und unsere guten Eigenschaften kommen uns oft teurer zu stehen, als unsere Fehler! Diese Kinder der traditionslosen, ganz auf den bloßen Lebenshunger gestellten Masse haben auch nach 12jähriger Dienstzeit nicht gelernt, etwas anderes höher zu stellen, als den eigenen Vorteil. Sie erfassen in jeder Situation diesen subjektiven Gesichtspunkt mit wunderbarer Geschicklichkeit; aber ihr objektives Verständnis, ihr Interesse für rein staatliche Sachfragen außerhalb ihres persönlichen Vorteils ist gleich null. „Weeß ich nich, gloob ich nich, — is nich!" bekam ich einmal von einem solchen Kind im Staatskleide als Antwort, eine Antwort, die mir im Tonfalle der absoluten logischen Schlußfolgerung stets im Ohre klingt, wenn ich händeringend (innerlich!) mich gelegentlich über die Enge eines unserer oft so verantwortlichen Unter-Beamten errege.

Und die Mittelmäßigkeit im deutschen Bürgertum? Das

deutsche Bürgertum hat vielleicht das Höchste hervorgebracht, was überhaupt an reiner Geistigkeit in der Welt hervorgebracht worden ist. Aber das deutsche Philisterium mit seinem Zuge unwahrer Empfindsamkeit Rousseauscher Prägung und seiner engherzigen Unduldsamkeit gegen alles, was nicht „seinem Ideal" entspricht — einem Ideal, das wirklich nicht sehr hoch ist, sondern sich hauptsächlich in „Entrüstung" über andere gefällt, das mit dem wahren Idealismus im Geiste der deutschen Philosophie nicht das geringste zu tun hat, sondern tatsächlich die Idealisierung der eigenen Person und der eigenen Spießbürgerlichkeit und Engherzigkeit ist —, ist dafür wohl auch die schlimmste Form der Mittelmäßigkeit, denn sie wirkt dem gesunden Erziehungsideal von kraftvoller Selbstbeherrschung, vorsichtigem Werten der anderen Ueberzeugung, Anerkennung des überpersönlichen Standpunktes und der guten Verkehrsform im demoralisierenden Sinne entgegen, und sie kompromittiert uns mit ihrer „nationalen Würdelosigkeit" und „An-den-Pranger!"-Rufen dem Ausland gegenüber. So haben alle Klassen ihr Scherflein dazu beigetragen, unmerklich, aber sicher, freie Bahn der Mittelmäßigkeit zu schaffen.

Das braucht aber kein Abstieg zu sein, denn gerade dadurch haben wir bei uns einen Volksdurchschnitt, der *als Durchschnitt* weit über dem Durchschnitt der übrigen Völker steht, und haben fast keinen Bodensatz, keine „Slums", Schichten, die sich gerade im Angelsachsentum so stark von der Nation als „Schlamm" unterscheiden. Unser Durchschnitt bedeutet nicht feinste Kulturblüte — das ist wahr —, aber er bedeutet geschlossene Kraft und Zukunftsmöglichkeit. Damit ist viel erreicht! Nur braucht's nun wieder mehr Führer und Richtlinien und hohe Aufgaben und Erweiterung des Gesichtspunktes für diese Kräfte, auf daß sie sich nicht untereinander in nutzlosem Wirbeln vernichten und erschöpfen. Hier vor allem erblicke ich den Punkt, wo die nationale Erziehung mit Bewußtsein einzusetzen hat. Der Aufstieg der Tüchtigen kann erst dann erfolgen, wenn gleichzeitig die Erziehung der Mittelmäßigkeit zur einsichtsvollen Selbstbescheidung und *neidlosen Anerkennung des Fähigeren* damit Hand in Hand geht, und wenn sie zu guter Verkehrsform und Verantwortungsgefühl im nationalen Sinne von der Schule her erzogen wird.

Wollen wir also dem Tüchtigsten eine Gasse bauen, so müssen wir zunächst hohe Ziele stecken, große Leistungen fordern, so daß die Mittelmäßigkeit einsieht, wo sie nicht mehr mitkann und sich an den Respekt vor den Tüchtigen gewöhnt und allmählich zur selbstlosen Freude an der fremden Leistung und Persönlichkeit durchringt. Denn *diese* Eigenschaften sind die hohen Tugenden der Mittelmäßigkeit, *wodurch diese den Tüchtigsten an ethischem Wert und nationaler Bedeutung gleich wird.* — Hätte ich großen Mut, den ich nicht habe, würde ich auf England weisen. — Jedenfalls ist dieser Mangel an Objektivität dem eigenen Können gegenüber und Mangel an der Fähigkeit, die fremde Leistung *als Freude* zu erleben, ein schwerer durchgehender *Erziehungsfehler* der deutschen Schule, der sich dann ins Leben fortsetzt. Ein Fehler, der so ungermanisch ist wie möglich, der aber von der Masse der Behafteten geradezu als germanische Eigentümlichkeit (Individualismus!! genannt) gefeiert wird. Gegen dieses Befangensein im beschränkten Ich-Horizont, dieses Sich-wichtig-machen ohne den objektiven Beweis gewichtiger Taten führen zu wollen und zu können, muß der Erziehungskampf im Inland sich richten. In England — ich fühle, wie mir der Mut wächst — ist es Sitte, daß die Klasse oder das Colleg einen Schüler oder Studenten, der wiederholt etwas besonders gut macht, mit Hurra und Händeklatschen feiert. Ich habe die errötende Freude des Gefeierten und die radauige Begeisterung der andern immer wie eine wohltuende Wärme, beinahe hätte ich gesagt, wie Poesie, empfunden.

„Ja", wird man sagen, „in England ist eben alles Sport, Wettbewerb, wir" — „Wir", möchte ich sagen, „versündigen uns an unserer Jugend, wenn wir diesen Wettbewerb, diesen echt germanischen Sportgeist künstlich dem System der Blutaderverkalkung zum Opfer bringen. Denn *nur im freien Wettbewerb kann man den Tüchtigsten kennen lernen*, und kann man die Mittelmäßigkeit zum anständigen, offenen Wetteifer anfeuern und zum Arbeiten, zur Selbsterkenntnis bringen. Dieses *Ueben des ehrlichen Kampfes* von Kindheit an würde Gesetze gegen unlauteren Wettbewerb überflüssig machen. — Denn nur das ethische Empfinden der Nation, nie das staatliche Gesetz, wird da Wandel schaffen, wo es gilt, den eigenen Egoismus zum Wohle des anderen zu unterdrücken.

Es ist keine Frage, ehe wir an die Schulbildungsfragen herantreten, müssen wir uns die elementaren Erziehungsfragen vorlegen, denn nur in Uebereinstimmung mit diesen kann eine Schulreform wirklich Segen bringen und nicht zum Unheil ausschlagen.

Man würde verzweifeln an der Größe der Aufgabe, hätten wir nicht Beispiele in der Geschichte, daß in Deutschland wirklich Reformen *aus dem Geist* geboren werden können.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts war die Lage ähnlich, nur noch viel verzweifelter als jetzt. Die Universitäten waren in dem Lehrkörper scholastisch verknöchert, verroht in der Studentenschaft; die „Lateinschule" lag gänzlich in den Banden der Kirche und der theologischen Dogmatik, die Volksschule mit denkbar dürftigstem und bedenklichstem Lehrermaterial war Martyrium für die Kinder und leistete fast gar nichts. Da kommen die pädagogischen Ideen der Aufklärer und finden bei Friedrich dem Großen Verständnis. Ein paar Jahrzehnte, und wir haben: den Uebergang der Schule aus den Händen der Kirche in die des Staates, die Einführung des allgemeinen Schulzwanges; das Entstehen der Realschule mit ihren auf das neu erwachte praktische Leben gerichteten Zielen, die Einrichtung der Lehrerseminare; die ersten Neugründungen der verbesserten Land- und Volksschulen, eine Reform der Gymnasien: die Einführung des Abiturientenexamens, das das Vorbildungsniveau für die Universitäten hebt und festlegt; und dann das bedeutendste und folgenschwerste Resultat für Deutschlands geistige Physiognomie: die Entstehung der modernen Universität mit dem Programm der freien Forschung im Zeichen des Humanismus. Halle, Göttingen und Erlangen sind solche Neugründungen; und die alten scholastischen Universitäten, die augenscheinlich im Absterben begriffen waren, erhalten auf einmal neues Blut und Leben — wir erblicken eine neue Welt in ihnen und sehen ein neues Deutschland aus ihnen hervorgehen! Und neben diesen festgefügten Errungenschaften bringen diese wunderbaren Jahrzehnte der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts noch eine Fülle „modernster" Bestrebungen nach philanthropisch-rousseauischen Gesichtspunkten: — ganz wie heute! Die Philanthropien mit ihren ausgezeichnetsten Pädagogen und mit ihrem unmöglichen Programm, das auf Natur und Menschenliebe, Freiheit und Gefühlsmäßigkeit aufbaut, wirken neben den Staatsschulen

Digitized by Google

und im Kampfe gegen dieselben doch so anregend und befruchtend, daß wir ihre Wirkung auch heute noch fühlen. Ich meine, ein Volk, das sich vor 150 Jahren so im Handumdrehen erneuerte, braucht auch heute nicht angstvoll vor sich selbst und seiner Zeit zu erschrecken. Es wird klar und zielbewußt seine Schwächen erkennen und seine Kräfte in den Dienst seiner höchsten Ziele, seiner Zukunft als „Erzieher des Menschengeschlechts" stellen.

Gottfried Traub / Luther

Der Lärm tobt, daß es eine Pracht ist; auf beiden Seiten ist man mit ganzer Seele dabei. Luther.

Luther kann trösten. Das habe ich oft erfahren. Sein Trost ist eigener Art. Er geht gar wenig auf die Aengste und Beschwerden ein. Aber er gibt Augen, weit ins Land hinauszuschauen, und er gibt Flügel, die uns hinwegheben. Manchmal scheint er rücksichtslos und derb. Sorgen müssen sein. Kreuz ist vonnöten, ja alles hier auf Erden ist unter das Kreuz beschlossen. Des Elends ist auf der Welt kein Ende. Mit voller Mannesfestigkeit stellt er sich auf diesen gegebenen Boden. Ja noch mehr; er rechtfertigt ihn. Zu den Erziehungsmitteln Gottes am Menschengeschlecht gehört Leid und Leiden. Und ein Mann mit solchen Anschauungen will trösten können? Er schaut ganz anders aus, als man sich sonst einen Tröster vorstellt. Denn er sagt uns nichts Angenehmes, „wonach die Ohren jücken". Den „Herrn Omnes", das heißt die „Masse" in allen Ständen, ob sie Fürst oder Bauer sind, beurteilt er als die größte Gefahr. So richtet er sich nicht nach seinen Wünschen. Er sieht die Wahrheit. Die Erlösung liegt aber stets darin, daß man die Dinge so sieht, wie sie sind: nicht größer und nicht geringer. Dazu braucht es eine Warte, von der aus man herabschauen kann.

Auf solche Warte hebt Luther. Alles ist Gottes Sendung. Das Reich der Wahrheit hebt hinter den Dingen an. Alles, was da kommt, ist an sich gleichgültig; es berührt nur den äußeren Menschen in seinem Schmerz und Weh. Der innere soll wachsen, sich stählen, gesunden; dazu ist alles da. Die Prophezeiung, die über der Erde liegt, heißt, daß Liebes und Leides dir allein zum innerlich Besten dienen soll. Das ist die güldene Freiheit des Christenmenschen. Mit beiden Füßen auf der Erde stehen und doch zugleich so drüber, daß man in freier Himmelsluft atmet und der Zank der Welt kaum deine Zehen bespritzt. Wer uns auf solche Höhen heben kann, das ist ein rechter Mann des Trosts.

So tröstet er auch in unseren Tagen. Luther scheut den Lärm nicht. Er ist ein Kämpfer. Wo es große Entscheidungen gilt, da kann's nicht zugehen wie im Waldversteck. Man sehe dem Streit nur ins Gesicht! Ist er rein persönlich und kleinlich und ehrgeizig und rechthaberisch, so „tobt" der Lärm gar nicht. Das sind quarrende Laute. Tobender Lärm ist nur, wo Ritter miteinander kämpfen und es ein Lanzenstechen zwischen Gewaltigen gibt. Hier sage mit Luther: „es ist eine Pracht!" Auf beiden Seiten ist man mit ganzer Seele dabei. Gott braucht verschiedene Waffenkämpen. Den Schluß macht er. Der Erfolg ist seine Sache. Die Weltgeschichte verbraucht Tausende von Helden. Mit ihr zu rechten, hat keinen Sinn; sie antwortet nicht auf die Frage: warum? Wir aber sollen Gottes und unserer Seele gewiß sein. Dann wird alles sein gutes Ende finden. Das habe ich bei Luther gelernt.

Leonhardt Halm / Soldaten

Warum wir nicht nach tausend Dingen fragen,
Um die all euer Denken täglich kreist?
Wir sind nicht Deutschlands Kopf, noch Deutschlands Magen,
Zwar ist's ein Blut, das in uns allen kreist,
Und allen kommandiert derselbe Geist,
Wir aber sind die Fäuste, und wir — schlagen.

Soziale Bewegung

Der mißlungene internationale Gewerkschaftskongreß. In Bern fand in der ersten Oktoberwoche eine internationale Gewerkschaftstagung statt. Sie war seit langer Zeit vorbereitet, und man hatte geglaubt, daß auch aus den feindlichen Ländern Abgeordnete erscheinen würden, weil es sich lediglich um die Erörterung gewerkschaftlicher Fragen handelte. Aber es sind nur Vertreter aus Holland, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweden und Dänemark gekommen, das heißt also von den Mittelmächten und aus neutralen Ländern. Die feindlichen Mächte dagegen haben ihren Angehörigen verboten, an der Konferenz in Bern teilzunehmen. Ja noch mehr, auch den Neutralen haben sie es zum Teil unmöglich gemacht, in Bern vertreten zu sein. Den eigenen Landsleuten hat die französische Regierung die Pässe verweigert. England hatte schon vorher erklärt, daß es keine Pässe ausstellen werde, und Italien wiederum hatte die Ausstellung von Pässen davon abhängig gemacht, daß England solche gewähre. Nun haben auch die Italiener fernbleiben müssen. Der eigentliche Zweck der Veranstaltung, gewerkschaftliche Besprechung der durch den Krieg geschaffenen und auch den Krieg noch anhaltenden schwierigen Wirtschaftslage ist dadurch natürlich, trotz der Anwesenheit von 52 Delegierten, vereitelt worden. Immerhin war der Kongreß nicht zwecklos. Er hat den deutschen Delegierten Gelegenheit gegeben, das ungewerkschaftliche Verhalten der feindlichen Arbeiter zu kennzeichnen, die Paßverweigerung der feindlichen Regierungen zu brandmarken und den feindlichen Antrag auf Wegverlegung des internationalen Gewerkschaftszentrums aus Berlin nach einem neutralen Lande mit allen gegen die schweizerischen Stimmen abzulehnen. Dazu gab Legien noch die Erklärung ab, daß die Weigerung, einer Sitzverlegung zuzustimmen, nicht so aufgefaßt werden dürfe, daß unter allen Umständen der Sitz des internationalen Gewerkschaftsbundes in Deutschland verbleiben solle. Man sei jedoch zur augenblicklichen Ablehnung genötigt, weil insbesondere von den englischen Gewerkschaften gesagt worden wäre, daß die Sitzverlegung gleichbedeutend mit einem Mißtrauensvotum gegen Deutschland sei. Der internationale Gewerkschaftsbund könne nur erhalten werden, wenn volles Vertrauen aller Landeszentralen zueinander vorhanden sei. Sobald sämtliche Landeszentralen bereit sind, zu einer Konferenz zusammenzutreten, sind die Gewerkschaften Deutschlands bereit, über eine Sitzverlegung des internationalen Gewerkschaftsbundes ordnungsgemäß zu verhandeln. Die Konferenz beschloß sodann einstimmig, ein Begrüßungstelegramm an die italienischen und französischen Gewerkschaften abzusenden, in dem der Hoffnung Ausdruck gegeben wird, daß Vertreter der französischen und italienischen Landeszentrale an der nächstfolgenden internationalen Konferenz teilnehmen werden, damit der Antrag auf Reorganisation des internationalen Gewerkschaftsbundes dann zur Behandlung und Erledigung komme und der internationale Gewerkschaftsbund machtvoller als je im Interesse der Arbeiter aller Länder seine Arbeit fortführen kann.

Gewerkschaftliche Zersplitterungsarbeit. Was lange vorauszusehen war, ist jetzt eingetroffen: der politische Zwist in der sozialdemokratischen Partei wird seit 1. Oktober auch durch Sonderorganisationen innerhalb der Gewerkschaften auf die wirtschaftliche Arbeiterbewegung ausgedehnt. Eine namenlose Kommission in Leipzig ruft die freigewerkschaftlichen Arbeiter auf, aus ihren Fachvereinen auszutreten und ein eigenes Leipziger Gewerkschaftskartell zu begründen. Zunächst ist die Errichtung eines Arbeitersekretariats und die Einstellung eines Arbeitersekretärs beabsichtigt, der Auskunft erteilen und Ratsuchenden Hilfe leisten soll. Die Gründung des Kartells und die Errichtung des Sekretariats soll noch im Laufe des Monats erfolgen. Gelingt dieser Plan, so läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten, daß die neue, von den Leipziger Volkszeitungsmännern ausgehende, Organisation den Kristallisationskern einer immer weiteren Anschlußbewegung „unabhängiger" Gewerkschaftselemente bilden wird. Wie mit zwei sozialdemokratischen Parteien, würde man dann in Zukunft auch mit zwei Gewerkschaftsgruppen zu rechnen haben.

Die deutschen Gewerkvereine gegen die „Deutsche Vaterlandspartei". Da die neugegründete Deutsche Vaterlandspartei versucht hatte, auch in den Organisationen der deutschen Gewerkvereine Mitglieder zu gewinnen, hat der Zentralrat des Gesamtverbandes nach eingehender Besprechung folgende Entschließung gefaßt und veröffentlicht: „Der Zentralrat der Deutschen Gewerkvereine hält die innere Einigkeit des deutschen Volkes gerade in der gegenwärtigen Zeit, wo die Feinde mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte verzweifelt gegen den feldgrauen Schutzwall der deutschen Heimat anstürmen, für besonders notwendig. Er begrüßt daher alle Maßnahmen und Einrichtungen, die diese Einigkeit wirklich fördern und erhalten, und ersucht alle Ortsverbände, Ortsvereine und Einzelmitglieder im Lande, solche Bestrebungen, wie bisher, so auch weiterhin hingebungsvoll zu unterstützen. Die neue „Deutsche Vaterlandspartei" vermag aber der Zentralrat nicht als zweckdienliche Sicherung der inneren Einigkeit anzuerkennen. Er sieht vielmehr in dem Aufstreben dieser neuen Partei, auch wenn sie angeblich nur für die Kriegszeit ins Leben gerufen wurde, einen

neuen Anlaß zur Verschärfung der innerpolitischen Kämpfe. Da diese Partei ihre Werbearbeit auch in die Ortsvereine und Ortsverbände unserer Organisation hineinzutragen versucht, richtet der Zentralrat an alle Ortsvereine und Ortsverbände der Deutschen Gewerkvereine die dringende Aufforderung, alle Versuche der „Vaterlandspartei" kraftvoll zurückzuweisen, die darauf gerichtet sind, die einzelnen Glieder der Organisation als solche vor ihren Wagen zu spannen und sie für ihre, die Einigkeit zerstörenden Zwecke zu mißbrauchen."

Die Freizügigkeit der Bankbeamten, die vor Jahren schon einmal vorübergehend durch ein Kartell der D-Banken bedroht erschien, soll jetzt von der Kasseler Bankenvereinigung aufgehoben werden. In einem Rundschreiben an ihre Mitglieder bringt diese Vereinigung eine frühere Verständigung in Erinnerung, wonach männliche und weibliche Angestellte nur mit Genehmigung des früheren Arbeitgebers eingestellt werden sollen und wonach „derartige Beamte keinesfalls angenommen werden sollen, wenn offensichtlich das Bestreben, ein höheres Gehalt zu erreichen, der Grund des Stellungswechsels ist". Ein solches unsoziales Vorgehen gerade in gegenwärtiger teurer Zeit, wo die deutschen Bankbeamten in eine allgemeine Gehaltsbewegung einzutreten durch die traurige wirtschaftliche Lage genötigt sind, ist schlechthin unbegreiflich. Die großen Berliner D-Banken waren seinerzeit einsichtig genug, den tatkräftigen Vorstellungen der Bankbeamtenvereine, der Vermittlung Geheimrat Rießers und der erregten öffentlichen Meinung Gehör zu geben und ihre Vereinbarungen gegen die Freizügigkeit ihrer Angestellten rückgängig zu machen. Es muß erwartet werden, daß die Kasseler Bankenvereinigung jetzt dasselbe tut.

Eine wesentliche Erhöhung der Familienunterstützung hat der Herbstreichstag am 11. Oktober beschlossen. Bei der Vorberatung im Hauptausschuß entspann sich eine Aussprache weniger über die Notwendigkeit einer Erhöhung, die allseitig anerkannt wurde, als über den einzuschlagenden Weg. Eine gleichmäßige Heraufsetzung der Reichssätze hat den Vorzug, daß sie jedem gleichmäßig zugute kommt, aber den Nachteil, daß die Unterstützung nicht genügend individualisiert werden kann. Die Erhöhung der gemeindlichen Zuschläge bedeutet selbst bei erheblicher Unterstützung aus dem sogen. Wohlfahrtsfonds des Reichs, der nach Mitteilungen des Vertreters des Reichsschatzamtes jetzt in seiner Gesamthöhe nicht mehr begrenzt ist, sondern aus dem allgemeinen Kriegsfonds gespeist wird, eine erhebliche Belastung der Gemeinden. Gegen eine Verpflichtung der Gemeinden, zu den Reichssätzen mindestens 50 v. H. Zuschlag zu zahlen, wurden im Hinblick auf die sehr verschiedenartigen Lagen in Selbstversorger- und Arbeitergemeinden, in Ost und West, in Großstädten und auf dem Lande starke Bedenken laut. Schließlich wurde beschlossen, die Unterstützungssätze für Ehefrauen von 20 auf 30 M., für die sonstigen Berechtigten von 10 auf 15 M. zu erhöhen, und die Gemeinden zu verpflichten, aus ihren Mitteln den örtlichen Verhältnissen angemessene Zuschläge zu zahlen. — Im übrigen hat sich der Herbstreichstag auch für Erhöhung der Soldatenlöhne, der Renten der Invaliden-, Hinterbliebenen- und Unfallversicherung und für verstärkte Fürsorge für die Kriegsbeschädigten ausgesprochen. Ein Regierungsvertreter schätzte alle diese erhöhten Ausgaben auf zwei Milliarden Mark jährlich und bezieht die Stellung des Bundesrats zu diesen Reichstagsforderungen vor.

Wiederaufbau des kriegsgeschädigten Mittelstandes. Der Ausschuß des Handwerks für die Uebergangswirtschaft hat Richtlinien für den Wiederaufbau des kriegsgeschädigten Mittelstandes aufgestellt. Sie sind ausgearbeitet worden von dem Anwalt des allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, Landtagsabg. Dr. Crüger und dem Direktor Korthaus vom Hauptverband deutscher gewerblicher Genossenschaften. Die Richtlinien, die der Hilfsaktion des Reiches den Almosencharakter nehmen wollen, betonen u. a.: 1. Der Wiederaufbau des Mittelstandes ist eine Staatsnotwendigkeit. Demgemäß ist eine selbstverständliche Pflicht des Reiches, den durch den Krieg geschädigten Handwerkern, Gewerbetreibenden und sonstigen Angehörigen des Mittelstandes zu helfen, und zwar denen, die im Felde standen, wie auch denen, die in der Heimat verblieben, aber durch die wirtschaftlichen Begleiterscheinungen des Krieges geschädigt sind. 2. Die Hilfe des Staates darf nicht zu einem Almosen werden, auch müssen die schädlichen Nebenwirkungen reiner Unterstützungen vermieden werden . . . Was insbesondere den Wiederaufbau des Handwerks betrifft, so steht in erster Linie seine Rohstoffversorgung. Es ist daher zu fordern, daß den durch den Krieg geschädigten Handwerkern ein angemessener Teil der zur Verfügung stehenden Rohstoffe zugewiesen und ihnen deren Anschaffung ermöglicht wird. Hierzu ist erforderlich, den Handwerkern den nötigen Kredit zu verschaffen. Dies wird am zweckmäßigsten in der Form geschehen, daß unter Bürgschaft des Reiches den Handwerkern ein Kredit bei ihrer Kreditgenossenschaft eröffnet wird, wobei die Kreditgenossenschaft einen näher festzustellenden Anteil am Risiko zu übernehmen hat. — Mit der Beschaffung von Rohstoffen muß für den Wiederaufbau des gewerblichen Mittelstandes die Beschaffung von Arbeit Hand in Hand gehen. Diese wird der Handwerker bei den Lieferungs-Genossenschaften finden. Wenn es auch nach dem Kriege voraussichtlich nicht an Arbeit fehlen wird, so ist doch auch hierbei die Mithilfe des Staates und der Selbstverwaltungskörper nicht zu entbehren. Sie wird in Uebertragung öffentlicher Aufträge durch Vermittelung der Lieferungsgenossenschaften geschehen. — Die Fürsorgemaßnahmen für die aus dem Felde heimkehrenden Arbeiter und Gewerbetreibenden sind heranzuziehen. Dabei ist es unbedingt erforderlich, daß diese Maßnahmen frei von Bureaukratismus und im Einvernehmen mit den beruflichen und wirtschaftlichen Organisationen des Reiches durchgeführt werden. — Diese Richtlinien sind dem Hauptausschuß für Handel und Gewerbe im Reichstage mit der Bitte um Annahme und Durchführung vorgelegt worden.

Die deutschen Gewerkschaften im dritten Kriegsjahr. Nunmehr liegen aus allen drei großen Gewerkschaftsrichtungen amtliche Mitteilungen über ihren Stand im Jahre 1916 vor. Die der Generalkommission angeschlossenen sozialdemokratischen Gewerkschaften hatten im zweiten Vierteljahr 1914 2 482 006 Mitglieder, im vierten Quartal 1916 nur 934 784, aber im zweiten Quartal 1917 schon wieder 1 076 493 Mitglieder. Die christlichen Gewerkschaften zählten 1913 342 785, aber 1916 nur 174 300 Mitglieder. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine hatten 1913 106 618 Mitglieder. Die Mitgliederzahl ging 1914 auf 77 749 zurück, 1915 auf 61 086 und 1916 auf 57 766. Die der Generalkommission angeschlossenen Gewerkschaftsverbände hatten 1913 eine Gesamteinnahme von 82 Mill. M., die im Jahre 1915 auf 41,5 Mill. M. und 1916 auf 34 Mill. M. zurückging. Die Gesamtausgabe, die 1914 sich auf 79,5 Mill. M. belief, fiel 1915 auf 35 Mill. M. und 1916 auf 30 Mill. M. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine bezeichnen in ihrem Bericht die finanziellen Ergebnisse als günstig. Die Gesamteinnahme betrug 1916 1,75 Mill. M., die Gesamtausgabe 1,67 Mill. Mark. Die Kassenverhältnisse der christlichen Gewerkschaften werden in ihrem Bericht als gesund bezeichnet.

Beamtenfürsorge im Krieg. Nach einem neuerlichen Erlaß des preußischen Finanzministers werden im Einverständnis mit dem zuständigen Reichsressort vom 1. Juli 1917 ab neben den bisherigen Kriegsbeihilfen noch laufende Kriegsteuerungszulagen gezahlt. Bei der Bemessung der Kriegsbeihilfen waren hauptsächlich soziale Gesichtspunkte ausschlaggebend. Sie trafen die Beamten unter der Gehaltsgrenze von 7800 M. und waren gestaffelt je nach den Gehaltsstufen und der Kinderzahl. Die Beihilfen waren bei den unteren Gehaltsstufen am höchsten. Die Kriegsteuerungszulagen stellen dagegen eine Art Zuschuß zu den Wohnungs- und Repräsentationsgeldern dar. Umgekehrt wie bei den Kriegsbeihilfen steigen die Teuerungszulagen mit der Höhe des Gehalts und der höheren Lebenshaltung. Sie werden Beamten bis zu einem Gehalt von 13 000 M. gegeben. — Die neue Gehaltsregelung für beide Arten von Zulagen (Beihilfe und Teuerungszulage) erfordert den Aufwand erheblicher Mittel, die für Preußen auf etwa 330 Mill. M. veranschlagt werden.

Büchertisch

Schriften zum Reformationsjubiläum.

In den letzten 100 Jahren ist die Reformationsgeschichte eifriger erforscht worden, als je vorher. Nicht nur von Verehrern Luthers; auch berühmte und unberühmte katholische Schriftsteller haben auf diesem Gebiet gearbeitet, und in sozialdemokratischen Darstellungen finden wir ein ebenso charakteristisches wie im wesentlichen feindseliges Bild seiner Person und seines Wirkens. Unter den deutschen Protestanten ist das Zusammenwirken theologischer und nichttheologischer Forscher besonders fruchtbar gewesen; von letzteren steht Ranke voran; um noch Lebende zu nennen: die Historiker M. Lenz und F. v. Bezold, der Germanist Arnold Berger. Unter den Lutherbiographien, die von Theologen geschrieben wurden, hat wissenschaftlich am stärksten gewirkt die von Köstlin und Kawerau; für weitere Kreise am anziehendsten ist wohl die von Hausrath. Besonders zu und seit Luthers 400. Geburtstag 1883 sind so viel neue Arbeiten erschienen, daß es nicht verwunderlich ist, wenn das Jahr 1917 anscheinend keine neue große Darstellung des ganzen Luther bringt (von kürzeren ist besonders wertvoll die von W. Köhler, in Teubners Sammlung: Aus Natur- und Geisteswelt; zur Einführung in die Probleme ist trefflich geeignet Böhmers ebenda erschienene Schrift: Luther im Lichte der neueren Forschung). Die erfolgreich durchforschte Entwicklung des jungen Luther hat Scheel darzustellen begonnen. Das in den letzten Jahren am eifrigsten verhandelte Problem ist die Stellung der Reformation zwischen Mittelalter und Neuzeit. In wie vielem Luther noch mittelalterlich dachte, wie sehr der neuere Protestantismus, der seit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts vom älteren verschieden ist, wie vorsichtig man

also darin sein muß, die neuzeitliche Kultur von der Reformation herzuleiten, das hat, nach Dilthey und anderen, namentlich Troeltsch betont (in dem Sammelwerk: Die Kultur der Gegenwart); eine gründliche und warmherzige Darstellung der Reformation im Sinne der älteren Auffassung gibt demgegenüber z. B. Brieger, die Reformation (erweiterter Sonderdruck aus der Weltgeschichte des Ullsteinschen Verlags).

Von den Schriften, die zum diesjährigen Jubiläum erschienen sind, setzen sich die umfassendste Aufgabe diejenigen, die den Wirkungen der Reformation durch die Jahrhunderte hindurch nachgehen wollen. So schildert der Berliner Prediger Herm. Scholz „Was wir der Reformation zu verdanken haben" (Berlin W 35, Ev. Bund, 135 S. 1,50 M.) sehr anziehend durch wirkliches Verständnis für die Vorwürfe, die ihr gemacht werden, großes Geschick, hervorzuheben, worin die Protestanten verschiedener Richtungen wirklich einig sein können, und viel gute geschichtliche und praktische Bemerkungen, zuletzt über die Notwendigkeit, das Werk der Reformation fortzusetzen. Ist sein Buch aus einem Guß, so hat in der Schrift „Die Segnungen der Reformation für das deutsche Volk" (Leipzig, P. Eger, 160 S., 2,80 M.) das Zusammenarbeiten mehrerer Vf. (Buchwald, Flade, Thiele, Weichelt, Zweynert) zu einigen Wiederholungen geführt; auch ist es nicht leicht, weitere Kreise z. B. für Einzelheiten der Gottesdienstordnung zu interessieren, aber viel gutes Material enthält auch dieses Werk, z. B. über Luther und die Schule. Das Echo Luthers im Wandel der Zeiten stellt G. Manz dar: „Luther im deutschen Wort und Lied" (Berlin W 35, Ev. Bund, 198 S.), neben Bekanntem schwer zugängliche, aber interessante Aeußerungen bietend. Für die Schätzung Ls im deutschen Protestantismus der Gegenwart ist sehr charakteristisch „Was Luther uns heute noch ist" (Halle a. S., Ev.-soz. Preßverband, 184 S., 2,50 M.), das Ergebnis einer Umfrage, Antworten von Feldherren wie Mackensen und Beseler, Gelehrten wie Sohm, Stammler, Eucken, Marcks, Rein, Dichtern und Dichterinnen und vielen sonst Bekannten: Reichskanzler Michaelis, Hans Thoma, Karl Peters u. a. „Das Reformationsjubelfest in vergangenen Jahrhunderten" hat G. Arndt dargestellt (Berlin W 35, Ev. Bund, 48 S., 50 Pf.), d. h. er schildert anschaulich die Jubiläen 1617, 1717, 1817. Des alten Weimarer Menschenfreundes Joh. Falk Volkslieder über Luther und die Reformation gab R. Eckart neu heraus (Nörten, Selbstverlag, 44 S., 1 M.); einiges läßt sich heute noch in einfacheren Verhältnissen deklamieren, warum sind aber auch soviel arge Knittelverse wieder mit abgedruckt? Eine kurze Geschichte der Reformation und des deutschen Protestantismus gibt die von Conrad verfaßte Festschrift des Kirchenausschusses: „Die Reformation und das deutsche Volk" (Berlin SW 68, Mittler, 90 S., 1 M.); nicht für schlichteste Kreise, aber im übrigen wirklich volkstümlich auf wissenschaftlicher Grundlage. Besonders gut sind die geschichtlichen Stücke, die grundsätzlichen und praktischen Urteile nicht immer unanfechtbar. Bei dem Gewinn, den der Protestantismus im 19. Jahrhundert gehabt hat, ist leider mehr nur das Kirchliche (Innere Mission usw.) erwähnt, nicht davon gesprochen, wie sehr protestantischer Geist auch in außerkirchlichen Formen wirkt. Ebenfalls gemeinverständlich schildert die „Geschichte der deutschen Reformation" der Lutherforscher Buchwald (Halle a. S., Waisenhaus, 157 S., 3 M.), von mild lutherischem Standpunkte aus. Der in unseren Tagen besonders viel verhandelten Frage nach dem Deutschen in Luther und Luthers nationaler Bedeutung geht E. Fuchs nach: „Luthers deutsche Sendung" (Tübingen, Mohr, 56 S., 50 Pf.), oft Ls Gedanken umsetzend in die Redeweise Kants, Fichtes, der Neuzeit, mit Recht, sofern L. zwar „ein mittelalterlicher Theologe in all seinem Denken", aber „ein neuzeitlicher Mensch in der eigentlichen Tiefe seines Empfindens" war; die kleine Schrift ist vielseitig und immer anregend, auch wenn man die Urteile über englisches Wesen bestreiten mag.

Am katholischen System bekämpfte Luther bekanntlich scharf die mühsame Werkheiligkeit. Nun war aber der Ablaß, als Ersatz anderer Bußwerke durch Geldzahlung, gleichfalls eine Vereinfachung, beruhend auf dem Vertrauen in die auch von der römischen Kirche gelehrte Gnade Gottes. Wie kam Luther dann zu so scharfem Gegensatz gegen das Ablaßwesen? Dieses Problem hat deutlich gesehen und (nebst verwandten Fragen) sehr lichtvoll behandelt Rade, „Luthers Rechtfertigungsglaube" in seiner Bedeutung für die 95 Thesen und für uns (Tübingen, Mohr, 32 S.); in seinem Vortrag „Luther und die communio sanctorum" (Berlin SW 11, Deutsche Landbuchhandlung, 15 S., 60 Pf.) zeigt derselbe Verfasser, welche große Bedeutung für L. neben seinem Individualismus die Gewißheit hatte, von nicht nur unsichtbarer, sondern praktisch wirksamer Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe getragen zu sein. Hashagen antwortet auf die Frage: „Was hat Luther in dieser Kriegszeit dem ev.-luth. Pfarrer in Deutschland zu sagen?" (Rostock, Püschel, 58 S., 2 M.) vom Standpunkt strengen Lutherturns aus; er erörtert nationale Einheit, soziale Not, humanitäre Bestrebungen. Walthers Buch „Luthers Charakter" (Leipzig, Deichert, 214 S., 3,80 M.) ist vom gleichen Standpunkt aus geschrieben, Verehrung und Liebe für seinen Helden sind so stark, daß Kritik kaum hervortritt, aber abgesehen hiervon ist das Werk ebenso gründlich wie vielseitig: Mut und Demut, Milde und Zorn, Lebensfreude wie Trübsinn des Reformators werden uns geschildert.

Werden die letztgenannten vier Schriften ihre Leser mehr unter Theologen finden, so sind einige weitere von vornherein für weitere Kreise bestimmt. So Schreckenbachs kleine Ausgabe von Ls geistlichen Liedern: „Ein gute Wehr und Waffen" (Leipzig, Amelang, 58 S., 1 M.), das „Luther-Brevier" von E. Hirsch (Göttingen, Ruprecht, 73 S., 1 M.), gut ausgewählte kurze religiöse Stücke aus Ls Schriften, zur Hausandacht verwendbar, auch einige über den Krieg. Sehr reichhaltig ist Rades Sammlung „Luther in Worten aus seinen Werken", mit gründlicher Einführung über L. als Theologen des Glaubens (Berlin SW 11, Hutten-Verlag, 4 M.); hier lernen wir den ganzen L. kennen. Manchen anziehen, manchen eher fernhalten mag Saagers Titel: „Luther-Anekdoten" (Stuttgart, Lutz, 252 S.); tatsächlich sind es größtenteils nicht Witze, sondern charakteristische kurze Berichte aus des Reformators Leben und von seinem Wesen. Sehr erfreulich ist, daß nun in Meyers Klassiker-Ausgaben eine solche von Luthers (ausgewählten) Werken vorliegt (Leipzig, Bibliograph. Institut, 3 Bde., zus. 8,10 M.). Natürlich wird bei solcher Auswahl der eine dies, der andere jenes vermissen; so sähe ich gern den großen Katechismus, den im Unterschied vom kleinen der Laie kaum kennt, der aber zum Besten gehört, was L. schrieb; daß Ls Briefe beiseite blieben, beruht auf den Grundsätzen dieser Ausgaben, ebenso die Beibehaltung der alten Schreibweise, die freilich das Lesen außerordentlich erschwert. Aber im übrigen ist die Leistung des Herausgebers, Arnold Berger, namentlich seine gründliche Einführung, die man gern auch als Sonderdruck hätte, alles Lobes wert. Eine kurze Auswahl aus Zwingli bietet Chr. Graf (Zürich, Orell Füßli, 126 S., 2 M.).

Endlich zwei Dichtungen. David Kochs Festspiel „Luther" (Stuttgart, Keutel, 178 S.) bringt wirklich die Fülle der Beziehungen zum Ausdruck, in denen der Reformator stand; die Szenen reichen von 1517 bis 1525. Vieles ist volkstümlich, einige Stellen sind dichterisch wohlgelungen, und daß manches ungeschichtlich ist, bleibt Recht des Dichters, aber all zu oft fallen die Personen in die Redeweise unserer Tage und sehr moderne Gedanken. Im ganzen hat den Ton jener Zeit sehr viel besser W. Kotzde getroffen in seinem Roman „Die wittenbergisch Nachtigall" (Stuttgart, Steinkopf, 480 S.). Einiges ist zu romanhaft, aber hier haben wir ein Bild Luthers, bei dem man immer wieder empfindet: so mag der Reformator wirklich gewesen sein, und das mit solcher dichterischen Kraft gezeichnet ist, daß man mit Freude von diesem Erzähler weitere Leistungen auf dem Gebiet des geschichtlichen Romans erhofft.

Mulert.

Neue deutsche Tondichtungen für Glauben, Freiheit, Vaterland.

Clara Faißt: „Landsknecht Luther" für Gesang und Klavierbegleitung. — „Requiem für unsere Gefallenen", für Gesang und Klavierbegleitung; beides Verlag Hochstein-Heidelberg. — „St. Odilia", ein Elsaßlied für eine Singstimme und Klavierbegleitung. Verlag Spielmeyer-Göttingen.

Es ist nicht allzu häufig, daß unsere großen Künstler unmittelbar Stellung nehmen in ihren Produktionen zu den großen Ereignissen und Bewegungen unserer Zeit. Das hat seinen guten Grund. Ihnen fehlt bei ihren stärkeren Erschütterungen noch die Distanz. Sie können nicht einfach wie die Kleinen im Geiste sich hinsetzen, um die ungeheuren Bilder des Lebens zu photographieren, schlechte Augenblicksaufnahmen machen und sie in billige Reime rahmen. Ihr Gestalten ringt sich schwer los aus der gewaltigen Fülle der Eindrücke, und wer nicht Herr über das Chaos werden kann, schweigt einstweilen lieber ganz. Uns anderen aber fehlt ihre Stimme. Um so froher und dankbarer sind wir für jedes Werk, das von ihnen kommt zu uns und für diese Zeit, einverständlich, eindeutig, groß und stark. Clara Faißt, die süddeutsche Komponistin, die unter Deutschlands Lieder-Tondichtern heute einen allerersten Platz behauptet und deren Kunst wir an dieser Stelle schon einmal gedachten, schenkt uns zur Kriegswende neue Lieder, ein Truthlied zu Ehren des Landsknechts Luther, unseres Glaubens- und Freiheitshelden, ein hoffnungsstarkes Requiem für die Gefallenen und ein glückseliges Preislied auf das Elsaß, unser deutsches Land, Wurzel und Frucht dieses Krieges. Wir lassen das Urteil eines Fachmannes folgen:

Von den drei Liedern der hochbegabten Karlsruher Komponistin stellen wir das lapidar gehaltene, groß empfundene „Lutherlied" voran, dessen urkräftige Weise sich mit den schönen Versen G. Schülers völlig deckt. Den übereinstimmenden ersten, in D-Moll gehaltenen Liederstrophen, die den „Landsknecht Gottes" auf den Plan rufen, damit er den grimmen Strauß mit dem Satan ausfechte, folgt als letzter Vers: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'", wozu im hellen D-Dur die Melodie des Chorals „Ein' feste Burg" erklingt. Der Gesangspartie, die auch als einstimmiger Chor

vorgetragen werden könnte, entspricht die wuchtige Klavierbegleitung, deren Eingang an dunkle Glockenschläge gemahnt und die den Schlußchoral mit einem kurzen, markigen Nachspiel krönt.

Zarter als das trutzige Lutherlied, wesentlich elegisch gestimmt, ist das „Requiem für unsere Gefallenen" nach Worten K. E. Knodts. Der Andantesatz beginnt ernst und weich in As-Dur, der todgeweihten Streiter gedenkend, die in fremder Erde ruhen. Mit den Worten: „Jeder starb für eine hehrste Sache", wendet sich die Liedweise in bewegterem Tempo nach Es-Dur, und in der Klavierbegleitung ertönt choralartig von weich dahingleitenden Achtelpassagen getragen die Melodie „Deutschland, Deutschland über alles". Ergreifend schön wirkt nach dem emphatischen Aufschwung des Gesangs zu den Worten „von ew'ger Glorie überlohnt" die Wendung nach H-Dur, wo von den guten Geistern die Rede ist, die den fürs Vaterland Gefallenen die Augen zudrücken. Zuletzt kehren das ruhigere Zeitmaß und die ursprüngliche Tonart wieder, und sanft, aber warm klingt das poesievolle Tonstück aus.

Balladenartig, in beschwingtem Erzählungston gehalten, ist das Lied „St. Odilia", dessen Text von F. Lienhard sein geliebtes Heimatland verherrlicht. Die hl. Odilia wäscht in einem Bronnen am Weg ihre blinden Augen und sieht, dem Lichte wiedergegeben, das Elsaß im Maienglanz vor sich liegen und Straßburg durch die helle Sommernacht herübergrüßen. Der Dichter aber bittet die hehre Frau: „Lehr' du mich also sehn." Die Musik, die sich in freier Strophenform bewegt, ist voll Leben und Schwung, wobei die Singstimme von den auf und nieder wogenden Triolen der Klavierbegleitung wie von Harfenklang umspielt und beflügelt wird. Für eine hohe Singstimme — Sopran oder Tenor — bietet das feurige Tongedicht eine überaus dankbare Aufgabe und wird, entsprechend wiedergegeben, seine fortreißende Wirkung nicht verfehlen. A. Riggli-Zürich.

Nochmals Lutherliteratur.

Paul Kalkoff schildert **Luther und die Entscheidungsjahre der Reformation**, d. h. die Zeit von 1517—21 (München, Georg Müller, 293 S., 4 M.). Gebildete mit geschichtlichem Interesse werden an dem Buche einen Genuß haben; ein Spezialforscher hat die verschlungenen Pfade der damaligen Politik mit Lebendigkeit und mit Begeisterung für seinen Helden Luther dargestellt. Das scharfe Vorgehen, zu dem man in Rom schon 1518 entschlossen war, zog sich aus weltlichen Gründen sehr hinaus; am meisten gewinnt die Gestalt des Kurfürsten Friedrich, der nicht nur als politisch weise, sondern als menschlich ehrwürdig erscheint. Doktor Martinus von O. Schulze (Gotha, F. A. Perthes, 140 S., 2 M.) ist ein warmherzig und gemeinverständlich geschriebenes Lebensbild, mit einigen Ungenauigkeiten im einzelnen. A. Saathoff bietet unter dem Titel Luthers Glaube (Tübingen, Mohr, 64 S., 50 Pf.) eine Sammlung von Belegstellen zu Luthers Hauptgedanken mit kurzen Einführungen; sehr zweckmäßig, auch für Nichttheologen; bezeichnende Worte auch aus minder bekannten Schriften, die lateinischen Texte übersetzt. P. Conrad, Das Feld muß er behalten (Berlin, Warneck, 31 S.), eine lebendige, zur Massenverteilung bestimmte und geeignete Schrift, im gleichen Geiste wie die hier angezeigte Festschrift desselben Verfassers. Von Rud. Eckart ist die Sammlung Luther im Urteil bedeutender Männer in 2. Aufl. erschienen (Halle a. S., Maennel, 202 S., 4,50 M.); die zahlreichen Aeußerungen sind nicht alle in gleichmäßiger Weise angeführt, geben aber ein lehrreiches Gesamtbild. Deutsches Christentum auf rein evangelischer Grundlage geben Hans v. Wolzogen, Adolf Bartels und die Theologen Katzer und Andersen als Losung aus (Leipzig, Weicher, 38 S., 80 Pf.). Erneuerung des Wotansdienstes lehnen sie ab, wollen aber das Jüdische möglichst aus dem Christentum ausscheiden, stellen das alte Testament entsprechend zurück; manche Andeutungen sind gewaltsam, aber als Zeugnis einer verbreiteten Stimmung ist die Schrift von Interesse. Kein eigentliches Jubiläumsbuch, aber wertvoll ist Das Luthervolk von K. Aner (Tübingen, Mohr, 172 S., 3,60 M.), eine Geschichte der evangelischen Frömmigkeit in Deutschland mit viel sonst wenig bekanntem Stoff; die innere Entwicklung von Luther durch die altprotestantische Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung hindurch bis zum religiösen Empfinden unserer Zeit ist bisher gegenüber der Geschichte der äußeren kirchlichen Vorgänge und der theologischen Lehren zu wenig studiert worden, sie ist aber von starkem Interesse.

Mulert.

Verhandlungen des 26. evang.-soz. Kongresses 1917. Göttingen, Ruprecht. 96 S. 2 M.

Ist der Inhalt solcher Tagung bedeutend, dann kann man vom nachträglichen Lesen der Reden und Gegenreden mehr haben als vom Hören. Und jenes ist hier der Fall. Prof. Titius hat in seinem Vortrag „Die gegenwärtige Krise von Kultur und Christentum" die Belastung des Christentums, überhaupt idealistische Weltanschauung durch den Krieg scharf geschildert, ohne eine rasche Lösung der Probleme bieten zu wollen. Was der hessische Pfarrer Koch über Stadt und Land, über die Schwierigkeit, daß Bauer und Städter sich verstehen, und der Geschäftsführer des Deutschen Städtetages, Stadtrat Luther, über Erzeuger, Händler und Verbraucher, über Moral und Technik der Kriegswirtschaft sagen, verdient Interesse weit über die Kreise des Kongresses hinaus.

Die Religion des Goethischen Zeitalters. Von Prof. Heinr. Hoffmann, Tübingen, Mohr. 37 S. 1 M. — Ein schöner Vortrag, der Eigenart, Vielseitigkeit und Wert der religiösen Gedanken und Stimmungen unserer großen Dichter und Philosophen gut kennzeichnet.

Die Kirche und die soziale Frage der Zukunft. Von Pfr. B. Kühn, Leipzig, Strauch. 36 S. — Warmherziger Aufruf zu sozialer Gesinnung und Betätigung der Kirche in und nach dem Kriege.

Das hohe Lied der Liebe. Von Pfr. Rittelmeyer, München, Chr. Kaiser, 65 S., 1 M.

Drei Predigten des früheren Nürnberger, jetzt Berliner Kanzelredners über 1. Kor. 13; wie fremd scheint solches Lob der Liebe in diesen Tagen des Kampfes und des Eigennutzes, aber wie nötig ist es, und R. macht eindringlich klar, wieviel mehr wert die Gesinnung ist, als alle sonstigen Güter.

Die Bedeutung der großen Kriege für das Leben des deutschen Protestantismus. Von Prof. Holl. Tübingen, Mohr. 129 S. 2,40 M.

Im Dreißigjährigen Krieg und den Befreiungskriegen und den folgenden Jahrzehnten haben sich nicht nur die äußeren kirchlichen Zustände gewandelt, sondern auch die Frömmigkeit, letztere im 17. Jahrhundert teils durch die Sehnsucht nach Glück, die dann bei Leibniz und in der Aufklärung beherrschend hervortritt, teils durch Bußstimmung, die zum Pietismus führt. Wie nach 1815 die verschiedensten Strömungen miteinander kämpften, dadurch ist zum großen Teil noch unsere innere Lage bestimmt; deutlich zeigt H., wie sehr es geschadet hat, daß man damals keine solche Kirchenverfassung schuf, die die Laien zur Mitarbeit herangezogen hätte. Ungemein vielseitig und lehrreich. M.

Carl Johannes Fuchs, **Die Wohnungsfrage vor und nach dem Kriege.** Aufsätze und Vorträge. Duncker u. Humblot. Preis 4 M.

Der bekannte Tübinger Nationalökonom vereinigt hier eine Reihe durchweg bereits veröffentlichter, meist älterer Arbeiten. Mit den Kriegsproblemen beschäftigt sich lediglich der letzte Aufsatz: Die Aufgaben der Wohnungspolitik in und nach dem Kriege, der auch schon vor einem Jahre abgeschlossen und nur durch einen kurzen Nachtrag ergänzt worden ist. Fuchs ist überzeugt, daß nach dem Krieg eine Wohnungsnot entstehen wird, ohne hierfür jedoch besonders überzeugendes Material beizubringen. Zu ihrer Bekämpfung fordert er Produktion neuer Kleinwohnungen, ja ihren sofortigen Bau noch während des Krieges — eine schlechthin unerfüllbare Forderung —, umfassende Realkreditreformen, ein Hypothekenmoratorium, Schaffung einer auf Bekämpfung der Massenmiethäuser hinzielenden Landesbauordnung. Das Buch ist Lujo Brentano zum 70. Geburtstag gewidmet.

Briefkasten

Druckfehlerberichtigung. In Abschnitt 54 des Naumann-Aufsatzes über „Die Freiheit Luthers" in der vorigen „Hilfe" muß es auf Zeile 12 **Schweizer** statt **Schwätzer** heißen.

Auf viele Anfragen wird mitgeteilt, daß beabsichtigt ist, die Luther-Aufsätze in Heftform zu veröffentlichen.

In Feldbuchhandlungen, Soldatenheimen und Lazaretten bitten wir stets nach der „Hilfe" zu fragen. Heime und Lazarette können sie kostenlos haben. Die Feldbuchhandlungen bitten wir auf den Postbezug zu verweisen, Rabattgewährung erfolgt wie bei den heimischen Buchhandlungen.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 50 Pf.: Obersteuerm. M. zur See, **1 M.:** Lbstm. H. im Felde, Uffz. K. im Felde, Funker R. im Felde. **2 M.:** Vizewachtm. L. im Felde, **4 M.:** Pfr. B. im Felde, **5 M.:** Frl. G. in R., E. L. in A., **5,50 M.:** Dr. H. in W., **8 M.:** E. M. in St., **10 M.:** Lt. d. R. Sch. im Felde, R.-A. Dr. G. in F., **22,20 M.:** Dr. C. in F., **35,88 M.:** Frl. M. K. in B., **50 M.:** A. B.

Bücher für Armee und Marine: B. in Kiel: 5 Bücher und viele Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

8. November 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 45

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Die neue Regierung. — **Prof. Otto Koch, M. d. L.:** Zur Reform der sächsischen Ersten Kammer. — **Dr. Heinz Potthoff:** Der Zusammenschluß der Privatangestellten. — **Dr. Walther Schotte:** Der deutsche Volksstaat. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 28. Oktober.

Alle anderen Ereignisse, selbst die Nachricht vom Rücktrittsgesuch des Reichskanzlers Michaelis, treten in den Hintergrund gegenüber den Meldungen vom italienischen Kriegsschauplatz. Zwei große italienische Armeen fluten geschlagen westwärts. Die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen drängen fast auf der ganzen Linie von Flitsch bis zum Meere unaufhaltsam nach; sie sind zum größten Teile schon zu Tale gestiegen und kämpfen in der Ebene auf italienischem Boden. Die Zahl der Gefangenen ist weiter um viele Tausende angewachsen und erhöht sich von Stunde zu Stunde. Görz ist zurückerobert und Cividale von deutschen Truppen besetzt. — Man denkt an die hochmütigen Worte, die vor wenigen Tagen der italienische Kriegsminister auf die Nachricht vom Eingreifen deutscher Truppen gesagt hat; und immer fallen einem dann die Worte des deutschen Liedes ein: Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen!

In Warschau ist gestern in feierlicher Handlung die Einführung des polnischen Regentschaftsrats durch die beiden Generalgouverneure vollzogen worden. In seiner Ansprache legte Beseler einen starken Nachdruck auf das Wort frei, als er von der freien Entfaltung der Kräfte im neugegründeten Polenstaat sprach. Sein Hoch auf das Königreich Polen war so wenig bloße Form, wie das Hoch des Regentschaftsrats auf die beiden Monarchen. Es sollte zum beiderseits verpflichtenden Ausdruck gebracht werden, daß der neue Staat, der in Anlehnung an die Mittelmächte durch deren Hilfe und freien Entschluß entsteht, auch hinter den Ausnahmeverhältnissen des Krieges von den Mittelmächten nach Möglichkeit gefördert und gestützt werden soll, wie er selbst seinerseits seinen politischen und geschichtlichen Platz fortan an der Seite der Mittelmächte suchen will. Was da in Warschau im Kolonnensaal des Stadtschlosses und in der alten Kathedrale vor sich ging, das war ein Akt von weltgeschichtlicher Bedeutung.

In Spanien ist das konservative Kabinett Dato zurückgetreten. Es hat sich nicht sehr lange zu halten vermocht; Mitte Juni hatte es das liberale Kabinett Garcia Prieto abgelöst. Es ist anzunehmen, daß Prieto auch wieder der Nachfolger sein wird. Denn nichts läßt darauf schließen, daß etwa der ententeliberale Graf Romanones wieder zur Macht kommen könnte; der Wille, neutral zu bleiben, ist dazu viel zu fest begründet, beim König sowohl, wie im Volke.

Montag, 29. Oktober.

Der Sieg der Verbündeten über die Italiener nimmt immer größere Ausmaße an. Die Zahl der Gefangenen übersteigt 100 000, die Beute an Geschützen wird auf mehr als 700 geschätzt. Alle Zensurkünste können es nicht ganz verhindern, daß die bittere Kunde überall in Italien und in den anderen Ländern der Entente durchsickert. Man tröstet Italien einstweilen mit Hinweisen auf die sogenannte Marneschlacht und auf die schwere Lage, in der Deutschland in Ostpreußen zu Kriegsbeginn war. Die Alliierten würden Italien mit allen Mitteln schleunigst unterstützen. — Inmitten dieses Kriegsunglücks hat Italien seine Regierungskrisis. Boselli ist gegangen. Vermutlich wird Orlando, der bisher das Ministerium des Innern verwaltet hat, den Vorsitz des neuen Kabinetts übernehmen. Es scheint aber, daß auf alle Fälle Sonnino im Kabinett bleiben wird. Das würde heißen, daß sich in der Kriegspolitik Italiens wenig oder nichts geändert hat.

Kammer und Senat Brasiliens haben einstimmig beschlossen, daß zwischen Brasilien und Deutschland der Kriegszustand bestehe. Der Präsident der Republik hat seine Zustimmung gegeben. — Das deutsche Volk nimmt diese Nachricht mit einem gleichmütigen Achselzucken ohne jede Erregung hin.

Die englisch-holländischen Beziehungen sind infolge des anmaßenden Vorgehens der Engländer noch weiter verschärft worden. Die Erklärung von Lord Robert Cecil, daß England an Holland nur noch verkaufen wolle, wenn Holland nichts mehr an Deutschland verkauft, erfüllt die Holländer mit nur zu berechtigter Entrüstung. Der „Nieuwe Courant" sagt: „Hält die englische Regierung an ihrer Forderung fest, so sagt sie geradezu: wer nicht für uns ist, der ist gegen uns. Daß eine Persönlichkeit wie Cecil sich zu einer derartigen Politik bekehrt, ist nicht glaubhaft, es sei denn, daß die englische Regierung uns aus militärischen Gründen in die Arme Deutschlands treiben will. Mit dieser Möglichkeit muß man ernstlich rechnen . . ."

Dienstag, 30. Oktober.

In Flandern lassen Engländer und Franzosen einen großen Angriff dem anderen folgen. Es gelingt ihnen nicht, irgend einen greifbaren Erfolg zu erkämpfen, trotz Masseneinsatzes von Menschen und Material und trotz unleugbarer Tapferkeit ihrer Truppen. Das Gleiche gilt von den Angriffen der Franzosen in der Gegend von Soissons. Sie wollen jetzt offenbar durch Verstärkung des Druckes auf die deutsche Westfront die Italiener entlasten. Dabei müssen sie es erleben, daß sie nicht einmal erfolgreiche deutsche Vorstöße an der Maas verhindern können. Nordwestlich von Bezonvaux haben gestern deutsche Truppen die französischen Stellungen in 1200 Meter Breite erstürmt und gegen 4 wütende Gegenangriffe fest behauptet. Ueber 200 Gefangene sind dabei in deutscher Hand geblieben.

Derweil geht der Vormarsch der Verbündeten in Italien im schnellen Tempo weiter. Schon ist die Provinzialhauptstadt Udine, der Knotenpunkt vieler wichtiger Bahnen und deshalb bis eben noch Sitz Cadornas und des italienischen Hauptquartiers, von unseren Truppen besetzt worden. In breiter Front drängen die Verbündeten, die nun längst an allen Stellen tief in der venetianischen Ebene sind, dem Lauf des Tagliamento zu.

Mittwoch, 31. Oktober.

Cadorna läßt in Italien verbreiten, er hoffe, durch einen wohlgeordneten Rückzug die Heere des mittleren und unteren Isonzo retten zu können. Die italienische Presse hallt wider von einem einzigen Schrei nach Hilfe durch die Verbündeten. In Paris und London ist die Sorge groß; man beeilt sich zu erklären, daß man beschlossen habe, den Bedrängten „jede Unterstützung zu geben, die die Lage erfordern sollte". Angesichts der gewaltigen Leistungen und Erfolge der Unseren erwarten wir diese Hilfe in Seelenruhe. Sie wird zu spät kommen; und wenn sie wirklich in genügender Stärke kommt, so wird das eine Entblößung der französischen Front bedeuten, die uns nur erwünscht sein kann.

Vielleicht aber soll die Fortführung der Angriffe in Flandern und bei Soissons die wesentlichste Hilfe sein. Wenn das so ist, so nützt sie den Italienern nichts. Denn die Großangriffe, die in der Mitte der flandrischen Front gestern gegen unsere Linien angesetzt worden sind, haben nach erbitterten Kämpfen unseren Truppen wieder einen schönen Verteidigungssieg gebracht. Paschendaele, das vorübergehend in die Hände der Feinde gefallen war, ist im Gegenstoß wiedergenommen worden.

Die italienische Ministerkrisis hat, wie vorausgesehen, Orlando an die Spitze des Kabinetts gebracht, der Giolittianer Nitti hat die Leitung der Finanzen übernommen; da aber Sonnino Minister des Auswärtigen geblieben ist, kann man noch nicht von einem wirklichen Wechsel des Kurses sprechen. „Manchester Guardian", das Blatt der Partei Asquith', urteilt freilich, daß mit Orlando eine Politik der Mäßigung ausschlaggebend geworden sei. Und gleichzeitig richtet dieses Blatt einen scharfen Angriff gegen den neuen französischen Minister des Auswärtigen, Barthou, mit der Begründung, daß „Leute, die extravagante Kriegsziele für Frankreich verfechten, der Sache der Alliierten schwer schaden. England ficht nicht, noch wird es fechten, um tatsächlich deutsches Gebiet an Frankreich zu bringen, ob es sich nun um das linke Rheinufer handelt oder die Saargegend." Das Blatt vergißt hinzuzufügen: „oder um Elsaß-Lothringen". Die Schläge, die der italienische Bundesgenosse jetzt erleidet, werden aber nicht verfehlen, die geographischen und geschichtlichen Kenntnisse der Engländer und damit der ganzen Entente aufzufrischen. Der Tag, an dem sie einsehen werden, daß Elsaß-Lothringen deutsches Land war, ist und für alle Zukunft sein wird, ist sicher nicht mehr fern.

Donnerstag, 1. November.

Der russische Minister des Aeußeren hat im Vorparlament eine Rede gehalten, aus der sich deutlich ergibt, daß der Arbeiter- und Soldatenrat zwar wohl Einfluß hat, aber noch lange nicht bestimmenden Einfluß auf die entscheidenden Handlungen der Regierung. Die Abhängigkeit von den Engländern ist größer als die Rücksicht auf die Stimmungen des Volkes. Ganz anders wie Terestschenko hat früher Miljukoff auch nicht gesprochen. Die Forderung des unter allen Umständen freien Ausgangs zum offenen Meer wird nach wie vor erhoben. Und selbst die Neutralisierung der Meerengen wird als völlig unzureichend abgewiesen. Das heißt: Konstantinopel bleibt das eine und die Beherrschung der Ostsee und des Ausgangs aus der Ostsee das andere Hauptziel des Krieges. Es fallen zwar einige Worte, die den Leuten des Sowjet nach dem Munde gesprochen sind, aber daneben bleibt als Kern der Darlegungen die Forderung stehen: „Unverletzlichkeit unseres Gebietes nebst der Möglichkeit der Entwicklung nach Süden und nach Norden." — So lange Rußland seine amtlichen Vertreter so sprechen läßt, ist an Verständigung nicht zu denken. Wir Deutschen können und werden weder unsere türkischen Bundesgenossen im Stich lassen, noch dulden, daß uns oder den Skandinaviern und damit indirekt auch uns durch russische Ausdehnungsgelüste der Lebensatem beengt wird.

Während die Staatsmänner der Entente nach wie vor die Mittelmächte mit dem Munde besiegen, vervollständigen unsere Heere die Niederlage der Italiener in einer so gründlichen Weise, daß lediglich die größten Waffentaten dieses großen Krieges die Möglichkeit eines Vergleichsmaßstabes bieten. Gestern konnte man noch in allen italienischen Blättern lesen, daß die Mittelmächte in ihrer Verzweiflung ihre letzte Karte ausspielen. Die Schlacht, die auf der Ebene von Friaul tobe, werde die Entscheidungsschlacht der ganzen Entente sein; statt daß das Volk zusammenklappe, sei sein Widerstandswille durch die Gefahr gebrochen. Inzwischen ist die Schlacht in der friaulischen Ebene geschlagen worden. Ihr Ergebnis ist ein weltgeschichtlicher Sieg der Deutschen und Oesterreicher: 60 000 Italiener haben gestern hart östlich des unteren Tagliamento, just dort, wo die Unseren vernichtend geschlagen werden sollten, die Waffen gestreckt. Die Gefangenenzahl der 12. Isonzoschlacht ist damit auf über 180 000, die Beute an Geschützen auf mehr als 1500 gestiegen. Wieder hat sich die Ueberlegenheit unserer Führung und die gleiche Ueberlegenheit der einzelnen Kämpfer in einer Weise gezeigt, die uns mit Stolz und Dankbarkeit und neuer großer Hoffnung erfüllen muß. Unsere Feinde aber werden begreifen: Eine Hand, die so kräftig zu schlagen weiß, wird sicher nicht aus Schwäche zum Frieden ausgestreckt; und sie bleibt es nicht immer. Hört es, ihr Völker!

In England wächst die Opposition gegen Lloyd George. Man will in allernächster Zeit im Unterhaus eine Debatte über die Friedensziele und besonders über Elsaß-Lothringen herbeiführen. Eine Reihe von Parlamentariern hat sich zu diesem Zwecke zu einer besonderen Gruppe zusammengeschlossen, zu der u. a. Trevelyan, Snowden, Ponsonby, Macdonald gehören.

Freitag, 2. November.

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen bleiben den Italienern weiter hart auf den Fersen. Das Ostufer des Tagliamento ist vollständig in unserer Hand. Wo noch italienische Brigaden auf dem Ostufer standhielten, sind sie über den Fluß hinübergedrängt oder gefangengenommen worden.

Englische Angriffe in Flandern und ein starker Angriff der Franzosen bei Braye am „Damenweg" sind blutig vor unseren Linien zusammengebrochen.

Der heutige Tag hat endlich die Entscheidung über das Abschiedsgesuch des Kanzlers Michaelis und die Frage seiner Nachfolgerschaft gebracht. Wie man es in den letzten Tagen schon fast mit Bestimmtheit erwartet hat, ist die Wahl des Kaisers auf den Grafen Hertling gefallen, der als früherer Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstags und seit Jahren als bayerischer Ministerpräsident manche Probe parlamentarisch-politischer Begabung abgelegt hat. Die langen und sorgfältigen Vorverhandlungen, die Hertling mit den Parteiführern gepflogen hat, sind ein neuer Beweis dafür, daß der neue Kanzler weiß, daß er gegen den Willen der Parlamentsmehrheit nicht regieren kann, während ein von vornherein gesichertes grundsätzliches Einvernehmen mit den Mehrheitsparteien ein wirkliches Zusammenarbeiten ermöglicht und erleichtert. Mit solchem Eintritt ins Amt räumt Hertling die Steine des Anstoßes aus dem Wege, die seine konservativ gerichtete Vergangenheit zurückgelassen hat. Den innerpolitischen Zusicherungen, die er den Parteiführern der Linken gegeben hat, konnte er kein besseres Unterpfand geben. Da er zudem in der Zeit der Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs und bis in die jüngste Zeit hinein niemals Zweifel daran gelassen hat, daß er in der äußeren Politik gleiche Wege geht, so bedeutet die ausdrückliche Zustimmung zu der Friedenskundgebung des Reichstages und der Antwort der Regierung an den Papst, daß nicht bloß der Zwang der Verhältnisse, sondern die eigene Ueberzeugung ihn zu einer Politik bestimmen, die den Weg zum Frieden in einer kraftvollen und weisen Mäßigung sucht, so wie ihn Bismarck uns trotz aller „alldeutschen" Anfeindungen, die auch ihm nicht erspart geblieben sind, 1866 und 1871 geführt hat.

Ob Helfferich geht, und wer sein Nachfolger wird; ob und welche weiteren parlamentarischen Führer in hohe Regierungs-

Digitized by Google

ämter berufen werden sollen, darüber bestehen bis heute noch nur Vermutungen.

Sonnabend, 3. November.

Die Niederlage der Italiener vergrößert sich von Tag zu Tag. Es zeigt sich immer deutlicher, daß Cadornas Bericht von einem Rückzug auf eine bessere Stellung ganz haltlose Schönfärberei ist. Mehr als 200 000 Gefangene, über 1800 Geschütze, dazu eine noch unübersehbare Beute an allem Kriegsgerät, die Verdrängung von überragenden, noch tagszuvor von den Italienern selbst als uneinnehmbar gepriesenen Höhenstellungen über Eis und Schnee und wildes Felsgewirr hinein in die Ebene, die Verjagung aus der ganzen Grenzprovinz bei schneller Bezwingung der alten Grenzbefestigungen — das ist keine Schlappe mehr und kein Wechselfall des Kriegsglücks, das ist eine Katastrophe für das italienische Heer, die auch die Hilfe der Alliierten nicht wieder gutmachen wird.

Wo bleibt diese Hilfe? In Flandern war es gestern verhältnismäßig ruhig. Und am Damenweg haben unsere Truppen in der Nacht vom 1. zum 2. eine kleine Rückwärtsverlegung der Front wieder in einer so geschickten und überlegenen Weise ausgeführt, daß der Feind gar nicht dahinter gekommen ist. Noch bis gestern mittag hat er ein lebhaftes Feuer unterhalten auf die ehemaligen Stellungen, in denen niemand und nichts mehr zu beschießen war.

In der gleichen Nacht haben deutsche Flieger wieder London, Chatham, Gravesend, Ramsgate, Margate und Dünkirchen mit Bomben angegriffen.

Am Rhein—Marne-Kanal sind bei einem Erkundungsvorstoß von unseren Truppen die ersten amerikanischen Gefangenen eingebracht worden.

In Spanien ist nun Garcia Prieto wieder mit der Kabinettsbildung betraut worden. Als Führer der Liberalen, die mit dem ententeverbündeten Grafen Romanones gebrochen haben, ist Garcia Prieto ein Bürge für die Fortführung der Politik strenger Neutralität.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 28. Oktober.

Am Bahnhof bildet der Andrang zu dem Personenzug nach Hamburg eine unabsehbare lange Schlange, die sich in die Halle hineinwindet. Es scheint beinah, als ob die Verteuerung der Schnell- und Eilzüge nur diese Abwälzung des Verkehrs auf die Personenzüge zur Folge gehabt hat, denn so war der Andrang noch nie. Etwas Trüberes als so eine Bahnhofshalle an einem kalten Regenmorgen mit mißmutig sich drängenden Menschen kann man sich kaum vorstellen.

In der Bahn spricht man mehr von der Kanzlerkrise als von der Isonzofront. Wir werden erst wieder innerlich frei zur Teilnahme an den großen Ereignissen draußen, wenn der Druck dieser Frage sich heben wird.

Die Mitgliederbewegung der freien Gewerkschaften im Krieg ist durch folgende Zahlen gekennzeichnet:

1. Vierteljahr	1914:	2 479 000	Mitglieder,	davon	218 000	Frauen;
4. „	1915:	983 000	„	„	170 000	„
4. „	1916:	938 000	„	„	197 000	„
2. „	1917:	1 077 000	„	„	256 000	„

Der Tiefstand ist also bei den Männern 1916, bei den Frauen schon 1915 erreicht, seitdem steigen die Ziffern wieder. Daß die der Frauen über den Friedensstand hinauswächst, ist erfreulich, wenn sie auch noch in keinem Verhältnis steht zur Zahl der Arbeiterinnen, die in der gleichen Zeit neu in die Industrie eingetreten sind.

Montag, 29. Oktober.

Die Nachricht „Die ganze Isonzofront zusammengebrochen" gibt einem wieder einmal so ein atemraubendes Gefühl der Schicksalsmächte, die unsere Tage beherrschen! Man ist innerlich wieder ganz beim Krieg und bei der Frage, ob diese Entscheidungen Schritte zum Ende sind? Die Vorstellung, daß man einmal unter diesen Bäumen, die ihre gelben Blätter still in den Nebel halten, hingehen wird ohne das Lohen der Gewitter in West und Süd und Ost, steht bereit, ohne daß man sie zu rufen wagt. Und dann erst fühlt man, wie sehr das, wovon nicht mehr viel gesprochen wird, doch alles erfüllt und durchzieht wie eine dunkle Farbe.

Daß der Reichskanzler sein Abschiedsgesuch eingereicht hat, wird bestätigt. Es ist doch seltsam, mit welcher automatischen Kraft die lebendige Maschine des Staates den ausstößt, der ihr nicht gewachsen ist, und wie da kein guter Wille und keine Vorsicht, keine bloße Tüchtigkeit und keine Berechnung hilft. Es ist etwas wie eine eigene Dämonie in Verkettung der Mächte und Geschehnisse, die zum Gericht über den Ungeeigneten werden.

Dienstag, 30. Oktober.

32 Professoren der Universität Heidelberg, darunter ihre besten Namen, sprechen aus Anlaß der Gründung und Propaganda einer Ortsgruppe der Deutschen Vaterlandspartei in Heidelberg aus, daß sie in dieser Partei eine Gefahr für die Einheit der inneren Front und in ihrem Titel eine Anmaßung sehen. „Wir kennen keine Vaterlandspartei, sondern nur ein allen Parteien gemeinsames Vaterland." Unterdessen bedecken die Aufrufe und Anzeigen der Partei ganze Zeitungsseiten und lassen einen den peinlichen Eindruck, daß in dieser Zeit das „Vaterland" zur Parteiparole gemacht wird, immer wieder empfinden, ebenso wie diese gefährliche Ehe von Idealismus und gutem Willen mit innerpolitischen antifreiheitlichen Bestrebungen.

Die Uebernahme des Reichskanzleramtes durch den Grafen Hertling wird als sicher gemeldet. Keine der Parteien außer dem Zentrum wird darin eine unbedingt erwünschte Lösung der Kanzlerfrage sehen. Die Zugehörigkeit zur Zentrumspartei spielt bei den in der Presse erhobenen Bedenken auf keiner Seite — außer in der „Tägl. Rundschau" — die entscheidende Rolle, trotzdem Hertling als Philosoph und Politiker, als Gelehrter und Staatsmann zu den geistigen Mitschöpfern der katholischen Staatsauffassung und der daraus fließenden Politik gehört. Schwerer wiegt auf liberaler Seite sein Gegensatz gegen den Parlamentarismus und seine Stellungnahme zu Elsaß-Lothringen, von der man allerdings aus den zitierten Aeußerungen kein unbedingt deutliches Bild bekommt; auf konservativer Seite erscheint es undenkbar, daß er auch als preußischer Ministerpräsident fungieren und die Wahlrechtsreform durchführen solle, während andererseits die Trennung der Posten den Nationalliberalen wie der fortschrittlichen Volkspartei schwere Bedenken erregen würde. Von der auswärtigen Politik ist in der Besprechung der Kanzlerkandidatur merkwürdig wenig die Rede; sie steht stimmungsgemäß ganz unter innerpolitischen Gesichtspunkten.

Mittwoch, 31. Oktober.

Der Tag der Reformationsfeier. In einer vorwiegend protestantischen Stadt fühlt man die Zurückhaltung nicht so stark, die sonst ganz sichtlich alle Festkundgebungen des Protestantismus kennzeichnet — es soll die große geistige Trennung in ihren ewig fortwirkenden Grundkräften heute nicht belebt werden.

Für protestantisch empfindende Menschen ist es trotzdem ein Großes, sich in diesen Tagen wieder in neuer Form im Strom der Entwicklung zu fühlen, die uns das Ideal der Freiheit erfassen und im inneren und äußeren Leben verkörpern ließ. Zugleich ein Gefühl zu haben der Kraft, mit der Ideen sich durcharbeiten, harte schalenhafte Formen abstoßen und aus der Verschüttung unter so schweren Trümmern wie denen des Dreißigjährigen Krieges wieder emporblühen und unbesieglich weiter wirken. Fiele diese Feier in den Frieden, so würde man vielleicht anderer Seiten der großen Reformationsbewegung mehr gedenken. Jetzt spricht der Geist ihrer ersten Zeugen vor allem von Mut und Glauben. Auch der Schmerz, daß die Bekenner der gleichen Ueberzeugungen heute einander in der Welt zerfleischen, kommt zu Wort in diesen Reformationserinnerungen. Aber der Aufruf einiger Berliner evangelischer Pfarrer (s. „Hilfe" Nr. 42), die den Glaubensgenossen im feindlichen Lande die Bruderhand reichen, wirkt, so tief und tragisch er

Digitized by Google

einen berührt, doch nur als eine schwache Stimme gegen die Gewalt der Zeit.

Während Graf Hertling Konferenzen mit Parteivertretern aller Richtungen hat, wird, wie die Zeitungen melden, seine Kandidatur wieder unsicher.

Bei einer Kriegstagung der christlichen Gewerkschaften spricht der Unterstaatssekretär von Braun über die Ernährungsfragen: Fleisch- und Fettversorgung sehr schwierig, Oelfruchternte gut und deshalb Verdoppelung der Margarineerzeugung möglich; Kartoffelernte gut; es ständen etwa 34½ Millionen Tonnen zur Verfügung, woraus allerdings nicht zu erkennen ist, ob insgesamt oder für die menschliche Ernährung. Erhöhung der Ration auf 10 Pfund kann aber zunächst nicht gewagt werden.

Donnerstag, 1. November.

Die weiteren Verhandlungen in der Kanzlerfrage enthüllen immer deutlicher das faktische Entstehen der Parlamentarisierung, deren verfassungsmäßige Festlegung Graf Hertling ablehnt. Die Vereinbarung eines Programmes zwischen Kanzler und Mehrheit vor der Annahme des Postens durch den Kanzler ist im Grunde schon ein entscheidender Schritt in eine neue politische Methodik. Der Führer der Fortschrittlichen Volkspartei v. Payer wird als Vizekanzler genannt. Wenn es richtig ist, daß der Nationalliberale Friedberg als Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums in Frage kommt, müßte er seine Stellung zum gleichen Wahlrecht geändert haben, das er bislang ablehnte.

Freitag, 2. November.

Die Morgenzeitungen bringen die Entscheidung in der Kanzlerfrage. Graf Hertling wird Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident. Bedauerlich ist, daß die Sozialdemokratie erklärt, bei der Besetzung der leitenden Reichsstellen nicht mitwirken zu wollen, sich also der Mitverantwortung entzieht und sich „die kritische Bewegungsfreiheit" wahrt. Damit hat die Front der Mehrheit in dieser entscheidenden Frage leider ihre Bresche.

Der Rücktritt von Helfferich ist ebenfalls sicher. Es heißt, daß er als Leiter einer Kommission von Industrievertretern, die alle bei den Friedensbedingungen in Betracht kommenden wirtschaftlichen Fragen erwägen soll, an einer Stelle arbeiten wird, die seine wertvollen Erfahrungen auszunutzen gestattet.

Im Zusammenhang mit der Neubildung des Kabinetts steht wohl ein Beschluß der nationalliberalen Fraktion des Reichstags: „Der Vorstand der nationalliberalen Fraktion des Reichstags hält eine alsbaldige Erledigung der preußischen Wahlreform im Sinne der kaiserlichen Botschaft für notwendig." Dadurch bekennt sich die Fraktion zum allgemeinen Wahlrecht für Preußen, zu dem eine positive Stellungnahme bis dahin nicht vorlag.

Ins Preußische Herrenhaus ist ein Vertreter der deutschen Arbeiterschaft eingezogen — der Vorsitzende des christlich-nationalen Arbeiterkongresses Stegerwald. Man weiß nicht recht, was diese eine Ernennung jetzt soll, wenn doch eine grundsätzliche Reform des Herrenhauses angekündigt ist. Hoffentlich gleicht sie nicht der Schwalbe, die den Sommer nicht macht.

Sonnabend, 3. November.

Das Kriegsernährungsamt müht sich redlich, die Bekämpfung des Schleichhandels gegenüber der allgemeinen Versumpfung der Gewissen durchzuführen. Es vertritt — mit Recht — den Standpunkt, daß auch die „harmlosen" Fälle nicht harmlos anzusehen sind, weil sie das Prinzip stützen. „Wer im Gasthause eine Schnitte Brot oder eine Scheibe Wurst zuviel bekommt, wer für sich sechs Eier beschafft und diesen Fall milde angesehen haben möchte, der schändet sich selbst" — das ist die offizielle Auffassung, von der man freilich leider bei weitem nicht sagen kann, daß sie Allgemeingut auch nur der besseren Hälfte der Nation sei.

Wilhelm Heile / Die neue Regierung

Der Mann, den die Ritter vom großen Wort als den ersehnten starken Mann und neuen Sankt Georg begrüßten, der sich selbst mit einer kräftigen Sprache einführte, sich die Führung nicht aus der Hand nehmen lassen wollte: er ist nach hundert Tagen gegangen. Und der nun nach ihm als siebenter Kanzler an den Platz getreten ist, an dem einst Bismarck stand, ist derselbe Graf Hertling, dem der Kaiser schon im Juli das Amt des Kanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten angeboten hat. Man kann also nicht sagen, daß die Krone bei diesem Wechsel ausgeschaltet gewesen sei; sie hat die verfassungsmäßig ihr zustehenden Rechte ausgeübt, die Entscheidung lag bei ihr. Und doch: welch ein Wandel der Dinge!

Was wir gefordert haben ohne Unterlaß, Jahr um Jahr; was die Rechte und was früher auch die Mitte bis tief in die Reihen der Nationalliberalen hinein als Gefahr und Unsegen fürs Vaterland gefürchtet und bekämpft haben, das ist in wenigen schnellen sicheren und weit ausholenden Schritten zur Tatsache geworden. Die Regierung, die über den Parteien schweben wollte und deshalb doppelt abhängig war, hat sich — ob wollend oder nicht — zur Politik mit der Volksvertretung, also notwendigerweise mit den Parteien der Mehrheit bekehrt. Volk und Regierung sind eins geworden; Demokratie und Kaisertum haben sich gefunden. In dem Maße, in dem das Begonnene ganz und ohne Rückhalt getan wird, werden sich nun die Verhältnisse bei uns dauernd klären. Auf den Zustand der immerwährenden Unsicherheit und Unruhe, der ständigen Konflikte und Krisen wird ein Zustand der Stetigkeit und Festigkeit folgen, wenn — ja, wenn, und nur wenn man entschlossen den Weg zu Ende geht, den man so glücklich begonnen.

Warum hat Bethmann Hollweg sich nicht länger halten können? Weil er, der eine feste Reichstagsmehrheit hätte haben können, sich aus der Verstrickung in die alten Abhängigkeitsverhältnisse der unpolitischen Obrigkeitsregierung nicht frei machen mochte, so daß er schließlich von der Minderheit rechts gestürzt werden konnte, weil man in der Mitte und links keine Freudigkeit hatte, ihn kräftig zu stützen. So starb er letzten Endes an der Angst vor der eigenen Courage. — Und was war der Unstern, der vom ersten Tage an über der unglückseligen Kanzlerschaft des Herrn Dr. Michaelis stand? Er hatte sich zu sehr darauf verlassen, daß Gott dem, dem er ein Amt gibt, auch den Verstand dafür gebe. Er aber war ein Beamter geblieben mit dem Gefühl dessen, der als Herr gesetzt ist über das Volk. Und da er den Volkswillen nicht achtete, glaubte er die Vertreter des Volkes mit den Mitteln des Schlaubergers nach seinem Willen leiten zu können. Er wollte der Rechten mit heimlichem Augenzwinkern ein alldeutscher Krafthuber sein und Verächter des Parlaments, der Linken der Nachfolger Bethmanns auf der Bahn der Freiheit für die Tüchtigen im Innern, und eines Friedens der Daseinssicherung und Entwicklungsfreiheit und der dauernden Verständigung der Völker. Und weil er es beiden recht machen wollte, machte er es keinem recht. Ein tüchtiger und tatkräftiger Mann, der als Beamter mehr geleistet hat als bloß seine Pflicht, ist als Staatsmann schnell gescheitert, weil er kein Politiker und kein politischer Charakter war. Was wird uns der neue Mann bringen?

Wenn es bloß ein Wechsel der Personen bleibt und nicht von Grund auf ein Wechsel des Systems, dann sind wir noch nicht am Ende der Entwicklung und also auch noch nicht am Ende der Krisen. Die nächsten Tage werden da schon die nötige Klarheit bringen. Wenn wirklich Herr Friedberg Vizepräsident im preußischen Staatsministerium wird und Payer oder ein anderer führender Fortschrittsmann Vizekanzler im Reich, dann heißt das nicht bloß, daß Graf Hertling, obwohl er selbst von Haus aus eine konservativ gerichtete Natur ist, politische Einsicht genug hat, um aus den Erfahrungen seiner Vorgänger zu lernen. Ein solcher Wechsel in den hohen Aemtern bedeutet mehr, viel mehr als ein Zugeständnis an die Wünsche der beteiligten Parteien. Nur die gehässige Voreingenommenheit der entthronten Konservativen stellt die Besetzung von Ministerien mit Parlamentariern als einen

Digitized by Google

Handel dar, als Bezahlung für gewährte oder zu gewährende Hilfe. Den beteiligten Fraktionen aber ist es wahrhaftig um etwas anderes zu tun. Nicht um diese oder jene Person zu Amt und Ehren, sondern um den Geist zur Geltung zu bringen, der der Geist des deutschen Volkes ist, darum handelt es sich. Rücken Friedberg und Payer an die leitenden Stellen neben Hertling in Preußen und im Reich, so haben wir in Anpassung an den verwickelten bundesstaatlichen Aufbau des Reiches den ersten ernsthaften Versuch einer parlamentarischen Koalitionsregierung. Nicht auf Hertling allein ist dann die Regierung gestellt, sondern auf Hertling, Payer und Friedberg, auf die führenden Männer des Zentrums, der Nationalliberalen und der Fortschrittlichen Volkspartei.

Das aber ist noch keineswegs die parlamentarische Regierung, die ein voller Ausdruck des wirklichen Volkswillens ist. Es fehlt die Sozialdemokratie, die nicht fehlen darf. Mit der Ernennung von Dr. August Müller zum Unterstaatssekretär, die schon unter Michaelis vollzogen worden ist, ist doch der Sozialdemokratie noch nicht der Anteil an der Verantwortung für die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen worden, den sie tragen muß. Die drei anderen Parteien der Mehrheit sind schon in dem vorherigen Entwicklungsabschnitt durch die Ernennungen der Spahn, Schwander, Wallraff, Schiffer, Krause in viel stärkerem Maße an der verantwortlichen Mitwirkung beteiligt worden. Es geht nicht an, daß die Sozialdemokratie auch jetzt wieder übergangen wird oder sich um die Uebernahme tatsächlicher Verantwortung drückt.

Die Sozialdemokraten haben mit uns zusammen die Parlamentarisierung gefordert. Sollte sie wirklich im entscheidenden Augenblicke wieder in ihre alte Politik der grundsätzlichen Unfruchtbarkeit zurückfallen? Eben erst hat Scheidemann in Würzburg ausgeführt, daß die Sozialdemokratie hinter den nächsten Wahlen eine große Macht haben werde, und daß sie dann die Verantwortung nicht mehr anderen überlassen könne. Will Scheidemann wirklich bis zu den nächsten Wahlen warten? Von der Regierung fordert er doch sofortige Durchführung der inneren Reformen, bei ihr protestiert er aufs heftigste gegen die Verschiebung auf die Zeit nach dem Frieden. Was für die Regierung gilt, gilt es nicht auch für ihn und seine Partei? Jetzt hat er die Macht, jetzt muß er handeln. (Vgl. die Bemerkung im „Briefkasten" am Schlusse des Heftes!)

Auch der „Vorwärts", der sonst in letzter Zeit weidlich über die sich radikal gebärdenden, ewig Unfruchtbaren der äußersten Linken gespottet und manches treffliche Wort über die Notwendigkeit parlamentarischer Regierungsformen gefunden hat, scheint sich jetzt von den Annehmlichkeiten der Rolle des nicht verantwortlichen Kritikers nicht trennen zu können. Er schreibt zwar, daß es sich nicht um einen Personenwechsel, sondern um den Uebergang zu einem neuen System handle. Der Verlauf der Krisis, der weder die Schlagkraft nach außen noch die Ruhe im Innern gestört habe, bestätige seine alte Auffassung, daß kein Volk zu demokratischem Fortschritt reifer und befähigter sei als das deutsche. Das ist alles wahr und gut; aber wo es an die praktischen Schlußfolgerungen geht, läßt er es am nötigen Ernste fehlen. Da heißt es: „Graf Hertling wird seine Regierung unter dem Gesichtspunkt ergänzen, daß die Mehrheit im Reichstag gefestigt und die Wahlreform in Preußen gesichert wird. Dazu wird die Zuziehung fortschrittlicher Abgeordneter unerläßlich sein. Sonst entstünde der Eindruck, daß die neue Regierung auf Grund einer Machtverteilung zwischen Zentrum und Nationalliberalen gebildet sei." Und wenige Sätze weiter: „Ganz besonders zu wünschen ist auch die Entsendung eines Fortschrittlers, der auch den Sozialdemokraten als entschiedener Anhänger des gleichen Wahlrechts bekannt ist, in das preußische Ministerium."

Warum in aller Welt soll denn nicht auch ein Sozialdemokrat dahin entsandt werden? Will man wirklich keine Verantwortung übernehmen, um nachher andere um so bequemer für alles verantwortlich machen zu können, was geworden und was nicht geworden ist?

Wir wissen nicht, ob auch der neue Kanzler oder ob bloß die Sozialdemokratie zögert oder gar sich sträubt. Das aber ist sicher: es wird für die innere Festigkeit der neuen Regierung von entscheidender Bedeutung sein, ob es gelingt, die einst verfehmte und sich selbst absperrende Partei nun auch bis zur vollen Folgerichtigkeit zur praktischen Mitarbeit und Mitleitung heranzuziehen. Wegen der konservativen Grundstimmung in seiner Politik als Führer der Zentrumsfraktion des Reichstags und zum Teil auch noch — bis in die letzte Zeit hinein — als bayerischer Ministerpräsident hat Graf Hertling damit zu rechnen, daß demokratisches Mißtrauen ihn auf allen seinen Wegen begleiten wird, wenn er nicht sichtbar und bestimmt zum wirksamen Ausdruck bringt, daß er sein Amt nicht bloß als Vertrauensmann der Krone, sondern auch als Sachwalter des Volkes führen will.

Otto Koch, M. d. L. / Zur Reform der sächsischen Ersten Kammer

Aehnlich wie im Reich der Verfassungsausschuß des Reichstags die Reform der Reichsverfassung vorbereitet, hat ein Verfassungsausschuß der sächsischen Zweiten Kammer die Neuordnung in Sachsen und vornehmlich die Reform der Ersten Kammer in die Wege geleitet.

Als die Julirevolution von 1830 ihre Wellen nach Deutschland schlug, blieb als dauernder Niederschlag der Eintritt Sachsens in die Reihe der konstitutionellen Staaten, indem die alten Landstände, Prälaten, Grafen und Herren, die Ritterschaft und die Städte ohne allzu wesentliche Aenderung zur Ersten Kammer wurden, als zweite aber eine Volkskammer auf berufsständischer Grundlage gebildet wurde. In der Verfassungsurkunde vom 4. September 1831 wurde dieses Zweikammersystem festgelegt. Während nun die Zweite Kammer in ihrer Zusammensetzung dreimal wesentlich umgestaltet wurde, 1868 durch Aufgabe ihrer berufsständischen Zusammensetzung, 1892 durch Einführung des berüchtigten Dreiklassenwahlrechts, 1909 durch Annahme des besseren Pluralwahlrechts, hat die Erste Kammer nur 1868 eine geringfügige Aenderung erfahren. Hierbei ist abgesehen von der Aenderung im Jahre 1848, die eine weitgehende Demokratisierung beider Kammern zur Folge hatte, aber sehr bald auf ungesetzlichem Wege von der Regierung zugunsten der vorher bestehenden Ordnung beseitigt wurde. So beruht tatsächlich die weitere Entwicklung bis zur Gegenwart auf einem in ungesetzlicher Weise geschaffenen Zustande.

Der hervorstechende Zug der Ersten Kammer ist die überaus starke Bevorzugung der ländlichen Grundbesitzer, insbesondere der Rittergutsbesitzer, das Zurücktreten der Städte, die im alten Landtag eine Kurie unter dreien gebildet hatten, und die Bedeutungslosigkeit von Handel und Industrie. Wenn Sachsen 1831 noch im wesentlichen Agrarstaat war, so ist es jetzt das keinesfalls mehr. Nach der Berufszählung von 1907 gehörten von Beruf zur Land- und Forstwirtschaft 261 900 Personen oder 11,9 v. H. der erwerbstätigen Bewohner Sachsens, zur Industrie 1 238 900 Personen oder 56,3 v. H., zu Handel und Verkehr 286 600 Personen oder 13 v. H. Das Steuersoll bei der Einschätzung zur Staatseinkommensteuer betrug 1912 für sämtliche Städte 52 Millionen Mark, für sämtliche Landgemeinden noch nicht 18 Millionen. Trotzdem haben die ländlichen Grundbesitzer 27 Sitze; auf die übrigen, Beamte, Geistliche, Bürgermeister und Vertreter der Industrie und des Handels, kommen nur 19 Sitze.

Versuche, den einflußreichsten Berufen endlich eine angemessene Vertretung zu verschaffen, waren bisher gescheitert. Erst wollten die Konservativen im Gegensatz zu den Liberalen, nur von einer Ernennung neuer Mitglieder durch den König wissen, dann wollten die Sozialdemokraten nicht eine Reform, sondern die Beseitigung der Ersten Kammer. So hatte schon in der zweiten Kammer die Bildung der nötigen Zweidrittelmehrheit nicht zustande kommen können. Die Regierung fand sich damit ab, denn sie hielt, wie öfters beim Verlangen nach Reformen, die Sache nicht für dringend.

Nun kommt, gegen die historische Regel, das politische Licht vom Osten und aus Preußen. Es ist bemerkenswert, daß jetzt die Sozialdemokratie die ablehnende Meinung [illegible]

Digitized by Google

mit die Möglichkeit einer Reform näher rückte. Nachdem der Antrag der aus Sozialdemokraten und Fortschrittlern bestehenden Minderheit des Ausschusses auf Beseitigung der Ersten Kammer sowohl im Ausschuß als auch in der Zweiten Kammer abgelehnt worden war, trat doch diese Minderheit für die Reformanträge ein, die zum Teil sogar einstimmig, zum Teil gegen die Konservativen, welche aber nicht allenthalben einmütig stimmten, angenommen wurden.

Die Beschlüsse sehen einerseits die Aufhebung einiger Sitze, andererseits eine Aenderung und eine Ergänzung vor. Aufgehoben wurden hiernach zwei an den Besitz bestimmter Standesherrschaften geknüpfte Sitze und die beiden Sitze der Stifter Meißen und Wurzen, die wie in Preußen z. B. Naumburg und Merseburg nur noch Vermögensmassen darstellen, aus welchen meist verdiente Staatsmänner Renten beziehen. Ferner sollen an Stelle zehn vom König ernannter Rittergutsbesitzer zehn aus allen Kreisen des Volkes ernannte Mitglieder treten. Außer Dresden und Leipzig werden auch Chemnitz und Plauen durch ihre ersten Magistratspersonen vertreten sein; an Stelle weiterer sechs vom König ernannter Bürgermeister treten sechs gewählte Bürgermeister oder Gemeindevorstände. Endlich sollen neu hinzukommen mehr als 12 gewählte Abgeordnete des Handels, der Industrie und des Gewerbes, dann Abgeordnete der Arbeiterschaft, der Lehrer- und Beamtenschaft, der Privatbeamten und der freien Berufe, sowie ein Abgeordneter der technischen Hochschulen. Die Dauer des Mandats der gewählten Mitglieder wird allenthalben auf sechs Jahre festgesetzt. Außerdem hat man die Beschränkung der Rechte der Ersten Kammer beschlossen. Die Erste Kammer soll über den Staatshaushaltsplan künftig nur im ganzen beschließen können und bei abweichenden Beschlüssen beider Kammern soll nach ergebnislosem Vereinigungsverfahren der zuletzt gefaßte Beschluß der Zweiten Kammer als Landtagsbeschluß gelten.

Die Regierung hat die Einbringung einer Vorlage über die Reform der Ersten Kammer angekündigt. Aber in den Wein der Beschlüsse der Zweiten Kammer hat sie reichlich Wasser gegossen. Die Beschränkung der Rechte der Ersten Kammer lehnt sie grundsätzlich ab. Ebenso erklärt sie sich gegen die Umwandlung in eine berufsständische Vertretung, ohne eine Ergänzung völlig abzulehnen. Natürlich stellt sie sich hinter veraltete Vorrechte und glaubt, daß durch Ernennung seitens des Königs dem Wohle des Staates besser als durch Wahlen gedient sei. Immerhin gewinnt man doch den Eindruck, daß sie mit sich reden lassen wird und daß mit ihr eine Reform nicht aussichtslos ist. Wie aber wird sich die Erste Kammer stellen? Einige ungünstige Anzeichen mögen als erste Abwehrversuche nicht allzu schwer wiegen, aber ihre endgültige Entscheidung ruht noch im Schoße der Zukunft.

Heinz Potthoff / Der Zusammenschluß der Privatangestellten

Als die Bewegung für eine staatliche Pensionsversicherung der Privatangestellten zum erstenmal die verschiedenen Gruppen der Handlungsgehilfen, Techniker, Werkmeister, Büroangestellten, Bühnenangehörigen, Redakteure und anderer Angestellten auf einander aufmerksam machte und zur gemeinsamen Betreibung dieser gemeinsamen Angelegenheit in Verbindung brachte, vertrat ich in einer vom Deutschen Brennmeisterbund in Berlin herausgegebenen Flugschrift (Die Organisation der Privatangestellten, Berlin 1903) zum erstenmal den Plan eines umfassenden Zusammenschlusses aller Angestelltengruppen zur Verfolgung der allen gemeinsamen sozialen, wirtschaftlichen und rechtlichen Ziele. Dieser Plan, der in den Zeitschriften „Volkswirtschaftliche Blätter" (Berlin) und „Der Privatbeamte" (Quedlinburg) und in der Tagespresse vertreten und weiter entwickelt wurde, trat im bewußten Gegensatz zu Bestrebungen, auf denen der Deutsche Privatbeamtenverein in Magdeburg aufgebaut war, und wie sie damals von anderer Seite vertreten wurden: nicht eine Mitgliedschaft der Hunderttausende von einzelnen Angestellten war das Ziel, sondern ein Kartell der Berufsvereine, die ihrerseits möglichst vollzählig die Berufsangehörigen umfassen sollten; ein Bund deutscher Angestellten-Vereine, der die Sonderfragen der einzelnen Berufsgruppen diesen allein und ihren Berufsverbänden überlassen und nur die den verschiedenen Berufen gemeinsamen Interessen vertreten sollte (Soziale Versicherung, Dienstvertragsrecht, Wohnungsfrage, Steuern usw.). Wiederholten Anstößen zur Gründung eines solchen Bundes habe ich mich damals und in den folgenden Jahren stets widersetzt mit der Begründung, daß angeknüpft werden müsse an den Hauptausschuß für die Pensionsversicherung, der allerdings damals in willkürlichem Durcheinander einzelne Berufsvereine und besondere Pensionsversicherungsvereine umfaßte, dessen Erweiterung und systematischer Ausbau aber durchaus möglich erschien.

Dieser Hauptausschuß hat die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht ganz erfüllt. Wohl gelang es einer eifrigen Werbearbeit, die überwiegende Mehrheit der noch außenstehenden Berufsvereine zum Eintritt zu gewinnen. Aber gerade an der Pensionsfrage klärte sich der grundsätzliche Gegensatz, der seit einiger Zeit die Angestelltenbewegung durchzog und der heute in den Schlagworten „gewerkschaftlich" und „mittelständisch" ausgedrückt wird. Die Form der Pensionsversicherung, ob Sonderkasse für Privatangestellte, ob Ausbau der allgemeinen Arbeiterversicherung, wurde zum Schibolet. Trotzdem der Gesetzentwurf einen Mittelweg einschlug, löste sich eine Minderheit radikaler Verbände vom Hauptausschuß los, gründete einen besonderen Ausschuß für soziale Versicherung und bekämpfte Hauptausschuß und Gesetzentwurf bis zum letzten Augenblicke auf das heftigste. Auch gegenüber dem Antrage auf Erweiterung seines Arbeitsgebietes hat der Hauptausschuß sich sehr zögernd verhalten. Er ist zu einer Art von Verständigungszentrale für die Durchführung der Wahlen zur Angestelltenversicherung geworden und bietet noch wenig Aussicht auf Erreichung des hohen Zieles, das ihm vor einem Jahrzehnte gezeigt worden ist.

Dagegen hat in diesem Jahrzehnte der berufliche Zusammenschluß der Angestellten erhebliche Fortschritte gemacht. Nicht nur, daß die Mitgliederzahlen der Fachverbände erfreulich, wenn auch bei weitem noch nicht genügend, gewachsen sind; auch die verschiedenen Vereine des gleichen oder verwandter Berufe haben sich zu gemeinsamen Zielen verbunden. Diese Bewegung ging aus von den technischen Angestellten. Noch ehe ich die Leitung des Deutschen Werkmeisterverbandes antrat, gelang es mir im Winter 1905/6, einen Sozialen Ausschuß von Vereinen technischer Privatangestellter zustande zu bringen, der sich auch später in eine radikale und eine gemäßigte Richtung gespalten hat. Ihnen folgten die Handlungsgehilfen, die nach manchem Hin und Her neuerdings eine Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände begründet haben, die mit 11 Verbänden und 600 000 Mitgliedern die größte aller Vereinigungen darstellt. Sie ist in jüngster Zeit eine lose Verbindung mit den Ausschüssen der Technikerverbände eingegangen. Ferner gibt es einen Ausschuß nautischer und technischer Schiffsoffiziere, ein Kartell der Verbände von Bühnen- und Orchesterangehörigen, den Deutschen Rechtsanwalts- und Notariats-Bürobeamten-Verband. Gleichzeitig mit diesen Zusammenschlüssen traten aber auch Spaltungen und Neugründungen ein. Namentlich unter den kaufmännischen und technischen Angestellten haben lebhafte Kämpfe um die Grundlagen der Angestelltenpolitik stattgefunden. Trotz bedauerlicher Nebenerscheinungen dürften solche Kämpfe im ganzen aufrüttelnd und klärend wirken, wenn sie rechtzeitig eingehalten und dem gemeinsamen Ziele dienstbar gemacht werden: Aufstieg der Angestelltenschaft, Verbesserung ihrer wirtschaftlichen, sozialen, gesellschaftlichen, rechtlichen und politischen Lage.

Auch der Zweckverband hat eine Ausdehnung erfahren. Neben den fortbestehenden Vereinigungen für die soziale Versicherung hat sich eine Arbeitsgemeinschaft für das einheitliche Angestelltenrecht gebildet. Und auch der Krieg hat zu mancherlei Verbindungen geführt, die aber im wesentlichen außerhalb des hier behandelten Rahmens fallen. Der Kriegsausschuß der technischen Verbände umfaßt nicht nur Angestelltenorganisa-

Digitized by Google

tionen, sondern auch wissenschaftlich technische Fachvereine, die auf die soziale Stellung der Mitglieder keine Rücksicht nehmen, und der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen vereinigt die Angestelltenvereine mit denen der Arbeiter, Beamten, Hausfrauen usw.

Mögen diese Zweckverbindungen der Angestellten mit anderen sozialen Schichten für den Krieg oder für besondere Umstände ihre Berechtigung haben, als Grundlage dauernder Interessenvertretung sind sie nicht geeignet. Auch das hat das letzte Jahrzehnt zur Genüge bewiesen. Das Streben, Handlungsgehilfen, Techniker und andere Angestellte im Rahmen eines Kartells der Arbeitergewerkschaften zu organisieren, darf als endgültig gescheitert angesehen werden, und auch der im Bund der Festbesoldeten unternommene Versuch, zu wirtschaftlichen Zwecken öffentliche Beamte und Privatangestellte zusammenzuschließen, ist im Sande verlaufen. Jede Gruppe will unter sich bleiben und nur von Fall zu Fall mit der Nachbargruppe sich zu gemeinsamer Aktion verbinden.

Es wäre verwunderlich, wenn nicht auf Grund dieser Erfahrungen der ursprüngliche Gedanke von 1903 wieder ins Licht träte und wenn nicht gerade die Kriegszeit mit ihren Umwälzungen für Gegenwart und Zukunft neue Pläne nach altem Vorbilde hervorriefe. Ein solcher ist von Dr. Köhler (Direktor des Vereins für Handlungskommis von 1858) in einer Schrift „Die Privatbeamtenpolitik nach dem Kriege" (Bonn 1916) entwickelt worden. Er schlägt einen Arbeitsausschuß der kaufmännischen, einen anderen der technischen Angestellten und sodann ein Zusammenwirken beider vor, will aber die radikalen, sogenannten gewerkschaftlichen Verbände ausschließen und das Ganze auf eine mittelständische Grundlage stellen. In ähnlicher Richtung laufen augenscheinlich die von dem Direktor des Deutschen Privatbeamtenvereins Dr. Gernandt angeregten Bestrebungen. Diese werden sicher auf hohes Mißtrauen stoßen, weil der Magdeburger Privatbeamtenverein den Grundsatz der Berufsorganisation nicht hat, sondern neben Vereins- auch Einzelmitglieder aller Berufsgruppen umschließt und auch früheren, inzwischen zur Selbständigkeit oder zu anderer Betätigung übergetretenen Angestellten die vollen Rechte und die Mitwirkung gestattet. Er ist also mehr ein Verein für Angestellte als von Angestellten und widerspricht scharf den Tendenzen, die seit langem die gesamte Angestelltenschaft durchziehen.

Was aus diesen Versuchen herauskommen wird, ist noch nicht abzusehen. Ich wage zu prophezeien, daß es keine andere erfolgreiche Möglichkeit geben wird, als das von mir im Anfang Vorgeschlagene: Organisierung der Angestellten in Berufsverbänden und Zusammenschluß dieser zu einem Kartell für gemeinsame soziale, wirtschaftliche, rechtliche und politische Fragen. Ob es allerdings möglich sein wird, alle Verbände unter einen Hut zu bringen, ohne den neuen Bund von vornherein zu schwächlichen Kompromissen oder ewigem inneren Streit zu verurteilen, erscheint sehr zweifelhaft. Wahrscheinlicher ist die Bildung einer zahlenmäßig größeren gemäßigten und einer fortschrittlich wirksameren radikalen Gruppe. Auch das wäre sehr zu begrüßen. Wenn unter dem Eindrucke der ganzen Kriegserlebnisse und im Hinblick auf das gemeinsame sachliche Ziel der Meinungsstreit um den besten Weg sachlich und anständig geführt wird, so muß auch aus dieser Doppelorganisation die Förderung und Festigung in der sozialen Stellung der Privatbeamtenschaft erwachsen, die im Interesse der deutschen Zukunft lebhaft zu wünschen ist.

Walther Schotte / Der deutsche Volksstaat

(Friedrich Naumann: „Der Kaiser im Volksstaat. — Schriften zur inneren Politik, herausgegeben von Wilhelm Heile und Walther Schotte, Verlag der Hilfe 1917. Heft 1, brosch. M. 1,20.)

Der „Volksstaat!" „Was ist das, der Staat?" fragte einst Ludwig XIV. verwundert. „Ja, der Staat, das bin ich!" „Nein! sagte sein später geborener und größerer Vetter, sagte König Friedrich II. von Preußen im Feuer einer von großen sittlichen Ideen erfüllten Jugend: „Wir sind nur die ersten Diener des Staates". In diesen Worten erhebt sich gegenüber der sehr tatsächlichen Denkweise des Sonnenkönigs der mystische Begriff des Staates. Allein, er blieb noch lange Zeit Begriff! Der alte Fritz hat zwar im wahrsten Sinne des Wortes „dem Staat gedient". Freudlos bis zur Vernichtung seines Menschentums, großartig in seiner übernatürlichen Sachlichkeit und der Strenge eines Staatspflichtgefühls, dabei leidenschaftlich wie ein Dämon unpersönlicher Kräfte. In der Tat, der Staat verkörperte sich in ihm, und er hätte das Wort Ludwigs mit größerem Recht noch sprechen können als dieser. Auch Friedrich kannte das Volk als Träger des Staates noch nicht! Vom Volk ist fast in allen seinen Schriften nur als Objekt des Staates und seiner Fürsorge die Rede.

Das Volk will aber nicht ein Gegenstand bleiben für Polizei und Verwaltung, es ist souverän, es selbst will sich regieren! Wie lange hat es gedauert, bis sich dieser Wille aus dem Dunkel ziellos irrender Kräfte, Triebe und Wünsche ans Licht rang, länger noch bis sich das Volk dieses Willens klar bewußt wurde, ihn formulierte und Wege für ihn zu gehen fand. Heut endlich soll dieser Wille sich schöpferisch auswirken!

Was liegt denn zwischen diesen beiden Endpunkten der Entwicklung vom Königsstaat zum Volksstaat? Die Verfassungsgeschichte kennzeichnet jenen Abschnitt, der für Preußen mit dem Zusammenbruch der absoluten Monarchie in der Schlacht von Jena anhebt und bis zur Märzrevolution läuft als die Verwirklichung des „Rechtsstaates". Das soll heißen: An Stelle des unbeschränkten königlichen Willens tritt die Macht des Staates, der durch private und öffentliche Rechtsetzung das Leben seiner Bürger gegeneinander abgrenzt und einen jeden darin schützt, sowie die Verwaltung und Rechtsprechung des Staates bestimmten Gesetzen und Verordnungen unterwirft, durch die sowohl die Krone wie jeder einzelne Staatsbeamte gebunden sind. Solange nun in diesem Rechtsstaat das Volk selbst noch nichts mitzureden hat, solange weder Parlament noch lokale Selbstverwaltung als großer tragender Unterbau des Staates vorhanden ist, herrscht in Wahrheit in diesem die Bürokratie. So geht also unmißverständlicher gesagt, die Entwicklung vom Königsstaat über den bürokratischen Staat zum Volksstaat.

Wenn wir heute für die Verwirklichung des Volksstaates arbeiten, dann ist es nicht so, als müßten wir den Bau vom Grunde auf neu schaffen. Im deutschen Volk ist von unseren Altvordern her ein starker genossenschaftlicher Geist, und in einem Jahrhundert rauschender Entwicklung ist schon vieles geleistet worden. Der Unterbau unserer städtischen und ländlichen Selbstverwaltung ist vorhanden und von fester Tragfähigkeit. Aber noch drücken von oben Reste herrschaftlicher Gewalten in überlebter Form auf den Willen des Volkes. Das volksfeindliche Wahlrecht in Preußen fällt! Auch die hemmenden Artikel der Reichsverfassung? Ueberall im Reich und Preußen fehlt unserer Demokratie die Krone! Die Krone? Dem Volke eine Krone, als dem wahren Souverän? Was soll neben dem gekrönten Volke sein gekrönter Kaiser, König, Herzog! Die alte Frage, die in Naumanns „Demokratie und Kaisertum" einst eine prophetische Antwort gefunden hat, eine Lösung, die der Weltkrieg erfüllen wird. Nun aber ist alles gegenständlich neu! Alle tausend Einzelheiten dieser letzten und entscheidenden Entwicklung stehen zur Verhandlung. Da nimmt Friedrich Naumann wieder das Wort, diese Grundfrage unserer Geschichte und Verfassung zu klären: „Die Menge des Volkes muß als lebendig, seelisch bewegt, geschichtlich bedeutsam gesehen und gefühlt werden und in ihr, für sie und mit ihr müssen die Fürsten sich finden als Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Beide wurden sie miteinander, die Fürsten und die Völker, bis unsere Tage erschienen, in denen in blutiger Taufe nochmals alle alten politischen Größen neu geboren werden. Wer jetzt unberührt bleibt vom Wandel der Zeiten, der ist ein Tropf . . .!" Was sind uns die Monarchen? Nur das pietätvoll zu hütende Erbe unserer Geschichte? Nein! Die Symbole des gekrönten Volkes, dessen Krone sie tragen! Und praktisch: da soll die erbliche Monarchie der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht sein, da soll der „Hemmschuh"

liche" die letzte entscheidende Stimme haben im Streit der Meinungen, die Gewalt, die nach schwerer Prüfung die Entscheidung fällt: „so soll es sein", damit nicht in Stunden der Gefahr die Zwietracht des Willens den Staat zertrümmere. Daß das die Bedeutung der Monarchie ist, das haben wir alle tief und schmerzlich erfahren mitten im „großen Weltgeschichtsgewitter".

Die Arbeit Friedrich Naumanns „Der Kaiser im Volksstaat" eröffnet eine Reihe von „Schriften zur inneren Politik", die mein Freund Wilhelm Heile und ich herausgeben. Alle die Arbeiten, die wir bringen werden, sind zunächst grundsätzlichen Fragen gewidmet und werden nacheinander erscheinen: Prof. Dr. Max Weber: „Wahlrecht und Demokratie", Dr. Theodor Heuß: „Die Bundesstaaten und das Reich", Dr. Walther Schotte: „Die politische Gesellschaft in Deutschland", Dr. Gertrud Bäumer: „Die Stellung der Frau im Volksstaat", Wilhelm Heile: „Das Deutsche Reich als Volksstaat", Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. P. Hintze: „Preußen und die Demokratie". Wir kämpfen mit diesen Schriften gegen jene alten und einflußreichen Schichten, die sich mit dem Gedanken vom freien deutschen Volksstaat noch immer nicht abzufinden vermögen. Wir wollen Mißverständnisse aufklären, machen den Weg frei und stecken das Ziel weit. In unserer Arbeitsgemeinschaft reichen wir die Hände nach rechts und links, führenden Parlamentariern der Nationalliberalen und der Sozialdemokratie, allen denen, die helfen wollen, daß das Ziel erreicht werde: Der deutsche Volksstaat!

Soziale Bewegung

Reichsregierung und künftige Sozialpolitik. Auf dem Christlich-Nationalen Arbeiterkongreß in Berlin hat der Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes, Dr. Schwander, eine bedeutsame programmatische Rede gehalten, aus der wir folgende Stelle hier wiedergeben. „Mit freudigem Stolz können wir, zurückblickend auf die vergangenen Kriegsjahre, sagen, daß die deutsche Arbeiterschaft und die deutsche Angestelltenschaft sich im Kampfe um den heimatlichen Boden und die deutsche Ehre daheim wie im Felde glänzend bewährt haben. Unser Vertrauen, daß sie auch in Zukunft nicht lässig und müde sein wird, ist tiefbegründet und unerschütterlich. Tut jeder seine Pflicht, so werden wir uns behaupten. Darum gilt es, nicht eine Stunde kostbarer Arbeitszeit zu verlieren ohne Erzeugung wirtschaftlicher Werte (Beifall). Wenn ich so gewissermaßen von einer moralischen Arbeitspflicht spreche, ist die Verbindung mit der Idee der Sozialpolitik gegeben. Wir werden zum Ausbau unserer sozialen Einrichtungen, die denen aller feindlichen Länder voranstehen, keine Anstrengung scheuen. Den Vorwurf, den wir manchmal gehört haben und auch heute noch hören müssen, daß unsere Fortschritte auf sozialem Gebiete sich in einem zu schnellen Tempo bewegten, kann heute nach den gewaltigen Leistungen unseres Volkes nur noch der erheben, der nicht zugeben will, daß man die innere Kraft eines modernen Staatswesens nach dem Stande seiner sozialpolitischen Einrichtung beurteilen muß. Das ist auch die Meinung des Reichskanzlers. Selbstverständlich — und auch der letzte Arbeiter wird das verstehen — hat die Fortführung der Sozialpolitik Rücksicht zu nehmen auf die Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaft und auf unsere Konkurrenzfähigkeit im künftigen schweren Wettkampf der Völker auf wirtschaftlichem Gebiete. Ein Programm der kommenden Sozialpolitik will ich nicht aufrollen, nur sagen, daß wir jetzt ernstlich prüfen, wie das Arbeitsrecht frei von unnötigen Fesseln und Hemmungen auszugestalten wäre, wie dem Arbeiter und Angestellten eine Mitwirkung und Vertretung im öffentlichen Leben (wie sie andere Berufsstände bereits besitzen) gegeben werden könnte und wir die gesetzlichen Grundlagen der Arbeit ihrer Berufsorganisationen den Bedürfnissen der Zeit anzupassen wären. Diese Prüfung muß sich gründen auf der Ueberzeugung von dem Werte der Mitarbeit der Berufsverbände aller Art, wie wir sie während des Krieges recht hoch einschätzen gelernt haben, aber nicht nur für die Kriegszeit, sondern auch für den Wiederaufbau und die Fortsetzung der Friedensarbeit."

Der erste Arbeitervertreter im Preußischen Herrenhaus. Adam Stegerwald, der langjährige Generalsekretär und bewährte Führer der christlichen Gewerkschaften, ist auf Lebenszeit ins Preußische Herrenhaus berufen worden. Der Kaiser richtete an ihn als Vorsitzenden des am 28. Oktober in Berlin zusammengetretenen christlich-nationalen Arbeiterkongresses ein Telegramm, an dessen Schluß es hieß: „Mein Vertrauen in den gesunden Sinn und die Vaterlandsliebe des deutschen Arbeiters kann nicht erschüttert werden." Stegerwald war bekanntlich neben Dr. August Müller, dem Vertreter der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, in den Vorstand des Kriegsernährungsamts berufen worden. Nach der Ernennung Müllers zum Unterstaatssekretär wurden in der Zentrumspresse verschiedentlich Stimmen laut, die es lebhaft beklagten, daß Stegerwald nicht ebenfalls eine gebührende Anerkennung zuteil geworden sei. Nunmehr scheint ein gerechter Ausgleich durch die Ernennung Stegerwalds zum Herrenhausmitgliede gefunden zu sein. Durch seine Berufung kann freilich eine umfangreiche Heranziehung von Arbeitervertretern in die preußische Erste Kammer, wie sie im neuen Verfassungsentwurf auch vorgesehen ist, nicht überflüssig gemacht werden. Sie ist vielmehr nur ein erfreuliches neues Zeichen für die große Hochschätzung, deren sich heute mit Recht die deutsche Arbeiterschaft an den maßgebenden Regierungsstellen erfreut.

Eine Riesenkundgebung für Wohnungsreform fand am 30. Oktober im „Rheingold" zu Berlin statt. Ueber 300 Personen, fast nur Vertreter größter Wirtschaftsverbände, hatten sich zusammengefunden, um dem dringenden Bedürfnis nach einer Reform des Wohnungswesens beredten Ausdruck zu verleihen. Außer Angehörigen der Reichs- und Staatsbehörden nebst zahlreichen Reichs- und Landtagsabgeordneten aus fast allen politischen Parteien, hatten sich die Vertreter der größten wirtschaftlichen Organisationen zusammengefunden, um ihr Einvernehmen mit dem deutschen Wohnungsausschuß, dem Veranstalter der Tagung, zu erklären. Den einleitenden Vortrag hatte der Universitätsprofessor Dr. Fuchs-Tübingen übernommen, der an der Hand eines reichen Materials die Mängel des jetzigen Wohnwesens schilderte, auf die Gefahren hinwies, die über das deutsche Volk hereinbrechen müssen, wenn nicht sofort energische Maßnahmen zur Förderung des Wohnungsbaus getroffen werden. Im einzelnen begründete der Redner folgende Leitsätze: Die am 30. Oktober 1917 in Berlin im „Rheingold" auf Einladung des Deutschen Wohnungsausschusses tagende Vertreterversammlung zahlreicher großer Organisationen und sonstiger Wohnungsreformkreise erklärt: I. Eine durchgreifende Wohnungs- und Siedlungsreform ist ein unabweisbares Lebensbedürfnis unseres Volkes, namentlich auch gegenüber der drohenden Gefahr einer Wohnungsnot nach dem Kriege und gegenüber den berechtigten Ansprüchen unserer aus dem Felde heimkehrenden Truppen. Die Inangriffnahme dieses Werkes kann nicht ohne den größten Schaden noch länger aufgeschoben werden. II. Als nächste wichtige Schritte der Wohnungsreform sind insbesondere zu fordern: 1. Zur Lösung der Bodenfrage: Gesetzliche Maßnahmen zur Beschaffung von Land aus privater Hand durch Ausgestaltung des Enteignungsrechtes, Vorkaufsrechtes usw., billige Hergabe fiskalischen, kommunalen und sonstigen öffentlichen Landes, sowie Gründung großer gemeinnütziger Boden- und Siedlungsgesellschaften mit weitgehender öffentlicher Hilfe. 2. Zur Lösung der Kapitalfrage: Gewährung großer Darlehen und Bürgschaften für den Wohnungsbau durch Reich, Staat und Gemeinden, sowie organische Eröffnung neuer und Verbesserung bestehender Geldquellen für die Zwecke des Wohnungswesens. 3. Verbesserung der Verwaltungsorganisation für das Wohnungswesen durch Errichtung einer Zentralstelle für die gesamte Wohnungsfürsorge im Reichsamte des Innern, Bestimmung eines im Wohnungswesen führenden Ministeriums in Preußen und Durchführung einheitlicher Maßregeln in wirtschaftlich zusammenhängenden Gebieten. 4. Das baldige Zustandekommen der preußischen Wohnungsgesetzgebung. —

An den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag schlossen sich zustimmende Erklärungen von Parlamentariern und Vertretern der einzelnen wirtschaftlichen Gruppen, so der Angestellten-, Arbeiter- und Beamtenorganisationen, der Mietervereine, der Krankenkassenverbände, des Bundes deutscher Frauenvereine usw. Zum Schluß fanden die Leitsätze einstimmige Annahme.

Briefkasten

Der Aufsatz von Wilhelm Heile ist geschrieben und gesetzt worden, bevor Scheidemann in öffentlicher Rede erklärt hatte, daß die Sozialdemokraten sich an der Regierung nicht selbst beteiligen, sondern sie nur unterstützen würden, wenn die „bürgerliche" Linke in ihr genügend stark vertreten wäre. Scheidemanns Auffassung, daß die Sozialdemokraten in einer „bürgerlichen" Regierung sich wie „fremde Vögel" vorkämen, ist tief bedauerlich. Der Appell zur Beteiligung an der Regierung, der von Heile in seinem Aufsatze an die Sozialdemokratie gerichtet worden ist, muß jetzt mit doppeltem Nachdruck erhoben werden.

Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer liegt eine Ankündigung der neuen großen Kunstgeschichte des „Handbuchs der Kunstwissenschaft" bei, die durch die Schönheit der Ausstattung, die Fülle der Bilder und die Neuartigkeit der Kunstauffassung allgemeines Aufsehen erregt.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

15. November 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 46

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die österreichisch-polnische Lösung. — **Bergrat Georg Gothein, M. d. R.:** Die Aussichten des U-Boot-Krieges. — **Richard Charmatz:** Die deutsch-österreichische Sozialdemokratie. — **Dr. jur. Engel:** Eine neue Form der Geburtsurkunde? — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Alexander. — **Fritz Butz:** Die ferne nahe Heimat. — **Eduard Lachmann:** Rumänische Streife. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 4. November.

Die Staatsleiter Englands und Frankreichs, Lloyd George und Painlevé, haben eine persönliche Zusammenkunft gehabt, um die Frage der Hilfeleistung für Italien zu besprechen. In den Berichten der feindlichen Presse heißt es, daß ein Plan gemeinsamen Vorgehens festgestellt sei; aber wie man es anstellen will, diese Hilfe noch rechtzeitig zu bringen, davon ist nirgends etwas zu lesen. Man tut so geheimnisvoll, als ob man bloß uns nichts merken lassen wolle. Dabei liegt es klar auf der Hand, daß dieses Getue nichts ist wie eitel Trug; in Wirklichkeit weiß man aber nicht, wie man's anfangen soll. Ob direkte oder indirekte Hilfe: es ist zu spät.

Die Kämpfe in Flandern haben kein anderes Aussehen bekommen, seit die Offensive gegen Italien im Gange ist. Auch gestern wieder sind englische Teilangriffe zurückgewiesen worden, während umgekehrt ein deutscher Vorstoß bei Paschendaele unsere Linien ein wenig verbesserte. Aehnlich sah es gestern bei Soissons und Verdun aus — und auch an der mazedonischen Front, wo seit Tagen heftiger Artilleriekampf zwischen Vardar und Doiran-See Angriffe vermuten ließ, die nun gescheitert sind. — Derweil gehen die Operationen am Tagliamento in demselben atemraubenden Tempo vorwärts, in dem bisher der Vormarsch in Italien erfolgt ist. „Reuter" aber meldet: „Die Oesterreicher und Deutschen konnten ihre Unternehmungen nicht erfolgreich gestalten. Die dritte italienische Armee konnte sich in Ordnung zurückziehen. Beide Isonzo-Armeen blieben intakt und sind im Begriff, die Gegenoffensive vorzubereiten." Vermutlich versteht „Reuter" unter Gegenoffensive die Offensive nach rückwärts.

Montag, 5. November.

„Manchester Guardian", das Blatt des Teils der englischen Liberalen, der sich inmitten des allgemeinen Kriegswahnsinns einen Rest von Vernunft und Verstand bewahrt hat, schreibt in einem Leitaufsatz unter der Ueberschrift „Realitäten": „Die Russen konnten nur noch annehmen, daß die englischen Absichten die Grenzen von Recht und Notwendigkeit überschritten. Dies tat ihrer Schlagfertigkeit Abbruch. Da wir Oesterreich drohten, es zu zerreißen, hat es mit Deutschland nicht gebrochen . . . Wir müssen auf eine schärfere Abgrenzung unserer Kriegsziele hindrängen, wenn wir den Krieg nicht bis 1918 oder 1920 verlängert sehen wollen . . ." „Wir müssen außer Zweifel stellen, daß wir nur auf Erreichung der Hauptsachen bestehen, und daß kein ungeeigneter Programmpunkt den Tag hinausschiebt, an dem wir aufatmen können . . ." „Wenn der Krieg abläuft, wie der Premierminister im Juli angab, werden wir die Gebiete, die wir besetzt haben, zur Verfügung der Friedenskonferenz halten. Wird Deutschland das Gleiche tun? Wenn es der Fall ist, dann steht die Tür zu Verhandlungen offen". — Von deutscher Seite, von Regierung und Parlament, ist so oft und deutlich gesagt, daß wir nur einen Verteidigungskrieg führen und einen Frieden der Verständigung, nicht der Vergewaltigung anstreben, daß schon viel Geduld dazu gehört, ruhig zu antworten, wenn man drüben sich taub stellt. Der Vorschlag des „Manchester Guardian" klingt zunächst sehr schön, mag auch ehrlich gedacht sein; ihn aber ohne vorhergehende Sicherungen anzunehmen: für so naiv darf man uns nach den Erfahrungen der Geschichte und dieses Krieges denn doch nicht halten. England hat die ganze Welt gegen uns mobil gemacht. Und auf einer Friedenskonferenz, die entscheidet, nachdem die Faustpfänder vorher abgetreten sind, würden alle jene Staaten, wenn sie dort Sitz und Stimme hätten, über uns zu Gericht sitzen wollen und durch Abstimmungen zu erreichen trachten, was sie uns im blutigen Kampfe nicht antun konnten. Nein: die Friedensverhandlungen können nur auf dem Boden der beiderseitigen Verständigung erfolgen. Ein Richteramt werden wir dem nicht anvertrauen, dessen Herzenssehnsucht darauf ausgeht, uns zu vernichten.

Unsere Truppen haben jetzt auch schon den Uebergang über den mittleren Tagliamento erzwungen, den feindlichen Brigaden, die sich ihnen entgegenstellten, dabei über 6000 Gefangene abgenommen und sind nun im weiteren Vordringen. Nachdem dieser Fluß mit seinen breiten Sumpfniederungen den Italienern keinen Halt ermöglicht hat, wird auch der nächste Fluß, die Livenza, ihnen die ersehnte Rettung nicht bringen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß unter diesen Umständen ihre Dolomitenfront sich noch lange hält. Die dortigen Truppen würden Gefahr laufen, hoffnungslos abgeschnitten zu werden.

An der mazedonischen Front ein englischer Angriff, der blutig zusammengebrochen ist.

Dienstag, 6. November.

Die Italiener sind auf der ganzen Linie vom Gebirge bis zum Meer erneut im Rückzuge. Die Niederlage am mittleren Tagliamento hat sie gezwungen, die Verteidigungslinie an diesem Fluß schleunigst aufzugeben und auch im Gebirge in einer Breite von mehr als 150 Km. ihre seit Jahren ausgebauten Stellungszonen zu räumen. Cortina d'Ampezzo ist bereits in österreichischer Hand.

Ein neuer englischer Ansturm bei Gheluvelt ist verlustreich zusammengebrochen. Er hat den Engländern keinerlei Vorteil und noch weniger den Italienern die ersehnte Hilfe gebracht.

In Petersburg gärt es wieder. Die imperialistische Rede des Außenministers Tereschtschenko scheint das Signal zu neuen inneren Kämpfen gegeben zu haben. Trotzki, der Vorsitzende des A.- und S.-Rates hat einen Aufruf an die Petersburger Garnison gerichtet, sie solle Befehle nur ausführen, wenn

sie von dem „revolutionären militärischen Ausschuß des A.- und S.-Rates" unterzeichnet seien. Die Regierung kann sich unmöglich darauf einlassen, wenn sie nicht freiwillig auf alle Macht verzichten will. Es scheint so, als ob die Bolschewisten sich bereits stark genug zur letzten Kraftprobe fühlen.

Mittwoch, 7. November.

Am 5. November, am Jahrestage der Zweikaiserproklamation über die Wiederherstellung des Königreiches Polen, hat im Schloß Bellevue ein Kronrat stattgefunden, der sich mit der endgültigen Lösung der polnischen Frage befaßt haben soll. In den Zeitungen wird behauptet, daß man über österreichische Anregungen beraten habe, die auf Zusammenlegung von Galizien und dem ehemaligen Russisch-Polen und Wahl des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn auch zum König von Polen hinauslaufen. Was der Kronrat beschlossen hat, darüber verlautet nichts. — Es ist wirklich nachgerade an der Zeit, daß man sich in den Regierungen darüber schlüssig macht, was aus Polen werden soll; denn von der Lösung der polnischen Frage hängt es ab, wie der Bund zwischen dem Reich und Oesterreich-Ungarn gestaltet werden kann. Man macht ja die Feinde zum Schiedsrichter über unsere innere mitteleuropäische Ordnung, wenn man nicht mit fertigen festen Verträgen als geschlossene Mächtegruppe in die Friedensverhandlungen geht.

Im englischen Unterhause hat es eine Aussprache über die Kriegsziele gegeben, in deren Verlauf Balfour die agitatorische Phrase weit von sich wies, daß die Entente Krieg führe, um Deutschland zu freiheitlichen parlamentarischen Einrichtungen zu zwingen. Er modelte diese Phrase, sich so den Rückzug erleichternd, nur ein wenig um, indem er es als englisches Ziel bezeichnete, in den europäischen Staaten Verfassungszustände zu schaffen, die im Einklang mit den Wünschen ihrer Bewohner stehen. Im übrigen forderte er wieder die Befreiung der kleinen Völker, wobei er natürlich von der englischen „Auffassung" ausgeht, daß das englische Joch das höchste Freiheitsglück auf Erden sei. Von französisch-englischen Plänen oder Abmachungen über die Lostrennung des linken Rheinufers sei ihm nichts bekannt. Aber „natürlich wünschen wir die Wiederherstellung Elsaß-Lothringens. Daß wir dafür kämpfen, ist zweifellos; aber nicht dafür allein, noch auch nimmt es unter den Kriegszielen eine besondere Stellung ein". — Was das ist, diese „Wiederherstellung Elsaß-Lothringens", dabei braucht sich ein englisches Gehirn nichts zu denken. Daß Elsaß-Lothringen unter deutscher Herrschaft weit mehr Selbständigkeit und Freiheit hat, als je in französischer Zeit, daß weiß natürlich Herr Balfour wohl; und auch das weiß Herr Balfour, daß Elsaß-Lothringen ganz überwiegend ein rein deutsches Land ist, daß Elsässer und Lothringer nicht bloß deutschen Stammes und deutscher Sprache sind, sondern mit ganz verschwindenden Ausnahmen auch durch und durch deutsch fühlen und auch im wirtschaftlichen Leben mit dem übrigen deutschen Volke eine völlig unzertrennliche Einheit bilden. Aber warum soll Herr Balfour die Wahrheit mehr lieben als seine französischen Kollegen? Man verpflichtet sich durch solche fromme Lüge den müden französischen Bundesgenossen und verpflichtet sich doch selber dabei zu nichts.

Der Arbeiter- und Soldatenrat in Petersburg hat den Truppen jetzt den Befehl gegeben, der Regierung überhaupt nicht mehr zu gehorchen. Die Regierung hat darauf die Newa-Brücken zwischen dem Zentrum der Hauptstadt und den Arbeitervierteln zerstören lassen. Die neue Revolution ist also in vollem Gange. Es muß sich in Kürze zeigen, wem die Truppen gehorchen.

In Flandern wieder ein Großkampftag mit deutschem Verteidigungssieg!

Die Italiener sind in vollem Rückzuge gegen den Piave. Lloyd George und Painlevé sind persönlich nach Italien gereist; in Rapallo findet ein Kriegsrat der Westmächte statt, an dem außer den Staatsleitern die Generale Robertson und Smuts für die Engländer, Foch für die Franzosen und Cadorna für die Italiener teilnehmen.

Donnerstag, 8. November.

Im englischen Oberhause sagte Lord Beresford, die Gesamtverluste an englischen, verbündeten und neutralen Schiffen durch Minen und Tauchboote habe im Jahre 1917 über 5 Millionen Tonnen betragen; dazu komme vom August 1914 bis Januar 1917 ein Verlust von 4 Millionen Tonnen, sowie die Verluste durch Hilfskreuzer, die 1917 reichlich 160 000 Tonnen betragen hätten. England beklage also einen Gesamtverlust an englischer und für England nutzbarer Tonnage von rund acht Millionen Tonnen! Bis Ende 1917 könnten England, die Verbündeten und die Neutralen etwa 3 Millionen Tonnen neu bauen. Es bliebe also für Anfang 1918 gegenüber 1916 ein Verlust von 5 Millionen Tonnen, wofür Amerika einen Ausgleich nicht schaffen könne. Also sei eine sofortige Rationierung der Lebensmittel nötig.

Die Verfolgung der fliehenden Italiener geht so schnell vorwärts, daß auch die Livenza schon als neue Verteidigungslinie ausscheidet. Auch dieser Fluß ist bereits trotz zerstörter Brücken von unseren Truppen nach kurzem heftigen Kampfe überschritten worden; und schon geht es wieder weiter nach Westen. Feindlichen Nachhuten, die noch am mittleren Tagliamento ausgehalten haben, ist der Rückzug verlegt worden, sodaß sich wieder einmal 17 000 Italiener mit 80 Geschützen ergeben mußten. Die Gesamtzahl an Gefangenen hat sich auf mehr als 250 000, die Beute an Geschützen auf 2300 erhöht.

Im Sundgau ist ein heftiger französischer Angriff bis auf den Verlust eines vorspringenden Grabenstückes bei Heidweiler blutig zurückgeschlagen worden.

Der bolschewistische Aufstand in Petersburg ist im Gange, anscheinend mit vollem Erfolg. Bis jetzt haben die Aufständischen die Staatsbank, die Telegraphenzentrale und das Marineministerium besetzt.

Nach den ersten unbestimmt gehaltenen Nachrichten über die Tagung des deutschen Kronrats wird jetzt behauptet, daß der Kronrat beschlossen habe, den erwähnten Plänen über die Angliederung Polens an die österreichisch-ungarische Monarchie als dritter durch Personalunion verbundener Staat zuzustimmen. Es wird noch hinzugefügt, daß Teile von Litauen, sowie Suwalki und Grodno an das neue Polen angeschlossen werden sollten; ferner erhalte Polen das Recht der freien Schiffahrt auf der deutschen Weichsel und damit einen Zugang zum Meere. Kurland solle zum Herzogtum, Litauen zum Großfürstentum erklärt, und beide Länder durch Personalunion mit Preußen verbunden werden. Jedes Land solle eigenen Landtag erhalten, aber nicht selbständiger deutscher Bundesstaat werden. — Alle diese Nachrichten sind sicher nicht ganz und gar aus den Fingern gesogen. Aber es ist doch nicht anzunehmen, daß Pläne, die zwar nicht in der gemeldeten, wohl aber in ähnlicher Richtung laufen, von den verbündeten Regierungen der Verwirklichung entgegengeführt werden sollten, ohne daß zuvor auch die Volksvertretungen gehört wären. Es würde auch nicht mit den früheren Kundgebungen der beiden Kaiser übereinstimmen, wenn das von ihnen begründete freie und selbständige Polen, sowie Kurland und Litauen beim ersten Schritt zum Aufbau ihres Staatswesens nicht die Freiheit besitzen sollten, daran mitzuwirken.

Freitag, 9. November.

Der heutige Tag drängt noch mehr als seine Vorgänger zu einem Vergleich zwischen Deutschland und Rußland. Die Welt schmäht uns als Hort des politischen Rückschritts, wobei wir uns zwar dessen bewußt bleiben, was uns noch fehlt, aber auch dessen, daß bei den Gegnern die größere Freiheitlichkeit vielfach nur Schein ist, während wir das, was formell besteht, auch wirklich besitzen und vor allem an der Durchdringung des Staatslebens mit dem Geiste sozial ausgleichender Gerechtigkeit allen anderen Staaten weit, weit voraus sind. In England häuft sich im Kriege die Klage über die ständig wachsende Beeinträchtigung des alt-englischen staatlichen Freiheitsideals. In Rußland brach der Zarismus zusammen, und die, die ihn stürzten, werden jetzt durch eine neue radikal-revolutionäre Welle schon wieder hinweggeschwemmt, und nichts ist weniger wahrscheinlich, als daß dieser Koloß eines

Digitized by Google

Staates die innere Ruhe finden wird, wenn nun nach der gestrigen Flucht Kerenskis aus Petersburg und der Gefangensetzung der Minister Konowalow, Tereschtschenko, Mahiantowitsch und Nikitin die Bolschewisten unter Führung von Lenin und Trotzki die Regierung an sich reißen. Wenn es Kerenski wirklich gelungen ist, zu fliehen, so muß man mit dem regelrechten Bürgerkrieg rechnen. — Wie ruhig vollzieht sich demgegenüber in Deutschland die politische Entwicklung, die an Ausmaß des Schrittes eine Revolution bedeutet, in der Art des Verlaufes aber den Namen einer staatlichen Reformation verdient. Da die Mehrheit zugleich besonnen und festgeblieben ist, ist jetzt die Parlamentarisierung der Regierung trotz aller Ränke und Gegenaktionen zur Tatsache geworden, der nur wenig zur Vollendung fehlt. Helfferich ist entlassen, an seine Stelle tritt Payer; und Friedberg übernimmt nach vorübergehendem Schwanken das Amt des Vizepräsidenten im preußischen Staatsministerium. Der angesehenste Zentrumsführer Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident, der Führer der nationalliberalen Landtagsfraktion sein Stellvertreter in Preußen, der Führer der fortschrittlichen Reichstagsfraktion sein Stellvertreter im Reich: das wäre in Verbindung mit den anderen jüngst vorgenommenen Wechseln in den hohen Reichs- und Staatsämtern die endgültige Einführung des parlamentarischen Regierungssystems, wenn sich nicht bedauerlicherweise die Sozialdemokratie aus Furcht vor der Saat der Unfruchtbarkeit, die sie in ihrer Anhängerschaft früher ausgestreut hat, vor der Uebernahme der Verantwortung scheute. So verspricht sie nur, die Regierung zu unterstützen, bleibt aber doch abseits stehen und verhindert dadurch die so dringend nötige Klärung und Festigung des Neuen, das sie selbst mit herbeigeführt hat.

In Italien ist die Livenza auf der ganzen Linie überschritten. Rastlos streben die verbündeten Armeen auf den Gebirgsstraßen und in der Ebene, den Widerstand feindlicher Nachhuten brechend, im Schneetreiben und bei strömendem Regen der Piave zu. — Cadorna ist seines Postens enthoben worden. Er wird zusammen mit den Generalen Foch für Frankreich und Wilson für England einen ständigen militärischen Zentralausschuß bilden, der einem ebenfalls jetzt in der Stunde der Not neu geschaffenen „interalliierten obersten politischen Rat“ zur Seite stehen soll. Cadornas Nachfolger ist der General Diaz.

Sonnabend, 10. November.

Der allgemeine Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte von ganz Rußland hat mit einem Aufruf an die Arbeiter, Soldaten und Bauern die Regierungsmacht, die er an sich gerissen hat, nun auch formell übernommen. Den Arbeitern wird die Kontrolle über die Erzeugung versprochen, den Soldaten die volle Demokratisierung der Armee, den Bauern die unentgeltliche Auslieferung der privaten, Regierungs- und Kirchenländereien an die Bauernausschüsse. Ferner verspricht der Aufruf, allen Völkern einen demokratischen Frieden und einen sofortigen Waffenstillstand vorzuschlagen. Und schließlich werden die Soldaten und Eisenbahner aufgefordert, den Streitkräften Kerenskis Widerstand zu leisten und sie an dem Anmarsch auf Petersburg zu hindern. — Der Bürgerkrieg steht also wirklich vor der Tür.

In Flandern sind wieder englische Vorstöße abgewiesen worden. Im Chaume-Wald ein glückliches Unternehmen, in dem es niedersächsischen und Gardetruppen gelang, den Franzosen Stellungen zu entreißen und gegen starke, bis in die Nacht fortgesetzte Gegenangriffe fest zu behaupten. 240 Gefangene.

In Italien ist von Norden her Asiago genommen. Die westwärts marschierenden Truppen haben von Sugana abwärts die Piave erreicht.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 4. November.

Den Reisenden erwartete heute die Ueberraschung des Ausfalls einer erheblichen Zahl von Fernzügen. Man kommt ahnungslos auf die Bahn und kann nicht fort, und an der Telegraphenstelle kritzeln ungezählte Leute gleichlautende Depeschen: „erfahre eben“ usw. Nachdem man sich von seiner ersten Bestürzung erholt hat, scheint es einem gut, daß der sonntägliche Fernverkehr eingeschränkt wird. In anderen Ländern ist es auch im Frieden so. Das Personal wird geschont, und dem Reisenden wird die Zeitgeizerei, den Sonntag zum Reisen zu benutzen, abgewöhnt. Man soll diese der Kultur des Feiertags dienende Sitte beibehalten (abgesehen natürlich von den Personenzügen für den Nahverkehr).

Ein sonniger Nachmittag, der die goldbraun glühende noch volle Laubkrone der Buche wie einen wundervollen Gobelin vor dem Fenster aufhängt, trägt noch etwas von der Seele des Sommers in sich und füllt sich noch einmal mit Nachleben von allem, wovon dieser Sommer schwer war. Wird der nächste mit leichten Füßen zu uns kommen?

Wir haben gestern die Kleiderverwertungsstelle der Stadt Hamburg angesehen: eine weiblich und ehrenamtlich geleitete ansehnliche Fabrik, in die der schmuddelige Trödel, den daheim die Motten fressen, hineinflutet wie in einen Jungbrunnen, aus dem er im bescheidenen Glanz von Sauberkeit, Ganzheit und Zweckmäßigkeit wieder hervorgeht. Das Lager der fertigen Sachen hat geradezu etwas Erbauliches durch die Liebe, Erfindung und Sorgfalt, die all den zweifelhaften Ausgeburten allzu konservativer Kleiderschränke zu einer nutzbringenden Auferstehung verholfen hat. Eine Aufgabe, bei der sich tief eingewurzelte Hausfrauentugenden im großen betätigen und die zugleich organisatorisch und kaufmännisch ihre ganz eigenen Probleme hat.

Montag, 5. November.

Die Brotgetreideration der Selbstversorger ist von 9 auf 8½ Kg. monatlich „ermäßigt“, wie sich das Kriegsernährungsamt schonend ausdrückt. Wie hausfraulich sparsam die Volkswirtschaft geworden ist: die Strohaufschließungsfabriken werden unter Strafandrohung angewiesen, die Körner, die bei dieser Prozedur etwa noch herausfallen sollten, abzuliefern. Die Kriegswirtschaft zählt die Körner im Stroh.

Die Anpassung der Schweinehaltung an die vorhandenen Futtermittel erfolgt nicht durch Massenabschlachtungsmaßnahmen, sondern durch energische Sperrung der Futtermittel und Erleichterung der Abnahme von Ferkeln und untergewichtigen Schweinen. Ferkel dürfen kartenfrei oder unter geringer Anrechnung auf die Karten verbraucht werden. Die Zuchtschweine erhalten Körnerfutter.

Allgemein wird jetzt, was einem schon lange durch den Kopf gegangen ist, der Erhaltung der Leistungsfähigkeit der Zugtiere mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Es schien schon immer sinnlos, am Futter für die Zugtiere zu sparen, deren Versagen hernach die Lebensmittelverteilung unmöglich macht.

Reichsarbeitsblatt vom 26. Oktober: Mitgliederstand der Krankenkassen am 1. Oktober beträgt 4 603 000 männliche und 4 773 000 weibliche. Gegen den 1. September haben die männlichen Mitglieder einen geringen Rückgang, die weiblichen einen Zuwachs von 0,39 v. H. erfahren. Von 100 Beschäftigten sind jetzt 50,9 weiblich gegen 34,4 vor Ausbruch des Krieges.

Eine Bundesratsverordnung verpflichtet die Lieferungsverbände zu einer Erhöhung der Familienunterstützung vom 1. November 1917 ab. Die Höhe soll nach örtlichen Bedingungen festgesetzt werden können. Der Betrag von 5 M. für die Person wird vom Reich ersetzt.

Dienstag, 6. November.

Die Unabhängige Sozialdemokratie hat in einem Aufruf zum Würzburger Parteitag Stellung genommen. Sie behauptet, der Parteitag habe den sachlichen Gegensatz vertieft, hat ihm aber allerdings nichts anderes vorzuwerfen, als daß die Sozialdemokratie

Digitized by Google

seinen Beschlüssen zufolge Mehrheitspolitik treiben will und das Erfurter Programm für überlebt erklärt hat.

Der Fortgang der Verhandlungen über die Kanzlerkrisis lädt weiter die Luft mit drückenden Spannungen. Der Kronrat einerseits, die Besprechung der Mehrheitsparteien andrerseits bemühen sich um die Kabinettsbildung Hertling. Wenn die kriegerische Begleitung zu den Verhandlungen nicht in den steigenden Erfolgen in Oberitalien bestände, wäre dieses mit geheimen inneren Feindseligkeiten erfüllte Hin- und Herschieben der Beschlüsse noch unerträglicher. Abgeordneter Friedberg hat den Reichskanzler gebeten, auf das ihm zugedachte Amt verzichten zu dürfen, weil die weiteren Wünsche anderer Parteien auf Besetzung von Staatsämtern nicht erfüllt werden sollen und ihm unter diesen Umständen sein Eintritt in die Regierung keinen Nutzen stiften zu können scheint. Jedenfalls ist diese Erklärung ein Zeichen dafür, daß die Einmütigkeit der Mehrheit anhält.

Mittwoch, 7. November.

Durch Bundesratsverordnung ist den Städten aufgegeben, Schiedsstellen einzurichten, von denen die Heizverpflichtungen der Hausbesitzer bei Häusern mit Zentralheizung festgestellt werden.

Immer wieder kommen die Fragen der Studentinnen, die durch den Kriegsminister aufgefordert sind, sich zur Munitionsherstellung zur Verfügung zu halten und die dadurch in Gewissenskonflikte kommen. Es ist an sich ohne weiteres zuzugeben, daß es sehr viele andere Mädchen gibt, die viel eher verpflichtet wären als solche, die in einer Berufsausbildung stehen, und die trotzdem gar nicht daran denken, ihr haustöchterliches Dasein mit der Pulverfabrik zu vertauschen. Aber das mangelnde Pflichtbewußtsein anderer kann natürlich niemand davon befreien, seinerseits seine Schuldigkeit zu tun. Und dann ist es die Parallele zu den Studenten, die nun schon im 4. Jahr ihr Studium liegen lassen mußten, aus der für die Studentinnen die Verpflichtung, einer vaterländischen Notwendigkeit zu dienen, ganz fraglos hervorgeht. Das wird auch allgemein empfunden. Die Zweifelsfrage liegt nur an dem Punkt der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit gerade dieses Dienstes.

Höchst überraschend und mit einem ganzen Gefolge von Fragezeichen des Zweifels und Staunens kommt die Nachricht von der Lösung der polnischen Frage: Jedenfalls erscheint die Lösung durchaus „mitteleuropäisch".

Donnerstag, 8. November.

Von den Gefangenenzügen der Italiener, die jetzt nach Deutschland hereinlaufen, wird erzählt, daß ihre Insassen sich durch lebhafte Fröhlichkeit auszeichnen! Die Gefangenen bedeuten für uns jedenfalls eine große Erleichterung der kriegswirtschaftlichen Arbeiterfrage. Die holländische Landwirtschaft muß wie die deutsche ihren Viehbestand vermindern mit Rücksicht auf den Futtermangel. Dabei soll genug erhalten bleiben, um den einheimischen Bedarf und so viel Ausfuhr zu decken, wie zum Eintausch unentbehrlicher Güter aufrechterhalten werden muß.

Das Oberkommando in den Marken hat in den Straßen Berlins Dampfkraftzüge eingerichtet zum Transport von besonders schweren Lasten: Möbelwagen, Zeitungsdruckpapier usw. Aus den Verhandlungen des Preußischen Landtags (Ausschuß) über die Ernährungsfragen treten vor allem die Transportschwierigkeiten hervor.

Noch immer keine Lösung der Kanzlerkrise!

Freitag, 9. November.

Der Sturz der provisorischen Regierung in Rußland, von dem in den Morgenzeitungen steht, schlägt überall mächtig ein. Was bedeutet es? eine Friedenshoffnung?

Zugleich löst sich die Kanzlerkrise scheinbar, da das Rücktrittsgesuch Helfferichs vom Kaiser genehmigt und die Ernennung Payers zum Vizekanzler erfolgt ist. Es heißt, daß nun auch Dr. Friedberg die Vizepräsidentschaft des preußischen Staatsministeriums übernehmen wird.

Das alles und der Fortgang der Erfolge in Oberitalien nimmt dem dunklen, regendurchfegten Novembertag seinen trüben Sinn — — —

Sonnabend, 10. November.

Man wird es niemals vergessen, was in dieser Zeit gerade einem die Kunst bedeutet hat. Die Loslösung und Befreiung zu einem ganz schwerelosen Lebendigsein hat man noch niemals so tief empfunden. Man glaubte es den Menschen ansehen zu können, die aus der Musikhalle wieder zurück auf die dunklen, nassen Straßen und in die überfüllten Straßenbahnen fluteten.

Es werden Einzelheiten über die Zeichnung der 7. Kriegsanleihe bekanntgemacht. Die Anleihe setzt sich aus 5,2 Millionen Einzelzeichnungen zusammen, gegen 6,8 Millionen bei der Frühjahrsanleihe. Der Rückgang entspricht dem immer bestehenden Unterschied von Herbst und Frühjahr, der damit zusammenhängt, daß der Winter die Zeit des Geldverdienens ist. Die Zeichnungen unter 200 M. betragen 3 233 472 im Gesamtbetrag von 208 Millionen Mark.

Naumann / Die österreichisch-polnische Lösung

Nachdem vor reichlich einer Woche einzelne verfrühte und halbwahre Nachrichten über die künftige Gestaltung Polens in die Oeffentlichkeit gelangten, erhob sich sowohl im Deutschen Reiche wie in Oesterreich-Ungarn ein ziemlich allgemeiner Protest gegen den Gedanken der Vereinigung Galiziens mit dem Generalgouvernement Warschau und die damit zusammenhängende Idee einer Personalvereinigung der polnischen Königskrone mit der österreichischen Kaiserkrone. Dabei wurde in Oesterreich mehr gegen die Abtrennung Galiziens protestiert und in Deutschland mehr gegen die Ueberlassung der polnischen Krone an das habsburgische Herrscherhaus. Wenn sich außerdem der Protest gegen eine Umgehung oder Mißachtung parlamentarischer Rechte wendete, so scheint nach den Erklärungen, die beide Regierungen inzwischen abgegeben haben, auf diesem Gebiete eine Beschwerde nicht berechtigt, da von vornherein in jedem Abschnitte der Besprechungen die verfassungsmäßige Mitwirkung sowohl der polnischen wie der deutschen und österreichischen Beratungskörper ins Auge gefaßt war. Es versteht sich von selbst, daß derartige internationale Abmachungen vorberaten werden müssen, ehe sie an die Parlamente gelangen können, und daß in diesem Falle nicht ohne die polnische Regentschaft gehandelt würde. Ob und wieweit aber die allgemeinen Friedensverhandlungen durch solche Beratungen gestört werden könnten, soll später von uns besprochen werden, zunächst jedoch reden wir von der sogenannten „austropolnischen Lösung" selber.

Die Wiederherstellung Polens in irgendwelcher Form ist von allen kriegführenden Mächten versprochen worden und darf infolge der russischen Revolution als einer der wenigen feststehenden Punkte der künftigen Friedensverhandlungen angesehen werden. Würde das Zarentum noch bestehen, so könnte im Sinne gewisser altpreußischer Polengegner eine Rückgabe des Generalgouvernements Warschau an Rußland möglich sein, jetzt aber ist sie ausgeschlossen, da keine Revolutionsregierung, selbst wenn sie es wollte, stark genug sein wird, die Polen wieder russisch zu machen. Unter allen Umständen entsteht ein neuer polnischer Staat.

Dieser neue polnische Staat ist vorläufig in seiner Abgrenzung noch ganz unsicher. Beispielsweise ist eine letzte

Digitized by Google

Entscheidung über die sehr wichtige Zugehörigkeit von Wilna noch nicht gefallen und ist anderseits eine Abgrenzung gegenüber den ukrainischen Gebieten (Cholm?) noch nicht erfolgt. Soviel aber ist sicher, daß Preußen seine polnischen Gebiete nicht aus der Hand gibt, und daß Oesterreich sich nicht bedingungslos von Galizien trennen wird. Die Lage ist demnach so, daß ein vollständiges Nationalpolen unter keinen Umständen hergestellt werden kann, was zwar von polnischer Seite bedauert wird, aber nicht so tragisch ist, wie man es gelegentlich dargestellt, da fast jede Nation, auch die deutsche, es immer hat ansehen müssen, daß bedeutende Teile ihrer Bevölkerung ihren Anschluß nicht finden konnten. Wir Deutschen sollen den Polen gegenüber gerecht und wohlwollend sein, aber wir sind nicht verpflichtet, unseren eigenen Staat ihretwegen zu zerlegen, da sie im umgekehrten Falle das sicherlich auch nicht tun würden. Es bleibt also dabei, daß Westpreußen, Posen und Oberschlesien preußisch sind. Mit dieser Tatsache hat man sich auch in allen verständigen Kreisen, sowohl in Warschau wie in Posen, abgefunden. Von da aus erst werden die weitergehenden Pläne oder Verhandlungen verständlich.

Soll nun aber auch Galizien ebenso wie Posen (und das übrige polnische Gebiet in Preußen) seine alte feste Staatszugehörigkeit behalten, so entsteht ein neuer Staat Warschau, dessen innere Ungesättigtheit eine europäische Gefahr sein würde und von dem aus Galizien, das schon bisher weitgehende Selbständigkeit genoß, beständig beunruhigt werden würde. Dieser besondere Staat Warschau müßte von Natur antideutsch und antiösterreichisch werden. Eine Zugehörigkeit aller Polen zu Mitteleuropa kann nur erreicht werden, wenn Warschau mit einem mitteleuropäischen Teile, das heißt mit Galizien, vereinigt wird. Auf diese Weise wird beiden Seiten geholfen, denn die Polen erhalten eine Vereinigung des größten Teiles ihrer Nation, und Mitteleuropa erhält eine Sicherheit der Zugehörigkeit Polens zu ihrem Verbande.

Indem von der Gemeinschaft des Generalgouvernements Warschau mit Galizien gesprochen wird, so soll damit späteren galizisch-ruthenischen Grenzauseinandersetzungen nicht vorgegriffen werden. Diese werden zwar von den Polen meist rundweg abgelehnt, aber Oesterreich wird auch seinen Ruthenen gegenüber die Pflicht der Abwägung ihrer Wünsche nicht von sich weisen können. Sicher müssen Ruthenen wie alle anderen Minderheiten wirkliche Existenzgarantien erhalten, ein für die Lebensfähigkeit des neuen Staatsgebildes höchst wichtiges Kapitel, an dem auch besonders die Juden interessiert sind.

Wie immer man sich auch das staatsrechtliche Zusammenflicken von Kongreßpolen (Warschau) und Galizien (Krakau) vorstellen will, so ergibt sich dabei immer eine Beteiligung der österreichischen Dynastie, da diese bisher Inhaberin von Galizien ist. Daß das habsburgische Herrscherhaus Galizien an Polen abtritt, ohne dabei selbst irgendwie die Hand im Spiele zu behalten, widerspricht allen sonstigen politischen Gepflogenheiten. So etwas kann unter Umständen von einem geschlagenen Fürsten verlangt werden, aber niemals von einem siegreichen Herrscher. Daß die Entlassung Galiziens aus dem bisherigen Staatsverbande Oesterreichs ein Opfer sein würde, ist angesichts der Größe und wirtschaftlichen Bedeutung der galizischen Provinzen handgreiflich. Welche weiteren Verschiebungen (Kompensationen) innerhalb Oesterreich-Ungarns mit dieser Entlassung und Erweiterung sonst zusammenhängen werden, ist heute noch nicht zu besprechen, so viel aber kann gesagt werden, daß der ganze Charakter des Doppelstaates eine Umwandlung erfahren müßte, die bis ans Adriatische Meer hin fühlbar werden könnte. Es ist kein kleiner Schritt, den möglicherweise Kaiser Karl zu tun beginnt, und er wird ihn nicht tun, wenn nicht die drei Nationen Deutsche, Magyaren und Polen in ihren Hauptvertretern mit ihm einig sind.

Auf deutscher Seite wird nun gegenüber diesem Gedankengange reichliche Kritik laut, und zwar etwa in dem Sinne: warum sollen wir das zum größeren Teile von unseren Soldaten eroberte Polen an Oesterreich abgeben? In dieser Art von Kritik ist von vornherein ein Gefühl von Annexionsrecht enthalten, das wir unsererseits nicht billigen können, aber auch abgesehen davon sollen die betreffenden preußisch-deutschen Beurteiler sich einmal die Frage vorlegen, ob der preußische König von sich aus in der Lage ist, seine preußisch-polnischen Gebiete in ähnlicher Weise mit Kongreßpolen zu verschmelzen wie es bei Galizien beabsichtigt ist. Jeder, der diese Frage verneint, muß von da aus zu der Erkenntnis gelangen, daß eine preußisch-polnische Lösung nach Art der österreichisch-polnischen nicht gangbar erscheint. Wie also kann nach Meinung dieser Preußen die Sache besser gelegt werden? Noch ist es Zeit, jeden Vorschlag zu prüfen, denn der österreichische Ministerpräsident v. Seidler hat im Wiener Abgeordnetenhause klar ausgesprochen, daß Bindungen noch nicht vorliegen. Gibt es eine andere erträgliche Lösung, so mag sie jetzt der öffentlichen Diskussion unterbreitet werden!

Der Zweck des gesamten Planes kann natürlich nur erreicht werden, wenn vorher die wirtschaftliche und militärische Einigung Mitteleuropas feststeht. Da das noch nicht der Fall ist, so sind alle austropolnischen Gedanken bis heute nur Vorbereitungsgedanken. Kein polnisches Parlament kann sich auf den austropolnischen Plan einlassen, wenn nicht die Wirtschaftsverbindung mit Deutschland ganz feststeht, denn ein Polen, das von Rußland abgetrennt nur in Wirtschaftsgemeinschaft mit Oesterreich leben sollte, ist tot vom ersten Tage an. Durch die Zugehörigkeit Polens zu Oesterreich wird die mitteleuropäische innere Zollfreiheit von selbst herbeigeführt. Polen wird einbezogen in den Außenhandelstarif der Mittelmächte. Das ist seine eigene Wirtschaftshebung, und das ist die Garantie des geschichtlichen Zusammenbleibens. Erst wenn diese Seite der Sache genügend vorbereitet ist, wird der Gesamtplan für die beteiligten Volksvertretungen verhandlungsreif.

Und nun zum Schluß noch ein Wort über die Behauptung, daß durch die Regierungsbesprechungen über die zukünftige Gestaltung Polens der Weltfriede gestört oder verzögert werde! Wir können nicht leugnen, daß unter Umständen eine Schädigung der (noch nicht begonnenen) Friedensverhandlungen eintreten könnte, wenn mit dem Plane der mitteleuropäischen Regierungen Annexionspläne verbunden würden. Nachdem aber Ministerpräsident von Seidler rundweg erklärt hat, daß die polnische Frage „kein Friedenshindernis darstellen kann, weil sie eine Vergewaltigung ausschließt", so brauchen wir nicht noch friedensängstlicher zu sein als die hinreichend vorsichtige österreichisch-ungarische Regierung. Ausgeschlossen muß sein, daß vom ethnographischen Kongreßpolen Land abgeschnitten wird, denn das würde ein tatsächliches Friedenshindernis bilden. Im übrigen aber haben wir keine Veranlassung, unsere Hände von der künftigen Organisation Polens fernzuhalten, solange die Ententemächte ihrerseits eine polnische Armee

Digitized by Google

aufstellen und in Paris eine polnische Scheinregierung aufzurichten suchen. Wenn wir nur unsere Gegner handeln lassen, selbst aber nichts tun, so ist das eine etwas einseitige Friedlichkeit, zu der wir auch auf Grund der strengsten Auslegung der Reichstagsresolution nicht verpflichtet sind. Wir lehnen jede Vergewaltigung ab, wo aber ist hierbei Vergewaltigung? Hier ist tatsächliche Befreiungsarbeit, die man nicht hindern sollte!

Georg Gothein, M. d. R. / Die Aussichten des U-Boot-Krieges

Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg hat die auf ihn gesetzten Hoffnungen einer raschen Niederringung Englands nicht erfüllt. Die Prophezeiungen des Großadmirals v. Tirpitz, daß er England mit U-Booten umzingeln und binnen drei Monaten zur Uebergabe zwingen werde, wenn er den rücksichtslosen U-Boot-Krieg führen dürfe, waren freilich für jeden, der die geringe Zahl und Leistungsfähigkeit der uns damals zur Verfügung stehenden U-Boote kannte, nicht ernst zu nehmen. Aber auch jetzt, wo wir über das Mehrfache der Zahl noch verfügen als damals, und zum guten Teil auch über U-Boote von wesentlich größerem Aktionsradius und ganz anderer Bewaffnung, bleibt das Resultat doch wesentlich hinter den von vielen gehegten Hoffnungen zurück. Zwar die versenkte Tonnage übersteigt die in Aussicht gestellte Monatsziffer von 600 000 To. weiter, wenn auch in den letzten Monaten die großen Versenkungserfolge der Frühjahrsmonate nicht entfernt mehr erreicht worden sind. Die Ursache davon dürfte nur zum geringen Teil in den wesentlich gesteigerten Abwehrmaßregeln unserer Feinde zu suchen sein, die dem Angriff immer größere Schwierigkeiten entgegensetzen. Immerhin ist nach den in der englischen Presse mitgeteilten Zahlen über versuchte Angriffe und erfolglos gebliebene eine nennenswerte Verringerung der Angriffserfolge nicht zu konstatieren. Auch wird man der kürzlich erfolgten Behauptung Lloyd Georges über die vielen Verluste deutscher U-Boote nicht allzuviel Glauben beimessen dürfen. Allerdings ist nicht anzunehmen, daß die Zahl unserer frontbereiten U-Boote seit Einführung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges eine beträchtliche Vermehrung erfahren hat. In den ersten Monaten schickte man sämtliche damals fertigen und ausgeprobten Boote hinaus, ebenso die einer Grundreparatur unterworfenen; dann aber mußte einmal der Zeitpunkt eintreten, wo diese zur Erholung der Mannschaft sowie zur Vornahme der erforderlichen Reparaturen wieder zurückgezogen werden mußten. Durchschnittlich kann ein U-Boot wenig mehr als 110 Tage im Jahr Dienst tun, und darin ist noch die Zeit für die Aus- und Heimreise inbegriffen. Das Verhältnis hat sich im Laufe des Krieges übrigens merklich gebessert. Im Anfang des Krieges betrug die durchschnittliche Frontbereitschaft nur 73 Tage im Jahr. Es mußte also ein Rückgang der Leistungen eintreten, wenn nicht sehr starker Ersatz durch Neubauten eintrat. Das war aber nicht in dem erwarteten Maße der Fall. Man hatte den Werften Ablieferungsfristen vorgeschrieben, die sie trotz aller Anstrengungen innezuhalten außerstande waren, und da die Bestellungen ruckweis erfolgt waren, so kamen längere Perioden, wo gar keine U-Boote abgeliefert wurden, so daß es zeitweis wohl nicht möglich war, für die verlorenen wie für die zur Reparatur heimkehrenden U-Boote vollen Ersatz hinauszuschicken. Das wird sich im Laufe der Zeit, wenn die bestellten Fahrzeuge — wenn auch mit Verspätung — abgeliefert werden, natürlich bessern. Zur Beschleunigung der Bauten und zur vollen Ausnutzung der Leistungsfähigkeit der Werften ist es aber notwendig, die Aufträge fortlaufend so zu erteilen, daß weder bei den Unter-Lieferern der Werften noch bei diesen selber eine Stockung in der Beschäftigung eintritt. Des weiteren wird man gut tun, den Werften tunlichst nur ein und denselben Typ in Auftrag zu geben, nicht aber 3, 4, oder wie es vorgekommen ist, sogar 6 verschiedene Typen. Das bedeutet eine Verschwendung von Arbeitskräften, Geld und Zeit. Man muß eben die Massenfabrikation eines Typs auf einer Werft konzentrieren, statt die einzelnen Typen in kleinen Aufträgen auf verschiedene Werften zu verteilen.

Bei der großen Leistungsfähigkeit unserer Werften und Motorenfabriken können wir mit einer wachsenden Zahl von U-Booten rechnen, wobei noch hinzukommt, daß dies namentlich bezüglich der größeren und daher auch einen weiteren Aktionsradius besitzenden und stärker ausgerüsteten U-Boote gilt. Kommen wir doch allmählich zum U-Kreuzer! Bei richtiger Organisation des U-Boot-Baues wird der Zugang demnach wesentlich größer werden können als der Abgang. Das werden unsere Feinde im nächsten Sommer empfindlich spüren.

II.

Die Hoffnung dagegen, so viel feindliche nud neutrale Tonnage zu versenken, daß England bereits im kommenden Winter zum Friedensschluß genötigt wird, vermag ich nicht zu teilen. Der Annahme, dieses Ziel würde nach Versenkung von 5 Millionen Bruttotonnage, vom 1. Februar 1917 anfangend, erreicht werden, habe ich bereits am 31. Januar d. J. im Hauptausschuß nachdrücklich widersprochen. Man rechnete damals damit, daß England und seinen Verbündeten nach Abzug des für militärische Zwecke requirierten Schiffsraums nur 10¾ Mill. Tonnen übrigblieben, von der man noch ¾ Mill. Tonnen für die weitere Entfernung der Transporte in Abzug bringen zu sollen glaubte.

Nun betrug nach Lloyds Register bei Kriegsausbruch die Welttonnage 45,4 Mill. Tonnen. Helfferich berechnete sie freilich nur auf 43 Millionen. Davon gehörten den Zentralmächten 6,3 Millionen Tonnen, England 20,5 Mill. Tonnen, unseren Feinden überhaupt 32,7 Mill. Tonnen und den Neutralen 6,5 Mill. Tonnen. Admiral Lacaze berechnet sogar die den Feinden und den Neutralen gehörende Tonnage auf 40,5 Mill. Tonnen, Lohmann, der lediglich die über 2000 To. großen Schiffe in Rechnung setzt, nur auf 28,41 Mill. Tonnen.

Von den feindlichen und neutralen Schiffen sind die abzuziehen, welche nicht nach Europa fahren; das sind nach Lohmann 5 420 000 To. der über 2000 To. großen Schiffe oder einschließlich der Schiffe von 100 bis unter 2000 To. etwa 6,3 Mill. Tonnen. Es bleiben also für den europäischen Verkehr 26,4 Mill. Tonnen. Dabei ist es recht zweifelhaft, ob man die ganze Tonnage der nicht nach Europa fahrenden Schiffe in Abzug bringen darf. Einmal sind sie den Feinden als Verkehrsmittel überall notwendig, sodann aber kann wenigstens ein Teil derselben für die europäische Fahrt im Notfall Verwendung finden. Hier besteht also ein Spielraum, der leicht zu falschen Berechnungen führen kann.

Von den Neutralen fuhren nach den amtlichen Angaben des Admiralstabes vom Januar 1917 für den Feind 3¼ Mill. To. Bei Einsetzen des uneingeschränkten Unterseebootkrieges wurde ein erheblicher Teil dieser Tonnage zurückgezogen. Je länger er aber dauert, in um so höherem Maße wird sie unter dem Drucke Englands wie der Ver. St. von Amerika wieder in deren Dienst gestellt. Auch die hohen Gewinne und die Ungewißheit über die Dauer des Krieges locken dazu. Man muß also mindestens 2,6 Mill. To. davon wieder in Rechnung stellen; wahrscheinlich ist diese Zahl noch zu niedrig. Auch liegt in der sonstigen neutralen Tonnage noch ein Spielraum für die Heranziehung weiterer Schiffe für den Dienst unserer Feinde. Von den demnach rund 29 Mill. To., über die die Feinde verfügten, ist zunächst der normale Verlust in 3¼ Kriegsjahren mit rund 900 000 To. abzusetzen, bleiben 28,1 Mill. To. Beschlagnahmt von den Feinden sind an Tonnage der Zentralmächte nach Lohmann an Schiffen über 2000 To. nicht weniger als 1 590 000 To. Davon allein 750 000 To. in den Vereinigten Staaten. Mit dem Eintritt weiterer Staaten in die Reihen unserer Feinde erhöht sich diese Zahl. War ein Teil dieser Schiffe auch von ihren Mannschaften rechtzeitig gründlich sabotiert worden, so können sie, je länger der U-Boot-Krieg dauert, doch alle wieder repariert und vom Feind in Dienst genommen werden. Bei der Mehrzahl ist das bereits der Fall. Damit erhöht sich die Tonnage der Feinde auf rund 29,7 Mill. To.

Hinzutreten weiter die Neubauten. Im Frieden hat England (1913) ca. 1,9 Mill. To. Handelsschiffe gebaut. Im

Digitized by Google

Krieg, wo die Werften die längste Zeit für den Bau von Kriegsfahrzeugen beansprucht wurden, ging diese Zahl bis auf 582 000 To. i. J. 1916 zurück, kann aber zweifellos wieder sehr erheblich gesteigert werden. Die Erklärung Lloyd Georges, daß jetzt 350 000—400 000 To. monatlich gebaut werden sollen, ist freilich nicht ernst zu nehmen. Dazu fehlt es England an Material, wie an Arbeitern. Mußte es doch schon im Frieden einen erheblichen Teil seines Schiffsbaustahls aus Deutschland einführen und die Rüstungsindustrie entzieht gegenwärtig dem Handelsschiffbau erhebliche Mengen Stahl ebenso wie Arbeiter; letztere um so mehr, als ein erheblicher Teil von ihnen zum Heeres- und Flottendienst eingezogen ist. Immerhin wird es unter Einschränkung des Baues von Kriegsfahrzeugen in 1917 mindestens wieder auf 1¼ Mill. To. kommen, nach dem „Temps" vom April 1917 sogar auf 1⅔ Mill. To.

Die Ver. Staaten von Amerika werden auch nicht entfernt die von ihrer Presse in Aussicht genommenen 3 Mill. To. bauen; in 1917 werden sie es höchstens auf ⅘ Mill. To. bringen und vielleicht im kommenden Jahr auf 1½ Mill. To. Norwegen hat während des Krieges 800 000 To. in Amerika bestellt, davon 400 000 To. verkauft, 270 000 To. sind von der Regierung der Vereinigten Staaten beschlagnahmt worden; erhalten hat es nur ca. 100 000 To.

In der Zeit vom August 1914 bis Ende 1916 hat England an Handelstonnage nur 1 350 000 To. fertiggestellt; im Jahr 1917 mit den Vereinigten Staaten von Amerika zusammen ca. 2,5 Mill. To. Unsere anderen Feinde und die Neutralen (bis Ende 1916, einschließlich der Vereinigten Staaten) in den Jahren 1914—1917 zusammen ebenfalls rund 2½ Mill. To. Das sind zusammen 6,35 Mill. To.

Ende 1917 würde unseren Feinden also ein Schiffsraum von 29,7 und 6,35 Mill. To. = 56,05 Mill. To. zur Verfügung stehen, wenn keine Versenkungen stattgefunden hätten. Bis Ende August d. J. werden deutscherseits diese Versenkungen auf insgesamt 11 Mill. To. angegeben. Da diese Zahlen zum erheblichen Teil auf Schätzungen beruhen, sich darunter auch zahlreiche Fahrzeuge unter 100 To., vielleicht auch stellenweis Kriegsschiffe befinden, so wird man gut tun, davon einen Abstrich von 1 Mill. To. vorzunehmen. Für die 4 Monate September bis Dezember 1917 kann man eine monatliche Versenkungsziffer von 700 000 To. in Ansatz bringen, so daß bis Ende 1917 insgesamt 12,8 Mill. To. versenkt sein würden; den Feinden dürften daher noch 23,25 Mill. Tonnen zur Verfügung stehen. Davon sollen nach verschiedenen Angaben 7,5 bis 8 Mill. To. für militärische Zwecke in Anspruch genommen sein. Nehmen wir die höhere Zahl, so verbleiben für die Zivilflotte dann noch 15¼ Mill. To. Dazu treten noch die im Laufe des Jahres fertig werdenden Neubauten der Feinde und der Neutralen mit insgesamt ca. 3½ bis 4 Mill. To., denen freilich eine Jahresversenkung von 8,5 Mill. To. gegenüberstehen dürfte. Man wird gut tun, mit keiner höheren monatlichen Versenkungsziffer als 700 000 To. zu rechnen, da die Abwehrmaßregeln erfolgreicher werden und damit ein Gegengewicht gegen die wachsende Zahl und Leistungsfähigkeit unserer Unterseeboote bilden. Auch müssen mit dem Aermerwerden der Jagdgründe die Zahlen der erledigten Schiffe eine Abnahme erfahren. Hat doch auch die Marineverwaltung nur eine durchschnittliche monatliche Versenkungsziffer von 600 000 To. in Aussicht gestellt.

England und Frankreich sind in der Lage, durch Liquidation des Saloniki-Unternehmens, ersteres auch durch Aufgeben der Bagdad-offensive, eine wesentliche Ersparnis an Schiffsraum herbeizuführen. Solange beide noch fortgeführt werden, muß angenommen werden, daß die Schiffsraumnot für England noch nicht bedrohlich ist. Jedenfalls wird England diese Unternehmungen eher aufgeben, als daß es sich zu einem Unterwerfungsfrieden versteht.

Kann England nun mit einer ihm und seinen Verbündeten für den europäischen Verkehr zur Verfügung stehenden Zivilton-nage von 15 Mill. To. ab 1. Januar 1918 noch Krieg führen? Seinen Lebensmittelbedarf deckt es durch Eigenerzeugung bei einer gewissen Einschränkung nach Professor Harms für ungefähr ein halbes Jahr. Wenn auch von der von Lloyd George in Aussicht gestellten Vermehrung der Anbauflächen durch Umbrechen von Wiesen nicht etwa die Verdoppelung der Weizenernte zu erwarten ist, so wird man doch mit einer gewissen Steigerung des Anbaues von Weizen, Gerste und Kartoffeln rechnen müssen, die vielleicht den Nahrungsspielraum um zwei Monate erweitert. Freilich würde sie erst mit dem Beginn des neuen Erntejahres in Wirksamkeit treten. Kann England bis zur neuen Ernte durchhalten, so kann es trotz aller Versenkungen auch bis tief ins Jahr 1919 den Krieg fortführen. Ueber welche Reserven an Nahrungsmitteln es verfügt, wissen wir nicht; jedenfalls sind sie bei Einleitung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges außerordentlich stark unterschätzt worden. Ob es seine Nahrungsmittelreserven im laufenden Jahr ergänzt oder gar vermehrt hat, ist ebenfalls nicht bekannt. Die englischen Einfuhrwertziffern für das erste Halbjahr 1917 lassen — auch wenn man die weitere erhebliche Preissteigerung in Betracht zieht — darauf schließen, daß die Einfuhr jedenfalls noch sehr erheblich war. Bisher ist eine größere Lebensmittelknappheit in England nicht zu konstatieren gewesen; hat man sich doch auch erst zu schüchternen Anfängen von Rationierung entschlossen. Daß, wie bei Einleitung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges in Aussicht gestellt wurde, im Juli d. J. die in England notwendigen Einschränkungen die Grenze des Erträglichen überschreiten würden, war ein schwerer Irrtum. Man soll sich daher in Zukunft vor Illusionen hüten und den Tatsachen nüchtern und ruhig ins Auge sehen; lieber die Aussichten etwas pessimistischer ansehen, als später Enttäuschungen erleben.

Die kritische Zeit für England ist der März, wo die großen argentinischen Getreidezufuhren zu erwarten sind, die ihm ermöglichen sollen, bis zur neuen Ernte durchzuhalten. Denn bei der — wenn auch gegen 1916 besseren, doch immerhin recht ungünstigen — nordamerikanischen Ernte sind nicht nur England, sondern auch Frankreich und Italien stark auf die argentinische Ausfuhr angewiesen. Freilich haben die Vereinigten Staaten, um ihre Verbündeten ausreichend zu versorgen, ihre Getreidesendungen an die Neutralen — speziell an die Niederlande, die Schweiz, Schweden und Dänemark — auf ein Minimum eingeschränkt, ja vielfach die diesen gehörenden, auf deren eigenen Schiffen verfrachteten Mengen teils zurückgehalten, teils nach England dirigiert. Sie verschmähen neuerdings keine Gewaltmittel, um sich die Tonnage dieser Länder dienstbar zu machen und dadurch den Rückgang der eigenen infolge der Versenkungen abzuschwächen. Wir wollen hoffen, daß uns gerade in den kritischen Monaten nach Mitte Februar die genügende Zahl und die geeigneten U-Boote zur Verfügung stehen, um die argentinischen Zufuhren im weitesten Umfang abzufangen!

Indessen, auch wenn das nicht der Fall sein sollte, wird sich England doch zweierlei sagen müssen. Einmal, daß jeder weitere Monat Krieg seine Seegeltung weiter vermindert, sie zurücktreten läßt hinter die der Vereinigten Staaten von Amerika, die nicht nur die von dritten Staaten bei ihnen in Bau gegebenen Schiffe für sich beschlagnahmen, sondern auch die von England bestellten. Und mit der Steigerung des amerikanischen geht auch nach Friedensschluß die Bedeutung des englischen Schiffbaues zurück. Das um so mehr, als es dem letzteren an Stahl fehlt, den ihn bei der zu erwartenden stürmischen Nachfrage danach dann weder Deutschland liefern kann noch Amerika liefern wird, da es ihn selbst verarbeiten will.

Des weiteren wird sich England sagen müssen, daß die Hoffnung, uns militärisch niederzuringen, nach unseren erfolgreichen Offensiven im Osten und neuerdings in Italien verschwinden muß. Italien eilt darunter demselben Zusammenbruch entgegen, wie Rußland, wie vor diesem Rumänien, Serbien, Belgien. Auch das aktive Eingreifen der Vereinigten Staaten von Amerika wird daran wenig ändern, denn nachdem die Offensivkraft Rußlands und Italiens vernichtet sind, können wir den Dingen an der Westfront mit ruhiger Zuversicht entgegensehen. Es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß wir im Osten wie im Süden durch weitere Offensiven unsere Front ausdehnen können über Gebiete, die

unsere Ernährungsbasis wesentlich verbessern. Die Hoffnung Englands uns auszuhungern schwindet damit immer mehr.

Sollte man sich da nicht in England eines Tages fragen, ob die Fortführung des Krieges noch einen anderen Sinn hat, als den, Europa physisch, wirtschaftlich und finanziell zu ruinieren, und ob einem solchen Kriegsziel nicht ein ehrlicher Verständigungs- und Versöhnungsfrieden vorzuziehen ist?

Richard Charmatz / Die deutsch-österreichische Sozialdemokratie

Vor einem Jahrzehnt konnte man noch sagen, daß im Lager der österreichischen Sozialdemokratie Oesterreich mit all seinen Völkern zu finden sei. Das ist mittlerweile wesentlich anders geworden. Der überwiegende Teil der tschechischen Sozialdemokraten strebt mit den übrigen Volksgenossen ins Uferlose; er jagt Idealen nach, die nicht zu verwirklichen sind, weil in dem neuen Europa, daß nach dem Kriege entstehen soll, für den Wahnwitz kein Platz sein kann. Ein tschechischer Staat, der auf der einen Seite ins preußisch-schlesische Gebiet hineingreift und auf der anderen Seite bis an die Theiß reicht, ist selbst für Träume zu weit. Auch die polnischen Sozialdemokraten wandeln auf eigenen Wegen, Ignatz Daszynski ist nun im Polenklub ein mächtiger Mann, und er fühlt sich im Kreise jener ganz wohl, die er in flammenden Reden einst der Verachtung preisgegeben hat. Alle Versuche, die einzelnen nationalen Gruppen, sei es auch nur im Kriege, zusammenzubringen und so wenigstens eine Internationale im kleinen herzustellen, sind fehlgeschlagen. Wehmütig mußte das auf dem Wiener Parteitage, den die deutsch-österreichischen Genossen dieser Tage abgehalten haben, einbekannt werden. Der einst mächtige Strom wogt nun, in verschiedene Kanäle geteilt, hin. Aber gerade deshalb bietet die Sozialdemokratie jetzt im Spiegelbild des Staates, soweit er politisch wirkt und in die Erscheinung tritt. Die Hinterlandszerrissenheit, die Verbindungslosigkeit zwischen den Politikern der einzelnen Völker, kommt lebhaft zum Ausdruck.

Als die deutsch-österreichischen Sozialdemokraten im November 1913 ihren letzten Kongreß vor dem Kriege abhielten, da lebten sie geistig in einer anderen Welt. Vier Jahre mußten verstreichen, ehe sie sich wieder versammeln konnten, um zu den Problemen Stellung zu nehmen, die durch die blutigen Kämpfe in den Vordergrund geschoben wurden. Man hatte einander viel zu sagen, und die Beratungen nahmen infolgedessen viel Zeit in Anspruch. Heute gibt es in ganz Oesterreich bloß 26 700 organisierte deutsche Parteimitglieder, denn der Krieg hat in den Reihen viel Verwüstung angerichtet. Es wird im Frieden von Grund auf anzufangen sein. Die politische Organisierungsarbeit ist ja immer auf große Schwierigkeiten gestoßen. Gab es doch im Sommer 1914 nicht einmal ganz 100 000 zahlende, ihren Parteipflichten nachkommende deutsch-österreichische Genossen. Dabei bekannte sich bei den letzten Reichstagswahlen nahezu ein Drittel aller stimmberechtigten Volksangehörigen zur Sozialdemokratie, der 542 000 Stimmen und mehr als 40 Mandate zufielen. Oesterreich ist eben das Land der Mitläufer, der politisch unentschiedenen Mitbürger. Daraus erwächst viel Uebel. Ein Teil der Demagogie würde wegfallen, wenn man nicht die Schwankenden mit sich reißen müßte.

Auf dem diesmaligen Parteitage nahm die Auseinandersetzung zwischen der „Linken" und der „Rechten", zwischen den Zimmerwaldern und den übrigen Sozialdemokraten den ersten Platz ein. Die Opposition stellte zwar nur eine kleine Minderheit dar, aber sie ließ es an Regsamkeit nicht fehlen. Mit Hohn und Spott sprach man von den „Nationalsozialen" und den „Sozialpatrioten" im eigenen Lager, mit Geringschätzung von der Hingabe an die bescheidenen Alltagsarbeiten, mit Entrüstung geradezu über das Sichabfinden mit der grausamen Tatsache des Krieges. Friedrich Adler gilt den Unentwegten, die sich selbst als die würdigen Erben Karl Marx' hinstellen, als ein rührendes Vorbild. Nicht etwa wegen seiner Tat, wegen der Ermordung des Grafen Stürgkh, sondern wegen seiner Auffassung von den Pflichten der Partei und der Internationale! Es gibt Menschen, denen das gedruckte Wort heilig bleibt, auch wenn die Verhältnisse längst darüber hinweggegangen sind. Die Linke in der österreichischen Sozialdemokratie schwört noch auf die Beschlüsse der Kongresse von Stuttgart und Kopenhagen; sie wünscht, daß der Krieg dazu ausgenützt werde, den „Sturz der kapitalistischen Klassenherrschaft" zu beschleunigen. Der Theoretiker, der geistige Vorkämpfer dieser Richtung, ist heute in Oesterreich Max Adler, ein feiner philosophisch geschulter Denker und liebenswürdiger Mensch, aber das Gegenteil eines Realpolitikers. Ihm bedeutet das Endziel alles und die Bewegung nur soweit etwas, als sie in schnurgerader Richtung dem Zukunftsstaate zustrebt. Sozial betrachtet setzen sich die führenden Personen aus Parteimitgliedern zusammen, die abseits der Lohnkämpfe stehen, die von den kleinen Daseinssorgen nicht so unmittelbar berührt werden wie die Arbeiter. Sie rechnen weniger mit der Wirklichkeit als mit den ungetrübten Idealen. Von der Linken wurde eine lange Erklärung abgegeben, die im Wesen nichts anderes enthielt, als die alten Leitsätze der extremen Marxisten und die zur entschiedensten Ablehnung des kapitalistischen Staates und seine Erfordernisse ermahnte. Allein der Vorstoß fiel schwächer aus, als man angenommen hatte. Schließlich versicherten die Linken sowohl wie die Rechten, daß man die Partei nicht sprengen wolle, daß man gemeinsam zu kämpfen und zu siegen beabsichtige.

Dieser Ausgang ist für die deutsch-österreichische Sozialdemokratie kennzeichnend. Man lächelt sonst mitleidig über die braven bürgerlichen Ideologen, die dem Walten der Persönlichkeiten Bedeutung beimessen und die nicht bloß die wirtschaftlichen Triebkräfte als ausschlaggebend erachten. Gleichzeitig hängt man aber in rührender Liebe an Dr. Viktor Adler, dem anerkannten Führer seit Hainfeld, der sicherlich einer der gewiegtesten Diplomaten ist, die Europa aufweist. Er hat eine erprobte Art, Gegensätze zu versöhnen und durch seinen persönlichen Einfluß Spaltungen hintanzuhalten. Wenn die Meinungen am heftigsten gegeneinander platzen, steht Dr. Viktor Adler auf, um in einer klug berechneten Rede sowohl den einen als den anderen Liebenswürdiges und Unangenehmes zu sagen und schließlich festzustellen, daß eigentlich zwischen links und rechts gar kein so großer Unterschied sei und daß es nichts Vernünftigeres gebe, als schön hübsch bei der Stange zu bleiben. In der Regel unterbreitet er in solchen Fällen eine Entschließung, die zur goldenen Brücke wird. Mit Jubel nimmt man den Antrag an, und der Friede ist wieder eingezogen — bis zum nächsten Parteitage.

Unter dem Einflusse der Linken wurde im Wiener Arbeiterheim sehr eingehend über das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Regierungsgewalt verhandelt. In der letzten Zeit waren zweimal Schritte unternommen worden, um Dr. Karl Renner und ein andermal Dr. Viktor Adler zum Eintritte in Koalitionsministerien zu bewegen. Mit einigem Stolze wurde nun berichtet, daß man dieses „ehrenvolle" Ansinnen „mit Entschiedenheit und Klarheit" zurückgewiesen habe. Die Mehrzahl der Redner sprach sich auch nachdrücklich gegen den Gedanken aus, daß Sozialdemokraten an der Regierung eines Klassenstaates teilnehmen. Angehörige der Linken und der Rechten fanden sich merkwürdigerweise in dieser Auffassung, wobei die einen mehr aus alt-sozialdemokratischen und die anderen mehr aus alt-demokratischen Erwägungen handelten. Von einem Parteigenossen wurde sogar ein Antrag vorgelegt, nach dem der Beschluß gefaßt werden sollte: „a) einem österreichisch-deutschen Sozialdemokraten ist es unter keinen Umständen erlaubt, Minister zu werden; b) wenn es ein Genosse trotzdem tut, ist er unbedingt aus der Partei auszuschließen." Dieses harte Gebot erfuhr allerdings unter der Einwirkung der realpolitisch denkenden und ruhig überlegenden Führer eine erhebliche Abschwächung. Der Parteitag erklärte bloß „sein ausdrückliches Einverständnis mit der Ablehnung des Ministerpostens durch den Klub und Vorstand". So wurde zwar das, was geschehen, gutgeheißen, aber die Entschließungsfreiheit in der Zukunft nicht beschränkt.

Die österreichische Sozialdemokratie hat sich in ihren besten

Digitized by Google

Zeiten dadurch ausgezeichnet und vorteilhaft von anderen Gruppen abgehoben, daß sie mit Eifer im Gegenwartsstaate tätig war, daß sie nicht nur Kritik übte, sondern auch schöpferisch wirkte, und daß sie nicht allein den grauen Theorien nachhing, sondern vor allem Hand anlegte, wenn es Nützliches zu schaffen galt. Unter diesen Umständen muß die Scheu vor der Teilnahme an der Regierung, die Angst vor der Verantwortung besonders auffallen. Man braucht nicht erst ins Ausland zu blicken, um anderen Auffassungen und einer anderen Haltung zu begegnen. Der Tscheche Dr. Smeral, der allerdings ein weißer Rabe ist, hat als Sozialdemokrat ganz offen erklärt, daß seine Partei in ein Koalitionskabinett eintreten solle. Ja, die polnischen Sozialdemokraten haben dieser Tage sogar für das Budgetprovisorium gestimmt, also zu einer Zeit, in der die deutschen Genossen der linken Richtung den Satz: „Dem kapitalistischen Staate keinen Mann und keinen Groschen!" als höchstes Gebot aufstellten. Am auffallendsten ist der Widerspruch, der darin besteht, daß dieselben Personen, die daheim der Regierung ängstlich ausweichen, für die Demokratisierung Deutschlands schwärmen und dem parlamentarischen Regime im Deutschen Reiche das Wort reden. Warum sind sie ablehnend, wenn man sie selbst auffordert, in ein parlamentarisches Ministerium einzutreten? Durch die gelegentliche Teilnahme an der Regierungsgewalt würden die Ziele der großen Bewegung keineswegs verrückt werden, ebensowenig wie durch die Arbeit in den Gemeinden, im Volksernährungsamte usw. Man vereinigt sich, um ein bestimmtes Programm durchzuführen und nimmt voneinander Abschied, wenn die Aufgabe gelöst ist. Mancher österreichische Ministerpräsident, der eine freiheitliche, fortschrittliche Politik einschlagen wollte, mußte schwer darunter leiden, daß sich ihm die Sozialdemokraten versagten. Jede Regierung braucht Stimmen. Findet sie diese nicht bei den einen, so werden die anderen desto schwerere Bedingungen stellen. „Der Staat aber muß leben!" hat Dr. Ernest von Koerber einmal ausgerufen . . .

Neben den Erörterungen, die der Krieg mit seiner veränderten Wirtschaftsform ausgelöst hat, kam das Problem der politischen Demokratie und der nationalen Autonomie sehr eingehend zur Erörterung. Dr. Karl Renner erstattete den Bericht. Er war im gewissen Sinne der Vater des Brünner Nationalitätenprogramms, und er verteidigte diese Gedankenarbeit auch jetzt. Vor zwanzig Jahren, als man in der mährischen Hauptstadt beisammen saß, da stimmten die Sozialdemokraten von acht Nationen zu, da galt die nationale Autonomie allen als ein innigst zu wünschendes Ziel. Wie anders heute! Die deutsch-österreichische Gruppe hält jedoch an den Grundsätzen fest, die für Staat und Volk für die Nationen und für die Bürger sehr ersprießliche Einrichtungen verheißen. Aber während die einen eine Politik der Gerechtigkeit verkünden, trieben die anderen — die Tschechen, die Polen, die Südslawen — eine Politik des nationalen Imperialismus, der nationalen Expansion. Sehr deutlich ist der Unterschied im September zutage getreten, als die deutschen sudetenländischen Sozialdemokraten in Brünn mit aller Entschiedenheit gegen das tschechische Staatsideal der letzten Zeit Stellung genommen haben. Auch von Stockholm war die Rede. Dr. Viktor Adler, der als kranker Mann zu den Beratungen geeilt war, hielt in seinem Berichte den Glauben aufrecht, daß die Bemühungen des Proletariats noch Früchte bringen werden. „Arbeit, Arbeit für den Frieden, und damit Arbeit für die Freiheit!" lautete seine Losung. Durch den Parteitag lief gleich einem roten Faden eine starke Sehnsucht nach dem Frieden, nach der Wiederkehr geordneter Verhältnisse, die hoffentlich zu Zuständen einer höheren Ordnung führen werden.

In dem Beschlusse des Parteitages verdient der Satz Beachtung, daß „insbesondere Serbien, Rumänien und Belgien wiederherzustellen seien, ohne daß diese Staaten oder das unabhängige Polen, in irgendwelcher wirtschaftlichen oder militärischen Abhängigkeit erhalten werden" sollen. Das Wort Abhängigkeit ist vielleicht mit Absicht gewählt. Wie aber stünde es mit Vereinbarungen? Allgemein gehaltene Formen führen nicht weit. Man kommt zwar so um Klippen, wie etwa Mazedonien, leicht herum, doch praktisch wird wenig erreicht. Nur die Allgemeinheit der Leitsätze brachte es mit sich, daß man der eindeutigen Stellung zu Mitteleuropa auszuweichen vermochte. Vogel Strauß überwindet aber die Umgebung nicht, wenn er seinen Kopf in den Sand steckt. Die Sozialdemokraten können die Wirklichkeit und ihre Notwendigkeiten zwar übersehen, doch damit nicht aus der Welt schaffen. Allerdings gibt es in der deutsch-österreichischen Gruppe sowohl Anhänger, als Gegner des mitteleuropäischen Zusammenschlusses. Ein Parteitag soll nun eine Kraftprobe möglich machen, Klarheit und Klärung tut eben in allem not. Die Verständigung der Geister ist nicht nur dort am Platze, wo man es gerade für bequem und zweckmäßig hält, sondern überall . . .

Engel / Eine neue Form der Geburtsurkunde?

„Ein Pergament, beschrieben und bepräget,
Ist ein Gespenst, vor dem sich alle scheuen!"
Goethe, „Faust".

Der Krieg hat uns gelehrt, daß nur ein kräftiges, kinderreiches Volk die großen Menschenverluste wieder ausgleichen kann, die wir jetzt so schmerzlich beklagen, und daß nur die Vermehrung unserer Volkskraft, nicht zwischenstaatliche Verträge die Machtquelle für unsere zukünftige Sicherheit sind. Unser Geburtenüberschuß ist zwar trotz der gesunkenen Geburtenziffer immer noch reichlich, ja größer als in den achtziger Jahren; er betrug z. B. 1878 nur 556 000 Köpfe, hingegen 1912: 830 000 Köpfe. Die Geburtenziffer ist aber in den letzten Jahren vor dem Kriege so erheblich gesunken, daß ernstes Nachdenken angezeigt erscheint. Der Reichstag hat mit Recht vor Beginn seiner letzten Sommerferien einen besonderen 28gliedrigen Ausschuß für Bevölkerungspolitik eingesetzt, der seinerseits wieder einen Unterausschuß mit den Vorarbeiten beauftragte. Diese Vorarbeiten umfassen außer der Ueberwachung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten insbesondere den Schutz für Mutter und Kind, die Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, die Schaffung von Eheerleichterungen und die steuerliche Entlastung sowie staatliche Unterstützung kinderreicher Familien und schließlich die Förderung von Siedlungsbestrebungen in Land und Stadt.

Auch die hier aufgeworfene Frage der Schaffung einer neuen Form der Geburtsurkunde gehört in das große Kapitel Bevölkerungspolitik und findet hoffentlich im Reichstagsausschuß und bei der Reichsregierung wohlwollende Beachtung.

In Deutschland werden jährlich 200 000 Kinder von ledigen Müttern geboren. Wir sind bei unserer Volkserneuerung auf diesen Volkszuwachs durch außereheliche Geburt bereits erheblich angewiesen; denn selbst mit ihm erreichen wir noch nicht die für eine Ehe notwendige Geburtenzahl von durchschnittlich 3,5 Kindern.

Der Krieg zwingt uns, ob wir wollen oder nicht, diesem Volkszuwachs gesteigerte Beachtung und insbesondere liebevollere und pfleglichere Behandlung zu schenken. Ueberall regt sich deshalb jetzt auch eine starke Liebestätigkeit für die ledigen Mütter. Die Fürsorge für die schuldlosen Kinder wird immer mehr als ernste soziale Pflicht und Aufgabe anerkannt. Der Reichstag hat bei Kriegsausbruch den unehelichen Kindern die gleichen Unterstützungen wie den ehelichen Kindern zugebilligt, wenn die Unterhaltspflicht des außerehelichen, zum Heeresdienst einberufenen Erzeugers feststeht, und er wird später sicherlich auch, vielleicht mit geringen Abschwächungen, die Uebertragung dieses sozialpolitisch zutreffenden Grundsatzes auf die Hinterbliebenenversorgung aussprechen. Der Kaiser selbst hat seine Weihnachtsgabe von 10 000 Mark an den Berliner Kinderrettungsverein mit den herzlichsten Wünschen „für eine Besserung der Lage der unehelichen Kinder" begleitet.

Die vorehelichen und unehelichen Kinder tragen heute in ihrer Geburtsurkunde eine sie während ihres ganzen Lebens wirtschaftlich und seelisch schwer gefährdende Kennzeichnung, die ihnen in den entscheidendsten Lebensabschnitten wie Einschulung, Militärzeit, Eheschließung, Anstellung im Staatsdienst usw. oft geradezu zum Verhängnis wird. Dem Staate genügt nicht die

Digitized by Google

nachfolgende Eheschließung der Eltern oder die vernichtete Jugend der ledigen Mutter als Sühne; er läßt immer noch die alttestamentliche Drohung: „Ich will die Sünden der Eltern heimsuchen bis in das dritte und vierte Geschlecht!" über das Wort der Liebe siegen: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf!"

Vor 12 Jahren war ein bescheidener Teilerfolg erzielt. Ein preußischer Ministerialerlaß vom 24. Februar 1905 ermächtigte die Standesbeamten bei vorehelichen Kindern zur Ausfertigung eines abgekürzten Geburtsscheins nach einem näher bezeichneten Formular, in dem lediglich Vor- und Zuname des Kindes, Geburtstag und -ort, Vor- und Zuname sowie der Stand der Eltern vorgesehen sind. Ob der beabsichtigte Zweck, den vorehelichen Kindern vor der Erlangung der körperlichen und geistigen Reife die voreheliche Geburt zu verschweigen, damit wirklich erreicht worden ist, erscheint außerordentlich zweifelhaft; denn jeder, der mit dem abgekürzten Geburtsschein zu tun hat, kennt seine Bedeutung. Ein ergänzender Ministerialerlaß vom 26. Juli 1905 untersagte sogar für den Regelfall die Benutzung des kurzen Geburtsscheins für die Eheschließung ausdrücklich.

Obwohl im Frühjahr 1909 der Vertreter der verbündeten Regierungen, Geheimer Oberregierungsrat Degg im Petitionsausschuß des Reichstags erklärt hatte, „daß ein die Bestrebungen auf diesem Gebiet befriedigender Zustand in naher Zeit zu erwarten sei", ist seit dem Ministerialerlaß von 1905, dem alle deutschen Bundesstaaten folgten, nichts mehr geschehen. Das Pergament der die Vorehelichkeit verratenden Geburtsurkunde gilt also für die vorehelichen Kinder weiter bei jeder Meldung zu Hochschulen, zu bürgerlichen und militärischen Aemtern, bei Eheschließungen, bei allen familienrechtlichen und Scheidungsklagen usw.

Viele Väter haben bei Kriegsausbruch durch ihre Ehe mit der ledigen Mutter über mannigfache Schwierigkeiten hinweg ihre Schuld gesühnt. Das beweisen uns die erheblich gestiegenen Zahlen über Legitimierungen, die für 1914 in den Großstädten oft bis zu 45 v. H. der in diesem Jahr überhaupt geborenen unehelichen Kinder anwachsen. Manchen von diesen Vätern deckt im Feindesland bereits der kühle Rasen. Hat der Staat diesen Vätern gegenüber nicht die einfache Pflicht, von ihren Kindern den Makel der unehelichen Geburt zu nehmen?

In der Reichstagssitzung vom 3. Oktober 1916 erklärte Ministerialdirektor Delbrück vom Reichsjustizamt, daß die kurzen Geburtsscheine für voreheliche Kinder sich bewährt haben, und der Reichskanzler bereit sei, „in Erwägungen darüber einzutreten, ob ihre Anwendung auf weitere Gebiete ausgedehnt werden kann"; er erwartet indes von der „Zulassung entsprechender abgekürzter Bescheinigungen für die unehelichen Kinder nicht den gleichen Erfolg". Dieses so viele Hoffnungen zerstörende und ohne jede nähere Begründung abgegebene Urteil darf nicht das letzte Wort der Reichsregierung sein.

Eine befriedigende Regelung des heutigen unbefriedigenden Zustandes ist durch die Umgestaltung des bisherigen kurzen Geburtsscheins möglich. Es ist das Ei des Kolumbus. Man streiche in dem kurzen Geburtsschein die Erwähnung der Eltern und ledigen Mütter sowie ihren Berufsstand als überflüssig und gebe ihm Geltung für alle Kinder ohne Ausnahme und alle Rechtsverhältnisse mit der Einschränkung, daß nur auf besonderen Antrag der Beteiligten oder im Staatsinteresse die wörtliche Abschrift der Geburtsurkunde erteilt werden darf. Damit würde sich eine in der Rechtsgeschichte oft beobachtete Erscheinung wiederholen, daß der Ausnahmefall später die Regel wird. Es sei in diesem Zusammenhang an das aus dem kanonischen Recht übernommene Zinsverbot erinnert und die Zulässigkeit des Zinsennehmens nur für Juden als Volksfremde sowie an die ausschließende Gültigkeit der kirchlichen Eheschließung und bis auf die Mischehen, die vor dem Richter erfolgten. In beiden Fällen hat der Fortschritt die Ausnahme zur Regel erhoben. Warum sollte es hier nicht auch möglich sein! Damit wären alle Schwierigkeiten behoben und ein alle befriedigender Rechtszustand geschaffen.

Bedauerlich ist, daß sich an der Lösung dieser Frage trotz der gelegentlichen Anteilnahme von Vertretern aller Parteien bisher rege nur theologische und Schulkreise beteiligt haben. Die sozialdemokratische Partei hat parlamentarisch bisher in dieser Frage führend überhaupt nicht mitgearbeitet, obwohl doch bei unserer Wirtschaftsordnung die dem Erwerbe nachgehenden Töchter des Arbeiter- und kleinen Mittelstandes wegen ihres geringen Schutzes und ihrer besonderen sittlichen Gefährdung vornehmlich die ledigen Mütter stellen. Bei starker und anhaltender parlamentarischer Betonung wäre bei dieser unpolitischen Frage sicherlich eine Lösung gefunden worden.

Trotz der starken Sterblichkeit der unehelichen Kinder, die von den ledigen Müttern am liebsten unmittelbar nach der Geburt wie abgetragene Kleider fortgeschenkt werden, gibt es im Deutschen Reich an drei Millionen Uneheliche einschließlich der Vorehelichen. Dieser großen Volkszahl bringt der Staat mit der Erhebung des abgekürzten Geburtsscheins zur allgemeinen Geburtsurkunde kein materielles Opfer, sondern nur einen Verzicht auf einen alten Zopf; er räumt einen Rest mittelalterlicher Folter fort und haucht dem Schemenwort des Reichskanzlers vom 29. September 1916 „freie Bahn für alle Tüchtigen!" ein kleinwenig Blut ein.

Paul Schubring / Alexander

J. G. Droysens Geschichte Alexanders d. Gr., die im Jahr 1833 zuerst erschien und nun in sechster Auflage zu billigem Preise vorliegt, erregt auch heute noch, 84 Jahre nach ihrer Niederschrift, den Geist ihrer Leser mit tiefster Leidenschaft. Sven Hedin hat recht, wenn er im Vorwort zu der neuen Auflage sagt: „In Hindenburgs Vaterland, in diesem Deutschland, das mit unsterblichem Ruhm seinen Kampf fast gegen die ganze übrige Welt auskämpft, wird Makedoniens König, Asiens Eroberer zahlreichere Freunde und Bewunderer finden, als jemals zuvor." Denn auch bei Alexander hat sich in einziger Weise das Wort erhärtet: Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Sein Unternehmen, Asien zu erobern, schien tollkühn, unmöglich; in der Ausdehnung, in der sein Zug schließlich bis nach Indien vordrang, ist es ja auch ursprünglich nicht gedacht gewesen. Erst der Tod des Darius, die Empörung des Bessus machte ein immer weiteres Vordringen nach Ost und Nord nötig. Am Hyphasis, als er das weite Indien vor sich liegen sieht, wollte Alexander noch weiter vordringen; der Trotz seiner Makedonen zwang dann den Ungestümen zur Umkehr.

Seit Droysens Darstellung sind andere Bücher über Alexander erschienen — ich nenne nur Ed. Meyer und Jul. Beloch — die in Alexander nicht den alleinigen spiritus rector des großen Zuges, nicht den Held schlechthin sehen, wie es Droysen tut. In der Tat scheint ein Generalstab, der sich aus Alexanders Leibwächtern (Somatophylaken) zusammensetzte, die entscheidenden Entschlüsse, nicht nur im technischen Sinne gefaßt zu haben. Aber die Persönlichkeit des Königs, seine Allgegenwart nicht nur im Lager, sondern auch im Kampf, sein Platz an der Spitze der Reiterei, sein Zuruf und Blick, die kühn gesuchte Gefahr und die willige Entbehrung in Hunger, Kälte und Durst — dies alles band Führer und Truppen, Befehlenden und Gehorchende so eng, so leidenschaftlich, so freudig zusammen, daß in dem zehnjährigen Krieg äußerst selten ein Murren, ein Aufbegehren gespürt wird. Selbst die entsetzlichen Leiden in der Wüste von Geodrozea, wo fast ¾ des Heeres den Strapazen erliegt, werden willig getragen; um so ergreifender ist dann das Wiedersehn mit der Flotte unter Nearchos, das die Erlösung bringt.

Die Unwiderstehlichkeit, mit der dieser Feldherr Alexander Städte, Heere, Ströme, Elefanten, Statthalter, Provinzen, Völkerschaften und Königreiche bezwingt, scheint oft unglaublich; da aber jede neue Ausgrabung, jeder Münzfund die Angaben des Kallisthenes, des Dorian, des Plutarch u. a. bestätigt, ist an den Tatsachen nicht zu zweifeln, wenn auch Umrechnungen der Zahlen der Streiter in Delbrücks Sinn vorgenommen werden müssen. Das Prinzip Alexanders, nachdem er den Hellespont überschritten und sich dadurch von der Basis des Mutterlandes losgelöst hatte, war das:

zuerst die kleine asiatische Küste, die Syriens und Aegyptens sich zu sichern, dann landeinwärts gegen Euphrat und Tigris vorzustoßen, um hier den persischen Großkönig in der Entscheidungsschlacht (bei Gangamela) zu stellen. Schon dieser Zug, von Pella in Makedonien bis Tarsos, dann zur Oase des Jupiter Ammon in Aegypten und nach Memphis, schließlich über Damaskus bis Babylon, erscheint auch uns Heutigen, die wir mit Eisenbahnkilometern von Charleville bis Focsani rechnen, phantastisch groß. Nun aber schließt sich daran der Zug nach dem Nordosten des persischen Reiches, nach Baktrien und Sogdiana bis an den Taxartes, von dort südlich des Hindukusch zum Indus und Hyphasis, dann die Fahrt auf dem Indus herab bis zum Ozean, wo sich zuerst der Ahnung der Wasserweg zum Persischen Golf erschließt. Es folgt die tragische Durchquerung Belutschistans, die Rückkehr nach Penepolis, Susa und Babylon — eben will der König mit einem neuen, verjüngten Heer wieder nach Ekbahana aufbrechen, da rafft den erst 33jährigen Fürsten ein jäher Tod hinweg. Während Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Krieg bekannte: dieser Krieg hat mich zum Greis gemacht, war Alexander nach einem zehnjährigen, ungleich strapaziöseren Krieg elastisch genug, sofort wieder nach Osten vorzustoßen. Ist es da ein Wunder, daß dieser Unvergleichliche wie ein Gott verehrt wurde, nicht nur im kultischen, sondern auch moralischen Sinn? Daß sein Wort Befehl und Verheißung war, sein Beispiel das Unmögliche möglich machte?

Woher nahm der 20jährige Jüngling die Kraft, auf das Leben des Genusses, dem sein Vater Philippus gefröhnt hatte, zu verzichten und sich ganz als Enkel des Achill zu fühlen? Er dankte frühe Leitung und Warnung dem großen Philosophen, dem Philippus seine Erziehung anvertraute und dem er, als er ihn um seine Pädagogie bat, schrieb: „nicht das macht mich glücklich, daß mir ein Sohn geboren wurde, sondern daß er geboren wurde zu der Zeit, da du lebst.“ In der Tat ist das Band, das Alexander und Aristoteles bis ans Lebensende des Lehrers gefesselt hat, von einzigartigem Segen gewesen. Das ganze Mittelalter hat in Aristoteles den weisesten Griechen schlechthin verehrt, und erst der Renaissance gelang es, die Plastik eines Plato neben der Dialektik des Aristoteles neu zu würdigen. Alexander lernte schon mit junger Seele den Genuß verachten, den Ruhm echten Heldenlebens über alles zu stellen und in der Tat den echtesten Freund des Mannes zu sehen. Inmitten alles asiatischen Pompes, den er der Perser wegen dulden mußte, findet sich bei ihm keine Haremswirtschaft, dagegen verehrte er in seiner Mutter Olympia die Seherin und Finderin dunkler Gewalten, und dem Unerforschlichen der Wahrsagung seiner Seher blieb er bis zu seinem Tod in scheuer Verehrung ergeben. Ja, er glaubte bei seinem Tode, diesen selbst dadurch verschuldet zu haben, daß er entgegen dem Rat der Priester nicht von West, sondern von Ost in Babylon eingezogen war. Aus all dem spricht so viel Ehrfurcht, Hingabe an das Ueberzeitliche, Unermeßliche, das ihm auf den langen Ritten durch die unermeßlichen Steppen Mediens, unter dem Sternenhimmel Indiens und auf den Fahrten am Ozean tief in die Seele gedrungen ist — dieser Ehrfurcht dankte er es, daß er ohne Ueberhebung bei allem Selbstbewußtsein blieb und sich als den Ordner und Träger eines höheren Willens empfand, der das hellenische Licht bis tief in das asiatische Dunkel hereinzutragen hatte.

Aber die Ermordung des Kleitus, des Parmenida? Man denke sich, Moltke wäre 1871 hingerichtet worden! Diese Dinge sind nicht mit modernen Maßstäben zu messen. Es handelt sich nicht um eine Weinlaune, sondern um tiefe Gegensätze, die bei einer uns überraschenden Gelegenheit ausbrachen. Wie tief Alexander dachte, wie er Treue bis zum Grabe halten konnte, bewies sein Verhältnis zu Hephaistion, das mit der Freundschaft Achills zu Patroklus verglichen werden kann. Der Katafalk, den er diesem seinem Liebling auf Babylons Mauern errichtete, war noch nicht ausgeglüht, als er selber das Leben lassen mußte. Neben den Zügen der Unbeherrschtheit und Willkür stehen viel mehr Bezeugungen der Zucht und Selbstverleugnung, vor allem auch des Großmuts und der Duldsamkeit, auch des Verständnisses für fremde Art bis zu den indischen Asketen herab.

Wir haben durch den Krieg gelernt, über die Grenzen der Heimat herüberzublicken und in Europa nicht den einzigen Schauplatz der Taten unserer Truppen zu sehen. Aber es fehlt noch viel von dem Mut zu einer festen Einstellung auf die Ferne. Unseren lieben Soldaten werden, wenn sie Droysens Buch lesen, manche Schlachtberichte wie die Schilderungen ihrer eigenen Kämpfe klingen, auch wenn von Sensenwagen und nicht von Tanks, von Elefanten und nicht von Flammenwerfern die Rede ist. Die Märsche Alexanders sind die Märsche der heutigen Kriege mit all ihrer Länge, Müdigkeit, mit ihrem Staub, ihrem Durst, ihrer Kälte. Und auch die Ausdauer ist hier und dort die gleiche. Nur ein Unterschied ist deutlich: Alexander zog nach Asien, um ein Weltreich zu erobern, wir ziehen nach Osten und Westen, um unser geliebtes Vaterland gegen eine Welt von Angreifern zu verteidigen.

Fritz Butz / Die ferne nahe Heimat

(Ein Brief aus dem Graben.)

Ein Dichter schrieb uns einmal einen Heimatbrief, den wir eifrig lasen, besprachen und begutachteten. Darin stand der merkwürdige Satz: beim Anblick eines Stücks Gartenzaun, beim Geruch irgendeiner Blume, beim Kosten eines bestimmten Geschmacks könne uns mit einemmal wie mit Zaubergewalt das Bild der Heimat vor die Seele treten, so deutlich, wie es durch kein Nachdenken, kein Sehnen und kein Grübeln hervorgebracht werde.

Wir haben allerlei Dummes und Kluges über diese eigentümliche Behauptung geredet, denn wir wollten wissen, wie es um unser Heimatgefühl bestellt sei, und als wir nach einigen Wochen mit dem Unsinn, der im Schützengraben in allen Gesprächen hoch obenan steht, so ziemlich fertig waren, kamen auch andere Leute zu Wort, besinnliche Tatsachenmenschen, denen die Gefühlswerte unterm Druck der Alltage noch nicht zerquetscht waren.

Einer sagte: Heimat! . . . ich war ein kleiner Bub von drei Jahren, da ließ mich einmal mein älterer Bruder eine Pistole losknallen; da dacht ich mir, das merkst du dir immer. Mein Vater sagte mir später, daß wir wenige Wochen später jenen Ort verlassen hätten, wo ich diesen seltsamen Gelöbnisspruch tat. Und ich weiß davon nichts mehr als jenen Augenblick, aber auch die ganze Umgebung . . . das Straßenpflaster, darauf ich stand, das Schaufenster des Spielzeugladens, vor dem ich geschossen hatte; ich weiß, daß es mit einer eisernen Stange umfaßt war, wahrscheinlich, damit es die neugierigen Kinder nicht hineindrücken sollten. Die Straße des Marktplatzes jenes Städtleins seh ich noch vor mir, die Häuser, in der Ladentür die Frau, die uns zusah ... ich atme noch den Hauch des Sonnenmorgens, der das kindliche Spiel umzückte, und das ganze Gefühl namenloser Glückserfüllung ist noch heute in mir lebendig wie in jener ersten wachen Kindermorgenstunde. Und jedes Bild eines kleinstädtischen Marktplatzes, das ich in einem Buche finde oder an einer Wand hängen sehe, jede Knabenpistole, deren ich ansichtig werde oder nur der „Plättchen“ dazu, ja alles, was nur entfernt Aehnlichkeit mit dem Gesicht jenes Erlebnisses hat, bringt mir dieses und seinen ganzen Inhalt zurück. Ich bin nie mehr in das deutsche Städtchen gekommen; ich ging mit den Eltern in die Schweiz, wo ich immer war, bis ich 1914 bei der Mobilmachung zum erstenmal wieder deutschen Boden betrat. Nach dem Krieg, wenn ich noch lebe, wandere ich sogleich wieder meinen Schweizer Bergen zu; das Städtchen aber, darin ich geboren bin, und wo mir zum erstenmal hell wurde, daß man etwas festhalten müsse, damit es der Strom des Lebens nicht von dannen führe ins tote Meer des Vergessens hinab ... das Städtchen muß ich zuvor noch sehen. —

So dieser.

Sagte ein anderer:

Mein Großvater hatte ein Haus; das stand still auf der Höhe; oben im Dorf im Garten am Walde. Die Stuben waren geweißt, der Boden immer blankgefegt; an der Wand übereck zwischen zwei Fenstern ging eine Bank, vor einem der Fenster stand eine hohe, finstere Tanne, vom anderen sah man auf das

Digitized by Google

lieblichste Wiesental. In der Stube war es immer sonntäglich; nichts Trübes duldete sie. Wie in einer Kapelle war's drinnen, feierlich-schweigend und doch in dringendem Mahnen hohe Gedanken weckend, tiefe, reine ... wenn ich von der deutschen Heimat reden hörte, fiel mir immer die Stube hoch am Berge ein. —

So der andere.

Haus und Hof hab ich, sagte der dritte; die Väter haben's schon gehabt; bei mir ist's nicht weniger geworden und der Boden nicht schlechter; Weib und Kinder hab ich, die sich abrackern und doch nichts Rechtes fertigbringen. Dahin denk ich Tag und Nacht, dorthin gehör ich, zu meinen Leuten, meiner Arbeit — ha! richtige Arbeit, nicht Grabenputzen, Schippen und Leutverschießen ... dort gehör' ich hin, da bin ich ein Kerl und hab' Freud am Leben trotz aller Schinderei. Das versteh' ich unter Heimat.

Und ein Städter sagte: „Gewiß, wo man was besitzt, etwas ist oder gilt, wo die eigene Art am besten gedeihen kann, da ist die Heimat. Einst suchte ich sie von Stadt zu Stadt im Rausch der Geselligkeit, im Genuß, im Jagen nach Geld, nach besseren Stellen, doch nie hat's ganz geklappt; immer suchte ich mich weiter emporzuschaffen, und wurde nur unruhiger dabei. Das Herz war nirgends verankert, hatte keinen Ruhepunkt, keine Heimat, denn der Materialismus ist nur eine öde Ansichtssache, eine Erklärung äußerer Ursachen; keine Idee, keine Religion liegt darin, nichts Lebendiges, Entwicklungsfähiges, Göttliches. Im Streben vom Natürlichen, Kindlichen zum Geistigen, Gütigen liegt die Heimat der Seele, dort auf jenem dunklen Wege, der weit vor dem Geborenwerden schon über unser Leben hinführte und darüber hinaus fortgeht in die Ewigkeit des Unvergänglichen, wo man nicht mehr sich selber lebt, sondern den anderen.

Wie hier im Graben, warf da ein vierter ein, wo alles ein Zusammengehöriges ist, ein Ganzes, jeder sich selber vergißt, sich selber aufopfert, sein Leben gibt, dem anderen zu helfen. —

Und so wäre uns denn der Graben, den wir so schwer ertragen, die neue Heimat geworden, die bessere, die kein Mensch uns rauben kann, kein Sterben, kein Weggehen, die immer in uns sein wird und wir in ihr, auch wenn wir einmal in die Gefilde des Friedens wieder zurückgetreten sein werden, denn wir haben darin die neue Idee gefunden, die neue Religion, die Absage an Mammon, Eigensucht, Genußjagd, die Verwandlung des räuberischen Ich in das beistehende Ich-Du, in das starke lichtvolle opferbereite Wir. Das Aufgehen des einzelnen im Volk, das Zusammenfassen aller Kräfte im Staat. Die Beschränkung der eigenen Ziele einzig auf die Vollendung der Persönlichkeit zum Dienst für die Allgemeinheit.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sprach da ein letzter, oder vielmehr: liebe dich selbst nicht mehr als deinen Nächsten. Ist das nicht das alte Nazarener-Ideal? Und ist trotz seiner die Welt nicht den verkehrten Weg gegangen, den vom Nächsten weg, nicht zu ihm hin? Den Weg der Raffsucht, der Uebervorteilung, Verdrängung des anderen, der, ins Volks- und Staatsleben ausgemessen, letzten Endes den Krieg verursacht?

Wir Brüder im Grauen sprechen oftmals so, wenn uns die ferne Heimat im Geiste nahetritt, und manch einer fragt: wie wird es werden, wenn wir einmal heimkehren dürfen? Und mancher verzweifelt an einer Besserung aus Erfahrung, daß das Tier Mensch sich immer gleichbleibt — andere aber rufen leuchtenden Blickes: Schande über uns, wenn wir das neue Reich des guten Geistes nicht zu gründen vermögen, wo jeder schaffen soll an sich für das Gesamte, jeder sein Lebensglück nur im Aufstieg aller zu ertragen vermag.

Dazu wollen wir einander helfen, die rechte Heimat uns aufzurichten, die jetzt noch ferne liegt, die wir aber vom Kampffeld aus sehen als letzte Erfüllung unserer Wünsche ans Leben, so fernliegend, wenn wir die Hände in den Schoß legen, und so nahe, wenn wir uns beistehen, wie seither unter Befehl, so später in der Freiheit.

Eduard Lachmann / Rumänische Streife

Der letzte Aufbruch.

Dreimal war der Anlauf zum Sprung aus der gesicherten Ruhe des mehrmonatigen Schützengrabenlebens in die ungebundene Freiheit der Bewegung, des Reiterkampfes. Zweimal schon hatte mit Bahnfahrt ins Ungewisse und in große Hoffnungen hinein neuer Stellungskampf abgewechselt. Und da der Winter nahe war und beim zweiten Male alle Anzeichen des Seßhaftwerdens im Ausbau des Grabens und des Unterkunftortes immer sichtbarer wurden, waren allmählich die großen Hoffnungen klein und kleiner geworden, bis man sie schließlich ganz begrub, fürs nächste Jahr, bis man sich einrichtete, zum soundso vielten Male, und sich abfand mit der höheren Bestimmung.

Da — Hubertus mit der roten Pracht des gilbenden Laubes und den Gluten des Sonnenuntergangs hinter den Stoppelfeldern, mit Jagd und Springen, den vermeintlich letzten hohen Zeiten der Reiter im schwindenden Jahre, war vorüber — da kam der entscheidende Ruf. Ein kleiner Befehl, wie üblich, wie jeder andere, kam er am Abend in die Dorfstuben und hinaus in den Graben, ein paar nur und doch so inhaltsreiche Worte: In zwei Tagen marschbereit. Nun gab es keinen Zweifel mehr, wohin die Fahrt gehe. Das eine große ersehnte Ziel mußte es sein, das da unten irgendwo hinter Bergen lockte und an dessen Rande schon die Sturmzeichen aufzuckten. Zum dritten Male und sozusagen mit dreifachem Eifer wurde alles Ausgepackte und Ausgebreitete wieder zusammengerafft, gesichtet, verpackt, verstaut, aufgeladen, rascher als je lief das verwickelte, vielzahnige Getriebe des Ablösens und Verladens ab, und zur festgesetzten Stunde war alles, Menschen, Pferde und Fahrzeuge, ordnungsmäßig untergebracht auf den rollenden Wagen.

Ein strahlender Tag, einer der letzten dieses bewegten Herbstes. Von den Bergen links spannt sich der klare, blaue Himmel in hohem Bogen zu der Ebene hinüber, sich wie ein großes Tor wölbend, besteckt mit Fahnen und Wimpeln der Hoffnung und Erwartung, durch das in rascher Fahrt der Zug die Reiter der neuen Aufgabe entgegenführt.

Frühe Abenddämmerung, Nacht, Morgengrauen. Das Kommen und Gehen des Lichts ist der einzige Schnitt, der die lange, immer gleiche Fahrt regelmäßig teilt. Es gibt keinen Fahrplan, kein genaues Teilziel mit bestimmten An- und Abfahrtzeiten. Man wird gleichgültig gegen die ständige Veränderung, und die Gewohnheit ist schon so stark, daß man es gar nicht mehr empfindet, wie jede Stunde über viele Kilometer hinwegträgt, an tausend Schicksalen, Städten, Dörfern, Menschen vorbei, immer neue angreifend und sofort hinter sich lassend. Und gerade dieser Schienenstrang, der durch die Schlachtenebene und hinauf in die oft umkämpften Berge führt, ist schicksalsträchtig wie selten einer. Oefter als irgend welcher andere hat er in diesem Kriege den Herrn gewechselt, bald dem einen, bald dem anderen mit der gleichen sachlichen Treue dienend. Und der Lohn für diese Treue war es, daß man ihn zerstörte und unbrauchbar machte, als die Tage des jeweiligen Herrn gezählt waren, bis dann wieder der andere kam und ihn aufbaute, um ihn in umgekehrter Richtung zu benutzen.

In regelmäßigen Abständen mehrerer Stunden hält der Zug. In Schuppen, in denen die Kochtöpfe unter offenem Feuer stehen, werden die Menschen verpflegt, man tränkt die Pferde, die aus den Loren wiehern. Es ist früh am Morgen. Gestern noch durch Flachland, hat uns die Nacht in die Berge

Digitized by Google

getrieben, hoch recken sie sich zu beiden Seiten, alles liegt in ein fahles Graugrün des Wintermorgens gehüllt, und auf den Bergspitzen gleißt das erste Licht.

Höher hinauf geht der Weg. An Schluchten und stürzenden Wassern vorbei, man merkt deutlich, wie die Lokomotiven sich abmühen, prusten, ziehen, ziehen, um die letzte Steigung zu nehmen, und wie es dann, fast plötzlich, mit erleichterter Kraft schneller talwärts geht. Wieder wird eine Grenze überschritten, die Berge werden zu Hügeln, die Täler verbreitern sich, man kommt in die neue Ebene, und gleichmäßig wird die Fahrt.

Tage währt es, Wälder stehen fern am Rande des Himmels, weiße Gutshöfe und die einzelnen, sich nicht zu Dörfern ballenden, bäuerlichen Anwesen sind rings verstreut in die weiten, wohlbestellten Felder. Dann kommen Landstädte und selten auch Fabriken, von Minute zu Minute wechselt das Bild und ist doch immer gleich. Wie Habichte oder Falken aber ziehen die schwarzen Züge, einer hinter dem anderen ununterbrochen nach Süden, unaufhaltsam durch Tag und Nacht, irgendwo stauen sie sich, da gibt es einen Halt für die letzten, aber kaum ist auf der nächsten Station der Vorzug durch, da klappert der Telegraph, die Halteſignale drehen sich, die Züge fahren weiter mit doppelter Kraft, wie beschwingt und sicher zum Stoß.

Und wiederum steigen Berge auf, ferne im Süden mit Schneekränzen, näher kommen sie, schon sind die Vorberge erklommen, Täler öffnen sich nach den Seiten, die Fahrt verlangsamt sich, Serpentinen beginnen sich höher und höher zu schrauben, aus dem ersten Wagen sieht man in enger Schleife den langen Zug gewunden wie eine Schnecke, eine große deutsche Stadt wird erreicht, Ausladen heißt es, und wenig später ist die Schwadron zu Pferde auf dem ansteigenden Wege zum vielgenannten Paß.

Der Paß.

Man erinnere sich der Schultafeln, die geographische Begriffe anschaulich machen wollten. Den eines Hafens etwa. Da war alles, was dazu gehört, aus Phantasie und Erfahrung lückenlos und vollständig zusammengetragen. Die Deltamündung des Flusses, das Becken, eine Rehrung, die Außenreede, Wellenbrecher, Molen, Schiffe, Dampfkräne, Verladevorrichtungen und alles Erdenkliche sonst. Man erinnere sich. Hier nun hat Natur sich restlos bemüht, das Anschauungsmaterial für einen Paß zusammenzustellen. Da sind zunächst die hohen, steilen Berge, jetzt im Winter bis weit herab mit Schnee bedeckt, da ist die breite gutgepflegte Straße mit Steinwällen, Böschungen, Geländern, in klug erdachten Windungen über Brücken und Rampen an den Bergwänden hinführend, die engen Seitentäler und scharfen Schluchten überschneidend, durch die zu anderen Zeiten das Schneewasser sich zu Tal stürzen mag. Jetzt sind sie leer, nur steiniges Gerölle. Da ist der Fluß selbst, der in aller Munde ist, daheim und hier draußen. Geradenwegs fließt er nach Süden, einen mächtigen Querschnitt durchs Gebirge und das ganze Land legend. In jahrtausendelanger Arbeit hat er sich den Weg durch die Berge genagt, das breite Bett gegraben, dem wir heute, es mit der Straße hin und wieder kreuzend, dankbar folgen. Viel weiter unten im Lande müssen die Wasser, die hier tiefgrün schäumen, zurzeit noch die Heere trennen. Da ist endlich auch die Bahn, die Dritte im Bunde, mit Tunnelbauten, Brücken, Telegraphen-, Signalstangen, Stationsgebäuden, Streckenwärterhäuschen, Weichen und Rampen. Wenn je das Wortbild der Verkehrsader am Platze ist, so hier. Und wie in friedlichen Zeiten Handel und Verkehr, so führt jetzt der Paß den Krieg und alles, was ihn darstellt, Menschen und vielfältigstes Material in mächtigen, regelmäßig pulsenden Schlägen in das Land hinein, brausend und vorwärtstreibend dem Herzen entgegen, das irgendwo unten in der Ebene für das ganze Land schlägt und das das erstrebte Ziel ist. Kaum waren die Schranken eben in den Bergen mit Gewalt erbrochen, als auch alles mit ungestümer Wucht durch die engen Schleusen strömte. Jetzt sind schon auf weiten Strecken die aufgerissenen Schienen wieder brauchbar gemacht, überall, wo eins der vielen Eisengerippe der Bahnbrücken geborsten im Wasser liegt, erstehen Holzbauten, Baukompagnien sind an der Arbeit, und teilweise fahren die Züge schon wieder. Zurzeit gehört die Paßstraße ganz den Lastautos, die wie ein rollendes Band ohne Ende im eiligsten Zeitmaß vorbeisausen, so daß man nicht schnell genug ausweichen kann, und rascher noch gleiten sie, ohne Pneus auf die Schienen gesetzt, die Gleise talwärts. Ueberall führt der Weg vorbei an den Spuren des Kampfes, an Schützengräben, die die Granaten eingerissen haben, an zerfetzten Drahtverhauen vorbei. Menschenleer sind alle Dörfer, hier ist in die weiße Kalkwand eines Bahnwärterhauses das Sieb der Kugeln geschlagen, dort ist Blut von der braunen Erde noch nicht völlig aufgesogen, und frische Gräber sind auch hier und da an der Straße aufgeworfen.

Im Morgengrauen, als der Marsch begann, übten irgendwo auf einer Wiese am Fluß junge Soldaten, einer hinter dem anderen, langsamen Schritt. Mit den Etappen sind auch schon die Rekrutendepots ins feindliche Land eingerückt, ein kleines, aber deutliches Zeichen der alles berücksichtigenden Organisation. Glatt und eben dehnt sich die Straße, Mittag wird's, und schon trübt sich das klare, sichtige Wetter. Noch schweben die Wolken um die nahen und fernen Gipfel, sie mit ihren Schleiern umhüllend, aber plötzlich senken sich die Nebelschwaden auch nieder ins Tal, dichter werdend, bis man kaum den Reiter vor sich sieht. Nun beginnt der Kampf mit den Autos, deren Lichter unversehens nah um die Kurve blitzen. Rechts ran, gellt es ununterbrochen durch die Kolonne, aber manchmal hilft auch kein Ausweichen mehr, auf einer Notbrücke oder an einer zerstörten Stelle der Straße fährt sich ein Wagen fest, der Verkehr stockt, und es bedarf vieler Mühe und Umsicht, den Weg frei zu machen.

Das erste Marschziel sind hohe Häuser und Villen, die man im Nebel mehr ahnt als sieht. Vorm Einschlafen nimmt man noch kurz das große Zimmer und Messingbett mit Sprungfedermatratze wahr. Am nächsten Morgen aber enthüllt sich alles im Lichte des jungen Tages als eine großzügige Kuranlage mit all dem Drum-und-Dran moderner Zivilisation. Nach zwei Jahren Krieg im Osten eine zunächst nur erstaunliche, überraschende Tatsache.

Die Seitentäler.

Und schon senken sich die Bergkämme, sanfter werden die Hänge rechts und links, der Himmel, bisher nur ein schmaler Spalt, wird breit, und die erste größere Stadt wird durchzogen, mit richtigen Straßen, baumbestandenen Alleen, anspruchsvollen Villen und Gärten, und der Fluß, schön breit und beträchtlich, wird auf schwankender Pontonbrücke überschritten, der lange Eisengitterkanal der Gesprengten liegt wie eine Ironie der Zerstörerarbeit daneben halbschräg im Wasser. Gleichzeitig aber verläßt man die breite und bequeme Paßstraße, nach Osten geht der Weg über die Vorberge in die Seitentäler hinein. Auf wenig begangenen Steilpfaden klimmen die Pferde, von den Reitern geführt, bergan. Regen hat den Boden aufgeweicht, seine Einge-

Digitized by Google

weide werden durch die Wagenräder aufgerissen, die Stiefel kleben im Lehm fest, es ist eine harte Arbeit, vorwärts zu kommen. Nebel und leise rieselnder Regen sinkt ohne Aufhören vom grauen Himmel nieder, hinauf geht es und wieder hinab, an toten, verlassenen, winzigen Siedlungen vorbei. Von den Höhen wandert der Blick in die graue, verhängte Weite, leere Geröllbahnen sonst flutender Wasser stürzen sich zu Tal, knapp führt der Weg an der Tiefe vorbei; die Höhen ringsum sind von den seltsamsten Formen, unbewaldet haben sie oft fast menschliche Züge, sind eine große Nase, ein breiter grinsender Mund, eine krausgezogene Stirn, und darauf steht wie ein grotesker Haarwisch, eine einsame Fichte im Rauhreif. Eine Geisterwelt ist um die Reiter, im Vereine scheint sie spöttisch herabzublicken auf die Unternehmung, die sich durch ihr stilles Reich zieht, auf die weithin überschaubaren Schwadronskolonnen, die wie schwärzliche Ratten über die Gänge klettern, und gar auf die Wagen der Bagagen, die ganz hinten im zähen, gelben Lehm zu versinken drohen, wo die Pferde mit nassen, zitternden Flanken vor der Steigung stehen. Wenn es aber Abend wird, dann hat jener Spott unrecht behalten, denn früher oder später hat alles sein Marschziel erreicht, und für die Pferde wenigstens gibt es stets ein gutes Quartier in den verlassenen, armseligen Gebirgsdörfern, wo jeder Hof seine maisüberdeckten Heuschober, seine Strohmieten und Tonnen mit Hafer und Maiskorn hat und wo überall große, tiefe Ziehbrunnen das Wasser nicht lange suchen lassen. Für die Menschen ist Vieh da und Hühner und Gänse, Mangel scheint man selbst hier oben in der Enge der Berge nicht zu kennen.

So geht es nun Tag um Tag. Noch dunkelt es beim Aufbruch, denn der kurze Tag muß genutzt werden. Nach dem Kalender ist er der letzte des Herbstes. Der schickt nun auch seine schärfsten Winde und Regenschauer aus seiner Wetterecke, so daß manchmal die eine Seite von Roß und Reiter wie aus dem Wasser gezogen, die andere völlig trocken ist. Bald sind auch große Straßen da, man kommt mehr und mehr aus den Bergen heraus, und da faßt nun auf einer endlosen, immer in der gleichen Richtung laufenden, schnurgeraden Straße der Wind die Reiter von vorn und bläst ihnen unermüdlich, als versuchte er, dem Vorwärtsdrängen Einhalt zu tun, seine Verachtung in Gestalt von spitzem Hagel und Regen ins Gesicht. Davon glüht und brennt der Kopf wie ein trockenes Holzscheit, wenn man auf flüchtiger Rast in ein erwärmtes Bauernzimmer tritt. Es mehren sich plötzlich wieder Schützengräben, hastig aufgeworfene Erdlöcher längs der Straße, weggeworfene Gewehre und andere Ausrüstungsstücke, tote Pferde, tote Zugochsen, in einem Graben hatten noch tote Kämpfer die Gewehre im Arm, der Tag ist da, wo die täglich wandernde Front eingeholt ist in der weiten großen Ebene des Landes. Kanonendonner dröhnt durch die Nebel- und Regenwand, die Linie der Infanterie wird durchritten, Patrouillen gehen vor, und dort, wo der große Fluß sich durch eine Senkung und Weidenbüsche anzeigt, stehen Schrapnellwolken in der Luft, die Reiter sind dran.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Bewegung

Weitblickende Arbeiterpolitik. Das „Zentralblatt der Christlichen Gewerkschaften" beklagt in einer sehr beachtenswerten Betrachtung „Wachsende Reaktion", wie sehr die Arbeitgeber, deren führendes Blatt zu Kriegsbeginn die Einmütigkeit von Unternehmer- und Arbeiterverbänden ein gutes Omen für die Zukunft nannte, inzwischen zu einer rückschrittlichen sozialpolitischen Haltung zurückgekehrt seien, hält aber die „Reaktion" auf dem rein politischen Gebiete für weit gefährlicher, weil sie „im Gewande des vaterländischen Interesses" auftrete. Dann fährt das Blatt fort: „Der jetzigen Regierung, die mit viel gutem Willen leider noch viel mehr politischen Dilettantismus verbindet, ist es gelungen, eine der wichtigsten staatspositiven Errungenschaften dieses Krieges, nämlich die Annäherung der Mehrheit der Sozialdemokratie an den Staat, aufs höchste zu gefährden. Das muß die gesamte politisch weitblickende Arbeiterschaft aufschrecken und wachrufen! Nur die allerkleinlichste parteipolitische Erwägung kann über eine solche Wendung der Dinge Freude empfinden. Wir müssen weiterblicken! Für die Zukunft der deutschen Arbeiterbewegung ist die Annäherung von Sozialdemokratie und Staat von größter Bedeutung. Wie stellt man sich ohne dieselbe die von uns doch stets erstrebte Eingliederung von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in die bestehende Ordnung vor? Uebersehen wir aber auch weiter nicht, daß mit dieser Errungenschaft zugleich weitere von aktuellstem Interesse aufs Spiel gesetzt sind. Man braucht doch nur die Ohren aufzumachen, um allenthalben beispielsweise das Getöse der Agitation gegen eine grundlegende Aenderung des preußischen Wahlrechts zu hören, auf der die gesamte deutsche Arbeiterschaft bestehen muß, wenn ihr die eigene Zukunft lieb ist. Diese Agitation schreitet im Gewande der Furcht wegen der demokratischen Welle dahin, die die deutsche Eigenart aufs Spiel setzen soll. Arbeiter, laßt euch dadurch nicht täuschen!" Anschließend warnt das „Zentralblatt" vor denen, die „unter Ausnutzung unleugbarer Ungeschicklichkeiten des Reichstages, gegen die Volksvertretung überhaupt mobil machen. Mag der Reichstag noch so oft durch die Form fehlen — ohne seine Wachsamkeit würden der Arbeiterschaft sehr bald die letzten Reste ihrer Rechte aus der Hand gewunden sein". Die Quelle, aus der diese Betrachtungen über die wachsende Reaktion fließen, ist ebenso beachtenswert wie der Inhalt selbst.

Die „wirtschaftsfriedlichen" Arbeitervereine suchen allem Burgfrieden zuwider auch in gegenwärtiger Zeit ihre Reihen durch Verunglimpfung der gewerkschaftlichen Arbeiterberufsvereine zu füllen. In einem Aufruf der Werk- und Arbeitervereine Südwestdeutschlands heißt es: „Die Zeit ist günstig. Viele Arbeiter haben den Streikgewerkschaften den Rücken gekehrt. Diese Arbeiter sind vielfach leicht für uns zu gewinnen. Es bedarf nur der Anregung. Darum richten wir den Aufruf an unsere Mitglieder, eifrig zu werben für die Ausbreitung unserer wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung. Jeder Kamerad soll sich vornehmen, mindestens ein neues Mitglied seinem Verein zuzuführen. Das ist nicht schwer. An die Vorstände der Vereine richten wir die Aufforderung, besonders an die, deren Mitgliederzahl zurückgegangen ist, Vorstandssitzungen oder Mitgliederversammlungen einzuberufen. Der Verbandsvorsitzende ist jederzeit bereit zu kommen. Es gilt jetzt, unsere Bewegung immer stärker und dadurch einflußreicher zu machen. In Zukunft sind viele Fragen zu lösen, die im Interesse des Arbeiters liegen, darum stärkt unsere Reihen, vermehrt die Kraft unseres „Südwestdeutschen Arbeiterverbandes". Die Gelben bauen, sagt dazu der „Gewerkverein", ihren Plan auf einer falschen Rechnung auf. Die Zahl der Arbeiter, die den „Streikgewerkschaften" den Rücken gekehrt haben, ist recht gering. Allzu großen Zulauf werden die Gelben also von dieser Seite nicht haben. Außerdem haben die Arbeiter, je länger der Krieg dauert, um so mehr eingesehen, was die unabhängigen Arbeiterorganisationen für alle Arbeiter geleistet haben. Das beweist am besten die erfreuliche Mitgliederzunahme, die sie in den letzten Monaten zu verzeichnen hatten. Im übrigen sollten die denkenden Arbeiter, die den Wert einer richtigen Organisation schätzen gelernt haben, insbesondere unsere Gewerkvereinskollegen, sich den Aufruf der Gelben als Ansporn dienen lassen.

Konsumvereine und Uebergangswirtschaft. Die Aufgaben der Konsumvereine in der Uebergangs- und Friedenswirtschaft bildeten den Hauptinhalt der kürzlich stattgefundenen Tagung des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine in Wiesbaden. Für die Uebergangswirtschaft wurde ein Abbau der jetzt notwendigen zwangsläufigen Kriegswirtschaft gewünscht, soweit die Interessen des Staates (Valutafragen) und der Verbraucher dies irgend zulassen. Bedauert wurde, daß die Behörden es in der Kriegszeit nicht genügend verstanden hätten, die Konsumvereine und namentlich die Großeinkaufs-Zentralen für die zwangsläufige Lebensmittelversorgung heranzuziehen; dieser Fehler müsse in der Uebergangswirtschaft vermieden werden. Für die Friedenszeit wurde vor allen Dingen auch Stärkung der Konsumvereine aus eigener Kraft gewünscht, u. a. Ausbau und Zusammenlegung kleinerer Genossen-

schaften zu Bezirkskonsumvereinen, Errichtung von Großbäckereien, Ausbau der Eigenproduktion, Stärkung der Kapitalkraft durch Erhöhung der Geschäftsanteile und Ausbau des Sparwesens. Auch zu der Frage der Konsumentenkammern, die letzten Sommer auch schon den Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen beschäftigt hatte, nahm der Konsumvereinstag Stellung. Er begrüßte die Schaffung eines Reichsernährungsamtes und wünschte dafür einen festen Unterbau durch Errichtung von Landes-, Provinzial- und Kreisernährungsämtern, damit durch eine so geschaffene lückenlose und ineinandergreifende Organisation eine gerechte Lebensmittelversorgung sichergestellt wird. Möglichst im Anschluß an diese Ernährungsämter forderte er die Errichtung von Konsumentenkammern oder Verbraucherausschüssen zur Vertretung der Interessen der Verbraucher auf dem Gebiete der Gebrauchsgüterversorgung. Außerdem sei den Konsumvereinen als Vertreter des sozialen Handels Sitz und Stimme in den Handelskammern zu geben.

Eine Auskunftsstelle für Ansiedlungswesen ist vom Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Berlin SW., Bernburger Straße 13, gegründet worden. Die Auskünfte sind unentgeltlich und erstrecken sich auf alle Fragen der Ansiedlung in ländlichen und halbländlichen Wirtschafts- und Wohnheimstätten, der Kapitalabfindung und des Nachweises von Landstellen. Bisher sind 2041 Anwärter, darunter 870 Kriegsbeschädigte und -hinterbliebene, beraten worden. Alle für Ansiedlungsanwärter und Siedler wichtigen Wirtschafts- und Rechtsfragen erörtert laufend die Wochenschrift der Auskunftsstelle „Heim und Scholle". Sie wird als Zentralblatt für das gesamte deutsche Siedlungswesen von Professor H. Sohnren, unterstützt vom Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge, der Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation und zahlreichen anderen Siedlungsgesellschaften herausgegeben.

Notwendige Lohnerhöhungen. Im Fachblatt des Gewerkvereins der Maschinenbauer (Hirsch-Duncker) wird ein ernstes Wort über die Notwendigkeit von Lohnerhöhungen für die Masse der nicht in Rüstungsbetrieben tätigen Arbeiter und Arbeiterinnen gesprochen. Es heißt da: „Das Geschrei über Phantasielöhne der Rüstungsarbeiter bringt es mit sich, daß im breiten Publikum eine verkehrte Auffassung über die wirklich vorhandenen Verhältnisse besteht. Ein verhältnismäßig kleiner Teil der Arbeiter verdient zwar keine Phantasielöhne, aber anständige Löhne. Die Verdienste der großen Mehrzahl der Arbeiter bleiben aber weit hinter der allgemeinen Teuerung zurück. In tausend kleineren und mittleren Werken hat kaum eine nennenswerte Aufbesserung stattgefunden. Dort leiden die Arbeiter ganz besonders schwer unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Und wenn da die Arbeiterorganisationen mit Hand anlegen, daß nach und nach auch an solchen Orten die Verdienste der Arbeiter steigen, dann sollte ihnen der Staat und die Gesellschaft dankbar sein, weil nur so auch diese Arbeiter in den Stand gesetzt werden, noch weiter mitmachen zu können. Wirkliche Phantasielöhne werden ganz wo anders als bei den Arbeitern verdient. Nehmen wir aus der großen Zahl der Berichte der Aktiengesellschaften einen beliebigen heraus, den Bericht des Stahlwerks Becker, Aktiengesellschaft, Willich. Auf diesem Werk sind nach der Gewinn- und Verlustrechnung zum 30. Juni 1917 nach allen möglichen Abschreibungen 6 628 641 Mark Reingewinn herausgewirtschaftet worden. Von diesen 6 Millionen Mark Reingewinn erhalten die Aktionäre 4 Millionen, gleich 25 v. H. Dividende. Vier Millionen Mark für nicht geleistete Arbeit, da kann man von Phantasielöhnen sprechen! Man lasse aber die Arbeiter in ihrer Gesamtheit mit solchen Redensarten ungeschoren. Das in der Rüstungsindustrie angelegte Großkapital macht phantastische Gewinne, das ist Tatsache. Wir meinen schon von diesem Standpunkte aus gesehen, aber erst recht von der Frage der Möglichkeit des Durchhaltens aus muß man das Bestreben der Arbeiter, ihre Löhne zu erhöhen, unterstützen. Der ganze innere Markt hängt wesentlich von der Kaufkraft der Arbeitermassen ab, auch darauf ist Rücksicht zu nehmen. Alle Kollegen, die an Orten wohnen, wo die bisherige Lohnerhöhung ungenügend ist, fordern wir auf, in eine Lohnbewegung einzutreten, die Hauptleitung wird gerne ihre Unterstützung hierzu geben. Wenn wir es für unsere Pflicht halten, unseren Mitgliedern zu sagen: Ihr müßt durchhalten bis zu einem guten Ende des Krieges, dann müssen wir auch dafür sorgen, daß unsere Mitglieder durchhalten können. Dazu gehören Lohnerhöhungen dort, wo die Löhne noch unzureichend sind."

Eine Frau als Professor für Sozialpolitik. Dr. Marie Elisabeth Lüders, die nach ihrer im Dienste des Generalkommandos in Belgien geleisteten sozialen Hilfsarbeit ins Kriegsamt berufen und mit der Organisation der Frauenarbeit für Kriegszwecke betraut war, hat einen Ruf als ordentlicher Professor für Sozialpolitik an die neugegründete Leopolds-Akademie in Detmold erhalten.

Büchertisch

Otto Baumgarten, Politik und Moral. Mohr, Tübingen 1916.

Ein Theologe, dem das Politische nicht fremd ist, spricht über das Verhältnis von Staat und Sittengesetz, jenes alte Problem, das auf Erden ist, seit der Mensch ein ζῶον πολιτικον wurde. Seit jenen Tagen, da er so sich als Bürger zweier Welten fühlte, geht der schmerzliche Zwiespalt durch seine Seele, im Anfang nur bei wenigen, später, je mehr das Wissen um die Gemeinschaft, das Staatsgefühl sich verbreitert, ein lastendes Erbe aller. Der Konflikt zwischen Privatmoral und Staatsmoral offenbart sich bei allen Querschnittbildern, die uns B. zu seinem Thema aus der Geschichte gibt. Zuweilen bleibt er latent: Im Altertum (im wesentlichen auch dem biblischen), das einfach keine andere Moral als die des Staates anerkennt; in der katholisch-mittelalterlichen Ethik, die die Frage relativiert, indem sie eine stufenweise Sittlichkeit annimmt, bei der das Manko des Politikers durch den Ueberschuß des geistlichen Standes ausgeglichen wird; ferner in der Renaissance (Machiavelli) und kalvinistischen Welt, beide Male unter der Devise, daß der Zweck die Mittel heilige, nur, daß dieser Zweck dort rein diesseitig, hier zunächst streng transzendent gefärbt ist und erst in der Folge zu recht eigentümlichen Kompromissen gelangt (puritanische Berufsethik in ihren Abwandlungen bis auf das moderne Angelsachsentum). Unversöhnlich dagegen offenbart sich jener Dualismus im Neuen Testament und bei den drei großen „Edelmenschen" (mit B. zu reden): Luther—Friedrich—Bismarck. Die Tragik des Nebeneinanders von „Amtsmoral" und „Personenmoral", wie sie der unpolitische große Reformator schroff schied — sie hat das Leben des großen Königs verdüstert und die Seele des großen Staatsmannes bedrängt. Und in das Bekenntnis einer „ungelösten Dissonanz" klingen auch die Betrachtungen Baumgartens aus, aber in dem Gefühl, daß Dualismus und Kompf nun einmal von jedem idealen Streben unzertrennlich sind und das Leben höher gilt, „das in beiden Welten (der politischen und der individuellen) sich abmüht, wenn es auch die innere Einheit nicht erreicht". Die Möglichkeit, den nicht zu beseitigenden Gegensatz wenigstens zu mildern, sieht B. in dem Satze seines Lehrers Treitschke: „Die Moral muß politischer werden, wenn die Politik moralischer werden soll, d. h. es müssen die Moralisten erst erkennen, daß man das sittliche Urteil über den Staat aus der Natur und den Lebenszwecken des Staates . . . schöpfen muß." Das Wesen des Staates ist aber Macht, was vor Treitschke schon Ranke und vor allem Machiavelli erkannten, und diese Macht hat eben ihr besonderes Recht und ihre besondere Sittlichkeit, ja ist überhaupt Recht und Sittlichkeit. Dies „Grundgesetz der Politik", wie es B. im Anschluß an Carlyle formuliert, wird bestehen trotz weichmütiger Klage aus Frauenmund, trotz pazifistisch-demokratischer Proteste, trotz des demagogischen Geschreis verkappter Anarchisten wie Fernau („Grade weil ich ein Deutscher bin") über „Staatsräson" und „doppelte Moral". Von ihm aus gewinnt man eine gerechte Beurteilung historisch-politischer Handlungen auch bei jetzigen Feinden. Wenn wir unseren großen Tatmenschen in die Not ihres kampfumtobten Erdenwirkens nicht mit moralischen Bedenken und Skrupeln hineinreden, wenn wir auf dem Gebiete der Politik die Sentimentalität bei eigenem Tun verlernen, so müssen wir konsequent sein. Es fällt schwer, aber es ist ein Verdienst, mit B. eine objektive Würdigung des englischen Imperialismus und früherer kolonialer Bestrebungen zu finden, den „Krämergeist" des Angelsachsen, anstatt ihn mit billigem Pathos zu verdammen (wie das z. B. Sombart tut), aus der eigentümlichen kalvinistischen Berufsethik abzuleiten. — Doch muß nicht nur die Moral politischer, auch die Politik muß moralischer werden. B. glaubt trotz der furchtbaren Enttäuschungen der Gegenwart an die Erfüllbarkeit der zweiten Forderung und sieht auch hier wiederum beim englischen Kant, anstatt seiner abstoßenden Seite die zutage tretende Bemühung, „das Gesicht zu wahren, den Schein anständiger Gesittung zu behaupten", also doch eine gewisse Rücksichtnahme auf die Forderungen der Moral. — Das Buch wird niemand beiseite legen, ohne manch neuen Einblick in die beliebte und darum meist recht oberflächlich behandelte Frage getan zu haben. Namentlich die von den drei großen Deutschen handelnden Abschnitte sind mit tiefer Einfühlung geschrieben. Die aus anderen Gründen gewählte Betrachtung gleichsam nur der Gipfelpunkte des historischen Verlaufs, läßt auf die dazwischen liegenden Wegstrecken, die zuweilen doch recht wesentlich zum Bilde gehören, weniger Licht fallen. Das tritt namentlich zu Beginn des Bismarck gewidmeten Kapitels hervor. Gerade hier wird die Kontinuität der Entwicklung in dem (übrigens zu sehr ähnlichen Ergebnissen gelangenden) Aufsatz von Troeltsch über „Privatmoral und Staatsmoral" (im Sammelbändchen: „Deutsche Zukunft" bei S. Fischer) besser verdeutlicht.

Charlottenburg. H. O. Meisner.

Handelskrieg und Wirtschaftsexpansion. Ueberblick über die Maßnahmen und Bestrebungen des feindlichen Auslandes zur Bekämpfung des deutschen Handels und [illegible]

eigenen Wirtschaftslebens von Dr. Ing. Dr. Waldemar Koch. Kommissionsverlag von Gustav Fischer, Jena. Preis 5,50 M.

Die außerordentliche Bedeutung, die der Handelskrieg für das gesamte deutsche Wirtschaftsleben besitzt, macht eine systematische Beobachtung und Ueberwachung dieser Verhältnisse unumgänglich. Es war ein glücklicher Umstand, daß kurz vor Ausbruch des Krieges das erste deutsche Forschungsinstitut auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, das Königl. Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel seine Arbeit aufgenommen hatte. Nach Kriegsausbruch hat es sich bald entschlossen, sich an den durch den Krieg gestellten Aufgaben dadurch zu beteiligen, daß es unternahm, im Handelskriege in allen Phasen aufklärend zu wirken, die Pläne, Maßnahmen und Geschehnisse in jedem Lande zu beobachten und die interessierten Stellen über den Gang der Dinge auf dem laufenden zu halten. Waren so die beteiligten Kreise im allgemeinen orientiert, so fehlte es bisher trotz vieler durch die Presse gehender Meldungen doch an einem Ueberblick über die Entwicklung des feindlichen Vorgehens, über den Stand der Dinge und über die Sachlage, der man sich nach Eintritt normaler Verhältnisse, vor allem aber auch bei der Beurteilung von Friedensbedingungen gegenübersehen wird. Das vorliegende Buch des stellvertretenden Direktors des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel, Dr. Ing. Dr. Waldemar Koch, über die Methoden und Ergebnisse des Handelskrieges hilft diesem Uebelstande ab. In knapper Form wird über alle in Betracht kommenden Ereignisse ein Ueberblick gegeben.

England ist augenscheinlich in diesem Kriege Führer gewesen; aber auch in Rußland, Frankreich, Italien, Portugal sind Rechtsbrüche und Gewalttätigkeiten jeder Art in großem Umfange geschehen. Ueber sämtliche Länder wird berichtet, selbst über Serbien und Belgien, deren Vorgehen heute schon halb vergessen ist, sowie über Kuba und Brasilien, die erst soeben in den Handelskrieg eintraten. Dabei hat Koch sich hier keineswegs begnügt, die Gesetze und Verordnungen zu registrieren, durch die deutsche Niederlassungen der Ueberwachung, Zwangsverwaltung und der Auflösung unterworfen, geistiges, mobiles und immobiles Eigentum beschlagnahmt, der Handel geknebelt und unterbunden, die Verträge aufgelöst und die privaten Rechte wie das Prozeßrecht u. a. eingeschränkt und vernichtet wurden. Man findet vielmehr überall das Bestreben, möglichst konkret über die Praxis des Handelskrieges, die Durchführung der Anordnungen, die Schicksale der deutschen Handelshäuser zu berichten. Das beigefügte alphabetische Verzeichnis der Firmen, die in dem Berichte erwähnt werden, umfaßt etwa 600 Namen.

Der mehr negative Kampf gegen deutsche Werte, der Handelskrieg, fand seine Ergänzung in der Wirtschaftsexpansion, dem Bestreben, eigene Werte an die Stelle der vernichteten zu setzen, indem man neue Industrien aufbaute, Rohstoffe anderen Gebieten zuführte und allgemein die bei der Gütererzeugung und beim Handel mitwirkenden Faktoren dadurch zu stärken suchte, daß man Fachschulen schuf, das wirtschaftliche Nachrichtenwesen organisierte, Handelskammern im Auslande errichtete, Ausstellungen veranstaltete und auf andere Weise. Koch berichtet nun, was in jedem Lande zur Förderung des eigenen Wirtschaftslebens geschehen ist, wie in England gewaltige Anstrengungen zur Schaffung einer Farbenindustrie unternommen wurden und inwieweit dies auch gelungen ist, wie in Frankreich die Absichten weitgehend, die Ergebnisse spärlich sind, wie gewaltig dagegen die Erfolge Japans sind, das zahlreiche Industrien begründen und zunächst zu großen Erfolgen führen konnte, die ernstlich zu denken geben. Bei den Vereinigten Staaten hat man den Eindruck großer wirtschaftlicher Erfolge, ohne daß, abgesehen von Farbenindustrie und Schiffahrt, wirklich neuartige Entwicklungen vorliegen. Wieweit im übrigen die Eroberung der einzelnen Auslandsmärkte den verschiedenen Ententeländern gelungen oder nicht gelungen ist, zeigt auch die beigefügte Ausfuhrstatistik, die den Export der einzelnen Industrien erkennen läßt.

Das Gesamtbild, das sich dem Auge entrollt, ist gewaltig, aber wenig erfreulich, fast beängstigend. Man sieht erst jetzt, welche ungeheuren Anstrengungen erforderlich sein werden, um unserem Handel und unserer Industrie das verlorene Terrain auch nur teilweise zurückzugewinnen. Koch weist u. a. darauf hin, daß bei der Veröffentlichung des Berichtes die Erwägung mitsprach, daß man vielfach noch geneigt sei, die Gefahr zu unterschätzen. Trotzdem ist die Arbeit dadurch bemerkenswert, daß sie ohne Tendenz, sachlich und kühl die Geschehnisse berichtet, ohne den Ueberblick durch moralische Bewertung oder auch nur durch eine Diskussion der wirtschaftlichen Tragweite der Ereignisse zu erschweren. Sie dürfte von größtem Werte für alle diejenigen sein, welche im feindlichen oder neutralen Auslande Niederlassungen, Eigentum oder Interessen besitzen oder die sonst beruflich an den Verhältnissen des Handelskrieges interessiert sind. Aber auch für die wirtschaftswissenschaftliche Forschung ist dies Buch eine Quelle der Belehrung und Anregung.

Deutsche Bücher über Polen von Dr. Paul Reiche. Pribatsch, Breslau. 1917. VIII, 129 S.

Der Verfasser sucht als Fortsetzung zu Arnolds Deutscher Polenliteratur (Halle 1900), die bis 1800 etwa die literarisch-geistigen Beziehungen der Deutschen zu den Polen behandelt, einen Ueberblick über das deutsche Schrifttum zu geben, soweit es sich mit Polen befaßt, er will jene Werke aufzeigen, in denen das Polentum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung ist. Die schöne Literatur ist vorläufig ausgeschlossen, weil dieses Gebiet, das Arnold für seine Zeit darstellt, seines Umfanges wegen geordnet behandelt werden soll.

Es wird natürlich noch manches deutsche Buch geben, das der Verfasser nicht berücksichtigt hat. Aber darauf kam es nicht an. Vielmehr wollte er versuchen, über die zahlreichen deutsch-polnischen Beziehungen einen Ueberblick zu geben. Besonders ausführlich ist der preußische Anteil behandelt, weil hier die beiden Nationen am schärfsten in Konflikt gekommen sind und sich für den Deutschen der Schlüssel zur Lösung der Polenprobleme hier am leichtesten finden läßt.

Das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet und seine Beziehungen zur Weltwirtschaft. Von Schulrat H. Scherer. (9. Beiheft zur Zeitschrift „Die Lehrerfortbildung". Umfang 75 Seiten. Preis M. 1,70, Vorzugspreis für Abnehmer der Zeitschrift M. 1,35. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Leipzig. 1917.)

Vorliegende Arbeit bildet das 2. Heft des Werkes „Weltwirtschaft und Weltpolitik", dessen 1. Heft unter dem Titel „Die deutsche Reichsgründung" erschienen ist. Während das 1. Heft die Entwicklung des wirtschaftlichen und politischen Lebens bis zur Errichtung des „Deutschen Reiches" schildert, bringt das vorliegende 2. Heft die Entwicklung des Wirtschaftslebens von Deutschland und Oesterreich-Ungarn bis zur Gegenwart eingehend zur Darstellung und zeigt, in welchen Beziehungen dasselbe zur Weltwirtschaft steht. Der Verfasser zeigt, wie die Entwicklung des Wirtschaftslebens durch Lage, Bodenbeschaffenheit, Klima, Bodenschätze und Bewohner eines Landes bedingt sind; er läßt auch die weitere Entwicklung nach dem Weltkriege erkennen. Dem Wirtschaftsleben im Weltkriege selbst ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Die Darstellung ist, auf wissenschaftlich-statistischer Grundlage beruhend, volkstümlich; die statistischen Belege sind in den Anhang verwiesen, soweit sie sich nicht leicht in den Text aufnehmen ließen. Die Schrift wird jedem Belehrung bieten und ihm die tiefere Erfassung der Ursachen des Weltkrieges ermöglichen; ganz besonders aber wird sie dem Lehrer an Volks- und Fortbildungsschulen, wohl auch dem an höheren Lehranstalten, ein willkommenes Hilfsmittel für den Unterricht bieten.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer liegt eine Ankündigung der neuen großen Kunstgeschichte des „Handbuchs der Kunstwissenschaft" bei, die durch die Schönheit der Ausstattung, die Fülle der Bilder und die Neuartigkeit der Kunstauffassung allgemeines Aufsehen erregt.

Soeben ist erschienen:

Fr. Naumann:

Der Kaiser im Volksstaat

Preis 1.20 M. Inhalt: Preis 1.20 M.

Zur Einführung.
1. Vom alten Königtum zum neuen Kaisertum.
2. Republik und Monarchie?
3. Der Unverantwortliche.
4. Monarch und Volksvertretung.
5. Monarch und Auslandspolitik.

Das Buch der Stunde!

Heft 1 der Schriftenreihe:

Der Deutsche Volksstaat

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

22. November 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist ⟡ Rückporto beizufügen. ⟡

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 47

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Geh. Regierungsrat Univers.-Prof. Dr. Friedrich Meinecke:** Vaterlandspartei und deutsche Politik. — **Johannes Fischer, Württembergischer Landtagsabgeordneter:** Unsere Gegenrechnung. — **Dr. Paul Rohrbach:** Zum Gedächtnis Adolph Wagners. — Soziale Bewegung.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 11. November.

Nach längerer Abwesenheit schreibe ich wieder die Kriegschronik und beginne mit Eindrücken, die ich in Wien gesammelt habe. Der wunderbare Vormarsch der österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen nach Oberitalien ist für Oesterreich eine tiefe und fast unerwartete Befriedigung. Es steht zwar nicht so, als ob man auf der Straße und im Tagesgespräch besonders viel Siegesjubel wahrnehmen könnte. Dazu sind die Leute viel zu sehr mit ihren Ernährungsfragen und ihren altgewohnten, jetzt aber verschärften Nationalitätsstreitigkeiten beschäftigt. Selbst in den Tagen der Schlacht am Tagliamento wurde mindestens so viel von Böhmen geredet wie von Oberitalien. Aber für alle diejenigen, die ein geschultes Bewußtsein für den Gang der österreichischen Geschichtsentwicklung haben, sind die letzten zwei Wochen ein ungeheures Erlebnis gewesen. Seit der Völkerschlacht von Leipzig hat die Doppelmonarchie an keinem ähnlichen Ereignis mehr teilgenommen. Auch wachen die ruhmreichen oberitalienischen Kämpfe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Bewußtsein der ältesten Generation auf. Niemand kann zur Stunde genau sagen, welches die Folgen des gegenwärtigen Vormarsches sein werden, aber man hat das Gefühl, daß der österreichisch-ungarische Charakter der Ostküsten des Adriatischen Meeres in diesen Tagen gewonnen worden ist. Von nun an ist und bleibt Triest unverlierbar. Die Abschnürung Mitteleuropas vom Mittelländischen Meere ist endgültig vorbei, und die langjährigen Bemühungen des gemordeten Erzherzogs Franz Ferdinand und des Generalfeldmarschalls Konrad von Hötzendorff stehen gerechtfertigt vor den Augen der Mitlebenden. Gleichzeitig hat die Waffenbrüderschaft zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche eine tatsächliche Bekräftigung erfahren, die über alle kleinen und unvermeidlichen Kriegsreibungen hinweghilft. Jetzt ist die Temperatur vorhanden für einen längst erwarteten mitteleuropäischen Staatsvertrag. Das, was über Verhandlungen der beiderseitigen Regierungen in die Oeffentlichkeit dringt, ist unsicher und verlohnt bis heute noch nicht, geschichtlich aufgezeichnet zu werden; aber daß das Problem der staatlichen und wirtschaftlichen Annäherung von beiden Seiten mit Ernst in Angriff genommen wird, darf als feststehend betrachtet werden. Es ist auch nicht ganz ohne Bedeutung, daß die österreichisch-ungarische Armee in Oberitalien gewisse Bestandteile der französischen und vielleicht auch englischen Truppen vorfindet, weil auf diese Weise das falsche Gefühl, als ginge der Kampf im Westen die Oesterreicher im Grunde nichts an, deutlich als eine Täuschung erwiesen wird. Wir und sie kämpfen zusammen gegen die gleiche von England geleitete Weltorganisation.

Aus englischen Berichten ersehen wir, daß leider nicht nur der Ort Gaza, sondern auch angrenzende Striche am Westrande des jüdischen Gebirges in englischen Besitz gekommen sind.

Montag, 12. November.

Der norwegische Kammervorsitzende Mowinckel macht gegenüber einer drohenden amerikanischen Note beachtenswerte Ausführungen: Gelangen wir mit Amerika zu einer Abmachung, so werden wir sie als Recht, nicht aber als Gnadenbezeugung aufnehmen. Das Uebereinkommen mit Amerika wäre zu teuer erkauft, falls wir es mit unserer Neutralität oder durch einen Bruch mit dem übrigen Norden bezahlen sollten. Dann müßten wir lieber darauf verzichten. Es würde mehr verloren werden, falls im skandinavischen Norden ein Bruch stattfände und wir von Amerika Lebensmittel erhielten, als wenn der Norden zusammenhält und hungert. Der Staatsminister Knudsen ergänzte diese Rede: Wir werden hierzulande nicht hungern, da wir genügend Kartoffeln und Fische haben. Es kann sich aber trotzdem ergeben, daß eine Knappheit in den Familien gefühlt wird. Rücksichtlich des Getreides können wir uns im Norden vereinigen. Bekommen wir nämlich von Dänemark dessen Ueberfluß, 500 000 Tonnen Gerste, so können wir uns durchhelfen. Dies, hoffe ich, kann Dänemark geben. Wir können dafür Fische liefern.

Durch die aus Italien kommenden Kriegsgefangenen ist die Zahl der in den deutschen Gefangenenlagern listenmäßig eingetragenen Gefangenen auf über 2 Millionen gestiegen. Ein sehr großer Teil dieser Gefangenen hilft als Arbeitskräfte die deutsche Kriegswirtschaft aufrechterhalten.

Wie es in Italien zugeht, können wir nur unvollständig erfahren, da der Post- und Zeitungsverkehr auch nach der neutralen Schweiz abgeschnitten ist. Die italienische Regierung äußert sich zuversichtlich; aber aus den Berichten von Flüchtlingen und Ueberläufern erfährt man in der Schweiz, daß in Mailand starke öffentliche Kundgebungen gegen den Krieg vorgekommen sind. Erstürmung von Bäckerläden und Aufstecken roter Fahnen. Als die Mailänder am anderen Tage erwachten, fanden sie die öffentlichen Plätze von französischen Negertruppen besetzt. Man hatte die italienischen Soldaten während der Nacht abgeführt und ließ nunmehr den Polizeidienst über die Mailänder von Singalesen versehen. Am 30. und 31. Oktober kam früh je ein Bataillon französischer und englischer Soldaten durch. Sie gingen indes meistens nicht an die Front, sondern wurden zu Polizeidiensten in die Städte verteilt. An der schweizerisch-italienischen Grenze wurden mehrfach französische und englische Patrouillen bemerkt.

Dienstag, 13. November.

Aus Rußland erhalten wir viele sich widersprechende Nachrichten. Die maximalistische Regierung in Petersburg erläßt eine Friedenskundgebung an alle kriegführenden Nationen, die von Bedeutung sein würde, wenn es dieser extrem sozialistischen Re-

digitized by Google

gierung gelingt, sich zur dauernden Macht in Rußland zu erheben. Demgegenüber wird von der anderen Seite gemeldet, daß die von Kerenski geführten Regierungstruppen in Petersburg eingetroffen sind und dort den Kampf mit den Maximalisten aufgenommen haben. Bei Gatschina, 10 Kilometer vor Petersburg, war ein blutiger Kampf, bei dem Kerenski siegte und durch den die früheren Minister aus dem Gefängnis befreit wurden. Auf beiden Seiten ist, wie es scheint, ein Wohlfahrtsausschuß gegründet worden. Man sieht schon aus der Wahl dieser Benennung, wie sehr auch jetzt noch die Erinnerung an die große französische Revolution die Gemüter beherrscht.

Die Kampflinie in Oberitalien bildet einen weiten Bogen, der von Arsiero und Asiago aus nördlich und nordwestlich um Belluno herum bis nach Pieve di Cadore geht und von dort wieder südlich und südwestlich umbiegt bis nach Susegana am Piave nördlich von Treviso. Von da an folgt augenblicklich die Front dem Laufe des Piave bis ans Meer. Alles aber ist in Bewegung. Es verlautet, daß Venedig geräumt wird. Starker Schneefall erschwert die Kriegstätigkeit im Gebirge.

Lloyd George hat in Paris eine Rede gehalten, um die Schaffung eines dauernden Kriegsrates der Verbündeten der Oeffentlichkeit mitzuteilen: Die Ueberlegenheit der Verbündeten würde schon längst den Sieg gewonnen haben, wenn eine wirkliche Eintracht in der Leitung des Krieges vorhanden gewesen wäre. Frankreich, England, Rußland und Italien hätten vier Kriege geführt, statt einen einzigen. Der Krieg wurde durch den Partikularismus verlängert und wird durch die Einheit abgekürzt werden. — Eine französische Zeitung faßt alles dies in das kurze Wort zusammen: Wir müßten einen Hindenburg haben! Auf deutscher Seite sind wir sehr zufrieden, daß gerade wir ihn besitzen.

Mittwoch, 14. November.

Von der italienischen Front werden weitere Fortschritte gemeldet. Das wichtigste scheint zu sein die Erreichung des befestigten Platzes Feltre am Piave. Damit verengert sich der Kreis, in dem noch italienische Armee vorhanden ist. Am Meeresufer sind Oesterreicher und Deutsche bis an den Anfang der nach Venedig sich erstreckenden Lagunen gelangt. — An einem kleinen Ort des Karstgebirges haben sich der deutsche Kaiser, der österreichische Kaiser und der bulgarische König getroffen. Die beiden Kaiser haben gemeinsam Görz besichtigt.

Da die Telegraphenverbindungen zwischen Petersburg und Schweden sehr unsicher sind und in Finnland eine revolutionäre Erhebung stattzufinden scheint, so sind alle Nachrichten über die russischen Vorgänge höchst unzuverlässig. Heute soll wieder einmal Kerenski besiegt worden sein. Gelegentlich heißt es, daß die Botschafter der Entente-Mächte Petersburg verlassen hätten, dann aber befindet sich Herr Buchanan wieder in Petersburg. Er soll es abgelehnt haben, die Vertreter der neuen Bolschewiki-Regierung zu empfangen. Man fragt sich oft, was wohl der einzelne Bauer und Soldat in dem weiten Lande von allen diesen Dingen erfährt und weiß. Wie sollte es möglich sein, Lüge, Einbildung und Wirklichkeit zu unterscheiden? Wenn beispielsweise jetzt mitgeteilt wird, daß sich Sibirien für unabhängig erklärt und den früheren Zaren zum Kaiser ausgerufen habe, so kann das ebensogut eine Riesenerfindung sein wie ein Anfang von einer neuen Aufrichtung alter Herrschaft.

Donnerstag, 15. November.

In Frankreich vollzieht sich wiederum ein Wechsel in der Regierung. Das Ministerium Painlevé ist am Mangel eines Vertrauensvotums zugrunde gegangen. Die allgemeine Nervosität, die sich in der Politik aller kämpfenden Länder zeigt, drückt besonders stark auf Frankreich.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Graf Czernin, hat in Budapest geäußert, daß die großen Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Italien am Friedensprogramm der Monarchie nichts ändern könnten. Darin liegt, daß diejenigen Annexionsgedanken, die früher in einer Kundgebung vom Erzherzog Friedrich enthalten waren, beim jetzigen großen Einmarsch nach Oberitalien nicht aufrechterhalten werden. Die grundsätzlichen Erklärungen der Mittelmächte über den Frieden sind zurzeit von den Franzosen und Engländern noch durchaus nicht angenommen. Es ist aber möglich, daß starke militärische Erfolge eines Tages zu ihrer Annahme führen.

Auf dem Wege über Amerika erfahren neutrale Blätter, daß der Ministerpräsident von Australien, Hughes, sorgenvolle Ausführungen über den Mangel englischer Handelsschiffe gemacht hat. Zu Ende dieses Jahres werde es in Australien nicht weniger als 3½ Millionen Tonnen überschüssigen Weizens geben, der für längere Zeit eingelagert werden müsse. Da die Regierung Australiens eine ziemlich hohe Summe für Getreide garantiert habe, so werde sich ein Ueberschuß bis zu 6 Millionen Tonnen bilden können. Die australischen Gewässer seien von dem notwendigen Tonnage-Anteil fast vollständig entblößt. Man könne deshalb nicht abfahren, sondern müsse große Getreidespeicher anlegen. — Wenn diese Angaben richtig sind, so bieten sie ein Zeugnis dafür, daß langsam, aber sicher eine weltwirtschaftliche Wirkung des U-Boot-Krieges zutage tritt.

Freitag, 16. November.

Wir hatten in den letzten Tagen verschiedene Besprechungen mit Vertretern der Zwischenvölker an der russischen Westgrenze. Dabei trat ein starker Gegensatz zwischen Litauern einerseits und Ukrainern andererseits gegen die Polen hervor. Die Orte Wilna, Cholm und Lemberg werden als Brennpunkte künftiger nationalistischer Kämpfe bezeichnet. Die Gefahr, daß sich zwischen Deutschland und Rußland ein balkanisches Störungsgebiet auftut, ist nicht ganz gering. Dabei verkennen sowohl Litauer wie Ruthenen (Ukrainer), daß nur durch die Aufrichtung eines polnischen Staates die Herstellung der von ihnen gewünschten Staatsbildungen geographisch überhaupt möglich wird. Denn wenn etwa Polen an Rußland zurückgegeben werden sollte, so würde auch kaum die Sicherheit der angrenzenden Gebiete garantiert werden können. Ueberall sind die Völkerschaften so durcheinander gestreut, daß die Grenzbildung nicht bloß von sprachlichen Gesichtspunkten abhängig sein kann. Während einesteils die Aufweckung der nationalen Triebkräfte zur Erhöhung der staatlichen Kraft und Kultur unentbehrlich ist, bildet dieselbe Steigerung des volkstümlichen Willens zugleich auch den Anlaß zu unabsehbaren Reibungen. — Zur näheren Kenntnis dieser östlichen Gebiete sind in letzter Zeit zwei wertvolle Literaturwerke erschienen, nämlich „Handbuch von Polen, Beiträge zu einer allgemeinen Landeskunde", herausgegeben vom kais. deutschen Generalgouvernement Warschau, Verlag von Dietrich Reimer, Berlin, und „Das Land Ober-Ost", herausgegeben im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost, im Buchhandel durch Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart zu haben. In beiden Fällen wird mit großem deutschen Fleiß der Stoff zur Erkenntnis der Okkupationsgebiete zusammengetragen.

Sonnabend, 17. November.

In Helsingfors, dem Hauptorte Finnlands, nahmen die Sozialisten eine Art von Staatsstreich vor, indem sie sich mit Unterstützung russischer Soldaten des Telegraphen und aller öffentlichen Institute bemächtigten. Darauf lösten sie den Senat und den Landtag auf und ordneten den schleunigen Zusammentritt des alten sozialistischen Landtages an. Der Staatsstreich verlief ohne größere Ruhestörungen. Der Bahnverkehr ist durch Generalstreik gesperrt.

Ueber Stockholm erfährt man, daß sämtliche deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen des Moskauer Bezirkes auf Befehl des Kriegsministers ostwärts abtransportiert wurden. Auch diejenigen Kriegsgefangenen, die in Munitionsfabriken beschäftigt waren, mußten ihre Tätigkeit einstellen. Es scheint daraus zu folgen, daß der Kriegsminister mit großen Kämpfen in Moskau rechnet und die Kriegsgefangenen einer etwaigen Mitwirkung entziehen will.

In Frankreich ist überraschend schnell ein Ministerium Clémenceau entstanden. Der Präsident der Republik, Poincaré, hat sich dazu bequemen müssen, seinen alten erbitterten Gegner, den

Digitized by Google

76jährigen Clémenceau, um Uebernahme der führenden Stelle zu ersuchen. Der alte Tiger, der so viele Ministerien gestürzt hat, soll nun zum Schluß auch noch einmal zeigen, ob er selber unter den schwierigsten Verhältnissen ein eigenes Ministerium führen kann. Er wird von den Sozialisten aller Schattierungen abgelehnt und bekämpft, denn er ist allen Friedensbestrebungen gegenüber unerbittlich hart und macht auch in der inneren Politik den Sozialisten so wenig wie möglich Konzessionen. Obwohl nun in Frankreich die Arbeiterbewegung nicht ebensoviel bedeutet wie etwa in England oder Deutschland, so wird es doch sehr interessant sein zu sehen, ob ein Ministerium unter Kriegsverhältnissen gegen den Willen der Arbeiterschaft möglich ist. Wir unsererseits müssen uns bereit machen, daß während des Ministeriums Clémenceau von Unterhandlungen nicht die Rede sein kann. Aber vielleicht ist diese Schärfung des Gegensatzes notwendig, damit auch in Frankreich die Vernunft sich emporarbeitet.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 11. November.

Indem man aus der Wochenarbeit heraus heute etwas zu sich selber kommt, empfindet man noch mehr die unbeschreibliche Erleichterung durch die Lösung der Kanzlerkrisis. Daß sie in dem doppelten Zeichen der fortschreitend sich festigenden Mehrheitsbildung und der bewußten Sicherung des Burgfriedens erfolgte, befreit von den lastenden Eindrücken der letzten Wochen. Besonders dies letzte. Es wäre eine schöne Leistung politischer Moral, wenn infolge dieser Vereinbarungen die Verwirklichung der preußischen Wahlrechtsreform nicht durch vermeidbaren Parteihader entstellt und ihr damit auch die Wirkung auf die äußere Politik gesichert würde, die ein glatter Vollzug der Demokratisierung Preußens haben könnte. Und welche Erleichterung, denken zu dürfen, daß durch die jetzt geschaffene Sicherung die Würde der Reichstagsverhandlungen gewahrt sein wird und daß die zerstörende kleinliche Zersetzung des Burgfriedens, unter der wir wie unter nichts anderem gelitten haben, hier einen Gegenwall finden soll.

Die Gasverwaltung fleht alle paar Tage um weitere Einschränkung des Gasverbrauches, der in diesen trüben Novembertagen wieder weiter angestiegen sei. Es ist natürlich nicht leicht, der Mahnung nachzukommen, wenn der rieselnde Nebel schon am frühen Nachmittag die Fenster verhängt. Es sollen aber nach der Meinung der Gasverwaltung noch Menschen lebend herumlaufen, die j e d e n Tag ein warmes Bad nehmen. Warum kontingentiert man den Gasverbrauch nicht, nachdem man sich an Stichproben in verschiedenartigen Haushaltungen über die Möglichkeit eines Mindestverbrauches ein Bild gemacht hat?

Montag, 12. November.

Das Straßenbild ist des Tages durch die von Menschen gezogenen Handwagen und des Abends durch die Taschenlampen gekennzeichnet. Der Mensch ist wieder sein eigenes Lasttier geworden, und wenn man des Abends, den weißen Kegel seines Laternchens vor sich und das fatalistische Gefühl unvermeidbaren Straßenschmutzes unter sich, „im Nebel seinen Weg sucht", kann man experimentelle Kulturkunde vergangener Zeiten treiben. Daß alle Menschen einmal wieder lernen müssen, was Brot, Licht, Wärme und heile Schuhe wert sind, ist ein seltsames Stück geschichtlicher Erziehung.

In Stockholm ist infolge der italienischen Offensive und der Lage in Rußland der Kurs der Reichsmark in fabelhaften Sprüngen um 30 v. H. in die Höhe geschnellt. Das bleibt natürlich nicht, ist aber doch ein gutes Symptom.

Die Oberpostdirektion gibt Erklärungen über die Diebstahlsgefahren. Die Post verwendet etwa 100 000 Aushelfer, deren Zuverlässigkeit der der alten Beamten natürlich so wenig gleichkommt, daß trotz verschärfter Aufsicht man der Diebstähle nicht ganz Herr wird.

Dienstag, 13. November.

Dem Steigen der deutschen Valuta im Ausland entspricht ein Aufschwung an den deutschen Wertpapiermärkten und ein Hinaufgehen der Kurse von Dividendenwerten auf der ganzen Linie.

An der Person des neuen Vizekanzlers von Payer wird nun die Frage des § 9 der Verfassung aktuell, daß Reichstagsmitglieder nicht Mitglieder des Bundesrats sein können. Es entsteht die Alternative: entweder Verzicht auf das Reichstagsmandat oder auf die Zugehörigkeit zum Bundesrat. Das letzte ist natürlich nicht möglich.

Der Tod von Adolph Wagner berührt alle seine Jünger und Freunde tief. Daß ein Leben, das über 80 Jahre umfaßte und der deutschen Sozialwissenschaft und Nationalökonomie von den Zeiten des Kathedersozialismus bis heute diente, ein so einheitliches geistiges Gepräge trägt, ist etwas sehr Großes, das seine Wurzel in der unbedingten Echtheit, Wahrhaftigkeit und der reinen Energie der Persönlichkeit hat. Adolph Wagner war, ohne irgendwelchen geistigen Herrscherwillen, ein Führer vor allem dadurch, daß er für die Ergebnisse seiner Erkenntnis auch tätig eintrat, wo er konnte, aus dem Zwang eines feinen, man möchte sagen ritterlichen Verantwortungsgefühls heraus, der ihn stets ganz beherrschte. Viele Tausende von Schülern sind ihm dankbar nicht nur als Gelehrten, sondern vielleicht mehr noch als Persönlichkeit.

Mittwoch, 14. November.

Ueber dem Verlauf des Bürgerkriegs in Rußland hängt das Dunkel unsicherer Nachrichten, aber auch wohl unübersehbarer Situationen und unentschiedener Machtverhältnisse. Man kann die Nachrichten nicht ohne Erschütterung über die Furchtbarkeit eines unter diesen äußeren Anstürmen innerlich unheilbar zerstörten Staatskörpers lesen.

Das „Tableau" beim Bankett in Paris hat dagegen etwas lustspielhaft Eindringliches. Man kann sich die Situation bei Tellern, Gläsern und Blumen so gut vorstellen — die gesellschaftliche Peinlichkeit unholder Worte. Und wie den Lloyd George der Ekel über die weichliche Phrasenhaftigkeit gepackt hat, deren süßlich-bitterlicher Weihrauch den Raum füllte.

In Berlin werden alle Einwohner von 14—60 Jahren im Dienste ihrer Hausbesitzer verpflichtet, auch den Fahrdamm schneefrei zu machen (wenn's erst welchen gibt). Das ist eine sehr zweckmäßige Einrichtung, von der man annehmen kann, daß sie mit Heiterkeit und Sportlust durchgeführt werden wird. Dann werden sich die Mieter mit dem Kratzeisen über der Schulter vielleicht auch einmal nachbarlicher berühren, als wenn sie nur über den schönen Läufern des Treppenhauses einander steif oder gar nicht grüßen. Stellvertretung ist zulässig, Weigerung wird bestraft. Die Verfügung ist ausgezeichnet. Es ist so ein frischer Geist der Selbsthilfe darin.

Donnerstag, 15. November.

Aus der Abschiedsrede Helfferichs zu seinen Beamten ist eines sehr eindringlich: „Die spätere, ruhigere Zeit wird nicht einseitig die Mängel des Vollbringens, sondern auch die unerhörte schwere Aufgabe sehen, nicht nur die Not, die trotz allen Bemühens Tag für Tag Ereignis wird, sondern auch das viel größere Elend, das mit Erfolg abgewehrt wurde! Vier Jahre Krieg, vier Jahre von der Welt abgeschlossen! Nahezu die Hälfte, und die kräftigere Hälfte aller Arbeitsfähigen ist unter den Waffen, die andere Hälfte ist zum größeren Teil durch den alle Begriffe übersteigenden Heißhunger des Krieges nach Waffen, Munition, Gerät und Material aller Art aufs äußerste angespannt. Was bleibt da an schaffenden Händen für den täglichen Bedarf unserer sechzig Millionen in der Heimat? Die straffste Zusammenfassung aller Kräfte. Die rücksichtslose Einschränkung allen zur Not entbehrlichen Verbrauches wurde zum Gebot unserer nationalen Selbsterhaltung." Es ist ganz richtig, daß neben allen Mißgriffen die R i e s e n l e i s t u n g dieses Durchhaltens nicht genug Respekt findet. Was geleistet ist, wird späteren Zeiten so riesenhaft erscheinen — auch in der Leitung und Regelung — daß man den verantwortlichen Menschen wohl einen kleinen Vorgeschmack der Bewunderung

Digitized by Google

kommender Generationen in der Anerkennung der Zeitgenossen wünschen möchte.

Die Mitteilungen des Hamburgischen Kriegsversorgungsamtes bei Gelegenheit der Begründung einer neuen Zehnmillionen-Forderung für Zwecke der Nahrungsmittelfürsorge traten unwillkürlich auch etwas in das Licht solcher Gedankengänge. Die Ausdehnung der eigenen wirtschaftlichen Unternehmungen, die im Dienste der Kriegsversorgung von den Städten geschaffen werden müssen, ist auch an dem Hamburger Beispiel eindrucksvoll: eine Häckselschneiderei für das Pferdefutter, eine Strohaufschließungsanlage, eine Darre zum Trocknen leicht verderblicher Nahrungsmittel, eine Milchtrocknungsanlage — —

Auf alle Fälle werden wir in diesem Jahr keinen Steckrübenwinter haben, was ein großer Trost ist.

Freitag, 16. November.

Es ist davon die Rede, daß ein Arbeitskammergesetz in Vorbereitung sei. Das wäre deshalb sehr gut, weil für die bevorstehende Wiedereinordnung der Heeresentlassenen in die Volkswirtschaft und die dabei entstehenden Probleme eine solche Instanz geradezu fast unentbehrlich erscheint.

In Hamburg tagt der deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsverband mit dem österreichisch-deutschen und ungarisch-deutschen gemeinsam über die Wasserstraßenfragen.

In den Zeitungen vorläufige Mitteilungen über die preußische Wahlrechtsvorlage, deren erste Beratung am 4. Dezember stattfinden soll. Die Verhandlungen des Landtags stehen bis dahin im Zeichen der Erwartung großer Dinge und bewahren sich scheinbar auch ihren Schwung bis dahin auf. Man kann nicht sagen, daß der Antrag auf Befreiung der Dissidentenkinder vom Religionsunterricht, der schließlich an die Unterrichtskommission zurückverwiesen wird, das Haus auf der Höhe zeigte.

Gerüchte von der Rückkehr Schwanders nach Straßburg gehen durch die Zeitungen und werden mit „Gesundheitsrücksichten" begründet. Es wäre für alle sozialreformerischen Kreise eine große Enttäuschung, wenn ein Sozialpolitiker wie Schwander diesen für die Arbeiterfrage nach dem Kriege entscheidenden Posten nicht beibehalten könnte.

Sonnabend, 17. November.

In den Verhandlungen des deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbandes zeigt sich eine lebendige mitteleuropäische Stimmung, die zugleich nicht wenig durch die gemeinsame Abneigung aller vertretenen Kreise gegen staatliche Zwangsorganisation und für freie Entfaltung von Reederei und Handel befördert wird. Oesterreich ist in der glücklichen Lage, über genügenden Schiffsraum für die Bedürfnisse nach dem Kriege zu verfügen. Ungarn konnte bei seiner Lage eine eigene Schiffbauindustrie nicht entwickeln und muß mitteleuropäische Unterstützung für den Aufbau seiner Handelsflotte erwarten. Die Valutafrage wird im allgemeinen optimistisch beurteilt. Zum Schluß wird einstimmig die folgende Entschließung gefaßt:

„Im Anschluß an die auf der Tagung am 19. März 1917 in Berlin gefaßten Beschlüsse sprechen sich die deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbände Berlin-Wien-Budapest für eine möglichst enge Vereinigung der Mittelmächte auch auf dem Gebiete des Verkehrs, im besonderen der Seeschiffahrt, aus.

Zum Zwecke der gegenseitigen Unterstützung beim Wiederaufbau der Volkswirtschaft wird namentlich, und zwar in Uebereinstimmung mit den am 23. und 24. Juli d. J. in Budapest gefaßten Beschlüssen auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Fragen der Uebergangswirtschaft im gegenseitigen Einvernehmen zu lösen und der freien wirtschaftlichen Betätigung möglichst bald die Wege wieder zu eröffnen."

Friedrich Meinecke / Vaterlandspartei und deutsche Politik

Eines meiner Kinder erlebte es kürzlich in der Schule, daß die Lehrerin fragte, welche der Väter der Vaterlandspartei angehörten. So weit also geht die Benebelung gutherziger patriotischer Menschen schon, daß sie es für eine selbstverständliche Pflicht halten, zum Eintritt in die Vaterlandspartei ebenso aufzufordern, wie man zum Zeichnen von Kriegsanleihe und zur Hergabe von Goldschmuck auffordert. Es ist Zeit, mit der Vaterlandspartei Fraktur zu sprechen.

Sie verfolge, sagt die Vaterlands-Partei, keine innerpolitischen Ziele, sie sei nicht konservativ und nicht liberal, natürlich auch nicht agrarisch und nicht schwerindustriell und auch nicht einmal alldeutsch, sondern wolle nur einen Frieden, der unsere Zukunft wirklich sichert. Mit besonderer Inbrunst verwahrt sie sich gegen den Verdacht, das Wort „vaterländisch" zu mißbrauchen, um die Zeiten des Klassenkampfes wiederaufleben zu lassen. Fangen wir einmal ganz milde mit der Kritik dieses merkwürdigen Programms an. Gewiß, es gibt eine vielleicht nicht geringe Zahl von Anhängern der neuen Partei, die so denken, die in der Tat keine Erneuerung oder Verschärfung des Klassenkampfes wünschen und ihre Ziele ausschließlich auf die Erkämpfung bestimmter Kriegsziele beschränken. Diesen Gutgläubigen müssen wir vorwerfen, daß sie in einer völligen Täuschung oder doch zum mindesten einer völligen Gleichgültigkeit gegen die innerpolitischen Wirkungen ihres Vorgehens sind. Sie eifern gegen die jetzige Reichstagsmehrheit, sie wollen sie sprengen. Das würde gewaltige, unabsehbare innerpolitische Wirkungen haben. Und die sollten die klügeren Drahtzieher der Bewegung nicht vorausgesehen haben? Und nicht am Ende auch herzlich wünschen? Wir gehen doch der preußischen Wahlreform entgegen, und wenn die Reichstagsmehrheit zerfallen würde, so würde auch die Wahlreform auf die Sandbank geraten. Und das sollte nicht auch ein Ziel sein, wert des Schweißes der Edelsten der Nation? Und das sollte ein Zufall der Situation sein, daß gerade die konservativen und schwerindustriellen Gegner einer durchgreifenden Wahlreform sich der Vaterlandspartei so liebevoll annehmen? Man mache uns doch kein X für ein U vor. Diejenigen braven, gutgläubigen Patrioten, die da meinen, es handele sich jetzt nur um die unmittelbaren Kriegsziele und nicht um die gesamte Neugestaltung unseres inneren wie äußeren politischen Daseins, um die Gesamtheit unserer Lebensfragen, — die gleichen dem blinden Hödur, dem ein schlauer Verführer die verderbliche Waffe in die Hand drückt, um den Baldur eines neuen, besseren Lebenstages für Deutschland zu töten.

Darum müssen wir mit der Wucht, die die Wahrheit, die ehrliche, nackte Wahrheit verleiht, den Satz voranstellen, daß innere und äußere Politik, innere und äußere Lebensfragen der Nation eng und untrennbar miteinander verschmolzen sind. Wir spielen kein Versteck, wir scheiden nicht künstlich was nicht zu scheiden ist. Wir sehen die innere freiheitliche Neuordnung unseres Vaterlandes für ebenso dringend und unabweisbar an, wie die Klärung und Feststellung dessen, was Deutschland braucht, um frei, sicher und mächtig aus diesem Kriege hervorzugehen. Dabei komme man uns aber nicht etwa mit einer mißbräuchlichen Anwendung eines Satzes, den einst Bismarck aufgestellt hat, daß man nämlich, wenn man über die innere Einrichtung eines Hauses sich streite, dieses selber zuvor erst fest und sturmsicher nach außen hinbauen müsse. Sehr wahr und ewig gültig. Ich meine in der Tat auch und spreche damit die Grunderfahrung, das wissenschaftliche Ergebnis der politischen Geschichtsforschung aus: die innere Politik steht und stehe unter dem Gesetze der äußeren Politik, nicht etwa infolge irgendwelcher Künste und Schliche machthungriger Diplomaten, sondern naturgesetzlich beinahe, schlechthin unwillkürlich und zwangsläufig. Jeder gesunde Staat, und das gilt vom alten absolutistischen Staate ebenso wie vom modernen Volksstaate, sucht sich durch eine stetige Anpassung diejenige Verfassungsform auszubilden, die ihn am widerstandsfähigsten gegen den von außen kommenden Druck macht. Erst wenn man diese geheime organische Tendenz des Staatenlebens erkannt hat, kommt Sinn und Verstand in die Entwicklungs-

Digitized by Google

geschichte der Staatsverfassungen hinein. Es ist natürlich nicht die einzige, auch nicht die einzig berechtigte Tendenz im Staaten- und Völkerleben. Das innere Freiheitsbedürfnis der reifenden Nationen ist ein in seiner Art ebenso organischer und berechtigter Trieb, der sich mit jenem ersten mächtigeren Triebe auseinandersetzen muß. Der eine wie der andere Trieb kann dabei überspannt und mißleitet werden. Die Freiheit kann zur Zuchtlosigkeit werden, wie einst im alten Polen; der Trieb nach äußerer Macht und Stärke kann zu napoleonischer Eroberungs- und Vergewaltigungspolitik führen. Eine so ungeheure Machtentfaltung, wie sie Napoleon zu Stande brachte, war nur möglich bei straffster Zusammenfassung aller inneren Kräfte und gipfelte deshalb im Despotismus, im Tode der politischen Freiheit. Aber der zu straff gespannte Bogen riß und mußte reißen, weil der Machttrieb, sich selbst überlassen, die Grenzen des Möglichen, des Haltbaren, des Soliden blindlings überschritt. Haben wir denn in Rußland jetzt nicht eine ähnliche Katastrophe des zur Gier gewordenen Machttriebes erlebt? Durch den Rausch des Eroberungskrieges wollte man das Volk über den Hunger nach politischer Freiheit hinwegbringen und ihm die Revolution gleichsam ausreden. Vorübergehend schien es zu gelingen. Trotz der Schläge von Tannenberg und Gorlice müssen wir doch anerkennen, daß Rußland in der Aufstellung und Organisierung seiner Machtmittel in den ersten Jahren des Krieges weit über Erwartung leistungsfähig war, daß sein Staats- und Heeresapparat wie mit eisernen Klammern die ungeheuren Massen zusammenhielt und immer wieder auf die nutzlose Schlachtbank zu führen vermochte. Dann aber brach mit einem Male der gewaltige Bau krachend in sich zusammen. Die russische Autokratie, der russische Machtwille war über die Kraft gegangen. Eine nachdenkliche Lehre! Lange, sehr lange kann die vorhandene Organisation des modernen Großstaates Raubbau treiben mit seinen anscheinend unerschöpflichen Volkskräften, kann es glänzend und blendend vorangehen auf den Wegen maßloser Machtpolitik, bis die Stunde der Nemesis kommt. Sie wird, so hoffen wir, nicht nur für Italien, das schon den Glockenschlag dieser Stunde vernommen hat, sondern auch für unsere westlichen Gegner über kurz oder lang einmal kommen, denn diese unsinnige Ueberspannung des Macht- und Vernichtungswillens, in der sie sich gefallen, kann nicht ohne schwere, früher oder später eintretende Rückwirkungen und Schädigungen für den inneren Organismus ihres Staatslebens bleiben.

Wir waren von Hause aus in einer anderen Lage als unsere Gegner. Zwar fehlte es bei uns auch vor dem Kriege schon nicht an wilden Eroberungsträumen alldeutscher Phantasten, die uns schwer geschadet haben, weil sie den Chauvinisten und Jingos in Feindesland den willkommenen Vorwand gaben, ihre friedlicher gesinnten Landsleute von dem angeblichen Machttaumel des ganzen deutschen Volkes zu überzeugen. Wir wissen, daß Regierung und Volk bei uns ohne Taumel, im vollen Bewußtsein der uns drohenden Existenzgefahr, diesen Krieg als einen aufgedrungenen Verteidigungs- und Selbstbehauptungskrieg begonnen haben und heute noch führen. Diese Ueberzeugung gab uns den herrlichen moralischen Schwung, mit dem wir in den Augusttagen zu einer einzigen großen Nationalpersönlichkeit zusammenwuchsen, sie wurde die eigentliche Herzwurzel der unerhörten Spannkraft, mit der das deutsche Heer und Volk die Riesenlast der Weltgegnerschaft und alle durch sie verursachten namenlosen Opfer getragen hat. Man rüttele nicht an dieser reinen und ehrlichen Ueberzeugung, man entwurzele sie nicht, denn man stürzt sonst den Baum unserer Kraft! Denn unser deutsches Volk wird nicht nur durch die eisernen Bande der staatlichen Autorität, der militärischen Disziplin und des altgewohnten treuen Gehorsams zusammengehalten und befähigt zur Leistung dieses Krieges, sondern auch durch eigene Erkenntnis, eigene Prüfung dessen, was dieser Krieg bedeutet, eigenen und selbständigen sittlichen und politischen Lebenswillen. Von dem Augenblicke an, wo es sehen müßte, daß der Krieg über das Maß gesunder nationaler Selbstbehauptung hinaus zum Eroberungskrieg sich auswüchse, würde der moralische Kitt, der es heute zusammenhält, zu zerbröckeln beginnen, würden Lust und Liebe und Begeisterung, würden Geduld, Entsagung und Zähigkeit und alle die anderen menschlich edlen oder tüchtigen Eigenschaften, mit denen wir heute an der Front, in der Werkstatt und der Stille des Hauses oft wortlos leidend unsere Pflicht zu tun vermögen, nachlassen und zusammenschmelzen. Es ist ein ganz gefährliches Experiment, das deutsche Volk auf die Bahn der Eroberungspolitik führen zu wollen.

Und das wollen nicht nur die Alldeutschen, das will auch die Vaterlandspartei, die doch nur den von den Alldeutschen gebrauten Trank etwas versüßt und gemildert und mit harmloserer Etikette versehen hat. Ihre Aufrufe und Reden beweisen es. Der Leiter unserer auswärtigen Politik im Reichstage hatte den echten und stärksten Volkswillen ausgedrückt mit dem Worte, daß wir nimmer und niemals Elsaß-Lothringen herausgeben würden, und daß der Anspruch der Gegner auf Elsaß-Lothringen das einzige ernsthafte Hindernis eines Verständigungsfriedens sei. Die Vaterlandspartei antwortet darauf in ihrem letzten Aufrufe: „Elsaß-Lothringen ist keine Kulisse, um hinter ihr die belgische Frage, die eine Lebensfrage für Deutschland ist, verschwinden zu lassen.“ Man will Belgien zwar nicht, so versichert man, annektieren, aber unter deutsche Schutzherrschaft bringen, man will von Zeebrügge aus über die Dauer dieses Krieges hinaus England eine Pistole vor die Brust setzen, durch die Drohung eines riesig gesteigerten Unterseebootkrieges. Wir müßten, um das zu erkämpfen, nicht nur noch jahrelang gegen die vereinte Macht Englands, Frankreichs und Nordamerikas weiterzukämpfen haben, sondern wir würden auch die Weltgegnerschaft gegen uns verewigen und einen nahen zweiten Weltkrieg gegen uns heraufbeschwören. Glauben Alldeutsche und Vaterlandsparteiler wirklich, daß das deutsche Volk zu einem zweiten Weltkriege für die Behauptung Belgiens ebenso überzeugt und begeistert ausziehen wird, wie jetzt zur Verteidigung unserer heimatlichen Fluren? Gewiß, auch wir leugnen es nicht; die belgische Frage ist eine Frage; auch wir wollen nicht, daß Belgien englischer Schutzstaat werde, auch wir suchen nach Bürgschaften dagegen, aber wir sehen diejenigen Bürgschaften für schlechte Bürgschaften an, die von vornherein den Keim eines neuen Krieges in sich tragen.

Und in demselben Geiste wollen wir, denke ich, auch die östlichen Fragen behandelt wissen. Die Forderung der sogenannten östlichen Orientierung hat ohne Frage ihren gesunden realpolitischen Kern, obwohl sie jetzt nach meinem Gefühl mit viel zu lautem und aufdringlichem Geschrei in der Tagespresse erhoben wird. Ich spreche nicht weiter über die Einzelheiten dieser Fragen. Heute tut es not, über diese Einzelheiten hinweg, die doch nur verschiedene diskutable Mittel zum Endzweck sind, uns zu einigen über den eigentlichen Grund- und Endzweck unseres Krieges: Unbedingte Behauptung unseres territorialen Bestandes und unserer bisherigen Machtstellung, unbedingte Durchsetzung unserer weltwirtschaftlichen und kolonialen Lebensnotwendigkeiten, und Behandlung aller Einzelfragen durch eine Politik, die planmäßig und geschickt das Netz der gegen uns gesponnenen Weltkoalition wieder aufzulösen versteht, die uns bündnisfähig erhält für jede Macht, die, wie wir, den Weltfrieden dauernd zu machen gewillt ist. Ich sehe in jedem der Worte unserer Antwortnote an den Papst den Geist, der dieses will und nicht mehr, nicht weniger will.

Aber verhehlen wir es uns nicht, daß selbst zur Erreichung dieser gemäßigten und vernünftigen Kriegsziele vielleicht noch schwere und harte Opfer von uns werden gebracht werden müssen. Denn wir kennen den Fanatismus der Franzosen und den stiernackigen Boxerwillen Englands, und wir unterschätzen auch nicht den Rückhalt, den sie an Amerika haben. Wir bringen die Opfer mit gesteigerter Zuversicht auf glücklichen Ausgang nach den jüngsten Ereignissen, dem Emporkommen des Friedenswillens in Rußland und der Katastrophe Italiens in Friaul und Venetien. Aber wir müssen uns zugleich stark machen für die letzten heißen Entscheidungskämpfe im Westen. Da greift nun ein jener große und fruchtbare Satz historischer Erfahrung, an den ich vorhin erinnerte, daß die innere Politik unter dem Gesetz der auswärtigen

Digitized by Google

Politik steht und stehen muß. Dieser Satz, der für unpolitische Gemüter eine so harte und abstoßende, ich möchte fast sagen reaktionäre Außenseite hat, vermag uns gerade heute zu stärken gegen die reaktionären Hintergedanken und Absichten unserer inneren Gegner. Wir wie sie bauen heute verschiedene Systeme deutscher Politik auf, in denen innere und äußere Fragen, Kriegsziele und innere Neuordnung aufs engste zusammenhängen, und zwar so, daß für den Tieferblickenden sich sofort dabei die führende und bestimmende Macht der äußeren Fragen, der Kriegs- und Friedenspolitik erweist. Die Eroberungs- und Gewaltpolitik der Konservativen, Alldeutschen und Vaterlandsparteiler muß genau, wie das einst im System Napoleons I. geschah, auslaufen in eine Zurückdrängung der politischen Freiheitswünsche der Nation, in die Aufrichtung eines despotischen Militarismus. Nicht jeder von ihnen wird mit Bewußtsein die starke Hand, die Militärdiktatur sich wünschen, die den Reichstag nach Hause schickt — aber die sachliche Konsequenz treibt sie dazu hin. Und jedenfalls hörten wir tagtäglich ihren Ruf: Um Gotteswillen während des Krieges keine liberalen Reformen. Mit der Hervorkehrung ihrer reaktionären Ziele würden sie nun bei den Elementen, die sie jetzt in der Vaterlandspartei zu sammeln suchen, wahrscheinlich keine guten Geschäfte durchweg machen. Darin zeigt sich nun auch wieder die stärkere Hebelkraft der auswärtigen Fragen, daß sie mit der anscheinend hochpatriotischen Devise: „Deutschland muß viel, viel mächtiger auf dem Kontinente werden", eine viel größere Anziehungskraft auf brave und urteilslose Gemüter ausüben. Sind diese erst einmal eingefangen, atmen sie erst einmal längere Zeit die Luft der „Deutschen Tageszeitung", der „Täglichen Rundschau" usw., so werden sie nach und nach weich und widerstandslos auch gegen die innerpolitischen Ziele ihrer neuen Bundesbrüder. Ich habe diesen Entwicklungsgang leider oft genug während des Krieges bei Angehörigen unserer gebildeten Schichten wahrgenommen. Hier ist eine ganz ernste Gefahr zu bekämpfen. Und die Ursache ist ein geradezu betrübender Mangel an realpolitischer Nüchternheit bei einem großen Teile unserer gebildeten Schichten. Sie ahnen ja gar nicht den Druck, den eine Verewigung der Weltkoalition gegen uns auf Deutschlands zukünftige äußere und innere Entwicklung ausüben würde. Sie ahnen nicht die Abgründe, denen wir zugetrieben würden, wenn das innere und äußere Gesamtprogramm der geistigen Väter der Vaterlandspartei das Programm unserer verantwortlichen Staatsmänner würde.

Unsere pflicht- und verantwortungsbewußten Staatsmänner haben ein anderes Programm deutscher Politik aufgestellt. Und wie das Gesamtprogramm Bethmanns dabei zwangsläufig zum Gesamtprogramm seiner Nachfolger werden mußte, so hat sich auch rein aus dem Zwange der Dinge und der Vernunft heraus eine Harmonie zwischen dem Willen der Regierung und dem Willen der Reichstagsmehrheit und der breiten Massen entwickelt, die wir trotz aller Vorbehalte, die die einzelnen Gruppen unter uns machen mögen, begrüßen und pflegen wollen, jetzt um so mehr, wo auch stärkere persönliche Bürgschaften für die Erhaltung dieser Harmonie uns gegeben sind. Regierung, Reichstag und Volksmassen zusammen arbeiten heute an der Aufrichtung des neuen, richtigen Systems deutscher Politik. Und es gibt auch unter den mittleren Schichten und den aus ihnen hervorgegangenen Mittelparteien immer noch besonnene Elemente genug, die sich der Hochflut nationalistischer Illusionen entgegenwerfen.

Und nun will ich noch einmal zum Schluß die Grundgedanken *unseres* Systems zusammenfassen. Deutschland erstrebt keine Weltherrschaft, auch keine vergewaltigende Kontinentalherrschaft. Es erstrebt in der Welt nur die freie wirtschaftliche Betätigung, in Europa das friedliche Nebeneinander aller großen und kleinen Nationen. Es wird alle Abmachungen begrüßen und fördern, die diesen Weltfrieden organisatorisch zu sichern geeignet sind, und wir insbesondere glauben, daß nach den furchtbaren Lehren des Weltkrieges ein genügendes Maß von gutem Willen überall sich entwickeln kann, um solche Abmachungen zu tragen. Aber noch ist dieser gute Wille bei unseren westlichen Gegnern nicht da, und darum muß ihr böser Wille noch gebrochen werden, und er wird gebrochen werden durch unsere stolze und starke Selbstbehauptung, durch die Einmütigkeit und Entschlossenheit des *ganzen* deutschen Volkes bis in seine Tiefen hinunter. Aus diesen Zielen unserer äußeren Politik ergibt sich nun sofort Geist und Charakter unserer inneren Politik. Sie muß zur Erkämpfung jener Ziele so beschaffen sein, daß jeder Volksgenosse mit tiefer Ueberzeugung sein Aeußerstes daran setzt, daß er in dem Staate, dem er die volle Freiheit nach außen erkämpfen soll, auch die volle Freiheit für sich findet. Wir wissen, welches unerhörte Maß von Aufgebot der Volkskraft der moderne Krieg, und selbst auch nur der uns aufgedrungene Verteidigungskrieg, erfordert. *Ein Staat, der mit einem Massenheer von 12 Prozent der Bevölkerung Krieg zu führen hat, muß auch in seiner inneren Politik sich auf die Massen stützen.* Sonst reißt der zu straff gespannte Bogen — ebenso wie er reißen würde, wenn dieses Massenheer für Kriegsziele gemißbraucht würde, die über das gesunde reale Interesse der Nation hinausgehen. Verständigungsfriede und freiheitliche Neuordnung zusammen also ergeben erst die richtige Spannung des Bogens, der den scharfen Pfeil auf unsere Feinde entsenden soll. Gewaltpolitik nach außen zwingt zur Gewaltpolitik im Innern, und Raubpolitik nach außen heißt Raubbau im Innern. Wollen wir unüberwindlich im Kriege und mächtig im Frieden bleiben, so müssen wir frei werden im Innern. Wollen wir freibleiben im Innern, so müssen wir auch die Freiheit der anderen Völker achten. Gesunde Macht und wahre Freiheit ist unsere Losung.

Johannes Fischer, M. d. L. / Unsere Gegenrechnung

Wir hören bis zum Ueberdruß von unseren Gegnern, was alles bei uns anders werden müsse, ehe wir ihnen gefallen; vor allem bieten sie sich als Retter aus politischer Knechtschaft und Unterdrückung an, in einer Weise, die nur als Anmaßung und Unverschämtheit gekennzeichnet werden kann. Wäre es da nicht angezeigt, die Gegenrechnung zu stellen? Herr Wilson gibt vor, er könnte nur mit einem demokratischen Deutschland Frieden machen, weil ein anderes eine Gefahr dauernder Beunruhigung bedeuten würde für die ganze Menschheit. Zu beweisen braucht er solche Behauptungen um so weniger, je häufiger und lauter und selbstbewußter er sie in die Völker hineinruft. Sollen wir uns demgegenüber auf Verteidigung einstellen, ist nicht der Angriff wirksamer?

Wir wissen, daß wir nachher, weltwirtschaftlich gesehen, erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden haben. Das wird uns gerade auch kultur- und sozialpolitisch manchmal recht drückend zum Bewußtsein kommen, wie neulich auch Staatssekretär Schwander dem christlich-nationalen Arbeiterkongreß gegenüber zum Ausdruck brachte. Und es ist ja auch gar kein Zweifel, daß die Grenzen unserer eigenen sozial- und kulturpolitischen Leistungsmöglichkeit weitgehend dadurch bestimmt werden, was andere Staaten auf denselben Gebieten für ihre Völker leisten. Wenn man z. B. das schreiende Mißverständnis ansah, das in Rußland vorhanden war zwischen dem Aufwand für rein äußerliche Machtgewinnung, für ganz grobschlächtigen Militarismus auf der einen und für kultur- und sozialverkehrspolitische Leistungen auf der anderen Seite, so erhellt daraus ohne weiteres, daß das so auf die Dauer nicht bleiben kann. Entweder auch unsere Militärlasten fressen so viel, daß wir die uns bisher schon wichtig gewesenen und künftighin erst recht wichtig werdenden sonstigen Aufgaben sträflich und beklagenswert vernachlässigen müssen, oder aber wir kommen militärisch so ins Hintertreffen, daß daraus Gefahren für unser staatliches Leben zu befürchten sind, die unerträglich sind.

Wir werden also, um die Voraussetzungen für einen einigermaßen erträglichen Wettbewerb des Friedens zu schaffen, dringend

Digitized by Google

verlangen müssen, daß auch die anderen Staaten aus den Erträgnissen ihrer Wirtschaft für soziale und kulturelle Zwecke ähnliche Aufwendungen machen, wie wir das in Deutschland uns zur Pflicht gemacht haben und weiter machen werden. Ich kann nicht finden, daß ein solches Verlangen etwa nicht mindestens dieselbe Berechtigung hätte, wie die Forderungen der Gegner in bezug auf unsere rechtliche Ordnung unseres staatlichen Lebens. Denn wenn unsere Feinde behaupten, daß unsere vermeintliche politische Unfreiheit eine Gefahr für den Kulturstand der gesamten Menschheit sei, dann kann das von ihrer mangelnden sozialen Durchdringung ihrer Völker und Staaten weiß Gott mit viel größerem Rechte gesagt werden.

Dabei bleibt es doch, daß bei uns in Deutschland alle sozialen Probleme am tiefsten und innerlichsten erfaßt wurden, daß darum auch die Arbeit an der Lösung dieser schweren Fragen von uns die größten Opfer materieller und geistiger wie persönlicher und staatlicher Art gefordert hat. Das Wort von der Ehrfurcht vor der Heiligkeit des einzelnen Menschenlebens ist aus deutscher Art entstanden und hat seine Wirkung getan in der ganzen vielgestaltigen Verzweigung unseres sozialen und wirtschaftlichen Lebens. Wo ist denn noch ein Großstaat, der aus einem Millionenvolk von der Größe des deutschen etwas Aehnliches gemacht hätte, wie Deutschland. Die Amerikaner und Engländer mögen doch einmal ehrlich und offen vor der Welt Vergleiche anstellen darüber und die Verhältnisse klarlegen. Schließlich ist doch das Entscheidende — sofern man sittliche Maßstäbe zur Hand nimmt — nicht der äußerliche, rein materielle Erfolg eines Volkes und seines Staates, sondern das, was aus seinen einzelnen Gliedern, den Menschen, die in den Niederungen der Tagesarbeit stehen müssen, werden kann und schon geworden ist. Und da wissen wir in Deutschland seit Schiller schon: „Der Mensch ist zwar noch wenig, wenn er warm wohnt und satt zu essen hat, aber er muß doch warm wohnen und satt zu essen haben, bevor seine höhere Natur in ihm sich regen kann." Wir wissen das und haben uns ernsthafter als jedes andere Volk bemüht, daraus für die praktische Gestaltung der Verhältnisse die rechten Folgerungen zu ziehen. So kam die lange Kette von Ordnungen und Bindungen, von Vorschriften und Gesetzen, mit denen der Staat bei uns in die wirtschaftlichen und selbst persönlichen Verhältnisse eingreift, die den einzelnen hindern, willkürlich mit seinem Besitz und seinem Leben zu machen was er will, ohne auf seine Nebenmenschen und auf das Wohl des Ganzen Rücksicht zu nehmen. So kam das Volksschul- und Berufsbildungswesen, die Sozialpolitik und Versicherungsgesetzgebung, der Arbeiterschutz und der Kinderschutz, die Wohnungsaufsicht und was damit zusammenhängt.

Man darf bei uns als Vater und Mutter die eigenen Kinder nicht einfach als Privatbesitz betrachten, aus dem man werden läßt, was man mag. Der Staat stellt sich dazwischen und verlangt gewisse Verantwortlichkeiten gegenüber dem körperlichen und **geistigen Wohl** des jungen Menschen, wie sie die Ehrfurcht vor der Heiligkeit jedes Menschen gebietet. Und aus diesem selben Grundgedanken leitet der Staat das sittliche Recht nicht nur, sondern auch die Pflicht ab, sich um das wirtschaftliche Verhältnis der Menschen untereinander zu kümmern. Mag darum an den äußeren Formen und Namen manches nicht mehr zeitgemäß sein — wir wissen das selbst am besten —, das grundsätzlich Größere und Wichtigere aber ist bei uns sehr viel besser geleistet als bei allen Feinden, daß durch staatliche Macht das Mindestmaß an äußerer Lebensbefriedigung und geistiger Lebensausstattung sichergestellt ist, das der Mensch braucht, damit überhaupt erst „seine höhere Natur in ihm sich regen kann".

Das ist für die Führung eines Volkes und Staates gewiß nicht immer leicht. Aber wenn ich die Wahl habe, mit einem solchen Volk zuweilen leidenschaftlich ringen zu müssen, um es für große Notwendigkeiten des Volkes und Staates zu gewinnen, die weit über das enge Blickfeld des einzelnen hinausreichen, oder aber einen Bodensatz von vielen Hunderttausenden zu haben, die überhaupt keinen Auftrieb mehr haben, die eben im Sumpf verkommen, weil ihnen keinerlei Schlüssel fürs Leben mitgegeben wurde, dann kann die Entscheidung doch nicht zweifelhaft sein. Das ist doch für den kulturellen und sittlichen Wert eines Staates entscheidend, was er aus seinen Massen gemacht hat und machen will, die ganze Zielsetzung, die er sich für alle seine Betätigungsgebiete gegeben hat. Und da ist der Begriff „Demokratie", den die Feinde jetzt seit Kriegsbeginn auf dem Markte ausliefern, doch nur etwas Aeußerliches, eine Schale, die sich wenigstens nach der Seite der Förderung von wirklichem Lebensinhalt für die breiten Massen weithin nur als taube Nuß erwiesen hat.

Gewiß wollen wir neue Rechtsgestaltung, aber sie ist uns viel mehr als eine Sache staatlicher Nützlichkeit und Notwendigkeit, als eine Angelegenheit persönlicher Freiheit und persönlichen Rechts. Was wir aber unter allen Umständen, und zwar zum Schutze und zur Sicherstellung von wahrhaft kulturellen Lebensinteressen des einzelnen Volksgenossen verlangen müssen, das ist, daß auch die Feinde für ihre Völker dasselbe Maß von sittlicher und sozialer Verantwortlichkeit und Pflichterfüllung anerkennen und in die Tat umsetzen, wie wir das für Deutschland wollen und als Pflicht übernommen haben. Das sind wirkliche Menschheitsziele, die kein Staat einfach mißachten und mit Füßen treten darf, an denen jedenfalls ein Volk, das sie einmal erkannt hat, auch nichts abhandeln lassen kann. Es wäre wahrhaftig ein schlechter Tausch, wenn wir nur der Aeußerlichkeit zuliebe, um den fruchtbaren Kern unseres Volkes eine ähnliche Schale legen sollten, wie sie die — sozial gesehen — taube Nuß der Feinde aufweist, dann aber in einen Wettkampf hinein müßten, in dem uns die Schale wohl blieb, aber der Kern verkümmerte. Unser Volk hat nicht umsonst so tiefe Furchen gezogen, nicht umsonst so alles im Grunde aufgewühlt, bis ihm endlich diese Frucht reifte im einzelnen Menschen sowohl, wie in der sozialen Gemeinschaft seines Staates. Und wenn die anderen sagen, sie seien der Welt schuldig, die Schale, die Aeußerlichkeit, den Formalismus zu retten, denn das ist weitgehend ihr Demokratismus, dann halten wir ihnen entgegen, daß wir Größeres zu wahren haben, daß wir darüber wachen müssen, daß „die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des einzelnen Menschenlebens" als sittliche Zielsetzung für Völker und Staaten nicht dauernd mißachtet und nicht mehr unter die Stufe ihrer Vollendung herabsinke, bis zu der wir in Deutschland vor unseren Feinden und über sie hinaus gediehen sind.

Paul Rohrbach / Zum Gedächtnis Adolph Wagners

Mit Adolph Wagner ist eine von jenen großen Naturen von uns gegangen, in denen die Leidenschaft des rücksichtslosen und zwingenden Wahrheitssagens dort brannte, wo aus der Wissenschaft die Folgerungen für das praktische Leben zu ziehen sind. Es gibt zwei solcher geistigen Gebiete, auf denen die im Innern tief sittlich und damit auch aktiv veranlagten Charaktere sich am unwiderstehlichsten gezwungen sehen, ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung den Weg in das Leben des Tages hinein frei zu machen: umzugestalten, was nicht so ist, wie es sein sollte. Das eine ist die Theologie, das andere die Volkswirtschaft. Hier wie dort kommt der innerlich von seiner Wissenschaft angefaßte Mensch nicht darum herum, in den Kampf um die großen, sei es praktisch-religiösen, sei es sozial-sittlichen Fragen, mit der Kraft seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten. Die Mehrzahl der Theologen wie der Nationalökonomen kann natürlich auch anders, ja, wenn man ehrlich sein will, so muß man sagen: die Mehrzahl kann überhaupt nur anders, und sie nennt das dann „voraussetzungslose Objektivität der Wissenschaft". Das soll kein besonderer moralischer Vorwurf sein, denn wer einen Beruf wählt, sei es selbst den des theologischen oder volkswirtschaftlichen Hochschullehrers, der verpflichtet sich damit noch nicht zum Heldentum, und er kann gute, ehrliche Arbeit tun, ohne von der Kraft reformatorischen Geistes erfaßt zu werden. Diejenigen aber, die nicht nur Lehrer, sondern auch Helden und wahrhafte Weltverbesserer sind, die bewundern wir, und

Digitized by Google

die bleiben unsterblich. Solch einer war Adolph Wagner, und wer immer ihm nahegetreten ist und etwas Geistesverwandtschaft mit ihm hat, der weiß, wo er ihm danken muß.

Meine persönliche Erinnerung an Wagner beginnt mit einer Rede, die der Alte 1890 auf einem Kommers des Vereins Deutscher Studenten in Berlin hielt. Sie handelte von deutscher Zukunft. Wagner erzählte, wie er als junger Dozent in Dorpat und Freiburg gewirkt — noch vor 1870 —, wie er vom badischen Schwarzwald auf den Münsterturm in Straßburg hinübergeschaut und seinen Glauben bekannt habe: der Tag kommt doch, wo der da wieder deutsch wird! Der Tag ist gekommen, fuhr er dann fort, wo das Straßburger Münster wieder deutsch wurde, und vielleicht kommt auch noch der Tag, wo jener andere Dom im einstmals deutschen Norden, die mächtige Dorpater Ruine, wieder deutsch wird! Den tausend Studenten, die das hörten, war das damals nur eine eindrucksvolle Redewendung wie viele. Livland und Kurland waren für das Bewußtsein der Durchschnitts-Deutschen ja noch nicht wiederentdeckt. Sie waren „Rußland", und die Leute, die von dort kamen, hießen „Russen". Ein paar Wochen vorher hatte ich das selbst bei der Immatrikulation an der Berliner Universität erlebt. Rektor war damals Rudolf Virchow, und der alte Herr wollte mich wegen meiner Antwort auf seine Frage nach der Nationalität: ich sei Kurländer, in die Matrikel durchaus als „Russus" eintragen. Ich protestierte empört und sagte: „es fällt mir ja nicht ein, Russe zu sein, ich bin Kurländer." Virchow aber blieb dabei, „wenn Sie Kurländer sind, so sind sie doch Russe", und nur mit Mühe ließ er sich schließlich dazu bewegen, brummig kopfschüttelnd zu schreiben: Curonus. Auch im Kranz der Mütter und Töchter, die im großen Saal der Philharmonie um die Studentenmenge saßen und Wagners Rede zuhörten, wird es nicht viele gegeben haben, die seine Anspielung auf das alte deutsche Livland verstanden. Heute sind vielleicht ihre Söhne unter denen, die Riga genommen haben, und hoffentlich auch bald Dorpat! Uns drei oder vier baltischen Studenten, die als Gäste die Feier mitmachten, gingen die Worte natürlich ganz anders durchs Herz. Wagner liebte jene Wendung in seinen Reden; ich habe sie später öfters von ihm gehört, und mit wahrhafter Rührung und tiefem Dank sehe ich heute auf seine Zuschrift an die „Kreuzzeitung" gleich nach der Einnahme von Riga, worin er auch die Parallele vom Straßburger Münster und Dorpater Dom zieht. Es wird wohl das letzte gewesen sein, was er für die Oeffentlichkeit geschrieben hat. So fest saß in ihm die Erinnerung an seine ersten akademischen Lehrjahre im baltischen Land und unter baltischen Männern. Von Dorpat her hat er sich auch dauernd die richtigen Gesichtspunkte zur Beurteilung Rußlands bewahrt. Das eigentliche Rußland hat er nie näher kennen gelernt, aber was er vom Hauch des russischen Wesens als junger Dorpater Professor verspürte, das genügte für die ganz außergewöhnliche Schärfe und Schnelligkeit seines Urteils, um ihn im Prinzip nie über Rußland fehlgehen zu lassen. Vor allen Dingen hat ihn nie die Unmittelbarkeit des alten deutschen politisch-sittlichen Augenmaßes gegenüber der asiatischen Minderwertigkeit des Moskowitertums verlassen — anders, als bei so vielen unserer heutigen „Kenner" und Beurteiler Rußlands.

Ich habe Wagner ein wenig als Student und im Hause, dann aber näher im evangelisch-sozialen Kongreß gekannt und verehrt. Für den Kongreß war es entscheidend, daß bei der Trennung von Stöcker und den Christlich-sozial-Konservativen Wagner trotz seines kirchlich und politisch konservativen persönlichen Standpunktes bei der Sache des Kongresses blieb. Man kann fragen, ob der Kongreß heute noch ebenso notwendig ist, wie zur Zeit seiner Gründung und seiner Krisis, als Wagner ihn mitdurchhielt. Vielleicht ist er es in den letzten Jahren nicht mehr gewesen, aber es könnte sein, daß er nach dem Kriege mit einem Male seine Aufgabe in erneuter Fassung wiedererhält. Der Kreis von Männern, auf denen der Kongreß von Anfang bis heute geruht hat, und alle diejenigen, die Wagner auf so vielen Tagungen als das lebendige und scharfe soziale Gewissen nicht nur unserer akademischen, sondern überhaupt unserer geistig höher gebildeten Schichten haben reden hören, werden ihm das dankbare Andenken daran bewahren, daß er nie anderswo als in der vordersten Reihe der Kämpfer für das beste Deutschland zu finden war. Er war ein Führer, dessen Charaktermetall wie ein Probierstein auf alle wirkte, die mit ihm zu tun bekamen. Er war niemals ein eigentliches Schulhaupt, obwohl man ihn den Vater der Kathedersozialisten nannte. Er war etwas innerlich Größeres: gesetzt zu einem Zeichen, dem widersprochen wurde, eine Kämpfernatur, die am liebsten und tiefsten in der scharfen Luft der Kontroverse um sozialsittlich-nationale Fragen Atem holte! Er schonte den Gegner nicht und wollte nicht geschont werden. Was niedrig war, kam nicht an ihn heran. Solch einer Natur von Herzen nachzutrauern ist der am meisten imstande, der ein Empfinden dafür hat, wie selten solche Menschen und solche Führer in der auf Wagner folgenden Generation bei uns geworden sind. Mir will es oft scheinen — und je länger meine Erfahrung währt, desto deutlicher wird sie —, daß zwischen die Alten, unter denen Wagner als einer der letzten geschieden ist, und die Jungen, die noch kommen sollen, ein Geschlecht sich eingeschoben hat, das unlustiger auf nationale Gewissensfragen, die aus der Tiefe des Sittlichen kommen, anspricht. In der Wissenschaft regiert das Spezialistentum mehr als die große Idee, deren Diener Persönlichkeiten wie Wagner bis zum letzten Atemzuge blieben, und im gewöhnlichen Leben regieren das Schema und die Anbetung des Erfolges mehr als die Autorität der Gebildeten. Wenn aber nicht alles täuscht, so wird die neue Generation wieder besser, und der Krieg wird vollends als läuterndes Feuer auf das deutsche Wesen wirken. Hinter ihm wird niemand imstande sein, Wirtschafts- und Sozialpolitik anders zu führen, und (wie auch immer sie geführt werden möge) sie anders dem Empfinden des Volkes erträglich zu machen, als auf der Grundlage der Opferbereitschaft und innerlich klaren Gerechtigkeit: im Zeichen der Lebensarbeit Adolph Wagners.

Soziale Bewegung

Graf Hertling und die Arbeiterwünsche. Im Hauptorgan der deutschen Gewerkvereine wird der letzte Kanzlerwechsel besprochen und daran folgendes Arbeitsprogramm geknüpft: „Wir legen dem neuen Reichskanzler ans Herz, bei der Neuorientierung auch die notwendigen Forderungen der Arbeiter nicht zu vergessen. Vor allen Dingen Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung; Aenderung des Reichsvereinsgesetzes; Aufhebung der Gesindeordnung; Einführung der Koalitionsfreiheit, auch für Land- und Forstarbeiter; Schaffung eines Reichseinigungsamtes; Einführung der Arbeitskammern und Beseitigung der Klassenwahl zum preußischen Landtag und den Stadtverordnetenwahlen. Jetzt ist die Krisis beendet; aber noch sind Strömungen im Gange, um dem neuen Reichskanzler die Arbeit zur Durchführung der Kaiserlichen Botschaft zu erschweren; dessen ungeachtet werden wir nach wie vor auf unseren Forderungen beharren, daß zur Neuorientierung auch ein Ausbau des ganzen sozialen Lebens stattfinden muß. Forderungen, wie sie die Gesellschaft für soziale Reform erhoben, in ihrer Gesamtheit von den deutschen Gewerkvereinen seit Jahrzehnten vertreten werden, sie müssen zur Durchführung kommen trotz der treibenden Kräfte aus anderen Kreisen. Wir werden an dem Ausbau fleißig mitarbeiten und, wenn Kaiser, Kanzler und Arbeiterschaft, der neue Block des sozialen Lebens, zusammenstehen und durchhalten, dann wird dann muß es gelingen."

Briefkasten

A. K. in Z.: Haupt-Literatur zum Taylor-System:

1. Taylor, Die Grundsätze der wissenschaftlichen Betriebsführung; übers. von Roester, München und Berlin, Oldenbourg's Verlag, 1913, Preis 3.50 M. (Hauptwerk, allgemein gehalten.)

2. Taylor-Wallichs, Die Betriebsleitung, Berlin, Springer, 1914, Preis 6.— M. (mehr praktisch, gibt auch weitere Literatur).

3. Münsterberg, Psychologie und Wirtschaftsleben; Leipzig, Barth, 1913 (allgemein-arbeitswissenschaftlich).

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

29. November 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 6506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8583.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 48

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Paul Rohrbach:** Rückenfreiheit nach Osten. — **Prof. Dr. Max Weber:** Das Reichstagswahlrecht für Preußen. — **Generalsekretär Oswald Riedel:** Arbeitskammern. — **Eduard Lachmann:** Rumänische Streife. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 18. November.

Obwohl alle Einzelheiten der russischen Vorgänge noch immer im Dunkel bleiben, darf als fest angenommen werden, daß ein wirklicher militärischer Bürgerkrieg vorhanden ist. Es hat, wie schon erwähnt, nicht weit von Petersburg bei Gatschina eine Schlacht stattgefunden, deren Verlauf von beiden Seiten sehr verschieden dargestellt wird, deren Ergebnis aber doch zu sein scheint, daß Kerenski, der bisher mächtigste Mann, zurzeit als ausgeschaltet gilt. Wenn eine Meldung aus Haparanda besagt, daß Kerenski von einem lettischen Heere von 30 000 Mann von neuem geschlagen worden sei und daraufhin die Flucht ergriffen habe, so kann man noch abwarten, ob es sich wirklich um Bürgerheere mit so hohen Truppenziffern handelt, oder ob kleinere Streite zwischen Garnisonen und Straßensozialisten vergrößert weitergetragen werden. Vielleicht versinkt Kerenski zwischen den von Lenin geführten Radikalsozialisten auf der einen Seite und den Generalen Kornilow und Kaledin auf der anderen Seite. Kaledin wird erst in neuerer Zeit öfter genannt, hat aber schon auf der großen Moskauer Tagung weitgehende Aufmerksamkeit erregt. Er und Kornilow sind beides Kosakengenerale und scheinen die Absicht zu haben, die großstädtischen Sozialisten durch Hunger zum Nachgeben zu zwingen. Das einzige bedeutende russische Kohlengebiet von Donez soll von Kaledin kontrolliert werden können. Das aber heißt, daß er binnen unverhältnismäßig kurzer Zeit den Eisenbahnbetrieb lahmlegen kann, wenn er will. Zurzeit wird gemeldet, daß die Eisenbahner im allgemeinen streiken, aus welchem Grunde, wird nicht gesagt. Rätselhaft ist, wie bei derartigen Landeszuständen das Heer an der Front sich überhaupt erhalten kann. Da aber die Tatsache der Heereserhaltung feststeht, so wird es geraten sein, nicht ohne Kritik die Darstellung der allgemeinen Verwirrung entgegenzunehmen.

In Finnland scheint eine Verständigung zwischen den revolutionären Sozialisten und bürgerlichen Bildungskreisen in Vorbereitung zu sein. Bei uns in Deutschland wächst das Interesse für die Entwicklung der Dinge in Finnland. Jetzt oder nie kann Finnland seine politische Unabhängigkeit erwerben.

Montag, 19. November.

In der Nähe von Helgoland hat sich am 17. November ein Kampf zwischen englischen und deutschen Kreuzern und Torpedobooten abgespielt. Auf englischer Seite sollen auch fünf Großkampfschiffe dabei gewesen sein. Es ist das seit Kriegsbeginn der erste ernsthafte Versuch, in die deutsche Bucht hineinzukommen.

Der japanische Finanzminister sagte in einer Rede, es sei durchaus unmöglich, japanische Truppen nach Europa zu senden. Die Japaner hätten ihre Bereitwilligkeit, ihren Verbündeten zu dienen, durch Bereitstellung der Marine bewiesen, durch Unterstützung in Schiffbau und Industrie und mit Geldmitteln. Die den Alliierten unmittelbar oder mittelbar geleistete finanzielle Hilfe Japans belaufe sich gegenwärtig, in Mark ausgedrückt, auf 20 Milliarden.

Während zwischen den Oberläufen von Brenta und Piave die italienische Armee langsam rückwärts gedrängt wird und während am Ostufer des Piave österreichisch-ungarische und deutsche Truppen sich sammeln, wird Venedig verlassen. Nach Angabe von „Daily Mail" sind nur noch 20 000 Einwohner zurückgeblieben. Alle Läden sind geschlossen. Von dem Canale Grande sind alle Gondeln verschwunden. Mit seinen geschlossenen Palästen erinnere Venedig an die römischen Senatoren, die schweigend auf ihren Sesseln die Ankunft der Goten erwarteten. Es verlautet, daß der Papst einen Versuch gemacht haben soll, Venedig für neutralisiert erklären zu lassen, daß aber dieser Versuch von der italienischen Regierung sofort zurückgewiesen worden sei.

Dienstag, 20. November.

Man darf nie vergessen, daß der Kampf an der Westfront keinen Tag völlig aufhört. Um die alten Plätze in der Gegend von Ypern wütet fast beständig ein zerstörendes Feuer. Auch im Gebiet von Artois lebt Brand und Gegensatz immer wieder auf. Nördlich von Soissons, wo die Franzosen im vorigen Monat einen nicht unerheblichen Erfolg hatten, beleben sich die Angriffe stets von neuem. Niemand erwartet mehr, daß vor dem Hereinbrechen des Winters große Entscheidungen an der Westfront stattfinden; aber jeden Tag werden auf beiden Seiten Todesopfer dargebracht, ohne daß dadurch die Lösung der Weltfrage näher zu rücken scheint.

In Italien wird am Piave um den Ort Quero und um den Monte Tomba gekämpft. Im ganzen sind bis zum 13. November den Italienern 14 500 Quadratkilometer ihres Gebietes weggenommen worden, d. h. fast so viel, wie das Königreich Sachsen.

Ob die Herrschaft der Maximalisten (radikale Sozialdemokraten) in Petersburg von langer Dauer sein wird, mag zweifelhaft sein; aber die Spuren ihres Daseins werden sich nicht ohne weiteres verwischen lassen, denn diese Regierung erklärt grundsätzlich das freie Recht der Nationalitäten, sich vom russischen Gesamtkörper abzutrennen. Darauf berufen sich nun Finnen und Ukrainer. Die Finnen verlangen durch Lappland hindurch einen eigenen Zugang zum Eismeer. Das bedeutet, daß sie sich für die Zukunft zwischen Rußland und Skandinavien als Zwischenstaat einschieben wollen.

Auf Grund der Heereslage in Palästina sollen zwischen den Regierungen der Vereinigten Staaten, England und Frankreich Besprechungen über die Aufrichtung eines jüdischen Staates in Jerusalem begonnen sein. Vorläufig aber gehört Jerusalem noch unseren Freunden, den Türken.

Mittwoch, 21. November.

Der englische Ministerpräsident Lloyd George hat bei einer Anwesenheit in Frankreich eine Rede gehalten, daß durch Mangel an Zusammenwirken der Entente-Verbündeten England unnötige Verluste erlitten habe. Diese Ausführungen werden ihm von Asquith und anderen innerpolitischen Gegnern sehr verübelt. Er selbst aber verteidigt sich mit Geschick: Wir wollen den Sieg, aber ich möchte nicht, daß die ganze Last auf England falle. Deshalb wünsche ich einen gemeinsamen Rat aller Alliierten, der den ganzen Kriegsschauplatz so einteilen wird, daß sämtliche Hilfsmittel der Verbündeten im Kampfe eingesetzt werden, um den Druck auf den Feind stärker zu machen. Ich hoffe, daß man aufhören wird, weiter Argwohn und Eifersucht zwischen uns und Frankreich auszustreuen. — Da die Franzosen offenbar der Meinung sind, daß eine gemeinsame Oberleitung nur in französischen Händen liegen dürfe, da aber gleichzeitig die Engländer entschlossen sind, ihre Truppen nicht der beliebigen Verfügung eines französischen Generalissimus zu unterstellen, und da schließlich die Vereinigten Staaten nicht daran denken werden, größere Truppenteile einem fremden Befehlshaber anzuvertrauen, so bleibt nichts übrig, als ein zentrales Generalstabsbureau in Versailles zu errichten, von dem aus die verschiedenen unabhängigen Heeresleitungen gemeinsam beraten werden sollen.

Donnerstag, 22. November.

Der neue französische Ministerpräsident Clemenceau hielt eine Antrittsrede über die Fortsetzung des Krieges bis ans Ende. Alles, was es im Franzosentum an fanatischer Hingabe gibt, wird wachgerufen. Der 77jährige Clemenceau will die letzten Jahre seines Lebens der Aufgabe widmen, das arme blutende Frankreich bis zum äußersten aufrechtzuerhalten. Alle Schwäche wird als Schuld oder Mitschuld behandelt! Alle Schuldigen gehören vor das Kriegsgericht! Es darf kein Pazifistenfeldzug mehr sein und keine deutschen Umtriebe, weder Verrat noch Halbverrat! Den Krieg tötet nichts als der Krieg! Die Zensur wird weiter bestehen über diplomatische und militärische Nachrichten, ebenso wie gegenüber denen, die den bürgerlichen Frieden stören. Der Schriftsteller wird persönlich verantwortlich gemacht. Frankreich muß sich zu Einschränkungen in Lebensmitteln bereitmachen. Entsagung herrscht bei den Heeren, möge Entsagung im ganzen Lande herrschen! ... Ich glaube nicht, sagt Clemenceau, daß die Gesellschaft der Nationen der notwendige Abschluß des Krieges ist, weil ich dem Eintritt Deutschlands in die Gesellschaft der Nationen nicht zustimmen würde. Mein Ziel ist, Sieger zu sein. Wir wollen einen uneingeschränkten Krieg. — Die Kammer nahm eine Vertrauenserklärung für die Regierung Clemenceau mit 418 gegen 65 Stimmen an. Diese überwältigende Majorität sichert der neuen Regierung von vornherein eine gewisse Kraft und Dauer. Immerhin darf man nicht vergessen, daß auch Clemenceau zu den bisherigen Streitfragen, insbesondere auch zur Frage der Entlassung der älteren Soldaten, wird Stellung nehmen müssen. Die gesamte sozialistische Fraktion ist gegen Clemenceau.

Südlich von Cambrai haben Engländer durch starke Angriffe einen Teil unserer vorderen Linie genommen und wollten einen Durchbruch erzwingen. Das ist nicht geglückt. Die Schlacht dauert noch an.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus stellt der Abgeordnete Schürff eine Anfrage an den Kriegsminister, ob es wahr sei, daß den Ungarn eine eigene ungarische Armee mit selbständigem Kriegsministerium und ungarischer Militärsprache zugesagt worden sei, so daß nur ein gemeinsamer Generalstab und ein gemeinsamer Kriegsherr übrigbleiben. Sicher ist, daß die Wünsche des ungarischen Volkes sich in der bezeichneten Richtung bewegen. Ob irgendwelche Zusagen, sei es des Kaisers oder der österreichischen Regierung, vorliegen, wird möglicherweise bei der Erörterung dieser Anfrage zutage treten. Als wahrscheinlich ist anzunehmen, daß die Ungarn nicht anders als mit einer eigenen Armee aus diesem großen Kriege heimkehren werden.

Freitag, 23. November.

Der Kampf in der Gegend von Cambrai ist sowohl nach deutschen, wie nach englischen Kriegsberichten ein außerordentlich starker Angriff nach einer in den letzten Zeiten nicht mehr gebrauchten Methode. Die Engländer haben keinerlei artilleristische Vorbereitung eingesetzt, um durch Ueberraschung wirken zu können. Mit welchen Explosivmitteln sie dabei die Drahtgeflechte und Vorbaue beseitigten, ist noch nicht gesagt worden. Die Ueberraschung konnte wahrscheinlich gelingen, weil infolge der herbstlichen Witterung der deutsche Aufklärungsdienst die Ansammlung größerer feindlicher Mengen nicht hatte feststellen können. Es wurde auf ziemlich breiter Front die erste deutsche Linie überrannt und der Kampf, soweit man auf der Karte sehen kann, bis reichlich zehn Kilometer hinter der vordersten Front geführt. Am meisten umkämpft waren die Ortschaften Fontaine und Moeuvres. Nach dreitägigem Ringen steht fest, daß ein Durchbruch bis zur Stadt Cambrai hin nicht vorliegt und daß die Engländer mit großen Verlusten nur eine verhältnismäßig kleine Einbiegung der Linie erreicht haben. Begreiflicherweise wird dieser Erfolg in London und Paris als wichtig gefeiert, um gegenüber den italienischen Verlusten etwas Erfreuliches verkünden zu können.

Die Marineleitung teilt mit, daß im Monat Oktober 674 000 Tonnen feindlicher Schiffsraum versenkt worden sind. Daß mit dem Kürzerwerden der Tage der Monatsertrag etwas sinken würde, war von vornherein zu erwarten. Es steht aber auch das jetzige Ergebnis noch immer über dem, was von der Marineleitung bei Beginn des verstärkten U-Boot-Krieges in Aussicht gestellt wurde. Die ganze Debatte über den U-Boot-Krieg dreht sich nicht um die Menge der Versenkungen an sich, sondern darum, welchen Einfluß diese Versenkungen auf Volkswirtschaft und Kriegführung der Gegner haben. Von deutscher Seite wird offiziös geschrieben: Es steht außer allem Zweifel, daß der planmäßig fortgesetzte U-Boot-Krieg die Schiffe schneller vernichtet, als unsere Feinde sie mit dem größten Kraftaufgebot zu bauen vermögen. Die englische Regierung hat jedenfalls keinen Anlaß zu der Behauptung, daß sie der U-Boote Herr zu werden beginne.

Der englische Kriegsbericht redet von Erfolgen in Ostafrika an Ortschaften, die wir auf unserer Karte nicht finden können.

Sonnabend, 24. November.

Der Erzbischof von Serajewo, Dr. Stadler, der Führer der kroatisch-südslawischen Partei, veröffentlicht eine Erklärung, in der es heißt: Wir fordern die Einigung jener Länder, auf die sich das kroatische Staatsrecht bezieht, Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Bosnien, Herzegowina und des kroatischen Teils von Istrien zu einem politisch und finanziell autonomen, mit der Habsburgischen Monarchie als Gesamtheit untrennbar verbundenen staatsrechtlichen Körper. Wir erblicken in einer starken Habsburgischen Monarchie den besten Schild gegen unsere Feinde, die ihre Hand begehrlich nach kroatischem Gebiet ausstrecken. Wir werden in unserer traditionellen Treue gegenüber Herrscher und Staat beharren, fordern aber, daß die staatsrechtlichen Fragen im Süden der Monarchie gelöst werden. — Sollte der Anschluß von Polen an Oesterreich zur Wirklichkeit werden, so wird vermutlich Ungarn in demselben Sinn Vormacht für die Südslawen werden wollen, wie Oesterreich für die Polen. Wahrscheinlich aber gehen die Wünsche des Herrn Erzbischofs Stadler noch darüber hinaus.

Die russische Regierung hat dem Oberkommandierenden befohlen, allen Kriegführenden einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Der Oberkommandierende Duchonin hat zuerst Ausflüchte gemacht und dann die entsprechende Erklärung verweigert. Auf Grund dieser Weigerung wurde er vom Rat der Volkskommissare (eine bisher nicht bekannte Oberbehörde) seines Postens enthoben und Krylenko zum Oberkommandierenden ernannt. — Der österreichische Ministerpräsident v. Seidler antwortete im Abgeordnetenhause auf eine Anfrage, wie man sich zum russischen Waffenstillstandsangebot verhalten wolle, daß die Friedensbereitschaft der Zentralmächte

bekannt sei, daß sich aber noch nicht erkennen lasse, ob die Friedenspartei in Rußland ihren Willen werde durchsetzen können. Von England aus werden die Russen sehr ernstlich bedroht, daß ihnen keinerlei Gelder, Nahrungsmittel oder Munition mehr zukommen würden, wenn sie sich nicht von dieser Regierung trennen könnten. Der Petersburger Vertreter der „Times" berichtet, daß in Rußland die Verwirrung in der Lebensmittelversorgung immer größer werde. Die Beamten des Lebensmittelamtes weigerten sich, die maximalistischen Kommissare anzuerkennen. Verschiedene Armeekommandos verlangen dringend nach Brot.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 18. November.

Es ist sehr merkwürdig, wie alle die Kriegseinschränkungen: Licht, Kohlen, Kleider, Essen den Lebensstil verändern. Man kann gewiß sagen: verinnerlichen. Die Menschen bleiben mehr zu Hause, lernen sich ineinander einleben und aufeinander abstimmen. Lernen wieder viel mehr im engsten Kreise miteinander sein, ohne Ablenkungen und Zerstreuungen aufeinander angewiesen. Das Leben muß nach innen zu reich werden, und gewiß finden viele den Weg dazu, von außen her zu sich selbst zurückgezwungen.

Die Nachricht vom Tode Rodins ruft Frühsommertage in Paris in die Erinnerung: den tiefen Eindruck des „siècle d'airain" im Luxembourg, das einem eine Offenbarung unbewußt gefühlter Wesenszüge der Zeit wurde. Aus diesen Erinnerungen starker, ungetrübter Berührung mit einer allem Tiefsten modernen Geistes verwandten Größe erwacht man in die zerstörte Gegenwart wie aus einem schönen Traum.

Montag, 19. November.

Die hanseatischen Handelskammern haben sehr energisch ihrem Wunsch Ausdruck gegeben, daß bei einer Reform der Kriegswuchergesetzgebung der Handelsstand mehr herangezogen und berücksichtigt würde und daß überhaupt diese Reform „die tiefe Mißstimmung" des Handels über die Härten dieser Gesetzgebung zu beheben geeignet sein möchte.

Man redet von neuen Schwierigkeiten im preußischen Ministerium des Innern; es soll durch das Staatsministerium die Herrenhausvorlage so verändert worden sein, daß Minister Drews sie nicht mehr vertreten zu können meint.

Dienstag, 20. November.

Der Himmel schenkt uns wunderbar milde Spätherbsttage, so daß die Stimmungsbelastung durch Frieren zunächst noch nicht zu fürchten ist. Es ist trübe und warm, fast wie Vorfrühling.

Die Erörterungen über den Rücktritt Schwanders gehen immer noch weiter. Man sieht darin ein übles Zeichen für die Aussichten der Sozialpolitik in der Uebergangswirtschaft und nach dem Kriege.

Gerüchte über den Rücktritt des Unterstaatssekretärs Müller aus dem Kriegsernährungsamt treten mit großer Bestimmtheit auf. Welche Belastung ohnehin belasteter Aemter angesichts der konzentrierten Aufgaben der Kriegsverwaltung diese chronisch werdenden Personenwechsel sein müssen! Auch aus diesem Grunde wäre es unendlich beruhigend, wenn aus den Abmachungen des Ministeriums Hertling mit den Mehrheitsparteien ein burgfriedlicher neuer Dauerzustand erwüchse.

Mittwoch, 21. November.

Bußtag! Wir lesen — in mehr zufälliger als bewußter Beziehung zum Bußtag! — in einem größeren Kreise Stefan Georges Bußpredigt über den Krieg. Nein! Ein Prophet, der sich selbst diese Stelle im Volke gibt, muß eine glühendere Seele, mehr Liebe und Leidenschaft, mehr Barmherzigkeit und weniger abgesonderten Hochmut haben. Er muß innerlich *bei* seinem Volke sein, nicht irgendwo über ihm.

Donnerstag, 22. November.

Als in der Nachmittagsdämmerung die Verkäufer in den Straßen schrien: „Ein russisches Friedensangebot!", stand einem doch einen Augenblick der Atem still — mehr, weil der Ruf etwas Künftiges plötzlich leibhaft vor einen hinstellte, als weil man ihm so, wie er jetzt lautete, viel Zutrauen entgegenbrachte. Die Leute stürzten auch keineswegs so auf den Nachrichtenverkäufer zu, wie man wohl hätte denken sollen, und in der Bahn lauteten die Unterhaltungen mehr abwartend als zuversichtlich. Ueberraschend übrigens die Urteilsfähigkeit, mit der sich einfache Männer und Frauen über den politischen Wert des Angebots unterhielten.

Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes ist Frhr. v. Stein, bisher Unterstaatssekretär von Elsaß-Lothringen. Payer ist zum Bevollmächtigten Preußens beim Bundesrat ernannt.

Charakteristisch für die jetzige Praxis der Behörden dem politischen Leben gegenüber ist doch, daß öffentliche Versammlungen der Parteien zu Friedenszielfragen anstandslos stattfinden. Heute z. B. große Anzeigen des sozialdemokratischen Parteivorstandes in Hamburg: „Sozialdemokratie, Verständigungsfriede und Volksrechte."

Freitag, 23. November.

Die Rücktrittsgerüchte, die Staatsminister Drews und Unterstaatssekretär Müller betrafen, werden als gegenstandslos hingestellt.

Inbrünstige Mahnungen der Gaswerke um äußerste Sparsamkeit. Dabei kann man sich kaum denken, daß es noch dunkler sein könnte, als es schon ist. Hausflure sind kaum noch beleuchtet.

Erörterungen über die Wirkungen des Rhein—Donau-Kanals einerseits, des Elbe—Donau-Kanals anderseits, auf Hamburger Interessen. Man kann sehen, wie an diesen Fragen der mitteleuropäische Blick sich schult.

Sonnabend, 24. November.

Nachtfahrt nach Berlin im Schlafwagen eines Personenzuges, der bei der 6-Uhr-Ankunft noch fürsorglich auf ein Gleis geschoben wird, auf dem man bis 8 Uhr ausschlafen kann. Dann Tagung der Vertretungen des Nationalen Frauendienstes aus Deutschland über Fragen der Mitarbeit bei der Uebergangsfürsorge. Man spürt bei der Durcharbeitung dieser Fragen immer mehr, mit wie unsicheren Faktoren man rechnet — und fühlt Zweifel entstehen für den glatten Ablauf schlechthin *aller* nur denkbaren Demobilmachungspläne.

Paul Rohrbach / Rückenfreiheit nach Osten

Seit Deutschland sich zu einer Volksgemeinschaft mit starken weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Interessen entwickelt, leidet es an zwei Grundübeln seiner politischen Lage, und ohne daß diese Uebel aufgehoben oder bis zu einem erträglichen Grad vermindert werden, kann kein Ausgang des Krieges, wie immer er geartet sein möge, uns befriedigen. Das eine Uebel besteht darin, daß wir mit unserer Rohstoffeinfuhr und Fabrikatausfuhr, d. h. mit einem von Jahr zu Jahr wachsenden Stück unseres nationalen Lebensunterhalts, an England vorbeimüssen. Alles was unsere Häfen verläßt oder erstrebt, muß durch den englischen Kanal und die Nordsee. Vor der Nordsee aber liegt England, das eine stärkere Flotte hat als wir und uns damit die Nordsee „versiegeln" kann. Das ist unser geographisches Gefängnis, aus dem wir herauskommen müssen. *Wie* — das ist eine Frage, die wir ein anderes Mal näher untersuchen können. Nur soviel sei hier gesagt, daß das einzig sichere Mittel nicht auf marinetechnischem, oder überhaupt technischem Gebiet liegen kann, sondern ebenso fest im Geographischen verankert sein muß, wie England selbst. Allerdings nicht an der Flandrischen Küste, deren Besitz uns erst dann

Digitized by Google

die Ueberlegenheit über England gibt, wenn wir auch eine Schlachtflotte haben, die stärker ist als die englische (U-Boote sind Technik, und gegen sie gibt es, wie der Admiral v. Tirpitz sehr richtig sagt, eines Tages eine Gegentechnik), sondern gegenüber der wirklichen Lebenslinie des englischen Reichs. Diese führt von Gibraltar über Suez nach Indien, und daraus ergibt sich auch unser Standpunkt zu den Erfolgen der englischen Kriegführung in Mesopotamien und Palästina.

Das andere Grundübel unserer Lage, von dem wir heute näher reden wollen, ist unser Mangel an Rückenfreiheit. Das meinte Bismarck, als er von dem cauchemar des coalitions, dem Alpdruck der Bündnisgefahr für Deutschland, sprach. Wir haben England jenseits der Nordsee, wir haben Frankreich im Westen, unser mitteleuropäischer Waffenbruder Oesterreich-Ungarn hat Italien im Süden und wir beide haben Rußland im Osten. Das bedeutet einen furchtbaren Druck, sobald bei diesen uns umgebenden Mächten eine Gemeinsamkeit der Interessengegensätze gegen uns entsteht. Noch vor einem Menschenalter war nichts davon vorhanden. 1888 sagte Bismarck, Bulgarien sei uns Hekuba und der Balkan sei uns nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert; Rußland, meinte er, solle sich ruhig Konstantinopel nehmen. Heute aber wissen wir, daß wenn der Russe in Konstantinopel sitzt, nicht nur der Weg in den Orient, sondern auch unsere Zukunft als Weltvolk damit für immer verbaut ist. Zwischen Deutschland und Rußland hat sich der tiefeinschneidende Interessengegensatz „Konstantinopel" erhoben. Wer noch nicht begreift, was mit diesem einen Wort gesagt ist, der lese Mitrofanows Brief an Delbrück und Delbrücks Antwort darauf im Juniheft der Preußischen Jahrbücher von 1914.

Auch zu England ist unser heutiger Gegensatz nicht alt. 1890 überließen uns die Engländer Helgoland, was sie sicher nicht getan hätten, wenn leicht vorauszusehen gewesen wäre, daß Deutschland sich so bald zu einer Gefahr für die englische Weltmacht im bisherigen Sinne entwickeln würde. Diese Gefahr aber trat ein. Und damit war das Zusammenwirken Englands und Rußlands gegen Deutschland, das vordem so unwahrscheinlich schien, als etwas Natürliches gegeben. Mit Frankreich entzweite uns der tausendjährige Streit um das Grenzland und den Vorrang in Europa — beides beanspruchten die Franzosen für sich, unfähig, die von ihnen selbst verschuldete Niederlage von 1870 hinzunehmen. Damit war die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß der Tag kommen würde, wo Bismarcks Alpdrücken wegen der nach allen Seiten hin uns mangelnden Rückenfreiheit Wirklichkeit wurde.

Am größten, das wissen wir alle, zeigte sich zu Lande die russische Gefahr, die direkt gegen uns und noch viel stärker gegen das verbündete Oesterreich-Ungarn wirkte. Frankreichs militärische Widerstandskraft ist uns nur im Verein mit der neuen englischen Landmacht gefährlich. Rußland aber war die Macht, durch die wir direkt und indirekt im Osten gefesselt wurden und bis heute nicht dazu gelangt sind, die Ueberlegenheit im Westen zu gewinnen. Rußland wächst auch zahlenmäßig am schnellsten unter unseren Feinden, es besitzt den größten inneren Ausdehnungsspielraum und es ist zugleich durch die zu leidenschaftlichem Haß gesteigene Nationalfeindschaft des Großrussentums und den Gegensatz der Interessen im türkischen Orient für die Zukunft gegen uns gestellt.

Hätte uns jemand in jenen entscheidungsschweren ersten Augusttagen von 1914 gefragt, *ob wir zufrieden sein würden, wenn als grundlegendes Ergebnis des Krieges Rückenfreiheit nach Osten für uns herauskäme*, so hätte jeder politisch verständige Mensch in Deutschland geantwortet: damit wollten wir gewiß hochzufrieden sein, aber sollte es uns denn gelingen, etwas so Großes zu erringen? Man muß sich vorstellen, was das für die Gegenwart und Zukunft Deutschlands bedeutete: Rückenfreiheit nach Osten! Welch eine Veränderung, welch eine Wendung, man kann wohl sagen überwältigender Art, gäbe das für den Aufbau unserer weltpolitischen Zukunft! Ein Deutschland, das zukünftig Politik machen könnte, ohne durch den Druck der russischen Gefahr im Osten in seinen Entscheidungen behindert zu sein, wäre gar nicht mehr das Deutschland von 1914, sondern stiege mit einem Ruck unter die wirklichen Weltvölker auf, die freie Bahn in die Zukunft vor sich sehen.

Die Stunde, die uns dies Große bringen *soll*, die es uns bringen *wird*, wenn wir sie begreifen und nutzen — *heute ist sie da!* Läge mir etwas an persönlichem Triumph, so könnte ich darauf hinweisen, daß ich den Glauben an die unüberwindliche äußere und innere Stärke Rußlands stets als einen Irrglauben erklärt habe, daß ich unbeirrt durch alle scheinbaren Beweise russischen Durchhaltens immer erklärt habe, die russische Revolution *muß* kommen und *wird* kommen, und daß ich vom Ausbruch der Revolution an gesagt habe, nun kommt das Chaos, man muß nur nachstoßen und muß fallen lassen, was fällt. Nichts Verkehrteres als Sonderfriedensideen gegenüber einem Rußland, das noch halbwegs aufrecht stand und wenn überhaupt durch irgendein Mittel, dann durch einen für Rußland rechtzeitigen, für uns übereilten Friedensschluß wieder zur zukünftigen Gefahr für uns gemacht werden konnte.

Nun ist es so gekommen, wie für jeden Kenner Rußlands leicht vorauszusehen war: der rettungslose, nicht mehr aufzuhaltende und nicht zu beschönigende Zusammenbruch ist da. Jetzt ist Rußland reif, jetzt ist es dort, wo wir es brauchen. Ein wahrhaft furchtbarer Gedanke, wie die Dinge hätten gehen können, wenn die Russen unseren politischen Toren oben und unten, die auf dem Bauche vor ihnen rutschten um des Sonderfriedens willen, im Herbst 1916 oder im Frühjahr 1917 den Gefallen getan hätten, darauf einzugehen. Die Männer vom progressiven Dumablock und ebenso Kerenski und Genossen verdienen von uns Denkmäler in Erz und Marmor, daß sie besser für uns gesorgt haben, als unsere eigenen Politiker und Diplomaten tun wollten! Jetzt zeigt sich das klar. Jetzt erst ist es mit diesem Gegner zu Ende, ja die Nachrichten, die privatim über Schweden und Finnland aus Rußland kommen, besagen, daß die Zustände dort noch viel grauenhafter sind, als bisher bekannt wurde. Ich erhielt bereits am 24. Oktober einen Bericht, der kurz dahin lautete: Die Katastrophe steht vor der Tür, das Regime Kerenski stürzt, Gesetzlosigkeit überall, in Stadt und Land wird geplündert, alle Verkehrsmittel sind ruiniert, die letzten Reste von Ordnung schwinden; vielerorts, wohin keine Transporte mehr gelangen, fängt der Hunger an, sogar an der Front!

Unter diesen Zeichen der Zersetzung hat nun das Regiment der Maximalisten begonnen. Vielleicht ist es übermorgen schon wieder gestürzt und der General Kaledin, der die Monarchie wieder aufrichten will, hat bei seinem Zuge gegen Petersburg Erfolg. Vielleicht taucht auch der verschwundene Kerenski wieder auf oder es geschieht sonst etwas Unerwartetes. All das ist auf die Dauer gleichgültig. Keine der in dem russischen Brei durcheinandergärenden Kräfte ist imstande, nachdem die Anarchie einmal solche Fortschritte gemacht hat, und alle inneren und äußeren Stützen des Staates niedergebrochen sind, noch einmal das Ganze zusammenzufassen. Es heißt, die Maximalistenregierung verhandele mit den Mittelmächten über den Frieden. Wahrscheinlich tut sie das. Vielleicht wird sie bereit sein, den Grundsatz anzunehmen, daß die bisher vom Großrussentum unterworfenen Völker Rußlands „freies Selbstbestimmungsrecht" haben sollen. *Das wäre ein Fundament, auf das der Friede gebaut werden könnte*, das einzig taugliche, um uns die Rückenfreiheit nach Osten zu sichern. Schon packt die Franzosen der Schreck, was dann in Zukunft werden soll, wenn Rußland, d. h. Moskowien, gar nicht mehr an Deutschland grenzt: Finnland frei! Das baltische Gebiet und Litauen frei! Polen frei! Die Ukraine frei!

Die nächsten Maßnahmen der Maximalisten, wenn sie so lange an der Macht bleiben, werden die Verteilung des Staats- und Großgrundbesitzerlandes an die Bauern und die Erklärung des Staatsbankerotts nach außen wie nach innen sein. Ein Schlag für Frankreich, ein Schlag für die Entente! Das alles ist aber erst ein Anfang. In einer politischen Aufzeichnung über Rußland las ich neulich, für den Russen sei charakteristisch „seine organisatorische Impotenz" oder, positiv ausgedrückt, „seine brutale Kraft zur Desorganisation". Der das schrieb, der kannte den Russen. Brutale Kraft der Desorganisation, die ist es, die wir

Digitized by Google

jetzt in Rußland erleben und deren Wirkungen abzuwarten die Russen selbst uns nötigen mußten, bevor wir uns an die Aufgabe machen durften, die für uns richtigen Grundlinien des russischen Friedens zu ziehen. Nun ist es soweit, nun müßten wir schon blinde Blindenleiter haben, wenn immer noch das Richtige ungesehen und ungetan bleiben sollte!

Max Weber / Das Reichstagswahlrecht für Preußen

Dieser Aufsatz des Heidelberger Universitätsprofessors Dr. Max Weber in ein kleiner Auszug aus der 48 Seiten starken Arbeit „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland", die in den nächsten Tagen als Heft 2 der „Schriften zur inneren Politik" (herausgegeben von Wilhelm Heile und Walther Schotte) im Verlage der „Hilfe" erscheinen wird. Diese Arbeit Max Webers ist zwar schon vor längerer Zeit geschrieben worden, sie kommt aber jetzt gerade zur rechten Zeit, während die neuen preußischen Regierungsvorlagen die Entscheidungskämpfe über die Verfassungsreformen in Preußen und im Reiche einleiten. Nie ist die Fragstellung schärfer, die Beantwortung klarer und bestimmter gefaßt worden als in dieser feinen temperamentvollen Arbeit. Die nachstehend abgedruckten Ausführungen über die Notwendigkeit der unverkürzten, durch keine Klauseln und Hintertüren entwerteten staatsbürgerlichen Gleichberechtigung geben schon so losgelöst, für sich, eine treffende Antwort auf die Halbheiten des Regierungsentwurfs. Die ganze Schrift aber ist von so überzeugender Kraft der Gedanken- und Beweisführung, daß alle noch so geschickt beleuchteten Versuche, durch Stimmhäufung nach Besitz, Bildung, ständischer Gliederung usw. Vorrechte und Vorzugsstellungen zu erhalten oder neu zu schaffen, demgegenüber nicht standhalten können.

Wilhelm Heile.

*

Das gleiche Wahlrecht steht rein „staatspolitisch" in einer engen Beziehung zu jener Gleichheit gewisser Schicksale, die der moderne Staat als solcher schafft. „Gleich" sind die Menschen „vor dem Tod". Annähernd gleich sind sie auch in den unentbehrlichsten Bedürfnissen des körperlichen Lebens. Eben dies Ordinärste und andererseits jenes pathetisch Erhabenste aber umfassen auch diejenigen Gleichheiten, welche der moderne Staat allen seinen Bürgern wirklich dauernd und unbezweifelbar bietet: die rein physische Sicherheit und das Existenzminimum zum Leben, und: das Schlachtfeld für den Tod. Alle Ungleichheiten der politischen Rechte der Vergangenheit führten letztlich auf ökonomisch bedingte Ungleichheit der militärischen Qualifikation zurück, welche im bureaukratisierten Staat und Heer fehlen. Gegenüber der nivellierenden unentrinnbaren Herrschaft der Bureaukratie, welche den modernen Begriff des „Staatsbürgers" erst hat entstehen lassen, ist das Machtmittel des Wahlzettels nun einmal das einzige, was den ihr Unterworfenen ein Minimum von Mitbestimmungsrecht über die Angelegenheiten jener Gemeinschaft, für die sie in den Tod gehen sollen, überhaupt in die Hand geben kann.

In Deutschland nun ist es das Reich, welches den Krieg führt, von den Einzelstaaten aber ist Preußen kraft seiner Stellung im Reich der für dessen Politik schlechthin ausschlaggebende Hegemoniestaat. An das Reich stellt daher der einzelne den Anspruch, daß es die Erfüllung wenigstens des absoluten Mindestmaßes von politischer Anstandspflicht gegenüber den heimkehrenden Kriegern seitens dieses Hegemoniestaates garantieren müsse. Keiner von ihnen darf — das ist ein Reichsinteresse — in dem ausschlaggebenden Einzelstaat gegenüber einem Daheimgebliebenen im politischen Wahlrecht zurückgesetzt sein, wie es bei jedem anderen als dem gleichen Wahlrecht unvermeidlich der Fall wäre.

Die Forderung des gleichen Wahlrechts ist rein staatspolitischen, nicht parteipolitischen Charakters. Wir kennen ja die Stimmung und politische Gesinnung gar nicht, welche die heimkehrenden Krieger erfüllen wird. Vielleicht wird sie sehr „autoritär" sein. Denn starke „konservative" Parteien wird es immer geben, weil es immer autoritär gestimmte Menschen geben wird. Dann mögen sie mit dem Wahlzettel in der Hand den Staat nach ihren Idealen aufbauen, und wir Daheimgebliebenen werden an unseres Tages Arbeit gehen. Nur der schamlose Widerstand der „Heimkämpfer" gegen die Erfüllung jener elementaren Anstandspflicht wird hier bekämpft. Dafür, daß die Bäume der veralteten, negativen, nur die Freiheit vom Staat fordernden Demokratie nicht in den Himmel wachsen, sorgen die unerbittlichen Realitäten der Gegenwart und würde am besten die selbstverantwortliche Beteiligung der parlamentarischen Parteiführer an der Macht im Staate sorgen. Gerade die Erfahrungen dieses Krieges haben (auch jetzt in Rußland) gezeigt, was schon einmal betont wurde: daß keine Partei, welchen Programms auch immer, die effektive Leitung eines Staates in die Hand bekommt, ohne national zu werden. Das würden wir bei uns ganz ebenso erleben, wie man es überall erlebt hat. Weil sie von der Staatslenkung nicht ausgeschlossen waren, waren die sozialistischen Parteien anderer Staaten „nationaler" als (damals) die unserige. Welches aber auch immer die Stimmung der heimkehrenden Krieger sein wird, — jedenfalls bringen sie Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen mit, welche nur sie gehabt haben. Was wir von ihnen vor allem erwarten zu dürfen glauben, ist einmal ein mindestens relativ größeres Maß von Sachlichkeit. Denn im Höchstmaß sachlich sind die Aufgaben, welche der moderne Krieg stellt. Und ferner: ein größeres Maß von Gefeitheit gegen bloße Literatenphrasen, gleichviel, welcher Partei. Dagegen hat die Kriegszeit innerhalb der Daheimgebliebenen, vor allem der Besitzenden und der Literatenschichten, ein so widerwärtiges Bild fehlender Sachlichkeit, mangelnden politischen Augenmaßes und geflissentlich genährter Verblendung gegen die Realitäten offenbart, daß hier nur gelten kann: „du hast ausgeläutet, herunter vom Glockenturm"! Zum mindesten die Neuordnung des Wahlrechtes aber muß schon während des Krieges erfolgen. Denn die heimkehrenden Krieger dürfen nicht in die Notwendigkeit versetzt werden, zunächst in sterilen inneren Kämpfen um Wahlrechte sich die Machtmittel zu verschaffen, in dem Staat, dessen Existenz sie verteidigt haben, maßgebend mitreden zu dürfen. Sie müssen eine solche Ordnung der rein formalen politischen Rechte bereits vorfinden, daß sie unmittelbar Hand an den materiellen Neuaufbau seiner Struktur legen können. Dies ist das rein praktisch entscheidende Argument für das gleiche Wahlrecht in Preußen und seine alsbaldige Einführung gerade jetzt, ehe der Krieg zu Ende gegangen ist.

Die, wie es scheint, beabsichtigte Verknüpfung des Wahlrechts mit Aufenthaltsfristen, welche also die Entziehung des (jetzt in der dritten Klasse bestehenden) Wahlrechts der zu häufigem Ortswechsel genötigten Arbeiterschaft bedeuten würde, wäre eine Entrechtung der betreffenden Schichten von im Felde stehenden Proletariern! Bei der großen Umschichtung der Wirtschaft würden bei den nächsten Wahlen vielleicht die Mehrzahl aller Arbeiter die Arbeitsstelle neu suchen müssen, also das Wahlrecht verlieren! . .

Dem gleichen Wahlrecht, zu dem wir damit zurückkehren, wirft man vor, es bedeute den Sieg der dumpfen, politischer Ueberlegung unzugänglichen „Masseninstinkte" gegenüber der wohlerwogenen politischen Ueberzeugung oder der emotionalen gegenüber der rationalen Politik. Was zunächst das letztere anlangt, so ist Deutschlands auswärtige Politik — dies muß hier allerdings gesagt werden — ein Beweis dafür, daß eine Monarchie, die mit einem Klassenwahlrecht regiert (denn der Hegemoniestaat Preußen war und ist der maßgebliche Leiter der deutschen Politik), an Einfluß rein persönlicher emotionaler und irrationaler Stimmungen der Leitung jedenfalls jeden Rekord hält. Man braucht den jahrzehntelangen erfolglosen Zickzackgang dieser geräuschvollen Politik mit der ruhigen Zielbewußtheit etwa der englischen Außenpolitik nur zu vergleichen, um den Beweis zu haben. Und was die irrationalen „Masseninstinkte" anlangt, so beherrschen sie die Politik nur da, wo die Massen kompakt zusammengedrängt sind und als solche einen Druck üben: in den modernen

Digitized by Google

Großstädten unter den Bedingungen vor allem der romanischen städtischen Lebensform. Die Kaffeehauszivilisation und daneben klimatische Bedingungen gestatten dort der Politik der „Straße", wie man sie zutreffend genannt hat, von der Residenz her das Land zu vergewaltigen. Die Rolle des englischen „men of the street" andererseits ist mit sehr spezifischen, bei uns völlig fehlenden, Eigentümlichkeiten der dortigen Struktur der städtischen „Massen", die russische hauptstädtische Straßenpolitik mit den dortigen Geheimbund-Organisationen verknüpft. Alle diese Vorbedingungen fehlen in Deutschland, und die Temperierung des deutschen Lebens macht es ganz unwahrscheinlich, daß wir dieser Gelegenheitsgefahr — denn das ist sie im Gegensatz zu dem, was bei uns als chronische Gefahr unsere Außenpolitik beeinflußt hat — verfallen, wie es dort geschieht. Nicht die an ihre Arbeitsstätten gebundene Arbeiterschaft, sondern die Tagediebe und Kaffeehausintellektuellen in Rom und Paris sind es, welche dort die kriegshetzerische Politik der „Straße" fabriziert haben, übrigens ausschließlich im Dienst der Regierung und nur soweit diese es wollte oder zuließ. Das Gegengewicht des industriellen Proletariats fehlte. Das industrielle Proletariat ist, wenn es geschlossen auftritt, sicherlich eine gewaltige Macht, auch in der Beherrschung der „Straße". Aber, verglichen mit jenen gänzlich verantwortungslosen Elementen, eine Macht, die der Ordnung und geordneten Führung durch ihre Vertrauensmänner, durch rational denkende Politiker also, zum mindesten fähig ist. Auf die Steigerung der Macht dieser Führer, bei uns der Gewerkschaftsführer, über die Augenblicksinstinkte kommt daher staatspolitisch alles an. Und darüber hinaus auf die Steigerung der Bedeutung der verantwortlichen Führer, des politischen Führertums als solchen, überhaupt. Es ist eines der stärksten Argumente für die Schaffung geordneter verantwortlicher Leitung der Politik durch ein parlamentarisches Führertum, daß dadurch die Wirksamkeit rein emotionaler Motive von „oben" und von „unten" so weit geschwächt wird, als dies möglich ist. Mit dem „gleichen Wahlrecht" hat die „Herrschaft der Straße" nichts zu tun: Rom und Paris wurden durch die „Straße" beherrscht, auch als in Italien das plutokratischste Wahlrecht der Welt und in Paris Napoleon III. mit einem Scheinparlament regierte. Im Gegenteil kann nur die geordnete Führung der Massen durch verantwortliche Politiker die regellose Straßenherrschaft und die Führung von Zufallsdemagogen überhaupt brechen.

Das gleiche Wahlrecht ist ein Problem von politischer Tragweite für das Reichsinteresse nur im führenden Bundesstaat: Preußen. Durch die inzwischen erfolgte Interpretation der Osterbotschaft scheint es hier im Prinzip erledigt. Im Prinzip, — aber nicht: dem einzuschlagenden Wege nach. Denn es ist ganz unwahrscheinlich, daß das jetzige Klassenparlament freiwillig auf das Wahlprivileg verzichten werde, falls nicht politisch zwingende Verhältnisse eintreten. Oder wenn doch, dann in der Art eines Scheinverzichtes: etwa unter Koordination eines mit Hilfe der Wahlrechtsarithmetik konstruierten Herrenhauses. Legale Durchführung des gleichen Wahlrechts für Preußen ist aber eine staatspolitische Forderung des Reiches. Denn das Reich muß auch in Zukunft in der Lage sein, seine Bürger zum Kampf für die eigene Existenz und Ehre aufzurufen, wenn es not tut. Dazu genügen nicht Munitions- und andere Vorräte und die erforderlichen amtlichen Organe, sondern auch: die innere Bereitschaft der Nation, diesen Staat als ihren Staat zu verteidigen. Die Erfahrungen im Osten können lehren, was geschieht, wenn diese Bereitschaft fehlt. Eins aber ist sicher: niemals wieder ist die Nation für einen Krieg in der Art wie dieses Mal in Bewegung zu setzen, wenn feierliche Zusagen durch irgendeinen vermeintlich klugen Trug verfälscht werden. Das würde für immer unvergessen bleiben. Das ist der politisch entscheidende Grund, von seiten des Reiches die Durchführung nötigenfalls zu erzwingen.

Oswald Riedel / Arbeitskammern

Der parlamentarisch-soziale Ausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei beauftragte zu Anfang des letzten Sommers seinen ständigen Unterausschuß für Arbeitsrecht, feste Vorschläge zur Lösung des Arbeitskammerproblems auszuarbeiten. Der Unterausschuß hat sich mit großem Eifer dieser Arbeit unterzogen, und nachdem seine Leitsätze die Billigung des Gesamtausschusses gefunden haben, wurden der Abg. Landgerichtsdirektor Kanzow als Jurist und der Verfasser als Praktiker beauftragt, nunmehr jene Leitsätze in die Form eines Gesetzentwurfes zu kleiden. Dieser Auftrag erfolgte zu demselben Zeitpunkt, in dem Regierung und Mehrheitsparteien sich über die Notwendigkeit der Verabschiedung eines Arbeitskammergesetzes in diesem Winter verständigten. Angesichts dieser Tatsache muß es wertvoll erscheinen, das Grundsätzliche an dieser Frage hervorzukehren.

Das Arbeitskammergesetz von heute kann nicht dasjenige von 1908 oder 1910 sein. Die damaligen Entwürfe würden den heutigen Verhältnissen und der inzwischen wesentlich fortgeschrittenen Entwicklung nicht mehr Rechnung tragen. Sie litten zudem an einer bedenklichen Unklarheit, indem sie den Charakter der Arbeitskammern nicht einwandfrei feststellten. Aus dieser Unklarheit entstand die Streitfrage: Arbeitskammern oder Arbeiterkammern?

Am nächsten liegt und lag seither der Gedanke, *öffentlich-rechtliche Standesvertretungen* für die deutschen Arbeitnehmer zu errichten, nachdem die anderen Erwerbsschichten solche seit langer Zeit besitzen. Solche Standesvertretungen würden aber nicht einer paritätischen Besetzung bedürfen. Der Arbeitnehmer würde mit Recht darauf Anspruch erheben, seine eigenen Interessen allein zu vertreten. Aber er weiß auch, daß eine derartige allgemeine Vertretung trotz öffentlich-rechtlichen Charakters so lange nahezu wertlos bleiben würde, als nicht gleichzeitig durch ein Arbeitsvertragsrecht auch das Einzelarbeitsverhältnis gesetzlichen Schutz bekommen würde. Dafür aber sind — leider — nur erst die Voraussetzungen da, während die entsprechenden Folgerungen noch sehr dürftig entwickelt sind, so daß in den nächsten Jahren praktisch an ein großzügiges Arbeitsvertragsrecht noch nicht gedacht werden kann. Das ist bedauerlich, aber man muß sich damit abfinden.

Gerade entgegengesetzt liegt der andere Gedanke, der in den Arbeitskammern *Instrumente des sozialen Friedens* erblicken möchte. Er setzt ohne weiteres eine Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und damit eine paritätische Besetzung der Kammern voraus. Seine wesentlichste Stütze fand er im letzten Jahre in dem Gesetze über den vaterländischen Hilfsdienst mit seinen Betriebsausschüssen und Schlichtungsstellen. Allen Arbeitnehmern ist der Wunsch gemeinsam, *diese* Bestimmungen des Hilfsdienstgesetzes über den Krieg hinaus beizubehalten und sie noch weiter auszubauen. Es gilt also ohnehin, hierfür gesetzgeberische Möglichkeiten zu finden.

Das kommende Arbeitskammergesetz muß *beiden* Richtungen gerecht werden. Darum vereinigten wir bei unserer Arbeit jene beiden Gedanken: die Arbeitskammern sollen sowohl öffentlich-rechtliche Standesvertretungen als auch Instrumente der sozialen Verständigung sein. Das bedeutet eine Erweiterung der früheren Absichten durch Einbeziehung der Fortschritte aus dem Hilfsdienstgesetz. Diese Erweiterung entscheidet aber die Frage: paritätische Arbeitskammern oder einseitige Arbeitskammern? zugunsten der ersteren, wenn auch nur bedingt. Zur Arbeitskammer an sich sollen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ihre Vertreter entsenden. Das hindert aber nicht, daß zur Vertretung reiner Arbeiterinteressen die Arbeitervertreter allein berufen werden, also eine Arbeiterkammer innerhalb der Arbeitskammer bilden, die alle aus der reinen Standesvertretung sich ergebenden Befugnisse selbständig auszuüben hätte. Dahin gehört das Recht zu Erhebungen und Gutachten, die Berechtigung, innerhalb des Wirkungsbereichs Anträge an Behörden und öffentliche Körperschaften zu richten, und schließlich eine Beteiligung am Ausbildungswesen. Man kann im Zweifel darüber sein, ob die Ausführung sozial-politischer Ge-

Digitized by Google

setze (Erlaß örtlicher Vorschriften, Aufsichtstätigkeit) zweckmäßig einem einseitigen Arbeitnehmerforum überantwortet werden darf. Zweifelsfrei ist aber die Notwendigkeit, dieses wichtige Aufgabengebiet der Arbeitskammer überhaupt zuzuweisen, mag es dann eben zum Arbeitsbereich der gemeinsamen Kammer gehören.

Diese soll vorwiegend den sozialen Frieden pflegen. Zu diesem Zwecke sind die Schlichtungsbestimmungen des Hilfsdienstgesetzes in das neue Gesetz zu übernehmen. Demzufolge muß dieses zwingende Vorschriften über Arbeitnehmerausschüsse in Betrieben jeglicher Art und über die Errichtung paritätischer Schlichtungsämter durch die Kammern innerhalb ihres Bereiches in sich aufnehmen. Es muß aber darüber hinaus den Kammern ein Mitbestimmungsrecht beim Abschluß von Tarifverträgen und bei der Feststellung von Normalarbeitsverträgen sichern und in diesem Zusammenhange auch das Arbeitsnachweiswesen erfassen. Der Förderung des sozialen Friedens dienen auch Maßnahmen für die allgemeine Wohlfahrt der Arbeitnehmer. Hier harrt der Arbeitskammern ein fruchtbares Tätigkeitsfeld.

Zu dieser sachlichen Verständigung über den inneren Charakter der Kammern ist aber auch eine solche über die äußere Art getreten. Die früheren Regierungsentwürfe sahen fachliche Gliederung unter Ausschluß der kaufmännischen Angestellten vor. Unsere Vorschläge fordern die territoriale Trennung, weil nur bei dieser alle Arbeitnehmer lückenlos die Gewähr für eine Vertretung erhalten. Sie stellen dann den Grundsatz auf, daß alle Arbeitnehmer eines Bezirks in einer und derselben Kammer ihre Vertretung finden, allerdings mit der Einschränkung, daß selbständige Abteilungen für Angestellte und Arbeiter in jeder Kammer gebildet werden. Auf ähnliche Weise läßt sich ohne Mühe auch das bekannte Hindernis wegen der Einbeziehung der Eisenbahner beseitigen. Diese besonderen Abteilungen und nötigenfalls Fachausschüsse tragen den besonderen Verhältnissen der großen Arbeitnehmergruppen genügend Rechnung. Wichtiger ist darüber hinaus die Einheitlichkeit, die beim Blick in die Zukunft geradezu als das Rückgrat der Arbeitskammern erscheinen muß.

Das veranlaßt mich zum Schlusse zu der Mitteilung, daß an der endgültigen Beschlußfassung über unsere Vorschläge führende Männer aus den Lagern der gewerblichen und der Staatsarbeiter, der kaufmännischen und der technischen Angestellten mitwirkten und sich dabei zu einer stillschweigenden Arbeitsgemeinschaft zusammenfanden. Die „Hilfe"-Leser werden sich erinnern, daß im ersten Kriegsjahr Erkelenz hier von der Hoffnung auf eine einheitliche deutsche Arbeiterschaft schrieb. Die Hoffnung ist zersprungen. Die freien Gewerkschaften auf der einen und die christlichen auf der anderen Seite wollen von ihrem alten Charakter nicht ein Jota preisgeben. Zwischen ihnen aber pendelt wahllos eine Vielheit von Berufsvereinen von ihnen umher. Gerade die größeren von diesen haben durch ihre Führer sich an jener Arbeit beteiligt und damit — unbewußt — den Grundstein gelegt zu der Entwicklung einer großen und einheitlichen **deutschfreiheitlichen Arbeiter- und Angestelltenbewegung**, die als Frucht dieses Krieges bewertet werden muß. Darüber wird bald Genaueres zu sagen sein.

Eduard Lachmann / Rumänische Streife

(Fortsetzung.)

Der Flußübergang.

Auf der Karte ist er ein schmales blaues Band, an den wenigen schwarzen Vierecken der Dörfer in der Ebene vorbeiführend. In Wirklichkeit sieht der Fluß so aus: Steil, fast senkrecht, im günstigsten Falle unter sechzig Grad fallen die haushohen, sandigen Uferränder nieder, und vierzig Meter etwa dehnt sich die lehmgraue Flut in die Breite, ihre Tiefe verbergend. In allen Farben des Regenbogens schillert sie, das Erdöl zu Tal schwemmend, das man oben in dem Berge, um alle Werte so restlos wie möglich zu verwerten, in den Fluß geleitet hat. Alle Brücken sind zerstört, und die wenigen Furten hält der Feind besetzt. Die Patrouillen melden noch feindliches Feuer da und da, aber wenige Stunden später ist eine Stelle frei, erzwungen, und nun vollzieht sich der Uebergang.

Es eilt, man muß dem weichenden Gegner an den Fersen bleiben. Da ist kein Gedanke an Brückenbau etwa. Die Reiter müssen so hinüber. Vorsichtig klettern die Pferde im nachgebenden Boden den Hang hinunter. Eine Furt ist's, gewiß, aber der Grund ist schlammig, und gleich bei den ersten Tritten sinken die Hufe tiefer, und über dem Pferderücken schlagen die öligen Wasser zusammen. Aber die Pferde, wie als ob sie wüßten, das es jetzt heißt: Hinüber und Weiter, kämpfen sich durch eins nach dem andern, wenn auch dieser oder jener Reiter, in ein Schlammloch geraten, ins Wasser hinein absitzen und sich so durchhelfen muß.

Die ersten Schwadronen sind drüben, die Pferde glänzen, in Oel gebadet, sie halten, der Lanzenwald ist aufgebaut, da erreichen jenseits die Wagen der Maschinen-Gewehr-Schwadron, dieses neuen, vom Krieg geschaffenen, jedem Kavallerie-Regiment zugefügten Gebildes, die Uferhöhe. So leicht beweglich die zweigeteilten, aus Lafette und Protze bestehenden Fahrzeuge auch sein mögen, mit sechs, vom Sattel aus gefahrenen Pferden bespannt, sie haben oft ein übriges zu tun, um mit den leicht vom Fleck weg trabenden Schwadronen im tiefen Sande, im grundlosen Lehm, auf steilen Gebirgswegen Schritt zu halten. Aber bis jetzt hat der Ehrgeiz der alten Kavalleristen die neue Waffe gewissermaßen beflügelt, und immer sind sie beigeblieben. Hier jedoch gilt's ein Meisterstück. Selbstverständlich will es die Tücke des Objekts, daß ein festgefahrener, versackter Leiterwagen die einzig fahrbare Furt sperrt. Flüchtlinge, die hinüber wollten, hocken jammernd daneben und sehen, wie der Lohgerber den entschwindenden Fellen, den von Zeit zu Zeit sich lösenden Stücken ihrer Habe nach, die das Wasser mit sich nimmt. Mörderisch schreit das an der Deichsel unter dem Bock festgebundene Schwein, über das schon die Flut weg geht, denn immer tiefer sinkt der Wagen. Nun aber stürzen sich dicht daneben Wagen auf Wagen der Schwadron hinunter in den hochaufspritzenden Schlamm, wie Raddampfer wirbeln die großen Räder das Wasser auf, Dreck fliegt in großem Bogen hinüber und herüber, die Fahrer schwingen die Peitschen über den Handpferden, denn jetzt darf keins auch nur für einen Augenblick verschnaufen, in steter Fahrt bleiben ist das Geheimnis. Und der Wille bahnt sich den Weg durch die starke, abtreibende Strömung, dagegen gestemmt halten die Zugführer im Wasser, um die Richtung zu sichern. Halb schwindlig wird man von dem farbenschillernden Geflute. Aber es gelingt, eine letzte Anstrengung durch den Schlamm des anderen Ufers, und ein Fahrzeug nach dem andern erklimmt, erst mit den Rädern der Protze, dann mit denen der Lafette, in der Mitte durch die bewegliche Verbindung geknickt, wie ein organisches Kletterwesen die Böschung, die Schwadronen setzen sich in Bewegung, der Marsch geht weiter. Da dröhnen auch schon die Geschütze näher, Seitenarme des Flusses müssen im Galopp durchmessen werden, denn hier hat der Gegner sich eingeschossen, just auf die Furt, und zwischen den Staubwolken der einschlagenden Granaten sausen in Abständen die Schwadronen hinunter, hinauf, wie man es oft auf phantasievollen Bildern sehen mag. Es geht gut, die Schützen sitzen ab zum Gefecht zu Fuß, die Maschinengewehre werden frei gemacht, das Dorf vorn hält der Feind. Der Abend sinkt, das Ge-

Digitized by Google

fecht entwickelt sich. In der Nacht stehen die Handpferde in Maisstroh und Heu an einem Zaun, langsam geht die ausgedehnte Schützenlinie vor, am Morgen ist das Dorf genommen, rauf auf die Gäule, weiter, bis der Feind erneut durch Widerstand zum Halten zwingt.

So folgen sich nun die Tage im steten Wechsel von Kampf und Marsch. Ins Endlose dehnen sich die Aecker, die Galgenstangen der Ziehbrunnen, ausgerichtet wie baumlange Grenadiere in großen Abständen sind die Wegweiser zu den einzelnen Dörfern. Sie sind verlassen und ausgestorben wie die im Gebirge, aber reicher und größer und völlig unberührt, und was hier die Erde in Fülle schenkt, liegt aufgespeichert in Schuppen und Häusern.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Bewegung

Fortschrittliche Volkspartei und Arbeitskammergesetz. Unter Beteiligung von führenden Persönlichkeiten aus den Organisationen der Arbeiter und Angestellten und von zahlreichen fortschrittlichen Abgeordneten hat der soziale Ausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei Beratungen über ein Arbeitskammergesetz abgehalten. Es wurde einem Unterausschuß der Auftrag erteilt, auf Grund der folgenden von der Versammlung gebilligten Leitsätze einen Gesetzentwurf auszuarbeiten: A. Charakter der Arbeitskammern. 1. Zur Erfüllung der in den nachstehenden Leitsätzen vorgezeichneten Aufgaben und der darin gesteckten Ziele wird für den räumlichen Bereich eines oder mehrerer Verwaltungsbezirke eine Arbeitskammer errichtet. 2. In die Arbeitskammer wählen Arbeitgeber und Arbeitnehmer die gleiche Anzahl von Vertretern. Der Vorsitz der Kammer liegt in neutralen Händen. 3. Zur Erfüllung derjenigen Aufgaben, welche im alleinigen Interesse der Arbeitnehmer liegen, treten die Vertreter der Arbeitnehmer allein zusammen. 4. Die Arbeitskammer erledigt ihre Arbeiten in selbständigen Abteilungen für gewerbliche Arbeiter, für kaufmännische Angestellte und für technische und sonstige Angestellte. Diejenigen Arbeitskammern, in deren räumlichem Bereich eine Verwaltungsdirektion von Staatsbahnen ihren Sitz hat, umfassen noch eine Abteilung für Staatsarbeiter in gemeinnötigen Verkehrsbetrieben. Nach Bedarf bilden die Arbeitskammern Fachausschüsse. B. Aufgaben der Arbeitskammern. 5. Die Arbeitskammern stellen die öffentlich-rechtliche Standesvertretung der deutschen Arbeitnehmer dar. Daraus erwachsen folgende Aufgaben und Befugnisse: a) Sie stellen selbständig Erhebungen über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeitnehmer an; b) sie erstatten Gutachten für Staats- und Gemeindebehörden sowie für öffentliche Körperschaften. Sie ernennen Sachverständige und bestimmen Vertreter von Arbeitnehmern in öffentlichen Einrichtungen; c) sie können innerhalb ihres Wirkungsbereiches selbständig Anträge an Behörden, Kommunalverbände und die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches und der Bundesstaaten stellen; d) sie wirken beim beruflichen Ausbildungswesen mit. 6. Die Arbeitskammern werden an der Ausführung der sozialpolitischen Gesetze beteiligt, und zwar: a) Sie erlassen die örtlichen Ausführungsvorschriften; b) sie üben die Aufsicht über die Ausführung der entsprechenden Gesetze und Vorschriften aus. 7. Die Arbeitskammern dienen der Förderung des sozialen Friedens: a) Sie haben das gegenseitige Verständnis bei Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu wecken und zu pflegen; b) sie sind Träger des Schlichtungs- und Einigungswesens. Zu diesem Zwecke sind in das Arbeitskammergesetz Bestimmungen über die Betriebsausschüsse der Arbeitnehmer und über Schlichtungsstellen im Bereiche und unter Aufsicht der Arbeitskammern einzubeziehen; c) sie haben das Recht der Mitwirkung beim Abschluß von Tarifverträgen und bei der Feststellung von Normal-Arbeitsverträgen; d) sie wirken mit bei der Regelung des Arbeitsnachweises und üben insbesondere auf diesem Gebiete die Aufsicht aus. 8. Die Arbeitskammern haben Wohlfahrtsmaßnahmen zu treffen: a) Sie haben Veranstaltungen und Maßnahmen zur Hebung der wirtschaftlichen Lage und allgemeinen Wohlfahrt der Arbeitnehmer zu veranlassen und nötigenfalls selbst auszuführen; b) sie sind berechtigt, an solchen Veranstaltungen sowohl in der Verwaltung als auch in der Aufsicht darüber mitzuwirken. (Vgl. den Aufsatz von Riedel in diesem Hefte.)

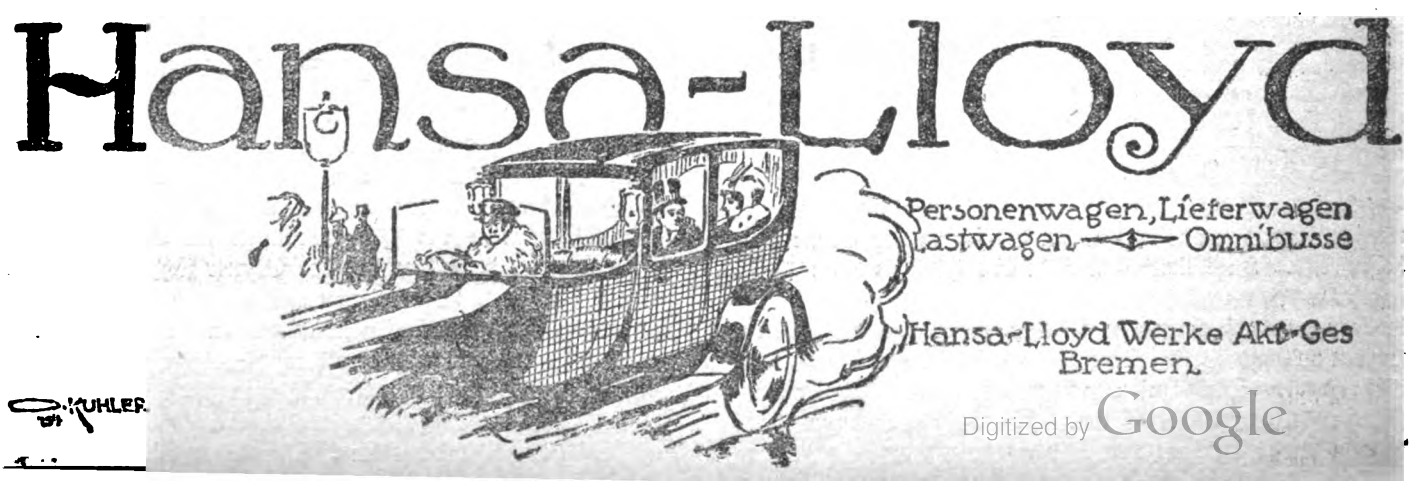
Heilwerkstätten für Arbeiterinvaliden. Im Reichsversicherungsamte wurde kürzlich unter dem Vorsitze des Präsidenten Dr. Kaufmann mit Vertretern des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz sowie der Träger der Sozialversicherung, der Berufsgenossenschaften, Landesversicherungsanstalten und Krankenkassen darüber verhandelt, in welcher Weise die zur Heilung und Ertüchtigung der Kriegsbeschädigten eingerichteten militärischen Heilwerkstätten nach der Demobilmachung für die Invaliden der Arbeit nutzbar gemacht werden können. Bereits vor dem Kriege hatte das Reichsversicherungsamt auf möglichst weitgehende Verwertung der Arbeitstherapie für baldige und gründliche Wiederherstellung erkrankter und verletzter Arbeiter hinzuwirken gesucht. Die großen Erfolge, welche während des Krieges die Militärverwaltung mit dieser Heilmethode erzielt hat, haben dahin geführt, daß sich auf Anregung des Präsidenten Dr. Kaufmann das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz bereit erklärt hat, als eine neutrale und auch den Versicherten genehme Stelle die für Friedenszwecke geeigneten militärischen Heilwerkstätten zu übernehmen und sie den Versicherungsträgern sowie anderen Beteiligten zur Verfügung zu stellen. Die Beratung im Reichsversicherungsamte führte zu grundsätzlicher Billigung der vom Zentralkomitee beabsichtigten Maßnahme und zu voller Anerkennung ihres hohen Wertes für die Friedensinvaliden und das gesamte Wirtschaftsleben, das in Zukunft einer möglichst ausgiebigen Verwertung der vorhandenen Arbeitskräfte dringend bedarf.

Organisationskraft bei den Staatsarbeitern. Der Verband deutscher Eisenbahnhandwerker und -arbeiter hat in diesem Herbst eine Lohnbewegung durchgeführt, deren Ergebnis schließlich war, daß die zunächst von der Staatseisenbahnverwaltung beabsichtigte Lohnerhöhung um gleichmäßig 10 v. H. für alle Arbeiter erheblich ausgebaut wurde, so daß die niedrig gelohnten Arbeiter eine weit größere Aufbesserung erfahren (zum Teil bis zu 30 v. H.). Außerdem wird, da die höher gelohnten Arbeiter der Großstädte und der Industriegebiete hierbei prozentual ungünstiger abschneiden als die übrigen, für sie die laufende Teuerungszulage wesentlich erhöht, z. B. in Berlin um 30 M. monatlich.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer liegt eine Ankündigung der neuen großen Kunstgeschichte des **„Handbuchs der Kunstwissenschaft"** bei, die durch die Schönheit der Ausstattung, die Fülle der Bilder und die Neuartigkeit der Kunstauffassung allgemeines Aufsehen erregt.



6. Dezember 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 49

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Friedenskanzler. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Das Selbstbestimmungsrecht der Völker und das Mehrheitsprinzip. — **Univers.-Prof. Dr. Franz Oppenheimer:** Zur Soziologie der Zensur. — **Eduard Lachmann:** Rumänische Streife. — Soziale Bewegung. — **Büchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 25. November.

Im Verlag von R. Oldenbourg (München und Berlin, 148 Seiten) ist ein Buch von W. Feldman erschienen: „Geschichte der politischen Ideen in Polen seit dessen Teilungen (1795—1914)", das seinem Inhalt nach in unserer Chronik erwähnt werden muß. Es bietet die Entwicklungsgeschichte der polnischen Staatsidee während der Zeit der staatlichen Unselbständigkeit. Ein höchst merkwürdiges Dokument für die Lebensfähigkeit einer Tradition und einer Hoffnung! Nachdem wir Deutschen hinreichend oft Darstellungen des Polentums vom preußisch-deutschen Standpunkt aus in uns aufgenommen haben, ist es zur Beurteilung der gegenwärtigen internationalen Lage erforderlich, daß man als Ergänzung dazu auch die Polen in ihrer eigenen Geschichtsschreibung und in ihren Versuchen der Staatsbildung kennen lernt. Dabei ergibt sich unter anderem, daß die einseitige Darstellung, als sei der Pole von Haus aus ein geschworener Feind der Deutschen, geschichtlich betrachtet, falsch ist. Die Polen haben mit französischer und anderer Hilfe versucht, sich gegen jede der drei Teilungsmächte zu wehren, haben aber gegenüber dem Moskowitertum einen unvergleichlich viel zäheren Kampf geführt als jemals gegen das Preußentum. An den verschiedensten Stellen des Feldmanschen Geschichtswerkes sieht man den Einfluß deutscher Geistesbewegungen auf polnische Richtungen. Zu einem guten Teile war der Kampf zwischen Deutschen und Polen eine Folgeerscheinung des russisch-preußischen Bündnisses, andererseits verschärfte er sich durch den Kulturkampf. Da jetzt weder das Familienbündnis zwischen Potsdam und Petersburg noch der Staatskampf gegen den Katholizismus mehr vorhanden sind, so sinken damit sehr wesentliche Gründe früherer Feindlichkeit in das Nichts. Es bleibt übrig die dauernde Schwierigkeit, daß Preußen-Deutschland aus Gründen seiner Selbsterhaltung von seiner Ostgrenze nichts preisgeben kann.

Montag, 26. November.

Die Nachrichten aus Palästina klingen trotz starker Beruhigungstelegramme sorglich. Die Engländer haben direkt nördlich von Jerusalem Nebi Samwil, das alte Mizpa, gestürmt. Damit beginnt möglicherweise nach sehr langer Zwischenzeit wieder einmal eine Umlagerung Jerusalems. Es wird in der Gegend von Beth Horon gestritten, wo einst Judas Makkabäus die Syrer unter Nikanor schlug.

Auf dem Schlachtfelde südwestlich von Cambrai wiederholte der Feind hartnäckig seine Angriffe, insbesondere auf das Dorf Inchy. Alle neuen Angriffe wurden abgewiesen. Immer wieder hebt der militärische Bericht die Menge der Panzerkraftwagen hervor, durch die das Vorgehen der Engländer gedeckt werden soll.

Was eigentlich in Italien geschieht, ist uns unerkennbar. Das einzige, was wir hören, sind Berichte über Gebirgskämpfe zwischen den Oberläufen von Piave und Brenta. Was aber die Hauptheere am Unterlauf des Piave beginnen, ist militärisches Geheimnis. In französischen Blättern wird auf einen weiteren italienischen Rückmarsch bis zur Etsch vorbereitet. Sicher scheint, daß keine großen französischen oder englischen Heeressendungen nach Oberitalien abgegangen sind. — Aus den jetzt erst über die Schweiz zu uns gelangenden italienischen Zeitungen des vorigen Monats ersieht man, wie wenig das italienische Volk im ganzen von der großen Niederlage seiner Armee erfahren hat. Es ist geradezu ungeheuerlich, wie sehr mit den Mitteln der Postsperre und der Zensur im Krieg ein Volk belogen werden kann.

Dienstag, 27. November.

Es wird mit Recht von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß die deutsche Bevölkerung gegenüber den jetzt von Rußland ausgehenden Friedensanträgen weit zurückhaltender und kälter ist, als es bei früheren Friedensversuchen der Fall zu sein schien. Das mag einesteils mit dem bedeutenden Erfolge in Oberitalien zusammenhängen, ist aber wohl in noch höherem Grade eine Folge davon, daß man der Regierung der maximalistischen Sozialdemokraten nur eine kurze Lebensdauer zutraut. Bis heute ist nichts Ernsthaftes über Waffenstillstandsverhandlungen bekanntgeworden. Soviel allerdings darf als sicher angenommen werden, daß die jetzige russische Regierung der Herren Lenin und Trotzki die Kluft zwischen Rußland und den Ententestaaten erweitert. Der Kommissar für auswärtige Angelegenheiten, Trotzki, hat begonnen, die Geheimverträge der Entente mit Rußland zu veröffentlichen. Das, was wir bisher davon erfahren, ist nicht eigentlich neu, beweist nur dokumentarisch, daß die Franzosen das ganze linke Rheinufer von Deutschland abtrennen und daß die Russen Vorderasien und Konstantinopel unter ihre Herrschaft bringen wollten. Das französische Ministerium des Auswärtigen gibt bekannt, daß die Entente-Kabinette nach telegraphischer Verständigung beschlossen haben, in einem Aufruf an das russische Volk gegen das Waffenstillstandsangebot der Maximalisten zu protestieren, das eine Verletzung des Londoner Vertrages bedeute. Frankreich erläßt zugleich eine besondere Verwahrung gegen den Bruch des französisch-russischen Bündnisses. Die amerikanische Regierung droht mit einem Ausfuhrverbot gegen Rußland, falls es die Maximalisten nicht aus der Herrschaft entferne. Trotzki beantwortet diese und ähnliche Drohungen der seitherigen Verbündeten mit einem Telegramm an alle militärischen Komitees, Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte: Der Versuch der verbündeten Vertreter, durch Drohungen die russische Armee und das russische Volk zu zwingen, den Krieg fortzusetzen, werde die russische Regierung nicht davon abbringen, den Weg zu einem ehrlichen und demokratischen Frieden zu suchen. Die Soldaten, Arbeiter und Bauern Rußlands seien nicht willens, unter der Knute der ver-

Digitized by Google

bündeten Imperialisten zu bleiben. Ob der englische Botschafter noch in Petersburg ist oder unterwegs in Finnland festgehalten wird, läßt sich zurzeit auch in Skandinavien nicht erfahren.

Mittwoch, 28. November.

Aus den Briefen und Berichten der nach Italien eingedrungenen Kämpfer kann man sich einigermaßen die Stimmung verdeutlichen, die vor vielen Jahrhunderten die Heere der damaligen deutschen Kaiser hatten, wenn sie über die Alpen in die Po-Ebene niederstiegen. Während in den Alpen Schnee und Nebel die Schrecknisse des Krieges noch vermehrten, bringt es offenbar auch der härteste, modernste Krieg nicht fertig, dem oberitalienischen Gebiete seinen landschaftlichen und kunstgeschichtlichen Zauber zu nehmen. Auch die Fülle der Vorräte ist noch immer recht beträchtlich. Oesterreichische Soldaten erzählen, daß sie wieder einmal ordentlich Schokolade getrunken haben. Viele Militärmagazine konnten von den abmarschierenden Italienern nicht geräumt werden. Wie zahlreich die Menge der Flüchtlinge auch sein mag, so ist doch der Hauptbestandteil des Volkes seßhaft geblieben und hat angefangen, sich mit den hereinbrechenden Nordländern etwa ebenso zu verständigen, wie es hinter der Front in Nordfrankreich der Fall ist. Auf dem Umweg über die Schweiz wird aus Italien mitgeteilt, daß dort die Menge der Flüchtenden eine öffentliche Gefahr sowohl für Mailand wie für Mittelitalien darstellt. Wahrscheinlich flieht jetzt von Verona bis nach Venedig und Ravenna, wer nur kann. In Mailand soll der Haufen der Flüchtlinge sich auf Hunderttausende belaufen. Damit ist von selbst gegeben, daß die Verschleierungspolitik der italienischen Regierung nicht mehr in alter Weise fortgesetzt werden kann. Die italienischen Zeitungen trösten sich jetzt damit, daß der Rückzug eine ganz hervorragende militärische Leistung war. Diesen Trost kann man ihnen gern lassen.

Clemenceau, der neue Ministerpräsident in Frankreich, hat angeordnet, daß von jetzt an die deutschen Militärberichte in Frankreich veröffentlicht werden. Gleichzeitig aber wird offiziell davor gewarnt, ihnen einen allzu großen Glauben beizumessen. Immerhin ist es ein Fortschritt, daß nun auch die Franzosen den Austausch der Kriegsnachrichten beginnen. Ueber die Vorbereitungen der Amerikaner in Frankreich wird in den Zeitungen nichts berichtet, aber mancherlei geredet.

Die russische Revolutionsregierung setzt die Veröffentlichung von Geheimtelegrammen und Briefen der bisherigen Verbündeten fort. Wir erfahren daraus nichts vollständig Neues; aber es wird vor aller Welt offenkundig gemacht, wie wenig der Menschheitsverband zur Vertretung der Kultur seine eigenen Kulturziele gewürdigt hat. Was sich vor uns enthüllt, ist ein großer Schacher um Länder und Bevölkerung. Rußland sollte Konstantinopel mit Hinterland erhalten, dafür wollte England sogenannte selbständige Staaten in Arabien und Vorderasien gründen. Während des Krieges wurde Rußland gezwungen, den Rest seines Einflusses in Persien an England abzutreten. Der große englische Zusammenhang von Aegypten bis Indien liegt in den veröffentlichten Dokumenten einigermaßen fertig vor. Wenn die Russen aus diesen Veröffentlichungen lernen wollen, so kann es nur ein großes Mißtrauen gegen die Freundschaft und Bundesgenossenschaft der Engländer sein.

Donnerstag, 29. November.

In der „Vossischen Zeitung" erscheint von einem Mitglied des englischen Oberhauses, Lord Courtney of Penvith, ein offener Brief an Staatssekretär v. Kühlmann, in dem der Friede dadurch nähergebracht werden soll, daß Deutschland auf Belgien, England auf den Handelskrieg verzichtet und daß französische Teile von Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückgegeben werden. Der englische Lord erinnert daran, daß Bismarck Lothringen ursprünglich nicht habe annektieren wollen, sondern nur durch die Militärs dazu genötigt worden sei. Im übrigen sei es sehr an der Zeit, mit Beteuerungen und Anklagen aufzuhören und sich dem praktischen Werke der Friedensstiftung zuzuwenden. — Man darf nicht verkennen, daß es bis jetzt in England nur sehr wenige Männer von öffentlichem Ansehen sind, die es wagen können, in solcher Weise vom Frieden zu sprechen.

Während Lord Robert Cecil im Namen Englands erklärt, es bestehe nicht die Absicht, mit der maximalistischen Revolutionsregierung in Rußland zu verhandeln, teilt die „Kölnische Zeitung" in offiziöser Weise mit, daß sich für Deutschland die Frage einfach dahin formuliert: Wer hat die Macht? Verbindet sich, so heißt es weiter, mit der Macht der Wille zum Frieden, so sehen wir nicht ein, warum wir nicht eine Regierung der Bolschewiki ebenso für verhandlungsfähig ansehen sollten wie jede andere.

In „Daily Chronicle" ist zu lesen, daß an dem Feldzug gegen Jerusalem rund 75 000 Mann englischer Truppen teilnehmen. Man wird sich in Deutschland kaum eine hinreichende Vorstellung davon machen, mit welchen inneren Gefühlen und Erwartungen die zahlreichen frommen Richtungen und Gemeinschaften Englands und Amerikas auf die Befreiung der heiligen Stätten aus den Händen der Ungläubigen warten. Aus ganz anderen Beweggründen sind die Erwartungen der angelsächsischen und französischen Zionisten sehr gesteigert.

Freitag, 30. November.

In der Antrittsrede des neuen Kanzlers, Grafen Hertling, wurde mit größtem Interesse und lebhafter Teilnahme angehört, was er über das Angebot von Waffenstillstandsverhandlungen von seiten der russischen Regierung ausführte. Er erklärte die Vorschläge der russischen Regierung als diskutable Grundlagen für die Aufnahme von Verhandlungen. Er ist bereit, in solche einzutreten, sobald die russische Regierung hierzu bevollmächtigte Vertreter entsendet, und er hofft und wünscht, daß diese Bestrebungen bald feste Gestalt annehmen und uns den Frieden bringen werden. Wir wünschen nichts mehr, als zu den alten nachbarlichen Beziehungen, insbesondere auch auf wirtschaftlichem Gebiete, zurückkehren zu können. Was die ehemals dem Zepter des Zaren unterworfenen Länder Polen, Litauen und Kurland betrifft, so achten wir das Selbstbestimmungsrecht ihrer Völker und erwarten, daß sie sich selbst diejenige staatliche Gestaltung geben werden, welche ihren Verhältnissen und der Richtung ihrer Kultur entspricht. — Auch im österreichischen Reichsrat sind die Nachrichten von den bevorstehenden Waffenstillstandsverhandlungen mit großem Beifall einmütig aufgenommen worden.

In England wird viel über einen Brief von Lord Lansdowne geschrieben, der für einen Verständigungsfrieden eintritt. Auch in England gibt es, und zwar in sehr großer Zahl, dieselbe Sorte von Kriegstreibern, die über jeden anständigen Mann herfällt, der der Welt den Frieden wieder verschaffen möchte.

Sonnabend, 1. Dezember.

Wie man hört, hat Rumänien eine Zuschrift an die Regierungen von England, Frankreich und Amerika gesendet, in der dargelegt wird, daß Rumänien durch die russischen Verhältnisse gezwungen sei, falls die Verbündeten nicht helfen, die Front preiszugeben oder mit dem Feinde zu verhandeln. Rumänien wünscht, daß die Pariser Diplomatenkonferenz ihm die Möglichkeit einer befriedigenden Lösung des schwierigen Problems gebe.

Der vielgenannte schwedische Sozialdemokrat Branting, auf dessen Neutralität der Gedanke der Stockholmer sozialistischen Friedensvermittlung beruhte, ist durch Veröffentlichungen russischer Geheimakten in den Verdacht gekommen, in der Gefolgschaft der Ententemächte zu stehen. Er selbst bezeichnet diese Gerüchte als infame Lügen.

Mit besonderer Freude wird der Kriegsbericht über eine günstige Wendung der Schlacht bei Cambrai aufgenommen. Deutsche Gegenangriffe zur Verbesserung der Stellungen hatten vollen Erfolg. Zwischen Moeuvres und Bourlon und von Fontaine und La Folie heraus warfen wir, so heißt es, den Feind auf die Dörfer Graincourt, Anneux und Cantaing zurück. Beiderseits von Banteux erstürmten unsere Truppen von der Schelde herauf die Höhen auf dem Westufer des Flusses, durchstießen die ersten feindlichen Linien und nahmen die Dörfer

Digitized by Google

Gonelieu und Villers Gutslain. Der zähe sich wehrende Feind erlitt schwere Verluste. 4000 Engländer wurden gefangen, mehrere Batterien erbeutet. — In Italien wird um den Monte Pertica gefochten. Im übrigen keine größeren Ereignisse.

Bei den Wahlen für die konstituierende Versammlung wurden nach vorläufigem Bericht in Petersburg abgegeben: Für die Bolschewiki über 400 000, für die Kadetten gegen 250 000 und für die Sozialrevolutionäre etwa 150 000 Stimmen. Von zwölf Sitzen sind also auf die Bolschewiki sechs, auf die Kadetten vier und auf die Sozialrevolutionäre zwei entfallen. Parteien, die weiter rechts stehen, scheinen sich im gegenwärtigen Zeitpunkt in Petersburg nicht zeigen zu können.

Es fragt sich, ob es nicht empfehlenswert ist, daß die Polen eine gewisse Vertretung in der auswärtigen Politik erhalten, weil sonst durch die Ententemächte der Glaube erweckt wird, als gäbe es nur bei ihnen öffentliche Vertretungen der polnischen Staatsinteressen. Im Grunde ist es eine Minderzahl von Leuten, die in Paris und London das Polentum zu vertreten vorgeben.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 25. November.

Totensonntag mit Regengüssen und Spätherbststürmen. In Berlin sind die Straßen leer und ohne Ausdruck — einfach leer, kalt und naß, und der Sturm peitscht die Wasserlachen auseinander. Man fühlt es gleichsam, daß die Seelen der Menschen jetzt noch nicht gesammelt, stark und feierlich genug sind, um der Dankbarkeit für die Toten einen großen, gesammelten Ausdruck zu geben. Aus dem seltsamen, nie erlebten Chaos von kleinen Sorgen und großen Schmerzen, dem Miterleben bedeutungsvollster geschichtlicher Umwälzungen und dem Aufgezehrtwerden durch hundertfache Miniaturpflichten steigt heute noch nicht das Erlebnis des Krieges in seiner ganzen furchtbaren Majestät. Viele Totenfeste kommender Jahre werden das Andenken der jetzt Gefallenen höher und höher tragen, unsere Dankbarkeit läutern und die unfaßbare Würde dieses Riesenopfers aus dem Wust des Massenhaften und Willenlosen zu ihrer geschichtlichen Größe emporheben. Heute ehren wir die Toten durch das demütige Geständnis, daß unsere Seele zu belastet und unruhig ist, ihrer ganz würdig zu sein.

Montag, 26. November.

Den Morgenzug Berlin—Hamburg füllen die Zeitungen mit der Proklamation der preußischen Wahlrechtsvorlagen. Ich muß mich durch einige Wagen voll Soldaten hindurchwinden und sehe schon im Abgehen des Zuges die Köpfe zusammengesteckt über den Zeitungsblättern. Ob die feldgrauen Männer fühlen, daß sie sich und uns dies erkämpft haben? Ob ihnen zumute ist wie nach einem großen, siegreichen Durchbruch? Ein paar Matrosen, die Mützen in den Nacken geschoben, die meisten das schwarz-weiße Band im Knopfloch, hören dem Besitzer des Zeitungsblattes zu, der langsam buchstabiert: „26 Mitglieder der mit erblicher Berechtigung dem Herrenhause angehörigen Personen und der mit dem Präsentationsrecht begnadigten Geschlechter," und einer fragt: „Tjunge, wer is dies bloß?"

Daß man schwarz auf weiß liest, während die Felder unter dem ersten Schnee draußen still vorübergleiten, „das gleiche unmittelbare Wahlrecht mit geheimer Stimmabgabe für jeden Preußen", das ist doch fast noch wie ein Traum. Wenn es nur volle Wirklichkeit wird ohne zuviel Bitterkeit, gegenseitige Verhetzung — Wirklichkeit in einem großen, würdigen Stil!

In reichsparlamentarischen Kreisen wird der Erlaß eines Jugendgesetzes erwogen, das die Maßnahmen zum erzieherischen und fürsorgerischen Schutz der Jugend zusammenfassend sichert. Auch im preußischen Ministerium des Innern soll ein Entwurf für die Organisation der Jugendämter in Arbeit sein.

Für den 1. Dezember wird die Wiedereröffnung der Wertpapierbörse für Hamburg angekündigt, gleichzeitig mit dem Wiederbeginn des Effektenkommissionsgeschäftes. In Berlin wird die Grundlage einer „Bedingungsgemeinschaft für den Berliner Wertpapierverkehr" angestrebt und scheint dicht vor ihrer Sicherung zu sein. 31 Vereinigungen von insgesamt etwa 600 Provinzbanken haben sich verpflichtet, nur mit der Bedingungsgemeinschaft Geschäfte abzuschließen.

Das Kriegsernährungsamt hat nun doch den „Schweinemord" in großem Maßstabe organisiert. Alle nicht zur Hausschlachtung und zur Aufrechterhaltung der Zucht nachweislich nötigen Schweine werden durch besondere Kommissionen abgenommen oder enteignet. Da das zum Teil vor Schlachtreife geschehen muß, sind besondere Preisvergünstigungen eingeführt. Es ist gut, daß die Schonung der Futtermittel jetzt als erster Gesichtspunkt wirklich durchgesetzt wird.

Dienstag, 27. November.

Das ferne Dröhnen der Hochwasserschüsse begleitete diese stürmischen Tage. Heute ist es stiller geworden. Bei Mondschein hat man die Straßenbeleuchtung ganz ausgesetzt, das geht natürlich sehr gut und ist wunderschön.

Man verfolgt mit Spannung die Zeitungsäußerungen zur Wahlrechtsvorlage, die sich zunächst dadurch kennzeichnen, daß keiner sich festlegen will, ehe der Parteienhandel über die einzelnen Positionen beginnt. Man hat den Eindruck, daß die Widerstände sich mehr im stillen vorbereiten.

Mittwoch, 28. November.

Folgende Aufmunterung stand wirklich gedruckt in einer Zeitschrift:

„Die nationale Kriegsbratpfanne. Unter dem Protektorat J. K. H., der Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, Schirmherrin des Provinzialverbandes Hessen-Nassau.

Wie's so geht, — viele kennen und besitzen sie bereits, aber auch viele haben noch nicht von ihr gehört! Darum sollen diese Zeilen erneut für sie werben, ist sie doch für unsern Flottenbund von gewichtigster Bedeutung. Im Vorjahre in unserer Ortsgruppe Frankfurt a. M. geboren, ist die Kriegsbratpfanne als echtes, rechtes Kind ihrer Zeit natürlich aus Eisen. Ihr Stiel, wie ein Schwertgriff geformt, trägt das Relief einer Hausfrau und eines Streiters, beide Hand in Hand; an ihrem Rand prangt die Inschrift: „Der deutschen Hausfrau Opfersinn — Gab Kupfer für das Eisen hin." Ja, den wackeren Frauen all, die ihrer Küche blinkenden Stolz fürs Vaterland dahingaben, einen gewissen praktischen Ersatz dafür zu bieten, ihnen zugleich eine Erinnerung an die Notjahre, ein Schmuck ihres Hauses zu sein, das ist der Zweck der Pfanne. Aber mehr noch. Der gesamte Reinerlös aus ihrem Verkauf ist bestimmt für den Flottenbund deutscher Frauen, sowie die Hilfsaktion für unsere Kriegs- und Zivilgefangenen in Feindesland. Das kann eine große, klingende Summe geben!"

Es ist schade, daß Patriotismus und Geschmack sich auch im Kriege noch nicht zu einer etwas glücklicheren Ehe zusammengefunden haben. Der Stil bleibt, scheint's in diesem Gebiet der guten Gesinnung ein dunkler Punkt.

Das Kriegsversorgungsamt von Hamburg stellt seinen Schutzbefohlenen für Weihnachten pro Person ½ Pfd. braune Kuchen in Aussicht. Das hat so etwas mütterlich Verständnisvolles, und es ist beinahe rührend, wenn eine Zeitungsmitteilung darüber freundlich und geduldig schließt, daß man genügsam sein und dem auch für kleine Gaben danken müsse, der keine größeren spenden könne.

Ueber dem allen steht es doch wie ein ganz ferner Lichtschein am östlichen Himmel: der Morgen des Friedens!

Donnerstag, 29. November.

Es ist wieder eine Zeit dichtesten Erlebens: die Veröffentlichung der Geheimdokumente, Funksprüche zwischen Berlin und Petersburg, die Erwartung der Reichstagseröffnung durch Hertling, die Erörterung der preußischen Wahlrechtsreform! Man möchte zehnfache innere Kraft haben, um alles ganz in sich aufnehmen und ermessen zu können!

Angesichts der bevorstehenden Neubewilligung der Kriegskredite fordert die „Frankfurter Zeitung" schärfere Kritik an der

Digitized by Google

Nachgiebigkeit des Staates gegen die Preisforderungen der Heereslieferanten, überhaupt Kritik an der Art des Staates, wie ein privatwirtschaftlicher Käufer zu handeln und mit sich handeln zu lassen. Es ist sehr richtig, daß die Frage, ob die Riesenbelastung vor allem des Mittelstandes durch die Kriegsausgaben in vollem Umfange unvermeidlich ist, wieder und wieder unter schärfste Nachprüfung genommen werden muß.

Ein zeitgemäßes Kinderideal: Der kleine Vorschulpflichtige in der Warteschule, als sich die Kinder ausmalen, wie sie sich Weihnachten am schönsten denken „zehn Laib Brot essen und dann schlafen, und dann wieder zehn Laib Brot essen und wieder schlafen, und immer so weiter" — — die armen Burschen!

Freitag, 30. November.

Heute hat in den Morgenzeitungen der Bericht über die Reichstagssitzung mit Hertlings Ansprache gestanden, und jeder kommt mit erleichtertem Herzen und in gehobener Stimmung zu seiner Arbeit. Man drückt sich die Hände, als ob alle sich untereinander zu beglückwünschen hätten, nicht allein zu der Rede des Kanzlers, sondern zu dem ganzen Verlauf der Sitzung, die so burgfriedlich gut vorbereitet, richtig und sicher sich abwickelte und die allerbesten Zukunftshoffnungen erweckt. Es ist eine unbeschreibliche Erleichterung!!

Naumann / Der Friedenskanzler

Bismarck, Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Bethmann, (Michaelis) und Hertling!

Ein Schöpfergeist, ein General, ein greiser Minister, ein Diplomat, ein Verwaltungsmann und — ein Professor!

Es ist aber dieser Professor kein Alltagsprofessor, sondern war immer politisch bewegt, ein kleiner, aber zäher Träger eines wohldurchgebildeten eigenen Willens, ein Fortsetzer der Traditionen v. Kettelers und Windthorsts, einer der Ueberleiter des antibismarckischen Zentrums zur reichsdeutschen Regierungspartei, heute Vertrauensmann des Deutschen Kaisers und der Reichstagsmehrheit und damit des Volkes im ganzen.

Diesem katholischen Professor, der nicht nur sozusagen nebenbei Katholik ist, wie etwa sein Vorgänger Fürst Hohenlohe, sondern für den das Katholische ein Wesensbestandteil seiner Seele ist, verspricht jetzt die ganze Linke, außer einigen Rechtsnationalliberalen und außer einigen Linkssozialisten ihre vertrauensvolle Mitwirkung. Das beweist, wie weit wir von den geistigen Strömungen entfernt sind, mit denen der Deutsch-Französische Krieg 1871 beschlossen wurde. Damals galten die Vorläufer des Herrn v. Hertling für Reichsfeinde und waren in der Tat Gegner Bismarcks und seiner großen Pläne. Inzwischen aber ist die Welt weitergegangen, und Bismarcks Reichsgründung hat sich durchgesetzt bis ins letzte katholische Dorf, hat aber auch damit den besonderen protestantischen Charakter eingebüßt, den sie nach den Darstellungen v. Treitschkes und anderer Herolde der bismarckischen Entwicklungszeit haben sollte. Der Kulturkampf verlor an innerer Notwendigkeit, bis er im Weltkriege ganz in Vergessenheit geriet, denn wer weiß heute noch das Blut der Konfessionen zu unterscheiden? Das Deutschtum führt seinen Verteidigungskrieg ohne alle Reste alter Religionskämpfe und übergibt einem anerkannten Zentrumsführer die Führung gegenüber der Welt, nicht weil er Katholik ist, sondern weil es heute nicht darauf ankommt, ob er Katholik ist, sondern ob er Führereigenschaften mit Volksempfinden vereint. Wir brauchen gar nicht zu verschweigen, daß es Protestanten gibt, die auch heute noch diese Wendung der Dinge nicht ohne Sorge betrachten, aber niemand von ihnen wird gerade vom Grafen Hertling irgendeine besondere Bevorzugung seiner Konfession erwarten. Und jeder sachkundige Beurteiler der Weltlage wird zugestehen, daß es im gegenwärtigen Zeitabschnitt Vorzüge haben kann, daß der erste Beamte des Reiches zu dem päpstlichen Stuhle und dem Wiener Kaisertum alte und innerliche Beziehungen besitzt. Heute liegt alles Gewicht auf der auswärtigen Politik, und Kenntnisse und Fähigkeiten in dieser sind bei Graf Hertling immer dagewesen. Er wird als Friedenskanzler berufen, so wie v. Bethmann Hollweg der Kriegskanzler gewesen ist. Möge seine Kraft ausdauern und das Werk seiner Hände gesegnet sein!

Und damit niemand vor dem Regiment Hertling erschrecke, als sei es nur der Ausdruck einer Minderheit, die durch Zufall der Verhältnisse an die ausschlaggebende Stelle gelangte, so steht links von ihm ein alter Demokrat und rechts von ihm ein in Ehren ergrauter Nationalliberaler: Payer und Friedberg, die Wächter der inneren Neugestaltung. Mit dem Gedanken der Zerlegung des unübersehbar breit gewordenen Reichskanzleramtes wird noch mehr als seither Ernst gemacht, indem an Stelle des einen Helfferich zwei neue Helfer des verantwortlichen Mannes auftreten. So bedauerlich es ist, daß für eine so hervorragende und arbeitserfahrene Kraft wie Helfferich in der neuen Zusammenstellung ein Platz nicht frei blieb, so ist doch kaum zu leugnen, daß der innerpolitische Charakter des neuen Abschnittes stärker und klarer durch Payer-Friedberg ausgesprochen wird, als es durch Helfferich möglich gewesen wäre. Zwei mit der Praxis der Parlamente völlig vertraute Parteiführer übernehmen im Reich und in Preußen die Vermittelung zwischen Regierung und Volksvertretung. Das ist kein schulmäßiger Parlamentarismus nach englischem Muster, aber ein sehr bedeutsamer Schritt zur Vereinheitlichung von Demokratie und Monarchie. Wir wünschen unserem verehrten Freunde v. Payer, daß seine Gesundheit sich bald bessert, so daß er mit neugeborener Frische sich der hohen Arbeit widmen kann, und wir wünschen dem Stellvertreter des preußischen Ministerpräsidenten, daß er mit ehrlicher Festigkeit den Kahn der Wahlrechtsreform sicher durch die Klippen hindurchsteuert. Er wird keine leichte Aufgabe haben, denn — es kocht da drüben. Nötig aber ist, daß König und Volk zeigen, daß das geschieht, was sie zusammen wollen, und nicht das, was die Bevorzugten zugunsten einer Klasse fortsetzen wollen.

Alles aber steht unter dem Eindruck des russischen Angebotes eines Waffenstillstandes. Eben, indem wir dieses schreiben, erhalten wir die Darstellung von dem Jubel, mit dem die betreffenden Mitteilungen im österreichischen Reichsrate aufgenommen wurden. Bei uns ist die Temperatur etwas kühler gewesen, weil wir mehr gewöhnt sind, uns erst über die Dinge zu freuen, wenn sie fertig sind, aber eine tiefe Bewegung auf dem Grunde der Seelen ist doch fast überall zu bemerken: man fängt an, wieder an den Frieden zu glauben, als ob Weihnachten käme! Die harte, trotzige Entschlossenheit, zu der uns die Gegner gezwungen haben, wird nicht preisgegeben, bis der Kampf vorbei ist, aber schon die Ostfront, und sei es auch nur die nördliche Hälfte der Ostfront kampffrei zu denken, ist eine Erleichterung. Begreiflicherweise eilt nun die Hoffnung der Bevölkerung leicht über die notwendigen Zwischenstufen hinweg und ruft den Unterhändlern zu: macht schnell! Dabei sind noch gar keine Unterhändler unterwegs, denn noch ist auf russischer Seite vieles erst im Werden. Mit berechtigter Vorsicht hat auch Graf Hertling zunächst nur von „diskutablen Grundlagen für die Aufnahme von Verhandlungen" gesprochen. Das heißt nicht, daß er nicht gern schon morgen verhandeln würde, aber er muß jeden Schritt überlegen, denn was nützt uns ein Vertrag, hinter dem dann nicht das russische Heer und Volk steht, und was nützt den Russen ein Vertrag, der in Deutschland nicht der Annahme und Durchführung sicher ist? Nach so großem und schwerem Krieg muß der Boden für den Frieden erst wieder geebnet werden. Jetzt wird man ja wohl in weiten Kreisen Deutschlands einsehen, daß der Deutsche Reichstag nicht so schlecht beraten war, wie es Leute mit starkem Mundwerk und wenig Sachkenntnis ihm vorzuwerfen pflegen. Aber auch, wenn heute die berufsmäßigen Störer der deutschen Regierungspolitik, heiße sie Bethmann oder Hertling, fortfahren, das Volksvertrauen zu untergraben, so wird die Wucht der Friedensfrage doch über alles Parteigerede hinaus alle ernsthaften Volksteile zwingen, mit dem neuen Kanzler zusammen für das Vaterland zu sorgen und am Friedenswerk zu arbeiten.

Digitized by Google

Ludwig Herz / Das Selbstbestimmungsrecht der Völker und das Mehrheitsprinzip

Im Frühjahr 1791 beantragten die Gebiete von Avignon und der Grafschaft Venaissin, die seit 500 Jahren päpstlich waren, auf Grund einer Volksabstimmung ihre Einverleibung in die französische Republik. Berichterstatter war Jacques Menou; in seinem Bericht vom 30. April 1791 stellt er die Frage: „Wenn die Einwohner von Avignon und der Grafschaft frei und unabhängig sind, haben sie nicht das Recht, ihre Vereinigung mit Frankreich zu verlangen?", und beantwortete sie wie folgt: „Es ist klar, daß ein freies und unabhängiges Volk, das das Recht hat, alles das zu tun, was ihm am vorteilhaftesten scheint, fortfahren darf, eine besondere Gesellschaft zu bilden, in dem es die Regierungsform annimmt, die ihm zufällt, und sich einer anderen Gesellschaft anzuschließen, deren Regierungsform ihm zusagt, indem sie mit dieser den Bundesvertrag beschwört." Mitte September 1791 genehmigte darauf die Nationalversammlung die Eingliederung der genannten Gebiete. Wie aus der Pistole geschossen — Behutsamkeit ist nach Cromwell eine Bürgermeistertugend — steht ein Dreifaches als Uebersetzung der philosophischen Theorien der Zeit in die Praxis vor uns: das Recht eines Bruchteils der Bevölkerung eines Staates, sich jederzeit beliebig aus diesem Verbande loszulösen, die objektive Rechtskraft eines Plebiszits, die Glückseligkeit als Orientierung der Politik.

Daß bei den zahlreichen Annexionen, die dieser ersten Eingliederung folgen, der Gedanke, daß die gesta dei per Francos (die Taten Gottes durch die Franzosen) zum Glück der Welt führen, immer mehr zum Leitmotiv wird und zuletzt die Adresse einiger weniger genügt, um z. B. Worms, Mainz und 81 deutsche Gemeinden einzuverleiben, die Tätigkeit der Nationalversammlung sich also mehr und mehr derjenigen der berüchtigten Reunionskammern Ludwigs XIV. nähert, ist prinzipiell weniger wichtig, als die Haltung des Vatikans gegenüber dem Beschluß, das ihm alten Besitz durch einen Federstrich wegnimmt. Der Kardinal Camerlengo ficht in seinem Protest nicht die Rechtsgrundsätze der Nationalversammlung an, er bemängelt lediglich das Abstimmungsergebnis!

Jahrhundertelang waren Verschiebungen von Territorien nebst ihren Bewohnern aus einem Untertanenverband in den anderen etwas Alltägliches gewesen. Wie Merlin de Duai am 18. Februar 1790 in der Nationalversammlung sagte, „mißbrauchen die Fürsten den Titel Hirten der Völker, den ihnen die heiligen Schriften in einem ganz anderen Sinne beigelegt haben, dazu, um wie Eigentümer über ihre Herden zu verfügen"; und Kant hielt es für nötig, den zweiten Präliminarartikel zum ewigen Frieden dahin zu formulieren, daß kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gelte hier gleichviel) von einem anderen Staat durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden könne. Den an den Landschacher gewöhnten Zeitgenossen konnte daher nur die demokratische Grundlage der Hoheitsveränderungen, nicht aber eine Umschichtung selbst umstürzend erscheinen.

Der Wiener Kongreß regelte endgültig die Landkarte Europas, der Gifthauch des weißen Schreckens, der von ihm ausgeblasen wurde, erstickte die demokratischen Regungen. Der Gedanke des Selbstbestimmungsrechtes der Völker verschwindet aus den Tagesfragen, wenn man nicht in dem Streben zur deutschen Einheit seine Substanz erkennen will; er wird erst wieder von Napoleon III. in dem veränderten Kleide des Nationalitätsprinzips in die Politik geworfen, obwohl es sich mit seinem anderen politischen Dogma von den natürlichen Grenzen schlecht verträgt. Er, der sich Kaiser der Franzosen, nicht Kaiser von Frankreich nannte, brauchte es als Gegengewicht gegen das Legitimitätsprinzip, um seiner auf Usurpation beruhenden Herrschergewalt eine Grundlage zu schaffen. Es wurde von Cavour aufgegriffen, der ein Königreich für eine dem größten Teil Italiens nicht angestammte Fürstenfamilie zusammenschweißen wollte. Irredenta, Panslawismus, Zionismus, Antisemitismus sind die unmittelbaren Auswirkungen des Prinzips; viele der Unabhängigkeitsbestrebungen, von denen wir jetzt Zeuge sind, gehen von ihm aus, wenn sie auch nicht alle die Ziele in voller Reinheit darstellen

Das Selbstbestimmungsrecht in alter Gestalt bildet die Grundlage jenes berühmten, von Gambetta verfaßten Protestes, den die elsaß-lothringischen Abgeordneten am 17. Februar 1871 in der Nationalversammlung zu Bordeaux verlesen ließen, der das Banner der Revanche geworden ist und auf den sich im letzten Ende alle sog. Desannexionsansprüche Frankreichs gründen. In diesem Protest wird einer auch aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung, ja dem in seinen Comitien versammelten Volke das Recht bestritten, über die Loslösung eines Teils des Volkes zu bestimmen. Der von den elsaß-lothringischen Abgeordneten am 18. Februar 1874 im Deutschen Reichstage verlesene Protest fordert zuerst ein Plebiszit für die Rechtsgültigkeit dieser Annexion.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker hat jetzt in den Vorverhandlungen zur Stockholmer Konferenz, in Wilsons Pronunziamentos, im Programm des Sowjet eine große Rolle gespielt. Allerdings erscheint es gegenüber dem ursprünglichen Programm der großen Revolution verschwommen, es vermischen sich innerpolitische, staatsrechtliche und völkerrechtliche Grundsätze zu einer recht ungeklärten Masse; ganz konsequent ist es nur in dem Friedensvorschlag der maximalistischen Regierung ausgebaut.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß vom demokratischen Standpunkte aus das Prinzip verlockend ist, ja selbstverständlich scheint. Und doch sträubt sich der Verstand dagegen. Was im 18. Jahrhundert, in dem weder die Idee noch die Organisation des Staates so ausgebaut waren wie heute, natürlich war, scheint in unserer Zeit widersinnig, anarchisch. Es geht auch heute; die Loslösung Norwegens von Schweden beweist es, man braucht aber nicht einmal an den äußersten Fall, nämlich an den, daß irgendein kleiner Teil eines Staates sich einem anderen, vielleicht nicht einmal benachbarten anschließen will, zu denken, um einzusehen, daß die schrankenlose Selbstbestimmung unmöglich als Recht zugestanden werden kann. Um die Grenzen zu finden, hat man allerlei geschichtsphilosophische Konstruktionen versucht, die im letzten Ende alle darauf hinauslaufen, daß im Interesse der gedeihlichen Fortentwicklung der Menschheit gewisse Minoritäten verpflichtet und gezwungen sind, den Horatius-Cocles-Sprung zu machen. Daß eine solche Aufopferung zum mindesten diesen Minoritäten nicht gerecht erscheint, ist klar. Man hat auch gefolgert, daß, da der Sinn aller Politik das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl sei, Minderheiten sich den Mehrheiten fügen müssen. Das mag der hedonistischen Auffassung der westlichen Demokratien genügen, entspricht aber unserem demokratischen Gedanken nicht, der die Freiheit des Menschen und des Menschengeschlechts auf dem Kantischen Sittengesetz aufbaut, daß keine Person nur als Mittel gebraucht werden darf, oder in die Terminologie unserer Zeit übersetzt, kein Volk oder kein Volksteil nur Objekt der Gesetzgebung sein darf.

Wenn so eine Vergewaltigung auch der kleinsten Minderheit selbst zum Zwecke des höchsten Glückes der Mehrheit abgelehnt werden muß, wie können dann Grenzen des Selbstbestimmungsrechtes überhaupt gezogen werden?

Jeder Volksteil, auch wenn er von seinen Staatsgenossen in Sprache und Abstammung verschieden ist, bildet doch mit diesen ein Ganzes, das durch eine gemeinschaftliche Staatsverfassung verbunden ist. Das heißt, die Loslösung eines Volksteils, sei es, weil er sich selbst vom Staatsgebilde trennen will, sei es, weil die Gemeinschaft das Band zerreißen will, ist ein Akt der Gesetzgebung, der nach den verfassungsmäßigen Satzungen getätigt werden muß. Das geschieht in konstitutionellen Staaten durch einen Mehrheitsbeschluß der Volksvertretung. Warum bindet nun dieser Mehrheitsbeschluß die Minderheit, ohne sie zu vergewaltigen? Ein jeder Abgeordneter ist nicht etwa nur der Vertreter derjenigen Personen der Wahlkreise, die ihn gewählt haben, sondern ein Vertreter des ganzen Volkes. Sowohl derjenige, der für das Gesetz, wie derjenige, der gegen das Gesetz gestimmt hat, vertritt den Teil des Volkes, über dessen Schicksal entschieden werden soll, der eine legt, um den Allgemeinwillen zu finden, die Gründe dafür, der andere dagegen dar. Die Abstimmung ergibt, welche Gründe die gewichtigsten sind, die vernünftigerweise den Allgemeinwillen bestimmen müssen. Der Mehrheitsbeschluß kann irren, niemals aber dem anders-

Digitized by Google

wollenden Bürger unrecht tun, da auch diejenigen, die entgegen seinem Willen gestimmt haben, ihn vertreten haben. Die Entscheidung lediglich dem Willen der vom Gesetze betroffenen Minderheit unterwerfen, hieße die Mehrheit vergewaltigen, ihre Zustimmung noch gesondert verlangen, hieße, den Grundsatz anerkennen, daß Gesetze nur den binden, der ihnen persönlich zugestimmt hat, oder neben den Staatswillen gleichwertig noch denjenigen eines Bruchteils stellen; beides führt zur Anarchie, die, als Negation jeder Pflicht, niemals Grundlage von Rechten sein kann. Dagegen wird immer irgendeine Minderheit vergewaltigt, wenn die Entscheidung einem Plebiszit unterworfen wird. Nach Kant muß eine Gesetzgebung durch die Bürger selbst, nicht durch Vertreter notwendig ein Despotismus sein, „weil sie eine exekutive Gewalt gründet, die alle über einen, allenfalls auch wider einen (der also nicht miteinstimmt), mithin alle, die doch nicht alle sind, bestimmen, welches ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist". Wird aber Einstimmigkeit verlangt, so wird die ganze Volksabstimmung zur Posse; es wird das liberum veto des polnischen Reichstages für jeden einzelnen Bürger konstituiert, das car tel est mon plaisir des absoluten Staates wird vom Monarchen auf jeden einzelnen Bürger überschoben, es wird nur die Person des Autokraten, aber nicht die Form des Despotismus geändert. Das Plebiszit, das auf den ersten Blick als Demokratie an sich erscheint, ist in Wirklichkeit das Gegenteil jeder wahren Demokratie.

Die Selbstbestimmung des Volkes ist als Recht demnach identisch mit dem Mehrheitsbeschluß der Volksvertretung. Auflehnungen der Minderheit gegen einen solchen Beschluß können sich allerdings auf dem Rechtsboden bewegen, wenn sie durch Notwehr oder aus einem Notstand heraus geboren sind. Ob eine Beeinträchtigung des völkischen Eigenlebens vorliegt, die so stark ist, daß sie Abwehr erfordert und gestattet, das zu entscheiden, geht über unsere Kraft, da wir die Gesetze historischer Entwicklung verstandesgemäß nicht zu finden vermögen; nur die Weltgeschichte kann hierüber das Weltgericht sein. Krieg, Revolution und Staatsstreich können die staatliche Organisation umwälzen, wie Ueberschwemmungen und Erdbeben die Gestaltung des Bodens. Sobald der Beharrungszustand wieder eingetreten ist, ist ein neuer Rechtszustand vorhanden, der gesetzmäßig nur auf der Grundlage der neuen Verfassung geändert werden kann. Katastrophen zu vermeiden, ist Aufgabe einer weisen Politik; daß sie im Hintergrunde drohen, gibt den Schutz gegen den Mißbrauch und die Ueberspannung des Mehrheitswillens.

Franz Oppenheimer / Zur Soziologie der Zensur

In Antwort auf die Klagen über die militärische Zensur hat der Staatssekretär Waldraf darauf verwiesen, daß sie auch im demokratischen England und Frankreich ihres Amtes walte und sogar mit noch größeren Vollmachten ausgestattet sei. Das wird auch richtig sein, aber man darf nicht vergessen, daß es oft weniger auf den Inhalt von Vollmachten ankommt als auf die Männer, die sie erhalten, und daß in dieser Beziehung Frankreich und England sich von Deutschland sehr wesentlich unterscheiden.

In Westeuropa nämlich hat eine lange parlamentarische Erziehung, hat der mit dem Parlamentarismus gegebene häufige Wechsel der Regierungsgewalt zwischen den verschiedenen Parteien jedermann belehrt, daß seine eigene politische Auffassung kein alleinseligmachendes Dogma ist. Der Gegner wird bekämpft, aber als Mensch respektiert, als moralisch gleichwertig und gesellschaftlich gleichberechtigt betrachtet und behandelt. Wer an der Macht ist, hütet sich wohl, sie in allzu krasser Weise für die Zwecke seiner eigenen Partei auszunützen oder an bestehende Hemmungen zu rühren, die Mißbräuche verhindern sollen, hütet sich, mit einem Wort, Präjudizien zu schaffen, die eines Tages gegen ihn selbst gelten könnten, wenn er wieder einmal Objekt statt Subjekt der Regierungsgewalt ist.

Das bedeutet aber, auf die Praxis dieses Krieges angewendet, daß in England und Frankreich, wie auch in Italien und den Vereinigten Staaten wohl die „Kriegspartei" am Ruder ist, in der Verwaltung und speziell in der Zensur, und daß sie alle pazifistischen Strömungen mit äußerster Energie, sogar Brutalität niederhält: aber es bedeutet nicht, daß diese Kriegspartei mit einer politischen Partei identisch ist. In allen Kriegsämtern und Zensurstuben sitzen Konservative neben Liberalen und sogar Radikalen bis herab zu den kriegsbegeisterten Sozialisten: und das verhindert natürlich wirksam, daß der ganze ungeheuere, mit diktatorialer Machtvollkommenheit ausgestattete, ohne Berufung wirkende Apparat parteipolitisch ausgenutzt werden kann, ja, es kann nicht einmal die Absicht zu solcher Verwendung aufkommen; nur wenn es ganze unbedingt friedenswillige Parteien gäbe — die es noch nicht gibt, denn selbst die Sozialisten sind gespalten — würde der Druck auf den Pazifismus den Anschein einer Pression auf eine bestimmte Partei annehmen.

Bei uns in Deutschland liegen die Dinge völlig anders. Wir werden jetzt im Kriege nicht von einer Kriegspartei verwaltet, die sich aus Angehörigen aller Richtungen zusammensetzt, sondern von dem Militär, von dem Offizierkorps, namentlich den hohen Offizieren. Diese sind aber ohne eine einzige bekanntgewordene Ausnahme konservativ. Und zwar, weil in Deutschland das an sich vortreffliche Gesetz gilt, daß der Offizier sich nicht mit Politik zu beschäftigen habe, ist er nicht etwa unpolitisch schlechtweg, sondern unpolitisch konservativ. Sein politischer Glaube ist durch keine Kritik berührt oder gar erschüttert; es ist ein sozusagen religiöser Glaube. Denn jede Abweichung erscheint ihm nicht etwa als der Ausdruck einer anderen, an sich gleichberechtigten oder auch nur zum Teil berechtigten geschichtlichen und staatlichen Auffassung, sondern als eine Art von Ketzerei! Der Andersgläubige ist ihm daher ein minderwertiger Mensch, der entschieden Liberale oder gar der Sozialist stellt sich für ihn außerhalb der Volksgemeinschaft. Ein durchaus wohlgemeinter, durchaus ehrlicher Eifer, der kein Paktieren kennt, der von keinen staatsmännischen Erwägungen angekränkelt ist und sich nur äußerst widerwillig, nur unter dem schärfsten Druck der Umstände, und nur auf kürzeste Zeit einmal zu einem Kompromiß entschließen wird, aber die Verstellungskraft gar nicht aufbringen will, um den Vertragsgegner über die eigentliche Absicht zu täuschen. Alles sehr schön, sehr ritterlich und ehrlich und aus der Tradition und Herkunft der Klasse durchaus begreiflich! Aber für Andersdenkende darum doch nicht leichter erträglich, zumal in Zeiten wie diesen, wo diesen Männern das öffentliche Leben Deutschlands ohne eine wirkliche, wirksame Aufsichtsinstanz anvertraut ist. Auch der hohe Zivilbeamte in Deutschland und namentlich in Preußen ist fast immer konservativ — sonst wäre er kaum auf seinen Posten gelangt und hätte sich keinesfalls auf ihm halten können: aber er ist doch nicht unpolitisch konservativ; er hat eine genügende Vorstellung von den gegeneinander spielenden Kräften, die den Staat ausbalancieren, wenn er nicht in Trümmer gehen soll, und übt die Kunst der Politik, d. h. der Kompromisse, zwar zumeist auch als eine unwillig ertragene Notwendigkeit, aber doch mit dem Wissen darum, daß es nun einmal in dieser schlimm gewordenen Welt nicht anders gehen will und kann. Seine Kunst ist mehr das zähe Bremsen und Hinausschieben, die Konzessionen ohne eigentlichen Inhalt, die Nachgiebigkeit in Form- und Personenfragen, als aktive offene Verfolgung der Partei- und Gruppendoktrin. Vielleicht weniger schön, gewiß weniger ritterlich, aber doch, wie Menschen nun einmal sind, eher erträglich, weil es den gegnerischen Willen ermüdet, abstumpft, statt ihn zu reizen und dadurch zu steifen.

Nun gibt der Krieg — es ist vielleicht nicht anders zu machen — dieser unpolitischkonservativen Klasse oder Kaste jetzt schon länger als drei Jahre hindurch die Macht über das gesamte innerpolitische Leben unseres Volkes, soweit es nicht im Reichstage

Digitized by Google

seinen doch auch notwendigerweise freiwillig stark gebremsten Ausdruck finden kann; gibt ihr namentlich in der Zensur das Werkzeug in die Hand, um die öffentliche Meinung zu formen. Was mußte man da erwarten? Die kommandierenden Generale und ihre Organe sind dazu eingesetzt, um alles zu verhüten, was dem Wohle des hart kämpfenden Landes irgend schaden kann. Sie haben keinen anderen Maßstab als ihr eigenes Gewissen, ein preußisches Offiziersgewissen, stark, hart, unbestechlich, ohne Furcht und Tadel. Danach entscheiden sie, müssen sie entscheiden. Da ihnen nun bereits in Friedenszeiten jede nichtkonservative Gesinnung verdächtig, jede entschieden nichtkonservative hassenswert und verächtlich war; da ihnen bereits in Friedenszeiten jede Aeußerung einer solchen Gesinnung als eine schwere Gefahr für Kaiser und Reich, Thron und Altar galt, so sind sie selbstverständlich von ihrem Gewissen in so schwerer Zeit der Not erst recht verpflichtet, diese Gesinnung daran zu verhindern, sich zu äußern. Ich analysiere hier nur als Soziologe und werte nicht als Politiker, ich versuche zu erklären, aber ich vermeide es absichtlich, zu urteilen oder gar zu verurteilen. Nehmen wir also an, sie hätten recht; der Glückwunschaufsatz Friedrich Naumanns zu Hindenburgs siebzigstem Geburtstage, in dem er den von ihm aufs höchste verehrten und geliebten Feldmarschall feierte, aber zwischen ihm und den Alldeutschen den Strich zog, die ihn als ihren Parteigänger darstellen möchten, sei in der Tat eine Gefahr für das Reich; nehmen wir an, Deutschland drohe wirklich der Untergang, wenn der freisinnige Abgeordnete Kopsch in Neustadt a. H. eine Rede hält; nehmen wir an, die Reichstagsresolution sei in der Tat ein verhängnisvoller Mißgriff: was anders sollen die militärischen Zensoren tun, als ihrem kategorischen Imperativ folgen und Aufsatz und Rede, und, da sie die Reichstagsresolution nun einmal nicht verbieten konnten, wenigstens zustimmende Presseäußerungen darüber verbieten!

Wer hier von einzelnen „Mißgriffen" jüngerer „impulsiver" Herren spricht, versteht nicht, worum es sich handelt. Natürlich gibt es auch Mißgriffe, Unverständlichkeiten, selbst vom unpolitisch konservativen Standpunkt aus, lustige Mißverständnisse, wie sie für die Theaterzensur typisch sind, einfache Ungeschicklichkeiten. Aber wenn es sich nur um das unvermeidbare Menschliche, allzumenschliche handelte, wären diese Dinge ebenso häufig wie mit konservativem mit umgekehrtem Vorzeichen. Das aber ist nicht der Fall. Die konservative Presse ist einige Male wegen Zügellosigkeiten gemaßregelt worden, die über die Linie ihrer gewöhnlichen friedensmäßigen Parteipolitik gefährlich hinausgingen, die nichtkonservativen aber oft genug selbst bei vorsichtigster Fortsetzung ihrer Friedenspolitik. Es gibt keinen jungen impulsiven Herrn in den Zensurämtern, dem eine nichtextremistische konservative Meinungsäußerung je gegen sein Gewissen ginge; gab es einmal einen solchen, dann blieb er gewiß nicht lange auf seinem Posten.

Man soll nichts Unmögliches verlangen. Wenn, was der Soziologe nicht zu entscheiden hat, Belagerungszustand und Zensur während des Krieges unentbehrlich sind, können wir in Deutschland keine andere Verwaltung und Zensur haben, als wir sie haben. Die Herren sind so unparteiisch, wie sie irgend können; es ist nicht ihre Schuld, daß sie nicht so unparteiisch sein können, wie ihre Kollegen im Westen Europas. Keine Verordnung von oben, kein Gesetz kann und wird das ändern. Kein Mensch kann aus seiner Haut, und kein Mensch soll gegen sein Gewissen! Wer eine andere Politik wünscht, muß nach seinen Kräften dafür zu sorgen versuchen, daß im nächsten Kriege, wenn es noch einen geben sollte, nicht alle Kandidaten der hohen Befehlsgewalt einer einzigen, sozialpsychologisch unerschütterlich fest determinierten Schicht angehören. Ob das wünschenswert und nützlich wäre, darüber hat der Soziologe nicht zu urteilen.

Eduard Lachmann / Rumänische Streife

(Fortsetzung.)

Das Weinland.

Da, eines Morgens, Marschänderung. Statt weiter nach Osten dreht sich die Richtung steil nach Norden, und, wie aus tieferen, freundlichen Zusammenhängen heraus, folgt ein Wetterwechsel ebenfalls um 90 Grad. Den ständigen Nebel, leichten Regenfall und widrige Winde verdrängt eine warme, gütige Dezembersonne, behutsam hebt sie die Schleier von der Landschaft und siehe, welch ein Bild!

Berge sind auf einmal wieder da, kalt und klar erheben sie sich aus der Fläche, unvermittelt und steil. Kein Wald verhüllt ihre ehernen Formen, und die Linie der Gipfel, die Schnee tragen, ist scharf und unverwischt in das ewige Blau des Himmels geschnitten. Mit südlichem Glanz liegt die Sonne auf ihnen, und bis hoch hinauf haben sich weiße Häuser wie die Riesengeschwader ruhender Seevögel auf fernen Inseln in die Bergwände genistet, von rechts nach links und von links nach rechts, soweit das Auge der Bergkette folgen kann. Noch bist du weit entfernt in der Ebene, aber du siehst deutlich die Schlösser und Kirchen in halber Höhe sich hervorheben aus dem weißen Dörfergewimmel, und wie um den Eindruck des Südlichen — o, Fiorenze —, in dem Himmel und Land zusammenklingen, zu verstärken, ziehen sich Weinberge unübersehbar an den Hängen hin.

Fest und mit kräftiger Betonung schiebt sich die Ebene an die Berge, eine deutliche Grenze ist dazwischen, eine große Straße und der Schienenstrang der Bahn, das Ganze ist ein Gefüge, wie es selten so rein zu schauen ist, harmonisch, einfach, von edler Ruhe, wie als ob die in sich geschlossen kreisenden Wellen in dem weiten Rund der Ebene aufgeschlagen wären zu steiler, gischtgekrönter Brandung, ein erstarrter Sturz der Wasser, ein schützender Abschluß gegen alles Feindliche, was vom Norden her drohen könnte, seien es nun widrige Winde oder Eroberheere, so steht die Wand der thronenden Gipfel vor dem geöffneten Becken des fruchtbaren walachischen Landes.

Vom letzten Regen ist die große Straße, die längs der Berge nach Osten führt, in ein Schlammband verwandelt, ein gelber, zäher Brei verdeckt die ausgefahrenen Löcher, und Reiter und Wagen in drangvoller Enge mit Lastautos, Artillerie, Train stauen sich vor umgestürzten, versackten Wagen. Dazwischen bewegt sich Infanterie vorwärts, kommen Gefangenentrupps und Flüchtlinge von vorn, ein städtisch gekleideter Herr hat sein Schuhwerk auf der Achsel und stapft barfuß durch den Dreck. Unaufhörliche Bewegung ist, es gibt keine Hindernisse, an denen man nicht vorbeikäme, Trab heißt es, und mit lauter kleinen Schmutzklümpchen tüpfeln sich die Rücken der Reiter bis hinauf an den Kragen. Da löst ein Befehl uns aus der vorwärts schlingernden Kette, Quartiermacher vor, und selten haben bessere Wünsche und größere Erwartungen die den Bergen zu Davonreitenden begleitet.

Aus dem Chaos führt ein trockener, weil wenig befahrener Weg den Höhen zu. Bald ist mit leichter Steigung die Bergstraße erreicht, an der nun ein Bergdorf dem anderen die Hände reicht. Die Landhäuser gehören gar nicht mehr auf, nur die Weinberge im rötlichen Schimmer ihres blattlosen Geästs liegen dazwischen, und es ist schwer, nach der Karte die Ortsgrenzen herauszufinden, innerhalb deren die Schwadron Quartier beziehen soll.

Es ist früh am Nachmittag. Die Strahlenbündel der Sonne überschießen die im Nebel versinkende Ebene. Leicht

und freundlich winken die kleinen Häuser der Dörfer zum Willkommen. Sie sind hell und weiß und von Loggien und überdachten Vorbauten umgeben. Jedes hat zumindest seinen breiten, niedrigen Balkon. Unter dem wölbt sich der tiefe Eingang zum Keller, zu den Fässern hinunter, die die Gaben der Berge und der Sonne bewahren. Weinland. Ueberall sind Steinrampen angebracht, um zu verhüten, daß die Bergwasser den kostbaren Boden wegschwemmen. Hier und da liegt ein stattlicheres Haus an der Straße. Ein flach gewölbter, antik einfacher Ziegeltorbogen, dahinter eine kleine, stilisierte Allee, zur Villa führend, die weiß und schmucklos in strengen Formen, fast ohne Fenster, nach vorn zwischen den Rebstöcken liegt. Und stolz stehen die Lettern über dem Tor: Villa Pompilia. Ein fernes Bild, die Campagna, Via Appia, Sonnenuntergang vor den Toren Roms.

In den kleinen Bauernhäusern ist es sauber und wohnlich. Alte Truhen bergen selbstgewirkte und bestickte Tücher in einer Farbenpracht, wie sie dem fröhlichen, wein- und südwindgesegneten Lande eigentümlich sein mag. Um das Glück voll zu machen, wird am nächsten Morgen Ruhetag verkündet. Da geht's zunächst an ein Säubern von Mensch und Pferd und Zeug, aber dann ist Ruhe, ein paar Stunden Nichtstun nach wochenlanger Hast und Arbeit. Man sitzt auf der kleinen Veranda, die Sonne ist heiß schon am frühen Tage. Schreiben wir wirklich Dezember? Ein würziger roter Wein steht auf dem Tische, daneben Nüsse und Aepfel und getrocknete Trauben, ganz ferne rollt Kanonendonner, irgendwo steht die Schlacht.

Von einer merkwürdigen Gelassenheit sind die Einwohner den Fremden gegenüber. Sie sind nicht geflohen, die meisten sind wohl noch hier. Der Krieg ist hart für sie, aber das ist nun mal so. Huhn und Schwein müssen sie gegen Scheine eintauschen, von deren Bedeutung sie sich keine übertriebenen Vorstellungen machen dürften. Heu, Hafer und Stroh, alles geben sie bereitwillig ohne Klagen hin. Es ist, als ob sie ihrem Heimatboden schon vertrauten, er werde ihnen in den nächsten Friedensjahren alles dreifach wiedergeben, was jetzt ein unverstandenes, schweres Gebot ihnen entreißt. So sind sie in ihrer Einfalt, die ihnen den Krieg erscheinen läßt wie ein übermächtiges Naturereignis, wie Hagel oder Frost, dem Wesen der Dinge und der Wahrheit näher als manches grüblerische Hirn. Und ein kleines Faß mit einem besonders guten Inhalt trägt der eine selbst aus dem Keller, schwarzbärtig und glutäugig, und er hebt das Glas, trinkt und rollt in seiner gutturalen Sprache etwas von Germania viva.

So ist nun der Tag. Die Pferde stehen gut im Heu und können sich ausruhen. Losgebunden sind für eine kurze Weile die Gedanken von Dienst und Kampf, leicht und beschwingt eilen sie unter dem hohen hellen Himmel der Sonne zu, die schon tief im Westen steht. Das gleiche Licht schickt diese jetzt auch über die ferne schneebedeckte Heimat, wo man sich zum Feste rüstet, wo die Menschen eilig durch die Straßen der kleinen Stadt gehen, um einzukaufen, denn es ist ja Advent. Seit langem schon ist man von Post und sonstiger Verbindung mit daheim abgeschnitten, und trotzdem hat auf den Riesenflügeln des Gerüchts eine seltsame Nachricht auch den Weg zu uns gefunden. Ein unerhörtes, fremdes und entwöhntes Wort ist wie ein Stern aufgestiegen und glänzt und flimmert. Aber wie ein Stern scheint es auch fern zu sein, man glaubt nicht, daß es auf die Erde kommen und wahr werden könnte. Und dennoch, man mag wollen oder nicht, es überschatten freundliche und ferne Bilder den Sinn und runden so den Tag zu einem selten glücklichen Erlebnis.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Bewegung

Dr. Arthur Schulz †. Im Alter von kaum 40 Jahren ist Dr. Arthur Schulz in Königsberg, wo er zum Kriegsamt kommandiert war, einer Lungenentzündung erlegen. Mit Schulz verliert die Sozialdemokratie einen ihrer besten und feinsten Köpfe. Schulz, der einer Landwirtsfamilie aus der Tilsiter Niederung entstammte, hatte Jura und Nationalökonomie studiert und lebte zuletzt vor dem Kriege als Rechtsanwalt in München. Sein Interesse galt aber stets in allererster Linie landwirtschaftlichen und agrarpolitischen Fragen. In zahlreichen Aufsätzen in den „Sozialistischen Monatsheften" in den Jahren 1908—14 trat er der bis dahin in sozialdemokratischen Kreisen vorherrschenden Auffassung von der Ueberlegenheit des Großbetriebes in der Landwirtschaft mit Geschick und Sachkunde entgegen. Manchen harten Strauß hatte er mit den unentwegten Wächtern des marxistischen Dogmas auszufechten, die die Konzentrationstheorie auch auf die Landwirtschaft übertragen wollten. Schulz, der ein ebenso guter landwirtschaftlicher Praktiker wie Theoretiker war, setzte in seinen Abhandlungen auf Grund eingehender wissenschaftlicher Studien die Vorzüge des bäuerlichen Betriebes sowohl in produktionstechnischer Beziehung — vor allem in der Viehzucht — als auch in bevölkerungspolitischer und nationaler Hinsicht auseinander. Eine breite Bauerngrundlage erschien ihm die wichtigste Forderung der Politik. Darum trat er mit aller Entschiedenheit für eine großzügige innere Kolonisation in den preußischen Ostprovinzen ein. — Letzten Endes schien ihm ein Hauptziel auf dem Wege zur Lösung der sozialen Frage die enge Verbindung zwischen den Genossenschaften der Bauern und den Konsumvereinen der Arbeiter zu sein. Auf diese Weise glaubte er den verteuernden Zwischenhandel auszuschalten und Arbeiter und Bauern zu einer Interessengemeinschaft zu verschmelzen. — Sein Tod reißt in den Reihen nicht nur des Sozialismus, sondern der gesamten Linken eine klaffende Lücke. Bei den gewaltigen Aufgaben, die nach dem Kriege zu lösen sind, wäre seine gediegene Sachkenntnis und sein zielbewußter, kluger Rat seinen Freunden besonders wertvoll gewesen!

Dr. F. D.

Büchertisch

Kunst und Leben 1918, 10. Jahrg. Kalender mit 54 Originalzeichnungen und -holzschnitten deutscher Künstler und Versen und Merkworten deutscher Dichter und Denker. Verlag Fritz Heydet, Zehlendorf. 3 M.

Auch in diesem Jahre macht uns die Neuausgabe dieses ausgezeichneten Kalenders große Freude. Sie wird von vielen als willkommenes Weihnachtsgeschenk benutzt werden. In Wort und Bild lassen uns dazu Berufene an ihrer Erkenntnis des Lebens teilhaben, so daß diese Blätter einem manche schöne Anregung geben können.

Künstlerischer Wandschmuck für Schule und Haus. B. G. Teubners Katalog. 60 Pf.

Vor Weihnachten sei auf die gute Kunst hingewiesen, die Teubners Verlag in weite Kreise trägt. Ein neuer Katalog ist erschienen mit farbigen Wiedergaben. Zu den alten Steinzeichnungen und Schattenbildern sind neue getreten, darunter Schwindts Wartburg-Wandsprüche. Beim Durchblättern wird man manches Blatt finden, das man als Geschenk gern weitergibt. Der bekannte Verlag bedarf keiner weiteren Empfehlung. Die Preise sind billig, passende Rahmen sind miterhältlich. L.

Briefkasten

Naumanns neueste Schrift „Der Kaiser im Volksstaat" ist in einer Anzahl von Exemplaren für den Schützengraben gestiftet worden. Wir bitten um Mitteilung, wo sie erwünscht ist. — Ein Leser will gelesene Hefte der Preußischen Jahrbücher ins Feld schicken; ein anderer hat uns einen Rechenschieber für Techniker übersandt. Wer kann davon Gebrauch machen? — Bei dieser Gelegenheit möchten wir erwähnen, daß unsere Büchersammlung für Heer und Marine, die aus den freiwilligen Sendungen der Leser erhalten wird, wegen Mangels an Vorrat noch nicht dem zehnten Teil der Wünsche gerecht werden kann, die von allen Truppenteilen kommen!

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

13. Dezember 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 50

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Ueberklugen. **Dr. Paul Rohrbach:** Maximalisten-Friede. — **S. D. Galiwitz:** Religion weither. — **Eduard Lachmann:** Rumänische Streife. — Gedichte. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 2. Dezember.

Da heute erster Sonntag der Adventszeit ist, an dem die Gemüter sich für Weihnachtsstimmung vorbereiten, erfüllt die Nachricht von dem bevorstehenden Beginn der Verhandlungen über den Waffenstillstand an der Ostfront unser Ueberlegen. Es ist ein wunderbarer Gedanke, sich vorzustellen, daß an der ganzen langen östlichen Linie nicht mehr geschossen wird. Fast ist es etwas Unglaubhaftes, sich diesen Zustand der Ruhe an allen den hundertmal genannten Orten zu denken. Es soll Friede sein an der Düna, bei Smorgon, bei Baranowitschi, bei Pinsk, bei Luzk, bei Tarnopol, bei Czernowitz bis hin nach Focsani und Galatz. Wo bis heute noch lebendiger und tödlicher Krieg ist, soll von nächster Woche an der Krieg zur Geschichte und Erinnerung geworden sein. Auch wenn man vorsichtig ist in seinen Erwartungen und die Möglichkeit offen läßt, daß an einzelnen Stellen russische Truppenteile sich einem allgemeinen Entschlusse nicht sofort werden fügen wollen, so scheint es, daß im allgemeinen diejenigen Truppenführer, die sich dem Waffenstillstand widersetzen, ausgeschaltet werden. Man weiß nicht genau, was mit dem General Duchonin geschehen ist. Telegramme behaupten, er sei verunglückt. Jedenfalls ist der funkentelegraphische Apparat des Hauptquartiers zurzeit in den Händen der bolschewikischen Regierung, was einen Rückschluß auf die Lage im Hauptquartier überhaupt zuläßt. Ein deutscher Major, der in diesen Tagen von der Ostfront nach Berlin kam, erzählte mir, daß seine Division mit den gegenüberliegenden Russen die Abmachung getroffen habe, man wolle sich gegenseitig nichts Böses tun, wenn die Russen 10 Km. hinter ihren bisherigen vordersten Graben zurückgingen. Das hätten sie mit Händeklatschen begrüßt und gern und ordentlich ausgeführt. Die Kanonen seien dabei im Schnee stehengeblieben. An anderen Stellen mag es ähnlich aussehen.

Montag, 3. Dezember.

Der neue polnische Ministerpräsident v. Kucharzewski hat an den Deutschen Reichskanzler Grafen Hertling und an den österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Grafen Czernin Telegramme gerichtet mit der Bitte, den Aufbau des polnischen Staates auf der Grundlage der von den verbündeten Kaisern am 5. November 1916 und am 12. September 1917 verkündeten Grundsätze zu fördern. Graf Hertling verspricht, seine Bestrebungen nach jeder Richtung hin zu unterstützen und sendet ihm eine Einladung zu mündlicher Besprechung nach Berlin.

Westlich von Cambrai wird weitergekämpft mit guten Erfolgen der Deutschen, insbesondere am Südrande der Einbruchsstelle. Die Zahl der seit dem 30. November von den Unseren gemachten Gefangenen hat sich auf 6000, die Beute an Geschützen auf 100 erhöht.

In Oberitalien scheint der Angriff der Zentralmächte bis auf weiteres an der Piave-Linie haltmachen zu wollen. Es ist gerade bei Innehaltung dieser Linie eine außerordentliche Frontverkürzung erreicht worden, die jetzige Grabenlänge beträgt zwei Fünftel der früheren. Außerdem können die jetzigen Stellungen im Vergleich zu den vorhergehenden als sehr viel bessere bezeichnet werden, denn der Piave-Fluß ist ein ausgezeichnetes Fronthindernis. Es werden auf diese Weise nicht nur die italienischen, sondern auch noch beträchtliche französische und englische Truppen in Oberitalien festgehalten. Welche politischen Folgen die italienische Niederlage für die künftige Haltung des italienischen Heeres und Volkes haben wird, läßt sich heute noch immer nicht übersehen.

Vom östlichen Kriegsschauplatz wird offiziell mitgeteilt, daß mit mehreren russischen Generalkommandos der Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Weitere Verhandlungen sind im Gange. Eine russische Abordnung ist in dem Befehlsbereich des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern zur Herbeiführung eines allgemeinen Waffenstillstandes eingetroffen.

Dienstag, 4. Dezember.

In England hat der bereits erwähnte friedensfreundliche Brief von Lord Lansdowne eine ziemlich große Bewegung der Gemüter hervorgerufen. Die Northcliffe-Presse wütet, während liberale Blätter wie „Daily News" begeistert sind. Bisher ängstliche Friedensfreunde wagen sich an die Oeffentlichkeit. Auf der Jahresversammlung der Londoner „Labour Party" (225 000 Mitglieder) lag eine Resolution vor, die einen sofortigen Friedensschluß forderte. Sie wurde mit 196 gegen 130 Stimmen abgelehnt. Ramsay Macdonald verlangte ein bedingungsloses freies Belgien, während Elsaß-Lothringen das Recht erhalten müsse, über sein eigenes Geschick zu bestimmen.

In der großen englischen Kolonie Kanada wird ein Wahlkampf um die allgemeine Wehrpflicht geführt. Der Leiter der liberalen Opposition, Laurier, hat sich verpflichtet, im Falle seiner Wiederkehr zur Macht die Frage der Wehrpflicht einer Volksabstimmung zu unterbreiten und gegebenenfalls das betreffende Gesetz zu widerrufen. Ihm steht gegenüber der konservative Premierminister Borden. Die Wahlversammlungen sind außerordentlich lebhaft. Auch in Italien mehren sich die Forderungen einer erneuten Volksabstimmung über die allgemeine Wehrpflicht. Wie die „Times" erfahren, sind dort sämtliche römisch-katholischen Organisationen in eine Propaganda gegen die Wehrpflicht eingetreten.

Mittwoch, 5. Dezember.

Auf Anfrage des Professors Rafael Erich, Lehrers des Staats- und Völkerrechtes an der Universität zu Helsingfors, haben sich hervorragende Lehrer des Staats- und Völkerrechtes an der Ver-

liner Universität mit den Rechtsverhältnissen Finnlands beschäftigt und eine gemeinsame Erklärung veröffentlicht, die von den Professoren Gierke, Kohler, von Liszt, Kahl, Bornhag und Preuß unterzeichnet ist. Der Hauptinhalt: mit der Entthronung der kaiserlichen Dynastie und der revolutionären Einführung der republikanischen Staatsform ist die staatsrechtliche Verbindung Finnlands mit dem russischen Reiche gelöst, denn sie beruht lediglich auf dem Thronfolgerecht des Zaren. Die Revolution kann als Rechtsnachfolgerin der finnischen Krone nicht angesehen werden. Dadurch wird der finnische Landtag zurzeit zum alleinigen unmittelbaren Staatsorgan. Er ist berechtigt, die Selbständigkeit Finnlands zu proklamieren. Ihm steht es frei, entweder zur Wahl eines neuen Großfürsten zu schreiten oder eine andere Verfassungsreform einzuführen. In auswärtiger Politik wird der finnische Staat nicht mehr durch Rußland vertreten, sondern kann seine eigene Vertretung übernehmen.

Die Entente-Mächte sind über das Vorschreiten der Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Rußland und den mitteleuropäischen Mächten stark ungehalten. Die Botschafter der Entente haben der gegenwärtigen russischen Regierung durch eine neutrale Gesandtschaft den Beschluß mitgeteilt, die politischen, finanziellen und militärischen Beziehungen mit Rußland für die Dauer des gegenwärtigen Regimes zu lösen. Der amerikanische Botschafter aber hat sich aus formellen Gründen diesem Schritt der drei Entente-Botschafter nicht angeschlossen. Es scheint, daß in den Vereinigten Staaten eine entschieden demokratische Auffassung vom Rechte der russischen Revolution obwaltet, während die Regierungen von England und Frankreich nur diejenige russische Revolution anerkennen, die von ihnen selbst hervorgerufen worden ist. Zwischen der russischen und englischen Regierung entwickeln sich weitere Reibungen dadurch, daß in Rußland die Heimkehr von dort weilenden Engländern verhindert wird, solange russische Revolutionäre in England interniert sind. Die Militärvertreter der Entente-Mächte sind aus dem russischen Hauptquartier entfernt und nach Petersburg begleitet worden.

Aus Italien erfährt man, daß die „Gazetta Popolo" in Turin einen langen Aufruf an die wohlhabenden Kreise richtet, sie möchten auf einen Teil ihrer Brotration verzichten, damit einer Hungersnot vorgebeugt werde. Kohle sei für Privatleute entweder überhaupt nicht oder nur zu Wucherpreisen zu erhalten.

Donnerstag, 6. Dezember.

Während in den Räumen des Preußischen Abgeordnetenhauses der parlamentarische Kampf um das gleiche Wahlrecht begonnen wird, wendet sich die viel größere Spannung der Oeffentlichkeit doch immer wieder den Waffenstillstandsverhandlungen an der Ostfront zu. Die bevollmächtigten Vertreter der Obersten Heeresleitungen von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien haben am 5. Dezember mit den bevollmächtigten Vertretern der russischen Obersten Heeresleitung eine Waffenruhe von zehn Tagen für sämtliche gemeinsamen Fronten schriftlich vereinbart. Der Beginn der zehntägigen Ruhe ist auf den 7. Dezember 12 Uhr mittags festgesetzt. Diese Ruhezeit soll dazu benutzt werden, die Verhandlungen über den Waffenstillstand zu Ende zu führen. Zwecks mündlicher Berichterstattung über das bisherige Ergebnis hat sich ein Teil der Mitglieder der russischen Abordnung auf einige Tage in die Heimat begeben. Die Kommissionssitzungen dauern fort. Gleichzeitig sind Generalfeldmarschall v. Hindenburg und Erster Generalquartiermeister v. Ludendorff in Berlin eingetroffen, offenbar, um mit dem Reichskanzler und mit dem Auswärtigen Amte über die Frage des Waffenstillstandes unmittelbar verhandeln zu können. — Es ergibt sich aus diesen Mitteilungen, daß die gegenwärtige russische Regierung für stark genug angesehen wird, um eine bindende Verpflichtung für alle russischen Fronten zu übernehmen. Das ist mehr, als man ihr bisher vielfach zugetraut hat. Es werden nämlich allerlei Gerüchte über blutigen Bürgerkrieg in Rußland verbreitet, deren Quellen möglicherweise auf die politischen Gegner der jetzigen Regenten Lenin und Trotzki zurückgehen. Nach diesen Berichten sollen besonders in Moskau ungeheure Metzeleien und Zerstörungen stattgefunden haben. Andere Gerüchte melden von dem Gelingen des Versuches, ein gemeinsames Ministerium aller sozialistischen Gruppen herzustellen, da es unmöglich sei, daß die Partei des extremsten Radikalismus bindende Verpflichtungen für ganz Rußland übernehme. Offiziell haben wir es mit niemand anders zu tun, als mit der gegenwärtig vorhandenen Regierung. Von deutscher Seite wird unbedingt alles vermieden, was wie eine Beeinflussung der innerrussischen Vorgänge aussehen könnte. Ebenso aber haben wir auch ein Recht zu erwarten, daß die Herren Lenin und Trotzki künftig vermeiden, das deutsche Proletariat zur revolutionären Erhebung aufzufordern. Nicht als ob wir diese Aufforderungen für gefährlich hielten; aber der Friedensschluß setzt auf beiden Seiten eine genau innezuhaltende Korrektheit voraus.

Die Kämpfe westlich von Cambrai haben zu erneuten schönen Erfolgen der deutschen Armee geführt. Die Engländer sind genötigt worden, ihre Linien auf zehn Kilometer Breite bis zu vier Kilometer Tiefe zurückzuziehen. Damit ist ihnen ungefähr die Hälfte ihres dort gemachten Gewinnes wieder entrissen. Die Zahl der gefangenen Engländer steigerte sich durch die letzten Kämpfe auf 9000; dazu: 148 Geschütze und 716 Maschinengewehre. Auch aus diesen Ziffern kann man sehen, mit wie ungeheuren Mengen von Geschützinstrumenten gearbeitet wird.

Auf der italienischen Front brachte in dem Gebiet der Sieben Gemeinden ein Angriff der Heeresgruppe des Feldmarschalls Conrad große Erfolge. Oesterreichisch-ungarische Truppen haben die starken italienischen Stellungen im Meletta-Gebirge erstürmt und gegen mehrfache Gegenangriffe behauptet. Deutsche Artillerie hat bei den Kämpfen mitgewirkt. Bisher wurden 11 000 Italiener gefangen und 60 Geschütze erbeutet.

Freitag, 7. Dezember.

Es beginnt auch in Estland ein neuer Zustand aufzutauchen. Der estländische Landtag beschloß die Einberufung einer konstituierenden Nationalversammlung, die über die Bildung eines selbständigen Staates Estland Beschluß fassen soll. Ein Aufruf an alle estnischen Soldaten schildert die ernste Lage des Landes und fordert die Soldaten auf, sofort in die Heimat zurückzukehren und sich dem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Falls es nun auch den Livländern noch gelingt, in eine Selbständigkeitsbewegung einzutreten, ist vom Weißen Meer bis zum Schwarzen Meer eine zusammenhängende Kette sich befreiender Grenzvölker vorhanden.

Der russische Minister des Aeußern, Trotzki, hat die in Frankreich hinter der Front stehenden russischen Truppen zurückberufen. Der Befehl, den die maximalistische Regierung an diese Truppenteile hat ergehen lassen, verlangt im Bedarfsfall den Uebertritt der Truppen auf neutrales Gebiet zwecks Heimschaffung nach Rußland. Ob die in Frankreich stehenden russischen Soldaten diesem Befehl werden Folge leisten wollen und können, muß abgewartet werden.

Der amerikanische Präsident Wilson hat eine lange Botschaft an den Kongreß erlassen, deren Zweck ist, die Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn vorzubereiten. Da bisher nur Deutschland im Krieg mit den Vereinigten Staaten war, nicht aber Oesterreich-Ungarn, schien es unter Umständen möglich, daß unsere österreichischen Bundesgenossen Verhandlungen einleiteten. Das wird von jetzt an vorbei sein. Der Grund der amerikanischen Kriegserklärung ist wohl der Wunsch der Italiener, in ihrem schwierigen Kampf direkt durch die Amerikaner unterstützt zu werden. Man wird also darauf rechnen dürfen, daß amerikanische Kriegswagen, Luftfahrzeuge und Mannschaften in der Po-Ebene sich zeigen. Der übrige Inhalt der Botschaft Wilsons beschäftigt sich von neuem mit dem Kampf gegen die regierenden Personen und die regierende Klasse in Deutschland. Wilson hat die menschenfreundliche Absicht, sich mit dem deutschen Volke sehr gut zu vertragen, wenn dessen erwählte Vertreter ihm mitteilen, daß sie die beleidigte Welt um Verzeihung bitten wegen der Verbrechen ihrer bisherigen Herrscher. Wilson wiederholt dabei, daß die Amerikaner durchaus keinen materiellen Gewinn in diesem Krieg der Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit machen

wollen. — Wir nehmen an, daß Präsident Wilson die Mehrheit seiner Amerikaner recht gut kennt, wenn er ihnen eine solche Rede hält. Der ganze Krieg wird wie ein großes moralisches Schauspiel zurechtgemacht, was aber nicht hindert, daß in Wirklichkeit auch die Kasse der Schauspieldirektion an dem Erfolg des Unternehmens interessiert ist.

Sonnabend, 8. Dezember.

Der Erfolg der Truppen des Feldmarschalls Conrad im Gebiet der Sieben Gemeinden wird weiter ausgenutzt. Die Gesamtzahl der Gefangenen hat sich auf 15 000 erhöht.

In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" wird zu beweisen versucht, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Laufe des Jahres 1918 kaum mehr als ½ Million Soldaten auf dem französischen Kriegsschauplatz in Tätigkeit setzen können. Gleichzeitig aber werden Zweifel aufrechterhalten, ob die Amerikaner das überhaupt wirklich wollen. Die Tatsache, daß es sich um eine Rüstung großen Stiles handelt, kann natürlich nicht bestritten werden. Es fragt sich aber allerdings, ob die nordamerikanische Bevölkerung nur wegen des persönlichen Kampfes, den Wilson dem Deutschen Kaiser ankündigt, ihre Söhne auf die blutigen Felder Frankreichs senden will.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 1. Dezember.

Tagung der „freien Vereinigung für Kriegswohlfahrtspflege" mit den Themen: Zentralisation gemeindlicher Wohlfahrtspflege und künftige Behandlung der Probleme der Frauenarbeit, wenn die kriegsamtlichen Frauenreferate verschwinden werden. Man erkennt bei der Vertiefung in die erste Frage immer deutlicher, daß jetzt neben dem Ausbau der einzelnen Zweige kommunaler Wohlfahrtspflege die Zusammenfassung die wichtigste Aufgabe wird. Zusammenfassung und Verständigung an der Spitze und Zusammenwirken an der Peripherie der praktischen Einzelfürsorge. Das ist organisatorisch nicht leicht — schwerer als der ressortmäßige Ausbau der einzelnen Zweige. Aber es ist um so nötiger, damit nicht tausendfach neben- und gegeneinander gearbeitet wird von Spezialbestrebungen, die das zusammenhängende Leben des Hilfsbedürftigen mechanisch in lauter isolierte Einzelgebrechen zerlegen. Wie dringlich diese Zusammenfassung ist, das fühlen freilich zunächst erst wenige.

Das Problem der Frauenarbeit und ihrer sozialhygienischen und kulturellen Wirkungen bedarf nach dem Kriege einer sehr sorgsamen und umsichtigen Ueberwachung, damit Arbeiterinnenschutz, Arbeitsvermittlung, Arbeitslosenfürsorge und Wohlfahrtspflege zweckmäßig ineinandergreifen zur Abwendung von Schäden und zur Vermeidung der Gefahr, daß in der künftigen Volkswirtschaft „das Saatkorn vermahlen" wird durch den Raubbau an der Frauenkraft.

Wir feiern in der sozialen Frauenschule den Adventsvorabend mit Tannenkränzen und einem Kriegslicht: im dunklen Umkreis großer Schicksale eine helle festliche Gemeinschaft der Arbeit und der Gesinnung — des Geistes, der im Grunde das Beste ist, was wir haben.

Sonntag, 2. Dezember.

Die neue Kreditvorlage ist im Reichstag gegen die Stimmen der Unabhängigen Sozialdemokraten angenommen. Der Reichstag ist zunächst vertagt.

Der Adventssonntag kommt mit Regen und Sturm am Vormittag und klarer Kälte gegen Abend. Die Schüsse der Sturmsignalstationen stoßen dumpf durch den ganzen Tag. Wie vollkommen von allen Göttern verlassen man ist, wenn man an solchem menschenleeren, stockdunklen Sonntagnachmittag in einem unbekannten Villenvorort ein unbekanntes Haus sucht, das hatte ich Gelegenheit, zu erfahren. Man kannte die Schwierigkeiten des Lebens bis jetzt gar nicht. Dafür entschädigt der Anblick eines runden, stillvergnügten Kriegskindes, das mit klaren, verwunderten Augen in einem hellen warmen Hause unbekümmert seinem Leben entgegenblüht. „Es ist ein Ros' entsprungen" — —

Montag, 3. Dezember.

Heute liegt Schnee unter frostklarem Himmel. Und „Waffenruhe an der russischen Front" steht über den Zeitungen. Wir verbieten uns selbst, zu sichere Hoffnungen daran zu knüpfen, und können doch nicht hindern, daß eine frohe Erleichterung von tief innen her sich unmerklich in uns ausbreitet.

In Berlin hat ein deutscher Hausbesitzertag stattgefunden, der eine Vertretung im Herrenhaus für den „Stand" der Hausbesitzer verlangt. Berechtigter ist die Forderung von Hausbesitzerkammern. Es wurde folgende Entschließung angenommen:

„Bei der bevorstehenden Neuregelung der preußischen Staats- und Gemeindeverfassung sind die Aufgaben und Interessen des städtischen Haus- und Grundbesitzes zu wahren. Dies ist nicht nur aus allgemeinen volkswirtschaftlichen Gründen, sondern insbesondere zur Förderung des Wohnungswesens dringend notwendig.

Das Wahlrecht in den Gemeinden muß unter Ausschaltung aller parteipolitischen Gesichtspunkte den besonderen Bedürfnissen der Gemeindeverwaltung angepaßt werden. Mit den allgemeinen Gemeindeinteressen stehen die berechtigten Interessen der Haus- und Grundbesitzer im Einklang. Sollte daher die bisherige Vertretung der Haus- und Grundbesitzer in den Stadt- und Landgemeinden nicht aufrechterhalten werden, so müßte in anderer Weise der Bedeutung des Haus- und Grundbesitzes für das Gemeindewohl Rechnung getragen werden. Soweit eine berufsständische Vertretung in den staatlichen Körperschaften in Frage kommt muß dem städtischen Hausbesitz eine besondere selbständige Vertretung gewährt werden. Insbesondere ist dem Hausbesitz eine seiner Bedeutung entsprechende Vertretung im Herrenhause einzuräumen.

Dieses Ziel wird am besten erreicht, wenn nach dem Vorbild anderer wirtschaftlicher Gruppen amtliche Interessenvertretungen des Hausbesitzes (Hausbesitzerkammern) ins Leben gerufen werden, denen das Wahl- bzw. Vorschlagsrecht übertragen wird. Solange solche Vertretungen nicht erreicht sind, muß diese Befugnis den Hausbesitzerorganisationen zustehen."

Gleichzeitig wurde, unter starker Beteiligung aus ganz Deutschland, in Berlin „Der deutsche Volkshausbund" begründet, der für Gemeindehäuser als Mittelpunkte einer gesunden Gemeinschaftskultur arbeiten will; solche Volkshäuser sollen als Denkmäler für die Gefallenen errichtet werden. An der Spitze des schönen und sicher sehr volkstümlichen Unternehmens steht der badische Landeswohnungsinspektor Kampfmeyer und Bürgermeister Reicke von Berlin.

In Dänemark muß jetzt auch eine Fettrationierung durchgeführt werden, allerdings noch mit Mengen, bei denen uns der Magen schwindelt.

Dienstag, 4. Dezember.

Je näher die Eröffnung der Wahlrechtsdebatte im Preußischen Landtag heranrückt, um so gespannter — doch mehr sorglich als freudig gespannt — wird die Stimmung. Jeder weiß, daß es einen harten Kampf geben wird.

Ueber die Brücken, unter denen das Wasser der Alster schwarz zwischen den weißen Ufern steht, von dünnem Nebelhauch überflogen, zieht eine kleine Kolonne von Frauen. Mit Sack und Pack: das heißt, jede mit einem Gefährt, Wagen oder Schlitten, hinter sich, aus dem ein oder auch noch ein zweites eingebündeltes Gesichtchen herausschaut. Größere, sorgsam eingeknöpft in die knappen Mäntel, traben nebenher. Jeden Tag zieht diese kleine Kolonne auf meinem Arbeitsweg dahin, Mütter, die zur Volksspeisung gehen, um ihr Mittagessen zu holen. Und jeden Tag ergreift mich die Vorstellung der Mühe, die sie jetzt haben. Diese kleinen Kinder, die sie keine Minute allein lassen können, die überallhin mitgeschleppt werden müssen, weil sich nicht so leicht mehr jemand zum Aufpassen findet — jeder hat seine eigenen Schwierigkeiten mit dem Laufen nach Bezugsscheinen und dem, was man dafür bekommt —! Diese kleinen Kinder, deren Hemden, Strümpfe, Kleider und Mäntel zu klein werden und nicht mehr halten wollen, ohne die Möglichkeit, etwas Neues zu bekommen, an denen täglich mehr geflickt und gestopft und verändert werden muß, und

die doch immer noch so sauber, heil und ordentlich aussehen, wie man in den Arbeitervierteln von London nicht viele findet. Und daß aus den netten Mützen und Kapuzen immer noch frische, gesunde Gesichter herausschauen und stramme, fixe Beinchen in den vielfach gestopften Strümpfen vergnügt durch den Schnee stampfen, das ist doch der Sieg der Mütter über England und seine Aushungerungsblockade. Ein kleiner unternehmender Kerl mit einer verwegenen Mütze über den Ohren drückt einen ganzen Berg Schnee, die rot gefrorenen Hände nur noch halb in den mühsam geflickten Fäustlingen, fest an den Leib und sinnt auf würdige Verwertung seiner Munition. Als ich an ihm vorbeigehe, sieht er mich verschmitzt und zugleich im voraus abbittend an und klebt mir seine Last vergnügt an den Mantel — wobei er freilich den Hauptteil selber über den Kopf bekommt.

Mittwoch, 5. Dezember.

Heute beginnt die Debatte über die Wahlrechtsvorlage im Preußischen Landtage.

Man überrechnet die Mehrheitsverhältnisse, setzt sie in Verbindung mit Aeußerungen der Führer derjenigen Parteien, die die Entscheidung in der Hand haben — Zentrum und Nationalliberale —, und macht sich deutlich, daß es sehr schwere Konflikte geben muß.

In den Abendblättern steht die Rede Hertlings. Sie ist kurz, betont die Bedeutung der Stunde als „Wendepunkt in der inneren Geschichte Preußens" und bekennt sich angesichts der vollen Tragweite der Regierungsvorlage noch einmal ganz zu ihrem Inhalt. „Bringen Sie das Opfer, wenn es für Sie ein Opfer ist, stimmen Sie den Vorlagen zu, Sie werden dadurch das Gedeihen des Staates fördern, möglicherweise sogar zur Verhütung schwerer Erschütterungen beitragen."

Nun warten wir gespannt auf den Aufmarsch der Parteien!

Donnerstag, 6. Dezember.

Die Morgenzeitungen bringen die Einführungsrede des Ministers des Innern Drews zur Wahlrechtsvorlage. Er begründet die Neuordnung ganz einfach aus den Motiven der Gerechtigkeit, aus ethischen Grundsätzen, in denen letzten Endes die Ziele der inneren Politik wurzeln müssen. Das Pluralwahlrecht, das „eine versteckte Abstufung nach pekuniären Momenten ist", erklärt die Regierung für unannehmbar.

Natürlich paßt die Begründung der Herrenhausvorlage nicht ganz zu diesem Geist. Der Finanzminister spricht zu der Verstärkung des Etatsrechtes des Herrenhauses. Dann die Parteiführer: Heydebrand unbedingt gegen das gleiche Wahlrecht und gegen die Parlamentarisierung der Reichsregierung, die in dem Amtsantritt Hertlings zum Ausdruck gekommen ist. Zentrum gespalten in der Weise, daß ein Teil das gleiche Wahlrecht nicht mitmacht (scheinbar der größere).

Freitag, 7. Dezember.

Der Sprecher der Nationalliberalen erklärt, daß nur ein kleiner Teil seiner Freunde mit dem gleichen Wahlrecht einverstanden sei. Der Vizepräsident des Staatsministeriums betont demgegenüber nochmals, es sei Wille der Krone, daß „die Vorlage unter allen Umständen Gesetz werde". Gesamtergebnis: es wird einen von allen Seiten sehr zähen Kampf geben, der gewiß auch nicht schnell zum Austrag kommen und in dem es an giftigen Gasen nicht fehlen wird.

So sieht die Stimmung aus wie der Mond, hell auf der einen Seite vom Licht der Erfolge bei Cambrai und in Italien und der russischen (und rumänischen?) Waffenruhe. Und dunkel auf der innerpolitischen Seite.

Sonnabend, 8. Dezember.

Die Stille und Lichtsparsamkeit dieser Winter-Spätnachmittage hat etwas ganz Eindringliches, das wir nicht vergessen werden. Wie in Vorväterzeiten „Schwarz bedecket sich die Erde" — — — und „Um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner". Das geht einem durch den Sinn, wenn man über die dunkle Fläche der Alster mit dem Kranz ihrer Bäume und Häuser hinsieht. Im Wasser spiegeln sich die Sterne, und die Ufer verschwimmen in einem zarten Dunst, den sonst der dichte Kranz der Laternen schon früh verschlang. Es ist so still wie in tiefster Nacht. So still wie die Natur es gemeint hat mit ihren kurzen Wintertagen. Wir waren ihr entlaufen; Laternenkränze, schmetternde Lichtreklamen, strahlende Straßen lachten ihr ins Gesicht. Nun hat sie uns zu sich zurückgezwungen, und wir sind geneigt, ihr zuzugeben, daß sie es besser mit uns meinte als wir selbst, die wir uns gewöhnt hatten, immer gieriger die Nacht zum Tage zu machen!

Naumann / Die Überklugen

Die Mehrheit der Herren im Preußischen Abgeordnetenhaus ist sehr klug, gefährlich klug. Ihnen fehlt alles natürliche Volksempfinden für das, was einfach, recht und notwendig ist, aber dafür haben sie einen um so ausgebildeteren Verstand für die parlamentarische Technik. Sie sind klug wie einst der alte Metternich klug war, als er mit seinen dürren feinen Händen die Weltgeschichte aufhalten wollte.

Alte Herrschaftsparteien sind ja immer klug, denn sie haben sehr lange Zeit an der Maschine des Staates gesessen und sie für sich arbeiten lassen. Sie kennen die Eigentümlichkeiten des Apparates und wissen, wie man unbequeme Pläne entweder durch Verschleppung oder durch Ueberladung oder durch Verkoppelung oder durch sonst eine Mechanik ausschaltet. Dazu haben sie es weg, wie man das Gesicht wahrt, um bei aller Begehrlichkeit selbstlos zu erscheinen und bei aller Unverfrorenheit eine bescheidene Miene aufzusetzen. Oh, es gibt vortreffliche Biedermänner in Preußen!

Der Oberzauberer dieser tadellosen Gesellschaft ist nun Herr v. Heydebrand, ein Mann, der den Vorzug hat, das unbedingt selber zu glauben, was er vorträgt. Bei ihm ist das meiste von dem, was bei der Mehrzahl seiner Klassengenossen als politisches Theater erscheint, ganz reell. Während viele von den anderen die Worte über Gefährdung des Staates und Königtums nur wie einen zerrissenen heiligen Schleier um ihr Haupt legen, so hat er einen eigenen altertümlichen Staatsinstinkt, der in seiner Weise ebenso echt ist wie ein gutes Möbelstück oder ein Glasgemälde aus der Vorzeit. Gerade das macht ihn zur großen Festtagsvertretung seiner Partei so geeignet. Aus seinem richtigen alten Stilgefühl heraus, nicht aus seinem Verstande, ist Herr v. Heydebrand von schöner Respektlosigkeit gegen alles moderne, auch wenn es in der ehrwürdigsten Verkleidung auftritt. Er stellt sich gegenüber dem Präsidenten des Staatsministeriums und dem Minister des Innern, ja im Grunde gegenüber dem Könige als ein Oberzensor hin, der besser weiß als sie alle, was Preußen ist und zu verlangen hat. Er besitzt eine Leidenschaft der Romantik, eine trockene, zähe Sehnsucht nach einem Preußenstaate wie er in den Tagen Friedrich Wilhelms IV. teils geträumt und teils konstruiert wurde. Diesen gedachten Staat, der eigentlich niemals da war, den weder Friedrich II. gekannt hat noch Bismarck, sieht er als das Wesentliche hinter den Erscheinungen der deutschen Politik, und ihm will er dienen. Um dieses gedachten Staates willen könnte er ein Revolutionär werden gegen den König und alle Aemter, denn er glaubt nicht an den König wie er ist, sondern an den, wie er sein sollte, an den König, der in der Mitte seines landständischen Adels ein gehorsames Volk patriarchalisch beglückt. Selbst das alte, das heutige preußische Wahlrecht ist ihm kein voll-

endeter Ausdruck des wahren Staatszustandes, denn auch dieses Wahlrecht hatte einmal noch etwas vom Ludergeruch der Revolution an sich; da es aber seit nun fast 60 Jahren gezähmt an der Kette liegt, so mag es bleiben! Gott aber bewahre Preußen, das großväterliche, herrliche Altpreußen, vor einem Revolutionswahlrechte aus der demokratischen Werkstatt! Und wenn der König selbst erschien und alle Eide schwören würde, daß dieses Wahlrecht zu seinem Königtum gehöre wie der rote Purpur zur goldenen Krone, so würde Heydebrand königlicher sein als der König und wie ein letzter kleingewordener Goliath der Romantik allem Modernismus den Krieg erklären. Dieser Mann kommt den Technikern der Staatsbenutzung wie gerufen. Man braucht sich nur diesen Mann wegzudenken und die ganze Debatte über das preußische Wahlrecht wird zur Oberflächlichkeit, denn alles, was die Ueberklugen gegen das kommende Volksrecht außer der Heydebrandschen Romantik vorzubringen haben, ist unsägliches Stroh. Sie wissen, daß um ihr Portemonnaie gekämpft wird und tun so, als hätten auch sie Heiligtümer zu beschützen! Wenn der Reichskanzler davon spricht, daß die preußische Wahlrechtsfrage eine Gewissensfrage sei, so trifft das bei Heydebrand und einigen Stillen im Lande wirklich zu, die anderen aber sehen sich dabei an: Gewissensfrage? Wieso?... Bald aber fühlen sie, daß es praktisch ist, diese Angelegenheit als Gewissensfrage vortragen zu lassen. Also es ist in der Tat eine Gewissensfrage!

Die Konservativen besitzen heutzutage viel tüchtiges Mittelgut an Interessenvertretern, derbe und auch witzige Kerle, die in Feld und Heimat ihren Mann stehen, aber sie bringen es nicht bis zu starken, führenden Köpfen, mit denen etwa Heydebrandsche Ideale verwirklicht werden könnten. Das ist sicherlich nicht zufällig, sondern liegt in der geschichtlichen Entwicklung ihrer Partei, die sich eben am Ende einer etwa vierzigjährigen Herrschaftsperiode befindet. Auch wenn man die neuen führenden Kräfte der Linken und des Zentrums, wenn man Hertling, Payer, Friedberg nicht als Helden feiert, ehe sie etwas zu tun Gelegenheit hatten, so ist es doch offenbar, daß die heutigen Konservativen eine ähnliche Zusammensetzung nur schwer leisten können. Darum versteht man den Seufzer Heydebrands: Preußen fühlt sich im Deutschen Reiche beinahe verraten und verkauft! Wir haben einen Ministerpräsidenten, der kein Preuße ist; einen Württemberger, der die preußischen Stimmen im Bundesrate vertritt! Ja, was noch schlimmer ist, die preußischen Gesetze werden nicht mehr im Landtage, sondern im Reichstage gemacht!

Ja, wo werden denn eigentlich Gesetze gemacht? Wo werden die großen Geschichtsgesetze gemacht, nicht die Kartoffelverordnungen und Kinobestimmungen? Die Lebensgesetze werden vom lebendigen Volke gemacht, und zwar bei und mit aller und jeder Verfassungsform. Das preußische Wahlrecht wird von den Preußen gemacht, nicht vom Ausschuß ihrer Vormünder. Das hat der König begriffen, aber die Ueberklugen haben es noch nicht gesehen. Sie glauben noch immer, daß sie alles machen oder verhindern. Sie sind es so gewohnt, sich für wichtig zu halten! Jetzt tanzen sie vor Vergnügen, weil sie dem Regierungsentwurfe ein schönes Kommissionsbegräbnis zurecht gemacht haben, als sei damit die Sache entschieden! Lächerliche Gesellschaft! Das, was kommen muß, das kommt, das erscheint trotz aller schlauen Technik, denn das Volk, von dem so viel geredet wird, existiert wirklich, steht draußen vor den Toren, kämpft an den Fronten, vergießt Blut und dient der Zukunft. Dieses Volk ist unglaublich geduldig und merkt in seiner großen Masse nur ganz langsam, wie ihr mit ihm gespielt habt und spielt, aber es merkt es allmählich doch. Dann erhebt sich ruhig aber mit redlichem und treuem Zorne das Preußentum gegen die Ueberpreußen. Das alles geht bei uns nicht vor sich wie in Rußland, aber gar zu leicht nehmen darf man den Geist der Masse auch bei uns nicht. Nachdem so viele Hunderttausende von Männern dem Tode ins Auge gesehen haben, vertragen sie nur bis zu einem gewissen Grade die bloß technische Behandlung ihrer Lebensfragen. Ihr habt in der Kommission die Mehrheit! Ja, ihr habt sie! Aber diese Kommission selber ist nur ein Zwischenspiel, eine Treppenstufe, ein Atemzug. Was kommt nach ihr?

Die Regierung hat ihren Platz inmitten der Volksmenge gefunden. Hertling, Friedberg und Drews, obwohl von Natur nicht besonders demokratisch gerichtet, haben ein Ohr für das heimliche Rauschen der kommenden Bewegungen. Sie stehen um den gekrönten König von Preußen herum und verteidigen ihn gegenüber seinem ungekrönten Schatten. Der wirkliche König, nicht der Romantiker unter dem Thron, sondern der Erbe der Verantwortung, der Nachkomme Wilhelms I. läßt seine Regierung volkstümlich werden, weil er im Kriege gelernt hat, mit dem Volke zusammen zu denken. Der alte Gegensatz von Monarchie und Demokratie wird ins Kriegsgrab geworfen: ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Preußen und Deutsche! Die königliche Regierung steht auf dem Boden des 4. August 1914, die Ueberklugen aber stehen daneben.

Das, was sie haben, ist eine dumme Klugheit, eine ungeschichtliche Gescheitheit. Sie kennen die Hauptsache nicht, das Volk.

Paul Rohrbach / Maximalisten-Friede

Was wollen die Maximalisten mit ihrem Friedensangebot? Stellen wir uns einmal vor, im Weltkriege wäre nicht Rußland, sondern Deutschland der geschlagene Teil. In Deutschland hat eine Revolution stattgefunden, bei der schließlich die extremsten Sozialdemokraten in der Hauptstadt und an anderen Orten zur Macht gelangt sind, den Telegraphen und einzelne Stücke des Regierungsapparates in die Hand bekommen haben. Die Disziplin und die Schlagfähigkeit der Armee sind aufgelöst, die Eisenbahnen funktionieren nicht mehr, das Papiergeld hat seine Zahlkraft eingebüßt. Ledebour und Haase haben eine revolutionäre Garde um sich und verfügen Konfiskation und Aufteilung des gesamten privaten Grundbesitzes, die Uebernahme aller industriellen Werke in sozialistischen Staatsbetrieb, die Beschlagnahme des Goldschatzes der Reichsbank und das Staatsmonopol auf Inserate. Die russischen Truppen stehen in Königsberg, Posen und Breslau.

Trotzdem hat es bisher in Deutschland noch eine Partei für die Fortsetzung des Krieges gegeben. Jetzt aber ist sie geschlagen, und Haase und Ledebour machen ein Friedensangebot an Rußland. Sie glauben, daß auch im russischen Volk starker Widerspruch gegen Verlängerung des Krieges besteht. Schon hat der Zarismus demokratische Zugeständnisse machen müssen; Nahrungsmangel und Unzufriedenheit in der Masse herrschen. Es scheint, als ob die herrschende militärische Kaste und das kapitalistische Ausbeutertum nur noch gewaltsam das Kriegsfeuer schüren. Ledebour und Haase begreifen auf der einen Seite, daß, wenn sie in Deutschland von ihrer augenblicklich erreichten, schwankenden und sehr bestrittenen Machtstellung zu wirklichem Besitz der Staatsgewalt gelangen und ihre Ideale praktisch verwirklichen wollen, der Kriegszustand nach

Digitized by Google

außen beendet werden muß. Insofern erscheint ihnen der Friede als drängende Notwendigkeit. Außerdem haben sie auf den 24. Dezember den Zusammentritt einer Nationalversammlung ausgeschrieben, von der die neue Verfassung und die Sozialisierung des Grund und Bodens und sonstigen Privateigentums in aller Form dekretiert werden soll. Die noch im Gange befindlichen Wahlen scheinen ihnen aber nur eine zweifelhafte Mehrheit, wenn überhaupt eine, zu versprechen. Auf der Gegenseite hat sich alles von Scheidemann bis Westarp zusammengefunden und sich unter der Hand geeinigt, die Stimmen möglichst auf die Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei („Kadetten") zu vereinigen. Auch die Außenseiter, die in die Nationalversammlung hineinkommen, werden unsicher sein. Schon ist es der 9. Dezember. Wenn Ledebour und Haase am 24. vor die Versammlung treten, und sie können dem Lande den Frieden n i c h t bringen, so steht es gefährlich um ihre Aussicht, die Macht zu behalten. Das wissen sie, und darum plagt sie die Sorge, ob ihre Unterhändler den Frieden oder den Waffenstillstand, der zum Frieden führen soll, rasch genug von der russischen Obersten Heeresleitung und Regierung herausbekommen werden. Sie haben daher ihre Abgesandten instruiert, im Notfall alles zu bewilligen, was verlangt wird.

Trotz dieser Notlage auf der einen Seite hegen sie aber auf der anderen einen kühnen Plan. An Deutschland im nationalen Sinne liegt ihnen nichts. Sie denken international; daß sie in Deutschland geboren sind und Deutsch sprechen, ist ein Zufall, der ihren Standpunkt zu dem idealen sozialistischen Weltziel, dem alle nationale Beschränktheit fremd ist, nicht weiter beeinträchtigt. In diesem Ziele liegt das Heil der Menschheit. Durch den Gang der Ereignisse hat sich das Heil gerade in Deutschland in Ledebour und Haase und dem Sieg ihrer Richtung zuerst sichtbar auf die Welt niedergelassen. Es hätte auch in Australien oder in Portugal sein können. Weil es aber in Deutschland geschehen ist, müssen sie und ihre Genossen ihm weiter zu Ausbreitung und Sieg verhelfen. In Rußland gibt es Gesinnungsgenossen. Sie kämpfen mannhaft in der Duma gegen Militarismus, Autokratie und Bourgeoisie und sind auch im Vordringen gegen die andere, zaristisch-national verseuchte, Gruppe der Sozialisten, die mit Krieg und Vaterlandsgedanken poktiert haben. Die stärksten Bundesgenossen, auf die sie im Zarenreich hoffen, sind der Mangel und die Unzufriedenheit. Von russischen Parteifreunden wird ihnen versichert, ein mächtiger, von den deutschen Bolschewiki kommender Aufruf für den demokratischen Frieden, für Völkerfreiheit und -gleichheit würde den Zarismus erschüttern, die Massen würden sich drohend erheben, Munitionsstreiks in den Putilowwerken, in der Obuchowschen Gießerei, in den Granatendrehereien des Moskauer Bezirks, Einstellung der Kohle- und Naphthaförderung, Sabotage der Kriegsindustrie würden den Frieden nötigenfalls erzwingen. Utopien! ruft ihnen jemand zu, Nikolai Nikolajewitsch und Ssuchomlinow halten die Zügel fest in der Hand, es wird nichts Ernstliches passieren! Da laßt uns nur dafür sorgen, antworten sie, wir glauben an die Macht des revolutionären, menschheitbefreienden Prinzips! Wir glauben an den ehernen Schritt des Gesetzes der Entwicklung! Wir glauben an den Sturz der Reaktion und des Unterdrückertums! Nicht nur nach Rußland, auch nach Frankreich, England, Italien, Amerika werden die Worte unseres Manifestes fliegen! Flugmaschinen und Ballons werden sie über Petersburg, Riga, Warschau, Moskau, Odessa abwerfen, damit sie dem russischen Volk die Stunde verkünden, in der es sich zu seiner Befreiung erheben soll! Unser Friedensvorschlag ist die entscheidende Offensive gegen den Militarismus und die Reaktion im zaristischen Rußland! Indem wir diesem das Messer des demokratischen Friedens in den Rücken stoßen, durchbohren wir es auf ewig!

Diese versuchsweise Umdrehung der deutschen und der russischen Position im gegenwärtigen Augenblick zeigt, wie das maximalistische Friedensangebot zu beurteilen ist. Die Bolschewiki sind in Not um den Frieden, und sie sind es um so mehr, je näher sie selbst den Termin gesetzt haben, zu dem die Nationalversammlung zusammentreten soll (24. Dezember neuen Stils). Trotzdem wollen sie mit dem Angebot gleichzeitig einen mächtigen Angriff gegen den Militarismus führen; zunächst in Deutschland, dann aber auch in den übrigen kriegführenden Ländern. In Deutschland liegen nach ihrer Meinung die Verhältnisse für den Sturz des Militarismus und für den Triumph des demokratischen Friedens am günstigsten, weil der Kriegsdruck am stärksten empfunden wird. Es ist eine Paradoxie, wie sie bei verzweifelten Spielern manchmal vorkommt: mit einem Coup sich retten und den Gegner auf die Knie bringen! Man darf nie vergessen, daß Lenin, Trotzki und Genossen Internationalisten sind, daß sie Menschheitsbeglücker sein wollen, und daß ihnen das deutsche Volk gar nicht als Feind erscheint, sondern das deutsche Volk und das russische und alle Völker der Welt haben gemeinsame Feinde im Militarismus und im Druck der herrschenden Klassen. Darum richten sie ihr Friedensangebot auch an die Völker und nehmen es als unangenehme zeitliche Notwendigkeit hin, daß sie vorläufig nicht mit den Vertretern des sozialistischen deutschen Volkes, sondern mit den Abgesandten der deutschen Obersten Heeresleitung verhandeln müssen.

Ob, wann und unter welchen Bedingungen der russische Friede sich aus den gegenwärtigen Verhandlungen entwickelt, darüber sei hier einstweilen keine Vermutung ausgesprochen. Auf keinen Fall aber denken die besitzenden und sonst an der alten Staatsform interessierten Klassen in Rußland daran, den maximalistischen Gewaltstreich gegen das Eigentum ruhig hinzunehmen. Ihre Lage ist in Rußland dadurch erschwert, daß die Hauptmasse des Bauerntums auf der Landverteilung besteht. Ein Teil der Bauern aber hat von der Stolypinschen Reform her Privatbesitz, mehr als bei einer allgemeinen Umteilung diesen Bauern bleiben würde, und will ihn daher verteidigen. Dazu kommen alle Gutsbesitzer, alle städtischen Eigentümer, die ganze Industrie, die verhältnismäßig viel Land besitzenden Kosaken (daher die Stärke der Stellung Kaledins), fast der ganze Handel und die große Mehrzahl der gebildeten Berufe. Alle diese Kräfte werden sich sammeln und den Kampf auf Tod und Leben gegen die Maximalisten aufnehmen. Was darüber aus Rußland wird, ist eine andere Frage, die hier nicht behandelt werden kann. Wahrscheinlich steht Rußland noch vor einer Zeit voll Gewalt, Blutvergießen und Zerstörung, zu dem alles Bisherige nur der Anfang war. Jetzt sich den Kopf über russischen Staatsbankerott und russische zukünftige Sicherheiten zu zerbrechen, ist so unzeitgemäß wie möglich. Wir können von Rußland nur diejenigen Sicherheiten haben, die uns die maximalistische Regierung beim Abschluß des Waffenstillstandes in die Hand gibt oder die wir uns selber nehmen. Vor unseren Augen werden jetzt durch die Ausraubung und Verwüstung Livlands und Estlands durch die hungernden, disziplinlosen Truppen der russischen Nordfront ungeheure Werte zerstört. Wir wollen den kleinen Völkern des baltischen Landes die Freiheit ihrer politischen Selbstbestimmung im Frieden nicht nehmen — aber es ist trotzdem eine unmögliche Zumutung, diesem Raub, Mord und Brand in Reichweite unseres Armes auf einem Gebiet zuzusehen, an dessen schließlichem Verbleib wir mitinteressiert sind. Darüber ist gar keine Meinungsverschiedenheit möglich. Im übrigen aber: Nur keine Unterschätzung der Maximalisten — es sind Leute, die aufs Ganze gehen!

S. D. Gallwitz / Religion weither*)

Es gibt Büchertitel, welche sich mit den ersten Abschnitten des Buches schon ihr volles Recht sprechen, und es gibt andere, die sich ganz am Ende erst offenbaren; erst wenn man sich von der letzten Höhe umwendet, übersieht man, wie alle Wege und alle Richtungen, die man ging, zu ihnen zurückführen.

Die vorliegende Veröffentlichung von F r i e d r i c h G o g a r t e n ist von der letzteren Art. Der Verfasser, durch sein Fichte-Werk und die „Tat"-Flugschriften in weiteren, wenn auch nicht breiteren Kreisen bekanntgeworden, sagt „Religion weither" und

*) Friedrich Gogarten: „Religion weither", Verlag Eugen Diederichs, Jena, 1917.

Digitized by Google

meint damit nicht ein Fliegen in nebelhafte Fernen, um dort die Wunderblume eines neuen religiösen Ideals zu pflücken. Viel eher könnte ein erster Eindruck glauben machen, er hätte es vor allem mit der Vergangenheit zu tun; von unserem Herkommen ist ebensosehr die Rede, als davon, wo wir hingehen, und es ist in der rastlosen geistigen Fortschrittrichtung unserer Zeit möglich, daß eilfertige Intellektuelle dem gegenüber mit der Wertung „reaktionär" bei der Hand sein werden. Das sind Wertungen, die ihre Maße von der Zeit nehmen, wobei morgen schon zu höchst stehen kann, was heute zu niedrigst gilt. Die Religion, die Gogarten meint — ich möchte den Ausdruck Begriff der Religion hier vermeiden, da das ganze Buch wie eine Absage durch die Tat von allem rein Begrifflichen wirkt —, die Religion schlechthin ist zeitlos; wer in ihr ist, hat teil an dem Wort des Nazareners: „Ehe denn Abraham war, bin ich." Sie ist die Zugehörigkeit zur Ewigkeit, das organische Verbundensein mit dem göttlichen Ursprung, von dem wir Leben und Kraft empfangen, wie Blatt und Blüte sie vom Baum empfängt.

Zwei Pfeiler sind aufgerichtet, zwischen denen die Linie der Ausführungen der Schrift „Religion weither" geht: sie heißen Religion und Individualismus. Religion muß individuell sein, sie ist das individuellste von allen geistigen Gebilden; man kommt zu ihr nur durch das eigene Ich. Der religiöse Individualismus kann uns von der Dürre erlösen, die da entsteht, wo Religion mit dem Allgemeinen, mit Brauch und Sitte oder mit Sachlichkeit der Wissenschaft identifiziert wird. Das Verlangen der Individuellen von heute: jeder hat seine eigene Religion, steht auf dem Grunde der Wahrheit, aber es ist eine Vordergrundwahrheit, die dazu da ist, Diskussionen daran zu knüpfen, sie ist nicht tiefste Erkenntnis. Die Ueberzeugung ist bei diesem Individualismus Massenware geworden, die alles Edle und Mühevolle verloren hat. Der Individualismus, der nicht auf dieser Oberfläche bleibt, ist ein Horchen nach innen, kein Schielen nach außen, ob man wohl auch anders sei, sich abhebe von rechts oder links. Individualismus heißt im tiefsten Sinne nichts anderes, als daß der Mensch zu sich selbst komme; seine Erlebnisse sind die einfachen Wege, wie sie der Seele seit langem vorgezeichnet sind: Erlebnisse der Ehrfurcht, Demut, Dankbarkeit, Schuld, Güte. Sie führen in das Land, wo die Quellen der Religion strömen; sie geben, heißt die religiösen Aufnahmen auf sich nehmen, die einzig zur wahren, das heißt tiefsten Individualität führen. Auf diesen Wegen werden wir aus der erschreckenden Einsamkeit des oberflächlichen Individualismus hindurchgeführt zu dem Verbundensein mit dem Menschengeschlecht, in welchem wir die Gemeinsamkeit unseres Ursprungs, aus dem unsere Kraft gespeist wird, fühlen.

Religion ist nicht allgemein und nicht individuell; sie ist ein Drittes, für das wir keinen Namen haben. Sie geht durch das Individuelle hindurch zum Ewigen, um diesem, sich rückhaltlos ihm gebend und seine Kraft fassend, Gleichnis zu sein. Je größer die Energie ist, mit welcher die Seele mit ihren Armen die Gabe des Ewigen umfassen und umspannen kann, um so mehr wird die Individualität aus ihrer Abgeschlossenheit des rein Individuellen dahin geführt, wo sie anderen Wesenheiten geöffnet wird und wo sie mancher anderen Individualität Symbol sein kann .... Aus der Individualität haben alle Religionen ihren Mythos geschaffen, ihm gegenüber bleibt alle Wissenschaft unfruchtbar, auch wird sein Wesentliches nicht mit der historischen Tat erschöpft, ebenfalls aber auch nicht im Wunderglauben, noch in der Nutzbarmachung für die Moral. Das waren jene großen, seltenen, in der Ewigkeit gegründeten Gestalten, die ihre Wurzeln so weit unter die Zeiten hinstreckten, daß sie noch vielen Geschlechtern der Menschen das Symbol und die organisch zusammenhaltende Kraft geben konnten. Wenn wir von diesem innerlichsten und stärksten Gebilde des Lebens, dem Mythos, reden, so scheinen uns unsere von heute und gestern gekommenen Auffassungen und Worte plötzlich zu flach für sie zu sein: „Unsere Seele ruht in tieferen Gründen, als die mir gruben", deshalb greifen wir nach den alten Bildern und Worten, in denen die Fülle von Jahrhunderten und Jahrtausenden ruht.

Während man diese wenigen Gedanken aus dem Gogartenschen Buch nebeneinandersetzt, fühlt man, daß man die Veröffentlichung damit ganz verkehrt behandelt. Der es schrieb, hat hier nicht eine Gedankenreihe gegeben, die man bei verstandesmäßigem Abwickeln bis zu einem überzeugenden Punkt hin verfolgen kann, es wird auch kein Gegenstand behandelt, daß er schließlich vor unseren Verstandesaugen so oder so ausfieht. „Religion weither" ist keine Abhandlung in gewöhnlichem Sinne, noch weniger aber ist es ein erbauliches Buch, obwohl es mit der Seele zu tun hat. Es ist ein Drittes: es ist geschaut; die leidenschaftliche Sehnsucht nach der im Mythos zur Gestalt kommenden Religion ist darin zur Kraft geworden, eine Gestaltung zu geben, die man, wie beim Kunstwerk, zertrümmert, wenn man ein oder das andere Stück herausnimmt. Es ist eine kurze Einleitung da, die ein Bild der Art des Ganzen gibt. Ein einfaches Erlebnis wird als Bild erzählt: eine trauernde Mutter an einem offenen Grab, ein Anverwandter, der voll Mitleiden und Weichheit neben ihr steht. Da sah der, der diese beiden also auffaßte, hinter ihnen die Gestalten der Maria und des Johannes aufragen. Da wurde ihm „eine Erfüllung seiner Ahnung geschenkt", daß alles, was unter dem Menschengeschlecht von Seele zu Seele geht wie ein einzelner Ton, Tiefe und Kraft erst dadurch empfängt, daß es zusammenklingt mit den Gestalten der Zeiten, die von Gott zu sich und durch sich wieder zu Gott geführt wurden: ein Zusammenklingen im Lied der Ewigkeit.

Das Buch von Gogarten ist kein Luther-Buch, aber Luthers Individualismus atmet in ihm, und Lutherworte, Zeugnisse seines Schauens, fügen sich der ganz freien und persönlichen Art des Verfassers wie etwas Hineingehörendes ein. Von der Sprache dieses Buches als von einer Sondereigenschaft zu reden, ist ein Widersinn, sie ist gewachsen aus seinem Inhalt, so daß sie nicht so oder so sein konnte, sondern als äußerste Hülle dieses Inhaltes so sein muß, wie sie ist. Immerhin aber besteht eine Sprache, die, ohne archaisierend zu sein, mit Luthers Sprache wie aus einem Guß wirkt, vorm höchsten Maßstab, den man anlegen kann.

Dietrich / Wintermärchen

Nun liegt die Heimat wieder
voll wunderweißem Schnee,
nun wirbeln die Flocken nieder
über Heide und See.

Auf allen Gärten liegt
Gottes Traum,
weiter Nebel webt
rings um Haus und Baum.

Fernher ein Schlittenglöckchen
selig-silberleis,
Abenddämmerung weht
über das erste Eis.

In das dunkle Geäst
fliegt grau die Nacht,
alles ist wie ein Fest,
alles ist wie von leisen
weißen Engeln bewacht . . .

F. Mil / Bitte

Gott, ich vertraue Dir eine Bitte:
Lenke Du seine müden Schritte
zu mir.

Ich will ihm seine Flügel pflegen.
Dann fliegen wir von den breiten Wegen
zu Dir.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Nach Schwanders Rücktritt. Von weit links bis tief in die Reihen rechts folgen dem zurückgetretenen Staatssekretär Dr. Schwander Worte aufrichtigen Bedauerns und herzlichen Vertrauens nach. Seine leider nur so kurze Tätigkeit im Reichswirtschaftsamt ist auch für die Sozialpolitik nicht ohne Spuren geblieben: er hat, getreu seiner Zusage, wenigstens dafür gesorgt, daß der Gesetzentwurf über das Nachtbackverbot an den Bundesrat gelangt ist und daß die Vorbereitungen für die Arbeitskammern und die Aufhebung des § 153 GO. in festen Gang gebracht sind. Die bürgerlichen Sozialreformer, zu deren Sprachrohr auch in dieser persönlichen Würdigung sich die „Soz. Praxis" macht, hatten noch größere Taten von Schwander erwartet, hoffen aber zuversichtlich, daß sein Geist und seine Gesinnung im Reichswirtschaftsamt auch nach seinem Rücktritt dauernd lebendig bleiben. Sein Nachfolger, Frhr. v. Stein, den Dr. Schwander selbst empfohlen hat, ist ein erfahrener, kundiger und tatkräftiger Beamter, der lange Zeit im Reichsamt des Innern mit wirtschaftlichen Aufgaben betraut, dann Ende 1913 als Unterstaatssekretär in die reichsländische Regierung berufen war und schließlich eine Vertrauensstellung im Großen Hauptquartier bekleidet hat. Frhr. v. Stein wird in der wirtschaftlichen Abteilung seines Amtes, die auch die Uebergangswirtschaft zu ordnen hat, ein weites Feld der Betätigung finden. Sozialpolitisch ist er ein völlig unbeschriebenes Blatt. Wir müssen seine Taten abwarten. Um so notwendiger erscheint es aber, daß er sich mit Männern umgibt, die außer Erfahrung und Sachkunde auch das Vertrauen der Kreise besitzen, für die die Sozialpolitik in erster Linie bestimmt ist. Unbesetzt ist vor allem noch der Posten des Ministerialdirektors der sozialpolitischen Abteilung. Die „Soz. Praxis" erinnert daran, daß Dr. Schwander hierfür einen hervorragenden Reichstagsabgeordneten und Arbeiterführer (Giesberts vom Zentrum) in Aussicht genommen hatte, und sie gibt der Hoffnung Ausdruck, daß der neue Staatssekretär sich diesen ausgezeichneten Mann als Mitarbeiter zugesellen wird. „Das wäre eine Gewähr für die stetige, entschlossene, fruchtbare Fortführung der Sozialpolitik; bei der Reichstagsmehrheit ebenso wie in der breiten Oeffentlichkeit würde eine solche Berufung die beste Aufnahme finden."

Rückschrittlich in jedem Betracht. Das führende alldeutsche Organ, die „Deutsche Zeitung" ist entsetzt über den Gedanken, ein schlichter, aber bewährter Mann aus dem Volke, ein Arbeitersekretär wie Giesberts könnte ein hohes Regierungsamt erhalten. Ganz verzweifelt schreibt das alldeutsche Blatt: „Nun stelle man sich aber vor, daß ein Arbeitersekretär, weil er ein Mandat zum Reichstag oder Landtag erlangt hat, befähigt sein solle, Stellungen zu bekleiden, die sonst nur den strebsamsten und begabtesten akademisch gebildeten höheren Beamten vorbehalten sind! . . . Es geht doch nicht an, daß ein Neuling und Privatbeamter in der Beamtenhierarchie alle Stufen bis unmittelbar an den Ministerposten heran überspringt und so gewissermaßen Vorgesetzter von höheren Beamten wird, die ihm an allgemeiner wissenschaftlicher Bildung weit überlegen sind. Das bekannte Sprichwort: „Wem der Herr ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand" trifft auf solche extravaganten Fälle, wie sie sich heutigentags als Auswüchse eines selbstsüchtigen Parlamentarismus kennzeichnen, ganz gewiß nicht mehr zu. Man sollte doch auch nicht verkennen, welche Verstimmungen in der höheren Beamtenschaft hervorgerufen werden, wenn ihr plötzlich ein homo novus vor die Nase gesetzt wird, dessen gesellschaftliche Stellung auch nicht entfernt an ihre eigene heranreicht." — Schauderhaft, höchst schauderhaft auszudenken!

Büchertisch

„Volkspartei oder Vaterlandspartei?" Unter diesem Titel ist soeben in dem Verlage der Verlagsgesellschaft Deutsche Presse, Berlin eine kleine 16 Seiten umfassende Flugschrift erschienen, die eine kurze Darstellung über die Ziele und Bestrebungen der Vaterlandspartei und sodann die wesentlichsten Teile der Reichstagsrede des Abg. Dr. Haas vom 6. Oktober über die Propaganda der alldeutschen und der Deutschen Vaterlandspartei im Heere und hinter der Front enthält. Die kleine Broschüre, die zur Verteilung in den Kreisen der Parteigenossen und solcher, die es werden wollen, bestimmt ist, wird an die Vorsitzenden der fortschrittlichen Vereine und deren Beauftragte, soweit der Vorrat reicht, unentgeltlich abgegeben. Bestellungen sind zu richten an die Expedition der „Freisinnigen Zeitung", Berlin SW. 68, Zimmerstraße 8.

Wider den Kleinglauben. Eine Auseinandersetzung mit der Deutschen Vaterlandspartei. Von Professor Dr. Hans Delbrück. Jena 1917. Verlag Eugen Diederichs. 23 Seiten. Preis 0,40 M. Heft 2 der Flugschriftensammlung „Die Volksaufklärung", herausgegeben von Dr. Martin Hobohm (Charlottenburg 1, Königin-Luise-Str. 11). — Der Herausgeber gibt zum Vertrieb außerhalb des Buchhandels 10 Hefte zu 2,50 M., 100 Hefte zu 20 M. ab. Auch veranlaßt er gegen Erstattung der Unkosten die Versendung an aufgegebene Adressen. — Hans Delbrück, der Nachfolger von Treitschke als Professor der Geschichte an der Universität Berlin, wie als Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", vertritt in dieser ausgezeichneten Schrift denselben Standpunkt wie die „Hilfe". Wir empfehlen diese Schrift zur fleißigen Verbreitung.

Zwei schwäbische Humoristen.

Käuze. Skizzen und Reime von Dr. Owlglaß. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Unerwartete Geschichten. Von Hermann J. Losch. Verlag Wilhelm Meyer-Ilschen, Stuttgart.

Beide, der oberschwäbische Mediziner und der Stuttgarter Statistiker, werden als Schriftsteller nie im Sinne des Ullsteinbändchens populär werden. Denn sie sind eben keine „Schriftsteller", die für den Markt produzieren; was sie schreiben, ist nicht für den Durchschnitt. Wohl aber für Leute, die es lieben, über Leben, Dinge und Einrichtungen nach Feierabend ein Stündchen nachzudenken, und die genug Geist und Gemüt haben, über Widersprüche, Gegensätze und Ungereimtheiten, die sich dabei herausstellen, nicht bloß in Ohnmacht zu ergrimmen und sich zu giften, sondern auch ein wenig zu lächeln oder gar zu lachen. Solchem Lachen wird eine befreiende Wirkung zugeschrieben, und der Humorist, der es hervorzurufen versteht, verdient den Dank des Lesers und manchmal den Namen eines Dichters, der bekanntlich nicht jedem „Schriftsteller" zukommt.

Owlglaß und Losch sind Dichter. Der Dichter schreibt nicht fürs Publikum und den Weihnachtsbüchermarkt, sondern für sich selber und weil es ihm Freude macht. Deshalb kann man sehr wohl berufsstatistisch als Dr. med. oder Oberfinanzrat zählen und im „Nebenberuf" Dichter sein. Der Dichter im Hauptberuf ist eine fragwürdige Erscheinung; seine Qualifikation dürfte häufig im umgekehrten Verhältnis zu seiner Produktivität stehen. Dagegen wird es mit Recht Vertrauen erwecken, wenn er lediglich ein oder ein paar bescheidene dünne Bändchen Gedrucktes herausgegeben hat, wie Losch seine „Unerwarteten Geschichten", Owlglaß die „Käuze", die seinen früheren, seinerzeit in der „Hilfe" von mir angezeigten Bändchen „Der saure Apfel", „Gottes Blasbalg", dem Album „Von Lichtmeß bis Dreikönig" und den Ausgaben der Komödien Sebastian Sailers und „Alter deutscher Schwänke" (sämtlich bei Langen in München) gefolgt sind.

Ich unterlasse es, das Lob des Dr. Owlglaß von neuem zu singen. Er ist ein echter Schwabe, als dessen Eigenart ich es einmal bezeichnet habe, daß er zugleich kritischer Beobachter und gemütvoller Betrachter ist. Owlglaß ist wortkarg und knapp wie Lessing in seinen Epigrammen, und wo er zielt, trifft er ins Schwarze, wie jener; aber, so merkwürdig es vielleicht klingt, er hat auch manches von Mörike. Er bringt es wie dieser fertig, ein Paar Stiefel zu besingen, und er fühlt wie er mit der Natur und Kreatur, mit Sonne, Regen, Wind, Wald und Wasser, Berg und Erde, Tier und Blume tief und stark als Freund und Bruder, wenn ihm auch die lyrische Zunge etwas schwerer im Munde liegen mag.

Losch ist durch Avenarius im „Kunstwart", neuerdings durch Julius Hart im „Tag" aus seiner schwäbischen Verborgenheit und Zurückhaltung herausgehoben worden. Er ist der Typ des echten Humoristen, der nichts weniger als Spaßmacher sein will und dessen heitere Miene nie ohne einen tiefen Zug des Ernstes ist. Man wird ihm nicht gerecht, wenn man ihn allzu rasch liest und ihn sich als „originellen Schwaben" gefallen läßt, um ihn dann wieder aus der Hand zu legen. Man möge also alle diese „Unerwarteten Geschichten" zweimal lesen. Zuerst meinetwegen, wie man eine Kneipzeitung oder ein Witzblatt liest, mit der behaglichen Freude an heiterer und manchmal künstlerisch vollendeter Form; dann aber wird man ganz von selber noch einmal von vorn anfangen und finden, daß „Der Sozialpolitiker zwischen den zwei Stühlen", „Der erste internationale Stiefelputzerkongreß in Paris", „Die Theatergarderobemaschine" und wie die Sachen alle heißen, auch noch von einer anderen und nichts weniger als spaßhaften Seite genommen sein wollen. So rechnet wohl auch der Verfasser, der nicht nur weise ist, sondern klug dazu: er weiß, daß bei der menschlichen Art ernste Dinge oft besser mit einem Lächeln aufs Tapet gebracht werden als mit einem Leichenbittergesicht. Lachen befreit nicht bloß den Lacher; es wirkt auch in der Welt, aufbauend oder auflösend, entschieden tiefer als Schimpfen.

Erich Schairer.

Briefkasten

An die Leser: Die Raumbeschränkung, die uns die Behörden auferlegt haben, hat diesmal zur Zurückstellung des auf dem Umschlag angekündigten Beitrags von Lachmann gezwungen.

Alle Bezieher der „Hilfe" werden an die rechtzeitige Neubestellung zum Jahreswechsel erinnert. Bei verspäteter Bezugserneuerung ist Nachlieferung der bereits erschienenen Hefte nicht immer zu ermöglichen

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

20. Dezember 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 3506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 51

Anzeigen kosten: die 40mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Jerusalem. — **Wilhelm Heile:** Das alte Preußen und das neue Deutschland. — **Privatdozent Dr. Eugen Rosenstock:** Ist der Bundesrat Rat oder Regierung? — **Gertrud Bäumer:** Weihnachtliche Mächte. — **Helene Voigt-Diederichs:** Im fünften Krieg. — **Eduard Lachmann:** Rumänische Streife. — **Beate Bonus:** Hirtenlied. — **Leo Sternberg:** Wenn die Donner wecken. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 9. Dezember.

Auf dem Umwege über London und Amsterdam erhalten wir Kenntnis davon, daß das Petersburger Blatt „Prawda", Organ der herrschenden Bolschewiki-Partei, eine aufsehenerregende Mitteilung bringt, daß von der russischen Regierung alle Anleihen, die Rußland im Ausland aufgenommen hat, einschließlich der von der Regierung garantierten Anleihen der Banken und Eisenbahnen, für ungültig erklärt und daß der Zinsendienst und die Amortisation des Kapitals eingestellt werde. Natürlich können wir jetzt nicht prüfen, was an dieser Nachricht richtig ist. Ein wenig Vorsicht dürfte geboten sein, weil es gerade bei der Methode des Arbeiter- und Soldaten-Rates nicht wahrscheinlich ist, daß ein so folgenschwerer Entschluß ohne vorhergehende öffentliche Beratungen zustande kommt. Immerhin ist es aus dem Geiste der Leninschen Partei heraus durchaus folgerichtig gedacht, wenn die vorhandene politische Macht zur einfachen Abwerfung kapitalistischer Verpflichtungen benutzt wird, gleichgültig, welche Folgen für die innere und äußere Entwicklung dieses haben mag. Es wird viel hin und her geredet, ob es möglich ist, einen Staatsbankrott nur auf das Ausland zu beschränken, oder ob Rußland gleichzeitig seine im Inland laufenden Anleihen und Banknoten auch als erloschen erklären müßte. Würde wohl nach solcher Vernichtung des ganzen bisherigen Kreditsystems ein finanzieller Neuaufbau möglich sein? Mehr aber noch als diese finanztheoretischen und russischen Fragen beschäftigen uns die Erwägungen, welche Wirkung es auf Frankreich haben muß, wenn die großen französisch-russischen Anleihen sich in nichts auflösen. Auch Deutschland hat nicht unbeträchtliche Summen in russischen Werten angelegt, und zwar, soviel wir hören, mehr in Eisenbahnwerten als in direkten Staatsanleihen. Ob dieser Unterschied von irgendwelcher Bedeutung wäre, kann nicht gesagt werden. Fast an nichts anderem läßt sich so sehr wie an der vorliegenden Meldung sehen, wie weit wir uns vom Wirtschaftszustand des Friedens entfernt haben. Im Frieden nämlich würde die Meldung, daß Rußland keine Anleihe mehr zahlen wolle, die allergrößten politischen Verwicklungen hervorrufen. Auch jetzt ist der russische Bankrott, wenn er kommt, eine große Sache; aber inmitten der gewaltigen Milliarden der Kriegsanleihen sinkt selbst die größte Staatsverpflichtung aus der Zeit vor dem Kriege zu einem Teilbetrage herab.

Montag, 10. Dezember.

Vom Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde der Beschluß, den Krieg an Oesterreich-Ungarn zu erklären, mit allen gegen eine Stimme angenommen. Der Kriegszustand ist bereits in Wirksamkeit getreten. Man erwartet Teilnahme der amerikanischen Flotte an den Kämpfen im Mittelmeer und ein Auftreten nordamerikanischer Artillerie und Flugzeuge in Oberitalien. Sehr viele Einwohner der Vereinigten Staaten, die aus Oesterreich oder Ungarn stammen, werden auf die Liste der feindlichen oder verdächtigen Staatsangehörigen gesetzt werden müssen. Amerikanisierte Oesterreicher und Ungarn werden künftig ebenso wie amerikanische Deutsche von Munitionswerkstätten und Hafenanlagen ferngehalten. Es ist nicht undenkbar, daß auf diese Weise sich die Amerikaner mit ihrer Kriegserklärung gegen Oesterreich-Ungarn einen ebenso großen Schaden zufügen, wie sie selbst unseren Bundesgenossen beizubringen in der Lage sind.

Ein amtlicher englischer Bericht aus Ostafrika vom 1. Dezember besagt, daß Aufklärungsabteilungen endgültig die Tatsache festgestellt haben, daß Deutsch-Ostafrika vollständig vom Feinde frei ist. Eine kleine deutsche Streitmacht habe sich auf das angrenzende portugiesische Gebiet geflüchtet. Die Gesamtzahl der allein während des Monats November getöteten oder gefangenen Feinde beläuft sich nach der englischen Angabe auf 1115 deutsche Europäer und 3382 eingeborene Soldaten (ausschließlich der Träger und Diener). — Damit ist ein wunderbarer Heldenkampf zu Ende gebracht. Durch die Länge des Krieges ist es den von Generalmajor von Lettow-Vorbeck geführten deutschen Ostafrikanern nicht möglich geblieben, einen Rest der größten und besten deutschen Kolonie bis zum neuen Frieden besetzt zu halten. Abgeschnitten von heimischer Zufuhr, haben sowohl die deutschen Europäer wie auch die von den Deutschen erzogenen Eingeborenen das Beste und Aeußerste im Kampfe geleistet. Erst später werden uns die Einzelheiten der Kampfeszüge bekannt werden. Deutschland ist zurzeit nun völlig ohne Kolonien. Wir sind aber der Uebereinstimmung aller Gruppen und Parteien sicher, wenn wir sagen, daß im Frieden ein deutsches Kolonialreich wieder aufgebaut werden muß. In dem Wort der Mehrheitsresolution „ohne Annexionen" liegt grundsätzlich, daß die Engländer unsere Kolonien wiederherstellen oder nach beiderseitigem Uebereinkommen durch andere Landstriche zu ersetzen haben.

Dienstag, 11. Dezember.

Die amtliche Petersburger Telegraphenagentur verkündet, daß eine Zahlungseinstellung Rußlands nicht beschlossen worden ist, sondern daß es sich nur um einen Aufsatz der Zeitung „Prawda" gehandelt habe. Damit ist die Frage nicht gelöst, aber zunächst hinausgeschoben.

Es werden einige Mitteilungen über die Waffenstillstandsverhandlungen gemacht, aus denen aber nur zu ersehen ist, daß die russische Regierung großes Gewicht darauf legt, die Inseln im Rigaischen Meerbusen möglichst bald wiederzuerhalten.

In Portugal hat wieder einmal eine Revolution stattgefunden, deren Beweggründe für uns solange undurchsichtig sein werden, als wir auf englische Nachrichten angewiesen sind. Es scheint ein Aufstand gegen die Beteiligung am Kriege militärisch niedergeschlagen worden zu sein. Präsidentenwechsel und Auflösung der Kammer.

Digitized by Google

Der schon zeitweilig fast verlorengegangene englische Botschafter in Petersburg, Buchanan, ist in aller Ruhe wieder aufgetaucht und hat die Vertreter der russischen Presse empfangen, um ihnen die Sympathien Englands für das russische Volk auszudrücken. Nach einer Reuter-Meldung hat er gesagt: Wir hegen keinen Groll gegen das russische Volk. Kein Wort ist wahr an den Berichten, daß wir Zwangs- oder Strafmaßregeln planen für den Fall, daß das Volk einen Sonderfrieden schließt. Wir können uns aber nicht mit der Behauptung einverstanden erklären, daß ein Vertrag, der von einer autokratischen Regierung geschlossen wurde, keine bindende Kraft für die nachfolgende Demokratie habe. — Das sieht fast so aus, als wollte England die Leninsche Regierung anerkennen. Vielleicht hat man in London eingesehen, daß eine Regierung, die den Friedensschluß fertigbringt, im gegenwärtigen Rußland unabsetzbar ist.

Mittwoch, 12. Dezember.

Jerusalem ist vom englischen General Allenby eingenommen worden. Walliser und englische Truppen marschierten von Bethlehem aus vor, umgingen Jerusalem östlich und setzten sich auf der Straße Jerusalem—Jericho fest. Gleichzeitig griffen Londoner Infanterie und unberittene Yeomanry starke feindliche Stellungen westlich und nordwestlich der Stadt an und setzten sich an der Straße Jerusalem—Sichem fest. Daraufhin wurde am 9. Dezember die Stadt vom Bürgermeister übergeben. Britische, italienische, französische und indisch-mohammedanische Truppen übernahmen die Bewachung der Stadt und den Schutz der heiligen Stätten. Es wurde größte Sorgfalt beobachtet, um Schäden an den Heiligtümern zu verhüten. Das Wolffsche Telegraphenbureau sagt vom Standpunkt der Mittelmächte aus: Für die freiwillige Räumung war in erster Linie der Gesichtspunkt maßgebend, daß der allen gottgläubigen Völkern der Welt geheiligte Boden nicht zum Schauplatz blutiger Kämpfe gemacht werden sollte. Demgegenüber, so heißt es, spielte die Frage der Behauptung der militärisch-wertlosen Stadt keine Rolle. Unsere (türkischen) Bundesgenossen wissen, daß wir an ihrer Seite stehen und daß über den Besitz von Jerusalem durch den jetzigen Erfolg der Engländer noch nicht entschieden ist. — Vielleicht sollen die letzten Worte andeuten, daß eine Möglichkeit besteht, den Kampf von Syrien aus nochmals bis in das jüdische Gebirge vorzuschieben. Als sicher wird angenommen, daß die Engländer eine endgültige Regelung der hochwichtigen und schwierigen Herrschaftsverhältnisse in Jerusalem jetzt nicht vornehmen werden. Ob die Besetzung Jerusalems auch eine Okkupierung der Bahn nach Mekka auf der Ostseite des Toten Meeres zur Folge haben wird, ist aus den bisherigen Nachrichten nicht zu ersehen. Jedenfalls ist leider soviel klar, daß der frühere Kampf am Suezkanal heute sich in einen Kampf in Palästina verwandelt hat.

Ueber die Japaner sind verschiedene Gerüchte und Wünsche im Umlauf. Der französische Ministerpräsident Clemenceau soll den Japanern für Waffenhilfe bei Saloniki und an anderen Stellen Landerwerbungen auf Kosten Frankreichs in Hinterindien angeboten haben. Dieses Angebot scheiterte aber am Widerspruch Amerikas, das sich mit einer Festsetzung der Japaner im Süden Chinas nicht einverstanden erklärte. Von seiten der russischen Regierung soll die Heimkehr der in Rußland befindlichen Japaner an der sibirischen Grenze aufgehalten werden, offenbar weil man fürchtet, die Japaner könnten nach Auswanderung ihrer in Rußland vorhandenen Landsleute eine kriegerische Haltung einnehmen. Der japanische Botschafter in Rußland teilt mit, daß Japan weder die Absicht gehabt habe noch haben werde, Rußland den Krieg zu erklären. Es wird hinzugefügt, daß zwischen England und Japan kein Vertrag bestehe, demzufolge Japan, falls Rußland mit Deutschland einen Separatfrieden schließe, an Rußland den Krieg erklären würde. Man ersieht nur aus dem alles, daß zwischen Japan und den Mächten der Entente allerlei verhandelt wird, was die Folgen eines deutsch-russischen Friedens ausgleichen soll.

Die russischen Radiotelegramme enthalten fast phantastische Mitteilungen über kommunistische oder sozialistische Reformen: Alles Land mit den darauf errichteten Wohnungen mit Mobiliar und Vieh ist als Nationaleigentum erklärt und den Bauernausschüssen unterstellt worden. Die Regierung verkündet den Grundsatz, daß die Besitzungen dem Volke gehören, und daß es im Interesse der Bauern selbst liege, den Räubereien und Plünderungen ein Ende zu machen. Die Goldbestände aller russischen Banken, auch der Privatbanken, sind beschlagnahmt.

Donnerstag, 13. Dezember.

Der frühere französische Minister Caillaux ist wegen Vergehens gegen die Staatssicherheit unter Anklage gestellt. Es werden ihm vorgeworfen: pazifistische Intrigen in Frankreich selbst; Versuche, das englisch-französische Bündnis zu sprengen; hochverräterische Besprechungen mit feindlichen Agenten. Besonders soll er belastet sein durch seinen Verkehr mit dem bereits verurteilten Agenten Bolo.

Ein russischer Bericht über die Waffenstillstandsverhandlungen besagt, daß die Verhandlungspause benutzt wurde, um sich nochmals an die Verbündeten zu wenden, ob sie an den Friedensbesprechungen teilzunehmen gedenken. Es sei aber keine Antwort vernehmbar geworden, und die Verantwortlichkeit falle darum auf sie. Die russische Abordnung wird die begonnenen Waffenstillstandsverhandlungen zum Abschluß bringen. Sie wird fortfahren, wie sie angefangen hat, nicht wie jemand, der sich ergibt, sondern als bevollmächtigte Vertretung eines aufrechten Volkes. Diese Haltung wird die russische Regierung gegenüber der sich in diesen Tagen zusammenfindenden konstituierenden Versammlung bekunden.

Freitag, 14. Dezember.

Die Truppen des Feldmarschalls Conrad haben in viertägigen Kämpfen um das Meletta-Gebiet nordöstlich von Asiago mehr als 16 000 Mann italienische Gefangene eingebracht, 639 Offiziere, 93 Geschütze, 233 Maschinengewehre. Conrad wird vom Deutschen Kaiser zu diesem schon seit längerer Zeit erwarteten Erfolge beglückwünscht. Aus Mitteilungen von offiziellen Kriegsberichterstattern ist zu ersehen, daß am unteren Laufe des Piave von beiden Heereslagern aus starke Verteidigungsbauten errichtet werden. Von Bewegungskrieg in der Po-Ebene kann man zurzeit nicht reden. — In der italienischen Kammer wurde die amerikanische Kriegserklärung gegen Oesterreich-Ungarn mit großem Jubel begrüßt und im übrigen die Einheitlichkeit des Heeres der verbündeten Mächte gefordert, eine Forderung, für die die Italiener früher viel weniger zu haben waren. Sie verlangen, von Franzosen und Engländern in ihrem eigenen Lande verteidigt zu werden. Man hat noch nicht gehört, daß der berühmte Dichter d'Annunzio eine Ode auf den jetzigen Zustand Italiens verfaßt hat.

Die Veröffentlichungen diplomatischer Geheimakten werden von dem russischen Minister des Aeußeren, Trotzki, fortgesetzt. Natürlich sind die Schriftstücke viel zu umfangreich, um in unserer kurzen Kriegschronik im einzelnen aufgeführt werden zu können. Es verdient aber Beachtung, daß im Oktober durch Vermittlung Spaniens zwischen Deutschland und England die Frage einer Anknüpfung von Friedensverhandlungen geschwebt hat. Noch ist nicht genau zu erkennen, ob die Unterbrechung dieses Versuches auf dem Willen einer der verhandelnden Mächte oder auf einem Mißverständnis des sorgfältig gewählten und etwas verklausulierten Wortlautes beruht hat. Weitere Aufklärungen darüber sind zu wünschen. Der traditionslose Versuch der Bolschewiki, eine auswärtige Politik ohne alle Geheimnisse einzuführen, scheint gelegentlich auch gute Wirkungen zutage zu fördern, indem die diplomatische Sprache der freieren Luft ausgesetzt wird.

Sonnabend, 15. Dezember.

Fast an jedem Tage wird entweder über Stockholm oder von der Ostfront oder aus der Schweiz etwas telegraphiert über den Bürgerkrieg in Rußland. Es finden Schlachten zwischen verschiedenen Regimentern in der Heimat statt, zwischen Kosaken und Matrosen, zwischen Ukrainern und Moskowitern, ohne daß

Digitized by Google

wir irgend etwas davon nachkontrollieren können. Sind das Einzelbegebnisse, oder stehen sie untereinander in einem gewissen planmäßigen Zusammenhange? In Petersburg hat eine Anfangssitzung der konstituierenden Versammlung stattgefunden, bei der sich merkwürdigerweise die Regierungspartei der Bolschewiki fernhielt. Das Wahlergebnis, das noch nicht vollständig bekannt ist, scheint die erwartete Mehrheit für die jetzige Regierung nicht zu liefern. Darum versucht diese offenbar nachträgliche Korrekturen, die aber leicht mißlingen können. Alle bürgerlichen Parteien einigen sich mehr und mehr auf der Linie der Kadetten, so daß man den Eindruck hat, als ob der Bürgerkrieg in der nächsten Zeit zwischen Lenin einerseits und Miljukow anderseits geführt werden müsse. Alles, was am vorhandenen Rechts- und Besitzverhältnis ein Interesse hat, würde sich dann hinter Miljukow stellen. Lenin aber würde ziemlich genau das sein, was in der Sprache der Marxisten Diktator des Proletariats genannt wird.

Als Vorsitzender der Ersten Kammer des badischen Landtages hat Prinz Max von Baden eine bemerkenswerte Ansprache gehalten, in der er an das Kaiserwort vom 4. August 1914 anknüpft, sich ziemlich deutlich von der Agitation der Vaterlandspartei absondert und mit einem Ausblick in die neue Zeit schließt: Macht allein kann unsere Stellung nicht sichern. Das Schwert vermag nicht die moralischen Widerstände gegen uns niederzureißen. Die Feinde müssen gewahr werden, daß hinter unserer Kraft ein Weltgewissen steht. Dieses Zeichen soll Deutschland getrost auf seine Fahne schreiben, und in diesem Zeichen wird es siegen. Prinz Max von Baden, der in In- und Ausland kein Unbekannter ist, übernimmt damit vor der Oeffentlichkeit den Gedankengang des Staatssekretärs v. Kühlmann, daß die Völker mit einer einseitigen Hervorhebung der Machtfragen niemals zum Ende des Krieges gelangen werden. Neben der militärischen Leistung ist die Weckung internationaler Friedensgesinnungen von grundlegender Bedeutung.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 9. Dezember.

Die Aussichten des gleichen Wahlrechtes im preußischen Landtag sehen günstiger aus, als es anfangs schien. Es scheint, daß die stärkere Hälfte der Nationalliberalen jetzt auf Seite der Regierungsvorlage steht und von den 103 Zentrumsabgeordneten nur etwa 10—12 als Gegner übrigbleiben.

Eine bezeichnende Zeitungsanzeige „Gesucht Piano von Landmann, Selbstversorger." Wieviel Pfund Butter oder Wurst er wohl bieten wird? Und was für Forderungen auf diese vielsagende Andeutung hin der Besitzer des Pianos stellen wird?

Aus den Nebenhäusern klingen, von Kinderhänden tastend gespielt, die Weihnachtslieder und begegnen sich in den schmalen Gärten über den tannenverkleideten Beeten. Und sie tragen den merkwürdigen Frieden des Gedankens, daß diese stillen, schlichten Dinge alle großen Erschütterungen überdauern und ihr inniges, tiefes Leben bewahren, durch alle Stürme.

Montag, 10. Dezember.

Der Beschäftigungsgrad in der Kriegswirtschaft steigt immer noch — d. h. nach dem Reichsarbeitsblatt vom 23. November, das den Stand vom 1. November verarbeitet.

Die Mitgliederzahl der Krankenkassen ist weiter gestiegen auf 4 029 861 männliche und 4 291 700 weibliche. Es überwiegen also die weiblichen jetzt um mehr als ¼ Million — allerdings sind den männlichen Arbeitskräften die Gefangenen noch zuzurechnen. Nimmt man den Mitgliederstand vom Juni 1914 zum Ausgang und setzt ihn mit 100 an, so beträgt heute die Zahl der männlichen Kassenmitglieder 61,2 — der weiblichen 117,5. Der Rückgang der Männer ist also nicht einmal zur Hälfte durch die Frauen aufgefüllt. Sofern im übrigen die leeren Plätze wieder besetzt werden mußten, sind die Kriegsgefangenen in die Lücke getreten.

Uebrigens liegt dem Reichsarbeitsblatt eine interessante Statistik über eine im Herbst 1916 vorgenommene Leerwohnungszählung in der Rheinprovinz bei. Man kann aus ihr ablesen, wie Krieg und Kriegswirtschaft in die Lebensweise der Bevölkerung eingegriffen haben: Abwanderung in den Standorten der stillgelegten Industrien, Hochkonjunktur mit anscheinend qualitativ höherem Wohnbedürfnis in denen der Kriegsindustrie. Es scheint heute noch gar nicht zu ermessen, wie weittragend dieser jahrelange Ablauf des Lebens außerhalb aller gewohnten Gleise seelisch und sozial wirken wird.

Die Wahlrechtsdebatte im Abgeordnetenhaus geht durch die zweite Garnitur der Redner weiter — mit einer steigenden Betonung innerpolitischer Einzelbedingungen, die ihren Stil verdirbt und auf einen zähen Kleinkampf um alle möglichen parteiprogrammatischen Sonderforderungen auf der ganzen Linie einen wenig ermutigenden Ausblick eröffnet.

Dienstag, 11. Dezember.

Von dem Schicksal der Verteidiger von Ostafrika liest man mit tiefer Bewegung. Wie dort ohne Fühlung mit dem Riesenkampf der Heimat ausgehalten wurde, wie das deutsche Leben lebendig war in diesem vom deutschen Leibe gelösten Gliede, das ist ein so wundervolles Zeugnis für die Urkraft dieses Verbundenseins bis in den Tod, das über den stummen Abgrund der Fernen hinweg die unsichtbare Brücke seiner unverbrüchlichen Treue baut.

Ein Vergleich unserer Rationen in diesem und im vorigen Jahr

	1916	1917
Brot	1800 Gramm	1920 Gramm
Kartoffeln	4½ Pfund	6½ Pfund
Fleisch	200 Gramm	250 Gramm
Marmelade	— „	200 „

In diesen Punkten also geht es uns besser. Man darf nur nicht die Gegenrechnung in dem Kapitel Milch, Butter und Eier aufmachen.

Das Kriegsversorgungsamt in Hamburg hat einmal versucht, auf einem Sonntag abend von Lauenburg zurückkommenden Dampfer die hochnotwendige Razzia nach Lebensmittel anstellen zu lassen. Die Schutzleute sind von dem Publikum fast über Bord geworfen, und die Polizeibehörde hat gebeten, von einer solchen Verwendung der Schutzleute abzusehen, da ihr das Leben der wenigen Beamten kostbar sein müsse!! Eine radikalere Niederlage wie die der Behörden im Kampf gegen den Schleichhandel hat es im ganzen Krieg nicht gegeben.

Mittwoch, 12. Dezember.

Heute wird der Tatsache gedacht, daß wir vor einem Jahre das erste Friedensangebot machten. Welch tiefer Atemzug — noch kaum des Glaubens, aber der Bewegung beim Klang des lange verstummten Wortes antwortete damals der kaiserlichen Botschaft, in der es wie ein Vorgefühl aller befreiten Hoffnungen mitschwang. Seitdem haben wir gelernt, das damals Unausdenkbare eines Winterfeldzuges 1917/18 zu ertragen, das Schicksal hat auf andere Weise an unseren Hoffnungen von damals weiter gearbeitet und das Bibelwort an uns erfüllt: Wie deine Tage sind, so soll auch deine Kraft sein.

Im preußischen Abgeordnetenhaus ist einstimmig ein Antrag auf ein Ausfuhrverbot für Werke nicht mehr lebender Maler gestellt — im Anschluß an die ungeheuerlichen Summen, die beim Verkauf der Sammlung Kaufmann erzielt wurden und die vermuten lassen, daß das Ausland den Tiefstand unserer Valuta benutzt, um Kunstwerte aus deutschem Besitz aufzukaufen.

Donnerstag, 13. Dezember.

Das Abgeordnetenhaus verhandelt über einen Erlaß des Ministeriums des Innern, der den Beamten Zurückhaltung in der politischen Agitation auferlegt und der von nationalliberaler Seite als eine offizielle Bekämpfung der Vaterlandspartei angesehen wird.

Man erlebt mit immer neuer Enttäuschung und Betrübnis, wie von diesem Punkt aus die in drei Kriegsjahren gebändigte gegenseitige Gehässigkeit immer lebhafter entbrennt.

Die Aerzte wollen eine Vertretung im Herrenhaus haben und weisen darauf hin, daß bei 16 Vertretern der Kirche, die in

das Herrenhaus berufen werden, auch dem Heil des Leibes neben dem der Seele ein Platz gegönnt werden müsse.

In Bayern steht ein Gesetz bevor, das die Erweiterung bestehender Fideikommisse und die Begründung neuer bis auf 5 Jahre nach Friedensschluß verbietet, um den drohenden Großgrundankäufen von Kriegsgewinnlern und Spekulanten vorzubeugen. Eine sehr zeitgemäße Maßnahme!

Freitag, 14. Dezember.

Die Frage der Kohlenversorgung: Der preußische Handelsminister erklärt die gegenwärtige Krisis als eine wesentlich durch Transportmängel bedingte. Es lägen 3½ Millionen Tonnen auf den Halden zum Abtransport. Die Arbeiterfrage ist durch die italienischen Gefangenen wesentlich erleichtert. In 3—4 Wochen werde die Krisis überwunden sein. Der Abg. Hue weist mit Recht darauf hin, welche Transporterleichterung heute der Mittellandkanal bedeuten würde. Nach dem Kriege wird eine große Aera des Kanalbaus kommen.

Sonnabend, 15. Dezember.

Der Anblick der Geschäftsstraßen an einem früh dunklen, naßkalten Vorweihnachtsnachmittag macht den Gegensatz zu sonst so eindringlich. Die Schaufenster liegen im Halblicht des vom Laden herausdringenden Schimmers. Man hat das Menschenmöglichste getan, um ihnen weihnachtlichen Glanz und lockende Fülle zu geben. Aber in diesem Jahr hat man doch zum erstenmal den Eindruck, als ob das, was man „Weihnachtsbetrieb" nennt, sehr viel stiller geworden ist. Und doch liegt so viel Stimmung in dem beschatteten Aufleuchten der Silberfäden und Kugeln aus den dämmerigen Fenstern, deren Herrlichkeiten die Kinder, mit dicht an die Scheiben gedrückten Gesichtern, auszukundschaften bemüht sind. Auch die Weihnachtsbäume sind noch eingetroffen — auf die man schon nicht mehr gehofft hatte. Auf der Strecke Hamburg—Berlin gestern zog mitten in der farblosen Nüchternheit grauer Güterzüge immer einmal wieder das warme Tiefgrün hochbepackter Wagen mit Tannen durch das Fensterviereck. Und heute stehen richtig die kleinen Wälder in den Straßen — aber nach den großen Bäumen ist nicht viel Nachfrage, denn wenn man nur ein Zimmer heizen kann, darf der Baum nicht zu viel Platz wegnehmen.

Naumann / Jerusalem

Jerusalem, alte heilige Stadt der Wunder und der Sehnsucht, merkwürdiger als alle Anbetungsstätten der Erdoberfläche, du hochgebaute Stadt unvergeßlicher Könige und Priester, Erinnerungsplatz unzähliger Kämpfe, getränkt mit dem Blute von Jahrtausenden, Jerusalem, an dich denken wir in diesen Weihnachtstagen, da du unseren Freunden, den Mohammedanern, genommen und von unseren Feinden, den christlichen Engländern, besetzt wurdest. Wenn du, alte teure Stadt, eine Seele hättest, so wie der Einzelmensch eine solche zu besitzen glaubt, was alles würde jetzt in dieser fast vorzeitlichen Seele vorgehen: welche aufsteigenden Bilder aus den Tagen Esras oder Konstantins oder Gottfrieds von Bouillon, und welche fast verklungenen Seufzer und Gebete aus israelitischen Psalmen und von christlichen Chören! Merktest du, wie die Wagenburg der Feinde wieder einmal um dich herum gesammelt wurde? Auf diesen Straßen zogen schon noch andere Leute als der englische General Allenby, denn hier erschienen der Reihe nach David als erster Eroberer, dann Sanherib, Nebukadnezar, Antiochus, Pompejus, Vespasian und Titus, Hadrian, Chosroes und Heraklius, Omar der Kalif, Harun al Raschid, Fatimidenführer und Seldschukenköpfe, Kreuzfahrer, Tempelritter, Türken, Mehmed Ali, eine lange, lange Karawane von gestorbenen Rittern und Generalen; und auch die zwei allergrößten sind hier durchgezogen: Alexander und Napoleon. Hinter so bunter Geschichte ist die unblutige Einnahme der heiligen Stadt durch die englische Suezarmee militärisch betrachtet kein übermäßig heldenhafter Vorgang, aber immerhin, der Tag der Einnahme Jerusalems gehört in die Weltgeschichte, denn genau so, wie es vorher war, wird es nun nicht wieder.

Der türkische Kriegsbericht spricht nicht viel von dem Verlust, und die knappen deutschen Erklärungen besagen nur, daß die Stadt Jerusalem als heutige Festung so gut wie keinen Wert habe. Das ist sicherlich richtig, denn die Reste jener alten Mauern, nach denen dort die Geschichtsforscher zu graben pflegen, sind Zeugnisse einer einstigen, sehr anders gearteten Kriegführung, und gegenüber den Kanonen der Gegenwart ist ganz Jerusalem nur ein weitläufiges und morsches Gerümpel. Das aber soll nicht bedeuten, daß den Türken und auch uns mit dieser Stadt nichts verloren sei, denn Jerusalem besitzt eben einen unsichtbaren Wert als Mittelpunkt sehr starker Legenden, auch liegt es an der Straße vom Türkenreiche nach Arabien. Wer Jerusalem besitzt, hat auch die Eisenbahn von Damaskus nach Mekka in der Hand und kontrolliert die Pilgerfahrten der Gläubigen aller Bekenntnisse. Pilgerfahrten aber sind in jener Weltgegend noch etwas anderes als bei uns, denn dort machen sie selig. Dort sind sie noch wichtiger als Handelsstraßen.

Es ist schon fast zwanzig Jahre her, seit ich in Jerusalem war, und manche Einzelheit hat sich, wie ich weiß, inzwischen geändert, auch dorthin drängte sich ja der Weltreiseverkehr und störte die eingeschlafenen Geister. Im ganzen aber ist das Jerusalem, das heute von den Engländern eingenommen wird, noch immer sehr orientalisch, ja es ist, wie mir der frühere Herausgeber des „Bädeker für Palästina und Syrien" einmal sagte, es ist „Unterorient", magerer gewordener, bettelnder, scheinheiliger Orient. Man soll die heilige Stadt nicht allzu sehr idealisieren, denn dann macht man sich unfähig, sie richtig zu begreifen. So wie sie wirklich ist, trägt sie ein zerrissenes Kleid und hat ein Gesicht ohne alle Jugend. Schon der alte Kirchenvater Hieronymus, der als Mönch in Bethlehem die Zustände Jerusalems kennen mußte, entwarf keine sehr schmeichelhafte Beschreibung: „Denke nicht, daß deinem Glauben etwas fehlt, wenn du Jerusalem nicht sehen konntest!" Auch der berühmte griechische Kanzelredner Gregor von Hyssa gesteht, er sei zwar in Jerusalem in seinem Glauben weder schwächer noch stärker geworden, habe aber erkannt, daß man in Kappadozien (Kleinasien) frömmer sei als in Jerusalem. Es war in dieser Stadt wie an allen bedeutenden Wallfahrtsplätzen, wie in Rom, Assisi, Loretto, wie auch neuerdings in Lourdes: mit den Frommen sammeln sich die Schmarotzer. Dazu kommen nun für Jerusalem seine vielen Zerstörungen, seine Wasserlosigkeit, die ganze Trockenheit und Grausamkeit seiner Geschichte. Als Wallfahrtsort wurde es durch die Türken etwas niedergehalten. Seine größte Wallfahrtszeit scheint vor dem Auftreten des Mohammedanismus zu liegen. Dazu kam der ewige Streit der christlichen Konfessionen und der Schmutz der Heiligtümer. In der Tat, das Jerusalem, das jetzt in dieser Kriegszeit zu Ende geht, ist nur ein begrenzter Wertgegenstand, aber trotzdem ist mir dieses alte verstaubte, türkisch verwaltete Jerusalem lieber, als mir, wie ich denke, das nun beginnende englisch-internationale Jerusalem sein wird.

Noch zwar kann man nicht wissen, ob nicht türkisch-deutsche Truppen wieder nach Süden vordringen, und wir sollen nichts verloren geben, ehe der Krieg beendet ist. Aber

Digitized by Google

soviel ist wohl fast unzweifelhaft, daß nun Jerusalem mit oder ohne türkische Oberhoheit in eine abendländische Allerweltsverwaltung hineingezogen wird. Es soll „befreit" werden. Unter diesem Worte versteht man im allgemeinen eine Einbeziehung in den modernen, technischen, geschäftlichen und kapitalistischen Betrieb, der für viele Orte und Gegenden sehr heilsam wirken mag, der aber in Jerusalem den Rest einer Erinnerung noch weiter verflüchtigte. Ein englisch geleitetes Jerusalem wird im Sinne des Abendlandes ein verbessertes Jerusalem sein mit Wasserspülung, Bauordnung und Warnung vor Taschendieben. Der Geist des Fremdenviertels vor der Stadt wird in die Stadt hineinziehen. Wer Geld hat, wird dort leben können wie in Neapel oder Kairo. Auch für das gewöhnliche Volk wird man noch mehr Hospitäler bauen und Schlafbaracken anlegen. Der Wunsch des Propheten Jeremia, daß Jerusalem gereinigt werden möge, wird äußerlich mehr erfüllt werden als jemals zuvor. Aber das innerliche Jerusalem, die Todesstätte Jesu, die Ausgangsstelle des heiligen Geistes, die messianische Burg, der Stein des Abrahamsopfers werden dabei noch mehr zu Schaustücken und Mirakeln gemacht werden. Wenn ich darum die Wahl hätte, möchte ich sie lieber türkisch sein lassen als englisch.

Jerusalem ist die Stadt der Religionen. Früher kämpfte man um sie, um entweder die Juden oder die Christen oder die Araber oder die Seldschuken aus ihr herauszuwerfen. Das alles ist heute vorbei. Nicht einmal der Türke wird hinausgetan werden, und die Omarmoschee wird mohammedanisch bleiben. Die Stadt ist ein Bevölkerungsgemisch geworden und wird es bleiben. Unter den 84 000 Einwohnern, die bei der letzten Feststellung genannt werden, sind Syrer, Araber, Juden, Levantiner und sonst Versprengte aller Konfessionen und Nationen. Man könnte daran denken, die Stadt den Zionisten zu übergeben, wenn nicht auch christliche und mohammedanische Heiligtümer erster Ordnung wären, die man nicht zionistisch kontrolliert sehen will. Alle Welt ist dort sehr empfindlich für Traditionen und Rechte; da ist kein leicht beweglicher Modernismus. Aus zarten Seelenbewegungen der Vorzeit sind sehr harte, widerspenstige Lebensformen geworden. Alle Spaltungen der Gesamtchristenheit haben sich hier ihre Hütten gebaut, und die Evangelischen haben hier seit 1842 ein gemeinsames englisch-deutsches Bistum. Wird es den Stoß überdauern? Auch das gehört zur Jerusalemfrage.

Draußen aber vor Jerusalem liegt auf kahler Höhe Bethlehem. So oft unsere Kinder jetzt singen: „Zur Krippe her kommet nach Bethlehems Stall!", rufen sie uns nach diesem Orte, der neben dem Oelberg die geweihteste Erinnerung trägt. Damit aber meinen wir nicht das jetzige Felsennest mit seiner dunklen Geburtskirche, sondern ein versunkenes, fern gedachtes Hirtendorf, in dem einst eine selige Bewegung kleiner Leute begann, die dann zum großen Glanze wurde. Der Stern von Bethlehem steht immer noch am Himmel, nur wird er verdunkelt vom Qualm, der über die Erde zieht. Möge auch er wieder leuchten!

Wilhelm Heile / Das alte Preußen und das neue Deutschland

Nie hatten wir mehr Grund auf Volk und Vaterland stolz zu sein als heute. Kann es innerhalb der Grenzen, die durch die Schützengräben und die Kette der Vorpostenschiffe bestimmt sind, auch nur einen denkenden und fühlenden Menschen geben, dem das Herz nicht warm würde, wenn er an die Millionen denkt, die nun schon zum vierten Male sich rüsten, draußen im Felde und auf der See Weihnachten zu feiern, das Fest der frohen Botschaft vom Frieden auf Erden, und die trotzdem nicht weich werden, nur einen Gedanken festhalten dürfen: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt, wenn es stets zu Schutz' und Trutze brüderlich zusammenhält!

Immer wieder wird die Frage laut — und sie ist vollauf berechtigt —: stimmt es denn damit überein, wenn im Innern die Daheimgebliebenen bittere Kämpfe ausfechten, heftig und folgenschwer wie kaum je im tiefsten Frieden? Und in vieltausendfacher Wiederholung wird landauf, landab die Klage erhoben, daß die innere Einheit, aus der uns die Kraft erwächst, die nach außen wirkt, zerbrochen sei durch die Ungeduld derer, die mit dem Ausbau Preußen-Deutschlands zum freien Volksstaat nicht warten wollen bis zum Frieden.

Die Klage ist ernst; sie darf nicht leicht genommen werden. Wir fragen also zurück: Wer stört die Einheit? Der die Vereinigung der politischen Klassenscheidung will und die Einheitlichkeit in Aufbau und Leitung des Reiches und des führenden Bundesstaates auch jetzt noch, in diesem Kriege, mit allen Kräften zu verhindern trachtet? Oder der, der sozial und politisch in jedem Mitbürger den Bruder sieht, der mit gleichem Recht und gleicher Pflicht nach bestem Können dem Ganzen dient, als Volksgenosse, als Deutscher, als Staatsbürger? Die Frage stellen, heißt: sie beantworten.

Und doch sind es nicht immer die Schlechtesten, die meinen: kommet ihr — selbst zugegeben, daß ihr recht habt mit dem, was ihr erstrebt — nicht warten? Es gibt nun doch einmal konservative Menschen, denen neue Reformen gegen Wunsch und Ueberzeugung sind. Wenn ihr wirklich das Volk hinter euch habt, so wird es auch nach dem Kriege für euch sein; Regierung aber und Krone sind ja durch feierliches Wort in eurem Sinne gebunden. Wozu also der Kampf gegen die Konservativen gerade jetzt, während die Einheitsfront draußen die Einheit der inneren Front noch immer dringend braucht? Seid ihr es also nicht doch, die den Burgfrieden gestört haben und stören?

Nichts falscher als das! Die Verheißung der Verfassungsreformen, das Bekenntnis von Kaiser, Kanzler und Volksvertretung zum neuen Deutschland, zum freien Volksstaat und zum Volkskaisertum: das war ja der Inhalt des Burgfriedens, Voraussetzung und Ziel zugleich. Daß der Kaiser keine Parteien mehr kennen wollte, also erst recht keine Klassen, sondern nur noch Deutsche; daß der Kanzler immer wieder hoffnungsfroh vom neuen Geiste sprach, der den ganzen Staat durchdringen müsse, da „wir ohne ein Höchstmaß innerer Freiheit überhaupt nicht mehr leben können" — das gab dem Volke in seinen Massen jenen großen und erhabenen Zug, der es zu den höchsten Leistungen befähigte. Nicht, wer sich neben Kaiser und Kanzler stellt und mit ihnen sich dafür einsetzt, daß uns diese Verbundenheit von Volk und Staat im Kriege und im künftigen Frieden erhalten bleibt, auf daß Volk und Staat vollkommen eins werden, da sie ja nur zwei Seiten eines und desselben Wesens sind, sondern wer dem widerstrebt, der gefährdet den Burgfrieden, weil er von seinem eigentlichen Geiste nie erfaßt worden ist.

*

Bei den Redekämpfen im Preußischen Abgeordnetenhause hat sich das wieder aufs eindrucksvollste erwiesen. Die Regierung hat die drei Gesetzentwürfe, die dem neuen Preußen die neue und feste Grundlage geben sollen, mit tiefem sittlichen Ernste begründet, mit einer Sprache, die, entschlossen und zielbewußt zugleich, getragen ist von dem Ton warmherzigsten vaterländischen Wollens. Der konservative Führer aber brachte es demgegenüber fertig, die gedruckte Begründung der Vorlagen, wie insbesondere die Rede des Ministers Drews, die freilich so gar nichts engherzig Kalkulatorisches an sich hatte, sondern von einem freien und weiten Vertrauen zum Volke durchdrungen war, als phrasenhaft zu verspotten. Nicht, daß sie sich wehren gegen die innere Neugestaltung, sondern wie sie sich wehren, das muß den Konservativen vorgehalten werden. Sie, die sich immer viel zugute getan haben auf das besonders hohe

Maß von Patriotismus, das bei ihnen zu Hause sei; sie, die sich stets als festeste Stützen des Throns gebärden, sie fallen nun aus kleinlicher Parteiselbstsucht dem König und der Staatsregierung so schroff und rücksichtslos in die Arme, daß aus einem Kampf der Meinungen ein Kampf um Sein oder Nichtsein zu werden droht. Freilich, für beide! Nicht bloß für die Regierung, die ihr Wort und das des Königs in bisher nie gekannter Klarheit und Festigkeit für die Gleichheit der Staatsbürgerrechte in Preußen verpfändet hat; ebenso auch für die Konservativen. Und da kein Zweifel daran ist, daß das Volk sich freudig und dankbar hinter die verantwortlichen Staatsleiter und den König stellt, so hat, wenn die Herren nicht doch noch in sich gehen, der konservativen Herrschaft, ja dem äußeren Glanz der konservativen Partei in Preußen das letzte Stündlein geschlagen.

Einstweilen freilich stellen sie sich noch hochmütig, trotzig und unbeugsam. Sie können sich so schnell noch nicht an die völlig veränderte Sachlage gewöhnen, daß sie in ihrer alten Domäne Preußen die Staatsregierung nicht mehr als ihre willfährige Dienerin zu ihren Füßen sehen, sondern als wirkliche Regierung, die um der Wohlfahrt des Staates willen den Kampf auch mit den bisher allmächtigen Herren nicht scheut. Sie klammern sich an den Schein der Macht, die ihnen nicht ihre Zahl und tatsächliche Bedeutung, sondern die papierene Rechtslage der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts widerrechtlich aufgezwungenen Verfassung so lange gegeben hat: was kann die Regierung wider ihren Willen tun, solange sie im Abgeordnetenhause mit Hilfe vom rechten Flügel des Zentrums und der Nationalliberalen und im Herrenhause ganz und gar aus „eigener Kraft" die Lage beherrschen? Als kluge Taktiker haben sie zwar die Vorlagen der Regierung nur scharf bekämpft, nicht aber rundweg abgelehnt; in dem Ausschuß zur Beratung der drei Gesetzentwürfe wollen sie fleißig mitarbeiten, so fleißig, daß durch eine Flut von Anträgen auf Materialbeschaffung über Einzelheiten geringfügigster Art irgendwelcher Wahlkreisverhältnisse und Wahlergebnisse usw. die Fertigstellung der Ausschußarbeit auf den Sanktnimmerleinstag hinausgeschoben werden soll. Wer will solchem Treiben wehren, wo sie doch mit 12 Konservativen und 4 Freikonservativen vertreten sind und auch unter den 8 Zentrumsabgeordneten und 6 Nationalliberalen hilfsbereite Gesinnungsgenossen zu finden hoffen, während nur 3 Fortschrittler und 1 Sozialdemokrat und auch noch der eine Pole fest und unbedingt auf dem Boden des gleichen Wahlrechtes stehen!

Wenn man's so sieht, möchte man alle Hoffnung fahren lassen. Die Rechnung stimmt aber nicht. Sie ist ohne den Wirt gemacht, ohne das mit der Regierung einige Volk. Die Klugen waren hier nicht klug genug, um nicht zu klug zu sein. Wenn sie es bis dahin noch nicht begriffen hatten, so hätte ihnen das feste Auftreten des bisherigen Führers der Nationalliberalen des Landtags, jetzigen Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, eine Lehre sein müssen. Herr Friedberg ist wahrhaftig kein neuerungssüchtiger Stürmer und Dränger, aber wenn dieser Mann, der doch selbst von Haus aus kein begeisterter Anhänger des Reichstagswahlrechtes für Preußen ist, jetzt jedes andere Wahlrecht als das gleiche mit klugen und schlagenden Gründen als unmöglich nachweist; wenn er feststellt, daß nicht bloß die derzeitige Regierung, sondern auch die Krone ihr Reformversprechen nicht eher als eingelöst betrachte, als bis das gleiche Wahlrecht Gesetz geworden; wenn er — gestützt auf diese Bindung der Krone und der Regierung — auf die Folgen hinweist, die eine Ablehnung nach sich ziehen müsse, so könnten die Herren der Reaktion eigentlich erkennen, daß diesmal ihr Pochen auf ihre einst so gefürchtete und doch nur auf der Schlichternheit der anderen beruhende Macht ohne Eindruck bleibt. Herr Friedberg ist ja selbst ein lebendiges Beispiel der tatsächlichen Machtverhältnisse. Nicht wegen der Verteilung der Kräfte im Landtag, sondern wegen der Machtverteilung im Reichstag und im Volke ist er vom König als parlamentarischer Vertrauensmann an die Spitze der preußischen Staatsregierung gestellt worden. Das ist es, was seinem Auftreten die Kraft und die Sicherheit gab und ihm ermöglichte, den Herren der unverschämten und der — ihm persönlich zum Teil nahestehenden — verschämten Reaktion ganz unmißverständlich anzudeuten, daß es im Notfall auch eine Auflösung des Abgeordnetenhauses gibt und daß schließlich auch der Reichstag mit dieser Frage befaßt werden kann, die ja nicht bloß preußische, sondern im höchsten Sinne deutsche Frage, geradezu die deutsche Frage ist.

*

Was also wird nun werden? Wenn die Verschleppungstaktik der Konservativen im Landtagsausschuß der Wahlreform das Schicksal der Kanalvorlage bereiten will, so soll und kann die Regierung wissen, so weiß sie, daß sie es nicht nötig hat, wieder wie damals sich durch die selbstsüchtige Herrenpolitik einer an sich schon vom Schicksal genug begünstigten, bevorrechtigten Kaste um die Ausführung ihrer besten, staatsdienlichsten und volksfreundlichsten Gedanken und Entschlüsse bringen zu lassen. Wenn sie das Vertrauen des Königs und des Volkes zugleich besitzt, was braucht die Regierung noch mehr? Die Minister sind kraft ihres Amtes und Eides Diener des Königs. Der König will selbst nichts anderes sein, als erster Diener des Staates. So sind auch sie — schon jetzt, schon immer — Diener des Staates und damit des Volkes. Das erste Auftreten der neuen Regierung zeugte davon, daß sie sich dieser Sachlage bewußt ist und daß ihr Wille dahin geht, die Sachlage auch äußerlich formal zur Rechtslage zu machen. Wenn sie weiter auf den Wegen wandelt, die sie bis hierher so glücklich beschritten hat, so wird sie der deutschen Einigkeit und damit der Lebenskraft des deutschen Volkes und seines Staatswesens den allerwichtigsten Dienst erweisen. Wenn nicht, so werden ihre Tage gezählt sein.

Sie darf sich nicht schrecken lassen durch den Widerstand, den sie auch außerhalb der konservativen Reihen mit ihren Reformvorschlägen im Abgeordnetenhause gefunden hat. Herr Friedberg weiß es ja nur zu gut, wie wenig Boden seine schwerindustriellen Gegenspieler in der nationalliberalen Wählerschaft haben. Was sich dort im Abgeordnetenhause an reaktionären Kräften in der nationaliberalen Fraktion breit macht — und beim Zentrum ist es nicht viel anders —, das sitzt ja nur dort als künstliches Züchtungsergebnis des Dreiklassenunrechtes. In frischer, gesunder Luft, wie sie im Reiche weht, gedeihen solche Treibhauspflanzen nicht. Im Reichstage sind ja die Fraktionen beider Parteien mitbeteiligt bei der Aufstellung jenes Programms, das die Regierung Hertling, Payer, Friedberg als das ihrige übernommen hat. Und im Kern dieses Programms steht die rasche Durchführung der preußischen Wahlreform. Gibt es wirklich jemand, der allen Ernstes glauben könnte, die Nationalliberalen und das Zentrum des Reichstags säßen weniger fest im Vertrauen ihrer Parteigänger als die Fraktionen des Abgeordnetenhauses? Im Gegenteil! Das Zentrum freilich kann sich vieles gestatten. Aber die Herren von der nationalliberalen Landtagsfraktion wissen ganz genau, daß das Volk nicht bloß ihren Parteigenossen vom Reichstage bei den nächsten Reichstagswahlen das politische Todesurteil sprechen würde, sondern, daß erst recht sie selbst vom Unwillen des Volkes fortgefegt würden, wenn das Reichstagswahlrecht in Preußen gegen ihren Widerstand doch Gesetz werden sollte. Also: wenn nur die Regierung fest bleibt, so kann man fast mit Gewißheit darauf rechnen, daß mancher von denen, die heute noch nichts von einem Wahlrecht des wechselseitigen Vertrauens zwischen Volk und Regierung wissen wollen, anderen Sinnes werden wird. Gerade die, die beim Urteilen über das beste Wahlrecht nicht wie wir fragen: was ist recht, sondern: was folgt für die Partei daraus, die werden schon noch lernen, daß ihre Rechnung ebenso falsch ist, wie ihre Ethik schwach.

*

Vergebens wehrt sich die alte Herrenkaste Preußens dagegen, von ihrem Vorzugsplatz heruntersteigen und in Reih' und Glied treten zu sollen. Sie sagen, daß sie das alte Preußen verkörpern, dem der Staat seinen Aufstieg zur Größe verdankt. Sie sagen es, und sie glauben es auch. Und fühlen doch, und müssen es jedenfalls verstehen lernen, daß sie nur insofern eine Verkörperung des alten Preußentums darstellen, als von den Tagen Quitzows an in Brandenburg und in Preußen der Kampf gegen die volks-

dürftliche Politik der Markgrafen, Kurfürsten und Könige altbewährter Brauch und feste Ueberlieferung ihrer Kreise war und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Gewiß gibt es auch Romantiker unter ihnen, die den „gottgewollten Abhängigkeiten" des sozialen Lebens einen politisch-staatsrechtlichen Ausdruck erhalten zu müssen glauben. Im großen und ganzen aber geht es ihnen nur um die Erhaltung ihrer Macht. Bisher haben sie Preußen und mit Hilfe Preußens das Reich beherrscht. Aber die Gruft, die sie damit dem Reichsgedanken gegraben haben, kann nun zu ihrem eigenen Grabe werden. Wenn sie jetzt verhindern, daß in Preußen Volkspolitik getrieben werden kann, so wird das Reich sich als ihr gelehriger Schüler erweisen und den Weg umgekehrt gehen, den die preußische Reaktion bei ihrer Beeinflussung der Reichspolitik so oft gegangen ist. Es ist nun einmal nicht anders möglich, wir können ohne Einheit des Staatswillens im Innern und nach außen nicht bestehen. Wer das bisher nicht verstanden hat, der hat es im Kriege gelernt: entweder muß das Reich preußisch werden oder Preußen muß sich dem Reich anpassen. Das Reich aber kann sich nicht politisch rückwärts entwickeln zu einem Staatswesen, in dem der, der fürs Vaterland Opfer gebracht und viel verloren hat, dafür auch noch an staatsbürgerlichen Rechten verliert, und der, der am Kriege verdient hat, obendrein an politischem Recht und Einfluß gewinnt. Also muß Preußen deutsch werden. Auch für den, der trotz des Krieges eine Politik des Volksvertrauens nur mit Mißtrauen und innerem Widerstreben ansehen kann, gibt es, sofern er ein deutscher Patriot ist, keinen anderen Weg, als den, den wir mit leidenschaftlicher Freude und größten Zukunftshoffnungen für Volk und Vaterland aus innerster Ueberzeugung heraus immer gegangen sind.

Wem aber auch diese Gründe nicht einleuchten und nicht zu Herzen gehen, der möge sich die Frage vorlegen, was daraus werden soll, wenn am Ende hinter 1915 wieder wie hinter 1815 ein — wenn auch wider Willen — gebrochenes Königswort stehen sollte! Mit welchem Gefühl, mit welchem Maß von Vertrauen würde der Arbeiter, Handwerker, Beamte, Kleinbauer usw. dann dem Staate verbunden sein? Gerade die Alldeutsch-Konservativen, denen der Gedanke an künftige Kriege so geläufig ist, sollten sich denn doch fragen, ob ein so enttäuschtes Volk für solche Möglichkeiten dann noch seelisch so gerüstet wäre, wie im August 1914 das ganze Volk sich fortreißen und erheben ließ von einer einzigen großen Welle deutscher Gemeinbürgschaft, gegenseitigen Vertrauens und festen Miteinanderverbundenseins.

Aber sie mögen ruhig sein. So weit wird es nicht kommen. Das Volk, daß diesen Weltkrieg in so unerhört erhabener Weise bestanden hat und noch besteht, das wird sich eine Wiederholung der trüben Erfahrungen von 1815 und Folgezeit nie und nimmer gefallen lassen. Und so ist eine Wiederholung des 18. März 1848, auch wenn die Konservativen bis zum 70. Gedenktage unbelehrbar bleiben sollten, nicht zu befürchten, denn diesmal steht der König auf der Seite des Volkes. Er weiß — und sein Brief an den Zaren vom 1905 beweist, daß er das nicht erst aus dem Zusammenbruch des russischen Selbstherrschertums gelernt hat —, daß sein hohes Amt nur Zweck hat, wenn es fürs Volk ausgeübt wird, und daß er es nur dann gesichert besitzt und ausüben kann, wenn er, dem Volke vertrauend, auch fest auf das Volk sich stützt. Oder, wie Naumann in seiner Schrift „Der Kaiser im Volksstaat" (Verlag der „Hilfe", Preis 1,20 M.) vom Kaiser sagt: „Im Volksstaat ist er groß und sicher, im Volksstaat reift das Werk seiner und unserer Ahnen."

Eugen Rosenstock / Ist der Bundesrat Rat oder Regierung?

Zum Streit über Artikel 9 der Reichsverfassung.

Nichts ist so unsicher und schwankend im Rechtsbewußtsein des Volkes als das Bild von der Stellung des deutschen Bundesrats. In der Julikrise tauchte seine Gestalt als unerwartetes Hindernis der Kabinettslösung auf. Es war gerade, als hätte man an ihn vergessen gehabt. Ging doch der Kampf zwischen Reichstag und Reichsleitung! Und plötzlich schiebt sich der Bundesrat dazwischen? Die preußischen Bundesratsmandate der regierenden Männer mußten herhalten, um jede „Parlamentarisierung" für unmöglich zu erklären. Seitdem ist der Kampf um den Artikel 9 der Verfassung (Niemand kann Bundesrat und Reichstag zugleich angehören) akut.

Aber diese politische Devise ist der breiten Volksmasse nicht schmackhaft zu machen. Denn ein zentrümliches Parlamentswesen wie in Frankreich will niemand bei uns und kann niemand wollen; das bayrische Zentrum, das doch zur Mehrheit notwendig ist, kann nicht den Bundesrat zertrümmern helfen. Umgekehrt billigt die überwältigende Volksmehrheit irgendeine klare Festlegung, daß und wieweit der Reichstag auf die Regierung Einfluß fordern muß.

Diese Festlegung kann aber nur ausgehen von einer Erfassung der Stellung des Bundesrats. Denn ist der Bundesrat Regierung, so muß die Reichstagsoffensive gegen ihn gehen. Ist der Bundesrat seinem Namen gemäß Rat, Senat, so ist er eine Parallelbildung zum Reichstag. Und dann hätte das Volksbewußtsein recht, das bis zum Juli den Gegensatz nie zwischen Bundesrat und Reichstag gesucht hat. Und Geheimrat Anschütz hätte recht, der den Vorstoß nicht gegen die bundesrätliche, sondern gegen die kaiserliche Sphäre gerichtet sieht.

Der Reichstag vertritt alle Volksschichten und Volksteile. Unitarisch soll jedem Reichstagsabgeordneten des ganzen Reiches Wohl vor Augen stehen. Nur die Parteibrille darf und soll auf diesen Augen sitzen. Denn einen eigenen beschränkten Standpunkt hat nicht nur ein jeder, sondern soll und muß ein jeder seit Sedan in allen Staatssachen behaupten. Aber es soll kein räumlich, kirchdörflich, wahlkreisdiktierter Standpunkt sein. Die Parteiung im Reichstag soll keine räumliche, provinzielle, sondern eine geistige nach Volksüberzeugungen sein. Sie soll nur die geistige Gliederung des Ganzen widerspiegeln. Der Reichstag ist also das räumlich unitarische (die Einheit verkörpernde) Organ der Verfassung.

Der Bundesrat hingegen vertritt die Länder und Fürsten; er ist föderalistisch aufgebaut. Seine ausdrückliche Aufgabe besteht darin, Kirchturmsinteressen zu vertreten, nämlich vor allem das durch den Konfessionshader und die Mainlinie zerrissene Reich zur Achtung vor dem Landes- und Stammesherkommen zu zwingen. Der Reichstag vertritt die Volksteile, der Bundesrat aber die Landesteile.

Somit erscheinen beide als parallele Bildungen; unabhängig und im Gleichgewicht stehen sie sich gegenüber. Aus dem Wesen des Bundesrats ist kein Uebergewicht gegen den Reichstag herzuleiten. Aber wir haben einen dritten Teilhaber am Reich, weil es nur durch Blut und Eisen gegründet werden konnte. Preußens oberste Kriegsherrschaft ist für ein von Feinden umbrandetes Reich das notwendige dritte Glied seiner Verfassung.

Und hier setzt nun die Verwirrung ein. Nicht weil man Landesinteressen von Reuß oder Baden im Bundesrat besser vertreten wissen will, verlangt man von der Reichstagsseite die Aufhebung des Artikels 9, sondern weil man in die Reichsämter hinein will. Diese Reichsämter aber haben die preußischen Bundesratsbevollmächtigten inne. Also nicht um des Wesens des Bundesrats willen fordert man Einlaß, sondern um der Eigenart seiner preußischen Mitglieder willen. Man redet vom Bundesrat und meint Preußen. Eine völlige Verschleierung des Kampffeldes ist die Folge.

Die Reichstagsmehrheit will Vertrauensmänner in der Regierung haben, wie solche die Bundesratsmehrheit, nämlich Preußen, bereits hat. Nicht der Bundesrat, sondern die Bundesratsvormacht sitzt in den Reichsämtern. Der Reichstag will also nicht Bundesratsrechte, sondern die Reichstagsmehrheit will Rechte mit der Bundesratsvormacht teilen. Sie sage also offen: auch Vertreter der Mehrheit sollen regieren dürfen wie Vertreter der Vormacht. Statt dessen sagt sie: ein tüchtiger Vertreter eines Volksteils soll auch Vertreter eines Landesteils werden können. Also die Vertretung der deutschen Stämme, der Vaterländer, muß auch Vertreter des deutschen Volkes aufnehmen. Das Wesen des Parlaments, die Mehrheitsbildung, ist damit schamhaft verhüllt, ebenso

Digitized by Google

schamhaft wie der Unterschied zwischen dem Wesen des Bundesrats und den Rechten der Präsidialmacht.

Solange der Reichstag so spricht, weckt er den Widerstand aller Einzelstaaten, die für die Vormacht nichts, für den Bundesrat hingegen alles tun werden. Und er selbst sieht seine besten Kräfte ihrer Führerstellung entzogen. Aber noch schlimmer ist dies: er degradiert mit dieser Sprache den Reichstag unter den Bundesrat! Aha, sagt der einfache Mann, man muß also von einem Bundesstaat bevollmächtigt werden; eher darf kein Abgeordneter mitregieren. Erst der Einzelstaat gibt die Kraft; weder der Kaiser noch der Reichstag vermögen das, nur die verbündeten Regierungen. Aber was geht einen Reichstagsabgeordneten der Senat von Hamburg oder der König von Preußen an, daß er sich von ihnen soll in den Bundesrat schicken lassen? Und wenn die Reichsämter doch nur von den preußischen Bundesräten besetzt werden, so ist eben der ganze Bundesrat nur ein Schaustück, um Preußens Allmacht im Reiche zu bemänteln. So spricht der gemeine Mann. Und ahnt dabei nichts von der eigentlichen vaterländischen Aufgabe des Bundesrats noch von der tatsächlichen Unabhängigkeit der Reichsleitung von Preußen.

Ihm bleibt verborgen, wieweit diese Unabhängigkeit geht. Denn die ganze Stellung Preußens ist in ein Dunkel des Herkommens und Bismarckscher Tradition gehüllt. Wer sollte es z. B. nach der Verfassung glauben, daß die Reichsregierung Verfassungsänderungen in Preußen bewirken kann? Und doch haben nur die Stimmen des Grafen Rödern und Dr. Helfferichs Herrn v. Bethmann Hollweg die Mehrheit im preußischen Staatsministerium für das gleiche Wahlrecht verschafft! Wer sollte es nach der Verfassung glauben, daß die Inhaber der nachgeordneten Reichsämter bei der Besetzung des Kanzleramtes mitwirken? Und doch haben mehrere Staatssekretäre die Verhandlungen über die Ernennung ihres eigenen Chefs in der letzten Krise geführt oder gehindert! So steht die Verfassung hinter dem Wall staatsrechtlicher Fiktionen aus.

Gerade darum aber offenes Visier und offene Devise! Das ist für die Politik einer Volksvertretung nötiger als für jedes andere Organ. Die Oeffentlichkeit ist ferner die Grundbedingung einer Gründung des staatlichen Lebens, das an Geheimniskrämerei und Hintertreppenkolportage krankt. Statt in Klubzusammenkünften Kanzler zu stürzen, spreche der versammelte Reichstag öffentlich: wir nehmen unsere gegenwärtige Teilnahme an der Regierung als unser Recht in Anspruch. Neben der Vormacht des Bundesrats gehört die Mehrheit des Reichstags in die Reichsleitung. Aber ein Entweder — Oder zwischen beiden Mehrheiten kommt nicht in Frage. Nur nicht sämtliche Staatssekretäre dürfen Bundesratsmitglieder sein, *sondern ein Teil scheide aus dem Bundesrat aus*. Es ist ein unbegründetes Dogma, daß jedes Reichsamt in den Bundesrat gehört. Bundesrat und Reichstag sind beide gleich nötig. Berät der Bundesrat geheim, so tagt der Reichstag öffentlich. Vertraulichkeit und Oeffentlichkeit werden beide in der Politik gebraucht. Aber was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Kann ein Bundesratsmitglied bei uns den Standpunkt der verbündeten Landesregierungen vertreten, so muß auch der in der Regierung sitzende Volksvertreter den Standpunkt der Volksmehrheit im Bundesrat vertreten können. Wohlgemerkt: den Standpunkt einer ehrlichen unzweideutigen Mehrheit, nicht einer Scheinmajorität. Denn hat man den Mut zu dieser klaren Fragstellung: *ohne Umwege* hinein in die Reichsregierung! so wird sich leicht aus sachlichen Gesichtspunkten ergeben, welche Reichsämter nicht *im* Bundesrat sitzen, sondern nur *vor* dem Bundesrat vertreten werden müssen. Dann natürlich muß für die Angelegenheit dieses Ressorts auch eine geschlossene Reichstagsmehrheit vorhanden sein! *Ohne Mehrheit kein Regierungsanteil!*

Es wäre, nein es ist eine Lüge, Parlamentarier in Reichsämter zu berufen, ohne daß sie wirklich für ihr Programm eine Mehrheit im Reichstag hinter sich haben. Aber die Hauptsache ist die ehrliche Devise: es handelt sich nicht um Zersetzung der Vaterlandsvertretung, sondern die Volksvertretung verlangt für ihre Mehrheit Anteil an der Reichsregierung, die bisher nur der Bundesratsvormacht vorbehalten war. Nicht einzelne Abgeordnete, sondern die *Mehrheit* als solche muß also mit der *Vormacht* verglichen werden.

Ums Regieren im Reich geht es, nicht um den Kampf von Föderalismus und Unitarismus. Die Reichsregierung braucht alle drei Gewalten: Preußen, Bundesrat und Reichstag. Der sinnfällige Ausdruck für die Gleichberechtigung dieser drei fehlt bis heute. So erscheint äußerlich der Bundesrat als Ganzes gegenüber dem Reichstag bevorzugt. Laßt bestimmte Mitglieder der Reichsleitung dem Reichstag, aber nicht dem Bundesrat angehören, und die Lage wird sich klären. Der Bundesrat wird auch für das Volksbewußtsein aus dieser verschränkten Hülle für Preußen zur Vertretung der Vaterländer, der Reichstag zu einer verantwortlichen Vertretung des deutschen Volkes. Dann endlich würde das Volk anschaulich begreifen, auf welchen Grundpfeilern sein Reich ruht. Und ohne dies Begreifen wird die politische Reife, die uns fehlt, nicht eintreten.

Gertrud Bäumer / Weihnachtliche Mächte

Viele Menschen gehen in diesem Jahr den Weihnachtstagen entgegen mit dem Gefühl, keine Stimmung dazu aufbringen zu können. Die Anspannung der Arbeit ist so groß, daß sie nur nach Ruhe verlangt, aber für die seelisch erfüllte, inhaltreiche, schöpferische Ruhe eines *Festes* zu müde gemacht hat. Das Erlahmen und Mattwerden in so vielen kleinen Sorgen, die Erschöpfung (der ursprüngliche Wortsinn dieses Ausdrucks wird manchem heute Erlebnis) im nicht nachlassenden Hochdruck der Arbeit oder in einem von Warten und Hoffen hingedehnten einförmigen seelisch entbehrungsreichen Alltag hat viele Menschen gerade da seelisch stumpf machen müssen, wo diese Ruhe ihre heilende Kraft ausüben sollte. Die in den letzten Monaten lebhafter und bitterer empfundenen Gegensätze im öffentlichen Leben haben vielen auch das innere Gleichmaß zerstört und in den Seelen gereizte Stimmungen wachgerufen, die nicht so schnell zur Ruhe kommen wollen. Dazu die Trübungen und inneren Schwierigkeiten so vieler allernächster und innigster menschlicher Beziehungen, die mit dem jahrelangen Herausgerissensein des Lebens aus allen gewohnten Gleisen, der jahrelangen Lösung aus allen natürlichen Verhältnissen zusammenhängen. Es ist eine unbeschreiblich große und vielgestaltige seelische Last, die wir alle durch diese Zeit tragen müssen.

Aber ist es nicht eben die nie dagewesene Schwere dieser Last, die uns die unbedingte Größe und stille Gewalt der Mächte empfinden läßt, deren Symbol uns Weihnachten sein soll?

Fichte sagt einmal in den Reden an die deutsche Nation, daß man im normalen Ablauf des Lebens der Religion nicht bedürfe, da zur Erfüllung seiner Anforderungen die wahre Sittlichkeit durchaus genügen müsse. Erst wo das Außerordentliche von uns verlangt wird, ein „Dennoch" allen niederdrückenden Mächten gegenüber, da bedürften wir „der Ergebung in ein höheres uns unbekanntes Gesetz, des demütigen Verstummens vor Gott, der innigen Liebe zu seinem in uns ausgebrochenen Leben". Auf diese eigentlichsten Siege unserer göttlichsten Kräfte sind wir heute mehr denn je verwiesen. Es muß eine Ueberwindung, ein Auflösen aller der unreinen Elemente geben, die uns heute die Klarheit der Seele zerstören. Wir müssen innere Zufluchtsstätten finden, in denen alles dies Trübe, Zerstörende, Verstimmende wesenlos wird gegenüber der Gewißheit, daß wir eine unantastbare und unvergängliche Kraft des sieghaften Guten besitzen, der wir nur zu glauben brauchen, um sie ins Leben zu rufen.

Unausgesetzt kämpfen wir diesen Kampf um unsere innere Unverletzlichkeit gegen bedrückende und widrige Eindrücke — jeden Tag richtet sich, bewußt und unbewußt, immer von neuem unser Glaube wieder auf unter den Stößen, die er bekommt; tausendmal erobern wir uns die Stimmung heiteren und gesunden Lebensvertrauens und tiefinnerer, klarer Freudigkeit neu aus dem Andrängen der beunruhigenden, lähmenden oder traurig machenden Wellen, die das zerwühlte Leben dieser Zeit über uns hinspült. Darum ist es gut, wenn Tage gesetzt sind, die uns diese unsere

innere Macht ausdrücklich zum Bewußtsein bringen sollen. In ihren Symbolen kommt die vielfach erprobte Wahrheit in neuer Gestalt, als eine Bestätigung von außen her zu uns. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Wir erfassen die göttliche Macht der Liebe, die schmerzenden Fesseln der Eigensucht zu schmelzen, das geheimnisvolle Vermögen, uns ohne Grenzen zu beseligen, das der geistigen Welt innewohnt, in diesen vertrauten Symbolen, und haben in ihnen den Nachklang unverwelklicher, köstlicher Erfahrung aus dem Schoß der Vergangenheit. Das Fest der Kinder in seiner süßen, warmen Einfachheit und Menschlichkeit zieht uns von selbst, unmerklich und ohne eigenen Kraftaufwand, hinein in das Weben dieses göttlichen Lichtes, in dem unser staubiges, vielverdunkeltes Leben immer wieder frei und klar werden kann. Frei und klar unter der Herrschaft der guten Kräfte, die es letzten Endes aufbauen und gestalten. Weihnachten ist so ein unphilosophisches Fest, geknüpft an eine selige Legende, verwachsen mit schlichtester menschlichster Glückssehnsucht und Freudebedürftigkeit, eingebettet in den kosmischen Kreislauf von Sterben und Auferstehen; Nacht und Licht — und in all dem — Ausdruck der tiefsten Erfahrungen und Gewißheiten der Menschen, die sich aus dem Bann des Nurweltlichen zur Heimat ihrer Seele durchkämpft haben. Und eben darum ist es ewig und unerschöpflich, nicht abzunutzen und nicht herunterzuziehen, es erinnert daran, daß unser Leben in einem Geistigen wurzelt, das niemals verloren gehen kann, immer gegenwärtig, immer zugänglich ist, sich uns nie versagt und seine Kraft nie verliert. Schönheit, Liebe, Kraft, Güte sind — ob noch so sehr beschattet, übertäubt, verschüttet, als letzter ewiger Sinn menschheitlichen Lebens wahr und wirksam, so lange die Erde steht. Es gibt kein Schicksal, aus dem nicht der Weg zu diesen Brunnenstuben allen Geschehens führt.

So werden die kommenden stillen Tage, in denen uns wieder die zarte Symbolik der Sternennacht auf dem Felde umwebt, ihre heilende Kraft nicht vermissen lassen, wenn wir uns ihnen hingeben. Möchten sie alle zerstoßenen Herzen in ihren Frieden einschließen.

Helene Voigt-Diederichs / Im fünften Krieg

Nicht irgendein alter, ums Vaterland verdienter Soldat ist's, von dem ich erzählen will, sondern von Tante Lotte.

Tante Lotte ist achtzig Jahre und wohnt im Altersheim einer kleinen norddeutschen Seestadt, wo sie freie Wohnung hat, ohne Licht und Heizung, und aus eigenem Vermögen dreihundert Mark jährlich zu verzehren. Sie ist eine sehr vornehme, mädchenhaftmütterliche kleine Dame, voll von Güte und Weitblick, einfacher Leute einfaches Kind, niemals verheiratet gewesen. Sie ist keineswegs verwandt mit mir, und ich habe sie bis zur Stunde nicht gekannt, kaum ihren Namen gewußt. Aber ich habe gehört, daß dies der fünfte Krieg ist, den sie erlebt — es ist so wunderlich tröstlich, daß da ein Mensch ist, der vier Kriege hat zu Ende gehen sehen. An sich beweist das natürlich nichts, aber was hat man für Sicherheiten für den Sonnenaufgang von morgen früh — als die, daß die Sonne auch heut aufgegangen ist?

Durch die regengewaschenen, windgetrockneten Straßen frage ich mich ohne Mühe zum Stift, das dasteht, prunkvoll wie ein Regierungsgebäude, mit Freitreppe, Koniferen und Rosen im Vorderhof, nirgends verrät, ein Gehäuse für müde Füße und alte bescheidene Leiber zu sein. Ja, ich fürchte mich fast ein wenig, gehe zaghaft, halte den Atem an, wie ich es immer tue, wenn ich mit der Obrigkeit in Berührung komme. Heutzutage mehr als je; sie verlangt Papiere, die ich niemals habe, beweist mir, daß ich, da in der zuständigen Liste mein Name fehlt, auch in Fleisch und Blut nicht vorhanden bin — bestenfalls gibt es ein Achselzucken: tut mir leid, aber Sie sehen selbst, es ist so. Oder man beruft sich auf Verordnungen, die ich nicht kenne, auf in leserlichem Deutsch gedruckte Zettel, deren Sinn ich auf keine Weise verstehen kann, wenn ich auch noch so oft, in der Hoffnung, es möchte ein Bild herausfallen, die Sätze in meinem Kopf durcheinander schüttele.

Gedankenverbunden, leise und demütig, steige ich die Treppen hinauf. Aber als ich dann in der milden sommerabendlichen Dachstube stehe, da habe ich alle Obrigkeiten der Welt mitsamt ihren Beweisen, Strafandrohungen und Schachtelsätzen restlos und von Grund auf vergessen.

Denn hier ist ein Mensch, der keinerlei von Außenher braucht, um sich im Leben zurechtzufinden. Der in sich selber seine unwiederholten, täglich neugeborenen Gewißheiten trägt, der sich nicht darauf versteht, das Metermaß irgendeiner fertig bezogenen Weltanschauung dem warmen Geschehen auf den Leib zu passen. Und was den lieben Gott betrifft, so ist seine Meinung in diesem Fall offensichtlich zu gut für den nützlich alltäglichen Mundgebrauch.

Tante Lotte sieht genau so aus, wie man sie sich vorstellt. Das heißt, wenn man sie erblickt in dem weiten Kleid, das nicht wegen seiner neuesten Kriegsmode, sondern wegen seiner schlichten Urältnis so faltenreich ist, weiß man sofort, daß sie es ist, sähe es schon an der weißen Spitze unter dem Kinn und den weißen Haaren, die vom Hinterkopf weggescheitelt in offenen bescheidenen Büscheln unter den Ohren stehen — nie im Leben hat sie eine andere Haartracht getragen.

Tante Lotte hat nicht gewußt, daß ich komme, aber sie nimmt es ganz selbstverständlich und sagt gleich Du, denn neben ihr bin ich ein Kind, und ich sage auch gleich Du, denn sie ist die gute kluge Sagenfrau, die von altersher bis heute reicht, Weltlaut und Menschen während dreier Geschlechterfolgen erlebt hat.

Erlebt? Ein nach außen windstilleres Dasein läßt sich kaum denken. Im Städchen geboren, im Städtchen achtzig Jahre lang daheim, höchstens einmal eine winzige Reise in die Nachbarstadt — aber nein, das stimmt nicht, Tante Lotte verbessert mich sofort.

Als blutjunges Ding hat sie ein unbezwingliches Verlangen gehabt, ihre Kräfte anderswo zu rühren als im vorgezeichneten Familienkreis. Ohne Vorwissen der Eltern nahm sie eine Stellung an in Hamburg, wo sie mutterseelenallein die vier Kinder einer Kapitänsfrau betreute, die mit ihrem Mann eine zwei Jahr dauernde Weltreise unternahm — für denselben Godeffroy, oh, Tante Lotte kennt ihn wohl! der späterhin die Naturforscherin Amalie Dittrich in die Südsee schickte ...

Wohlig und silberleicht gleitet sie im Zimmer hin und her, zwischen liebem altem Hausrat, plaudernd, Tassen rüstend — sie hat noch ein wenig Friedenskaffee erspart, und ein paar Makronen, ihre Nichte hat sie von Sylt mitgebracht, fünfzehn Mark das Pfund! Sie hat sich sehr erschrocken gehabt, hätte niemals davon zu essen gewagt, aber heut freut sie sich, daß sie da sind. Ja, und während sie gleitet und plaudert, fällt es einem auf, daß da ein Mensch ist sozusagen ganz ohne Eigenschaften. Eigenschaften werden einem vom Urteil der Mitmenschen beigelegt. Aber dies feine gegenständliche Wesen da braucht nichts beigelegt zu kriegen, ist alles oder ist es nicht — Eigenschaften, ich muß lachen über dies auflösende Wort — soviel Ganzem gegenüber.

Der fünfte Krieg, Tante Lotte?

„Weiß Gott, es ist der fünfte. Aber alle vier ersten zusammengenommen bedeuten nichts für die Welt, an diesem fünften gemessen. Wie alt ich auch darüber werden sollte, einerlei, den Frieden möchte ich erleben, vorausgesetzt, daß er nicht schimpflich ist für Deutschland — und daß es nicht verfucht, mehr zu nehmen als ihm bekommt." Und dann, mit einem ganz sanften kleinen zwingenden Willen nötigt die Sprecherin, daß ich von den Makronen nehmen soll.

„ . . . . Es gibt ja Leute, auch hier bei uns, die noch nicht genug haben vom Krieg. Die sagen, es ließe sich immer noch mehr machen. Oh, denen wünsche ich, daß nur ein einziges Mal ein feindliches Luftschiff über ihrem Kopfe stünde. Wenn ich sowas höre, muß ich immer denken, viel, viel zu gut haben's alle immer noch im Land . . . ."

Die früheren Kriege, also. Sie will gern erzählen. Es ist ihr alles so nah geblieben, freilich nicht nur das Fernvergangene, sondern auch das Geschehen von gestern und heut. Da sitzt sie nun und plaudert mit ihrer feinen klugen Stimme, die in der Tonlage sich immer gleich bleibt und doch so eigentümlich schwingt von innerer Wärme.

Digitized by Google

„1848, da bin ich nach der Osterschlacht als zwölfjähriges Mädchen bei Bekannten in Schleswig gewesen, schräg gegenüber vom alten Doktor Heiberg wohnten wir. Nachts bin ich aus dem Bett ans Fenster gesprungen, wenn die Soldaten durchkamen. Das Gefecht bei Bau, das war für die eingeborenen Truppen nicht gut verlaufen. Aber hier bei Schleswig, als die Preußen zu Hilfe kamen, da wendete sich das Glück. Das Grenadier-Regiment Kaiser Alexander, einen guten Monat war es her, da hatte es in den Märztagen in den Straßen von Berlin gekämpft. Nun sollten sie da mal raus, wurden gleich hier im Norden gegen die Dänen eingesetzt. Tapfer waren die einen wie die anderen. Aber der Sieg, der blieb bei den Preußen, trotz ihrer 417 Toten. Die Gräfin Balduin nahm mich mit nach Schloß Gottorp, da lagen die Verwundeten auf Stroh, die langen Gänge entlang — am schlimmsten war es in der Bildergalerie. Die Aerzte taten, was sie konnten, aber heut fragt man wohl, ob es immer das rechte war. Eine Tonne Hafergrütze für warme Verbände wurde jeden Tag gekocht. Wenn die Wunden ausgewaschen wurden, mit grüner Seife, — und sollte ich noch hundert Jahre leben, nie vergesse ich das Jammergeschrei. Lange Zeit hab ich keinen Soldaten mehr ansehen können. Und als später einmal die Musikkapelle vom Alexander-Regiment ein Konzert bei uns gab — als ich den Namen las, da ist es mir schlecht geworden, weglaufen mußte ich und weinen.

„... Ach, das war ein Tag, als die Freischärler in unsere Stadt einzogen. Sie kamen aus ganz Deutschland zusammen, sahen bunt genug aus, es war, als wenn jeder seinen Stolz darein setzte, anders als die anderen aufzutreten. Da gab es blaue, rote, grüne Filzhüte, mit Fuchsschwänzen oder Hahnenfedern, da gab es Schärpen um den Leib in allen Farben. Aber nachdem sie nun einmal da waren, benahmen sie sich garnicht mehr sehr kriegerisch. Sie ließen sich gut verpflegen, es gefiel ihnen bei uns — ach, überhaupt, die preußischen Generale an der Spitze, Schleswig-Holstein war ein reiches Land, da sahen die von da unten bald, daß es nicht gut mehr zu entbehren war.

„Man erwartete ja bei uns jeden Tag, daß die Dänen landen würden. Ein alter Kapitän war angestellt — ich seh ihn noch, sein rotes, großmächtiges Gesicht! —, der sollte die Sturmglocke läuten, sobald irgendwas Verdächtiges laut ward. Da stand er immer mit dem Strick in der Hand und langweilte sich. „Schall it oder schall it ni? Ach wat, lat Schiet bimmeln!" So flog denn das Sturmläuten über Land, alle Kirchtürme von Schleswig nahmen es auf, und dann ärgerten die Leute sich: kein Däne kam.

„Die Schlacht bei Eckernförde? O ja, ganz gewiß haben wir was davon gespürt. Am Gründonnerstag, wir hörten es schlagen, ganz dumpf, das war, als der „Christian der Achte" in die Luft ging. Die Leute fuhren von hier aus zu Wagen hinüber, fischten sich Splitter aus dem Wasser zum Andenken... Und später hatten wir doch die Dänen im Land, dreizehn volle Jahre, und mußten uns beugen. Die es taten, taten es zähneknirschend. Manch einer mußte fliehen. Viele wanderten aus. Storm war auch dabei. Da wurde überall im Land herumgerochen, wer etwa deutsch gesinnt war. Eine Patrouille kam auch zu uns. Da hatten wir so ein kleines Holzschiff an der Decke baumeln mit dem Danebrog am Mast — als die Leute das sahen, waren sie beruhigt. Aber meiner Mutter war es nicht recht geheuer. Ich hatte einen Hut mit einem schwarzrotgoldenen Band. „Kind, das mußt du umkehren!" sagte sie. Die Rückseite nämlich war einfarbig Gold. Ich besann mich einen Augenblick. „Nein," sagte ich dann, „umkehren — tu ich es nicht. Wenn ich die deutschen Farben nicht tragen soll, will ich überhaupt keine tragen!"

An dieser Stelle freut Tante Lotte sich, und während sie ihre eigenen Worte wiederholt, zart und fest, ganz ohne Eitelkeit, erlebt man es, wie ein Mensch achtzig Jahre durch ganz unauffällig seine eigene Meinung von den Dingen gehabt und nach ihr gehandelt hat — was gar nicht so ohne weiteres ein und dasselbe ist.

Und Tante Lotte erzählt weiter von den Dänenjahren. Von den Pastoren, den schwarzen Gendarmen, die ins Land geschickt wurden zum Kampf gegen die Muttersprache. Niemand liebte den König. „Er kam einmal im Winter, es war Befehl, die ganze Stadt sollte erleuchtet werden — keine sechs Fenster waren hell. Als er wenige Tage später starb, sagte man wohl, er sei vergiftet worden. Aber das stimmte nicht! Er war bei Nordost, dem schwersten Wetter, das wir hier haben können, hinaus nach Schleimünde gefahren, die Befestigungen anzusehen. Da muß er sich erkältet haben, lag nachher krank auf Schloß Glücksburg." Ein Telegramm von Napoleon III., das eine Einladung zum europäischen Kongreß brachte, war das letzte, was er auf Erden gelesen hat.

„... Man mußte ja stillhalten. Aber Du kennst doch Storm? Storm behielt recht. Das Land ist unser, unser soll es bleiben! Es kam die Erhebung von 1864. Ein Spielmann sang durch die Straßen: Schleswig-Holstein wappne dich für deinen Herzog Friederich. Heih, wie flogen die Pfennige in seinen Hut...!"

Ich habe oft von dem entzündlichen Geist dieser Zeit zwischen 1864 und 1866 reden hören. Niemals ist er mir lebendiger geworden als durch das Leuchten auf dem Gesicht der Achtzigjährigen: heih, wie flogen die Pfennige in des Spielmanns Hut...

Es ist dämmerig geworden. Tante Lotte sieht ins Innere des Zimmers und doch wie gegen den Himmel gewendet, ganz hell ist ihr Gesicht, durchsichtig beinahe. Da ist der Mond, der scheint von draußen in den Mahagonispiegel. Das Glas wirft das Licht zurück, so daß es blüht wie der Geist ewiger Jugend aus dem sanft verwitterten und doch in irgend etwas von Kindesbeinen an unveränderten Antlitz.

„Soll ich Licht machen?" Tante Lotte steht auf dem Fenstertritt, kramt nach Zündhölzern. Nein, kein Licht! bitte ich. „Sieh mal, Kind!" Sie ruft mich vor die offenen Scheiben, zeigt hinaus in das von Mond und Abendrot träumliche Land ... „Da drüben, kannst du dir denken, was es für uns hieß, als an einem Tag im Februar alles voll war von Blinken, ganz heimlich und still? Durch die kahlen Bäume sah man, was los war: die Preußen waren da unter Prinz Friedrich Karl! Leise bei Nacht räumten die Dänen die Stadt. Kein Tropfen Blut ist verlorengegangen. Da war ein Küchenwagen, der lag umgefallen am Weg, alle Töpfe verstreut im leichten Schnee. Wenn's auch ein dänischer Wagen war, ich bückte mich doch und half — Freund oder Feind: sollte er nicht Essen bringen für hungrige Soldaten?"

Tante Lotte wird nicht müde zu erzählen. Da ist das Jahr 1864 und da ist 1866 — manches bleibt, über das ihre Stimme ein wenig schwerer dahinstreicht. Aber war nicht Bismarck? Und zeigte sich nicht, daß alles gut war, was er gewollt? „Und dann, es blieben Leute von da unten im Land, neue kamen dazu, so wurde sukzessive das schwere Blut beweglicher. Das war kein Schaden für uns. Und unser Herzog? Der ist Anno 1870 mit gegen Frankreich gezogen, in bayerischer Uniform freilich. Und eine schleswig-holsteinische Prinzessin wurde Deutsche Kaiserin.

„1870 — was war das gegen heut! Wir waren immer vergnügt, immer in Siegesstimmung — zogen nachts vor die Post und leuchteten mit Zündhölzern nach Depeschen. Damals — sechs Tote gab's in der Stadt. In diesem Krieg — viel über hundert sind es schon ..."

Eine kleine Stille steht, deutlich hörbar, im abendgrauen Raum.

Aber es ist nicht alles Krieg, was Tante Lotte sieht und denkt in dieser merkwürdig zeitlosen Stunde. Ohne abzuschweifen, ohne zu wiederholen hat sie ihre Bilder aufgebaut. Nun steht es noch einmal da, das Jugendland, in ganz anderem Licht, friedlich und familienhaft. Da sind die alten Sachen um sie herum, die schon in ihr Elternhaus hereingeerbt waren. Das Mahagonisofa mit den feinen gelben Linien; — neulich war ein Badegast da, der wollte es ihr abkaufen. Es wäre ja nicht besonders viel dran, durch und durch unmodern, hätte zögernd die Frau gemeint, aber grad in der Länge passe es so schön für ihren Mann.... oh nein! ehe sie sich für Geld trennen würde von ihrer Mutter Hausrat!

Tante Lotte lächelt — die Erinnerung an das Schulleben hebt sich auf. „Viel war es nicht, was der Lehrer konnte. Lesen, schreiben, rechnen — und dann Naturgeschichte. Aber um nur in der Orthographie mit Ehren zu bestehen, brauchte man

Digitized by Google

Privatunterricht. In der Naturgeschichte ging's auch eigentlich nicht weiter, als daß die Vögel in zwei Klassen zerfielen: Sumpfvögel und Zugvögel. Die Ferien wurden mit Handarbeitsunterricht vollgestopft, damit wir Kinder in Zucht und Arbeit blieben. Das eigengemachte Leinen, wie schwer lag so ein Hemd auf dem Schoß! Ach, und dann immer nach dem Faden nähen. Aber wir entschädigten uns. Da gab es im Deckel vom Nähkasten ein Papier-Puppentheater, wenn die Lehrerin kam, schnell zugeklappt! Das wirkliche Theater, Komödie hieß es damals — man kam ja niemals hin, aber es mußte etwas Unerhörtes sein. Die Schauspielertruppe vom Grafen Hahn aus Schleswig erschien in jedem Jahr, mit ganz richtig ausgebildeten Sängerinnen sogar. Die Erwachsenen liefen in alle zwölf Aufführungen, aber man sprach nicht davon in der Kinder Gegenwart. Endlich, mit vierzehn Jahren durfte ich hingehen. „Der Student oder der Donnerschlag" hieß das Stück. Aber als es wahrhaftig in der Luft zu rummeln anfing — ich hab' all meine Zeit nicht gern was mit Gewitter zu tun gehabt — einfach ausgerissen bin ich, mitten in der Vorstellung. Noch heut hab ich es an mir, daß ich manchmal weglaufen muß, mich ganz für mich allein auszulachen oder auszuweinen. Auch das mit dem Gewitter ist so geblieben. Angst? Nein, wovor Angst. Aber kommt eins herauf bei Nacht, geh ich hier im ganzen Haus herum und klopfe an jede Tür. Ob sie dann aufstehen, ist ihre Sache. Neulich saßen wir im großen Saal beieinander, der ganze Himmel war ein einziges Feuer. Ich guckte mir all die Menschen an und dachte immer: wenn's nun einschlägt und sie laufen in der Kledage hinaus auf die Straße. Eine hatte nichts als einen Schulterkragen über der rosa Nachtjacke... Nachher, als alles vorbei war, konnte ich nicht schlafen, mußte mir eine Tasse Kaffee kochen, um mich ordentlich auszufreuen...."

Nach diesem lächelnden Seitensprung kehrte Tante Lotte zum wesentlichen ihrer Rede zurück. „Was Handel und Wandel anbetraf, da fuhren unsere Schiffe mit Butter und Käse nach Kopenhagen. Oh, die Menschen verstanden sich auch schon damals auf allerhand, wußten Wasser in die Butter zu kneten, daß sie schwerer wog. Bittgottesdienste wurden gehalten, wenn sie ausfuhren, und alle Jahr gab's das Schifferfest. Erst ein Kirchgang, ganz steif in besten Kleidern. Nachher wurde gegessen und getrunken, da dachte keiner mehr an Steifigkeit. Aus Jütland kamen die Wagen mit schwarzen Tontöpfen, die waren in Heidekraut verpackt, und dann im Herbst die Kärrner aus Thüringen — das war ein Aufstand! Sie brachten feine Grütze, Kattun, Holzwaren und fuhren weg, beladen mit Honig und Fässern voll Heringen oder Meth. Das war noch alles lange vor der Eisenbahn. Später hörte man viel davon, kriegte ja nicht gleich eine zu sehen, aber ein Karussel kam, das hatte statt der Pferde lauter kleine Eisenbahnwagen. Da mußte jeder drin gefahren sein, auch wer sonst lang in kein Karussel mehr ging... Wenn man die Schleckereien bedenkt, ohne die es nicht mehr ging — vor dem Krieg! —, wie einfach war unsere Zeit. Sonntags vielleicht einen Zwieback, und Weihnachten einen braunen Kuchen, damit war der Putt fertig. Zucker war eine Kostbarkeit. Aber da muß ich an unseren Nachbar denken, den Färbermeister. Dem hatte seine Frau das Rauchen verboten. Dann sah sie ihn leise vor sich hin knabbern, dachte, er priemt. Bis sie eines Tages ihren Tatertopf voll Zucker, den sie unterm Hahnenbalken versteckt hatte, leer fand. Irgendwas muß ich haben! sagte er. Die Frau war entsetzt; laß ihn nur wieder rauchen, redete die Tochter zu. Aber nun wollte er nicht, wollte zur Bestrafung sein Leben lang beim Zucker bleiben ... Krankheiten? die gab's nicht viel ... Verdorbenen Magen — kannte man nicht. Für eine Wunde war ein Spinngewebe frisch aus dem Stall der sicherste Verband, je staubiger, desto besser. Das stillte jedes Blut." Ein kleiner Seufzer. „Ja, wenn's nur heute noch so wär'. Ach, da haben die Aerzte anderes zu tun ..."

Da plötzlich steht er wieder da, der fünfte Krieg. Mitten im mondenduftigen Zimmer mit den weißblinkenden Bildern und den rötlichen Säulen der Alabasteruhr. Er reckt sich und wächst, füllt jeden Winkel aus. „Ich hab' so gern gesungen all mein Leben lang," sagt Tante Lotte, tief aus dem Herzen kommt ihre Stimme. „Jetzt singe ich nicht mehr — später vielleicht, nach dem Krieg, da sing' ich wieder — hoffentlich!"

Meine Zeit ist zu Ende, es hilft nichts, der Abschied muß genommen sein. Nun will Tante Lotte ganz ernstlich Licht machen; aber nein, es ist viel schöner hinauszugehen aus dem Zimmer, so wie es ist. „Wirklich, Liebe? Nun, wie du willst ... Aber nun sag' mir noch, wie ist's mit der Ernte bei euch zu Haus, ist denn der Roggen trocken eingekommen, daß wir gutes Brot kriegen? Wenn wir das man immer haben, hat es auch in diesem Winter so leicht keine Not ..."

Sie läßt sich nicht abhalten, die vielen Stufen mit mir hinabzusteigen. Unter der Treppenflamme seh' ich ganz scharf ihr sanftes, rundlich umrissenes Gesicht, das voll ist von den Winkeln und Ecken der Altersrunen. Eigentlich ist gar nichts Ungewöhnliches darin, ein leiser Zug lebenslanger körperlicher Schwäche beinah, die Tante Lotte vorhin selbst einmal andeutete mit den Worten: darum hatte ich auch immer soviel Zeit für meine eigenen Gedanken.... Aber nun ist plötzlich von dem ganzen Antlitz nur das Licht da, das auf ihrer Stirne dauert — ein Licht, das nicht im Kopf, sondern im Herzen angezündet ist.

„Auf Wiedersehn!" Tante Lotte küßt meine Schläfen. „Komm' bald — vielleicht ist dann doch der Krieg zu Ende... er ist aus Neid in die Welt gekommen — Neid, das ist eine von den sieben Todsünden ...."

Mein Schritt hallt durch die Gassen zum Wasser hinab; in den Spiegel des silberdunstigen Nachthimmels zeichnen die schwarzen Heringszäune ihre mörderischen Irrgärten, unlöslich dem Blick, der doch, sinnbildlich angezogen, immer wieder versuchen muß, durchzudringen. Aber wie er sich müht, er dringt nimmermehr durch ...

Es fällt mir ein, daß Tante Lotte außer diesem kleinen Wort von der Todsünde des Neides nichts vom Gut oder Böse des Krieges gesagt hat. Ihr Gut, das ist die Ueberzeugung, mit der man etwas tut, ihr Böse Neid und Haß .... Soldaten stapfen daher, seit einem halben Jahrhundert niemals gesehen in dieser kleinen Stadt — wann werden sie wieder verschwunden sein?

Drei Stunden langer Heimweg in gewittriger Nacht. Immer sehe ich die Greisin — nein, das Wort paßt nicht für sie, die welke, fast zärtliche Gestalt mit den wolkenleichten Bewegungen, und es klingt ihr junges Wort: „Vielleicht — nach dem Krieg — da sing' ich wieder ...."

Eduard Lachmann / Rumänische Streife

Die letzten Kämpfe. (Schluß.)

Früh am nächsten Morgen aber gleitet man von der Ruheinsel wieder in die Bewegung, der Marsch führt auf die Stadt am großen Flusse zu. In einen schweren, atembeklemmenden, undurchsichtigen Nebel ist alles gehüllt. Man weiß nicht, ob er vom Wasser kommt oder vom Brande. Vom Brande? Denn jetzt haben die Russen die Leitung des allgemeinen Rückzuges übernommen und bewerkstelligen das in wohlbekannter, erfahrener und gründlicher Weise, völlig gleichgültig, ob die restlose Zerstörung eigenes, befreundetes oder fremdes Gut betrifft, wenn sich dabei nur die Taschen des einzelnen füllen und an dem übrigen, das nicht mitzunehmen ist, die brüderliche Flamme ganze Arbeit machen kann. Verkohlte Eisenbahnzüge liegen längs der Straße auf den Schienen, die Wagen strecken ihr eisernes, verbogenes Gerippe in die Luft, und die Stadt, die bald erreicht ist, trägt die Zeichen der sinnlosen Vergewaltigung und Schändung im wehrlosen, mißhandelten Antlitz. Der stattliche Bahnhof ist bis auf die Mauern abgebrannt, Läden sind erbrochen und ausgeraubt, Fenster und Laternen sind zertrümmert, weil das eben bei der eiligen Preisgabe am leichtesten war. Denn ein Kampf hat um die offene, große Industriestadt gar nicht stattgefunden.

Digitized by Google

Aus dem Gewirr kleiner Häuser ragen Türme. Eine hohe Mauer schließt sie ab. Dahinter dehnt sich ein mächtiger, gutgepflegter Park, in dessen Mitte sitzt das Schloß. Obwohl im ganz großen Stile gehalten, mit parkettierter Diele, Kaminen, Seidenmöbeln, gespickt mit Kunstschätzen an Wänden und auf Konsolen, mit einer Flucht von prächtigen hohen Wohnräumen und Schlafzimmern mit Einzelbad, reizt es als Ganzes in der flüchtigen Marschpause weniger als die großen, herrlichen Stallungen, die sich im Parke befinden. Es ist das wohlbekannte Gestüt eines rumänischen Staatsmannes, für den abziehenden Gegner ein dankbarer Gegenstand zum Plündern. Gestern abend war er noch Herr hier, und alles, was irgendwie brauchbar war, hat er mitgenommen, vom Sattelzeug bis zu den Derbycraks, und nur die Jährlinge und Mutterstuten hat er dagelassen. Zum Zerstören aber war die Zeit offenbar zu knapp. So läßt man sich's vom amerikanischen Trainer, einem würdigen, freundlichen Gentleman, berichten, und ein lebhafter, eleganter Franzose fällt ein und ergänzt die Tatsachen. Aber weiter heißt es, und mit Bedauern nimmt man Abschied von dieser Stätte verwandten Reitergeistes, wo unsere Pferde auch mal ein Luxusquartier in den geräumigen Boxen der großen Ställe hätten haben können.

Wieder ist Flußübergang, sind steile Ufer, und dann ist die Steppe da. Irgendwo in der Ferne sind noch die Berge, die sich nach Norden kehren, zu erkennen, aber dann schließt der Nebel einen geschlossenen Kreis um die Reiter. Immer gleich und durch nichts unterbrochen, dehnt sich die einförmige, wegelose Fläche, ein Gelände, geschaffen zur Attacke und zum Reiterkampf. Und kaum gedacht, knallen auch schon Schüsse, pfeifen Kugeln aus dem Nebeldicht, und wie von selbst entwickelt sich der Kampf zur vollkommensten Form, der Attacke. Nach rechts und links schwärmen die Reiter aus zu langen Linien in einem Glied, wo durch den wallenden Nebel die Sonne bricht, blinken Säbel, Hurra tönt, und unversehens ist man am Feinde. Der hält einen Augenblick stand, aber dann beginnt er zu weichen, und die Verfolgung setzt ein. In einem der seltenen Dörfer steht er wieder fest, die Maschinengewehre fahren vor, im Nu sind sie frei, ganz nah am überraschten Gegner, der ihrem sechs- und zwölffachen Geschnatter nicht standzuhalten vermag. Weiter geht es den Tag durch. Und als am Mittag sich die Sonne mit einer Kraftanstrengung fast plötzlich die Herrschaft über den Nebel erkämpft hat, da bietet sich einer vorfühlenden Abteilung von einem Strohhaufen am Ausgang eines eroberten Dorfes ein seltenes Bild. Der Feind ist sichtbar geworden, nicht als einzelner oder in Gruppen oder Schwadronen, wie man ihn wohl sonst schon zu Gesicht bekommen hat, nein, in seiner Ganzheit und Vollzähligkeit, im geordneten, großen Verbande, wie es einem in diesem Kriege der weittragenden Feuerwaffen, der fortgeschrittenen Aufklärung, der sorgsamst ausgenützten Deckungsmöglichkeiten nur ganz ausnahmsweise widerfahren kann. Hier mag es dem glücklichen Zufall eines völlig ebenen Geländes und dem unerwarteten Wetterumschlag zu danken sein, durch den wie mit einem Griff der bergende Nebel vom Gegner abgehoben wurde, vielleicht auch ist es die Wirkung unerkannter höherer Strategie. Und das Seltsame ist, der Feind scheint seine Entblößtheit nicht zu fühlen, ruhig und unbewegt verharrt er auf der Stelle, nur ganz in der Ferne sind fahrende Bagagen. Davor aber reihen sich Schwadronen neben Schwadronen, geordnet in Abständen und Kadres, immer dünner werden die Linien auf den Beschauer zu, vor dem in einer Entfernung von tausend Metern etwa die letzte ausgedehnte Postenreihe einzelner Reiter steht. Keine Zahlenangabe beiläufigen Schätzung könnte den Eindruck der Reitergeschwader, die in schwärzlichen Wolken den Horizont umsäumen, wiedergeben, sicher ist nur, daß es sich hier um den Kern des an dieser Stelle eingesetzten feindlichen Heeresteils handelt. Durch das breitgelagerte Dorf muß ihm unser Aufmarsch verborgen sein, er wartet im Ungewissen, und wieder zeigt sich, was Ueberraschung und Verblüffung auch auf einen an Zahl weit überlegenen Gegner vermag. Kaum haben unsere Kanditzen die ersten Treffer in seine Scharen gesetzt, als das starre Bild eine starke, innere Bewegung erhält. Die schwarzen Kolonnen ziehen sich hierhin und dorthin auseinander und verschwinden schließlich in dem schon hinten wartenden Abendnebel. Wie von einem bevorzugten Platz im Parterre ist vom Heuschober die Bühne dieses Geschehens zu überschauen, rechts setzt eine Brigade von uns in die Flanke, und wir folgen frontal. Der Abend erst macht dem Vordringen ein Ende, im Biwak landen verspätete feindliche Bagagen, die sehr erstaunt sind. Wieder ist ein Kampftag vorbei, und um soundso viel Kilometer sind wir weiter im feindlichen Lande.

Der Ueberblick.

Noch hat das Nachstoßen in die Steppe kein Ende, noch drängt die Kette der Heere, dichter werdend, im Bogen in den Nordflügel des Landes hinein. An seiner Schwelle aber, auf einem mächtigen Gute, das mit seinen großzügigen Anlagen, seinen langgestreckten, haushohen Kornkammern, bis unters Dach angefüllt mit ausgedroschener Frucht, so recht ein Zeichen für den Reichtum des Landes und die wirtschaftliche Bedeutung des Kampfes ist, löst ein Befehl einen Einzelnen aus dem Verbande der fechtenden Truppe. Wieder wird offenbar, wie jeder nur ein kleines oder kleinstes Rad ist in der großen Maschine, von außen her bestimmt, sich vorwärts oder rückwärts zu drehen und nicht nach eigenem Willen und Verstande. Ein Druck irgendeines Berufenen an dem Schaltbrett, an dem die Befehle ausgelöst werden, und schon hat der Betroffene Abschied genommen und sitzt auf umgewendetem Pferde. Mit Gefühlen der Lust oder Unlust auf eine solche plötzliche Umstellung zu erwidern, wäre vielleicht menschlich, ist aber in der Erfahrung zweier und eines halben Jahres als zwecklos erkannt und längst überwunden. Ein Sonderauftrag will einen mit zwei Begleitern weit weg führen, aus dem Lande hinaus, das man soeben erobernd durchstreift hat. Das bedeutet eine Trennung von den Kameraden für mehrere Wochen, und man weiß als Trost nur, daß, aber nicht wo man sie wieder finden wird.

Ein langer Marsch steht bevor, diesmal in langsamerem, unbedrängtem Zeitmaß, und die Bilder des Gesehenen rollen sich in umgekehrter Reihenfolge ab, das Bedeutsame vertiefend, auch das Nebensächliche hervorhebend, nach dem bloßen Anschauen auch das Urteil weckend, einen Ueberblick gewährend. Es war doch nur wenige Tage vorher, und doch hat alles schon einen anderen Zug erhalten. Der Ausdruck des Todes und des Schlafes in den in Hast und Unordnung verlassenen, preisgegebenen menschlichen Siedlungen ist verschwunden, überall ist Leben und Bewegung spürbar, Besinnung und Ordnung erwacht, das Land ist über Nacht zur Etappe geworden. Waffen- und Munitionsdepots, Beutesammelstellen, die mannigfachen Wirkungsstätten des Roten Kreuzes, vom Lazarett bis zu den Krankenstuben, die Marketendereien und sonstigen Materialniederlassungen, alles ist durch große Tafeln, Pfeiler und Wegweiser kenntlich gemacht, überall sind Posten und

Digitized by Google

Wachen, und daß das notwendig ist, um das Vorhandene zu sichern und zu erhalten und das Land gegen seine eigenen Einwohner zu schützen, das beweisen die Bekanntmachungen des neuen Gouverneurs. Auf Grund trauriger Erfahrungen droht er jedem Landeseinwohner die Todesstrafe an, der beim Plündern verlassener Wohnungen betroffen wird. Zur Arbeit wird auf anderen Maueranschlägen aufgefordert, und langsam, aber erkennbar beginnen Handel und Verkehr sich in die alten Gleise zu schieben.

Das Weinland öffnet sich wieder und hier überrascht die drei deutschen Reiter im kleinen Dorfe das deutsche Fest. Daß eine kleine Tanne, nach der man sich auf dem Tagesmarsche in dem baumarmen Lande fast die Augen ausgesehen hat, im Zimmer steht mit drei Kerzen darauf, wen nähme das wunder. Eines weiteren bedarf es ja nicht, um diese dritte Weihnachten im Felde gleich den zwei anderen zu einem schönen Feste der sich tief verlierenden Erinnerung zu machen.

Einen Tag später geht es durch die große Stadt, neben der Hauptstadt ein zweiter Mittelpunkt des Landes, der Sitz der Petroleumindustrie. Die Stadt liegt in den Ausläufern der Berge, die schneebedeckt hinter ihr aufragen. Auf diesen Verbergen, nur wenige Kilometer entfernt, wachsen die schwarzen Bohrtürme, einer neben dem andern aus der Erde, ein Wald kegelförmiger Türme, von denen jeder eine Haube trägt. Wo Wasser aus den Hängen sickert, glänzt die Erde gelb und fettig braun, in jeder Lache spiegeln sich die Farben des Regenbogens, das sind die unmittelbaren Spuren der Schätze, die hier die Erde birgt. Daneben werden die großen unter- und obertirdischen Rohrleitungen sichtbar, die mannigfachen Gewinnungsanlagen, die Riesentanks und alles übrige, was zu dem Bilde einer Großindustrie gehört, Schornsteine, Fabrikgebäude, Lichtanlagen, Hochspannungsleitungen. Um die Quellen selbst hat sich wieder eine Stadt gebildet, ringsherum liegen die Arbeiterdörfer. So viel man auch von Zerstörung reden hört, im Vorbeireiten ist wenig davon zu sehen, selten nur sind Spuren von Bränden da, die Ruhe allein, die über den Stätten sonst der emsigsten Arbeit und des lauten Lebens liegt, wirkt unheimlich und läßt die Werke ausgestorbener erscheinen, als sie beim näheren Zusehen sind. Denn überall ist ein kleiner Anfang wahrzunehmen, ein Wiederaufrichten, in jeder Fabrik sind militärische Kommandos, Zivilisten tauchen auf, elegante Herren, offenbar Ingenieure und Leiter, vereinzelte Arbeitergruppen, ganz langsam beginnt auch hier wieder das große Getriebe den ersten Schwung zu nehmen.

„Hundert Millionen Lei Gesellschaftsvermögen" schreit die Reklametafel einer Petroleumfirma über die Straße. Und daß Millionen hier verdient wurden und wieder werden können, dafür bietet die Umwelt überall erfreuliche und andere Zeichen. Alles Zivilisatorische, Straßenbau, Beleuchtung, Kanalisation ist in einem Zustand, der dem in unseren entwickeltsten Gegenden daheim nichts nachgibt. Die große Stadt hat prächtige, breite Straßen, weite gepflegte Anlagen und Gärten, Konzertplätze, Reit- und Fahrwege, aber die Blüte muß zu rasch emporgetrieben worden sein, denn es fehlt der Stadt das Gepräge organischen Wachstums mit Uebergängen, Entwicklungsstufen und Ruhepunkten, und weder die prunkvollen öffentlichen Gebäude, noch die üppigen Villen und Stadthäuser haben irgendein persönliches architektonisches Gesicht. Der Gründerstil der achtziger Jahre feiert hier seine reßlosen Triumphe, und es wäre leicht, darüber ein breites zu spotten und zu witzeln. Darum sei lieber davon geschwiegen. Der Soldat im Kriege, zumal im Osten, oft genötigt, im Heu oder in dumpfen schmutzigen Bauernkaten zu nächtigen, begrüßt ja auch ein richtiges, warmes Zimmer, Gardinen an den Fenstern, einen Waschtisch und vor allem ein frisch überzogenes Bett und Sprungfedermatratze mit reiner Freude, ohne sich seinen Traum durch faltenreichen Betthimmel mit Quasten und Bommeln, durch Riesenmarkartsträuße, Nippeskommoden und den übrigen Krimskrams auch nur im geringsten stören zu lassen. Aber undankbar, wie der Mensch ist, kann er es am nächsten Morgen doch nicht unterlassen, mit dem minaürlichen und wahllosen Luxus der Goldgräberstadt hier einen Vergleich zu ziehen mit den stillen, einfachen flandrischen Städtchen, den sauberen ruthenischen Bauernstuben und den hellen fröhlichen Quartieren, die er im Weinland unlängst verließ.

Wieder steigt die Straße, der Paß ist da. Durch den einen ist man in das bergumschützte Land eingebrochen, durch einen andern zieht man jetzt hinaus. Wieder sind die drei Geschwister vereint, Fluß, Bahn und Straße. Aber als wollte Natur die Ehre retten und alle Eindrücke menschlicher Kleinheit auslöschen, erhebt sie sich nun zu strahlendem, bisher nie geschautem Glanz. In verklärter Reinheit leuchten die überblauten Schneegipfel, talwärts ziehen sich dichte Wälder, tief unten rauscht der Fluß, aufschäumend im steinigen Bett. Ein Blick zurück über die Serpentinen der Straße, wer hinunter ins Tal, wo sich die Ebene ferne breitet. Kleine Dörfer kauern sich eng geschmiegt an den Berg, und schon hat man den falschen Pomp und das Gewollte und Unechte der Städte vergessen, als es sich noch einmal krass und aufdringlich vor die Augen schiebt. Villen werden immer zahlreicher, eine geziertere und verziertere als die andere, an dem berühmten Kurorte der Bukarester Großen kann man nicht vorbei, selbst wenn man es möchte, ohne davon kurz Notiz zu nehmen. Fast als wollten sie die karge Steilheit der Felsen übertrumpfen, klettern die Riesenkästen der Hotelpaläste den Berg hinauf, das sechste Stockwerk ist, von oben gesehen, am neuen Wege ein Erdgeschoß, und die Reihen der Fenster sind wie mit dem Messer in die glatte Wand geschnitten. Kandelaber mit Drachenköpfen, aus deren Mäulern weiße Glaskugeln heraushängen, umstehen brütend die Totgeburt einer ausschweifenden Baumeisterphantasie, das Kurhaus, ein mit Stuckornamenten überreichlich versehenes, ungegliedertes Steinmonstrum, in dem sich Plüschmöbel vor hohen Spiegeln mit Goldleisten langweilen.

Etwas höher hinauf, in einer Talfalte, liegt das Königliche Schloß. Spitz und überspitz erheben sich Turm und Türmchen über in und nebeneinander geschachtelten Baulichkeiten. Der Grundriß muß ein Labyrinth sein, zu dem ein Ariadnefaden nötig ist. Nicht genügen konnte sich die Laune des Schöpfers an neckischen Einfällen. Da ragt ein Turm im Jugendstil mit romanischem Wulstansatz, dort hat man, um das Ländlich-Einfältige zu bannen, viel Holzfachwerk verwandt, wie es die Schweizerhäuser haben, hier ist ein Erker mit Butzenscheiben à la Nürnberg, in der Hauptsache aber ist man, soweit noch erkennbar, einer irrigen Renaissance treu geblieben, da es sich doch um das Schloß eines Königs handelt. Deshalb viel Balustraden, Terrassen, heraldische Embleme, zwei richtige Kanonen und ein Fensterpaar aus dem Heidelberger Schloß. Alles säuberlich gekalkt, mit echten Steinen untermischt, das versteht sich, aber im ganzen ist der Eindruck geschickter Zuckerbäckerarbeit peinlich gewahrt.

Digitized by Google

Nicht mehr als ein flüchtiges Bedauern jedoch vermögen diese baulichen Irrtümer inmitten einer Szenerie der Natur zu wecken, deren ewige Schönheit jene nicht beflecken können. In reinstem Weiß läuft eine Schneebahn zwischen dunklem Tannengrün hinauf zu den Spitzen der Berge; Ruhe und Stille ist in den wohlgepflegten Parkanlagen, und man geht darin umher im Andenken an den alten König, der in jenem Eckzimmer dort nach einem reichen Leben spät und doch zu früh gestorben ist. Ein alter Diener zeigt, wo die Königin gern gegangen ist unter den Tannen, im Gedicht die alte und die neue Heimat bindend, und die Gegenwart, in der die Altersweisheit jenes Paares ins Sinnlose und Gewaltsame verzerrt wurde, lastet drückend und schwer auf dem vereinsamten Königssitz.

Noch begleitet uns Sonne und südlicher Himmel die steiler werdende Straße hinan. Wieder mehren sich die Spuren des Kampfes, Stacheldrahtverhaue, Wolfsgruben, Schützengräben, das übliche Bild. Wieder sind Häuser zerschossen und ausgebrannt. Mit Brückenbaumaterial reich befrachtet, ziehen daneben Eisenbahnzüge ins überwundene Tal hinunter.

Auf der Paßhöhe aber, gerade beim Ueberschreiten der Grenze, setzt dichtes Schneetreiben ein. Wie könnte es auch anders sein. Denn wir schreiben Silvester 1917, und der dichte Tannenwald, durch den die rasch fallende Straße hinunterführt, nimmt die heimkehrenden Reiter wie mit einem Gruße aus der Heimat auf. Hier stören keine anspruchsvollen Villen mit geweißten Blechfassaden die Ruhe des Waldes, einsame Bauernhöfe liegen verstreut im Tal mit festen Steinmauern und wohltuend materialechten Giebeldächern aus schweren Eichenbalken. Am Abend aber feiert man im deutschen Dorfe den Anfang des neuen Jahres.

An seinem ersten frostklaren Tage reitet man in die deutsche Stadt ein, die hier in den schneeverwehten Schluchten liegt. Seltsam befreit schreitet man durch die kleinen winkligen Straßen, deren Ausblick die hohen Gipfel abschneiden, überall wird der Blick zur Höhe gezogen. In der Stadtmitte steht das Rathaus mit dem Turm, einfachster, ländlicher Barock. Und wenn man dann oben auf der Zinne steht, einem Aussichtspunkt auf einem der nahen Berge ringsum, dann kann man in die Stadt und in die Geschichte ihres Werdens wie in ein aufgeschlagenes Buch hineinsehen. Da haben sich noch viele Höfe erhalten, die völlig umschlossen sind von Mauern und Gebäuden, wohl die Urzellen der menschlichen Siedelung hier, da sind die kleinen krummen Straßen zwischen den Reihen der Giebeldächer, da ist die Kirche, die man langsam gebaut hat, Stück um Stück, wie die nicht allzureichlichen Mittel gerade zur Hand waren. Das hohe gotische Schiff sollte zwei stolze Türme haben, das ist genau zu erkennen. Aber es hat eben nur zu einem gelangt. So steht der nun davor wie ein Wächter und Zeuge zugleich und füllt seinen Platz aus, sicher und festverwachsen mit dem altvererbten und bewährten Boden. Es ist gar nicht so viel Zivilisation in der kleinen Stadt ausgebreitet, glücklicherweise möchte man beinahe sagen, jedenfalls gibt es keine großartigen Bogenlampen, die aus Drachenmäulern heraushängen. Desto mehr aber ist zu spüren von dem Walten alten, bodenständigen Kultursinns. Man greift hier nicht gierig nach dem Neuen, weil man nur eben zahlen kann, sondern hängt treu und bedächtig am Ueberlieferten und hält in Ehren, was die Väter sich in Mühe und Arbeit erwarben. So ist in seiner Geschlossenheit und Ruhe das Stadtbild nicht anders wie das einer kleinen alten Stadt bei uns an der Elbe oder am Rhein, und mit Liebe und Dankbarkeit umfaßt das Auge diese verwandten Züge. Man glaubt sich daheim, obwohl man noch Tausende von Kilometern davon entfernt ist.

In der Stille der Höhe, im sonndurchstrahlten Blau schwingen sich drei Riesenvögel in lufterfüllten Kreisen auf und nieder. Das menschliche Auge kann die fruchtbare Ebene mit den überall aufglänzenden Dörfern hinter der Stadt und zwischen die Vorberge hindurch nur ahnen. Den scharfen Vogelblick wünscht man sich, um die Fülle und die Pracht des segensreichen siebenbürgischen Landes in einem größeren Sehkreis zu erfahren.

Beate Bonus / Hirtenlied

(Erster Hirt): Brüder, die Nacht bricht an,
Zündet die Feuer an,
Laßt uns alle liegen und ruhn.

Drunten mit leisem Gang
Schlagen die Wellen an,
Alles geht ewig in gleichen Schuh'n. —

(Zweiter Hirt): Alt ist der Wogengang,
Aber zum Licht entsprang
Neu das Kind, das Maria gebar. —

(Erster Hirt): Nackt wie der Stein im Wind
Liegt ihr im Schoß das Kind,
Arm sind Menschen, arm ist Menschenlos
fürwahr! —

(Zweiter Hirt): Sahet ihr auch geschehn,
Was ich zur Nacht gesehn?
Gott trat still über Wellen und Land.

Ragend im Himmelshaus
Hob er sein Herz heraus,
Reicht's dem Kindlein leis hinab mit eigner Hand.

Sterne in Ueberzahl
Hoben an Glockenhall,
Sangen: Heilig ist Menschenlos.

Arm wie den Stein im Wind
Hält sie das Gotteskind.
Sel'ge Mutter, sel'ge Mutter, hält's im Schoß.

Leo Sternberg / Denn die Donner wecken

Aber während Schwertschlag in den wilden
Lüften gellt, in schwellendem Orkan
— liegt im Stall ein Kindlein in der Krippe
und die Hirten beten an.

Wie Kometen sprudeln die Geschosse
ihre Kurven durch den Raum...
aber sich — im Schutz der Donnerbogen
träumt das Kindlein seinen Traum.

Höllensturz der Leiber aus den Lüften...
Aber — von der Erde schwillt
Halleluja!.. Denn die Donner wecken
den, der alle Donner stillt.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Gewerkschaftliche Einheitsfront in der Sozialdemokratie. Die für die sozialdemokratische Gewerkschaftsbewegung bedauerliche Abspliitterung verschiedener radikal unabhängiger Gewerkschaften ist nämlich durch Einigungsverhandlungen in Leipzig wieder aus der Welt geschafft worden. An den vom Zentralvorstande des Metallarbeiterverbandes angeregten Einigungsverhandlungen waren beteiligt der Leipziger Kartellausschuß mit den Arbeitersekretären, die Vertreter der aus dem Kartell ausgeschiedenen Gewerkschaften, die Zentralvorstände dieser Gewerkschaften und die Generalkommission. Die Einigung selbst ist auf der Grundlage erfolgt, daß das Fortbestehen sachlicher Differenzen nicht bestritten wird, daß aber die wirtschaftlichen Verhältnisse eine geschlossene gewerkschaftliche Front zur Pflicht machen. Der Wiedereintritt der ausgeschiedenen Gewerkschaften soll nach den im Januar erfolgenden Neuwahlen der Delegierten zum Kartell stattfinden, und dann sollen von den neuen Delegierten Neuwahlen zu den vom Kartell zu besetzenden Kommissionen usw. stattfinden.

Arbeitskammern und Kaufmannskammern. Die großen Arbeitergewerkschaften und ein Teil der Angestelltenorganisationen haben gemeinsam einen Gesetzentwurf zur Errichtung von Arbeitskammern ausgearbeitet, der auf früheren Vorarbeiten beruht und die Errichtung territorial gegliederter gesetzlicher Körperschaften zur Vertretung der Arbeiter und Angestelltenintressen fordert. In diesen Arbeitskammern werden den kaufmännischen Angestellten ebenso wie den Landarbeitern besondere Abteilungen zugebilligt zwecks Wahrung ihrer Sonderinteressen. Die Arbeitsgemeinschaft kaufmännischer Verbände, die alle großen Organisationen ihres Berufs vertritt, hat sich aber nach einigem Schwanken dahin entschieden, den Gewerkschaftsentwurf abzulehnen und eigene Kaufmannskammern zu verlangen. Die Führer begründen dieses Sondervorgehen, das ja der demnächstigen glatten Verabschiedung eines Arbeitskammergesetzes im Reichstag nicht sehr günstig ist, mit folgenden Erwägungen, die der Vorsitzende Reif des Leipziger Verbandes in den Verbandsblättern anstellt: die große Masse der Arbeiter will uns als Angestelltenschicht mit besonderen Verhältnissen nicht anerkennen, wir sollen aufgehen in ihr zugunsten einer Verstärkung ihrer Macht, im günstigsten Falle dürfen wir ein Anhängsel der allgemeinen Lohnempfängermasse sein. Wir finden hier kein Verständnis, wohl aber Gegnerschaft in allem, was uns wertvoll ist: die Kaufmannsgerichte sind ein Uebel, das scheel angesehen wird, die besondere Angestelltenversicherung soll aufgehoben werden, unsere Errungenschaften in der Krankenversicherung, unsere wertvolle, mit Liebe ausgebaute Stellenvermittlung, alles wird von den Arbeitern bekämpft als nicht berechtigt, als hätte es der Dünkel geschaffen und wäre nicht der Ausdruck unseres eigenen starken Lebens . . . Wir sind nicht Masse und können nicht als Masse wirken wie die Arbeiter. Unser Arbeitsvertrag ist wie unsere Arbeit individuell, Massenverträge wie Massenanstellungen und dementsprechende Lohnbemessung sind undenkbar in unserem Berufe. Wir stehen zum Unternehmer anders, weil wir auf allen Mittelstufen, ähnlich wie die Werkmeister, an der Verwaltung der Betriebe teilnehmen und auf den oberen Stufen sogar die Betriebe leiten. Wir werden bezahlt nach Fähigkeiten, Erfahrungen, Vertrauen, nach rein persönlich bestimmbaren Eigenschaften. Wir legen keinen Wert auf die sonst noch in Betracht kommenden Unterschiede der Bildung und der Gesellschaftsstufe, denn die anderen Gründe sind von ausschlaggebender Bedeutung. Wohl wissen wir, daß es in unseren unteren Schichten Verhältnisse und Stimmungen gibt, die den Arbeitern zuneigen, aber maßgebend für Mittel und Wege der sozialpolitischen Arbeit können nicht diese Verhältnisse allein sein, sondern die des Durchschnittes, die der Mitte, in die und von der weiter aufwärts ein Aufsteigen fortwährend stattfindet und möglich bleibt für alle, die es ernstlich wollen und danach handeln. Wir halten uns an die Eigenart unserer Verhältnisse und verlangen freie Bahn für eine reine „Angestellten"-Politik. Von dieser grundsätzlichen Auffassung aus müssen wir auch bei der Frage der „Arbeitskammer" ausgehen. Wir wollen nichts weiter, als auf dem alten, bewährten Wege bleiben, der mit der Regelung unseres beruflichen Rechtes im Handelsgesetzbuche begann, der sich fortsetzte in der Errichtung der Kaufmannsgerichte, neben den Gewerbegerichten und in der Schaffung der besseren und wirksameren Angestelltenversicherung; in diese Reihe gehören die besonderen Berufskrankenkassen der Angestellten und die berufliche Stellenvermittlung ihrer Verbände. So wünschen wir jetzt unsere eigene Kaufmannskammer oder Angestelltenkammer, und wollen nicht als eine bescheidene, auf Duldung und Rücksicht angewiesene Mietspartei Wohnung nehmen im fremden Gebäude der Arbeitskammer; auf jeden Fall fordern wir für uns diese Einrichtung in einer Form, die uns eine völlig selbständige Vertretung unserer beruflichen Angelegenheiten gewährleistet. Wir können zusammengehen mit den Arbeitern bei allen dazu geeigneten Gelegenheiten, besonders auf Gebieten, wo Angestellte und Arbeiter Grundsätzliches gemeinsam haben, so in wirtschaftspolitischen und namentlich staatsbürgerlichen Dingen, aber gemeinsame sozialpolitische Einrichtungen lehnen wir ab; sie wären ein Abweichen von dem bisher planmäßig verfolgten Wege, und es warnen uns alle Erfahrungen, zuletzt und nicht am wenigstens die beim Hilfsdienstgesetz. In sozialpolitischen Dingen verlangen wir, daß die Arbeiter unsere Auffassung und unser Recht nicht mehr antasten, sondern anerkennen und achten, und daß sie vor allen Dingen aufhören, von uns Gefolgschaft zu verlangen. Dann werden wir sie um so leichter unterstützen können in dem, was sie selbst für sich erstreben und gegen das wir niemals Einspruch erhoben haben. Wir wollen uns gern vertragen und das wirklich Gemeinsame auch gemeinsam aussprechen, aber wir wollen in Dingen, die wir anders sehen, unsere eigenen Wege gehen.

Büchertisch

„Maria Theresia, ihr Leben und ihre Regierung." Von Eugen Guglia. München und Berlin 1917. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. Erster Band mit 8 Bildertafeln, 388 Seiten, zweiter Band mit 7 Bildertafeln, 418 Seiten. Brosch. 15 M., geb. 18 M.

Etwas verspätet kommt die Anzeige dieses Buches, das rechtzeitig als Jubiläumswerk zum 13. Mai 1917, dem 200. Geburtstag der großen Kaiserin, erschienen ist. Der ausgezeichnete Wiener Historiker begann die Niederschrift seines großen Werkes schon vor drei Jahren, ungefähr bei Kriegsausbruch. Daß die Ereignisse der Gegenwart auch seine Darstellung beeinflußten, ist bei einem Künstler, wie Guglia genannt zu werden verdient, selbstverständlich. Doch muß auch anerkannt werden, daß diese Beeinflussung niemals Formen angenommen hat, die die Forderung nach Objektivität der Darstellung verletzen könnten. Vielmehr gewann sich der Verfasser aus diesem Zusammenhang vor allem eine größere Scharfsichtigkeit der Beurteilung der englischen Politik zur Zeit des Erbfolgekrieges und sog aus dem Erleben einer gewaltigen Gegenwart neue Energien für die Darstellung einer in so vielem der unsrigen ähnlichen Zeit

Ganz kurz sei gesagt, daß sich das Werk sehr gleichmäßig und ruhig liest und im Umfang glücklich die Mitte hält zwischen dem weitschweifigen, immer noch grundlegenden Werke von Arneths und kürzeren Darstellungen. Es zerfällt in 4 Bücher: 1. Erbe und Mitgift; 2. Heldenzeit 1740—48; 3. Reifezeit 1748 bis 65; 4. Alter 1765—80. Eine Einteilung, die Guglia am besten durch seine Darstellung begründet. Die Altersperiode läßt er 1765 mit dem Tode Franz Stefans beginnen und zeigt überzeugend, wie der Tod des Gemahls die Frau, die noch nicht die Fünfzig erreicht hatte, plötzlich gealtert hat. Zu den besten Abschnitten des Werkes gehört die Darstellung des Verhältnisses zu ihren Kindern, vor allem der Konflikte mit ihrem ältesten Sohne Josef. „Diese Konflikte, die im Verein mit der durch den Tod des Gemahls hervorgerufenen Gemütsdepression ihren letzten Regierungsjahren eine tragische Färbung geben, gehen weniger aus politischen Gegensätzen hervor als aus solchen des Charakters und der Lebensalter." Ebenso glücklich ist der Verfasser in dem letzten Abschnitt, wo er mit wenigen Worten ihren Charakter zusammenfassend zu kennzeichnen sucht, der keine schwierigen psychologischen Probleme aufgebe und keine Geheimnisse habe, die die Subtilität moderner Biographik reizen könnten. Ihr Charakter sei ein erfreulicher Gegenstand ruhiger Betrachtung, künstlerischen Anschauens; der Charakter ihres Zeitgenossen auf dem preußischen Throne dagegen ewig ein dankbarer Vorwurf psychologischer Analyse. Hier wird auf knapp einer Seite eine kurze, treffende Unterscheidung der beiden Persönlichkeiten gegeben und dabei Thomas Manns Versuch, einen Gegensatz Friedrich: Maria-Theresia—Kultur: Zivilisation zu konstruieren, gebührend abgewiesen. Weniger glücklich ist der Verfasser, wo er die Frage zu beantworten sucht, was Maria Theresia für Oesterreich und Deutschland bedeutet habe in der eigenen und in der Folgezeit bis zur Gegenwart. F. Oswald.

H. Gaudig, Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit. 2 Bände, 414 und 315 Seiten. Leipzig 1917, Quelle & Meyer. Preis geh. 12 M., geb. 15 M.

Die neue Schule! Das Thema ist nachgerade so brennend geworden, daß man sich durch die einfach unübersehbare Fülle von Literatur, die sich darüber ergossen hat, selbst mit bestem Willen nicht mehr durcharbeiten kann. Aber es sind Einzelfragen, die da aufgegriffen und bald von diesem, bald von jenem Standpunkt behandelt werden. Da erscheint Gaudigs Buch, das schon bei Kriegsausbruch fertig war, aber bisher zurückgehalten ward. Leider! Mit einem Kriegsnachwort versehen, betrifft es aber immerhin noch rechtzeitig genug den Plan, um sich eine seinem Werte entsprechende Wirksamkeit zu sichern. Und das ist gut, denn es bedeutet eine fundamentale Neubegründung der Pädagogik auf tragfähiger, von Systemkraft erfüllter Grundlage. Nicht um Einzelpunkte, um Stundenzahl und -fächer u. ä. handelt es sich, sondern ums Ganze der Erziehung. Mit programmatischer Schärfe spricht das schon der Titel aus: Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit. Es ist der Ruf nach einer grundsätzlichen Zweck-

setzung der gesamten Erziehung, und das erstrebte Ideal ist die Ausbildung der Persönlichkeit. Individual- wie Sozialpädagogik werden überwunden in der höheren Synthese der Persönlichkeitspädagogik.

Die Schule tritt aus der gefährlichen Isolierung, in der sie bisher abseits vom Leben am Wege gestanden hatte, heraus. Sie wird in den Gesamtverlauf des Lebens jedes einzelnen wie in den der Umwelt und Nation eingegliedert und wird so selber Leben. Dazu bedarf es allerdings vieler neuer Kräfte und Energien, die es zu wecken gilt. Längst nicht genug gewertet, ja kaum geahnt ist vor allem die des Kindes selbst. Selbsttätigkeit heißt hier das Zauberwort, Selbsttätigkeit auf Grund der eingeborenen und zweckvoll geleiteten Kraft der Kindesseele. Es wird erzogen, nicht mehr unterrichtet. Aus der Lern- und Lehrerschule wird die Arbeitsschule (was Notabene etwas anderes bedeutet als bloße Handfertigkeitsschule!). Das ist nun der feste Punkt, von dem aus man die Bahnen der Zukunftsentwicklung in geschlossene Linien weisen kann. Man ahnt kaum, was Gaudig für eine Fülle von Anregungen und fruchtbaren Gedanken gibt, die, wenn sie auch alle nach dem Ideale schauen, doch nie den festen Untergrund der Wirklichkeit verlieren. Seine Folgerungen sind wertvoll und stets mit gewichtigen Gründen gedeckt.

Ich will nicht sagen, daß man deshalb nun jeden Sprung in die Zukunft mit ihm wagen darf. Wo andere Grundsätze und Weltanschauungsfragen hineinspielen, ergeben sich Probleme, für die seine Lösung wohl nicht immer die richtige ist. Mir persönlich scheint sein sonst so weiter Blick in geradezu auffallender Weise jedesmal verengt, wenn es sich um Fragen der Kirche und Religion handelt. Doch das nur nebenbei.

Eins scheint mir klar: wir dürfen vorläufig nicht weiter über pädagogische Einzelfragen streiten, ehe wir nicht über das große Endziel aller Erziehung Klarheit haben, und hier bedeutet Gaudigs Buch eine einschneidende Tat von grundlegender Bedeutung.

W. Hetse.

Volksernährung und Nährdienstpflicht. In Ergänzung der Besprechung der Köppenschen Flugschrift in Heft 36 der Hilfe sei auch darauf aufmerksam gemacht, daß ein Auszug aus dem Werke „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage" von Josef Popper-Lynkeus, zusammengestellt von M. Marcus bei Karl Reißner in Dresden in 2 Auflage erschienen ist. Unter dem Titel „Die Verteidigung des Nährpflichtprogramms" hat Marcus auch „Beispiele für die Widerlegung von Einwendungen gegen das sozialwirtschaftliche Reform-Programm von J. Popper-Lynkeus" zusammengestellt. Sie sind herausgegeben vom Verlag der Nährpflicht-Propagandastelle des Vereins für soziale Arbeit und zur Verbreitung sozialer Kenntnisse „Die Bereitschaft" in Wien, der alle der Nährpflicht-Reform Zustimmenden ersucht, ihm ihre Zustimmung zwecks Zusendung unentgeltlichen Werbematerials mitzuteilen. Adresse: Nährpflicht-Propagandastelle Wien XVII, Dernbacher Str. Nr. 107. H. P.

Edwin Emerson, **Mit den deutschen Heeren.** Kriegsberichte eines Amerikaners 1914/1915. Mit Bildnis und Faksimilebrief des Verfassers, 6 Schlachtplänen und 6 Uebersichtskarten. 224 Seiten. 8°. München 1917, Franz Hanfstaengel. Preis 2 Mark.

Major Reinhard Bracht, **Unter Hindenburg von Tannenberg bis Warschau.** Mit 3 Karten und 4 Bildtafeln. Berlin 1917.

Briefkasten

Die Schrift von **Professor Max Weber, Wahlrecht und Demokratie in Deutschland** ist leider infolge einer Störung in der Buchbinderei mit einer kleinen Verspätung herausgekommen. Alle eingegangenen Bestellungen konnten aber noch in der Woche vor Weihnachten erledigt werden.

Aus dem Schützengraben ist Naumanns Broschüre „Der Kaiser im Volksstaat" so viel verlangt worden, daß die gestiftete Anzahl bereits vergeben ist. Auch der Rechenschieber und die Preuß. Jahrbücher sind schon untergebracht.

Kiel. Eine Bestellung auf 4 Naumann, „Der Kaiser im Volksstaat" und je 1 der weiteren Hefte der Serie „Der Deutsche Volksstaat" ist ohne Namen des Absenders eingegangen. Wer ist der Besteller?

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 50 Pf.: San.-Vizefeldw. H. im Felde, **70 Pf.:** Pf B. im Felde, **1 M.:** A. F. in H., **6,10 M.:** Dr. B. in Fr., **50 M:** Frl. R. in B

Bücher für Armee und Marine: Frau Prof. S. in Eisenach: 10 Bücher und Zeitschriften, Verbeanwalt W. in Berlin: 12 Bücher und Zeitschriften, Oberlehrer Dr. U. in Berlin: 63 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Der Deutsche Volksstaat

Schriften zur inneren Politik

herausgegeben von

Wilhelm Heile und Walther Schotte

Heft 1:

Fr. Naumann:

Der Kaiser im Volksstaat

Preis 1.20 M.

Heft 2:

Max Weber:

Wahlrecht und Demokratie in Deutschland

Preis 1.20 M.

In diesem Büchlein ist der Prophet von „Demokratie und Kaisertum" wieder lebendig geworden. — Unsere Geschichte zwingt uns dazu, einen besonderen deutschen Ausgleich zwischen Monarchie und Demokratie zu finden. Daß er gefunden werde, ist eine Schicksalsfrage für das deutsche Volk. Wie er gefunden werden kann, das zeigt uns „Der Kaiser im Volksstaat". Möchte das Bild, das uns hier von der deutschen Zukunft gezeichnet wird, nach den ungeheuren Erschütterungen und Erlebnissen des Weltkrieges recht bald lebensvolle Wirklichkeit werden. Dann wollen wir alle, denen es gestattet sein mag, im neuen deutschen Volksstaat zu schaffen und zu arbeiten, glücklich preisen. (Fränk. Courier.)

Eine glänzende Rechtfertigung der Forderung des demokratischen Wahlrechts, die temperamentvolle und deutliche Antwort des unseren Lesern aus seinen trefflichen Aufsätzen wohlbekannten Heidelberger Universitätsprofessors auf die unzureichende Regierungsvorlage zur Wahlrechtsreform!

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

27. Dezember 1917

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 6683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 52

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Prinz Max. — **Bergrat Georg Gothein, M. d. R.:** Protestantische Sorgen. — **Dr. Paul Rohrbach:** Unser russisches Spiel. — Volksbund für Freiheit und Vaterland. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Inhaltsverzeichnis 1917.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 16. Dezember.

Vom deutschen Kriegspresseamt wird ein Aufsatz verbreitet, der einen Rückblick über den großen, fast viermonatigen Flandern-Angriff der Engländer enthält. Die riesenhaften Kämpfe in der Gegend von Ypern werden als vorläufig beendet betrachtet. Schon der englische Angriff auf Cambrai in den ersten Dezembertagen war das Eingeständnis, daß ein größerer englischer Erfolg in Flandern nicht erreicht werden konnte. Das Ziel der Engländer war die Eroberung der deutschen U-Boot-Basis an der belgischen Küste, insbesondere des Hafens von Zeebrügge. Bereits im Frühjahr 1917 hat Marschall Haig selbst seinen baldigen Einzug in Brüssel öffentlich verkündigt. Fast das gesamte englische Heer, ausgerüstet mit Material und Munition der Kriegsindustrie von vier Fünfteln der Welt, stand in gewaltiger Ueberlegenheit an Zahl und Material einem Bruchteil deutscher Hilfskräfte gegenüber. Mitte Juli begann der Artilleriekampf. Ungezählte Millionen von Geschossen schlugen wochenlang auf unsere Stellungen, Unterstände und Batterien, während gleichzeitig unabläßig giftige Gaswolken gegen unsere Stellungen abgeblasen wurden ... Nun liegt das gewaltige Ringen mit seinem monatelangen Grauen und Schrecken hinter uns. Ein Bruchteil der deutschen Armee hat in unerschütterlichem Heldenmut in 16 großen Schlachten englischer Ziffernüberlegenheit eine Niederlage nach der anderen zugefügt. Der ganze englische Erfolg besteht in einem Streifen Landes von 20 Km. Breite, der an wenigen Stellen eine Tiefe von 7 Km. erreicht, ein Boden, der in eine trostlose Wüste verwandelt ist. — Es ist in der Tat in Flandern etwas Ungeheures geleistet worden. Der Versuch Englands, eine militärische Landmacht erster Ordnung zu werden, ist bis jetzt gescheitert, und die Aussichten, daß die Engländer im nächstfolgenden Jahre uns an Kräften überbieten werden, sind durch den russischen Frieden geringer geworden. Wenn jetzt die Engländer erneut ihre Hoffnung auf die Wirtschaftsabschließung setzen, so wird auch in dieser Hinsicht der beginnende Friede im Osten unsere Widerstandskraft erhöhen. Inzwischen tun die deutschen U-Boote regelmäßig ihren Dienst und zwingen die Engländer, einen großen Teil ihrer Kräfte in Abwehr und Wiederaufbau zu verbrauchen.

Montag, 17. Dezember.

Amtlich wird mitgeteilt, daß am 15. Dezember in Brest-Litowsk ein Waffenstillstand bis zum 14. Januar 1918 geschlossen wurde. Falls er nicht mit siebentägiger Frist gekündigt wird, dauert er automatisch weiter. Er erstreckt sich auf alle Land-, Luft- und Seestreitkräfte der gemeinsamen Fronten. Es beginnen die Verhandlungen über den Frieden. Damit sind wir und ist die Menschheit einen wesentlichen Schritt weitergekommen. Aus der Abschließung eines derartigen Waffenstillstandes ist zu ersehen, daß man beiderseits die Friedensverhandlungen nicht für aussichtslos hält.

Der Deutsche Reichskanzler Graf Hertling verwahrt sich öffentlich dagegen, daß der englische Premierminister Lloyd George in seiner Rede die Deutschen als Verbrecher und Banditen bezeichnet hat, und lehnt es ab, sich an dieser Erneuerung der Sitte homerischer Helden zu beteiligen, fährt dann aber fort: „Für uns ist ein Verhandeln mit Männern von derartiger Gesinnung ausgeschlossen. Für den aufmerksamen Beobachter konnte seit geraumer Zeit kein Zweifel mehr bestehen, daß die englische Regierung unter Führung von Lloyd George dem Gedanken eines gerechten Verständigungsfriedens vollkommen unzugänglich war.“ Es wird also nach Graf Hertlings Meinung ein Regierungswechsel in England unvermeidlich sein, wenn die Welt zum Frieden gelangen soll. Bis dieses eintrifft, ist, nach den Worten Hertlings, unser Weg im Westen klar. Der Zweifrontenkrieg hat aufgehört; aber mit aller Kraft muß der Krieg auf der Westfront fortgeführt werden, bis auch die Engländer zu einem Verständigungsfrieden reif sind.

Dienstag, 18. Dezember.

Der Wortlaut des Waffenstillstandsvertrages mit Rußland wird bekanntgegeben, was als gute Folge des von den Bolschewiki geforderten Grundsatzes unbedingter Oeffentlichkeit angesehen werden kann. Es dürfen während des Waffenstillstandes keine wesentlichen Truppenverschiebungen vorgenommen werden. Ein gewisses Maß von gegenseitigem Austausch und auch Handel wird zugelassen. Internierte Zivilgefangene und entlassene Heeresangehörige können nach Vereinbarung ausgetauscht werden. Sowohl in der Ostsee wie im Schwarzen Meere werden Gebiete der beiderseitigen freien Bewegung bezeichnet. Zur Erledigung der Einzelfragen werden sieben Waffenstillstandskommissionen eingerichtet, deren Sitze in Riga, Dünaburg, Brest-Litowsk, Berditschew, Kolosvar, Focsani und Odessa sind. Postverkehr und Uebersendung von Büchern und Zeitungen wird in Aussicht genommen. Der deutsche Staatssekretär v. Kühlmann und der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Graf Czernin, reisen, ebenso wie bevollmächtigte Gesandte der Bulgaren und Türken, in den nächsten Tagen nach Brest-Litowsk. Es finden Vorbesprechungen wegen Einberufung der Haushaltskommission des Deutschen Reichstages statt.

An der italienischen Front wird zwischen Brenta und Piave mit lebhafter Artillerietätigkeit gekämpft. Oestlich vom Monte Solarolo wurden Teile der feindlichen Stellung genommen.

Unklare Nachrichten über den Bürgerkrieg in Rußland dauern fort. Wladiwostok soll von Japanern besetzt sein.

Digitized by Google

Mittwoch, 19. Dezember.

In der französischen Kammer stellte der royalistische Abgeordnete Delahaye einen Gesetzesantrag, pazifistische Aeußerungen mit dem Tode zu bestrafen. Staatsminister Nail erklärte, die Regierung würde selbstverständlich auf einen derartigen Antrag nicht eingehen, sei aber mit der Verschärfung der gesetzlichen Vorschriften zur Unterdrückung der Friedenspropaganda einverstanden. Künftig soll nach seinen Andeutungen jedes Wort, das geeignet ist, „der Moral des Landes zu schaden", mit Gefängnis bis zu fünf Jahren bestraft werden. Sollte dieser Anregung Folge gegeben werden, so würde das einen unglaublichen Terrorismus und Denunziationen nach sich ziehen. Die Auseinandersetzung darüber, ob die Immunität des früheren Ministerpräsidenten und jetzigen Abgeordneten Caillaux aufgehoben werden soll, wird fortgesetzt. Der Sozialist Marcel Sembat erklärt sich mit der Strafverfolgung einverstanden, falls nicht ein Kriegsgericht, sondern der Staatsgerichtshof als zuständig angesehen wird. Caillaux ist bereit, seine bisherige friedensfreundliche Haltung zu verteidigen. Es wird damit keineswegs nur um die Person Caillaux gerungen, sondern mindestens so sehr auch um den neuen Ministerpräsidenten Clémenceau und um das System der Kriegsfortsetzung überhaupt.

In Bulgarien wird der Abschluß des Waffenstillstandes mit allgemeiner Freude begrüßt. Dabei steht der Wunsch der Erwerbung der ganzen Dobrudscha im Vordergrund. Es wird gesagt, daß für die Bulgaren die Art der Lösung der Dobrudscha-Frage der Prüfstein für die Dauer des mitteleuropäischen Bündnisses sei.

In Oesterreich verlangen einzelne Vertreter der Tschechen und Südslawen, ihre besonderen und eigenen Vertreter bei den Friedensverhandlungen zu erhalten, wogegen von deutsch-österreichischer Seite auf das bestimmteste Protest eingelegt wird, weil nicht die Nationalitäten den Frieden zu schließen haben, sondern die offizielle Vertretung der Doppelmonarchie.

Donnerstag, 20. Dezember.

Zu den vielen Ueberraschungen Rußlands gesellt sich eine neue: Die Petersburger russische Regierung sendet ein Ultimatum an die ukrainische Volksrada in Kiew, das binnen 48 Stunden zufriedenstellend beantwortet sein muß, wenn nicht die Rada als im Zustande offenen Krieges gegen die Macht der Sowjets in Rußland und der Ukraine befindlich angesehen werden soll. Die Fragen des Ultimatums beziehen sich darauf, daß die im Gebiet der Ukraine befindlichen Soldaten und Truppenteile der Obersten Heeresleitung unterstellt bleiben sollen. Die Rada der Ukraine habe sich herausgenommen, Truppen der Sowjets (Bolschewiki), die in der Ukraine standen, zu entwaffnen. Die Rada unterstütze damit eine Verschwörung gegen die Regierung, indem sie sich der revolutionsfeindlichen Erhebung Kaledins anschließe und seinen Truppen den Weg durch ihre Gebiete öffne. Das sei schimpflicher Verrat an der Revolution. Auf Unterstützung der Kadetten und der Anhänger Kaledins könne von der obersten Staatsgewalt nur mit Kriegserklärung geantwortet werden. Von der ukrainischen Rada selbst erfahren wir nur, daß sie eine demokratische Republik erklärt hat, die einen Teil der neuen allrussischen Bundesrepublik bilden solle. Die Republik Ukraine besteht aus folgenden Gouvernements: Kiew, Podolien, Wolhynien, Tschernigow, Poltawa, Charkow, Jekaterinoslaw, Cherson und Tauris, ohne die Krim. Auch die Gouvernements Kursk, Cholm und Woronesch sollen der Ukraine angehören, wenn die Bevölkerung sich dazu freiwillig entschließen wird. Den „Daily News" wird gemeldet, daß die Ukraine sich Kaledin angeschlossen hat und sich mit Sibirien und dem Kaukasus zu verbünden trachtet. Reuter meldet: Der Bürgerkrieg breitet sich längs der Wolga nach Norden und von Astrachan bis Samara aus. Astrachan ist im Besitz der Bolschewiki. Es waren aber gestern die Kosaken nurmehr 20 Kilometer von der Stadt entfernt.

Zur Vorbereitung des Wirtschaftsfriedens mit Rußland sind die beiden früheren Staatssekretäre des Reichsamtes des Innern von der Regierung zur Mitwirkung eingeladen worden. Staatssekretär a. D. Dr. Delbrück befindet sich auf der Reise nach Brest-Litowsk, während Staatssekretär a. D. Dr. Helfferich in Berlin an die Spitze eines Büros getreten ist, das den umfassenden Stoff für einen deutsch-russischen Wirtschaftsfrieden vorbereitet.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 16. Dezember.

Hamburg hat für Weihnachtssendungen an die Soldaten 550 000 Mark aufgebracht und ist mit Recht stolz darauf, jetzt noch fast den Rekord seiner Sammlungen zu erreichen (nur die U-Boot-Spende ging über diesen Betrag hinaus). Der „Kaufsonntag" zeigt bei schönem Wetter eine bescheidene Lebhaftigkeit. Jeder muß ein bißchen mehr nachdenken und etwas sorgfältiger wählen, bei weniger Auswahl und hohen Preisen. Wir wissen schon lange nicht mehr, mit welcher Unmasse von Dingen wir uns für weniges Geld früher überschütten konnten! Ueberhaupt — wie man innerlich abgetrieben ist von dem, was früher war und galt! Das Kriegsversorgungsamt kündigt seine wohlwollend-genügsamen Weihnachtszuwendungen an: zu dem halben Pfund braunen Kuchen noch 100 Gramm Schokolade für jedes Kind, eine Extraration Briketts und sonst alles so reichlich wie möglich (z. B. wieder 60 Gramm Butter statt der 30, auf die wir eingeschmolzen waren — das kommende Friedensgeschlecht wird sich gar nicht mehr vorstellen können, wie wenig 30 Gramm Butter ist!) Es liegt so etwas wie ein Weihnachtsmannslächeln über den Zeilen, in denen die bescheidenen Genüsse verkündet werden, und jeder spricht nett, gutmütig und humorvoll davon.

Montag, 17. Dezember.

Der schicksalvolle Tag, an dem sich die Fortdauer des Waffenstillstandes entscheiden soll. Wir warten mit höchster Spannung auf die Zeitungen. Dabei wundert man sich immer wieder, daß dies Sicherwerden der Friedensaussichten nicht mehr einschlägt! Eine wirkliche Hoffnung — die uns atemlos selig machen müßte — wird doch noch nicht aus all dem. Noch will keiner der eisernen Reifen um unser Herz wirklich zerbrechen!

Die Kinos führen unterdessen auf: „Rasputin, ein Sittenstück aus dem zaristischen Rußland" (1. und 4. Akt in Tobolsk, 2., 3. und 5. in Petersburg) und füllen die Zeitungen mit sensationellen Inhaltsangaben — auch eine Sympathiekundgebung für die Revolution.

Die Berliner Sonntagszeitungen sind voll von einer Denkschrift des Neuköllner Magistrates über Mißstände der Lebensmittelversorgung. Die Denkschrift weist nachdrücklich und rückhaltlos auf den Schleichhandel hin, der in dieser Ausdehnung ohne Wissen und stummen Konsens der Behörden gar nicht denkbar wäre.

„Ungeheure Mengen von Lebensmitteln, zu deren Herbeischaffung Hunderte langer Güterzüge nötig sind, werden ungescheut der Kontrolle entzogen, heimlich — wie ist da noch Verheimlichung möglich? — an Städte und Industriebezirke verkauft. Man kann ruhig behaupten, daß die Organisation des Lebensmittelwuchers heutzutage viel vollkommener ist, als die des Kriegsernährungsamtes".

Die Denkschrift wird Herrn v. Waldow noch zu schaffen machen.

Für uns dumme Idealisten der unbefleckten „Speisekammer" sind die hier berührten Tatsachen doppelt niederdrückend. Sie werden uns nicht darin beirren, dem Gebot unserer Selbstachtung auch weiter zu folgen; aber das Gefühl, daß das alles unser persönlicher moralischer Luxus ist, der nicht die Macht hat, den Zusammenbruch des öffentlichen und nichtöffentlichen Anstandes auf diesem Gebiet zu verhindern, ist nicht gerade erhebend.

Dienstag, 18. Dezember.

Nach einem arbeitbesetzten Tag die Weihnachtsfeier unserer Schule. Es gibt nicht so viel Kerzen, um unsere Zimmer nur weihnachtlich zu beleuchten. Aber sie haben das elektrische Licht

Digitized by Google

rot verkleidet — so stehen die kleinen Flämmchen der Schützengrabenmachtlichtchen in einem rosa Duft wie erste Sterne im Abendhimmel. Und die Tannenkränze und Bäumchen heben ihr Grün weich und samten aus der warmen Dämmerung, die alle die jungen Gesichter umhüllt. Weihnachtsworte und -Lieder haben ihren besonderen Klang in diesem lebendigen Kreis, den mitten in den Stürmen draußen eine als heilige Pflicht erfaßte, von fröhlicher Tatkraft verklärte Arbeit zusammenschließt. Als beim Heimweg die Sterne in dem frostig stillen Wasser der Alster sich funkelnd spiegeln, denke ich, welch ein Glück und ein Hort es ist, gerade jetzt aufbauend tätig sein zu können!

Mittwoch, 19. Dezember.

Während der kommenden Weihnachtsfeiertage, d. h. vom 23. bis 26. Dezember, und vom 30. Dezember bis 1. Januar, dürfen die Hamburger Kirchen geheizt werden — dafür ist von der Kriegsamtstelle des IX. Armeekorps der Industrie Arbeitsruhe vom 23. Dezember bis 1. Januar empfohlen. So ist alles für eine richtige Weihnachtsfestruhe eingerichtet, und es freut einen, denken zu können, daß der atemlose Arbeitsbetrieb der Kriegswirtschaft seine Opfer auch einmal loslassen wird!

Herr v. Waldow soll auf die Denkschrift des Neuköllner Magistrats hin die Bürgermeister gewarnt haben, über Höchstpreis zu kaufen. Er werde sonst „strenge Maßregeln" ergreifen. Das berührt einen so wie die unbestimmten Drohungen unbegabter Erzieher: „sonst werden andere Saiten aufgezogen" oder „sonst geht's aus einer anderen Tonart" oder „sonst sollt Ihr mich einmal kennen lernen" — — man kann ganze Sammlungen von solchen ohnmachtvertuschenden Wendungen herzählen.

Donnerstag, 20. Dezember.

Die bayerische Regierung hat sich beruhigend zu gewissen Gerüchten ausgesprochen, die in schwebenden wirtschaftspolitischen Verhandlungen mit Oesterreich eine Gefahr für den Zollschutz der bayerischen Landwirtschaft vermuten wollen. Regierung und Landtag seien in der Aufrechterhaltung dieses Zollschutzes einig.

Die Berliner Nationalliberalen erklären sich für das Reichstagswahlrecht in Preußen.

Ein Volksbund für Freiheit und Vaterland ist von Gewerkschaften aller Richtungen, der Interessengemeinschaft der deutschen Beamtenverbände und großen Angestelltenverbänden als seinen Hauptträgern, unter dem Vorsitz von Professor Francke ins Leben getreten. Er bezeichnet seine Ziele in einem Aufruf, den die Leser auf Seite 751 dieser Nummer finden.

Naumann / Prinz Max

Niemand, der die innere Entwicklung des deutschen Geistes im Kriege mit der nötigen Teilnahme und Sachkenntnis verfolgt, wird die Rede unterschätzen, die in der vergangenen Woche bei der Eröffnung der Ersten Kammer des badischen Landtages der badische Thronfolger Prinz Max gehalten hat. Nicht deshalb ist sie bedeutsam, weil etwa in ihr ganz neue Gedankenreihen begonnen wurden, sondern deshalb, weil gegenüber dem schweren Druck einer alldeutschen Vergewaltigung der Geister hier ein Vertreter des monarchischen Systems selbst das Wort ergreift und für diejenigen Gesinnungen redet, die schon immer wahrhaft deutsch waren und es auch trotz alles Drohens der Ueberpatrioten bleiben werden.

Es war in der letzten Zeit dahin gekommen, daß man unter der aufwühlenden Agitation der vom Großadmiral v. Tirpitz geleiteten Machtpolitiker kaum noch wagen konnte, ein einfacher, gesunder Deutscher im Geiste der Freiheitskriege und der Bismarckschen Periode zu sein, ohne des mangelnden Vaterlandssinnes beschuldigt zu werden. Wie Clemenceau in Frankreich und Lloyd George in England die Gemüter aufpeitschen, so haben es bei uns die Trabanten der Vaterlandspartei getan und damit ein zerstörendes Gift in die deutsche Seele gegossen, denn unser Volk war zwar immer tapfer, immer treu und opferwillig bis zum Tode, aber es war nicht herzlos und gewissenlos gegenüber der Menschheit im ganzen. Alle wahrhaft großen Männer unserer Vergangenheit hatten entweder auf Grund ihres christlichen Glaubens oder ihrer Philosophie das, was man das „Weltgewissen" genannt hat, ein Mitfühlen für alle menschlichen Entwicklungsschmerzen und menschheitlichen Hoffnungen. Ob man bei Lessing oder bei Kant anfragt, bei Goethe, Herder oder Schiller, ob man zu Fichte, Schleiermacher oder Hegel geht, ob man den Freiherrn vom Stein aufsucht oder einen der Humboldts, immer findet man ein Deutschtum, das mehr ist als nur ein Eroberungswahn. Es einte sich im guten alten Deutschtum die feste Verteidigungskraft mit der leuchtenden Idee. Mag nun von solchem hochgesinnten Deutschtum eine Schar von Ueberpatrioten nichts mehr wissen wollen, so steht trotzdem fest, daß wir nur durch diese Art von Geist überhaupt eine Nation geworden sind. Mit einem alle Welt verletzenden nationalistischen Partikularismus, wie ihn die Vaterlandspartei betreibt, kann man weder das eigene Volk zusammenhalten, noch Bundesgenossen pflegen, noch benachbarte Kleinvölker zum freiwilligen Anschluß bewegen, noch mit einer verfeindeten Welt wieder Frieden finden. Selbst wenn man zugeben will, daß Uebertreibungen der vaterländischen Abstoßungskraft durch die Wucht der auf uns hereinbrechenden Kriegsgewalten hinreichend erklärt und durch häßliche Verleumdungen der Gegner sehr entschuldigt sind, so kann es das deutsche Volk als Ganzes nicht auf die Dauer vertragen, daß ihm um des Sieges willen sein deutscher Geist ausgetrieben werden soll, zumal da nichts den wirklichen Sieg mehr gefährdet, als gerade diese Geistesaustreibung. Es war nötig, daß von irgendeiner hervorragenden Stelle aus zur Selbstbesinnung und inneren Wiederaufrichtung gerufen wurde. Das ist es, was Prinz Max von Baden gewollt hat und was ihm weitgehend geglückt ist. Von den verschiedensten Seiten wird in diesen Tagen gesagt: wir denken etwa so wie der Prinz! Das tritt vielleicht in den großen Zeitungen nicht hinreichend zutage, weil bei ihnen alles nur auf Tagesereignisse eingestellt ist, wer aber vom Wehen des Geistes etwas merkt, der fühlt, daß der Jahresschluß, der uns den Anfang des Weltfriedens ahnen läßt, auch eine gewisse Klärung der deutschen Innerlichkeit mit sich bringt.

Wir wollen einige Stellen der Rede von Prinz Max hervorheben. Er sagt:

Der Geist unserer politischen Reformatoren, der Geist Steins und Hardenbergs, steigt heute mahnend und verheißend aus der deutschen Vergangenheit herauf. . . . Es gibt nur eine reale Garantie, das ist der Charakter des Volkes selbst. Aber darüber kann kein Zweifel sein: je länger der Krieg dauert, desto schwerer wird die Erneuerung sein. Nicht nur bei uns, sondern auch im Feindesland. Auch dort fallen gerade die Besten; wer möchte darüber frohlocken? Es kann dazu kommen, daß Europa nicht mehr die Heilkraft wird aufbringen können, die notwendig ist, um seine furchtbaren Wunden zu schließen . . . Es ergibt sich für uns eine doppelte Pflicht: daß wir einmal unsere ganzen nationalen Kräfte zusammenraffen für den schweren Kampf, der uns noch bevorsteht, und daß wir zugleich danach streben, Klarheit zu schaffen, mit welcher Gesinnung wir im Gegensatz zu den feindlichen Regierungen an die Ordnung der Dinge heranzutreten entschlossen sind . . . Ueberall horchen heute die heilenden Kräfte auf einander hin, überall wird man das Moratorium (der Außer-

Digitized by Google

kraftsetzung) der Bergpredigt müde ... Es ist nötig, daß noch während des Krieges eine Abkehr von der Kriegsverrohung eintritt. Auch hier kann uns der beste Geist der Armee Führer sein. Für einen christlichen Soldaten gehört der Geist des Roten Kreuzes zum Heere gerade wie der Offensivgeist ... Man hat behauptet, Haß sei notwendig zur energischen Fortsetzung des Krieges. Die Antwort hierauf hat eine deutsche Fürstin gegeben: die Liebe zum Vaterlande reicht aus, um das Beste herzugeben ... Macht allein kann uns die Stellung in der Welt nicht sichern, die uns nach unserer Auffassung gebührt. Das Schwert kann die moralischen Widerstände nicht niederreißen, die sich gegen uns erhoben haben. Soll die Welt sich mit der Größe unserer Macht versöhnen, so muß sie fühlen, daß hinter unserer Kraft ein Weltgewissen steht. Um dieser Forderung zu genügen, brauchen wir die Pforten unseres innersten Wesens aufzutun, denn durch die ganze deutsche Geistesgeschichte leuchtet das Verantwortungsgefühl gegenüber der Menschheit. Dieses Zeichen soll Deutschland getrost auf seine Fahnen schreiben!

In solchen Worten meldet sich die neue moralische Weltordnung. Sie sind kein Agitationsprogramm, aber ein Stoff zum stillen und wirkungsvollen Nachdenken und eine Stärkung gegenüber der Vergewaltigung durch zügellose Machtphantasien. Prinz Max steht mit beiden Füßen auf dem Boden deutscher militärischer Kraft und Heldenhaftigkeit, aber er weiß, daß auch das stärkste Volk in der Weltgemeinschaft der Menschheit leben muß. Das auszusprechen ist in ruhigen Zeiten kein besonderes Verdienst, jetzt aber wird es zur persönlichen Leistung.

Leben und leben lassen! Wir Deutschen wollen leben, kräftig, unabhängig so leben, wie es unserer Anlage und Seele entspricht. Dazu brauchen wir Verfügungsfreiheit, Bewegungsraum, gesichertes Land und freie See, einen Staat, der ohne fremde Bedingungen seinen eigenen Gesetzen folgt und der in Treue seinen Bundesgenossen hilft. Wer uns diese deutsche Freiheit stört oder verkleinert, der ist unser Feind und gegen den verteidigen wir alle bis zum letzten Mann und bis zur letzten Frau die Heimat und ihr göttliches Recht. Das geschieht von allen im ganzen Volk. Aus dieser Verteidigungsgemeinschaft wächst unser nationales Kraftgefühl: unser Deutschtum kann nicht zerbrochen werden, es lebt! So aber wie wir leben wollen mit allen Fasern unseres Wesens, so wollen auch andere Völker ihr Dasein genießen, selbst wenn sie etwa geringer an Zahl, Geist und Kraft sein sollten. Ihnen haben wir mit Achtung und Vertrauen entgegenzukommen, denn auch sie gehören zur großen Austauschsgemeinschaft und zur moralischen Menschheitsfamilie, die zwar niemals in Vollkommenheit vorhanden, die aber doch als ein unverlierbares Ideal geglaubt werden muß. Nachdem im Kriege die Verbindungen solcher Menschheitsordnung gelockert und zerrissen wurden, müssen nun wieder Anknüpfungen gefunden werden. Um unseres Lebens willen muß das Leben überhaupt wieder in Ordnung kommen. Es ist darum nicht zweierlei, sondern ein und dieselbe Sache, gut deutsch zu sein und der neuen Menschheit dienen zu wollen.

Georg Gothein, M. d. R. / Protestantische Sorgen

1.

In den Tagen, in denen wir deutsche Protestanten gerade das vierhundertjährige Jubiläum der Reformation feierten, ist es gar manchem von uns schwer angekommen, daß ein Vertreter katholischer Weltanschauung, ein eifriger Verfechter der Ansprüche der katholischen Kirche, auf die wichtigste Stelle, auf die Posten des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten berufen worden ist. Wohl waren im Fürsten Hohenlohe schon einmal diese Stellen durch einen Katholiken besetzt, aber der hatte politisch im Gegensatz zum Zentrum gestanden, war kein Vertreter katholischer Machtansprüche gewesen wie Graf Hertling. Dieser aber wurde in das Reichskanzleramt berufen, weil er der Vertrauensmann des Zentrums, weil er aus ihm hervorgegangen war. In seiner Berufung lag die Anerkennung, daß der leitende Staatsmann aus dem Zentrum als der stärksten Partei genommen werden müsse. War das nicht ein Schlag ins Gesicht der Idee vom protestantischen Kaisertum?

Diese Idee hatte so lange ihre Berechtigung, als die Habsburger die Führung in Deutschland hatten und sie zur Stärkung des Katholizismus, zur Bekämpfung des Protestantismus auszunutzen suchten. Die Reformation war die sittliche Großtat des deutschen Geistes gewesen. Die Herrscher, welche sie bekämpften, sie zu unterdrücken suchten, kämpften gegen den deutschen Geist, gegen geistige Freiheit. Solange sie diesen Kampf führten, war es unerläßlich, daß eine starke Macht bestand, welche den Schutz des Glaubens übernahm, zu dem sich auch noch nach der Gegenreformation die große Mehrheit des deutschen Volkes bekannte. Ihr fiel die Vorherrschaft in Deutschland zu, aber damit zugleich die Pflicht, über die Gleichberechtigung aller Konfessionen zu wachen, der Schirmherr der Freiheit, des Rechtes der Persönlichkeit zu sein. Das bedingt die volle Gleichberechtigung aller Konfessionen, erheischt die weitgehendste Trennung von Kirche und Staat, wobei sich der Staat gegenüber der Kirche darauf zu beschränken hat, den einzelnen Staatsbürger in seinem Recht gegen Vergewaltigungen durch ihre Organe zu schützen.

Die jahrhundertelange Verquickung von Kirche und Staat macht freilich die reinliche Scheidung ihrer Machtgebiete sehr schwer. Und nicht jede Zeit ist dazu angetan, die vielfachen Streitfragen auszutragen, die auf diesem Gebiet liegen und die teils prinzipieller Natur sind, teils aus der geschichtlichen Entwicklung herstammen. Am wenigsten dazu geeignet ist die Zeit dieses gewaltigen Krieges, in dem das deutsche Volk ohne Unterschied der Religion und gemeinsam mit andersgläubigen Verbündeten um sein und deren Dasein ringt gegen Feinde, die sich ebenfalls aus Angehörigen aller Religionsbekenntnisse zusammensetzen. Da gilt es im Gegenteil, alle religiösen Gegensätze der eigenen Bevölkerung zu vergessen und lediglich sich des Wortes bewußt zu sein:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen noch Gefahr.

Der Umstand, daß dem Reichskanzler ein protestantischer Fortschrittler und dem preußischen Ministerpräsidenten ein ebensolcher Nationalliberaler als Stellvertreter zur Seite gesetzt sind, gibt zudem die Gewähr, daß die Sorge, es könne ein einseitiges Zentrumsregiment geführt werden, keine Berechtigung hat. In der Besetzung dieser drei Aemter kommt nur der Wille der Mehrheitsparteien zum Ausdruck, einen Frieden der Verständigung und Versöhnung anzubahnen und die wichtigste innerpolitische Reform, die preußische Wahlreform, gemeinsam durchzuführen. Letzten Endes ist auch diese getragen vom Geist christlicher Freiheit und Gleichheit, dem Geist, aus dem heraus die Reformation geboren ist: gegen ihn versündigen sich am tiefsten solche Protestanten, die engherzig Vorrechte konservieren wollen; Vorrechte, die mit wahrem Recht um so weniger zu tun haben, als sie in einem Rechts- und Verfassungsbruch ihren Ursprung haben.

Wenn heut ein Zentrumsmann als Ministerpräsident in Preußen das gekränkte Recht des Volkes wiederherzustellen sucht, wenn er dem Volke, das mit gleicher Opferwilligkeit Blut und Leben für das Vaterland opfert, das gleiche Recht aller an der Mitbestimmung seiner Geschicke sichern will, so handelt er tausendmal mehr im Geiste Luthers und der Reformation, als die protestantischen Geistlichen, die die große geistige Befreiungstat von 1517 verleugnen, indem sie dem Volk das Recht verweigern, das mit ihm geboren ist. Damit aber schädigen sie zugleich unsere protestantische Kirche, die sich in der überwiegenden Masse ihrer „berufenen und verordneten Diener“ den großen Forderungen der

Zeit versagt, die nicht mit dem Volk, sondern gegen das Volk gehen. Dürfen sie sich wundern, wenn dieses sich dann gleichgültig von der Kirche abwendet, die eine Herrenkirche und keine Volkskirche ist. Es ist für einen Protestanten tief schmerzlich, wenn er sich sagen muß, daß die katholische Kirche ein besseres Verständnis für das Volk hat, als die evangelische.

2.

Noch weit schwerer lastet eine andere Sorge: Durch die gequälten, blutenden Völker geht ein inbrünstiger Schrei nach Frieden. „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" steht als frohe Botschaft an der Pforte des Christentums. In Kummer, Schmerz und Sorge verleben wir das vierte Weihnachtsfest im Kriege. Heißt es nun Gott ehren, wenn sein Ebenbild, der Mensch, nur darauf sinnt, wie er den feindlichen Mitmenschen vernichtet? Kann es den Menschen ein Wohlgefallen sein, wenn die Bestrebungen, den Krieg durch einen Verständigungs- und Versöhnungsfrieden zu beenden, verdächtigt, verhöhnt und beschimpft werden! Hat das Evangelium unter dem „Frieden auf Erden" etwa den Gewaltfrieden gemeint, der vom Sieger dem Besiegten aufgezwungen wird? Der kein Frieden ist, sondern ein unter der Decke glimmender Krieg, weil der Besiegte mit Haß im Herzen den Tag herbeisehnt, an dem er seine Fesseln sprengen kann! Der es notwendig macht, dauernd die ungeheure Rüstungslast zu tragen, um den erzwungenen Gewaltfrieden zu sichern, ohne daß dieses Ziel damit erreicht werden könnte!

Jedes Volk hat das Recht, sich zu einem Staatswesen zusammenzuschließen, jedes hat die sittliche Pflicht, seine Freiheit und Selbständigkeit zu verteidigen, für die Unversehrtheit und Sicherheit seines Besitzstandes die Waffen zu ergreifen. Das Bewußtsein, nicht auf Eroberungen auszugehen, sondern sein Dasein, seine Freiheit zu verteidigen, hat das deutsche Volk am 4. August 1914, dem größten Tag seiner Geschichte, fest zusammengeschlossen zur Abwehr feindlicher Eroberungsabsichten. Doch als die Saat der Einigkeit herrlich aufging, als sich zeigte, daß Deutschland unüberwindlich ist, wenn es einig ist, da kam der böse Feind und säete Unkraut unter den Weizen. Da wurde die Eroberungslust wachgerufen, da ward die böse Losung ausgegeben: „Was wir mit dem kostbaren Blut unserer Brüder erobert haben, das müssen wir behalten." Da soll es ein „fauler Verzichtfriede" sein, wenn man im Frieden sich verständigt und Zug um Zug unsere Faustpfänder, das besetzte Feindesland, herausgibt gegen das, was die Feinde in unseren Kolonien, in Gebieten unserer Verbündeten erobert haben. Da wurden die bei Kriegsausbruch der Einigkeit halber zurückgestellten alldeutschen Forderungen auf Weltherrschaft wieder hervorgeholt, wurde versucht, das deutsche Volk mit Welteroberungs- und Weltunterdrückungsplänen zu berauschen. Man braucht nicht die feindlichen Zeitungen zu lesen; es genügte, in neutrale Länder, die den Deutschen vorher starke Sympathie entgegenbrachten, wie die Schweiz, Schweden, die Niederlande, zu gehen, um zu sehen, welche Verwüstungen solche Pläne in den Gemütern auch der ehrlich Neutralen angerichtet haben, welcher Umschwung bei ihnen eintrat, als die Pläne der sechs Wirtschaftsverbände bekannt wurden! Und in angelsächsisch orientierten Ländern, wie den Vereinigten Staaten von Amerika, wäre es Wilson nicht gelungen, die Kriegsfurie gegen uns zu entfesseln, wenn nicht eine geschickte Verbreitung alldeutscher Literatur und alldeutscher Aeußerungen den Boden dafür in wunderbarer Weise vorbereitet hätte. Hatten doch alldeutsche Blätter, „Heimdall", „Hammer" und „Deutsche Tageszeitung", schon jahrelang vorher ihre Kriegs- und Welteroberungsziele verkündet, hatten sie doch im Ausland die verkehrte Meinung erweckt, daß das deutsche Volk und seine Regierung sich mit Eroberungsplänen trügen. So kam es, daß wir bei Kriegsausbruch die Stimmung aller Neutralen gegen uns hatten.

Und als der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg am 9. November 1916 solche Eroberungspläne von sich wies und sagte: „Wenn erst die entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut zum vollen Bewußtsein kommen werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach Abmachungen und Verständigung gehen, um, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe zu verhüten." Und als er sich weiter für eine Staatengemeinschaft aussprach, die die Friedensstörer im Zaum hält, da ging die alldeutsche Hetze gegen ihn los. In unendlich verschärfter Weise wiederholte sich das alles bei der Friedenskundgebung des Reichstags vom 19. Juli d. J. Da wurde die „Deutsche Vaterlandspartei" gegründet unter dem falschen Aushängeschild, keine politische Partei zu sein, mit der für die Dummen berechneten Parole, das deutsche Volk zu „einigen", während es durch sie gespalten werden sollte, da gingen ihre Presse und ihre Redner mit den unerhörtesten Beschimpfungen gegen die Reichstagsmehrheit vor. Und wo stand damals die Mehrheit der evangelischen Geistlichen? Wohl hat es auch unter ihnen an Männern nicht gefehlt, die sich der Lehren Christi bewußt waren; die mannhaft ihre Stimme erhoben gegen alldeutsche Eroberungs- und Vergewaltigungsziele; die eintraten für einen Frieden der Verständigung und Versöhnung der Völker. Es sei hier an den dankenswerten Aufruf von Berliner Geistlichen unter Führung von Aner und Rithack-Stahn erinnert. Aber die Masse der evangelischen Geistlichen — leider auch eine recht beträchtliche Zahl von liberal gerichteten — setzte ihre Namen unter die Aufrufe der Vaterlandspartei, trat für Kriegsverlängerung zur Erzwingung eines Gewaltfriedens ein. Bei manchen von ihnen mag ausschlaggebend gewesen sein, daß in den Zeitungen die Friedensresolution des Reichstags als das Werk des Zentrumsabgeordneten Erzberger erschien. Daran ist nur soviel richtig, daß durch dessen Eintreten, durch das Hinzutreten der Zentrumspartei zu Fortschrittlern und Sozialdemokraten, die große geschlossene Mehrheit für den Verständigungsfrieden geschaffen wurde. Die Initiative hierzu war aber schon vor der Erzbergerschen Rede von der Fortschrittspartei ausgegangen. Und auf jeden Fall ist es doch so unprotestantisch wie nur möglich, eine Sache gar nicht erst zu prüfen, sondern sie in Voreingenommenheit zu bekämpfen, weil die Zentrumspartei dahinter steht und weil behauptet wird, diese handle auf Anweisung von Rom und von Wien her. Echt protestantischer Geist verlangt, daß man zu jeder Frage Stellung nehme ausschließlich nach ihrer inneren Berechtigung, unabhängig davon, wer sie aufgeworfen hat, wer sie sonst noch vertritt.

Die furchtbare Katastrophe dieses Krieges wird mit Macht in die Hirne und Herzen der Menschen die Ueberzeugung einhämmern, daß der Krieg die falsche Rechnung ist. Daß alles geschehen muß, um seine Wiederkehr zu verhüten. Daß, nachdem der Weg des Wettrüstens, der Bündnisse und der Geheimdiplomatie zum entgegengesetzten Ziel geführt hat, der Weg der internationalen Staatenorganisation, des Ausgleichs der Streitigkeiten der Staaten durch Schiedssprüche, der gegenseitigen Abrüstung beschritten werden muß. An Stelle der materiellen Macht der Waffen muß die sittliche Macht des Rechts treten.

Auch wer an die Macht der Idee nicht glaubt, muß sich sagen, daß die furchtbare wirtschaftliche, finanzielle und physische Erschöpfung aller europäischen Kriegführenden es ihnen unmöglich macht, ihr Verhältnis zueinander weiter auf die Rivalität der Macht zu stellen. Das ist um so unmöglicher, als die technischen Erfahrungen dieses Krieges gezeigt haben, daß — sollen die Rüstungen in Zukunft noch einen Sinn haben — sie das Vielfache dessen erfordern würden, was man vor dem Kriege dafür ausgegeben hat. Das ist ausgeschlossen bei der Schuldenlast, mit der die Völker aus dem Krieg herausgehen. Auch brauchen die Völker alle ihre Arbeitskräfte zur Wiederherstellung ihres Wirtschaftslebens.

In den großen Umwälzungen der geistigen und sittlichen Anschauungen der Menschheit entscheiden nicht die nüchternen Erwägungen der „klugen Leute", der „Realpolitiker", da entscheidet die Macht der Idee. Der ist kein wirklicher Realpolitiker, der sie nicht in seine Rechnung einstellt. Die griechischen Philosophen waren viel weltklügere Leute als die Fischer und Hirten, die als Apostel die

einfältige Lehre Christi verbreiteten, und doch blieb diese siegreich. Alle Klugheit Roms scheiterte an dem sieghaften Glauben der Reformatoren. Alle diplomatischen und Polizeikünste des ancien régime konnten die Idee der Freiheit, konnten die Revolution ebensowenig aufhalten, wie die „Staatsmänner" der deutschen Einzelstaaten die Einigung Deutschlands. Und immer waren es dieselben Kreise, die sich der Verwirklichung der großen Idee hemmend in den Weg stellten.

Die siegreiche Idee dieser Zeit, des zwanzigsten Jahrhunderts, ist die Idee der Friedensbewegung, der internationalen Verständigung und Organisation. Nach der fürchterlichen Katastrophe dieses Weltkrieges läßt sie sich nicht mehr aus den Herzen der Völker bannen. Und während der Papst in richtiger Erkenntnis ihrer weltumspannenden Bedeutung sie zu der seinen gemacht und damit der katholischen Religion einen neuen volkstümlichen Inhalt gibt, steht die Masse der evangelischen Geistlichkeit der großen sittlichen Forderung, die in ihr liegt, feindlich, vielfach fanatisch ablehnend gegenüber. Das muß den Protestanten, der in seinem Glauben die geistige Freiheit, den höheren sittlichen Inhalt besser verkörpert glaubt als im katholischen, mit bitterem Schmerz erfüllen. Mit tiefer Sorge verfolgt er, wie sich die evangelische Kirche hier um den Einfluß auf die Gemüter des Volkes bringt, wie viele ihrer Diener unbewußt dem heidnischen Torkultus huldigen, den die Alldeutschen an Stelle der christlichen Lehre zu setzen seit Jahrzehnten bestrebt sind. (Vgl. das Nähere in Lic. Dr. Karl Aner, Hammer oder Kreuz. Jena 1917. Eug. Diederichs.)

Ein Trost bleibt uns Protestanten: Für unseren Glauben ist nicht das maßgebend, was der Geistliche predigt, was der Theologe lehrt. Wir bekennen uns zum allgemeinen Priestertum aller Gläubigen, zur Herrschaft des eigenen Gewissens in allen Glaubens- und Gewissensfragen. Und in dieser großen weltbewegenden Frage wird schließlich das ehrliche Gewissen des deutschen Volkes die Krise überwinden, in die Mangel an Verständnis und blinde Leidenschaft den Protestantismus zu verstricken drohen.

Paul Rohrbach / Unser russisches Spiel

Ich weiß nicht, ob es dem durchschnittlichen Beurteiler bei uns klar ist, was für einen Weg wir mit der Art unserer Friedenspolitik gegenüber Rußland gewählt und auf welche anderen Möglichkeiten wir mit der einseitigen und durchaus nicht von selber gegebenen Wahl, die wir trafen, verzichtet haben. Die große Mehrzahl denkt: haben wir Frieden mit Rußland, so sind wir im Osten entlastet, und entweder gibt uns das die Aussicht, endlich mit voller Kraft im Westen loszuschlagen, oder die Ententegenossen dort bekommen es jetzt mit der Sorge, zumal auch in Italien anscheinend die Krisis naht, und wir könnten einen im allgemeinen günstigen Frieden schließen.

Allerdings, soviel ist richtig, daß wenn wir nicht weiter denken wollen als bis zur Entlastung unserer Ostfront, gleichgültig, welche zukünftigen Folgen aus der Art des Abschlusses dabei entstehen, der russische Friede an sich so bedenklich und gefährlich für später sein könnte wie er wollte — im Augenblick würde er uns die Hände für den Westen frei machen. Umgekehrt wäre es für die Entente kein großer Trost, selbst wenn sie uns jetzt eine auf die Dauer betrachtet, schlechte russische Politik machen sähe, denn zunächst würde ihr ein deutsch-russischer Friede, wie immer er auch aussähe, gleich übel bekommen.

Trotzdem wird man nicht viel Worte darüber zu machen brauchen, daß, wenn es verschiedene Möglichkeiten der Friedenspolitik gegenüber Rußland für uns gibt, wir töricht wären, kurzsichtig und hastig den ersten besten Weg entlangzulaufen, der ins Freie zu führen scheint, und vor lauter Eile und Nervosität uns gar nicht erst umzusehen, ob wir nicht bei etwas mehr Ruhe festeren Boden, statt des schwankenden und zweifelhaften, finden. Wir haben uns als Partner zum Friedensschluß ohne viel Besinnen die Maximalisten gewählt, weil diese durch den letzten Putsch in Petersburg ans Ruder kamen und uns das Angebot machten. Niemand wird dafür sein, daß wir es hätten zurückweisen sollen. Man wird sich aber schon etwas wundern, daß unsere Unterhändler in Brest-Litowsk, und zwar merkwürdigerweise auch die militärischen, wie es scheint, gar nicht gewagt haben, den Maximalisten irgendwelche Forderungen zu stellen, die uns schon beim Waffenstillstand Sicherheit dafür gaben, daß es nachher mit der Freiheit der Selbstbestimmung für die verschiedenen nichtrussischen Nationen, namentlich in der Nähe unserer Ostgrenze, wirklich ernst genommen werde. Ich fürchte, daß es hier noch zu Ueberraschungen kommt, die sich hätten vermeiden lassen, wenn man sich klar darüber gewesen wäre, wie wenig die Maximalisten es darauf ankommen lassen durften, daß die Verhandlungen in Brest-Litowsk scheiterten.

Die erste Folge davon, daß die Maximalisten ihre Stellung durch uns gestärkt sehen, ist, daß sie den Ukrainern mit Gewalt gedroht haben. Die Art, wie unsere maßgebenden Politiker (vor allen Dingen die Regierung, aber auch der Reichstag, der jetzt ja die Mitverantwortung über die auswärtige Politik übernommen hat) von Anfang sich zur ukrainischen Frage gestellt haben, wird immer ein klassischer Beweis für die Oberflächlichkeit bleiben, mit der man im modernen Deutschland über die Dinge hinwegzugehen pflegt, in denen man keine ordentlichen Kenntnisse und keine Routine hat. Sie werden beiseite geschoben, als ob sie nicht vorhanden wären. Mit dieser talentvollen Methode kommt man so lange aus, bis eines Tages das, was als nicht vorhanden behandelt wurde, auch für den Dümmsten sichtbar sich in die Höhe reckt und bedauert, sich nicht mit der Entschuldigung zufrieden geben zu können: ach, dich haben wir ja auf der Schule nicht gehabt!

Das maximalistische Ultimatum an die Ukraine bedeutet, daß die Ukrainer zwar das Recht haben sollen, sich Rußland gegenüber selbständig zu erklären, angeblich sogar bis zur vollen staatlichen Trennung, aber vorher müssen sie Bolschewiki werden! Die Ukraine als Staat darf nur als maximalistisch-radikale Republik existieren oder sie muß bei Rußland bleiben und sich von den russischen Bolschewiki nach deren allein selig machender Art mitregieren lassen. Dasselbe wollen die Bolschewiki in Finnland und in allen übrigen Fremdvölkergebieten, die nach Selbständigkeit streben.

Die Folge ist, daß die Fremdvölker jetzt anfangen, Bundesgenossen zu suchen und von Bundesgenossen gesucht zu werden. In der Ukraine gibt es eine starke republikanische Partei, und auch sozialistische Gedanken, namentlich unter den Bauern, haben dort Boden, aber vom Maximalismus will die große Mehrzahl der Ukrainer nicht viel wissen. Dieses Gewächs gedeiht so recht nur auf dem speziell moskowitisch präparierten Feld. Seine Heger und Pfleger sind übrigens zum großen Teil russische Juden, die ihre innere Entwicklung in Gemeinschaft mit der radikalen moskowitischen Jugend unter dem Druck und der Knute des Zarismus teils in Rußland, teils als Flüchtlinge im Ausland gehabt haben. Rein russischer Herkunft sind unter den Führern der Bolschewiki nur wenige, z. B. Lenin. Auch unter den russischen Unterhändlern in Brest-Litowsk waren die Nichtstatisten jüdisch-russischer Herkunft.

Mit der Herausbildung des Gegensatzes zwischen der Ukraine und den Maximalisten haben sich, wie es scheint, der Kosakengeneral Kaledin und sogar die mit ihm verbündeten Kadetten, trotz ihres im Innern anti-ukrainischen moskowitischen Nationalismus, den Ukrainern genähert. Gegen dieses Bündnis richtet sich die wütende maximalistische Drohung: Ihr werdet totgeschlagen, wenn ihr mit den Feinden der Revolution konspiriert — erst müßt ihr maximalistisch sein, dann dürft ihr frei sein! Das versteht man nur dann richtig, wenn man bedenkt, daß die Maximalisten nicht russische Politik nach irgendeinem bisher verfolgten Prinzip machen, sondern Weltbefreier und Erlöser sein wollen. Sie zwingen den Völkern, ob jene wollen oder nicht, ihr Evangelium auf und sind dann bereit, sie in die Freiheit zu entlassen. Dabei wird bald genug auch unter den Maximalisten der moskowitisch-tatarische Charakterzug des Erobern- und Unterdrückenwollens zum Vorschein kommen, aber vorläufig gilt noch das Ideal der maximalistischen Freiheit. Natürlich haben sich, kaum daß der

Digitized by Google

Spalt zwischen den Fremdvölkern, namentlich der Ukraine, und den Maximalisten sichtbar wurde, auch sofort die Engländer, Franzosen und Amerikaner sich an die Ukrainer herangemacht, und bieten ihnen Anerkennung und Unterstützung an, wenn sie helfen wollen, in Rußland die Sache der Entente zu führen. Der französische Botschafter in Petersburg z. B. hat der Ukraine eine Anleihe und allgemeine Finanzierung ihres neuen Staates angeboten, und Ententeoffiziere kämpfen mit den Ukrainern gegen die Moskowiter.

Die Genossen der Entente haben im Gegensatz zu unserer Politik des Nichtwissens und Nichtverstehens bald genug Fühlung mit den Fremdvölkern gewonnen. Sie erkannten, daß es nach Lage der Dinge in Rußland geboten war, mit allen dort vorhandenen, stärkere Kräfte darstellenden Faktoren zu rechnen. Sogar Finnland, das ursprünglich nur auf Deutschland hoffte und mit Deutschland zusammengehen wollte, scheint jetzt daran zu verzweifeln, daß die deutsche Politik von ihren maximalistischen Scheuklappen loskommen wird, und hat sich um Anerkennung nach Paris gewandt. Lenin hat erklärt, er werde eine bürgerliche Regierung in Finnland nicht dulden und er werde den Versuch der Finnländer, die russische Garnison aus Finnland zu entfernen, als einen Akt der Gegenrevolution niederschlagen. Danach erschien in der schwedischen Zeitung „Stockholms Dagblad" eine Mitteilung, die allgemein als offiziöse deutsche Kundgebung angesehen wird: Man erfahre von wohlunterrichteter Seite, daß in Deutschland die Bestrebungen Finnlands mit „Sympathie" verfolgt würden; eine „kluge" finnländische Politik werde auch die Anerkennung Rußlands finden, und die Lösung der finnländischen und der Aalands-Frage sei gemeinsam „von den drei Ostseemächten Deutschland, Rußland und Schweden" zu suchen. Man kann sich denken, wie diese kühltemperierte Eröffnung nach Lenins Worten an die finnländische Adresse dort wirkt. Man faßt sie mehr oder weniger als Abschüttelung auf und sagt sich halb verzweifelt: wenn uns Deutschland an die Maximalisten verweist, dann bleibt uns kaum noch etwas anderes übrig als die Entente, die ja auch in der neuen schwedischen Regierung (Branting!) Oberwasser hat.

Wir wollen die Hinweise darauf, daß unser russisches Spiel von unserer militärischen und zivilamtlichen Diplomatie vorläufig auf eine etwas befremdliche und nicht leicht zu begreifende Weise gespielt wird, für heute hiermit schließen. Hoffentlich werden wir durch den Fortgang der Verhandlungen noch dahin belehrt, daß unsere Sorge verfrüht war, und daß unsere Unterhändler gegenüber den Maximalisten noch irgendwelche guten Trümpfe in Reserve hatten. Einstweilen aber sehen wir solche nicht und fürchten, aufrichtig herausgesagt, daß in dem Spiel, das von uns gespielt werden soll, auch keine mehr liegen.

Volksbund für Freiheit und Vaterland!

Aufruf!

Ein starkes und freies Reich, in dem unsere Kinder sicher wohnen sollen, ist uns in mannigfachen Kundgebungen der Regierung als unsere deutsche Zukunft bezeichnet worden.

Nur diese Losung vermag unser Volk wahrhaft zu einigen. Aeußere und innere Freiheit, äußere und innere Kraft hängen zusammen. Nur ein Volk, in dem für die freie und verantwortungsfreudige Mitarbeit aller Schichten und Stände am Staatswesen Raum geschaffen wird, ist machtvoll nach außen. Innerer Neuaufbau und äußere Kraftentfaltung der Nation sind nicht zu trennen. Das verkennen alle, welche diese Neuordnung verschieben zu dürfen glauben, statt sie unmittelbar und lebendig aus dem Kriege selbst geboren werden zu lassen, wie dereinst auch unser Reich mitten im Kriege geboren wurde.

Der vierte Kriegswinter heischt diese Forderungen lauter als je. Gebieterischer als jemals verlangt er den inneren Zusammenschluß der Nation. Vor allem rechnen wir dazu: klare Einheit zwischen Reichsleitung und Volksvertretung.

Im einzelnen bedürfen wir erstens angesichts des heute noch nicht gebrochenen Vernichtungswillens unserer Feinde einer äußersten Zusammenfassung unserer Kräfte, bis jener Vernichtungswille gebrochen ist; zweitens der sofortigen innerpolitischen Neuordnung, eines freiheitlichen Ausbaues unserer staatlichen Einrichtungen durch gemeinsame Arbeit aller Volkskreise, um so die Kraft des Volkes zu stärken, die Freudigkeit zu steigern, einer reformwilligen Regierung die Stütze eines festen Volkswillens zu geben und die notwendigen Folgerungen aus dem Wesen des modernen Staates zu ziehen, die heute jede Nation im Zusammenhang ihrer Entwicklung ziehen muß; drittens einer klaren, von Volk und Regierung getragenen Außenpolitik, die einen dauernden Frieden anstrebt, Rohstoffbezug und Handelsabsatz sichert und Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit der Völker auf den Boden der Sittlichkeit und des Rechtes stellt.

Alle, die mit uns eines Sinnes sind, fordern wir auf, sich um uns zu scharen. Unter dem Zeichen von Vaterland und Freiheit ist ein deutscher Volksbund entstanden, der die innere und äußere Freiheit, Glück und Ansehen des Vaterlandes auf seine Fahne geschrieben hat. Wir sind keine Partei und kein parteiähnliches Gebilde. Wir wenden uns an alle von der Rechten bis zur Linken, die es ernst meinen mit der Zukunft des deutschen Volkes.

Diese Erklärung ist die Stimme des arbeitenden Volkes, das der Kern aller deutschen Tapferkeit und Zuversicht ist. Sie ist begleitet von der Zustimmung zahlreichster Vertreter aller anderen Stände, die nur in der Einigkeit mit dem großen und breiten Volke eine starke Politik für möglich halten.

Ein wahrhafter Volksbund sind wir, der aus dem ungebrochenen Lebenswillen des deutschen Volkes geboren wurde. Nur in der Vereinigung kluger Realpolitik und volkstümlich-freiheitlicher Staatsordnung erblicken wir die Grundlagen eines modernen Großstaates. Die Eingliederung dieses neuen Deutschland in eine Gemeinschaft der gegenseitig ihre Lebensnotwendigkeiten achtenden und anerkennenden Kulturstaaten ist eines unserer vornehmsten Ziele. Diese freie und zugleich starke Gesinnung soll unser Bund verbreiten. Wer mit uns arbeiten will, der sei willkommen!

Anmeldungen zum Beitritt Berlin W 20, Nollendorfstr. 29/30, II. Jahresbeitrag mindestens 3. M.

Ausschuß des deutschen (christlich-nationalen) Arbeiterkongresses.
Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands.
Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften.
Interessengemeinschaft deutscher Beamtenverbände.
Verband der deutschen Gewerkvereine (H.-D.).
Verband deutscher Eisenbahn-Handwerker und -Arbeiter.
Verband deutscher Handlungsgehilfen.
Verein der deutschen Kaufleute.

Der Vorstand:

Prof. Dr. E. Francke, Vorsitzender. G. Bauer, M. d. R., 1. stellvertr. Vorsitzender. A. Stegerwald, M. d. H., 2. stellvertr. Vorsitzender. G. Hartmann, Verbandsvorsitzender, Schriftführer. E. Remmers, Generalsekretär, Schatzmeister. Dr. Gertrud Bäumer-Hamburg. J. Reif, Direktor (Leipzig). Prof. Dr. Troeltsch.

Der Arbeitsbeirat:

Fr. Behrens, M. d. R. Dr. Böhme, M. d. R. J. Giesberts, M. d. R. u. L. Dr. A. Grabowsky. Prof. Dr. Herkner. Dr. Höfle, Direktor. C. Legien, M. d. R. Prof. Dr. Friedr. Meinecke. Prof. Dr. H. Oncken. O. Riedel, Generalsekretär. W. Stu[illegible]n, 1. Schriftf. des Dürerb. J. Sassenbach, Stadtrat. D. Schneemelcher, Generalsekretär. Helene Simon. Dr. Friedr. Thimme.

Büchertisch

Neue Kinderbücher. Ein köstliches Buch zum Lachen sind die „Schwänke, Schnurren und Scherze", die Paul Brockhaus gesammelt und Leo Bauer mit flotten, launigen Bildern geschmückt hat. (Thienemanns Verlag, Stuttgart.) Es wird nicht nur kleinen, sondern auch großen Leuten ein behagliches Schmunzeln entlocken; ich erwähne nur solche prächtige Geschichte wie die der geizigen Frau Abel, die doch zu ihrem Ei kam.

Ebenfalls ausgezeichnete Bilder hat das Buch für etwa sechsjährige Kinder, „Die Gründorfer, Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen". Herausgegeben von J. Lerche, mit Bildern von Fritz Lang; Thienemanns Verlag. Der Text will die Kinder im Plaudertone über allerhand Erscheinungen des täglichen Lebens, speziell des ländlichen, belehren und auf ihr Empfinden der Natur gegenüber einwirken. Er ist ein wenig im Stile der Aufklärungszeit gehalten, aber warum auch nicht? Kinder mögen bekanntlich diese Sachen gern, und Gefahr kann daraus nur entstehen, wenn sie ihnen einseitig, ohne Gegengewicht von Werken frei schaffender Phantasie geboten werden. Daran fehlt es aber, gottlob, unserer Kinderliteratur jetzt nicht. Ich verweise hier gleich auf die „Elfenmärchen" der Brüder Grimm, neu erzählt von Ernst Stemmann, mit Bildern von W. Planck, Thienemanns Verlag. Die Märchen sind irischen Ursprungs, von den Brüdern Grimm aus einer englischen Sammlung übersetzt. Die zarten, feinen Bilder geben sehr gut die geheimnisvolle, schaurig-süße Stimmung dieser Sagen der stillen, grünen Insel wieder.

Digitized by Google

Ein Buch für Naturfreunde unter reiferen Kindern und Erwachsenen ist „Hinaus ins Freie" von O. Rabes, Verlag Quelle u. Meyer; 3.30 M. Aus eigenen Wanderungen entstanden, will es zum Beobachten der Natur anleiten. Weitergehende biologische Erläuterungen sind absichtlich vermieden, um zunächst einmal die Fülle der Erscheinungen in knappem Rahmen zu fassen. Das Buch wird dadurch mit seinen zahlreichen Abbildungen ein handlicher Führer, der hoffentlich manchen zu späterem, tieferem Studium anregt.

Für Kinder zwischen 6 und 10 Jahren wird „Im Garten der Jugend", Thienemanns Verlag, sicher ein Buch sein, das sie mit vielem Vergnügen lesen.

Alte deutsche Schwänke. Ausgewählt von Dr. Owlglaß. Holzschnitte von Max Unold. Albert Langen, München.

Käuze. Skizzen und Reime von Dr. Owlglaß. Strecker & Schröder, Stuttgart.

Mit der gleichen Wärme und rückhaltlosen, meinetwegen kritiklosen Freude, mit der ich seinerzeit den Lesern der „Hilfe" die Büchlein „Der saure Apfel", „Gottes Blasbalg", das Album „Von Lichtmeß bis Dreikönig" und die Neuausgabe von Sebastian Sailers Komödien (sämtlich erschienen bei Langen, München) angezeigt habe, möchte ich heute zwei weitere Bücher empfehlen, die wir meinem verehrten Landsmann, dem oberschwäbischen Arzt und Simplizissimusdichter Dr. Owlglaß verdanken.

Altes, zum Teil uraltes deutsches Volksgut an derbem Humor, behaglicher Beschauung, biederer Lebensweisheit und schalkhaftem bis keckem Spott über Dinge und Menschen ist in den „alten deutschen Schwänken" gespeichert. Manches Stück mag aus dem unterirdischen Strome internationaler Volkszählkunst stammen, und anderes läßt deutlich fremde Quellen durchschimmern; aber auch diese „fließen in die Brunnenschalen alter deutscher Städte, und Gassen, Markt und Menschen jener Zeit spiegeln sich darin". Und das ist es, was uns Heutige wehmütig anheimelt an den kleinen Späßen, Anekdoten und Geschichten: Die gute alte Art der deutschen Bürger und Bauern, die Seele unseres Volkes, wie sie im Verborgenen heute noch lebt und sich ausspricht in Dorf und Kleinstadt, fern vom Wogen der „modernen" Zeit, die mit ihrer Mechanisierung und kalten Vernünftigkeit, ihrer Einförmigkeit, ihrer Hast und Hetze keine Heimat mehr ist für Urwüchsigkeit, Eigentümlichkeit und Charakter.

Diese Schwänke gehören also neben die deutschen Volkslieder und Märchen gestellt, die ja in ganz anderem Maß als jene sich literarisch erhalten haben. Dabei sind übrigens die Namen der mittelalterlichen Schwankdichter: Johannes Pauli, Jörg Wickram, Jakob Frey, Valentin Schumann, Michael Lindener, Hans Wilhelm Kirchhoff, nicht untergegangen; wenn sie auch in keinem Leitfaden der Literaturgeschichte verzeichnet stehen. Dr. Owlglaß berichtet in seinem Vorwort einiges Wenige über Beruf und Lebensgang der alten Erzähler; verschont den Leser aber glücklicherweise mit philologischem und historischem Kram, mit Anmerkungen, Erläuterungen und Textkritik, um die Sache selber, die Späße und Geschichtchen in ihrer alten unveränderten sprachlichen Gestalt, rein zur Wirkung zu bringen. Ein anderer Herausgeber hätte sich vielleicht für seine mühsame Arbeit entschädigt, indem er die Gelegenheit benützt hätte, sich selber ein wenig zur Geltung zu bringen. Owlglaß ist dazu nicht Schulmeister und nicht eitel genug; und so sagt er in seinem kleinen Vorwort, das zwar ein stilistisches Meisterstückchen ist, kein Wort zuviel und keins zu wenig.

Wortkargheit und „Mangel an Fruchtbarkeit" ist bei einem heutigen Dichter von vornherein vertrauenerweckend. Wer auf diesen Ruf hin zu dem Bändchen „Käuze" greift, wird nicht enttäuscht werden. Der Satiriker Owlglaß verschwendet keine Pfeile bei seinen Offensiven auf Pastoren, Professoren, „Skribifaxe" und falsche Propheten; aber der eine, den er abschießt, ist spitzig und sitzt. Und wo er sich, um im Bilde zu bleiben, defensiv verhält, wo er seine alte, schwere Melodie von der Macht des Schicksals und der Ohnmacht des Menschen greift, da wird nicht elegisch gejammert und gewinselt, sondern es gibt einen vollen und starken, vielleicht manchmal harten Klang, ohne großes Präludium und gefühlvoll weitschweifigen Schlußakkord. Darin beruht ja übrigens eben die Meisterschaft des Epigrammatikers, in der sich Owlglaß manchmal mit dem kaum übertroffenen Lessing vergleichen darf. Unter den knappen Strophen, die er hier so anspruchslos als „Reime" zusammenstellt, ist manches geschliffene kleine Kunstwerk, das man ein dutzendmal lesen kann und schließlich auswendig behält, um seinen Reiz immer wieder neu zu genießen. Zum Teil scheint mir dieser gerade in der oft nichts weniger als flüssigen, ja schwerfälligen und eckigen Sprache des Dichters zu liegen.

Zwischen den poetischen Epigrammen finden wir in den „Käuzen" ein paar kleine Prosaskizzen, darunter zwei reizende kleine Hundegeschichten und eine Perle an Mischung von Humor und Satire „Wie Falstaff mit Hilfe des Ritters von der traurigen Gestalt den Hexenmeister Kichwabugzegro überlistet".

Erich Schairer.

Die Keime des großen Krieges. Von Dr. jur. Cuno Hofer. Zürich 1917. Schultheß & Co., broschiert 5,25 M. — Wer ist, dem nicht gegenüber dem jetzigen Weltkriege die große Frage: „Warum" das Herz bewegte. Um diese Frage, die gewiß nicht einseitig vom Standpunkt des einzelnen am Kriege beteiligten Volkes gelöst werden kann, die auch nicht mit der Frage verwechselt werden darf, durch wen Ende Juli 1914 die latente Krise ausgelöst ist, bemüht sich der Verfasser, ein Neutraler, und zwar ein Deutsch-Schweizer, mit redlichem Streben. Er hält die Lösung dieser Frage für überaus schwierig. „Diese Schwierigkeit", so heißt es in der Einleitung, „wird aber niemand dazu berechtigen, passiv und interesselos in der so weit verbreiteten Stimmung blinden Hasses zu verharren. Wir haben vielmehr die Pflicht und das Bedürfnis, das Geschehene zu erfassen, soweit dies unserem Verstande gegeben ist. Deshalb wird sich endlos der Versuch wiederholen, das ‚Warum' zu beantworten, bis es einst gelingt, die tiefsten Ursachen des Uebels, das wir Krieg nennen, zu ergründen und zu beseitigen. Ist dieses Ziel einmal erreicht, so wird auch die Möglichkeit gegeben sein, dem Krieg selber auf den Leib zu rücken und ihn aus der künftigen Geschichte der Menschheit auszumerzen." — Der Verfasser geht in seinen Untersuchungen weit zurück und sucht die Keime, die zum Kriege führten, vorsichtig sine ira et studio bei den einzelnen am Kriege beteiligten europäischen Völkern aufzudecken. Wenn er darum Keime zum Kriege auch bei uns Deutschen findet, so kann es nicht wundernehmen und zeugt nur vom Gerechtigkeitssinn des Deutsch-Schweizers. Wir glauben, daß dies Buch gegenüber der Gefahr nationalistischer Selbstverherrlichung und Selbstverblendung auch in Deutschland gute Dienste zu tun vermag und möchten es allen denen, die an der Lösung des Rätsels „Warum" Herz und Hirn zermartern, dringend empfohlen haben. Bemerkt sei, daß Hofer Verfasser des Staatsrechts in Bern ist, und daß er bis 1914 Gesandtschaftsrat bei der schweizerischen Gesandtschaft in Berlin gewesen ist.

Landgerichtsrat R. Eberhard.

Walther Rathenau, „Vom Aktienwesen". Eine geschäftliche Betrachtung. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 1 M.

Mit einer soeben erschienenen Schrift über „Aktienwesen" fügt Walther Rathenau seiner wirtschaftsethischen Reformarbeit ein neues Kapitel bei. Wir haben es hier keineswegs bloß mit einem speziellen, technischen Problem zu tun. Rathenau zeigt in knapper und doch den Gegenstand erschöpfender Beweisführung, daß die auf dem Aktienwesen gegründete Großwirtschaft in jeder Hinsicht über das wirtschaftliche Privatunternehmen hinausgewachsen ist, und daß es endlich für die öffentliche Meinung in Recht und Sitte an der Zeit sei, nicht länger hinter dieser Tatsache daherzunörgeln. Für die Zeit nach dem Kriege sei weder ein Reich des sozialen Kommunismus noch ein solches freispielender wirtschaftlicher Kräfte zu erwarten. In dem Großunternehmen auf Aktien haben wir nach Rathenau eine Form von prinzipiell selbständiger Bedeutung: die bewußte Einordnung in die Wirtschaft der Gesamtheit, die Durchdringung mit dem Geiste der Gemeinverantwortlichkeit und des Staatswohls. Es läßt sich denken, wie Rathenau den Kampf der Generalversammlungen usw., diese Voreingenommenheit einer kleinlichen Philisterauffassung usw. verhöhnt; man liest ihre Torheit und ihren bitteren Humor.

Horst Schöttler, **Plaudereien in Grau und Blau.** Einbandzeichnung von Erich Hoffmeister. Kartoniert M. 2,50. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. 172 Seiten, 1917.

Briefkasten

Zum Jahresschluß bitten wir unsere Leser, uns auch im kommenden Jahre treu zu bleiben. Wir haben im letzten halben Jahre infolge der Beschränkung durch amtliche Vorschriften und der wirklich bestehenden Papiernot den Umfang der „Hilfe" oft stark verkleinern müssen. Auch die nächste Zukunft wird in dieser Hinsicht noch keine Erleichterung bringen. Mögen unsere Leser mit diesen Kriegsfolgen für die „Hilfe" auch weiter freundlich Geduld haben, bis wir einst im Frieden unbehindert unsere Arbeit in breiter Fülle wieder aufnehmen können. Auf diesen Tag rechnen wir für 1918. Laßt uns zusammenbleiben für die große kommende Friedensarbeit!

Dieser Nummer, der letzten des Jahres, liegt das Inhaltsverzeichnis der Hilfe von 1917 bei. Wo es zufällig fehlen sollte, bitten wir nachzuverlangen. Für die Feldauflage konnte es aus Gründen der Papierknappheit nicht hergestellt werden; es sind aber von uns noch Exemplare auf Wunsch erhältlich.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google